LIAMS&NORGATE
LONDON.

~~7. h. 3~~

122 e 3

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Taylor Institution.

Digitized by Google

Digitized by Google

Encyclopädie

der

deutſchen Nationalliteratur

oder

biographiſch-kritiſches

LEXICON

der deutſchen

Dichter und Proſaiſten

ſeit den früheſten Zeiten;

nebſt

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

Fünfter Band.

L. M. N.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1840.

Digitized by Google

L.

Hadamar von Laber, ſ. Minneſinger.

Karl Lachmann

ward am 4. März 1793 zu Braunſchweig geboren und ſtudirte auf drm daſigen Carolinum, ſowie auf der Univerſität Göttingen Philologie und Philoſophie, worauf er zum Doctor dieſer Wiſſenſchaft promovirte und als Oberlehrer am Friedrichsgymnaſium und außerordentlicher Profeſſor der Philoſophir nach Königsberg ging. Von hier kam er 1825 als ordentlicher Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft nach Berlin, wo er noch gegenwärtig ſich befindet.

Er ſchrieb:

- Sagabibliothek des ſkandinaviſchen Alterthums, von Pet. Erasm. Müller überſetzt. Berlin 1816. 1. Bd. in gr. 8.
- Ueber dir urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Ebendaſ. 1816, in gr. 8.
- Auswahl aus den Dichtern des 13. Jahrhunderts. Ebendaſ. 1820, 8.
- Shakeſpeare's Sonette. Ueberſetzt. Ebendaſ. 1820, 12.
- Der Nibelungen Noth mit der Klage. Ebendaſ. 1826, 4.
- Iwein von Hartmann van der Aue. Ebendaſ. 1827, 8. Mit G. Benecke.
- Walter von der Vogelweide Gedichte. Ebendaſ. 1827, in gr. 8.
- Shakeſpeare's Makbeth. Ueberſetzt. Ebendaſ. 1829, 8.
- Wolfram von Eſchenbach Lieder ꝛc. Ebendaſ. 1833, in Lex. 8.

In fremder Sprache:

- Specimina linguae Francicae in usum auditorum edita. Berolini, 1825, 8maj.

L. erwarb ſich große und bleibendr Verdienſte um die genauere Kenntniß der deutſchen Literatur des Mittelalters, durch ſeine ſcharfſinnigen und gründlichen Forſchungen und die trefflichrn Ausgaben, welche er von einzelnen poetiſchen Denkmälern aus jener Zeit veranſtaltete.

August Heinrich Julius Lafontaine

ward im October 1758 zu Braunſchweig geboren. Sein Vater, ein geſchicktrr Maler, ließ ihn die daſigen gelehrten Unterrichtsanſtalten beſuchen und ihn dann nach Helmſtädt auf die Univerſität abgehen, um dort Theologie zu ſtudiren. Nach vollendeten Studien kam er zu dem preußiſchen General von Thadden nach Halle und wurde ſpäter 1789 auf deſſen Empfehlung bei dem von Thaddenſchen Regimentr als Feldprediger angeſtellt, in welcher Stellung er die Feldzüge dieſes Regimentes an den Rhein und in die Champagnr mitmachte. Nach dem baſeler Frieden legte er aber ſein Amt 1801 nieder und lebte als Privatmann auf ſeinem Garten bei Halle. Die daſige philoſophiſche Facultät beehrte ihn mit dem Doctordiplom und der König von Preußen zeichnete ihn durch Ertheilung eines Canonicates aus. Er ſtarb daſelbſt am 20. April 1831.

Seine theils unter den Pſeudonymen „Miltenberg" oder „Guſt. Freier" erſchienenen Schriften ſind:

1) Scenen. Leipzig, 1788 und 1789, 2 Thle. Auch u. d. T.: Befreiung Roms in Dialogen.
2) Die Gewalt der Liebe. Berlin 1791—94, 4 Thle. 8.; 2. Aufl. Ebendaſ. 1797.
3) Der Naturmenſch. Halle 1792; 3. Aufl. 1801.
4) Der Sonderling. Ebend. 1793, 3 Bde.; 3. Aufl. 1801.
5) Die Tochter der Natur. Familiengemälde. Halle 1793, 8.; neur Aufl. Ebend. 1806, 8.
6) Clara du Pleſſis and Clairant. Berlin 1794; 3. verb. Aufl. Ebrnd. 1801, 8., mit Kpf.
7) Moraliſche Erzählungen. Berlin 1794—1801, 6 Bde. in 8., mit Titelkupf. und Vign.
8) Antonie. Trauerſpiel. Halle 1795, 8.
9) Kleine Erzählungen und Aufſätze. Ebendaſ. 1795, 8.
10) Quinctius Heymeran von Flamming. Berlin 1795—96, 4 Bde. 8.; nrue Aufl. 1798, 4 Bde. 8., mit Kupf.
11) Die Verirrungen des menſchlichen Herzens. Halle 1796, 2 Bde., 8.
12) Sagen aus drm Alterthume. Berlin 1797; neue Aufl. Ebendaſ. 1801—1803, 2 Bde., 8., mit Kupf.
13) Familiengeſchichten. Berlin 1797 — 1805, 12 Bde., 8., mit Kupf.
14) Die Stärke des Vorurtheils. Züllichau 1798, 8.
15) Kleinr Romane und moraliſche Erzählungen. Berlin 1799; 3. Aufl. Ebendaſ. 1804, 9 Thle., 16., mit Kupf.
16) Theodor, oder Kultur und Humanität. Berlin 1800; neue Aufl. Ebendaſ. 1802, 2 Thle., 8., mit Kupf.
17) Engelmanns Tagebuch. Berlin 1801, mit Kupf.
18) Hermann Lange. 3. Aufl. Berlin 1801, 2 Bde., 8.
19) Mährchen und Erzählungen. Berlin 1801, 2 Thle., 16., mit Kupf.
20) Fedor und Marie. Ebendaſ. 1802; neue verb. Aufl. Ebendaſ. 1805, 8., mit Kupf.
21) Henriette Bellmann. Berlin 1802, 2 Thle., 8., mit Kupf.
22) Rudolph und Julie. Halle 1802, 2 Bde., 8., m. Kupf.
23) Leben eines armen Landpredigers. Neue Aufl. 1802, 2 Thle., 8., mit Kupf.
24) Die Familie Halden. Berlin 1803, 2 Bde., 8.

25) Der Baron von Bergedorf. Berlin 1803.
26) Eduard und Margarethe. Berlin 1803, 2 Thle.
27) Makaria, Atalante und Kaſſandra. 3 Erzählungen. Züllichau 1803, 8. (mit Fr. Kind).
28) So geht es in der Welt. Berlin 1803—1804, 3 Bde., 8.
29) St. Julien. Halle 1803.
30) Sittenſpiegel für das weibliche Geſchlecht. Görlitz 1804 — 11, 6 Bde., 8., mit Kupf.
31) Vermiſchte kleinere Erzählungen. Berlin 1804, 2 Thle.
32) Barneck und Saldorf. Berlin 1804 — 1805, 2 Thle., mit Kupf.
33) Erzählungen aus dem häuslichen Leben. Berlin 1805, 2 Thle., mit Kupf.
34) Das Haus Bärburg. Berlin 1805, 8.
35) Dramatiſche Werke. Halle 1805; neue Aufl. Ebend. 1823, 8., mit 1 Kupf. und 1 Vign.
36) Familienpapiere. Berlin 1806, 2 Thle., 8.
37) Gemäldeſammlung. Ebendaſ. 1806, 2 Thle., 8.
38) Die Prüfung der Treue. Schauſpiel. Görlitz 1806, 8.
39) Der Familienehrgeiz. Halle 1807.
40) Arkadien. Halle 1807, 3 Bde., mit 3 Kupf.
41) Gemälde des menſchlichen Herzens. Halle 1807 — 1810, 15 Bde., 8., mit Kupf.
42) Die beiden Bräute. Berlin 1808, 3 Thle., 8.
43) Aline von Rieſenſtein. Halle 1808, 3 Bde., mit 1 Kupf.
44) Eduard, oder der Maskenball. Halle 1809, 3 Bde.
45) Das Teſtament. Halle 1809, 3 Thle., 8., mit Kupf.
46) Raphael. Halle 1809, 8.
47) Emma. Berlin 1809, 2 Thle., 8.
48) Wenzel Falk und ſeine Familie. Ebendaſ. 1810, 3 Thle., 8.
49) Der Hausvater. Halle 1810, 3 Thle., 8., mit Kupf.
50) Amalie Horſt. Ebendaſ. 1810, 2 Bde., 8.
51) Kleine Romane und moraliſche Erzählungen. 10.—12. Theil, Berlin 1810, 3 Thle., 16. Auch unter dem Tit.: „Geſammelte kleine Romane“ ꝛc.
52) Die Gefahren der großen Welt, oder Bertha von Waldeck. Halle 1810, 2 Bde.
53) Natur und Kunſt. Halle 1811.
54) Tinchen, oder die Männerprobe. Halle 1811, 2 Bde.
55) Das Bekenntniß am Grabe. Halle 1811, 3 Bde., 8.
56) Schilderungen aus dem menſchlichen Leben in Erzählungen. Halle 1812 — 19, 10 Thle., 8.
57) Bürgerſinn und Familienliebe, oder Tobias Hoppe. Ebendaſ. 1812, 3 Bde., 8.
58) Die Moralſyſteme, oder Ludwig von Eiſach. Halle 1812, 2 Bde.
59) Walther, oder das Kind vom Schlachtfelde. Halle 1813, 3 Thle., 8.
60) Eugenie, der Sieg über die Liebe. Ebendaſ. 1814, 3 Thle., 8.
61) Der Kampf mit den Verhältniſſen. Ebendaſ. 1815, 3 Thle., 8.
62) Ida von Kyburg. Berlin 1816, 8.
63) Die Pfarre an der See. Halle 1816, 3 Thle., 8.
64) Iſidore, oder die Waldhütte. Halle 1817, 2 Bde.
65) Das heimliche Gericht des Schickſals. Halle 1817, 3 Thle., 8.
66) Agathe, oder das Grabgewölbe. Leipzig 1817, 3 Bde. 8., mit Kupf.
67) Reinhold. Halle 1818, 3 Thle., 8.
68) Die beiden Freunde. Halle 1819, 2 Bde.
69) Rudolph von Werdenberg. 3. Aufl. Berlin 1819, 8., mit Kupf.
70) Die Geſchwiſter, oder die Reue. Halle 1819, 2 Thle., 8.
71) Die Wege des Schickſals. Halle 1820, 2 Thle., 8., mit Kupf.
72) Die Stiefgeſchwiſter. Ebendaſ. 1822, 2 Thle., 8.

Von den vorſtehenden mit den Sammelwerken zugleich aufgeführten Einzelſchriften ſind enthalten in Nro. 15: die Nummern 12, 18, 19, 22, 24, 29 und 32; in Nro. 23: die Nrn. 25, 26; in Nro. 30: die Nrn. 31, 33, 53; in Nro. 35: die Nrn. 5, 38; in Nro. 40: die Nrn. 3, 4, 23, 40, 43, 44; und in Nro. 56: die Nrn. 52, 54, 58, 64, 68. Außerdem finden ſich einzelne Arbeiten von ihm, wie „die Rache“ und „Suschen“ in den Taſchenbüchern von 1799 und von 1803. Auch verfaßte er: „Agamemnon und Aeſchylus' Koryphoren.“ Halle 1821 flg., 2 Bde.

Es iſt jetzt Mode geworden bei der Menge, ebenſo vornehm und verächtlich auf Lafontaine's Romane herabzuſehen, als ſie früher begierig danach griff, und dieſelben mit Eifer verſchlang. Das Richtige liegt, wie immer, in der Mitte; die Zeit, in welcher jene ſentimentalen Familiengemälde ein Bedürfniß der Leſewelt waren, iſt allerdings ganz vorüber, aber das Gute, das L's Leiſtungen theils ſelbſt enthielten, theils zu befördern ſtrebten, verdient ſtets ehrende Anerkennung, wenn ihr Verfaſſer ſich auch in den Mitteln vergriff, und zu Uebertreibungen, Unwahrſcheinlichkeiten oder falſchen Effecten ſeine Zuflucht nahm. Kenntniß des Herzens, Phantaſie, obgleich nur in beſchränktem Kreiſe wirkend, und ein leichtes angenehmes Talent der Darſtellung beſitzt er jedenfalls, lauter Eigenſchaften, welche ihn in ſeiner Zeit befähigten, ſich ein größeres Publikum zu gewinnen und zu erhalten, zumal er die vorherrſchende allgemeine Geſchmacksrichtung in Deutſchland meiſterhaft zu treffen, und von ihr begünſtigt, indem er ſie begünſtigte, ſich Ruf und Beifall auf der einmal von ihm betretenen Bahn zu erwerben wußte. Von höherem Standpunkte aus betrachtet, erheben ſich ſeine ſämmtlichen Leiſtungen nicht über eine gefällige Mittelmäßigkeit, da ihnen alle tiefere, auf dem wirklichen Leben und der geiſtigen Auffaſſung deſſelben ruhende Begründung durchaus abgeht. —

Die Wirkungen der ſelbſtſüchtigen Grundſätze *).

Rouelle d'Agaſſau, ein ſehr reicher junger Edelmann, war durch den Tod ſeiner Eltern ſehr früh unabhängig geworden. Seine Erziehung fiel in die Hände eines elenden, verächtlichen Menſchen, der die Politur der Sitten und Weltklugheit für die einzigen Tugenden der Großen und Reichen hielt. Dieſer führte ihn zu Paris, wo er mit ſeinem Zögling lebte, früh in die Welt. Der Anblick der Verbrechen aller Art, der Leichtſinn der Großen gegen die Sittlichkeit, die Schmeicheleien, die man dem liebenswürdigen und kultivirten Knaben machte, verdarben das Herz des jungen Rouelle. Seine Bekanntſchaften, die er als Jüngling machte, vollendeten ſein Verderben. Er nahm ſehr früh das Syſtem der Pariſer Welt an: „nur für ſich und ſein Vergnügen zu leben,“ und ſein feiner Kopf ſuchte ſich dies als das einzig wahre Syſtem des menſchlichen Lebens zu erweiſen. Rouelle war ein Philoſoph auf ſeine Weiſe. Das Vergnügen iſt meine Beſtimmung, ſagte er; Mäßigkeit verlängert den Genuß, Klugheit ſichert ihn. Das war ſein Syſtem, und er lebte darnach. Die Moral ſchien ihm eine Grille, die für den Pöbel und für den Dummkopf gemacht war. Der Schein der Tugend war ihm Alles, und man hielt ihn zu Paris für einen der tugendhafteſten Jünglinge.

Auf einer Reiſe nach Poitou, wo ſeine Güter lagen, mußte er in einem Dorfe bleiben, weil die Ergießung des Fluſſes die Brücke weggeriſſen hatte. Er ging, weil das Wirthshaus ſehr elend war, auf das wohlgebaute Haus eines Pächters im Dorfe, um dort die Nacht zuzubringen. Der Pächter, ein alter, ehrwürdiger Mann, nahm ihn mit der gutherzigſten Freundlichkeit auf, und räumte ihm das ſchönſte Zimmer des Hauſes ein. Rouelle kam am Abend herab, um mit dem Pächter zu eſſen. Er erſtaunte, da er neben dem Vater das reizendſte Mädchen, das er je geſehen hatte, ſtehen ſahe. Ihr geiſtvoller Blick, ihr Geſpräch am Tiſche, überzeugten ihn ſehr bald, daß das Mädchen keine gewöhnliche Erziehung gehabt hatte. Ihr Vater hatte lange in der Welt gelebt, und war, der Unruhe der Welt müde, mit dem Reſte ſeines Vermögens hieher geflohen, um hier der Ruhe und der Erziehung ſeiner Tochter zu leben.

Der Anblick des Mädchens hatte Rouellens Sinnlichkeit empört. Nicht gewohnt, bei Wünſchen ſtehen zu bleiben, ſuchte er einen Vorwand, ein Paar Tage in dem Hauſe zu bleiben, den ihm die Gaſtfreundſchaft ſeines ehrwürdigen Wirthes bald gab. Er gebrauchte die Zeit, ſich mit Juſaunens Schwächen bekannt zu machen, und er mußte ſich geſtehen, daß ſeine gewöhnlichen Netze zu ſchwach waren, das Herz des Mädchens feſt zu halten. Er mußte abreiſen, ohne einen Schritt weiter zu ſein, als bei dem erſten Augenblicke, da er ſie ſah. Das

*) Aus A. Lafontaine's „Neue moraliſche Erzählungen.“ Berlin 1799. (5. Bändchen).

Digitized by Google

Mädchen redete von Tugend, und redete mit ſo vielem Ernſt davon, daß er gezwungen war, dieſe Tugend für mehr als eine Grimaſſe zu halten. Er hütete ſich, ſeine Grundſätze zu zeigen. Er kam auf ſeiner Rückreiſe wieder. Seine Beſcheidenheit gewann ihm das Vertrauen des Alten, und ſeine Liebenswürdigkeit Suſannens Wohlwollen. Er fand bei dem Mädchen ſo viele Feſtigkeit, daß er jeden Schritt vorwärts mit der feinſten Behutſamkeit machte. Alle ſeine Pariſer Künſte reichten bei dieſem Herzen nicht aus. Er hielt alle Weiber für eitel und ſinnlich, und hier ſah er ein Herz, das weder Eitelkeit noch Wolluſt kannte. Eine Ahnung, daß ſolche Grundſätze möglich wären, wie er ſie hatte, brachte das Mädchen zum Schaudern. Er gebrauchte alle Mittel, des Mädchens Sinnlichkeit, ihre Eitelkeit in Bewegung zu ſetzen. Vergebens. Die ſchönſten Stunden gingen verloren, die ſo mühſam angelegten Scenen des Alleinſeins, des Vertrauens, brachten ihn nicht weiter, und mit der Mühe, die er ſich gab, war ſeine Neigung gegen das Mädchen gewachſen. Er fühlte ſich unzertrennlich feſt an ſie gebannt; ja, er fühlte Achtung für ihre Tugend. „Noch zwei ſolche Menſchen," rief er ſogar, von ſich ſelbſt überraſcht, „und mein Syſtem iſt dahin!" Das geſchah nun nicht; allein ſeine Sinnlichkeit wurde in der That etwas Beſſeres, ſie wurde Liebe. Er fühlte, er würde nicht unglücklich, in dem Glauben an Suſannens Tugend, mit ihr, ſogar hier auf dem Lande leben, und da überraſchte ihn der Gedanke, den er für unmöglich gehalten hatte, der Gedanke an eine Heirath mit dem Mädchen.

Pfui! rief er ſich ſelbſt zu bei dem Gedanken. Allein er kam deſto öfter wieder, jemehr die Hoffnung ſank, Suſannen zu verführen. Er fühlte, daß er die Liebe des Mädchens hatte, und er verzweifelte darüber faſt, daß ihre Liebe kein Mittel war, ihre Phantaſie zu beſtricken und zu entflammen. Er that alles Mögliche, zu ſeinem Zwecke zu gelangen, und ein Paarmal ſchon hatte er Suſannens Mißtrauen erregt; und das gab zu ſo ernſten, kraftvollen Scenen Anlaß, in denen des Mädchens Charakter, ihr Abſcheu gegen die Sinnlichkeit ſich ſo mächtig, ſo wahr zeigte, daß er nicht mehr wußte, was er von den Menſchen, unter denen eine Suſanne lebte, denken ſollte. Sein Herz fing an, ſich dem Syſteme, das ſein Kopf noch immer feſt hielt, zu widerſetzen. Seine Liebe, dieſe allmächtige Leidenſchaft, riß ihn unaufhaltſam fort. Es war kein anderes Mittel glücklich zu werden, als Suſannen ſeine Hand zu bieten. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm eigentlich geſchah. Er fühlte jetzt ſogar einen geheimen Widerwillen, auf Koſten von Suſannens Ruhe ſelbſt glücklich zu werden. Da war doch ein Menſch, deſſen Glück er achtete. Er bot in einer Empfindung, deren Ruhe er noch nie empfunden hatte, Suſannen ſeine Hand, und da Suſanne mit den Thränen des Entzückens, mit hochklopfender Bruſt in ſeine Arme ſank, da fühlte er den Lohn der beſſern Menſchlichkeit, er fühlte Achtung für ſich ſelbſt, und er ſagte, wie er allein war: „nein, bei Gott! die Tugend iſt doch nicht ganz Grille!"

Suſanne wurde Rouellens Weib. Auf ihre Bitten ging er mit ihr auf ſeine Güter. Das Glück der Ruhe, des Vertrauens, der zärtlichen Liebe, deſſen er nun genoß, der Anblick der Tugenden ſeiner Frau, ihre Keuſchheit, ihre Wohlthätigkeit, ihre Güte, ihre Demuth, riſſen mächtig an ſeinem Syſteme. Mächtige Zweifel dagegen ſtiegen in ſeiner Seele empor. Er wurde Vater eines Sohnes. Er nahm mit zitternder Freude das Kind an ſeine Bruſt und rief: „nein, bei Gott! bei dem Gefühle meines Weſens, die Tugend iſt keine Grille!" — Suſanne gab ihm einen zweiten Sohn. Seine Freude war gemäßigter. Er war einige Monate in Paris geweſen. Eine reizende Operntänzerin hatte ſeine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht. Er kehrte nur mit halbem Herzen auf ſeine Güter zurück. Er reiſte wieder nach Paris. Mit einer Unruhe, die er nie ſonſt gefühlt hatte, ſuchte er die Bekanntſchaft der ſchönen Tänzerin. Ohne es zu wollen, wurde er ſeiner Frau untreu, und er ſuchte ſein Syſtem wieder hervor, weil es ſeine Unruhe linderte. Er blieb länger in Paris. Er liebte ſeine Frau nicht mehr, allein er fühlte dennoch eine unbegrenzte Achtung gegen ſie, und dieſe Achtung wurde ihm eine bittere Laſt, denn ſie machte ihm in dem Genuſſe ſeiner Freuden geheime und beunruhigende Vorwürfe. Pah! rief er endlich: die Menſchen ſind ſich alle gleich, auch ſie, auch meine Frau! Sie wollte Frau von Rouelle werden, und darum mußte ſie die Rolle ſpielen, die ſie ſpielte. Ihr Wunſch war Rang, Titel, Reichthum; meiner iſt Vergnügen! — Sein Syſtem kam in die alten Rechte wieder, und er zwang ſich, die Achtung gegen ſeine Frau fallen zu laſſen, und blieb in Paris. Seine Frau ſchrieb ihm; er antwortete mit Kälte. Sie kam nach Paris, und er ſagte ihr kalt: ich habe nichts dagegen, daß Sie hier leben wollen. Sie ſah ſeine Ausſchweifungen. Sie bot alle ihre Kräfte auf, das Glück der erſten Jahre wieder herzuſtellen. Vergebens. Die Achtung, die er ihren Tugenden nicht verſagen konnte, machte ihn noch kälter und bitterer gegen ſie. Um ſie dafür zu beſtrafen, zeigte er ihr Grundſätze, die er nicht einmal ſo böſe hatte.

Suſanne war unglücklich, und das war ihr größtes Leiden, daß ihr Mann es ihr täglich merken ließ, wie ſehr er bereue, daß er ihr ſeine Hand gegeben habe; wie ſehr ſie ſeinem Vergnügen im Wege war. Einen Abend kam er zu Hauſe. Man gab ihm einen Brief von ſeiner Frau. Er las ihn. „Ich verlaſſe Sie, mein Herr, ſchrieb ſie ihm, und auf ewig. Sie werden in der Beilage alle die Beweiſe finden, die Sie gebrauchen können, um unſere Ehe, die Sie ſo unglücklich machte, auch geſetzlich zu trennen. Meinen älteſten Sohn habe ich mitgenommen, den jüngſten habe ich Ihnen laſſen müſſen. Sollte er von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt werden; ſo beſchwöre ich Sie bei Ihrem Vaterherzen, den Knaben vor Ihren Grundſätzen zu bewahren. Es giebt eine Tugend, mein Herr, und einen Rächer aller Verbrechen. Eine Summe Geldes, die ich mitgenommen habe und die Sie zu klein finden werden, weil vielleicht nicht einmal Eine Ihrer Freuden damit erkauft werden könnte, ſoll dazu dienen, Ihren Sohn in die Lage zu ſetzen, worin ſein Großvater, und ich Unglückliche, ſo glücklich waren. Dieſes Kind ſoll nie erfahren, zu welchen Verbrechen es ſeine Geburt und Ihr Vermögen berechtigten. Ich habe die Gefahren des Ranges und des Reichthums kennen gelernt; er ſoll ſie nie kennen lernen. O, mein Herr! Sie ſpotten der Tugend; aber, könnten Sie mich hier an dem Bette meines jüngſten Sohnes auf den Knieen liegen ſehen, hören, wie ich Sie beſchwöre, des Herzens dieſes Kindes zu ſchonen, o Sie würden wenigſtens des Mutterherzens und meiner Angſt nicht ſpotten! Leben Sie wohl!"

Rouelle las. Sein Auge verfinſterte ſich doch. Sein Wunſch war erfüllt, aber zugleich war ſeine Bruſt voll Unruhe. Er liebte ſeinen Sohn, er ſchätzte Suſannen doch ſo ſehr, daß ſie keine Noth leiden ſollte. Er leitete ſeine Unruhe von ſeinem Edelmuthe ab, und ſie war nichts, als der Vorwurf ſeines Gewiſſens. Er lachte, wie er hörte, daß zugleich mit ſeiner Frau ein junger Mann Paris verlaſſen habe, ein Mann, der Suſannen geſchätzt hatte. Er fand eine Beruhigung darin, ſeine Frau eines Verbrechens bezüchtigen zu können. Da haben wir's! rief er: die Heuchlerin! Er forſchte nach dem Aufenthalte des vermeinten Entführers ſeiner Frau, und dieſe Nachforſchungen bewieſen ihm, daß er ſeiner Frau Unrecht gethan hatte. Nun forſchte er dem Aufenthalte ſeiner Frau nach; allein vergebens. Sie blieb verſchwunden, und nach einem Jahre von ewigen Zerſtreuungen war Suſanne und ſein Sohn vergeſſen.

Jetzt nun, frei von der läſtigen Kette des Eheſtandes, machte er einen feſten Plan ſeines Lebens. Er machte ſein Haus zu dem Aufenthalte aller Freuden der groben und der feinern Sinnlichkeit. Er fühlte die Nothwendigkeit des Reichthums, um ſich ſein Glück zu ſichern, und die größte Ordnung herrſchte in ſeinem Hauſe. Er ſtürzte ſich nicht in den verzehrenden Strudel der ſinnloſeſten Ausſchweifungen. Er genoß mit Mäßigung, ſogar mit Anſtand. Er verhüllte den Plan ſeines Lebens, wie die Ausführung deſſelben. Er wurde das Muſter der jungen Männer, die Geſellſchaften liebten ihn. Er war immer heiter, immer fröhlich. Er war im allerhöchſten Grade diskret. Kein Wort, keine Anſpielung, kein zweideutiges Lächeln verrieth irgend einen Triumph, den er erhalten hatte. Er war der feinſte Verführer der Weiber und Mädchen, deren Schönheit ſeine Sinnlichkeit reizte; aber nie durften dieſe fürchten, daß ihr Name dabei leiden konnte, und Rouelle hatte den Triumph, daß man ihn überall einen edeln, tugendhaften Mann hieß, ob er gleich nie einen Wunſch, nie eine Begierde fühlte, die er nicht befriedigte, es mochte koſten, was es wollte.

Er war höflich, hülfreich, großmüthig, er unterſtützte das Verdienſt, er nahm die Miene an, als ob er nur für andere Menſchen lebte; und, er lebte nur allein für ſich und ſeinen Genuß. Dieſe Kunſt, dieſe Feinheit, mit der er lebte, beſchäftigte zugleich ſeinen Verſtand. Er beging zweideutige Handlungen, um Proben mit ſich und den Menſchen anzuſtellen; er befeſtigte ſich in ſeinem Syſteme der Selbſtſucht, des höchſten Egoismus immer mehr. Sein Geſchmack bewahrte ihn ſchon vor groben Niederträchtigkeiten, ſeine liſtige Feinheit erſparte ihm die Verbrechen, die ein grober, roher Wollüſtling an ſeiner Stelle begangen haben würde. Um Verbrechen zu begehen, ſagte er, muß man ein niederträchtiger, ehrloſer Menſch ſein, und um tugendhaft zu ſein, ohne ſeinen Vortheil im Spiel zu ſehen, muß man ein grillenfängeriſcher Dummkopf ſein! Ich bin Beides nicht. Gut, ich lebe für mein Vergnügen; das iſt nur das, was ein geſcheuter Menſch wollen kann. Nebenher befördere ich auch das Glück anderer Geſchöpfe, freilich ohne meine Abſicht. Will man das Tugend nennen; gut! es iſt nichts, als eine kluge Einrichtung der Natur, die den Menſchen in den Grenzen der Mäßigung gegen Andere hält, daß er das Glück und das Wohlſein Anderer beiläufig mit befördert, wenn er für ſein eigenes Wohlſein arbeitet. Das waren ſeine Grundſätze.

Digitized by Google

Und in dieſen Grundſätzen erzog er ſeinen Sohn von der früheſten Jugend an. Er lehrte ihn alle Tugenden, welche die Geſellſchaft fordert, er bildete ſeinen Verſtand, ja, er lehrte ihn ſogar entbehren; denn er ſelbſt hatte doch einigemale die Erfahrung machen müſſen, daß nicht alle ſeine Wünſche zu befriedigen waren. Du muſt entbehren können, mein Sohn, ſagte er; die Befriedigung unſerer Wünſche iſt zwar Glück: allein die Befriedigung mancher Wünſche iſt ſo gefährlich in ihren Folgen, daß der Menſch, den die Natur ſo beſchränkt hat, auch entbehren lernen muß, um glücklich zu ſein. Die Erziehung gelang. Der junge Rouelle wurde der Stolz ſeines Vaters, und er hing mit großer Liebe an ihm.

Zwanzig Jahre waren nun ſeit der Trennung von Suſannen verfloſſen. Rouelle war noch immer ein ſehr liebenswürdiger Mann. Selbſt ſein Alter hatte ihn noch liebenswürdiger gemacht. Es hatte einen heitern Ernſt, eine ſchöne Mäßigung über ſein Weſen verbreitet. Wenige Sorgen hatten ſein Leben getrübt, eine berechnete Mäßigkeit hatte ſeine Geſundheit erhalten und geſtärkt. Er war ein ſchöner Mann von acht und vierzig Jahren. Er fand ſich höchſt glücklich. Eine allgemeine Achtung aller Menſchen, die ihn kannten, erheiterte ſein Leben. Sein Sohn fing, nach einigen jugendlichen Unbeſonnenheiten, die ſein Vater zu einem Schatze von ſeiner Lebensweisheit für ihn machte, an, dem Wege ſeines Vaters zum Glück zu folgen. Der Vater lebte mit ihm, wie ſein älterer Freund, der nur durch ſeine größere Erfahrung das Anſehen über ihn erhalten hat. Der Vater drängte ſich nicht in des Sohnes Vertrauen, ſo wenig wie er ſein Vertrauen ganz vollkommen ſeinem Sohne ſchenkte. Sie lebten wie zwei Freunde, die ein langer Umgang mit einander verbunden hat. Der Sohn ehrte den Vater wie das Ideal der feinſten Klugheit, und der Vater liebte den Sohn.

Eines Tages ging der alte Rouelle durch eine kleine Gaſſe in Paris. Eine Thür' öffnet ſich. Ein Frauenzimmer, ſchön wie der aufgehende Morgen, tritt aus einem kleinen Hauſe hervor, um in die Kirche zu gehen. Die friſche Geſichtsfarbe, die Unſchuld in dem ſchönen Auge, die hohe, volle Geſtalt, macht den feinen Epikuräer aufmerkſam. Er läßt ſeinen Stock fallen, um ſich zu verweilen. Er folgt ihr nun in die Kirche, von dort in den gröbern Lärm, bis wieder zu ihrem Hauſe. Er giebt ſeinem Bedienten den Auftrag, ſich nach dem Namen des Frauenzimmers zu erkundigen, und geht, voll von den Reizen ihrer Schönheit, nach Hauſe.

Der Bediente, der alte Vertraute ſeines Herrn, brachte die ausführlichſte Nachricht. Das junge, ſchöne Frauenzimmer war die Frau eines Malers. Die Umſtände dieſer Familie ſchienen nicht die beſten zu ſein; ſie lebten höchſt ſparſam und einfach. Mann und Frau waren beide nicht aus Paris, ſein Name war Marton. Er ſetzte noch Einiges von der Liebe der jungen Eheleute hinzu, von ihrer Einigkeit, was ſein Herr mit dem Worte „Dummkopf!" beantwortete. Die einzige Bekanntſchaft der jungen Frau war eine Modehändlerin in ihrer Nachbarſchaft, die dem jungen Maler ſeine erſte Arbeit verſchafft hatte, und für welche die junge Frau Stickereien verfertigte.

Die Bekanntſchaft mit der Modehändlerin war bald gemacht: allein Madame Marton kam ſehr ſelten hieher. Rouelle ſah ſie dennoch einmal hier, und ſeine Begierde wurde noch ſtechender. Was er von der Modehändlerin über die Familie hörte, zeigte ihm die Schwierigkeit ſeiner Unternehmung. Ohne die Modehändlerin in ſeinen Plan ſehen zu laſſen, bediente er ſich ihrer, dem Maler Arbeit bei einem ſeiner Freunde zu verſchaffen. Hier machte er die Bekanntſchaft mit dem jungen Künſtler ſelbſt, unter einem fremden Namen. Die Arbeit war langwierig; der Maler hatte einen Saal auszumalen. Rouelle kam alle Tage dahin. Die Kunſt war ihr Geſpräch, und Rouelle erhielt bald das ganze Vertrauen des jungen Künſtlers. Rouelle verſchaffte ihm mehrere Arbeit. Seine Geſpräche über Kunſtgeſchmack, über den Geſchmack der Pariſer, waren ſo belehrend, daß Marton ſich freuete, die Bekanntſchaft mit ſeinem Freunde gemacht zu haben. Der Maler bat ihn, ihn zu beſuchen. Rouelle that es. Und nun erſtaunte er, nicht mehr über die Schönheit des jungen Weibes, ſondern über die hohe Zärtlichkeit, über die erhabene Unſchuld der beiden Eheleute. Der junge Mann war eine Feuerſeele, der ſeine Kunſt mit Enthuſiasmus, ſeine Frau mit flammendem Entzücken, und die Tugend mit einer erhabenen, unbeſchreiblichen Innigkeit liebte. Die unſchuldige Frau fühlte nichts als eine dankbare Liebe gegen ihren Mann.

Rouelle ſaß nun zwar an der Seite des reizenden Weibes; ſie ſah ihn ſogar gern, ſie bezeigte ihm ihr Wohlwollen; allein er wußte hier zum erſtenmale nicht, wie er es angreifen ſollte, ſeinen Wunſch zu befriedigen. Er durfte es auch nicht von fern wagen, des Künſtlers hohen Sinn für die reine Tugend mildern zu wollen. Marton begriff nicht einmal, wie es möglich ſei, anders zu fühlen und zu denken, als er fühlte und dachte. Es fehlte ihnen allen Beiden an aller Welt- und Menſchenkenntniß, das ſah Rouelle wohl, allein des Mannes Tugend und des Weibes Liebe erſetzten ihnen dieſen Mangel hinlänglich. Sie waren nirgends feſt zu halten. Rouelle erfuhr von Marton die Begebenheit, die ihm ſeine Frau gegeben hatte.

Sehen Sie, mein Lieber, ſagte er, und umſchlang ſeine Frau mit froher Zärtlichkeit, ich war ein junger Menſch, ohne Freunde, ohne Vermögen, mein Vater war früh geſtorben, meine Mutter, eine vortreffliche Frau — hier hob er entzückt beide Hände empor — o! ihr habe ich mein hohes Glück, alles, was mich ruhig macht, zu danken. Sie lehrte mich, was alle Menſchen lernen ſollten, nichts als gerecht ſein und unabhängig. Dazu lehrte ſie mich entbehren und arbeiten. Meine Kunſt trieb ich, wie die Muſik, zwar als Nebenſache; allein ſie machen mich, bei den wenigen Bedürfniſſen, die ich habe, unabhängig. Das war die Abſicht meiner Mutter. Ich ging nach Lyon, um dort meine Kunſt zu vervollkommnen. Ich ſollte dort nur lernen, nicht arbeiten. Eine ganz kleine Summe Geldes, die mir meine Mutter gab, war hinreichend, mich einige Monate da zu erhalten. Einen Abend gehe ich vor die Stadt am Fluſſe hin, um eine reizende Gegend zu zeichnen. Ich werfe mich nieder. Ich zeichne. Zum Vordergrunde wählte ich eine Gruppe Bäume, in deren Schatten ein alter Mann ſaß. — Hier faßte die Frau, mit Thränen in den Augen, ihres Mannes Hand, und der Mann fuhr, nach einem zärtlichen Blicke, fort:

Der alte Mann ſchien mich nicht zu bemerken. Ich zeichne ihn, wie er die Hand an die Stirn legt, und in der kummervollſten Stellung da ſitzt. Ich ſehe die kummervolle Geſtalt auf meinem Papiere an, und frage mich ſelbſt: aber was mag ihm fehlen? Iſt es möglich, rief eine Stimme in mir, kannſt du einen Unglücklichen zeichnen, ſtatt ihm zu helfen? Ich ſpringe auf, ich eile zu ihm, ich frage: guter, alter Vater, Ihr ſcheint nicht glücklich. Er ſchlug das naſſe Auge auf mich, und ſchüttelte ſeufzend den Kopf. Ich faßte mitleidig ſeine Hand, und bat ihn, mir zu ſagen, was ihm ſei. Ich habe eine Frau und Tochter, ſagte er mit brechender Stimme, und heute, hier (er zeigte auf die ſtolze Stadt) keinen Biſſen Brod. Guter Gott, rufe ich, und gab ihm eine Kleinigkeit, die er mit ſchamhaftem Erröthen annahm, und ſogleich aufſtand, um nach Hauſe zu eilen. Er war matt, ich führte ihn. Könnt Ihr nicht arbeiten? fragte ich im Gehen. Er lächelte ſchmerzhaft. Ich bin alt, der Arbeit ungewohnt, mein armes Weib iſt ſeit einem Jahre krank, meine Tochter arbeitet, um — uns deſto langſamer verhungern zu laſſen. Ach, lieber Herr, ſetzte er ſtillſtehend, und mich anſehend, hinzu: Heute nun wohl; aber morgen? über einen Monat? Er trocknete die gewaltig hervorquellenden Thränen. Ich faßte in die Taſche, ich gab dem Alten die Hälfte von dem, was ich hatte. Er nahm es mit inniger Dankbarkeit. Es iſt ſo wenig, Vater, ſagte ich, im Mitleid zerſchmolzen, aber ich ſelbſt bin arm. Er ſah mich an, und wollte mir einen Theil des Geldes zurückgeben. Ich ſchlug es ab. Ich brachte ihn vor die Hütte, in der er wohnte. Hier nahm er meine Hand, und ſagte: daß ich jetzt mit frohzitterndem Herzen hier hinein trete, nicht mit der Verzweiflung des Todes, iſt Ihr Werk. Er zog meine Hand an ſeine Bruſt, ſeine Thränen ſtürzten, und ich riß mich los, und flog die Gaſſe hinab; denn ich fühlte, ich würde ihm alles gegeben haben, was ich hatte. Ach, ſo engherzig konnte ich ſein! Engherzig? wiederholte Rouelle lächelnd.

Ich kam zu Hauſe. Ich konnte das Bild des alten Mannes nicht los werden, ob ich gleich nichts mehr für ihn thun konnte. Nichts? nichts? rief ich auf einmal: kannſt du nicht für ihn arbeiten? und wenigſtens für ihn entbehren? Ich lief noch den Abend zu einer Modehändlerin, der ich einige Muſter zu Stickereien gezeichnet hatte. Ich ſetzte ihr die Idee, die ich durch die Malerei eines Fächers für meine Wirthin, erhalten hatte, wie man Fächer ausmalen ſollte, auseinander. Sie nahm meinen Vorſchlag an. Ich fing noch den Abend an, Fächer zu malen. Ich wählte dazu Ideen aus den damals berühmteſten Romanen. Es war etwas Neues; der Abſatz war groß. Ich betrachtete das Geld, das ich erhielt, wie das Eigenthum des Alten. Nach ein Paar Tagen ging ich zu ihm. Ich traf ihn an dem Strohlager ſeiner kranken Frau. O Gott! rief er, das iſt er! Die Kranke wendete das matte Auge mit einem Strahle von Dankbarkeit auf mich. Nein, Vater, rief ich, ich war nicht arm; denn ich konnte arbeiten. Verzeiht mir! und nun gab ich ihm das Geld, das ich verdient hatte. Hier entſtand ein Streit unter uns über das Geld. Keiner wollte es. Ich ſetzte dem Alten meinen Plan auseinander. Laßt mich, lieber Vater, ſagte ich voll Bewunderung ſeiner Großmuth; ich betrachte mich von jetzt an als Euren Sohn. Und, ſagen Sie ſelbſt, ſo wendete ſich der Maler an Rouelle: ſollte nicht jeder Jüngling ſich für den Sohn jedes unglücklichen Greiſes halten? Ich hatte Mühe, dieſe armen, guten Menſchen davon zu überzeugen. Es gelang mir endlich.

Digitized by Google

Ich war ſehr fleißig; ich verdiente ſo viel, daß ich der Kranken und dem Alten mehr Bequemlichkeit verſchaffen konnte. Einen Monat war ich ſchon mit ihnen bekannt, da ſah ich endlich auch zum erſtenmale ihre Tochter, hier meine theure Frau. Er nahm ſie zärtlich an ſeine Bruſt, und ſie küßte ihm die Hand, als ſähe ſie ihn als den Wohlthäter ihrer Eltern jetzt zum erſtenmale.

Es war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, ſehr wohl gebildet (die Frau erröthete) und — wollte er fortfahren. Sie unterbrach ihn: und was mein Mann verſchwiegen hat, und was wir erſt hinterher erfuhren, er entzog ſich jeder Freude, um uns wohlzuthun. Er darbte, damit wir Ueberfluß haben ſollten. Laut weinend vor Dankbarkeit warf ſich jetzt die Frau an ihres Mannes Bruſt.

Sehen Sie, fuhr Marton lächend fort, da ſah ich meine Luiſe zum erſtenmale. Ich liebte ſie von dem erſten Augenblicke an. Ach, mein Herr, ſie war ſo reizend und ſo gut, daß ich nicht einen Augenblick zweifelte, ſie müſſe eine beſſere Parthie thun können, als mit mir. Ich ſchwieg. Die Mutter ſtarb, dann ihr Vater. Ich drückte ihnen die Augen zu, und nun nahm ich Luiſen zu mir, und behandelte ſie wie meine Schweſter. Ich liebte ſie unendlich; aber ich ſchwieg. Was konnte ich ihr bieten, als mein Herz? Aber meine Leidenſchaft hatte ſich doch verrathen. Sie gab mir ihr Herz, dieſes unſchätzbare Herz, und ihre Hand, und ich war vollkommen glücklich. Ja, fuhr er feurig fort, ich habe nichts, als dieſe Liebe, das Herz meiner Frau; denn alles Andere gehört auch jedem Unglücklichen. Aber, dieſe Liebe iſt auch mein Glück.

Rouelle ſtand hier auf. Seine Stirn war finſter. Er drückte dem Maler die Hand, und ging, bewegt, früher, als er zu gehen gewohnt war, und in dreien Tagen ließ er ſich nicht ſehen. Dieſe Erzählung war tief in Rouellens Herz gedrungen. Die Liebe, die keuſche Liebe der Frau war das einzige Gut des edlen Malers; und, er wollte ihm dieſes Glück rauben. Er wagte es kaum, jetzt dieſen Gedanken zu denken. Er blieb ſogar, aus einem Inſtinkte des Unrechts, die drei Tage weg, er gab ſich Mühe, das ſchöne Weib zu vergeſſen.

Aber, rief er, da der Eindruck der Erzählung ſich verwiſcht hatte, will ich ihn denn unglücklich machen? Kann denn nicht Er ſo gut glücklich bleiben, wie ich es werden kann? Wie? wenn nun die kleine, ſchöne Frau Sinn genug hätte, das Vorurtheil der Treue fahren zu laſſen, und dafür mit mir meinen Reichthum zu theilen? Wir gewönnen doch wahrhaftig alle Drei. Ich ſchone des Mannes Aberglauben; was könnte man mehr verlangen?

Die Liebe Rouellens zu der reizenden Frau war durch den Umgang mit ihr die allerheftigſte Leidenſchaft geworden. Ohne einen Entſchluß des Verbrechens zu faſſen, womit der Menſch faſt immer ſeine Verbrechen zu entſchuldigen ſucht, ſetzte er den Umgang mit der glücklichen Familie fort. Er ließ ſich von ſeiner Leidenſchaft, von den Zufällen treiben, und triumphirte über ſeine Tugend, weil er ſich hütete, einen Plan zu machen, ſie zu verderben. Und doch war er gar nicht unthätig. Er ſuchte die Eitelkeit, die Putzſucht der jungen Frau rege zu machen. Er ſchenkte ihr auf eine ſehr natürliche Weiſe Kleinigkeiten, wodurch andere Kleinigkeiten nöthig wurden. Er ſuchte ihr einen Hang zu Vergnügungen beizubringen, er machte Spazierfahrten mit der Familie, er führte ſie in die Schauſpiele. Die junge Frau fand ein großes Behagen an dieſen ihr ganz neuen Vergnügungen, und Marton liebte ſeine Frau zu ſehr, um ihr nicht die Vergnügungen zu verſchaffen, die ſie ſo ſehr liebte. So fleißig Marton auch war, ſo reichte ſein Verdienſt doch nicht hin, alles das anzuſchaffen, was ſeine Frau gebrauchte. Auf eine für den Mann unmerkliche Weiſe ſchaffte Rouelle das Fehlende an; und ſo erwarb er ſich um die junge Frau das erſte Verdienſt, die es ſehr wohl merkte, wie großmüthig Rouelle war.

Jemehr die junge Frau die Vergnügungen von Paris genoß, deſto fleißiger arbeitete Marton. Er konnte alſo ſehr häufig die Vergnügungen mit Luiſen nicht theilen. Ohne Mißtrauen ließ er alſo ſeinen Freund, den heitern Favart, den Namen hatte ſich Rouelle gegeben, ſeine Frau begleiten. Rouelle war alſo jetzt oft ganze halbe Tage mit Madame Marton allein, und nun fing er an, dem unſchuldigen Weibe ſeine Grundſätze in ſehr milden Farben mitzutheilen, die ihr Herz nicht verdarben, die ſie aber doch leichtſinnig machten. Er hatte zwar ihr höchſtes Vertrauen, ihre Freundſchaft; allein ihr Herz beſaß ihr Mann, und keine Bemühung des feinen Rouelle brachte ihr ſchönes, treues Herz in eine leichte Unruhe.

Mit der größten Behutſamkeit ging der Verführer vorwärts. Er erlaubte ſich noch und nach Scherze und Einfälle, und ſtieg ſo unmerklich damit, daß Luiſe glaubte, er wäre immer ſo geweſen. Er machte ſie immer bekannter mit den Verbrechen der Welt, aber er ließ ſie dieſelben nie in den abſchreckenden Geſtalten ſehen. Er ſelbſt nahm ſich erſt kleine, dann größere Vertraulichkeiten mit Luiſen heraus, die ſie erlaubte, weil ſie zu unſchuldig war, und weil ſie fühlte, wie ſehr ſie ihren Mann liebte, weil ſie keine Ahnung des Verbrechens hatte, das ſie begehen ſollte. Die Arme ging mit unſchuldiger Fröhlichkeit dem Abgrunde immer näher, der ſie verſchlingen ſollte.

Die ſchwarze Stunde ſchlug. Rouelle war mit Luiſen an einem ſchönen Morgen, da ihr Mann auf einem benachbarten Landſitze malte, in ein Luſtgehölz bei Paris, in einer Geſellſchaft von jungen, heitern Perſonen, gefahren. Man lachte, man ſchwärmte den ganzen Tag. Ein Vergnügen jagte das andere. Gegen Abend fing man an zu tanzen. Luiſe war vor Vergnügen außer ſich. Gänzlich zerſtreut durch die vielen Genüſſe, durch die tauſend Bilder der Freude, die durch ihre Seele flatterten, durch eine leichtſinnige Luſtigkeit, die ſie ergriffen hatte, bemerkte ſie es kaum, wie muthwillig Rouelle heute war. Sie tanzte mit ihm; in dem vergeſſenden Rauſche der Freude trank ſie einige Gläſer Champagner. Ihr Blut war erhitzt, ihr Kopf zerſtreuet, ihre Phantaſie entbrannt, das verrätheriſche Getränk brachte ſie außer ſich. Ein lautes Gelächter nach dem andern kam aus ihren Lippen. Trunken von Freude, von Tanz und von Wein, wurde ſie die leichte Beute von Rouellens kühner, unverſchämter Wolluſt. Luiſe wußte kaum, wo ſie war, noch weniger, welch ein Verbrechen ſie beging. Die ſchrecklichen Minuten des Verbrechens flogen wie Blitze durch ihr Leben, und jetzt, da das Verbrechen vollendet war, verſank ſie in eine dumpfe Sinnenloſigkeit, aus der ſie weder die Liebkoſungen ihres Verführers, noch die feurige Qual ihres Innern erwecken konnten. Ihr Gewiſſen rang noch mit dem Rauſche ihrer Sinnlichkeit. Ein Sturm in ihrem Innern ließ ſie noch nicht zum Nachdenken kommen. Das Einzige, was ſie ſagte, war, ſie wollte nach Hauſe. Sie ſtürzte ängſtlich in den Wagen; ſie ſah es kaum, daß Rouelle nachkam. Sie hing wie gefühllos in ſeinen Armen, gefühllos ging ſie an ſeiner Hand in ihr Zimmer. Sie flog in ihr Schlafzimmer, ſie warf ſich heftig auf ihr Bett, und verhüllte ihr Geſicht in die Decke.

Rouelle wollte ſie tröſten. Sie ſah ihn ſtarr an, und, als ob ſie ihn erſt jetzt erkennte, ſchauderte ſie zuſammen. Sie rief die Magd laut. Dieſe kam. Ich bin krank, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer. Die Magd ſah Rouellen an. Ein Schrecken, ſagte Rouelle der Magd; die Pferde wurden flüchtig vor dem Wagen. Es hat nichts zu bedeuten. Luiſe ſagte nichts dazu, und Rouelle verließ ſie, unter der frohen Hoffnung, daß Luiſe nun das gewiſſe Opfer ſeiner Begierde bleiben würde. Am andern Morgen ging er zu Luiſen in dem vollen Gefühle, daß er ſie ganz in ſeiner Gewalt hätte, und mit dem Entſchluſſe, die Reſte eines Aberglaubens von der Schändlichkeit ihrer Handlung aus ihrer Seele wegzuſchaffen, oder, ſie durch die Furcht vor ihrem Manne doch an dem Verbrechen feſt zu halten. Er fand Luiſen bleich, höchſt entſtellt, in einer furchtbaren Unruhe. Sie hörte ihn nicht an; ſie verhüllte ſich in ihre Decke, ſo oft er anfing zu reden. Alle ſeine Vorſtellungen waren unnütz, und da er einmal ihre Hand ergriff, fing Luiſe ſo laut an zu ſchreien, daß die Magd kam. Rouelle verlor indeß den Muth nicht, auf Luiſen zu wirken, und dieſer Muth ſtützte ſich auf eine Nachricht der Magd. Luiſe hatte nämlich dieſer erzählt, daß der Wagen umgeſchlagen ſei. Rouelle ſah daraus, und aus der Höflichkeit, womit ihn Luiſe, in Gegenwart der Magd, behandelte, daß ſie nicht willens ſei, ihr Verbrechen zu entdecken. Das war Luiſe wirklich nicht; ſie war entſchloſſen, zu ſchweigen. Aber, zu gleicher Zeit war in ihrem Innern ein furchtbarer, zerſtörender Haß gegen Rouellen entſtanden. Sie durchlief, die Nacht hindurch, die ganze Zeit ihrer Bekanntſchaft mit ihm, ſein Benehmen gegen ſie und gegen ihren Mann, und ſie fand, daß ihre Verführung der Plan des Böſewichts geweſen war. Sie liebte ihren Mann unausſprechlich; ſie hielt eine Untreue gegen ihn für das entſetzlichſte Verbrechen, das ſie begehen konnte; ſie wußte, daß ihr Mann eben ſo darüber dachte, und nun hatte ſie den Mann, den Wohlthäter ihrer Eltern, ihren Retter, dieſen edeln, treuen Mann, der ſich für ihr Vergnügen jede Freude verſagte, den hatte ſie verrathen! Dieſe unſäglich ſchreckliche Vorſtellung fiel mit aller Schärfe auf ihr Herz, und füllte ihr Weſen mit einem ſchwarzen, unendlichen, zerſtörenden Gram, der ihr jede Hoffnung der Ausſöhnung mit ihrem Manne nahm und ſie als Beute einer ſtillen, verſchloſſenen Verzweiflung hingab. Haß und Liebe, Gram und Verzweiflung, Reue und Hoffnungsloſigkeit, Furcht und Erinnerung des Verbrechens nagten mit unaufhörlicher Thätigkeit, mit unbeſchreiblicher Gewalt an ihrem Leben. Sie fühlte ſich ihres Mannes unwerth, und doch wollte ſie ihm ihre Schande verſchweigen, und ſo konnte nur der Tod ſie retten.

Sie nahm die Arznei des Arztes, den man geholt hatte, nicht; ſie that vielmehr vorſätzlich das Gegentheil von dem, was er befohlen hatte. Rouelle ging ab und zu. Sein Anblick erregte allemal ihren ganzen fürchterlichen Abſcheu. Wenn ſie ihn anſah, ſo geſchah es mit tödtenden, haßerfüllten Blicken. Die Gegenwart der Wärterin hinderte ihn, ihr Vorſtellungen zu machen, und da er dennoch einmal mit ihr allein war, ihre Hand ergriff, und anfing zu reden, ſo wurde ihr Zorn ſo heftig, daß

Digitized by Google

ſie ein Meſſer ergriff, und nach ihm ſtach. Er ſprang erſchrocken zurück; zum erſtenmale ſtieg nun der Zweifel bei ihm auf, daß ihm hier die Früchte ſeines Sieges entgehen könnten. Was ſoll ich thun, Luiſe, Sie zu beruhigen? fragte er verlegen. „Paris verlaſſen“ antwortete ſie heftig. Dann faltete ſie die Hände, und wiederholte noch einmal flehentlich: „Paris verlaſſen.“ Er ſtand finſter und unentſchloſſen da. Die Wärterin kam wieder. Er nahm ſeinen Hut, und kündigte Luiſen an, daß Geſchäfte ihn zwängen, eine Reiſe zu machen. Er bat ſie, ihn ihrem Manne zu empfehlen.

Ihr Auge blitzte bei dem theuren Namen, den er nannte, voll Grimm auf ihn; indeß ſie ſchwieg. Er ging, und noch verließ ihn die Hoffnung nicht, daß Luiſens Unruhe vorüber gehen würde. Er war ſicher, ſie würde ihrem Manne Alles verſchweigen, und dann, wenn ſie wieder ruhig wäre, wäre ſie auch in ſeiner Gewalt. Er gab einem Bedienten den Auftrag, ſich von Zeit zu Zeit heimlich nach dem Zuſtande der Familie zu erkundigen.

Einige Tage darauf kam Marton zurück. Vor dieſem ſchrecklichen Augenblicke hatte Luiſe gezittert; auf ihn hatte ſie ſich mit einer Anſtrengung vorbereitet, als ob dieſer Augenblick über ihr Leben entſcheiden würde. Wie Marton ins Zimmer trat, ſein Weib ſah, und mit dem lauteſten Schreckensgeſchrei auf ihr Bette ſank, ſie in ſeine Arme nahm, ſie mit Thränen benetzte, ihr die zärtlichſten Beweiſe ſeiner unendlichen Liebe gab; ſo war doch dieſer Auftritt zu ſtark für ſie: ſie ſank mit einem Zettergeſchrei in ſeinen Armen in Ohnmacht. Der Arzt wurde geholt, Luiſe kam wieder zu ſich, und der Mann erfuhr aus dem Munde der Wärterin nur, daß ſeine Frau umgeworfen ſei, und daß daher ihre Krankheit rühre. Luiſe beſtätigte dieſe Erzählung nur durch Blicke und Geberden. Der Arzt gab Hoffnung, er hielt Luiſens Krankheit für eine durch den Schrecken zerrüttete Phantaſie. Marton wurde ruhiger, weil auch Luiſe ſelbſt behauptete, daß ſie ſich beſſere. Nach einigen Stunden, die er am Krankenbette zubrachte, wo er Luiſens Hände küßte, wo er ihr auf das Allerzärtlichſte liebkoſte, und die Luiſen beinahe vor Schmerz und Reue tödteten, fragte er auch nach Favart. Luiſe wurde bleich. Die Wärterin ſagte, er habe vorgeſtern Abſchied genommen, um eine Reiſe zu machen. Das bedauerte Marton, und fragte, ob er Luiſen viel beſucht habe; jedes Wort, das er zu ſeinem Lobe ſagte, drang ſchmerzhaft in Luiſens Herz.

Luiſe erklärte nun den Arzt für unnöthig. Der Arzt ſelbſt geſtand, daß Ruhe allein die Kranke herſtellen könnte. Marton wurde auf die Verſicherungen Luiſens, daß ſie ſich beſſer fühle, von Tage zu Tage ruhiger. Er ſah nicht, weil er immer gegenwärtig war, wie Luiſe immer bleicher, immer hagerer wurde. Je ſchwächer ſie ſich fühlte, deſto heiterer wurde ſie. Die Zärtlichkeit ihres Mannes, ſeine Liebkoſungen, waren ihr das drückendſte Elend, das ſie zu tragen hatte. Seine Liebe vermehrte den geheimen Gram und ihre Verzweiflung. Die Gewalt, die ſie ſich mit jeder Minute — denn ihr Mann verließ ſie höchſt ſelten — anthun mußte, heiter zu ſcheinen, zerſtörte noch jeden Keim des Lebens. Sie ſank unmerklich dem Tode näher.

Martons Mutter kam auf die Bitte ihres Sohnes nach Paris. Marton fühlte die Nothwendigkeit, ſeine Frau zuweilen zu verlaſſen, um zu arbeiten, immer mehr, und ſo bedurfte er der Geſellſchaft ſeiner Mutter für Luiſen. Die Mutter merkte Luiſens Gefahr; allein, ſie verſchwieg ſie ihrem Sohn, auf das allerinnigſte Bitten Luiſens; und Marton hatte noch immer die Hoffnung, bald ſeine geliebte Luiſe wieder hergeſtellt zu ſehen. In dieſer Zeit begegnete er eines Tages Rouellen auf der Gaſſe. Lieber Favart, rief er, und flog in des beſtürzten Rouellens Arme, ſind Sie endlich wieder zurück? Rouelle ſah an der Aufrichtigkeit, an der Natürlichkeit ſeiner Freundſchaftsbezeugungen, daß er nichts von ſeinem Verbrechen wußte. Er erkundigte ſich nach Luiſen, und Marton antwortete ihm: ſie kränkelt noch immer ein wenig; allein jetzt gibts ſich doch etwas. Ich hoffe, ſie bald wieder ganz hergeſtellt zu ſehen. O ſie wird ſich freuen, Sie wieder zu ſehen. Rouelle hatte ebenfalls die Nachricht, daß Luiſe ſich beſſerte. Die Mutter und die Kranke ſelbſt verbreiteten gefliſſentlich die Nachricht im Hauſe, wo ſie wohnten. Noch immer fühlte Rouelle die heftigſte Leidenſchaft gegen das reizende Weib. Sie wird ſich freuen, Sie wieder zu ſehen, hatte Marton geſagt. Er mußte das glauben, und er verſprach, Marton den dritten Tag zu beſuchen. Er wollte Luiſen Zeit laſſen, ſich mit der Vorſtellung zu befreunden, ihn wieder zu ſehen. Er war ſeiner Sache höchſt gewiß: Luiſe hatte ihrem Manne die Untreue verſchwiegen, ihre Unruhe darüber war vorbei. Wenn er wieder in ihrer Geſellſchaft kam, ſo mußte ſie ja einſehen, daß ihr theures Geheimniß in ſeiner Gewalt ſtand. Sie mußte ſich ergeben, und wie leicht war es ihm dann nicht, Luiſen zu überzeugen, daß ſie eine kleine Thörin geweſen wäre, ſich über die Untreue zu beunruhigen.

Das dachte Rouelle triumphirend, und ſein Genius führte ihn ſeiner Strafe entgegen. Marton kam zu Hauſe; er ging fröhlich an Luiſens Bett, fröhlich ſagte er ihr: Uebermorgen beſucht dich dein lieber Favart! Dieſe ſchreckliche Nachricht traf Luiſen zu ſchnell. Sie ſank aufſchreiend hinten über auf ihr Kiſſen. Uebermorgen! rief ſie ſchrecklich. Alle ihre Pulſe flogen, ihre Farbe wechſelte. Sie war außer ſich. Marton hielt dieß für einen neuen Anfall ihrer Krankheit. Er ſuchte ſie zu beruhigen, und ſie ſchien ruhig zu werden. Innerlich aber arbeitete jede Leidenſchaft fort. Nein, ſie wollte durchaus den Böſewicht nicht ſehen. Sie ſuchte vergebens nach einem Mittel, dieſem verhaßten ſchrecklichen Beſuche auszuweichen. Sie legte ſich nieder, als ob ſie ſchlafen wollte; allein ſie wollte nichts, als darüber nachdenken, ſich von Favart zu befreien.

Sie fand kein Mittel, ſo ſehr ſie ſich auch anſtrengte. Ihre Angſt nahm zu. Der Gedanke, ihren betrogenen Mann in den Armen ſeines bitterſten Feindes ſehen zu ſollen, marterte ſie, ſtürzte ſie noch einmal in einen wilden Schmerz, der bei der Annäherung ihres Todes milder geworden war. Nein, das Einzige konnte ſie nicht. Dieſe verſchiedenen Vorſtellungen, denen ſie mit aller Wärme ihrer Phantaſie nachhing, ließen ſie ihre Schwäche nicht fühlen. Ihr Mann hatte ſich gegen den Kamin geſetzt, um ſie nicht zu ſtören. Sie ſah ihn an, ſie bemerkte, daß er die Augen trocknete, ſie ſah die heftige Bewegung von Schmerz, worein der neue Zufall ihrer Krankheit ihn verſetzt hatte. Marton ſtand auf, ſie ſtellte ſich feſtſchlafend, und doch lauſchte ſie unmerklich nach ihm hin. Er näherte ſich ihrem Bette, er betrachtete ſie mit troſtloſer Zärtlichkeit. Auf einmal kniete er an dem Bette nieder; ſie hörte, wie er leiſe für das Leben ſeiner treuen, ſeiner tugendhaften Luiſe betete. Das war zu viel. Sie fühlte zum erſten Male, daß ſie ihrem Manne ihr Verbrechen hätte entdecken müſſen. Dieſe neue Vorſtellung ergriff ſie mit einer großen Gewalt. Marton hatte ſich wieder an den Kamin geſetzt. Nein, ſie wollte ihren Mann nicht länger betrügen. Sie wollte aufſtehen, und ſich ihm zu Füßen werfen. Die große Bewegung ihres Gemüths verbarg ihr ihre Schwäche. Sie hob ſich empor, ſie ſtieg leiſe aus dem Bette, ſie wollte ſich ihm nähern. Sie war zu ſchwach, ſich zu halten. Sie fiel nieder und mit der Bruſt auf die Ecke eines Stuhls. Marton hob ſie mit Angſt auf, und trug ſie wieder auf ihr Bett. Sie warf viel Blut aus. Sie war zu ſchwach zum Reden. Der Arzt kam. Er kündigte dem unglücklichen Manne ihren nahen Tod an. Das Geſchrei, das Marton bei dieſer Nachricht erhob, verkündigte auch Luiſen ihr Todesurtheil. Sie empfing es mit Lächeln. Sie ſammelte alle ihre Kräfte, ſie hieß alle Menſchen, außer ihren Mann, hinausgehen.

Mit matter Stimme entdeckte ſie nun dieſem Rouellens Verbrechen und ihre Schwäche. Marton bebte. Er nahm ſeine ſterbende Frau in ſeine Arme, und verſicherte ihr ihrer Unſchuld; er vergab ihr, und klagte ſich ſelbſt an, daß er ihre argloſe Unſchuld in die Hände dieſes Böſewichts gelegt hatte. Er war jetzt zärtlicher als je, und dieſe Verſöhnung mit ihrem Manne goß noch eine langentbehrte Ruhe und Heiterkeit auf die letzten Minuten von Luiſens Leben. Noch einen Tag lebte ſie in den Armen ihres verſöhnten Mannes; einen Tag noch war ſie glücklich.

Am Morgen des dritten Tages ſtarb ſie heiter und ruhig. Marton verſank in Schmerz. Er ſaß neben dem Leichname, ohne Farbe, ohne Bewegung, ohne Thränen. Er hatte Alles vergeſſen, ſelbſt den Mörder ſeiner Luiſe. Er hörte nicht, was ſeine Mutter ihm ſagte. Er hielt nur den ſtarren Blick auf Luiſens bleichem Geſichte feſt. Die Mutter mußte ihn allein laſſen, um Anſtalten zum Begräbniß zu treffen.

Da öffnete ſich die Thüre; Rouelle trat herein, Marton ſah ihn, erkannte ihn, ſprang auf, faßte ihn an der Bruſt, ſchrie fürchterlich: Mörder, verdammter Mörder! und riß den blaſſen, zitternden Verführer näher zu dem Leichname Luiſens. Rouelle ſchrie vor Entſetzen bei dem Anblicke des Leichnams auf, und Martons Mutter ſtürzte bei dieſem Lärmen in das Zimmer. Sie warf einen Blick auf Rouellen. Unglücklicher, rief ſie ihrem Sohne zu, und umfaßte ſeine Hände, die Rouellen feſt hielten, Unglücklicher, er iſt dein Vater! Rouelle erkannte ſeine verſtoßene Frau, ſah ſeinen unglücklichen Sohn, ſeine ermordete Tochter; er bebte, er ſchwankte, und wimmernd ſank er zu Boden.

Bleich und ſtarr mit emporſträubenden Haaren, ſtand der Sohn. Das Wort „Vater“ kam langſam aus den bleichen Lippen hervor. Er ſah ſeine Mutter ſtarr und bittend an. Die unglückliche Mutter, die weder wußte, daß ihr Sohn ihren Mann ſchon lange kannte, noch daß Rouelle der Mörder Luiſens war, ſtand erſtaunt und unentſchloſſen da. Sie umfaßte ihren Sohn, und wiederholte noch einmal: ja, das iſt dein Vater! Mein Vater? fragte mit dumpfer Stimme und zuſammenſchaudernd der Sohn. Der da? fragte er wieder und

Digitized by Google

zeigte auf Monellen, der das bleiche Geſicht verbarg. Ja, es iſt dein Vater! Aber ſo ſag mir — fragte die Mutter... Mein Vater, wiederholte Marton zitternd. Heiliger Gott! ſagte er leiſe, mit dem Tone der tiefſten Wehmuth, und nun ſchwankte er aus dem Zimmer.

Nun wurde der Mutter ängſtlich. Sie fühlte, daß hier etwas Schreckliches vorgefallen war. Sie wendete ſich ängſtlich an Monellen, mit dem bittenden Tone der Furcht vor einem noch größern Unglück: „ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir, mein Herr.“ — Sie faßte ſeine Hand. Monelle ſah auf, zeigte mit bebender Hand auf den Leichnam, und ſagte zitternd: „ich bin der Mörder!“ Hier hörte die Mutter ihren Sohn aufſchreien. Sie flog hinaus, und Monelle blieb mit dem Leichnam allein. Ein unnennbares Entſetzen ergriff ihn. Ihm war, als richtete ſich der todte Körper auf, als bräche das Gewölbe des Zimmers über ihm, als ſtürzte die Erde unter ihm in Trümmer. Er ſprang auf, er ſchwankte durch die Finſterniß, die ſeine Augen bedeckte, durch das Gedonner, das ihn betäubte. „Erbarmt euch!“ rief er, und ſo ſtürzte er die Treppe herunter in das Haus. Hier ſank er nieder. Man trug ihn in den Miethswagen, der ihn gebracht hatte. Der Wagen brachte ihn nach Hauſe. Sein Diener, der ihm gefolgt war, ſchleppte ihn in ſein Zimmer. Er war durchaus ohne Bewußtſein der äußern Gegenſtände.

Einen Monat lang hielt ihn ein heftiges Fieber auf ſeinem Lager. Er erhielt ſeine Geſundheit, nicht aber ſeine Heiterkeit wieder. Sein erſter Gang war nach dem Hauſe, wo ſein unglücklicher Sohn lebte. Er wollte nur ſeine Frau ſprechen, um ihr einen Theil ſeines Vermögens für ſeinen Sohn anzubieten. Seinen unglücklichen Sohn wollte er nicht ſehen. Er fühlte zu ſehr, daß ihn der Name „Vater“ nicht gegen die Rache, die der beleidigte Menſch nehmen konnte, ſchützen würde. Er fand Niemanden mehr. Mutter und Sohn hatten, den Tag nach Luiſens Begräbniß, Paris verlaſſen, und Niemand wußte, wohin ſie gegangen waren. Er forſchte mit großer Anſtrengung nach ihrem Aufenthalte; allein, ſie blieben verſchwunden.

Die erſten Monate ging Monelle wie in einem ſchrecklichen Traume umher. Er war für jeden Genuß wie todt. Der Gedanke, daß ſeine Wolluſt ſeinen Sohn unglücklich gemacht, und ſeine Tochter ermordet hatte, wurde bei jedem Vergnügen, das er genießen wollte, erſt recht lebendig. Er trug die Rache für ſein Verbrechen mit ſich in ſeinem eigenen Herzen umher. Indeß war es doch bei ihm zu keiner Gewißheit gekommen, ob er wirklich allein an Luiſens Tode Schuld ſei. Daß der Gram über ihre unfreiwillige Untreue ſie getödtet habe, ſchien ihm doch ſo höchſt unwahrſcheinlich. Er verfolgte dieſe Vorſtellung mit allem Eifer, ſein Verſtand fand darin Entſchuldigungsgründe; allein ſein unruhiges Herz nicht. Eine unerklärbare Unruhe hatte ſich ſeiner ſo ganz bemeiſtert, daß er auf keine Weiſe Herr darüber werden konnte. Er nahm tauſendmal zu ſeinem Syſtem ſeine Zuflucht, um die Ruhe wieder zu finden, die er entbehrte. Hm! iſt denn nicht der Eigennutz die Triebfeder der menſchlichen Handlungen? Ich wollte nichts, als mein Vergnügen; iſt es meine Schuld, daß das ſeltſame Vorurtheil einer fleckenloſen Treue die Frau tödtete? Ja, wußte ich denn, daß er mein Sohn war, und ſelbſt, wenn ichs auch gewußt hätte — dieſen Gedanken konnte er nicht fortdenken. Es war, als ob ſich in ſeinem Innern etwas widerſetzte.

So philoſophirte er tauſendmal; allein, er konnte dieſe Unruhe nicht aus ſeinem Gemüthe wegphiloſophiren. Er fand keinen Troſt in ſeinem Syſtem; es vermehrte vielmehr ſeine Unruhe noch. Sogar wenn er ſich dieſer Unruhe hingab, wenn er ſie als eine Beſſerung ſeiner Handlung betrachtete, ja, wenn er ſeine Handlung zuweilen als ein Verbrechen anſah, ſo beruhigte ihn das alles mehr, als die Entſchuldigung ſeiner Handlung durch ſein Syſtem. Hier hoben ſich die erſten Zweifel gegen ſeine eigenen Grundſätze. Er ſuchte ſein Syſtem mit allem Eifer zu vertheidigen, er gab ſich alle Mühe, es feſt zu halten, aber ſein Herz, ſein Gefühl widerſprach ihm. Eine innere Stimme nannte ſeine Handlung, die er nur unglücklich nannte, unrechtmäßig, ſchlecht.

So kämpfte Monelle Jahre lang gegen ſich ſelbſt bald, und bald gegen ſein Syſtem. Seine Heiterkeit aber war dahin, das Bild ſeines unglücklichen Sohnes ſtand immerwährend vor ſeiner Seele. Er fühlte in der Achtung, die er dem Andenken an ſeine Tugenden nicht verſagen konnte, in dem Wunſche, ihn nicht ſo ſchmerzlich beleidigt zu haben, um ſich ſeines edlen Sohnes freuen zu können, daß die Tugend etwas iſt. Er fühlte bei dem Anblicke des Lebens ſeines zweiten Sohnes, daß er ſelbſt von Andern Tugenden verlange, und, in dem Gefühle ſeiner Unruhe über ſeine Begebenheit mit Luiſen, ahnete er, daß der Menſch auch von ſich Tugenden fordern müſſe.

Monellens zweiter Sohn lebte vollkommen nach ſeines Vaters Syſtem; er lebte ſeinem Vergnügen. Er beſaß die Achtung der Welt, er lebte mäßig, er genoß mit Anſtand, er lebte mit ſeinem Vater auf dem freundſchaftlichſten Fuße, ohne gerade Vertrauen gegen ihn zu haben. Der Sohn war gern in des Vaters Geſellſchaft, weil deſſen Unterredungen immer fröhlich, und ſogar unterrichtend waren. Seit der unglücklichen Begebenheit mit Luiſen aber war Monelle ernſt geworden. In dem Kampfe mit ſeinem Syſteme machte er zuweilen ſehr ernſthafte Bemerkungen über ſeines Sohnes Leben. Der Umgang, den der junge Menſch hatte, machte den Vater ängſtlich. Er liebte ihn. Er fing zuweilen an, was er nie gethan hatte, den Hofmeiſter und den Tadler zu ſpielen, er forſchte des jungen Menſchen Gängen nach. Er war nicht mehr ſo mit Allem zufrieden, wie ſonſt, er war ſogar nicht mehr ſo freigebig gegen ihn. Er fühlte, daß ſein Vermögen zur Hälfte ſeinem ältern Sohne gehörte.

Der Jüngling, der ſeinen Vater ſo verändert ſah, fing an, weniger ſeine Geſellſchaft zu ſuchen. Je ernſter der Vater wurde, deſto kälter wurde der Sohn, deſto ſeltener ſahen ſie ſich. Es gab von Seiten des Vaters Vorwürfe, und von Seiten des Sohns Entſchuldigungen. Es kam zu unangenehmen Scenen, die Anfangs in den Grenzen des Anſtandes blieben. Der Sohn verbarg ſeine Gänge, verſteckte ſeine Plane; der aufmerkſamere und beſorgtere Vater entdeckte ſie. Es kam zu bedeutenderen Zwiſtigkeiten. Der Vater forderte im Zorn Rechenſchaft von ſeinem Sohne, und der Sohn gab ſie dem Vater auf eine Weiſe, die ihn zum Zittern brachte.

„Ich lebe für mein Vergnügen“ ſagte der Sohn kalt, „und ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mein Vater, daß Sie mir das jetzt zum Verbrechen machen, was ſie mich ſelbſt lehrten. Daß Sie jetzt ernſter, mürriſcher werden, iſt doch wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich geſtehe es zu, daß ich ſeit einiger Zeit Ihre Geſellſchaft nicht mehr ſuche; die Urſache kann Ihnen, der Sie ſo ſcharf zu ſehen und ſo billig zu urtheilen gewohnt ſind, nicht entgangen ſein. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie meinetwegen Ihren Ton ändern ſollen, der Ihnen jetzt natürlich und angenehm iſt; allein, ich wüßte nicht, warum ich meinen Ton, der für mich paßt, ändern ſollte? Wie oft ſagten Sie, mein Vater, daß die Menſchen ſich darum das Leben ſo ſauer machen, weil ſie nicht verſtehen, mit Anſtand eine Verbindung aufzugeben, die nicht mehr natürlich iſt. Mich dünkt, wir Beide ſind in dieſem Falle.

„Wie? Dieſe Kälte, dieſe erſtarrende Kälte! Daß du mein Sohn heißeſt, das fällt dir alſo nicht ein?“

„Ich mußte einen Vater haben,“ antwortete lächelnd der Sohn, „wenn ich ſein ſollte. Das iſt Alles! Wie oft haben Sie das ſelbſt geſagt, daß dieſe zufälligen Verbindungen der Menſchen kein Recht geben, Forderungen zu machen; daß unſer Vergnügen unſere Beſtimmung iſt. —“

Der Vater ſeufzte. Er brach die Unterredung ab. Er gab ſich Mühe, den vorigen Ton gegen ſeinen Sohn wieder zu finden; aber es wollte nicht ganz wieder die vorige Lage werden. Der Sohn ſonderte ſich immer mehr von dem Vater ab. Der Vater, der jetzt der Liebe ſeines Sohns bei dem Gedanken, daß er ſeinen älteſten ſo unglücklich gemacht hatte, ſo ſehr bedurfte, ſah ſich, durch ſein Syſtem, der Liebe ſeines Sohns beraubt. Er ließ ihn machen, was er wollte, und, um ihn ebenfalls den Druck dieſes ſelbſtſüchtigen Syſtems fühlen zu laſſen, ſchränkte er ihn nur in Abſicht des Geldes ein, und er erhielt dadurch nichts, als den Widerwillen des Sohns, der endlich zwiſchen Beiden, in Zorn vom Vater, und Kälte und Abneigung beim Sohn, ausartete.

Ach, die Tugend der Dankbarkeit, der Liebe, der Treue, die ſeinem Sohn fehlten, fingen an, dem verlaſſenen Vater jetzt ſehr viel zu werden. Ach, rief er jetzt oft, hätte ich meinen beſſern, edlern Sohn nicht beleidigt, und fände ich ihn wieder, wie glücklich würden mich ſeine Tugenden machen! Da ſah er ein, daß Eltern und Kindern wenigſtens die Tugend nicht fehlen dürfe.

Dieſe Begebenheiten waren in das erſte Jahr der Revolution Frankreichs gefallen. Monelle und ſein Sohn waren, wie natürlich, die eifrigſten Anhänger des Hofes. Der Vater wurde ſogar in Geſchäften, wozu ſein feiner Kopf, und ſeine Beſonnenheit ſehr paßten, gebraucht. Der Sohn lebte unbekümmert, welche Parthei ſiegen würde, ſeinem Vergnügen; er nahm nur mit guten Wünſchen an dem Wohl der Royaliſten Antheil. Er verließ ſie, bei ihrer völligen Niederlage, mit der größten Gleichgültigkeit, und nahm nun eine ſo natürliche Larve des Republikaners vor, daß Niemand an dem Bürgerſinn des jungen Monelle zweifelte, ſo ſehr man auch ſeinen Vater, wegen ſeiner ehemaligen Geſchäfte für den Hof, im Verdacht des Royalismus hielt.

Unter der Schreckensregierung wurde ein Geſchäftsträger Monellens arretirt. Er hatte im Verhör gegen Monellen ausgeſagt, und ſeine Ausſage durch ſchriftliche Befehle Monellens beſtätigt. Dieſer erhielt noch frühzeitig Nachricht davon. Er verbarg ſich bei einem Bekannten. Er ließ am Abend ſeinen

Digitized by Google

Sohn halen. Ich bin verrathen, ſagte er ihm zitternd, man ſucht mich überall. Was du an Gelde und Koſtbarkeiten zuſammen bringen kannſt, das bringe zuſammen. Wie müſſen Frankreich verlaſſen.

Der junge Rouelle betrachtete ſeinen Vater verlegen. Ich bedaure Ihr Unglück, mein Vatee, hob er ſtockend an; allein die Maßregel, die Sie dagegen ergreiſen, ſcheint mir nicht gehörig überlegt. Sie ſind im Verdacht, nicht ich. Reiſen Sie; wenn ich bleibe, ſo kann ich Ihnen vielleicht nützlicher ſein, als wenn ich Ihr Unglück mit Ihnen theile. Ueberlegen Sie —

Meinſt Du, man wird Deinee ſchonen, wenn man den Vater verfolgt?

Die Böſewichter! rief der Sohn. Doch auch das iſt zu machen. Ich habe einen Freund im Wohlfahrtsausſchuſſe. Wenn ich Sie ſelbſt anklage, wer kann dann meinen Patriotismus in Zweifel ziehen?

Du mich anklagen, mein Sohn, Du?

Und warum nicht? Unſer Vermögen wied gerettet. Stoßen Sie ſich nicht an dieſe Kleinigkeit, an dieſes Vorurtheil..

Varurtheil? Der Sohn den Vater anklagen? — Der Vater ſchüttelte den Kopf. Indeß es war nicht anders. Der junge Rouelle hielt es ſo für das Beſte. Der Vater mußte ſich ergeben. Sie nahmen Abſchied, und der Sohn eilte in den Wahlfahrtsausſchuß.

Nach einigen Tagen (der Aufenthalt Ronellens bei ſeinem Freunde wuebe dieſem gefährlich, und das Entkommen aus Paris war noch gefahrvoller) ging Rauelle am Abend zu ſeinem Hauſe. Er war wie ein Bauer gekleidet. Er traf ſeinen Sohn allein. „Hier bin ich,“ ſagte er, „mein Freund konnte mich nicht länger in ſeinem Hauſe behalten. Ich habe keinen Ort mehr, wo ich mich verbergen kann. Hiee will ich bleiben, und mein Geſchick erwarten.“

Finſter eunzelte der Sahn die Stien zuſammen. Hiee? hier? Sie bedenken nicht, mein Vater —

Ich bedenke ſehe wohl, daß es hier gefährlich iſt; allein, nenne mir einen andern Ort, wo ich ſicherer bin, und ich will dahin gehen.

Man wußte keinen. Aber hier hab der Sohn wieder an; wiſſen Sie, daß man dem den Tod gedrohet hat, dee Sie verbirgt? Wiſſen Sie das, mein Vater?

Eben deshalb kann mich Niemand, wird mich Niemand aufnehmen.

Aber, verlangen Sie denn, ſagte der Sohn empfindlich, daß ich mein Leben in dieſe Gefahr geben ſall? Warum ich? In der That, mein Vater, Sie verlangen ſehr viel, und wenn ich Sie eetten könnte; — allein die Hausſuchungen dauern jetzt beſtändig fort. Nein, bei Gott, hiee ſind Sie am wenigſten ſichee.

Ja, bei Gatt! rief der Alte auf einmal, von dieſer Kälte des Sohns überwältigt, das ſeh' ich, Böſewicht! Hier bin ich am wenigſten ſicher. Hätte dee Tyrann einen Preis auf mein Leben geſetzt, du würdeſt — O Gatt, ſagte er jetzt milder, was klag' ich? Mußte ee nicht ſo denken? Lehrte ich es ihn nicht? Er rang die Hände.

In dem Augenblicke wurde an der Thür geſchellt. Ein Bedienter gab die Nachricht, daß ein Nationalgarde an der Thüre wäre, und nach dem Bürger Rouelle fragte. Vater und Sohn bebten. O fort! fort! rief der Sohn, ſchnell! um Gattes willen! Sie werden mich verderben. Fort! Zögern Sie nicht einen Augenblick! Leben Sie wahl.

Dee Vater ſah den Sohn ſtaer und gräßlich an. Ohne ein Wort zu ſagen, verließ ee das Zimmer, ſtürzte die Treppe hinab, um ſich dee Nationalgarde zu überliefern. Die kalte Selbſtſucht hatte des Vaters Weſen zerſchmettert. Der Nationalgarde warf einen forſchenden Blick auf den alten Ronelle, ſagte bewegt: O das iſt er! Kammen Sie, mein Heer! Ihr Leben iſt in Gefahr. Sie ſind hiee nicht ſicher. Ich will Sie retten! Ronelle hörte nicht, was der Garde ſagte. Er wiederholte von Zeit zu Zeit mit dee innigſten Betrübniß: Das war mein Sohn! — Ich war ſein Vater! —

In einer Vorſtadt öffnete der Garde die Thür einer kleinen Hütte: Hier hinein, unglücklicher Mann! ſagte er, mit einer bewegten Stimme. Jetzt erſt meekte Rouelle auf die äußern Gegenſtände wieder. Wohin führſt du mich, mein Freund? fragee er, wee biſt du? Ohne zu antworten zog ihn der Menſch in die Hütte, führte ihn eine kleine Treppe hinauf, in einen heimlichen Verſchlag, deſſen Eingang mit Strah verdeckt war. Durch eine Oeffnung im Dache fiel ſo viel Licht, daß Rauelle ein Lager ſehen konnte, was für ihn beſtimmt war. Wollen Sie ſich niederlegen? ſagte der Garde leiſe: Wir haben keine Zeit zu verlieren. Margen, mein Here! Hier ſind Sie ſicher. Er ſetzte Rouellen auf das Lager. Er verließ den Verſchlag. Er bedeckte die Thür mit Stroh, und ſchlich hinunter.

Rauelle warf ſich auf ſein Lager, und überließ ſich den allerquälendſten Betrachtungen über die Undankbarkeit ſeines Sohnes. Ach, er konnte es ſich nicht läugnen, er ſelbſt war durch ſeine Erziehung Schuld an dieſem unkindlichen Betragen. Das Pochen am Hauſe, eine Menge Stimmen, die ſich hören ließen, unterbrachen dieſe Betrachtungen. Man durchſuchte das Haus nach Verdächtigen. Man kam auch auf den Boden. Ranelle zitterte. Wie ich euch ſage, hob eine Stimme an, hier iſt Alles unverdächtig; wallte Gott, daß alle Pariſer ſa gute Republikaner wäeen, als der Bürger Maeton.

Rouelle hatte ſich aufgerichtet, um zu horchen. Das Wort Marton ſchmetterte ihn, wie ein veezehrender Blitz nieder. O rächendee Gott! ſeufzte er, und bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht. Nun wurde Alles ſtill im Hauſe, auf der Gaſſe, nue in Rouellens Herzen nicht. Dee grauſamſte Rachsengel hielt dieſe Nacht ſein Schwerdt über Rouellens Herzen mit zückenden Flammen hin. Sein Syſtem war nichts als eine gräßliche Lage. Die beleidigte Tugend ſtand in der Geſtalt bald der ermordeten Lauiſe, bald in der Geſtalt ſeiner verſtoßenen Frau vor ihm da. Sein Sohn, den er unglücklich gemacht hatte, war ſein Retter. Unglücklicher Vater! und, vor dem Angeſichte des beleidigten Sohnes ſollte er moegen erſcheinen. Er bebte var dieſer Varſtellung. Sie war ihm fürchterlicher als der Tod, der ihn verfalgte. Er ſprang auf, um Luft bei dieſee entſetzlichen Angſt zu ſchöpfen. Nein, rief er, ich kann ihn nicht ſehen.

Mit dem erſten Strahle des Morgens fing er an, ſeine Thür zu öffnen. Es gelang ihm. Leiſe ſtieg er die Treppe hinunter. Ee wollte das Haus veelaſſen, wo ihm der furchtbare Andlick ſeines Sohnes drohete. Ee konnte die Hausthür nicht ſogleich öffnen. Seine Bemühungen machten Geeäuſch. Er hörte Jemanden gehen. Entſetzlich! Er riß die Thür auf, und ſprang auf die Gaſſe. In dem Augenblick ſprang Jemand hinter ihm her. Es war ſein Sohn. Er umfaßte den ſchwankenden Vater. Wohin wollen Sie, Unglücklicher? fragte Martan. Der Vater erkannte ſeine Stimme. Ohnmächtig ſank er in ſeines Sohnes Arme. Nach einer Stunde kam ee wieder zu ſich. Er lag auf einem Bette. Sein Sohn hatte eine Hand, ſeine Frau die andere gefaßt.

O mein Vater! das war das erſte Wort, was er hörte, was er aus den Lippen ſeines beleidigten Sohnes hörte. Er hob furchtſam das Auge auf ihn. Ee ſah Theänen in den Augen des Sohns. Die Thränen brachen ſein Herz, und zugleich den Schmerz der Verzweiflung. Er ſchluchzte laut. O mein Vater! wiederholte dee Sohn, und drückte ſeine Lippen auf ſeine Hand.

Noch konnte der Unglückliche nichts ſagen. Ee ſuchte ſein Geſicht zu verbergen. Ich bitte dich, mein Sohn, geh, ſagte die weinende Mutter, du biſt zu bewegt. Er ging. Heer van Rauelle, hob die Mutter an. Ich Unglücklicher! unterbrach Rouelle ſie, hat er mir vergeben? Darf ich ihn Sohn nennen? Es gelang ſeinee Frau, ihn zu beeuhigen. Marton kam; und wie nun der Vatee dem Sohne die Arme entgegen breitete, wie der Sohn an die väterliche Bruſt ſank, da drang die ſanftere Reue und die Tugend gewaltig in das Herz des Vaters. Er wünſchte ſterben zu konnen für ſeinen Sohn. Ihre Thränen miſchten ſich, und des Vaters Verbeechen waren vergeſſen.

Welche rührenden Augenblicke, da ſeine Frau ihm erzählte, wie unglücklich ihr Sohn durch den Tod ſeiner Luiſe geworden ſei, wie er gekämpft habe, ſeinen Vater nicht zu haſſen, wie er mitten in den Schmerzen geſonnen habe, ihn zu entſchuldigen! Es war dein Sahn, Rouelle; wie konnte er dich haſſen? Wir lebten nun hier in Paris von dem Reſte meines Vermögens und von unſerer Hände Arbeit, ärmlich, beſcheiden. — Ach, rief der Vater: die Grauſamen! Warum wendetet Ihr Euch nicht an mich? Zweifelt ihr, daß ich — ach, ich Unglücklicher, mußtet Ihr nicht an mie verzweifeln?

Nein, wir zweifelten an Deiner Hülſe nicht; wie wußten, daß die ſchreckliche Begebenheit Dich und Deine Grundſätze erſchüttert hatte; abee dein Sahn, ee wollte Dir den Anblick des Menſchen erſparen, den du ſa unglücklich gemacht hatteſt. Endlich erfuhren wie durch die öffentlichen Blättee Deine Gefahr, den Haß, mit dem die Tyrannen dich verfolgten. Dein Sohn zitterte füe dich. Er entſchlaß ſich, dich zu retten. Er glaubte, Du würdeſt in Deinem Hauſe, bei Deinem Sohne verborgen leben. Ronelle ſeufzte. Die Mutter fuhr fort. Er hielt dieſen Aufenthalt nicht für ſicher genug. Er überwand ſeine Bedenklichkeiten, ſich voe Dir ſehen zu laſſen. Er ging einen Abend, um Dich abzuholen, und Gatt ſei Dank! er hatte das Glück, Dich zu retten.

Rouelle lebte ein Jahr lang in dee Hütte ſeines Sohnes. Die Arbeit deſſelben ernährte ihn. Hier erſt leente Ronelle empfinden, welch ein Glück es iſt, zu lieben und geliebt zu werden, daß es die höchſte Wonne des Menſchen iſt, für Andere zu denken, zu wirken, zu entbehren, aufzuopfeen! Wie glücklich fühlte er ſich, wenn er einen Genuß aufopfern konnte, um ſeinem Sohne und ſeiner Frau eine Stunde Arbeit zu erſparen!

Digitized by Google

Hier erſt lernte er, daß die Tugend das Glück, die Beſtimmung des Menſchen ſei, nicht der Genuß.

Endlich fiel das Ungeheuer, das Frankreich mit Blut und Leichen bedeckte, unter dem Schwerdte der Rache. Rouelle kam, auf die Verſicherungen einiger bedeutender Männer, daß er ſicher ſein würde, wieder zum Vorſchein. Sein Prozeß fiel glücklich aus. Er bewies, daß er immer in Paris geweſen war, und ſo ſollte er ſein Vermögen wieder in Beſitz nehmen. Sein zweiter Sohn allein war damit nicht zufrieden. Er klagte ſeinen Vater an, daß er wirklich emigrirt geweſen ſei. O Gott, rief der unglückliche Vater, wie er die Anklage las, das ſind die Folgen meiner Grundſätze. Der Sohn, dem ich wohlthat, verfolgt mich! und — der, den ich unglücklich machte, rettet mich. Er ſank an den Buſen ſeines edlen Sohns. Der Prozeß war bald entſchieden. Rouelle erhielt ſein Vermögen. Er ſah ſeinen zweiten Sohn. Er gab ihm die Hälfte ſeines Vermögens. O Unglücklicher, ſagte er, ihn an ſeine Bruſt drückend, könnte ich dir die abſcheulichen Grundſätze nehmen, die ich dir beigebracht habe, mit Freuden wollte ich arm ſein!

Johann Aloys Martyni-Laguna

ward am 20. Januar 1755 zu Zwickau geboren, ſtudirte, nachdem er daſelbſt die gewöhnliche Vorbildung erhalten hatte, ſchöne Wiſſenſchaften zu Leipzig, und wurde hier Profeſſor derſelben. Später zog er ſich vom Staatsdienſte zurück und lebte als Privatmann theils in Zwickau ſelbſt, theils auf ſeinem nahe dabei gelegenen Gute an der Bölau, wo er am 19. April 1824 ſtarb.

Er verfaßte:

Falk's Reiſe in Rußland. Berlin 1794.
Epiſtel an Riguet. Dresden 1810.
Die Erziehung des Achilles. Ebendaſ. 1811.
Auffahrt und Rettung von Minna Reichardt. Ebendaſ. 1811.
Wingolf. Ebendaſ. 1811, gr. 4.
Vier Briefe über Bötticher's literariſche Zeichnung Reinhard's. Ebendaſ. 1814.
Hinc illae lacrimae, oder Schuld und Unſchuld. Zwickau, 1818, 8.
Geiſtliche Lieder und Oden. Leipzig 1825, gr. 12.

Ein eigenthümlicher Charakter erwarb ſich Martyni-Laguna Ruf als Theolog, Philolog und Dichter, zeichnete ſich jedoch in ſeinen Schriften keineswegs ſo vortheilhaft aus, als er es hätte thun können, wenn er ernſtlich gewollt hätte, und lieferte nur wirklich Bedeutendes in ſeinen geiſtlichen Liedern.

Johann Heinrich Lambert,

der Sohn eines armen Schneiders zu Mühlhauſen im Sundgau, ward daſelbſt am 29. Auguſt 1728 geboren, und erwarb ſich unter den kümmerlichſten Verhältniſſen einige gelehrte Bildung, in Folge deren und durch Empfehlung Iſelin's es ihm glückte, Hofmeiſter bei dem Präſidenten von Salis zu werden. Durch die Benutzung der Bibliothek deſſen füllte er die Lücken ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens aus, entwickelte beſonders ſein mathematiſches Genie, und begleitete 1756 ſeine Zöglinge auf die Univerſität nach Göttingen, 1757 nach Utrecht, und im folgenden Jahre nach Frankreich und Italien, von wo er als Correſpondent der göttinger Societät der Wiſſenſchaften über Turin nach Chur zurückkehrte. Nach kurzem Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt, ſo wie zu Augsburg, München, Erlangen und Leipzig, kam er 1764 nach Berlin, wo er zum Oberbaurath und Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt wurde. Hier ſtarb er am 25. September 1777. Er hinterließ den Ruf eines ausnehmend fleißigen und tüchtigen Mathematikers und Denkers, ſo wie eines höchſt wohlthätigen und friedlichen Bürgers.

Von ihm erſchienen:

Kosmologiſche Briefe. Augsburg 1761.
Neues Organon. Berlin 1764, 2 Bde.
Anlage zur Architektonik. Riga 1771, 2 Bde.
Logiſche und philoſophiſche Abhandlungen. Herausgegeben von J. Bernoulli. Deſſau 1782, 1. Bd.

Abgeſehen von ſeinen vortrefflichen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, verdient dieſer ausgezeichnete Denker noch beſonderes Lob dafür, daß er einer der Erſten war, welche einen beſſeren, wenn auch noch keineswegs vollendeten didaktiſchen Styl in die deutſche Literatur einführten.

Jakob Friedrich Lamprecht

ward 1707 zu Hamburg geboren, ſtudirte daſelbſt und zu Leipzig die Philoſophie und die Rechte, und lebte dann als Redacteur einer Wochenſchrift in ſeiner Vaterſtadt, bis er 1740 nach Berlin zog. Hier wurde er 1742 zum geheimen Secretär im Departement des Auswärtigen, und 1744 zum Mitglied der daſigen Akademie der Wiſſenſchaften ernannt. Er ſtarb daſelbſt am 8. December 1744.

Er gab heraus:

Der Menſchenfreund. Hamburg 1739.
Der Weltbürger. Berlin 1740 ff.
Lebensbeſchreibung des Baron Leibnitz. Ebendaſ. 1740.
Die Tänzerinnen. Scherzhaftes Gedicht. Berlin 1741.
Die Nachtigall. Scherzhaftes Gedicht. Ebendaſ. 1744.

Ein gebildeter und geſchmackvoller Mann, zeigte L. ein für ſeine Zeit nicht gewöhnliches Talent zu komiſcher Poeſie.

Herr Konrad Schenk von Landeck, ſ. Minneſinger.

Karl Heinrich von Lang,

der Sohn eines Landpredigers, ward am 7. Juli 1764 zu Balgheim im Fürſtenthume Oettingen-Wallerſtein geboren und ſtudirte früh mit Vorliebe Geſchichte und Diplomatie, was er auch während ſeines Aufenthaltes auf den Univer-

ſitäten Altorf und Göttingen fortſetzte. Er wurde dann Hofſecretär zu Wallerſtein, und erhielt ſpäter unter dem Titel eines hardenbergiſchen Archivars den Auftrag, das Familienarchiv dieſes Fürſten zu ordnen, nach deſſen Vollendung er 1795 als geheimer Archivar nach Baireuth kam. Während des raſtadter Congreſſes wurde er Legationsſecretär bei der daſigen preußiſchen Geſandtſchaft, 1799 Kriegs- und Domänenrath zu Ansbach, und 1806 baierſcher Kanzlei- und Kreisdirector daſelbſt. Nachdem er 1810 das Directorium des Reichsarchivs zu München erhalten hatte, und als Miniſterialreferent in Archivſachen und Vorſtand des Reichsheroldsamtes manche Unannehmlichkeit eine Zeitlang ertragen hatte, ging er aus Verdruß hierüber 1815 als Kreisdirector nach Ansbach zurück, und trat 1817 gänzlich aus dem Staatsdienſte. Seitdem lebte er als penſionirter Reichsarchivar und Ritter des Civilverdienſtordens auf ſeinem Gute bei Ansbach ſeinen literariſchen Beſchäftigungen. Er ſtarb daſelbſt am 26. März 1835, nachdem er vorher noch mit dem Titel eines geheimen Rathes war beehrt worden.

Er machte ſich literariſch bekannt durch:

1) Prüfung des vermeintlichen Alters der deutſchen Landſtände. Göttingen 1796.
2) Neuere Geſchichte des Fürſtenthums Baireuth. Göttingen 1798 — 1811, 3 Thle.
3) Annalen des Fürſtenthums Ansbach von 1792 bis 1806. Frankfurt 1806.
4) Hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Beſchreibung des Rezatkreiſes. Nürnberg 1809, 1810, 2 Hefte, 4.
5) Bemerkungen zu Zſchokke's baieriſchen Geſchichten. 1813, 4.
6) Der Miniſter von Montgelas. 1814.
7) Adelsbuch des Königreichs Baiern. München 1816; 2. Aufl. 1820.
8) Baieriſche Jahrbücher von 1179 — 1294. Augsburg 1816; 2. Aufl. 1824.
9) Merkwürdige Reiſe über Erlangen, Dresden, Kaſſel und Fulda nach Hamelburg. München, Ansbach und Nürnberg 1818 — 1833, 1. bis 11. Fahrt, 8.
10) Hamelburger Reiſe. 3. Fahrt. 2. Aufl. München 1818.
11) Hamelburger Converſationslexikon. 2. Aufl. Hamelburg 1819, 8.
12) Geſchichte der Jeſuiten in Baiern. Nürnberg 1819.
13) Neueſte Nachrichten aus den Landen Großgeſcheid und Kleingeſcheid. Ansbach 1821.
14) Meine harten Schickſale im Kautzenland 3. verb. Aufl. München 1822.
15) Meine Verwaltung in Rengeſcheid. Ansbach 1822.
16) Mein Aufenthalt am Hofe des Freiſchützenfürſten Ottokar. Ebendaſ. 1822.
17) Meine Schickſale als Karthäuſer im Kloſter Grünau. Ebendaſ. 1824.
18) Meine Begebenheiten am Hofe des Fürſten Ypſilanti in Griechenland. Ebendaſ. 1826.
19) Skizzen aus dem Leben des Herrn Elias Springer Jun. ꝛc. Nürnberg 1828.
20) Meine Gefangenſchaft und Sklaverei in Algier. Ebendaſ. 1830.
21) Baierns Gauen nach den 3 Volksſtämmen der Alemannen, Franken und Bojaren. Ebendaſ. 1830.
22) Baierns alte Grafſchaften. Ebendaſ. 1831, 4.
23) Meine Abentheuer in der Luft. Ebendaſ. 1833.

Von dieſen bilden die Nummern 10. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 23. jede ein beſonderes Heft von Nro. 9. unter dem Titel: Fortgeſetzte Reiſe nach H.

In Latein:

Res gestae Bavaricae. München 1822, 4.

Als Hiſtoriker erwarb ſich v. Lang einen ſehr geachteten Namen durch ſeine Forſchungen auf dieſem Gebiet, vorzüglich aber durch ſeine Geſchichte des Fürſtenthumes Baireuth, eine der geiſtreichſten Arbeiten dieſer Gattung, welche die deutſche Literatur aufzuweiſen hat. Seine humoriſtiſchen Schilderungen, in welchen er eben ſo freiſinnig, wie treffend und witzig die Thorheiten und Verirrungen unſerer Zeit verſpottete, und anſtatt in Zorn darüber auszubrechen, ſie verlachte und mit ſcharfer ſarkaſtiſcher Lauge begoß, erhielten zu ihrer Zeit großen und gerechten Beifall, und werden, obwohl manche Anſpielung in denſelben ſich bereits überlebt hat, noch immer gern geleſen.

Friedrich Karl Lang

ward am 27. October 1766 zu Heilbronn geboren, erhielt nach vollendeten juriſtiſchen Studien in ſeiner Vaterſtadt die Aemter eines Kanzleiadvocaten und Archivalacceſſiſten des Kraichgaues, 1795 eines Secretärs, 1796 Stadtgerichtsaſſeſſors und 1797 die eines Senators. Durch einen unglücklichen Bankerott wurde er aber 1798 zur Flucht nach Altona genöthigt, ging 1808 von hier nach Dresden, 1810 nach Tharand, und gründete als Dr. philosophiae im Jahre 1816 in der Nähe von Dresden die Erziehungsanſtalt Wackerbartsruhe, wo er am 17. Mai 1822 ſtarb.

Er ließ erſcheinen:

Ulrich von Hutten, in 3 Geſängen. Erlangen 1787.
Gedichte. Ebendaſ. 1787.
Erholungen. Frankfurt 1791, 2 Bde.
Hiſtoriſcher Almanach. Ebendaſ. 1792 — 94.
Kleine Bibliothek für junge Deutſche. Ebendaſ. 1793 — 97, 8 Thle.
Menſchenwerth und Menſchenglück. Altona 1799.
Die Kolonie an der Donau. Ebendaſ. 1799.
Tempel der Natur und Kunſt. Leipzig 1802, 2 Bde.
Marienthals Rebenlaube. Ebendaſ. 1803, 2 Bde.
Sommerblumen. Ebendaſ. 1803.
Die Haushaltung der Menſchen unter allen Himmelsſtrichen. Ebendaſ. 1805, 8 Thle.
Alfania. Ebendaſ. 1806.
Kindertreue u. ſ. w. Ebendaſ. 1806.
Die Nationen der Vorzeit. Ebendaſ. 1808, 2 Thle.
Wanderungen in die Tempelhallen der Natur. Ebendaſ. 1808, 2 Bde.
Muhme Freundlich. Ebendaſ. 1809.
Welt- und Wundermagazin. Ebendaſ 1809 — 11, 3 Thle.
Raritätenbüreau. Chemnitz 1810, 1811, 16 Bde.
Gallerie kleiner Fabeln und Erzählungen. Dresden 1812.
Neue Bildergallerie. Berlin 1812, 15 Bde.

L's Romane und Poeſieen erheben ſich nicht über die Mittelmäßigkeit, obwohl ſie in gefälliger Weiſe vorgetragen ſind; deſto größeren Werth haben dagegen ſeine Schriften für die Jugend, da er in denſelben nicht allein das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, ſondern auch den allein angemeſſenen Ton meiſterhaft zu treffen wußte, ſo daß ſie von erfahrenen Pädagogen noch immer vorzugsweiſe dem kleinen Publikum, für das ſie beſtimmt ſind, empfohlen werden.

Digitized by Google

Emil Chriſtian Gottlob Langbecker.

Von den Lebensumſtänden dieſes Schriftſtellers iſt nur bekannt, daß er gegen Anfang des jetzigen Jahrhunderts im Königreich Preußen geboren wurde, und nach vollendeten philoſophiſchen Studien als Dr. der Philoſophie und Privatgelehrter ſich in Berlin niederließ.

Die literariſche Welt kennt ihn durch:

Gedichte. Berlin 1824, 8.

Gedichte. 2. Sammlung. Ebendaſ. 1829, 8.

Das deutſche evangeliſche Kirchenlied. Ebendaſ. 1830, gr. 8.

Als geiſtlicher Liederdichter zeichnet ſich L. ganz vorzüglich durch innige Frömmigkeit, Wärme, Klarheit und Gedankenreichthum in ſehr gefälliger Form aus, und ſeine religiöſen Geſänge gehören zu den beſten Erzeugniſſen neuerer Zeit.

Auguſt Friedrich Ernſt Langbein,

Sohn des ſächſiſchen Juſtizamtmanns L. zu Radeberg bei Dresden, ward daſelbſt am 6. September 1757 geboren und ſeit 1772 auf der Fürſtenſchule zu Meißen wiſſenſchaftlich gebildet. Um die Rechte zu ſtudiren, bezog er 1777 die Univerſität Leipzig und wurde 1781 zuerſt als Actuarius bei dem Juſtizamte Großenhain angeſtellt, ging aber von hier 1785 als Sachwalter nach Dresden und wurde 1786 daſelbſt geheimer Archivskanzelliſt. Aus Verdruß über ſeinen vergeblichen Wunſch nach Beförderung, ließ er jedoch 1800 als Privatgelehrter ſich in Berlin nieder, wo er 1820 das Amt eines Cenſors ſchönwiſſenſchaftlicher Schriften erhielt, welches er auch bis zu ſeinem am 2. Januar 1835 erfolgten Tode ebenſo gewiſſenhaft wie mild verwaltete.

Seine Werke ſind:

Sämmtliche Schriften. Vollſtändige, vom Verfaſſer ſelbſt beſorgte, verbeſſerte und vermehrte Originalausgabe letzter Hand. Stuttgart 1835—1836, 30 Bde., 16., mit 31 Stahlſtichen.

Einzeln:

Gedichte. Leipzig 1788; 3. Aufl. 1820, 2 Thle., 8., mit Kupf.
Zwei Luſtſpiele. Ebendaſ. 1788, 8.
Schwänke. Dresden 1791—92, 2 Bde.; 3. verb. Aufl. Berlin 1816, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Miſcellen. Ebendaſ. 1793.
Feierabende. Ebendaſ. 1793—95, 3 Bde., 8.
Neue Schwänke. Ebendaſ. 1799.
Talisman gegen die Langeweile. Berlin 1801—1802, 3 Bde., 8., mit Kupf.
Romantiſche Copien. Leipzig 1802.
Der graue König. Novantiker Roman. Berlin 1803, 8., mit 1 Kupf.
Novellen. Nach Ségur's: La femme. Ebendaſ. 1804; neue Ausg. 1812, 8., mit Kupf.
Neue Schriften. Ebendaſ. 1804, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Die Schule der Eleganz. Poſſe. Ebendaſ. 1805, 8., mit Kupf.
Der Ritter der Wahrheit. Ebendaſ. 1805, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Thomas Kellerwurm. Roman. Ebendaſ. 1806, 8., mit Kupf.
Zeitſchwingen. Ebendaſ. 1807, 8., mit Kupf.
Franz und Roſalie. Roman. Ebendaſ. 1808, 8., mit Kupf.
Der Sonderling und ſeine Söhne. Roman. Ebendaſ. 1809, 8., mit Kupf.
Der Bräutigam ohne Braut. Roman. Ebendaſ. 1810, 8., mit Kupf.
Neuere Gedichte. Tübingen 1812—23, 2 Bde., gr. 8.
Kleine Romane und Erzählungen. Berlin 1812—14, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Jocus. Ebendaſ. 1813, 12., mit Titelkupf.
Die Kleinſtädter und der Fremdling. Roman. Ebendaſ. 1814, 8.; auch unter dem Titel: Kleine Romane, 2. Bd., mit Kupf.
Unterhaltung für müſſige Stunden. Ebendaſ. 1815, 8., mit Kupf.
Liederkranz. Ebendaſ. 1820, 8., mit 19 Vign.; neue Ausg. Ebendaſ. 1830, 8.
Magiſter Zimbels Brautfahrt. Ebendaſ. 1820, 8., mit Kupf.
Mährchen und Erzählungen. Ebendaſ. 1821, 8., mit Kupf.
Ganymeda. Ebendaſ. 1823, 2 Bde.; neue Aufl. 1830.
Jocus und Phantaſus. Ebendaſ. 1824, 8., mit Kupf.
Vacuna. Ebendaſ. 1826.
Herbſtroſen. Ebendaſ. 1829, 8.

Langbein's Talent bewegt ſich eigentlich nur in einer ſehr beſchränkten Sphäre und begnügt ſich damit, das Leben von ſeiner komiſchen Seite zu allgemeiner Ergötzlichkeit aufzufaſſen und darzuſtellen, wobei es jedoch zu oberflächlich und einſeitig verfährt, und ſelbſt die Lehren einer ſehr laxen Moral oder gar laſcive Schilderungen nicht verſchmäht, um ſich das Wohlgefallen des Leſers zu erwerben. Gering iſt es jedoch keineswegs zu nennen und würde bei tieſerem Eindringen und ernſterem Streben Bleibendes geleiſtet haben, da es die Gegenſtände mit Geſchick und Gewandtheit zu behandeln und ſeinen Darſtellungen den Charakter wirklicher Naivetät und behaglicher Gutmüthigkeit zu verleihen weiß. — Ein Zug des echteſten Wohlwollens geht durch ſämmtliche Schriften Langbein's hindurch und zwingt den Leſer, den Menſchen in ihm lieb zu gewinnen, wenn er ſich gleich veranlaßt ſieht, den Schriftſteller ſtreng zu tadeln. — Am glücklichſten iſt dieſer Dichter in der komiſchen Ballade und kleineren poetiſchen wie proſaiſchen Erzählung; will er ſich jedoch darüber hinausbewegen, ſo wird ſein Witz ſtumpf, ſeine Charakterſchilderung flach und ſeine Darſtellungsweiſe ärmlich und alltäglich. —

Gedichte von A. F. E. Langbein.

Richard Löwenherz und Blondel.

Held Richard, Löwenherz genannt,
Saß auf der Britten Throne.
Nie trug ein Fürſt in Engelland
Mit höherm Ruhm die Krone.
Bei ſeinem Namen ſtieg das Haar
Vor Schrecken dem, deß Feind er war.

Doch nur gezwungen, nicht mit Luſt,
Ging er zum Kampfgewühle;
Denn es bewohnten ſeine Bruſt
Die zarteſten Gefühle,
Womit er oft zu Harfenklang
Der Liebe Schmerz und Wonne ſang.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunſt verſtanden;
Drum viele Ruhm und Ehrenſold
An ſeinem Hofe fanden.
Ich nenne nicht ihr ganzes Chor;
Nur Blondeln ruft mein Lied hervor.

Der war des braven Königs Freund,
Und ſelbſt ein braver Degen.
Der Heuchelei und Ränke Feind,
Die gern am Thron ſich regen,
Stand er ſo treu, wie Felſen ſtehn.
So werdet ihr ihn handeln ſehn!

Digitized by Google

Stets um den König, den ſo ſehr
Die Noth der Chriſten rührte,
Daß er, zu ihrem Schutz, ein Heer
Nach Paläſtina führte,
Begleitet' er des Helden Gang
Mit Staunen und mit Lobgeſang.

Der Sieg hielt Richards Fahnen werth.
Die Räuberſchaar der Türken
Verſcheuchte bald ſein Flammenſchwert
Aus heiligen Bezirken.
Er kämpfte, ſtark durch Liebesgluth,
Mit Löwenkraft und Löwenmuth.

Denn ihm ſchuf hier ein Paradies
Die Gräfin Margarithe
Von Hennegau. Ein Weib, ſo ſüß
Und ſchön, wie Roſenblüthe.
Sie herrſchte ganz in ſeinem Sinn,
War ſeines Liedes Königin.

Nur zu geſchwind floh ihn ſein Glück!
Bald ſcholl vom Themſenſtrande
Der Angſtruf: „König, fleuch zurück'
Empörung tobt im Lande,
Und Philipps raſches Kriegesheer
Umſtürmt dein Erdreich, wie ein Meer!"

Die Botſchaft ſetzt ihm Flügel an.
Gerüſtet in drei Tagen,
Durchſchnitt ſein Schiff den Ocean,
Nach England ihn zu tragen.
Mild war die Luft und freundlich blies
Der Wind, als er vom Lande ſtieß.

Urplötzlich ſchwärzt Gewitternacht
Den blauen Himmelsbogen,
Rings flammt der Blitz, der Donner kracht
Ins Wuthgeheul der Wogen;
Und das Geſchwader auf der See
Zerſtreut der Sturm, wie Flocken Schnee.

Hier kam ein Schiff in ſichern Port;
An ſchroffen Felſenkappen
Zerſtieß ein anderes ſich dort
Die ungeheuern Rippen.
O Blondel! Blondel! Ach, wohin,
Erzürntes Schickſal, warfſt du ihn?

Der Sturm verſchlug ſein Fahrzeug fern
An Welſchlands heitre Küſte;
Doch er, getrennt von ſeinem Herrn,
Sah hier nur eine Wüſte.
Er rief: „O Richard, o mein Held,
Ich ſuche dich am Ziel der Welt!"

Und ſtracks und emſig zog er fort,
Mit ſeinem Harfenſpiele.
Er zog ein Jahr von Ort zu Ort,
Bei Regen, Froſt und Schwüle,
Ihm winkte manches Hoffnungslicht;
Doch den Geſuchten fand er nicht.

Einſt macht' ein Thurm in Oeſterreich
Des Pilgers Neugier rege.
Ihm ward ſo weh, ihm ward ſo weich,
Sein Herz that laute Schläge.
Schon tauchte ſich der Tag ins Meer,
Und keine Hütte lag umher.

Doch eine unſichtbare Macht
Ließ ihn vom Thurm nicht wanken.
Er harrte bis um Mitternacht
In quälenden Gedanken.
Jetzt kam ein Wandrer: „Sagt mir, Freund!"
Rief Blondel, „wer hier lebt und weint."

Der Wandrer ſprach: „Seit Jahresfriſt
Sitzt Einer da gefangen;
Doch wahre Kundſchaft, wer es iſt,
Konnt' ich noch nicht erlangen.
Man ſagt, es ſei ein großer Mann,
Der unſerm Herzog Unheil ſpann."

Ha! dachte Blondel: Leopold
Hat im gelobten Lande
Mit meinem König hart gegrollt! —
Hat er vielleicht, der Schande
Nicht achtend, wie ein feiger Knecht,
Am Waffenloſen ſich gerächt? —

Und ſchnell entworfen war ſein Plan:
Er ſtimmte ſanft die Weiſe
Von einem Liebesliedchen an,
Das, zu der Gräfin Preiſe,
Einſt Richard dichtete, und ſang
Dann ſelbſt das Lied bei Harfenklang:

„Es tobt' in mir des Fiebers Brand,
Sengt' alle Lebensbande,
Schon reichte mir der Tod die Hand
Vom düſtern Schattenlande:
Da kam mein Lied mit holdem Blick,
Und Tod und Fieber wich zurück.

Ich kämpft' im Mordgewühl der Schlacht;
Schier ſank mein Arm, als Stangen
Und Schwerter auf mich ein mit Macht,
Wie Gottes Hagel drangen:
Doch meine Holde rief ich an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan." —

Tief ſchweigend horcht' er nun empor,
Und hört aus fernen Hallen
Des ſchauervollen Thurms hervor
Bald eine Stimme ſchallen,
Die mit gepreßtem, dumpfen Klang
Das Liebeslied zu Ende ſang:

„Laßt meiner Feinde Feldgeſchrei,
Wie Donner mich umbrüllen!
Laßt mir des Schickſals Hand aufs neu
Den Todesbecher füllen!
Wenn Erd' und Himmel um mich bricht,
Im Arm der Liebe zag' ich nicht."

Wie ward dem Lauſcher wohl dabei!
Er zweifelte nun wenig,
Der arme Thurmgefangne ſei
Kein Andrer, als ſein König.
Nur, weil ſich Irrthum denken ließ,
Sang er noch aus dem Stegreif dieß:

„Die feige Rachgier lag im Hain,
Dem Löwen aufzulauern;
Sie fing ihn liſtig, ſchloß ihn ein
In finſtre Kerkermauern:
Doch Treue leitet Blondels Lauf.
Bald, Löwe, ſpringt dein Kerker auf!"

Hoch auf den Zehn lauſcht' er empor,
Und lauſchte nicht vergebens.
Es wallte lieblich durch ſein Ohr
Ein neuer Strom des Lebens,
Als wiederum die Stimm' erklang,
Und muthiger als vorher ſang:

„O wäre Margot nur bei mir,
Die Rachgier möchte wüthen!
In Gottes Himmel wohnt' ich hier,
Wo Molch' und Schlangen brüten:
Denn dieſes holde, ſüße Weib
Erquickt und ſtärket Seel' und Leib."

Kaum hörte noch den letzten Ton
Der Harfner ſanft verklingen,
Da ſprach er allen Leiden Hohn,
Die ihn bisher umfingen.
Er ſchied vom Thurm mit naſſem Blick,
Und eilt' ins Vaterland zurück.

In London, welch ein Jubelſchall,
Als er die Kund' erzählte,
Die Aller Herzen auf einmal
Mit neuem Muthe ſtählte!
Der Kern der Ritter flog ſogleich
Mit Blondeln hin nach Oeſterreich.

Hart, wie ein Fels, blieb Leopold,
Obſchon ſie Fehde drohten.
Nicht eher, bis ſie Gold auf Gold

Zum Löſegelde boten,
Gelang es, daß ſein Starrſinn brach,
Und er das Wort der Freiheit ſprach.

Die Britten eilen jetzt zum Thurm,
Wo Richards Seufzer hallen.
Sie laufen ſchier vor Sehnſucht Sturm,
Bis Schloß und Riegel fallen.
Der König tritt entſtellt heraus,
Blickt um ſich her und ruft dann aus:

„Heil mir, daß ich in friſcher Luſt
Euch, Freunde, wieder ſehe,
Und aus der dumpfen Kerkergruft,
Neu lebend, auferſtehe!
Habt Alle Dank, die aus der Nacht
Mich an das Sonnenlicht gebracht!

Von Seelenpein und Leibesnoth
War ich dieß Jahr umſponnen.
Ich hatte kaum dem Fluthentod
Mein Leben abgewonnen,
Da legt' ich Schwert und Harniſch ab,
Nahm Pilgerkleid und Wanderſtab.

So wähnt' ich von Gefahr mich frei;
Bald aber, bald entdeckte
Luchsäugige Verrätherei,
Wer in der Kutte ſteckte.
Hoch freute drob der Herzog ſich,
Und ſeine Söldner fingen mich.

Einſt weckt' ich ſeinen Tigerſinn
Durch eine bittre Rede.
Wie taub und ſtumm, nahm er ſie hin,
Zu feig zur Ritterfehde.
Er floh' aus Scham der Chriſten Heer,
Und rächte nun ſich ſpät, doch ſchwer.

In dieß Verließ, drei Schritte lang,
Wohin kein Lichtſtrahl irrte,
Und nie ein Laut des Lebens drang,
Als wenn die Eule ſchwirrte,
In dieſe Werkſtatt für den Tod
Verdammte mich ſein Zorngebot.

Schon flohen Muth und Hoffnung mich
Auf der Verzweiflung Schwingen;
Da hört' ich, guter Blondel, dich
Zu deiner Harfe ſingen.
Ich glaubt' im erſten Freudenſturm,
Dein Geiſt umwalle meinen Thurm.

Wohl mir, du lebſt! Komm an mein Herz,
Du Treuer ohne Gleichen!
So feſt vereint in Freud' und Schmerz,
Laß uns dereinſt erbleichen! —
Doch hier brennt unter mir der Sand,
Fort ins geliebte Vaterland!"

Eginhard und Emma.

Thatenlob erhabner Seelen
Iſt des Sängers höchſte Luſt.
Sie entflammt auch meine Bruſt,
Eine brave That zu wählen,
Und ſie jetzt euch zu erzählen.
Hört, die ihr durch Unbedacht
Uebel oft nur ärger macht!

Eginhard, geheimer Schreiber
Karls des Großen, galt durchs Land
Für des Kaiſers rechte Hand,
Aber auch, im Kreis der Weiber,
Als ein holder Herzensräuber.
Selbſt die Tochter ſeines Herrn
Sah den ſchönen Jüngling gern.

Ahnend ihre Neigung, blickte
Eginhard mit trunknem Sinn
Nach der zarten Emma hin,
Deren Liebreiz ihn entzückte;
Seine Flammen unterdrückte
Nur die Furcht vor Mißgeſchick
Durch des Neides Falkenblick.

Aber unbezwinglich flogen
Sie in einer Winternacht
Hoch empor mit Rieſenmacht;
Und, gleichwie vom Sturm und Wogen
Ohne Rettung fortgezogen,
Eilt' er hin, wo Emma ſchlief,
Klopfte ſchüchtern an und rief:

„Habt die Huld, mir aufzuſchließen,
Euer Vater ſendet mich!" —
Sie that auf; da warf er ſich,
Bleich und bebend, ihr zu Füßen:
„Laßt durch Qual und Tod mich büßen,
Nur verzeiht, daß Liebesdrang
Mich zu einer Lüge zwang!"

Zürnend ſprach ſie: „Heißt das bieder?"—
Doch des Herzens Ungeſtüm
Stürzte zwiſchen ihr und ihm
Alle Scheidewände nieder.
Emma lächelte nun wieder,
Und ſie ſchwelgten, Kuß auf Kuß,
In der Liebe Vollgenuß.

Jetzt verkündigten die Glocken
Und der erſte Hahnenſchrei,
Daß der Tag nicht fern mehr ſei.
Heim gehn wollt' auf leiſen Socken
Der Beglückte; doch, erſchrocken,
Stand er, wie verſteinert, da,
Als er Schnee gefallen ſah.

„Weh mir!" rief er aus: „Es ſtreitet
Gegen mich des Schickſals Fluch!
Sieh, er hat ein Flockentuch
Ueber meinen Weg gebreitet,
Das, wenn es mein Fuß beſchreitet,
Meinen Gang in dieſer Nacht
Jedem Auge ſichtbar macht!" —

Emma hatte Muth, zu ſagen:
„Was du Schickung nennſt, iſt nur
Eine Laune der Natur.
Fürchte nichts! Ich will es wagen,
Durch den Schloßhof dich zu tragen,
Daß man nicht im weichen Schnee
Eines Mannes Fußtritt ſeh'!" —

Dennoch, gleich erloſchnen Kerzen,
Blieben in des Jünglings Sinn
Muth und Hoffnung todt und hin.
Nur aus Emma's Heldenherzen
Sprühten ſie in muntern Scherzen;
Und, ſo wie ſie gab ihr Wort,
Trug ſie den Geliebten fort.

Aber ach, der Kaiſer wachte! —
Und er ſah mit ſtarrem Blick
Vom Altan dieß Wageſtück,
Das ihn ſchier zum Wahnſinn brachte.
Jeder Schritt der Tochter fachte
Höher ſeines Zornes Gluth,
Und entflammt ihn bis zur Wuth.

Einen Dolch in ſeinen Händen,
Wollt' er, wie zum Raub der Aar
Niederſtürmt, das junge Paar
Raſch ins Land der Schatten ſenden.
Doch, mit Blut ſollt' er nicht enden.
Vaterliebe rang und wand
Ihm den Mordſtahl aus der Hand.

Und er ging, mit matten Schritten,
In ſein innerſtes Gemach,
Sich, zu Ahndung dieſer Schmach,
Himmelsleitung zu erbitten;
Denn in ſeinem Buſen ſtritten
Kaiſerſtolz und Zärtlichkeit
Einen zweifelhaften Streit. —

Heilvoll hatte ſich erhoben
Sein Gemüth zum großen Geiſt,
Der die Wellen ſchweigen heißt
Und der Leidenſchaften Toben:
Wundermild ward ihm von oben,

Digitized by Google

Wie durch Engelſtimmen, Rath
Zu der ſchönſten Edelthat. —

Kämpfend mit des Grames Hyder,
Die in ſeinem Buſen lag,
Ging er bis zum hellen Tag
Still und einſam auf und nieder;
Dann berief er alle Glieder
Seines Rathes vor den Thron,
Und begann mit ernſtem Ton:

„Richtet über ein Verbrechen!
Wie ſoll ich, nach euerm Rath,
Fürſt- und väterlich die That
Eines ſchlimmen Dieners rächen,
Der, verführt von Herzensſchwächen,
Treulos und im Dunkel ſich
Meiner Tochter Gunſt erſchlich?“

Eine tiefe Todtenſtille
Herrſchte durch den weiten Saal,
Nur ein leiſes Seufzen ſtahl
Sich hindurch: wie eine Grille,
Wann die Nacht mit brauner Hülle
Alles deckt, noch einmal zirpt,
Und mit dieſem Seufzer ſtirbt. —

Als der Kaiſer nochmals fragte,
Sprach der Räthe ſtrenge Pflicht:
„Hin mit ihm zum Hochgericht!“
Nur ein edler Graukopf wagte
Kein Entſcheidungswort; er ſagte:
„Unſers Kaiſers Herz allein
Kann und darf hier Richter ſein.“ —

Drauf der Fürſt: „Wohlan! Mir ſchufen
Lieb' und Untreu bittres Leid;
Dennoch walte Menſchlichkeit!“
Eginhard, herbei gerufen,
Nahet ſich des Thrones Stufen;
Schritt und Auge beichten Schuld,
Doch der Kaiſer ſpricht mit Huld:

„Thätigkeit und gute Sitten
Schmücken deinen Lebenslauf;
Darum fordr' ich jetzt dich auf,
Eine Gnade zu erbitten.
Ich will ſelbſt mit halben Schritten
Deinem Wunſch entgegen gehn:
Kann ein Weib dein Glück erhöhn? —

Ha, du ahneſt, was ich meine!
Dein ſonſt feſter, offner Blick
Bebet ſcheu vor mir zurück,
Und dir zittern die Gebeine! —
Kühner Menſch, zum Rabenſteine
Schickte ſtracks dich ein Tyrann,
Aber mir — ſei Tochtermann!“

Alle ſtanden, wie verſchlagen
An ein unbekanntes Land.
Was des Jünglings Herz empfand,
Euch zu ſingen und zu ſagen,
Mögen andre Sänger wagen,
Jedes Wort davon verbeut
Mir die Unausſprechlichkeit. —

Raſch, mein Lied, zum frohen Ende!
Wie ein Röschen ohne Stab
Sah die Braut zur Erd hinab,
Als der Kaiſer Händ' in Hände
Fügt' und ſprach: „Der Rang der Stände
Iſt nur Menſchenwerk und Brauch;
Doch die Lieb' iſt Gottes Hauch.“

Lob des Schweigens.

Luft, ach Luft, daß ich nicht unterliege!
Duns, der Schwätzer, ſchwatzt mich matt und krank,
Bald vom lieben Wetter, bald vom Kriege,
Bald von Weiber- und Gelehrten-Zank.

Schweigen, du des Chaos Zwillingsſchweſter,
Komm, und hemme ſeiner Zunge Lauf!
Ha! du winkſt, und mit: Ade, mein Beſter!
Hebt er meines Ohrs Belag'rung auf.

Dankbar will ich dich dafür erheben,
Will beſingen, was man oft vergißt,
Wie du Tag für Tag im Erdenleben
Vieler Menſchen treuer Schutzgeiſt biſt.

Träge Dummheit, die den Mund verſiegelt,
Weil ihm blanker Unſinn ſonſt entfährt,
Wird, von dir beſchirmet und umflügelt,
Weit und breit als Denkerin verehrt.

Mancher Schelm, vor dem ſich Tauſend bücken,
Ob ihm gleich Betrug die Taſchen füllt,
Würde längſt den lichten Galgen ſchmücken,
Hätte nicht dein Mantel ihn umhüllt.

Deiner freundſchaftlichen Huth empfehlen
Loſe Dirnen ihren Jungfernkranz,
Und dann ſteht er, wenn auch Blätter fehlen,
Vor der Welt im ſchönſten Blüthenglanz.

Dich gebraucht der Strotzer, der da prahlet,
Und einher mit Stolz des Pfauen tritt,
Oft als baare Münze, und bezahlet
Manchen alten Freundſchaftsdienſt damit. —

Doch genug auf heut von deiner Ehre!
Ich bin ſchon des Ruhmpoſaunens ſatt.
Hat dieß Liedchen dir behagt, ſo höre,
Was dein Sänger noch zu bitten hat!

Willſt du dir die Welt noch mehr verbinden,
O ſo hilf uns, wenn der Seelenhirt,
Welcher liebreich ſeiner Heerde Sünden
Strafen ſoll, zum tollen Eifrer wird!

Hilf, wenn ernſthaft, wie der Sachſenſpiegel
Der Juriſt beim frohen Gaſtmahl ſpricht,
Und der Witzling ſeiner Lippen Siegel,
Uns mit Aberwitz zu quälen, bricht!

Hilf uns, wenn der finſtre Stubenſchwitzer
Ueber Geiſteswerke dumdreiſt lacht,
Und, daß er der glückliche Beſitzer
Eines Schafkopfs iſt, zum Stolz ſich macht!

Kurz, wer hinter des Verſtandes Rücken
Seine Zunge braucht, und macht's zu bunt,
Dem, Patronin, gieb von freien Stücken
Flugs ein Notabene auf den Mund!

Und mir ſelbſt auch, wenn ich ſchneller ſchwatze,
Als die Ueberlegung folgen kann,
Oder ſtumpf und matt die Leier kratze,
Wie ein ſchwacher Alltags-Leiermann.

Doch ſoll deine Warnung Früchte tragen,
Komm mir ja, als Krittler, nicht vermummt!
Denn was braucht man viel darnach zu fragen,
Ob ein Solcher lächelt oder brummt?

Die neue Eva.

Lieber Gott, man muß ſich placken,
Wie ein Laſtthier, auf der Welt,
Klötze ſägen, Stöcke hacken,
Daß der Schweiß zur Erde fällt!
Wir und alle frommen Chriſten
Lebten hoch im Paradies,
Wenn ſich Eva nicht gelüſten
Den verbotnen Apfel ließ.

Lieb' ich, wie die Weiber alle,
Wohl auch Obſt und Näſcherein,
Würd' ich doch im gleichen Falle
Nicht ſo ſchwach, wie Eva, ſein.“ —
Lieſe ſprach, voll Mißbehagen,
Dieß zu Waltern, ihrem Mann;
Doch ein Reicher hört ſie klagen,
Und er redet ſchnell ſie an:

Digitized by Google

„Mutter, prüft euch, eh' ihr ſchmälet!
Ach, verblendet, hättet ihr
Wohl den Irrpfad ſelbſt erwählet!
Mutter, das befürcht' ich ſchier!
Glaubt ihr, ſolch ein Abenteuer
Ritterlicher zu beſtehn,
So werft Säg' und Axt ins Feuer,
Und dann kommt, wir wollen ſehn!“

Sie verſprach, ſich gut zu halten,
Und ſo froh, wie Fiſch' im Bach,
Trippelten die beiden Alten
Nun dem reichen Manne nach.
Dieſer gab das ſchönſte Zimmer
Seines Hauſes ihnen ein.
„Leutchen, ſeht, hier ſoll euch nimmer
Evens Fehltritt merklich ſein.

Täglich ſollt ihr aufgetragen
Sieben Schüſſeln vor euch ſehn,
Sechs genießet mit Behagen,
Aber laßt die letzte ſtehn!
Man wird ſie verdeckt euch bringen;
Zähmt und feſſelt Hand und Blick!
Denn euch flieht auf ſchnellen Schwingen,
Wenn ihr ſie berührt, das Glück!“

In dem neuen Paradieſe
War den Leutchen trefflich wohl;
Doch am achten Tag ſprach Lieſe:
„Faſt werd' ich vor Neugier toll!
Väterchen, gewaltig jucken
Mir die Finger, das Gericht
Unterm Deckel zu begucken;
Väterchen, heh! meinſt du nicht?“ —

„Haſt du, ſchmält' er, ſchon vergeſſen,
Daß du all' dein Glück verlierſt,
Wenn du, Thörin, dieſes Eſſen
Mit dem Finger nur berührſt?
Willſt du dich denn wieder placken,
Wie ein Laſtthier, auf der Welt,
Klötze ſägen, Stöcke hacken,
Daß dein Schweiß zur Erde fällt?“

Aber ſeine gute Lehre
Fand der Gattin Ohren taub;
Denn ſie war ſchon der Megäre,
Neugier, rettungsloſer Raub.
Neugier ſpielte hier die Schlange;
Lieſe hob die Deck' empor,
Und ein Mäuschen, das ſchon lange
Darauf harrte, ſprang hervor.

Welch Geſchrei, welch Händeringen!
Doch dieß konnte nicht zurück
Das entflohne Thierchen bringen,
Und das mit entflohne Glück.
Bald bekam der Hausherr Kunde
Von der Flucht der Prüfungsmaus,
Und er trieb in dieſer Stunde
Seine Gäſte ſpottend aus.

Ach! ſie ſchlichen jetzt, voll Reue,
Durch des Paradieſes Thor,
Um mit Thränen nun aufs Neue
Holz zu ſpalten, wie zuvor.
Walter rieb ſich hinter'n Ohren,
Und ſchalt Lieſen ins Geſicht:
„Tadeln können zwar die Thoren,
Aber klüger handeln nicht!“

An die Redlichkeit.

Die alten Deutſchen waren
Nicht ſchmeidig, wie der Aal;
Doch Löwen in Gefahren,
Und Lämmer beim Pokal.
In ihren Eichenhainen,
Von Argliſt unentweiht,
Schlug hoch ihr Herz an deinen
Altären, Redlichkeit!

Willſt du nun von uns weichen,
Du holdes Himmelskind,
Weil hin die ſtolzen Eichen
Und wir entartet ſind?
In üppigen Gebüſchen
Von Roſen wandeln wir
Doch ach, das Schlangenziſchen
Der Falſchheit ſchreckt uns hier!

O, komm in unſre Landen,
Wo ſie, gar ſchlau verſteckt,
Verſprechen, Treu und Glauben
Mit ihrem Gift befleckt.
Komm, ſetz' in ihre Würde
Die Freundſchaft wieder ein,
Daß wir, des Freundes Bürde
Zu theilen, nimmer ſcheun!

Die Göttin Liebe flehet:
Komm, ſei mein Schirm und Schutz,
Denn Wort' und Eide drehet,
Wie Wachs, der Eigennutz!
Winkt Gold zum Traualtare,
Dann ſchreckt den Jüngling nicht
Des armen Mädchens Bahre,
Dem er die Treue bricht. —

Was iſt der Menſch, deß Seele
Dich, Göttliche, nicht ehrt?
Ein Raubthier, wie die Höhle
Der rauhen Wüſte nährt.
Wer trauet ſeinem Schmeicheln?
Wer ſeinem ſüßen Gruß?
Sein Händedruck iſt Heucheln,
Sein Kuß ein Judaskuß.

Wohl, drei Mal wohl dem Lande,
Wo du dein Reich verjüngſt,
Und roſenweiche Bande
Um Lieb' und Freundſchaft ſchlingſt!
Da lacht der Himmel heiter,
Da ſcherzet Fröhlichkeit;
Denn ſtets iſt dein Begleiter
Der Geiſt der goldnen Zeit.

Hier wallt ein dir Getreuer
Schon in Elyſium,
Und ſchnauben Ungeheuer
Auch rings um ihn herum.
Mit ruhigem Gewiſſen
Verſchlummert er die Nacht,
Die unter Natterbiſſen
Ein Böſewicht durchwacht.

Heiß brennt, wie Gluth der Hölle,
Des Buben Sterbepfühl.
Wie liegt auf dieſer Stelle
Der Redliche ſo kühl!
Dort ſteht, wie man ihn malet,
Der Tod, ein Schreckenbild,
Doch hier von Glanz umſtrahlet,
Ein Engel, hold und mild. —

O Redlichkeit, ich liebte,
So lang' ich athme, dich!
Auf Erden nichts betrübte
So tief, als Falſchheit, mich.
Dir ſei, bis an die Schranken
Der dunkeln Ewigkeit,
In Thaten und Gedanken
Mein Leben ganz geweiht.

Der Bräutigamsſpiegel.

Zur Frühlingszeit beſuchten ſich
Zwei Mädchen auf dem Lande
Und ſprachen fein und züchtiglich
Vom heil'gen Eheſtande.

„Zu dir geſagt! fing Dorchen an:
Das kalte Jungfernleben
Wollt' ich mit Luſt für einen Span
Vom warmen Brautbett geben.

Digitized by Google

Der Dorfſchulmeiſter Haſelſtock
Hat ſich mir angetragen,
Nur will mir nicht ſein ſchwarzer Rock
Und runder Stutz behagen.

Und noch ließ ſich an meiner Thür
Kein andrer Freier blicken.
Der liebe Himmel weiß, ob mir
Es einſt wird beſſer glücken."

Drauf Suschen ſprach: „Das will ich bald,
Du gutes Kind, dir ſagen.
Wir dürfen nur im Tannenwald
Die Wunderquelle fragen.

Soll eine Jungfer nächſtens frei'n,
So kann ſie feſt drauf bauen,
Des künft'gen Gatten Bild, beim Schein
Des Vollmonds, drin zu ſchauen.

Doch, liebes Herz, man darf dabei
Nicht ſprechen und nicht lachen.
Nun, in der Nacht vom erſten Mai
Laß uns die Probe machen!" —

Dieß hörte Haſelſtock, der heiß
Verliebt war, und nicht ſchmollte,
Ob ſeiner Doris Herz von Eis
Gleich gar nicht ſchmelzen wollte.

In Arbeit ward ſein Kopf geſetzt,
Ein Plänchen zu erſinnen.
Kommt Zeit, kommt Rath. Wir folgen jetzt
Den Mondſchein-Pilgerinnen.

Hell war's, wie Tag; das Pärchen da,
Wo ſchon auf einem Aſte
Des Baums, der in die Quelle ſah,
Der ſchwarze Schäfer paßte.

In fünfzig Locken, groß und klein,
War heut ſein Stutz gebogen,
Wo Liebesgötter aus und ein,
Wie Bienenſchwärme, flogen.

So zierlich ſollt' ihn Dorchens Blick
Im Waſſerſpiegel ſchauen,
Und ſie, im Wahn, es ſei Geſchick,
Ihm Hand und Herz vertrauen.

Die Mädchen guckten; er begann
Sich brüſtend vorzubeugen,
Und als ein reizender Galan
Dem Liebchen ſich zu zeigen.

Knacks! brach der Aſt, und ſieh, da ſchwamm
Im naſſen Elemente
Das Schulmonarchlein wunderſam,
Gleich einer ſchwarzen Ente.

Das Mädchenpaar erſchrack und lief,
Weil's an Geſpenſter dachte;
Doch, als der Schwarzrock Hülfe rief,
Blieb's muthig ſtehn und lachte.

Und er entwiſchte glücklich zwar
Dem Reich der Frösch' und Unken,
Allein der Stutz voll Amors war
Verloren und verſunken.

Seitdem erhielt die Quell' im Hain
Nicht mehr Beſuch von Schönen,
So ſehr ſich auch, bald Braut zu ſein,
Noch alle Mädchen ſehnen.

Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeiſters Bakel.

„Ja, ja wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt ihn, doch er blieb dabei,
Daß er die Straße kenne.
O weh, die Nacht iſt ſchauerlich!
Nun, Bakel, rett' er mich und ſich!"

„Hic haeret aqna, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz ſagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis." —

„O wär' doch er und ſein Latein
Beim Styx und ich — im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angſt Geſpötte? —
Doch halt! In jenes Thales Schooß
Winkt uns ein Licht! Gehn wir drauf los?" —

„Cur non, mi Domine? Es muß
Ja wohl ein Menſch dort wohnen.
Der Fürſt mit Schwanz und Pferdefuß
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich ſchier
Ein Gläschen gutes Magenbier." —

Dem Dorfſchulmeiſter folgte dreiſt
Sein Pfarr zum Lichtgefunkel.
Doch welcher ſchadenfrohe Geiſt
Hetzt ſie durch Nacht und Dunkel? —
Sie machten mit dem Neckgeiſt, Wein,
Bei einem Schmaus ſich zu gemein.

Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weſte
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die ſpäten, ſchwarzen Gäſte.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls ſich hier.

An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen ſaure Mienen?
Ja oder Nein! Ich kann mit nichts,
Als Stroh, die Herrn bedienen.
Das ſoll im obern Kämmerlein
Sogleich für ſie bereitet ſein." —

Der Pfarr ſah ſtill auf ſeinen Bauch,
Als wollt er ihn befragen:
Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel ſprach: „Perfectum est
Sub sole nil! Mach' er das Neſt!"

Er ſagte ſo und es geſchah.
Nun hängte Paſtor Schmolke,
Der nirgend einen Stutzbock ſah,
Ans Fenſter ſeine Wolke,
Warf ſich auf die verhaßte Streu,
Und ſein Gefährte nebenbei.

Nur eine dünne Bretwand ſchied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der jetzt ein langes frommes Lied,
Nebſt ſeinem Weibe, ſchwirrte,
Den Abendſegen las, und dann
Noch dieſes Bettgeſpräch begann:

„Ja, Frau, ſobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen ſchlachten.
Sie ſind, wenn man ſie recht beſchaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Burſch iſt kugelrund;
Mir wäſſert ſchon nach ihm der Mund." —

Der Wirth, ein roher Fleiſcher, ſprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von ſeinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unſre Helden!
Sie ſtanden in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an.

„Heh, Bakel, ſchläft er? Hört er nicht,
Was in der Nebenſtube
Der Menſchenfreſſer von uns ſpricht? —
Uh! eine Mördergrube
Iſt dieß vermaledeite Haus.
Wär' ich lebendig nur heraus!" —

Proh dolor! Doch wir ſtehen ja
Noch nicht in Charons Nachen:

Digitized by Google

Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen:
Sperr' oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenſter? Durch das ſpringen wir." —

„Ja, ſo ein leichter Federwiſch,
Wie er, kann das wohl wagen,
Und dennoch ſeinen Leichnam friſch
Und heil nach Hauſe tragen:
Ich aber ſtürzte, Gott erbarm!
Stracks in des Todes offnen Arm." —

Die Bakelſche Beredſamkeit
Gab ſich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen,
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge ſich entſchloß.

Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen ſollte?
Sie ſtritten hin, ſie ſtritten her,
Weil lange keiner wollte,
Bis endlich raſch der Pädagog
Voran hinab ins Höfchen flog.

Er ſtürzte, salva venia,
Auf einen Berg voll Dünger.
Es lag ſich gar nicht unſanft da,
Auch ſchmerzt' ihn nicht ein Finger;
Doch fiel jetzt, wie ein Felſenſtück,
Sein ſchwerer Freund ihm auf's Genick.

Nach Felſenſitte wich er auch
Kein Haar, trotz Bakels Fluchen.
Der mußte durch des Hügels Bauch
Sich einen Ausweg ſuchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum
Ein aufgefundner Hebebaum.

Stockfinſter war's, in Strömen ſchoß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß!
Traun, eine ſchlimme Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemühn,
Dem Kannibalen zu entfliehn.

Sie machten ſich ſchon ganz bereit,
Der Welt Valet zu ſingen,
Und wünſchten nur, ihr Reſtchen Zeit
Im Trocknen hin zu bringen.
Wer mäßig wünſcht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.

Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen.
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moſes Kinder ſcheuen.
Nun weiß wohl Jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.

Hurr! floh das wilde Rüſſelvieh
Durchs aufgemachte Pförtchen.
An ſeiner Statt bezogen ſie
Sein warmes Lagerörtchen,
Umarmten ſich, wie Brüder, fein,
Und ſprachen Muth und Troſt ſich ein.

„Bedenk' er, Freund, was iſt das Grab? —
Ein Thor zu beſſern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettlerſtab
Vertraut bei Kaiſerkronen.
Dann bleibt er nicht mehr Famulus,
Der die Agende tragen muß." —

„Ja, ſchön ſagt der Lateiner ſo:
Si hora mortis ruit,
Tunc is fit Irus subito,
Qui modo Croesus fuit." —
So ſprachen ſie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht ins Höfchen drang.

Jetzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menſchenfreſſer
Erſchien mit raſcher Mordbegier,
Und wetzte ſeine Meſſer.
„Heraus, ihr Schwarzen, friſch heraus,
Mit euerm Leben iſt es aus!" —

Er griff hinein mit feſter Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch ſchnell, als hätt' er ſich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und ſchrie: „Der Teufel ſteckt darin!"

Den Leidensbrüdern ward nun ſo
Des Irrthums Staar geſtochen.
Ihr Hauswirth ward nicht minder froh,
Als ſie dem Stall' entkrochen.
Das Abenteuer dieſer Nacht
Ward jetzt aus Herzensgrund belacht.

Beim Abſchied ſchwor das Kleeblatt zwar,
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngſt den leckern Pfarr
Auf einen Haſenbraten:
Drob freute ſo ſich ſein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

Die Ruinen am See.

Eine wahre Begebenheit.

Rieſenſchatten wüſter Mauern fallen
Von der Stirn des Berges in den See;
Gemſen ſpringen durch die öden Hallen,
Und im Vorhof weidet kühn das Reh.
Dort erloſch, wie alte Sagen melden,
Jammervoll ein Hauptgeſchlecht der Schweiz.
Seine Söhne ſtrahlten einſt als Helden,
Seine Töchter ſchmückte Zauberreiz.

Dieſes Stammes letzte Sproſſen waren
Zwei Geſchwiſter, ihrer Ahnen werth.
Ottokar, ein Stern der Jünglingsſcharen,
Weihte früh dem Vaterland ſein Schwert;
Agnes, ſeine Schweſter, war zur Blume
Aller Schweizermädchen aufgeblüht:
Ihre Schönheit, weit genannt vom Ruhme,
Hob und krönt ihr Geiſt und ihr Gemüth.

Angebetet von der Ritterjugend
Wählte ſie des braven Rudolphs Hand,
Der mit hoher, unbeſcholtner Tugend
Klugen Sinn und Heldenmuth verband.
Roſamunde, ſeine zarte Schweſter,
Schloß mit Ottokar der Herzen Bund,
Und nie liebten inniger und feſter
Sich zwei Seelen auf dem Erdenrund.

Hochgefeiert ward an Einem Tage
Dieſes edlen Doppelpaars Verein,
Und es zogen zu dem Brautgelage
Hundert Gäſte dort ins Burgthor ein.
Goldgeflügelt ſchwebte zu der Feier
Himmelab der Freude Götterchor,
Und die Sonne ſchmückte, ſonder Schleier,
Mild zum Feſt des Frühlings Blumenflor.

Doch beim Kreisgang der gefüllten Becher,
Bei der ſchmetternden Trompeten Klang,
Und beim Afterwitz berauſchter Zecher,
Ward die Zeit den Neuvermählten lang.
Und ſie ſtahlen nach dem Ehrenmahle
Sich mit leiſen Flügelſchritten fort,
Eilten aus dem jubelvollen Saale
An des See's einſamen Wieſenbord.

„O!" ſprach Ottokar „hier möcht' ich bleiben!
Hier, wo uns kein Weltgewühl umſchwärmt!
Mich empört der Menſchen wildes Treiben,
Seit der Liebe Hauch mein Herz erwärmt.
Stiege doch aus dieſer Fluthen Mitte
Eines Eilands Paradies empor!
Dort mit euch, ihr Lieben, eine Hütte
Zög' ich allen Königsburgen vor." —

Eben lenkte müſſig auf den Wogen
Ein bejahrter Schiffer ſeinen Kahn,
Und die Weiblein, die ans Ufer flogen,
Winkten ihm zum Ankerplatz heran.
„Kommt, wir machen eine Luſtfahrt!“ riefen
Sie den Rittern: „Gebt uns das Geleit!
Seht, der See iſt fromm, und nimmer ſchliefen
Ungeſtüme Winde ſo, wie heut!“

Und die vier Vermählten trug der Nachen
Von dem Strand hinaus ins kleine Meer.
Aus des Schloſſes Fenſtern ſchallte Lachen
Und der Wunſch beglückter Wiederkehr.
Hymens jüngſte Kinder warfen dankend
Abſchiedsküſſe nach der Burg hinauf,
Und, wie eine ſanfte Wiege ſchwankend,
Nahm das Schifflein förder ſeinen Lauf.

Ihren Augen ſchwand die grüne Küſte,
Und ſie ſahn das ferne Schloß nicht mehr:
Horch! da ſchnaubte durch die Waſſerwüſte
Unerwartet ein Orkan daher!
Donnerſchwangre Wolkenberge thürmten
Hoch ſich vor der Sonne goldnes Thor,
Und aus allen Wetterhöhlen ſtürmten
Wirbelwinde mit Geheul hervor.

Feindlich kam die Nacht auf Rabenſchwingen
Im Gebiet des heitern Tages an.
Um die Herrſchaft ſah man beide ringen,
Und der Dämmrung Zwiſchenreich begann.
Ach! wie blich der Frauen Roſenwange!
Selbſt dem grauen Schiffer, der, als Kind,
Schon den See befuhr, ward ſeltſam bange,
Und die Heimath ihm ein Labyrinth.

In der Irre zwiſchen Wechſelwinden,
In dem Aufruhr ihres Wuthgefechts,
Steuert' er, den Weg ans Land zu finden,
Wie ein Blinder taſtet, links und rechts.
Nur auf friedlichem Gewäſſer wiegte
Sich ſein Fahrzeug ſonſt mit Muth und Glück,
Doch, da Welle gegen Welle kriegte,
Schaudert' es vor dem Tumult zurück.

Liebreich tröſtend die verzagten Frauen,
Ruderten die jungen Männer kühn.
Welcher Jubel, als der Uferauen
Schmaler Gürtel ihrem Blick erſchien!
Aber dieſen Hoffnungsſchimmer dämpfte
Bald der Schrecken, daß der matte Tag,
Der bis jetzt der Nacht entgegen kämpfte,
Plötzlich ſeiner Feindin unterlag.

Ihrer Wolken ſchwarze Heere ſchloſſen
Sich in lange, grauenvolle Reih'n,
Und der Himmel, den ſie rings umfloſſen,
Schien ein großes Leichentuch zu ſein.
Blitz auf Blitz zerriß die grauſe Hülle,
Fluthen rauſchen nieder, wie ein Meer,
Und mit erderſchütterndem Gebrülle
Wälzte ſich von fern der Donner her.

Mit des Wetters ſteigendem Getümmel
Stieg die Angſt der Liebenden im Boot.
Ach, nach ihnen griff herab vom Himmel,
Griff empor aus Wellenſchaum der Tod!
Hoffnungslos, dem Starken zu entrinnen,
Schloß ſich, feurig betend, Weib an Mann
Um vereint den Hafen zu gewinnen,
Wo kein Erdſturm ſich erheben kann.

Und als jetzt die Fluth noch wilder ſchäumte,
Und ſich, wie ein ungezähmtes Roß,
Mit der leichten Laſt des Kahnes bäumte,
Schoß ein rother Schlangenblick aufs Schloß.
Gräßlich hallte dort mit Donnerkrachen
Noch des Thurmes Einſturz durch die Luft,
Da verſchlang der Seeſchlund hier den Nachen,
Und ein doppelt Brautbett ward die Gruft.

Die Sage vom Biſchof Hatto.

Den Segen des Halmes im Mainzer Lande
Schlang Hatto's Speicher begierig ein.
Es däuchte der geiſtlichen Macht keine Schande,
Der eiſernſten Wucherer Haupt zu ſein;
Und flehten verkümmerte Schatten um Brot,
Ward ihnen mit Kerker und Geißel gedroht.

Des Hungers Schwert, das Tauſende mähte,
Zerhieb die Bande der Tyrannei.
Ein Aufruhr durchſtürmte die Hauptſtadt, es krähte
Der rothe Hahn auf dem Vorrathsgebäu,
Er ſchwang die feurigen Flügel ums Dach,
Die Mauern ſtürzten mit Donnergekrach.

Zur Brandſtätte flog, mit dem Trupp ſeiner Reiter,
Der Biſchof ſchnaubend: „Ergreift die Brut!“
Die rohen Kriegsknechte warfen die Meuter,
Auf ſein Gebot, in das Meer der Gluth.
Hohnlachend hört' er die Sterbenden ſchrei'n;
„Ha!“ rief er, wie pfeifen die Kornmäuſe fein!“ —

Hoch ſah von den Sternen hernieder ein Rächer,
Und ſprach das Urtheil der Blutſchuld aus.
Heim trabte der Wüthrich zum ſchäumenden Becher,
Doch ſieh, was ſchwimmt auf dem Wein? — Eine Maus!
Bleich bebte der Pfaff, und mit Grauſen trat
Vor ſein Gewiſſen die ruchloſe That.

Urplötzlich zerborſt an unzählbaren Orten
Der glänzende Marmorſpiegel der Wand,
Und aus den weit aufgähnenden Pforten
Kam eine Heerde von Mäuſen gerannt.
Sie pfiffen und heulten ein gräßliches Chor,
Und ſprangen am ſtarrenden Biſchof empor.

Er floh, mit aufwärts ſich ſträubenden Haaren,
Er keuchte die Hallen der Burg entlang:
Umſonſt! ihn verfolgten die pfeifenden Schaaren,
Und eine furchtbare Stimm' erklang:
„Und hätteſt du Flügel, ſie frommten dir nicht,
Denn tauſendmal ſchneller iſt Gottes Gericht!“ —

Danieder gedonnert von Todesſchrecken,
Indeß um ihn her das Gezirſer zerſtob,
Verbarg er ſich unter des Ruhebetts Decken,
Bleich wie ein Geſpenſt, das der Gruft ſich enthob.
Die Furcht hielt lang' ihm zu Häupten Wacht,
Doch ſchloß ſein Auge die Mitternacht.

Jetzt ſah er, in ſcheußlicher Larven Gedränge,
Zerbrechen ſeinen biſchöflichen Stab,
Und ſich, gedrückt in des Sarges Enge,
Lebendig verſenken in Nacht und Grab;
Und als er ſich losriß vom peinlichen Traum,
Durchſchlüpften die Mäuſe des Bettes Raum.

„O Jammerleben voll Ekel und Grauen!
Ihr Traumgeſpenſter verkörpert euch,
Erwürgt mich, zerfleiſcht mich mit Drachenklauen,
Und ſchleppt mich hinunter ins Todtenreich!“
So rief er, indem er vom Lager ſprang,
Und voll Verzweiflung die Hände rang.

Er wandelte ſeufzend, mit zagendem Schritte,
Wie ein Geächteter, durch den Pallaſt,
Geſchreckt von dem Hall ſeiner eigenen Tritte,
Und neidend des ſchlafenden Hofgeſinds Raſt.
Es regte ſich rings keine Lebensſpur,
Das Flämmchen der Ampeln bewegte ſich nur.

Die leuchtenden Augen des Morgens ſahen
Ihn noch in der grauenvollen Einöde wach.
Er hörte geſchäftige Diener ſich nahen,
Entſchlich vor Scham zum verlaßnen Gemach,
Betrat die Schwelle mit ſpähender Scheu,
Gewahrte kein Schreckniß, und lebte wie neu.

Doch als er am Mittag, ſammt Chorherr'n und Rittern,
In Freude genoß des Nektars vom Rhein,
Sah man ihn jähling erblaſſen und zittern,
Denn ach! die Bluträcher ſtellten ſich ein.
Sie wimmelten zahllos aus ſeinem Gewand,
Und rafften ihm gierig das Brot aus der Hand.

Digitized by Google

Er blickte mit Grimm der Verzweiflung gen Himmel,
Und warf in der Eilflucht den Seſſel um.
Ihm nach, wie ein Schweif, zog das graue Gewimmel,
Die Gäſte ſaßen wie Bildſäulen ſtumm,
Und ſchleunig, nach kaum erſt begonnenem Mahl,
Verließen ſie ſchaudernd den Tiſch und den Saal.

So ſpukte die läſtige Wundererſcheinung
In Hatto's Pallaſte drei Monate fort.
Bald einzeln geneckt, bald in Schaarenvereinung,
Blieb nirgend dem Biſchof ein ruhiger Ort.
Die Unholden ſtörten zuletzt ihn ſogar
Im Sange der Hochmeſſe vor dem Altar.

Er bot für ein Mittel, ſie aufzureiben,
Durch Herolde manchen anlockenden Preis;
Er ließ hochberühmte Beſchwörer verſchreiben,
Sie zogen ums Schloß einen magiſchen Kreis:
Doch ſchlug ihr Bannſpruch und Talisman
So wenig als künſtliche Giftmiſchung an.

„O wär' ich unglücklicher Mann nicht geboren!"
Rief Hatto mit himmelwärts flammendem Blick.
„Hindrängen will mich zu des Grabes Thoren
Dein eherner Arm, verhülltes Geſchick!
Ich trotze dir aber und all deiner Wuth:
Dir obſiegt der Menſch durch beharrlichen Muth!"

Er ließ, daß er ſich vor den Peinigern rette,
Sofort einen Thurm = ein ſteinernes Rund,
Auf einer Inſel, im Wogenbette
Des Rheinſtroms, erbauen auf Felſengrund.
Dort hofft' er, umarmt von dem mächtigen Rhein,
Vor fluthſcheuen Feinden geſichert zu ſein.

Die Waſſerburg ſtieg mit thätiger Schnelle
Hoch aus dem Schooße des Felſen empor;
Vom härteſten Marmor gewölbt war die Zelle,
Die Hatto ſich drinnen zur Wohnung erkor,
Und brennende Sehnſucht nach Ruhegewinn
Spannt' ihm die Segel zur Reiſe dahin.

Sein Schiff umrauſchten des Rheines Wogen,
Doch waren ſie ihm keine ſchützende Wehr:
Es ſchwammen behend, wie im Waſſer erzogen,
Die ſchrecklichen Plagedämonen umher,
Verfolgten gedrängt der Gondel Bahn,
Und klommen in Schaaren den Bord hinan.

Und eine Stimme vernahm er mit Beben,
Die, wie aus den Wolken herunter, ſprach:
„Durch Blutſchuld haſt du verwirkt dein Leben,
Dein Schickſal eilt, wie dein Schatten, dir nach!
Es ſtieg mit dir in das flüchtende Boot,
Und mitten in Fluthen ergreift dich der Tod!"

Drauf fand man einſt Morgens im Thurmgemache
Ihn ſtarr am Fußboden hingeſtreckt,
Und, gleich einem Schwarme von Mücken am Bache,
Mit nagender Mäuſe Gewühl ihn bedeckt.
Wie Blitze verſchwand das gräuliche Heer,
Doch zuckte der blutende Leichnam nicht mehr.

Man nennt den Thurm, wo ſich dieß, nach der Sage,
Vor achthundert Jahren bei Bingen begab,
Den Mäuſethurm bis zum heutigen Tage,
Und grauenweckend ſieht er den Rhein noch hinab.
Kornwucherer, blickt auf dieß Hochgericht hin,
Und Schauder durchbeb' euch den eiſernen Sinn!

Die Flederwiſche.

Roſicht blühten Urſels Wangen,
Urſels Wuchs war ſchlank und hehr!
Leider hob mit ſtolzem Prangen
Nur das Näschen ſich zu ſehr!
Ein berühmter Wechſelhändler
War ihr werther Herr Papa,
Und fürwahr! kein Zeitvertändler,
Wo er Vortheil keimen ſah.

Ihr Geſicht und ſeine Münzen
Lockten bald der Freier viel:
Doch nur Grafen, wo nicht Prinzen,
Waren Urſels Eheziel.
Freilich kamen nicht durchlauchte
Und nicht hochgeborne Herr'n:
Ein Baron, der Münzen brauchte,
War der Freier größter Stern.

Ach, mit welchen Honigreden
Höfelt' er ihr als Sponſier!
Doch ein kaltes Nein der Spröden
Wies auf ewig ihm die Thür.
Er ging ſtumm, gleich einem Fiſche,
Und ſie fegte — welche Schmach! —
Ihm mit einem Flederwiſche
Hinter ſeinen Ferſen nach.

Aufgehängt, als Warnungsſpiegel,
An des Zimmers ſeidne Wand
Wurde dann der Gänſeflügel,
Und ein Blatt, auf welchem ſtand:
„Den Reichsfreiherrn Karl von Lüttich,
„Der mit Freien mich beſchwert,
„Hab' ich jüngſt mit dieſem Fittich
„Aus dem Hauſe weggekehrt."

Dieſem Pranger recht zum Hohne,
Ward um ſie ein Herr von Specht.
Er war traun! der Jäger Krone,
Und ſein Adel alt und ächt.
Doch ein friſcher Federbeſen
Rauſcht' ihm nach mit Spottgeziſch,
Und ſein Name war zu leſen
An dem aufgehangnen Wiſch.

Nummer drei von Urſels Freiern
War ein hochgelehrter Rath.
Er ging immer wie auf Eiern,
Und im größten Gallaſtaat.
Doch er hatte ganz verloren
Seinen Prunk zur Schau gelegt.
Denn auch Ihro Wohlgeboren
Wurden ſchimpflich ausgefegt.

Kaum war es ſo abgelaufen
Mit des Kleeblatts Freierei,
Sieh, da zog ein neuer Haufen
Von Sponſierern ſchon herbei;
Und er kam mit raſchem Drange,
Wie, wenn nicht die Sage trügt,
In den Mund der Klapperſchlange
Der betäubte Vogel fliegt.

Heut erſchien ein Bürgemeiſter,
Morgen gar ein Präſident,
Und ein Nachſchwarm andrer Geiſter,
Die mein Lied nicht alle nennt.
Auch Prälatenſterne blitzten
Urſeln reizend ins Geſicht,
Aber Rang und Würden ſchützten
Gegen ihren Kehraus nicht.

Fünfzig Flederwiſche hingen,
Blendend wie des Schwanes Kleid,
Ehe Jahr und Tag vergingen,
Siegesfahnen gleich, gereih't;
Und ſie kaufte täglich neue,
Um das Hundert voll zu ſehn,
Doch das Glück, das ungetreue,
Gönnt' ihr nicht ſo viel Trophä'n.

Lange hatt' es ſchon gerüttelt
An des Vaters Wechſelbank,
Und zuletzt ſo ſtark geſchüttelt,
Daß ſie plötzlich brach und ſank.
Geſtern ſah er zwiſchen Bergen
Von Ducaten noch heraus;
Heute jagten ihn die Schergen
Der Juſtiz von Hof und Haus.

In die Flucht trieb alle Freier
Des gebrochnen Bänkchens Fall,
Wie die Krähen an der Scheuer
Eines Feuerrohres Knall.
Er, der oft vergebens zielte,
Er floh ſelbſt, der Liebesgott,

Digitized by Google

Denn mit ihren Reizen ſpielte
Urſula nun auch Bankrott.

Von der ſchönen Welt verlaſſen,
Grämelte ſie manches Jahr
In der engſten Schlucht der Gaſſen,
Und ſchon graute faſt ihr Haar:
Sieh, da kam ein Dorfſchulmeiſter,
Etwas häßlich von Perſon,
Und bewarb ſich um ſie dreiſter,
Als vor Zeiten der Baron.

Der Geluſt des ſchwarzen Gecken,
Seine Hand nach Fürſtengut
So vertraulich auszuſtrecken,
Brachte Urſelchen in Wuth.
Schmähend zog ſie der Amanten
Federgeißel raſch hervor.
Und koranzte den Pedanten,
Daß er Hut und Stock verlor.

Nachher ſprach in ihrer Kammer
Kein Bewerber weiter ein,
Und des Mangels ehrner Hammer
Malmte ihren Hochmuth klein.
Ach! ſie hätte dieſe Schläge
Gern durch Thätigkeit entfernt,
Doch die weiland Stolz' und Träge
Hatte leider nichts gelernt.

Einſt gebrach auf ihrem Tiſche
Auch ſogar das trockne Brot.
Ihre hundert Flederwiſche
Halfen dießmal aus der Noth.
Dieſen Reſt von ihren Schätzen
Zu verſilbern, und damit
Sich auf offnen Markt zu ſetzen,
War ein ſchwerer Dornenſchritt.

Doch des Hungers ſtarker Hebel
Drängte ſie gewaltſam hin.
Ha! wie jubelte der Pöbel
Ob der ſeltnen Krämerin!
Und für jede vormals Spröde
Wetzte nun der Spott den Pfeil
Dieſer ſprüchwörtlichen Rede:
„Sie hat Flederwiſche feil.“

Die Roßdecke.

Der Weihnachtstag begann zu lichten;
Ein Nordſturm heulte durch den Forſt,
Und ſtürzte ſchneebeladne Fichten;
Der Adler floh in ſeinen Horſt.
Da ſchauderte, gebeugt von Jammer,
Ein Greis in ſeiner öden Kammer.
Die Wände flimmten ſilberweiß,
Gleich ſeinem Bart, von Reif und Eis.

Ihn trieb der Froſt in eins der Zimmer
Des ſtolzen Ritters Balduin,
Hier funkelte des Goldes Schimmer
Am Prachtgeräth und am Kamin.
Rings ſtrahlten im Kryſtall der Spiegel
Des Feuers hochgeſchwungne Flügel,
Und ſüßer Wohlgerüche Duft
Durchſchwamm die mild erwärmte Luft.

Der Alte ſchob ſich einen Seſſel
Dicht an des Marmorherdes Rand,
Um von des Froſtes harter Feſſel
Zu löſen die erſtarrte Hand.
Doch, kaum berührt vom Hauch der Flammen,
Fuhr er vor Schrecken hoch zuſammen,
Denn Balduin, ſein Sohn, trat jach
Mit Donnerworten ins Gemach.

„Hinweg! Was giebts noch hier zu warten?
Vergeßt Ihr, daß ich Burgherr bin?
Mir blüht voll Reiz des Lebens Garten,
Nur Ihr ſeid mir ein Dorn darin!
Macht, wie ich geſtern Euch befohlen,
Euch ſchnell zum Abzug auf die Sohlen;
Sonſt treib' ich Euch, ein Wort, ein Mann!
Gewaltſam aus des Schloſſes Bann!“

„O Gott! wohin ſoll ich mich wenden?
Sei nicht ſo grauſam, Balduin!
Soll ich denn nackt, mit leeren Händen,
Das Stammhaus meiner Väter fliehn?
Ich ſetzte dich zum Schloßgebieter,
Ich ſchenkte dir all' meine Güter;
Nun gönne doch mir armen Mann
Ein Räumlein, wo ich ſterben kann!“ —

„Fahrt hin! — nur nicht in dieſen Mauern! —
Vorwürfe härten mich zum Stein.
Ihr konntet, ohne mein Bedauern,
Schon längſt der Würmer Speiſe ſein.
Wer ſchöne volle ſiebzig Jahre
Der Welt genoß, iſt reif zur Bahre!
Denn wäre dieß kein altes Muß,
Wann käm' ein Erbe zum Genuß?“

„Ach, Sohn, erinnre dich, daß heute
Der Heiland uns geboren ward!
Sei ihm, der ſich des Wohlthuns freute,
Sei ihm zu Ehren nicht ſo hart!
O, dein Gedächtniß wird dir ſagen,
Wie oft ich einſt in dieſen Tagen
Dir freundliche Geſchenke bot,
Und du entziehſt mir Dach und Brot!“

Doch nur verſtockter ward der Ritter,
Je mehr der Greis an's Herz ihm ſprach.
Er tobte wie das Ungewitter,
Das um die Burg die Bäume brach.
Mit Löwengrimm legt' er am Ende
An ſeinen Vater gar die Hände,
Und zog, der ſchändliche Barbar,
Ihn hin zur Thür am greiſen Haar.

„Ach, ſchone mein! Ich will dir weichen,
Will ewig meiden deine Thür.
Doch, Balduin, ein kleines Zeichen
Von Menſchlichkeit erbitt' ich mir.
Du hörſt die Winterſtürme raſen,
Siehſt meines Rocks verſchliſſne Faſen.
Drum ſchenke mir ein Reiſekleid,
Das gegen Froſt mir Schutz verleiht!“

„Die Wohlthat ſoll Euch widerfahren;“
Sprach Balduin, und wandte ſich
Zu ſeinem Söhnlein von zehn Jahren,
Das, horchend, jetzt durch's Zimmer ſchlich:
„Georg! im Stall, in einer Ecke,
Hängt eine wollne Pferdedecke,
Noch neu und rein, die bringe du,
Und wirf ſie dieſem Alten zu!“ —

Der Knabe ging und kam. „Wie lange!“
Rief Balduin, „haſt du verweilt!
Und ha! was ſeh ich, loſer Range!
Wer hat die Decke halb getheilt?“ —
„Ich!“ ſprach der Knabe ſonder Schrecken:
Sie reicht ſo hin, ihn zu bedecken.
Die andre Hälfte, dieſer gleich,
Bewahr ich, Väterchen, für Euch!“

Mit Thränen ſah der Greis gen Himmel,
Wies ſtumm die Hülle von ſich ab,
Und ſetzte dann ins Sturmgetümmel
Getroſt hinein den Wanderſtab.
Der Ritter ſchloß vergnügt die Pforte,
Belächelte des Knaben Worte;
Doch dreißig Jahre drauf hieß ihn,
Georg auch fort ins Elend ziehn.

Der Bergknappe.

„Glück auf!“ Die Bergleute fuhren
Hinab in den Eiſenſchacht,
Und ihre Lampen erhellten
Die unterirdiſche Nacht.

Dicht war mit Dornen umwachſen
Des Bergs verſchloſſener Mund;
Seit funfzig Jahren berührte
Kein Fuß den verödeten Schlund.

Digitized by Google

Denn weiland hielt, nach der Sage,
Ein Gnomengeſchlecht darin Haus,
Und trieb mit ſteinigem Hagel
Die Grubenarbeiter hinaus.

Doch alle dieſe befuhren
Seitdem das friedliche Grab;
Jetzt ſtiegen die Söhne, die Enkel,
Zur Wiege des Eiſens hinab.

Und als ein verfallener Stollen
Sich nun aus den Trümmern erhub,
Erſchien ein verunglückter Jüngling,
Den dort das Schickſal begrub.

Er lag (den Findern ein Wunder)
Wie noch von Leben durchglüht:
Ihm waren die Roſen der Jugend
Nicht auf der Wange verblüht.

Von einer Bergwand gefangen,
In Eiſenwaſſer verſenkt,
Blieb ihm durch die Kraft des Metalles
Der Schimmer des Lebens geſchenkt.

Die Knappen trugen den Leichnam
Ans Licht des Tages empor,
Und ſchnell durcheilte die Kunde
Der Bergſtadt niedriges Thor.

Da zogen Jugend und Alter
Hinaus in gedrängten Reihn,
Und männiglich ſah mit Erſtaunen
Dort Leben und Tod im Verein.

Doch das Gewimmel des Volkes,
Das rings den Entſeelten umſtand,
Durchliefen vergebens die Fragen:
„Wer iſt er? wer hat ihn gekannt?“

Und ſiehe, da kam aus dem Städtchen,
Gekrümmt von des Alters Laſt,
Noch eine Greiſin, am Stabe,
Mit kraftlos zitternder Haſt.

Und als ſie den Leichnam erblickte,
Erbebte ſie wunderſam,
Und ſtürzte dahin, mit dem Rufe:
„O Gott! mein Bräutigam!“

Sie hub mit gewaltigem Streben
Sich unter der Ohnmacht Gewicht;
Sie beugte, mit Augen der Liebe,
Sich über des Todten Geſicht.

Sie küßte, mit ſtrömenden Zähren,
Des Mundes eiskaltes Roth,
Und die ſo lange Getrennten
Vereinte plötzlich der Tod. —

Erſchüttert ſtanden die Zeugen;
Nur Seufzer durchhauchten die Luft.
Die Liebenden ruhen nun beide
In einer gemeinſamen Gruft.

Samuel Gotthold Lange

ward 1711 zu Halle geboren, und erhielt unter der Leitung ſeines Vaters, des bekannten halliſchen Theologen Joachim L., von Privatlehrern den erſten Unterricht, welcher auf der Kloſterſchule zu Magdeburg und auf dem Pädagogium zu Halle dann vervollſtändigt wurde. Mit dem 16. Jahre nahm er als Student der Theologie an den daſigen akademiſchen Vorleſungen fleißigen Antheil, und beſuchte nebenbei auch noch phyſikaliſche, mathematiſche und medicinische Collegia, während er in Erholungsſtunden Belletriſtik mit Ernſt trieb. Hang zur Hypochondrie nöthigte ihn aber, ſich 1734 von ſeinen Studien loszureißen und ſich zur Erholung nach Erfurt zu begeben, von wo er 1736 nach Berlin ging, und dort den bildenden Umgang großer Gelehrten und Künſtler genoß. 1737 kam er als Prediger nach Laublingen bei Halle, erhielt 1740 die Magiſterwürde und gleich darauf die Mitgliedſchaft der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher zu Wien. Auch ertheilte ihm der König von Preußen 1755 die 3. Inſpection des Saalkreiſes, und ſo lebte und wirkte er in ſeiner ländlichen Einſamkeit angenehm und fruchtbringend, und von ſeinen Freunden und Bekannten, Pyra zu Berlin, Meier zu Halle, Gleim, von Hagedorn, von Kleiſt, von Stille, Bodmer, Breitinger, Hirzel, Sulzer geliebt, bis er kurz nach ſeiner zweiten Vermählung am 25. Junius 1781 daſelbſt ſtarb.

Er verfaßte:

Thyrſis und Damons freundſchaftliche Lieder. Zürich 1745, 1749, 8.; 2. Aufl. Halle o. J., 8.
Freundſchaftliche Briefe. Berlin 1746, 8.; n. A. Ebend. 1760, 8.
Horaziſche Oden. Halle 1747, gr. 8.
Eine wunderſchöne Hiſtorie von dem gehörnten Siegfried dem Zweiten ꝛc. Braunſchweig und Leipzig (Halle) 1747, 8.
Horatius Oden 5 Bücher und von der Dichtkunſt 1 Buch, poetiſch überſetzt. Halle 1752, 8.
Poetiſche Betrachtung über die 7 Worte des ſterbenden Erlöſers. Ebendaſ. 1757, gr. 8.
Die beſiegten Heere. Halle 1758.
Oden David's. Halle 1760, 4 Thle., 8.
Der glorreiche Friede im Jahr 1763. Ebendaſ. 1763.
Denkmal ehelicher und väterlicher Liebe. Halle 1765, gr. 8.
An Klotz aus Klaudians Eingange zum zweiten Buch vom Raube der Proſerpina. Halle 1769, 8.
Der Komet. Letztes Gedicht. Ebendaſ. 1769, 8.
Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe. Ebendaſ. 1769, 1770, 2 Thle., 8.
Leben G. Friedrich Meier's. Halle 1778, gr. 8.

Außerdem gab er noch heraus die Zeitſchrift: „Poetiſche, moraliſche ꝛc. Beſchäftigungen einer Geſellſchaft auf dem Lande“ (Halle 1777, 1778, 3 St., gr. 8.), eine der älteſten Kleiſtiſchen Handſchriften des Frühlings, mit Profeſſor Meier die Wochenſchriften: „Der Geſellige; Der Menſch; Das Reich der Natur und Sitten; Der Glückſelige“ und lieferte mehrere kleinere Arbeiten in damalige Zeitſchriften und Almanachs.

Lange iſt nie zu den bedeutenderen Dichtern gezählt worden, obwohl ſeine Freundſchaft mit Pyra und ſein durch dieſelbe vorzüglich veranlaßtes Streben ihm früher ehrenvollen Ruf verſchafften. Seine Gedichte verdienten Lob wegen der in denſelben gezeigten Wärme und Wahrheit des Gefühls, es fehlte ihrem Verfaſſer aber an Geſchmack und Reife des Urtheils. Dies zeigte ſich am deutlichſten in ſeiner Ueberſetzung der Horaziſchen Oden, von der man weit mehr erwartet hatte, und welche ſich Leſſing's entſchiedenen Tadel zuzog.

Georg Heinrich, Freiherr von Langsdorff

wurde 1774 zu Laisk in Schwaben geboren, ſtudierte zu Göttingen Medicin und ward, nachdem er die Doctorwürde in dieſer Wiſſenſchaft ſich erworben hatte, 1797 Leibarzt und Begleiter des Prinzen Chriſtian von Waldeck nach Liſſabon, wo er zuerſt die Kuhpockenimpfung einführte, und von wo er dann über England und Frankreich zurückkehrte. Da durch das Gerücht von Kruſenſtern's beabſichtigter Unternehmung ſein Wunſch nach einer größern na-

Digitized by Google

turhiſtoriſchen Reiſe ſich nun ſehr lebhaft regte, reiſte er, obſchon Tileſius bereits zum Naturforſcher bei dieſer Unternehmung beſtimmt war, dennoch 1803 von Göttingen nach Kopenhagen ab, traf hier mit Kruſenſtern zuſammen, und erhielt vom Geſandten Reſanoff die Erlaubniß zur Mitreiſe. Nachdem er 1805 in Kamtſchatka ſeine Reiſegeſellſchafter verlaſſen, und den Reſt ſeiner Reiſe durch Sibirien zu Fuß zurückgelegt hatte, kam er nach Petersburg zurück, ging 1822 als ruſſiſcher Generalconſul mit einer Geſellſchaft Auswanderer nach Braſilien, bereiſte 1823 den Ural und darauf Braſilien, und trat 1825 ſeine große naturhiſtoriſche Reiſe in das Innere von Südamerika an, von welcher er 1831 nach Europa zurückkehrte. Er lebte ſeitdem als Dr. medicinae, kaiſerlich ruſſiſcher Staatsrath und Ritter mehrerer Orden zu Freiburg im Breisgau.

Er gab heraus:

Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt in den Jahren 1803 — 7. Frankfurt 1812, 2 Bde., 4.

Und Franzöſiſch:

Plantes, recueillies pendant le voyage des Russes autour du monde. Tübingen 1810.
Mémoire sur le Brésil pour servir de guide à ceux qui désirent s'y établir. Paris 1820, 4.

Die von L. herausgegebene Reiſe um die Welt wird ſtets einen ehrenvollen Rang unter den Werken dieſer Gattung einnehmen, da ſie ſich eben ſo ſehr durch gründliche Wiſſenſchaftlichkeit, wie durch geſchmackvolle Behandlung und geiſtreiche Darſtellung auszeichnet.

Karl Lappe

ward am 24. April 1773 zu Wuſterhauſen bei Greifswald geboren, ſtudirte zu Wolgaſt und Greifswald unter Koſegarten, wurde dann Hauslehrer bei einer mecklenburgiſchen Familie, und ſpäter zu Altenkirchen in Koſegarten's Hauſe, worauf er 1801 als Gymnaſiallehrer nach Stralſund ging. Wegen Kränklichkeit wurde er 1817 penſionirt und zog ſich nach Steinhagen, dann nach Pütte bei Stralſund zurück, wo er ſich auf eigenem Hofe mit ländlichen und literariſchen Arbeiten beſchäftigte.

Er ließ erſcheinen:

Gedichte. Düſſeldorf 1801, gr. 8.
Kellgren's proſaiſche Schriften. Aus dem Schwediſchen. Neuſtrelitz 1801.
Miranda. Hiſtoriſches Gedicht. Stralſund 1809.
Poetiſches Magazin. Ebendaſ. 1809, 5 Thle.; 2. Ausgabe 1816 ff.
Glaube, Hoffnung, Liebe, Treue. Leipzig 1810, 8.
Gedichte. Zweite Auswahl. Stralſund 1811, 8.
Kampfgedichte. Ebendaſ. 1814, 8.
Froſchmäuſeler im Auszuge. Ebendaſ. 1816.
Mitgabe nach Rügen. Ebendaſ. 1818.
Pommerbuch. Ebendaſ. 1820.
Altes verjüngt. Nürnberg 1823.
Blätter. Stralſund 1824 und 1829, 1. Heft.
Inſel Felſenburg. Robiaſonade. Nürnberg 1828.
Blätter. 2. und 3. Heft. Berlin 1823. Auch unter dem Titel: Vermiſchte Schriften. 2 Bdchn., 8.
Friedhofskränze. Auswahl. Stralſund 1831, 8.

Innige und wahre Herzlichkeit, Wärme des Gefühls und lebendige Auffaſſung bei einfacher, ungekünſtelter Darſtellung, verleihen L's Schriften, namentlich ſeinen lyriſchen Poeſieen, einen bleibenden Werth.

Der kleine Derik*).

„Derik!" — ruft der Pflanzer tiefbekümmert, —
„Wo biſt du?" — „„O Derik, Derik!"" wimmert
Halb entſeelt die Gattin durch den Wald.
Keine Ruhe ſoll die Mutter laben,
Bis ſie findet ihren teuern Knaben.
„„Derik! Derik!"" — Keine Antwort ſchallt.

„„O mein Derik, ſoll ich ſo dich miſſen?
Wilde Katzen haben dich zerriſſen.
O mein armes, mein verlornes Kind!
Oder lebſt du? Hörſt du noch mein Jammern?
Eilet, rettet, eh' ſie ihn umklammern,
Deren Krallen ſchon gehoben ſind!""

Ach, ſie eilen, alle Hausgenoſſen,
Mitleidsvoll, in Thränenflut zerfloſſen,
Fliegen, ſuchen, rufen durch den Hain.

„„Alles iſt verloren und vergeben;
Ach, mein Derik iſt nicht mehr am Leben!""
Ruft ſie wild, gepreßt von Todespein.

In der Ohnmacht tief hinab geſchlagen,
Ruht ſie ſtarr; die ſtummen Männer tragen
Die gebeugte Mutter in das Haus.
Schon verronnen ſind des Tages Stunden,
Alle Hoffnung iſt zugleich entſchwunden,
Und der Vater rauft das Haar ſich aus.

Lautes Klagen jammert durch die Hütte
Sieh', da nahet ſich mit müdem Schritte
Noch ein Wilder und ſein treuer Hund.
Tewenissa iſt's, der auf der Reiſe
Als Bekannter einkehrt nach der Weiſe,
Mit dem Pflanzer hält er Freundesbund.

Und er ſieht den Gaſtfreund bleich in Zähren,
Und er forſcht, und brennet, ſchnell zu hören,
Was dem Hauſe dieſe Wunde ſchlug.
„„Laßt den Kummer, meine weißen Brüder
Lebend oder todt, ich bring' ihn wieder,
Gebt mir Kleider, die der Knabe trug."

Und man bringt ſie; Tewenissa reibet
Seines Hundes Nüſtern, und beſchreibet
Einen weiten Zirkel mit dem Stab,
Wendet ſich bedeutend zu dem Hunde,
Gibt durch Winke ſeines Willens Kunde,
Und himweg rennt ſchnobernd Oniab.

Dicht den Boden mit der Schnauze rührend,
Kreiſet Oniab; die Fährte ſpürend,
Schlägt er bald mit lautem Bellen an.
Aemſig ſuchend ſtürzt er in's Gebüſche,
Alles folgt in wimmelndem Gemiſche,
Doch zuvor rennt weit der braune Mann.

Man verliert die Schnellen hinter Bäumen;
Aber ſich'! nach einem kurzen Säumen
Rauſcht der Wald; der Wilde kehrt zurück,
Einen Knaben trägt er auf dem Arme;
„„Bruder Weißer, laß vom bittren Harme!
Hier iſt Derik, deines Lebens Glück!

„„Tief verſteckt im Laub des Dickichts trafen
Wir das Kind, ermattet eingeſchlafen,
Unverletzt, doch halb verſchmachtet ſchon.""
Und der Vater hört es mit Entzücken,
Und die Mutter hört es, und ſie drücken
An den Buſen den geliebten Sohn.

Laute Wonne folgt auf tiefe Schmerzen:
Freudetaumelnd küſſen ſie und herzen
Bald den Knaben, bald den wilden Mann,
Bald den Hund, den redlichen, getreuen,
Der verſtändig ſcheint ſich mit zu freuen;
Unter Jubel bricht die Nacht heran.

Als durch's Laub der Sonne Stralen brannten,
Schickt Lefevre rings zu den Bekannten,
Alle Pflanzer ladet er zum Schmaus.

*) Gedicht von K. Lappe (aus A. Dietrich's „Braga" 9. Bdchn.).

Und ſie kommen willig zu dem Feſte;
Treue Nachbarn, viel willkomm'ne Gäſte
Strömen ſie theilnehmend in das Haus.

Biederherzig, ſonder Falſch und Tücke,
Freut ſich Jeder in des Hauſes Glücke,
Traulich um den Vater ſteht mein Schwarm;
Um die Mutter, die den Spätgebornen,
Ach, den Todtbeweinten, den Verlor'nen,
Stets noch hält in liebevollem Arm.

Doch, gepreßt vom rauſchenden Gedränge,
Flüchtet Tewenïſſa aus der Menge,
Sitzt beſcheiden in dem Schoppen hin;
Denn er dünkt ſich bei dem frohen Feſte
Den Geringſten der gelad'nen Gäſte,
Unverſtellt, mit anſpruchloſem Sinn.

Ihn vermißt Lefevre aus dem Kreiſe;
Kundig längſt des Mannes ſtiller Weiſe,
Sucht er ſchnell den zu beſcheid'nen Freund.
Aus dem Schoppen führt er, tief gerühret,
Seinen Gaſt, der mehr, denn ſich gebühret,
Von dem Wirthe ſich gefeiert meint.

Und Lefevre kann der Flut von Zähren
Heißen Danks nicht länger ſich erwehren,
Er umarmt den guten braunen Mann.
„Wähle dir von allen meinen Schätzen,
Was am meiſten deinen Sinn ergötzen,
Was am beſten dich belohnen kann."

„„Biete nicht dem Wilden deine Güter!
Keines Silbers, keines Goldes Hüter
Mag dein Freund aus Anaquaga ſein.
Arm und fröhlich ſind die Nationen,
Die am Strome Susquehannah wohnen,
Unſre Schätze birgt der Wald allein.""

Heißer drängt des Freundes ſanfte Bitte,
Doch er weigert mit beſcheid'ner Sitte,
Da kein Reichthum ſeinen Sinn beſticht.
Endlich läßt er ſich zum Angedenken
Dieſes Tages eine Flinte ſchenken;
Aller andren Schätz' bedarf er nicht.

Drauf mit ſeinem Knaben auf dem Arme,
Still umringt von aller Gäſte Schwarme,
Faßt der Pflanzer Tewenïſſa's Hand.

Mit dem Ausdruck, der das Herz gewinnet,
Naht er ſich dem Fremden, und beginnet,
Mit der Wilden Rede wohl bekannt:

„Tewenïſſa, merke, was ich ſage,
Jedes Wort, das ich im Buſen trage!
Mit dem Wampumgürtel rühr' ich dich.
Sieh', ich war von Angſt und Qual umgeben,
Wie erſtarrte Schlange, ohne Leben,
Tewenïſſa, du erwärmteſt mich.

„Tewenïſſa, nimm mein Wort zu Ohren!
Meines Alters Stab hatt' ich verloren,
Und du fandeſt wieder dieſen Stab.
Ach, den ſüßen Troſt des müden Alten,
Meinen Derik haſt du mir erhalten,
Du und dein getreuer Oniad!

„Tewenïſſa! Meines Knaben Retter!
Lohnen mögen mein' und deine Götter
Dieſe That, die du an mir gethan!
Sieh', mein Volk und deines, ſie ſind Feinde,
Doch nicht wir, ſeit lange ſind wir Freunde;
Heute nehm' ich dich zum Bruder an.

„Wirſt du alt, nicht fürder mehr zu jagen,
Wollen deine Füße dich nicht tragen:
Tewenïſſa, Bruder, komm' zu mir!
Deines Alters Schwäche will ich pflegen
Deine müden Knochen weich zu legen,
Breit' ich eine Bärendecke dir.

„Wird auch einſt dein rüſtiger Begleiter,
Er, dein Jagdgefährt' und Nebenſtreiter,
Dein getreuer Hund des Alters Raub:
Bring' ihn mir! Auch ſein will ich gedenken,
Will ihm Koſt und Pfleg' und Ruhe ſchenken,
Und mit Thränen ehren ſeinen Staub.

„Nun, mein Bruder, faſſe meine Rede!
Merke meine Worte all' und jede!
Dieſen Wampumgürtel nimm von mir;
Daß dein Geiſt nicht flüchtig abwärts ſchweife:
Nimm auch hin und rauche meine Pfeife;
Dies ſei Zeugniß zwiſchen mir und dir!"

Johann Laſſenius

ward am 26. April 1636 zu Waldau in Pommern geboren, ſtudirte Theologie und Philoſophie zu Roſtock, und bereiſte dann als Hofmeiſter in einer hochgeſtellten Familie mit ſeinem Zöglinge Holland, Frankreich, England, Italien, Spanien und Portugal. Er fiel dabei mehrmals den Jeſuiten in die Hände, die ihn einige Zeit gefangen hielten. 1666 wurde er Rector zu Itzehoe, dann 1669 Prediger zu Brennſtädt, und kam von hier 1675 nach Kopenhagen, wo er am 29. Auguſt 1692 als Dr. und Profeſſor der Theologie, Hofprediger und Conſiſtorialaſſeſſor ſtarb.

Von ihm haben wir:

Geiſtliche Lieder. 1702.

Perlenſchatz. Leipzig 1712.

Davids Harffe. Verliebte Sulamithin. Leipzig 1713 u. folgende.

Lobſingende Andacht; Adelige Tiſchreden; Bürgerliche Weiſen und Tiſchreden; Sionitiſche Erquickſtunden. 1714, 2 Thle.

Seine geiſtlichen Lieder ſind nicht ohne Werth, auch ſeine Reden verdienen für jene Zeit geziemendes Lob; nur verleitete ihn der Eifer für rhetoriſche Kürze und Präciſion oft zu Uebertreibungen und Geſchmackloſigkeiten.

Heinrich Laube

ward im Jahre 1806 zu Sprottau in Schleſien geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium zu Glogau, und ſtudirte dann in Halle und Breslau Theologie. Später lebte er als belletriſtiſcher Schriftſteller zu Leipzig, wo er die Redaction der Zeitung für die elegante Welt leitete, dann abwechſelnd in Berlin, Naumburg, und zuletzt in Muskau. Er iſt Doctor der Philoſophie.

Seine Schriften ſind:

Das neue Jahrhundert. Fürth und Leipzig 1833, 2 Bde.

Das junge Europa. Leipzig und Mannheim 1833 — 37, 5 Bde., in drei Abtheilungen: die Poeten, die Krieger, die Bürger.

Reiſenovellen. Leipzig und Mannheim 1834 — 37, 6 Bde.

Liebesbriefe. Leipzig 1835.

Die Schauſpielerin. Mannheim 1835.

Moderne Charakteriſtiken. Mannheim 1835. 2 Bde.

Das Glück. Mannheim 1837.

Görres und Athanaſius. (Anonym) Leipzig 1838.

Einzelne Aufſätze belletriſtiſchen und kritiſchen Inhaltes in Journalen u. ſ. w.

Laube, zu dem ſogenannten jungen Deutſchland gehörend, und in alle Schickſale, welche dieſe Schule trafen, eng verflochten, hat zwei verſchiedene Richtungen in ſeinen Schriften eingeſchlagen, von denen die letztere der erſteren faſt entgegengeſetzt iſt. Während dieſer legte er ſeine Le-

Digitized by Google

bensanſichten vorzüglich in der erſten Abtheilung ſeines modernen Zeitromans: das junge Europa (die Poeten) nieder. Er betrachtete (es ſei uns vergönnt, hier ſchon früher über ihn Ausgeſprochenes mit wenigen Abänderungen zu wiederholen) die Inſtitutionen des Staates und der Kirche als veraltet und durch die Zeit verderbt, und wollte ſie, wenn auch nicht ausgerottet, doch umgeſtaltet wiſſen. Wie dieſe Umgeſtaltung geſchehen ſolle, darüber war er, mit Millionen neben ihm, noch nicht im Reinen, und begnügte ſich daher, den Conflict Gleichdenkender mit ihrer Zeit und ihren Verhältniſſen zu ſchildern, und im romantiſchen Gewande ſeine zerſtreuten Lehren, denn zu einem eigentlichen durchgearbeiteten Syſtem hat er es ſelbſt nie gebracht, als Grundlinien eines ſolchen Syſtems zu verbreiten. Beſonders hervorzuheben an ſeinen damaligen Leiſtungen war, daß, ſo kühn und frei er ſich auch in ſeinem weiten Kreiſe bewegte, und ſo eigenthümliche Seiten des Lebens er auch behandelte, doch ſein Gefühl für Schönheit immer vorherrſchend blieb, und er ſich nie zu geſchmackloſen Widerlichkeiten hinreißen ließ. Börne und Heine übten während dieſer Periode bedeutenden Einfluß auf ihn aus, und es gelang ihm nicht, ſich zu ſelbſtſtändiger Freiheit von aller Manier zu erheben. — In ſeiner zweiten Richtung iſt er noch nicht ſo entſchieden aufgetreten, daß man ein genügendes Urtheil über ihn fällen könnte; doch ſcheint er, nach dem, was er bis jetzt geleiſtet, zu urtheilen, hier weit mehr Gefahr zu laufen, in einer feſten Manier allmälig zu erſchlaffen. Er hat ſich Goethe zum Vorbild genommen, oder ſucht vielmehr, wie er es ſelbſt nennt, Goethe'ſche Weltanſchauung zu erſtreben; da er aber nicht dichteriſch dabei zu Werke geht, ſondern mit einer gewiſſen Vornehmheit, nur kritiſch, ſelbſt in Darſtellungen des Lebens, und das, was er poetiſch bringt, nur das äußere Gewand iſt, ſo hat er in neuerer Zeit bedeutend an ſeiner urſprünglichen Kraft verloren und nicht wirklich Eigenthümliches und Neues gebracht. — Große Anmuth des Styls, geiſtige Gewandtheit und lebendige Phantaſie ſind ihm eigen, und wenn es ihm gelänge, ſich von ſtörender Subjectivität zu befreien, ſo würde er beſtimmt noch ſehr Gelungenes bringen.

Die Novelle*).

In Altenburg waren zwei Damen eingeſtiegen, und erſt vor der Stadt hatten ſie ſich in die Geſichter geſehen und ſich erkannt. Es ſchienen herzliche Freundinnen zu ſein, die weit entfernt von einander geweſen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir ſo dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommeln ſchlägt, wenn ein Soldat degradirt wird. Sie küßten ſich und drückten ſich die Hände; genauer ſchaute ich nicht hin, ich war zu ſehr beſchäftigt, ihre Geſichter hatte ich auch nicht geſehen. Ich ſaß neben ihnen auf dem hinterſten Sitz, und als es ganz finſter war, und ſie mich gewiß feſt eingeſchlafen glaubten, erzählte die eine mit leiſe flüſternder Stimme folgende Geſchichte. Vorher hatte ich auf ihr Geſpräch nicht Acht gehabt, der epiſche Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine ſchöne Altſtimme, welche zuweilen über das Flüſtern heraustrat. Sonſt ſprach ſie Alles ohne Modulation, eintonig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finſter und ſtill, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte bald wachend, halb träumend zu, doch werd' ich kaum etwas Weſentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtniß objectivirt hier wiederbringe.

1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen ſaß eine bürgerliche Familie beim Frühſtück. Es war noch ſehr früh, die Morgennacht ſah grau zu den Fenſtern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tiſche ſtanden zwei brennende Lichter. Um den Tiſch herum ſaßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein ſtattlicher Burſch, zur Reiſe gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er ſollte bis nach Rußland reiſen. Am Kamin ſtand die Schweſter, einen friſchen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und ſchlank gewachſen, ſie hatte ein großes Tuch umgeſchlagen und auf dem Rücken die Zipfel zuſammengebunden. Unverwandt ſah ſie in's Feuer hinein, und langſam glitten die Thränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde" — rief der Vater, „die Kanne iſt leer, und Ferdinand hat erſt zwei Taſſen getrunken."

Da fuhr ſie erſchrocken zuſammen, und die weißen ſchönen Arme kamen aus dem Tuche heraus, und legten friſches Holz an, die Thränen fielen in's Feuer, und ſie nahm ſich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte, ſie brachte es auf den Tiſch, ſchenkte dem Bruder die Taſſe voll, und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Geſicht, und leiſe weinend drückte ſie ihr Geſicht an ſeine Augen. „Und du gehſt nun auch fort, Ferdinand." — —

Mehr konnte ſie nicht ſagen. Der Bruder ſchlug den Arm um ſie, der Vater ſtellte die Pfeife weg, und ward unruhig, die Mutter weinte ſehr, und trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich that der Vater, als ſei er verdrießlich, und ſchalt, daß man den Jungen nicht wenigſtens in Ruhe frühſtücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und Alle riefen: „der Kutſcher."

Ferdinand ſprang auf, küßte den Vater. Des Alten Geſicht war in ſtürmiſcher Bewegung. Er küßte die lautweinende Mutter; unter lautem Weinen band ſie ihm einen Fuchsſchwanz um den Hals, und wollte ihn nicht mehr loslaſſen. Sie ſteckte ihm noch das Taſchentuch, was er auf dem Stuhle hatte liegen laſſen, in die Bruſt hinein. Nun wollte er von der Schweſter ſcheiden. Sie legte den Arm um ſeine Schultern, und bat innig: „Noch nicht!" — Die Eltern durften nicht mit vor die Thür, es ſei zu kalt für ſie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte ſie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände in's Geſicht, und bat ihn von Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga triffſt, ſo bitte ihn, daß er treu iſt."

Der Wagen rollte fort. Mathilde ſah ihm mit ſchmerzlichem Geſicht nach, und flüchtete ihre ſchönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße ſah noch todt aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen iſt. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half ſich langſam am Spieß in die Höhe, lüftete ſeinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langſam, ſchauernd vor Froſt und Trauer ging Mathilde in's Haus zurück. Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern ſaßen im Dunkeln. Sie ſetzte ſich ſtill in einen Winkel am Ofen, wo ſie oft mit dem Bruder und dem geſeſſen hatte, den ſie in Riga grüßen ließ. —

2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg ſeine Studien vollendet, und ſollte jetzt eines reichen Banquiers Kinder erziehen. Deshalb war er hier, und ſchritt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauſes. Es war Theegeſellſchaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Banquier machte ihn mit ſeiner Familie bekannt. Die Frau vom Hauſe hatte ein eitles aufgeblaſenes Geſicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewiſſe Unordnung in den Zügen, ſie behandelte Ferdinand mit jenem Gemiſch von Kaufmannsdünkel, Geldſtolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geſchmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Theil auf ihre Schulter gelehnt, ſtand die älteſte Tochter Emilie, und ſah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben in's Alter der Jungfrau, wie junger Reif lag ein friſches Verlangen auf den feſten jugendlichen Formen, auf dem kecken Roth der Geſundheit. Sie hatte rabenſchwarzes Haar und ſchwarze Augen, und war ſchon ſo groß wie ihre Mutter. Ferdinand ſollte ſie franzöſiſch und Muſik lehren. Sie fiel wie Feuer in ſeine Augen, und er ſah ſie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete ſeinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorleſen könne, und gab ihm Goethe's Stella.

Ferdinand las, Emilie ſaß neben ihm, er fühlte ihren Athem, ihre Augen auf den Buchſtaben und las heiß und leidenſchaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Theilnahme zu, und nach dem Akten war ſie erhitzt und holte tief Athem und lächelte dem Leſer dankbar in die Augen. Die Mutter applaudirte, der Papa ging langſam im Nebenzimmer auf und ab, und ſprach leiſe mit einem Fremden über Geſchäfte. Nur zuweilen blieb er in der Thür ſtehen, und ſah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterſcheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lektüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht paſſend für ſie ſei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand, und war ſehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran, lächelte zutraulich, und meinte, es ſei charmant, daß er ſo hübſch und mit ſo viel Ge-

*) Aus H. Laube's „Reiſenovellen." Leipzig 1834 Bd. I. S. 304. flg.).

Digitized by Google

fühl leſe. „Ach ja!“ ſetzte Emilie ſchnell dazu, und ſtand mit niederblickenden Augen ſinnend neben ihm.

3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Straße ſeinen Univerſitätsfreund Richard, und die Freude war groß, ſie hatten mit einander ſtudirt, und Richard war einſt in den ſchönen Pfingſtfeiertagen mit Ferdinand nach Haus gereiſ't, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es ſtill und hübſch iſt, und wo Mathilde vor der Thür ſaß, und einen bunten Studentenbeutel ſtickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all, und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die luſtigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein geweſen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem Mädchen ſpazieren gegangen, und die Leute hatten geſagt: das iſt ein ſchönes Paar, Vater und Mutter aber hatten ſie geſegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Drauf ließ er ſich von Ferdinand in das Haus des Banquiers einführen. Er ſpielte beſſer Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundſchaft die Muſikſtunden für Emilien. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein ſehr artiger Mann, und ein geliebter Geſellſchafter in Riga; er hatte ſo viel Verbindliches, und war auf dem beſten Wege, eine glänzende juriſtiſche Karriere zu machen. Der Banquier machte ihm ſehr freundliche Verbeugungen und Ferdinand ſtieg im Preiſe, daß er ſo reſpektable Konnexionen beſäße.

In den Morgenſtunden unterrichtete Ferdinand Emilien und ihre Brüder, die Mutter ſchlief da noch, oder machte Morgentoilette, der Vater hatte Geſchäfte und ließ ſich auch niemals ſehn.

Ferdinand lehrte Alles ſo innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tiſch die Eltern ausfuhren, blieb ſie jetzt immer zu Hauſe, um bei den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und ſelbſt noch Manches mitzulernen. Wenn die Sonne ſchien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof ſpringen, und der Winter begann zu ſcheiden, die Sonne ſchien oft.

Da ſprachen ſie ſtille, herzliche Dinge mit einander, Ferdinand und Emilie. An einem ſolchen ſonnigen Nachmittage war's, als er ſich ein Herz faßte und ſie bei der Hand nahm, und die friſche, pulſirende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zuſammenſchauernd die andere Hand auf die ſeine, und ſie ſahen ſich endlich in die Augen, und fielen ſich in die Arme. Es begann ein Küſſen und Drücken, ſie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geſchah.

Da ſtieß ein Frühlingswind das Fenſter auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „Kuckuck,“ und ſie ſprangen erſchreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand ſagte im Taumel ſeines Glückes zu Emilien, er wolle den Vater, ſobald er nach Hauſe komme, bitten, ihm ſeine ſchöne Tochter zur Frau zu geben. Geſtern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrſtelle in ſeiner Vaterſtadt ſei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, ſie ſprang in den Hof, um den Bruder von loſem Geſchwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Banquier her, und bat um eine Unterredung.

4.

Richard war im Hofe und ſpielte mit den Buben. Der älteſte erzählte ihm, was er heut gelernt, und wie lange er jetzt ſchon geſpielt habe. Als Richard nach Emilien fragte, antwortete er ihm leiſe, ſie küßte ſich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligſt zur gnädigen Frau vom Hauſe, und Ferdinand war kaum beim Banquier eingetreten, ſo erſchien auch jene mit zornflammendem Geſicht, und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Halb zu ihm, halb zu ihrem Manne gewendet, ſagte ſie mit ſchneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer ſich Vertraulichkeiten mit ſeiner Schülerin erlaube, welche ſich durchaus nicht ſchickten.

Mühſam ſchob Ferdinand dazwiſchen, daß er eben den Vater aufgeſucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da ſchrie die Mutter laut auf, höhniſch und ſchneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halbem Auge aufgeſehen hatte, ſah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn, und ſprach mit feſter Stimme: „Mein Herr, davon kann nicht die Rede ſein.“ — —

Auf dem Korridor fand der zurückkehrende, zerſchmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angſt bebend ſeiner harrte. Er reichte ihr die Hand, und ſagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß Alles verloren ſei. Sie fiel ihm um den Hals, überſchüttete ihn mit heißen Thränen und Küſſen.

„Laß uns nach Deutſchland fliehn!“ bat ſie.

„„Du willſt?““

„Ich will Alles, was mich mit Dir vereinigt. ich liebe Dich ſehr.“

Und nun beſprachen ſie, wie das zu beginnen ſei, denn es war nicht wahrſcheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hauſe dulden werde. Thüren wurden geöffnet, ſie waren nicht ſicher an dem Orte, und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte ſich den Schlüſſel zum Gartenhauſe verſchaffen, dort würden ſie, wenn Alles im Hauſe ſchliefe, das Nöthige beſprechen.

Sie ſchieden unter Küſſen, ermuthigt durch ihre Pläne.

Denſelben Abend war Thé dansant im Hauſe. Emilie erſchien geſchmückt, und war ausgelaſſen und ſchön und lachte und ſcherzte und tanzte wild und luſtig, vorzüglich mit Richard. Ferdinand ſtand in einem Fenſterwinkel, und ſah ihr mit Entzücken zu; ſeine Seele war mit der Liebe für das ſchöne, friſche Mädchen und mit Beſorgniß wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als ſich die Geſellſchaft trennte, flüſterte ſie ihm zwei Worte in's Ohr, und eilte auf ihr Zimmer.

5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartenthür knarrte, und eine verhüllte weibliche Geſtalt huſchte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand ſchlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorſichtig ſein, denn der Mond ſchien verrätheriſch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, was auf den Hof herausging, war noch Licht. Plötzlich ſchrie Emilie laut auf — rückſichtslos ſprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte am ganzen Körper, und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe ſie ihren Namen nennen hören. Rückſichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen in's Gartenhaus, und küßten ſich, und kamen in Folgendem überein: Ferdinand ſollte aus dem Pavillon, der in's Freie führte, ſogleich nach dem Hafen eilen, zwei Plätze auf einem Schiff beſtellen, und dann an denſelben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habſeligkeiten und Koſtbarkeiten zu einem Bündel ſchnüren, und ihn reiſefertig erwarten.

Ferdinand geleitete ſie erſt zurück in's Haus, nahm ſeinen Mantel um, ſteckte ein neues Teſtament in die Taſche, und ging. Am Hafen war's ſtill, ein Schiffer ſchlief auf dem Damme. Er weckte ihn, und begann ſeine Unterhandlung. Der Schiffer blieb liegen, ſtemmte ſeine Arme unter, ließ ihn ausreden, ſtand dann auf und ruderte, ohne ein Wort geſprochen zu haben, Ferdinand hinüber an's Schiff. Der Kapitain ward gerufen, das Geſchäft war bald abgemacht, um 6 Uhr wollte das Schiff in See gehn. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend, und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erſt am Hafen ſchien es auch ihm, als folge ihnen Jemand, das Boot, was ſie überſetzen ſollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häuſern her näherte ſich eine Figur. —

Aber das Boot war da — ſie ſegelten hinüber, und beſtiegen das Schiff. Beide holten tief Athem und fühlten ſich in Sicherheit.

6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hauſe des Banquiers. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Hausthür geſchellt, und darauf beſtanden, den Herrn vom Hauſe augenblicklich ſprechen zu müſſen. Der Wagen des Banquiers rollte nach dem Polizeihauſe, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaſter hob eben die Anker, in Riga ſchlug es ſechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam, und im Namen des Kaiſers den Kapitain zu ſprechen verlangte. Die Matroſen ſchrieen, die Anker würden gelichtet, es ſei zu ſpät, „Im Namen des Kaiſers“ klang es verhängnißvoll in das Gewirr. Der Kapitain kam.

Bald darauf ſah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herab klettern in's Boot. Richard, der in ſeinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme ſtand, führte Emilien an des Vaters Wagen, hob ſie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutſcher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward in's Gefängniß gebracht, und es begann ein Kriminalprozeß.

In den erſten Tagen hatte Emilie oft geweint; Richard war aber redlich bemüht, ſie zu tröſten.

Nach einiger Zeit ſagte man ihr, Ferdinand ſei nach Deutſchland entlaſſen und die Sache ſei aus.

7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man ſchon nicht mehr. Mathilde war ſehr blaß geworden und noch ernſthafter als früher. Eines Tages ſagte ſie dem Vater, ſie wolle mit der Poſt nach Riga reiſen, Ferdinand ſei gewiß krank und habe

Digitized by Google

in der Fremde keine Pflege. Der Vater ſagte nichts, und machte ihr das Reiſegeld zurecht.

— In Riga hörte ſie auf der Polizei, Ferdinand ſei nach Sibirien transportirt worden. Sie weinte nicht, ſondern traf Anſtalten, nach Petersburg zu reiſen, um dem Kaiſer einen Fußfall zu thun. Als ſie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu beſtellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein deutſches Lied ſang, was man bei ihr zu Hauſe am Rheine oft zu ſingen pflegte. Sie ging etwas ſchneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete ſich um. Mathilde ſtand ſtill wie eine Bildſäule, ſie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber ſie nicht, und ging weiter, und trällerte ſein rheiniſches Lied.

8.

Mit vieler Mühe war ſie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte ſie ihres Bruders Begnadigung erhalten. Jetzt fuhr ſie über die weite Eisfläche Sibiriens hin, ſie hatte ſchon viele hundert Werſte zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit ſeinen Hütten, wo ſie Ferdinand finden, ihm ſeine Befreiung ankündigen würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als ſie in den Ort kam, erfuhr ſie, daß es Ferdinands Leiche geweſen war. —

— Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine, um ihre alten Eltern zu pflegen. —

— In der Nähe von Riga begegnete ihr eine ſchöne Equipage. Der Kutſcher des ſchönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinſitzenden ſtiegen aus, der Poſtillon, welcher Mathilden fuhr, hielt ſtill, um dem Kutſcher behilflich zu ſein.

Der Herr und die Dame, eine junge, ſchöne Dame, baten Mathilden, ſie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn, and ließ ihren Schleier über das Geſicht fallen, es war Richard. Er ſaß ihr gegenüber und ſcherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber ſeine junge Frau, und als ſie nach Riga kamen, ſagte ihr der Poſtillon, die junge Frau wäre die Tochter eines reichen Banquiers, welche einmal mit einem jungen Deutſchen hätte fortfahren wollen.

Mathilde ſagte nichts, und fuhr weiter nach Deutſchland hinein.

In dieſem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Poſthauſe in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtſtrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erſchrocken: Das waren die verſtorbenen großen Augen Mathildens, auf dieſen blaſſen edlen Zügen lag die ganze Leidensgeſchichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es ſchien mir ein erſchreckliches Unglück auf dieſen todtgeweinten Mienen ſtill und ſtolz zu ruhen, lange, lange ſchon mochten es keine Thränen mehr befeuchtet und geſchmeidigt haben. Ein ſtrenger Weibesſchmerz ſah heraus, trocken war das Auge eines Mädchens nach ſolch trauriger Geſchichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Geſicht mit dem Taſchentuche und ſchluchzte innig, und die erſchütterte Seele drängte ſich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung ſolches Unglücks konnte nur ruhig und thränenlos ſein, wer das Unglück ſelbſt erlebt hatte.

Keinen Augenblick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde ſelbſt ſei. Ich hob ſie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, ſogar ihr Athem, der mich berührte, ſchien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Geſtalt. Sie vergaß mir zu danken, und reichte ſtumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als dieſe beim Herunterſteigen beide Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Geſicht nahm, ſah ich auch ihr Geſicht — ich war verſteinert von den verſchiedenartigſten Eindrücken. Es war der ſchöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die ſchmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heidin aus Sprottau.

Umſonſt hatte ich ſie geſucht, ohne es zu ahnen, hatte ich eine Poſtſtation neben ihr ſelbſt geſeſſen und mit ihrem Bilde geſchwelgt, und jetzt weinte ſie und war ſchmerzerfüllt; ich konnte ſie nicht anreden, wenn es mein Leben gerettet hätte, ſie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Poſtwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Baiern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affekte geordnet hatte, waren die Reiſeeffekten geſchieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Muth gehabt, ein Wort an ſie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr das Mädchen mit dem ſüßen Geſicht meiner Jugendliebe.

Ich ſtand ſchmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnſucht im Thorwege, und ſah der Laterne des Wagens ſo lange nach, bis ſie verſchwand.

All' die ſüßen Liebesſchauer aus der Sakriſtei, all' das Liebesſehnen der friſchen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht geleſen, und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

Eine Tyroler Geſchichte.

In dieſem Lande müſſen recht traurige Geſchichten paſſiren können, dacht' ich in meinem ſtillen nächtlichen Sinn, und ſah nach den ſchwarzen Felsmaſſen in die Höhe, die bei der Finſterniß kein Ende nehmen, und nach dem ebenfalls unendlich ſchmerzhaften Geſichte des Mädchens. Das arme Kind riß ſich das Buſentuch heraus, als ich ſo in die Höhe blickte, und trocknete ſich damit die Augen, obwohl die Augen gar nicht weinten. Eine alte Erinnerung mochte ihr wohl ſagen, daß ſie eigentlich weinen ſollte, und ſie wollte die harte Natur ergänzen. Ihr weißer Buſen ſah kalt und unempfindlich in die Nacht, und es bedünkte mich, als glich er einem Marmordenkmale, was auf dem Grabe heiliger Todten ruht.

Es war gar zu auffallend, denn die Tyrolerinnen ſind keuſch und ſchamhaft, es mußte nicht recht richtig mit dem Mädchen ſein.

Ach, es war auch nicht recht richtig. In dieſem Lande paſſiren wirklich recht traurige Geſchichten, denn die Bildung hat noch keine Leidenſchaft in Baumwolle gewickelt, ſie äußern ſich in baarer, wilder Naturkraft, und frei ſind die Tyroler auch nicht, wenn ſie ſich auch ſo ſtellen.

Das Mädchen war einmal recht glücklich geweſen, ſie hatte geliebt. War ſie nicht eigentlich zu beneiden? Wißt Ihr es wohl, ihr ſtumpf glücklichen Menſchen, die Ihr gedankenlos in der Fülle Eures Behagens hinlebt, wißt Ihr es wohl, daß dieſe lachende goldne Sonne Menſchen beſcheint, welche niemals, ach das Herz bricht mir bei dem Worte — niemals glücklich geweſen ſind, niemals nur den Mantelſaum des fliegenden Glücks geſehen haben.

Manchmal macht es mich irre an der Liebe Gottes, die durch Alles rauſcht, was da iſt, daß es wirklich Menſchen giebt, welche nie die Liebe empfunden haben, nie die Liebe empfunden — — Herr des Himmels, es giebt ſolche Menſchen! Machteſt du ſie über Nacht klug, ſie liefen auf die Thürme, und ſtürzten ſich herab, um die troſtloſe Bruſt zu zerſchmettern. Und es ſind das nicht immer blos alte Kaufleute, die nur ihr Geld, alte Edelmänner, die nur ſich lieben, alte Jungfern, die ein Herz von Sohlleder gehabt haben; es ſind mitunter ganz anſtändige Leute.

Wie ein Platzregen würde es auf ſie herabſtürzen, wenn ſie plötzlich ihr Unglück erführen. Es iſt eine traurige, entſetzliche Poeſie um einen Menſchen, der da ſieht, wie Alles überwältigend die Liebe bei allen Menſchen iſt, und der niemals ſelbſt etwas davon erfahren hat.

Ich meine, er ſei der unglücklichſte Menſch unter der Sonne, unglücklicher als der größte Verbrecher.

Elſi, dein Unglück war eine Kleinigkeit daneben, obwohl es gar nicht klein war.

Elſi hatte in einem artigen Häuschen bei ihrem Vater und ihrer Mutter gewohnt; beim Hauſe war ein Gärtchen, im Stalle ſtand eine Kuh, der Altan, welcher bei den meiſten Tyroler Häuſern angebracht iſt, war erſt vor ſechs Jahren blank und feſt ausgebeſſert worden. Im Sommer zog der Vater mit Fußteppichen und Handſchuhen nach Teutſchland, im Herbſte kam er wieder, und den Winter über hatten ſie Holz genug, ſaßen fein warm, das Dach war gut erhalten, es drang kein Schnee durch, und das Erſparte reichte auch hin, in der Woche zweimal Fleiſch zu eſſen.

Es ging der Elſi wirklich recht ſauber, beſonders als der Sepperl immer regelmäßig des Abends vorbeikam, im Frühjahre, wenn ſie oben auf dem Altan hinter den beiden Blumentöpfen ſaß, die ihr der Sepperl geſchenkt hatte, und wenn der Sepperl immer freundlicher ſagte: Elſi, guten Abend. Denn der Sepperl war ein blitzhübſcher Bube, er ſchoß die meiſten Gemſen von allen Schützen im Dorfe, und hatte den ſchwärzeſten ſchönſten Knebelbart. Als der Vater ſchon einen Monat fort war, hinaus in's Reich, da trat der Sepperl einmal wirklich ein in's Haus, und ſchüttelte Elſi's Mutter die Hand und der Elſi auch und ſetzte ſich.

Elſi's Mutter war unten aus Welſch-Tyrol, und hatte ſtechende ſchwarze Augen, und Sepperl gefiel ihr, und wenn ſie die Tochter hinausſchickte, ſo ſtreichelte ſie ihm die Backen und den Knebelbart. Das gefiel dem Sepperl, und da Elſi's Mutter noch eine rüſtige, hübſche Frau war — Elſi war erſt 15 Jahr — ſo ſtreichelte er ſie wieder, er war jung, ſie war aus Welſch-Tyrol, ſie wurden warm mit einander.

Die arme Elſi merkte nichts, denn Sepperl gab ihr immer die Hand, wenn er kam und wenn er ging, und Sonntags tanzte er mit ihr wie die andern Burſchen mit ihren verlobten Dirnen. Es that ihr nur leid, daß die Mutter immer des Abends ſo viel zu ſchicken hatte, wenn der Sepperl kam.

So verging die Zeit, bis der Wind ſchon wieder rauh von Baiern her über die Berge herunterfiel, und das Laub von den Bäumen blies. Da kam eines Abends Elſi's Vater aus dem Reich zurück, und er wunderte ſich, daß es noch dunkel in ſeinem Hauſe war, machte leiſe die Stubenthür auf und blieb ſtehen. Hinten vom blauen Himmelbett her vernahm er Geräuſch, als wenn zwei Leute ſchön mit einander thäten, und ſich küßten. Er ſchüttelte

Digitized by Google

unwillig den Kopf, daß Elſi ſolchergeſtalt die Sitte hintanſetze, kehrte flugs um, und ging zum Pfarrer, für ſeine Tochter die Hochzeit zu beſtellen; denn er hatte es ſchon im Frühjahr geſehen, daß Sepperl ein Auge auf ſein Mädel hatte. Unweit des Pfarrhauſes aber begegnete ihm Elſi. Sie grüßte ihn ſchön und gab ihm die Hand; er fragte ſie aber blos, wer denn eigentlich daheim in der Stube ſei, und als Elſi antwortete: „die Mutter und der Sepperl,“ da ſagte er: Elſi, geh' zum Herrn Pfarr, und warte auf mich, ich werde auch gleich hinkommen.

Sie ging, er kehrte um, und trat ſtumm in ſeine Stube. Das Weib ſaß mit entblößter Bruſt auf dem Bett, Sepperl ſprang haſtig auf die Seite. Elſi's Vater trat an ſein Weib heran, und fragte, ob ſie ihn kenne. Der Mond kam eben hinter den Bergen hervor, und fiel mit ſeinem blaſſen Schein über Beider Geſicht. Das Weib war todtenſtill; er griff nach ſeinem Meſſer an der Seite und ſtach es ihr tief in die offne Bruſt. Sepperl ſchlich langſam aus der Stube; er ſah's aber noch, wie das Blut emporſprang und das Weib auf's Bett zurückſtürzte.

Es hatte Niemand ein Wort geſprochen, aber Sepperl mußte wohl ſpäter geſchwatzt haben, denn am andern Tage war die Geſchichte ruchbar. Elſi hatte bis ſpät in den Abend im Pfarrhauſe auf ihren Vater gewartet. Als er gar nicht kommen wollte, ging ſie heim, und da unten Alles finſter und ſtill war, dachte ſie, die Eltern ſchliefen ſchon, und ging hinauf in ihre Kammer, und ſchlief bis an den frühen Morgen. Im Hauſe ſelbſt ſchlief aber Niemand mit ihr als die todte Mutter.

Als Elſi früh in die Stube trat, begann ihr Unglück: die Mutter fort, der Vater fort, das Meſſer mit ſeinem Namen bei der Leiche, und Sepperl — — die Nachbarn erzählten ihr ſchonungslos, was ſie wußten und was ſie nicht wußten.

Elſi war alt genug, ihr Unglück zu überſehen: Vater und Mutter verloren, und was mehr ſagen will: den Geliebten, und was noch mehr iſt: die Liebe, und Alles in einer Nacht — es war Unglück genug, um den Verſtand zu verlieren. Elſi verlor ihn auch.

— Aber wer nie geliebt hat in ſeinem Leben, iſt doch noch ſchlimmer dran.

Von Elſi's Vater hatte man nie wieder etwas gehört, aber Sepperl hatte Soldat werden müſſen. Elſi ſaß ſtill in ihrem Häuschen, legte den Tag über die Hände in den Schooß, und ſang die alten glücklichen Lieder; ſie putzte ſich ſorgfältig, weil ſie glaubte, der Mangel an Schönheit ſei Schuld geweſen, daß ſie Sepperls Liebe nicht gewonnen. Die Nachbarn brachten ihr Eſſen, und ſie aß mit großem Appetite, war ſtill und ſanft, und that Niemand etwas zu Leide.

Eines Abends ſaß ſie wieder im Dunkeln allein, unweit des blauen Himmelbetts, in welchem jetzt Niemand ſchlief; denn ſie ging immer noch hinauf in ihre Kammer, obgleich der Schnee jetzt durch das verwahrloſte Dach hereindrang. Sie ſummte leiſe ein altes Lied, da ging die Thür auf, und Elſi ſprang in die Höhe und rief jauchzend: „Sepperl.“ Sie hatte ihn am Tritt erkannt. Es war Sepperl, der von Wien deſertirt war; ſie ſchien ganz vernünftig zu ſein, ſo lange ſie mit ihm redete. Er ſtellte ihr vor, wie man ihn verfolge, und daß kein anderer Ausweg übrig ſei, als auf's Gebirg zu fliehen, denn wenn man ſeiner habhaft würde, erſchöſſe man ihn. In dieſem Augenblicke ſei er halbtodt gehetzt, und bedürfe einer ſtärkenden Ruhe, im Gebirge ſei's noch kalt und rauh, Elſi ſolle ihn vier und zwanzig Stunden beherbergen.

Elſi nickte mit dem Kopfe, er verſchlang hungrig ein Stück Brot, was auf dem Fenſterbrett lag, dann fiel er todtmüde auf jenes Bett, wo das Unglück geſchehen war; er hatte keine Zeit und keine Kraft zum Schauder; der Schlaf ſank bleiern auf ſeine Augen. Elſi ging, und riegelte die Thür zu, dann legte ſie ſich angekleidet neben ihn auf's Bett, und ſchlief nicht, ſondern ſah den Schläfer an mit offnen Augen, obwohl ſie wenig an ihm ſah, denn die Nacht war dunkel.

Als der Tag graute, erwachte Sepperl, ſah das Mädchen neben ſich halb aufgerichtet ſitzen, ſah ſeine Lagerſtätte, und fuhr entſetzt in die Höhe. Er wollte fort. Elſi umklammerte ſeine Knie, er möge bleiben. Sepperl wußte nichts von Elſi's Wahnſinn; er wollte noch einen Tag bleiben, um ſich einzurichten für ſeinen Aufenthalt auf den Bergen.

Als es Morgen ward, kam die Nachbarin, und brachte Elſi das Frühſtück, Sepperl kroch hinter den Ofen, und Elſi ſchob den kleinen Schieber am Fenſter auf, und nahm den Topf der Nachbarin ab.

„Der Sepperl iſt wieder da,“ ſagte ſie.

Sepperl erſchrak des Todes in ſeinem Verſteck.

Die Nachbarin aber, gewohnt, ſie von Sepperl ſprechen zu hören, achtete nicht darauf, ſondern ging, ſich bekreuzigend wieder von dannen. Jetzt kam dem Sepperl zum erſten Male der Gedanke von ihrem Irrſinn, aber wenn ſie ſich zu ihm wendete, ſprach ſie unverwirrt.

Es war ihm doch unheimlich in der ſchlimmen Stube zu Muthe; er machte ſich indeß zu thun, ſuchte den Stutzen und Pulver und Blei von Elſi's Vater zuſammen, putzte das Gewehr, und machte ſich reiſefertig. Der Elſi verbot er, wenn die Nachbarin wiederkäme, ſeinen Namen zu nennen; als ſie aber kam, ſagte Elſi wiederum: Der Sepperl iſt da, ich darf's aber nicht ſagen.

Nun blieb ihm kein Zweifel mehr über ihre ſchreckliche Lage; er ſah auch, daß ſie nichts that, und ſich wie eine Kranke von außen her ernähren ließ. Ihn verlangte angſtvoll nach dem Abende, er ſchmachtete nach den Bergen, Schuld und Unglück laſtete wie Verdammniß mit der niedrigen Stube auf ſeiner Bruſt.

Elſi war unterdeß lieb und zärtlich gegen ihn, und ſprach kein thöricht Wort.

Es ward Abend, und er machte ſich reiſefertig. Elſi that's auch. Er fragte. Sie wollte ihn bis an's Ende der Wolken begleiten, und wenn's weiter ginge, weiter. Als er's ihr abſchlagen wollte, weinte ſie bitterlich.

Sepperl ſuchte ſie zu beruhigen, und ſtreichelte ihr zum erſten Mal die Wangen, und küßte ſie flüchtig auf den Mund. Da fuhr's wie ein Feuerſtrahl durch ihr Antlitz und ihre Glieder, die Augen leuchteten, und ſie preßte ihn küſſend und wieder küſſend ſo heftig an ſich, daß es ihn ſchmerzte.

Er ſteckte ſo viel Brot, als im Hauſe zu finden war, in die Jagdtaſche, und ſie gingen; was er mit ihr beginnen ſollte, wußte er ſelbſt noch nicht.

Es war Abend. Sie ſchlüpften zwiſchen Häuſern und Zäunen hin. Plötzlich hörte Sepperl Fußtritte, und kauerte ſich hinter einen Zaun. Als Elſi dies bemerkte, waren die Männer, deren Fußtritte Sepperl gehört, ſchon da, und fragten ſie, wohin ſie bei ſo ſpäter Zeit noch gehe.

„Ich geh mit dem Sepperl auf die Berge, ſie wollen ihn todtſchießen.“

Eiskalt überlief es den Sepperl, denn er hörte Waffen klirren; es waren öſterreichiſche Militairs, die ihn verfolgten. Er huſchte ſo leiſe als möglich auf der Erde hin, und fiel in eine Grube, duckte ſich zuſammen und regte ſich nicht.

„Sie iſt nicht klug,“ ſagte ein Tyroler, welcher dabei war, aber Elſi ſetzte hinzu: Hier hinter dem Zaune ſitzt er.

Man trat hinzu. Ein Soldat näherte ſich der Grube. Sepperl ſpannte ſeinen Stutz, der Hahn knackte, der Soldat trat näher und rief: „Antwort oder ich gebe Feuer!“

Es fällt ein Schuß, es fliegt ein Mann über den Zaun, Schüſſe knallen hintendrein, man ſetzt ihm nach, nur der Tyroler und Elſi bleiben bei dem blutenden Soldaten. Elſi ruft ängſtlich nach Sepperl.

Aber Sepperl war ein gewandter Burſche und kannte alle Wege und Stege — erſt ein Paar Jahre nach dieſem Vorfalle iſt ihm oben auf dem höchſten Gebirge ein Gemsjäger begegnet. Sepperl hat ſehr mager und alt ausgeſehen, ſein Haar iſt grau geweſen, und auch ein langer Bart, der ihm unterdeß gewachſen. Er lebt nur von Gemſenfleiſch, und es ſollen noch mehrere ſolche Unglückliche da oben im Gebirg herumirren, welche der Conſcription entflohen ſind. Sie wagen ſich auch nach vielen Jahren nicht herunter, denn das Gouvernement iſt unerbittlich. Man erzählt, daß einer von ihnen altersſchwach mit ſechzig Jahren herabgekrochen ſei, verhoffend, man habe ſein vergeſſen. Aber man vergißt nichts, hat ihn eingefangen und an Leib und Leben geſtraft. Wie bei den Türken und Perſern exiſtirt auch das Heimfallsrecht bei ſolchen Perſonen: jener Mann hat 90,000 Gulden beſeſſen, welche dem Gouvernement verfallen ſind. —

— Der Tyroler, welcher mir die Geſchichte mit Elſi und Sepperl erzählte, als er mich ſo betrübt und verwundert über ihren Anblick ſah, ſetzte hinzu, man wiſſe nicht, ob ſie mit dem Sepperl zuſammenkomme. Sie werde oft des Nachts hoch oben auf den Felſen geſehen, und haſche begierig nach Zunder, Pulver und Blei, womit ſie wahrſcheinlich den Geliebten verſorge. Sie ſpreche übrigens kein Wort mehr, trockne ſich aber immer die trocknen Augen, wenn ſie hinauf nach den Bergen ſehe.

Der Tyroler erzählte mir Alles in ihrer Gegenwart, ſie hörte aber nichts, ſondern leuchtete uns ſchweigſam wie ein Marmorbild über die ſchmalen Balken, welche man in die brauſenden Bergwaſſer geworfen hatte, um die Kommunikation herzuſtellen. Als ihre Fackel zu Ende ging, verſchwand ſie plötzlich auf der Seite, wo die Felſen in die Höhe laufen, um ihren Sepperl zu ſuchen.

Digitized by Google

Johann Dietrich Chriſtian Lauenſtein

ward am 12. März 1776 zu Katlenburg im Fürſtenthum Göttingen geboren, ſtudirte zu Rinteln und Göttingen Theologie und Philoſophie und kam 1800 zuerſt als Prediger nach Esbeck, dann 1815 nach Stadt und Bad Rehburg. Von hier wurde er 1821 in gleicher Eigenſchaft nach Holtorf verſetzt und 1825 zum Superintendent der daſelbſt neu errichteten Inſpection ernannt.

Er wurde literariſch bekannt durch:

Gedichte. Hannover 1801, 8., mit Kupf.; neue Aufl., Hamburg 1823.

Correctheit und Gedankenreichthum treten in L's Gedichten am ſtärkſten hervor, weniger Phantaſie und Darſtellungskraft; deshalb hat er ſich auch auf dem Gebiete der didaktiſchen und reflectirenden Poeſie am glücklichſten und erfolgreichſten bewegt.

Johann Wilhelm Lauremberg

wurde 1591 zu Roſtock im Meklenburgiſchen geboren und im Hauſe ſeines Vaters, des daſigen Profeſſors der Medicin Wilhelm L. erzogen, ſtudirte dann daſelbſt ſchöne Wiſſenſchaften und erhielt, nachdem er zum Magiſter A. A. L. L. promovirt war, die Stelle eines Profeſſors der Dichtkunſt und der Mathematik an dieſer Univerſität, welche er 1623 mit einer gleichen Anſtellung an der Ritterakademie zu Sorve in Dänemark vertauſchte. Er ſtarb daſelbſt im Jahre 1659.

Von ihm erſchien:

Zwo Comödien. Kopenhagen 1635, 4.
De veer olde beröhmede Schertz-Gedichte. Gedrücket in düſſem itzigen Jahr (wahrſcheinlich Hamburg 1654). Kaſſel 1650 und öfter.
Dieſelben Hochdeutſch: Vier Scherzgedichte zu luſtiger Zeitvertreibung, gehochdeutſchet von der Dichtkunſt Liebhaber (C. Chr. Dedekind). Hamburg 1753, 8.

Lateiniſch:

Satyra, qua rerum bonarum abusus et vitia quaedam seculi perstringuntur, cum querimonia Dephnorini. Kiloniae 1684, 4. Herausgegeben von Morhof.

Derber, geſunder Witz, treffende Einfälle, Scharfblick und Wahrheit der Auffaſſung bei geſunder Anſicht des Lebens und vortrefflicher Darſtellung und Behandlung der Sprache weiſen Lauremberg, trotz dem daß er ſich des Plattdeutſchen bediente, einen hohen Rang unter den deutſchen Satyrikern an. Seine vier echt nationalen Scherzgedichte erhalten außerdem noch großen Werth dadurch, daß ſie einen nicht geringen Beitrag für die genauere Kenntniß der Sitten ſeiner Zeit darbieten.

Dat drüdde Schertz-Gedichte, van Allemodiſcher Sprake un Titeln*).

Vam meeſten Deel der Minſchen de nu leven,
Veel ydel Wackn un Dorheit werd bedreven,
Doch des bin ick verſekert und gewiß,
Dat van den allen keene Dorheit gröter ys,
Als dat eener van Dorheit wil ſpreken,
Un eenen andern ſyne Dorheit wil herreken,
Da he doch ſülveſt ys der gröſte Geck,
Un hefft, mehr als andere, Dorheit und Gebreck.
Nich grote Wyſheit ys by dem, kan ick erachten,
De ſick ärgert an den veelen nyen Trachten,
Un ſegt, dat van Kledern alltydt wat nyes kümpt,
Un alle Jahr man eene andre Mode vernimpt,
De Mening ys nich goot, my dünckt de ſülckes reden,
Den ys Verſtand un Sinn gantz uth dem Koppe gleden.
Den alles wat men nu vör yne Mode holt,
Dat yß geweſen all vör veelen Jahren old.
Wil gy wat nipp anſehn der olden Greken Bilder,
De noch gemahlet hefft Zeuſis de beſte Schilder,
So werd gy lichtlyck ſehn, dat de verweſde Dracht
Vam Dod ys upgeſtahn, un tho dem Levend bracht.
Als men in Bökern findt Glycerium gemahlet,
Als Phamphilius mit ſonen woden Ermeln pralet,
Als uthſtafferet wären Alquif un Urgando,
Een ſülcke Art Habit gebrückt men nu im Lande.
Van Kledern de Fahan dar Actean in ginck,
Do he Diane ſach er ſplitter nacket Dinck,
Deſülve Kleder-Art ys wedder nye gewahren,
Ahn dat de Hörner ſynd darvan vam Kop verlahren.
De Börgers tho Martow, de olde Antiquiteten,
Erinnern ſick gar afft un könen noch wal weten,
Dat do ſe wehren junck van Jahren un noch kleen,
Deſülve Kleederdracht ſe hebben do geſehn,
Ydt ys glyck als de Sünn, de geit des Avends nedder,
Des andern Dages frah ſo kümt ſe dalde wedder.
So deit de Kleederform: wenn ſe etwas gewahrt,
Sa moet ſe undergahn: den kümpt een ander Art,
De wahrt den ock nich lang, men ys ſe ock bald möde,
So brickt de old' hervör glyck als de Morgenröde,
Vör de wechwyken moet de düſtre ſchwarte Nacht:
De affgelechte Form werd wedder upgebracht.
De Kleder ſynd gelyck eenem Cabinet un Kamer,
Darin men ys loſeert vam Schnider un vam Kramer,
Een'm yden ſteith yd frye, in wat Maneer un Maten
He wil ſyn Cabinet ſtaffeern un putzen laten:
Off em de Mahlerknecht darin affmahlen ſchal
Een Frantzöſiſchen Sat, edder eenen Dänſchen Gal,
Edd'r een Düdſchen Geck, edd'r een Welſchen Matz,
Edd'r een Spanſchen Loe, edd'r een Hallendiſchen Dwas.
Ydt ys doch all gelyck wol dar loſeret in
In eenem fyndt dar mehr, in andern ſyndt dar min.
In een Frantzöſiſch Kled kan men loſeren kuem
Een eengen Düdſchen Kerl, ſo ys dar nich mehr Ruem,
Men in een düdiſch Kled in eenen Wams un Hoſen,
Find men oft inquarteert mehr als 5 Schock Frantzaſen.
So geydt ydt in der Werlt: dat ſynd all ſülcke Dinge,
De thar Glückſelicheit ſond ſchlecht un ſehr geringe.
De olde Nyelicheit, dat nye Olderdohm
Verjunget jahrlyck ſick, als Bläder up dem Bohm.
Dat rechte Fundament leth ſchwerlyck ſick verrücken,
Dat olde Principal ſteit faſt in allen Stücken,
Als ydt geweſen ys ſo blyfft ydt na als vör,
Wen men wil gahn in't Hues, ſo geit man dörch de Döhr,
Dat ys de alde Schick: ydt wehr groot Ungemack
Wen men uth Nyelicheit wold ſtiegen dörch dat Dack.
In andeen Dingen ock ys noch beth her gar even
De Wyſe, dat dar was vör duſend Jahr, gebleven.
Als Raland ſyn Bajard, als Holgers Danſches Heſt,
So ſynd de Peerde nu un ſyn allwyd geweſt.
Ock höld men den Gebruck noch hüden, wen men ritt,
Dat yder Rider buten up den Peerde ſitt.
Do eens de Cavaliers binnen im Peerde ſeten,
Da ward Troja verſtört mit gratem Bloetvergeten.
Man worüm ſcholdd men mich de Klederdrachten halen
Uth Franckryck, edder ock van Spaniers edder Wahlen?
Materie un Form dat ſynd de deeden Deel
Van eenem yden Ding, gelyck als Lyff un Seel:
Dewyl wy de Materie van Fremden kriegen her,
Warüm ſchalde den omand bringen Beſchwer,
Dat wy de Forme ock van den Fremden bekahmen?
Een Land kan nich fortbringen alles thaſamen.
Italien maket uns dat Sammit und Satyn,
Uth Holland kriegen wy Kamerdoeck klar un fyn.
Engeland ſchaffet uns de beſten ſchönſten Laken,
Uth Franckryck, uth Düdſchland hale wy ondre Saken, Ꝛ
De een yeder tho Kledern bruken moet,
Etlyke thom Ziradt, etlyke tho der Nath.
Doth ys een Dinck, dat nich veel hebde tho bedüden,
Wen nich grötere Dorheit wehre manck den Lüden.

---

*) Aus J. W. Lauremberg's „De veer olde beröhmde Schertzgedichte."

Digitized by Google

Dat gröteſte Vorbreet un ärgerlyckſte Sake
Ys de aermengde Red' un allemodſche Sprake,
Dat Frantzöſiſch Düdſch dat vör gar wenig Jahren
Erſt upgekahmen ys, un glück als nye gebohren.
Dat men Verendring hefft van Kleder un Habit,
Dat gifft noch menn:gen goet Vordeel un Profit.
Men hefft noch Luſt daran, men kan de Ogen weiden,
Een yder de ydt höet kann lichtlick underſcheiden,
Ja een junck Plögkerl, een ſchlichter Büer=Compan,
Wen he ſüth eene Fruw im Sammitten Schnörlrff gaen,
So weet he alſobald ydt ſy een Fruwen=Wammes,
Un nich de ruge Stert eens Oſſen edder Lammes:
Wen he ſüth dat een Mann in braven Bückſen geit,
Se ſyn wyd edder eng, alsbald he doch verſteit,
Dat ſülckes Kled gewiß ſy eenes Mannes Broke,
Un nich een Beſſemſtehl, een Ploch edd'r Eyerkoke:
Wen averſt eener de aermengde Sprake hört,
So werd he in ſynem Verſtande gantz nerſtört.
He ſteit un gapet dae, un weet nich im geringſten,
Offt men van Paſchen ſpreckt, edd'r offt men ſpreckt van Pfingſtrn.
De eene hefft villicht van Junſern ſynen Schnack,
De ander meent he ede van eenem Hoppenſack.
Twar ydt geſchüth gae offt, wenn yemand ſyck begeven
Van Huß in fremde Land, un kan noch nich gar caen
Des Landes rechte Spraeck, de Noth em dartho drengt,
Dat he des Ordes Spraeck na ſyner Landsart mengt.
Als wenn een Düdſchee erſt in Franckryck ys gekamen,
Spreckt he Frantzöſiſch als he ydt hefft ingenahmen.
A ſa Monsör mon frere, a ſotre ponne gras,
Dat kümpt im Cabaret dem Werde wol tho paß.
Monsör feson de böske, allon schavveer la pome,
Dat werd gerekent uns tha Ehen un grotem Rohme:
Men kan ydt doch verſtahn: drefft em dartho de Noth,
Dat he des Landes Spraeck mit Lüden reden moet.
So ſprickt he als he kan: wen he nich mehe kan ſprecken,
So moet he mit Gebehrde entdecken ſyn Gebrecken,
Men weet dat ſülckes nich mit Willen kan geſchehn,
Ock nich uth Uppicheit, üm ſyck tho laten ſehn,
Man wyl ſe könen nich, un ydt nich beter weten,
Darüm ock ere Feil ack nemand leth vordreten.
De averſt uth Hoſart geworden ys ſo ſtolt,
Dat he ſülck närriſch Dinck aöe grote Wyßheit holt,
Un halet all hervör, wat he man kann erhaſchen
Van der Frantzöſchen Spraeck, als uth der Götel=Taſchen,
Deſülve in ſynem Sinn geſtegen ys ſa hoch,
Dat he ſyck bildet in, wat andern ys goot genoch,
Dat ſy em tho gering: he kan ſyck nögen nicht,
Mit ſyner Moderſpraeck, de ys em altho ſchlicht.
Ock ys veel ander Volck dat ere Spraeck aerſtümpert,
Als wen men Roſiker=Beer mit Denſchen Oel nerplümpert.
Jch heb wol ehr gehört dat mit gemengden Schnack,
Een Düdiſch Denſcher Mann tho ſynem Jungen ſprack:
Kum hat du Drenge Jung, in dyſem Saae Span
Vor myne Heſte Peerd hent my wat Water Van,
Un ſtracks ſnart haſtigien kum wedder tho my ſaa,
Sünſt ſchaltu dichte Huck paa dynen Rüggen ſaa.
Dat ys dat ſchlichte Volck, dat ſo tho reden plecht,
De menen dat men ſünſt vorſtah nich wat men ſecht.
Se wolden ſpreken gern als men dar ſprickt im Lande,
Man ſe ſynt noch nich gantz gekamen thom Verſtande.
Mit anderer Völckee Spraeck wil ick my nich beladen,
Man myne Moderſpraeck ick billig moet beklagen.
Dat goode olde Düdſch ſa lygen bul nu geit,
Dat de eene Düdſche den andern nich vorſteit.
Wen een Landsman tho my Düdſch tho ſprecken begünt,
So moet ick fragen: wat ſegge gy goode Fründ?
Jck kan yuwe Mening nich ermeten,
Gy reden als wen yuw de Tunge wehe beſchmeten.
Mm kant wol mercken uth yuwen Wörden,
Dat gy lang geweſt ſynd an frembden Oerden,
Jm Lande Parys, dat ſo werd gerömt,
Un der andern Völckern Vegetaſche genömt.
Köne gy noch ſo aeel, ſo ſydt gebeden,
Dat gy wollen als een Chriſten=Minſche reden.
Yuwe Möme de werd ſyck trefflick gremen,
Wen ſe mit Sorgen wert voenehmen,
Dat gy hebt yuwe echte Sprake vorlahren,
Darby gy ſydt upgetogen un gebahren.
Men werd vör yuw bitten in alle Kercken,
Dat yuw Godt yuwe Tunge wolle weddee ſtercken.
Sehr ſülck Schipbröck hefft de Düdſche Spraeck geleden,
De Frantzöſche hefft er de Neſe afgeſchneden,
Un hefft eene frembde Neſe wedder angeſticket,
De ſyck by de Düdſche Ohren nicht wol ſchicket.
De olden Nedderſaxen plegent nich ſo tha maken,
Se ſpreken als ere Vörolbern habben geſpraken.
Dat rechte was glyck, dat krumme ſcheef men heet,
De Ermel wehren Mowen, de Helbard was een Speet.
Een Courtisane, Hohre: de Preeſters weheen Papen,
De Meerkatten ahne Schwantz de nömdde ſe Aapen.
Dar weren Denee noch, men dae was nich een Pasja,
Se geven eren Knechten Lohn, un gantz keene Gasie.
Se vördern up Wagen un nich up Kutzen,
Een Schelmſtück ward genömt, wat men nu heet Putzen.
De dar plechten tho roaen un ſtehlen,
De heten ſe Deve, un hengden ſe up by der Kehlen.
Nu hört men, Godt loff! van keenen Deven ſchnacken,
Roven un ſtehlen dat het künſtlyck anpacken.
De Flacht nehmen, un den Rüggen kehren,
Dat heet im Kriege, ſyck retereren,
Wol do een Schlüngel was, dat ys nu een Cojon,
Wat domals was fort, fort, ys nu allohn, allohn,
Jm Mars degrepen ſyn, was een unſledig Woet,
Nu ys ydt, wen Soldaten in Oednung rücken fort.
Beſocht men ſanen Fründ, gahr höfflyck ſchal men ſeggen:
Jck möet nu myn Devör un Schüldicheit affleggen.
Als ick erſt ſülckes hörd, meende ick wolde ſchnacken,
Jck kan nich lenger holden, echt nu moth ick eens kacken,
Domals im ganzen Land was nich een Servitör,
Nich een Signor, nich een Dame, nich een Monsör,
Were domals eener tho den Junfern gekahmen,
Und hed tho en geſecht, Godt grüß euch ſchöne Damen,
Se hedden em gar bald den Rüggen thogekehrt,
En nich geachtet eenes Peckelherings werth.
Eene van en hedde wol geſecht, wat bildeſtu dy in?
Wat menſtu grawe Eſel, wat nimſtu dy in den Sinn?
Weeſtu Bernhüter nich mehr wo ick hete?
Myn Nahme ys Annemeken edder Grete:
Jck bin keene Dame, du lichtferdige Finck,
Dyne Moder de Hoer was ſülck een Dinck.
Jck bin een ehelick Medken gebahren,
Laet my mit ſülcke Oekelnahm ungeſcharen.
Se meenden, Damen wehren Sögen edder Teven,
Edder eene de Horerye hadde bedeeven.
Aaerſt Godt beteet, ſe weten nu altoſamen,
Wat ydt vöe Dinger ſyndt, de ſchönen Damen,
Se hebben un gelehrt ſo veel Tucht un Törlör,
Wen men tho en ſecht Dame, ſo ſöggen ſe Monſör.
Aaerſt doch de Nahme Monſör ys nu gar tho gemeen,
Vörnehmen Lüden ys he tho gering un tho kleen.
Ydt ſynt nu alle Monſörs, Menſörs,
De Fohrlüde am Strande, de Jungeas up der Börs.
Stallknecht, Scherſchlüper, Kockedrengen,
De laten ſyck nu all mit Monſörs behängen.
Jm Stalle kan men Complementen hören,
Myn hochgeehrter Cammerade, Monſoe Bören,
Went em nich tho weddern wee, als ick hape,
Wolde he den Perden den Ers ſtryken mit dee Scharpe.
Ydt ſy doch des Heren ſyn Wollgevalle,
Dat he de Perdekötel fege uth dem Stalle,
Jn der Kökea Monſör Jens, Broer Lille,
Wen ydt wehre des Hern ſyn Wille,
Wolle he den ſolten Dorſch howen in Stücken,
Un den Stockfiſch mit den Negeln plücken,
Mynen grotgünſtigen leeven Heeen,
Wil ick weddee deenen hertlyck geren,
Wem ſcholde ydt numehr nich aordreten,
Wen men eenen wolde Monſör heten?
Jck wolde my aöe allen Lüden ſchemen,
Dat ick ſcholde Monſöe in den Mund nehmen,
Denn Monſöe up Frantzöſiſch ys mit eenem Worb,
Even ſo aeel als up Engelſch een Loed.
Wen de Engelſchen eenen willen ehren, thoe Stund,
Neemen ſe eenen groten Lord in den Mund.
Lord Gentelmen, Lord Biskop, Lord Prelat,
Lord Borgermester, Lord Doctor, Lord Advacat,
Loed hye, Lord dae, Monsör, Monsör,
My deyt de Buck weh, wen ick ydt hör:
Laet de Frantzoſen in ere Frantzöſiſche Reden,
Beholden er Monsör, un ſyn darmit thofreden:
Een Engelsman mag Lord in ſynee Sprake bruken,
Un eenen groten dicken Dänſchen Lord upſchlucken.
My wundert ock, dat men mit ſülcken ſchlimmen Nahmen,
De ehrlycken Junfern dörfft heten Damen.
Dame ys een aan den böſen Deeren,
Darvan de Jungens in dee Grammatica lehren.
Dae ſteit: Eene Schlang, eene Schuffuth, een Hund,
Eene Dame, een Luchs, eene Adderbunt,
De worden aör generis dubii geholden,
Wyl men nich weet offt ſe ſynd als ſe ſcholden,

Digitized by Google

Un ſynd van dem twyfelhaftigen Geſchlecht,
Als de Regel in der Grammatica ſecht.
Den Damen up Latin ſynd wilde Zegen,
Die gerne na de Bücke tho lopen plegen.
Darüm, Junfern, bewyſet yuwen Torn,
Wen yuw eener Dame het, ſchlaet en an de Ohrn.
Voegevet my, dat yck ſo veel heb wiln praten,
Van de vermengde Spraeck: yck kant doch noch nich laten.
Yde ys ſo myn Gebreck, my geit dörch Marck un Been,
Dat Sammelſurium, wen ick moet hörn und ſehn.
Ick wil twar hyrran nich bringen mehr Glyſeniſſen,
Sünſt möchte Her Matz Pump ſyck wedderüm bepiſſen?
Man ick will yuw darvan vertellen een Histori,
Sa veel ick kan in Yl gripen uth dee Memori,
Een hüpſcher junger Kerl gebahren in Weſtfalen,
Syck vörgenamen had, he wolde Wyßheit halen:
He hebbe wol gehört, dat men in keenem Land
Als in Franckryck alleen fünd Wyßheit un Verſtand.
Vernunfft de lege dar, als Dreck ligt up der Straten,
Een yder kond darvan een groten Sack vull raten:
Da konde men Discours un Complementen leheen,
Dörch welcke men nu kümt in Anſehn, un tho Ehren.
Als he was tho Parys geweſen achtein Weken,
Kond he ſo wol Frantzöſch als een Frantzoſe ſpreken,
He wüſte Caremoni, he kont Caresse dryven,
Damit quam he tho Huß, wilkamen van Mann un Wyven,
Un wyl he alltyde het de Hochheit nagejaget,
Ward he dörch Gades Gnad up eenem Huſe Vaget.
Vaget up eenem Huſe, un Schryver up dem Schlate,
Sehr hoge Aemptee ſynd, van groet Profit und Bate.
De Buer ſe fürchten moet, un dantzen na ere Pipen,
Ydt drüppet all van Geld, wor ſe men henne grüpen.
Se bilden ſyck veel in, un willen gröter ſyn,
Als am Frantzöſchen Hof Cardinal Mazarin.
In ſo gedanem Respect was de, darvan ick rede.
Eenémals eepp he den Kock, un alſo tho em ſede:
Escoute Cuisinier, van mynen Cameraden,
Hab ick zwey oder drey zum desjeuner geladen,
Mach mie een gut Potage, mit alle apertenence,
Wie man es à la Cour dressiren pflegt en France,
A la nouvelle Mode, du ſolt in continent
Für dieſes dein travail haben ein gut Present.
Ich wil à la pareille dein Freund ſeyn en effait.
Mach mir die Supp nue ſo wie ich habe geredt.
De Kock ſprack, ja Herr Vagt, als gy hebben geſpraken,
So will ick yuw de Supp up goden Gloven kaken.
He lachde by ſyck ſülveſt, un cönde na dee Koken,
Begunde uth allen Winckeln de Pötte uth tho ſoken,
Koel, Arfften, Grüt, Warmbeer, dede the thoſamen ſchrapen,
Un goet ydt altho hoep in eenem groten Grapen,
Dartho dede he, dat ydt ſcholde ſchmecken deſto ſchmuckee,
Een Hand vull ſtötten Pepee, un anderhalff Lot Zucker.
Dat muſte kaken dyck, als Weetenmehlen Brie,
Nümmer heb ick geſehn een ſülcke Companie.
Als ydt nu was dereit, un ferdig althomale,
Gaff ydt de Meeſtee up in eene ſülveene Schale,
He brocht ydt tho den Heern, de alle darna toffden.
Man do de gooden Lüd de Kakeratze pröffden,
De Ogen würden en groot, vull Runtzel kam de Stern,
Een ydee hedd de Supp wedder uthgeſpyet gern.
De een ſed, fi diabl, par mon foy, dat ſchmeckt dröſig,
De Kock de dat gekakt, de moet ſyn dumm un döſig,
Em word ſo angſt und bang, dat een vormenget Rock
Uth ſynem Schornſteen quam, un ſohr em in de Brock.
Ydt hörde wol nemand, averſt doch in de Neſen
Men mercken kond wat vöe een Rock ydt was geweſen.
De andee ſprack fi, fi, dö, dö, potz veltes Wunden,
Men ſcholde mit ſülcker Supp vergeven Katt'n un Hunden.
Een Inventarium eecht ick nu maken moet,
Van allem wat my waent im Lyffe döß un goot.
Hyrmit ſo toch he los: een Woet twee Ellen lanck,
Bald twiſchen ſyne Tene herſloeg under de Banck,
Se müſten, de dar weren, ſünt Olrick all anropen.
Mit eenem Spanſchen Reet de Vaget quam gelopen,
Coquin, ſed he Cojon, vida, sa, loſer Tropff,
Jetzunder wil ich dir eens langen auf den Kopff,
Cuisiner de Houdan: was iſt das füe ein Freſſen·
Haſtu noch nicht gelernt Potage eecht zu dressen?
Was Pesle mesle iſt das? was ſinds für dolle Sachen?
Darmit du uns inſampt darffſt ſolchen Eckel machen?
Ich wold dich ſetzen lahn aufs neue holtzen Pferd,
Wenn ich dich, Masquaran, achtet meines Zornes werth.
Y Herr Vagt, ſed de Kock, wil gy my ſo bethalen?
De Supp ys thogericht, als gy my hebt befahlen,
Gy ſeden my, yck ſcholde yuw eene Suppe kaken,
Even up ſülck Maneee, als gy hebben geſpraken.
Ydt was yo althomal verplümpere, wat gy ſpreken,
Yde was thoſamen ſchrapt uth Düdſchland, Franckryck, Greken,
So ys de Suppe ock, ſe ys van veelen Stücken,
Een yede vör ſyck ſülvſt heb ſyck wol konen ſchicken,
Man nu ys ſe vermengd, nu ys ſe nich veel werth,
Schmeckt nich na Fiſch noch Fleſch, hefft weder Kop noch Stert.
Alſo wen gy Frantzöſch un Düdſch thoſamen ebren,
So kant keen Düdſch verſtahn, ſchold he ydt ſchon anhören,
Men wet nich wat ydt ys, un moet ſo wat narahmen,
Ehe ment vornehmen kan, un up de Mening kamen.
Darüm gnedig Heer Vagt, wen gy wilt Suppe eten,
So ſprecket Düdiſch mit Frantzöſchen nich beſchmeten.
Noch eenen koeten Schnack will ick hyrvan voetellen,
Wen gy ydt hören wilt, van eenem rycken Geſellen.
In eenee groten Stadt, ydt ys nich lang verleden,
Was eenes Börgers Sohn, darvan de Lüde ſeden,
Dat Ryckdom un Vernunfft ſyck nich konden verdragen,
Beede by em tho ſyn: Se hebben ſyck geſchlagen,
In eenen harden Kamp, darin ſe lange ſtunden,
Endlyck na ſchwarem Strydt Vernunfft ward averwunden.
De Wyßheit un Verſtand dem Gelde muſten wyken,
Und dürften offentlyck ſyck nich mehr laten kyken.
Dyſſe gode Geſell ſyck habde laten maken
Een Mantel na Maneer van fynen ſchwarten Laken,
Een Krage ſat darup, van Sammit Carmeſyn,
De Upſchlach gantz herdael van violet Satyn,
Uember vyff Finger dred dar was een knüppels Rand,
Van ſyden Paſſement, van Farve blömerand.
Mit dyſſen Mantel ginck de Geck hoferdig pralen,
In Köſten, Kindelbeer, un ſtatlyk'n Avendmahlen.
De Geſte althomal de helden en tho gode,
Un meenden under ſyck, ydt wer nu ſo de Mode.
Wen eener undee en uth Franckryck erſt gekahmen,
De de Frantzöſche Sprak had hüpſch ingenahmen,
Un wold ſyck laten ſehn, dat he wyßlyck un reche,
Had ſyne duſend Marck an Spraken angelegt,
De trat hervor, un ſed: Monsieur van Conquemarre,
Wo hebbe gy yuw Habit chamarrert ſo bizarre,
Van aller Soet Velours? Als Flora de Deesse,
In een plaisant parteece chargerat ere Tresse.
De Damen mit Signors all in Extase ſyn,
Wen ſe considereren yuw genereux maintien.
De Geck lachde ſo hart dat em een Wind entfohr,
Seet, ſeet ſprack he, wol ys van uns de gröſte Door?
An yuwee Düdſchen Red ſynd tein Frantzöſche Lappen,
Un ſynd nich mehr als veer Selöe an mynee Kappen.
Uthwendig bin ick Geck, gy ſyd een Geck van binnen,
My ſit de Nare im Kleb, yuw ſit he in den Sinnen.
Dat was een wyſes Woet, uth eenem ſchlichten Mund.
Dem eenen was de Mantel, dem andern de Rede bunt.
Ick erkenne my twar, veel tho geringe,
Dat ick ſcholde reden van ſülcken hogen Dinge,
Ja late ſülweſt wohl undee tyden
Een Frantzöſiſch Wort undee das Dütſche glyden,
Dat gifft der Rede ſülcke Zierlicheit,
Als een Demand im güldnen Ringe ſteit.
Averſt dennoch, als andre Spraken mehr,
Dat ock det Düdſche wert mißbruecket ſehr,
Dat maket Gitzſnerye, un Ehegietz er Geſelle,
De bringen nu de Sprake uth erer rechten Stelle.
Wormit könde men ſyck laten ſehn und hören,
Dat eenee ſyne Rede weet zierlyckee tho ſohren
Als eene Amme de de Kinder upſöget,
Edder een Buerknecht, de den Acker plöget,
Wen men nich mit fremder Salſe by hogen Lüden
Wolde ſyne Discours beſtröwen un bekrüden:
De mit uthlendiſche Word moet ſyn thoſamen ſtickt,
Un mit erſchrecklycken hogen Titeln dörch geſpickt:
De edle Hüchelye kan bringen groot Profit,
Un de Rohmgierichheit geſcheeden ys ſo wyt,
Dat keener ys mit der Ehe de em geböhrt, thofreden,
Na grotem Titel kümt he lopen un gereden.
De Stand un Ampt ys eens, de Titel moeten ſtygen,
Men weet nich, wor men ſchal gnoch hoge Titel krygen:
Gades rechtferdige Straf, de nemand kan hemmen,
Heffe gantz Europa willen overſchwemmen,
Un groten Schaden gedahn veel duſend Lüden,
In Oſten, Weſten, Norden un Süden.
Mit twen Plagen ys dat gantze Land avergaten,
Mit Water un mit Titel aver de maten.
Water un Titel ſynd altho hoch geſtegen,
Darvan een yder hefft ſyn Deel gekregen,
De Armen ſynd im Water ſchier verſuncken:
De groten Heren in Titeln bald verdruncken.

Digitized by Google

Is thovörn een Grave ward getitulert,
Darmit werd nu een Edelmann geehrt.
Sülcke Gewaenheit ys gekahmen in den Orden,
Dat een Geſette daeuth ys geworden.
Wol nich will uth der Lüde ere Gratie ſchlippen,
De moet de Fedder temlock deep inſtippen,
Un ſetten den Titel höger een paer Grad,
Als mitbringt deſſülven Perſon un Staet.
Darmit krigt men Gunſt, un koſtet keen Geld,
Darvyl ydt en alſo wolgefelt,
Un ſe daran finden ſo goeden Schmack,
Veel Titel kan men ſchryven vör eenen Schilling Black.
Men ſüth yo wo Gelehrde un Leyen,
Eer Hoſarts Schörvet mit Titeln kleven.
Praeceptor ys Hoffmeiſter, Amtmann os de Vaget,
De Schryver Secretarius, Junfer ys de Maget,
Een Caplan leet ſyck nömen Paſtor,
Een Quackſalvee will heten Doctor,
Een Timmerknecht werd Buwmeeſter genand,
Een Krogfiddeler ys Muſicant.
Ein Rattenfenger ys Kamer-Jeger,
Renoverer het ſyck de Hüſekenfeger,
Kiepkramers de nömet men Koephereu,
Mit höltnen Kannen handeln, ys juwelchren.
Een Scholapper will Schoſtee ſyn,
Een Bader un Scherer Chirurgin.
Dyt dohn nich alleen van weltlycken Stande,
Men ock de Geeſtlycken in Steden un up dem Lande,
De ere Tohörers ſo tröſtlycken bereden,
Van Hoſart un Ehegyeth affthotreden,
Deſülve ſülveſt na Ehren-Titel ringen,
Ik ſcholde ock ſöß Punt Koen henſpringen,
Ere Frumens konen nich mehr kamen tho rechte,
Dat ſe eenen Heer Mann hebben tho echte,
Ydt moet nu ſyn Meſter Mann,
De dem Ehebedde weliger voeſtahn kan.
Een Meſtee, ſeggen ſe, kan beter die Schryfft erförſchen,
Und Gades Wort eeiner uth dem Kave dröſchen
Heer Niels, Heer Laers, ſond van den geringen,
Meſtee Niels, Meſtee Laers kan beter klingen.
Meſtee Hans ſit baven an, Heer Hans ſit unden,
Wen wo in unſem Kaland werden gefunden.
Meſter Peter krigt tho Offer een Marck,
Heer Peters Offer ys vere Schilling in de Karck.
Ys ydt een Meeſtee, moet men ehn fleren,
So moet he am erſten ſynen Pegel uth lieren,
He moet erſt hebben de Hand int Vat,
Wen upgedragen werd gammel Mat.
Drüm dyt nu nemand mehe wundert
Dat dee Meſter ſynd mehr als hundert,
Ja mehe als tho Hamburg Licentiaten,
Mehe als Müſe in eenem olden Katen.
Dyt deit de Hoſart do dem, dem na Ehe,
Un baven anſitten, jöcket dat Hinder-Quarteer.
Dyt ys yo een van den ägerlockſten Dingen,
De een Minſch in ſynen Sinn kan bringen.
Wenn de dullen Wyſen darvan ick hed geſecht,
Dyt ſcholden ſehn, un ydt bedencken recht,
So würde de, de alltyd lachde, weenen,
Dat em de Tranen lepen beth an de Tenen:
De alltyd weende, de würde ſo grülyck lachen,
Dat em Levee un Lunge möchten krachen.
Schold men denn de eueeren, de dar ſynd ſo dull,
Schaffönnie wer nich genog twe duſend Secke vull,
Ick würd gewißlyck ock een groot Deel darvan kriegen,
My gruet all darvöe: Drum will ick echter ſchwiegen.

Johann Kaſpar Lavater.

Dieſer zu ſeiner Zeit und auch noch ſpäter bald faſt angebetete, bald verdächtigte Mann war der Sohn des ſchweizeriſchen Arztes und Mitgliedes der züricher Regierung, Heinrich L., und wurde am 15. November 1741 zu Zürich geboren. Mit ſeines Vaters trefflichen Eigenſchaften ausgerüſtet, hatte er zugleich ſeiner Mutter Verſtand, erſtaunliche Einbildungskraft, Wißbegierde und tiefes Gemüth geerbt, ohne daß dies jedoch anfangs an ihm ſtark hervorgetreten wäre. Er war blöde unter ſeinen Geſpielen, ungelehrig in der Schule, und fand ſich nur bei ſeinen Träumereien behaglich. Doch war ungemeine Phantaſie, ein lebhafter Bildungstrieb und große Vorliebe für Uebungen der Andacht ſchon früh an ihm bemerklich, weswegen er ſchon im 10. Jahre auf die in der daſigen Stadtſchule an ihn gerichtete Frage nach ſeinem künftigen Berufe ohne Zaudern ſich für das Studium der Theologie entſchied. Damit vereinigte er auffallend ſtarken Abſcheu vor jedem Unrecht, und unerſchrockene Thatkraft, wovon ſeine, mit ſeinem Freunde Heinrich Füßli unternommene unerſchrockene Anklage und Veranlaſſung der Beſtrafung eines ungerechten, aber angeſehenen züricher Landvoigtes einen leuchtenden Beweis lieferte. Nachdem er ſeit 1759 in ſeiner Vaterſtadt Collegia über Philoſophie und Theologie fleißig beſucht, und mit ſeiner Ausdauer ſtudirt hatte, wurde er 1762 im Miniſterium aufgenommen, bereiſte dann mit Felix Heß und Füßli Deutſchland, und lernte auf dieſer Reiſe zu Leipzig und Berlin die geachtetſten Dichter, Prediger und Gelehrten perſönlich kennen. Hierauf vollendete er bei Spalding zu Barth in Schwediſch-Pommern ſeine praktiſch theologiſche Bildung, und machte ſich 1764 nach ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt zuerſt als geiſtlicher Liederdichter und aſketiſcher Schriftſteller bekannt. Während er nun hier mit ſeinen literariſchen Arbeiten beſchäftigt war, heirathete er 1766 Anne Schinz, die Tochter eines angeſehenen züricher Kaufmanns, die ſich durch ſtille, demüthige Frömmigkeit auszeichnete, und wurde 1769 Diakonus und 1775 Pfarrer an der Waiſenhauskirche zu Zürich. Ein weiterer praktiſcher Wirkungskreis ſeines pfarramtlichen Lebens eröffnete ſich dem literariſch fortwährend unermüdet thätigen Manne 1778 durch ſeine Wahl zum Diakonus an der daſigen Peterskirche, worauf er 1786 einen ehrenvollen Ruf als Prediger an der Ansgariikirche in Bremen ausſchlug, und dafür noch in demſelben Jahre zum erſten Pfarrer an der Petrikirche zu Zürich erhoben wurde. Seine inzwiſchen unternommenen Reiſen durch Deutſchland und nach Dänemark glichen Triumphzügen eines Propheten, die aber ſeine Eitelkeit aufregten und ihm mancherlei Demüthigungen bereiteten. Ein gleiches Loos traf ihn, als er kühn und offen die Gräuel der Revolution, welche er anfangs mit republikaniſcher Freude begrüßt hatte, rügte, und beſonders dem helvetiſchen Directorium ſeine Gewaltthätigkeit und ſein Unrecht vorwarf. Er wurde mit 10 der angeſehenſten und wackerſten züricher Bürgern 1796 deportirt, jedoch nach einigen Monaten auf ſeine bündige und derbe Vertheidigung wieder entlaſſen. Als 1799 die Franzoſen in Zürich eindrangen, erhielt er, während er einem Unglücklichen auf der Straße Beiſtand leiſtete, durch einen franzöſiſchen Grenadier einen Schuß in die Seite, der zwar nicht lebensgefährlich war, aber durch ſeine inzwiſchen fortgeſetzten Berufsarbeiten tödtlich für ihn wurde. Nach langen Qualen, jedoch mit Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geiſtes, endete er am 2. Januar 1801 ſein Leben.

Seine Schriften ſind:

1) Zween Briefe an M. Bahrdt. Breslau 1763, 8.
2) Auserleſene Pſalmen Davids, in Reime gebracht. Zürich 1765, 1768, 2 Thle., 8.
3) Schweizerlieder. Bern 1767, 8.; 2. Aufl. Ebend. 1767, 8.; 3. Aufl. mit abgekürztem Titel, 1768, kl. 8., mit Vign.; 4. verm. und verb. Aufl. Zürich und Bern 1775, 8., mit Kupf.; neueſte Aufl. Zürich 1789, 8., mit Kupf.
4) Chriſtliches Handbüchlein. Bern 1767, 12.; neue Aufl. Ebendaſ. 1770, 12.; verm. Aufl. Homburg vor der Höhe 1775, 12.; neue verb. Aufl. mit verändertem Titel (Chriſtliches Jahrbüchlein), Frankfurt a. M. 1775, 24.
5) Das allgemeine Gebet des Herrn Benjamin Hoadly, in Reime gebracht. Zürich 1768, 8.

Digitized by Google

6) **Ausſichten in die Ewigkeit**, in Briefen an J. Georg Zimmermann. Zürich 1768 — 78, 4 Thle., 8.; 2. Aufl. des 1. und 2. Thls. Ebendaſ. 1773, 8.; 3. rechtm. Aufl. in 3 Thln. Ebendaſ. 1777, 8.; 4. verb. Aufl. Ebendaſ. 1782, 2 Bde., 8., und viele Nachdrücke.
7) **Bonnet's philoſophiſche Palingeneſie.** Aus dem Franzöſiſchen. Zürich 1769 und 1770, 2 Thle, 8.; 2. Theil auch unter dem Titel: B's philoſophiſche Unterſuchung der Beweiſe für das Chriſtenthum.
8) **Vermiſchte Predigten.** Frankfurt a. M. 1770, 8.
9) **Einige Briefe über das Baſedow'ſche Elementarwerk.** Zürich 1771, 8.
10) **Ode an Gott.** Zürich 1771, 8.
11) **Hiſtoriſche Lobrede auf J. Jak. Breitinger.** Ebendaſ. 1771, 8.
12) **Funfzig chriſtliche Lieder.** Ebendaſ. 1771, 8.
13) **Geheimes Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt.** Leipzig 1771 — 73, 2 Thle., gr. 8., mit Vign.; 2. Aufl. Ebendaſ. 1772 — 73, 8. (der 2. Theil auch unter dem Titel: Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche ꝛc.). Davon auch einige Nachdrücke.
14) **Lieder zum Gebrauch des Waiſenhauſes in Zürich.** Zürich 1772, 8.
15) **Von der Phyſiognomik.** Leipzig 1772, 2 Thle., kl. 8., mit vielen Kupfern.
16) **Predigten über das Buch Jonas.** Winterthur 1773, 1. Hälfte, 8.; 2. Ausg. Sammt einer Predigt vom Selbſtmorde. Ebendaſ. 1782, 2 Hälften, 8.
17) **Feſtpredigten, nebſt einigen Gelegenheitspredigten.** Frankfurt und Leipzig 1774, 8.; neue Aufl. Ebendaſ. 1784, 8.
18) **Vermiſchte Schriften.** Winterthur 1774 und 1782, 2 Bdchn., 8.
19) **Chriſtliche Lieder**, der vaterländiſchen Jugend gewidmet. Zürich 1775, 8.
20) **Vermiſchte Gedanken.** Herausgegeben von einem unbekannten Freunde. Frankfurt und Leipzig 1775, 12.
21) **Eigentliche Meinung von den Gaben des heiligen Geiſtes ꝛc.** Bremen 1775 — 77, 3 Thle., 8.
22) **Phyſiognomiſche Fragmente.** Winterthur 1775 — 78, 4 Bde., gr. 4., mit Kupf. und Vign.
23) **Hundert chriſtliche Lieder.** Zürich 1776, 8.
24) **Zweites Funfzig chriſtlicher Lieder.** Ebendaſ. 1776, 8.
25) **Nachdenken über mich ſelbſt.** Offenbach 1776, 8. (Fortſetzung des Tagebuchs.)
26) **Abraham und Iſaak.** Religiöſes Drama. Winterthur 1776, gr. 8.
27) **Zwo Predigten**, bei Anlaß der Vergiftung des Nachtmahlweins. Nebſt einigen hiſtoriſchen und poetiſchen Beilagen. Leipzig 1777, gr. 8. (die 2. Predigt, die Vergiftung ꝛc. betreff. Frankfurt a. M. 1777, 8.). Viele Nachdrücke.
28) **Anmerkungen zu einer Abhandlung über Phyſiognomik.** Leipzig 1778, 8.
29) **Sammlung einiger Gebete für die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchenlebens.** Leipzig 1778, 8.
30) **Predigten über die Exiſtenz des Teufels und ſeine Wirkungen.** Frankfurt und Leipzig 1778 und 1781, 2 Thle., 8.; 2. Aufl. Ebendaſ. 1788, 8.
31) **Chriſtliche Lieder.** Zweites Hundert. Zürich 1780, 8.
32) **Sechzig Lieder nach dem Züricheriſchen Katechismus.** Ebendaſ. 1780, 8.
33) **Die Liebe in 4 Predigten und einigen Liedern.** Leipzig 1780, gr. 8.
34) **Jeſus Meſſias**, oder die Zukunft des Herrn. D. D. und J. (Zürich 1780), gr. 8.
35) **Poeſien.** Leipzig 1781, 2 Bde., gr. 8., mit Vign.
36) **Ausſichten in die Ewigkeit.** Gemeinnütziger Auszug. Zürich 1781, 8.
37) **Neue Sammlung geiſtlicher Lieder und Reime.** Ebendaſ. 1782, gr. 8.
38) **Reime zu den bibliſchen Geſchichten des alten und neuen Teſtaments.** Ebendaſ. 1782, 8.
39) **Pontius Pilatus**, oder ein Univerſal-Ecce homo. (Zürich) 1782 — 85, 4 Bde., 12.
40) **Predigt bei Anlaß der großen Erderſchütterungen in Sicilien und Kalabrien.** Ebendaſ. 1783, gr. 8.
41) **Der chriſtliche Dichter.** Ein Wochenblatt. Ebendaſ. 1783, 8.
42) **Jeſus Meſſias**, oder Evangelien und Apoſtelgeſchichte in Geſängen. (Winterthur) 1783 — 86, 4 Bde., gr. 8., mit und ohne Kupfer.
43) **Phyſiognomiſche Fragmente.** Verkürzt herausgegeben von M. Armbruſter. Winterthur 1783 — 86, 4 Bde., 8., mit vielen Kupf.
44) **Herzenserleichterung.** St. Gallen 1784, 12.
45) **Sämmtliche kleinere Schriften.** Winterthur 1784 — 88, 3 Bde., 8.
46) **Salomo, oder die Lehre der Weisheit.** Ebendaſ. 1785, 8.
47) **Predigten über den Brief Paulus an Philemon.** St. Gallen 1785—86, 2 Thle., gr. 8.
48) **Vermiſchte gereimte Gedichte.** Winterthur 1786, 8.
49) **Nathanael.** Ebendaſ. 1786, 8.
50) **Rechenſchaft an ſeine Freunde.** Ebendaſ. 1786, 2 Bde., 12.
51) **Zu Bremen gehaltene Predigten.** Bremen 1786, 8.
52) **Geiſt der ſämmtlichen Schriften.** Herausgegeben von J. M. Armbruſter. 1786, 1. Bdchn., 8.
53) **Lavater's Geiſt aus ſeinen Schriften gezogen.** Berlin und Stettin 1786, 8.
54) **Vermiſchte unphyſiognomiſche Regeln zur Selbſt- und Menſchenkenntniß.** Zürich 1787, 12.
55) **Drei Lobgedichte auf den katholiſchen Gottesdienſt**, mit den Anmerkungen zweier Proteſtanten.
56) **Lieder für Leidende.** Tübingen (Winterthur) 1787, gr. 8.
57) **Protokoll über den spiritus familiaris Gabiicone.** Frankfurt und Leipzig 1787, 8., mit Beilagen und Kupfern.
58) **Handbibel für Leidende.** Winterthur 1788, 8.
59) **Chriſtlicher Religionsunterricht für denkende Jünglinge.** (Winterthur) 1788, 1. Heft, 8.
60) **Zween Volkslehrer.** Ein Geſpräch. Ebendaſ. 1789, 8.
61) **Betrachtungen über die wichtigſten Stellen der Evangeliſten.** Ebendaſ. 1789, 90, 2 Bde., gr. 8.
62) **Handbibliothek für Freunde.** Zürich 1790, 12.
63) **Auserleſene chriſtliche Lieder.** Baſel 1792, 8.; neue Aufl. 1808, 8.
64) **Letztes Wort über ein Wort.** 1793, 12.
65) **Joſeph von Arimothia.** Gedicht. Hamburg 1794, gr. 8.
66) **Vermächtniß an ſeine Freunde.** Zürich 1796, 8.
67) **Freimüthige Briefe über das Deportationsweſen.** Winterthur 1800, 1801, 2 Bdchn., 8., mit Urkunden, Beilagen und Anmerkungen.
68) **Privatbriefe von Paulus und Sonlus.** Ebendaſ. 1801, 8.
69) **Nachgelaſſene Schriften.** Herausgegeben von Georg Geßner. Zürich 1801 und 1802, 5 Bde., gr. 8., mit Kupf.; 5. Band auch unter dem Titel: Phyſiognomiſcher Nachlaß.
70) **Ausgewählte Kanzelreden.** Herausgegeben von G. Geßner. Ebendaſ. 1802, 8.
71) **Vermiſchte phyſiognomiſche Regeln.** Manuſcript für Freunde. Leipzig 1802, 8.
72) **Zweihundert chriſtliche Lieder.** Zürich 1806, 8.; neue durchgeſ. Aufl. Ebendaſ. 1833, 2 Thle., 8.
73) **Sprüche.** Tübingen 1818; 3. Aufl. Ebend. 1829, 16.
74) **Hundert Sentenzen.** Baſel 1827, qu. 32.
75) **Phyſiognomik**, zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe. Vervollſtändigte Aufl. der phyſiognomiſchen Fragmente. Wien 1829, 1830; 2. Abdruck. Berlin 1834, Lexik. 8., mit Kupfertaf.

Andere hier nicht aufgezählte Einzelſchriften finden ſich in Zeitſchriften, Journalen, Almanachs ꝛc. damaliger Zeit.

Außer den unter Nro. 35. 37. 45. 52. 53. 63. 69. 70. und 73. aufgezählten Einzelſammlungen ſeiner Werke, erſcheinen dieſelben auch noch in einer Geſammtausgabe, welche noch nicht beendigt iſt, als:

Sämmtliche Werke. Augsburg und Lindau 1834 — 36, 3 Lieferungen, gr. 8.

Das treffendſte und gerechteſte Urtheil über dieſen jedenfalls ausgezeichneten Mann ſpricht Bouterweck in ſeiner oft angeführten Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit, Th. 11 S. 503 aus, wo er von ihm ſagt: Keiner dieſer ſchwärmeriſchen Didaktiker darf auf irgend eine Auszeichnung in der Geſchichte der ſchönen Literatur Anſpruch machen, außer Johann Kaſpar Lavater — einer der berühmteſten Männer ſeiner Zeit, verehrt, geliebt, verſpottet, und immer ſich gleich im redlichen Streben nach Wahrheit und feſter Anhänglichkeit an den chriſtlichen Offenbarungs- und

Digitized by Google

Wunberglauben, ber ihm theurer war, als alle irbiſche Weisheit. Welche Anlagen Lavater hatte, einer der vorzüglichſten didaktiſchen Schriftſteller zu werden, kann man ſchon aus ſeinen „Ausſichten in die Ewigkeit“ ſehen, die vor dem Jahr 1770 heeauskamen, und öfter wieder gedruckt wueden. Mehreees in dieſem Werke und einigen andern der früheren Schriften Lavater's verdiente, wie man auch über den Inhalt denken mag, in einee Chreſtomathie aufbewahrt zu weeden. Aber um das Jahr 1770, als er an den „Phyſiognomiſchen Feagmenten“ zu aebeiten anfing, die ee im Jahee 1775, mit einee Menge von Kupferſtichen begleitet, dem Publikum vorlegte, wuede ſein Styl ſo ſeltſam und ſchwärmeriſch, wie die phyſiognomiſchen Deutungen, in die er ſich vertiefte. Doch ſind auch in dieſem Buche, das noch mehr Aufſehen erregte, als die religiöſen Schriften ſeines Veefaſſers, und in mehreren ſeinee ſpätern Abhandlungen übee eeligiöſe und andere Gegenſtände, nicht wenige eben ſo teefflich geſcheiebene, als tiefgedachte und geiſtvolle Stellen. Wie viel Dichteriſches in Lavater's Natue lag, beweiſen ſeine Schweizerliedee und andeee poetiſche Werke, unter denen ſogar eine Art von Seitenſtück zur Meſſiade vorkommt.

Die vier erſten Geſänge des „Jeſus Meſſias.“

Erſter Geſang.

Höre, wee Ohr hat, Offenbarungen Jeſus Meſſias,
Ihm gegeben vom Vatee, was in dee Schnelle geſchehn ſoll,
Seinen Dienern zu zeigen.
Ein Bote Jeſus Meſſias
Kam, geſendet von Ihm, zu ſeinem Knechte Johannes.
Was der Seher geſehn, vernommen der Höeer der Wahrheit,
All' das zeugt er. Alles iſt Zeugniß von Jeſus Meſſias.

Selig, wer ſie lieſet die Schrift, entquollen der Wahrheit;
Eines Ohres verſchlingt, umfaßt mit Einer Betrachtung
Alle Worte des Buchs der Geſichte, gezeiget von Gott mie!
Nahe, nahe vor mir, erblickt' ich die eilende Zukunft.
Sieben Chriſtusgemeinen in Aſia ſendet's Johannes.
Gnade mit Euch, und Fried', und ewigerfreuendes Heil Euch,
Von dem Weſen der Weſen, dem Namen die Sprache nicht findet!
Von den Sieben um Den, der war, und der iſt, und der ſein wird!
(Geiſtige Kräft' um den Thron; von Gott hellflammende Bilder.)
Gnade von Jeſus Meſſias, dem treuſten der Zeugen! Dem Erſten
Aller Erſtandnen vom Tode zum unauflöslichen Leben!

Ihm, der Könige Fürſten, dem Herrſcher dee Erdebeherrſcher,
Ihm — wie hat Er geliebt! Dem Ewigliebenden Liebe!
Ewige Lieb' Ihm und Ehr'! Es rann am Pfahle des Opfers
Allverſöhnendes Blut! Entſündigung floß mit dem Blute!
Aller Sterblichen Leben entquoll des Geopferten Tode!
Ewige Lieb' Ihm und Ehr'! Er erhub zu Fürſten des Himmels,
Sammelt um Sich herum die Todesſöhne des Staubes!
Stelle zu Prieſtern uns dar vor Seinem Gott und dem Unſern!
Seinem Vater und Unſerm! — Sein iſt die Herrlichkeit aller
Herrlichen! Sein iſt der Mächtigen Macht! Die Höhe der Hohen!
Erd' und Himmel iſt Sein, des Erſtgebornen des Vaters!
Ehre von Ewigkeit Ihm, und Ehr' in die Ewigkeit! Amen!
Sieh! **Er kömmt!** — Auf blendenden Wolken! Ihn ſiehet das Auge
Aller Kinder von Adam, die ſterben werden, und ſtarben,
Athmeten Odem der Erd' — O Dich wird, Herrlichee Gottes!
Sehn der Kreuziger Aug, und der durchbohrte das Herz Dir!
Amen! Amen! **Er kömmt!** Ihm heulen dee Erde Geſchlechter
Bleicher Schrecken des Todes erhebt die gefalteten Hände —
Und der Gebeine Mark verdorrt dem **Kommenden**! Amen.
Ich bin Alpha! Ich bin Omega! Der Anfang, das Ende!
Spricht Jehovah, der iſt, Jehovah, der war, und der ſein wird.
Er, Deß ewiges Sein ein ewiges Kommen Sein Selbſt iſt!
Spricht, der Himmel gewölbt, und Flieht! den Himmeln einſt zuruft!
Ich Johannes ſein Zeug', (Ihr Brüder kennet den Bruder!)
Mitgenoß Eurer Trübſal, und Eueer Geduld füe den Dulder,
Und des Reiches Genoß, das kömmt mit Jeſus Meſſias,
War um dee Wahrheit willen gebannt auf die einſame **Pathmos**;
Denn ich zeugte von Ihm, von dem nicht ſchweigen mein Mund kann;
Saß am Tage des Herrn verloren in frommer Betrachtung;
Brennender Sehnſucht voll nach Ihm und ſeiner Erſcheinung.
Thränen entfloſſen dem Blick', und Gebete der ſchmachtenden Lippe.
Und die Hand des Herrn kam über mich, und mein Geiſt wae
Hingezückt zu Geſichten. — Ich hörte hintee mir plötzlich
Eine Stimme des Donners; ſie ſchmetterte laut wie Drommeten:

Alpha bin Ich! Omega bin Ich! Der Erſte, der Letzte!
Schreib', was du ſiehſt, in ein Buch, und ſend' es den ſieben Gemeinden
Aſiens: **Ephesos**, **Smyrna**, **Pergamon**, **Thyatiea**,
Sardis, **Philadelphia**, **Laodizea**. — So donnert's.

Und ich wandte mich um, zu ſchau'n den donnernden Sprecher;
Und erblickte vor mir erſt ſieben goldene Leuchter;
Mitten im lichten Kreiſe der ſieben goldenen Leuchter
Eine Strahlengeſtalt, gleich einem Sohne des Menſchen.
Prächtig wallte herab bis zum Fuß ein weißer Talar Ihm.
Seine Bruſt umgürtet' ein goldener Gürtel. Sein Haupt wae
Weiß wie die weißeſte Wolle; ſein Haupthaar blendendem Schnee gleich;
Flammenquellen die Augen; die Blicke Blicke des Blitzes!
Seine Füße glänzendes Erz, wie Erz in der Schmelzglut.
Seine Stimme war Donner, war Sturm, war Toſen der Meere.
Sieben Stern' umſchwebten die hingebietende Rechte.
Und des Herrlichen Mund' entſtrahlte ein treffendes Blitzſchwert,
Scharf und ſchneidend ins innerſte Mark! — Wie die Sonne ſein Antlitz,
Wie die flammende Sonn' an der Erndte brennendem Mittag.

Nieder ſank ich, als ich Ihn ſah', voe des Strahlenden Fuß hin,
Wie zerſchmettert vom Blitze, vom Schlage des Donners, ein Leichnam.

Und Er legt' auf mein Haupt die ſanfter leuchtende Rechte.
Und der leiſen Berührung entquoll allmächtige Tröſtung;
Kraft, wie nie noch mir ward, und Freude wie ewiges Leben.
Fürchte dich nicht vor Mie! ſprach unnachſprechlich der Nahe?
Siehe! Der Erſte bin Ich! Ich bin der Letzte! Der todt war,
Nun von Ewigkeit lebt, duech jede Ewigkeit. Amen.
Mein ſind, Mein die Schlüſſel der Grüfte; dem Tode bin Tod Ich!
Dem Verderben Verderben, und den Verweſungen Leben!
Leiſer ſprach Er zu mir, da ich Ihm ſchaut' in ſein Antlitz:
Scheeib', was du ſahſt, und was iſt, und was nach dieſem geſchehn ſoll!
Meiner ſieben Stern' und der goldenen Leuchter Geheimniß.
Sieben Boten Gottes, die Hirten von ſieben Gemeinen
Sind die Sterne, die du in meiner Rechten geſehn haſt;
Und die ſieben Leuchter bedeuten ſieben Gemeinen.

Zweiter Geſang.

Sendſcheiben des **Meſſias** an den Biſchof der Gemeine zu **Epheſus**.

Und der Herrliche eief:
Schreib' erſt an **Epheſos** Hirten:
„Alſo ſpricht, der die ſieben Sterne hält in der Rechten,
„Lichthell wandelt im Kreiſe der ſieben goldenen Leuchter:
„Deine Werke, wer weiß ſie, wie Ich, die Geduld und die Arbeit
„Deiner Seele? — Du ſtrafſt mit Eifer Gottes die Böſen;
„Prüfſt und erkennſt die Lehere, die Gottes Boten ſich lügen;
„Viel erträgſt du ſtill für meines Namens Bekenntniß;
„Wirſt nicht müd in der Mühe! — Nur Eines wider dich hab' Ich:
„Ach du ſrenteſt dich Mie! Die Erſte Liebe — wo iſt ſie?
„Denk an die Wonnetage der zärtlichen Wärme, Geliebter!
„Wende dich wieder zu Mir mit allen Flammen der Sehnſucht!
„Thue die erſten Thaten! Genieße wieder die eeſten
„Freuden der eeinſten Ergießung, des vollen Genuſſes, daß Ich nicht
„Dem erkalteten Herzen der Wahrheit Leuchter entferne.
„Höre des Warnenden Warnung! Ich kenne dein Gutes — Du haſſeſt
„Greuel der Nikolaiten, der Wollüſtlinge; ſie haſſ' Ich!
„Höre, wer Ohe hat, höre, was allen Gemeinen der Geiſt ſagt:
„Wer vom Irrthum entflieht, ſich wendet vom Reize des Laſters;
„Siehe der Ueberwinder genießt vom Baume des Lebens,
„Mitten im Paradieſe Gottes! — Unſterblichkeit iſt er!

Digitized by Google

II.

An den Biſchof der Gemeine zu Smyrna.

Und der Herrliche rief mir:
Schreibe dem Engel in Smyrna:
„Alſo der Erſte, der Letzte, der todt war und ewiglich lebet:
„Ich weiß deine Werk' und deine Trübſal und Armuth.
„O du reicher! — Ich höre die Läſterungen der Lügner.
„Iſraelitinn lüget ſie ſich die Gemeine des Satans —
„Fürchte vor Leiden dich nicht. Ich weiß und wäge dein Leiden!
„Schließe der Satan in Ketten von deinen Schaafen, zur Prüfung —
„Schnell enteilen ſie dir die zehen Tage der Trübſal.
„Sei getreu bis zum Tod', und Ich gebe die Krone des Heils dir!
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geiſt ſagt:
„Wer dem Irrthum entflieht, vom Reize des Laſters ſich wendet;
„Siehe, den Ueberwinder berührt der Tod nicht — der zweite!

III.

An den Biſchof zu Pergamon.

Und der Strahlende rief mir:
Schreib' an Pergamons Biſchof:
„Alſo der, aus des Mund ein allzerſchneidendes Schwert blitzt!
„Deine Werk', Ich weiß ſie, und kenne den Ort, wo du wohneſt;
„Da, wo Satan thront. Ich weiß: Mein Nam' iſt dir heilig;
„Treu iſt dein Glaub' an Mich, und unerſchütterlich feſt ſtandſt
„Du gewurzelt in Mir, den Tag, da Antipas den treuen
„Zeugen von Mir, der Satan, da, wo ſein Thron iſt, erwürgte.
„Wenig nur wider dich hab' ich:
Du duldeſt noch einige, ſtrafſt nicht
„Nikolaiten, Verführer zum Götzenopfer, zur Unzucht —
„Bileams Schüler, Sklaven des Geizes, Freunde des Irrthums.
„Beſſerung! Oder Ich komme, ſie ſchnell mit dem Schwerte zu ſtrafen,
„Das in den richtenden Mund für Sünder und Heuchler mir Gott gab —
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geiſt ſagt:
„Wer dem Irrthum entflieht, ſich wendet vom Reize des Laſters;
„Siehe, dem Ueberwinder beſcheer' Ich himmliſches Manna,
„Aus dem Heiligthum Gottes, und ſüß, wie das ewige Leben;
„Geb' ihm Zeichen des Sieges und Ehren des hohen Triumphes;
„Einen edeln Stein ihm, und auf dem Steine den neuen
„Göttlichen Namen gegraben, der ſeine Würd' ihm verſiegelt.
„Niemand verſteht den Namen — als wer ihn giebt und empfängt ihn.

IV.

An den Biſchof zu Thyatira.

Wiederum rief der Herr mir:
Schreibe dem Thyatirer:
„Alſo Jehovahs Sohn, der Mann mit flammenden Augen,
„Blick des Blitzes ſein Blick, die Füße wie Erz in der Schmelzglut —
„Deine Werke, wer weiß ſie, wie Ich? Den Dienſt und die Liebe,
„Deine Treu' und den Glauben und deinen duldenden Eifer,
„Alles zu wagen für Mich; zu thun das Beſte! — Der letzten
„Deiner Thaten ſind mehr, als der erſten! Ich zählte ſie alle.
„Wenig nur wider dich hab' Ich: Du duldeſt die falſche Prophetin!
„Jeſabel gleich; die Lügnerin zaubert zum Tempel der Wolluſt
„Meine Geweihten hin. Sie eſſen Opfer der Heiden.
„Waene die Falſche! Gab Ich Ihr Friſt nicht? Trieb nicht zur Beſſerung?
„Aber der Lüſte nicht ſatt, verſchlingt Sie immer noch Seelen.
„Sieh, Ich werf' auf ihr Bett ſie, das Ehebrüche beflecken!
„Ihrer Bewunderer Schaar, Ich ſchmettre ſie weg von dem Ziele
„Ihrer flammenden Luſt und ſtürz' in Jammer und Qual ſie!
„Flieh'n ſie die Täuſcherin nicht; Ich tödte die Kinder des Ehbruchs!
„Freſſen wird ſie mein Schwert; mein Blick ſie zermalmen, daß bebend
„Jede Gemein' erkenn': Ich prüfe Herzen und Nieren!
„Ich, der Richter der Thaten, Vergelter jedes Gedankens —
„Euch, den übrigen ſag' Ich, die Thyatira in ſich ſchließt,
„Feinde der Lügen — uneingeweiht in Geheimniſſen Satans!
„Neue Leiden werf' Ich auf Euch nicht. Haltet nur ſtandhaft,
„Was ihr habt, bis Ich komme, mit Mir Vergeltung und Heil kömmt.
„Wer dem Irrthum entflieht, ſich wendet vom Reize des Laſters,
„Siehe dem Kämpfer und Sieger, der bis zum Ende Mir treu bleibt,
„Geb' Ich über die Völker Gewalt. Sein eiſerner Stab wird
„Mengen der Feinde Jehovahs, wie Töpfergefäße, zerſchmettern.
„Was Ich empfing vom Vater, empfängt der Treue von Mir einſt.
„Sieh'! Ich geb' ihm den Morgenſtern und Freuden des Lichtes!
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geiſt ſagt!"

V.

An den Biſchof zu Sardis.

Und der Herrliche rief mit Donnerſtimme mir weiter:
„Schreib' dem Engel zu Sardis"
„So ſpricht der Geſalbte Jehovahs:
„Alle ſieben Kräfte der Gottheit — Mein ſind ſie alle!
„Mein die ſieben Stern' und Mein die ſieben Gemeinen!
„Deine Thaten ſind offen vor meinem Blicke! — Der Ruf zwar
„Nennet dich lebend; Du aber biſt todt! Erwach'! und erwecke
„Jedes ſterbende Leben, das deiner Sorge vertraut iſt!
„Gottes Prüfung entſchleichen unreine Thaten! Es fliehen
„Deiner Thaten, wie viele! Sein Licht, dem keine doch flieh'n kann ...
„Was du lerneteſt von Gott — ſei unvergeßlich, wie Gott, dir!
„Beſſerung! Oder Ich komme, wie unverſehens der Dieb kommt!
„Wache! — Du weißeſt nicht, zu welcher Stunde dein Herr kommt!
„Hirt von meiner Heerde! — Wie haſt du ſo wenige Namen,
„Deren Kleider beſudelt nicht ſind; entweiht nicht ihr Körper —
„Meine Wohnungen Gottes. Die wenigen Reinen ſie werden
„Wandeln Lichtbekleidet mit Mir, in Gefilden des Lichtes.
„Würdig ſind ſie der Ehre, der Prieſterwürde des Himmels!
„Wer dem Irrthum entflieht, vom Reize des Laſters ſich wendet,
„Kleiden will Ich den Treuen mit Lichtgewand und mit Ehre!
„Helle leuchtet ewig ſein Nam' in der Rolle des Lebens!
„Himmelerfreuend erſchalle vor meinem Vater ſein Name;
„Vor den Engeln des Vaters! So lohn' Ich Treuer dem Treuen!
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geiſt ſagt!

VI.

An den Biſchof zu Philadelphia.

Und der Herrliche ſprach mit neuer Stimme des Donners:
„Schreib' dem Hirten der Heerde zu Philadelphia: — Alſo
„Spricht der Heilige Gottes! Die Wahrheit! Alſo die Allmacht;
„Die durch Davids Sohn Verſchloſſenheiten eröffnet,
„Daß ſie niemand beſchließt, und zuſchließt offene Thüren,
„Daß ſie niemand eröffnet. Ich kenne dein Herz und dein Thun, Ich!
„Sieh'! Ich ſchloß vor dir auf die Pforte der Kraft und des Lebens —
„Wer iſt, der ſie beſchließ'? Ich weiß, wie wenig dir Kraft ward;
„Dennoch hielteſt du mein Wort und heilig war dir mein Name!
„Nichts vermochte zu ſchwächen den Heldenmuth, ihn zu nennen.
„Heil dir, Guter und Treuer! Ich bringe dir Schaaren der Heuchler,
„Die ſich Abrahamiden lügen und Diener ſind Satans;
„Bringen will Ich ſie dir, zu deinen Füßen ſie werfen;
„Daß gebogenen Knie's ſie an dich ſtaunen! — Sie drücke
„Laſt der Gottesverwerfung! Sie fühlen, wie Ich dich liebe!
„Weil du umfaßteſt das Wort, das dir Geduld in dein Herz ſprach;
„So erfaßt dich mein Arm, dich zu entreißen der Trübſal,
„Die, zur Läutrung der Erde, die Erde beſtrömen mit Angſt wird!
„Wirf nicht weg, was du haſt! Wer hat, nur dem wird gegeben —
„Sieh'! Ich komme ſchnell! Laß nichts die Krone dir rauben!
„Wer vom Irrthum flieht, von des Laſters Reize ſich wendet;
„Siehe — der Kämpfer und Sieger wird ſein ein Pfeiler im Tempel
„Meines Gottes und bleibt's — ſo lange Tempel und Gott iſt.
„Seiner Stirn entſtrahlt des Vaters Namen und Ehre;
„Und Jeruſalems Licht, der Stadt, von Gott nur erleuchtet,
„Die aus Höhen des Himmels von meinem Gotte herabſtrahlt;
„Und mein Name, der Neue! Des Königes Ehre! Sein Lichtsglanz
„Soll beſtrömen die Stirn des treuen Siegers, den Gott krönt.
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geiſt ſagt!

VII.

An den Biſchof zu Laodizea.

Und der Herrliche rief:
„Schreib' an den Hirten der Heerde
„Laodizea: — So ſagt der Amen, der Zeuge der Wahrheit!
„Nie war Liſt in der Bruſt, auf ſeinen Lippen Betrug nie.
„Alſo der Frühſte der Gottesgebornen; der Schöpfungen Anfang:
„Ich weiß deine Werk', und daß du nicht kalt und nicht warm biſt;
„Freund nicht biſt und nicht Feind — Ach! Daß du kalt oder warm wärſt!
„Aber, Ich mag nicht des Lauen. Den Doppelherzigen ſpei' Ich
„Ekelnd aus meinem Munde! Mein ärgſter Feind iſt der Laue,

„Iſt der Satte von Sich — der ſpricht: Ich bin reich und bedarf nichts!
„Ach! Du Elender, weißt, wie blind du und jämmerlich biſt, nicht.
„Sähſt du deine Blöße; dich deckte Bleiche des Todes!
„Höre, Verarmter und Nackter! Dir räth die Wärme der Liebe:
„Kein geläutertes Gold, das nicht verraucht in der Schmelzglut.
„Kaufe den Reichthum von Mir. Ich geb' ihn der glaubenden Demuth.
„Keine Kleider von Mir! Entlerne mir redliche Unſchuld!
„Decke die bloße Schaam nicht mit dem Gewande von Worten,
„Frömmern Lippen enthorcht! Empfindung Gottes und Wahrheit,
„Einfalt ſei dein Schmuck! Dein Kleid ſei Tugend und Liebe!
„Salbe dein Auge, zu ſeh'n die dir begegnende Wahrheit!
„Wen Ich liebe, den warn' Ich — Ich ſtrafe meine Vertrauten.
„Höre die Warnung! Erwach'! und gluthheiß werde dein Eifer!
„Sieh'! Ich ſteh' an der Thür und klopfe an! Wer mein Klopfen
„Froh vernimme und Mir aufthut! Wohl ihm! Ich ſchließ in den Arm ihn!
„Lagre mich neben ihn hin und eſſe mit ihm; und mit Mir Er!
„Und beim nächtlichen Mahle vertrau' Ich ihm jedes Geheimniß.
„Wer dem Irrthum entflieht, vom Reize des Laſters ſich wendet;
„Sieh'! Ich gebe dem Ueberwinder den Thron, den mir Gott gab!
„Alſo lohnte der Vater mir meinen Kampf bis zum Siege —
„Dulder herrſchen mit mir und Himmelskönige werden,
„Die die Erde durchwallen in duldender Ruh' und in Demuth.
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geiſt ſagt!"

Dritter Geſang.

Und ich ſah' und ſiehe! — Des Himmels Pforte war offen!
Und die donnernde Stimme, die gleich Poſaunen vorher mir
Hatte gerufen, ſie rief:
„Erhebe vom Staube dich aufwärts!
„Zeigen will ich dir nun, was am Ende der Tage geſchehn ſoll —"

Alſobald war ich verzückt. — Verſchwunden war die Natur mir.
Himmel war um den ſchauenden Geiſt; ein Thron in dem Himmel —
Auf dem blendenden Thron ein Herrlicher! — Wie Ihn beſchreiben?
Jaſpisgrün und glutroth, Sardis, dem Edelgeſtein gleich,
Saß auf dem Throne, wie ernſt! der Unbeſchreibliche! — Um Ihn
Strahlt ein Bogen des Friedens, gewölbt aus ſmaragdener Lichtfarb'.

Um den erhabenen Thron erblickt' ich fürſtliche Thronen
Zwanzig und vier. — Auf den goldenen Thronen Zwanzig und Viere,
Aelteſte — Erſtling' aller Erſtling', und aller Erwählten
Auserwählteſte; Häupter des Menſchengeſchlechtes; bekleidet
Mit Talaren wallender Weiße, prieſterlich. — Goldne
Kronen krönten ihr Haupt. Sie ſaßen, gefaltet die Hände,
Und geheftet den Blick auf den Thron, und der Thronenden Erſten.
Lebende Blitze Gottes und redende Donner und Stimmen,
Mächtige Stimmen des Preiſes entquollen dem Geiſte des Urthrons —
Wo der Lebende lebt, trinkt alles um Ihn ſein Leben.

Und vorm Throne der Thronen erblickt' ich flammende Fackeln
Sieben, die ſieben Geiſter; der Offenbarungen Gottes,
Seiner Geheimniſſe, ſieben; — von jenen Gemeinen das Urbild;
Und der ſieben Tage der Schöpfung herrſchende Kräfte.

Und wie ein Fels in Fluthen, ſo ſtand der Thron im Kryſtallmeer;
Licht und Leben ohn' End', und Quellen der Herrlichkeit ſchienen
Die kryſtallenen Fluthen an diamantenen Stufen
Des erhabenen Throns, des unerſchütterten, prellend —
Auf den leuchtenden Fluthen — (von allen Waſſern das Urbild)
Rings um den Thron erblickt' ich wunderherrliche Weſen,
Viere; voll des lebendigſten Lebens. — Die Kräfte der Gottheit
Ruhten und regten ſich ſchnell im Urbild' aller Naturen,
Denen Odem der Herr und ein ſchlagendes Herz in die Bruſt gab;
In der Könige Leben, dem alle Leben der Thierheit
Waren entquollen. — So ſchön hat nichts die Erd' und der Himmel.
Augen ohne Zahl, die wie Blitze blitzten, erfüllten
Ringsum die hohen Naturen. — Von allen Seiten erblickten
Sie die Höhen der Schöpfung, der Schöpfungen Tiefen. — Vor Ihnen
War verſchloſſen nicht Eins von allen Weſen, die Gott ſchuf;
Keine der Kräfte von allen, die allen Schöpfungen Gott gab.
Eine der lebenden Wundernaturen, die Erſte der Viere,
Hatte Löwengeſtalt — das Urbild herrſchender Leben
Und der Duldenden Bild. — Die Zweite war wie ein Rindkalb.
Und die Dritte der Lebensgeſtalten, ein Urbild der Weisheit,
Hatt' ein Menſchengeſicht, des mildeſten heiterſten Sinn's voll.
Fliegender Adlersgeſtalt war des Vierten lebenden Weſens
Reges Gebild; vom geflügelten Streben ein königlich Urbild;
Deß, das die Lüfte durchſchwimmt, der gefloßten Leben der Waſſer.

Siehe, der Urthier' jegliches ſchwang ſechs wehende Flügel,
Mit der ſchnellſten Schnelle den Willen der Gottesgedanken
Zu vollbringen. Wenn ſie die prächtigen Fittige ſchwangen,
Sah' ich auf ihnen ein Heer gedrängter leuchtender Augen;
Um und um trinkender Blick der Wonneſtrahlen der Gottheit —
Hellgebildet, das Licht aus dem erſten Quelle zu ſchöpfen.

Stillſtehn war nicht und Ruh in den lebenden Wundergeſtalten.
Wie vom Felſen herab ſich Ströme ſtürzen auf Ströme —
So entſtrömten dem offenen Munde, dem ſchlagenden Herzen
Wonneſtröme des Preiſes, ergoſſen ſich durch die Schöpfung.

Heiliger! Herrlicher! Reiner!
Heiliger! Einziger! Erſter!
Heiliger! Ewiger! Beſter!
Jehovah! Jehovah!
Himmelgebieter!
Vater der Geiſter!
Weſen der Weſen!
Du ſprichſt, und ſie ſind!
Sind nicht mehr; Du ſprachſt!
Sonnen entſtrahlen,
Sonnen verliſchen
Deinem ſchweigenden Blick!
Urquell der Quellen!
Ewig von Dir voll!
Ewig Dir ſelbſt gleich!
Du vor den Frühſten!
Du nach den Spätſten!
Ewig nur Dir gleich!
Jeder der Schöpfungen ewig!
Jeden Augenblick neu!
Leben unſterblicher Leben!
Was war und was iſt und was ſein wird,
Iſt nur Schatten von Dir,
Der war und der iſt, und der ſein wird!

Bei dem vollſten Erguſſe der Wonnelobpreiſungen Gottes,
Ausgegoſſen am Fuße des Thrones der Thronen, da lauter
Schallen nicht konnte der Endlichkeit Lob, und tiefer nicht ſinken
Ihrer Demuth ſinkende Laſt in die Tiefe der Tiefen —
Vor dem Ewigerhabnen; nicht höher vermochte zu fliegen
Ihres Jubels Flug, und der Aufſchwung ihrer Entzückung:

Ehre dem Erſten der Erſten!
Ehre dem Herrſcher der Herrſcher!
Dem Ewigthronenden Ehre!
Alle Herrlichkeit Sein!
Jedes ſchlagende Herz Sein!
Jeder ſchallende Ruhm Sein!
Jeder bebende Laut iſt,
Jeder Odem des Preiſes
Keines, keines, wie Sein!
Er iſts, Er nur! Nur Er!
Er Leben der Leben!
Er Alles in Allen!

Wankten die goldenen Thronen der vier und zwanzig Verklärten;
Schnell entſanken den Thronen die himmliſchen Könige. Vor Ihm
Wurden ſie Jubelgeſang. — Die hingeworfenen Kronen
Ach! Sie vermochten es nicht, den heißen Durſt nach Anbetung
Auszudrücken — die Ehrfurcht vor dem Unendlichen! Nichts ward
Vor des Ewigen Ewigkeit alles Erſchaff'ne! — Nur Winke
Wurden Jahrtauſende da! Vor Seiner Herrlichkeit wurde
Jede fürſtliche Würde der erſten Herrſcher des Himmels
Fliehende Aſche. — Die frühſten aller Naturen verſchwanden
Vor ſich ſelber ins Nichts vor dem Weſen der Weſen! Dem Einen,
Der von Ewigkeit war und Ewigkeiten durch Sich iſt —
Und dem vollen Strome des Wonnegeſanges entfielen
Meinem Ohre herab nur wenige Tropfen — Ich hörte:

Jehovah! Jehovah!
Einziger! Einziger! Einziger!
Ehre nur Dir! Ehre nur Dir!
Aller Athmenden Odem!
Aller Sehenden Licht!
Dein Wille! Dein Wille geſchehe!
Ewigkeiten Dein Wille!
Du wollteſt lebende Weſen!

Da riefen die werdenden Weſen:
Hier ſind wir! Hier ſind wir!
Der Weſen aller, die niemal
Keine Sprache wird nennen,
Kein Blick überſchau'n —
Von allen Schaaren ohn' Ende
Nicht Eins, Nicht Eins iſt von allen
Ohne Dich worden!
Nicht Eines! Nicht Eines von allen
Könnte Winke nur ſein;
Wenn Du nicht wollteſt!
Du willſt!
Anbetung! Du willſt! Und wir ſind!
Du wollteſt! Wir wurden!
Du willſt! Und wir werden!
Jeden Augenblick neu!
Ehre! Ehre nur Dir!
Dir! Einziger Wille!
Vollendung und Anfang!

Vierter Geſang.

Und die Hallelujah verſtummten .. Und vom Geſtade
Des Kryſtallmeers huben ſich auf die Zwanzig und Viere;
Deckten mit den Linken das Antlitz, ſtreckten die Rechten
Aus nach den hingeworfenen goldenen Kronen und ſetzten
Wieder ſie auf ihr Haupt, und beſtiegen die leuchtenden Thronen;
Auf dem Schooße gefaltet die Gott anbetenden Hände.
Stiller nur ſcholl noch und ſchnell, wie Blitze folgen auf Blitze,
„Heilig! Heilig! Heilig! Der iſt und der war, und der ſein wird!"
Jede Regung der Vier und jeder Blick und ein jeder
Hauch des Mundes war Lob, war ſanft erſchallender Preisruf.
Sonſt war Still' in dem Himmel. Es ſanken des hohen Kryſtallmeers
Silberne Wogen zur ſpiegelhellen Fläche. Den Odem
Schienen an ſich zu halten die Heere des Himmels. Vom Throne
Blitzten ſtillere Blitze, Verkündiger neuer Geſichte.

Und in der wolkigen Rechten des Thronenköniges ſah' ich
Eine Rolle, bemalt mit deutungsvollen Geſtalten
Um und um mit Geheimniß bezeichnet; verſiegelt mit ſieben
Schaef verſchließenden Siegeln, die niederhängten ... Die Augen
Aller Himmel geheftet (ich ſahe ſie) hin nach der Rolle.

Und ein gewaltiger Bote des Herrn trat hin an die Linke
Des erhabenen Thrones, und ſtand am Geſtade des Lichtmeers —
Legte die Link' auf die ſtrahlende Bruſt und ſtreckte die Rechte
Gegen die ſchauenden Heer' und erhob die donnernde Stimme.
Aller Himmel war Ohr und hielt an die Lippe den Finger; —
Als der Erhabne begann, den Mund zu öffnen; als laut nun
Seinen Lippen entſcholl, wie Donner den Blitzen — der Ausruf.

„Wer der Geſchaffenen? Wer in allen Gebieten der Schöpfung?
„Wer in allen Himmeln — iſt würdig zu öffnen die Rolle
„Der Geheimniſſe Gottes? — Er nahe dem Throne der Gottheit!
„Seine Hand erbreche die ſieben verſchließenden Siegel" —

Sprach's und ſtand und ſchwieg, und ſchaute nach jeglicher Gegend
Der Unendlichkeit hin und faltete nieder die Hände —
Stand wie ein Fels in Wolken .. Es ſchwieg der hörende Himmel
Und die Schöpfung verſtummt', und jedes Auge war Hinblick
Nach des andern Aug', und alle Naturen empfanden
Ohnmacht. Stillere Stille verbreitet mit jedem Momente
Ueber den Himmel ſich aus und alle Gebiete der Schöpfung.
Niemand regte die Lippe! Kein Fuß hob lüſtelnd zum Throne
Leiſe ſich auf! Kein Aug' war, welches zur Rolle ſich vordrang,
Näher ſie zu beſeh'n, der Oeffnung Möglichkeit forſchend.
Wie nach dem großen Geheimniß die Himmel dürſteten; — dennoch
War verſchloſſen der Quell des großen Geheimniſſes. Niemand
In den Höhen des Himmels und in den Tiefen der Schöpfung
Niemand fühlte ſich würdig, und würdig keiner den andern,
Aufzuſchließen die göttliche Rolle — nur nahe zu ſchau'n ſie.
Und ich weinete ſehr: „Ach! niemand würdig erfunden,
„Aufzuſchließen die göttliche Rolle — nur nahe zu ſchau'n ſie!"
Aber mir rief mit der Stimme des Troſtes der Aelteſten einer,
Der der Nächſte mir war und meine Thränen bemerkte:
„Weine, Sterblicher, nicht! Der Löw' aus Juda wird ſiegen!
„Davids Herrſcher und Sohn! Denn Sein iſt Gottes Geheimniß. —"

Und im Auge des Himmels war allgemeines Erwarten.
Horchender konnte nicht horchen das Ohr der verſtummenden Schöpfung,
Nach dem Throne. — So lechzet ein Reh nach dem Quell' im Gebüſche.

Einsmals ſah' ich und ſieh! Im Kreiſe der Zwanzig und Viere,
In dem tiefern Kreiſe der lebenden Wundergeſtalten,
Sah' ich ein reines Lamm, bezeichnet mit Zeichen der Schlachtung;
Sieben Hörner am Haupt, von den Fürſtenſchaften der Schöpfung
(Sieben ſind ihr; die Sieben ſind Sein) das lehrende Sinnbild.
Sieben Augen ſtrahlten am Haupte des Lamms der Verſöhnung.
Auf des Geſalbten Stirn ruhn ſieben Kräfte der Gottheit.
Strahlen ſtrömen von da in alle Gebiete der Schöpfung. —
Und der Geſchlachtete ging, der Dulder auf Golgatha, ſchweigend
Einige leiſe Schritte näher zum Throne Jehovahs.
Strahlen unnennbarer Huld entfloſſen dem Blicke der Gottheit
Auf den Kommenden nieder — der aus der haltenden Rechten
Des Gebieters der Welten, hoch auf dem ſchimmernden Throne,
Nahm der Geheimniſſe Rolle mit ſieben Siegeln verſiegelt ..

Staunen war erſt der Himmel; gehaltner Odem und ſtarrer
Blick die ſchauende Schöpfung! — Dann lebende Freude! — Dann Jubel!
Niederwarfen ſich ſchnell die Urgeſtalten der Thierheit —
Niederwarfen ſich ſchnell die vier und zwanzig Fürſten;
Hoben, geſenkten Blickes, empor die goldenen Harfen —
Ihren Thronen entnommen, an denen jede gelehnt ſtand;
Hoben Schaalen voll ſüßen Geruchs, der Heiligen Seufzer,
Ihrer Zwölfe die Harfen, und Zwölfe die rauchenden Schaalen,
Gegen Jehovah empor, die erſten Prieſter der Menſchheit —
Diener, Schatten von Dir — Du Hoherprieſter der Schöpfung!
Und ich hörte das Lied von den Lippen der Knieenden ſchallen,
Unter dem Harfengetön und unter den Wolken des Rauchwerks:

Du nur! Du nur! Wer ſonſt?
Jeſus Meſſias! Nur Du biſt
Würdig, zu nahen dem Throne!
Zu nehmen die Rolle nur Du!
Nur Du zu entſiegeln
Das Buch der Gottesgeheimniſſe!
Preis, Geſchlachteter, Dir!
Preis! Du Erblaßter am Kreuze!
Preis Dir! Reiniger Aller!
Entſündiger aller Befleckten!
Aller, die ſtarben,
Auferſtehung und ewiges Leben!
Dein göttliches Blut floß
In der Tiefe der Tiefen!
Floß für uns Sünder! Uns Alle,
Aus allen Zungen geſammelt;
Aus allen Winden der Erde!
Freiheit, und Kraft floß,
Freuden Gottes entfloſſen,
Auf die ſchmachtende Menſchheit
Vom Antlitz des Dulders!
Preis Dir! Erhöher vom Staube
Preis Dir! Könige ſind wir!
Gottes Prieſter durch Dich!
Einziger! Allvollender!
Erbarmer! Entſündiger aller!
Mit Dir, o mit Dir ſolt
O Du, der Könige König!
Jeder deiner Erwählten
Ueber die Erde herrſchen!
An deinem Throne ſein Thron ſtehn!
Riefen's und ſtanden auf, und ſtellten die goldenen Harfen,
Legten die goldenen Schaalen mit ſchneller Still' an die Thronen;
Setzten ſich wieder hin, auf dem Schooße gefaltet die Hände,
Niederſchauenden Blicks voll leuchtender Gottesempfindung.

Kaum verſtummten die Harfen — und ſchnell ergoß ſich ein Preismeer
Aus den ſtrahlenden Reihen der zehentauſend mal tauſend
Boten des Herrn, der lebenden Gottesgedanken, der Engel
Außer dem Kreiſe des Throns, der Thier' und der Zwanzig und Viere —
Alle tauſendmal Tauſend — ſie riefen alle, wie Einer.

Das von Beginne der Welten
Vor Gott geſchlachtete Lamm,
Der Dulder auf Golgatha, Der nur,
Er nur iſt würdig! Nur Er!
Nicht Einer von allen, die Gott ſchuf!
Aller Ehren und Würden!

Digitized by Google

Aller Kräfte der Gottheit!
Aller Weisheit und Gnade,
Die des Unendlichen iſt!
Sein ſei, was Gott hat!
Was Gott iſt, ſei Er!

Und in den Jubelgeſang der zehentauſendmal Tauſend
Fiel der Wonnegeſang von allen Schöpfungen Gottes.
Alle Leben der Himmel, der Erde Leben, der Meere,
Alle des Abgrunds riefen, die Milliarden, wie Einer:

Ehre der Thronenden Erſtem!

Ehre dem Lamm der Verſöhnung!
Alle Herrlichkeit Sein!
Alle Kraft Sein und Liebe!
Wer iſt ihr würdig, als Jeſus Meſſias?
Durch jede Ewigkeit — Er nur! —

Und mit lauterer noch, mit allverſchlingender Stimme
Riefen die Wundergeſtalten, die nächſten Vier an dem Throne:
Amen! Riefen ſie aus — im Namen aller, die Gott ſchuf.

Und den Thronen entſtürzten von neuem die Prieſter der Menſchheit,
Hingegoſſen vor dem, der lebt von Aeon zu Aeon.

Leander, ſ. Näke.

Leander aus Schleſien, ſ. Stolle.

Karl Lebrun

ward 1791 zu Halberſtadt geboren, widmete ſich der Bühne und wurde Theaterdirector in Hamburg, trat jedoch ſpäter wieder von dieſem Poſten ab und privatiſirte ſeitdem daſelbſt. —

Er gab heraus:

Kleine Luſtſpiele und Poſſen. Mainz 1808, 8.
Neue kleine Luſtſpiele und Poſſen. Ebendaſ. 1818, 8.
Neueſte kleine Luſtſpiele und Poſſen. Ebendaſ. 1820, 8.
Erzählungen und Verſeleien. Leipzig 1820, 8.
Luſtſpiele. Original und Bearbeitung. Mainz 1822, 2 Thle., 8.
Bühnenſpiele. Ebendaſ. 1825, 8.
Neue Bühnenſpiele. Ebendaſ. 1825 und 1830, 2 Bde., 8.
Piccard's Luſtſpiele. Ebendaſ. 1826.
Luſtſpiele und Erzählungen. Ebendaſ. 1827, 8.
Vor- und Nachſpiele für die Bühne. Ebendaſ. 1833 — 1834, 2 Bde., 8.
Der Mann mit der eiſernen Maske. Ein Rechtsſtreit. Hamburg 1836.

Außer den hierin enthaltenen Stücken, welche großentheils auch einzeln ſich vorfinden, lieferte er mehrere Dramen in Kotzebue's Almanach dramatiſcher Spiele (im 19. 21. 22. 23. 24. 31. 32. Jahrgang) und in das Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele (2. 4. 5. Jahrgang) und ließ auch noch einzelne Sammlungen ſeiner theatraliſchen Arbeiten im Druck erſcheinen.

Große Bühnenkenntniß, ein raſcher, witziger Dialog und eine gewandte Behandlung der, meiſt ausländiſchen Originalen nachgebildeten, Charaktere und Situationen, haben Lebrun's dramatiſchen Arbeiten überall eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme verſchafft. Auch als Erzähler iſt er nicht ohne Talent.

Chriſtoph Lehmann.

Seine Lebensumſtände ſind nur ſo weit bekannt, daß wir wiſſen, er wurde 1568 zu Speier geboren, diente als Stadtſchreiber ſeiner Vaterſtadt und ſtarb 1638 daſelbſt.

Von ihm erſchien:

Speierſche Chronik. Frankfurt 1612 und 1662, 4.; neue Ausg. von J. M. Fuchs. Ebendaſ. 1698 und 1711, Fol.
Politiſcher Blumengarten. Lübeck 1639.

Seine Chronik, ſo wie ſein Blumengarten, eine Sammlung von Sprüchwörtern, gehören zu den beſſeren Arbeiten dieſer Gattung aus jener Periode.

Johann Gottlieb Lehmann

ward am 25. März 1782 zu Sonnenwalde in der Niederlauſitz geboren, bekam nach vollendeten philologiſchen Studien 1819 die dritte Lehrerſtelle an der Thomasſchule zu Leipzig, wurde Dr. der Philoſophie und Conrector des Gymnaſiums zu Luckau und erhielt ſpäter das Directoriat an dieſer Schule.

Er ſchrieb:

Das Glück im Glauben. Preisepiſtel in der Urania. Leipzig 1820.
Schulreden. Ebendaſ. 1828 und 1830, 2 Thle.

Ein tüchtiger, geiſtvoller Schulmann, deſſen Preisepiſtel vollkommen die Anerkennung verdient, welche ihr bei ihrem Erſcheinen zu Theil ward.

Georg Chriſtian Lehms

ward 1684 zu Liegnitz geboren, ſtudirte in Leipzig und wurde ſpäter, nachdem er auf obiger Univerſität die Magiſterwürde erhalten, in Darmſtadt als Rath und Bibliothekar angeſtellt, wo er am 15. Mai 1717 ſtarb. Er ſchrieb meiſt unter dem Namen Pallidor.

Seine Schriften ſind:

Der unglückſelige Michael. Hannover 1707.
Abſalons und Thamars Staats-, Lebens- und Heldengeſchichte. Nürnberg 1710.
Der weiſe König Salomo. Hamburg 1712.

Der ſchönen Eſther Lebensgeſchichte. Leipzig 1713.
Deutſchlands galante Poetinnen. Frankfurt a. M. 1715.

Ein geſchmackloſer Romanſchreiber, deſſen übrige Schriften nur für den Literärhiſtoriker von einigem Intereſſe ſind und weiter keinen ſonderlichen Werth haben.

Adam Theodor Albert Franz Lehmus

ward am 2. December 1777 zu Soeſt in der Grafſchaft Mark geboren, erhielt nach vollendeten Studien 1801 die Stelle eines Diaconus zu Dünkelsbühl, wurde 1807 Diaconus und Stadtcaplan zu Ansbach und kam 1814 als außerordentlicher Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger nach Erlangen. In demſelben Jahre brachte ihn jedoch ein Ruf als Decan und Stadtpfarrer an der Johanniskirche nach Ansbach zurück, von wo er 1829 als Dr. der Philoſophie und Theologie und Conſiſtorialrath nach Baireuth abging.

Er verfaßte:

Predigten. Nördlingen 1806.
Ueber die Taufe. Heidelberg 1807.
Predigten am Säcularfeſte der Reformation. Nürnberg 1817; neue Ausg. Ebendaſ. 1820.
Der Proteſtantismus. Drei Geſpräche. Augsburg 1817.
Evangeliſche Kanzelvorträge. Berlin 1822.
Caſualpredigten und Reden. Ebendaſ. 1823.

Wärme, Klarheit und Geiſt zeichnen die Arbeiten dieſes höchſt talentvollen Kanzelredners ſehr vortheilhaft aus.

Julius Leichtlen

ward am 4. März 1791 zu Emmendingen geboren und wurde wegen ſeiner guten Kenntniſſe nach treuem Verharren in niederen Bedienſtungen zum großherzogl. badenſchen Archivrath und Vorſtand des oberrheiniſchen Provincialarchivs zu Freiburg ernannt, als welcher er am 2. April 1830 daſelbſt ſtarb.

Größtentheils unter dem Namen Julius Lampadius verfaßte er:

Gattſauer Chronik. Karlsruhe 1810.
Beiträge zur Vaterlandsgeſchichte. Heidelberg 1811.
Badens Kriegsverfaſſung im 17. Jahrhundert. Karlsruhe 1815.
Forſchungen im Gebiete der Geſchichte, Alterthums- und Schriftenkunde Deutſchlands. Freiburg 1818 — 1823, 4 Hefte.

L's hiſtoriſche Arbeiten erwarben ihm wegen der in denſelben enthaltenen gründlichen, fleißigen und ſorgfältigen Forſchungen einen ſehr geachteten Namen. —

Meiſter Elias von der Leine, ſ. Minneſinger.

Graf Friedrich von Leiningen, ſ. Minneſinger.

Johann Anton Leiſewitz

ward am 9. Mai 1752 zu Hannover geboren, ſtudirte nach gehöriger Vorbildung zu Göttingen die Rechte und lebte dort als Mitglied des Dichterbundes mit Boje, Bürger, Hölty, den Stollbergen und Voß in freundſchaftlichem Umgange. Nach vollendeten Studien kam er 1777 als Landſchaftsſecretär nach Braunſchweig, wurde dort 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei, 1791 Canonicus am St. Blaſienſtifte und 1801 wirklicher geheimer Juſtizrath und Referent im Geheimconſeil. Auf dieſem Poſten und als Präſident des Oberſanitätscollegiums, was er 1805 geworden war, wirkte er einerſeits durch Bildung der beiden Prinzen von Naſſau-Oranien und ihrer Schweſter, ſowie durch die Erziehung des braunſchweigiſchen Erbprinzen, andererſeits durch adminiſtrative Arbeiten, namentlich durch den ſcharfſinnigen Entwurf und die Ausführung eines neu organiſirten Armenweſens der Stadt Braunſchweig mit ſolchem Nutzen und Glück, daß er das unbedingte Vertrauen des Volkes und der Regierung ſich erwarb und daſſelbe bis zu ſeinem am 10. September 1806 erfolgten Tode behielt. Seine Mitbürger jedes Standes und Alters begleiteten freiwillig und trauernd die Leiche des trefflichen Mannes zu ihrer Ruheſtätte, der durch wahrhaft große und ſeltene Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens ausgezeichnet, wegen ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit allgemein beliebt und ſeinen vertrautern Freunden theuer und unvergeßlich war.

Von ihm haben wir:

Schriften. Wien 1816, 12. und vollſtändigſte neue Ausgabe: Braunſchweig 1833. —

Einzeln:

Julius von Tarent. Trauerſpiel. Leipzig 1776, 8.; verb. Aufl. Ebendaſ. 1828, 8.

Rede an eine Geſellſchaft Gelehrter. (Im deutſchen Muſeum 1776).

Außerdem noch 2 Dialoge im Göttinger Muſenalmanach auf's Jahr 1775.

L. erwarb ſich durch ſein Trauerſpiel Julius von Tarent, das er in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre ſchrieb und welches von der deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim ehrenvoll ausgezeichnet wurde, einen ſehr geachteten Namen. Es blieb jedoch leider das einzige Werk ſeiner Muſe und ein Paar Kleinigkeiten ausgenommen, erſchien weiter Nichts von ihm. Leichtigkeit des Dialogs, ſeine Erfindung, Wärme und Kraft, verleihen dem Trauerſpiel „Julius von Tarent" einen nicht geringen, bleibenden Werth, der jedoch noch viel bedeutender ſein würde, wenn es nicht zu gleicher Zeit an Raffinement und Unnatürlichkeit litte. Seine hier mitgetheilte Rede eines Gelehrten, iſt dagegen ein Meiſterſtück ſeiner Satyre.

Digitized by Google

Rede eines Gelehrten an eine Geſellſchaft Gelehrter *).

Glücklich iſt der, meine Herren, der Paſteten iſſet, und utramque rempublicam gehen läßt, wie ſie geht! dem ſein Schutzgeiſt, der bei ſeiner Geburt den ganzen Zweck ſeines Daſeins überſah, nichts wünſchte — als eine geſegnete Mahlzeit! Der Kitzel alles zu wiſſen, verſagt ihm den ſchmauſenden Morgentraum nicht; ein Floh im Strumpf ängſtigt ihn mehr, als alle Zweifel über ſeine Beſtimmung, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um ſein Rindfleiſch zu würzen. Nichts erinnert ihn an ſeine Sterblichkeit, als wenn zu viel Knochen im Fricaſſee ſind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erſtaunen ausruft: was für Geheimniſſe ſtecken in einem Ragout **)!

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß ſein Erwache! in's Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundſchaft, Liebe und uns ſelber entſagen, daß uns das nämliche Alter als Greiſe findet, kurz, was bezahlt uns das Unglück, gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offnem Hemde vor einem Duodezband, oder, in einer geſtickten Weſte, und neben uns unſer Wappen, vor einem Quartanten ſehen? Daß ein reiſender Uffenbach unſere krummen oder geraden Beine bemerkt? Oder daß ein Stück Silber mit unſerem Bruſtbilde von Liebhabern zu Juden, und von Juden zu Liebhabern wandert? Oder daß wir in einer ſchwärmeriſchen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Es iſt noch nicht ausgemacht, meine Herren, ob Salomo ſein „Alles iſt eitel!" zu ſeinem Miniſter, ſeinem Koch, ſeiner Mätreſſe, oder vielmehr zu ſeinem Bibliothekar ſagte. Doch er mag geſagt haben, was er will; auch das gelehrte Leben iſt eitel, von der Zeit des Eſeltragens in den Schulen an, bis wir in die lange Nacht kommen, wo der Schriftſteller und ſein Lichtputzer, der Schauſpieler und ſein Commentator ruhig neben einander ſchlafen.

Freilich wird alles, was unſer iſt, unter die Sterne verſetzt. Aber haltet Ihr es einem rechtſchaffenen Manne für anſtändig, die Sterne in ihren wohlhergebrachten Rechten zu beunruhigen, daß bald der Krebs ſeine Scheeren ***), bald die Jungfer ihren Reifrock einziehen muß, um unſerem vielſylbigen Namen Platz zu machen? Die Sterne ſind billiger als wir. Wann hat der Waſſermann Verſe gemacht, oder der Scorpion Recenſionen?

Aber im Ernſte, iſt die Ewigkeit denn der Name Eurer Prinzeſſin? — Denkt Ihr denn wirklich durch Eure Strohhälmchen den Strom aufzuhalten der Roms Staatsverfaſſung untergrub, in deſſen trüben Strudeln Königreiche, philoſophiſche Secten und Alexandriniſche Bibliotheken wie Spreu ſchwimmen? — Aber möchte ſchwimmen, was ſchwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geſchichte hinten nach ſchwämme — oder ohne Figur zu reden, das iſt eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, ſo verbrennt die Univerſalhiſtorie mit.

Glaubt Ihr denn, daß Ihr das erſte Menſchengeſchlecht ſeid, das dieſe Erde bewohnt? Andere Leibnitze haben ſie erleuchtet, und andere Alexander verwüſtet, bis ſie Feuer, oder Waſſer, oder ein ausgeſtorbenes Element umſchuf. Nichts geſchieht, was nicht geſchehen iſt: und nichts geſchieht, was nicht geſchehen wird. Neue Heinriche werden regieren, und neue Ravaillacs ſie ermorden, die Fackel der Philoſophie wird verlöſchen, und noch unerſchaffene Barbaren de universali a parte rei disputiren. — Das große All iſt ein umlaufendes Rad; jede Speiche kömmt zu ihrer Zeit oben. — Alles wird Staub, und ein berühmter Name in der Geſchichte kömmt mir vor, wie ein Thierchen in Spiritus — eine kurze Friſt zwiſchen Tod und Verweſung!

Ein altes Sprichwort ſagt: Großes Glück fordert ſtarke Schultern. Und ſollte Witz und Gelehrſamkeit keinen Schultern zu ſchwer ſein, da jenes zu den Dingen gehört, die außer uns ſind, dieſe aber in das innerſte Weſen der Seele eindringen? Und doch prüft Niemand, wie viel ſein Herz und ſein Verſtand tragen können. Allein beide gehen auch oft unter der Laſt ihrer Kenntniſſe zu Grunde; ſie gleichen dem alten Schlauch mit gährendem Moſte. Der Schlauch zerreißt, und der Moſt wird verſchüttet. — Auch fordert das Beſte der Menſchheit nicht ungeheure Gelehrtheit von uns — der natürliche Menſch ruft, unter unſern Wiſſenſchaften, wie Socrates auf einem Jahrmarkte, aus: Gott ſei Dank, wie viel iſt hier, was ich nicht brauche!

Sie ſehen, meine Herren ich, ſcherze. Allein es ſoll nicht gut ſein, wenn man immer ſcherzt. — Laſſen Sie uns von etwas andern — aber ernſthaft reden; und was iſt ernſthafter, als Ihre Charaktere und ihre Geſchichte? Wir wollen ſehen, wie mir mein Ehrentempel oder Bildersaal geräth *).

Melamp hat Witz; aber was gilt ihm die Tugend eines Weibes, die Ruhe eines Mannes, wenn er einen Einfall hat? Seine weichen lydiſchen Lieder ſind Lockſpeiſen in die Netze des Laſters; ſeine Muſe gleicht der Miſſionarin eines Bordells, und beide flüſtern einerlei in die Ohren des erröthenden Jünglings. Sein grüngelber Genius nährt ſich von der Ehre des Nächſten, und ſeine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquille, wie eine Schar von Raben, an dem Aaſe guter Namen nagen. Ich will ihn gerichtlich belangen; denn auf mich hat er keine Schmähſchrift gemacht, und auch ich bin ein ehelicher Mann. Was iſt ihm heilig? Er würde ſeinen Vater ermorden, wenn er eine ſatyriſche Grabſchrift auf ihn wüßte; und ſelbſt der Religion ſpottet er — ſo lang es hell iſt. Sein Unglauben geht mit der Sonne auf und unter; denn um Mitternacht ſieht er Geſpenſter und den Teufel, zählt unter der Bettdecke die Krallen an ſeinen Klauen, und hört gar deutlich das Pfeifen der Luft, wenn er mit dem Schwanze wedelt. Iſt Melamp glücklich? das Kaffeehaus wiehert, und die Aſſemblee ziſchelt: er hat einen Einfall! Ich geſtehe es, meine Herren, das iſt eine herrliche Belohnung; aber — verzeihen Sie — ein guter Mann zu ſein, iſt auch nicht übel. Allein muß man denn ein Melamp ſein, wenn man ein witziger Kopf iſt? — So gebt mir einen Acker und einen Pflug, und verbrennt mein Herz!

Wohlaufgeſchaut! Markulf kömmt! Markulf, der keinen für ein Genie hält, der nicht zweierlei Strümpfe an hat, und der den Wohlſtand nicht mit Scorpionen züchtigt, der Spinnen eſſen würde, wenn Virgil Spinnen gegeſſen hätte, und das alles, damit die Markulfiana ein unterhaltendes Buch werden. Wie ſchlecht wählen die Menſchen oft ihre Mittel! Markulf iſt ſonderbar, um ein Genie zu ſein, und doch iſt nichts gewöhnlicher, als ein gewöhnlicher Kopf, der ſonderbar ſein will.

Er iſt vorbei — und noch lächelt Luzil in ſtiller Demuth, Luzil, der das moraliſche Wunderelixir erfand. Es heilet alle Krankheiten der Seele, Waſſerſucht, Brüche, Gicht, die heilloſe Schwindſucht, und die ſogenannten galanten Krankheiten — reinigt auch die Leberflecken des Charakters; ſollte jemand ſogar geſtorben ſein — zwei Tropfen auf Zucker — aber Diät gehalten! Probatum est.

Aber laſſen Sie uns den Staub dieſer Pedanten mit einem glänzenden Auftritte vertauſchen. Der ſeidene Sabinus liebäugelt mit jedem Pförtner, iſt in jedem Vorzimmer zu Hauſe, und canoniſirt jeden Reichen, für Braten und Bewunderung, zum Mäcen. Der Satrap ſieht ihn gern, aber nicht weil Sabin ein Mann von Talenten iſt. — Wir wiſſen es alle aus der Gelehrtengeſchichte, wie es Leute gibt, die witzige Dinge ſagen, um zu eſſen, ſo gibt es auch einige, die zu eſſen geben, um witzige Dinge zu ſagen. Seine Herrlichkeit haben einen Einfall auf große Naſen — er iſt ihnen lieb, denn er iſt der einzige Stammhalter ihrer Einfälle — und kein Menſch in der Stadt hat eine größere Naſe, als Sabin.

Meine ganze Seele ergrimmt, wenn Talente vor Reichthümern kriechen, und wenn ich die Stimme des Mäcen höre: Gebt dem Herrn einen Stuhl, ein Glas Wein und einen Schnitt Biscuit!

Drängt euch nicht zu den Königen, ihr Genien! die ihr über Königreiche und Jahrhunderte herrſcht, und keinen Unterthanen habt, der es nicht ſein will!

Kein Fürſt erſchafft Talente. Die deutſche Literatur ſei Zeuge! — Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhms mit caſtaliſchem Waſſer auswuſchen; kein eitler Ludwig, der unſterbliche Dichter ergriff, um ſich mit ihnen in den Tempel der Unſterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funken des Himmels.

Die deutſche Literatur wand ſich mit eig'ner Kraft aus ihrem Chaos hervor, und ward durch ſich, was ſie iſt. Ohne Unterſtützung ſchwimmt ſie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball — geſtützet durch ſich ſelbſt, gehalten durch ihre Schwere.

Es giebt ein Geſchlecht von Menſchen, das nur eine Wiſſenſchaft kennt, und dieſe Wiſſenſchaft in Alles macht. Sie glauben, das, was ſie wiſſen, ſei Salat zu jedem Braten, und wuchern in fremden Ländern, wo ihre Münze Zahlpfennig iſt. Ich kenne Logiker, die Verſe in alle Figuren bringen, und Aerzte, die die Geſetze mit Wachs ausſpritzen. Gurbus iſt ein Geograph, aber redet mit ihm eine Stunde, ſo iſt ſein Gedankenſyſtem eine Provinz des eurigen. O hören Sie auf, guter Gurbus! Ich weiß Alles. Um Mitternacht will ich ohne

*) Aus „Schriften von J. A. Leiſewitz" (Wien 1816).

**) Marcel, la main appuyée sur le front, l'oeil fixe, le corps immobile, et dans l'attitude d'une méditation profonde, s'écria tout-a-coup en voyant danser son écolière: que de choses dans un Menuet! Helvetius, de l'Esprit. Disc. II. ch. I.

***) — ipse tibi jam brachia contrahit ardens
Scorpius, et coeli justa plus parte relinquit.
Virg. Georg. I. 34.

*) Zwei Bücher des vortrefflichen Zeuker.

Digitized by Google

Laterne den Weg von Athen nach Megara finden, und von Leipzig nach Rom — wie vom Teller in den Mund.

Oder ſind wir alsdann glücklich, wenn Gehirn und Eingeweide in ewigem Kriege liegen. Wenn der Hypochonder über uns herrſcht, und Weſen, Form und Farben der Dinge ärger vermiſcht, als der Philoſoph Pontius! Wenn unſer Schädel dem Gewölbe eines Tollhauſes gleicht, wo jeder Gedanke ein Narr iſt? Wenn der Strudel der Phantaſie alle Wirklichkeit in den Abgrund ſtürzt, und die unterſte Möglichkeit oben ſchwimmet? — Was für Tollheiten gehen nicht täglich durch die gelehrte Seele des Pedrill! Oft hält er einen Bücherkaſten für einen Polyhiſtor, und einen Geldbeutel für eine Hure, die ein Schwert und eine Wage in den Händen hält, bemerkt Gänſe mit Ordensbändern und einem Steen auf dem Kropfe, ſieht Raben in Toga, und Haſen in Sago, hält ſeinen Papagei für einen Magistrum legentem, und wenn er: wacker Päpchen! ruft, ſo glaubt er, daß er Wolfen widerlegt.

Entblößen Sie ihre Häupter, meine Herren! der große Paphnucius kommt! Ein Mann, der das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften von Dan bis gen Berſada, von der Algeber bis zu den Feenmährchen durchreiſt iſt! In der Geſchichte hat er ſich umgeſehen, iſt mit der Chymie bekannt, in der Rechtsgelahrheit kein Fremdling, und ſpielt auch mit Sätzen unter den vier logikaliſchen Taſchenſpieler-Bechern — auch aus der Hyppokrene hat er getrunken, aber nur im Vorbeilaufen wie ein ägyptiſcher Hund aus dem Nil. — Wunderbar! aber noch wunderbarer, Paphnucius iſt ein Ignorant! Ein Mann, der alle Kenntniſſe halb hat, auch die, die er ganz haben ſollte, gleicht er einem Stutzer, der um alle Mädchen buhlt, und den ſein eig'nes Weib zum Hahnreih macht.

Aber Criſpus iſt doch wirklich, was Paphnucius ſein will — ein Buch mit Händen und Füßen. Man kann ſein Gehirn nicht mit einer Nadelſpitze berühren, ohne eine Idee zu ſpießen. Aber ſeine Seele iſt wie eine Schöpfung ohne leeren Raum, nach den Begriffen gewiſſer Philoſophen; alles iſt todt; mehr Leeres — Leben und Bewegung wird erwachen.

Soll ich einige Stufen tiefer herunterſteigen, und Ihnen Gemälde im Geſchmack des Tenier und Oſtade liefern?

Sehen Sie die trunkenen Magiſter bei einem Inauguralſchmauſe? Sie zerſchmeißen mit ihren Beweiſen Syſteme, und mit ihren langen Aufſchlägen Gläſer. Vor ihren Augen tanzen Tiſche und Stühle, die Monaden und die Allgemeine Bibliothek im wunderbaren Gemiſch. Wenn ſie nicht trinken, verbrennen ſie Ketzer; denn freilich iſt es bequemer, den Autor zu verbrennen, als das Buch zu widerlegen. — „Ihr Herren Confratres, der Morgenſteen winkt, unſere Weiber warten, der Wein ſiegt — noch ein Mal ſtoßen Sie an, auf's Wohl der beſten Welt!“

Oder ſoll ich Ihnen, meine Herren, das verzerrte Geſicht eines Kunſtrichters malen, der ein Buch lieſt, an dem er nichts zu tadeln findet? — Unnütz für ihn! denn das fehlerhafteſte iſt ihm das liebſte. So zieht ein hochfürſtlicher Kammerjäger eine Hütte mit Ratzen einem Pallaſt ohne Mäuſe vor.

Ein Franzos — Sie wiſſen meine Herren, wenn ein Franzos nieſt, wünſcht ganz Europa: Proſit! — ein Franzos ſagt an einem Orte, die politiſche Geſchichte iſt die Geſchichte des menſchlichen Elends, die gelehrte der menſchlichen Größe.

Ich weiß nicht, und denke vielmehr, alle menſchlichen Dinge unter eine philoſophiſche Capelle gebracht, geben immer daſſelbe Reſultat — den Menſchen.

Ueberdem hat man die gelehrte Verfaſſung ziemlich richtig mit einer Republik verglichen; und da ſie nun, mit aller logiſchen Genauigkeit zu gehen, einer wohleingerichteten Anarchie gleicht, ſo ſehe ich den Grund der Verſchiedenheit beider Geſchichten nicht ein.

Sie haben ihre Haller, Sextus, Klotz, Scioppius, wir unſere Cäſar, Attila, Greifenfeld und Nero; bei ihnen iſt noch keine Verfaſſung ewig geweſen, bei uns noch kein Grundſatz: in ihrer Geſchichte drängt ein Staat den andern, bei uns eine Meinung die andere; dort machen die Zerſtörer die erſten Rollen — was thun unſere größten Köpfe anders, als zerſtören? Etwas in der Gelehrten-Republik bauen iſt ein Verdienſt, nicht weil etwas gebaut wird, ſondern daß Andere etwas einzureißen haben.

Dort gründet ein großer Geiſt ein Reich, und eine Reihe namenloſer Könige folgt; hier erſchafft ein Genie ein Syſtem, und dann eine Reihe babyloniſcher Schriftſteller, bis muthige Köpfe jene mit ihren Spinnrocken, und dieſe mit ihren Compendien vertilgen. Neue Dynaſtien nehmen ihren Anfang, und die verdrießliche Geſchichte muß denſelben Weg zwei Mal gehen.

An großen Begebenheiten aus kleinen Urſachen ſind wir eben ſo reich als ſie; die kranken Augen einer Prinzeſſin ſtürzen Aegypten, die Naſe des Newton, auf die ein Apfel fiel, die Monarchie des Carteſius. Unſerer Cabalen darf ſich kein Gewiſſensrath ſchämen, und oft würde ihnen das ſonſt ganz gewöhnlich eingerichtete Gewiſſen eines Hofmanns zu eng werden. Nur haben wir bei allem dieſen den Vorzug des Lächerlichen, und das mag dem Gedanken des obgedachten Franzoſen eine ſchiefe Wendung gegeben haben.

Unſere Kriege ſind eben ſo weltkündig und in eben ſo ſonderbare Glücksfälle verwebt. Hat nicht oft eine leichte Inſtanz den am beſten bewaffneten Syllogismus von ſeinem Streitroß gehoben, daß er die geharn'ſchten Beine gen Himmel kehrte? Hat nicht oft ein witziger Einfall, der vor den Fürſten einer Hypotheſe ſpielen ſollte, den Pfoſten derſelben ergriffen und umgeriſſen, daß alles darin umkam, Männer, Weiber und Kinder, an die dreitauſend Seelen?

Auch den ſchnellen Wechſel der menſchlichen Dinge, auf den Tacitus oft ſo rührend hinweiſt, finden wir unter den Gelehrten. Sagt, war Gottſched, als er blühte, nicht ſo reich an Lobſprüchen, als Kröſus an Golde? Seine literariſche Schatzkammer hatte alles, was einen Solon in Erſtaunen ſetzen kann. Da hing die Bewunderung von Deutſchland, das Lächeln vornehmer Gönner, und das Nicken einſichtsvoller Damen, die Rauchfäſſer der Journaliſten, das Jauchzen der ſtudierenden Jugend, und ſelbſt ſchon der Tadel der Narren. — Jetzt alles im Monde! Mit dieſen meinen Ohren habe ich es gehört, als Gottſched auf dem Scheiterhaufen ſtand, und die kritiſche Flamme ſchon loderte, rief er aus: Allerſeits werthgeſchätzte Anweſende, vor ſeinem Ende iſt Niemand berühmt!

So ſprach der Philoſoph Altius *), und ſchrieb auf, was er geſagt; und nun, lieben Leute, wer rathen kann, der rathe, warum er gegen den Witz geredet?

Poetiſche Geſpräche **).

I.

Die Pfändung.

Ein Bauer und ſeine Frau.

Abends in ihrer Schlafkammer.

Der Mann.

Frau, liegſt du? ſo thu' ich das Licht aus. Dehne dich zu guter Letzt noch ein Mal recht in deinem Bette. Morgen wird's gepfändet. Der Fürſt hat's verpraßt.

Die Frau.

Lieber Gott!

Der Mann (indem er ſich niederlegt).

Bedenk' einmal das Wenige, was wir ihm zu geben haben, gegen das Geld, was er durchbringt; ſo reicht es kaum zu einem Trunke ſeines köſtlichen Weins zu.

Die Frau.

Das iſt erſchrecklich, wegen eines Trunkes zwei Leute unglücklich zu machen! Und das thut Einer, der nicht einmal durſtig iſt! Die Fürſten können ja nie recht durſtig ſein.

Der Mann.

Aber wahrhaftig! wenn auch in dem Kirchengebet das kommt: „Unſern durchlauchtigen Landesherrn und ſein hohes Haus,“ ſo kann ich nicht mit beten. Das hieße Gott ſpotten, und er läßt ſich nicht ſpotten.

Die Frau.

Freilich nicht! Ach! ich bin in dieſem Bette geboren, und, Wilhelm, Wilhelm! es iſt unſer Brautbett.

Der Mann (ſpringt auf).

Bedächte ich nicht meine arme Seele, ſo nähm' ich mein Strumpfband, betete ein gläubig Vaterunſer, und hinge mich an dieſen Bettpfoſten.

Die Frau (ſchlägt ein Kreuz).

Gott ſei mit uns! — Da hätteſt du dich ſchön gerächt!

Der Mann.

Meinſt du nicht? — wenn ich ſo ſtürbe, ſo würdeſt du doch wenigſtens ein Mal ſeufzen!

Die Frau.

Ach, Mann!

Der Mann.

Und unſer Junge würde ſchreien! Nicht!

Die Frau.

Gewiß!

---

*) Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus exercet suis.
— — — — — — —
— — — — — — — —
Haec ubi locutus foenerator Alphius,
Jam jam futurus rusticus,
Omnem relegit Idibus pecuniam,
Quaerit Calendis ponere.
Hor. Epod. II.

**) Aus „Schriften von J. A. Leiſewitz“ (Wien 1816).

Digitized by Google

Der Mann.

Gut! An jenem Tage ich, dieſes Seufzen und Schreien auf einer Seite — der Fürſt auf der andern! Ich dächte, ich wäre gerächt.

Die Frau.

Wenn du an jenen Tag denkſt, wie kannſt du ſo reden? Da ſeid ihr, der Fürſt und du, ja einander gleich.

Der Mann.

Das wolle Gott nicht! Siehe, ich gehe aus der Welt, wie ich über Feld gehe, allein, als ein armer Mann. Aber der Fürſt geht heraus, wie er reiſt, in einem großen Gefolge. Denn alle Flüche, Gewinſel und Seufzer, die er auf ſich lud, folgen ihm nach.

Die Frau.

Deſto beſſer; — ſo ſich doch dieß Leben als einen heißen Erntetag an! — Darauf ſchmeckt die Ruhe ſo ſüß; und dort iſt die Ruhe von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Mann (legt ſich wieder nieder).

Amen! Du haſt Recht, Frau, laß ſie das Bette nehmen, die Unſterblichkeit können ſie mir doch nicht nehmen! Schlaf' wohl.

Die Frau.

Und der Fürſt und der Vogt ſind ja auch unſterblich. — Gute Nacht! Ach, morgen Abend ſagen wir uns die auf der Erde!

II.

Der Beſuch um Mitternacht.

Der Fürſt und der Kammerherr am Schachbret.

Der Fürſt (nach einigen Zügen).

Schachmatt! ... Wahrhaftig, es iſt Mitternacht; und die Gorgone iſt noch nicht da! Weiß ſie denn nicht, daß ich morgen mit dem Frühеſten muſtere? ... Eh' ich's vergeſſe, Herr Kammerherr, ziehen Sie mir morgen die Halsbinde etwas feſt. Man ſieht bei dergleichen Gelegenheiten gern ein Bißchen braun — ein Bißchen martialiſch aus. Die Gorgone hält doch nie Wort.

Der Kammerherr.

Eure Durchlauchten belieben ſich zu erinnern, daß Ihre Gemahlin noch auf iſt, und daß ſie dorten vorbei muß.

Der Fürſt.

Sie haben Recht. Und ich muß jetzt mit meiner Frau ſo behutſam umgehen, wie mit einem überlaufenden Gefäße.

Der Kammerherr.

Aber in der That, ich begreife nicht, was die gute Dame will. Sie haben ja einmal einen Erbprinzen von ihr; und wenn Sie den auf andere Weiſe hätten bekommen können, ſo hätten Sie keine Gemahlin genommen.

Der Fürſt.

Ich weiß nicht. Eine Gemahlin iſt doch immer eine Mätreſſe mehr. Freilich von einer andern Seite... (Es erſcheint ein Geiſt. Der Fürſt fällt in Ohnmacht. Wie er ſich nach einer langen Pauſe erholt, zum Kammerherrn). Gott! wer iſt das?

Der Geiſt.

Hermann, der Cherusker! Siehe, hier klebt das Blut des Varus, und hier das Meinige; beides nicht vergoſſen, daß du der Tyrann von Sclaven, und der Sclave einer Hure ſeiſt!

Der Kammerherr (ganz leiſe).

Ein reſpectwidriger Ausdruck!

Der Geiſt (zum Fürſten).

Edelknabe, haſt du je die geweihte Laſt gefühlt, die auf deinen Schultern ruhen ſollte? Glaubſt du, daß ſüßer eſſen und trinken, wie Andere, ſein Leben unter Weibern, verſchnittenen und unverſchnittenen Halbmännern vertändeln — daß das heiße ein Fürſt ſein? Und dieſe Ueppigkeit in einem Lande, wo man in keinem Hauſe lacht, als in deinem! Und doch däucht mir das Jauchzen deines Hofes in deinem verwüſteten Gebiete wie der Schall einer Trompete in einem Lazareth, daß man das Winſeln der Sterbenden und Verſtümmelten nicht höre!

Der Fürſt.

Geiſt, warum kamſt du zu mir?

Der Geiſt.

Um zu reden! — Hier hat noch Niemand geredet! Alles, was du je gehört haſt, war Wiederſchall deiner Begierden. Dieß verdient es, daß ein Geiſt ſichtbaren Stoff anziehe, und die Sonne noch ein Mal ſehe. — Sie iſt das Einzige in Deutſchland, was ich noch kenne! Aber, Jüngling, höre was ich rede! So gewiß jetzt dein Knie vor einem Geiſt und der Wahrheit zittert, ſo gewiß kommt eine Zeit, in der es Hermannen nicht gereuen wird, daß er für Deutſchland ſtarb! Verſtehſt du mich? — Nicht? — Deſpotismus iſt der Vater der Freiheit! — Verſtehſt du mich jetzt? (Er verſchwindet).

Der Fürſt.

Ungariſch Waſſer, Herr Kammerherr!

Der Kammerherr.

Ich — ich — habe nichts bei mir.

Der Fürſt.

Sie ſind ein Freigeiſt; und haben in der Geſpenſterſtunde kein ungariſch Waſſer!

Johann Wilhelm Lembert

ward gegen Anfang des jetzigen Jahrhunderts geboren und widmete ſich mit Vorliebe dem Theater. Er trat im erſten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts mit Glück als Schauſpieler auf den Bühnen zu Stuttgart und Dresden auf und wurde ſpäter als kaiſerlich-königlicher Schauſpieler an das Hoftheater nach Wien berufen.

Er gab heraus:

König Stanislaus. Luſtſpiel nach Duval. Frankfurt (Leipzig) 1812, 8.
Irete oder Kindestreue. Schauſpiel nach dem Franzöſiſchen. Leipzig 1813, 8.
Der Dichter und der Schauſpieler. Luſtſpiel nach Dupaty. Ebendaſ. 1813, 8.
Der Papa und ſein Söhnchen. Luſtſpiel. Riga 1813, 8.
Ränke und Schwänke. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1813, 8.
Der Trauring. Schauſpiel. Leipzig 1813, 8.
Schauſpiele. Riga (Leipzig) 1813, 1ter Bd., 8.
Dramatiſche Spiele. Leipzig 1816, 12.
Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde. Stuttgart und München 1816 u. 1817. Dann Wien 1821—23, 5 Jahrgänge, 12.; 5ter Jahrg. mit 3 Portraits (mit Carl).
Die Brautwahl. Luſtſpiel nach Picard. Wien 1821, 8.
Federproben. Erzählungen und Novellen. Ebendaſ. 1821, 8.
Das öffentliche Geheimniß. Nach dem Spaniſchen des Calderon. Ebendaſ. 1824, gr. 12.
Der Ehemann auf Schleichwegen. Luſtſpiel nach Caſ. Bonjour. Wien 1825, gr. 12.
Dramatiſche Neujahrsgabe. Wien 1827, gr. 12.
Hiſtoriſche Skizze der k. k. Hoftheater in Wien, mit beſonderer Berückſichtigung des deutſchen Schauſpiels. Ebendaſ. 1833, gr. 8.
Almanach dramatiſcher Spiele für das Jahr 1834 und 1836. Ebendaſ. 1833 und 1836, 2 Jahrgänge, 12.

Bühnenkenntniß, Leichtigkeit der Behandlung und gefälliger Dialog, verſchafften ſeinen, meiſt nach ausländiſchen Vorbildern gearbeiteten, dramatiſchen Leiſtungen eine freundliche Aufnahme.

N. Lenau, ſ. Niemtſch von Strehlenau.

Jakob Michael Reinhold Lenz,

Sohn des General-Superintendenten L. zu Riga, zeichnete ſich lebenslang durch mancherlei Sonderbarkeiten aus. Er ward am 12. Januar 1750 zu Seßwezen in Liefland geboren, ſtudirte eine Zeitlang in Straßburg, wohin er einige junge Adelige begleitet hatte, und lebte dort im vertrauten Umgang mit Goethe und andern ausge-

zeichneten Männern. Enthuſiaſtiſche Vorliebe für das Theater hinderte aber ſchon damals ſeine Studien und hielt ihn auch ſpäter ab, ſich mit Ernſt einem beſtimmten nützlichen Berufe zu widmen. Er ſank in Armuth und ſtarb in Wahnſinn zu Moskau am 24. Mai 1792.

Seine literariſche Hinterlaſſenſchaft beſteht in:

Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Tieck. Berlin 1827 u. 1828, 3 Bde., 8.

Einzeln:

Die ſieben Landplagen. Gedicht. Königsberg 1770, 8.
Luſtſpiele nach Plautus, für's deutſche Theater. Leipzig 1774, 8., (mit Göthe).
Der Hofmeiſter. Komödie. Ebendaſ. 1774 8.
Der neue Mendoza. Ebendaſ. 1774, 8.
Das leidende Weib. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1775, 8.
Menalk und Mopſus. 1775.
Die Freunde machen den Philoſophen. Komödie Lemgo. 1776, 8.
Die Soldaten. Komödie. Leipzig 1776, 8.
Petrarch. Ein Gedicht aus ſeinen Liedern gezogen. Zürich. 1776, 8., mit Vign.
Flüchtige Aufſätze. Herausgegeben von Kayſer. Ebendaſ. 1776, 8.
Zerbin oder die neuere Philoſophie. Eine Erzählung. 1776.
Der Engländer. Dramatiſche Phantaſie. Leipzig 1777, 8.
Der Landprediger. Eine Erzählung. 1777.
Pandaemonium germanicum. Aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe herausgegeben von G. F. Dumpf. Nürnberg 1819, 8.

Mit Witz, Phantaſie und lebhaftem Gefühl reich ausgeſtattet, ſuchte Lenz in ſeinen Dramen allem Beſtehenden zu trotzen, und, ſämmtliche Gattungen kühn durcheinander miſchend, dadurch zu gleicher Zeit auf den Verſtand, wie auf das Gemüth zu wirken. Seine Leiſtungen, in welchen ſich allerdings ein außergewöhnliches Talent offenbarte, das eine neue Bahn einzuſchlagen ſchien, zogen die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich, wußten jedoch eben durch das Excentriſche in ihnen, dieſelbe nicht lange zu feſſeln, und fielen ſchnell wieder der Vergeſſenheit anheim, der ſie in neuerer Zeit zwar durch Tieck wieder entriſſen wurden, ohne jedoch bleibend wirken zu können.

Ludwig Friedrich Lenz

ward im Jahre 1717 zu Altenburg geboren, ſtudirte zu Jena die Rechte und wurde nach vollendeten Studien bei den Juſtizbehörden ſeines Vaterlandes angeſtellt. Er ſtarb als ſachſen-gothaiſcher Hofrath und Amtmann zu Altenburg am 3. Juli 1780.

Von ihm haben wir:

Ueber die Liebe. 2 Geſänge. Altenburg 1743, 4.
Freimaurerlieder. Ebendaſ. 1746 u. 1750.
Mahomed der Andere. Trauerſpiel. Gotha 1751
Gedichte. Altenburg 1781.

Ein für ſeine Zeit leichtes und gefälliges, mit ernſtem Streben ausgerüſtetes Talent, hat L. F. Lenz Manches hinterlaſſen, das freundliche Beachtung verdient.

Heinrich Leo

ward am 19. März 1799 zu Rudolſtadt im Schwarzburgiſchen geboren, ſtudirte auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und zu Jena Philologie und Philoſophie, wurde Dr. der Philoſophie und ging in Folge eines Rufs als außerordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Berlin, von wo er als ordentlicher Profeſſor derſelben Wiſſenſchaft nach Halle kam.

Er ſchrieb:

Ueber Odins Verehrung in Deutſchland. Erlangen 1822.
Entwickelung der Verfaſſung der lombardiſchen Städte. Hamburg 1824.
Macchiavells Briefe an ſeine Freunde. Berlin 1826.
Von der Entſtehung und Bedeutung der deutſchen Herzogsämter nach Karl dem Großen. Ebendaſ. 1827.
Vorleſungen über die Geſchichte des jüdiſchen Staates. Ebendaſ. 1828, 2 Thle.
Macchiavells hiſtoriſche Fragmente. Hannover 1828.
Lehrbuch der Geſchichte des Mittelalters. Halle 1829, 2 Thle.
Geſchichte der italieniſchen Staaten. Hamburg 1829—32, 5 Bde.
Zwölf Bücher niederländiſcher Geſchichten. Halle 1832 fgde.
Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates. Halle 1833 fgde.
Lehrbuch der Univerſalgeſchichte. Halle 1835 fgde. 3 Bde.
Leitfaden für den Unterricht in der Univerſalgeſchichte. Halle 1838, 2 Thle.
Altſächſiſche und Angelſächſiſche Sprachproben. Halle 1838.

Viele hiſtoriſche und polemiſche Flugſchriften u. ſ. w.

Leo hat ſich durch gründliche Quellenforſchung, Scharfſinn und eine kunſtvolle Darſtellung, aus deren anſcheinender Kälte und Abrundung oft große Wärme und Kraft hervorblickt, einen ſehr geachteten Namen als Hiſtoriker erworben, obwohl ſeine politiſchen, religiöſen und philoſophiſchen Anſichten heftige Gegner fanden, und er unabläſſig in literäriſche Kämpfe, die zur Vermehrung ſeines Ruhmes eben nicht ſonderlich beitragen, verwickelt iſt.

Gottlieb von Leon

ward am 16. April 1757 zu Wien geboren und erhielt zuerſt eine Anſtellung als Scriptor an der daſigen kaiſerlichen Hofbibliothek, 1816 aber das Amt eines zweiten Cuſtos an derſelben.

Er gab heraus:

Gedichte. Wien 1783 8.
Wiener Muſenalmanach. Wien 1795 u. 96, 12. (mit Ratſchky und Kreil).
Apollonion. Taſchenbuch zum Vergnügen und Unterricht. Wien 1807 u. 1808, 2 Jahrgänge.
Rabbiniſche Legenden. Ebendaſ. 1821, 8.

Gute Diction, Wärme und Anmuth zeichnen ſeine poetiſchen Leiſtungen, namentlich auf dem Gebiete der Elegie und der Idylle, lobenswerth aus.

Karl Cäſar von Leonhard

ward am 12. September 1779 zu Raupenheim bei Hanau geboren und ſtudirte auf verſchiedenen gelehrten Anſtalten Philologie, Philoſophie, Staats- und Naturwiſſenſchaften und wurde Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München, als er ſich dort aufhielt. Nachdem er zum königlich baierſchen Geheimrath und Ritter des Civilverdienſtordens ernannt worden, ging er von hier in Folge eines Rufs als ordentlicher Profeſſor der Mineralogie nach Heidelberg.

Er ſchrieb:

Taſchenbuch für die geſammte Mineralogie. Frankfurt 1807 ff.

Handbuch der allgemeinen topographiſchen Mineralogie. Ebendaſ. 1808 u. 1809, 2 Thle.

Mineralogiſche Studien. Nürnberg 1811.

Die Formenverhältniſſe und Gruppirungen der Gebirge (mit Jeſſon).

Bedeutung und Stand der Mineralogie. Ebendaſ. 1816.

Propädeutik der Mineralogie. Ebendaſ. 1817.

Zu Werner's Andenken. Ebendaſ. 1817.

Zur Naturgeſchichte der Vulkane. Heidelberg 1818.

Taſchenbuch zur Naturgeſchichte der Erde. Frankfurt 1819.

Handbuch der Oryktognoſie. 2. Ausg. Heidelberg 1826.

Zeitſchrift für Mineralogie. Ebendaſ. 1828 flg.

Berühmt als Mineralog und Geognoſt erwarb ſich v. L. außerdem noch vorzügliches Verdienſt durch den vortrefflichen didaktiſchen Styl in ſeinen Werken.

Leſch, ſ. Meiſterſänger.

Joachim Leſeberg.

Von den Lebensumſtänden dieſes Dichters wiſſen wir nur, daß er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboren wurde, Theologie ſtudirte, an der Stiftskirche zu Wunſtorf im hannöverſchen Fürſtenthum Kalenberg als Prediger und Canonicus angeſtellt war und zu Anfange des 17. Jahrhunderts daſelbſt ſtarb.

Er verfaßte:

Suſanna. Lemgo 1609.

Jesus duodecimus in deutſchen Reimen. Helmſtädt 1610; ferner 1618.

Seine Arbeiten haben weiter keinen Werth, als daß ſie von Intereſſe für den Sprachforſcher ſind, da er den meckelnburgiſchen Dialekt in denſelben vorwalten ließ.

Gottfried Leß

ward am 31. Januar 1736 zu Konitz in Weſtpreußen geboren, ſtudirte zu Königsberg und Halle Theologie und Philoſophie und wurde nach vollendeten Studien Profeſſor der Theologie am Gymnaſium zu Danzig. Nachdem er von einer gelehrten Reiſe nach England zurückgekehrt war, erhielt er 1763 eine theologiſche Profeſſur zu Göttingen, wo er bis 1791 mit großem Beifall lehrte und dann als Dr. der Theologie, General-Superintendent des Fürſtenthums Kalenberg, Conſiſtorialrath, erſter Hofprediger und Director der Töchter- und Hofſchule nach Hannover abging. Er ſtarb daſelbſt am 28. Auguſt 1797.

Er gab heraus:

Die chriſtliche Lehre vom Gebete. In 10 Predigten; 2. Ausg. Göttingen 1783.

Die chriſtliche Lehre von der Mäßigkeit und Keuſchheit. In 12 Predigten; 2. Ausg. Ebendaſ. 1780.

Die chriſtliche Lehre vom innern Gottesdienſt. In 10 Predigten; 2 Ausg. Ebendaſ. 1781.

Die chriſtliche Lehre von den geſellſchaftlichen Tugenden. In Predigten; 2. Ausg. Ebendaſ. 1785.

Paſſionspredigten. Ebendaſ. 1776; neue Ausg. Ebendaſ. 1780, 2 Thle.

Chriſtliche Predigten. Ebendaſ. 1790.

L. erwarb ſich den verdienten Ruhm, einer der bedeutendſten und gelehrteſten proteſtantiſchen Geiſtlichen ſeiner Zeit und ein höchſt ausgezeichneter Kanzelredner zu ſein; ſeine Predigten würden ſich jedoch dauernder erhalten haben, wenn er nicht oft zu prolix in denſelben geweſen wäre.

Johann Gotthold Ephraim Leſſing.

Dieſer große Dichter und noch größere Kritiker ward am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlauſitz geboren, wo ſein auch als Gelehrter und Schriftſteller nicht unbekannter Vater, Johann Gottfried L., als Oberpfarrer wirkte. Durch früh entwickelte Vorliebe für Bücher, welche ſchon den 5jährigen Knaben zu dem beharrlichen Entſchluß führte, nur mit einem großen Haufen derſelben gemalt ſein zu wollen und durch das Beiſpiel ſeines fleißigen Vaters zu den Wiſſenſchaften hingezogen, beſtimmte er ſeine Eltern zu dem Entſchluſſe, ihn ſtudiren zu laſſen. Er wurde daher, nachdem er durch den Unterricht ſeines Vaters, einiger Privatlehrer und der lateiniſchen Schule ſeiner Vaterſtadt einigermaßen vorbereitet worden, 1741 auf die Schule zu Meißen gebracht, wo er mit außerordentlichem Fleiße und dem beſten Erfolge alte Sprachen, Philoſophie und Mathematik, Franzöſiſch, Italieniſch und Muſik ſtudirte und auch in der ſchon früher von ihm getriebenen Zeichenkunſt gute Fortſchritte machte. Als er 1746 die Univerſität Leipzig bezogen hatte, um dort nach dem Willen ſeiner Eltern Theologie zu ſtudiren, erwachte die ſchon zu Meißen von ihm im Stillen gehegte und gepflegte Liebe zur Dichtkunſt und zum Theater von Neuem in ihm mit ſolcher Stärke, daß er in keinem der Collegien ſeines oder anderer Berufsſtudien lange ausdauerte und mit Ausnahme der Vorleſungen Erneſti's, welche er regelmäßig und anhaltend beſuchte, immer von einem in das andere lief. Dagegen ſtudirte er deſto eifriger die Wolf'ſche Philoſophie, übte ſich fleißig unter Käſtner im Disputiren und in den den Körper bildenden Künſten, trieb mit Glück in Geſellſchaft ſeines Freundes Weiße, der beiden Schlegel und Zachariä's unter Mylius, der aus ſeinem Lehrer bald ſein innigſter Freund wurde, die Dicht-

Digitized by Google

kunſt und die ſchönen Wiſſenſchaften, und wurde aus einem Schüler derſelben, bald Lehrer der damals dort ſpielenden berühmten Neuber'ſchen Schauſpielergeſellſchaft. Auch trat er hier zuerſt mit ſeinem Freunde Weiße und ſpäter ſelbſtſtändig und vorzüglich für dieſe Bühne als Schriftſteller und Dichter auf. Als dieſe jedoch ihre berühmteſten Mitglieder verloren hatte und Mylius nach Berlin abgegangen war, wandte er ſich 1750 dahin und lebte dort ſeinen poetiſchen und theatraliſchen Beſchäftigungen und dem Studium der ſpaniſchen Sprache. Um jedoch ſeine mit dieſer Lebensweiſe unzufriedenen Eltern zu begütigen, ging er noch in demſelben Jahre auf die Univerſität Wittenberg, wo ſein jüngerer Bruder, der nachherige Conrector Johann Gottlieb L. zu Chemnitz, damals ſtudirte. Er wurde hier nach dem Wunſche ſeines Vaters Magiſter und gab mit ſeinem Bruder mehrere ſchönwiſſenſchaftliche und theologiſche Schriften heraus, wodurch er einen geachteten Namen und die Mitgliedſchaft der Geſellſchaft von Freunden der Humaniora zu Halle erwarb, ſich aber auch die Feindſchaft vieler orthodoxen Theologen, beſonders des Paſtor Lange zu Laublingen zuzog. Ueberdrüßig des Aufenthaltes zu Wittenberg kehrte er 1751 nach Berlin zurück, wo eine größere literariſche Wirkſamkeit und ſeine alten Freunde ſeiner warteten. Moſes Mendelsſohn und Nicolai waren ihm am liebſten, doch ſchätzte er auch Ramler, Sulzer, König, Süßmilch und Kernberger hoch und befand ſich in ihrer Geſellſchaft ſehr wohl. Nach kurzem Aufenthalte zu Potsdam und längerem zu Berlin ging er indeß 1755 wieder nach Leipzig und unternahm von da aus als Geſellſchafter eines unterwegs mit ihm bekannt gewordenen jungen und reichen Kaufmanns eine Reiſe durch Deutſchland nach Amſterdam, deren Ausdehnung nach England der eben ausgebrochene ſiebenjährige Krieg hinderte. Nachdem er deswegen ſich wieder nach Leipzig zurückbegeben hatte, lernte er hier den ſchon von Berlin aus ihm nicht unbekannten Officier der preußiſchen Beſatzung und Dichter von Kleiſt, ſo wie den zu früh verſtorbenen Tragödiendichter von Brawe kennen, mit welchen er in literariſcher Wirkſamkeit faſt 3 ſchöne Jahre verlebte, bis der Tod oder die Entfernung ſeiner Freunde ihn 1759 nach Berlin zurücktrieb, wo er 1760 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften wurde und dann als Secretär bei dem General von Tauenzien nach Breslau abging. Aus der literariſchen Erſchlaffung, in welche er hier verſunken war, weckte ihn eine anregende Dedication, welche Moſes Mendelsſohn vor die 2. Auflage ſeiner philoſophiſchen Schriften geſetzt und ihm zugeſandt hatte. Mit einer Laſt von indeß gekauften Büchern bereichert verließ er 1765 Breslau, um wieder unabhängig leben zu können, ging nach Berlin und von da in Folge einer von dortigen Theaterfreunden an ihn ergangenen Einladung 1766 nach Hamburg. Allein die Händel, welche hier die Schauſpieler ihm machten, das Aufhören einer von ihm mit Bode dort eingerichteten Druckerei und unaufhörliche literariſche Fehden verſetzten ihn in eine ſo trübe Stimmung, daß er im Begriff war, ſeine Habſeligkeiten ſämmtlich zu verkaufen und nach Italien zu wandern, als Profeſſor Ebert zu Braunſchweig ihn dorthin rief und ihn dem daſigen Erbprinzen zum Reiſegeſellſchafter und Bibliothekar zu Wolfenbüttel empfahl. Nachdem er noch Herder's Bekanntſchaft gemacht und mit einer ſehr gebildeten Frau, der Wittwe des Kaufmanns König zu Hamburg ſich verlobt hatte, trat er 1770 ſein neues Amt zu Wolfenbüttel mit dem Titel eines braunſchweigiſchen Hofrathes an, begleitete 1775 den Erbprinzen nach Italien und vergrößerte durch die Ausbeutung der ihm untergebenen Bibliothek und Herausgabe ſeiner wichtigſten Schriften ſeinen Ruf und die Kenntniß der Wiſſenſchaften. Er verwickelte ſich indeſſen dadurch mit dem Paſtor Götze und Anderen in neue heftige Streitigkeiten, deren Folgen, verbunden mit ſeinen geiſtigen Anſtrengungen ihm die Elaſticität ſeines Geiſtes und ſeinen jovialiſchen Gleichmuth raubten und ſein Leben untergruben. Er ſtarb zu Wolfenbüttel am 15. Februar 1781 an Engbrüſtigkeit. Seine Vaterſtadt ehrte ſein Andenken durch ein 1823 errichtetes ſchönes Denkmal. — Er war höchſt theilnehmenden Herzens gegen Freunde und Verwandte und faſt bis zum Uebermaße großmüthig gegen Unglückliche und Arme, und lebte bei aller Kenntniß der feinſten Genüſſe im Allgemeinen höchſt frugal. Die Größe ſeines Geiſtes und die Liebenswürdigkeit ſeines Charakters beſtätigten Mendelſohn's Wort über ihn: Er iſt mehr als ein Menſchenalter ſeinem Jahrhundert vorausgeeilt.

Seine Schriften ſind in chronologiſcher Reihenfolge folgende:

1) Giangir. Verſuch eines Trauerſpiels. 1748.
2) Samuel Henze. Trauerſpiel. 1749.
3) Ueber Klopſtock's Meſſiade. Halle 1749, 8.
4) Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. Stuttgart 1750, 4 St., 8. (mit Chriſtlob Mylius).
5) Gedanken über die Herrnhuter. 1750.
6) Kleinigkeiten. Stuttgart 1751, 8.; dann neu aufgelegt 1756, 1769, 1779, 8. (erſchien anonym).
7) Huart's Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. Aus dem Spaniſchen überſetzt. Wittenberg 1752, 8.; 2. verm. Aufl. von Ebert, Wittenberg und Zerbſt 1785, 8.
8) Marigny, Geſchichte der Araber unter den Kalifen. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin 1753—54, 3 Thlr., 8. (nur der 1. Thl. von Leſſing).
9) Kleine Schriften. Berlin 1753—56, 6 Thle., 12.
10) Vade mecum für Herrn Lange, Paſtor in Laublingen. Berlin 1754, 12.
11) Theatraliſche Bibliothek. Ebendaſ. 1754—58, 4 St., 8., mit 2 Portraits.
12) Miß Sara Sampſon. Ebendaſ. 1755, 12.; ferner Ebendaſ. 1757, 12.; 1772, 8. Nachgedruckt zu Frankfurt 1764, 8. Franzöſiſch: Paris 1772. Däniſch: Kopenhagen 1770, 8.
13) Hutcheſon's Sittenlehre der Vernunft. Aus dem Engliſchen. Leipzig 1756, 2 Thle., 8.
14) Law's ernſthafte Ermunterungen. Aus dem Engliſchen. Leipzig 1756, 8. (mit Weiße).
15) Fabeln. 3 Bücher. Nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin 1759, 8.; 2. Aufl. Ebendaſ. 1777, 8.; 4. Aufl. Ebendaſ. 1819, 8. Franzöſiſch von d'Antelmy, Paris 1764, 12.; n. A. mit deutſchem Text, Ebendaſ. 1781, 8.; Straßburg 1800, 8. In franz. Verſen von Dorat, Paris 1774. Lateiniſch von Avenarius, Braunſchweig 1771, 8. Außerdem mehrere Nachahmungen.
16) Philotas. Trauerſpiel (in Proſa). Berlin 1759, 8.; neue Ausg. Ebendaſ. 1788, 8.
17) Fatime. Trauerſpiel. 1759.
18) Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin 1760, 2 Thle., 8.; verb. Aufl. Ebendaſ. 1781, 8.
19) Leben des Sophokles. Berlin 1760 (7 Bogen); 2. verm. Ausg. von Eſchenburg, Ebendaſ. 1790, kl. 8.
20) Richardſon's Sittenlehre für die Jugend. Aus dem Engliſchen. Leipzig 1761, 8.; 2. Ausg. Ebendaſ. 1772, 8.; 3. Ausg. Ebendaſ. 1773, 8.; 4. Ausg. Ebendaſ. 1783, 8., mit Kupf.
21) Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie. Berlin 1766, 1ter Thl., gr. 8.; neue verm. Aufl. Ebendaſ. 1788, gr. 8.; mit den Fragmenten von Karl Gotthelf L. herausgegebene 3. Aufl. Ebendaſ. 1805, gr. 8.; neue durchgeſehene Aufl. Ebendaſ. 1832, 8. Engliſch 1767, 8.
22) Luſtſpiele. Berlin 1767, 2 Thle., 8.; 2. Aufl. Ebendaſ. 1771, 8.; 3. Aufl. Ebendaſ. 1786, 8.; 4. Aufl. Ebendaſ. 1802, 2 Thl. 8.
23) Minna von Barnhelm. Ein Luſtſpiel. Berlin 1767, 8.; ferner Ebendaſ. 1770, 8.; 1774, 8.; 1786, 8.; 1826, 8. Franzöſiſch von Großmann, Berlin 1772, 8. Engliſch: London 1799, 8. Schwediſch: Stockholm 1792, 8.
24) Hamburgiſche Dramaturgie. Hamburg 1768, 2 Bde., gr. 8.; neue Aufl. Bremen und Leipzig 1786, gr. 8. Nachgedruckt 1769, 2 Bde., kl. 8. Franzöſiſch: Paris 1785, gr. 8.; neue Aufl. 1805, 2 Thle., 8.

Digitized by Google

25) Briefe antiquariſchen Inhalts. Berlin 1768, 2 Thle., 8.; neue Aufl. Ebendaſ. 1808, 2 Thle., 8.
26) Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Unterſuchnng. Berlin 1769, kl. 4., mit 2 Vign. n. 5 Kupf.; nene unveränderte Aufl. Ebendaſ. 1800, 8. Franzöſiſch: Paris 1786, 8.
27) Briefe über die Tanzkunſt von Noverre. Ans dem Franzöſiſchen. Hamburg und Bremen 1769, 8. (mit Bode).
28) Berengarius Turonenſis. Braunſchweig 1770, 4.
29) Sinngedichte. Berlin 1771, 8.; neue Aufl. Ebendaſ. 1807, 8. (von Ramler herausgegeben).
30) Vermiſchte Schriften. Berlin 1771—92, 7 Thle., 8.; neue unveränderte Aufl. Ebendaſ. 1796, 8.
31) Trauerſpiele. Berlin 1772, 8.; 2. Aufl. Ebendaſ. 1788, 8.; 4. Aufl. Ebendaſ. 1818, 8.
32) Emilia Galotti. Ein Trouerſpiel. Ebendaſ. 1772, 8.; nene Aufl. 1788, 8.; Prachtausg. Leipzig 1803, gr. 4., m. Kpfrn.; 5te Aufl. Ebendaſ. 1820, 8. Engliſch: von Berrington. London 1794. Ruſſiſch: 1784. Lateiniſch: Celle 1778, 8.
33) Zur Geſchichee nnd Literatnr, ans den Schäzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Braunſchweig 1773—81, 6 Beiträge, gr. 8.; neue Aufl. der 4 erſten Beiträge Ebendaſ. 1793, gr. 8. (die beiden letzten mit Eſchenburg nnd mit Chriſtian Leiſte).
34) Vom Alter der Oelmalerei, ans dem Theophylus Presbyter. Braunſchweig 1774, 8. Engliſch mit Veränderungen von Roſpe. London 1781, 4.
35) Pope, ein Metaphyſiker. Danzig (Berlin) 1775, 8. Eine Preisſchrift mit Moſes Mendelsſohn).
36) Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft. Braunſchweig 1777, gr. 8.
37) Das Teſtament Johannis. Ein Geſpräch. Braunſchweig 1777, gr. 8.
38) Eine Duplik (dazn). Ebendaſ. 1778, 8.
39) Eine Parabel. Nebſt Bitte und Abſagungsſchreiben an Herrn Paſtor Götze in Hamburg. Braunſchweig 1778, 8.
40) Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Paſtor Götze zu Hamburg. Bremen 1778, 8.
41) Der unnöthigen Antwoet auf eine u. ſ. w. 1ſte Folge. Ebendaſ. 1778, 8.
42) Axiomata. Wider Herrn Paſtor Götze in Hamburg. Ebendaſ. 1778, 8.
43) Antigötze, d. i. Nothgebrungene Beiträge u. ſ. w. Ebendaſ. 1778, 2 Thle., 8.
44) Von dem Zwecke Jeſu nnd ſeiner Jünger. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelſchen Ungenannten). Braunſchweig 1778, 8.
45) Ernſt und Folk. Geſpräche für Freimaurer. Göttingen (Wolfenbüttel) 1778, 8.; neue Aufl. Ebendaſ. 1787, 8.
46) Neue Hypotheſe über die Evangeliſten als blos menſchliche Geſchichtſchreiber. Wolfenbüttel 1778, 8.
47) Nathan der Weiſe. Ein dramatiſches Gedicht. Berlin 1779, 8.; 2. Ausg. Ebendaſ. 178*, 8.; 3. Ausg. Ebendaſ. 1791, 8.; 4. Aufl. Ebendaſ. 1806, 8.; 7. aufs neue durchgeſ. Aufl. Ebendaſ. 1826, 8. Franzöſiſch von Friedel. Engliſch von Raspe 1780. Holländiſch von einem Ungenannten 1781.
48) Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten, oder Judas Iſchariothh der Zweite. 1779.
49) Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Berlin 1780, kl. 8.; neue Ausg. Ebendaſ. 1786, kl. 8.
50) Theologiſcher Nachlaß. Herausgegeben von Karl Gotthelf L. Berlin 1784, gr. 8.
51) Theatraliſcher Nachlaß. Berlin 1784—86, 2 Thle., 8.
52) Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten. Ein Anhang zu dem Zwecke Jeſu ꝛc. Berlin 1785, 8. (blos Nachdruck des von L. in den Wolfenbüttler Beiträgen ſchon bekannt Gemachten); 4. Aufl. Ebendaſ. 1835, 8.
53) Analekten für die Literatur. Bern und Leipzig 1785—86, 4 Bde., ge. 8., mit Titelvign. (von J. G. Heinzmann).
54) Der Schlaftrunk. Luſtſpiel. Ein Torſo, ergänzt von Dr. Eckſtein. (Meldorf und) Leipzig 1785, 8. und Regensburg 1785, 8.
55) Anhang zu den Analekten, oder Pope's Metaphyſik. Bern 1787, 8., (von Heinzmann).
56) Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttler Fragmentiſten. Ein Nachlaß von L., herausgegeben von C. A. E. Schmidt. Berlin 1788, 8.
57) Poetiſche Schriften. Neue verm. u. verb. Aufl. Reutlingen 1788, 8.
58) Sämmtliche Fragmente des Ungenannten. Berlin 1788, 2 Thle., 8.
59) Gelehrter Briefwechſel mit Reiske u. Mendelsſohn. Berlin 1789, 2 Thle., 8.
60) Freundſchaftlicher Briefwechſel mit ſeiner Frau. Herausgegeben von Karl Gotth. L. Berlin 1789, 2 Thle., 8.
61) Collectaneen zur Literatur. Herausgegeben und weiter ausgeführt von Eſchenburg. Berlin 1790, 2 Bde., 8.; neue Ausg. Ebendaſ. 1823 u. 1824, 2 Bde., 8.
62) Die Matrone von Epheſus. Luſtſpiel. Ergänzt von Rehbeck. Mannheim 1790, 8.
63) Kleine Schriften, welche durch die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten veranlaßt ſind. Berlin 1791, 2 Thle., 8.
64) Thealogiſcher Nachlaß. Berlin 1793, 8.
65) Leben, nebſt ſeinem noch übrigen liteeariſchen Nachlaß. Herausgegeben von K. G. Leſſing und G. G. Fülleborn. Berlin 1793—95, 3 Thle., 8.
66) Briefwechſel mit Ramler, Eſchenburg und Nieolai. Nebſt Anmerkungen von Moſ. Mendelsſohn. Stettin und Berlin 1794, 8.
67) Observationes criticae in varios scriptoras graecos atque latinos etc. — ed. J. F. Jac. Reichenbach. Berolini 1794, 8.
68) Briefwechſel mit ſeinem Bruder. Herausgegeben von K. G. Leſſing. Berlin 1794, 8.; neue Ausg. 1817, 8.
69) Gedanken nnd Meinnngen. Aus deſſen Schriften zuſammengeſtellt und erläutert von Friedr. Schlegel. Leipzig 1804, 3 Thle., kl. 8.
70) Schönwiſſenſchoftliche Schriften. Berlin 1827, 7 Bde., 12.

Auch gab er heraus: Mylius' vermiſchte Schriften (Berlin 1754, 8.); Logan's Sinngedichte (Leipzig 1759, kl. 8.); Brawe's Trauerſpiele (Berlin 1768, 8.); Soultetus' Gedichte (Braunſchweig 1771, 8.); K. W. Jeruſalem's philoſophiſche Aufſätze (Braunſchweig 1776, 8.) und lieferte eine Menge in den oben angegebenen oder in der Geſammtausgabe größtentheils geſammelter Schriften in damaligen Zeitſchriften u. ſ. w.

Geſammelt erſchienen die Geiſtesproducte L's als:

Sämmtliche Schriften. Berlin 1771—94 und 1825, 31 Thle., 3., mit Leſſings Portrait. Von dieſen haben noch die beſondern Titel:
1—7. Thl. Vermiſchte Schriften; und außerdem:
5—7. Thl. Theologiſche und philoſophiſche Schriften.
8—16. Thl. Philologiſche, literariſche, antiquariſche und artiſtiſche Schriften.
17—31. Thl. Die unter Nr. 64, 15, 31, 22, 51, 11, 24 (59, 60, 66, 68) und 65 angegebenen Ueberſchriften.
Neue Aufl. des 1. Thls. 1796; 5.—10. Thls. 1817—21; 15., 16. und 18. Thls. 1824; des 30. Thls. 1817 herausgegeben von K. G. Leſſing, J. Joachim Eſchenburg und Friedrich Nikolai; der 31. Thl. von Friedrich Schink.
Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von J. Friedr. Schink. Berlin 1825—28, 32 Bde., 12.; nach den einzelnen Fächern geordnet in:
1r Bd. Leben und Charakteriſtik.
2r—4r Bd. Zur Philoſophie und Kunſt.
5r—7r Bd. Zur Theologie.
8r—16r Bd. Zur Geſchichte, Sprache, Literatur und Kritik.
17r—28r Bd. Zur ſchönen Literatur.
29r—32r Bd. Anhänge ꝛc.

Die neueſte, vollſtändigſte und genaueſte Ausgabe ſeiner Werke wird gegenwärtig zu Berlin nnter Lachmann's Leitung veranſtaltet.

Das ausfüheelichſte, trefflichſte und genaueſte Urtheil übee Leſſing's Schriften und ſeinen geoßen Einfluß auf die deutſche Liteeatue hat Bouterwek in ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit (Th. 11, S. 138 fgde.) abgegeben; es wäee thöricht, neben ihm Aehnliches veeſuchen zu wollen, da man doch nue höchſtens daſſelbe mit andeeen Worten und keineswegs ſo genügend und erſchöpfend ſagen könnte; wie laſſen es daher hier wörtlich folgen, überzeugt, daß die waheen Freunde deutſchee Liteeatue uns dafür mehr danken werden, als wenn wir es verſucht hätten,

Digitized by Google

unſere eigene Anſicht, welche vollkommen damit übereinſtimmt, hier auszuſprechen. Es lautet: In Leſſing hatte die Natur auf eine ſeltene Art die Anlagen zum Dichter, Philoſophen und Gelehrten vereinigt. Er ſelbſt ſprach ſich das Dichtergenie ab, weil er ſich ſehr gut bewußt war, wie ſeine Phantaſie immer nur den Weg einſchlug, den ſein heller Verſtand ihr vorzeichnete, wenn er über die Regeln der Kunſt nachdachte. Aber die Geſchichte der Literatur hat hinlänglich bewieſen, daß die Kritik nur da Fortſchritte macht, wo das Genie ihr vorarbeitet. Leſſing wußte ſich von den Gründen, warum er ſo und nicht anders dichtete, eine Rechenſchaft zu geben, die allerdings ſehr verſchieden iſt von der Begeiſterung, in welcher das Gefühl die Stelle der Grundſätze vertritt; aber mit allem ſeinem Verſtande wäre er nicht fähig geweſen, ſeine Emilia Galotti und ſeinen Nathan zu ſchreiben, wenn er keine ſchaffende Phantaſie und kein höheres Dichtertalent gehabt hätte, als das untergeordnete, das nach angenommenen Regeln einer gebahnten Straße folgt. Sich ſelbſt im vollen Gefühle der Geiſtesfreiheit, aber auch weit entfernt von aller Originalſucht, einen Weg zu bahnen, der ihm der rechte zu ſein ſchien, war das Bedürfniß, von dem ſeine meiſten Geiſtesbeſchäftigungen ausgingen. Keine Regel ließ er gelten, die ihm nicht die ganze Autorität der Natur und der Vernunft für ſich zu haben ſchien; und indem er dieſe Regeln durch Selbſtdenken zu entdecken ſuchte, gehorchte ihnen ſeine Phantaſie von ſelbſt. Daraus erklärt ſich, warum er ſagen konnte, ein dramatiſches Gedicht, an dem er arbeitete, ſei fertig, wenn er den Plan, Scene für Scene, vollſtändig entworfen hatte; denn er konnte auf eine Phantaſie rechnen, die einen ſolchen Plan auf eine Art auszuführen bereit war, mit der er ſelbſt nicht zufrieden geweſen ſein würde, wenn nicht wahres Dichtergenie aus ihr geſprochen hätte. Wäre Leſſing's Phantaſie feuriger und von dem richtenden Verſtande unabhängiger geweſen, würde ſie nicht in demſelben Grade reicher und kräftiger geworden ſein, wie der Geſchmack dieſes kritiſchen Dichters ſich läuterte, und ſeine Begriffe ſich erweiterten. Aber mit jedem Fortſchritte, den er in der Kritik machte, gewannen ſeine dramatiſchen Dichtungen an Kraft und Leben. Das ſpätere ſeiner Theaterſtücke übertrifft immer das frühere. Nur auf dieſe Art wurde möglich, daß das vorzüglichſte unter allen entſtehen konnte, als der Dichter beinahe funfzig Jahr alt war und durch die theologiſche Polemik, die zu ſeinen übrigen gelehrten Studien noch hinzukam, der Poeſie ganz entriſſen zu ſein ſchien. Aber ebendeswegen mußte auch allen ſeinen Dichtungen das Gepräge der hinreißenden Begeiſterung fehlen, die unmittelbar aus dem Gefühle hervorgeht. Leſſing intereſſirte ſich für das Schöne immer nur in ſo fern, als es ihm mit dem Natürlichen und Vernünftigen einerlei zu ſein ſchien. Dieſes vorherrſchende Intereſſe für das Natürliche und Vernünftige machte ihm jede Verirrung zu einem phantaſtiſchen Geſchmacke unmöglich; es ließ keine Art von Schwärmerei in ſeinem Gemüthe aufkommen; es machte ihn kühn, alle conventionellen Regeln wie ein Joch abzuſchütteln; aber es betrog ihn auch um eine richtige Anſicht des Idealen in der Kunſt. Sein äſthetiſcher Naturalismus befreundete ſich mit dem des Franzoſen Diderot auf eine ſolche Art, daß er um des Natürlichen willen die Poeſie überhaupt in das Gebiet der geiſtreichen und rührenden Proſe herabzuziehen nicht abgeneigt war. Wäre er nicht einer der geiſtreichſten Köpfe geweſen, ſo hätte ſein Geſchmack auch wohl am Gemeinen hängen bleiben können, das friſch aus der Natur geſchöpft iſt. Aber glücklicherweiſe war ihm das Triviale, auch wo es noch ſo natürlich und vernünftig in ſeiner Art iſt, nicht weniger zuwider, als das Phantaſtiſche, Verzerrte und Affectirte. Sein Witz, mit dieſer Kraft des geſunden Verſtandes und dieſem Wahrheitsſinne verbunden, würde ihn zu einem der vorzüglichſten Schriftſteller gemacht haben, auch wenn er kein Dichter geworden wäre.

Nur in der dramatiſchen Poeſie und in der Kritik hat Leſſing für ſeine Nation eine neue Bahn gebrochen. Da er von der Natur zur dramatiſchen Poeſie vorzugsweiſe berufen war, und ſich ihr deswegen auch von ſeinen erſten Jünglingsjahren bis an ſeinen Tod nicht zu entziehen vermochte, würde er in ihr noch weit mehr geleiſtet haben, wenn er ſich nicht zugleich mit ſo vielen andern Dingen beſchäftigt hätte, und wenn er nicht von Diderot's falſchem Naturalismus angeſteckt worden wäre. Unter ſeinen ſechs Luſtſpielen iſt nur das letzte, die Minna von Barnhelm, ein Werk von ausgezeichnetem Werthe. In den fünf erſten, die er binnen wenigen Jahren in ſeiner Jugend aufeinander folgen ließ, erkennt man den Anfänger in der Kunſt, beſonders an der ermüdenden Dehnung der Scenen, an der Flachheit der Charakterzeichnung, an der Nachahmung der alltäglichen Converſation ohne inneres Intereſſe, und an dem Mangel des kräftigen Styls, der die ſpätern dramatiſchen Werke Leſſing's ſo vortheilhaft auszeichnet. Luſtſpiele ſind dieſe Theaterſtücke in dem Sinne, der damals vorzüglich geltend gemacht werden zu müſſen ſchien, um die Moraliſten in Deutſchland für die Aufnahme des Theaters zu gewinnen. Das dramatiſche Intereſſe iſt dem didaktiſchen untergeordnet, damit ja in keiner Scene die Wirkung verfehlt werde, die das Theater zu einer Sittenſchule machen ſoll. Die Charaktere ſind mit vieler Wahrheit aus dem wirklichen Leben hervorgehoben; die Situationen gut angelegt; der Dialog natürlich. Aber an komiſcher Kraft fehlt es dieſen Luſtſpielen ſo ſehr, daß man kaum begreift, wie ſie von demſelben Manne haben geſchrieben werden können, vor deſſen witzigen Einfällen ſeine Gegner faſt noch mehr, als vor der Bündigkeit ſeiner Schlüſſe, ſich fürchteten. Wie weit es Leſſing im Komiſchen hätte bringen können, beweiſet, außer einigen Scenen in dieſen Luſtſpielen, das Fragment ſeiner dramatiſchen Bearbeitung des luſtigen Geſchichtchens von der Matrone zu Epheſus. Aber ſein Witz wurde niedergedrückt durch eine einſeitige und zum Theil falſche Theorie, die man aus ſeiner theatraliſchen Bibliothek, vom Jahre 1754 bis 1758, kennen lernt. Indem er ſich für das rührende oder weinerliche Luſtſpiel, das Destouches und La Chauſſee auf das franzöſiſche Theater eingeführt hatten, ſehr intereſſirte, weil er es für eine glücklich erfundene neue Gattung hielt, glaubte er auch da, wo dem Luſtſpiele das Rührende fehlt, wenigſtens den ernſten Zweck der moraliſchen Belehrung vorherrſchen laſſen zu müſſen. Zehn Jahre ſpäter, als er ſeine hamburgiſche Dramaturgie ſchrieb, hatte er andere Begriffe vom nächſten Zwecke der komiſchen Darſtellungen. Da zeigte er vortrefflich, wie ſolche Darſtellungen, wenn ſie gelingen, ihren Zweck in ſich ſelbſt tragen; und zur Verwunderung des Publikums vertheidigte er ſogar den Harlekin. Aber als ſeine Theorie in dieſer Hinſicht den rechten Weg gefunden hatte, war ſeine Neigung, für das komiſche Theater zu arbeiten, nicht mehr die vorige. Unter den Luſtſpielen aus der Minderjährigkeit ſeines Geiſtes hat ſich „Der Schatz,“ zum Theil nach dem Plautus, noch am längſten in einem gewiſſen Anſehn erhalten. Die übrigen ſind längſt vom Theater verſchwunden. Das Stück „Die Juden“ verdankte ſeine vorübergehende Celebrität nur der Neuheit des Gedankens, die Urtheile des Publikums über die jüdiſche Nation durch ein Luſtſpiel berichtigen zu wollen. Dafür zeigt ſich Leſſing's dramatiſches Dichtertalent auf einer weit höheren Stufe in ſeiner „Minna von Barnhelm“. Ein ſo geiſtvolles, kräftiges und zugleich ſo national aus der damaligen Zeit geſchöpftes Schauſpiel war eine ganz neue Erſcheinung auf dem deutſchen Theater. Aber zur Gattung der eigentlichen Luſtſpiele gehört auch

Digitized by Google

dieſes treffliche Stück nicht. Das Rührende in ihm überwiegt das Komiſche. Daß es indeſſen nur noch ſelten aufgeführt wird, hat ſeinen Grund mehr in dem wandelbaren Geſchmacke des deutſchen Publikums, als in dem durch die Zeit verminderten Intereſſe des Inhalts.

Vom Trauerſpiele hatte Leſſing anfangs im Ganzen die damals in Deutſchland gewöhnlichen Begriffe nach den Grundſätzen der franzöſiſchen Dramaturgie; aber allen Regeln des franzöſiſchen Trauerſpiels zu huldigen, erlaubte ihm ſein ſelbſtſtändiger Geiſt ſchon in ſeinem drei und zwanzigſten Lebensjahre nicht, als er die Hinrichtung des Samuel Henzi zu Bern, eines Mannes, den ſein Patriotismus zu weit geführt hatte, zum Stoffe eines heroiſchen Trauerſpiels machte, das ein Fragment geblieben iſt. Das Geſetz der ſogenannten Ariſtoteliſchen Einheiten hielt Leſſing damals noch für unverletzlich, vermuthlich aus vernünftiger Ehrerbietung vor dem Ariſtoteles ſelbſt, deſſen Poetik er damals noch nicht richtiger auszulegen gelernt hatte. Aber unnöthig ſchien ihm, die Helden des heroiſchen Trauerſpiels aus längſt vergangenen Zeiten und vorzugsweiſe aus der alten griechiſchen und römiſchen Geſchichte zu wählen. Doch glaubte er zur Sprache des Trauerſpiels den Alexandrinervers beibehalten zu müſſen. Wenige Jahre darauf war ſeine Vorliebe zum bürgerlichen Trauerſpiele ſchon entſchieden. Der Vorwurf, den man dieſer Gattung mit Recht macht, daß ſie den Schmerz der Theilnahme nicht durch den Reiz des Erhabenen vergütet und keinen wahrhaft poetiſchen Eindruck zurückläßt, trifft Leſſing's „Miß Sara Sampſon" um ſo mehr, da die Handlung, die gar keine äußere Größe hat, auch durch keine Größe der Geſinnung über die gewöhnlichen Beſchränkungen des bürgerlichen Lebens hinaufgerückt wird. Nicht ein einziger Charakter, der ſich mit dem Schickſale meſſen, oder es beherrſchen will, erſcheint in dieſem Trauerſpiele. Das Bubenſtück der Buhlerin Marwood, die in der Wuth der Leidenſchaft zur Giftmiſcherin wird, um ſich an einem untreuen Geliebten zu rächen, behält bei aller Kühnheit etwas Gemeines. Auch die Kraft des Styls wird gehemmt durch die Dehnung der Scenen, in denen bis zum Uebermaße geſprochen wird, während die Handlung wenig vorrückt. Mehrere Auswüchſe und ein gewiſſer Mangel an Feinheit in der Charakterzeichnung an verſchiedenen Stellen kommen noch hinzu. Und doch iſt dieſes Stück mit allen ſeinen Mängeln und Fehlern das erſte deutſche Trauerſpiel, das nicht die Feſſeln der conventionellen Geſetzgebung trägt, die nach den Grundſätzen der franzöſiſchen Dramaturgie unter der Autorität Gottſched's für unbezweifelbare Regeln des guten Geſchmacks galten. Auch war auf dem deutſchen Theater noch kein tragiſches Stück erſchienen, das durch Wahrheit und Stärke der Charakterzeichnung ſich ſo vortheilhaft ausgezeichnet hätte. Das zweite in der Reihe dieſer Trauerſpiele, der „Philotas", iſt in ſeiner Art heroiſch genug; und ein anderer Dichter, als Leſſing, würde auch ſchwerlich gewagt haben, einen ſchwärmeriſchen Knaben, der im Kampfe mit einem feindlichen Schickſale ſich ſelbſt tödtet, um zu zeigen, wie ein tapferer Mann geſinnt ſein ſoll, zum Helden eines Trauerſpiels zu machen. Aber auch nur das Kühne und der hergebrachten Dramaturgie Trotzende in der Erfindung dieſes Trauerſpiels von einem einzigen Acte konnte einen Leſſing hinreißen, die Grenzen der Natürlichkeit zu überſpringen, um dem Charakter eines ſolchen Helden das dramatiſche Intereſſe zu geben, dem die innere Wahrſcheinlichkeit fehlt. Deſto mehr Bewunderung verdient das letzte Trauerſpiel von Leſſing, die „Emilia Galotti". Es übertrifft nicht nur die Miß Sara Sampſon in jeder Hinſicht weit; auch unter den übrigen bürgerlichen Trauerſpielen in der deutſchen Litteratur ſowohl, als in der engliſchen und franzöſiſchen, iſt keines, das die Emilia Galotti erreicht. Zu den Vorzügen dieſes Stücks gehört, was beim erſten Anblicke ein Mangel zu ſein ſcheint, daß es bis gegen die Annäherung der Kataſtrophe weniger rührt und erſchüttert, als man es gewöhnlich von einer tragiſchen Dichtung verlangt; denn dadurch vermeidet es die drückende und peinliche Art von Rührung, die in den gewöhnlichen bürgerlichen Trauerſpielen das poetiſche Intereſſe niederſchlägt. Der heroiſchen Gattung nähert es ſich, indem es uns, ungeachtet des häuslichen Styls, in die weiteren Sphären des Lebens verſetzt, wo die Handlungen der Großen einen Erfolg haben, der nicht auf häusliche Verhältniſſe beſchränkt iſt. Alles in dieſem Trauerſpiele erſcheint als Natürlichkeit; und doch iſt nichts alltäglich. Keine Scene iſt unintereſſant, oder müſſig; kein nichts bedeutender Dialog hält den raſchen Gang der Handlung auf. Alle Charaktere ſind, bis auf einige Nebenzüge, meiſterhaft gezeichnet. Das Intereſſe der Handlung ſteigt mit jedem Acte; die Kataſtrophe iſt erſchütternd, und doch nicht niederſchlagend, weil das Große, das in ihr liegt, den Schmerz der Theilnahme reichlich vergütet. Feierlicher und heroiſcher hätte das Stück werden können, wenn Leſſing ſeinen früheren Plan ausgeführt hätte, den Tod der Virginia aus der römiſchen Geſchichte auf eine ähnliche Art zu dramatiſiren; aber ohne die Verwandlung der Virginia in eine Emilia Galotti hätten wir kein bürgerliches Trauerſpiel erhalten, das beweiſet, welcher Vervollkommnung dieſe zweideutige Gattung fähig iſt. Das Vollkommenſte, was Leſſing in der dramatiſchen Literatur hervorgebracht hat, bleibt gleichwohl ſein didaktiſches Schauſpiel „Nathan der Weiſe". Ohne Vorbild, weder in der alten, noch in der neueren Literatur, ſteht es als Muſter einer ganz neuen, von Leſſing erfundenen Art von dramatiſchen Gedichten da. Nicht leicht möchte einem andern Dichter ein ähnliches Werk gelingen, da das Stück weder tragiſch, noch komiſch, ohne Größe der Handlung, und im Ganzen nichts weiter iſt, als eine dramatiſirte Novelle mit einer didaktiſchen Tendenz. Aber ſchon die orientaliſchen Scenen aus den Zeiten der Kreuzzüge geben dem Intereſſe der Handlung eine poetiſche Richtung. Der didaktiſche Zweck, das ausgeartete Chriſtenthum dem Judenthume und dem Mahomedanismus, den chriſtlichen Theologen zum Aergerniß, gegenüber zu ſtellen, um alle poſitive Religion verdächtig zu machen, iſt ſo kunſtreich in die dramatiſche Compoſition verwebt, daß ſelbſt die eingeſchaltete, von Boccaz entlehnte Erzählung von den drei Ringen, in der ſich jener didaktiſche Zweck ganz ausſpricht, die dramatiſche Wirkung nicht ſchwächt. In der Charakterzeichnung und dem Dialog erkennt man Leſſing's dramatiſches Genie auf der höchſten Stufe ſeiner Bildung. Auch über den Werth des Verſes in der dramatiſchen Poeſie hatte er indeſſen anders urtheilen gelernt, als in den frühern Perioden ſeines Geſchmacks. Die reimloſen jambiſchen Verſe in die dramatiſche Literatur der Deutſchen einzuführen, hatte ſchon Chriſtian Felix Weiſſe verſucht; aber erſt nachdem Leſſing ſeinen Nathan in dieſer Versart geſchrieben hatte, ſind ſie auf dem deutſchen Theater einheimiſch geworden.

Noch einen Beweis, wie Leſſing in der dramatiſchen Literatur neue Bahnen zu brechen ſich berufen fühlte, giebt ſein „Fauſt", von dem er aber nur ein Paar Scenen ausgearbeitet hat.

Die übrigen in das Fach der Poeſie gehörenden Werke Leſſing's haben auf die Regeneration der deutſchen Literatur wenigen Einfluß gehabt; aber ſie verdienen, nie in Vergeſſenheit zu gerathen, weil auch unter ihnen Mehreres ſich findet, das in ſeiner Art ſchätzbar iſt, oder uns wenigſtens Leſſing's Geiſt und Geſchmack von einer neuen Seite zeigt. Die meiſten fallen in die Jugendperiode des

Dichters. Dahin gehören erſtens ſeine *Lieder*, *Oden* und mehrere *Epigramme*. In den vermiſchten Schriften, die Leſſing vom Jahre 1753 bis 1756 herausgab, legte er ſie dem Publikum zum erſten Male vor; und nur die Veranſtaltung, die ein Nachdrucker getroffen hatte, ſie wieder aufzulegen, konnte ihn ſelbſt zu einer neuen Ausgabe bewegen. Die Lieder gehören alle zu der ſcherzenden und epigrammatiſchen Gattung, die damals nach den Muſtern, die Hagedorn gegeben hatte, zu einer Modepoeſie bei den Deutſchen geworden war. Einige ſind matt; andere deſto geiſtreicher. An der Sprache und dem Style hat die Feile Ramler's, mit Leſſing's Genehmigung, in der zweiten Ausgabe nachgeholfen. Die Oden von Leſſing ſind nur als jugendliche Verſuche merkwürdig. Unter ſeinen älteren Epigrammen ſind auch mehrere lateiniſche im Geſchmacke des Martial. Einige der vorzüglicheren ſeiner ſpäteren Epigramme wurden erſt nach ſeinem Tode öffentlich bekannt. Mehrere vortreffliche Stellen finden ſich in den *Fragmenten von Lehrgedichten*, aus Leſſing's Jugendperiode, beſonders in den Gedanken *über die Glückſeligkeit* und *über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen*. Zu einem Lehrgedichte *über die Religion*, wovon nur der erſte Geſang vollendet iſt, hatte er einen großen Plan entworfen. Daß Haller und Hagedorn ſeine Muſter in dieſer Dichtungsart waren, erkennt man bald. Ein beſonderes Intereſſe hatte für Leſſing die Cultur der *Aeſopiſchen Fabel*. Dem Geſchmacke des Zeitalters folgend, dichtete er ſchon in ſeiner Jugend Fabeln, die er, wie es damals üblich war, mit muntern und komiſchen *Erzählungen* abwechſeln ließ, die, wie die eigentlichen Fabeln, eine didaktiſche Beſtimmung haben. Für jene Zeit ſind ſie ganz artig erfunden. Der Styl iſt der gewöhnliche im Geſchmacke des Phädrus und ſeiner Nachahmer, weit entfernt von der Vollkommenheit, zu der ihr Verfaſſer nicht lange nachher in andern Arten des Ausdrucks ſeiner Gedanken es brachte. Freier, aber auch muthwilliger, ſind ein Paar komiſche Erzählungen, die ſich unter den nachgelaſſenen Papieren Leſſing's gefunden haben. Auf eine neue Theorie der Aeſopiſchen Fabel gerieth er gegen das Jahr 1759. Damals ſchrieb er die geiſtreiche Abhandlung, durch die er zu beweiſen ſucht, daß eine Fabel ganz einfach in Proſe und ohne allen poetiſchen Schmuck erzählt werden müſſe, weil ſie ihrer Natur nach kein eigentliches Gedicht ſei. Dieſer Theorie gemäß ſuchte er nun durch Fabeln, die er ſelbſt erfand, während andere Fabuliſten gewöhnlich nur längſt bekannte Fabeln auf eine neue Art poetiſch auszuſchmücken ſich bemühten, dieſe uralte Art von kleinen Geiſteswerken in der neueren Literatur zu ihrer urſprünglichen Lauterkeit zurückzuführen. Es giebt keine ſinnreicher erfundenen und kräftiger erzählten Fabeln, als eben dieſe von Leſſing. Aber ſie würden durch eine Behandlung, die der Einbildungskraft mehr Rechte an der erdichteten Erzählung zuläßt, nicht nur an innerem Werthe nichts verloren haben; ſie verleugnen auch in ihrer epigrammatiſchen Zuſpitzung den kindlichen Ton, der der Fabel vorzüglich eigen ſein ſoll, weil ſie aus dem kindlichen Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes entſtanden iſt, die allgemeine Wahrheit, die dem ungebildeten Verſtande zu abſtract vorkommt, in der Form eines einzelnen Falles gleichſam mit Augen zu erblicken.

Das Wichtigſte, was Leſſing für die deutſche Literatur geleiſtet hat, die ſpäteren ſeiner Schauſpiele ausgenommen, findet ſich in ſeinen *proſaiſchen* Schriften. Auch da, wo ihr Inhalt nur wenige Leſer intereſſiren kann, zeichnen ſie ſich durch einen Styl aus, den Leſſing ſich ſelbſt nach den Bedürfniſſen ſeines eignen Geiſtes gebildet hat. Hätte er ſich ein beſtimmtes Muſter zur Nachahmung gewählt, ſo würde er nicht mit dieſer hinreißenden Leichtigkeit jeden Stoff zu bearbeiten gelernt haben. Die natürliche Sprache des wirklichen Lebens iſt die Grundlage des Leſſingiſchen Styls. Was irgend Affectation, oder Pedantismus genannt werden kann, iſt ihm völlig fremd. Aber kein Styl kann auch weiter entfernt ſein von matter Schöngeiſterei und oberflächlicher Geſchwätzigkeit. Tief, aber nicht nach angenommenen Schulbegriffen, in den Gegenſtand einer Unterſuchung einzudringen; jeden Begriff ſo klar und beſtimmt als möglich dem geſunden Verſtande zu vergegenwärtigen; mit ſtrenger Conſequenz ein geprüftes Urtheil an ein anderes anzuknüpfen; aber auch dem Witze die Freiheit zu gönnen, einen Gedanken, während er immer klarer und überzeugender hervortritt, faſt muthwillig wie einen Fangball hin und her zu werfen, und den Leſer, der Belehrung ſucht, ſo zu unterhalten, daß er wie im Spiele zu dem Reſultate hingelenkt wird; das war das Ziel, nach welchem Leſſing, wenn er eine Abhandlung ſchrieb, nicht ſowohl gefliſſentlich, als aus unwillkürlicher Neigung ſtrebte, weil es der Natur ſeines Geiſtes gemäß war, ſo und nicht anders ſeine eignen Gedanken ſich ſelbſt zu verdeutlichen. Leſſing's Proſe iſt *claſſiſch*, wenn gleich nur in ihrer Art. Auf jede wiſſenſchaftliche Unterſuchung angewandt, würde ſie eine familiäre Umſtändlichkeit nöthig machen, deren der Verſtand nicht immer bedarf. Auch möchte wohl Jeder, wer ſich den Leſſingiſchen Styl, die intereſſante Klarheit, Beſtimmtheit und Leichtigkeit abgerechnet, zum Muſter nehmen wollte, in eine Affectation verfallen, die gerade das Gegentheil eines weſentlichen Zuges eben dieſes Styls iſt. Aber in dem Unnachahmlichen der Leſſingiſchen Proſe, die nie prunkt, zuweilen die kühnſten Sprünge macht, und doch nie ihr Ziel verliert, offenbart ſich die Kraft des Genies, das uns mit ſich fortreißt, während es nur ſich ſelbſt Genüge thun will.

Faſt Alles, was Leſſing in Proſe geſchrieben hat, gehört in das *didaktiſche* Fach; denn das Räſonniren war ihm noch mehr Bedürfniß, als das Dichten. Zum Erzählungsſtyl ſcheint er kein vorzügliches Talent gehabt zu haben. Aber wie weit er es in der *oratoriſchen* Proſe hätte bringen können, zeigen die polemiſchen Blätter, die er in ſeinen letzten Lebensjahren unter dem Titel *Anti-Goeze* herausgegeben hat, um ſeine Bekanntmachung der wolfenbütteliſchen Fragmente eines Ungenannten gegen den hamburgiſchen Hauptpaſtor Goeze zu vertheidigen. Wie ein reißender Strom, deſſen Wellen doch immer klar bleiben, ergießt ſich die Beredſamkeit in dieſem Anti-Goeze. Ein Theoretiker könnte aus dieſen kleinen Streitſchriften eine treffliche Beiſpielſammlung von allen oratoriſchen Figuren zuſammentragen, die rührenden ausgenommen. Unter den eigentlichen Abhandlungen Leſſing's zeichnet ſich durch Cultur des Styls der *Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie*, und nächſt dieſer die Abhandlung *über das Weſen und den Styl der Aeſopiſchen Fabel* vorzüglich aus. Aber einen *polemiſchen* Charakter hat faſt Alles, was Leſſing im didaktiſchen Fache geſchrieben hat. Die Neigung, Vorurtheile zu widerlegen, und Irrthümer aufzudecken, die ſich einen Schein von Wahrheit zu geben gewußt hatten, war bei Leſſing ſo vorherrſchend, daß ſie faſt unvermeidlich zuweilen in Streitluſt und, wenn der Angriff übereilt war, in Rechthaberei ausarten mußte. Leſſing's Meinung, daß ein kritiſcher Schriftſteller das Wahre von ſelbſt finde, wenn er nur erſt Jemanden habe, mit dem er ſtreitet, war einer der gewagten Einfälle, die er gern verfocht, als ob ſie Wahrheiten wären, weil es ihm leichter war, einen ſolchen Einfall zu vertheidigen, als Andern, ihn zu widerlegen. Dieſe polemiſche Tendenz würde auch dem didaktiſchen Style Leſſing's eine zurückſtoßende Härte geben, wenn nicht der heiterer Witz und der Eifer für Wahrheit und geſunden Verſtand faſt immer

wieder gut machten, was die Streitluſt in ſeinen Schriften verdirbt.

Wäre Leſſing weniger ſtreitluſtig geweſen, würde auch ſeine **Kritik** nicht die durchgreifende Wirkung gethan haben, die nicht leicht ausblieb, wohin er ſeine Waffen wandte. Was Bodmer leiſten wollte, aber mit ſeinem beſchränkten Verſtande nicht vermochte, der Kritik, die in der Gottſchediſchen Schule zu einer froſtigen Schulmeiſterei geworden war, einen neuen Geiſt einzuhauchen, der belebend und erfriſchend in die Literatur eindränge, leiſtete Leſſing im vollen Maße. Er iſt es, der in Deutſchland die Altäre geſtürzt hat, an denen man die franzöſiſchen Dichter als vollendete Geſchmacksmuſter verehrte. Seine hamburgiſche Dramaturgie hatte vorzüglich den Zweck, dem Publikum über die Anmaßungen der franzöſiſchen Dramaturgie die Augen zu öffnen. Niemand hat vor Leſſing gezeigt, daß die Meinung, das franzöſiſche Trauerſpiel folge denſelben Grundſätzen, wie das griechiſche, auf Mißverſtändniſſen und einer Verwechſelung von Nebenſachen mit dem Weſen einer tragiſchen Dichtung beruhet, und daß ſelbſt nach der Poetik des Ariſtoteles, auf deren Autorität die franzöſiſchen Dramaturgen ſich unabläſſig berufen, die bewunderten Stücke von Corneille und Racine zu einer willkürlich geregelten Gattung gehören. Leſſing ergriff jede Gelegenheit, die Deutſchen aufmerkſam auf Shakeſpeare zu machen, und Wieland's Ueberſetzung dieſes größten aller dramatiſchen Dichter der neueren Zeit als eine der vorzüglichſten Bereicherungen der deutſchen Literatur zu empfehlen. Auch die ſpaniſchen Schauſpiele, über die man in Deutſchland, ohne ſie zu kennen, ganz wie die Franzoſen zu urtheilen pflegte, zeigte er in einem andern und günſtigern Lichte. Das franzöſiſche Theater ohne Schonung der herrſchenden Vorurtheile zu kritiſiren, wurde Leſſing beſonders durch die zufällige Form veranlaßt, die er ſeinen dramaturgiſchen Grundſätzen geben mußte, als er ſie in die Recenſionen der Theaterſtücke verwebte, die in Hamburg aufgeführt wurden; denn die Armuth der dramatiſchen Literatur der Deutſchen nöthigte damals die Directoren deutſcher Theater, die große Lücke mit Ueberſetzungen franzöſiſcher Stücke auszufüllen. Gegen die Luſtſpiele der Franzoſen hatte Leſſing wenig zu erinnern. Das Lob, das er ihnen ertheilt, bewies hinlänglich, daß er am Mindeſten nicht gegen die franzöſiſche Literatur überhaupt eingenommen war. Seine ſtrenge Kritik des franzöſiſchen Trauerſpiels mußte um ſo mehr Eindruck machen, da ſie von einem Manne kam, der weit entfernt von der Vertheidigung der Regelloſigkeit war, und die Werke der alten Tragiker und die Poetik des Ariſtoteles ſo fleißig ſtudirt hatte, wie irgend ein Gelehrter ſeiner Zeit. Aber vieles ließ auch Leſſing's Dramaturgie zu wünſchen übrig. Seine Vorliebe zur Poetik des Ariſtoteles, die er für ein eben ſo unfehlbares Werk, als die Elemente Euklid's erklärte, war ſo groß, daß er, um dieſem von ihm gefeierten Alten in keinem Punkte Unrecht haben zu laſſen, ſich in philologiſche Subtilitäten verwickelte, deren Reſultate doch problematiſch blieben und ihrem Vertheidiger das Anſehen eines Sophiſten gaben. Auch darf man wohl dazu lächeln, daß Leſſing zum Beſchluſſe ſeiner Dramaturgie, wo er ſich ſelbſt das Genie abſpricht, ernſtlich verſichert, das ganze Verdienſt ſeiner dramatiſchen Dichtungen gründe ſich auf ſein Beſtreben, in jeder Hinſicht den Vorſchriften des Ariſtoteles Genüge zu leiſten. Aber noch mangelhafter mußte Leſſing's Kritik durch die Art werden, wie ſie ſich ſelbſt nach und nach aus polemiſchen Bruchſtücken entwickelte, die ſich zwar immer enger an einander anſchloſſen, aber zu keinem Ganzen wurden. Ein allgemeines, alle ſchönen Künſte umfaſſendes Princip ſcheint er nicht einmal geſucht zu haben, weil er das Geſetz der Nachahmung der Natur, nach der Lehre ſeines Ariſtoteles, nie bezweifelte. Voll feſten Glaubens an die Zulänglichkeit dieſes Geſetzes warf er nicht nur auf das Ideale in der Kunſt kaum einen Seitenblick; er ließ ſich auch hinreißen von dem Naturalismus Diderot's, nach welchem Schönheit in der Kunſt nichts weiter als intereſſante Natürlichkeit iſt. Deswegen war auch Leſſing's Anſicht der heroiſchen Tragödie der Franzoſen, und ſelbſt der Griechen, nur einſeitig. Ueber das Ideale in den plaſtiſchen Künſten ging ihm erſt ein Licht auf, als er ſeinen Laokoon ſchrieb. Deſſen ungeachtet fängt erſt mit Leſſing in der deutſchen Literatur diejenige Kritik an, die keine Vorurtheile duldet, nicht eigenſinnig an gewiſſen Muſtern hängt, das Weſentliche von dem Zufälligen und Conventionellen unterſcheidet, dem Genie auf die Spur zu kommen ſucht, aber es nicht mit unnützen Feſſeln belaſtet, und nicht durch froſtige Bemerkungen, beſonders über Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit, das Gefühl des Schönen ſelbſt abtödtet. Ueber den wahren Zweck des Luſtſpiels, daß man, um es moraliſcher zu machen, beinahe um alle Heiterkeit gebracht hätte, hat Leſſing zuerſt richtige Begriffe aufgeſtellt. Der wahre Unterſchied zwiſchen poetiſcher und maleriſcher Schönheit iſt durch ſeinen Laokoon zum erſten Male aufgeklärt. Auf mehrere bis dahin wenig beachtete Geſichtspunkte der Kritik hat er in ſeinen Beiträgen zu den **Literaturbriefen** hingewieſen. Ermüdend wird ſein Tadel nur da, wo er ſich unaufhörlich auf Kleinigkeiten einläßt, zum Beiſpiel bei ſeiner Beurtheilung der längſt vergeſſenen Ueberſetzung des Horaz von Lange, und bei ſeinen antiquariſchen Streitigkeiten mit dem Philologen Klotz. Der einzige große Dichter, gegen den er nicht ganz gerecht war, iſt Klopſtock, von dem er öfter mit Bewunderung ſpricht, aber, aus Abneigung gegen alle religiöſe Schwärmerei, auf eine ſo zweideutige Art, daß ſelbſt das Lob zuweilen bitterer Spott zu ſein ſcheint.

Eine beſondere Erwähnung der Verdienſte, die Leſſing um mehrere Zweige der eigentlichen **Gelehrſamkeit** ſich erworben hat, gehört nicht zur Geſchichte der ſchönen Literatur. Aber zu ſeinen proſaiſchen Meiſterwerken, was die Form betrifft, muß noch ſein **Ernſt und Falk** oder **Geſpräche für Freimaurer** gezählt werden. Von einer ſolchen, blos Natur ſcheinenden Kunſt des didaktiſchen Dialogs, ohne alle poetiſche Ausſchmückung, weder dem Plato, noch irgend einem andern Muſter nachgeahmt, findet ſich in der deutſchen Literatur weiter kein Beiſpiel.

Lieder von J. G. E. Leſſing.

An die Leier.

Töne, frohe Leier,
Töne Luſt und Wein!
Töne, ſanfte Leier,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute ſingen,
Iſt nicht Luſt, iſt Wuth.

Zwar der Heldenſänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein!

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein:
Um erſt dann zu leben,
Wann er Staub wird ſein.

Lobt ſein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leier
Lobt die Fröhlichkeit.

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie ſoll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen ſind nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' ſelbſt. Du kannſt mich Doris,
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willſt mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Die Küſſe.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit dem Küſſen nur noch ſpielt,
Und bei dem Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lobt und liebet,
Iſt etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſo weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther ſitzen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet,
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und ſein Freund.
Der Freund.
Freund, welches Unglück, welche Reue
Macht dir ſo bittern Schmerz?
Der Dichter.
Ach, Freund! ſie flieht, die Ungetreue!
Und ſie beſaß mein Herz.
Der Freund.
Um eine Falſche dich betrüben?
Du biſt ja klug genug.
Der Dichter.
O ſchweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunkenen Dichters.

Ein trunk'ner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte ſein Gefährte:
Hör' auf! du haſt genug.
Bereit, vom Stuhl zu ſinken,
Sprach der: Du biſt nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Eliſe.
Siehſt du Wein im Glaſe blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannſt du, du kannſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.
Lyſias.
Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannſt du, du kannſt lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.
Eliſe.
Bruder! ich mich nicht verlieben?
Lyſias.
Schweſter! ich mich nicht betrinken?
Eliſe.
Wie verlangſt du das von mir?
Lyſias.
Wie verlangſt du das von mir?
Eliſe.
Lieber mag ich gar nicht lieben.
Lyſias.
Lieber mag ich gar nicht trinken.
Beide.
Geh' nur, ich erlaub' es dir.

Die Beredſamkeit.

Freunde, Waſſer machet ſtumm:
Lernet dieſes an den Fiſchen.
Doch beim Weine kehrt ſich's um:
Dieſes lernt an unſern Tiſchen.
Was für Redner ſind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns ſpricht!
Wir ermahnen, ſtreiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Zankſt du ſchon wieder? ſprach Hans Lau
Zu ſeiner lieben Ehefrau.
„Verſoff'ner, unverſchämter Mann — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun ſchon wieder hin?" Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehſt? — — Verdammtes Koffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich ſoll ſo verlaſſen ſein? —
„Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
„Mein böſer Teufel iſt zu Weine:
„Wir ſind alleine.

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher ſtimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein iſt ſtärker als das Waſſer:
Dies geſtehn auch ſeine Haſſer.
Waſſer reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuſer umgeriſſen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgeriſſen?

Der Sonderling.

Sobald der Menſch ſich kennt
Sieht er, er ſei ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn alſo nennt.

Digitized by Google

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſei nicht klug;
Doch iſt's ihm lieb genug,
Wenn man ihn weiſe nennt.

Ein j der, drr mich krnnt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur dieſem iſt's Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, ſein.

Der Jüngling trinkt, ſich alt und klug zu trinken;
Drum muß drr alte Wein
Für mich, den Jüngling, ſein.

Die Türken.

Die Türken haben ſchöne Töchter,
Und dieſe ſcharfe Keuſchheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine frei'n:
Ich möchte ſchon ein Türke ſein.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und — — doch ſie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke ſein.

Alexander.

Der Weiſe ſprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
„Iſt manches Volk, iſt manche Stadt.
Was thut der Mann von tauſend Siegen?
Die Memme weint, daß dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Iſt's wahr, was ihn der Weiſe lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daſelbſt auch Wein und Mädchen ſtatt:
So laſſet, Brüder, Thränen fließen,
Daß dort zu trinken und zu küſſen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh, Freund! ſieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der kleinſten Hind'rung ſtocken,
Der weiße Hals voll ſchwarzer Locken,
Der wohlgewachſ'ne ſchlanke Leib
Verräth ein junges art'ges Weib.
Komm, Freund, komm, laß uns ſchneller gehen,
Damit wir ſie von vorne ſehen.
Es muß, trügt nicht der hint're Schein,
Die Venus oder Phyllis ſein.
Komm, eile doch! — O welches Glück!
Jetzt ſieht ſie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht? —
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küſſe mich.
Klrine Schöne, ſchämſt du dich?
Küſſe geben, Küſſe nehmen,
Darf dich jetzo nicht beſchämen.
Küſſe mich noch hundertmal!
Küſſ' und merk' der Küſſe Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr iſt,
Und du zehn Jahr älter biſt.

Nach der zehnten Ode Anakreon's.

Was frag' ich nach dem Großſultan
Und Mahomeds Geſetzen?
Was geht der Perſer Schach mich an
Mit allen ſeinen Schätzen?

Was ſorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meiner lirben Bart
Mit Spezereien ſalben.

Kann ich nur mein geſalbtes Haupt
Mit Roſen ſtolz umſchlirßen,
Und wenn mie ſie rin Mädchen raubt,
Das Mädchen ſteafend küſſen.

Ein Thor ſorgt für die künf'ge Zeit.
Für heute will ich ſorgen.
Wer krnnt, mit weiſer Gründlichkeit,
Den ungewiſſen Morgen?

Was ſoll ich hier, ſo lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerloſem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich ſteht er da, und ſpricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkſt, du kiſſeſt länger nicht!
„Trink' aus! küſſ' aus! Von dannen!

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüſternheit!
Statt deiner hätt' ich ſollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

„Wie aber, wenn alsdann die Traube
„Die Probefrucht geweſen wär'?
„Wie da, mein Freund?" — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Geſpenſter.

Der Alte.

O Jüngling! ſei ſo ruchlos nicht,
Und leugne die Geſpenſter.
Ich ſelbſt ſah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenſter,
Das ſaß auf einrm Leichenſtein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Alte.

Als meiner Schwrſter Sohn verſchied,
(Das ſind nunmehr zehn Jahre!)
Sah ſeine Magd, die trefflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Grſpenſter ſein.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verloren,
Hört' ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen ſchrein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt gehts um.
Ich hör' oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk' nur, ſie ſaufen meinen Wein:
Das müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Jüngling.
Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich eins davon zu ſein.
Der Alte.
Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Weſen hat, bald ſeufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angſt und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen ſchläft allein:
Drum müſſen es Geſpenſter ſein.
Der Jüngling.
Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich ihr Geſpenſt zu ſein.

Der trunkene Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem flüſſ'gen Feu'r begeiſtert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weiſen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preiſen?
Dein Ruhm, hör' ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied beingen. —
O = = wie = = ſau = = er = = wird es mir, = =
Dich = = nach = = Würden = = zn beſingen!
Doch, ich will mein Beſtes thun,
Nach der Arbeit iſt gut ruhn.

Höchſtes Gut! wer dich nnr hat,
Deſſen ungeſtörtes Leben — —
Ach! = = ich = = gähn' = = ich = = weide matt = =
Nun = = ſo = = magſt du = = mir's vergeben,
Daß ich dich nicht ſingen kann;
Du verhinderſt mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß nnd Arbeit lob' ein Baner.
Ja, der Baner ſelber ſpricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm ſaner.
Faul zu ſein, ſei meine Pflicht;
Dieſe Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub!
Willſt du länger mit ihm wachen?
Morgen biſt du ſelber Staub.
Laß nns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' nnd Wein,
Nnr nicht faul zur Faulheit ſein.

Die Planetenbewohner.

Mit ſüßen Grillen ſich ergötzen,
Einwohner in Planeten ſetzen,
Eh man aus ſichern Gründen ſchließt,
Daß Wein in den Planeten iſt:
Das heißt zu früh devölkern.

Freund, bringe nur zuerſt aufs Reine,
Das in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, ſind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf ſeine Trinker ſchließen.

Der Geſchmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geſchmacks erhalten,
Was leſ't ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze ſprach?
Die Franzen ſind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel ſpricht.
Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geſchmack und Witz, es frei zu ſagen,
War bei den Alten allgemein.
Warnm? ſie tranken Alle Wein.
Doch ihr Geſchmack war noch nicht fein;
Warum? ſie miſchten Waſſer drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon ſpricht:
Kind, lüge nicht!
Sonſt werd' ich ſtrafen müſſen,
Und dich zur Strafe küſſen.
Er droht mir, ſieht verdrießlich aus,
Und ſtrafet mich ſchon im voraus.
Sonſt log ich nicht.
Nur ſeit er ſpricht:
Du ſollſt mir ſein mit Küſſen
Die loſen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schweſtern, ſagt, wo kommt das her?

Die 47ſte Ode Anakreon's.

Alter tanze! Wenn du tanzeſt,
Alter, ſo gefällſt du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzeſt,
Jüngling, ſo gefällſt du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du biſt alt an Haaren,
Blühend aber iſt dein Geiſt!

Nachahmung dieſer Ode.

Jüngling, lebſt du nicht in Freuden,
Jüngling, o ſo haſſ' ich dich!
Alter, lebſt du nicht in Freuden,
Alter, o ſo haſſ' ich dich!

Jüngling, trauerſt du in Jahren,
Wo die Pflicht ſich freuen heißt? —
Schäme dich! ſo friſch an Haaren,
Jüngling, nnd ſo ſchwach an Geiſt!

Der Wunſch.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Spielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen ſehe,
Wünſch' ich, plötzlich blind zu ſein.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Spielend auf und nieder gehe,
Und ein ſchönes Mädchen ſehe,
Möcht' ich lauter Auge ſein.

Der größte Mann.

Laßt uns den Prieſter Orgon fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Mit ſtolzen Mienen wird er ſagen:
Wer ſich zum kleinſten machen kann.

Laßt nns den Dichter Kriton hören:
Wer iſt der größte Mann?
Er wird es uns in Verſen ſchwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Er bückt ſich lächelnd; das will ſagen:
Wer lächeln nnd ſich bücken kann.

Wollt ihr vom Philoſophen wiſſen,
Wer iſt der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr ſchließen:
Wer ihn verſtehn nnd grübeln kann.

Digitized by Google

Was darf ich jeden Thoren fragen,
Wer iſt der gröſte Mann?
Ihr ſebt, die Thoren alle ſagen:
Wer mie am nächſten kommen kann.

Wollt ihr den klügſten Thoren frogen;
Wer iſt der gröſte Mann?
So fraget mich; ich will euch ſagen:
Wer teunken ſie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Aem, mit bloſsen Brüſten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher liefs ſichs nicht gelüſten,
Daſs er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen
Und ſabe ſteif hinan,
Ha! denkt ſie, der iſt auch gefangen,
Und lacht mich ſchalkhaft an.

Allein, geſagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt ſich hier.
Ich ſah nach ihrem bunten Hunde:
Es iſt ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich jtzo trinke,
Wenn ich dich ols Jüngling trinke,
Sollſt du mich in allen Sachen
Dreiſt und klug, beherzt und weiſe,
Mir zum Nutz, und dir zum Preiſe,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollſt du mich geneigt zum Lachen,
Unbeſorgt für Tod nnd Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, ſingen,
Singen, wie du trunken ſingſt.
Laſs ouch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeiſtert dringſt.
Wie du mich willſt ewig ſingen,
Möcht' auch ich dich ewig ſingen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch ſie ſingſt du ſo ſchön.
Aber dieſe Götterſäfte
Darf ich ſchmachtend nur beſehn.
Dir rieth Venus, Wein zu trinken,
Mir rieth ſie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieſer Trank nicht ſein? —
Wie? Du willſt mir Küſſe geben,
Küſſe, feuriger, als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küſſen
Werd' ich wohl verſtummen müſſen.

Für wen ich ſinge.

Ich ſinge nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verſtehn.

Ich ſinge nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll ſpitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muſter ſelbee ſeid.

Ich ſinge nicht den kühnen Geiſtern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerſchöpften Meiſtern
Die Lorbeern nur umſonſt begeizt.

Ich ſinge nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutſches Vaterland.
Ich fürchte jene Läſterzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich ſinge nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir ſolch ein Ehrgeiz ein?
Das ſind verweg'ne Autorſtreiche.
Ich mag nicht überſetzet ſein.

Ich ſinge nicht für fromme Schweſtern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wie munter ſingen, läſtern,
Daſs wie nicht alle Schmolken ſind.

Ich ſinge nur füe euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich,
Füe euch, für euch ſind meine Lieder.
Singt ihr ſie nach: o Glück für mich!

Ich ſinge nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich ſind meine Töne.
Stehn ſie dir an, ſo küſſe mich.

Die ſchlafende Laura.

Nachläſſig hingeſtreckt,
Die Bruſt mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das ſäuſelnd ihn durchſtrich,
Liefs unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihe Haupt zur Erden,
Aus miſsvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht geſehn zu werden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Erſchallten keine Nachtigallen,
Aus weiſer Furchtſamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den ſie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der ſtaunend bei ihr ſtand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich liefs mich ſanfte nieder,
Ich ſegnete, ich küſste ſie,
Ich ſegnete, und küſste wieder.
Und ſchnell erwachte ſie.
Schnell thaten ſich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that ſich auf.

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, loſst nns trinken!
Der Frevler und der Heuchlee Heer
Mag knechtiſch auf die Kniee ſinken.
Es donnert! — Macht die Gläſer leer!
Laſst Nüchterne, laſst Weiber zagen!
Zeus iſt gerecht, er ſtraft das Meer:
Sollt' ee in ſeinen Nektar ſchlagen?

Der müſsige Pöbel.

Um einen Arzt und ſeine Bühne
Stand mit erſtaunungsvoller Miene
Die leicht betrog'ne Menge
In lobendem Gedränge.
Ein weiſer Trinker ging vorbei,
Und ſchriee: welche Polizei!
So müſsig hier zu ſtehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Muſik.

Ein Orphens ſpielte; rings um ihn,
Mit lauſchendem Gedränge,
Stand die erſtaunte Menge,
Durchs Ohe die Wolluſt einzuziehn.

Digitized by Google

Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt' er ſich, blieb horchend ſtehn,
Und ward entzückt, und ſchriee: ſchön!
So ſchön, als wenn bei meinem wackern Wirthe
Das helle Paßglas klirrte!

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küſſe,
Entflammt von unſerm Gott, dem Wein,
Dann ſeh' ich, ohne krit'ſche Schlüſſe,
Dich tiefer als zehn Bentley ein.

Dann fühl' ich ſie, die ſüßen Küſſe,
Die ein barbar'ſcher Biß verletzt,
Sie, welche Venus, nebſt dem Biſſe,
Mit ihres Nektars Fünftheil netzt *).

Dann fühl' ich, mehr als ich kann ſagen,
Die Göttin, durch die Laura küßt,
Wie ſie ſich Amathunts entſchlagen,
Und ganz in mich geſtürzet iſt **).

Sie herrſcht im Herzen, ſie gebietet;
Und Laura löſcht die Phyllis aus.
Sie herrſcht im Herzen? nein, ſie wüthet;
Denn Laura hält mich ab vam Schmaus.

Niklas.

Mein Eſel ſicherlich
Muß klüger ſein, als ich.
Ja, klüger muß er ſein!
Er fand ſich ſelbſt in Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Die Küſſe.

Der Neid, o Kind,
Zählt unſre Küſſe:
Drum küſſ' geſchwind
Ein Tauſend Küſſe;
Geſchwind du mich,
Geſchwind ich dich!
Geſchwind, geſchwind,
O Laura küſſe
Manch Tauſend Küſſe:
Damit er ſich
Verzählen müſſe.

Der ſchwörende Liebhaber.

Ich ſchwör' es dir, a Laura, dich zu haſſen;
Gerechten Haß ſchwör' ich dir zu.
Ich ſchwör' es allen Schönen, ſie zu haſſen;
Weil alle treulos ſind, wie du.
Ich ſchwör' es dir, vor Amors Ohren,
Daß ich — — ach! daß ich falſch geſchworen.

Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, ſchenkt ihn ein
Küßt, küßt, küßt!
Die euch wieder küßt!
Vall von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde, vall zu ſein,
Küßt und ſchenket ein'

*) — — — dulcia barbare
Laedentem oscula, quae Venus
Quinta parte sui Nectaris imbuit.
**) — — — in me tota ruens Venus
Cyprum deseruit.

Der Verluſt.

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingſt nicht mit verloren,
Liebe, da ich ſie verlor!

Der Genuß.

So bringſt du mich um meine Liebe,
Unſeliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünſcht' ich dich?
Nimm ſie, den Wunſch ſo mancher Lieder,
Nimm ſie zurück, die kurze Luſt!
Nimm ſie, und gieb der öden Bruſt,
Der ewig öden Bruſt die beſſ're Liebe wieder!

Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich ſie,
Und liebte ſie ſechs Tage.
Am ſiebenten erblaßte ſie,
Dem erſten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauderndes Geſchick!
Ein pflanzengleiches Leben.
O Himmel! iſt für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele ſchon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo ſie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Neſtors Alter ſpare?
Ich habe, trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene.

Als Amor in den gold'nen Zeiten,
Verliebt in Schäferluſtbarkeiten,
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da ſtach den kleinſten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Roſenblättern,
Wo es ſonſt Honig holte, ſchlief.

Durch dieſen Stich ward Amor klüger.
Der unerſchöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegsliſt nach:
Er lauſcht in Raſen und Violen;
Und kam ein Mädchen, ſie zu holen,
Flog' er als Bien' heraus, und ſtach.

Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Menſch ſchon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach' mein Leben ſüß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

Schmachten laſſen
Sei der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig ſchmachten laſſen,
Dieſes ſei ſie nicht.

Der Tod.

Geſtern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Geſtern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen,
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh, da ſtehet Wein für dich!
Lieber Tod verſchone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glaſe;
Lächelnd macht er's auf der Baaſe,
Auf der Peſt, Geſundheit leer;
Lächelnd ſetzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er ſchnell ſein Droh'n erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkſt du, ſpricht er, los zu ſein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das iſt, magſt du leben:
Ruft er. Nur ſei mir ergeben.
Lebe, bis du ſatt geküßt,
Und des Trinkens müde biſt.

O! wie ſchön klingt dies den Ohren!
Tod, du haſt mich neu geboren.
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben.
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule.

Rennt dem ſcheuen Glücke nach!
Freunde! rennt euch alt und ſchwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh:
Die Natur gebietet ſie.
Ich, damit ich auch was thu, —
Seh' euch in dem Lehnſtuhl zu.

Fabeln und Erzählungen v. J. G. E. Leſſing.

Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus ſprach ein Spatz: Sieh dort den Adler ſitzen!
Sieh, weil du ihn noch ſiehſt! er wiegt den Körper ſchon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zieht er nach Jovis Thron.
Doch wette, ſeh' ich ſchon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Fleug, Prahler, rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieſer wagt's, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide ſich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie ſie ſchloß, gleich unermeßlich flogen.
* * *

Ein unbiegſamer F* will kühn wie Milton ſingen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiter's und Pallas Eule ſtritten.
„Abſcheulich Nachtgeſpenſt!" — „Beſcheid'ner, darf ich bitten.
„Der Himmel heget mich und dich;
„Was biſt du alſo mehr, als ich?
Der Adler ſprach: Wahr iſt's, im Himmel ſind wir beide;
Doch mit dem Unterſcheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug.

Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entriſſen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte ſeiner Schaar ein Meiſterſtück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht, ſchrie er, das iſt Kunſt; das lernt man in der Welt.
„Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
„Und wenn ihr könnt!" Geh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunſt, ſie ſei ſo ſchwer,
Sie ſei ſo rar ſie ſei,
Zeigt deinen niedern Geiſt und deine Sklaverei.
* * *

Ein großer Hofmann ſein,
Ein Mann, dem Schmeichelei und Liſt
Statt Witz und Tugend iſt;
Der durch Kabalen ſteigt, des Fürſten Gunſt erſtiehlt,
Mit Wort und Schwur als Complimenten ſpielt:
Ein ſolcher Mann, ein großer Hofmann ſein,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

Der Hirſch und der Fuchs.

„Hirſch, wahrlich, das begreif' ich nicht,
Hört' ich den Fuchs zum Hirſche ſagen,
„Wie dir der Muth ſo ſehr gebricht?
„Der kleinſte Windhund kann dich jagen.
„Beſieh' dich doch, wie groß du biſt!
„Und ſollt' es dir an Stärke fehlen?
„Den größten Hund, ſo ſtark er iſt,
„Kann dein Geweih mit Einem Stoß' entſeelen.
„Uns Füchſen muß man wohl die Schwachheit überſehn;
„Wir ſind zu ſchwach zum widerſtehn.
„Doch daß ein Hirſch nicht weichen muß,
„Iſt ſonnenklar. Hör' einen Schluß.
„Iſt jemand ſtärker, als ſein Feind,
„Der braucht ſich nicht vor ihm zurückzuziehen;
„Du biſt den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfſt du niemals fliehen.

Gewiß, ich hab' es nie ſo reiflich überlegt.
Von nun an, ſprach der Hirſch, ſieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widerſteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und ſobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederſchallt,
Fliehn ſchnell der ſchwache Fuchs und ſtarke Hirſch davon.
* * *

Natur thut allzeit mehr, als Demonſtration.

Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unſer einer ſprechen!
„Muß man, wenn du erzählſt,
„Und uns mit albern Fabeln quälſt,
„Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?
Nun gut! die Sonne ward gefragt:
Ob ſie es nicht verdröße,
Daß ihre unermeßne Größe
Die durch den Schein betrog'ne Welt
Im Durchſchnitt' größer kaum, als eine Spanne hält.

Mich, ſpricht ſie, ſollte dieſes kränken?
Wer iſt die Welt? wer ſind ſie, die ſo denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geiſter nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur
Das Weſen von dem Scheine trennen,
Wenn dieſe mich nur beſſer kennen!
* * *

Ihr Dichter, welche Feu'r und Geiſt
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeſchätzt des Leſers Kaltſinn kränken,
Zufrieden mit euch ſelbſt, ſtolz wie die Sonne denken!

Das Muſter der Ehen.

Ein rares Beiſpiel will ich ſingen,
Wobei die Welt erſtaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Digitized by Google

Ich ſah das Muſter aller Ehen,
Still, wie die ſtillſte Sommernacht.
O! daß ſie keiner möge ſehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes ſeine Mängel.
Denn niemand iſt von allen leer.

Doch ſollte mich ein Spötter fragen,
Wie dieſe Wunder möglich ſind,
Der laſſe ſich zur Antwort ſagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

Fauſtin.

Fauſtin, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf ſeinem Schiffe heimgebracht.
„Gott, ſeufzt der redliche Fauſtin,
Als ihm die Vaterſtadt in dunkler Fern' erſchien,
„Gott, ſtrafe mich nicht meiner Sünden,
„Und gieb mir nicht verdienten Lohn!
„Laß, weil du gnädig biſt, mich Tochter, Weib und Sohn
„Geſund und fröhlich wieder finden.
So ſeufzt Fauſtin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand ſein Haus in Ueberfluß und Ruh.
Er fand ſein Weib und ſeine beiden Kinder,
Und — Segen Gottes! — zwei dazu.

Die eheliche Liebe.

Klorinde ſtarb; ſechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und ſeine Seele nahm aus dieſem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus, rief er, aufgemacht!“
„Wer da?“ — „Ein wackrer Chriſt.“ —
„Was für ein wackrer Chriſt?“ —
„Der manche Nacht,
„Seitdem die Schwindſucht ihn auf's Krankenbette brachte,
„In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
„Macht bald!“ — — Das Thor wird aufgethan.
„Ha! ha! Klorindens Mann!
„Mein Freund,“ ſpricht Petrus, nur herein;
„Noch wird bei eurer Frau ein Plätzchen ledig ſein.“

„Was? meine Frau im Himmel? wie?
„Klorinden habt ihr eingenommen?
„Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
„Ich will ſchon ſonſt wo unterkommen.

Die Bäre.

Den Bären glückt' es, nun ſchon ſeit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernſt und ſtolzer Frömmigkeit,
Das Sittenrichteramt, bei allen ſchwächern Thieren,
Aus angemaßter Macht, gleich Wütherichen, zu führen.
Ein jedes fürchte ſich, und keines war ſo kühn,
Sich um die ſaure Pflicht nebſt ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
Und hier und da ein Fuchs auf Sittenſprüche dachte.
Nun ſah man beide ſtets auf gleiche Zwecke ſehn;
Und beide ſah man doch verſchied'ne Wege gehn.
Die Bäre wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchſe ſtrafen auch, doch ſtrafen ſie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch: hier brauchet man nur Scherz;
Dort beſſert man den Schein: hier beſſert man das Herz.
Dort ſieht man Düſternheit: hier ſieht man Licht und Leben;
Dort nach der Heuchelei: hier nach der Tugend ſtreben.
Du, der du weiter denkſt, fragſt du mich nicht geſchwind:
Ob beide Theile wohl auch gute Freunde ſind?
O wären ſie's! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär beſtritten,
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? der Fuchs greift ſelbſt die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich diesmal nicht bei der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde ſchlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg' die Predigt weg! Willſt du nicht mit mir gehn?
Was ſpielt man? Den Tartüff. Dies Schandſtück ſollt' ich ſehn?

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenſchein belebt,
Und das mit ſaugendem Gewehre
Nach Ruhm geſtoch'ner Beulen ſtrebt,
Doch die man noch zum großen Glücke
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand ſie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
Seht, Schweſtern, dort den Löwen ſchlafen,
Schrie ſie die Schweſtern gaukelnd an.
Jetzt will ich hin, und will ihn ſtrafen.
Er ſoll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt, und mit verweg'nem Sprunge
Setzt ſie ſich auf des Königs Schwanz.
Sie ſticht, und flieht mit ſchnellem Schwunge,
Stolz auf den ſauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will ſich nicht bewegen?
Wie? iſt er todt? Das heiß' ich Wuth!
Zu mörd'riſch war der Mücke Degen:
Doch ſagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreit,
„Wo ſeine Mordſucht ſonſt getobt.
„Seht, Schweſtern, den der Tiger ſcheuet,
„Der ſtirbt! Mein Stachel ſei gelobt!
Die Schweſtern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu beſiegen!
Wie, Schweſter, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schweſtern, wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es ſelber nicht gedacht.
„Auf! laſſet uns mehr Feinde ſchlagen!
„Der Anfang iſt zu ſchön gemacht.
Doch unter dieſen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen ſprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

Das Krucifix.

Hans, ſpricht der Pater, du mußt laufen,
Uns in der nächſten Stadt ein Krucifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit; hier haſt du Geld.
Du wirſt wohl ſehn, wie theuer man es hält.

Hans kommt mit Matzen nach der Stadt.
Der erſte Künſtler war der beſte.
„Herr, wenn Er Krucifixe hat,
„So laſſ' Er uns doch eins zum heil'gen Oſterfeſte.

Der Künſtler war ein ſchalk'ſcher Mann,
Der gern der Einfalt lachte,
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fing im Scherz zu fragen an:
„Was wollt ihr denn für eines?“

„Je nun, ſpricht Matz, ein wacker feines.
„Wir werden ſehn, was ihr uns gebt.“

„Das glaub' ich wohl; allein das frag' ich nicht.
„Ein todtes, oder eins, das lebt?

Hans guckte Matzen und Matz Hanſen ins Geſicht.
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.
„Nun, gebt mir doch Bericht.
„Habt ihr den Pater nicht gefragt?“
„Mein Blut!“ ſpricht endlich Hans, der aus dem Traum erwachte,
„Mein Blut, er hat uns nichts geſagt.
„Weißt du es, Matz?“ — „Ich dachte;
„Wenn du's nicht weißt, wie ſoll ich's wiſſen?“
„So werdet ihr den Weg noch einmal gehen müſſen.“
„Das wollen wir wohl bleiben laſſen.
„Ja, wenn es nicht zur Frohne wär'.

Digitized by Google

Sie denken lange hin und her,
Und wiſſen keinen Rath zu faſſen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Je! Hans, ſollt's nicht am beſten ſein,
„Wir kauften eins, das lebt? — Denn ſieh,
„Iſt's ihm nicht recht, ſo macht's ja wenig Müh,
„Wär's auch ein Ochs, es todt zu ſchlagen.“
„Nun ja,“ ſpricht Hans, „das wollt' ich eben ſagen:
„So haben wir nicht viel zu wagen.

* * *

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

Der Eremit.

Im Walde, nah bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einſt ein ſeltenes Gefieder,
Ein junger Eremit, ſich nieder.

„In einer Stadt,“ denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
„Was muß er wohl für eine meinen?
„Beinahe ſollte mir es ſcheinen,
„Daß die, — nein die — gemeinet wär'.
Kurz, Applikant denkt hin und her,
Und ſchließt, noch eh' er mich geleſen,
Es ſei gewiß Berlin geweſen.

„Berlin? Ja, ja, das ſieht man bald;
„Denn bei Berlin iſt ja ein Wald.

Der Schluß iſt ſtark, bei meiner Ehre;
Ich dachte nicht, daß es ſo deutlich wäre.
Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beim Haar' herbei zu ziehn.
Und ob das Uebrige wird paſſen,
Will ich dem Leſer überlaſſen.
Auf Griechiſch weiß ich, wie ſie hieß;
Doch wer verſteht's? Kerapolis.
Hier, nahe bei Kerapolis,
War's, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen leeren Hütte,
Im dickſten Wald ſich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fing er mit größtem Eifer an.
Er betete, er ſang, er ſchrie
Des Tags, des Nachts, und ſpät und früh.
Er aß kein Fleiſch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln ſeine Nahrung ſein,
Und ſeinen Trank das helle Waſſer;
Bei allem Appetit kein Praſſer.
Er geißelte ſich bis auf's Blut,
Und wußte, wie das Wachen thut.
Er faſtete wohl ganze Tage,
Und blieb auf Einem Fuße ſtehn;
Und machte ſich rechtſchaff'ne Plage,
Im Himmel mühſam einzugehn.
Was Wunder alſo, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erſchallt?

Die erſte, die aus dieſer Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam ſie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der ſie von weitem kommen ſahe,
Dem hölzern Kreuze knieend nahe.
Je näher ſie ihm kommt, je mehr
Schlägt er die Bruſt, und weint, und winſelt er,
Und, wie es ſich für einen Heil'gen ſchicket,
Erblickt ſie nicht, ob er ſie gleich erblicket.
Bis er zuletzt, vom Knieen matt,
Und heiliger Verſtellung ſatt,
Vom Faſten, Kreuz'gen, Kloſterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmeſſen,
Ohn' das Vermächtniß zu vergeſſen,
Von Roſenkränzen mit ihr redte,
Und das ſo oratoriſch ſagt,
Daß ſie erbärmlich weint und klagt,
Als ob er ſie geprügelt hätte.

Zum Schluß bricht ſie von ſeiner Hütte,
Wozu der ſaure Eremite
Mit Noth ihr die Erlaubniß gab,
Sich einen heil'gen Splitter ab,
Den ſie beküſſet und belecket,
Und in den welken Buſen ſtecket.
Mit dieſem Schatz von Heiligkeit
Kehrt ſie zurück begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmſten Frauen
Ihn küſſen, andre nur beſchauen.
Sie ging zugleich von Haus zu Haus,
Und rief auf allen Gaſſen aus:
„Der iſt verloren und verflucht,
„Der unſern Eremiten nicht beſucht!
Und brachte hundert Gründe bei,
Warum es ſonderlich den Weibern nützlich ſei.
Ein altes Weib kann Eindruck machen;
Zum Weinen bei der Frau, und bei dem Mann zum Lachen.
Zwar iſt der Satz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber ſein.
Doch diesmal waren ſie es nicht.
Die Weiber ſchienen nur erpicht,
Den theuern Waldſeraph zu ſehen.
Die Männer aber? — wehrten's nicht,
Und ließen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die älteſten und jüngſten Frauen,
Das arme wie das reiche Weib, —
Kurz, jede ging, ſich zu erbauen,
Und jede fand erwünſchten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
„Was ſoll der Widerſpruch bedeuten?
Ein Widerſpruch? Das wäre viel!
„Er ſprach ja ſonſt von lauter Seligkeiten! —
O! davon ſprach er noch, nur mit dem Unterſcheide:
Mit Alten ſprach er ſtets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von der Himmelsfreude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit
Vom erſten jeder Chriſtentriebe.
„Was iſt das?“ Wer mich fragt, kann der ein Chriſt wohl ſein?
Denn jeder Chriſt kommt damit überein,
Es ſei die liebe Liebe.
Der Eremit war jung; das hab' ich ſchon geſagt.
Doch ſchön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier beſehn.
Genug, den Weibern war er ſchön.
Ein ſtarker, friſcher, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —
„Nun, nun, aus ſeiner Koſt iſt jenes leicht zu ſchließen.
Doch ſollte man auch wiſſen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen giebt;
Und das iſt doch kein fett Gerichte!
Ein bräunlich männliches Geſichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das ſich im dichten Barte ſchloß;
Die Blicke wild, doch ſonder Anmuth nicht;
Die Naſe lang, wie man die Kaiſernaſen dicht't.
Das ungebund'ne Haar floß ſtraubicht um das Haupt;
Und weſentlich're Schönheitsſtücke
Hat der zerriſſ'ne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das ſollen, wie man ſagt, nicht ſchlimme Zeichen ſein;
Allein den Grund wird man mir ſchenken.

Nun wahrlich, ſo ein Kerl kann Weiber lüſtern machen.
Ich ſag' es nicht für mich; es ſind geſcheh'ne Sachen.
„Geſcheh'ne Sachen? was?
„So iſt man gar zur That gekommen?
Mein lieber Simplex, fragt ſich das?
Weswegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die ſüße Lehre ſüßer Triebe?
Die Liebe heiſchet Gegenliebe,
Und wer ihr Prieſter iſt, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du noch ſo manche Sünde decken!
Zwar die Moral iſt hier zu ſcharf,
Weil mancher Menſch ſich nicht beſpiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor ſich ſelbſt erſchrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren
Ganz ſtill nach Hauſe wieder kehren.

Kommt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich ſo gnädig ſein,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen,
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert engliſchen Moralen,
Die ich im Laden ſah, zu prahlen,
Exempelſchätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuſchlagen,
Und was die ſagen, und nicht ſagen,
In einer Note abzuſchreiben.
Bringt, ſag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;
Denn in der Handſchrift laß' ich's bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.
Ich fahr' in der Erzählung fort —
Doch möcht' ich in der That geſtehn,
Ich hätte manchmal mögen ſehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heiligen Gedanken kam,
Für fremde Mienen an ſich nahm,
Wenn der verweg'ne Eremit,
Fein liſtig, Schritt vor Schritt,
Vom Geiſt auf's Fleiſch zu reden kam.
Ich zweifle nicht, daß die verletzte Scham
Den Zorn nicht ins Geſicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beide die Bewegung lieben;
Allein, daß die Verſöhnung ausgeblieben,
Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl ein Löwe zahm.
Und eine Frau iſt ohnedies ein Lamm.
„Ein Lamm? du magſt die Weiber kennen.
Je nun, man kann ſie doch in ſo weit Lämmer nennen,
Als ſie von ſelbſt ins Feuer rennen.

„Fährſt du in der Erzählung fort?
„Und bleibſt mit deinem Kritiſiren
„Doch ewig an demſelben Ort?
So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort,
Und ſag', um wirklich fortzufahren,
Daß nach fünf Vierteljahren
Die Schelmereien ruchbar waren.
„Erſt nach fünf Vierteljahren? Nu;
„Der Eremit hat wacker ausgehalten.
„So viel trau' ich mir doch nicht zu;
„Ich möchte nicht ſein Amt ein Vierteljahr verwalten.
„Allein, wie ward es ewig kund?
„Hat es ein ſchlauer Mann erfahren?
„Verrieth es einer Frau waſchhafter Mund?
„Wie? oder daß den Hochverrath
„Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?
O nein; hier muß man beſſer rathen.
Zwei muntre Mädchen hatten Schuld,
Die voller frommer Ungeduld
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten ſich die Mütter nicht bequemen,
Die guten Kinder mitzunehmen. —
„Sie merkten alſo wohl den Braten? —
Und haben ihn gar dem Papa verrathen.
„Die Töchter ſagten's dem Papa?
„Wo blieb die Liebe zur Mama?
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Noth
Den letzten Biſſen Brot
Aus ſeinem Munde giebt;
So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,
Hier, wo ſo Lieb' als Klugheit ſpricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch ſelber nicht.
Kurz, durch die Mädchen kam's ans Licht,
Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann ſchwur, daß in der erſten Nacht,
Er und ſein Mitgenoß, der Hain,
Des Feuers Beute müſſe ſein.
Schon rotteten ſich ganze Scharen,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiſer Magiſtrat
Beſetzt das Thor, und ſperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und ſchicket alſobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen.
Man redete ſchon von Galgen und von Rad,
So ſehr ſchien ſein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war ſo gräßlich,
Die, wie man ſagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hageſtolz, ein ſchlauer Advokat,
Sprach: o! dem kommt man nicht ans Leben,
Der es Unzähligen zu geben,
So rühmlich ſich befliſſen hat.
Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und ſorgend durchgewacht,
Ward morgens ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein ſchalk'ſcher Mann,
Der jeden mit Vergnügen ſchraubte,
Und doch — (wie man ſich irren kann!)
Von ſeiner Frau das Beſte glaubte.
„Sie iſt ein Ausbund aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Pater Eremit zu ſehn.
„Einmal! Was kann da viel geſchehn?
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer ſo, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt ihr von ſelbſt die nennen,
„Die — die ihr kennt, und die euch kennen:
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch" — „Darum laß' ich mich nicht plagen.
„Ich will ſie alle ſagen.
„Herr Richter, ſchreib' Er nur!" Und wie?
Der Eremit entdecket ſie?
Ein Eremite kann nicht ſchweigen?
Sonſt iſt das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter ſchrieb. „Die erſte war
„Kamilla" — Wer? Kamilla? „Ja fürwahr!
„Die andern ſind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris" —
„Der Henker mag ſie alle faſſen,
„Gemach! und eine nach der andern fein!
„Denn eine nur vorbei zu laſſen" —
Wird wohl kein großer Schade ſein,
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
Hört, ſchrieen ſie, erzählt nur fort!
Weil jeder Rathsherr in Gefahr,
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, ſchrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage ſein;
„Was können wir ſonſt für ein Urtheil faſſen?
Ihn, ſchrieen alle, gehn zu laſſen.
„Nein, die Gerechtigkeit" — und kurz, der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loſes Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war ſchon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr geſtehen ſoll,
Stockt, weigert ſich, ſcheut ſich, zu ſprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?"
„Das ſind ſie alle!" „Seid ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Geſtehet nur, geſteht!
„Die letzten waren, wie ihr ſeht:
„Klara, Pulcheria, Suſanna,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laß' euch Zeit dazu!"
„Das ſind ſie wirklich alle!" „Nu —
„Macht, eh' wir ſchärfer in euch dringen!"
„Nein, keine mehr; ich weiß genau" —
„Ha! ha! ich ſeh', man ſoll euch zwingen" — —
„Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau. —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen ſpricht,
So mach' ich ſie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer ſeines Nächſten Schande ſucht,
Wird ſelber ſeine Schande finden!
Nicht wahr, ſo lieſt man mich mit Frucht,
Und ich erzähle ſonder Sünden?

Digitized by Google

Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chryſant,
Wagt's Amor, einen Streich zu ſpielen.
Für einen Hageſtolz bekannt,
Fing, um die Sechzig, er ſich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz beſond'rer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarſchaft.
Das Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild ſtand mit ihm auf, und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in ſeinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da ſchilt;
„Gnäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' iſt meine Frau, und — ihre Dienerin.

Schon ſo gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, ſich zu erklären;
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freiherr von Chryſant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehen.
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſtehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle.
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch großen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſolle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte ſie begierig an.
„Nun, Kind, was iſt ihr Wille?"
Mit dieſen Worten ſchwieg der Freiherr ſtille,
Und nahm mit dieſen Worten ſeine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun,
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und ſie ihr ſchnelles Ja beglücken;
Werd' ich den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit, ſich zu bedenken, gab,
Bedachte ſich, und ſprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie ſprechen, gnäd'ger Herr, von Freien und von Schenken:
„Ach! gnäd'ger Herr! das alles wär' ſehr ſchön!
„Ich würd' in Sammt und Seide geh'n —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde ſtolz mit Sechſen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote ſtehn.
„Ach! wie geſagt, das alles wär' ſehr ſchön,
„Wenn ich — wenn ich" — —
„Ein Wenn? Ich will doch ſehn,
(Hier ſahe man den alten Herrn ſich blähn)
„Was für ein Wenn mir kann im Wege ſtehn!"

„Wenn ich nur nicht verſchworen hätte" — —
„Verſchworen? was? Finette,
„Verſchworen, nicht zu frei'n? —
„O Grille, rief der Freiherr, Grille!
Und griff nach ſeiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenſchein,
Und rief beſtändig: „Grille! Grille!
„Verſchworen, nicht zu frei'n!"

„Behüte!" ſprach Finette,
„Verſchworen nur, mir keinen Mann zu frei'n,
„Der ſo, wie Ihre Gnaden pflegt,
„Die Augen in der Taſche trägt!

Nix Bodenſtrom.

Nix Bodenſtrom, ein Schiffer, nahm —
War es in Hamburg oder Amſterdam,
Daran iſt wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das iſt auch ſehr verwegen,
„Freund!" ſprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitſchmauſe
Der Schiffer bat. „Du biſt ſo lang' und oft von Hauſe;
„Dein Weibchen bleibt indeß allein:
„Und dennoch — willſt du mit Gewalt denn Hahnrei ſein?
„Indeß, daß du zur See dein Leben wagſt;
„Indeß, daß du in Surinam, am Amazonenfluſſe,
„Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagſt:
„Indeß wird ſie" — —
„Mit Eurem ſchönen Schluſſe!"
Verſetzte Nix. „Indeß, indeß! Ei! nun!
„Das Nämliche kann Euer Weibchen thun —
„Denn, Herr, was braucht's dazu für Zeit? —
„Indeß ihr auf der Börſe ſeid.

Das Geheimniß.

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm ſeine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch, ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was ſollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts, und deſto mehr vom Spiel.
Spiel iſt ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.
„Nun, ſoll das alles ſein?
„Fällt, ſprach der Pater, dir ſonſt nichts zu beichten ein?"
„Ehrwürd'ger Herr, ſonſt nichts" - -
„Sonſt weißt du gar nichts mehr?"
„Gar nichts, bei meiner Ehr'!"
„Sonſt weißt du nichts? Das wäre ſchlecht!
„So wenig Sünden? Hans, beſinn' dich recht."
„Ach, Herr, mit ſeinen ſcharfen Fragen - -
„Ich wüßte wohl noch was."
„Nu? Nur heraus!" - - „Ja das,
„Herr Pater, kann ich ihm bei meiner Treu nicht ſagen."
„So? weißt du etwa ſchon, worüber junge Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?"
„Herr, ich verſteh' euch nicht" - - „Und deſto beſſer, gut.
„Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?
„Dein Vater hurt doch nicht?" - - „O, meine Mutter ſpricht's;
„Doch das iſt alles nichts."
„Nichts? Nu? was weißt du denn? Geſteh! Du mußt es ſagen;
„Und ich verſprech' es dir,
„Was du geſteheſt, bleibt bei mir."
„Auf ſein Verſprechen, Herr, mag es ein And'rer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!
„Er darf's, Ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen ſagen,
„So iſt mein Glücke hin."
„Verſtockter Böſewicht, fuhr ihn der Pater an,
„Weißt du, vor wem du ſtehſt? - - Daß ich dich zwingen kann?
„Geh! dein Gewiſſen ſoll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!
Hier wär' dem armen Bauerjungen
Vor Angſt beinah' das Herz zerſprungen.
Er weint, und ſprach voll Reu: „Ich weiß" - - „Das weiß ich ſchon,
„Daß du was weißt; doch was?" - - „Was ſich nicht ſagen läßt" - -
„Noch zauderſt du?" - - „Ich weiß" - - „Was denn?" „Ein Vogelneſt.
„Doch wo es iſt, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.
„Vorm Jahre hat mir Matz wohl zehne weggenommen."
„Geh', Narr, ein Vogelneſt war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir geſagt, und ich's von dir begehrt.

* * *

Ich kenn' ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das ſchon ſeit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann ſie nichts erfahren;
Hör' auf, leichtgläub'ge Schar, ſie forſchend zu umſchlingen!
Hör' auf, mit Ernſt in ſie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verſchließen.
Das Gift der Plauderei iſt, nichts zu plaudern wiſſen

Digitized by Google

Und wiſſen ſie auch was, ſo kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimniſſe uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl ſpricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir geſagt, und ich's von euch begehrt?

Morydan.

Das Schiff, worinnen Morydan,
Ein armer und doch feiger Mann,
Mit ſeinem Weib' und Kindern war,
Kam plötzlich auf der See in Sturm und in Gefahr.
„Ach, Götter, laſt euch doch bewegen!
„Ach laßt, ſchrie Morydan, laſt Well und Wind ſich legen!
„Nur diesmal laßt mich noch der naſſen Gruft entfliehn.
„Nie, nie, gelob' ich euch, mehr über's Meer zu ziehn.
„Neptun, Neptun erhöre mich!
„Sechs ſchwarze Rinder ſchenk' ich dir
„Zum Opfer dann mit Luſt dafür!"
„Sechs ſchwarze Rinder?" ſprach Mandar,
Sein Nachbar, der zugegen war.
„Sechs ſchwarze Rinder? biſt du toll?
„Mir iſt es ja bekannt,
„Daß ſolchen Reichthum nie das Glück dir zugewandt.
„Und du glaubſt, daß es Gott Neptun nicht wiſſen ſoll?

* * *

Wie oft, o Sterblicher, wie ofte traueſt du
Der Gottheit weniger, als deinem Nachbar zu!

Nathan der Weiſe*).

Saladin. Nathan.

Saladin.
(So iſt das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geſchwind zurück? Du biſt zu Rande
Mit deiner Ueberlegung? — Nun, ſo rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.
Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.
So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie alles auf das Spiel
Zu ſetzen, Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.
Ja! ja! wenn's nöthig iſt und nutzt.

Saladin.
Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel:
Verbeſſerer der Welt und des Geſetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.
Traun, ein ſchöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin.
Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.
Ja, gut erzählen, das iſt nun
Wohl eben meine Sachr nicht.

Saladin.
Schon wieder
So ſtolz beſcheiden? — Mach'! erzähl', erzähle!

Nathan.
Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Werth'
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Oſten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei ſeinem Hauſe zu
Erhalten? Nämlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem geliebteſten;
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebſte ſei; und ſtets der Liebſte,
Ohn' Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde. —
Verſteh mich, Sultan.

Saladin.
Ich verſteh dich. Weiter!

Nathan.
So kam nun dieſer Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen;
Die alle drei ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte — ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu verſprechen.
Das ging nun ſo, ſo lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwei
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun? —
Er ſendet in Geheim zu einem Künſtler,
Bei dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,
Zwei andere beſtellt, und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden ins beſondre;
Giebt jedem ins beſondre ſeinen Segen —
Und ſeinen Ring, — und ſtirbt. — Du hörſt doch, Sultan?

Saladin (der ſich betroffen von ihm gewandt).
Ich hör', ich hör'! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wirds?

Nathan.
Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, verſteht ſich ja von ſelbſt. —
Kaum war der Vater todt, ſo kommt ein jeder
Mit ſeinem Ring', und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſein. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(nach einer Pauſe, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)
faſt ſo unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin.
Wie? das ſoll
Die Antwort ſein auf meine Frage? . . .

Nathan.
Soll
Mich bloß entſchuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterſcheiden, die
Der Vater in der Abſicht machen ließ,
Damit ſie nicht zu unterſcheiden wären.

Saladin.
Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterſcheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speiſ' und Trank!

Nathan.
Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle ſich nicht auf Geſchichte?
Geſchrieben oder überliefert! — Und
Geſchichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, weſſen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigſten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch, deren Blut wir ſind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuſcht, als wo
Getäuſcht zu werden, uns heilſamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen ſtrafſt, um meinen nicht
Zu widerſprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Chriſten. Nicht? —

Saladin.
(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verſtummen.)

*) Dramatiſches Gedicht von J. G. E. Leſſing (3. Aufzug, 7. Auftritt).

Digitized by Google

Nathan.
Laß auf unſ're Ring'
Uns wieder kommen. Wir geſagt: die Söhne
Verklagten ſich; und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen — wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſein; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laſſ': eh' müſſ' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſei, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wiſſen, ſich ſchon rächen.

Saladin.
Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter ſagen läſſeſt. Sprich!

Nathan.
Der Richter ſprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können: — Nun; wen lieben zwei
Von euch am meiſten? — Macht, ſagt an! — Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O, ſo ſeid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin.
Herrlich! Herrlich!

Nathan.
Und alſo, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath iſt aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünſtigen. — Wohlan!
Es eif're jeder ſeiner unbeſtoch'nen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſ'rer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich, und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheid'ne Richter.

Saladin.
Gott! Gott!

Nathan.
Saladin,
Wenn du dich fühleſt, dieſer weiſere
Verſproch'ne Mann zu ſein . . .

Saladin
(der auf ihn zuſtürzt, und ſeine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt).
Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan.
Was iſt dir, Sultan?

Saladin.
Nathan, lieber Nathan! —
Die tauſend tauſend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterſtuhl iſt nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber ſei mein Freund.

Nathan.
Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu ſagen?

Saladin.
Nichts.

Nathan.
Nichts?

Saladin.
Gar nichts. — Und warum?

Nathan.
Ich hätte noch Gelegenheit gewünſcht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin.
Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan.
Ich komm' von einer weiten Reiſ', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Faſt hab' ich
Des baaren Geld's zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo ſicher damit hin. —
Da dacht' ich, ob nicht du vielleicht — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert — etwas brauchen könnteſt.

Saladin (ihm ſteif in die Augen ſehend).
Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi ſchon
Bei dir geweſen; — will nicht unterſuchen,
Ob dich nicht ſonſt ein Argwohn treibt, mir dieſes
Erbieten freier Dings zu thun . . .

Nathan.
Ein Argwohn?

Saladin.
Ich bin ihn werth. — Verzeih mir! — Denn was hilft's?
Ich muß dir nur geſtehen, — daß ich im
Begriffe war . . .

Nathan.
Doch nicht, das Nämliche
An mich zu ſuchen?

Saladin.
Allerdings.

Nathan.
So wär'
Uns beiden ja geholfen! — Daß ich aber
Dir alle meine Baarſchaft nicht kann ſchicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennſt
Ihn ja. — Ihm hab' ich eine große Poſt
Vorher noch zu bezahlen.

Saladin.
Tempelherr?
Du wirſt doch meine ſchlimmſten Feinde nicht
Mit deinem Geld noch unterſtützen wollen?

Nathan.
Ich ſpreche von dem Einen nur, dem du
Das Leben ſparteſt . . .

Saladin.
Ah! woran erinnerſt
Du mich! — Hab' ich doch dieſen Jüngling ganz
Vergeſſen! — Kennſt du ihn? — Wo iſt er?

Nathan.
Wie?
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn, auf mich gefloſſen? — Er,
Er mit Gefahr des neu erhalt'nen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

Saladin.
Er? Hat er das? — Ha! darnach ſah er aus.
Das hätte traun mein Bruder auch gethan,
Dem er ſo ähnelt! — Iſt er denn noch hier?
So bring ihn her! — Ich habe meiner Schweſter
Von dieſem ihren Bruder, den ſie nicht
Gekannt, ſo viel erzählet, daß ich ſie
Sein Ebenbild doch auch muß ſehen laſſen! —
Geh, hol' ihn! — Wie aus Einer guten That,
Gebar ſie auch ſchon bloße Leidenſchaft,
Doch ſo viel and're gute Thaten fließen! —
Geh, hol' ihn!

Nathan (indem er Saladins Hand fahren läßt).
Augenblicks! Und bei dem andern
Bleibt es doch auch? (ab.)

Digitized by Google

Saladin.

Ah! daß ich meine Schweſter
Nicht horchen laſſen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie ſoll ich alles das ihr nun erzählen?

(ab von der andern Seite.)

Ernſt und Falk*).

Geſpräche für Freimaurer.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt. Woran denkſt du, Freund?

Falk. An nichts.

Ernſt. Aber du biſt ſo ſtill.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernſt. Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das *laut Denken* mit einem Freunde.

Ernſt. Gewiß.

Falk. Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt *dir* etwas ein: ſo ſprich *du*. Mir fällt nichts ein.

Ernſt. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollte.

Falk. So frage doch.

Ernſt. Iſt es wahr, Freund, daß du ein Freimaurer biſt?

Falk. Die Frage iſt Eines, der keiner iſt.

Ernſt. Freilich! — Aber antworte mir geradezu. — Biſt du ein Freimaurer?

Falk. Ich glaube, es zu ſein.

Ernſt. Die Antwort iſt Eines, der ſeiner Sache eben nicht gewiß iſt.

Falk. O doch! — Ich bin meiner Sache ſo ziemlich gewiß.

Ernſt. Denn du wirſt ja wohl wiſſen, ob und wann und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde ſo viel nicht ſagen wollen.

Ernſt. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernſt. Erkläre dich.

Falk. Ich glaube, ein Freimaurer zu ſein, nicht ſowohl, weil ich von ältern Maurern in einer geſetzlichen Loge aufgenommen worden, ſondern weil ich einſehe und erkenne, was und warum die Freimaurerei iſt, wann und wo ſie geweſen, wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt. Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — *Ich glaube, einer zu ſein!*

Falk. Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigener Ueberzeugung hätte, ſondern weil ich nicht gern mich Jemandem gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt. Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernſt. Du biſt aufgenommen, du weißt alles — —

Falk. Andere ſind auch aufgenommen, und glauben zu wiſſen.

Ernſt. Könnteſt du denn aufgenommen ſein, ohne zu wiſſen, was du weißt?

Falk. Leider!

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen; die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen *können*.

Ernſt. Und könnteſt du denn wiſſen, was du weißt, ohne aufgenommen zu ſein?

Falk. Warum nicht? — Die Freimaurerei iſt nichts Willkührliches, nichts Entbehrliches; ſondern etwas Nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eigenes Nachdenken eben ſowohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird.

Ernſt. Die Freimaurerei wäre nichts Willkührliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſein könnten, und folglich willkührlich ſind?

Falk. Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche ſind nicht die Freimaurerei.

Ernſt. Die Freimaurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freimaurerei noch nicht war?

Falk. Die Freimaurerei war immer.

Ernſt. Nun was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freimaurerei?

Falk. Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt. Alſo ein Unding.

Falk. Uebereile dich nicht.

Ernſt. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk. Nicht immer; und oft wenigſtens nicht ſo, daß andere durch die Worte vollkommen eben denſelben Begriff bekommen, den ich dabei habe.

Ernſt. Wenn nicht vollkommen eben denſelben, doch einen etwanigen.

Falk. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das geringſte zu viel enthielte.

Ernſt. Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freimaurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk. Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernſt. Thaten? Thaten der Freimaurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meiſtentheils ſchöner gedruckt, als gedacht und geſagt ſind.

Falk. Das haben ſie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernſt. Oder ſoll ich das für ihre Thaten nehmen, was ſie in dieſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

Falk. Wenn ſie es nicht blos von ſich rühmen.

Ernſt. Und was rühmen ſie denn von ſich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menſchen, von jedem rechtſchaffenen Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundſchaftlich, ſo gutthätig, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlandsliebe.

Falk. Iſt denn das nichts?

Ernſt. Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen abzuſondern. — Wer ſoll das nicht ſein?

Falk. Soll!

Ernſt. Wer hat, dieſes zu ſein, nicht, auch außer der Freimaurerei, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk. Aber doch in ihr, und durch ſie, einen Antrieb mehr.

Ernſt. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft gegeben! — Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der Räder in einer Maſchine. Je mehr Räder: deſto wandelbarer.

Falk. Ich kann dir das nicht widerſprechen.

Ernſt. Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andere Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgiebt!

Falk. Freund, ſei billig! — Hyperbel, Quidproquo jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt. Das will ſagen: Bruder Redner iſt ein Schwätzer.

Falk. Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freimaurern preiſt, das ſind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer; und Thaten ſprechen von ſelbſt.

Ernſt. Ja, nun merke ich, worauf du zieleſt. Wie konnten ſie mir nicht gleich einfallen dieſe Thaten, dieſe ſprechenden Thaten! Faſt möchte ich ſie ſchreiende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freimaurer einer den andern unterſtützen, auf das kräftigſte unterſtützen; denn das wäre nur die nothwendige Eigenſchaft einer jeden Bande. Was thun ſie nicht für das geſammte Publikum eines jeden Staats, deſſen Glieder ſie ſind!

Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur biſt.

Ernſt. Z. E. die Freimaurer in Stockholm! — Haben ſie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk. Wenn die Freimaurer in Stockholm ſich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwieſen haben.

Ernſt. Bei welcher andern?

Falk. Bei ſonſt andern; meine ich.

Ernſt. Und die Freimaurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beſchäftigen, ſie klöppeln und ſtricken laſſen, — damit das Findelhaus nur kleiner ſein dürfe.

Falk. Ernſt! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Namens erinnere.

Ernſt. Ohne alle Gloſſen denn. — Und die Freimaurer in Braunſchweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten laſſen.

Falk. Warum nicht?

Ernſt. Und die Freimaurer in Berlin! die das Baſedow'ſche Philanthropin unterſtützen.

Falk. Was ſagſt du? — Die Freimaurer? — Das Philanthropin? unterſtützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

---

*) Zur Philoſophie und Kunſt von J. G. E. Leſſing.

Ernſt. Die Zeitung hat es ausposaunt.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Baſedow's eigenhändige Quittung ſehen. Und müßte gewiß ſein, daß die Quittung nicht an Freimaurer in Berlin, ſondern an die Freimaurer gerichtet wäre.

Ernſt. Was iſt das? — Billigſt du denn Baſedow's Inſtitut nicht?

Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernſt. So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernſt. Nun dann! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freimaurer können etwas thun, was ſie nicht als Freimaurer thun.

Ernſt. Und ſoll das von allen auch ihren übeigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt haſt, um mich eines ſcholaſtiſchen Ausdrucks zu bedienen, der Kürze wegen, zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra ſind.

Ernſt. Wie meinſt du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die ſie blos deßwegen thun, damit ſie dem Volke in dir Augen fallen ſollen.

Ernſt. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wohl ſein.

Ernſt. Aber ihre wahren Thaten denn? — Du ſchweigſt?

Falk. Wenn ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahren Thaten ſind ihr Geheimniß.

Ernſt. Ha! ha! Alſo auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wohl! — Nur ſo viel kann und darf ich dir ſagen: die wahren Thaten der Freimaurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles Gute gethan, was noch in der Welt iſt, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl: in der Welt.

Ernſt. O geh! Du haſt mich zum Beſten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber ſieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es iſt der von der Wolfmilchsraupe. — Geſchwind ſage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimaurer zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernſt. Und ſind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine beſſeren geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernſt. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu enachen? — Das iſt ein Räthſel. Und über ein Räthſel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und ſehe den Ameiſen zu.

Zweites Geſpräch.

Ernſt. Nun? wo bleibſt du denn? Und haſt den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. Auf einmal war er hinüber.

Ernſt. Ja, ja. Es giebt ſolche Locker!

Falk. Haſt du nachgedacht?

Ernſt. Ueber was? Ueber dein Räthſel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den ſchönen Schmetterling! Darum ſoll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimaurerei mit dir geſprochen, und nie wieder. Denn ich ſehe ja wohl, du biſt, wie ſie alle.

Falk. Wie ſie alle? Das ſagen dieſe alle nicht.

Ernſt. Nicht? So giebt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimaurern? Und du wäreſt einer. — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich.

Falk. Wovon ſprachſt du?

Ernſt. Rechtgläubige oder ketzeriſche Freimaurer — ſie alle ſpielen mit Worten, und laſſen ſich fragen, nnd antworten, ohne zu antworten.

Falk. Meinſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas Anderm reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behaglichen Zuſtande des ſtummen Staunens geriſſen. —

Ernſt. Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder, und ſieh!

Falk. Was denn?

Ernſt. Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk. Die Ameiſen leben in Geſellſchaft, wie die Bienen.

Ernſt. Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft, als die Bienen. Denn ſie haben niemand unter ſich, der ſie zuſammen hält und regiert.

Falk. Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt. Wenn jedes Einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß: warum nicht?

Falk. Ob es auch wohl einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt. Wohl ſchwerlich!

Falk. Schade!

Ernſt. Ja wohl!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen. Denn ſie werden dich betriechen die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hältſt du ſie?

Ernſt. Für etwas ſehr Gutes.

Falk. Unſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zweck, oder für Mittel?

Ernſt. Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt. Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes mag aber wohl das Wahrere ſein.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſichrer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückſeligkeit aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden, oder leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts!

Ernſt. Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk. Warum nicht?

Ernſt. Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eigenen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freimaurer biſt?

Ernſt. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt. Aber doch ſagen könnte.

Falk. Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt. Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freimaurer nicht wieder zurückkommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Falk. Verzeih! — Du ſiehſt wenigſtens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu ſagen.

Ernſt. Du ſpotteſt. — Gut! das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts weiter als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung gerathen müſſen.

Ernſt. Dieſes hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſei ſie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzelnen Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kommſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun ſage mir; wenn die Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind: ſollten ſie allein von dem Schickſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſein?

Ernſt. Was nennſt du Schickſale menſchlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt; was ſie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt. Was iſt das?

Falk. Daß ſie nicht unfehlbar ſind; daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernſt. Ein Beiſpiel! wenn dir eins einfällt.

Falk. So ſind Schifffahrt und Schiffe Mittel in entle-

Digitized by Google

gene Länder zu kommen, und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt. Die nämlich Schiffbruch leiden und erſaufen. Nun glaube ich, dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kommt, wenn ſo viel einzelne Menſchen durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend; und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben: meinſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte.

Ernſt. Ich meine: wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk. Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe beſſere als die beſte an, und frage das Nämliche.

Ernſt. Du ſcheinſt mir hier bloß von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſammt und ſonders erklärſt, nicht anders als mangelhaft ſein könne.

Falk. Nicht bloß.

Ernſt. Und es würde dir ſchwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung nothwendig entſpringen müſſen? — O zehne für eins.

Ernſt. Nur eins erſt.

Falk. Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deßwegen alle Menſchen in der Welt nur Einen Staat ausmachen?

Ernſt. Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſein. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Geſetzen verwaltet würden.

Falk. Das iſt: die Menſchen würden auch dann noch Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſein; oder wie ſie ſonſt heißen würden.

Ernſt. Ganz gewiß!

Falk. Nun da haben wir ja ſchon Eins. Denn nicht wahr, jeder dieſer kleinen Staaten hätte ſein eigenes Intereſſe? und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt. Wie anders?

Falk. Dieſe verſchiedenen Intereſſen würden öfters in Colliſion kommen, ſo wie jetzt: und zwei Glieder aus zwei verſchiedenen Staaten würden einander eben ſo wenig mit unbefangenem Gemüthe begegnen können, als jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet.

Ernſt. Sehr wahrſcheinlich.

Falk. Das iſt: wenn jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloßer Menſch einem bloßen Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, ſondern ein ſolcher Menſch begegnet einem ſolchen Menſchen, die ihrer verſchiedenen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das geringſte mit einander zu ſchaffen und zu theilen haben.

Ernſt. Das iſt leider wahr.

Falk. Nun, ſo iſt es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereinigt, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennt.

Ernſt. Wenn du es ſo verſtehſt.

Falk. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleineren Staaten würden ein ganz verſchiedenes Klima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Sittenlehren, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meinſt du nicht?

Ernſt. Das iſt ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menſchen würden auch dann noch Juden und Chriſten und Türken und dergleichen ſein.

Ernſt. Ich getraue mir nicht, Nein zu ſagen.

Falk. Würden ſie das, ſo würden ſie auch, ſie möchten heißen, wie ſie wollten, ſich unter einander nicht anders verhalten, als ſich unſere Chriſten und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menſchen gegen bloße Menſchen, ſondern als ſolche Menſchen gegen ſolche Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen nimmermehr einfallen könnten.

Ernſt. Das iſt ſehr traurig; aber leider doch ſehr vermuthlich.

Falk. Nur vermuthlich?

Ernſt. Denn allenfalls dächte ich doch, ſo wie du angenommen haſt, daß alle Staaten einerlei Verfaſſung hätten, daß ſie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja, ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfaſſung ohne einerlei Religion auch nur möglich iſt.

Falk. Ich eben ſo wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuſchneiden. Eins iſt zuverläſſig eben ſo unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfaſſungen. Mehrere Staatsverfaſſungen: mehrere Religionen.

Ernſt. Ja, ja: ſo ſcheint es.

Falk. So iſt es. — Nun ſiehe da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kann die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hin zu ziehen.

Ernſt. Und wie ſchrecklich dieſe Klüfte ſind! wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilt und trennt. — Dieſe Trennung in wenige große Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer, als gar kein Ganzes. — Nein: die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis ins Unendliche fort.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Oder meinſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſei gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Antheil haben: ſo können ſie doch nicht gleichen Antheil haben; wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich vertheilt worden: ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nutzen wiſſen, als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt. Das verſteht ſich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht hat.

Ernſt. Wenn ich dir doch widerſprechen könnte! — Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? — Nun ja! die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kann nun nicht anders ſein.

Falk. Das ſage ich eben!

Ernſt. Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſein?

Falk. Verkennſt du mich ſo weit? — Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde ſie auch bei weit größern Uebeln noch ſegnen.

Ernſt. Wer des Feuers genießen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich iſt: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernſt. Wohin? — Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch ſehr paſſend. — Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen: werden ſie darum gut, jene Trennungen?

Ernſt. Das wohl nicht.

Falk. Werden ſie darum heilig, jene Trennungen?

Ernſt. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten ſein ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt. In Abſicht? . . .

Falk. In Abſicht, ſie nicht größer einreißen zu laſſen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen, als möglich.

Ernſt. Wie könnte das verboten ſein?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht ſein; durch bürgerliche Geſetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nur über die Grenzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten

Digitized by Google

tigen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum ſein: und es wäre bloß zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staates dieſem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernſt. Bloß zu wünſchen; aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk. Ich dächte! Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus, Tugend zu ſein aufhört.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr ſein müſſe, was ſie für gut und wahr erkennen.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt, und der Geringe ſich dreiſt erhebt.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieſer Wunſch?

Ernſt. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann, einen ſolchen Mann geben.

Falk. Nicht bloß hier und da; nicht bloß dann und wann.

Ernſt. Zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie; wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernſt. Wollte Gott!

Falk. Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und dieſe Männer die Freimaurer wären?

Ernſt. Was ſagſt du?

Falk. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammen zu ziehen?

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ich ſage: mit zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ach! verzeih! — Ich hatte es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freimaurern weiter nichts hören willſt. — Dort winkt man uns eben zum Frühſtück. Komm!

Ernſt. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimaurer, ſagſt du —

Falk. Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der größern Geſellſchaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Geſpräch.

Ernſt. Du biſt mir den ganzen Tag im Gedränge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk. Haſt du mir ſo etwas Wichtiges zu ſagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt. Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernſt. Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk. Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt. Von den Freimaurern.

Falk. Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernſt. Das man, wie du ſagſt, gar nicht verrathen kann.

Falk. Nun freilich; das beruhigt mich wieder.

Ernſt. Aber du haſt mir doch über die Freimaurer etwas geſagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk. Und was war das?

Ernſt. O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

Falk. Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen ſo abweſend machte?

Ernſt. Das war es! — Und ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk. Nach dem die Frage ſein wird.

Ernſt. Woher kannſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freimaurer wirklich jene großen und würdigen Abſichten haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimaurer machen konnteſt, habe ich dich bloß auf einen Punkt aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftigen Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nöthigen Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände vertheilt wären.

Ernſt. Wende dich jetzt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimaurer als Leute, die es freiwillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk. Dieſer Begriff kann den Freimaurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehört. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen, aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun nothwendig folgen. Mit dieſen giebt ſich der Freimaurer niemals ab; wenigſtens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Muthe, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Uebel ganz anderer Art, ganz höherer Art, ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt. Ich habe das ſehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Uebel, ohne welche auch der glücklichſte Bürger nicht ſein kann.

Falk. Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt du? — entgegen zu arbeiten?

Ernſt. Ja!

Falk. Das Wort ſagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um ſie völlig zu heben? — Das kann nicht ſein. Denn man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. Sie müſſen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weitem veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegenarbeiten heißen. — Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freimaurer ſchon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß ſich ſagen laſſe, das haben ſie gethan.

Ernſt. Und verſtehe auch nun den zweiten Zug des Räthſels. — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen ſollen.

Falk. Wohl! — Nun geh, und ſtudiere jene Uebel, und lerne ſie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüſſe gegen einander ab, und ſei verſichert, daß dir dieſes Studium Dinge aufſchließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſein ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freimaurer zu heißen.

Ernſt. Du legſt auf dieſes heißen ſo viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas ſein kann, ohne es zu heißen.

Ernſt. Gut das! ich verſtehe. — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimaurerei angeht —

Falk. Du kennſt ſie?

Ernſt. Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten Auge einleuchten: nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig ſind!

Ernſt. So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die Freimaurer wirklich ihr Abſehn darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinnſt nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Urſachen denken ſoll, warum du mir dieſe Frage thuſt?

Ernſt. Und du willſt mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Urſachen derſelben ſage?

Falk. Das verſpreche ich dir.

Ernſt. Ich kenne und fürchte deinen Scharfſinn.

Falk. Meinen Scharfſinn?

Ernſt. Ich fürchte, du verkaufſt mir deine Spekulation für Thatſache.

Falk. Sehr verbunden!

Ernſt. Beleidigt dich das?

Falk. Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfſinn nennſt, was du ganz anders hätteſt benennen können.

Ernſt. Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der

Digitized by Google

Scharfſinnige ſich ſelbſt betrügt; wie leicht er andern Leuten Plane und Abſichten leiht und unterlegt, an die ſie nie gedacht haben.

Falk. Aber woraus ſchließt man auf der Leute Plane und Abſichten? Aus ihren einzelnen Handlungen doch wohl?

Ernſt. Woraus ſonſt? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzelnen, unſtreitigen Handlungen der Freimaurer iſt abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck iſt, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menſchen nothwendig machen müſſen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen?

Falk. Und zwar ohne Nachtheil dieſes Staats and dieſer Staaten.

Ernſt. Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſein, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewiſſe Eigenthümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten, oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deiner Spekulation ausgegangen ſein; geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freimaurer zu Gemüthe führe.

Ernſt. Und welches?

Falk. Aus welchem ſie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt. Das iſt?

Falk. Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt. Wahrhaftig!

Falk. Freilich ſcheint dieſes Grundgeſetz dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits voraus zu ſetzen, als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft ſein, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt. O ja!

Falk. Und warum ſollten die Freimaurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er ſieht.

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Warum ſollte der Künſtler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaube ich.

Ernſt. Nein, Freund! — Aber ich habe genug; genug auf dieſe Nacht. Morgen, mit dem frühſten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk. Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt. Du kennſt mich, und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk. Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt. So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk. Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: — Ernſt ging, und ward Freimaurer. Was er fürs erſte da fand, iſt der Stoff eines vierten und fünften Geſprächs, mit welchem — ſich der Weg ſcheidet.

Fortſetzung (1780).

Vorrede eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drei Geſpräche hatte dieſe Fortſetzung, wie man weiß, im Manuſkripte, zum Drucke fertig liegen, als derſelbe höhern Orts einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne ſeine Erlaubniß, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem jetzigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß ſo viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden ſollten, und beſchloß, das Manuſkript, ohne Winke zu haben, drucken zu laſſen.

Wenn die Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände allgemeiner verbreitet zu ſehen, nicht dieſe Freiheit hinlänglich entſchuldigt; ſo läßt ſich nichts weiter zur Vertheidigung derſelben ſagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.

Uebrigens wird man doch finden, daß er, aus Vorſicht und Achtung gegen einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft, einige Namen, welche ganz ausgeſchrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Geſpräch.

Falk. Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längſt beſchloſſen.

Ernſt. Und befindeſt dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk. Was iſt das? Man hat nie ein: „ich freue mich“ ärgerlicher ausgeſprochen.

Ernſt. Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über dich bin.

Falk. Ueber mich?

Ernſt. Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet. — Sieh her! — Gieb mir deine Hand! — Was ſagſt du? — Du zuckſt die Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk. Dich verleitet?

Ernſt. Es kann ſein, ohne daß du es gewollt haſt.

Falk. Und ſoll doch Schuld haben?

Ernſt. Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt?

Falk. Nun, nun! der Schade kann doch ſo groß nicht ſein. — Dazu ſehe ich ja, daß du ſchon bei den Gräbern unſerer Vorfahren gearbeitet haſt.

Ernſt. Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk. So warte, bis der Rauch ſich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernſt. Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich Andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk. Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom Rauch gern beißen laſſen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche iſt?

Ernſt. Du kennſt ſie alſo doch?

Falk. Ich habe von ihnen gehört.

Ernſt. Um ſo mehr, was konnte dich bewegen, mich auf dies Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuſpiegeln, deren Ungrund du nur allzu wohl wußteſt?

Falk. Dein Verdruß macht dich ſehr ungerecht. — Ich ſollte mit dir von der Freimaurerei geſprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verſtehen zu geben, wie unnütz es ſei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie ſchädlich. —

Ernſt. Das mag wohl ſein.

Falk. Ich ſollte dir nicht geſagt haben, daß man die höchſten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimaurer zu heißen?

Ernſt. Vielmehr erinnere ich mich deſſen. — Aber du weißt ja wohl, wenn meine Phantaſie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich ſie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine ſolche Lockſpeiſe zeigteſt. —

Falk. Die du zu erreichen doch auch ſehr bald müde geworden. — Und warum ſagteſt du mir nicht ein Wort von deinem Vorſatze?

Ernſt. Würdeſt du mir davon abgerathen haben?

Falk. Ganz gewiß! — Wer wollte einem raſchen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einſchwatzen? — Ich mache dir kein Compliment; du warſt ſchon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müſſen Alle betreten.

Ernſt. Es ſollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen, und wieder Vertröſtungen, und nichts als Vertröſtungen!

Falk. Wenn man dich doch ſchon vertröſtet! Und auf was vertröſtet man dich denn?

Ernſt. Du weißt ja wohl, auf die ſchottiſche Maurerei, auf die ſchottiſchen Ritter.

Falk. Nun ja, ganz recht. — Aber weſſen hat ſich denn der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt. Wer das wüßte!

Falk. Und deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt. O die! die wiſſen ſo viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geiſter beſchwören, der Dritte will die *** wieder herſtellen. — Du lächelſt — Und lächelſt nur? —

Falk. Wie kann ich anders?

Ernſt. Unwillen bezeigen über ſolche Querköpfe.

Falk. Wenn mich nicht Eins mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt. Und was?

Falk. Daß ich in allen dieſen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Digitized by Google

Ernſt. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob ſich wirklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleich viel. Aber ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rückſicht auf Freimaurerei es machen zu können wünſchen werden. Auch wird der erſte der beſte, dem der Stein der Weiſen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimaurer. — Und es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit welchen ſich die Welt von wahren oder vermeintlichen Goldmachern trägt.

Ernſt. Und die Geiſterbeſchwörer?

Falk. Von ihnen gilt ungefähr das nämliche. — Unmöglich können Geiſter auf die Stimme eines andern Menſchen hören, als eines Freimaurers.

Ernſt. Wie ernſthaft du ſolche Dinge ſagen kannſt! —

Falk. Bei allem, was heilig iſt! nicht ernſthafter, als ſie ſind.

Ernſt. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***, wenn Gott will?

Falk. Vollends die!

Ernſt. Siehſt du! Von denen weißt du nichts zu ſagen. Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geiſterbeſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt ſich freilich beſſer ſagen, wie die Freimaurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernſt. Auch gut! Wenn man nur wenigſtens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr iſt: Nun! Entweder dieſe *** would be —

Falk. Ernſt! Eh du noch eine Spötterei völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe — eben dieſe ſind entweder auch auf dem rechten Wege, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig iſt, jemals darauf zu gelangen.

Ernſt. Ich muß das ſo mit anhören. Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt. Wie verſtehſt du das?

Falk. Das Geheimniß der Freimaurerei, wie ich dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freimaurer nicht über ſeine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter *** und Freimaurern. Es kann wohl ſein, daß es einmal nöthig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen. — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punkt beſtimmen, in welchem die *** die Freimaurer ihrer Zeit waren.

Ernſt. Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punkt?

Falk. Lies die Geſchichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirſt du ihn gewiß errathen, und eben das war die Urſache, warum du kein Freimaurer hätteſt werden müſſen.

Ernſt. Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern ſitze! — Und wenn ich ihn errathe, willſt du mir geſtehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk. Du wirſt zugleich finden, daß du dieſes Geſtändniß nicht brauchſt. — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieſer Punkt iſt es allein, woraus die Entſcheidung deſſelben zu holen iſt. — Sehen und fühlen alle Freimaurer, welche jetzt mit den *** ſchwanger gehen, dieſen rechten Punkt; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was ſie thun, Segen zu allem, was ſie unterlaſſen! — Erkennen und fühlen ſie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat ſie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat ſie bloß der Freimaurer, der im ** arbeitet, auf die *** gebracht; haben ſie ſich nur in das … auf dem … vergafft; möchten ſie gern einträgliche …. fette Pfründen ſich und ihren Freunden zutheilen können: — nun, ſo ſchenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten können.

Ernſt. Sieh! du kannſt doch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung, und bin nun wieder, wie Eis.

Ernſt. Und was meinſt du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieſer Herren iſt?

Falk. Ich fürchte der letztere. Möchte ich mich betrügen! — Denn wenn es der erſte wäre, wie könnten ſie einen ſo ſeltſamen Anſchlag haben? — die *** wieder herzuſtellen! — Jener große Punkt, in welchem die *** Freimaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigſtens iſt Europa längſt darüber hinaus, und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorſchubs. — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch, an wen dieſe Frage? Und wider wen? Haſt du mir denn geſagt — haſt du mir ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſterbannern, ***, ſich andere, als die Neulinge des Ordens ſchleppen? — Aber Kinder werden Männer. — Laß ſie nur! — Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden.

Ernſt. Im Grunde, mein Freund, ſind es auch nicht dieſe Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernſthaftes hinter ihnen ſein könnte, ſahe ich über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfiſchen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, iſt das: daß ich überall nichts ſehe, überall nichts höre, als dieſe Kindereien, daß von dem, deſſen Erwartung du in mir erregteſt, keiner etwas wiſſen will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einſtimmen, immer und aller Orten das tiefſte Stillſchweigen.

Falk. Du meinſt —

Ernſt. Jene Gleichheit, die du mir als Grundgeſetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit ſo unerwarteter Hoffnung erfüllte, mit der Hoffnung, ſie endlich in Geſellſchaft von Menſchen athmen zu können, die über alle bürgerlichen Modifikationen hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu verſündigen —

Falk. Nun?

Ernſt. Sie wäre noch, wenn ſie jemals geweſen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und ſich melden! „Ja," heißt es, „ein Jude? Chriſt wenigſtens muß freilich der Freimaurer ſein." Es iſt nun gleichviel, was für ein Chriſt. „Ohne Unterſchied der Religion, heißt nur, ohne Unterſchied der drei im heiligen römiſchen Reiche öffentlich geduldeten Religionen." — Meinſt du auch ſo?

Falk. Ich nun wohl nicht.

Ernſt. Laß einen ehrlichen Schuſter, der bei ſeinem Leiſten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachſe), laß ihn kommen, und ſich melden! „Ja," heißt es, „ein Schuſter!" freilich ein Schuſter. — Laß einen treulich erfahrenen Dienſtboten kommen und ſich melden. — „Ja," heißt es, „dergleichen Leute freilich, die ſich die Farbe zu ihrem Rocke nicht ſelbſt wählen. — Wir ſind unter uns ſo gute Geſellſchaft —

Falk. Und wie gute Geſellſchaft ſind ſie denn?

Ernſt. Ei nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszuſetzen, als daß es nur gute Geſellſchaft iſt, die man in der Welt ſo müde wird — Prinzen, Grafen, Herren, Officiere, Räthe von allerlei Beſchlag, Kaufleute, Künſtler — alle die ſchwärmen freilich ohne Unterſchied des Standes in der Loge unter einander durch. — Aber in der That ſind doch alle nur von einem Stande, und der iſt leider — — —

Falk. Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht ſo — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art ſie auch ſein müſſen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelaſſen werden, und von der Freimaurerei ausgeſchloſſen ſein, ſind doch zwei verſchiedene Dinge.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil Loge ſich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußern Wohlſtande der Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu ſchließen. Vielmehr giebt es einen gewiſſen äußerlichen Wohlſtand derſelben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben beſtehen könnte. Auch haben ſich beide noch nie vertragen, ſondern eins hat das andere, wie die Geſchichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt. Was?

Falk. Kurz! Das Logenweſen, ſo wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Kaſſe haben; Kapitale machen; dieſe Kapitale belegen; ſie auf den beſten Pfennig zu benutzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben laſſen; das Anſehen und die Gewalt derſelben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeihet haben!

Ernſt. Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt jetzt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſetze machen oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freimaurer —

Falk. Gut! Wenn ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkſt du, wird eine ſolche Verfaſſung für Einfluß auf ſie ſelbſt haben? Gerathen ſie dadurch nicht offenbar

Digitized by Google

wieder dahin, wovon ſie ſich losreißen wollten? Werden ſie nicht aufhören zu ſein, was ſie ſein wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verſtehſt —

Ernſt. Rede nur weiter!

Falk. Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht ſoll dieſes eben der Weg ſein, den die Vorſicht auserſehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen —

Ernſt. Schema der Freimaurerei? Was nennſt du ſo? Schema?

Falk. Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernſt. Ich weiß noch nicht —

Falk. Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freimaurer Freimaurerei geſpielt?

Ernſt. Was iſt nun das? Die Freimaurer nicht Freimaurerei geſpielt?

Falk. Mit andern Worten! Meinſt du denn, daß das, was die Freimaurerei iſt, immer Freimaurerei geheißen? — Aber ſich! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäſte! Du bleibſt doch?

Ernſt. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl, denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tiſche, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt. Endlich ſind ſie fort! — O die Schwätzer! — Und merkteſt du denn nicht, oder wollteſt du denn nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er, wie er will! — ein Freimaurer iſt? Er klopfte ſo oft an.

Falk. Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was dir wohl nicht ſo aufgefallen — Er iſt von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernſt. Das wäre nicht das Schlimmſte an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Kongreß eine Loge iſt; daß da endlich die Freimaurerei ihr Reich mit gewaffneter Hand gründet.

Ernſt. Giebt es auch ſolche Träumer?

Falk. Es muß doch wohl.

Ernſt. Und woraus nimmſt du dieſen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der dir auch ſchon einmal kenntlich werden wird.

Ernſt. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimaurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk. Sei ohne Sorge. Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können. — Die Lichter auslöſchen, und wenn ſie ausgelöſcht ſind, erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufſtecken muß: das iſt der Freimaurer Sache nicht.

Ernſt. Das denke ich auch. — Was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was du willſt! Ich muß dir antworten.

Ernſt. So wird meines Fragens kein Ende ſein.

Falk. Nur kannſt du den Anfang nicht finden.

Ernſt. Verſtand ich dich, oder verſtand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprichſt du dir, oder widerſprichſt du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal ſagteſt: die Freimaurerei ſei immer geweſen, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandtniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freimaurerei eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beide konnten nicht anders als mit einander entſtehen. Wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freimaurerei iſt; denn die Flamme im Brennpunkte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt. Auch mir ſchimmert das ſo vor. —

Falk. Es ſei aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter; ihr beiderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig in einander gewirkt. Wo ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freimaurerei, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden, nervöſen Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; ſo wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt. Zu verſtehen: die Freimaurerei!

Falk. Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf dem Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter.

Ernſt. Und wer unterfängt ſich, denen zu gebieten!

Falk. Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und aller Orten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen; denn dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherlei die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen, ſich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannſt du glauben, daß der Name Freimaurerei älter ſein werde, als diejenige herrſchende Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt. Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

Falk. Das bleibt deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen. — Genug, wenn ich dir ſage, daß der Name Freimaurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kommt zuverläſſig vor dieſer Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen ältern Urkunde zeigen will.

Ernſt. Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk. Nein, nein! auch das urſprüngliche Free-Mason, ſo wie alle darnach gemodelten Ueberſetzungen, in welcher Sprache es auch ſein mag.

Ernſt. Nicht doch! — Beſinne dich. — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem.

Ernſt. Gleichwohl habe ich ſelbſt —

Falk. So? — Iſt auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt. Aber doch die Stelle in —

Falk. In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernſt. Und die Parlamentsakte unter Heinrich dem Sechſten?

Falk. Staub!

Ernſt. Und die großen Privilegia, die Karl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk. Staub!

Ernſt. Und Locke?

Falk. Und was für ein Locke?

Ernſt. Der Philoſoph. — Sein Schreiben an den Grafen von Pembroke; ſeine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechſten eigener Hand geſchrieben?

Falk. Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſein; den kenne ich nicht. — Aber wieder Heinrich der Sechſte? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt. Nimmermehr!

Falk. Weißt du einen gelindern Namen für Wortverdrehungen, für untergeſchobene Urkunden?

Ernſt. Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? Der Klugen ſind viel zu wenig, als daß ſie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entſtehen, widerſprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung ſtattfindet. — Freilich wäre es beſſer, wenn man vor dem Publiko ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichſte iſt, daß ſich niemand die Mühe nimmt, ſich ihnen entgegen zu ſtellen, wodurch ſie mit dem Laufe der Zeit das Anſehn einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tauſend Jahre: „Würde man denn ſo in die Welt haben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Man hat dieſen glaubwürdigen Männern damals nicht widerſprochen, und Ihr wollt Ihnen jetzt widerſprechen?“

Ernſt. O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt du?

Falk. Anderſon's kahle Rhapſodie, in welcher die Hiſtorie der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens untergeſchoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal, und für damals mochte das gut ſein. — Dazu war die Gaukelei ſo handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf dieſem moraſtigen Grunde fortbauet; daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernſthaften Mann vorzugeben ſich ſchämt; daß man zu Fortſetzung eines Scherzes, den man längſt hätte ſollen fallen laſſen, ſich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn ſie ein nichtswürdiges bürgerliches Intereſſe betrifft, die pillory ſteht —

Ernſt. Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortſpiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens ſich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornämlich erhalten hätte? —

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernſt. Und muß es nicht wahr ſein? — Denn wie käme der Orden ſonſt dazu, die Symbole eben dieſes Handwerks zu entlehnen? Eben dieſes? Und warum keines andern?

Falk. Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt. Ein ſolcher Umſtand muß doch eine Urſache haben?

Falk. Und hat ſie.

Ernſt. Und hat ſie? Und hat eine andere Urſache, als jene vermeinte?

Digitized by Google

Falk. Eine ganz andere.

Ernſt. Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk. Wenn du mir ſchon eher eine ganz andere Frage gethan hätteſt, die ich längſt erwarten mußte, ſo würde dir das Rathen nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt. Eine andere Frage, die du längſt hätteſt erwarten müſſen? —

Falk. Denn, wenn ich dir ſagte, daß das, was Freimaurerei iſt, nicht immer Freimaurerei geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernſt. Als zu fragen, wie es ſonſt geheißen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimaurerei geheißen, ehe ſie Freimaurerei hieß, fragſt du? — Maſoney. —

Ernſt. Nun ja freilich! Masonry auf Engliſch. —

Falk. Auf Engliſch nicht Masonry, ſondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer, ſondern von Mase, der Tiſch, die Tafel.

Ernſt. Mase, der Tiſch? in welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelſachſen; doch nicht in dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, von welchem noch jetzt ſo mancherlei Abſtammungen üblich ſind, oder doch unlängſt üblich waren, als: Maskopie, Masleidig, Masgenoſſe. Selbſt Maſoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es ſeine gute Bedeutung ein wenig verſchlimmert hatte.

Ernſt. Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von ſeiner verſchlimmerten Bedeutung.

Falk. Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — Maſe alſo der Tiſch, und Maſoney eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelag worden, in welchem Verſtande Agrikola das Wort Maſoney brauche, kannſt du leicht abnehmen.

Ernſt. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald beſſer gegangen?

Falk. Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo ausarteten, und in der guten Meinung des Publikums ſo herabkamen, ſtanden ſie in deſto größerm Anſehn. Es war kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſoney hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Palläſten der regierenden Herren verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat. — Und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft der runden Tafel die erſte und älteſte Maſoney war, von der ſie insgeſammt abſtammen?

Ernſt. Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabelhaftes Alterthum hinauf. —

Falk. Die Geſchichte des Königs Arthur ſei ſo fabelhaft als ſie will; die runde Tafel iſt ſo fabelhaft nicht.

Ernſt. Arthur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen ſein.

Falk. Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach. — Arthur, oder ſein Vater, hatte ſie von den Angelſachſen angenommen, wie ſchon der Name Maſoney vermuthen läßt. Und was verſteht ſich mehr von ſelbſt, als daß die Angelſachſen keine Sitten nach England hinüberbrachten, die ſie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch ſieht man es an mehreren deutſchen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Geſellſchaft, kleinere vertraute Geſellſchaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernſt. Hiermit meinſt du? —

Falk. Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig, das nächſtemal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, ſchwarz auf weiß zu belegen. — Höre mich jetzt nur, wie man das erſte Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie befriedigt.

Ernſt. Wo bleibſt du?

Falk. Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche die Sachſen nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind uneinig, wer die Maſe-Thanas unter ihnen waren: allem Anſehn nach die Edlen der Maſoney, welche ſo tiefe Wurzeln in dieſem neuen Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beiblieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der herrlichſten Blüthe zeigte. Beſonders waren die Maſoneyen der *** im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in ſehr großem Rufe. Und ſo eine *** Maſoney war es, die ſich, bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte. — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeſchriebenen Hiſtorie freilich ermangeln. Aber eine ſorgfältig aufbewahrte Tradition, die ſo viele Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit, dieſen Mangel zu erſetzen.

Ernſt. Und was hindert dieſe Tradition, endlich einmal durch ſchriftliche Vorzeigungen ſich zur Geſchichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an. — Wenigſtens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und Allen, welche ſich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernſt. Nun denn! — Ich bin in der äußerſten Erwartung.

Falk. Jene *** Maſoney alſo, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille beſtand, hatte ihr Verſammlungshaus unfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeiſter dieſer zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernſt. Chriſtoph Wren —

Falk. Und du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freimaurerei genannt. —

Ernſt. Ihn?

Falk. Kurz! Wren, der Baumeiſter der Sanct Paulskirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jahren her, verſammelte, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfter beſuchte.

Ernſt. Ich fange an, ein Mißverſtändniß zu wittern.

Falk. Nicht anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maſoney war bei dem engliſchen Volke vergeſſen, verloren. — Eine Masony, die in der Nähe eines ſo wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleißig finden ließ, was kann die anders ſein, als eine Masonry, als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt. Natürlich genug!

Falk. Die Fortſetzung eines ſolchen Baues einer ſolchen Kirche intereſſirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder, der einige Kenntniſſe von Baukunſt zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — du kennſt Chriſtoph Wren, nicht blos dem Namen nach, du weißt, welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche ſpekulativiſche Wahrheiten gemeinnütziger, und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bei, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe. „Dort,“ dachte er, „würde unterſucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundſätze der Maſoney exoteriſch machte? Wie, wenn ich das, was ſich nicht exoteriſch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole deſſelben Handwerks verſteckte, und was man jetzt unter dem Worte Masonry verſteht, zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen könnten?“ — So dachte Wren, und die Freimaurerei ward — Ernſt! Wie iſt dir?

Ernſt. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernſt. Einiges? Zu viel auf einmal.

Falk. Begreifſt du nun —

Ernſt. Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! — Aber haſt du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünſcheſt du mich da?

Ernſt. Wünſche? — nachdem du mir verſprochen —

Falk. So hab ich der Verrichtungen daſelbſt genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtniſſe zu ſchwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben — Unter meinen Büchern ſollſt du ſehen und greifen — Die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernſt. Eine andere ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein ſechſtes Geſpräch, welches unter dieſen Freunden verfiel, iſt nicht ſo nachzubilden. Aber das Weſentliche davon iſt zu kritiſchen Anmerkungen über das fünfte Geſpräch beſtimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Von der Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſich die Künſte bedienen *).

Von der Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſich die ſchönen Künſte bedienen, hangt auch die Möglichkeit und Leichtigkeit ab, mehrere derſelben mit einander zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung zu verbinden.

Die Verſchiedenheit zwar, nach welcher ſich ein Theil der ſchönen Künſte willkührlicher, und der andere natürlicher Zeichen be-

*) Zur Philoſophie und Kunſt von Leſſing (Werke, 3. Band).

dient, kann bei dieſer Verbindung nicht beſonders in Betracht kommen. Da die willkührlichen Zeichen eben deswegen, weil ſie willkührlich ſind, alle möglichen Dinge in allen ihren möglichen Verbindungen ausdrücken können, ſo iſt von dieſer Seite ihre Verbindung mit den natürlichen Zeichen ohne Ausnahme möglich.

Allein, da dieſe willkührlichen Zeichen zugleich auf einander folgende ſind, die natürlichen Zeichen aber nicht alle auf einander folgen, ſondern eine Art derſelben neben einander geordnet werden müſſen: ſo folgt von ſelbſt, daß die willkührlichen Zeichen ſich mit dieſen beiden Arten natürlicher Zeichen nicht gleich leicht und gleich intim werden vereinigen laſſen.

I. Daß willkührliche, auf einander folgende Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden Zeichen ſich leichter und intimer werden vereinigen laſſen, als mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen, iſt klar. Da aber auf beiden Theilen noch der Unterſchied hinzukommen kann, daß es entweder Zeichen für einerlei oder für verſchiedene Sinne ſind, ſo kann dieſe intime Verbindung wiederum ihre Grade haben.

1) Die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit natürlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen, iſt unſtreitig unter allen möglichen die vollkommenſte, beſonders wenn noch dieſes hinzukommt, daß beiderlei Zeichen nicht allein für einerlei Sinn ſind, ſondern auch von ebendemſelben Organe zu gleicher Zeit gefaßt und hervorgebracht werden können.

Von dieſer Art iſt die Verbindung der Poeſie und Muſik, ſo daß die Natur ſelbſt ſie nicht ſowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und ebenderſelben Kunſt beſtimmt zu haben ſcheint.

Es hat auch wirklich eine Zeit gegeben, wo ſie beide zuſammen nur Eine Kunſt ausmachten. Ich will indeß nicht leugnen, daß die Trennung nicht natürlich erfolgt ſei, noch weniger will ich die Ausübung der einen ohne die andere tadeln; aber ich darf doch bedauern, daß durch dieſe Trennung man an die Verbindung faſt gar nicht mehr denkt, oder wenn man ja noch daran denkt, man die eine Kunſt nur zu einer Hülfskunſt der andern macht, und von einer gemeinſchaftlichen Wirkung, welche beide zu gleichen Theilen hervorbringen, gar nichts mehr weiß. Hernach iſt noch auch dieſes zu erinnern, daß man nur eine Verbindung ausübt, in welcher die Dichtkunſt die helfende Kunſt iſt, nämlich in der Oper, die Verbindung aber, wo die Muſik die helfende Kunſt wäre, noch unbearbeitet gelaſſen hat *). Oder ſollte ich ſagen, daß man in der Oper auf beide Verbindungen gedacht habe: nämlich, auf die Verbindung, wo die Poeſie die helfende Kunſt iſt, in der Arie; und auf die Verbindung, wo die Muſik die helfende Kunſt iſt, im Recitative? Es ſcheint ſo. Nur dürfte die Frage dabei ſein, ob dieſe vermiſchte Verbindung, wo nur nach der Reihe die eine Kunſt der andern ſubſervirt, in einem und ebendemſelben Ganzen natürlich ſei, und ob die wollüſtigere, welches unſtreitig die iſt, wo die Poeſie der Muſik ſubſervirt, nicht der andern ſchadet, und unſer Ohr zu ſehr vergnügt, als daß es das wenigere Vergnügen bei der andern nicht zu matt und ſchläfrig finden ſollte.

Dieſes Subſerviren unter den beiden Künſten beſteht darin, daß die eine vor der andern zum Hauptwerke gemacht wird, nicht aber darin, daß ſich die eine bloß nach der andern richtet, und wenn ihre verſchiedenen Regeln in Colliſion kommen, daß die eine der andern ſo viel nachgiebt als möglich. Denn dieſes iſt auch in der alten Verbindung geſchehen.

Aber woher dieſe verſchiedenen Regeln, wenn es wahr iſt, daß beider Zeichen einer ſo intimen Verbindung fähig ſind? Daher, daß beider Zeichen zwar in der Folge der Zeit wirken, aber das Maaß der Zeit, welches den Zeichen der einen und den Zeichen der andern widerſpricht, nicht einerlei iſt. Die einzelnen Töne in der Muſik ſind keine Zeichen, ſie bedeuten nichts und drücken nichts aus; ſondern ihre Zeichen ſind die Folgen der Töne, welche Leidenſchaft erregen und bedeuten können. Die willkührlichen Zeichen der Worte hingegen bedeuten für ſich ſelbſt etwas, und ein einziger Laut, als willkührliches Zeichen, kann ſo viel ausdrücken, als die Muſik nicht anders, als in einer langen Folge von Tönen empfindlich machen kann. Hieraus entſpringt die Regel, daß die Poeſie, welche mit Muſik verbunden werden ſoll, nicht von der gedrungenen Art ſein muß; daß es bei ihr keine Schönheit iſt, den beſten Gedanken in ſo wenig als möglich Worte zu bringen, ſondern daß ſie vielmehr jedem Gedanken, durch die längſten geſchmeidigſten Worte, ſo viel Ausdehnung geben muß, als die Muſik braucht, etwas Aehnliches hervorbringen zu können. Man hat den Componiſten vorgeworfen, daß ihnen die ſchlechteſte Poeſie die beſte wäre, und ſie dadurch lächerlich zu machen geglaubt, aber ſie iſt ihnen nicht deßwegen die liebſte, weil ſie ſchlecht iſt, ſondern weil die ſchlechte nicht gedrängt und gepreßt iſt. Es iſt aber darum nicht jede Poeſie, welche nicht gedrängt und gepreßt iſt, ſchlecht; ſie kann vielmehr ſehr gut ſein, ob ſie gleich freilich, als bloße Poeſie betrachtet, nachdrücklicher und ſchöner ſein könnte. Allein ſie ſoll auch nicht als bloße Poeſie betrachtet werden.

Daß eine Sprache vor der andern zur Muſik geſchickt ſei, iſt wohl unſtreitig; nur will kein Volk das Wenigere auf ſeine Sprache kommen laſſen. Die Unſchicklichkeit beruht aber nicht bloß in der rauhen und harten Ausſprache, ſondern auch, zufolge der gemachten Anmerkung, in der Kürze der Wörter, und zwar dieſes nicht allein, weil die kurzen Wörter auch meiſtentheils hart ſind und ſich ſchwer unter einander verbinden laſſen, ſondern auch ſchon deßwegen, weil ſie kurz ſind, weil ſie zu wenig Zeit brauchen, als daß ihnen die Muſik mit ihren Zeichen gleichen Schrittes folgen könnte.

Völlig kann keine Sprache von der Beſchaffenheit ſein, daß ihre Zeichen eben ſo viel Zeit erforderten, als die Zeichen der Muſik, und ich glaube, dieſes iſt der natürliche Anlaß geweſen, ganze Paſſagen auf eine Silbe zu legen.

2) Nach dieſer vollkommenſten Vereinigung der Poeſie und Muſik folgt die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen mit willkührlichen auf einander folgenden ſichtbaren Zeichen, das iſt die Verbindung der Muſik mit der Tanzkunſt, der Poeſie mit der Tanzkunſt, und der vereinigten Muſik und Poeſie mit der Tanzkunſt.

Unter dieſen drei Verbindungen, von welchen allen wir bei den Alten Exempel finden, iſt wiederum die Verbindung der Muſik mit der Tanzkunſt die vollkommnere; denn obſchon hörbare mit ſichtbaren Zeichen verbunden werden, ſo fällt doch dafür hinwiederum der Unterſchied des Zeitraums, den dieſe Zeichen nöthig haben, weg, welcher in der Verbindung der Poeſie mit der Tanzkunſt, oder der vereinigten Poeſie und Muſik mit der Tanzkunſt bleibt.

3) Wie es eine Verbindung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen giebt: ſollte es nicht auch eine Verbindung willkührlicher auf einander folgender ſichtbarer Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden ſichtbaren Zeichen geben? Ich glaube, dieſes war die Pantomime der Alten, wenn wir ſie außer ihrer Verbindung mit der Muſik betrachten. Denn es iſt gewiß, daß die Pantomime nicht aus bloß natürlichen Bewegungen und Stellungen beſtand, ſondern, daß ſie auch willkührliche zu Hülfe nahm, deren Bedeutung von der Convention abhing *).

Dieſes muß man annehmen, um die Vollkommenheit der alten Pantomime wahrſcheinlich zu finden, zu welcher noch ihre Verbindung mit der Poeſie vieles beitrug. Dieſes aber war eine Verbindung von einer beſondern Art, indem nicht Zeichen und Zeichen mit einander verbunden wurden, ſondern bloß die Folge der einen nach der Folge der andern eingerichtet, bei der Ausführung dieſe letztere aber unterdrückt ward.

II. Dieſes waren die vollkommenen Verbindungen; die unvollkommenen ſind diejenigen, da willkührliche auf einander folgende Zeichen mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen verbunden werden, deren vornehmſte die Verbindung der Malerei mit der Poeſie ſein würde. Wegen des Unterſchiedes, daß die Zeichen der einen im Raume, und die Zeichen der andern in der Zeit auf einander folgen, kann keine vollkommene Verbindung entſtehen, woraus eine gemeinſchaftliche Wirkung entſpränge, ſondern nur eine Verbindung, bei welcher die eine der andern untergeordnet iſt.

Erſtlich alſo die Verbindung, wo die Malerei der Dichtkunſt untergeordnet iſt. Hierher gehört der Gebrauch der Bänkelſänger, den Inhalt ihrer Lieder malen zu laſſen und darauf zu weiſen.

Die Verbindung, welche Caylus angiebt, iſt mehr von der Art, wo die alte Pantomime mit der Poeſie verbunden war. Dieſe iſt, die Folge der Zeichen der einen durch die Folge der Zeichen der andern zu beſtimmen.

Daß die Malerei ſich natürlicher Zeichen bedient, muß ihr allerdings einen großen Vorzug vor der Poeſie gewähren, welche ſich nur willkührlicher Zeichen bedienen kann.

Indeſſen ſind beide hierin auch nicht ſo weit aus einander, als es dem erſten Anſehn nach ſcheinen ſollte, und die Poeſie hat nicht nur wirklich auch natürliche Zeichen, ſondern auch Mittel, ihre willkührlichen zu der Würde und Kraft der natürlichen zu erhöhen.

Anfangs iſt es gewiß, daß die erſten Sprachen aus der Onomatopöie entſtanden ſind, und daß die erſten erfundenen Wörter gewiſſe Aehnlichkeiten mit den auszudrückenden Sachen gehabt haben. Dergleichen Wörter finden ſich auch jetzt noch in allen Spra-

*) Vielleicht ließe ſich hieraus ein weſentliches Unterſcheidungszeichen zwiſchen der franzöſiſchen und italieniſchen Oper feſtſetzen.

In der franzöſiſchen Oper iſt die Poeſie weniger die Hülfskunſt, und es iſt natürlich, daß die Muſik derſelben ſonach nicht ſo brillant werden könne.

In der italieniſchen iſt alles der Muſik untergeordnet; dieſes ſieht man ſelbſt aus der Einrichtung der Opern des Metaſtaſio; aus der unnöthigen Häufung der Perſonen, z. E. in der Zenobia, welche noch weit verwickelter iſt, als Crebillon's; aus der üblen Gewohnheit, jede Scene, auch die allerpaſſionirteſte, mit einer Arie zu ſchließen. (Der Sänger will beim Abgehen für ſeine Cadenze beklatſcht ſein.)

Man müßte in dieſer Abſicht die beſten franzöſiſchen Opern, als Atys und Armide, gegen die beſten des Metaſtaſio unterſuchen.

*) Die einfache Kunſt, welche ſich willkührlicher auf einander folgender ſichtbarer Zeichen bedient, wird die Sprache der Stummen ſein.

Digitized by Google

chen mehr oder weniger, je nachdem die Sprache ſelbſt mehr oder weniger von ihrem erſten Urſprunge entfernt iſt. Aus dem klugen Gebrauche dieſer Wörter entſteht das, was man den muſikaliſchen Ausdruck in der Poeſie nennt, von welchem öfters und vielfältig Exempel angeführt werden.

So weit indeß die verſchiedenen Sprachen größtentheils in ihren einzelnen Wörtern von einander abgehen, ſo viel Aehnliches haben ſie noch in denjenigen Fällen, in welchen, allem Anſehn nach, die erſten Menſchen die erſten Töne von ſich hören ließen. Ich meine, bei dem Ausdrucke der Leidenſchaften. Die kleinen Wörter, mit welchen wir unſere Verwunderung, unſere Freude, unſern Schmerz ausdrücken, mit einem Worte die Interjektionen, ſind in allen Sprachen ziemlich einerlei, und verdienen daher, als natürliche Zeichen betrachtet zu werden. Ein großer Reichthum an dergleichen Partikeln iſt daher allerdings eine Vollkommenheit einer Sprache, und ob ich ſchon weiß, welchen Mißbrauch elende Köpfe davon machen können, ſo bin ich doch auch gar nicht mit der froſtigen Anſtändigkeit zufrieden, welche ſie beinahe gänzlich verbannen will. Man ſehe, mit welcher Mannigfaltigkeit und Menge von Interjektionen Philoktet bei dem Sophokles ſeinen Schmerz ausdrückt. Ein Ueberſetzer in neuere Sprachen muß ſehr verlegen ſein, was er dafür ſubſtituiren ſoll.

Die Poeſie bedient ſich ferner nicht bloß einzelner Wörter, ſondern dieſer Wörter in einer gewiſſen Folge. Wenn alſo auch ſchon nicht die Wörter natürliche Zeichen ſind, ſo kann doch ihre Folge die Kraft eines natürlichen Zeichens haben. Wenn nämlich alle die Wörter vollkommen ſo auf einander folgen, als die Dinge ſelbſt, welche ſie ausdrücken. Dieſes iſt ein anderer poetiſcher Kunſtgriff, der noch nie gehörig berührt worden und eine eigene Erläuterung durch Exempel verdient.

Das Bisherige erweiſt, daß es der Poeſie nicht ganz und gar an natürlichen Zeichen mangelt. Sie hat aber auch ein Mittel, ihre willkührlichen Zeichen zu dem Werthe der natürlichen zu erheben, nämlich die Metapher. Da nämlich die Kraft der natürlichen Zeichen in ihrer Aehnlichkeit mit den Dingen beſteht, ſo führt ſie, anſtatt dieſer Aehnlichkeit, welche ſie nicht hat, eine andere Aehnlichkeit ein, welche das bezeichnete Ding mit einem andern hat, deſſen Begriff leichter und lebhafter erneuert werden kann.

Zu dieſem Gebrauche der Metaphern gehören auch die Gleichniſſe. Denn das Gleichniß iſt im Grunde nichts, als eine ausgemalte Metapher, oder die Metapher nichts, als ein zuſammengezogenes Gleichniß.

Die Unmöglichkeit, in der ſich die Malerei befindet, ſich dieſes Mittels zu bedienen, giebt der Poeſie einen großen Vorzug, indem ſie ſonach eine Art von Zeichen hat, welche die Kraft der natürlichen haben, nur daß ſie dieſe Zeichen ſelbſt hinwiederum durch willkührliche ausdrücken muß.

Nicht jeder Gebrauch der willkührlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen iſt Poeſie. Warum ſoll jeder Gebrauch natürlicher neben einander ſtehender ſichtbarer Zeichen Malerei ſein, in ſo fern Malerei für die Schweſter der Poeſie angenommen wird?

So gut es von jenen einen Gebrauch giebt, der nicht eigentlich auf die Täuſchung geht, durch den man mehr zu belehren, als zu vergnügen, mehr ſich verſtändlich zu machen, als mit ſich fortzureißen ſucht, das iſt, ſo gut die Sprache ihre Poeſie hat: ſo gut muß auch die Malerei dergleichen haben.

Es giebt alſo poetiſche und proſaiſche Maler.

Proſaiſche Maler ſind diejenigen, welche die Dinge, die ſie nachahmen wollen, nicht dem Weſen ihrer Zeichen anmeſſen.

1) Ihre Zeichen ſind neben einander ſtehend; welche folglich Dinge, die auf einander folgen, damit vorſtellen.
2) Ihre Zeichen ſind natürlich; welche folglich ſie mit willkührlichen vermiſchen, die Allegoriſten.
3) Ihre Zeichen ſind ſichtbar; welche folglich nicht durch das Sichtbare das Sichtbare, ſondern das Hörbare, oder Gegenſtände anderer Sinne vorſtellen wollen. Erläuterung: the enraged Musician von Hogarth.

Die Malerei ſagt man, bedient ſich natürlicher Zeichen. Dieſes iſt, überhaupt zu reden, wahr. Nur muß man ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſich gar keiner willkührlichen Zeichen bediene; wovon an einem andern Orte.

Und hiernächſt laſſe man ſich belehren, daß ſelbſt ihre natürlichen Zeichen, unter gewiſſen Umſtänden, es völlig zu ſein aufhören können.

Ich meine nämlich ſo: Unter dieſen natürlichen Zeichen ſind die vornehmſten, Linien, und aus dieſen zuſammengeſetzte Figuren. Nun iſt es aber nicht genug, daß dieſe Linien unter ſich eben das Verhältniß haben, welches ſie in der Natur haben; eine jede derſelben muß auch die nämliche und nicht bloß verjüngte Dimenſion haben, die ſie in der Natur hat, oder in demjenigen Geſichtspunkte haben würde, aus welchem das Gemälde betrachtet werden ſoll.

Derjenige Maler alſo, welcher ſich vollkommner natürlicher Zeichen bedienen will, muß in Lebensgröße oder wenigſtens nicht merklich unter Lebensgröße malen. Derjenige, welcher zu weit unter dieſem Maaße bleibt, der Verfertiger kleiner Cabinetſtücke, der Miniaturmaler, kann zwar im Grunde ebenderſelbe große Künſtler ſein; nur muß er nicht verlangen, daß ſeine Werke eben die Wahrheit haben, eben die Wirkung thun ſollen, welche jene Werke haben und thun.

Eine menſchliche Figur von einer Spanne, von einem Zolle, iſt zwar das Bild eines Menſchen; aber es iſt doch ſchon gewiſſermaßen ein ſymboliſches Bild; ich bin mir der Zeichen dabei bewußter, als der bezeichneten Sache; ich muß die verjüngte Figur in meiner Einbildungskraft erſt wieder zu ihrer wahren Größe erheben, und dieſe Verrichtung meiner Seele, ſie mag noch ſo geſchwind, noch ſo leicht ſein, verhindert doch immer, daß die Intuition des Bezeichneten nicht zugleich mit der Intuition des Zeichens erfolgen kann.

Man dürfte vielleicht einwenden: die Dimenſionen der ſichtbaren Dinge, ſofern ſie geſehen werden, ſind wandelbar; ſie hängen von der Entfernung ab, und es giebt Entfernungen, in welchen eine menſchliche Figur nur eine Spanne, einen Zoll groß zu ſein ſcheint; welchem nach man auch nur anzunehmen braucht, daß dieſe verjüngte Figur aus dieſer Entfernung genommen ſei, um die Zeichen für vollkommen natürlich gelten zu laſſen.

Allein ich antworte: in der Entfernung, in welcher eine menſchliche Figur nur von der Größe einer Spanne, oder eines Zolles zu ſein ſcheint, erſcheint ſie auch undeutlicher; das iſt aber bei den verjüngten Figuren in dem Vorgrunde kleiner Gemälde nicht, und die Deutlichkeit ihrer Theile widerſpricht der annehmlichen Entfernung, und erinnert uns zu lebhaft, daß die Figuren verjüngt und nicht entfernt ſind.

Es iſt hiernächſt bekannt, wie viel die Größe der Dimenſionen zu dem Erhabenen beiträgt, und dieſes Erhabene verliert ſich durch die Verjüngung in der Malerei gänzlich. Ihre größten Thürme, ihre ſchärfſten rauheſten Abſtürze, ihre noch ſo überhangenden Felſen, werden auch nicht einen Schatten von dem Schrecken und dem Schwindel erregen, den ſie in der Natur erregen, und den ſie auch in der Poeſie in einem ziemlichen Grade erregen können.

Welch ein Gemälde beim Shakeſpeare, wo Edgar den Gloſter auf die äußerſte Spitze des Hügels führt, von welcher er ſich herabſtürzen will *)!

Cama an, sir! here's the place; — stand still! — How fearful
And dizzy 'tis, to cast one's eyes so low!
The Crows and Chaughs, that wing the midway air,
Show scarce so gross as Beetles: half way down,
Hangs one that gathers samphire; dreadful trade!
Methinks, he seems no bigger, than his head:
The fishermen, that walk upon the beach,
Appear like mice; and yan' tall anchoring bark,
Diminish'd to her cock, her cock a huoy
Almost too small for sight. The murmuring surge,
That on the unnumber'd idle Pebbles chafes,
Cannot be heard so high; — I'll look no more;
Lest my hrain turn, and the deficient sight
Tapple down headlong.

Mit dieſer Stelle des Shakeſpeare iſt zu vergleichen die Stelle beim Milton B. VII, v. 210, wo der Sohn Gottes in das grundloſe Chaos herabſieht. Dieſe Tiefe iſt bei weitem die größere; gleichwohl thut die Beſchreibung derſelben keine Wirkung, weil ſie uns durch nichts anſchauend gemacht wird; welches bei dem Shakeſpeare ſo vortrefflich durch die allmälige Verkleinerung der Gegenſtände geſchieht.

*) King Lear. Act IV, Sc. 6.

Karl Gotthelf Leſſing,

der Bruder von Ephraim L., ward am 10. Julius 1740 zu Kamenz geboren, erhielt dieſelbe fromme und gelehrte Erziehung und ſtudirte, nachdem er auf der Stadtſchule zu Kamenz und auf der Fürſtenſchule zu Meißen vorbereitet worden war, ebenfalls zu Leipzig die Rechte, ohne jedoch ſein Brotſtudium oder irgend ein Berufscollegium

feſt in's Auge zu faſſen. Dagegen zeichnete er ſich bald durch noch freiſinnigere Anſichten als ſein Bruder aus, erhielt deshalb das Prädicat des Atheiſten und das Consilium abeundi und diente nun einige Zeit einem als Advocat ausgezeichneten Vetter als Schreiber, bis ihn ſein Bruder 1765 zu ſich nach Berlin nahm. Um unabhängig zu leben ging er zwar 1767 nach Hamburg, kehrte aber 1770 nach Berlin zurück, wo er durch Moſes Mendelsſohn's Vermittelung eine Aſſiſtentenſtelle mit Gehalt am General-Münzdirectorium erhielt. Obwohl er die dazu nöthigen Kenntniſſe nicht beſaß, ſo erwarb er ſich dieſelben doch unter der Leitung des großen jüdiſchen Rechenkünſtlers Abraham Caſſel und des berühmten Mathematikers Euler in ſo hohem Grade, daß er 1779 als Münzdirector nach Breslau kam, wo er am 17. Februar 1812 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Philoſophiſche Unterſuchungen über die Amerikaner. Berlin 1769, 2 Thle., 8.
Briefe der Miß Fanell. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn Imbert. Berlin 1777, 2 Thle., 8.
Schauſpiele. Berlin 1778 und 80, 2 Thle., 8.

Einzeln:

Der Lotterieſpieler. Luſtſpiel. Berlin 1769, 8.
Die Kindermörderin. Von Wagner umgearbeitet. Leipzig 1776, 8.; Berlin 1777, 8.
Der Mann von Gefühl. Aus dem Engliſchen. Danzig 1777, 8.
Die reiche Frau. Luſtſpiel. Frankfurt und Leipzig 1777, 8.

Seine Luſtſpiele fanden zu ihrer Zeit um der guten Diction und der richtigen Charakterzeichnung willen, welche in denſelben vorherrſchten, freundliche Aufnahme, erhielten ſich aber nicht lange auf der Bühne.

Karoline Leſſing,

die Tochter des preußiſchen Stallmeiſters Meitzen zu Breslau, ward am 18. Juni 1780 daſelbſt geboren, erhielt eine ihrem Geſchlechte angemeſſene Erziehung und verheirathete ſich 1799 mit einem Neffen des Vorigen, dem Hofrath und Juſtizkommiſſär L. daſelbſt, mit welchem ſie in ſehr glücklicher Ehe lebte. Sie ſtarb zu Altona am 2. October 1834.

Die literäriſche Welt kennt ſie durch:

Iſabelle de Lüvârs, oder die Halbgeſchwiſter. Lübeck 1826.
Gegenſtücke. Berlin 1828.
Die Mexikanerin. Heldengedicht in 6 Geſängen. Zerbſt 1829.
Sigbrit. Hiſtoriſche Novelle. Hamburg 1830.

Ihre Novellen ſind gut erfunden und mit Wahrheit und Wärme geſchrieben; unbedeutender iſt dagegen ihr epiſches Gedicht.

Daniel Leßmann

ward am 18. Januar 1794 zu Soldin in der Neumark geboren, ſtudirte auf dem joachimsthaliſchen Gymnaſium und auf der Univerſität zu Berlin ſchöne Wiſſenſchaften und unternahm dann eine Reiſe nach Italien. Nach 6jährigem Aufenthalte zu Rom und Verona kehrte er 1824 nach Berlin zurück und lebte daſelbſt als Privatgelehrter ſeiner literariſchen Beſchäftigung, bis er im September 1831 auf einer Reiſe in der Nähe von Wittenberg, wahrſcheinlich durch freiwilligen Tod, ſein Leben endete.

Er ſchrieb:

Amathuſia. Berlin 1824, 8.
Luiſe von Halling. Berlin 1827, 2 Thle., 8.
Ciſalpiniſche Blätter. Ebendaſ. 1828, 2 Thle., 8.
Novellen. Ebendaſ. 1828 — 30, 4 Thle., 8.
Maſtino II. della Scala. Ebendaſ. 1829.
Biographiſche Gemälde. Ebendaſ. 1829 — 30, 2 Thle.
Gedichte. Ebendaſ. 1830, 8.
Das Spottgedicht. Ein Nachtſtück ꝛc. Ebendaſ. 1830, 8., (mit Blumenhagen).
Meiſter Mareola und die Nothlüge. Ebendaſ. 1830, 8. (mit W. Fiſcher).
Die Schlittenfahrt. Erzählung. Ebendaſ. 1831, gr. 12.
Das Wanderbuch eines Schwermüthigen. Ebendaſ. 1831 — 1832, 2 Thle., 8. Der 1r Thl. auch unter dem Titel: Südfrankreich; 2r Thl.: Spanien und England.
Die Heidenmühle. Ein Roman. Berlin 1833, 8. (aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren herausgegeben).

Leßmann verkannte eigentlich ſein Talent für hiſtoriſche Darſtellung und beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit der Behandlung ſelbſterfundener Stoffe, bei denen ſein feiner Verſtand durch mühſame Combinationen die Stelle der friſchſchaffenden Phantaſie vertreten mußte. Ein finſterer Zug geiſtiger Gedrücktheit geht durch alle ſeine Schriften und läßt ein trübes Geheimniß ahnen, daß an ſeiner Seele zu innerem Streite nagte. — Wiſſenſchaftlichkeit, Fleiß und ein ausgebildeter, aber keineswegs gefälliger und wohlthuender Styl ſind an ſeinen Leiſtungen beſonders hervorzuheben.

Georg Chriſtoph Lichtenberg,

war das 18. und jüngſte Kind aus derſelben Ehe des nachmaligen General-Superintendenten L. zu Darmſtadt, ward am 1. Julius 1742 zu Oberramſtädt bei Darmſtadt geboren und erhielt von ſeinen frommen und gebildeten Eltern eine ebenſo gute ſittliche, wie von Hauslehrern unter Beihilfe und Aufſicht ſeines gelehrten Vaters eine vortreffliche wiſſenſchaftliche Erziehung. Als er nach dem Tode ſeines Vaters unter Wenk das darmſtädter Gymnaſium beſuchte, zeigten ſich bereits die Folgen einer frühen Vernachläſſigung ſeines Körpers durch ſeine Wärterin, ohne daß ſie jedoch Einfluß auf die Munterkeit ſeines Geiſtes geäußert hätten. Vielmehr zeichnete er ſich bald in den Wiſſenſchaften, beſonders in der Mathematik und Aſtronomie, welche er vorzugsweiſe liebte, vor allen ſeinen Commilitonen aus und erwarb ſich die Gunſt und Unterſtützung des Landgrafen Ludwig's VIII. 1763 bezog er die Univerſität Göttingen, ſtudirte dort mit immer gleichem Fleiße unter Käſtner, Meiſter, Hollmann, Heyne und Gatterer Mathematik, Aſtronomie, Philoſophie, Naturgeſchichte, Philologie und Geſchichte, und trat 1770 auf Münchhauſen's Antrag und mit Genehmigung ſeines Landesherrn daſelbſt als Profeſſor extraordinarius auf, nachdem er kurz zuvor 2 junge Engländer nach London zurückgeführt und während ſeines dortigen Aufenthaltes

Digitized by Google

ſich die Hochachtung der königlichen Familie und vieler angeſehenen Gelehrten erworben hatte. 1774 unternahm er zur eignen Vervollkommnung in der engliſchen Sprache eine neue Reiſe nach England und erhielt 1775 eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie, neben welcher er ſeit 1777 zugleich die Stelle ſeines verſtorbenen Freundes, des Profeſſors der Chemie, Erxleben, verſah. Auch anderwärts blieb ſein Verdienſt nicht ohne Anerkennung. Er wurde 1782 Mitglied der Naturforſchergeſellſchaft zu Halle und Danzig, 1795 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg und bekam, nachdem er einen Ruf nach Leiden ausgeſchlagen hatte, 1788 den Rang eines k. großbritanniſchen Hofrathes. Noch einmal ſah der reiſeluſtige L. England, fiel aber nach ſeiner Rückkehr 1789 in eine Krankheit, die in Verbindung mit ſeiner unausgeſetzten raſtloſen Thätigkeit ſein Leben endete. Er ſtarb am 24. Februar 1799 in Göttingen.

Die Welt verlor in ihm einen gründlichen Mathematiker und Phyſiker, einen ausgezeichneten originellen Denker und einen achtungswerthen Menſchen.

Theilweiſe unter dem Pſeudonym Photorin haben wir von ihm:

Vermiſchte Schriften. Aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren herausgegeben von Ludw. Chriſtian L. und Fr. Kriés. Göttingen 1800 — 1805, 9 Bde., 8., mit L's Portrait vor dem 1. Bde.

Einzeln:

Timorus. Berlin (Göttingen) 1773, kl. 8.

Epiſtel an Tobias Göbhard und Friedr. Eckard. Göttingen 1776, 8.

Ueber Phyſiognomik wider Phyſiognomen. 2. verm. Aufl. Göttingen 1778, kl. 8.

Ailurokriomachie, oder das Gefecht des Widders an der Elbe mit der Katze an der Leine. Leinathen 1782, 8.

Ausführliche Erklärung der Hogarth'ſchen Kupferſtiche, mit verkleinerten aber vollſtändigen Copien derſelben von E. Riepenhauſen. Göttingen 1794 — 1807, 10 Lieferungen, 8. (die letzten 5 mit Zuſätzen engliſcher Erklärer).

Sammlung Hogarth'ſcher Kupferſtiche. Göttingen 1794 — 1817, 10 Lief., Fol. (die letzten 5 von einem Freunde L's). Franzöſiſch von Lamy. Göttingen 1797, 8.

Karikaturalmanach auf 1801. Aus L's Nachlaſſe. Mainz und Hamburg 1800, 12. Auch unter dem Titel: Karikaturblätter, ein Nachtrag zu L's Nachlaſſe 1r Bd.

Auserleſene Schriften. Baireuth 1800, 8., mit 24 Kupf., nach Chodowiecki.

In dem Gebiet der witzigen Proſa und der didaktiſchen Satyre iſt L. noch immer als Vorbild zu betrachten, obwohl ſein Styl hin und wieder nicht ganz correct erſcheint. Die Art und Weiſe, wie er die menſchlichen Schwächen und Fehler betrachtete und durch treffende Darſtellung aufzudecken und zu verſpotten wußte, iſt eine der feinſten und geiſtreichſten, da wirkliche Liebe und genaue Kenntniß der Menſchen überall hindurchleuchten. Er verſtand es, ſelbſt den unangenehmſten Erſcheinungen die heitere Seite abzugewinnen und ſie lächerlich zu machen, ohne jedoch den moraliſchen Widerwillen davor zu verbergen. Engliſche Vorbilder ſind in ſeinen ſatyriſchen und ironiſchen Schriften nicht zu verkennen, aber er verband mit der Nachahmung derſelben, deutſche Gründlichkeit und Originalität. Seine vorzüglichſte Leiſtung auf dieſem Gebiet iſt die Erklärung der Hogarth'ſchen Kupferſtiche, obwohl er ſich hier oft von ſeiner Laune hinreißen läßt und mehr auslegt, als eigentlich, trotz Hogarth's Reichthum, darin iſt. —

Simple, jedoch authentiſche Relation von den curieuſen ſchwimmenden Batterien, wie ſolche Anno 1782 am 13. und 14. September unvermuthet zu ſchwimmen aufgehört, nebſt dem, was ſich auf dem Felſen Calpe, gemeiniglich der Fels von Gibraltar genannt, und um denſelben, ſowohl in der Luft als auf dem Waſſer, zugetragen *).

Durch Emanuelem Candidum,
Candidat en Poësie allemande à Gibraltar.

Vorbericht,

den man vorher leſen muß.

Der Verfaſſer erzählt nicht die ganze Geſchichte der Belagerung, ſondern wirft ſich, wie man ſagt, gleich an das Ende der Begebenheiten, indem er vorausſetzt, daß das Meiſte ſeinen Leſern eben ſo gut bekannt iſt als ihm. Calpe heißt bei ihm immer der Fels, an deſſen Fuß Gibraltar liegt, oder Gibraltar ſelbſt, welches diejenigen wohl merken müſſen, denen unbekannt iſt, daß dieſer Fels wirklich ehemals Calpe geheißen. Dieſer und ein ähnlicher Fels in Afrika, ihm gerade gegenüber, hießen die Säulen des Herkules, und auch dieſe Benennung kommt im Gedicht vor. Den Namen Elliot hat er zuweilen drei-, zuweilen zweiſylbig gebraucht. Dieſe Freiheit wird den Leſer nicht hindern, den Vers fließend wegzuleſen. Erſteres gebietet zwar die Natur der Sache, da das Wort dreiſolbig iſt, letzteres hingegen entſchuldigt wieder die geſchwinde Ausſprache, da man nur zwei Sylben hört. Genaue hiſtoriſche Richtigkeit, zumal im Detail, wird man von einem ſolchen Gedicht nicht verlangen, da man ſie heut zu Tage kaum einmal von einem Geſchichtſchreiber verlangt.

Candidus.

1.

Don Alvarez **) lag jämmerlich,
Blos der Belag'rung wegen,
So lang vor Calpe, daß er ſich
Faſt hinten durchgelegen:
Das macht, der Felſen iſt fürwahr
Ein rechter Demant in dem Haar
Der Jungfer von Europa.

2.

Er grub und zeichnete und ſchoß,
Und macht' viel Zubereitung.
Doch gab's am Ende nichts als bloß
Artikel in die Zeitung.
Denn er verſtand's Belagern ſchlecht
Und Elliot 's Cap'tulirn nicht recht:
So ward nichts aus der Sache.

3.

Nun kam Crillon, der Wundermann,
Durch's enge Meer gekrochen.
Da ward entſetzlich viel gethan,
Doch noch viel mehr geſprochen.
Belagert hatte man nun zwar
In circa ſchon drei ganzer Jahr,
Doch noch nicht angefangen ***).

4.

Nun fing man an mit vollem Lauf;
Zehn tauſend Zentner Pulver
Und Eiſen gingen täglich drauf,
Ganz Spanien roch nach Sulpher;
Die Erde bebte vor Crillon,
Man ſagt', er hab' von Liſſabon
Die Stöße kommen laſſen.

5.

Die Pendeluhr'n zu Malaga †)
Die wollten nicht mehr gehen.
Und in ganz Andaluſia ††)

*) Aus Lichtenberg's vermiſchten Schriften.

**) Don Martin Alvarez von Sotomayer führte die Belagerung von Gibraltar drei Jahre, nämlich vom Sommer 1779 bis in den Sommer 1782, da er von dem Herzog von Crillon abgelöſet wurde.

***) In allen Zeitungen ſtand, ſobald der Herzog von Crillon im Lager angekommen wurde, ſollte die Belagerung angehen.

†) Im mittelländiſchen Meere, nicht weit von Gibraltar.

††) Namen der Provinz, in welcher Gibraltar liegt.

Wollt' keine Mausfall' ſtehen.
Die Schornſtein' ſelbſt ſah'n rund herum
Sich ſchon nach Menſchenköpfen um,
Um ſich darauf zu ſtürzen.

6.

„Elliot du und dein Felſendamm
„Sollt morgen unterliegen,
„Der jüngſt, ſprach er, Minorka nahm,
„Wird hier auch können ſiegen,
„Drauf hol' ich mir Jamaica
„Dann's Königreich Hibernia,
„Und dann — dann geht's — nach London.

7.

Doch ward durch Pulver, und durch Stoß
Kein Quartblatt Land erhalten;
Tagtäglich ändert der Franzoß,
Der Britte ließ's bei'm Alten,
Da fuhr er fort: „So geht es nicht,
„Wir müſſen ihm im Angeſicht
„Uns auch ein Calpe bauen *).

8.

„Und prahlt: hört Britten, troz Natur,
„Und eures Rodney's Siege,
„Zerſchmett'r ich euch ſo bald ich nur
Mein Calpe fertig kriege."
Da ſchaufelte — da ſcharrete —
Da hackete — da karrete —
Ein Cälpchen man zuſammen.

9.

Allein kaum ſah der große Calp',
Das Cälpchen ſich erheben,
Bumm! Bauz! da lag das Cälpchen halb
Sein Reſtchen ſtand darneben.
Wie roch's da nach Lavendel Duft!
Wie ſumſ'ten da in hoher Luft
Franzöſch' und ſpan'ſche Flüche!

10.

Drauf kam, im Projectiren ſtark,
Ein Mann d'Arcon mit Namen:
Stracks ab von Jungfer Jeanne d'Arc **)
Soll die Familie ſtammen.
Nur flickt die Demuth an ein on;
Die Mode ſetzte çon ſtatt con.
So wurde aus d'Arc, d'Arçon.

11.

Der ſteckte ſeine Habichtsnaſ'
Nun in den Handel tiefer;
Er ſah, man ſchoß' ohn' Unterlaß
Und täglich ſchoß man ſchiefer;
Da dacht' er, weil's nun ſo nicht geht,
Wie wär's, wenn man grad umgedreht
Zur See Laufgräben machte?

12.

Auch dreht in ſeinem Kopf ſich um,
Was Batteux ihn gelehret
Er hatte den Virgilium
Franzöſch bei ihm gehöret;
Da dacht' er an's trojan'ſche Pferd,
Es wäre wohl der Mühe werth,
Hier ſo was zu verſuchen.

13.

Ein Kriegsrath war ſo gleich bereit,
Und alle ſagten: O, ja!
Die Sache hat viel Aehnlichkeit
Mit der vor'm lieben Troja.
Wir ſitzen hier ins vierte Jahr,
Und Gott weiß, ob nicht zwölfe gar
Am Ende auch draus werden.

14.

D'Arçon, der nur zu wohl gehört,
Wie's dort die Griechen trieben,
Und daß ſie ſich ein hohles Pferd
Von Nürnberg her verſchrieben,
Bemalt mit Tulpen roth und weiß,
Nur, ſtatt des Pfeifchens in dem Steiß,
Mit einem Bombenmörſer.

15.

Der dacht', mit Pferden möcht's nicht gehn
Zumal auf britt'ſcher Erde;
Denn Britten, wußt' er, die verſtehn
Den Mara und die Pferde.
Jedoch wenn man dem Elliot
'nen Wallfiſch oder Cachelot
Könnt' in den Hafen ſpielen?

16.

Allein der Wallfiſch hat 'nen Schwanz
Verdrießlich zu bewegen,
Der Opermenſch und Göttertanz
Sind Kinderſpiel dagegen.
Für dieß und jen's und das und dieß
Müßt' man die Oper von Paris
Zum wenigſten verſchreiben.

17.

Das geht nicht, nein, der Wallfiſchſchwanz
Käm Karl'n wohl viel zu theuer:
Drum ſuch' ich Sieg und Lorbeerkranz
Nicht in dem Ungeheuer.
Wißt ihr, wie ich es mach'? ich kapp'
Dem Wallfiſch Schwanz und Vorkopf ab,
So hab' ich eine Arche.

18.

Kommt! Crillon's Arbeit führt zum Grab.
Die meinige zum Leben;
Zu! Was dem Noah Rettung gab,
Soll uns Erob'rung geben.
Dann ſteigen wir, nach großer That,
Auf jenes Calpe-Ararat,
Vom Sieg gekrönt, hernieder.

19.

Nun flog's, nun rennt's, nun lief's, nun ging's
Der ſagt's, der jauchzt's, der prahlet's.
Von Archen tönt es rechts und links,
Der deutet's ab, der malet's.
Da ſägt's und zimmert's Tag und Nacht,
Der Blasbalg keucht, der Ambos kracht
Für d'Arçon und die Archen.

20.

Baktrien und ſchwimmend oben drein,
War'ns nach der Herrn Gedanken.
Ja! ſchwimmend ſo wie Mühlenſtein:
Sie kamen, ſahn und ſanken.
Doch dieß iſt ſchon zu früh geklagt,
Ich will dafür, wie Leſſing ſagt,
Fortfahr'n um fortzufahren.

21.

Zehn Archen kamen nun ſonach,
Gleich Noah's angeſchwommen,
Man hatte aus Herrn Silberſchlag
Die Maaße g'nau genommen:
Doch guckten keine Affen raus,
Kein Pfauenſchwanz, kein Vogel Straaß,
Kein Elephantenrüſſel.

22.

Nein! Nein! mit dieſen war's kein Spaß,
So wie wohl mit den andern.
An jeder Vorderſeite ſaß
Ein Schießloch an dem andern:
In jedem Schießloch noch ein Loch,
Das war fürwahr! faſt größer noch,
Als erſtgedachtes Schießloch.

23.

Die erſten Löcher war'n von Holz,
Von Meſſing war'n die zweiten;
So groß, ein Zwerg, der Teufel hol's,
Kannt' euch in eines reiten.
Ja, eine Dame konnt' ſonach
Hinein an einem Gala-Tag
Den Kopf bequemlich ſtecken.

*) Hier wird auf ein ſehr hohes Werk angeſpielt, das den Zeitungen nach Crillon errichten ließ, um die Stadt bequemer beſchießen zu können.
**) Sonſt Pucelle d'Orleans genannt.

Digitized by Google

24.

Mit Oferplatten war das Dach,
  Mit Kuchenblech die Wände
Gedeckt, damit ein Bombenſchlag
  Das Eiſen nicht verbrennte.
Umher ging eine Doppelwand
Voll Erd', die man vom feſten Land
  Expreß dazu verſchrieben.

25.

Nun pflanzten ſie bei'nander ſich
  In einem ſchönen Bogen,
Den man mit einem Kreidenſtrich
  Erſt auf der See gezogen.
Auch hatte jede Archenſchanz
Die eigentliche Zünd-Diſtanz
  Für Elliot genommen.

26.

Da zeigt ſich (in Parentheſi)
  Ein Echo voller Wunder
An dieſer Archen-Batterie;
  (Gebt Acht, ſie gehet unter!)
Wenn man hinein ſchrie! Elliot, Howe!
So ſchrie die Nymph' heraus: Au! Au!
  Recht ominös und deutlich.

27.

„Seht, Kinder, welch ein Schauſpiel hier!"
  Sprach Elliot zu den Seinen,
„Der halbe Mond zu Bath *) könnt' ſchier
  So glänzend uns nicht ſcheinen.
Auch ſind's Badhäuſer, ſeht nur hin,
„Kommt laßt uns aus den Fremden drin
  „Noch heut Badgäſte machen."

28.

„An Löchern zwar iſt nichts geſpart,
  „Gezimmert und gegoſſ'nen,
„Doch fehlt's noch an der ſchönſten Art,
  „Und das ſind die geſchoſſ'nen;
„Und damit, Kinder, wollen wir
„Im Ueberfluß den Herren hier
  „Mit Gottes Hülfe dienen."

29.

Gleich blitzt's und kracht's auf Elliot's Ruf,
  Wie, wenn Zevs kanoniret,
Als wäre Aetna und Veſuv
  Auf Calpe transportiret.
Da flogen Kugeln heiß und kalt;
Da ſchoſſen Helden jung und alt
  Aus Mörſern und Kanonen.

30.

Verwüſtung ſtrömt, und Flammen ſprühn,
  Aus Elliot's Gewittern!
Das Meer tobt auf, die Wolken glühn,
  Und Herkul's Säulen zittern.
Doch ruhig, wie ein Kriegesgott,
Standſt du da, großer Elliot,
  Bei deinem Häufchen Helden.

31.

Gott! welch ein Anblick, welch ein Graus!
  Seht, Fels und Weltmeer kreiſen,
Doch hier gebar das Meer die Maus,
  Der Berg den großen Weiſen.
Der Held faßt kühn die Lorbeern ſchon
Wenn Prahler Crillon und d'Arçon
  Umarmen Crucifixe;

32.

In britt'ſchen Dienſten ſtand ein Mann,
  Zu Manchem zu gebrauchen,
Auch herzlich gut, nur tadelt man
  An ihm das viele Rauchen,
Der war vertraut mit Elliot:
Der Deutſche nennt ihn Feuer-Gott,
  Der Römer den Vulcanum.

*) The Crescent. Eine in einem Zirkelbogen gebaute Reihe von Pal-läſten, worin zur Badezeit vornehme Gäſte logiren. Sie giebt ein ſchönes Bild.

33.

Den ſchickt' man nach den Batterien,
  Um dort in Ruh zu Rauchen.
Auch fing er mit Frau Paſtorin *)
  Sein Pfeichen an zu ſchmauchen.
Drauf ſtreckt der Schelm die Zung heraus,
  Und leckt an jedem Waſſer-Haus
Vom Taubenſchlag zum Keller.

34.

Nun war's gethan! Gott! Feuer! Feu'r!
  Ach! Hülfe! Feuer! Waſſer!
Was Muth hat, her! zum britt'ſchen Feu'r
  Das Bourbon'ſche, das laſſ' er.
Hier brennt's! — Nein dort! — Nein dort und hier!
D'Arçon! Sieh! Feuer! — Unter dir!
  Ach, daß ſich Gott erbarme!

35.

Nun ſtieg die Angſt, nun ſank der Trotz,
  Nun hat der Held geſieget;
Da lief's gleich Würmern auf dem Klotz,
  Der in den Flammen lieget.
Beſchämt, verwirrt, beweint, verlacht,
Rennt ſelbſt im Licht-Quell, als wär's Nacht,
  Der Eine an den Andern.

36.

Statt's Feu'r zu werfen über Bord
  Und's Pulver zu behalten:
So ſchmiſſen ſie das Pulver fort
  Und ließen's Feuer ſchalten;
Die See, die ward ſo ſchwarz davon,
Man hätt' die Cap'tulation
  Draus können unterſchreiben.

37.

Die Archen, die ſonſt unverletzt
  Und ruhig konnten liegen,
Die ſchönen Archen lernten jetzt
  Das Sinken und das Fliegen.
Und eine nach der andern trat
Die Reiſ' nach ihrem Ararat
  Flugs an durch Luſt und Waſſer.

38.

Puff! Puff! und einem ganzen Heer
  Von Spaniern und Franzoſen,
Lief ſtromweis das atlant'ſche Meer
  In Stiefel, Taſch' und Hoſen;
Und jeder faſt verlor etwas,
Der Eine dieß, der Andre das,
  Und alles ſchwamm voll Uhren.

39.

Ein Theil flog bis an's Wolkenreich,
  Daß ſie die Pyrenäen,
Die Dreckſtadt **) und Madrid zugleich
  Ganz deutlich konnten ſehen.
Der Aetna lag zur rechten Hand,
Und hinterwärts das Mohrenland,
  Zur Linken die Antillen.

40.

Jud', Kind und Weib lief nun zu Hauf
  Das Ufer zu erreichen,
Und alles ſtarrte himmelauf
  Zu ſehn die Vögel ſtreichen.
Da rief ein Feldſcherer: hätt' ich euch,
Nie ſah ich draußen in dem Reich
  So ſchöne ſpan'ſche Fliegen.

41.

Da warf Curtis die Netze aus
  Nach Spaniern und Franzoſen,
Und zog drauf ein Gemiſch heraus
  Von Brillen und von Doſen,
St. Ludwigs-Orden, ſchimmlicht Brod,
Riechfläſchchen, Menſchen mauſetodt,
  Und Fähnriche lebendig.

*) La Pastora hieß die Batterie, die zuerſt in Brand gerieth, welcher die übrigen bald nachfolgten.

**) Paris (Lutetia).

42.

Bald kam ein Don, bald ein Marquis,
  Bald ließ ein Dieb ſich blicken *),
Und Ordensbänder ſah man hie
  Bei Galgen auf dem Rücken;
Dann kam ein geiſtlich Fuderfaß **)
Und gleich dabei nur etwas naß,
  Ein Pürſchchen wie gedrechſelt.

43.

O welch ein Anblick, groß und hehr!
  Wie ſich die Wogen thürmten!
Wie Ocean und Feuer=Meer
  Zum großen Endzweck ſtürmten!
Da fanden Tauſende ihr Grab
Und ſelbſt das Echo brannte ab,
  Bis auf die letzte Sylbe.

44.

Als nun die Sache ſo weit war,
  Verwirrt der Herr der Thronen,
Der Flotte, wie zu Babel gar,
  Die Sprache der Kanonen.
Da ließen ſie Georg's Fels in Ruh,
Und ſchoſſen deſto friſcher zu
  Auf ihres Ludwigs Bruder ***).

45.

Der ſchöne Plan! ach wie verzauſ't
  Wie weg! die ſchönen Sachen?
Die Nachwelt ſeh' ich in die Fauſt
  Bei manchem Namen lachen.
Doch dir, erhabner Elliot, brennt
Ihr Weihrauch; Hercul's Säulen nennt
  Sie künftig Elliot's Säulen.

46.

Ihr Chriſten mit Vernunft begabt,
  O merkt's, was ich erzählet.
Verkauft nicht, was ihr ſelbſt nicht habt,
  Verſchenkt nicht, was euch fehlet.
Denkt hier nur an die Bär'nhaut hin,
Die, ohn' den Bär'n zu Rath zu ziehn,
  Zwei Jäger theilen wollten.

Amintors Morgenandacht †).

Wie, wenn einmal die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunkeln Nacht erwachte, und freuete ſich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen ſah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Ueberlegung, verbunden mit dem Gefühl geſtärkter Kräfte und wieder erneuerter Geſundheit, erweckte in ihm alsdann ein ſo mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geiſt, der ſie lenkt, daß er ſich in dem Tumult des Lebens ſo ſicher glaubte, als ſtände ſein Verhängniß in ſeiner eigenen Hand. Dieſe Empfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingſt und nicht vorheuchelſt, und die dir dieſes unbeſchreibliche Wohlbehagen gewährt, iſt gewiß das Werk eben jenes Geiſtes, und ſagt dir laut, daß du jetzt wenigſtens richtig denkſt. Auch war dieſes innere Anerkennen von Ordnung nichts anders, als wieder eben dieſe Ordnung ſelbſt, nur auf ihn, der ſie bemerkte, fortgeſetzt, und daher immer für ihn der höchſte Genuß ſeines Geiſtes. O ich weiß, rief er alsdann aus, dieſes mein ſtilles Dankgebet, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit ſeinem Gefühl und in der Sprache, nach ſeiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von Dir gehört, der du den Himmel lenkſt: gewiß wird es Dir von allen Creaturen, zu Tauſenden, dargebracht, aber mit doppeltem Genuß, von mir, dem du Kraft verliehest zu erkennen, daß ich durch dieſes Dankgefühl und in dieſem Dankgefühl bin, was ich ſein ſoll. O ſtöre nicht, ſprach er dann zu ſich ſelbſt, dieſen himmliſchen Frieden in dir heute durch Schuld! Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn dieſe reine Spiegelhelle deines Weſens nicht mehr in dein Inneres zurück würfe? Es wäre beſſer, er erſchiene nie wieder, oder wenigſtens für dich Unglücklichen nicht mehr. — Dieſe Art in ſeinem Gott zu leben, wie er es nannte, die ihm von Betbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil ſie es ſo bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt wurde, hatte er ſich ſo ſehr eigen gemacht, daß ſie für ihn unzerſtörbare Beruhigung über die Zukunft, und ein nicht zu überwältigender Troſt in Todesgefahr wurde. Eines Tages, als er ſich nach einer ſeiner Morgenandachten ſelbſt befragte, woher ihm dieſes freudige Ergeben in die Führung der Welt, und dieſes große Sicherheitsgefühl bei jedem Gedanken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu feſt, um bloß dichteriſches Aufwallen zu ſein): ſo war es ihm entzückende Freude, zu finden, daß er es allein dem Grad von Erkenntniß der Natur zu danken habe, den er ſich erworben hatte, einem Grade, von dem er behauptete, daß er jedem Menſchen von den gewöhnlichſten Anlagen erreichbar wäre. Nur müſſe, wie er ſagt, das Studium anhaltend, ohne Zank= und Neuerungsſucht und ohne alle Speculationen des Inventurienten getrieben werden. Man wird ihm leicht glauben, daß es eine entzückende Betrachtung ſein muß, ſich ſagen zu können: meine Ruhe iſt das Werk meiner eigenen Vernunft; es hat ſie mir keine Exegeſe gegeben und keine Exegeſe wird ſie mir rauben. O, nichts, nichts wird ſie mir rauben können, als was mir meine Vernunft raubt! Daß die Betrachtung der Natur dieſen Troſt gewähren kann, davon iſt er gewiß, denn er lebt in ihm; ob er für Alle ſei, ließ er wenigſtens unentſchieden, und hierbei hinge, wie er ſagte, vieles von der Art ab, wie die Wiſſenſchaft getrieben und angewandt würde, eine Sache, die, wie vielleicht auch Spinozismus, wenn er unſchädlich ſein ſoll, nicht gelehrt, ſondern ſelbſt gefunden ſein wolle; es ſei nichts weniger als jene phyſico=theologiſche Betrachtung von Sonnen, deren uns deutlich=ſichtbares Heer nach einer Art von Zählung auf 75 Millionen geſchätzt wurde. Er nannte dieſe erhabenen Betrachtungen bloße Muſik der Sphären, die anfangs den Geiſt wie mit einem Sturm von Entzücken faſt zur Betäubung hinreiße, deren er aber endlich gewohnt werde; allein das, was davon immer bliebe, unſtreitig das Beſte, fände ſich überall und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geiſt, der dieſer Betrachtungen fähig ſei. Es ſei vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur ſich unvermerkt geſellende Freude über eigenes Daſein, verbunden mit nicht ängſtlicher, ſondern froher Neugierde (wenn dieſes das rechte Wort iſt), die ſo weit über ſogenannte Curioſité erhaben ſei, als hohes Gefühl für Ehre über Bauernſtolz, zu erfahren mit dieſen Sinnen oder mit analogen, oder Verhältniſſen anderer Art, die ſich von jeder Art des Daſein hoffen laſſen, was nun dieſes alles ſei und werden wolle. Er fürchte zwar ſehr, daß ſeine Freunde immer nur die Worte der Lehre und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber alles, wenn er dereinſt darüber ſprechen würde, von eigenem Verſuch. Er denke nun ſeit der Zeit, daß das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, ſo wie dem Manne von aller Art von Bildung gewährt, auch den großen Zweck mit zur Abſicht habe, und in jeder Welt haben müſſe, in welchem Zuſammenhang ſei: völlige Beruhigung in Abſicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt; man gebe nun dieſer einen Namen, welchen man wolle. Er zählte es unter die wichtigſte Begebenheit ſeines Lebens, wenigſtens für ſich gefunden zu haben, daß, ſo wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche von aller Tradition unabhängige Mittel haben, dieſe Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden. Dieſe Philoſophie hebe freilich den vorübergehenden Unmuth nicht auf, ſo wenig als den Schmerz, weil eine ſolche Philoſophie, wenn ſie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieſes öfters ſeine Verſöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft, ſelbſt mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gange der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu jener Beruhigung ohne weitere Hülfe leiten könnte. Ueberhaupt kamen bei ſeinem Vortrage viele Ausdrücke vor, deren ſich die Bibel bedient; er ſagte dabei: es ſei nicht wohl möglich, dieſelbe Geſchichte des menſchlichen Geiſtes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieſelben Ausdrücke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch beſſer verſtehen, als man ſie verſteht, wenn man ſich ſelbſt mehr ſtudiere; und um mit ihren erhabenen Lehren immer zuſammen zu treffen, ſei der kürzeſte Weg, die Erreichung ihres Zwecks einmal auf einem andern, von ihr unabhängigen zu verſuchen, und Zeit und Umſtände dabei in Rechnung zu bringen; Spinoza ſelbſt, glaube er, habe es nicht ſo übel gemeint, als die vielen Menſchen, die jetzt ſtatt ſeiner meinen. — Es ſei für Millionen Menſchen bequemer und verſtändlicher vom Himmel herab zu hören: Du ſollſt nicht ſtehlen, und kein falſch Zeugniß reden, als im Himmel ſelbſt die Stelle zu ſuchen, wo dieſe Worte wirklich mit Flammenſchrift geſchrieben ſtehen, wo ſie von vielen geleſen worden ſei.

---

*) Nach einigen Nachrichten ſoll man die Leute zum Rudern der Batterien aus den Gefängniſſen zu Cadiz genommen haben.

**) Auf jener Batterie befanden ſich zwei Patres.

***) Als der Graf von Artois durch die combinirte Flotte fuhr, ſalutirte man deſſen Boot aus Verſehen mit ſcharfen Schüſſen, wodurch einige Leute auf demſelben getödtet wurden, und er ſelbſt in große Gefahr gerieth.

†) Aus Lichtenberg's vermiſchten Schriften.

Verzeichniß einer Sammlung von Geräthſchaften, welche in dem Hauſe des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden ſollen.

(Nach dem Engliſchen).

Vielleicht gewährt nachſtehendes Verzeichniß einigen unſerer Leſer eine kurze Unterhaltung. Ich fand daſſelbe bei meinem Aufenthalt in England in einer Bibliothek auf dem Lande, wo es auf die hintern weißen Blätter eines Bandes von Swift's Werken von einer ſaubern Hand geſchrieben war. Unmittelbar unter obiger Aufſchrift ſtand in einer Parentheſe: in the manner of Dr. Swift (in Dr. Swift's Manier). Der Beſitzer der Bibliothek verſicherte, es ſei aus einem öffentlichen Blatte genommen, und eine ziemlich treffende Satyre auf einen damals verſtorbenen, reichen aber unwiſſenden Naturalien-, Artefacten- und Raritätenſammler, der mit ungeheurem Aufwand eine Menge des unnützeſten Plunders in einem Cabinet aufgehäuft habe. Man habe ihn aus Spott Sir Hans Slonne*) genannt, und darauf zielen die Buchſtaben in der Aufſchrift, der Mann habe, wo er nicht irre, eigentlich Morlaw geheißen. Seine Sammlung habe zwar nicht die nachſtehenden Stücke, aber wirklich mehrere eben ſo tolle enthalten, und darunter auch einige, womit er war betrogen worden, und womit, ſollte man denken, kein Kind hätte betrogen werden können, unter andern eine Cocosnuß, welche in Schottland wild gewachſen; eine ſolide Kugel von einem neuen Metall, die nicht mehr wog, als ein gleich großes Stück Kork; die beiden Kugeln hingen wirklich an einer gleicharmigen Wage und balancirten einander. Der edle Beſitzer hatte nie bemerkt, daß der Wagebalken an der Seite des Metalls hohl, hingegen der andere ſolide oder gar mit Blei ausgegoſſen war. Der Schalk, der ihn mit dieſer Raritat betrogen hatte, war vorſichtig genug, den Wagebalken vortrefflich auszuarbeiten, und den Kork ſowohl als das Metall ſo an ihm zu befeſtigen, daß ſie ohne Feile und Zange nicht abgenommen werden konnten, um die Stellen zu wechſeln, oder ſie auf einer andern Wage zu wiegen. Außerdem ſoll die Zahl unnützen und dabei koſtbaren Hausgeräthes über alle Maßen groß geweſen ſein.

Swift's niedrig-komiſche Manier iſt, wie mich dünkt, ziemlich getroffen. Kenner der Producte dieſes ſonderbaren Kopfes werden wiſſen, daß Sr. Hochwürden nicht ſelten noch viel niedriger gedichtet, ja ſich ſogar ſehr häufig zu groben Unflätherеien herabgelaſſen haben. Auch dieſe waren in dem Verzeichniſſe nachgeahmt, bleiben aber hier natürlich weg. Daß ich nicht blos überſetzt, ſondern Manches auf unſere Sitten und Gebräuche übergetragen habe, wird man mir gern vergeben. Denn was in dieſer Art von Witz ohne hinzugefügte Erläuterung keinen Eindruck macht, macht mit der Erläuterung gewöhnlich auch nur einen ſehr kümmerlichen. Vor allen Dingen muß man aber den Leſer bitten, nicht zu vergeſſen, daß der Aufſatz einige Tage nach dem Tode des unſinnigen Sammlers erſchien, von dem damals in allen Geſellſchaften die Rede war. Das war die eigentliche Blüthezeit des Pflänzchens, das hier nur blos elend aufgetrocknet erſcheint.

1) Ein Meſſer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.

2) Ein doppelter Kinderlöffel für Zwillinge.

3) Eine Repetir-Sonnenuhr von Silber.

4) Eine Sonnenuhr an einen Reiſewagen zu ſchrauben.

5) Eine ditto, welche Lieder ſpielt.

6) Eine Schachtel voll kleiner feingearbeiteter Patronen mit Pulver gefüllt, hohle Zähne damit zu ſprengen.

7) Eine Chaise per se (ſoll vermuthlich percée heißen). Wenn man ſich gehörig darauf ſetzt, ſo wird ein Duſch mit Pauken und Trompeten gehört. Er ſchallt durch das ganze Haus. Ein Möbel für einen großen Herrn. Hat 100 Guineen gekoſtet.

8) Eine große Sammlung von porcellanenen Kammertöpfen, von zum Theil ſehr luſtigen Formen. Die beiden letzten Artikel können eine Stunde vor der Auction hinter einer ſpaniſchen Wand, oder auch in einem Nebenzimmer, probirt werden.

9) Eine Bettſtelle, in Form eines Sarges, ſchwarz gebeitzt mit überzinnten Henkeln, nebſt 12 Gueridons für 12 Nachtlichter. Für Methodiſten und Betſchweſtern.

10) Eine ditto Bettſtelle, ſich ſelbſt des Nachts in der Stube herum zu fahren.

11) Ein prächtiges Imperialbett, worin drei Großveziere an der Peſt geſtorben.

12) Eine vortreffliche Sammlung von Inſtrumenten, die Juden zu bekehren. Sie ſind meiſtens von polirtem Stahl, das Riemenwerk von rothem Marocco. Zumal iſt die große Peitſche ein Meiſterſtück der engliſchen Riemerkünſte.

13) Ein vortrefflich gearbeitetes Modell von einem Leichenwagen, zwölf Leichen zugleich darin hinaus zu fahren.

14) Eine Flaſche mit Waſſer aus einem Stück Eis, welches im Jahr 1740 noch um Pfingſten auf der Straße gelegen. Es hat die ſonderbare und von keinem Phyſico noch bemerkte Eigenſchaft, daß es bei jedem kalten Winter, wenn man es hinausſetzt, ſich gleichſam ſeiner Freiheit erinnert, und das Glas zerſprengt. Der Selige hatte der königl. Societät eine Abhandlung darüber überreicht, ſie iſt aber wegen allerlei Cabalen nie gedruckt worden.

15) Ein goldner Trumpfzähler. Etwas Einziges in ſeiner Art. Er wird wie ein Ring an den Finger geſteckt, doch ſo, daß er über ein Gelenk zu ſtehen kömmt. Wenn ein Trumpf geſpielt wird, biegt man den Finger ſanft, ſo zeigt er die Zahl der geſpielten Trümpfe ungefähr wie ein Schrittzähler die Schritte.

16) Eine ganz vollſtändige Hauspulvermühle, worin jedermann ſein Schießpulver ſelbſt verfertigen kann, und zwar einen halben Centner auf einmal. Sie iſt ſo bequem eingerichtet, daß ſie unter einem etwas großen Schreibtiſch, oder auch unter einer etwas erhöhten Bettlade in Gang geſetzt werden kann. Der Pudel, der das Rad treibt, wird mit verkauft.

17) Ein aſtronomiſcher Vexir-Tubus, wenn ein Freund durchſieht und man dreht eine kleine Schraube, ſo bläſet er demſelben Pfeffer und Schnupftaback in die Augen. Iſt auch auf der Erde zu gebrauchen. Hierüber ſoll der Selige einmal ein paar Ohrfeigen bekommen haben.

18) Ein vortrefflicher Jagd-Tubus mit einem Flintenſchloß, wenn man die Gläſer herausnimmt, welches mit einem einzigen Ruck geſchieht, (eigentlich werden ſie blos an ihre Seitenbehälter geſchoben), ſo kann man kleine Vögel damit ſchießen.

19) Ein Barometer, welcher immer ſchönes Wetter zeigt. Der Thermometer dabei zeigt Jahr aus Jahr ein eine angenehme temperirte Wärme.

20) Ein vollkommener Apparat von allerlei Trauergeräthe für hohe Häuſer, als: a) Ein ſchwarzes Billard mit weißen Schnüren und ſchwarzangelaufenen Nägeln beſchlagen, und rings umher mit Feſtons von weißem Kattun behangen. Die Glöckchen an demſelben ſind von Silber, aber mit ſchwarzem Sammet gedämpft. b) Ein Dutzend Trauerwürfel, ſchwarz mit weißen Punkten. c) Ein Dutzend ditto für halbe Trauer, violet mit ſchwarzen Punkten. d) Ein Vorrath von Lombre- und Tarokkarten mit breitem ſchwarzen Rande, und andern blos ſchwarz auf dem Schnitt, ebenfalls für halbe Trauer. e) Einige Dutzend Liquergläschen, in der Form von antiken Thränenfläſchchen, zum Schnapſen bei der Leiche. f) Ein anſehnliches Convolut von Recepten, faſt die meiſten Gerichte, als Suppen, Gemüſe, auch Gebackenes völlig unſchädlich ſchwarz zu färben, worunter auch eines, die Citronen und Zwieback bei der Leiche ſchwarz zu beitzen. g) Ein vortreffliches, vollſtändiges Tafelſervice von Porcellan, wovon jedes Stück auf eine ſinnreiche Art auf den Tod anſpielt, welches alles hier zu weitläufig wäre herzuerzählen. Nur eins anzuführen: ſo iſt zum Beiſpiel die Butterbüchſe ein Todtenkopf, ſo natürlich und mit ſolcher Kunſt gearbeitet, daß man glaubte er lebe. Der Deckel oder der obere Theil des Cranii, iſt ſelbſt inwendig ſo oſteologiſch richtig geformt, daß, wenn man den Kopf mit Butter etwas hoch anhäuft und den Deckel gehörig darauf drückt, die Butter völlig die Form des Gehirns annimmt, welches auf der Tafel, zumal wenn man der Butter die gehörige Farbe giebt, ſchauderhaft ſchön ausſieht. Bei einem Verſuche, den der Selige einmal damit machte, fielen, als er die Butter anſchnitt, einige Damen und Chapeaux in Ohnmacht, andere ſprangen vom Tiſche auf, und keiner, den Wirth ausgenommen, konnte von der Butter eſſen. h) Eine bleierne Eßglocke während der Trauer zu läuten. i) Mehrere ſchwarz emaillirte Halsbänder mit weißen Todtenköpfen, für die Jagdhunde. k) Mehrere Masken für Perſonen, die nicht weinen wollen oder können. Sie ſind alle von den größten Meiſtern Englands gearbeitet, und von großer Schönheit, zwar blaß, aber zum Entzücken, zumal die Frauenzimmermasken. Die Thränen an denſelben ſind durchaus durch natürliche Perlen vorgeſtellt, worunter einige an den Masken für die nächſten Verwandten von der Größe einer Erbſe ſind ꝛc.

21) Ein Suite von Kleidungsſtücken für ein Kind mit zwei Köpfen, vier Beinen und vier Armen, von der Wiege an bis in's zwanzigſte Jahr. Ein wahres Meiſterſtück der Schneiderkunſt. Sie können auch zur Probe von zwei einzelnen Menſchen angezogen werden, welches zumal in gemiſchter Geſellſchaft, zu drolligen Scenen Anlaß giebt.

22) Eine Sammlung von vortrefflichen Formen, Drittel- und Zweidrittelſtücke zu gießen, nebſt einem Centner Metall dazu. Dieſer Artikel wird um der Delicateſſe der Käufer zu ſchonen, im Dunkeln verauctionirt und im Dunkeln abgeliefert. Das dafür zu entrichtende Geld wird von dem Auctionator bei einer Diebslaterne in einem Winkel gezählt. Er iſt ein Mann von Ehre.

23) Einige Flaſchen Lappländer Achtundvierziger. Im Engliſchen ſteht: some bottles of Iceland-Madeira (einige Flaſchen von isländiſchem Madeira).

24) Eine ganze Sammlung von theils verbotenen, theils ſehr verrufenen Büchern mit Kupferſtichen von großer, obſcöner Schönheit. Sie ſind ſämmtlich in ſchwarzen Corduan, mit goldenem

*) Nach dem bekannten großen Manne, deſſen vortreffliche Sammlung die Baſis der jetzigen Naturalienſammlung des britiſchen Muſeums ausmacht.

Digitized by Google

Schnitt gebunden, zum Gebrauch der Jugend von Eton und Weſtmünſter, ſich in der Kirche damit zu amüſiren.

25) Ein höchſt merkwürdiges Stück. Eine kleine mit unbeſchreiblicher Kunſt gearbeitete Maſchine das concubinium (ſoll wohl heißen connubium oder commercium) animae et corporis zu erklären. Die Walze, welche alles in Bewegung ſetzt, hat drei verſchiedene Stellungen für die drei bekannten Syſteme; eine für den phyſiſchen Einfluß, eine für die gelegenheitlichen Urſachen und eine für die vorherbeſtimmte Harmonie. Doch hat die Walze, noch Raum für zwei bis drei andere; nur müſſen ſie einen Leib und eine Seele ſtatuiren, doch könnte im Fall der Noth die Seele auch herausgenommen werden. Der Leib an dieſem koſtbaren Werke iſt von vielmehr als halbdurchſichtigem Horn gearbeitet, und etwa vier bis fünf Zoll lang. Die Seele aber, nicht größer als eine große Ameiſe, iſt ganz, Flügelchen und Alles, von Elfenbein, nur iſt ihr linkes Beinchen etwas ſchadhaft. Die Bewegung wird der Maſchine durch keine Kurbel mitgetheilt (man würde ſie damit zerreißen), ſondern durch ein paar kleine Windmühlenflügel aus der feinſten Goldſchlägerhaut, gegen welche mit einem dazu gehörigen und in einiger Entfernung von der Maſchine befeſtigten ſogenannten doppelten, ſtäte fortblaſenden Blaſebalg (follis infinitus) geblaſen wird, durch dieſe Flügel wird eine Schraube ohne Ende (cochlea infinita) gedreht, welche alles in Bewegung ſetzt.

26) Die peinliche Halsgerichtsordnung (im Engliſchen ſteht die Habeas Corpus-Acte) von dem Seligen ſelbſt in Muſik geſetzt. Es iſt die vollſtändige Partitur von Pauken und Trompeten. Bei einigen Paſſagen enthält das Accompagnement ſogar Kanonenſchüſſe. Sonſt hat hier und da auch die Maultrommel Solo.

27) Einige Formen, Petrefacta zu machen. Das Recept zur Maſſe iſt dabei. Auch ein Vorrath von Pectiniten, Terebratuliten, Ammonshörnern u. ſ. f., auch ganz neu erfundenen Muſcheln, die damit verfertigt worden; ſie laſſen alle völlig antik.

28) Das ſeltenſte Stück, nicht allein in dieſer Sammlung, ſondern vielleicht in der ganzen Welt, nämlich ein Stück echten Granits, worin ein metallenes Aleph ſo feſt ſteckt, daß es durch Menſchenhände unmöglich hineingekommen ſein, ja, ohne das Ganze zu zertrümmern, auch nicht dadurch herausgezogen werden kann. Alle die es ſehen, bekennen einſtimmig, daß es zum Bücherdruck gedient habe. Der Selige hat es von einem vornehmen Herrn, der ſeine Länder auf dem Berge Libanon hat, für eine große Summe gekauft.

29) Eine prächtige Staatscaroſſe mit vieler Vergoldung. Hoch über dem Kutſcherſitze iſt ein prächtiger Spiegel angebracht, der gegen die Ebene, worauf die Kutſche ſteht oder geht, unter einem Winkel von 45 Grad nach der Kutſche zu geneigt iſt. Hinten über der Kutſche correſpondirt ihm ein ähnlich liegender, aber entgegengeſetzter. Durch dieſes prachtvolle Polemoſkop wird der Kutſcher in den Stand geſetzt, auf dem Bocke ſogleich zu ſehen, ob ſich jemand hinten aufgeſetzt hat. Iſt dieſes der Fall, ſo ſtampft er nur mit dem Fuß auf eine Feder, und der Paſſagier bekömmt ſogleich einen derben Stoß gegen das Sitzfleiſch, ſo daß er nicht leicht wieder kömmt.

30) Ein Geſpann Pferde, denen der Verſtorbene das Maculaturfreſſen beigebracht hat. Ein Artikel für Buchhändler und Verleger.

Wir brechen hier ab, damit nicht dieſer gelehrte Artikel, wenn er noch mehr Ausdehnung erhält, am Ende gar den ganzen Taſchenkalender in Pferdefutter verwandelt.

Rede der Ziffer 8 am jüngſten Tage des 1798. Jahres im großen Rathe der Ziffern gehalten.

(Die Nulle, wie gewöhnlich, im Präſidentenſtuhl.)

Inhalt.

Anfang: die Rednerin ſpricht viel von ſich: wird ausgelacht: ereifert ſich: Lobrede auf die Nulle. Decimalſyſtem: Toulоner Flotte: Berg Sinai, die Nulle wird roth: erſter Tag des XIX. Jahrhunderts; Beſchluß: Ende.

Durchlauchtigſte Nulle,

Großgütigſte Präſidentin und Stellvertreterin unſer Aller, Allerſeits, nach angeſtammter Ungleichheit höchſt zu verehrende Mitſchweſtern,

9, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1*).

Morgen wird der Tag ſein, an welchem ich in unſerem geheimen chronologiſchen Ausſchuß die Bank der Einer auf zehn Jahre verlaſſen, und morgen über ein Jahr (tiefer Seufzer) der, an dem ich die der Hunderte wieder beſteigen werde, auf der ich nun ſeit ultimo Decembris 899 nicht geſeſſen habe. Ihr werdet mir alſo verſtatten, theuerſte Mitſchweſtern, daß ich, ehe ich meine Stelle im geheimen Ausſchuß der Schweſter Neune übertrage, ein paar Worte zu euch rede, wozu mir einige Vorfälle während meines Sitzes auf dieſer Bank Veranlaſſung gegeben haben, und worüber es in dem Jahre, das morgen ſeinen Anfang nimmt, vielleicht noch oft zur Sprache kommen möchte.

Ich finde zwar in den Annalen des chronologiſchen Ausſchuſſes kein Beiſpiel, daß je von irgend einer Schweſter bei ähnlichen Gelegenheiten öffentlich im großen Rath wäre geſprochen worden. Ja, ich erinnere mich noch ſehr wohl, ob es gleich 1000 Jahre her ſind, daß ich ſogar am erſten Jänner 800, an dem Tage, da ich die Ehre hatte, zum erſten Mal in centgräflicher Glorie im Ausſchuß zu ſitzen, nicht zu euch geredet habe. Aber, geliebte Mitſchweſtern, tempora mutantur! Die 8, die das neunte Jahrhundert beherrſchte, iſt nicht mehr die, die das neunzehnte beherrſchen wird; in 1000 Jahren läßt ſich wohl was lernen. O, ich habe es hundertmal bereuet, daß ich am letzten December 1789, als ich mich von der Bank der Zehner zurückzog, nicht Manches über den Fall der alten Baſtille und der alten Philoſophie, der ſich unter meinem praesidio ereignete und mir ſchwer auf dem Herzen lag, gleich damals declarirt habe. Gottlob aber, es kann mir, als der ſichern Erbin des Vorſitzes der Hunderte im nächſten Jahrhunderte nicht an Gelegenheit fehlen, nachzuholen was ich verſäumt habe, nämlich zu erweiſen, daß Baſtillen und Philoſophien geboren werden und ſterben, und wieder geboren werden und wieder ſterben, ſo wie mutatis mutandis, ihre Erbauer und ihre Erfinder. (Hier Geräuſch.) O! ich verſtehe euch wohl. Ihr ſcheint es nicht zum beſten zu nehmen, daß ich, als bloße Mitſchweſter, und weder die höchſte noch die geringſte unter euch, es zuerſt wage, Schlüſſe zu machen und von Rechenſchaft zu ſprechen. Schlimm genug für euch. (Gemurmel.) Doch damit ihr ſeht, daß ich meinen Werth kenne, und meinen Stammbaum ſtudirt habe, ſo müßt ihr allerdings wiſſen: ich bin unter euch allen erſtens die vollkommenſte gerade Zahl (große Stille); bin zweitens unter euch allen der einzige wahre Würfel (ſpöttiſches Lächeln von der Präſidentin und der Eins); beſtehe drittens aus zwei gleichen Quadraten (die Präſidentin lächelt fort); bin viertens, was das Sonderbarſte iſt, zugleich der Würfel der Zahl, deren doppeltes Quadrat ich bin; und dieſe Zahl iſt, fünftens, die ewige unverwerfliche Schiedsrichterin über alles Gerade und Ungerade im unermeßlichen Reiche der Zahlen von vorn und von hinten in alle Ewigkeit. (Spöttiſches Amen! von Einigen; tiefe Verbeugung der Schweſter Zwei.) Daher mich auch, ohne Ruhm zu melden (heimliches Kickern), die gütige Natur nach ihrer anbetungswürdigen, ewigen Weisheit im Range der arithmetiſchen Größe, zwiſchen dich, Quadrat aller guten Dinge, hochverehrliche Neune*) und dich hochwürdige apokalyptiſche Sieben, von Ewigkeit her geſtellt hat. Ja, wenn ich alles dieſes zuſammen nehme, ſo fühle ich mich kühn genug, gerade heraus zu ſagen, daß keine unter euch allen in Rückſicht auf Naturgabe, ſich mit mir meſſen kann, als unſere erhabenſte Präſidentin, die Nulle. (Lautes Gelächter. Sehr naiv, riefen Einige; ſehr wahr, Andere; und Eine hatte ſogar die Verwegenheit, ancora zu rufen. Dieſes brachte die Rednerin ſichtbarlich auf, und ſie fuhr mit einer Heftigkeit fort:) Pfui, ſchämt euch! Iſt das eine Aufführung für ganze Zahlen? oder befinde ich mich vielleicht unter einer Rotte nichtswerther Decimalbrüche, wovon man unendliche Reihen wegwirft, und am Ende den ganzen mächtigen Verluſt mit einem paar Pünktchen oder einem et caetera erſetzt? (Große Stille, weil man wohl fühlen mochte, daß man mehr die Präſidentin, als die Achte beleidigt hatte.) Und ſagt mir, was iſt denn Lächerliches darin, daß ich mich neben der Nulle wichtig dünke? Kennt ihr wohl die wahrſcheinlichſte Grenze des menſchlichen Lebens? Was für Ziffern hat denn die allgütige Natur auserſehen, dieſe Grenzen zu beſtimmen? Habt ihr wohl von einem Buche gehört, worin es heißt: wenn's hoch kömmt, ſo ſind's achtzig? und wie ſchreibt man dieſe Achtzig? Wie? O! es

---

*) Daß nachſtehende Rede, ſogar mit Aeußerungen der Zuhörer dabei, ſchon jetzt (im Juli 1798), alſo faſt ein halbes Jahr vorher, ehe ſie gehalten worden iſt, abgedruckt erſcheint, würde nicht leicht Jemand unter unſeren Leſern, der zugleich Zeitungsleſer iſt, wunderbar finden, ſelbſt wenn ſie, als von Menſchen vor Menſchen gehalten, vorausgeſetzt würde. Hier aber ſprechen bloße arithmetiſche Weſen zu arithmetiſchen Weſen, deren Geſchichte einer reinen Behandlung a priori nach wenigen Geſetzen unſerer Natur um ſo mehr fähig erachtet werden muß, als man ſogar dieſe Methode nicht ohne Glück in unſern Tagen ſelbſt auf unreine, empiriſche historica und physica anzuwenden verſucht hat.

*) Die Rednerin ſpielt hier offenbar auf das deutſche Sprichwort an: aller guten Dinge ſind Drei.

Digitized by Google

ſollte mir ein Leichtes ſein, euch mit drei Worten zu Jacobinern zu machen. Ich thue es aber nicht, und werde blos zeigen, daß euer Mangel an Reſpect gegen unſere Präſidentin ſich allein auf eure Ignoranz gründete. Erlaube mir alſo, erhabene Nulle, Präſidentin unſeres Raths, Kreis, Kugel, Bild und Ewigkeit, Schöpferin und Erbin des Chaos, oder wie du ſonſt genannt ſein willſt, daß ich, ehe ich zum Hauptvortrage meiner Angelegenheiten komme, ein paar Augenblicke, einigen dieſer Elenden zu Liebe bei deinem Verdienſte verweile. Sage, Spötterinnen, war es nicht die Nulle, die die Jahre zählte, ehe noch Zeit und Zahl waren, und dann wieder zählen wird, wenn dieſe nicht mehr ſein werden? Fand nicht Shakeſpeare, der große Ausfühler, ſelbſt das Zeichen der Nulle ſo wichtig und ſo ehrwürdig, daß er ſogar die Welt damit bezeichnete, und die Schaubühne, die ſeine Privatwelt war? Wäre er ein Deutſcher geweſen, ſo würde er ſicherlich jetzt ſein Vaterland dankbar ebenfalls damit bezeichnen. War Sie es nicht, die den großen Gedanken faßte, die 1 zur 10, 100, 1000 ꝛc. zu erheben, und dann, durch eine leichte Schwenkung, wiederum zu 0, 1; 0, 01; 0, 001 ꝛc. zu erniedrigen, wie man eine Hand umwendet? Wahrlich! das Größeſte, was je in der Welt, im Felde ſowohl als auf dem Papier, durch Schwenkung ausgerichtet worden iſt, und überdies ſo ſchwanger an Betrachtungen über Größe und Hinfälligkeit menſchlicher Dinge, deren Werth oft blos von Schwenkungen einiger Nullen abhängt, daß, theuerſte Mitſchweſtern (ſo nenne ich euch ſchweſterlich wieder, da ich Zeichen der Rührung bei euch bemerke), daß, ſage ich, die Zeit meines Aufenthaltes auf dieſer Bank, ja, daß die ganze Zeit, die ich hier geſeſſen habe, zu kurz ſein würde, alles zur Geburt zu bringen. So wurde die Nulle endlich Schöpferin des großen Decimalſyſtems, und der großen Zehufingrigkeit, die, wenn nicht Admiral Nelſon, der bekanntlich nur fünf Finger hat*), den Lauf der Thaten hemmt, ſich mit ihren zehn Fingern Alles unterwerfen wird. Denn ihr müßt wiſſen, daß die große Nation, die ihre Freiheit mit 581 Schlachten**), wovon 580 auf der Erde, und eine über den Wolken vorgefallen iſt, erkauft hat, die Ebnerin der mächtigſten Thronen, die Durchſtecherin der Landenge von Suez, die Abgleicherin durch Ungleichheit, und die Käuferin des mit Geld Unerkäuflichen — daß, ſage ich, dieſe Nation dieſes Decimalſyſtem mit der ihr eigenen Kraft und Baarſchaft an Thaten unterſtützt, und mit dem Feldgeſchrei: Friede dem Einmal Eins, und Krieg allen Tafeln, Sonnenuhren und Zifferblättern der ganzen Welt, von Weſten nach Oſten zieht. O! wie habe ich während meines Präſidiums auf der Einerbank oft gelächelt, wenn man von Bonaparte's***) geheimen Abſichten ſprach und die hauptſächlichſte darunter vergaß, nämlich: den Berg Sinai zu erobern, eine Druckerei auf demſelben anzulegen, und ſo das Decimalſyſtem über die ganze rechnende Welt zu verbreiten. Der Gedanke hat in der That etwas Großes†). Denn erſtlich iſt das der Berg, auf welchem bekanntlich das erſte Decimalſyſtem auf ſteinernen Tafeln gedruckt worden, das daher Gottlob! auch ſo ziemlich Eingang gefunden hat; zweitens beweiſt es eine gewiſſe Erkenntlichkeit der großen Nation, die allerdings jenem Berge eine Art von Satisfaction ſchuldig war, da bei ihr, zugleich mit der Einführung der neuen Decimalmaaße, manche Hauptartikel jenes alten Syſtems gleichſam abolirt worden waren. Wie ich höre, ſo wird mit den neuen Sinustafeln der Anfang gemacht werden, und in der großen Univerſalorthographie der Berg künftig ſeinen Namen von dieſer Stiftung erhalten, wiewohl man der Schwachen wegen ihn einige Zeit blos mit Mons Sin. bezeichnen wird, das jedes Herz leſen kann, wie es will, Sinai oder Sinuum††). Doch ich fühle, ich verliere mich in der Erzählung deiner Thaten und deines Werthes, große erhabene Nulle, ſinnliches Bild des unabbildlichen Nichts. Wo würde ich ein Ende finden in dir, dem unerſchöpflichen Thema von Tauſenden. Ich ermüde. Doch erlaube mir, nur noch einige Minuten deinen bürgerlichen Verhältniſſen in tiefſter Verehrung zu weihen. Warſt du es nicht, Citoyenne, die ſeit jeher deutſches Verdienſt, wenn Alles fehlte, aus deinem unerſchöpflichen Vorrathe belohnteſt, den hungrigen Dichter bald mit deinem runden Ambroſia-Zwieback labteſt, bald in die leere Taſche des Lottoſpielers und des tief ſpeculirenden Kaufmanns, weiß, klar und rund, tröſtend hinab perlteſt? Warſt du es nicht, die allein den Armen nicht verließ und baar übrig blieb, wenn Alexander, Tamerlan, der Koſacke Pugatſcheff und der Zigeuner Gallant, oder ſonſt noch älteres oder neueres Geſindel, Alles, Häuſer, Schiebladen und Börſen a jour gefaßt, zurückließen? (Die Präſidentin verhüllt ſich und glüht ſchamroth durch den Schleier durch, wie der volle Mond bei einer Totalverfinſterung. Die Rednerin bemerkt es, und geht zu einem neuen Gegenſtand mit einer tiefen Verbeugung über.)

Theuerſte Mitſchweſtern, ich komme nun (indem ſie ſich die Augen wiſcht), da ein großer Theil der Zeit, die ich zu reden hatte, verſtrichen iſt, nach Rednerart, geſchwind zur Hauptſache. Ob ich eben ſo geſchwind darüber hingehen werde, hängt von der Zeit ab. Ihr wißt, ich rede in der Geſpenſterſtunde. Schlägt die Glocke zwölf — weg bin ich! Ich habe ſowohl aus dem Reichs- als allgemeinen literariſchen Anzeiger, und noch aus einigen andern Anzeigern, und darunter ſogar einigen engliſchen, mit Verwunderung erſehen, daß man in der Chriſtenwelt über die Grenzlinie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine Art von Streit führt, der mit dem über die Rheingrenze einige Aehnlichkeit hat; nur mit dem Unterſchiede, daß die eine Partei ganz auf dem rechten, die andere ganz auf dem linken Ufer beſteht. An eine Mittellinie iſt noch nicht gedacht worden. Das hätte auch noch gefehlt. Ich will mich erklären. Ihr wißt, morgen über ein Jahr beſteige ich die Bank der Hunderte, und unſere Präſidentin iſt, trotz ſo vieler diplomatiſchen Geſchäfte, die ſie in der Welt jetzt zu dirigiren hat, entſchloſſen, das Präſidium auf der Bank der Zehner, und nebenher der Einer als Filial zu übernehmen, das iſt, wir werden 1800 ſchreiben. Morgen über zwei Jahre tritt ſie die niedrigere Stelle von beiden der Eins, die mit ſo vielem Ruhme die allerhöchſte ſeit 800 Jahren begleitet hat, zum Filial ab, und wir werden 1801 haben. Die Frage iſt nun: wann und an welchem Tage ſollen Perſonen, die viel auf Geburtstagsſchmäuſe halten, den Geburtstag des neunzehnten Jahrhunderts feiern? An dem Tage, an welchem ich auf die Bank der Hunderte trete, oder (nachdem ich dieſe ein Jahr beſeſſen habe) an dem Tage, da die Eins das Geſchäft der Einer übernimmt? Kürzer: am 1. Jänner 1800 oder 1801? Ihr ſeht deutlich, daß mich dieſer Streit nothwendig ſehr intereſſiren muß. Mein ganzes erſtes Regierungsjahr mit Hunderterrang ſteht auf dem Spiel, und iſt gerade die Strombreite, um welche geſtritten wird. Keine Kleinigkeit für den, der zu Herzen nimmt, daß es hier auf die Frage ankömmt: ob jenes, mein erſtes Jahr, den jämmerlichen Nachtrab eines alten Jahrhunderts machen, oder die Anführerin eines neuen ſein ſoll, das mit verjüngter Glorie ſeinen Einzug in die ſtaunende Welt nehmen wird. Bedenkt, Mitſchweſtern, die Anführerin des neunzehnten, alſo des Jahrhunderts, das vermuthlich die Zahl der Planeten verdoppeln, und die der Trabanten und der Metalle vervierfachen wird; des Jahrhunderts, worin vermuthlich die Luftſchlachten der Völker ſich zu den Land- und Seeſchlachten wie 580 zu 1 verhalten werden, ſo daß die Zeitungsſchreiber, von Paris bis Hamburg, ſie mit hundertfüßigen Teleſkopen aus dem Contor ſelbſt beviſiren, bephantaſieen und als Augenzeugen beſchreiben können, und worin man die hoch vorüberſauſenden Helden und ihre Sänger wie Raubvögel und Lerchen aus der Luft ſchießen wird. O! und des Jahrhunderts, das gewiß die Ehre haben wird, die Früchte einer neuen Wiſſenſchaft, ich meine der mit großen Geld- und Blutaufwand eröffneten, neufränkiſchen Experimentalpolitik, entweder einzuärnten, oder, als hienieden unreifbar, zum Dünger für etwas minder Utopiſches wieder unterzupflügen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß wahrſcheinlich mein Antrittsjahr 1800 noch an das vergangene wird abgeliefert werden müſſen. Hierüber muß ich mich erklären (ſieht nach der Uhr und fängt an geſchwinder zu reden):

Ihr wißt aller Seits, daß im 6. Jahrhundert zu Rom ein kaum vier Fuß hoher Abt lebte, der, wo ich nicht irre, aus Scythien ſtammte. Er hieß Dionyſius, und wegen ſeines geringfügigen Körpers, der kleine (exiguus). Dieſer kleine Mann hatte zuerſt den großen Einfall, unſere Jahre nach der Geburt Chriſti zu zählen, das iſt, unſere jetzige Zeitrechnung zu ſtiften. So viel ich weiß, iſt ſein Geiſt nie gemeſſen worden, allein das weiß man mit vieler Zuverläſſigkeit, daß er ſich im Jahr der Geburt Chriſti wohl geirrt haben möge, praeter propter um etwa vier Jahre. Doch darauf kömmt hier nichts an. Genug, ſeine Zeitrechnung, wahr oder falſch, gleichviel, fand Beifall, und dieſer mächtige Epochenſtamm wuchs auf chriſtlichem Boden ungeſtört fort, trotz der vielen kleinen Schmarotzerepochen, die ſich an denſelben hier und da angeſetzt haben und noch immer anſetzen. Allein Jammerſchade iſt, daß noch ſogar geſtritten wird, wie eigentlich der kleine Dionyſius gerechnet habe, ob er, weil Chriſtus nicht auf den erſten Jänner geboren worden iſt, ſondern vorher, und die eigentliche Incarnation noch weiter in das Jahr der Geburt zurückfiel, das Jahr der Geburt und der Incarnation ſelbſt das erſte Jahr genannt habe, oder das Jahr nach dieſem Geburts- und Incarnationsjahre. Dieſe Schwierigkeit iſt ſo groß (denn Kleinigkeiten auf's Reine zu bringen, hat

*) Er verlor einen Arm bei Teneriffa.

**) Genius der Zeit. Juni 1798. S. 232

***) So, und nicht Buonaparte muß man ſchreiben. Er ſelbſt ſchreibt, wie ich höre, ſeinen Namen ohne u, auch fehlt das u unter dem ihm ähnlichſten Porträt. Anm. d. Herausgebers.

†) Man ſagt, ein Citoyen circoncis habe ihn zuerſt gehabt.

††) Ein Gerücht, daß zu Paris eine eigene Commiſſion niedergeſetzt ſei, die verba irregularia abzuſchaffen, um der Welt das Conjugiren zu erleichtern, bleibt bis dato unbeſtätigt.

oft große Schwierigkeiten), daß ein zweiter Dionyſius, der tauſend Jahre nach jenem kam, kein winziger vier Fuß hoher Abbé, ſondern ein derber Sechsfüßer von einem franzöſiſchen Jeſuiten, Namens Dionyſius Petavius, der, ob er gleich im 16. Jahrhundert zu Orleans und Paris ſichtbar herumwandelte, im Geiſt größtentheils in den alten Zeiten ſpukte, ſie ſo groß fand, daß er anfangs nicht recht mit ſich ſelbſt eins darüber werden konnte; ſich einmal ſogar ſelbſt widerſprach, doch aber am Ende bewies, wir zählten, wenn wir Dionyſiſch zählen wollten, jetzt wirklich falſch, und müßten eigentlich bisher ſchon 1799 gezählt haben, da wir 1798 zählten. Doch dieſes nur im Vorbeigehen, und zum Beweis einer Unſicherheit in dieſen Rechnungen, die wenigſtens dazu dienen kann, eine andere zu entſchuldigen.

Ihr werdet, theuerſte Mitſchweſtern, aller Seits geſehen haben, daß die Zweideutigkeit, von der ich ſo eben geredet habe, den Grenzſtreit der Jahrhunderte gar nichts angeht. Genug, wir zählen Jahre, ob ſcharf Dionyſiſch oder nicht, das iſt nun gleich viel. Es wäre lächerlich, zumal ohne eine Armee von 300,000 Mann, ſich jetzt noch einem ſo alten chriſtlichen Gebrauche durch ſolche Fineſſen zu widerſetzen und die Ordnung der Dinge zu ſtören. Es ließe außerdem ja, als wenn unſere Erfindungskraft ſo erſchöpft wäre, daß wir gar nichts weiter erfinden könnten, als neue Meilen, neue Thermometerſcalen und neue Schmarotzerepochen. (Hier etwas Gemurmel von Mons. Sin. und Uhrzifferblätttern. Die Rednerin hört es, fährt aber ruhig fort). Mit einem Wort, wir zählen Jahre nach Tauſenden, nach Hunderten u. ſ. w. Sobald wir aber dieſes thun, ſo müſſen wir auch offenbar, um die Hundert voll zu machen, die Hundert ſelbſt nicht fehlen laſſen. Wo nach Hunderten gezählt wird, macht die Hundert ſelbſt den Beſchluß. So wäre alſo das Jahr, das nun in wenigen Minuten zu Ende gehen wird, das 1798. nach Chriſti Geburt geweſen, folglich fehlen noch zwei, um das Hundert voll zu machen, und der Geburtstagsſchmaus des neunzehnten Jahrhunderts muß gefeiert werden am 1. Jänner 1801. Alſo das erſte Jahr, worin ich auf der Bank der Hunderte erſcheine, iſt wirklich (man bemerkt ein Zittern in der Stimme) der Nachtrab des vergangenen Jahrhunderts, und ich muß mich damit tröſten, daß ich, in rangmäßiger Verbindung mit der Schweſter Eins, die Ehre habe, das 18. Jahrhundert endlich einmal mit voller Zahl zu beſiegeln, welches bisher immer mit einer 17 und Decimalbrüchen des Säculums geſchehen iſt. Da ich dieſes mir von der Vernunft übergebene Siegel ein ganzes Jahr noch als Bürgerin des 18. Jahrhunderts führen werde: ſo hoffe ich auch, damit ſelbſt die bruta, die bisher nicht begreifen konnten, warum das 18. Jahrhundert mit einer 17 bezeichnet wurde, zu überzeugen, daß wir bisher im 18. Jahrhundert gelebt haben. Der Gerechte erbarmet ſich auch ſeines Rindviehes! Ihr erkennet nunmehr, theuerſte Mitſchweſtern, hieraus meine Unparteilichkeit. Ja (ſich ermunternd) mit Freuden lege ich die ſchimmernde Krone, die mir bei meiner Erhöhung gereicht wurde, in das Grab des hingeſtorbenen Jahrhunderts. — Indeſſen ſollte es mich nichts weniger als betrüben, wenn die Geburtstagsſchmauſer auch den erſten Tag meiner Erſcheinung (1. Jan. 1800), an welchem ſich Millionen Hände zu einem neuen Zuge gewöhnen müſſen, und ſich mit kalligraphiſchem Wonnegefühl gewiß, wiewohl nicht ohne unzählige Schnitzer, endlich gewöhnen werden, auch ein wenig feierten. Denn ſo würden ja (ſie lächelt in ſich ſelbſt hinein), was die Welt immer liebt, der Schmaustage, ſtatt eines, zwei (frohes joniaiſches Lächeln von allen Seiten). Ja, wo ich nicht ſehr irre, ſo iſt gerade jener neue Datumszug wohl hauptſächlich Urſache, warum über die Frage geſtritten wird, und eben deswegen ſchon eines kleinen Präliminarſchmauſes, vor dem großen Definitivſchmauſe, werth.

Indeſſen aber, theuerſte Mitſchweſtern, ſo ſehr ich auch alte, ehrwürdige Gebräuche reſpectire, und überzeugt bin, daß ſich unſer chriſtliches Jahrhundert erſt mit dem 1. Jänner 1801 anfange, ſo kann ich euch doch unmöglich verhehlen, daß es auch Gründe giebt, die entgegengeſetzte Meinung zu vertheidigen, wiewohl ich ſehr gern zugebe, daß dieſe Gründe eben nicht gerade die ſein mögen, womit ſie von ihren gewöhnlichen Anhängern vertheidigt wird.

Es iſt nämlich gewiß, 1) daß unſere gegenwärtige, wahr oder fälſchlich ſogenannte Dionyſiſche Epoche ſich von der Beſchneidung Chriſti und weder von ſeinem Geburtstage, dem 25. December, noch von dem Incarnationstage deſſelben anhebt, einem Tage, der hierbei ſo wichtig gehalten wurde, daß die Engländer bis 1752 ſogar ihr Jahr von demſelben zu zählen anfingen, und noch ſpielt dieſer Tag (der 25. März, bis jetzt Lady-day, Maria Verkündigung) unter ihnen, bei Miethcontracten u. dergl. ſeine Rolle. Alſo fällt weder der Geburts- noch der Incarnationstag an den Anfang unſerer jetzt recipirten Epoche. Sondern beide Tage, auf die doch Alles ankömmt, fallen in das Jahr vorher, und folglich zählen wir, im ſtrengſten Verſtande, nicht Jahre nach dem Geburts- und Incarnations-Tage, ſondern nach dem Geburts- und Incarnations-Jahr Chriſti. 2) Iſt wohl ganz außer allem Zweifel, daß wir nicht vergangene, ſondern laufende Jahre zählen. Unſer gewöhnlicher Ausdruck, anno 1, anno 1000, anno 1798 zeigt ſo wie der lateiniſche Ausdruck: anno post Christum natum primo, millesimo etc., daß man, im bürgerlichen Leben, nicht vergangene Jahre zählt, ſondern laufende. Man datirt Briefe nach dem laufenden Jahre, ſowie nach dem laufenden Monatstage. Bezeichnet aber jener Ausdruck blos Jahre nach dem Geburts- und Incarnationsjahre, wie ſoll man denn dieſes Geburts- und Incarnationsjahr ſelbſt bezeichnen? Doch wohl nicht mit dem Namen des erſten Jahres vor der Geburt und Incarnation? Dieſes wäre ja eben ſo widerſinnig, als es das erſte nach derſelben zu nennen. Es bleibt alſo nichts übrig, als, da unſere Jahrrechnung mit einem erſten Jänner anfängt, vor welchem die Geburt und Incarnation Chriſti liegt und liegen muß, das ganze Jahr der Begebenheit ſelbſt mit 0 zu bezeichnen, und deſſen Anfangspunkt um ein ganzes Jahr hinter den der chriſtlich-bürgerlichen Epoche zurück zu ſetzen, aber nicht ein ganzes Jahr hinter das Datum der Begebenheiten ſelbſt, auf die es eigentlich hier ankömmt, ſondern nicht einmal ein ganzes Vierteljahr hinter den Tag der Incarnation. Sobald man aber ein Jahr Chriſti 0 hat, das iſt, ein Jahr, das man weder das erſte Jahr vor deſſen Geburt, noch das erſte nach derſelben nennen kann: ſo iſt es wenigſtens Niemand zu verdenken, am allerwenigſten aber Jemandem, der etwa mehr mit dem Abſoluten der Meßkunſt, als mit dem Conventionellen bürgerlicher Beſchlüſſe bekannt wäre, wenn er für recht und billig hielte, unſere Jahre von jenem 0 Punkte an zu zählen, alſo nicht laufende, ſondern verſtrichene Jahre, gerade ſo wie der Aſtronom ohnehin ſchon ſeine Zeichen des Thierkreiſes bei den Längen der Planeten und ſeine Monatstage zählt, und wie wir ſelbſt im gemeinen Leben unſere Stunden zählen. Den III Uhr 50 Min. heißt ja auch nicht 50 Min. der dritten Stunde, ſondern der vierten, ſo wie 100 Rthlr. 6 Ggr. nicht 6 Ggr. des 100. Thalers, oder ſo viel als 99 Rthlr. 6 Ggr. bedeutet. Warum ſoll denn nun 1798 1. Jul. gerade ſo viel ſagen, als 6 Monate des 1798. Jahres, und nicht 1798 Jahr und 6 Monate nach jenem 0, das nicht viel unrichtiger liegt, als jener Anfangspunkt, und wodurch obendrein ſo viele Gleichförmigkeit in die Sprache über Zeitrechnung überhaupt gebracht würde? Denn ſo viel ich ſehe, würde dadurch die Ordnung der Tafeln nicht im mindeſten geſtört werden. Wenn man den Ort der Sonne für 1798 den 1. Jul. 5 Uhr berechnen will, ſo ſchrieb man aus den Tafeln den Ort für die Epoche von 1798, das iſt, für den Anfang dieſes Jahres nach bürgerlicher Rechnung ab, addirt dazu die Veränderung von 6 Monaten und von 5 Stunden. Aber der Anfang des 1798. Jahres, nach der gewöhnlichen Rechnung, iſt ja mit dem Ende des 1798. von jenem 0 an gerechnet einerlei. Allein ſo gerechnet, ſchreiben wir jetzt, da ich rede (ſieht nach der Uhr), von jenem 0 an, 1798 Jahre 11 Monate, 30 Tage, 23 Stunden, 56 Min., und heute über ein Jahr, ginge mit dem 1799. Jahr nach der gewöhnlichen Rechnung das 100. des Jahrhunderts, auf dieſe Weiſe gezählt, zu Ende. Noch merke ich an, daß es ja nicht ſonderbarer wäre, wenn die Aſtronomen ihre Jahrhunderte anders zählten, als daß ſie ihre Tage anders zählen, wie ſie wirklich thun, nämlich nicht laufende, ſondern vergangene und dieſe noch oben drein von einem andern 0 ab, als das im bürgerlichen Leben. Zum Beſchluß erinnere ich noch einmal, daß ich nicht verbeſſern, nicht neuern, ſondern blos entſchuldigen wollte. (Die Neune regt ſich, um von der Bank Beſitz zu nehmen). Ich ſehe, theuerſte Schweſter und Nachfolgerin, du eilſt meine Stelle einzunehmen. Ich weiche. Bedenke, du haſt ein wichtiges Jahr vor dir. Sorge ja für Frieden, und halte dich durchaus, während deiner Regierung, als das Quadrat aller guten Dinge und nicht (etwas in den Bart murmelnd) wie im kalten Winter. (Die Glocke ſchlägt 12, man hört etwas von: Viel Lärm um nichts; die 8 geht ab, und die 9 ſetzt ſich auf die Bank. Gratulationen zum neuen Jahre von allen Seiten).

Digitized by Google

Johann Lichtenberg, ſ. Meiſterſänger.

Martin Heinrich Karl Lichtenſtein,

ein Sohn des General-Superintendenten L. zu Helmſtädt, ward am 10. Januar 1780 zu Hamburg geboren und ſtudirte, nachdem er im väterlichen Hauſe die nöthige gelehrte Vorbildung erhalten hatte, zu Jena und Helmſtädt Philoſophie und Medicin. Nach erfolgter Promotion ging er nach Wien und von da mit dem holländiſchen Gouverneur, General Janſen, als Hauslehrer und Arzt nach dem Cap in Afrika, wo er 1802 anlangte und zuerſt 1804 als Chirurgien-Major bei einem Bataillon hottentottiſcher Infanterie, dann 1805 als Regierungsbevollmächtigter verſchiedene Reiſen in das Innere unternahm. Seine auf denſelben gemachte wiſſenſchaftliche Ausbeute brachte er 1806 wieder mit nach Deutſchland zurück und begab ſich mit derſelben nach kurzem Aufenthalte in Braunſchweig, Helmſtädt, Göttingen und Jena nach Berlin, wo er 1810 an der daſelbſt neu geſtifteten Univerſität Vorleſungen zu halten begann und 1811 zum ordentlichen Profeſſor der Naturgeſchichte ernannt wurde. 1813 erhielt er die Direction des zoologiſchen Muſeums und 1814 die Würde eines ordentlichen Mitgliedes der Akademie der Wiſſenſchaften, welchem Inſtitute er durch ſeine Kenntniſſe und auf einer neuen 1809 unternommenen Reiſe durch England, Holland, Frankreich und die Schweiz geſammelte Erfahrungen weſentliche Dienſte leiſtete. Er iſt Ritter des rothen Adlerordens und geheimer Medicinalrath. —

Er machte ſich literariſch bekannt durch:

Reiſen im ſüdlichen Afrika in den Jahren 1803 bis 1806. Berlin 1810 — 1811, 2 Thle.

Das zoologiſche Muſeum der Univerſität zu Berlin. Berlin 1816, 2 A. 1818.

Darſtellungen neuer und wenig bekannter Säugethiere. Berlin 1827 — 1830, 9 Hefte, Fol.

Erläuterungen der Nachrichten des Fr. Hernandez von den vierfüßigen Thieren Neuſpaniens. Berlin 1830.

Auch gab er mit Mühs Zimmermann's Taſchenbuch für Reiſende (Leipzig 1817 — 1819, 2 Bdchen) und Beiträge zu den Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften heraus.

Ein eben ſo gründlicher und ſcharfblickender Gelehrter als geiſtreicher Naturforſcher, lieferte L. eins der vortrefflichſten Reiſewerke über das ſüdliche Afrika, das wir beſitzen und deſſen Fortſetzung und Vollendung allgemein lebhaft gewünſcht wird, um ſo mehr, als es durch die ausgezeichnete Darſtellung in demſelben nicht blos dem Manne vom Fach, ſondern jedem Gebildeten eine eben ſo anziehende als unterrichtende Lectüre darbietet. — L's ſcientifiſche Verdienſte, namentlich als Zoolog, genügend zu würdigen iſt hier nicht der Ort; es möge hinreichen, auf ſeinen europäiſchen Ruf in dieſer Hinſicht aufmerkſam zu machen.

Herr Ulrich von Lichtenſtein, ſ. Minneſinger.

Magnus Gottfried Lichtwehr

ward am 30. Januar 1719 zu Wurzen in Sachſen geboren und verlor ſchon 1721 ſeinen Vater, den daſigen Appellations- und Stiftsrath L., ohne daß dieſer Unglücksfall jedoch ſeine würdige und allgemein geſchätzte Mutter gehindert hätte, ihm und ſeiner Schweſter eine ſehr gute Erziehung zu geben. Nachdem er bis zum Tode ſeiner Mutter 1737 die lateiniſche Schule ſeiner Vaterſtadt beſucht und hier ſchon Proben ſeines poetiſchen Talentes abgelegt hatte, brachte ihn ſein Vormund, der Stiftskanzler Zahn zu Wurzen, auf die Univerſität Leipzig, wo er mit Eifer die Rechtsvorleſungen der berühmteſten Lehrer beſuchte, nebenbei noch die franzöſiſche und italieniſche Sprache erlernte und mit Gottſched und deſſen Schule bekannt wurde. 1741 ging er nach Dresden, bewarb ſich 2 Jahre fruchtlos um ein Amt und ließ ſich 1743 zu Wittenberg nieder, wo er gleichfalls die vorzüglichſten Lehrer hörte, fleißig für ſich ſtudirte und zum Doctor der Rechte und Magiſter der Philoſophie ernannt wurde. Ein auf einer Reiſe nach Quedlinburg erlittenes Augenübel hinderte ihn lange daran ſeine Laufbahn als akademiſcher Lehrer zu beginnen, und als er endlich 1747 philoſophiſche und juriſtiſche Vorleſungen zu Wittenberg eröffnet hatte, nöthigte ihn ein Blutſturz der Akademie gänzlich zu entſagen und ſich blos auf die Dichtkunſt zu beſchränken. Zu dieſem Behufe zog er 1749 nach ſeiner Verheirathung nach Quedlinburg, wo ihn der General von Stille eine Stiftspräbende abtrat und der König ihn zuerſt zum Referendar, 1752 zum wirklichen Regierungsrathe und kurz darauf zum Mitglied der Landesdeputation ernannte, während die deutſche Geſellſchaft zu Königsberg ihn zum Mitglied erwählte. 1763 wurde er weltlicher Conſiſtorialrath und Criminalrath und 1765 Vormundſchaftsrath bei dem Pupillencollegium, welche Aemter er mit der gewiſſenhafteſten Treue insgeſammt verwaltete, bis ein heftiges Hämorrhoidalübel am 7. Julius 1783 ſeinem Leben ein Ende machte. — L. war mittlerer Statur, magern Anſehens und von gutem Wuchſe und Anſtande, ein ſtiller Weiſer für die Welt, unermüdet thätig und gewiſſenhaft als Beamter, ſcharfſinnig und gründlich als Gelehrter.

Von ihm erſchien:

Schriften. Herausgegeben von ſeinem Enkel Ernſt Ludwig Magnus von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie L's von Fr. Cramer. Halberſtadt 1828, 16., mit Portrait.

Einzeln:

Vier Bücher Aeſopiſcher Fabeln, in gebundner Schreibart. Leipzig 1748, 8. mit 1 in Kupfer geſtochnem Titelblatt (anonym); 2. Aufl. nebſt Anhang Berlin 1758, gr. 8., mit Titelvign. (mit Namen); 3. rechtmäßige Aufl. Berlin 1762, gr. 8., mit 4 Kpfrn. und Vign.; 4. Aufl. Ebendaſ. 1775, 8.; neue unveränderte Aufl. Ebendaſ. 1782, 8. Nachgedruckt Greifswalde und Leipzig 1761, gr. 8., mit Titelvign. Ueberſetzt ins Franzöſiſche: Rensburg und Paris 1763, 8. Ruſſiſch: Petersburg 1779. Däniſch: Kopenhagen 1780. Lateiniſch (von Avenarius und Fiſcher) Leipzig 1785, kl. 8.

Das Recht der Vernunft in 5 Büchern. Leipzig 1758, kl. 8., mit Kupfervign. Franzöſiſch (von Madam Faber): Yverdun 1777, gr. 8.

Minucius Felix' Geſpräch von der Religion, aus dem Lateiniſchen überſetzt. Berlin 1763, 8., mit Kupfervign.

Lichtwehr's hauptſächlichſtes Verdienſt ſind ſeine Fabeln, welche ſich durch eine ſehr geſunde Moral, gute Erfindung, treffliche Darſtellung und fließende, leichte Verſe ein dauerndes Bürgerrecht in der deutſchen Literatur erworben haben. — Mißlungen iſt dagegen im Allgemeinen ſein didaktiſches Gedicht, das allerdings manchen guten Gedanken enthält, aber ſich nur durch ſeine Form von gewöhnlicher Proſa unterſcheidet.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde ſtieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann; die Wittwe ſreite wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer ſind vorbei, als es im Dorfe brannte;
Der Knabe war damals gerade ſechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er ſchon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr droſch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr ſelber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß: man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel ſehr bedauern.
Zuletzt verdroß es ihn; und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzens Hadrian, ein Zimmermannsgeſelle,
Ihn „kleiner Töffel“ hieß, hatt' er die Dreiſtigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu ſteh'n,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede geh'n,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geſchlagen.
O das that Töffeln weh', und er beſchloß bei ſich,
Sich in die Fremde zu begeben.
„Was?“ ſprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Immittelſt ändert ſich's, und man verkennet mich.“

Gleich ging er hin, und ward ein Reiter;
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wuth erſticken.
Indeſſen kriegt der Sachſen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr iſt Töffel fort, man ſpricht von ihm nicht mehr.
Die Sachſen dringen ein, geh'n bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man ſenkt den Weinſtock ein,
Als man den Ruf vernimmt: es ſollte Friede ſein.
Da meint nun unſer Held, daß man die Kinderpoſſen,
Die ihn vordem ſo oft verdroſſen,
Vorlängſt ſchon ausgeſchwitzt. Er wirkt ſich Urlaub aus,
Und ſuchet ſeines Vaters Haus.
Er hörte ſchon den Klang der nahen Bauernkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Erſah ihn ungefähr, und ſchrie:
„„Je, kleiner Töffel, lebt ihr noch?““

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück.
Reiſt, geht zur See, kommt alt zurück:
Der Eindruck ſiegt, da hilft kein Sträuben:
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

M. G. Lichtwehr.

Philipp Julius Lieberkühn

ward im Auguſt 1754 zu Wuſterhauſen an der Doſſe geboren, ſtudirte auf der Stadtſchule zu Ruppin und auf der Univerſität zu Halle Philologie und Theologie und erhielt, nachdem er bereits ſeit 1778 als Hauslehrer ſich daſelbſt aufgehalten hatte, 1779 das Rectorat der Schule Neuruppin, welche er in Verbindung mit ſeinem Freund Struve vortheilhaft umgeſtaltete. Ein Ruf als Profeſſor der Theologie und Rector des Eliſabethgymnaſiums brachte ihn 1784 nach Breslau, wo er ſpäter auch das zweite Inſpectorat der evangeliſchen Schulen erhielt und am 1. April 1788 ſtarb.

Er ſchrieb:

Kleine Schriften. Nebſt ſeinem Leben herausgegeben von F. Gedike. Züllichau und Freiſtadt 1791.

Einzeln:

Verſuch über die anſchauende Erkenntniß. Züllichau 1782.

Ueber die nothwendige Verbindung der öffentlichen und häuslichen Erziehung. Berlin 1784.

Ueber den Werth und die Rechte der öffentlichen Erziehung. Züllichau 1785.

Ueber die Vortheile und Nachtheile der großſtädtiſchen Schulen. Breslau 1786.

Ein ſehr tüchtiger Pädagog wirkte L. ſowohl durch mündliche Lehre wie durch ſeine Schriften viel Gutes während ſeines leider zu kurzen Lebens, und wird noch immer mit großer Achtung genannt.

Ehrenfried Liebich

ward am 13. Juni 1713 zu Probſthain in Schleſien geboren und ſtudirte von 1738 bis 1740 zu Leipzig Theologie, worauf er eine Hauslehrerſtelle in ſeinem Vaterlande annahm. 1742 wurde er evangeliſcher Pfarrer zu Lomnitz und Erdmannsdorf. Er ſtarb daſelbſt am 23. December 1780.

Er gab heraus:

Geiſtliche Lieder und Oden. Hirſchberg und Leipzig 1768; dann Liegnitz 1774, 2 Thle., 12.

Ein für ſeine Zeit höchſt ausgezeichneter geiſtlicher Liederdichter, der ſeine religiöſen Poeſien mit Kraft, Wärme und Wohlklang auszuſtatten verſtand.

Traugott Chriſtiane Dorothea Lilien

war die Tochter des 1747 verſtorbenen altenburgiſchen General-Superintendenten Dr. Löber und 1725 zu Ronneburg geboren. Sie verheirathete ſich mit dem Dr. medicinae Lilien zu Erfurt, wurde zur Dichterin gekrönt und Mitglied der deutſchen Geſellſchaften zu Göttingen, Helmſtädt und Jena, nahm nach dem Tode ihres Gatten ihren Aufenthalt bei ihrem Bruder, dem Hofrath und Leibmedicus Dr. Löber zu Dresden und ſtarb daſelbſt am 15. December 1788.

Von ihr haben wir:

Digitized by Google

Vermiſchte Gedichte. Altenburg 1741, 2 Thle.
Dieſelben. 2. Sammlung. Ebendaſ. 1742.
Dieſelben. 3. Sammlung. Meiningen 1763.
Idyllen und Lieder. Dresden 1784.

Im Geſchmack der ſächſiſchen Schule dichtete ſie jedoch nicht ohne Talent und verſtand es, zarten Empfindungen eine anmuthige und gefällige Form zu geben.

Mattheus Abele von und zu Lilienberg.

Von den Lebensumſtänden dieſes Dichters wiſſen wir nur, daß er zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Oeſterreichiſchen geboren ward, nach vollendeten Studien zum Dr. der Rechte promovirt und kaiſerlicher Rath, Hofhiſtoricus, Pfalzgraf, Landſteuer-Ober-Secretarius und Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft wurde. Er ſtarb zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Die literariſche Welt kennt ihn durch:

Seltſame Gerichtshändel. Nürnberg 1668.
Vivat Unordnung. Sulzbach 1669, 12. Auch unter dem Titel:
Künſtliche Unordnung. Nürnberg 1670 u. 1673, 12.

Es fehlt ihm nicht an Laune, Witz und Lebendigkeit der Darſtellung, aber er gefällt ſich zu ſehr in Derbheit und rohem Scherz; einzelne Lieder in ſeiner künſtlichen Unordnung ſind dagegen vortrefflich und im echten Volkston gehalten.

Der Schenk von Limburg, ſ. Minneſinger.

Wilhelm Adolph Lindau

ward am 24. Mai 1774 zu Düſſeldorf geboren, lebte nach vollendeten Studien als Privatgelehrter zu Meißen, wurde dann Polizei-Inſpector zu Dresden, gab aber dieſes Amt bald auf und privatiſirte daſelbſt, ſo wie ſpäter in Leipzig, mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt.

Er ließ erſcheinen großentheils anonym:

Heliodora. Meißen 1799, 2 Thle., 8.; 2. Ausg. Ebendaſ. 1802, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Erminia. Ebendaſ. 1800, 8., mit Kupf.
Die Dankbaren und ihre Wohlthäter. Erzählung Freiberg 1802, 8.
Abelar. Ebendaſ. 1802, 2 Thle., 8.
Erato. Meißen 1802 — 1808, 3 Bde., 8., mit 1 Kupf.; 3r Bd. auch unter dem Titel: Lilienblätter. Ebendaſ. 1810, 8.
Das Vermächtniß eines Einſamen. Leipzig 1803, 8.
Der Tempelherr. Ebendaſ. 1804, 2 Bde., 8.
Mährchen. Görlitz 1805, 8.
Die Reiſe von 24 Stunden. Leipzig 1806, 8.
Wanderungen und Abentheuer. Poſen 1806, 8.
Blüthenblätter. Leipzig 1807, 8., mit 1 Kupf.
Scenen auf Iſchia. Görlitz 1807.
Drei Erzählungen. Leipzig 1809, 8.
Edmunds Prüfungen. Görlitz 1810, 2 Thle., 8.
Die Verſöhnerin. Meißen 1811, 8.
Die weiße Frau. Nach dem Franzöſiſchen. Leipzig 1811, 3 Bde., 8., mit Kupf.
Welcher iſt mein Vetter? Nach Pain's Vaudeville. Görlitz 1811, 8.
Darſtellungen aus der Geſchichte von Spanien. Görlitz 1812.
Die Pilgerinnen. Meißen 1812, 8.
Die Gefangnen. Leipzig 1812, 8., mit Kupf.
Joann de Caſtro. Ebendaſ. 1812, 8.
Herbſtblüthen. Ebendaſ. 1812, 8.
Leonello. Meißen 1813, 8.
Lenore. Leipzig 1813, 8.
Südfrüchte. Dresden 1813, 8.
Der Wundergürtel. Nach dem Spaniſchen. Leipzig 1813, 8.
Gerand de Valeo. Nach dem Spaniſchen. Ebendaſ. 1814, 8.
Gemälde aus der Geſchichte der Völker. Leipzig 1814; neue A. 1817.
Der graue Ritter. Leipzig 1814, 4 Bde., 8., mit Kupfer.
Neues Gemälde von Dresden. Dresden 1820; 2. Ausg. Ebendaſ. 1820, 2 Thle.
Ich und meine Frau. Dresden 1815, 8., mit Fr. Laun und G. Schilling.
Maiblumen. Görlitz 1817, 8.
Heldengemälde. Leipzig 1817, 8.
Lebensbilder. Dresden 1817, 2 Thle., 8.
Romantiſche Geſchichten. Leipzig 1819, 8.
Die Flüchtlinge. Ebendaſ. 1820, 8., mit Kupf.
Erzählungen, 1r Theil. Brünn 1822, gr. 8. Auch unter dem Titel: Moosroſen.
Erzählungen aus dem Leben in Schottland. Aus dem Engliſchen. Dresden 1824, 8.
Gemälde aus der Geſchichte Spaniens. Dresden 1824, 8.
Erzählungen. Leipzig 1827, 8., mit Titelkupf.
Geſchichte Schottland's. Dresden 1827, 4 Thle.
Geſchichte Irland's. Dresden 1829.

Viele Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen u. ſ. w.

Gute Erfindungsgabe, ſcharfe Charakterzeichnung, Wärme und Lebendigkeit der Anſchauung, reiche Phantaſie und ein fließender, gefälliger Styl ſind Lindau's Romanen und Erzählungen eigen und verleihen denſelben einen bleibenden Werth, namentlich war ſeine Heliodora lange eine Lieblingslecture des gebildeten Publicums. In neuerer Zeit hat er ſich vorzüglich mit Ueberſetzungen, beſonders engliſcher Originale beſchäftigt und auf dieſem Felde Ausgezeichnetes geliefert. In ſeinen hiſtoriſchen und topographiſchen Arbeiten weiß er populäre Darſtellung mit Gründlichkeit und Genauigkeit zu verbinden. —

Die Schlacht in den Ebenen von Toloſa*).

In der Pfingſtwoche des Jahres 1212 war Toledo angefüllt mit Kriegern aus allen Gegenden von Europa; denn der Papſt hatte durch offene Sendſchreiben Ablaß allen Tapfern verſprochen, die dem bedrängten Könige von Caſtilien, Alfonſo dem Achten, mit Gut und Blut beiſtehen wollten. Mahomed, der Beherrſcher von Mogreb (Marokko) vom Stamme der Mohaden, dem die mauriſchen Fürſten in Spanien als ihren Oberherrn huldigten, war mit furchtbarer Kriegsmacht nach Andaluſien übergegangen, und drohte die Herrſchaft der Chriſten umzuwerfen. Gegen zweitauſend Ritter, zehntauſend Reiter und funfzigtauſend Mann Fußvolk waren ſeit einigen Monaten, theils über die Pyrenäen, theils aus den nördlichen Gegenden der Halbinſel und aus Portugal herbeigeſtrömt, um den Ablaß der Kreuzfahrer zu verdienen. Es ward bald zu enge in den Mauern der Stadt, und der König räumte den Kriegern ſeinen Luſtgarten am Ufer des Tajo ein, wo unter ſchattigen Bäumen Zelte und kühle Lauben errichtet wurden. Auch war Alfonſo ſorgfältig bedacht geweſen, außer allen Kriegsbedürfniſſen ſo viele Lebensmittel herbei zu ſchaffen, daß dieſe zahlreichen Schaaren nie Mangel litten. Schwieriger war's, unter den rohen Horden, die eben ſo gierig nach Beute, als nach den Schätzen des Ablaſſes trachteten, Zucht und Ordnung zu erhalten. Die frem-

*) Aus Lindau's „Heldengemälde ꝛc." Leipzig 1817.

den Kreuzfahrer verwüſteten einige Weinberge und Baumpflanzungen, um ſich Brennholz zur Bereitung ihrer Speiſen zur verſchoſſen, und mißhandelten die Juden in der Stadt, von welchen einige als Opfer der blinden Glaubenswuth umkomen. Dieſe Gewaltthätigkeiten reizten die Bewohner der Stadt zu einem Aufſtande gegen die raubſüchtigen Fremdlinge, und Alfonſo mußte ſeine ganze Klugheit, ſein ganzes Anſehen aufbieten, den Aufruhr zu ſtillen und die Juden zu beruhigen. Der König bewies ſonſt viel Geduld und Nachſicht gegen ſeine unruhigen Gäſte, um die feurige Kampfluſt, die Alle entflammte, zu nähren. Er gab immer gemäßigte Antworten, wenn Jemand aus den wilden Schaaren ſich ungebührliche Reden erlaubte, und die Würde des Herrſchers mit Leutſeligkeit vereinend, den abweichenden Sitten der Fremdlinge geſchmeidig ſich fügend, ſuchte er allen Wünſchen entgegen zu kommen. Freigebig zeigte er ſich gegen die Großen, wie gegen die Geringern; jeder Krieger, von der Reiterei, und von dem Fußvolke erhielt täglich einen verhältnißmäßigen Sold zu ſeinem Unterhalte; Weiber, Kinder und andere zum Kriege untaugliche Menſchen waren nicht ausgeſchloſſen von ſeiner Freigebigkeit, und außer dieſen öffentlichen Austheilungen ſpendete er großmüthig noch viele beſondere Gaben.

Während Papſt Innocens III., beſorgt für den glücklichen Fortgang der chriſtlichen Waffen, den Gläubigen in Rom ein dreitägiges Faſten bei Waſſer und Brot befahl, eine feierliche Betfahrt verordnete, wobei alle Weiber ohne Schmuck und diejenigen, die es vermochten, barfuß erſcheinen ſollten, gab auch der König von Caſtilien Befehle zur Einſchränkung des Aufwandes. Alle Kriegsleute zu Roß und zu Fuß ſollten den überflüſſigen Putz, allen Schmuck von Gold und Silber ablegen, und ſich mit nützlichen Waffen verſehen, damit ſie zum Dienſte Gottes anwendeten, wodurch ſie vorher den Himmel beleidigt hätten.

So bereitete ſich Alles zu dem heiligen Kriege, und überall waren Prieſter bemüht, das Feuer der frommen Begeiſterung nicht durch Ermahnungen allein, ſondern auch durch eignes Beiſpiel zu entzünden und zu nähren. Unter den tapfern Rittern, die aus Frankreich und Italien über das Grenzgebirge kamen, waren die Erzbiſchöfe von Bordeaux und von Narbonne, und der Biſchof von Nantes, um, wie die vornehmſten ſpaniſchen Geiſtlichen, mit dem Kreuzheere ins Feld zu ziehen.

Nur die Könige von Aragon und Navarra nahmen unmittelbaren Antheil an dem Kriegszuge, und der letzte ließ ſich erſt durch die Zuredungen des Erzbiſchofs von Narbonne bewegen, ſeinen Unmuth gegen den König Alfonſo von Caſtilien, um des gemeinſamen Vortheils der chriſtlichen Reiche willen, zu vergeſſen; aus Leon und Portugal hingegen kamen zwar einzelne Krieger, um die Wohlthaten des Ablaſſes zu gewinnen; die Könige dieſer Länder aber, auch feindlich geſinnt gegen Caſtilien, weigerten ſich der Theilnahme an dem Kriege gegen den Feind, deſſen furchtbare Macht, wenn ſie ſiegreich Alles vor ſich niederwarf, auch ſie erdrücken mußte.

Am Einundzwanzigſten des Brachmonats, als Alfonſo's treuer Freund, Pedro II. von Aragon, mit ſeinen Kriegsvölkern in Toledo feſtlich war empfangen worden, zog das Heer hinauf gegen die Sierra Morena, die mächtige Vormauer des Feindes. Der tapfre König von Caſtilien hatte den übergebirgiſchen Kreuzfahrern, die in einem abgeſonderten Heerhaufen voranzogen, den tapfern Diego Lopez de Haro zum Anführer gegeben. Darauf folgte der König von Aragon mit ſeinen Kriegsvölkern, und Alfonſo ſchloß mit den Seinigen den Zug, ſo daß die drei Heere, obgleich getrennt, in geringer Entfernung ſich folgten.

Nach einigen Tagen erreichten die fremden Kreuzfahrer zuerſt das Schloß Malagon, und eroberten die Veſte, ungeachtet des tapfern Widerſtandes der Mauren, die alle durch das Schwert der Sieger umkamen. Das erſte Siegesglück aber konnte die fremden Krieger nicht ermuntern, die Beſchwerden des rauhen Bodens, und die drückende Sommerhitze zu ertragen; ſchon damals wollten ſie in ihre Heimath zurückkehren, und nur die dringenden Bitten der Könige von Caſtilien und Aragon konnten ſie bewegen, weiter bis nach Calatrava zu ziehen.

Das ganze Heer erſchien vor dieſer Stadt, wo die Mauren, unter einem kriegserfahrnen Anführer, ſich zu tapferer Vertheidigung rüſteten. Sie hatten in alle Fuhrten des Fluſſes Fußangeln geworfen, welche aus vier Stacheln beſtanden, ſo daß immer eine Spitze, wie ſie auch fielen, oben lag und Menſchen und Pferde verwunden konnte. Nur wenige aber wurden bei dem glücklichen Uebergange verletzt, und das Heer lagerte ſich vor der Stadt. Die Veſtung lag zwar in einer Ebene, aber der Fluß machte die Mauern derſelben von der einen Seite unzugänglich, und auf der andern Seite war ſie durch Gräben, Thürme und Bollwerke ſo gut beſchützt, daß ſie ohne Belagerungswerkzeuge nicht leicht genommen werden konnte. Nach dem erſten tapfern Angriffe aber erboten ſich die Mauren zur Uebergabe, unter der Bedingung freien Abzuges, und der König von Caſtilien, der Anfangs nicht einwilligen wollte, mußte endlich ſeinen Bundesfreunden nachgeben, ſo daß der König von Aragon die Hälfte von Allem, was in der Veſte ſich fand, erhalten, und die andere Hälfte den übergebirgiſchen Kreuzfahrern zufallen ſollte.

Aber weder dieſer Vortheil, noch die Ausſicht, Ruhm und Ehre zu gewinnen, vermochten etwas über die Fremdlinge. Faſt Alle, gegen Vierzigtauſend, nahmen den Rückweg in die Heimath jenſeit der Pyrenäen, erſchöpft von den Beſchwerden, die ſie ſchon erduldet hatten, und furchtſam zitternd vor den Mühſeligkeiten, welche der Krieg in dem rauhen Gebirge drohte, aber auch unwillig über die Bedingungen, welche der Stadt Calatrava waren bewilligt worden, deren Plünderung ſie ſich verſprochen hatten. Selbſt die fremden Geiſtlichen entfernten ſich mit den Kriegern; nur der Erzbiſchof von Narbonne hielt mit den Wenigen aus, welche bis zu Ende des Krieges blieben. Es waren gegen hundert und funfzig Ritter, außer dem Fußvolke, die auf den erſten Entſchluſſe wacker beharrten. Als die übrigen auf den unrühmlichen Rückzuge wieder nach Toledo kamen, waren der raubſüchtigen Horde böſe Gerüchte vorgegangen, und die Sage drohte, daß auch dieſe Stadt geplündert werden ſollte. Da ſchloſſen die Bürger ihnen die Thore, begrüßten ſie von den Stadtmauern herab mit Schimpfreden, und beſchuldigten ſie der Feigheit. Aber die Fremdlinge, der Heimath entgegen eilend, entfernten ſich ſchnell, ohne die Beſchimpfung zu rächen, und zogen in einzelnen Haufen voran, um deſto leichter Lebensmittel zu finden.

Mohamed, der König von Mogreb, hatte indeß ſeine Kriegsvölker bei Jaen verſammelt, die Chriſten zu erwarten. Er zeigte keine Luſt zum Angriffskriege, ſo lange die fremden Hülfsvölker die ſpaniſche Kriegsmacht anſchwellten; aber er hatte richtig berechnet, daß dieſes Heer durch Mangel an Lebensmitteln und die Beſchwerden des rauhen Bodens und der Jahreszeit erſchöpft, durch Verluſte in kleinen Gefechten geſchwächt, ſich immer mehr vermindern werde.

Die Entfernung der übergebirgiſchen Kreuzfahrer ſchien eine günſtige Fügung des Himmels zu ſein. Bald nach dem Abzuge derſelben gingen Einige der Zurückgebliebenen heimlich zu dem Feinde über, und verriethen ihm die Lage des chriſtlichen Heeres, die bedrängt genug war, obgleich ſeit jenem Verluſte der König von Navarra mit ſeinen Kriegsvölkern es wieder verſtärkt hatte. Muthig und kühn nach dieſer Botſchaft zog Mohamed nach Baeza, und ſandte Kriegsvölker in die Ebene von Toloſa, um die Zugänge der Sierra Morena, und beſonders einen Paß, wo Felſen den Weg ſperren, und ein Fluß ihn einengt, beſetzen zu laſſen. Er hoffte die Chriſten dadurch zu hindern, die Berghöhen zu erſteigen, und meinte, wenn der Engpaß behauptet würde, müßten die Kreuzfahrer, durch Mangel und Hunger gedrängt, bald vom Kampfe ablaſſen.

Diego Lopez de Haro aber, der noch die Vorhut anführte, ſandte ſeinen Sohn und ſeine beiden Neffen ab, damit ſie die Bergwand erſtiegen, was ihnen endlich auch gelang durch den Muth, womit ſie die Gefahr überwanden, welcher ſie, zu ſehr ihrer Tapferkeit vertrauend, ſich ausgeſetzt hatten. Am Zwölften des Heumonats erſchien das Heer am Fuße des Gebirges und am folgenden Tage begannen die Könige daſſelbe zu erſteigen, und ſchlugen ihre Zelte an einem Abhange auf. Die Chriſten litten ſchon auf dieſer Anhöhe viel durch Waſſermangel und Dürre, und die Mauren hatten die vorzüglichſten Päſſe und Schluchten, die durch wenige Kriegsvölker gegen zahlloſe Schaaren vertheidigt werden konnten, ſorgfältig beſetzt, um ihren Feinden aufzulauern.

Die Könige hielten Kriegsrath. Der Durchgang durch den engen Loſa-Paß, der an jähen Abſtürzen hinlief, konnte nicht ohne großen Verluſt erzwungen werden. Mohamed's Heer war in der Nähe. Schon ſah man das Lager der Mauren in der Bergebene, und weithin glänzte des Königs rothes Zelt. Die Stimmen der Anführer waren getheilt. Einige riethen, zurückzukehren, und lieber einen zugänglicheren Weg zu dem Lager der Mauren zu ſuchen, als den gefährlichen Paß zu erſtürmen. Der großherzige König Alfonſo aber gab zur Antwort: Euer Rath ſcheint vorſichtig zu ſein, er iſt dennoch gefahrvoll. Wenn die Unkundigen in unſerm Heere den Entſchluß zum Rückzuge vernehmen, ſo müſſen ſie glauben, daß wir furchtſam den Kampf meiden; ſie werden es den Uebrigen ſagen, und alle werden unaufhaltſam weichen. Wir ſehen die Feinde vor uns, darum müſſen wir auf die Feinde losgehen; es geſchehe, was Gottes Wille iſt.

Des Königs Meinung ſiegte. Da kam in's Lager der Chriſten ein gemeiner Mann, unanſehnlich von Geſtalt, welcher, wie er ſagte, auf dem Gebirge einſt Heerden gehütet und Ha-

Digitized by Google

fen und Kaninchen gejagt hatte *). Er wollte den Spaniern einen bequemen Weg am Abhange des Gebirges zeigen, wo ſie von den Mauren zwar bemerkt, aber nicht aufgehalten werden, und ſicher zu dem Orte gelangen könnten, der einen günſtigen Kampfplatz darbot. Zur glücklichen Stunde erſchien der Unbekannte, wie ein Bote des Himmels, um aller Verlegenheit ein Ende zu machen; aber da man in einer ſo wichtigen Sache einem ſolchen Manne nicht aufs Wort glauben konnte, ſo wurden Diego Lopez de Haro und ein aragoniſcher Ritter, Grazia Romero, mit einem kleinen Heerhaufen ausgeſandt, um die Ausſage des Unbekannten zu erproben. Der geheimnißvolle Mann führte ſie, wie er verſprochen, auf einem ſichern Wege, und als ſie die Höhe glücklich erreicht hatten, lagerten ſie ſich auf einer weiten Ebene, die ſie hier fanden.

Die Könige erhielten alsbald Nachricht von dem glücklichen Erfolge, und Sonnabends früh, am Vierzehnten des Heumonats, ließen ſie ſich von dem Erzbiſchofe von Toledo ſegnen, und ſtiegen den Pfad hinan, den der Unbekannte gezeigt hatte, und der noch heut zu Tage der Königspaß genannt wird. Die Mauren glaubten, die Chriſten wollten ein Treffen vermeiden, weil ſie den Loſa-Paß nicht hatten bezwingen können, aber deſto größer ward ihre Beſtürzung, als ſie ſahen, daß die Spanier nicht flohen, ſondern kühn voranrückten. Schon waren auf der Höhe mehrere Zelte aufgeſchlagen, und immer erhoben ſich neue; da ſandten ſie einige Reiterhaufen ab, um den Chriſten das Lagern zu wehren, die Spanier konnten auf dem ſchmalen Bergpfade nur in einer einzigen Reihe ziehen und deſto gefährlicher war der Kampf, den ſie glücklich beſtanden. Das Lager ward aufgeſchlagen. Als nun Mohamed ſahe, daß weder die Vertheidigung des engen Paſſes, noch alle Liſt ihm etwas geholfen, rückte er in Schlachtordnung aus, und ſtellte den tapferſten Heerhaufen auf ein ſchwer erſteigliches Vorgebirge, während er die übrigen Schaaren geſchickt auf beiden Seiten ordnete. Hier erwartete er den Angriff bis zum Abende. Im Kriegsrathe der Chriſten aber ward beſchloſſen, die Schlacht bis zum Montage aufzuſchieben, weil man den erſchöpften Kriegern, den abgematteten Pferden, die kurze Raſt gönnen und indeſſen die Stellung des Feindes erforſchen wollte, um nach der eingezogenen Kundſchaft das Heer ſo zu ordnen, daß man auf den Sieg rechnen könnte.

Mohamed deutete dieſe Vorſicht als Furchtſamkeit, und übermüthig hegte er ſtolze Siegeshoffnungen. Er ſandte Briefe nach Baeza und Jaen, worin er ſagte, er hätte drei chriſtliche Könige eingeſchloſſen, und hoffte ſie in drei Tagen gefangen hinwegzuführen. Einer aber von den Seinigen, klüger als er ſelbſt, ſoll ihm geſagt haben: Herr dieſe Chriſten ſcheinen eher zum Kampfe ſich zu rüſten, als auf feige Flucht zu denken. Am folgenden Tage rückte Mohamed wieder aus dem Lager und ſtand bis gegen Mittag in Schlachtordnung. Als die Sonnenhitze ihn drückte, brachte man ein hochrothes, ſchön verziertes Zelt, worin er ſich ſtolz niederſetzte.

Die Mauren zeigten an beiden Tagen ihre ritterliche Geſchicklichkeit gegen einzelne chriſtliche Krieger, wie es bei Turnieren üblich war, aber nicht nach abendländiſcher Sitte, ſondern nach ihrer Weiſe mit Lanzen und Rohrſtöcken. Die Heerführer der Chriſten aber nahmen, ſo wenig als am Sonnabende, Mohameds Herausforderung an, und während die Biſchöfe predigten und Ablaß verkündeten, war das Lager wohl geſchützt, des Feindes Stellung beobachtet, und vorſichtig erwogen, wie der Angriff am folgenden Tage vollführt werden ſollte. Alles war zum Kampfe geebnet und der Schauplatz eines der herrlichſten Siege gewählt.

Der ſchöne Tag erſchien. Um Mitternacht ſchon ertönten Freudenſtimmen in den Zelten. Der Ausrufer verkündete, daß alle zum heiligen Kampfe ſich rüſten und die Ritter ſich bewaffnen ſollten. Darauf bereiteten ſich die Kreuzfahrer durch andächtiges Gebet zu dem großen Werke; der Erzbiſchof von Toledo gab ihnen die allgemeine Losſprechung von ihren Sünden; das Abendmahl ward ausgetheilt, und noch einmal erhoben die Prieſter ihre Stimme, um die Krieger zu muthigem Kampfe für den Glauben, für das Vaterland, für die Ehre, für Spaniens Ruhm zu entflammen.

Es tagte. Trompeten und Trommeln gaben das erſte Zeichen, die Schlacht zu ordnen. Das Hauptheer bildeten die caſtiliſchen Kriegsvölker in vier Abtheilungen, von welchen die erſte auch jetzt der wackere Diego Lopez de Haro anführte; bei der letzten, im Hintertreffen, war der König ſelbſt mit allen Biſchöfen und mehreren tapfern Rittern. Den linken Flügel führte der muthvolle König Sancho von Navarra, bei welchem mehrere freiwillige Fremdlinge waren; den rechten der König von Aragon.

So waren die Heere geordnet. Da erhoben Alle die Hände und Augen zu Gott, und im Herzen den Wunſch den ruhmvollen Märtyrertod zu erleiden, folgten ſie des Glaubens Fahnen in den Kampf. Haro und ſeine tapfern Waffengefährten führten die erſten Streiche. Die Mauren hatten auf einer hohen Bergebene von zahlloſen Pfeilköchern eine Art von Verſchanzung aufgerichtet, wo ihr beſtes Fußvolk aufgeſtellt war. Mitten unter dieſen Tapfern hatte Mohamed ſeinen Platz; er war angethan mit einem reichen ſchwarzen Gewande, das der erſte Beherrſcher aus dem Stamme der Mohaden getragen; in der einen Hand hielt er den Koran, in der andern das Schwert. Außer dieſer Verſchanzung ſtanden noch andre Haufen tapfern Fußvolks, und viele von dieſen Kriegern, ſowohl drinnen als draußen, hatten ſich mit Ketten um die Schenkel an einander gebunden, und rings eingeſchloſſen, um ſich die Flucht unmöglich zu machen. Die mauriſche Reiterei, gut beritten und wohl bewaffnet, umſchwärmte in dichten Schaaren die Haufen des Fußvolks, ordnunglos kämpfend, raſch und ungeſtüm im Angriffe. Das feindliche Heer hatte hunderttauſend Krieger zu Pferde, und zahlloſes Fußvolk; nur fünfundzwanzigtauſend Reiter, und eine verhältnißmäßige Anzahl von Fußvolk, konnten die Chriſten entgegenſtellen.

Unerſchütterlich ſtanden die Mauren dem Angriffe der Spanier. Einige Heerhaufen des Vortreffens der Chriſten ſtiegen auf einem beſchwerlichen Wege hinan, und trafen auf der Höhe eine leicht bewaffnete mauriſche Schaar, die in raſcher Flucht wich. Die Chriſten eilten ihr nach, als aber die Fliehenden ſich bis zu den Verſchanzungen auf der Höhe zurückgezogen hatten, ſtellten ſie ſich mit neuer Kampfluſt dem verfolgenden Feinde entgegen. Unter lautem Kriegsgeſchrei machten die Mauren nun einen wüthenden Angriff, und es wichen einige Haufen des chriſtlichen Vortreffens, Reiterei ſowohl als Fußvolk. Faſt das ganze caſtiliſche Heer, bis auf das Hintertreffen, folgte dieſer Bewegung. Als König Alfonſo dieſe unglückliche Wendung des Kampfes bemerkte, ſprach er laut zu dem Erzbiſchofe von Toledo: Erzbiſchof, hier werden wir beide ſterben! Darauf jener! Das wolle Gott verhüten, nein, eure Feinde werdet ihr hier beſiegen. Der König aber rief außer ſich, und mit unerſchrockenem Muthe: Auf, auf! Dem Vortrabe zu Hülfe! er iſt in Gefahr!

Die tapferſten Ritter, die den König umgaben, ſtürmten mit ihm voran. Fernando Garcia aber, ein wackerer Krieger, hielt den ungeſtümen König auf, und bat ihn, ſich zu mäßigen. Hier Erzbiſchof, hob Alfonſo wieder an, hier müſſen wir ſterben, denn in einem ſolchen Augenblicke ziemt uns ein rühmlicher Tod. — Wenn's Gott gefällt, gab der Erzbiſchof zur Antwort: ſo iſt der Sieg euer Loos und nicht der Tod; aber wenn Gott es anders verordnet hat, ſo ſind wir alle bereit, mit Euch und für Euch zu ſterben.

Nie veränderte Alfonſo ſeine Züge in dieſem Augenblicke, wo die Gefahr ſo drohend, der glückliche Erfolg des Kampfes ſo zweifelhaft war; immer ſtandhaft voll Löwenmuthes, zum Tode oder zum Siege entſchloſſen. Als er ſah, daß der Vortrab noch immer mit den Feinden kämpfte, drang er ungeſtüm vor bis zu den Verſchanzungen der Mauren, während auch auf beiden Flügeln die Könige von Navarra und Aragon tapfer einbrachen. Das Kreuz, das dem Erzbiſchof von Toledo vorgetragen ward, ging wunderbar durch die Schaaren Feinde, ohne daß der Träger und ſeine Begleiter verwundet wurden, oder das Kreuz beſchädigt ward, und als nun auch das Banner der Landſchaft Toledo mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, der Beſchützerin Spaniens, den Tapfern, die ihm folgten, die Bahn des Sieges zeigte, erlag endlich die Standhaftigkeit der Mauren, und mitten durch ihr Lager nahmen ſie den Weg der Flucht. Vergebens ſuchte die Stimme der Anführer, vergebens Mohameds Gebot die Fliehenden zurück zu halten. Bald drangen die erbitterten Spanier unaufhaltſam voran zu der Verſchanzung, wo die tapferſten Schaaren noch ſtanden. Heftiger entbrannte wieder der Kampf, aber endlich drangen zuerſt Navarra's Kriegsvölker unter ihres Königs Anführung ein, die Ketten ſprengend, womit die Mauren ſich umſchloſſen halten, und furchtbar wüthete das Schwert der Sieger. Da entrann, als ſein Bruder ihm die drohende Gefahr anzeigte, auch König Mohamed, und kam auf einer ſcheckigen Stute mit vier Reitern nach Baeza. Ich kann mir ſelbſt nicht rathen, viel weniger Euch; der Herr ſei mit Euch! gab er den Bewohnern der Stadt zur Antwort, als ſie ihn fragten, was ſie thun ſollten.

Der Sieg der Chriſten war entſchieden, als nun auch die ca-

*) Aus dieſem Manne der nach den gleichzeitigen Erzählungen nichts als ein Hirt und Jäger war, hat man in ſpätern Zeiten einen wunderbaren Boten Gottes gemacht. Einige nennen ihn Martin Alhaja und laſſen das ſpaniſche Geſchlecht Cabeza de Vaca (Kuhkopf) von ihm abſtammen, weil er einen Kuhkopf als Zeichen gegeben haben ſoll. Nach Andern war es der heilige Isidor, oder ein Engel. Ein Steinbild des wunderbaren Hirten ward in der Kirche zu Toledo gezeigt. Der Mönch Albrecht giebt ihm in ſeiner Chronik (in Leibnitzens Access. histor. II. 400) die mit dem J. 1261 endigt, ſchon einen auffallenden Anzug, eine ungegerbte Hirſchhaut und Schuhe von gleichem Stoffe, und läßt auf dem dürren Gebirge Waſſer in Ueberfluß hervorquellen, als man nach des Hirten Beiſpiel mit dem Grabſcheit vor allen Zelten die Erde öffnet. Die Augenzeugen wiſſen von allen dieſen Wundern nichts.

Digitized by Google

ſtiliſchen und aragoniſchen Kriegsvölker eindrangen. Von den Mauren erlagen viele Tauſende, die Widerſtand wagten, oder auf der Flucht erreicht wurden. Die Sieger verfolgten ſie einige Stunden, ehe ſie zu dem Hauptheere zurückkehrten, welches das mauriſche Lager einnahm. Als der Erzbiſchof von Toledo die Spanier ſiegreich vordringen ſah, ſprach er zu dem Könige von Caſtilien: Herr, gedenket der Gnade, die Gott Euch heute erwieſen, wodurch er alle Mängel gehoben, alle bisher erduldete Leiden vergütet hat. Aber erinnert Euch auch der tapfern Ritter, der wackern Krieger, durch deren Hülfe Ihr heute ſo großen Ruhm, ſo große Freude erlangt habt. Darauf begann er ſelbſt den Preisgeſang: Herr Gott, dich loben wir! die andern Biſchöfe ſtimmten ein, und viele weinten Freudenthränen über das Glück der chriſtlichen Waffen *).

Das Schlachtfeld bot einen furchtbaren Anblick dar. Die Leichen der erſchlagenen Mauren waren ſo hoch aufgethürmt, daß man, ſelbſt auf den beſten Pferden, nicht ohne Gefahr hinüber kommen konnte. Von allen Seiten wurden indeß die Fliehenden bis zum Anbruche der Nacht verfolgt. Gegen hunderttauſend Mauren waren theils im Kampfe, theils auf der Flucht erſchlagen worden; von den Chriſten aber ſollen, wenn man der einſtimmigen Ausſage der Augenzeugen glauben will, in der Schlacht nur fünfundzwanzig, im ganzen Feldzuge nur hundert und funfzig gefallen ſein, und man will den Grund dieſes auffallenden Mißverhältniſſes auch darin finden, daß die Mauren ſehr leicht, die Spanier hingegen ſchwer gerüſtet waren.

Vor Sonnenuntergange ſaßen die Chriſten, ermüdet, aber durch Siegesfreude erheitert, ſchon in den Zelten der Mauren, und keiner kehrte zurück ins eigene Lager, als diejenigen Diener, welche ihre Habe zu holen hatten. Die Zahl der Sieger war zwar nicht klein, aber dennoch konnte ſie kaum die Hälfte des mauriſchen Lagers füllen. Es wurden ſo viele Pfeile, Lanzen und andere Waffen gefunden, daß zweitauſend Laſtthiere ſie nicht hätten fortſchaffen können. Während der Nacht war die Habſucht der Soldkrieger ſchon geſchäftig genug geweſen, obgleich der Erzbiſchof bei Strafe des Kirchenbannes das Plündern verboten, und die Krieger ermahnt hatte, nur daran zu denken, wie ſie Gott und dem Könige dienen, und wacker nach dem Siege ſtreben möchten. Es blieb noch eine reiche unermeßliche Beute übrig, welche Diego Lopez de Haro Tags nach der Schlacht unter Navarra's und Aragon's Krieger vertheilte; ſeinem Gebieter aber, dem Könige von Caſtilien, ließ er nichts, als den Ruhm des Sieges. Mohameds Fahne, von köſtlichem, mit Golde durchwirkten Stoffe, und ein ſeidenes Zelt, ſandte König Alfonſo an den Papſt, der jene als Denkmal des herrlichen Sieges der chriſtlichen Waffen in der Peterskirche aufhängen ließ.

Zwei Tage ruhten die Chriſten aus in dem eroberten Lager, bei dem Ueberfluſſe erbeuteter Lebensmittel ſich von den Entbehrungen erholend, welche ſie in den rauhen Gebirgen erduldet hatten. An beiden Tagen brauchten die Sieger, ſo unglaublich es lautet, kein anderes Brennholz, als die Köcher und Pfeile, die Schäfte unzählbarer Lanzen und Wurfſpieße, welche die Mauren zurückgelaſſen hatten, und dennoch wurde kaum die Hälfte dieſes Holzvorraths verbraucht, ſo verſchwenderiſch ſie auf ihren Herden die Flamme unterhielten.

*) Der Sieg wird in Spanien am 16. des Julius unter dem Namen Triunfo de la cruz (Sieg des Kreuzes) gefeiert, weil, nach einer ſpätern Sage, in dem Augenblicke, als der König am glücklichen Ausgange verzweifelte, ein Kreuz in der Luft ſich gezeigt haben ſoll. Dieſer Sage liegt jedoch eine Ortsverwechſelung zum Grunde, denn in dem Treffen, das in demſelben Jahre bei Touleuſe (ſpaniſch Tolosa en Lenguadoc) gegen die Albigenſer geliefert wurde, ſoll jene Erſcheinung den Sieg verkündigt haben. Die eigentliche Veranlaſſung des Namens jenes Feſtes iſt wohl darin zu ſuchen, daß die Krieger in dem Feldzuge gegen die Mauren die Ablaßvortheile der Kreuzfahrer genoſſen.

Heinrich Friedrich Link

ward am 2. Februar 1769 zu Hildesheim geboren, ſtudirte auf dem unterſtädtiſchen Andreanum und ſeit 1786 zu Göttingen Philoſophie und Medicin, und wurde, nachdem er als Student den Preis gewonnen hatte, 1789 daſelbſt Dr. medicinae, 1792 aber Dr. der Philoſophie und ordentlicher Profeſſor der Naturgeſchichte, Chemie und Botanik zu Roſtock. 1797 bereiſte er als Begleiter des Grafen von Hoffmannsegg Portugal, wurde nach ſeiner Rückkehr 1811 Profeſſor der Chemie und Botanik zu Breslau, und ging 1815 in gleicher Eigenſchaft von hier nach Berlin, wo er als Geheimer Obermedicinalrath und Director des botaniſchen Gartens, mit dem rothen Adlerorden 3. Cl. geſchmückt, noch jetzt wirkt.

Seine Schriften ſind:

Anleitung zur geologiſchen Kenntniß der Mineralien. Göttingen 1790.
Annalen der Naturgeſchichte. Ebendaſ. 1791.
Beiträge zur Naturgeſchichte. Roſtock und Leipzig 1793 — 1801, 2 Thle.
Beiträge zur Phyſik und Chemie. Ebendaſ. 1795, 1796, 3 Stücke.
Bemerkungen auf einer Reiſe durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal. Kiel 1801 — 1804, 3 Bde.
Ueber Naturphiloſophie. Leipzig 1806.
Grundlehren der Anatomie und Phyſiologie der Pflanzen. Göttingen 1807.
Natur und Philoſophie. Leipzig 1811.
Notizen aus Dr. Ziegler's Leben. Roſtock 1811.
Ideen zu einer philoſophiſchen Naturkunde. Breslau 1815.
Grundwahrheiten der neuern Chemie. Leipzig 1815.
Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch Naturkunde. Berlin 1821, 2 Thle.
Handbuch zur Erkennung der nutzbarſten Gewächſe. Berlin 1829, 1 Thl.
Handbuch der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung. Ebendaſ. 1829, 1830, 2 Thle.

Link's naturhiſtoriſche Schriften gelten ihrer klaren, beredten Darſtellung, und ihrer edeln, correcten und verſtändlichen Schreibart wegen, als Muſter des didaktiſchen Styls auf dieſem Felde der Wiſſenſchaft.

Reinold von der Lippe, ſ. Minneſinger.

Thomas Lirer oder Leirer, ſ. Meiſterſänger.

Chriſtian Ludwig Liscov,

der Sohn eines Predigers, ward am 25. (nach Anderen am 29.) April 1701 zu Wittenberg geboren, und lebte nach vollendeten Studien um 1730 als Candidat der Rechte zu Lübeck, bis ihn der Domdechant und Geheimerath v. Thienen als Erzieher in ſein Haus nahm. Nachdem er das Mißfallen ſeines Principals auf ſich geladen hatte, ging er 1738 oder 1739 als Privatſecretär zum Geheimrath und Propſt des adeligen Kloſters Preez im Holſteiniſchen, v. Blome, und 1741 nach Dresden. Hier erwarb er ſich die Gönnerſchaft des Geheimen Kammerraths von Heinecken, wurde 1744 unter dem Miniſter, Grafen von Brühl Secretär in der Staatskanzlei daſelbſt, und bald darauf Kriegsrath, mußte aber ſchon 1747 Dresden wieder verlaſſen, und kam wegen ſeiner ſarkaſti-

Digitized by Google

ſchen Ausfälle auf den engliſchen Miniſterreſidenten zu Dresden, und ſeiner offenen Sprache gegen den ſächſiſchen Miniſter ſelbſt, auf die Feſte Eilenburg, wo er nach Einigen 1757, nach Andern 1760 am 30. Octoder als Staatsgefangener geſtorben ſein ſoll.

Von ihm haben wir:

Sammlung ſatyriſcher und ernſthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig 1739, 8., mit Titelvign.
Schriften. Herausgegeben von Karl Müchler. Berlin 1806, 3 Thle., 8., mit Kupf. Auch unter dem Titel: Satyren der Deutſchen.

Einzeln:

Klägliche Geſchichte von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem. Nach dem Geſchmack des Herrn Sievers von X. Y. Z. Frankfurt und Leipzig 1:32.
Vitres fracts, oder Ritter Clifton's Schreiben an einen Samojeden. Aus dem Engliſchen. Frankfurt und Leipzig 1732, mit Kupf.
Der ſich ſelbſt entdeckende X. Y. Z. ꝛc. Leipzig 1733.
Unparteiiſche Unterſuchung der Frage: Ob Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf Herrn Philippi — eine ſtrafbare Schrift ſei. Ebendaſ. 1733.
Stands- und Antrittsrede des Herrn Philippi. O. O. 1733.
Sottises Champêtres, oder Schäfergedicht des Herrn Philippi. Leipzig 1733.
Eines berühmten Medici Bericht von dem Zuſtand des Herrn Philippi. Merſeburg 1734.
Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwieſen. O. O. 1734; neue verb. Aufl. 1736. N. A. unter dem Titel: Lob der ſchlechten Schriftſteller. Hannover 1794, 8.
Beſcheidene Beantwortung der Einwürfe wider die Nachricht von Philippi's Lob. Halle 1735.
Anmerkungen in Form eines Briefs über den Abriß eines neuen Rechts der Natur von Profeſſor Menzel zu Roſtock. Kiel 1735.
Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit. Epiſtel. Herausgegeben aus den hinterlaſſenen Papieren (von Pott). Leipzig 1803, 8.
Auserleſene Satyren. Zwickau 1822, 16., mit Kupf.

Außerdem eine Vorrede zu Heineckens Longin (Dresden 1742) und Aufſätze in damaligen Zeitſchriften.

Liscov's Satyren zeichnen ſich durch kauſtiſche Ironie, treffenden Witz und Leichtigkeit und Kraft der Schreibart, für die Zeit, in welcher ſie geſchrieben wurden, eben ſo vortheilhaft als eigenthümlich aus. Mit ſeltener Ruhe, Kühnheit und Ueberlegenheit griff er die Vorurtheile und Thorheiten ſeiner Zeitgenoſſen an; aber indem er ſich theils zu ſehr um literäriſche Streitigkeiten bekümmerte, welche bald vergeſſen wurden, theils beſtimmte Perſonen von geringem Werthe verfolgte und mit ätzender Lauge übergoß, raubte er der Mehrzahl ſeiner Schriften ein nachhaltiges Intereſſe, ſo daß ein ſpäterer lobenswerther Verſuch, die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder auf ihn hinzulenken, nur in geringem Grade ſich des Gelingens erfreute.

Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten *).

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daß ſie allemal eine richtige und vollſtändige Beſchreibung von derjenigen Sache geben, die ſie abhandeln wollen, und aus dieſer Beſchreibung alsdann die Schlüſſe machen, die zu ihrem Zwecke dienlich ſind. Sie wiſſen ſich recht groß mit dieſem Verfahren, weil ſie glauben, daß, auf ſolche Art, alle Zweideutigkeit am beſten vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad der Vollkommenheit erlangen, den ſie haben müſſen, wenn man ſie loben ſoll.

Ich will ihnen dieſe angenehme Einbildung gern laſſen: aber ich glaube, ihr eigen Gewiſſen wird ihnen ſagen, daß ihre Art zu ſchreiben höchſt mühſam ſei, und ſie nicht nur vieler Freiheiten beraube, ſondern ihnen auch manche, zur Zeit der Anfechtung unentbehrliche Ausflucht beſchneide. Meine vortrefflichen Brüder zum wenigſten haben es zu allen Zeiten für eine unerträgliche Laſt und ſchändliche Sclaverei gehalten, daß ein Scribent allemal verbunden ſein ſollte, ſeinen Leſern deutlich zu ſagen, was er haben wolle; und ich hätte alſo, wenn ich arg wollte, völlige Freiheit, nicht zu ſagen, was ich durch einen elenden Scribenten verſtehe: allein weil ich beſorgen muß, daß unſere Widerſacher daher Anlaß nehmen möchten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortrefflichkeit ungeachtet, bei der Welt als ein verworrenes Gewäſche auszuſchreien; ſo will ich mich dieſesmal meines Rechts begeben, und eine Beſchreibung eines elenden Scribenten zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden ſein wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem löblichen Herkommen, welches bei uns ſo viel gilt, als ein Geſetz, entgegen handele. Sie können glauben, daß ich mich, bloß zu ihrem Beſten, ſo tief herunter laſſe, und ich verſpreche heilig, mich in andern Fällen ſo zu bezeigen, als es einem elenden Scribenten von Rechts und Gewohnheits wegen gebühret. Ich ſchreite hierauf ohne fernere Weitläuftigkeit zur Sache ſelbſt.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet ſein will, der muß vernünftig, ordentlich und zierlich ſchreiben. In deſſen Schriften alſo weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen iſt, der iſt ein elender Scribent.

Ich glaube nicht, daß jemand an dieſer Beſchreibung was auszuſetzen haben wird; ſie muß nothwendig allen meinen Leſern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich ſo ehrlich bin, und ungeſcheut bekenne, was meine Brüder bishero ſo mühſam haben zu verbergen geſucht. Zwar ſehe ich vorher, daß unſere Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und ſich einbilden werden, es ſei unmöglich, nach einem ſo offenherzigen Bekenntniß, das geringſte zur Vertheidigung der elenden Scribenten vorzubringen: allein ich bin auch verſichert, daß ihnen die Luſt zu lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweiſen werde, daß eben die Mängel, welche ſie den elenden Scribenten vorwerfen, und welche ich nicht zu leugnen begehre, meine Brüder und mich vortrefflich und unentbehrlich machen. Dieſer Beweis wird ihnen durch die Seele gehen, und ihres Spottens und Läſterns ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich alles, was ſie uns, auch in der größten Hitze ihres Eifers, vorwerfen können, für wahr und ausgemacht an.

Ich bekenne aufrichtig, daß die elenden Scribenten ohne Vernunft ſchreiben. Dieſes iſt das ſchwere Gebrechen, welches uns in den Augen unſerer Feinde ſo lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geſchrei, ſo die Verächter elender Schriften darüber erregen, daß die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchen, beweiſet die Unbilligkeit dieſer Leute. Ich bitte meine Leſer, unparteiiſch zu urtheilen: ob es billig ſei, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unſern Feinden, ſondern mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gemein haben? Laſſen ſich die Menſchen in ihren Handlungen wohl von der Vernunft regieren? Folgen ſie nicht allemal den thörichten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich ſein: ſie wollen vergnügt und lange leben: ſie wiſſen es auch gar wohl, wie ſie es anfangen müſſen, wenn ſie dieſen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen ſie ſich vorſätzlich ſelbſt unglücklich, verkürzen ihr Leben, und ſind ihnen ſelbſt die fruchtbarſte Quelle alles Mißvergnügens, welches ihnen daſſelbe ſauer machet. Man kann alſo, ohne Verletzung der Wahrheit, ſagen, daß die Menſchen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Dieſes iſt ein Satz, den die Thorheiten, die Eitelkeiten, die Laſter, und der Aberglaube, worin das menſchliche Geſchlecht verfallen iſt, hinlänglich beweiſen. Die Schriften der Geſchichtſchreiber, Poeten und Weltweiſen ſind voll von Klagen über dieſes Verderben: und man hat ſchon lange angemerket, daß, wer recht vernünftig handeln wolle, gerade das Gegentheil von demjenigen thun müſſe, was der größte Hauſe vornimmt. Der Vorſchlag iſt gegründet; aber es haben ſich doch zu allen Zeiten wenige gefunden, die Luſt gehabt hätten, demſelben zu folgen. Ich wundere mich darüber eben nicht; denn es wird dazu ein Eigenſinn erfordert, den wenig Leute haben. Man muß ſehr wunderlich ſein, und eine unerträgliche Einbildung von ſich ſelbſt haben, wenn man ſich der ganzen Welt entgegen ſetzen, und ſich bereden will, man ſei allein klug, und der Reſt des menſchlichen Geſchlechts raſe.

Wie kann man es alſo den elenden Scribenten verargen, daß ſie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem größten Hauſen ſchuldig. Ich wollte nichts ſagen, wenn die Vernunft im menſchlichen Leben unentbehrlich wäre: aber ſo ſehe ich nicht, wozu ſie nütze.

Es iſt gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, ſehr geringe ſei. Parva est sapientia, qua re-

*) Liscov's Schriften von K. Müchler. Berlin 1806 Thl. III. S. 21. fg.

Digitized by Google

gitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorſehung an. Wir ſehen, daß die klügſten Anſchläge oft zurück gehen, unvernünftige hingegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweiſe, daß es wahr ſei, was der Prediger ſagt: „Daß zum Laufen nicht hilft ſchnell ſein, zum Streit hilft nicht ſtark ſein, zur Nahrung hilft nicht geſchickt ſein, zum Reichthum hilft nicht klug ſein. Daß einer angenehm ſei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, ſondern alles liegt es an der Zeit und Glück" *). Die tägliche Erfahrung kann auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigſten Geſchäfte in der menſchlichen Geſellſchaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomon ſagt **): daß der Unverſtand unter den Gewaltigen ſehr gemein ſei: und von ihren vornehmſten Bedienten ſpricht ein heidniſcher Poet:

Rarus . . . ferme sensus communis in illa
Fortuna. . . . . ***)

Dieſe Regel hat unſtreitig ihre Ausnahme: aber ſo viel iſt doch gewiß, daß nicht allemal die Klügſten am Ruder ſitzen. Wir ſind ſo gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht, und die ernſthaften und gravitätiſchen Geberden, wodurch ſie ſich ein Anſehen machen, prägen uns eine beſondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, ſie für weiſe zu halten, weil ſie groß ſind; ſollten wir aber dieſe Herren genauer kennen: ſo würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegeriſchen Verrichtungen den geringſten Antheil habe, und derſelbe gutentheils dem Glücke zuzuſchreiben ſei. Es gereichet dieſes den Großen dieſer Welt ſo wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen, und es als den einzigen Beweis ihres Chriſtenthums anſehen kann.

Können nun die Regenten in Kriegs- und Friedenszeiten ihr Amt ohne Vernunft mit Ruhm führen: ſo können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun; weil ſie berufen ſind, die Welt durch thörichte Predigten ſelig zu machen. Sie haben mit Geheimniſſen zu thun, darein ſich die Vernunft nicht miſchen muß, und predigen einen Glauben, dem dieſelbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden iſt. Die Rechtsgelehrten und Advokaten gründen ſich auf willkührliche Geſetze und einen höchſt unvernünftigen Schlendrian: ſie brauchen alſo der Vernunft ſo wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunſt gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung, und auf ein ungewiſſes Glück ankommen laſſen, Urin beſehen, Recepte verſchreiben, und zufrieden ſind, wenn ſie ihre Patienten, canonicamente, e non tutti gli ordini †), zur Ruhe bringen. Die Weltweiſen ſcheinen der Vernunft mehr benöthigt zu ſein: allein ſie haben ſich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derſelben doch allemal wenig bedienet. Cicero ſagte ſchon zu ſeiner Zeit, es ſei keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von denen Weltweiſen behauptet habe ††); und heutiges Tages, da wir ſo ſchöne Compendia Philosophiae haben, müßte einer ein Narr ſein, wenn er ohne Noth ſeine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur ſo viel Gedächtniß, daß er eines dieſer heilſamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder her zu beten, was er gelernet hat, ſo iſt er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entſcheiden, Pillen drechſeln, Recepte verſchreiben, und ein Weltweiſer ſein kann: ſo möchte ich wohl wiſſen, warum es dann nicht erlaubt ſein ſollte, ohne Vernunft ein Buch zu ſchreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von ſo weniger Wichtigkeit unentbehrlich ſein ſollte, da man doch ohne dieſelbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine himmelſchreiende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Laſt auflegen will, die niemand mit einem Finger anzurühren Luſt hat.

Wenn unſere Feinde es redlich mit der Vernunft meinten, ſo würden ſie, ohne Unterſchied, wider alle diejenigen eifern, welche ſich durch ihre Thaten als Verächter derſelben bezeigen, und nicht bloß uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieſer Verächter auskippen, um an uns ihren Eifer auszulaſſen. Allein ſo hat alle Welt die Freiheit, die Vernunft ſo gering zu achten, als es ihr beliebt; nur uns will man es nicht vergönnen. Unvernünftige Thaten läſſet man ungeahndet hingehen; aber eine unvernünftige Schrift zu machen, iſt eine unvergebliche Miſſethat. Auf eine ſolche Schrift ſind alle Pfeile der guten Scribenten gerichtet, die ſich doch ſonſt, wie die Erfahrung lehrt, eben kein Gewiſſen machen, die Vernunft, für deren Ehre ſie eifern, in ihrem Leben und Wandel aufs gröblichſte zu verletzen. Wo dieſes nicht Mücken ſeigen und Kameele verſchlucken iſt, ſo weiß ichs nichts.

*) Pred. Salom. IX. 11.
**) Pred. Salom. X. 5.
***) Juvenalis Sat. VII.
†) Ariſtippe de Msr. de Balzac, p. 96.
††) Cicero de Divinat. Lib. II: nescio quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo Philosophorum.

Indeſſen haben wir eben nicht Urſache, uns über dieſe Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dieſes widerſinnige Betragen unſerer Feinde muß zu unſerer Rechtfertigung dienen. Sie geben einestheils dadurch zu erkennen, daß es nicht allemal nöthig ſei, ſeine Vernunft zu gebrauchen, und können alſo unmöglich eine gute Urſache anführen, warum ſie es von uns als eine unumgängliche Nothwendigkeit fordern; und anderntheils kann man daraus, daß ſie zu Thorheiten von anderer Gattung, als die unſern, ſtillſchweigen, und bei Gelegenheit dieſelben mitmachen, deutlich abnehmen, daß ihr eigen Gewiſſen ihnen ſage, wie ſchädlich es ſei, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Einer, der das Unglück hat, ſo weit zu verfallen, beraubet ſich ſelbſt alles Vergnügens, deſſen ein Menſch hier auf Erden genießen kann. Denn die tiefe Einſicht, welche er, durch einen unmäßigen Gebrauch ſeiner Vernunft, in den wahren Werth aller irdiſchen Dinge bekommt, benimmt ihm gewiſſe Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich ſein kann. Montaigne ſagt *): Un nme garantie de prejugé, a un merveilleux avancement vers la tranquilité. Und daher ſehen wir auch, daß der Pöbel, der ſich begnüget, alles nur von außen anzuſehen, mit dem gemeinen Laufe der Welt zufrieden iſt, und die Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens, worüber die Vernünftler ſo herzbrechend ſeufzen, kaum empfindet. Zu dieſer glücklichen Zufriedenheit kann ein Menſch, der ſeiner Vernunft Gehör giebt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müſſen ihm nothwendig Verdruß und Ekel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, ſo die Welt geben kann, iſt in ſeinen Augen gar zu verächtlich, als daß er darnach trachten ſollte. Er ſpricht: die Welt vergeht mit ihrer Luſt. Die ganze Ordnung der Natur iſt ihm zuwider. Er tadelt dieſelbe und zweifelt, ob die Natur mütterlich, oder als eine Stiefmutter mit uns gehandelt habe, parens melior homini, an tristior noverca fuerit **)? Ja ſeine Schwermuth und Verzweifelung ſteiget bisweilen ſo hoch, daß er behauptet, das beſte ſei, gar nicht geboren werden, aber doch bald wieder ſterben ***).

Alle dieſe traurigen Gedanken rühren aus dem Gebrauch der Vernunft her. Wie kann aber mit dieſen Einfällen die Glückſeligkeit beſtehen, nach welcher alle Menſchen trachten? Mich däucht, diejenigen, die ein glücklicher Mangel von Nachdenken vor ſolchen ſchwermüthigen Grillen ſichert, haben nicht Urſache, Leute zu beneiden, die mit einer ſo verdrießlichen Weisheit begabet ſind.

Ich verlange zum wenigſten nicht an ihrer Stelle zu ſein, was ſie auch von ihrer Glückſeligkeit ſchwatzen. Denn das Mittel, wodurch ſie glücklich werden wollen, iſt im höchſten Grade lächerlich. Sie ſagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemüthsruhe, oder zu einer beſtändigen Zufriedenheit gelangen, als wenn man ſich bemühe, ſeine Begierden einzuſchränken und zu dämpfen. Aber kömmt dieſer Vorſchlag wohl viel klüger heraus, als wenn ich einem, der Kopfſchmerzen hat, rathen wollte, er ſolle ſich den Kopf abhauen laſſen? Und konnte man wohl beſſer von der Schädlichkeit der Vernunft überführt werden, als wenn man ſiehet, was ſie für verzweifelte Lehren giebt?

Ich bitte meine Leſer, ſich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzuſtellen, die nothwendig erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpfet wären, und die Vernunft freie Hände hätte. Das ganze menſchliche Geſchlecht würde dadurch in eine Art von Schlafſucht verfallen. Ich geſtehe, es unterbliebe alsdann viel Böſes: allein es würde auch wenig Gutes ausgerichtet werden, weil man gar nichts thun würde. Si la raison dominoit sur la terre, ſagt einer von unſern ärgſten Feinden, il ne s'y passeroit rien. On dit, que les Pilotes craignent au dernier point ces mers pacifiques, où l'on ne peut naviger, et qu'ils veulent du vent, au hazard d'avoir des tempêtes. Les passions sont chez les hommes les vents qui sont necessaires pour mettre tout en mouvement, quoi-qu'ils causent souvent des orages †).

Der Endzweck aller menſchlichen Handlungen iſt Ehre, Vortheil und Luſt. Wenn der Menſch ohne Ehrgeiz, Geldgeiz und Wolluſt wäre: ſo würde er ſtille ſitzen, und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife alſo nicht, wie es möglich ſei, daß kluge Leute ſich ſo große Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Affecten verſprechen konnen, da es doch ſo offenbar iſt, daß ohne die Affecten nicht eine tugendhafte That verrichtet werden kann. Montaigne nennet ſie mit Recht: des piqueures et sollicitations acheminans l'ame aux actions vertueuses ††); und ſchenet ſich nicht, zu behaupten, daß eben die Unordnung, welche die Affecten in unſerm Verſtande anrichten, uns tugend-

*) Essais de Montaigne Liv. II. Chap. 12. p. 313.
**) Plinius Hist. Nat. Lib. VII. in prooem.
***) Plinius l. c.: multi extitere, qui non nasci optimum censerent, aut quam ocyssime aboleri.
†) Fontenelle, Dialogues des morts, p. 141.
††) Montagne l. c. p. 431.

haft mache. Par la dislocation que les passions apportent à nôtre raison, nous devenons vertueux *).

Ich möchte wohl wiſſen, ob ſich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunft unterdrücket und gänzlich aus der Menſchen Herzen ausgerottet wäre, jemand finden würde, der Luſt hätte, für das Beſte des Staats und der Kirche zu wachen? Ob wohl jemand ſo treuherzig ſein würde, daß er ſein Leben für ſein Vaterland wagte? Ja ob wohl, welches zur Beſchämung unſerer Feinde das meiſte thut, die guten Scribenten ſich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen. Ich glaube es nicht, und bin, was die guten Scribenten inſonderheit anlanget, feſt verſichert, daß ſie, wenn die Hoffnung des Lobes ſie nicht zum Schreiben reizte, Zahnſtocher aus ihren Federn machen, und wir nimmer das Vergnügen haben würden, eine Zeile von ihnen zu ſehen.

Und dennoch ſchämen dieſe Leute ſich nicht, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen ſollen, die ſie ſelbſt, ſo oft ſie ſchreiben, aus den Augen ſetzen müſſen, die alle Tugend aufhebet, allen tapfern und zum Beſten des Staats und der Kirche nöthigen Unternehmungen entgegen, und gar ſo ſchädlich iſt, daß man, ohne Gefahr zu irren, ſagen kann, ſie würde, wenn ſie einmal über die Affecten die Oberhand bekommen ſollte, die allergefährlichſte Veränderung, ſo jemals in der Welt geſchehen iſt, verurſachen, und das Unterſte zu oberſt kehren. Denn wenn die Menſchen ſich nicht mehr von ihren Affecten regieren ließen, ſondern bloß der Vernunft folgten: ſo wäre es um die Thorheiten geſchehen, denen wir einzig und allein unſere Verfaſſungen und gute Ordnungen zu danken haben. Sobald ein jeder ungezwungen thut, was er zu thun ſchuldig iſt, und freiwillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit und des Wohlſtandes beobachtet, braucht man weder Strafe, noch Belohnung, noch Ermahnung; folglich weder Regenten noch Lehrer. Ein allgemeiner und immerwährender Gebrauch der Vernunft führt einen beſtändigen Frieden mit ſich, und ſchließet allen Krieg, allen Streit und alle Uneinigkeit aus. Man braucht alſo weder Soldaten, noch Richter, noch Advokaten. Fällt die Begierde nach Reichthum weg, ſo liegt aller Handel und Wandel. Und wie viele Menſchen ſind nicht in der Welt, die ſich bloß von der Wolluſt und dem thörichten Hochmuthe anderer nähren? Alle dieſe ehrlichen Leute würden aber an den Betteiſtab kommen, wenn das menſchliche Geſchlecht klug werden, und der Vernunft zu folgen anfangen ſollte.

Mich däucht, es erhellet hieraus deutlich, daß keine Republik bei dem Gebrauche der Vernunft beſtehen könne, und daß eine gänzliche Dämpfung der Affecten und Ablegung der Thorheit den Unterſchied zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Geſellſchaft zu Grunde richte. Was ſoll man alſo von ſolchen Leuten denken, die ſo ſehr auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht anders, als wenn ihnen alle Ordnung und alle guten Verfaſſungen zuwider ſind. Wollte man ihnen Gehör geben, und ſie rathen laſſen: ſo würden ſie uns in kurzem zu vollſtändigen Hottentotten machen.

Ich ſage dieſes nicht, um unſere Feinde, die guten Scribenten, in übeln Ruf zu bringen, und ſie als gefährliche und dem gemeinen Weſen ſchädliche Leute vorzuſtellen. Was ſie mir auch für Blöße geben: ſo ſei es doch ferne von mir, daß ich das Unrecht, welches ſie uns elenden Scribenten zufügen, auf eine ſo grauſame Art rächen ſollte. Ich bin gewiß von ihnen verſichert, daß ſie ſo böſe Abſichten nicht haben, und glaube, daß ſie vor den entſetzlichen Folgen ihrer Lehre ſelbſt erſchrecken. Sie würden am allerwenigſten ihre Rechnung dabei finden, wenn wir uns entſchließen ſollten, unſere Thorheiten abzulegen, und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten ſchreiben nicht, und leſen keine Bücher, ſie mögen auch ſo gut geſchrieben ſein, als ſie wollen. Und man könnte alſo den guten Scribenten keinen ärgern Poſſen thun, als wenn man, wie ſie es haben wollen, die Vernunft aufs höchſte triebe. Ich glaube nicht, daß ſie dieſes Unglück jemals erleben werden. Denn was man auch von dem menſchlichen Geſchlechte ſagt: ſo habe ich doch eine viel zu gute Meinung von demſelben, als daß ich glauben ſollte, es werde ſo einfältig ſein und ſich entſchließen, klug zu werden, und die Thorheiten abzulegen, bei denen es ſich allemal ſo wohl befunden hat. Wenn demnach auch die Abſichten der guten Scribenten noch ſo böſe wären, ſo hätte man doch keine Urſache, dawider zu eifern; weil nicht zu beſorgen iſt, daß die Welt ihrem verführeriſchen Geſchwätze Gehör geben werde.

Meine Widerſacher können alſo glauben, daß alles, was ich bisher wider ſie geſchrieben habe, nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zufrieden, wenn meine Leſer nur erkennen, daß die Vernunft ſchädlich ſei. Ich habe dieſes, däucht mich, klärlich erwieſen, und getraue es mir, gegen unſere Feinde zu behaupten, wenn ich auch gleich zugäbe, daß die bürgerliche Geſellſchaft durch einen unmäßigen Gebrauch der Vernunft nicht aufgehoben werde. Denn es bleibt doch allemal gewiß, daß die Vernunft eine Eigenſchaft iſt, die einen Menſchen ſehr ungeſchickt macht, ein Glied der bürgerlichen Geſellſchaft und der wahren Kirche zu ſein.

Ein Bürger muß gehorchen, und ein Chriſt muß glauben. Wer ſeiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beiden nicht. Gens qui jugent, ſagt Montaigne *), et contrerollent leurs juges, ne s'y soumettant jamais deuëment. Combien et aux loix de la Religion, et aux loix politiques, se trouvent plus dociles, et aisés à mener, les esprits simples et incurieux, que ces esprits surveillans, et pedagogues des causes divines et humaines? Wie viel Böſes kann alſo die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht ſtiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und ſie vor den Richterſtuhl ſeiner Vernunft ſtellet, muß ſie nothwendig ſchlecht beobachten, wenn ſie ihm unvernünftig ſcheinen. Daher entſtehet dann ein Ungehorſam und eine Widerſpenſtigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausſchlagen und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann alſo ſagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellionen ſei, und noch iſt kein Rebelle geweſen, der nicht ſeinen Aufſtand dadurch zu beſchönigen geſucht hätte, daß die Befehle ſeiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.

Wer ſich zu klug dünket, ſeinen geiſtlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes, geräth auf Irrwege, und verfällt endlich in das abſcheuliche Laſter der Ketzerei. Und geſetzt, er verfälle ſo weit nicht, ſo iſt doch auch der geringſte Widerſpruch einem Geiſtlichen verdrießlich; denn da dieſe ehrwürdigen Perſonen von der Wahrheit ihrer Lehren, und der Aufrichtigkeit und Unſchuld ihrer Abſichten überzeugt ſind: ſo muß es ſie nothwendig ſchmerzen, wenn man ſie mit vernünftigen Einwürfen ängſtiget, und alles, was ſie ſagen, meiſtert. Die Vernünftler thun dieſes. Wie übel würden alſo unſere Lehrer nicht dran ſein, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut iſt.

Nicht allein aber die Geiſtlichen würden bei einem allgemeinen Gebrauche der Vernunft übel fahren; ſondern es würden auch andere Profeſſionen ihre Rechnung nicht dabei finden. Man bedenke nur z. E., ob, wenn die Menſchen ihre Vernunft allemal zu Rathe zögen, die Richter und Advokaten wohl das liebe Brod haben würden? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und ſich mit ſeinem Widerſacher in der Güte vertragen, als ſich in einen langwierigen Prozeß einlaſſen, der, wie es die Erfahrung lehret, allemal zum Verderben der beiden Parteien gereichet.

Wären die Leute klug, ſo würden die Aerzte ſchmal beißen müſſen.

Si tout le monde avoit l'esprit de se conduire,
Remede et Medecin seroit peu de saison. **)

Ein Kranker würde ſeine Natur walten laſſen, und mit Mr. de Fresny ***) ſprechen: Quand un malade laisse tout faire à la nature, il hazarde beaucoup: quand il laisse tout faire aux medecins, il hazarde beaucoup aussi: mais hazard pour hazard, j'aimerois mieux me confier à la nature, car au moins on est sûr, qu'elle agit de bonne foi, comme elle peut, et qu'elle ne trouve pas son compte à faire durer les maladies. Dieſe Gedanken ſind vernünftig; aber würden nicht die Aerzte, wenn alle Leute ſo dächten, ihren Patienten, die ſie vorangeſchickt haben, in kurzer Zeit, vor Hunger, in jene Welt folgen müſſen?

Ich überlaſſe meinen Leſern, vor ſich ſelbſt nachzudenken, was andere Handthierungen, die ich hier, Weitläuftigkeit zu vermeiden, mit Stillſchweigen übergehe, für Vortheil von dem Gebrauche der Vernunft zu hoffen haben? und frage nunmehr unſere Verfolger: ob der Mangel der Vernunft, den ſie in unſern Schriften wahrnehmen, ein ſolcher Hauptmangel ſei, daß wir desfalls verdienten, ausgezischt zu werden? und ob es nicht vielmehr an uns zu loben ſei, daß wir eine Kraft der menſchlichen Seele, die im gemeinen Leben nichts nützet, in dem Staate und in der Kirche ſo vielen Unfug anrichtet, und alle gute Ordnungen und Verfaſſungen aufhebet, ſo viel an uns iſt, zu unterdrücken bemühet ſind? Läßt es ihnen ihre Hartnäckigkeit und eingebildete Weisheit nicht zu, dieſe Frage ſo zu beantworten, als es die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen ich das Verfahren meiner Brüder gerechtfertiget habe, zu erfordern ſcheint: ſo hoffe ich doch, ſie werden ſich eines beſſern beſinnen, wenn ich ihnen vorſtelle, daß wir elenden Scribenten, wenn man unſere

*) Montaigne c. l. p. 432.

*) c. l. pag. 313. 314.
**) Je ne sai quoi, pag. 151.
***) Amusement serieux et comique, pag. 49.

Schriften recht anſiehet, nichts mehr thun, als daß wir einfältiglich dem guten Rathe folgen, den einige der guten Scribenten ſchon vor langer Zeit der Welt gegeben haben.

Einer der beſten Scribenten, den ich, zu Beſchämung meiner Widerſacher, ſchon öfters angeführt habe, ſagt ausdrücklich: Die Vernunft ſelbſt erforderte, daß man dem menſchlichen Verſtande ſo enge Grenzen ſetze, als nur immer möglich iſt. On a raison de donner à l'esprit humain les barrieres les plus contraintes qu'on peut *). Er will, daß man dieſes auch in Anſehung der Wiſſenſchaften, und folglich auch der Schriften thun ſoll, in welchen man die Wiſſenſchaften vorträgt. En l'étude, fährt er fort, comme au reste il lui faut compter et regler les marches, il lui faut tailler par art les limites de sa chasse **). Ja er bekennet aufrichtig, daß die Vernunft ein gefährliches Werkzeug in der Hand desjenigen ſei, der ſich derſelben nicht mit Vernunft, das iſt ordentlich und mäßig zu gebrauchen weiß: C'est un outrageux glaive à son possesseur même que l'esprit, à qui ne sçait s'en armer ordonnement et discretemment ***), und räth dahero, man ſolle ſie, ſo viel als immer möglich iſt, im Zaum halten. Et n'y a, fährt er fort, point de beste, à qui il faille plus justement donner des orbieres pour tenir sa veuë sujette, et contrainte devant ses pas, et la garder d'extravaguer ny ça ny la, hors les bornieres que l'usage et les loix luy tracent †).

So wollen es unſere Feinde ſelbſt haben; ſo machen wir's, und machen es ihnen doch nicht recht. Wir müßten aber ſehr einfältig ſein, wenn wir, da nunmehro ihr Eigenſinn und ihre Unbilligkeit ſo klar am Tage lieget, uns groß bekümmern wollten, ob ihnen unſere Aufführung gefalle oder nicht. Laß ſie ſagen, was ſie wollen. Wir können mit dem Zeugniſſe unſers Gewiſſens zufrieden ſein, welches uns ſaget, daß wir auf dem rechten Wege ſind. Und wie könnte man auch ſicherer gehen, als wenn man denen folget, die ihr Amt verbindet, für die Seelen zu ſorgen, und die alſo am geſchickteſten ſind, von den Kräften der Seele zu urtheilen, und uns Regeln zu geben, wie dieſelben ohne Gefahr gebraucht werden können? Dieſe Seelſorger nun ſehen die Vernunft, eben wie Montaigne, als ein wildes, unbändiges, reißendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß, und mit welchem nicht auszukommen iſt, wofern es nicht an eine ſtarke Kette geſchloſſen wird.

Es iſt wahr, ſie ſind über die Länge dieſer Kette ſehr uneinig: allein darin ſtimmen ſie doch alle überein, daß die Vernunft angeſchloſſen ſein müſſe. Nur mit dieſem Unterſchied.

Einige wollen, die Kette müſſe fein lang ſein, damit die Vernunft, bei einer mäßigen Freiheit, ihre Bande deſto geduldiger trage. „Ein Kettenhund, ſprechen ſie, der gar zu kurz angebunden iſt, giebt ſich ſo leicht nicht zufrieden, als einer, dem die Länge der Kette, an welcher er liegt, die Freiheit läſſet, herumzugehen, und ſeine Gefangenſchaft erträglich macht. Er ſtellt ſich ungeberdig, heult, ſchreit, ſpringt, bemühet ſich, die Kette zu zerreißen, und hält übel Haus, wenn er los kömmt. Mit der Vernunft iſt es eben ſo, und hat man Exempel, daß ſie, wenn man ſie gar zu kurz gebunden gehabt, ihre Feſſel zerbrochen, alles, was ihr vorgekommen iſt, niedergeriſſen hat, und ſo unbändig geworden iſt, daß man ſie hernach nimmer wieder hat zähmen können.

Andere hingegen behaupten: „Man müſſe die Vernunft ſo kurz als möglich binden. Denn ſonſt ſei man nimmer vor derſelben ſicher, eben ſo wenig als vor einem Kettenhunde, der gar zu weit herumgehen kann. Es ſei wahr, die Vernunft liebe die Freiheit, und thue ſehr übel, wenn ſie gar zu hart gefeſſelt ſei. Es ſei auch gefährlich umzugehen mit ihr, wenn ſie in der Wuth los käme. Aber es ſei zu allem Rath. Man könne ihr ja im Falle der Noth einen Knebel ins Maul ſtecken, ſo müßte ſie ihr Schreien wohl laſſen; und ſie an allen Vieren ſo feſt binden, daß ſie ſich nicht rühren könnte: ſo wäre es nicht möglich, daß ſie ſich los riſſe. Ja die Vernunft ſei ſo gar ungeduldig nicht, als man vorgäbe. Sie könnten wenigſtens verſichern, daß ſie von der ihrigen, wie kurz ſie auch angebunden ſei, ſo wenig beunruhiget würden, daß ſie kaum merkten, daß ſie noch lebe. Sie berufen ſich desfalls auf ihre Reden und Schriften, die ſo beſchaffen ſind, daß man ſchwören ſollte, ſie hätten keine Vernunft."

Ich bin viel zu wenig, zu entſcheiden, welche Partei Recht hat. Es thut auch zu meinem Zwecke nichts, dieſes auszumachen. Denn die Kette, an welche die Vernunft gelegt werden muß, mag nun lang oder kurz ſein ſollen; ſo gewinnen wir elenden Scribenten allemal dabei: weil doch immer ausgemacht bleibt, daß die Vernunft und deren Gebrauch nicht frei ſein müſſe: woraus ganz ungezwungen folget, daß es uns nicht könne verarget werden, wenn wir eine ſo gefährliche Kraft der Seele ſo viel möglich in ihren Schranken halten.

Wenn es mir indeſſen erlaubt iſt, meine unvorgreifliche Meinung zu ſagen: ſo halte ich dafür, daß man dieſe Schranken ſo enge machen müſſe, als nur immer thunlich iſt, und daß diejenigen der Wahrheit am nächſten kommen, welche glauben, man müſſe die Vernunft fein kurz anſchließen. Ich bin auch verſichert, daß es nicht übel gethan ſein würde, wenn man ſie beſtändig geknebelt, und an allen Vieren gebunden, liegen laſſen wollte. Ja, wenn ich aufrichtig ſagen ſoll, wie mir's um's Herze iſt: ſo halte ich dafür, das ſicherſte ſei, ihr das Genicke zu brechen; denn ſo könnte ſie gar nichts Böſes mehr anrichten, und man wäre aller Mühe und Sorge auf einmal los.

Es hat mir dahero ſehr wohl gefallen, daß mein vornehmer Gönner, und in Midas herzlich geliebter Bruder Philippi, den heroiſchen Entſchluß gefaſſet hat, eine Anatomie des menſchlichen Verſtandes anzuſtellen. Das feindſelige Gemüth, welches er bishero gegen die Vernunft von ſich hat blicken laſſen, macht mich hoffen, ſeine Abſicht ſei, dieſelbe vom Leben zum Tode zu bringen. Ich wünſche, daß er bei ſeinem guten Vorhaben bleiben möge *). Denn da eine Anatomie ohne Zerſchneidung nicht geſchehen kann: ſo muß die Vernunft nothwendig drauf gehen, und ihm unter den Händen ſterben. Er wird alſo die Ehre haben, daß er ein Ungeheuer gedämpfet, welches bishero ſo vielen Schaden gethan hat; und dieſes wird ihm weit rühmlicher ſein, als wenn er, ich weiß nicht wie viele Rieſen erlegt hätte. Er kann ſich nicht beſſer um das menſchliche Geſchlecht verdient machen, als wenn er demſelben zu demjenigen Grade der Vollkommenheit verhilft, welchen er durch die Beſiegung und Dämpfung ſeiner Vernunft ſchon lange erreicht hat, und wir elenden Scribenten insonderheit werden ihm unendlich verbunden ſein. Denn uns geſchieht durch die Tödtung der Vernunft der größte Gefallen, weil wir ihrentwegen ſo viel leiden müſſen. O wie glücklich wären wir und die ganze Welt, wenn dieſes Unthier vertilget würde! Und kann man demnach die Blindheit unſerer Feinde genug beſeufzen, die ſo viel Weſens aus einer Kraft unſerer Seele machen, die nimmer das geringſte Gute, wohl aber unſäglich viel Böſes geſtiftet hat?

Ich geſtehe, die Vernunft iſt eine Gabe Gottes: aber der Ausgang hat gewieſen, daß ſie ein ſchädliches Geſchenk geweſen iſt. Wenigſtens haben ſich Leute gefunden, die geglaubt, es wäre beſſer, wenn uns Gott die Vernunft nicht gegeben hätte. Haud scio, ſagt Cicero **), an melius fuerit, humano generi motum istum celerem cogitationis, acumen, solertiam, quam rationem vocamus, quoniam pestifera sit multis, admodum paucis salutaris non dari omnino, quam tam munifice, et tam large dari. Er führet dieſes noch weitläuftiger aus, und ich weiß nicht, ob er groß Unrecht hat. Denn die Vernunft hat dem Menſchen nimmer viel Vortheil gebracht. Kaum war der erſte Menſch erſchaffen, ſo verleitete ihn ſeine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er ſich und ſeine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um ſie und um alle geſchehen. Sie würde es wohl gelaſſen haben, wenn ſie entweder keine Vernunft gehabt hätte, oder nur ſo geſinnet geweſen wäre, als ich und meine vortrefflichen Brüder. Und dennoch lachet man uns aus.

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den erſten Schnitzer begangen hat, iſt ſie immer weiter verfallen; und unſere Feinde bekennen ſelbſt, daß ſie durch den Fehltritt, wozu ſie unſere Stammmutter verleitet hat, im Grunde verderbet worden iſt. Sie muß alſo, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, nichts nützen. Ich weiß wohl, unſere Feinde ſagen, man müſſe ſich beſtreben, ſie auszubeſſern, und wieder zu der erſten Vollkommenheit zu bringen; aber man hat nunmehro beinahe 6000 Jahre daran curiret, und noch iſt niemand, der das Herz hätte, zu ſagen, daß die Mittel, die man gebraucht hat, angeſchlagen haben, oder daß es ſich zur Beſſerung anlaſſe. Ich gebe alſo einem jeden zu bedenken: Ob es nicht klüger gehandelt ſei, wenn man ſich an eine Eigenſchaft der Seele, die in einem ſo verzweifelten Zuſtande iſt, weiter nicht kehret, als wenn man in alle Ewigkeit ſeine Schande daran curiret, und unmögliche Dinge möglich machen will?

Dieſes thun unſere Feinde; aber ſehen denn dieſe überklugen Herren nicht, daß ſie wider den Strom ſchwimmen? Sie wollen die Vernunft ausbeſſern, und zu ihrer urſprünglichen Vollkommenheit bringen; das iſt, ſie wollen ihr wieder zu derjenigen

*) Montaigne c. l. p. 413.
**) Ibid. p. 413. 414.
***) Ibid. p. 414.
†) Ibid.

*) Dieſer Wunſch iſt nicht erfüllet worden. Aber was Philippi verſprochen hat, das hat mein lieber Bruder, Johann Ambroſius Hillige, Meiſter der freien Künſte und Pfarrer zu Zſchaitz, in ſeiner Anatomie der Seelen mit ſolchem Nachdrucke ins Werk gerichtet, daß, wer ſein Büchlein lieſet, nothwendig bekennen muß, die Vernunft habe an ihm ihren Mann gefunden, und ſei nimmer ſo gemißhandelt worden.
**) De natura Deorum Lib. III.

Digitized by Google

Herrſchaft verhelfen, welche ſie ehedeſſen über die Begierden gehabt haben ſoll. Ich will ſo höflich ſein und glauben, daß alles wahr ſei, was man von dieſer Herrſchaft der Vernunft über die Affecten ſagt; ob es gleich unſern Feinden ſehr ſchwer fallen würde, zu beweiſen, daß die Vernunft, ſo lange Menſchen in der Welt geweſen ſind, nur einen einzigen actum possessionis verrichtet habe: aber unſere Feinde geben doch ſelbſt zu, daß die Vernunft durch ihre eigene Schuld dieſe Herrſchaft verloren habe. Sie iſt derſelben entſetzet, weil ſie übel regiert hat, und muß jetzo zur Strafe den Affecten gehorchen. So will es die Natur haben. Was bemühen ſich denn unſere Feinde, die Vernunft, der Natur zum Trotz, wieder auf den Thron zu ſetzen, von welchem ſie ihres übeln Verhaltens wegen geſtoßen worden? Ich verſichere ſie, ihre Bemühung iſt vergebens; und wenn ſie die Vernunft ſelbſt fragen, ſo wird ſie ihnen ſagen, daß ſie ſich nach der verlornen Hoheit nicht ſehne, ſondern mit ihrem jetzigen Zuſtande wohl zufrieden ſei, und das ſüße Joch der Affecten mit Luſt trage. Denn die Vernunft ſiehet wohl, daß ſie zum Regiment nicht tauge. Sie weiß wohl, daß, wie ich ſchon oben erwieſen habe, alles in der Welt umgekehret werden würde, wenn ſie die Oberhand bekommen ſollte. Und wenn ſie denn gleich dieſes nicht erkennete, ſondern die lächerliche Bemühung ihrer unbeſonnenen Verehrer billigte: ſo bleibt es doch allemal wahr, daß es ein ſtrafbarer Frevel ſei, wenn man die Natur meiſtert, die doch eine ſo weiſe und liebreiche Mutter iſt, und beſſer weiß, was zu unſerm Frieden dient, als wir ſelbſt.

Wenn demnach unſere Feinde, die guten Scribenten, nicht die eigenſinnigſten und wunderlichſten Leute von der Welt wären, ſo würden ſie uns nimmer die kindliche Ehrerbietung, welche wir gegen die Natur hegen, zur Sünde deuten, und mit der größten Unbeſcheidenheit von uns verlangen, mit ihnen wider die Natur zu murren. Sind ſie denn juſt ſo geſinnet, als die böſen Geiſter, die ſich ein Vergnügen daraus machen, wenn ſie die Menſchen zur Sünde verleiten, und eben ſo unglücklich machen können, als ſie ſelbſt ſind? Sie haben den natürlichen Brauch der Vernunft in den unnatürlichen verkehret. Man läſſet ihnen ihren Willen: aber warum wollen ſie uns denn nicht erlauben, nach unſerm Gewiſſen zu handeln? Warum rechnen ſie es uns als eine große Thorheit an, daß wir, wie es die Pflicht eines jeden vernünftigen Menſchen erfordert, mit der Ordnung der Natur zufrieden ſind?

Denn darin beſtehet eigentlich unſer Verbrechen. Wie gerne wir auch gänzlich von der Vernunft befreiet wären, ſo können wir dieſelbe doch nicht völlig dämpfen; und es ſcheint eben ſo unmöglich, ganz ohne Vernunft, als ganz ohne Sünde zu ſein. So lange wir mit dem Leibe dieſes Todes umgeben ſind, werden wir uns wohl mit dieſer verdrießlichen Eigenſchaft ſchleppen müſſen. Wie es indeſſen die Pflicht eines Chriſten erfordert, daß er die Sünde nicht herrſchen laſſe: ſo muß auch ein jeder Menſch ſich ſorgfältig hüten, daß er der Vernunft nicht gar zu viele Gewalt über ſeine Handlungen einräume. Dieſes thun wir elenden Scribenten, und bilden uns ein, das ſicherſte ſei, der Natur zu folgen. Da nun die Vernunft ihr Fürſtenthum verloren hat, und mit den Ketten der Affecten gebunden iſt: ſo muß man ſie, will man gute Dienſte von ihr haben, von dieſen Banden nicht los machen, ſondern immer in den Schranken halten, welche die Natur derſelben geſetzet hat. Man muß ſie alſo, wenn man ſie ja gebrauchen will, nur als ein Werkzeug zu Ausführung ſeiner Abſichten gebrauchen. Denn da die Vernunft den Begierden unterworfen iſt, unſere Abſichten aber aus unſern Begierden herfließen: ſo folget unwiedertreiblich, daß die Vernunft ſich nach unſern Abſichten richten müſſe, nicht aber wir in unſern Abſichten nach der Vernunft uns zu richten verbunden ſind.

So denken wir elenden Scribenten, ſo denket das ganze menſchliche Geſchlecht mit uns. Nur einige mißvergnügte und eigenſinnige Köpfe wollen klüger ſein, als die ganze Welt, und lachen uns aus, weil wir unſere Vernunft nicht nach ihrer Phantaſie gebrauchen. Aber laß ſie lachen. Wir können uns damit tröſten, daß wir ihnen keine rechtmäßige Urſache dazu geben. Wir ſehen die Vernunft als ein Werkzeug an, und bedienen uns derſelben bisweilen zu Erreichung unſerer Abſichten. Iſt dieſes übel gehandelt, ſo weiß ich nicht, was man von dem Verfahren unſerer Gottesgelehrten ſagen ſoll, die in ihrer Kunſt die Vernunft nicht anders als ein Werkzeug gelten laſſen. Sie brauchen dieſelbe, die Widerſprecher zu ſtrafen, und zum Vortrage ihrer Lehren: aber es ſei ferne von ihnen, daß ſie ihren Eifer wider die Ketzer, und ihre Lehren nach der Vorſchrift der Vernunft einrichten, und dem Urtheile derſelben unterwerfen ſollten. O wie wohl thäten unſere Feinde, wenn ſie mit uns dem Beiſpiele dieſer ehrwürdigen Männer folgten, und daraus lerneten, worin eigentlich der rechte Gebrauch der Vernunft beſtehe! Könnten ſie ſich ſo weit überwinden, ſo würden ſie uns den Mangel der Vernunft, den ſie in unſern Schriften bemerken, nicht mehr ſo hoch aufmutzen, und ſich entſehen, uns ferner Schuld zu geben, wir brauchten die Vernunft gar nicht. Wir brauchen ſie, aber auf unſere Weiſe, mit Maße, in gehöriger Ordnung, blos zu Erreichung unſers Endzwecks.

Wenn die Begierde, berühmt zu ſein, uns zum Schreiben reizet: ſo ſagt uns unſere Vernunft, daß wir ohne Feder, Dinte und Papier unſern Zweck nicht erreichen können; und noch hat man kein Exempel, daß ein elender Scribent ſich ein Gewiſſen gemacht habe, in dieſem Fall ſeiner Vernunft zu folgen. Wir ſind ſo wunderlich nicht, daß wir ſtatt der Feder die Miſtgabel ergreifen ſollten. Wenn Sievers ſchreibt, ſo ſchreibet er mit Dinte und tunkt ſeine Feder nicht in Waſſer. Selbſt Manzel*) und Rodigaſt, die allerelendeſten Scribenten unſerer Zeit, verrichten ihre gelehrte Nothdurft auf Papier. Ich thue es auch, und Philippi weiß wohl, daß er ſeine herrlichen Werke in die Druckerei und nicht zum Gewürzhändler ſchicken, oder Fidibus davon machen muß, wofern er will, daß die Welt ſich daran beluſtigen ſoll. Wie könnte er dieſes aber wiſſen, wenn er ein Gelübde gethan hätte, der Vernunft in keinem Stücke Gehör zu geben? Und wer ſiehet alſo nicht, daß die Vernunft mehr Theil an unſern Schriften hat, als unſere Feinde glauben? Wären wir ſo gar albern, als unſere Feinde uns ausſchreien, ſo würde die gelehrte Welt keine Zeile von unſern Händen ſehen. Aber ſo verachten wir die Vernunft, ſo lange ſie ſich in ihren Schranken hält, und als eine Dienerin unſerer Begierden aufführet, gar nicht. Wir folgen ihr willig, wenn ſie uns einen Rath giebt, der zur Beförderung unſerer Abſichten dienet. Sobald ſie ſich aber ein mehrers herausnimmt, unſern Begierden widerſpricht, und über unſere Abſichten urtheilen will, ſo legen wir ihr ein ewiges Stillſchweigen auf, und thun ihr allen erſinnlichen Verdruß an.

Wenn die Vernunft zu Philippi ſagt: Schicke deine Schriften nach Hamburg, damit ſie daſelbſt den Verleger finden, den du an den Orten, da man dich kennet, vergebens ſucheſt: ſo ſpricht er: Wahrlich, das iſt ein guter Rath, und thut, was die Vernunft haben will. Sagt ſie aber zu ihm: Schreibe nicht; du taugſt nicht dazu; die Leute lachen dich nur aus: ſo wird er unwillig, hält beide Ohren zu, und denket, ſeine Vernunft ſei von ſeinen Feinden beſtochen. Sie ſoll ſich, wie man ſagt, neulich die Freiheit genommen haben, ihm dieſes plumpe Compliment zu machen; aber er hat ſie ſo zugerichtet, daß ſie ins künftige ihr Maul wohl halten wird. Du haſt wohl daran gethan, allerliebſter Bruder, denn wie übel würden wir nicht daran ſein, wenn wir unſerer Vernunft, die nur gemacht iſt zu gehorchen, eine Herrſchaft über unſere Begierden einräumen, und ihr geſtatten wollten, von unſern Abſichten und dem Werthe unſerer Schrift zu urtheilen?

Ich habe mich begnüget, bishero zu erweiſen, daß der Vernunft dieſes nicht zukomme, und wir alſo nichts Lächerliches begehen, wenn wir dieſelbe bei Verfertigung unſerer Schriften nicht zu Rathe ziehen. Aber ich will weiter gehen, und getraue mir, zu behaupten, daß eben die Verachtung der Vernunft, woraus unſere Feinde ein ſo großes Verbrechen machen, der Grund unſerer Vortrefflichkeit und derjenigen Vorzüge ſei, die uns ſo weit über unſere Feinde erheben.

Ein ſehr altes ſcythiſches Sprichwort ſagt, daß es eine größere Kunſt ſei, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glaſe zu trinken; und mich däucht, daß alſo, wenn die Vernunft zu Verfertigung einer Schrift ſo unumgänglich nöthig iſt, als die guten Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch ſchreiben kann, weit vortrefflicher, und mehr zu bewundern iſt, als einer, der, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal ſeine Vernunft zu Hülfe nehmen muß. Man muß nicht meinen, daß die Bücher, die ohne Vernunft geſchrieben werden, nicht ſo wohl gerathen, als diejenigen, die mit Verſtand gemacht ſind. Denn es giebt Bücher, die unſtreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertiget, und doch ſo wohl gerathen ſind, daß ſelbſt unſere Feinde darüber erſtaunen. Iſt es möglich, ſchreien ſie gemeiniglich, daß ein vernünftiger Menſch dergleichen Zeug ſchreiben könne? Ja, ich habe mit meinen Ohren gehöret, daß einer, dem die höchſt unvernünftigen Gedanken eines gewiſſen elenden Scribenten, über den Spruch: Viele ſind berufen ꝛc. zu Geſichte kamen, im Beiſein vieler Leute hoch betheuerte, es ſei ihm, wenn er auch Engelsverſtand hätte, und ſein Leben damit zu retten wüßte, unmöglich, ſo zu ſchreiben. Unſere Feinde geſtehen alſo ſelbſt, daß einem Menſchen, der ſeine Vernunft nicht gebrauchet, vieles möglich ſei, welches ein vernünftiger Menſch nicht thun kann, und daß wir die beſondere Geſchicklichkeit beſitzen, ohne Vernunft Thaten zu thun, wozu ein mehr als engliſcher Verſtand erfordert wird. Sie halten dieſes für etwas Schweres, ja für eine Sache, die ihnen ſchlechterdings unmöglich iſt. Ich verſichere ſie aber, daß es uns nicht nur möglich, ſondern gar etwas Leichtes iſt, ohne Vernunft ganz wunderbare Bücher zu

*) Ein Profeſſor zu Roſtock, mein großer Gönner. Er hat ſich durch viele herrliche Schriften bekannt gemacht, die niemand lieſet. Man kann ſie bei Fritſchen in Roſtock, und ſonſt nirgends, zu halben und ganzen Pfunden um ſehr civilen Preis haben.

Digitized by Google

ſchreiben. Sollten unſere Feinde wiſſen, wie geſchwinde wir mit unſern Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden: ſo würden ſie erſt über unſere Geſchicklichkeit erſtaunen; ſie würden, von dem Glanze unſerer Vortrefflichkeit gerühret, vor uns niederfallen, und ohne Zeitverluſt ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am tiefſten iſt.

Denn eben dieſe Vernunft iſt es, welche ihnen ihre Arbeit ſo mühſam macht. Wir zähmen ſie, und legen ihr ein Gebiß ins Maul, und eben darum wird uns unſere Arbeit ſo leichte. Unſere Feinde machen ſich ein Gewiſſen, den Regeln der geſunden Vernunft, die doch ſo ſchwer zu beobachten ſind, entgegen zu handeln. Sie können nicht ſchreiben, wenn ſie nicht vorher denken. Sie bilden ſich ein, ſie müßten die Sache, wovon ſie ſchreiben wollen, aus dem Grunde verſtehen, und verderben die edle Zeit mit der unnützen und lächerlichen Ueberlegung, ob ſie auch der Materie, welche ſie abhandeln wollen, gewachſen ſind, bloß darum, weil ein alter Grillenfänger, der aus vorſätzlicher Bosheit den Menſchen das Schreiben ſchwer machen wollen, geſagt hat:

> Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
> Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
> Quid valeant humeri. . . . *)

Von allem dieſen Ungemach ſind wir frei. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft, und kehren uns alſo wenig an ihre Regeln. Unſere Abſicht iſt, ein Buch zu ſchreiben. Dieſen Zweck erreichen wir, wenn wir ſo viel Papier, als dazu nöthig iſt, mit Buchſtaben bemalen. Ob der Sinn, der aus dieſen Buchſtaben heraus kömmt, wenn man ſie zuſammenſetzet, vernünftig iſt oder nicht, daran iſt uns wenig gelegen. Wollten wir Alles nach der Vernunft abmeſſen, ſo müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg, und nützet doch, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, nichts. So oft unſere Feinde unſere Schriften leſen, ſprechen ſie: Der Menſch kann nicht denken; und dennoch können ſie unmöglich leugnen, daß dieſer Menſch, der nicht denken kann, ein Buch geſchrieben habe; weil ſie es in Händen haben. Sie müſſen alſo, ſie mögen wollen oder nicht, geſtehen, daß man ſchreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es, und befinden uns wohl dabei. Es iſt leichter und natürlicher, mit den Fingern zu ſchreiben, als mit dem Kopfe. Wer das letzte thut, iſt einem Gaukler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzet. Dieſes mögen wir nicht von uns geſagt wiſſen, und brauchen alſo unſere Finger, wenn wir ſchreiben, und nicht den Kopf. Wenn unſere Feinde die Gemächlichkeiten, welche dieſe Schreibart mit ſich führet, einzuſehen fähig wären, ſo würden ſie uns gewiß beneiden. Nur zweene ſind, ſo viel mir wiſſend, ſo weit gekommen, daß ſie dieſes erkannt haben; und haben daher kein Bedenken getragen, uns glücklich zu preiſen, und den guten Scribenten vorzuziehen. Der Eine iſt ein Engländer, und beweiſet gar gründlich, daß das Denken nichts nütze, und derjenige, der ſich deſſelben ganz und gar enthält, nothwendig am beſten ſchreiben müſſe. Er ſpricht:

> Here some would scratch their Heads, and try
> What they should write, and How, and Why.
> But I conceive, such Folks are quite in
> Mistakes in Theory of Writing
> If once for Principle 'tis laid
> That Thought is Trouble to the Head.
> I argue thus: The World agrees
> That He writes well, who writes with Ease.
> Then He, by Sequel logical,
> Writes best, who never thinks at all **).

> Der kratzt den Kopf, ſinnt Zweifels voll,
> Was, wie, warum er ſchreiben ſoll:
> Doch merk' ich ſelbſt aus ſeinem Fleiß,
> Daß er vom Schreiben wenig weiß.
> Denn hält man dieſen Satz bewährt,
> Daß Denken nur den Kopf beſchwert;
> So folgt auch: Es geſteht die Welt,
> Der ſchreibt gut, dem's nicht mühſam fällt.
> Draus macht ſelbſt die Vernunft den Schluß,
> Daß der, ſo niemals denkt, am beſten ſchreiben muß.

Mich deucht, dieſer Beweis iſt unumſtößlich. Der andere iſt ein Franzoſe, und O bienheureux Ecrivains, rufet er aus, Mr. de Saumaise en Latin, et Mr. de Scudari en François! J'admire vôtre facilité, et j'admire vôtre abondance. Vous pouvez écrire plus de Calepins, que moi d'Almanachs. Bienheureux, fähre er fort, les Ecrivains qui se contentent si facilement, qui ne travaillent que de la memoire et des doigts, qui sans choisir écrivent tout ce qu'ils savent ***). Iſt es nicht ewig Schade um die ehrlichen Männer, daß ſie, da ſie ſo viele Erleuchtung hatten, ſich nicht beſtrebet haben, uns gleich zu werden? Sie haben übel bei ſich gehandelt. Ich beklage ſie, als Zeugen der Wahrheit, ungemein hoch. Sollten ſie jetzt noch leben, da meine vortreffliche Schrift zum Vorſchein kommt; ſo würden ſie unſtreitig ganz umgekehret, und neue Menſchen werden.

Ich kehre wieder zu meinem Zweck, und ſage, daß wir, wenn wir ſchreiben wollen, die Prüfung unſerer Kräfte, mit welcher ſich unſere Feinde quälen, für eben ſo unnütz halten, als Vernunft und Nachdenken. Wir brauchen ſo vieler Umſtände nicht. Wir haben die beſondere Gabe von der Natur, daß wir ſchreiben können, was wir nicht gelernt haben, und von Sachen urtheilen können, die wir nicht verſtehen. Wir ſchreiben ganze Bücher von der Möglichkeit einer ewigen Welt, und handeln die ſchwerſten Fragen aus der Weltweisheit auf eine ganz eigene Weiſe ab, ob wir gleich nichts davon begreifen. Philippi kann unbeſehens von den Schriften urtheilen, die für und wider die Wolfiſche Philoſophie herausgekommen ſind. Sievers, der kaum ſeinen Catechismus weiß, iſt doch geſchickt, Andere zu lehren, was der ſeligmachende Glaube ſei, und Rodigaſt kann die ungeheuerſten Werke aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzen, ob er gleich weder Latein noch Deutſch verſtehet, und niemand, ja vielleicht er ſelbſt nicht, weiß, was er für eine Sprache redet. Hätte dieſes edle Kleeblatt elender Scribenten ſich lange beſinnen, und ſeine Kräfte unterſuchen wollen, ehe es die Feder anſetzte: ſo will ich wetten, wir würden noch nicht wiſſen, ob es in der Welt ſei. Allein wir elende Scribenten ſind ſo mißtrauiſch gegen uns ſelbſt nicht; weil wir wiſſen, daß uns, auch bei der größten Schwachheit, alles möglich iſt.

Dieſe vortreffliche Eigenſchaft erhebet uns unendlich über unſere Feinde. Ein guter Scribent muß ſeine beſten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben, weil er die abergläubige Einbildung hat, man könne ſonſt nicht ſchreiben. Wir hingegen fangen ganz frühe an zu ſchreiben, und warten nicht, bis die böſen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da man ſagt: ſie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Werke ſchreiten; und ehe ein guter Scribent mit der Einſammlung der Sachen fertig iſt, die er zu ſeinem Zwecke nöthig achtet, haben wir uns zehnmal in Kupfer ſtechen laſſen, und den beſten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Scribent mag ſeine Zeit noch ſo wohl angewandt, und ſich zum Schreiben ſo geſchickt gemacht haben, als er immer will: ſo wird er doch allezeit geſtehen, daß einige Materien ihm zu hoch ſind, und ſelbſt von denen, die er verſtehet, nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung und mit Furcht und Zittern ſchreiben. Uns iſt keine Materie zu hoch. Wir wiſſen alles, ob wir gleich nichts wiſſen. Wir ſchreiben drauf los und kehren uns an nichts. Und daher hat die Welt von uns die beſten Dienſte. Wir entdecken eine unſägliche Menge der gefährlichſten Irrthümer, die unſere Feinde gemeiniglich überſehen, und das in Schriften, die wir nicht geleſen haben, und die wir, wenn wir ſie leſen, kaum verſtehen. Wir ſind die eifrigſten Vertheidiger der Wahrheit und ein Schrecken der Ketzer. Wir entdecken ſie, wie ſehr ſie ſich auch verbergen; und ob wir gleich nicht wiſſen, was Ketzer und Ketzerei iſt, ſo kann uns doch keiner entwiſchen, weil wir, wie die Hunde, die das Capitolium bewachten, den ſicherſten Weg gehen *), und alles, was uns verdächtig vorkommt, anbellen. Unſere Feinde verdenken es uns, daß wir ſo oft einen unnützen Lärm erregen. Sie wollen, daß man mit Behutſamkeit und Verſtand eifere; aber eben dadurch verrathen ſie ihre Schwäche, und geben uns das Zeugniß, daß wir ohne Nachdenken und Verſtand eine der wichtigſten Pflichten eines Wahrheit und Ordnung liebenden Menſchen beobachten können, welches gewiß nichts geringes iſt.

Alles, was ich bisher geſagt habe, iſt unſtreitig und klar. Aber da mir die Hartnäckigkeit und Bosheit unſerer Feinde bekannt iſt, ſo ſehe ich vorher, daß ſie mit einem höhniſchen Gelächter ſagen werden: „Sie machten uns unſere Vortrefflichkeit nicht ſtreitig. Sie glaubten gern, daß wir ohne Vernunft, ohne Nachdenken und ohne vorhergegangene Prüfung unſerer Kräfte ſchreiben könnten. Allein unſere Schriften würden denn auch darnach. Wir hätten wenig Ehre davon. Niemand wollte ſie kaufen, niemand läſe ſie, und wer ſie läſe, lachte darüber und ziſchte uns aus." Dieſer Einwurf kann Vielen erſchrecklich vorkommen, mir aber nicht. Denn ein elender Scribent kann auch gründliche Einwürfe mit Nachdruck widerlegen, und ſeinen Feinden zeigen, daß ſie Unrecht haben, wenn er ihnen gleich zugiebt, ſie hätten Recht. Ich ſehe dieſes als eine Kleinigkeit an, und will es eben nicht mit unter unſere Vortrefflichkeiten zählen. Ein billiger Leſer wird für ſich ſchon wiſſen, was er davon denken ſoll. Ich darf mich auch für dieſesmal ſo nicht angreifen; ſondern begnüge mich, unſern Feinden mit aller Beſcheidenheit

*) Horatius de Arte poëtica.
**) Priors Poems, T. I. p. 12.
***) Balzac Liv. 23. Lett. 12.

*) Cicero Orat. pro Sex. Roscio Amerino. Canes aluntur in Capitolio, ut significent, si fures venerint. Ad fures internoscere non possunt, significant tamen si qui noctu in Capitolium venerint, et quia id est suspiciosum, tametsi bestiae sunt, tamen in eam partem potius peccant, quae est cautior.

zu ſagen, daß ihr Einwurf nichts bedeute, und alles, was ſie ſagen, grundfalſch ſei.

Wir ſind mit der Ehre, welche uns unſere Schriften bringen, wohl zufrieden. Sind wir nicht ſo glücklich, daß wir den Beifall der guten Scribenten erhalten: ſo müſſen wir uns damit tröſten, daß es allezeit noch ſo billige Gemüther giebt, die das verächtliche Urtheil, welches die guten Scribenten von unſern Schriften fällen, für verdächtig halten, weil es von unſern Feinden herrühret, und ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, unſere Schriften zu leſen. Unſere Schriften mögen alſo beſchaffen ſein, wie ſie wollen, ſo finden ſie doch allemal einen Verleger, Käufer und Leſer.

. . ils trouvent pourtant quoiqu'on en puisse dire
Un Marchand pour les vendre, et des Sots pour les lire *).

Man frage nur die Buchhändler: Ob nicht die Poſtillen, Romane, Briefſteller, poetiſchen Handbücher und Trichter, Reimregiſter, Notariatkünſte, Complimentirbüchlein, der Eulenſpiegel und dergleichen ſchöne und nützliche Werke den beſten Abgang haben? Wie begierig ſind nicht Happel's und Menantes' Schriften gekauft worden? Und Uhſen's wohl-informirter Redner iſt wenigſtens neunmal aufgelegt. Hübner's Oratorie hat eben das Glück gehabt; und ich muß mich alſo wundern, wie unſere Feinde ſo unverſchämt ſein, und ſagen können, daß niemand unſere Schriften kaufen wolle, und das um ſo viel mehr, weil ſie ſelbſt am begierigſten darauf ſind, und nicht allein unſere Schriften mit Luſt leſen, ſondern auch durch ihre ſinnreichen Spöttereien dieſelben bekannt, und andere, ſie zu ſehen, begierig machen. Wir haben alſo das Vergnügen, daß ſelbſt unſere Feinde unſern Namen herrlich machen müſſen. Sollten ſie ſich entſchließen, uns in Ruhe zu laſſen: ſo würde unſer Ruhm nicht halb ſo weit erſchallen.

Indeſſen würde es uns doch niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unſere Schriften ſind ſo beſchaffen, daß ſie dem Pöbel nothwendig gefallen müſſen, weil ſie nach ſeinem Begriffe eingerichtet ſind. Wir entfernen uns nicht um einen Finger breit von den gemeinen Vorurtheilen. Wir verſteigen uns nicht ſo hoch in unſern Betrachtungen, ſondern halten uns herunter zu dem Niedrigen. Dieſes macht unſere Werke dem größten Hauſen verſtändlich, und erwirbt uns ſeinen Beifall. Die guten Scribenten ſind ſo glücklich nicht. Ihre Schriften ſind den meiſten zu hoch, weil ſie mit Vernunft gemacht ſind. Sie werden alſo von Wenigen geleſen, und von noch Wenigern gelobt, weil niemand leicht an Sachen, die er nicht verſteht, Geſchmack findet. Tantum quisque laudat quantum se posse sperat imitari **). Die guten Scribenten ſind naſeweiſe und wollen alle Welt meiſtern. Sie tadeln die gemeinen Thorheiten, und haben das Herz, die Wahrheit zu ſagen, die doch ſo bitter iſt. Dieſes ſetzt kein gut Geblüt zwiſchen ihnen und den meiſten ihrer Leſer, und bringt ihnen keinen andern Vortheil, als daß man ſie für eigenſinnige Grillenfänger hält, und auslacht.

Hos populus ridet multumque torosa juventus
Ingeminat tremulos naso crispante cachinnos ***).

Ja man ſiehet ſie für gefährliche, unruhige Köpfe an, und haſſet ſie. Die guten Scribenten ſind viel zu klug, als daß ſie dieſes nicht merken ſollten. Sie wiſſen es, und ſind ſich, wenn ſie ſich recht beſinnen, ſelbſt desfalls gram. Sie erkennen auch, daß aller Haß, den der größte Hauſe gegen ſie, und die Verachtung, welche er gegen ihre Schriften blicken läßt, bloß daher rühret, weil ſie ihre Vernunft, wider die Gewohnheit des menſchlichen Geſchlechts, gar zu ſehr gebrauchen, und es iſt kein Zweifel, daß ſie insgeheim die Vernunft, als eine Quelle ihres Unglücks, oft verfluchen. Cicero wenigſtens hat gegen einen ſeiner beſten Freunde im Vertrauen aufrichtig geſtanden, daß er was darum geben wollte, wenn er der ſeinen mit Ehren los wäre. Fama, ſpricht er †), ingenii mihi est abjicienda; quod si possem, non recusarem. Aber dennoch ſind ſie viel zu halsſtarrig und hochmüthig, als daß ſie ihr Elend öffentlich bekennen ſollten.

Stellt man ihnen vor, wie groß die Menge derjenigen ſei, welche ſich an den Schriften elender Scribenten erquicken, und wie klein hingegen das Häuflein derer, welche die ihrigen leſen, ſo ſprechen ſie: „Sie bekümmerten ſich um den Beifall des einfältigen und ungelehrten Pöbels wenig, und wären zufrieden, wenn auch nur ein oder zwei rechtſchaffene gelehrte Männer von ihrer Arbeit ein gutes Urtheil fällten. Wenn von der Güte einer Schrift die Frage ſei, komme es auf die Mehrheit der Stimmen nicht an, und ſei es eben ein gewiſſes Kennzeichen der Stümper, ſich auf den Beifall des gemeinen Volks und der Ungelehrten zu berufen."

Es iſt ein Glück für die guten Scribenten, daß ſie ſich ſelbſt ſo artig zu tröſten wiſſen; aber ich befürchte, dieſe Troſtgründe werden zur Zeit der Anfechtung den Stich nicht halten, denn ſie ſind von Herzen ſchwach. Ich will nicht ſagen, daß es ziemlich liederlich herauskömmt, wenn die guten Scribenten ſprechen, ſie bekümmerten ſich wenig darum, was die Leute von ihnen urtheilten: ehrliebende Gemüther ſind ganz anders geſinnet, und ſuchen ſo viel möglich auch den geringſten zu gefallen; ſondern ich will nur anmerken, daß es ein unerträglicher Stolz ſei, den Beifall des Pöbels ſo geringe zu achten, und diejenigen für Stümper zu ſchelten, die ſich groß damit wiſſen. Die guten Scribenten ſtehen unſtreitig in dem Wahn, als wenn die ungelehrten ganz und gar ungeſchickt ſind, von ihren herrlichen Schriften zu urtheilen; aber ſie könnten leicht inne werden, wie irrig dieſe Einbildung ſei, wenn ſie nur belieben wollten, zu bedenken, daß insgemein dafür gehalten wird, ein Frauenzimmer könne nicht ſo gut von der Schönheit eines andern Frauenzimmers urtheilen, als eine Mannsperſon. Die Urſache iſt: weil ein jedes ſich für das ſchönſte hält, und andere neben ſich verachtet. Die Gelehrten gleichen in dieſem Fall den Weibern vollkommen, und es iſt kein einziger, wie elend es auch um ihn beſtellet iſt, der ſich nicht in ſeinem Herzen klüger dünken ſollte, als alle ſeine Brüder. Es muß alſo nothwendig Haß und Neid, zwo Leidenſchaften, die vor andern einem unparteiiſchen Urtheile entgegen ſind, unter den Gelehrten herrſchen. Die Ungelehrten ſind von dieſen Affecten frei, und urtheilen folglich unparteiiſch von den Schriften, die ihnen vorkommen. Sollte denn ihr Urtheil nicht höher zu ſchätzen ſein, als das Urtheil einiger neidiſchen Gelehrten, die nichts als ihre eigene Arbeit hochhalten, und natürlicher Weiſe alles, was ſie nicht gemacht haben, tadeln müſſen? Mich däucht, wer ſich dem Ausſpruche ſo unparteiiſcher Richter nicht unterwerfen will, der läßt ein ſchlechtes Vertrauen zu ſeiner Sache von ſich blicken, und muß kein gut Gewiſſen haben.

Dieſer Verdacht wird alſo nicht gehoben, wenn gleich die guten Scribenten ſprechen wollten: die Ungelehrten verſtünden die Schriften der Gelehrten nicht, und könnten alſo nicht davon urtheilen. Denn dieſe Ausflucht würde ſich auf nichts gründen, als auf den lächerlichen Wahn, daß man allemal die Sache, von der man urtheilet, verſtehen müſſe. Ich bilde mir ein, daß ich dieſe Grille ſchon überflüſſig widerleget habe. Wir elenden Scribenten urtheilen von vielen Sachen, die wir nicht verſtehen: der Pöbel kann die Kunſt auch; und ſind die guten Scribenten ſo geſchickt nicht, ſo iſt es ein Unglück für ſie. Aber ſie werden ſo gut ſein, und von der Fähigkeit Anderer nicht nach ihrer eigenen urtheilen. Ich ſollte nicht meinen, daß die guten Scribenten mir einwerfen werden: ſie wüßten wohl, daß es Leute gäbe, die verwegen genug wären, von Sachen zu urtheilen, die ſie nicht verſtehen; allein es müßte ſo nicht ſein. Denn dieſes wäre ein verzweifelter Satz, wodurch die Gelehrten mit den geringſten und verächtlichſten Handwerksleuten in eine Claſſe würden geſetzet werden. Bei dieſen muß niemand, als die Aelteſten einer Zunft von der Arbeit eines jungen Meiſters urtheilen. Die Gelehrten wiſſen von einer ſolchen Verfaſſung nichts, und es wäre ihnen auch in der That ſchimpflich, wenn ſie ſich Leuten gleich ſtellen wollten, die in ihren Augen ſo verächtlich ſind.

Da nun ein jeder, er mag es verſtehen oder nicht, von den Schriften der Gelehrten zu urtheilen, nicht nur geſchickt, ſondern auch befugt iſt: ſo möchte ich wohl wiſſen, was uns hindern ſollte, auf den Beifall des größten Haufens zu trotzen? und ob es nicht ein lächerlicher Hochmuth ſei, daß unſere Feinde ſich ſo wenig darum bekümmern? Dieſe Leute müſſen ganz beſondere Creaturen ſein. Es iſt keiner außer ſie zu finden, der nicht wünſchen ſollte, von den meiſten gelobt zu werden.

. . . An erit, qui velle recuset
Os populi meruisse? . . . *)

Dem vortrefflichen Redner Demoſthenes, den unſere Feinde ſo hoch halten, that es gewiß ganz ſanfte, als eine geringe Frau zu Athen ihrer Freundin, doch ſo, daß er es hörete, ins Ohr ſagte: Das iſt der Demoſthenes **). Und mein Freund Sievers würde längſt vor Kummer, wie ein Schämen, vergangen ſein, wenn nicht das Lob der alten Weiber und das gütige Urtheil der Karrenſchieber, Laſtträger und anderer ehrlichen Männer, Pöbelvolks ihn in ſeinem ſchweren Leiden aufrichtete, und ſeine Gebeine fett machte. Er hat Urſache, ſich groß damit zu wiſſen, und ſich desfalls einzubilden, er ſei ein ſtattlicher Scribent, und die es anders ſagen, boshafte Läſterer: denn wer wollte ſo vielen ehrlichen und unparteiiſchen Perſonen beiderlei Geſchlechts nicht glauben?

*) Boileau, Sat. 2.
**) Cicero in Oratore.
***) Persius, Sat. 2.
†) Lib. IX. Epist. ad Atticum Ep. 16.

*) Persius, Sat. 1.
**) Cicero Tuscul. Quaest. Lib. V. Demosthenes, . . . illo susurro delectari se dicebat aquam ferentis mulierculae, ut mos in Graecia est, insusurrantique alteri: Hic est ille Demosthenes.

Digitized by Google

. . . egregium cum me vicinia dicat
Non credam? . . . *)

Und muß man alſo nicht über die Frechheit unſerer Feinde erſtaunen, die ſich nicht ſcheuen, der uns bewundernden Menge ins Angeſicht zu widerſprechen, und, ob ſie gleich überſtimmet ſind, dennoch von der übeln Meinung, welche ſie von uns hegen, nichts fallen laſſen wollen?

Daß ſie ſprechen: die Mehrheit der Stimmen gelte in dieſem Falle nicht, kann gewiß ihr Verfahren nicht rechtfertigen. So reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil ſie Ketzer, das iſt, überſtimmet ſind. Unſere Feinde müſſen gewiß auch nicht reiner Lehre ſein; denn wie wäre es ſonſt möglich, daß ſie auf ſo gottloſe Gedanken verfielen? Wenn die Frage von der Güte einer Schrift, oder von der Wahrheit eines Satzes iſt, ſo hat die Mehrheit der Stimmen keine Statt; ſagen ſie: Heißet dieſes aber nicht offenbar der Kirche Chriſti, die es zu allen Zeiten, in weit wichtigern Fällen, auf die Mehrheit der Stimmen hat ankommen laſſen, eine entſetzliche Thorheit und Ungerechtigkeit vorwerfen? Es iſt ein Glück für uns, daß die heiligen Kirchenväter klüger geweſen ſind. Hätten unſere Feinde vor 13 oder 1400 Jahren gelebt, und etwas zu ſagen gehabt, ſo wäre kein einziges Concilium gehalten worden, und die Ketzer würden freie Hände gehabt haben, den Weinberg der chriſtlichen Kirche nach Belieben zu verwüſten.

Ich erſchrecke, wenn ich daran gedenke, und bitte unſere Widerſacher, in ſich zu gehen, und einmal zu erwägen, wohin ihr Haß gegen uns ſie verleite. Sie ſehen wohl, daß ſie, ſo lange ſie vernünftig ſchreiben, den Beifall des größten Haufens nicht erlangen können. Sie machen es alſo wie der Fuchs in der Fabel, und verachten das, was ihnen nicht werden kann. Sie ſtoßen im Unmuth Worte heraus, die erſchrecklich ſind, und machen dadurch ihren Geruch bei den Unparteiiſchen, welche ſie gar verächtlich den Pöbel nennen, noch ſtinkendre. Ich bedaure ſie desfalls, ob ich gleich wohl weiß, daß ſie über mein Mitleiden nur lachen werden; denn ich bin verſichert, es werde ſie einmal gereuen, daß ſie die Ehrerbietung, welche ſie dem größten Haufen ſchuldig ſind, aus den Augen geſetzt haben. Sie werden gewiß die Läſterworte, die ſie wider den Pöbel reden, um ſo viel ſchwerer zu verantworten haben, je beſſer ſie wiſſen, daß die Stimme des Volks ſo viel gelte, als die Stimme Gottes. Vox populi, vox Dei. Und überdem müſſen ſie ſich nicht einbilden, daß die Menge, die uns und unſern Schriften hold iſt, aus lauter elenden, geringen und nichtswürdigen Leuten beſtehe. Sie können glauben, daß ſich viele vornehme und angeſehene Männer aus allen Ständen darunter befinden. Denn Gott giebt denen, welche er in ſeinem Zorn groß machet, nicht allemal mit der Würde ſo viel Verſtand, als man nöthig hat, wenn man an guten Schriften ein Vergnügen finden will, und man hat ſchon lange angemerket, daß diejenigen, welche die wichtigſten Aemter verwalten, und die größten Ehrenſtellen bekleiden, wie viel ſie auch ſonſt auf ſich halten, doch gemeiniglich ſo beſcheiden geweſen ſind, daß ſie ſich in ihren Urtheilen wenig oder gar nicht von dem Pöbel entfernet, ſondern ſich zu allen Zeiten nicht ſo ſehr durch den guten Geſchmack, als durch die Kleidung von demſelben zu unterſcheiden geſuchet haben. Mirari quidem non debes, ſagt Seneca **), corrupta excipi, non tantum a corona sordidiore, sed ab hac turba quoque cultiore: Togis enim inter se isti, non judiciis distant.

Es iſt alſo eine unverantwortliche Grobheit, daß unſere Feinde von dem Pöbel ſo verächtlich reden, unter welchem ſich doch Leute befinden, denen ſie alle Ehrerbietung ſchuldig, und die im Stande ſind, die Verachtung, welche man gegen ihr Urtheil bezeigt, mit Nachdruck zu rächen. Ich wünſche nicht, daß die guten Scribenten dieſes jemals erfahren mögen: aber es ſollte mir eine Freude ſein, wenn dieſe Herren durch meine gegründeten Vorſtellungen endlich einmal begriffen, daß unſere Schriften den meiſten gefallen; daß der Beifall des größten Haufens nicht zu verachten ſei; daß derjenige, der ſich darauf beruft, kein Stümper iſt; daß wir elenden Scribenten mit Recht darauf trotzen, und daß uns dieſer Beifall des Pöbels einen großen Vorzug vor unſern Feinden giebt, und unſere Vortrefflichkeit eben ſo unſtreitig macht, als der Ausſpruch des Orakels die Weisheit des Sokrates.

Ich habe dieſes handgreiflich erwieſen: allein was wird's helfen? So lange unſere Feinde noch ſehen, daß viele elende Scribenten in der äußerſten Verachtung leben, und ihre Schriften entweder gar nicht abgehen, oder nur von Leuten gekauft werden, die darüber lachen und ſpotten, werden ſie immer dabei bleiben, daß eine Schrift, die ohne Vernunft gemacht iſt, ihrem Urheber wenig Ehre bringe. Nun könnte ich zwar dieſes mit eben dem Fug leugnen, als meine Brüder leugnen, daß ſie elende Scribenten ſind: allein ich mache mir ein Gewiſſen, dem Augenſcheine zu widerſprechen. Es iſt leider! mehr als zu wahr, daß viele meiner Brüder von aller Mühe, die ſie auf ihre Schriften wenden, nicht ſo viel haben, daß auch nur ein einziger ihre Arbeit lobe. Es iſt unſtreitig, daß eine gute Anzahl elender Schriften nimmer des Tages Licht ſiehet, und von den Motten verzehret wird. Viele brauchen die Buchhändler zu Maculatur, und einige haben gar das Unglück, daß ſie, wenn ſie kaum aus der Preſſe kommen, nach dem Gewürzladen geſchickt werden.

. . . in vicum vendentem thus et odores,
Et piper, et quicquid chartis amicitur ineptis *).

Aber dieſes widrige Schickſal elender Schriften, an welchem ſich unſere Feinde ärgern, kann unmöglich das, was ich von den Vorzügen und von der Vortrefflichkeit der elenden Scribenten geſchrieben habe, umſtoßen und unwahr machen. Keine Regel iſt ohne Ausnahme; und wenn ich ſage, daß alles, was unvernünftig iſt, dem Pöbel am beſten gefalle: ſo begehre ich nicht zu leugnen, daß nicht bisweilen eine unvernünftige Schrift von dem größten Haufen anders als es billig ſein ſollte, aufgenommen werde. Ich weiß wohl, was ſolchen Schriften öfters zu begegnen pflegt; aber alles, was ihnen begegnet, ſind Unglücksfälle, nach welchen man, ohne Unbilligkeit, von ihrem innerlichen Werthe nicht urtheilen kann, und worüber die guten Scribenten ſich um ſo viel weniger zu kitzeln Urſache haben, je gewiſſer es iſt, daß ihre Schriften denſelben eben ſowohl unterworfen ſind, als die unſern. Es iſt noch eine große Frage: ob mehr ſchlechte als gute Schriften verloren gegangen? Und mißbraucht man unſere Blätter zu Pfefferteuten, ſo hat man wohl eher in die Schriften des Livius Käſe gewickelt.

Geſetzt aber, es widerführe dieſes Unglück unſern Schriften nur allein. Geſetzt, es fiele dadurch alles, was ich von dem Vorzuge, den die elenden Scribenten in Anſehung der Anzahl ihrer Bewunderer vor den guten haben, bisher geſchrieben, gänzlich über'n Haufen: ſo würde doch dadurch der weſentlichen Vortrefflichkeit meiner Brüder nicht das Geringſte abgehen, weil dieſelbe ſich nicht auf die Gedanken, die Andere von uns haben, ſondern auf unſere eigene Empfindung, und auf die gute Meinung, welche wir von uns ſelbſt hegen, gründet. Unſere Feinde betrügen ſich, wenn ſie meinen, daß ich unſere Vortrefflichkeit in dem Beifalle des größten Haufens ſuche.

Was ich davon geſchrieben habe, das hat keinen andern Zweck, als ſie zu überführen, daß der Mangel der Vernunft uns nicht ſo verächtlich mache, als ſie ſich einbilden; ſondern uns vielmehr die Hochachtung des uns gleichgeſinnten Pöbels, und folglich der meiſten Menſchen erwerbe. Aber glauben ſie denn, daß wir ohne dieſe Hochachtung nicht glücklich ſein können? Ich geſtehe, es iſt eine angenehme Sache, von Vielen gelobt zu werden; allein mich däucht, wir würden doch wohl bleiben, wer wir ſind, wenn wir gleich von aller Welt ausgeziſchet, und unſere Schriften von niemand geleſen, oder von allen, die ſie leſen, getadelt würden. Der Mangel der Vernunft, der uns das Schreiben ſo leicht und unſere Schriften dem Pöbel ſo angenehm macht, würde uns auch in dem Fall Dienſte thun, wenn der Pöbel ſich zu unſern Feinden ſchlüge, und wir würden in unſerm Unglücke größer ſein, als bei glücklichen Tagen.

Unſern Feinden kann dieſes nicht unglaublich vorkommen: denn ſie kennen unſere Großmuth, unſere Geduld, unſere Gelaſſenheit. Wir haben ihnen ſeit der Zeit, daß ſie uns geängſtigt haben, ſo viele ausnehmende Proben davon gegeben, daß ſie darüber erſtaunet ſind. Was würden ſie alſo nicht ſagen, wenn ſie ſehen ſollten, wie wenig wir uns daraus machen würden, wenn gleich alle, die uns ſonſt noch hochgehalten, mit ihnen auf uns losſtürmten? Sie hielten es nicht aus, wenn ihnen dergleichen begegnete, das weiß ich wohl; aber ich kann verſichern, daß wir dieſes Unglück, wie groß es auch ſein mag, nicht einmal empfinden würden.

Wie wenig Verſtand wir auch haben, ſo begreifen wir doch, daß es närriſch ſei, ſeine Glückſeligkeit in Dingen zu ſuchen, die außer uns ſind. Unſer Wahlſpruch iſt:

. . . . ne te quaesiveris extra **).

Und die Natur, die wohl vorhergeſehen hat, daß wir wegen unſerer Schriften viele Anfechtungen haben würden, hat uns dergeſtalt wider die Anläufe unſerer Feinde gewaffnet, daß alle Pfeile der Spötter, wie ſpitzig und ſcharf ſie auch ſind, uns nicht die geringſte ſchmerzhafte Empfindung verurſachen können. Eine innerliche Empfindung unſerer Vollkommenheiten erſetzet den Mangel eines fremden Lobes, mit welchem ſich unſere Feinde ſo groß wiſſen, und tröſtet uns kräftiglich, wenn man unſerer ſpottet.

*) Persius, Sat. 4.
**) Epist. CXIV.

*) Horatius Lib. II. Ep. I.
**) Persius Sat. I.

Digitized by Google

Ridentur, male qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, et ſe venerantur, et ultro
Si taceas, laudant, quicquid ſcripſere, beati*).

Unſere Schriften führen alſo, wie die Tugend, ihre Belohnung an ſich, und wir haben nicht nöthig, den Lohn unſerer Arbeit von Andern zu erwarten. Ein gewiſſer Lehrer der römiſchen Kirche hat hierüber gar artige Gedanken. Er meint, Gott bezeige ſich eben ſo gnädig und gerecht gegen uns, als gegen die Fröſche. Denn wie er dieſen die Gnade gebe, daß ſie ſich ſelbſt mit ihrem eben nicht gar angenehmen Geſang beluſtigten: ſo habe er es in Anſehung unſerer ſo weislich gefüget, daß wir, da niemand unſere Verdienſte erkennen will, eine ungemeine Zufriedenheit mit uns ſelbſt hätten. Selon la justice, ſpricht er, tout travail honnête doit être recompensé de louange ou de satisfaction. Quand les bons Esprits font un ouvrage excellent, ils sont recompensés par les applaudissemens du Public. Quand un pauvre Esprit travaille beaucoup pour faire un mauvais ouvrage, il n'est pas juste ni raisonnable qu'il attende des louanges publique; car elles ne lui sont pas dües: Mais à fin que ses travaux ne demeurent pas sans recompense, Dieu lui donne une satisfaction personelle, que personne ne lui peut envier sans une injustice plus que barbare. Tout ainsi que Dieu qui est juste, donne de la satisfaction aux Grenouilles de leur chant: autrement le blâme public, joint à leur mécontentement, seroit suffisant pour les reduire au desespoire**).

Leute, für die der Himmel ſo ſonderlich geſorget hat, können ſich leicht über die Verachtung, welche die böſe Welt gegen ſie bezeiget, zufrieden geben, und unſere Feinde können daher, wofern es ihnen beliebet, leicht die Urſache ergründen, warum ihre Spöttereien, durch welche ſie uns wehe thun wollen, ſo fruchtlos ſind. Unſere Zufriedenheit mit uns ſelbſt macht ihre boshafte Bemühung vergeblich; und ich werde alſo nicht zu viel ſagen, wann ich behaupte, daß dieſelbe die größeſte unſerer Vortrefflichkeiten, und der Grund unſerer Glückſeligkeit ſei.

So lange wir mit uns ſelbſt zufrieden ſind, und an unſerer Arbeit ein Vergnügen finden, wird alles, was unſere Feinde gegen uns vornehmen, viel zu wenig ſein, uns unglücklich zu machen, und unſere Gemüthsruhe zu ſtören. Cicero nennet die Anhänger des Epicurus glücklich, und giebt keine andere Urſache davon, als weil ſie ſich es einbildeten. Sunt enim, ſpricht er***), et boni viri, et, *quoniam sibi ita videntur*, beati. Da wir nun eben dieſe Einbildung haben, ſo möchte ich den ſehen, der uns den geringſten Verdruß erwecken könnte. Ein elender Scribent iſt weit über die Läſterungen und Spöttereien ſeiner Neider erhaben.

Celsior exsurgit pluviis, auditque ruentes
Sub pedibus nimbos, et rauca tonitrua calcat †).

Man ſtelle ihm ſeine Einfalt, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Thorheit und Ungeſchicklichkeit ſo deutlich und lebhaft vor, als man immer will: er wird doch dabei bleiben, daß die Natur an ihm ihr Meiſterſtück bewieſen habe, und ſich an ſeinen Schriften, die Andere ohne Ekel nicht leſen können, auf ſeine eigene Hand beluſtigen.

Ich ſehe nicht, was wider einen ſolchen Menſchen anzufangen iſt? Er iſt unüberwindlich, und die guten Scribenten ſind thöricht, daß ſie ſich bemühen, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Die Klagen, welche die guten Scribenten über unſere Unempfindlichkeit führen, zeigen deutlich, daß ſie die Eitelkeit ihres Bemühens ſelbſt erkennen. Sie müſſen alſo auch wider ihren Willen geſtehen, daß Leute, die ſo ſehr von ſich eingenommen ſind, daß man ihnen auf keinerlei Weiſe die ſüße Einbildung von ihrer Vortrefflichkeit, und die daher fließende Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande rauben kann, die allerglückſeligſten Creaturen ſind. Iſt es nun nicht, wie der Pater Garaſſe ſagt, barbariſch gehandelt, wenn man ſeinem Nebenchriſten ſein Glück nicht gönnet? Dieſes heißt die Bosheit aufs höchſte treiben; und unſere Feinde ſollten ſich ſchämen, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen ſollen. Es iſt dieſes ein Anſinnen, ſo nicht höflicher und chriſtlicher herauskömmt, als wenn ich einen erſuchen wollte, er möchte doch ſo gut ſein und ſich von einem Felſen herabſtürzen. Und könnten unſere Feinde uns zu der Thorheit verleiten, ſo wäre es um uns geſchehen, und würden wir hinfort keine fröhliche Stunde haben.

Denn mit dem Gebrauche der Vernunft kann die Zufriedenheit, die uns ſo glücklich macht, und uns vor unſern Feinden einen ſo großen Vorzug giebt, unmöglich beſtehen. Sobald wir der Vernunft zu viel Willen laſſen, nimmt ſie ſich Freiheiten heraus, die unerträglich ſind. Sie hat die böſe Gewohnheit, daß ſie Allen, die ihr zu viel Gehör geben, den vermaledeiten Rath giebt, ſie ſollten ſuchen, ſich ſelbſt kennen zu lernen. Das wäre uns elenden Scribenten eben recht. Der Mangel der Selbſterkenntniß iſt der einzige Grund unſerer Zufriedenheit; und wir müßten alſo weit näriſcher ſein, als unſere Feinde glauben, wenn wir nicht mit aller Macht unſere Vernunft, die ſo verführeriſch iſt, im Zaum hielten.

Wenn meine drei Freunde Sievers, Philippi und Rodigaſt ſich ſelbſt kenneten, ſo wären ſie längſt in Verzweiflung gerathen, und hätten ſich vielleicht ſchon ſelbſt Leid angethan. Aber ſo leben ſie noch, und ſind luſtig und guter Dinge. Ihre Feinde wundern ſich darüber, aus keiner andern Urſache, als weil ſie die Vortrefflichkeiten und Vorzüge der elenden Scribenten nicht gebührend einſehen. Hätten ſie aber die Alten geleſen, ſo würde ihnen die Unempfindlichkeit und Zufriedenheit, welche die erwähnten drei Männer mitten in ihrem Unglücke, eben wie Sadrach, Meſach und Abed Nego in dem feurigen Ofen von ſich blicken laſſen, nicht die geringſte Verwunderung verurſachen.

Plinius *) hat ſchon lange angemerket, daß die Eſel keine Läuſe haben; und wem es gegeben iſt, den heimlichen Sinn dieſer nach dem Buchſtaben ungegründeten Anmerkung zu faſſen, der ſiehet wohl, daß Plinius nichts anders ſagen wolle, als daß ein elender Scribent von ſeinen Mängeln nicht die geringſte Empfindlichkeit habe. Ich halte für unnöthig, die Gründlichkeit meiner myſtiſchen Auslegung weitläuftig zu beweiſen. Es iſt gar zu bekannt, daß es eine alte Gewohnheit iſt, von den elenden Scribenten unter dem Bilde eines Eſels zu reden, und da jedermann weiß, daß die Erkenntniß unſerer Vergehungen mit einem Worte das Gewiſſen genennet wird, das Gewiſſen aber in dem Ruf iſt, daß es beiße: ſo iſt leicht zu begreifen, was zwiſchen demſelben und einer Laus für eine Aehnlichkeit ſei. Ich halte mich dabei nicht auf, ſondern bitte nur meine Leſer, mit mir zu erwägen, was die vortreffliche Eigenſchaft, die wir, wie Plinius zeiget und die Erfahrung lehret, beſitzen, für Vortheile mit ſich führet.

Die Erkenntniß der Fehler gebiert Reue. Die Reue iſt nichts anders, als eine Art von Traurigkeit, und folglich ein verdrießlicher Affect. Sie kann ohne Zerknirſchung und ohne einen Abſcheu vor uns ſelbſt nicht begriffen werden. Sie macht alſo einen Menſchen mißvergnügt mit ſeinem Zuſtande; und wer mit ſeinem Zuſtande nicht zufrieden iſt, kann nimmer glücklich ſein. Unſere Feinde empfinden mit ihrem Schaden, daß das, was ich hier ſchreibe, die Wahrheit iſt. Je mehr Verſtand ſie haben, je tiefer ſehen ſie ihre Fehler ein, und dieſe verdrießliche Einſicht macht ihnen das Leben rechtſchaffen ſauer. Ich darf ihnen nicht vorſtellen, mit wie vielen Schmerzen ſie ihre geiſtigen Kinder empfangen und zur Welt bringen. Sie wiſſen es beſſer, als ich es ihnen ſagen kann; ſie leugnen es auch nicht. Und wenn denn endlich ein guter Scribent von ſeiner gelehrten Bürde nach einer ſchweren Geburt entbunden wird, ſo iſt er nicht einmal ſo glücklich, als die Affen, die ihre Jungen, ihrer Häßlichkeit ungeachtet, zärtlich lieben, ſondern er entdecket an den Kindern ſeines Verſtandes, wie ſchön ſie auch ſind, ſo viele Gebrechen, daß er ſie kaum vor Augen ſehen mag.

Et toujours mécontent de ce qu'il vient de faire
Il plait à tout le monde, et ne sauroit se plaire **).

Ein elender Scribent hingegen empfängt mit Luſt, gebiert ohne Schmerzen, und erdrücket ſeine Jungen faſt vor Liebe, nicht anders als die Affen. Man lache über dieſe Aufführung, ſo viel man will: ſo wird man doch nicht in Abrede ſein können, daß ein elender Scribent weit glücklicher ſei, als ein guter. Es iſt nicht nöthig, daß ich mir die Mühe gebe, dieſes durch viele Gründe darzuthun. Unſere Feinde ſind ſo billig, daß ſie es ſelbſt erkennen. Boileau beneidet den Pelletier:

J'envie en écrivant le sort de Pelletier ***).

Und Horaz ſagt ausdrücklich, er möchte lieber ein elender Scribent ſein, und ſeine Fehler nicht erkennen, als einer der beſten, und dabei mißvergnügt mit ſich ſelbſt ſein:

Praetulerim scriptor delirus inersque videri,
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant:
Quam sapere, et ringi . . . †)

Was brauchen wir weiter Zeugniß? Unſere Feinde ſelbſt machen uns unſere Vortrefflichkeit und Glückſeligkeit nicht ſtreitig. Aber dennoch ſind dieſe mit ſo beſonderer Klugheit begabten Creaturen ſo verblendet und ſo übel berathen, daß ſie die Selbſterkenntniß für nöthig halten. Meine Leſer mögen urtheilen, ob ein ſo widerſinniges Betragen mit der tiefen und abergläubigen Ehrerbietung, welche die guten Scribenten gegen die Vernunft hegen, beſtehen könne?

*) Horat. Lib. II. Ep. 2.
**) Le P. François Garasse, Somme Theolog. Liv. II p. 419.
***) De Orator. Lib. III.
†) Claudianus de Mall. Theodor. Consul. v. 206.

*) Hist. Nat. Lib. XI. c. 33
**) Boileau Sat. II.
***) Boileau t. II.
†) Horatius Lib. II. Ep. 2.

Digitized by Google

Ich weiß wohl, es mangelt den guten Scribenten nimmer an Ausflüchten. Sie werden ſprechen: obgleich die Erkenntniß ihrer Fehler im Anfange verdrießlich wäre, ſo habe ſie doch eine gute Wirkung, und treibe ſie an, die erkannten Fehler auszubeſſern, und nach der Vollkommenheit zu trachten, die ein ſo unausſprechliches Vergnügen mit ſich führe, daß dadurch einem Scribenten die auf die Ausbeſſerung ſeiner Fehler gewondte Mühe mehr als doppelt belohnet würde. Aber alles dieſes heißt nichts geſagt.

Ein Scribent iſt ein Menſch, und muß alſo Fehler haben. Wer ſich darüber nicht zufrieden geben kann, dem weiß ich keinen beſſern Rath, als daß er ſeine Menſchheit ablege, und ſich entweder um eine Stelle unter den Seraphinen bewerbe, oder gar vergöttern laſſe. In dieſer Sterblichkeit nach einer Vollkommenheit trachten, iſt lächerlich und vergebens. Und wenn es denn ja möglich wäre, dieſe eingebildete Vollkommenheit zu erlangen: ſo weiß ich doch nicht, ob es der Mühe werth ſein würde, desfalls ſeiner Natur Gewalt anzuthun, und ſich mit einer verdrießlichen Ausbeſſerung einiger, der Menſchheit ſo weſentlichen Fehler zu quälen? und ob man nicht auf eine gemächlichere Art derjenigen Vortheile theilhaftig werden könne, welche ſich unſere Feinde von der Vollkommenheit oder gänzlichen Befreiung von allen Mängeln verſprechen?

Wofern ich nicht irre, ſo beſtehet aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kann, in dem unausſprechlichen Vergnügen, deſſen ein Menſch, der ſich keiner Fehler bewußt iſt, nothwendig genießen muß. Wir elenden Scribenten ſind uns nun unſerer Fehler nicht bewußt, weil wir ſie nicht erkennen, und beſitzen alſo wirklich diejenige Glückſeligkeit, nach welcher unſere Feinde mit ſo vieler Mühe ringen. Iſt dieſes nicht gemächlich? und kann man ſich wohl des Lachens enthalten, wenn man ſicht, wie wunderlich ſich die guten Scribenten geberden? Sie kommen mir wahrlich nichts anders vor, als der König Pyrrhus, der ſich einbildete, er könne ſich mit ſeinen Freunden nicht recht luſtig machen, wenn er nicht vorher Italien, Sicilien, Carthago, und ich weiß nicht was für Länder mehr bezwungen hätte. Man ſtellte ihm vor, er dürfe desfalls nicht einen Fuß aus ſeinem Königreiche ſetzen; und wenn unſere Feinde nur einmal bedenken wollten, wie vergnügt wir unſer Leben zubringen, ohne unſere Fehler zu erkennen: ſo würden ſie leicht begreifen, daß die Mühe, welche ſie ſich geben, um zu einem Glücke zu gelangen, das in ihren Händen ſtehet, höchſt unnütz ſei. Ich ſage wenig: denn wenn man ihre Aufführung recht anſieht, ſo iſt ſie im höchſten Grade lächerlich.

Sie ſuchen durch die Erkenntniß ihrer Fehler glücklich zu werden: da doch die Glückſeligkeit darin beſtehet, daß man ſich keiner Fehler bewußt iſt. Kann man wohl wunderlicher zu Werke gehen? Sprechen ſie: ſie blieben bei der Erkenntniß ihrer Fehler nicht ſtehen, ſondern bemüheten ſich, durch die Ablegung derſelben, die Vollkommenheit zu erreichen, die allein einen Scribenten vergnügt machen kann: ſo antworte ich: daß es unmöglich ſei, auf ſolche Art vergnügt und glücklich zu werden. Ich berufe mich desfalls auf die Erfahrung. Wäre es möglich: ſo müßte die Zufriedenheit eines Scribenten, der es in der Ausbeſſerung ſeiner Fehler weit gebracht, und der Vollkommenheit ſehr nahe gekommen iſt, größer ſein, als eines andern, der es nicht ſo hoch gebracht, und weiter von der Vollkommenheit entfernt iſt. Aber ſo ſehen wir täglich das Gegentheil. Montaigne *) ſagt: es gehe den Gelehrten wie den Aehren, die ſo lange aufrecht ſtehen und ſich brüſten, als ſie leer ſind; ſo bald ſie aber von Körnern ſchwer werden, das Haupt ſinken laſſen; und er hat Recht. Ein unvollkommener Scribent iſt bei allen ſeinen Fehlern vergnügt, und mit ſich ſelbſt zufrieden. Je näher hingegen ein Scribent der Vollkommenheit kömmt, je mehr Fehler entdeckt er an ſich; je leckerer, je verdrießlicher, je misvergnügter mit ſich ſelbſt wird er. Die Urſache iſt dieſe: Weil die Vollkommenheit, nach welcher die guten Scribenten ſtreben, eine leere Einbildung, und ein ſüßer Traum hochmüthiger Leute iſt. Die beſcheidenſten unſerer Feinde ſtimmen hierin mit mir überein. Sie bekennen, daß alle ihre Arbeit, ihr Wachen, ihr Leſen, ihr Nachdenken ihnen keinen andern Vortheil gebracht hat, als daß ſie ihre Schwachheit erkennen und begreifen gelernet haben, daß unſer Wiſſen Stückwerk ſei. Wie dieſe verdrießliche Entdeckung geſchickt ſei, einen Menſchen vergnügt zu machen, das begreife ich nicht. Ich halte vielmehr dafür, daß, natürlicher Weiſe, die Verzweifelung ihr auf dem Fuße folgen müſſe, und ein guter Scribent, wann er ſich lange gequälet hat, ſtatt der Zufriedenheit, die er ſuchet, nichts, als einen ewigen Abſcheu für ſich ſelbſt, zur Belohnung ſeiner Mühe, erlangen könne.

Wie eine ſchöne Gelegenheit hätte ich hier nicht, unſere Feinde auszuhöhnen und lächerlich zu machen? Ich könnte über ihre eingebildete Weisheit ſpotten, und ihnen deutlich zeigen, daß ſie nichts weniger, als weiſe, ſind. Denn die vornehmſte Eigenſchaft eines weiſen Mannes iſt die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt. Nisi sapienti sua non placent, ſagt Seneca *), omnis stultitia laborat fastidio sui. Dieſe Vorrückung ihrer Thorheit würde ihrem Hochmuth ſehr empfindlich ſein. Allein ich will ihr Unglück nicht größer machen; ſie ſind ohnedem hoch genug betrübet. Ich bin zufrieden, wenn nur meine Leſer erkennen, daß unſere Feinde, die guten Scribenten, ſehr unvernünftig handeln, wann ſie uns den Mangel der Vernunft zur Sünde deuten, der doch die Quelle unſerer Vortrefflichkeiten iſt, und in uns eine Zufriedenheit wirket, zu welcher außer uns wenig Menſchen in dieſem Jammerthal zu gelangen das Glück haben.

Ich bilde mir ein, dieſes mit ſtattlichen Gründen überflüſſig erwieſen zu haben, und ſchreite dahero zu dem andern Hauptfehler elender Schriften, der, wie unſere Feinde meinen, in dem Mangel der Ordnung beſtehen ſoll. Da es mir leichter geworden, als ich Anfangs ſelbſt geglaubet habe, den Mangel der Vernunft, den man uns vorwirft, zu rechtfertigen: ſo wird es mir wenig Mühe koſten, unſern Feinden zu zeigen, daß ſie gar keine Urſache haben, unſere Schriften zu verachten, weil ſie eben nicht allemal die ordentlichſten ſind.

Die Ordnung im Schreiben iſt, wie jedermann geſtehet, willkührlich. Es iſt alſo kein Scribent befugt, dem andern vorzuſchreiben, wie er ſein Buch einrichten ſolle; eben ſo wenig als ein Bürger das Recht hat, ſeinen Nachbar über die Einrichtung ſeiner Haushaltung zur Rede zu ſtellen. Da nun dieſes unſtreitig iſt: ſo nehmen ſich unſere Feinde zu viel heraus, wenn ſie ſich unterſtehen, über die Ordnung oder Unordnung unſerer Schriften zu richten. Ihr Urtheil kan in dieſem Fall nicht gelten, ich will nicht ſagen, weil ſie parteiiſch ſind, ſondern auch nur deswegen, weil das, was man Ordnung nennet, etwas ſehr Zweideutiges und Ungewiſſes iſt.

Die Naturforſcher **) ſagen, die Ordnung ſei eine Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen. Dieſes Mannigfaltige kann auf vielerlei Art und unzählige mal verſetzet werden, und es bleibt doch allemal eine gewiſſe Uebereinſtimmung in demſelben übrig. Da nun das Mannigfaltige auf unterſchiedliche Art übereinſtimmen kann: ſo ſtehet es bei einem jeden, was er für eine Uebereinſtimmung der andern vorziehen will, und keiner iſt befugt, mich einer Unordnung zu beſchuldigen, wenn ich etwa das Mannigfaltige von einer andern Seite angeſehen habe, als er. Soll dieſes nicht wahr ſein: ſo müßte in der Muſik nur eine einzige Melodei ſtatt haben. Denn die Melodei iſt nichts anders, als eine harmonirende Menge unterſchiedener Töne. Hätte nun in dem Mannigfaltigen nur eine einzige Uebereinſtimmung ſtatt: ſo müßte auch in der Muſik nur eine einzige Harmonie unterſchiedener Töne die rechte ſein, und alle anderen Miſchungen dieſer Töne übel klingen. Dieſes iſt lächerlich. Folglich kann ein jeder das Mannigfaltige, mit dem er zu thun hat, mengen, wie er will, und diejenige Uebereinſtimmung deſſelben wählen, die ihm die beſte ſcheinet.

Es wäre viel, wenn bloß den elenden Scribenten dieſes nicht frei ſtehen, und ein jeder Spötter berechtiget ſein ſollte, ihre Schriften unordentlich zu ſchelten, wenn ſie das Mannigfaltige, woraus ſie beſtehen, nicht nach ſeiner Phantaſie gemiſchet haben. Die elenden Scribenten ſchreiben Bücher. Ein Buch iſt eigentlich nichts, als eine Menge mit Buchſtaben beſchriebener Blätter. Wenn unter dieſen Buchſtaben eine Uebereinſtimmung iſt, ſo iſt das Buch, welches ſie ausmachen, ein ordentliches Buch. Unter den Buchſtaben iſt eine Uebereinſtimmung, wenn ſie nur ſo zuſammen geſetzet ſind, daß verſtändliche Worte herauskommen. Dieſe Worte können nun in allen Sprachen wieder unzähligemal verſetzet werden; ohne Nachtheil der ſo nöthigen Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen; und es ſtehet alſo in eines jeden Belieben, wie er die Worte der Sprache, in welcher er ſchreibt, unter einander mengen will. Da dieſes nun in eines jeden Freiheit ſtehet: ſo handelt derjenige unvernünftig und tyranniſch, der ſich die Macht zueignet, einen Scribenten, wegen dieſer willkührlichen Vermengung der Worte, zur Verantwortung zu ziehen: wofern man nicht wider alle Vernunft behaupten will, es könne die nöthige Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen nur durch eine einzige Art aller möglichen Wortmiſchungen erhalten werden, und folglich nur ein einziges ordentliches Buch in der Welt ſein.

Ich habe das Vertrauen zu unſern Feinden, daß ſie ſich ſchämen werden, ſo entſetzlich zu ſchwärmen. Aber mit was vor Fug können ſie dann unſere Schriften für unordentlich aus-

*) Liv. II. Chap. 12. pag. 302. 303. Il est advenu aux gens veritablement sçavans, ce qui advient aux espics de bled, ils vont s'élevant et haussant la teste droite et fiere, tant qu'ils sont vuides; mais quand ils sont pleins et grossis de grain en leur maturité, ils commencent à s'humilier et baisser les cornes.

*) Epist. IX

**) Metaphysici. Vid. Amus Comenius in Orbe sensualium picto.

ſchreiben? Beſtehen dieſe Schriften nicht aus verſtändlichen Wor-ten! Ich ſollte es meinen: denn ſonſt würden ſie doppelt unver-nünftig handeln, wenn ſie von der Ordnung ſolcher Schriften urtheilen wollten, in welchen ſie kein Wort verſtehen. Haben wir nicht eben die Macht, die Worte nach unſerm Gutdünken zu miſchen, die ſie haben? Und hätten wir alſo nicht auch das Recht, ihre Schriften für unordentlich zu halten, wenn die Ver-miſchung der Worte, die ſie erwählet, uns nicht anſtünde? Aber wir ſind ſo unbillig nicht. Wir laſſen einem jeden ſeine Frei-heit, und verlangen von unſern Feinden ein Gleiches.

Es iſt ſchwerlich zu vermuthen, daß ſie uns dieſe Gnade wiederfahren laſſen werden; wie gründlich ich auch gezeiget habe, daß unſere Forderung billig iſt. Denn ſie ſind gar zu unge-recht und eigenſinnig. Ich will alſo dieſe Forderung fahren laſ-ſen, und ihnen, jedoch unſern Rechten unverfänglich, zugeben, daß in unſern Schriften die gröſte Unordnung herrſche. Mich deucht nicht, daß dieſer Fehler zu groß iſt, als ihn unſere Feinde machen, und ihre eigene Aufführung beſtärket mich in dieſer Meinung. Es iſt bei ihnen gar nichts ſeltenes, daß ſie Schrif-ten mit Luſt leſen, und bis in den Himmel erheben, die doch ganz unordentlich geſchrieben ſind. Wenn dieſe Schriften Leute zu Urhebern haben, denen ſie gewogen ſind: ſo wiſſen ſie den Fehler, den ſie uns als eine greuliche Miſſethat anrechnen, nicht genug zu preiſen. Sie nennen die Unordnung, die ſie in ſolchen Schriften wahrnehmen, eine angenehme Unordnung, und bewun-dern die Höflichkeit des Verfaſſers, der dem Ekel ſeiner Leſer ſo geſchickt vorbeuget, und für ihre Beluſtigung ſo ſehr ſorget, daß er ſich oft mit ihnen von der ordentlichen Landſtraße entfernet, und ſie in ſo luſtige Gegenden und auf ſo angenehme Auen führet, daß ſie, für Luſt entzückt, und für Freude auſſer ſich, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe nicht merken, und ſich nicht nach der Herberge ſehnen. Wenn wir armen Leute hergegen, aus gutem Herzen, unſern Leſer quer Feld ein führen, und ihm eine Ehre anthun wollen: ſo bekömmt es uns eben ſo übel, als wenn der Eſel, nach dem Exempel des Hündchens, ſeinem Herrn lieb-koſen will. Man nennet unſere Hoflichkeit eine Ausſchweifung, und uns elende Schwärmer, die nicht wiſſen, wo ſie zu Hauſe ſind. Ob dieſes billig gehandelt ſei, weiß ich nicht: das weiß ich, daß meine Leſer über das ungerechte Verfahren unſerer Feinde erſtaunen werden; aber ſie werden ſich noch mehr wun-dern, wenn ſie Folgendes zu bedenken belieben wollen.

Die Poeſie, welcher unſtreitig der Rang über ungebundene Beredſamkeit gebühret, hat nichts vortrefflichers, als die Ode und das Heldengedicht. In beiden muß aber eine gewiſſe Un-ordnung herrſchen, woſern ſie gut ſein ſollen. Eine Ode, in der man keine Fußtapfen eines entzückten Geiſtes findet, taugt nicht viel. Sie muß voller Ausſchweifungen ſein, und mit einer angenehmen Verwirrung prangen. So bald hängen ihre Stro-phen nicht, auf eine gemeine Weiſe, ordentlich zuſammen, ſo wird ſie platt und abgeſchmackt. Ein Heldengedicht, in dem eine gemeine hiſtoriſche Ordnung beobachtet worden, wird ſeinem Urheber wenig Ehre bringen. Will er, daß man ihn unter die Dichter zähle: ſo muß er ſchwärmen, und alles unter einander mengen. Er kann anfangen, wo er will, nur bei Leibe nicht von vorne: Sed per ambages, deorumque ministeria, et fabulo-sum sententiarum tormentum praecipitandus est liber spiritus; ut potius furentis animi vaticinatio appareat, quam religio-sae orationis sub testibus fides *).

So reden unſere Feinde, und ſo machen ſie es auch. Soll-ten ſie ſich dann nicht ſchämen, unſere Schrift wegen einer Un-ordnung zu verachten, die ſie ſelbſt zu den wichtigſten und größe-ſten Werken des menſchlichen Verſtandes ſo nöthig halten? Müſ-ſen ſie nicht ſelbſt geſtehen, daß die Unordnung unſerer Schrif-ten uns von dem gemeinen Haufen derer, die in ungebundener Rede ſchreiben, merklich unterſcheide, und eine Eigenſchaft ſei, wodurch unſere ungereimten Werke der Ode und dem Heldenge-dichte, welches unſtreitig die vollkommenſten Geburten des menſch-lichen Witzes ſind, ungemein ähnlich werden? Ihre Unbilligkeit fällt ſo ſehr in die Sinne, daß ich mich ſchäme, desfalls ein Wort mehr zu ſagen. Sie mögen ſehen, wie ſie ihr Verfahren gegen Unpartheiiſche rechtfertigen.

Es wird ihnen dieſes um ſo viel ſchwerer fallen, je offen-barer es iſt, daß unſere Schriften den ihrigen, was die Ord-nung anlanget, nichts nachgeben. Man ſehe nur unſere Bücher an, und ſage mir, ob ſie nicht eben ſo ausſehen, als diejenigen, welche unſere Feinde machen. Der Anfang kommt erſt; dann folgt das Mittel, und das Ende ſchließet die Reihe. Ich habe noch nicht erlebet, daß einer meiner Brüder ſein Buch mit ei-nem andächtigen Soli Deo Gloria angefangen, und mit einem gläubigen Quod Deus bene vertat, beſchloſſen; und biete un-ſern Feinden Trotz, mir einen namhaft zu machen, der ſich ſo weit vergangen habe. Wie ſehr wir uns auch ſonſt von unſern Feinden unterſcheiden: ſo richten wir doch unſere Bücher eben ſo ein, als ſie. Sievers, mein würdiger Bruder, von dem man ſagen kann, daß er der Vernunſt und ihren unmäßigen Verehrern zum Poſſen geſchrieben, und Philippi, der Streit-bare, eine Zierde und Kroae der elenden Schreiber, haben Büch-lein ausgehen laſſen, die ſo wohl eingerichtet ſind, daß man, ehe man ſie lieſet, ſchwören ſollte, ſie wären von guten Scribenten gemacht. Wann man ſie aufmachet: ſo erblicket man zuerſt das liebliche Antlitz des vortrefflichen Verfaſſers, deſſen Vor- und Zunamen, Vaterland, Alter und Würde: oder ein ander wohl oder übel ausgeſonnenes Kupfer: dann kömmt die Vorrede ei-nes berühmten Mannes, die das Lob des Verfaſſres in ſich hal-ten ſoll, ob ſie gleich bisweilen, wie es meinem lieben Bruder Sievers wirklich begegnet iſt, zu ſeiner Schande gereichet; oder eine demüthige Zueignungsſchrift. Hierauf folget die Vorrede des Verfaſſers, und dann das Werklein ſelbſt. Nach dem Werk-lein kommen die Regiſter, und zuletzt ein Verzeichniß der Schrif-ten des Verfaſſers. Das weiße Blatt, das dann noch folget, rechne ich nicht mit: weil es der Buchbinder nur hinzu gethan hat. Doch kann man auch daraus abnehmen, daß ein elendes Buch einem guten ſo ähnlich ſiehet, als ein Ei dem andern. Iſt nun aber eine beſſere Ordnung zu erdenken, als diejenige, ſo meine beiden Brüder, die ich eben jetzo genennet, in ihren Büchern beobachtet haben? Und ſo machen wirs Alle. Was wollen unſere Feinde mehr?

Ueber die Ordnung der Buchſtaben und Worte in unſern Schriften laſſe ich mich mit ihnen nicht ein: denn ich habe ſchon oben aus der Metaphyſik erwieſen, daß es in eines jeden Be-lieben ſtehe, wie er die Worte und Buchſtaben, die er zur Ver-fertigung ſeiner Schrift gebrauchet, miſchen wolle. Doch kann ich wohl ſo viel ſagen, daß wir, ohne Ruhm zu melden, eben ſo gut, als unſere Feinde, wiſſen, wo ein Jeder Buchſtabe hingehöret.

Wann wir Aber ſchreiben, ſo ſetzen wir das A zuerſt, und das R zuletzt; und ſo machen wir es in allen andern Wörtern. Was die Ordnung der Wörter unter ſich anlanget: ſo bilde ich mir ein, wir thun genug, wenn wir ſie ſo ſetzen, daß die meiſte Zeit, ein Verſtand herauskömmt. Können unſere Leſer unſern Sinn manchmal nicht erreichen: ſo müſſen ſie es ent-weder ihrer Einfalt zuſchreiben; oder denken, daß wir ſelbſt nicht gewußt, was wir haben ſagen wollen: und dann wäre es eine Unbeſcheidenheit, von uns zu verlangen, daß wir ſagen ſollen, was wir nicht gewußt haben.

Aus dieſem allen konnte ich nunmehro den Schluß machen, daß unſere Schriften ſo ordentlich geſchrieben ſind, als es immer ſein kann; wenn ich nicht vorher ſähe, daß unſere halsſtarrigen Feinde ſagen werden, es ſei noch zu frühe. Die Grillenfänger werden ſprechen: es komme in einer Schrift hauptſächlich auf die Gedanken an: wir aber dächten ungemein unordentlich, und unſere Gedanken kämen alle über Kopf zu Papier. Dieſer Einwurf bedeutet nichts, und iſt, mit aller Beſcheidenheit zu ſagen, im höchſten Grade elend. Ich könnte nur darauf ant-worten, es ſei, ihrem eigenen Geſtändniſſe nach, unmöglich, daß wir unordentlich dächten; weil ſie ſagten, wir könnten gar nicht denken. Denn quicquid non est simpliciter tale, illud non est cum addito tale. Allein ich will ſie ſo ſchimpflich nicht abfertigen. Ich bitte ſie nur, mir zu ſagen, woher ſie denn wiſſen, daß die Gedanken in unſern Schriften nicht in gehöri-ger Ordnung ſtehen? Sie können ja unſere Gedanken nicht ſe-hen, weil ſie unſichtbar ſind, und alſo nicht anders, als nach den Zeichen, mit welchen wir ſie andeuten, von denſelben ur-theilen. Dieſe Zeichen ſind die Worte, aus welchen unſere Bü-cher zuſammen geſetzet ſind. Da nun dieſe Worte, wie ich ſchon gezeiget habe, ſo ordentlich von uns geſetzet werden, und überdem kein Scribent dem andern von der Art ſeiner Wort-miſchung Rede und Antwort zu geben verbunden iſt: ſo ſehe ich nicht, wie die Gedanken, welche durch die Worte angedeutet werden, in unſern Schriften unordentlich unter einander ge-menget ſein können, und was unſere Feinde vor Recht haben, über die von uns beliebte Ordnung, wenn ſie ihnen nicht an-ſtehet, zu ſpotten.

Zwar muß ich bekennen, daß wir in der Wahl unſerer Ge-danken eben nicht ſonderlich lecker ſind. Wie ſchreiben ſie hin, wie ſie uns einfallen. Aber ich weiß auch, daß dieſes etwas ſehr gemächliches und löbliches, ja ein klarer Beweis unſerer Vortrefflichkeit iſt. Ich verdenke es unſern Feinden nicht, daß ſie, wann ſie ſchreiben wollen, ſich mit einer abergläubigen Wahl der ihnen beifallenden Gedanken quälen, und nicht ſchlüſ-ſig werden können, welchen Einfall ſie zuerſt zu Papier brin-gen wollen. Denn ihre Gedanken ſind nicht alle gleich gut. Allein ſie werden dann auch ſo gut ſein, und nicht von uns verlangen, daß wir uns eben ſo quälen ſollen. Wir haben die-ſes nicht nöthig: weil unſere Gedanken alle gleich gut ſind, und alſo wenig daran gelegen iſt, welcher zuerſt oder zuletzt hinge-ſchrieben werde. Dieſes giebt uns einen beſondern Vorzug vor

*) Petronius.

Digitized by Google

unſern Feinden, und erleichtert uns die Geburt ungemein. In den Köpfen der guten Scribenten gehet es nicht anders her, als in dem Leibe der Rebecca. Die Gedanken ſtoßen ſich darin, wie die Kinder in dem Bauche dieſer Erzmutter. Ja das Gedränge der Gedanken, von denen immer einer eher als der andere heraus will, iſt ſo groß in dem Gehirn dieſer Unſeligen, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele in der Geburt darauf gingen, wie die Thamar.

Wir haben dergleichen Zufälle nicht zu beſorgen. Unſere Gedanken ſind einander vollkommen gleich. Sie leben in Friede, und ſtreiten ſich nicht um den Rang. Sie drängen ſich nicht, ſondern gehen ohne alle Ceremonie, wie ſie die Reihe trifft, aus Mutterleibe hervor. Soll dieſes eine Unordnung heißen: ſo müſſen unſere Feinde glauben, daß, außer den öffentlichen Proceſſionen, keine Ordnung zu finden, und z. E. in einer Geſellſchaft recht guter Freunde nichts als Verwirrung und Unordnung anzutreffen ſei. Sie werden ſo wunderlich nicht ſein, daß ſie dieſes ſagen; warum aber bilden ſie ſich dann ein, daß unſere Schriften darum unordentlich ſind, weil wir keine Rangordnung unter unſern Gedanken eingeführet haben? Da unſere Gedanken alle gleich gut ſind, ſo kann es unſern Schriften nicht an Ordnung gebrechen, und wenn wir die Gedanken noch ſo wunderlich durch einander werfen. Ja unſere Schriften werden dadurch um ſo viel künſtlicher. Mann ſehe ſie von vorne, von der Seite, oder von hinten zu an: ſo wird man allezeit eine Ordnung darin finden. Und daher ſagen unſere Feinde ſelbſt, man könne ſie, ohne Gefahr ſich zu verwirren, von hinten zu ſo gut, als von vorne, leſen. Sie haben Recht; aber es ſtehet ihnen ſehr übel, daß ſie dem ungeachtet doch über die Unordnung unſerer Schriften klagen. Wer meine Gründe, mit welchen ich die Ungereimtheit dieſer Klagen dargethan habe, gebührend einſiehet, wird mit Händen greifen, wie unmöglich es ſei, daß ſich die geringſte Unordnung in unſern Schriften einſchleiche. Denn da unſere Gedanken einander vollkommen gleich: ſo kann es nicht fehlen, es muß eine Uebereinſtimmung unter ihnen ſein, ſie mögen auch gemenget ſein, wie ſie wollen. Ja ich bin gut dafür, daß, wenn man die Schriften meiner beiden Freunde, Sievers und Philippi, in Stücke zerhacken, die Stücke in einen Hut ſchütten, und, nachdem ſie vorher wohl umgerüttelt, von einem ſiebenjährigen Knaben blindlings heraus ziehen laſſen wollte, ein Werk zum Vorſchein kommen würde, das, wo nicht beſſer, doch allemal ſo gut ſein würde, als alles, was dieſe beiden Männer jemals geſchrieben haben. Die Urſache iſt aus dem vorigen klar.

Nachdem ich alſo nunmehro auch den ungegründeten Vorwurf einer erdichteten Unordnung von den elenden Scribenten ſo gründlich und vortrefflich abgelehnet habe: ſo gehe ich mit einer, einem elenden Schreiber anſtändigen Zufriedenheit weiter, und beleuchte dasjenige, was die guten Scribenten gegen unſere Schreibart einzuwenden haben. Da die guten Leute in allen Stücken ſo lecker und von ſo verwöhntem Geſchmacke ſind: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ihnen unſere Schreibart nicht zierlich genug iſt. Sie rümpfen die Naſe, wann ſie unſere Schriften leſen, und drücken ihren Ekel durch die bitterſten Worte aus. Sie klagen, unſere ſcheußliche Schreibart verurſache ihnen ein Bauchgrimmen, und geberden ſich ſo übel, daß man faſt davor erſchrecken ſollte. Allein ich kenne dieſe Herren, und muß ihres Ekels und ihrer Verdrehungen lachen. Ich glaube auch, daß alle diejenigen, die mir die Ehre thun, meine Schrift bis hieher zu leſen, ſchon begreifen werden, daß dieſe Zärtlichkeit unſere Feinde mehr ſchände, als uns der Vorwurf, den ſie uns machen, und wenn er gleich noch ſo gegründet wäre.

Ein weiſer Mann befleißigt ſich in allen Dingen der Mäßigkeit, und ſiehet alſo die gar zu große Bemühung, zierlich zu ſchreiben, für eine Schwachheit an, die ſich vor ihn nicht ſchicket, Unſere Vorfahren, die alten Deutſchen, waren gewiß ganz andere Leute, als wir, und ihre Tugenden ſetzen ſelbſt diejenigen in Verwunderung, die am weiteſten von der Vollkommenheit unſerer Väter abgewichen. Man ſehe aber die Schreibart dieſer vortrefflichen Männer an; wie ungekünſtelt, wie rauh iſt ſie nicht? Und dieſes aus keiner andern Urſache, als weil ihre Sitten von aller Ueppigkeit und Zärtlichkeit entfernet waren: Talis hominibus fuit oratio, qualis vita *).

Wenn wir daher ſonſt nicht wüßten, wie ſehr wir aus der Art geſchlagen ſind: ſo könnte man es, zur Noth, aus der mühſamen Künſtelung in der Schreibart abnehmen, die zu unſern Zeiten, leider! ſo ſehr überhand genommen hat. Denn dieſes iſt, nach des Seneca Anmerkung ein ſicheres Kennzeichen eines verdorbenen Staats. Si disciplina, ſpricht er **), civitatis laboravit, et se in delicias dedit, argumentum est luxuriae publicae, orationis lascivia. Er ſetzt eine Urſache hinzu, die gewiß bündig iſt. Non potest, fährt er fort, alius esse ingenio alius animo color. Si ille sanus est, si compositus, gravis, temperans, ingenium quoque siccum ac sobrium est. Das Zeugniß eines Mannes, der ſelbſt ſo zierlich geſchrieben hat, muß nothwendig bei unſern Widerſachern viel gelten, und ich hoffe alſo, ſie werden ſich dadurch bewegen laſſen, ins künftige von unſerer unzierlichen und trockenen Schreibart etwas milder zu urtheilen.

Dieſes um ſo viel eher von ihnen zu erhalten, will ich ihnen nachfolgende Stelle aus ihrem Seneca zur Ueberlegung mittheilen, aus welcher ſie lernen können, wie wenig ein Mann, deſſen Urtheil ſie ſo viel vertrauen, auf die Zierlichkeit, um deren Mangel ihnen unſere Schreibart ſo ſcheußlich vorkommt, gehalten hat. Cujuscumque, ſagt er *), orationem videris sollicitam et politam, scito animum quoque non minus pusillis occupatum. Magnus ille remissius loquitur et securius; quaecumque dicit plus habent fiduciae, quam curae. Nosti complures juvenes, barba et coma nitidos, de capsula totos: nihil ab illis speraveris forte, nihil solidum. Oratio vultus animi est, si circum tonsa est, et fucata, et manufacta, ostendit illum quoque non esse sincerum, et habere aliquid fracti. Non est ornamentum virile, concinnitas. Güldene Worte! Iſt es nicht, als wenn der vortreffliche Seneca den Vorſatz gehabt hätte, uns wider unſere billigen Verfolger zu vertheidigen? Er hat es ſo nachdrücklich gethan, daß ich es nicht beſſer zu machen weiß. Unſere Feinde können von ihm lernen, wie eitel und weibiſch ihre Bemühung, und wie unanſtändig einem rechtſchaffenen Manne eine zierliche Schreibart ſei. Sie werden demnach ſo gütig ſein, und die Unzierlichkeit der unſrigen nicht weiter verachten. Wir haben es ihnen ſo oft geſagt, daß wir männlich ſchreiben, und nun hören ſie von einem Scribenten, den ſie gewiß keiner Parteilichkeit beſchuldigen können, daß eine männliche Schreibart keinen Zierath leide. Wenn ſie dadurch nicht bekehret werden, ſo iſt alle Hoffnung an ihnen verloren.

Sie irren ſich, wofern ſie ſich einbilden, daß unſere Schreibart durch den Mangel der Zierlichkeit alle Annehmlichkeit verliere, und aufhöre, ſchön zu ſein. Sie findet doch ihre Liebhaber, und iſt um ſo viel ſchöner, je natürlicher und ungekünſtelter ſie iſt. Ein geputztes und geſchminktes Geſicht fällt ſehr in die Augen; aber das ſind die rechten Schönheiten, die auch ungeputzt gefallen. Die Schönheit unſerer Schreibart hat dieſe Eigenſchaft. Unſer Styl iſt auch bei ſeiner natürlichen Scheußlichkeit ſchön. Er iſt, wie die Mopſe, speciosus ex horrido **), und wir würden ihn verderben, wenn wir daran künſteln wollten.

Ja wenn wir gleich dieſes thäten: ſo wäre doch noch Gefahr dabei, ob wir es unſern Feinden zu Dank machen würden. Wir ſind mit dieſen eigenſinnigen Leuten übel dran. Schreiben wir natürlich und männlich: ſo iſt es ihnen nicht recht; ſchreiben wir zierlich und künſtlich: ſo lachen ſie uns aus. Diejenigen aus unſerm Mittel, welche man die böſen Poeten nennet, erfahren es täglich. Dieſe zierlichen Herren putzen ſich ungemein heraus, weil ſie ſo oft zur Hochzeit gehen. Ihre Schriften ſind prächtig geſchmücket, und eine jede Zeile derſelben pranget mit Gold, Silber und Erz, dazu auch Edelgeſtein. Sie gleichen dem Wagen des Phöbus.

Aureus axis erat, temo aureus, aurea summae
Curvatura rotae; radiorum argenteus ordo,
Per juga chrysolithi, positaeque ex ordine gemmae
Clara repercusso reddebant lumina Phoebo ***).

Und wer ſie mit gläubigen Augen anſiehet, der findet darin einen Vorſchmack des neuen Jeruſalems. Aber dem allen ungeachtet kommen ſie unſern Feinden eben ſo lächerlich vor, als die Precieuses ridicules beim Moliere. Und ſo höhniſch dieſe wunderlichen Leute denenjenigen meiner Brüder, die, wie ich, in ungebundener Rede ſchreiben, ihre unzierliche Schreibart vorwerfen, ſo übel ſind ſie mit der Zierlichkeit meiner lieben Brüder, der böſen Poeten, zufrieden. Es iſt ein Elend anzuſehen, wie ſie mit dieſen armen Leuten, die gewiß keine Koſten ſparen, ihre Leſer zu vergnügen, haushalten. Sie laſſen ihnen nicht für einen Heller Ehre, und haben dieſe prächtigen Schreiber ſo weit herunter gebracht, daß man kaum glauben ſollte, ſie ſtammten in gerader Linie von dem König Midas glorwürdigſten Andenkens her, wenn nicht ihre hohe Abkunft dadurch außer allen Streit geſetzt würde, daß alles, was ſie anrühren, Gold wird.

Da ſich nun unſere Feinde ſo offenbar in ihren Urtheilen widerſprechen: ſo verdienen ſie nicht, daß man ſich groß an ſie kehre. Sie wiſſen nicht, was ſie haben wollen. Bald ſchreiben wir ihnen zu zierlich, bald nicht zierlich genug. Es iſt uns alſo nicht zu verdenken, wenn wir ſie immerhin ſchwatzen laſſen, und feſte dabei bleiben, daß es eine Thorheit ſei, zierlich zu ſchreiben, wenn man keine Verſe macht. Denn ich begehre kein Joch auf meiner Brüder, der böſen Poeten, Hälſe zu legen,

*) Seneca Epist. 114.
**) Ebend.

*) Epist. 115.
**) Seneca Epist. 44.
***) Ovid. Metam. Lib. II.

oder ihrer Verſchwendung Ziel und Maße zu ſetzen. Dieſe Herren können mit den Schätzen, welche ihnen nicht ſauer zu verdienen, haushalten, als ſie wollen. Je reichlicher und freigebiger ſie ihre Koſtbarkeiten ausſpenden, je lieber iſt es mir. Ich ſage nur, daß ich und meines gleichen elende Scribenten beſſer thun, wenn wir uns der gekünſtelten und zierlichen Schreibart, in welcher unſere Feinde ihr Vergnügen ſuchen, gänzlich enthalten.

Denn gewiß die gar zu ängſtliche Sorgfalt, mit welcher die guten Scribenten ihre Worte ausſuchen, und ihre Schriften ſchmücken, ſtehet einem weiſen Mann, der ſich mit Kleinigkeiten nicht aufhält, ganz und gar nicht an: und inſonderheit hat ein elender Scribent nicht nöthig, daß er ſich ſo viel Mühe giebt. Wir können ohnedem glücklich ſein. Sind wir nur großmüthig, und kehren uns an der Leute Reden nicht; ſind wir nur mit uns ſelbſt zufrieden, und dünken uns groß, eben darum, weil wir Eigenſchaften beſitzen, die Andern lächerlich vorkommen; bilden wir uns nur ein, daß wir um ſo viel gelehrter ſind, je weniger Luſt wir haben, etwas zu lernen: ſo iſt unſere Glückſeligkeit feſt genug gegründet. Seneca, der uns ſo ſehr genau gekannt haben muß, ſagt es ausdrücklich. Ad hanc, ſpricht er *), tam solidam felicitatem, quam tempestas nulla concutiat, non perducant te apte verba contexta, et oratio fluens leniter. Eant ut volent, dum animo compositio sua constet, dum sit magnus, et opinionum securus, et ob ipsa, quae aliis displicent, sibi placens; qui profectum suum vita aestimet, et tantum scire se judicet, quantum non cupit, quantum non timet.

Seneca faſſet in dieſen Worten alles, was ich von den Vortrefflichkeiten der elenden Scribenten, und von ihrer Glückſeligkeit geſagt habe, kürzlich zuſammen. Es iſt glaublich, daß der ehrliche Mann das Elend der guten Scribenten erkannt, und, ob es ihm ſelbſt gleich unmöglich geweſen, ſich aus demſelben herauszureißen, doch wenigſtens ſeinen Freund, an den er ſchreibt, für Schaden warnen, und ihm den rechten Weg zur wahren Glückſeligkeit eines Scribenten zeigen wollen.

Dieſes iſt auch meine Abſicht in Anſehung unſerer Widerſacher, und ich bilde mir ein, daß ich dieſelbe wohl ausgeführet habe. Ich habe gründlich gezeiget, daß die Mängel, welche die guten Scribenten in unſern Schriften entdecken, uns nicht ſchimpflich ſind. Ja ich habe eben aus dieſen Mängeln unſere Vortrefflichkeiten ſo ungezwungen hergeleitet, daß, wer mein Büchlein lieſet, darüber erſtaunen muß.

Es wird mir daher etwas gar leichtes ſein, die Nothwendigkeit der elenden Scribenten, meinem Verſprechen gemäß, eben ſo gründlich, als ihre Vortrefflichkeit, zu behaupten. Ich will es mit wenigem thun, und frage unſere Feinde: Ob die Buchhandlung und Druckerei nicht ehrliche, und dem gemeinen Weſen nützliche Hantthierungen ſind? Sie können nicht anders als Ja antworten. Sie müſſen alſo auch geſtehen, daß diejenigen, welche eine ſo nützliche Profeſſion treiben, Leute ſind, die verdienen, daß man ihnen alles Gute gönne, und ihre Nahrung befördere. Ich möchte aber gerne wiſſen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen wollten, wenn keine elenden Scribenten in der Welt wären? Wir ſind diejenigen, die ihnen am meiſten zu verdienen geben: von uns leben ſie, und müßten alſo betteln gehen, wenn wir aufhören ſollten zu ſchreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden ſie das liebe Brot nicht haben. Ich will ſetzen, es ſind in Deutſchland nur 6000 Perſonen, die von der Druckerei und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichniſſe der neuen Bücher, die alle Meſſen herauskommen, nur von 10 Jahren her, und mache den Ueberſchlag, wie viel gute darunter ſind. Ich habe es gethan, und, nach einer genauen Ausrechnung, gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefähr drei gute Bücher des Jahrs zum Vorſchein kommen. Was iſt das aber unter ſo viele? Und würde alſo nicht eine große Menge ehrlicher Leute Hungers ſterben müſſen, wenn die elenden Scribenten, nach dem Wunſche unſerer Feinde, vom Erdboden vertilget wären?

Den Tag ſollen ſie nimmer erleben: aber man ſiehet doch daraus, was unſere Verfolger vor böſe, ſchädliche Leute, und wie lieblos ſie gegen ihren Nächſten ſind. Doch wie kann man von den guten Scribenten verlangen, daß ſie ihren Nächſten lieben ſollen, da ſie ſich ſelbſt nicht lieben? Sie kennen ihren eigenen Vortheil nicht. Sie wollen uns ausrotten. Allein wie übel würden ſie nicht daran ſein, wenn ſie ihren boshaften Zweck erreichen ſollten? Wir machen ihnen durch unſere Schriften ſo manche fröhliche Stunde; woran wollten ſie ſich dann wohl beluſtigen, wenn wir nicht ſchrieben? Das Vergnügen, deſſen ſie in dieſer Welt genießen, haben ſie einzig und allein uns zu danken. Ja ſie würden nicht ſein, was ſie ſind, wenn wir nicht wären. Man nennet ſie jetzund gute Scribenten: aber müßten ſie dieſen Ehrentitel nicht fahren laſſen, wenn es keine ſchlechten gäbe? Dieſes wäre ſchon arg genug; aber der Untergang der elenden und lächerlichen Schreiber würde noch weit mehr Böſes nach ſich ziehen.

Unſere Feinde ſind reich an luſtigen und ſinnreichen Einfällen. Sie ſpotten gerne, und wir ſind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen, und ihre Tadelſucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Geſundheit ſtehen, wenn ſie uns nicht hätten? Wo wollten ſie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht denken, ich ſcherze: denn es iſt kein Kinderſpiel mit einem verhaltenen Spaß. Er verurſachet viele Qual, und ein verhaltener Wind iſt nicht ſo gefährlich. Es iſt mir Zeit meines Lebens nur ein einziges Mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines böſen Scribenten noch ſo ziemlich ſinnreich war; aber ich mußte ihn bei mir behalten: und da weiß ich, wie mir zu Muthe geweſen. Ich wollte meinem ärgſten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaß, den ich nicht zur rechten Zeit los wurde, mir ſo viel Ungemach verurſachen konnte; was würden denn die guten Scribenten, die ſo fruchtbar an artigen Einfällen ſind, nicht für Qual empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, ſich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf den Herzen, und Ennius ſoll ſchon zu ſeiner Zeit geſagt haben, daß ein weiſer Mann eher Feuer im Maul halten, als einen ſinnreichen Einfall verſchweigen könnte: flammam a sapiente facilius ore in ardente opprimi, quam bona dicta teneat *). Unſere Feinde würde alſo ganz gewiß berſten, wenn wir nicht wären. Warum wünſchen ſie denn unſern Untergang, mit welchem der ihrige ſo genau verknüpfet iſt.

Geſetzt aber, es wäre möglich, daß ſie uns überlebten: ſo würde doch die gelehrte Welt wenig Gutes mehr von ihnen haben. Denn wir ſind eben diejenigen, welche die ſinnreichſten und artigſten Schriften, an welchen ſich die Welt ſo ſehr beluſtiget, von ihnen heraus locken. Wo wollten aber ſo viele ſtattliche Satyren herkommen, wenn unſere Feinde Niemand hätten, über den ſie ſpotten konnten? Und was würde alſo die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es iſt wahr, wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben ſchon angemerket, daß, obgleich der Eſel nicht die beſte Stimme habe, und zur Muſik ganz ungeſchickt ſei, man doch aus ſeinen Knochen die ſchönſten Flöten machen könne **). Und unſere Schriften, wie elend ſie auch ſind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen und ſinnreichen Spottſchriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müßte, wenn Niemand wäre, der elend und lächerlich ſchriebe.

Dieſes iſt der geringſte Vortheil, den die Welt von uns hat; weil er ſich eigentlich nur auf die Gelehrten erſtrecket. Der Nutzen, den wir dem ganzen menſchlichen Geſchlechte bringen, iſt wichtiger, und beweiſet unſere Nothwendigkeit noch kräftiger. Wir ſind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche ſo nachtheilig iſt, mit Macht unterdrücken. Wir ſind Beſchützer der gemeinen Meinungen, und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, ſtillen und vergnügten Leben ſo unentbehrlich ſind. Wir vertheidigen die väterlichen Weiſen, und ſäubern die Kirche von Ketzern. Es iſt wahr, unſere Feinde thun dieſes letzte auch: aber ſehr ſelten: und wann ſie es thun, ſo thun ſie es mit Vernunft: und das taugt nicht. Ohne uns würde es alſo wunderlich in der Welt hergehen, und unſere Feinde alles umkehren. Wer hätte ſich wohl den gefährlichen Neuerungen Puſendorfs, Thomaſius, Leibnitzens, und ihrer Anhänger widerſetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riß getreten wären? Und dieſes einzige iſt genug zu beweiſen, wie nothwendig wir der Welt ſind. Unſere Verdienſte ſind ſo groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menſchlichen Geſchlechts verdienen: allein Niemand will ſie erkennen. Man lohnt uns mit Undank, und es iſt, leider! ſchon dahin gekommen, daß über uns und unſere Schriften lachen, für ein ſicher Merkmal eines ſcharfen Verſtandes gehalten wird. Wie indeſſen den Frommen alles zum Beſten dienen muß: ſo hat auch unſer ſchweres Kreuz, welches Niemand, als wir, zu ertragen fähig iſt, ſeine Vortheile; und mich deucht, es iſt ungemein geſchickt, unſere Nothwendigkeit außer Zweifel zu ſetzen.

Ich habe ſchon oft geſagt, daß unſere Feinde, die guten Scribenten, weil ſie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, ſo in der Welt vorgehet, ſchlecht zufrieden ſind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigſtens bilden ſie ſichs ein, und es iſt ihnen unmöglich, daß ſie über das, was ihnen thöricht vorkömmt, nicht lachen und ſpotten ſollten. Wenn ſie demnach keine elenden Scribenten hätten, an welchen ſie ihre Bosheit auslaſſen könnten, ſo würde kein ehrlicher Mann vor ihnen ſicher ſein. Sie würden, weil ſie doch immer etwas zu meiſtern haben müſſen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig iſt,

*) Epist. 115.

*) Cicero de Oratore. Lib. II.

**) Plutarchus in Convivio ex vers. Xylandri, ut asinum aiunt, animal crassissimum, et a Musica alienissimum, tamen ossa tenuissima et maxime canora suppeditare.

Digitized by Google

und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns alſo rühmen, daß wir unſere eigene Wohlfahrt für das gemeine Beſte aufopfern, und ohne Prahlerei ſagen, daß wir einem Staate unentbehrlich ſind.

Ich wünſche von Herzen, daß alle chriſtlichen Obrigkeiten das, was ich hier ſchreibe, in reifliche Erwägung ziehen mögen, und flehe inſonderheit Ihro Kaiſerliche Majeſtät und alle Churfürſten, Fürſten und Stände des heiligen römiſchen Reichs demüthigſt an, hocherleucht zu ermeſſen, wie würdig ſolche Leute ihres Schutzes ſind, die dem Staate und der Kirche ſo lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Naſeweiſen gedienet haben. Es wäre, deucht mich, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unſerer wichtigen Dienſte gedächte; oder uns nur wenigſtens vor unſern Feinden einigermaßen Ruhe ſchaffte, und dieſen böſen Leuten ein Gebiß ins Maul legte. Womit haben wir es denn verdienet, daß man, da andere ehrliche Leute wider die Läſterer Schutz finden, uns der Willkür unſerer Verfolger überläſſet? Es dienet dieſes zur Sicherheit Anderer. Ich weiß es wohl. Allein warum ſollen wir denn die Sünden unſerer Mitbürger tragen? Ich finde darin keine Billigkeit, und zweifele nicht, daß meine gegründeten Vorſtellungen die Wirkung haben werden, die ich wünſche.

Sollten aber, über Verhoffen, die Großen dieſer Welt, durch das lodige Geſchwätz unſerer Feinde verführet, in dem Wahn ſtehen, unſer Jammer verdiene nicht, daß ſie ihn zu Herzen nehmen, und das Verbrechen unſerer Feinde ſei eben ſo groß nicht, daß es nöthig, mit dem Schwerte darein zu ſchlagen: ſo wende ich mich zu denen, die das geiſtliche Schwert führen, und erſuche ſie ganz ergebenſt, wider das boshafte Verfahren unſerer Feinde denjenigen Eifer zu bezeugen, den ihr Amt von ihnen fordert. Ich verlange dieſes eben von den klugen Geiſtlichen nicht. Denn dieſe Herren halten es, zu ihrer Schande, öffentlich mit den Spöttern. Sondern ich bin zufrieden, wenn nur die Dummen ihre Stimme, wie eine Poſaune, erheben, und mit ihrer gewöhnlichen Beredſamkeit wenigſtens dem gemeinen Mann einbläuen wollen, daß es eine große Sünde ſei, über lächerliche Dinge zu lachen. Sie dürfen nicht denken, daß es ſchwer, ja gar unmöglich ſei, einen ſo albernen Satz zu behaupten. Sie können glauben, daß der P. Girard in einer Schrift, die man, nach ſeinem Tode, unter ſeinen Papieren gefunden, mit 666 wichtigen Gründen dargethan hat, daß es eine weit größere Sünde ſei, eine Satyre zu ſchreiben, als bei ſeiner Köchin zu ſchlafen. Und ich bin von ihrer Geſchicklichkeit ſo überführet, daß ich feſtiglich glaube, ſie können wohl mehr, als das. Ich hoffe demnach, ſie werden die Güte haben, und wider unſere Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht ſind, mit dem Munde eben ſo tapfer, als mit der Feder, ſtreiten. Dieſes wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zu ihrer eigenen Sicherheit gereichen.

Beſchluß.

Hiermit beurlaube ich mich von dem geneigten Leſer, und ſchmeichele mir mit der angenehmen Einbildung, es ſo gemacht zu haben, daß er mit mir zufrieden ſein wird.

Von meinen Widerſachern kann ich mir dieſes nicht verſprechen: denn die muß, natürlicher Weiſe, ein ſo unvermutheter und ſcharfer Angriff in die äußerſte Beſtürzung ſetzen. Es kann ihnen unmöglich gefallen, daß ich ſie ſo gewaltig zu Boden geſchlagen habe. Wenn ſie wären wie andere Leute: ſo würde dieſe Niederlage ſie zu Friedensgedanken bringen. Allein da mir ihr harter Sinn und unbezwinglicher Heldenmuth bekannt iſt: ſo kann ich dieſes ohne Thorheit nicht hoffen. Doch glaube ich, den Sieg, den ich in dieſer Schrift über ſie befochten habe, werde wenigſtens ſo viel bei ihnen wirken, daß ſie, nur auf einige Minuten, einen Stillſtand der Waffen mit uns eingehen, und meine Friedensvorſchläge anhören.

In dieſer Zuverſicht hebe ich meine Augen empor, und erſuche ſie aufs freundlichſte, dasjenige, was ich, im Namen meiner Brüder, gegen ſie vorgenommen habe, bloß als eine Nothwehr, und nicht als ein Zeichen eines feindſeligen Gemüths, anzuſehen. Ich verſichere ſie, daß wir nichts, als ihr Beſtes, ſuchen, und unſere Abſicht keine andere ſei, als ſie zur Erkenntniß ihres Elend zu bringen. Es ſchmerzet uns ſehr, daß ſie mit ſo vieler Mühe nach einer Vollkommenheit trachten, die unmöglich zu erhalten iſt, und ſich durch dieſe lächerliche Bemühung immer weiter von der Zufriedenheit entfernen, die uns ſo glücklich macht.

Ich gebe ihnen zu bedenken, ob ſie nach der Vernunft, die ſie ſo hoch achten, ohne Sünde Leute haſſen können, die ſo liebreich gegen ſie geſinnet ſind? und ob es nicht vor ſie ſowohl, als vor uns beſſer wäre, wenn wir im Frieden mit einander lebten? Wir ſpinnen bei dem unglücklichen Kriege, in welchen wir verwickelt ſind, beiderſeits keine Seide, und haben keinen andern Vortheil davon, als daß die Ungelehrten uns auslachen, und aus den Wahrheiten, die wir uns einander ſagen, den ſchimpflichen Schluß machen, daß alle Gelehrten nicht klug ſind. Da nun dieſes Urtheil des ungelehrten Zuſchauers unſers Kampfs ſie mehr ſchmerzen muß, als uns, die wir aufrichtig unſere Einfalt geſtehen: ſo wäre es, nach meiner Meinung, wohl von ihnen gehandelt, wenn ſie die Feindſeligkeiten einſtellten und Friede machten.

Wir, unſeres wenigen Orts, ſind geneigt dazu. Aber da wir uns in einem ſo glückſeligen Zuſtande befinden, daß wir uns für höchſt vollkommen halten, und glauben, wir hätten noch Recht übrig: ſo iſt es unmöglich, daß wir den erſten Schritt thun. Ja, wenn es gleich möglich wäre: ſo müßten wir doch beſorgen, ſie möchten es als einen Eingriff in ihre Rechte anſehen, und, wenn wir nachgeben wollten, uns in dem Verdacht haben, wir hielten uns für klüger, als ſie: denn der Klügſte giebt allemal nach. Es ſei ferne von uns, daß wir ihnen, zu dieſen Gedanken Anlaß geben ſollten. Dadurch würde die Verbitterung noch größer werden.

Wir haben, ob ſie gleich unſere Feinde ſind, ſo viele Hochachtung gegen ſie, daß wir ihnen die Ehre des Nachgebens nicht ſtreitig machen. Und käme uns ja die Luſt an, ihnen dieſelbe zu rauben: ſo würde doch unſer natürliches Unvermögen unſere thörichte Bemühung fruchtlos machen. Denn wollten wir nachgeben: ſo müßten wir zu ihnen hinauf ſteigen; und dieſes leidet unſer außerordentlich ſchwerer Kopf nicht. Wir erwarten alſo von unſern Feinden, daß ſie zu uns herunter kommen, und das von Rechts wegen. Denn fallen iſt leichter, als ſteigen.

> . . . Facilis discensus averni;
> At revocare gradum, superasque evadere ad auras
> Hoc opus, hoc labor est . . . *).

Unſere Feinde brauchen nichts mehr, als daß ſie den Kopf zwiſchen die Beine nehmen, und ſich der natürlichen Schwere ihrer Körper, wie wir, überlaſſen.

Dieſes iſt der einzige Vorſchlag, den ich ihnen thun kann. Nehmen ſie ihn an, ſo iſt ihr Glück gemacht. Der Fall, zu welchem ich ihnen rathe, wird ihnen vortheilhafter ſein, als ihr mühſames Klettern. Dieſes bringt ihnen nichts, als Mißvergnügen: durch den glücklichen Sturz, zu welchem ich ſie aufmuntere, verſinken ſie hergegen in ein unergründliches Meer der ſüßeſten Zufriedenheit, und erreichen, ohne Mühe, den Grad der Vollkommenheit, nach welchem ſie auf eine verkehrte Art, und folglich vergebens trachten.

Verwerfen ſie aber meinen höchſt billigen Vorſchlag: ſo muß zwar alle Hoffnung zum Frieden gänzlich verſchwinden; allein ich hoffe doch, daß der Glimpf, den ich in dieſer Schrift gegen ſie gebraucht habe, und die liebreiche Art, mit welcher ich ihnen, ob ich gleich über ſie geſieget, den Frieden anbiete, ihren Grimm in etwas mildern, und ſie überzeugen werde, daß ſie unrecht thun, wenn ſie unſchuldige, ehrliche und fromme Leutlein, als wir ſind, ſo heftig verfolgen.

Erlange ich dieſes nur: ſo ſoll mich die Mühe, die ich auf dieſe Schrift gewendet habe, nicht verdrießen: weil ich alsdann verſichert ſein kann, daß meine Brüder nicht ermangeln werden, einen ſo tapfern Vertheidiger, als ſie an mir haben, ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.

*) Virgilius Aeneid. Lib. VI.

Der Litſchauer, ſ. Minneſinger.

Der Burggraf von Liunz, ſ. Minneſinger.

Digitized by Google

Otto Heinrich, Graf von Löben,

der Sohn des ſächſiſchen Cabinetsminiſters von L. ward am 18. Auguſt 1786 zu Dresden geboren und zeigte ſchon in früher Jugend große Vorliebe für Poeſie. Nachdem er durch häuslichen Unterricht claſſiſch vorgebildet worden war, bezog er 1804 die Univerſität zu Wittenberg und 1807 die zu Heidelberg, wo er mit geiſtesverwandten Freunden glücklich die eingeſchlagene poetiſche Richtung verfolgte. Er ging hierauf nach Wien und Berlin, lebte einige Zeit bei ſeinem Freunde Fouqué zu Nennhauſen und machte 1813 als Unterlieutenant im Banner der ſächſiſchen Freiwilligen den Feldzug nach Paris mit. Nach ſeiner Rückkehr privatiſirte er fortwährend zu Dresden und ſtarb, da ihn ſchon 1822 ein Schlagfluß getroffen, nach langem Leiden daſelbſt am 3. April 1825.

Die literariſche Welt kennt ihn unter dem Pſeudonym **Iſidorus Orientalis** durch:

Guido. Mannheim 1808; n. A. unter dem Titel: Romantiſche Dichtungen, Ebendaſ. 1820, 8.
Blätter aus dem Reiſebüchlein eines andächtigen Pilgers. Ebendaſ. 1808, 8.
Gedichte. Berlin 1810, 8.
Arkadien. Ebendaſ. 1811—1812; n. A. 1821, 2 Bde., 8.
Ueber die Anſichten der Frau van Stael über unſere poetiſche Litteratur. Heidelberg 1814.
Die Hesperiden. Leipzig 1816, 1. Bdchen, 8.
Der Schwan. Ebendaſ. 1816, 8.
Cephalus und Prokris. Drama. Ebendaſ. 1816. 8.
Lotosblätter. Fragmente. Bamberg 1817, 2 Bde., 8.
Roſengarten. Leipzig 1817, 2 Bde., 8.
Ritterehr und Minnedienſt. Berlin 1819, 8.
Irrſale Klotar's und der Gräfin Sigismunde. Altenburg 1821; 2. Ausg. Ronneburg 1831, 8.
Erzählungen. Dresden 1822—24, 2 Bde., 8.
Der Pilger und die Pfalzgräfin. Ritterlied. Heidelberg 1825, 8.

Erzählungen, Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften und Almanachen.

Dieſer talentvolle, aber unklare, und ſich nur zu gern in ſentimentale Myſtik verlierende Dichter gehört zu den ſpäteren, aber eifrigen Jüngern der romantiſchen Schule. — Phantaſie, Zartheit, Anmuth und Wahllaut bei glücklicher Herrſchaft über die Form ſind ihm allerdings eigen, reichen aber nicht hin, um die großen, eben erwähnten Fehler ſeiner Dichtungen auszugleichen, ſo daß ſelbſt während ſeines Lebens ſeine Schriften ſich nur einen beſchränkten Kreis von Freunden gewannen, und bald nach ſeinem Tode der Vergeſſenheit anheim ſanken, obwohl ſich einige ſeiner Gedichte durch ſeltene Zartheit auszeichnen.

Johann Michael von Loen

ward am 21. December 1694 zu Frankfurt am Main geboren, ſtudirte auf dem vaterſtädtiſchen Gymnaſium ſo wie zu Halle, Marburg und Wetzlar Philoſophie und die Rechte und unternahm dann 1716 bis 1724 mehrere Reiſen. Anfangs ſchlug er vielfache Anerbietungen des preußiſchen Hofes aus, wurde 1752 aber Geheimerath und Präſident der lingen-tecklenburgiſchen Regierung, wobei er zugleich die Obercuratel über das akademiſche Gymnaſium mit verwaltete. 1757 wurde er von den Franzoſen als Geiſel nach Weſel geführt, blieb dort bis 1761 und nahm 1765 ſeinen Abſchied vom Staatsdienſte. Zuletzt faſt ganz erblindet lebte er nun zu Lingen bis an ſeinen am 24. Juli 1776 daſelbſt erfolgten Tod.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Moraliſche und politiſche Schriften. Hanau 1728.
Der redliche Mann am Hofe oder Begebenheiten des Grafen von Rivera. Frankfurt 1740.
Sammlung der merkwürdigſten Kriegsgeſchichten. Frankfurt 1741—1781, 34 Thle. (die 5 erſten Bde. von ihm).
Geſammelte kleine Schriften. Herausgegeben von J. C. Schneider. Ebendaſ. 1749—1752, 4 Thle.
Moraliſche Gedichte. Herausgegeben von Naumann. Ebendaſ. 1751.

Viele andere kleine religiöſe und politiſche Schriften u. ſ. w.

Fleiß, geſunde Lebensanſicht, Menſchenkenntniß und ein einfacher lesbarer Styl, machten die Schriften dieſes trefflichen Mannes zu ihrer Zeit ſehr beliebt; auch als didaktiſcher Dichter zeichnete er ſich rühmlich aus.

Joſias Franz Chriſtian Löffler

ward 1752 zu Saalfeld geboren und erhielt nach zu Jena vollendeten theologiſchen und philoſophiſchen Studien eine Predigerſtelle an der heiligen Geiſtkirche zu Berlin; 1778 wurde er preußiſcher Feldprediger und nahm 1782 eine außerordentliche Profeſſur der Theologie zu Frankfurt an der Oder an. 1787 zum ordentlichen Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft daſelbſt ernannt, verband er zugleich damit die Stelle eines Predigers und geiſtlichen Inſpectors, bis er 1789 einem Rufe nach Gotha als General-Superintendent und Oberhofprediger folgte. Er ſtarb zu Gamſtädt bei Gotha am 4. Februar 1816.

Er ſchrieb:

Predigten. Züllichau und Freiſtadt 1789—1797, 4 Bde.
Predigten mit Rückſicht auf den Geiſt des Zeitalters. Gotha 1795; n. A. Ebendaſ. 1804.
Neue Predigten. Jena 1801—1813, 3 Sammlungen.
Bonifacius. Gotha 1812.
Predigten im Jahre 1813 gehalten. Stralſund 1817, 2 Thle.
Kleine Schriften. Weimar 1817—1819, 3 Bde.

Ein ſehr angeſehener Theolog erwarb ſich L. durch ſeine klaren und geiſtvollen Kanzelvorträge, denen es jedoch hin und wieder an Wärme und hinreißendem Schwung fehlte, einen hochgeſchätzten Namen.

Friedrich, Freiherr von Logau.

Von den Lebensumſtänden dieſes Sprößlings eines altadeligen Geſchlechtes in Schleſien wiſſen wir nur, daß er am 20. Februar 1604 in dieſem Lande geboren wurde und nach vollendeten Studien in die Dienſte des Herzogs Ludwig IV. von Liegnitz und Brieg trat, in welchen er bis zum Kanzleirath emporſtieg. Er wurde 1648 unter

dem Beinamen des **Verkleinernden** auch in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen und ſtarb geehrt und geliebt wahrſcheinlich am 25. Julius 1655 zu Liegnitz. Einige ſetzen ſeinen Todestag auch auf den 5. Julius, Andere auf den 5. Junius, welche beide Angaben jedoch weniger zuläſſig ſind.

Er verfaßte:

Erſtes (und Andres) Hundert deutſcher Reimſprüche Salomon's von Golaw. Breslau 1638.
Salomon's von Golaw deutſcher Sinngedichte drei Tauſend. Breslau o. J. (wahrſcheinlich 1654), 8.
S. v. G. auferweckte Gedichte. Herausgegeben von einem Ungenannten. Frankfurt und Leipzig 1702.
Friedrich's v. L. Sinngedichte, 12 Bücher mit Anmerkungen, herausgegeben von K. W. Ramler und G. E. Leſſing. Leipzig 1759, kl. 8., mit Titelkupf. und Titelvign.
Dieſelben, aufs Neue überarbeitet von K. W. Ramler. Leipzig 1791, 2 Thle., kl. 8.
Dieſelben, mit Wernike's Gedichten und Gryph's Trauerſpielen. Zwickau 1824, 16., mit 1 Kupf.
Dann: **Auserleſene Gedichte** in Müller's Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts, 6r Bd. (Leipzig 1824).

Logau iſt noch immer der bedeutendſte deutſche Epigrammendichter und der einzige, welcher ſich — einige kleine epigrammatiſche Lieder ausgenommen — auf keinem andern Gebiete der Poeſie verſuchte. — Originalität, ſchlagender, oft derber Witz, geſunder Verſtand und eine, für die Zeit, in welcher er ſeine Sinngedichte ſchrieb, glückliche und talentvolle Behandlung der Form, verleihen ſeinen Leiſtungen, unter denen wirklich meiſterhafte zu finden ſind, einen bleibenden Werth.

Sinngedichte von v. Logau *).

1.

An etliche Lobſprecher eines verſtorbenen Helden.

Ihr klugen, derer Fauſt die Feder embſig führet
Zu klagen deſſen Tod, der an die Wolcken rühret
Durch Thaten ohne gleich, durch Thaten die der Welt,
Deß Himmels kurtze Gunſt, hat einig fürgeſtellt
Zum Eigenthum zwar nicht, zum Wunder aber allen
Soweit der Titan leucht; der Mut mag euch entfallen
Daß diß, wo ewig Ding genug zu ſchaffen hat,
Die Feder enden ſoll vnd ein papiernes Blat.
Weicht ab von da, wo Fleiß gar ſchwerlich Frucht gewinnet,
Klagt nichts ſo ſehr als diß, daß klagen ihr nicht könnet.

2.

Hochzeit-Wuntſch.

So lebt nun, liebes Paar, lebt zwiſchen Krieg vnd morden
In dennoch ſüſſer Ruh vnd in dem ſchönen Orden
Der lieben Einigkeit; lebt daß des Glückes neiden
Muß' euch vnd euer Thun ſtets fliehen vnd vermeiden!
So wüntſchen etwas gilt, ſo woll auch diß Gott geben,
Daß ihr, wenn ihr ſeyd tod, noch lange möget leben,
Viel Söhne daß man denn nach euch, dem Vater, nennet,
So viel der Töchter auch, nach euch, der Mutter, kennet.

3.

Ueber die Schäferey Amoena, eines vngenannten Freundes.

Musa, Venus, Charis ſchauet
Wie Amoena ſtaffeln bauet
Auffzuſteigen euren Thron!
Gebt ihr Raum zur rechten Seite
Schaffet daß man ihr bereite
Eine friſche Lorber-Kron.
Phoebus lehnt ihr ſeinen Wagen
Ihren Ruhm herumb zu tragen
Durch das blaue Sternen-Feld.
Hermes ſoll die Flügel faſſen
Daß ſie ſey, verkünden laſſen,
Zu dem ewig-ſeyn geſellt.
Billich! denn ſo hohe Sinnen
Müſſen andren Dank gewinnen
Als ein kriechend Erde-Geiſt,
Denn man auß dem eignen nennen
Dennoch nicht mag recht erkennen,
Weil er andres iſt als heiſt.
Sinnen, die vom Himmel kommen
Werden billich auffgenommen
In das reine Himmels-klar,
Da der ſchwartzen Erde Schatten
Glantz vnd Flammen jhrer Thaten
Nimmermehr verdunkeln thar.

4.

Waffen-Anſtand.

Von Anſtand vnd von Fried vnd vielen ſchönen Dingen
Will Fama dieſer Zeit ein neues Liedlein ſingen;
Doch weiß ich nicht obs new. Der Anſtand iſt gar alt,
Der Fried iſt auch für längſt gar recht, gar wohl beſtalt.
Was darff ein Anſtand ſeyn, wo nie man noch geſtritten,
Da Waffen vnd jhr Brauch, nach dieſes Krieges Sitten
Gleich wie im einem Spiel, bloß nur zum Schertz vnd Schein
Und daß ſie nicht der Roſt zerfreß, in Händen ſein?
Was darff ein Anſtand ſeyn, wo nie kein Feind ſich findet
Der zu bekriegen ſteht, vnd wo man ſich nur gründet
Auff Meinung, vnſer Land, nach drauß geſchöpfftem Nutz
Alsdenn dem lieben Gott zu geben in den Schutz?
Was Darff ein Anſtand ſeyn, wo man die Krieges-Kinder
Gar glimpff- vnd gütlich meint, vnd bloß die feiſten Rinder
Sambt jhrer jungen Art, vnd etwa Pferd vnd Schwein
Schaf, Hun, Han, Ente, Gans läſt ſeine Feinde ſeyn?
Der Fried iſt lange ſchon in vnſre Gräntzen kommen
Da jene viel zwar vns, wie jhnen nichts, genommen,
In dem wie vns bemüht, O eine feine Kunſt!
Zu brechen jhren Trotz, durch vnſre gute Gunſt.
Es iſt ja Fried vnd Ruh im Lande gantz die völle,
Das Feld hält Sabat-Tag, der Acker lieget ſtille,
Und duldet nicht wie vor, daß jhm viel Wunden ſchlug
Deß Bauers frecher Arm vnd ein tyrannisch Pflug.
Es iſt ja Friede da; man darff ja mehr nicht ſorgen
Wie jeder Haab und Gut für Dieben hält verborgen
In ſicherem Gemach; es bleibt ja Gold vnd Geld
In feſtem Hauſe ſo, wie durch das offen Feld.
Hierin ſingt Fama falſch von Anſtand und von Friede;
Ihr Sinn ſey dieſer denn, daß weil die Welt iſt müde
Der alten Deutſchen Trew, nur mit Betriegligkeit
Man habe ſteten Fried vnd Krieg mit Redligkeit.

5.

Schertz vom Flachs-Nutze.

Gewiß, der liebe Flachs iſt gar ein nützes weſen;
Der, der es wo nicht glaubt, mag dieſe Reime leſen:
Ein Mägdlein ging zu Stuhl vnd thät, ich weiß nicht was,
Da war das Hembd ihr gut, ſonſt wär ſie noch wohl naß.

6.

Tag, vnd ein Tages-Wuntſch.

Die Nacht iſt nun dahin, die Sonn iſt wieder kommen,
Der Schlaf deß Todes Bild iſt weg von vns genommen,
Herr Gott du reines Liecht, laß ferne von mir ſeyn
Der Sünden finſtre Werck, vnd gib mir deinen Schein!
Laß mich dein wehrtes Wort frey öffentlich bekennen,
Laß mich in deiner Lieb vnd meines Nechſten brennen,
Laß meinen Sinn vnd Geiſt ſeyn wacker für vnd für
Zu thun was mir gebührt vnd wohlgefället dir!
Und ſo mein müder Leib noch länger ſoll beſchauen
Das Unrecht dieſer Welt, vnd dieſes Elend bauen,
Herr Gott, ſo gib Geduld, verleih beſtändigkeit,
Laß ſcheinen deinen Troſt vnd hilff zu rechter Zeit!
Laß mir mein Augen nicht von eitlen Dingen blenden!
Nach köſtlich Ding der Welt, von dir, mein Hertze wenden,
Hilff das ich mich nicht theil vnd bleibe gantz an dir,
Auff daß du höchſtes Gutt mögſt bleiben auch in mir!
Wenn endlich denn mein Liecht vnd Leben muß vergehen,
So laß mich dort gantz ſchön vnd wie verkläret ſtehen,
Da, wo du Sonnenſtrahl voll von Gerechtigkeit,
Schön hell erleuchten wirſt die ſelig Ewigkeit!

*) Breslau o. J. (wahrſcheinlich 1654).

Digitized by Google

7.

Nacht, vnd ein Nacht-Wuntſch.

Die Mutter vnſrer Ruh, die Artzney vieler Sorgen
Die finſtre Nacht iſt da, die Sonne geht verborgen,
Die halbe Welt iſt ſchwartz, iſt traurig ohne Liecht,
Iſt gleichſam mehr nicht da, lebt zwar, lebt doch auch nicht.
Herr Gott, du heller Glantz, laß vnſer Hertz vnd Sinnen
Im finſtern nimmer ſeyn, gib daß ſie wachen können
Auch mitten in dem Schlaf, auff daß dein Göttlich Schein
Mög vnſrer Seele Liecht vnd helle Fackel ſeyn!
Wenn wir deß Kummers Laſt zu vnſren Hauptſten legen
So laß ſich deinen Geiſt in vnſrem Geiſte regen,
Und ſchaffe daß die Nacht, wenn vns der Tag erweckt
Der Sünden ſchnöde Bürd in allem hat verdeckt!
Laß deiner Engel Dienſt auch vns zu Dienſte kommen!
Gib daß von vnſrem Haupt ſey Schad vnd Schmach genommen;
Auf daß der ſtarcke Feind der ſchwarze Fürſt der Nacht
Deß Leibes ſüße Ruh vns nicht verbittert macht!
Und ſo es ſo ſoll ſeyn, daß heut ich noch ſoll gehen
Deß Todes finſtren Gang, ſo wollſtu bey mir ſtehen
Und gehen für mir her, ins Leben durch den Tod,
In Himmel auß der Welt, zur Freude von der Noth!

8.

Das Gebete.

Wenn die Welt mit Menſchen kriegt
Muß der Menſch mit Gotte kriegen;
Weil der Nothons gegen liegt,
Müſſen wir für Gotte liegen,
Vnd durch beten endlich ſiegen.

9.

Verleumbder.

Ich kenn ein höllliſch Volk die Brüder der Erinnen,
Ein Volk von ſüſſer Zung vnd von vergifften Sinnen.
Das zwiſchen Mund vnd Hertz, das zwiſchen Wort und That
Hat einen engen Raum, wie Oſt von Weſten hat.
Es lobt mich im Geſicht, es ſchändet mich im Rücken,
Es wil durch meine Schmach ſein eignes Laſter ſchmücken,
Es ſchnet ſich empor verachtet alle Welt,
Vnd hat genug an dem, daß jhm es ſelbſt gefällt.
Was iſt mir denn zu thun? Sonſt wil ich nichts jhm gönnen
Als daß ſein falſches Maul mög einen Stand gewinnen
Wo ſonſt durch holen Grund ein ſtinckend Athem zeucht,
Der auff die Ferſen zielt, vnd in die Naſen kreucht.

10.

Wein-Luſt.

Wer mit Bacchus kämpfen wil
Hüte ſich vnd traw nicht viel;
Erſtlich ſchlägt er auff die Beine
Trifft er dich; ſo biſt du ſeine.

11.

Mein vnd dein.

Alles machet mein vnd dein
Daß man nicht kan friedlich ſeyn.

12.

Bücher-leſen.

Wie die Honigmacherinnen
Auß viel Blumen ſaugen können
Ihren ſüſſen Nectar-Saft:
So auch vnſre Wiſſenſchaft,
Wächſt durch vnverſeumtes leſen
In ein gleichſam Göttlich Weſen.

13.

Brautſchrifft.

All jhr Künſtler in der Welt,
Derer kühnes Auge-ſchauen
Euch ſo viel kan Häuſer bauen
In das blaue Götter-Feld,
Könnt jhr nicht voran mir ſagen
Was ſich gutes zu wird tragen,
Wenn ſich Mars zur Venus ſtellt
In dem ſchönen Jungfern-Zeichen?
Tycho ſage was er wil,
Fehl ich, fehl ich doch nicht viel:
Kinder werden dannen reichen
Die deß Vaters tapffren Sinn,
Vnd der Mutter ſchönes Kinn
Lieblich werden abegleichen.

14.

Grabſchrift eines Speiſe- oder Kuchel-meiſters.

Der hier begraben liegt, der hielt ſehr viel vom eſſen
Und kan im Grabe noch deß eſſens nicht vergeſſen;
Denn, weil er ſelbſt nicht mehr die Eſſens-Luſt kan büſſen
Gibt er ſein eigen Fleiſch den Würmern zu genieſſen.

15.

Von der Phyllide.

Eines Morgens ſchaut ich gehen
Phyllis vor den Roſenſtrauch,
Da ſie nach gewohntem Brauch
Seine Zierden ſahe ſtehen.
Damals kont ich nicht vergleichen
Welches vnter jhnen wol,
Weil ſie beyd an Schönheit voll,
Von dem Siege ſolte weichen:
Ob die Phyllis angenommen
Von den Roſen jhre Zier,
Oder ob vielleicht von ihr
Solche ſolchen Schein bekommen,
War gar übel zu beſcheiben,
Denn ich hatt in jhren Glantz
Mich vertieffet alſo gantz,
Muſte nur die Augen weiden.
Endlich hab ich doch erfahren
Als der Sonne güldnes Rad
Traff den letzten Tages-Grad,
Daß die Roſen Diebe waren;
Weil ſie hatten wollen gleichen,
Vnd der Phyllis ſtehlen ab
Ihrer Farbe ſchönſte Gab,
Muſten bald ſie drauff verbleichen.

16.

Hochzeit-Wuntſch.

Lebt, liebes Paar, mit Gott, lebt, liebes Paar, mit Segen,
Lebt, liebes Paar, im Glück, daß Neid euch könn erregen,
Ich ſage noch einmal, lebt hin in ſüſſer Ruh
Biß Kindes, Kindes, Kind drück euer Augen zu!

17.

Ein andrer.

So lebt jhr beyde nun, lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn, damit euch nicht betrübe
Deß Glückes runde Macht, denn ſeine Tück vnd Neid
Hat keinen andern Feind als Lieb vnd Einigkeit!
Jedoch woll Einſamkeit zur Einigkeit nicht kommen,
Noch eures Lebens Brauch euch eher ſeyn benommen,
Biß daß ſich denn zur Zeit die ſüſſe Zeit erweiſt,
Die Elter-Vater euch, euch Elter-Mutter heiſt!

18.

Ein andrer.

Wie jhr verbunden ſeyd, ſo ſey auch euch verbunden
Der Segen vnd das Heil, ſamdt langen Lebe-Stunden!
Gott creutzig euer Creutz, vnd Waſſer ſey euch Wein,
Biß jhr das vierdte Glied hort in der Wiege ſchreyn.

19.

Miſt-Juncker.

Ein zartes Mutter-Kind, das nie vom Haus entkommen,
Iſt einem Ochſen gleich, der nie vom Stalle kommen.

20.

Paten = Zettel.

Du kommſt, O liebes Kind, ein Gaſt in dieſe Welt,
Da gleich das Gaſthaus jetzt zu Grund vnd Boden fällt
Durch, in, vnd mit ſich ſelbſt: Drumb iſt dir nun ſehr gut
Daß dir der Himmel bleibt, erkauft durch Chriſti Blut.

21.

Grabſchrifft.

Da ich ſolte, kont ich leben,
Da ich ſolte, kont ich ſterben,
Denn das ewig zu erwerben
Kont ich ſterblich leichte geben.

22.

Hoffnung.

Auff was gutes iſt gut warten,
Vnd der Tag kommt nie zu ſpat
Der was gutes in ſich hat;
Schnelles Glück hat ſchnelle Fahrten.

23.

Brautſchrifft. An den Bräutigam.

Ich weiß nicht was man glaubt? Ich weiß nicht wem man traut?
Ich hätt ein hohes Schloß, Herr Bräutigam gebauet
Auff eurer Worte Grund, als wie auff Fels und Stein,
Seh aber daß die Welt nur will betrogen ſeyn
Und ich mit ſambt der Welt. Ihr ſprecht: Ihr ſeyd ergetzet
Daß auch deß Himmels Gunſt für Augen hat geſetzet
Den ſüſſen Hochzeit=Tag, vnd meinet doch die Nacht
Die euch zum Vater weiht, die Braut zur Mutter macht.
Weil ſchwarzes ihr nun meint, vnd weiſſes dennoch nennet,
So ſei euch, mercket drauff, zur Straffe zuerkennet,
Daß, wenn ihr meint es ſoll das erſt ein Söhnlein ſeyn
So wird es E E E wie Mutter Eva ſchreyn.

24.

An die Braut. Auß Verſetzung deß Nahmens; Eilf Knaben.

Jungfer Braut, in eurem Nahmen
Find ich ſo gewiß, als Amen,
Eurer Ehe Kinderlein.
Was darinnen von Eilf Knaben,
Wo iſt übrig an Buchſtaben,
Werden lauter Töchter ſeyn.

25.

Hochzeit = Wuntſch.

Werthes Paar, das gantze Leben
Sey bey euch ein ſteter Krieg,
So, daß beyden ſey gegeben
Gleiche Beut vnd gleicher Sieg
Kämpfft mit Liebe gegen Liebe,
Vnd mit Trew kämpfft gegen Trew,
Daß euch Zwieſpalt nie betrübe,
Niemals euch der Kauff derew.
Zwar, es wird wol offt geſchehen
Daß die Braut zu ſeiner Zeit,
Bey ſechs Wochen nicht wird ſehen
Wie die Wirthſchafft ſey bereit:
Doch bedeut es nichts denn Beute,
Wenn das Ziel fürbei wird ſeyn,
Werden euren Schatz die Leute
Hören aus der Wiege ſchreyn.

26.

Eine Schön = heßliche.

Ich kenn ein Frauen=Bild, das wäre völlig ſchön,
Nur daß der Schönheit Stück in falſcher Ordnung ſtehn.

27.

Eine Schöne.

Wenn Menſchen Gott ſonſt nicht erſchaffen hätte wollen,
Hätt euretwegen nur er diß nicht laſſen ſollen.

28.

Hochzeit = Wuntſch.

Liebes Paar, lebt ſo im Leben,
Daß euch Wohlfarth ſey gegeben
Wie zu einem Eigenthum!
Lebt, daß eurer Ehe Ruhm
Für, ſo wol, als nach dem Grabe,
Alle Welt zur Folge habe!
Lebt! laſt ſehen daß ihr lebt,
Vnd nach langem Namen ſtrebt,
Daß nach viermal zehen Wochen
Ihr muſt backen Kindlein=Kuchen!

29.

Das höchſte Gut.

Zum höchſten Gut in dieſer Welt
Wehlt jeder, was jhm ſelbſt gefällt;
Gar im Schoß ſitzt der dem Glücke
Dem gegeben ſind vier Stücke:
Ein gütig GOTT,
Ein liebes Weib,
Ein friſcher Leib,
Ein ſelig Tod.

30.

Hoheit, hat Gefahr.

Auff ſchlechter ebner Bahn iſt gut und ſicher wallen:
Wer hoch geſeſſen iſt, hat niedrig nicht zu fallen.

31.

Hier, ſind wir: Dort, bleiben wir.

Ich bin, ich bleibe nicht in dieſer ſchnöden Welt,
Und weil das bleiben mehr mir als das ſeyn gefällt,
So lieb ich ſterben mehr als leben, weil ich kan
So hören auff zu ſeyn, zu bleiben fangen an.

32.

Liebes = Flammen.

Hat die Liebe Feuers=Art
Weil ſie hitzt vnd brennt;
Wie daß jhrer Flammen Fahrt
Sich Thal=ein denn wendt?

33.

Schönheit.

Wenn der Schönheit ſchöne Frucht
Wäre Keuſchheit, Ehr vnd Zucht,
Wären manche ſchöne Wangen
Nicht ins Hurenhaus gegangen,
Manches krauſes Haar wär nicht
Mit der Griechen Π verpflicht.

34.

Glück wäget die Freunde.

Böſes Glück hat dieſe Gütte,
Daß die vngewiſſen Sachen
Vns gewiſſe Freunde machen;
Daß man ſich für denen hütte
Die nicht die ſind, die ſie ſcheinen,
Sondern vnſer Gut gut meinen.

35.

Zagheit.

Wenn ein Harniſch wäre gut
Für die Zagheit, Furcht vnd Schrecken;
Wenn ein Spieß und eiſern Hut
Könten Mut vnd Hertz erwecken,
Ey was hätten die für Zeit
Die ein ſolches Waffen ſchlügen?
Würd jhr Gold doch, gläub ich, weit
Alles Eiſen überwiegen.

Digitized by Google

36.

Gerechtigkeit deß Neides.

Keine Straff iſt außgeſetzet
Auff deß Neides Gifft;
Denn er iſt zu aller Zeit
Selbſten voll Gerechtigkeit,
Daß er meiſtens trifft,
Vnd ſich durch ſich ſelbſt verletzet.

37.

Prüfe, denn liebe.

Kenne vor vnd traw nicht bald;
Traw wol, hat das Pferd verrieten:
Kenne nicht, hat frembde Sitten:
Frühe-zeitig wird nicht alt.

38.

An einen vortrefflichen Mann.

Niemand, mein Freund, haſſet dich,
Nur der Tod führt viel Beſchwerden,
Weil er muß defahren ſich
Daß du wirſt ſein Meiſter werden.

39.

An einen lieblichen Poeten.

Iſt wo wer, der widerſpricht,
Daß die Pierinnen nicht
Mit der Fraw von Gnidus Sinnen
Ein vernemen haben können?
Was dein Mund, mein Freund, bericht,
Was nur deine Muſa ticht,
Schaut man nicht vollauff darinnen
Lauter Venus ſich entſpinnen?

40.

An eben denſelbten.

Daß die dreymal drey Göttinnen
Dich ſo herrlich angenommen,
Da du biſt auff Pindus kommen,
Iſt geſchehen, daß ſie können,
Jetzund für Bellona wüten,
Ihren Stand durch dich behüten,
Vnd ein Haus in dir gewinnen.

41.

Gradſchrifft.

Dem Himmel war ich nur und nicht der Welt geboren
Was hab ich, ſterb ich gleich, durch ſterben denn verloren?

42.

An einen kriegriſchen Heid.

Als auß deiner Sinnen Stärcke
Jupiter nam ein gemercke,
Daß du durch ſo kühnes ſtreiten,
Würdeſt biß in Himmel ſchreiten,
Sprach er: Vns die Ehre bleibe!
Dannenher ich einverleibe
Dieſen Held, nach Himmels-Rechte,
In der Götter alt Geſchlechte;
Denn er möcht auß eignen Thaten
Für ſich ſelbſt hieher gerathen.

43.

An einen gelehrten Held.

Weil der Pallas Jungferſchafft
Iſt der Keuſchheit ſo verhafft,
Daß ſie denn nun jhre Pflicht
Jetzt in deiner Liebe bricht?
Keiner iſt, als du, ſogar,
Welcher jhrer würdig war.

44.

An eben denſelbten.

Phoebus iſt nicht gar dein Freund,
Weil du mehr, er minder ſcheint,
Auſſer jhm, der Phoebe Liecht;
Auſſer dir, Glantz jhm gebricht.

45.

Auf einen glückſeligen Scheimen.

Dir ſey, ſagſt du, bald gewehret,
Was du mir nur kanſt gedencken:
Schade, daß du nie begehret
Daß du möchſt am Galgen hencken!

46.

Hochzeit-Wuntſch.

Wolfahrt müſſe, liebes Paar,
Euch wie jhr euch ſelbſten lieben,
Glücke muß auch jmmerdar
Sich in euren Dienſten üben.
Segen, Heil vnd Seligkeit
Müß euch in die Arme ſchlieſſen,
So, wie jhr zu ſeiner Zeit
Werdet Kindes-Kinder küſſen.

47.

Ein andrer.

Theures Paar, ſeyd ſo beſüſſet
Mit der Liebe Lieblichkeit,
Daß jhr drinnen nichts nicht wiſſet
Als von Fried vnd Freudens-Zeit;
Biß jhr denn nach langen Jahren
Schauet, durch deß Prieſters Hand,
Euer Kindes-Kind ſich paaren,
In den ſüſſen Liebe-Stand.

48.

Vertorbene Kauffmannſchafft.

Bey dem Bäcker kauffen Korn, bey dem Schmiede kauffen Kohlen,
Bey dem Schneider kauffen Zwien, hilfft dem Händler auf die Sohlen.

49.

Sparſamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüſte,
Was das Alter haben müſte:
Sparte ſie die meiſten Lüſte.

50.

Das Land in der Stadt.

Wer nach dem Land jetzund wil auff dem Lande fragen,
Der jrrt; Mars hat das Land längſt in die Stadt getragen.

51.

Zwieſpalt der Städte vnd deß Landes.

Weiſtu wannen her die Stadt
Mehr vnd mehr das Land ſo haſſet?
Weil der Landmann mehr nichts hat
Daß der Bürger an ſich faſſet.

52.

Die jetzigen Soldaten.

Sind Martis Kinder nicht ſeine geſegnete Leute?
Was Gott, Menſch, Feind, Freund hat, wird jhre tägliche Beute.

53.

Eine Einigung zwiſchen Jove vnd Marte.

Es hat mich jüngſt ein Freund auß Pindus laſſen wiſſen,
Daß Jupiter vnd Mars wolt einen Friede ſchlieſſen:
So Mars hinfort nicht mehr bey allen ſeinen Tagen
Nach Himmel, vnd nach dem was himmliſch iſt, wil fragen;
Wil Jupiter dahin ſich bindlich denn erklären:
Dem Mars noch nebſt der Welt, die Hölle zu gewehren.

54.

Kunſt verſtummet.

Daß jetzund die Pierinnen,
Mars, für dir nicht reden können,
Frew dich nicht; es iſt jhr Wille
Vngehindert in der Stille
Sich mit Rechte zu berathen
Auff ein Vrtheil deiner Thaten.

55.

Untreuer Krieg.

Was ſich reimt das ſchickt ſich anch,
Spricht der friſche Landes-Brauch;
Drumb ſo ſchickt ſich liegen, triegen,
Auch ſo fein zu vnſerm kriegen.

56.

Zeit-wandeln.

Sich in ſich vnd vns in jhr
Endert Zeit nur für vnd für;
Drumb ſind auß dem Landsknecht-Orden
Lauter Landes-Herren worden.

57.

Die Erde wird bewegt.

Daß der Himmel ſtille ſteht,
Daß die Erde rumher geht
Steht zu glauben: Vnſer Land
Hat ſich hinter ſich gewand,
Daß nunmehr der Jungfer ſtat
Dieſe Zeit der Krebes hat.

58.

Unterſcheid zwiſchen Land-Mann vnd Lands-Knecht.

Vnterſcheiden muß man recht
Landes-Mann vnd Landes-Knecht;
Jener muß, wenn dieſer wil:
Jener giebt, nimmt dieſer viel:
Jener dient, vnd dieſer ſchafft:
Jenes Angſt, iſt deſſen Krafft:
Dieſer raubt die gute Zeit,
Jenem bleibt die Seligkeit.

59.

Von einem eintzelen Freunde meiner Reimen.

Meine Musa hat kaum einen,
Der jhr Phoebus wil erſcheinen;
Gar genug! Sie hat alleine,
Was für ſich ſonſt in gemeine,
Alle dreymal drey Göttinnen
Dieſer Zeit kaum haben können.

60.

Fleiſch-Marckt.

Wer hier nur iſt bekant
Der weiß, man kaufft jetzund
Das Fleiſch zwar, durch das Pfund,
Die Weiber, nach der Hand.

61.

Mars vnd Venus ſind zugehörige.

Wer Poeten nennet Tichter,
Iſt ein vngerechter Richter;
Heute kan man noch erfahren
Daß ſich Mars vnd Venus paaren,
Denn es iſt ein Theil vom kriegen
Auff der Magd zu Felde liegen.

62.

Nicht zu hoch!

Ich trachte nicht nach hohen Dingen,
Ich geh gern auff der niedren Bahn,
Fing Clepticus zu ſegen an,
Da man jhn ſolt an Galgen ſchlingen.

63.

Die freſſige Zeit.

Vnſer Zeit vnd jhr Geſinde
Freſſen geitzig und geſchwinde
Alles auff diß an den Grund:
Wetten wil ich, daß jhr Schlund
Kürtzlich rauß gibt vngedeuet
Was ſie freſſen vngekeuet.

64.

Cogere milites, Soldaten werben, zwingen.

Mars verhönt nur das Latein,
Muß doch ſelbſt Lateiniſch ſeyn,
Wil er Völcker an ſich bringen
Muß er vor die Knechte zwingen.

65.

Der Tod iſt der Sünder vnd der Krieger Sold.

Die Sünder haben Sold; Sold haben auch Soldaten:
Der Tod iſt gleicher Lohn auff jhre gleiche Thaten.

66.

Damen vnd Chevalliers.

Die Damen wolln von nichts als Chavalliers jetzt wiſſen;
Das macht ſie ſind zum Krieg auff Reuterey befliſſen.

67.

Unterſcheid der Wörter Dame vnd Dama.

Was Dama ſey, vnd denn was Dama, wird verſpüret,
Daß jene Hörner macht, vnd dieſe Hörner führet.

68.

Roſenobel, der Soldaten Winter-Blumen.

Der Frühling fodert Blut, der Winter gibet Gold,
Drumb iſt dem Winter Mars, vnd nicht dem Frühling hold;
Hier, wachſen rothe; dort, entſprieſſen Edle-Roſen,
Wer wollte denen nicht, für jenen, liebekoſen?

69.

Auff den Tadler.

Dein Momus wil ich nicht ſeyn, Momus, noch vernichten
Dein Urtheil, wenn du ſprichſt: Das Vers- nnd Reime-Tichten
Sey Schulenfüchſerey. Wie aber, daß das leſen
Noch giltig bey dir iſt, als Schulenfüchſiſch Weſen?
Ey lieber lies nicht mehr, ſonſt wirſt du gar zum Kinde,
Und darffſt, daß dir mein Reim noch eine Ruthe binde.

70.

Auff dergleichen.

Zoilus hält nichts vom tichten,
Pflegt Poeten zu vernichten,
Daß nicht Midas Eſels-Kopff
Ihm wo auff die Achſeln hopff.

71.

Die vnartige Zeit.

Die Alten konten fröhlich ſingen
Von tapffern deutſchen Heldensdingen
Die jhre Väter ausgeübet,
Wo Gott noch vns ja Kinder gibet,
Die werden vnſrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht beſingen können.

72.

Von meinem Buche.

Kündig iſts, daß in der Welt
Sich zum Guten Böſes finde:

Digitized by Google

Wenn mein Buch nur wär geſtellt,
Daß beym Böſen Gutes ſtünde!

73.

An die Leſer.

Dieſes Buch, ſoll Monde ſeyn;
Leſer aber, ſeine Sonnen,
So, daß durch der Sonnen Schein
Auch der Monde ſey entbrunnen.

74.

Kunſt von GOTT.

Daß der Musen alter Stamm
Her vom Himmel Anfang nam,
Macht, daß auch ein Edelmann
Sich zu ihnen freunden kan.

75.

Feſte Stadt, wüſte Land.

Seither daß vnſer Stadt verſchantzet und bewehret,
Seither iſt vnſer Land verwüſtet vnd verheret.

76.

Von dem Brauch der Nasamonum vnd Augilurum.

Manche Braut bleibt nicht zufrieden,
Daß jetzt der Brauch bleibt vermieden,
Das nicht thun am Hochzeitfeſte,
Was der Bräutgam thut, die Gäſte.

77.

Auff Venerillam.

Venerilla haſſet Schertz
Was ſie meynt, das iſt ihr Hertz.
Wer an jhr was ſuchen wil
Such, vnd ſeume nicht zu viel.
Der nichts ſagt, vnd doch viel thut,
Iſt für Venerilla gut.

78.

Auff den bellenden Tadler.

Wenn die Verſe gelten wollten
Mir, wie ſie dem Naso gulten,
Hätt ich längſt den Ketten-Hunden
Meinen Momus beygebunden.

79.

Von den Weiber-Brüſten.

Wie kommts, daß Frauen-Volk ſo klare Stimmen führet?
Weil duppelt Blaſebalg hart an jhe Lufftröhr rühret.

80.

Von der Weiber Plauderey.

Die Weiber reden laut, ſie reden lang vnd offt,
Den Athem oben zu, mehrt vnten auff die Lufft.

81.

Von dem Gebrauch der Balearen.

Der Baelaren Brauch iſt zwar zu vns nicht kommen,
Daß durch die Gäſte vor, der Braut wird abgenommen
Was ſonſt der Bräutgam nimmt: Doch hört man, mancher mag
Thun vor, was erſt man dort thät auff den Hochzeit-Tag.

82.

Betriegliche Hoffnung.

Der ſeinen Segel hin nach Engeland gewendet,
Iſt manchmal durch den Wind in Holland angeländet:
Und der durchs enge Meer zu lauffen jhm getrauet
Hat vnverhofft ſein Schiff in offner See geſchauet:
Wer manchmals eine Nuß für gut hat angerühret
Hat drinnen einen Wurm vnd dran ein Loch verſpüret:
Ob Jungefraw zwar nicht vnd Jungfraw, hoch entſchieden,
Iſt dem doch wol, der nam die, die das E! vermieden.

83.

Unterſcheid zwiſchen Jungfraw vnd Jungefraw.

Was Junge-Fraw, vnd denn was Jungfraw, wird erkant,
Daß dieſes Wort iſt gantz, vnd jenes iſt getrant.

84.

Der Zeiten Schauſpiel.

Es denckt mich noch ein Spiel bey meinen jungen Jahren,
Drinn ich ein König war, da andre Knechte waren,
Da nun das Spiel war auß, fiel meine Hoheit hin,
Und ich ward wieder der, der ich noch jetzo bin:
Der heutige Gebrauch trägt gleichſam ein ergetzen
Die Bauern dieſer Zeit den Fürſten beyzuſetzen:
Schimpff aber iſt nicht Ernſt; vnd des Saturnus Feſt
Iſt einmal nur deß Jahrs, zu Rom im Brauch geweſt.

85.

Schwanger ſeyn, ſchadet dem ſchön ſeyn.

Schwanger ſeyn, iſt eine Schande,
Keine Schand in Bulſchafft ſchweben:
Dannenher in vnſrem Lande
Huren mehr, als Mütter leben.

86.

Flüchtige Tugend.

Die Tugend iſt ein Weib, ſo Mahlern iſt zu glauben;
Drumb fleucht ſie, Monsieur Mars möcht jhr die Keuſchheit rauben.

87.

Adels-Feinde.

Edelleute muß man laſſen
Von den Eſelleuten haſſen;
Wer nur gut iſt, meint es gut
Auff das edle Ritters-Blut.

88.

Die verkoppelte Freundſchafft.

Der Freundſchafft keuſcher Stand, war weiland voller Ehren:
Jetzt läſt ſie ſich durch Geld, zum Huren-Brauch bethören.

89.

Auff Pudibundam.

Pudibunda, wie ſie ſpricht,
Ehret hoch deß Tages Licht,
Wer mit jhres Leibes Gaben
Noch für Nachtes ſich wil laben,
Muß ſich mühen daß er macht,
Wenn es Mittag, Mitternacht;
Kan er ſonſt nicht Rath erfinden
Muß er jhr das Haupt verbinden:
Manchem kummt es, ders geneuſt
Daß ſie ſelbſt die Augen ſchleuſt.

90.

Neunerley Fragen, vnd neunerley Antwort.

1. Wie kümmt es, daß die Welt im argen iſt verſunken?
   Sie ließ den rechten Weg vnd ging nur nach gebuncken.
2. Wie kümmt es, daß die Zeit nicht wil gebeſſeet werden?
   Die Menſchen in der Zeit verböſern die Geberden.
3. Wie kümmt es, daß die Laſt der Noth die Welt ſo drucket?
   Sie iſſet jetzund auß, was ſie vor eingedrocket.
4. Wie daß vns Rath vnd That ſo wenig wil erſprieſen?
   Drum daß, wie wir von GOtt, GOtt nichts von vns wil wiſſen.
5. Wie daß ſich die Fortun ſo plötzlich hat gewandelt?
   Weil der, der ſie bekam, ſie übel hat gehandelt.
6. Wie kommt es, daß jetzund die Böſen oben ſchweben?
   Wer höchlich fallen ſoll, den muß man hoch erheben.
7. Wie kümmt es, daß jetzund die Frommen vnten liegen?
   Sie kämpffen mit Gefahr, mit Ehren drauff zu ſiegen.

Digitized by Google

8. Wie daß vns wil die Zucht zur Sicherheit gelangen?
Dieweil der letzte Tag die Welt wil ehſtes fangen.
9. Kümmt aber keine Zeit, darinn es beſſer werde?
New Himmel iſt nicht weit, nicht weit iſt auch New Erde.

91.

Die letzte Brunſt der Welt.

Vnſre Welt iſt Schläge-faul
Setzt ſich wie ein ſtätig Gaul!
Wil ſie Gott zu Stande bringen
Muß er ſie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertranck durch Flut,
Dieſe Welt erfodert Glut.

92.

Vom Käyſer Probus.

Käyſer Probus wolte ſchaffen
Daß man dürffte keiner Waffen.
O wo iſt bey vnſren Tagen
Käyſer Probus zu erfragen?

93.

Huren-Zeit.

Durch Proculus geſchahs daß zehnmal zehn Jungfrauen
Nach dreymal fünffter Nacht man konnte Weiber ſchauen.
Kumm wieder Proculus! Weil in den Frauen-Orden
Faſt jede Jungfer wil, iſt Mars gar müde worden.

94.

Rhein-Fluß.

Der dich erſtlich nante Rhein
Wolte, glaub ich, ſprechen Wein:
Der dich erſtlich nante Rhenus,
Wolte, glaub ich, ſprechen Venus:
Was die Venus im Latein
Iſt vns, Rhenus, deutſch dein Wein.

95.

Rhein-Wein.

Reimet ſich gleich Wein vnd Rhein,
Reimt ſich Waſſer nicht mit Wein.

96.

Wo Herren, da Narren.

Ey man muß dem Hofe-Leben
Für den andern Fürzug geben!
Denn bey groſſer Herren Tiſche
Sind ſtets Haſ' vnd Stöckelfiſche.

97.

Hofe-Leben.

Das Hofe-Leben iſt ein rechtes Hoffe-Leben;
Denn da verſpricht man Gunſt, vnd Ungunſt wird gegeben.

98.

Fleiß bringt Schweiß, Schweiß bringt Preis.

Jederman hat gerne Preis,
Niemand macht jhm gerne Schweiß:
Wer der Arbeit Marck wil niſſen,
Muß jhr Bein zu brechen wiſſen.

99.

Auff eines Helden Verleumder.

Da du lebteſt, werther Held,
Ward dein Ruhm Berg-auff geſtellt;
Nun von vns du biſt entwand
Wird dein Ruhm kaum noch erkannt!
Nämlich wenn der Löw ligt tod,
Iſt er auch der Haſen Spot.

100.

Der Natur-Weg.

Wer, wie die Menſchheit geht, wil wiſſen jhre Spur,
Der wiſſe: Sie geht von, durch, in, auß der Natur.

Daniel Kaſpar von Lohenſtein

ward am 25. Januar 1635 zu Nimptſch im Fürſtenthum Brieg geboren und erhielt durch ſeinen Vater, den daſigen Rathmann und kaiſerlichen Einnehmer eine gute häusliche, ſowie auf der Schule ſeiner Vaterſtadt und ſpäter auf dem Marien-Magdalenen-Gymnaſium zu Breslau eine treffliche wiſſenſchaftliche Erziehung, welche insbeſondere ſeiner ſchon früh erwachten Vorliebe für Poeſie günſtig war. 16 Jahre alt bezog er 1650 die Univerſität Leipzig und beſuchte hier und ſpäter in Tübingen mit anhaltendem Fleiße die Vorleſungen der großen Rechtsgelehrten B. Carpzov und Lauterbach, worauf er öffentlich disputirte und dann eine große Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und die Niederlande antrat, auf welcher er länger und mit Wohlgefallen zu Leyden und Utrecht verweilte. An einer neuen Reiſe nach Frankreich und Italien, welche er nach ſeiner Rückkehr von jener antreten wollte, hinderte ihn die in Oeſtreich wüthende Peſt, weshalb er nach Breslau zurück ging, ſich 1657 vortheilhaft verheirathete und 1666 die Würde eines fürſtlich würtemberg-ölsniſchen Regierungsrathes annahm. Bald darauf zum kaiſerlichen Rath und erſten Syndicus der Stadt Breslau ernannt, lebte er ſeinen Aemtern und ſeinen literariſchen Beſchäftigungen. Er ſtarb daſelbſt am 28. April 1683.

Von ihm haben wir:

Trauer- und Luſtgedichte, mit Inhaltsanzeige und Anmerkungen. Breslau 1680, 8.; Letzte Ausg. mit dem Titel: Sämmtliche geiſt- und weltliche Gedichte. Leipzig 1733, 8.

Einzeln:

Kleopatra. Trauerſpiel. Breslau 1661, Fol.
Epicharis. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1665, 8.
Agrippine. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1665, 8.
Ibrahim Sultan. Trauerſpiel. Leipzig und Breslau 1673, Fol.
Sophonisbe. Trauerſpiel. Breslau 1680, 8.
Arminius und Thusnelda. Herausgegeben von Neukirch. Leipzig 1689 u. 90, 2 Bde, 4.; neue Ausg. Ebendaſ. 1731, 4 Bde., 4., mit Kupf. (von Joach. Sandrat). Ein Auszug daraus vom Prediger J. Chriſtoph Männling, unter dem Titel: Arminius enucleatus od. Realia etc. aus L's Arminio. Stargard 1708 (dieſer Roman wurde von L. begonnen, von ſeinem Bruder fortgeſetzt und vom Prediger Wagner zu Leipzig beendigt).
Arminii glorwürdige Heldenthaten. Leipzig 1708. (Umarbeitung des vorigen von Männling).
Lohensteinius sententiosus. Breslau 1710, 8. (eine Chreſtomathie von Sittenſprüchen und Maximen aus L. von Männling).

Es iſt unter den deutſchen Literaten Sitte geworden, Lohenſtein als unnatürlich, übertreibend, affectirt, bombaſtiſch und geſucht zu verſchreien und den Ausdruck „Lohenſteiniſcher Schwulſt" zum Sprichworte zu erheben, ohne dagegen die vielen guten Eigenſchaften dieſes, man ſage was man wolle, höchſt talentvollen Dichters genügend hervorzuheben. Er beſaß tiefes, feuriges Gefühl, eine ſchöpferiſche Phantaſie, glückliche Erfindungsgabe, Gedankenreichthum und Herrſchaft über Form und Sprache, aber es fehlte ihm an Takt, und leicht begeiſtert, wie

Digitized by Google

er es war, ließ er ſich, von der Geſchmackloſigkeit ſeiner Zeit verführt, durch den Ton, welchen Hoffmannswaldau (ſ. d.) angeſtimmt hatte, zu Uebertreibungen, rhetoriſchem Prunk, gewaltſamem Haſchen nach Effect und phantaſtiſchen Bildern und Situationen hinreißen, ſo daß er nicht allein bis an das Ungeheuerliche ſtreift, ſondern auch das Ekelhafte und das Lüſterne bis zur entſchiedenſten Unanſtändigkeit nicht verſchmäht, obwohl dieß Alles nur aus dem dunkeln Gefühl tragiſcher Nothwendigkeit und ohne zu ahnen, wie ſehr er das feinere Gefühl dadurch beleidigt. — Auch in ſeinen übrigen Dichtungen herrſchen dieſe Fehler, wenn gleich nicht in ſo hohem Grade vor. Unter ſeinen Trauerſpielen ſind Cleopatra und Sophonisbe die gelungenſten; ſein beſtes Werk jedoch iſt ſein Roman Arminius und Thusnelda, da es die oben an ihm gerühmten trefflichen Eigenſchaften im hellſten Lichte zeigt.

Marbod und Arioviſt *).

Marbod hingegen wol wiſſende: daß geſchwinder Einfälle gantze Krafft in der erſten Hefftigkeit beſtehe, und daß die Spitzen, welche nicht durchgehen, nur ſtumpff werden; ſchmiedete das Eiſen weil es warm, und ſeiner Feinde Hertz kalt von Furcht war; ruhete Tag und Nacht nicht, ſondern machte ſich in wenigen Wochen zum völligen Meiſter über die Bojen. Er ſelbſt wuſte ſich in die Ubermaaß ſeines Glückes nicht zu finden; deſſen Hefftigkeit nichts minder den Verſtand, als allzugroſſer Glantz die Augen verbländet. Daher er denn in Befeſtigung ſeiner Herrſchafft nicht allenthalben ſeine gewohnte Klugheit fürkehrte; inſonderheit aber denen freymüthigen Bojen allzu ſcharffe Geſetze aufbürdete, und durch Erbauung eines ſtarcken Schloſſes zu Boviaſmum und Caſurgis entweder ſein Mißtrauen zu ihnen, oder ſeine Anſtalt ihnen ein Gebieß anzulegen vermercken ließ. Weil ihm einer ſeiner Kriegs-Oberſten rieth: Es ſei ſicherer einem die Hände binden: daß er nicht ſchaden könne, als ſein Gemüthe gewinnen: daß er uns gewogen werde. Da doch ein Uberwinder neue Völcker durch nichts beſſer, als wenn er alles im alten Stande läſt, im Zaum halten kan; weil ſie ſodenn nicht ſo wol eine neue Herrſchafft empfinden, als des vorigen Fürſten Geiſt in einem andern Leibe ſehen. Weil nun in edlen Gemüthern die großmüthigen Regungen mehr ſchlafen als geſtorben ſeyn, und bey eufferſter Noth wie die im Winter erſtarrten Schlangen am Frühlinge lebhafft werden; ſtanden in einem Tage die Bojen durch ihr gantzes Land wieder den Marbod auf, überfielen ſeine Beſatzungen, ja ihn ſelbſt umringten ſie unter dem Sudetiſchen Rieſen-Gebürge, dahin er unter dem Scheine den Brunnen der Elbe zu beſchauen, in Warheit aber der benachbarten Marſinger Zuſtand auszuforſchen verreiſet war. Marbod hätte ſich ehe des Himmelfalls, als eines Feindes verſehen, als Gottwald, ein junger und hertzhaffter Ritter mit tauſend Mann ihn in einem Walde an einem Furth überfiel. Ob er nun wol mehr nicht, als hundert bewehrte Leute bey ſich hatte, munterte er doch durch ſeinen Zuruff und Beyſpiel die Seinigen zu einer hertzhafften Gegenwehr auf. Marbod und Gottwald geriethen ſelbſt an einander. Wie nun jener die gemeinen Schrancken menſchlicher Tugend zu übertreffen ſich bemühte, um den erlangten Ruff: daß er mehr, als ein Menſch wäre, zu behalten, und in einer Stunde nicht zu verlieren, was er durch ſo viel Jahre durch Schweiß und Blut kaum erworben hatte; alſo hatte der kühne Gottwald bey ſich beſchloſſen: daß dieſen Tag ſein Schild entweder ſein Grabe- oder der Freyheit Grund-Stein für die Bojen, ihm aber eine Staffel der Ehren und Glückſeligkeit ſein ſolte. Marbod verletzte Gottwalden zwar mit einem Wurff-Spieße in den rechten Schenckel; aber dieſe Wunde nahm ihm nicht ſo viel Kräfften, als der Eyver hierüber ſeiner Tapfferkeit beyſetzte. Dahero traff er den Marbod mit einer Lantze ſo hefftig: daß ſelbte zwiſchen dem Gelencke des Harniſches durch die lincke Achſel gieng. Marboden entgieng zwar hierüber nicht wenig Blut, aber das wenigſte von ſeiner Hertzhafftigkeit. Inzwiſchen aber, weil die Bojen durch das Gehöltze denen Hermundurern und Marckmännern in Rücken kommen waren, lidten ſie wegen ihrer Wenigkeit allenthalben Noth; alſo: daß Marbod, der nun ſeinen Untergang für Augen ſahe, noch einmal ſein euſſerſtes wagte; und nach dem er zwey Bojen zu Bodem geſchlagen, einen verzweiffelten Streich auf den Ritter Gottwald thät, und ihm ſeinen Schild mitten entzwey theilte, ihm auch vollends noch was gefährlichers beybracht hätte, wenn ein Bojiſcher Edelmann, der hernach hiervon den Namen Rothhafft bekam, ſelbten nicht verſetzt, und alſo fort Gottwalden ſeinen Schild eingehändigt hätte. Hierüber aber verlohr Marbod ſein Pferd; ein Marckmänniſcher Ritter aber, den Marbod hernach von dem Orte dieſes Gefechtes zum ewigen Gedächtnüſſe Tannenberg hieß, verſetzte inzwiſchen alle feindlichen Streiche: daß er wieder auf die Füſſe kam. Marbod, Tannenberg, Lichtenſtein, und etliche andere Marckmänner machten ihnen durch das Gedränge mit dem Degen gleichwol einen Weg zu einer dicken Hecke; wohin es mit den Pferden zu kommen unmöglich war; aber Marbod bekam hierüber noch drey gefährliche Wunden. Endlich kam die finſtere Nacht ihnen zu Hülffe; Tannenberg und Lichtenſtein aber, als inzwiſchen die übrigen Marckmänner biß auff den letzten Bluts-Tropffen zwiſchen den Hecken die Bojen aufhielten, kletterten an einem gähen Berge hinauff, und brachten ihn um Mitternacht zu einer felſichten Höle. Wiewol ſie ſich nun nicht allerdings ſicher ſchätzten, in dem ſie um den Berg etliche hundert brennende Kien-Fackeln wie Irr-Lichter ſchwermen ſahen, alſo muthmaſten: daß die Bojen den König Marbod oder ſeine Leiche ſuchten, muſten ſie doch daſelbſt verblaſen, weil der halb-tode und ohnmächtige Marbod unmöglich weiter zu bringen war. Daher ſchlepten ſie den König Marbod in die Höle, zohen ihm ſeine Waffen aus, und erquickten ihn mit etlichen Handvolln Waſſer aus einem dabey abrinnenden Quelle. Alſo iſt doch niemand, wie viel tauſend ihn gleich fürchten müſſen, nicht immer der Furcht befreyet; und der mächtigſte hat nichts minder von einem ſchwächern Gefahr, als aus einer kleinen Wolcke ein hefftiger Donnerſchlag kommet, und ein verſchloſſener Wind gantze Gebürge umdrehet. Der verächtliche Gottwald brachte es derogeſtalt ſo weit: daß auf dieſem hohen Gebürge der mächtige König Marbod ſo tieff verfallen muſte. Und alſo ereignet ſich mehrmahls: daß dieſelben ſich kaum mit einem Löffel Waſſer laben können, welche kaum vorher der Beſitz etlicher Meere und hundert Flüſſe nicht zu ſättigen vermocht hat. Bey anbrechendem Tage wolte Lichtenſtein aus der Höle kriechen, um den euſſerlichen Zuſtand zu erkundigen, und für ihre, beſonders aber Marbods Wunden einige Kräuter aufzuſuchen. Wie er hiermit zurück in die Höle kam, erblickte er zu hinterſt einen groſſen ſich empor hebenden Bären, worüber er nach dem Degen grieff, und einen hellen Schall anzuruffen fieng, um den nicht ferne davon liegenden Tannenberg zu ermuntern. Dieſer ſprang hierüber auch auf, und wolten ſie beyde ſich an dieſes wilde Thier machen. Es kroch aber ein Eysgraner mit einer Bären-Haut bekleideter Mann, deſſen Bart ihm biß unter den Gürtel gieng, hinter einem Felſen herfür, und gab ihnen zu verſtehen: daß wo ſie für keinem Menſchen ſich etwas zu befahren hätten, wären ſie für dieſem ſonſt grimmigen Thiere allerdings ſicher. Wie nun aber Lichtenſtein und Tannenberg ihre Degen nicht bald einſteckten, fuhr der Alte fort: Stehet auſſer Sorgen, ihr Fremdlinge, wer ihr auch ſeyd, ich ſtehe für aller Gefahr und Schaden. Denn nach dem die Menſchen gelernet haben grimmiger zu ſein, als wilde Thiere, fangen dieſe an zahmer zu werden als die Menſchen. Die dem Alten aus dem lebhafften Antlitze ſehende Redligkeit, und ſeine andächtige Gebährden verurſachten bey beyden alsbald ein Ehrerbietiges Anſehen; und der Bär ſelbſt streckte ſich auf ſein gegebenes Zeichen demüthigſt zu Lichtenſteins Füſſen. Dieſer hingegen grüſte den Alten nunmehr mit tieffer Verehrung als einen Halb-GOtt, und bat um die Auslegung ſeiner vorigen Worte. Der Alte verſetzte: Er ſehe ſie theils für ſeinen Füßen, theils trüge er ſie an ſeinem Leibe. Denn ſeine Kleider deuteten eine nicht geringe Verwundung an; ſolche aber hätte ſchwerlich ein reiſſender Bär und Wolff, ſondern ein viel blutbegieriger Thier verurſacht. Dieſes wäre der Menſch, welcher biß zum zehenden Jahre einen Affen, biß zum zwantzigſten einen Pfauen, biß zum dreyßigſten einen Löwen, ins vierzigſte einen Fuchs, ins funffzigſte eine Schlange, biß ins Grab einen unerſättlichen und alles Ertzt verdauenden Strauß abbildete; oder vielmehr iederzeit die Laſter aller Thiere beſäſſe, zehn Bären aber ſich kaum mit der Grauſamkeit eines Menſchen betheilten. Ja weil kein Thier in ſein eigen Geſchlechte ſo wütete, würde die Welt ſicher friedlicher, die Erde weniger blutiger ſeyn, wenn gleich Löwen, Panther und Tiger-Thiere die Oberherrſchafft der Welt behaupteten. Es iſt wahr, antwortete Lichtenſtein. Denn da wir in dieſer Bären-Höle nicht mehr Erbarmnüß finden, wird die Grauſamkeit gewiß noch unſern übrigen Lebens-Athem ihr aufopffern. Erbärmlicher Zuſtand der Menſchen! ruffte dieſer holdſelige Alte, welchem zugleich die milden Zähren über die Backen lieffen, und an ſeinem Barte wie Morgen-Thau hängen blieben. Warlich! wenn die Sonne ſo wol Ohren als Augen hätte; würde ſie mehrmahls in ihrer eyffrigen Rennebahn den Lauff hemmen, und dem auf dem Miſte dieſer Welt winſelnden Elende der Menſchen Gehöre geben, vielmahl auch auf ihre teuffeliſche Boßheit an ſtatt der fruchtbaren Stralen Hagel und Blitz ausſchütten müſſen. Ihr verdammten Halb-Menſchen, die ihr unter Engliſchen Geſichtern gifftige Scorpionen-Schwäntze

*) Aus Lohenſtein's Arminius und Thusnelda, Th. 1. Buch 7. S. 1092 fgde.

Digitized by Google

und raſende Panther-Klauen verdecket; die ihr vom Himmel deſswegen die Waffen der Vernunfft überkommen zu haben vermeinet: daß ihr ſie zu anderer Betrug und Blutſtürtzung gebrauchen köntet; gleich als wenn euch die Natur zu Prieſtern des Todes gezeuget hätte! Wiſſet ihr nicht: daß die Welt ein angefüllter Kercker von Miſſethätern ſey, welche das Verhängnüß noch für ihrer Geburt durch ein unwiederrufliches Geſetze zum Tode verdammt hat; in dem ieder alle Augenblicke die Ausübung des Urthels und die Art ſeiner Hinrichtung zitternde erwarten muß? Iſt euch verborgen: daß die Zeit ſelbſt der Scherge oder der Todten-Gräber iſt, der euch auf dem vom Verhängnüße ausgeſteckten Wege über Hals über Kopff zum Grabe fortſchleppet; und daß ſie zwar zum Merckmahl, wie geſchwinde unſer Leben verrauchet, eine Sand-Uhr in der einen, eine Sichel aber in der andern Hand träget, welche uns unfehlbar abmeyet, ehe wir es uns verſehen; weil wir ſchon in der Wiege reiff zum Tode ſind. Aber laſſet mich durch meine Trägheit nicht auch in verdammliche Grauſamkeit verfallen. Hiermit machte der Alte dem noch ſprachloſen Marbod die Kleider auf, beſahe ſeine Wunden, wuſch ſie aus, holete Kräuter, zerquetſchte ſie zwiſchen zwey Steinen, und verband ſie darmit. Nichts anders verfuhr er mit dem Ritter Lichtenſtein und Tannenberg. Um den Mittag brachte er ihnen zur Mahlzeit allerhand Wurtzeln, und in einem ausgehölten Steine ein annehmliches Waſſer, welches er nahe darbey aus einem Sauerbrunnen geſchöpfft hatte; den lechſenden Marbod aber erquickte er mit Himpel- und andern annehmlichen Beeren, welche in Menge und ungewöhnlicher Gröſſe auf dieſem Gebürge wuchſen. Seinen Bären ſchickte er auf die Jagt aus, welcher täglich etwas von Wildpert einbrachte, ſo der gute Einſiedler nach der erſten Welt Einfalt zurichtete; übrigens aber ſeine Gäſte derogeſtalt unterhielt: daß ſie ihn für ihren Artzt, ihren Verpfleger, ihren Lehrer, ja für ihren Vater rühmen muſten. Tannenberg und Lichtenſtein geneſeten in drey, Marbod aber zu aller höchſter Verwunderung in acht Tagen von ihren gefährlichſten Wunden. Worauf der Einſiedler allererſt nach ihrem Zuſtande, und wie ſie in diß Unglück verfallen wären, fragte; weil er es anfangs zu thun deßwegen anſtand: daß ein Menſch nach dem Beyſpiele der Sonnen, welche über Wolffs-Milch und Weitzen, ſo wol über die ſie verfluchende Mohren als die ſie anbetenden Perſen ihre Strahlen ausſchüttet, ohne einigen Unterſchied Böſen und Guten wolthun ſolle. Marbod, welcher gleichwol nicht trauen wolte, wer er wäre, zu entdecken, berichtete ihn: Sie wären Marckmänniſche Edelleute, welche in Begleitung ihres Königes von denen Bojen verrätheriſch wären überfallen, und alſo zugerichtet worden. Sehet ihrs nun, ſagte der Einſiedler: daß die Boßheit mit demſelben Meſſer verwundet werde, welches ſie vorher auf andere Hälſe geſchliffen hat. Marbod und ihr habt euch dieſes Uberfalls halber weder zu verwundern noch zu beſchweren. Denn habt ihrs den Bojen nicht vorhin ärger mitgeſpielet? Perill brennet nicht unbillich im glüenden Ochſen, den er vorher andern zur Pein erſonnen hatte. Wer aber ſein Thun nach der Wagſchale der Gerechtigkeit abwiegt, hat ſich für ihrem Schwerdte nicht zu fürchten. Unſere ungezähmte Begierden ſtürtzen uns nur von den Steinklüfften ſolcher entſetzlichen Zufälle. Hätte Marbod, deſſen Leib der Himmel nicht begreiffen würde, wenn er mit ſeinem Ehrſüchtigen Gemüthe gleicher Gröſſe wäre, ſich nicht zum gröſten Räuber der Welt, und einem Mörder ſeines Herren gemacht; ſo hätte das erreitzete Verhängnüß ihm keinen ſo ſauern Blick gegeben. Ein tugendhafft und vergnügliches Leben iſt der ſicherſte Ancker und der vollkommenſte Glücks-Stern. Wie tiefſſinnig aber iſt die Ehrſucht der Menſchen um ihr ſelbſt weh zu thun; wenn ſie alle Kreiße der Vergnügung überſteigt, und alle Augenblick ihr in den Gedancken eine ſo hohe Glücks-Staffel fürbildet; die ſie gar nicht, oder nur mit ihrer Einäſcherung erreichen kann! Wie zwinget ſie ihr Verlangen ſo viel höher, als ihre Augen tragen, und ihre Kräfften reichen. Ja wenn ein Herrſchſüchtiger auch ſchon den erſten Tag auf dem Wagen der Sonne zu ſitzen käme, würde er doch Morgen ſchon in dem allerhöchſten Kreiße die unbeweglichen Geſtirne mit ſeinen Füſſen zermalmen wollen. Denn ehe man ſich einer Herrſchafft bemächtiget, ſcheinet eine kleine groß, nach ihrer Uberkommung aber auch die gröſte klein zu ſeyn. Dannenher GOtt gar billich der menſchlichen Unerſättligkeit durch ſo viel ohnmächtige Schwächen die Flügel verſchnitten und verhangen hat: daß ein Knecht einem Fürſten offt zum Meiſter werde; und eine Hand mit einem Funcken Feuer in einem Augenblicke verterben könne, was hunderttauſend in hundert Jahren gebaut haben. Ihr blinden Sterblichen! Wenn wird euch die Zeit oder euer Nachdencken die Larve vom Geſichte ziehen? wenn werdet ihr ſehen: daß in der Tugend, nicht in euſſerlichem Gepränge unſere Glückſeligkeit beruhe? daß wie viel leichter in einem kleinen Zirckel unſer Augen-Maß den Mittel-Punct zu erkieſen wüſte; alſo in niedrigem Stande ehe, als auf denen geſchwancken Gipffeln hoher Würden die Ruhe des Gemüthes zu finden ſey! Wenn werdet ihr das Weſen für den Schatten ergreiffen; und euer Gemüthe mit Koſt, nicht mit Winde ſpeiſen? Iſt es nicht Thorheit oder vielmehr Boßheit: daß der Menſch den Glantz der Tugend, welcher die Stralen der Sonnen vertuncke:t, darum verächtlich hält; weil ſelbter eine Selbſtſtändigkeit zum Grunde hat; und ſich mit der Blendung der Laſter vergnüget; weil ſie das Nichts der Eitelkeit zum Fuſſe haben. Die Weißheit hält für das höchſte, wenn ſie was iſt; darmit aber kein Gepränge macht, ſondern ihre Diamanten mit rauen Steinen, ihren koſtlichen Kern mit geringen Schalen verhüllet. Was nichts iſt, und nichts zu ſeyn ſcheinet, wird billich von Tugend und Boßheit verworffen. Aber in der Welt, weil ſelbte voll von eitel leeren Dingen iſt, und eitel Einwohner hat, die nirgends weniger, als in derſelben wohnen, hält man für nichts, was gleich ſcheinet, und wahrhafftig etwas iſt; hingegen für das vollkommenſte Weſen, was nicht iſt, und nur einen Schein hat, als wenn es etwas wäre. Weil der Papegoy zu reden ſcheinet, hencken ihn Könige in güldenen Keſichten in ihre herrlichſten Zimmer, und ſpeiſen ihn mit Zucker; wenn aber Epictet einen Redner abgeben wil, ſchleuſt man ihm die euſſerſten Pforten für der Naſe zu. Der groſſe Alexander fand zwar beym Diogenes die Glückſeligkeit, und ſein Faß warff den Schatten weit über die Egyptiſchen Spitz-Seulen; dieſer groſſe Weltbezwinger aber wuſte keinen Glantz dieſem armen Weiſen beyzuſetzen; ſondern er entzog ihm vielmehr die Stralen der Sonnen, und beeinträchtigte die Vergnügung ſeiner Niedrigkeit. Wenn Marbod in ſeinem erſten Stande blieben wäre, oder mit mir in dieſer Höle gleich ſeine Vergnügung ſehe, würde er doch lieber nach der Lufft eiteler Ehre ſchnappen, und inwendig gerne ein grauſames Ungeheuer vieler Laſter werden: daß er nur in den Augen der Eitelen ein Wunderwerck der Glücks-Kinder ſeyn möge. Es iſt zu erbarmen: daß Menſchen ſich vernünfftige Thiere zu ſeyn rühmen; da ſie doch ſelten der Richtſchnur der Vernunft folgen, ſondern ins gemein den Abſätzen ihrer raſenden Begierde nachhängen; unter welchen die Ehrſucht die grauſamſte iſt. Alle andere Laſter haben ihren Stilleſtand; die Schwelgerey wird erſättigt, die Wolluſt überdrüßig, die Grauſamkeit ermüdet, der Zorn abgekühlet; die Ehrſucht aber iſt das Feuer, welches von ſeiner Nahrung wol vergröſſert, keinmal aber ſatt wird. Da doch eine weite Herrſchafft die beſchwerlichſte Dienſtbarkeit iſt; und die, welche über viel tauſend gebieten, nicht Herren über ſich ſelbſt ſind; in welchem letztern doch die eigentliche Herrſchafft beſtehet. Der Wollüſtige iſt ein Sclave eines Antlitzes, der Geitzige eines gläntzenden Erd-Klumpens, der Ehrſüchtige ein Knecht der Knechte; für welchen ſich dieſelben demüthigen, welche über Herren gebieten wollen. Das gröſte Königreich aber iſt die Freyheit ſeines Hertzens; welches an nichts, als an ſeinem Uhrſprunge dem Himmel henget; welches keinen Menſchen beleidiget, Gott nicht erzürnet; welches alle andere Stände ihm für unanſtändig hält; darein ihn das Verhängnüß nicht geſetzt hat, und den Begierden alsbald einen Riegel fürſcheubt; wenn ſich ihnen irgendswo ein Abweg zeiget; auf welchem die Lüſternen Hals und Kopff brechen; ob er ſchon im Eingange mit Lilgen und Jaſminen beſtreuet iſt; wie euch das Beyſpiel eures Marbods den geſtrigen Tag fürgebildet hat; oder, welches mir glaublicher, der künfftige durch einen viel merckwürdigeren Fall aller Welt für Augen ſtellen wird. Sintemahl die durch Laſter an ſich gezogene Gewalt eben ſo wenig, als der Schnee an der Sonnen, und das Wachs im Feuer tauern kan. Marbod färbte und entfärbte ſich unterſchiedene mahl über der nachdrücklichen Gewiſſensrührung dieſes frommen Alten; er ſahe bald den Tannenberg, bald den Lichtenſtein an, ſie gleichſam fragende: ob ſie auch in ihrem Gemüthe die Stiche fühleten, welche ſo empfindlich ſein Hertz träffen. Worüber der Einſiedler alsbald eine Muthmaſſung faſte: daß diß König Marbod wol ſelbſt ſeyn dörffte. Sintemahl eben ſo wenig eine Larve einen Fürſten, als eine Wolcke die Sonne völlig bergen kan. Lichtenſtein aber, um entweder ſeinen Fürſten ſo viel möglich zu rechtfertigen, oder dem Alten mehr Anlaß zu fernerm Unterricht zu geben, ſatzte ihm entgegen: Es gebe ſo wenig Menſchen ohne Fehler, als Tiger ohne Flecken. Jeder Grundzeug der Natur wäre ein Behältnüß wilder Thiere, und ein Auffenthalt menſchlicher Gebrechen. Die Hoffart hätte ihr Leben gleichſam in der Lufft, der Zorn im Feuer, der Geitz in der Erde, die Selbſt-Liebe im Waſſer; die Ehrſucht aber ſchlüge ihr Gezelt ſchier unter den Sternen auf, und hätte an ſich etwas himmliſches, und darum ſo viel weniger Rauch und ſcheltbares. Alle Arten der Thiere hätten unter ſich gifftige, und fürnehmlich die Kriechenden. Keinem Vogel alleine klebte einig Gifft an. Daher hielt er die, welche ſich von dem Miſte des Pöfels erhieben, und über andere durch groſſe Thaten empor ſchwingen, für die reineſte Sünde, wormit ſich Menſchen beflecken. Ihm wäre zwar etlicher Weiſen Meinung nicht unbekandt: daß man aus bloſſer Liebe der Tugend, nicht aus Begierde der Ehren gutes thun ſolte; und daß die letztere ſonſt die Tugend in Eitelkeit verwandelte; ja daß die Tugend ſodenn ihr höchſtes Ziel erreichte; wenn ſie nicht nur

Digitized by Google

alles Ruhms entblöſt, ſondern gar mit Schmach, Schande und Verachtung verſtellet würde. Er wüſte wol: daß einige den Pithias beſchuldigten, ſeine Freundſchafft gegen den Damon hätte nicht die Liebe, ſondern Eitelkeit zum Grunde gehabt. Scipio hätte ſich der ſchönen Gefangenen nicht aus Liebe, ſondern aus Staatsſucht; Curius der Eitelkeiten aus Eitelkeit enthalten. Alleine heiſt das nicht Helffenbeinerne Bilder mit Kohlen überfirnſen, und die Sonne mit Gewölcke ſchöner machen wollen; und der Tagend ihre Anmath nehmen, wormit ſie ſo viel weniger Buhler bekomme. Sintemahl die Menſchen durchgehends ſo kalt geartheit wären: daß der Zunder der Ehre ihre todten Geiſter aufwecken müſſe. Daher nichts gewiſſers, als daß der, welcher Ruhm und Ehre verachtet, der Tugend ſchwerlich hold ſeyn könne. Maſſen denn den Menſchen die Ehre faſt allein von andern Thieren abſonderte, und zu GOtt näherte. Ja ſie wäer ein viel edler Kleinod als das Leben. Denn diß möchte man wol für jene, niemahls aber jene für dieſes einbüſſen. Zumahl die Ehre das von der Natur in ſo enge Schrancken der Zeit eingeſperrte Leben ſodenn, wenn es rühmlich eingebüſt wäer, verewigte; und das Verlangen beym Leben hochgeſehen, nach dem Tode bey der Nachwelt berühmt ſeyn, einen ſichern Beweiß abgäbe: daß die Seele unſterblich ſey. Denn wenn ſie mit dem Leibe zu ſeyn aufhörte, was hätte ſie für Genüß vom Nachruhme? dieſemnach lieſſe ſich keine Ubermaſſe leichter entſchuldigen, als wenn das Verlangen nach einem ſo herrlichen Dinge über die Schnure rennte. Der Leib wüchſe nur fünff und zwantzig Jahr, das Hertz aber funffzig, and das Gemüthe wie der Krocodil ſo lange man lebte; za einer nicht unklaren Andeutung: daß die Ergetzligkeiten des Leibes ein zeitliches; tapffere Entſchlüſſungen ein langſames, das Verlangen über andere zu herrſchen gar kein Maß noch Ziel haben ſolle. Der zerbrechliche Menſch würde wilden Thieren in vielem nachgeben, beſonders den Raben; derer Jugend allein hundert Jahr austrüge, und den Adlern, welche biß über die Wolcken flügen, wenn er nicht durch Helden-Thaten ſich bei den Nachkommen verewigen, und mit der Herrſchafft über die heben könte, welche in der Verachtung bey den Lebenden, und in der Vergeſſenheit der noch ungebohrnen vergraben liegen. Britton hätte zwar wie ein kleiner Stern für der aufgehenden Sonne des Fürſten Marbods erbleichen müſſen; aber dieſes Geſetze wäre nicht nur in dem Reiche der Staats-Klugheit, ſondern auch der Natur Herkommens; worinnen eines Dinges Geburt des andern Vernichtigang nach ſich züge. Das geringe Gewürme des Pöfels kriche nur in dem Staube, die ohnmächtigen Schnecken trügen ſich nur mit ihren engen Hütten; groſſe Gemüther aber zügen mit den Habichten und den Löwen auf den Raub aus. Und wie es dem Volcke wol anſtünde das Seinige verwahren; alſo Fürſten am frembe Güter kämpffen. Mühte ſich doch die Fettigkeit der ſtinckenden Moräſte in empor ſteigende Dünſte, und dieſe ſich in Lufft-Sternen zu verwandeln. Und ob ſie zwar endlich wieder verloderten; wäre doch ihre Aſche nicht unedler, als der Uhrſprung. So viel weniger wäre dem von edlem Geſchlechte entſprungenen Marbod zu verargen: daß er nach der Eigenſchafft der beſten Sterblichen ihm die höchſte Pforte der Ehren, ſeinen Nachkommen der Würde, andern Edlen der Nachfolge geöffnet hätte. Weil ſo viel Rieſen-Väter Zwerge; groſſe Könige unedle Knechte zeugten, und ihr Geſchlechte in Abfall brächten; müſten andeer hingegen in Aufnehmen kommen. Wie einerley Ding unterſchiedene Farben zu haben ſchiene, nach dem man es gerade oder ſeitenwerts anſihe; alſo wäre nichts ſeltzames: daß ein Menſch von einem erhoben, vom andern geſcholten würde. Die alten Helden deuchteten uns Wunderwercke, die gegenwärtigen nichts zu ſein. Wie verkleinerlich man itzt vom Marbod redete; ſo groß würde die Nachwelt von ihm ſprechen. Dahero wenn ſchon ihn der Neid oder das Unglücke unter ſeiner Laſt erdrückte, könte doch ſeine Einäſcherung ihn zu nichts geringerm, als er geweſt wäre, machen; die Welt würde ſodenn auf ihn, wie auf die verfinſterte Sonne, mehr Augen wenden, als da er in vollem Lichte geſtanden. Denen itzt ſein Schweiß ſtinckte, würde ſeine Leiche köſtlicher, als Ambra rüchen; und wenn ſeine Aſche ſchon nicht in güldene Todten-Töpffe ſolte verwahret werden, würde ſie die Nachwelt doch in ihre unverſehrliche Hertzen aufheben.

Der Einſiedler hörte den Ritter Lichtenſtein wol aus; fing hierauf an: Es iſt wahr, daß man deßhalben lebe, wormit man nimmermehr ſterbe. Ich gebe nach: daß die nach dem Tode nicht leben können, die, ehe ſie geſtorben, wie Todte gelebt haben. Aber wie es ein groſſer Unterſcheid iſt zwiſchen einem unſterblichen Nachruhme, und einer ewigen Schande; alſo wird Marbod durch ſeine Ehrſucht zwar in dieſe verfallen, jene aber mit keinem Finger erreichen. Ein tugendhafft Leben balſamt allhier unſern Athem, nach dem Tode die Aſche ein; wormit jener uns täglich erquicke; dieſe aber unverweßlich ſey, ſo gar auch den Verläumdern nicht ſtincken möge; wie die, welche ſich lebend im Blute gebadet, mit Winde geſpeiſet, im Kothe der Laſter geweltzet, und weil ſie die Peſt der Lebenden geweſen, nichts als ein Aaß unter den Todten ſein können. Marbod, Marbod, laſſe dir dieſen Zufall eine Warnigung ſeyn, und überrede dich ſelbſt nicht: daß deine Macht ſo vielen Feinden gewachſen ſei; und daß menſchlicher Witz die Streiche des Verhängnüſſes verſetzen könne. Sey nur verſichert: daß kein Orion ſo groß und mächtig ſey, welchen nicht ein kleiner Scorpion entſeelen könne. Wäreſtu in deiner Mittelmäßigkeit blieben, würdeſtu ſo wenig, als Anteus, ſo lange er mit ſeinen Füſſen die Erde erreichte, überwunden worden ſeyn. So aber hat die Eitelkeit der Erhöhung beyden einen tödtlichen Streich verſetzt. Trachteſtu dich zu verewigen, ſo wiſſe: daß alle nach der Erde rüchende Thaten mit ins Grab verſcharret; die aber alleine verewiget werden, welche der Tugend verwand, und dem Brunnen der Ewigkeit angenehm ſind. Ubermäßige Ruhmſucht iſt eine gröſſere Schwachheit, als jenes Menſchen, der ſich über der Kürtze ſeines Schattens betrübte, über der Länge aber erfreute. Darzu weiſtu nicht: daß dieſer Schatten die Verfolgenden fleucht, denen fliehenden aber nachfolgt. Bilde dir nicht ein: daß die Ehre allezeit der Tugend Schatten ſey. Es giebt offt Schattenwerck ohne Leib, und Ruhmſprüche ohne Verdienſte; welche keinem Dinge ähnlicher ſind, als denen auf leere Gräber geſetzten Grabe-Schrifften. Das Glücke ſetzet mehrmals die Unwürdigſten auf die höchſte Staffel der Ehren und Gewalt, wie die verſchmitzten Baumeiſter die unvollkommenſten Bilder in die oberſten Gadem, und auſſer dem genauern Urtheil naher Augen. Wahrlich, es iſt kein groſſer Schade, daß die Welt ſo viel von dir weiß. Denn hierdurch haſtu dein eigen Erkäntnüß vergeſſen. Wäreſtu nicht ſo mächtig worden, ſo hätte dich niemals eine ſolche Ohnmacht deines Gemüthes entkräfftet; und du wäreſt der lobwürdigſte Herr in der Welt blieben, wenn du über dich die Gewalt behalten hätteſt, niemanden unrecht zu thun. Als dieſer Ehrwürdige Alte ſolches mit unverwendeten Augen gegen den König Marbod ausredete, kam dieſer in die Gedancken: es müſſe eine in ihm ſteckende Göttliche Würckung ihm, wer er wäre, offenbaret haben; fiel dieſemnach dem Einſiedler mit thränenden Augen um den Hals; und nach dem er ihn eine gute Weile geküſſet, ſagte er: Es iſt wahr, Vater, ich bin Marbod, der durch die Kriegs-Flamme ſo viel Länder angeſteckt hat, dem ſo viel Völcker tauſenderley Freuden-Feuer angezündet, kein Menſch aber noch ein ſolch Licht aufgeſteckt hat, als ich durch deine Güte in dieſer tunckeln Höle in meinem Gemüthe aufgehen ſehe. O erbärmlicher Zuſtand der Fürſten! welche zwar durch ihre Botmäſſigkeit über ihre Unterthanen herrſchen; ihre Diener aber durch Heucheley über ſich müſſen wüten laſſen! Derer blinde Eigenliebe das tödtlichſte Gifft unverdienter Lobſprüche für Treue und Zuneigung annimmt; da es den Fürſten doch nur in ſeinen Laſtern einſchläfet, und auf Vergröſſerung der Heuchler angezielet iſt. Dieſe öffnen die Ohren ihres Fürſten gegen die Sirenen-Lieder der reitzenden Wollüſte, verſtopffen ſie aber gegen dem Schalle der heilſamen Warheit. Sie ſind die Spinnen, welche mit ihrem Kothe die Tugend beſudeln, mit ihrem Gewebe den Abgrund des Verderbens überſpinnen, mit ihrem Giffte die Seele des Königs und den Wohlſtand der Völcker tödten. Wie viel heilſamer iſt es den Fürſten gehaſt, als geliebkoſet zu ſeyn. Denn der Haß iſt ein aufrichtiger Spiegel, welcher uns unſere Flecken deutlich für Augen ſtellt, und ſie abzuwiſchen uns erinnert. Die Heucheley aber verdeckt ſie nicht nur, ſondern überfirnſet ſie auch mit dem Kleiſter groſſer Helden-Tugenden; für welche ich Verleiteter auch vielmahl die grauſamſten Tugenden angeſehen habe. Aber, weiſer Vater, würdige den nun auch einer heilſamen Artzney, deſſen Gemüths-Wunden du ihm auffs Lebendige gerühret, und deſſen Seuchen du ihm entdeckt haſt. Dem Einſiedler gefiel dieſes Erkäntnüß ſo wol: daß er Mitleiden mit Marbods Verbrechen hatte, und ihm antwortete: Er wäre bereit auf dem rechten Wege ſein Hülffs-Mittel zu finden. Aber Marbod verſetzte: Er würde ſelbtes dennoch verfehlen, wenn er ihn nicht mit der Hand darzu leitete. Denn wie die Natur in den Augen einen nicht geringen Fehler begangen hätte: daß ſie alles andeer, ſich alleine ſelbſt nicht ſehen könnten; alſo wiſſe der ſtets irrende Menſch ihm auch ſelten ſelbſt zu rechte zu helffen; und wie er über andere Fehler Luchs-Augen hätte, alſo wäre er in ſeinen eigenen blinder, als ein Maulwarff. Daß er derogeſtalt die Heßligkeit ſeiner viehiſchen Verſtellung, der Zornige nicht ſeine verdrehte Augen, der Wollüſtige nicht ſeine thörichte Gebehrdung, weniger aber ſein Heil erkennen kan. Der Einſiedler fieng an: Ich ſpüer dieſe Blindheit mehr denn zu viel an dir. Denn du haſt das Kraut zu deiner Geneſung in Händen, und ſiehſt es gleichwol nicht. Wolte GOtt! antwortete Marbod; es wäre nicht allein ſo nahe bey mir, ſondern auch nicht unſichtbar. Sich ſelbſt kennen, fieng der treuhertzige Einſiedel an; iſt die Artzney wieder alle Gemüths-Schwachheiten; und ſo allgemein: daß ſie Königen und Kohlbrennern anſchlägt, die Wurtzel aller Vergnügung, und der Pfeiler unſer Glückſeligkeit iſt. Denn, was hilfft es alle andere Dinge kennen, wenn man ihm ſelbſt unbekandt iſt? wiewol auch der ſchwerlich was anders kennen kan, der ſich ſelbſt nie betrachtet, oder ſeiner vergeſſen hat. Alle andere Thiere ken-

Digitized by Google

nen ſich; und ihr eingebohrner Trieb leitet ſie zu allem, was ihre Erhaltung erfordert. Der ſchädliche Scorpion fleucht das Scorpionen-Kraut, die Schlange den Schatten der Eſchbäume, als ihr tödtliches Gifft. Die verwundete Gemſe kennet ihr Wund-Kraut; und der Hirſch weiß ein Mittel: daß ihm die Natter nicht ſchade, welche er mit ſeinem Athem aus den Steinritzen gezogen hat. Der elende Menſch allein kennet weder ſich, noch ſein Gutes; ſondern erquicket ſich am Giffte, rennet in ſein eigen Verderben, verwundet ſich mit ſeinem eigenen Meſſer; weil er den Funcken der Göttligkeit, nehmlich die Vernunfft nicht zu Rathe nimmt, und das edle Kleinod des freyen Willens ſo ſchändlich mißbraucht; und ſich dardurch dergeſtalt verſtellet: daß Socrates, welchen doch die Göttliche Wahrſagung für den weiſeſten Menſchen erklärt hatte, an ihm ſelbſt nicht ohne Urſache zweifelt: ob er ein rechter Menſch oder ander Thier ſey; und daß der ſo weiſe Lehrmeiſter des Achilles Chiron ſich nur für einen Halb-Menſchen gelten läſt; ſein niedriges Theil aber zum Pferde macht; ja die Weiſen gar artlich die viehiſchen Neigungen des Menſchen dardurch fürgebildet haben: daß Prometheus bey Bildung des erſten Menſchen die Leber vom Wolffe, das Hertze vom Tiger, die Nieren vom Schweine, die Naſe vom Naſen-Horn-Thiere, die Zunge von der Schlange, die Zähne vom Hunde, die Augen vom Baſilisken, das Geſichte vom Affen, die Hände vom Geyer, den Magen vom Strauße geborget habe. Bey welcher Bewandnüß Pythagoras wol Urſache gehabt hat ſeinen Nachfolgern alle Abend die Prüfung ihrer Geſtalt, und die Unterſuchung des verübten Böſen, oder des unterlaſſenen Guten ſo nachdrücklich einzuhalten. Sintemahl ſeine Fehler erkennen ſchon eine halbe Vollkommenheit iſt. Denn wie nur die, welche erwacht ſind, ihre Träume erzehlen können; alſo vermag auch niemand ſeine Gebrechen wahrnehmen, als der ihnen gram wird, und ſich ſchon der Tugend befleißigt. Deßhalben band Plato in ſeinen Geſetzen nach anbefohlner Verehrung Gottes, die Ehrerbietung gegen ſeine eigene Seele ſo ſehr ein, und daß ein ieder ſie für ſeine Zeugin alles ſeines Thuns; ja gegen ſeinen eigenen Leib verſchämt ſeyn ſolte. Denn hierdurch ſtellet man ſich für den Richter-Stul des Gewiſſens, welches niemahls ohne Erleuchtung ſeines Verſtandes, und ohne Beſſerung ſeines Willens abgehet. Dieſe Prüfung unſers Lebens iſt die Maß-Rute, welche uns benachrichtiget, wie viel Schritte wir uns der Tugend genähert haben, und wie ferne wir noch von dem Angel-Sterne der Glückſeligkeit entfernet ſind, welche in der Ruhe des Gemüthes beſtehet. Sintemahl einen Laſterhafften ſeine Begierden nie ruhen, ſeine Sorgen nie ſchlafen laſſen. Der Verdruß überfället ihn in der Einſamkeit, in Gemeinſchafften iſt er mit niemanden weniger zufrieden, als mit ihm ſelbſt; er erzittert für einem rauſchenden Blate, und ſeine ihm einkommende Boßheiten machen ihm alle Wolcken von Blitze trächtig; ja wenn alle andere ihn für unſchuldig erkennen, verdammet ihn ſein eigen Hertze. Denn ſein Gewiſſen weiß mehr, als kein Zeuge, und hat mehr geſehen, als ſeine ihn Tag und Nacht bewachende Trabanten. Hingegen iſt der, welcher ſich kennen lernt, nicht nur ſelbſt, ſondern auch alle andere mit ihm zufrieden. Denn weil er ſieht: daß er nicht beſſer, als andere ſey, thut er andern auch nichts anders, als ihm ſelbſt. Er bemüht ſich deßhalben zweymal ſo viel gutes zu ſtifften, weil er unſtraffbar könte böſes thun; ja weil wilde Thiere aus Furcht das verbotene unterlaſſen, ſchätzte er ſich unwürdig ein Menſch zu ſeyn, wenn er ſich deſſen aus einem andern Triebe enthielte, als weil er vernünfftig iſt. Dergeſtalt iſt ein ſich ſelbſt kennender Menſch ihm allezeit gleich; wie unterſchieden gleich ſeine Verrichtungen ſind. Daher ihm Alcibiades niemahls unähnlich wird, ob gleich ſeine Klugheit ihn zu Athen anſehnlich, zu Thebe arbeitſam, zu Sparta ſparſam, in Perſien einen Jäger ſeyn heißt. Und Cato veränderte in dem veränderten Rom niemahls ſein Antlitz, weniger ſein Gemüthe; wenn ſchon andere nicht nur, wie die Feldhüner in Paphlagonien, zwey Hertzen haben, ſondern einem ieden ihnen beliebenden Dinge eines zueignen. Da ihr Erkäntnüß ihnen doch ſagen würde: daß ihr einiges nur dem einigen Gotte zu wiedmen ſey. Weßwegen die weiſen Griechen dieſe Artzney der Selbſt-Erkäntnüß billich mit Gold über die Pfoſten des Delphiſchen Tempels geſchrieben, ich aber zu meiner ſteten Erinnerung in dieſen Felß über den Eingang der Höle gegraben habe, wormit es ſo wol ich, als ieder Kluger ihm in ſein Hertz prege. Sintemahl diß der Delphiſche Apollo für den Kern menſchlicher Klugheit erkennet hat. Lieber Marbod, weil du dich nun ſelbſt nicht kenneſt, magſtu dich wol unterſtehen, denen Göttlichen Gliedern den Augen, welche nicht ohne Wunderwercke alle Dinge der Seele abbilden, oder ſie gleichſam erſchaffen, hierdurch aber ſelbſt der Natur der Handlangerin Göttlicher Allmacht Mängel auszuſtellen? Allerdinges ſind wol die euſſerlichen Sinnen und Glieder die Abbildungen der Seele, und Ausleger ihrer Eigenſchafften: daß aber die Augen ſich ſelbſt nicht ſehen, iſt eine kluge Behutſamkeit der Natur, welche dardurch den Menſchen anweiſen wollen: daß er durch ſtetes Anſehen ſeiner ſelbſt ſich ihm nicht ſelbſt zum Abgotte mache; und wegen ſo geſchäfftiger Eigen-Liebe nichts fremdem ſeine Augen gönne. Ich mag von allen Gliedern des Menſchen dir nicht die Richtſchnuren deiner Selbſt-Erkäntniß zeugen; ſondern weil du ein Haupt ſo vieler Völcker biſt, und dieſe Larve wol nicht ehe, als mit Verwechſelung des Sterbekittels abzulegen denckeſt, dich allein an die Betrachtung deines Hauptes weiſen; welches allerdinges ein Auszug der Welt, ein Ebenbild der himmliſchen Stern-Kreiße, ein Schloß der Seelen, und das Zeug-Hauß ihrer Bewegungen iſt; zur Anleitung: daß im Fürſten das gantze Volck gleichſam begrieffen; ſeine Verrichtungen der himmliſchen Reinligkeit zugethan; ein Herrſcher der Schutz ſeiner Unterthanen, und die Stärcke ſeines Reiches ſeyn ſolle. Ein Fürſt iſt ſo wol, als das Haupt über alle Glieder empor geſetzt, ſeines Anſehens und Amptes wegen; welches letztere ihm die ſorgfältige Aufſicht über die Niedrigen; das erſtere aber: daß er ihm niemanden zu Kopffe wachſen laſſe, keinen Diener ſo groß, als er ſelbſt iſt, mache, einbindet. Weßwegen ein Reich mit zweyen Fürſten für eine ſo groſſe Mißgeburt zu halten, als ein Leib mit zweyen Kopffen. Sintemahl die einzele Zahl zum Herrſchen, die Vielheit aber nur zum gehorſamen geſchickt iſt; ja die Bewegung des Himmels ſelbſt aus einem Uhrſprunge fleußt. Im Haupte haben alle fünff Sinnen ihre Wohnſtatt; der übrige Leib, deſſen Adern doch noch niemand gezehlet, deſſen Gebeine mit den Tagen des Jahres einerley Zahl halten, iſt allein mit dem irrdiſchen Fühlen begabet. Nach deſſen Beyſpiele ein Fürſt ſo vielmahl ſeines gantzen Volckes Gaben übertreffen ſoll. Fürnehmlich aber hat der Verſtand allein im Haupte den Sitz; weil ein Fürſt mit ſeiner Klugheit den Gebrechen eines gantzen Landes, und den Irrthümern vieler Völcker abzuhelffen gewachſen ſeyn ſoll. Das Gedächtnüß ruhet im Hintertheile des Hauptes, wie der Verſtand in dem vöderſten; weil dieſer auf das gegenwärtige und künfftige Aufſicht haben, jenes aber auf das vergangene zurück ſehen, und aus dem Menſchen gleichſam einen zweyfachen Janus machen muß. Ein Fürſt muß nichts minder ſeiner Vorfahren Thun und Zufälle; und du Marbod inſonderheit Brittons Fehler im Geſichte behalten, und aus ſelbten die zukünfftigen urtheilen. Denn das Leben der Menſchen iſt ein bloſſes Schauſpiel; in welchem zwar die Perſonen verändert werden, das Spiel aber einerley iſt, und von vornen wieder ſeinen alten Anfang nimmt. Das Haupt kan nicht ohne Augen; ein Fürſt nicht ohne Räthe ſeyn; weil es nicht rathſam iſt: daß er die ſchwere Kugel der Herrſchafft allein auf ſeine Hörner nehme. Denn ihm allein alles zutrauen iſt mehr eine Vermeſſenheit, als klug gethan. Deßhalben verdienten die obern Staats-Diener bei den Perſen ſchon den Nahmen der Augen; auch dem kluger Rath nichts anders, als ein auf künfftige Begebenheiten gerichtetes Auge iſt. Das Hertz und die Augen ſind an einander ſo genau verknüpffet: daß dieſe ſich ſeiner Freude und Leid alſofort theilhafftig machen. Ein Fürſt muß nichts minder ſeiner Diener empfindlichen Zuneigung verſichert ſeyn; und keine andere erkieſen, als welche wie die Augen keinen Sonnenſtaub des Eigen-Nutzes in ſich vertragen; welche durch die geringſte Betaſtung nicht ihres Fürſten Heimligkeiten erforſchen laſſen; und ob ſie zwar gleichſam durch einen Tamm unterſchieden ſind, dennoch mit einander übereinſtimmen, einerley Augenwerck nehmlich die Ehre ihres Fürſten und den Wolſtand des Volckes für ſich haben. Ja der Fürſt ſelbſt muß ſo wenig, als die Augen in ſeiner Wachſamkeit müde werden, die hefftigen Gemüths-Regungen ihm keinen Nebel, die Argliſt keinen blauen Dunſt für die Augen machen laſſen, noch einerley Ding mit dem einen Auge ſchwartz, mit dem andern weiß anſchauen; wo eben die Augen nicht hernach diß beweinen ſollen, was ſie vorher verkehrt an- oder gar überſehen haben. Weil aber die Warheit vorwerts einem begegnet, der Betrug aber uns auf der Seite beykommen wil, hat die Natur am Haupte das Geſichte vor die Ohren ſeitwerts zu Wächtern beſtellt. Ein Fürſt muß nichts minder auf beyden Seiten wachſam ſeyn; und wie die Ohren, welche nicht wie die Augen mit Augenliedern, noch wie die ungezähmte Zunge mit zweyerley Zäunen verſchloſſen werden können, ſondern Tag und Nacht offen ſtehen, iedermann und allezeit hören. Denn der iſt nicht werth, daß er König iſt, dem das Hören verdrüßlich fällt. Wenn der gantze Leib ſchläfft, halten die Ohren Schildwache, um ſelbten für der ſich nähernden Gefahr zu warnigen. Ein Fürſt aber ſoll deßhalben wachen: daß die Unterthanen ſicher ruhen können. Alle Thiere heben und ſencken ihre Ohren, des Menſchen alleine ſind unbeweglich und ſtets in einem Stande. Ein Fürſt ſoll iederzeit ſolche Aufacht haben: daß ſelbter niemahls was beyzuſehen ſey, noch er bei andringender Gefahr die Ohren ſpitzen dörffe, und ſeine Feinde ihm niemahls unvermuthet auf den Hals kommen, wenn ſie gleich geſchwinder, als der Blitz loß ſchlagen. Wiewol die Ohren nicht wie die Augen die Sachen ſuchen, ſondern von den Sachen geſucht werden, ſtehen ſie doch, wie der Mund mit zwey Mauern verſchloſſen iſt, mit zweyfachen Pforten offen, um die Dinge deſto beſſer in ſich zu faſſen, weil diß, was man ſiehet, beſtehet; was man aber höret, alsbald verſchwindet. Ein Fürſt muß keine Ohrenbläſer

Digitized by Google

halten, noch nach Vergällung der Unſchuld trachten; aber für nichts, was auch nur das leichte Geſchrey ſeinem Reiche gefährliches andeutet, die Ohren verſtopffen; ja in allem zum minſten zweymal ſo viel hören als reden. Weil aber unſer Gehöre niemand anderm in die Augen und empfindlich fällt; mag ein Fürſt ſich mehrmahls anſtellen, als wenn er nicht hörte, und wegen geringer Beleidigung ſein Reich nicht in Krieg verwickeln, noch allenthalben mit der Stirne, daran die Natur ihm nicht ohne Urſache, wie etlichen grimmigen Thieren kein Horn wachſen laſſen, durchfahren. Inſonderheit aber muß er nach Art der den Zauberer hörenden Schlange, gegen die Heuchler bey Vernehmung unzeitigen Lobes das eine Ohr mit Erde in Erwegung ſeiner irrdiſchen Unvollkommenheit, bey wollüſtigen Anreitzungen aber das andere mit dem Schwantze durch Behertzigung des heßlichen Endes zuſtopffen; und wiſſen: daß die Wolluſt zwar ein Engliſches Antlitz, aber einen Drachen-Schwantz habe; und ihr Anfang ein Himmel, ihr Ausgang eine Hölle ſei. Die Natur hat dem Menſchen zwey Ohren, und zwar in Geſtalt eines Irrgartens oder Schnecken-Hauſes mit gekrümmten Eingängen gemacht; womit diß, was er höret, an unterſchiedenen Orten anſchlage, und derogeſtalt wie das Ertzt aus dem Klange, alſo die Erzehlungen aus dem Schalle erkennet werden; inſonderheit aber ein Fürſt, als das lebendige Geſetze, gegründete Anklagen von Verleumdungen, redliche Gemüths-Ausſchüttung von betrüglichen Schein-Worten unterſcheiden, und wenn die Falſchheit das eine Ohr beſeſſen, er das andere der meiſt zuletzt kommenden, und das Nachſehen habenden Warheit, als eine unverſehrliche Jungfrau, vorbehalten möge. Dieſemnach denn ein Fürſt auch eine dinnſchätichtere Naſe, als ein ſcharffrüchender Geyer haben, und nicht nur alles in ſeinem Reiche, ſondern biß in die Staats-Cammern ſeiner Nachbarn rüchen; keines Weges aber nach Art des Geyers ſich mit den Aeſſern der ſtinckenden Laſter erquicken, noch wie einige ungezähmte ſchwangere Weiber für Ziberh Eckel, nach Bibergeil Begierde haben, oder nach blutigen Fleiſchbiſſen, ſondern mit dem Fenie nach dem köſtlichen Balſam der Tugend, welche alles Nabateiſche Rauchwerck übertrifft, als der ſüſſeſten Seelen-Speiſe lüſtern ſeyn, und durchgehends Muſchziegen von ſtinckenden Bocken, Amber-Bienen von Hirnſen, Syriſche Balſam-Aepffel von Sodoms Aepffel-Bäumen, Jaſmin von Napel, Roſen von Sammet-Blumen und Aloe von Teuffels-Koth, nehmlich den tugendhafften Adel von dem albern Pöfel, tapffere Helden, welche mit dem Geruche ihrer ruhmwürdigen Thaten die Welt erfüllen, von ungeartheten Zärtlingen, derer Leider nach Biſam rüchen, die Gemüther aber nach Unſchlit ſtincken, treue Diener von Verräthern, Ehre von Schande, und Redligkeit von Boßheit unterſcheiden muß. Denn dieſes Urthel iſt mit einem klugen Fürſten wie der Athem mit dem Leben, der Geruch mit dem Athem unzertrennlich vereinbaret. Ein leichtgläubiger aber, und der ihm Mäuſe-Koth für Pfeffer verkauffen läſt, liegt ſchon in der Ohnmacht ſeines Unterganges, und ſein Reich ſtehet auf der Bahre des Verterbens. Ja ſein gantzes Leben muß durch eitel Unſchuld die Lufft einbalſamen; wormit ſein Gewiſſen mit iedem Athemholen nicht allein dieſe anmuthige Erquickung an ſich ziehe, und ſein Ruhm ſich über ſeine Reichsgräntzen ausbreite; ſondern durch dieſe heilſame Krafft in ſeinem Reiche aller Geſtanck des Unrechts und böſer Sitten gedämpffet werde. Sintemahl doch, ihm ſelbſt wol bewuſt ſeyn, die Speiſe des Gewiſſens, ein guter Nahme der beſte Geruch der Gemüther iſt, und ein Fürſt durch Geſetze und Straffen nicht ſo ſehr, als durch ſein gutes Beyſpiel ſeine Unterthanen vom Unflate der Untugenden ſaubern kan. Denn wie der allerweiſeſte Schöpffer des Menſchen einerley Glied mit dem Geruche, und der Eigenſchafft nicht nur das Haupt, ſondern ſo gar die Glieder des andern Leibes von unnützen Feuchtigkeiten zu reinigen verſehen; alſo hat er die Häupter der Erden angewieſen: daß ſie nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ihr Volck, als ihre Glieder, des Rauches aller hefftigen Begierden, des Windes ſchnöder Eitelkeit, aller Feuchtigkeiten ſchläfferiger Trägheit entſchütten ſollen. Ja wormit ein Fürſt das denen leiblichen Augen unſichtbare Bild ſeiner Seele ſeinen Unterthanen zum Spiegel ihres Lebens fürſtellen könne, hat die kluge Mutter dieſes allen, durch den Mund eine Pforte geöffnet: daß das Gehöre darein ſchaue; einen Werckzeug ihm beygelegt, welcher die Seele aus ihrem verborgenen Behältnüß herfür bringe, und ihre weiſen Vernunfft-Schlüſſe offenbare. Denn der Mund iſt ein Pinſel des Gemüthes, und eine Schreibefeder der Gedancken; alle andere Thiere haben den Mund nur zum eſſen, der Menſch zum reden, ein König aber nur zur Weißheit. Ungeachtet die Speiſe gantz irrdiſch, die Sprache gantz geiſtig iſt, ſind doch Eſſen und Reden in einem Gliede des Hauptes vereinbart; nicht weil Zunge und Mund allein um den Leib beſchäfftigt ſeyn, ſondern ihre meiſte Bemühung im Dienſte der Seele zubringen ſollen, ein Menſch auch nichts zu reden hat, als was er gleichſam vorher gekäuet, wormit die Rede nicht zu Hülſen leerer Worte, ſondern zum Kern heilſamer Lehren werde. Und nach dem die Zunge nichts minder das ſchädlichſte als nützlichſte Glied des Hauptes iſt; hat wegen des letztern die Natur ihm eine gelencke Begligkeit verliehen, wegen des erſtern aber ſie ſo enge eingeſperret. Dieſemnach ſoll ieder Menſch allezeit nicht anders, als in einem letzten Willen, ein Fürſt aber nur wie aus einem wahrſagenden Dreyfuſſe reden. Denn dieſer iſt eine zu alles Volckes Nachricht und Richtſchnur empor gehobene Glocke; ie ſeltner ſelbte läutet, ie mehr erwecket ſie Aufmerckung; wenn ſie aber übel klingt, verräthet ſie entweder die Geringſchätzigkeit des Ertztes; oder daß ſie zerbrochen ſey. Weßwegen Kayſer Auguſt mehr ſchrifft- als mündlich ſeine Meynungen entdecket. Schmincke und Verhüllung ſind Kennzeichen eines ungeſtalten Antlitzes, übrige oder geſchmierte Worte eines heßlichen Gemüthes; deſſen Antlitz die Rede iſt. Kürtze iſt der Redner Meiſter-Stücke, eines Fürſten Eigenthum. GOtt redet gar nicht, ein kluger Fürſt wenig, ein Thor zu viel; welcher doch keine geſchicktere Larve der Weißheit hat, als das Schweigen. Auch aus ungefährlichen Worten eines Fürſten erzwingen die Zuhörer Geheimnüſſe. Der Donner iſt die Sprache Gottes, und ſein Bild auf Erden. Ein Fürſt ſoll nichts, als Zentner-Worte fürbringen; welche kein Verleumder verdrehen, kein Spötter übel auslegen, kein Boßhaffter verdrücken kan. Alles, was er in Geſchäfften redet, ſollen Befehle, in Rechts-Sachen Beſcheide, in Verheiſſungen Verbindligkeiten, in Geſprächen Nachdenckligkeiten, im Schertze Räthſel, und alle Bejahungen ſo heilig, als würckliche Eyde ſeyn: Das kleine Glied der Zunge iſt das Steuer-Ruder, wormit Fürſten das groſſe Schiff der Reiche mit geringer Müh lencken und umwenden. Auf dieſem beruhet die Ehre und Verkleinerung des Fürſten; das Heyl und Verterben, ja das Leben und der Tod der Unterthanen. Weßwegen der Mund des Menſchen nicht mit vorragenden Wolffs- oder Elefanten-Zähnen ausgerüſtet iſt; wormit Dräuund Ausübung der Rache entfernet ſey. Ein Fürſt aber ſoll gar nicht dräuen; ſondern, wenn er auch beleidiget wird, ein Lachen darein geben; biß die Gelegenheit ihm nichts minder zu ſicherer und gerechter Rache die Hand biete. Inzwiſchen aber, weil nicht nur das Haupt allenthalben an ſich eine Fühle; ſondern auch an Empfindligkeit des Leibes Theil hat; ſoll er geſchwinder, als die Spinne ſo wol diß, was das Gewebe ſeines Reiches beunruhigen, als den Aug-Apffel ſeines Hoheit verletzen wil, ihm zu Gemüthe ziehen. Denn der iſt kein Vater des Volckes, der ſeine Wunden nicht in ſeiner Seele empfindet; der aber kein groſmüthiger Löwe, der von Haſen ihm läſt die Haare ausrauffen. Dieſes, Marbod, iſt das wenigſte, was ein Fürſt zu ſeiner Selbſt-Erkäntnüß nur aus Betrachtung der euſſerlichen Sinnen zu lernen hat. Denn ein Menſch iſt ihm ſelbſt ein ſo groſſes Buch, das er ſein Lebtage nicht auslеſen kan; die innerlichen Kräfften der Seele aber ſo hoch: daß kein Weltweiſer ihre völlige Wiſſenſchafft erreicht hat. Uber diß glaube: daß mehr zu einem vollkommenen Menſchen, als zu dem gröſten Welt-Beherrſcher gehöre. Dieſes allein habe ich dich noch zu erinnern: daß ob zwar ein Fürſt das Haupt des Volckes, er dennoch kaum ein Fußſchemmel Gottes ſei; und daß Könige ſich zwar an die Richtſchnur der Vernunfft halten, die Zeit ihnen nütze machen, die Gelegenheit mit beyden Händen erwiſchen, iedoch allezeit für dem Lichte der Göttlichen Verſehung mit einer Ehrerbietigen Furcht die Augen zudrücken müſſen. Denn dieſe iſt in der Reichs-Uhr das Gewichte, unſere Vernunfft nur der Weiſer; und wenn wir gleich alle Segel unſerer Klugheit ausſpannen, alle an denen Rudern unſer Mühſamkeit ſchwitzen; kommen wir doch nirgendshin anders, als wo uns der Compaß der ewigen Verſehung hinleitet; indem ſie uns entweder ſonder Zwang unſers freyen Willen ihr Abſehen erkieſen läſt; oder auch durch Sturm auf ihrem unerforſchlichen Wege dahin verwirfft, wohin wir auch Traums-weiſe nie gedacht hatten. Gleichwol aber kan der nicht ſcheitern, noch eines Haſens fehlen, der auf dieſem Meer der Welt GOtt zu ſeinem Angel-Sterne, ſein Gewiſſen zur Magnet-Nadel hat.

Marbod hörte gleichſam als verzückt dieſen nichts minder klugen, als heiligen Alten aus; und nach einem tieffen Seufftzer fieng er an: Warlich, Vater, dieſe Perlen ſind in der Muſchel dieſer Höle nicht gewachſen! Denn wie mag die Einſamkeit eine Schule des Hofes, und ein Einſiedel ein Staats-Verſtändiger ſeyn? Dannenher wie wir zwar für dieſen heilſamen Unterricht dir ungeltbaren Danck ſchuldig ſind, werden ſelbte doch in unſern Hertzen ſo viel mehr Nachdruck haben, wenn die Wiſſenſchafft ihres herrlichen Uhrſprungs ihren Werth noch vergröſſern, und Marbod erfahren wird, wer heute ſein ſo groſſer Lehrer geweſen ſey. Der Alte blieb eine gute Weile voller Nachdenken ſtehen, endlich aber redete er den Marbod alſo an: Wenn das Reichthum meiner Einſamkeit ſo ſichtbar, als der Menſchen Begierde frembdes Gut zu beſitzen gemein, oder auch meiner Vergnügung Abbruch zu thun iemanden möglich wäre; würde ich billich Bedencken tragen euch zu entdecken: daß ihr für euch einen König ſehet, der für Jahren zwar über viel Völcker, nunmehr aber über ſich ſelbſt eine viel herrlichere Herrſchafft führet; der nunmehr allererſt ihm ſelbſt lebt, nach dem er in aller Gedancken geſtorben iſt. Aber weil mein Glücke höher geſtellet iſt; als daß es der Neid mit ſeinem giftigen Athem ſolte

können anhauchen, oder die Ehrſucht mit ihren Pfeilen erzielen; ſo wiſſe Marbod: daß du reden höreſt den weyland unglücklichen, nunmehr aber ſeligen Arioviſt. König Marbod fiel alſofort mit tiefſter Ehrerbietung zu Boden, umarmte Arioviſten mit dieſen langſam heraus geſtoſſenen Worten: Darff ich mir wol das Glücke träumen laſſen heute den groſſen Arioviſt zu ſehen; und läſſet ſich mit Gedancken begreiffen: daß ein ſo groſſer Fürſt für den Glantz ſo vieler Kronen das Finſternüß dieſer Höle, für die fußfällige Bedienung hundert Völcker dieſe langſame Einſamkeit erkieſet habe? Arioviſt hob ihn auf, und hieß ihn von der ſeinem itzigen Zuſtande gar nicht anſtändigen Verehrung abſtehen, an der Warheit ſeiner Erzehlung aber nicht zweiffeln; und an ſeinem entblöſten Arme das angebohrne Kennzeichen der Allemanniſchen Fürſten, nemlich einen geſichelten Mohnden, wahrnehmen, wie Seleucus auf der Schulter einen Ancker, Käyſer Auguſt den geſtirnten Bär auf der Bruſt, ſeine Mutter Atia einen Drachen über dem Nabel gehabt haben ſolte. Das Abſtürtzen von König-Stülen, ſagte er, iſt zwar gemeiner, als das freywillige herunter ſteigen; jenes aber rühret meiſt von Laſtern, dieſes von Tugend und Klugheit her. Jenes zeucht den Untergang, dieſes eine Erhöhung der Seele und der Gemüths-Vergnügung nach ſich. Es iſt ja wol an Fürſtlichen Höfen ein unbekandtes Wunderwerck, nicht herrſchen wollen, wenn man kan; aber in der Schule des Weiſen ein noch ſeltzamer, die zur Herrſchafft beſtimmte Vernunfft denen wütenden Begierden unterwerffen, und ſich ſelbſt zum Knechte machen; wormit uns andere gehorſamen. Mein Vater Arbogaſt hatte mir eine ziemliche Anzahl Völcker zu Unterthanen hinterlaſſen: denn der Ehrgeitz hat nun auch der Menſchen Dienſtbarkeit erblich gemacht; aber das Glücke warff noch viel mehr Länder unter meine Botmäßigkeit; wormit es durch den Raub ſeines zugeworffenen Reichthums mit der Zeit einen deſto gröſſern Raub gewinnen möchte. Cäſar hieb mir in das Rad meiner Siege den erſten Span ein; und ich lernte dazumahl allererſt: daß das Glücke ſo wenig Bürgen über ſeine Beſtändigkeit, als Tapfferkeit in der Welt nicht ihres gleichen habe. Mit meinen Gemahlinnen und Töchtern verlohr ich mehr, als die Helffte meiner ſelbſt. Denn ich wuſte nicht: daß alles irrdiſche nur geborgtes Gut, die Ruhe des Gemüthes aber allein unſer ſchätzbares Eigenthum iſt. Die Eintracht kehrte hierauf Deutſchlande, alles Glücke aber ſchier mir den Rücken; zum Merckmahle: daß ſelbtes ein Weib wäre, welches nur mit jungen Leuten zuhielte, und die welche in der Jugend ihre Schoos-Kinder geweſt, mit der Zeit müſten zu ihren Wechſelbälgen werden. Das Verhängnüß flochte mich in den Bürgerlichen Krieg mit ein; um mein Gemüthe nicht allein mit allerhand Zufällen zu beunruhigen, ſondern auch mehr meine Seele, als die Hände mit Blute des Vaterlandes zu beſudeln. Mein Verlangen ſelbtes wieder mit Friede zu ſegnen, erſchöpffte faſt meinen Lebens-Athem; ſonderlich weil ich wol ſahe: daß die Siegs-Fahne nicht allezeit auf der Seite der gerechten Sache wehete. Der frühzeitige Tod aber meines einigen Sohnes ſcharrete mich nahe mit ihm in den Sarch. Zum wenigſten war mit ihm alle Vergnügung erloſchen; und wie etlichen Krancken auch ſo gar der Zucker bitter ſchmeckt, alſo däuchtete mich alle Ergetzligkeit Wermuth zu ſeyn. Es eckelte mir nichts minder für meinem eigenen Thun, als für derſelben Anſtalt, die es mit mir am beſten meinten. Ich verwandelte meine Reichs-Sorgen in eine verdrüßliche Einſamkeit; alſo: daß die Ehrſüchtigen Diener durch Anmaſſung der Herrſchafft mir zum Theil an das Hefft des Königs-Stabs grieffen, die treueſten meine Verfallung beſeufftzeten, keiner aber mir meine Fehler fürhielt. Denn ob zwar der Fürſten Gebrechen nichts minder, als die Verfinſterung der groſſen Geſtirne ſichtbarer ſind, als der kleinern; ſo wird ſelbte doch nicht der verfinſterte, ſondern nur fremde gewahr. Sintemahl nur anderer Augen der Werckzeug ſind unſere Splitter zu fühlen, und das Schau-Glaß uns ſelbſt kennen zu lernen. Aber dieſes bekommen zwar gemeine Leute, ſelten aber Fürſten zum Gebrauch. Denn entweder die Heucheley, oder die Furcht wollen Königen nichts ins Ohr ſagen, was ſie nicht im Hertzen kützelt. Meine eigene Tochter Boeione erinnerte mich noch zuweilen an ein und anderm; alſo: daß ich bey ſolcher Beſchaffenheit, da meine Schwachheit auch gegen einem Weibe und Kinde zu verſtecken war, mich entſchloß, ihr die Herrſchafft abzutreten. Ich ſchlug mich mit dieſen Gedancken etliche Zeit; biß endlich auf meinem Schloſſe Solicin am Necker um Mitternacht bey hellem Monden-Scheine ein vermeintes Geſpenſte für mein Bette trat, mich mit dem Arme zoge; und weil ich ohne diß allerdings munter war, auf meine Befragung: wer es wäre, antwortete: Ich bin dein guter Geiſt, und habe Mitleiden an deinem Unvergnügen. Du wirſt aber in kurtzer Zeit nicht nur deine Ruhe, ſondern deine wahre Glückſeligkeit finden. Ich, fuhr Arioviſt fort, ſahe dieſem Geiſte mit unverwendetem Auge ins Geſichte; und hätte geſchworen: Ich hätte mich ſelbſt für mir ſtehen ſehen. Gab ihm alſo, weil er ſich nach und nach entfernet, zur Antwort: Ich würde die Zeit mit unerſchrockenem Hertzen abwarten. Denn ich machte meine Rechnung und Auslegung auf nichts anders, als den Tod, welcher auch die in Ruhe verſetzt, die im Leben keine gehabt, und niemanden mehr beglückſeliget, als die Unglücklichen. Auf den Morgen beredete mich meine Tochter Boeione einer von ihr angeſtellten Jagt beyzuwohnen. Denn ſie unterließ keine Erfindung: daß ich mich meiner Schwermüthigkeit entſchlagen möchte. Bey Verfolgung eines Hirſchens kam ich zu einem Brunnen, bey welchem ein Stein-alter Greiß auf einem Felſen ſaß; mich aber bey meinem erſten Anblicke mit dem Nahmen nennte, und auffs freundlichſte grüſte. Wie ich nun, ſagte Arioviſt, nach ſeiner Beſchaffenheit fragte, antwortete mir dieſer Alte: Ich wundere mich nicht, daß ich dir itzt ſo unbekandt bin; nach dem die wenigſten Menſchen ſich ſelbſt kennen. Ich bin aber einer von denen Samothiſchen Weiſen, welche von deinem Uhran-Herr Thuiſcon den Uhrſprung haben; und zwar derſelbe, welchen dein Vater der tapffere Arbogaſt zu einem Lehrer deiner Kindheit erkieſet hatte; und der kein gröſſer Glücke erleben könte, als wenn er dich nunmehr auch könte ſterben lehren. Ich konte mich nicht enthalten, fuhr Arioviſt ferner fort, dieſen guten Alten auffs empfindlichſte zu umarmen; als welcher ein weiſer Leiter meiner Jugend geweſt war, und nicht nur die Griechiſche Sprache, ſondern alles diß, was ich iemals tugendhafftes begrieffen, ihm zu dancken hatte. Er hatte nicht nur unter den Celten den Grund ſeiner Weißheit gelegt; ſondern auch bey denen Zamolxiſchen Prieſtern unter den Geten, und in Egypten ſelbte durch viel heilſame Lehren befeſtigt. Wiewol dieſe Samothiſche Weiſen nun von allem Geitz und Ehrſucht entfernet ſind, auch ſich nur mit Haar bedecken, und von Baumfrüchten leben, haben ſie doch die Allemanniſchen Könige iederzeit an ihren Hoff zu Aufferziehung ihrer Fürſten gezogen; wolwiſſende: daß gantze Völcker zwar von einem Fürſten können beherrſcht; ein junger Fürſt kaum von einem gantzen Volcke wol, von niemanden aber beſſer, als einem Weiſen aufferzogen werden; welcher von rechtswegen nicht allein mehr wiſſen, ſondern auch mehr gutes thun ſoll, als alle Gehorchenden. Ich kan mit Warheit ſagen: daß ich dieſem Lehrer mehr als Alexander ſeinem verbunden, iedoch in dieſem mit ihm beſchämt bin: daß keiner ſeiner Ehrſucht ein rechtes Maaß zu ſetzen gelernt hatte. Dieſemnach ich denn unter meinen bethränten Umhalſungen dieſen Weiſen erſuchte mir ſeine vertröſtete Unterrichtung zu der Zeit, da ich für meinen Irrthümern mehr, als in der unvorſichtigen Kindheit und in der verwegenen Jugend Sorge trüge, nicht zu entziehen; welcher denn auch einem tieffen Seufftzer mit vielen Thränen anfieng: Die Kunſt recht zu leben iſt zwar die gröſte der Menſchen, wol zu herrſchen der Fürſten; ſelig zu ſterben hat an ſich etwas Göttliches; denn an dieſer hänget unſere Ewigkeit. Weßwegen unſer Leben von der blinden Kindheit den Anfang, und mit dem weiſen Alter den Abſchied nimmt; wormit man allhier keinen Tritt fehle, ſo das Alter erwachet gleichſam alle Tage mit einer neuen Schwachheit; wormit ſelbtes ſo viel vorſichtiger dem beſorglichen Falle zuvor komme. Zwar iſt nicht ohne: daß die Herrſchens-Kunſt in einem klugen Kopffe, nicht in jungen Rieſen den Sitz habe. Mehrmahls haben gantze Heere für zitternden Händen gezittert; und nachdem Zeit und Erfahrung das Hertze von ungezämenden Begierden, das Haupt von Unwiſſenheit erlediget, der Verſtand auch ins gemein zunimmt, wenn die euſſerlichen Sinnen ins Abnehmen kommen, ſiehet ein bejahrter Fürſt offt mit einem Blicke weiter, als die ſcharffſichtigſten Jünglinge mit ihren eingebildeten Adlers-Augen. Ihre Rathſchläge richten mehr aus als der hitzigen Jugend geſchliffene Spieſſe. Gleichwol aber iſt ins gemein das Alter bey Fürſten eben ſo wol eine Kranckheit, als beym Pöfel. Der Stab, für welchem gantze Länder gebebt haben, verwandelt ſich in eine Stütze ohnmächtiger Armen. So viel man in der Jugend ſchwitzet, ſo viel muß man im Alter huſten; jenes aber gebieret Zuneigung des Volckes, dieſes Abſcheu; alſo: daß auch die Jugend mit ihren gefährlichen Annehmligkeiten wie eine Sirene die Gemüther an ſich zeucht, das Alter aber mit ſeinen heilſamen Warnungen als ein Geſpenſte die verwegenen ſchichtern; und nach dem der bejahrten Eigenſchafft iſt alles zu verneinen, wie der Kinder iedes zu verjahen, die Begierigen unwillig macht. Die Kindheit des Menſchen gleichet ſich einem Qvelle, welcher zwiſchen dem unbefleckten Sande faſt unempfindlich herfür rieſelt, und bey ſeiner Einfalt auch ſeine Reinigkeit behält. Die Jugend wird ſchon eine rauſchende Bach, welche über Stock und Stein abſtürtzet, von Gemüths-Regungen ſchäumet, und mit dem Kothe der Wolluſt ſich trübet; die männlichen Jahre gleichen einem vollkommenen Fluſſe, der zwar tieff, aber ſittſam fortſtrömet, das Erdreich wäſſert, Schiffe träget, Städte befeſtigt, und hunderterley Nutzen ſchafft. Das traurige Alter aber iſt ein geſaltzenes Meer, ein Abgrund der Gebrechen; wo alle Süßigkeit der Gebehrden ſich in bittere Verdrüßligkeit, die nutzbare Hurtigkeit ſich in kriechende Schwachheiten verwandelt, das Schiff unſers Lebens leck wird, und allgemach in die Tieffe des Grabes zu ſincken anfängt. Dieſemnach wundere dich nicht, mein lieber Arioviſt, daß du bey dem Alter ablegſt, und das Volck dir itzt ein ander Geſichte macht, als für dreyßig Jahren. Kinder, die viel Mütter haben, nehmlich der unartige Pöfel, weiß auch unzeitigen Kindern die grauen Haare heraus zu treiben. Er wieget alle Entſchlüſſungen nach dem Ausſchlage des Glückes ab; dieſes aber iſt eine Stieff-Mutter der verlebten, eine Buhlerin der Lebhafften. Geſetzt aber, Arioviſt, daß ein Fürſt bey ſeinem Alter

Digitized by Google

alle Kräfften in-, alles Glücke neben ſich erhielte. Wie man für den niedlichſten Speiſen einen Eckel bekommt, alſo werden Unterthanen ihrer beſten Fürſten überdrüſſig. Je höher ein Berg, ie mehr bedeckt ihn Schnee; ie vollkommener ein Fürſt, ie mehr klebet ihm Verleumdung an. Denn das Maul ſtincket dem lüſternen Volcke immer nach Neuigkeit; und die ſtärckſten Beine ſind zu ſchwach in die Länge gute Tage zu vertragen. Man betet die mehrmahls Regen und Koth nach ſich ziehende Morgenröthe an, und verſchmähet die zu Golde gehende Sonne, ob ſelbte gleich Purpur und Perlen von ſich ſchüttet, und einen erfreulichen Morgen ankündiget. Ja wenn Fürſten auch ſchon Vermögen und Anſehen behalten; haben ſie doch endlich zu beherzigen: daß ſie zwar ein groſſes Theil ihres Lebens dem Vaterlande ſchuldig, aber alles ihnen ſelbſt zu entziehen nicht berechtigt ſind. Bey gemeinen Menſchen ſoll die Liebe bey ſich ſelbſt anfangen, bey Fürſten aber ſich endigen. Ich weiß wol, daß ihrer viel mit weniger Beſtürtzung den Sterbe-Kittel an-, als den Purpur ausziehen; aber ſie verſtehen nicht, daß in Königlicher Hoheit die wahre Vergnügung keines Weges ſtecke; weil die Unſchuld darinnen nicht weniger ſeltſam iſt, als neue Sternen im Himmel. Kronen bezeichnen nur prangende Knechte, und hoffärtige Elenden. Ja alle von der Einbildung nur begreifliche Wolluſt iſt Wind und am Ende Schmertz; ihre erſten Trachten ſind zwar aus eingeambertem Zucker-Teige bereitet, aber inwendig ſtecket Gifft, und das letzte Gerichte ſchmecket nach Fäulnüß; wenn ſelbte was liebliches an ſich kleben, ihre Ergetzligkeit aber nicht zum Grund-Steine die Ewigkeit hat. Denn tauſend Jahre unſers Lebens, wenn ſie vergangen, ſind weniger als ein Schatten; und tauſendmahl tauſend Jahre laſſen ſich doch nur mit einer Ziffer und vielen Nullen ſchreiben, auch im Augenblick zertheilen; in welchen wir meiſt ſo viel Seufftzer eingezogen, als Athem geſchöpfft haben. Und die von der Natur in unſere Lunge geſetzte Hauß-Uhr erinnert uns durch ihre alle Augenblicke ſchlagende Unruh: daß die Stunde unſers Abſchieds ſich nähere, und, ehe wir es uns einbilden, ſchlagen werde. Hiermit zerrinnet alles irrdiſche durch den Tod in nichts, welcher ſchon in unſer Geburt mit uns anfängt zu ringen. Alsdenn läſſet ſich die Todten-Aſche eines Weltbezwingers, der wie ein Blitz hundert Länder eingeäſchert hat, von deſſelbten, der in dem engen Kreiße eines Faſſes ſeine Begierden endigte und völlige Vergnügung ſchöpffte, nicht unterſcheiden. Die Fürſten- und Bettler-Knochen ſind nichts minder als ein Ey dem andern ähnlich. Der Ruhm von unſerm Tode, und die Pracht unſers Begräbnüßes giebt der Sache auch nichts. Dieſes blendet etlicher Augen, jenes klinget eine Weile in Ohren, beydes aber verſchwindet, ehe man es gedacht hätte; und der Tode ſelbſt hat den geringſten Genüß darvon. Die Marmelnen Gräber, welche Könige ihnen ſetzen, machen nicht ſo wol ihre Thaten, als ihre Eitelkeit berühmt; und ob ſie zwar die Nachwelt bißweilen zu ihren Abgöttern macht; ſo bleiben ſie doch ins gemein länger ein Denckmahl köſtlicher Steine, als derer, welche ſie haben bereiten laſſen. Nach dem aber die Beſchaffenheit der Seele uns klar genung zeiget: daß nicht alles in uns vergänglich ſey, uns gleichſam mit den Fingern auf ein Weſen weiſet, welches ewig bleibet; wohin zu gelangen die Ablegung deſſen, was an uns ſterblich iſt, eine Pforte abgiebt; ſo befiehlet uns die Vernunfft, wo nicht alle, doch wenigſtens die letzte Zeit dahin anzuwenden: daß wir anders, als Vieh ſterben; zumahl ohne Verſicherung eines ſeligen Todes kein Leben vergnüget ſeyn kan; und weil der Menſch mehr nicht, als einmahl ſtirbt, alſo ſich der hierbey begangene Fehler nicht mehr verbeſſern läſt, muß hierinn die euſſerſte Sorgfalt fürgekehrt werden; wormit unſere Unachtſamkeit nicht unſer eingebildetes Leben mit einem wahrhafften Tode, unſere gegenwärtige Marter aber nicht vollends mit einer Hölle verwechſele. Daher müſſen wir unſere Eigen-Liebe in eine Selbſt-Erkäntnüß verwandeln, die glänzenden Schalen aller irrdiſchen Güter, und mit ihnen die Begierde ſie zu erlangen, als auch die Furcht ſie zu verlieren, wegwerffen; wormit die ſonſt unaufhörlich zitternde Magnet-Nadel unſers Gemüthes unverhindert GOtt, den einigen Angel-Stern unſerer Seele erkieſe, und in der Welt zur Ruhe, nach dem Tode aber zum wahren Leben gelange. Warlich, Arioviſt, dieſes iſt dir keine neue Lehre; ich habe ſie dir mit der erſten Milch eingeflöſt. Ich habe dir als ein ander Euclides eingehnlten: daß ein Kind nur einen Punct, ein Knabe einen ziemlichen Strich, ein Jüngling die völlige Breite guter Künſte und Wiſſenſchafften begreiffen, ein Mann die Tieffe der Klugheit, ein Greiß aber den Mittel-Punct und den Zweck des gantzen Lebens-Kreißes, nemlich Gott und den Grundſtein ſeiner Seelen-Ruhe ergründen ſolle. Aber ich weiß, daß dir ewige Beweglichkeit der Staats-Sorgen, und das Getümmel des unruhigen Hofes deinem Leibe nicht einſt die nöthige Ruh, noch in deinem dreyßig-jährigen Fürſten-Stande eine Viertelſtunde dieſer Weißheit nach zu dencken erlaubt haben. Dieſemnach iſt es Zeit, daß du dich der mehr von Eitelkeit, als dem Lebens-Geiſte beregſamen Menſchen, und alſo dieſer Hindernüße entſchütteſt. Es iſt Zeit, daß du alle irrdiſche Anſchläge fahren läſt; wo du nicht die willkührliche Gewalt des Glückes über dich verlängern, und den grauſamſten Zufällen dich ſelbſt zu einem Ziele fürſtellen wilſt. Verlaſſe dieſemnach das vergängliche, ehe es dich ſelbſt verläſt; und kehre dem den Rücken, was dir im Leben noch viel Empfindligkeit verurſachen, nach dem Tode nicht wenig von deinem Ruhme benehmen kan. Die Schönheit muß den Spiegel zerbrechen, ehe ſie veraltert, ein Fürſt den Zepter weglegen, ehe er ihm aus den Händen fällt. Mache dein Ende dir derogeſtalt nütze: daß es mehr einem Siege, als einer Verfallung ähnlich ſey; und das groſſe Auge der Welt, die Sonne, dir zu einem Vorbilde, welche ihren Untergang meiſt mit einer Wolcke verhüllet, um die Welt im Zweiffel zu laſſen, ob die Sonne noch über, oder unter unſerer Erden-Fläche ſey. Es iſt freylich wol kein geringes für das Heil der Völcker, und die Ruhe der Länder ſorgen; aber ein Augenblick dieſer Einſamkeit iſt herrlicher und vergnüglicher. Alles iſt friedſam in der Seele; alle ſonſt widerſpenſtige Gemüths-Regungen gehorſamen der Vernunfft auf einen Winck. Müh und Verdrüßligkeit verſchwinden; Neid und Ungemach tritt man mit Füſſen; wir unterbrechen das Spiel des Glückes; ja wir feſſeln es ſelbſt an, wie ſtarck es ſonſt iſt, und wie krumme Gänge es ſonſt zu gehen weiß. Die Unruh ſelbſt findet hier ihre Ruh; die Nächte ſind aller verdrüßlichen Finſternüß, das Leben der falſchen Welt, und ungelegenen Uberlauffs entübrigt. Wir halten allhier täglich Siegs-Gepränge; man ſetzet der Tugend alle Augenblicke friſche Ehren-Kräntze auff; der Himmel und unſer Gewiſſen ruffet unſerer Unſchuld tauſend Lobſprüche zu; und wir verwandeln die Hefen des ſonſt beſchwerlichen Alters in das vollkommenſte Theil unſers Lebens, welches nunmehr weder Jahr noch Monat, weder Ende noch Anfang zu unterſcheiden, für keinem Geräuſche zu erſchrecken, nach keiner Glocke ſich zu richten, und ſo wenig als die Ewigkeit ſelbſt einer Uhr von nöthen, die Geſtirne zu ſeinem Zeitvertreib, die Welt zu ſeinem Garten, ſeine reine Gedancken zu ſeiner Speiſe hat. Mit einem Worte: Unſere Lebens-Art ſtehet reinen Seelen, wie das Waſſer den Fiſchen, die Lufft dem Geflügel an, ſie iſt ein Muſter des Lebens im Himmel, und ein Vorſchmack ſeiner Süßigkeit.

Nach dieſen Worten leitete er mich zum Eingange ſeiner Höle; da er die Lob-Sprüche ſeiner beliebten Einſamkeit mit folgenden Reymen in eine von dem grünen Moße geſauberte Stein-Klippe mühſam eingegraben hatte:

Der Seele ſüſſe Ruh, der Kern der theuern Zeit,
Des Hertzens ſtumme Luſt, der Unſchuld treuſter Freund,
Der Warheit Mitgeferth, und Eitelkeiten Feind,
Der Liſt und Wolluſt nicht mit ſcheinbarn Körnern ſtreut,
Die auf den Abend nie des Tages Thun bereut,
Die kein ſchlimm Beyſpiel ſieht, kein Unrecht nie beweint,
Der wenn es auswerts blitzt, die Sonn inwendig ſcheint,
Der Friede des Gemüths, diß iſt die Einſamkeit.

Glaubt: daß die Unruh ihr der Welt ein Unding heiſt;
Daß Ehrſucht nie den Tag, die Furcht keinmahl die Nacht
Zu kurtz; kein Kummer ihr zu lange Stunden macht;
Daß ſie kein Zorn erhitzt, kein' Angſt ihr Hertz umeyſt;
Kein Heuchler ſie bläh't auf, kein Dräuen ſie zwängt ein;
Daß ſie läſt Einſame nie bang und einſam ſeyn.

Durch dieſe, und mehr bewegliche Zuredung des Samothiſchen Weiſen, ſagte Arioviſt, ward ich derogeſtalt eingenommen, oder, wenn ich zu einer ſo heilſamen Würckung ein ſo gefährliches Wort brauchen dörffte, bezaubert: daß meine Königliche Würde und alles irrdiſche mich anſtanck; die gelobte Einſamkeit aber mein Gemüthe mit einem anmuthigern Geruch, als Balſam und Jaſmin anhauchete; alſo: daß ich von Stund an meinem Pferde den freyen Lauf verſtattete, meinen Degen, Kleider und Jäger-Geräthe wegwarff, mich mit dieſer Haut deckte, und um von den Meinigen nicht ausgeſpüret zu werden, mit meinem Lehrer mich in eine nahe darbey verdeckte Höle verbarg. In welcher wir folgende Nacht und biß in dritten Tag ein unaufhörliches Gethöne von Jäger-Hörnern vernahmen; weil dem Vermuthen nach ich von den Meinigen geſucht, und nach vergebener Müh, Zweiffels-frey für tod gehalten ward. Nach dem ich mich aber in dieſer Nähe nicht allerdings genung verborgen zu ſeyn achtete, beredete ich meinen Lehrer: daß er mit mir durch die dickſten Harudiſchen Wälder biß auf den Fichtelberg, und als wir da eine Zeit uns aufgehalten, auf das Hercyniſche Gebürge, und um ſelbers herum biß auf gegenwärtigen Berg ſich entfernte. Welchen ich deßwegen für den herrlichſten Ort in der Welt halte; weil ich von dem Samothiſchen Weiſen die vollkommene Ruhe des Gemüthes gelernet, mich darauf über alle irrdiſche Sorgen erhöhet zu ſeyn befinde; und bey meiner Glückſeligkeit die Thorheiten der Menſchen, davon mir zuweilen ein oder ander Wurtzelmann zu ertzehlen weiß, verlachen, und itzt mit deiner Eitelkeit, lieber Marbod, Erbarmnüß haben, nichts aber an deiner eingebildeten Hoheit beneiden kan; ja ich traute dir in meiner Einſamkeit, oder vielmehr in der mir erkieſeten Todten-Höle, ſolche Reichthümer zu zeigen, welche wenige Weltbeherrſcher ihr Lebetage zu ſehen, weniger zu beſitzen bekommen; und da Auguſt nichts minder als du mein Grabmahl ſchwerlich ohne Mißgunſt

Digitized by Google

würden betrachten, und wie itzt von mir: daß die Natur, wenn ſich die aufblehende Ehrſucht widerſetzet, leicht zu ihrem erſten Stande und Kleinigkeit komme; alſo von erwähnter Höle lernen können: daß die Kunſt eine bloſſe Magd oder Affe der Natur, der Menſchen Wunderwercke gegen dieſer Gebäuen weniger, als Ameis-Hauffen ſind; beyde aber endlich nichts, als dem Feuer eine koſtbare Aſche, dem Winde einen theuren Staub abgeben.

König Marbod mühte ſich mit aller nur erſinnlichen Ehrerbietung dem ſo berühmten Ariovist an die Hand zu gehen; und ob er zwar unterſchiedene Einwürffe thät: daß die Einſamkeit eine böſe Rathgeberin, und eine bangſame Geferthin wäre; und daher zu untadelhafter Selbſtgelaſſenheit eine ungemeine Vollkommenheit gehörte; die Gemeinſchafft zwar ein Verlangen nach ſich, die Einſamkeit aber nach andern verurſachte; daß ein angebohrner Trieb die Menſchen zuſammen vereinbarte, und die Freundſchafft dem Leben ſo nöthig, als die Sonne der Welt; der Fürſtliche Stand aber nichts minder dem gemeinen Weſen, als das Steuer-Ruder dem Schiffe unentbehelich; und wegen ſeiner Sorgen und Gefährligkeit ſo wenig, als die Roſe wegen ihrer Dornen verwerflich; kein ander Stand auch ohne Schwachheiten wäre; ſondern iede Fackel ihren Rauch hätte, und jeden Menſchen ſein Schatten begleitete; ſo eignete ihm Marbod doch ſelbſt ſo blöde Augen, und einen ſo albern Verſtand zu: daß er in das Licht einer ſo hohen Gemüths-Erleuchtung nicht ohne Verblendung ſehen, noch ſein Urthel über die Meinungen des weiſeſten Ariovists erſtrecken könte. Hingegen lag er ihm mit beweglichſten Bitten ſo lange an, biß er ihm die erwehnte Höle zu zeigen Vertröſtung that. Maſſen ſich denn Ariovist den dritten Tag, als er den König Marbod und ſeine Geferthen die Zeit über mit Gemſen-Fleiſch, Erdbeeren, und Kräutern, mehr aber mit vielen klugen Geſprächen unterhalten hatte, mit ihnen auff den Weg begab; und biß in die ſinckende Nacht durch etliche finſterer Thäler über viel rauhe Stein-Klippen führte; alſo: daß dieſe ſich in beſten Jahren befindenden Nachfolger ihm mit genauer Noth gleich kommen, und daher ſich nicht nur über der Hurtigkeit des Stein-alten Ariovists verwundern, ſondern auch ſeiner gegebenen Urſache beypflichten muſten: daß der Ehrgeitz nur nach vielen und ſeltzamen Speiſen lüſtern, der Hunger mit wenigem vergnügt, die ſchlechteſte Unterhalt der Geſundheit und den Leibes-Kräfften am verträglichſten wäre. Gantze Heerde Ochſen wären mit einer engen Weyde, eine ziemliche Menge Elefanten mit einem Walde vergnügt; ein üppiger Menſch aber hätte in ſeinem Zwerg-Leibe einen unerſättlichen Straus-Magen, welcher mit ſeiner Tafel die Lufft erſchöpffte, gantze Meere ausfiſchte, groſſe Wildbahnen verödete, den Erdboden arm machte; und, ob ſchon die Natur um ſeinem Eckel vorzukommen das Jahr über ſo vielmahl ihre Zeit, und darmit ihre Früchte veränderte, ihn darmit nicht vergnügte, ſondern eines Menſchen Leben das Jahr über mit etlichen tauſend Leichen unterhalten müſte. Dahero ſo viel weniger wunderns werth wäre: daß ſolche Schwelger ihnen durch ſo viel Tode den Weg zu Kranckheiten bähneten, und die Farth zum Grabe beſchleunigten.

Sie erreichten aber ſelbigen Tag den verlangten Ort nicht; ſondern übernachteten bey einem Brunnen, aus welchem die berühmte Elbe den Urſprung nimmt. Ueber welchen ſich König Marbod mehr als Alexander bey Erfindung ſeines Oelbrunnen ergetzte; weil die Elbe einer der Haupt-Ströme ſeines Gebietes war. Dahero er ſich auch bedüncken ließ: daß ihm ſein Lebtage kein Wein ſo gut, als das aus dieſem Brunnen mit den Händen geſchöpffte Waſſer geſchmeckt hätte. Nach genoſſener Ruh auff einem mit hunderterley köſtlichen Kräutern bewachſenem Raſen, machten ſie ſich, als es nur zu tagen anfieng, über eine ziemliche Fläche, von welcher etliche Kryſtallen klarer Bäche Nordwerts in der Marſinger Gebiete mit groſſem Geräuſche abſtürtzten, auf den höchſten Gipffel des Sudetiſchen Rieſen-Gebürges, von welchem man nicht nur der Bojen, ſondern der Marſinger und Burier Landſchafften weit und fern überſehen kan, lenckten aber hernach in ein ziemlich tieffes Thal, und kletterten durch allerhand Verdrehungen über viel Felſen biß in die ſinckende Nacht. Den dritten Tag ſchlieffen ſie wegen ihrer Müdigkeit ſo lange, biß die Sonne ſchon mit ihren Strahlen ſelbiges Thal erfreute. Ariovist führte ſie hierauf einen gantz ebenen Weg, da man aber weder von Menſchen noch Thieren einigen Fußſtapffen fand, zu einer gleichſam geſpaltenen Stein-Klippe, machte hierauf ein Feuer, wormit ieder zwey Kyn-Fackeln in die Hand nahm, und dem vorgehenden Ariovist in den Steinritz, welcher eine verborgene Pforte in einen von Graß und Pflantzen gantz kahlen Berg abgab, durch den man ſich ſeitwerts durchdrängen muſte, folgten. Sie kamen aber bald in einen breiten aus dem ſchönſten weiſſen Marmel gehauenen Gang, in welchem ſie anfangs funffzig Schritte gerade ein, hernach dreyhundert Staffeln hinunter giengen. Zu Ende deſſelbten kamen ſie in eine Ey-rundte im Umkreyße ſiebendehalb hundert Schritte haltende, und mit einer anſtändigen Höhe verſehene Höle. Ihr erſter Anblick verblendete durch übermäßigen Schimmer aller Augen. Denn die Wände rings herum waren das vollkommenſte Gold-Ertzt, oder vielmehr gediegenes Gold; weil man hin und her nur ein wenig Schlacke, oder vielmehr Beyſatz andern Ertztes erkieſen konte. Uber diß hatte die Natur in dieſem Gold-Bergwercke auch auf mancherley Arten geſpielet; in dem ſie allerhand Bäume, Berge, Bäche, gantze Landſchafften, allerhand vierfüßichte, inſonderheit kriechende Thiere, Geflügel, Fiſche, Muſcheln, und Gewürme ſo wol, als kaum der künſtlichſte Bildhauer vermocht, geetzt; ja ſelbten ſo gar zuweilen die eigentliche Farbe und den Schatten gegeben hatte. Wie nun Marbod und ſeine Gefärthen etliche Stunden ihre Augen durch rings herum geſchehende Beſchauung dieſer wunderwürdigen Goldmauern geweidet hatten, fieng Ariovist an: Ob ſie wol glaubten, daß ſie was köſtlichers mit Füſſen treten, als woran ſich ihre Augen ergetzten; bückte ſich auch hiermit zugleich, und hub eine Hand voll allerhand theils grauer, theils ſchwärtzlichter Steine, welche ſie anfangs für Kieſelſteine angeſehen, auf; zeigte dem Könige Marbod auch, wie aus ſelbten hin und wieder die darinnen verborgenen Diamanten herfür ſtrahleten, und verſicherte ihn: daß zwar ſelbte nicht alle, iedoch derer viel denen Morgenländiſchen an Härte und Glantz gleiche kämen; gantz Indien aber ſchwerlich ſo viel edle Steine hätte, als ihrer in dieſem einigen Berge vergraben lägen. Gleichwol aber wüſte er nicht, ob das reiche Deutſchland in ein ſchmählichers Armuth verfallen könte; als wenn dieſe Reichthümer deſſelbten Einwohnern entdeckt würden. Weßwegen er ſie alle drey bey ihrer zum Vaterlande tragender Liebe beſchwüre: daß ſie dieſen noch heiligen Schatz, weil ſelbten keine geitzige Hand verſehret und entweihet hätte, keinem Menſchen kund machen; und dardurch nicht ſo wol zu Durchwühlung dieſes Gebürges, als zur Peinigung ihrer Seelen, und zum Verluſt ihres freyen Gemüthes Urſach geben ſolten. Sintemahl, wenn der Mangel einmahl dieſen glänzenden Koth in ſein Hertze legte, würde dieſer zu einem Abgotte, jenes zum Sclaven; und weil das Gold ſo gezüge wäre, daß ein Knopff einer Kirſche groß ſich von der Elbe biß an Rhein ausdehnen lieſſe, umſchlingte es im Augenblicke aller Menſchen Hertzen. Da doch die Natur dem Golde darum den Geruch und Geſchmack, wormit ſie doch das unedlere Kupffer und Eiſen begabte, gleichſam zu dem Ende entzogen hätte: daß die menſchlichen Sinnen ſo viel weniger darzu ſolten gereitzt werden. Daher die Beſchauung dieſes Schatzes mehr Andacht und Mäßigkeit von nöthen hätte, als die Araber denen, welche Weyrauch ſuchen, und die Atlantiſchen Eyländer denen, welche in den Gold-Bergwercken arbeiten, aufbürden: daß ſie ſich ſo gar vorher ihrer Eheweiber enthalten müſſen. Marbod betrachtete dieſe köſtlichen Steine gegen dem Lichte mit höchſter Verwunderung, Lichtenſtein und Tannenberg rafften inzwiſchen beyde Hände voll, und befanden: daß nicht nur alle Steine Diamanten, ſondern auch etliche darunter gantz rein und auſſer ihrer Schale waren. Gleichwol aber hatte Arioviſtens Zuredung einen ſolchen Nachdenck, daß ſie auch nicht einen dieſer Edelſteine zum Gedächtnüße bey ſich behalten wolten; biß Ariovist die gröſten ihnen einnöthigte, und ihnen einhielt, daß der gute Zweck nichts minder Reichthum, als Gift zu Nutzen machte, der Mißbrauch aber das herrlichſte Gold in ſchädlichen Hütten-Rauch verwandelte. Marbod fieng an: Er ſehe wohl, daß der gütige Ariovist freygebiger wäre, als die Indiſchen, Scythiſchen und Egyptiſchen Könige; unter denen die erſten ihnen alle über hundert Gran wiegende Diamanten, die andern alle groſſe Türckiße, die letzten alle groſſe Topaße vorbehielten. Hierauf ſteckte Ariovist ſeine zwey Fackeln auf eine bey der Hand liegende ſehr hohe Stange, und ermahnte ſeine Nachfolger nun auch das Gewölbe dieſer Höle zu beobachten; welches ſie wegen der Tunckelheit für eitel Regenbogen anſahen. Ariovist aber unterrichtete ſie: daß es eitel von der Kunſthand der Natur zuſammen geſetzte Schmaragden, Topaſſer, Beryllen und Granaten wären; ja in der Welt wenig Edelgeſteine gefunden würden, davon dieſes Sudetiſche Gebürge nicht einen groſſen Uberfluß hätte. Aber alles diß, ſagte Ariovist, worvon der Geitz ſo viel Weſens macht, würde ich nicht der Müh werth geſchätzt haben, euch einen ſo beſchwerlichen Weg anher zu leiten; wenn ich dir, Marbod, nicht etwas beſſers zu zeigen hätte, welches dir theils die wunderwürdigen Geheimnüſſe der Göttlichen Verſehung für Augen ſtellen, theils deinem Thun vielleicht ein nützliches Beyſpiel abgeben konte. Hiermit nahm er den Marbod bey der Hand, leitete ſelbten hinter einen güldenen Pfeiler in einen ziemlich breiten Gang, durch welchen ſie wol eine Stunde zu gehen hatten; deſſen Wände anfangs ebenfalls eitel Gold-Ertzt war, hernach ſich aber ſelbtes in Silber, ſo Marbod und ſeine Geferthen für Schnee anſahen, verwandelte. Nach und nach kam ihren Ohren ein Geräuſche entgegen, welches ſich hernach in ein mächtiges Brauſen des Waſſers verwandelte; alſo: daß für ſelbtem mit genauer Noth ein auch ins Ohr redender den andern verſtehen konte. Endlich erblickten ſie eine zweymahl gröſſere Höle; worein aber Marbod und die Seinigen zu treten Bedencken trugen; weil ſie in ſelbter groſſe Ströme aufwerts ſchüſſen ſahen. Ariovist aber verſicherte ſie: daß ihnen kein Finger oder Faden naß werden ſolte; leitete ſie alſo darein, führete ſie an die Seiten-Wände dieſer Höle, um durch derſelben Antaſtung ſie zu verſichern, daß zwiſchen ihnen und dieſem brauſenden Gewäſſer eine wiewol gantz durchſichtige, jedoch Marmel-feſte Mauer ſtünde. Marbod vergaß für Verwunderung alle dieſe Seltzamkeiten, und fragte: Ob denn dieſe glatten und helleuchtenden Wände eitel Berg-Criſtallen wären? Ich kan es für nichts anders

Digitized by Google

erkennen, antwortete Arioviſt, weil in dieſem Gebürge hin und wieder auch auswerts Stücke von Berg-Criſtallen gefunden werden; und ander zerbrechliches Glaß gegen dem gewaltſamen Triebe dieſer Flüſſe nicht beſtehen würde. Lichtenſteins Vorwitz trieb ihn alſo fort zu fragen: Ob denn unter denen Gebürgen auch Flüſſe wären? Arioviſt lächelte mit beygeſetzter Antwort: Es wäre daran nicht zu zweiffeln, weil der gantzen Welt unverborgen wäre, wie weit in Hiſpanien der Fluß Anas, in Africa der Neiger und Nil unter dem Erdboden hinflüſſe. Die Donau ſelbſt werde zum Theil von der Erde verſchlungen. In Sicilien bey der Stadt Metaurus habe er eine Höle geſehen, durch welche ein ziemlicher Fluß ſtröme; und nach dem er weit unter der Erden ſeinen Lauff gehabt, allererſt hervor komme. Bey dem Emporiſchen Seebuſem in Mauritanien ſolle eine Höle ſeyn, in welcher man ſo gar des Meeres Ebb und Flut wahrnehme. Und in Sarmatien flüſſen nicht ferne von der Weichſel in tieffen Saltz-Klüfften starcke Bäche, woraus man köſtliches Saltz kochte. Alleine diß Waſſer, welches ihr durch dieſe durchſichtigen Steine hin und wieder brauſen höret, und ſchäumen ſehet, ſind keine ſolche unterirrdiſche Flüſſe; ſintemahl dieſes wieder die gemeine Art des Oberirrdiſchen Waſſers gerade empor ſteiget, welches ſonſt mit ſeiner Schwerde nichts minder, als der ſchwerſte Stein gerade gegen dem Mittel-Puncte der Erden zudrückt. Marbod, Lichtenſtein und Tannenberg, als ſie aus genauer Beobachtung dieſer wahrhafften Emporſteigung des Waſſers diß wahr zu ſeyn befanden, erſuchten den weiſen Arioviſt ihnen dieſes Geheimnüß auszulegen; welcher denn vermeldete: daß diß Waſſer eben die Brunnen der Elbe, des Bobers, und etlicher anderer theils zu den Boſen, theils zu den Marſingern abſchüſſender Bäche; dieſe Criſtallen aber die wunderwürdigen Röhre und Behältniſſe dieſer ausqvellenden Ströme wären, und verhinderten, daß dieſe zwey Hölen nicht von dem Waſſer angefüllet würden. Denn ob zwar einige Berg-Brunnen von dem einſinckenden Regen und Schnee-Waſſer herrinneten, wären diß doch keine ewige, ſondern bey groſſer Dürre vertrocknende Brunnen. Die ewigen Brunnen und Flüſſe hätten zwar ins gemein auch einen Zuwachs von Regen und Schnee; wiewol in der Narinenſiſchen und etlichen andern Landſchafften die Brunnen beym Regen groſſen theils verſiegen, die Erde bey naſſem Wetter, zu Staube, bey dürrem zu Kothe wird. Der Brunnen ihr eigentlicher Uhrſprung rühre aber aus dem Mittel der Erd-Kugel her, zu welchem ſich das Waſſer aus denen Meeren, ſeiner eigentlichen Schwerde nach, durch ſeinen ſandichten Boden eindringe. Der begierige Tannenberg fiel alsbald ein und fragte: durch was für eine Waſſer-Kunſt oder Regung aber das einmahl ſchwere Waſſer zu der euſſerſten Spitze des Erdbodens und zwar meiſt zu den Gipffeln der höchſten Gebürge empor gezogen würde; und ob alle Qvellen in ſolche ſteinerne Röhren eingeſchloſſen wären? Arioviſt ließ ihm dieſe Sorgfalt gar wohl belieben, und antwortete: Es hätten zwar einige der Druyden ihn anfänglich beredet, daß die Auffſteigung des Qvell-Waſſers von dem die Erde überhöhenden Meere herrührte; und in eitel ſolchen Röhren das Waſſer zur oberſten Fläche der Erden nichts anders, als wie von Bergen oder Thürmen in die Waſſer-Künſte getrieben würde; indem es in ſolchen feſten Verfaſſungen nothwendig ſo hoch ſteigen müſte, als es anderwerts abfiele; alleine ſein erſter und letzter Lehrer der Gothiſche Weiſe hätte ihm gewieſen, wie dieſe Meinung allzuweit hergeſucht, die angegebenen Waſſer-Röhre auch bloſſe Träume wären. Sintemahl die oberſte Fläche des Meeres nirgends ſo hoch, als die Gipffel der Alpen, des Caucaſus, der Pyreneiſchen Gebürge; ſolche Brunnen auch mitten in dem gröſten Welt-Meere (wordurch entweder dergleichen Waſſer-Röhre unmöglich gehen, oder doch wieder Sturm und Wellen nicht beſtehen könten; oder ſolche Röhren unter der Tieffe des Meeres viel tauſend Meilen weit geführet ſeyn müſten) auf den Bergen der kleinſten Eylande gefunden; ja auf den höchſten Gebürgen in den Brunnen eine Verwandnüß in Ebb und Flut mit dem nahe darbey und um viel hundert Schritte niedriger gelegenen Meere verſpüret würde. Hingegen wäre aus dem Leibe des Menſchens, welcher als eine kleine Welt alle Wunderwercke der groſſen in ſich begrieffe, die Art der Auffſteigung des Quell-Waſſers unſchwer zu ergründen. Denn wie im Menſchen das in Adern verſchloſſene Geblüte wegen ſeiner lebhafften Geiſtigkeit empor ſtiege; auſſer denen Adern aber, wenn es in die Lufft käme, und ſeine Geiſter verrauchten, oder auch in todten Cörpern wie andere ſchwere Sachen zu Boden fiele, oder abwerts ſincke; alſo würde auch das in der holen Mitte der Erden aus dem Meere zuſammen ſinckende und von ſeiner Bitterkeit gereinigte Waſſer nicht zwar durch Feuer, welches wegen mangelnder Lufft daſelbſt nicht, wie in denen der Erden-Fläche näheenden Hölen tauren könte, in dem allzutieffen Ertz-Schachte ſchon ſo gar kein Licht leiden, ſondern durch ſeine ſelbſteigene Schwefel- und lebhaffte Krafft begeiſtert: daß ſelbtes nach Art des auch von der Sonnen in die Lufft gezogenen Waſſers wie dünne Dünſte der kalten Fläche der Erden durch alle nur zu durchkriechen mögliche Wege ſich nähere, und daſelbſt gleich als in dem Kopffe eines Brenn-Topfſes wieder zu Waſſer werde; weßwegen etliche tieffſinnige Weltweiſen die Brunnen gar füglich mit den Frauen-Brüſten verglichen haben; weil wie in dieſen aus denen zugezogenen dünnen Feuchtigkeiten die Milch, alſo in jenen aus denen auffſteigenden Dünſten das Waſſer gezeuget würde; alſo denn durch die Lufftlöcher der Erde (welche das Meer nicht hat, und alſo ſolche Aufdampffung nicht zuläſt) ausbräche, ſeine Schwerde wieder bekomme, und anfangs Brunnen, hernach Flüſſe verurſache; alſo: daß das Meer innerhalb der Erde der Uhrſprung der Brunnen, die Brunnen aber oberhalb der Erde der Uhrſprung der Meere wären; und wie im Menſchen das Blut, alſo in der Erde das Waſſer niemahls ruhe, ſondern durch unauffhörliche Bewegung einen Kreiß mache. Dieſemnach iſt es denn in der Mitte der Erden und aus der Höhe der Meere keiner verſchloſſenen Waſſer-geleite darff; wie zwar derer hin und wieder, und alſo auch allhier gegenwärtig nicht wenig gefunden werden; auch allerdings der Warheit gar ähnlich iſt, daß durch ſolche Waſſer-Röhre das Caſpiſche und ſchwartze, das rothe und Cypriſche Meer an einander gehenckt ſind. Dieſemnach aber das Meer-Waſſer in der Mitte der Erden von einer beſondern natürlichen Säuerkeit, ſo man füglich den Eßig der Welt nennen kan, geſchwängert wird, welche zwar das gemeine Qvell-Waſſer in dem Thone, dardurch es ſich dringen und läutern muß, ableget, viel Waſſer aber geräumere Gänge findet, ja auch noch darzu durch allerhand ſchweflichte, ſaltzichte und anderer Arthen Erde empor dampffet, und von derſelben Eigenſchafft nichts minder etwas, als die hier empor ſchüſſenden Brunnen ein Theil des Goldes und anderen Ertzes, wie auch der Edelſteine mit ſich in die Bäche führen; ſo ereignet ſich: daß es in der Welt, fürnehmlich aber in unſerm Deutſchlande ſo viel Sauer- und Saltz-, ja auch Feuer- und andere Wunder-Brunnen giebet; ja mitten in den gröſſeſten Strömen, wie in dem Alemanniſchen Gebiete aus dem Rheine, und in dem Bojiſchen aus der Töpelbach ſiedend-heiſſe Qvellen empor ſpringen; in dem Tauniſchen Gebürge bei denen Mattiazern ein Brunn nach Weine ſchmeckt; ja in den Wäſſern eine Krafft ſich in Saltz und Steine zu verwandeln ſtecke. Welches letztere mich am meiſten bewogen, mein lieber Marbod, dich hieher zu bringen. Hiermit führte ihn Arioviſt zu einem faſt in der Mitte der Höle ſtehenden Bilde, welches einen Berg-Criſtallenen Rieſen vollkommen abbildete, auſſer: daß beyde Schenckel nicht von einander zertheilet ſtunden, ſondern dieſer Rieſe unten gleichſam eine rundte Seule war. Marbod und ſeine Gefärthen ſahen ſelbten Anfangs mit Entſetz- hernach mit groſſer Verwunderung an. Arioviſt aber reckte ſeine beyde Fackeln empor gegen dem Haupte, und erinnerte ſie dieſes Rieſen-Bild, von welchem dieſes Rieſen-Gebürge den Nahmen führte, nicht überhin, ſondern mehr ſeinen Kern, als die Schale zu betrachten. Worauf der Ritter Lichtenſtein zum erſten gewahr ward, daß in dieſem durchſichtigen Steine ein natürlicher Menſch ſteckte; weßwegen er alſofort, ob ihn ſeine Augen betrügen, Arioviſten fragte. Nein, antwortete dieſer. Denn ihr ſehet hier für Augen die unverweſete Leiche des groſſen Fürſten Tuiſco, und auswendig ſeinen Criſtallenen Sarch. Aller Augen erſtarreten für begieriger Betrachtung dieſes Wunder-Grabes, und aller Zungen erſtummten für Verwunderung; biß Marbod über eine lange Weile in dieſe Worte ausbrach: O glückſeliger Tuiſcon, deſſen Tugend zwar unter allen Sterblichen verdienet köſtlicher, als kein ander Menſch begraben zu ſeyn! deſſen Geiſt aber auch ſchwerlich der Nachwelt ein ſo herrliches Begräbnüß verdancken kan; gegen welchem der Egyptiſchen Könige, des Mauſolus und des Porſenna Marmel-Gräber Staub; Cleopatrens Perlen-Grufft Tockenwerck, der Macrobiſchen und derer ums Meere wohnender Mohren gläſerne, und die güldenen Särche, darein Ptolomeus den groſſen Alexander legte, für Aſche und ſchlechte Scherben zu halten ſind; alſo dieſer groſſe Fürſt ſeines Begräbnüſſes halber meinem Bedüncken nach mit niemanden, als mit derſelben Natter zu eifern hat; welche über der Weichſel an dem Gothoniſchen Meer-Strande ſich in den noch weichen Agſtein verwickelte; und nach dem dieſer ſich verſteinerte, darinnen begraben, von dem Fürſten ſelbigen Landes dem Feldherrn Segimern, von dieſem aber der Kayſerin Livia verehret ward. Warlich, wo iemahls ein Grabmahl in der Welt einer vieljährigen Tauerung werth geweſt iſt, verdienet diß eine Ewigkeit; und es iſt zu wünſchen, daß wie ohne diß der Donner denen Grabmalen keinen Schaden thut, dieſes von keinem Erdbeben verſehret werden möge. Aber durch was für Zauberey iſt die Leiche in dieſen durchſichtigen Stein gebracht, und durch was für kräfftigen Balſam über zwey tauſend Jahr für Fäulnüs und Verweſung verwahret worden? Arioviſt verſetzte: Sie ſolten nur acht haben, ſo würden ſie aus dem Gewölbe dieſer Höle unauffhörlich Waſſer abtröpffen, keines aber nirgends flüſſen, ſondern ſich in kurtzer Zeit in ſo durchſichtigen Stein verwandeln ſehen. Daher es nicht nur der Augenſchein gebe, ſondern ihn auch der Gothiſche Prieſter, welcher ihm dieſe Höle, als der Gothiſchen Weiſen groſſes Heiligthum, zum erſten gezeigt, glaubhafft berichtet hätte: daß man des groſſen Tuiſcons Sohn, welcher vom Tanais an, biß zum Rheine geherrſcht, und dieſe Höle durch

Digitized by Google

Anleitung eines Wahrſagers gefunden hätte, aber in dem Marſingiſchen Gebiete geſtorben wäre, ſeines Vaters Leiche in einem verſteinernden Brunnen dieſes Gebürges gelegt, hernach, als ſelbte entweder das todte Fleiſch wie vorhin Holtz und Pflantzen zu Steine gemacht, oder zum mindeſten mit einer ſteinernen Schale überzogen, in dieſe Höle verſetzt hätte; wormit von dem ſtets abtrieſſenden Waſſer, welches die Krafft im Augenblicke zu verſteinern hat, ſein Bild von Jahre zu Jahre ſich vergröſſerte. Da es denn nach ſo langer Zeit zu einem ſolchen ungeheuren Rieſen, diß Gebürge aber von den Gothiſchen Weiſen, die ſonſt dieſe Hölen überaus geheim gehalten, das Rieſen-Gebürge genennet worden iſt. König Marbod hatte Arioviſten beyde Ohren, dieſem Bilde aber beyde Augen gewiedmet, und wuſte ſein und ſeiner beyden Ritter Mund nicht genungſame Lob-Sprüche dieſer Säule zuzueignen; gegen der ſie alle Wunderwercke der Welt für Schattenwerck hielten; Tannenberg aber beſonders die vorhin mit Erſtaunen beſichtigte Grabe Spitzen in Egypten nicht genung zu verachten wuſte. Arioviſt fieng hierauff an: Es iſt nicht ohne, daß die Herrligkeit dieſes Begräbnüſſes allen andern in der Welt die Wage hält; zumahl ich euch verſichern kan, daß dieſer Criſtallene Rieſe gediegenes Gold zu ſeinem Fuſſe hat. Wie er denn ihnen ſelbtes mit Wegſtoſſung der obigen gleichſam gläſernen Schale, welche von dem abſpritzenden Verſteinerungs-Waſſer über den Boden gemacht war, augenſcheinlich zeigte, und ſodenn ferner fort fuhr: Aber ich halte die Koſtbarkeit und die Tauerhafftigkeit dieſes Grabes an ſich ſelbſt für kein ſo groſſes Weſen. Jene iſt ein vergrabener Schatz, welcher wenig Menſchen in das Auge kommt; und wenn ihr mich nicht zum Ausleger gehabt hättet, würdet ihr ſo wenig errathen haben, daß der groſſe Thuiſco darinnen begraben iſt, als die Egyptier zu ſagen wiſſen, wer in ihren Grabe-Spitzen beerdigt ſey. Die andere iſt ebenfalls der Vergängligkeit unterworffen, als die Leichen ſelbſt, welche, wenn ſie nicht Feuer oder Fäulnüß verzehret, doch Würmer und Ratten freſſen. Sintemahl die Eitelkeit nicht nur über, ſondern auch unter der Erden ihre Herrſchafft hat, und durch Erdbeben gantze Gebürge und Flüſſe verſchlucket; durch Schwefſel-Brände Ertzt und Felſen einäſchert; durch Gewäſſer die geräumſten Hölen erſäuffet. Maſſen denn auch falſch iſt: daß der Blitz kein Grab verſehre. Sintemahl des Geſetzgebers Lycurgus, und des Tichters Euripides davon zermalmet worden; und iſt die hieraus auf ſelbiger Todten Vergötterung gezogene Auslegung nur für eine abgöttiſche Heucheley zu halten. Es iſt aber die Vergängligkeit in unterirrdiſchen Klüfften ſo viel weniger zu verwundern, weil die Eitelkeit für längſt über das Rad der Sonnen ſich geſchwungen, und unterſchiedene Sternen wo nicht vertilget, doch in dem Geſichte der Menſchen ausgeleſcht hat. Ja mein Gothiſcher Weltweiſer hat mir nicht nur unterſchiedene Merckmahle abnehmender Sternen gewieſen, ſondern mich auch verſichert: daß mit der Zeit vier Sternen in dem Zeichen des Schiffes zwiſchen dem Hintertheile und denen Rudeen, einer in dem rechten Ohre des Hundes, in dem Schnabel des Rabens, der ſechſte im Krebſe, einer ins Ganimedes Knie, der letzte im Schwantze der Schlange, und der helleuchtende im Meduſen-Haupte mit der Zeit gar oder groſſen theils verſchwinden; hingegen einer im Maſt-Baume, der eilffte im Löwen, der neblichte im Schwantze des Scorpion ſich vergröſſern, ja auf der Stirne des Hundes, in der Caſſiopea, und im Wallfiſche gar neue Sternen gebohren werden würden. Wenn aber auch ſchon dieſes oder einige andere Gräber mit der Erd-Kugel ſelbſt um die Tauerhafftigkeit ſtreiten könte; ſo ſcheinet es doch eine ewige Thorheit zu ſeyn, nach Ruhm unter den Todten ſtreben, und aus dem Grabe eine Sonne machen; wenn zumahl einer im Leben kaum ein Stern der ſechſten Gattung, oder einer derſelben geweſt iſt, die in der Milch-Straſſe ſich gar nicht erkieſen laſſen. Sintemahl wie die prächtigen Grab-Maale, welche Evagoras und Miltiades ihren auf den Olympiſchen Schau-Spielen obſiegenden Pferden, Lacydes ſeiner Ganß, die Römer einem Raben, andere Hunden aufgerichtet, dieſe Thiere in keine beſſere verwandeln; alſo werden todte Wercke in kalten Steinen nicht lebhaft, und düncken mich die, welche nicht durch ruhmwürdiges Beginnen die Tage ihres Lebens, ſondern durch Gepränge der Ehren-Maale die Nacht ihres Todes zu erleuchten vermeinen, nicht beſſer, als die glänzenden Feuer-Würmer zu ſeyn, welche im Finſtern dem Golde, in dem Tage verächtlichem Kothe gleichen. Alles was nicht die Tugend zum Grunde, und die Ewigkeit der Seele zum Abſehen hat, iſt vergänglicher Rauch. Frißt die Zeder nicht der Wurm, das Ertzt nicht der Roſt, ſo verzehret ſie ein ander Zahn der Zeit; ja ein einiger verwahrloſter Funcken. Da nun aber du, Marbod, ſeuffzeſt, daß dein Leib hier auf Erden mit der Zeit wie allhier Tuiſco in Criſtall möge verwahret werden; wie viel mehr haſtu nachzuſinnen: daß die viel edlere Seele im Himmel die Sonne ſelbſt zum Kleide habe. Weil der Menſch ſcheinet gebohren zu ſeyn, daß er ſterbe; muß er ſich bemühen alſo zu ſterben, daß er ewig lebe; und weil das Leben ihn zum Grabe leitet, ſoll das Grab ihm die Staffel ſeyn zu verweßlicher Ehre. Glaube mir aber, Marbod, du wirſt ein herrlicher Grab, als diß iſt, oder aus einem Diamantenen Felſen dir gehauen werden könte, verdienen; wenn du diß, was die Vorwelt an den güldenen Fuß dieſes Bildes verzeichnet hat, beobachten wirſt; ja dein Gemüthe wird im Leben unverſehrlicher Ruh, deine Seele unvergänglicher Vergnügung genüſſen, wenn du denen Erinnerungen über der Pforte dieſer Höle nachlebeſt. Hiermit bückte ſich Arioviſt, räumete um den güldenen Fuß vollends das verſteinerte Waſſer weg, und zeigte ſeinen Gefärthen, wie daſelbſt mit viel Edelgeſteinen nachfolgende Worte auffs künſtlichſte ins Gold verſetzt waren.

Der Erde Marck das Gold, und ſo viel edle Steine
Sind's Armuth dieſer Grufft. Tuiſcons edles Grab
Iſt ihr und Deutſchlands Schatz. Weil diß nur ſein Gebeine
Beyſammen hält, wird ihm kein Feind was ringen ab.

Als Marbod dieſe koſtbare Schrifft geleſen, fieng er an: So ſehe ich wol, daß die Leiche des groſſen Tuiſco ein Schutz-Bild, und alſo ein groſſer Schatz Deutſchlands ſey; an deſſen Bewahrung das Heil, an Verſehrung aber der Untergang des Vaterlandes gelegen ſey. Arioviſt lächelte, ihm antwortende: Ich weiß wol, daß das der gemeinen Sage nach vom Himmel gefallene Trojaniſche Palladium, welches man mir noch zu Rom als ein groſſes Heiligthum gewieſen, nichts anders, als des Königs Pelops Gerippe, welches ein Aſiatiſcher Weiſer bey einer gewiſſen Vereinbarung der Sternen aus ſeinen Todten-Beinen zuſammen geſetzt, und dem Könige Troß verehret hat; das Olympiſche Schutz-Bild nichts, als Knochen eines Indianiſchen Thieres; der Spartaner Minerven-Schild die Menſchen-Haut des weiſen Pherecydes; das Syriſche Dagons-Bild mit einer Wallfiſch-Haut umzogen geweſen; und alle dieſen Heiligthümern eine Krafft der Unüberwindligkeit zugeeignet worden ſey. Alleine ich bin der Meinung, daß wie gegenwärtige Schrifft einen andern Verſtand hat, alſo auch jene Bildnüſſe gar auf was anders gezielet haben. Marbod fragte alſofort: Ob denn dieſe ziemlich klare Reymen anders ausgelegt werden könten, als daß ſo lange Tuiſcons Bild unverſehrt bliebe, Deutſchland würde unüberwindlich ſeyn? In alle Wege, antwortete Arioviſt. Denn, weil ich meine Auslegung dieſes Geheimnüſſes wol ſo gefährlich nicht achte, als wenn einer das Palladium zu ſehen bekommen; maſſen Ilus zu Troja, Metellus zu Rom hiervon ſoll verblindet ſein; ſo will ich meinen gemuthmaſten Verſtand dieſes Ketzels nicht verſchweigen: daß nemlich, ſo lange Deutſchland ſich nicht ſelbſt durch Zwieſpalt trennen werde, kein Feind ſelbtem was anhaben würde. Denn nach dem Schirme des Göttlichen Verhängnüſſes kan den Feinden eines Reiches kein beſſerer Riegel, als die Eintracht der Bürger fürgeſchoben werden. Einzele Pfeile können auch Zwerge zerbrechen; viel auf einmal aber nicht Rieſen-Armen. Dieſe, mein lieber Marbod, hüte dich ja vollends zu zertheilen, wo du dein ſtreitbares Vaterland nicht zu einer Magd, dich aber zum Leibeigenen der herrſchſüchtigen Römer machen wilſt. Aber ich muß dich durch die Uberſchrifft des Eingangs noch für einer ſchnödern Dienſtbarkeit warnen. Hiermit führte Arioviſt den König Marbod daſelbſt hin, und zeigte ihm die in Berg-Criſtallen tieff eingegrabene Worte:

Der's deutſche Reich in Grund, die Feind' in Stand gelegt
Tuiſco ſteht allhier in dieſer güld'nen Höle.
Lernt, die ihr Koth für GOtt offt zu verehren pflegt,
GOtt ſey ein tauglich Grab den Leichen, nicht der Seele.

Aber, ſagte Arioviſt, ich traue dir ſelbſt nicht zu, daß ob wol ins gemein der für unvernünfftig gehalten wird, der nicht mehr verlangt, als er darff, dein hoher Geiſt ſich mit dem unflätigen Laſter des Geitzes, welches einen reichen Fürſten dürfftiger macht, als ein freygebiger Bettler iſt, mit dieſem Armuthe des Gemüthes beſudeln ſolteſt; welches nicht ehe, als wenn der erblaſte Mund die kalte Erde zu käuen bekommt, erſättigt wird, und das durch eine unſinnige Begierde des Menſchen Hertze alsdenn am ärgſten quälet, wenn er am wenigſten mehr zur Zehrung darff. Wie ich denn auch, da ich dieſe Beyſorge gehabt hätte, keinem unter euch dieſe verborgenen Reichthümer und Anreitzungen zum böſen gezeigt haben würde. Aber meinem unvergreiflichen Urthel nach, wirſtu in der darneben ſtehenden Criſtallen-Taffel etwas mehr zu bedencken finden; in welche eingegraben war:

Die ihr aus Ehrſucht mehr, als Andacht Tempel baut,
Nur: daß die Nachwelt euch, wie ſie vergöttert ſchauet,
Baut dem Tuiſcon auf kein güldnes Rauch-Altar.
Denn, kont' er lebend gleich nicht mehr ſeyn, als er war,
Auch todt nichts weniger, als dieſer Rieſe werden;
So bleibt er doch, wie ihr, für GOtt ein Zwerg auf Erden.

König Marbod, nach dem er dieſe ihm eingehaltene Zeilen etliche mahl nachdrücklich geleſen hatte, fieng er an: Es iſt wahr, wenn wir eingebildete Welt-Götter unſer Abſehn und unſer Weſen gegen einander halten, müſſen wir nachgeben: daß die Gebrechligkeit in unſerm Vermögen einen feſtern Fuß geſetzt habe,

Digitized by Google

als die Allmacht in unſer Einbildung. Daß unſere Gewalt auf nichts anders, als der Unterthanen Demüthigung, und der Nachbarn Schwäche gegründet ſey. Wir ſind unſerer Hoffort nach in alle wege dem Egyptiſchen Memnons-Bilde zu vergleichen, welches nur mit der Sonne Geſpräche hält, an ſich ſelbſt aber nichts, als ein zu Boden ſinckender Stein iſt. Wir ſind das eingebildete Gold in denen angefeuerten Schmeltz-Kolben, das im Glaſe Purpur zur Farbe hat, im Ausmachen aber nur Rauch und Aſche iſt. Arioviſt fing an: Warlich, Marbod, wenn du biß von Hertzen redeſt, haſtu aus der Eitelkeit einen fernen Blick in das Ewige gethan. Denn das Erkäntnüs ſeiner eigenen Nichtigkeit, iſt die Helfte ſeiner Verewigung, wie die Einäſcherung irrdiſcher Dinge der Weg zu einer neuen Geburt. Wirſtu nun behertzigen: daß alle Vergnügung der Welt nur Einbildungen, alle Güter, die die Eitelkeit der Ehrſucht und dem Geitze zur Schaue ausliegt, verfälſchte und betrügeriſche Waare ſey; daß alles zeitliche vorwerts die Hoffnung, hinterrücks die Furcht zur Begleiterin hat; daß der anmuthigſte Blick des Glückes ein Blitz ſey, welcher mit ſeinem Anlachen einäſchert; ja daß alles in der Welt Blendungen, Träume und Undinge, der vernichtende Tod aber allein etwas wahrhafftes ſind; ſo wirſtu bey Zeite deiner Herrſchſucht einen Gräntz-Stein ſetzen; deine Vernunfft wird dich anweiſen den allzuweiten Zirckel deiner Gedancken in die Enge zu ziehen; wormit dein Gemüthe den Mittel-Punct der Ruhe finde, deine Seele aber nicht in dem Irrdiſchen eingezängt bleibe, ſich zum Ewigen auffzuſchwingen.

Dieſen und vielen andern heilſamen Erinnerungen des frommen Arioviſtes gab König Marbod, Lichtenſtein und Tannenberg ein auffmerckſames Gehöre; welche hierüber von ihm wieder aus dieſen zweyen Hölen geführet wurden. Sie kamen nach derſelben fleißigſter Betrachtung zu dem Felſenritze wieder heraus, als die Sonne ſchon untergegangen war. Weßwegen ſie daſelbſt übernachten und ſich mit denen Wurtzeln und Beeren, welche Arioviſt ausſuchte, wie auch mit deme nahe darbey heraus ſpringenden Qvelle vergnügen muſten; wiewol der Hunger ihnen dieſe ſchlechten Gerichte derogeſtalt würtzte: daß ſie ihnen beſſer, als der Uberfluß an der Königlichen Taffel ſchmeckten. Ob nun gleich Marbod auf den Morgen von Arioviſten Abſchied zu nehmen meinte, in dem er durch der Marſinger und Semnoner Gebiete, keines Weges aber durch das Land der auffſtändigen Bojen zu ſeinen Hermundurern zu kommen getraute; ſo wolte doch Arioviſt ihn und ſeine zwey Ritter in dieſem irrſamen Gebürge nicht verlaſſen, ſondern ſie biß unten an deſſelbten Fuß begleiten. Er führete ſie dieſemnach über allerhand Berge, durch viel anmuthige Thäler und Wälder; biß die am Mittage brennende Sonne ſie unter einer überhängenden Stein-Klippe bey einer rauſchenden Bach auszuruhen, ihr Magen ſich aber mit der gewohnten Koſt zu ſättigen nöthigte. Weßwegen Arioviſt an der Lähne etliche Kräuter ausrupffte; worüber er aber zur Erde niederſanck; und deßhalben die andern drey herzu ſprangen ſeinen Unfall zu vernehmen. Sie fanden ihn gantz erblaſt; ſein Mund konte mit genauer Noth kaum dieſe verbrochenen Worte ausdrücken: Ich ſterbe um nunmehr recht zu leben. Wormit er denn verſtummete, und in ſelbigem Augenblicke gleichſam ohne einige Empfindung des Todes die Seele ausbließ. Marbod und ſeine Gefertzen empfanden dieſen unvermutheten Todesfall dieſes anmuthigen Fürſten ſo ſehr, daß ſie alle ſeine Leiche mit bitteren Thränen netzten; inſonderheit aber nicht ohne geringe Gemüths-Veränderung wahrnahmen: wie der den Arioviſt ſtets auf dem Fuße begleitende Bär, nach dem er ſeinen Herrn eine Weile beleckt, und gleichſam, ob er lebend oder verblichen wäre, erkundigt hatte, ſich nahe darbey von dem Felſen in ein tieffes Thal abſtürtzte. Gleichwol aber muſten alle bekennen: daß wie Arioviſtens Leben ein Beyſpiel allen Lebenden ſeyn; alſo kein Menſch ein ſanffteres Ableben wünſchen könte. Sintemahl jenem das Glücke nichts zu nehmen; dieſem aber der Tod ſeine anklebende Bitterkeit anzuſtreichen nicht vermocht hätte. Sie beriethen ſich hierauff mit einander über ſeine Beerdigung; Marbod aber machte den Schluß: daß dieſer groſſe und weiſe Fürſt verdient hätte, neben Tuiſcons Grab geſtellet zu werden. Weßwegen ihnen Lichtenſtein und Tannenberg nicht beſchwerlich lieſſen fallen, ſich mit Arioviſtens Leiche zu bebürden, und ſolche dem vor- und zurückgehenden Marbod gegen der verlaſſenen Höle nachzutragen. Sie verlohren aber bald die Spur; und ob ſie zwar biß in dritten Tag ſelbte zu finden ſich mit groſſer Beſchwerligkeit bemühten, war doch alles vergebens; alſo, daß König Marbod endlich ſeinen Vorſatz änderte, und anfieng: Ich weiß nicht, ob das Verhängnüs dieſer verlohrnen Wunderhöle durch ein Geſetze, wie die Griechen das Eyland Delos, als ihr allgemeines und hochheiliges Vaterland, und die glücklichen Araber eine andere Inſel für Beerdigung der Todten verwahret habe. Alleine, nach dem ſelbte gleichwol des Tuiſcons Leiche verträgt, ſehe ich wol: daß das Verhängnüs nicht ſo wol Arioviſten das köſtliche Grab mißgönnet, als unſere Augen verblendet; weil es uns nicht allerdinges zutrauet: daß wir künfftig reine Hände von dieſen verborgenen Schätzen behalten dörfften; nach dem vielleicht einer oder ander unter uns ſchon ein Theil ſeines Hertzens in der Höle zurück gelaſſen hat; und wir ſelbtes vielleicht gar mit Arioviſtens Leibe darein vergraben dörfften, nach dem uns mit ihm ein ſo heilſamer Lehrmeiſter entfallen iſt. Dieſemnach machte er in einem Kräuter-reichen Thale, unter einem dreygriefflichten Ahorn-Baume durch ſeinen Degen mit Ausgrabung der Erde den Anfang ein Grab zu ſcharren; welches denn noch ſelbigen Tag durch aller dreyer Beyhülffe dritte halb Ellen tieff verfertiget, und alſo Arioviſtens Leiche darein geleget ward. Das Grab erhöheten ſie nach der alten Deutſchen Art mit Raſen; und ſagte Marbod: Ihre Vorfahren hätten Marmelne Gräber für keine Ehre, ſondern eine Beſchwerde der Todten gehalten. Arioviſten wäre rühmlich genung: daß er einen König zum Todten-Gräber, ſeine Jugend nebſt der Tapfferkeit die Klugheit des Alters, ſein Alter die Unſchuld der Kinder gehabt; und als der Tod ihn gantz zu verriegeln vermeint, der Nachruhm und die Seele den Sarch für der Zeit erbrochen, jener ſich in die Welt vertheilet, dieſe in eine herrlichere Wohnſtatt verfügt hätte. Tannenberg ſchnitt in die Rinde des anſehnlichen Ahorn-Baumes folgende Reymen ein:

> Hier iſt's Grab Arioviſtens, deſſen mächtig Krieges-Heer,
> Doch nicht ihn und ſeinen Muth Glück und Käſar hat beſtritten;
> Deſſen Beyſpiel Fürſten lehret: jede Herrſchens-Kunſt ſey ſchwer,
> Gleichwol könn' ein Menſch der Welt, nur ein GOtt ihm ſelbſt gebitten.

Auf das Albiniſche und Kamperiſche hochzeit-feſt.

Iſt lieben ſeuche, peſt und gifft,
Dan nattern tödten kan, und ſcorpion entgeiſtert?
Das gelbe molchen übertrifft?
Iſt lieben raſerey, die die vernunfft bemeiſtert?
Ein nagend krebs, der marck und bein friſt aus?
Ein wurm, der aus den ſtauden edler jugend
Nicht nur den kern, die wurtzel reißt der tugend?
Ein feuer, das in aſche, ſtaub und graus
Volckreiche ſtädte leg't, und länder ſtürtzt in grund,
Daß ihn wilde Buchen ſtehen,
Und ſegel-volle maſte gehen,
Wo weiland Troja war, und vormals Tyrus ſtund?

So iſts! diß würckt der liebe brand.
Durch ſie flog Sodoma geſchwefelt in die lüffte.
Und Loth, der dort entrennen, fand
Auff ſeiner tochter ſchoß mehr als Gomorrens klüffte.
Ja Samſon muß, den Rom doch und Athen
Im Hercules zu einem Gotte machte,
Als Omphale ihn in ihr netze brachte,
Durch Delilen verächtlich untergehn.
Als GOttes hertzens-mann kaum Batſeben erſieh't,
Und er auch aus der flut entglimmet,
Wird Davids harffe ſo verſtimmet,
Daß ſie für pſalmen ſpielt ein geiles buhler-lied.

Wer macht ihm nun nicht ſelbſt den ſchluß?
Daß wer den keuſchen geiſt GOtt rein und keuſch will ehren,
Der liebe götzen abthun muß,
Und in der andachts-glut diß güldne kalb zerſtören.
Der weyrauch, der in Venus tempel brennt,
Reucht GOtt nicht wohl, die engel, die uns dienen,
Entfernen ſich, wie für dem rauche bienen.
Die opffer, die auch Paphos heilig nennt,
Sind zu Jeruſalem ein ſtinckend Gottesdienſt.
Ja die mit brunſt ſich unterſtehen
In GOttes heiligthum zu gehen,
Bekommen fluch zu lohn, und ſtraffe zu gewinſt.

Wie iſt denn er, vertrauter freund,
Der GOtte dienen muß und beym altare wachen,
Nicht auch der ſüſſen liebe feind?
Schickt ſichs, ein prieſter ſeyn, und gleichwohl hochzeit machen?
Ja ja! gar wohl! was GOttes liebes kind,
Was die natur den ſeelen eingeſämet,
Steh't auch für GOtt in tempeln unbeſchämet.
Es ſchickt ſich wohl daß prieſter väter ſind,
Die lieb in keuſcher eh' entweyht kein opffer nicht.
Das heiligthum wird nur beflecket,
Wenn geile brunſt im hertzen ſtecket,
Die GOttes ordnung ſtöh't, und eh' und eydſchwur bricht.

Der ſchnöde mißbrauch böſer brunſt
Iſt unwerth, daß er ſoll der liebe nahmen führen
Der lufft-geſtirne falſcher dunſt

Digitized by Google

Macht nicht, daß ſtern und ſonn' ihr wahres licht verliehren.
  Wenn jene fall'n zeräſchert in den grund,
So glänzen die ins himmels güldnen zimmern.
Denn ſchwefel kan nicht wie die ſternen ſchimmern.
  Verkehret doch der ſchlangen geifer-mund
  In wermuth-bittres gifft geſunder kräuter ſafft,
Woraus die bienen honig ſaugen:
So kehrt der liebe tauben-augen
  Der boßheit zauber-gunſt in baſilisken-krafft.

  Der edlen Roſe perlen-haupt
Wird, ob die röthe ſich ſchon ihrem ſchnee vermählet,
  Der reinen zierde nicht beraubt.
Die jungferſchafft hat ſie für ihren krantz erwehlet,
  Bepurpert ſie gleich Cythereens blut.
Der keuſchheit bild, die lilje ſelbſt, empfindet
Den ſüſſen trieb, der alle ſeelen bindet,
  Den anmuths-reitz, des liebens reine glut.
  Und welche blume glänzt, die dieſer geiſt nicht rührt?
Der thau zeigt ihre liebes-thränen,
Und ihr Geruch das ſüſſe ſehnen,
  Die röthe bildet gar verliebte flammen für ſie.

  So bleibet Abraham doch rein
Und GOttes bunds-genoß auch in der Sara bette.
  Die kirche würde ſelbſt nicht ſeyn,
Wenn ſie die liebe nicht zu ihrer mutter hätte
  Die pflanzen die aus ihrem garten blühn,
Die müſſen kirch und paradieß erfüllen.
Aus liebe ließ ſich GOtt ins fleiſch verhüllen,
  Ja ſie vermählt die gläubigen und ihn.
  Wo reine liebe glimmt, zeucht GOttes Geiſt ſelbſt ein.
Des Heylands groſſe wunderwercke
Entwerfen ſelbſt des liebens ſtärcke:
  Indem zu Cana quillt aus waſſer-krügen wein.

  Heiſt diß nun GOttes weinberg bau'n,
Wenn ein paar ſeelen ſich in reiner ehe lieben,
  Aus der ſie ſtauden wachſen ſchau'n,
Die durch den glauben ſchon im himmel ſind beklieben,
  Wenn ſie gleich noch der mutter ſchooß umfaſt;
So kan auch ihm nicht GOttes ſegen fehlen,
Nun er ihm eine ſeele will erwehlen,
  Die tugend liebt, und ſchnöde laſter haſſt.
  Wo doppel-andacht mehr als einfach opffer kan,
Muß man von euch verlobten ſchlüſſen:
Eur ſeuffzen wird mehr würcken müſſen,
  Nun nebſt der prieſterin der prieſter GOtt rufft an.

  Der himmel weiſt ſich ſelbſt geneigt,
Und regnet freud und luſt auff die verknüpfften hertzen.
  Denn wo ſich GOttes anblick zeig't,
Bekräntzet eitel heil die frohen hochzeit-kertzen.
  Und ſeegen folge den reiffen jahren nach.
Mich dünckt, ich ſehe ſchon in einer wiegen
Die frucht der eh' und GOttes gabe liegen;
  Hingegen fleucht verdrüßlich ungemach.
  Und wo hierinnen nicht mein feſtes urtheil fehlt,
Hat, ob wohl ehen hie auff erden
Vollzogen, dort geſchloſſen werden,
  Auch Martha dieſes mahl das beſte theil erwehlt

Johanne Friederike Lohmann.

Dieſe Schriftſtellerin war die Tochter des Hofraths und Profeſſors Richter zu Wittenberg und am 25. März 1749 daſelbſt geboren. Nachdem ſie die gewöhnliche weibliche Erziehung genoſſen hatte, verheirathete ſie ſich mit dem Accisinſpector Häbler zu Zwickau, wurde aber von ihm wieder geſchieden und aufs Neue vermählt mit dem Auditeur des preußiſchen Leibcuiraſſier-Regimentes Lohmann zu Schönebeck bei Magdeburg. Nach dem Tode ihres Gatten nahm ſie Magdeburg zu ihrem Aufenthaltsorte, den ſie ſpäter mit Leipzig vertauſchte, wo ſie am 11. December 1811 ſtarb.

Sie gab heraus:

Gedichte und Aufſätze. Deſſau 1793, 8.
Jakobine. Leipzig 1794, 2 Thle.
Klara von Wallburg. Ebendaſ. 1796, 2 Thle.
Die Irrgänge des häuslichen Lebens. Neuruppin 1798.
Weiheſtunden der Muſe. Ebendaſ. 1798, 4 Thle.
Antonie. Leipzig 1799.
Klaudine Lahn. Ebendaſ. 1802, 2 Thle.; neue Ausg. 1815.
Leichtſinn und Wahn. Chemnitz 1805; 2. Aufl. 1813.
Marie. Zerbſt 1806.
Herbſtblumen meines Geiſtes. Magdeburg 1810.
Geſchichte zweier Frauen aus dem Hauſe Blankenau. Ebendaſ. 1810.

Ihre Romane und Erzählungen fanden ſehr freundliche Aufnahme, da ſie mit gewandter Darſtellung glückliche Erfindung und Kenntniß des menſchlichen Herzens verband.

Emilie Friederike Sophie Lohmann,

die Tochter der Vorigen, welche auch unter dem Namen ihrer Mutter ſchrieb, ward 1784 in Schönebeck geboren, blieb unvermählt und ſtarb im Jahre 1830 in Leipzig. —

Sie ließ erſcheinen:

Winterabende. Ruppin 1811, 1r Bd., 8.
Erzählungen. Magdeburg 1820, 2 Bde., 8.; 2r Bd. auch unter dem Titel: Leben und Dichtung, in Erzählungen.
Neue Erzählungen. Ebendaſ. 1823, 8.
Kleine Romane. Ebendaſ. 1825 und 1827, 2 Bdchen, 8.
Neueſte geſammelte Erzählungen. Leipzig 1828 — 32, 16 Bde., gr. 12. Der 13. — 16. Bd. auch unter dem Titel:
Letzte Erzählungen. Ebendaſ. 1832, 4 Bde., gr. 12.

Außerdem noch: Die Gräfin Puttlitz, Baſe Schlick aus Glogau, Thekla von der Aue, der Teuerritter, welche ſich in der Sammlung Originalromane (Leipzig 1828 — 29, 8.) im 2., 3. und 6. Thle. finden.

Noch talentvoller als ihre Mutter, wußte F. L. den von derſelben erworbenen Ruf ehrenvoll zu behaupten, da ſich ihre Leiſtungen ebenfalls durch glückliche Erfindung und gewandte Darſtellung, ganz beſonders aber durch Zartheit, Innigkeit und Wärme, bei großer geiſtiger Feinheit, höchſt vortheilhaft auszeichneten.

Johann Andreas Christian Löhr.

Dieſer verdiente Jugendſchriftſteller ward am 18. Mai 1764 zu Halberſtadt von armen Eltern geboren und ſtudirte nach unter drückenden Verhältniſſen vollendeten Schulſtudien gegen ſeine Neigung, die ihn zur Medicin hinwies, zu Leipzig Theologie. Nur unter den unglaublichſten Entſagungen und Entbehrungen ertrug er den harten Winter von 1781 — 82 und würde demſelben vielleicht unterlegen haben, wenn nicht ein Menſchenfreund ſich ſeiner angenommen und ihm eine Lehrerſtelle am Waiſenhauſe zu Halle verſchafft hätte. Uebertriebenes Arbei-

ten und dadurch zugezogene wiederholte Blutſtürze, nöthigten ihn eine Hauslehrerſtelle bei dem Vater des bekannten Krug von Nidda in Gatterſtädt bei Querfurt anzunehmen. Von hier kam er in gleicher Eigenſchaft zum Hofrath und Director des halleſchen Waiſenhauſes Mabai, wurde 1787 Pfarrer in Dehlitz am Berge, 1793 in Merſeburg und 1813 Oberpfarrer in Zwenkau bei Leipzig, wo er nach vielfachen körperlichen Leiden am 28. Juni 1823 ſtarb.

Von ihm erſchien theils anonym, theils mit den Pſeudonymen: J. K. F. Müller, K. Fr. Schmidt, Philadelphus Alethes für ſich und mit Andern:

Anweiſung zur zweckmäßigen Behandlung des Obſt- und Gemüſe-Gaetens. Frankfurt 1796, 2 Bde.
Der vollſtändige Monatsgärtner. Ebendaſ. 1797.
Dee ebeliche Baum- und Küchen-Gärtner. Leipzig 1798.
Kleine Geſchichten und Erzählungen füe Kinder. Ebendaſ. 1799.
Kleine Erzählungen. Frankfurt 1800.
Kleine Plaudereien. Ebendaſ. 1801 — 9, 3 Bde.
Die Natur und die Menſchen. Leipzig 1803 — 4, 3 Thle.
Erſte Lehren und Bilder. Ebendaſ. 1803 — 5, 2 Thle.
Die Länder und Völker der Erde. Halle 1803, 4. Bde.; 3. Ausg. Leipzig 1820, 4 Bde.
Tändeleien und Scherze. Ebendaſ. 1805 — 8, 2 Thle.
Ludwig und ſeine Geſpielen. Ebendaſ. 1810.
Der erſte Lehemeiſtee. Ebendaſ. 1810 — 22, 24 Thle.
Gedßere Weltgeſchichte. Ebendaſ. 1811, 2 Bde.
Dee Weihnachtsabend. Ebendaſ. 1813.
Das Fabelbuch dee Kindheit und Jugend. Ebendaſ. 1815.
Gemeinnützige Naturgeſchichte. Ebendaſ. 1815 — 17, 5 Bde.
Das Buch dee Mährchen. Ebendaſ. 1818 — 20, 2 Bde.
Die Familie Oswald. Ebendaſ. 1819, 3 Thle.
Die Künſte und Gewerbe des Menſchen. Ebendaſ. 1819.
Das Buch der Bilder, Geſchichten und Lehren. Ebendaſ. 1819 — 20, 3 Bde.
Mancherlei Begebenheiten. Ebendaſ. 1820.
Erzählungen und Geſchichten füe Herz und Gemüth. Ebendaſ. 1822, 2 Thle.
Die kirchlichen Dinge. Ebendaſ. 1823.
Des Dr. Martinus Katz- und Wachtelbüchlein. Ebendaſ. 1824.

Löhr's Jugendſchriften haben vor vielen anderen ihrer Art den geoßen Vorzug, daß die Erfindung derſelben eine eben ſo glückliche als die Behandlung eine äußeeſt gewandte und der Jugend vollkommen angemeſſene iſt. —

Kaspar Friedrich Loſſius

ward am 31. Januar 1753 zu Erfurt geboren und nach in ſeiner Vaterſtadt vollendeten Studien an der daſigen Predigerſchule 1771 als Lehrer angeſtellt. Er erhielt 1781 das Diaconat an der Andreas- und 1785 an der Rathskirche, wurde 1809 Mitglied des jetzigen Oberſchul-Collegiums und 1811 Directoe der daſigen Töchterſchule. Er ſtarb daſelbſt am 26. März 1817.

Seine Scheiften ſind:

Für Katechumenen. Erfurt 1793 — 96, 2 Thle.
Gumal und Lina. Gotha 1795 ff., 3 Thle., u. öfter.
Sittengemälde. Ebendaſ. 1796 — 1802, 3 Thle. und öftee.
Helius Eoban Heſſe und ſeine Zeitgenoſſen. Gotha 1797.
Moraliſche Bilderbibel. Ebendaſ. 1805 — 13, 5 Thle. und öfter.
Predigten. Erfurt 1809.
Wiegenbüchlein. Ein Taſchenbuch für kleine Kindee. 2. Ausg. Leipzig 1811 — 12.
Hiſtoeiſchee Bilderſaal. Gotha 1815 — 16, 2 Thle. (mit C. F. Schulze).
Moraliſche Eezählnngen. Ebendaſ. 1816.

Loſſius erwarb ſich duech ſeine Jugendſchriften, namentlich durch Gumal und Lina, rühmliche Anerkennung, obwohl dieſelben nicht ganz frei von einem geſuchten, ſüßlichen, mitunter ſogar füe die Jugend ſchwer verſtändlichen Tone g ſchrieben ſind, doch hat er auf der anderen Seite ſo viel Gutes dadurch gewiekt, daß dieſe kleinen Fehler nicht weiter dürfen in Betrachtung gezogen werden.

Eliſabeth von Lothringen, ſ. Meiſterſänger.

Georg Lotz

ward am 4. Januar 1784 zu Hambueg geboren, erhielt eine dem höhern Büegerſtande angemeſſene Eeziehung und widmete ſich dem Handelsfache. Schon früh an den Augen leidend gab er jedoch im reifern Jugendalter die bisher betriebene Kaufmannsbeſchäftigung auf und lebte, nach und nach ganz erblindet, nur ſeiner literariſchen Muße.

Er machte ſich literariſch bekannt durch:

Wintergrün. Hambueg 1820, 8.
Poetiſche Veeſuche. Ebendaſ. 1820, 8.
Bildee aus dem Leben. Altona 1820 — 22, 3 Bdchen, 8
Die Lollbarden. Braunſchweig 1822, 3 Thle., 8.
Zerſtreute Blättee. Ebendaſ. 1822 — 23, 2 Thle., 8.
Kampf mit dem Geſchick. Ebendaſ. 1823, 2 Bde., 8.
Malpas. Hiſtoriſcher Roman. Ebendaſ. 1824, 3 Bde., 8.
Dee Empdeee. Ebendaſ. 1824, 3 Thle., 8.
Tabei odee die Beandruine bei Boza. Hambueg 1825, 8.
Daeſtellungen aus der idealen und wirklichen Welt. Nürnberg 1825, 8.
Erzählungen, Mährchen, Sagen und Schwänke. Leipzig 1825, 12., mit Titelkupf.
Der Unbekannte. Hambueg 1826, 8.
Florenzia. Nürnberg 1826, 8., mit 1 Kupf.
Geſchichte dee Fahrten und Abenteuer Bayaeds. Beaunſchweig 1826, 2 Thle., 8.
Neueſte Schriften. Hambueg 1826, 8.
Das Geab des Fremden. Ebendaſ. 1826, 8.
Der Pflegeſohn. Magdeburg 1827, 2 Thle., 8.
Die Tochtee des Verbannten. Nürnberg 1827, 8., mit 1 Kupf.
Osmond. Kaſſel 1828, 2 Thle.
Pedroſa's Abenteuee. Nürnberg 1828, 8.
Der geheime Veehaftsbefehl. Braunſchweig 1828, 8.
Das Ideal. Ebendaſ. 1828, 8.
Die Schreckenszeit nnd die Erbin. Ebendaſ. 1828, 8.
Räthſelhafte, geheimnißvolle Erzählungen u. Gedichte. Hamburg 1829, 3 Bdchen, 8.
Die Jungfeau von Coedova. Ebendaſ. 1831, 8.
Die Warnerin. Ebendaſ. 1831, 8.

Er iſt auch Herausgebee der Oeiginalien (Hamburg 1817 ff.), der Flora (Ebendaſ. 1818 — 19), des Taſchenbuchs Wintergeün (Ebendaſ. 1821 ff.) und (mit K. Töpfer), des Taſchenbuchs Tueanbot (Ebendaſ. 1827 ff.), ſowie Ueberſetzer von Romanen W. Scott's, Ingemann's u. m. A.

Loß iſt durchaus nicht ohne Talent und beſitzt neben glücklicher Erfindungsgabe Heerſchaft über Sprache und Form; höhere Anſprüche an ihn, trotz den ihm verliehenen Naturgaben machen zu wollen, würde ungerecht ſein, da das traurige Schickſal, welches ihn betraf, ihn auch zwang, ſich der ihm verliehenen geiſtigen Mittel zu bedienen, um ſich ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, wobei an eine ruhige, künſtleriſche Ausbildung derſelben durchaus nicht gedacht werden konnte.

Johann Friedrich Löwen,

wurde 1729 zu Klausthal auf dem Harze geboren, ſtudirte zu Göttingen die Rechtswiſſenſchaften mit der Abſicht, ſich dem akademiſchen Fache zu widmen und ging, da dieß ſeine Vermögensumſtände nicht erlaubten, 1751 zum Herrn von Hagedorn. Hier nahm ſich, als er eben mit einem Empfehlungsſchreiben dieſes Dichters nach London abreiſen wollte, der Legationsrath Zink einſtweilen ſeiner an, bis er 1757 eine Secretärſtelle in Schwerin erhielt und die Tochter des hamburger Schauſpieldirectors Schönemann heirathete. In Folge eines Antrags einiger hamburger Kaufleute zu Umgeſtaltung der daſigen Bühne gab er 1767 ſeine Stelle in Schwerin auf und begann in Hamburg Vorleſungen über die Schauſpielkunſt zu halten. Da ſich aber dieſer Plan zerſchlug, war er genöthigt 1768 wieder eine Regiſtratorſtelle zu Roſtock anzunehmen, wo er unter Nahrungsſorgen und Anfällen von Hypochondrie am 23. Dezember 1771 ſtarb.

Er ſchrieb:

Poetiſche Werke. Hamburg 1761, 2 Thle., gr. 8.; neue Aufl. unter dem Titel:

Schriften. Hamburg 1765—66, 4 Thle., gr. 8., mit Titelkupf. und Vign.

Einzeln:

Die Spröde. Schäferſpiel. Helmſtädt, 1748, 4.
Zärtliche Lieder und Anakreontiſche Scherze. Hamburg 1751, 8.
Poetiſche Nebenſtunden. Mit Vorrede von David Michaelis. Ebendaſ. 1752, 8.
Kurzgefaßte Grundſätze von der Beredſamkeit des Leibes. Ebendaſ. 1755, 8.
Ein halbes Hundert Prophezeiungen für das Jahr 1756. Deutſchland (Hamburg) 1755, 8.
Die Walpurgisnacht. Gedicht. Hamburg und Leipzig 1756, 4.
Gedichte, dem Tode des Herzogs (von Meklenburg-Schwerin) gewidmet. Roſtock 1756, gr. 4.
Der Billweeder. Hamburg und Leipzig 1757, gr. 4.
Satyriſche Verſuche. Ebendaſ. 1759, 8.
Götter- und Heldengeſpräche. Ebendaſ. 1760, 8.
Romanzen. Ebendaſ. 1762, 8.; neue Aufl. Leipzig 1771, 8.
Mißtrauen aus Zärtlichkeit. Luſtſpiel. Hamburg 1763, 8.
Schreiben an einen Freund über die Ackermann'ſche Geſellſchaft. Ebendaſ. 1766, 8.
Schreiben des Ackermann'ſchen Lichtpußers an einen Marionettenſpieler. O. O. 1766, 8.
Romanzen, nebſt einigen andern Poeſien. Hamburg und Bremen 1769, 8.; neue verb. Aufl. Leipzig 1771, 8.
Geiſtliche Poeſien. Greifswalde 1770, 8.

Auch gab er Chriſtian Krüger's poetiſche und theatraliſche Schriften (Leipzig 1763, 8.) und von Schweigerhauſen's Schreiben an ihn (Dresden 1770, 8.) über die leipziger Bühne heraus und lieferte Arbeiten in damalige Zeitſchriften und Almanachs.

Löwen war durchaus nicht ohne Talent, namentlich für das Komiſche, was ſich vorzüglich in ſeinen Luſtſpielen und Satyren offenbart, aber ihn hinderte theils der Umſtand, daß er für das tägliche Brot ſchreiben mußte, theils daß er ſich die Dichter der ſächſiſchen Schule zum Muſter nahm, an der rechten Ausbildung deſſelben, und es gelang ihm nicht, ſich über die Mittelmäßigkeit hinauszuſchwingen, obwohl manche ſeiner Leiſtungen von Geiſt, Scharfſinn und leichter, glücklicher Behandlung zeigen. — Seine Romanzen waren zu ihrer Zeit, ihrer Neuheit wegen ſehr beliebt und erfreuten ſich großer Verbreitung, wurden jedoch bald durch beſſere Arbeiten dieſer Gattung wieder verdrängt, da ſie eigentlich weiter nichts als komiſche und burleske Erzählungen in lyriſcher Form waren.

Charaktere, nach einigen bekannten Grundſätzen entworfen *).

Denenjenigen, die den Witz des Witz des Waffenträgers des Don Quixot in Sprichwörtern bewundern, können die Erklärungen unmöglich unangenehm ſein, die Herr Rabner von verſchiedenen urſprünglich deutſchen Sprichwörtern gegeben hat, deren Bedeutung man vor ihm entweder nicht recht verſtanden, oder um die man ſich wenigſtens aus Gewohnheit nicht eben ſehr viel bekümmert hat. Es iſt mit den Sprichwörtern, wie mit einer mathematiſchen Aufgabe, oder wie mit verſchiedenen philoſophiſchen Sätzen beſchaffen. So bald man den wahren Sinn derſelben entwickelt hat, ſo bald kommt man durch ſie auf Entdeckungen, die ſonſt noch lange fremde geblieben wären. Ich muß es geſtehen, daß ich dem Herrn Rabner faſt unter allen ſeinen Leſern den mehreſten Dank für ſeine Bemühung ſchuldig bin, und manchesmal ſelbſt in die Verſuchung gerathe, mich mit der Erklärung ſolcher Redensarten zu beſchäftigen. Ich habe gefunden, daß mir gewiſſe Bedeutungen von Wörtern oft den ganzen Charakter von gewiſſen Perſonen entdeckt haben. Ich war neulich bei einem reichen Kaufmann zu Gaſte, wo man ſehr heftig über die Bedeutung der Redensart ſtritt: Geld macht den Mann. Es wurden wohl tauſend Beiſpiele angeführet, dieſen wichtigen Satz in ſein völliges Licht zu ſetzen. Man erzählte, daß Cleant ſchon lange nicht mehr ein braver, ein ehrlicher Mann ſein würde, wenn er nicht aus einer anſehnlichen und reichen Familie wäre. Der Lebenslauf eines jungen Menſchen von 20 Jahren wurde von einer Matrone erzählet, die wenigſtens ihrer ehrwürdigen Runzeln wegen allen hiſtoriſchen Glauben verdiente. Sie bewieß der ganzen Geſellſchaft, daß Leander ein großer Mann ſei: denn er habe ſeit vier Wochen ein Kapital von 80000 Mark geerbet, und einen Handel nach Rußland angefangen. Ein ſolcher Beweis iſt ohne Tadel! Man rechnete eine Menge von Menſchengeſichtern her, die vielleicht ewig den Charakter der Narren würden behauptet haben, wenn ſie nicht ihre Bedienung, oder vielmehr das Geld, wodurch ſie dieſe Bedienung erhalten, zu viel bedeutenden Männern gemacht hätte.

Ich wurde durch dieſe Beiſpiele leichter, als durch alle demonſtrativiſche Gründe, überführet; und ſo bald ich jetzt das Wort Geld gedenke, ſo bald denke ich auch ſchon das Wort Mann dazu. Ein Mann ohne Geld würde alſo in unſern Tagen eben ſo klingen, als wenn ich ſagen wollte: Ein chriſtlicher Jude. Wenigſtens können unſere Kaufleute, die täglich die Börſe beſuchen, nicht ohne das Wort Mann gedacht werden; ſie müßten denn ihren Kredit verloren haben, der eben ſowohl Männer machen kann, als das Geld.

Ich habe eingeſehen, wie nützlich dergleichen Betrachtungen im gemeinen Leben ſind; und ich will es daher verſuchen, aus der richtigen Beſtimmung der beiden Redensarten: Gut macht Muth, und Schweigen verräth nicht, den Charakter verſchiedener Perſonen zu entwerfen. Ich hoffe, meine Landesleute werden mir es Dank wiſſen, daß ich ſie von einer Sache belehre, die ſie bei einer geringen Aufmerkſamkeit aus der täglichen Erfahrung lernen können. Dieſe beiden Redensarten will ich ſo anſehen, als der Philoſoph ſeine Grundwahrheiten anſiehet. Sie ſollen zugleich die erſten Züge meines Gemäldes ſein, woraus ich verſchiedene vollkommene Schilderungen verfertigen kann.

Der Muth; oder der kühne Vorſatz, etwas zu unternehmen, muß allemal nach Gründen handeln. Ich rede philoſophiſch; und meine Leſer müſſen mir verzeihen, weil ich ſonſt in der Beſtimmung irren könnte, und doch auf dieſe Beſtimmung alles ankommt. Es geſchiehet nichts ohne Urſache, oder ohne zureichenden Grund, wie unſere Philoſophen ſagen. Ein

---

*) Aus Löwen's ſatyriſchen Verſuchen. S. 132 ſgde.

Digitized by Google

Narr iſt nicht umſonſt ein Narr. Er handelt nach gewiſſen Gründen; und ſobald er aufhöret, dieß zu thun, ſo bald verdient er den Namen eines Wahnwitzigen, und eine Stelle im Tollhauſe.

Der Muth hat folglich ſeine ſtarken Gründe. Niemand iſt ohne Urſache kühn. Die Ritter des Alterthums zerbrachen ſich nicht umſonſt einander die Hälſe, und unſere Fahnenjunker würden gewiß ewig nicht in den Krieg gehen, wenn es nicht in der Abſicht geſchähe, eine Kompagnie zu erhalten, bei der ſie über den Rücken eines jeden Mousquetiers zugleich ein gewiſſes Privilegium erhalten, oder auch nur wenigſtens, um auf den Kaffeehäuſern mit mehrerer Glaubwürdigkeit prahlen zu können.

Doch der Muth, der wahre und eigentliche Muth, hat noch weit glücklichere und geſegnetere Quellen. Man hat in unſerer Sprache ein Wort, welches alle dieſe Quellen mit einmal ausdrückt. Es iſt das Wort: Gut. Daher bedienet man ſich ſo oft der Redensart: Gut macht Muth. Dieſe Redensart, oder beſſer, dieſer Grundſatz enthält den Stoff zu vielen Charakteren, die man in der Welt antrifft. Ein Paar werden zum Beweiſe hinreichend ſein.

Dort donnert Negrill in ſeinem neuen Wagen durch die Gaſſe. Der Pöbel gafft ihn an, bewundert ſein blankes Kleid, und ſieht der Karoſſe voll Ehrfurcht nach. Wodurch hat ſich Negrill zu dieſem Glücke erhoben? Nicht durch Gelehrſamkeit, nicht durch Verdienſte. Er wurde eins nach dem andern. Lakay, Kaſſirer, Unterpächter, und zuletzt Finanzen-Rath. Eine reiche junge Wittwe, die Negrill ſchon vor zehn Jahren als Lakay getröſtet hatte, hat ſich jetzt dieſen Troſt beſtändig erkauft, oder deutlicher, ſie hat ſich dem Unterpächter antrauen laſſen. Denn das war Negrill damals noch. Allein, es verſtrichen keine vier Wochen, ſo beſprach er ſich mit der Chatoulle des Fürſten, und für 2000 Thaler wurde er Finanzen-Rath. Er würde vielleicht niemals Muth zu dieſer Bedienung bei ſich geſpüret haben, wenn ihm das Vermögen der Wittwe denſelben nicht eingeflößet hätte. Den Umfang der Wiſſenſchaften, die das Finanzweſen erfordert, kennet zwar der neue Rath nicht. Allein, aus ſeinem ſteifen Geſichte, und aus ſeinem gebieteriſchen Tone, mit dem er befiehlt, kann man ſattſam ſchließen, daß er ohne ſein baares Geld nicht ſo vielen Muth haben würde.

Nun hat Mericourt die reiche Erbſchaft gethan, die keinen beherzter, als ihn, hätte machen können. Wie werden es ſein Schneider, ſein Speiſewirth, der Weinhändler und alle ſeine Gläubiger fühlen! Ehe Mericourt erbte, bekamen alle dieſe Leute zwar nichts; aber man wies ſie doch mit Höflichkeit ab, und höchſtens fanden ſie verſchloſſene Thüren. Jetzt ſtehet ihnen das Haus des Mericourt beſtändig offen; aber ſtatt Geld regnet es gröbere Münze, Scheltworte, oder wohl gar Prügel. Würde Mericourt ſeinen Gläubigern ſo verwegen begegnen, wenn er nicht reich wäre? Der Reichthum führt ein gewaltiges Privilegium mit ſich. Sein Schneider, der ihn vor drei Wochen würde haben beim Kopf nehmen laſſen, wenn er ihn einen groben Mahner geſcholten, und die Treppe herunter geſtoßen hätte, bückt ſich jetzt für alle Rippenſtöße, womit ihn Mericourt bezahlet. „Sie ſcherzen nur, gnädiger Herr!“ Würde der Schneider vor einigen Tagen ſo ſanftmüthig geſprochen, oder würde vielmehr Mericourt ſo tapfer wider den Schneider losgezogen haben, wenn ihm nicht ſeine Erbſchaft das Recht gegeben, ſo muthig zu ſein. Noch ehegeſtern drohete ſein Weinhändler, ihm nicht eine halbe Bouteille mehr zu verkaufen. Mericourt bat mit niederträchtigen Thränen um Geduld. Heute kommt der Weinhändler, und bietet ihm ſelbſt neuen Kredit an, wenn er nur ſo glücklich ſein, und einige tauſend Mark auf Abſchlag ſeiner alten Forderung erhalten ſollte. Aber was antwortet der noch geſtern ſo weibiſche Mericourt: Wein will ich haben, Kerl, und Geld ſollſt du bekommen, wenn es mir beliebt; aber ja beſſere Weine als vorher! Denkſt du, Hund, daß du mich mit deinem Schwefel vergeben willſt? Geſchwinde packe dich fort, ehe ich mir es einfallen laſſe, dich für deine Betrügereien gar nicht zu bezahlen. Wie Sie befehlen, Ihro Gnaden! Er bückt ſich, geht weg, und Mericourt ſieht ihm triumphierend nach.

Leand iſt der reiche Sohn eines reichen Vaters. Sein ganzer Vorzug beſtehet darin, daß er ſchöne Kleider anziehet, ein böſes Herz, nicht ein Quentchen Witz, aber ziemlich viel Geld hat. Er entſcheidet unbarmherziger, als der fürchterlichſte Kunſtrichter. Sein Vater hat ihn dreimal aus einem anſehnlichen Banquerot reißen müſſen. Er kann keiner Bedienung vorſtehen; aber eine Frau muß er doch haben, und es wäre gut, wenn er mit dieſer auch einmal Banquerot ſpielen könnte. Denn ich fürchte immer, daß ſie ihm zur Laſt werden möchte, wenn er ſeine 12000 Thaler in Champagner hat verfliegen geſehen. Doch, ſo kleingläubig macht der Reichthum nicht. Gott, der die Raben ernährt, wird auch leicht verarmte Reiche ernähren. Gut macht Muth.

Philet hat, außer ſeinen brodirten Kleidern und neumodiſchen Weſten, nichts Liebenswürdiges an ſich. Sein Geſchmack iſt ſo ungeſtaltet, wie ſein Körper; aber er iſt Kammerjunker und ſehr reich. Das ſind ein paar ſtarke Gründe, in den Geſellſchaften die Rolle eines Vielbedeutenden zu ſpielen. Wenige Mägdchen ſind ſo witzig, daß ſie das Unanſtändige der feinen Herren bemerken ſollten. Ein einziger Blick nach ihren friſirten Kopf, nach ihrer Weſte, oder nach ihren Waden macht ſie in ihren Augen allerliebſt. Wer ſo klug iſt, daß er ſchöne Weſten und ſeine ſeidene Strümpfe tragen kann, der hat in den Geſellſchaften der Damen gewonnen. Kommt der natürliche Verſtand noch dazu, ſich von reichen Eltern haben zeugen laſſen; ſo wird man in der That der glücklichſte Sigisbee werden. So viel zuverſichtliche Gedanken muntern auf; und Philet, der zwar ſchon einige Dutzend Körbe eingeſammlet hat, wird leicht ein Dutzend vernünftigerer Schönen antreffen, die ſeinen Weſten und ſeiner Börſe die Ehre anthun, und ſie lieben werden. Philet iſt tauſendmal glücklicher, als alle unſere Witzlinge. Wenigſtens wiederfährt ihm eine größere Aufmunterung. Sein Vermögen iſt ihm Aufmunterung genug; und die Welt müßt nicht mehr klug heißen, wenn Philet nicht nach ſeinem Gefallen tauſend Herzen rühren, und über eben ſo viel Herzen ſiegen ſollte. Gut macht Muth.

Der Muth, der auch bei der Gelehrſamkeit und in dem geiſtlichen Stande oft unentbehrlich iſt, muß ebenfalls ſeine hinlänglichen Gründe haben. Es gehöret nicht wenig Muth dazu, wenn man ſich der ganzen gelehrten Welt als ein vielbedeutender Autor in einer ſpaniſchen Perucke zeigen will.

Clitander, der alle mögliche Scholiaſten auf den Fingern herzählen, und von dem Raum, von dem Weſen, von der Geiſtigkeit der Dinge ſo ausnehmend ſchön reden kann, daß ich ihn niemals verſtehe; Clitander würde ewig kein Schriftſteller geworden ſein, wenn er nicht Geld gehabt hätte. Seine Metaphyſik, die drei Octavbände ausmachet, würde noch jetzt eben ſo unbekannt ſein, als vorher, wenn er nicht Autor und Verleger zugleich geweſen wäre. Er hatte an dem Werke keine Koſten geſparet; und ſein Bildniß, das vor demſelben ſtehet, koſtet allein 60 Thaler; denn die Perucke machte dem Kupferſtecher ſehr viel Mühe, und die Treſſen auf dem Kleide wollten auch mit Geſchmack geſtochen ſein. Clitandern iſt erſt vor vier Wochen eine reiche Erbſchaft zugefallen, und er hat nachdem ſchon wieder eine Abhandlung in zwei Alphabeten, de jure haereditandi ex rationibus philosophicis et historicis, verfertiget, die vermuthlich ſehr bald cum impensis Autoris celeberrimi erſcheinen wird. Gut macht Muth.

Ehe ich mit der Erklärung dieſer Redensart abbreche, will ich noch eine Anmerkung machen, die man bei einer genauen Unterſuchung allemal wahr finden wird.

„Mit dem Reichthum iſt nicht ſelten das Vorrecht vereinigt, ein offenbarer Freigeiſt zu ſein.“

Ein Mann, der denken kann, oder deutlicher zu reden, ein Mann, der einige Tauſend Thaler im Vermögen hat, würde nicht mehr klug heißen, wenn er die Religion nicht für eine Ausgeburt halten wollte, die in dem Gehirn hungriger Pfaffen, und in der Politik der großen Herren gezeuget iſt. Für den Pöbel, der gehorchen und arbeiten muß, ſchickt es ſich, zu beten. Für Leute, die Geld haben, iſt es eine verdrießliche Sache, andächtige Seufzer gen Himmel zu ſchicken. Es kommt alles darauf an, wie es das Schickſal ordnet. Wer im Staube kriechen muß, der iſt gezwungen, es zu thun; und wer reich ſein ſoll, der iſt reich, und wird es auch bleiben, ohne daß er nöthig hat, alle Morgen und Abend in geiſtliche Verzückungen zu gerathen.

Ich kenne einen benachbarten Amtmann, der von nichts lieber, als von Renten, Pfaffen und Zoten redet. Seine liebſten Gäſte ſind diejenigen, die über den ſchwermüthigen Gedanken lachen, ſich einen Gott zu erdenken, der alles regieret, und der Arme und Reiche gemacht hat. Nach ſeiner Meinung ſind die Begüterten Herren der Welt, und der Pöbel iſt nur dazu gemacht, daß er gehorchen, und um deſto beſſer zu gehorchen, einen fürchterlichen Gott glauben müſſe. Nach dieſem Plane regieret er ſein ganzes Dorf voll Bauern, und dieſe Arme fühlen es nur gar zu oft, wie gewiſſenhaft ein reicher unwiſſender Richter handelt, wenn ſie das Schlachtopfer ſeiner Gerechtigkeit werden. Er hat wöchentlich den Gerichtsverwalter, der ſchon zweimal wegen eines Meineids angeklagt geweſen, einen Offizier und einen jungen Menſchen zur Tafel, der ſich wegen ſeiner liederlichen Einfälle bei dem Herrn Amtmann den Ruhm eines witzigen Kopfes erworben hat; und wenn der Spaß vollkommen ſein ſoll, ſo wird der hochehrwürdige Herr Paſtor mit genöthiget, der ſein Glas Wein beſſer verſtehet, als ſeine Theologie.

Die erſte Geſundheit, die der Herr Amtmann alsdann einſetzet, iſt der Witz des jungen Gelehrten. Sie ſtoßen an, und der Wirth ruft ihnen mit einer vernehmlichen Stimme vor:

Der Klang unſrer Kannen
Soll Teufel, Gewiſſen und Prieſter verbannen.

Sie ſtoßen beherzt an; nur Ihro Hochehrwürden nicht, die den Kopf ſchütteln, und ein klein bischen feindſelig lächeln. „Nun, Herr Paſtor! friſch angeſtoßen! Sie ſtehen ja jetzt nicht auf Ihrem heiligen Holze. Ei zum Henker! ſchreiet der Offizier, Sie

Digitized by Google

wären mir ein ſchlechter Feldprediger! Der Donner! ich habe einen Kerl beim Regimente! Wenn er vor der Trommel prediget, ſo iſt er ein rechter Pinſel, und der Halunke ſtehet da, als wenn er allen Heiligen die Zehen abgebiſſen hätte. Aber wenns ans Saufen gehet, da kann er mich und meine Collegen in aller —— Namen zu Boden ſaufen."

Ihro Hochwürden lächeln noch immer. „Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Paſtor! ruft endlich der Witzling, daß wir Sie jetzt in ihrer Andacht ſtören! Wir wollen Ihnen Ihren lieben Herrn Gott gar nicht nehmen. Aber uns zu gefallen können Sie wohl einmal mehr als einen Gott glauben. Nicht wahr, meine Herren, iſt Bacchus nicht ein allerliebſter Gott? Friſch, Herr Paſtor angeſtoßen! Legen Sie uns mit dieſem Glas Wein zugleich Ihr Glaubensbekenntniß ab. Stoßen Sie an, meine Herren!

„Wir ſind in Geheimniſſen Spötter,
Wohlan, es leben die Götter!

Der Witzling lacht zuerſt über ſeinen Einfall. Der Amtmann und der Officier folgen ihm nach, und bewundern ihn noch etwas vernehmlicher. Der Herr Paſtor thut nichts, als daß er den Kopf etwas ſtärker, wie zuvor, ſchüttelt, zuletzt aber doch anſtoßet, das Glas leeret, wieder einſchenket, und mit einem undeutlichen Seufzer antwortet: „Ja, Sie ſind mir loſe Herren."

Es iſt eine Schande, wenn ein Mann, der die Ehre der Religion ſein ſollte, ſich und die Religion zum Gelächter machet, da er weiter nichts dafür genießet, als wöchentlich einige Mahlzeiten, und ein paar wohlfeil gepachtete Hufen Landes.

Der Amtmann, von dem ich jetzt rede, befand ſich in ſeiner Jugend in ſehr dürftigen Umſtänden, und er war ein guter Chriſt, ſo lange er noch nicht reich war. So bald ſich aber ſeine Umſtände verbeſſerten, ſo bald verbeſſerte ſich auch ſeine Denkungsart, und er ſuchte, nächſt der Ehre reich zu ſein, auch noch eine andere, nämlich an allem, was Religion heißt, zu zweifeln. Er wußte, daß dieß der Geſchmack der großen Welt ſei. Wer die Höfe und die Akademien beſuchet hat; wer die vornehmen Sitten der erfahrenſten Officiers kennet, und wer endlich die Hälfte des reichen Pöbels ſcharf beurtheilet, dem wird es leicht ſein, ſich von dieſen Gedanken zu überführen. Ein reicher Freigeiſt iſt immer noch kühner, als ein Spötter, den ſeine Armuth an der Vorſehung, und folglich auch an der Religion zweifeln läßt. Der Leichtſinn ſchweifet allemal mehr aus, als eine vermeinte Ueberzeugung. Der Arme iſt nur inſofern ein Freigeiſt, weil er glaubet, daß es zu ſeiner Beruhigung dienet. Der Reiche aber iſt es, um aus voller Bruſt zu lachen, und ſich ein abwechſelndes Vergnügen zu verſchaffen. Seine Umſtände machen ihn immer muthiger, einen Haufen Pedanten aufzuziehen, der in einer ſchwarzen Kutte die Leute für Geld mit aller Gewalt in den Himmel ziehen will, und eine Menge von armen Geſchöpfen zu belachen, die ihren Mangel durch nichts anders verſüßen können, als auf das Wort ihres Pfaffen, den Himmel mit ihren Stoßgebetern zu ſtürmen.

Ich habe angemerket, daß unſere jungen Herren, die gerne witzig ſein wollen, ebenfalls an einem oder dem andern Theile der Religion auf Gerathewohl wegzweifeln. Bei dieſen ſind ſehr ſelten ihre glücklichen Umſtände der Antrieb der Spötterei, ſondern nur der Vorſatz, andere zu überreden, daß ſie ſchärfer und feiner denken können, als der Pöbel. Unſere junge Welt, die durch das Wort: Stutzer, nicht mehr geſchimpfet werden kann, indem ſie jetzt eine allzu große Ehre darin ſuchet, unſere junge Welt glaubet, es gehöre mit zu ihren vorzüglichen Verdienſten, in Geſellſchaften, oder wo man nur Gelegenheit hat, ſeinen Witz auszuſchütten, ſich als ein Freigeiſt aufzuführen. Es iſt Schade, daß noch keiner von dieſen feinen Geiſtern ſo witzig geweſen iſt, einen Beweis zu liefern, daß auch der Charakter eines Freigeiſtes mit zu einem Stutzer und Witzling gehöre. Er müßte aber mit Geſchmack geſchrieben ſein; das verſtehet ſich. Mit Erlaubniß dieſer einſichtsvollen Herren, will ich ihnen den Plan hier kürzlich entwerfen. Dieß wäre ungefähr der Titel: „Witzige Gedanken, daß ein Stutzer ein Freigeiſt ſein müſſe." Ich würde wohl zu dem Titel: „Beweis," gerathen haben. Allein, ein ſolches Wort iſt für einen Witzling zu ſchematiſch. Das Werk könnte, ungeachtet der wenigen Kapitel, doch wenigſtens zwei Alphabethe betragen. Man könnte ungefähr zeigen, daß ein Stutzer nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern, der Welt zugefallen, ein Stutzer wäre. Eben ſo müßte auch der Beweis von dem Freigeiſte geführet werden. Dieſe beiden Charaktere müßte man mit einander zu vergleichen ſuchen, alsdann auch eine Anweiſung geben, an welchen Theilen der Religion man am füglichſten und liebſten ein Freigeiſt werden könne. Zum Beſchluß dürfte es nicht undienlich ſein, wenn man allerlei witzige Einfälle erdächte, wodurch man bei einer jeden Gelegenheit der Religion ſpotten, und andere zum Lachen bringen wollte. Mich deucht, dieſes letzte Kapitel würde bei der Ausführung die wenigſte Mühe koſten. Man dürfte nur alle Zweideutigkeiten ſammeln, womit unſere jungen Herren ſich in Geſellſchaften hervorzuthun ſuchen.

Mein Verleger hat mich ſchon verſichert, daß er ein ſolches Werk gern annehmen, und für den Bogen wenigſtens einen Louisd'or geben will. Er glaubet, es werde gehen. Denn er hat ein ſo großes Zutrauen zu ſeinen Leſern, daß er nicht zweifelt, die erſte Auflage, die ſehr groß werden möchte, allein in Hamburg abzuſetzen.

Ich muß mich entſchuldigen, daß ich bei einer ſo bekannten Sache weitläuftig geworden bin. Aber es iſt nun einmal mein Fehler, wenn ich mich als Autor gedenke, daß ich eben ſo viel Muth bekomme zum Schreiben, als unſere junge Herren zum Spotten.

Aus der andern Redensart: Schweigen verräth nicht, die ich noch zu erklären habe, kann auf eine eben ſo leichte Art der Charakter vieler Perſonen geſchildert werden.

Ich leugne es nicht, daß es ſehr vielen menſchlichen Maſchinen zuträglich wäre, wenn ſie ewig ſchweigen würden. Ein goldener Herr, dem eine Antichambre voll unterthänigſter Clienten aufwartet, und auf deſſen Wink Diener, Pferde und alles in Bewegung gebracht wird; dieſe Excellenz würde ihren Charakter am beſten behaupten, wenn ſie nicht anders, als durch Mienen, reden wollte. Hier kommen Ihro Gräfliche Gnaden. Sie paſſiren durch eine gedoppelte Reihe demüthiger Clienten, die bereits zwo Stunden auf Audienz gewartet haben, und die ſich jetzo bis auf die Erde bücken, denen aber Ihro Gnaden durch Mienen zu verſtehen geben, es ſei gegenwärtig nicht Zeit, auf ihre Sachen zu hören. Wohin ſoll der Kutſcher fahren, Ihro Excellenz? Nach Hofe! Der Herr ſteiget aus. Er machet dem König die Morgenviſite, aber er machet ſie heute eben ſo, wie geſtern, und wie er ſie immer gemacht hatte. Dergleichen Komplimente rechne ich alſo mit zum Stillſchweigen, das nicht verräth. Auf den Abend fahren Ihro Gnaden unfehlbar nach der Oper. Der Caſtrate ſingt göttlich! Haben Sie wohl bemerket, mit welchem Guſto Ricciarelli dieſe Arie ſang, Madame! Alles dieſes, mit noch andern Schmeicheleien untermiſchet, die, wie ſich von ſelbſt verſtehet, mit zur Hofſprache gehören, wird der nächſten Dame ein paarmal mit einigen Kavalier-Flüchen vorgeſaget. Aber alles dieſes, welches die gewöhnlichen Unterhaltungscomplimente ſind, rechne ich mit zum Stillſchweigen. So lange alſo Ihro Excellenz auf eine ſolche Art reden, ſo lange werden Sie Ihren Charakter nicht verrathen; aber wenn ſie von den Angelegenheiten ihres Fürſten reden, oder für einen armen Clienten ſprechen, und die gethane Zuſage erfüllen ſollen, da erfahren Sie nicht ſelten, daß Sie beſſer gethan, wenn Sie in der Sache Ihres Monarchen geſchwiegen, oder auch, wenn Sie dem Clienten gar nichts verſprochen hätten.

Eben auf die Art würden Tauſend in ihrem Anſehen bleiben, wenn ſie die Kunſt verſtünden, nicht zu reden. Manche Stadt würde mit ihren wohl gewachſenen Predigern eine große Ehre einlegen, wenn ſie nichts anders thun dürften, als ſich dem Volke alle Sonntage einmal öffentlich zur Schau zu ſtellen. Aber daß ſie reden müſſen, das iſt gar zu gefährlich.

Ich ſammle mir meine Originale, wo ich ſie finde; und das Kafferhaus, das ich wöchentlich ein paarmal beſuche, hat mich beſtändig in den Gedanken beſtärket, daß der Satz: „Schweigen verräth nicht," manchen Charakter beſtimmet. Ich rede zwar ſelbſt nicht viel; aber ich ſchweige doch auch, dem Himmel ſei gedankt! nicht deswegen, weil ich nicht verrathen ſein will. Die mich von Perſon kennen, wiſſen, daß ich nicht ſchwatzhaft bin, aber daß ich auch ganze Stunden lang wegplaudern kann, weil ich wünſche, daß ſo viele Narren ewig ſchweigen, und ſich nicht verrathen möchten.

Da die Exempel eine Sache am beſten beweiſen, ſo will ich hier ebenfalls einige anführen, und hernach meine Leſer urtheilen laſſen, in wie ferne mein Grundſatz wahr und anzunehmen ſei.

Ich bin mit einem benachbarten Prediger bekannt, den ich immer für vernünftig gehalten, ſo lange ich ihn noch nicht habe predigen hören. Ich habe ihn wohl tauſendmal einige Stellen der Alten vorgeſaget, und ſie, zur Ehre unſers Zeitalters mit Stellen der Neuern verglichen, und ich habe allemal ein zuverſichtliches Ja von ihm zur Antwort erhalten. Es kann ſein, daß mein Landprediger weder die Schriften des Alterthums noch ihre Nachfolger verſtehet; aber er verräth doch ſeine Unwiſſenheit nicht, indem er mir niemals widerſpricht, und ſein ewiges Ja oder Nein iſt mir der ſicherſte Beweis, daß Schweigen niemals verrathe. Wenn ich ihn aber nur den 25. Sonntag nach Trinitatis nicht über den Greuel der Verwüſtung hätte predigen hören, ſo würde ich doch noch geglaubet haben, daß er mehr als ſeine Poſtill verſtände. Sie iſt gefallen, Babylon, die Große. So pathetiſch fing er ſeine Predigt an, und ich war ſchon froh, daß ich eine vernünftige Predigt hören würde. Aber meine Hoffnung wurde mir bald verdorben. Ich hörte weiter nichts, als das viele unordentliche Sätze in einem

Digitized by Google

noch unordentlichern Tone hergepoltert wurden. Sie iſt gefallen, Babylon, die Große, und ſo wird das heutige Babylon auch fallen. Dieß wiederholte er Unendlichemal. Ich wünſchte, mit Verdruß, daß Ihro Wohlehrwürden, die ſo oft van Fallen redeten, nur ſelbſt zur Kanzeltreppe herunterfallen möchten. Die Gemeine würde wenigſtens in ihm nicht ſo viel verloren haben, als in ihrem Organiſten. Denn der Bauer wird mir doch antworten können, was ſein Kantor für einen Choral geſpielet hat; aber was ſein Prieſter von Babylon und von dem Antichriſt prediget, das wird er nicht einmal ausſprechen, geſchweige denn behalten, und wieder erzählen können.

Bei dem Schluſſe ſeiner ſtroheenen Beredſamkeit gerieth der Herr Paſtor in Eifer. Aber der Eifer hatte keinen Antheil an ſeinem einförmigen Tone. Die Hitze zeigte ſich nur in einer geſchwindern Bewegung der Hände und in einigen Scheltwörtern. Gott weiß, wo er mochte geleſen haben, daß man zu Jeruſalem ſchon Schauſpiele gehabt habe. Wenigſtens erzählte er ſeinen Bauern ganz zuverſichtlich, daß eben dadurch Gott bewogen worden wäre, die arme Stadt Jeruſalem zu zerſtören. Das hatte mir noch zu meiner völligen Ueberzeugung gefehlet. Und nun glaubte ich im ganzen Ernſte, daß Ihro Wohlehrwürden ein Narr wären. Ich ging aus der Kirche mit einem innerlichen Unwillen über die Unwiſſenheit dergleichen Prediger, die in einem gleichlautenden Schultone ihren Zuhörern nichts ſagen, oder höchſtens doch auf eine lächerliche Art über die Sitten der Welt ſpotten, indem ſie die Ehre Gottes zu vertheidigen glauben. Ich habe nachher meinen Prediger immer für das gehalten, was er iſt; welches ich aber nicht würde gethan haben, wenn ich ihn nicht gehöret hätte. Der Grundſatz: Schweigen verräth nicht, entſcheidet alſo den Charakter dieſes ehrwürdigen Mannes vollkommen.

Den Herrn von U*** habe ich nur ein paarmal auf dem Kaffeehauſe geſehen, und aus ſeiner bravdornen Weſte und ſeinem geſchickten Billardſpiele hätte ich faſt ſchließen ſollen, daß er Verſtand habe. Er ſetzte ſich neulich neben mir und dem Herrn Y*** ans Kamin. Er ließ ſich eine Pfeife Taback geben; er ſpuckte aus; er trank ein Glas Mandelmilch, und ſchwieg ſtille. Ich glaube noch immer, daß er Verſtand habe. Sind Sie geſtern in der italieniſchen Komödie geweſen? redete er mich endlich an. Nein, mein lieber Herr, antwortete ich ihm ganz kurz. Er mochte mich entweder für einen Melancholicum oder für einen Tropf halten, der nicht wüßte, was das Wort: Komödie, für ein Ding ſei. Genug, er wandte ſich von mir weg, und frug den Herrn Y*** auf eben die Art. Er fand hier einen beſſern Geſellſchafter; aber er widerſprach ihm auch deſto beſſer. Das hätte ich doch nicht geglaubet, ſagte endlich der junge Herr von U***, daß Ihnen die italieniſchen Komödien ſo ſchlecht gefielen! Gehen Sie künftigen Montag hinein, Sie werden Wunder ſehen. Man hat mir geſagt, daß die Geſellſchaft ihre beſten Stücke bis auf die zukünftige Woche geſparet hätte. Sie muß nun wohl freilich ihre Urſache dazu haben. Wie geſagt, gehen Sie auf den Montag hinein. Ein Stück! mein Herr, das iſt ein Stück! es heißt — zum Henker! wie heißt es denn nun? es heißt — Ei nun, es mag heißen, wie es will; es iſt ein unvergleichliches Stück. Und die Muſik, mein Herr, wird beſonders neu ſein. Wenigſtens kann ich Ihnen zum voraus im Vertrauen ſagen, daß eine ganz neue Arie wird geſungen werden. Er ſprach dieß, was er im Vertrauen reden wollte, ſo vernehmlich, daß man es an der andern Seite der Billardstafel hören konnte. Von wem wird denn dieſe neue Arie ſein? frug ihn Jemand. „Ich habe ſie componirt, mein Herr. Die Compoſition iſt jederzeit mein Hauptwerk und meine liebſte Beſchäftigung geweſen. Ich hatte den berühmten Herrn *** vor einigen Jahren zum Lehrmeiſter.“ Hätte er doch geſchwiegen, dachte ich bei mir ſelbſt, oder hätte er es wenigſtens nicht entdecket, daß er ſeine Compoſition dem Herrn *** zu verdanken habe. Wenn der Lehrer ein Windbeutel iſt, wie viel größer muß denn nicht ſein Schüler ſein! Hier vergaß ich auf einmal die goldene Weſte und das ſchöne Billardſpiel des Herrn von U***. Ich machte die Anmerkung, daß er wohl gethan hätte, wenn er dieſe beiden Stücke allein hätte reden laſſen. Es ſind zwar nur ſtumme Redner; aber ſie nehmen manchesmal mehr ein, als die lauten kleinen Schreier. Ich dachte daher gleich an das Sprichwort: das ſeinen Charakter ſo deutlich machet: „Schweigen verräth nicht.“

Außer dem Barbier iſt in dem Dorfe S*** keiner ſchwatzhafter, als der junge Herr Fähndrich. Er iſt wohl gewachſen; er ficht gut, und reitet beſſer, als der geſchickteſte Stallmeiſter. Wer ihn nicht weiter kennet, der hält ihn für einen vernünftigen Mann. Aber er iſt ein Officier, und die dürfen nicht ſchweigen. Sie ſcheinen noch dazu ein Privilegium zu haben, mehr zu ſagen, als ſie verantworten können. Seiner Frau Mama und Fräulein Schweſter erzählet er Wunderdinge. Man ſollte glauben, er ſei der einzige hannöveriſche Officier, der die Franzoſen bei Dettingen geſchlagen. Wenn er auch weiter nichts ſagte, als daß er bei dem Treffen geweſen, ſo würde man ihm zur Noth glauben. Aber daß er das Lager abbilden, ein jedes Detaſchement in Schlachtordnung ſtellen, den Angriff beſchreiben, und ſelbſt mit dem Degen in der Fauſt zwanzig Franzoſen auf einmal in den Main will geſtoßen haben, dieſes unvorſichtige Plaudern verräth ihn, und er hätte beſſer gethan, wenn er geſchwiegen hätte.

Wie viele Charaktere könnte man nach dieſen beiden Grundſätzen nicht nach dem Leben zeichnen?

Ehe ich dieſe mir geſammelten Anmerkungen ſchließe, will ich noch erinnern, daß das Schweigen hauptſächlich bei Kaufleuten nicht ſchade. Kaufleute, die ihre rechtmäßigen Schulden leugnen, oder auch ihre Contobücher auf die Seite bringen, können niemals verrathen werden. Sollte man deswegen einen Kaufmann gleich auf den Schuldthurm ſetzen, weil er ſeine Schulden nicht angeben kann? Wie viele große Männer, die jetzt wieder in den prächtigſten Kutſchen fahren, und ſchon zweimal Banquerot gemacht haben, würden alsdann ewig in Verhaft ſitzen müſſen; und wie lange hätte die Obrigkeit ſchon auf dieſe Erweiterung eines ſolchen Behältniſſes denken müſſen? Bei einem Banquerot (es verſtehet ſich aber bei einem vernünftigen und rechtmäßigen Banquerot) verlieret ein Kaufmann gerade nichts, und wenn er ſchweigen, oder auch allenfalls muthig ſchwören kann, welches oft eben ſo gute Dienſte thut, als das Stillſchweigen, ſo wird es gewiß ſein Schade nicht ſein. Von den Lehrlingen im Banquerotiren, die ihre ganze Schuld ſogleich geſtehen, und den Augenblick einen guten Accord treffen, rede ich hier nicht. Bei denen hat die traurige Grille des Gewiſſens ſchon die Oberhand gewonnen, und die ſind auf ewig verlorn. Denn ein Kaufmann, der ſich den ſchwermüthigen Gedanken einfallen läßt, redlich zu handeln, der wird niemals mit Ehren banquerot werden können.

Die Erfahrung iſt in den angeführten Exempeln auf meiner Seite; und ein jeder von meinen Leſern wird von ſelbſt leicht den Ausſpruch geben können, ob ich in der Erklärung und Beſtimmung dieſer beiden Redensarten, ſo bekannt ſie auch unter uns ſind, einigermaßen glücklich geweſen ſei, und ob es nicht eintreffe, daß man beide Redensarten, als ein Paar Grundſätze anſehen könne, die den Charakter ſo vieler Perſonen entſcheiden und beſtimmen.

Georg Wilhelm von Lüdemann

ward am 15. Mai 1795 zu Küſtrin geboren, ſtudirte zu Berlin die Rechte, und ſetzte ſeine Studien, nachdem er aus dem Freiheitskampfe von 1813 und 1814 zurückgekehrt war, daſelbſt fort. 1816 erhielt er eine Referendarſtelle bei der Regierung und unternahm, weil er Krankheits halber dieſe Beſchäftigung aufgeben mußte, ſeit 1820 verſchiedene Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz, Italien, Holland, England und Spanien. Nach ſeiner Rückkehr 1824 wohnte er eine Zeit lang am Rhein, 1825 zu Breslau, dann 1826 zu Dresden, und ließ ſich endlich als Privatgelehrter zu Cyrus bei Freiſtadt in Schleſien nieder, bis er in neueſter Zeit als Polizeidirector zu Aachen angeſtellt wurde.

Er ließ erſcheinen theils unter eigenem Namen, theils unter dem Juſtus Ironius Kosmopolita:

Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen im Jahre 1822. Berlin 1824, 8., mit 2 Charten.

Alfieri's Trauerſpiele. Zwickau 1824 ff., 8 Thle. (mit Adrian).

Der Suliotenkrieg. Leipzig 1825.

Scott's ſchottiſche Balladen. Zwickau 1825, 7 Thle.

Dramen von Byron. Ebendaſ. 1825.

Andruzzos. Ebendaſ. 1826, 2 Thle.

Fielding's Tom Jones. Ebendaſ. 1826, 2 Thle.

Neapel, wie es iſt. Dresden 1827.

Konſtantinopel, wie es iſt. Ebendaſ. 1827.

Digitized by Google

Türkiſch = griechiſche Geſchichte. Ebendaſ. 1827, 4 Thle.
Novellen und Erzählungen. Ebendaſ. 1827 — 28, 2 Bdchen., 8.
Die Foscari. Leipzig 1828, 2 Thle.
Venedig, wie es war und iſt. Dresden 1828.
Die beiden Grafen. Ebendaſ. 1828, gr. 12.
Spaziergänge in Rom. Ebendaſ. 1828, 2 Thle.
Petersburg, wie es iſt. Ebendaſ. 1829.
Geſchichte der Malerei. Ebendaſ. 1829.
Geſchichte der Architektur. Ebendaſ. 1829.
Geſchichte der Kupferſtecher=, Holzſchneide= und Steindruckerkunſt. Ebendaſ. 1830.
Die Basken. Ebendaſ. 1830.
Töplitz, wie es iſt. Ebendaſ. 1830, gr. 12.
Dresden, wie es iſt. Zwickau 1830.
Vittoria Iturbide. Ebendaſ. 1830, 3 Thle.
Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Glogau 1835, 8.
Frommel's pittoreskes Italien. — Oberitalien. — Leipzig 1836 fgde.

Außerdem: der Myſtiker, oder die Schuld (im Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele, Jahrg. 12) und mehrere andere Erzählungen u. ſ. w. in Zeitſchriften und Almanachs ꝛc.

W. v. L. beſitzt eine reiche Bildung, vielſeitiges Wiſſen, Geſchmack, Erfahrung und Menſchen= und Weltkenntniß, verbunden mit anſchaulicher Darſtellungsgabe und gutem Styl; ſeine Phantaſie iſt weniger reich als gewandt im Nachbilden und der Reproduction ſchon vorhandener Gegenſtände; am glücklichſten iſt er daher in Naturſchilderungen und als Sittenmaler. Seine wiſſenſchaftlichen Arbeiten zeugen eben ſo ſehr von Fleiß und Beleſenheit, als von Scharfſinn und Geiſt.

Johanne Karoline Amalie Ludecus,

die Tochter des braunſchweigiſchen Majors von Kotzebue, ward am 16. November 1757 zu Wolfenbüttel geboren, und kam mit ihrem Vater im Gefolge der Herzogin Amalie nach Weimar, wo ſie Kammerfräulein derſelben wurde, und ſich 1793 mit dem daſigen Steuerrath Ludecus verheirathete. Sie ſtarb im Jahre 1827.

Unter dem Pſeudonym: Amalie von Berg haben wir von ihr:

Luiſe. Leipzig 1800, 2 Thle.
Johanne Grey. Trauerſpiel. Berlin 1806.
Sophie von Normann. Ebendaſ. 1806.
Gräfin Karoline von Thorenberg. Erfurt 1806; neue Aufl. Ebendaſ. 1826.
Eleonore. Prag 1812.
Ueber weibliche Erziehung und Bildung. Ebendaſ. 1815.

Feine Charakterzeichnung, genaue Kenntniß des weiblichen Herzens und gute Darſtellung verliehen ihren Arbeiten wirklichen Werth.

Heinrich Luden.

Dieſer berühmte Geſchichtsforſcher ward am 10. April 1780 zu Lockſtedt im Herzogthum Bremen geboren, und ſtudirte, nachdem er ſich auf der Domſchule zu Bremen wiſſenſchaftlich vorgebildet hatte, von 1799 bis 1803 zu Göttingen nach einander Theologie und Philoſophie, und mit beſonderer Vorliebe Geſchichte. Nach einem dreijährigen Aufenthalte zum Theil als Hauslehrer auf dem Lande, in Berlin und zu Göttingen, wo er nach vollendeten Studien ſich auf ſeine akademiſche Laufbahn vorbereitet hatte, erhielt er 1806 den Ruf als außerordentlicher Profeſſor nach Jena, wo er vorzüglich über Geſchichte vielbeſuchte Vorleſungen eröffnete, und 1810 zum Profeſſor ordinarius der Geſchichte daſelbſt ernannt wurde. Sein verdienſtliches akademiſches Wirken auf dieſem Felde und ſein freimüthiges Wort zur Zeit des Druckes fand aber nicht blos unter den daſigen Studirenden freudige Anerkennung, ſondern wurde auch vom Großherzog von Weimar durch Ertheilung des Hofraths= und bald darauf des Geheime=Hofrathstitels und des Ordens vom Falken ehrend hervorgehoben, während die Univerſität ihn zum Abgeordneten auf dem weimariſchen Landtage erwählte; ein Ehrenpoſten, den L. erſt vor wenigen Jahren wieder abgab.

Seine Schriften ſind:

Chriſtian Thomaſius. Berlin 1805.
Hugo Grotius. Ebendaſ. 1806.
Die letzten Briefe des J. Ortis. Göttingen 1807.
Kleine Aufſätze. Ebendaſ. 1807, 2 Thle.
Grundzüge äſthetiſcher Vorleſungen. Ebendaſ. 1808, gr. 8.
Anſichten des Rheinbundes. Ebendaſ. 1808.
Ueber das Studium der vaterländiſchen Geſchichte. Jena 1809.
Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik. Jena 1811.
Ueber den Sinn und Inhalt des Handbuchs der Staatsweisheit. Ebendaſ. 1811.
Allgemeine Geſchichte der Völker und Staaten des Alterthums. Ebendaſ. 1814; 3. Ausg. 1824, 2 Thle.
Nemeſis. Zeitſchrift. Weimar 1814 — 18, 12 Bde.
Allgemeines Staatsverfaſſungsarchiv. Ebendaſ. 1816, 2 Bde.
Das Königreich Hannover. Nordheim 1818.
Allgemeine Geſchichte des Mittelalters. Jena 1821 — 22, 2 Bde., 8.; 2. Ausg. Ebendaſ. 1824, 8.
Geſchichte des deutſchen Volkes. Gotha 1825 fgde., 11 Bde., 8.
Einzelne Diſſertationen, Flugſchriften u. ſ. w.

Außerdem gab er Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit (Leipzig 1812; 2. Ausg. 1821) heraus.

Ein ſeltener politiſcher Scharfblick, echte Humanität, Adel der Geſinnungen, ausgebreitetes, gründliches, aus den Quellen geſchöpftes Wiſſen, glänzende Beredſamkeit, und die feinſte Dialektik neben reinſter Geſundheit des Urtheils haben dieſem ausgezeichneten Manne einen ſehr hohen Rang unter den deutſchen Hiſtorikern, und ſeinem Namen europäiſche Berühmtheit erworben. Unter ſeinen Werken ſind vorzüglich ſeine geſchichtlichen Darſtellungen des Alterthums, des Mittelalters und des deutſchen Volkes als claſſiſche Muſter zu betrachten.

Karthago *).

Allgemeine Anſicht von dieſer Geſchichte.

Ueber den Verluſt der Geſchichten von des Morgenlandes früheren Reichen tröſteten wir uns leicht, weil ſich der Sinn und Gang derſelben in dem ſpätern zu wiederholen ſcheint. Mehr mußten wir bedauern, daß uns nicht vergönnt war, der Entwicklung ägyptiſcher Eigenthümlichkeit zu folgen. Aber durch die beſonderen Verhältniſſe Karthago's, von der Gründung der Stadt, bis zu ihrer Zerſtörung, würde die Geſchichte derſelben

*) Aus Luden's Allgemeiner Geſchichte der Staaten und Völker des Alterthums.

Digitized by Google

eine ganz vorzügliche Wichtigkeit haben; ſie würde höchſt lehrreich ſein für Völcker, wie für Staaten. Und auch von Karthago giebt es leider! — keine Geſchichte! Die einheimiſchen Schriftſteller ſind, durch Geſchick, vielleicht durch den Fleiß, gewiß nicht gegen den Wunſch der Beſieger Karthago's, untergegangen. Wir kennen Karthago nur durch Feinde, und wie kennen ſie faſt nur in der feindlichen Berührung mit dieſen Feinden. Wenn die Geſchichten anderer Völker von Griechen und Römern falſch oder verkehrt dargeſtellt ſein mögen, ſo lag der Grund meiſt allein in Unkunde und Beſchränktheit, höchſtens in dem Stolze dieſer Völker. Die Geſchichten Karthago's hingegen haben Griechen und Römer nicht ohne Groll und Haß gedacht. Freilich mögen nicht Alle ſich dieſes Haſſes bewußt geweſen ſein. Aber eine ſo lange Eiferſucht, Kriege, die Jahrhunderte hindurch dauerten, mit einer Feindſeligkeit ohne Namen und Maß geführt, und ganz auf Vernichtung und Verderben gerichtet, mußte den Sinn für das Leben der Gegner ganz zerſtören. Es iſt mit Völkern wie mit Einzelnen. Die menſchliche Natur iſt in ihrem Weſen ſo gut, daß der Menſch zu fortdauernder Ungerechtigkeit nur fähig wird, wenn er dem, an welchem er ſie vollbringt, noch größere Ungerechtigkeit Schuld giebt. Darum nimmt er das Zweideutige für ſchlecht, ſetzt das Unverſtandene in ein gehäſſiges Licht, horcht auf Verläumdungen, und wenn er auch Erdichtungen unterläßt, ſo verſchmäht er doch Verdrehungen nicht. So ſtärkt er ſich zum Vollbringen des Unrechtes, ſo beruhigt er ſich über das Vollbrachte. Und in jener Zeit, wo weder gleiche Sitten noch gleiche Religion das Urtheil milderten, und wo ein langer freundlicher Verkehr den Charakter des Gegners nicht früher kennen gelehrt hatte, war noch leichter möglich, den Volkshaß zu nähren und aufſtacheln, als es jetzt ſein würde!

Aber wie viel auch Polybios, Livius, Diodor, Appian und Juſtin, theils wegen ihrer ſpäten Zeit, theils aus Mangel gehöriger Forſchung, oder wegen perſönlicher Verhältniſſe, wegen beſchränkter Zwecke, ohne großen hiſtoriſchen Sinn, und wegen des Intereſſes beredter Darſtellung, entweder nicht wiſſen konnten, oder überſehn, abſichtlich verſchwiegen, entſtellt und verdreht wiedergegeben haben mögen: Karthago wird nie gering geachtet werden, ſo lang' es Menſchen giebt, die ſich über ihre Zeit und Verhältniſſe zu erheben und die Erſcheinungen des Alterthums zu würdigen wiſſen. Denn ein Staat, der von ſo geringem Anfange zu ſolcher Größe empor geſtiegen iſt, der es wagen konnte, mit Rom über die Herrſchaft der Welt zu kämpfen, und der mehrmals einen glücklichen Ausgang des Kampfes hoffen durfte, der Feldherren hervorbrachte, die ſelbſt von Feinden den größten aller Zeiten gleich geachtet wurden, deſſen Bürger zu der größten Aufopferung, deren der Menſch fähig iſt, für das Vaterland begeiſtert werden konnten, der Vertrauen fand bei vielen unverdorbenen Völkern, der ſich auf ſeine Gerechtigkeitsliebe und auf ſeinen politiſchen Charakter berufen durfte, deſſen Verfaſſung von dem größten Staatsgelehrten, den Griechenland erzogen hat, zu den vollendetſten gerechnet ward, die je menſchliche Verbindungen gehabt hatten, der ſelbſt bei fremden, bei beſiegten Völkern Schriftſteller fand, die ſeine Einrichtungen, wie ſeine Thaten, voll Bewunderung ihres hohen Sinnes, der Nachwelt, wie wohl (ſo hat das Unglück die Karthager verfolgt!) umſonſt, zu erhalten ſtrebten, der einen Philoſophen erzeugte, den Griechenland achtete, und deſſen Weisheit ſelbſt bei dem ungeheuerſten Unglücke ſeines Vaterlands nicht ausging: — ein ſolcher Staat muß von einem eigenen Geiſte der Ordnung, Mäßigung und Anſtrengung durchdrungen und belebt geweſen ſein! Dabei kann der endliche allgemeine Verfall nicht befremden. Karthago theilte das Schickſal aller Staaten. Von Anfang an lag etwas Unnatürliches in ihrer Herrſchaft; in der Folge verſäumte ſie den alten Geiſt, ſie wich ab von dem Grundſatz ihres früheren Lebens, vergoß die Grenzen der Völker und Länder, und überließ ſich den Leidenſchaften. Da ſchlug die letzte Stunde, und nicht unverſchuldet.

Gründung und Vergrößerung des Staates. (Libyer.)

Im Süden von Aegypten wohnten, in glücklicher Unbekanntheit, Aethiopen. An dieſe, weſtlich von Aegypten, ſtieß ein verbranntes Land, das, nach der Vorſtellung der Alten, weder Menſchen noch Thiere nährte. Darauf folgte nördlich eine Wüſte, von den erſten und gewaltigſten Thieren der Schöpfung bewohnt; nur hin und wieder fanden Menſchen einen Platz, der für die Erhaltung des Lebens geſchickt war. Weiter gen Mitternacht, längs der Ufer des Meers, gab es vortrefflichen Boden, wenn gleich die Sandwüſte ſelbſt das Geſtade hin und wieder erreichte. Auf dieſem Boden trieben ſich, wohl ſeit uralter Zeit, eine Menge Völkerſchaften in roher Freiheit nomadiſch umher, verſchieden in Brauch und Sitte, verſchieden durch Stamm und Namen, Alle mit der gemeinſamen Benennung Libyer bezeichnet. Die Fruchtbarkeit dieſer Gegenden aber, das Salz und Gold der Wüſte, die großen und mannigfaltigen Thiere, welche Noth oder Uebermuth, bald lebend bald todt, im Krieg und Frieden zum Bedürfniſſe machten, zogen fremde Völker dahin, ſo wie die Welt mit ſich ſelbſt in Verkehr trat, und die Menſchen ſich über die Fluthen wagten, um ſich Alles zu verſchaffen, was die Natur darbot.

Am früheſten kamen die Phönicier, und baueten ſich auf dem Theile der Küſte an, der ihnen für den Gewinn der Landes-Erzeugniſſe, und für ihre Fahrten nach Tartiſch am bequemſten lag. Da die Eingebornen das Waſſer nicht zu benutzen und deswegen die Ufer nicht zu ſchätzen verſtanden: ſo mag den Fremdlingen die Anheimung daſelbſt nicht theuer zu ſtehen gekommen ſein; der Tand, den ſie in dunkelen Schiffen brachten, reichte vielleicht hin, die Eingebornen zu befriedigen. Unter den Oertern nun, welche die Phönicier gründeten, war Karchedon oder Karthago keinesweges der älteſte; ward aber durch ihre ausgezeichnete Lage, durch den gewandten Gewerbfleiß, durch den alten Geiſt großer Unternehmungen, den Tyrus auf ſie vererbte, endlich durch die Begünſtigung des Glücks, ohne welche der Menſch nichts vermag, bald die erſte unter den phöniciſchen Städten. Die Zeit ihrer Gründung (etwa u. d. J. 880?) iſt ungewiß, und ihre ſpätere Größe hat Veranlaſſung gegeben, daß die Art derſelben in ein mährchenhaftes Dunkel gehüllt iſt.

Nach der Natur menſchlicher Dinge jedoch und für das Verſtändniß der ſpäteren Erſcheinungen, dürfte anzunehmen ſein, daß die phöniciſchen Städte, Karthago, Utika, Tysdrus, Tunis, Adrumetum u. ſ. w. zuerſt mit dem Mutterland in freundſchaftlichen Verhältniſſen geblieben ſeien, ſo daß ſie nicht bloß Handel mit einander trieben, ſondern daß ſie überhaupt ſo eng vereint waren, als die Entfernung, die Verhältniſſe und die menſchliche Natur verſtatteten, und daß dieſe Städte zweitens unter ſich auf dieſelbe Art verbunden geweſen, wie die Städte des Mutterlandes ihnen ein Vorbild gaben. Auf dieſe Weiſe ſcheint es begreiflich, wie bei der Fortentwickelung des Lebens, als die Phönicier in Afrika zu Macht und Reichthum ſich empor hoben, während jene in Aſien durch die Bildung mächtiger Reiche bedrängt wurden, dieſe gegen Karthago keine Schiffe hergeben wollten, wie ſich Karthago noch ſehr ſpät der Tyrier bei Verträgen mit Fremden annahm, und wie überall, wo vormals aſiatiſche Phönicier für Handel oder Herrſchaft Städte gegründet hatten, ſpäter afrikaniſche erſcheinen, dieſelben vertheidigend und nutzend. Aber auf dieſe Weiſe iſt auch begreiflich, was ſonſt ſchwerer zu erklären ſein möchte, wie Karthago zu ſo weit verbreiteten Beſitzungen in Afrika in ſo kurzer Zeit gelangen konnte.

Sobald nämlich die phöniciſchen Städte durch Handel und Gewerb an Reichthum und Bevölkerung gewannen: ſo mögen ſie wetteifernd nach Vergrößerung ihrer Beſitzungen geſtrebt haben. In Aſien durften die Phönicier ſolche Gedanken nicht hegen; die nomadiſchen Libyer aber verſtatteten ihnen, nach Erweiterung der Verbindung und nach Vergrößerung der Kraft zu ſtreben, um ſich zu Nahrung und Gewerben Mittel zu verſchaffen, und ſich vor fremder Macht zu ſichern. Daher mögen von allen phöniciſchen Städten in dem Innern des Landes, nach Glück und Bedürfniß weiter und weiter, Oerter gegründet ſein, um die Libyer in der herumſchweifenden Lebensart zu beſchränken, und ans Gehorchen zu gewöhnen, um den Handel zu erleichtern, zu erweitern, und um Ackerbau zu treiben. Und weil der Geiſt über die Rohheit, und Kenntniſſe über die Unwiſſenheit immer zu ſiegen pflegen: ſo wurden die Libyer, bald durch Lehre und Beiſpiel gewonnen, bald durch Liſt und Schwerdt bezwungen, an Haus und Herd gefeſſelt, und es entſtand nicht ſowohl aus der Vermiſchung der Phönicier mit den Libyern, als vielmehr aus der Aneignung des Lebens der Erſten durch die Letzten ein neues Geſchlecht, welches mit dem Namen Libyphönicier unterſchieden wurde. Die Gränzen aber, welche das Gebiet der phöniciſchen Städte auf dieſe Weiſe umſchloſſen, laſſen ſich nur unſicher angeben; ſie dehnten ſich aber ſehr weit aus, und ſelbſt die Bewohner der Steppen, welche ihnen nicht mehr gehorchten, ſtanden in ſofern unter ihnen, als ſie ihnen miethweiſe für Krieg und Handel Menſchen und Thiere lieferten. Wie wichtig ihnen aber dieſe Steppen-Bewohner geweſen ſeien, das zeigte der Kampf, den ſie über dieſelben führten, und die große That der Philäne, durch welche derſelbe geendigt ſein ſoll.

Als aber im Fortgange der Zeit Karthago über die andern Städte hinauskam, und durch Reichthum, Menſchenzahl und Betrieb die erſte wurde: da mag die urſprünglich freie Verbindung daſſelbe Schickſal gehabt haben, welches der Städte-Bund im Mutterland erfahren hatte. So wie hier Tyrus, ſo kam dort Karthago an die Spitze des Ganzen. Aber je größer Karthago wurde, je reicher und mächtiger, ſelbſt durch die Bedrängniſſe des Mutterlandes, deſto läſtiger mochte die Vormacht einer Stadt den übrigen Städten werden, die ihr Anfangs gleich geweſen waren. Daher wurde die Eiferſucht, die ſich gegen Tyrus erhoben hatte, gegen die ſtolze Karthago dreifach groß, und die neidiſche Art, mit welcher dieſe den Handel der übrigen Städte

Digitized by Google

zu lähmen und an ſich ſelbſt zu bringen ſuchte, mußte den Unwillen noch mehr erhöhen. Nur Utika, durch höheres Alter ehrwürdig, und durch ihre Lage mit Karthago faſt eins und außer dem Handelszwange behielt die Ehre, noch mitgenannt zu werden; den übrigen mußte der allgemeine Name Bundesgenoſſen genügen.

Das Verhältniß Karthago's zu den Bewohnern des phönicischen Gebiets war alſo ſehr mannigfaltig. Zuerſt mußten wohl die Städte, die ſie ſelbſt gegründet, und nach welchen ſie arme und unruhige Bürger zu entfernen pflegte, ſchon einen widerſtrebenden Sinn in ſich hegen, und den Bürgern Karthago's gleich zu bleiben trachten; die Libyer hingegen, die auf ſolche Art gefeſſelt oder unterworfen waren, mögen vielfältig ſelbſt die Bildung darum als ein Joch angeſehen haben, weil ſie von Fremden kam und mit Beſchränkungen verknüpft war, die ſie früher nicht gekannt hatten. Dann blieb in jeder urſprünglich phönicischen Stadt der natürliche Wunsch, die erſte oder der erſten gleich zu ſein, und dieſer Wunsch führte nothwendig zu deſto größerer Eiferſucht und Erbitterung, je weiter das Ziel des Strebens entfernt wurde. Die Oerter endlich, die von dieſen Städten gegründet waren, mit den Libyern, die zu ihnen gehörten, ſtanden zu dieſen Städten eben ſo, wie Karthago's Gründungen zu ihr; aber grade dieſes mochte den Karthagern für ihre Vormacht heilſam ſein. Sonach hing das phöniciſche Gebiet in Afrika nur ſehr loſe zuſammen; bürgerliche Einheit war unmöglich; ein gemeinſames Vaterland, für welches zu leben und zu ſterben Jedem das Höchſte geſchienen hätte, gab es nicht; zu Einer Macht wurde das Ganze nur durch Karthago's Herrſchaft. Und wie unnatürlich war die Herrſchaft Einer Stadt, mit fremdem Sinn auf fremdem Boden gegründet, über ein ſolches Gebiet, das von Menſchen ſo ganz verſchiedener Art bewohnt wurde! Daher vermochte Karthago zwar viel gegen fremde Mächte, ſobald große Männer den ungelenken Leib mit ihrem Geiſte durchdrangen, und dann die Vormacht geltend machten, um Alles zu ſchrecken, und Menſchen, Geld, Getraide, was immer, zu verlangen und beizutreiben; aber ſie mußte nothwendig kraftlos und auf ſich allein beſchränkt werden, ſobald ſolche Männer fehlten oder die Furcht vor ihrer Vormacht ſonſt verſchwunden war.

Die Verfaſſung.

Wenn man dieſes Verhältniß überdenkt: ſo kann man ſich wohl im Allgemeinen ſagen, daß ohne eine — nach Zeit und Umſtänden — vortreffliche Einrichtung, ohne gute Verwaltung, ohne große Aufmerkſamkeit und Anſtrengung, Karthago unmöglich hätte ſein können, was ſie war; aber wir kennen die Verfaſſung der übrigen phönicischen Städte gar nicht, und die von Karthago nur wenig. Das jedoch ſcheint man vorausſetzen zu dürfen, daß die Städte insgeſammt urſprünglich von aſiatiſch-phönicischen Begriffen bei ihren Einrichtungen ausgegangen ſeien, und daß ſie dieſe Einrichtungen nach und nach verändert haben, ſo wie ſich das Leben erweiterte, wie der Blick umfaſſender und die Bedürfniſſe dringender wurden. Daher dürfte die alte Vorſtellung, daß Karthago urſprünglich einen König gehabt habe, wohl leicht die richtigſte ſein. Aber eine willkürliche Königsgewalt hatten die Phönicier nie gekannt. Ein Staat, der ſich zumeiſt durch Handel erhalten muß, wird nothwendig zu republikaniſchen Einrichtungen getrieben; will oder muß er aber zugleich, wie Karthago, die Herrſchaft über Unterworfene oder Verbundene behaupten: ſo iſt dieſes nur möglich durch ein ſtrenges Syſtem von gegenſeitiger Aufſicht, Beſchränkung und Mäßigung. Und dieſes hatte Karthago, als ſie zu ihrer Vormacht gelangt war, und wagen durfte, dieſelbe geltend zu machen, obgleich wir der allmäligen Einführung deſſelben nicht folgen können. Ein ſolches Syſtem aber verträgt ſich ſo wenig mit Volksherrſchaft, als es ohne Volksgunſt zu behaupten iſt. Es liegt in der Mitte zwiſchen despotiſcher Gewalt und Volksherrſchaft, ſo daß jene auf Mehreren ruht, jedoch keineswegs ohne Geſetz und Schranke. Wegen des Bedürfniſſes der Volksgunſt aber iſt bei einem ſolchen Syſteme die Gefahr für den Staat nicht gering. Das Syſtem artet leicht in Volksherrſchaft aus, und wie dieſes geſchieht, ſo muß der Staat ſinken, und untergehen. In dieſem Sinne hat Ariſtoteles Recht, wenn er nach ſeiner Sprache in der Verfaſſung Karthago's eine Miſchung von Oligarchie, Ariſtokratie und Demokratie bemerkt, nur dürfte er die Einheit nicht gefunden haben.

Die Staatswürden und Gewalten, zuerſt der Suffeten, die auch Könige genannt wurden, mit den Kriegsfürſten, dann der Alten, und endlich der Hundert, ſcheinen in der Zeit der Kraft und des Gelingens unter ſich ein ſchönes Gleichgewicht gebildet zu haben, bei welchem das Volk gewonnen und doch im Gehorſam gehalten werden konnte. Die Suffeten bekleideten die höchſte Würde, und mußten darum unmittelbar vom Volke gewählt werden, damit dieſes abgefunden ward, und ſich der übrigen Gewalthaber weniger erinnerte. Urſprünglich mögen ſie zumeiſt Anführer der Kriegsmacht geweſen ſein, bis die Erweiterung des gemeinen Weſens noch andre Feldherren nothwendig machte, die gleichſam Stellvertreter der Suffeten und darum mit dieſen auf gleiche Art gewählt wurden; ſeitdem machten ſie den Schluß der Beamteten des Staates. Die Wahlen ſelbſt wurden nach den Tugenden und dem Reichthume der zu Wählenden entſchieden. Der letzte war nöthig, weil der Gewählte aus eigenen Mitteln ein Leben führen mußte, welches der Größe des Staates würdig geachtet wurde. Die Alten — der Senat, die Geruſia — mochten durch eine Verſammlung, zu welcher man beſtimmte vorzügliche Familien zuſammenberief, aus dieſen erwählt und ergänzt werden. Bei ihnen aber und den Suffeten, welche in ihren Zuſammenkünften den Vorſitz führten, war die eigentliche Regierung, und es hing von beiden ab, ob das Volk über die öffentlichen Angelegenheiten gefragt werden ſollte, oder nicht. Uebrigens gab eine Stelle unter den Alten gleichfalls nur Ehre und kein Einkommen.

Dem Rathe der Hundert war, wie es ſcheint, die Erhaltung der Verfaſſung zur Pflicht gemacht: darum ſollte er auf alles achten, was gegen die Sicherheit des gemeinen Weſens und die Freiheit ſeiner Bürger auf irgend eine Weiſe unternommen werden konnte. Und da nun am meiſten zuerſt von den Suffeten, dann von den Feldherren zu fürchten war, beſonders deswegen, weil die Miethtruppen, mit welchen man überhaupt jede kriegeriſche Unternehmung auszuführen pflegte, an der Erhaltung des Staates in ſeinen Grundſätzen keinen Antheil nahmen: ſo mußte die Aufmerkſamkeit der Hundert allerdings zunächſt auf dieſe gerichtet ſein, und es iſt glaublich genug, daß ein übermüthiger Feldherr Veranlaſſung zur Errichtung dieſes Vereins gegeben habe. Aber da er einmal errichtet war, ſo war ſehr natürlich, daß ſein Wirkungskreis erweitert, und daß Alles ſeiner Aufſicht übergeben wurde, was irgend den ſtaatsbürgerlichen Sinn und die Wohlfahrt des gemeinen Weſens hindern oder fördern konnte, um zu ſteuern oder zu begünſtigen. Der Verein der Hundert wurde daher gewiſſer Maßen der Mittelpunkt des Staats. Und daher ſcheint nothwendig, daß die Wahl der Mitglieder ſich in den Händen des Volks befunden habe. Weil aber die jährliche Wahl von hundert Männern ſchwierig geweſen ſein würde, ſo mögen die Abtheilungen der Stadt (ἑταιρεῖαι) je fünf Wahlmännern, die das Vertrauen ihrer Mitbürger beſaßen, die Kür überlaſſen haben. Dieſes Vertrauen, ſo wie überhaupt gleiches Sinnen und Wollen, ſollte wohl auch durch die Sammtmahle (συσσίτια), die gewiß etwas Anderes waren, als das gemeinſame Eſſen der Spartiaten, unterhalten und gefördert werden: vielleicht wurden ſie veranſtaltet auf Koſten der Beamteten.

Wenn man nun dieſes Stückwerk unſers Wiſſens von Karthago's Verfaſſung — denn von allem Andern, von den Geſetzen, dem Gerichtsweſen (welches jedoch unter der Leitung der Hundert geweſen zu ſein ſcheint), den Steuern, deren Erhebung und Verwaltung u. ſ. w. wiſſen wir faſt nichts — überdenkt: ſo begreift man wohl, daß dieſe Verfaſſung urſprünglich, ſo lange die Menſchen Sinn und Kraft am Gedeihen und Gelingen ſtärken konnten, vortrefflich geweſen ſein mag. Aber man begreift nicht minder, daß dieſe Verfaſſung im Fortgange der Zeit, ſelbſt über dem Gedeihen des gemeinen Weſens, bei dem Verhältniſſe der herrſchenden Stadt zu ihrem Gebiet, in Verfall gerathen konnte und mußte. Der Reichthum galt zu viel bei den öffentlichen Aemtern; niedrige Leidenſchaften der Menſchen behielten zu großen Raum, und was für Erlangung der Gewalt hingegeben wurde, das mußte durch Beſitz derſelben wieder erworben werden. Zwiſchen Senat und Volk war ein wechſelſeitiges Entgegenſtreben faſt unvermeidlich. Dieſes konnte leicht zu einem verderblichen Kampf ausarten, ſobald Einer aus einer großen Familie ſich auf die Seite des Volks ſchlug, daſſelbe gewann, ſo dem Senate gegenübertrat, und die Hundert entweder zwang, mit ihm allmächtig zu werden, oder zu Grunde zu gehen. So lange kein dauerndes Unglück die Verhältniſſe verwirrte, und der Kraft des Einzelnen Gelegenheit gab, ſich geltend zu machen, mochte Alles beſtehen; aber Karthago durfte nicht hoffen, ſolchem Unglücke zu entgehen, da ihr Handelsgeiſt eben ſowohl als der Zuſtand des phöniciſchen Gebiets zu auswärtigen Unternehmungen treiben, die nur mit Hülfe gemietheter Völker ausgeführt werden konnten, und ſie nothwendig in Kriege verwickeln mußten. Wie klug ſie auch bei der Werbung, wie vorſichtig ſie beim Gebrauche der Miethlinge verfuhr: je weiter ſie ſich verbreiteten, deſto mehr wurde der Bau über ſeine Grundlage erhoben und hinaus gedehnt, und deſto gewiſſer mußte er zuſammenſtürzen.

Zu allen dieſen Uebeln, welche theils in dem Verhältniſſe der herrſchenden Stadt zu dem phöniciſchen Gebiete, theils aber in den inneren Verhältniſſen dieſer Stadt ihren Grund hatten, kam nun noch hinzu, daß eine Menge Sklaven dem Ganzen, wie den Einzelnen, möglich machen mußte, zu werden, was ſie waren. Durch dieſe Sklaven wurde Karthago in den Stand geſetzt, ſolche Flotten über das Meer zu ſenden, als geſchah; die

Digitized by Google

reichen Bürger aber vermochten durch ſie, die Wirthſchaft auf ihren Gütern fremder Bewunderung werth zu machen, und ſich die Mittel zu verſchaffen, deren ſie bedurften. Aber für Erhaltung und Mehrung des gemeinen Weſens wurde durch die Sklaven nur gewonnen, ſo lange das Glück beſtand.

Auswärtige Eroberungen. Kriege mit den Griechen in Sicilien.

Indem auf ſolche Weiſe Karthago ihre Herrſchaft in Afrika erweiterte und ihre Verfaſſung ausbildete, verbreitete ſie ſich zugleich fort und fort über das Meer und ſtrebte nach auswärtigen Beſitzungen. Der angeſtammte Geiſt des Handels reizte zu ſolchen Verſuchen, die ererbte Weltkunde ließ am Gelingen nicht zweifeln, der Gedanke, die Verbündeten und Unterworfenen in Afrika im Gehorſam zu befeſtigen, trieb dazu an, und vielleicht forderte auch das bedrängte Mutterland dazu auf. Zu der Zeit, als die aſſyriſchen und babyloniſchen Könige nach einander Aſien unterwarfen, fingen die Karthager an, ſich mit den phöniciſchen Niederlaſſungen in und an dem weſtlichen Theile des Meeres in Verbindung zu ſetzen, um ſie zu vertheidigen, und den alten Handel in verwandter Hand zu erhalten. Gegen die Phokäer, welche, um dem perſiſchen Joche zu entgehen, vor dem Cyrus ein neues Vaterland ſuchten, vertheidigten ſie ſchon (in Verbindung mit Tyrrhenern?) die Inſel Corſica, und ließen ihnen nur einen Kadmeiiſchen Sieg. Von der Zeit an erſcheinen ſie nach und nach überall auf den Inſeln und Küſten, auf welchen vorher vom Mutterland aus phöniciſches Leben und phöniciſcher Betrieb gegründet war.

In dieſen phöniciſchen Gründungen wurden ſie überall friedlich und freundlich aufgenommen. Dieſes geht ſchon daraus hervor, daß ſie bereits um dieſelbe Zeit, als doch in Afrika ſelbſt noch viel zu erſtreben ſein mußte, neue und bedeutende Anſiedelungen wagen konnten. Der Suffet Hanno hat uns von einem wichtigen Verſuche, den er ſelbſt etwa ſechsthalbhundert Jahre vor Chriſto, an der Weſt-Küſte Afrika's unternahm, eine merkwürdige Nachricht hinterlaſſen; von den — faſt gleichzeitigen — Gründungen Himilkon's (der mit jenem dem großen Hauſe Mago's angehörte) an der europäiſchen Weſtküſte wiſſen wir freilich nichts, aber die einfache Nachricht davon iſt ſowohl für karthagiſche, als für phöniciſche Geſchichte nicht unwichtig. So gewann Karthago immer mehr Haltpunkte, wohin ſie die aus dem Innern Afrika's, ja aus Aegypten und Indien, durch Karavanen erhaltenen, und mit alt-phöniciſchem Fleiß und Sinne bereiteten oder verſchönerten Erzeugniſſe der Natur und menſchlicher Arbeit abſetzen, und woher ſie andere Erzeugniſſe anderer Gegenden zum Gebrauch oder Umſatz an ſich bringen konnte: ſie gewann immer mehr Gelegenheit, Reichthum zu erwerben, Kraft zu üben und Bildung zu erringen. Aber in dem Benehmen der Karthager gegen dieſe auswärtigen Beſitzungen zeigt ſich ein Streben nach Herrſchaft, von welchem das Mutterland nichts gewußt hatte, und deßwegen eine Umſicht, Mäßigung und Beharrlichkeit, die Bewunderung verdienen. Denn Karthago war in ihrem afrikaniſchen Gebiet an's Herrſchen gewöhnt, und das Weſen ihrer Verfaſſung machte Mäßigung und Ausdauer möglich und nothwendig.

Jedoch nicht dadurch allein veränderte ſich das Loos der phöniciſchen Niederlaſſungen, ſondern bald droheten neue Gefahren. Die Bildung nämlich erweiterte ſich; der Geiſt ſtrebte fort, mehrere Völker fingen an, ſich kräftiger emporzuarbeiten, und verlangten einen Beſitz und Verkehr, mit welchem ſich das karthagiſche Syſtem nicht vertragen konnte. Es war aber natürlich, daß Karthago, ſobald es dieſe Beſtrebungen anderer Völker gewahr ward, eilte, ihr Syſtem zu vollenden, und daß ſie um ſo eifriger nach allgemeiner Herrſchaft über das Meer ſtrebte, je mehr ſie ſich ihrer Schwäche bewußt war und mithin fremde Macht fürchten mußte. Und da es nun gegen die Natur der Völker und Staaten iſt, einen gerechten Anſpruch aufzugeben, den ſie einmal erhoben haben: ſo kam es nothwendig bald zwiſchen Karthago und dieſer aufſtrebenden Völkern zu feindlichen Berührungen. In dieſen Berührungen konnte Karthago wohl eine Zeit lang ſcheinbar im Glücke bleiben, weil die neuaufſtrebenden Völker erſt durch ſie Gelegenheit bekommen mußten, ihre Kraft zu entwickeln, zu fühlen und zu gebrauchen; obſiegen jedoch konnte ſie darum nicht, weil der Sinn des menſchlichen Lebens, freie Ausbildung des Geiſtes, freien Verkehr der Völker verlangt. Die Vormacht eines Staats, ſo verzeihlich ihre Erwerbung geweſen ſein mag, wird zu einer vernichtenden Anmaßung, ſobald andere Völker Anſprüche dagegen erheben, die aus dem Gefühl ihrer Kraft hervorgehen. Karthago aber konnte ſich um ſo weniger in einer ſolchen Anmaßung behaupten, je weniger ſie für die Vertheidigung derſelben eine reine volksthümliche Macht aufzubieten hatte, und je unnatürlicher ihre Herrſchaft überhaupt war.

Zuerſt erregte ſie die Aufmerkſamkeit des Perſer-Königs; aber dieſem war es nur um Unterjochung zu thun, und die ferne Gefahr ging leicht vorüber. Dann erhob, mehr als 200 Jahre v. Chr., Rom ihr Haupt; und der Handels-Vertrag, der (im Jahr 509) zwiſchen Karthago und Rom geſchloſſen wurde, zeigt ſchon die Keime zu den künftigen Kriegen zwiſchen beiden Staaten deutlich genug. Solche Eiferſucht in einem herrſchenden, bei ſolchen Anſprüchen in einem emporſtrebenden Staate, mußte zu entſcheidenden Kämpfen führen, obgleich gegenſeitige Verhältniſſe dieſelben verzögerten! Um das wichtige, an Getreide und Koſtbarkeiten reiche Sardinien mußte geſtritten werden, theils wahrſcheinlich mit italiſchen Städten, theils mit den Bewohnern des Eilands ſelbſt. Corſica wenigſtens wurde von den Etruskern mit Glück ſtreitig gemacht. Aber die Entſcheidungen der großen Frage über die Herrſchaft des Meeres ſchien von dem Beſitze des großen und herrlichen Eilands Sicilien abzuhängen. Daher richteten die Karthagar auf dieſes, deſſen Ueberwohner, die Sikuler, ſchon von frühen Zeiten her phöniciſche Städte hatten dulden müſſen, mit Recht ihre Aufmerkſamkeit und Anſtrengung.

Aber hier gerade begegnete ihnen, mit entgegengeſetzten Entwürfen, regem Geiſt und ſchöner Bildung, Griechen, denen die Phönicier vorſichtig auszuweichen bemüht geweſen waren. Syrakus, eine griechiſche Stadt doriſchen Stammes, hatte ſich in etwa dritthalbhundert Jahren durch rege Thätigkeit und durch Gunſt des Glückes, zu einer bedeutenden Macht erhoben, ſo daß dem Tyrannen Gelon, der durch Geiſt, Sinn und Einfluß die Syrakuſer leicht über die verlorne Freiheit tröſten konnte, der Gedanke, ganz Sicilien zu unterwerfen, nicht zu groß ſchien. Aber dadurch wurde die Anſtrengung Karthago's nur um ſo mehr aufgereizt. Und die Zeit, als die Perſer ihre Angriffe auf Griechenland unternahmen (127), ſchien günſtig, um mit Syrakus über Sicilien den Kampf zu wagen; und die mannigfachen Beſitzungen in verſchiedenen Ländern, auf verſchiedenen Inſeln machten es leicht, ein bedeutendes Heer von Miethlingen zuſammenzubringen. Aber dieſelben Götter, welche über Griechenlands Bildung wachten, wehrten auch den Karthagern, ſo mächtig zu werden, daß ihr aſiatiſch-afrikaniſches Weſen der Entwickelung europäiſcher Eigenthümlichkeit hätte hinderlich werden können. Der große Tag (128), welcher des Xerxes eitlen Plan bei Salamis ſo ſchmachvoll zerſtörte, gab auch dem Gelon das Glück, den ſtolzen Entwurf Karthago's bei Himera zu vernichten. Hamilkar aber hielt es, erhabener als Xerxes, unter der Würde, einen ſolchen Tag zu überleben, und Gelon bewilligte einen bewunderten Frieden, durch welchen ihnen die weſtliche Küſte des Eilandes verblieb. Da wurde die Ausführung des großen Gedankens verſchoben, und, wie es ſcheint, die Zeit angewandt, in Afrika die Grenzen zu erweitern, die Herrſchaft zu befeſtigen, und auf ſolche Weiſe Kräfte zu ſammeln für Erneuerung des Kampfes.

Denn Karthago konnte ſo wenig den Blick von Sicilien hinwegwenden, als ſie aufhören konnte, die Fortdauer ihrer Herrſchaft und ihres Daſeins zu wollen. Aber die Vorfälle auf Sicilien, die Erhebung der alten Sikuler für Freiheit und Recht, die Streitigkeiten der griechiſchen Städte unter einander, die unklugen Entwürfe Athens während des peloponneſiſchen Krieges, und die große Entſcheidung, welche dieſelben herbeizogen, erlaubten den Kathagern, wenigſtens ſcheinbar, ruhige Zuſchauer zu bleiben. Als durch dieſe Vorfälle Syrakus, welche nach jenem Siege durch Pracht und Dichtkunſt einen großen Glanz gewonnen hatte, von ihrer Höhe herabgeſunken war: da ſchien die Gelegenheit, die ſich den Kathagern zur Erneuerung des Kriegs darbot, nicht unwillkommen zu ſein. Und als er einmal wieder begonnen war dieſer Krieg (im J. 410): ſo konnte er um ſo weniger wieder aufhören, da Dionyſios, nachdem er die Syrakuſer um die Freiheit, die ſie ſo wenig als Herrſchaft ertragen konnten, betrogen hatte, Eroberungs-Gedanken hegte und vererbte, deren Vereitelung den Karthagern jeder Aufopferung werth ſein mußte. Daher iſt nicht zu verwundern, daß der Krieg nur von Zeit zu Zeit unterbrochen ward, um mit ſtets friſcher Kraft geführet werden zu können. Die Vernichtung des einen Theils durch den andern wurde nur dadurch verhindert, daß endlich eine neue Macht mit neuen Anſprüchen, dazwiſchen trat und Karthago's Anſtrengung auf ſich zog.

Der Umſtand aber, daß Karthago, ungeachtet Syrakus durch ſo vielfältige innere Unruhen beſchäftigt und zerrüttet wurde, doch ſo weit vom Ziel ihres Strebens blieb, ſcheint zu beweiſen, daß ihre Macht ſo groß nicht war, als weit verbreitet ihre Herrſchaft. Es fehlte wohl an einem Manne, welcher die ungleichartige Maſſe für Einen Zweck mit Einer Seele hätte durchdringen können. Selbſt der zweite Handelsvertrag mit Rom (im J. 348) ſcheint ein Beſtreben zu zeigen, die Schwäche zu verbergen. Und wie ſchnell offenbarte ſich die Schwäche Karthago's, als Timoleon mit der höchſten republikaniſchen Tugend, welche die Geſchichte kennt, mit hohem Geiſt und Hel-

dennoch, an der Spitze der Syrakuſer erſchien, und die Karthager zwang, nicht länger in ſchlauer Unterhaltung der Verwirrung, ſondern in reblichem Kampfe zu zeigen, was ſie vermochten! Aber neue Stürme in Syrakus und neue Zerrüttungen auf Sicilien riefen ſie noch einmal zum Kriege. Da zeigte ihnen Agathokles, ein ſeltſamer Mann, ein Sohn des Glückes, ein Zögling der Verhältniſſe, aber bei der größten Herrſchluſt voll Einſicht und Kühnheit, ſogar vor den Thoren ihrer Stadt, wie wenig ſie, auch bei dem ſchönſten Glück, in auswärtigen Kriegen für die eigene Sicherheit gewännen, ſobald nur ihr Verhältniß erkannt war. Indeß ging die Gefahr um ſo leichter vorüber, da Agathokles mehr ſich ſelbſt wollte, als ſein Vaterland. Von der Zeit an ſchien Sicilien ihre Beute und damit das große Ziel erreicht zu ſein. Denn die vielverſprechende Hülfe, welche der leidenſchaftliche Krieger, König Pyrrhus von Epirus, mehr aus tollkühner Eitelkeit als mit beſonnener Berechnung ſeiner Mittel nach Plan und Zweck, zu bringen ſchien, war von keiner Dauer, und diente nur dazu, die Karthager und Römer ſo nahe an einander zu bringen, daß ſie nicht mehr friedlich neben einander beſtehen konnten, und daß nur noch ein Zuſammentreffen dazu gehörte, um den längſtgehäuften Stoff in Flammen zu ſetzen. Er ſelbſt ſchwächte ſich dabei dergeſtalt, daß er dieſe Gegenden ihrem Schickſale gänzlich überlaſſen mußte.

Wenn uns nun auch unmöglich iſt, im Einzelnen zu bemerken, welch' eine Wirkung dieſer anderthalbjährige Kampf über Sicilien auf Karthago's Verfaſſung und Geiſt gehabt hat, ſo iſt doch keineswegs zu bezweifeln, daß eine ſo langdauernde Beſtrebung höchſt wichtig auf die innern Verhältniſſe gewirkt haben müſſe. Und wenn man den frühern Zuſtand Karthago's bedenkt und die ſpäteren Erſcheinungen, ſo wie die Natur menſchlicher Dinge beachtet, ſo dürfte ſich Folgendes ergeben. Das Werbungsſyſtem wurde erweitert und geſichert, um für den ſtets fortdauernden Kampf ſtets neue Schaaren zu haben: deßwegen erhielt das Geld eine neue große Wichtigkeit für den Staat. Um dieſes Geld, oder das, wofür man daſſelbe begehren mußte, zu erhalten, wurde den Verbündeten mehr angeſonnen, den Untergebenen mehr aufgelegt: daher wohl größere Herrſchaft, aber auch größerer Unwille. Die öffentlichen Angelegenheiten mußten mehr einzelnen Männern anvertraut werden: daher wuchs der Einfluß der Hundert nothwendig von ſelbſt; und da nun für die leitenden nur Männer Sicherheit beim Volke war: ſo mußte der Senat mit den Suffeten zurückgedrängt, ſo das Gleichgewicht zerſtört und Parteiung veranlaßt werden. Mit einem Worte: der Verfall war eingeleitet.

Der erſte Krieg mit Rom, vom Jahr 264 — 240.

Nachdem die Römer ganz Unter-Italien in ihre Gewalt gebracht hatten, konnten ſie die Karthager nicht im Beſitze der nahen Eilande dulden, wenn ſie anders ihrer Erwerbung froh und gewiß ſein wollten. Die Karthager hingegen mußten, wie früher die Tyrannen von Syrakus, durch Beſitzung des ſüdlichen Italiens den Beſitz der Inſeln zu ſichern ſuchen. Ueberhaupt ſcheint eine Eroberung nur durch eine neue Eroberung befeſtigt werden zu können. Dieſes mögen Karthager und Römer recht lebendig gefühlt haben, als der ſeltſame Bund zwiſchen ihnen gegen den gemeinſamen Feind ſie vor Tarent, einer griechiſchen Stadt doriſchen Stamms, reich durch Handel und üppig durch Reichthum, zuſammengeführt hatte. Daher iſt nicht zu verwundern, daß die Römer, bei den ſeltſamen Verhältniſſen der Mamertiner in Meſſana, ſich entſchloſſen, dieſe Menſchen gegen Syrakus und Karthago zu vertheidigen, wenn ſie gleich ihre Sache für abſcheulich erklärten; denn nicht dieſe Sache wollten ſie vertheidigen, ſondern ſich ſelbſt. Der Krieg aber, der darüber (im J. 264) ausbrach, mußte nach der Natur der Länder und Völker für Rom entſcheiden, wenn er anders von Rom mit Kraft und Klugheit geführt ward; und die Art, wie Karthago diejenigen, die ihr unterworfen waren, behandelt zu haben ſcheint, und die treuloſe Selbſtſucht, mit welcher ſie den Bundesgenoſſen, Hieron von Syrakus, von ſich entfernte, und zum Uebertritt auf die feindliche Seite reizte, erleichterte für die Römer den Kampf, weil ſie ſogleich einen großen Theil der Inſel in ihre Gewalt brachten.

Dieſer urſprüngliche Fehler konnte durch ſpätere Anſtrengungen nicht wieder gut gemacht werden. Je größer dieſe waren, deſto verderblicher mußten ſie für Karthago ſein; aber indem die Karthager die römiſche Macht dadurch aufhielten, gaben ſie derſelben nur Gelegenheit, ſich zu entwickeln und zu vermehren, während ſie ſelbſt immer ſchwächer wurden. Gar bald war Karthago auf die Hoffnung der Uebermacht zur See beſchränkt, und die alte Bekanntſchaft mit dem Meere ſchien dieſe Hoffnung zu rechtfertigen. Dennoch ſtürzte auch ſie ſchnell zuſammen, als Duilius mit einer neuen Kampfart überraſchte, und friſchen Muth und Geiſt der Weiſe früherer Zeiten gegenüberſtellte. Ja, ſelbſt der Umſtand, daß Karthago ihre Kraft meiſt auf die Seemacht wandte, führte faſt das Verderben unmittelbar herbei. Denn welchen Widerſtand fanden die Römer, als ſie, mit des Agathokles Beiſpiele bekannt, den Krieg auf die afrikaniſche Küſte, in das karthagiſche Gebiet, warfen (J. 252)? Und wenn Regulus, verwegen über das bisherige Glück, minder unvorſichtig, ehrbegierig und hart geweſen wäre: ſo möchte ſchon jetzt Karthago zu Aufopferungen geängſtigt ſein, durch welche ſie von neuen Kriegen abgehalten worden wäre. Aber Rom bedurfte noch eines ſolchen Gegners, und Karthago hatte noch zu viel eigenthümlichen Sinn, um ein ſolches Schickſal zu verdienen. Gewiß ſcheint wenigſtens: Karthago fand durch ein glückliches Geſchick an Xanthippos den Mann, der ihre Kraft zu leiten verſtand, um ſich zu retten und zu rächen (J. 253).

Nach glücklicher Abwendung dieſer Gefahr erhielt Karthago wackere Verbündete an den Winden, wenn anders dieſe nicht römiſche Ungeſchicklichkeit und Niederlagen entſchuldigen mußten. Aber auch der Kampf ward um ſo heftiger, je näher er die Gefahr gebracht hatte. Das Glück wandte ſich bald auf dieſe Seite und bald auf jene, und erhielt dadurch den Muth beider Partien aufrecht. Aber den Karthagern ſank das Herz nothwendig zuerſt, weil ſie nur herrſchen wollten, um Handel zu treiben und zu gewinnen, und weil ſie darum die Koſtenrechnung der langen Anſtrengung mit Schrecken überdenken mußten; auch war natürlich, daß ihnen immer mehr die Mittel fehlten, den großen Aufwand zu beſtreiten. Deswegen und wegen der Sache ſelbſt war das Glück, bei allem Schwanken, bei allen Sprüngen, im Ganzen auf der Seite Roms. Selbſt Hamilkar Barkas, ein herrlicher Jüngling, zu kühnen Entwürfen und großen Thaten durch Geiſt und Heldenmuth gleich fähig, konnte den Fortgang der Römer wohl aufhalten, aber er vermochte nicht das Gleichgewicht herzuſtellen, und noch weniger Karthago's Macht vorwiegend zu machen. Er ſelbſt war unbeſieglich, aber Karthago war durch ihn nicht ſiegreich.

Vierundzwanzig Jahre war auf dieſe Weiſe gekämpft; Karthago hatte unerhörte Opfer gebracht; die alte Mäßigung war durch die Noth der Umſtände zerſtört. Dem gemeinen Haufen mochte es ſcheinen, alle dieſe Opfer würden allein für den Beſitz von Sicilien gefordert, und dieſe Inſel verſprach vielleicht nicht einen ſolchen Gewinn, der dieſen Aufwand aufgewogen hätte. Da ermüdete derſelbe und verlangte um ſo heftiger Frieden, je öfter der Einzelne eigenen Verluſt durch die römiſche Seemacht erleiden mußte. Der Verfall der Verfaſſung aber, in den Kriegen gegen Syrakus vorbereitet, hatte in dieſem heftigeren Kampfe gegen Rom furchtbar begonnen. Darum entſchied die Stimme der Menge, und die einzelnen Männer, welche wohl wußten, warum es galt, gaben den Umſtänden nach, weil ſie nur zu eigenem Verderben widerſtanden haben würden. Hamilkar Barkas unterzeichnete alſo den Frieden unter Bedingungen, zu welchen Karthago nicht durch den Gang des Kriegs, nicht durch ihre Lage (wenn anders Ein Wille und Ein Entſchluß in der Geſammtheit der Bürger geweſen wäre), gezwungen ward, ſondern zu welchen ſie nur durch eine unwürdige Verzagtheit im Augenblicke des Unfalles und der Verlegenheit geſchreckt wurde. Darum würde der hohe Sinn Hamilkar's wohl nicht den tiefen Schmerz ertragen haben, wenn ihn nicht der Gedanke künftiger Rache aufrecht erhalten hätte (J. 240).

Die Zeit zwiſchen dem erſten und dem zweiten Kriege mit Rom; J. 240 — 219.

Für einen erobernden Staat iſt das Aufgeben einer Unternehmung, die Anſtrengung und Aufopferung gekoſtet hat, allemal gefährlich. Uebt dieſer Staat ſchon Herrſchaft über andere, gehören nicht Alle, die unter ſeinen Geſetzen ſtehen, ihm an mit freiem Bürgerſinne, ſondern werden ſie wie unterworfen behandelt: ſo wird die Gefahr zweifach groß, denn ſie droht von innen wie von außen. Darum war die Abtretung Siciliens für Karthago ein ungeheurer Verluſt. Rom mußte ſeinen Blick auf Sardinien wenden, auf alle auswärtigen Beſitzungen; und wer bürgte für die Treue der Bundesgenoſſen und für den Gehorſam der Unterworfenen? Nur eine neue große und glückliche Unternehmung, welche den alten Unfall in Vergeſſenheit zu bringen vermochte, ſchien Sicherheit und Anſehen retten zu können. Aber ehe Karthago ſich beſinnen und zu ſolchen Entſchlüſſen kommen konnte, wurde ſie in größere Noth gebracht, als je zuvor. Sie erfuhr, wie unnatürlich Entwürfe zu Herrſchaft und Eroberung ſind, die durch fremde Arme ausgeführt werden ſollen; wie unſicher ein Staat ſteht, der ſich auf Söldlinge verlaſſen muß, welche das Unglück ihrer Herren nicht theilen, ſondern daſſelbe zu eigenem Vortheil übermüthig zu benutzen trachten. Kaum war der unglückliche Krieg geendigt, ſo geriethen dieſe Feinde des Friedens in wilden Aufruhr, und mit ihnen erhoben ſich faſt alle Verbündete und Unterworfene ſchnell zu verderblicher Empörung,

Digitized by Google

weil Karthago ſich ſtets, und im letzten Kriege von neuem, Allen durch Härte und Bedrückung verhaßt gemacht hatte.

In dieſer Noth aber bewieſen die Karthager Vertrauen, Thätigkeit und Würde; darum fanden ſie in ſich ſelbſt und bei Fremden die nöthige Hülfe. Karthago ſiegte; aber der vierthaldjährige ſchwere Krieg mit den Söldlingen, der ſich durch Schändlichkeiten und Grauſamkeiten furchtbar auszeichnete, wurde nicht blos durch die neuen, großen und unerhörten Opfer, die er verſchlang, höchſt wichtig für Karthago, ſondern er ward in vielen andern Rückſichten unendlich folgenſchwer. Einmal mußte in einer ſolchen Zeit des Dranges und der Noth vielfältig der Augenblick entſcheiden; alte Rechte durften nicht beachtet werden; die Leidenſchaften der Menſchen erhielten freien Raum; die Verfaſſung machte in ihrem Verfalle große Fortſchritte. Dann verdankte Karthago ihre Rettung zumeiſt dem kühnen und hochgeſinnten Hamilkar Barkas; aber je größer der Vorzug war, den dieſer verdiente und erhielt, deſto ſchwerer fühlte ſich der ſtolze und mächtige, aber harte und des Krieges unkundige Hanno gekränkt, deſto bitterer ward ſeine Feindſchaft, deſto beſtimmter die Spaltung Karthago's durch ihn: denn der Keim zum Streite zwiſchen dem Senate nebſt den Suffeten und dem Volke mit den Hundert, welcher in der Verfaſſung gegeben war (160), konnte ſich nun recht furchtbar entwickeln, da beide Partcien Häupter erhielten. Ferner hatte Karthago erkannt, wie wenig auf Libyen zu rechnen, und wie nothwendig auswärtiges Glück für die einheimiſche Herrſchaft war. Endlich mußte die Ohnmacht, mit welcher man nicht nur der Beſitznehmung Sardiniens durch die Römer zuſehen, ſondern mit welcher man ſich ſogar, um einen neuen Krieg zu vermeiden, entſchließen mußte, die Koſten zu erſtatten, welche die Erwerbung und Einrichtung etwa verurſachten, in jedem edlen Manne das Gefühl des Schmerzes über das geſunkene Vaterland, der Erbitterung und der Rache gegen Rom furchtbar aufſtacheln.

Keiner dürfte dies klarer erkannt, keiner darüber tiefern Kummer empfunden haben, als Hamilkar Barkas, der Unbeſiegte, der Retter Karthago's. Aber währernd Andere etwa troſtlos klagten, faßte er den kühnen Entwurf einer neuen großen Unternehmung, — nicht blos nothwendig für künftige Rache an der übermüthigen Roma, ſondern auch für gegenwärtige Erhaltung des gemeinen Weſens, zur Verhütung allgemeiner Zerrüttung und Auflöſung. Seine Gedanken fielen auf Spanien. Auf Sicilien, auf Sardinien war ein Verſuch nicht möglich; ja, wenn er auch möglich geweſen, wenn er auch gelungen wäre, er war, wegen des Geldmangels, nicht einmal nützlich. Erwerbungen in Spanien aber ſchienen, von den Orten aus, in deren Beſitze Karthago ſchon war, wegen der Zerriſſenheit der alten Einwohner und wegen deren Verhältniſſe zu den eingewanderten Völkern, nicht ſchwer; ſie konnten gewähren, was man nöthig hatte, Geld und Menſchen, und ihre Behauptung hing nicht von großen Flotten ab. Aber, wie war Karthago für einen ſolchen Gedanken, nach ſolchen Unfällen, bei der Niedergeſchlagenheit, und bei dieſer Feindſchaft Hanno's und der ariſtokratiſchen Partei, zu gewinnen! Gewiß, es war wohl nothwendig, ſie zu Entſchluß und That fortzureißen! Indem aber Hamilkar dieſer traurigen Nothwendigkeit, um Rettung und Rächung des geliebten Vaterlandes, nachgab, zerriß er zugleich die Grundſätze, durch welche das gemeine Weſen zu Kraft und Größe gekommen war, und ſetzte ſich in die noch traurigere Nothwendigkeit, den Riß mit jedem Tage zu vergrößern. Von dem Augenblick an war Karthago das Spiel wilder Leidenſchaften; das Volk und die Hundert entſchieden; Hanno und der Senat durften nur im Stillen entgegenwirken; für Hamilkar aber waren große Thaten und große Beute nothwendig, um die Gunſt derer zu erhalten, die ihn allein retten konnten. Er ging nach Spanien (J. 236).

Das Glück begünſtigte ſein Unternehmen. Rom war mit andern Kriegen beſchäftigt. Durch Gewalt und Unterhandlung wurden in Spanien ſchöne und große Beſitzungen erworben. Und da Hamilkar bei dieſem glänzenden Erfolge die ſchönen Gaben, die Spanien darbot, mit großer Klugheit zwiſchen dem Staate, den Volksführern und ſeinem Heere vertheilte: wie hätte er nicht die Meinung der Mehrheit in Karthago für ſich gewinnen und Billigung und Lob und Begeiſterung erregen ſollen! Aber ſein früher Tod hinderte die Entwickelung ſeiner erhabenen Seele. Ihm folgte dann zwar (J. 228) ſein Eidam, der ſchöne Hasdrubal. Dieſer wußte auch durch Tapferkeit, und noch mehr durch freundliche Sitte die Einwohner Spaniens zu gewinnen, die Herrſchaft Karthago's weit zu verbreiten und durch Anlegung einer neuen ſchönen Stadt derſelben Feſtigkeit, Glanz und reges Leben zu geben. Aber Hamilkar's große Geſinnung war wohl nicht in ihm. Er dachte vielleicht mehr an ſich, als an das Vaterland, und auch darin wich er gewiß von Hamilkar's Grundſatz ab, daß er die reiche Ausbeute der neuentdeckten Silberlagen anwandte, ſich eine Partei im Senate zu erkaufen, um den alten Gegner ſeines Hauſes zu ſtürzen und auf ſolche Weiſe allmächtig zu werden; aber dadurch gab er die Gunſt des Volkes auf, die nur der hat, welcher nichts ſucht als ſie, und verſchaffte dem Hanno Gelegenheit zu offenen Angriffen auf ihn und ſeine Partei, welche dieſer ſchwerlich gewagt haben würde, wenn das Volk in gleicher Geſinnung erhalten worden wäre. Deswegen ſein unzeitiger Tod wohl nicht zu früh. Hasdrubal möchte über dem erſten Theil des Hamilkar'ſchen Entwurfes (wie auch ſein kaum begreiflicher Vertrag mit Rom zu beweiſen ſcheint) den zweiten vergeſſen haben. Auch kam ein Würdigerer an ſeine Stelle (J. 221), Hannibal, Hamilkar's Sohn, ein edler, großgeſinnter Jüngling, der ſeinen Vater in den ſchönſten Tugenden des Feldherrn und Staatsbürgers weit übertraf, der dabei von einem angeerbten, früh beſchworenen und recht durchdachten Haſſe gegen Rom beſeelt war, wurde durch das von ihm bezauberte Heer zum Anführer gewählt. Beim Senat und Volke zu Karthago wurde dann dieſe Wahl gleichfalls durchgeſetzt; indeß ſcheint das von Hasdrubal vernachläſſigte Volk nicht für dieſelbe gewonnen zu ſein, ſondern es ſcheint nur geduldet zu haben, was in dem Augenblicke, nach der Entſcheidung des Heeres, nicht zu hindern war. Aber dieſe Umſtände machten die Lage Hannibal's gewiß bedenklich, und wenn ſie ihn von der einen Seite zwangen, den Entwurf des Vaters raſch zu verfolgen, ehe die Ausführung des großen Gedankens ganz unmöglich ſein würde (und dieſes war, bei längerer Verzögerung auch wegen Roms, bisher gut abgelenkter, Aufmerkſamkeit zu fürchten): ſo machten ſie von der andern dieſe Ausführung faſt allein zu ſeiner Sache, und nur durch Glück und Heldenthaten konnte er ſie zu einer Sache Karthago's machen.

Der zweite Krieg gegen Rom; Jahre 219 — 201.

Und glückliche Heldenthaten vollbrachte Hannibal ſchon in Spanien, theils gegen die Olkaden und andere Völker, noch mehr aber gegen Sagunt, die unbeſonnene Freundin Roms. Der erhabene Fall dieſer Stadt jedoch, welcher die Unternehmung Hannibal's in mehr als einer Rückſicht erſt möglich machte, zeigte dieſem zum voraus, welch' einen Kampf er zu beſtehen haben werde, ſo wie das menſchliche Gefühl in allen Zeiten durch denſelben aufs innigſte ergriffen, und auf die Fortſetzung des Krieges geſpannt werden wird. Darauf die Sicherung Afrika's und Spaniens, die Rüſtung, der kühne Zug, um den Römern den Krieg von einer Seite zu bringen, von welcher ſie ihn nicht erwarteten, der Uebergang über die Pyrenäen, die kluge Behandlung der galliſchen Völker, und das mühſelige Steigen über der Alpen grauſenvolle Höhen, unter beſtändigen Kämpfen mit der ungeheuern Natur, mit der rohen Grauſamkeit der Menſchen, und mit Verzagtheit des eigenen Heeres! So erſchien Hannibal zum Erſtaunen der Römer in Italien, zwang ſie, großen, in die Ferne gerichteten, Entwürfen zu entſagen und für Herd und Altar im eigenen Lande zu kämpfen.

Aber wenn die überraſchte Rom, wie die ſpäte Nachwelt, ſchon dieſe Dinge der Bewunderung werth fand: wie groß mußte ihr Hannibal erſcheinen, da er mit einem ſolchen kleinen, buntgemiſchten Heere, welches nur durch das gemeinſte Intereſſe zuſammengehalten wurde, römiſchen Legionen zu begegnen wagte, ja da er dieſe römiſchen Legionen ſchlug, wo er ihnen begegnete! Selten iſt wohl glänzender gezeigt, daß im Kriege der Geiſt des Feldherrn entſcheidet; denn an den großen Tagen am Fluſſe Trebia (J. 218), am See Traſimenus (J. 217) und bei Cannä (J. 216), wie in den kleineren Gefechten errang eigentlich allein Hannibal's Feldherrngeiſt die ſchönen Siege über die römiſchen Scharen, denen es wahrlich weder an Kriegskunſt, noch an Tapferkeit oder Bürgerſinn fehlte; und es iſt nicht zu verwundern, daß ſolche Fahrten und Siege nicht ohne Zwiſchenkunft von Göttern oder Heroen möglich gehalten wurden. Manche haben ſogar geglaubt, daß es mehr als einmal in Hannibal's Gewalt geſtanden habe, über die verhaßte Stadt den Untergang zu bringen, wenigſtens einen Frieden zu erhalten, wie er ſich zu Einem Verſuche dieſer Art geneigt gefühlt habe. Indeß ſcheint ſein Verfahren erklärlich.

Hannibal nämlich mochte bei ſeinem anfänglichen Glücke vielleicht auf den ungeheuern Gedanken kommen, nicht bloß Rom zu vernichten, ſondern auch Roms Herrſchaft an Karthago zu bringen, und ſo über Italien und über das ganze Meer zu gebieten, wie ſchon über den größten Theil Spaniens geboten wurde. Wenn er ſich nun das Verhältniß Roms zu ihrem Gebiet ungefähr eben ſo dachte, wie das Verhältniß Karthago's zu dem ihrigen: und die erſten Erfahrungen im obern Italien mußten ihn in dieſer Vorſtellung beſtärken: ſo durfte er hoffen, unter dem Namen eines Befreiers Italiens vom römiſchen Joch, einen großen Anhang zu finden, er durfte hoffen, einen allgemeinen Aufſtand gegen Rom zu erregen. Aber um die abgefallenen zugleich an die karthagiſche Herrſchaft zu gewöhnen, war

Digitized by Google

nothwendig, Rom zu erhalten, und unter dem Vorwande des gemeinſamen Kriegs das Gehorchen weniger ſchwer zu machen. Aus dieſem Grunde ſcheint ſich Hannibal's Verfahren nach den Gefechten im obern Theil Italiens und ſein Zug nach dem untern Theile zu erklären. Als er dann in der Folge ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht ſah: da ſcheinen ihn, der die Schwäche ſeines Heeres gewiß nicht überſah, und für den Sagunt nicht umſonſt gefallen war, die hohe Würde, der große Ernſt und die erhabene Beſonnenheit geſchreckt zu haben, die Rom fort und fort, und immer herrlicher im Unglücke bewieß. Wer auf einmal Alles gewinnen will, der wagt, auf einmal Alles zu verlieren. Und wie hätte er, nach ſolchen Siegen, und bei dieſem Haſſe, der ſtolzen Rom einen Frieden bieten können, den ſie ſelbſt nicht ſuchte! Daher durfte er die Erfüllung ſeiner Hoffnung entweder nur von einer thätigeren Theilnahme Karthago's oder von der Theilnahme fremder Mächte erwarten, denen etwa Roms Geiſt und Sinn früher läſtig oder gefährlich erſchienen war.

Aber eine Unterſtützung Hannibal's in Italien hing von der Uebermacht der karthagiſchen Waffen in Spanien ab, wohin der Krieg vielleicht gegen Hannibal's Hoffnung, mit großer Klugheit ſogleich von den Römern verbreitet war, und wo er mit großer Anſterngung unterhalten wurde. Denn bei dem Uebergewichte der römiſchen Seemacht und bei dem Verfalle der karthagiſchen (ſeit dem Verluſte Siciliens und der Herrſchaft der Parteinng), war die Ueberſetzung eines Heeres von Karthago nach Italien gewiß ſehr gefährlich, wenn nicht ganz unmöglich, und dann konnte weder Karthago wollen, daß Spanien, dieſes ſchon gehorchende, ſilberreiche, leichter zu behauptende Land, um Italien, wo wenigſtens der Ausgang des Kampfes noch ſehr zweifelhaft war, vernachläſſigt werden ſollte, noch konnte Hannibal den Sitz ſeiner Macht, woher er wahrſcheinlich das Geld zu ſeinen Unternehmungen zog, aufzugeben wünſchen. Aber die Römer durchſchaueten dieſe Verhältniſſe vollkommen, und dachten groß genug, nicht wegen der nahen einheimiſchen Gefahr den fernen Krieg zu verſäumen, durch deſſen kräftige Führung dieſer Gefahr allein dauernd abgewendet werden konnte. Wenn nun auch Mago, Hannibal's Bruder, durch die Nachricht von dem Siege bei Cannä, und von den Folgen deſſelben bei den Völkern Italiens, und durch die Menge goldener Ringe, mit welcher das Unglaubliche gleichſam verbürgt ward, eine ſo allgemeine Begeiſterung in Karthago für den Helden von Cannä und wider die verhaßte Rom zu erregen wußte, daß der alte Feind des Hauſes, Hanno, mit ſeiner Friedenspredigt nicht gehört wurde: ſo behielt man doch Beſonnenheit genug, erſt nach der Sicherung von Spanien, welches die ſchönen Gaben lieferte, die Eroberung Italiens zu wollen, woher noch faſt nichts gekommen war, als Sieges-Nachrichten und Forderungen. Aber die Verſtärkung, die man wiederholt dem Hasdrubal, einem andern Bruder Hannibal's, zuſandte, welchem dieſer die Erhaltung Spaniens anvertraut hatte, war nicht einmal hinreichend, den Römern in Spanien zu begegnen, viel weniger, dem Hannibal Hülfe zu bringen. Die Niederlagen Hasdrubal's bei Ibera und Illiturgis und Mundo (J. 216, 215, 214) vereitelten dieſen Entwurf; und wenn ſeinem Geiſt und ſeiner Kriegskunde auch nach zwei Jahren gelang (J. 212), ſich an den Römern zu rächen, ſo war damit für Hannibal's Plan wenig, ja nichts gewonnen. Und des jungen Scipio Erſcheinung in Spanien ſchien die Ausführung ganz unmöglich zu machen. Der Geiſt, die Güte, die Freundlichkeit, das Glück — das götterähnliche Weſen, — dieſes Mannes gewannen ihm bald die Herzen der Bewohner Spaniens, auf welchen der Krieg gewiß ſchwer gelaſtet hatte. Da waren die Karthager verloren. Und wie nun auch die Umſtände geweſen ſein mögen, unter welchen Hasdrubal endlich nach der Schlacht bei Bäcula (J. 298) Spanien mit einem bedeutenden Heere verließ: ſo war doch ſein kühner Zug nach Italien eigentlich eine That der Verzweiflung, unternommen in dem Gefühle, daß er Alles aufgeben oder jetzt das Aeußerſte wagen müſſe, ſelbſt den Verluſt Spaniens. Aber ſolche gewaltige Unternehmungen mögen nur gelingen, wenn ſie der ewigen Natur der Staaten und dem Weſen der Volksthümlichkeiten gemäß ſind, oder wenn ſie zur Zerſtörung eines alten Lebens gereichen ſollen. Darum war die Folge für Spanien, daß hier alle Beſitzungen Karthago's nicht nur an die Römer verloren gingen (J. 205), ſordern, daß auch Verbindungen angeknüpft wurden, welche ſich ſehr verhängnißvoll für Karthago entwickeln ſollten.

Unterdeß hotte Hannibal, ſich ſelbſt überlaſſen und von Karthago aus faſt gar nicht unterſtützt, mehr und mehr auf Koſten Derer leben müſſen, bei denen er war. In demſelben Geiſte, mit welchem er die Römer ſchlug, bemühete er ſich, dieſen neue Feinde zu erwecken, um durch deren Hülfe ſeinen Gedanken ausführen zu können; und er bemühete ſich theils bei den italiſchen Völkerſchaften, an deren Freundſchaft ihm am meiſten liegen mußte, theils bei den Sicilianern und bei Makedoniens Könige. Aber auch hier mißlang die unnatürliche Beſtrebnng. In Italien wurden wohl Einige zum Abfalle von Rom gelockt, Andere geſchreckt; aber ſo groß auch Hannibal's Siege ſein mochten: ſeine Macht, die Benutzung derſelben, war nicht hinreichend, um durch allgemeine Furcht Alles mit ſich fortzureißen; und wenn er durch geſchickte Unterhandlung, durch kluge Benutznng der Verhältniſſe, hin und wieder erreichte, daß einige Völkerſchaften ſich ihm anſchloſſen: ſo war doch ſein, ſeines Heers und Staats ganzes Weſen den italiſchen Volksſtämmen zu fremd, als daß ſich ihre Seele nicht lieber zu den Römern gehalten haben ſollte, wie verhaßt ihnen auch das Gehorchen zuvor geweſen war. Neben einem Pacuvius Calavius und Vibius Virrius ſtand überall ein Decius Magius und ein Perolla, die wohl von raſchen Thaten fortgeriſſen oder abgehalten werden konnten, deren Sinn aber darum nicht zu vernichten war, weil er ſich edler, größer, volksthümlicher zeigte. Daher nur Verwirrung und Unglück zu Roms Vortheile!

Eine ſchöne Ablenkung und Zertheilung der römiſchen Kraſt hingegen ſchienen die Verhältniſſe Siciliens nach dem ſpäten Tode Hieron's von Syrakus zu verſprechen (J. 215), und Hannibal unterließ nicht, Verſtand und Leidenſchaft zugleich aufzuregen, um den Krieg auf Sicilien wieder zu entzünden. Aber was hätte das wunderliche unſtete Getreibe der Syrakuſier gegen den Ernſt und die Beſonnenheit Roms vermocht? und was wurde anders erreicht, als daß zuerſt die Kraft, die Karthago aufwenden wollte, noch mehr zerſplittert ward, und daß alsdann, nachdem ſelbſt Archimedes Syrakus nicht hatte retten können (J. 212), ganz Sicilien in römiſche Gewalt fiel und ſomit für Karthago verloren ging? Das Bündniß endlich, welches mit Philipp von Makedonien (J. 216) zu Stande kam, blieb gleichfalls theils durch das verſtändige Verfahren der Römer, theils durch die Macht der Umſtände für Hannibal faſt ganz ohne Nutzen, und diente nur zur Einleitung künftiger Erweiterung der römiſchen Herrſchaft.

Indem Hannibal auf ſolche Weiſe eine ſeiner Hoffnungen nach der andern zuſammenſtürzen ſah, wurde ſeine Lage immer ſchwieriger. Jeder Unfall war für ihn ein dreifacher Verluſt. In Italien entfrembeten ſich die Gemüther der Gewonnenen, weil immer zweifelhafter ward, ob er ſie würde ſchützen können; diejenigen hingegen, welche wankten, ſchloſſen ſich doppelt feſt wieder den Römern an, als ſie das Schickſal der erſten ſohen. In Spanien wurden die Hülfsmittel immer beſchränkter. Bald ſchien auf der Ankunft Hasdrubal's alles zu beruhen; darum wurde ſie von dieſem auf jede Gefahr gewagt, wie ſie von Hannibal auf jede Gefahr gefordert ſein mochte. Aber wie grauſam wurde die Hoffnung getäuſcht, als die Erfüllung ſich mit unerwarteter Raſchheit zu nahen, und Alles glücklich zu entſcheiden ſchien! Wenn Hasdrubal, einer der erſten Heermeiſter der Zeit, durch Unentſchloſſenheit, durch Verzögerung, durch falſche Rechnung, aber auf welche andere Weiſe, etwas verſchuldet hat, ſo hat er dieſe Verſchuldung durch ſeinen Tod wieder gut zu machen geſucht. Er fiel in der großen Schlacht am Metaurus (J. 207), würdig ſeines Vaters Hamilkar, ſeines Bruders Hannibal und ſeines eignen Lebens. Hannibal aber, als er die gefangenen Afrikaner erblickte, als ihm der Kopf ſeines Bruders vor das Lager geworfen wurde, ganz ergriffen von dem Unglücke ſeines Vaterlandes und ſeines Hauſes, — Hannibal erkannte das Schickſal Karthago's. Und von der Zeit an glich ſein Aufenthalt in Italien dem Kampfe des Löwen, der, von Jägern umſtellt, die Beute nicht laſſen will, die er einmal gemacht hat, und der Verſuch ſeines Bruders Mago auf Genua, Ligurien und Gallien, konnte ſeine Lage nicht veränhern.

Hingegen ſah Karthago bald ein feindliches Heer im eignen Gebiet, unter einem großen ſiegbekrönten Feldherrn, am ſchönen Vorgebirge zu ſchöner Vorbedeutung ungehindert landen (J. 204). Da zitterte ſie und erkannte, wie thöricht Bürger verfahren, die aus Liebe zu Ruhme und Gewinne ſich und das gemeine Weſen verſäumen, die den Frieden nicht zu bewahren wiſſen, und doch den Krieg nicht mit Anſtrengung aller Kraft führen mögen, die ſich der Leidenſchaft hingeben und geleitet werden durch den Haß der Parteinng. Hätte Karthago den fernen Kampf mit der Hälfte des Aufwandes unterſtützt, zu welchem ſie jetzt durch die nahe Gefahr gezwungen ward, hätte ſie ihre Küſten bewacht, und ſich dem Feind auf offner See wohlgerüſtet entgegengeſtellt: ſie hätte wenigſtens ein beſſeres Loos verdient! Ihre ſchnelle Aufraffung aber bei drängender Noth glich dem Taumel eines Schlaftrunkenen, der plötzlich aus der Ruhe aufgeſchreckt wird. Die meiſten Anordnungen bewieſen, daß ſie den Zuſtand der Dinge nicht kannte. Und wenn es für Karthago ein Glück zu ſein ſchien, daß die Schönheit der edlen Bürgerin Sophonisbe die Liebe und Macht des alten Feindes der Karthager, Syphar, des Königs der Maſſylier (Weſt-Numidiens) für ſich und ihr Vaterland gewonnen: ſo konnte doch damit einem Staate keine Rettung verſchafft werden, dem

Digitized by Google

es an innerer Tugend und Einheit fehlte. Vielmehr wurde gerade dieſe Verbindung dadurch ſo verhängnißvoll, daß der alte Freund Karthago's, Maſiniſſa (Maſſanaſſes), König von Oſt-Numidien, durch Intereſſe und Eiferſucht zugleich beſtimmt, völlig auf römiſche Seite trat.

Bald Unglück auf Unglück! Die Karthager kannten noch ihren Feind nicht: ſie traueten ihm und hofften Frieden, als er Verderben ſann; und wenn die Geſinnung auf beiden Seiten auch gleich feindſelig war, ſo ſtand doch Karthago den Römern nach, wie an Tapferkeit und Einheit, ſo an Gewandtheit und Liſt. Durch Brand und Schwerdt unterlag Karthago's Heer; viele Städte fielen in römiſche Gewalt; Syphax wurde gefangen, und Sophonisbe, vielleicht mit neuer Hoffnung für's Vaterland eine neue Ehe ſchließend, hatte am Hochzeittage nur den Troſt, durch einen Giftbecher von afrikaniſcher Hand der römiſchen Sclaverei zu entgehen. Da blieb Hannibal's Geiſt und Heer Karthago's einzige Hoffnung. Man rief ihn zurück, und er folgte dem Rufe des Vaterlandes. Mit bitterem Schmerze verließ er Italien, ſeit ſechszehn Jahren die Bühne ſeines Ruhms und ſeiner Größe, voll des Gefühles, nicht vom römiſchen Volke beſiegt, ſondern von Karthago verlaſſen zu ſein. Er ſorgte aber dafür, daß ein einfaches Denkmal hinterblieb, künftigen Geſchlechtern zu verkündigen, wie große Dinge er mit wie geringen Mitteln verrichtet! Seine Ankunft gab neues Vertrauen. Man brach Friedens-Unterhandlungen ab, die mit kleinlichen und unzeitigen Beſchuldigungen Hannibal's eingeleitet waren. Hannibal aber verkannte weder ſeinen Gegner noch ſein Volk und Heer; darum ſuchte er den Frieden, und wünſchte die Schlacht zu vermeiden, deren Ausgang auf einmal entſcheiden mußte. Es war gewiß ein großer Augenblick, als er und Scipio mit gleichem Staunen zu einer Unterredung zuſammentraten. Aber wie hätte die Weisheit, welche ihm eine reiche Erfahrung im Glück und Unglücke gegeben, bei ſeinem Gegner, dem noch nichts mißlungen war, Eingang finden können? Vor Roms Mauern hätte ſie entſcheiden mögen! Hierauf wurde die Schlacht bei Zama gekämpft (J. 202), und in derſelben Hannibal's Erfahrung und Heldengeiſt ſo grauſam getäuſcht, daß er von neuem das Schickſal Karthago's erkennen mußte. Darum trieb er zum Frieden auf jede Bedingung; ohne Heer, ohne Einheit, ohne Bürgerſinn und Muth: was blieb anders übrig? Und Scipio gewährte den Frieden (J. 201), mag ihn der Ruhm, den langen harten Krieg zu endigen, beſtimmt haben, oder die große Anſicht, daß Rom durch die Herrſchaft über Afrika nicht gewinnen konnte, und daß es für ſie gut ſein würde, eine Nebenbuhlerin zu haben, die Aufmerkſamkeit und Anſtrengung forderte. Aber hiezu wurden Karthago doch zu ſchwer gedemüthigt. Sie wurde faſt wehr- und waffenlos (ohne auswärtige Beſitzungen, ohne Macht zu See und Land) ihren Feinden, beſonders dem Maſiniſſa, dem neuen Könige von ganz Numidien, überliefert. Das war der Ausgang des achtzehnjährigen Kampfes.

Karthago's letzte Zeiten und Untergang.
Jahr 201 — 146.

Als das Geld zuſammen gebracht wurde, welches die Karthager den Römern zu bezahlen übernommen hatten: da weinten Viele, auch angeſehene Männer; Hannibal aber lachte mit zerriſſener Seele über die Elendigkeit Solcher, welche erſt dann das Unglück des Vaterlandes beweinen, wenn ihr eigener Beſitz leidet, und welche den Verfall des gemeinen Weſens nur nach der Größe des Verluſtes an eigner Habe berechnen. Dennoch gab er das Vaterland nicht auf; Alles war nicht verloren, weil er ſich ſelbſt noch hatte. Aber wenn ſein Vater geglaubt haben mochte, Karthago durch große Unternehmungen zu Sieg und Glücke fortreißen zu können: ſo war Hannibal durch eine furchtbare Erfahrung zu der Einſicht gekommen, daß der Einzelne auch mit dem reinſten Beſtreben, mit dem heiligen Willen, mit dem größten Geiſte für ein gemeines Weſen nichts vermag, welches, ohne Tugend und Kraft, ſich Parteiungen hingiebt und gemeinen Leidenſchaften. Darum hielt er für nöthig, vor allen Dingen den alten Leib ſeines Vaterlandes mit neuer Seele zu erfüllen. Indem er aber dieſes verſuchte, nöthigte ihn die Lage der Dinge, und trieb der Geiſt, mit welchem er Rom bekämpft hatte, ihn an, zur Raſchheit und zum Durchgreifen: Er wollte erleben, was, wenn je, nur nach langer, weiſer Vorbereitung zu erreichen war. Es war nämlich die Verfaſſung Karthago's im Ablaufe des langen Kriegs, unter dem Getreibe der Factionen, und dem Gewühle der Leidenſchaften mehr und mehr entartet. Das Volk hatte den Senat bis zur Unmacht hinabgewürdigt, und war dann von denen, welche die Freiheit bewahren ſollten, den hundert Männern (ordo judicum) unterworfen worden. Das Gleichgewicht der Gewalten war gänzlich vernichtet, die Zerrüttung allgemein. Hannibal, der in Italien den Senat als den Sitz der Verkehrheit und Nichtswürdigkeit angeſehen zu haben ſcheint, erkannte jetzt, daß das Uebel an der Stelle lag, von welcher die Größe ſeines Hauſes ausgegangen war, und daß, wenn etwas erreicht werden ſollte, das gemeine Weſen wiederum zu dem Grundſatze zurückgeführt werden müſſe, von welchem es durch ſeinen Vater am Weiteſten hinweggeriſſen war.

Und es gelang der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, die Tyrannei der Hundert ſchnell zu ſtürzen (das Anſehen des Senates wieder herzuſtellen) und die Einkünfte des Staates, bisher von den Verwaltern geplündert und verſchleudert, bald in eine ſolche Ordnung zu bringen, daß ſie ſelbſt zu neuen Unternehmungen hinzureichen ſchienen. Solche Unternehmungen aber gegen die übermüthige Rom mochte er bald als nothwendig erkennen; ſie mochten ihm zugleich nicht unzeitig ſcheinen. Denn Maſiniſſa, der durch den Haß Roms gegen Karthago zu jeder Anmaßung wider dieſen unglücklichen Staat gereizt ward, und der in vielſinnigen Ausdrücken des letzten Friedens leicht einen Vorwand für jede Anmaßung finden konnte, zeigte gar bald (J. 199), welch' ein Loos Karthago unter dieſen Verhältniſſen zu erwarten hatte, und die Stellung, welche Antiochus der Große von Syrien um dieſe Zeit gegen Rom annahm, ſchien werth, eine Verbindung mit ihm zu ſuchen. Aber bald zeigte ſich, daß verdorbene Bürger entarteter Staaten noch nicht zur Tugend zurück geführt ſind, und zu einigem Gefühle für Vaterland und Freiheit, wenn ſie bei edeln Beſtrebungen ſchweigen, oder der Macht des Geiſtes weichen. Diejenigen, welche durch Hannibal's Verbeſſerungs-Verſuche an Einkünften oder an Gewalt verloren hatten, nahmen Maſiniſſa's und Roms Partei, und würden zur Sättigung niedriger Rache ſelbſt den Frevel begangen haben, Hannibal in die Hand der Römer zu geben, wenn er ſich nicht durch die Flucht gerettet hätte (J. 195). Dennoch blieb er ſich gleich; das Vaterland, welches ihn ausgeſtoßen, blieb in ihm: Er hatte fort und fort nur Einen Gedanken. Das vollgültigſte Zeugniß aber für die Größe ſeines Geiſtes war das, daß Rom in der Fülle ihres Glückes, ihrer Triumphe, ihres Ruhmes nicht ſicher zu ſein glaubte, ſo lange er lebte; und daß ſie, alle Mittel verſuchend, nicht eher ruhete, als bis er ſich, um nichts Unwürdiges zu erdulden, durch freiwilligen Tod, zu den Helden der Vorzeit begeben hatte (J. 183).

Aber nicht minder zeigt für Hannibal die jammervolle Mißhandlung, welche Karthago ſich ſogleich nach ſeiner Entfernung ausgeſetzt ſah, und die wohlverdiente Auflöſung, der ſie unaufhaltſam entgegengeſtoßen ward. Es fehlt uns an Nachrichten, um dieſer Auflöſung ganz folgen zu können; aber wir wiſſen genug, um einzuſehen, daß ſie durch die niedrige Geſinnung vornehmer Bürger, durch den Mangel an Sinn für Vaterland und Gemeinwohl bei dieſen bewirkt ward, während bei jedem Einzelnen im Volke noch Kraft und Verſtand genug blieb, ſein beſonderes Wohl trefflich zu berathen. Die ängſtliche Sorgfalt Karthago's, alles zu thun, was der geſtrengen Roma Gunſt erhalten zu können ſchien: dieſes bewegliche, kleinliche, unwürdige Schweigen und Biegen: dieſe demüthigen Bitten und Verſicherungen; dann die wachſende Keckheit, mit welcher Maſiniſſa eine Provinz des karthagiſchen Gebietes nach der andern in Anſpruch nahm, ohne daß Karthago nur wagte (theils gehindert durch den Frieden mit Rom, theils durch die innere Zerrüttung), ſie ihm anders zu verweigern als mit unbeachteten Worten; endlich Roms argliſtige Freude über die zerbrochene Kraft der alten Feindin, die ihr einſt die Gefahr ſo nahe gebracht hatte, und die tückiſche Miene großmüthiger Gerechtigkeit, mit welcher ſie Maſiniſſa's und den eigenen Uebermuth zu bedecken ſtrebte: wahrhaftig, Alles dieſes macht ein ſchaudervolles Ganze, höchſt belehrend für Alle, die es nicht unter ſich achten, von fremder Verkehrtheit, von fremdem Unglücke zu lernen.

Zwei Partien — deren eine ſich wiederum theilte — bildeten ſich neben einander aus: Maſiniſſa fand mehr und mehr feile Seelen, die ſeine Sache führten, und Rom mehr und mehr Menſchen, die ihren Sold annahmen: dieß war die eine Partei; aber auch das Vaterland fand noch Männer, die ihm im Unglücke getreu geblieben und es aus der Erniedrigung zu erheben ſuchten, in welche es mit jedem Tage tiefer hineinſank. Wenn aber auch die letzte Partei darum die größte war, weil das Volk von dem Adel der Geſinnung in Zeiten leidenſchaftlicher Zerrüttungen gewonnen zu werden pflegt, und nicht leicht einem Beſtreben widerſtehe, in welchem ſich der alte Geiſt des Vaterlandes offenbart: ſo konnte ſie doch nicht obſiegen, weil den Guten theils Vertrauen fehlte, theils aber, und noch mehr, weil ſie im edlen Ingrimm über der Gegner Verruchtheit vergaßen, was in ſolchen Zeiten am ſchwerſten, wie am nothwendigſten zu bewahren iſt, — die Beſonnenheit. Diejenigen, die es mit den Feinden hielten, ſcheueten wohl die Mittel nicht, die zum Zwecke dienlich ſchienen: auch lag an einzelnen Mißgriffen weniger, weil ſie durch die Feinde gut gemacht werden konnten.

Digitized by Google

Für die Edlen hingegen, die niemand hatten als ſich ſelbſt, war jeder falſche Schritt verderblich, wie vortrefflich auch die Geſinnung war, die dazu führte.

Fünfundzwanzig Jahre war Karthago von Maſiniſſa mißhandelt, als der ältere Cato dahin geſandt ward, um neue Anſprüche deſſelben zu unterſuchen. Da mochte ihm die große Stadt, noch immer voll Lebens und Verkehres, es mochte ihm das geſegnete Gebiet allerdings gefährlich dünken, wenn er des Urſprunges von Rom oder Karthago gedachte; aber noch wohl mehr reizte ihn die gekränkte Eitelkeit, das Anſehen ſeiner rauhen Tugend zur Vernichtung Karthago's zu verwenden. Mehr als zwanzig Jahre lang reifte der traurige Plan in der Sonne des römiſchen Glückes. Unterdeß ſtieg die Erbitterung der wohlgeſinnten Bürger zu Karthago, aber der Verräther Uebermuth wuchs nicht minder. Da brach endlich der lang verhaltene Ingrimm plötzlich durch. Vierzig Senatoren wurden aus der Stadt gejagt. Sie flohen zu dem, welchem ſie gedient hatten. Maſiniſſa ergriff die Waffen; Karthago wehrte ſich; Rom ſah zu. Maſiniſſa ſiegte; die Römer aber ſcheinen durch ſein anhaltendes Glück und Leben zur Beſchleunigung des Krieges gebracht zu ſein, weil bei längerem Zaudern der Freund vielleicht die Beute ganz genommen hätte und alsdann ein gefährlicher Feind geworden wäre. Ein Vorwand zum Krieg war leicht gefunden. Karthago, ſchnell wieder eingeſchüchtert, und durch die letzten Unfälle an Roms Macht und Glück erinnert, wandte ſich jammervoll, dem Kriege zu entgehen: ſie erbot ſich zu Allem, ſelbſt zur Auslieferung der Waffen, die von würdigen Bürgern nie aufgegeben werden. Unrühmlich nahm Rom Alles, ehe ſie das Letzte forderte — die Schleifung der Stadt. Da ergriff Verzweiflung Aller Gemüther. Den ſtrafenden Blick der Väter, Hamilkar's und Hanibal's drohende Schatten, das Bewußtſein durch eigene Schuld das Vaterland ſo tief hinabgewürdigt zu haben, ſelbſt das knechtiſche Gefühl der Wehrloſigkeit — hatten ſie ertragen; aber ein Leben außerhalb der altgewohnten Mauern, ohne Genuß, ohne Gewinn und ohne Hoffnung, ſchien unerträglich. Die Anſtrengung, zu welcher die Verzweiflung trieb, war groß, und eines beſſern Ausgangs werth. Der letzte ungeheuere Kampf aber, in welchem Karthago ſich ihrer Abkunft erinnerte, wird menſchlichem Gefühle nur dadurch erträglich, daß er zeigt, wie ſich der Menſch in großen Augenblicken über das Leben zu erheben vermag, und wie Staaten und Menſchen durch den Schluß des Lebens die Schuld des Lebens büßen können. Hundert und achtzehn Jahre nach dem Anfange der Kriege mit Rom, ſiebenzig nach der Schlacht bei Cannä, ſiebenundzwanzig nach Hannibal's Tode vernichtete ein ſiebenzehntägiger Brand die alte, große Stadt, und eine Menge ihre Bürger, die das Schwert verſchont hatte, verzehrten die Flammen. Scipio aber, des Paulus Aemilius Sohn, dem es beſtimmt war, dieſe Flammen anzuzünden, ahnete bei ihrem Anblicke, daß vielleicht Roms Tugend unter den Trümmern Karthago's begraben würde!

Auguſt Ferdinand Lüder

ward im October 1760 zu Bielefeld geboren und erhielt nach vollendeten philoſophiſchen Studien 1786 eine Profeſſur der Geſchichte am Karolinum zu Braunſchweig, wo ihm 1797 der Hofrathstitel zu Theil ward. 1810 folgte er einem Rufe nach Göttingen als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie und ging von hier 1814 nach Jena, wo er 1817 eine Honorarprofeſſur der Philoſophie und bald darauf den Charakter als Geheimerath erhielt. Er ſtarb daſelbſt am 27. Februar 1819.

Seine Werke ſind:

Holländiſche Staatsanzeigen. Göttingen 1784 — 86, 6 Thle.
Geſchichte des holländiſchen Handels. Leipzig 1788.
Einleitung in die Staatskunde. Leipzig 1792.
Geſchichte der vornehmſten Völker der alten Welt. Braunſchweig 1800.
Ueber National-Induſtrie und Staatswirthſchaft, nach A. Smith. Berlin 1800 — 1804, 3 Thle.
Repoſitorium für Geſchichte. Ebendaſ. 1800 — 1805, 2 Thle.
Ueber die Veredlung der Menſchen, beſonders der Juden. Braunſchweig 1808.
Ueber Kultur und Induſtrie der Portugieſen. Berlin 1808.
Entwickelung der Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts. Braunſchweig 1810.
Kritik der Statiſtik und Politik. Göttingen 1812.
Kritiſche Geſchichte der Statiſtik. Ebendaſ. 1817.
Nationalökonomie. Jena 1820.

Lüder zeichnete ſich als Publiciſt höchſt vortheilhaft durch Gründlichkeit, ausgebreitetes Wiſſen, Scharfſinn und Sorgfalt aus, und war einer der bedeutendſten Schüler und Nachfolger Adam Smith's in Deutſchland.

Ludämilie Eliſabethe, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolſtadt.

Dieſe fromme fürſtliche Dichterin ward am 7. April 1640 zu Schwarzburg geboren und mit einem ihrer Vettern von Schwarzburg-Sondershauſen verlobt. Sie ſtarb aber während ihres Brautſtandes an einem Tage mit ihrer Schweſter Chriſtiane Magdalene am 12. März 1672.

Ihre literäriſche Hinterlaſſenſchaft iſt:

Die Stimme der Freundin. Rudolſtadt 1672, 12.

Echte Frömmigkeit, die zur Freude und zum Genuß der Gottesgaben auf eine tief empfundene harmloſe Weiſe auffordert, ſpricht ſich in den geiſtlichen Liedern dieſer begabten Fürſtin ſehr vortheilhaft aus. —

Hiob Ludolff

ward am 15. Juni 1624 zu Erfurt geboren, ſtudirte daſelbſt Philoſophie und Staatswiſſenſchaften und trat nach ſiebenjährigen Reiſen in Europa 1652 in gothaiſche Dienſte, worin er bis zum Kammerdirector zu Altenburg emporſtieg. Seit 1677 lebte er mit dem Titel eines Geheimeraths zu Frankfurt, wurde daſelbſt 1681 kurpfälziſcher Kammerdirector, kurſächſiſcher Rath und Miniſterreſident und 1690 Praeses Collegii imperialis historici daſelbſt, wo er auch am 8. April 1704 ſtarb.

Er ſchrieb:

Allgemeine Schaubühne der Welt. Frankfurt 1699, 2 Thle. (die Fortſetzung lieferte Chriſtian Junker).

Vortreffliche ſprachliche und geſchichtliche Kenntniſſe, welche L. in dem oben genannten Werke entwickelte, gaben dieſem letzteren zu ſeiner Zeit ein dauerndes Anſehn; der Styl deſſelben iſt jedoch holperig und ungelenk. —

Chriſtiane Sophie Ludwig,

geborne Fritſche, ward 1764 zu Ragwitz im preußiſchen Herzogthum Sachſen geboren und wurde nach einem dürftigen Leben und mangelhaftem Unterrichte in der Schule ihres Geburtsdorfes im 17. Jahre an den Förſter Ludwig zu Maßlau bei Merſeburg verheirathet, wo ſie unter den außerordentlichſten Anſtrengungen ſich einige wiſſenſchaftliche Bildung erwarb und C. F. Weiße's Bekanntſchaft machte, welcher ſie mit andern Gelehrten in Verbindung brachte und ihr zu ihrer ferneren Bildung behülflich war. Nach dem Tode ihres Gatten zog ſie nach Schkeuditz, wo ſie am 28. Februar 1815 ſtarb.

Sie verfaßte:

Aufſätze eines Frauenzimmers vom Lande. Altenburg 1787, 2 Thle.
Gemälde häuslicher Scenen. Leipzig 1788 — 91, 4 Bde., 8.; 2. Aufl. 1801, 8.
Juda, oder der erſchlagene Redliche. Ebendaſ. 1791, 8; 3. Aufl. 1815, 8.
Die Familie Hohenſtamm. Thorn 1793 ff.; neue Aufl. 1817, 4 Thle., 8., mit Kupf.
Die arme Familie. 2. Ausg. Leipzig 1799, 8.
Erzählungen von guten und für gute Seelen. Ebendaſ. 1799 — 1800, 2 Thle., 8.
Moraliſche Erzählungen. Zwickau 1802, 8.
Lohn der Tugend. Leipzig 1805, 2 Thle., 8., mit Kupf.
Henriette, oder das Weib wie es ſein kann. Ebendaſ. 1805, 8.; 3. Aufl. 1815, 8., mit Kupf.
Seleniden. 2. Aufl. Zwickau 1809, 8.

Ihre Romane ſind durch die in denſelben vorherrſchende moraliſche Tendenz nicht ohne Verdienſt, leiden aber an Breite und Weitſchweifigkeit. —

Ludwig V.

Kurfürſt von der Pfalz, ward am 4. Juli 1539 zu Heidelberg geboren und in der reformirten Lehre erzogen, ſchaffte dieſelbe aber, nachdem er Regent geworden war, in ſeinem Lande ab und führte den lutheriſchen Cultus ein. Er ſtarb daſelbſt am 12. October 1583.

Von ihm haben wir:

Gereimte Genealogie des baierſchen und pfälziſchen Hauſes. In Fiſcher Scriptorum Germanorum P. I. p. 34. (Halae 1781, 4).

Dieſe Arbeit hat weiter keinen Anſpruch auf Beachtung als etwa den, eine literäriſche Kurioſität zu ſein.

Ludwig I. Karl Auguſt,

König von Baiern, ward am 25. Auguſt 1786 zu München geboren, ſtudirte zu Landshut und Göttingen und focht mit Auszeichnung im Kampfe gegen Oeſtreich und Tyrol. Er vermählte ſich dann mit der Prinzeſſin Thereſe von Sachſen-Hildburghauſen, nahm aber an Regierungsgeſchäften nur geringen Antheil und lebte mit vorherrſchender Neigung den Wiſſenſchaften und Künſten zu Salzburg, Insbruck, Würzburg, Aſchaffenburg, für welche er damals ſchon beträchtliche Summen ſammelte und die Glyptothek zu München errichtete. Auf ihren Flor in Baiern richtete er auch ſein vorzüglichſtes Augenmerk, als er am 14. October 1825 ſeinem Vater in der Königswürde gefolgt war, während er durch Vereinfachung des Staatshaushaltes und ſtrenge Oekonomie dem Lande aufzuhelfen ſich angelegen ſein läßt.

Er gab heraus:

Gedichte. 1. und 2. verbeſſerte Aufl. Stuttgart 1829, 2 Thle., 8. Ueberſetzt ins Franzöſiſche: par Mad. de Montigny. Liège 1830, 8. (in Verſen); ins Lateiniſche, und in beiden Sprachen gleichmetriſch gegen einander geſtellt von Franz M. Schumm. Bamberg 1830, 8. (nur einige); dann in derſelben Sprache von F. Fiedler. Vesaliae 1831, 8. (nur die Lobgedichte auf Italien und Sicilien); ins Griechiſche: von Joh. Franz. Stuttgart 1830, 4.

Von dieſer Sammlung ſagt Menzel (die deutſche Literatur Th. IV. S. 188) ſehr richtig: König Ludwig von Baiern fühlte einſt als Kronprinz den tiefen Schmerz des Vaterlandes mit, und ſprach ihn in Liedern aus, die jedoch erſt nach ſeiner Thronbeſteigung öffentlich im Drucke erſcheinen konnten.

Auf's Höchſte war des Wüthrichs Macht geſtiegen
Und gräßlich wie den Laokoon die Schlangen,
So hielt Europa würgend er umfangen
Dem Schwerte ſchien die Welt zu unterliegen.
Verderben drohte denen, die nicht ſchwiegen;
Mit der Verzweiflung alle Völker rangen,
Als plötzlich neues Leben aufgegangen,
Den Menſchheitſchänder Edlere bezwangen.
Die früh den Saamen in die Herzen legten
Zu Thaten, welche Ruhm und Sieg bekränzen
Erfreue Dankbarkeit, die ohne Grenzen,
Die in den Deutſchen deutſchen Sinn erregten,
Die unerſchüttert treu das Gute pflegten,
Verherrlicht werden ſie für ewig glänzen.

Nicht minder ſchön und wahrhaft iſt folgende Strophe von ihm:

Aſperns Feld bedecket ernſtes Schweigen,
Stumme Todesruhe weilet dort,
Nicht ein Denkſtein will auf ihm ſich zeigen
Keiner an dem thatenreichen Ort.
Wohl verſteht das deutſche Volk zu ſiegen,
Doch ſich ſelbſten muß es gleich erliegen
Schlummert in den alten Schlaf zurück,
Nur erwachend ſchneller zu verſinken,
Aus dem Lethe neuerdings zu trinken
Zu verträumen ſein erkämpftes Glück.

Dann das claſſiſche Epigramm:

Trauriges Bild des Reichs der Deutſchen: zweiköpfiger Adler,
Wo zwei Köpfe beſtehn, ach da gebricht es an Kopf.

Der königliche Dichter hat noch viele Lieder der Liebe, und der Freundſchaft geſungen, viele Lieder, worin ſich ſeine Begeiſterung für die Künſte und für Italien, oder worin ſeine Frömmigkeit ſich ausſpricht. —

Luiſe Henriette,

Kurfürſtin von Brandenburg, war die älteſte Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien und am 17. November 1627 im Haag geboren. 1646 wurde ſie mit dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vermählt und ſtarb zu Köln an der Spree am 8. Juni 1667.

Digitized by Google

Sie iſt Verfaſſerin von 4 trefflichen geiſtlichen Liedern, welche ſich zuerſt in dem berliner Geſangbuche (Berlin 1653), welches auf ihre Veranlaſſung herausgegeben wurde, vorfinden, und unter denen das bekannte „Jeſus meine Zuverſicht“ als das vorzüglichſte betrachtet werden kann.

Zacharias Lundt

ward am 8. April 1608 zu Nübes geboren, ſtudirte zu Leipzig, Wittenberg und Königsberg Theologie und unternahm dann als Hauslehrer mit ſeinen Zöglingen verſchiedene Reiſen, von welchen zurückgekehrt er 1645 die Rectorſtelle zu Herlor annahm. Kurz darauf wurde er Bibliothekar des däniſchen Reichsrathes Seefeld und kam durch dieſen als Magiſter philosophiae, königlicher Secretär und Vicarius auf das Schloß Aarhuus, wo er am 8. Januar 1667 ſtarb.

Er gab heraus:

Poemata juvenilia. Hamburgi 1635, 12.

Allerhand artige deutſche Gedichte. Leipzig 1636, 4.

Lundt beſaß ein hübſches lyriſches Talent, das er mit großer Gewandtheit zu behandeln wußte; unter ſeinen Gedichten befinden ſich namentlich mehrere ſcherzhafte und muthwillige Lieder, welche lebhafte Anerkennung verdienen.

Chriſtian von Lupin, ſ. Minneſinger.

Martin Luther.

Das Leben dieſes großen Glaubensreformators nach Verdienſt und in ſeinen Einzelheiten in der Reihe dieſer biographiſchen Skizzen darzuſtellen, iſt bei dem gegebenen Raume und der Größe des Mannes eben ſo unmöglich, als unnöthig, da es in ſtrengwiſſenſchaftlichen ſowohl als populären beſondern Schriften und Reformationsgeſchichten bereits genügender behandelt worden iſt und noch jetzt die Federn ausgezeichneter Männer beſchäftigt. Wir halten uns daher, dem Zweck unſrer Sammlung entſprechend, um ſo eher für berechtigt, um der Vollſtändigkeit willen nur einen kurzen Abriß ſeiner Lebensumſtände zu geben, als wir diejenigen, denen wir durch unſer Werk zu nützen glauben, ſchon für hinlänglich vertraut damit anſehen und annehmen dürfen, daß ihnen einzelne Hauptdata als Erinnerungspunkte nützen können.

Martin Luther, ward am 10. November 1483 zu Eisleben geboren und nach einer frommen, liebevoll ſtrengen Erziehung von ſeinem Vater, einem armen baſigen Bergmanne, zuerſt auf die Domſchule zu Magdeburg und dann nach Eiſenach gebracht, wo er als Currendeſchüler und durch die Milde einer mütterlichen Verwandtin ſich erhielt. Um nach dem Wunſche ſeines Vaters die Rechte zu ſtudiren, bezog er 1501 die Univerſität zu Erfurt, aber eine aufgefundene lateiniſche Bibel und der plötzliche Tod ſeines Freundes Alexius ſteigerten den Widerwillen gegen ſeine Berufsſtudien dermaßen, daß er 1505 daſelbſt in ein Auguſtinerkloſter trat. Ein alter Ordensbruder gab hier dem in ſchwerer Krankheit von myſtiſchen Vorſtellungen gepeinigten L. ſeine Gewiſſensruhe und ſein Ordensvorſtand, Staupitz, ſein Selbſtgefühl und ſeine Liebe zu theologiſchen Studien ihm zurück, indem er ihn zugleich von niedrigen Kloſterdienſten befreite. Durch den Letztern erhielt er auch, nachdem ihm 1507 die Prieſterweihe ertheilt worden war, 1508 den Ruf als Profeſſor der Philoſophie an die neu errichtete Univerſität zu Wittenberg, wo er ein geeignetes Feld für ſeinen Geiſt und ſeine Thatkraft fand. Von dem herrſchenden großen Verderben der Kirche auf einer Reiſe nach Rom (1510) in Ordensangelegenheiten durch eignes Anſchauen belehrt und von der Würde ſeines neuen, ihm kurz darauf zu Theil gewordenen Berufes als Prediger zu Wittenberg und Doctor der Theologie, wozu er 1512 ernannt worden war, durchdrungen, trat er mit 95 am 31. October 1517 an die daſige Schloßkirche angeſchlagenen Sätzen gegen den frechen Ablaßkram des Dominicaners Tetzel und dadurch auch gegen die blinden und entſittlichten Leiter der Kirche auf. Weder des verketzernden Dominicaners Hochſtraten, noch des ungeſtümen Profeſſors Eck und des römiſchen Höflings Prierias Schmähungen und des Papſtes Vorladung nach Rom konnten den Muth des kühnen und gewaltigen Mannes beugen. Standhaft bei den Drohungen des Cardinals Cajetan zu Augsburg, unzugänglich den Schmeicheleien des päpſtlichen Nuntius von Miltitz zu Altenburg und unbeſiegt 1519 in der Disputation zu Leipzig nahm er durch Verbrennung der päpſtlichen Bannbulle und römiſchen kanoniſchen Decretalien am 10. December 1520 frohen Muthes den ihm angebotenen Kampf auf. Deutſchlands edelſte Geiſter jauchzten ihm Beifall zu, als er noch allein und verlaſſen ſtand, und im Triumphzuge des überall herbeieilenden Volkes trat er am 4. April 1521 ſeine Reiſe nach Worms an, um dort vor der glänzenden Reichsverſammlung ſeine Sache zu vertheidigen. Die Begeiſterung, mit welcher er hier am 17. April ſprach, gewann ihm ſelbſt unter den übelgeſinnten Fürſten Freunde und kräftigte den Kurfürſten von Sachſen, ihn auf der Rückreiſe heimlich auf die Wartburg zu bringen und dadurch der Vollſtreckung der gegen ihn erlaſſenen kaiſerlichen Achtserklärung zu entziehen. In dieſem ſeinem Patmos, wie er es nennt, verdeutſchte er das Neue Teſtament und eilte dann von hier raſch und unerſchrocken durch feindliche Staaten gegen die wüthenden Neuerer, welche 1522 Wittenberg in Aufruhr verſetzten. Unter fortwährenden Kämpfen und Anfechtungen vom Papſt und ſeinen Dienern, den Schwärmern, ſo wie von dem weltlich geſinnten König Heinrich VIII. von England und Erasmus von Rotterdam, begann er 1523 die Kirche ſelbſtthätig zu reinigen, legte daher 1524 die Mönchskutte ab und heirathete nach ſchwerem Kampfe mit ſich ſelbſt 1525 eine aus dem Kloſter getretene Nonne, Katharina von Bora. Ruhig, bedachtſam, aber feſt verwies er die aufrühreriſchen Bauern zum Gehorſam, ſchuf unter des Kurfürſten Autorität 1526 — 29 mit Hülfe ſeiner Freunde die neue Kirchenordnung und Lehre des Evangeliums für Sachſen, und wenn er im letztern zuweilen auf unweſentliche Punkte zu viel Gewicht legte, wenn man auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 ſeine Unduldſamkeit gegen die glaubensverwandten ſchweizer Reformatoren beklagt, in den 1537 verfaßten ſchmalkalder Artikeln, in ſeiner Antwort an die brandenburgiſchen und anhaltiſchen Geſand-

Digitized by Google

ten (1541) und bei Gelegenheit des Conciliums von Tri=dent (1545) Trotz und Härte, ſowie in ſeinen derben Ab=fertigungen ſeiner Gegner Roheit findet, ſo iſt dieß bloß ein Beweis dafür, daß auch ein großer Mann von den Einflüſſen ſeiner Zeit nicht frei bleibt und als Menſch den Zoll an das Menſchliche bezahlen muß. Um ſo er=habner erſcheint das offene Geſtändniß ſeiner Schwächen an ihm und die Größe des umfaſſenden Fleißes durch welchen er in dieſer bewegten Zeit von 1521 — 34 auch noch die vollſtändige Ueberſetzung der Bibel zu Stande brachte, wöchentlich mehrere Mal, ja zuweilen täglich predigte, Beichte hielt, einen umfaſſenden Briefwechſel führte, geiſtliche Lieder dichtete und durch Muſik ſich er=heiterte, nahen und fernen Freunden und jedem Hülfs=bedürftigen leicht zugänglich und genießbar war und freund=ſchaftliche Aufträge übernahm und ausführte, während bereits ſeit 1531 Steinſchmerzen und Schwindel ſeinen Körper quälten. Ein ſolcher Freundſchaftsdienſt rief ihn auch, als er bereits der Welt ſatt war und nur auf ein gnädiges Sterbeſtündlein wartete, wie er ſelbſt ſpricht, gegen Anfang des Jahres 1546 zu Schlichtung einer Streitigkeit zwiſchen den Grafen von Mannsfeld nach Eisleben, wo er nach kaum vollendeten Auftrage ernſt=haft erkrankte und am 18. Februar 1546 ſtarb. Seine Leiche wurde unter dem Geläute aller Glocken der Ort=ſchaften, durch welche der Zug ging, und unter den Thrä=nen der herbeigeſtrömten Menge nach Wittenberg ge=bracht und in der daſigen Schloßkirche beigeſetzt. Ein am 31. October 1821 von den ſeit 1801 geſammelten Bei=trägen errichtetes gußeiſernes Denkmal ziert den Markt der Stadt, von welcher das neue Licht über die chriſt=liche Welt ausging.

Seine einzeln herausgekommenen Schriften und die theilweiſen Sammelwerke derſelben ſind in chronologiſcher Ordnung folgende:

Bulla in coena Domini. Wittenberg 1522, 4.
Die Bibel. Ueberſetzt ins Deutſche. Ebendaſ. 1523 — 34, von L. nochmals überarbeitet 1541.
Neues Teſtament. Ebendaſ. 1523.
Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen ſoll erhoben werden. Ebendaſ. 1524, 4.
Ein neu Fabel Eſopi. Halle 1524, 4.
Des römiſchen Papſtes Urſprung und: Geiſtliche Lieder. Wittenberg 1524; neue Ausg. Leipzig 1545, 8. (von Groll), dann Berlin 1817.
Altes Teſtament. Wittenberg 1534.
Etliche Sprüche wider das Concilium Obntn-tiense. Ebendaſ. 1535, 4.
Die Lügend von H. Chryſoſthomo. Ebendaſ. 1537, 4.
Ernſte zornige Schrift wider Lemmius Epi=grammata. Ebendaſ. 1538, 4.
Wider Hans Worſt. Ebendaſ. 1541, 4.
Ergänzungstheile zu der Werkeſammlung von 1555 von Auriſaber. Eisleben 1565, 2 Thlr.
Tiſchreden. Herausgegeben von Auriſaber. Frankfurt 1566.
Fabeln. (In Chyträus Fabeln. Roſtock 1571).
Auszüge aus ſeinen Werken von Fr. W. Lomler. Gotha 1816 — 17, 2 Thle.
Aufſätze. (Im Reformationsalmanach). Erfurt 1818, — 19, — 21.
Predigten, Volksſchriften, Briefe ꝛc. Herausge=geben von de Wette. Berlin 1825 ff., 6 Thle.
Briefe, Sendſchreiben und Bedenken. Heraus=gegeben von de Wette. Ebendaſ. 1825 — 28, 5 Bde.
Werke, in einer das Bedürfniß der Zeit berück=ſichtigenden Auswahl. Herausgegeben von Bent. Hamburg 1826 flg., 10 Bde., 12.
Geiſt aus L's Schriften (von Lomler, Lucius, Ruſt, Sackreuter und Zimmermann). Darmſtadt 1827 ff.

Mehr oder weniger vollſtändig erſchienen ſeine Werke:

Werke. Wittenberg 1539 — 59, 19 Thle. (12 Thle. deutſch, 7 lat.)
Dieſelben. Jena 1555 — 58, 12 Thle. (8 deutſch, 4 lat.)
Dieſelben. Altenburg 1661 — 64, 10 Bde.
Dieſelben, von Sagittarius. Leipzig 1729 — 40, 23 Bde. (nur deutſch).
Vollſtändige Werke, von Walch. Halle 1740 — 53, 24 Bde., 4.
Dieſelben. Erlangen 1826 — 34, 24 Bde. (in 50 Thlen.)

Wir haben hier nur zu betrachten, was unſere Sprache und Literatur dieſem großen Manne verdanken; ſeine Verdienſte um beide, ſo ſehr bedeutend ſie auch ſind, wurden, wie das nicht anders ſein konnte, häufig über=ſchätzt, und die Behauptung, daß er zuerſt die deutſche Schriftſprache begründet und den meißniſchen Dialekt zu derſelben erhoben, iſt irrig; aber er ſtellte die bereits ein=geführte von Anderen zu beträchtlicher Höhe beförderte Schriftſprache grammatiſch feſt, und ſeine allgemein ver=breiteten Werke, in denen er Correctheit und Kraft, mit Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks verband, gal=ten durchgängig als Muſter, an denen ſich die beſten Volksſchriftſteller jener Tage eben ſo eifrig herauf=bildeten, als ihn die Schwachen am Geiſte verkannten und nachahmend verzerrten; namentlich wurde der ora=toriſche Styl durch ihn befördert, weniger der didaktiſche, zu dem ſeine ganze Sinnesart nicht ſo hinneigte. Luther war im vollſten Sinne des Wortes ein Held der Wahr=heit, in ſeiner Schreibart ſpricht ſich ſein ganzer Cha=rakter entſchieden aus, er verſchmähte es, für ſeine Ge=danken nach glänzenden Ausdrücken zu ſuchen oder ſie ſchmücken zu wollen mit dem Klang tönender Rede, aber das Gewand, das er ihnen umhing, war echt wie ſie ſelbſt und ihnen aus der innerſten Nothwendigkeit ſeiner großen Seele angepaßt. Daher iſt ſein Styl der Herold ſeiner Kraft und geiſtigen Stärke, ſeiner tiefen, frommen Freu=digkeit am Leben und ſeines unerſchütterlichen Muthes, und als ſolcher ein ſchönes, bleibendes Vorbild für alle künftigen Geſchlechter. Dieſelbe Energie und Innigkeit ſpricht ſich auch in ſeinen Kirchenliedern aus, deren höch=ſter poetiſcher Werth in ihrer unerſchrockenen Wahrheit und in der Begeiſterung des Kampfes für Licht und Recht zu ſuchen iſt. — Für das Volk, im edelſten Sinne, kämpfte und wirkte, für das Volk ſchrieb er, und was er hier gewollt und geleiſtet als ein Mann des Volkes, ſteht unerreicht eben ſo in der Geſchichte der deutſchen Literatur, wie in der Geſchichte der deutſchen Kirche da.

Gedichte von Martin Luther.

Beſchreibung des Hoflebens oder Hofverſe.

Intus quis? Tu quis? Aperi. Quid quaeris? Ut intrem.
Fers aliquid? Non. Esto foras. Fero quid. Satis, intra.

Cantio de aulis.

Im Ton: Ein leppiſch Mann. D. M. L.

1. Wer ſich nimt an,
Unds Rädlein kan
Hübſch auf der Ban
Lan umher gan,
Und ſchmeicheln ſchon
Find jederman
Ein Fehl und Wan,
Iſt izt im Korb der beſte Han; od.
Der geht zu Hof izt oben an; od.
Der iſt zu Hof am beſten dran.

2. Denn wer gedächt
Zu leben ſchlecht,
Ganz from und gerecht,
Die Wahrheit brächt,
Der wird durchächt,
Und gar geſchwächt,
Gehöhnt und geſchmächt,
Und bleibt allzeit der andern Knecht.

3. Beim ſchmeichelſtab,
Gewint mancher Knab,
Groß Gut und Hab,
Geld, Gunſt und Gab,

Digitized by Google

Preis, Ehr und Lob,
Stöſt andre rab,
Daß er hoch trab,
So geht die Welt izt auf und ab.

4. Wer ſolchs nicht kan,
Zu Hoſe than,
Thu ſich davon,
Ihm wird zu Lohn,
Nue Spot und Hohn,
Denn Heuchelman,
Und Spötter Zahn,
Iſt izt zu Hoſ am beſten dran.

Frau Muſica.

Für alle Freuden auf Erden
Kan niemand kein ſeiner werden,
Denn die ich geb mit meim Singen
Und mit manchem ſüßen Klingen.
Hie kan nicht ſeyn ein böſer Muth,
Wo da ſingen Geſellen gut.
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen mus alles Herzeleid;
Geiz, Sorg, und was ſonſt hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch iſt ein jeder des wol frei,
Daß ſolche Freud kein Sünde ſei,
Sondern auch Gott viel das gefällt,
Denn alle Freud der ganzen Welt.
Dem Teuſel ſie ſein Werk zerſtört,
Und verhindert viel böſer Mörd.
Das zeugt David, des Kön'ges, That,
Der dem Saul oft gewehret hat
Mit gutem ſüſen Harfenſpiel,
Daß er in groſen Mord nicht fiel.
Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht ſie das Herz ſtil und bereit;
Solches hat Eliſeus bekant,
Da er den Geiſt durchs Harfen fand.
Die beſte Zeit im Jahr iſt mein,
Da ſingen alle Vögelein;
Himmel und Erden iſt der vol.
Viel gut Geſang da lautet wol;
Voran die liebe Nachtigal
Macht alles frölich überal
Mit ihrem lieblichen Geſang,
Des mus ſie haben immer Dank.
Vielmehr der liebe Herre Gott,
Der ſie alſo geſchaffen hat,
Zu ſeyn die rechte Sängerin,
Der Muſicen ein Meiſterin.
Dem ſingt und ſpringt ſie Tag und Nacht,
Seins Lobes ſie nichts müde macht;
Den ehrt und lobt auch mein Geſang,
Und ſagt ihm ein ewigen Dank.

Eine Predigt vber das Euangelium am erſten Sontage jnn der Faſten, zu Smalkalden gethan, im jar 1537.

Euangelium Matth. 4.

Jheſus ward vom Geiſt jnn die Wüſten gefüret, auff das er von dem Teuffel verſucht würde. Vnd da er viertzig tag vnd viertzig nacht gefaſtet hatte, hungert jn. Vnd der Verſucher trat zu jm, vnd ſprach, Biſtu Gottes ſon, ſo ſprich, das dieſe Steine brod werden. Vnd er antwortet und ſprach, Es ſtehet geſchrieben, Der menſch lebet nicht vom brod alleine, ſondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet.

Da füret jn der Teuffel mit ſich, jnn die Heilige ſtad, vnd ſtellet jn auff die zinnen des Tempels, vnd ſprach zu jm, Biſtu Gottes ſon, ſo las dich hinab. Denn es ſtehet geſchrieben, Er wird ſeinen Engeln vber dir befelh thun, vnd ſie werden dich auff den henden tragen, auff das du deinen fus nicht an einen ſtein ſtoſſeſt. Da ſprach Jheſus zu jm, Widerumb ſtehet auch geſchrieben, Du ſolt Gott deinen HERRN nicht verſuchen.

Widerumb füret jn der Teuffel mit ſich, auff einen ſeer hohen berg, vnd zeiget jm alle Reich der welt, vnd jre herrligkeit, vnd ſprach zu jm, Das alles wil ich dir geben, ſo du nider felleſt, vnd mich anbeteſt. Da ſprach Jheſus zu jm, Heb dich weg von mir Satan, denn es ſtehet geſchrieben, Du ſolt anbeten Gott deinen HERRN, vnd jm allein dienen.

Da verlies jn der Teuffel, Vnd ſihe, da traten die Engel zu jm, vnd dieneten jm.

Diß Euangelium iſt darumb auff den Erſten Sontag jnn der Faſten verordnet zu leſen, weil darin geſchrieben ſtehet, wie Chriſtus viertzig tage gefaſtet habe, Das man aus dieſem Exempel die leute auff dieſe zeit zur faſten vermanen ſolt, wie denn auch daraus die viertzig faſten tage angenomen vnd eingeſetzt ſind, So es doch nicht zu ſolchem Exempel, durch Chriſtum gethan, noch von den Euangliſten beſchrieben iſt, Auch nicht kan von jmand ſolche faſten gehalten werden, wie Chriſtus viertzig tage vnd nacht, on eſſen vnd trincken gefaſtet hat, Vnd er kein ſolche faſten von ſeinen Jüngern vnd Chriſten gefoddert, noch jnen aufſgelegt hat.

Nu ſolten wir alhie auch vom faſten ſagen, Aber ich hab noch nie kein recht faſten geſehen, darumb weis ich auch nichts dauon zu predigen, Denn vnſer Bapiſten faſten, iſt gar ein ſchlecht, ja ſpötlich faſten geweſen, wie auch das Latiniſch ſprichwort zeuget, Italorum deuotio, et Germanorum ieiunia, fabam valent omnia. Der Walhen andacht, vnd Deudſchen faſten, möcht man beide mit einer bonen bezalen. Dazu ob man gleich etwo recht gefaſtet, ſo taug doch ſolch faſten nicht, weil durch des Bapſts lere ein lauter werckheiligkeit daraus gemacht, die ſunde damit zu büſſen, vnd vergebung zu erlangen. Vnd kurtz, der faſten keine, ſo aus eigener wahl vnd andacht wird fürgenomen, oder durch menſchen gebot erzwungen, reimet ſich zu dieſem Exempel Chriſti, Denn da iſt weder Gottes wort noch befelh, weder anfechtung noch not, aus Gottes ſchickung, wie alhie mit Chriſto geſchehen iſt, Sondern alles was mit ſolchem faſten geſchicht, wird mit falſchem vertrawen vnſers wercks, on Chriſtlichen verſtand vnd meinung, fürgenomen.

Chriſtus aber redet viel anders vom rechten Chriſtlichen faſten, Matth. 9. da die jünger Johannis zu jm kamen, vnd fragten, warumb ſie vnd die Phariſeer viel faſteten, vnd ſeine Jünger faſteten gar nicht, Da gibt er jnen eine kurtze Antwort, vnd ſpricht, Es reime ſich nicht, das man einen alten rock mit einem newen lappen flicke, oder moſt jnn alte ſchleuche faſſe, Sondern, newer wein vnd newe faſſe, newer rock vnd newes tuch gehören zuſamen ꝛc. Als wolt er ſagen, Jr rhümet ewer ſelb erwelet faſten ſeer hoch, Aber es iſt ein loſes faſten, das ich wol möchte einem zeriſſen vnd geflickten peltz vergleichen. Meine Jüngen ſollen mir aber nicht alſo faſten, weil ich bey jnen Sie bekomen noch faſtens genug, wenn ſie mich nicht mehr haben.

Da deutet er, was er eine rechte faſten heiſſe, Nemlich nicht die kinder faſten, ja lügen faſten, die nur den namen hat, weil man nicht des abends das tiſchtuch aufflegt, oder nicht fleiſch noch eyer iſſet, Vnd doch gleich wol den bauch füllet, mit den beſten fiſſchen vnd wein, das manchem ein ſolcher faſten tag lieber were, denn ein eſſe tag, Vnd nur mit ſolchem faſten, beide Gottes vnd der leute geſpottet wird. Auch nicht die heuchel faſten, ſo die Phariſeer jnen ſelbs erweleten, on alle not vnd gebot, nur darumb, das ſie fur heilige leut, fur andern (die nicht alſo faſten) gehalten wurden. Sondern das heiſſt er, eine rechte Chriſtliche faſten, ſo er da ſelbs nennet, Trawren vnd leide tragen, Das iſt, allerley vngemach vnd vnglück (von Gott aufſgelegt) leiden, ſo dem menſchen wehe thut, vnd er viel lieber ſolches vberhaben were. Als wenn einer mus mit weib vnd kinder hunger vnd komer leiden, veriagt oder gefangen ſein, da er offt mit guten zenen vbel eſſen mus, Oder auch auff dem bette kranck ligt, vnd hette wol zu eſſen, vnd doch nich eſſen kan vnd mag, Welcherley S. Paulus erzelet 2. Cor. 6. Jnn trübſaln, jnn nöten, jnn engſten, jnn ſchlegen, jnn gefengniſſen, jnn auffrhuren, jnn viel arbeiten, jnn wachen, jnn faſten ꝛc.

Solch faſten wolt ich loben, da man mangel vnd not vmb Gottes willen geduldiglich leidet, Denn alſo hat Chriſtus hie auch gefaſtet, da er nicht aus ſeinem eigen rat oder fürnemen, ſondern durch den heiligen Geiſt jnn die wüſten gefürt ward, da er muſte faſten, weil er nichts zu eſſen hatte. Das ander faſten ſo nichts anders iſt, denn ein lauter heucheley, ja ein lügen vnd ſpot, iſt nicht werd, das man jan der Chriſtenheit dauon ſagen ſol.

Darumb wollen wir jtzt auff das heuptſtück dieſes Euangelij ſehen, nemlich, auff die dreierley anfechtungen, damit der Teuffel Chriſtum jnn der wüſten hat angefochten. Vnd iſt zwar dis Euangelium jnn dem ſtück erſchrecklich gnug, wenn wirs nur recht anſehen wolten, Denn hie iſt der Teuffel gemahlet mit allen ſeinen farben, vnd iſt jnn der perſon Chriſti hie fürgebildet, nicht allein was ein jglicher Chriſt fur ſich ſelbs, ſondern auch was die gantze Chriſtliche kirche vom Teuffel leiden müſſe.

Jnn der erſten anfechtung von den ſteinen, iſt der ſchwartze

Digitized by Google

Teuffel gemahlet. Jnn der andern iſt der ſchönt, weiſſe vnn heilige Teuffel gemahlet, der Chriſtum jnn den lüfften, vnd auff den Tempel füret, aber nicht hinein. Jnn der dritten, iſt der höheſt vnd himliſch, vnd gar Göttlich Teuffel gemahlet, der ſich ſtellet, als ſey er Gott ſelb, vnd beutet Chriſto alle Königreich auff erden an, doch mit der bedingung, das er fur jm niderfalle, vnd bette jn an. Dis iſt ſeer ſchrecklich, On das es jnn dem tröſtlich iſt, das der Teuffel an Chriſto gefeilet hat, vnd vn vns auch feilen mus, wenn wir durch den glauben an Chriſto hangen. Wo aber dieſe perſon aus den augen iſt, da nemen dieſe drey Teuffel ſo vberhand, das nicht möglich iſt, das ein menſch beſtehen könne.

Nu der erſte Teuffel, wie ich geſagt habe, iſt der ſchwartze Teuffel, den die leute kennen vnd Teuffel heiſſen, der fichtet an mit hunger, vnd ſpricht, Biſt du Gottes ſon, vnd ſo heilig, ſo wirſtu alles können vnd vermögen, Wolan, ſo las ſehen, ob du dieſe ſtein zu brod könneſt machen ꝛc. Das iſt der Teuffel, der ſchier einen jglichen Chriſten jnn ſonderheit, vnn darnach die gantze heilige Chriſtenheit, mit hunger, durſt vnn allerley vngemach, trübſal, angſt vnd not leiblich angefochten hat. Dis, wie vorgemelt, iſt die rechte Faſten, dauon Chriſtus ſaget Matth. 9. das ſeine Jünger, wenn er nu von jnen genomen iſt, werden mehr faſten müſſen, denn jnen lieb ſein wird. Das iſt, ſie werden hunger vnd komer, vnd allerley leibliche mangel vnd vngemach, vom Teuffel vnd ſeiner Braut, der welt, leiden müſſen, Wie denn im anfang der Chriſtenheit bald nach der Himelfart Chriſti, ſolche anfechtung angienge, vnd wehret ſchier lenger denn drey hundert jar, da das liebe heufflin der Chriſten, nicht allein, hunger, durſt vnd allerley leibliche mangel leiden muſte, ſondern auch von dem jren vertrieben, beraubt vnd jemmerlich ermordet wurden. Vnd ward endlich des wütens vnn tobens der Tyrannen wider die Chriſten (ſonderlich ſo Prediger vnd Pfarrer waren) ſo viel, das auff einen tag (wie man jnn hiſtorien findet) durchs Römiſch Reich ſiebentzig tauſent Marterer erwürget wurden, Wie man noch zu Rom einen kirchhoff findet, darauff, wie man ſagt 80000. Marterer, vnd 46. Biſchofe begraben ligen. So gieng der ſchwartze Teuffel im anfang hinan, greiff die kirchen mit dem rechten faſten an, das man ſpüren muſte, es were der leibhaftige Teuffel ſelb, der im ſinn hette, die Chriſten alzumal mit ſeiner ſchwartzen farb, vom glauben vnd wort abzuwenden, vnd gar auszurotten.

Vnd ſolcher ſein anſchlag iſt jm auch etlicher maſſen geraten, Denn viel Chriſten, da ſie vmb jrs glaubens willen angefochten wurden, vnd gezwungen, entweder den ſelbigen zu verleugnen, oder den hals her zu halten, wichen zu rücke, verleugneten jer Tauff, vnd widerrufften jren glauben. Gleichwol blieben jr viel beſtendig, die alles gewagt, vnd umbs glaubens willen gelidden haben. Alſo das die ſelbe erſte zeit der Chriſtenheit, wol heiſſet der lieben Marterer zeit, da ſie gerulich mit hauffen hin gerichtet ſind. Vnd iſt doch jnn ſolchem würgen vnd Tyranney die Chriſtenheit blieben, vnd dagegen ſind die Tyrannen drüber zu boden gangen. Dauon ſinget frölich vnd tröſtlich der 9. Pſalm, Du ſchilteſt die Heiden, vnd bringeſt die Gottloſen vmb, jren namen vertilgeſt du ewiglich. Die ſchwerte des Feindes haben ein ende, Die Stedte haſtu umbkeret, jr gedechtnis iſt vmbkomen ſampt jnen ꝛc.

Wo mit ſich aber die lieben Marterer wider die Tyrannen gewehret haben, ſagt der text hie, da Chriſtus dem Teuffel antwortet, vnd ſpricht, Der menſch lebt nicht allein vom brod, ſondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet. Aus dieſer antwort höret man, das der Teuffel mit ſeiner anfechtung auffs erſt Chriſto, vnd darnach der Chriſtlichen Kirchen hat nach dem leben geſtanden, Vnd das ſie nicht darauff haben geſehen, wie ſie dis gegenwertige vergenglich leben behielten, ſondern ſind dem Teuffel vnd ſeinem hauffen vnter augen gangen, ſich wider ſeine tyranney geſetzt vnd geſagt, Es ſey jnen nicht allein zu thun vmb dis zeitlich leben hie auff erden, ſondern viel mehr vmb das liebe werde wort Gottes, das ſie das ſelbige behalten mögen, vnd nicht verleugnen, Weil Moſes ſagt, das der menſch nicht allein dauon lebe, das er brod vnn korn hat, ſondern es müſſe ein gröſſer vorrat da ſein, denn brod vnn korn, das der menſch auch könne bleiben nach dieſem leben, Welches nirgend anders kan her komen, denn das der menſch, ſo er anders bleiben ſol, bey dem rechten vnd ewigen leben, Gottes wort habe, damit er ſich ſchütze vnd tröſte, wider ſolche leibliche anfechtung, da durch jn der Teuffel bringen wil, das wort zu laſſen.

Das ſind, ſage ich, die wehre, damit ſich die heiligen Marterer gewehret haben, wider die tyrannen, vnd zu jnen mit frölichem mut geſagt, Wenn du mir gleich gelt vnd gut, weib vnd kind, ja auch das leben dazu nimſt, was haſtu deſte mehr, oder ich deſte weniger? weil ich eine ſpeiſe habe zum ewigen leben, welche du mir nicht nemen kanſt, wenn du mich gleich zu dem faſten bringeſt, dauon der leib verſchmachten vnd ſterben mus, So ſol mir dennoch die ewige ſpeiſe bleiben, das wort Gottes, welchs, wie Petrus ſagt, mündlich geprediget wird, Aber es iſt ein vnuergenglich ſame, vnd das lebendige Wort wort, das da ewiglich bleibet, Darumb wer es gleubet, der hat die ſpeiſe, die jn nehret, bis ins ewig leben, Denn wo das wort bleibet, da wird er auch bleiben, ſintemal es iſt (wie Paulus ſagt) eine krafft Gottes, die da ſelig macht, alle die daran gleuben.

Alſo ſpricht Chriſtus auch, Johan. 4. Wer des waſſers trincken wird, das ich jm gebe, den wird ewiglich nicht dürſten, Sondern das waſſer das ich jm geben werde, das wird jnn jm ein brun des Waſſers werden, das jnn das ewig leben quillet. Da heiſſt er ſein Wort ein lebendige quelle, die aus dieſem leben jnn jhenes quilet.

Wie wol nu der ſchwartze Teuffel bald im fang mit aller macht an die Chriſtenheit ſetzte, ſie jnn die rechte wüſten fürete, vnd gar aus zutilgen gedachte, nicht allein mit hunger vnd allerley mangel des leiblichen lebens, ſondern auch mit veriagen, rauben, morden ꝛc. vnd damit auch viel müde machte, das ſie vom glauben fielen, Doch gleich wol bliebe der mehrer teil feſte ſtehen, wehreten ſich getroſt wider den Teuffel, vnd vberwunden jn auch, allein durch Gottes wort, das ſie durch den glauben gefaſſet hatten, vnd frey daraus ſchloſſen, dem exempel Chriſti nach, Der menſch lebte nicht allein vom brod, ſondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet, Denn weils ein lebendig vnd ewig wort iſt, kans auch die, ſo daran gleuben, ewiglich erhalten, wenn ſie gleich geſtorben ſind ꝛc.

Es waren zur ſelbigen zeit auch wol ketzer, die ſich vnterſtunden die Chriſtenheit zurtrennen vnn jrre zu machen, Aber ſie kunden ſonderlich nichts ausrichten, Denn die leibliche verfolgung war zu gros, da durch die rechten Chriſten nur geübter vnd gewiſſer im glauben wurden ꝛc.

Darnach vnter dem Keiſer Conſtantino, ward die Kirch befriedet, vnd das Euangelium on verfolgung geprediget, das das würgen auffhören, vnd der ſchwartze Teuffel ſich verkriechen muſte, Denn Conſtantinus hielt ſo feſt vber den Chriſten, das er auch Licinium den ſeinen krieger, der mit jm das keiſerthum regieret, zum Reich ausiaget, allein darumb, das er die Chriſten nicht wolt zu frieden laſſen. Da hat die erſte verfolgung des ſchwartzen Teuffels auffgehöret.

Flugs nach ſolchem hunger, würgen vnd morden, kam der ander Teuffel, dacht, kan ich euch mit meiner ſchwartzen heslichen farbe nicht abſchrecken, ſo wil ich ein anders verſuchen, Vnd wurde alſo ein liechter Teuffel, der ſich verſtellet, das er gleiſſe, wie ein himliſcher Engel, vnd greiff die Sache gleich auff die ſelbe weiſe an, wie ers mit Chriſto fürgenomen hatte, Da es jm zum erſten mit jm nicht gelingen wolt, Harr (gedacht er) du wilt Gott vertrauen, das, wenn du ſchon kein brod haſt, künne er dich gleich wol erneren, wenn du nur ſein wort haſt, Wilt du daran, ſo wil ich dir dazu helffen, vnd gnug zugleuben ſchaffen ꝛc. Nimpt jn, vnd füret jn nicht weiter jnn die wüſten hinein, ſondern aus der wüſten heraus, das iſt, aus dem hunger vnn faſten jnn die heilig ſtad.

Es wird aber Jeruſalem die heilige Stad genennet, darumb, das Gottes wonung vnd Tempel da war, Denn gleich wie man ein haus nennet nach ſeins herrn namen, Alſo hies man den Tempel vnſers Herr Gottes ſtuel vnd wonung, da hatte er feur vnn ofen gehabt, Eſa. 31. das iſt, er hielt zu Jeruſalem haus. Jnn die ſelbe heilige ſtad, füret jn der Teuffel, als der auch from ſein, vnd Chriſto helffen wolt, ſtellet jn oben auff die zinnen des Tempels. Denn jnn den ſelbigen lendern ſind die heuſer ſo gebawet, das ſie oben viereckigt vnd gepflaſtert ſind, vnd ſtuffen haben, das man auff vnd ab gehen kan. Als er jn nu hinauff geſtellt hat, ſpricht er, Biſtu Gottes ſon, ſo las dich hinab. Er greifft jn hie weder mit hunger noch ſchwerd an, ſondern füret jn jnn die ſchrifft, vnd leſſt ſich hören, als ein Doctor der ſchrifft, füret den ſchönen text aus dem Pſalm, Gott wird ſeinen Engeln vber dir befel thun, vnd ſie werden dich auff den henden tragen, das du deinen fus nicht an einen ſtein ſtoſſeſt. Als wolt er ſagen, Wiltu ſo beſtendig an Gottes Wort halten, vnd dir die ſchrifft durch keinerley anfechtung nemen laſſen, Höre, hie haſtu ſchrifft, Gott hat ſeine Engel verordnet, das ſie dir jren eigen henden ein pflaſter machen, vnd dich behüten ſollen, das du gleich wie ein Engel on fahr vnd ſchaden hinab faren magſt.

Dis iſt nu der ander, nemlich der gleiſſend Teuffel, der ſich ſtellet als ein Engel Gottes, vnd greiffet die Chriſtenheit an, nicht mit leiblicher verfolgung, ſondern mit jrem eigen harniſch vnd waffen, das iſt, mit der ſchrifft, damit ſie ſich aller leiblichen anfechtung wider jn erwehret, Die ſelbige kan er ſo wunderlich vnd meiſterlich fürgeben vnd drehen, das er einen bald jrre macht, wenn er nicht vleiſſig darauff achtung hat. Als hie, helt er Chriſto die ſchrifft für, vnd will jn bereden, er ſol ſich von der zinnen des Tempels hinab laſſen, Denn es ſtünde jm keine fahr drauff, weil geſchrieben ſtehet, Das Gott den

Digitized by Google

Engeln befolhen hat, das ſie ſeine kinder auff jren henden tragen ſollen ꝛc. Schrifft iſt da, ſihe aber, was die liſtige ſchlange, vnd der vater aller lügen, fur ein meiſterſtück brauchet, Schrifft füret er, das nöthigeſt aber leſſt er auſſen, Denn ſo lautet der ſpruch, den er aus dem 91. Pſalm füret, Gott hat ſeinen Engeln befolhen vber dir, das ſie dich behüten, auff alle deinen wegen ꝛc. Dieſe wort (auff alle deinen wegen) vberhupfft der ſchalck. Denn es war wider jn.

Darumb ſchlegt jn Chriſtus zurück, vnd ſagt zu jm, Man ſol die ſchrifft ſo füren, das man dennoch Gott nicht verſuche, Als wolt er ſprechen, Wo der menſch auff ſeinen wegen gehet, das iſt, wartet ſeines befelhs vnd ampts, da haben die Engel befelh jn zu behüten, vnd fur allem vbel zubewaren, Aber du ſchalck, leſſeſt ſolches auſſen, vnd weiſeſt mir eine thür, da kein weg iſt, Tauben, ſperlingen, vnd andern vögeln, iſts ein rechter weg, das ſie ſich aus der höhe auff die erden laſſen, die haben feddern dazu, vnd können fliegen, Solchs hat Gott dem menſchen nicht gegeben, ſondern hat verordnet treppen, die ſol man auff vnd abgehen, vnd nicht jnn der lufft einen newen weg ſuchen.

War iſt es, Chriſtus hette ſolches gleich ſo wol thun können, als auffm waſſer gehen, Aber weil er da jnn menſchlicher natur war, vnd vns zu gut ſolche anfechtung ausſtehen wollte, les Gott die menſchliche natur jnn Chriſto mit dem Teuffel fechten, vnd vns zu troſt, jn mit ſeinem eigen ſchwerd ſchlagen, vnd vberwinden, Nemlich alſo, Du ſolt Gott deinen HERRN nicht verſuchen. Als wolt er ſagen, Du ſchalck, du lereſt mich, das ich mich ſol jnn der lufft hinab laſſen, das iſt nicht ein weg fur mich, Denn die Menſchen ſollen ſich nicht jnn der lufft hinab laſſen, ſondern die treppen hinab gehen, Weil ich aber ein menſch bin, wil ich ſolchs mittels brauchen, ſonſt wo ich deinem rat folgete, hieſſe es Gott verſuchen ꝛc.

Dis iſt, ſage ich, die ander anfechtung der Chriſtlichen kirchen, Denn als bald Conſtantinus ein Chriſt ward, da funden ſich die rechten Ketzer, nicht die jungen ſchüler, wie Ebion vnn Cherinthus war, ſondern die heubt ketzer, als Ariani, Macedoniani, Eunomiani, Manichei ꝛc. Dieſe alle theten mörderlichen groſſen ſchaden, Dazu verfolgeten, veriageten vnd ermordeten ſie die fromen Biſſchoue, die ſolchem ſchaden allein hetten können wehren, Vnd war der Teuffel da viel ſtercker, thet auch gröſſern ſchaden denn zuuor, Denn da er die Chriſtenheit mit leiblicher anfechtung des hungers vnd ſchwerts antaſtet, kund man den ſchwartzen Teuffel kennen, vnd ſich fur jm hüten. Da er ſich aber wider die Chriſtenheit ſetzte, mit dem geiſtlichen ſchwerd, das iſt, mit der ſchrifft, das er dadurch ſeine lügen ſchmücken, vnd mit einem ſchein groſſer weisheit vnd heiligkeit jnn die leute bringen möchte, ſtellet er ſich nicht ſo heslich vnd grauſam, wie vor, Alſo das man jn nicht mehr fur einen ſchwartzen Teuffel, ſondern fur einen Engel des liechts anſahe.

Denn wie er Chriſto, da er mit der ſchrifft an jn ſatzte, vnd jn mit vbriger kunſt vbermeiſtern wolt, nicht jnn die wüſten fürete, ſondern aus der wüſten jnn die heilig Stad, vnd jn ſtellete auff den Tempel, Alſo thet er zur ſelbigen zeit auch, höret auff zu rumorn, mit verfolgen vnd morden der Chriſten, gab jn friede vnn gute ruge, lies auch geſchehen, das ſie reichlich verſorget wurden, durch die fromen Chriſtlichen Keiſer. Vber das, machte er auch vberaus die leute, ſonderlich die Pfarherr vnd Prediger, heilig, klug vnd gelert jnn der ſchrifft, das ſie mit der zeit laſs vnd ſicher wurden, nimer vleiſſig Gottes wort trieben, mit leren, vermanen, tröſten, noch ſich mit beten vbeten, Denn ſie hatten euſerlich fried, Daraus denn endlich folgen, muſte, das ſie den rechten verſtand der ſchrifft verloren, vnd jnn ſeltzam wunderliche Fragen gerieten, wie dis oder jens war ſein künde ꝛc. Vnd fiengen an die artickel des glaubens nach jrem dunckel zu meiſtern vnd die ſchrifft darauff zu reimen. Mit ſolcher weis, hat ſie der Teuffel aus der wüſten, nicht jnn den Tempel, ſondern auff den Tempel, gefürt, dauon ſie hinab ſtürzeten, vnd den hals brachen, vnd ſchier die gantzen Chriſtenheit mit ſich jnn greulich jrthum vnd ewiges verderben füreten.

Denn alſo pflegts mit allen ketzern zu gehen, das ſie zum erſten einen dünckel faſſen, der jnen wol gefelt, gut vnd recht deucht, Wenn ſie den gefaſſt haben, gehen ſie jnn die ſchrifft, ſuchen vnd klauben darinn, wie ſie ſolchen dunckel ſchmücken, das iſt denn ein ſeer ferlich ding. Als, das ich des ein Exempel gebe, Da der Ketzer Arius wolte die perſon Chriſti anfechten, war das ſein erſter gedancke, Chriſtus iſt von Maria der jungfrawen geborn, Darum iſt er ein lauter natürlicher menſch. Zum andern, ſo iſts auch natürlich, das nicht mehr denn nur ein Gott ſey, wie die Türcken noch heutigs tages darauff ſtehen, vnd ſagen, Wie nur eine welt, eine Sonn iſt, alſo iſt auch nur ein Gott. Item, ein Regiment, ſol nicht mehr denn ein heubt haben, Da ſtehen ſie auff, vnd kurzumb, wer anders leret, mus vnrecht haben.

Dis iſt nu ein gedancken, der der vernunfft leichtlich eingehet, vnd ſonderlich denen, ſo im wort nicht wol geübet ſind, Wenn nu ſolcher Gedanck gefaſſet iſt, darnach flugs jnn die ſchrifft geloffen, Da findet Arius, das Moſe ſagt, Iſrael, dein Gott iſt ein einiger Gott, Item, Jeſus Syrach ſpricht cap. 24. Die Weisheit ſey geſchaffen ꝛc. Da iſt Arius gar gefangen, vnd richtet an auff ſolchen dunckel, den greulichen, groſſen jamer, vnd beredet die leute, das Chriſtus nicht warhafftiger, natürlicher Gott ſey. Conſtantinus der Keiſer hette gern gewehret, griff auch Arium an, vnd verwieſe jn aus dem lande, daß er nicht mehr ſolt predigen, Aber der Teuffel macht jn balde wider los, vnd halff getroſt dazu, das ſein gifft jhe lenger jhe weiter ausgebreitet ward, das es endlich da hin kam, das zur ſelbigen zeit, nicht mehr im gantzen Orient, denn zween Pfarherr oder Biſſchoue von ſolcher gifft vnbeſchmeiſt blieben, Die andern hiengen jm alle an, Bis auch des Keiſers Conſtantini ſon, Conſtantius genant, zu Arrio fiele, Der machet aller erſt einen riſs, das alle Fürſten, reichen, gelerten hinach fielen, vnd des Arij ketzerey verſachten, vnd der Chriſtenheit vberaus groſſen ſchaden theten, den hernach die gantze Kirchen, gegen Orient nie recht vberwunden hat. Denn vber drey hundert jar hernach, kam der Teuffel Mahometh, vnd beſtetiget ſolchen jrthum Arij, vnd leret ander ding daneben, der vernunfft gemes. Das war der weis, vnd ſeer böſe Teuffel, Jhener der ſchwartze füret das ſchwerd, dieſer aber nam den Chriſten jr ſchwerd, die heilige ſchrifft, vnd ſprach, das ſagt ewr Gott. Wer wolt da nicht zufallen? wenn er höret, Da ſtehet Gottes wort, das ſagt Gott ſelb ꝛc.

Dis iſt nu die ander anfechtung der Chriſtenheit, nach der zeit der lieben Marterer, da die Kirch jemerlich zuriſſen, Vnd aus dem ſelbigen einigen jrthum des Arij, iſt die welt vol ketzereien worden, vnd ſind dazumal allein die im rechten Chriſtlichen glauben beſtendig blieben, die ſich ſchlecht vnd einfeltig an das wort gehalten haben, vnn von Chriſto gered vnd gegleubt, wie die ſchrifft von jm zeuget, Die iſt jr harniſch geweſt, da mit ſie ſich nicht allein wider den gifftigen buben Arium, vnd ſeinen groſſen anhang geſchützt, ſondern auch getroſt gewehret haben, vnd jn auch endlich dadurch vberwunden.

Denn wie wol alle Ketzer jre lügen vnd jrthum, ſein wiſſen mit der ſchrifft zu ſchmücken, vnn da durch den leuten ein ſpiegelfechten machen, das ſie meinen, es ſey lauter warheit, vnd bald mercklichen groſſen ſchaden thun, denn jr wort (ſpricht S. Paul) friſſt vmb ſich wie der krebs, Doch gleichwol kan jr thorheit nicht lang ein beſtand haben, ſie mus mit der zeit an tag komen. Vrſach, ſie laſſen Gottes wort faren, oder deutens nach jrem gefallen, das es jnen heiſſen mus was ſie wollen, Jnn ſumma, ſie nemen etwas ſonderlichs für, erdichten jnen ein eigen glauben vn Gottes wort vnd bilden oder formieren jnen einen ſonderlichen Gott, nicht wie jn die ſchrifft malet, ſondern nach jren gedancken, der ſol jm den gefallen laſſen jr lere vnd leben, als allein heilig vnd Göttlich, was andere leute leren vnd thun (wenn ſie noch zehnmal die ſchrifft fur ſich hetten) ſo mus vnrecht vnd ſunde ſein, Das mercken mit der zeit die Chriſten, vnd hüten ſich fur jnen.

Dieſe ſinds, die der Teuffel hoch jnn den lüfften füret, vnd auff die zinnen des Tempels ſetzet, vnd zu jnen ſpricht, Hui, las dich hinab ꝛc. das iſt, Ey du biſt ein hoch erleuchter man, mit groſſen geiſtlichen gaben von Gott begnadet, viel frömer, gelerter vnd heiliger denn die andern alzumal, wie du von Gott gedenckeſt, ſo mus gewis ſein, es kan dir nicht feilen, Darumb weil dir Gott ſolchs offenbart hat, muſtus allein bey dir nicht halten, ſondern andern auch mitteilen. Dieſe Teuffliſche hoffart macht ſie denn ſicher vnd vermeſſen, das ſie on Gottes furcht vnd befelh jren eigen geifer aus ſpeien, vnd jnn die leute ſchütten, das iſt, etwas newes leren, on vnd wider Gottes wort, Das heiſſt denn Gott verſuchen, vnd jnn der lufft on feddern wollen fliegen, Da kan nichts anders ernach folgen, denn jns Teuffels namen erab ſtürtzen, vnd den hals brechen.

Darumb thun alle Ketzer, wo ſie ſich auff jre gedancken verlaſſen, oder der ſchrifft ein naſen drehen, das ſie ſich auff jre lügen reimen mus, nicht anders, denn als wenn ich aber ein ander vber den Rein wolt gehen on eine brücke, vnd ſagen, Ey ich wil Gott gleuben vnd vertrawen, ich habe ſein wort, das ſeine Engel mich wol behüten werden, das ich nicht erſauffe, Nein, hie haſtu kein befelh zu, ſo gehet der weg, darauff dich die Engel bewaren ſollen, nicht durchs waſſer, ſondern vber die brücken, felleſtu drüber hin ein, vnd erſeuffeſt, ſo geſchicht dir eben recht, denn du haſt Gott verſucht.

Hie gehöret nu kunſt zu, nicht die fleiſch vnn blut kan, ſondern des heiligen Geiſts kunſt, das man Gottes wort recht vnn gewis ſcheiden könne, vnd ſehen obs recht oder felſchlich gefüret werde, denn der Teuffel kan die kunſt auch, vnd beweiſts an dem höchſten Meiſter Chriſto ſelber. Der halben ſoltu dich nicht bald laſſen erſchrecken, wenn die Rottengeiſter vnd Ketzer einher prallen, hie ſchrifft, hie Gottes wort ꝛc. ſondern halte ſchrifft gegen ſchrifft, wie Chriſtus hie thut. Denn eben die Ketzer ſelbs, die dem wort auffs hefftigſt feind ſind vnd es am

Digitized by Google

meiſten verfolgen, ſtellen ſich, als wollen ſie es helffen fürdern und handhaben, Denen mus man, wenn ſie ſich mit der ſchrifft behelffen, vnd da mit jer lügen ſchmücken, antworten, Nein, an das kere ich mich nicht allein, das du ſagſt, du habſt Gottes wort fur dich, Denn man mus auch ſehen, das man Gott nicht verſuche, Vnd ob es ſchon Gottes wort were, damit du dich behilffeſt, möchteſt du vielleicht etwas dauon oder dazu gethan haben, Darumb las vor ſehen, ob es die meinung des heiligen Geiſts ſey, vnd ob du es recht füreſt? Denn vnſer Heer Gott, wird darumb nicht zürnen, ob ich ſein wort nicht anneme, wie du es füreſt vnd deuteſt. Denn der Teuffel vnd alle Ketzer, ob ſie ſich ſchon mit Gottes wort ſchmücken, füren ſie es dennoch vnrecht, Darumb hat mich mein Heer Chriſtus, beide mit ſeinem Exempel, vnd ſonſt dafur gewarnet ꝛc.

Aber, wie geſagt, es iſt des heiligen Geiſts kunſt vnd gabe, das man ſich alſo falſcher lere erweher, wie die heiligen Biſchoue vnd anderr Chriſten durch den heiligen Geiſt, mit Gottes wort ſich des Teuffels vnd ſeiner Apoſtel, der Ketzer erweret haben. War iſts, das viel durch jre heucheley vnd lügen, da ſie fur heiligkeit vnn warheit rhümen, betrogen vnn verfürt worden. Aber dagegen ſind alzeit geweſen, die den gleiſſenden Teuffel erkand haben, vnd ſich nichts bewegen laſſen, ſeiner Apoſtel hohe kunſt vnd weisheit, ſondern gemercket, das lauter heucheley vnd betrug ſey, wenn ſie ſich gleich noch einſt mit der ſchrifft vnd Gottes nomen ſchmückten.

Dis ſey von der andern zeit geſagt, da der weiſſe vnd Engliſche Teuffel die Chriſtenheit, durch ketzerey hat angefochten, vnd die armen gewiſſen jemerlich zerrüttet vnn jer gemacht, vnd iſt kein wunder, Denn wie ſol ſich der gemein man, ſo jnn Gottes wort nicht ſonderlich vnterrichtet iſt, wehren? wenn er die groſſen titel höret, Gottes wort, Gottes name, Gottes ehr ꝛc. Darumb mus Gott hie ſonderlich helffen, durch frome vnd trewe prediger oder durch ſonderlich eingeben des heiligen Geiſts die ſeinen erhalten, ſonſt iſt weder hülffe noch rat. Nu hat dennoch die Chriſtenheit ſolche ſchedliche vnd fehrliche zeit auch ausgeſtanden vnn vberwunden, das ſie blieben iſt, bis auff den heutigen tag, Vnd iſt beide durch Gottes wort vnd frome Prediger vnſer glaube erhalten, das Jheſus Chriſtus ſey warer Gott vom Vater jnn ewigkeit, Vnd warer menſch jnn der zeit aus Maria der jungfrawen geborn.

Dit Ander predigt.

Die dritte zeit der Chriſtenheit, hat man genennet, des Antichriſts zeit, da ſolt die grundſuppe ſein, da der Teuffel dem faſs den boden gar ausſtieſſe, Vnd iſt nicht mehr ein ſchwartzer Teuffel, wie der erſte, auch nicht der ander kluge Teuffet, der aus der ſchrifft diſputirt, ſondern gantz ein Göttiſcher maieſtetiſcher Teuffel, der da ſchlecht heraus fert, als ſey er Gott ſelbs, Falle fur mir nider, vnd bete mich an, ſo wil ich dir der gantzen welt Konigreich geben. Dis iſt der letzte jamer geweſt, jnn der Chriſtenheit, nach dem die lieben veter, ſo den ſchalckhafftigen Teuffel jnn den ketzern geſchlagen, das heube gelegt haben, vnd die leute des gezencks vnd gekempffs vber der ſchrifft ſind müde worden, Sind ſie darnach gar von der ſchrifft gefallen, haben ſie ligen laſſen, Vnd hat ein jglicher gelert vnd gegleubt, was jn gut gedunckt hat. Da kompt der Göttlich Teuffel, durch ſeinen Endechriſt, als wolle er der Chriſtenheit raten, vnd jr erſt recht auff die bein helffen, nach dem ſie friede vnd ruge krieget hat, beide von den Tyrannen vnd Ketzern, leſſt ſie mit der ſchrifft vnangefochten, vnd faſſet ein euſſerlich Regiment, aus ſeinem eigen kopff, ordnet mancherley Gottes dienſt, vnd machet einen ſolchen ſchein, als ſey es eitel köſtlich Göttlich ding, Feret darnach zu, heiſſet vnd gebeut, was er nur wil, on wort vnd grund der ſchriffe, Vnd doch alles vnter Gottes namen.

Denn hie hat er ſich ſollen auffwerffen vnd vberheben (wie S. Paulus 2. Theſſal. 2. von jm weiſſaget) vber alles das Gott oder Gottesdienſt heiſſet, vnd ſich ſetzen jnn den Tempel Gottes (das iſt, jnn der Chriſtenheit) vnd fürgeben, er ſey Gott. Mit ſolchem trefftichen Göttlichen ſchein, iſt er eingeriſſen, vnd hat an ſich gehenget, Keiſer, Könige vnd alle welt, Vnd hat es endlich dahin gebracht, das man alles hat müſſen fur Göttlich ding halten, vnd anbeten, was er nur gedacht hat, vnd niemand darnach gefragt, ob es auch Gottes wort, oder der ſchrifft gemes were.

Das iſt die letzte vnd greulichſte zeit, ſo die Chriſtenheit ſchier hat auffgereumbt, dauon Chriſtus ſelb ſpricht, Wenn des menſchen ſon komen wird, meinſtu das er auch glauben auff erden finden werde? Als wolte er ſagen, Die letzte zeit, wird ſo grewlich vnd ſehrlich ſein, das er ſich anſehen leſſt, es werde beide wort vnd glauben vntergen vnd verleſchen, das nirgent kein Chriſt zu ſehen ſey, vnd jederman wird leren, gleuben, anbeten, vnd thun wie es jm einfelt vnd gut duncket, wie es denn bisher ſchier bey neun hundert jaren alſo ergangen iſt, das niemand wider des Papſts leſterliche grewel vnd Abgöttereien gepredigt noch geſchrieben hat.

Denn iſt das nicht ein greulicher jrthum vnd vnuerſchampte lügen geweſen, das die frümſten vnter des Bapſts geſind, die heiligen Mönche, die leute vberred haben, Wenn man ſie nach jrem tod jnn einer kappen begrübe, ſo hetten ſie vergebung der ſunde, vnd füren von mund auff ghen Himel ꝛc. Ja jnn abgrund der hellen. Da wird weder Gottes worts von Chriſtus leiden vnd aufferſtehen vmb vnſer willen, noch des glaubens mit einem wort gedacht, Ja aus Chriſto machten ſie einen Richter vnd Stockmeiſter, vnd weiſeten vns zu der lieben Gottesgeberin Maria, vnd andern Heiligen, als weren ſie vnſer Mitler vnd Fürſprechen, die vns gegen Gott vertreten, vnd gnade erwürben.

So doch ſolch ampt vnd ehr die ſchrifft allein Chriſto zuſchreibet, Als Rom. 8. Chriſtus ſitzet zur rechten Gottes, vnd vertrit vns. Rom. 3. Gott hat Chriſtum vns fürgeſtellet zum Gnadenſtuel. Joh. 3. Alſo hat Gott die Welt geliebt ꝛc. Dieſe vnd der gleichen tröſtliche ſprüche von Chriſto, der die Bibel vol iſt, hat der Antichriſtiſch hauffe, on zweifel aus ſonderlichem zorn Gottes, vmb der ſchendlichen welt vndankbarkeit willen, nicht ſehen müſſen, viel weniger verſtehen vnd andern fürpredigen, ſondern dafur die armen betrübten gewiſſen plagen, mit jren leſterlichen vnd erdichteten lügen, vom Ablas, Heiligen anruffen, Walfarten, vnd was des vnzelichen drecks vnd vnflots mehr iſt, des ſie nicht leugnen konnen, Denn noch heutes tags ſind Gebet, geſenge, vnd jre bücher verhanden, die ſolches bezeugen, darinn ſie leſterlich wider Chriſtum, vnd mit groſſem verderben der elenden gewiſſen gelert haben, Es ſey wol war, das jnn der Tauff die erdſunde ſey geſchenckt, durch das verdienſt vnd leiden Chriſti, Aber was fur ſunde nach der Tauff geſchehen, da helffe das leiden Chriſti nicht zu, ſondern wir müſſen ſelb durch vnſere werck dafur gnug thun ꝛc.

Dis haben ſie geleret, vnd zum warzeichen, ſtehen noch fur augen, die groſſen Thumkirchen vnd Klöſter, die alle darauff geſtiffret ſind, ſonſt (halt ich) ſolten es ſie wol leugnen. Ich wil der andern Gotteslеſterlichen grewel geſchweigen, vom ausſchreien des Jubel jares, vom Ablas verkeuffen, vom Seelen erlöſen aus dem Fegfeur ꝛc.

Darumb ſage ich, das dis der rechte Göttlich Teuffel ſey, der lügen vnd menſchen tand wider die warheit vnd Gottes wort, mis glauben wider den glauben, vnd allerley Abgötterey wider den rechten Gottesdienſt hat angerichtet, durch anruffung der Heiligen, vnd ander Teuffels dreck mehr, on alle maſſen. Iſt doch die welt ſo voll Kloſter vnd Stiffte, das ſchier kein winckel ledig iſt. So ſind jre bücher auch verhanden on alle zal, damit ſie ſolch gifft jnn die gantze welt getrieben haben. So weis man ja wol, wie des Teuffels Apoſtel der Bapſt, den ablaskram allenthalben hat ausgelegt, vnd gerhümet, Er hab das verdienſt aller Heiligen im kaſten, vnd müge das ſelbige austeilen, wie vnd wem er wolle, Das dich Gott ſtraff mit deinem austeilen. So hats der Ertzböſewicht alles vmkeret, Aus Chriſto einen Tyrannen gemacht, vnd den Heiligen, ja ſeinen erlogenen, erſtunckenen lügen zugeſchrieben, das allein Chriſto angehöret.

Solche leſterliche lügen, hat man nicht allein mit allem willen vnd groſſer andacht angenomen, ſondern auch umb gros gelt vnd gut gekaufft, vnd fur eitel heiligthum angebetet, Vnd dis vnermeslichen ſchadens, das durch ſolche grewel ſo viel vnzelich ſeelen ſo jemerlich verfürt vnd ermordet ſind, iſt alles ein vrſach der Bapſt, ſampt ſeinem auserweltem volck, den Mönchen, die gar treulich dazu geholffen haben (wie ich vorzeiten leider auch gethan hab) die jer gute werck vnd vbrige verdienſt den leuten verkaufft, vnd ſie dadurch des ewigen lebens verſichert, Wo aber ſolche jre werck vnd verdienſt zu gering weren, künden ſie ſich des erholen an der fürbitt vnd verdienſt der Heiligen im Himel, welches der heilig Vater der Bapſt (wie geſagt) macht hette auszuteilen.

So haben ſie geleret, vnd das es ja jedeman erfüre, die welt vol bücher dauon geſchrieben, vnd da durch ſo viel Heiland oder Seligmacher, gemacht, ſo viel Heiligen im himel ſind, Ja auch zu Heilanden auffgeworffen, die aus aller not helffen künden, die vielleicht nie geborn ſind, Denn ich wolte nicht gern darauff ſchweren, das S. Georg vnd S. Chriſtoff jhe auff erden komen weren.

Durch ſolche greuliche Gotteslеſterung des Bepſtiſchen geſchmeis vnd vngiefers, iſt die liebe Chriſtenheit ſo jemerlich verfürt vnd verderbt, das ſie an ſtat der reinen leer vnd glaubens, eitel jrthum vnd lügen hat angenomen, vnd alſo den HErrn Jheſum Chriſtum, gantz vnd gar aus den augen verloren, vnd ſchlechts nicht anders von jm gehalten vnd gedacht, denn er ſey vnſer ankläger fur Gott dem Vater, So er doch der einige Heiland, Tröſter, Mitler vnd Hoherprieſter iſt, zwiſſchen Gott

Digitized by Google

vnd den menſchen. Das heiſſt (meine ich) den Teuffel fur Gott auffgeworffen vnd angebettet ꝛc. Darumb iſt dieſe letzte zeit, wie ſie auch Paulus nennet, die aller ferlichſte, darin der Bapſt Gottes wort vntergedruckt, oder ja ſeines gefallens gedeutet hat, vnd alſo vn, ja wider Gottes wort geleret vnd geprediget, was jn nur gut gedaucht hat. Eben wie der Teuffel, ſein Meiſter, mit Chriſto auch thet, hielt jm endlich kein ſchrifft oder Gottes wort für, ſondern ſprach ſchlechts, Falle fur mir nider, vnd bette mich an, ſo wil ich dir alle Königreich der welt geben ꝛc.

Es hat aber der hohe maieſtetiſch Teuffel mit dieſem geſchwinden griff geſucht, das er auch endlich gefunden hat, Denn da er ſahe, das er erſtlich durchs Creutz, das iſt, durch hunger, morden ꝛc. der Chriſtenheit nichts kundt abbrechen, Vnd darnach durch die Ketzer, die die ſchrifft felſchten vnd vnrecht füreten, nichts ſonderlichs wider ſie kund ausrichten, Harr (gedacht er) kan ich euch durch das Creutz vnd wort nicht abgewinnen, ſo wil ichs verſuchen mit ehr, gut vnd gelt, wil euch ſo viel geben, das jr der ſchrifft dabey wol vergeſſen ſolt.

Dieſer anſchlag iſt jm am beſten geraten, Denn er hats dadurch endlich dahin gebracht, das Bapſt, Cardinel vnd Biſſchoue, das weltlich Reich zu ſich geriſſen haben, vnd Chriſtum mit ſeinem wort faren laſſen, Vnd zuletzt ſo gewaltige mechtige herrn worden, das jrem Rattenkönig, dem helliſchen vater, der Keiſer, dem doch beide Chriſtus vnd die Apoſtel, als der höchſten Maieſtet auff erden jederman nach leib vnd gut vnterworfen, die füſſe hat müſſen küſſen.

Was nu der ſchwartze Teuffel mit dem ſchwerd, vnd der Engeliſch mit dem buch oder ſchrifft nicht hat können ausrichten, das hat der Gott dieſer welt endlich zu wegen gebracht, mit dem das er geſagt hat, Felleſtu fur mir nider, vnd betteſt mich an, ſo wil ich dir dis alles geben, denn es iſt mein. Das iſt der Göttiſch Teuffel, der angebetet wil ſein, Denn aber wird er angebettet, wenn man an das Euangelij, glaubens und der gebot Gottes ſtat, wie geſagt, lügen, als Mönchen regel, menſchen gebot, Decret vnd Statut, leret vnd prediget, wie der Bapſt mit ſeinen Gottloſen gethan hat, vnd furgibt, alles was er lere vnd gebiete, ſey Gottes wort, vnd geſagt, das die, ſo ſolch ſein lere vnd gebot fur recht vnd Göttlich halten, allein die rechte Kirche, die jm aber widerſprechen, Ketzer vnd verdampte leute, ſeien.

Alſo hat der Bapſt den Teuffel angebetet, vnd dafur der der welt ehr, gut, gold, reichthum vnd gewalt, vber Keiſer, Könige, Fürſten vnd Herrn vberkomen, vnd dazu den namen vnd Titel erhalten, das er der aller heiligſt ſey, die er geſegnet vnd zu Heiligen gemacht hat, die habens (des vnd kein anders) ſein müſſen, Widerumb die er verflucht vnd verdampt hat, die hat man fur ſolche müſſen halten, Vnd was er nur gethan hat, alles recht vnd wolgethan müſſen heiſſen, Wenn er ſchon ſeins gefallens mit den Keiſern, Königen ꝛc. geſpielt hat, ſie abgeſetzt, ermorden laſſen, oder einen durch den andern vertrieben, wider alles recht vnd billigkeit, noch hats niemand ſtraffen thüren, hat er anders von jm nicht verflucht, vnd dem Teuffel zu eigen vbergeben wolt ſein, Ja das wol mehr iſt, trotz einem Fürſten oder Könige, der ſeiner geſchirmten einen, hette dürffen ein leid thun.

Solche gewalt, das er der höheſt vnd heiligſt iſt auff erden, wie er rhümet, hat er allein daher, das er fur dem Satan nidergefallen, vnd jn angebetet hat, Denn heiſſt das nicht den Satan angebetet, wenn man Teuffels lert höher vnd heiliger helt, denn Gottes wort? vnd dargegen Gottes wort verfelſcht, leſtert, leugnet, vnd als die ergſte Ketzerey verfolget, vnd fur Teuffels kinder helt vnd verdampt, die es leren vnd ehren ꝛc? Ich meine ja, es heiſſe Gott aus ſeim ſtuel geſtoſſen, vnd den Teuffel an ſeine ſtat geſetzt, vnd fur Gott angebetet.

Dis iſt die grundſuppe vnd der letzte grewel, damit die Chriſtenheit vor dem Jüngſten tage geplaget ſolt werden, dauon ſie niemand erretten kan, denn der einige man Chriſtus. Dem ſchwartzen Teuffel ſteuret der from Gottfürchtige Keiſer Conſtantinus, da er den Chriſten friede vnd ruge für den Tyrannen ſchaffte, vnd die Kirchendiener verſorget. Darnach da der liechte Engeliſche Teuffel, durch ſeine Ketzer die Chriſtenheit lange zeit wol gebangerſiget vnd gemartert hatte, gab vnſer HErr Gott wider etliche frome Chriſtliche Keiſer, als Theodoſium, Arcadium, Honorium, die ſchützten die Kirchen wider die Arianer. Hie aber wider den letzten vnd ergſten Teuffel, wird keine weltliche gewalt ſchützen noch retten können, denn wie Joh. Apoc. cap. 13. ſagt, hat der Drach ſeine krafft, ſein ſtuel vnd groſſe macht gegeben dem thier, das ſieben heubter vnd zehen hörner hat, Welchs geſchehen iſt, da der Bapſt Carolum Magnum eingenomen hat, vnd durch jn alle Keiſer, die hernach komen ſind, das ſie ſeins gefallens handeln, vnd jn fur jren Oberherrn erkennen müſſen, Darumb wird die kirch nu fort keinen andern Schutzherrn haben, der ſie wider den Teuffel vnd den Antichriſt beſchirme, vnd von jren letzten zwang erlöſe, denn den rechten ſchutzherrn Chriſtum, der hie ſpricht, Heb dich von mir Satan, denn du biſt nicht der man, den man anbetey ſol, Der iſts von dem geſchrieben ſtehet, Du ſolt anbeten Gott deinen HERRN, vnd jm allein dienen.

Vnd Chriſtus der rechte Schutzherr, hat bereit hand angelegt, ſpricht durch ſeine Kirche zum Teuffel, Heb dich Satan ꝛc. Denn das Euangelion das jtzt leuchtet, ziehet dem Teuffel die maieſtetiſch laruen vom angeſicht, vnd das Göttlich kleid vber die ohren, vnd ſtellet jn nacket dar, das jn die Chriſten nu recht kennen, vnd nimer fur Gott, ſondern fur den greulichſten vnd ſchedlichſten Teuffel halten. Dazu blöſſet auch das Euangelium die ſcham ſeiner Babyloniſchen huren, das man all jr hurerey, das iſt, des Bapſts grewel vnd Abgötterey, mord, blutvergieſſen ꝛc. jtzt frey öffentlich durchs wort richtet vnd verdampt, die man vor fur heiligkeit anbetten, vnd fur recht billichen hat müſſen. Vnd gehet nu (Gott ſey jnn ewigkeit gelobt) die Prophecey S. Pauli jnn vollem ſchwang, da er 2. Theſſa. 2. vom Endechriſt ſo redet. Es wird der Boshafftige nicht offenbart, es werde denn zuuor hinweg gethan, der ſo es jtzt auffhelt, Als denn wird jn der HERR mit dem Geiſt ſeines mundes vmbringen ꝛc.

Jtzt gehet ſolches, Denn der Endechriſt jnn der gleubigen hertzen wird matt vnd vmbgebracht, nicht durch ſchwerd oder menſchlich gewalt (denn wie auch Daniel ſagt, ſol er an hand zerbrochen werden) ſondern, wie im 8. Pſalm geſchrieben ſtehet, durch den mund der jungen kinder vnd ſeuglingen. Die ſind die Krieger, die dem groſſen Weſpenkönig das gebrandte leid thun vnd ſampt allen ſeinen Humeln auffengen werden, wie wol man ſie dafur nicht anſihet, vnd auffs aller ſicherſt veracht, als geringe vnd einfeltige leute, die nicht viere können zelen. Aber man ſol mit der zeit wol erfaren (wie wol es nu ſchon fur augen iſt, wenn mans nur ſehen wolt) das ſie mit jrer ſchwachheit vnd thorheit mehr ausgericht haben, denn die gantze welt mit all jrer weisheit vnd macht vermocht hette, vnd regen doch keine fauſt, viel weniger zucken ſie ein ſchwerd, ſondern thun ſchlechts den mund auff, predigen das Euangelium, das da nicht ſagt von Mönchskappen, Walfarten, Heiligen anruffen, Seelmeſſen ꝛc. wie des Endechriſts predigt lautet, ſondern von Chriſto, das er der einige Geſetzwürger, Sündentreger, Todfreſſer vnd Teuffelsmörder ſey, Wer ſich an dem nicht halte, dem werde von dieſen onüberwindlichen feinden nimmer mehr geholffen, wenn er ſchon aller Gottes heiligen (viel weniger alles Bapſts heiligen) werck, leiden vnd verdienſt fur ſich hette.

So ſpricht nu heutes tages das kleine heufflin, die Chriſtenheit, jrem HErrn vnd Meiſter Chriſto nach, zum Teuffel, Heb dich Satan, denn es ſtehet geſchrieben, Du ſol anbeten Gott deinen HERRN, vnd jm allein dienen, Das iſt, ſie gehet mit Gottes wort vmb, treibts vnd ſcherffts on vnterlas, mit leſen, leren, predigen, ſtraffen vermanen, tröſten ꝛc. vnd richtet dadurch bey den auserweleten ſo viel aus, das ſie ſich nu fort ab auff keine ſelb erwelete werck oder Gottes dienſt, ſie heiſſen vnd gleiſſen ſo ſchon ſie jmer mögen, verlaſſen, ſondern bawen allein auff Gottes grundloſe gnad vnd barmhertzigkeit, jnn Chriſto vns verheiſſen vnd erzeigt, vnd wiſſen, das Gott allein, als dem rechten einigen HERRN die ehre gebüre, das man jn anbete, vnd jm allein diene, Was aber Gott anbeten, vnd jm allein dienen ſey, iſt anders wo geſagt, vnd würde jtzt zu lang zuhandeln.

Durch dieſe weis, wird der boshafftige mit dem odem des Herrn munds vmbracht, das iſt, durch das mündlich wort, das ſeine Diener (den er mund vnd weisheit dazu gibt, vnd ſeinen mund nennet, Jere. 15.) predigen, Die ſchaffen den nutz damit, das die Chriſten weiter nichts mehr halten von des Endechriſts geſetzen vnd geboten, die er nu etlich hundert jar weit vber Gottes wort gerhümet vnd erhaben hat, ſondern er, ſampt alley ſeinen greweln vnd Teuffelsdreck, iſt aus jren hertzen rein ausgefegt, jnen gantz vnd gar tod geſchlagen, zugeſcharret vnd begraben, das er ſich nu nicht regen, viel weniger mit ſeinen grauſamen blitzen vnd donnern mehr ſchrecken kan. Dis ſage ich, gehet jetzt, vnd wird ſeinen fortgang haben, bis einmal komen wird das ſelige ſtündlein vnſer endlicher erlöſung, auff welches wir warten, dauon Paulus an gedachtem ort weiter alſo ſaget, Der HERR wird ſein ein ende machen, durch die erſcheinung ſeiner zukunfft.

Wir hoffen alle, die wir Chriſtus ſinn haben, die ſelbe tröſtliche vnd frölliche erſcheinung der herrlichkeit des groſſen Gottes, vnd vnſers Heilands Jeſu Chriſti (der jtzt ſchwach, arm vnd veracht iſt, vnd noch jmerdar jhe lenger jhe mehr, jnn den ſeinen verſpottet, verſchmehet, verſpeiet, gegeiſſelt, gecreutziget vnd getödtet wird) werde nahe fur der thür ſein, vnd der vnzelichen grewel des verfluchten Bapſtums ein end machen. Jnn welcher erſcheinung ſich Chriſtus, vnſer leben vnd hoffnung, beweiſen vnd erzeigen wird, wie wir jtzt von jm gleuben vnd predigen, Nemlich, Er wird vns erlöſen von allem jamer vnd elend, das wir beide an leib vnd ſeel, vmb der bekenntnis willen ſeines teuren worts vnd heiligen namens, hie tragen vnd

Digitized by Google

dulden müſſen, von der böſen argen welt, von jrem vater dem Teuffel, vnd von dem Endecheiſt, der nichts denn ſunde anrichtet, vnd eitel verderben ſtifftet.

Dieſe vnſere, ja ſeine eigen feinde, ſampt dem Geſetz, ſunde vnd tod, die vnſer gewiſſen wol zu martern vnd zu plagen, weil wir hie jnn dieſem elend wallen, wird er vnter ſeine füſſe legen, das ſie vns fort an jnn ewigkeit müſſen zu frieden loſſen. Denn wie er das Geſetz, die ſunde vnd tod vnter die füſſe getreten vnd vberwunden hat, fur ſein perſon, das ſie jm nu fort an kein leid thun können. Alſo wird ers aus an jhenem tag mit einander auffreiben vnd zu nicht machen fur ſein gantzes Reich, Wie wol er nu ſolches ſchon hat angefangen durch ſein leiden vnd aufferſtehen, doch gleich wol iſt vnſer erlöſung noch nicht gar, wie ſie ſein ſol, volendet, Denn der Teuffel höret nicht eher auff, durch jrthum vnd tyranney der welt, darnach auch durchs Geſetz, ſünde vnd tod, die Chriſtenheit zu ſchrecken, engſten, marteen vnd zu plogen, es kome denn Chriſtus vnd machs ein ende mit dem jüngſten tage. Daher ſpricht S. Paulus Rom. 8. Wir ſind wol ſelig, doch jnn der hoffnung, Darumb wir, die wir des Geiſts erſtling haben, ſehnen vns bey ons ſelbs nach der kindſchafft, vnd warten auff vnſers leibs erlöſung.

Dieſe erlöſung werden wir an jhenem tag volkomlich empfahen, da, wie S. Paul ſaget, das Geſetz ſeine krafft, vnd die ſunde jren ſtachel verlieren, vnd der tod im ſieg vberwunden wird. Da auch vnſer HErr Cheiſtus denen, ſo jn nicht erkennt haben, vnd dem Euangelio nicht gehorſom geweſen, vnd ſeiner Chriſtenheit mit liſt vnd gewalt leid gethan, wird trübſal vergelten, vnd die rach vber ſie gehen laſſen, das ſie pein leiden müſſen, nemlich die ewige verdamnis, Widerumb vns, die wir hie an jn gegleubet haben, ſeinen namen fur der welt bekannet, vnd darumb allerley trübſal vnd vnglück gelitten, ſampt allen Heiligen vnd gleubigen von anbegin der welt, wird er ruge vnd herrliche, vnausſprechliche freude vnd ewiges leben vnd ſeligkeit geben. Darumb ſollen wir vns fur dieſem ſeligen tage, daran wir endlich von allem vnglück erlöſet, vnd alles ee wider bracht ſol werden, nicht entſetzen, ſondeen ſein mit frölichem hertzen vnd auffgerichtem heubt erwarten, das gebe vns Chriſtus vnſer HErr, der kome ja ſchier vnd bleibe nicht lange auſſen, Amen.

Wie wol vnterm Bapſtum, vor dieſer zeit, da vns der liebe Gott wider mit dem Euangelio begnadet, die Chriſtenheit ein lange zeit kein reine offentliche predigt gehabt hat, aus Gottes wort, vom glauben an Chriſtum, als den einigen Erlöſer, Mitler vnd Tröſter des menſchlichen Geſchlechts, ſondern allein des Bapſts triegerey vnd lügen, von Walfarten, Ablas Seelmeſſen, heiligendienſt ꝛc. jnn allen Kirchen gewaltiglich regiert haben, vnd ſo mit hohem vleis dem volck eingebildet, das zuletzt jederman vom glauben abgefallen, auff ſolche heuchelwerck vnd falſche Gottesdienſt bauete, Hat gleichwol vnſer lieber Gott mitt jnn ſolchem greulichen jrthum vnd finſternis viel menſchen wunderbarlich bey dem rechten glauben erhalten, ja den ſelbigen eins teils am todbet offenbart, Wie man von S. Bernhard lieſet, der durch ſein ſchreiben viel vrſach dazu gegeben hat, das man die werde jungfrawen Maria jnn der Chriſtenheit ſo hoch erhaben hat, vnd jr zugeſchrieben, das allein Chriſto jrem ſon zuſtehet ꝛc. der auch viel vom Kloſterleben gehalten, vnd dazu ſo keuſch, rein, züchtig vnd meſſig gelebt, vnd ſeinen leib mit vbrigen faſten, ſo hefftig abgebrochen, vnd wehe gethan, das, wie man ſchreibet, jm zuletzt der odem ſo vbel gerochen hat, das man nicht wol vmb jn hat können bleiben, Iſt jrgend ein fromer Mönch geweſt, ſo iſt er einer geweſen, Doch da er jtzt ſterben ſolt, vergiſſt er nicht allein ſeiner guten werck vnd heiliges lebens, denn er ſahe wol, das er dadurch fur Gott nicht beſtehen künde, ſondern hebt an vnd ſpricht, Ich hab mein leben vbel zubracht, Aber ich tröſte mich des, das mein HErr Chriſtus das himelreich durch zweierley recht hat, Auffs erſte as ein natürlicher erben vnd ſon Gottes, Alſo begere ichs nicht, Zum andern, hat ers durch ſeinen verdienſt, vnſchuldig leiden vnd ſterben, Dieſem recht nach begere ichs, weil er nicht fur ſich, ſondern fur mich vnd alle ſünder geſtorben iſt.

Ja lieber Bernharde, wenn du jnn deiner kappen, on dieſe zuverſicht zu dem HErrn Chriſto, geſtorben wereſt, ſo wereſtu zum Teuffel gefaren, Aber das heiſſt dich Gott, durch den heiligen Geiſt, eben dieſe ſtunde, reden, das Chriſtus für dich geſtorben, vnd dir durch ſeinen tod, den Himel erworben habe. Auff dieſe weiſe, werden (ob Gott wil) viel geiſtliche (wie ſie es genant haben) perſonen, auch viel leyen, an jrem todbette erhalten ſein, die des Bapſts lere, vom Ablas, eufferlicher heiligkeit ꝛc. wenn die rechten züge hergangen ſind, faren haben laſſen, vnd ſchlechts auff Chriſtus ſterben vnd verdienſt, jr hertz vnd vertrawen geſetzt, Vnd was im Bapſtum erhalten iſt worden, iſt allein heimlich durch den heiligen Geiſt auff dieſe weiſe erhalten, Offentlicher predigt, vnd des Bapſts Regiment halben, iſts wol nachgeblieben ꝛc. Daher die Apoſtel dieſe letzte zeit, des Endecheiſts zeit nennen, Denn ſie haben durch den geiſt geſehen, das jnn der Kirchen nichts von Chriſto würde bleiben, denn der ſchlechte name, vnd das der Widerchriſt das Regiment allein würde haben, wie denn bisher geſchehen.

Weil nu nach ſolchem langwierigem jamer Chriſtus durch ſein Euangelion widee erkand wird, ſolten wir dem lieben Gott von hertzen danckbar ſein, fur ſeine vnausſprechliche gnade, vnd vns getroſt wider den Teuffel vnd Endechriſt weren, vnd mit Chriſto ſprechen, Heb dich Satan, denn weil du eigen ding auſſer vnd on heilige Schrifft fürgibſt, vnd wilt es doch höher gehalten haben, denn Gottes wort, wil ich dich jnn keinem wege hören, Denn es ſtehet geſchrieben, Du ſolt Gott deinen HERRN anbeten, vnd jm allein dienen, Darumb wil ich kurtz von keinem andeen Gottesdienſt auff erden wiſſen, es heiſſe vnd ſcheine wie heilig er wölle, denn von dem einigen, der da heiſſet, Got den HERRN anbetten, vnd jm allein dienen.

Darumb wenn es ſchon eitel Bepſte, Cardinel vnd Biſſchoue regnete, vnd ſie alle von den gröſten, köſtlichſten Gottesdienſten predigten, vnd darzu mit wunderthaten beſtetigten, weil ſie dis ſtücke nicht hören, viel weniger gleuben vnd predigen können, das Jheſus Chriſtus allein von Gott dem Vater gemacht ſey, vns zur Gerechtigkeit, Weisheit, Heiligung, vnd Erlöſung, ſondern jrthum heiſſen, vnd alle ſo es leren oder bekennen, fur Ketzer verachten vnd verdammen, ſo iſt alle jr lere jnn abgrund eitel lügen vnd triegerey, vnd ſie ſampt jr jnn ewigkeit verflucht vnd verdampt. Darumb hüte ſich ein jglicher fur jre lügen, Vnd wiſſe von keinem andern anbeten oder Gottesdienſt, Denn Gott den HERRN anbeten, vnd jm allein dienen.

Darumb weil ſie das liebe heilig Euangelium vnſers HErrn vnd Heilandes Jheſu Chriſti ſo greulich leſtern, vnd als Teuffels lere verdammen, vnd vns die wirs leren vnd bekennen, frey on alle verhör vnd verantwortung ſchlechts tod wollen haben, vnd jren Teuffelsdreck kurtz vnd gut gar mit einander fur recht vnd heilig erkand vnd behalten, wie vor, vnd nimer mehr, auch jnn dem geringſten, geirret wollen haben, So wollen wir armes heufflin widerumb auch zuſamen ſetzen, mit beten, leren vnd vermanen, vnd ob Gott wil, den Teuffel ſampt ſeinem Endechriſt vnd groſſem anhang, jhe lenger jhe matter machen, Bis ein mal der ſelige Tag der Erſcheinung vnſers HErrn vnd Königs Chriſti kome, daran er vns von des Maieſtetiſchen Teuffels vnd ſeines Endecheiſts Regiments endlich erlöſe.

Dis ſind die drey ſtücke oder anfechtungen, die vnſer HErr Cheiſtus zum erſten vom Teuffel ſelbs gelitten vnd vberwunden hat, vnd jm nach die heilige Cheiſtliche Kirche, Ich hoffe es ſey ſchier am ende, weil Chriſtus die Sonne der Gerechtigkeit widerumb ſcheinet, vnd der Ertzböſewicht nu bereit offenbaret iſt, das man den Helliſchen Satan kennet, vnd nicht alſo, wie bisher, allenthalben anbetet, Vnd nu nicht mehr zu warten iſt, denn das der ſelbige vnſer Herr Chriſtus ſelbs durch ſeine herrliche zukunfft jn vollend zerſtöre, mit alle ſeinem anhang.

Denn wie ich geſagt hab, jnn dieſer letzten zeit, iſt nicht mehr zu hoffen, das dieſer Endechriſts Teuffel geſtürtzt, vnd die Chriſtenheit dauon erlöſet werde, durch das Römiſch Keiſerthum, oder andere groſſe weltliche gewalt, wie zuuor jnn der erſten vnd andern zeit der Cheiſtenheit geſchehen iſt, Sondern der Endchriſt mus ſelbs die höheſte gewalt auff erden, dazu die Königreich der welt jm verpflichtet, haben, Vnd ob gleich einer oder mehr Fürſten vnd Herrn, wider den Bapſt am Euangelio halten, das etwo ein heufflin der Chriſtenheit, vnter der ſelben ſchutz vnd ſchirm erhalten wird (wie jtzt Gott vns frome Fürſten vnd Herrn gegeben hat) So bleibet doch auff jhener ſeiten der groſſe hauffe, vnd die groſſte gewalt, ſo dieſen Teuffel anbeten, vnd er jnen alſo lohnet, das er ſie wol zu freund behelt.

Darumb iſt hie kein ander hülffe noch rettung, denn das HErr Chriſtus ſelbs mechtiglich drein greiffe, als der öberſt Keiſer vnd Herr, vnd aus ſeiner Göttlicher krafft vnd macht endlich zu jm ſpreche, Heb dich Satan ꝛc. Denn das iſt ein wort der krafft, Damit er dem Teuffel die Göttliche geſtalt vnd laruen der Maieſtet abzeucht, vnd jn auffdeckt, das er erkand wird, wie er der Satan aus der Helle ſey, Aber bald darauff, auch jm wird heiſſen weichen vnd auffhören, das er von dem Stuel der Maieſtet geſtürtzt, nicht mehr die Chriſtenheit anfechten müſſe, Sondeen Gott allein angebetet, vnd jm gedienet werde jnn ewigkeit, Das gebe er ſelbs, vnſer lieber HErr Chriſtus, das es nur bald geſchehe, wie wir ſampt allen Chriſten teglich beten vnd warten, Amen.

Digitized by Google

M.

Johann Gebhard Ehrenreich Maaſz

ward am 26. Februar 1766 zu Krottendorf im Halberſtädtiſchen geboren und zuerſt von ſeinem Vater, dem daſigen Prediger, dann auf der Domſchule zu Halberſtadt wiſſenſchaftlich vorgebildet. Er ſtudirte zu Halle Theologie und Philoſophie und wurde nach erlangter philoſophiſcher Doctorwürde 1787 Privatdocent daſelbſt. Nachdem er bereits 1791 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie geworden war, erhielt er 1798 eine ordentliche Profeſſur und wurde wegen ſeiner Verdienſte um die verwundeten Freiheitskrieger 1816 mit dem Ritterorden des eiſernen Kreuzes beehrt. Er ſtarb am 23. December 1823 in Halle.

Literariſch bekannt iſt er durch:

Briefe über die Autonomie der Vernunft. Halle 1788.

Ideen zu einer philoſophiſchen Anthropologie. Leipzig 1791.

Verſuch über die Einbildungskraft. Halle 1792; 2. Aufl. 1797.

Ueber Rechte und Verbindlichkeiten. Ebendaſ. 1794.

Rhetorik. Ebendaſ. 1798; neue Ausg. 1814.

Ueber die Leidenſchaften. Halle und Leipzig 1805—1807, 2 Bde.

Grundriß des Naturrechts. Leipzig 1808.

Ueber die Gefühle, beſonders die Affecten. Halle und Leipzig 1811.

Familiengemälde. Ebendaſ. 1811—15, 4 Bde., 8.

Eberhard's Synonymik, fortgeſetzt. Ebendaſ. 1818—20, 5 Bde.

M's Schriften fanden wegen der faßlichen und populären Darſtellung philoſophiſcher Forſchungen und Lehren wohlverdienten Beifall, namentlich ſeine Rhetorik und die Fortſetzung der Eberhard'ſchen Synonymik, welche letztere Schrift bisher noch immer nicht übertroffen worden iſt.

Wilhelm Friedrich Auguſt Mackenſen

ward am 4. April 1768 zu Wolfenbüttel geboren und wahrſcheinlich auf dem Carolinum zu Braunſchweig claſſiſch vorgebildet, ſtudirte dann bis 1795 zu Jena und Göttingen Philoſophie und wurde nach erfolgter Promotion zum Dr. philosophiae als Adjunct der philoſophiſchen Facultät nach Kiel gerufen, wo er am 14. Auguſt 1798 ſtarb.

Sein ſchriftlicher Nachlaß beſteht in:

Beiträge zur Kritik der Sprache, beſonders der deutſchen. Wolfenbüttel 1794, 1r Bd.

Pſychologiſche und philoſophiſche Unterſuchung über das Lachen ꝛc. Ebendaſ. 1794.

Aufſätze in den Beiträgen zur Beförderung der Ausbildung der deutſchen Sprache. Braunſchweig 1795.

Ein fleißiger und wiſſenſchaftlicher Forſcher beſchäftigte ſich M. vorzüglich mit philoſophiſchen Unterſuchungen über die Sprache und leiſtete hier Verdienſtliches, ward aber leider in ſeinen lobenswerthen Beſchäftigungen zu früh durch den Tod unterbrochen.

Siegfried Auguſt Mahlmann.

Dieſer talentvolle Dichter wurde am 13. März 1771 zu Leipzig geboren, ſtudirte auf der Fürſtenſchule zu Grimma und ſeit 1789 in ſeiner Vaterſtadt Philoſophie, worauf er einen jungen Liefländer als Führer nach Göttingen begleitete und mit ihm mehrere Reiſen nach Kurland und Liefland unternahm.

Nach Leipzig (1798) zurückgekehrt, übernahm er dort eine Buchhandlung und, als ſein Schwager Spazier geſtorben war, die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt", welche er ſeit 1810 mit Meth. Müller fortſetzte. Zu gleicher Zeit erlangte er die Herausgabe der leipziger politiſchen Zeitung, wodurch er zwar 1813 ſeine einſtweilige Gefangenſchaft zu Erfurt veranlaßte, aber auch bedeutende Beſitzungen um Leipzig erwarb. Auf dieſen beſchäftigte er ſich ſeit 1817 mit den Naturwiſſenſchaften und mit praktiſcher Oekonomie. In Folge dieſer und ſeiner frühern Beſtrebungen ernannte ihn die ökonomiſche Societät zu Leipzig zum Director und die Loge Minerva zu ihrem Vorſteher, während ſeine Verdienſte durch Ertheilung des königlich ſächſiſchen und herzoglich gothaiſchen Hofrathstitel, ſowie des ruſſiſchen Wladimirordens auch auswärts die gebührende Anerkennung fanden. Er ſtarb in Leipzig am 16. December 1826.

Er ſchrieb, theils anonym, theils unter dem Namen: Julius Heiter:

Erzählungen und Mährchen. Leipzig 1802, 2 Bde., 8.; neue Aufl. 1812, mit Kupf.

Narrheit und Vernunft. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Ebendaſ. 1802, 8.

Albano der Lautenſpieler. Ebendaſ. 1803, 2 Bde., 8., mit Kupf.

Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeiſter. Ein Schau-, Trauer- und Thränenſpiel. Köln 1803; 4. Ausg. Ebendaſ. 1818, 8., mit Kupf.

Die Maske. Leipzig 1803, 8.

Die Lazaroni. Ebendaſ. 1803, 2 Thle., 8., mit Kupf.

Marionettentheater. Ebendaſ. 1805, 8.

Der Geburtstag. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1810, 8.

Der Hausbau. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1810, 8.

Neue Originalluſtſpiele. Ebendaſ. 1810, 8.

Gedichte. Halle 1825; 2. Ausg. 1835, gr. 8., mit Portrait; 3. Ausg. Leipzig 1837, zugleich mit Herodes vor Bethlehem.

M. gehört zu jenen Dichtern, welche mehr den Verſtand und das Gemüth als die Phantaſie anregen; er bewegt ſich meiſt nur in den gewöhnlichen Kreiſen des Lebens und hält ſich ſtreng von allem romantiſchen Schwunge fern, aber Herzlichkeit geſunde Moral, Wohlklang und Sprachgewandtheit und namentlich ein

Digitized by Google

glücklicher, behaglicher Witz ſind bei ihm zu finden, und werden manche ſeinee Leiſtungen noch lange in freundlichem Andenken bei der Nation erhalten.

Gedichte von Sitgfried Auguſt Mahlmann.

Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vater.

Du haſt deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge ſchaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewig herrliche Gottes-Macht
Verkündet der Morgen-Röthe Pracht,
Erzählen die tauſend Geſtirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater Unſer, der du biſt im Himmel!

Und liebvoll dein Auge ſchaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Seegen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummee und vom Grame,
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt —
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ew'ge Liebe biſt,
Und deſſen Geiabe kein Menſch ermißt,
Wie ſelig iſt dein Thron!
Der Frieden ſchwingt die Palmen,
Es ſingt die Freude Pſalmen,
Die Freiheit tönt im Jubel-Ton!
Herr! Herr! in deinem ew'gen Reich
Iſt alles recht, iſt alles gleich —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höhn!
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmels-Blumen auszuſä'n,
Daß dieſe Welt ein Garten Gottes werde!
O, ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du biſt's, die Alles wirkt und ſchafft!
Dein Weg iſt Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandern ſoll!
Doch in Deine Nähe
Führſt du Alle, daß ſie heilig werden! —
Dein Wille geſchehe,
Wie im Himmel, alſo auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnen-Strahl!
Die Frucht ergläuz' im grünen Laube!
Es weide die Heerd' im ſtillen Thal,
Und auf den Bergen röthe ſich die Traube!
Und alles genieße mit Dank und Freude! —
Unſer tägliches Brod gieb uns heute

Der du, von reinen Geiſtern umgeben,
Niederblickſt auf das ſündige Leben —
Erbarme dich unſer!
Schwachheit iſt des Menſchen Loos!
Deine Gnad' iſt grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben!
Und vergieb uns unſre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unſre Zuverſicht!
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken,
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf Morgen-Roth,
Wir ſehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angeſicht!
Führ' uns nicht in Verſuchung,
Sondern erlöſ' uns von dem Uebel!
Denn du biſt Herr,
Und du biſt Gott,
Unſer Vater!
Und dein iſt das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!
Amen!

Froher Glaube.

Ein Weſen, ein kräftiges, reines,
Durchſtrömt und belebt die Natur;
Es ſingt im Geſange des Haines,
Es rauſcht in dem Rauſchen der Flur.

Es fliegt mit dem Adler zur Sonne,
Es klopft in der menſchlichen Bruſt;
Sein Daſein iſt Leben und Wonne,
Sein Athem iſt Freiheit und Luſt!

An finſtere Götter nur glauben
Gemüther voll Dunkel und Nacht;
Ich glaub' an den Gott, der die Trauben,
Der Frühling und Liebe gemacht!

Sein herrlicher Name heißt Freude,
Sein Opfer heißt Froh-Sinn und Scherz;
Er ſah' mich im fliegenden Kleide
Und gab mir ein fröhliches Herz!

Da ſchwur ich ihm ewige Treue,
Da lallt' ich ihm kindlichen Dank;
Jetzt ſing' ich ihm Lieder der Weihe
Für Liebe, für Wein, und Geſang!

Lied des Troſtes.

Was grämſt du dich?
Noch wenig trübe Stunden,
Dann heilen deine Wunden;
Dann blickt dein Auge hell und klar!
Dein Geiſt, ſo feſt gekettet,
Fliegt dann empor und rettet
Zum Lande ſeiner Heimath ſich!
Was grämſt du dich?

Der große Geiſt,
Um den die Welten ſchweben,
Sieht unſer kleines Leben
Und unſern Kummer gnädig an.
Er zählt die Thränen-Tropfen,
Er ſtillt des Herzens Klopfen,
Er iſt es, der uns Troſt verheißt,
Der große Geiſt!

Verzage nicht!
Blick auf in jene Ferne,
Da glänzen tauſend Sterne!
Wie groß iſt deines Vaters Haus!
Ach dort, ach dort erwarmen
An ſeiner Bruſt wir Armen!
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht,
Verzage nicht!

Die drei Gaben des Vaters.

Auf das Gewimmel zahlloſes Lebens
Wendet der alte, gütige Vater
Segnend ſein Auge!
Und ſeine glanzſtrahlenden, ewigen Welten
Wandeln vorüber dem göttlichen Blicke,
Heil empfangend und herzerhebende Gaben!
Alſo auch hat er geſegnet,
Mit drei hochherrlichen Gütern,
Tellus armes, irrendes, ſchwaches Geſchlecht!

Hoffnung gab er, die tröſtende Freundin,
Welche die Bilder künftiger Tage,
Roſig gemalt, aufgeſtellt vor weinende Augen,
Mit ſüßer Täuſchung erfreuend die armen,
In Sorge Begrabenen.

Digitized by Google

Dann auch hat er geſendet
Den Mährchen-Erzähler, den freundlichen Schlaf,
Welcher auf leiſem Fittige wegführt die Hälfte
Quälender Stunden, und Tropfen der Lethe
Milde darreicht den Armen, die weit noch vom Ufer
Des heilbringenden Stromes
Freudenlos wandeln.

Und zum Dritten hat er gegeben
Die köſtlichſte Gabe,
Seinen ſtarken Erretter, den Tod,
Den freudigen Helden,
Welcher zertrümmert jegliche Feſſel der Erde,
Und aufträgt die Schwachen, Mühebeladenen,
Zu der ewigen Freiheit Sonnen-Glanz,
Und zu des unendlichen Vaters
Hochheiligem Angeſicht!

Kann auch fliehen auf immer
Die tröſtende Hoffnung,
Kann auch ſcheuchen den Schlaf
Die ängſtlich quälende Sorge:
Nicht kann rauben des Mächtigſten Hand
Den letzten Segen des ewigen Vaters,
Den rettenden Tod!

Glück im Vertrauen.

Was unabwendbar auch, im raſchen Flug der Zeiten,
Das wechſelnde Verhängniß Jedem bringt,
Ob heitre Tage ſich, ob trübe ſich verbreiten,
Des Lebens Wohlfahrt ſteiget, oder ſinkt —
Ein Glauben iſt's, nach dem der Weiſe handelt,
Und eine Hoffnung, der ſein Herz ſich weiht:
Vertrau'n auf Den, der in Gewittern wandelt
Und mild im Sonnen-Strahl erfreut!

Er winkt! Sein Sturm erwacht und ſeine Blitze fliegen,
Der Donner rollt, es bebt der Hoch-Gebirge Schoos,
Die Eiche ſtürzt — doch die Orkane wiegen
Der Roſe Blüthen-Kelch im ſtillen Thale groß!
So reiſt im Drang des ſegenvollen Heute,
Das Herrliche, das morgen uns entzückt!
So wechſeln, unaufhaltſam, Schmerz und Freude,
Und nur Vertrau'n auf Gott beglückt!

Rettung.

Wenn die Welt dich hart bedrängt,
Alle Sterne dir verſchwinden,
Dich dein liebſtes Leben kränkt:
Sprich! wo willſt du Rettung finden?

Greife nicht nach Außen hin!
Leicht wirſt du durch Schein betrogen!
Traue nicht auf Menſchen-Sinn!
Wieder lügt, wer einſt gelogen!

Aber ſteig' hinab in dich!
Kräfte, welche lange ſchliefen,
Hält dein unergründlich Ich
Tief in ſeinen innern Tiefen.

Du biſt Herr in deiner Welt!
Haſt du dich, ſo haſt du Alles!
Lächelſt, wenn dein Glück zerfällt,
Ruhig ſeines wilden Falles.

Bleibſt du ſo dir ſelbſt getreu:
Dann kann dich kein Schickſal ketten;
Gott iſt in dir! athme frei!
Trau' auf ihn, er wird dich retten!

Meine Sterne.

Meine Sterne, kommt ihr wieder?
Hat ein Engel euch geſandt?
Ach, von tiefer Nacht umgeben,
War das ſchöne Himmels-Leben
Meinem Blicke lang' entwandt!

Gießt euch nieder, holde Strahlen!
Tränke mich, du reicher Quell!
Wölbt euch über mich zuſammen,
Meiner Hoffnung Himmels-Flammen!
Macht mein Leben licht und hell!

Wie auf wildempörtem Meere,
Ungewiß in ihrem Lauf,
Nach dem Leucht-Thurm, ſie zu leiten
Schiffende die Blicke breiten,
Fliegt mein Blick zu euch hinauf!

Wie ein Sohn, der aus der Fremde
Heimkehrt, wo er lang' verweilt,
Nun in lieber Heimath Hütten
Licht ſieht, und mit ſchnellen Schritten
An die Bruſt des Vaters eilt;

So auch ich, den tief befangen
Hält ein nächtlich Labyrinth!
Doch ihr glänzt aus weiter Ferne!
Zieht mich näher, goldne Sterne!
Vater, rufe bald dein Kind!

Hoffnung auf Gott.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirſt du Blumen brechen!
O, dein Vater iſt voll Huld!
Kindlich darfſt du zu ihm ſprechen,
Auf dein gläubiges Vertraun
Wird er gnädig niederſchaun.

Wolken kommen, Wolken gehn!
Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnen-Höhn
Führen ſtürmiſch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht.
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Ankre du auf Felſen-Grund!
Schwinge dich zu Gottes Herzen!
Mach' ihm deine Leiden kund!
Sag' ihm deine tiefſten Schmerzen!
Er iſt gütig und erquickt,
Jedes Herz, das Kummer drückt!

Faß im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir dein Helfer ſenden;
Mit der Hand, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er iſt lauter Lieb' und Huld!
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit ehren ſechs und achtzig Jahr.
Er ſchlich ſo matt, er ſchlich ſo ſchwer
An ſeinem Stab' im Dorf einher;
Sein Haupt, mit weißem Haar geſchmückt,
War längſt dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein;
Man lud zu jedem Feſt ihn ein;
Man gab ihm ſtets den ſchönſten Kranz
Beim Hochzeit-Reihn und Ernte-Tanz;
Denn Vater Martin, ſanft und gut,
Verſcheuchte nie den frohen Muth.

Das Pfingſt-Feſt kam; die erſte Nacht
Ward mit Geſang und Tanz vollbracht.
Da ſammelte ſich Groß und Klein,
Und ſang und ſprang im Monden-Schein;
Der alte Martin aber ſchlich
Zu ſeiner Freunde Gräbern ſich.

Die Nacht war ſchön; ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs ſtille Flur,
Und liſpelte mit ſanftem Hauch

Digitized by Google

Im thaubeglänzten Roſen-Strauch,
Der, friſch gepflanzt von lieber Hand,
An eines Jünglings Grabe ſtand.

Der alte Martin ſeufzte ſchwer;
Er ſah empor zum Sternen-Heer,
Und fiel aufs Grab, wo Anne ſchlief,
Voll heißer Andacht hin, und rief:
„Ach, lieber Gott! ach, führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!

All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längſt, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin ſo einſam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben ſein!
Du lieber Gott, was ſoll ich doch
So ſpät auf dieſer Erde noch?

Wohl bin ich alt und lebensſatt!
Mein Geiſt iſt ſchwach, mein Herz iſt matt!
Mein zitternd Haupt iſt ſilberweiß!
Was hilft dir, Herr, der matte Greis?
Ach! nimm ihn auf, und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!"

Und Martins Bitte ſtieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor.
Er winkt' Erhörung ſeinem Flehn,
Und hieß den Todes-Engel gehn,
Daß er bereitete ſein Grab,
Und nähm' ihm ab den Pilger-Stab.

Der Engel wehte Troſt und Ruh
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Licht-Gewand,
Und reicht' ihm ſeine kalte Hand;
Er ſprach zu Martin: „Küſſe mich!"
Da küßt' ihn Martin und erblich.

Sehnſucht.

Ich denk' an euch, ihr himmliſch ſchönen Tage
Der ſeligen Vergangenheit!
Komm, Götter-Kind, o Phantaſie, und trage
Mein ſehnend Herz zu ſeiner Blüte-Zeit!

Umwehe mich, du ſchöner, goldner Morgen,
Der mich herauf in's Leben trug,
Wo, unbekannt mit Thränen und mit Sorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegen ſchlug!

Umglänze mich, du Unſchuld früher Jahre,
Du mein verlornes Paradies!
Du ſüße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnen-Schein und Blumen-Wege wies!

Seid noch einmal an's treue Herz geſchloſſen,
Ihr Freunde meiner Jugend-Zeit!
Wo ſeid ihr hin, ihr traulichen Genoſſen,
Ihr Lieben, die ſich ſonſt mit mir gefreut?

Ach! viele ſchon hält tiefe Nacht umfangen!
Sie ſchlummern in der Mutter Arm!
Blüht wieder auf, ihr eingeſunknen Wangen!
Ihr kalten Herzen, werdet wieder warm!

Umſonſt! umſonſt! mein Sehnen ruft vergebens
Erſtorbne Freuden wieder wach!
Sie welken ſchnell, die Blumen unſers Lebens,
Und wir — wir welken ihnen langſam nach!

O ſchönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt!
O ſchönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die ſehnſuchtsvoll zu dir empor geblickt!

Uns Allen iſt ein ſchwerer Traum beſchieden;
Wir Alle wachen fröhlich auf!
Wie ſehn' ich mich nach deinem Gottes-Frieden,
Du Ruhe-Land, nach deinem Sabbath auf!

Sternhelle Nacht.

Gottes Pracht am Himmels-Bogen
Iſt in Sternen aufgezogen!
Welch ein heilig ſtilles Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!

Kannſt du noch dein Auge ſenken?
Deines armen Lebens denken,
Und was irdiſch dich betrübt?
Der den Flammen-Kranz gewunden,
Hat dich ſeiner werth gefunden,
Iſt ein Vater, der dich liebt.

Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen,
Hat er ſeinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammen-Meere
Wandeln, wo ſein Auge ſchaut!

Seine Liebe ſpricht den Seegen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie ſein Auge ſie vergißt.
Allem Daſein, allem Leben
Hat er dieſen Troſt gegeben,
Halleluja, daß du biſt!

Amor und Pſyche.

Allein geht durch ein fremdes, kaltes Land
Die arme Pſyche ihren Trauer-Gang;
Ein dunkles Ahnen, wie Erinnerung
Von längſt verwehten Träumen, zeigt ihr fern
Der freien Geiſter ſchönes Vater-Land!
Ach! ihr verlaſſnes, ſchönes Vater-Land!
Und — Pſyche weint! —

Der Weinenden begegnet Amor. — „Sprich,
Was weinſt du, Schweſter?" ruft er ihr entgegen,
Und ſeine Stimme tönt, wie Flöten-Ton,
In Pſyche's Herz. Sie kennt den Bruder wieder!
Da ſinkt ſie hin an ihres Lieblings Bruſt;
Da windet feſt und innig Pſyche's Arm
Um ſeine jugendliche Schönheit ſich;
Da ruht voll ſtummen, bebenden Entzückens,
Auf ewig Eins, in Seeligkeit verſunken,
Ihr warmes Herz an ſeiner warmen Bruſt,
Ihr Feuer-Kuß an ſeinem Feuer-Kuſſe!
Und heller wird ihr die Erinnerung
An ihr verlornes, ſchönes Vaterland!
Und Pſyche — lächelt wieder.

Mein Sehnen.

Auch mir gefiel die Welt!
Ich pflückte dankbar ihre Blumen,
Ich klimmte muthig ihre Berg' empor,
Und breitete, vom hohen, luſt'gen Gipfel,
Die Arme freudig liebend aus.
Doch ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wo werd' ich finden, was ich ſuche?"

Ich ſank in Freundes Arm,
Ich nannt' ihn zärtlich: Bruder!
An ſeinem Buſen floſſen meine Thränen,
An ſeinem Herzen ſchwieg mein Gram! —
Der Tod zerriß den Bund vertrauter Seelen!
Das Grab verſchlang mein Leben und mein Glück!
Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wann werd' ich finden, was ich ſuche?"

Die Liebe trat zu dem Verlaſſnen,
Die Liebe ſprach: „Ich helfe dir!"
Und feſt umſchlang, mit zarten Armen,
Ein ewig theures Weſen mich.

Digitized by Google

Du ſchönes Licht in meiner Nacht!
Mein Engel in der Lebens-Wüſte,
Du ſchwandeſt wie ein Traum-Geſicht!
  Und ein unendlich Sehnen zog
  Nach einer unbekannten Gegend mich,
  Und ich rief weinend aus:
  „Ich finde nimmer, was ich ſuche!"

Der Sturm, der tief das Herz bewegt,
Wann endet er?
Die Sehnſucht, die verlaſſen weint,
Wann findet ſie?

O ſtille Nacht! dein heil'ges Licht
Erleuchtet meine Seele!
Gott ſchrieb des Glaubens Flammen-Schrift,
Der Hoffnung tröſtungsvolle Worte,
An das Gewölbe ſeiner Nacht!
Dort iſt die Gegend, wo hinauf
Mich raſtlos ein unendlich Sehnen zieht!
O Flügel her, daß ich das Ziel erreiche!

Heimath.

„Wo kommſt du her, ſo bleich und blaß,
Du armes liebes Kind?"
  Ich komm' aus meinem Blumenland,
  Aus meiner Mutter Haus.
  Die Liebe hat mein Herz entwandt,
  Ich muß in die Welt hinaus.

„Geh wieder heim ins Blumenland!
Eh noch das Herz dir bricht.
Denn, ach! auf dieſem öden Strand
Wohnt treue Liebe nicht."
  Der Himmel iſt mein Blumenland,
  Das Grab meiner Mutter Haus,
  Da iſt es ſo ſtill, dort iſt es ſo licht,
  Da welket die Myrthe der Liebe nicht.
  Drum geh ich heim ins Blumenland!
  In meiner Mutter Haus!

Schwermuth.

  Als mein Leben voll Blumen hing,
Als ich im fliegenden Kleide
Lächelnd der Zukunft entgegen ging,
Wie klopfte mein Buſen voll Hoffnung und Freude!
Ach, hin iſt hin! und todt iſt todt!
Euch verſchwundne ſchöne Tage
Weckt kein Morgenroth!
Hin iſt hin! und todt iſt todt!

  Freundſchaft, als mich dein Arm umwand,
Als ich in ſeeligen Stunden
Endlich ein Herz, wie das meine, fand,
Da heilten ſie alle, die blutenden Wunden!
Ach, hin iſt hin, und todt iſt todt!
Was der Zeiten Flug zertrennte,
Eint kein Morgenroth!
Hin iſt hin! und todt iſt todt!

  Als mein Buſen voll Liebe ſchlug,
Als mich der höchſte der Triebe
Ueber die Nebel der Erde trug,
Wie war ich ſo ſelig im Arme der Liebe!
Ach, hin iſt hin! und todt iſt todt!
Um das Grab geſtorbner Liebe
Glänzt kein Morgenroth!
Hin iſt hin! und todt iſt todt!

  Troſtlos ſteh' ich, voll bittern Schmerz,
Einſam im langen Ermatten!
Brich, o du armes, verwaiſtes Herz!
Und ſuche dir Frieden im Reiche der Schatten!
Ach, hin iſt hin! und todt iſt todt!
Schimmre bald auf meinem Hügel,
Goldnes Morgenroth!
Hin iſt hin! und todt iſt todt!

Abend-Lied.

An Minna.

Wie hängt die Nacht voll Welten,
  Wie glänzt der Abend-Stern,
Als ſäh' er Menſchen-Freuden,
  Und Menſchen-Ruhe gern!
Ach, Minna, der den Stern gemacht,
Der hat auch mein und dein gedacht,
  Und wird uns nie vergeſſen!

Er blickt mit Vaterliebe
  Aus dieſem Sonnen-Meer,
Im Flimmern goldner Sterne,
  Auf ſeine Kinder her;
Und wo auf ſeiner ſchönen Welt
Des Kummers Thräne niederfällt,
  Da giebt er Troſt und Frieden.

Das Herz, oft ſchwer von Sorgen,
  Wiegt er in ſüße Ruh',
Und drückt mit Abend-Lüftchen
  Des Müden Auge zu;
Sein guter Engel lohnet dann
Den Schweiß, der von der Stirne rann,
  Mit Bildern heitrer Träume.

O, laß uns ihm vertrauen!
  Auf ihn nur laß uns ſehn,
Wenn wir auf Dornen wandeln,
  Wenn wir auf Blumen gehn!
Für Dorn und Blume ſei ihm Dank —
Es dauert eine Stunde lang,
  Dann wiegt er uns in Schlummer.

Den Schmerz der kleinen Erde
  Umſtrahlt der ew'ge Kranz
Von ſeinen tauſend Welten,
  Mit frohem Hoffnungs-Glanz.
Dort hat er Geiſtern edler Art
Den ſtillen Wohn-Platz aufbewahrt,
  Wo ihre Sehnſucht endet.

Er trägt in ſeinem Herzen
  Die Kinder ſeiner Welt,
Und heißt ſie froh willkommen
  Im ſchönen Stern-Gezelt;
Dort oben muß ein Stern auch ſein,
Wo ſich verwandte Seelen freun! —
  Du mein, ich dein, auf ewig!

König Violon u. Prinzeſſin Clarinette*).

Ein Trauerſpiel für Marionetten.

Perſonen:

König Violon.
Prinzeſſin Clarinette, ſeine Braut.
Fräulein Kunigunde, Hofdame.
Bramarbas, Feldmarſchall des Königs.
Prinz Caſimir.
Siegfried, ſein Kammerherr.

Erſter Auftritt.

Saal im königlichen Schloſſe.

Prinz Caſimir, Siegfried.

Siegfried.
Was hör ich, theurer Prinz? Bedenkt doch, welch Verbrechen!
Caſimir.
Schweig ſtill, mein Kammerherr, umſonſt iſt all dein Sprechen!
Siegfried.
Wie? iſt's denn wirklich Ernſt? dahin ſoll's alſo kommen?
Iſt das der Dank, daß man euch gaſtfrei aufgenommen?
Der König Violon, Prinzeſſin Clarinette
Traktirten euch und mich tagtäglich um die Wette,
Und nun, durchlauchtiger Prinz — bedenkt doch nur einmal,
Welch raſendes Vergehn, welch ſchreckliches Skandal —
Ihr wollt — beim Himmel nein! ich will, ich kanns nicht glauben!

*) Aus Mahlmann's Marionetten-Theater S. 1 fgde.

Ihr wollt dem Könige die ſchöne Prinzeſſin rauben?
Ich geht doch in euch, Prinz! iſt das erlaubt und recht?
Caſimir.
Ich weiß es, lieber Freund, es iſt entſetzlich ſchlecht —
Doch — gib dir keine Müh, da predigſt tauben Ohren.
Nur ihr gehör' ich an, mich ſelbſt hab' ich verloren,
Mein Herze lechzt nach ihr, mein tiefſtes Leben brennt,
Und fragen ſoll ich noch, wie das die Welt benennt?
Siegfried.
Und König Violon?
Caſimir.
Suche eine andre Braut!
Mit dieſer wird er nie, im Leben nie getraut!
Nein, trauriger Tyrann! bleib einſam auf dem Throne!
Der liebe Myrthenreis paßt ſchlecht zu deiner Krone!
Clarinette wird nie dein, nie! nie! das ſchwör' ich dir,
Ihr Herz hat mich erwählt, und ich — bin Caſimir!
Siegfried.
Gotts tauſend, theurer Prinz! Ihr ſeid mit ihr ſchon einig?
Caſimir.
Du zweifelſt noch daran?
Siegfried.
Wahrhaftig das geht ſchleunig!
Ihr ſtürzt euch in Gefahr, ihr zieht mich mit hinein —
'S iſt doch ein ſchwerer Dienſt, ein Kammerherr zu ſein!
Caſimir.
Ich bin ein tapfrer Held, bewährt durch manche That!
Siegfried.
Doch in der Liebe, Prinz, nicht eben delikat!
Caſimir.
Das iſt die Regel ſo, man muß bei nobeln Gaben
Auch eine Portion von nobler Schwachheit haben!
Die Lorbeern ſchützen nicht, wenn Liebesblicke locken,
Der Herkules wird zahm und ſpinnt an Liebchens Rocken!
Siegfried.
Ihr ſtrebt nur viel zu hoch — ein Fremdling ohne Land!
Nein, edler Caſimir, ſie gibt euch nie die Hand!
Caſimir.
Zu hoch? mein Kammerherr, wo denkſt du wieder hin?
Iſt denn Mama von mir nicht eine Königin?
Siegfried.
Ach könnten wir nur auch im Kirchenbuche leſen,
Was alles ſich begab und wer Papa geweſen!
Caſimir.
Das weiß ich freilich nicht, auch kümmert mich das wenig;
Drei Jahre reiſ' ich ſchon, und frage jeden König:
„Haben ſie Mama gekannt? ſie läßt ſie ſchönſtens grüßen,
„Und ſind ſie mein Papa, ſo leg ich mich zu Füßen."
— Kein Teufel meldet ſich!
Siegfried.
Die Herrn von Gottes Gnaden
Sind gern incognita Vermehrer ihrer Staaten.
Doch überlegt, mein Prinz, wenn Violon entdeckt,
Was ihr im Schilde führt, ſo ſcheitert das Project,
Des Königs Grimm erwacht, er kriegt uns bei den Ohren,
Ein Prinz, ein Kammerherr, ſind glatt und gar verloren!
Caſimir.
Ich kenne keine Furcht, die Liebe winkt und ſpricht,
„Ermanne dich, o Held, ſei ſtark und zage nicht!"
Ich bin des Siegs gewohnt, es zitterten Provinzen
Vor meinem Heldenarm, und Könige und Prinzen!
Siegfried.
Ei ja! das glaub ich wohl — mit einem Heer Soldaten,
Da thut man recht kommod' unglaublich große Thaten! —
Hier aber, tapfrer Held — die eigne Haut thut weh —
Zu Schaden kommt man leicht und ſchwer zu Renommee!
Caſimir.
Die Liebe ſteht uns bei!
Siegfried.
Laßt ab eh ihr begonnen!
Es iſt Verrath! bedenkt!
Caſimir.
Die Liebe hat ihn geſponnen,
Ich traue feſt auf ſie!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, König Violon, Bramarbas, Wache.

Violon.
Gefreiter! Wache! herein!
Ergreift ſie! feſſelt ſie! und ſperrt ſie ſorgſam ein!
Geſchwind! was zaudert ihr? was ſteht ihr ſo von fern?
Greift zu! den Prinzen erſt, dann ſeinen Kammerherrn!
Caſimir.
Welch ſchrecklicher Befehl! o König, darf ich fragen...?
Violon.
Marſch auf die Feſtung! fort! ich hab euch nichts zu ſagen!
Caſimir (im Abgehen zu Siegfried).
Zum Teufel, Kammerherr! er weiß um unſern Plan!
Siegfried (im Abgehen).
Ich bin ein armes Lamm und habe nichts gethan!

Dritter Auftritt.

Violon, Bramarbas.

Bramarbas.
Erhabner Violon, darf Euer Bramarbas wagen,
Euch, Licht und Glanz der Welt, ſubmiſſeſt zu befragen,
Welch eine Frevelthat der Caſimir vollführt,
Daß ihr ſo zornig ſeid? — Ich bin ganz alterirt!
Violon.
Das freut mich recht von dir, Bramarbas, meine Stütze!
Ja Wir ſind fürchterlich in unſrer wilden Hitze!
Du fragſt, was er gethan? Wir wiſſen's ſelber kaum,
Ein Traum iſt ſchuld daran, ein recht fataler Traum!
Feldmarſchall, denke dir, wie vom Burgunder-Rauſche
In ſüßen Schlaf gewiegt im Kabinet ich lauſche,
Da träumt mir, meine Braut, die ſchöne Clarinette,
Lag todt und leichenblaß in ihrem ſeidnen Bette,
Und Caſimir, der Prinz, ſtand wie ein Löwe da,
Und riß den Kopf mir ab, da er die Leiche ſah —
Bramarbas, denke dir, wie ſehr Wir da erſchrocken!
Ich griff an meinen Kopf und fühlte meine Locken,
Da ward mirs leicht ums Herz, ich ſchöpfte wieder Athem,
Doch ſterben ſoll der Prinz, das ſichert mich vor Schaden!
Man weiß nicht — oft trifft ein, was man im Traume ſah,
So lehrte mich höchſtſelbſt, hochſelig die Mama!
Bramarbas.
Ein Traum, o Majeſtät! beſonders nach Burgunder,
Bedeutet ſelten was und iſt kein großes Wunder!
Ich träume hundertmal, doch kümmert mich das wenig!
Violon.
Du träumſt als Unterthan, wir träumen wie ein König!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Clarinette, Kunigunde.

Clarinette (wild hereinſtürzend).
Welch ein Lärmen! welch Getümmel!
Iſt es möglich! gütiger Himmel!
Herr und König — wie? iſt's wahr?
Caſimir iſt in Gefahr?
Caſimir an unſerm Hofe
Wird geliebt und venerirt,
Still beſeufzt von jeder Zofe,
Caſimir iſt arretirt?
Violon.
Ja ſterben muß er gleich, und zwar aus wicht'gen Gründen,
Und iſt er einmal todt, wird man's auch billig finden.
Clarinette.
Was ſagt ihr? wie? er ſterben?
Violon.
Ja, meine theure Braut — beliebt doch Platz zu nehmen —
's iſt Gottes Wille ſo, man muß ſich ſchon bequemen!
Clarinette.
Nein, das wollen nicht die Götter,
Daß der ſchöne Jüngling ſtirbt!
Sorgt, daß nicht wie Sturm und Wetter
Euch ſein Heldenarm verdirbt!
Er ſoll ſterben? ihr wollt leben? —
Er wird zum Gericht geführt?
Stärke wird dem Tod gegeben,
Und die Schwachheit triumphirt? —
Gab euch Wahnſinn ſolchen Rath
Zu der ungeheuern That?
Wenn ſie ihn zu Grabe tragen,
Hört auch mein Herz auf zu ſchlagen!
Violon.
Wie kommt mir denn das vor? Ihr nehmt viel Antheil dran!
Bramarbas, höre doch!
Clarinette.
So wißt's, ich bet ihn an!
Violon.
Sie betet ihn an! und ich?....

Digitized by Google

Clarinette.

O meine Sonn' iſt aufgegangen,
Seit ich den ſchönen Jüngling ſah,
Dich lieb ich nicht, mein brünſtiges Verlangen
Iſt nur nach ihm und ſeinem Herzen nah!
Mein Vater gab mich dir,
Nicht ich, nicht freie Wahl,
Ich ſah den Caſimir —
Und du warſt meine Qual!
O laß ihn los und gib mich frei,
Daß treue Liebe glücklich ſei!

Violon.

Nun ſeh einmal ein Menſch! Prinzeſſin, meine Braut,
Jetzt ſchon ſo unverſchämt? und ſeid noch nicht getraut?

Clarinette.

Erröthen müßt ich ja, wollt' ich es nicht bekennen,
Ihn meinen Liebſten nicht vor allen Menſchen nennen!
Ich lieb ihn ewig treu! und ich bekenn' es laut!
Und ihr, o Heer, ſeid froh, daß wir noch nicht getraut!

Violon.

Ei das hilft alles nichts, Bramarbas, du wirſt ſorgen,
Noch heute ſtirbt der Prinz, die Hochzeit feir' ich morgen,
Und Punktum! dabei bleibts! es ſtirbt der Caſimir,
Das Urtheil iſt gefällt, car tel est notre Plaisir!
(Ab mit Bramarbas).

Fünfter Auftritt.

Clarinette, Kunigunde.

Kunigunde.

O Himmel! Prinzeſſin, was habt ihr gewagt!

Clarinette.

Sei ruhig, liebe Kunigunde,
Ich hab' mein volles Herz recht frei herausgeſagt,
Und ich bereu' es nicht, zu treuem Liebesbunde
Bin ich für ihn allein, iſt er für mich gemacht,
Stirbt er, ich folg' ihm nach in ſeine ſtille Nacht!

Kunigunde.

Peinzeſſin, ſchöner iſts mit dem Geliebten leben,
Doch muß den Liebeskuß Geheimniß ſtill umſchweben.

Clarinette.

Geliebte zürne nicht, ich wollt' es ja verſchweigen,
Da muß ſich mir der Menſch in ſeinem Grimme zeigen,
Ich haſſ' ihn, o es war mir Luſt ihn recht zu kränken!
Zu quälen, was man haßt, kann man was Süßers denkm?
Es komme, was da will, ich bleib ihm ewig treu,
Im Sieg' mit ihm gekrönt, im Tode mit ihm frei!

Kunigunde.

Daß Gott erbarme ſich! das hätt' ich nie gedacht,
Wie ich die Briefchen ſonſt ſchlau hin- und hergebracht!
Es fing ſo ſchön ſich an mit Seufzern und Präſenten,
Und nun muß alles ſich ſo ganz erbärmlich enden!
Der Caſimir iſt ſchön, ich habs euch nie verdacht,
Daß ihr ihm ins Geheim was Süßes zugedacht;
Ich gab euch guten Rath, ich hab in ſolchen Sachen
Unglaublich viel gethan, und weiß es wohl zu machen.
Verſchwiegen muß man ſein, mit ſeiner Liebe zaudern....

Clarinette.

Er liebt mich und iſt ſchön, und — ich ſoll gar nicht plaudern?

Kunigunde.

Der König kommt! o weh! es iſt um uns geſchehn!

Clarinette.

Fort, fort, geſchwinde fort! ich mag ihn nicht mehr ſehn.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen, Violon.

Violon.

Weiß Gott, wir ſind verliebt! wir haben keine Ruh!
Prinzeſſin, hört ihr nicht? wo lauft ihr wieder zu?

Clarinette.

Wo du nicht biſt Tyrann! dich werd' ich ewig fliehen,
Für ihn nur ſoll mein Herz in treuer Liebe glühen!
Im Kerker ſchmachtet er und niemand hört ſein Sehnen,
Doch iſt mein Herz bei ihm und weint in ſeine Thränen!
Gib mir ihn los, Tyrann — wo nicht, ſo ſchwör' ich dir,
Mein Entſchluß iſt gefaßt: Tod oder Caſimir!
(Ab mit Kunigunden).

Siebenter Auftritt.

Violon (allein).

Ei, ei, wie frevelhaft! der Kopf iſt ihr verdreht,
Sie hat nicht mehr Reſpekt vor meiner Majeſtät!
Mit einer Krone will ich ihre Stirne zieren,
Sie will die meinige mit Hörnern regaliren?
O allzu ſchweres Loos der Könige auf Erden,
Betrogen und gehaßt, und nie geliebt zu werden!
Und doch begreif ichs nicht — es gibt kurioſe Triebe,
Je toller ſie ſich ſtellt, je mehr wächſt meine Liebe!

Achter Auftritt.

Violon, Bramarbas.

Bramarbas.

Erhabnt Majeſtät! der Prinz wünſcht Euch zu ſprechen.

Violon.

Was will er? kundig iſt ſein ſchreckliches Verbrechen.
Und wie? er wagt es noch, der freche Böſewicht!
Er kommt und zittert nicht vor meinem Angeſicht?
Er trete her, doch nie werd' ich ihm Gnad' erzeigen.
Macht das Schaffott bereit, er ſoll es gleich beſteigen!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Caſimir und Siegfried
treten von der Wache begleitet herein.

Violon.

Was ſuchſt du wieder hier? was haſt du mir zu ſagm?
Kannſt du die ſchwarze That noch zu vertheid'gen wagen?
Willſt du auf deinen Knieen um Gnade flehn und heulen?

Caſimir.

Ihr irrt, ich bin gewohnt, ſelbſt Gnade zu ertheilen!
Der Tod erſchreckt mich nicht, ich reich ihm froh die Hand,
Mein kühnes Heldenherz iſt längſt mit ihm bekannt!

Violon.

Schweig mit der Prahlerei! das iſt die alte Leier,
Du biſt ein Vagabond und gehſt auf Abentheuer.

Caſimir.

Reſpekt vor meinem Rang!

Violon.

Biſt du denn König?

Caſimir.

Nein,
Ich bin noch etwas mehr, denn ich verdien's zu ſein!

Violon.

Das glaub' ein andrer dir, wir ſind höchſtſelbſt nicht dumm,
Von vorne ſeh ich nichts, ſo dreh dich einmal rum —
Wahrhaftig ich kann auch nichts Königliches finden,
Haſt weder Majeſtät von vorne noch von hinten.

Caſimir.

Mein Herz ſagt mir, das ich aus Königsblut entſproſſen,
Den Vater kenn ich nicht, das hat mich oft verdroſſen.

Violon.

Der Menſch weiß nicht einmal, wer ſein Papa geweſen,
Und treibt an meinem Hof ſolch arrogantes Weſen!

Caſimir.

Es wälzt der ſtolze Nil die königlichen Wogen
Durch ganz Aegyptenland,
Der Quell, der ihn erzogen,
Iſt dennoch unbekannt.

Violon.

Das iſt ſo in der Art bei wäßrigem Geſchlechte,
Wo viele Quellen ſind, da weiß man nie die rechte.

Caſimir.

Die Abkunft weiß ich wohl von mütterlicher Seite,
Mama iſt Königin und geht im Purpurkleide,
Ich kam hieher, um euch, o König, zu befragen:
Seid ihr wohl mein Papa? die Mutter läßt euch fragen,
Habt ihr ſie einſt gekannt, die ſchöne Meluſine?

Violon.

Was hör ich? Himmel! wie?

Caſimir.

Er ändert ſeine Miene.

Violon.

Bringt mir zu riechen her, es wird mir wunderlich!
Ach, Meluſine! ja! der Name tödtet mich!

Caſimir.

Ihr ſeid ſo überraſcht — darf ich es hoffen? ha!
Erhabner Violon, ihr ſeid es! mein Papa!

Digitized by Google

Violon.
Beweiſe, was du ſagſt, ſonſt koſtet's dich das Leben.

Caſimir.
Ein wildes Schwein, ſo heißt's, hat mich der Welt gegeben.

Violon.
Mein Sohn! mein liebſter Sohn!

Caſimir.
Papa! Papa! Papa!
(feurige Umarmung).

Bramarbas.
Ich ſtehe ganz erſtaunt und ganz verwundert da,
O Licht und Glanz der Welt! mein König, ſagt mir doch,
Ihr wart, ſo viel ich weiß, niemals im Ehejoch,
Und nie ward euer Herz von Liebe überwunden,
Wie habt ihr denn anjetzt ein ſolches Kind gefunden?

Violon.
Verſchieden iſt die Zeit, verſchieden ſind die Launen,
Feldmarſchall, die Natur ſpielt manchmal zum Erſtaunen!
Auch ich war einmal jung, mir ſchien ein heitrer Himmel,
Leicht ſcherzte rund um mich des Lebens bunt Getümmel,
Auf Reiſen ging ich aus mit Frohſinn und mit Geld,
Man nannte mich galant und ich gefiel der Welt!
Einſt in Zirkaſſien, das gleich dem Paradieſe,
In tauſend Reitzen blüht, bin ich auf einer Wieſe;
Und als ich einſam da an einer Quelle ſaß,
Mein Klepper neben mir vom fetten Graſe fraß,
Vernehm' ich aus dem Wald' ein kläglich Hülfeſchrein,
Ich ſchwinge mich aufs Roß und ſpreng' ins Holz hinein —
Da ſtürzt in meinen Arm, Entſetzen in der Miene,
Der Götter Ebenbild, die ſchöne Meluſine;
Es folgt ihr auf den Fuß ein ungeheurer Eber,
Ich ziehe gleich mein Schwert und ſtech ihn durch die Leber.
Sie lallt und ſtammelt Dank, ich fühle ſüßen Schmerz,
Zu Füßen leg ich ihr das Schwein und auch mein Herz,
Und beides nimmt ſie an und beides iſt willkommen;
Viel Küſſe werden nun gegeben und genommen;
Bramarbas, glaube mir, der Liebe zarter Glanz
Erliſcht nur gar zu oft vor Hymens Fackeltanz!
Ein ungeduldig Herz fragt nach dem Paſtor nie,
Und jeder ſtille Platz iſt gut zur Cer'monie!

Caſimir.
O König und Papa! ſo dank ich euch das Leben?

Violon.
Ja, vielgeliebter Sohn, Wir haben dirs gegeben,
Und es iſt gern geſchehn, ſtell nur das Danken ein!
Du biſt mein erſtes Kind, du ſollſt mein Kronprinz ſein!
Doch die Prinzeſſin, Sohn! die trittſt du mir doch ab?

Caſimir.
Was? die Prinzeſſin? Euch? nein, lieber gleich ins Grab!

Violon.
Wie, Kind? du liebſt ſie noch?

Caſimir.
So lang ich lebe! ja!

Violon.
Ich habe keinen Sohn!

Caſimir.
Ich habe keinen Papa!

Bramarbas.
Ach ein Familienzwiſt macht doch betrübte Sorgen!
Prinz, weichert euch nicht mehr, dem Vater zu gehorchen!

Caſimir.
Der mir mein einzig Glück will aus den Armen reißen,
Gehorchen ſoll ich dem, den ſoll ich Vater heißen?

Siegfried.
O große Majeſtät, gebt ihm die Braut, ſeid froh,
In euern Jahren iſt die Liebe Riſiko!

Violon.
Nein, ungerathnes Kind, du ſollſt nicht triumphiren,
Zur Strafe will ich ſie ſogleich zum Altar führen!

Caſimir.
Glaubt ihr, ich fürchte das? die Drohung macht mich lachen!
Eh' ſtürzt der Himmel ein — und alle Welten krachen!
Im Winterfroſt erſtarrt der Buſen der Natur,
Eh Clarinette je vergißt, was ſie beſchwur!
O quäle ſie, Barbar, das Schickſal wird mich rächen,
Nur treue Liebe darf der Liebe Blumen brechen!
O Angſt und Tod und Nacht! Ihr Götter gebt mir Licht!
Ich will — ich will — ach was? Ich weiß es ſelber nicht!
(ſtürmend ab mit Siegfried).

Zehnter Auftritt.

Violon, Bramarbas.

Bramarbas.
O Glanz und Pracht der Welt! erhabne Majeſtät!
Ich wette, daß er jetzt gleich zur Prinzeſſin geht,
Und trifft er ſie allein, ſo macht er Mariage!

Violon.
Bramarbas, edler Freund, verrenn ihm die Paſſage!
Geh, lauf und ſäume nicht!

Bramarbas.
Herr, ihr könnt ſicher ſein,
So lang Bramarbas lebt, ſo darf er nicht hinein;
Und wäre er ſchon drein, ſo muß er wieder raus,
Er iſt zwar Euer Sohn, doch mach' ich mir nichts draus!
(Ab).

Eilfter Auftritt.

Violon (allein).

Ja wohl er iſt mein Sohn, daran iſt gar kein Zweifel,
Gerade wie einſt mich, ſo plagt ihn jetzt der Teufel!
Iſt man einmal Papa, nimmt man mit Schrecken wahr,
Welch ein gewalt'ger Narr man in der Jugend war!
Und doch, bedenk ichs recht — in meinen jungen Tagen —
Weiß Gott, ſo toll wie er, hab ich mich nicht betragen!
Was iſt nunmehr zu thun? ach eine Majeſtät
Iſt doch in dieſer Welt auch oft in Schwulität!
Heirathen oder nicht? da eben ſitzt der Knoten!
Die Ehſtandsmelodie hat gar verwünſchte Noten —
Doch ach! der Sommer flieht — der Winter kommt — man
friert —
Wird man im Alter doch noch gratis karesſirt!
Da liegts! wer trüge ſonſt ſo lang und unverdroſſen
Die Launen, die Vapeurs und — manchen Mitgenoſſen?
Doch wie? mein eigner Sohn wird jetzo mein Rival?
Und trägt ſein flammend Herz ganz ohne Futteral?
Nein! unerhört bei Gott! die ungerathne Brut!
Ha büßen ſollſt du mir für ſolchen Uebermuth!

Zwölfter Auftritt.

Violon. Siegfried und Kunigunde ſtürzen bleich und athemlos herein, und fallen händeringend dem Könige zu Füßen.

Kunigunde.
Ihr Götter!

Siegfried.
Majeſtät!

Kunigunde.
Mein König!

Siegfried.
Welches Schrecken!

Kunigunde.
Laßt euch erzählen, Herr!

Siegfried.
Ach laßt es euch entdecken!

Kunigunde (weinend).
Clarinette — huhuhu!

Siegfried (weinend).
Prinz Caſimir — huhu!

Violon.
Sprecht einer auf einmal, ſonſt halt't die Mäuler zu!
Der Henker mag verſtehn, was zwei Verrückte ſagen —
Du, Siegfried, ſprich zuerſt, was haſt du vorzutragen?

Siegfried.
Wie bring ichs euch doch bei, erſchreckt nicht, Majeſtät!
Als eben jetzt der Prinz aus euerm Zimmer geht,
So ruft er toll und wild: Mein bleibſt du, Clarinette!
Und eilt wie raſend fort nach ihrem Kabinette —
Doch der Feldmarſchall kommt, das garſtge grobe Thier,
Verrennt ihm gleich den Weg und ſchreit: Marſch, fort von hier!

Violon.
Die Order gab ich ſelbſt! Verderben dem Verräther!

Siegfried.
O große Majeſtät! der Prinz zog gleich vom Leder —
Und des Feldmarſchalls Kopf ....

Violon.
O weh!

Siegfried.
Wie weggeſchoren
Flog er auf einen Hieb!

Violon.
Er hat den Kopf ...?

Digitized by Google

Siegfried.

Verloren,
Ganz glatt weg, Majeſtät!

Violon (empfindſam).

Das iſt mir höchſt fatal!

Siegfried.

Laßt's gut ſein und beweint ihn auf ein andermal,
Denn noch viel größre Noth und viel gewaltigre Schrecken
Hab ich, o Licht der Welt, euch jetzo zu entdecken!

Violon.

Du Unglücksvogel ſprich, was noch?

Siegfried.

Prinz Caſimir
Dringt nun ins Kabinet, allein — was ſah er hier! —
Ich kann nicht mehr! der Schreck hemmt jedes Wort im Munde. —
Du ſtehſt auch wie ein Klotz! erzähl' es, Kunigunde!

Kunigunde.

Clarinette hört den Lärm, vor Schrecken wird ſie blau,
Sie ſchreit: Der König kommt und macht mich nun zur Frau!
Und außer ſich vor Wuth greift ſie nach einer Gabel
Und ſtößt ſie ſich ins Herz — ja das war ſie kapabel!

Violon (macht entſetzliche Gebärden).

Siegfried.

Da lag das ſchöne Kind und ſchwamm in ihrem Blute!
„Mein Engel, was iſt das? Wie find' ich meine Gute?“
So ſprach der Caſimir.

Kunigunde.

„Mein Schatz wird mir verzeihn,
„Ich glaubte ſchon, es dräng der König hier herein!“
So ſprach die Clarinette.

Siegfried.

„Ei was! ſie hätten ſollen
„Vermuthen, daß ichs war, der ſie befreien wollen!“
So ſprach der Caſimir.

Kunigunde.

„O Unbeſtand des Glücks!
„Als Jungfer fahr ich nun hinüber übern Styx!“
So ſprach die Clarinette.

Siegfried.

Und unter Angſt und Beben
Brach ihr durchlaucht'ges Herz, ſchwand ihr durchlaucht'ges Leben!

Violon.

Mein Traum! mein Traum! mein Traum! ha welch ein gräßlich Wunder!
Und ſprach der Eſel nicht, das käm nur vom Burgunder?
Ha da burgundert ſichs! Bramarbas ohne Kopf!
Und Clarinette todt! was mach ich armer Tropf?
O unglückvoller Tag! o wär ich nie geboren!
Mit ſeinem Kopf ging auch der meinige verloren!
Mein Glück hat ausgeblüht! Wohlauf! wohlauf, Courage!
Wer hier kein Weib ſich nahm, macht dort noch Mariage!
(erſticht ſich).
Komm Hochzeitbitter, Tod! du Lebensbefreier!
Mir iſt die Welt wie nichts, mein Thron wie Goldpapier!
(ſtirbt).

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Caſimir ſtürzt wüthend und außer ſich mit gezogenem Schwerte herein.

Caſimir.

O ſchreckliches Geſchick! barbariſcher Papa!

Siegfried.

Schweigt ſtill, durchlauchtger Prinz!

Kunigunde.

Ihr wißt nicht, was geſchah

Siegfried.

Da liegt der ſelige Mann!

Caſimir.

Ha Eiferſucht der Hölle!
Er iſt ihr nachgeeilt, ich folg ihm auf der Stelle!
Auch dort wird ſie nicht dein, Barbar erzittre! fix,
Ein fliegender Courier eil ich hinab zum Styx.
(ſtürzt ſich in ſein Schwert).
O weh! der Liebe Rauſch gab mir das ſüße Leben,
Dem ſüßen Liebesrauſch will ichs nun wiedergeben!
Dort wohnt der Liebe Glück, hier wohnt der Liebe Schmerz,
So ſtirb nun glorios, verliebtes Heldenherz! (ſtirbt).

Siegfried.

Was meinen ſie, mein Kind? die Herrſchaft iſt zum Teufel!
Was thut die Dienerſchaft?

Kunigunde.

Sie folgt ihr ohne Zweifel!

Siegfried.

Ei, ei, mein werthes Kind, das wär wohl nicht geſcheidt,
Ich denke, man verſüßt ſich dieſe Zeitlichkeit!

Kunigunde.

Wie ſo, Herr Kammerherr?

Siegfried.

Hofdame, mein Verlangen —
Sie ſehn's in meinem Blick, an meinen blaſſen Wangen.

Kunigunde.

Hier, wo der Tod regiert?

Siegfried.

Drum ziehe Leben ein,
Nimm, Engel, meine Hand!

Kunigunde.

Wohlan ich ſchlage ein!

Siegfried.

Die Erſten ſind wir nun, gewiß man krönt mich morgen!

Kunigunde.

Sei ſtill, mein Bräutigam, für Krönung will ich ſorgen.

Siegfried.

Die Thoren ſuchten dort ein günſtiges Geſchick —

Beide.

Hofdamen machen hier mit Kammerherrn ihr Glück!
(Der Vorhang fällt).

Friedrich Majer

ward am 24. April 1772 zu Koskau im Reußiſchen geboren, ſtudirte nach vollendeten Schulſtudien 1791 zu Jena die Rechte, worauf er theils hier, theils zu Weimar ſeine Privatſtudien fortſetzte. 1804 begleitete er unter dem Titel eines gräflich reußiſchen Rathes den Erbprinzen von Reuß-Schleiz auf die Univerſitäten Würzburg und Erlangen und lebte nach ſeiner Zurückkunft als reußſchleizischer Legationsrath zu Weimar und Gera. Hier erhielt er ſeine Ernennung zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München und ſtarb daſelbſt am 15. Mai 1818.

Er verfaßte:

Geſchichte der Oden. Jena 1795.
Briefe über das Ideal der Geſchichte. Lübeck 1796.
Zur Kulturgeſchichte der Völker. Leipzig 1798. 2 Bde.
Geſchichte des Fauſtrechts. Berlin 1799.
Bertrand de Guesclin. Bremen 1801, 2 Thle.
Allgemeines mythologiſches Lexikon. Weimar 1803 u. 1804, 2 Thle.
Mythologiſches Taſchenbuch für 1811 u. 12. Weimar 1811, 8.
Chronik des fürſtlichen Hauſes der Reußen von Plauen. Ebendaſ. 1811.
Mythologiſche Dichtungen und Lieder der Skandinavier. Leipzig 1818.
Brahma, oder die Religion der Indier als Brahmaismus. Ebendaſ. 1818.

Majer's hiſtoriſche Forſchungen, namentlich auf dem Gebiete der indiſchen und nordiſchen Mythengeſchichte, waren um deſto verdienſtvoller, als es ihm zur Zeit ihres Entſtehens noch ſehr an den nothwendigen Hülfsmitteln und Vorarbeiten fehlte, und er zu den Erſten gehörte, welche die Aufmerkſamkeit deutſcher Gelehrten darauf hinlenkten; ganz beſonders iſt zu bedauern, daß ſein wacker gearbeitetes mythologiſches Lexikon aus Mangel an Theilnahme unvollendet bleiben mußte.

Brahm*).

Brehm, Brimha, Parabrahma, d. i. die Selbſtſtändigkeit, das groſe Eine, die höchſte Weisheit, das allerweiſeſte Weſen. Unter dieſen Namen verehrten von den älteſten Zeiten an die weiſen und aufgeklärten unter den Braminen und Hindus das allerhöchſte, ewige, unermeßliche, unendliche, nothwendige, durch ſich ſelbſt beſtehende Weſen, In den alten Schriften werden ihm unter andern folgende ſeinen Charaktee und ſeine Natur bezeichnende Benennungen beigelegt:

1) Advaja, dee ſich Aehnliche, der keinen andern ſeines Gleichen neben ſich hat, sibi similem aut aequalem non habens.

2) Adarieédi, der Unbeſchreibliche, indefinibilis.

3) Suadaſal odee Suadaſatta, der durch ſich ſelbſt iſt, das durch ſich exiſtirende Weſen, qui per se est.

4) Anádi, der ohne Anfang iſt, sine principia.

5) Aſhariri, der Körperloſe, incorporeus.

6) Ananda, dee Unendliche, infinitus.

7) Sarvaciáeutram, die ganze Vollkommenheit, omnis perfectia.

8) Sarvakaranam, die allgemeine Urſache, causa universalis.

9) Shástáva, dee Rächer, vindex.

10) Srſhdava, dee Schöpfer, creator.

11) Parama, der Wohlthätige, beneficus.

12) Karunnanidhi, dee Schatz der Barmherzigkeit, thesaurus misericordiae.

13) Tatva, das Weſen, welches durch ſich ſelbſt beſteht.

14) Paraméſhvara, der Allerhöchſte, von Parama, der Höchſte, und Iſhvara, Herr.

15) Suavambhu, ein Weſen, das von und füe ſich ſelbſt exiſtirt, von Suaya, d. i. von ſich ſelbſt, und bhu, beſtehend.

16) Paradara, das allervortrefflichſte, übee alles erhabene Weſen.

17) Sanmaśza vináſhana, der, dem es nicht möglich iſt, ſeine Reinheit zu verlieren; der Unbefleckte.

18) Karmaſákſhi, der Zeuge allee menſchlichen Handlungen.

19) Senmanáſhádihina, der, welcher niemals weder ſein Weſen noch ſein Daſein verliert.

20) Nirmala, der Unbefleckte.

21) Nirmádiguelkoru dharmanáyaga, der wohlthätige Herr, oder das Grundprincip alles deſſen, was wia iſt.

Ueber die Art und Weiſe, wie dieſer ewige Gott das Weltall hervorgebracht habe und regieer, ſind die Meinungen der Indier getheilt. Nach Paullinus laſſen ſie ſich jedoch auf folgende Grundlehern zurückbringen.

1) Einige glauben, Gott habe zuerſt, vor dem Anfang aller Dinge, ein weibliches Weſen, die Gottin Bhavani, hervorgebracht, worunter ſie die alles erzeugende Natur verſtehen, welche ſie unter der Geſtalt eines Weibes perſonificirt haben. Im Samſkredamiſchen heiſt ſie:

Parameſhvare, die höchſte Frau (ſ. Parameſhvari).
Iſhi oder Iſhani, die Franz
Bhavani, die Erſchafierin, die allen Dingen ihe Daſein giebt;
Adieumari, die erſte Jungfeau, das erſte Mädchen;
Manaſſa, der Wille des Herrn;
Shakei, die Stärke, die Kraſt.

Nach der Verſicherung einiger Miſſionarien verſteben die Indier darunter den Willen Gottes, der in weiblichee Form von ihm ausgefloſſen iſt, um die Erſchaffung der Welt anzufangen. Dieſe Göttin verwandelt ſich nach der Lehre der Brahminen in tauſenderlei Geſtalten, und erſchrint bald als Mann, bald als Weib. In Tibet wird ſie Lhama-ciupral, in Nepal Mavadevi, in Bengalen Iſchani genannt, und überall verehrt man ſie als die Göttin der Natur. Die Unwiſſenden glauben, ſie ſei die Gattin des höchſtens Gottes; andere halten ſie für das Weib des Surava, d. h. der Sonne. Sie gebar drei Söhne, den Brahm, Wiſchnu und Schiva oder Mahadeva, und verwandelte ſich ſodann in drei Mädchen und heirathete ihre Söhne. Dem erſten wurde das Geſchäft übertragen, alles, was die Welt bedürfe, hervarzubringen; dem zweiten, es zu erhalten, und dem dritten, alles, ſo bald es nicht mehr nöthig ſein würde, wieder zu vernichten. Dieſe drei verſchiedenen Kraftäuſerungen und Wirkungen heiſen auf Samſkredamiſch Srſhti, Stidi, Samhara, d. i. Schöpfung, Erhaltung, Vernichtung. Die drei Götter ſind die Symbole der drei Elemente, Erde, Waſſer und Feuer. Die Erde bringt alle irdiſchen Dinge hervor; das Waſſer befördert ihren Wachsthum und erhält ſie; durch das Feuer werden ſie wieder zerſtört. Deswegen ſagen die Malabaren und Tamulee, Brahma habe die Natur des Bhu oder Bhumi, der Erde; Wiſchnu die Natur des Apu oder Gelam, des Waſſers, und Schiva die Natur des Aghni, des Feuers. Brahma, der vielleicht wegen der vier Welttheile mit vier Geſichtern dargeſtellt wird, reitet auf einem Schwan, weil die Erde auf dem Waſſer ſchwimmt. Wiſchnu liegt auf einem Blatte der Seeblume (Nymphaea), dem Symbol des Waſſers. Schiva hält einen Blitzſtrahl in der Hand, um dadurch anzudeuten, daß er das Feuer vorſtellt. Dieſe Götter verändern und verwandeln ſich in männliche und weibliche Geſtalten, und ſpielen ihre Rolle bald als Gatten, bald als Brüder, bald als Kinder der Göttin Bhagavani. Obgleich von einander verſchieden, machen ſie doch zuſammen die Dreieinigkeit der Indier, Trimurti, aus, die in einen Baumſtamm eingeſchloſſen iſt, und nicht getrennt werden kann (ſ. Trimurti).

2) Andere behaupten: Wiſchnu, der Geiſt Gottes, denn dies bedeutet die Benennung Pranen, die demſelben im Buche Mahabbárada ausdrücklich beigelegt wird, habe im Anbeginn olles aus Waſſer erſchaffen, und aus ſeinem Nabel ſei dann Brahma, Schiwa und die ganze Schaar aller Götter hervoegegangen.

3) Noch Andere ſind der Meinung, Parabrahma habe zuerſt die Elemente erſchaffen, verſchloſſen in einem Motta, d. i. in einem Ei; das Ei ſei zerſprungen, und zwar ſo, daß die Bruchſtücke der obeen Hälſte ſieben gleiche Theile, und die der untern gleichfalls ſieben gleiche Theile ausgemacht hätten. Hieraus wären dann die ſieben obern u. die ſieben untern Welten entſtanden, denn ſie zählen derſelben vierzehen. Nachdem nun Parabrahma die Elemente und alle dieſe Welten erſchaffen hatte, erſchien er auf dem Goldberge Meru. Daſelbſt ließ er die andern Götter vor ſich kommen, und übertrug dem Brahma das Geſchäft, die Schöpfung fortzuſetzen, dem Wiſchnu, ſie zu erhalten, und dem Schiwen, ſie wiedee zu vernichten.

Am beſten werden wir die Vorſtelluagen der indiſchen Weltweiſen von der Gottheit aus einigen Fragmenten ihrer Schriften kennen leenen, deren Natue ſo erhaben und wunderbar iſt, daß Auszüge oder Zergliederungen ihren geiſtigen Zuſammenhang und groſen Charakter zerſtören würden.

„Von Gott und ſeinen Eigenſchaften."

„Gott iſt Ewig und Einer (Ikhummeſcha). Gott iſt Schöpfer alles deſſen, was iſt. Er gleicht einer vollkommenen Kugel, ohne Anfang oder Ende. Er beherrſcht und regiert die ganze Schöpfung durch eine allgemeine Vorſehung, nach voraus beſtimmten, unwandelbaren Geſetzen. Forſche nicht nach über das Weſen und die Natur der Exiſtenz des Ewigen, noch über die Geſetze, nach welchen er regiert. Beides iſt eitel und ſtrafbar. Genug daß du jeden Tag und jede Nacht ſeine Weisheit, Macht und Güte in ſeinen Werken ſchaueſt. Das ſei dir Heil."

„Schöpfung der Geiſter."

„Der Ewige und Eine, verſchlungen in dem Anſchauen ſeiner eignen Exiſtenz, entſchloß ſich in die Fülle der Zeit, ſeine Herrlichkeit und Natue Weſen mitzutheilen, die des Genuſſes und der Theilnahme ſeiner Seligkeit und zum Dienſt ſeiner Heerlichkeit fähig wären. Noch waren dieſe Weſen nicht; aber dee Ewig wollee, und ſie waren. Er bildete ſie zum Theil aus ſeinee eigenen Natur, fähig der Vollkommenheit, aber mit Kräften der Unvollkommenheit, beides abhängig von iheer freien Wahl.

„Der Ewige ſchuf zuerſt den Brahma, Wiſchnu und Schiwen; dann den Moiſaſur und die Schaae der Geiſter. Die hochſte Würde gab er dem Brahma, Wiſchnu und Schiwen. Den Brahma ſetzte er zum Oberhaupte der Geiſterſchaaren, und machte die Geiſter ihm unterthan; auch beſtellte er ihn zu ſeinem Statthalter im Himmel, und gab ihm Wiſchnu und Schiwen zu Gehülfen."

„Der Ewige theilte die Geiſter in verſchiedene Schaaren und Ordnungen, und ſetzte ein Oberhaupt über jede. Sie beteten an um den Thron des Ewigen nach Ordnung und Würde, und Harmonie wae im Himmel. Moiſaſur, das Haupt der erſten engliſchen Schaar, führte den himmliſchen Geſang des Preiſes und der Anbetung vor dem Schöpfer, und den Geſang des Gehorſams gegen Beaha, ſeinen Erſtgeſchaffenen. Und der Ewige freute ſich ſeiner neuen Schöpfung."

„Von dem Abfall eines Theils der Geiſter."

„Freude und Harmonie umgab den Thron des Ewigen ſeit der Schöpfung der Geiſterſchaaren. Dies währte eine unendliche Reihe von Jahren, und würde bis ans Ende dee Zeiten

*) Aus Majer's mythologiſchem Lexikon. Th. 1 S. 224.

Digitized by Google

gewährt haben, hätten nicht *Neid* und *Eiferſucht* ſich des Moiſaſur und andrer Häupter der himmliſchen Schaaren bemächtigt. Unter dieſen war *Rhâbun*, der nächſte an Würde nach dem Moiſaſur."

„Uneingedenk des heiligen Geſchenks ihrer Schöpfung und der ihnen auferlegten Pflichten, verwarfen ſie die Kräfte der Vollkommenheit, die der Ewige ihnen gnädig verliehen hatte. Sie äußerten ihre *Kräfte der Unvollkommenheit* und thaten Böſes vor dem Angeſicht des Ewigen. Sie verſagten ihm ihren Gehorſam, entzogen ſich der Unterwerfung gegen ſeinen Statthalter und deſſen Gehülfen, Wiſchnu und Schiwen, und ſprachen bei ſich ſelbſt: Wir wollen herrſchen! Ohne Furcht vor der Allmacht und dem Zorn ihres Schöpfers verbreiteten ſie ihre böſen Gedanken unter die himmliſchen Schaaren, betrogen ſie, und brachten einen großen Theil derſelben zum Abfall von ihrer Pflicht. Und es war Trennung vor dem Thron des Ewigen. Schmerz und Bekümmerniß bemächtigten ſich der treuen himmliſchen Geiſter, und jetzt zum erſtenmal war Jammer im Himmel."

„Strafe der gefallenen Geiſter."

„Der Ewige, deſſen Allwiſſenheit, Vorherwiſſen und Einfluß ſich über alle Dinge erſtreckt, außer über die Handlungen der von ihm *freigeſchaffenen* Weſen, ſah bekümmert und mit Zorn den Abfall des Moiſaſur, Rhâbun und der andern himmliſchen Anführer und Geiſter. Selbſt im Zorn voll Erbarmen, gab er Brahma, Wiſchnu und Schiwen den Auftrag, ihnen die Verbrechen zu verweiſen, und ſie durch Ueberredung zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Aber ſie, in der Einbildung ihrer Unabhängigkeit ſtolz frohlockend, beharrten im Ungehorſam."

„Der Ewige gab hierauf dem Schiwen den Befehl, mit ſeiner Allmacht bewaffnet gegen ſie auszuziehen, ſie *aus dem höchſten Himmel zu verjagen* und in die Tiefe der Finſterniß hinabzuſtürzen, verdammt zu unaufhörlichem Jammer auf eine unendliche Reihe von Jahren."

„Milderung der Strafe der gefallenen Geiſter, und ihr Endurtheil."

„Die ungehorſamen Geiſter ſeufzten unter dem Mißfallen ihres Schöpfers *in der Tiefe der Finſterniß* eine Ewigkeit lang. Während dieſer Zeit hörten Brahma, Wiſchnu und Schiwen, und die übrigen treugebliebenen Geiſter niemals auf, den Ewigen um Verzeihung und Wiederherſtellung für ſie anzuflehen. Der Ewige ließ ſich endlich durch ihre Fürbitte erweichen. Obgleich er die Wirkung ſeiner Gnade auf das künftige Verhalten der Verbrecher nicht vorausſehen konnte, ſo erklärte er doch in der Hoffnung, daß ſie Buße thun würden, ſeinen Willen folgendermaßen: daß ſie aus der Tiefe der Finſterniß (*Onderah*) befreit, und in einen ſolchen Zuſtand der Prüfung verſetzt werden ſollten, wo es *in ihre Macht gegeben wäre, ihre Rettung und Seligkeit zu bewirken*. Der Ewige machte hierauf ſeine gnädigen Abſichten bekannt, übergab die höchſte Gewalt und Regierung des Mahahſurgo dem Brahma, zog ſich in ſich ſelbſt zurück, und wurde allen himmliſchen Schaaren unſichtbar auf fünftauſend Jahre."

„Nach Verlauf dieſes Zeitraums offenbarte er ſich aufs neue, indem er den Thron des Lichts wieder in Beſitz nahm und in ſeiner Herrlichkeit erſchien. Und die getreuen himmliſchen Schaaren feierten ſeine Wiedererſcheinung in Geſängen der Freude. Als alles ſchwieg, ſprach der Ewige: *Es werde das Univerſum* (*Dunneahoudah*) der funfzehn Regionen (*Bobuns*) der Läuterung und Reinigung zur Wohnung der ungehorſamen Götter. *Und es ward*."

„Der Ewige ſprach: Wiſchnu mit meiner Macht bewaffnet, ſteige hinab zu der neuen Schöpfung des Univerſums, und erlöſe die ungehorſamen Geiſter aus der Onderah, und verſetze ſie auf dem niedrigſten der funfzehn Bobuns. Wiſchnu trat vor den Thron und ſagte: Ewiger, ich habe gethan, wie du mir befohlen haſt. Und alle getreuen himmliſchen Schaaren ſtanden voll Erſtaunen, und ſchaueten die Wunder und den Glanz der neuen Schöpfung des Univerſums."

„Der Ewige ſprach aufs neue zu Wiſchnu, und ſagte: Ich will *Körper* bilden für jeden der gefallenen Geiſter, zum *Kerker* und zur *Wohnung*, worin ſie eine Zeitlang, je nach der Größe ihres Verbrechens, natürlichen Uebeln unterworfen ſein ſollen. Geh und gebiete ihnen, daß ſie ſich dazu bereiten; und ſie werden dir gehorchen. Wiſchnu trat abermals vor den Thron, neigte ſich und ſagte: Ewiger, deine Befehle ſind vollzogen. Und die getreuen himmliſchen Schaaren ſtanden wieder voll Erſtaunen über die Wunder, die ſie hörten, und ſangen das Lob und die Gnade des Ewigen."

„Als Alles ſchwieg, ſprach der Ewige abermals zu Wiſchnu: Die Körper, die ich den ungehorſamen Geiſtern zur Wohnung bereiten will, ſollen vermöge des Grundſtoffs, aus dem ich ſie bilden werde, der *Veränderung*, dem *Verfall*, dem *Tode* und der *Erneuerung* unterworfen ſein. Durch dieſe ſterblichen Körper ſollen die gefallenen Geiſter nach und nach ſieben und achtzig Wechſel oder Wanderungen vollbringen, und den Folgen des natürlichen und moraliſchen Uebels mehr oder weniger unterworfen ſein, im genaueſten Verhältniſſe zu der Größe ihres Verbrechens, und je nachdem ihre Handlungen in dieſen wechſelnden Körpern den eingeſchränkten Kräften, womit ich jeden begaben werde, entſprechen. Dies ſei ihr Stand der Strafe und Läuterung. Haben die ungehorſamen Geiſter die ſieben und achtzig Wanderungen vollendet und durchgangen, dann ſollen ſie nach meiner überſchwenglichen Gnade einen neuen Körper bewohnen, und du Wiſchnu ſollſt denſelben *Ghoiz* d. i. *Kuh* nennen. Und wenn der ſterbliche Leib der Kuh durch natürlichen Verfall zu leben aufhört, dann ſollen die gefallenen Geiſter nach meiner noch größern Gnade den Körper des *Mhurd*, d. i. *des Menſchen*, beleben. In dieſem Körper will ich ihre *Verſtandeskräfte erweitern*, gleich als da ich ſie zuerſt frei erſchuf. Dies ſei der höchſte Stand ihrer Prüfung und Bewährung."

„Die Kuh ſoll von den gefallenen Geiſtern für heilig gehalten werden, denn ſie ſoll ihnen eine neue und liebliche Nahrung geben, und ihnen einen Theil der Arbeit erleichtern, die ihnen von mir auferlegt werden wird. Und ſie ſollen nicht eſſen von der Kuh, noch von dem Fleiſch irgend eines der ſterblichen Körper, die ich zu ihrer Wohnung bereiten werde, es kriecht auf der Erde (*Murto*), oder ſchwimme im Waſſer (*Jhuale*), oder fliege in der Luft (*Dustmón*). Ihre Nahrung beſtehe in der Milch der Kuh und den Früchten der Erde."

„Die ſterblichen Körper, in welche ich die gefallenen Geiſter einſchließen werde, ſind das Werk meiner Hand; darum ſoll man ſie nicht zerſtören, ſondern ihrem natürlichen Verfall überlaſſen. Wer von den gefallenen Geiſtern alſo durch vorſetzliche Gewaltthätigkeit ſterbliche, von ſeinen gefallnen Brüdern bewohnte Körper zerſtört, deſſen widerſpenſtige Seele ſollſt du Schiwen in die Onderah hinabſtürzen. Hier ſoll er einige Zeit verweilen, und dann aufs neue die neun und achtzig Wanderungen durchgehen, zu welcher Stufe er auch zu der Zeit, da er ein ſolches Verbrechen begeht, gelangt ſein mag. Wer aber von den gefallenen Geiſtern es wagen wird, ſich ſelbſt durch Gewaltthätigkeit von dem ſterblichen Körper zu befreien, in welchen ich ihn eingeſchloſſen habe, den ſollſt du Schiwen auf ewig in die Tiefe der Finſterniß hinabſtürzen. Die Wohlthat der funfzehn Regionen der Läuterung, Prüfung und Reinigung ſoll ihm nicht wieder zu Theil werden."

„Ich will die ſterblichen Körper, die ich den gefallnen Geiſtern zur Strafe beſtimmt habe, durch Geſchlechter und Arten unterſcheiden, und will dieſen Körpern verſchiedene Geſtalten, Eigenſchaften und Fähigkeiten geben. Und ſie ſollen ſich vermiſchen und fortpflanzen in ihrer Art nach einem natürlichen Triebe, den ich ihnen einpflanzen werde; und aus dieſer natürlichen Vermiſchung ſoll eine Reihe von Körpern entſtehen, jeder in ſeiner Gattung und Art, damit die Stufenfolge der Wanderungen gefallner Geiſter nie ſtill ſtehe. Wenn aber einer derſelben ſich mit einem Körper außer ſeiner Art vermiſcht, ſo ſollſt du Schiwen den verbrecheriſchen Geiſt auf eine Zeitlang in die Tiefe der Finſterniß hinabſtürzen, und er ſoll verurtheilt ſein, die neun und achtzig Wanderungen aufs neue durchzugehen, zu welcher Stufe er auch gelangt ſein mag, als er das Verbrechen beging. Und wenn einer der gefallnen Geiſter es wagt, dem natürlichen von mir ihren Wohnkörpern eingepflanzten Triebe zuwider, ſich auf eine ſo unnatürliche Weiſe zu vermiſchen, daß die Fortpflanzung ſeiner Gattung und Art dadurch vereitelt wird: ſo ſollſt du Schiwen ihn auf ewig in die Tiefe der Finſterniß hinabſtürzen, und die Wohlthat der funfzehn Regionen der Läuterung, Prüfung und Reinigung ſoll ihm nie wieder zu Theil werden."

„Doch ſoll es in der Gewalt der gefallenen und unglücklichen Geiſter ſtehen, ihre Schmerzen und Strafen zu mildern und zu verſüßen durch das liebliche Verkehr geſelliger Verbindungen. Und wenn ſie ſich untereinander Liebe und Zärtlichkeit und gegenſeitige Dienſte beweiſen, und einander beiſtehen und aufmuntern in der Reue über das Verbrechen ihres Ungehorſams: ſo will ich ihre guten Vorſätze ſtärken und ſie ſollen Gnade finden vor mir. Verfolgen ſie aber einander, ſo will ich die Verfolgten tröſten, und die Verfolger ſollen nie in die neunte Region, ja die erſte Region der Reinigung, gelangen."

„Wenn die Geiſter in ihrer neun und achtzigſten Wanderung in dem Körper des Menſchen ſich meine Gnade durch Reue und gute Werke zu Nutze machen: ſo ſollſt du Wiſchnu ſie in deinen Buſen nehmen, und ſie tragen in die zweite Region der Strafe und Läuterung, und ſo ſollſt du thun, bis ſie ſtufenweiſe die acht Regionen der Strafe, Läuterung und Prüfung

Digitized by Google

durchgegangen ſind. Dann ſoll ihre Strafe aufhören und du ſollſt ſie in die neunte, ja in die erſte Region der Reinigung hinüberbringen."

„Wenn aber die widerſpenſtigen Geiſter in der neun und achtzigſten Wanderung in dem Körper des Menſchen, vermöge der Kräfte, mit welchen ich ſie begaben werde, meine Gaabe nicht benutzen: ſo ſollſt du Schiwen ſie auf eine Zeitlang in die Onderah hinabſtürzen, und du Wiſchnu ſollſt ſie von da, nach einer Zeit, die ich beſtimmen werde, wieder in die niedrigſte Region der Strafe und Läuterung zu einer zweiten Prüfung verſetzen. Auf ſolche Weiſe ſollen ſie leiden, bis ſie durch ihre Reue und Beharrlichkeit in guten Werken, während ihrer neun und achtzigſten Wanderung in dem Körper des Menſchen, in die neunte Region, ja die erſte der ſieben Regionen der Reinigung gelangen. Denn es iſt mein feſter Schluß, daß die widerſpenſtigen Geiſter nicht in den höchſten Himmel zurückkehren, noch mein Angeſicht ſchauen ſollen, bis ſie die acht Regionen der Strafe und die ſieben Regionen der Reinigung durchgegangen ſind."

„Die treugebliebenen himmliſchen Schaaren, als ſie höreten Alles, was der Ewige geſprochen und beſchloſſen hatte über die widerſpenſtigen Geiſter, ſangen ſie ſein Lob, ſeine Macht und Gerechtigkeit."

„Als Alles ſtill war, ſprach der Ewige zu den himmliſchen Schaaren: Ich will zu meiner Gnade gegen die widerſpenſtigen Geiſter einen gewiſſen Zeitraum feſtſetzen, den ich in vier Weltperioden (Jogues, Joga) eintheilen werde. In der erſten der vier Joga ſoll die Zeit ihrer Prüfung in der neun und achtzigſten Wanderung in dem Körper des Menſchen ſich auf hunderttauſend Jahre erſtrecken; in der zweiten der vier Joga werde ich die Zeit ihrer Prüfung im Menſchen auf zehntauſend Jahre verkürzen; in der dritten auf tauſend Jahre, und in der vierten auf hundert. Und die himmliſchen Schaaren prieſen mit jauchzendem Frolocken das Erbarmen und die duldende Langmuth des Ewigen."

„Als Alles ſtill war, ſprach der Ewige: Fände ſich an dem Tage, wenn der Zeitraum, den ich der Dauer des Univerſums beſtimmt habe, und der Zeitraum, den mein Erbarmen zur Prüfung der gefallenen Geiſter bewilligt hat, durch den Umlauf der vier Joga vollendet ſein wird, einer von ihnen, der beharrend in ſeinem Verbrechen, die achte Region der Strafe und Prüfung nicht durchgegangen, und nicht in die neunte, ja die erſte Region der Reinigung gelangt wäre: ſo ſollſt du Schiwen, mit meiner Macht bewaffnet, ihn hinabſtürzen in die Onderah auf ewig. Und dann ſollſt du vertilgen die acht Regionen der Strafe, Läuterung und Prüfung, und ſie ſollen nicht mehr ſein. Du aber, Wiſchnu, ſollſt noch auf eine Zeitlang die ſieben Regionen der Reinigung erhalten, bis die Geiſter, die ſich meine Gnade und mein Erbarmen zu Nutze gemacht haben, durch dich von ihrer Sünde gereinigt werden. Und an dem Tage, da dieſes vollbracht ſein wird, und ſie in ihren verlornen Zuſtand wieder hergeſtellt und in meine Gegenwart zugelaſſen ſein werden, ſollſt du, Schiwen, vertilgen die ſieben Regionen der Reinigung, und ſie ſollen nicht mehr ſein."

„Und die treuen himmliſchen Schaaren zitterten vor der Macht und den Worten des Ewigen."

„Der Ewige redete ferner und ſprach: Ich entziehe nicht mein Erbarmen dem Moiſaſur, Rhâbun und den andern Häuptern der widerſpenſtigen Geiſter; aber weil ſie dürſteten nach Macht, ſo will ich ihre Kräfte des Böſen erweitern. Es ſoll ihnen frei ſtehen, die acht Regionen der Läuterung und Prüfung zu durchwandern, und die gefallenen Geiſter ſollen denſelben Verſuchungen ausgeſetzt ſein, welche ſie zuerſt zur Empörung reizten. Aber der Gebrauch jener erweiterten Kräfte, die ich den widerſpenſtigen Führern geben werde, ſei für ſie die Quelle deſto größerer Verſchuldung und Strafe; und der Widerſtand der verführten Geiſter gegen ihre Verſuchungen ſei für mich die große Probe der Aufrichtigkeit ihrer Bekümmerniß und Reue.

„Der Ewige ſchwieg. Und die treuen Schaaren ſangen Lieder des Preiſes und der Anbetung, vermiſcht mit Schmerz und Klage über das Schickſal ihrer gefallnen Brüder. Sie hielten Rath unter ſich, und mit einer Stimme, durch den Mund des Wiſchnu, flebeten ſie zu dem Ewigen, daß es ihnen vergönnt ſein möchte, gelegentlich herabzuſteigen in die acht Regionen der Strafe und Läuterung, dort die Geſtalt des Menſchen anzunehmen, und durch ihre Gegenwart, ihren Rath und ihr Beiſpiel die unglückſeligen verderbten Geiſter gegen die fernern Verſuchungen des Moiſaſur und der widerſpenſtigen Führer zu ſchützen. Der Ewige gewährte ihre Bitte, und die treuen himmliſchen Schaaren ſangen mit lautem Frohlocken Lieder der Freude und des Danks."

„Als Alles ſtill war, redete der Ewige aufs neue und ſprach: Du Brahma, bekleidet mit dem Glanze meiner Herrlichkeit, und bewaffnet mit meiner Macht, ſteige hinab in die tiefſte Region der Strafe und Läuterung, und verkündige den ungehorſamen Geiſtern die Worte, die ich geſagt, und das Urtheil, das ich über ſie geſprochen, und ſiehe ſie einziehen in die Körper, die ich ihnen bereitet habe. Und Brahma trat vor den Thron und ſprach: Ewiger, ich that, wie du befohlen haſt; die gefallenen Geiſter frohlocken über dein Erbarmen, bekennen die Gerechtigkeit deiner Rathſchlüſſe, bezeugen ihre Bekümmerniß und Reue und ſind eingezogen in die ſterblichen Körper, die du ihnen bereitet haſt."

Ein heiliger Schauer ergreift die Seele bei dieſer aus alten Zeiten zu uns gekommenen Darſtellung des unendlichen, ewigen, von ſich ſelbſt kommenden, unergründlichen Urweſens und Urhebers aller Dinge, in ſeinem Daſein, Ordnen und Wirken. In kindlichen Zeiten hat die beſcheidene Weisheit des Morgenlandes die alten Erinnerungen des Menſchengeiſtes an ein ewiges Daſein in dieſen erhabenen Dichtungen auszuſprechen verſucht. Dieſe Ideen von dem höchſten Weſen waren keines Bildes fähig. Man hatte keine Abbildungen von dem Ewigen, keine Tempel waren ihm insbeſondere gewidmet, denn er wurde ja in allen Namen der Tauſende ſeiner Hervorbringungen mit genannt, mit vorgeſtellt und zugleich mit verehrt und angebetet. Aber die Schwachheit des großen Haufens der Menſchen verlangte eine ihrer Faſſungskraft angemeſſene und der Sichtbarkeit fähige Vorſtellung von dem unſichtbaren Urheber des Weltalls. Man zergliederte dieſe metaphyſiſchen und ſpeculativen Ideen der ſinnlichen Beobachtung und Erforſchung einer überall ſichtbaren dreifachen Kraftäußerung des höchſten Weſens gemäß. Durch Perſonification dieſer Dreiheit vereinigter Mächte erhielt man drei erſterzeugte Götter, deren Charakter nach ſeinen Eigenſchaften und Wirkungen zuſammengenommen, den unendlichen Gott als erkennbar, im Zuſtand ſeiner Offenbarung und Wirkſamkeit außer ſich, vorſtellen ſollte. Dieſe Offenbarung und Wirkſamkeit zeigt ſich in einer ſchaffenden, erhaltenden und zerſtörenden Kraft, wie es das Weltall in allen ſeinen Theilen vom weiten Raume des Himmels mit ſeinen leuchtenden Körpern bis zum kleinſten Moos am nackten Felſen unſerer Erde lehrt und beſtätigt. Man verehrte ſie in jenen erſterſchaffenen Göttern, in Brahma, dem Schöpfer, in Wiſchnu, dem durchdringenden Erhalter, und in Schiwen, dem Zerſtörer. Möglich iſt es auch, daß die Idee des höchſten Gottes erſt in der Folge von jenen drei großen Kräften der Natur, nachdem man ſie ſchon lange verehrt hatte, abgezogen worden iſt, und daß man ſie vorher in der göttlichen Dreiheit, oder dann in den abgeſonderten drei Geſtalten derſelben beſonders verehrete. Dieſes geſchieht noch jetzt in und durch die Verehrung, welche die verſchiedenen Secten der Anbeter des Wiſchnu und Schiwen jedem dieſer Götter ausſchließend als dem einzigen höchſten Weſen erzeigen. Die Verehrung des Brahma wurde bald verdrängt, vielleicht weil die ſchaffende Kraft in der bloßen äußern Anſchauung der Natur weniger ſichtbar wird, als Erhaltung und Zerſtörung. Die Anhänger des Wiſchnu dagegen, wie die des Schiwen, verehren in jedem derſelben den höchſten Gott und den Umfang der drei großen Kräfte der Natur, da ſie bemerkten, daß die Fortpflanzung aller Naturweſen durch eine Vereinigung aller drei Kräfte entſteht, indem ſie eben dadurch, daß ſie einander in ihrer Wirkſamkeit begegnen und ſich einander aufzuheben ſcheinen, die Erhaltung und Verjüngung der Natur befördern. Oft wird die Erhaltung durch die Zerſtörung bewirkt und neues Leben geht aus ihr hervor. Jede Sekte legt dem Gott, den ſie als den Erſten verehrt, die höchſten Eigenſchaften der Natur bei und raubt ſie den andern. Man kehre ſich alſo nicht daran, wenn in den folgenden Fragmenten aus den heiligen Schriften der Indier, über das Weſen der Gottheit und den Urſprung der Welt, bald Brahma, bald Wiſchnu oder Schiwen als der höchſte ewige Gott genannt oder redend eingeführt wird. Ueberall, unter allen Geſtalten, Zeichen und Worten iſt die Rede von dem ewigen, unendlichen, durch ſich ſelbſt beſtehenden Weſen, und der Menſchen arme Sprache hat vielleicht nirgends von dem Höchſten, was ihre Erdenräume ahnen, in ſchönerer Wahrheit und Herrlichkeit geſprochen, als in jenen reizenden Gegenden, die aller Wahrſcheinlichkeit nach die Wiege des Menſchengeſchlechts und die erſte Werkſtatt Gottes auf unſern Erdball waren

---

„Das einzige höchſte Weſen zeigt ſich durch Schöpfung, Erhaltung und Zerſtörung, unter dreierlei Formen; allein es iſt nur Eines. Sich zu einer dieſer Formen wenden, iſt ſo viel, als ſich zu allen wenden, das iſt zum einzigen höchſten Gott. Die Menſchen ſollen wiſſen, daß es unter den Göttern, Wiſchnu, Brahma und Schiwen, keine wirkliche Verſchiedenheit gibt. Was ihnen ſo ſcheinet, iſt nur Täuſchung. Wer dieſes weiß, und ſeine Pflichten gegen ſie erfüllt, deſſen Gebete werden erhöret werden."

Digitized by Google

Zwiſchen Brahma, Wiſchnu und Schiwen iſt kein Unterſchied. Wiſchnu iſt Schöpfer unter dem Namen Brahma, Erhalter und Retter unter dem Namen Wiſchnu, und Zerſtörer unter dem Namen Schiwen. Man ſage nicht, Wiſchnu ſei von den drei Gottheiten oder Attributen, welche man die dreifache Macht nennet, nur eine. Er iſt die Grundquelle von Allem. Er iſt es, der das Ganze durch ſeine ſchöpferiſche Kraft hervorgebracht hat, der es durch ſeine Erhaltungskraft erhält, der es endlich durch ſeine zerſtörende Kraft zerſtört. Er ſchafft als Brahma, und zerſtört als Schiwen. Die ſchaffende Kraft iſt vortrefflicher als die zerſtörende, die erhaltende vortrefflicher als die ſchaffende. So wird mit dem Namen des Wiſchnu der Begriff des Vortrefflichſten verbunden."

„Wiſchnu iſt zuweilen in ſich ſelbſt zurückgezogen und ohne Aeußerung; zuweilen aber wird er ſich in ſeiner ganzen Größe offenbaren und eine Welt ſchaffen. Allenthalben iſt er, dem Feuer gleich, das ſich in Holz, in Steinen, im Waſſer und in der Luft findet. Ungeachtet der ſichtbaren körperlichen Geſtalt aber, die er ſehr oft angenommen hat, iſt er doch ſelbſt über den Wirkungskreis der Sinne erhaben. Ertheilet er Körpern übernatürliche Vorzüge, bringt er Götter, Menſchen und Thiere hervor, ſo geſchieht es einzig nur darum, ſeine Güte fühlbar zu machen. — So oft die Erde von ungerechten Tyrannen befleckt iſt, erſcheint dieſer Gott jedesmal unter einer vorzüglichen Verwandlung, ſie von dieſen Ungeheuern zu befreien. Man hüte ſich aber vor der Einbildung, daß er des Vergnügens und Schmerzes wirklich empfänglich ſei, deren Wirkungen er zu empfinden ſcheinet; denn dieſer Schein iſt bloße Täuſchung. Seiner Natur nach von aller menſchlichen Veränderlichkeit frei, kennet er nur ſich ſelbſt, und jedem andern Weſen iſt er ein unbegreifliches Geheimniß."

„Dieſes unendliche Weſen kann nicht vom All getrennt werden, ſondern es iſt weſentlich eins mit ihm. Wiſchnu iſt in Allem und Alles iſt in Wiſchnu. Obſchon er aber unendlich vielerlei Geſtalten annimmt, und auf unendliche Weiſe wirket, ſo hat doch dieſe körperliche Täuſchung keinen Einfluß auf ihn, gleich dem Träumenden, der ſich zwar verſchiedene Verrichtungen vorſtellt, die jedoch nichts Wirkliches ſind. Wiſchnu iſt die Quelle der fünf Elemente, der Handlungen und Bewegungen, die Leben und Zeit veranlaſſen. Er ſelbſt iſt die allgemeine Quelle, wie der allgemeine Zweck: er iſt Alles. Die Götter ſind aus ſeiner Geſichtsbildung entſtanden. Wahrheit, Weisheit und alle Tugenden liegen in ihm. Er befahl dem Brahma, dieſe Welt zu ſchaffen, ohne alle andere Abſicht, als ſein Wohlgefallen. — Die Handlungen der Seelen, die in grobe Körper verſchloſſen, den Geſetzen der äußern und innern Sinne unterworfen und durch täuſchenden Schein gleichſam bezaubert ſind, ſiehet er als ein bloßer Zuſchauer. Die Subſtanz der Seele und die Kenntniß, die ſie hat, ſind nichts anders, als Wiſchnu ſelbſt. Am Ende ihrer Laufbahn kehret ſie in ihn zurück."

„Wiſchnu, dieſes oberſte Weſen, iſt der Urheber und Schöpfer der Welt. Die Weiſen betrachten ihn in den vierzehn Welten, und zwar die ſieben obern als eine Darſtellung ſeiner Perſon, vom Gürtel bis zum Kopf, und die ſieben untern als eine ſolche, vom Gürtel bis zu den Füßen. Einige betrachten die Erde als ſeinen Fußſchemel, und die ſieben Principien als das Schlagen ſeiner ſieben Pulſe. Man muß daher vollkommen überzeugt ſein, daß die Welt nichts anders iſt, als die Form des Wiſchnu. Was iſt, geweſen iſt, und ſein wird, iſt in ihm. Die Erde wird durch die Sonne erleuchtet und er macht Alles ſichtbar."

„Vor dieſer Schöpfung hat Wiſchnu allein ſein Licht um ſich her verbreitet. Weisheit, Freude, Wahrheit ſind ſeine Glieder, ſeine Subſtanz. Er hat weder die Eigenſchaft einer großen Maſſe, noch die eines kleinen Atoms; doch nimmt er zuweilen ihre Geſtalt an. Es iſt kein anderer Gott als er. Niemand kann von ſich ſelbſt den täuſchenden Schein durchdringen, oder ſich ihm entziehen, welchen er in der Welt verbreitet. Was iſt, wird menſchlichen Augen als nicht exiſtirend vorkommen, und was nicht iſt, als ob es vorhanden wäre. Sie werden einen Strick für eine Schlange, und eine Schlange für einen Strick halten. Durch ſeine Unermeßlichkeit erfüllet er das All. Er iſt der Urſprung aller Dinge und hat ſelbſt keinen Urſprung gehabt."

„Das Vermögen, welches wahrnimmt (Truſcheten), das Werkzeug zum Wahrnehmen (Truku) und der wahrgenommene Gegenſtand (Truſchiam), dieſe drei Ausdrücke, die von einander verſchieden ſind, machen in Gott nur eines aus. Er iſt ſelbſt Truſcheten, Truku und Truſchiam. Gott, endlich kleiner als ein Atom, iſt auch unendlich größer als die ganze Welt. In Beziehung auf dieſe Größen heißt er Teratpuruſchen und Wiswaraiden, der alle Dinge in ſich enthält. Dieſer, der Unendliche, der ſich offenbaret hat, ſchwamm auf dem Waſſer, woher ihm der Name Narajana gekommen iſt. Durch ein Spiel ſeiner Vorſehung ſind die drei Kräfte, Principien oder Qualitäten entſtanden, Tama, Finſterniß, Raſcha, Leidenſchaft, Satera, Wahrheit, und durch ſie verſchiedene für die Götter, Menſchen, Rieſen und Thiere ſchickliche Körper. Der Raum wurde durch ſeine Gedanken erſchaffen; dieſer Raum brachte die Luft hervor, dieſe das Feuer, dieſes das Waſſer, dieſes die Erde. Aus der Vereinigung dieſer Elemente ſind alle ſichtbare und unſichtbare Weſen entſtanden. Dieſes iſt das Geheimniß der Schöpfung überhaupt."

„Ohne Attribut, ohne Wirkungsacte, ohne Qualität, ohne Ort und Zeit unterworfen zu ſein, iſt Gott allein unveränderlich. Es gab keine andern Weſen, da betrachtete er ſich ſelbſt durch ſeine anſchauende Kenntniß. In dieſer Anſchauung erzeugte ſich das Wollen zu ſchaffen. Der Act deſſelben iſt das Verhängniß. Dieſes brachte die zeugende Kraft und die zeugende Kraft den Act der Zeugung hervor. Darauf erſchienen die drei Qualitäten, Principien oder Kräfte. Satera erzeugte die Freiheit oder den freien Willen, welcher die Veränderung veranlaſſet, die wir in der Welt ſehen. Raſcha hat die Sinne hervorgebracht, und Tama die Gegenſtände der Sinne, nämlich den Ton, die Berührung, den ſichtlichen Eindruck, den Geſchmack, den Geruch. Der Ton brachte den Raum hervor und wurde eine Eigenſchaft deſſelben, der Raum, die Luft oder den Wind und die Berührung, die Luft das Feuer und den ſichtlichen Eindruck, das Feuer das Waſſer und den Geſchmack, das Waſſer die Erde und den Geruch. Nachdem alles erſchaffen war, blieben die erzeugende Kraft und die andern Weſen unthätig, indem ſie unfähig waren, ſich ſelbſt zu bewegen. Die zeugende Kraft verlangte, daß alles belebt werde. Darum vereinigte Gott den Act ſeines Willens und den Act ſeiner Macht, und ſie waren einig und harmonirten. Zugleich brachte er in ſich ſelbſt zwei andere Acte hervor, die Theilbarkeit und die Einfachheit oder Einheit. So iſt das All von ihm und in ihm."

„Dieſes einzige und einfache Weſen hat keine reelle Verbindung mit der Materie. Die vom Waſſer zurückgeworfenen Strahlen des Mondes ſcheinen zugleich mit dem bewegten Waſſer in Bewegung zu ſein, ohne daß dieſe Bewegung in Beziehung auf den Mond einige Realität hat. Dies iſt ein Bild der Vereinigung dieſes Weſens mit allem, was man Materie, Attribut, Handlung oder Leiden nennt. Sie hat auch mit den Träumen einige Aehnlichkeit, die machen, daß man täuſchende Gegenſtände gleichſam ſieht und fühlt. Gott, wenn man vom Verhängniß abſtrahirt, iſt in ſich ſelbſt verſchlungen und heißt Norgunen, oder weder Attribut noch Accidens. Betrachtet man ihn als anſchauenden Zeugen des Verhängniſſes, ſo heißt er Sorgunen, und, genau zu reden, iſt dieſes kein weſentliches Attribut Gottes. Er wirket nicht reel in ſich ſelbſt, es iſt bloß ein Schein, den man Wilaſſarlam nennet; gleich der Sonne, die einzig, ſich doch ganz in vielen Gefäßen mit Waſſer zeigt, offenbaret ſich Gott in verſchiedenen Weſen. Aus dem Verhängniß ſind die Leidenſchaften und thätigen Kräfte entſtanden. So viel, mehr nicht, kann man von dieſen erhabenen Geheimniſſen ſagen."

Was frei von aller Luſt und Begierde der Sinne iſt, das iſt der Mächtige. Er iſts allein, denn es iſt kein Größerer als er. Brehm iſt verſchlungen in Selbſtbetrachtung. In jedem Theil des Raums iſt er gegenwärtig. Seine Allwiſſenheit iſt von eigner Eingebung, und ſein Begriff umfaßt jeden andern. Unter allen viel begreifenden Fähigkeiten iſt die Allwiſſenheit die größte. Da ſie von eigener Eingebung iſt, ſo iſt ſie keinem Zufalle der Sterblichkeit, der Leidenſchaften und des Laſters unterworfen. Für ſie gibt es keine dreifache Zeit, auch keine dreifache Art des Seins. Sie iſt von der Welt ganz getrennt, von allem unabhängig. Dieſe Allwiſſenheit wird Brehm genannt, und dieſer allwiſſende Geiſt belebt alle Handlungen Gottes; durch ihn bekommen die vier und zwanzig Kräfte der Natur ihr Leben. Wie das Auge durch die Sonne, der Topf durchs Feuer, das Eiſen durch den Magnet, das Feuer durchs Verbrennliche, der Schatten durch den Menſchen, der Staub durch den Wind, der Bogen durch die Schnur, der kühle Schatten vom Baume belebt und hervorgebracht wird: ſo wird auch durch dieſen Geiſt die Welt mit den Kräften des Verſtandes, des Willens und der Handlung begabt.

„Mein Urweſen beſteht (Kriſchna ſpricht, eine Verkörperung des Wiſchnu) aus acht Theilen, Erde, Waſſer, Feuer, Luft und Aether, nebſt Gemüth, Verſtand und der Kenntniß ſeiner ſelbſt. Ueberdieß habe ich ein anderes, von dieſem unterſchiedenes und weit höheres Weſen, deſſen Natur das Leben iſt, und durch welches die Welt erhalten wird. Dieſe beiden Weſen (die Materie und der Geiſt) ſind die Erzeugungsquellen der ganzen Natur. Ich bin der Urheber der Schöpfung und der

Digitized by Google

Zerſtörung des Weltalls. Es gibt nichts Größeres als mich, und alle Weſen ſind von mir abhängig, wie Perlen von der Schnur, die ſie zuſammenhält. Ich bin die Feuchtigkeit im Waſſer; das Licht in der Sonne und im Monde; die Anrufung in den Vedas; der Schall in der Luft; die menſchliche Natur im Menſchen; der ſüße Duft in der Erde; die Herrlichkeit in der Quelle des Lichts. Ich bin das Leben in allen Weſen, der Eifer in dem Eifrigen, der ewige Saame in der ganzen Natur. Ich bin der Verſtand des Weiſen, der Ruhm des Stolzen, die Kraft des Gewaltigen, frei von Begierde und Zorn. In den Thieren bin ich die durch moraliſche Schicklichkeit geordnete Begierde."

„Das Weltall wird, nachdem es exiſtirt hat, vernichtet, und bei Annäherung des Tags durch die göttliche Nothwendigkeit von neuem erzeugt. Das, was bei der Auflöſung aller Dinge nicht vernichtet wird, iſt erhaben und von anderer Natur als die ſichtbaren Dinge; denn es iſt unſichtbar und ewig."

„Dieſe Welt iſt gebildet worden durch mich in meiner unſichtbaren Form. Alle Weſen ruhen in mir, wie die alles durchdringende Luft ſtets in dem aetheriſchen Raum ruht. Am Ende des großen Zeitalters kehren alle Weſen in meine urſprüngliche Quelle zurück, und bei dem Anfange eines andern ſchaffe ich ſie von neuem. Ich pflanze mich ſelbſt auf meine eigne Natur, und bringe verſchiedenemal dieſe Sammlung von Weſen hervor, das Ganze, durch die Gewalt der Natur, ohne Gewalt. Aber dieſe Werke beſchränken mich nicht, weil ich gleich bin einem Menſchen, der weit entfernt ſteht und keinen Theil daran nimmt. Die Natur bringt unter meiner Aufſicht die beweglichen und unbeweglichen Weſen hervor. Aus dieſer Quelle kömmt die Veränderung des Weltalls. Ich bin die Gattin; bin der Vater und die Mutter dieſer Welt, der Aeltervater und der Erhalter; ich bin der einzige Heilige, würdig gekannt zu werden. Ich bin der Tröſter, Schöpfer, Zeuge, Unbewegliche, der Zufluchtsort und der Freund. Ich bin die Erzeugung und die Auflöſung, der Ort, wo alle Dinge ruhen, der unerſchöpfliche Saame der ganzen Natur. Ich bin die Klarheit der Sonne, und bin der Regen. Ich ziehe die Weſen aus dem Nichts, und bringe ſie wieder dahin. Ich bin der Tod und die Unſterblichkeit, das Sein und Nichtſein."

„Ich bin die Seele, die in dem Körper jedes Weſens wohnt. Ich bin der Anfang, die Mitte und das Ende aller Dinge. Ich bin der Saame aller Dinge der ganzen Natur, und es gibt ohne mich kein belebtes und lebloſes Weſen. Meine göttlichen Verſchiedenheiten ſind unendlich."

Geſchichte der Schöpfung nach dem Bagavadam.

In der Fülle der Zeit war das Weltall noch im Schooße des Wiſchnu. In betrachtenden Schlummer verſenkt, auf der Schlange Abiſeſchen ruhend, ſchwebte dieſer Gott auf dem Milchmeer. Seine Begleiter waren Macht und Weisheit; denn das Verhängniß und die übrigen Dinge waren noch nicht vorhanden, ſondern in ſeinem Schooße verſchloſſen. Tauſend göttliche Jahre brachte er in dieſem Schlummer zu. Nach Verlauf derſelben faßte er den Entſchluß, die Welt hervorzubringen.

Indem Wiſchnu ſich ſelbſt durch ſeine anſchauende Kenntniß betrachtete, erzeugte er in dieſer Anſchauung das Wollen zu ſchaffen, und der Act dieſes Wollens war das Verhängniß. Das Verhängniß, nachdem es aus ihm hervorgegangen war, wurde die einzige Urſache aller Erſchaffungen, Erhaltungen und Zerſtörungen; denn es ließ durch die Qualität, Sinnlichkeit hervorzubringen (Rnſcha), einen Stengel der Tamara- oder Lotos-Pflanze aus dem Nabel des Wiſchnu wachſen. Auf dieſem Stengel erſchien eine Blumenknospe, welche ſich durch die Strahlen der höchſten Sonne, die Wiſchnu ſelbſt iſt, aufſchloß. In dieſer Blume wurde Brahma erſchaffen mit vier Geſichtern, welche ein Bild der vier Vedas ſind.

Voll Begierde, das Geheimniß ſeines Urſprungs zu erforſchen, wandelte Brahma lange in dem hohlen Stengel herum, welcher die Blume trug. Endlich müde, eine vergebliche Unterſuchung fortzuſetzen, ſetzte er ſich wieder auf ihr nieder. Er rief den Namen ſeines Schöpfers an, und hörte eine Stimme, die ſagte: Daba, Daba. Obgleich er Niemand ſahe, noch die Worte verſtand, begriff er doch, daß ihm eine Büßung befohlen werde. Und er verrichtete ſie tauſend göttliche Jahre lang. Am Ende derſelbe fühlte er ſich vom himmliſchen Lichte erfüllt. Er betete ſeinen Gott an, deſſen Gegenwart er in ſeinem Herzen bemerkte, und labte ihn durch Gebete und Geſänge, die in dem Veda enthalten ſind. Da kam er zum Beſitz aller der Kenntniſſe, die zu dem großen, ihm anvertrauten Werk der Schöpfung nöthig waren. Nur die Eitelkeit konnte ihn der Unwahrheit und Ausſchweifung fähig machen und alſo ſein Werk verderben. Wiſchnu, um ihn gnädig vor dieſem Unglück zu bewahren, erſchien ihm und ſagte: „O Brahma, geliebter Sohn, ich ſchenke dir meine Gnade, und gebe dir Macht, die Welt zu erſchaffen. Dieſe Welt und alle Leben liegen noch in meinem Schooße verborgen; aber ich befehle dir, ſie zu unſerm Vergnügen hervorzuziehen und zu entwickeln; denn ich bin das Leben, und alle Leben ſind in mir."

Brahma, durch dieſe außerordentliche Gnade aufgemuntert, fing ſeine Büßung von neuem an, um ſich zu dem wichtigen Werke, das er ausführen ſollte, vorzubereiten. Hundert göttliche Jahre unter Beſchauung und Gebet verbracht, vermehrten ſeine Weisheit und ſeine Kraft. Er trank die Waſſer des Meeres, in welchen die Welt verſammelt lag, und ſah ſie wie aus dem Waſſer hervorſteigen. Er ſetzte den Abgrund und die Principien der Dinge, und brachte Berge, Bäume und Pflanzen, Götter, Menſchen, Rieſen und Thiere hervor.

Indem er aber mit der Schöpfung beſchäftigt war, empfand er einige Bewegungen einer unordentlichen Leidenſchaft, und ſo ſchuf er einige Weſen, die zur Sünde geneigt waren. Aber ſogleich von Reue ergriffen, nahm er ſeine Zuflucht wieder zu Gott, und hierauf ließ er vier tugendhafte Weſen hervorgehen, Sonngen, Sonaden, Sanartſchuſſadanen und Sanarkumaren, und befahl ihnen, das menſchliche Geſchlecht hervorzubringen. Allein von ihrer Geburt an einem beſchaulichen Leben ergeben, unterließen ſie es, dieſen Auftrag zu erfüllen.

Brahma, darüber erzürnt, brachte aus ſeiner Stirne den Rutren hervor, und befahl ihm, in der Sonne, dem Mond, dem Winde, dem Feuer, dem Raum, der Erde, dem Waſſer, dem Leben, der Buße, dem Herzen und den Sinnen zu wohnen. Sogleich erſchien Rutren, wie ihm geboten war, unter den eilf Geſtalten, welche mit dem Namen der eilf Rutren belegt werden. Dieſe durch einen Willensact des Rutren hervorgebrachten Geſchöpfe brachten von ſelbſt eine unzählige Menge andrer auf gleiche Weiſe hervor. Dieſe wurden bald laſterhaft und führten ein verkehrtes Leben, bis ſie, von Brahma erinnert, Buße thaten.

Nun entſchloß ſich Brahma, Menſchen zu ſchaffen, welche ſanft, liebenswürdig, weiſe und mit allen Tugenden erfüllt wären. Er zog alſo aus den verſchiedenen Theilen ſeines Körpers neun Perſonen hervor, den Maritſchi, Datſchen oder Prachetas, Pulagen, Pulaſtia, Bhrigu, Cratu, Akni oder Angirns, Vaſiſchta und den Atri oder Atterien. Sie ſind unter dem Namen der neun Brahmen bekannt. Auf gleiche Weiſe brachte er die Tugend, das Laſter, die Liebe, den Zorn, den Geiz, Saraswati, die Göttin der Wiſſenſchaften, die Götter Nirudi und Samutraien und den Altvater Kartamen hervor. Die Tugend kam aus der rechten Seite ſeiner Bruſt, die Liebe aus dem Herzen, der Zorn aus den Augenbraunen, der Geiz aus den Lippen, Saraswati aus ſeinem Angeſicht und Kartamen aus den Bewegungen deſſelben.

Brahma verliebte ſich in die Saraswati und wohnte ihr bei. Die neun Brahmen verachteten ihn deswegen, und er, durch ihre Vorwürfe gekränkt und von ſeinem Gewiſſen gepeinigt, verließ den Körper, welcher ihn zu dieſer Handlung verleitet hatte. Dieſer verlaſſene Körper veranlaßte Finſterniß und Nebel. Gleich darauf nahm er einen neuen Leib an, mit vier Geſichteen, welche die vier Vedas erzeugt haben. Er verließ aber auch dieſen wieder, und nahm abermals einen andern an. Um durch eine Vereinigung beider Geſchlechter die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts zu befördern, ſchuf er einen Mann und ein Weib, den Suyambu oder Svavambhu und die Sadabrubai. Dieſe zeugten Söhne und Töchter mit einander, und von ihnen, und zwar durch drei Paare, wurde die Erde mit Menſchen bevölkert.

Brahma nahm hernach noch meherer und immer vollkommnere Körper an, ja endlich einen ſo leichten und feinen, daß er unſichtbar war. In jedem derſelben brachte er eine neue Schöpfung hervor. Einer der von ihm verlaſſenen Leiber gab einem Mädchen von blendender Schönheit das Daſein. Sie hieß Sandiadewi, und die Rieſen bemächtigten ſich ihrer. Er ſelbſt zeugte in dieſen verſchiedenen Schöpfungen zuerſt eine unendliche Menge von Göttern; dann die Gaudharwas, Genien beiderlei Geſchlechts; dann die Genien Bitru, welche unſichtbare Körper hatten und ſich von dem Dampf der Opfer nähren ſollten. Mit einem andern Leib ſchuf er die Genien Weliabarer, und abermals mit einem andern die Kinnarer und Kimburuder.

Als er ſahe, daß dieſe Geſchöpfe nicht allen ſeinen Abſichten entſprachen, wurde er unzufrieden, und indem dieſe Regung des Zornes einige ſeiner Haare zittern machte, wurde dadurch die Bewegung der Zeiten und Jahrhunderte hervorgebracht. Dieſe letzte Schöpfung erfüllte ihn mit Freude, und dieſe Freude brachte in ſeinem Herzen die Bramareſchien hervor.

Digitized by Google

Auf ſolche Weiſe iſt dieſer Gott in verſchiedenen Körpern und unter verſchiedenen Geſtalten erſchienen, um die verſchiedenen Arten von Weſen zu erſchaffen, deren jedem er einen Korper gab, welcher an Geſtalt und Qualität demjenigen ähnlich war, deſſen er ſich zu ſeiner Erzeugung bedient hatte.

Geſchichte der Schöpfung nach dem Geſetzbuch des Menu.

Das Univerſum befand ſich urſprünglich bloß in der erſten göttlichen Vorſtellung, noch unausgebrütet und gleichſam in Dunkel gehüllt, der Vernunft eben ſo wenig bemerkbar als erklärbar, durch Offenbarung noch nicht entdeckt, ſo als wäre es gänzlich in Schlummer verſenkt. Dann erſchien die einige, durch ſich ſelbſt beſtehende Macht in unverringerter Majeſtät, ließ, obwohl ſelbſt unbemerkt, dieſe Welt mit fünf Elementen und anderen Principien der Natur bemerkbar werden, und dehnte ihre Vorſtellung aus, indem ſie das Dunkel verſcheuchte. Da ging er, der von Ewigkeit und ſelbſt die Seele aller Weſen iſt, den ſich der Geiſt bloß denken kann, deſſen Weſen, da er keine ſichtbaren Theile hat, für die Werkzeuge der äußern Sinne nicht da und für kein anderes Weſen begreiflich iſt, glänzend hervor in eigener Perſon.

Als er beſchloſſen hatte, verſchiedene Weſen aus ſeiner eigenen göttlichen Subſtanz hervorzubringen, ſchuf er zuerſt mit einem Gedanken die Waſſer und legte einen Keim der Fruchtbarkeit in ſie. Dieſer fruchtbare Saame wurde ein Ei, glänzend wie Gold und in tauſend Strahlen flammend, wie das Licht der Sonne; und in dieſem Ei wurde er, der von Ewigkeit iſt, ſelbſt geboren in der Geſtalt des Brahma, des großen Urvaters aller Geiſter. Die Waſſer heißen Nara, weil ſie von Nara, dem Geiſte Gottes, hervorgebracht warden, und da ſie ſeine erſte Ayana oder Bewegungsart waren, ſo heißt er davon Narayana, d. i. der ſich auf dem Waſſer bewegt.

Aus keinem Gegenſtande der Sinne, ſondern aus der erſten Urſache, die überall dem Weſen nach gegenwärtig, für unſere Vernehmung aber abweſend iſt, wurde der in allen Welten unter dem Namen Brahma berühmte göttliche Mann geboren. In dieſem Ei ſaß die große Macht unthätig ein ganzes Götterjahr, nach deſſen Verlauf aber ließ er bloß durch die Kraft ſeiner Gedanken das Ei ſich auseinander thun. Aus den beiden Hälften bildete er oben den Himmel und unten die Erde, und in der Mitte den feinen Aether, die acht Gegenden des Himmels und den bleibenden Waſſerbehälter.

Er ſchuf das große Princip der Seele oder die erſte Ausdehnung der göttlichen Vorſtellung, und alle Lebensgeſtalten, mit den drei Eigenſchaften; Güte, Affect und Dunkelheit, den fünf Sinnen und den fünf Werkzeugen ſinnlicher Vernehmung. Darnach brachte er das Bewußtſein, den innern Ermahner und Regierer, und alsdann die Seele oder Vernunft hervor, welche dem Weſen nach vorhanden, aber nicht ſinnlich bemerkbar, ſondern immateriell iſt. Nachdem er die kleinſten Theilchen jener ſechs unermeßlich wirkſamen Principe des Bewußtſeins und der fünf Sinne auf einmal mit Ausflüſſen des höchſten Geiſtes durchdrungen hatte, bildete er alle Geſchöpfe. Die kleinſten Theilchen der ſichtbaren Natur hängen von dieſen ſechs Ausflüſſen aus Gott ab, die zehn Organe vom Bewußtſein, und die fünf Elemente von eben ſo vielen Vernehmungen. Die großen Grundſtoffe mit beſondern Kräften begabt, entſtehen daraus, auch die Seele mit unendlich feinen Wirkungen, die unvergängliche Urſache aller äußern Formen. Daher iſt dieſes Ganze aus kleinen Theilen der ſieben göttlichen und wirkſamen Principe, nämlich aus der großen Seele oder dem erſten Ausfluſſe, dem Bewußtſein und den fünf Vernehmungen zuſammengeſetzt; ein veränderliches Ganze aus unveränderlichen Vorſtellungen. Jedes dieſer Elemente nimmt die Beſchaffenheit des vorhergehenden an, und man ſchreibt jedem derſelben eben ſo viele Eigenſchaften zu, als es gerade vorgedrungen iſt.

Er gab auch zuerſt allen Geſchöpfen beſondere Namen, wies ihnen beſondere Handlungen und beſondere Beſchäftigungen an, ſo wie ſie in den vorhererxiſtirenden Vedas geoffenbart waren. Er ſchuf eine Menge Untergottheiten mit reinen Seelen und göttlichen Eigenſchaften und viele ſehr reizbare Genien. Er ſchrieb das Opfer vor, welches von Anfang verordnet war, und melkte gleichſam aus dem Feuer, der Luft und der Sonne die drei urſprünglichen Vedas, welche die Vorſchriften zu gehöriger Verrichtung des Opfers enthalten. Er gab das Daſein der Zeit und den Abtheilungen derſelben, den Fixſternen und Planeten, den Flüſſen, Meeren und Bergen, den ebenen Gefilden und unebenen Thälern. Auch Andacht, Sprache, Freundlichkeit, Verlangen, Zorn entſtanden; denn er wollte das Daſein aller dieſer geſchaffenen Dinge.

Zur Beurtheilung der Handlungen machte er einen gänzlichen Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht, und gewöhnte die empfindenden Geſchöpfe an Vergnügen und Schmerz, Hitze und Kälte und an andere entgegengeſetzte Dinge. Mit ſehr kleinen veränderlichen Theilen (Matras) der fünf Elemente wurde dieſe ganze ſichtbare Welt in gehöriger Ordnung zuſammengeſetzt. So eſt eine Lebensſeele einen neuen Körper erhält, hält ſie ſich von ſelbſt an die Beſchäftigung, welche ihr der Schöpfer zuerſt angewieſen hat. Wie die ſechs Jahreszeiten ihre Kennzeichen zur gehörigen Stunde von ſelbſt annehmen, ſo ſind jedem bekörperten Geiſte ſeine Handlungen gleichſam von Natur zugeſellt.

Damit das Menſchengeſchlecht vermehrt werde, ließ er den Brahmin, den Eſchatreya, den Vaiſya und den Sudra, ſo genannt von Schrift, Schutz, Reichthum und Arbeit, aus ſeinem Munde, ſeinen Armen, ſeinen Hüften und ſeinem Fuße hervorgehen. Die gewaltige Macht theilte ihr eigenes Weſen und wurde halb Mann, halb Weib, oder wirkende und leidende Natur, und aus dieſer weiblichen Hälfte wurde Viraj gezeugt. Der, welcher die männliche Macht Viraj nach ſtrenger Andachtsübung aus ſich ſelbſt zeugte (alſo die männliche Hälfte von Brahma), war Menu (mit dem Beinamen Swayambhuva, d. i. entſproſſen von dem Selbſtbeſtehenden), der zweite Urheber dieſer ganzen ſichtbaren Welt. Er war es, welcher aus Verlangen, ein Menſchengeſchlecht hervorzubringen, ſehr ſtrenge religiöſe Pflichten erfüllte, und zuerſt zehn Herren der erſchaffenen Weſen von vorzüglichſter Heiligkeit werden ließ, nämlich Maritſchi, Atri, Angiras, Pulaſtia, Pulaha, Cratu, Dakſcha, Vaſiſchta, Bhrigu und Narada.

Dieſe voller Majeſtät brachten ſieben andere Menus hervor, und Gottheiten und Wohnungen der Gottheiten, und andere große Weiſe von unbegrenzter Macht; wohlwollende Genien und wüthende Rieſen, blutdürſtige Barbaren, himmliſche Sänger, Nymphen und Dämonen, große und kleinere Schlangen, Vögel mächtigen Fittigs und beſondere Geſellſchaften von Pitris oder Erzeugern des Menſchengeſchlechts; Blitze und Donnerkeile, Wolken und farbige Bogen des Indra, fallende Meteore, die Erde zerreißende Dünſte, Kometen und Lichtkörper verſchiedener Grade; Sylvane mit Pferdegeſichtern, Affen, Fiſche, zahmes Vieh, Rehe, Menſchen und reißende Thiere mit zwei Reihen Zähnen, kleine und große kriechende Thiere, allerlei Inſekten und unbewegliche Dinge verſchiedener Art.

So wurde dieſe ganze Menge feſter und unbeweglicher Körper von jenen großdenkenden Weſen, durch die Stärke ihrer eignen Andacht und auf Menu's Befehl mit beſondern, einem jeden zugetheilten Verrichtungen geformt. Jedem dieſer Geſchöpfe ſind beſtimmte Beſchäftigungen hienieden angewieſen, und ſie werden in folgender Ordnung nacheinander geboren. Vieh und wilde Thiere mit zwei Reihen Zähnen, Rieſen und blutdürſtige Barbaren und das Menſchengeſchlecht werden aus einer Bärmutter ans Licht gebracht. Vögel, Schlangen, Crocodile, Schaalthiere, Fiſche, Schildkröten, auch andere Thierarten auf der Erde, zum Beiſpiel Chamäleons, werden aus Eiern und im Waſſer gebrütet. Aus erhitzter Feuchtigkeit erzeugen ſich Mücken, gemeine Fliegen und andere Inſekten. Sie und alle andere von der ähnlichen Gattung werden durch Hitze hervorgebracht. Alle Gewächſe, welche durch Saamen oder Schößlinge fortgepflanzt werden, wachſen aus Stengeln. Einige Kräuter mit vielen Blumen und Früchten vergehen, wenn ihre Frucht reif iſt. Andere Gewächſe, genannt Herren des Waldes, haben keine Blüthen, tragen aber Früchte, und große Holzpflanzen, die entweder auch Blüthen oder bloß Frucht tragen, werden in beiden Fällen Bäume genannt. Kleine Geſtrippe mit vielen Stengeln aus der Wurzel aufſchießend, und Rohre mit einfachen Wurzeln, aber zuſammengewachſenen Stengeln, alle von verſchiedener Gattung, und Grasarten und Weinſtöcke, oder an andern hinauflaufende oder kriechende Gewächſe, wachſen aus einem Saamenkorne, oder aus abgeſchnittenen Sprößlingen.

Alle dieſe Thiere und Pflanzen, umringt mit vielgeſtaltiger Finſterniß, haben wegen voriger Handlungen inneres Bewußtſein und fühlen Vergnügen und Schmerz. Alle Umwandlungen, deren die heiligen Bücher erwähnen, vom Zuſtande des Brahma an bis zu dem der Pflanzen, ereignen ſich beſtändig und fortdauernd in dieſer ſchrecklichen Weſenweit, einer Welt, die ſich immer dem Untergange nähert.

Nachdem nun Brahma, deſſen Kräfte unbegreiflich ſind, auf dieſe Art den Menu und dieſes Ganze geſchaffen hatte, wurde er wieder in den höchſten Geiſt verſchlungen, und vertauſchte die Zeit der Thätigkeit mit der Zeit der Ruhe. Wenn dieſe Macht erwacht, dann hat dieſe Welt ihre völlige Ausdehnung; aber wenn er mit ruhigem Gemüthe ſchlummert, dann verſchwindet das ganze Syſtem. Denn wenn er, ſo zu ſagen, im ſanften Schlummer ruhet, ſo verlaſſen die bekörperten Geiſter, welche Fähigkeit zu handeln erhalten, ihre angewieſenen Beſchäftigungen und die Seele ſelbſt wird kraftlos. Sind ſie einmal in das erhabene Weſen verſchlungen, dann nimmt die göttliche Seele aller Weſen ihre Kraft zurück und ſchlummert in Ruhe.

Digitized by Google

Nun bleibt die Lebensſeele erſchaffener Körper, mit allen ſinnlichen und Handlungsorganen, lange in der erſten Vorſtellung oder in Dunkelheit verſenkt und verrichtet ihre natürlichen Geſchäfte nicht, denn ſie iſt aus ihrer natürlichen Geſtalt gewondert, bis ſie, aus kleinen Urprincipien zuſammengeſetzt, einmal wieder in Pflanzen- oder Thierkeime eintritt, und eine neue Geſtalt annimmt. So wiederbelebt und zerſtört die unveränderliche Macht, in ewiger Aufeinanderfolge, durch abwechſelndes Wachen und Ruhen, dieſe ganze Menge beweglicher und unbeweglicher Geſchöpfe.

Geſchichte der Schöpfung nach dem Vedang Schaſter.

Brahma, welcher der Schöpfer der Welt ſein ſoll, iſt nur als ein Werkzeug des großen Willens (Iſch-Bur) und als ein Theil ſeines Weſens zu betrachten, den er, das große urſprüngliche Weſen, hervorrief, ſeine ewigen Abſichten zu vollziehen. Da er der ewige Gott ohne Materie iſt, ſo iſt er über alle Vorſtellung; da er unſichtbar iſt, ſo kann er keine Geſtalt haben; aber aus dem, was wir in ſeinen Werken ſehen, können wir ſchließen, daß er ewig, allmächtig, allwiſſend und allgegenwärtig iſt.

Von Ewigkeit her wohnte die Liebe (Majah) bei Gott. Sie war von drei verſchiedenen Arten, die ſchaffende, die erhaltende und die verderbende. Die erſte wird vorgeſtellt durch Brahma, die zweite durch Wiſchuu und die dritte durch Schiwa. Man wird gelehrt, alle drei anzubeten in verſchiedenen Geſtalten und Gleichheiten, als den Schöpfer, den Erhalter und den Verderber. Die Liebe Gottes nun brachte die Macht (Jotna) hervor, und die Macht in gehöriger Verbindung der Zeit (Kaal) und des Schickſals (Adariſto) umarmte die Güte (Pirkirti oder Packuti), und brachte die Materie (Mohat) hervor. Alsdann wirkten die drei Eigenſchaften auf die Materie, und brachten das Ganze auf folgende Weiſe hervor. Aus den entgegengeſetzten Handlungen der ſchaffenden und verderbenden Eigenſchaft entſtand zuerſt die Selbſtbewegung (Ahankar) in der Materie. Die Selbſtbewegung war von dreierlei Art. Die erſte neigte ſich zur bildenden Kraft (Rajas oder Raſcha); die zweite zur Trennung (Tama); die dritte zur Ruhe (Satig, vielleicht Satwa). Die uneinigen Kräfte brachten alsdann das Akeſch (den Aether) hervor, welches unſichtbare Element die Eigenſchaft beſaß, den Schall zu führen. Das Akaſch brachte hervor die Luft, ein handgreiflichés Element, das Feuer, ein ſichtbares Element, das Waſſer, ein flüchtiges Element, und die Erde, ein feſtes Element.

Das Akaſch breitete ſich ſelbſt aus. Die Luft bildete die Atmosphäre; das Feuer ſammelte ſich ſelbſt, und ſchien hervor in dem Heere des Himmels (Dewta, von welchem Suega, die Sonne, das erſte dem Range nach iſt); das Waſſer entſtand auf der Oberfläche der Erde, indem es von unten heraus durch die Schwere des letztern Elements getrieben wurde. Auf ſolche Weiſe brach das Weltall aus dem Schleier der Dunkelheit hervor, worin es ehemals von Gott zuſammengefaßt war. Die Ordnung wurde über das Ganze. Die ſieben Himmel, Bu, Bubo, Surg, Moha, Junnoh, Tapu und Suttih wurden gebildet, und die ſieben Welten, Ottal, Bittal, Suttul, Joal, Talattal, Riſſotul und Pattal wurden an ihren Orten feſtgeſtellt, um daſelbſt bis zur großen Trennung (Mah-plril) zu bleiben, wenn alle Dinge in Gott ſollen verſchlungen werden.

Gott, welcher ſah, daß die Erde in voller Blüthe, und die Befruchtung aus ihren Saamen ſehr ſtark war, rief zum erſtenmale den Verſtand (Mun) hervor, und begabte ihn mit mannigfaltigen Organen und Geſtalten, um daraus eine Verſchiedenheit der Thiere auf der Erde zu bilden. Die Thiere begabte er mit fünf Sinnen, dem Gefühl, Geſicht, Geruch, Geſchmack und Gehör. Dem Menſchen aber gab er noch die Ueberlegung (Manus), um ihn über die Thiere des Feldes zu erheben.

Die Geſchöpfe wurden als männliche (Nir) und weibliche (Mobba) geſchoffen, damit ſie ihr Geſchlecht auf Erden fortpflanzen möchten. Ein jedes trug den Saamen von ſeiner Art, damit die Welt mit Grün bekleidet, und alle Thiere mit Futter verſehen würden.

Der Verſtand, der allen Geſchöpfen eingeflößt iſt, um ſie auf eine gewiſſe Art zu beleben, iſt ein Theil von der großen Seele des Ganzen (Purmattima). Nach dem Tode der Geſchöpfe belebet er andere Körper, oder kehret wie ein Tropfen in das unbegrenzte Meer zurück, woraus er zuerſt entſtand. Die Seelen der Menſchen ſind von den Seelen der andern Thiere unterſchieden; denn die erſten ſind mit Vernunft und mit einem Bewußtſein des Rechts und Unrechts begabt. Wenn daher ein Menſch dem Recht anhängen wird, ſo weit als es ſeine Kräfte verſtatten, ſo wird ſeine Seele, wenn ſie durch den Tod von dem Körper getrennt iſt, in dem göttlichen Weſen verſchlungen werden, und niemals mehr das Fleiſch beleben. Die Seelen derer aber, die Böſes thun und dem Unrecht anhängen, werden bei dem Tode nicht von allen Elementen befreiet. Sie werden ſogleich mit einem Körper von Feuer, Luft und Akaſch bekleidet, in welchem ſie auf einige Zeit in der Hölle (Nirik) geſtraft werden. Sobald aber die Zeit ihres Grams vorüber iſt, beleben ſie andere Körper, und bis ſie zum Stande der Reinigkeit gelangen, können ſie niemals in Gott verſchlungen werden. Die Beſchaffenheit dieſes verſchlungenen Zuſtandes, welchen die Seelen der guten Menſchen nach dem Tode genießen, iſt eine Theilnehmung der göttlichen Natur, wo alle Leidenſchaften gänzlich unbekannt ſind, und wo das Bewußtſein in der Glückſeligkeit ganz verloren iſt.

Erklärung der Hervorbringung der Welt nach den Vedas.

Zuerſt war Etwas nicht. Dies Etwas war das Weſen, das Exiſtirende, das Allgemeine, Abſolute. Es wollte, daß es offenbar werde, und es erſchien ein Ei. Das Ei blieb ein Jahr. Nach Verlauf deſſelben wurde es zerſpalten. Die eine Hälfte ſeiner Schaale war Gold und die andere Hälfte Silber.

Die Hälfte, welche Silber war, iſt die Erde, und die Hälfte, welche Gold war, iſt der Himmel. Aus dem, worin das Junge enthalten war, wurden die Berge, aus dem dünnen Häutchen, in welchem das Junge und Feuchtigkeit enthalten war, wurden die Wolken und der Blitz, aus den Adern die Meere, und aus der in der das Junge enthaltenden Hülle befindlichen Feuchtigkeit oder Waſſer wurde der Ocean; das Junge aber, welches hervorkam, iſt die Sonne.

So wie nun dieſe Sonne hervorging und ſichtbar wurde, fiel eine ungeheure Hitze auf die Erde, und die ganze Menge aus trockenen, vegetabiliſchen und animaliſchen Theilen beſtehender Geſchöpfe ging mit allen ihren Wünſchen, Begierden und Neigungen hervor, und wurde gegenwärtig.

Johann Nepomuck Graf von Mailáth,

der Sohn des ungariſchen Staats- und Conferenzminiſters Joſeph Graf v. M., war das 14. Kind unter ſeinen 18 Geſchwiſtern und ward am 5. October 1786 zu Peſth geboren. Als Sprößling eines altadeligen und hochgeſtellten Geſchlechtes erhielt er eine ſehr ſorgfältige Erziehung, ſtudirte in Erlau Philoſophie und in Raab die Rechte und ward dann im Staatsdienſte angeſtellt. Die Gefahr der Erblindung am ſchwarzen Staare nöthigte ihn jedoch bereits nach 10 Jahren dem Staatsdienſte zu entſagen und ſeine 2 Jahre lang dauernde Heilung brachte ihn zu dem Entſchluſſe, den ſchon früher mit Glück betriebenen ſchönen Wiſſenſchaften ausſchließlich ſeine Kräfte zu widmen. Sein außerordentliches Gedächtniß kam ihm hierbei beſonders zu Statten. So lebt er jetzt als kaiſerlich königlicher Kämmerer auf ſeinen Gütern in Ungarn, oder zu Peſth, der Literatur und ſeinem Vaterlande.

Er gab heraus:

Koloczaer Codex altdeutſcher Gedichte. Peſth 1818, 8., mit J. P. Köffinger.

Auserleſene altdeutſche Gedichte, neudeutſch umgearbeitet. Stuttgart und Tübingen 1819, 8.

Ueberſetzung magyariſcher Gedichte. Ebendaſ. 1824, gr. 8.

Gedichte. Wien 1825, 16.

Magyariſche Sagen und Mährchen. Brünn 1825, 12.

Geſchichte der Magyaren. Wien 1828 — 30, 5 Bde.

Himfy's auserleſene Liebeslieder. Ueberſetzt mit dem magyariſchen Texte. Peſth 1829; 2. Aufl. 1830, 16.

Ueber die Krönung der Könige von Ungarn. Wien 1830.

Digitized by Google

Magyariſche Sprachlehre. Peſth 1830; 2. Ausg. 1833.
Der ungariſche Reichstag im Jahre 1830. Ebendaſ. 1831.
Geſchichte der Stadt Wien. Wien 1832.
Geſchichte des öſtreichiſchen Kaiſerſtaats. Hamburg 1834, 1r Bd.

Graf Mailáth hat ſich beſondere, höchſt lobenswerthe Verdienſte um die nähere Kenntniß und Verdreitung der ungariſchen National-Literatur in Deutſchland duech ſeine trefflichen Ueberſetzungen erworben. Seine eigenen Dichtungen zeichnen ſich durch Tiefe, Innigkeit, Correctheit und Eleganz, ſo wie ſeine hiſtoriſchen Schriften durch Gründlichkeit, Würde und treffliche Darſtellung höchſt vortheilhaft aus.

I.

Der Willi-Tanz *).

Der ſtolze Freiherr von Löwenſtein ſah vom Söller ſeines Schloſſes ſinſter nieder auf den Weg, der ſich den Berg hinab das ſchmale Thal entlang hinzog gen Treneſin und dann fort längſt der Wag in die volkwimmelnde Ebene. Als er nun einen ſchönen ſchlanken Jüngling auf leichten Roß aus den Thoren des Schloſſes reiten ſah, ſah wie er in voller Lebensfreude dahin ſprengte, lachte er wild auf, und rief einen Knecht, auf daß Emelka ſeine Tochter kommen möge.

Wie aus düſtern Wolken der Stern der Liebe blitzt, ſo trat ſie in die Kammer des Vaters. Er führte ſie auf den Marmorſöller und ſprach: ſiehſt du jenen Reiter, der dort hinſprengt, und erkennſt du ihn? Aufſteigende Beſorgniß niederkämpfend antwortete ſie: „Ja Vater! es iſt dein Edelknabe Gyula" — „Den ſiehſt du nie mehr" entgegnete er kalt. Da ſchwanden ihr die Sinne, das Aug' umflorte ſich, und bewußtlos wäer ſie hinabgeſtürzt in die Tiefe, hätte ſie des Vaters kräft'ger Arm nicht aufgefaßt. In ihrem Gemach übergab er ſie ihren Frauen. Indeſſen war Gyula fortgetrabt, ohne Ahnung deſſen, was ihm der ſinſtre Freiherr bereitet hatte; er meinte das Ziel ſeiner Reiſe ſei das templariſche Hoſpitium zu Pöſtény. An den Prior war ihm ein Schreiben mitgegeben worden, und der Auftrag, es geheim zu überreichen. Er ſehnte ſich die Gunſt ſeines Herrn je mehr und mehr zu erwerben, und ſah in dieſem geheimen Auftrag den Anfang ſeines Vertrauens. Wer kenne alle die ſüßen Träume, die ſich hieraus für ihn, den Liebenden enſpannen! denn es ahnet wohl jeder Leſer, daß er Emelka liebe und von ihr wieder geliebt werde.

An der Neige des Tages hielt er im Gehölz, unfern des Konvents die einbrechende Nacht erwartend. Im Dunkel derſelben gedachte er zum Prior zu gehen. — Es war einer der herrlichſten Tage des Mai's; der Abendröthe Purpurſchimmer, des Himmelszeltes wolkenloſes Blau, der Nachtigallen tiefaufathmender Sang, der unzähibaren Blüthen ſüße Düfte, der Zweige liebeflüſternd Rauſchen, alles traf ſein Herz ſo weich, ſo voll; er hätte die Welt an ſeinen Buſen drücken mögen; einzelne Glockentöne, die zu ihm ins Gehölze ſummten, der Sterne immer heller werdend Licht, des regen Lebens Schwinden wahnten ihn zum Aufbruch; es war ihm recht feierlich zu Muth, als er hinritt längs den Wag, der eilend fort ſtrömte wie von unendlichem Liebesſehnen gedrängt.

Mit einem Mal trat ihm das Kloſtergebäude entgegen, ſo ernſt, ſo kalt, wie oft das Leben der Liebe entgegen tritt. Er gab das Zeichen, das ihn der Freiherr gelehrt; der Servient öffnete die Eiſenpforte, die ſich geräuſchlos in ihren Angeln drehte, und fragte mit gedämpfter Stimme: „Vom Orden? — Nein! vom Freiherrn von Löwenſtein an den Prior" — „wohl, folgt." Einen ſchmalen Wölbgang ſchritten ſie tönend entlang, eine ſteile Wendeltreppe auf. An der nächſten Thüre hielt der Servient, pochte dreimal, ſchnell, aber leiſe, eine Stimme antwortete: „ich bin allein", der Servient deutete auf die Thüre, und verſchwand in den finſtern Bogengängen. Gyula öffnete.

In einem alterthümlich geſchnitzten Lehnſtuhl von einer Leuchte matt beſtrahlt ſaß der Prior regungslos, daß er faſt anzuſehen war, wie ein Rittergebilde auf alten Mählern. Als nun der Jüngling näher trat, und der greiſe Prior ſeine Züge im Ampellicht unterſcheiden konnte, fuhr er mit der flachen Hand über die Stirne, wie ein Mann, der ſich auf etwas lang Entſchwundenes beſinnen will. Der Jüngling übergab ihm das Blatt des Freiherrn; der Prior öffnete es ſchweigend und las. — Immer ernſter wurden ſeine Züge, und ſeine Augen ſtarrten wie eingewurzelt in das Blatt. Es war ſo ſtill, daß Gyula das Schlagen ſeines Herzens hören konnte. Endlich begann der Prior: Dein Name? — Gyula Férhegyi. — „Und deine Aeltern?" Geiſa Férhegyi und Suſe Locandi, beide todt. — Der Ring auf deinem Finger? Meiner ſterbenden Mutter letztes Geſchenk. Eine leiſe Röthe überflog des Priors bleiche Wangen. Er winkte ihn auf einen Stuhl, und ſprach: Mein Vorgänger iſt ſo ſchleunig abberufen worden, daß es ſcheint, es habe ihm die Zeit gefehlt, den Freiherrn von ſeiner Entfernung zu verſtändigen; denn dieſer Brief gilt ihm. Er ſchreibt: „zum Tod mit dem Ueberbringer dieſer Zeilen, zum Tod; denn geringer Herkunſt, wagt er es, meine Tochter zu lieben; zum Tod, daß ich ihn nimmer ſehe, aber heimlich." Kennt denn die Liebe den Stolz der Ahnen? rief der Jüngling. „Schweig', entgegnete der Prior; ich habe den Auftrag meiner Obern, den Wünſchen des Freiherrn mich zu fügen." Gyula fuhr flammend auf; „aber dir will und kann ich nichts zu Leid thun; doch ſchwöre, daß du ewig verſchweigſt, was du nun erfährſt." Und Gyula ſchwur: Der Jüngling faßte bewegt ſeine Hand, der Alte aber ſprach mit einer Stimme in der des Herzens lang verhüllte Wärme in ihrer zarteſten Regung bebte. „Du mußt noch dieſe Nacht, mußt auf der Stelle fort, hier liegt ein Brief an unſern Meiſter in Kroatien. Er war für einen andern beſtimmt, nun ſei er dein. Hier lies ihn, und merke dir den Namen. Der Meiſter ſtellt dich in unſer Heer, halte dich gut, das Uebrige laß dem Himmel, und wenn dich alles verläßt, bleib ich dir." „Wodurch habe ich ſo viele Theilnahme verdient?" rief der tiefbewegte Jüngling, und der Prior erwiderte: „Du haſt mich in längſt vergangene Zeit zurück geſetzt, mein Herz iſt weich geworden, und es drängt mich, dir zu ſagen, was in meinem Innerſten wohnt, was nie über meine Lippen gekommen iſt, auf daß du weißt, daß du deiner Mutter zweimal das Leben dankſt. Ich habe ſie geliebt mit aller Gluth des jugendlichen Feuers, ich liebe ſie noch wie einen Leitſtern in trüber Nacht, ich ſah ſie — ein Mädchen noch, — ſehr oft auf ihres Vaters Burg, ach! aber auch dein Vater ſah ſie dort, und liebte ſie wie ich; wer hätte es auch nicht gethan? — Soll ich dir alle Qualen meine Herzens ſchildern? ich vermochte nicht dies Schwanken zu ertragen, mit einem Wurf wollte ich mein Schickſal löſen, hin ritt ich zu ihres Vaters Burg, und gedachte, ihr meine Liebe zu erklären, da begegnete mir ein Knappe, und rief mir zu: ich käme eben recht; alles ſei ſo froh im Schloß, Suſe werde ſo eben verlobt. Da gab ich den Knappen einen Ring, denſelben, den du jetzt an deinen Finger trägſt, ein Geſchenk für ſie, wandte mein Roß, und ſprengte dahin. Ich ward Templer. Schon war ſie getraut, ich durch Gelübde gebunden, als ein Ritter in unſer Hoſpitium kam. Er ſprach ſehr viel, deß ich nicht achtete, als er auch deiner Mutter gedachte. Mein Herz bebte; er beſchrieb die Feierlichkeit der Trauung, und wie ſie ſo traurig geweſen, und wie die Sage gehe, daß ſie einen andern geliebt, und nur aus Gehorſam ſich mit ihren Gatten verbunden. Das alles waren eben ſo viel Dolchſtiche für mich! ſeit dem habe ich nichts mehr von ihr gehört, hab' es mir ſogar verſagt, nach ihr zu fragen. Ich wurde nach dem Orient geſendet, ich ſuchte den Tod, und fand ihn nicht. Wenig Wochen ſind es, daß ich zurück, wenig Tage, daß ich hier bin, und ich murre nicht mehr, daß mich kein Sarazen getödtet; denn ich kann dir das Leben retten. Doch ſieh', die Sanduhr iſt abgeronnen, die Sterne ſinken, die Zeit drängt, fahre wohl, und wenn du in Weh' zu vergehen meinſt, ſo denke mein, und daß auch ich gelitten."

In ſprachloſer Rührung ſank der Jüngling in ſeine Arme, der Prior ſchellte; der Servient trat ein, Gyula ſchwankte hinaus und ſaß zu Roß, eh' er wußte, wie ihm geſchehen. Wehmüthig blickte er zurück, hin, wo der Löwenſtein prangte, und ſein Herz ſchwamm im bitterſten Leid, als er ſein Roß vom bekannten geliebten Pfad wegwenden mußte zum fremden, neuen!

In der Burg Löwenſtein ging es indeſſen ſtille her; kaum hatte ſich Emelka von ihrer Ohnmacht erholt, als ein Bote vom Pöſtényer Prior anlangte mit der Kunde: der Knappe von Löwenſtein ſei im Heimreuten, von der Wag, durch die er ſetzen wollte, weggeriſſen worden.

Emelka rang mit einer ſchweren Krankheit. Des Hauſes einziges Kind! Des Freiherrn harte Bruſt durchzuckte Angſt. Er berief einen heilkundigen Mönch; der entriß ſie dem Tod, aber den Quell der Krankheit vermochte er nicht zu bannen. Sichtlich welkte ſie dahin. Der Sommer ſchwand, der Herbſt kam und ging, der Winter war in ſeiner ganzen Strenge eingetreten; der Freiherr hauſte im Forſt die Eber der Gebirge jagend, noch öfter auf Temetvény; es ſchien, als habe er wichtiges mit dem Burgherrn daſelbſt zu berathen. Wenn es nun ſo recht einſam war, der Schnee in dichten Flocken fiel, die Dämmerung ihre ſcheuen Flügel ausbreitete, wenn nur des

*) Aus „Mailáth's magyariſche Sagen und Mährchen." Brünn 1825.

Digitized by Google

kreiſchten Aares Geſchrei, nur der Wachen einzelner Ruf ernſt und ſchauerlich durch die Stille hereinbrach, da rief Emelka ihre Amme Gunda. Während der Feuerherd kniſterte, das Fräulein aber träumeriſch auf ihre Kiſſen ſank, erzählte dieſe, was ihr an Sagen aus der Vorwelt bekannt war, vom Ritter Argyrus und ſeinem Tátos, von der Ungarn erſten Wanderſchaften, von den Wundern der Bekehrer des Landes, von dem Glück, das ausdauernde Liebe krönt; von des Meineides unausweichlicher Strafe, wie ſogar Geiſter kämen aus der Gruft verlaſſene Liebe zu rächen, aber wie ſich im Leben getrennte im Tod endlich liebend vereinet. Vor allem, liebte Emelka das Märchen von der Willi, was denn die Alte immer ſo begann: „Willi, heißt mein liebes Kind, ein Mädchen, welches als Braut ſtirbt. Die Willis irren ruhelos umher, halten auf Kreuzwegen ihre Tänze; finden ſie dort einen Mann, ſo tanzen ſie ihn todt; er iſt dann der Bräutigam der jüngſten Willi, die durch ihn zur Ruhe kömmt; eine ſolche iſt auch meine Schweſter. Ach! ich habe ſie gar oft im Mondenſchein geſehen;“ und nun erfolgte die Geſchichte der Liebe, des Leidens und des Todes jenes armen Mädchens. In den Erzählungen aus dem Gebiet des Geiſterreiches ſuchte die unglückliche Emelka die Schwere des Erdenlebens zu vergeſſen.

So war das Frühjahr genaht, als der Freiherr eines Tages von Temetvény zurück kam, und ſeiner Tochter ankündete, daß ſie Braut ſei, Braut des Herrn von Temetvény; Emelka kannte des Vaters felſenfeſten Willen, und ging ſchweigend von dannen. — Zufrieden ſchaute der Freiherr hinaus in das Wagthal. Hier und rechts und links und über jenen Bergen werde ich nun mit meinem Schwiegerſohn herrſchen, ſo dachte er. In der Verzweiflung flehte Emelka auf zum Himmel um Rettung, und der Himmel rettete ſie; ſie ward bleicher und bleicher, das Roth ihrer Lippen ſchwand, der Glanz des blauen Auges erloſch, ihr Rabenhaar floß ringlos über Nacken und Arme, als habe ihr der Tod ſeinen Mantel umgeworfen; ſie ſtarb. „Vater! ich vergebe dir, daß du Gyula von mir geſendet“, war ihr letztes Wort, und dem harten Freiherrn bebte das Mark in den Gebeinen, und als der Sarg geſchloſſen war, ließ er ihn hinaustragen in den Wald zu einer Höhle und dort einerden. Er aber zog als Siedler in die Höhle, und hat ſeither nicht mehr geredet.

Mit ungewohnter Schnelle verbreitete ſich durch Handelsleute die Kunde von der Verlobung des Löwenſteins nach Kroatien, und Gyula raffte ſich auf, und pilgerte heimwärts. „Gleicht denn mein Leben nicht einer Blume, die in ihrer vollſten Blüthe zertreten ward? wohl! ſo ſeien die welken Blätter wenigſt dort zerſtreut, wo mein Glück ruht. Will mir der Freiherr es nicht gönnen, daß ich mit ihm das Grab hüte, ſo mag er mich nun ſelbſt tödten, aber von ihr laſſen werde ich nicht.“

Es war ſpäter Abend, als er nach mühevollem Wandern am Löwenſtein anlangte. Eine unnennbare Bewegung zog ihn hinein zum geheimnißreichen Wald; neben ihm rauſchte es wie windgetriebenes Herbſtlaub, einzelne Klänge drangen zu ihm wie der Sang träumender Nachtigallen; leiſe Schimmer wie ziehende Glühwürmer zuckten aus dem Gebüſche vor; der Mond trat in ſeiner Fülle heraus, die Glocke ſchlug zwölf, er ſtand auf einem Kreuzweg im Kreiſe der Willis. Leiſe, leiſe erhoben ſie die Stimmen, ein trübes Lied voll bangen Sehnens, voll ungeſtillter Liebe entquoll den Geiſterlippen, und ſchneller und ſchneller wirbelte der Tanz, und die Fingerringe und die Myrthenkronen leuchteten, und die Haare wehten wie ziehende Nebel; da trat eine auf ihn zu, und faßte ihn bei den Armen, und wie er aufblickte, ſchrie er laut auf: Emelka! Er ſah ihr in das Auge, und ſein Blick erſtarrte, ſie drückte ihn an das Herz, und das Seine hörte auf zu ſchlagen, und als ſie ihn küßte, war er todt.

Als des andern Morgens der Freiherr hinab ſchritt in das Thal, fand er die Leiche unter einem Roſenſtrauch. Er erkannte jenen frühern Edelknaben. „Herr vergib mir meine Sünden“ ſagte der himmelan gehobene Blick. Er lud den unglücklichen Jüngling auf ſeine Schultern, und grub ihn unter heißen Thränen ein neben ſeiner Tochter. Von nun erſchien der Edelknabe und die Tochter oft in ſeinen Träumen, leuchtend wie der Morgenſtern, und ſahen ihn verzeihend und tröſtend an.

II.

Die Herrin von Arbó.

1.

Unmuthig lag Meſſer Giovanni unter einer alten Eiche, hinaufſtarrend in den wolkenbewegten Himmel, der ſo düſter war, und wo die Wolken ſo verworren drängten, wie die Gefühle in ſeinem Innern. Manchmal riß er in den Saiten ſeiner Guitarre, als wolle er durch die Macht des Klanges den Sturm ſeiner Bruſt beſchwichtigen, oder den Tönen ſein Weh vertrauen, aber zu beiden war er zu wild bewegt, die Saiten kreiſchten mißtönend unter der heftigen Berührung. In dieſer Stimmung hatte er es nicht beachtet, daß Fußtritte aus dem Thale näher und näher herauf ſchallten, ja, daß ſich zween Männer an ſeine Seite geſtellt und ihn ernſt und nachdenkend betrachteten. Der Eine war ein jugendlicher Mann, Bella pietra genannt, hoch und ſchönen Anſehens und wider die Gewohnheit des Landes, dem er entſproſſen, blondhaarig und blauer Augen. Er war Giovannis Jugendfreund, und beide waren dem König Karl Robert von Neapel nach Ungarn gefolgt, als er kam, ſich um den Thron dieſes Reiches zu ſtreiten: der Andere war ein alter grauer magyariſcher Waffenheld, der die Beiden lieb gewonnen hatte, ob ihrer wechſelſeitigen Anhänglichkeit und wiederholt erprobter Kampffertigkeit.

Als endlich die innere Unruhe Meſſer Giovanni vom Boden auftrieb, und er die Beiden neben ſich gewahrte, ſprach er: wir ſehen einem entſcheidenden Tage entgegen, ob und wer von uns ihn überlebt, weis keiner; ſo will ich euch denn ſagen, was mich in meinem Innerſten aufregt, auf daß ihr an mir nicht irre werdet. Wie das Volk von mir denkt, gilt mir gleich. Doch laßt uns zuerſt die Pflicht erfüllen, die uns obliegt als Führern, dann treffen wir uns in Arbó an der Linde. Und die Drei ſchritten auseinander, umgingen die äußerſten Poſten, ermahnten die Krieger, die als Vorhut ausgeſtellt waren, zur Wachſamkeit; denn der Abend begann ſchon zu dunkeln, und ſie kannten den Feind tapfer, liſtig und verwegen.

Als die Runde vollendet, war es ſchon tiefe Nacht geworden, Giovanni traf der Letzte bei der Linde ein. Kerntruppen waren dort gelagert. — Auf dem Hügel, wo jetzt das Herrenhaus ſteht, loderte ein hohes Wachfeuer, die Krieger hauſenweis umher, für das Mahl ſorgend die Einen, der Roſſe wartend die Andern, manche ihre Waffen und Rüſtung noch einmal durchſchauend für die nächſten Tage der Entſcheidung, die Meiſten aber in Kreiſen gelagert den Erzählern horchend; denn ſie hatten ihrem aſiatiſchen Urſprung treu, viele ſagenkundige, mährchenreiche Männer, die eine ganze Nacht hindurch zu erzählen vermochten, wie es noch jetzt häufig unter den magyariſchen Reitern und Hirten anzutreffen. Als ſich nun die Führer überzeugt, daß ihre Leute munter bleiben würden, und ſie keinen Ueberfall zu befürchten, ſchritten ſie ſeitab zu der Linde. Giovanni lehnte ſich mit dem Rücken an den Stamm, ſo daß er das Schloß Sáros im Auge behielt, und begann: Ihr wißt es meine Freunde, daß der König, unſer Herr, mich vorausgeſendet mit den Söldnern, deren Leitung er mir vertraut, um die Gegend hier zu erkunden, bis er nachkommen würde, die Gewalt des übermüthigen Grafen Mathäus von Trentſin, der allein noch gegen ihn hält, zu brechen. Zu dieſem Ende durchzog ich die Berge und Thäler, bald mit meiner ganzen Schaar, bald mit wenigen oder allein, gerüſtet oder verkleidet, je nachdem es mir zweckdienlich ſchien. Auf einer dieſer einſamen Wanderungen hatte ich mich verirrt; erſchöpft kam ich hieher an dieſe Linde, ein Mädchen ſaß in ihrem Schatten, ich ſprach ſie um eine Labe an, ſie reichte mir eine Schale Milch, ſeit jenen Augenblick nun bin ich verändert. Du Bella pietra kennſt mich, und ihr alter Waffenfreund mögt mir es glauben, daß mich ein Weiberantlitz ſo wenig zu rühren vermochte, als mich je etwas zu erſchüttern im Stand iſt. Ich war ſtolz auf meine Ruhe, und ein Blick, der alle Männer der Erde ſchwindlich gemacht hätte, der Druck einer ſüßen Hand und wie alle die Gunſtbezeugungen heißen mögen, in denen ſich gegenſeitige Liebe gefällt und ausſpricht, waren mir ſo gleichgültig als ein Glas Waſſer, ſo daß ich oft ſcherzend zu ſagen pflegte, daß mich in meinem Innern nichts leidenſchaftlich zu erregen vermöge, es käme denn eine Ueberirdiſche, und reichte mir einen Becher Naphta, von dem die Pilger des Orients erzählen, daß es einmal entzündet nicht verlöſcht, bis es ſich und das Gefäß, in dem es flammt, aufzehrt. So war ich bis zu jenem Unglückstage, nein, bis zu jenem ſchönen Tag, der mich hieher geführt. Indeß ich trank, war ein Reh herbeigelaufen, das vor ihr freiwillig ſtehen blieb, was gäbe es auch in der Natur, das ihr nicht gehorchte! ſie ſchwang ſich auf, noch umſchauend nach dem Wanderer, den ſie gelabt, und die Strahlen ihrer Augen drangen mir in das Herz, verzehrend, wie die Sonne ihre Pfeile herab ſendet in den glühendſten Tagen unſerer Heimath. Wer iſt ſie? werdet ihr mich fragen; dort oben im Schloſſe Sáros wohnt ſie, ſie iſt unſere Feindin, die Tochter des Grafen von Trentſin. Haſt du ſie geſehen, alter Mann? wenn nicht, ſo kannſt du mich nicht begreifen, du Bella pietra wirſt mich faſſen? wenn ich dir ſage, daß ſie magiſch iſt, wie in unſerer Heimath des Mondes Strahl in einer Laube dunkler Roſen. Als ſie meinem Aug entſchwunden, forſchte ich nach ihr in den Hütten von Arbó, alle beten ſie an, ſie iſt ſo mild, ſo gut, dabei ſtolz und kriegeriſch und unerſchütterten Herzens. Ihr Vater hat ihr dieſes Dorf geſchenkt, und oft luſtwandelte ſie in den Zeiten des

Digitized by Google

Friedens vom Schloß herab, und freute ſich der ſchönen Gegend; aber ſeit wir in der Nähe, ließ ſie ſich nicht mehr ſehen. Oft habe ich mich hieher begeben, immer vergebens; oft ſchlich ich umher verkleidet und unerkannt, und brachte den Armen und Bedrängten Hülfe in ihren Namen, daß ſie geprieſen werde, wenn man auch uns zürnt ob den Gräuel des Krieges.

Die Lieder meiner Heimath ſchrieb ich auf Steine, und warf ſie hinaus auf Weg und Feld, vielleicht, das ſie einmal einen erblickt. In meinen Liedern lebt nur ſie, meine Gedanken ſind nur ſie, und in meinem Herzen iſt ihr Thron. Als wir endlich hieher rücken mußten, nahm ich meinen Sitz in Arbó, und indeß alles rund um verheert wurde, ſchont ich dieſes Ortes, und wartete ſein, daß ſie wiederkehernd alles finde, wie ſie es verlaſſen, und nur die Sorge für die Pflege des Ihren ihr verkünde, daß ich hier gelagert. Das iſt's, was mich unſtät macht, und wie der Wag, wenn auch eisbedeckt unter der kalten Decke ſeine reißenden Fluthen fortwälzt, ſein eigenes Bett wie zum Grab immer tiefer und tiefer aufwühlend, ſo mein Inneres. Aber wie an einzelnen Stellen ſeine heißen Quellen aufdampfen durch das Eis, habe ich auch, was mich durchglüht, nicht verhehlen können. Mögt ihr nun denken, was ihr wollt.

Nachdem ſie eine Weile geſchwiegen, begonn der alte ernſte Krieger: Es iſt mir aus allem, was du erzählest, klar, das hier ein Zauber obwaltet, und daß die Sage nicht leer iſt, die man ſich von der Herrin von Arbó herum trägt, mir iſt die Sage nur dunkel kund geworden, ſo viel weiß ich aber, daß an die Gabe der Herrin von Arbó eine unglückvolle Empfindung geknüpft iſt, was es aber iſt, habe ich nie erfahren können. Vielleicht iſt es einem der Erzähler in unſern Heerhouſen bekannt, ich will ſie fragen. Als er aufſtand, um ſich zu ihnen zu begeben, ritt ein Krieger vor, und rief Bella pietra und Giovanni auf, ſogleich zum Heer des Königs zu ſtoßen, das ſchon in die nächſten Thäler gerückt war. Der Alte übernahm den Befehl über die Vorhut, die beiden Freunde warfen ſich auf ihre Roſſe und flohen dem Weg entlang dem Boten nach.

2.

Im Schloſſe Sáros war alles regſam. Dte alte Graf war in der letzten Nacht mit ſeinem ganzen Gefolg und zahlreichen Anhängern in das Schloß eingerückt. Vom Gipfel des Thurms, von den Zinnen der Mouern wehte heraus fordernd ſein Banner; im Hof ſtand es rieſig aufgepflanzt, ein Grab daneben, verkündend, daß er, wenn er auch geſchlagen, wenn auch die Mauern erſtürmt, ſeine Sache bis auf den letzten Mann verfechten würde. Das Fräulein, die man allgemein nur die ſchöne Herrin von Arbó zu nennen gewohnt war, kam eben vom Wall zurück, wo ſie die Vertheidigungs-Anſtalten nochmals überblickt; — denn ſie war des Krieges wohl kundig und bereit, für ihres Vaters Sache ihr Leben zu laſſen, als ein Weib mit vier Kindern durch das Thor der Burg herein ſchritt. Die Herrin erkannte die Pflegerin ihrer Kinderjahre, ſie eilte ihr entgegen, bot ihr freundlich die Hand. Es iſt recht ſchön von dir, ſprach ſie, daß du mich in der Zeit der Gefahr noch einmal ſehen willſt, die Würfel rollen, und Niemond weiß, wie ſie fallen. Ach! Fräulein, entgegnete die Alte, ihr ſeid ſo gut und mild, wohl habe ich gewünſcht, euch noch einmal die Hand zu küſſen, die mir des Guten ſo viel erzeigt, aber nicht hätte ich es gewagt, meinen ſtill umfriedeten Aufenthalt, wo ihr mich verborgen, zu verlaſſen — hättet ihr nicht ſelbſt mir geſtern bedeuten laſſen, daß ich dort nicht mehr ſicher, und mich hieher verfügen ſoll. Ich habe dir keinen Boten geſendet, erwiederte das Fräulein, allein in der Zeit des Krieges iſt nichts unbedeutend, darum erzähle, was ſich zugetragen. Wie? fiel die Alte ein, der Mann, der nun ſchon wiederholt in meiner Hütte geweſen, der mir immer Troſt und Hülſe gebracht, er wäre nicht von euch geweſen? Nein, war des Fräuleins Antwort, er kam nicht von mir. Wer iſt er? was wollte er bei dir? Nun begann die Alte: Eines Abends, es mögen jetzt einige Wochen her ſein, trat ein Mann, ſchlicht gekleidet, in unſere Hütte, er fragte mich, ob ich euch kenne? Wer kennt die Herrin von Arbó nicht! ich aber kenne ſie vor allen, ſprach ich, denn ich habe ſie von ihrer zarteſten Kindheit an gepflegt, und bete täglich für ihr Wohlergehen. „Das iſt ſchön von euch," war ſeine Rede, „doch nicht mehr als billig, denn auch ſie denkt eurer, und ſendet euch zur Hülfe dies," damit legte er einen Haufen Goldes auf den Tiſch, und entfernte ſich. Seither iſt er einigemale gekommen, mit meiner kleinſten Enkelin, die nach euren Namen geheißen iſt, ward er nie müde zu ſpielen, und ſtundenlang horchte er, wenn ich ihm von euch, eurer Kindheit und jetzigen Herrlichkeit redete, oft ſeufzte er tief, wenn ich von eurem Kriegesmuth ſprach, und wie ihr euch im Sturm der Schlacht am meiſten wohl gefallt. Jedes Mal, beim Kommen und Gehen, ließ er eine Gabe zurück; er ſagte, ſie käme von euch. Als ihn eure kleine Pathe einſt fragte: wer denn er ſei? antwortete er, daß er ein Ausländer und erſt ſeit wenig Tagen euch angehöre, aber nun der Eure ſei auf Tod und Leben. Geſtern im Frühroth kam er zu uns, rief uns eilig auf, fort, ſagte er, das königliche Heer rückt an, ihr ſeid allein, unbeſchützt, und könnt leicht Mißhandlungen erfahren, flüchtet euch nach Sáros, die Herrin wills, von dort ſorgt ſie für euch; hier ſind wir nun. Die Herrin ſchwieg nachdenklich, endlich begann ſie: Von mir kam dieſer Bote nicht, doch wer der Unbekannte immer war, er iſt mein Freund, denn er that Gutes. Ja, ſprach die Alte: er verdient doppelt euer Freund zu ſein, denn er that Gutes und that's um euretwillen. Das Fräulein wendete ſich ab.

Des Tárogató *) ſchneidende Töne kündeten von der Höhe des Thurmes, daß ein feindlicher Heerhauſe nahe. Es waren leichte Reiter, die ſich am Fuß des Berges aufſtellten. Indeß der Eine den Berg hinanſprengte, um Einloß zu begehren, da ſie Abgeſandte des Königs, ritten die Führer zuſammen und beſprachen ſich traulich. Es war Meſſer Giovanni, ſein Freund und Irſe ein lebensfroher junger Magyare. Der letzte begann: Ich bitte euch beide, hütet euch, von des Grafen Tochter irgend eine Gabe zu fordern. Es geht eine tolle Sage, wie das jeder, der von ihr eine Gabe begehrt, was es auch immer ſei, und die von ihr erhält, ſie lieben müſſe bis an ſein Ende, und durch dieſe Leidenſchaft unglücklich werde, und das wäre doch ein Jammer, wenn der Abgeſandten einer heute ſein Herz verlöre, da wir deſſen in der morgenden Schlacht wohl ſehr bedürfen. Bella pietra war aufmerkſom geworden und fragte: weißt du nicht, woher dieſe Sage entſtanden? Der lebensfrohe Geſelle erwiederte: das will ich dir gern erzählen, indeß wir den Berg hinan reiten, denn ſieh' unſer Bote kömmt zurück, und die Thore der Feſte ſind uns geöffnet, und ſo war es auch. Während ſie nun den Wanderweg zwiſchen blühenden Gebüſchen langſam hinauf zogen, ihr kleines Gefolge nach, begann er ſeine Erzählung.

3.

In den erſten Zeiten, als das Chriſtenthum in Ungarn Wurzeln faßte, war ein häufiges Ringen zwiſchen den alten Göttern, und der neuen Lehre, Zauberer und Wahrſagerinnen ſtritten gegen das neue Licht, und regten das Volk auf, ſo geſchah es, das unter Andreas dem Erſten eine heftige Chriſtenverfolgung ausbrach. Kirchen wurden geplündert, die Bekenner des Glaubens mißhandelt und getödtet. Jene ſo dem Schwert entkomen, flüchteten in wirthloſe Gegenden. Hier war damals nichts als Wald, nur in Arbó ſtand eine Hütte, drinnen eine wunderſchöne Wahrſagerin wohnte. So ſchön ſie aber, ſo grimm war ihr Gemüth. Sie war es hauptſächlich, die in dieſer Gegend des Aufruhes laute Flammen angefacht, und ſie freute ſich ſchon in vorhinein des Unterganges aller Chriſten. Einſt ſtond ſie an der Thüre ihrer Hütte, und ſchaute auf in die Sterne, und horchte dem Flüſtern der Zweige und dem Rauſchen des Baches, als ein Jüngling — Mitó nennt ihn die Sage — aus den Bäumen hervor, und zu ihren Füßen ſtürzte, ſie anflehend, daß ſie ihn verbergen möge den verfolgenden Heiden; denn er wußte nicht, daß ſie die berühmte Zauberin Gana. Ihr war ſeine Erſcheinung eben recht; denn ſie bedurfte gerade des Herzbluts eines Jünglings zu ihren hölliſchen Künſten. Sie barg ihn in ihrer Hütte, und als die Verfolger an die Hütte komen, öffnete ſie ihnen willig die Thüre, die Mörder aber ſahen den Jüngling nicht, denn Gana hatte ihre Augen gefangen. Als nun die Heiden ſich in das nächſte Thal verloren, brachte ſie dem Jüngling Speiſe und Trank, beides aber war zauberiſch, ſo daß er alſobald in tiefen Schlaf verfiel. Als nun die Stunde gekommen, die ihr nach ihrem böſen Wiſſen die günſtigſte ſchien zu ihrem Vorhaben, trat ſie an das Lager des Jünglings, in einer Hand die zauberiſche Leuchte, in der andern einen Stahl. Schon wollte ſie ſein Herzblut ſtrömen laſſen, als es ihr einfiel, zuvörderſt des Jünglings geheimſte Gedanken zu erforſchen, ob dieſe ihr nicht zu einer andern Unternehmung verhülflich ſein könnten. Einen Froſch, der in der dritten Aprilnacht geſchrieen, eben als der Mond voll ward, legte ſie ihm auf die Stirn, und Mitó rief: Gana. Sie wußte ſeine Gedanken. Sie ſchnitt ihm und ſich eine Locke ab, verbrannte beide zuſammen, und ſtreute die Aſche auf ſein Herz, und auf der Wand an ſeinem Lager erſchien ihr Bild; ſie wußte ſeine Empfindung. So oft ſie des Nachts den Verſuch erneuerte, fand ſie ihn ſtets mit ihr beſchäftigt. Dieſe eben ſo plötzliche als tiefe Liebe wandelte ihr Herz um. Möge meine ganze Zaubermacht vernichtet werden, durch dieſes Jünglings Tod erkauf' ich ſie nicht; ſo dachte ſie.

Als der Jüngling des andern Morgens erwachte, ließ ſie ihn nicht fort. Deine Feinde ſuchen dich, nur bei mir biſt du

*) Die altmagyariſche Heerespfeife.

Digitized by Google

ſicher, waren ihre Worte, und er blieb gern; hätte er ja doch ihr ſein Herz zurück laſſen müſſen, wenn er ſich auch zur Flucht gewendet. Daß die beiden nun ſchöne, glückliche, ſelige Tage verlebten, denkt wohl jeder ohne Mühe. Die Linde von Arbó ſollen ſie gepflanzt haben am Tage, als ſie ſich ihre Wechſelliebe geſtanden. Gana wurde von Tag zu Tag milder, menſchlicher; gern hätte ſie ſich der Geiſterherrſchaft begeben, aber die Geiſter ließen nicht von ihr. Nach und nach bemerkte Mitó wohl, daß er in unheimlicher Umgebung lebe; aber ein Blick in das Angeſicht ſeiner Gana machte alle Zweifel ſchwinden. Des Weibes Schönheit iſt unſer gefährlichſter Feind.

Einſt als er mehrere Nächte hindurch ängſtigende Träume gehabt von einem Felſenthor und einem Schatz darin, der ihm beſtimmt, den ihm aber Gana wild dräuend verweigere, zog er in den Forſt, er hoffte Ruhe zu erjagen. Er war ſchon eine Weile gewandert, als er erſt bemerkte, daß er in der Haſt ſtatt ſeiner Pfeile den Köcher Ganas ergriffen. Plötzlich ſtand er in einem Felſenthal, und er erkannte die Landſchaft ſeiner Träume. Auf der Felſenwand ihm gegenüber ſaß eine Eule, größer als die gewöhnlichen, es ſchien, als ſei ſie von der Sonne überraſcht zurückgeblieben. Mitó, der dies Geovgel haßte, zog einen Pfeil hervor, der mit beſonderer Sorgfalt geſchnitzt ſchien, und drückte ihn gegen den Vogel ab. Die Eule flog auf wie hohnlachend, und wo ſie geſeſſen, ſteckte der Pfeil in einem Felſenriß. Wie nun Mitó ihn heraus ziehen wollte, ſprang der Fels auseinander wie die Flügel eines Thores, ein Felſenſaal lag vor ſeinen Blicken, er trat hinein.

Die Höhle war hell beleuchtet, das Licht ſtrömte aus von einem Karfunkel, der oben an der Decke befeſtigt, ſo kam es, daß Mitó ſogleich ein Mädchen gewahrte, die in einer Ecke gefeſſelt war, und die ihn anrief: kommſt du ſchon, um mich zu tödten? Nein! du ſchönes Kind; ich will dich retten, antwortete er. Nun ſo berühre mit dem Pfeil, den du in den Händen, meine Feſſeln, und ſie fallen ab. Er that es, und wie ſich das Mädchen frei fühlte, eilte ſie heraus. Aus der Kluft getreten, warf ſie ſich zur Erde, die Hände dankend zum Himmel gefaltet, dann aber flog ſie, der karpatiſchen Gemſe gleich, bergan. Mitó folgte ihr angeſtrengten Laufes. Als er ſie auf des Berges Gipfel eingeholt, redete er ihr zu, ſie möchte mit ihm zu ſeiner und Ganas Hütte kehren, ſie würde dort gepflegt werden. Als ſie Ganas Namen hörte, fing ſie heftig an zu beben und flehte: tödte mich lieber gleich, eh' du mich meiner grauſamſten Feindin überlieferſt. Vier Jahre ſind es nun, daß ſie mich dem väterlichen Herd entriſſen, um mich an meinem ſechzehnten Geburtstag zu tödten; denn ſie bedarf junger unſchuldiger Herzen zu ihren grauſen Opfern. Oft kündigte ſie mir dies ſelbſt an, und jener Zauberpfeil, den du in Händen, ſollte das Werkzeug ſein. Jetzt ſah ich ſie ſchon lange nicht, weil ich aber gerade heute ſechzehn Jahre alt, glaubt' ich, ſie komme ihr Wort zu erfüllen, als du eintrafſt. Wenn du wirklich nicht ihr verlockender Abgeſandter — doch nein! du biſt es nicht; denn deine Augen ſehen ſo fromm auf mich — ſo rette mich in jene Burg, dort wohnt mein Vater.

Das Herz des Jünglings war durch dieſe Worte mannichfach erſchüttert, die Gewißheit, daß ſeine Geliebte, Gana, eine verruchte Zauberin, Menſchen opfernd, die Falſchheit, mit der ſie ihm, dem Ahnenden, ihren Umgang mit Geiſtern geläugnet, empörte ſein Innerſtes, und wandte es zum Haß um, wie es früher in Liebe geglüht. Er faßte die ermattete Kleine in ſeine Arme, und trug ſie das Thal hinab in die Burg ihres Vaters hinein.

Indeſſen hatte Gana ſpät erſt wahrgenommen, daß Mitó ihren Zauberpfeil ergriffen. Voll innerer Unruhe ſah ſie in den Zauberſpiegel, und erblickte Mitó, wie er eben die goldlockige Kleine ihrem Vater übergab. Sie raſte wild auf. Zwar hatte ſie, ſeit ſie Mitó liebte, dem Gedanken entſagt, die junge Gefangene zu tödten, aber ſie konnte ſich nicht entſchließen, ſie frei zu laſſen; denn die Geiſter, mit denen ſie im Bunde, raunten es ihr in tauſend Weiſen vor, daß die holde Iſika (dies war des goldlockigen Mädchens Name) zerſtörend in ihr Lieben eingreifen werde. Darum hielt ſie ſie feſt, und ſah nun mit Schrecken, daß ſie ſich durch eigne Vorſicht um das Glück ihres Herzens gebracht.

Rachedürſtend verſuchte ſie es, den Frieden der Burg durch ihre Höllenkünſte zu ſtören, aber der Spuk ſcheiterte am Gebet des frommen Burgkaplans. Ihr blieb nichts denn ohnmächtige Wuth. Eines Tages trat ihr eine grauſe ihr wohl bekannte Geſtalt entgegen, und kündete ihr hohnlachend, daß ſo eben Mitó und Iſika getraut würden. Warum haſt du ſie nicht getödtet, wie ich dir geheißen? ſo die Geſtalt, und verſchwand. In allen Raſen der wildeſten Eiferſucht ſchwur ſie nun einen Schwur, zu rächen an allen Männern, wofür ſie den einen nicht zu ſtrafen vermochte. Alle geheimen Kräfte, derer ſie mächtig, bot ſie auf, um den Zauber gewaltig und unauflösbar zu ſchürzen, und der Spruch war: daß jeder, der von nun an von der Herein von Arbó, dort wo ſie mit Mitó gewandelt, was immer für eine Gabe bitten und ſie erhalten würde, ſie lieben müſſe bis an ſein Ende, ausſchließlich, unendlich, verzehrend, unglücklich.

Der Thurmwächter in Iſikas Burg ſah um Mitternacht den Waldhügel von Arbó und die verrufene Zauberhütte in Flammen, und Gana ward nicht mehr geſehen. Die Linde aber blieb unverſehrt, und mancher nächtliche Wanderer will klagende Töne aus den Zweigen gehört und eine dämmernde Geſtalt darunter geſehen haben.

4.

Der Graf von Trentſchin, ein ernſter anſehnlicher Mann, hielt inmitten des Hofraumes, an ſeinen Banner, am friſchen Grab, ſeine Getreuen, die Rottenführer, alle um ihn. Bella pietra hatte ſeinen Antrag geendet. Der Graf entgegnete: Was ihr verheißen bewegt mich nicht, was ihr droht, ſchreckt mich nicht. Ihr verheißt mir ruhigen Beſitz meiner Güter, wenn ich zu Karl Robert übertrete. Ich werde ſie gegen euch zu ſchützen wiſſen. Karl will mich in meinen Würden beſtätigen; mein Herr, der Böhmen König Wenzeslaus, hat ſie mir verliehen, anderer Beſtätigung bedarf ich alſo nicht. Ihr droht mir Tod und Untergang; der Schlachten Ausgang iſt wechſelnd, ihr könnt erliegen wie ich; viele haben mich verlaſſen, aber die noch um mich, ſind treu und feſt wie Gold; ſo laſſet denn das Schwert walten, ob wir, ob ihr fallet, iſt die Schlacht, iſt der Tod ruhmreich. Niemand aber ſoll ſagen, der Graf von Trentſin habe ſich ſelbſt dem Feind ungaſtlich erwieſen, darum nehmt an, was ich euch freundlich biete.

Nun trat die Herrin von Arbó, die dunkelſonnige Gebieterin vor. Wie Erd' und Himmel in ſich einend, umſchloß ſie blaues Gewand, indeß ein lichtgrüner Schleier von ihrem Haupte niederfloß. Ihre Pflegerin trug ihr drei goldne Becher für die Häuptlinge nach, indeß andere für das Gefolge der Boten ſorgten. Die Pflegerin drängte ſich an die Herrin und flüſterte ihr zu: „Jener, der euch ſo anſtarrt, als gäb' es nichts um euch, nichts außer euch auf der Welt, der iſt es, der in meine Hütte als euer Bote kam. Sie drückte die Aufwallung ihres Herzens nieder, und ſprach ſcheinbar ruhig mit den beiden andern. — Indeß hatte ſich ihre kleine Pathe herzugeſchlichen, und ſagte ihr: willſt du denn jenem Mann, der uns ſo viel Gutes gethan, nicht auch ein freundliches Wort ſagen? da riß ſie das Kind mit ſich fort, ſprach einige Worte heftig mit ihm, und verſchwand. Das Mädchen aber nahte ſich Meſſer Giovanni, bot ihm zuerſt den goldenen Becher zum Trunk, wie die Herrin ihn den beiden andern geboten, und wie er ſich niederbeugte, um den Liebling ſeiner Herrin zu herzen, liſpelte ſie ihm einige Worte zu, und dem frohen magyariſchen Gefährten dünkte es, als ſei aus den kleinen Händchen in die Giovannis etwas gegleitet. Dies Eine ſah er, daß ihm das Blut die blaſſen Wangen hell röthete, und ſeine Augen leuchteten wie die Sonne durch zerriſſene Wetterwolken lacht, und als ſie zum Königsheer geſtoßen, und ſich nun zum Abſchied die Hände reichten, glaubte er, an Giovannis Finger einen Ring zu fühlen, den er früher nicht bemerkt.

5.

Der Morgen war hell an dem die Heere zur Entſcheidungsſchlacht ſich entgegen rückten. Die Sonne ſchien ſo freundlich, die Lerchen ſangen ſo fröhlich, als wollten ſie die Kämpfer mahnen, abzulaſſen vom blutigen Streit, und ſich des Lebens zu freuen, aber vergebens! Der König hielt ſchon am Hügel, den er ſich zum Standort erwählt, um ihn der Palatin Omode, die Führer des Heeres; unter ihnen Giovanni und Bella pietra. So ſtürmiſch als die heutige Nacht geweſen, wird wohl auch unſer Tag, ſprach Bella pietra; ſchau nur, wie der Regen und die Gebirgswäſſer den Bach geſchwellt, wie wild er ſeine Fluthen wälzt; der iſt verloren, der ihn durchſetzen will. Der König rief: ſeht, wie ſich die Scharen des Grafen nach und nach entfalten; wahrlich man erkennt den kampferprobten Feldherrn. — „Sprengt dort nicht ein Frauengebild durch die Reihen?" fragte er in einer Weile. Allerdings, gnädigſter Herr! antwortete Omode, es iſt des Grafen Tochter, die liebreizendſte ihres Geſchlechts, und tapfer wie ein Mann. Nun ſprach der König lächelnd: „wer ſie heute gefangen bringt, dem geb' ich ſie zur Frau und die Herrſchaft Sáros, und dies Schlachtfeld iſt das Brautgeſchenk. Freiwillig kann ſie ſich einem Mann ergeben, dachte Giovanni, gefangen wird die nicht. Aber nicht jeder dachte ſo, und viele verhofften die ſchöne Beute zu erringen. Es gab wohl auch keinen edleren Preis, denn ſie. Wer all' ihren Liebreiz kannte, hätte ſie nicht um ein Königreich getauſcht. Wie die Göttin des Krieges ward ſie anzuſchauen, als ſie die vorderſten Heerhaufen zum Kampf führte. Die Nacht ihrer Locken wallte vor unter dem Silberhelm, die Sonne ſpiegelte ſich mit Luſt im glänzenden Schuppenharniſch, der auf und nieder wogte wie die kriegsfreudige Bruſt, die dunkeln Blicke wetterleuch-

Digitized by Google

teten zürnend und minnig zugleich, ſo daß jeder, der ihr begegnete, ſich verwundert abwandte, wenn ihn gleich ihr Stahl verſchont. Vorl rief ſie, und wer den Klang vernommen, mußte vor, und hätte die Hölle offen gegähnt. Schlank wie ein Pfeil, leicht wie die Feder, ſtark wie der Stahl, ſchön wie ein Stern flog ſie die Reihen auf und nieder, ſo oft die Ihren geworfen wurden, drang ſie wieder vor; die Wunden vergaßen ihrer Schmerzen, die Sterbenden ſanken freudig hin, wenn ſie die Herrin ſahen. Grad an auf des Königs Hügel ſtürmte ſie, als der Palatin Omode die äußerſte Schaar des Grafen umklammerte, das Heer aufrollend. Der Herrin ſchönes Auge überſah das Gewirr und der Schlacht unwendbaren Verluſt, zum Vater ſagte ſie ſeht: wirf dich ins Schloß mit den Schaaren, ich decke den Rückzug. Und an der Brücke hielt ſie mit wenigen, vergleichbar dem Cherub, der flammenden Schwertes den Eingang in das Paradies wehet. Der Vater war hinüber, die Fliehenden drängten nach, die Brücke brach unter der Laſt, und aus den Wogen ſchallte ihr Wehruf. Noch immer hielt die heldenmüthige Herrin, doch als die Zahl der Dränger ſich immer mehrte, der Ihren immer mehr in den Staub ſanken, wandte ſie ihr Roß und ſprengte in die Fluth. Giovanni hatte ſich eben Bahn gehauen bis zum Ufer, als die ſchäumenden Wogen die kühne Reiterin verſchlangen. Er ſprengte das Ufer entlang, aufrufend zu den Himmeln, daß ſie noch einmal auftauche, und er ſie zu faſſen, zu retten vermöge. Die Hälfte ſeines Wunſches wurde erfüllt; wo die ſtürmiſche Gewalt der Wellen ſich im breiteren Bett milderte, trug das Gewäſſer ſie tiebend an das Ufer, aber ſie war todt. Auch noch im Sterben ſchön, wie die alten Bildner den Schlaf vorzuſtellen pflegen.

Giovanni und Bella pietra gruben ſie ein; Bella pietra unter heißen Weinen, Giovannis Augen ſtarrten thränenlos. Den nächſten Morgen war er verſchwunden; wohin er ſich verloren, konnte Niemand erkunden. Als Karl Robert lang nachher König von Polen geworden, und ihm Bella pietra nach Warſchau gefolgt war, ſprachen Kaufleute, mit Pelzwerk aus dem fernen Rußland handelnd, von einem trübſinnigen Fremden, der ſich an der Grenze Aſiens angeſiedelt, und in einem Kampf zum Tod verwundet mit einem Ring, der ihm über alles werth, habe wollen begraben werden. Neapolitaner hingegen ſagten in Ofen aus, es habe ſich in dem Heer des byzantiniſchen Kaiſers ein Krieger aus Ungarn kommend anſtellen laſſen, deſſen Lieder immer nur die dunkelſonnige Herrin geprieſen. Er habe endlich in einer Schlacht gegen die übermächtig drängenden Türken dunkeln Tod gefunden.

III.

Die Königstöchter.

Es war einmal ein König, der hat drei Töchter gehabt, die eine hatte goldne Haare, die zweite ſilberne Haaer und die dritte eiſerne Haare. Die Prinzeſſin mit den goldnen Haaren hieß Capellidoro, die mit den ſilbernen Haaren hieß Bianchetta, und die mit den eiſernen Nerabella. Und wie ihre Haaer und ihre Namen ſo war auch ihre Schönheit; Prinzeſſin Capellidoro leuchtete wie die Morgenröthe, Bianchetta ſtrahlte wie ein Stern, Nerabella war magiſch wie ein Karfunkel. Und wie ihre Haare, ihre Namen und ihre Schönheit, ſo war auch ihr Gemüth; Capellidoro war lockend und freudig, wie eine blumenreiche Wieſe, Bianchetta klar und mild, wie ein kryſtallheller Bach, Nerabella anziehend wie ein Magnet. Der König ſelbſt hieß Paſſus.

Immer wenn in des Königs Land die Roſen zu blühen begannen, zog der König ſich zurück in ſeine Gemächer, und trat nicht heraus durch acht Tage, und Niemand durfte zu ihm hinein, und er weinte viel.

Da geſchah es denn einmal, daß die drei Königstöchter, als ſie im königlichen Garten ſpazierend die erſte Roſe bemerkten, ſofort zu ihrem königlichen Vater traten und ſagten: „Lieber Herr König und Vater! wir ſehen mit großem Schmerz und Betrübniß, daß die Zeit wieder naht, in der ihr euch einſchließen und eurem Schmerz überlaſſen werdet; ſo möget ihr uns gewähren die Bitte, die wir an euch ſtellen, und uns erzählen, was euch ſo viel Schmerz verurſachet; denn wenn uns auch nicht vergönnet iſt, euch zu helfen, ſo wollen wir doch euern Kummer theilen, und mit euch weinen, wie es liebenden Töchtern ziemt." Da war der alte König in ſeinem Herzen gerührt; er ſchloß die Prinzeſſinnen in ſeine Arme, und weinte aus Freuden, ſo viel es ſich für einen König ſchickt. Endlich begann er: „Geliebte Prinzeſſinnen und Töchter! ihr werdet euch erinnern, daß ſich das Gerücht verbreitet hat, euer kleiner Bruder Lindoro ſei von einem Freund dem bekannten Zauberer Zoraduro, nach Egypten in die Pyramiden auf die hohe Schule gebracht worden, aber daſelbſt geſtorben an dem zu häufigen Genuß geſpikter Eidechſenzungen, die man ihm gereicht, um ſein Gedächtniß zu ſchärfen. Ich und ihr und der ganze Hofſtaat haben dieſes unglücklichen Ereigniſſes wegen Trauer getragen. Dieſes Gerücht aber iſt nicht wahr. Euer Bruder lebt, ich weiß aber nicht wo, und ich weiß nicht wie. Er iſt mir entführt worden durch meine Feindin, die grimmige Fee Fanferina, die mich haßt, weil ich ſie nicht zu meinem Gemahl wählte. Es geſchah aber ſo: Euer Bruder Lindoro ging eines Abends mit ſeiner Wärterin in unſern königlichen Garten ſpazieren. Als er an den großen Teich kam, der ſich an den Berg anſchließt, ſchwamm ein Lilienblatt daher, welches die allerſchönſten und lieblichſten Lieder ſang, ſo daß den Kleinen die Luſt anwandelte, auf dem Blatt ſpazieren zu fahren. Die Wärterin ſuchte ihn davon abzuhalten, anfangs mit ſanften Ermahnungen, zuletzt wollte ſie ſogar Gewalt brauchen: da wurden ihre Augen geblendet, es tanzten gegen hundert kleine Lindoros vor ihren Blicken umher, und ſie wußte nicht, welche dieſer Geſtalten der eigentliche Lindoro ſei. Die Lieder des Lilienblattes wurden immer lauter und dringender, und plötzlich ſprang mein Lindoro in das Lilienblatt, das mit ihm in Sturmeseile dahin flog. Die Wärterin wollte ihm nach in das Waſſer, die Truggeſtalten aber verwandelten ſich in lauter Neſſeln, und peitſchten unbarmherzig auf die Wärterin los, bis auf ihr Geſchrei meine ſieben Sperber, denen, wie ihr wißt, die Hut des königlichen Gartens vertraut iſt, zum Schutz herbei geflogen kamen. Sie wollten über die Oberfläche des Sees ſtreichen dem Lilienblatte nach, aber eine Lerche flog ihnen entgegen, und bei jedem Ton, den ſie wirbelte, verloren die Sperber Federn, ſo daß ſie kaum in den Garten zurück konnten, und ſeither noch nicht zu fliegen vermögen. Die Wärterin verſank in den Boden, nur der Kopf blieb heraus, und ward zur Erde, auf welcher ihre Haare als Ameiſen herum ſpazieren. Die Neſſeln aber erſtarrten, und wurzelten in den Boden, und ſind bis jetzt noch nicht ausgerottet worden. Die Wurzeln der Neſſeln ſind hart und ſcharf, wie Schwerter. Mein Obergärtner, euer Freund Hamſter und ſein untergeordneten Maulwürfe haben ſich an ſelben alle Zähne ausgebiſſen, die ihnen mein Hofdentiſt aus Brillanten verfertigt, hatten keinen beſſern Erfolg. Sobald ich mein Mißgeſchick erfuhr, ſchabte ich ſogleich etwas vom Nagel des Zeigefingers meiner linken Hand, welches zwiſchen mir und meinem Freund Zoraduro das Zeichen der größten Noth iſt, und obſchon er eben beſchäftigt war, dem Berg Hekla ein Brechmittel einzugeben, verließ er dennoch ſeinen Pazienten auf der Stelle, und flog hieher auf einem überaus ſchönen und gut abgerichteten Hirſchhornkäfer, der ſeither noch in meinem Stalle ſteht, wie ihr ſelbſt geſehen, weil er ob der Schnelligkeit der Reiſe flügellahm geworden. Als ich ihm mein Unglück geklagt, forſchte er in ſeinen Büchern und in den Geſtirnen, wo mein kleiner Lindoro ſei, es war vergebens; er reiſte ſogar an die Katarakten des Nils, wo ein alter Zauberer als Einſiedler lebt, dem einſt der große Merlin den hundertjährigen Zauberkalender geſchenkt, in welchem alle Zaubereien, die ſich mit königlichen Prinzen zutragen werden, auf hundert Jahre voraus berechnet ſind; auch darin war nichts zu finden. Dies Eine nur wurde dem Zauberer Einſiedler klar, daß Lindoro noch lebt; wo aber, und wie er zu finden? konnten ſie nicht ergründen. Sie fanden wohl eine Randgloſſe von Merlins eigner Hand, ſie war aber nicht leſerlich, denn Merlin ſchrieb, wie die meiſten Gelehrten eine ſchlechte Hand, und nahm aus Geiz gewöhnlich ſchlechte Galläpfel zu ſeiner Dinte; ſie hatte alſo nachgebleicht. Die beiden Zauberer glaubten nur entziffern zu können, daß meinem Reich nicht durch Zauber, ſondern durch Entſagung Heil erblühen werde. Aber wie bezieht ſich dies auf Lindoro? Ich habe daher keine Hoffnung, ihn je wieder zu ſehen. — Dies iſt die Urſache meines Kummers, geliebteſte Prinzeſſinnen und Töchter! und dieweil ich ihn verloren, eben zur Zeit, als die Roſen zu blühen begannen, erwacht mein Schmerz immer mit erneuter Kraft, ſo oft ſich ihre Kelche aufs neue erſchließen. Und nun lebt wohl, und ſtört mich nicht in meinem Schmerz und meiner Einſamkeit." Mit dieſen Worten trat er in ſein Kabinet, welches, da ſeine Augen durch vieles Weinen ſchwach geworden waren, zur Erquickung derſelben aus einem einzigen Smaragd gehauen war, zog die Vorhänge nieder, und begann zu weinen.

Die Königstöchter ſahen ſich bedeutungsvoll an, wandten ſich ſchweigend um, und gingen in ihr Gemach, und ſchloſſen ſich ebenfalls auf acht Tage ein.

Am erſten Mai, als an welchem Tag des Königs Trauer vorbei zu ſein pflegte, harrten ſie ſein an der Thüre, jede mit einer Gabe; Prinzeſſin Capellidoro trug einen goldnen Helm, Prinzeſſin Bianchetta einen ſilbernen Schild, Prinzeſſin Nerabella ein eiſernes Schwert. Sofort als der König ſein Gemach öffnete, ſprachen die Prinzeſſinnen: Geliebteſter Vater und König! wir haben dir geſagt, daß wir dir zu helfen geſonnen ſind, wenn uns dieſes möglich, und ſieh, wir haben Mittel hiezu gefunden.

Digitized by Google

Die Gaben, welche wir dir bieten, werden dir deinen Sohn, uns den Bruder verſchaffen.“ Indeß der König die Geſchenke verwundert betrachtete, ſprachen die Prinzeſſinnen weiter: „Du weißt, geliebteſter Vater und König, daß unſre Pathe, die milde Fee Liliaſiamma, uns mit unſeren Haaren ein Pathengeſchenk gemacht, und mit ihnen die Gabe verbunden hat, daß wir fünfhundert Jahre hindurch achtzehn Jahre alt und überaus ſchön bleiben, wenn wir unſere Haare nicht abſchneiden; ſo oft wie ſie abſchneiden, verlieren wir hundert Jahre von unſerem Leben, der Zweck aber, zu dem wir ſie abſchneiden, geht in Erfüllung. Du weißt es, daß wir als Kinder zweimal ſchon von dieſer Zaubergabe Gebrauch gemacht: als wir nämlich bei einem Spaziergange ſehr hungrig wurden, ſchnitten wir uns die Haare ab, um einen mürben Kuchen zu bekommen, und weil uns hierauf dürſtete, opferte jede noch eine Locke, um eine Flaſche friſche Milch zu erhalten. Die Fee ſuspendirte aber die Fähigkeit, uns die Haare zu kürzen, bis wir wirklich achtzehn Jahre alt wären. Als wir nun die Urſache deiner Traurigkeit erfahren, haben wir uns in unſer Kämmerlein eingeſchloſſen, und, da wir eben achtzehn Jahr alt geworden, uns die Haare abgeſchnitten, und aus ſelben dieſen Helm, dieſen Schild und dies Schwert für unſern Bruder geformt. Wir bitten dich nun, ein Turnier auszuſchreiben, und dieſen Helm, dieſen Schild und dies Schwert als Preis zu beſtimmen. Wer den Helm aufſetzen, den Schild tragen, und dieſes Schwert zu ſchwingen vermag, der iſt dein Sohn und unſer Bruder.

Der König umarmte und herzte ſeine Töchter, und ließ ogleich alle Künſtler ſeines Reichs zuſammen rufen, und einen gläſernen Berg blaſen, der hinauf reichte bis auf den Balkon der Prinzeſſinnen, und oben lagen der Helm, der Schild und das Schwert, und immer ſtand eine Prinzeſſin dabei, um den Preis zu vertheilen; hundert Edelknaben ſchwangen ſich auf eben ſo viele Adler, und flogen in eben ſo viele Königreiche, alle Prinzen und Ritter und was nur irgend Luſt hatte zum Turnier aufrufend.

Auf viele tauſend Meilen wimmelte es nun auf allen Straßen von Menſchen, die zum Turnier zogen, denn jeder hielt ſich für den geſchickteſten, und hoffte für des Königs Sohn erkannt zu werden. So kam es, daß drei Ritter auf einer Straße zuſammentrafen, der Eine, auf einem gelben Roß reitend, war in helles Gold gekleidet, der Zweite hatte ein weißes Roß, und ſein Panzer war lauter Silber, des Dritten Pferd war nachtfarb und ſeine Rüſtung Eiſen. Sie erkannten ſich als die Söhne dreier benachbarter und befreundeter Könige, und beſchloſſen, die Reiſe zuſammen zu machen.

Die böſe Fee Fanſerina ſah nun wohl, daß ſie die Entdeckung des jungen Prinzen Lindoro nicht zu hindern vermöge; aber wenigſtens wollte ſie die drei fürſtlichen Ritter vom Turnier abhalten, weil ſie in ihren Herzen las und ihre günſtigen Geſinnungen für das königliche Haus Paſſus erkannte. Es war Abend geworden als die Prinzen in einen dichten Wald ritten. Sofort flog die böſe Fee Fanſerina auf, und wie ſie ihren Mantel ausbreitete, verſchwanden die Sterne, Wolken lagerten auf Wolken, und Finſterniß ruhte auf Finſterniß. Sie ſtreckte die Zunge heraus, und endlos blitzte das Gewölk; ſie ſpukte, und wie der Wag rauchte das Gewäſſer; einen der drei Zähne, die ſie noch übrig, riß ſie ſich aus, und warf ihn in die Lüfte, und Schloßen wie Marmorblöcke fielen nieder. Das Gefolge der Prinzen zerſtäubte in die nächſten Felſenhöhlen. Die Prinzen aber zogen ihre Schwerter, und ſchwangen ſie ſo künſtlich im Kreiſe, daß keine einzige der Schloßen weder ſie noch ihre Roſſe traf, die Blitze fingen ſie mit ihren Schilden auf. Die Roſſe aber waren ſo leicht, daß ſie über die Wogen der wild geſchwollenen Waldbäche trabten, ohne tiefer als bis an den Huf in das Waſſer zu ſinken. Mitten durch das Gebrüll des Donners, das Brauſen der Gewäſſer, das Geheul des Sturmes, das Rauſchen der Eichen, klangen drei wunderſüße Stimmen, die ſie ermahnten, nur muthig fortzureiten. Die Stimmen aber kamen von drei Johanniskäfern, die ſich auf die Häupter ihrer Pferde geſetzt und ihnen die Pfade erleuchteten. Auch ohne dieſen Beiſtand wären die drei königlichen Prinzen furchtlos geweſen, nun aber ritten ſie um ſo muthiger fort, durch die Finſterniß, einem Licht entgegen, das aus dem Dickicht anfangs ſpärlich, dann aber heller und immer heller ihnen entgegen funkelte. Es war eine Köhlerhütte. Der alte Mann hieß ſie abſteigen, ſie führten ihre Roſſe unter ein Schirmdach, ſie aber traten in das Gemach des Alten. „Ihr müßt es nun ſchon vergeben,“ ſprach der Mann, „wenn wir euch verlaſſen, meine Alte muß nach der Küche ſehen, und ich der Roſſe warten. Wenn mein Bube daheim wäre, könnte er es thun, aber der treibt ſich in Sturm und Wetter am liebſten herum. Wie jetzt das Gewitter losbrach, lief er ſogleich in den Wald. Es iſt beinah', als verſtänd' er die Sprache des Donners, und läſe die Schrift der Blitze.“ Indeß ſich nun die beiden Alten entfernt hatten, beſprachen ſich die Prinzen traulich, und der Goldprinz begann: „Was mich betrifft, ich reite nicht zum Turnier, um für des Königs Paſſus Sohn erkannt zu werden; denn mein Vater iſt mir lieber, als alle Väter der Welt, und das Königreich mein Erbe genügt mir, aber mein Herz erglüht in Liebe für die wunderherrliche Prinzeſſin Capellidora, ob ich ſie gleich noch nie geſehen, und um ihre Liebe zu werben, ziehe ich zum Turnier.“ „Daſſelbe iſt mein Zweck,“ entgegnete der Silberprinz, „Prinzeſſin Bianchetta oder keine beſteigt den Thron mit mir.“ „So bin ich auch für Nerabella geſinnt,“ ſprach der Eiſenprinz, und ſie reichten ſich die Hände zum Freundſchaftsbund und gelobten, ſich wechſelſeitig in ihren Bewerbungen beizuſtehen; und falls es ihnen gelänge, die Gunſt der Prinzeſſinnen zu erwerben, als gute Schwäger friedlich zuſammen zu leben für alle Zeiten.

Guten Abend, edle Fürſten! „Ich will euch beiſtehen,“ ſprach eine Stimme. Sie ſahen ſich um, und erblickten die poſſirlichſte aller Geſtalten. Ein kleines Männlein, nicht höher als ein Tiſch, mit drei Beinen, deren eines ein Menſchenfuß, die andern zwei aber die eines Hirſches; zwei Hörner wuchſen ihm aus dem Rücken, er hatte aber nur einen Arm und ſtatt des andern einen Eulenfittig. „Wer biſt du denn, du kleiner Kerl?“ rief ihn der Eiſenprinz an. Da faßte der Kleine ſeinen Kopf mit der Hand an, und ſetzte ihn zum Erſtaunen der Prinzen auf den Tiſch, der Rumpf ging im Zimmer ſpazieren, indeß der Kopf antwortete: „Ich bin ein penſionirter Geiſt, früher war ich Kammerdiener des Zauberers Zoradura und ſehr ſchön, die böſe Fee Fanſerina aber erhaſchte mich einſt, und wollte mich zugleich in einen Hirſchen und in eine Eule verwandeln, weil ich mich aber eben magnetiſiren laſſen, der Gichtſchmerzen wegen, die ich in meinem linken Arm empfand, hatte ich mehr Lebenskraft in mir, als ſie berechnet, daher gelang die Verwandlung nicht ganz, und ſo iſt mir meine jetzige wunderbare Geſtalt geworden. Mein Herr aber konnte mich nicht mehr bei ſich behalten, weil ſich die zarten Feen, die ihn zuweilen beſuchen, vor mir entſetzen, er ernannte mich alſo hier zum Forſtinſpector, wo ich gleichſam in Ruheſtand lebe. Nach unſerm Penſionsſyſtem bekomme ich freilich wenig, aber ich bin Philoſoph, und lebe mäſſig.“ „Was iſt deine Penſion?“ redete der Goldprinz. Der Kopf antwortete: „Geld bekomme ich gar keines, aber Naturalien: Sieben Donnerwetter, ſechs Metzen Kaſtanien, ich muß ſie aber ſelbſt braten, drei Dutzend geräucherte Geiſen, ein halb gewachſenes Krokodil, zwei Paſſatwinde für den Durſt, fünf Pfund Sonnenſtrahlen, für die Winternächte und im Sommer eine Wolke als Staubmantel, hiervon muß ich aber mein untergeordnetes Perſonal: Würmer, Käfer u. ſ. w. auch erhalten, und dieſe Beſtien brauchen viel. Die drei Glühwürmer, die euch im Sturme vorgeleuchtet, ſind auch unter mir ſtehende Forſtbediente, und ihr könntet ihnen wohl ein kleines Trinkgeld zukommen laſſen, denn es ſind blutarme Kerls, und haben Weib und Kinder.“ „Was kann man denn ihnen geben?“ frug der Silberprinz, wir wiſſen ja nicht, was ſie freuen mag.“ „Geld!“ antwortete der Kopf, „Geld!“ Auch auf Geiſter wirkt der galvaniſche Reiz des Metalles, darum darf es aber nicht von einer Sorte ſein, was ihr gebt, ſondern zweierlei Metalle. Die Taxe für das Herumleuchten iſt gewöhnlich vier Groſchen ſächſiſch, aber Standesperſonen zahlen nach Belieben. Die Prinzen griffen in die Taſchen, und gaben, was ſie hatten.

Der Kopf ſchmunzelte freudig, indeß der Rumpf, Arm und Fittig, wie jubelnd zuſammen ſchlug. Der Kopf ſprach weiter: „Heute warte ich ſchon lang auf euch, denn ich habe eine Botſchaft von der Fee Liliaſiamma an euch, aber ich habe ſie leider vergeſſen. Es war zu heiß, ich durſtig, meine eigenen Donnerwetter habe ich ſchon lang verzehrt, bis zum nächſten Quartal, wo ich wieder welche bekomme, iſt noch lang hin, da kam mir das Donnerwetter der Fee Fanſerina eben recht; ich muß aber ein Paar Blitze über den Durſt getrunken haben, oder vielleicht zu haſtig, denn ich bin ganz ſchwindlich, darum habe ich auch meinen Kopf auf den Tiſch geſetzt, daß er ſich ausruht. Aber auf meine Botſchaft kann ich mich doch nicht recht beſinnen, ſo viel nur dämmert mir, daß ihr zu Vieren ſein müßt, um euer Abentheuer mit Glück zu beſtehen, und daß ihr den Vierten noch heute finden müßt, aber nicht werben dürft; er muß ſich euch freiwillig anbieten, ſonſt mißglückt alles. Die Fee hat mir den Vierten auch genannt, ich hab' ihn aber rein vergeſſen, lebt wohl.“ Die Hand griff auf den Tiſch, ſetzte den Kopf auf den Rumpf, und die ganze Perſon gaukelte hinaus. Die Prinzen ſahen ihm nach, und erblickten nur, wie er draußen die Flammen des hell lodernden Meilers verſchlang, und dann im Waldesdunkel verſchwand.

Der Köhlerbube lief indeſſen durch die ſtürmiſche Waldesnacht, und freute ſich des Wetters, denn er war beherzt wie ein kleiner Löwe. Da hörte er in einer Thalſchlucht menſchliches Aechzen; weil er nun nicht nur ſehr herzhaft, ſondern auch fromm und mild, kletterte er die Felſen hinab, um dem

Digitized by Google

Seufzenden zu helfen, er ſah jedoch keinen Menſchen, wohl aber ein Pferd. „Haſt du ſo kläglich geſeufzt?“ fragte der Knabe. „Ja wohl, mein liebes Kind,“ entgegnete das Pferd. „Löſe die Schlinge, in die mein Vorderfuß verwickelt iſt, und ich will dir mein ganzes Leben über dienſtwillig ſein.“ Der Knabe bückte ſich, ſah aber keine Schlinge. Da redete das Roß: „Die Schlinge iſt eine Zauberſchlinge, aus mondſcheingebleichtem Spinnengewebe geflochten, und wird menſchlichen Augen nur durch Zauberlicht ſichtbar. Strecke deine linke Hand gegen meine Nüſtern aus, ſchau nach einmal auf meinen Vorderfuß, und löſe die Schlinge, ſo bald du ſie ſiehſt. Der Knabe that, wie ihm das Roß geheißen, das Pferd wieherte Feuer, und des Buben fünf Finger an der linken Hand fingen an zu brennen, wie eben ſo viel Kerzen. Der Knabe wunderte ſich hierüber ein wenig, löſete aber dennoch mit der rechten Hand die Schlinge, und ſprach: „Ich hätte dich auch ohne dein Verſprechen befreit, aber wenn du bei mir bleiben willſt, wird es mich freuen, denn du biſt überaus ſchön.“ Kaum fühlte ſich das Roß frei, ſo erloſchen die Finger des Knabens. Das Roß ſprach: „Schwinge dich auf meinen Rücken.“ Indeß ſie nun forttrabten, der Köhlerhütte zu, erzählte das Pferd, wie folgt: „Ich bin ein Tátos *) und war eben auf dem Weg, einen guten alten Freund, den Bucephalus Alexanders des Großen zu beſuchen, der nicht geſtorben iſt, wie die Hiſtoriker fälſchlich berichten. Aus Unachtſamkeit fiel ich in dieſe Schlinge, und wäre ohne deine Hülfe wohl nicht los gekommen. Denn dieſe Zauberſchlinge konnte nur der löſen, der ſie gelegt, oder ein unſchuldiges Kind; nun du mich gerettet biſt ich dein eigen auf dein ganzes Leben. Ich werde dir zu aller Zeit mit Rath und That nützlich ſein, aber du darfſt durch neun Tage Niemand entdecken, daß ich ein Tátos; Menſchen werden es nicht merken, und unter den Roſſen nur die Allereedelſten.“ Sie ſtanden an der Hütte. Der Knabe führte das Roß unter das Schirmdach, und erſtaunte nicht wenig, als die Prinzenroſſe auf die Vorderfüße niederſanken, den Tátos wie knieend verehrend, der aber ſprach: „Steht auf, ich bin im ſtrengſten Incognito.“ So fort erhoben ſich die drei Roſſe, und thaten, als wäre der Tátos ihres Gleichen. „Iſt dieſer ſchöne Knabe euer Sohn?“ fragte der Silberprinz den alten Köhler, als der Bube in die Stube trat. „Nein,“ erwiederte der Alte: „ich bin auf etwas ſonderbare Weiſe an ihn gerathen.“ Eines Abend war ich eben beſchäftigt, Kohlen auf einen Wagen zu laden, als eine ſchöne, ganz weiß gekleidete Frau an mir vorüber ging, ich rief ihr zu, ſie möchte Acht haben, daß ihr Gewand nicht ſchwarz werde von den Kohlen; ſie lächelte und blieb ſtehen, meine Kohlen aber wurden weiß wie Schnee. Indeß ich nun verwundert bald die Kohlen, bald die Frau anſtarrte, zog ſie eine Lilie, die an ihrem Buſen befeſtigt geweſen, heraus, reichte ſie mir und ſprach: „ſtelle dieſe Lilie in friſches Waſſer, morgen erſchließt ſie ihren Kelch; was ihr darin findet pflegt gut, es bringt euch einſt reichen Segen, wenn es glanzvoll von euch abgeholt wird.“ Und mit dieſen Worten verſchwand ſie. Ich that, wie ſie geheißen, und dieſer Burſche lag den nächſten Morgen ſchlafend in der Lilie. Ich und meine Frau haben ihn lieb gewonnen und gepflegt wie einen Sohn, bis jetzt aber hat ſich Niemand um ihn gemeldet, und ich glaube, er wird uns wohl auch auf dem Halſe bleiben. „Wie?“ rief der Kleine, ich bin nicht euer Sohn? ſo hab' ich den heute nicht umſonſt ein Roß gefunden, ich will ſogleich in die Welt, meinen Vater aufſuchen. Ihr ſchönen Herren nehmt mich mit euch, bis ich den Vater finde. Den Prinzen gefiel dieſe Rede, und der Goldprinz ſagte zum Köhler: Ihr ſeht, die Frau ſprach wahr, denn vernehmt, wir ſind drei Prinzen und begehren euren Sohn zu unſerm Begleiter. Auf glänzendere Weiſe kann er ja aus eurer Hütte nicht abgeholt werden.“ Der Bube jubelte vor Freuden. „Ich werd' ihn vor mir auf das Roß nehmen,“ ſprach der Eiſenprinz. „O das iſt nicht nöthig,“ rief der Knabe aus, „ich habe im Walde ein Roß gefunden, das wird mich ſchon tragen.“ Die Alten willigten ein. Die Prinzen ſchenkten ihnen für die Herberge, jeder einen Hufnagel. Als ſich die Alten wunderten, entgegneten ſie: „Wir ſind von unſerm Gefolg getrennt, können euch alſo für eure freundliche Aufnahme nur dieſe Kleinigkeit bieten, aber wenn ihr den Schmutz wegputzt, der den Nägeln noch anklebt vom geſtrigen Ritt, ſo werdet ihr ſehen, daß die Köpfe der Nägel Diamanten ſind, und um jeden könnt ihr ein Dorf kaufen. Die aufgehende Sonne ſah die Prinzen ſchon auf der Straße; der Mittag in der Reſidenzſtadt des Königs Paſſus.

Die Prinzen ſtiegen am Ende der Stadt in einer einſamen Herberge ab, und hielten ſich ſtill und verborgen. Der Köhlerbube aber lief in die Stadt, um alle Herrlichkeiten, die ſie jetzt vorzugsweiſe darbot, anzuſtaunen; denn am nächſten Morgen ſollte der Ritt auf den gläſernen Berg beginnen; und die meiſten Ritter, die ſich hiezu verſammelt, hielten eben einen Prachtzug durch die Stadt und um des Königs Paſſus Pallaſt. Zahlreiche Muſikchöre wirbelten durch die Lüfte, bald in kriegeriſcher Freudigkeit tönend, bald in ſüßen Hauchen hinſchmelzend, immer aber zuverſichtliches Vertrauen auf Kraft oder zartes Hoffen ausſprechend. Die Ritter ſprengten in voller Herrlichkeit einher, ihr Gefolge im jubelnden Gedränge nach. Alles wimmelte von Edelſteinen aller Art, und ſo groß war der überall ausgegoſſene Reichthum, daß ſich Niemand fand, die goldenen Hufeiſen aufzuleſen, die häufig den Hufen der Knappenroſſe entfielen. — Der entzückungtrunkene Blick der Schauenden ſchweifte über dem ordnungvollen Gewirr, und das Auge, dieſer König der Welt war unvermögend, die geſammte Pracht zu beherrſchen. Aber ſo viel Glanz, ſo viele Herrlichkeit, war noch nie geſehen worden, als da die Ritter alle verſammelt; als wären die Sterne am hellen Mittag ſichtbar geworden, als wären Engel vom Himmel herab geſtiegen, und hätten Sonnenſtrahlen zu Gewändern genommen, ſo waren ſie anzuſchauen. Warum wenden ſich aber aller Augen plötzlich weg von dieſem Anblick und ſtaunen in die Höhe? Was ſchweigt die Menge einen Augenblick, und bricht wieder in zehnfach verdoppelten Jubel aus? Der König zeigt ſich in ehrwürdiger Majeſtät und ſeine Töchter um ihn ohne Schmuck. Wer kann den Himmel ſchmücken? Aber in jeden Herzen zückte der Gedanke: Dieſe ſind ſo zauberiſch, daß ein einziger liebender Blick hinreicht, das Leid eines ganzen Lebens in Seligkeit zu verwandeln.

Lang ſchon war der Tag vorüber, und die Nacht hatte ihre Wanderung durch die Welt begonnen, aber noch immer rauſchte das aufgeregte Volk durch die Straßen, als der Morgen anbrach, und die Erwartung eines neuen Feſtes die Menge aus dem gegenwärtigen Taumel riß.

Dreihundert ſilberne Drometen waren auf den Zinnen des Königsſchloſſes aufgeſtellt. Der Morgenhauch belebte ſie, und ihr Klang vermengte ſich dem Getön eben ſo vieler hundert goldner Aeolsharfen, und alles, ſo da lebte, drängte ſich ins Schloß. Der Goldprinz war der erſte, der am Fuß des gläſernen Berges hielt. Sehnſüchtig blickte er hinauf zum Balkon, auf dem die Prinzeſſin Capellidoro erſcheinen ſollte. Tauſend und tauſend Ritter waren ſchon verſammelt, hundert tauſend und hundert tauſend Zuſchauende hatten ſich in dichte Maſſen zuſammen geſchoben, als die Prinzeſſin endlich ſichtbar wurde, und dem Goldprinzen war es bei ihrem Anblick, als beginne jetzt erſt ſein Leben. Auch die Prinzeſſin hatte ihn erblickt, und im Stillen gedacht: „Ach wäre dies mein Bruder!“ Sie beachtete es gar nicht, wie die Ritter ſich bemühten, den gläſernen Berg hinauf zu reiten. Die Roſſe vieler wollten gar nicht dran, manche verſuchten es, hinauf zu traben, glitten aber ſogleich aus. Einige kamen bis zur halben Bergeshöhe, fielen aber wieder herab, wenige kamen nahe zum Balkon, dort aber entſetzten ſich ihre Roſſe, oder ſie ſelber wurden ſchwindlich, denn ein dunkles Spiegelglas lang quer über, viele Klafter breit dünn wie Papier, mit unheimlichen Zeichen beſchrieben, und unter ſelben gähnte eine bodenloſe Tiefe. Rauch qualmte immer auf, und die Flammen, die ſich manchmal vorwanden, ließen in ungewiſſem Licht Spieße und Senſen und andere ſcharfe Todeswerkzeuge an den Wänden ſehen. Die Prinzeſſin Capellidoro hoffte immer, nun und nun werde der Goldprinz den Ritt beginnen, aber ſie hoffte vergebens. Als am Abend die ſilbernen Drometen, die goldenen Aeolsharfen für heute den Schluß des Feſtes verkündeten, ging ſie betrübt in ihre Gemächer zurück, der Goldprinz aber in ſeine entlegene Herberge, wo er ſich ſeinen verliebten Gedanken überließ. Als am nächſten Morgen Drometenton wieder die Eröffnung des Rittes verkündete, ſtand der Silberprinz der Erſte am Berge, und viele tauſend Ritter und viele hundert tauſend Zuſeher verſammelten ſich, wie am erſten Tag, und als Prinzeſſin Bianchetta erſchien, erging es ihm wie Tags zuvor dem Goldprinzen, und Bianchetta erſehnte ſich ihn ebenfalls zum Bruder, wie am Tag zuvor Prinzeſſin Capellidoro ſich den Goldprinzen dazu erſehnt hatte. Die Ritter ſtrebten vergebens, den Gipfel des Berges zu erreichen, der Silberprinz aber rührte ſich nicht, ſo ſehr auch Bianchetta hoffte, daß er ſein Roß den Berg hinauf ſpornen werde. Als die ſilbernen Drometen für heute den Schluß des Feſtes verkündeten, ging ſie betrübt in ihre Gemächer zurück, der Silberprinz aber in ſeine entlegene Herberge, wo er ſich ſeinen verliebten Gedanken überließ.

Am Schluß des dritten Tages waren wieder alle Ritter verunglückt, die den Verſuch gewagt, bergan zu reiten. Prinzeſſin Nerabella hatte ſich den Eiſenprinzen zum Bruder erſehnt, wie ihre Schweſtern ſich den Goldprinzen und Silberprinzen zum Bruder erſehnt hatten. Der Eiſenprinz aber war den ganzen Tag über in das Anſchauen der Prinzeſſin Nerabella verſunken geweſen, und kehrte am Abend in ſeine einſame Herberge zurück, wo er ſich ſeinen verliebten Gedanken überließ. Die Prinzeſſinnen hinwiederum beſprachen ſich ſo oft über ihre vermeinten Brüder, bis es ihnen klar wurde, daß jede einen andern

*) So heißen die Zauberroſſe bei den Magyaren.

meine, daß alſo zwei ſich irren müſſen. Mit wunderbaren Gefühlen traten ſie nun auf den Balkon, und jede ſeufzte: „Gebe der Himmel, daß ich mich irre!“

Neun Tage währte ſchon das Turnier; aller Ritter-Verſuche, den gläſernen Berg hinan zu reiten, waren mißglückt. Am zehnten Tage war kein einziger mehr in den Schranken, den Goldprinzen abgerechnet. Er wartete mehrere Stunden. Als nun Niemand erſchien, den Ritt zu wagen, ſpornte er ſein Roß, und flog wie ein Pfeil den gläſernen Berg hinan. Die Prinzeſſin bebte, daß ſein Roß jetzt ausgleiten, jetzt umkehren, jetzt er nicht den Muth haben werde, über die ſchwarze Spiegeltafel zu ſetzen; aber er ſtand ſchon vor ihr, empfing den goldenen Helm aus ihrer Hand, war eben ſo ſchnell den Berg hinab geritten, und entfloh dem Jubel der Menge und ihren nacheilenden Blicken. Er iſt alſo doch mein Bruder, dachte zwiſchen Luſt und Schmerz Capellidoro. Auf gleiche Weiſe holte am nächſten Morgen der Silberprinz aus Bianchetta's Händen den ſilbernen Schild, auf gleiche Weiſe empfing an ſeinem Tag der Eiſenprinz von Nerabella das Schwert.

Die Prinzen beſprachen ſich nun in ihrer einſamen Herberge, und beſchloſſen, am nächſten Morgen dem König Paſſus und den Prinzeſſinnen ſowohl ihre tiefe endloſe Liebe, wie auch ihren feſten Willen zu erklären, die Welt zu durchziehen, bis ſie jenen gefunden, dem Helm, Schild und Schwert gehörig. Plötzlich ſprang der Köhlerbube in das Gemach, und rief: „Ihr Prinzen auf! das Schwert zur Hand, hin zum königlichen Park, die Prinzeſſinnen ſind in Gefahr, mein Roß hat mir's geſagt,“ und die Prinzen waren ſchon hinaus, und ſtanden ſchon im königlichen Garten. Da fanden ſie dann die Prinzeſſinnen wirklich in höchſter Bedrängniß; jene Lerche, welche einſt die ſieben Sperber beſiegt, war wieder erſchienen, und verfolgte die Prinzeſſin Capellidoro, als ſie aber den Goldprinzen erſah, wandte ſie ſich gegen ihn, und aus jeder ihrer Federn ſchoß ſie glühende Kugeln gegen ihn. Die Neſſeln drängten ſich gegen Prinzeſſin Bianchetta; als ſie aber den Silberprinz gewahrten, wurden ihre Stacheln zu Blitzen, die alle gegen ſein Herz zielten. Prinzeſſin Nerabella war von den Ameiſen ſchon umringt, als der Eiſenprinz ſich ihr nahte; ſo fort ſtanden die Ameiſen als geharniſchte Gnomen gegen ihn, jeder mit ſechs Händen, in jeder Hand ſechs Schwerter. Nun begann ein blutiges Kämpfen. Gerne hätten die Prinzeſſinnen ihre Haare abgeſchnitten, um ihre Retter zu ſichern, ſie hatten aber keine Scheeren bei ſich; zu ihrer großen Freude ſahen ſie jedoch, daß die Prinzen ſiegten. Die Lerche, die Neſſeln und die Ameiſen lagen todt auf den Boden niedergeſtreckt, die Prinzen aber knieeten nieder, und erklärten den Prinzeſſinnen ihre Liebe, und daß ſie am nächſten Morgen im feierlichen Zuge bei dem großen König Paſſus erſcheinen und um ihre Hand werben würden. Die Prinzeſſinnen antworteten nicht, ſondern nahmen die Schwerter der Prinzen, ſchnitten ſich damit die Haare ab, flochten ſie zu Ringen, und ſteckten ſie den Prinzen an die Finger, auf daß die Prinzen ſo lange leben möchten, wie die Prinzeſſinnen, und jung und ſchön bleiben, wie ſie.

Die Prinzen kehrten zurück in ihre Herberge, und verwunderten ſich ſchon von ferne über den glänzenden Ritter, der in der Thüre ſtand. Es war aber Niemand anderer, als der Köhlerbube. Er hatte ſich rüſten wollen, um ſeinen Herrn im Kampf beizuſtehen, in der Eile fand er nichts, als Preiſe, welche die Prinzen vom gläſernen Berg geholt, und ſieh! der Goldhelm paßte ſeinem Haupt, der Silberſchild war wie geformt für ſeine Linke, und das Eiſenſchwert blitzte nach allen Richtungen in ſeiner Rechten. Der Tátos neigte ſich eben vor ihm, dem wiedergefundenen Königsſohn huldigend. Die drei Prinzen wollten ihn ſogleich in das königliche Schloß bringen, der Tátos aber geſtattete es nicht. „Er muß den gläſernen Berg hinanreiten,“ ſprach er, „und noch drohet ihm große Gefahr!“ Hierauf nahm der Tátos den Prinzen ſeitab, und ſprach zu ihm: „Mein lieber Königsſohn und Freund! wenn du morgen den Berg hinauf reiteſt zu deinen königlichen Schweſtern, wird uns ein wildes Ungethüm begegnen, welches ſehr ſtark und liſtig iſt; du mußt dich und mich zu einem großen Kampfe rüſten, und es iſt ſehr zweifelhaft, wer den Sieg davon trägt. Nimm alſo ſieben Büffelhäute, und nähe mich in dieſe ein, dann aber nimm eine Maß Bier, und halte ſie die ganze Nacht über dem Mars entgegen, damit das Bier in ſeinen Strahlen beſtillirt werde; dies Bier nimmſt du mit auf den Ritt, und wenn du fühlſt, daß ich im Kampf ermatte, ſo ſchütte es mir in das rechte Ohr. Und wie der Tátos geheißen, ſo that der Prinz. Am nächſten Morgen ritt er zum gläſernen Berg, die drei Prinzen, ſeine Schwäger mit ihm. Als der König und die drei Prinzeſſinnen und das verſammelte Volk den jungen Menſchen ſahen, den Goldhelm auf dem Haupt, den Silberſchild am Arm, das Eiſenſchwert zur Seite, wußten ſie alle, dies ſei der lange todt geglaubte Lindoro, und alles jubelte in lauter Freude, er aber grüßte freundlich rechts und links, und ritt langſam den gläſernen Berg hinan. Er war kaum einige Schritte bergan, als ein Roß, daß Niemand zuvor geſehen, plötzlich neben ihm mit fortzuſchreiten begann. Mit jedem Schritt wuchſen ihm ein Paar neue Augen, bis es ihn endlich mit tauſend Augen anglotzte, und jedes Augenlied war ſcharf und lang, wie eine Senſe, es blinzelte unaufhörlich, und ſo oft ein Augenlied zufiel, hätte es eine Eiche durchſchnitten; und oben ſaß ein Todtengeripp mit ſieben beweglichen Hirſchgeweihen. Es erhob ſich ein furchtbarer Kampf zwiſchen den Roſſen und den Reitern. Prinz Lindoro ſprengte fechtend immer vorwärts, als er aber fühlte, daß die ſieben Büffelhäute durchſchnitten, und ſein Tátos ermattete, goß er ihm das Bier in das Ohr, und mit ungeheurer Kraft ſetzte der Tátos über die ſchwarze Spiegeltafel, das Ungethüm ihm nach, aber mit dem hintern linken Fuß traf es auf die ſchwarze Spiegeltafel, die Spiegeltafel brach, und das Ungethüm und die Fee Fanferina — denn Niemand anders als ſie war das Todtengerippe, — ſtürzte in die bodenloſe Tiefe, indeß Lindoro in den Armen ſeines jubelnden Vaters und ſeiner liebenden Schweſtern lag.

Der große König Paſſus beſchloß, ſowohl die Krönung ſeines Sohnes Lindoro, als die Vermählung ſeiner Töchter aufs glänzendſte zu vollziehen. Nach der Weiſe großer Fürſten begann er die Feierlichkeit mit Belohnungen jener, die ſich um das Haus Paſſus verdient gemacht. Die Wärterin Lindoro's, die wieder lebendig, ſeit die Ameiſen durch den Eiſenprinzen erſchlagen worden, erhielt die Erlaubniß, bei großen Hoffeſten einen künſtlichen Ameiſenberg auf dem Kopf zu tragen, und für ſich und ihre Nachkommen beiderlei Geſchlechtes das Recht, dem jedesmaligen Kronprinzen am Jahrstag ihrer Verwandlung eine Schüſſel gebackner Ameiſen zu präſentiren. Der Tátos aber wurde in den Adel erhoben mit dem Prädikat Edler von Haberfriß, und mit einer ausgedehnten Beſitzung beſchenkt, woſelbſt täglich hundert Bauern für den Anbau aller Gattung Futterkräuter ſorgen mußten.

Während des allgemeinen Freudejauchzens breitete ſich plötzlich eine ſonderbare Helle über das königliche Haus, alle blickten verwundert auf. Ein Stern ſenkte ſich vom Himmel herab, die Fee Liliaſiamma und der Zauberer Zoraburo ſaßen darin. Alle beugten ſich vor der wohlthätigen Fee und dem befreundeten Zauberer. Der Zauberer erhob ſeine Stimme und redete alſo: „Daß euer Prinz Lindoro noch lebt, dankt ihr der Fee Liliaſiamma. Als die böſe Fanferina den Prinzen Lindoro auf ein Lilienblatt gelockt hatte, wurde dies der Fee Liliaſiamma, als der Herrin der Lilien, ſoglrich bekannt. Hätte Fanferina ſtatt des Lilienblattes ſich einer Feuernelke bedient, würde ſeine Rettung weit ſchwieriger geweſen ſein, ſo aber trug das Lilienblatt ihn zu der Lilienherrin, die ihn verborgen in den Kelch einer Lilie zu einem Köhler trug. Fanferina hatte ihn in einen gedächtnißraubenden Schlaf verſenkt, ſo kam es, daß ſich Lindoro für des Köhlers Sohn hielt. Das Uebrige wißt ihr.“ Die Fee nahm hierauf das Wort: „Wollt ihr etwas von mir, ſo ſprecht, denn ihr werdet mich lange nicht ſehen. Ich gedenke mich mit meinem Freund dem Zauberer Zoraburo zu verehelichen, und einige Jahrtauſende in häuslicher Glückſeligkeit im Centro der Erde, wo wir einen kleinen Landſitz haben, zu verleben. Der Hochzeitsſchmaus iſt ſchon fertig, der Beſuv unſer Schornſtein raucht; alſo geſchwind.“ Die Prinzeſſinnen traten zu ihr hin und ſprachen: „Du haſt uns eine wundervolle Gabe in unſeren Haaren verliehen, wir haben ſchon einigemal gut und thöricht davon Gebrauch gemacht: zürne nicht, und achte uns nicht leichtſinnig, wenn wir an dieſem uns ſo feierlichen Tag die Wundergabe zum letztenmal benützen. Was hälf' es uns und unſern geliebteſten Prinzen und Gemahlen, wenn wir hundert Jahre jung und ſchön blieben, und unſere Kinder und Enkel gingen zu Grabe, und unſere Urenkel wanderten unter uns, ähnlicher unſern Vätern als unſern Nachkommen? Was hälf' es uns, wenn uns alles Welkſein umblühte, und unſere Königreiche in Noth und Elend ſein? Nimm deine wundervolle Gabe zurück, gib uns dem Schickſal des gewöhnlichen Lebens Preis, aber gewähre uns, daß wir ſtets das Gute wollen, und daß unſere Völker durch uns glücklich werden.“ Und die Prinzeſſinnen legten ihre zaubervollen Haare der großen Fee Liliaſiamma zu Füßen, und die drei Prinzen drückten die großherzigen Prinzeſſinnen an die liebebewegte Bruſt.

Der mächtige Zauberer Zoraburo aber erhob das Wort: „ſo iſt denn die Weiſagung des hundertjährigen Zauberkalenders in Erfüllung gegangen, daß dieſem Lande durch Entſagung das größte Heil erſcheinen wird. Eure Wünſche ſind erfüllt, und euch ſelbſt werden die Mittel in die Hand gegeben, ſie zu vollziehen. Ein Mädchen, das ſeine Schönheit und Jugend dem Wohl Anderer freiwillig aufzuopfern vermag, iſt ein Fee, ſo ſpricht der Civil-Codex und die Gerichts-Praxis des Geiſterreichs. So nehmet denn eure Haare als eben ſo viel Zauberſtäbe aus meiner Hand zurück. Beglückt eure Länder, und beſchützt das eures Vaters und Bruders.“ Und wie Prinzeſſin

Digitized by Google

Capellidoro den Goldſtab, Bianchetta den Silberſtab und Nerabella den Eiſenſtab erfaßten, tönte eine unſichtbare Muſik durch die Lüfte, wie ſie noch Niemand ſo ſchön gehört, und drei ſchimmernde Wölkchen ſenkten ſich vom Himmel nieder, und entführten die Prinzeſſinnen mit ihren Gatten den ſie Umſtehenden.

Was ſich weiter alles zugetragen, wie weiſe ſie ihre neue Macht gebraucht, wie glücklich ſie gelebt, wie ſehr ſie ihre Völker beglückt, kann ich euch, Geliebteſte, nicht mehr erzählen, ſo viel iſt nur gewiß, daß der König Paſſus und ſein Sohn Lindoro, Prinzeſſin Capellidoro und der Goldprinz, Bianchetta und der Silberprinz, Nerabella und der Eiſenprinz noch leben, wenn — wie jedes Mährchen ſchließt — ſie noch nicht geſtorben ſind.

Salamon Maimon,

der Sohn eines armen jüdiſchen Rabbinen, ward 1753 zu Neſchwitz in Litthauen geboren und von ſeinem Vater eifrig im Talmud unterrichtet, ohne jedoch bei ſeiner großen Dürftigkeit ſeinen regen Forſchungsgeiſt befriedigen zu können. In den elendeſten Umſtänden kam er nach Berlin und ſtudirte hier von Mendelsſohn unterſtützt Philoſophie und die Religionsbücher ſeines Volkes, während er zum eigenen Unterhalt ſeines Lebens zugleich die Apothekerkunſt erlernte. Dann lebte er abwechſelnd zu Hamburg, Amſterdam, Breslau und Berlin, bis er auf dem gräflich Kalkreuth'ſchen Gute zu Siegersdorf in Niederſchleſien eine Ruheſtätte fand, wo er auch am 22. November 1800 ſtarb.

Er ließ erſcheinen:

Verſuch über die Transcendentalphiloſophie. Berlin 1790.
Philoſophiſches Wörterbuch. Ebendaſ. 1791, 1 St.
Lebensgeſchichte, von ihm ſelbſt. Herausgegeben von Moritz. Ebendaſ. 1792 — 93, 2 Thle.
Ueber die Progreſſen der Philoſophie. Ebendaſ. 1793.
Streifereien im Gebiete der Philoſophie. Ebendaſ. 1793, 1r Thl.
Die Kategorien des Ariſtoteles. Ebendaſ. 1794.
Verſuch einer Logik. Ebendaſ. 1794.
Kritiſche Unterſuchungen über den menſchlichen Geiſt. Leipzig 1797.
Maimoniana, oder Rhapſodien zur Entwicklung M's. Herausgegeben von Wolf. Berlin 1814.

Ein Schüler und Anhänger Kant's ging M. in ſeinen Schriften auf der von ſeinem Lehrer eingeſchlagenen Bahn fort und verſtand es, das Syſtem der kritiſchen Philoſophie eben ſo ſcharfſinnig zu entwickeln als klar und deutlich darzuſtellen.

Joſua Maler.

Von den Lebensumſtänden dieſes Grammatikers wiſſen wir nur, daß er gegen Anfang des 16. Jahrhunderts in der Schweiz geboren wurde und um 1590 als evangeliſcher Prediger zu Elg im Canton Zürich ſtarb.

Von ihm haben wir:

Die teutſch Spraach. Zürich 1561, 4.

Sein Werk iſt eine Art von Lexikon und die beſte Arbeit dieſer Gattung, welche aus jener Zeit aufzuweiſen ſein möchte.

Arnold Andreas Friedrich Mallinkrodt

ward am 27. März 1768 zu Dortmund geboren, ſtudirte daſelbſt und wahrſcheinlich zu Jena Philologie, Philoſophie und die Rechte und ſtieg, nachdem er ſich den Titel eines Doctors der Rechte erworben hatte, bis zum fürſtlich oranien-naſſauiſchen Regierungsrath. Als 1806 die Verhältniſſe Deutſchlands ſich änderten, ging er in ſeine Vaterſtadt zurück und wurde daſelbſt Mitglied des Raths, bis er ſich 1817 nach Jena begab und dort 1819 als Privatdocent Vorleſungen eröffnete. Später zog er ſich nach Dortmund und auf ſein Gut Schwane bei Soeſt zurück, wo er am 12. Juli 1825 ſtarb.

Die literariſche Welt kennt ihn durch:

Ueber die Verfaſſung der Reichsſtadt Dortmund. Dortmund 1795, 2 Thle.
Kleine Beiträge für's praktiſche Leben. Ebendaſ. 1811.
Allgemeiner Bauernkalender. Ebendaſ. 1811 — 13, 3 Lief.
Entwurf einer Landesgrundverfaſſung für die Staaten deutſchen Stammes. Leipzig 1814.
Was thun bei Deutſchlands, bei Europas Wiedergeburt? Dortmund 1814.
Vater Jakob, der reich gewordene Bauer. Ebendaſ. 1814.
Bemerkungen, Deutſchlands Literatur und Buchhandel betreffend. Ebendaſ. 1815.
Beredſamkeit, ein Bedürfniß unſerer Zeit. Weimar 1819.
Umriß der Vorleſungen über das praktiſche Geſchäftsleben. Jena 1819.

Als Publiciſt und populärer Schriftſteller erwarb ſich M. zu ſeiner Zeit einen ſehr geachteten Namen durch den Geiſt, die Wahrheit, die Kraft und die unerſchrockene Freimüthigkeit, mit denen er ſeine Arbeiten ausſtattete.

Ernſt Friedrich Georg Otto Freiherr von der Malsburg,

der Sohn eines heſſiſchen Offiziers, ward am 23. Juni 1786 zu Hanau geboren und von ſeinem Oheim, dem kurheſſiſchen Miniſter M., zu Kaſſel erzogen. Nachdem er auf dem Gymnaſium zu Kaſſel und ſeit 1802 auf der Univerſität Marburg ſich durch philoſophiſche und Rechtsſtudien zum Staatsdienſt vorbereitet hatte, bildete er ſich auf einer Reiſe nach Paris weiter aus, wurde nach ſeiner Rückkehr 1806 als Aſſeſſor bei der Regierung zu Kaſſel angeſtellt und trat unter der neuen Regierung als Auditor in den Staatsrath. Als Legationsſecretär wurde er 1808 nach München und 1810 nach Wien geſandt, kehrte 1813 von da zurück und nahm nach einer Verordnung des zurückgekehrten Kurfürſten ſeine Aſſeſſorſtelle wieder ein. Doch ſtieg er 1816 zum Juſtizrathe, 1817 zum Regierungsrathe wieder auf und ging in demſelben Jahre als kurheſſiſcher Geſchäftsträger

Digitized by Google

nach Dresden, wo er im Umgang mit den dortigen Dichterheroen glückliche Jahee verlebte. Mit dem Kammerherrnſchlüſſel und dem Ritteekreuz des goldenen Löwenordens beehrt beendete ee 1824 einen neuen wichtigen Auftrag zu Berlin und ſtarb nach ſeiner Rückkehr auf ſeinem Gute Eſchberg am 23. September 1824.

Von ihm erſchien:

Gedichte. Leipzig 1818; neue Ausg. Ebendaſ. 1821, 2 Thle., gr. 8.
Calderon de la Barca's Schauſpiele. Ueberſetzt. Leipzig 1818 — 24, 6 Bde.
Stern, Scepter und Blume nach Lope de Vega. Dresden 1824.
Poetiſcher Nachlaß und Umriſſe aus ſeinem innern Leben. P. C. (Philipp von Calenberg). Kaſſel 1825, gr. 8., mit 1 Steindr. u. 1 Muſikbeilage.

Als Dichter gehöete v. d. M. der romantiſchen Schule an und bildete ſich ganz nach ſpaniſchen und italieniſchen Muſtern; er beſitzt Anmuth, Herrſchaft über Sprache und Form, Innigkeit und Gewandtheit, erſcheint aber durch ſeine Vorbildee verleitet oft geſucht und manierirt. Seine Uebertragungen ſpaniſcher Dramen ſind dagegen vortrefflich und reihen ſich dem Beſten, was unſere Literatur in dieſer Hinſicht aufzuweiſen hat, ebenbürtig an. —

Gedichte von E. F. G. O. Freiherr von der Malsburg.

Die Nacht.

Seſtine.

Komm, dunkle Nacht, und ſtreue deine Schatten
Um Fels und Berg, um Wieſe, Wald und Wellen;
Hier ſteh' ich einſam an dem breiten Strome,
Der Bäume Seufzen ſtimmt zu ſeinem Weinen.
Ich horche ihm, und Sehnſucht und Verlangen
Scheint mitzurauſchen in den Ton der Trauer.

Du, Nacht, biſt Tag der Wehmuth und der Trauer
Das Licht der Sehnſucht glänzt in deinen Schatten,
Ein jeder Wunſch, ein jegliches Verlangen
Strahlt hell ſich ab in deiner dunkeln Welle.
Und Hoffnung taucht oft aus dem mächt'gen Weinen,
Ein Mond, mildleuchtend ob der Zukunft Strome.

Da glänzt der Mond ja golden ob dem Strome!
Nein! ſchwarz umhüllt ihn Wolkenduft der Trauer;
Der tiefe Strom erhebt ſehnſücht'ges Weinen,
Weil ihm den Strahl verdeckt der düſtre Schatten.
Mit heiſerm Laute ſchluchzt vor Leid die Welle,
Und zittert, ach! in brünſtigem Verlangen!

O höre auf zu ſehnen, zu verlangen!
Die Wolke ſank, hell ſteht der Mond im Strome,
Und auch ein Stern taucht liebend in die Welle,
Mit ihr der Welt wegſtrahlend Leid und Trauer.
Komm mit, komm mit in einer Hütte Schatten,
Und lern' in Luſt geneſen von dem Weinen.

Ja, lerne da voe ſeel'ger Wonne weinen.
Geboren ward Verheißung dem Verlangen,
Der Herr der Welt liegt in der Hütte Schatten,
Und ſieh', vom ſüßen Kind, im goldnen Strome
Geußt ſich das Licht, der Tod der Todestrauer,
Und bannt die Nacht von ſeiner heil'gen Welle.

Da ſitzt die Mutter, trunken von der Welle
Des ſüßen Lichts, ſie möchte lächelnd weinen,
Sie ſchaut verzückt den Heilbronn aller Trauer;
Die Hirten nur, die auch zu ſeh'n verlangen,
Steh'n noch geblendet von dem Glanzesſtrome,
Sie ſchweigt allein im Lichte ſondee Schatten.

Doch ob den Schatten, in die Himmelswelle,
Im Liebesſtrome jubeln Engel: „Weinen
„Ward ſüß Verlangen, Weihnacht, Nacht der Trauer!"

Zur Weihnacht.

Auf himmelblauem Grunde
Da wächſt der Lebensbaum;
Viel goldne Früchte hangen dran,
Sie hangen hoch und ſchaun uns an;
Es ſind die Sternlein lieb und klein
Auf himmelblauem Grunde.

Auf purpurroſ'gem Grunde,
Da wächſt der Liebesbaum;
Und wurzelt Herz im Dunkel noch,
Zwei Liebesäpfel ſeh'n wir doch:
Es ſind die Augen treu und rein
Auf purpurroſ'gem Grunde.

Auf ſchneeigweißem Grunde,
Da wächſt der Weihnachtsbaum;
Der trägt in ſeiner grünen Nacht
All' Augenluſt und Sternenpracht;
Das Kindlein lacht im Kerzenſchein
Auf ſchneeigweißem Grunde.

(1820.)

Der Weihnachtsbaum.

Der höchſte Baum, der ſchönſte Baum,
Das iſt der Baum der Weihnacht.
Er ſprießt im Schnee, doch iſt es kaum
So Frühling, wenn der Mai lacht.
Denn er beut die ſchönſte Roſe,
Himmelsroſe, Liebesroſe.

Wer ſich mit voller reiner Bruſt
In ſeinen Wundertraum verſenkt,
Erfährt, wie ſchon von ſeiner Luſt
Der Herr ihm manchen Traum ſchenkt;
Träume von der Purpurroſe,
Himmelsroſe, Liebesroſe.

Weihnachtslied; an H.

Die Welt lag bang und trübe,
Als ob nicht mehr die Liebe
Des Himmels mit ihr wär;
Die Nebel flogen wüſt und kraus,
Die Wolken goſſen wild ſich aus,
Rings war ein todtes Meer.

Das Herz war mir verſchloſſen,
Wo ſonſt ſich Sang ergoſſen,
Da war es ſtumm und ſtill;
Doch ſchlug's und flog mit Angſt im Muth,
Wie ein gefangnes Vöglein thut,
Das gerne ſingen will.

Auf einmal wurd' es helle!
Die Sonne funkelt ſchnelle
Und jagt das Dunkel fort.
Vom Käfig fleugt das ſchwere Tuch,
Das Vöglein flattert wie zum Flug,
Das Herz hat nun das Wort.

Das Wort wird dir gegeben,
Das Wort, das ew'ge Leben,
Der Strahl der Weihenacht.
O Freund! wie iſt das Wort ſo ſchön!
Laß uns zu Ihm aus Nächten gehn,
Bis wir zum Tag erwacht!

Rosa coelestis.

Wenn reine Wünſche fluthen
In ſtiller tiefer Bruſt,
Dann wird das Herz zue Perle,
Durchglüht von Himmelsluſt.

Dann wird der Schmerz zur Freude,
Das Weh zur Seligkeit,
Das Ew'ge wird uns Alles,
Und nichts mehr iſt die Zeit.

Die wandelbare Roſe
Der Erde, bald zerſtückt,
Iſt dann nicht mehr die Blüthe,
Die uns allein beglückt.

Die Himmelsroſe, golden,
Die keine Zeit entlaubt,
Blüht ſeelig in dem Buſen,
Der liebet, hofft und glaubt.
(1821.)

Geiſtliches Lied.

Ich lag an Deinem Kreuze,
O Heiland, Herr des Lichts!
Und alle Erdenreize
Verſchwanden mir zu Nichts.

Da ward ich es erſt innen
Und weinte ſüß dabei,
Daß alles ächte Minnen
Bei Dir alleinzig ſei.

So mögt ihr niederfließen,
Ihr Thränen, ſüß und hell,
Die ſchönſten Blumen ſprießen
Doch nur am Thränenquell.

Zufall.

Zufall giebt's nicht in der Welt,
Die ein Gott in Händen hält;
Was uns wunderbar erſcheint,
Das hat Gott vorhergemeint.
Nichts iſt ſo verwirrt und kraus,
Gott lenkt's doch zum Beſten aus.

Zwar der Menſchen Leidenſchaft
Hat gar eine dunkle Kraft,
Und ein blindes Ungefähr
Treibt ihr Wahnwitz hin und her;
Aber das iſt nur ein Schein,
Nie kann Licht im Irrlicht ſein.

Jenes Aug', das immer wacht,
Leitet uns durch jede Nacht:
Wie der Menſch ins Labyrinth
Seines Wahnes ſich verſpinnt,
Blickt er auf zu Gott dem Herrn,
Immer ſieht er ſeinen Stern.

Ach, wie oft wird blind gerügt,
Was ſich durch Verwicklung fügt;
Erſt wenn ſich der Vorhang ſenkt,
Strahlt der Geiſt, der Alles lenkt,
Und nun ehren wir ihn ſtill,
Der ſo mild entwickeln will.
(1818.)

Charfreitagslied.

Wölbe deinen hohen Bau,
Münſter, über mich,
Einen Tropfen Himmelsthau,
Darum bitt' ich dich;
Manna für das müde Herz,
Das der Schmerz bedrängt,
Balſam für den wunden Schmerz,
Der das Herz befängt.

Sieh mich hier vor Deinem Bild,
Hier vor dem Altar,
O Erlöſer! der ſo mild,
Der ſo menſchlich war!
Herr! erbarme Dich der Pein,
Die mich ſonſt verzehrt,
Leuchte mir mit Deinem Schein,
Der die Nacht verklärt.

Blick', o Herr! auf meine Schuld,
D'rinn ich untergeh',
Deine himmliſche Geduld
Ueb' an meinem Weh;
Ach, die Sünde iſt ſo groß
Und ſo ſtark der Feind,
Nie läßt er die Beute los,
Die ſich krümmt und weint.

Eigne Sünde laſtet ſchwer —
(Geh nicht in's Gericht!)
Doch die fremde drückt noch mehr,
Denn ich zürnt' ihr nicht.
O mein Gott! ſchon kommt der Tod,
Thrän' und Sinn verrinnt,
Und es endet meine Noth —
Wenn ſie nicht beginnt.

Welch ein Licht iſt's, das ſo ſtill
Durch die Kirche fällt,
Und den Blick mir zeigen will
Einer hellern Welt?
Dort vom Grabe kommt der Strahl
Der ins Leben grüßt;
Uns zur Luſt ward alle Qual
Durch ein Kreuz verſüßt.

Welch ein Klang erfüllt das Haus
Dem der Tod erliegt?
Meine Seel' ringt ſich heraus!
Eine Taube fliegt
Durch das Schiff, ſie wegt und hebt
Sich in Liebesruh;
Endlich, durch die Kuppel ſchwebt
Sie dem Himmel zu!

Oſterlied.

Ein ſüßer Jüngling wandelt hold
  In Himmels-Heiligthumen,
Und pflückt ſich aus dem Abendgold
  Die allerſchönſten Blumen.

Die ſtreut er auf ſein Grab herab,
  Umhegt von weichen Mooſen;
Die Erde nennet man ſein Grab,
  Die Blumen heißen Roſen.

Wer mag denn nun der Jüngling ſein?
  „Wie kannſt Du nur noch fragen!"
Iſt es der Frühling wohl? „O nein!"
  „Und doch wär' Ja! zu ſagen."

Er iſt der Frühling unſrer Bruſt,
  Wenn wir uns ihm ergeben,
Dann fühlen wir in uns die Luſt
  Von Blüth' und Sommerleben.

Er iſt der Frühling auf der Welt,
  Dem Winter warm entſtiegen;
Er zeigt, wie jedes Blatt, das fällt,
  Neugrünend werde ſiegen.

Wenn Du's im Sommer glühend meinſt,
  Und hegeſt ihm die Blüthen,
Dann wird er für den Herbſt dereinſt
  Die ſchönſten Früchte hüten.

Wohlauf, mein Herz, du weißt und ſingſt:
  Der Herr iſt auferſtanden,
Von dem Erlöſung du empfingſt
  Aus kalten Wintersbanden!

Der Jüngling, Frühling, Heiland hold,
  Läßt ſeinen Heiligthumen,
Die Roſen aus dem Abendgold
  Auch unſerm Grab entblumen.
(1818.)

Himmelfahrt.

Wir haben es vernommen
  Das tiefſte Herz hat Kunde,
Du biſt zum Himmel kommen,
  Zum Heil der Todeswunde.

Digitized by Google

Wer iſt, der das nicht glaubte?
  Er ſagt's, der Maienſegen,
Der Baum, der grünbelaubte,
  Der Zweig im Blüthenregen.

Zum Himmel flog Dein Wagen,
  In's Blau die Purpurwolke,
Und ſchwebend ward'ſt getragen
  Von holder Engel Volke.

Doch, biſt Du auch gefahren,
  Herr, zu des Himmels Fluren;
Hier unten noch bewahren
  Wir Deiner Liebe Spuren.

Das Weh'n der Lüfte linde,
  Iſt Deines Odems Süße,
Die Stimmen in dem Winde,
  Sind Deines Mundes Grüße.

Die goldnen Sonnenſtrahlen
  Sind Deiner Blicke Koſen;
Der Thau der Liebesqualen,
  Dein Blut, die jungen Roſen.

Und Deine letzten Thränen
  Seh'n noch auf unſre Auen
Wir, ſpiegelnd unſer Sehnen,
  Als erſte Perlen thauen.

Doch in des Herzens Tiefe
  Flammt höh'rer Sehnſucht Walten;
Daß es da unten ſchliefe,
  Um Himmelfahrt zu halten.
(1818.)

Zwei Sonntagslieder.

1.

Die Sonne ſcheint ſo golden
  Auf Wieſe, Berg und Wald,
Und letzet all die holden
  Gewächſe mannigfalt.

Den Blick emporgeſchlagen,
  Dann wieder niederwärts;
Ich weiß es nicht zu ſagen,
  Mir wird ſo warm ums Herz

Gott! wie iſt Deine Erde
  So herrlich und ſo ſchön,
Daß Leiden, Pein, Beſchwerde
  Vor Luſt muß unterge'n!

O! wär' es auszudrücken,
  Du milder Vater, Du!
Es läße ja das Entzücken
  Den Worten keine Ruh'!

Ich ſah zum Strome nieder,
  Wie's da vom Lichte blinkt;
O Herr, das ſind die Lieder,
  Die Dir mein Herze bringt.

Dann horch' ich auf das Regen
  Der Blätter über mir,
Und mich umfängt's wie Segen,
  Mein Herr und Gott von Dir.

2.

O Gott, wie biſt Du gütig
  Und unausſprechlich mild!
Gieb, daß nicht übermüthig.
  Mein Herz vor Wonne ſchwillt.

Da kommt ein hell Geläute
  Von Glocken durch die Fern;
Es iſt ja Sonntag heute,
  Und Alles preißt den Herrn.

Und hier auf meinen Knieen'
  Wird mir ſo ſüß und gut;
Die Ruh' will mich durchziehen,
  Womit der Herr geruht.

D'rum will ich hier auch ſingen
  Und beten ſonder Wank',
Und jedes Lied ſoll bringen
  Lob, Preis, Gebet und Dank.

Nie wird ein Sonntag kommen,
  Wie Gott ihn ſelber hält,
Wenn einſt er ſeinen Frommen,
  Mich liebend zugeſellt.

So gieb, o Herr! mit Stärke,
  Was Du gewollt, zu thun.
Daß froh vom Tagewerke
  In Dir ich möge ruh'n!

Ergebung.

Ich habe viel beſeſſen,
  Herr der Barmherzigkeit,
Und werd' es nie vergeſſen
  Durch alle Lebenszeit.

Das Schönſte, was die Sinnen
  Empfanden, hörten, ſah'n,
War mir zu reinen Minnen
  Auf ewig zugethan.

Du haſt es mir genommen, —
  Doch nein, du nimmſt ja nichts,
Du ließeſt es nur kommen
  Zurück zum Quell des Lichts.

Ich weiß, o Herr der Hulden,
  Daß ich im ſelben Schein —
Will ich's nicht ſelbſt verſchulden,
  Einſt ſelig werde ſein.

Da find' ich Sie dann wieder,
  Die mich mit Schmerz gebar,
Und Sie, die meiner Lieder
  Luſt und Entzücken war.

Vielleicht wär' ich verſunken
  Im Welt und Sündentand;
Nun blick' ich ſehnſuchttrunken
  Nach dem gelobten Land.

Und weil Du's nun verheißen,
  Wenn man mit Fleiß d'rauf acht't,
So laß, o Herr, Dich preiſen,
  Daß Du's ſo leicht gemacht!

Laß, Herr, mein ganzes Leben
  In Dank nur gehen hin,
Daß Du, was Du gegeben
  Mir nahmſt mit Vaterſinn.

Und wenn Du, was ich habe,
  Mir auch noch fordern wille,
Herr, ſo iſt's Deine Gabe
  Und Du bleibſt immer mild.

Heil Land.

Was iſt denn dieſes Eiland,
  Das man die Erde nenne,
Wenn ſtets nicht für den Heiland
  Das Herz in Sehnſucht brennt?

Nur daß uns, herverſchlagen,
  Umfließt der Gnade Meer,
Macht die Verbannung tragen,
  Die ſonſt zu herbe wär'.

Das iſt der Troſt im Leiden,
  Weshalb man viel vergißt,
Daß wir dahin verſcheiden,
  Wo unſer Heil Land iſt.

Kreuzesluſt.

Ich weiß von keinem Lichte mehr,
Wenn's nicht vom Kreuz mir leuchtet
Und fühle dann mein Herz nur ſchwer,
Wann nicht mein Aug' ſich feuchtet.

Sich feuchtet, ja vor Luſt und Weh,
Vor Wehmuth und vor Wonne,
Nur in des Lebens Nächten ſeh'
Ich meines Tages Sonne.

Des Tages Sonne ſtrahlt allein
Mir übee meinem Grobe,
Drum ruht im ſtillen Kämmerlein
Erſt meine reichſte Habe.

All' meine Hab' iſt hier das Blut,
Das Er für mich vergoſſen,
Sein ſüßer Leib, in heil'ger Gluth
Als Wein und Beod genoſſen.

Genoſſen, wenn ich bei Ihm bin
Werd' ich erſt Beides hoben,
Da wird mir Leib und Blut den Sinn
Erſt unauslöſchlich laben.

Doch unauslöſchlich laben ſchon
Mich hiee, ſo Luſt als Leiden,
Durch Ihn wird mir ja Luſt zu Lohn,
Mein Leid ſtillt Sein Mitleiden.

Mitleiden, Herr, haſt Du mit mir,
Wonn ich in Kämpfen ringe;
Beut' iſt mir Kelch und Kreuz — Panier,
Womit ich zu Dir bringe.

So bring' ich denn auch weiter nicht,
Daß Gott zu Dir mich fordert,
Je länger hier mein Herze bricht,
Je heller es dort lodert.
(October 1818.)

Ich glaube.

Ich glaube an die Seligkeit
In jenen Himmelsauen,
Wohin wir aus der Zeitlichkeit
In Sehnſucht überſchauen.

Ich glaube an das Wiederſeh'n
Der abgeſchiednen Fernen;
Wie würd' auf Erden ich beſteh'n
Vertraut' ich nicht den Sternen.

Ich glaube an ein Auferblüh'n
Des Lied's, dos ich gedichtet,
Drum war auch ſtets der Seele Glüh'n
Im Lied' auf Gott gerichtet.

Der Glaub' allein der Heiligkeit
Von Sehnſucht, Liebe, Streben,
Konn in die Eiſenkette Zeit
Drei goldne Ringe weben.

Licht in Nacht.

Der Du im mächt'gen Dunkel
Auf uns herniederblickſt,
Und aus dem Sterngefunkel
Uns Troſt ſo milde ſchickſt:
O Herr dee Gnaden, leuchte
Mir Hellung in dos Herz,
Doß mir als gut nur däuchte
Was gut iſt allerwärts.

Nicht nur dos Ird'ſche hüllet
In trübe Nocht ſich ein,
Was unſern Buſen füllet:
Schmerz, Sehnſucht, Luſt und Pein
Iſt oft ſo ganz umhongen
Von Schatten, ſchwarz und dicht,
Doß wir in Furcht erbangen
Den Weg zu finden nicht.

Ein Weg nur iſt der rechte,
Doch ſind der Wege viel:
Wo iſt denn nun der ächte
Zu dem geeechten Ziel?
Und wie ſoll ich ihn finden?
Wie wird mein Wandel feſt,
Wenn mich in dieſen Gründen,
Herr Deine Hand verläßt?

Doch Deine Hand iſt immer
Dem Pilger ausgeſtreckt,
Wenn er vor ihrem Schimmer
Den Blick nur nicht verdeckt.
So wie die Nacht mit Lichte
Der milde Mond durchzieht,
Iſt mir kein Dunkel dichte,
Wo mich Dein Auge ſieht.

Wohl und Weh.

Das größte Wohl auf Erden
Kann mir zum größten Weh
Einſt ob den Sternen werden,
Wenn ich hier untergeh.

Das größte Weh dagegen
Zum größten Wohl mir wird
Wenn ſich im wahren Segen
Mein Herze nur nicht irrt.
(December 1818.)

Weihnachtslied.

Der Schnee iſt reich gefallen,
Ein weißer Montel, deckt
Er mild die hohe Wiege
Die uns zum Licht erweckt.

Es iſt doch groß und herrlich
Daß, wo die Unſchuld liegt,
Die reine weiße Hülle
Sich liebend an ſie ſchmiegt.

O! deckt ein ſolcher Teppich
Einſt unſre Särge warm,
Kind, König, Gott, dann nimmſt Du
Uns ſegnend in den Arm.

Zweites Weihnachtslied.

Wenn draußen Blumen trauern,
Geſchieht, daß im Gemüth
Der allerſchönſte Gar. n
In freud'ger Fülle blüht.

Die Blumen auf der Erde
Seh'n ſchmerzlos wir verwehn,
Es läßt uns ja dee Himmel
Viel beſſre Blumen ſeh'n.

Durch unnennbaren Zauber
Iſt uns kein Blatt verdorrt;
Im Paradies des Innern
Blüht Alles ſelig foet.

Es ſonnt ſich, wie in Spiegeln,
Stets fort in unſrer Bruſt
Der Garten unſrer Liebe,
Dee Garten unſrer Luſt.

Und aller Blumen Blume
Erhebt das Haupt ſo zart:
Die Lilje; Paſſions-Blume
Und Liebesroſe ward.

Ihr Kelch und ihre Krone
Beleuchtet alle Welt,
Mit einer Strahlenglorie
Vor der ſie niederfällt.

Ihr Stengel wird zum Stobe
Der uns im Wonken ſtützt

Digitized by Google

Ihr Blut zum Trunk, der heilend
  Vor jedem Gifte ſchützt,

Und ſenken wir die Häupter
  Gleich andern Blumen hin,
Dann wird uns erſt recht blühend
  Und recht beglückt zu Sinn.

Sie deckt mit ihren Blättern
  Uns wie mit Liebeshand,
Und läßt uns auferſtehen
  Wie ſie einſt auferſtand.

Die drei Fräulein von Boyneburg.

1.

In meinem lieben Heſſenland
Steht eine hohe Bergeswand,
Drob ragt die Boyneburg:
Da flattern die Dohlen vom grauen Geſtein,
Da wachſen die Bäume zum Fenſter hinein
Da ſtürmen die Winde hindurch.

Wie ging's dort ſonſt ſo luſtig her!
Wer glaubte, daß es möglich wär',
Käm's nicht von Mund zu Mund:
Wie wehte vom Thümlein das bunte Panier,
Und Ringeltanz gab es und Ringelſpiel hier,
Roß, Spindel und Küſſe allſtund.

Doch war vor Allen froh daran
Der alte wackre Rittersmann,
Dem Gott drei Fräulein gab;
O hättet ihr doch die drei Fräulein geſehn
Im duftigen Garten, im Hain ſich ergehn,
Wo's grauſig jetzt modert wie Grab.

Mechthildis hatte goldnes Haar,
Bei Bertha wallt' es braun und klar,
Bei Jutta ſchwarz wie Nacht;
Der Tag lag im Auge Mechthildens ſo blau,
Im Nelkenblick Bertha's glänzt Abend es Thau,
Bei Jutta der Sternelein Pracht.

2.

Gar mancher junge Degen, traun,
Aus Thüringens und Heſſens Gaun,
Freit um die Fräulein mild;
So oft nur das Hörnlein am Burgthor erklingt,
So iſt es ein Jungkherr, von Knappen umringt,
Mit Goldhelm und ſilbernem Schild.

Einſt grüßrt ſanft das Maienkind,
Herr Frühling, wieder all ſo lind,
Und fröhlich ſteht der Wald;
Die blumigen Sträußer, die wirft er zumal
Herunter vom Felſen, herauf aus dem Thal,
Und Alles ſpringt luſtig und ſchallt.

Da gingen, ſelbſt ein Blumenſtrauß,
Die holden Fräulein munter aus.
Im Hain ſich zu ergehn;
Sie ſah'n in der Bronnen weißblinkenden Fall,
Sie horchten der Nachtigall ſchwebenden Schall,
Und glaubten's ſchon all zu verſtehn.

Und horch wie durch das heil'ge Grün
Des Finken friſche Töne ziehn,
Daß Sehnſucht Wehmuth regt,
So woge jetzt des Waldhorns tiefwonniger Klang,
Ein ſchwellendes Grüßen, ein Waldengelſang,
Der alles mit himmelauf trägt.

Dann wieder, wie ſo ſtolz und klar:
Zur Sonne fleugt der Königsaar,
Als wäre ſie ſein Thron,
So ſchmettert von drüben geflügelt hinan
Durchs Laubdach die blaue, luftſonnige Bahn,
Drommete mit wirbelndem Ton.

Doch mitten wie durchs laub'ge Dach
Sein ſchmelzend Weh, ſein weiches Ach
Der zarte Sproſſer ruft,
So wandelt tiefſeliges, goldnes Getön
Von leiſem Geſang und Zytherſpiel ſchön
Süß zitternd recht her durch die Luft.

3.

Und auf einmal, an grüner Wand,
Die gen dem Fräulein überſtand,
Drei hohe Ritter ſtehn;
Sie ſehn, wie im klaren, blauwallenden Teich
Sich ſpiegeln die Schildlein, die Büſche zugleich,
Die freudig den Helmen entwehn.

Dem Einem ſtrahlt ſo blank vom Schild
Das Gold- und Silberwappenbild,
Das Goldherz ſonnenrein,
Durchs Silberfeld aber, mit brennender Gluth,
Zog, recht wie auf Erden, Treu', Ehre und Muth,
Drei hellrother Balken Blutſchein.

Der Andre Gluth und Licht nur ſtrahlt,
Nur Roth und Gold ins Waſſer malt
Des Panzers prächt'ge Zier,
Und über dem Helme zwei Lanzen gereiht,
Die goldne iſt Tugend, die rothe iſt Streit,
Durch Streit nur ſiegt Tugend ja hier!

Gleich Sternen dann am Himmelszelt
Im blauen Feld der dritte hält
Drei Roſen ſilberweiß,
Im rothen Gefilde der güldene Leu
Schaut drüber herunter fromm liebende Treu,
Bewachend den himmliſchen Preis.

Doch bald durch alle Büſche bricht
Die Knappenſchaar in Reihen dicht. —
Drommete, Zither, Horn,
Die wirbeln und klingen und tönen darein,
Da ſtoben zum Schloſſe die drei Jungfräulein,
Faſt glühend vor lieblichem Zorn.

4.

Am Abend ſtrahlt der helle Saal,
Von Mund zu Mund geht der Pokal,
Kredenzt von rothem Mund,
Und weil immer höher der Ritterblick fliegt,
Sich tiefer der Minnigen Sonnenblick ſchmiegt,
Ob roſigern Wangen zum Grund.

Der Gold- und Silberritter ſchaut
Mechtildis an ſo lang und traut,
Mit ſchwarzem Funkelblick:
Dein Auge, ſo dacht' er, iſt mein Paradies,
Was ſich im blauſonnigen Himmel mir wies,
Das nimmt mir kein Erdengeſchick.

Der roth und goldne Ritter taucht
Den Blick zum Blick, der wie umhaucht
Vor duft'gen Nelken glüht,
Und wird ihm beim bräutlichen ſpiegelnden Schein
Als ſäh' er ſich ſelber zum Spiegel hinein,
Der ähnlich entgegen ihm blüht.

Doch des Sangritters Augenlicht
So treu zu Jutta's Auge ſpricht,
Wie blaue Blume am Bach,
Als rief's hier am nächtigen Himmel, der tief
Im dunkelklar funkelnden Waſſerlicht ſchlief,
Weiß roſige Sternelein wach.

5.

Auf einmal heben ſich die Drei
Schnell vom Bankettiſch kühn und frei,
Die Humpen hoch geſchwenkt,
Und reichen die mannhaften Hände ſich hin
Zum lauten Gelübde: Herz, Seele und Sinn
Sei ihren drei Fräulein geſchenkt.

Aufhebet der alte Herr das Mahl,
In Händen auch den Goldpokal,
Zollt er den Rittern Dank,

Digitized by Google

Die Fräulein indeſſen, die heften ſo roth
Zum Eſtrich, der wankt, daß zu ſchüttern er droht,
Die ſtarrenden Blick' ohne Wank.

Da ſinken die drei Gäſte, ſieh',
Mit Sitten nieder auf die Knie',
Und flehn einmüthiglich:
Herr, gebt mir Mechthildis, die Lilienbraut!
Herr, gönnet mir Bertha, die Nelke ſo traut!
Herr, Jutta, die Roſe, für mich!

Der Burgherr hebt ſein Haupt empor,
Sein Auge ſchwebt zum Sternenchor,
Mildflammend durch die Nacht,
Dann faßt er die Jünglinge ſanft bei der Hand,
Hin geht's zur Kapell', wo am Kreuz in der Wand
Der Heiland ſtets blutet und wacht.

Der Heldengreis hebt feurig an:
„Des Heiles Thor iſt aufgethan,
Es iſt das Grab des Herrn!
Zum Grabe des Herrn mit dem Kreuzespanier,
Mit dem Oelblatt vom Oelberg kommt wieder zu mir,
Dann geb' ich die Fräulein euch gern."

Die Helme ſtrahl'n im Morgenſchein,
Die Fähnlein fliegen luſtig drein,
Drei Ritter reiten fort;
Drei Fräulein vom Söller die blicken hinaus,
Drei Schärpen noch wehen, doch bald iſt es aus,
Sie blicken, doch nichts mehr iſt dort.

6.

Der Lenz verging, der Sommer kam,
Der Herbſt vom Wald die Blätter nahm,
Der Winter bringt den Schnee,
Der Frühling kommt wieder, der Sommer kommt auch,
Der Herbſt weht ſchon Blätter vom Grabhügelſtrauch,
Dir, Fräulein, geborgen vor Weh.

O Juniusmond, du ſchöner Mond,
Wo Sonn' auf Roſenthronen wohnt,
Die Roſ' als Sonne lacht,
Wie ſangen heut Vöglein viel Tauſend am Tag,
Wie klingt jetzt der Nachtigall einſamer Schlag
Sehnſüchtig durch mondliche Nacht!

„Ei Jutta, ſag', was hebſt denn du
Vom Bett dich und kommſt auf uns zu,
O Schweſterlein, ſag' an!
Haſt etwa deine Ave Marie nicht geſagt,
Hat gar dich die böſe Frau Holla geplagt,
Hat Hämmerling Leid's dir gethan?

Die Jutta ſteht da todtenblaß,
Es fleugt das Haar, das Aug' iſt naß,
Ganz ſacht' erbebt der Mund:
„O Bertha, Mechthildis, was hab' ich geträumt!
O ſagt mir, ſitzt ihr da vom Mondlicht beſäumt?
Ach, lebt ihr noch? thut mir es kund!"

Was haſt du Schweſterlein? „O ſtill,
Weil ich euch was erzählen will,
Was ſchier mein Herz zerreißt!
Wir waren mitſammen, die Luft war ſo blau,
Die Quellchen all blitzten wie Kelche voll Thau,
Doch uns wurde heimlich im Geiſt."

„Dort, wo das Kruzifix bekränzt,
Im Mondſchein auf dem Berge glänzt,
War'n wir, und mußten knie'n,
Dort ſahn wir hinauf und wir beteten laut,
Und Grüße nahm mit ſich jed' Herzgebet traut,
Wo Wünſch' und Goldwolken hinziehn."

„Da durch das lichte blaue Meer
Kam eine mächt'ge Wolke her,
Schien wie ein Schiff zu gehn,
Und drinnen da ſaßen, ihr wißt es ja ſchon —
Nur einer, der trug eine güldene Kron,
Doch welcher, das konnt' ich nicht ſehn."

„Es war zu helle; ſchaut, da fuhr
Ein Blitz her durch die ganze Flur,
Und fuhr auf uns herab;
Und horcht, droben ſingen die Stimmen allſüß:
„Der Blitz hat geſchlagen, komm' in's Paradies!
Gott will es! ich bat, und er gab."

7.

Der Morgen lacht am Himmelblau,
Schenkt in die Blumenkelche Thau,
Und ſpielt im Quellenſtrahl,
Am Kreuz auf dem Berge, im ſonnigen Schein,
Da liegen und beten die drei Jungfräulein,
Gar heimlich im Geiſte zumal.

Sie ſchaun hinauf in ſel'ger Luſt;
Nein, ſonſt hat nichts von Glück gewußt
Die Bruſt, von Liebe nichts;
Jetzt ſchwimmen die Goldpurpurwölkchen erſt ſchön,
Jetzt dürfen die Grüße mit ihnen erſt gehn,
Sie kommen vom Borne des Lichts!

Da wird's auf einmal ſchwarz und trüb,
Als ob ein Wetter ſich erhüb,
Wird Nacht es um Mittag;
Und Donner, horcht, rollen dumpf, dunkel und ſchwer,
Und weiß fallen Feuer vom Himmel umher,
Horch, wehe, da ſchmettert ein Schlag!

„Geht, liebe Schweſtern, geht hinein,
Mechthildis muß alleine ſein,
Ich weiß es wohl, die ſtirbt;
Ich weiß es, die flammigen Blitze ſind nur
Die lichtrothen Balken, die Lockung zur Flur,
Die Ehre, Treu', Muth uns erwirbt.

„Geht hin, und bringt mir aus dem Haus
Stuhl, Spindel und Brevier heraus,
Wie's uns die Mutter gab,
Arbeiten und beten, und wachen und flehn,
Muß bis zu der letzten Stunde geſchehn,
Dann geht ſich's ſo wacker ins Grab."

Mechthildis ſaß den ganzen Tag,
Sie lächelt froh bei jedem Schlag,
Arbeitet, betet, wacht;
Die Schweſtern da beinnen, die weinen und ſchau'n,
Der Tag bringt den Abend, die Nacht bringt das Grau'n,
Mechthildis bleibt ſitzen die Nacht.

Wohl manchmal flammt das goldne Haar
Langwehend hin, ſelbſt blitzesklar
Im Blitz, der um ſie bebt,
Sie lächelt, knie't nieder, ſie betet und weint,
Ob nicht ihr der Strahl der Vereinung erſcheint,
Der letzte Blitz fällt und ſie — lebt.

8.

Der Morgen putzt ſich gelb und blau,
Sein Kleid blitzt all von Demantthau,
Mechthild weint ſtill für ſich.
O ſieh doch, Mechthild, wie die Schweſtern ſich freun,
Sie herzen ſich minnig mit inniger Treu'n,
„Wir ſterben ſo gerne für dich."

Doch wieder hebt der Rabe Wind
Die ſchwarzen Flügel ſo geſchwind,
Gewitterwolkenſchwer,
Da ruft Fräulein Bertha ſo freudig hinein:
„Nein, herzige Schweſtern, nein, ich werd' es ſein,
Die Lanzen, ſie blitzen ſo ſehr!"

Wie ſitzt das Fräulein Bertha ſtill
Auf goldnem Stuhl und dreht die Spill,
Und ſingt und betet drein;
Wie harrſt du am Tage ſo freundlich und klar,
Wie funkelt zu Nächten dein lichtbraunes Haar,
Du Engel im himmliſchen Schein!

Die Schweſtern weinen, ach, und ſchau'n
Hinaus in Nacht, in Sturm und Grau'n,
Die Blitz und Schlag durchbebt,
Und Bertha knie't nieder, ſie lächelt, ſie weint,
Ob nicht ihr der Strahl der Vereinung erſcheint,
Der letzte Blitz fällt und ſie — lebt.

Digitized by Google

O feiner Morgen ſtrahlig blau,
Bringſt du noch einmal Licht und Thau
In der drei Fräulein Bruſt?
Wie liegſt du, o Bertha, ſo ſeliglich warm,
Umrungen vom ſchweſterlich minnigen Arm,
Wein' nicht, daß du leben noch mußt!

Die Fräulein liegen an dem Kreuz,
Das Leben hat doch einen Reiz,
Gebet und Sonnenſchein;
O werde ſo grau nicht, du hohes Gezelt,
O rolle nicht, Donner, im Zorn ob der Welt,
O züngelndes Ziſchen, halt ein!

9.

Allein in ihrer Kammer ſitzt
Gar ſtill das jüngſte Fräulein itzt,
Der Ewigkeit gedenk:
Von Schauern fühlt lind ſie den Buſen bewegt,
Dann küßt ſie das Kreuz, das am Herzen ſie trägt:
„Dank, Heiland, für's Heilesgeſchenk!"

Drauf thut ſich auf die kleine Thür,
Der fromme Pfarrherr tritt herfür,
Im goldnen Meßgewand,
Die Händ' auf dem Haupte der huldigen Braut:
„Dem Bräut'gam dort werde, ſo ſpricht er „getraut,
Sanft prüft dich die ſegnende Hand."

Die Kniend' hebt ſich vom Boden mild,
Ein ſüß demüthig Engelbild,
Vom Sehnſuchtsfeu'r umglüht,
Da öffnet der Beicht'ger den heiligen Schrein,
Und ſpendet der Durſt'gen den purpurnen Wein,
Dem Blut des Erlöſers entblüht,

So trinkt nom Blut, ſo ißt vom Leid,
Das bald ſchon ſtrahlnerklärte Weib,
Daß ſeinen Himmel grüßt,
Dann nimmt ſie ein Schriftlein auf Pergamen,
Drauf Worte der Liebe, gleich Engelein ſtehn,
Der Liebe, die alles verſüßt.

„Gebt, Herr, wenn ich geſtorben bin,
Dies Teſtament den Armen hin
Der chriſtlichen Gemeind';
Am Tag da ich wandle die himmliſche Bahn,
Soll'n hier alle Hungrigen Speiſung empfahn,
Damit mir kein Auge mehr weint."

10.

Um's hohe Bergkreuz fleucht der Blitz,
Da, Jutta, harret dein der Sitz,
Biſt du es, die ich ſeh',
Stillwandelnd, ach, ſtill von des Abſchiedes Leid,
Den Stürmen zum Spiele das flatternde Kleid,
Lichtweiß wie der ſtrahlende Schnee?

Der Sturm wächſt an mit jedem Schritt,
Die Ruh' in ihrem Buſen mit,
Von Ahnung weich umbebt,
Sie lächelt, knie't nieder, ſie betet und weint,
Ob nicht ihr der Strahl der Vereinung erſcheint,
Der erſte Blitz fällt und ſie — lebt!

Sie lebt, wo alles Leben quillt,
Am Born, der alle Sehnſucht ſtillt,
Wo erſt die Liebe wohnt;
O Vater, o Schweſtern, o weinet doch nicht,
Seht doch, wie ſie dort ſich den Myrthenkranz flicht,
Der Lieben und Leiden belohnt.

11.

Das Kirchlein glänzt im Fackelſchein,
Drin ſitzt die weinende Gemein,
Und ſingt gedämpft ein Lied;
Zwei Ritter da draußen die reiten daher,
„O kündet, Herr Burgvogt, die traurige Mähr,
Wer iſt es, ſagt ſchnell es, der ſchied?"

Der Burgvogt führt ſie ſtumm ans Grab
Sie ſteigen in die Gruft hinab,
Die Fräulein Jutta barg:
Drei goldene Saiten, ein blutiges Band,
Das brandgelb drei ſilberne Roſen umwand,
Die legen ſie hin auf den Sarg.

„Du Bruder, den auf ferner See,
Ein Strahl vom Himmel ſonder Weh
In ſeine Wonne nahm,
Du ſeliger Schiffer zum ewigen Land,
Du kameſt zu Hafen am ſonnigen Strand,
Du riefeſt noch „Jutta!" — ſie kam!"

12.

Es war ein trübes Feſtgelag
An beider Ritter Ehrentag,
Der Burgherr ſaß ſo bleich,
Wie manchmal wurde hinüber geblickt
Zur lieblichen Roſe, im Sommer geknickt,
Die Herzen war'n alle ſo weich.

Sie ſaßen Abends an dem Bach,
Und gaben ſeufzend manch ein Ach!
Den kleinen Wellen mit;
Da ſtands gegenüber auf einmal ſo klar
Wie Silber, im Geiſt Fräulein Jutta es war.
Die leiſ' aus der Waldesnacht ſchritt.

Sie hob zum Haupt die weiße Hand,
Wo ein weitleuchtend Perlenband
Der Locken Schmelz durchwob;
Und ſie, darüber erglühten zum Kranz
Drei himmliſche Roſen im ſilbernen Glanz,
Und horch, welch ein Wort ſich erhob:

„Zwölf volle Monden ſind es ſchon,
Daß euch mein reiner Geiſt entflohn,
So weint nicht mehr um mich;
Laßt ſchlafen die Hülle ſo ſüß und ſo tief,
Sanft ſchläft ſie, wie einſt ſie im Mutterarm ſchlief,
Lebt, liebt, werdet glücklich wie ich."

Denn meiner Seele Seligkeit,
Die ſagt ſich nicht, weil dieſe Zeit
Kein Maaß noch dafür giebt;
Drum kommt bald, und glaubt mein verſchwebendes Wort
O Lieben! der Himmel des Himmels iſt, dort
Zu finden, was hier wir geliebt."

Die Boyneburg ſteht lang ſchon leer,
Kein Ritter wohnt da droben mehr,
Doch drunter liegt ihr Hort,
Denn jetzt noch, wenn trauernde Liebe dort weint,
Steht's ſchneeweiß am Schloßthor, die Jungfrau erſcheint,
Zeigt ſtill himmelan, und ſchwebt fort.

Franz Friedrich Freiherr von Maltitz.

Das Leben dieſes Schriftſtellers iſt uns nur ſoweit bekannt, als wir wiſſen, daß er zu Ende des 18. Jahrhunderts in Oſtpreußen geboeen wuede, nach vollendeten Studien und beim Umſturz der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft mit der ruſſiſchen Regieeung in Verbindung kam, zum kaiſeelich ruſſiſchen Staatsrath erhoben und mit den Ritterkreuzen mehreree Oeden ausgezeichnet wurde. Er lebte als Mitglied der ruſſiſchen Geſandtſchaft längere Zeit in Berlin, ſpäter in München.

Von ihm erſchien:

Athalia. Trauerſpiel nach Racine. Karlsruhe 1816, 8.
Alzire. Trauerſpiel nach Voltaire. Ebendaſ. 1817, 8.
Gedichte. Ebendaſ. 1817, 8.
Die Geiſter auf Yburg. Ritterſage. Ebendaſ. 1817, 12.

Digitized by Google

Demetrius. Trauerſpiel nach Fr. v. Schiller's Entwurf. Ebendaſ. 1817, 12.

Ein feines, durchgebildetes Talent, deſſen Leiſtungen ſich durch Anmuth und Correctheit auszeichnen, was ſich vorzüglich in ſeinen Ueberſetzungen beurkundet. — Sein Trauerſpiel „Demetrius" erſcheint zwar auf einigen Bühnen, würde aber glücklicheren Erfolg gehabt haben, wenn nicht den Zuſchauern ſtets die Vergleichung zwiſchen dem, was Schiller bei ihm vergönnter Vollendung geſchaffen hätte, mit der vorliegenden, nothwendig ſchwächeren Arbeit v. M's vorſchwebte. —

Gedichte von Franz Friedrich Freiherr von Maltitz.

Auf den Sieg bei Leipzig am 19. October 1813.

Endlich biſt du, hoher Tag, erſchienen,
Welchen unſer wärmſter Wunſch erfleht,
Eine neue Hoffnung ſeh ich grünen
In dem Strahle deiner Majeſtät.
Aus der Nacht, die unſern Blick umgeben,
Stiegſt du auf, ein leuchtend Meteor,
Und im Glanze dieſer Hoffnung heben
Alle Herzen freudig ſich empor.

Tief erniedrigt in der Knechtſchaft Banden,
Lag des freien deutſchen Mannes Kraft;
Düſtre Nebel ſeinen Geiſt umwanden,
Feige ſchien ſein Heldenarm erſchlafft,
Laſtend drückten ihn die ſchwerſten Ketten,
Seine heil'ge Freiheit ſchien dahin
Und nichts konnte ihn erretten
Als ein feſter deutſcher Sinn.

Aber als auf ſeiner kühnſten Höhe,
Schon die Erde den Tyrannen ſah,
Fürchtend, daß er nimmer untergehe,
War die Nemeſis ihm rächend nah.
Endlich ſah die Welt die Hoffnung ſchimmern
Zu erringen, was ſie einſt verlor;
Und auf Moscau's heil'gen Trümmern
Dämmerte der Freiheit Strahl empor.

Drohend drangen die gewalt'gen Schaaren,
In Ruteniens nie bezwungnes Land,
Aber bald zerſtreut, beſieget waren,
Sie durch Alexanders ſtarke Hand.
Mit des Heldenmuthes edlem Feuer
Ward der Rettung großes Werk vollbracht,
Siegend ſtürzt der hohe Weltbefreier
In den Staub herab der Feindes Macht.

Schrecklich ward der Schreckliche gerichtet,
Und die Nerve ſeiner Macht zerſtört,
Seines Ruhmes Nymbus ſank vernichtet,
Friedrich Wilhelm griff zu ſeinem Schwerdt,
Und das Gluthgefühl der Rache ſtählet
Seiner Völker Herz zum heil'gen Streit;
Und des großen Friedrichs Geiſt beſeelet
Ihre Bruſt mit hoher Tapferkeit.

Prag, wir ſahn in deiner Mauern Kranze,
Drei erhabner Herrſcher Herrlichkeit,
Deren jeder in der Waffen Glanze,
Seinen Feind die Friedenspalme beut.
Nicht der Ehrſucht ſchreckliche Begierde
Leitet' ſie zum blutigen Gefecht,
Glüh'nder Eifer für der Menſchheit Würde,
Für die hohe Freiheit und das Recht.

Männlich führete Oeſtreichs tapfre Söhne
Franz, des edlen Herrſchers Machtgebot,
Werth, daß ihn der ſchönſte Lorbeer kröne,
In den Streit zum Siege oder Tod.
Und vereiniget zum Kampf der Rache,
Und vereint zur kühnen Gegenwehr
Zog vertrauend auf die heil'ge Sache
Wider ſeinen Feind das muth'ge Heer.

Zittre, ſtolzer Feind, an deine Küſten
Rauſcht die ſtrenge Nemeſis heran,
Deine Ehrſucht facht in Aller Brüſten
Der gerechten Rache Flammen an.
Endlich iſt die Herrſchaft dir entriſſen,
Und gebeugt dein kühner Uebermuth,
Und das ſchrecklich ſtrafende Gewiſſen
Rächt an dir das ſchon vergoßne Blut.

Heil'ger Sieg, den Heldenmuth erſtritten,
Den der Weisheit reifer Plan erzeugt;
Alles, alles, was wir je gelitten
Dieſe hohe Wonne überſteigt.
Wer vergäße nicht des Leidens Nächte,
Und den eiſern ſchweren Druck der Zeit,
Wenn im herrlichen Gefechte
Endlich ſiegte die Gerechtigkeit?

Ha! ſchon flattern deine ſtolzen Fahnen,
Deutſchland, ſiegbekränzt im Hauch der Luft,
Und das Reich der mächtigen Germanen
Wird des fremden Unterdrückers Gruft.
Eng ſchloß ſich dein Volk aufs neu zuſammen,
In dem Sturm, dem es entgegenſtrebt',
Wie der Phönix aus des Grabes Flammen
Neu verjüngt zum Sonnenlichte ſchwebt.

Heil euch! ſiegbekrönten tapfern Heeren,
Auf des Ruhmes lorbeervoller Bahn;
Ewig wird die Nachwelt euch verehren,
Ewig ſtaunt ſie eure Thaten an!
Einer Welt die Freiheit zu erringen
Drangt ihr muthig heldenkühn hervor,
Auf des Sieges goldnen Schwingen
Steigt ihr zur Unſterblichkeit empor.

Jubelt Völker, jauchzt in hoher Wonne,
Jauchzt im millionenfachen Chor;
Denn es ſchwebt der Freiheit hehre Sonne
Am verklärten Horizont empor.
Bald wird euch der holde Friede kränzen,
Doch in ſtrahlenvoller Herrlichkeit
Wird der Name Alexanders glänzen,
Der euch von der Knechtſchaft Joch befreit.

An den Septimius.

(Von Horaz.)

Septimius, der du zu Gades Küſten
Mir folgen würdeſt in der drohendſten Gefahr!
Zu dem Cantabrier, der nie in ſeinen Wüſten
Gehorſam unſerm Joche war,
Bis zu der Syrten unwirthbarem Lande,
Wo ſtets die Welle ſchäumt am Felſenſtrande!

O möchte meines Alters ſichre Wohnung
Doch Tibur ſein, das einſt ein Grieche hat erbaut,
O wäre es mein Ziel, die ſüßeſte Belohnung
Für mich, im Kriegesdienſt zu Land und Meer ergraut.
Gönnt mir der Parzen Zorn auch hier nicht zu verweilen,
So muß ich zu Galeſus Ufern eilen,
An welchen wollenreiche Lämmer weiden,
Wo ſich ausbreitete Phalantus Reich;
Vor allen Ländern lacht mir Tibur's Hain voll Freuden,
Sein Honig kömmt Hymettus Honig gleich,
Vom blüh'nden Weinſtock iſt es weit umgeben,
Wetteifernd prangt es mit Venafro's Reben.
Des Winters Kürze und des Frühlings Länge
Schenkt Jupiter und Aulon grün umkränzt
Von Reben, deren farbenreiche Menge
Mehr als Falernums Traube glänzt.
Und dieſen Ort und dieſe ſtillen Höhen
Sollſt du vereint mit mir, Geliebter, ſehen.
Wann ich im Sturm der Jahre einſt geſunken,
So weine dort auf meinem Grab,
Mit Thränen netze dann der Aſche letzten Funken
Des Dichters, der ſich dir als Freund ergab.

Digitized by Google

An den Apollo.

(Nach Horaz.)

Was fleht der Dichter von Apollo's Güte?
Was bittet er, wenn er den jungen Wein
Ihm opfernd gießt mit dankendem Gemüthe?
Nicht den von goldner Saat umrauſchten Hain
Sardiniens, und nicht des Reichthums Quelle,
Calabrien, nicht Elfenbein und Gold,
Nicht die Gefilde, wo des Liris Welle
Des ſtillen Fluſſes klare Woge rollt.

Mag der ſich an Calener Trauben laben,
Dem ſich des Schickſals Gnade hat gezeigt;
Aus Golde trink' er den durch reiche Gaben
Erworbnen Wein, den Syrien erzeugt.
Der Glückliche, der ſelbſt den Göttern theuer,
So oft drang durch der Wogen ſchwarzes Grab,
Und durch die ſchauervollen Ungeheuer
Des Meers, dem Atlas ſeinen Namen gab.

Mir lächelt der Olive buntes Prangen,
Der ſüßen Malve ſchimmerndes Gewand.
Apollo, laß mich nur nach dem verlangen,
Was zum Genuß mein Wunſch bereitet fand!
Gieb mir des hellen Geiſtes ſtarke Tugend,
Die ſich mein Herz zum ſchönſten Gut erwählt:
Ein Alter, welchem nie die Kraft der Jugend,
Nie die Begeiſterung der Lyra fehlt!

Ode bei dem Schluſſe des Friedens 1814.

Ha! ſo ſtehſt du, herrlicher vollendet,
Hohes Werk, im lichten Schimmer da,
Wie noch nie von ſolchem Glanz verblendet
Je die graue Weltgeſchichte ſah;
Und die Menſchheit, die in ſchwarzen Nächten
Der Verzweiflung, der Bedrückung lag,
Fühlt ſich neu in ihren heil'gen Rechten,
Grüßet jubelnd ihren ſchönſten Tag.

Herrlich tönte aus den Helden Reihe,
Der Trompeten ſtolzer Feierklang;
Höher grüßet dieſes Tages Weihe
Unſrer Barden jubelnder Geſang.
Ach! des Sieges heil'ge Fahne wehte
Aus des Todes dunkelrother Fluth;
Aber dieſes Tages Morgenröthe
Leuchtet uns in reiner Himmelsgluth.

Was im blut'gen Streite jener Schlachten,
In des Todes leichenvoller Flur,
Unſrer Helden Schwerdter einſt vollbrachten,
War die Ausſaat dieſer Erndte nur.
Heute reift, was muthig ſie errungen,
Heute ſproßt die Blüthe ihrer That,
Herrlich hat zum Lichte ſich geſchwungen
Ihres Blutes theure Opferſaat.

Darum wende heut' bei dieſer Feier
Heil'ger Stunde, deinen frohen Blick
Mit des frommen Dankes reinem Feuer,
Auf der Leiden ſchreckliche zurück;
Nimmer ſei die dunkle Zeit vergeſſen,
Und der Todesnächte banger Kreis,
Reiner glühender wirſt du ermeſſen,
Deiner Rettung hohen Werth und Preis.

Schweigend lag es einſt wie Grabesſtille,
Schrecken brütete die Mitternacht;
Aber bald aus dieſer ſchwarzen Hülle
War der grimmige Orkan erwacht,
Und der Morgen leuchtete durch Flammen,
Aus den Gluthen floh die alte Nacht,
Und im Fall verſöhnet ſank zuſammen
Mit den Hütten der Palläſte Pracht.

Aber da erſchienſt du, hehre Stunde,
Eine Glorie im lichten Schein,
Da zum ewig feſten Bruderbunde
Sich die Völker ſchloſſen im Verein.
Durch der leichenvollen Städte Trümmer
Eilet ihr zu eurer Heldenbahn,
Und des heil'gen Kreuzes heller Schimmer
Leuchtete zum Siegen euch voran.

Und den Oelzweig ſahen wir umweben,
Unſrer Helden ernſten Lorbeerzweig,
Und die Friedensſonne ſich erheben
Aus der Nächte ſchauerlichem Reich.
Die Erhabnen, die mit Heldenſtärke
Zu Europens Rettern ſich geweiht,
Eilten zu dem großen Friedenswerke
In des Friedens ſichrer Einigkeit.

Und in neuer Siegeskraft erkennen
Wir auf's neu die Retter einer Welt;
Nichts vermag den heil'gen Bund zu trennen,
Den die Ewigkeit umſchlungen hält.
Und belohnet ward der Völker Glaube,
Und das große Friedenswerk vollbracht,
Fruchtlos zürnend nur in ſeinem Staube
Lauſchte grimmig das Geſchlecht der Nacht.

Ew'ge Glorie wird euch umwallen
In der ſpätſten Enkel ferner Zeit,
Siegreich tratet aus den Kämpfen allen
Weltbeglückter ihr im Heldenſtreit.
Glorreich habt die Hydra ihr bezwungen,
Und durch Großmuth euern Sieg erneut;
Doch der herrlichſte, den ihr errungen,
Schmückt euch heute mit Unſterblichkeit.

Und ſo ſtehſt du herrlicher vollendet,
Hohes Werk im lichten Schimmer da,
Wie noch nie von ſolchem Glanz verblendet
Staunend je die Weltgeſchichte ſah.
Und in ihrer Hoffnung goldnen Stunden
Grüßt die Menſchheit ihren ſchönſten Tag,
Lichtvoll hat dem Chaos ſich entwunden,
Was im Schooß der Finſterniſſe lag.

Die Feuersbrunſt in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar 1815.

Ha! was iſt es, das des Himmels Veſte
Mit des Todes blut'gen Farben mahlt?
Iſt's der Schimmer ſtürzender Palläſte
Der die graue Wölbung überſtrahlt,
Neigten eines Felſenſchloſſes Hallen
Der Vernichtung ihrer Mauern Pracht,
Deren ſtolze Zinnen nicht gefallen
In des Zeitenſtromes wilder Macht.

Dort, vom dunkelblauen Horizonte,
Den des Abends lichter Scheideſtrahl
Jüngſt mit bunten Farben überſonnte,
Flieht der hellen Silberſterne Zahl.
Wie vernichtet ſanken ſie zuſammen
Alle in des Blutes dunklem Meer,
Und verbleichend in des Todes Flammen
Leuchten ſie zur Hoffnung, ach! nicht mehr.

Hier, von dieſes Hügels ſteiler Höhe,
Der Zerſtörung ſchauerliches Bild,
Schon in fürchterlicher Nähe,
Sich dem bangen Wanderer enthüllt;
Dunkelblutig in der weiten Fläche
Liegt es da, ein drohender Vulkan,
In dem Lichte dieſer Feuerbäche
Spiegelt ſich die hohe Sternenbahn.

Ach, auch hier, wo in des Friedens Mitte
Einfach ſtill Genügſamkeit gewohnt,
Hat des Armen niedre Hütte
Deine Wuth, o Flamme! nicht verſchont,
Und die Frucht von Jahren ſinkt als Beute
In dein offnes todtenhelles Grab;
Horch, der Glocke wimmerndes Geläute
Tönt vom hohen Kirchenthurm herab.

Hülfe ſcheint und Rettung zu erflehen
Ihrer Klageſtimme düſtrer Klang,
Der ſo oft die blauen Höhen
Mit der Feſte Feierton durchdrang.
Drohend wogen ſchon die Feuerwellen
An der alten Kirchhofmauer Rand,
Und die Todtenkreuze ſich erhellen,
Die mit Blumen Liebe jüngſt umwand.

Digitized by Google

Selig ihr, die ihr im ſtillen Haine
Um der Kirche dunkle Halle ruht;
Fruchtlos röthet eurer Leichenſteine
Bleiche Gipfel der Vernichtung Gluth.'
Glückliche, in eurer Friedensſtille
Rührt kein Jammer euer taubes Ohr,
Und aus eurer Wohnung ſichrer Hülle
Schreckt euch das Entſetzen nicht hervor.

Zitternd fliehn dort Kinder, ſchwache Greiſe,
Deren Kroft den Jahren ſchon erlag,
In der Todesflammen düſterm Kreiſe,
Aufgeweckt vom fürchterlichen Tag
Wanken ſie aus ihrer Hütte Räumen
Wie zerſchmettert von des Schickſals Loſt,
Aufgeſchreckt aus ihrer Hoffnung Träumen,
Ehern von der Wirklichkeit umfaßt.

Sieh, wie kämpfen ziſchend mit den Gluthen,
Stets in friſcher Wogenkraft erneut,
Für die Rettung ringend dort die Fluthen
Ihres Daſeins fürchterlichen Streit.
Aber zum Verderben eng verbündet
Haucht den Gegner tobend der Orkan,
Neu zum ſchrecklichen Triumph entzündet
Zu den Wolken ſiegender hinan.

Doch die Haffnung trägt auf ſeinen Schwingen
Der, von welchem das Verderben ſtammt,
Rettung muß der Fürchterliche bringen,
Der die ungeheure Gluth entflammt.
Schwarze Wolken thürmt er ihr entgegen
Aber nicht wie ſonſt ein Schreckensbild;
Denn in Strömen ſenden ſie den Regen
Auf das rothe, brennende Gefild.

Ausgeſtorben liegt die öde Stelle,
Im Gewande der Vernichtung da,
Die der Abendſonne lichte Helle
Noch im grünen Friedensſchmucke ſah,
Fand die Mittrenacht im blut'gen Schimmer
Ringend in des Todes Flammengrab,
Und der Morgen leuchtet jetzt auf Trümmer
Auf verzweifelnd Irrende herab.

Nur des Tempels ſtille Friedenshalle
Schimmert unverletzt im Morgenglanz,
Unverſehret ſind die Gräber alle
Und der Todtenkreuze goldner Kranz;
Zu dem Heiligthum der Gnode winken
Sie der Unglückskinder bleiche Schaar,
Und im flehenden Vertrauen ſinken
Nieder ſie am leuchtenden Altar.

Gott der Allmacht, Vater voll Erbarmen,
Der die Nacht der Trübſal uns geſandt,
Trockne mild die Thränen deiner Armen
Durch der Brüder liebevolle Hand!
Heilung ſchenke ihrer Leidenswunde,
Kroft und muthig tragende Geduld;
Noch der Prüfung ſchreckenvoller Stunde
Zeige herrlicher ſich deine Huld!

An Julia Barine.

Nach Horaz. Ode VIII. Lib. II.

Wohl würd' ich trauen dir, wenn nur am Ende
Dein Meineid ſchädlich möchte für dich ſein,
Wenn er verminderte die Schönheit deiner Hände,
Und trübte deiner Zähne Elfenbein;
Doch wenn du mit verbrecheriſchen Schwüren
Dein treulos Haupt dem Orcus haſt geweiht,
Dann eilt Cythere dich mit neuem Reiz zu zieren,
Und höher ſteigt der Männer Zärtlichkeit.
So nützt es dir, der unbeſtraften Schönen,
Der Mutter Aſche in dem Todtenhain,
Des Himmels Sterne ſchwörend zu verhöhnen,
Der Götter ewigen unſterblichen Verein.
Selbſt Venus lächelt dir von ihrem Throne
Mit ihrer Nymphen Schaar in Paphos Hain,
Und mit Cupido, ihrem Sohne,
Der Pfeile ſchärſt auf blut'gem Kieſelſtein.
In ollen Jünglingen, die Romas Mauern faſſen,
Siehſt du ein Sclavenheer für dich erblühn,
Und ſelbſt die Langgetäuſchten nicht verlaſſen,
Wie oft ſie drohten — die Gebieterin.
Dich ſcheun die Mütter, dich der Greis für ſeine Söhne
Der Neuvermählten unglückſel'ge Schaar,
Für ihren Gatten fürchtet deiner Schöne
Verrätheriſche reizende Gefahr.

An Mäcenas.

Lib. II. Ode XII. Carm.

Verlange nicht Numantia in Trümmer
Geſtürzt, nicht Hannibal im wilden Kriegesdrang,
Nicht der Siculer Meer im blutigrothen Schimmer
Zu ſingen hören von der Lyra Klang.

Nicht jenen Streit, den die Lapithen einſt gerungen,
Nicht Hylaeus von Bocchus Wuth belebt,
Der Erde Söhne nicht, die Herkules bezwungen,
Vor denen einſt Saturnus Haus erbebt.

Nein, zeichne mit dem Griffel der Geſchichte
Des großen Cäſors Heldenſchlachten auf,
Die droh'nden Könige, die er im ſtolzen Lichte
Geführt in des Triumphes Siegeslauf.

Mich heißt die Muſe nur Lycymnien beſingen,
Nur ihrer Augen hellen Flammenſchein,
Nur unſer Herz, das ewig wird umſchlingen
Der Liebe Band im ſeligen Verein.

Wie reizend miſcht ſie ſich in unſrer Jungfrau'n Chöre,
Wie glänzend ſie beim muntern Spiel erſcheint,
Wenn um Dianens Weihaltäre
Der Tag des Feſtes ſie vereint.

Sprich, möchteſt du die Schätze alle
Des Perſerköniges, und die uns dietet dar
Der Phryger, der Araber reichſte Halle,
Eintauſchen für ihr goldnes Haar.

Wenn ſie zu deinem Kuß ſich willig neiget,
Wenn ſie mit leichter Strenge ihn verſagt,
Den ſie, obgleich ſie ſelbſt ſich unerbittlich zeiget,
Oft ſelber dir zu rauben wagt.

Ariadne an Theſeus.

Nach Ovid.

Dir glich an Grauſamkeit kein Unthier je der Wüſte,
Kein Unmenſch lohnte ſo den, der ſich ihm vertraut!
Dies ruf' ich, Theſeus, hier an dieſer öden Küſte,
Wo treulos du verlaſſen deine Braut,
Wo mich mein Schlaf dem Schrecklichen verrieth,
Der ihn benutzend, meinem Arm entflieht;
Im winterlichen Reif erſchien der Morgen,
Es klagt der Vögel Chor im Laube dicht verborgen.

Noch kaum erwacht, um Theſeus zu umpfangen,
Hob träumend meine Arme ich empor;
Sie ſuchten ihn in zärtlichem Verlangen
Und fanden nichts, als daß ich ihn verlor.
Es floh der Schlof, den Einzigen zu miſſen
Mir jetzt die ſchrecklichſte Gewißheit war;
Jetzt ward die Bruſt im wilden Schmerz zerriſſen,
Und mein von Schlummer noch verwirrtes Haar.

Noch ſchimmerte der Mond, ich blickte nach dem Strande,
Doch ach! nur ihn mein banges Auge fand;
Bald hier, bald dorthin ich die irren Schritte wandte,
Unwegſam hindert ſie der Wüſte dürrer Sand;
Am Ufer, lauter als die Woge rollte,
Erklang dein Name von dem Felſenſtein
So oft als ich, rief dich der Ort, er wollte
Der Unglückſeligen zur Rettung günſtig ſein.

Es war ein Berg, der jetzt mit kärglichen Geſträuchen,
Als Fels ſich über rauhe Wogen neigt;
Verzweiflung gab mir Kraft den Gipfel zu erreichen
Das unermeßne Meer ſich meinen Blicken zeigt.
Ich ſah den Wind in deine Segel wehen,

Digitized by Google

Feindſelig war mir auch das Reich der Luft.
Sah ich es, oder glaubt' ich's nur zu ſehen,
Mich faßte ſchon der kalte Hauch der Gruft.

Nicht lange läßt der Schmerz mich ruhig weilen,
Und „Theſeus" ruft die Stimme meiner Qual,
Was fliehſt du, hemme deines Schiffes Eilen,
Noch mangelt ja ihm ſeine Zahl,
Und Eindrung muß die Thräne mir gewähren,
Erſetzend was das Wort durch ſie verlor,
Auf daß du ſäh'ſt, was du nicht konnteſt hören,
Hob winkend meine Arme ich empor.

Ein weiß Gewand ließ ich in der Verzweiflung Schnelle
Die Luft durchwehn, daß dir's ein Zeichen ſei,
Du ſchwandeſt meinem Blick, der Thränen reichſte Quelle
Benetzt' die matten Augen jetzt auf's neu.
Was ſollten ſie, als mich beweinen,
Nachdem ſie deine Segel nicht mehr ſahn,
Bald irrt' ich wild umher, gleich wie in Bacchus Hainen
Die Prieſterin in ihres Gottes Wahn.

Bald ruht' auf einem Stein ich aus, mit bleichen Wangen
Schien ich ein kalter Felſenſtein wie er;
Zum Lager eilt' ich bald, das beide uns umfangen,
Das beide wir verließen, ach! nicht mehr.
In deiner Schritte Spur trat ich an deiner Stelle,
Wo du geruht, rief ich mit naſſem Blick:
Mit ihm vereint ſah mich des Abends bleiche Welle,
O Morgen, gieb mir ihn zurück! —

Darf ich den Ort nicht, wie ich kam, verlaſſen,
Wo find' ich meines Daſeins beſſern Theil?
Soll in Verzweiflung ich und hülflos hier erblaſſen,
Kein Menſchenantlitz zeigt mir Rettung hier und Heil.
Vom Meer iſt dieſe Küſte rings umgeben,
Kein Schiff naht rettend dieſem öden Strand;
Wohin auch? wenn ein Gott es mir gegeben!
Verſchloſſen iſt für mich das Vaterland.

Ja! flög' ich auch dahin auf Aeols leichten Flügeln,
Durch friedlich ſtille Fluth, ſo bin ich doch verbannt,
Nicht ſeh ich ſich im Meer mit hundert Städten ſpiegeln
Dich, Creta, Jovis theures Land,
Wo mein gerechter Vater herrſcht; verrathen,
Entehrt hat euch, Geliebte, meine That,
Da jenen Sieger einſt mein ſichrer Faden
Geleitet aus des Labyrinthes Pfad.

Du ſchwurſt: auf ewig biſt du jetzt die Meine,
So lang ein Athem unſern Buſen hebt;
Wir leben, und ich bin's nicht mehr, wenn eine
Verlaſſene, Verrathne anders lebt.
Hätt' mit des Bruders Blut mein Blut benetzt die Erde!
Hätt'ſt du mit meinem Tod gelöſet deinen Eid!!
Jetzt ſchrecket mich nicht nur, das, was ich leiden werde,
Nein alles, alles, was Verlaßnen dräut.

Vernichtung naht ſich mir in tauſend von Geſtalten,
Ach, nicht ſo ſchrecklich iſt der Tod, als ſein Verzug;
Schon ſcheint bald hier bald dort vor meinem Sinn zu walten
Der wilden Wölfe räuberiſcher Zug.
Auch Löwen hegt vielleicht dies Land im dichten Schleier
Der Waldesnacht, vielleicht auch Tiger es ernährt;
Oft wirft das Meer an's Land der Tiefe Ungeheuer,
Und wer beſchützt mich vor der Menſchen Schwerdt?

In Knechtſchaft ſtirbt vielleicht für mich der Freiheit Flamme,
Im Sclavendienſt ermattet meine Hand,
Die ich von Minos und der Tochter Phöbus ſtamme,
Die einſt als Braut mit dir verknüpft ein heil'ges Band!
Meer, Land und Ufer füllen mich mit Schrecken,
Die Erde droht mir wie die Fluth ſo viel;
Doch ſelbſt der Himmel muß Entſetzen mir erwecken,
Verlaſſen bin ich hier, der wilden Raubſucht Ziel!

Und wenn auch Menſchen dieſes Land bewohnen,
Mir iſt die Treue ja der Fremdlinge bekannt;
O möcht' Androgeus doch noch mit dem Vater thronen!
O hätte nicht den Mord gebüßet Cekrops Land!
O konnteſt du doch nie den Kampf vollenden,
In dem du niederwarfſt die grauſe Zwiegeſtalt!
Hätt' ich den Faden nie vertrauet deinen Händen,
Der oft die Hand der Spinnerin durchwallt!

Was ſtaunen wir, daß du den Sieg errungen,
Daß Creta's Boden trank des Minotaurus Blut.
Die ehrne Bruſt ward nicht von ſeiner Wehr durchdrungen,
Sie ſchützte dich vor deines Feindes Wuth.
Hier trugſt du eine diamantne Hülle,
Doch deinem Herzen weicht an Härte dieſer Stein.
Grauſamer Traum, warum umſchloß mich deine Fülle,
Konnt' ich auf einmal nicht ein Kind der Nächte ſein?

Grauſamer Aeolus, zu früh haſt du erwecket,
Dein Heer, zu früh erfüllt, was meine Thräne bat!
Grauſame Hand, von unſerm Blut beflecket,
Die Treue, die du gabſt, verrieth die ſchwarze That.
Den Bund, mich zu verderben, mußten Schließen
Der Schlaf, mein Glaube, und das Reich der Luft!
Wird keine theure Hand mein Auge ſanft verſchließen,
Weint keine Mutter mehr an meiner Gruft?

In fremde Lüfte hauch ich hier mein Leben,
Und keine Freundin ſeufzt, daß die Geliebte ſtarb;
Des Meeres Vögel meinen Leib umſchweben,
Iſt das die Gruft, die Liebe mir erwarb? —
Dich wird Cekropia, das Vaterland, umfangen,
Erzählen wirſt du dann auf hoher Burg dem Freund:
Wie du das Irrgewind des Labyrinths durchgangen,
Wie du bezwungen haſt den fürchterlichen Feind.

O dann vergeſſe nicht, Siegprangender zu ſagen:
Wie du verlaſſen mich am öden Strand;
Nicht Aegeus Gattin hat, nicht Aethra dich getragen,
Erzeugt hat dich das Meer, die rauhe Klippenwand.
Hätt'ſt du auf mich geblickt von deines Schiffes Höhen,
Du hätteſt Thränen meinem Loos gezollt.
Auch jetzt im Geiſte wag' es mich zu ſehen,
Am Felſen hängend, wo die Woge rollt.

Sieh mein verwirrtes Haar die bleiche Stirn umweben,
Von Regen ſchwer, von Thränen mein Gewand,
Es bebt mein Leib, wie ſchwache Halme beben,
Und zitternd regt ſich nur die matte Hand.
Vergeltung will ich nicht von dir empfangen,
Frei ſprech' ich dich von jeder Dankbarkeit;
Doch frägt der Rettung ſehnendes Verlangen:
Warum der Strafe haſt du mich geweiht?

Wenn ich auch nicht dir rettete das Leben,
Mußt du darum der Grund von meinem Tode ſein?
Ich ſtrecke dir, von Schrecken rings umgeben,
Die Arme nach vom rauhen Klippenſtein.
O bei den Thränen, welche meine Wangen
Durch dich benetzen, komm zu meiner Schmerzen Hain!
O komm, und wenn der Tod mich ſchon umfangen,
So ſammle mitleidsvoll der Dulderin Gebein!

Badens Entſtehung.

Ballade.

Verbleichend um die Tannenhügel
Sank ſchon der Sonne goldner Strahl,
Und ſchaute in der Bäche Spiegel
Sein lichtes Bild zum letztenmal.
Und an des Horizontes Bläue
Hob in der finſtern Bergesreihe
Des Mondes Klarheit ſich empor,
Und auf des Schwarzwalds dunkeln Höhen
Aus ihren Grüften leis erſtehen
Die Geiſter ſchon im ſtillen Chor.

Schon war in ſeinem bleichen Lichte
Der Eulen Todtenruf erwacht,
Da nahten aus des Waldes Dichte
Drei Wanderer im Flor der Nacht.
Nichts leitet ihre irren Schritte
Aus ſeiner Pfade dunkler Mitte,
Wo nur das Heer der Schatten wallt.
Hoch über ihnen in der Ferne
Des Himmels leuchteten die Sterne,
Und ſchwarz umhüllte ſie der Wald.

Und immer düſtrer wird das Schweigen,
Und immer öder wird das Thal,
Der Tannen Rieſenbilder neigen
Wie Geiſter ſich im Mondenſtrahl;

Digitized by Google

Doch plötzlich leuchtet Wunderhelle
Und Roſenglanz um eine Quelle,
Erbleichend flieht die Nacht zurück.
Gleich Morgenlicht durch graue Trümmer
Erſcheinen wie im Mondenſchimmer
Gewebt drei Jungfraun ihrem Blick.

Und um die glänzenden Gebilde
Sich nie geſehner Zauber ſchlang,
Schon tönet es in hoher Milde
Von ihrer Stimmen holdem Klang:
Folgt uns, ihr Wandrer, zum Geſtade
Des Wunderſee's auf ſicherm Pfade,
Fern von des Waldes Nachtgefahr.
Bald ſtellte ſich mit klaren Wellen,
Die rauſchend am Geſtade ſchwellen,
Das Reich der Fluthen ihnen dar.

Sie nahn dem trügeriſchen Strande,
Schon winket dies erſehnte Ziel
Im weiten ſchimmernden Gewande;
Allein mit ſchauderndem Gefühl
Sehn ſie in ſchwarzen Wogenſchlünden
Die wilden Fluthen ſie umwinden,
Und in ein unbekanntes Grab,
Hinunter zu des Todes Reichen,
Wo jeder Hoffnung Strahlen weichen,
Riß ſie der Wirbelſturm hinab.

Doch endlich ringet ſich ihr Leben
Aus der Betäubung dunklem Flor,
Und ihre müden Augen heben
Sich zum Entſetzen neu empor;
Denn weit in der kryſtallnen Halle
Erkennen ſie die Geiſter alle,
Die ihre Kindheit einſt erſchreckt;
Und einen Greis im Schmuck der Jahre,
Im ernſten Glanz der Silberhaare,
Auf einem Thron ihr Aug' entdeckt.

Und zu des Thrones hohen Stufen,
Zum drohend harrendem Gericht,
Sind jetzt die Schuldigen berufen,
Entſetzen deckt ihr Angeſicht.
Nichts kann den Richtenden beſtechen,
Die That der Kühnheit nicht zu rächen,
Und jener fürchterliche Tod
Den ſie den Jünglingen bereitet,
Die ſie zum Seegeſtad geleitet,
Bald den Verführerinnen droht.

Doch mit geheimnißvollem Weben,
Von eines Gottes Macht gerührt,
Die bleichen Wandrer ſich erheben,
Die ſie zum Tode hingeführt,
Und flehen um der Armen Leben,
Für deren Schickſal jetzt ſie beben.
Mild blickt der Greis auf ſie herab:
Wohlan, des Richters ernſtem Grimme
Gebietet heut der Gnade Stimme,
Da der Gekränkte ſelbſt vergab.

So nehmet hin ein Angedenken,
Das noch die fernſte Nachwelt kennt;
Unſterblichkeit wird es euch ſchenken,
Die ſpäte Sage noch euch nennt.
Dem tiefen Hain der Nacht entwunden,
Den noch kein Sterblicher gefunden,
Nehmt dieſer Steine theures Pfand.
Verachtet nicht die äußre Hülle,
Mit ihnen liegt des Segens Fülle
Geheimnißvoll in eurer Hand.

Wenn ihr mit dieſen Felſenrinden
Berührt der Mutter Erde Schooß,
Dann windet in verborgnen Gründen
Sich dieſe Wunderfülle los.
Mit Ehrfurcht nützet dieſe Gaben,
Oft hat Verderben den begraben,
Der nicht der Götter Huld erkannt.
Er winkt, die Nachtgeſtalten ſchwinden,
Erſtaunt, betäubet ſie ſich finden
Erwachend an des Ufers Rand.

Und freudig ſie den Morgen grüßen,
Der an den Bergen ſtieg empor;
Die Wälder, die ſie rings umſchließen,
Belebt ein muntres Sängerchor.
Und was in den vergangnen Stunden
Sie kaum gelitten und empfunden,
Dünkt ihnen ſchon ein Traumgebild;
Doch laſtend ſcheinen die Gewänder,
Der Anblick ihrer Rettungspfänder
Mit neuem Staunen ſie erfüllt.

Der weiſen Warnung ſchon vergeſſen,
Entbrennt des Einen lecker Muth,
Er ſchleudert trotzend und vermeſſen
Das ſeine in die helle Fluth.
Da ſchwärzet ſich der heitre Himmel,
Es tobt im nächtlichen Gewimmel
Die Schaar der Wogen an den Strand.
Schon ziſcht der Blitze Flammenfeuer,
Und drohend ſchießt ein Ungeheuer
Mit dumpfem Brüllen an das Land.

Entſetzen flügelt ihre Schritte,
Und durch Gefahren ohne Zahl,
Durch dunkler Todesſchlünde Mitte,
Durch Wald und Fels, durch Berg und Thal,
Entfernt von allem, das ſie ſchützt,
Fliehn ſie dahin, in jedem Blitze
Sehn ſie des Ungeheuers Blick.
Es bebt der Wald, die Tannen brauſen,
Und ihre Schritte hält das Grauſen,
Das ſie beflügelte, zurück.

Die Rettung endlich ſcheint zu winken,
Des Sturmes Toben zu entfliehn;
An eines Berges Hange ſinken
Entathmet ſterbend ſie dahin.
Ein banger Schauer ſie durchbebet,
Da rollt wie eilend und belebet
Der Zauberſtein aus dem Gewand.
Und donnernd von der Felſen Gipfel
Durchſchmettert er die Tannenwipfel
Und ſtürzet ſauſend auf das Land.

Verſchwindend mit des Blitzes Schnelle,
Durchbohrt ſein Fall der Erde Schooß,
Dumpf brauſet es, wie ferne Welle,
Und ziſchend färbt ſich Gras und Moos,
Und leuchtend hob aus ihren Grüften
Sich eine Wolke zu den Lüften
Im goldnen Regenbogenſchein.
In Phöbus hellen Flammenblicken
Erſchien ſie ſchön wie das Entzücken
Der Hoffnung dem verſtummten Hain.

Und alles lockt die Wunderfülle
Zur kühnen Felſenhöh empor,
Und aus des Haines ernſter Stille
Trat bald Aurelia hervor.
Hier in dem Strom der Bergeswelle
Erfriſchet ſich des Lebens Quelle,
Und ſtrömt in hoher Kraft empor;
Du eilſt vergnügt von ihrem Strande,
Und fühleſt leichter deine Bande
Im Thale der Vergänglichkeit.

So rauſche, heil'ger Quell, entrungen
Dem Schooß geheimnißvoller Nacht;
Aus Zauberkräften einſt entſprungen,
Bewahrteſt du der Zauber Macht.
Und Tauſende zu deinen Wogen,
Von deiner Hoffnung hingezogen,
Beſeelteſt du mit Kraft und Muth;
Sie ſuchten ſehnend, nicht vergebens
Den Urſprung eines neuen Lebens
In deines Urſprungs reiner Fluth.

Die Rettung.

Ballade. Nach einer Volksſage.

„Könnt' ich mich zu deinen Hügeln ſchwingen,
Grauer Schwarzwald, wo in lichter Pracht,
Noch der Sonne letzte Strahlen ringen
Mit dem Schattenheer der bleichen Nacht!
Könnt' ich da, wo mit dem Himmels Bläue

Sich dein dunkles Rieſenhaupt vermählt,
Meine Kraft verjüngen doch auf's neue,
Von der Freiheit Gluthgefühl beſeelt."

Fruchtlos klagt der Jüngling, fruchtlos wendet
Sehnend in die Ferne ſich ſein Blick,
Der, vom rothem Abendglanz verblendet,
In des Kerkers Grauſen ſank zurück;
Und die Nacht mit ihren ſchwarzen Flügeln
Neigte von den Bergen ſich ins Thal,
Auf des Waldgebirges blauen Hügeln
Starb der Sonne letzter Scheideſtrahl.

Und er ſinkt in ſchweigendes Ermatten,
Aber horch, es rauſchet ferner Klang;
Durch der Kerkerhallen öde Schatten
Wandelte ein leiſer Geiſtergang,
Eiaer Gottheit Nähe ſich verkündet,
Ha, der letzte Riegel klirrt empor!
Und ein milder Roſenſchimmer windet
An den ſchwarzen Mauren ſich hervor.

Flieh! ſo liſpelt es mit ſanftem Munde
Aus der ungewohnten Flammen Schein!
Flieh! es harrt die ernſte Todesſtunde
In der Qualen genuſigem Verein!
Folge mir zur ſichren Rettungsſtelle
Eh der Sonne lichte Schimmer nah'n!
Sieh des Mondes klare Silberhelle
Leitet dich auf deiner dunkeln Bahn.

Und gelöſ't die Eiſenketten fallen,
Der Befreite ſeiner Gruft entwallt.
Durch die ſchwarzen, ſchauerlichen Hallen
Folget er der leitenden Geſtalt.
Düſter flammend leuchteten die Sterne
Durch der Nachtgewölke öden Genus,
Unermeßlich breitet ſich die Ferne,
Wie die dunkle Zukunft vor ihm aus.

Eile, wo die fernen Hügel ſchimmern,
Wo im Silber wallt die goldne Saat,
Zu des Waldes ſteilen Felſentrümmern
Folge deiner Rettung ſicherm Pfad!
Gottes Engel breite ſeine Schwingen
Ueber dich, und neige dir ſein Ohr;
Eh die letzten Worte noch verklingen,
Schwand der Schatten in der Nebel Flor.

Und im weiten Kreis der Welt verlaſſen
Fühlt der Jüngling ſchaudernd ſich allein;
In der Ferne ſieht er noch erblaſſen
Sterbend jener Lampe matten Schein
Sehnend ſchaut er nach dem theuern Lichte,
Bis ſein Strahl wie ſeine Hoffnung ſchwand,
Bis ihn in des Waldes öder Dichte
Bleiche Mondendämmerung umwand.

Nur der Tannen dunkle Rieſenbilder,
Ruhten auf dem Silbergrau der Flur,
Fern durchrauſchte heulend nur ein wilder
Eulenruf die ſchlummernde Natur.
Wo die ſteilen Felſengipfel winken,
Schwingt ſich kühn der Eilende empor,
Und der Veſte grauen Zinnen ſinken
In der Nebelferne ſchwarzen Flor.

Aber fruchtlos fliegen ſeine Schritte,
Und die Sonne ſtieg und ſank herab,
Ewig in der Schatten dunkler Mitte
Ihn die Irre trügeriſch umgab.
Plötzlich ſieht er ſich den Wald erhellen,
Glaubt ſich freudig ſchon dem Ziele nah;
Doch es ruht in ihren Felſenwällen
Schrecklicher die Kerkerveſte da.

Und mit nächtlich ſchattendem Gefieder,
Senkte ſich ein heulender Orkan,
Auf des Waldes weite Fläche nieder,
Von des Himmels walkenvoller Bahn.
Aber kühner trotzend ſeinem Grimme
Dringt er an dem Klippenrand empor;
Horch, da tönte eine theure Stimme
Fernverhallend klagend an ſein Ohr.

Und er ſtürzt ſich in der Felſenſchlünde
Schauerliche Dunkelheit hinab.
Dringet durch der Berge Dorngewinde
Blutend durch der Todesnächte Grab.
Stürmend naht er, wie im Reich der Blitze,
Wie von eines Gottes Macht geführt,
Einem Felſen, deſſen jähe Spitze
Ueber ſteilen Schlünden triumphirt.

Ha! was zeigt ſich blendend ſeinen Blicken?
In des Himmels flammenhellem Licht
Schaut er jetzt mit bebendem Entzücken
Seiner Rettung theures Tenumgeſicht.
Flehend, wie zur Gottheit der Erhörung
Er auf's neu der Stimme Klang erkennt.
Die des Sturmes tobender Empörung
Den Geretteten, Entflohnen nennt.

„Brauſend tönt der Wald, in Gluth verſchlungen
Steigt der Blitze Flammenſchaar herab;
Horch, ſchon iſt mein Sterbelied erklungen,
Lebend nimmt mich auf das dunkle Grab.
Und der Abgrund gähnt zu meinen Füßen,
Ewiger! doch preis ich deine Huld;
Denn für ſeine Rettung muß ich büßen,
Und im Tode ſegn' ich meine Schuld."

Sieh, er naht, zu theilen dein Verderben,
Ruft er aus mit wonnigem Gefühl:
Nichts vermag ich, als mit dir zu ſterben,
Doch errungen iſt mein höchſtes Ziel.
Dunkle Welt mit deinen kurzen Freuden,
Deinen langen Schmerzen, lebe wohl!
Nur im Augenblick von dir zu ſcheiden,
Deine Wonne mich beglücken ſoll.

Deinen Segen, großer Vater! ſende,
Führ uns hin zu deiner Kinder Zahl!
Sieh, da kreuzte über ihre Hände
Segnend ſich des Blitzes Doppelſtrahl.
Und ſo ſanken ſie zum höchſten Glücke
Durch die Huld des Ewigen erwählt;
Sterbend ausgeſöhnt mit dem Geſchicke,
In des Himmels Todesſtrahl vermählt.

Pyramus und Thisbe.

Nach Ovid.

Wo Babylon mit ſtolzer Mauerhöhe
Die Herrſcherin Semienmis umwand,
In ihrer nachbarlichen Wohnung Nähe
Einſt Amor Pyramus und Thisbens Herz verband,
Der ſchönſte Jüngling er, und ſie von allen Frauen
Die herrlichſte im weiten Morgenland.
Leicht ward der erſte Schritt zu freundlichem Vertrauen,
Und feſter ſchlang die Zeit der Liebe zartes Band.
Zwar ward die Fackel Hymens zu entzünden
Durch ihrer Väter Haß den Liebenden verwehrt;
Doch konnte dies ſie enger nur verbinden, —
Je mehr man es verbirgt dies Feuer ſich vermehrt.
Nach langen Klagen einſt beſchloſſen ſie im Schweigen
Der Mitternacht der Huth der Wächter zu entfliehn,
Und ferne von der Stadt ſich jedem Zeugen
Im ruhigen Gefilde zu entziehn;
Und bei dem Grabe Ninus ſich zu finden,
Wo friedlich dunkle Schatten ſie umwinden,
Dort ſtand ein Maulbeerbaum in weißer Früchte Fülle,
Und rauſchend unterbrach ein Quell die tiefe Stille.

Es ſank der Sonne Licht im zögernden Verweilen
In's Meer, und aus dem Meere ſtieg die Nacht,
Und Thisbe wußte leicht der Wohnung zu enteilen,
Verſchleiert hat ſie bald die dunkle Bahn vollbracht,
Und harrt in ihrer Hoffnung goldnem Traum
Durch Liebe kühn an dem beſtimmten Baum.
Doch ſieh, es brauſ'te dürſtend zu der Quelle
Dort eine Löwin blutig noch vom Streit.
Als Thisbe ſie erblickt in Luna's Helle,
Sucht ſie der nahen Höhle Sicherheit;
Allein der Fliehenden entſank der Schleier,
Erfriſchet durch die kühle Waſſerfluth,
Fand ihn das mordbefleckte Ungeheuer,
Und netzte ſcheidend ihn mit Blut

Digitized by Google

Bald nahte Pyramus, mit bleichem Angeſichte,
Erzitternd er die Spur der Löwin fand,
Der blut'ge Schleier zeigt ſich ihm im Mondenlichte,
Und bebend faßt er ihn mit ungewiſſer Hand.
„So ſoll denn eine Nacht zwei Liebende verderben,
Du warſt des Lebens werth, die Schuld iſt mein!
Ich bin's, Unglückliche, durch den du mußteſt ſterben,
Ich ließ dich hier in der Gefahr allein!
O kommt ihr Löwen, die ihr dieſe Felſenſchlünde
Bewohnt, und theilet euch von meinem Blute roth
In mein Gebein, daß ich Vernichtung finde,
Jedoch — ein Feiger wünſchet nur den Tod!“
Er hob den Schleier jetzt empor mit feſtem Muth,
Und trug ihn zu des Baumes Schattenhülle,
Und netzte ihn mit ſeiner Thränenfülle:
Empfange, ſprach er jetzt, auch des Verbrechers Blut;
Tief tauchet er den Stahl in ſeine Eingeweide,
Zieht aus der Wunde ſterbend ihn, und ſchnell
Sinkt er dahin des Todes ſichre Beute,
Hoch ſteigt des Blutes dunkelrother Quell;
So brauſet aus des Blei's geſprungnem Rohr
Mit ziſchendem Getön die Waſſerfluth hervor.
Da überdeckt im ſchauerlichen Lichte
Mit Todtenfarbe ſich des Baumes Stamm,
Im dunkeln Purpur netzen ſich die Früchte
An ihrer Wurzel, die im Blute ſchwamm,
Noch ſchüchtern, Pyramus nicht zu verfehlen,
Sucht Thisbens Blick ihn auf bei ihrer Wiederkehr,
Froh die Gefahr, die ſie vermied, ihm zu erzählen;
Allein ſie kennt den Ort, ſie kennt den Baum nicht mehr,
Denn ſeine Farbe macht ihr Auge zweifelhaft,
Noch zögert ſie, da regen blut'ge Glieder
Am ſchwarzen Boden ſich mit letzter Kraft,
Entſetzen weht ſie an mit eiſigem Gefieder
Und Todesbläſſe decket ihre Wangen,
Sie ſtarrt und ſchaudert, gleich dem ſtillen Meer,
Wenn leichter Winde Hauch von weiter Fluth umfangen,
Berühret leiſe ſeiner Wellen Heer,
Bald als ſie Pyramus erkennt, durchdringet
Verzweiflung ihre Bruſt, die Hände ringend wild,
Und mit verwirrtem Haar ſie ſeinen Leib umſchlinget,
Mit Thränen ſie die tiefen Wunden füllt,
Und Thränen miſcht ſie in des Theuren Blut,
Sein kaltes Angeſicht deckt ihrer Küſſe Gluth.
Wer, ruft ſie, Pyramus, wer hat dich mir entriſſen?
Sprich, deine Thisbe iſt es, die dich ruft,
Erhöre mich in deinen Finſterniſſen,
Antworte der Geliebten aus der Gruft! —
Bei Thisbens Namen hob ſich ſeiner Augen Hülle
Doch, als er ſie geſehn, ihr bleiches Licht verſchwand,
Den Schleier, das in ſeines Blutes Fülle
Getauchte Schwert hat ſchon ihr Blick erkannt.
Dich führte, rief ſie aus, die Liebe in's Verderben,
Auch mir, auch mir fehlt nicht der Muth zu ſterben.
Zwar muß ich deine Mörderin mich nennen,
Allein Gefährtin will ich jetzt dir ſein,
Du, welchen nur der Tod von mir vermocht zu trennen,
Sollſt auch im Tode nicht von mir geſchieden ſein;
Nur dies vergönnet meiner letzten Bitte,
Ihr Unglückſeligen, die Kinder uns genannt:
Vereinigt die in eines Grabes Mitte,
Die gleiche Liebe, gleicher Tod verband.
Und du, der jetzt mit deinen düſtern Zweigen
Erſt einen, bald zwei Liebende bedeckſt,
Nie ſoll die dunkle Farbe von dir weichen,
Daß du der That Gedächtniß ſtets erweckſt!
Sie ſprach's, und ſtürzte ſich in das noch glüh'nde Schwert,
Doch ihre letzte Bitte ward erhört,
Denn ſchwarz des Baumes reife Frucht erſcheint
Und ihre Aſche ward in einer Gruft vereint.

Sonnet.

Oft empor vom Staube ſich zu ſchwingen
Strebt die Seele; doch das ird'ſche Band
Feſſelt ſie mit rauher Eiſenhand;
Und zu ihrem hohen Ziel zu dringen,
Will der Tiefgebeugten nicht gelingen.
Aber iſt dies Streben nicht ein Pfand,
Daß wir in der Erde niedrem Tand,
Deren Ketten drückend uns umſchlingen,
In des Glückes falſchem Traumgeſicht,
Und in Freuden, die ſo ſchnell verſchwinden,
Nicht die Heimath unſers Weſens finden? —
Unſrer Augen harrt ein ew'ges Licht,
Und die Sehnſucht, die wir hier empfinden,
Soll die ſchöne Zukunft uns verkünden.

Der Kirchhof.

Nach Karamſin.

Erſte Stimme.

Kalt iſt's im Grabe und ſchaurig und düſter,
Nachtwinde heulen, es zittert der Särge
Raſſelndes bleiches Gebein.

Zweite.

Still iſt's im Grabe und ruhig und friedlich,
Zephyr umhauchet der Schlummernden Hügel;
Blumen entſproſſen der Gruft.

Erſte.

Gräßlich umhüllet Verweſung die Todten,
Und zu dem Streite der Kröten und Molche
Ziſchet der Schlangen Getön.

Zweite.

Sanft iſt und friedlich der Schlummer der Todten,
Ferne von Stürmen, es tönet am Grabe
Zärtlicher Vögel Geſang.

Erſte.

Nächtliche Raben umflattern die Stätte,
Hungernde Vögel, das blutige Raubthier
Brüllend den Boden durchwühlt.

Zweite.

Friedlich ruht hier am grünenden Hügel
Mit der Gefährtin das kleine Kaninchen,
Schlummernd die Taube im Strauch.

Erſte.

Feuchter Nachthauch, vermiſchet mit Nebel,
Dumpfig durchwallet die drückenden Lüfte,
Blätterlos trauert der Baum.

Zweite.

Wehend im Hauche der glänzenden Lüfte
Duften dort lieblich die blauen Violen,
Lilien, bleicher Jasmin.

Erſte.

Schauer empfindet im Haine des Todes,
Bebend der Wandrer und Schrecken im Herzen
Eilt er am Kirchhof vorbei.

Zweite.

Dort in der Wohnung des heiligen Friedens
Leget der Müde den Pilgerſtab nieder
Schlummernd in ewiger Ruh.

Grabſchrift.

Hier an friedlich ſichrer Grabesſtelle,
Ruh' ich heimgekehrt in meinem Staub.
Früh verſiegte meiner Hoffnung Quelle,
Meine Blüthe ward der Stürme Raub;
Nacht umhüllte meines Morgens Helle,
Und die Welt war mir ſo kalt ſo taub,
In des Zeitenſtromes trüber Welle
Sank mein Leben wie des Herbſtes Laub.
Endlich, endlich hab' ich überwunden,
Endlich bei den Todten das gefunden,
Was die dunkle Erde mir nicht gab.
Ewig von des Daſeins Schmerz entbunden
Fliehen machtlos über mir die Stunden,
„Eine feſte Burg iſt ja das Grab!“

Der Geiſternachen in der Brigittenaue.

Ballade.

Nach der öſtreichiſchen Volksſage.

Wo die Brigittenaue
Von Zephyrs Hauch begrüßt,
Mit ſeiner Fluth der blaue
Danubius umſchließt,
In grauer Vorzeit Tagen
Im mooſigen Gewand,
Wie uns die Lieder ſagen,
Einſt eine Hütte ſtand.

Digitized by Google

Sie blickte aus der Hülle
Von ihrem Ulmenflor,
So reizend wie die Stille
Der Einſamkeit hervor,
Geheimnißvoll umſchlungen
Von grüner Schatten Nacht,
Die ſelten nur durchdrungen
Der Sonne Flammenmacht.

Geſchmückt mit Silberhaaren
Bewohnt ein frommer Greis
Seit ſeiner Kindheit Jahren
Der Hütte ſtillen Kreis.
Ihm ſchien die theure Gabe
Der Hoffnung nicht entwandt,
Ihn leitete am Grabe
Der holden Tochter Hand.

In ihr war ihm auf's neue
Ein ſchönes Glück gewährt;
Mit frommer Kindestreue
Den Vater ſie verehrt.
Hier war ihr jede Stelle
Am Ufer hold und werth,
Und heilig ihr die Welle
Des Stroms, der ſie ernährt.

Es leuchtete der Fluthen
Kryſtallnes Perlenreich,
Und in des Morgens Gluthen
Das ſchimmernde Geſträuch.
Als einſt zum fernen Strande
Durch kühler Wogen Bahn,
Mariens Ruder wandte
Den flügelſchnellen Kahn.

Von Sonnenpracht umfangen,
Von Frühlingsſchmuck umlaubt,
Erhob in ſtolzem Prangen
Der Kahlenberg ſein Haupt.
Und weiße Nebel zogen
Am blauen Waldesrand,
Bis flammend in den Wogen
Die rothe Sonne ſtand.

Und durch die Purpurwelle
Zum fernen Ufer hin,
Trug bald mit ſichrer Schnelle
Der Kahn die Schifferin.
Bald auf der Fluthen Rücken
Sie nah dem Ziele war,
Da ſtellt ſich ihren Blicken
Ein junger Ritter dar.

Der ſanften Hoheit Fülle,
Die ſiegende Geſtalt,
Der Locken goldne Hülle,
Die edle Stirn umwallt;
Gleich einem Feuerſtrahle
Warf Helm und Schwerdt zurück
Mit blankem Eiſenſtahle
Der Sonne Flammenblick.

Und gerne ſie die Bitte
Des Harrenden vollführt,
Und durch des Stromes Mitte
Den holden Fremdling führt;
So reizend dünkte beiden
Das Reich der Fluthen nie,
Und am Geſtade ſcheiden
Sie trauernd, nur zu früh.

Doch oftmals kehrt er wieder
Zum grünen Uferrand,
Zum Hain der Frühlingslieder
Wo er die Holde fand.
In ihre Näh gezogen
Mit magiſcher Gewalt,
Er oft die blauen Wogen
Im leichten Kahn durchwallt.

Wann beide Ufer ſchwanden,
Und rauſchend noch allein
Die Wogen ſie umwanden
In Hespers Purpurſchein;
Wann ſterbend in den Fluthen
Der helle Tag verblich,
Und Luna's matten Gluthen
Am Horizonte wich.

Wenn ſie des Abends Schleier
Geheimnißvoll umſchlang,
Ihr Herz mit reinem Feuer
Das hohe Glück durchdrang;
In dieſen Augenblicken,
In einer Welt allein,
Und ſelber mit Entzücken
Sich eine Welt zu ſein.

Doch Chronos Pfeile rauſchen
Dahin, das Schöne flieht,
Und Rachegötter lauſchen,
Wo eine Wonne blüht;
Ihn rief die Pflicht der Ehre,
Da ſchon der Krieg erwacht,
Mit Oeſtreichs tapferm Heere
Zur leichenvollen Schlacht.

Zum Kampf, ſprach er, zu eilen
Die heil'ge Pflicht gebeut,
Bei meinem Glück verweilen
Darf ich nur kurze Zeit.
Doch wenn die Schatten ſinken,
Und wenn im Mondenſtrahl
Der Berge Rieſen winken
Sehn wir uns noch einmal.

Wie langſam in der Welle
Verſchwand der goldne Tag,
Bis Luna's Silberhelle
Durch die Gewölke brach!
In banger Leiden Bunde
Vom Hoffnungsſtrahl gekrönt,
Naht endlich ſich die Stunde
Gefürchtet und erſehnt.

Und ach! in bittern Schmerzen
In ihrer Trennung Pein,
Ergoſſen ihre Herzen
Sich trauernd im Verein.
Es ſcheidet bald die Ferne
Auf ewig uns vielleicht,
Eh ſich das Licht der Sterne
Zum hellen Morgen neigt.

Leb wohl! geliebte Küſte,
Begrüntes Uferland,
Wo Liebe mich begrüßte,
Wo ich mein Leben fand,
Wo mir ſo hold begonnen
In zarter Hoffnung Grün,
Umglänzt von tauſend Sonnen
Ein goldner Tag erſchien.

O hätte mir gegeben
Das gütige Geſchick,
Zu endigen mein Leben
Zugleich mit meinem Glück;
In ſeinem Strahl zu glänzen,
Wenn das Verhängniß ruft,
Mit meiner Liebe Kränzen
Zu ſchmücken meine Gruft.

In ihren Schmerz verſunken
Vergeſſen ſie umwand,
Bis Hespers letzter Funken
Vom dunkeln Himmel ſchwand;
Bis ſchwarzer Wolken Fülle
Dem Horizont entſtieg,
Und in Gewitterſtille
Die bange Erde ſchwieg.

Und heulend in der Ferne
Ein wilder Sturm erwacht,
Erbleichend flohn die Sterne
Zum Mutterſchooß der Nacht.
Wild ſchoß durch ſchwarze Wogen
Der Nachen leicht dahin,
Die fernen Ufer flogen
Zurück in buntes Grün.

Digitized by Google

Und hoch empor gehoben,
Ergriff den ſchwachen Kahn,
Mit ſeiner Wirbel Toben
Der wüthende Orkan;
Und mächtig er zue Seite
Ihn in die Wogen neigt,
Daß brauſend ſeine Beute
Das Wellenheer erſteigt.

Und ach! vergebens ringend
Mariens Arm umwand
Den Theuern, bis verſchlingend
Die Woge ſie verband.
Des Lebens ſchönſte Gabe
Schenkt ihr des Vaters Huld,
Er leitete zum Grabe
Sie frei von Schmerz und Schuld.

Wo trauernd eine Weide
Sich neigt zum Waſſerſchooß,
Da ſchlummern jetzt ſie beide
Im kühlen Ufermoos.

Hier hat an heil'ger Stelle
Des grauen Vaters Hand
Der ſturmbewegten Welle
Die Liebenden entwandt.

Wann bleich des Mondes Strahlen
Im dunkeln Schooß der Fluth,
Die Rieſenbilder mahlen
In matter Geiſtergluth;
Dann ſchwebel ſanft und leiſe
Ein Nachen um den Strand,
Und ziehet Silbergleiſe
Weit um des Ufers Rand.

Zwei blendende Geſtalten
Umſchließt der helle Kahn,
Und Geiſterſtimmen walten
Um die geheimt Bahn,
Wo die Brigittenaue,
Von Zephyrs Hauch begrüßt,
Mit ſeiner Fluth der blaue
Danubius umſchließt.

Gotthilf Auguſt Freiherr von Maltitz.

Dieſer Dichter wurde am 9. Juli 1794 zu Königsberg in Preußen geboren, ſtudirte daſelbſt ſchöne Wiſſenſchaften und die Rechte und lebte lange als Privatmann in Berlin, bis ihn ein Cabinetsbefehl von dort verwies. Er wandte ſich nun nach Hamburg und ſpäter nach Dresden, wo er ein ſtilles, nur ſeinen Freunden und literariſchen Beſchäftigungen gewidmetes Leben führte und am 7. Juli 1837 nach kurzee Krankheit mit dem Rufe eines Ehrenmannes ſtaeb.

Er machte ſich literariſch bekannt durch:

Poetiſche Verſuche. Karlsruhe 1817, 8.
Ränzel und Wanderſtab, oder Reiſe nach Gefühl und Laune. Beelin 1821, 8.
Vier glückliche Jahre auf Reiſen. Ebendaſ. 1823, 8.
Humoriſtiſche Raupen, Plänkerhiebe, Sonnenblicke. 2. Aufl. Ebendaſ. 1824, 8.; 3. Aufl. als: Humoriſtiſch-ſatyriſche Plänkerhiebe. Ebendaſ. 1830, 8., mit 1 Kupf. und 2 Vign.
Streifzüge durch die Felder der Satyre und Romantik. Ebendaſ. 1824, 8.
Der Kloſterkirchhof. Ebendaſ. 1825, 8., mit 1 Vign.
Gelaſius. Leipzig 1825, 18 Bdchen, mit 2 Kupf., 8.
Schwue u. Rache. Trauerſpiel. Berlin 1826, 8., mit 1 Kupf.
Hans Kix Reiſe ins Pomeranzenland. Gedicht. Ebendaſ. 1827, gr. 8., mit 1 Vign.
Hans Kohlhas. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1828, 8., mil 1 Kupf.
Der alte Student. Drama. Hamburg 1828, 8.
Der Dichter und der Ueberſetzer. Schauſpiel. Berlin 1829, 8.
Das Pasquill. Schauſpiel. Hamburg 1829, 8., mit Titelkupf.
Der norddeutſche Courier. Ebendaſ. 1829 ff.
Olivier Cromwell. Drama. Ebendaſ. 1831, 8.
Polonia. Gedicht. Paris 1831, 8.
Pfefferkörner. Hamburg 1831 — 34, 4 Heftlein, 12.
Balladen und Romanzen. Paris 1832, 8.
Sonnenblicke. Neue (6te) verb. Ausg. Zittau 1834, 8.
Jahresfrüchte. Leipzig 1834 — 35, 2 Bdchen, gr. 12.

Außerdem Dramen in Kotzbue's Almanach ꝛc. Jahrg. 26 und 27.

Warmes Gefühl, glühende Liebe für Freiheit und Recht, Kraft der Rede und eine rege Phantaſie ſind Eigenſchaften, welche ihm ſtets einen geachteten und ehrenvollen Rang unter den deutſchen Dichteen anweiſen werden, abee es fehlte ihm an Ruhe und Feinheit des Geſchmacks, ſo daß er theils zu eaſch und keck arbeitete, theils ſich von ſeinem Eifee zu weit hinreißen ließ und oft die beſonnene Haltung verlor, die ſeinen Widerſacheen gegenüber ihm ſo nothwendig war. Am glücklichſten iſt er jedoch als politiſchee Satyriker, wo ſeine ſarkaſtiſche Derbheit ſich in ihrer eigentlichen Sphäre befindet, und ſo vereinen ſich leicht die Extreme in demſelben Geiſte, auf dem Gebiete didaktiſch-religiöſer Dichtung, da ſeine reine ungeſchminkte aber kräftige Frömmigkeit ihm eine echte friſche Quelle wahree Begeiſterung wurde.

Gedichte von Gotthilf Auguſt Freiherr von Maltitz *).

Sonntag Morgen.

Der Frühlingsmorgen.

Der Frühling nah't, der Buſen hebt ſich freier,
Und dankbar blickt das Aug' zu Gott empor;
Aus tauſend Stimmen tönen Jubellieder,
Geöffnet iſt der Freude großes Thor;
Von allen Wieſen dampfen Wohlgerüche
Zu ihres Daſeins großem Schöpfer auf.
Der Sänger ſtimmt die goldne Leier wieder,
Die Sonne geht zu neuem Leben auf.
Und Haß und Neid und Zwietracht ſind vergeſſen,
Der Friede Gottes weh't auf Wald und Flur.
Verſöhnung tönt es rings von allen Zweigen;
Nur volle Liebe athmet die Natur.
Anbetungswürdig großer Weltenvater!
Wie ſchön und herrlich iſt doch deine Welt!
Ach lehr' es doch dem Erdenſohne fühlen,
Wie jeder Nebel hier in Nichts zerfällt. —
Denn wer vermöchte wohl von jenen Auen,
Nicht ſtets des Meiſters Vaterhand zu ſchauen?
An dieſem Tempel knieet Menſchen nieder,
Es iſt der Tempel dee Unſterblichkeit.
Mag immerhin der Zweifel noch ſo wüthen,
Hier find't das Herz des Glaubens Seligkeit.
Hier tönt es laut, wie mit Poſaunen-Chören
Die großen Worte: Gott und Ewigkeit!
Auf jeder Blume ſtehts mit Flammenzügen:
Geſchaffen bin ich zur Unſterblichkeit!
An dieſem Anker haltet feſt im Leben,
Bis dermaleinſt das matte Auge bricht,
Bis der erblaßte Mund im Todeskampf
Das letzte große Wort: Erlöſung ſpricht;
Dann flieht der Nebel vor des Morgens Schimmer,
Und Seligkeit umfängt den Geiſt auf immer. —

Sonntag Abend.

Die Frühlingsnacht.

Sanft umſchließt die Nacht mit braunem Fittig
Jedes Erdenwand'rers Tagrslauf,
Und in ihren ſtillen Sternenblicken
Nimmt ſie liebreich ihre Müden auf.

*) Aus deſſ.n „Sonnenblicken."

Digitized by Google

Glücklich, der mit ruhevollem Herzen,
Unter ihres Schutzes Flügel eilt,
Deſſen Schlummer keine Sorge ſtöret,
Der geſtärkt an ihrem Buſen weilt!
O du großes, unerforſchtes Weſen,
Wodan, — Allah — oder Zebaoth!
Jedem Menſchen ſchenkſt du ſeine Freuden,
Allen giebeſt du ihr täglich Brod,
Jedem Fürſten auf dem Erdenthrone,
Jedem Bettler an dem Pilgerſtab.
Segnend wehrt, in kalt und heißer Zone,
Deine Hand der Menſchen Leiden ab.
Stürzet Völker, ſtürzt in Demuth nieder,
Blicket auf zu jenem Sternenthron!
Friede nur heißt das Geſetz des Lebens;
Friede, Ordnung und Religion.
Laßt euch nicht von jenem Wahn verblenden,
Der die engſten Bande wild zerreißt,
Nicht von jenem rothen Fanatismus,
Den man läſternd Menſchenrechte heißt.
Menſchenrechte kann nur Ordnung geben,
Glück blüht nur, wo die Geſetze blühn.
Völker können dann vereint nur leben,
Wenn ſie all' für Gott und Recht erglühn.
Doch hinweg mit dieſer Erde Sorgen!
Vater, Vater, lehr' mich weiſe ſein!
Mögen Staaten, mögen Berge wanken,
Du Allmächt'ger! bleibeſt ewig mein. —

Montag Morgen.

Der Sonnenaufgang.

Auf, mein Geiſt, die Morgenſonne winket!
Schweigend thut ſich auf das gold'ne Thor.
Sieh', wie Nacht und Nebel vor ihr ſinket,
Steiget ſie zu ihrem Gott empor.
Froh erhebt ſich dann des Menſchen Auge,
Freier, leichter athmet ſeine Bruſt;
Alle Sorgen ſchwinden wie der Nebel,
Und nur Andacht iſt er ſich bewußt.
O du geiſtig unerkanntes Weſen,
Das du über allen Sonnen thronſt!
Nicht genugſam kann der Menſch dir danken,
Daß du ihm mit ſolchen Freuden lohnſt.
Denn was iſt der Erde größte Wonne,
Gegen dieſen Glanz der Morgenſonne!
Laßt euch Menſchen nie den Morgen ſtehlen,
Der dem Herzen ſo viel Freude beut.
Jedes Wirken wird am Tage träger,
Hat der Morgen nicht das Herz erfreut.
Weihet ſtets des Tages erſte Stunden
Dem, der euch den ganzen Tag geſchenkt,
Und bis jetzt die Tage eures Lebens
Mit ſo weiſer Segenshuld gelenkt.
Dank, o Dank, dir, ew'ger Himmelsvater,
Für die Freuden, die mein Herz empfand,
Wenn in jenen ſel'gen Morgenſtunden,
Sich zur Andacht Geiſt und Sinn verband!
Drum ſo nimm auch heute dieſe Thräne,
Großes Weſen, gnädig von mir auf.
Ach, wir Menſchen haben ja nichts Rein'res
Hier in dieſem dunkeln Erdenlauf.
Blicke huldreich, Vater, auf uns nieder,
Auch auf mich, auf dein getreues Kind,
Und laß niemals, Ew'ger! uns vergeſſen,
Daß wir alle ſchwache Menſchen ſind.

Montag Abend.

Die Dämmerung.

Ruhe waltet, Friede ſteigt hernieder,
Auf die ſanft entſchlummernde Natur;
Alles ruht von ſeinem Tagsgeſchäfte,
Und es zeigt ſich mild des Schlafes Spur.
Alle Freuden, die du heut empfunden,
Alles ſchwer ertrag'ne Mißgeſchick,
Alle Sorgen, die ſo ſehr dich drückten,
Führt er ſanft in Lethe's Strom zurück.
Doch eh du in ſeine Arme eileſt,
Frage dich mit ernſtem, feſtem Sinn:
Hab' ich heute auch vor Gott gewandelt,
Fühl' ich, daß ich mehr geworben bin?
Ach, da ſchweigt das arme Herz der Schwäche,
Die ihm leider angeboren bleibt,
Und es trotz ſo manchem herben Kampfe
Wieder hin zu neuen Schwächen treibt.
Doch was wir auf Erden nicht vollbringen,
Wird dereinſt dort oben uns gelingen.
Ringet muthig, Brüder! hier im Leben;
Trauet dem, der Alles weiſe lenkt!
Und wenn auch die Stürme noch ſo brauſen,
Liebreich ſtets an ſeine Kinder denkt.
Haltet feſt an jenem ew'gen Glauben;
An der Wahrheit heiligem Panier,
An der Tugend, die uns Jeſus lehrte,
Und ihr ſeid ſchon überglücklich hier.
Ruhe, wie die holde Nacht ſie athmet,
Solche Ruhe wohne auch in euch;
Mag das Unglück immerhin dann wüthen,
Ihr bleibt ſtets an innerm Werthe reich;
Denn den feſt auf Gott geſtützten Glauben,
Kann euch weder Schmerz noch Trübſal rauben.

Dienſtag Morgen.

Das Gebirge.

Segnend tritt aus ihrem Purpurzelte
Sie, die Königin des Tags, hervor;
Heller wird das ferne Hochgebirge,
Tief und tiefer ſinkt der nächt'ge Flor.
Golden glüh'n der ew'gen Eiswelt Räume,
Lieblich duftet es im ſtillen Thal,
Roſenſchimmer malt die Felſenhäupter,
Alles blüht erneut im Morgenſtrahl.
Du, Allmächt'ger, du ſchufſt dieſe Maſſen,
Die gigantiſch in die Wolken droh'n;
Sie — ſie ſtehen, ob vor ihrem Blicke,
Auch Jahrtauſende dahin geſloh'n.
Zitternd blickt der Menſch zu jener Größe
Hin, zu jener unſichtbaren Macht,
Die, vom Kieſel bis zum Rieſengletſcher,
Alles weiſe, Alles ſchön gemacht.
Rinn, o Thräne, gleich dem Morgenthaue,
Fließe im Gefühl des Dankes hin.
Freudig fühl' ich in erneuten Kräften,
Daß ich wieder lebe, daß ich bin. —
Licht, ja Licht erfüllt des Weltalls Räume! —
Löſt des Schlafes tiefverworrne Träume!
Laß, wie dieſes Morgens holde Röthe,
Wie des ſtillen Thales ſanfte Pracht,
So Allgütiger laß auch mein Leben,
Ruhig lächeln bis zu jener Nacht,
Die dem großen Morgen vorgegangen,
Wo der Tag aus jenen Höhen ſteigt,
Die noch keines Menſchen Kraft gemeſſen,
Keines Denkers tiefer Sinn erreicht.
Hin, wo ſich der Buſen leichter dehnt!
Und wornach das Herz ſich ewig ſehnt!

Dienſtag Abend.

Die Erndte.

Milde ſchließt der Klang der Abendglocke
Jede Arbeit. Zur erſehnten Ruh
Winket ſie dem übermüden Landmann,
Und er eilet ſeiner Hütte zu;
Eilet fröhlich in den Kreis der Seinen,
Hart und ſauer war des Tages Laſt;
Heißer Schweiß bedeckte ſeine Stirne,
Denn die Arbeit, ohne ſond're Raſt,
Ließ nicht Zeit der Ruhe viel zu pflegen.
Auf dem Acker ruht des Herren Segen!
Doch Allgütiger du lohneſt Jedem
Seiner Hände mühevollen Fleiß.
War die Arbeit noch ſo hart und bitter,
Brannte auch die Sonne noch ſo heiß,
Seht den Reichthum, den der Herr geſpendet!
Seht der Garbenfülle gold'ne Pracht!
Dankend blickt der Schnitter auf zum Himmel,
Der ſo reichlich dieſes Jahr bedacht;
Was er ſäte, es iſt aufgegangen.
Seht die Frucht in ſtolzen Aehren prangen!

Digitized by Google

Schönes Bild für dieſes Wechſelleben,
Für des Menſchen kurzen Erdenlauf!
Wohl ihm, wenn er reine Frucht geſäet,
Denn nur dieſe gehet einſtens auf. —
Jeder Tugend noch ſo kleines Körnchen
Giebt einſt tauſendfach die Saat zurück.
Reichlich lohnet ſie des Kampfes Arbeit,
Durch der Erndte überſchwenglich Glück.
Wie's geſäet, ſo wird's auferſtehen, —
Nichts kann hier im Leben untergehen!

Rüdiger von Maneſſe, ſ. Minneſinger.

Karl Ehregott Mangelsdorf

ward am 16. Mai 1748 zu Dresden geboren und erhielt nach vollendeten philoſophiſchen Studien eine Lehrerſtelle am Philanthropinum zu Deſſau. Nachdem er in Halle Doctor der Philoſophie geworden war und einige Zeit als Privatdocent dort gelehrt hatte, nahm er 1782 einen Ruf nach Königsberg in Preußen an, wo er am 23. Auguſt 1802 als ordentlicher Profeſſor ſtarb.

Er ſchrieb:

Lehrbuch der alten Völkergeſchichte. Halle 1779.
Entwurf der neuen europäiſchen Staatengeſchichte. Leipzig 1780.
Abriß der allgemeinen Weltgeſchichte. Ebendaſ. 1782.
Allgemeine Geſchichte der europäiſchen Staaten. Halle 1784—94, 12 Hefte.
Gedächtnißrede auf Friedrich II. Leipzig 1786.
Lobrede auf Friedrich 1. Ebendaſ. 1796.
Hausbedarf aus der allgemeinen Geſchichte für Kinder. Halle 1796—97, 5 Thle.

Ein fleißiger Geſchichtsforſcher, deſſen hiſtoriſche Arbeiten namentlich den Beifall verdienen, welchen ſie zu ihrer Zeit fanden.

Konrad Mannert

ward am 17. April 1756 zu Altdorf geboren, ſtudirte daſelbſt Philologie und Philoſophie, wurde Dr. philosophiae und kam als Lehrer an die Sebaldsſchule, ſpäter an das Aegidianum nach Nürnberg, von wo er 1797 als Profeſſor der Philoſophie in ſeine Vaterſtadt zurückging. 1808 folgte er, mit dem Titel eines Hofraths beehrt, in gleicher Eigenſchaft einem Rufe nach Landshut und wurde bei Aufhebung dieſer Univerſität 1827 ebenſo nach München verſetzt.

Er verfaßte:

Geſchichte der Vandalen. Leipzig 1785.
Geſchichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's. Ebendaſ. 1787.
Geographie der Griechen und Römer. Nürnberg 1788, 10 Thle.
Miscellanea. Ebendaſ. 1793.
Compendium der deutſchen Reichsgeſchichte. Ebendaſ. 1803; 3. Ausg. 1819.
Compendium der Statiſtik. Bamberg 1805.
Statiſtik des deutſchen Reichs. Ebendaſ. 1806.
Die älteſte Geſchichte Bojariens. Nürnberg 1807.
Kaiſer Ludwig IV. Landshut 1812.
Handbuch der alten Geſchichte. Berlin 1818.
Geſchichte Baierns. Leipzig 1826, 2 Thle.

Ein tüchtiger, gründlicher und genauer Hiſtoriker und Geograph, deſſen Verdienſte nicht lebhaft genug anerkannt werden können, da jedes ſeiner Werke vielfache Beweiſe ſowohl für die genaueſte wiſſenſchaftliche Forſchung, wie für den umſichtigſten Scharfſinn darbietet.

Johann Kaspar Friedrich Manſo

ward am 26. Mai 1759 zu Zella im Gothaiſchen geboren, ſtudirte, nachdem er auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt ſich dazu vorbereitet hatte, zu Jena Philoſophie, wurde 1784 Lehrer am Gymnaſium zu Gotha und 1789 Profeſſor an demſelben. 1790 folgte er einem Rufe als Prorector an das Magdalenengymnaſium zu Breslau, erhielt 1793 das Rectorat und den Charakter eines 1. Profeſſors und Bibliothekars an dieſer gelehrten Anſtalt. Sein literariſches Verdienſt und ſein Wirken als Schulmann wurde auch außerdem 1803 durch Ertheilung der philoſophiſchen Doctorwürde und 1825 durch das Ritterkreuz des rothen Adlerordens 3. Claſſe ehrend anerkannt. Er ſtarb daſelbſt am 9. Juni 1826.

Von ihm haben wir, theils anonym:

Ueber einige Verſchiedenheiten in dem griechiſchen und deutſchen Trauerſpiele. Breslau 1793, 4.
Verſuche über einige Gegenſtände der Mythologie. Leipzig 1794.
Die Kunſt zu lieben. Berlin 1794, gr. 8., mit 7 Vign.
Wirkung des hiſtoriſchen Gedichts. Breslau 1796, 4.
Die Verläumdung der Wiſſenſchaften. Poetiſche Epiſtel. Leipzig 1796, 4.
Gegengeſchenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar. Ebendaſ. 1797.
Sparta. Ebendaſ. 1800—1805, 3 Thle.
Vermiſchte Schriften. Ebendaſ. 1801, 2 Thle, 8.
Ueber die Attalen. Breslau 1815.
Leben Konſtantin's des Großen. Ebendaſ. 1817.
Geſchichte des preußiſchen Staates. Frankfurt 1819—20, 3 Thle.
Vermiſchte Abhandlungen. Breslau 1821, gr. 8.
Geſchichte des oſtgothiſchen Reichs. Ebendaſ. 1824.

Außerdem Schulreden, Programme, Ueberſetzungen von Stücken aus Sophokles, Virgil, Bion und Moſchus beſonders, und Aufſätze und Abhandlungen in Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte, Bd. 1, 2, 5, 8.

Ein wackerer, tüchtiger Schulmann, deſſen Verdienſte vielfach geſchmälert wurden, weil es den größten Geiſtern ſeiner Zeit gefiel, ihn wiederholt zur Zielſcheibe ihres Witzes zu machen. — Es iſt keinesweges zu läugnen, daß er ſich in ſeinen eigenen poetiſchen Arbeiten unbeholfen und mitunter geſchmacklos bewegte, ſobald ſie nicht zum Gebiete didaktiſcher Dichtkunſt gehörten, deſto vortrefflicher ſind dagegen ſeine archäologiſchen und hiſtoriſchen Leiſtungen, namentlich ſeine eben ſo würdig gehaltene als gut durchgeführte Geſchichte des preußiſchen Staates.

Ueber die Verläumdung der Wiſſenſchaften*).

An Gaeve.

Laß, weiſer Freund, die blöde Thoernzunft
Der Wiſſenſchaften Werth und ſanften Geiſt verkennen,
Und Unmuth oder Stolz die ſiegende Vernunft
Verrätherin am Wohl der Welt und Nachwelt nennen!
Laß, wenn ein edles Volk dem Joche ſich entwand,
Das ſchwer auf ſeinen Nacken drückte,
Und, von der Freiheit Wuth entbrannt,
Die Stimme des Gefühls erſtickte,
In ſeine Thore ſelbſt, mit ſchwärmeriſcher Hand,
Verheerung trug, das Schwert zum Bürgermorde zückte,
Und mit Europa ſich in langen Krieg verſtrickte,
Und noch die Ruhe nicht, nach der es ſchmachtet, fand —
Laß alles dieß und die nicht kleinen Schaaren
Von Uebeln, Fehden und Gefahren,
Die unſerm armen Erdball dräun,
Der Wiſſenſchaften Schuld, des Lichtes Folge ſein!
Die Klage iſt nicht neu. Roms Cato ſchon verbannte
Die Weiſen aus der Stadt, die Griechenland ihr ſandte.
Allein was half es ihm, daß ſie ſein Zorn vertrieb?
Die Weiſen zagen aus, die Luſt zur Weisheit blieb. —
Stets wirkſam, herrſcht und ſchafft, erweitert und entzündet
Der Trieb nach Kenntniß ſich. Je ſtäkee ihe ihn bindet,
Je kühner ſtrebt er auf, und er erlieget nie.
Stellt Richter an, ihn zu bewachen:
Ihr Eifer dient zu Nichts, als mehr ihn anzufachen;
Setzt ſeine Grenzen feſt: er überſchreitet ſie.
Was die Natur gebeut, wird ſtets die Menſchheit lieben,
Und, was ſie üben heißt, unwiderruflich üben.

Zwar hör' ich, was der Zweiflee ſpricht.
„Ward, fragt re, uns zum Unglück, nicht
So mancher ander Trieb verliehen?
Iſt alles gut, wofür wir glühen,
Und jeder Neigung nicht ein feſtes Ziel geſetzt,
Das, ungeſtraft, der Vorwitz nie verletze?
Fragt die Erfahrung nue! Sie wied euch gern belehren.
Wie vieles iſt, was wir begehren?
Des leichten Tanzes Spiel, der Liebe ſüße Gluth,
Der Tafel reiche Koſt, dee Traube mildes Blut, —
Für alles ſchlägt das Herz uns warm, und doch verkehren
Genuß und Freude ſich ſo leicht in Bitterkeit,
Wenn wir die Grenzen nicht verehren,
Die, warnend die Veenunft, zu ehren uns gebeut.
Wie? ſollten Mißbrauch und Gefahren
Sich nie mit dem Beſitz der Wiſſenſchaften paaren,
Und immer heilſam uns das Licht der Weisheit ſein?
Iſt ihre Herrſchaft zu erweiteen
Und Vorurtheile zu zerſtreun,
Hier Zweifel zu beſtehn, dort Kenntniſſe zu läutern,
Und allen Gegenden des Tages vollen Schein
Zu ſchenken, ein Geſchäft, das ſicheeu Lohn gewäheet,
Und ſtets und unbedingt das Wohl dee Menſchheit meheet?
Hat ſchale Klügelei nicht oft durch leeren Tand,
Den ſie für Wahrheit gab, geblendet,
Und Manchem, deſſen Bruſt von Unmuth nichts empfand,
Des Lebens beſten Troſt — Zufriedenheit, entwendet?
Nicht, was die Unvernunſt erfand,
Um Völker zu entzwein und Fürſten zu eebittern,
Und feſte Throne zu zerſplittern,
Die Schreibewuth, von Land zu Land,
Als neue Weisheit, ausgebreitet,
Und Argliſt es erkläet, entziffert und gedeutet? —
Und Ueppigkeit und der mit ihr verwandte Chor,
Trug, Undank und Veerath und ſchlauverſtellte Sitte, —
Sie alle traten, aus der Mitte
Der Wiſſenſchaft und Kunſt, hervor,
Und wo ſie wandelten, verlor
Die Einfalt ſich ſogae aus ſtrohbedecktee Hütte,
Und flog Gerechtigkeit zum Götterſitz empoe.
Blickt auf des alten Roms und auf Athens Ruinen,
Und lernt der Völker Loos, wenn ſie Minerven dienen!"

Erkennſt du, Freund, den Mann, der Rouſſeau's Unterricht
Umfaſſend, wechſelnd uns mit Spott und Ernſt beſtürmet?
Vernimmſt du, wie er kühn auf Zweifel Zweifel thürmet,
Und widre mein Gefühl und dein Vertrauen ficht?
Und doch (geſtehn wir's frei), ganz unrecht hat er nicht.
Der Vorwurf, der ſoviele Güter,
Der Ehre, Macht und Geld, die Freude dee Gemüther,
Belaſtet, ruhet auch auf Kenntniß und Verſtand, —
Zum Schwerte werden ſie in eines Frevlers Hand.
So wenig ſcheint es hiee den Steeblichen beſchieden,
Vernunft und Herz in ungetheiltem Frieden
Vereiniget zu ſehn, die voe den Schmeichelein
Dre lauernden Begiee, und dieß vor den Gefahren
Des Selbſtbetruges zu bewahren,
Und nie ſich mit der Pflicht und Neigung zu entzwein.
Wer aber trägt die Schuld, wenn wir in Thorheit irren,
Und, ungeahndet, uns auf eines Labyrinths
Verſchlungnen Pfaden ſehn? Iſt es die Weisheit, ſind's
Die Wiſſenſchaften, Freund, die unſern Geiſt verwirren?
Verfälſchen ſie das lautere Gefühl,
Das, ungebildet, leicht das Recht vom Unrecht ſcheidet?
Wie? odee hat ein Gott, das Glück, das er uns neidet,
Zu ſtören, ſie geſandt? Was iſt ihe letztes Ziel?
Verdient es auch, daß wir den Blick nach ihm erheben,
Und mit vereinter Kraft es zu erreichen ſtreben?

Ein lachendes Gefild, mit ew'gem Reiz geziert,
Und lebend in den Liedern dee Camönen,
Der Sitz der Göttinnen des Wahren, Guten, Schönen,
Erwartet uns am Ziel, wohin die Weisheit führt.
Schön blüht es und erquickt das Heez, doch iſt's nur Weſen
Von höherer Natur verliehn,
Den Duft der Blumen rein und lauter einzuziehn.
Wie Andern, für das Loos der Sterblichkeit erleſen,
Verfolgen, ohne Raſt, die Pfade, wo ſie blühn,
Zufrieden, wenn zuletzt, füe eifriges Bemühn,
Die holden Schweſtern uns erlauben,
Ein Blüthchen oder zwei auf iheer Flur zu rauben.
So haben, ſeit dee Lenz der Erde Hügel ſchmückt,
Sich Tauſende bereits, ſa haſt du ſelbſt gepflückt,
Zwar wenig auf einmal: allein mit jeder Blüthe
Gewann bei uns das Reich der Wahrheit und der Güte;
Und, o es wird gewiß gewinnen und gedeihn,
Wenn wir und denen einſt hienieden,
Statt unſrer, aufzublühn, die Himmliſchen beſchieden,
Gleich unverdroſſen ſich den Wiſſenſchaften weih'n! —
Wirf einen Blick auf jene Reihe Tage,
Die zu der Menſchheit Qual und Klage,
Dem Schooß der Zeit entſtieg, wo mit Gewiſſenszwang
Denkfreiheit, mit Gewalt Geſetz und Ordnung rang,
Ein Prieſtee, ohne Macht, Monarchen ſchimpflich neckte,
Des Bannes Donnerſtrahl betrogne Völker ſchreckte,
Der Kriegee, um den Feind zu würgen, überwand,
Und nirgends Rath und Schutz der arme Pflügre fand.
Wenn dieſe Nacht, vor derem Bilde
Noch der Erinnrung graut, verſchwand,
Wer gab den ſchönen Tag dem trauernden Gefilde? —
Erſchien ee nicht, weil, an der Weisheit Hand,
Die Wahrheit aus dem Grab der Finſterniß erſtand,
Und mit der Wahrheit ſich der Schönheit Macht verband,
Und zu dee Menſchen Bruſt durch ſie Gefühl und Milde,
Wenn auch nicht offnen Weg, doch leichtern Zugang fand?

Zuerſt erwacht Petrarch und forſcht und wählt, geleitet
Von einem Gott, der ſich und ſeiner Kraft vertraut,
Den Pfad in's Alterthum und ſchreitet
Vor ſeiner Zeit voraus, die ſtaunend nach ihm ſchaut.
Ihn wecket Maro's Geiſt, ihn wärmet Plato's Feuer,
Und Liebe bildet ihm den Mund.
Im ſchmeichelnden Geſang ergießt ſich ſeine Leiee
Und thut Italien, was er empfindet, kund.
Sanft wird der Sprache Klang, der Ausdruck voll und rund,
Und Phöbus ſteht und horcht, entzückt den neuen Tönen,
Und ſchwört der Welſchen Lied mit ew'gem Ruhm zu krönen.

Gleich thätig, ſchließt ſich ihm, auf der gewählten Bahn,
Hiee ein geliebter Freund und dort ein Zögling an,
Und ſammeln um ſich hee Bewundrer und Verehree,
Und werden, durch Geſpräch und Schriften, Welſchlands Lehrer;
Und willig lohnt dem Fleiß, der bauet und beſtellt,
Mit immer ſchönrer Frucht der Wiſſenſchaften Feld. —
Indeſſen ſinkt Byzanz, die Beute dee Barbaren.
Der Griechen beßrer Theil reißt von den theuern Laren
Sich ſchmerzlich los und lenkt nach Weſten ſeinen Lauf.
Mit offnen Armen nimmt Rom und Florenz die Schaaren
Gelehrter Flüchtlinge in ſeine Mauern auf:
Und ſie, von Dank durchdrungen, bieten
Das Köſtlichſte, das der Gefahr
Des Sturms durch ſie entrann, — der Vorwelt edle Blüthen,
Zum Gaſtgeſchenk, den neuen Freunden dar.
Die Weisheit Gräciens, verbreitet

*) Poetiſche Epiſtel von J. K. F. Manſo.

Aus reinern Quellen, nährt Empfindung und Verſtand,
Und bringet, durch die Kunſt, die Guttenberg erfand,
In groſen Strömen fortgeleitet,
Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land.
Vergebens warnt und eifert und erglühet
Der ſtolzen Mönche träge Zunſt.
Die, im Erwachen der Vernunſt,
Den Untergang der lang geübten Herrſchaft ſiehet.
So mühſam ſich die Wahrheit durch die Nacht
Des alten Vorurtheils, das, raſtlos, ſie beſtreitet
Und durch's Gewölk der Täuſchung durcharbeitet,
Gewinnt und mehrt ſich doch der Umfang ihrer Macht.
Das Blut, das für ſie flieſſet, facht,
Statt ihrer Freunde Gluth zu kühlen,
Den Eifer ſtärker an. Mit heitrer Stirne lacht
Der Märtyrer der Qual und wünſchet ſie zu fühlen,
Und ſpricht den Flammen Hohn, die, zirkelnd, um ihn ſpielen.

Was aber ſeh' ich dort für einen Schwan hervor,
Aus klöſterlichem Dunkel, ſteigen?
Er ſingt und Deutſchland fährt aus tieſem Schlaf empor,
Und Fürſt und Volk und Ritter neigen
Zum nie gehörten Lied ihr Ohr.
Der Strahl vom Vatican verſucht ihn zu zerſchmettern,
Er aber trotzt den ausgeſandten Wettern,
Und ſinget lauter nur der Wahrheit kühnes Lied.
Das lauſchende Gerücht nimmt es auf ſeine Flügel,
Und ſchwinget ſchneller ſich, als Sturm und Wolke zieht,
Mit ſeinem Raub, hoch über Thal und Hügel.
Durch ganz Europa fort, und von der Kirche Schooſ
Reiſſt halb Europa ſich, unwiderbringlich los.

O wie die Nacht ſeitdem ſich überall zertheilet,
Und, langſam, aber ſchön, der Tag herniedereilet!
Welch eine neue Lebenskraft
Erhöht der Menſchheit Muth? Welch' ein geheimer Zunder
Entflammt für jede Kunſt und jede Wiſſenſchaft?
Wohin das Auge blickt, erblickt es neue Wunder. —
Die Sprache Latiums, unkenntlich und entſtellt,
Befreiet ſich gemach von fremder Wörter Bürde,
Und läutert ſich hinauf zu jener alten Würde,
In der ſie einſt gefiel und heute noch gefällt.
Erſt iſt's die Redensart, die wohlgewählte Wendung,
Des Ausdrucks Zärtlichkeit, die glückliche Vollendung,
Der Wohlklang, der das Ohr ergötzt,
Was an der alten Schrift der neue Leſer ſchätzt.
Doch lange nicht, ſo rührt der Geiſt, der durch die Werke
Der Vorzeit ſich ergieſſt, und der Gedanken Stärke
Und der erhabne Sinn mehr, als der Rede Fluſs,
Und weckt und ſtimmt das Herz für höheren Genuſs.
Nicht mehr zufrieden, nur das Schöne
In fremden Schriften auszuſpähn,
Und zu dem Alterthum, ſelbſt ruhmlos, aufzuſehn,
Verſucht's Nacheiferung und bildet ſeine Töne
Und ſeine Sprache, anfangs ſchwach,
Allein, nach kurzem Fleiſs, unübertrefflich nach.

Und ſtolzer hebt zugleich die galliſche Camöne
Ihr lorbeerreiches Haupt empor,
Und blickt, nicht ohne Stolz, auf Heſperiliis Söhne
Herab und zeigt ihr Dichterchor.
Um ſie verſammelt ſtehn die Väter ihrer Bühne
Corneille, Moliere, Racine,
Und jener, der das Schön' allein im Wahren fand,
Und, wie Horaz, die Kunſt an ew'ge Regeln band.
Wenn etwas noch den Stolz, der ihre Bruſt entzündet,
Zu zähmen weiſs, ſo iſt's, daſs, an der Themſe Strand,
Der Name Shakeſpears ſich der Dunkelheit entwindet
Und Milton ſeinen Ruhm unüberwindlich gründet.

So blühn Sprach' und Geſchmack und Dichtkunſt, in dem Lauf
Von drei Jahrhunderten, bei edeln Völkern auf.
Doch blühn nicht ſie allein. In lieblichen Geſtalten,
Beleben, bilden und entfalten
Die Wiſſenſchaften ſich zugleich,
Und wandeln, ihres Siegs gewiſs, von Reich zu Reich.
Zum erſtenmale tritt aus ihren heil'gen Hallen
Die Königin Natur, die vor, verſteckt und karg
Mit ihrer Gunſt, ſich ſelbſt des Lieblings Blick verbarg,
Und wirft die Schleier ab, die, magiſch, ſie umwallen.
So weit die Schöpfung reicht, von der erhabnen Bahn,
Der Sonne, bis zum tiefen Bette
Des alten Oceans, reiht, wie an eine Kette,
Ein Aufſchluſs ſich dem andern an.
Der forſcht, wie viel uns Nachts vom Himmel Sterne winken;
Der miſst die Schnelligkeit, mit der die Körper ſinken;
Der lehrt, was Welt an Welt, ſeit Ewigkeiten band;
Der läſst der Erde Ball ſich um die Sonne drehen;
Der folgt den Straſsen nach, die die Kometen gehen,
Und dem enthüllen ſich im Monde Meer und Land.
Die Pol' und Sterne nicht zu ihrem Ziele wählen,
Erweitern, um ſich her, das Reich der Wiſſenſchaft,
Hier waffnen ſie den Blick und zählen
Der Mooſe zahllos Heer; dort zwingen ſie die Kraft
Der Luft durch einen Druck der Hand; erfindriſch ſpaltet
Des Lichtes Strahlen der, ein Anderer entfaltet
Der Körper letzten Stoff, und Jener ſpäht den Lauf
Des Bluts, von Puls zu Puls, durch alle Adern, auf.

Und, mit dem ſichern Blick in die Natur, verſchwinden
Ein Wölkchen hier, ein Nebel dort.
Des Aberglaubens Feſſeln binden
Des Forſchers Geiſt nicht mehr, und Galiläi's finden
Verzeihung für ein dreiſtes Wort.
Schon iſt der Weisheit Loſung zweifeln;
Schon ſinken Meinungen, bewundert einſt, in's Grab,
Und kühler Spott und herber Tadel träufeln,
Aus Baylens ſcharfem Kiel, auf alten Wahn herab.
Schon muſtert man, bei hellem Kerzenlichte,
Den ungeheuern Wuſt der lügenden Geſchichte,
Und eilt, die lange Nacht der Sagen zu zerſtreun.
Kenntniſſen, die vergeſſen ſchliefen,
Ermuntert Baco hier den Denker, ſich zu weihn,
Und tiefer ſenket dort ein Locke in die Tiefen
Des menſchlichen Verſtands ſich ein.
Ein reger Trieb, ein kühners Streben,
Die Wiſſenſchaften zu beleben,
Herrſcht, mächtig, überall und zu der Menſchheit Glück.
Wohin das Auge fällt, ſieht der erſtaunte Blick
Pflanzſtädte für die Weisheit blühen,
Und edle Jünglinge nach ihren Thoren ziehen.

Wie aber grüſs' ich dich, für welches mein Geſchick
Zu wirken mich erſah, entfliehendes Jahrhundert,
Von dem geſchmäht, von dem bewundert;
Doch, preiſst man dein Verdienſt, gewiſs vor vielen werth,
Daſs dich der Weiſe nicht vergöttert, aber ehrt.
An deiner Hand herauf geleitet,
Hat ſich ein ſchönrer Tag, als jemals die Natur
Vom Himmel wallen ſah, vor allen in der Flur
Des alten Mannus, ausgebreitet.
Das Lied, das auf vom Po und von der Seine ſteigt,
Iſt nicht mehr das Entzückendſte der Lieder,
Zu dem allein, gefällig, ſich hernieder
Der ſpröde Gott vom Pindus neigt.
Die Weiſen Albions ſind länger nicht die einen,
Die Tiefſinn mit Geſchmack vereinen,
Und ſelbſt der Gründlichkeit der Armuth Farbe leihn.
Aus Teuts Geſchlechte ſtehn, an Thaliens Altären,
Der edlen Männer viel, die ſcherzend mich belehren,
Und viele, die mein Herz durch Unterricht erfreun.
Stets eifrig, Muth und Kraft der Wahrheit Dienſt zu weihn,
Und ſich, wo Kenntniſs eriſt, mit ihrem Mark zu nähren,
Umfaſst und nimmt mein Volk — ein Strom der ſeinen Lauf
Durch Bäch' und Flüſſe ſtärkt — der Völker Wiſſen auf,
Und wägt es mit gerechter Treue,
Und mehrt's aus ſeinem Schatz und bildet es auf's neue.
Wer hat, Religion, von leerem Menſchentand,
Und von der Sagen Joch, und von der Satzung Bürde,
Dich glücklicher befreit und deiner Hoheit Würde
Begeiſternder geliebt und lauter anerkannt?
Wer prüfte ſorglicher die Rechte des Verſtandes
Und wies, aus dem Beſitze fremden Landes,
Wie unſre Weiſen, ihn in ſein Gebiet zurück?
Wer wandelt, in des Alterthumes Mitte,
Auf Schutt und auf Ruin, als hätt' er ſtets die Schritte
Durch dieſe Nacht gelenkt? Wer ſchätzt mit feſterm Blick
Und, ohne daſs die Macht des Vorurtheils ihn bindet,
Das Schöne, wo es blüht, das Edle, wo er's findet?
Sei ſtolz, mein Vaterland, dein Name welket nicht.
Zum grenzenloſen Tag, der aller Sphären Licht,
Begierig in ſich trinkt und, ſiegreich, weiter ſtrebet,
Miſcht auch (der Genius der Wahrheit ſpricht durch mich)
Ein Flammenſtrahl von deiner Sonne ſich,
Der ewig ſchafft und wirkt und wärmet und belebet.

„Wohl!“ ruft der Zweifler aus, „ich ehre dieſen Tag.
Noch aber iſt vor ihm der Laſter keins verſchwunden,
An denen unſre Welt, ſeit Cynthius die Stunden
In ihr erneut, darniederlag.

Digitized by Google

Noch ſchlägt Verrath und Neid dem Herzen bittre Wunden;
Noch brüſtet ſich der Stolz und prangt die Ueppigkeit;
Noch wird der Eintracht Glück gewünſcht und nicht empfunden;
Noch grünt der Stolz und blüht die Unempfindlichkeit;
Noch hat die Selbſtſucht ſtets zu wurzeln Raum gefunden,
Und Lieb' und Edelmuth heißt theure Seltenheit.
Was hilft's, ſich ſpät und früh den Wiſſenſchaften weihen,
Wenn herbe Früchte nur durch unſern Fleiß gedeihen?"

Genug des Spotts! Wie alt iſt, Zweifler, dieſe Welt,
Die deinen Frieden ſtört und dir dein Glück vergällt?
Lies in dem Buch der Zeit! Zwar liegt der erſte Morgen,
Der ſie dem Nichts entrief, vor unſerm Blick verborgen:
Allein ſeit wann der Menſch der Thierheit rohen Stand
Verließ und menſchlich ward, iſt uns nicht unbekannt.
Wie viele Jahr' entflohn? „Fünftauſend lange Jahre!"
Fünftauſend nur? Und du nährſt Unzufriedenheit,
Beklagſt der Menſchheit Loos, träumſt von Vollkommenheit,
Und willſt, daß edle Männlichkeit
Mit jugendlicher Kraft, in ſchönſtem Bund, ſich paare? —
Vielleicht, daß noch das Knabenalter nicht
Für uns ſich endete, und erſt nach tauſend Sorgen
Und manchem ſauern Kampf, des reifern Alters Morgen
Hervor, aus grauer Dämmrung bricht.

Geſetzt indeß, die frohe Hoffnung wäre
Ein ſüßer, aber leerer Traum:
Hat denn, auf unſerm kleinen Raum,
Der Weiſen Warnung, Rath und Lehre
Kein Vorurtheil beſiegt und keinen Wahn zerſtreut?
Hat ſich des Aberglaubens Sphäre
Nicht um uns her verengt? Erhebt die Tyrannei
Ihr Antlitz, keck, wie ſonſt? Führt fromme Heuchelei
Noch heute, ungeſtraft, die Welt am Gängelbande?
Gereicht es unſrer Zeit zur Schande
Daß, wenn das Laſter auch nicht ſtirbt, es dennoch ſcheu
Zurück in Nacht und Dunkel fliehet
Und, ſchamlos, länger nicht auf offner Bühne blühet?
Wann fühlte man's ſo tief und rief es laut und frei,
Daß, wer das Schwert ergreift, nicht, um ſein Volk zu ſchützen,
Nein, weil der eitle Stolz, mehr Kronen zu beſitzen,
Ihn für den Krieg entflammt, ein Freund des Unrechts ſei?
Und der Verkauf ins Joch qualvoller Sklaverei,
Durch den Europens Geiz, mit jedem Jahre neu
Sich an der Menſchheit Glück verſchuldet, —
Dies Laſter, ſeit Jahrhunderten geduldet,
Und (o verkehrte Zeit!) für Tugend einſt erklärt! —
Wer ſind die Stimmen dann, die, an der Thronen Stufen,
Vereinigt um Erbarmen rufen
Und zeugen, daß es uns und unſer Herz entehrt,
Und, ſtatt der Länder Schatz zu mehren, ihn vernichtet
Und jede Hoffnung untergräbt,
Von deren frohem Glanz belebt
Europens Schiffer jetzt die Anker muthig lichtet? —
Der Weiſen Stimmen ſind's. Ihr kühner Geiſt erhebt
Sich über niedern Wahn der Erde und verkündet,
Was, von der Wahrheit Kraft beſeelt, ihr Herz empfindet.

Doch wie? verwundet nicht ein neuer Spott mein Ohr?
„Vielſeitig iſt die Brut der Laſter und ein Thor,
(So hör' ich,) den Geſtalt und ſanfte Sitte blendet.
Das eine weicht zurück, das andre geht hervor;
Heut' hat es, trüglich, dir dies Antlitz zugewendet,
Und morgen kehrt's dir jenes zu." — —
Ich fühle die Gewalt, mit der du redeſt, du,
An Stoff zu Tadel und Beſchwerde,
Wie deine Welt an Mängeln, reich.
Doch ſprach das Herz aus dir, dann, Klügling, gilt's dir gleich,
In welchem Alter unſrer Erde
Du ſelbſt und welch Geſchlecht von Menſchen mit dir lebt;
Ob Stambul oder Rom in ſeinem Schooß dich nähret,
Ob Friedrich, ob Tiber den Scepter zu dir kehret,
Zu Wodan oder Zeus dein Auge ſich erhebt.
Was meinſt du, wenn ein Gott die Bühne ſchwinden ließe,
Auf der du heute, nur gezwungen, ſpielſt, und dich
Dem glänzenden Panier des Räubers folgen hieße,
Der einſt die Römerwelt, als Attila, durchſtrich?
Wie? wenn ein Zauber dich in jene Zeit verſetzte,
Wo, vor der Kirche Ruf, ſein Knie der Kaiſer bog,
Und, weil's ein Mönch für Tugend ſchätzte,
Europa wiederholt zum heil'gen Grabe zog?
Gilt das Jahrhundert gleich, in dem du ſpielſt, ſo ſpiele,
Mit dieſem offnen Sinn und zärtlichen Gefühle,
Als Krieger Attila's, des Lebens Rolle fort,
So zeuch hinab zu Stambuls Thürmen,
Und gehe dort, den Wall Jeruſalems zu ſtürmen,
Mit Peter's Schwärmerheer, an ſeiner Flotte Bord! —
Heran zu meinem Zauberkreiſe!
Heran und rüſte dich zur Reiſe
In Gottfried's Lagerſtadt und in des Hunnen Zelt!
Was ſinnſt du? Zauderer! — Komm, beweiſe,
Daß die entflohne Zeit und ausgeſtorbne Welt
Dir minder nicht, als die, für die du lebſt, gefällt?

Woher dann aber doch (wie könnten wir der Frage,
Mein weiſrer Freund, entfliehn?) — woher zuletzt die Klage,
Die, ſpüren wir ihr nach, ſchon aus dem Reich der Sage,
Zu uns herüberſchallt, daß Kunſt und Wiſſenſchaft
Verderben zu dem Thron und zu der Hütte trage,
Und an der Menſchheit Wohl und an der Menſchheit Kraft,
Wie an der Blum' ein Wurm, mit leiſem Zahne nage?
Mich dünket, zwiefach ſei der Wahn,
Der uns in dem Genuß der ſchönſten Güter ſtöret
Und wider das Geſchenk der Himmliſchen empöret,
Zuerſt, was ſinnen wir den Wiſſenſchaften an?
Nicht Laſtern widerſtehn und Tugenden entfalten, —
Die irdiſche Natur des Menſchen umgeſtalten
Soll ihre Wundermacht und ihn zum Gott erhöhn.
Umſonſt! der Menſch wird ſtets das Loos der Menſchheit fühlen,
Der Leidenſchaften Sturm in ſeinem Innern wühlen,
Und, wann er zürnt, der Mund der Unſchuld furchtlos flehn.
Sein ungeſtümes Blut zu kühlen,
Verdacht und Eiferſucht aus ſeiner Bruſt zu ſpülen,
Und von dem Unmuth ihn, den bald der Eitelkeit
Gekränkter Wunſch und bald Verſagung weckt, zu heilen,
Mißlinget öfters ſelbſt der klugen Hand der Zeit:
Denn das Vollkommne ſoll nicht unterm Monde weilen.
Verſchmähen wir indeß den ſanften Unterricht
Der Weisheit und den Dienſt der Wiſſenſchaften nicht!
Wenn ſie der Dinge Lauf nicht wunderthätig hemmen,
Des Laſters Wege nicht verdämmen,
Noch, wo ihr Scepter herrſcht, der Uebel Heer zerſtreun,
Iſt darum ihre Wirkung klein?
So weit ihr Einfluß reicht, entblühen und gedeihn
Und zeitigen Witz und Geſchmack geſchwinder,
Der kranke Geiſt geneſ't durch ihre Arzenein,
Und der geneſ'ne wird, durch ſie geſtärkt, geſünder.
Sagt zu der Sanftmuth Rath der Stolz ſein kaltes Nein,
Zieht ekle Weichlichkeit ſich vor des Jammers Bilde
Zurück, — die Weisheit lädt zu ihren Lehren ein,
Und ſänftiget das Herz und giebt den Sitten Milde.
Will Ungeduld uns mit der Welt entzwein,
Sie tritt herzu, den Blick voll Mitleid und Erbarmen,
Und drückt in ihren Schwanenarmen
Uns an ein Mutterherz, das unausſprechlich liebt,
Und zeigt uns, was allein auf dieſem Pilgerpfade
Mit Troſt die Seele füllt, — Elyſiums Geſtade,
Wo jener Himmel glänzt, den keine Wolke trübt.

Nicht weiſer, aber für den Adel
Der Weisheit kränkender, iſt, Freund, ein zweiter Tadel:
Aufklärung ſei der Staaten Grab.
Laß ſehen, ob Erfahrung und Geſchichte
(Sie ſitzen hier, wie billig, zu Gerichte)
Der klügelnden Vernunft den Stab,
Ihn über Wiſſenſchaft und Kunſt zu brechen, gab.

Zwei Staaten können hier allein mit Recht entſcheiden,
Athens und Roms Geſchick, und dieſer Urtheil ſpricht
Für uns und unſern Wunſch und ächtet Weisheit nicht.
Zwar blühte, mit Geſchmack und Witz zugleich, in beiden
Pandorens ſeuchenſchwangres Chor;
Doch neben ihnen nur, und nicht durch ſie empor.
Als vor des Lichtes Strahl die Nebel, deren Flor
Den Horizont Athens verſchleierte, zerfloſſen,
Und in dem alten Rom die Barbarei verſchwand,
Da hatte dort bereits das Gold aus Xerxes Land,
Und hier ſich, aus Karthag, Korinth und Attals Hand,
Des Ueberfluſſes Strom auf Stadt und Flur ergoſſen;
Da herrſchten ſchon, in voller Kraft,
Die Habſucht und der Drang nach Schimmer und Vergnügen,
Und zwangen Kunſt und Wiſſenſchaft,
Sich unter die Gewalt der Ueppigkeit zu ſchmiegen;
Da ſchränkte Bauluſt ſchon des Pfluges Herrſchaft ein,
Und ſchmälerte den Raum des Meeres durch Paläſte;
Da wandelte bereits der Stolz, genannt zu ſein,
Das ſparſam-frohe Mahl zum ſchwelgeriſchen Feſte.
So floh, nicht, weil Vernunft und Kenntniß Zutritt fand,
Nein, weil der Reichthum ſtets die Herzen mehr beſtrickte
Und auf der Muſen Dienſt verächtlich niederblickte,

Digitized by Google

Nach einem kurzen Widerſtand,
Das Glück, das beide Völker ſchmückte;
Und, ach, es wäre ſelbſt viel früher noch in Sand
Zerronnen, hätten nicht Sokraten und Platonen
Und Lälien und Scipionen
Den nahen Sturm zurück gewandt.
Ihr reiner Tugendſinn, ihr feſter Muth beſtand
Die Laſter, deren Heer den unbefleckten Laren
Entweihung drohete; und daß er überwand
Und in dem Strudel von Gefahren
Nicht unterging, — wer goß die ſeltne Tapferkeit
Den Edeln in das Herz, und ſtärkte ſie zum Streit? —
Die Muſen, die ſie nur um ihretwillen liebten,
Die Weisheit, die ſie nicht lobprieſen, ſondern übten.

O glichen, Freund, auch wir den Weiſen jener Zeit,
Und huldigten aus wahrer Zärtlichkeit,
Nichts wünſchend, als das Reich des Guten und des Schönen
Mehr auszubreiten, den Camönen!
O ehrten alle doch, die, mit gebeugtem Knie,
An ihrem Thron, um Liebe ſie beſchworen,
Durch ungefärbten Dienſt und reines Opfer ſie,
Und ſtraften ſo den Spott des Läſtrers und des Thoren!
O folgten ſie dem Rath, den jener Weiſe gab!
Du liebſt ihn, wie ich ſelbſt. (Sein Angedenken blühe
In Segen unter uns!) „Den Leſer, ſprach er, ziehe
Zu dir hinauf, er ſelbſt dich nie zu ſich hinab.“
Ach, ſeine Stimme hallt aus wenig Herzen wieder. —
Nicht der Geſchmack, der ſtreng, allein nach Gründen, ſpricht,
Die Fürſtin Mode ſitzt am Pindus zu Gericht,
Und lenket unſern Kiel und regelt unſre Lieder.
Bald ſteigt, auf ihr Geheiß, ein ungeheurer Chor
Von Rittern, aus der Nacht des Alterthums hervor,
Und meldet im Roman, in breiten Dialogen,
Wie ſie zu dieſem Feſt und jenem Stechen zogen,
Und ſchläget Schild und Speer uns auf der Bühn' ums Ohr.
Bald wirbelt eine zarte Kehle
Uns Reime ohne Sinn, und Worte ohne Seele,
In wunderſchönen Trillern vor.
Schwerfällig wandelt die Geſchichte:
So beuget ſie die Laſt von Perlen und Geſtein;
Und ihre Pflegerin, geſandt zum Unterrichte,
Die Weisheit, die vordem mit offnem Angeſichte
Einherging, hüllet ſich in ſieben Schleier ein.
Die Einfalt ſteht mit ſcheuer Miene
Und trüber Stirn' und flieht zum Throne der Kritik,
Und Wahrheit und Natur fühlt, daß ſie auf der Bühne
Des Lebens nicht gefällt, und zieht ſich kalt zurück.
So will's die Gunſt des Volks, nach der wir thöricht ſtreben;
So will's die Luſt der Zeit, — ein Mittagswind, durch den
Die Seneca's gedeihn und leben,
Die Ciceronen untergehn.
Heißt das die Wiſſenſchaft um ihretwillen ehren,
Den Lorbeer, der nicht ziert, kaltblütig überſehn,
Und keinen Lohn, als den, der ihr entquillt, begehren?
Und was erwartet ihr, Betrogene? Kein Flug
Dünkt unſern Zeiten kühn, kein Wagniß groß genug.
An tauſend Launen iſt die wandelbare Menge,
Die Ruhmſucht, die ihr fröhnt, an tauſend Künſten reich.
Schon ſinnt, und nicht umſonſt, ein andrer, wie er euch,
Auf Koſten des Geſchmacks, aus eurer Stelle dränge.

O dieß Verdrängen, Freund! wie traurig, daß es oft
Selbſt jener Seelen ſich bemeiſtert,
Von denen Wiſſenſchaft ein neues Leben hofft!
Zwar ehr' ich, wie du ſelbſt, Nacheif'rung. Sie begeiſtert
Zu Arbeit und zu Fleiß und wärmet kaltes Blut,
Erhält, den Winter durch, im einſam-ſtillen Zimmer,
Um Mitternacht uns wach, und ſchenkt, der Feſte Schimmer
Und Ball, Geſang und Spiel zu überwinden, Muth.
Wohl dem Beglückten, deſſen Buſen
Von ſolchen Flammen glüht! Einſt lohnen ihm die Muſen
Mit einem Lorbeerkranz, der, unverwelklich grünt.
Doch Helden dieſer Art zu ehren,
Wird, fürcht' ich, Klio's Hand den Pindus nicht verheeren;
So ſelten iſt die Gluth, die ihr Geſchenk verdient!
Die Söhne des Parnaſſes ſtreiten
Nicht um's Verdienſt, Geſchmack und Kenntniß zu verbreiten,
Die Sorge, die ſie quält iſt, wer der Größre ſei,
Ob, führt Apoll den Reihn, die Fackel vorzutragen,
Ob, ruft er zum Gericht herbei,
Den erſten Urtheilsſpruch zu wagen,
Dem oder jenem ziemt, — das iſt's, wornach ſie fragen.
Und ſchlimm für deſſen Ruhm, der Aller Werth erkennt,
Den einen neidlos ehrt, den andern, dankbar nennt,
Und wünſcht, daß, in der Muſen Reiche,
Ein jeder, der für ſie und ihre Schönheit brennt,
An Sitten, wie an Geiſt und Feuer, ihnen gleiche.

Die dreimal Glücklichen! Die ſchönſte Harmonie,
Die Seelen je umſchlang, vereint und bindet ſie.
Nie zürnet Erato, wenn ihrer Leier Töne
Die Tuba niederdrückt, die, für des Mavors Söhne
Und hoher Thaten Klang, Kalliope beſeelt;
Nie klagt Melpomene, wenn hier der Fürſt der Spötter,
Dort Jocus, dort das Heer der kleinen Liebesgötter
Ihr untreu wird, und ſich Thaliens Scherze wählt.
Sie wiſſen, ein Geſang, den Grazien geſungen,
Ein Werk, dem Witz, Geſchmack und Einfalt Werth verleiht,
Erwartet ſeinen Lohn nicht von der Hand der Zeit;
Es reift für die Unſterblichkeit,
Und wird, und wenn ihm auch das ſchlimmſte Schickſal dräut,
Verkannt vielleicht, doch nie von Lethens Strom verſchlungen.
Oft ziehen, wenn Vergeſſenheit
Schon abzuſiegen wähnt, die ewig jungen Horen,
Die Töchter der Gerechtigkeit,
Es unvermerkt hervor. Und ſiehe! auserkoren,
Der Zeiten Stolz zu ſein, ſteht es und trotzt dem Neid,
Und heißt der ſchöne Sohn der Unvergänglichkeit.

Doch, Freund, hinweg den Blick, hinweg von einem Bilde,
Das Schmerz auf jede Seele häuft.
Die, wie die Muſen, leicht und gern in die Gefilde
Der Hoffnungen hinüberſchweift.
Noch hat der junge Tag, ſeitdem er, neugeboren,
Auf uns herunterſieht, in einen Raum von mehr,
Als vier Jahrhunderten, an Klarheit nichts verloren,
Und ſendet Wärm' und Kraft in ſeinem Strahl umher;
Noch gehen täglich neue Blüthen,
Von ihm geweckt, hervor und bieten
Uns Segen und Erquickung dar.
Getroſt! die Schreckniſſe der drohenden Gefahr,
Die, lauſchend, noch umher am fernen Himmel ziehen,
Sie werden ſich gemach zertheilen und entfliehen,
Und überall, wo ein Athen
Für Muſen blühte, ſie der Freude Feſt begehn,
Und ungeſtört, den lauten Reigen führen,
Und jedes rauhe Mißgetön,
Das unſer Ohr umſchwirrt, in Wohllaut ſich verlieren.

So wälzet, aus dem Schooß der Nacht,
Der Sturm ein furchtbares Gewitter
Den Horizont herauf. Die Eiche bricht in Splitter,
Das Meer erbebt und ſchwillt, des Felſens Wurzel kracht.
Urplötzlich faltet ſich des Windes Flügel wieder,
Die zitternde Natur ſchaut ruhiger ſich um,
Die Wolken thauen Regen nieder,
Und das erquickte Land blüht, wie Elyſium.

Gotthart Oswald Marbach

ward am 13. April 1810 zu Jauer, wo ſein Vater Senior des Miniſteriums war, geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung nach vorhergehendem Privatunterrichte auf der Ritterakademie zu Liegnitz (ſeit 1821) und ſtudirte ſeit 1828 zu Breslau und Halle anfangs Theologie, ſpäter aber Philoſophie und Naturwiſſenſchaften. 1831 ward er Doctor der Philoſophie, bekleidete dann ein Jahr lang ein Lehreramt an dem Gymnaſium zu Liegnitz und habilitirte ſich darauf 1833 als Privatdocent an der Univerſität Leipzig, wo er Mitglied des für Schleſier fundirten Collegii Beatae Mariae Virginis wurde. Er vermählte ſich 1836 mit der talentvollen Schauſpielerin Roſalie Wagner, hatte aber den Schmerz, ſchon im folgenden Jahre ſeine glückliche Ehe durch den Tod ſeiner liebenswürdigen Gattin aufgelöſt zu ſehen.

Digitized by Google

Von ihm erſchien:

Gedächtnißrede auf Spinoza. Halle 1831.
Gnomen. Liegnitz 1832.
Univerſitäten und Hochſchulen. Leipzig 1834.
Encyclopädie der Experimentalphyſik. 5 Bde. Ebendaſ. 1834 — 38.
Schelling, Hegel, Couſin, Krug. Ebendaſ. 1835.
Gedichte. (1. Ausg. unter dem Namen: Sileſius Minor.) Ebendaſ. 1836 — 38.
Ueber moderne Literatur. 3 Sendungen. Ebendaſ. 1836 — 38.
Geſchichte der griechiſchen Philoſophie. Ebendaſ. 1838.
Aufruf an das proteſtantiſche Deutſchland ꝛc. 1. u. 2. Art. Ebendaſ. 1838.
Deutſche Volksbücher. Bis jetzt 14 Hefte. Ebendaſ. 1838.
Buch der Liebe. Ebendaſ. 1839.
Jahreszeiten. Eine Vierteljahrſchrift. Ebendaſ. 1839.
Angekündigt von ihm iſt: Eine Ueberſetzung der Nibelungen, welche noch in dieſem Jahr erſcheinen wird, ſo wie eine Ueberſetzung von Gottfried's von Straßburg Triſtan und Iſolde.
Viele Aufſätze, Kritiken u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Tüchtiges Wiſſen, gründliches Streben, reiche, vielſeitige Bildung und redlicher Eifer füe alles Gute, Wahre und Schöne, treten aus allen Arbeiten dieſes talentvollen und reichbegabten jüngeren Schriftſtellers dem Leſer klar und deutlich entgegen, und weiſen Marbach einen ehrenvollen Platz unter den Zeitgenoſſen an, ſo heftig er auch von mancher Seite angefeindet worden iſt. — Als Philoſoph gehört er zu den Schülern Hegel's, doch weicht er in Manchem, namentlich in den Anſichten über das Verhältniß der Philoſophie zur Kunſt und zur Religion von ſeinem Meiſter ab, und ſucht frei und ſelbſtändig auf der von ihm eingeſchlagenen Bahn zu wandeln. — Dagegen vermißt man in ſeinen kritiſchen Leiſtungen zuweilen die nöthige Ruhe und Milde; von dem Bewußtſein ſeines aus reiner ſubjectiver Ueberzeugung entſprungenen Strebens fortgeriſſen, wird er oft hart und ſchroff, und greift dann fremde Meinungen zu heftig an. — In ſeinen Poeſieen offenbart ſich tiefes Gefühl, Gluth der Phantaſie und lebendige Anſchauung, doch ſucht man auch hier hin und wieder die dem Dichter ſo nothwendige, ſiegreich über dem Ganzen ſchwebende Ruhe vergebens. Alle dieſe Fehler ſind aber nur Fehler raſtlos nach dem Höchſten ſtrebender Jugend; gerade der beſte Moſt brauſt am heftigſten, ehe er ſich zu jenem edeln Weine klärt, von dem dann ſpäter die Kenner meinen, daß er ohne ſolchen Gährungsproceß nie ſo trefflich und köſtlich würde geworden ſein.

Gedichte von Gotthart Oswald Marbach.

Wünſche.

(Nach Anakreon.)

Ich wollte, ich wäre der Zephir,
Der die glühende Wange dir kühlt,
Der mit den bräunlichen Locken
Das zärtlichſte Liebesſpiel ſpielt.

O wär ich die Fluth, die im Bade
Die Glieder, die reizenden wiegt,
Die Woge, die zärtlich und innig
An den wogenden Buſen ſich ſchmiegt.

Das Vögelein, das von den Lippen,
Den roſigen, Zuckerbrot naſcht,
Das goldige Fiſchlein, das neckend
Dein niedliches Händchen erhaſcht!

O wär ich die Schleife des Buſens,
Die ſtraflos den reizenden küßt,
Der Gürtel, der feſt, unauflöslich
Um die ſchwellenden Hüften ſich ſchließt!

Ach, glücklich ſchon würd ich mich preiſen,
Wenn die winzige Sohle ich wär,
Auf der mit den niedlichen Füßchen
Du Liebliche ſchwebeſt einher!

Trinklied auf Roſen zu ſingen.

(Nach Anakreon.)

Schmücket mit Roſen den zierlichen Becher,
Sitzt in die Runde, ihr rüſtigen Zecher,
Sitzet auf Roſen und zechet und ſingt,
Bis euch auf Roſen Gott Bacchus bezwingt.

Schmücket die Schläfe mit Kränzen von Roſen,
Rufet die zierlichen Mägdlein zum Koſen:
Duften die Roſen und duftet der Wein,
Wird ſelbſt die Liebe noch lieblicher ſein.

Wiſſet der Lenz hat die Roſe geboren,
Götter zum Liebling die Roſe erkoren,
Amors Locken ein Roſenkranz ziert,
Wenn er zum Reigen die Grazien führt.

Röslein erblühen auf Buſen und Wangen,
Kündend der Liebe verſtohlnes Verlangen: —
Gebt mir die Leier, gebt mir den Kranz,
Führe mein roſiges Mägdlein zum Tanz!

Deutſchlands Kronen.

Vormals in alten Zeiten, als noch das deutſche Land
In voller Kraft und Fülle des deutſchen Reiches ſtand,
Da zog, wer als der beſte der Fürſten war erwählt,
Der größte aller Herrſcher mit Schaaren ungezählt;

Er zog in ſtolzem Zuge, — der Römerzug es war,
Gen Aachen, das den erſten der Kaiſer einſt gebar,
Wo ſchon die Luſt zum Freien den Unterdrückten macht,
Wo Freiheit ſelbſt umfänget, wer in des Reiches Acht.

Dort ſetzt dem Auserwählten des Cöllner Biſchofs Hand
Auf's Haupt die ſtolze Krone, die eiſerne genannt,
Es ſoll die Krone erben der größte nur fortan,
Seit ſie der größte Kaiſer mit mächt'ger Fauſt gewann:

Den König ſoll ſie mahnen, daß er ſei ſtark und feſt
Zu fördern Reiches Ehre, daß er ſie Niemand läßt,
Als wer ſie zu ertragen mit Ehren ſei geſchickt,
Un dem nicht wund die Stirne die Eiſenkrone drückt.

Dann von dem alten Aachen geht's gen Mondancia.
Von Milano der Biſchof, der ſtolze, harret da,
Er will dem König reichen von Silber eine Kron,
Auch dieſe ſoll nicht erben vom Vater auf den Sohn.

Dem Beſten nur gehorchen die Städte unerregt,
Der ihre Silberkrone mit Ehren trägt und hegt,
Es ſoll die Silberkrone ein Zeichen für ihn ſein,
Gerechtigkeit zu pflegen wie Silber klar und fein.

Die dritte Krone endlich gibt in der Römerſtadt
Dem Kaiſer wer die Krone des Chriſtenhimmels hat:
Wie Gold vor Allem leuchtet, vor allem Glanz und Schein,
Soll hell vor allem Glanze der Glanz des Kaiſers ſein!

Durch Edelſinn und Tugend dem puren Golde gleich,
Soll er gewaltig ſchirmen die Kirche und das Reich,
Ein Schirmvogt ſoll er ſtehen für Freiheit und für Recht
In allen Chriſtenlanden, durch keine Macht geſchwächt. —

Wie iſt es anders worden ſeit jener alten Zeit,
Wo ſind ſie hin die Kronen berühmt einſt weit und breit?
Und wo iſt hin das alte, das große deutſche Reich,
Und ſeine ſtolzen Kaiſer, dem puren Golde gleich?

In deutſchen Landen herrſchet wohl noch die Eiſenkron,
Doch erbt ſie ſchon ſeit lange vom Vater auf den Sohn,
Schaut nur in deutſchen Landen, manch Volk ihr wohl erblickt,
Das ohne Gold und Silber die Eiſenkrone drückt!

Die ſilberne auch herrſchet wohl noch im deutſchen Land,
Es wird ein mächt'ger König vom Volke laut genannt,
Der hoch in Ehren träget des Silbers klaren Schein,
Gerechtigkeit noch pfleget, wie Silber klar und fein.

Doch wo die goldne Krone mag hingekommen ſein?
Vergibens mögt ihr fragen vom Oderſtrand zum Rhein. —
Es hat ſie mitgenommen in's Grab am Wogenſtrand
Der Held, der jüngſt ein Heros der Freiheit vor euch ſtand!

Wie habt ihr doch vergeſſen, als ihr ihn ſchlugt den Held,
Als ihr ihm wiedernahmet die angemaßte Welt,
Und als ihr alle Kronen gefordert wieder ein,
Wie habt ihr da vergeſſen nur eure Kron allein!

Nun haben ſie begraben, die neidend längſt geſehn,
Wie ſtolz den deutſchen Kaiſern die güldnen Kronen ſtehn,
Die Krone ſammt den Kaiſer ſo fern vom deutſchen Land,
Daß ſie zurücke holet wohl keines Deutſchen Hand! —

Die Liebe des Troubadour.

Süßer als der Nachtigallen
Schwärmeriſche Liebeslieder
In verliebten Herzen, hallen
Weit durch alle Lande wieder
Die ſüßen Lieder am Blancheflour,
Die Lieder der Liebe des Teoubadour.

Pilger brachten über Meere
Von der ſchönſten Frau die Kunde,
Ihre Tugend, Reinheit, Ehre
Preiſen ſie mit lautem Munde:
Seitdem ſo heiß für Blancheflour
Entbrannte die Liebe des Troubadour.

Und auf einer Klippe ſtehend
Singt er ſeine Liebesklagen,
Winde land= und ſeewärts wehend
Ueber Land und Meer ſie tragen.
Es lautet die Sage: So tief iſt nur
Das Meer wie die Liebe des Troubadour.

Sind ſie über Meer geſchwommen,
Sangen dort ſie Schiffer wieder?
Blancheflour hat ſie vernommen
Ihres Sängers ſüße Lieder!
Und tief im Herzen ſie ſich ſchwur
Zu lohnen die Liebe des Troubadour.

Dort, wo ſchroff der Felſen raget
An dem Ufer, ſteht der Sänger,
Seine Stimme zärtlich klaget,
Lauter als die Brandung, bänger:
O höre, o höre mich Blancheflour,
Dich rufet die Liebe des Troubadour!

Sieh, ein weißes Segel hebet
Fern ſich aus des Meeres Wogen,
Und es kommt herangeſchwebet
Wie von ſeinem Lied gezogen!
Und lauter noch rufet er: Blancheflour,
Dich beſchwöret die Liebe des Troubadour!

Ja ſie iſts! — und zitternd breitet
Er die Arme zu ihr über,
An des Felſen Rand er ſchreitet,
Stürzet ſchreiend ſich hinüber:
Viel tiefer als Meer iſt, Blancheflour,
Zu dir die Liebe des Tronbadour!

Wild der Brandung Fluthen toben
Und es thürmen ſich die Wellen,
Stürme haben ſich erhoben,
Die am Strand das Schiff zerſchellen. —
Verſchlungen das Meer hat jede Spur —
So endet die Liebe des Troubadour.

Aus G. O. Marbach's:
„Buch der Liebe."

Ha wie ſoll ich all mein Glück verkünden,
Meine holde, liebe, ſüße Braut!
Welche Wonnen ſich mit dieſem Laut,
Dieſem ſchönen einzigen verbinden!

Nimmer fühl ich nun der Zeit Entſchwinden,
Weil die Liebe ew'gr Jugend thaut;
Und mein Auge, das in deines ſchaut,
Muß für alles Irdiſche verblinden!

Drum auch malt mit Flügeln man die Liebe,
Die ſie über alle Himmel tragen;
Malt den Gott der ewig jungen Triebe

Blühend ſtets in ewger Jugend Tagen;
Legt dem Gott ums helle Aug die Binde,
Daß er für die Erdenwelt erblinde.

Wann der Tod ſich wird zum Leben paſſen,
Wann mein ewger Geiſt ſich wird entwöhnen,
Frei zu athmen in dem Reich des Schönen
Werd ich dich und meine Liebe laſſen.

Kann, o ſprich, die Luſt das Leben haſſen,
Kann die Aeolsharfe wohl ertönen,
Ohne ſich dem Windshauch zu verſöhnen, —
Kann mein Herz ſich ohne Liebe faſſen?

Kann ich leben und mich ſelbſt veachten?
Und der Geiſt, der in mir lebt und waltet,
Iſt er denn ein andrer als der deine?

Was die Weiſen Weiſeſtes erdachten,
Hat durch dich ſich gotthaft mir geſtaltet:
Ewig lebt die Gottheit, nicht im Scheine!

Wie ſoll den Reiz ich deiner Augen künden,
Drin eine zauberreiche Welt ſich malet?
Seit ſie ins Auge leuchtend mir geſtrahlet,
Muß jeder Glanz der Erdenwelt erblinden.

Was ſchön und reizend, mußte ſich verbinden:
Das dunkle Blau, das Frühlingshimmel malet
Die Gluth, in der Arabiens Sonne ſtrahlet, —
Um Stoff zu dieſer Augen Bau zu finden.

Doch wo iſt ihre Zauberkeaft entnommen,
Wo ihre Huld und Anmuth hergekommen? —
Erblindend hat Gott Amor ſie gegeben!

Was Wunder nun, wenn mir das Herz entbronnen,
Seit ich ſie ſah, in Wehen und in Wonnen,
Wie irdſche Luſt und Freude nicht ſie geben!

O könnt ich dich auf Königsthrone heben,
Mit meiner Hand dir reichen Millionen,
Um deine treue Liebe zu belohnen! —
So hab ich nur die Leier und mein Leben!

Doch iſt mein Leben deinem Dienſt ergeben,
Und wo nur fühlend Menſchenherzen wohnen,
Soll dein geliebter holder Name thronen:
Dieß ſei des Liedes einzig würdig Streben.

Vor jener Laura, die Petrark geſungen
In Liedern, die nie Gegenlieb errungen,
Und die nur ſeufzen, die nur klagen können,

Soll würdiger man deinen Namen nennen;
Weil deinem Sänger Lied um Lied du weiheſt
Und ſeinen Liedern kühnern Schwung verleiheſt.

Käm nun ein Gott und wollte mich erhören,
Und eine Krone und ein Reich mir bringen
Und Geld und Gut zu allen irdſchen Dingen; —
Ich ſollte nur nie mehr zu dichten ſchwören:

Nicht würde mich der falſche Schein bethören!
Dürft ich nicht dich und meine Liebe ſingen,
Und wär gelähmt an meines Geiſtes Schwingen:
Wie Gold und Kronen jeden Reiz verlören!

Denn Gold und Kronen heben aus dem Staube
Nur Augenblicks, ſind bald der Zeit zum Raube:
Doch wem Geſang ein Gott ins Herz gegeben,

Digitized by Google

Der ſchaffet ſich und Andern ewges Leben.
In Staub verſinken ſtolze Königsthrone,
Doch ewig grünt des Sängers Lorbeerkrone.

Noch nicht entflieh, geliebte Seele, bleibe!
Was willſt du ohne mich im Weltenrunde?
Es ſchmerzt im Herzen dich die Trennungswunde,
In welchen Himmel dich die Sehnſucht treibe.

Ich ranke feſt an deinem ſüßen Leibe
Und ruh auf deinem Mund mit meinem Munde; —
So komme ſie, des Lebens letzte Stunde,
So mir als dir, dem heißgeliebten Weibe!

So Bruſt an Bruſt! — ich ruhe ſelig trunken,
Dein Athem zieht in mich, und unbewußt
In meinen Augen deine Augen träumen.

Und ſtill verglimmt des Lebens letzter Funken
In dir und mir — — an Einer Mutter Bruſt
Ruhn ſchlammernd wir in Himmels lichten Räumen.

Wie ich dich liebe, könnt ich dirs doch ſagen!
Könnt ich das Wort in meinem Buſen finden!
Es würde mir der Trennung Schmerzen linden,
Könnt ich mein Herz auf meinen Lippen tragen.

Wie ſich der Himmel wölbt in Blüthentagen,
Vor ſeiner Sonne Erdennebel ſchwinden,
Die irdſchen Augen, die ſie ſehn, erblinden,
Und duftge Blumen blühn, die ſchlummernd lagen:

So iſt mein Buſen blaues Himmelszelt,
Und er umſchließet eine ſelge Welt;
Es glüht mein Herz wie Frühlingſonne glühet,

Es blüht mein Lied wie Frühlingsblume blühet, —
Der Gott, der dieſe Welt erſchuf, biſt du; —
Dir glüht mein Herz, blühn meine Lieder zu!

Todt! todt! — ich Narr, nicht glaub ich, was ich ſage, —
Mein Licht erloſchen; todt, mein Leben todt!
Erſtarrt der Puls, das Blut, ſo heiß, ſo roth,
In dieſes dieſes Herzens letztem Schlage.

Weh mir, weh mir! — nein ſtill, was ſoll die Klage?
Hier iſt nicht Schmerz, nicht Gram, nicht Leid, nicht Noth,
Hier iſt nichts — nur ein leeres Nichts — der Tod —;
Faſſ es mein Haupt, mein Geiſt — das Nichts ertrage!

Was wollt ihr — warum weint ihr? Fort, fort, fort
Ihr Schatten! — Nichts iſt hier an dieſem Ort, —
Als nur wir zwei und beide nur ein Wort! —

Ein Wort — ein leeres Wort — ein eitler Schein —
Kein Sinn darin. — Was ſoll der leere Schrein? —
Das leere Doppelwort, legt es hinein!

Da ſteh ich, ganz allein mit meinem Jammer!
Noch ſchlägt das kranke Herz mir in der Bruſt,
Ob auch erſtorben meines Lebens Luſt
Mit ihr, die ſchlummert in des Todes Kammer.

Was willſt du ferner in der Welt, Einſamer? —
Dein Aug iſt müd, dein Sinn nur grambewußt,
Die Luft, von der du zehrſt, iſt Grabesduſt,
Dein Herz, es ſchwingt zu deinem Sarg den Hammer.

Heut laßt mich weinen, weinen heiße Thränen,
Gönne mir nur heut ein wildes Todesſehnen,
Als dürft ich ganz in Thränen mich ergießen;

Als hätt ich meines Lebens Ziel gefunden
Und dürfte nun verbluten an den Wunden,
Und von ihr träumend ſtill das Auge ſchließen.

Das Auge, welches gotthaft mich entzückt,
Es iſt erloſchen in des Todes Nacht.
Der Mund, der ſüß geküßt, gekoſt, gelacht,
Des Todes Ernſt iſt ſtarr ihm aufgedrückt.

Das warme Leben, das ſo hold geſchmückt
Den ſüßen Leib, entflohn iſt ſeine Macht;
Tief in des Grabes ſchaurig dunklem Schacht
Ruht Alles Alles, was mich einſt beglückt!

Was ſoll nun ich in dieſes Lebens Tagen?
Troſtlos verzweifeln, härmen, weinen, klagen? —
Nein frei zum Himmel auf das Auge ſchlagen! —

Wer treu geliebt, wie du, muß ewig leben;
Die Liebe wird Unſterblichkeit uns geben,
Tod iſt die Lüge, Wahrheit iſt das Leben!

Nicht hat der Tod dich Theure mir entwunden
Hab ich doch deinen Geiſt in mich geſogen;
Aus deinem Aug in meins iſt er geflogen
Und hat im Herzen liebe Stätte funden.

So iſt auch meine Seel an dich gebunden
Und iſt dir gern und willig nachgezogen;
Du ſchlummerſt ſüß, weil Träume dich umwogen,
Die deiner Liebe ſüßes Glück bekunden.

Du träumſt von Leben und dein Traum iſt Wahrheit;
Ich ſehe wachend Tod, mein Wachen lügt;
Doch träumend ſchau ich dich in Lebensklarheit.

So muß uns beide denn der Traum beglücken,
Bis beim Erwachen, welches nicht mehr trügt,
Lebendig Geiſt den Geiſt ſchaut mit Entzücken.

Dſchelal-eddin-Rumi.

Nicht mehr im Kreis der munteren Geſellen
Schmeckt mir des Weines goldner Labetrank;
Nicht will ſein Geiſt mehr Kopf und Bruſt mir hellen,
Nicht weckt er mich zu frohem Feſtgeſang.
Ich trink und trink und dumpfe Seufzer ſchwellen
Die Bruſt mir auf mit namenloſem Drang.
Wenn hell die Becher aneinander ſchellen,
Klingt meiner dumpf, als ob er jüngſt zerſprang;
Wenn laut der Brüder luſtge Kehlen gellen,
Gibt meine Bruſt nur disharmonſchen Klang.
Gelähmt des Geiſtes Flügel, die einſt ſchnellen,
Find ich den Tag, find ich die Nacht zu lang.
Wer führet mich zu neuen Feuerquellen,
Darin mein Herz geſunde, welches krank?
Wer ſagt es mir, wo rauſchen Lebenswellen?
Den Becher füll er mir und habe Dank!

Suleima.

Nicht Edelſtein und Perlen mehr gefallen
Dem Auge, das ihr Schein ſonſt blendete.
Wie von dem Baum die duftgen Blüthen fallen,
So meines Herzens Frühling endete.
Vom Eitlen in den irdſchen Freuden allen
Mein Herz ſich ab zum Hohern wendete.
Und doch, wo iſt es, was des Buſens Wallen
Beruhigend mir Wonne ſpendete?
Leer, unermeßlich ſind des Himmels Hallen,
Wohin das Aug ich hoffend ſendete!
Nur bei dem ſüßen Lied der Nachtigallen
In ſüßes Weh mein Harm verendete:
Wo iſts, was iſts, davon die Lieder ſchallen,
An das ich gern mein Herz verſchwendete?!

Dſchelal-eddin-Rumi.

Als die Sonne geſtern niedergangen,
Iſt ein ſchöner Stern mir aufgegangen.
Was mich dumpf drengte, jenes Bangen
Iſt zu ſüßer Luſt mir aufgegangen.
Und der Geiſt, der in mir lag gefangen,
Iſt zu friſchem Leben aufgegangen.

Digitized by Google

Jenen holden Stern mir zu erlangen,
Wird von mir zum Himmel aufgegangen.
Suleima ſah mich, auf ihren Wangen
Iſt ein helles Glühen aufgegangen,
Aus den Augen lichte Funken ſprangen;
Und ſo iſt mir klärlich aufgegangen:
Aus dem Herzen jene Gluthen drangen,
Wo ein helles Funer aufgegangen. —
Binden will ich ſie mit goldnen Spangen:
Liebesknoten, nie noch aufgegangen,
Sollen ſchlingen ſich um ſie wie Schlangen —
Lieder, die im Herzen aufgegongen!
Lider, wie noch nie zur Laute klangen,
Sind ein Saatfeld in mir aafgegangen.

Suieima.

Als der Abendſonne Strahlen ſanken —
Welche Flammen auf mich niederſaukẽn
Aus den Augen jenes hohen ſchlanken
Jünglings! — Tief ins Heez mie niederſanken
Jene Flammen, welche gierig tranken
Meine Augen, bis ſie niederſanken; —
Doch ich glühte und begann zu wanken,
Faſt gelähmt die Glieder niederſanken.
Und nun ſinn ich lange in Gedanken,
Welche Zauber auf mich niederſanken? —
Soll ich klagen, jubeln, ſchmähen, danken? —
Seligkeiten ſinds, die niederſanken
Mir vom Himmel, — kann mein Herz noch ſchwonken? —
Liebesflammen ſinds, die niederſanken!
Ja, die Seele ſehnt ſich feſtzuranken
Aa dem Jüngling — vor ihm niederſanken
Stolz und Muth — und nur dee Sitte Schranken
Wehrten, daß die Glieber niederſanken!

Dſchelal-eddin-Rumi.

Leiſe ſchlich ich, mein Gewand es rauſchte,
Doch Suleima hört es nicht, ſie lauſchte —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Als mein Ohr ich an die Laube legte,
Laut im Buſen mir das Herz ſich regte —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Horch, Suleima regt ſich; aus dem Herzen
Windet ſich ein „Ach“ voll Luſt und Schmerzen —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Und die Zweige dräng ich leis zurücke,
„Ja ſie iſts!“ flüſtr ich in meinem Glücke —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Hörte ſies? — ſie horcht — ach ſich erhebend
Flieht ſie ſchnell; ich bleibe, liebebebend
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Eh ich heimwärts meinen Schritt gerichtet,
Hat, Suleima, Rumi dir gedichtet —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.

Suleima.

In den Blättern Zephirs Säuſeln rauſchte
In der ſtillen Laube lag ich, lauſchte:
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Und das Haupt ich an die Blumen legte,
Dein gedenkend laut das Herz ſich regte —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Horch, „Sie iſts!“ ſo klangs zu Ohr und Herzen,
Leiſe hingehaucht in Luſt und Schmerzen —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Und — er iſts! — tönts in der Bruſt zurücke,
Jubelnde Gewißheit meinem Glücke —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Dennoch floh ich, eilend mich erhebend,
Flog ich aufgeſchreckt, doch liebebebend —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.
Ob ich floh — zu dir doch einzig richtet
Sich das Herz; dir, Freund, Suleima dichtet —
Wie die Nachtigall der Roſe Liebe ſingt.

Dſchelal-eddi Rumi.

Faßt ich endlich dich,
Flüchtige Gazelle?
Warum flohſt du mich,
Flüchtige Gazelle?
Warum pocht dein Herz,
Flüchtige Gazelle,
Wie in Todesſchmerz,
Flüchtige Gazelle?
Warum glüht dein Blut,
Flüchtige Gazelle,
Wie in Lebensgluth,
Flüchtige Gazelle?
Ja verenden ſollſt an meiner Bruſt,
Flüchtige Gazelle!
Auferſtehn zu ewger Liebesluſt,
Flüchtige Gazelle!

Suleima.

Warum folgſt du mir,
Kecker Jägersmann?
Sag, was that ich dir,
Kecker Jägersmann?
Laß mich, laß mich frei,
Kecker Jägersmann;
Wähn nicht, dein ich ſei,
Kecker Jägersmann!
Willſt du Liebesdank,
Kecker Jägersmann;
Sei es frei und frank,
Kecker Jägersmann!
Willſt mein Herz als Beute du dir nehmen,
Kecker Jägersmann,
So verſuch durch Milde mich zu zähmen,
Kecker Jägersmann!

Dſchelal-eddin-Rumi.

Berühret hab ich deines Mandes Saum,
Und zweifle, wars im Wachen, wars im Traum.
Gekoſtet hab ich deiner Lippen Rand —
Vor meinem Blick das Irdiſche entſchwand!

O laß noch einmal deinen Mund berühren,
Mich wachend meines Glücks zu überführen; —
Laß ſaugen mich an deines Mundes Becher,
Daß ich mich trunken fühl ein Nektarzecher!

Suleima.

Als du berührteſt meines Mundes Saum,
Da ward ich eingewiegt in holden Traum.
Als du gekoſtet meiner Lippen Rand,
Sich ſelbſt verlierend meine Seele ſchwand!

Nun ſcheint mein vorig Sein in Nichts zerronnen,
Ein neues ſchönes Leben hat begonnen. —
So nimm bewußt, nimm Mund, nimm Seele hin,
Weil ich durch dich aufs neu geboren bin.

Dſchelal-eddin-Rumi.

Suleima, Liebe ſchwörſt du mir,
Doch ſchwörſt du mir auch Treue?
Was ich verlange, ſag ich dir,
Auf daß dich nichts gereue.

Die Lieb iſt leicht, die Treue ſchwer;
Die Zeit ein böſer Geſelle;
Sie bringt die grauen Haare her,
Und Liebe ſchwindet wie Welle.

Suleima.

Ei weiſer Mann, was begehrſt du von mir?
Soll ich heut ſchon denken an morgen?
Behagen dieſe Tage dir,
Was verdirbſt du ſie mit Sorgen?

Was Liebestreu! — So lang ich dich lieb,
Sollſt du es einmal wagen
Treulos zu ſein: du haſt genug
An Einer Liebe zu tragen!

Dſchelal-eddin-Rumi.

Ich ſih an dir in Fleiſch und Bein,
Die allertiefſten Gedanken:
In jegliches deiner Glieder ein
Unſterbliche Geiſter ſanken.

Je länger ich dein Antlitz ſchau,
Deſto mehr wächſt meine Erkenntniß:
Es wird für mich dein Gliederbau
Zum vollſten Gottbekenntniß.

Suleima.

Seit ich dich liebe, ſcheint die Welt
Mir ſchön und unvergleichlich —
Was Höchſtes, Tiefſtes ſie enthält,
Iſt meinem Geiſt erreichlich.

Nun iſt das Aug mir aufgethan,
Die Schönheit zu erkennen,
Nichts iſt, wohin die Augen ſahn,
Bedeutungslos zu nennen.

Dſchelal-eddin-Rumi.

Kurze Tage, lange Nächte
Sind mein Loos in dieſen Zeiten;
Aber meine nicht, ich dächte
Andres Loos mir zu bereiten.

Alſo licht ſind meine Tage,
Daß ſie gänzlich mich durchleuchten,
Und ich ſelber dann zum Tage
Um mich kann die Nacht erleuchten.

Aus zwei reichen Feuerquellen
Strömt mir klares Licht entgegen;
Meine Tage zu erhellen, —
Ueberreicher Strahlenſegen!

Suleima.

Mir iſt ganz die Zeit entſchwunden
Ewigkeit mir aufgegangen,
Seit ich dich mein Licht gefunden,
Seit der Liebe Quellen ſprangen.

Alſo iſt dem Fiſch zu Muthe,
Wenn er ſich im Waſſer fühlet;
Alſo iſt dem Aar zu Muthe,
Wenn er ſich in Lüften fühlet.

War ja elend ſchier verkommen,
Bis mein Element ich funden:
In dein Herz nun aufgenommen,
Fühl ich gänzlich mich geſunden.

Dſchelal-eddin-Rumi.

Feſt an deine lichten Augen
Will ich mich mit meinen Augen,
Reizende Suleima, ſaugen;
Dürſtend ihre Strahlen trinken,
Daß ſie reichlich niederſinken
In die Bruſt und mir durchſonnen
Ganz das Herz, den Liederbrunnen.
Dieſes Herz, das ganz zerſchmolzen
Iſt durch deinen Blick, den ſtolzen,
Gleicht dem Demant doch, der immer
Zeigt im Dunkeln noch den Schimmer
Von dem Licht, das ihn beſchienen:
Alſo ſoll mein Herz mir dienen,
Um in dunkler Nächte Grauen
Hoffnungſchimmer noch zu ſchauen —
Lichten Tages Dämmrungsgrauen.

Suleima.

Selig möcht ich in die Tiefen
Deiner Augen mich vertiefen,
Theurer Mann! in dieſen Tiefen
Seh ich eine Welt ſich regen,
Hold in Anmuth ſich bewegen.
Und ſie ſcheinet zwar zu gleichen
Dieſer äußern Welt, doch reichen
Irdiſche Geſtalten nimmer
In der Erdenſonne Schimmer
Hin zu dieſen ſelgen Bildern,
Die in deinem Aug ſich ſchildern.
Doch zu blendend Licht ergießen
Die Geſtalten, die hier ſprießen,
Und ich muß die Augen ſchließen.

Dſchelal-eddin-Rumi.

Komm her, Suleima, ruh an meiner Bruſt —
O fühle, wie ſie pocht in ſelger Luſt!
Du biſt der Ordensſtern an meiner Bruſt —
O fühle, wie ſie pocht in ſelger Luſt!
Du biſt der Harniſch, der mir ſchirmt die Bruſt —
O fühle, wie ſie pocht in ſelger Luſt!
Du biſt die Sonne an der Erde Bruſt —
O fühle, wie ſie pocht in ſelger Luſt!
Du biſt die Gottheit an der Schöpfung Bruſt —
O fühle, wie ſie pocht in ſelger Luſt!

Suleima.

Ich ſinke willig hin an deine Bruſt —
O ſiehe, wie ich glüh in ſelger Luſt!
Ich bin das Kindlein an der Mutter Bruſt —
O ſiehe, wie ich glüh in ſelger Luſt!
Ich bin die Roſe an des Sängers Bruſt —
O ſiehe, wie ich glüh in ſelger Luſt!
Ich bin das Morgenroth an Tages Bruſt —
O ſiehe, wie ich glüh in ſelger Luſt!
Ich bin die Welt an ihres Gottes Bruſt —
O ſiehe, wie ich glüh in ſelger Luſt!

Dſchelal-eddin-Rumi.

Daß mich Suleima liebt, weiß alle Welt —
Sag an, mein Lied, ob dir es wohlgefällt?
Sie kennt den Seufzer, der die Bruſt dir ſchwellt —
Sag an, mein Lied, ob dir es wohlgefällt?
Sie kennt das Licht, das dir das Aug erhellt —
Sag an, mein Lied, ob dir es wohlgefällt?
Sie weiß, daß dich mein Arm umſchlungen hält —
Sag an, mein Lied, ob dir es wohlgefällt?
Daß Tag und Nacht du liebend mir geſellt —
Sag an, mein Lied, ob dir es wohlgefällt?
Ich ſelber bins, ders ihr im Liede meld —
Sag an, mein Lied, ob dir es wohlgefällt?

Suleima.

Was ſagt die Welt, wer ich, Suleima, bin?
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Ob ſie mich ſchmähet in verwirrtem Sinn —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Wenn ſie dich nimmt als ihren König hin —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Es ruht die Welt in deinem Liede drin —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Verewigt liegt die endliche darin —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Einſt, wenn ich längſt in Staub zerfallen bin —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!

Dſchelal-eddin-Rumi.

Mein erſter Himmel iſt dein Gang,
Den in der Ferne ich vernehme;
Von Weitem deiner Stimme Klang —
O daß ſie nah und näher käme!

Mein zweiter Himmel iſt ein Blick,
Aus deinen lieben frommen Augen;
O welch ein namenloſes Glück
An dieſem Quell ſich feſtzuſaugen!

Mein dritter Himmel iſt die Hand,
Die in der meinen ruht und leiſe
Durch einen Druck mir ſagt: Ein Band
Verbinde uns, das nimmer reiße.

Mein vierter Himmel iſt das Wort,
Das ſüße Wort von deinem Munde:
Ich liebe dich! — o immerfort
Tönt in mir dieſe ſüße Kunde.

Mein fünfter Himmel iſt ein Kuß,
Der innig Lipp an Lippe glühet,
Mit welchem — himmliſcher Genuß! —
Ganz deine Seele in mich ziehet.

Mein ſechſter Himmel: Arm in Arm
Verſchlungen Herz am Herzen beben
An deinem Buſen, lebenswarm,
Vergeh ich allem Erdeleben.

Doch aller Himmel Seligkeiten
Umfaßt der Himmel ſiebenter;
Die andern all läßt fern im Weiten
Der Himmel wahrhaft Liebender.

Ich ſinke dir zu Füßen hin,
Drück deine Hand an meine Bruſt;
Verehrung, Andacht füllt den Sinn —:
So rein iſt Gottes Liebesluſt.

Suleima.

Du zählſt der Himmel ſieben, ich nur Einen;
Der biſt du ſelbſt, Geliebter! Aug und Mund
Und Stimm und Hand ſind nur der Engel Bund,
Die dienend um den höchſten Thron erſcheinen,
Rings um dein Herz! Dort thron ich wonneſelig,
Und dieſen bald, bald jenen Engel wähl ich,
Daß er das Lied mir ſingt, das Götter nährt,
Das kurze Lied, das Ewigkeiten währt:
Ich liebe dich!
Ich liebe dich!

Dſchelal-eddin-Rumi.

Silberlocken wenige
Glänzen mir um kahlen Scheitel krauſend;
Gleichend einem Könige
Zähl ich meiner Schüler mehr als tauſend,
Die von Oſt und Weſten zu mir kamen,
Denn ſie preiſen mich mit dieſem Namen:
Dſchelal-eddin-Rumi den Weiſeſten.

Einſt das ſchwarze, lockige
Haar ſich kräuſelte um Stirn und Nacken,
Und der Bart, der flockige,
Keimte bräunlich mir um Kinn und Backen.
Da im Kreiſe übermüthger Zecher
Saß ich, und ſie nannten mich beim Becher:
Dſchelal-eddin-Rumi den Dürſtenden.

Sonnen zwei entzündeten
Mir das Herz; als ſich darauf zuſammen
Lied und Lied verbündeten,
Setzten Welt und Herzen ſie in Flammen.
Mit der Liebe Eine ich beglückte,
Mit dem Liede Alle ich entzückte —
Dſchelal-eddin-Rumi der Liebende.

Suleima, die reizende,
Hat im Tod ihr flammend Aug geſchloſſen:
Heiße Thränen beizende
Sind, ihn bleichend, in den Bart gefloſſen.
Tag und Nacht des Grames unvergeſſen,
Stumm und bleich, ſo hab ich da geſeſſen —
Dſchelal-eddin-Rumi der Trauernde.

Doch der Geiſt, der mächtige,
Regt unſterblich ſeine kühnen Schwingen;
Die Natur, die prächtige,
Kann er ſelbſt gebären wie verſchlingen:
Und ſo bin ich, mich in ihr erſchauend,
Und aus mir unſterblich ſie erbauend —
Dſchelal-eddin-Rumi der Weiſeſte.

Und der ſilberblühende
Scheitel birgt ein Leben, das nie altet,
Und das Herz, das glühende,
Nicht in Grabes feuchtem Sand erkaltet.
Raum und Zeit ſind Tand und nimmer end ich;
Mach einſt mich, ſie und die Welt lebendig —
Dſchelal-eddin-Rumi der Göttliche.

Der Pietiſt*).

Während meiner Studienzeit in Halle lernte ich einen jungen Mann kennen, welcher durch ſein vortheilhaftes Aeußere und ſein liebenswürdig gewandtes Benehmen Jedermann bei dem erſten Zuſammentreffen für ſich einnahm. Er war der Sohn eines bereits vor einigen Jahren geſtorbenen Advocaten in Hamburg und ſtudirte in Halle, um ſich ſpäter dem einträglichen und ehrenvollen Berufe ſeines Vaters zu widmen. Der Vater, ein Lebemann, hatte ſeinem einzigen Sohne kein eben anſehnliches Vermögen hinterlaſſen; daſſelbe, aus einigen Tauſend Thalern beſtehend, reichte jedoch um ſo mehr vollkommen zur Ausbildung des jungen Mannes für deſſen ſpäteren Beruf aus, als auch die Mutter deſſelben bereits aus dieſem Leben geſchieden war. Mein Freund, Heinrich S., lebte nun wohlgemuth und unbeſorgt hin; er war in jeder Beziehung ein flotter Student. Sein von Jugend auf gebildeter Sinn hielt ihn von allen gemeinen Vergnügungen zurück, und ſein friſcher Lebensmuth machte ihm das kopfhängeriſche Weſen verhaßt, das damals eine Geſellſchaft der Studirenden angenommen hatte, welche die Worte Tugend und Vaterland als Embleme führte. Seine großſtädtiſch noble Geſinnung, ſein ſtets vortrefflich beſtellter Wechſel, mit dem er trotz ſeines leichten Sinnes gar wohl hauszuhalten verſtand, ſeine ſtattliche ſchlanke Geſtalt, ſein entſchiedenes und doch beſcheidenes Weſen, ſein, ich möchte ſagen, ritterlich muthiges und gewandtes Benehmen, die Vollkommenheit, mit welcher er die Waffen zu führen und ſein Pferd zu produciren verſtand — alles dieſes hatte die natürliche Folge, daß ſich ein ziemlich anſehnlicher Kreis der Studirenden an ihn anſchloß und ihm nacheiferte. Es waren größtentheils junge Männer, welche einen oder mehre der Vorzüge meines Freundes theilten und, theils um Zudringliche und in ihre Geſellſchaft nicht Paſſende von ſich abzuhalten, theils um dem Vereine, in welchem ſie ſich glücklich fühlten, in der Studentenwelt eine Bedeutung und Anerkennung zu verſchaffen, welche er verdiente, erklärten ſie denſelben unter dem Namen der Hanſeaten für eine landsmannſchaftliche Verbindung und erkannten Heinrich S. einſtimmig als deren Vorſteher oder Senior an.

Ich ſelbſt, obgleich allen Mitgliedern jener Verbindung und namentlich ihrem Vorſteher innig befreundet, trat doch nicht in dieſelbe ein; denn die kurze Zeit, welche ich noch auf der Univerſität zuzubringen hatte, mußte ich faſt ganz einem emſigen Studium widmen, um mich auf mein Examen vorzubereiten. Unter ſolchen Verhältniſſen wurde mein Umgang mit S. ſeltener; denn was uns früher enger an einander geknüpft hatte, war das gemeinſame Intereſſe an der Pilosophie geweſen. S. hatte ſich namentlich der neueren Philoſophie mit einer Leichtigkeit bemächtigt, welche ich an ihm bewunderte. Während ich kein Ende finden konnte in Verfolgung der Ideen, welche dieſe Philoſophie aufregte, wußte S. den Principien derſelben eine praktiſche Seite abzugewinnen, indem er die Theorie fallen ließ. So mußte ihm die philoſophiſche Ueberzeugung jetzt dazu dienen, um ihm unter den Freunden ein durch Entſchiedenheit imponirendes Anſehn zu geben; aber hierin ſchien ſich auch ſein Intereſſe an ihr aufgehoben zu haben. Ich äußerte ihm meine Beſorgniß, daß ihn die Studentenverbindung von ſeinen Studien abziehen würde. „Deſto beſſer," war ſeine Antwort, „die Richtung hat mir die Wiſſenſchaft gegeben, das iſt genug; die wahre Ausbildung fürs Leben gibt nur das Leben ſelbſt." — „Dann müßte dieſes auch ſtark genug ſein uns die Richtung zu

*) Novelle von G. O. Marbach („Jahreszeiten. Frühling 1839." Leipzig 1839).

geben." — „Ja, wenn uns nicht von Anfang eine ſorgfältige Erziehung zur Lüge gegen uns ſelbſt gemacht hätte. Dieſe Lüge überwindet das Leben nicht, denn es wird durch dieſelbe verpeſtet. Den Fluch, den die Verſtandesbildung über uns gebracht hat, kann nichts heilen als dieſe ſelbſt, ſie in ihrer Vollendung als Philoſophie. In der Philoſophie vernichtet der Beſtand ſich in ſich ſelbſt, und Leben und Thatkraft ſind gerettet, — wenn man nicht in die neue Thorheit verfällt, das Mittel ſelbſt zum Zweck zu machen. Jetzt erkenne ich klar, welch ein in mir ſelbſt in Sentimentalität, lauter verfluchtes Floskelweſen verlogner Menſch ich war, bis mir die Philoſophie das Hien purgirte — aber ich würde nur in die entgegengeſetzte Krankheit verfallen, wenn ich das wohlthätige Purgiermittel zu meiner täglichen Nahrung machte." — Als ich Halle verließ, begleitete mich S. bis Leipzig, wo wir noch einige frohe Tage mit einander zubrachten und dann nach einer herzlichen Umarmung ſchieden. Wir hatten uns vorgenommen einen lebhaften Briefwechſel zu führen. Gleich nach der Ankunft in meinem Vaterland übernahm ich aber ein Schulamt, und die Geſchäfte, welche mir dieſes brachte, hielten mich ab Wort zu halten, während S., wie ich nachher erfuhr, durch Conflicte, in welche die von ihm repräſentirte Verbindung gerieth, ſeinerſeits zu ſehr in Anſpruch genommen wurde, um ans Briefſchreiben zu kommen.

Verſprechungen, welche in der Folge nicht gehalten wurden, veranlaßten mich zwei Jahre nachher mein Vaterland zu verlaſſen und mich bei der Univerſität zu habilitiren. Ich kam bei dieſer Gelegenheit wieder nach Halle und erkundigte mich ſogleich angelegentlich nach meinem Freunde S. Nichts konnte ich von ihm erfahren, als daß er in Folge einer gegen die Studentenverbindungen eingeleiteten Unterſuchung, als Vorſteher einer dieſer Verbindungen relegirt worden ſei. Ueber die Folgen, welche dieſe Strafe für den talentvollen Jüngling gehabt haben konnte, war ich um ſo ruhiger, als ich aus früheren Mittheilungen wußte, wie wenig man in der freien Stadt Hamburg auf die Strafe der Relegation Werth legte, wenn dieſelbe nicht in Folge eines wirklich unſittlichen Vergehens verhängt worden war.

In Leipzig kam ich wenig aus, weil mich die Vorbereitungen zu meinem neuen Berufe vielfach beſchäftigten. Eines Tages aber gehe ich zur Erholung um die Promenade, nachdenklich vor mich hinſehend, als ich meinen Namen rufen hörte; im nächſten Augenblicke lag S. in meinen Armen. Meine Freude war groß, aber eben ſo groß mein Schreck, als der Freund nun zurücktrat. Aus dem blühenden, lebensfriſchen Jünglinge war in den zwei Jahren ein bleicher abgemagerter Menſch geworden, und ſein Anzug war noch immer ſauber wie ſonſt, aber ärmlich, abgetragen. Als er mein befremdetes und beſorgliches Anſchauen bemerkte, trat eine Thräne in ſein Auge, und mir die Hand reichend,' ſagte er im ſchmerzlichen Tone der Stimme und indem ein zuckendes Lächeln der Verzweiflung über ſein Geſicht fuhr: „Es iſt mir ſchlimm ergangen, ſeit wir uns nicht geſehen!"

Auf meinem Zimmer erfuhr ich hierauf von S., daß er nach der Relegation in Halle, den verzweifelten Entſchluß gefaßt hatte, als Soldat ſein Glück zu verſuchen. Außer der Entfernung von der Univerſität hatte ihn hierbei noch ein Liebesverhältniß beſtimmt, welches er mit einem Mädchen von gutem Naturell, aber geringer Geiſtesbildung angeknüpft hatte, und das ihm um ſo läſtiger geworden war, als ihn das Mädchen mit peinlichen Sorgen wegen der Geſtaltung ſeiner künftigen Lebensverhältniſſe ängſtete. Er hatte den Reſt ſeines Vermögens dazu verwendet, um nach Algier zu reiſen, und war hier in die bekannte Fremdenlegion eingetreten. Die grauſamen Strafen, welche er auszuſtehen hatte, vernichteten ſeine Geſundheit; aber mehr noch wurde ſein Geiſt darniedergedrückt durch die brutale Behandlung, der die Fremden von Seiten der Franzoſen ausgeſetzt waren. Die Franzoſen mißgönnten ihm den Rang eines Unterofficiers und gingen ſyſtematiſch darauf aus, ihn zu Grunde zu richten, indem ſie ihn mit der ſchmachvollſten Willkür in Duelle verwickelten. Nur ſeine Gewandtheit und ſeine Fertigkeit der Waffen hatten ihn gerettet. Er war endlich glücklich, noch einen kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens als Nothpfennig in ſeinem Torniſter verborgen zu haben, der ihm nun in das Vaterland zurück half. Vor einigen Tagen erſt war er bankerot an allen Lebenshoffnungen in Leipzig angekommen.

Ich überzeugte ihn bald, das Einzige, was er unter dieſen Umſtänden thun könne, ſei, den früheren Lebensberuf wieder aufzunehmen; aber er geſtand mir, daß er in Halle wegen der allzuvielen Zerſtreuungen wenig für das juriſtiſche Studium habe thun können, und um aufs Neue eine Univerſität zu beſuchen fehle es ihm an Geldmitteln. Obgleich ich nun ſelbſt nicht in glänzenden Umſtänden war, ſo behielt ich doch den Freund bei mir und es wurde beſchloſſen, daß er, der von Jugend auf mit den neueren Sprachen ſich angelegentlich beſchäftigt hatte, durch Privatſtunden, vielleicht auch durch Ueberſetzungen ſich einigen Verdienſt verſchaffen, dabei aber eifrig ſeinem Studium obliegen ſolle. Das Liebesverhältniß, welches er früher in Halle unterhalten hatte, durfte ihm keine Sorge mehr machen; denn wir erfuhren, daß ſich jenes Mädchen vor Kurzem mit einem Prediger aus der Umgegend von Halle verlobt habe. Mit den Ueberſetzungen ging es beſſer, als wir gedacht hatten; ſie waren correct und gewandt und bald bekam er mehr Aufforderungen von Buchhändlern, als er anzunehmen vermochte. Zugleich gewann er auf dieſe Weiſe ein redliches Auskommen; aber ich bemerkte mit Mißfallen, daß über den Ueberſetzungen das juriſtiſche Studium gänzlich verſäumt wurde. Ich mußte die Bemerkung machen, daß der ernſt wiſſenſchaftliche Sinn aus meinem Freunde, der übrigens zu ſeiner frühern Lebensfriſche und Liebenswürdigkeit zurückgekehrt, gänzlich gewichen war. Ihn feſſelten nur die Aeußerlichkeiten des Lebens.

In dieſer Zeit unternahmen wir zuſammen eine Vergnügungsreiſe nach Dresden. Wir reiſten mit dem Eilwagen und kamen in eine Beichaiſe zu ſitzen, in welcher ſich bereits eine verſchleierte Dame niedergelaſſen hatte, welche unter ihrem Mantel ein Päckchen zu halten ſchien. Meinem Freunde wurde der Platz neben der Dame, mir der Rückſitz angewieſen. Ich machte jene aufmerkſam, daß, da ich die letzte Nummer habe, noch Platz für ihr Päckchen neben mir auf dem Rückſitze bleibe, erhielt aber nur ein Kopfſchütteln zur Antwort. Das Poſthorn blies und wir fuhren ab. Als wir ins Freie gekommen waren, ſchlug die Dame den Schleier zurück und ließ ihr jugendliches und wunderſchönes Geſicht ſehen, in welchem mir jedoch ein beinah feindlicher Zug um die ſchönen Lippen mißfiel. Ich dachte bei mir, die ſchöne Frau müſſe ſchon ſehr trübe und ihr Gemüth bis zum Lebensüberdruß aufregende Erfahrungen gemacht haben, und die Folge beſtätigte meine Vermuthung. Sie würdigte uns nur eines ſehr kalten, ich möchte faſt ſagen, verächtlichen Blickes, und brachte dann unter ihrem Mantel das hervor, was ich für ein Päckchen gehalten hatte. Es war ein niedliches Hündchen, auf der Eilpoſt bekanntlich ein verbotener Artikel. Die Fremde liebkoſte das artige Thier, welches in der friſchen Luft ganz munter wurde, und ſetzte es endlich neben mich auf den Rückſitz, wo es ſich luſtig umſchaute. Bald machte es auch mit uns Bekanntſchaft, ſprang auf unſern Schooß und wurde nur durch ſeine Gebieterin wieder auf den leeren Platz des Rückſitzes verwieſen.

Mein lebensfroher Freund ſuchte die Gelegenheit, welche das Hündchen bot, zu benutzen, um unſere ſchöne Gefährtin in ein Geſpräch zu ziehen, erhielt jedoch nur kurz abſtoßende und endlich gar keine Antworten. Sie legte ſich zum Wagenfenſter hinaus und kehrte ihm den Rücken. Ich lachte; er aber konnte ſeinen Aerger über die Art, mit der ſeine gefälligen Reden abgewieſen worden waren, kaum verbergen. Nach einer Weile mochte der Dame dieſe Stellung läſtig geworden ſein; ſie zog ihren Schleier wieder vor und lehnte ſich zum Schlummer in die Ecke des Wagens. Auch das Hündchen machte es ſich bequem, indem es ſeine Schnauze auf meinen Schooß legte und ſchlief. Es war ein heiterer Sommermorgen, die Luft ſtrich friſch durch unſeren auf beiden Seiten offenen Wagen, und S., um ſeinen Aerger zu verdampfen, zündete eine Cigarre an. Nicht lange, ſo räuſperte ſich die Dame, ſchlug den Schleier zurück und ſagte, indem eine flüchtige Röthe über ihr Geſicht zog: „Mein Herr, ich habe das Recht mir das Tabakrauchen zu verbieten." S. ſah ſie eine Weile ruhig an, warf dann gelaſſen die Cigarre zum Fenſter hinaus und erwiederte, indem ſich ſein Geſicht dunkelroth färbte: „Und ich habe das Recht, Madame, mir den Hund zu verbieten; Sie werden ihn auf der nächſten Station zurücklaſſen!" Auf dieſe Weiſe war nun der Krieg zwiſchen meinen Reiſegefährten erklärt, und ich als neutrale Macht gab mir Mühe lachenden Muthes eine friedliche Uebereinkunft zu vermitteln. Vergebens! die für mich wenigſtens ſehr unliebenswürdige Dame ſchien auf unſere Galanterie zu rechnen, daß wir ihr das Hündchen nicht rauben würden, wollte aber nichts deſto weniger nicht erlauben, daß abwechſelnd einer von uns nur ſo lange Tabak rauchte, als der Wind den Rauch nicht rückwärts triebe. Die Schöne war während meiner Unterhandlungen ſehr lebhaft geworden, S. ſchwieg ärgerlich in ſich brütend. Endlich fragte ich die Fremde, ob ihr denn der Rauch beſchwerlich falle? „Keinesweges," antwortete ſie, „aber ich will, daß man mir die Artigkeit erweiſe, die man mir ſchuldig iſt." Nun wurde ich ärgerlich und ernſt, während mein Freund plötzlich laut auflachte und lachend wiederholte, daß in Wurzen, ſo hieß die nächſte Station, der Hund aus dem Wagen müſſe. Die Dame widerſprach; S. betheuerte, während er nichts deſto weniger mit dem Hündchen ſpielte und es ſcherzend bedauerte. Endlich ſtimmte die Fremde mildere Saiten: ſie wollte erlauben, daß wir Tabak rauchten, wenn ſie den Hund behalten dürfe; nun aber perſiflirte ſie S. mit ihren eigenen vorher ausgeſprochenen Worten, verſicherte ſehr galant,

Digitized by Google

daß er nicht wagen könne, in Geſellſchaft einer ſo fein gebildeten Dame an die Cigarre zu denken, daß er glücklich ſei, ein Mittel gefunden zu haben, mit ihr in ein lebhaftes Geſpräch zu kommen, und daß er ſchon darum auf Zurücklaſſung des niedlichen Thierchens beſtehen müſſe, um ſie in einer Aufregung zu erhalten, welche ſie ſo bezaubernd liebenswürdig mache. „Sie müßten,“ fuhr er fort, „ein Mann ſein, um zu begreifen, wie überirdiſch erhaben die Schönheit einer ſchönen Frau leuchtet, wenn ihre Wangen von Zorn glühen!“ — „Mein Herr, Sie ſind abſcheulich, Sie ſind grauſam!“ — „Grauſam? ja, aber beim Himmel nicht gleichgültig; — ſo wenig wie Sie!“ — „Ich verachte Sie!“ — „Nein, Sie haſſen mich! — geſtehen Sie, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin.“ — „Nur um eines Hundes willen nicht,“ hohnlachte die Schöne. — „Die Urſache iſt gleichgültig, Madame, und ich ſchwöre“ — Das Poſthorn blies, wir waren in Wurzen. S. ſprang ſogleich aus dem Wagen, indeß die Dame eilig ihr Hündchen haſchte, es in den Mantel wickelte und ſich in den Fond des Wagens zurücklehnte. Ich ſah zum Wagen hinaus und bemerkte, wie mein Freund eifrig mit einem Poſtbedienten unterhandelte; er gab ihm Geld und flüſterte ihm noch zu: „Alſo ich verlaſſe mich darauf — in der Stadt Wien. Hier meine Adreſſe.“ S. ging hierauf in das Poſthaus und jener Poſtbediente trat an den Wagen. Er forderte die Dame höflich aber entſchieden auf, den Hund aus dem Wagen zu thun. Sie zögerte; doch in dem Augenblicke fuhr das Hündchen gegen den Fremden pelfernd unter dem Mantel hervor, als ob es die Abſicht des Mannes erkannt hätte. Dieſer hatte es ſchnell ereilt und nahm es trotz ſeinem Widerſtreben aus dem Wagen. Unſere ſchöne Begleiterin fuhr leidenſchaftlich auf, doch ſich ſchnell beſinnend, fragte ſie ruhig: „Sind Sie hier vom Ort?“ — „Ja, Madame.“ — „Nun ſo tragen Sie für das gute Thier Sorge, in einigen Tagen kehre ich zurück und will Ihnen Ihre Mühe reichlich belohnen. Wie iſt ihr Name?“ — „Haben ſie keine Sorge, Madame, ich ſtehe Ihnen für das Hündchen. Mein Name iſt Bortels; Sie können mich jeden Augenblick in der Poſt erfragen.“ — Gleich darauf ſtieg S. wieder in den Wagen und die Reiſe ging fort. Die junge Frau war wie umgewandelt. Lachend empfing ſie meinen Freund: „Nun Sie haben Wort gehalten; ich danke Ihnen für die Lection. Aber ſie ſollen ſehen, daß ich großmüthiger bin, als Sie. Meine Herren, rauchen Sie, ſo viel Ihnen beliebt!“ Wir thaten es natürlich nicht; aber von nun an hatten wir an der jungen Dame die liebenswürdigſte, freundlichſte Reiſegefährtin. Des Hundes wurde mit keiner Sylbe mehr gedacht.

Unaufgefordert erzählte uns die Dame ihre früheren Lebensverhältniſſe. Sie hatte früh ihre Eltern verloren und war von einer älteren Schweſter ihrer Mutter in Leipzig erzogen worden, welche von einer kleinen Penſion lebte, die ſie als Wittwe eines ehemaligen Staatsdieners bezog. Unter ſolchen Verhältniſſen wurde es als ein großes Glück betrachtet, als ſich ein ſehr wohlhabender, ja reicher Mann um die Hand des eben erſt zur Jungfrau heranblühenden Mädchens bewarb. Daß er nebenbei alt, geizig und ein widerwärtiger Sonderling war, wurde über ſeinen Reichthum von der alten Tante überſehen. Sie ſtellte ihrer Nichte die gänzliche Hilfloſigkeit vor, wenn ſie in ihr, der Pflegemutter, der letzten Stütze durch den Tod beraubt würde, ſie machte ihr bemerklich, daß Männer, die erſt in ſpäteren Jahren ſich vermählten, gewöhnlich die beſten Ehemänner wären, weil ſie durch zärtliche Güte den Reiz der Jugend zu erſetzen ſuchen müßten; genug ſie bewog das junge unerfahrene Kind dem alten Galan die Hand vor dem Altar zu reichen. Bettina, ſo hieß die junge Frau, kannte in dem Alter von ſiebenzehn Jahren noch keine Leidenſchaft als die Eitelkeit; Herr Karch, ſo hieß der bejahrte Freier, hatte aus Liebe ſeinen Geiz bewältigt und erfreute ſie mit den reichſten Geſchenken, und ſo war ſie ihm herzlich dankbar und hielt dieſe Dankbarkeit für Liebe. Während des kurzen Brautſtandes war Herr Karch ſo klug, ſeine Zärtlichkeit in ſehr ehrbaren Schranken zu halten, und ſo kam das arme Kind erſt nachdem es zu ſpät war, nachdem die Hochzeit mit großem Glanz vollzogen war, zum Gefühl ihres Elends. Ihr Gemahl, früher Wollhändler, jetzt Gutsbeſitzer, zog mit ihr gleich nach der Hochzeit aufs Land, wurde von Tage zu Tage zärtlicher und filziger, erlaubte der jungen Frau niemals, die Grenzen des einſamen Wohngebäudes und des noch einſamern Gartens an demſelben zu übertreten, und machte durch alles dieſes die junge Frau, welche niemand außer ihm und kaum alle Vierteljahre einmal ihre mütterliche Wohlthäterin zu ſehen bekam, grenzenlos unglücklich. Kaum ein Jahr nach ihrer Verheirathung ſtarb die alte Tante, einſam und verlaſſen von jeder liebevoll pflegenden Hand und mit dem folternden Bewußtſein, das einzige Kind ihrer vorangegangenen Schweſter aus Unklugheit unglücklich gemacht zu haben. Bettina's Loos war indeß einigermaßen leichter geworden durch die heftigen Gichtleiden, von denen ihr ehelicher Tyrann befallen wurde; ſie ertrug jetzt ſeine Grillen leichter, als vorher ſeine Zärtlichkeit. Der Arzt rieth den Gebrauch eines Bades während des Sommers, aber Eiferſucht und Geiz hielten den Alten zurück, und im verfloſſenen Herbſt war er geſtorben.

Bettina hatte ihn bis an ſein Ende treulich gepflegt; jetzt athmete ſie frei auf. Ihre Tante war ſo klug geweſen, Herrn Karch, ehe ſie ſeiner verliebten Leidenſchaft ihre ſchöne Nichte zum Opfer gebracht hatte, zu vermögen, dieſe durch ein Teſtament zur alleinigen Erbin ſeines großen Vermögens zu ernennen; aber wie erſchrak die jetzt ganz einſam in ihrer Unerfahrenheit daſtehende Frau, als ſich gleich auf die abgelauerte Nachricht von Karch's Tode entfernte Verwandte aus Dresden erſt als Leidtragende zum Begräbniß und bald darauf als Univerſalerben producirten. Sie hatten ſchon einen Advocaten mitgebracht, welcher das Teſtament des Verſtorbenen als ungeſetzlich angriff. Die habgierigen Verwandten hatten die Beamten der Güter, ja ſogar den bisherigen Sachwalter Karch's, an welchen ſich die junge Wittwe in ihrer Bedrängniß gewendet, durch Geld auf ihre Seite gebracht, niſteten ſich ohne weiteres auf dem Gute ein und zwangen durch die härteſte Inſolenz Bettina endlich ihr eigenes Haus gänzlich zu verlaſſen. Selbſt vor Gericht zu treten ſcheute ſich die Unglückliche; ihr Sachwalter zuckte die Achſeln und that nichts, „und“ fuhr Bettina fort, welcher über dieſer Erzählung die Thränen in die Augen getreten waren, „ſo habe ich mich denn mit dem einzigen Weſen, welches mir während dieſer Leidensjahre bis heute treu geblieben iſt, aufgemacht, um in Dresden bei einem redlichen und geſchickten Manne, welcher mir von einer Freundin meiner Tante empfohlen worden iſt, Hilfe zu ſuchen.“

S. wurde bei den letzten Worten ſeiner Nachbarin blutroth, ſtürzte mit ſeinem Geſicht auf die Hand derſelben und küßte ſie. „Ich bin ein ſchändlicher Verräther,“ rief er, „daß ich aus Leichtſinn und Muthwillen Sie um das liebe Thierchen gebracht habe! aber — aber Sie ſollen ſehen, daß ich nicht ſo herzlos und ungezogen bin, als ich Ihnen jetzt vielleicht erſcheine.“ — „Tröſten Sie ſich, mein Herr!“ erwiederte Bettina lächelnd, „ich finde das gute Thier bei meiner Rückkehr wieder; es wäre mir ohnedieß in Dresden wohl nur zur Laſt geweſen. Ich bin Ihnen ſogar Dank für die Lehre ſchuldig, welche Sie mir gegeben, und muß ſie um Verzeihung bitten. Die ſtete Zurückgezogenheit, in welcher ich bisher gelebt, hat mich menſchenſcheu gemacht, und indem mich nun meine hilfloſe Lage plötzlich gezwungen hat, mich in die Welt zu begeben, habe ich den erſten Schritt in ihr recht lächerlich ungeſchickt gethan. Dazu kam noch die gehäſſige Aufregung, in welche ich durch die mich verfolgenden ſchlechten Menſchen gebracht worden bin. Ihr Benehmen hat mich zur Beſinnung gebracht; ich werde nun auch meine Geſchäfte in Dresden ruhiger und beſonnener abmachen.“ Man konnte leicht bemerken, daß die junge Frau, fühlend wie unliebenswürdig ſie ſich uns beiden jungen Männern gegenüber benommen hatte, überdieß durch unſere offenherzige Laune zum Vertrauen angeregt, ihre bisherige Geſchichte uns mitgetheilt, anfangs, um ihr voriges Benehmen zu entſchuldigen, nachher, einmal ins Erzählen gerathen, um ihr von ſo lange zurückgehaltenem Jammer belaſtetes und doch noch ſo junges, daher der Mittheilung bedürftiges Herz zu erleichtern.

Als die beſten Freunde kamen wir in Dresden an, und Bettina nahm auf unſere Empfehlung gleich uns in dem Gaſthauſe zur Stadt Wien ihre Wohnung. Nachdem wir noch in der Gaſtſtube gemeinſchaftlich zu Abend geſpeiſt, trennten wir uns; die Dame auf unſere Zuſprache heiteren Muthes wegen ihrer Zukunft, und S. mit dem unter ſchalkhaftem Lächeln vorgebrachten Verſprechen, daß er ſie morgen auf eine angenehme Weiſe zu überraſchen hoffe. Ich verſtand ihn ſo wenig wie Bettina, und auf mein Befragen unter vier Augen verwies er mich, ſo wie vorher die junge Frau, auf den nächſten Morgen. S. beſtellte noch bei dem Kellner, daß, wenn morgen Jemand nach ihm frage, man denſelben ſogleich auf unſer Zimmer bringen ſolle.

Wir blieben noch lange munter, denn S. konnte nicht aufhören von unſerer Reiſebekanntſchaft zu ſprechen; er bedauerte, noch nicht immatriculirter Advocat zu ſein, um ihr in ihrem Rechtsſtreite mit allen Kräften beiſtehen zu dürfen. — Als wir am nächſten Morgen bei dem Frühſtück ſitzen, geht die Thür auf und herein ſpringt — das Hündchen unſerer Dame. Es erkannte uns ſogleich und ſprang wedelnd und bellend um uns herum. S. hatte es durch einen Boten nachbringen laſſen; jetzt ließ er ſogleich bei Bettina um Zutritt bitten.

Als S. bald darauf ohne mich, das Hündchen im Arm, in das Zimmer der jungen Frau trat, ſprang ihm dieſe mit einem Ausruf der Freude entgegen; ſie zitterte, Thränen liefen über ihre Wangen, ſie reichte S. die Hand, ſie umarmte, ſie küßte ihn, ausrufend: „Nein, ich habe mich nicht getäuſcht, Sie ſind ein guter Menſch!“ S. wußte nicht wie ihm geſchah; noch eh' er ſich zu ſammeln vermochte, trat Bettina, erſchrecken vor ſich ſelbſt, zurück und bat S. Platz zu nehmen. Sie wies

Digitized by Google

ihm einen Stuhl am Fenſter an und ſetzte ſich ſelbſt ihm gegenüber, ſo daß ein kleines in der Fenſterniſche ſtehendes Tiſchchen zwiſchen ſie zu ſtehen kam. Ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, unterhielt ſie ſich nun mit S., welcher auf dieſe Stimmung zwar einging, aber doch zu verwirrt war, um den Faden eines unbefangenen Geſprächs aufzunehmen. Es entſtanden peinliche Pauſen. Bettina fing endlich von dem Zweck ihres Aufenthaltes in Dresden zu ſprechen an. Das war ein ausreichender Stoff; ſie ſprach lange, endlich bewegt durch ihre mißliche, hilfloſe Lage. Ihre Hand lag auf dem Tiſchchen. S. hatte ihr unausgeſetzt in das ſchöne rührend erregte Geſicht geſehen, ohne ſie zu unterbrechen; — jetzt faßte er plötzlich ihre Hand, ſein Geſicht glühte. „Bettina!“ rief er mit unterdrückter Stimme, „Sie bedürfen eines Freundes, nehmen ſie mich als ſolchen an! Ich werde alles gut machen, was die Welt Schlimmes an Ihnen gethan hat; ich werde Ihnen rathend und helfend beiſtehen, ſo lange ich athme; denn, denn — Bettina, ich liebe Dich!“ Mit den letzten Worten neigte er ſich auf ihre Hand und drückte ſie lange an ſeine bebenden Lippen. Sie zog die Hand nicht zurück, aber ſie antwortete ihm auch nicht. Er mußte endlich das Auge in furchtſamer Erwartung zu ihr aufſchlagen. Mit glühendem Angeſichte ſaß ſie da; Thränen rannen aus den niedergeſchlagenen Augen. Endlich ſprach ſie leiſe vor ſich hin: „Mir wird kein Freund helfen können, und was ich jetzt thue, geſchieht nur im Gefühle der Pflicht gegen mich ſelbſt. Hoffnung habe ich wenig oder gar nicht. Sagt mir doch mein eigener Sachwalter, daß das Teſtament ungültig ſei, und wenn ich ihn für beſtochen halte, ſo thue ich ihm vielleicht Unrecht.“ — „Bettina!“ erwiederte S., „in dieſen Worten liegt ein für mich tiefverletzender Verdacht. Ich verſichere bei meiner Ehre und kann es beweiſen, daß ich ein, wenn auch ungewiſſes, doch für mich und ein mich liebendes Weib ausreichendes Einkommen beſitze. Meine Liebe iſt uneigennützig, ſo wahr mir Gott helfe!“ — „Vergib!“ flüſterte Bettina noch; dann erſtickten die Küſſe des Geliebten ihre Stimme.

Alles, was ich hier mitgetheilt, erzählte mir S. erſt nach Verlauf mehrer Wochen in Leipzig. Für den Augenblick meldete er mir nur Freude ſtrahlenden Auges und indem er mich mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm umarmte, daß Bettina ſeine Braut ſei, dieß aber noch ein Geheimniß bleiben ſollte, bis ihre Vermögensangelegenheiten entſchieden wären. Wie jedoch auch die Entſcheidung ausfallen möge: ſie werde ſeine Gattin. Wo es zu ſpät iſt zu reden, ſoll man ſchweigen; ſo dachte ich und unterdrückte Alles, was ſich gegen dieſe ſchnell geſchloſſene Verbindung hätte einwenden laſſen.

Wir reiſten einige Tage nachher mit Bettina und dem dresdner Advocaten, welcher voll der beſten Hoffnungen war, nach Leipzig zurück; das Benehmen der beiden Liebenden war ohne Rückhalt das zärtlichſte. Bettina's Angelegenheiten nahmen den ſchnellſten, glücklichſten Gang. Die zudringlichen Verwandten mußten noch in derſelben Woche Haus und Hof räumen; nach Verlauf eines halben Jahres war Bettina im Beſitz des ganzen großen Vermögens ihres verſtorbenen Gemahls und vier Wochen darauf die Gattin meines Freundes.

S. war überglücklich; er ſchien das Element gefunden zu haben, in welchem allein er ſich vollkommen behaglich fühlte. Mit Luſt und Eifer nahm er ſich der Landwirthſchaft an. Auch Bettina war glücklich. Sie wollte weder reiſen noch die Stadt beſuchen, wenn es nicht ihres Mannes ausdrücklicher Wille wäre. Auf ihrem Gute ſahen ſie wenige Freunde, aber dieſe oft. Ich war faſt jeden Sonntag draußen und wurde öfter von dem Prediger Drucker begleitet, welcher mit S. und mir in Halle ſtudirt hatte. Derſelbe war eben ſo gelehrt, als in ſeinem Weſen mild, und es ließ ſich daher mit ihm ſehr gut disputiren, wozu S. ſtets aufgelegt war. Nur wenn S. der Religion zu nahe treten wollte, wies Drucker ihn mit würdevollem Ernſte zurück. Bettina war die liebenswürdigſte Wirthin; jede Spur jenes Zuges, der mir bei unſrer erſten Begegnung ſo unangenehm auffiel, war verſchwunden. Ihr Mann, mit der Literatur aller gebildeten Nationen vertraut, bot ihrem gewandten, leicht und wie mit einer Art von Inſtinkt jedes Gegenſtandes ſich bemächtigenden Geiſte reiche Nahrung, und wenn ſie ihn jemals mit ihrem abgelebten erſten Gatten verglich, ſo konnte dieſes nur ihre Zärtlichkeit für den jugendlich friſchen, zweiten erhöhen. Ich geſtehe, daß mir nie ein ſo glückliches und ſo, wie man ſagt, für einander geſchaffenes Ehepaar vorgekommen iſt wie dieſes, — ja es war, als ob die Geſichtsbildungen beider, faſt regelmäßig ſchön und daher nur in den leiſeren Zügen von einander abweichend, von Woche zu Woche mehr in einander übergingen. Das Einzige, was zu einer Störung ihres ehelichen Glückes hätte Veranlaſſung geben können, war die Lebhaftigkeit und Erregbarkeit, welche beiden angeboren war; aber auch dieſe ſchien vielmehr den Reiz ihres Zuſammenlebens noch zu erhöhen. Die Lebenserfahrungen, welche ſie gemacht, hatten Bettina eine Milde des Charakters gegeben, welche ſogleich jede Woge des aufwallenden Unmuthes in ihr niederſchlug, ſobald ſie bemerkte, daß S. ihr lebhaft entgegentrat. Es war wunderbar, wie ſchnell ſie ſich beſann, wenn ſie eben noch für eine Anſicht oder Meinung aufgelodert war, ſobald ihr S. dieſelbe verneinte, und dieß war offenbar nicht eine Schwäche oder Klugheit, ſondern die reinſte Liebe, welcher gemäß ſie ſich bemühte, ihre ganze Anſchauungs- und Denkweiſe der ihres Gatten conform zu machen. In einem ſolchen Falle ward ſie plötzlich freundlich und mild, beſchwichtigte S. mit einem zärtlichen Worte und grübelte dann ſo lange ſtill für ſich nach, bis ſie voller Freude kam und ausrief: „Sieh, S., jetzt hab ichs, jetzt verſteh ichs!“ — und nun rechtfertigte und explicirte ſie ihm ſeine eigene, der ihren vorher entgegenſtehende Meinung oft beſſer, als er ſelbſt es vielleicht vermocht hätte. War es ein Wunder, wenn S. eine ſolche Gattin faſt vergötterte? —

„Alle Seligkeiten meiner Kindheit ſind mit dieſem Weibe wieder in mir aufgegangen!“ ſagte er oft zu mir, vor dem er gewöhnt war, ſein ganzes Innere zu erſchließen. „Wir leben aber auch wie die Kinder, ſo alt wie ſind!“ ſetzte er lächelnd hinzu. „Kannſt du dir vorſtellen, daß ich ſo läppiſch bin, nicht einſchlafen zu können, ohne ihre Hand in der meinen zu fühlen? Kein irdiſcher Genuß, keine Entzückung der Leidenſchaft geht über den ſeligen Frieden, der über mich kommt, wenn ich in ihr liebevolles Auge mich vertiefe, oder wenn ich ihre Hand haltend im Entſchlummern nichts fühle, als die Nähe dieſes reinen Weſens. Ja ich glaube, ſelbſt die höchſten Freuden des Geiſtes, der Seelenjubel über die Entdeckung einer ewigen Wahrheit, reichen nicht an jenen ſeligen Frieden.“

Der Winter war vorübergegangen, ohne daß die Glücklichen ihn jemals zu lang gefunden hätten. Im Frühlinge fühlte ſich Bettina geſegneten Leibes; S. theilte mir dieſe Nachricht mit freudetrunkenen Blicken mit. An einem ſchönen Frühlingsabende gingen wir drei zuſammen unter den blühenden Kirſchbäumen des Gartens. Bettina ſchien einem ſchwermüthigen Gedanken nachzuſinnen, und als ich ſie theilnehmend nach der Urſache dieſer Stimmung fragte, gab ſie mir erröthend eine ausweichende Antwort. S. aber nahm das Wort: „Bettina, wir brauchen vor unſerm Freunde keines unſerer Gefühle zu verbergen. Du weißt, Freund, welche Freude mir und meinem guten Weibe in dieſem Jahre noch bevorſteht; nun quält ſich und mich Bettina mit dem Gedanken, das Leben ihres Kindes werde ihr ſelbſt den Tod bringen.“ Ich ſprach Bettina und dem Freunde Troſt zu, indem ich bemerkte, daß dieſe Bangigkeit körperliche Folge ihres Zuſtandes ſei; daß ſie nicht dasjenige für eine beſondere Ahnung halten ſolle, was, ſo viel ich wüßte, alle Frauen in dieſen Verhältniſſen empfänden. Bettina hörte mir ſchweigend zu und vermochte nicht die Thränen zurückzuhalten. „Ach,“ ſeufzte ſie, „wäre es mir doch nur noch Ein Jahr vergönnt geweſen mich meines Glückes zu freuen!“ — „Nun,“ ſprach S. lebhaft und beinahe hart, — „und wenn es ſein müßte, was ich nicht glauben mag und will; willſt Du dann Dir und mir noch dieſe letzten Monate unſeres Zuſammenſeins verbittern durch Sorgen? ſo faſſe doch lieber den Entſchluß, keinen Augenblick ungenoſſen vorüberzulaſſen, auf den Du noch rechnen kannſt.“ Bettina ſah ihn groß an, lächelte und drückte ſchnell ſeine Hand an die Lippen, wie ſie öfters that; dann ging ſie von uns hinweg dem Hauſe zu. „Wohin Bettina?“ rief S. „Ich habe noch in der Küche zu thun; komme nur in einer halben Stunde zum Abendeſſen!“ war ihre Antwort. S. war tiefſinnig ernſt. „Es wäre gräßlich!“ — ſprach er vor ſich hin.

Als wir nachher in den Speiſeſaal traten, hüpfte uns Bettina faſt ausgelaſſen fröhlich entgegen. „Komm, liebes Männchen, laß Dich küſſen!“ ſagte ſie zu dem noch ernſt Geſtimmten. „Sieh, ich hab mir ein Exempel berechnet, ob es beſſer für Dich ſei, wenn ich am Leben bleibe, oder nicht; und da ich nun gefunden, daß Du mich ſehr nöthig haſt, ſo glaube ich an den gerechten Gott, daß er uns noch nicht trennen wird!“ Sie ſank weinend an die Bruſt ihres Gatten, aber an ihrem ſelig lächelnden Geſicht ſah man, es waren Thränen der Freude.

Gegen den Herbſt mußte ich in Familienangelegenheiten eine Reiſe in mein Vaterland unternehmen und ich blieb länger daſelbſt, als ich mir anfangs vorgeſetzt hatte. Ich bewarb mich um die Liebe eines Mädchens, der ich ſchon in früheſter Jugend herzlich befreundet geweſen war, die ich als Kind verlaſſen hatte und nun als blühende Jungfrau wieder fand. Ich bewarb mich um ihre Liebe, erlangte ſie und brachte Beatrix als meine Gattin mit nach Leipzig. Ein Brief meines Freundes, geſchrieben im höchſten Jubel der Seele hatte mir zwei Tage vor meiner Hochzeit die glückliche Entbindung ſeiner Frau von einem Knaben gemeldet. Man kann ſich denken, wie heiter aus doppelter Urſache meine Antwort war. Bei meiner Ankunft in Leipzig war meine erſte Frage die, nach Bettina's und des Kindes Befinden; wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich die

Digitized by Google

Antwort: „Das Kind lebt, aber die Mutter iſt vor drei Tagen beerdigt worden."

Noch an demſelben Tage fuhe ich hinaus zu S. Ich hatte mich auf ein erſchütterndes, des Freundes ganze Leidenſchaftlichkeit in Schmerz aufſtürmendes Wiederſehen gefaßt gemacht; ich fand ihn ſtill, wehmüthig, ja träumeriſch. Schweigend umarmten wir uns; dann wünſchte er mir mit einem Lächeln, welches mein Herz durchſchnitt, Glück zu meiner Verbindung, fragte mich nach meiner Frau, nach unſerer früheren Bekanntſchaft, nach unſerer Reiſe, wich aber ängſtlich jeder Erwähnung ſeines Unglückes aus. Ich durfte kein tröſtendes Wort zu ihm reden und — ach ich fühlte auch, daß ich hier doch nur leere Worte ſprechen könnte. Wie aber ſeine Gedanken unausgeſetzt mit Bettina beſchäftigt waren, davon zeugte die Zerſtreutheit ſeiner Rede und ein fortwährendes Hinflattern ſeiner Blicke nach dem Bildniſſe der Theuren, welches an der Wand ihm gegenüber hing. Nach drei Stunden ſchied ich; er begleitete mich nicht wie ſonſt zum Wagen, ſondern blieb wie im Traume verſunken auf ſeinem Lehnſtuhle ſitzen.

Als ich in den Barſaal trat, traf ich Bettina's Kammermädchen. Sie hatte mich erwartet, trat nun unter heftigem Weinen an mich heran und hieß mich mit leiſen Worten willkommen. „Gott ſei Dank!" ſagte ſie, „daß Sie, Herr Profeſſoe, wieder da ſind. Alle Abende bin ich in die Stadt gegangen und habe mich erkundigt, ob Sie noch nicht da wären. Sehen Sie nur das kleine Würmchen einmal an, es verkommt ganz; die Amme hat nicht Nahrung genug, aber das gewiſſenloſe Frauenzimmer gibt es nicht zu, und der Doetor meint auch, es liege am Kinde. Mit dem gnädigen Herrn iſt gar nicht zu ſprechen, es iſt als ob er einen nicht verſtände. Ich bitte Sie um Gotteswillen Rath zu ſchaffen; die gute gnädige Frau hat mir das Kind auf die Seele gebunden; aber ach Gott! ich kann ja jetzt nichts thun, denn Niemand achtet auf mich." — Ich folgte dem Mädchen in das Zimmer, in welchem der Kleine dem Verlöſchen nahe lag. Hier erfuhr ich nun noch Bettina's letzte Schickſale. Sie hatte ſchon einige Tage nach ihrer Entbindung das Bett verlaſſen, S. ſelbſt und dee Arzt hatten ſie dazu zum Theil veranlaßt, weil ſie ſcheinbar ganz wohl war. Es mußte wegen des kleinen Ankömmlings mancherlei in der Anordnung dee Zimmer verändert werden; Bettina ſelbſt mit einer bei ihrem Zuſtande faſt unnatürlichen Lebhaftigkeit, leitete dieſe Veränderungen, erkrankte plötzlich und wurde noch an demſelben Tage eine Beute des Todes.

Nach Hauſe zurückgekehrt, erzählte ich meiner Frau, was ich gehört und geſehen, und überlegte mit ihr, was zu thun ſei. Das brave Weib war ſogleich entſchloſſen, ſelbſt die Sorge für das Kind meines Freundes zu übernehmen. In der Gewißheit hier eine Pflicht zu erfüllen, weil das Kind weder väterlicher noch mütterlicher Seits Verwandte hatte, hörte ſie auf keine meiner Einreden, die ich, obſchon im Herzen mit ihr einverſtanden, hervorhob, um ihr Alles, was ſie übernähme, in die Vorſtellung zu rufen, damit es unerwartet ihr nicht zu ſchwer falle. Am andern Morgen ſchrieb ich an S. einen eindringlichen, ruhig ernſten Brief. Ich ſtellte ihm vor, welche Pflichten er für Bettina's Kind habe und wie er unter den beſtehenden Verhältniſſen außer Stande ſei, dieſen Pflichten nachzukommen. Er ſolle daher ſammt dem Kinde zu mir nach der Stadt ziehen, wo er die nöthige Zerſtreuung, ſein Kind durch meine Frau die nöthige Pflege erhalten würde. Noch an demſelben Tage kam der Wagen, welcher das Kind, die Amme und jenes Kammermädchen brachte, aber ſtatt S. ein Brief, der nur die Worte enthielt: „Du haſt Recht. Möge Gott Deine Freundſchaft lohnen! Ich brauche — ich will keine Zerſtreuung."

Am nächſten Margen kam S., um ſich nach ſeinem Kinde zu erkundigen. Als ich ihn zur Wiege deſſelben führte und ihm der Knabe ſchwach entgegenwimmerte, begann er laut ſchluchzend zu weinen und ſtieß einige ſchmerzliche Ausrufe aus, welche anzeigten, daß er jede Hoffnung auf das Leben des Kindes bereits aufgegeben habe. Ohne ſich von mir zurückhalten zu laſſen, eilte S. gleich darauf wieder fort. So kam er nun täglich, umarmte mich jedesmal mit großer Zärtlichkeit und einigen Worten des Dankes, aber ohne daß er je auf meine Reden und Ermahnungen in Bezug auf ihn ſelbſt einging. Er ſah mich dann wohl ſtarr an, ließ mich halbe Stunden lang reden, aber alle meine Worte ſchienen wie leichte Pfeile von dem Panzer abzugleiten, mit welchem der Schmerz ſein Herz überzogen hatte. Für das Kind ſorgte meine Frau als Mutter; eine Amme war angenommen worden, und der kleine Karl wurde mit jedem Tage lebenskräftiger. Dagegen betrübte es mich zu bemerken, wie S. von Tage zu Tage bleicher und magerer, dabei nachläſſiger in ſeinem Anzuge wurde. So ſehr war ſein ganzes Weſen verändert, daß er ſich durch keine heftige Ein- und Gegenrede, die ihn ſonſt leidenſchaftlich entflammt haben würde, aus ſeiner weich milden Stimmung bringen ließ. Eines Tages hoffte ich ihn endlich einmal ergriffen zu haben. Ich hatte alle Vernunftgründe der Philoſophie einer heftigen Expectoration gegen ihn geltend gemacht; ich hatte ihm zum Schluſſe geſagt, daß ich mit Schmerz bemerkt hätte, wie er mit dem Prediger Drucker, jenem ſchon erwähnten Univerſitätsfreunde, einen immer vertrauter werdenden Umgang pflege, während er mich von ſich abſtoße; daß ich ihn warne, der Stimme jenes zwar frommen, aber auch ſeiner Frömmigkeit die Vernunft, das Beſte und Edelſte, was der Menſch beſitze, zum Opfer bringenden Mannes ein zu williges Gehör zu leihen, indem er dadurch verführt würde, ſeinem Schmerze mit weichlicher Tändelei nachzuhängen, ſtatt ſich männlich von dem Schlage emporzuraffen, dee ihn danieder geworfen habe. — „Gott behüte Dich!" — ſagte S. aufſtehend. „Doch Du haſt ein heiliges Recht auf Vertrauen, und es ſoll Dir zu Theil werden, ſelbſt auf die Gefahr hin — auch Dich, auch Dich noch zu verlieren." Damit ſchied er.

Zwei Tage ließ ſich S. nicht ſehen, dann erhielt ich folgenden Weief:

„In der ſchneidenden Kälte meines durch Eure Philoſophie gebildeten Verſtandes iſt das lebens- und liebeswarme Herz meiner Bettina erſtarrt. Was iſt dieſe Philoſophie? — das mordende Gift des Egoismus! An ihm iſt Bettina geſtorben. Mit Deinen ſogenannten Vernunftgründen, die ich in ſchändlicher Eitelkeit ſo klar ausſprach, wie Du ſie denkſt, habe ich das Herz des beſten Weibes unnatürlich emporgeſchraubt, bis es ſchwindelnd herabſtürzte und zerbrach. Dieſes ſüße Lamm iſt dem Götzen Philoſophie, geopfert worden, — und was hat nun dieſer Götze für einen Troſt? O ich habe Dir aufmerkſam zugehört, wenn Du mir den Troſt der Philoſophie gepredigt haſt! Es iſt ein erbärmlicher Troſt! Oder kannſt Du mir etwa beweiſen, daß jenes liebe Leben, welches mir wie das Licht meiner Tage erloſchen, dereinſt wieder aufflammen wird in Jahrhunderten, in Millionen von Jahren? — ich will ja gerne warten! — und zwar ſo, genau daſſelbe wie es war? Verſtehe mich recht: Kannſt Du mir beweiſen, daß meine Bettina mit dieſen Augen, dieſem Munde, dieſer Naſe, dieſen Locken, mit dieſem ganzen Leibe, ſo einzig geſchaffen ihre geliebte Seele auszudrücken, daß ſie ſo aus dem einſt vom Worte des Geiſtes geöffnetem Grabe lebenblühend hervorgehen wird? — Du kannſt es nicht; — und ſprichſt von Troſt der Philoſophie? Laß ihn doch ſehen! Der Gedanke iſt ewig, ſagſt Du, darum kann ein gedankenvolles Weſen nicht zerſtört werden. Ja doch! das iſt die Unſterblichkeit von 2 × 2 = 4. Freund — die Philoſophie hat mein Weib gemordet! — darum haſſe ich ſie; ſie hat nicht einmal einen Troſt, geſchweige einen Erſatz für den, in ſeinem heiligſten Eigenthume von ihr Verletzten, — darum verachte ich ſie."

„Aber glaube nicht, daß ich mit der Philoſophie mich ſelbſt aufgebe, daß ich der Verzweiflung zum Opfer werde. O nein, da iſt Gott für! In meiner allerbitterſten Stunde iſt in meinem endlich von Gram und Thränen ganz erweichten Herzen eine Blume aufgegangen, die mein ganzes Innere mit himmliſchem Troſte durchduftet. Ein Freund Gottes und meiner Seele hat das Blümchen in mir gepflegt, und meine Thränen haben es begoſſen, daß es fröhlich gedeiht: — es iſt die Blume des Glaubens. Dein Herz iſt noch geſtählt durch die Philoſophie; aber Gott wird es auch noch zu erweichen wiſſen, wenn es ihm Zeit dünkt — in der Gluth des Schmerzes oder der Wonne. Der Freund wünſcht Dir dieſe. Dann biſt Du ſelig wie ich; denn ich weiß, daß Bettina, mein ſüßes Weib, lebt, wie ich lebe, wie Gott in uns beiden lebt; daß ſie jetzt nur ſchlummert und ſüße Träume von unſerer Liebe und von unſerem Kinde träumt, daß ſie einſt mit unſterblichem Jubel, allein groß genug eine Ewigkeit zu füllen, mich umfängt, denn ſie findet dann in mir einen, den die Gnade Gottes gerettet hat."

Der Brief des Freundes war weit entfernt, dieſen meinem Herzen zu entfremden; ich freute mich vielmehr über ihn. S. hatte niemals Philoſophie und Religion vermitteln können; ſo lange er jene zu beſitzen glaubte, hatte er dieſe verachtet. Vergebens hatte ich ihn öfters darauf hinzuleiten geſucht, daß die Philoſophie nur in allgemeinen Gedankenſätzen dieſelbe Wahrheit ausſpreche, welche die Religion in individuellen Geſtalten warm an das Herz des Individuums lege; — er hatte mich mit der kränkenden Aeußerung zurückgewieſen: Mir als einem öffentlichen Lehrer der Philoſophie möge es wohl gerathen ſein, für die ſchwachen Seelen meiner Zuhörer eine ſolche Vermittlung zu erfinden; aber ich belöge mich ſelbſt, wenn ich meinte, daß es Ernſt mit derſelben ſei. Aus dieſem Briefe ſchöpfte ich nun die Hoffnung, der Umgang meines Freundes mit der Religion würde ihn ſelbſt, nachdem er erſt Beruhigung ſeines Schmerzes erlangt hätte, zu einer tiefern Auffaſſung der Philoſophie hinführen; er würde dann erkennen, daß er bisher nur einen oberflächlichen Schein der Philoſophie für dieſe ſelbſt gehalten habe und, wenn wir dann gemeinſchaftlich ernſten Studien nachgingen, würde noch einmal die erſte und in Wahrheit die ſchönſte Zeit unſerer Freundſchaft, noch verklärt durch das Andenken an

Digitized by Google

die verſtorbene Freundin, zurückkehren. In dieſem Sinne antwortete ich ihm, obwohl für den Augenblick mehr nur andeutend, die Beruhigung ſeines Gemüthes abwartend.

Ich hatte mich in meinen Hoffnungen getäuſcht. Nach jenem Briefe verbat ſich S. ausdrücklich jedes philoſophiſche Geſpräch. Sein Umgang mit Drucker wurde immer inniger, und indem er den Schmerz um die verſtorbene Gattin mit geheimer Wolluſt in ſeinem Innern täglich aufregte, erlangte er nie eine Beruhigung ſeines Herzens, welche ihn der Beſonnenheit wiedergegeben hätte. Von der Verurtheilung der Philoſophie, oder wie er ſagte, indem er die Wiſſenſchaft mit der dünkelhaften Meinung des Weltmenſchen verwechſelte, der Bindung des Verſtandes unter den Glauben, fand er leicht den Uebergang dahin, daß er in alle jemals da geweſene Formen des Glaubens ſeinen Geiſt zu zwängen ſuchte, ohne zu bedenken, daß der fortſchreitende Geiſt jene veralteten Formen längſt durch vollkommner ſeinen ewigen Inhalt ausdrückende Formen erſetzt habe und noch zu erſetzen im Begriff ſei.

Unter ſolchen Verhältniſſen, nachdem mein redlichſtes Beſtreben ihn zur Beſinnung zu bringen geſcheitert war, wunderte mich nicht, daß mir endlich S. ankündigte, er ſei mit den ihm gleichgeſinnten Freunden entſchloſſen, das Vaterland, wo ihr Glaube verläugnet und verachtet würde, zu verlaſſen, um in Amerika eine Gemeinde zu begründen, welche freudig und ungeſtört Gott nach ihrer Weiſe anbeten könne. Ich eilte zu Drucker, den ich bisher aus einer gewiſſen Eiferſucht um des gemeinſamen Freundes willen, gemieden hatte, und wollte ihn mit Vorwürfen über das, was, wie ich meinte, ſein Werk war, überſchütten. Mit Staunen vernahm ich, daß S. ſeit Monden auch von ihm ſich zurückgezogen, ja ihn förmlich als einen ſolchen verdammt habe, der den Geiſt verläugne, der ihn erleuchte. „Der Glaube,“ ſagte Drucker, „den ich als lindernden Balſam rein und lauter in ſein Herz träufelte, iſt ihm zum Gifte geworden; denn ſein durch die Eitelkeit der Verſtandesbildung verführtes Herz läßt ihn ſich nicht dabei begnügen, ein Gläubiger zu ſein, ſondern will ihn ohne Berufung zum Märtyrer oder Propheten machen!“

Ich mußte Drucker vollkommen recht geben und fand ſo auch praktiſch beſtätigt, daß wahre Religioſität und wahre Philoſophie, wenn auch ohne es von einander zu wiſſen, ſtets mit einander übereinſtimmen. Ich überlegte nun mit Drucker, was zu thun ſei. Dieſer ſagte: „Laß ihn und die Gleichgeſinnten, welche die Bildung unſerer Zeit in ſich nicht zu überwinden vermögen, in Gottes Namen in das ferne Land ziehen. Ich bin überzeugt, Gott ſelbſt hat ihnen dieſen Gedanken eingegeben. Sie ſollen den Ernſt des Lebens kennen lernen, der ganz etwas Anderes iſt als die Leidenſchaften, welche in ihren Herzen wühlen, damit ihnen die Demuth zu dem Eifer komme; und den Ernſt des Lebens werden ſie drüben finden, im Kampfe mit einer üppigen, aber roh wilden Natur, entfernt von allen Illuſionen Europas, welche ihre ſchwachen Herzen zur Eitelkeit aufblähten. Gott gebe ihnen Segen, und uns theile er von ihrem Eifer für das Ewige mit, ſo wird es fernerhin auch um uns hier in Europa beſſer ſtehen!“

Jene Verwandten in Dresden, welche ſchon einmal auf Bettina's Erbſchaft Anſprüche gemacht, haben S's Entſchluß, ſein und ſeines Kindes ganzes Vermögen mit in die neue Welt zu nehmen, vereitelt. Im Falle, daß der kleine Karl ſterben ſollte, haben ſie Anſprüche an dieſes Vermögen; und durch dieſe Einrede ſo wie durch Drucker's und meine Ermahnungen haben wir S. dahin gebracht, das Kind bei mir zurückzulaſſen. Wir ſtellten ihm vor, wie er das zarte Leben des Knaben muthwillig in Gefahr brächte, wenn er ihn mitnähme. Drucker hatte gelobt für eine ächt chriſtliche Erziehung des Kindes mit mir Sorge zu tragen; S. verſprach, wenn der Knabe zehn Jahr alt ſein wird, ſelbſt nach Europa zu kommen, um ihn abzuholen. Ich hege im Stillen die Hoffnung, S. werde, zum Frieden mit ſich ſelbſt gelangt, dann ſelbſt bei uns, bei ſeinem Kinde, bei dem Grabe ſeiner theuren Bettina in Europa bleiben.

Konrad von Marburg, ſ. Minneſinger.

Nikolaus Mareſchalk, ſ. Meiſterſänger.

Johann Gottlieb Marezoll.

Dieſer gefeierte Kanzelredner war der Sohn eines öſtreichiſchen zu Plauen ſich aufhaltenden Werbeofficiers und wurde am 25. December 1761 daſelbſt geboren. Von Liebe zu den Wiſſenſchaften ganz erfüllt, brachte er es bei ſeiner Mutter dahin, daß ſie ihn mittelſt der Unterſtützung einiger Freunde das daſige Gymnaſium beſuchen und von 1779 — 83 zu Leipzig Philoſophie und Theologie ſtudiren ließ, worauf er Hauslehrer bei einem Oberförſter an der böhmiſch-ſächſiſchen Grenze wurde und hier in tiefer Einſamkeit und bei einem ſpärlichen Gehalte ſich zum Kanzelredner ausbildete. Von Zollikofer aufgemuntert, gab er mehrere Schriften heraus und erhielt in Folge der allgemeinen Anerkennung, welche beſonders ſeine Predigten fanden, 1789 den Ruf als Univerſitätsprediger nach Göttingen. Hier erhielt er 1790 auch eine außerordentliche Profeſſur der Theologie, welche er jedoch 1794 mit dem Hauptpaſtorat an der deutſchen Petrikirche zu Kopenhagen vertauſchte, als nach Münter's Tode ihn die Wahl getroffen hatte. Eine 1802 ſeiner Geſundheit wegen unternommene Reiſe nach Deutſchland machte ihn perſönlich mit Herder bekannt, auf deſſen Antrag er 1803 als Superintendent und Oberpfarrer nach Jena abging, wo er bald zum Dr. der Theologie, Profeſſor Honorarius und Conſiſtorialrath erhoben wurde und nach ſegensreichem Wirken an der Univerſität und in der Kirche am 15. Januar 1828 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Predigten. Leipzig 1787.
Das Chriſtenthum ohne Geſchichte und Einkleidung. Ebendaſ. 1787 (anonym).
Andachtsbuch für das weibliche Geſchlecht. Leipzig 1788 — 89, 2 Bde.; wurde ins Schwediſche, Däniſche und Holländiſche überſetzt.
Predigten, vorzüglich in Rückſicht auf den Geiſt und die Bedürfniſſe unſers Zeitalters. Göttingen 1790 — 92, 2 Bde.; 2. Ausg. 1795.
Ueber die Beſtimmung des Kanzelredners. Ebendaſ. 1793.
Predigten. Lübeck und Leipzig 1790.
Predigten. Kopenhagen 1801.
Predigten. Jena 1806.
Predigten. Ebendaſ. 1811.
Predigten. Leipzig 1814.
Predigten. Jena 1821.
Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation. Ebendaſ. 1822.
Homilien und einige andere Predigten. Herausgegeben von Schott. Neuſtadt a. d. Orla 1829.

M. war ſeiner Zeit einer der erſten deutſchen Kanzelredner, und ſein Ruf als ſolcher wird noch lange im Andenken der Nation fortleben, da ſeine ſämmtlichen oratoriſchen Leiſtungen durch Wärme, tiefes Gefühl, Klarheit, Faßlichkeit und einen vortrefflichen Styl einen dauernden Werth erhalten. —

Digitized by Google

Philipp Konrad Marheineke

ward am 1. Mai 1780 zu Hildesheim geboren und ſtudirte nach daſelbſt vollendeter Schulbildung zu Göttingen Philoſophie und Theologie, wurde Dr. der Philoſophie und 1804 zweiter Univerſitätsprediger daſelbſt. 1805 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie zu Erlangen und 1807 eine gleiche der Theologie zu Heidelberg, wo er 1809 in die Zahl der ordentlichen Profeſſoren aufrückte, nachdem er zuvor noch die theologiſche Doctorwürde erlangt hatte. Bei der Stiftung der neuen Univerſität zu Berlin gelangte ein Ruf von hier aus an ihn, welchen er annahm und 1811 als ordentlicher Profeſſor der Theologie dahin abging. Er wurde bald darauf zum Univerſitätsprediger und Ritter des rothen Adlerordens 3. Claſſe ernannt und wirkt gegenwärtig noch dort, hochgeehrt und allgemein anerkannt.

Er gab heraus.

Predigten für gebildete Chriſten. Göttingen 1801.
Chriſtliche Predigten. Erlangen 1805.
Geſchichee der Moral. Nürnberg 1805, I. Thl.
Univerſalkirchenhiſtarie des Chriſtenthums. Erlangen 1806, I. Thl.
Chriſtliche Symbolik. Heidelberg 1810 — 14, 3 Thle.
Ueber das wahre Verhältniß des Proteſtantismus und Katholleismus. Briefe. Ebendaſ. 1810.
Predigten zu Berlin gehalten. Berlin 1814 — 18, 2 Thle.
Pipin. Ebendaſ. 1815.
Geſchichte der deutſchen Reformation. Ebendaſ. 1816, 2 Thle.
Dogmatik. Ebendaſ. 1819; 2. Ausg. 1827.
Ottomar. Geſpräche. Ebendaſ. 1820.
Predigten, der häuslichen Frömmigkeit gewidmet. Ebendaſ. 1826, 2 Thle.
Viele einzelne Predigten u. ſ. w.

M. hat ſich auf dem Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft, ſowohl in theoretiſcher wie in praktiſcher Hinſicht vielfache allgemein anerkannte Verdienſte erworben. — Als Kanzelredner vereinigt er in ſeinen Vorträgen lichtvolle Kraft mit Wärme und tiefer Gemüthlichkeit, wie er dagegen auf dem Felde kirchenhiſtoriſcher Forſchungen ſeltene Gründlichkeit mit Scharfſinn und lebendiger Darſtellung zu verbinden weiß. — Obwohl es dem würdigen Manne, wegen ſeiner philoſophiſchen und theologiſchen Anſichten nicht an namhaften Gegnern fehlte, ſo haben dieſe doch nur dazu beitragen können, ſeinen Ruhm zu erhöhen, und M. wird mit Recht als einer der bedeutendſten theologiſchen Lehrer auf proteſtantiſchen Univerſitäten betrachtet.

Eine Predigt von P. Marheineke *).

Es iſt die Zeit der Leiden unſers Herrn und Heilandes, Jeſu Chriſti, welche wir gewöhnlicherweiſe bezeichnen mit dem Ausdruck der Faſtenzeit, und welche im Verlauf des Kirchenjahres mit dieſer Woche ihren Anfang genommen. Beſtimmt und angeordnet worden iſt ſie von der Kirche, ſowohl das unausſprechlich tiefe Leiden des Erlöſers nach den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung bis zu ſeinem Tode zu betrachten, als auch den Zuſammenhang dieſes ſeines Leidens mit unſerer Erlöſung aufzufaſſen, und uns zu inniger lebendiger Theilnahme daran zu bewegen. Hochheilig war von jeher dieſe Zeit in der chriſtlichen Kirche, vielfach verändert das Leben der Menſchen darin, und ausgezeichnet durch Entſagung und Buße, durch ein tiefes Gefühl der Wehmuth und Trauer. Freuden und Luſtbarkeiten ließ man dieſer Zeit unmittelbar vorhergehen, blos zu dem Zweck, um durch den Gegenſatz und Unterſchied dieſe Zeit der Trauer deſto mehr hervorzuheben, und je mehr man noch die wahre Bedeutung jener Freudenzeit und dieſer Leidenzeit erkannte, um ſo unerlaubter und unzuläſſiger war es, auch dieſe Zeit des höchſten Ernſtes noch zu unterbrechen und zu entweihen durch das Geräuſch wilder Vergnügungen, und ſich ſelbſt in den Tagen der Leiden unſers Herrn den wilden Freuden der Welt zu überlaſſen.

Je mehr nun wir, die wir uns zur Betrachtung des göttlichen Worts vereinigen, keine andre Abſicht haben können, als mit Ernſt und Andacht unſern Erlöſer auch in ſeinen Leiden zu begleiten und ihm nachzufolgen bis in ſeinen Tod, um ſo mehr laſſet uns auch dabei bleiben und uns dieſes Mal ſtreng und ausſchließlich an dieſen Zweck unſerer Betrachtung halten. Zu dieſem Ende werde ich euch an dieſem und den folgenden Sonntagen, die unſerer gemeinſchaftlichen Erbauung vergönnet ſind, mit Einſchluß des Todestages Jeſu Chriſti, eine zuſammenhängende Reihe von Betrachtungen darbieten, deren Hauptgegenſtand die Leidensgeſchichte des Erlöſers ſein wird und welche dieſen Theil ſeines Erlöſungswerkes zu unſerer Erbauung entwickeln ſoll. In dieſen nächſten drei Betrachtungen werden wir ihn erkennen, wie er verrathen wird von Judas, verläugnet von Petrus, geſtraft von der weltlichen Macht. In allen dieſen Betrachtungen aber wollen wir vorzüglich den lebendigen Zuſammenhang der Leidensgeſchichte Jeſu mit unſerm Leben und Handeln und die erlöſende Beziehung derſelben auf uns hervorzuheben ſuchen. Hiezu ſchenke Gott uns ſeinen gnädigen Beiſtand.

Matth. 26, 14 — 25, 47 — 50. 27, 3 — 5.

Da ging hin der Zwölfen einer, mit Namen Judas Iſcharioth zu den Hoheprieſtern. Und ſprach: was wollt ihr mir geben? ich will ihn euch verrathen. Und ſie boten ihm dreißig Silberlinge. Und von dem an ſuchte er Gelegenheit, daß er ihn verriethe. Aber am erſten Tage der ſüßen Brote traten die Jünger zu Jeſu und ſprachen zu ihm: wo willſt du, daß wir dir bereiten, das Oſterlamm zu eſſen? Er ſprach: gehet hin in die Stadt zu einem und ſprechet zu ihm: der Meiſter läßt dir ſagen: meine Zeit iſt hin, ich will bei dir Oſtern halten mit meinen Jüngern. Und die Jünger thaten, wie ihnen Jeſus befohlen hatte, und bereiteten das Oſterlamm. Und am Abend ſetzte er ſich zu Tiſche mit den Zwölfen. Und da ſie aßen, ſprach er: wahrlich ich ſage euch, einer unter euch wird mich verrathen. Und ſie wurden ſehr betrübt und hoben an, ein jeglicher unter ihnen, und ſagten zu ihm: Herr, bin ichs? Er antwortete und ſprach: der mit der Hand mit mir in die Schüſſel taucht, der wird mich verrathen. Des Menſchen Sohn gehet zwar dahin, wie von ihm geſchrieben ſteht: doch wehe dem Menſchen, durch welchen des Menſchen Sohn verrathen wird. Es wäre ihm beſſer, daß derſelbige Menſch nie geboren wäre. Da antwortete Judas, der ihn verrieth, und ſprach: bin ich's, Rabbi? Er ſprach zu ihm: du ſagſt's. — Stehet auf, laſſet uns gehen; ſiehe er iſt da, der mich verräth. Und als er noch redete, ſiehe, da kam Judas, der Zwölfen einer, und mit ihm eine große Schaar, mit Schwerteen und Stangen, von den Hoheprieſtern und Aelteſten des Volks. Und der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben und geſagt: welchen ich küſſen werde, der iſt's, den greifet. Und alſobald trat er zu Jeſu und ſprach: gegrüßeſt ſeiſt du, Rabbi, und küſſete ihn. — Da aber ſahe Judas, der ihn verrathen hatte, daß er verdammet war zum Tode, gereuete es ihm, und er brachte wieder die dreißig Silberlinge den Hoheprieſteen und den Aelteſten. Und ſprach: ich habe übel gethan, daß ich unſchuldig Blut verrathen habe. Sie ſprachen: was gehet dies uns an? da ſiehe du zu. Und er warf die Silberlinge in den Tempel, hob ſich davon, ging hin und erhenkte ſich ſelbſt.

Neben den beiden Thaten der ſchönſten und heiligſten Liebe, welche in dieſer Geſchichtserzählung beſchrieben werden, ragt zugleich die That der verruchteſten Bosheit hervor, welche jemals begangen worden. Auf der einen Seite erblicken wir des Lazarus Schweſter, Maria, mit dem Opfer der edelſten Liebe und im Begriff, den Herrn zu ſalben, und, wie er es ſelbſt deutet, ihm die letzte Ehre zu erweiſen, und ihn zum Grabe zu beſtatten, wofür der Herr ihr die Ehre erweiſet, zu erklären, daß, wo das Evangelium der Liebe in der Welt verkündiget werde, auch dieſe ſchöne und rührende Handlung werde in Ehren gehalten werden und im Gedächtniß bleiben. Auf der andern Seite ſtiftete der Herr in feierlicher Einſetzung das Mahl der Liebe und der innigen Gemeinſchaft mit ihm für alle ſeine Jünger, um ihnen auch darin noch kurz vor ſeinem Tode ein Denkmal ſeiner ewigen Zuneigung zu hinterlaſſen. Mitten dazwiſchen entwickelt ſich ſchon die grauſenhafte That ſeines Verräthers, und tritt, wie ein blutig Zeichen am Himmel, mitten in dieſen Kreis der heiligen Liebe, und da mit ihr das Todesleiden des Herrn zunächſt begann, ſo laſſet uns jetzt

*) „Predigten.“ Erſter Band. Berlin. 1826.

Digitized by Google

das Furchtbare in der That des Judas betrachten, und zwar ſo, daß wir zuerſt die tiefe *Schuld* des Judas und hernach die bittere *Strafe* deſſelben erkennen.

I.

Die tiefe *Schuld* des Judas beſtand zunächſt weſentlich darin, *daß er als ein Jünger des Herrn ſolche Unthat begann und ausführte*.

Wenn Einer, dem das Leben und die Lehre Jeſu Chriſti gänzlich fremd geblieben war, und der nie Gelegenheit gehabt hatte, ſich davon näher zu unterrichten, ſich den Hohepricſteen angeboten und ſich bereit erklärt hätte, ihn den Händen ſeiner Feinde zu überliefern, was wäre es geweſen? Schwerlich hätten wir das einen Verrath nennen können, denn dieſer ſetzet eine nähere und vertraute Bekanntſchaft, die Ueberzeugung von der Güte und den edlen Eigenſchaften des Andern, ein Verhältniß der Liebe und Zuneigung voraus, wovon wenigſtens irgend etwas muß an den Verräther gekommen ſein, wie wenig auch die ihm erwieſene Liebe ſeinerſeits mag erwiedert worden ſein. Denn ſchwerlich können wir auf der andern Seite ſo weit gehen, zu ſagen, auch ein ſolcher Verräther, obwohl er in das Aeußere eines ſolchen Verhältniſſes eingegangen, ſich als ein Jünger und Freund des Herrn geberdet und den Schein der Zuneigung angenommen, habe irgend jemals etwas von wahrer Liebe und Zuneigung gegen ſeinen göttlichen Freund und Lehrer empfunden, irgend jemals auch nur eine unwillkührliche Regung der Ehrfurcht und Liebe in ſich gehabt, irgend jemals etwas von aller ihm erwieſenen Güte und Wohlthat in ſein Herz aufgenommen und ſich durch ſolche zuvorkommende Liebe zur Gegenliebe erweckt gefühlt. Denn unmöglich wäre dann eine ſolche Gräuelthat, wie die Verrätherei des Judas, geweſen; ſondern ſein Verbrechen, ſeine Schuld beſtand eben darin, daß er von alle dem, was in ſeiner Erkenntniß, in ſeiner Einſicht, in ſeinem Verſtande vorgegangen war, nichts in ſein Herz hatte kommen laſſen, und daß ſelbſt die vertraute Bekanntſchaft, der ihn ſein göttlicher Meiſter gewürdigt hatte, die große Liebe und Auszeichnung, womit er ihn in den engern Kreis ſeiner nächſten Schüler und Freunde aufgenommen, kein Gefühl der Dankbarkeit oder der Zuneigung in ſeiner verhärteten Seele rege gemacht hatte. Dieß ungeheure Mißverhältniß ſeiner Erkenntniß und ſeines Gefühls, ſeines Geiſtes und Herzens, ſeiner Einſicht und ſeines Entſchluſſes, macht eigentlich die tiefe Schuld dieſes Verräthers aus. Nicht gefehlt hatte es ihm an Gelegenheit, die unendliche Güte ſeines Lehrers, die Anmuth und Holdſeligkeit ſeines Weſens, die Unſchuld und Heiligkeit ſeiner Seele und die freundliche Herablaſſung ſelbſt zu ihm, dem Unwürdigſten aller Menſchen, zu ſchauen und zu bewundern; nicht geläugnet hätte er auch wohl auf jedes Befragen dieſe göttlichen Eigenſchaften an Jeſu Chriſto als unleugbare Thatſachen und Wahrheiten, und doch verſperrt er aller ſolchen Erkenntniß allen und jeglichen Einfluß auf ſein Herz und ſeinen Willen, und doch brütet er mitten in jenem Verhältniß der Liebe den finſtern Anſchlag des Haſſes und der Hölle in ſeiner Seele, doch mißbraucht er eben dieſes heilige Verhältniß zu den unheiligſten Zwecken und verräth ſeinen göttlichen Freund mit dem Zeichen der Liebe ſelbſt, mit einem Kuß.

Seine tiefe Schuld beſtand aber auch weiter noch darin, *daß die unendliche Selbſtſucht auch den Grimm des Haſſes in ſeiner Seele entzündet hatte*.

Denn nicht nur fehlen ließ er es an aller Liebe zu dem Erlöſer, den in ſeiner Herrlichkeit zu ſchauen es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, nicht nur gefühllos und unempfindlich zeigte er ſich bei allen ihm erwieſenen Wohlthaten, ſondern, was der Grund ſelbſt davon war, ein entſchiedener Haß des Guten, eine entſchloſſene Bosheit, eine unendliche Selbſtſucht, die auf keine Weiſe mehr aus ſich herauskommen und ſich in die heilige Seele ſeines Freundes verſetzen, und ſich ſo noch zu einiger Ehrfurcht gegen denſelben erheben kann, hat ſein Herz eingenommen, welches die Schrift beſtimmt genug bezeichnet, indem ſie ſagt, der Satan ſei in ihn gefahren. Doch, weil kein Menſch der Satan ſelbſt und ganz außer Stande iſt, es zu deſſen vollkommener, von Gott ewig verdammter Bosheit zu bringen, ſo nimmt ſie im Judas noch mehr als eine Geſtalt an, in der ſie nicht ihm, ſondern er ihr dienen muß; ſo ſucht ſie nach Urſachen, in denen ſie ſich zur Noth noch vor ſich ſelbſt rechtfertigen könnte, ſo kleidet ſie ſich in die verſchiedenſten Formen, um ſich wenigſtens vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen. Dieſes, geliebte Freunde, kann man erkennen und zugeben, ohne deswegen ſolche Entſchuldigungen ſelbſt gelten zu laſſen, oder gar, wie Viele aus falſcher Menſchenfreundlichkeit gethan haben, den Judas ſelbſt deshalb zu entſchuldigen und die unendliche Selbſtſucht und Bosheit, von der ſein Herz, als von dem böſen Geiſte, beſeſſen war, zu leugnen. Vielmehr gehörte es ſelbſt ſchon mit dazu und war er eben darin ein Werkzeug des Satans, daß er von Geiz und Eigennutz längſt ſchon ſich beherrſchen laſſen und daß er als Kaſſenführer unter den Jüngern längſt ſich als untreu, als ein Dieb erwieſen, wie Johannes ihn nennt; denn eben darin knüpfte der böſe Geiſt in ihm an, ſo, daß er um einen geringen Preis, um dreißig Silberlinge, ſeinen heiligen Freund an deſſen unheilige Feinde verrathen konnte. Nächſt dieſer Berechnung des eigenen Vortheils ſtellte er ohne Zweifel auch noch andere Berechnungen und Betrachtungen an, um die That, die er im Schilde führte, vor ſich ſelbſt weniger ſchändlich und verabſcheuungswürdig zu machen. Da der Herr ſo beſtimmt ſein nahes Ende vorherverkündigt hatte, ſo dachte er in ſeinem ſchwarzen Gemüth, ſein Herr und Meiſter werde doch ſterben müſſen, nicht abzuwenden ſei mehr ſein Tod, und es käme nur darauf an, davon noch einigen Vortheil zu ziehen. Oder, wenn er in ſeinem bisherigen Umgange mit dem Erlöſer zur Anerkennung der außerordentlichen Macht, die ihm zu Gebote ſtand, gekommen war, dachte er vielleicht, auch verrathen durch ihn an ſeine Feinde, werde er ſich aus den Händen derſelben doch wohl zu befreien wiſſen, und ſo dieſe ſeine That ſogar zu neuer Verherrlichung des Erlöſers dienen. Was aber beweiſet dieß alles, als daß ſein Herz ſchon ganz verfinſtert, verhärtet und nicht mehr zu retten war, daß eine unendliche Selbſtſucht jedes reine und edlere Gefühl in ihm erſtickt und ihn zur Ausführung des furchtbarſten Verbrechens vor allen Anderen fähig und geſchickt gemacht hatte.

II.

Nächſt dieſer entſetzlichen Schuld des Judas laſſet uns nun auch die bittere *Strafe* deſſelben betrachten.

Hiezu iſt vor allem zunächſt zu rechnen, *daß er in den geheimen Planen ſeines Herzens nicht unerkannt war*.

Noch vor der That und der Ausführung, da der finſtere Entwurf der Verrätherei noch tief in der Welt des Gedankens, tief im Herzen des Judas verborgen lag, durchſchaute der Herr ihn ganz, denn er wußte wohl, was in dem Menſchen war, wie die Schrift ſagt, wie es auch an einer andern Stelle heißt: da nun der Herr ihre Gedanken ſah. Am Abend aber, da er mit den Zwölfen zu Tiſche ſaß, ſprach er: wahrlich ich ſage euch, Einer unter euch wird mich verrathen. Und da ſie nun alle betrübt anfingen zu fragen: Herr, bin ich's? ſprach der Herr: der die Hand mit mir in die Schüſſel tauchet, der wird mich verrathen. Sei es nun, daß der Herr hiemit den Augenblick der Gegenwart meinte, in welchem Judas ihm nahe ſaß, und gleichzeitig ſich der Speiſe bediente, oder daß er überhaupt und im Allgemeinen mit dieſem Ausdruck den nahen und vertrauteren Umgang, in welchem Judas mit ihm ſtand, bezeichnen wollte, an ihn, an Judas dachte der Herr; wie er ihm auch auf ſeine Frage: bin ich's, Rabbi? ganz offen und unverholen erklärte. Noch jetzt hätte vielleicht in ſolcher zerſchmetternden Rede ſich jedem Andern ein Rückweg, die Möglichkeit der Bekehrung und Sinnesänderung dargeboten, aber verhärtet ſchon iſt des Judas Seele und keine Dämmerung der Liebe oder Beſchämung und Reue zeigt ſich mehr an dieſem finſtern Horizont. Nur als eine vorläufige, noch erträgliche Strafe nimmt er dieſe Erklärung hin, läßt ſich aber ſelbſt durch das Mitwiſſen des Herrn um ſeine verruchte That nicht mehr abſchrecken von ihr. Ja, damit ſie wenigſtens vor ihm ſelbſt in ihrer ganzen Gräßlichkeit erſcheine, dieſe furchtbare That, und ihm keine, keine Entſchuldigung übrig bleibe, kündigt der Herr ihm jetzt noch zugleich den ganzen Fluch und Unſegen derſelben, den furchtbarſten Lohn, die bitterſte Strafe dafür an. Des Menſchen Sohn, ſpricht er, gehet zwar dahin, wie von ihm geſchrieben ſteht, doch wehe dem Menſchen, durch welchen des Menſchen Sohn verrathen wird; es wäre ihm beſſer, daß derſelbige Menſch nie geboren wäre. Sterben, und ſterben, will der Erlöſer ſagen, iſt ein Unterſchied; ich zwar gehe dahin in den Tod und nehme die Schuld der fremden Sünde auf mein ſchuldloſes Haupt, um ſie zu tilgen an der Welt, die unter ſolcher Laſt endlich vergehen müßte; mein Verräther aber häuft die Laſt der eigenen Sünde auf ſein ſchuldbeladenes Haupt und ſie kann nie von ihm genommen werden und getilgt. Sehet da, geliebte Freunde, den Anfang der ungeheuren Strafe des Judas, ſchon da, als die That des Verraths noch nicht einmal hervorgegangen war aus ſeiner in Selbſtſucht und Grimm gegen das Gute entzündeten und empörten Seele; nicht einmal *der* Troſt wird ihm zu Theil, deſſen gemeine Verbrecher genießen, daß der Gedanke der Greuelthat unerkannt bleibt von Menſchen verborgen in dem einſamen Herzen.

Nach dieſem Anfang der Strafe endiget er dann ſelbſt *in der völligen Verzweifelung und im Selbſtmord*.

Nach geſchehener Verurtheilung des Herrn zum Tode regt ſich noch einmal, wie in letzter, banger Todeszuckung, ein beſſeres Gefühl in der Seele des Judas; er ſieht ſich gezwungen, dem Verurtheilten das Zeugniß der Unſchuld zu geben und wirft dem Preis des Verraths den Feinden deſſelben vor die Füße.

Digitized by Google

Da er ſahe, daß er verurtheilt war, heißt es, gereuete es ihn und brachte wieder die dreißig Silberlinge den Hoheprieſtern und Aelteſten und ſprach: ich habe übel gethan, daß ich unſchuldig Blut verrathen habe. Sie aber ſprachen: was gehet das uns an! da ſiehe du zu. Und er warf die Silberlinge in den Tempel, hob ſich davon und erhenkte ſich ſelbſt. Aus dieſem Ende des Judas erhellet, daß es mit jenem beſſern Gefühle ſelbſt nur ein leerer Schein geweſen war. Schwerlich konnte der Verräther hoffen, dadurch, daß er ſeinen Herrn und Meiſter jetzt für unſchuldig erklärte, noch irgend etwas in dem Schickſale deſſelben zu ändern; noch weniger läßt ſich dieſe Erklärung als einen Beweis der Ehrfurcht und Liebe gegen ihn anſehen; am wenigſten dachte er daran, ſich für ihn aufzuopfern und durch den Tod eines Schuldigen das Leben eines Unſchuldigen zu erkaufen. Sondern ſich ſelbſt allein und dem quälenden Bewußtſein der Schuld zu genügen, ſah er ſich zu dem allen gezwungen; wie ſchon früher, der beſſern Erkenntniß ungeachtet, ſein Herz gegen jedes Gefühl der Dankbarkeit und Liebe abgeſtumpft und des Verrathes fähig geweſen war, ſo giebt er auch jetzt blos der Wahrheit die Ehre, ohne deswegen der Liebe und Ehrfurcht Raum in ſich zu vergönnen, und nur, damit er ſelbſt ganz und vollſtändig zu der verdienten Strafe komme und die innere Zerriſſenheit ſeiner Seele bis zur Verzweifelung ſteige, und damit er ſelbſt ſich der Angſt und Weh nicht mehr zu laſſen wiſſe und das Ende ſeiner zeitlichen Qual in der Selbſtvernichtung ſuche und finde, tritt ihm ſelbſt zur äußerſten Verdammniß und als ein furchtbarer Plagegeiſt der Gedanke und die Erklärung der Unſchuld des Verrathenen aus ſeiner blutbefleckten Seele hervor. Und ſo reißt er gegen alles außer ſich und gegen alles in ſich ſelbſt ergrimmt und erboſt, den Lebensfaden ab für dieſe Welt, nicht bedenkend, daß damit allein das Ende ſeines Jammers und ſeiner Qual noch nicht gekommen ſei und ein noch fürchterlicheres Gericht ſeiner warte in einer andern Welt. O! welch ein Ende des Verräthers gegen das des Verrathenen! Iſt es nicht, als ob die heilige Geſchichte abſichtlich Beide einander gegenüber geſtellt habe, um durch die Darſtellung und Scheidung des Lichts von der Finſterniß beide erſt recht bemerklich zu machen und deſto mehr hervorzuheben und uns zugleich einen Blick in die Hölle und in den Himmel zu vergönnen? Ja, wenn wir zitternd ſtehen an dem Abgrunde der einen und in grauſenvoller Wuth gegen ſich ſelbſt den feigen Verräther ſich ſelbſt verfluchen hören, ſo laſſet uns auf der andern Seite an dem Anblicke des unſchuldsvoll Verrathenen und Leidenden unſer beleidigtes Gefühl wiederum beruhigen, mit ihm lieber die Dornenbahn der Leiden wandeln und an ſeinem Kreuze tragen helfen, als auf irgend eine Weiſe ſeinem Verräther ähnlich ſein, ſo laſſet uns um ſo feſter und inniger an Den uns halten und anſchließen, der ſchon in dieſem herben Anfang ſeiner Leiden ſagen konnte: ich habe die Welt überwunden.

Der Marner, ſ. Minneſinger.

Karl Philipp Friedrich von Martius

ward 1794 zu Erlangen geboren und erhielt von ſeinem Vater, dem daſigen Hofapotheker, eine ſehr ſorgfältige Erziehung, welche ſeine Neigung und Geſchicklichkeit für naturhiſtoriſche Studien ſchon früh entfaltete. Nachdem er auf dem daſigen Gymnaſium die gewöhnlichen Schulkenntniſſe erworben hatte, ſtudirte er dort Medicin, erwarb ſich die medicinlſche Doctorwürde und ſchloß ſich der von der öſtreichiſchen und baierſchen Regierung 1817 — 20 nach Braſilien abgeordneten Geſellſchaft an. Mit Kenntniſſen aller Art, beſonders naturhiſtoriſchen bereichert, kehrte er 1820 nach Baiern zurück und wurde Mitglied der Akademie und Profeſſor der Naturwiſſenſchaften zu München.

Er ließ in deutſcher Sprache erſcheinen:

Reiſe nach Braſilien. München 1823 — 31, 3 Bde., 4. (mit J. B. von Spix).

Phyſiognomie des Pflanzenreichs in Braſilien. Ebendaſ. 1824.

Von dem Rechtszuſtande unter den Ureinwohnern Braſiliens. Ebendaſ. 1832.

M. zeigte in allen ſeinen Arbeiten nicht allein gründlichſte und ausgebreitetſte Kenntniß ſeiner Wiſſenſchaft, ſondern auch eine rege poetiſche Auffaſſung der Natur und offenen Sinn für alle menſchlichen Intereſſen, ſo daß ſeine Werke, namentlich ſeine Reiſebeſchreibung jedem gebildeten Leſer eine eben ſo belehrende als unterhaltende und anziehende Lecture gewähren.

Johann Jacob Maſcov

ward am 26. November 1689 zu Danzig geboren und ſtudirte zu Leipzig Theologie und die Rechte, worauf er zwei junge Grafen von Wutzdorf auf ihren Reiſen begleitete. Nach ſeiner Rückkehr nach Leipzig wurde er 1719 Dr. und außerordentlicher Profeſſor der Rechte daſelbſt und Stadtrath, erhielt dann eine ordentliche Profeſſur des Rechts und der Geſchichte und ſpäter die Würde eines ſächſiſchen Hofraths, Dechanten des Stiftes Zeitz und Proconſuls der Stadt Leipzig. Er ſtarb daſelbſt am 22. Mai 1761.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Abriß einer vollſtändigen Hiſtorie des deutſchen Reichs. Leipzig 1722 — 30, 4.

Geſchichte der Deutſchen bis zum Anfang der fränkiſchen Monarchie. Ebendaſ. 1726 — 37, 2 Bde., 4.; neue Aufl. 1750 flg.

Maſcov erwarb ſich zu ſeiner Zeit große Verdienſte um die hiſtoriſchen Studien in Deutſchland, da er zuerſt die Forderungen genügender hiſtoriſcher Darſtellung zu würdigen wußte, und dieſen in ſeinen Werken nachzukommen ſtrebte.

Karl Auguſt Ludwig von Maſſenbach

ward 1757 zu Schmalkalden geboren, trat ſchon frühzeitig in Kriegsdienſte und ward bereits in ſeinem 20. Jahr Officier in der würtembergiſchen Garde und Lehrer an der Militärakademie in Stuttgart. Später (1782) in der preußiſchen Armee angeſtellt, avancirte er zum Oberſt und Generalquartiermeiſter bei dem Hohenlohiſchen Corps. Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1806 zog er ſich auf ein ihm zugehöriges Landgut zurück und beſchäftigte ſich mit der Herausgabe von Memoiren, in Folge deren er vor ein Kriegsgericht geſtellt und zu vierzehnjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt wurde, doch erhielt er nach ſechsjähriger Haft zu Glatz ſeine Begnadigung. Er ſtarb 1827 auf ſeinem Gute Bialyoek. —

Seine Schriften ſind:

Erläuterungen einiger Punkte des Bombardier Pruſſien. Halle 1785.

Digitized by Google

Lobrede auf Ziethen. Berlin 1805.
Ideale. Ebendaſ. 1806.
Lobrede auf Ferdinand Herzog von Braunſchweig. Ebendaſ. 1806.
Bericht über die Operationen der kön. preuß. Armee im Feldzuge 1806. Hamburg und Leipzig 1808.
Betrachtungen und Aufſchlüſſe über die Ereigniſſe der Jahre 1805 — 1806. Frankfurt und Leipzig 1808.
Die Lage der Welt und Preußens ſeit dem Tode Friedrich's des Großen. Amſterdam 1808.
Rückerinnerungen. Ebendaſ. 1808.
Drei Sendſchreiben. Leipzig 1808.
Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Verfalls des preußiſchen Staats. Amſterdam 1809, 2 Bde.
Memoiren. 3. Bde. Ebendaſ. 1809 — 10.
Ueber Fürſtenerziehung in repräſentativen Verfaſſungen. Heidelberg 1817, 1. und 2. Aufl.
An alle deutſche Männer. 2 Hefte. Ebendaſ. 1817.
Rede an die Ständeverſammlung Würtembergs. Jena 1817.
Mehrere Flugſchriften, Aufſätze in Journalen u. ſ. w.

M's ſämmtliche Schriften zeichnen ſich durch gute Kenntniſſe und Scharfblick aus; am wichtigſten ſind indeſſen ſeine Memoiren, welche eine Menge von Aufſchlüſſen über die geſchichtlichen Verhältniſſe ſeiner Zeit geben, doch zu deutlich das Streben durchblicken laſſen, ihren Verfaſſer geltend zu machen als einen der tiefſten Kenner jener Tage, der, wenn man nur auf ihn geachtet, das damals über Preußen hereinbrechende Unglück durch ſeine Rathſchläge zum großen Theil abgewendet haben würde. — Späteren Richtern muß es vorbehalten bleiben, Maſſenbach's Urtheilen und Ausſprüchen die rechte Stellung anzuweiſen und ihn ſelbſt unparteiiſch zu würdigen.

Karl Maſtalier

ward am 16. November 1731 zu Wien geboren, trat, nachdem er die gebräuchliche Vorbildung genoſſen hatte, in den Jeſuitenorden und wurde 1773 bei Aufhebung dieſer Geſellſchaft als Magiſter der Philoſophie und Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften an der Univerſität zu Wien angeſtellt. Er wurde auch Mitglied der bildenden Künſte daſelbſt und ſtarb am 6. October 1795.

Von ihm erſchien:

Gedichte nebſt Oden aus dem Horaz. Wien 1774, 8.; 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendaſ. 1782, 8.
Briefe aus Berlin über Paradoxa unſers Zeitalters. Ebendaſ. 1784.
Lied eines Küraſſiers auf den Erzherzog Leopold. Ebendaſ.
Ode an Deutſchland wegen des Kaiſers. Ebendaſ.

Als Dichter iſt M. ſehr unbedeutend, er beſitzt nur einiges Talent der Form, mit dem er ſeinem Vorbild, Horaz, nacheiferte, ohne ihn im Entfernteſten zu erreichen. Als Docent leiſtete er dagegen mehr, da es ihm nicht an Geſchmack und Kritik fehlte. —

Hans Ferdinand Maßmann

ward am 15. Auguſt 1797 in Berlin geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Friedrichswerderſchen Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte dann auf der dortigen Univerſität Theologie. Nachdem er den Befreiungskrieg als freiwilliger Jäger mitgemacht, ſtudirte er noch zu Berlin und Jena und ging dann als Candidat nach Breslau, wo er im Schulfache beſchäftigt wurde. 1819 als Lehrer an das Gymnaſium in Magdeburg verſetzt, kehrte er jedoch ſchon im folgenden Jahre nach Berlin zurück, wo er ſich mit naturwiſſenſchaftlichen Studien und mechaniſchen Arbeiten beſchäftigte, ging dann als Erzieher nach Nürnberg und machte darauf eine größere ſprachwiſſenſchaftliche Reiſe durch Deutſchland. 1826 ward er in München angeſtellt, leitete dort die Turnanſtalt, die er gegründet, und erhielt drei Jahre ſpäter eine Profeſſur an der dortigen Univerſität, die er fortwährend mit glücklichem Erfolge bekleidet. — Von einer Reiſe nach Italien brachte er bedeutende Ausbeute (1833) namentlich an gothiſchen Sprachdenkmälern heim. — Neben jenen gelehrten Aemtern und Würden iſt er noch thätig wirkendes Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften, und — irren wir nicht — auch in einem Miniſterialdepartement Baierns beſchäftigt.

Er gab heraus:

Erläuterungen zum Weſſobrunner Gebet. Berlin 1824.
Denkmäler deutſcher Sprache und Litteratur. München 1827.
Das vergangene Jahrzehend der deutſchen Litteratur. Ebendaſ. 1827.
Die bunte Welt. Ebendaſ. 1828.
Leibesübungen. 1s Heft. Landshut 1830.
Lieder für Knaben und Mädchen. München 1832.
Baieriſche Sagen, geſchichtlich beleuchtet. Ebendaſ. 1832.

Ferner einzelne Brochuren, viele ſprachwiſſenſchaftliche, litterär- und kunſtgeſchichtliche, ſo wie pädagogiſche Abhandlungen und Aufſätze in Zeit- und Sammelſchriften u. ſ. w.

Ein überaus fleißiger und gründlicher Kenner und Forſcher auf dem Gebiete des deutſchen Mittelalters hat ſich M. namentlich um die Kenntniß gothiſcher Sprache und Litteratur große und bleibende Verdienſte erworben.

Johann Mattheſius

ward am 24. Juni 1504 zu Rochlitz in Sachſen geboren, ſtudirte zu Ingolſtadt Theologie und mußte ſich dann kümmerlich als Hauslehrer nähren, bis Luther ihn in ſein Haus und an ſeinen Tiſch nahm und, nachdem er Magiſter der Philoſophie geworden war, ihm durch ſeine Fürſprache zuerſt eine Rectorſtelle und endlich eine Predigerſtelle zu Joachimsthal verſchaffte, wo er am 8. October 1565 ſtarb.

Er ſchrieb:

Sechs geiſtliche Lieder.
Oeconomia, oder Bericht, wie ſich ein Hausvater halten ſoll. Nürnberg 1561, 4.
Sarepta oder Bergpoſtille. Nürnberg 1564, Fol.
Predigten über Dr. Luther's Anfang, Lehre, Leben und Sterben. Herausgegeben von v. Arnim. Berlin 1817, gr. 4., mit Luther's u. Melanchthon's Portrait. Sie kamen zuerſt heraus als: Hiſtorien von Luther's Anfang ꝛc., Nürnberg 1570, 4.; dann herausgegeben von Oehler, Leipzig 1806.

Ein wackerer Mitarbeiter an dem großen Werke Luther's wirkte M. trefflich durch mehrere höchſt gemüthliche geiſtliche Lieder. — Unbedeutender iſt dagegen ſein größeres didaktiſches Gedicht, obwohl es manche nützliche und anerkannte Wahrheit enthält.

Digitized by Google

Friedrich von Matthiſſon

ward am 23. Januar 1761 zu Hohenbodeleben bei Magdeburg geboren, wurde, da ſein Vater, ein preußiſcher Feldprediger, kurz vor ſeiner Geburt geſtorben war, bis ins 14. Jahr bei ſeinem Großvater erzogen und auf der Schule zu Kloſterbergen mit den Grundzügen der Wiſſenſchaft bekannt gemacht. In Halle ſtudirte er anfangs Theologie, bald aber wandte er ſich mit Vorliebe der Philologie, Naturkunde und den ſchönen Wiſſenſchaften zu, wurde dann Lehrer am Erziehungsinſtitute zu Deſſau, machte als Hofmeiſter des jungen liefländiſchen Grafen Sievers ſpäter Reiſen nach Altona, Heidelberg und Mannheim. Nach zweijährigem Aufenthalte bei ſeinem Freund Bonſtetten am Genferſee, kam er 1790 als Erzieher in ein Handlungshaus nach Lyon und, nachdem er bereits heſſen-homburgiſcher Hofrath geworden war, 1794 als Lector zur regierenden Fürſtin von Anhalt-Deſſau, mit welcher er 1795 Italien, die Schweiz und Tyrol bereiſte. 1801 erhielt er den Titel als markgräflich badenſcher Legationsrath, wurde vom König von Würtemberg geadelt und trat 1812 als geheimer Legationsrath, Hoftheateroberintendant und Oberbibliothekar in deſſen Dienſte. Im Gefolge des Herzogs Wilhelm von Würtemberg bereiſte er 1819 nochmals Italien und zog ſich dann nach Wörlitz zurück, wo er am 12. December 1831 ſtarb, noch kurz vorher mit dem würtembergiſchen Civilverdienſt- und dem weimariſchen Falkenorden geſchmückt.

Seine Schriften ſind:

Schriften. Ausgabe letzter Hand. Zürich 1827 — 30, 8 Bde., gr. 8., mit Portrait und Vign.
Litterariſcher Nachlaß, nebſt einer Auswahl von Briefen ſeiner Freunde. (Von F. R. Schoch in Wörlitz). Berlin 1832, 4 Bde., gr. 12.

Einzeln:

Lieder. Breslau 1781; 2. Aufl. 1783, 8.
Reliquien eines Freidenkers. Berlin 1781, 8.
Die glückliche Familie. Schauſpiel. Deſſau 1783, 8.
Gedichte. Mannheim 1786, 8. Dann: Zürich 1791, 8., (m. Portrait), 1794, 1797, 1802; Tübingen 1811, 2 Thle., 8.; (12.) Ausg. letzter Hand. Zürich 1831 (1833), 12. Außerdem mehrere Nachdrücke.
Briefe. Zürich 1795 — 96, 2 Thle., gr. 8.; 2. verb. Aufl. 1802, 8.
Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts. Tübingen 1799, gr. 8.; nachgedr. Frankfurt a. M. 1799, 8.
Alins Abentheuer. Tübingen u. Stuttgart 1799, gr. 8.
Lyriſche Anthologie. Zürich 1803 — 1807, 20 Bde., 12., mit Titelvign.
M's und v. Salis' Gedichte. Zürich 1808; neue Aufl. 1823, 1 Bd., 12., mit Titelk. u. Vign.
Erinnerungen. Zürich 1810 — 16, 5 Bde., gr. 8. (mit lateiniſchen Lettern).
Sämmtliche Gedichte. Stuttgart 1811, 2 Thle., gr. 8.
Erinnerungen. Zürich 1811 — 16, 3 Thle., 8. (mit deutſchen Lettern).
Das Dianenfeſt bei Bebenhauſen. Ebendaſ. 1813, gr. 4., mit Kupf.
Briefe von Bonſtetten. Herausgegeben von Füßli. Zürich 1827, 8. (enthält zugleich M's Selbſtbiographie).

Auch gab er v. Bonſtetten's Schriften (Zürich 1793, 8.) und die Gedichte von v. Salis (Ebendaſ. 1793, 8.; 4. verb. Aufl. 1803, 12.), und von Friederike Brün, geb. Münter. (Ebendaſ. 1795, 8.; 4. verb. Aufl. 1806, 8.) heraus und lieferte Einiges in Zeitſchriften ꝛc.

Wenn Reichthum an Bildern, glänzende Darſtellung, maleriſche Schilderungen, ſeltener Wohllaut, eine überaus gebildete Sprache und ſtete Correctheit hinreichten, einem Dichter die Unſterblichkeit zu gewähren, ſo würde Matthiſon's Andenken die erſten Geiſter aller Nationen überdauern, denn er beſaß jene Eigenſchaften in hohem Grade und ſeine Gedichte ſind vollendete Meiſterwerke, ſobald man keine weiteren Anforderungen an dieſelben macht; aber es fehlt ihm die Tiefe und Wahrheit der Empfindung und jene Kraft, welche allein wirkliche Begeiſterung gewährt. Nichts iſt urſprünglich bei ihm, unwillkürlich dem Drange der Gefühle entſprungen, ſondern Alles mit beſonnener Künſtlichkeit berechnet und zuſammengeſtellt, dem weichlichen ſentimentalen Tone ſeiner Zeit zu gefallen, in ſchwärmeriſche Wehmuth getaucht und ſchönredneriſch prunkend. — Er war eine kurze Zeit der Liebling der höheren Stände, vorzüglich der Damen, und wurde zu den klaſſiſchen deutſchen Dichtern gerechnet, aber ſein Ruhm behauptete ſich nicht lange auf dieſer Höhe und ward ſchon zur Zeit der erſten romantiſchen Schule mit gewichtigen Waffen angegriffen. Jetzt eilt er immer mehr der Vergeſſenheit zu und nur einzelne Gedichte, wie z. B. die von Beethoven componirte „Adelaide,“ erhalten ſich durch Umſtände begünſtigt am Leben. — Als Proſaiſt war M. ſo unerträglich manierirt, weitſchweifig und ſüßlich, daß er auf dieſem Gebiete nie einige Geltung erlangte.

Gedichte von Friedrich v. Matthiſſon.

Die Betende.

Laura betet! Engelharfen hallen
  Frieden Gottes in ihr krankes Herz,
Und, wie Abels Opferdüfte, wallen
  Ihre Seufzer himmelwärts,

Wie ſie kniet, in Andacht hingegoſſen,
  Schön, wie Raphael die Unſchuld malt!
Vom Verklärungsglanze ſchon umfloſſen,
  Der um Himmelswohner ſtrahlt.

O ſie fühlt, im leiſen, linden Wehen,
  Froh des Hocherhabnen Gegenwart,
Sieht im Geiſte ſchon die Palmenhöhen,
  Wo der Lichtglanz ihrer harrt!

So von Andacht, ſo von Gottvertrauen
  Ihre engelreine Bruſt geſchwellt,
Betend dieſe Heilige zu ſchauen,
  Iſt ein Blick in jene Welt!

Der Abend.

Purpur malt die Tannenhügel
  Nach der Sonne Scheideblick,
Lieblich ſtrahlt des Baches Spiegel
  Heſpers Fackelglanz zurück.

Wie in Todtenhallen düſter
  Wirds im Pappelweidenhain,
Unter leiſem Blattgeflüſter
  Schlummern alle Vögel ein.

Nur dein Abendlied, o Grille!
  Tönt noch aus bethautem Grün,
Durch der Dämm'rung Zauberhülle,
  Süße Trauermelodien.

Tönſt du einſt im Abendhauche,
  Grillchen, auf mein frühes Grab,
Aus der Freundſchaft Roſenſtrauche,
  Deinen Klaggeſang herab:

Wird mein Geiſt noch ſtets dir lauſchen,
  Horchend, wie er jetzt dir lauſcht,
Durch des Hügels Blumen rauſchen,
  Wie dieß Sommerlüftchen rauſcht!

Digitized by Google

Die Liebe.

Sag' an, o Lieb, was an den Staub
Den Erdenpilgee kettet,
Daß er auf dürres Winterlaub
Sich wie auf Roſen bettet?
Das biſt du, ſüße Liebe, du!
Du wehſt ihm Frühlingshoffnung zu,
Wenn Laub und Blumen ſterben.

Wenn ihn Verzweiflung wild umfängt,
Mit hundert Rieſenarmen,
Gewaltig ihn zum Abgrund drängt,
Wer wird ſich ſein erbarmen?
Du, Liebe, du erbarmſt dich ſein,
Führſt ihn, durch goldnen Morgenſchein,
Sanft unter deine Myrthen!

Wenn er am Sterbelager kniet,
Wo, Herz von ſeinem Heezen,
Der Jugend Liebling ihm verblüht,
Wer ſänftigt ſeine Schmerzen?
Du, Liebe, du eeſcheinſt voll Huld!
Durch Thränen lächelt die Geduld,
Und ſchmiegt ſich an den Kummer.

O Liebe! wenn die Hand des Heern
Dee Welten Bau zertrümmert,
Kein Sonnenball, kein Mond, kein Stern
Am Firmament mehr ſchimmert:
Dann wandelſt du der Erde Leid,
Gefährtin der Unſteeblichkeit,
In Siegsgeſang am Throne!

Heiliges Lied.

Dich preiſt, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!
Dich preiſt, Allgütigee, der Seraphim Geſang!
Die ganze Schöpfung ſchwebt in ew'gen Harmonien,
So weit ſich Welten drehn und Sonnenheere glühen.

Dein Tempel, die Natur, wie deinee Herrlichkeit,
Wie deiner Milde voll! des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Aehrenmeer, des Herbſtes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöhn, ſind deiner Allmacht Spiegel!

Was bin ich, Heer, vor dir? Seit geſtern athm' ich kaum!
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!
Wohl dennoch mie! Wer ſanft entſchläft in Vatersarmen,
Darf dem Erweckungswort vertrau'n! Es heißt: Erbarmeu!

Grablied.

Auch des Edeln ſchlummernde Gebeine
Hüllt das Dunkel der Vergeſſenheit:
Moos bedeckt die Schrift am Leichenſteine,
Und ſein Name ſtirbt im Lauf der Zeit.

Wann erwacht die neue Morgenröthe?
O wann keimt des ew'gen Frühlings Laub?
Niedrig iſt der Todten Schlummerſtätte,
Eng und düſtee ihr Gemach von Staub.

Noch umkränzen Roſen meine Locken,
Liebe lächelt alles um mich her!
Nach dem letzten Hall dee Sterbeglocken
Denkt kein Menſch des guten Jünglings mehr.

Der Grabſtein.

Bemooſter Stein, im heiligen Gefilde
Der Todten Gottes, ſei mir froh gegrüßt!
O du, auf den des Abendhimmels Milde
So freundlich ſich ergießt!

Seit Jahren ſchweigen dir die Klagetöne
Der Freunde ſchon; auch ihr Gebein iſt Staub;
Dir ſtreut kein Mädchen mehr mit frommer Thräne,
Des Lenzes Erſtlingslaub!

Wer nennt mie deinen Schlummrer? Halbverwittert
Blieb die des düſtern Schädels Zierde nur:
Die Schrift erloſch, und Wintergrün umzittert
Des Namens dunkle Spur!

Dir eil' ich zu, des Weltgeräuſches müde,
Wenn durchs Gebüſch die Abendröthe bebt,
Altae der Hoffnung! wo Jehovas Friede
Auf Seraphsflügeln ſchwebt!

Beruhigung.

Wo durch dunkle Buchengänge
Blaſſer Vollmondsſchimmer blickt,
Wo um ſchroffe Felſenhänge
Sich die Epheuranke ſtrickt;
Wo aus halbverfallnem Thurme
Ein verlaßnes Bäumchen ragt,
Und, emporgeſcheucht vom Sturme,
Schauervoll die Eule klagt;

Wo um ſterbende Geſträuche
Sich der graue Nebel dehnt,
Wo im trüben Erlenteiche
Dürres Rohr im Winde tönt;
Wo, in wildverwachsnen Gründen,
Dumpf dee Bergſtrom widerhallt,
Und, ein Spiel den Abendwinden,
Welkes Laub auf Gräber wallt;

Wo im bleichen Sternenſcheine,
Um den früh verlornen Freund
Einſam im Zypreſſenhaine
Hoffnungsloſe Sehnſucht weint;
Da, da wandelt von den Spielen
Angeſtaunter Thorheit fern,
Unter ahnenden Gefühlen,
Schwermuth, dein Vertrauter gern!

Da erfüllt ein ſtilles Sehnen
Nach des Geabes Ruh ſein Herz!
Da ergießt in milden Thränen
Sich der Seele banger Schmerz!
Und ſein Blick durchſchaut die trübe
Zukunſt ruhig bis ans Grab,
Und es ruft: Gott iſt die Liebe!
Jeder Stern auf ihn herab.

Der Frühlingsabend.

Beglänzt vom eothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm dee Thau!
Der Feühlingslandſchaft zitternd Bildniß ſchwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön iſt dee Felſenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain mit Gold bemalt;
Schön iſt dee Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke ſtrahlt!

Schön iſt dee Wieſe Grün, des Thals Geſträuch',
Des Hügels Blumenkleid;
Dee Erlenbach, der ſchilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überſchneit!

O wie umſchlingt und hält der Weſen Heer
Der ewgen Liebe Band!
Der Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf eine Vaterhand.

Du winkſt, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkſt, wenn dort, im ungemeßnen Raum,
Ein Sonnenball vergeht!

Himmelsglaube.

Es mag der Trennung Arm, im Vollgenuß dee Freuden
Erhabner Sympathie, den Freund vom Freunde ſcheiden,
Der ſanft und feſt und treu, am Rande der Gefahr,

Digitized by Google

Wie auf der Bahn des Glücks, ihm Alles, Alles war:
Wo Himmelsglaube wohnt, Verlaßner! da erhellt
Der Zukunft Mitternacht ein Stern der höhern Welt,
Und aus der Ferne winkt voll Glanz
Die Hoffnung mit dem Siegeskranz!

Es mag, wenn rings umher die Roſen ſich entfärben,
Des Jünglings Scherze fliehn, des Mannes Freuden ſterben,
Der letzte Zauberklang der Liebe ſelbſt verwehn,
Und jedes goldne Bild der Täuſchung untergehn:
Wo Himmelsglaube wohnt, beut ihren Labetrunk
Dem Allvergeßnen mild noch die Erinnrung,
Wenn ihm des Todes Odem, kalt
Und ſchwer, die Wange ſchon umwallt.

Kein Stundenſchlag ertönt, kein Tropfen Zeit entfluthet,
Daß nicht ein edles Herz um edle Herzen blutet;
Kein Abendſtern erſcheint, kein Morgenroth erglänzt,
Daß fromme Liebe nicht ein frühes Grab umkränzt:
Wo Himmelsglaube wohnt, ſchwingt über Gruft und Zeit
Und Trennung, im Gefühl der Unvergänglichkeit,
Sich zu verwandter Engel Chor
Des Ueberwinders Geiſt empor!

Troſt an Eliſa.

Lehnſt du deine bleichgehärmte Wange
 Immer noch an dieſen Aſchenkrug?
Weinend um den Todten, den ſchon lange
Zu der Seraphim Triumphgeſange
 Der Vollendung Flügel trug?

Siehſt du Gottes Sternenſchrift dort flimmern,
 Die der bangen Schwermuth Troſt verheißt?
Heller wird der Glaube nun dir ſchimmern,
Daß hoch über ſeiner Hülle Trümmern
 Walle des Geliebten Geiſt;

Wohl, o wohl dem liebenden Gefährten
 Deiner Sehnſucht, er iſt ewig dein!
Wiederſehn, im Lande der Verklärten,
Wirſt du, Dulderin, den langentbehrten,
 Und wie er unſterblich ſein!

Elegie

in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes geſchrieben.

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier,
 Ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
 Melancholiſch noch ein Heimchen zirpt;
Stille ſinkt aus unbewölkten Lüften,
 Langſam ziehn die Heerden von den Triften,
 Und der müde Landmann eilt zur Ruh'
 Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier auf dieſen waldumkränzten Höhen,
 Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
 Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was, vor grauen Jahren,
Dieſe morſchen Ueberreſte waren:
 Ein bethürmtes Schloß voll Majeſtät
 Auf des Berges Felſenſtirn erhöht!

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
 Traurig flüſternd ſich der Epheu ſchlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
 Durch den öden Raum der Fenſter blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einſt den edelſten von Deutſchlands Söhnen,
 Deſſen Herz der Ehrbegierde voll,
 Heiß dem nahen Kampf entgegenſchwoll.

Zeuch in Frieden, ſprach der greiſe Krieger,
 Ihn umgürtend mit dem Heldenſchwert;
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger!
 Sei des Namens deiner Väter werth!
Und des edeln Jünglings Auge ſprühte
Todesflammen ſeine Wange glühte
 Gleich dem aufgeblühten Roſenhain
 In der Morgenröthe Purpurſchein.

Eine Donnerwolke, flog der Ritter
 Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht,
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
 Beugte ſich vor ihm des Feindes Macht!
Mild, wie Bäche durch die Blumen wallen,
Kehrt er zu des Felſenſchloſſes Hallen,
 Zu des Vaters Freudenthränenblick,
 In des keuſchen Mädchens Arm zurück.

Ach! mit banger Sehnſucht blickt die Holde
 Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild' und Panzer glühn im Abendgolde,
 Roſſe fliegen, der Geliebte naht!
Ihm die treue Rechte ſprachlos reichend
Steht ſie da, erröthend und erbleichend;
 Aber was ihr ſanftes Auge ſpricht,
 Sängen ſelbſt Petrarch und Sappha nicht!

Fröhlich hallte der Pokale Läuten,
 Dort wo wildverſchlungne Ranken ſich
Ueber Uhuneſter ſchwarz verbreiten,
 Bis der Sterne Silberglanz erblich:
Die Geſchichten ſchwererkämpfter Siege,
Grauſer Abenteur im heil'gen Kriege,
 Weckten in der rauhen Heldenbruſt
 Die Erinnrung ſchauerlicher Luſt.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüſtern
 Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit,
Schwermuthsvolle Abendwinde flüſtern,
 Wo die Starken ſich des Mahls gefreut,
Diſteln wanken einſam auf der Stäte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
 Wenn der Kriegstrommete Ruf erklag,
 Und auf's Kampfroß ſich der Vater ſchwang.

Aſche ſind der Mächtigen Gebeine
 Tief im dunkeln Erdenſchooße nun!
Kaum daß halbverſunkne Leichenſteine
 Noch die Stätte zeigen, wo ſie ruhn.
Viele wurden längſt ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß ſank wie ihre Grüfte;
 Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
 Schwebt die Wolke der Vergeſſenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
 So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So verſinkt im ſchnellen Lauf der Zeiten,
 Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
 Urnen, der Erinnerung geweiht,
 Und Geſänge der Unſterblichkeit!

Alles, was mit Sehnſucht und Entzücken
 Hier im Staub' ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbſtes Sonnenblicken,
 Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig ſie umfaſſen,
Sieht die Morgenröthe ſchon erblaſſen;
 Selbſt der Freundſchaft und der Liebe Glück
 Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe! Deine Roſenauen
 Grenzen an bedornte Wüſtenein,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
 Düſtert oft der Freundſchaft Aetherſchein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm ſind eitel!
Eines Weltgebieters ſtolze Scheitel
 Und ein zitternd Haupt am Pilgerſtab
 Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

Elyſium.

Hain! der von der Götter Frieden,
 Wie vom Thau die Roſe, träuft,
Wo die Frucht der Heſperiden
 Zwiſchen Silberblüthen reift;
Den ein roſenfarbner Aether

Digitized by Google

Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verſchmähter
Zärtlichkeit verſtummen heißt:

Freudig ſchaudernd, in der Fülle
Hoher Götterſeligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
Pſyche deine Dunkelheit.
Wonne! wo kein Nebelſchleier
Ihres Urſtoffs Reine trübt,
Wo ſie geiſtiger und freier
Den entbundnen Fittig übt.

Ha! ſchon eilt auf Roſenwegen,
In verklärter Lichtgeſtalt,
Sie dem Schattenthal entgegen,
Wo die heilge Lethe wallt;
Fühlt ſich magiſch hingezogen,
Wie von leiſer Geiſterhand,
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand;

Kniet voll ſüßer Ahnung nieder,
Schöpfet, und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
Der der Menſchheit Jammer ſtillt,
Wie auf ſanfter Meeresfläche
Die entwölkte Luna ſchwimmt,
Oder im Kryſtall der Bäche
Hespers goldne Fackel glimmt.

Pſyche trinkt, und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtſtück ihres Lebens
Wie ein Traumgeſicht hinab.
Glänzender auf kühnern Flügeln,
Schwebt ſie auf des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht.

Welch ein feierliches Schweigen!
Leiſe, kaum wie Zephyrs Hauch,
Säuſelt's in den Lorberrzweigen,
Bebt's im Amarantenſtrauch!
So in heilger Stille ruhten
Luſt und Wogen, ſo nur ſchwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
Anadyomene ſtieg.

Welch ein ungewohnter Schimmer!
Erde! dieſes Zauberlicht
Flammte ſelbſt im Lenze nimmer
Von Aurorens Angeſicht!
Sieh! des glatten Epheus Ranken
Tauchen ſich im Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
Funkeln wie ein Sternenkranz!

So begann's im Hain zu tagen,
Als die keuſche Cynthia,
Hoch vom ſtolzen Drachenwagen,
Den geliebten Schläfer ſah.
Als die Fluren ſich verſchönten,
Und, mit holdem Zauberton,
Göttermelodieen tönten:
Seliger Endymion!

Der Genferſee.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

HOR.

An deinen Ufern, wo, vom Winzerheerd
Bis zu des Burgpallaſtes Marmorhallen,
Der Ueberfluß ſein goldnes Füllhorn leert!
So weit der Freiheit Jubelhymnen ſchallen;

Wo ſtets die Freude mir, Sokratiſch mild,
Die unbewölkte Stirn mit Epheu kränzte,
Seitdem des weißen Berges Rieſenbild
Zum erſtenmal in deiner Fluth mir glänzte;

Wo einſam auf bemooſter Felſenwand,
Am Bergſtrom, der aus Tannendunkel ſchäumte,
Mein Geiſt, an Xenophon's und Platon's Hand,
Sich des Iliſſus Myrtenhaine träumte;

Wo Agathon den Grazien vertraut,
Der Muſen Stolz, bewundert im Pallaſte,
Des Volkes Luſt bis wo der Jura blaut,
Wie ſeinen Gray, mit Liebe mich umfaßte;

Wo Bonnet, der nicht früher als ſein Ruhm,
Nicht früher als der Erdball ſterben ſollte,
In ſeines Tempels lichtem Heiligthum,
Das große Buch der Wahrheit mir entrollte;

Wo er mir zurief: Ueber Grab und Zeit
Schwingt ſich der Geiſt: ſein dunkler Schleier modert;
Beglückt, wem Glaube der Unſterblichkeit,
Wie Veſtas Gluth, in reinem Herzen lodert;

Wo meine Blicke, der Natur geweiht,
An ihr wie Bienen an der Blüthe hingen:
O See! ſchwebt mein Geſang in jene Zeit,
Als menſchenleere Wüſten dich umfingen.

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen ſich erheben,
Der Rhodan ſeine Wogen trauernd fort,
Von ſchauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradiesesflur,
Du ſtilles Thal, voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerſchläge.

Kein Luſtgeſang der Traubenleſerin,
Kein Erntejubel, keines Hirten Flöte,
Kein ſchmetternd Horn aus reicher Wälder Grün,
Begrüßte da den Stern der Abendröthe.

Kein Rundetanz im ſanften Vollmondſchein!
Kein Freudenmahl vor Tell's geweihtem Bilde!
Kein Gang der Liebenden im Frühlingshain,
An Veilchen reich wie Attikas Gefilde!

Die Oede ſchwieg; wenn auf verwachsnem Pfad,
Wo nur der Bär in Felſenklüften hauſte,
Nicht etwa noch des Sees gewohntem Bad
Ein Ur mit wilder Luſt entgegen brauſte.

Als ſenkte ſich ſein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf dieſe Wüſtenein,
Voll trüber Nebeldämmrung, ſeine Schimmer.

Da hieß, aus dieſes Chaos alter Nacht,
Der Herr, ſo weit des Lemans Fluthen wollten,
Voll ſanfter Anmuth, voll erhabner Pracht,
Sich zauberiſch dies Paradies entfalten:

Dies ſtolzumthürmte Land, gleich Tempes Flur,
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergoſſen!
Dies Wunderwerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit, wie von Glanz die Sonn', umfloſſen;

Wo jener, deſſen heilgen Aſchenkrug
Mit Eichenlaub die Wahrheit ſelbſt umwunden,
Die Bahn zum unerreichten Adlerflug
In Heloiſens Zauberwelt gefunden.

O Clarens! friedlich am Geſtad' erhöht,
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie! voll rauher Majeſtät,
Dein Ruhm wird zu den Sternen ſich erheben.

Zu deinen Felſen, die den Einſturz dräun,
In deren Schlund, wo nie die Dämmrung tagte,
Um Julien, mit Sappho's wilder Pein,
Mit Orpheus Thränen, der Verbannte klagte;

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler ſchwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von ſüßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm, der Fremdling wallen.

Digitized by Google

Und wär' ich auch, mit Haller's Wiſſenſchaft,
Von Grönlands Eis bis zu Tahitis Wogen
Mit Geßner's Blick, mit Anſon's Heldenkraft,
Mit Claude Lorrain's Kunſt die Erd' umflogen:

Doch weiht' ich ewig, im Erinnrungstraum,
Nur dir der Sehnſucht und des Dankes Thränen,
Doch würd' ich mich in jedem Schöpfungsraum,
O Seel verbannt aus deinen Himmeln wähnen.

Schön iſt's, von Aetnas Haupt des Meeres Plan
Voll grüner Eiland', und die Fabelauen
Siciliens und Strombolis Vulkan,
Beglänzt von Phöbus' erſtem Strahl, zu ſchauen:

Doch ſchöner, wenn der Sommertag ſich neigt,
Den Zauberſee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Lunas Silberhöhener ſanft gebeugt,
Umragt von Rieſengipfeln, zu erblicken.

Süß iſts, am Wogenſturz in Tiburs Hain,
Wo Flaccus oft, entflohn den Schattenchören,
Im Mondlicht wandelt, bei Albanerwein;
Den Genius der Vorwelt zu beſchwören:

Doch ſüßer noch, in Praugins Götterwald,
Wenn ſeine Laubgewölbe ſich erneuern,
Und weit umher der Vögel Maillied ſchallt,
Erhabner Freundſchaft Bundestag zu feiern.

Entzückend iſts, wenn donnernd himmelan
Des Feuerberges Wogen ſich erheben,
Auf Napels Golf, bei Nacht, im leichten Kahn,
In magiſcher Beleuchtung hinzuſchweben:

Mit höhrer Luſt ſieht auf des Lemans Fluth,
Wenn Thal und Hügel ſchon in Dämmrung ſinken,
Der hohen Eiswelt reine Purpurgluth
Mein Aug' aus dunkler Wahrheit wiederblinken.

Auf Hellas Höhn erblickt der Wandrer nur,
Von Reſten alter Herrlichkeit umgeben,
Der Tyrannei tief eingedrückte Spur,
So reizend auch ſich Meer und Land verweben.

Hier ſegn' ich froh Helvetiens Geſchick;
Hier, wo die Flur des Fleißes Lohn verkündet,
Hier theilt mein Herz des freien Volkes Glück,
Auf Menſchenrecht und auf Vernunft gegründet.

Der deutſchen Ströme König biſt du, Rhein!
Wie herrlich Mainz, umkränzt von Nektarhügeln,
Und Bacharach und Bingens Moosgeſtein
In deinem grünlichen Kryſtall ſich ſpiegeln!

Bei Bonnets Tempel nur, auf Genthods Höh'
Muß deine Pracht der Alpenlandſchaft weichen;
Hier ſcheint im engern Bett' Genevas See
Dem mächtgen Orellana ſelbſt zu gleichen.

An dieſem Hain, vom Erlenbach durchtunzt,
Ein Gärtchen nur vor einer kleinen Hütte,
Mit ſchlanken Pappeln maleriſch umpflanzt,
Iſt alles, was ich vom Geſchick erbitte.

Hier würde mir die Weisheit Roſen ſtreun,
Des Himmels Friede meinen Geiſt umfließen,
Und einſt, o goldnes Bild! im Abendſchein
Die Freundſchaft mir die Augen weinend ſchließen.

Hell würde ſich des reinſten Glückes Spur
Mir dann entwölken, fern vom Weltgetümmel;
Wo Liebe, Freundſchaft, Weisheit und Natur
In frommer Eintracht wohnen, iſt der Himmel.

Auf jenem Vorland, von der Wog umrauſcht,
Wo die Betrachtung gern auf grünen Matten
Die leiſen Tritte der Natur belauſcht,
Erhübe ſich mein Grab im Eichenſchatten.

Kein Marmorbild, kein thatenreicher Stein,
Vor dem erröthend ſich die Wahrheit wendet,
Entehrte des Entſchlummerten Gebein,
Den eitler Größe Schimmer nie geblendet.

Die Roſe nur würd' über meinem Staub
Des zarten Mooſes Wohlgeruch verhauchen,
Der Thränenweide niederhangend Laub
Mit leiſem Flüſtern in die Fluth ſich tauchen;

Die Nachtigall, vom Lenzgeſträuch umblüht,
Um ihren Freund dort in der Dämmrung klagen,
Und Daphne mir, von Zärtlichkeit durchglüht,
Das Opfer einer Thräne nicht verſagen.

Auch würd' im Dorfe bald die Sage gehn,
Daß dort, gedämpft, wie ferne Bienenchöre,
Sanft, wie am Blüthenbaum des Frühlings Wehn,
Der Hirt in ſtiller Mondnacht Lieder höre.

Die Kinderjahre.

Die Pappelweide zittert
Vom Abendſchein durchblinkt,
Wo, von Jasmin umgittert,
Die Laube traulich winkt,
Und mit geflochtnem Pförtchen,
Das auf den Weiher ſieht,
Ein ländlich ſtilles Gärtchen
Die Halmenhütt' umblüht.

Vom Opfer des Atriden
Im goldnen Opernſaal
Eil' ich zu deinem Frieden,
Umbüſchtes Rhonethal;
Nach Einſamkeit nur ſchmachtend
Wähl' ich die Gartenthür,
Der Landſchaft Reiz betrachtend,
Zur Opernloge mir.

Dieß Dach mit dunklem Mooſe,
Dieß friſche Rebengrün,
Dieß Beet, wo Malv' und Roſe
Und Nachtviolen blühn;
Die unbeſchorne Hecke,
Der Hopfenranke Wehn;
Der Hof, wo Bienenſtöcke
Im Fliederſchatten ſtehn;

Der Brunnenröhre Rauſchen,
Die Scheur' am Haſelzaun,
Wo Täubchen Küſſe tauſchen,
Und treue Schwalben baun;
Dieß alles zaubert, milder
Als Abendſonnenblick,
Die roſenfarbnen Bilder
Der Kindheit mir zurück.

Du, deren goldnem Stabe
Die Nebelſäule weicht,
Die aus dem dunkeln Grabe
Geſchiedner Jahre ſteigt:
O Phantaſie! erhelle
Der erſten Pfade Spur
Und jede Blumenſtelle
Der väterlichen Flue.

Ich ſeh' des Dorfes Weiden,
Des Wieſenbaches Rand,
Wo ich die erſten Freuden,
Den erſten Schmerz empfand;
Den Platz, wo, unter Muien,
Auf buntbeblümten Plan,
Beim Jubel der Schallmeien,
Der Mondſcheintanz begann;

Den Rain, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenleſe kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke ſchwamm;
Die Au', wo ich, am Bache
Mir Zweigpalläſte wob,
Wo der papierne Drache
Sich in die Lüft' erhob;

Die Sträuche, wo die Schlinge
Den Zeiſig oft betrog,
Wo nach dem Schmetterlinge

Digitized by Google

Mein leichter Strohhut flog;
Das Rohrdach, deſſen Neſter
Ich ritterlich erfocht;
Die Bank, wo meine Schweſter
Cyanenkränze flocht;

Das Beet, wo, friſch wie Hebe,
Im weißen Lenzgewand,
Sie an bemalte Stäbe
Levkoj' und Nelke band;
Die Schule, dumpf und düſter,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernſte Küſter
Ein Weltgebieter ſchien.

Ich ſeh des Kirchhofs Bäume,
Der Gräber hohes Gras,
Wo ich ſo oft die Reime
Der Leichenſteine las;
Das Flittergold im Kranze
An junger Bräute Gruft,
Im bleichen Vollmondglanze
Ein Spiel der Sommerluft;

Den Steintiſch, wo der Krieger,
Ein Held bei Sorr und Prag,
Von Roßbachs großem Sieger,
Von Kleiſt und Ziethen ſprach;
Die Tenne, wo der Schnitter
Sein braunes Mädel ſchwang,
Wenn froh des Bergmanns Zither
Zum Erntereihn erklang;

Den Bretterſitz am Weiher,
Seit grauer Väterzeit
Dem Spiel der rothen Eier
Am Oſtertag geweiht;
Die Laube von Hollunder,
Wo, auf der Raſenbank,
Ich einſam in die Wunder
Der Feenwelt verſank.

Da glaubt' ich grüne Zwerge
Mit diamantnem Speer,
Und vom Magnetenberge
Die ſchauerliche Mähr;
Die Hütte ward zum Schloſſe,
Der Teich zum Silberſee,
Mein Steckenpferd zum Roſſe,
Die Nachtigall zur Fee.

Da ſpottet' ich der Nebel
Von Grillenfang und Gram,
Selbſt wenn im Kampf den Säbel
Der ſtolze Feind mir nahm!
Wenn ich der Schweſter Freude,
Den Hänfling, ſterbend fand,
Und, ach! das Roth im Kleide
Der Bleiſoldaten ſchwand.

Da war, im Abendſcheine,
Ein ſtilles Veilchenthal
Am Nachtigallenhaine
Mir Ball- und Opernſaal!
Der Seifenblaſe Schimmer
Entzückte königlich,
Wie nie die Demantflimmer
Der Maskentänze, mich.

Da ſchien der Geiſterweihe
Gefürchtetes Revier,
Des Brockens ferne Bläue,
Des Weltalls Grenze mir;
Ich wußte von den Kreiſen
Der Erd' und ihrem Gleis,
Was ich vom Stein der Weiſen
Und von Heraldik weiß.

Da floß mir keine Zähre,
Neapels Götteraa'n,
Verklärung, Belvedere
Und Kapitol zu ſchaun:
Es war die Tuffſteinhöhle
Zum Kunſtſaal mir genug,
Und meine Raphaele
Fand ich im Ritterbuch.

Da wurde, von den Flocken
Des Januars umſtürmt,
Mit jubelndem Frohlocken
Der Schneemann aufgethürmt;
Den Kirchenhügel glitten,
Gelenkt vom Eiſenſtab,
Im zephyrleichten Schlitten
Wir pfeilgeſchwind hinab.

Im öden Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Bruſt,
Denk' ich der Knabenſpiele
Und ihrer Götterluſt!
Zu ſchnell verrauſchte Jahre
Der Unbefangenheit,
Was zwiſchen Wieg' und Bahre,
Gleicht eurer Seligkeit?

O väterliche Fluren!
Welch Tempe, welche Schweiz
Trägt eurer Wonneſpuren
Unſäglich holden Reiz?
Hoch auf beſchneiten Gipfeln
Und auf erzürntem Meer
Weht ſanft aus euren Wipfeln
Erquickung zu mir her!

Wenn mondlos mich die Hülle
Der Mitternacht umwallt,
Und durch die Todtenſtille
Nur meine Klage ſchallt,
Lacht mir von euern Grenzen
Ein Strahl von Seelenruh,
Wie abendliches Glänzen
Nach Ungewittern, zu.

Durchſegle kühn die Meere
Wie Cook und Magellan;
Erfleug das Ziel der Ehre
Auf nie beflogner Bahn;
Erblick', ein Stolz der Muſen,
Dein Bild in Erz und Stein;
Ruh' an Cytherens Buſen
In Amors Myrthenhain;

Gieb Königen Geſetze,
Sei Herr von Perus Gold;
Gebeut im Reich der Schätze,
Die uns Golkonda zollt;
Vereine, was auf Thronen
Der Erdball ſtaunend preiſt,
Und beide Lorbeerkronen
Wie Friederich und Kleiſt:

Umſonſt! der Sorgen Heere
Durchſchwärmen, ohne Raſt,
Den Glanz am Ziel der Ehre,
Den Goldſaal im Pallaſt!
Bei Todi's Zauberkehle
Bleibſt du in Gram verhüllt,
Da ſtrebſt nach Ruh' die Seele,
Und greifſt ein Schattenbild!

Entflohn dem Kriegsgetümmel,
Trübt Unmuth deinen Blick;
Umglänzt vom Alpenhimmel
Verklagſt du dein Geſchick;
Du ſpähſt auf fernem Boden
Des Friedens dunkle Spur:
Betrogner, ach! ſein Odem
Umweht die Kindheit nur.

Sie ſieht im Frühlingshaine
All' ihre Freuden blühn!
Es wallt im Roſenſcheine
Ihr Blumenleben hin!
Nie hat der Gott der Zeiten,
Der Unſchuld ewig hold,
Das Buch der Möglichkeiten
Vor ihrem Blick entrollt!

Ach! bis zu Charons Kahne
Schweift unſrer Wünſche Noth;
Der Kindheit leichte Plane
Bekränzt das Abendroth;

Digitized by Google

Wir ahnen Sturm und Klippen
Bei frühlingsheitrer Fahrt:
Sie hängt mit Bienenlippen
Nur an dee Gegenwart!

Die Nonne.

Der unbewölkten Luna Silberſchein
Wallt lieblich durch der Kirchhofbäume Laub,
Und Blüthen, wie zum Todtenopfer, ſtreun,
Cäcilia! die Wind' auf deinen Staub.

Dir lacht kein Mai, dir glänzt nom Sternenraum
In lauer Sommernacht kein Vollmond mehr:
Doch, wohl, Befreite! wohl dir; ach dein Traum
Im Lande der Entſagung war ſo ſchwer!

Der Wahrheit Sonnenſchimmer ſtarben hier,
Wie eine Flamm' in Grüften matt ſich ſenk;
Auf Heiligenlegenden und Brevier
Blieb deiner Kenntniß enger Kreis beſchränkt.

Am Fenſter, welches Rebengrün umzog,
Verlor ſich oft ins weite Meer dein Blick,
Und bebte, wenn ein Schiff vorüberflog,
Bethränter in des Kerkers Grau'n zurück.

Bei Philomelens Abendlied umfloß
Der Schwermuth Wolke dunkler dein Geſicht,
Nur mit dem Hall der Sterbeglocken goß
In deines Daſeins Nacht ſich Morgenlicht.

Ihr Himmelsboten, die ihr unſichtbar
Der Menſchheit hingeſunkne Blumen hebt,
Und um des Aberglaubens Weihaltae
Im Säuſeln hoher Friedensahnung ſchwebt:

Ihr hörtet an des offnen Grabes Rand
Aus ihree Bruſt den erſten Wonnelaut;
Ihr ſah't, wie auf des Todes kalte Hand
Sie Thränen, freudig ſchaudeend, hingethaut.

Sie ſchlummert in der Eſpen Dämmrung dort,
Wo fromm den Wandrer, der betrachtend ſteht,
Ein Kreuz mit Namen, Jahr und Heimathsort,
Um ein Gebet und eine Zähre fleht.

Mondſcheingemälde.

Der Vollmond ſchwebt in Oſten:
Am alten Geiſterthurm
Flimmt bläulich im bemooſten
Geſtein der Feuerwurm.
Der Linde ſchöner Sylphe
Streift ſcheu in Lunens Glanz;
Im dunklen Uferſchilfe
Webt leichter Irrwiſchtanz.

Die Kirchenfenſtee ſchimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wieſenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felſenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umſchleiert weißee Duft.

Wie ſchön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs beſäumt,
Der hier durch Binſenſtellen,
Dort unter Blumen ſchäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild am lauten Rade
In Silberfunken ſtäubt.

Durch Fichten ſenkt dee Schimmer,
So bleich und ſchauerlich,
Auf die bebuſchten Trümmer
Der Waſſeeleitung ſich;
Beſtrahlt die düſtern Eiben
Der kleinen Meierei,
Und hell die bunten Scheiben
Der gothiſchen Abtei.

Wie ſanft verſchmilzt der blaſſen
Beleuchtung Zauberſchein
Die ungeheuern Maſſen
Gezackter Felſenreih'n,
Dort wo, in milder Helle,
Von Immergrün umwebt,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe ſchwebt.

Der Elfen Heere ſchweifen
Durch Feld und Wieſenplan;
Es deuten Silberſtreifen
Dem Schäfer ihre Bahn;
Er weiß am Purpurkreiſe,
Vom Wollenvieh verſchmäht,
In welchem Blumengleiſe
Ihr Abendreih'n ſich dreht.

Bald bergen, bald entfalten,
In lieblicher Magie,
Sich wechſelnd die Geſtalten
Der regen Phantaſie.
Die zarten Blüthen keimen,
O Mond! an deinem Licht,
Die ſie, in Feenträumen,
Um unſre Schläfe flicht.

Das Kloſtee.

Der Weſtgewölke Purpurſaum ergraut,
Aus Eichendunkel ſteigt der Mond empor.
Die Winde ſeufzen bang' im Heidekraut,
Der Elfen Tanz webt leiſ' am Weidenmoor.

Des hohen Pharus trübe Leucht' entglimmt
Am ſchroffen Vorgebirg' im Abenddufſt;
Des Eilands weiße Klippenreih' verſchwimmt
Gleich einem Nebelſtreif, in Wog' und Luft.

Die Thürme der verödeten Abtei
Entragen ſchauervoll im bleichen Licht
Dem wildernden Geſträuch der Felſenbai,
Wo dumpfig ſich die matte Woge bricht.

Wo Rüſtern dort ein heilig Dunkel ſtreun,
Und um des Doms Portal ſich Epheu dehnt,
Weilt die Melancholei im Vollmondſchein,
An Grabmaltrümmer ſinnend hingelehnt.

Eurch Eiben blickt ein Beinhaus halb zerſtört;
Die Diſtel wankt am grauen Tempelthor,
Das längſt nicht mehr dem Flug dee Eule wehrt:
Im Bildwerk baut die Schwalb' am hohen Chor.

Kaum deuten in der Bogen Düſternheit
Geſchwärzter Scheiben Reſte, dort und hier
Im Blei dee Fenſter ſparſam noch nerſtreut,
Der Glasgemälde gothiſchfromme Zier.

Der Hochaltae, von dürrem Gras umrauſcht,
Die Stufen ausgerundet vom Gebet,
Zeugt noch, wie oft, von Seraphim belauſcht,
Der Andacht Flammenſeufzer hier geweht.

Nun flüſtern einſam nue die Wind' im Dom;
Der Beichtſtuhl trauert von der Spinn' umflort;
Die Orgel wälzt nicht mehe der Töne Strom
Durch die Gewölde majeſtätiſch fort.

Der Hymnen Feierjubel ſind verhallt;
Kein Marmorbild glänzt mehr, vom Opferduft
Der Weihrauchwolke feſtlich überwallt,
Und jene Betee ſanken in die Gruft.

In dieſer Blende flimmte ſchwermuthsvoll
Die heil'ge Lampe, wenn der Choegeſang
Der Jungfrau'n durch die Mitternacht erſcholl,
Und ſich ihr Herz dem Weltgefühl entrang.

Digitized by Google

Dann wähnte, ſeiner Nebelhüll' entflohn,
Ihr Geiſt, hoch über Schmerz und Sinnenwahn,
Im unbewölkten Glanz der Gottheit ſchon
Die Krone der Vergeltung zu empfahn.

Der Tempel ſchwieg, wenn dumpf die Glock' erklang,
Gehemmt ſank erdwärts der Gedanken Flug;
Der Hallen weiße Grabſteinwänd' entlang
Verſchwand im Dunkel der Veſtalen Zug.

Noch ſoll der Schiffer, wenn Orkane brá̈nn,
Im alten Dom ſie warnend ſchweben ſehn;
Ein matter Feuerglanz zuckt am Geſtein,
Wo Meteoren gleich die Schleier wehn.

Die Blumenkette der Geſelligkeit
Durchſchlang, o Jungfrau'n, eure Pfade nicht!
Euch ſpendete des Lebens Roſenzeit
Nur welke Kränze, wie der Gram ſie flicht.

Der Muttername, für ein zärtlich Ohr,
Der Stimme der Natur noch unentwöhnt,
Der höchſte Zauberklang im Schöpfungschor,
Hat nie den Himmel euch ins Herz getönt.

Vernichtung dräute ſchon, als euer Loos
Euch zum Altar der Opferweihe rief,
Dem Funken, der vielleicht in euerm Schooß
Zu Luthern und Timoleonen ſchlief.

Wie mancher Heloiſe glühend Herz,
Im Kampf mit Pflicht und Leidenſchaft erkrankt,
Hat bis zum letzten Schlag, voll Todesſchmerz,
Hier zwiſchen Abälard und Gott geſchwankt!

Ihr längs dem finſtern Kreuzgang hingereiht,
Bemooſte Zellen! von Geſträuch' umbebt,
In deren Oede der Vergangenheit
Gebild' erſteh'n und Geiſterſäuſeln ſchwebt:

In euern Mauern ſtarb der Jugend Reiz,
Eh' ſeine Fülle noch der Knoſp' entſchwoll,
Und auf der Dulderinnen Todtenkreuz
Goß Liebe nie der Zähre letzten Zoll.

(Die Alpenroſ' auf Bernhard's wilden Höh'n
Glüht einſam oft an ſchwarzer Klüfte Moos,
Und ſenkt der Schönheit Purpur ungeſehn,
Vom Sturm entwurzelt, in der Fluthen Schooß).

Beim Kloſterthurme ſchlummert ihr Gebein,
Wo ſcheu des Uhus träger Fittig ſtreift,
Und graunvoll, ſtatt geweihter Kerzen Schein,
Am hohen Schilf des Irrlichts Flamme ſchweift.

Die Roſe, die der Unſchuld Farbe trägt,
Sah jeder Lenz vor Alters hier entblüh'n,
Und Sinngrün, von der Freundſchaft Hand gepflegt,
Verwebte ſich mit Myrth' und Rosmarin.

Auch bebt' es oft, wie die Legende lehrt,
Gleich Engeltönen durch die Abendluft;
Die Kirchhofmale glänzten wie verklärt;
Und jedem Grab' entwallt ein goldner Duft.

Alpenreiſe.

An Friederike Brun.

Süß athmen die Blüthen am ſtürzenden Bach
Hoch lächelt vom Hügel manch' friedliches Dach,
Umkreiſt von grünen Gehegen,
Dem Wand'rer entgegen.

Die Lüfte wehn reiner, die Unterwelt flieht,
Die Pfade ſind ſchattig, der Cytiſus blüht;
Wie mild ergeußt ſich die Friſche
Der Balſamgebüſche!

Wie ſchimmert das Grün der arkadiſchen Flur!
Wie glänzen die Thäler von Gold und Azur!
Wie blinkt im wolligen Kleide
Die ſilberne Weide!

Wie funkelt der Bäche mäandriſche Fluth!
Wie dämmern die Hügel, von Heerden umruht!
Wie blühn, in blendender Reihe,
Die Berg' in der Bläue!

Dem Tempe des Friedens, von Heerden bewallt,
Entwinden die ſteinigen Pfade ſich bald,
Der Schlund am Felſen wird enger,
Die Düſterniß bänger.

Nun ſterben die Laute beſeelter Natur;
Dumpftoſend umſchäumen Gewäſſer mich nur,
Die hoch an ſchwarzen Gehölzen
Dem Gletſcher entſchmelzen.

Wo Felſen den wüthenden Stromfall umbränn,
Da wandl' ich im Schauerder Wildniß allein,
Und ſeh' mit traurigem Sinnen
Die Fluthen verrinnen.

Hier wandelte nimmer der Odem des Mai's;
Hier wiegt ſich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Mooſ' und Flechtrn entgrünen
Den wilden Ruinen.

Wie Hesper vom Purpur des Abends umwallt,
O Freundin! ſo lächelt mir deine Geſtalt,
Und hellt mit mondlicher Milde
Des Todes Gefilde.

O Freundin! ich denke mit Luſt und mit Weh
Des Hügels, wo wir unter Eichen und See,
Im Geiſt' all' unſern Vertrauten
Ein Hüttchen erbauten.

Noch tönet, wie leiſer Harmonikaklang,
Mir tief in der Seele dein ſüßer Geſang;
Du rührſt im Grazienſchleier
Die lesbiſche Leier.

Hell ſchwebt noch, in abendlich duftigem Flor,
Das Eiland der friedlichen Saone mir vor,
Wo jüngſt wir unter Syringen
Im Dämmerlicht gingen.

Noch wähn' ich, die Thäler im Blüthengewand,
Noch wähn' ich, die Wälder am Nachtigallſtrand
Des Sees, und Agathons Hallen
Mit dir zu durchwallen.

Das Zaubergemälde der Täuſchung zerrinnt,
Wie Nebelgeſtalten im ſauſenden Wind;
Kalt ſprühn um Wangen und Locken
Mir ſtöbernde Flocken.

Jetzt neigt ſich allmählig von eiſigem Plan
An brauner Granitwand hinunter die Bahn.
Wie dräun, halb dunſtig umfloſſen,
Die Felſenkoloſſen!

Oft reißen hoch aus der Umwölkungen Schooß
Mit Donnergetöſe die Blöcke ſich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern.

Tief ſchlummert hier unter dem Trümmergeſtein
Am einſamen Kreuz der Erſchlagnen Gebein;
Der Wand'rer meidet mit Schauer
Die Stätte der Trauer.

Ruht ſanft, o ihr Todten, im Wolkenrevier!
Der Odem des Ewigen wandelt auch hier.
Empfangt ſtatt Lorbeer und Roſe,
Dies Opfer von Mooſe.

Dort ſenkt ſich, ſo ſchaurig und ſtill wie die Gruft,
Ein Pfad über Schiefer aus nächtlicher Kluft,
Wo Todesahnungen walten,
Um gräßliche Spalten.

Ihn wandelt der Jäger der Gemſe, im Graun
Der feuchtenden Wolke, mit kühnem Vertraun
Und ſpäht, im treuen Geleite
Der Hunde, nach Beute.

Digitized by Google

Oft dringt er, im Lauf der herkuliſchen Jagd,
Durch kaltes Geträufel und Schlünde voll Nacht,
Hinunter zu der Kryſtalle
Cimmeriſcher Halle.

Ich ſolge dem Starken! Im Kampf mit Gefahr
Erhebe ſich, wie machtvoll zur Sonne der Aar,
Der Geiſt aus kerkernden Schranken
Zu Göttergedanken.

Bald endet am ſchwankenden Stege die Kluft.
Wie lieblich ſich unten in magiſchem Duft
Die Pyramidengeſtalten
Der Tannen entfalten!

So lächelt, nach Wogengetümmel und Sturm,
Dem nächtlichen Schiffer der leuchtende Thurm
Durch Nebel, welche die Auen
Der Heimath umgrauen.

In Herrlichkeit ragen am Weſthorizont
Die Rieſen der Alpen, ſchon röther beſonnt.
Wie ſanft ſich öſtlich mit Bäumen
Die Triften beſäumen!

Die Schneewelt umſchleiert ein weißliches Grau;
Fern glänzen die Blumengefilde, vom Blau
Der Soldanelle verkündet;
Die Wüſte verſchwindet.

Schon ſenkt ſich der Abend. Im röthlichen Schein
Winkt, unter den Felſen am Lerchenbaumhain,
Die Eremitenkapelle
Mit mooſiger Zelle.

Lied aus der Ferne.

Wenn, in des Abends letztem Scheine,
Dir eine lächelnde Geſtalt,
Am Raſenſitz im Eichenhaine,
Mit Wink und Gruß vorüberwallt,
Das iſt des Freundes treuer Geiſt,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

Wenn in des Mondes Dämmerlichte
Sich deiner Liebe Traum verſchönt,
Durch Cytiſus und Weymuthsfichte
Melodiſches Geſäuſel tönt,
Und Ahnung dir den Buſen hebt:
Das iſt mein Geiſt, der dich umſchwebt.

Fühlſt du, beim ſeligen Verlieren
In des Vergangnen Zauberland,
Ein lindes geiſtiges Berühren,
Wie Zephyrs Kuß, an Lipp' und Hand,
Und wankt der Kerze flatternd Licht:
Das iſt mein Geiſt, o zweifle nicht!

Hörſt du beim Silberglanz der Sterne,
Leiſ' im verſchwiegnen Kämmerlein,
Gleich Aeolsharfen aus der Ferne,
Das Bundeswort: Auf ewig dein!
Dann ſchlummre ſanft; es iſt mein Geiſt,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

Lied der Liebe.

Durch Fichten am Hügel, durch Erlen am Bach,
Folgt immer dein Bildniß, du Traute! mir nach.
Es lächelt bald Wehmuth, es lächelt bald Ruh',
Im freundlichen Schimmer des Mondes, mir zu.

Dem Roſengeſträuche des Gartens entwallt
Im Glanze der Frühe die holde Geſtalt;
Sie ſchwebt aus der Berge bepurpurtem Flor
Gleich einem elyſiſchen Schatten hervor.

Oft hab' ich, im Traum, als die ſchönſte der Feen,
Auf goldenem Throne dich ſtrahlen geſehn;
Oft hab' ich, zum hohen Olympus entrückt,
Als Hebe dich unter den Göttern erblickt.

Mir hallt aus den Tiefen, mir hallt von den Höhn,
Dein himmliſcher Name wie Sphärengetön.
Ich wähne den Hauch, der die Blüthen umwebt,
Von deiner melodiſchen Stimme durchbebt.

In heiliger Mitternachtsſtunde durchkreiſt
Des Aethers Gefilde mein ahnender Geiſt.
Geliebte! dort winkt uns ein Land, wo der Freund
Auf ewig der Freundin ſich wieder vereint.

Die Freude, ſie ſchwindet, es dauert kein Leid;
Die Jahre verrauſchen im Strome der Zeit;
Die Sonne wird ſterben, die Erde vergehn:
Doch Liebe muß ewig und ewig beſtehn.

Geiſternähe.

Der Dämmrung Schein
Durchblinkt den Hain;
Hier, beim Geräuſch des Waſſerfalles,
Denk' ich nur dich, o du mein Alles!

Dein Zauberbild
Erſcheint, ſo mild
Wie Heſperus im Abendgolde,
Dem fernen Freund, geliebte Holde!

Er ſehnt wie hier
Sich ſtets nach dir;
Feſt, wie den Stamm die Eppichranke,
Umſchlingt dich liebend ſein Gedanke.

Durchbebt dich auch
Im Abendhauch
Des Brudergeiſtes leiſes Wehen
Mit Vorgefühl vom Wiederſehen?

Er iſts, der lind
Dir, ſüßes Kind,
Des Schleiers Silbernebel kräuſelt,
Und in der Locken Fülle ſäuſelt.

Oft hörſt du ihn,
Wie Melodien
Der Wehmuth aus gedämpften Saiten,
In ſtiller Nacht vorüber gleiten.

Auch feſſelfrei
Wird er getreu,
Dir ganz und einzig hingegeben,
In allen Welten dich umſchweben.

Die Weihe.

Wer, als ihn die Muſe weihte,
Heilig ihr Veredlung ſchwur,
Selbſtgefühl der Götter leite
Den durch Wüſt' und Blumenflur.

Mild und ſegnend, gleich Auroren,
Wenn der Lenz der Erde naht,
Wallt die freundlichſte der Horen
Treu mit ihm des Daſeins Pfad.

Wo Vernunft und Hochſinn wohnen,
Glüht ſein Herz von Sympathie:
Rein erklingt in allen Zonen
Ihm des Weltalls Harmonie.

Ihn entzückt der Meere Spiegel
Und die Silberperl' am Kraut,
Die Viol' am Todtenhügel
Und die Roſ' im Kranz der Braut.

Ihm erhebt der Katarakten
Donnerſturz den trunknen Geiſt,
Ihm das Bächlein, ſo vom nackten
Klippenabhang niederfleußt.

Er vernimmt der Hoffnung Wehen
Hoch vom lichten Sternenraum,
Hebt, wo Blumen auferſtehen,
Ihres Schleiers goldnen Saum.

Digitized by Google

Trinkt auf hoher Alpenweide
Mit dem Adler Himmelsglanz,
Windet auf beſchneiter Heide
Dunkles Immergrün zum Kranz.

Sieht um Platon's Kelch die Roſen
Heitrer Weisheit wieder glühn,
Roms Ruinen ſich entmooſen,
Und Athens Gefilde blühn.

Beßrer Zukunft Bilder ſchweben,
Wo Gewölk ihn trüb' umzieht,
Und harmoniſch, wie ſein Leben,
Töne im Volk ſein hehres Lied.

Stät, wie Veſtas Flamme, lodert,
Trotzt der Erdenſtürme Wuth,
Bis die ſchwarze Bark' ihn ſodert,
Seines Geiſtes reine Gluth.

Iſaak Maus.

Dieſer Dichter wurde 1748 zu Badenheim bei Kreuznach geboren und verdient beſonders deswegen eine Erwähnung, weil er ſeine poetiſchen Erzeugniſſe als einfacher Bauersmann unter der fortdauernden Beſchäftigung dieſes Standes und ohne eine beſſere, als die in ſeinem Kreiſe gewöhnliche Erziehung genoſſen zu haben, lieferte. Das Jahr ſeines Todes iſt unbekannt.

Von ihm haben wir:

Gedichte und Briefe. Mainz 1786, 8.
Poetiſche Briefe. Ebendaſ. 1819, 8., mit Portrait.
Lyriſche Gedichte. Ebendaſ. 1821, 8.

Nur die Seltenheit der Erſcheinung verlieh M's Leiſtungen einigen Werth, der jedoch keinesweges dauernd war, da ſein Talent im Grunde nur zu den unbedeutenderen gehörte.

Jakob Mauvillon,

Sohn des nachmaligen Profeſſors der franzöſiſchen Sprache M. am Carolinum zu Braunſchweig, ward am 8. März 1743 zu Leipzig geboren und erhielt ſeine Schulbildung auf dem Carolinum, um dann die Rechte zu ſtudiren. Doch zogen ihn die Sprachen, Zeichnen und Mathematik vorzugsweiſe an, und aus überwiegender Neigung zum Militärſtande trat er im 7jährigen Kriege als Ingenieur in hannöverſche Dienſte, obwohl ſein Körper ſchwach und verwachſen war. Nach dem Frieden ging er auf den Wunſch ſeines Vaters nach Leipzig, um die Rechtsſtudien fortzuſetzen, trat aber ſchon 1766 als Collaborator an der Schule zu Ilefeld auf, und wurde dann Weg- und Brückeningenieur und Lehrer der Kriegsbaukunſt in Kaſſel. Nachdem er hier zum Hauptmann im neuerrichteten Cadettencorps emporgeſtiegen war, kam er 1785 mit Majorsrang nach Braunſchweig und wurde ſpäter als Oberſtlieutenant beim Ingenieurcorps und Lehrer am daſigen Carolinum angeſtellt. Durch ſeine Bewunderung Mirabeau's und der franzöſiſchen Revolution und ſeinen Streit mit dem Ritter von Zimmermann ward er gegen das Ende ſeines Lebens in mancherlei Verdrießlichkeiten verwickelt. Er ſtarb daſelbſt am 11. Januar 1794.

Er verfaßte:

Ueber den Werth der deutſchen Dichter. Frankfurt 1771—72, 2 Thle., 8. (mit Unzer).
Arioſt's wüthender Roland. Ueberſetzt. Lemgo 1777—78, 4 Thle.
Phyſiokratiſche Briefe ꝛc. Braunſchweig 1780.
Einleitung in die militäriſchen Wiſſenſchaften. Ebendaſ. 1783.
Dramatiſche Sprichwörter. Leipzig 1785, 2 Thle.; neue Aufl. 1790 unter dem Titel: Geſellſchaftstheater; neu herausgeg. v. J. G. Dyk.
Mann und Weib. Ebendaſ. 1791.
Ueber die preußiſche Monarchie. Ebendaſ. 1793—95, 4 Bde.
Geſchichte des Erbfolgekriegs. Ein hiſtoriſcher Kalender. Leipzig 1794.
Geſchichte des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. Ebendaſ. 1795, 2 Bde.

M. war keineswegs ohne Talent, Geſchmack und Scharfſinn, aber es fehlte ihm an Gründlichkeit und Gediegenheit, ſo daß er nichts Vollendetes lieferte, ſondern oft oberflächlich und flüchtig verfuhr. Seine dem phyſiokratiſchen Syſteme huldigenden ſtaatswiſſenſchaftlichen Schriften, ſind unbeſtritten ſeine beſten Leiſtungen.

Sophie May, ſ. S. F. E. Meyer.

Herzog Johann von Mecklenburg, ſ. Minneſinger.

Konrad von Megenberg, ſ. Minneſinger.

Ulrich Megerle, ſ. Abraham a Santa Clara.

Johann Wilhelm Friedrich Mehliß

ward am 24. April 1756 zu Goslar geboren, ſtudirte zu Göttingen Philoſophie und Theologie und wurde 1779 als Pfarramtsgehilfe nach Eſſenrode berufen, von wo er 1793 als Pfarrer nach Rehburg kam. 1799 erhielt er dort die Superintendentur, wurde Dr. der Theologie und 1803 als Superintendent und Prediger nach Oldendorf im Kalenbergiſchen verſetzt.

Er gab heraus:

Predigten am Rehburger Geſundbrunnen gehalten. Hannover 1795—97, 2 Thle.
Predigten für die häusliche Erbauung. 3. Ausg. Ebendaſ. 1805, 2 Thle.
Paſſionspredigten. 2. Ausg. Ebendaſ. 1814.
Kaſualreden. Ebendaſ. 1818.

Digitized by Google

Handbuch zu populären Religionsvorträgen. Ebendaſ. 1824.

Popularität, Faßlichkeit und Verſtändlichkeit zeichnen M's redneriſche Leiſtungen aus, aber es fehlte ihnen Kraft und Begeiſterung, um den Zuhörer mit ſich fortzureißen und dauernd zu feſſeln.

Georg Friedrich Meier

ward am 29. März 1718 zu Ammendorf bei Halle geboren, ſtudirte daſelbſt unter Alex. Gottlieb Baumgarten Philoſophie und Theologie und wurde nach ſeiner Promotion zum Magister A. A. L. L. Profeſſor der Philoſophie. Er ſtarb zu Halle am 21. Juni 1777.

Von ihm haben wir:

Beurtheilung der Gottſchediſchen Dichtkunſt. Halle 1747 — 49, 7 St.
Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften. Ebendaſ. 1748 — 50, 3 Thle., 8.; 2. Aufl. 1754 — 69, 3 Thle., 8.
Beurtheilung des Meſſias. Ebendaſ. 1749 — 52, 2 St.
Leben A. G. Baumgartens. Ebendaſ. 1763.
Auszug aus den Anfangsgründen ꝛc. Ebendaſ. 1757; neue Aufl. 1768, 8.

Als Philoſoph und Aeſthetiker iſt M. nur ſehr unbedeutend, aber er erwarb ſich das Verdienſt, die Poetik und Rhetorik, für die zu ſeiner Zeit noch ſehr wenig geſchah, ſyſtematiſch auszubilden, wobei er freilich nur in die Fußtapfen ſeines Lehrers Baumgarten zu treten und ſich nicht über denſelben zu erheben wußte.

Joachim Meier

ward am 10. Auguſt 1661 zu Perleburg geboren, ſtudirte zu Marburg die Rechte, und die ſchönen Wiſſenſchaften, und wurde 1686 Lehrer zu Göttingen. 1694 erhielt er den Charakter eines Profeſſors der Muſik daſelbſt, ward 1707 Dr. der Rechte und ſpäter Profeſſor der Geſchichte und Geographie am Gymnaſium zu Göttingen, wo er am 2. April 1732 ſtarb, nachdem er ſchon 1717 in den Ruheſtand geſetzt worden war.

Die literariſche Welt kennt ihn durch:

Die durchlauchtige Römerin Lesbia. Leipzig 1690.
Die durchlauchtigſte Römerin Delia; die polniſche Werba; die amazoniſche Smyrna; die Hebräerinnen Zisla, ꝛc. Lüneburg 1697, 3 Thle.
Die ſiegende Großmuth. Singſpiel.
Leben, Thaten und Tod Herzog Heinrichs des Löwen.
Kurfürſt Ernſt Auguſts von Braunſchweig Geſchichtskalender u. ſ. w.

Ein rüſtiger aber geſchmackloſer Romanſchreiber ſeiner Zeit.

Christoph Meiners

ward am 31. Juli 1747 zu Otterndorf geboren, ſtudirte zu Göttingen Theologie und Philoſophie, wurde daſelbſt Dr. und 1772 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und erhielt 1775 eine ordentliche Profeſſur dieſer Wiſſenſchaft, 1788 wurde er mit dem Titel eines großbritanniſchen und hannöverſchen Hofrathes beehrt, und ſtarb daſelbſt am 1. Mai 1810.

Er ließ erſcheinen:

Geſchichte des Luxus der Athenienſer. Kaſſel 1781.
Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom. Lemgo 1781 — 82, 2 Thle.
Geſchichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfaſſung der Römer. Leipzig 1782.
Grundriß der Theorie und Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften Lemgo 1787, 8.
Briefe über die Schweiz. Berlin 1788 — 90, 4 Thle.
Geſchichte des weiblichen Geſchlechts. Hannover 1788 — 1800, 4 Thle.
Geſchichte des Verfalls der Sitten, Wiſſenſchaften und Sprache der Römer im 1. Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Wien und Leipzig 1791.
Geſchichte der Ungleichheit der Stände. Hannover 1792.
Hiſtoriſche Vergleichung des Mittelalters mit unſerm Jahrhundert. Ebendaſ. 1793, 3 Thle.
Lebensbeſchreibungen. Zürich 1795 — 97, 3 Thle.
Geſchichte der Ethik. Göttingen 1800, 2 Thle.
Geſchichte der hohen Schulen. Ebendaſ. 1802 — 1805, 4 Thle.
Geſchichte der Religionen. Hannover 1806, 2 Thle.
Unterſuchungen über die Verſchiedenheit der Menſchennaturen. Tübingen 1811 — 15, 3 Thle.

Meiner's hauptſächlichſtes Verdienſt als Hiſtoriker beruht auf dem ſeltenen und unermüdlichen Fleiß, mit welchem er die Materialien zu ſeinen Schriften, die indeſſen größtentheils nicht viel mehr ſind, als ſehr tüchtige Materialienſammlungen, eintrug, ſichtete und ordnete. Er hat in dieſer Hinſicht vielen ſpätern Hiſtorikern hülfreich vorgearbeitet und ſeine Werke werden ſtets ſehr brauchbar bleiben. Seine werthvollſte Arbeit iſt die von ihm in ſeiner beſten Zeit gearbeitete Geſchichte der Wiſſenſchaften Griechenlands und Roms, auch ſeine Lebensbeſchreibungen enthalten manches Treffliche.

Johann Nikolaus Meinhard,

eigentlich Gemeinhard, ward am 11. September 1727 zu Erlangen geboren und ſollte nach vollendeten Schulſtudien 1746 in Helmſtädt Theologie ſtudiren, entſagte dieſer Wiſſenſchaft aber aus Liebe zu einem ungebundenen Leben und ging 1748 als Hauslehrer nach Liefland. In dieſer Eigenſchaft bereiſte er 1751 Holland, ſetzte 1752 ſeine Sprachſtudien zu Göttingen fort und promovirte 1759 zu Helmſtädt zum Magiſter der Philoſophie, mit dem Vorſatz, daſelbſt Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften zu eröffnen. Sein unſteter Geiſt zwang ihn jedoch, bald zu Hamburg, bald zu Braunſchweig, bald zu Leipzig zu verweilen, bis ihn ſeine beſorgten Freunde überredeten, durch

Digitized by Google

eine Reiſe mit dem jungen Grafen Moltke ſeine Hypochondrie zu verſcheuchen. Er beſuchte nun mit dieſem 1763 Frankreich, Italien und England, wurde nach ſeiner Rückkehr 1765 zu Berlin mit den dort lebenden Schöngeiſtern bekannt und ging von da nach Braunſchweig und Erfurt, wo er faſt 2 Jahre ein einſiedleriſches Leben führte. Er ſtarb kurz nach ſeiner Rückkehr nach Berlin am 15. Juni 1767.

Von ihm haben wir:

Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten italieniſchen Dichter. Braunſchweig 1763 — 74, 3 Bde., gr. 8.; neue Aufl. mit einer Vorrede von Zachariä, Ebendaſ. 1774, 2 Bde., 8.

Deſſen 3r Band. Ebendaſ. 1774, gr. 8. (von C. J. Jagemann bearbeitet).

Gedichte. (In Schmidt's Anthologie und im deutſchen Muſeum).

Ueberſetzungen von Hume's Grundſätzen der Kritik, Heliodar's Theagenes und Chariklea, Gaillard's Geſchichte Franz I. u. ſ. w.

Küttner urtheilt ſehr treffend von dieſem freiſinnigen und geſchmackvollen, aber leider zu ängſtlichen Schriftſteller in ſeinen Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten, S. 307 — 309: Durch ſeine geſchmackvollen Ueberſetzungen, am meiſten aber durch ſeine trefflichen Verſuche über die italieniſchen Dichter hat ſich Meinhard den Ruhm eines nützlichen Kunſtrichters und Schriftſtellers erworben. Er bringt den Geiſt fremder Sprachen ſo glücklich in die unſrige herüber, er zeigt in der Zergliederung fremder Meiſterwerke ein ſo feines Gefühl, ſo große Beleſenheit und geſunde Kritik, als man von ſeiner furchtſamen Beſcheidenheit, mit der er ſich überall ankündigt, kaum erwarten dürfte. — Im mittleren Styl iſt er am glücklichſten. Sanfte, zärtliche Poeſien mit einiger Malerei, wie die Petrarchiſchen, gelingen ihm noch, aber den hohen Flug des epiſchen Geſanges erreicht er im Nachbilden ſo glücklich nicht.

Wilhelm Meinhold

ward 1796 in Pommern geboren, ſtudirte zu Greifswald Theologie und Philoſophie und wurde nach vollendeten Studien zuerſt zu Koſerow und ſpäter zu Krummin auf der Inſel Uſedom als Prediger angeſtellt.

Von ihm erſchienen:

Gedichte. Leipzig 1823, 8.

Vermiſchte Gedichte. Greifswald 1824, gr. 8.

St. Otto, Biſchof von Bamberg, oder Kreuzfahrt nach Pommern. Epos. Ebendaſ. 1826, gr. 8.

Miniaturgemälde von Rügen und Uſedom. Ebendaſ. 1830.

Gedichte. Zweite durchaus verb. u. verm. Aufl. Leipzig 1835, 8.

M. iſt bei Weitem nicht ſo gekannt, wie er es zu ſein verdient. — Tiefe und geſunde Frömmigkeit, Wärme und Wahrheit des Gefühls, Sicherheit, Kraft und Anmuth in Beherrſchung der Sprache und Form, und Reichthum der Phantaſie und der Gedanken ſind ſeinen Poeſieen eigen und weiſen ihm als Dichter einen ehrenvollen Rang unter den Zeitgenoſſen an.

Gedichte von Wilhelm Meinhold *).

Die treue Hand.

Schottiſche Sage.

„Held Donal, gieb Malvinen, die ſanfte Tochter, mir,
Eh' Coll, mein wilder Bruder, ſie frech ertrotzt von dir,
Mich liebt das ſüße Wunder auf Juras Felſenſtrand,
Das wie die Morgenröthe in jedem Klan bekannt,
Ich will ſie kühn beſchützen,
Ich will ihr ewig weihen hier dieſe treue Hand!“

So ſpricht mit glüh'nden Worten der ſchenkelnackte Held,
Mac Angus von Cantyre, und als er inne hält,
So ſenkt der Alte ſinnend den Nacken am Kamin
Und ſeufzt — und ſeine Tochter tritt ſchüchtern hinter ihn,
Bald wird ſie eine Lilie,
Bald eine rothe Roſe mit wachſendem Karmin.

Doch plötzlich hört man drauſſen ein lautes Schlachtenſchrei'n,
Und Coll, der wilde, ſtürzet mit ſeinem Klan herein:
„Held Donal, dieſer Heuchler erhält die Dirne nicht!
Gieb mir ſie, oder wiſſe, ich üb' ein ſchwer Gericht,
So wahr der Herr regieret,
Du ſiehſt, daß dir vor Augen mein Klan ihn niederſticht!

Auf, rüſtet eure Dolche, das Zeichen zu empfah'n!“ —
Da hebt die hundert Arme der grauſenvolle Klan,
Da blitzt es durch die Halle, da harrt auf Wink und Wort
Der rothe Tartanträger zum rothen Brudermord;
Das Mägdlein ſinkt zu Boden,
Jedoch ihr grauer Vater erhebet ſich ſofort:

„O Coll, du tapfrer Krieger, dein Zorn iſt ſchwer und groß,
Doch höre, laß entſcheiden ein heilig Gottesloos,
Kehrt Beide nach Cantyre, beſteiget euren Kahn,
(Wir weilen hier am Ufer) und wer zuerſt wird nah'n,
Weß Hand zuerſt berühret
Das Kleid der Schmerzenstochter, der ſoll ſie auch empfah'n!“

Coll nimmt mit trotz'gen Mienen die Preisbedingung an,
Urphede ſchwören Beide auf Donal's Schwert; ſodann
Gleich flüchte'gen Kriegern ſtürzen ſie ſich zum Meeresſtrand; —
Der Greis jedoch ergreifet das Mägdlein bei der Hand,
Und mit der ſchwanken Lilie
Nimmt auf dem Felſenufer er den erhab'nen Stand.

Bald heben vor Cantyre zwo weiße Segel ſich:
„Was bebſt du, Kind? vertraue, die Heil'gen ſchützen dich!“
„„Nein, Vater, lieber Vater, ach ſchau doch nur empor:
Das Schiff von Coll, dem wilden, kommt ſeinem Bruder vor,
Es naht mit rother Flagge,
Wie wohl in bangen Nächten ein Unglücksmeteor.

Nein, ſchaue, wie mein Angus zugleich das Ruder ſchwingt,
Wie ſchäumt der Kiel ſtets näher — o Himmel, es gelingt! —
Ach, Vater, halt mich Arme, nun bleibt er doch zurück!““ — —
„Getroſt, mein Kind, der Schrecken umdüſtert dir den Blick:
Sie ſtürzen ja ins Waſſer,
Sie ſchwimmen durch die Klippen, — noch lächelt dir das Glück!“

Bald tauchen unter ihnen zwei Köpfe ſchwarz hervor,
Doch wieder thut's dem Bruder der wilde Coll zuvor,
Er hebt ſich auf der Klippe, er tritt ſchon an das Land,
Da haut mit ſcharfem Schwerte ſich Angus ab die Hand
Und faßt ſie bei den Fingern
Und wirft ſie hoch der Dirne an's färbende Gewand!

„Halt, Bruder, halt, beim Himmel, die Braut nicht dir gebührt,
Sieh, meine Hand, die treue, hat ſie zuerſt berührt,
Da wirft ſich zähneknirſchend Coll gleich zurück ins Meer;
Doch die Braut, die rothbeſpritzte, erhebt ſich hoch und hehr,
Und in die off'nen Arme
Sinkt Angus ihr und fühlet nicht Angſt noch Schmerzen mehr.

Die Harfe.

Eine Romanze.

1820.

War eine Grafentochter in alter grauer Zeit,
Die wußte ſüße Weiſen, die minnigliche Maid.
Und welche Sänger kamen, die Maid ſie überwand,
Das macht die Harfe ſchöne in ihrer weißen Hand!

*) Gedichte. Zweites Bändchen. Leipzig 1835.

Digitized by Google

Die klingt ſo wunderhehre, daß jedes Herz ſie bricht,
D'rum alſo ſtolziglichen die edle Dirne ſpricht:
„Ihr Ritter und ihr Grafen laßt euer Minnen ſein,
Könnt ihr mich nicht bezwingen auf dieſer Harfe mein!“

Da gingen voller Schwere die edlen Degen gut,
Bis Holdy kam gezogen, ein Sänger wahlgemuth.
Dem ging an ſeiner Rechten ein edles Mägdelein,
Sa daß in allen Landen kein ſchönres mochte ſein.

Und hoch in ſeiner Linken er eine Harfe trug,
Da weinten Aller Augen, als er die Harfe ſchlug;
Und minniglichen Blickes darauf das Fräulein ſpricht:
„Ach! Holdy, lieber Sänger, dir widerſteh' ich nicht.

Komm! gieb mir deine Harfe und nimm das Herze mein,
Du ſollſt von ſieben Burgen ein Herr und Ritter ſein!“
„„Das wolle Gott verhüten,““ zu ihr der Sänger ſagt,
„„Sollt' ich um dich verlaſſen hier dieſe treue Magd!““

„O weh, du ſtolzer Sänger, ſo gieb die Harfe mir,
Willſt du mein Herz nicht haben, ſo nimm mein Gold dafür!“
„„Das wolle Gott verhüten, daß ich um ſchnödes Gold
Das ſchöne Spiel dir ließe, um das die Welt mir hold.““

Und ſprach's und zog von dannen der wundertreue Mann,
Manch lobigliche Fraue umſonſt ihn liebgewann.
An einem Wintertage er ſo zu zieh'n begunnt
Von Baſel an dem Rheine ins ſchöne Land Burgund.

Doch bald auf einem Berge gewann er große Noth,
Denn weh, der Wintrr harte blies ihm das Mädel todt!
Was ſoll ich nun beginnen, ich armer, armer Mann?
Wohl macht' ich ihr ein Feure, doch ſeh' ich keinen Tann.

Hilf Gott mir armen Manne, ich nehm' die Harfe mein,
Ach Harfe, liebe Harfe, du mußt zerſchlagen ſein!
Und ob auch manche Zähre ihm aus den Augen fiel,
Doch ſieht man ihn zerſchlagen das theure Saitenſpiel.

Und ſchnell auf einem Steine macht er ein Feuer an,
Daß balde zu geſunden die kranke Maid begann.
Doch wie er frohgemuthet ſie noch umfangen hält,
Da trabt auf ſtolzem Roſſe ein Ritter übers Feld:

„Gott grüß' euch,“ ſprach der Degen, „ich hab' ein warmes Schloß,
Komm mit, du ſchöne Diene, und ſetz' dich auf mein Roß.
Hilf Gott, daß ich dich kenne, du Traute, komm doch her!
Kennſt du den frohen Knappen vom Thurgau denn nicht mehr?

Hab' manchen Kranz gewunden dir um dein blondes Haupt,
Hab' manchen Kuß in Ehren dir, ſüße Magd, geraubt.
Komm auf mein Roß! a komme!“ — Da hob er ſie empor
Und raunte freventlichen ſein Sehnen ihr ins Ohr.

O Sänger, lieber Sänger! wie kann es möglich ſein? —
Der Bube überwindet die falſche Diene dein! —
Sie ſpricht mit böſen Liſten: „O weh, ich armes Weib,
Find' ich nicht hie des Waſſers, verlaſſ' ich meinen Leib!“

Wie ſchnelle von dem Haupte der Bub' den Helm ſich reißt:
„Lauft, Sänger, zu dem Borne, der dort im Thale fleußt.“
Wohl läuft er zu dem Borne, der treue Liebeshort;
Doch wie er wiederkehert, ſind Magd und Ritter fort.

Da klagt er alſo ſehre ob ſeines Weibes Lug:
„O weh, ich armer Sänger, daß ich mein Spiel zerſchlug!“
So ſaß er auf dem Boden den langen Wintertag
Und klagte, bis am Abend das treue Herz ihm brach.

Bogislaf der Große (XI.),

Herzog von Pommern,

und der Bauer Hans Lange.

Romanze in drei Abtheilungen.

Jahr der Handlung 1474.

Hans Lang' in dieſem Hof hat vormals aufgenommen
Den Herzog Bogislof, der ſonſt wär' umgekommen.
Und ihn mit Speiſ' und Trank verſorget bis zur Zeit,
Da er gelanget iſt zu Kron' und Herrlichkeit.
Inſchrift über ein Bauernhaus zu Lanzig bei Rügenwalde.

Erſte Abtheilung.

„Sprich, wer iſt der Burſch, der dort ſich mit den Schuſterjungen rauft?
Potz, wie ſetzt er ſich zur Wehre, höre, wie er ſtöhnt und ſchnaufſt!
Durch die Kleider ſteckt der Ellenbogen, durch den Schuh der Zeh,
Das iſt wohl ein rechter Bube und ein rechtes Aelternweh!“

Alſo fragt der Bauer Lange auf dem Markt zu Rügenwald
Seinen Wirth, derweil den Sattel er von ſeinem Gaule ſchnallt,
Und der Wirth verſetzet ſeufzend: „„Das iſt Herzog Bogislaf,
Um ihn kümmern weder Aeltern, weder Ritter ſich, noch Pfaff,
Alſo läuft mit ſeinem Bruder täglich er die Stadt hindurch,
Balgt ſich, ißt, wo er was findet, und kommt ſelten auf die Burg.““
Und der Bauer ruft erſtaunend: „Gieb mir näheren Beſcheid!
Das iſt Herzog Bugslaf? — Himmel, welch' ein großes Herzeleid; —
An ihn kehrt ſich Niemand, ſagſt du? — rede, Freund, wie kann es ſein.“
„„Nun ſo höre!““ ſpricht der And're, „„denn wir ſind ja hier allein:
Seit die Mutter ſich in Wolgaſt mit dem Gatten hat entzweit
Und ſich mit dem tück'ſchen Maſſow hier der ſünd'gen Luſt erfreut,
Sind die Junker ihr ein Stachel, und es ſcheint, als wünſche ſie
Ihren Tod, denn ſchlechter hält ſie Beide als das liebe Vieh;
In den Pferdeſtällen liegen Nachts ſie oft auf Stroh geſtreckt,
Wenn ſie ein mitleid'ger Kutſcher nicht mit ſeinem Rock bedeckt.
Doch die Furcht verſchließet Allen, Vornehm wie Gering, den Mund:
Solch ein Weib iſt dieſe Mutter, und ihr Buhle ſolcher Hund!““ —
Zürnend wirft der Bau'r den Sattel auf die Erd', als dies er hört,
Schreitet haſtig auf und nieder, bis ins tiefſte Mark empört,
Steht dann ſtill und hebt die Mütze von dem Haupt und ſchaut empor,
Regt die Lippen zum Gebete und tritt nun entſchloſſen vor:
„Herzog Bugslaf, Herzog Bugslaf, lieber Fürſt, vernimm ein Wort!“
„„Bau'r, was willſt du? — ſchnell! — der Junge läuft mir ungegerbt ſonſt fort!““
„Laß ihn laufen, Herzog Bugslaf, ſprich, gedenkſt du nicht daran,
Daß ein Fürſt du biſt und ein ſchon halberwachſ'ner junger Mann?
Ach, wie gehſt du, Herzog Bugslaf, haſt du keine Mutter mehr?
Blick auf deine Ellenbogen, blick auf deine Füße her!“
„„Alter Schurke, Hund von Bauer, ſage, was geht dich das an?““
Spricht's und ſchlägt ihn in das Antlitz, daß es gleich mit Blut berann,
Läuft darauf dem Schuſterjungen in die nächſte Gaſſe nach.
Doch der edle Bau'r verſchmerzet ſchnell den unverdienten Schlag:
„Wirth, bewahre Pferd und Sattel, muß mal ſehen, wo er bleibt,
Hab' es gut mit ihm im Sinne, wenn er es auch böſe treibt. —
Herzog Bugslaf, Herzog Bugslaf, komm doch einmal noch heran,
Fürchte nichts, denn ſchon vergeſſen iſt, was eben du gethan!“
Darauf ſteht er ſtill und wiſchet mit dem Aermel ſein Geſicht,
Während ſich der Jüngling nahet und mit höhn'ſchen Mienen ſpricht:
„„Narr, was willſt du denn?““ — „Mein Herzog, laß mich deinen Bauer ſein,
Laß mich zum Geſchenk dir machen, ſtattlich kleid' ich dich dann ein;
Sollte glauben, daß du Maſſow zu dem kleinen Dienſt bewegſt —

Digitized by Google

Kann nicht ſeh'n, daß du, mein Herzog, dich wie Bettlerbuben trägſt
Und mit Bettlerbuben balgeſt; da kein Menſch ſich dein erbarmt,
Will's der alte Bauer Lange, wenn er d'rüber auch verarmt."

Ganz betroffen ſteht der Jüngling, zitternd, bleich, kein Wort er ſpricht,
Doch ein Strom beredter Thränen gleich ihm aus den Augen bricht;
Seufzend hebt er dieſe Augen auf die nahe Fürſtenburg
Und fängt bitt'rer an zu weinen und zu ſchluchzen zwiſchendurch. —
„Weiß ſchon, was du mir willſt ſagen, ſchweig' und trag' es mit Geduld,
Und der große Gott vergebe deinen Henkern ihre Schuld."

Spricht's und eilt mit dem zum Krämer, der ihn eben blutig ſchlug,
Kaufet Parchent ihm zum Wammſe, und zum Rocke lundiſch Tuch,
Kauft ihm Stiefeln, kauft ihm Schuhe, kauft ihm einen Federhut,
Schwert und Sporen und beginnet dann mit edlem Heldenmuth:
„Soll ich's büßen, was ich thue, mög' es immerhin geſcheh'n,
Wollt' ich denken wie ſie Alle, müßteſt du zu Grunde geh'n.
Aber, Herzog Bugslaf; jetzo dolg' und raufe dich nicht mehr,
Halte dich als Fürſt und treibe nicht mit Hinz und Kunz Verkehr,
Iß auch nicht bei allen Bürgern; wenn dich hungert, komm zu mir,
Eine Meil' iſt's nur bis Louske *), und den Braunen loß ich dir,
Will' auch mit dem Wirthe ſprechen, daß den Gaul er unterhält,
Und — eh' ich's vergeſſ' — wie iſt's mit deinen Hemden denn beſtellt,
Und mit deinen Strümpfen, Bugslaf? — Warum ſeufzeſt du, mein Sohn? —
Seufze nicht, denn Rath wird ſchaffen meine alte Mutter ſchon.
Und nun Gott befohlen, Junker, ſechszehn Jahre biſt du alt
Und ein Fürſt, daran gedenk', und dann noch Eins: beſuch' mich bald!"

Doch der Jüngling, der bis dahin wie geſchlagen vor ihm ſtand,
Richtet ſich empor und faßt den Alten bei der rauhen Hand:
„„Möge Gott, der Herr, dir lohnen, was ich dir nicht lohnen kann,
Wie ich meine Schuld bereue, ſiehſt du meinen Thränen an;
Doch, Hans Lange, lieber Vater, laß mich thun noch eine Bitt',
Ach, wenn meinen Bruder hungert, darf er auch nicht kommen mit?""
„Immerhin, das mag ich leiden, das heißt brav geſonnen ſein,
Und, bei Gott, hätt' ich es übrig, würd' ich ihn auch kleiden ein,
Will um's Jahr mal ſehen — kommt nur! — Eſſen ſollt ihr finden ſchon,
Mögt ihr anders Brot und Fleiſch und Hausmannskoſt, mein lieber Sohn."
Spricht's und geht davon; der Jüngling aber bleibet ſinnend ſteh'n
Und verfolgt ihn mit den Augen, bis er ihn vermag zu ſehn. —

Zweite Abtheilung.

Dort in ſeinem Hintergorten ſteht der alte Bau'r und gräbt,
Plötzlich wirft er fort die Schaufel, und ſein Auge wird belebt,
Sieh', ein Junker hoch und ſtattlich reitet in das Dorf hinein.
„Das iſt Bugslaf," ruft er freudig, das muß Herzog Bugslaf ſein!
Welch' ein Junge! Mutter, ſieh mal, wie ein Licht ſitzt er zu Pferd,
Wer hat doch den Wetterjungen dieſen feinen Pfiff gelehrt?
Sieh die rothen Wangen, Mutter, kann ein Apfel ſchöner ſein?
Wie würd' unſer Michel ſitzen, kleid't' ich ihn wie dieſen ein!
Nein, der Fürſt ſteckt doch dem Burſchen ſchon in Gliedern und Geblüt,
Gott erhalt' den lieben Jungen, denn er trägt ein treu Gemüth. —
Herzog Bugslaf ſei willkommen, ſo mag ich dich leiden, Sohn,
Aber ſprich, warum biſt lange du denn nicht gekommen ſchon?
Hab' dich olle Tag' erwartet, 's iſt ja nur ein kurzer Ritt,
Und wo iſt dein Bruder? warum bringſt du ihn denn auch nicht mit?" —

Aber ſchluchzend ſpricht der Jüngling: „„„Komm hier näher an den Zaun,
Denn was vorgefallen, Vater, muß ich dir allein vertrau'n!"""
Darauf neigt er ſich vom Roſſe und ergreift des Alten Hand:
„„Caſimir iſt heut' ermordet!"" — „Sohn, du biſt nicht bei Verſtand!" —
„„Ach, daß ich es nimmer wäre! Geſtern war er noch geſund,
Und heut liegt er auf der Bahre mit verzerrtem, bleichem Mund.
Maſſow ſagt: ihn habe plötzlich, unverſehn's der Schlag gerührt,
Doch der Hofnarr ſagt: man habe ihm die Gurgel zugeſchnürt. —
Und nun ſoll ich auch zu Hofe kommen, durch den Kanzler läßt
Höflich mich die Mutter laden, die ſich nie mit mir befaßt.
Traurig ſei ſie, läßt ſie ſagen, habe jetzt nur mich allein —
Sprich, was thu' ich, olter Vater, geh' ich in die Ladung ein?"" —
„Mußt ihr folgen, Herzog Bugslaf, ob der Narr die Wahrheit ſpricht,
Und ſie ſich vielleicht nicht wirklich nach dir ſehne, weißt du nicht,
Iſt ihr Mutterherz erweichet, nimmt ſie endlich dein ſich an,
Wirſt du es weit beſſer haben, als ich's je dir geben kann;
Scheineſt auch nicht widerſetzlich, ſondern ein gehorſam Kind,
Das den Aeltern gern vergiebet, wie es Kinder ſchuldig ſind.
Aber gut, daß du mich nahmeſt bei der Seite — (Hans, geſchwind
Sattle mir die Schimmelſtute! —), aber ich geleit' dich, Kind!
Werde vor der Burg mich halten, und wenn dir was widerfährt,
Schreieſt du aus allen Kräften und ziehſt alſofort dein Schwert,
Werde dir dann ſchnell zu Hülfe eilen, und ſo viel ich kann,
Dich durch Wort und That beſchützen, ob ich bin ein alter Mann."
„„Nein, Hans Lange, nimmer duld' ich, daß du in Gefahr dich gibſt!""
„Schweig; ich thu' es doch, du weißt nicht, wie du mir das Herz betrübſt:
Was? die letzte Hoffnung Pommerns ſollt' ich laſſen untergeh'n?
Erſt den Kopf weg und dann möge, was der Herr beſchloß, geſcheh'n,
Freſſen heute mich die Würmer, oder morgen, Bogislaf,
Das iſt gleich, und thun ſie's heute, ſo iſt ſanfter noch mein Schlaf. —
(Hans! die weiße Schimmelſtute, Mutter hol' den Degen her,
Rührt euch eilig, und am Schornſtein in der Ecke lehnt mein Speer!
Will dem Junker jagen helfen, hat da wo ein wildes Schwein,
Das iſt böſ' und ganz unbändig, und der Junker iſt allein)."

Eilends ſtürmen ſie von dannen; doch wie ſie erreicht das Thor,
Spricht erſt der bedächt'ge Bauer bei dem alten Wirthe vor:
„Wirth, du ſcheinſt es gut zu meinen mit dem Herzog, hör' und ſchweig,
Beide geh'n aus deinem Hauſe auf die Burg wir alſogleich.
Iſt von uns bis dieſen Abend Niemand noch zurückgekehrt,
Iſt's ein Zeichen (du verſtehſt mich!), daß er nichts mehr ſieht noch hört;
Schick' dann eilig einen Boten ſo nach Wolgaſt als nach Barth,
Und laß unſerm Fürſten ſagen: Bugslaf auch ſei wohlverwahrt!" —
Jetzo laß uns gehen, Junker, ich befürchte keine Liſt,
Und ich hoff' zu Gott im Himmel, daß dein Sorgen eitel iſt,
Zeig' in Mienen und Manieren nicht den mindeſten Verdacht,
Aber gieb auf All' und Jedes, was geſchieht, verſchwiegen Acht.
Willſt ein Held du einſtens werden, mußt du ſchlau wie tapfer ſein,
Mach' denn heut' die Prob' und laß mich ſehen, ob du ſchlägſt ein!" —

Und jetzt ſchreiten eilends Beide ſie die Mühlenſtraß' hindurch,
Wo, vierſtöckig, hochumwollet, ſich erhebt die düſt're Burg,
D'rüber ſteht der Greif und züngelt, ausgehau'n in Marmorſtein,
Grauſig, gleich als ſollt' ein Bild er von dem innern Greifen ſein.
Dohlen krächzen ums Gethürme, und die Doggen ſchlagen an,
Doch der Bau'r läßt Nichts ſich merken, ob das Blut ihm auch gerann.
„Geh nur!" ſpricht er, mit dem Finger deutend auf die Pforte hin,
„Geh nur muthig, lieber Bugslaf, Gott, der Herr, iſt auch darin!"
Und der Jüngling geht — doch hochaufſeufzend ſieht der Bau'r ihm nach,
Setzt ſich d'rauf in eine Niſche, wo der Fürſtin Schooßhund lag,
Schmeichelt ihm, daß er es dulde, lehnt ſich rücklings an die Wand
Und horcht wie ein grauer Löwe, regungslos und unverwandt.
Geht das Burgvolk ihm vorüber, ſtellet er ſich ſchlafend an,
Alſo ſitzt er dort und wachet, bis zu dämmern es begann. —

*) Alter Name für das gegenwärtige Danzig.

Immer kehrt noch nicht der Jüngling, auch erſchallt kein Hülfsgeſchrei,
Und ihm bangt das Herz im Buſen, gleich als ob's durchſtochen ſei. —
Endlich öffnet ſich die Pforte, und mit halb verdächt'gem Blick
Tritt der Jüngling vor, doch freundlich ruft ins Zimmer er zurück:
„Ja, ich komme wieder, Mutter, will nur einen Humpen Bier
Von dem Koch mir geben laſſen, denn vor Durſt verſchmacht' ich ſchier!"
Darauf naht er ſich dem Bauern, in der Hand ein Butterbrot,
Doch der Narr, der ihm gefolget, raunt ihm in die Ohren: „Tod!"
„„Tod?"" ruft Bogislaf, doch ziſchend hebt der Narr die Hand empor:
„Iß es nicht, denn es iſt unrein, wirf es gleich dem Hunde vor!" —
(Zitternd wirft's der Jüngling nieder) — „Bogislaf, dein Vater ſtarb,
Darum ſollſt du jetzt verderben, wie dein Bruder ſchon verdarb!"
Alſo ſpricht der Narr und wirft noch einen langen Wehmuthsblick
Auf den Prinzen hin und ſpringt dann trällernd ins Gemach zurück.
Doch der Bau'r, dem ſeine Treue Mäuschenohren angeſetzt,
Raunt ihm zu: „Jetzt gleich von dannen, durch die Hinterpforte jetzt,
Gleich aufs freie Feld, ich hole uns von dort die Pferde nach!"
Und zeigt auf das Hündlein nieder, das ſchon im Verſcheiden lag.
Und wie Diebe ſchlichen Beide kaum durch einen dunkeln Gang,
Leiſe bis zum Hinterpförtchen die unſel'ge Burg entlang,
Horch! da ſchreit's mit Maſſow's Stimme: „Bugslaf, Bugslaf!" ihnen nach,
Doch ſie ducken ſich wie Vögel in dem Rohr am Mühlenbach —
Bald kommt ſelbſt er hergeſprungen, horcht, — und da er nichts vernimmt,
Kehrt er murrend um, als wär' er ärgerlich und mißgeſtimmt.
„Bugslaf, Bugslaf!" ſchreit es wieder in die dumpfe Burg zurück.
„Komm!" raunt Lange, „lieber Herzog, ſäume keinen Augenblick.
Aber laufe nicht, verdächtig könnte unſ're Eile ſein,
So wird man uns nicht erkennen, denn die Dämm'rung tritt ſchon ein."
Spricht's, und über eine Brücke ſchreiten ſie ins freie Feld,
Wo ein dichtes Darngebüſche bald ſie rings umfangen hält.
„Hier verweile, lieber Bugslaf, bis ich uns die Roſſe hol',
Und kehrt' ich vielleicht nicht wieder, lieber Sohn, ſo fahre wohl!
Nimm dies Geld und kauf' dir eilends dann im nächſten Dorf ein Pferd.
Daß dein Vater todt und du jetzt Landesfürſt, haſt du gehört.
O der Schlange, o der Schlange! — reite dann ſofort nach Barth,
Wartislaf, dein alter Oheim, iſt ein Fürſt von guter Art;
Reit' auch an die Städte, Klöſter, Burgen, d'ran dein Weg dich führt,
Und laß dir Bedeckung geben, wie es deinem Rang gebührt!"

So ermahnt er ihn und ſchleichet ſacht ſich in die Stadt zurück.
Doch der junge Fürſt erhebt zum Himmel den gerührten Blick,
Und noch liegt er brünſtig betend, als, an jeder Hand ein Pferd,
Schon der alte Bauer Lange, gottgeſchützt, zurückekehrt:
„Das iſt brav, du lieber Junge, hab' es auch wie du gemacht,
Doch jetzt fort von hier, dich ſchützet vor Verrath die dunkle Nacht.
In der ganzen Stadt ſind Boten, die dich ſuchen, fort von hier,
Gleich auf meine Schimmelſtute, denn ſie iſt das ſchnell're Thier!"
„„Doch du reiteſt mit, mein Vater!"" „Nein, ich bin ſchon ſteif und alt,
Müßteſt dich nach mir verweilen, und dann finge man dich bald,
Kann dir jetzt auch nichts mehr nützen" — „„Aber, Lange! Maſſow kühlt
An dir ſicher ſeine Rache, da du ſo ihm mitgeſpielt!""
„Werd' verſteckt mich ein Paar Tage halten, und von nächſter Stadt
Droh du ihm mit deinem Zorne, läßt er ſtoßen mich auf's Rad.
Wird mich dann ſchon laufen laſſen und von ſelbſt ſchon ſehen ein,
Daß die Reihe zu regieren muß an dich gekommen ſein.
Lebe wohl denn, ich empfehle dich in Gottes große Hand,
Lebe wohl, o Sohn, und mache glücklich einſt dein Vaterland!"
Und der Jüngling ſprengt von dannen, doch der Alte bleibt und ſteht,
Aengſtlich horchend, bis der Schall der Hufe in der Nacht verweht.

Dritte Abtheilung.

Rügenwalde, du geſchmückte, welch' ein Feſt begehſt du heut?
Horchet, welche Jubelſtimmen durch das dumpfe Thurmgeläut
Fahnen flattern aus den Häuſern, Fahnen flattern aus der Burg,
Und geſchmückte Menſchenſcharen zieh'n die ganze Stadt hindurch
Bürgermeiſter ſteh'n und Schöffen mit den Schlüſſeln vor dem Thor,
D'ran aus grünen Lorbeerkränzen Pommerns Wappen ſchaut hervor.
An die Schöffen ſtoßen Mönche mit dem heil'gen Crucifix,
An die Mönche fromme Nonnen, ſchüchtern und geſenkten Blicks
Doch an dieſe haben frohe Jungfrau'nchöre ſich gereiht.
Rügenwalde, du geſchmückte, welch' ein Feſt begehſt du heut?
Ha! der ſchönſte Ritterjüngling, wie der Morgen friſch und jung,
Zieht, umſtarrt von tauſend Speeren, in die Stadt zur Huldigung.
Seht, wie ſchlank er auf dem ſtolzen Andaluſierhengſte ſitzt,
Die demantene Agraffe, wie ſie am Barett ihm blitzt,
Wie ihm wallt die Straußenfeder und die Locken hinterdrein,
Wer mag dieſer ſchöne Jüngling mit den Mädchenwangen ſein? —
Purpur fließt um ſeine Glieder, reich verbrämt mit Hermelin,
Und es reitet ihm zur Seiten Ludwig, Biſchof von Cammin,
Hundert Grafen und Barone folgen, Pferd gedrängt an Pferd,
Reichgeſchmückt, wie zum Tourniere mit gezücktem Ritterſchwert,
Mit den Schilden an den Armen, mit verſchloſſenem Viſier,
Und ob ihren Helmen flattert das erhabne Reichspanier.
Endlich kommt der Lanzenknechte unabſehbar langer Reihn,
Wer mag dieſer ſchöne Jüngling mit den Mädchenwangen ſein? —
Jetzo naht er ſich! — o höret, wie mit ſtürmiſcher Gewalt:
„Vivat Bogislaus, Vivat!" es von Straß' zu Straße ſchallt!
Prieſter grüßet ihn wie Laie, Gottesbraut wie Menſchenbraut,
Und die Reichsſtandarte ſenkt ſich, die Drommeten ſchmettern laut,
An die Schilder ſchlägt der Ritter dumpf ſein breites Schlachtenſchwert
So daß Nichts man als den Jubel: „Vivat Bogislaus!" hört.
Doch des Jünglings Augen fliegen überall im Kreiſ' umher,
Gleich als ſucht' er einen Menſchen, der nicht hier zugegen wär',
Darauf winket er den Rittern, ſpringt vom Roſſe tiefgerührt,
Sieh, und eine Schimmelſtute wird dem Jüngling vorgeführt —
Unter einem Strom von Thränen ſteigt er auf das fromme Thier,
Und fragt endlich: „Iſt mein Vater, iſt Hans Lange denn nicht hier?" —
Doch ihn ſah kein Auge. — „Nun denn," ruft er, folgt mir auf die Burg!"
Und umrungen und umjubelt reitet er die Stadt hindurch.
Knarrend öffnen ſich die Pforten auf des Reichsherolds Schlag,
Ha, wer ſitzt hier in der Niſche, wo der Fürſtin Schooßhund lag? —
's iſt der alte Bauer Lange, ach, wie weint er bitterlich,
Und wie wiſcht er mit den Händen ſeine naſſen Augen ſich! —
Wie der Jüngling ſein gewahret, faßt die gleiche Wehmuth ihn,
Haſtig ſpringt er von dem Roſſe, ſeine feuchten Wangen glüh'n
Röther, und vor Volk und Ritter, vor dem ganzen Menſchenſchwarm
Stürzt der edle Purpurträger in des Kittelträgers Arm. —
Donnernd ſteigt der Freudenjubel jählings in die Luft empor,
Und was drängen kann, das dränget zu dem Anblick ſich hervor,
Schreiend, jauchzend und dann wider ziſchend, als der Jüngling ſpricht:
„Dank dir, alter Vater, ſage nun, woran es dir gebricht.
Sprich, wie ſoll ich dich belohnen? Du biſt jetzt zur Stunde frei,
Darum ford're, dein und mein würdig, was es immer ſei!" —
Doch beleidigt tritt zurück der edle Bauer und verſetzt:
„Bugslaf, welche Rede, willſt du mich denn kränken noch zuletzt?
Keinen rothen Heller nehm' ich, denn was ich für dich gethan,
That ich ja um Gotteswillen, **nehm'** auch **nicht die Freiheit an,**
Weder ich noch meine Jungen; Freiheit iſt ein theures Gut,
Das dem Bauern ſelten nützet und nur führt zum Uebermuth;
Wollen ſich die Jungen ſchicken, giebt es keinen beſſern Stand*).

*) Eigene Worte dieſes außerordentlichen — und warum ſollte der Ausdruck nicht erlaubt ſein? — großen Bauern. S. Kanzow's „Pomerania," II, 162; Micrälius, „Vom alten Pommerlande," III, 296.

Digitized by Google

Laß die Schwindeleien, Bugslaf! — Aber, hier iſt meine Hand,
Komm' ich mal nach Rügenwalde, und das iſt gar oft der Fall,
Sprech' ich bei dir vor und ziehe meinen Braunen in den Stall;
Kann ich dir mit Rath dann dienen, nach wie vor, ſo thu' ich's gern,
Denn am Hofe legt man blinde Eier oft den großen Herrn,
Und du biſt noch unerfahren und ein gar unſchnldig Blut. —
Darf ich aber nicht mehr ſprechen: nun! ſo iſt es auch recht gut".
„„Nein!"" ruft Bogislaſ, „„du bleibeſt ſtets der weiſe Rather mir,
Und daß ich's der Welt bekunde, frag' ich dich zur Stelle hier:
Meine Mutter iſt mit Maſſow eingefangen auf der Flucht,
Sage! folg' ich meinen Räthen, ſoll ich rächen ihre Zucht?""
„Bogislaf, ſie hat der Schande doch genug, genug der Noth,
Laß ſie laufen, Sohn, und denke an das vierte Gottsgebot!"
Unermeßlich hebt der Jubel abermals ſich laut empor,
Doch der Jüngling winkt — und Alles lauſchet mit geſenktem Ohr:
„„Kanzler, höret ihr das Urtheil, ſaget meiner Mutter an,
Daß, wohin ſie immer wolle, ſie mit Maſſow ziehen kann!""

Spricht's, und von der Jubelmenge faſt erdrückt und umgerannt
Zieht er durch die Palaſtpforte mit dem Bauern Hand in Hand. —

Karl der Zwölfte und der pommerſche Bauer Müſebaek.

Nach einer allgemein verbreiteten Sage.

In ſeinem Zelt vor Bender ſitzt Karl der Zwölfte ſtill,
Kein Schach ihn mehr zerſtreuen, kein Buch ermuntern will,
Von aller Welt verlaſſen, verſagt in ſeiner Noth
Der Türk dem trotz'gen König gemach ſchon Fleiſch und Brot.
Vergebens mahnet Düring: „Gieb deinen Feinden nach!"
Vergebens Roſen: „Fliehe, o Held, dein Ungemach,
Was ſitzeſt Du und ſinneſt, wie ein vergrämter Aar
Im Horſt von Folgeſonde, und trotzeſt der Gefahr?
Mach' auf die edlen Schwingen, und aus dem Sonnenbrand
Zieh heim ins kühlumwogte, geliebte Vaterland,
Da ſammle wieder eilig die alte Kraft zu Hauſ
Und gehe, wie das Nordlicht, in blut'gen Streiemen auf!"
Doch trotzig ſpricht der König: „Schweigt, Ihr erlebt es nie,
Daß ich vor Türkenhunden wie eine Memme flieh;
Wohl ſehnt ſich Nordlands Wogen mein Herz, wie Eures, zu
Doch ſterb' ich, eh' ich weiche und Achmed's Willen thu!"
Da naht der Kanzler Müller: „O Herr, dein Häuflein ſchreit
Gedrückt vom bittern Hunger, womit erhalt' ich's heut?"
„„Schießt die Araberroſſe des Sultans Achmed todt,
Da habt ihr Fleiſch, und hier iſt mein eig'nes letztes Brot!""

Der Kanzler geht mit Thränen. Bald krachet Schuß auf Schuß.
Der König hebt das Auge voll Sorge und Verdruß,
Denn ſieh, man führet ſchonend ſein Leibroß ihm zurück,
D'rum greift er zum Piſtole im nächſten Augenblick —
„Halt, halt!" und ſetzet grauſam dem Lauf ihm hinters Ohr;
Nie brachte je Arabien ein ſchön'res Thier hervor.
„Ich ſchießet nicht!" ruft Roſen, ruft Düring, doch er ſchoß,
Und ächzend ſtürzt zuſammen ihm ſein erlauchtes Roß.

„Glaubt Ihr, ich ſolle hungern?" fragt bitterlächelnd er,
Derweilen Alles ſchreiet: „Was macht Ihr, gnäd'ger Herr?"
Doch, gleich als ahnt' ihm düſter ſchon jetzt ſein gleich Geſchick,
Hebt von dem Roß er lange nicht den bewegten Blick,
Setzt bald ſich d'rauf, wie wenn es ihn unſichtbar ergreift,
Indeß das Blut des Thieres ihm in die Stulpen läuft,
Und wühlet mit den Spornen im Sande hin und her
Und blicket nicht vom Boden und ſeufzet oft und ſchwer.

Da kommt auf hagerm Klepper ein Bauer hergetrabt,
In blauen, woll'nen Wammſe, zerfetzt und abgeſchabt,
Mit rundem Hut und Trobbeln um ſein geſtiefelt Bein.
„Glück zu!" ruft Roſen, „Freunde, das muß ein Pommer ſein!"
„Wo find' ich hier den König?" der alte Bauer ſpricht,
Und ſitzet ab und wiſchet den Schweiß ſich vom Geſicht.
„Da ſitzt er auf dem Roſſe, geh' muthig nur hinan!
„„Gott grüß' Euch, edler König, Ihr ſeid wohl ſchlecht daran?""

Der König hebt das Auge: „Wer biſt du, und von wo?"
„„O Herr, ich bin ein Bauer vom Dorfe Conerow
Bei Wolgaſt, Eurer Stadt im fernen Pommerland,
Und heiße Müſedaek und bin an Euch geſandt!""

„Und wer hat Dich geſendet?" darauf der König ſpricht.
„„Das will ich Euch wohl ſagen, jedoch verübelt's nicht:
Wir wohnen dort zuſammen drei Bauern an der Zahl
Und hörten oft mit Schmerzen, Ihr trüget Hungerqual,
D'rum brachten wir zuſammen, was unſ're Armuth litt,
Und ich ſtieg ſelbſt zu Pferde und that den ſauern Ritt;
Doch Gott hat mich geſchützet, die Reiſ' iſt mir nicht leid,
Wollt Ihr nur nicht verſchmähen, was Euch ein Bauer beut!""
Und ſpricht's und löſt die Trobbeln von ſeinen Stiefeln los,
Und holt aus jedem Schachte zwei Düten ſchwer und groß,
Gefüllt mit rothem Golde, und ſenkt ſich auf ſein Knie
Und ſpricht: „Nun, gnäd'ger König, da ſind ſie, nehmet ſie!" —

Wie das der König höret, da ſpringet er empor,
Und zwiſchen ſeinen Wimpern bricht eine Thrän' hervor:
„O Freunde, ſeht, mein Adel gedenket mein nicht mehr,
Doch einen armen Bauern führt ſeine Liebe her! —
Und ob Dich Gott geſchlagen ſchon ſelbſt zum Edelmann,
Nimm auch von deinem König den Ritterſchlag noch an,
Knie' hin, daß ich Dich ehre, ſowie Du mich geehrt!"
Und ſpricht's, und aus der Scheide reißt er ſein Königsſchwert.

Jedoch der Bau'r verſetzet: „Herr König, haltet an,
Was thät' ich armer Bauer wohl mit dem Edelmann?
Hab' ſchon genug zu ſorgen vom Morgen bis zur Nacht,
Und habe nichts erworben, als was ich Euch gebracht.
D'rum bitt' ich, lieber König, daß Ihr mich nicht beſchämt,
Ich bin ja ſchon zufrieden, wenn ihr mein Scherflein nehmt;
Als Bau'r bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt,
So geh' ich auch als Bauer einſt wieder aus der Welt!"

Der König ſenkt den Degen und ſieht ihn düſter an:
„Ich nehme keinen Groſchen, den ich nicht lohnen kann!" —
Der Alte ſteht und ſinnet: „So laßt uns Bau'rn die Pacht,
Die wir von unſern Höfen bis dahin aufgebracht!" —
Der König winkt, der Kanzler entwirft das Inſtrument,
Der König nimmt es haſtig: ſein Adlerauge brennt,
Drei Haare reißt der Edle aus ſeinem Bart und legt
Sie auf das Wachs, das rothe, und rufet tiefbewegt:
„Verflucht, wer dieſes Siegel, wer dies Verſprechen löſt,"
Indem er mit der Rechten das Petſchaft niederſtößt
Und mit der Linken drohend an ſeinen Degen ſchlägt,
Daß ihm die Hüfte klirret und ſich der Tiſch bewegt:
„So lange noch ein Sprößling von dieſen Bauern blüht,
So lang' auf Con'rows Hufen der Pflug noch Furchen zieht,
So lange noch in Pommern ein edler Fürſt regiert
Und den Greif in ſeinem Wappen und Gott im Herzen führt,
Sollt Ihr auf Euren Höfen auch ſitzen frank und frei
Und ſpäten Zeiten künden den Lohn der Bauerntreu!" —

Schon mehr denn hundert Jahre verſtrichen ſeit der Zeit,
Doch Friedrich Wilhelm ehret dies Fürſtenwort bis heut.
Preis dem gerechten König, der Pommerland regiert,
Und den Greif in ſeinem Wappen und Gott im Herzen führt!
Auf ihren Hufen ſitzen die Enkel frank und frei
Und künden ſpäten Zeiten den Lohn der Bauerntreu'.
O blieben dieſe Enkel der edlen Väter werth
Und ehrten ihre Fürſten, wie dieſe ſie geehrt! —

Karl Meiſl.

Von den Lebensumſtänden dieſes Dichters wiſſen wir nur, daß er gegen Anfang des 19. Jahrhunderts zu Wien geboren und nach einigen niedern Bedienſtungen ſpäter daſelbſt als Marinekriegscommiſſär angeſtellt wurde.

Er machte ſich literariſch bekannt durch:

Theatraliſches Quodlibet. Peſth 1820, 6 Bde., gr. 8.

Daſſelbe. Wien 1824 — 25, 7r — 10r Bd., gr. 8.

Digitized by Google

Auch unter dem Titel: Neueſtes theatraliſches Quodlibet. ꝛc. ꝛc.

Einzeln:

Die Kroaten in Zara. Schauſpiel. Wien 1814, 8.
Die Heirath durch die Güterlotterie. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1817, 8.
Amor's Triumph. Allegoriſches Gemälde. Ebendaſ. 1817, 8
Der luſtige Fritz. Märchen. Ebendaſ. 1819.
Die Fee aus Frankreich. Zauberſpiel. Ebendaſ. 1822.
Humoriſtiſche Gedichte über Wien. Ebendaſ. 1824–25, 6 Hfte. in 8. (mit Franz H. K.' Gewey).
Gieſela von Baiern. Schauſpiel. 1825, gr. 8.

Ein wiener Poſſendichter, der mit guter Erfindungsgabe, Witz und Gewandtheit ausgerüſtet ſich nicht geringen Beifalls bei ſeinem Publikum zu erfreuen hat.

Markgraf Heinrich von Meißen, ſ. Minneſinger.

Auguſt Gottlieb Meißner.

Der Sohn eines Regimentsquartiermeiſters bei dem Minkwitziſchen Küraſſierregimente ward A. G. Meißner am 4. November 1753 zu Bautzen in der Oberlauſitz geboren, und legte den Grund zu ſeinen Studien auf der Schule zu Löbau, die er von 1764—72 beſuchte. Er ſtudirte 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und die ſchönen Wiſſenſchaften, wurde dann Kanzliſt bei dem geheimen Conſilium und geheimer Archivsregiſtrator zu Dresden und erhielt 1785 durch eine Reiſe in Oeſtreich die Stelle eines Profeſſors der Aeſthetik und claſſiſchen Literatur zu Prag. 1805 folgte er einem Rufe als naſſau-oraniſcher Conſiſtorialrath und Director der hahen Lehranſtalten nach Fulda. Er ſtarb daſelbſt am 20. Februar 1807.

Seine Schriften ſind:

Geſammte Werke. Herausgegeben von Kuffner. Wien 1811—12, 56 Bde., gr. 8., mit Kupf.

Einzeln, worunter manche anonym herausgekommene:

Das Grab des Mufti. Oper nach Falbaire. Leipzig 1776, 8. In Muſik von Hiller, Ebd. 1779, 4., und vom Herrn v. Baumgarten, Breslau 1777, 4.
Sophonisbe. Drama. Ebendaſ. 1776, 8.
Operetten. Nach dem Franzöſiſchen. Leipzig 1776—78, 8.
Beiträge zur Geſchichte Deutſchlands. Dresden 1777, 1 St., 8.
Die gegenſeitige Probe. Luſtſpiel nach Le Grand. Leipzig 1777, 8.
Geſchichte Englands. Nach Hume. Ebendaſ. 1777—80, 2 Bde. 8.
Das 30jährige Mädchen. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1778, 8.
Der aufbrauſende Liebhaber. Luſtſpiel nach Monvel. Ebendaſ. 1778, 8.
Arſane. Schauſpiel nach Favart. Ebendaſ. 1778, 8. In Muſik geſetzt von Seydelmann. Ebendaſ. 1779, Fol.
Der Alchimiſt. Operette. Ebendaſ. 1778, 8.
Die wüſte Inſel. Singſpiel nach Metaſtaſio. Ebendaſ. 1778, 8.
Skizzen. Leipzig 1778—83, 10 Smlgen., 8.; 2. verb. Aufl. 1783—85; 3. gänzl. umgearb. Aufl. Ebendaſ. 1792—93, 3 Bde., 8., mit Titelk. und Titelvign.
Geſchichte der Familie Frink. Leipzig 1779, 1r Thl. 8., mit Kupf.
Destouches für Deutſche. Ebendaſ. 1779, 1r Thl., 8., (mit Mylius.)
Molière für Deutſche. Ebendaſ. 1780, 1r Thl. 8., (mit Mylius.)
Johann von Schwaben. Schauſpiel. Ebendaſ. 1780, 8. (Nachgedruckt 1781 u. frei bearbeitet von Plümicke, Berlin 1783, 8., mit Titelk.)
Alcibiades. Ebendaſ. 1781—88, 4 Bde., gr. 8., mit lateiniſchen Lettern; 2. Ausg. Leipzig 1785—88, 4 Bde., 8., mit 12 Kupf. und Vign. In's Franzöſiſche überſetzt, Dresden 1787—91, 4 Thle., 8. und Paris 1789, 8. In's Holländiſche, Harlem 1790—92, 8.
Erzählungen und Dialogen. Leipzig 1781—89, 4 Hfte., kl. 4., mit Titelkpf.; neue Ausgabe, Ebendaſ. 1790—91, 3 Bde., 8. Nachgedruckt zu Hamburg und Karlsruhe 1783, 8.
Lope de Vega, Leſſing und Paſtor Richter. Leipzig 1782, 4., mit Titelvign.
Leben Balthaſar Schönberg's von Brenkenhof. Ebendaſ. 1782, gr. 8.
Der Schachſpieler. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1782, 8.
Fabeln nach Daniel Holzmann. Ebendaſ. 1782, kl. 4. (auch nachgedruckt), mit Titelvign.
Arnaud's Erzählungen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Leipzig 1783—88, 2 Bde., 8., mit Titelvig.
Für ältere Literatur und neuere Lectüre. Quartalſchrift. Leipzig 1783—85, 3 Jahrgge., 8. (mit Kanzler).
Maſaniello. Leipzig 1784, 8. Ins Franzöſiſche überſetzt, Paris 1789, gr. 8.
Bianca Capello. Leipzig 1785, 2 Bde., 8., mit Kupf. und Titelvign.; neue Aufl. Ebendaſ. 1798, 2 Bde., 8; 3. gänzl. umgearb. Aufl. Ebendaſ. 1798, 8., mit 4 Kupf. Franzöſiſch: Paris 1788—89, 2 Bd. 12; 1790, 3 Bd. 12. Däniſch: Kopenhagen 1789. Holländiſch: Harlem 1790, 8.
Ueber die Pflichten eines Lehrers. Prag 1786, 8.
Florians Novellen. Verdeutſcht. Leipzig 1786, 8., mit Muſik.
Karl Wineck. Kopenhagen (Prag) 1787, 8.
Salluſtius, vom Catilinariſchen Kriege. Ueberſetzt und mit Anmerkungen verſehen. Leipzig 1790, gr. 4.
Aeſopiſche Fabeln für die Jugend. Prag und Leipzig 1791, 8.; 2 Ausg. 1794, 8., mit Holzſchn. (3.) Neue völlig umg. Aufl. Leipzig 1807, 3 Bändchen in 12., und auch in 1 Bde., mit illum. Kupf.; rechtmäß. Aufl. Berlin 1816, 8., mit Titelk. und 100 Holzſchn.
Der unſichtbare Kundſchafter. Nach dem Engliſchen. Berlin 1791—94, 2 Thle., 8., mit Kupf. u. Vign.; 2. Ausg. des 1. Thls., Ebendaſ. 1811, 8.
Biographie des Spartaens. Berlin 1792, 8., mit Kupf.
Cantate, Sr. Majeſtät Leopold II. gewidmet. Prag 1792, 4.
Apollo. Monatsſchrift. Prag 1793—1794 und 1797, 3 Jahrgänge in 8.
Skizzen. 11—14 Sammlung. Leipzig 1796, 2 Bde. 8.
Supplementband der Skizzen. Ebendaſ. 1796, 8. (Für die Beſitzer der 10 Sammlungen.)
Böhmens Dankgefühl. Cantate. Prag 1797, 4.
Louiſe, Gräfin von H..berg. Leipzig 1798, 8.
Hiſtoriſch-maleriſche Darſtellungen aus Böhmen. Prag 1798, 8. mit 14 illum. Kupf. und 2 Vign.
Capuas Abfall und Strafe. Leipzig 1798, 8.
Epaminondas' Biographie. Prag 1798—1801, 2 Bde. 8. mit Charte.
Leben des Julius Cäſar. Leipzig 1799—1802, 2 Bde. 8., mit Kupf. Fortgeſetzt v. Haken, Frankfurt 1811—1812, 2 Bde. 8.
Clara von Alben. Aus dem Franzöſiſchen. Prag 1800, 8.
Bruchſtücke zur Biographie G. Naumann's. Prag 1803—1804, 2 Bde. 8., mit N's. Portrait u. Kupf.
Lob der Muſik. Cantate. Lauban 1806, 8. In Muſik geſetzt, Leipzig 1784, qu. Fol.

Außerdem lieferte M. Beiträge zu dem Komiſchen Theater der Franzoſen, in den Berliner und Wiener Muſenalmanach (1787) und Vorreden zu: Ueber Frauenzimmer und Ehe, (Leipz. 1783), Schellings: Louiſe Colmar, Boccaz: Decameron (Lpz. 1782—84, 2 Bde. 8.) u. ſ. w.

Meißner war längere Zeit der Liebling des deutſchen Publikums; er iſt jetzt, wenn auch nicht ganz vergeſſen, doch ſehr in den Hintergrund zurückgetreten, ein Beweis für das Fortſchreiten des Geſchmackes der Menge, aber nicht für die Seichtigkeit, welche ihm neuere Kunſtrichter vorgeworfen haben. Zu der Zeit, in welcher er auftrat, gab es

Digitized by Google

noch wenig Bedeutendes im Gebiete der proſaiſchen Erzählung, kein Wunder alſo, daß ſeine lebhafte Darſtellungsweiſe, ſeine reiche Erfindungsgabe, ſein raſches Spiel des Witzes ſeinen Skizzen viele Freunde gewannen und dieſe Theilnahme auch ſeinen ſpäteren Leiſtungen blieb, trotz den mannigfachen Fehlern, die man ihnen keineswegs ungegründet zur Laſt legte, welche er ſich aber immer mehr abzulegen und zu vertilgen bemühte. Leichtigkeit, Anmuth und friſches, reges Leben herrſchen in ſeinen Erzählungen und Romanen vor, und das Verdienſt, zuerſt größere Mannigfaltigkeit in dieſe Gattung gebracht zu haben, kann ihm nicht abgeſprochen werden, wenn auch ſeine etwas ſentimentale Behandlung antiker Stoffe jetzt ſchwerlich noch Jemandem ſonderlich gefallen möchte. Am glücklichſten iſt er in ſeinen Fabeln; auch ſeine Biographie Naumann's iſt eine treffliche Arbeit. — Seine Operetten, in welchen er Weiße zum Muſter nahm, verdienten das Lob, das ſie zu ihrer Zeit fanden, da man auch hier nur wenig Gelungenes hatte; ſie ſind mit Geſchick franzöſiſchen Originalen nachgebildet. —

D. Junker und der Deſerteur*).

Eine wahre Geſchichte, nebſt einer andern zur Vergleichung.

Johann Junker war ein verdienſtvoller Arzt und Lehrer zu Halle. Sein Kopf hatte Gelehrſamkeit, ſein Herz Gefühl; mit Beifall bekleidete er ſchon eine geraume Zeit den Lehrſtuhl der Zergliederungskunſt.

Einſt wurden an ihn die Leichname von zwei Gehenkten abgeliefert. Es waren Soldaten von der dortigen Beſatzung; ſie hatten, wie man ihm erzählte, einen Bund mit Mehrern gemacht, von der Wache aus durchzugehn, waren ertappt und nach den Kriegsgeſetzen beſtraft worden. Junker ließ dieſe Unglücklichen, wahrſcheinlich mit heimlichem Mitleiden, auf den Zergliederungsſaal bringen; dort ſollten ſie des andern Morgens zum augenſcheinlichen Unterricht gebraucht werden.

Dieſer anatomiſche Saal ſtieß an Junkers Studierzimmer. Gegen Mitternacht, als der Profeſſor noch ruhig an ſeinem Schreibetiſche ſaß und arbeitete, vernahm er nebenan ein großes Getöſe. In der Beſorgniß, daß vielleicht Katzen über ſeine Leichname gekommen ſein dürften, ſonſt von jeder andern abergläubiſchen Vermuthung frei, ſtand er auf, um ſelbſt nachzuſehen, was es denn gäbe. Als er mit dem Lichte in den Saal hineintrat, ſtaunt' er ein wenig, als er das Tuch, welches die Leichname bedecken ſollte, ganz zerriſſen fand; ſtaunte noch mehr, als er daſſelbe aufhob, und einen dieſer Körper vermißte. Die Fenſter waren zu, die Thüren verſchloſſen; ein Diebſtahl ſchien weder wahrſcheinlich noch möglich zu ſein. Junker blickte im Saal umher, und ein ſeiner Menſchheit wohl verzeihlicher Schauder überlief ihn, als er in einem Winkel den angeblichen Leichnam ganz geduckt und hineingeſchmiegt erblickte. Unter hundert Perſonen wären jetzt vielleicht neun und neunzig davongelaufen; doch Junker ging näher, und fand ſeine Muthmaßung gegründet. Dieſer Unglückliche war wieder lebendig geworden.

Auf Junkers erſtes Wort fiel er ihm demüthig zu Füßen; mit dem Zittern der Kälte ſowohl als der Todesangſt bat er ihn um Stillſchweigen und Erbarmen; bat, ihn, der einer allzuharten Strafe wunderbar entkommen ſei, nun auch dieſes Leben zu friſten. Natürlich, daß dieſer Anblick, dieſer Ton und dieſe Bitte den menſchenfreundlichen Gelehrten rührten; daß er ſeinen Gefangenen aufhob, und ihn mit Bedauern fragte: wer er denn ſei, und was er eigentlich geſündigt habe? — „Er ſei, war die Antwort, ein Ausländer. Im Rauſche einer unvorſichtigen Minute hab' er ſich anwerben laſſen; habe ſich zweimal vergeblich loszukaufen und endlich in einem noch unglücklichern Augenblick zu flüchten verſucht. Auch dann würd' er wahrſcheinlich mit Spießruthen nur beſtraft worden ſein; wär' er nicht, nebſt noch einem Unglücksgefährten, für die Häupter eines ganzen Komplotts angeſehen worden.

Daß dieſem Armen geholfen werden müſſe — darüber war Junkers Mitleid längſt bei ſich ſelbſt einig; auch ein Ausweg fiel ihm, wiewohl etwas ſpäter, ein; er gab dem Nackenden eines ſeiner eigenen Kleider, und einen Mantel zum Umwerfen; befahl ihm dann eine Laterne in die Hand zu nehmen, und ihm vorzuleuchten. So kamen ſie an ein Stadtthor. Der Vorwand, daß man ihn zu einem tödtlichen Kranken in der Vorſtadt gerufen habe, öffnete Junkern, den man kannte, ohne Anſtand die Pforte. Sein angeblicher Bedienter kam ganz natürlich auch mit. Kaum waren ſie draußen, ſo wollte dieſer Letztere nochmals das Knie ſeines Retters umfaſſen, bekam aber von Junkern nebſt einem kleinen Zehrpfennig die Ermahnung, ſich keinen Augenblick zu verſpäten, und entfloh. Nach einem ziemlich langen Spaziergange — den das Bewußtſein einer guten Handlung kürzte — kam D. Junker wieder ans Thor; daß jetzt ſein voriger Begleiter mangle, fiel als eine Kleinigkeit Niemandem auf; etwas ſchwerer, doch nicht minder glücklich, wußte Junker auch am nächſten Morgen ſeinen Zuhörern den Abgang eines Leichnams zu verſtecken. Keinem Menſchen ſagt' er ein Wort von der ganzen Geſchichte.

Nach zehn oder zwölf Jahren riefen Junkern einige wichtige Geſchäfte nach Holland. In Amſterdam ging er unter andern auch verſchiedenemal auf die Börſe. Hier in dieſem Gewimmel von Menſchen nahte ſich ihm ein Mann von mittlern Jahren; wohlgekleidet, wohlgebildet, und auch, wie Junker gleich drauf von demjenigen, der ihn hingeführt hatte, erfuhr, ſeinem Kredit nach einer der redlichſten und reichſten Kaufleute in ganz Holland. Aeußerſt höflich nannte er ſofort Junkern bei ſeinem Namen, kannte — was an einem Amſterdamer Kaufmann etwas Seltnes war — die Schriften des teutſchen Gelehrten, und lud ihn endlich, ſo verbindlich als möglich war, zu einem Mittagsmahl ein.

Junker wunderte ſich freilich über dieſe Bekanntſchaft und Einladung, nahm aber die letztere an, fand eine vortreffliche Tafel, eine noch junge artige Hausfrau, einige hoffnungsvolle Knaben, und vorzüglich einen überaus freundlichen Wirth. Er befand ſich unter dieſen Menſchen vollkommen wohl. Nach Tiſche ward er im ganzen Hauſe herumgeführt; Wohlſtand, Nettigkeit und Reichthum zeigten ſich überall. Endlich führt' ihn ſein Wirth auch in ſein Schreibkabinet, und fragte ihn, als ſie ſich hier beide ganz allein befanden: ob er ſich ſeiner denn gar nicht mehr erinnere? Junker, wie ſehr natürlich, verneinte es mit einiger Verwunderung.

„Nun! rief der Kaufmann, ſo werd' ich doch hoffentlich nie den Mann zu kennen verlernen, dem ich Lebensrettung, und alſo auch alles, was ich hier bin und beſitze, zu verdanken habe! Entſinnen Sie ſich nicht jenes Deſerteurs, der einſt in Ihrer Behauſung vom Tode wieder erwachte: den Sie ſo menſchenfreundlich retteten; den Sie mit Kleidung und Geld beſchenkten? Der — der bin ich!"

Junker ſtaunte nicht wenig. Dieſer Glückswechſel ſchien ihm zu unglaublich groß. Doch ſein Wirth fuhr fort ihm zu erzählen, wie er ſich mühſelig nach Hamburg, und auch von da — weil immer die Furcht der preußiſchen Gerichte hinter ihm hergegangen — bis nach Amſterdam durchgeholfen habe; wie ihn hier ſein Rechnen und Schreiben, vielleicht auch ſeine günſtige Geſichtsbildung in die Dienſte eines der reichſten Kaufleute gebracht; wie er ſich allmählig das Wohlwollen ſeines Herrn, die Kenntniß des Handels, einen einträglichen Platz in ſeiner Schreibſtube und endlich die Liebe ſeiner jetzigen Gattin, der einzigen Tochter vom Hauſe, zu erwerben gewußt; wie dieſe letztere von vielen Freiwerbern geſucht, alle ausgeſchlagen, und als der Vater ernſtlich in ſie gedrungen, ſich erklärt habe: Dieſen oder gar keinen Mann! Wie Jener zwar ein Weilchen ſich geſträubt, doch endlich eingewilligt, ihn zum Schwiegerſohn angenommen und bald darauf als ſeinen einzigen Erben hinterlaſſen habe, wo er nun ein Leben in Zufriedenheit und Ueberfluß führe, oft ſchon ſeinem Retter dafür danken wollen, und immer von einem kleinen Ueberreſt der Furcht, weit die Hände der Könige ſo weit reichten, zurückgehalten worden ſei.

Nun war allzuviel Wahrſcheinlichkeit, ja ſichtliche Gewißheit da, als daß Junker länger hätte zweifeln ſollen. Innigſt freut' er ſich vielmehr über den guten Ausſchlag jener That. Dankbar bot der neue Holländer alles auf, was ſein Haus vermochte. So lange Junker noch in Amſterdam verzog, mußt' er hier wohnen. Als ihn Amt und Pflicht nach ein paar Tagen wieder heim rufen, drang ihm ſein Wirth noch einige Geſchenke von beträchtlichem Werthe auf.

* * *

Auf — ich glaube ſagen zu können — unbezweifelten Zeugniſſen*) beruht die Wahrheit der vorſtehenden Geſchichte. Junker, der ſie in den letztern Jahren ſeines Lebens mehreren von ſeinen Freunden erzählte, war ein Mann von unbeſcholtenſter Redlichkeit, in ſeinen Worten von allem dem, was einer Erdichtung oder Prahlerei nur nahe kam, weit entfernt. — Um deſto ſonderbarer ſcheint mir die Aehnlichkeit zu ſein, die, in Anſehung der Entwicklung, zwiſchen ihr und einer andern herrſcht, die ſich im vorigen Jahrhundert ſchon in Frankreich zugetragen haben ſoll**)

---

*) Aus A. G. Meißner's „Skizzen" (Leipzig 1796)

*) Auch hat, ſo viel ich weiß, ſeit 1784 — wo ich ſie zuerſt in der Quartalſchrift: Für ältere Litteratur und neuere Lektüre, bekannt machte, — niemand von allen denjenigen Perſonen, die ſie vielleicht berichtigen könnten, ihr widerſprochen. Im XI. Stück des Muſeums fürs weibliche Geſchlecht 1793 iſt ſie ſpäter, blos mit einigen kleinen Aenderungen, erſchienen. — Der dortige Erzähler nimmt keine Rückſicht vorzüglich auf den Scheintod, und auf die Möglichkeit, wieder lebendig zu werden. In dieſem Geſichtspunkte iſt freilich zwiſchen ihr und der nachſtehenden keine Aehnlichkeit.

**) Sie ſtand zuerſt in einer franzöſiſchen Sammlung von mehreren merk-

Digitized by Google

und die ich der Vergleichung wegen hier beifügen will. — Auch ſie trägt den Stempel der Wahrſcheinlichkeit (wenigſtens!) an ſich; und iſt zugleich ein Beiſpiel mehr, wie ſehr ſich die Begebenheiten unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, Zeiten und Vorderſätzen gleichen können.

Pater Raphael, Geiſtlicher zu S., einem kleinen Städtchen in der Normandie, ward eines Tags aufs Land gerufen, um einen Straßenräuber zum Tode zu bereiten. Es war ein Burſche von kaum zwei oder drei und zwanzig Jahren, gar nicht übler Geſichtsbildung, verführt durch böſe Geſellſchaft. Er hatte alles rein herausgeſtanden; die Ketten waren ihm bereits, wie gewöhnlich kurz vor der Hinrichtung geſchieht, abgenommen worden, und da man im Gefängniſſe keinen bequemen Platz hatte, ſo verſchloß man den Geiſtlichen und den armen Sünder in einer kleinen Kapelle, die am Ende des Dorfes, abgeſondert von den übrigen Gebäuden ſtand, und gewölbt nach der gewöhnlichen Art, ihr ganzes Licht durch eine Oeffnung in der Mitten erhielt.

Der Seelenarzt ſchritt hier ſogleich zu einer ernſten Bußermahnung, machte ſolche ſo ſchön und rührend, als immer möglich, und fand doch, daß der arme Sünder verzweifelt wenig — drauf Acht gab. Da er der Geſtalt, dem Alter und dem freimüthigen Geſtändniß nach auf keinen verſtockten Böſewicht geſtoßen zu ſein beſorgte, ſo wunderte er ſich über dieſe Unachtſamkeit, ſchrieb ſie auf Rechnung eines natürlichen Leichtſinns, ſtrafte aber auch dieſen ernſtlich und erinnerte ihn mit der kurzen, noch übrigen Zeit ja ſparſam und gut umzugehn.

„Allerdings, erwiederte der Gefangene, allerdings, Hochwürdiger Vater, möcht ich das gern thun. Auch ſind Ihre Ermahnungen vortrefflich. Ob aber an meiner Stelle Ew. Hochwürden ſelbſt auch auf die ſchönſten Gebete viel achten würden, — daran zweifl' ich doch. Denn nicht gerechnet, welche verdammt häßliche Empfindung es iſt, zu wiſſen, daß einem in wenigen Stunden bei geſundem Leibe das Genick gebrochen werden ſoll, ſo drängt ſich auch noch e i n Gedanke bei mir empor, der mir durchaus den ganzen Kopf einnimmt.“

So! und der iſt?

„Daß ich doch noch mit einem blauen Auge davon kommen könnte, wenn Ew. Hochwürden nur Luſt hätten, mir das Leben zu friſten.“

Ich? Ich? — Wie meinſt du das?

„Sehn Sie nicht hier die Oeffnung an der Decke?“

Nun ja! aber was weiter?

„Hoch iſt ſie freilich, das giebt der Augenſchein. Doch wenn man grade unter ſolche jenen Altar ſetzte, auf den Altar dieſen Stuhl, — wenn auf den Stuhl Ew. Hochwürden träten, und dann endlich mir auf Ihre Achſel zu ſteigen erlaubten, ſo würd' ich ganz gewiß bis zu ihr hinauf kommen.“

Und wenn du dann oben wäreſt?

„O dann wär' ich wahrſcheinlich ſo gut ſchon als geborgen! Auf dem Dache kletterte ich bis zum Geſimſe; ein Sprung fünf oder ſechs Ellen herab iſt für einen Menſchen von meiner Lage eine Kleinigkeit. Daß dort draußen jetzt Niemand Acht giebt, hoff' ich. Die Kapelle ſteht einzeln; ein Wald iſt nicht ferne; daß ich dann laufen wollte, ſo weit mich meine Füße tragen, weiß ich.“

Der arme Sünder machte hier eine Pauſe. Der Prieſter, indem er ſich dieſe abenteuerliche Leiter und den Plan des Ganzen ſtillſchweigend überdachte, konnte ſich eines unwillkührlichen Lächelns nicht enthalten, zwang ſich aber ſofort wieder, und entgegnete:

Vortrefflich! Und dazu ſollt ich helfen? Sollte mit meiner eignen großen Gefahr einen Straßenräuber wieder in Stand ſetzen, Böſes zu thun? Alle Räubereien, die du künftig begingeſt — —

„Nein, Hochwürdiger Herr, ich beginge ſicher keine mehr! Was Stehlen nach ſich zieht, weiß ich nun. Zu nahe iſt mir diesmal der Galgen gekommen, als daß ich ihm künftig nicht ausbeugen ſollte, ſo viel ich nur weiß und kann. Arbeiten will ich, — will mich gewiß ehrlich, wenn gleich mühſam nähren. Helfen Sie mir nur dieſes einzigemal davon!

Noch ein paar Augenblicke ließ ſich der Pater bitten; noch ein paar Schwüre ernſtlicher Lebensbeſſerung ließ er den Gefangenen thun, und dann, im Herzen ſchon längſt erweicht, that er, was jener begehrte, half den Altar herbeiſchieben, ſetzte ſelbſt den Stuhl drauf, und diente dann geduldig zur Leiter. Freilich koſtete es dem armen Sünder Mühe genug ſich empor zu heben, aber was ſetzt Todesangſt nicht durch? Als er nun zur Oeffnung hinausgekrochen war, als der horchende Pater erſt den Sprung, dann aber kein Geſchrei oder Geräuſch weiter vernahm, bracht' er gemächlich Altar und Seſſel in die vorige Ordnung, und wartete wohl zwei Stunden lang ganz ruhig ab, wie das Ding weiter gehen werde. Endlich mochte es den Gerichtsperſonen doch dünken,

würdigen Fällen, die gleich mit Anfang des Jahrhunderts erſchien, die ich, als Knabe ſchon, geleſen zu haben entſinne, deren Titel ich aber vergaß. — Aus dieſer wahrſcheinlich kam ſie auch in die Briefe der Madame Montier. Als ich dieſer Anekdote in der ältern Ausgabe der Skizzen vorbeigehungsweiſe gedachte, ward ich ſo oft befragt: w e l c h e ich gemeint hätte? daß ich glaube, auch hierdurch ſei gegenwärtige Einrückung entſchuldigt!

als ob der arme Sünder nun Zeit genug gehabt habe, ſein Herz zu erleichtern. Der Büttel und der Scharfrichter erſchienen, den Verbrecher abzuholen. Der Erſtere klopfte an die Thüre. Der Geiſtliche erwiederte dies durch den Gegenruf: daß er ſich ſchon längſt nach Erlöſung ſehne. Verwunderungsvoll öffnete man die Kapelle; noch verwundrungsvoller ſah man in ihr den Pater ganz allein ſitzen. „Wo der Gefangene ſei?“ war, ſehr natürlich, die erſte Frage.

„Dieſer Gefangene, erwiederte der Geiſtliche ganz gelaſſen war entweder ein Engel oder Teufel; ein Menſch ganz gewiß nicht. Indem ich ihm nach möglichſten Kräften ins Gewiſſen ſprach, hob er ſich plötzlich empor und — fuhr zu jener Oeffnung oben heraus. Starr vor Entſetzen ſah ich ihm nach. Keinen Finger zu rühren kein lautes Wort hervorzubringen vermocht' ich. Erſt als ihr anpochtet, erhielt ich die Kraft mich zu regen wieder.“

Man hätte gern vermuthet, daß des Paters Verſtand gelitten habe; da aber doch zugleich der Verbrecher unwiderbringlich verſchwunden war, ſo wußte man wirklich nicht: ſollte man auf ein Wunder oder auf eine Betrügerei muthmaßen. Mehrere Landleute ſammelten ſich. Alles guckte hinter und unter den Altar. Nirgends ließ ſich eine Spur des Verſchwundnen auffinden. Der Scharfrichter, der am meiſten bei dieſem Vorfall einbüßte, war gleich anfangs nach den Gerichtsperſonen gelaufen. Sie ſtellten ſich ein. Der Geiſtliche wiederholte vor ihnen die obige Erzählung. Er fügte noch hinzu: daß ihm zwar auf keinen Fall obliege, den Hüter eines Gefangenen zu machen, daß er aber feſt überzeugt wäre, dieſer angebliche Verbrecher müſſe ſchuldlos geweſen ſein. Er ſchwur feierlich, daß der Inquiſit zu jener Dachöffnung heraus gefahren wäre. Der Aberglaube der ganzen Menge rieth auf Zauberei. Der Pater gab ſich keine Mühe, ihn zu widerlegen. Acht Tage lang ſprach man in der ganzen Provinz davon. Länger ſprach man d a m a l s über nichts in Frankreich.

Nach ohngefähr funfzehn Jahren fiel dem Pater eine wichtige Reiſe nach Languedoc und grade zur Winterszeit vor. Die Börſe des geiſtlichen Herrn litt keinen großen Aufwand. Wenn ihn nicht hier und da gutmüthige Menſchen in ihren Wagen nahmen, ſo ging er zu Fuße. Vorzüglich oft traf ihn dieſes Loos in Cevenne; und eines Tages, als er allein durch einen dichten Wald ſeinen Pfad fortſetzen wollte, hatt' er das Unglück vom rechten Wege abzugerathen. Faſt den ganzen Nachmittag bracht' er damit zu, daß er aus dem Gehölze zu kommen ſuchte, und immer — tiefer hinein kam. Endlich ſah er von weitem einen Mann, der einen Baum fällte, ging zu ihm, und fragte nach dem nächſten Wege auf Cahors zu.

„Da ſind Sie, Hochwürdiger Herr,“ war die Antwort des Bauers, der ihn ein Weilchen aufmerkſam betrachtet hatte, „gewaltig links abgewichen! Auch der nächſte Fußſteig braucht fünf Stunden Zeit, und iſt ohne Wegweiſer kaum zu treffen. An Ihrer Stelle würd' ich für heute auf eine Herberge, und morgen erſt auf eine weitre Reiſe denken.“

Ganz gut! Aber wo fänd' ich wohl heute Herberge in der Nähe?

„Bei mir! Ich bin der Beſitzer eines kleinen Meierhofes, kaum eine Viertelſtunde von hier. Wollen Sie nur noch ein Weilchen verziehen, bis dieſer Baum vollends ſtürzt, ſo nehm' ich Sie mit, und Sie werden bei mir zwar kein prächtiges, doch ziemlich gutes Nachtlager finden, ſollen auch morgen ein Pferd und einen Boten bis Cahors erhalten.“

Das war ein trefflicher Vorſchlag, den ſich P. Raphael nicht zweimal thun ließ, denn er fühlte ſich herzlich müde und hungrig; auch behagte ihm der freundliche Ton des Landmanns, welcher mit dem Umfällen des Baums eilte, ſo viel er nur konnte, bald fertig war und ſich dann auf den Weg machte. Sie kamen an einen recht artigen Meierhof; ein junges, hübſches Weib ſchien an der Hofthür ſchon auf ihren Mann zu warten, und ging ihm einige Schritte, mit einem Knaben auf dem Arm, und einem Mädchen, das hinterdrein hüpfte, entgegen. Auch den Geiſtlichen, der ihr als ein Gaſt bis morgen früh angemeldet wurde, empfing ſie freundlich. Nachdem ſie ſich im Zimmer — das für eine Landwohnung recht ſauber war — ein wenig ausgewärmt hatten, rief der Bauer ſein Weib bei Seite, kam nach einigen Minuten wieder, und ſprach mit einer gewiſſen frohen Haſtigkeit: „Mein Margarethe, ich irre mich nicht. Er iſt es! Mit mir zugleich falle nieder und laß uns dankbar die Kniee meines ehemaligen Schutzengels umfaſſen!“ — Sie thaten es. Der Pater ſtutzte nicht wenig. Was dieſen beiden guten Leuten einfalle, war ihm unbegreiflich. Er wollte ſie aufheben, wollte fragen: was ſie begehrten, als ſein Wirth ausrief:

„Ehrwürdiger Herr, ſehen Sie mich genauer an! Vielleicht erinnert Sie doch noch irgend ein Zug an jenen Unglücklichen, der ohne Ihren Beiſtand längſt eine Speiſe der Raben wäre, — den Ihre ſoſt übermenſchliche Güte rettete, und der jetzt — ach, Sie noch wieder zu ſehn, Ihnen noch danken zu können, für ein Glück erkennt, das er ſchon zahllos wünſchte, ohne je hoffen zu dürfen.

Das Erſtaunen des Paters fand eine lange Weile durchaus

Digitized by Google

keine Worte. Doch ruhte er nicht, bis Mann und Frau wieder erſtanden, und forſchte dann weiter. Die Erzählung ſeines Wirths war, wenn nicht wörtlich, doch inhaltsweiſe, alſo:

„Ganz unbemerkt ſei er damals, nach gewagtem Sprunge entflohen. Noch dieſen Tag hab' ihn die Todesfurcht, ohne Speiſe und Trank, ſieben Meilen weit fortgetrieben. Mit Almoſen ſuchen hab' er ſich dann immer weiter und weiter durchgebracht. Oft ſei es ihm trübſelig genug gegangen, doch hab' er feſt an dem Entſchluß nie wieder zu ſtehlen gehalten. Ein paar Gelegenheiten hätten ihn gereizt, doch nicht verführt. Stets in Sorgen, doch noch irgendwo entdeckt zu werden, ſei er immer tiefer gegen Mittag zugewandert, und habe einſt in der Abenddämmerung an der Thüre dieſes Meierhofes den Beſitzer ſelbſt um eine Gabe angeſprochen. Bitter hab' es ihm dieſer verwieſen, daß er, als ein ſo junger ſtarker Burſche, nicht lieber das Grabſcheit als den Betteſtab wähle; und da er aus Scham vorgegeben: daß er wirklich Arbeit ſuche, ihm bei der nahen Erndte den Platz eines Knechts im Hofe angetragen, wenn er anders Gutes thun wolle. — Dieſes letztre hab' er wirklich gethan; ſei auch nach der Erndte geblieben, und bald ſeines Herrn Günſtling, aber bald darauf auch im Geheim — was freilich Entſchuldigung brauche! — der Günſtling der jüngſten Tochter im Hauſe geworden. Daß der Vater nicht gutwillig ſein Mädchen einem armen, hergelaufnen Knechte geben werde, hätten zwar Beide gemuthmaßt. Doch daß an ſolche Muthmaßungen die Liebe ſich nicht ſtoße, ſei ja bekannt genug. Als der Vater etwas zu ſpät ihren Umgang entdeckt, hab' er zwar einige Tage heftig gezürnt, der Tochter vom Einſperren, ihm vom Wegjagen Manches vorgeredt, und doch endlich dem Vaterherzen und — der Nothwendigkeit nachgegeben. Kaum vier Wochen nach der Hochzeit ſei ſeine Frau durch den Tod der ältern Schweſter die einzige Erbin ihres Vaters, und ein paar Jahr darauf die wirkliche Beſitzerin dieſes Meierhofs geworden. Daß er dieſer Frau, die freilich ſein Glück gemacht, und ihn noch jetzt von Herzensgrund liebe, dies nach Möglichkeit zu vergelten ſuche, werde ſie ſelbſt bezeugen. Sie wiſſe bereits ſeine Geſchichte; aber auch ſie allein.

Ein Vater kann die Glücks- und Lebensrettung ſeines eignen Sohnes kaum mit größerer Freude vernehmen, als P. Raphael dieſe Geſchichte. Er blieb zwei Tage bei dieſem im Ernſt glücklichen Paare. Als er am dritten Morgen fortwandern mußte, überhäuften ſie ihn nochmals mit Dank und Geſchenken.

Meißner der Aeltere und der Jüngere, ſ. Minneſinger.

Leonhard Meiſter

ward am 12. November 1741 zu Neftenbach bei Zürich geboren und ſtudirte, nachdem ihm bereits ſein Vater, der daſige Pfarrer, die nöthigen Schulkenntniſſe beigebracht hatte, zu Zürich unter Breitinger, Hirzel, Bodmer u. A. claſſiſche Literatur und Theologie, beſonders aber Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften. Sein unruhiger Geiſt brachte ihn in verſchiedene Lagen und Stellungen. Er wurde 1773 Profeſſor an der Kunſtſchule zu Zürich, 1791 Pfarrer zu St. Jakob daſelbſt, 1799 Archivarius bei dem helvetiſchen Vollziehungsdirectorium, 1800 Pfarrer zu Lagnau und ſchon einige Jahre darauf wieder Privatgelehrter und Director eines Erziehungsinſtituts. Endlich nahm er wieder die Pfarrei zu Koppel im Canton Zürich an, wo er am 18. October 1811 ſein bewegtes Leben endete.

Er ſchrieb, theilweiſe unter dem Namen Rolehard Stelmer:

Romantiſche Briefe. Halberſtadt 1769.
Launen der Muſe. Bern 1769.
Vorleſung über die Schwärmerei. Ebendaſelbſt 1775—77, 2 Thle.
Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Nationalliteratur. London (Bern) 1777, 2 Thle., 8. (anonym); neue (Titular-) Ausgabe, Heidelberg 1780, 2 Bde. 8.
Berühmte Züricher. Baſel 1782, 2 Bde.
Berühmte Männer Helvetiens. Zürich 1782—93, 3 Bde.
Meine Phantaſien und Rhapſodien. Zürich 1785.
Charakteriſtik deutſcher Dichter. Ebendaſ. 1785—93, 3 Bde., gr. 8.
Sittenlehre der Liebe und Ehe für meine Freundin. 2. Ausgabe. Winterthur 1785, 8.
Erſcheinung und Bekehrung des Don Quixote de la Mancha im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Weſel (Zürich) 1786, 8.
Hauptepochen der deutſchen Sprache. Manheim 1787.
Schweizeriſche Geſchichten und Erzählungen. Winterthur 1788, 8., mit Vign.
Briefe an Freundinnen. Wien 1794, 8.
Bibliſche Erzählungen. Dramatiſirt. Zürich 1794, 12.
Der Philoſoph am Spiegeltiſche. Leipzig 1796; neue (Titular-) Ausgabe, Frankfurt 1819, 8., mit Kupf.
Gemälde der Liebe. Baſel 1803, 8., mit Kupf.
Launige Phantaſien. Winterthur 1805, 8.
Erzählungen des Greiſen am Kamine. Ebendaſ. 1806, 8.
Meiſteriana. Ebendaſ. 1811, 8.
Welt und Geſellſchaft auf einſamen Spaziergängen. Ebendaſ. 1816, 8.

Meiſter's große Leichtigkeit der Darſtellung und ſeine Gewandtheit in der Entwickelung verleiteten ihn zum Vielſchreiben und hinderten ihn, ſeinen Arbeiten diejenige Vollkommenheit zu geben, deren ſie bei größerer Ruhe und Ausdauer ihres Verfaſſers durchaus fähig geweſen wären. Sie behalten jedoch, vorzüglich diejenigen, welche ſich auf unſere Sprache und Literatur beziehen, einen bleibenden Werth, denn die in denſelben vorherrſchende gute Beobachtung, der Reichthum an Erfahrung und der geſunde Verſtand, welche ſich in ihnen offenbaren, ſind um ſo mehr anzuerkennen, als M. gerade zu der Zeit, in welcher ſie entſtanden, unter Umgebungen lebte und ſchrieb, bei denen Verbildung und Talentloſigkeit an der Tagesordnung waren.

Meiſterſänger. S. die Abhandlung am Schluſſe dieſes Werkes.

Philipp Melanchthon.

Dieſer berühmte Gehilfe Luther's am Werke der Reformation war der Sohn des pfalzgräflich badenſchen Rüſtmeiſters Georg Schwarzerd und wurde am 16. Februar 1497 zu Bretten im jetzigen Großherzogthum Baden geboren. Schon früh durch die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit und Redlichkeit ſeiner Eltern zum ernſten Fleiß angehalten, verband er mit raſtloſer Emſigkeit einen raſch ſich entwickelnden Geiſt, der ihn auf der Schule zu Pforzheim ſchnell mit den alten Sprachen vertraut machte und die ganze Liebe ſeines mütterlichen Verwandten, des großen Sprachkenners Reuchlin, erwarb. Auf ſeinen Rath verwandelte er ſeinen Familiennamen Schwarzerd in den griechiſchen Melanchthon oder Melanthon. Nachdem er bereits ein Jahr nach ſeiner Ankunft 1511 ſeine philologiſchen und philoſophiſchen Studien zu Heidelberg beendet, Baccalaureus der Philoſophie und Führer einiger jungen Gra-

Digitized by Google

ſen geworden war, waudte er ſich 1512 nach Tübingen, wo er Theologie ſtudirte, 1514 die ihm wegen ſeiner Jugend früher verſagte Magiſterwürde erhielt und Vorleſungen über die alten Claſſiker eröffnete, welche ſtark beſucht waren und ſeinen und Tübingens Ruf bald weit verbreiteten. Auf Reuchlin's Empfehlung kam er 1518 als Profeſſor der griechiſchen Sprache und Literatur an die Univerſität zu Wittenberg, welche der ſein gebildete, ſcharfſinnige und ungemein gelehrte Mann mit ſeinem Freunde Luther bald zur Hauptſchule der deutſchen Nation erhob. Hier wirkte er ſegensreich als akademiſcher Lehrer, 1527 als Inſtrurtor der ſächſiſchen Kirchenviſitatoren, ſo wie 1529 und 1530 als Verfaſſer der bekannten Proteſtation des Speierer Reichstages und der Augsburgiſchen Confeſſion, die er durch ſeine bald darauf erfolgende Apologie gegen die irrthümliche Auffaſſung und abſichtliche Verdrehungen durch die Widerſacher der Reformation beſonnen und ſiegreich vertheidigte. Eine ſolche nimmer müde Thätigkeit mußte natürlich auch die Augen des Auslandes auf ihn ziehen; er erhielt daher 1535 Einladungen nach Frankreich und England, die er aber unbeachtet ließ. Seine Kräfte waren ſeinem Vaterlande gewidmet; dieſem zu Liebe bereiſte er daſſelbe wiederholt in Angelegenheiten ſeines Glaubens und eilte 1540 zu dem beabſichtigten Religionsgeſpräch in Hagenau, auf welcher Reiſe er zu Weimar tödtlich erkrankte, jedoch durch Luther's freundſchaftliche Zuſprache und Pflege wieder genas. Für die ihm ſo heilige Sache des Glaubens führte er 1541 die Vergleichsverhandlungen mit den Katholiken zu Worms und Regensburg und begann 1543 die Reformationsverſuche des Kurfürſten Hermann von Köln zu Bonn einzuleiten. Die Liebe zu Wittenberg, das in ihm nach Luther's Tode ſeine einzige Stütze verehrte, war es, welche ihn bewog, nach langem Umherirren während des ſchmalkaldiſchen Krieges ſich dem neuen, verdächtigen Kurfürſten Moritz zu unterwerfen. Seine Milde und Nachgiebigkeit bei Nebendingen hatte ſchon früher den Haß einiger Eiferer unter den Proteſtanten erregt und ſeine Rechtgläubigkeit verdächtigt, noch mehr aber geſchah dies, als er 1549 nach langem Bedenken und unter Einſchränkungen die Einführung des Augsburger Interims in Sachſen zugegeben hatte. Obwohl nur die Einigkeit der Kirche ſein einziger Wunſch und ſein ſtetes Beſtreben geweſen war, ſo mußte er doch nun ſich vielfach verketzert, in den Flacianiſchen und 1557 in den Oſiandriſchen Streit verwickelt ſehen und häufige bittere Kränkungen erdulden. Zwar wurde ſeine Theilnahme am Concilium zu Triene, dem er 1552 ſchon bis Augsburg entgegengereiſt war, durch den Zug des Kurfürſten Moritz nach Inſpruck verhindert und er 1554 auf dem Religionsgeſpräche zu Naumburg von der Anſchuldigung der Unrechtgläubigkeit freigeſprochen, aber die offenbaren Entgegenwirkungen ſeiner Feinde bei dem Vereinigungsverſuche auf dem Convent zu Worms (1557) mußten nothwendig aufs Neue niederſchlagend auf ihn einwirken und ihm tiefen Kummer bereiten. Mit dem ſehnlichen Wunſche, die Einigkeit in der Lutheriſchen Kirche befeſtigt zu wiſſen, ſtarb er am 19. April 1560 zu Wittenberg, nachdem ſeine geliebteſte Tochter Anna ſchon 1547 und ſeine Gattin 1557 ihm vorangegangen waren. Er war klein und mager, hatte aber eine hochgewölbte freie Stirn und ſchöne helle Augen. Aufrichtige Frömmigkeit, edle Sitteneinfalt, Großmuth und Redlichkeit bei liebenswürdigen geſellſchaftlichen Eigenſchaften waren die charakteriſtiſchen Hauptzüge des Mannes, der durch Schärfe des Geiſtes eben ſo ſehr, als durch ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit den Ehrennamen eines Lehrers Deutſchlands verdiente und bei ſeinen Zuhörern und Mitbürgern eben ſo beliebt und geehrt war, wie im Auslande.

Seine Schriften ſind:

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Peucer. Wittenberg 1562—65, 4 Bde. in Fol.; 2. Ausg. 1580—1601, 4 Bde.

Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Von F. A. Köthe. Leipzig 18:8—29, 6 Bde.

Opera. Baſel 1541, 5 Bde.

Jene oben gerühmten trefflichen Eigenſchaften des Charakters und Geiſtes offenbaren ſich auch in Melanchthon's deutſchen Schriften, welche jedoch, was die Behandlung der Sprache und des Styls betrifft, weit hinter denen Luther's zurückbleiben, da Melanchthon in ſeiner vorwaltenden gelehrten Richtung weder die Wichtigkeit noch die Bedeutung und Kraft der vaterländiſchen Sprache erkannte und derſelben in ſeinen Werken als etwas weniger Weſentlichem keine große Sorgfalt angedeihen ließ. —

Kaſpar Meliſſander,

nach ſeinem deutſchen, in das Griechiſche überſetzten Namen Bienemann, ſo genannt, ward 1540 zu Nürnberg geboren und ſtudirte zu Jena und Tübingen Theologie und Philoſophie. Nach kurzem Aufenthalte als Dolmetſcher in Griechenland wurde er bei ſeiner Rückkehr Profeſſor in Lauingen, dann Abt zu Bahr und Generalſuperintendent zu Pfalz-Neuburg, mußte aber Verfolgungen halber nach Jena flüchten, von wo er nach Weimar abging. 1578 kam er als Generalſuperintendent und Dr. der Theologie nach Altenburg und ſtarb daſelbſt am 12. September 1591.

Er verfaßte:

Chriſtliche Reimgebete. Erfurt 1589, 12.
Ehebüchlein. Rudolſtadt 1710, 12.

M's geiſtliche Lieder, ſo wie ſeine aſketiſche Proſa athmen Innigkeit und Wärme, zeichnen ſich jedoch ſonſt nicht bedeutend aus.

Paul Meliſſus,

wie er ſich nach ſeiner Mutter Ottilia Meliſſa, nannte, hieß eigentlich mit ſeinem Familiennamen Schede und ward am 20. December 1539 zu Melrichſtadt in Franken geboren. Er vollendete ſeine Schulſtudien zu Zwickau und widmete ſich zu Erfurt und Jena den ſchönen Wiſſenſchaften, worauf er 1561 zu Wien zum Dichter gekrönt und in den Adelſtand erhoben wurde. Nach kurzem Aufenthalte zu Leipzig und Wittenberg, erhielt er zuerſt zu Wien die Oberaufſicht über 42 Cadetten, ſtand eine Zeitlang in der kaiſerlichen Armee in Ungarn und bereiſte dann Frankreich und Italien. Hier wurde er zu Padua zum Comes palatinus, Eques auratus und Civis romanus ernannt, ging aber 1582 über England nach Heidelberg zurück, wo er wahrſcheinlich zum Proteſtantismus übertrat und am 3. Februar 1602 als Bibliothekar der Univerſität ſtarb.

Er gab heraus:

2 Lieder. (In der Sammlung Züricher Streitſchriften. Bd. 4, St. 9, S. 4—7.

Geiſtliche Gedichte. Straßburg 1578.

Und lateiniſch:

Meletemata, 5 Schediasmata poetica. Lutetiae Parisiorum. 1586, 2 Bde.; dann Halis Saxonum 1628, 8.

M. iſt einer der Vorläuſer der deutſchen ſogenannten Kunſtpoeſie, welche ſich zuerſt durch die Bemühungen der ſchleſiſchen Schulen feſtſtellte. In ſeinen lateiniſchen Gedichten zeigte er Gefühl und Gewandtheit, aber es fehlt ihm an Phantaſie und Kraft, wogegen ſich in den wenigen deutſchen Liedern, die uns von ihm geblieben ſind, neben jenen gerühmten Eigenſchaften auch ein treffliches Talent der Darſtellung und anmuthige und glückliche Behandlung der Form offenbaren.

Georg Samuel Albert Mellin

ward am 13. Juni 1755 zu Halle geboren, ſtudirte daſelbſt Theologie und Philoſophie und wurde nach einigen kleineren Bedienſtungen an der reformirten Kirche zu Magdeburg angeſtellt und ſpäter zum Superintendent und Konſiſtorialrath ernannt, während die Univerſität ihn mit der theologiſchen Doctorwürde beehrte. Er ſtarb daſelbſt am 11. Februar 1825.

Die literariſche Welt kennt ihn durch:

Marginalien und Regiſter zu Kant's Kritik des Erkenntnißvermögens. Züllichau 1794—95, 2 Thle.

Grundlegung zur Philoſophie der Rechte. Ebendaſ. 1796.

Encyclopädiſches Wörterbuch der kritiſchen Philoſophie. Ebendaſ. 1797—1803, 6 Thle.

Die Kunſtſprache der kritiſchen Philoſophie. Jena 1798.

Anhang. Ebendaſ. 1800.

Marginalien zu Kant's metaphyſiſchen Anfangsgründen der Rechtslehre. Ebendaſ. 1800.

Allgemeines Wörterbuch der Philoſophie. Magdeburg 1805—1807, 2 Thle.

Ein Schüler Kant's, bemühte ſich M., das Syſtem dieſes großen Denkers, der Menge durch populäre, leicht verſtändliche und erklärende Schriften zugänglich zu machen und ſah ſeine Beſtrebungen mit Erfolg gekrönt.

Gottfried Mencke

ward am 29. Mai 1768 zu Bremen geboren, ſtudirte daſelbſt und wahrſcheinlich zu Göttingen Philologie und Theologie und kam dann als Vicarius der reformirten Gemeinde nach Frankfurt am Main, von wo er 1796 als reformirter Pfarrer nach Wetzlar und 1802 in gleicher Eigenſchaft an die Paulskirche nach Bremen berufen wurde. 1811 erhielt er das Hauptpaſtorat an der daſigen St. Martinskirche und 1828 von der theologiſchen Facultät zu Dorpat die Doctorwürde und wurde kurz darauf als Emeritus in den Ruheſtand verſetzt.

Er ließ erſcheinen:

Beitrag zur Dämonologie. Frankfurt 1793.

Chriſtliche Homilien. In 16 Predigten. Nürnberg 1798.

Neue Sammlung chriſtlicher Homilien. Frankfurt 1801.

Verſuch einer Anleitung zum eignen Unterricht in den Wahrheiten der heiligen Schrift. Frankfurt 1805.

Das Monarchienbild. Bremen 1809.

Ueber die eherne Schlange. Frankfurt 1812.

Erklärung des 11. Kapitels des Briefs an die Hebräer. 14 Homilien. Bremen 1821.

Homilien über die Geſchichte Elias. Ebendaſ. 1822.

Betrachtungen über das Evangelium Matthäi. Ebendaſ. 1822, 2 Thle.

Predigten. Ebendaſ. 1825.

Blicke in das Leben des Apoſtels Paulus. Ebendaſ. 1828.

Ein frommer, begeiſterter Redner und Lehrer des Glaubens, mit großen Fähigkeiten ausgerüſtet, kräftig und kühn, aber zu ſtreng und eifrig ſeinen Anſichten zugethan und daher von ſeinen Gegnern heftig angefeindet.

Moſes Mendelsſohn.

Dieſer ausgezeichnete Denker wurde am 10. September 1729 zu Deſſau geboren und wegen ſeines frühen Durſtes nach Kenntniſſen zuerſt von ſeinem Vater, dem daſigen jüdiſchen Schulmeiſter und Zehngebotſchreiber Mendel in der hebräiſchen Sprache und in den übrigen Anfangsgründen der jüdiſchen Gelehrſamkeit, ſpäter von Andern im Talmud und in den heiligen Büchern des alten Teſtaments unterrichtet. Insbeſondere zog ihn der poetiſche Theil deſſelben an und reizte ihn zur Nachahmung, während des berühmten Maimonides Schriften ſeinen Geiſt erleuchteten und bereicherten. Die Armuth ſeines Vaters nöthigte ihn jedoch ſchon 1742 für ſeinen eignen Unterhalt zu ſorgen und nach Berlin zu ziehen, wo ein jüdiſcher Wohlthäter ihm eine Dachkammer zur Wohnung und mehrere Tage in jeder Woche freien Tiſch gab, während er bei ſeinem ehemaligen Lehrer im Talmud, dem Oberlandrabbiner Fränkel als deſſen Amanuenſis die übrigen Mittel ſeines Bedarfs und Nahrung für ſeinen Geiſt fand. Größern Einfluß auf ſeine Bildung hatte ein ebenfalls armer, aber wegen ſeines Scharfſinns und ſeiner Gelehrſamkeit von den Rabbinern eben ſo gehaßter, als von M. geliebter daſiger jüdiſcher Schulmeiſter, Israel Moſes, der ſeine Studien des Maimonides unterſtützte und ihm Gefallen an der Mathematik durch Euklid beibrachte. Auf den Rath des jüdiſchen Arztes Kiſch daſelbſt wandte er die Erſparniſſe einer langen Zeit an den Ankauf einer alten lateiniſchen Grammatik und eines ſchlechten Lexikons und brachte es unter deſſen Leitung und mit unſäglicher Mühe binnen einem halben Jahre bis zum Verſtehen des Werks von Locke: de intellectu humano. Durch den 1748 ihm bekannt gewordenen Dr. medicinae, Salomon Gumperz, wurde er in die franzöſiſche und engliſche Sprache und in die neueſte Literatur eingeführt und mit talentvollen Zöglingen des joachimsthaliſchen Gymnaſiums vertraut. So lebte er in der ärmlichſten Lage der Wiſſenſchaft, bis der reiche Seidenfabricant Bernard ihn als Erzieher ſeiner Kinder in ſein Haus nahm und ihn zuerſt zum Aufſeher, dann zum Factor und Theilnehmer bei ſeiner Fabrik machte. Durch ſeine Geſchicklichkeit im Schachſpiel kam er 1754 endlich mit Leſſing in Verbindung, der ihm die Natur der neuern Sprachen und ihre Vorzüge erklärte, ihn zum Auftreten als Schriftſteller ermuthigte und durch ſeine Verbindung mit Abt und Nicolai ihm den Kreis wahrer, für das ganze Leben dauernder Freundſchaft eröffnete. So wohl

Digitized by Google

ihm das Anerkenntniß des in ſeinen Schriften wehenden hohen Geiſtes vom Aus- und Inlande that und ſo ſehr er ſich durch Lavater's Zuneigung, der ihm auf ſeiner Reiſe nach Berlin perſönlich bekannt wurde, geehrt fühlte, ſo vermochten ſie doch nicht, die ſchwere Krankheit von ihm entfernt zu halten, welche der Schmerz über Lavater's ſpäteres Benehmen gegen ihn herbeiführte, als er deſſen übereilte Anforderungen zum Uebertritte ins Chriſtenthum mit zarter Feinheit abgelehnt hatte. Kaum war er geneſen, als ein neuer ihn noch weit mehr angreifender Verdruß über die Schrift des Philoſophen Fr. H. Jacobi: „Ueber die Lehre des Spinoza" ihn von Neuem aufs Krankenlager warf. Dieſer hatte nämlich M's verſtorbenen Freund Leſſing des Spinozismus und Atheismus beſchuldigt. So muthwillig konnte aber das warme Herz M's die Aſche ſeines hochverehrten Freundes nicht preisgegeben ſehen, er mußte bei aller ſeiner Schwäche durch die Schrift: „M. M. an die Freunde Leſſing's" gleich den erſten Eindruck ſchwächen. Indem er aber noch in voller Wallung des Blutes zu Beſorgung der Herausgabe dieſer Schrift ausging, zog er ſich eine Erkältung zu, die am 4. Januar 1786 ſein ſchönes Leben endete. — Er war klein und hager von Perſon, von kränklichem Ausſehen und verwachſen, welches Letztere in Folge einer nachläſſigen Behandlung der erſten Nervenkrankheit entſtand, die er im väterlichen Hauſe durch zu eifriges Studiren ſich zugezogen hatte. Aber auf dem etwas geöffneten Munde ſchwebte ein ſanftes Lächeln, ſeine wohlwollende, beſcheidene Miene nahm gleich anfangs für ihn ein und ſeine hohe Stirn nebſt ſeinen edlen Zügen verkündeten den großen Geiſt und das erhabene Herz. Lektüre und Denken war ſein Genuß, ſinnliche Freuden kannte er faſt nicht, obwohl die Geſellſchaft von Freunden ihm jederzeit Bedürfniß war. Vom früheſten Morgen thätig, arbeitete er in ſeinem geiſtigen Berufe oder im Comptoir und unterhielt ſich Abends mit Fremden und Bekannten über jedes Einzelnen Fach, als wäre es ſein gewöhnliches Studium, oft mit feiner Satyre. Daher kritiſirte er ſtreng, aber ſtets gerecht und wohlwollend, und war zugleich ſtets ſo edelmüthig, beſcheiden, offenherzig und liebreich, daß ſein Begräbnißtag ein Trauertag für ſeine Glaubensgenoſſen wie für Chriſten wurde.

Er ſchrieb:

Der moraliſche Prediger. Ein hebräiſches Wochenblatt. Berlin 1750, 4.
Pope ein Metaphyſiker. Danzig 1755, 8. (mit Leſſing.)
Ueber die Empfindungen. In Briefen. Berlin 1755, 8; wurde in's Franzöſiſche und Holländiſche überſetzt.
J. J. Rouſſeau: Von dem Urſprunge der Ungleichheit unter den Menſchen ꝛc. Ebendaſ. 1756, gr. 8.
Commentarius über Maimonides' Erklärung logikaliſcher Worte. Frankfurt a. d. Oder 1760, 4.
Philoſophiſche Schriften. Berlin 1761, 8.; verb. Aufl. Ebendaſ. 1771, 2 Thle., 8; neue verbeſſerte Aufl. 1777, 8., mit Titelk. und Vign. Ueberſetzt in's Franzöſiſche, Italieniſche, Holländiſche und Lateiniſche.
Ueber die Evidenz in den metaphyſiſchen Wiſſchaften. Berlin 1764, 4.; neue Ausg. 1786, 8. (Preisſchrift).
Phädon, oder über die Unſterblichkeit der Seele. Berlin u. Stettin 1767, 8.; verb. u. verm. Aufl. 1768, 8.; 3. verm. Aufl. 1769, 8.; 4 verb. u. verm. Aufl. 1776, 8., mit Titelk.; 6. Aufl. 1821, 8. Ueberſetzt in's Holländiſche (Haag 1769), Italieniſche (Coiva 1773, 8.), Franzöſiſche (Paris 1772, 8. und Berlin 1772, 8.), Däniſche (Kopenhagen 1779, 8.), Engliſche (London 1788, 8.), Ruſſiſche und Ungariſche.
Schreiben an Lavater. Berlin und Stettin 1770, 8.; franzöſiſch (Frankf. 1771, 8.); holländiſch (Utrecht 1770, gr. 8.)
Antwort von Lavater nebſt Nacherinnerung. Ebendaſ. 1770, 8.
Biur Kohelet, oder Commentarius über den Prediger Salomonis. Berlin 1772, 8.; Ansbach 1773, 8.
Proben einer jüdiſch-deutſchen Ueberſetzung der 5 Bücher Moſis. Mit Anmerkungen von Chr. G. Meyer. Göttingen 1780, 8.
Die Pſalmen. Ueberſetzt. Berlin 1783, 8., mit Titel- u. Schlußvign.
Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum. Ebendaſ. 1783, 8.
Morgenſtunden oder Vorleſungen über das Daſein Gottes. Ebendaſ. 1785, 1r Thl., 8.; 2. veränd. Ausg. Ebendaſ. 1786, 8.
Von der Unkörperlichkeit der menſchlichen Seele. Aus dem Lateiniſchen überſetzt. Wien 1785, kl. 8.
An die Freunde Leſſing's. Berlin 1786, 8.
Nach Kantiſcher Manier aufgelöſte Axiomen. Köthen 1787, 8.
Ueber die Unſterblichkeit der Seele. Aus dem Hebräiſchen von D. Friedländer. Berlin u. Stettin 1787, 8., mit Kupf.
Leben und Meinungen, nebſt Geiſt ſeiner Schriften. Herausgegeben von Schütz. Hamburg 1787, 8.
Ueber das Commerz zwiſchen Seele und Körper. Aus dem Hebräiſchen von Anſchel. Frankfurt 1788, 8.
Salomons hohes Lied. Für die jüdiſch-deutſche Nation überſetzt. Braunſchweig 1789, 8.
Kleine philoſophiſche Schriften. Mit einer Skizze ſeines Lebens und ſeines Charakters von D. Jeniſch, herausgegeben von G. Mühler. Berlin 1789, kl. 8. Holländiſch (zum Theil), Leiden 1787. Lateiniſch u. in a. Sprachen.
G. D. Kypke Aufſätze über jüdiſche Gebete und Feſtfeier. Herausgegeben von Borowsky. Königsberg 1791, 8.
Fragment von ihm und über ihn, von Friedländer. Berlin 1819, gr. 8.
Sammlung noch ungedruckter Schriften, von Jer. Heinemann. Leipzig 1831, gr. 8., mit Titelk.

Er verfaßte auch: Ritualgeſetze der Juden ꝛc. Berlin 1778, 8. (4. Aufl. 1799, 8.); Anmerkungen zu Abt's freundſchaftlicher Correſpondenz. Berlin u. Stettin 1782, 8.; und die Vorrede zu: Manaſſeh Ben Iſrael Rettung der Juden. Aus dem Engliſchen. Berlin 1782, 8.; lieferte Aufſätze in: Fr. Nicolai's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, in die: Briefe, die neueſte Literatur betreffend, in die: Allgemeine deutſche Bibliothek; ferner in: Berliniſche Monatsſchrift, von Archenholz Literatur- und Völkerkunde, Moritz Magazin der Erfahrungsſeelenkunde, Marpurg's hiſtoriſch kritiſche Beiträge zur Aufnahme der Muſik, und in: Engel's Philoſophie für die Welt. Auch bearbeitete er den Briefwechſel mit Abt und den Briefwechſel mit Leſſing.

Eben ſo trefflich als geiſtreich iſt das Urtheil, welches Bouterwek (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, Thl. XI, S. 313) über Mendelsſohn fällt, indem er von ihm ſagt: M. M. war ſo wenig wie Sulzer einer der großen Denker und Schriftſteller, die in den Wiſſenſchaften ungewöhnliche Veränderungen bewirken oder der Literatur eine neue Richtung geben; aber auf ähnliche Art wie Sulzer, nur mit mehr metaphyſiſchem Scharfſinne und zugleich mit mehr Feinheit des Geſchmacks, wußte er das philoſophiſche Intereſſe mit dem äſthetiſchen zu verbinden. Sein Eklekticismus, der ihn vor Einſeitigkeit im Urtheilen ſicherte, hielt auch jede Nachahmung der Manier dieſer oder jener Schule von ihm entfernt. Wo er fremde Gedanken zu den ſeinigen macht, zeigt er ſich doch in der Art, wie er ſie verarbeitet, als ein geiſtvoller Selbſtdenker. Der Wolfiſchen Schule war er am meiſten zugethan, weil er, wie Sulzer, in ihr vorzüglich die gründliche Entwickelung der Begriffe und die ſyſtematiſche Genauigkeit zu finden glaubte, die er an der franzöſiſchen Modephiloſophie ſeiner Zeit vermißte. Um ſo bewundernswerther iſt die Leichtigkeit, mit der er die Wolfiſche Philoſophie eine Sprache reden ließ, die ihr vorher fremd war, und auf die ihn die jüdiſche Erziehung, die er ſelbſt erhalten hatte, ſo wenig vorbereiten konnte. Philoſophiſche Wahrheit mit einer ſo einfachen und doch anziehenden Eleganz des Styls in Briefe und Geſpräche einzukleiden, verſtand damals kein anderer deutſcher Schriftſteller. Die dialogiſche Form gelang ihm aber doch nur zum Theil, weil ſeine redenden Perſonen keinen beſtimmten Charakter ausdrücken durch die Art, wie ſie ihre

Digitized by Google

Meinungen äußern. In ſeinen ausführlichen und ſyſtematiſchen Abhandlungen, wohin ſein Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Judenthum und die Vorleſungen über das Daſein Gottes gehören, iſt der Styl bei aller Klarheit und Natürlichkeit ein wenig trocken. Wie er die deutſche Sprache kunſtmäßig zu behandeln verſtand, hat er auch durch ſeine Ueberſetzung der Pſalmen bewieſen.

Aus: Phädon,

oder

über die Unſterblichkeit der Seele.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Kriton, Simmias.

Erſtes Geſpräch.

Echekrates.

Warſt du ſelbſt, mein Phädon, denſelben Tag beim Sokrates, als er im Kerker das Gift zu ſich nahm; oder hat es dir jemand erzählt?

Phädon

Ich ſelbſt, Echekrates, war da.

Echekrates.

Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verſchied er? Ich möchte dieſes ſo gern erzählen hören. Keiner von unſern Phliaſiſchen Bürgern reiſet jetzt ſehr oft nach Athen, und auch von daher hat uns ſchon lange niemand beſucht, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken und iſt geſtorben; nicht den geringſten Umſtand mehr.

Phädon.

Nichts von ſeiner Verurtheilung?

Echekrates.

O ja, das hat uns jemand erzählt. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilt geweſen, noch ſo lange hat leben laſſen. Wie kam dieſes, Phädon?

Phädon.

Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf ſich eben, daß das Schiff, welches die Athenienſer jährlich nach Delos zu ſchicken pflegen, den Tag vor ſeiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und was iſt das für ein Schiff?

Phädon.

Daſſelbe, wie die Athenienſer ſagen, in welchem einſt Theſeus die ſieben Paar Kinder nach Kreta geführt, die er allda, ſowohl als ſich ſelbſt, beim Leben erhalten hat. Die Stadt ſoll, wie es heißt, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in dieſem Schiffe ſtattliche Geſchenke nach Delos zu ſchicken; und ſeit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen ſoll, ſo behänget der Prieſter des Apollo das Hintertheil deſſelben mit Kränzen, und ſofort nimmt die Feier der Theorie ihren Anfang. Dieſes Feſt dauert ſo lange, bis das Schiff zu Delos angelangt und von da wieder zurück gekommen iſt, binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergießen rein gehalten wird, und nach dem Geſetze niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, ſo können die Verurtheilten hierdurch lange Friſt gewinnen.

Der Zufall nun fügte es, wie ich ſchon geſagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geſchah, ehe Sokrates verurtheilt worden, und darum verſtrich eine ſo geraume Zeit zwiſchen ſeiner Verurtheilung und ſeinem Tode.

Echekrates.

Aber den letzten Tag, Phädon, wie ging es da? Was hat er geſprochen? was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesſtunde bei ihm? oder wollten die Archonten niemanden zu ihm laſſen? und verſchied er, ohne einen Freund um ſich zu haben?

Phädon.

Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates.

Entſchließe dich immer, lieber Phädon, uns alles umſtändlich zu erzählen, wenn dich keine Geſchäfte abhalten.

Phädon.

Ich habe Muße, und werde euch ſuchen, Genüge zu leiſten. Mir iſt nichts angenehmer als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Echekrates.

Und deine Zuhörer, Phädon, ſind der nämlichen Geſinnung. Erzähle alſo alles, ſo genau und ſo umſtändlich, als es dir möglich iſt.

Phädon.

Ich war zugegen, Freund, aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleid, kein ſolches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unſern Armen erblaßt. Der Mann ſchien mir glückſelig, beneidenswerth, Echekrates! So ſanft, ſo ruhig war ſein Betragen in der Todesſtunde, ſo gelaſſen waren ſeine letzten Worte, ſein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menſchen, der vor ſeiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt, ſondern wie eines Unſterblichen, der verſichert iſt, da, wo er hinkömmt, ſo glückſelig zu ſein, als je einer geweſen. Wie konnte ich alſo die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unſer Gemüth zu verwunden pflegt? — Gleichwohl hatten die philoſophiſchen Unterredungen unſers Lehrers damals die reine Wolluſt nicht, die wir von ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine ſeltſame, nie gefühlte Miſchung von Luſt und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beſtändig von der nagenden Empfindung unterbrochen: Bald werden wir ihn auf ewig verlieren!

Wir Anweſenden befanden uns alle in dieſem ſonderbaren Gemüthszuſtande, und die entgegengeſetzten Wirkungen deſſelben zeigten ſich gar bald eben ſo ſonderbar auf unſern Geſichtern. Man ſah uns jetzt lachen, jetzt Thränen vergießen, und öfters zugleich ein Lächeln um die Lippen und heiße Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierin uns alle. Du kennſt ihn, und ſein weichmüthiges Weſen.

Echekrates.

Wie ſollte ich ihn nicht kennen?

Phädon.

Dieſer machte die ſeltſamſten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wo wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethaut waren, da ſchwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn faſt mehr gerührt, als durch den Anblick unſers ſterbenden Freundes.

Echekrates.

Wer waren denn die Anweſenden alle?

Phädon.

Von den hieſigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus und ſein Vater Kriton, Hermogenes, Epigenes, Aeſchines, Anthiſtenes, Kteſippus Menexenus, und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates.

Waren auch Fremde zugegen?

Phädon.

Ja! aus Theben: Simmias, Cebes und Phädondes; und aus Megara: Euklides und Terpſion.

Echekrates.

Wie? waren denn Ariſtippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon.

Nein! dieſe ſollen ſich damals zu Aegina aufgehalten haben.

Echekrates.

Sonſt war alſo niemand dabei?

Phädon.

Ich weiß mich auf keinen mehr zu beſinnen.

Echekrates.

Nun, mein Lieber! was für Unterredungen ſind dabei vorgefallen?

Phädon.

Ich werde dir alles vom Anfange bis zum Ende erzählen. Wir waren gewohnt, ſo lange Sokrates im Gefängniſſe ſaß, ihn täglich zu beſuchen. Wir pflegten zu dieſem Ende in der Gerichtsſtube zuſammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn geſprochen worden (denn dieſe iſt ſehr nahe am Gefängniſſe), und da uns ſo lange mit Geſprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn gewöhnlich nicht ſehr früh geſchah. Sobald dieſe aufging, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten mehrentheils den ganzen Tag bei ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein: denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hauſe gingen, daß das Schiff von Delos angekommen ſei, und beſchloſſen, das letztemal uns ſo früh als möglich einzuſtellen.

Als wir zuſammen waren, kam uns der Schließer, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die Eilf Männer, ſprach er, nehmen jetzt dem Sokrates die Feſſeln ab, und melden ihm, daß er heute ſterben müſſe. Nicht lange

Digitized by Google

hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein gingen, fanden wir den ſo eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegen; Xanthippe, du kenneſt ſie, ſaß neben ihm in ſtiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als ſie uns erblickte, fing ſie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! Sokrates! dich ſehen heute deine Freunde, und du ſie zum letztenmale! und ein Strom von Thränen folgte auf dieſe Worte. Sokrates wendete ſich zum Kriton und ſprach: Freund! laß ſie nach Hauſe bringen. — Kritons Bediente führten ſie hinweg: ſie ging und heulte, und zerſchlug ſich jämmerlich die Bruſt.

Wir ſtanden wie betäubt. Endlich richtete ſich Sokrates im Bette auf, krümmete das Bein, das vorhin gefeſſelt war, und indem er daſſelbe mit der Hand rieb, ſprach er: O meine Freunde, welch' ein ſeltſames Ding ſcheinet das zu ſein, was die Menſchen Angenehm nennen! wie wunderbar! Dem erſten Anblick nach iſt es dem Unangenehmen entgegen geſetzt, indem keine Sache dem Menſchen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm ſein kann: und dennoch kann niemand eine von dieſen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengeſetzte zu fühlen, als wenn ſie an beiden Enden aneinander befeſtigt wären. Hätte Aeſopus dieſes bemerkt, fuhr er fort, ſo hätte er vielleicht folgende Fabel gedichtet. „Die Götter wollten die ſtreitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieſes ſich nicht thun ließ, knüpften ſie dieſelben an beiden Enden zuſammen, und ſeit der Zeit folgen ſie ſich einander beſtändig auf dem Fuße nach.“ So ergeht es mir auch itzt. Die Feſſeln hatten mir Schmerzen verurſacht, und itzt, da ſie hinweg ſind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beim Jupiter, ergriff Cebes das Wort: Gut, daß du mich erinnerſt, Sokrates! Du ſollſt, wie man ſagt, hier im Gefängniſſe einige Gedichte verfertigt, nämlich Aeſopiſche Fabeln poetiſch aufgeführt, und eine Hymne an den Apollo aufgeſetzt haben. Nun fragen mich viele, hauptſächlich der Dichter Evenus: was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch ſolches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Beſcheid geben, wenn er mich wieder fragt (und fragen wird es gewiß): ſo ſage mir, was ich ihm antworten ſoll.

Sage ihm, o Cebes: erwiederte Sokrates, nichts als die Wahrheit; daß ich dieſe Gedichte keineswegs in der Abſicht verfertigt, ihm in der Dichtkunſt den Rang abzulaufen; denn ich weiß, wie ſchwer dieſes iſt; ſondern bloß um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen, in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben und daher auch in dieſer Art von Muſik, in der Dichtkunſt, meine Kräfte zu verſuchen. Die Sache verhält ſich aber folgendergeſtalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten ſehr oft einen Traum, der mir unter vielerlei Geſtalt erſchien, aber immer eben denſelben Befehl gab: Sokrates, befleißige dich der Muſik und übe ſie aus! Bisher hielt ich dieſe Ermahnung blos für eine Aufmunterung und Anfriſchung, wie man ſie den Wettläufern nachzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts neues zu thun befehlen, denn die Weltweisheit iſt ja die vortrefflichſte Muſik, und dieſer habe ich mich ſtets befliſſen; er will alſo blos meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit ſie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich geſprochen worden, und das Feſt des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeſchoben, kam mir der Gedanke ein: ob mir nicht vielleicht befohlen würde, der gemeinen Muſik obzuliegen, und ich hatte Muße genug, dieſen Gedanken nicht fruchtlos verſchwinden zu laſſen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgeſange auf den Gott, deſſen Feſt damals gefeiert ward. Allein mir fiel nachher bei, daß, wer Poet ſein will, Erdichtungen, und nicht Vernunftſätze behandeln müſſe, daß aber ein Lobgeſang keine Erdichtungen enthalte. Da ich nun ſelbſt keine Gabe zu dichten beſitze; ſo bediente ich mich der Erfindungen Anderer, und brachte einige Fabeln des Aeſopus, die mir zuerſt vor die Hand kamen, in Verſe. — Dieſes kannſt du, mein Cebes, dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weiſe iſt, ſo mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Anſehen nach, auf Befehl der Athenienſer noch heute abreiſen.

Und dieſes wünſcheſt du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne dieſen Mann ſehr gut, und ſoviel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für dieſen Wunſch ſchlechten Dank wiſſen. — Wie? verſetzte jener: iſt denn Evenus kein Weltweiſer? Mich dünkt, ja, ſprach Simmias. Nun ſo wird er mir gewiß gerne folgen, erwiederte Sokrates; er, und jedermann, der dieſen Namen verdient. Er wird zwar nicht ſelbſt Hand an ſich legen; denn dieſes iſt unerlaubt, wie einem jeden bekannt iſt. — Indem er dieſes ſagte, ließ er beide Füße vom Bette auf die Erde herab, um in dieſer Stellung die Unterredung fortzuſetzen. Cebes fragte: Wie iſt dieſes zu verſtehen, Sokrates? Es iſt nicht erlaubt, ſagſt du, ſich ſelbſt zu entleiben; und dennoch ſoll jeder Weltweiſe einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! ſprach Sokrates: du und Simmias, Ihr habet beide den Weltweiſen Philolaus gehört; hat er denn euch niemals hievon etwas geſagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe verſchiedenes von der Sache gehört, und will euch ſolches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reiſen will, habe Urſache, ſich nach der Beſchaffenheit des Landes, wohin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um ſich einen richtigen Begriff davon zu machen. Dieſe Unterredung iſt alſo meinen jetzigen Umſtänden angemeſſen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnenuntergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweiſt man, fragte Cebes, daß der Selbſtmord unerlaubt ſei? Philolaus und andre Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeſchärft, daß er verboten ſei, aber mehr hat mir niemand davon beigebracht.

Wohlan! laß uns verſuchen, ob wir nicht ein mehreres davon herausbringen können. Was meinſt du, Cebes? Ich behaupte, daß der Selbſtmord ſchlechterdings in allen möglichen Umſtänden unerlaubt ſei. Wir wiſſen, es giebt Leute, für welche es beſſer wäre, geſtorben zu ſein, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von dieſen Unglücklichen fordern ſollte, ſich nicht ſelbſt wohl zu thun, ſondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten.

Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl iſt es ſo ſchwer nicht, dieſe anſcheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimniſſen zu ſagen pflegt, daß wir Menſchen hienieden wie die Schildwachen ausgeſtellt wären, und alſo unſere Poſten nicht verlaſſen dürften, bis wir abgelöſet würden, iſt zwar nicht ohne Grund, dürfte aber ſo leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht ſchwer zu faſſen ſind. Ich glaube als ausgemacht vorausſetzen zu können: die Götter (laßt mich jetzt ſagen Gott; denn wen habe ich zu ſcheuen?) Gott iſt unſer Eigenthumsherr, wir ſind ſein Eigenthum, und ſeine Vorſehung beſorgt unſer Beſtes. Sind dieſe Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, ſprach Cebes.

Ein Leibeigener, der unter der Vorſorge eines gütigen Herrn ſtehet, handelt ſträflich, wenn er ſich den Abſichten deſſelben widerſetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielmehr, wenn ein Funke von Rechtſchaffenheit in ſeinem Buſen glimmt, muß es ihm eine wahre Freude ſein, die Wünſche ſeines Gebieters durch ſich erfüllt zu ſehen; und um ſo mehr, wenn er von der Geſinnung ſeines Herrn überzeugt iſt, daß ſein eigenes Beſte an dieſen Wünſchen Theil hat.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie, Cebes? Als der unerſchaffene Werkmeiſter den künſtlichen Bau des menſchlichen Leibes wirkte, und ein vernünftiges Weſen hinein ſetzte, hatte er da böſe oder gute Abſichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müßte ſein Weſen, die ſelbſtſtändige Güte verleugnen, wenn er mit ſeinem Thun und Laſſen böſe Abſichten verknüpfen könnte; und was iſt ein Gott, der ſein Weſen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates; ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Geſtalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bei einer andern Gelegenheit dieſen läſterlichen Irrthum beſtritteſt.

Derſelbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüſtet, die ihn ſtärken, erhalten und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch dieſen Erhaltungskräften höchſt gütige Abſichten zum Ziele ſetzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugeſinnten Leibeigenen alſo muß es uns eine heilige Pflicht ſein, die Abſichten unſeres Eigenthumsherren zu ihrer Reife gedeihen zu laſſen, ſie nicht gewaltſamer Weiſe in ihrem Laufe zu hemmen, ſondern vielmehr alle unſere freiwilligen Handlungen mit denſelben auf das vollkommenſte übereinſtimmen zu laſſen.

Darum habe ich geſagt, mein lieber Cebes, daß die Weltweisheit die trefflichſte Muſik ſei: denn ſie lehrt uns, unſere Gedanken und Handlungen ſo einzurichten, daß ſie, ſo viel uns möglich iſt, mit den Abſichten des allerhöchſten Eigenthumsherren vollkommen übereinſtimmen. Iſt nun die Muſik eine Wiſſenſchaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: ſo kann gewiß keine Muſik herrlicher und vor-

trefflicher ſein, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unſere Gedanken und Handlungen unter ſich, ſondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Abſichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwiſſenden in eine groſſe und wundervolle Harmonie zu ſtimmen. — O Cebes! und der verwegene Sterbliche ſollte ſich erdreiſten, dieſe entzückende Harmonie zu zerſtören?

Er würde den Abſcheu der Götter und Menſchen verdienen, mein geliebteſter Sokrates!

Sage mir aber auch dieſes, mein Trauter? Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollſtrecken?

Allerdings!

Sie ſind alſo auch Wohrſager, die uns den Willen und die Abſichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das iſt unſtreitig ein Rathſchluß des Allerhöchſten, wohin die von ihm erſchaffenen Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieſes leugnen?

So lange uns alſo dieſe Wohrſager andeuten, daß die Erhaltung unſers Lebens zu den Abſichten Gottes gehöre, ſind wir verpflichtet, unſere freien Handlungen denſelben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unſerer Natur Gewalt entgegenzuſetzen, und die Diener der oberſten Weisheit in ihrer Verrichtung zu ſtören. Dieſe Schuldigkeit liegt uns ſo lange ob, bis Gott uns durch eben dieſelben Wohrſager den ausdrücklichen Befehl zuſchickt, dieſes Leben zu verlaſſen, ſo wie er ihn mir heute zugeſchickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, ſprach Cebes. Allein nun begreiſe ich um viel weniger, mein lieber Sokrates; wie du vorhin haſt ſagen können, ein jeder Weltweiſer müſſe einem Sterbenden gerne folgen wollen. Iſt dieſes wahr, was du itzt behaupteſt, daß wir ein Eigenthum Gottes ſind, und daß derſelbe unſer Beſtes beſorget, ſo ſcheint jener Satz ungereimt. Wie? ſoll ein vernünftiger Mann ſich nicht betrüben, wenn er die Dienſte eines Oberherrn verlaſſen muß, der ſein beſter und gütigſter Verſorger iſt? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frei, und ſein eigener Herr zu werden: wie kann der unverſtändige Mündel ſich ſchmeicheln, unter ſeiner eigenen Anführung beſſer zu ſtehen, als unter der Anführung des allerweiſeſten Vormundes? Ich ſollte meinen, es ſei vielmehr ein groſſer Unverſtand, wenn man ſich durchaus in Freiheit ſetzen, und auch den beſten Oberherrn nicht über ſich leiden will. Wer Vernunft beſitzt, wird ſich allezeit mit Vergnügen der Aufſicht eines Andern unterwerfen, dem er beſſere Einſichten zutrauet als ſich ſelbſt. Ich würde alſo gerade das Gegentheil von deiner Meinung herausbringen. Der Weiſe, würde ich ſagen, müſſe ſich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er ſterben ſoll.

Sokrates hörte ihm aufmerkſam zu, und ſchien ſich an ſeiner Scharfſinnigkeit zu ergötzen. Sodann kehrete er ſich zu uns, und ſprach: Cebes kann ſchon einem zu ſchaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beſtändig Ausflüchte.

Allein dieſesmal, ſprach Simmias, ſcheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiſer bewogen werden, ſich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorſorge des allweiſeſten Aufſehers zu entziehen? — Und wo mir recht iſt, Sokrates, ſo zielet Cebes mit ſeinen Einwürfen eigentlich wider deine itzige Ausführung, der du ſo gelaſſen, ſo willig, nicht nur uns alle verläſſeſt, denen dein Tod ſo ſchmerzlich fällt, ſondern dich auch der Aufſicht und Vorſorge eines ſolchen Beherrſchers entäußerſt, den du uns als das weiſeſte und gütigſte Weſen zu verehren gelehrt haſt.

So? ſprach Sokrates: man hat mich angeklaget, wie ich höre? Ich werde mich alſo förmlich vertheidigen müſſen?

Allerdings! ſprach Simmias.

Gut! verſetzte Sokrates: ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede beſſer einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Hört, Simmias! und du, Cebes! hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erſtlich immer noch unter demſelben gütigſten Verſorger zu ſtehen, und zweitens die Seelen der Verſtorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundſchaft hienieden vorzuziehen iſt: ſo wäre es freilich eine Thorheit, den Tod ſo wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröſtlichſten Hoffnungen, daß mir beides nicht entgehen wird. Das letztere aber getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorſehung Gottes auch noch über mich walten werde, dieſes, Freunde! behaupte ich ſo zuverſichtlich, ſo gewiß, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verſcheiden ſoll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht alles für uns aus iſt. Es folget ein anderes Leben, und zwar ein ſolches, das, wie die alte Sage verſichert, für Tugendhafte weit glückſeliger ſein wird als für Laſterhafte.

Wie das? ſprach Simmias, mein lieber Sokrates! willſt du dieſe heilſame Verſicherung im Innerſten deiner Seele verſchloſſen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die ſo viel Tröſtliches hat? Es iſt billig, ſeinen Freunden ein ſo herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du von deiner Meinung überzeugſt, ſo iſt auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es verſuchen, verſetzte er. Doch laßt uns erſt den Kriton hören, der ſchon lange etwas ſagen zu wollen ſcheint.

Ich? nichts, mein Lieber! erwiederte Kriton. Nur der Mann hier, der dir das Gift bringen ſoll, läßt mir keine Ruhe; ich ſoll dich bitten, nicht ſo viel zu reden. Man erhitzt ſich ſo ſehr, ſpricht er, und dann wirkt der Trank ſo gut nicht. Er hätte ſchon öfters einen zweiten oder dritten Gifttrank bereiten müſſen, für Leute, die ſich das Reden nicht hätten verwehren laſſen.

Laß ihn, im Namen der Götter! ſprach Sokrates, hingehen und ſein Amt verſehen. Er halte den zweiten Gifttrank bereit, oder den dritten, wenn er meint.

Dieſe Antwort hatte ich vermuthet, ſprach Kriton; allein der Menſch will nicht ablaſſen.

O laß ihn! verſetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenſchaft zu geben, warum ein Menſch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröhlichen Muths ſein müſſe, indem er ſich nach dem Tode die größte Seligkeit zu verſprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes, ich dieſes behaupte, will ich zu erklären ſuchen. —

Das, meine Freunde, wiſſen vielleicht die Wenigſten, daß, wer ſich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, ſeine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, ſterben zu lernen. Iſt aber dieſes: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in ſeinem ganzen Leben, alle Wünſche, alle Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken, und ſich doch zu betrüben, wenn das längſt erwünſchte Ziel endlich erreicht wird.

Simmias lachte. Bei'm Jupiter! ſprach er, Sokrates, ich muß lachen, ſo wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier ſagſt, dürfte das Volk nicht ſo leicht befremden, als du meinſt. Das hieſige insbeſondere könnte dir ſagen, wie ſie gar wohl wüßten, daß die Weltweiſen ſterben lernen wollten, daher ſie ihnen auch das widerfahren ließen, was ſie verdienten und wonach ſie ſich ſehnten.

Ich würde ihnen alles einräumen, Simmias, nur das nicht, daß ſie es einſehen. Sie wiſſen nicht, was der Tod iſt, nach dem die Weltweiſen ſich ſehnen, und in wie weit ſie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede jetzt mit meinen Freunden.

Iſt der Tod nicht etwas, das ſich beſchreiben und erklären läßt?

Freilich, verſetzte Simmias.

Iſt er aber etwas anders als eine Trennung des Leibes und der Seele? Sterben nämlich, heißt dies nicht, wenn die Seele den Leib und der Leib die Seele dergeſtalt verläßt, daß ſie keine Gemeinſchaft untereinander mehr haben, und jedes für ſich bleibt? Oder weißt du deutlicher anzuzeigen, was der Tod ſei?

Nein! mein Lieber!

Ueberlege einmal, Freund! ob es dir auch ſo vorkommt, wie mir. Was meinſt du? Wird der wahre Liebhaber der Weisheit den ſogenannten Wollüſten nachhangen und nach köſtlichen Speiſen und Getränken ſo ſonderlich ſtreben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben ſein?

Eben ſo wenig!

Und in Anſehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er z. B. in ſeinen Kleidern auf Pracht und Ueppigkeit ſehen, oder wird er ſich mit dem Nothwendigen begnügen, und das Ueberflüſſige nicht achten?

Was man entbehren kann, ſprach jener, macht dem Weiſen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt ſagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweiſe ſucht ſich aller unnöthigen Leibesſorgen zu entſchlagen, um mit mehrerer Achtſamkeit der Seele warten zu können.

Warum nicht?

Er unterſcheidet ſich alſo ſchon hierin von den übrigen Menſchen, daß er ſein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten feſſeln läßt, ſondern ſeine Seele zum Theil der Gemeinſchaft des Leibes zu entwöhnen ſucht.

Es ſcheint ſo.

Der größte Haufe der Menſchen, o Simmias! wird dir ſagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genießen will. Das nennen ſie, ſich nach dem Tode ſehnen, wenn man dem ſinnlichen Wohlleben abſagt und ſich aller fleiſchlichen Wolluſt enthält.

Dies iſt die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitsliebenden im Nachdenken, und wird er ſich ſonderlichen Fortgang in der Weisheit verſprechen können, wenn er ſich nicht von den ſinnlichen Gegenſtänden zu erheben gelernt hat? — Ich

Digitized by Google

erkläre mich. — Die Eindrücke des Geſichts und des Gehörs ſind, ſo wir ſie uns non den Gegenſtänden zugeſchickt werden, bles einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn dieſe müſſen erſt mit dem Verſtande aus ihnea gezogen weeden. Nicht?

Allerdings!

Auch ols einzelne Empfindungen iſt ihnen nicht völlig zu trouen, und die Dichtee ſingen mit Recht: die Sinne täuſchen und begreifen nichls deutlich. Was wir hören und ſehen, iſt vollee Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber dieſe beiden Sinne keine deutlichen Einſichten gewähren, ſo wird der übrigen, weit undeutlicheren Sinne gar nicht zu gedenken ſein.

Freilich nicht.

Wie muß es nun die Seele onfangen, wenn ſie zur Wahrheit gelangen will? Wenn ſie ſich ouf die Sinne verläßt, ſo iſt ſie beteogen.

Richtig!

Sie muß alſo nachdenken, urtheilen, ſchließen, erfinden; um durch dieſe Mittel, ſo viel möglich, in das wahre Weſen der Dinge einzubeingen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am beſten von ſtatten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichſom nicht fühlen, wenn weder Geſicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns ſelbſt erinnern. Alsdann zieht die Seele ihre Aufmerkſamkeit non dem Körper ab, veeläßt, ſo viel ſie kann, ſeine Geſellſchaft, um, in ſich geſammelt, nicht den Sinnenſchein, ſondern das Weſen, nicht die Eindrücke, wie ſie uns zugeführt werden, ſondern das, was ſie Wahres entholten, zu betrachten.

Abermals eine Gelegenheit, bei welcher die Seele des Weiſen den Leib zu meiden, und ſich, ſo viel ſie kann, von ihm zu entfernen ſuchen muß.

Allem Anſehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu mochen; Iſt die *allerhöchſte Vollkommenheit* ein bloßer Gedanke, ohne äußerlichen Gegenſtand, oder bedeutet es ein wirkliches Weſen, das außer uns vorhanden iſt?

Freilich ein wirkliches, außer uns vorhandenes, ſchrankenloſes Weſen, dem das Daſein norzugsweiſe zukommen muß, mein Sokrates!

Und die allerhöchſte Güte, und die allerhöchſte Weisheit? Sind dieſe auch etwas Wirkliches?

Bei'm Jupiter, ja! Es ſind unzertrennliche Eigenſchaften des allervollkommenſten Weſens, ohne welches jenes niche da ſein kann.

Wer hat uns adee dieſes Weſen kennen gelehrt? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie geſehen?

Gewiß nicht!

Wir haben es auch nicht gehöet, nicht gefühlt, kein äußerlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, von Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkvermögen, u. ſ. w. zugeführt; und dennoch wiſſen wir, daß dieſe Dinge oußer uns wirklich ſind, in dem allerhöchſten Grade wirklich ſind. Kann uns Niemand erklären, wie wir auf dieſe Begriffe gekommen ſind?

Simmias ſprach: die Stimme Jupiters, geliebter Sokrates: Ich werde mich abermals auf dieſelbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortrefflichr Flötenſtimme hörten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenſpieler zu kennen, der unſer Ohr ſa ſehr zu entzücken weiß?

Vielleicht jetzo nicht, lächelte Simmias, do wir hier die vortrefflichſte Muſik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrochten, fuhr Sokrates fort, ſo wünſchen wir die Meiſterhand zu kennen, die es verfertigt hat. Nun liegt in uns ſelbſt das allervortrefflichſte Bild, das Götteraugen und Menſchenaugen jemals geſehen, das Bild der allerhöchſten Vollkommenheit, Güte, Weisheit Schönheit u. ſ. ſ.; und wir haben uns noch nir nach dem Maler erkundigt, der dieſe Bilder hineingezeichnet?

Cebes erwiederte: Ich erinnere mich einſt vom *Philolaus* eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.

Will Cebes ſeine Freunde, verſetzte Sokrates, nicht an der Hinterlaſſenſchaft des glückſeligen *Philolaus* Theil nehmen loſſen?

Wenn dieſe, ſprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es ſei! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, ſproch *Philolaus*, hat die Seele nicht von den äußern Sinnen, ſondern durch ſich ſelbſt erlongt, indem ſie ihre eigenen Wirkungen beobachtet und dadurch ihr eigenes Weſen und ihre Eigenſchoften kennen lernt. Dieſes deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzuſetzen hören: Laßt uns vom Homer, pflegee er zu ſagen, die beiden Tonnen entlehnen, die in dem Vorſaale Jupiters liegen*), aber zugleich uns die Freiheit ausbitten, ſie nicht mit Glück und Unglück, ſondern die zur Rechten mit wahrem Weſen, und die zur Linken mit Mangel und Unweſen anzufüllen. So oft die Allmacht Jupiters einen Geiſt hervorbringen will, ſo ſchöpft er ous dieſen beiden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schickſal, und bereitet, nach deſſen Maßgebung, eine Miſchung von Weſen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geiſtes enthält. Daher findet ſich zwiſchen allen Arten von geiſtigen Weſen eine bewundernswürdige Aehnlichkeit; denn ſie ſind alle aus eben den Tonnen geſchöpft, und nur in der Miſchung verſchieden. Wenn alſo unſere Seelr, welche gleichfalls nichts anders iſt, als eine Miſchung von Weſen und Mangel, ſich ſelbſt beobachtet, ſa erlangt ſie einen Begriff von dem Weſen der Geiſter und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verſtand, Weisheit, Kraft, Abſicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tauſend andern unkörperlichen Dingen, über welche ſie die äußern Sinne in der tiefſten Unwiſſenheit laſſen würden.

Wie unvergleichlich! verſetzte Sokrates. Siehe, Cebes! du beſitzeſt einen ſolchen Schatz, und wollteſt mich ſterben laſſen, ohne mir denſelben einmal zu zeigen! — Doch laß ſehen, wie wie ihn noch vor dem Tode genießen mögen. Philolaus ſagt alſo: die Seele erkennet ihre Nebengeiſter, indem ſie ſich ſelbſt beobachtet. Nicht?

Ja!

Und ſie erlangt Begeiffe von unkörperlichen Dingen, indem ſie ihre eignen Fähigkeiten auseinander ſetzt, und jeder, um ſie deutlicher unteeſcheiden zu können, einen beſondern Namen giebt?

Allerdings.

Wenn ſie aber ein höheres Weſen, als ſie ſelbſt iſt, einen Dämon z. B., ſich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Cebes ſchwieg; und Sokrates fuhr fort: Habe ich die Meinung des Philolaus anders recht begriffen, ſa kann ſich die Seele zwar niemals von einem höhern Weſen als ſie ſelbſt iſt, oder nur von einer höhern Fähigkeit als ſie ſelbſt beſitzt, einen der Sache gemäßen Begriff machen; allein ſie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifen, dem mehr Weſen und weniger Mangel zu Theil geworden als ihr ſelbſt, das heißt, welches vokommner iſt als ſie; oder haſt du es vielleicht von Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchſten Weſen, von der allerhöchſten Vollkommenheit hat ſie auch nicht mehr als dieſen Schimmer einer Vorſtellung. Sie kaan das Weſen deſſelben nicht in ſeinem ganzen Umfange begreifen**); aber ſie denkt ihr eigenes Weſen, das, was ſie Wahres, Gutes und Vollkommenes hat, trennt es in Gedanken von dem Mangel und Unweſen, mit welchem es in ihr vermiſcht iſt, und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, dos lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit iſt. —

Apollodorus, der bisher alle Worte des Sokrates leiſe nachgeſprochen hatte, gerieth hier in Entzückung, und wiederholte laut: *das lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit iſt.*

---

*) Ilias XXIV. 527.

**) Einige Weltweiſe wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daß wir von Gott nicht wiſſen, *was er iſt*; ſondern *was er nicht iſt*; und ſtellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache ſo vor, als wenn wir von Gott und ſeinen Eigenſchaften gar nichts wüßten. Nun iſt es nicht zu leugnen, daß wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit entfernt ſein können, wenn wir auch wiſſen, daß ſie dieſes oder jenes nicht ſei. Aber, wie oft iſt nicht ſchon mit Grunde angemerkt worden, daß wir dem vollkommenſten Weſen nur Mängel und Einſchränkungen abſprechen, und dieſe Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe? Daß wir zuweilen für gut finden, die Eigenſchaften Gottes verneinungsweiſe auszudrücken, iſt eigentlich dem Urſprung unſerer Begriffe von Gott zuzuſchreiben, als welche die Verneinung unſerer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort *unveränderlich* z. B. iſt die Verneinung einer Unvollkommenheit, jedoch im Grunde ein *poſitiver* Begriff, nämlich: *immer daſſelbe*; aber wir drücken dieſen Begriff verneinungsweiſe aus, weil wir durch die Verneinung der uns beiwohnenden *Veränderlichkeit* darauf gekommen ſind. In dieſem Verſtande iſt alſo der angeführte Satz ungegründet: denn unſere Begriffe von Gott zeigen nicht an, *was Gott nicht iſt*, ſondern, *was ihm nicht fehlt*. Will man aber nur ſo viel ſagen, daß wir von den poſitiven Eigenſchaften Gottes keine *Anſchauung* keine *ſelbſtgefühlte* Vorſtellung haben, ſo wird dieſes willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die mancher aus dieſem an ſich unſchuldigen Satze hat ziehen wollen. Das Wenige, was uns von den göttlichen Eigenſchaften bekannt iſt, verliert dadurch weder ſeine Wahrheit noch Gewißheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten *nie ſelbſt fühlen*, ſo haben wir doch durch die innere Anſchauung unſerer ſelbſt die Grundlage zu dieſen Vollkommenheiten kennen lernen; und dieſe anſchauend erkannte Grundlage, mit der hinzugefügten ſymboliſchen Abſonderung der Mängel und Einſchränkungen, geben einer Menge von Lehrſätzen und Folgen ihre ausgemachte Gewißheit. *Saunderſon* hatte keine ſelbſtgefühlte Vorſtellung vom *Lichte*; aber die allgemeine Aehnlichkeit des Geſichts mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtſtrahlen durch Worte beizubringen, und die ganze Theorie der *Optik*, die er ſeinen Zuhörern aus dieſen Grundbegriffen erklärte, war nichts deſto weniger unumſtößlich.

Und Sokrates fuhr fort: Seht ihr, meine Freunde, wie ſich der Weisheitsliebende von den Sinnen und ihren Gegenſtänden entfernen muß, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückſeligkeit iſt, das allerhöchſte und allervollkommenſte Weſen? In dieſer Gedankenjagd muß er Augen und Ohren verſchließen, Schmerz und Sinnenluſt fernt von ſeiner Achtſamkeit ſein laſſen, und wenn es möglich wäre, ſeines Leibes völlig vergeſſen, um deſto einſamer ſich ganz auf ſein Seelenvermögen und deren innere Wirkſamkeit einzuſchränken.

Der Leib iſt ſeinem Beſtande bei dieſer Unterſuchung nicht nur ein unnützlicher, ſondern auch ein beſchwerlicher Geſellſchafter; denn jezt ſucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, ſondern ein Ding, das alle mögliche Farben, Größen, Töne und Bewegungen, und, was noch weit mehr iſt, alle mögliche Geiſter, ſich auf's deutlichſte vorſtellet, und in allen erſinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte der Körper auf dieſer Reiſe!

Wie erhaben! rief Simmias, aber auch wie wahr!

Die wahren Weltweiſen, ſprach Sokrates, die dieſe Gründe in Erwägung ziehen, können nicht anders als dieſe Meinung hegen, und einer zum andern ſprechen: Siehe hier iſt ein Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter wegführe und alle unſere Hoffnungen vereitelt. Wir ſind verſichert, daß die Erkenntniß der Wahrheit unſer einziger Wunſch ſei. Aber ſo lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe ſchleppen, ſo lange unſere Seele noch mit dieſer irdiſchen Seuche behaftet iſt; können wir uns unmöglich ſchmeicheln, dieſen Wunſch ganz erfüllt zu ſehen. Wir ſollen die Wahrheit ſuchen. Leider! läßt uns der Körper wenig Muße zu dieſer wichtigen Unternehmung. Heute fordert ſein Unterhalt unſere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals ſtören; ſodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünſche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerſtreuen, die unſere Sinne von einer Eitelkeit zur andern locken, und uns nach dem wahren Gegenſtande unſerer Wünſche, noch der Weisheit, vergebens ſchmachten laſſen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menſchen? wer anders als der Körper und ſeine unerſättlichen Begierden? Denn die Habſucht iſt die Mutter aller Unruhen, und unſere Seele würde niemals nach eigenthümlichen Beſitzungen geizen, wenn ſie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu ſorgen hätte. Solchergeſtalt ſind wir die meiſte Zeit beſchäftigt, und haben ſelten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielt man auch irgend eine müßige Stunde und macht ſich bereit die Wahrheit zu umarmen: ſo ſteht uns abermals dieſer Störer unſerer Glückſeligkeit, der Leib im Wege, und bietet uns ſeine Schatten ſtatt der Wahrheit an. Die Sinne halten uns wider unſern Dank ihre Scheinbilder vor, und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz: und ſie ſoll in dieſem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? Unmöglich! Wir müſſen alſo die ſeligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Außen und Ruhe von Innen uns das Glück verſchafft, den Leib völlig aus der Acht zu ſchlagen und mit den Augen des Geiſtes nach der Wahrheit hinzuſehen. Aber wie ſelten und wie kurz ſind auch dieſe ſeligen Augenblicke!

Wir ſehen ja deutlich daß wir das Ziel unſerer Wünſche die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unſerm Tode; bei'm Leben iſt keine Hoffnung dazu. Denn, kann anders die Seele, ſo lange ſie im Leibe wohnt, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, ſo müſſen wir eines von beiden ſetzen: entweder, wir werden ſie niemals erkennen; oder, wir werden ſie nach unſerm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in dieſem Leben zu jener ſeligen Erkenntniß vorbereiten, ſo müſſen wir unterdeß dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfordert; wir müſſen uns ſeiner Begierden und Lüſte enthalten, und uns, ſo oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchſten gefallen wird, uns in Freiheit zu ſetzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreit, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen mit lautern und heiligen Sinnen zu beſchauen, indem wir vielleicht Andere neben uns eben dieſelbe Glückſeligkeit genießen ſehen. — Dieſe Sprache, mein lieber Simmias, dürfen die wahren Wißbegierigen unter einander führen, wenn ſie ſich von ihren Angelegenheiten beſprechen, und dieſe Meinung müſſen ſie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein Sokrates!

Wenn dem ſo iſt, mein Lieber, hat denn ein ſolcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da, wo wir hinkommen, beſſer als irgendwo, das zu erlangen, wonach er im gegenwärtigen Leben ſo ſehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann alſo heute meine Reiſe mit guter Hoffnung antreten und jeder Wahrheitsliebende eben ſo, wenn er bedenkt, daß ihm ohne Reinigung und Vorbereitung kein freier Zutritt zu den Geheimniſſen der Weisheit geſtattet wird.

Dieſes kann nicht geleugnet werden, ſprach Simmias.

Dieſe Reinigung aber iſt nichts anders als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen und anhaltende Uebung über das Weſen und die Eigenſchaften der Seele ſelbſt Betrachtungen anzuſtellen, ohne ſich darin etwas, das nicht die Seele iſt, irren zu laſſen, mit Einem Worte: die Bemühung, ſowohl in dieſem als in dem zukünftigen Leben die Seele von den Feſſeln des Leibes zu befreien, damit ſie ungehindert ſich ſelbſt betrachten, und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge.

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennt man den Tod.

Freilich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden alſo alle erſinnliche Mühe an, ſich dem Tode, ſo viel ſie können, zu nähern, ſterben zu lernen. Nicht?

Es ſcheint ſo.

Wäre es nun aber nicht höchſt ungereimt, wenn ein Menſch, der in ſeinem ganzen Leben nichts gelernt als die Kunſt zu ſterben, wenn ein ſolcher, ſage ich, zulezt ſich betrüben wollte, daß er den Tod ſich nahen ſieht; wäre es nicht lächerlich?

Unſtreitig.

Alſo, Simmias, muß den wahren Weltweiſen der Tod niemals ſchrecklich, ſondern allezeit willkommen ſein. Die Geſellſchaft des Leibes iſt ihnen bei allen Gelegenheiten beſchwerlich; denn wofern ſie den wahren Endzweck ihres Daſeins erfüllen wollen, ſo müſſen ſie ſuchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichſam in ſich ſelbſt zu verſammeln. Der Tod iſt dieſe Trennung, die längſtgewünſchte Befreiung von der Geſellſchaft des Leibes. Welche Ungereimtheit alſo, bei Herannahung deſſelben zu zittern, ſich zu betrüben! Getroſt und fröhlich vielmehr müſſen wir dahin reiſen, wo wir Hoffnung haben, unſere Liebe zu umarmen, ich meine die Weisheit, und des überläſtigen Gefährten los zu werden, der uns ſo vielen Kummer verurſacht hat. Wie? gemeine und unwiſſende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünſchen in ihrer Betrübniß nichts ſehnlicher, als die Oberwelt verlaſſen und zu dem Gegenſtande ihrer Liebe oder ihrer Begierden hinabſteigen zu können; und diejenigen, welche gewiſſe Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in ſolchem Glanze zu erblicken als in jenem Leben, dieſe ſind voller Angſt? dieſe beben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reiſe an? O nein! mein Lieber! nichts iſt ungereimter, als ein Weltweiſer, der den Tod fürchtet.

Bei'm Jupiter, ganz vortrefflich! rief Simmias.

Zittern und voller Angſt ſein, wenn der Tod winkt, kann dies nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht die Weisheit, ſondern den Leib, das Vermögen, die Ehre oder alle drei zuſammen liebe?

Ganz untrüglich.

Wem geziemt die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als den Weltweiſen?

Niemandem.

Und die Mäßigkeit, dieſe Tugend, die in der Fertigkeit beſteht, ſeine Begierden zu bezähmen und in ſeinem Thun und Laſſen eingezogen und ſittſam zu ſein: wird ſie nicht vornehmlich bei dem zu ſuchen ſein, der ſeinen Leib nicht achtet und blos in der Weltweisheit lebt und webt.

Nothwendig, ſprach jener.

Aller übrigen Menſchen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt ſcheinen, wenn du ſie näher betrachteſt.

Wie ſo? mein Sokrates!

Du weißt, verſetzte er, daß die Meiſten den Tod für ein ſehr großes Uebel halten.

Richtig, ſprach er.

Wenn alſo die ſogenannten tapfern und mannhaften Menſchen unerſchrocken ſterben, ſo geſchieht es blos aus Furcht eines noch größern Uebels.

Nicht anders.

Alſo ſind alle Mannhaften außer den Weltweiſen blos aus Furcht unerſchrocken. Iſt aber eine Unerſchrockenheit aus Furcht nicht höchſt ungereimt?

Dieſes iſt nicht zu leugnen.

Mit der Mäßigkeit hat es dieſelbe Beſchaffenheit. Aus Unmäßigkeit leben ſie mäßig und enthaltſam. Man ſollte dies für unmöglich halten und dennoch trifft es bei dieſer unvernünftigen Mäßigkeit völlig ein. Sie enthalten ſich gewiſſer Wollüſte, um andere, nach welchen ſie gieriger ſind, deſto ungeſtörter genießen zu können. Sie werden Herrn über jene, weil ſie Knechte dieſer ſind. Frage ſie, ſie werden dir freilich ſagen: ſich von ſeinen Begierden beherrſchen zu laſſen, ſei Unmäßigkeit; ſie ſelbſt aber haben die Herrſchaft über gewiſſe Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sclaverei gegen andere, die noch ausge-

laſſener ſind. Heißt nun dies nicht gewiſſermaßen aus Unmäßigkeit entholtſam ſein?

Allem Anſehen nach.

O mein theurer Simmias! Wolluſt gegen Wolluſt, Schmerz gegen Schmerz und Furcht gegen Furcht vertauſchen, gleichſam wie Münze, für ein großes Stück viele kleine einwechſeln: dies iſt nicht der rechte Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig iſt, und für welche man alles andere hingeben muß, iſt die Weisheit. Mit dieſer ſchafft man ſich alle übrige Tugend an: Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Ueberhaupt bei der Weisheit iſt wahre Tugend, wahre Herrſchaft über die Begierden, über die Verabſcheuungen und über alle Leidenſchaften; ohne Weisheit aber erlangt man nichts als einen Tauſch der Leidenſchaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laſter Sclavendienſte thun muß, und an ſich ſelbſt nichts Geſundes und Wahres mit ſich führt. Die wahre Tugend iſt eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tauſch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Weisheit ſind kein Tauſch der Laſter gegen einander. Unſere Vorfahren, welche die Teleten oder die vollkommnen Verſöhnungsfeſte geſtiftet, müſſen allem Anſehen nach ſehr weiſe Männer geweſen ſein, denn ſie haben durch dieſe Räthſel zu verſtehen geben wollen, daß wer unverſöhnt und ungeheiligt die Oberwelt verläßt, die härteſte Strafe auszuſtehen habe, der Geläuterte und Verſöhnte aber nach ſeinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit dieſen Verſöhnungsgeheimniſſen umgehen, pflegen zu ſagen: Es giebt viele Thyrſusträger, aber wenig Begeiſterte; und meines Erachtens verſteht man unter den Begeiſterten diejenigen, die ſich der wahren Weisheit gewidmet. Ich habe in meinem Leben nichts geſpart, ſondern unabläſſig geſtrebt einer von dieſen Begeiſterten zu ſein; ob mein Bemühen fruchtlos geweſen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen: werde ich da, wo ich hinkomme, am beſten erfahren, und, ſo Gott will, in kurzer Zeit.

Dieſes iſt meine Vertheidigung, Simmias und Cebes, warum ich meine beſten Freunde hienieden ohne Betrübniß verlaſſe und bei Herannahung der Todesſtunde ſo wenig zittere. Ich glaube, allda nicht minder edle Freunde und noch ein ſchöneres Leben zu finden, als ich hier zurücklaſſe, ſo wenig auch dieſes bei'm gemeinen Haufen ſich Glauben erwerben wird.

Hat nun mein jetzige Schutzrede beſſern Eingang gefunden als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, ſo bin ich vollkommen vergnügt. —

Sokrates hatte ausgeredet, und Cebes ergriff das Wort: Es iſt wahr, Sokrates, du haſt dich vollkommen gerechtfertigt, Allein, was Du von der Seele behaupteſt, muß Vielen unglaublich ſcheinen; denn ſie halten insgemein dafür, die Seele ſei nirgend mehr anzutreffen, ſobald ſie den Körper verlaſſen, ſondern werde gleich nach dem Tode des Menſchen aufgelöſt und vernichtet. Sie ſteige wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf aus dem Körper in die obere Luft, allwo ſie vergehe und völlig aufhöre zu ſein. Könnte es ausgemacht werden, daß die Seele für ſich beſtehen kann, und nicht nothwendig mit dieſem Leibe verbunden ſein muß, ſo hätten die Hoffnungen, die du dir macheſt, nicht geringe Wahrſcheinlichkeit; denn ſobald es mit uns nach dem Tode beſſer werden kann, ſo hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich beſſer werden wird. Allein die Möglichkeit iſt ſelbſt ſchwer zu begreifen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß ſie noch Willen und Verſtandeskräfte haben ſoll, dieſes alſo mein Sokrates fodert noch einigen Beweis.

Du haſt Recht, Cebes, verſetzte Sokrates. Allein was iſt zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht.

Ich bin ſehr begierig, ſprach Cebes, deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigſtens kann derjenige, erwiederte Sokrates, der unſere Unterredung hört, und wenn es auch ein Komödienſchreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beſchäftigte mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich ſind. Die Unterſuchung, die wir jetzt vorhaben, iſt vielmehr ſo wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beiſtand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke ſchreiten. — Er ſchwieg, und ſaß eine Weile in Andacht vertieft; ſodann ſprach er: Doch, meine Freunde, mit lauterm Herzen die Wahrheit ſuchen, iſt die würdige Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beiſtand leiſten kann. Zur Sache alſo! Der Tod, o Cebes, iſt eine natürliche Veränderung des menſchlichen Zuſtandes; und wir wollen itzt unterſuchen, was bei dieſer Veränderung ſowohl mit dem Leibe des Menſchen, als mit ſeiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathſam ſein, erſt überhaupt zu erforſchen, was eine natürliche Veränderung nicht nur in Anſehung der Menſchen, ſondern auch der Thiere, Pflanzen und lebenloſen Dinge, hervorzubringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf dieſe Weiſe näher zu unſerm Endzwecke kommen.

Der Einfall ſcheint nicht unglücklich, verſetzte Cebes; wir müſſen alſo für's erſte eine Erklärung ſuchen, was Veränderung ſei.

Mich dünkt, ſprach Sokrates, wir ſagen: ein Ding habe ſich verändert, wenn unter zwei entgegengeſetzten Beſtimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhört, und die andere anfängt wirklich zu ſein. Z. B. ſchön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böſe, Tag und Nacht, Schlafen und Wachen: ſind dies nicht entgegengeſetzte Beſtimmungen, die bei einer und eben derſelben Sache möglich ſind.

Ja!

Wenn eine Roſe welkt und ihre ſchöne Geſtalt verliert: ſagen wir alsdann nicht, ſie habe ſich verändert?

Allerdings.

Und wenn ein ungerechter Mann ſeine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengeſetzte annehmen und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt; wenn durch eine Veränderung etwas entſtehen ſoll, ſo muß das Widerſpiel davon da geweſen ſein. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht geweſen; ein Ding wird ſchön, groß, ſchwer, anſehnlich u. ſ. w., nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht, unanſehnlich geweſen iſt. Nicht?

Eine Veränderung heißt alſo überhaupt nichts anders, als die Abwechſelung der entgegengeſetzten Beſtimmungen, die an einem Dinge möglich ſind. Wollen wir es bei dieſer Erklärung bewenden laſſen? Cebes ſcheint noch unentſchloſſen. —

Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokrates! Das Wort entgegengeſetzte machte mir einiges Bedenken. Ich ſollte nicht glauben, daß ſchnurſtracks entgegengeſetzte Zuſtände unmittelbar auf einander folgen könnten.

Richtig! verſetzte Sokrates. Wir ſehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelſtand zu finden weiß, der ihr gleichſam zum Uebergange dient, von einem Zuſtande auf den entgegengeſetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelſt der Abenddämmerung; ſo wie der Tag auf die Nacht, vermittelſt der Morgendämmerung. Nicht?

Freilich!

Das Große wird in der Natur klein, vermittelſt der allmählichen Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß, vermittelſt des Zuwachſes.

Richtig.

Wenn wir auch in gewiſſen Fällen dieſem Uebergange keinen beſondern Namen gegeben, ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden ſein müſſe, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe mit ſeinem Widerſpiel abwechſeln ſoll; denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich ſein ſoll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt ſind, hervorgebracht werden?

Wie könnte ſie ſonſt natürlich heißen?

Dieſe urſprünglichen Kräfte aber ſind ſtets wirkſam, ſtets lebendig; denn wenn ſie nur einen Augenblick entſchliefen, ſo würde ſie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieſes natürlich nennen?

Wie könnten wir das? ſprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte alſo itzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben ſie ſchon von jeher gearbeitet; denn ſie waren niemals müſſig, nur daß ihre Wirkung erſt nach und nach ſichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B., die die Tageszeiten verändert, arbeitet ſchon jetzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen; aber ſie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge ſind von der Geburt des Tages bis auf ſeinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe ſelbſt arbeiten die Lebenskräfte ſchon an der künftigen Erwachung, ſo wie ſie im wachenden Zuſtande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieſes iſt nicht zu leugnen.

Und überhaupt, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe auf ſein Widerſpiel erfolgen ſoll, wie ſolches bei allen natürlichen Veränderungen geſchieht: ſo müſſen die ſtets wirkſamen Kräfte der Natur ſchon vorher an dieſer Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zuſtand gleichſam mit dem zukünftigen geſchwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittleren Zuſtände mitnehmen muß, wenn ſie einen Zuſtand mit ſeinem Widerſpiel ablöſen will?

Ganz unläugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entſtehe, ob nicht Anfangs zuviel nachgegeben worden. Wir erfordern zu jeder natürlichen Veränderung dreierlei: einen vorhergehenden Zuſtand des Dinges, das verändert werden ſoll: einen darauf folgenden, der jenem entgegengeſetzt iſt; und einen Uebergang, oder die zwiſchen beiden liegenden Zuſtände, die der

Digitized by Google

Natur von einem auf den andern gleichſam den Weg bahnen. Wird dieſes zugegeben?

Ja, ja! rief Cebes. Ich ſehe nicht ab, wie man an dieſer Wahrheit ſollte zweifeln können.

Laß ſehen, erwiederte Sokrates, ob die Folgendes eben ſo unläugbar ſcheinen wird. Mich dünkt, alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben; ſondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilt, und das Künſtige beſtändig zu dem Vergangenen zurückſendet, ſo verwandelt ſie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Geſtalt. Biſt du nicht auch dieſer Meinung, Cebes?

Sie iſt wenigſtens wahrſcheinlich.

Mir ſcheint ſie unwiderſprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloßer Begriff iſt, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geſchick, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, ſo wird etwas an ihm anders, als es vorhin geweſen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe ſind: was konnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in ſeinem Laufe hemmen?

Itzt bin ich überzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewiſſe Dinge oft eine Zeit lang unverändert ſcheinen; denn ſcheint uns doch auch eine Flamme eben dieſelbe und dennoch iſt ſie nichts anders, als ein Feuerſtrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß emporſteigt, und ſichtbar wird. Die Farben kommen unſern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechſelt beſtändig neues Sonnenlicht mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit ſuchen, ſo müſſen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht nach dem Sinnenſcheine beurtheilen.

Beim Jupiter! verſetzte Cebes, dieſe Wahrheit öffnet uns eine ſo neue als reizende Ausſicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde! fuhr er fort, indem er ſich zu uns wandte: die Anwendung von dieſer Lehre auf die Natur unſerer Seele ſcheint die wichtigſten Folgen zu verſprechen.

Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu ſchicken, verſetzte Sokrates, ehe ich auf dieſe Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingeſtanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben; ſondern, ſo wie die vergangene Zeit älter wird, ſo wächſt auch die aneinander hangende Reihe der Abänderungen, die da geweſen ſind. Nun überlege Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten, oder ſtetigen Reihe auf einander?

Ich begreife nicht, ſprach Cebes, was du ſagen willſt.

Beiſpiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des ſtillen Waſſers ſcheint uns in einem fortzugehen, und jedes Waſſertheilchen mit denen, die umher ſind, gemeinſchaftliche Grenzen zu haben; da hingegen ein Sandhügel aus vielen Körnlein beſteht, deren jedes ſeine eigenen Grenzen hat. Nicht?

Dieſes iſt begreiflich.

Wenn ich das Wort Cebes ausſpreche, folgen hier nicht zwei vernehmliche Sylben auf einander, zwiſchen welchen keine dritte anzutreffen iſt.

Richtig!

Das Wort Cebes alſo geht nicht in einem fort; ſondern die Sylben, aus welchen es beſteht, folgen in einer unſtetigen Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigenen Grenzen.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den mein Geiſt mit dieſem Worte verbindet: giebt es auch hier Theile, die ihre eigenen Grenzen haben?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht: denn alle Theile und Merkmale eines zuſammengeſetzten Begriffs fließen ſo in einander, daß ſich keine Grenzen angeben laſſen, wo dieſes aufhört, jenes anfängt. Sie bilden alſo zuſammen ein ſtetiges Ganze; da hingegen jede Sylbe ihre beſtimmten Grenzen hat, und ihrer viele, die zuſammenkommen und ein Wort ausmachen, in einer unſtetigen Reihe auf einander folgen.

Dieſes iſt vollkommen deutlich.

Ich frage alſo von der Zeit: iſt ſie mit dem ausgeſprochenen Worte, oder mit dem Begriffe zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer ſtetigen oder unſtetigen Ordnung aufeinander?

In einer ſtetigen, erwiederte Cebes.

Freilich, verſetzte Simmias; denn durch die Folge unſerer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie iſt es alſo möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerlei ſein ſollte?

Die Theile der Zeit, fuhr Sokrates fort, gehen alſo in einem fort und haben gemeinſchaftliche Grenzen?

Richtig!

Das kleinſte Zeittheilchen iſt eine ſolche Folge von Augenblicken, läßt ſich in noch kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenſchaften der Zeit behalten. Nicht?

Es ſcheint.

Alſo giebt es auch keine zwei Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind, das heißt, zwiſchen welchen ſich nicht noch ein dritter gedenken ließe?

Dieß folgt aus dem Zugeſtandenen.

Gehen die Bewegungen, und überhaupt alle Veränderungen in der Natur nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?

Ja!

Sie folgen alſo, wie die Zeit, in einer ſtetigen Verbindung auf einander?

Richtig!

Es wird daher auch nicht zwei Zuſtände geben, die ſich einander die nächſten ſind, das heißt, zwiſchen welchen noch ein dritter anzutreffen ſei?

Es ſcheint alſo.

Unſern Sinnen kömmt es freilich ſo vor, als wenn die Veränderungen der Dinge ruckweiſe geſchähen, indem ſie ſolche nicht eher, als nach merklichen Zwiſchenzeiten wahrnehmen; allein die Natur geht nichts deſto weniger ihren Weg, und verändert die Dinge allmälig, und in einer ſtetigen Folge auf einander. Der kleinſte Theil dieſer Folge iſt ſelbſt eine Folge von Veränderungen; und man mag zwei Zuſtände ſo dicht an einander ſetzen, als man will, ſo giebt es immer noch einen Uebergang dazwiſchen, der ſie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichſam den Weg zeigt.

Ich begreife dieſes alles ſehr wohl, ſprach Cebes.

Meine Freunde! rief Sokrates, jetzt iſt es Zeit, uns unſerm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe geſammelt, die für unſere Ewigkeit ſtreiten ſollen, und ich verſpreche mir einen gewiſſen Sieg. Wollen wir aber nicht nach Gewohnheit der Feldherren, ehe wir zum Treffen kommen, unſere Macht noch einmal überſehen, um ihre Stärke und Schwäche deſto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat ſehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, ſprach Sokrates, deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, ſind dieſe:

1. Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreierlei erfordert: 1) ein Zuſtand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der ſeine Stelle vertreten ſoll, und 3) die mittlern Zuſtände, oder der Uebergang, damit die Veränderung nicht plötzlich, ſondern allmälig geſchehe.

2. Was veränderlich iſt, bleibt keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.

3. Die Folge der Zeit geht in einem fort, und es gibt nicht zwei Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind.

4. Die Folge der Veränderungen kömmt mit der Folge der Zeit überein, und iſt ebenfalls ſo ſtetig, ſo aneinanderhangend, daß man keine Zuſtände angeben kann, die ſich einander die nächſten wären, oder zwiſchen welchen nicht ein Uebergang Statt finden ſollte. — Sind wir nicht über dieſen Punkt einig geworden?

Ja! ſprach Cebes.

Leben und Tod, mein lieber Cebes, verſetzte Sokrates, ſind entgegengeſetzte Zuſtände. Nicht?

Freilich!

Und das Sterben iſt der Uebergang vom Leben zum Tode?

Freilich!

Dieſe große Veränderung trifft vermuthlich die Seele ſowohl als den Leib: denn beide Weſen ſtanden in dieſem Leben in der genaueſten Verbindung.

Allem Anſehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieſer wichtigen Begebenheit vorgeht, kann uns die Beobachtung lehren, denn das Ausgedehnte bleibt unſern Sinnen gegenwärtig; aber wie, wo und was die Seele nach dieſem Leben ſein wird, muß blos durch die Vernunft ausgemacht werden, denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menſchlichen Sinnen gegenwärtig zu ſein.

Richtig!

Wollen wir nicht, mein Theureſter, erſt das Sichtbare, durch alle ſeine Veränderungen verfolgen, und hernach wo möglich das Unſichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das ſcheint der beſte Weg, den wir einſchlagen können, erwiederte Cebes.

In jedem thieriſchen Leibe, Cebes, gehen beſtändig Trennungen und Zuſammenſetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der thieriſchen Maſchine abzielen. Tod und Leben fangen bei der Geburt des Thieres ſchon gleichſam an mit einander zu ringen.

Dieſes zeigt die tägliche Erfahrung.

Wie nennen wir den Zuſtand, fragte Sokrates, in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maſchine vorgehen, mehr auf das Wohlſein als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die Geſundheit?

Wie anders?

Hingegen werden die thieriſchen Veränderungen, welche die

Auflöſung der groſſen Maſchine verurſachen, durch *Krankhei-tcn* vermehrt; oder durch das Alter, welches die natüclichſte Krankheit gcaannt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmälig zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löſt ſich in ſeine klein-ſten Theile auf. Aber was geſchieht? Hören dieſe Theile auf, verändert zu werden? Hören ſie auf zu wirken und zu leiden? Gehen ſie ganz verloren?

Es ſcheint nicht, verſetzte Cebes.

Unmöglich, mein Werthcſter, erwiederte Sokrates, wenn das wohr iſt, worüber wir einig geworden; denn es gibt wohl ein Mittel zwiſchen Sein und Nichtſein?

Keinesweges.

Sein und Nichtſein wären alſo zwei Zuſtände, die unmittel-bar auf einander folgen, die ſich einander die nächſten ſein müß-ten; wir haben aber geſehen, daß die Natur keine ſolchen Ver-änderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geſchehen müſſen, hernorbringen kann. Erinnerſt du dich wohl noch dieſes Satzes?

Sehr wohl, ſprach Cebes.

Alſo kann die Natur weder ein Daſein, noch eine Zernich-tung zuwege bringen?

Richtig!

Daher geht bei der Auflöſung des thieriſchen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort zu ſein, zu wirken, zu leiden, zuſammengeſetzt und getrennt zu werden, bis ſie ſich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zuſammen-geſetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieſes ſteigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und ver-läßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Iſt dieſes nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein Sokrotes, antworteten Cebes und Sim-mias zugleich.

Wir ſehen alſo, meine Freunde, daß Tod und Leben, in ſo weit ſie den Leib angehen, in der Natur nicht ſo getrennt ſind, als ſie in unſeen Sinnen ſcheinen. Sie ſind Glieder einer ſte-tigen Reihe von Veränderungen, die durch ſtufenweiſe Ueber-gänge mit einander auf das genaueſte verbunden ſind. Es gibt keinen Augenblick, da man nach aller Strenge ſogen könnte: *Jetzt ſtirbt das Thier*; ſo wenig man nach aller Strenge ſagen kann: *Jetzt ward es krank*, oder *jetzt ward es wieder geſund*. Freilich müſſen die Veränderungen unſern Sinnen wie getrennt ſcheinen, da ſie uns nicht eher, als noch einer geraumen Zwiſchenzeit merkbar werden; aber genug, wir wiſſen, daß ſie es in der That nicht ſein können.

Ich beſinne mich jetzt auf ein Beiſpiel, das dieſen Satz er-läutern wird. Unſere Augen, die auf einen gewiſſen Erdſtrich eingeſchränkt ſind, unterſcheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es iſt uns, als wena dieſe Zeit-punkte von den übrigen getrennt und abgeſondert waren. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennt gar deutlich, daß dir Umwälzungen von Tag und Nacht ſtetig an einonder han-gen, und alſo jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich ſei.

Homer hat nur als Dichter die Freiheit, ſeiner Götter Ver-richtungen nach den Tageszeiten einzutheilen; als ob Jemanden, der nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeſchränkt iſt, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit ſowohl Morgen als Abend wäre. Es iſt den Dichlern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; allein der Wahrheit zu Folge müßte Aurora mit ihren Roſenfingern beſtändig die Thore des Himmels offen halten und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern ſchleppen, ſo wie die Götter, wenn ſie nur des Nachts ſchlafen wollen, gar nicht oder beſtändig ſchlafen müſſen.

Sa taſſen ſich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterſcheiden; denn das Stetige und Aneinander-hangende läßt ſich nur in der Einbildung und nach den Vorſpie-gelungen der Sinne in beſtimmte und abgeſonderte Theile zer-trennen; der Verſtand aber ſieht gar wohl, daß man da nicht ſtehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung iſt. Iſt die-ſes deutlich meine Freunde?

Gar ſehr, erwiederte Simmias.

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es ſich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderun-gen, die daſſelbe Ding erlitten, fängt ſich nach dem Urtheile un-ſerer Sinne da eine Epoche an, wo uns das Ding merklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieſes nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, uad die Geburt des Thieres. Den zweiten Zeitpunkt, da wo ſich die thieriſchen oder pflanzi-gen Bewegungen unſern Sinnen entziehen, nenaen wir den Tod; und den dritten, wenn endlich die thieriſchen oder pflanzigen Formen verſchwinden und unſcheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verweſung des Thiers oder der Pflanze. In der Natur aber ſind alle dieſe Veränderungen Glieder einer un-unterbrochenen Kette allmählige Entwickelungen und Einwickelun-gen deſſelben Dinges, das ſich in unzählige Geſtalten einhüllt und einkleidet. Iſt hieran noch irgend ein Zweifel?

Im geringſten nicht, verſetzte Cebes.

Wenn wir ſagen, fuhr Sokrates fort, die Seele ſtirbt, ſo müſſen wir eines von beiden ſetzen: entweder alle ihre Kräfte oder Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, ſie verſchwindet gleichſam in einem Nu; oder ſie erleidet, wie der Leib, allmählige Verwandelungen, unzähtige Umkleidungen, die in einer ſtetigen Reihe fortgehen: und in dieſer Reihe gibt es eine Epoche, wo ſie keine menſchliche Seele mehr, ſondern etwas anders geworden iſt; ſo wie der Leib nach unzähligen Ver-änderungen aufhört, ein menſchlicher Leib zu ſein, und in Staub, Luſt, Pflanze oder auch in Theile eines andern Thieres ver-wandelt wird. Gibt es einen dritten Fall, wie die Seele ſter-ben kann, einen Fall mehr, als *plötzlich oder allmählig*?

Nein, erwiederte Cebes. Dieſe Eintheilung erſchöpft die Möglichkeit ganz.

Gut, ſprach Sokrates. Die alſo noch zweifeln, ob die Seele nicht ſterblich ſein könnte, mögen wählen, ob ſie beſorgen, ſie möchte plötzlich verſchwinden, oder nach und nach aufhören, das-jenige zu ſein, was ſie war. Will Cebes nicht ihre Stelle ver-treten, und dieſe Wahl über ſich nehmen?

Die Frage iſt, ob jene die Waht ihres Sachwalters wür-den gelten laſſen. Mein Rath wäre, wir übertegten beide Fälle; denn wenn ſie auf meine Wahl verzicht thäten, und ſich anders erklären ſollten, ſa dürſte morgen niemand mehr da ſein, der ſie widerlegen kann.

Mein tieber Cebes, verſetzte Sokrates: Griechenland iſt ein weitläuftiges Reich, und auch unter den Barbaren muß es viele geben, denen die Unterſuchung am Herzen liegt. — Doch es ſei, laß uns beide Fälle unterſuchen! Der erſte war: *Viel-leicht nergeht die Seele plötzlich, verſchwindet in einem Nu.* An und für ſich iſt dieſe Todesart möglich. Kann ſie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keinesweges: wenn das wahr iſt, was wir vorhin zugege-ben, daß die Natur keine Vernichtung hervorbringen könne.

Und haben wir dieſes nicht mit Recht zugegeben? fragte Sokeates. Zwiſchen *Sein* und *Nichtſein* iſt eine entſetzliche Kluft, die von der allmälig wirkenden Natur der Dinge nicht überſprungen werden kana.

Ganz recht, verſetzte Cebes. Wie aber, wenn ſie von ei-ner übernatürlichen Macht, von einer Gottheit vernichtet würde?

O mein Theuerſter! rief Sokrates aus: wie glücklich, wie wohl verſorgt ſind wir, wenn wir nichts als die *unmittel-bare* Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir beſorgten, war, ob die Natur unſerer Seele nicht an und für ſich ſelbſt ſterblich ſei; und dieſe Beſorgniß ſuchten wir durch Gründe zu vereiteln. Ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, ſie durch ein Wunderwerk vernichten werde? — nein, Cebes, laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns ins Eis verwandeln, ehe wir von der ſelbſtſtändigen Güte eine grundböſe Handlung, die *Vernichtung durch ein Wunderwerk* befürchten wollen.

Ich bedachte es nicht, ſprach Cebes, daß mein Einwurf beinahe eine Läſterung ſei.

Die eine Todesart, die plötzliche Vernichtung, ſchreckt uns alſo nicht mehr, fuhr Sokrates fore, denn ſie iſt der Natur un-möglich. Doch überlegt auch Folgendes, meine Freunde: Ge-ſetzt, ſie wäee nicht unmöglich, ſo iſt die Frage: wann? zu welcher Zeit, ſoll unſere Seele verſchwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Au-genblicke des Todes?

Allem Anſehen nach.

Nun haben wir aber geſehen, daß es keinen beſtimmten Augenblick gibt, da man ſagen konn, *jetzt* ſtirbt das Thier. Die Auflöſung der thieriſchen Maſchine hat ſchon lange vorher ihren Anfang genommen, ehe noch ihre Wirkungen ſichtbar ge-worden ſind; denn es fehlt niemals an ſolchen thieriſchen Be-wegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider ſind; nur daß ſie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, ſondern eine jede ihren beſondern Endzweck angenommen hat: und alsdann iſt die Maſchine aufgelöſt. Dieſes geſchieht ſo all-mälig, in einer ſo ſtetigen Ordnung, daß jeder Zuſtand eine ge-meinſchaftliche Grenze des vorhergehenden und eine Urſache des nachfolgenden Zuſtandes zu nennen iſt. Haben wir dieſes nicht eingeſtanden?

Richtig!

Wenn alſo der Tod des Körpers auch der Tod der Seele ſein ſoll: ſo muß es auch keinen Augenblick geben, da man ſa-gen kann, *jetzt* verſchwindet die Seele, ſondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maſchine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muß die Seele auch

Digitized by Google

an Kraft und innerer Wirkſamkeit abnehmen. Scheint es dir nicht alſo, mein Cebes?

Vollkommen!

Aber ſiehe! welche wunderbare Wendung unſere Unterſuchung genommen hat! Sie ſcheint ſich, wie ein Kunſtwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie ſo?

Wir haben angenommen, unſere Gegner beſorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zuſehen, ob dieſe Furcht gegründet ſei oder nicht. Wir haben darauf unterſucht, in welchem Augenblicke ſie zernichtet werden möchte; und dieſe Unterſuchung ſelbſt brachte uns auf das Widerſpiel der Vorausſetzung, daß ſie nämlich nicht plötzlich vernichtet werde, ſondern allmälig an innerer Kraft und Wirkſamkeit abnehme.

Deſto beſſer, antwortete Cebes. So hat ſich jene angenommene Meinung gleichſam ſelbſt widerlegt.

Wir haben alſo nur noch dieſes zu unterſuchen, ob die innern Kräfte der Seele nicht ſo allmälig vergehen können, wie ſich die Theile der Maſchine trennen.

Richtig!

Laſſet uns dieſe treuen Gefährten, Leib Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben ſollen, auf ihrer Reiſe verfolgen, um zu ſehen, wo ſie zuletzt bleiben. So lange die mehrſten Bewegungen der Maſchine auf die Erhaltung und das Wohlſein des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung noch ihre gehörige Beſchaffenheit haben: ſo beſitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denkt, liebt, verabſcheut, begreift und will. Nicht?

Unſtreitig!

Der Leib wird krank. Es äußert ſich eine ſichtbare Mißhelligkeit zwiſchen den Bewegungen, die in der Maſchine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen harmoniren, ſondern ganz beſondere ſtreitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehrt, wird ſie indeß ſchwächer, empfindet unordentlich, denkt falſch, und handelt öfters wider ihren Dank.

Gut! Ich fahre fort. Der Leib ſtirbt: das heißt, alle Bewegungen ſcheinen nun nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige ſchwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkle Vorſtellungen verſchaffen: auf dieſe muß ſich alſo die Kraft der Seele ſo lange einſchränken. Nicht?

Allerdings!

Die Verweſung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinſchaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maſchine ausgemacht haben, bekommen jetzt ganz verſchiedene Endzwecke, werden zu mannichfaltigen Theilen ganz verſchiedener Maſchinen. Und die Seele? mein Cebes, wo wollen wir die laſſen? Ihre Maſchine iſt verweſt. Die Theile, die noch von derſelben übrig ſind, ſind nicht mehr ihre, und machen auch kein Ganzes aus, das beſeelt werden könnte. Hier ſind keine Gliedmaßen der Sinne, keine Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung ſie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll alſo alles in ihr öde ſein? Sollen alle ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabſcheuungen, Neigungen und Leidenſchaften verſchwunden ſein, und nicht die geringſte Spur hinterlaſſen haben?

Unmöglich, ſprach Cebes. Was wäre dieſes anders, als eine völlige Vernichtung? Und keine Vernichtung, haben wir geſehen, ſteht in dem Vermögen der Natur.

Was iſt alſo für Noth? meine Freunde! Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch ſo weit hinaus ſchieben, wäre immer noch, vom Daſein zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Weſen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zuſammenhange gegründet ſein kann. Sie wird alſo fortdauern, ewig vorhanden ſein. Soll ſie vorhanden ſein, ſo muß ſie wirken und leiden, ſo muß ſie Begriffe haben; denn Empfinden, Denken und Wollen ſind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Weſen zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer ſinnlichen Empfindung, und wo ſollen wir ſinnliche Empfindungen herbekommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaßen der Sinne vorhanden ſind?

Nichts ſcheint richtiger, ſprach Cebes, als dieſe Folge von Schlüſſen; und gleichwohl leitet ſie zu einem offenbaren Widerſpruch.

Eines von beiden, fuhr Sokrates fort: entweder die Seele muß vernichtet werden, oder ſie muß nach der Verweſung des Leibes noch Begriffe haben. Man iſt ſehr geneigt, dieſe beiden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich ſein. Laß ſehen, ob wir aus dieſem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unſer Geiſt natürlicher Weiſe nicht vernichtet werden. Worauf gründet ſich dieſe Unmöglichkeit? — Seid unverdroſſen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen: ſie führen uns in eine der herrlichſten Gegenden, die das Gemüth der Menſchen jemals ergötzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne?

Richtig!

Von dieſer Seite iſt alſo ſchlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müſſen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, ſie muß nach dem Tode fortdauern, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier ſteht uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unſer Geiſt ohne ſinnliche Eindrücke noch Begriffe haben ſoll; aber wer leiſtet für dieſe Unmöglichkeit die Gewähr? Iſt es nicht blos die Erfahrung, daß wir hier in dieſem Leben niemals ohne ſinnliche Eindrücke haben denken können?

Nicht anders.

Was für Grund haben wir aber, dieſe Erfahrung über die Grenzen dieſes Lebens auszudehnen, und der Natur ſchlechterdings die Möglichkeit abzuſprechen, die Seele, ohne dieſen gegliederten Leib, denken zu laſſen? Was meinſt du, Simmias? würden wir einen Menſchen nicht lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlaſſen hätte, und aus ſeiner eigenen Erfahrung ſchließen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders, als bei uns, abwechſelten?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereden ſein, daß es dereinſt, von ſeiner Wurzel abgelöſt, in freier Luft das erquickende Licht der Sonne genießen werde? Würde es nicht vielmehr aus ſeinen jetzigen Umſtänden die Unmöglichkeit eines ſolchen Zuſtandes beweiſen zu können glauben?

Allem Anſehen nach.

Und wir Blödſinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieſes Leben eingekerkert, durch unſere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach dieſem Leben möglich ſei? — Ein einziger Blick in die unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde ſolcher Schlüſſe überführen. Wie dürftig, wie ſchwach würde ſie ſein, wenn ihr Vermögen nicht weiter reichte, als unſere Erfahrung?

Freilich.

Wir können alſo mit gutem Grunde dieſe Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengeſetzt, daß unſer Geiſt untergehen ſollte. Homer läßt ſeinen Helden mit Recht ausrufen: Fürwahr! auch in den Häuſern des Orkus webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kommt *). Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus macht und von den Schatten, die hinunter wandeln, ſcheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieſes iſt gewiß, meine Geliebten, unſer Geiſt ſiegt über Tod und Verweſung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tauſend veränderten Geſtalten die Abſichten des Allerhöchſten zu erfüllen: er hingegen erhebt ſich über den Staub, und fährt fort, nach andern natürlichen, aber überirdiſchen Geſetzen, die Werke des Schöpfers zu beſchauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erwägt jedoch dieſes, meine Freunde! Wenn unſere Seele nach dem Tode ihres Leibes noch lebt und denkt, wird ſie nicht auch alsdann, ſowie in dieſem gegenwärtigen Zuſtande, nach der Glückſeligkeit ſtreben?

Wahrſcheinlich dünkt mich's, ſprach Simmias; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünſchte deine Gründe zu hören.

Meine Gründe ſind dieſe, verſetzte Sokrates: Wenn die Seele denkt, ſo müſſen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechſeln, ſo muß ſie dieſe Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt einen Willen haben; hat ſie aber einen Willen, wohin kann dieſer anders zielen, als nach dem höchſten Grade des Wohlſeins, nach der Glückſeligkeit?

Dieſes war allen deutlich. — Aber wie? fuhr Sokrates fort: Das Wohlſein eines Geiſtes, der nicht mehr für die Bedürfniſſe ſeines Leibes zu ſorgen hat, worin beſteht dieſes? Speiſe und Trank, Liebe und Wolluſt kann ihm nicht mehr behagen; was in dieſem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergötzt, iſt dort ſeiner Achtung unwürdig: kaum daß ihm noch eine ſchwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüſten bleibt, die er in Geſellſchaft ſeines Leibes genoſſen. Wird er wohl nach dieſen ſonderlich ſtreben?

So wenig als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleien der Kindheit, ſprach Simmias.

Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel ſeiner Wünſche ſein?

---

*) Plato hat dieſen Vers des Homer anders verſtanden, als einige neuere Ausleger, und führt ihn z. B. in ſeiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieſer Stelle die günſtigere Auslegung gelten zu laſſen.

Digitized by Google

Wie könnte dies in einem Zuſtande möglich ſein, wo, allem Anſehen nach, kein Eigenthum beſeſſen, kein Vermögen genoſſen werden kann.

Die Ehrbegierde iſt zwar eine Leidenſchaft, die, dem Anſehen nach, dem abgeſchiedenen Geiſte noch bleiben kann: denn ſie ſcheint wenig von den Leibesbedürfniſſen abzuhangen; allein, worin kann der körperloſe Geiſt den Vorzug ſetzen, der ihm Ehre bringen ſoll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle dieſe Thorheiten läßt er mit ſeinem Körper auf der Erde zurück.

Freilich!

Es bleibt ihm alſo nichts als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und ihn über ſeine Nebengeſchöpfe erheben könnte. Außer dieſer edlen Ehrbegierde ergötzen ihn noch die geiſtigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper genießt: Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Dieſe Empfindungen ſind der Natur eines Geiſtes ſo anerſchaffen, daß ſie ihn niemals verlaſſen können. Wer alſo auf Erden für ſeine Seele Sorge getragen, wer in dieſem Leben ſich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben laſſen, der hat die größten Hoffnungen, auch noch nach dem Tode in dieſen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe ſich dem erhabenſten Urweſen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten und vorzugsweiſe die Schönheit ſelbſt iſt. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genoſſen, ſo oft eure Seele, von einer geiſtigen Schönheit hingeriſſen, den Leib ſammt ſeinen Bedürfniſſen vergaß, und ſich ganz der himmliſchen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeiſterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann dieſe erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch iſt in der That jeder Begriff einer geiſtigen Schönheit, ein Blick in das Weſen der Gottheit; denn das Schöne, Ordnungsmäßige und Vollkommene, das wir wahrnehmen, iſt ein ſchwacher Abdruck Deſſen, der die ſelbſtſtändige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit iſt.

Ich erinnere mich, dieſe Gedanken ſchon bei einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander geſetzt zu haben, und will gegenwärtig nur die Folge daraus herleiten: Wenn es wahr iſt, daß nach dieſem Leben Weisheit und Tugend unſern Ehrgeiz, und das Beſtreben nach geiſtiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unſere Begierden ausmachen: ſo wird unſer fortdauerndes Daſein nichts als ein ununterbrochenes Anſchauen der Gottheit ſein, ein himmliſches Ergötzen, das, ſo wenig wir jetzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was ſind alle Mühſeligkeiten dieſes Lebens gegen eine ſolche Ewigkeit! Was iſt Armuth, Verachtung und der ſchmählichſte Tod, wenn wir uns dadurch zu einer ſolchen Glückſeligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer ſich eines rechtſchaffenen Wandels bewußt iſt, kann ſich unmöglich betrüben, indem er die Reiſe zu dieſer Seligkeit antritt. Nur, wer in ſeinem Leben Götter und Menſchen beleidigt, wer ſich in viehiſcher Wolluſt herumgewälzt, wer der vergötterten Ehre Menſchenopfer geſchlachtet, und an Anderer Elend ſein Ergötzen gefunden: der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank ſei der Gottheit! mir keine von dieſen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer geſucht, und die Tugend über alles geliebt habe: ſo freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Licht zu genießen, wonach ich in dieſer Finſterniß geſtrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen; und wenn ſie euch überzeugen, ſo ſegnet meine Reiſe, und lebet ſo, daß euch der Tod dereinſt abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen ſchleppe! Vielleicht führt uns die Gottheit dereinſt, in verklärter Freundſchaft, einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

Anton Rafael Mengs.

Dieſer ausgezeichnete Künſtler war der Sohn eines zu Dresden lebenden mittelmäßigen Malers, Iſrael M., und wurde am 12. März 1728 zu Auſſig in Böhmen geboren. Höchſt tyranniſch erzogen und ſchon ſeit ſeinem 6. Jahre in der Kunſt ſeines Vaters unterrichtet, mußte er demſelben 1741 nach Rom folgen und dort bei Waſſer und Brot und unter ſtrenger Aufſicht die Meiſterwerke eines Angelo und Rafael ſtudiren. Nach ſeiner Rückkehr nach Dresden 1744 vom König Auguſt III. zum Hofmaler ernannt, ging er freiwillig mit ſeinem Vater nochmals nach Rom und trat dort 1748 mit größern überall bewunderten Werken auf. Nachdem er hier aus Liebe zu einem ſchönen Bauermädchen, das ihm einſt zum Modell gedient und ſeine Neigung gewonnen hatte, zur katholiſchen Religion übergetreten war und ſich mit ſeiner Geliebten verheirathet hatte, reiſte er mit Hinterlaſſung ſeiner Habe 1749 nach Dresden wieder ab, wurde dort zum erſten Hofmaler ernannt und ging zur Vollendung ſeines Altarblattes für die katholiſche Kirche zu Dresden nochmals nach Rom. Das Ausbleiben ſeines Gehaltes in Folge des ſiebenjährigen Krieges veranlaßte ihn, 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol zu Rom anzunehmen und mehrere größere Arbeiten für die Cöleſtinermönche und den Cardinal Albani auszuführen. 1761 folgte er dem Rufe Karls III. von Spanien nach Madrid und trug durch ſeine dort verfertigten Arbeiten den Sieg über Giaquinto und Tiepolo davon, wurde aber durch die Ränke ſeiner Gegner genöthigt, 1770 Urlaub zu einer neuen Reiſe nach Italien zu nehmen. Nach dreijährigem Aufenthalte zu Florenz und Rom kehrte er nach Madrid zurück, vollendete dort ſein Hauptwerk und begab ſich 1776 aufs Neue nach Rom, um dort ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Hier verlor er 1778 ſeine innigſt geliebte Gattin und ſtarb in Folge ungeſchickter ärztlicher Behandlung ſelbſt am 29. Juni 1779. — In ſeinem mittelgroßen und hagern Körper wohnte ein lebhafter Geiſt, der ſich beſonders in ſeinem edelgeformten Geſicht deutlich ausſprach. M. vereinigte hohen Wohlthätigkeitsſinn mit Gemüthlichkeit, Hang zum vornehmen Leben mit Unbeholfenheit, ſehr geläuterten Geſchmack in ſeinem Fache mit Mangel an Bildung im Leben.

Von ihm erſchienen:

- Schriften. Deutſch herausgegeben von Prange. Halle 1786, 3 Bde., welche auch in italieniſcher (von Azara, Parma 1780, 2 Bde., 4.), ſpaniſcher und franzöſiſcher Sprache gedruckt worden ſind.
- Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerei. Herausgegeben von J. C. Füßli. Zürich 1762; 3. Ausg. Ebendaſ. 1771.

Seine kunſttheoretiſchen Leiſtungen enthalten für ſeine Zeit viel Tüchtiges und Gutes und lieferten den Beweis, daß er mit großer Liebe über das, was ſeinem Berufe nothwendig war, nachgedacht hatte, und er hat daher nicht Geringes beigetragen zu der Umgeſtaltung, welche die Befreiung des geſunden Geſchmackes von dem Pedantismus der Schule in den ſchönen Künſten herbeiführte.

Johann Burchard Menke

ward am 27. März 1675 zu Leipzig geboren und ſtudirte daſelbſt Philologie und die Rechte. Nachdem er Dr. der Rechte geworden war, erhielt er die Profeſſur der Geſchichte daſelbſt, wurde zum königlich polniſchen Hiſtoriographen und Hofrath, Collegiat des großen Fürſtencollegiums, Decemvir und Senior der Akademie ernannt und von den Akademien der Wiſſenſchaften zu London und Berlin zum Mitgliede ernannt. Auch war er Präſident der von ihm

Digitized by Google

geſtifteten deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft, in welcher er ſich Philander von der Linde nannte. Er ſtarb daſelbſt am 1. April 1732.

Literariſch bekannt wurde er durch:

Deutſche Gedichte. Leipzig 1710 — 13, 4 Thle.
Der vernünftige Momus. O. O. 1725.
Orationes duae de Charlatanaria Eruditorum. Lipsiae 1715. Deutſch: Jena 1716 u. Leipzig 1727.

Hinſichtlich der Behandlung der Form und der Sprache einer der beſſeren ſpäteren Dichter der zweiten ſchleſiſchen Schule, aber durchaus ohne Phantaſie und Wärme des Gefühls. — Am glücklichſten iſt er in den Satyren; ſeine beſte Leiſtung jedoch bleibt ſeine lateiniſche Schrift über den Charlatanismus der Gelehrten.

Die erſte Satyre *).

Wider die weiblichen Mängel a).

Man ſage was man will, es ſieht ums Weiber nehmen
Jetzt ſo gefährlich aus, daß man ſich möchte ſchämen,
Wenn man zur Trauung geht, weil mancher Freier oft
Der Noth am nächſten iſt, wenn er Vergnügung hofft.
Viel tauſend wünſchen ſich die Roſen einer Frauen,
Die dennoch in der Eh nur Dorn und Diſteln ſchauen;
Es iſt ein bloßes Glück, wo man ein Weib erkieſt,
Bei der ſich Tugend find und nichts zu tadeln iſt.
Wiewohl ihr ſtellet euch, als würdet ihr vergnüget,
Wenn die geliebte Braut in euren Armen lieget;
Wenn ſie mein liebſter Schatz und meine Sonne ſpricht,
Da glaub ichs freilich wohl, daß euch der Kützel ſticht.
Es klingt ja gar zu ſchön, ich muß es ſelbſt bekennen,
Wofern die Kinder euch den lieben Vater nennen,
Die doch nicht eure ſein, und wenn euch ſchon nichts fehlt,
Die Liebſte doch um euch ſich bald zu Tode quält b).
Ja, ja, zieht immer hin nach Oſten oder Weſten,
Sucht einen Brautſchmuck aus, und handelt um den beſten,
Laßt euer Hochzeitfeſt recht majeſtätiſch ſein,
Und ſchluckt auf einen Trunk die halbe Mitgift ein;
Schafft was Natur und Kunſt zum Ueberfluß erkohren;
Schlagt Thronen-Betten auf von Sammet und Drap d'oren:
Steckt Schwanen-Federn nein, macht einen Ueberzug
Von Seide, Mousselin', und koſtbarn Kammer-Tuch.
Legt eine Venus nein, die durch zwei helle Sonnen
Dem Auge dieſer Welt den Glanz hat abgewonnen,
Von der die Roſe Blut, die Lilge Milch erhält,
Des Himmels Unterpfand, ein Wunderwerk der Welt.
Was aber könnt ihr euch doch von euch ſelbſt verſprechen:
Wer ſchwarze Kieſchen will von ihren Zweigen brechen,
Der klettert hoch darnach, und wo viel Vorrath iſt,
Da find ſich viel Gefahr, Betrug und Hinterliſt.
Geſetzt, Agnese kann nicht ſchreiben und nicht leſen,
Iſt nie mit einem Mann in Compagnie geweſen,
Liebt nur die Sclaverei und ihren bunten Rahm,
Und iſt der Eitelkeit von ganzem Herzen gram.
Macht ein Horatius doch wohl im Augenblicke
Die ſimplen Mägdgen klug, giebt plumpen ein Geſchicke,
Und ſchafft, daß öfters auch der allerklügſte Mann
Des Hauptes ſchwere Laſt nicht recht erkennen kann c).
Es kommen niemals mehr in den berühmten Orden,
Als wenn die Einfalt iſt zur ſchlauen Weisheit worden,
So daß auch Argus ſelbſt mit hundert Augen blind d),
Und oft die Weiſeſten den Thoren ähnlich ſind.
Denn falſche Liebe gleicht den unbeſtändgen Vögeln,
Und ihre Neigungen vertragen keine Regeln;
Ein Herze voller Gluth wird des Vergnügens ſatt,
Und haſſet dies zuletzt, was es geliebet hat.
Die meiſten Weiber ſind dem Weſen nach von Flandern,
Bald ſind ſie dieſem gut, bald wieder einem andern;
Und Messalina hat die angenehmſte Nacht,
So bald ihr Claudius die Augen zugemacht e).
Das pflegt ein freches Weib Galanterie zu nennen,
Allzeit im Feuer ſtehn, und dennoch nicht recht brennen,
Verliebt, doch ohne Zwang, zwar einſam, nie allein,
Zu aller Zeit vergnügt, und nie beſtändig ſein.
Der Wechſel iſt beliebt; man weiß es ſo zu karten,
Daß jedem Spaß-Galan vergonnt iſt aufzuwarten;
Der Mann führt ſelbſt der Frau die Neben-Buhler zu,
Stellt Assembléen an, trinkt eins auf du und du,
Bild ſich dabei ſtets ein, als wenn er glücklich wäre,
Und ſchätzt es ſich voraus zu ungemeiner Ehre,
Daß man ſein Weib verehrt, und daß er in der Stadt
Auf jeder Gaſſe faſt ein Dutzend Schwäger hat.
Er freut ſich innerlich, wofern ſich viel picquiren,
Die angenehme Frau auf ein Ballet zu führen,
Und wird es nicht gewahr, daß ſie bei jedem Tanz
Bringt Ehr und Redlichkeit zugleich aus der Cadanz f).
So ſtellte Gabba ſich mit Fleiß, als wenn er ſchliefe,
Wenn ſich Mecaenas ſonſt an ſeiner Frau vergriffe,
Und Macro ſelber gab der Ennia den Rath,
Daß ſie Caligulae den garſtgen Willen that g).
Und wäre ja dem Mann nicht viel daran gelegen,
Daß man ihr Ständchen bringt, und täglich ihrentwegen
Ein Graſe duellirt, ſo geht kein Abend hin,
Sie wandert denn einmal zu ihrer Nachbarin.
Da liegen jederzeit die Karten auf dem Tiſche
Wohl hundertmal gemengt, die Marquen und die Fiſche
Sind richtig abgezählt, man zieht drei Blätter raus,
Und theilet gleich darauf die Stellen richtig aus.
Allein wie klaget man, wenn mit vier Matadoren
Und noch drei Königen das Solo geht verloren?
Das heißt ein Unglück, dergleichen wohl gewiß
Nicht einem widerfährt in zwanzig Seculis.
Jedoch die Zeit vergeht, wohlan wir müſſen eilen,
Ein einzig Tutti kann den Schaden wieder heilen;
So gehn die Stunden hin, bis um die Mitternacht
Der Schlummer allgemach die Blätter dunkel macht.
Drauf legt man ſich zur Ruh nach ſo viel Müh und Sorgen,
Läßt die Reponten ſtehn bis auf den nächſten Morgen,
Und flucht auf die Natur, die ſo viel edle Zeit
Geſcheidten Spielen raubt, und faulem Schlafe weiht h).
Indeſſen hält der Mann des Abends ſeine Faſten,
Und ſchabet mit Geduld der kalten Gans den Kaſten.
Denn klaget er, ſo ſchreit ſie ihm die Ohren voll,
Daß man des Abend ſich nicht überfreſſen ſoll.
Wo ferner auch die Frau das Gras ſchon wachſen höret,
Und ſich zu weiſe dünkt, da wird die Noth vermehret,
Sie bildet auf ſich ſelbſt ſich große Stücken ein,
Und will Abigail bei ihrem Nabal ſein.
Sie hat die Oberhand; ſie will allein regiren,
Und allenthalben ſelbſt die Hand im Spiele führen;
Die ganze Republic beruht auf ihrem Rath:
Den ſie verſteht den Hof, die Polizei, den Staat:
Sie kennt die Linien, Wall, Bollwerk und Redouten,

---

*) Aus: Philander's von der Linde „Scherzhaften Gedichten". (Leipzig 1713).

a) Die Laſter der Weiber hatten ſchon bei denen Römern ſo überhand genommen, daß Juvenalis ſich wohl meritirt zu haben gedachte, wenn er dieſelbe Lib. II, Sat. VI, ridicul machen könnte. Welches er ſo glücklich reüſſiret, daß auch unter denen neuen unterſchiedene ihn zu imitiren geſucht; allermaßen eben dahin abzielet, was unter denen Franzoſen Mons. Boileau in ſeiner zehnten und der Sieur de l'Aume in ſeiner dritten Satyre, unter denen Italienern Giuseppe Bussi unter dem Titel I donneschi difetti, und unter denen Engländern ein Anonymus in a Satyr against Women ſehr artig abgehandelt. Daher ich von dieſen ſonderlich den Juvenalem, Boileau und de l'Aume mir als ein Muſter fürgeſtellt, welches in folgender Satyre zu imitiren geſucht. Wobei auch öffentlich bekenne, daß gleichwie ich die meiſten Traits dieſer Satyre, auch öfters die Expressiones, aus abgedachten Poeten genommen, alſo iſt mein Abſehen im geringſten nicht dahin gerichtet, en particulier ein einziges Frauenzimmer zu touchiren.

b) Mons. Boileau ſchreibet:
Quel plaisir etc.
De s'entendre appeller petit Coeur, ou mon Bon;
De voir autour de soi croitre dans sa maison
Sous les paisibles lois d' une agreable Mere,
De petits Citoyens, dont on croit etre Pere;
Quel charme! au moindre mal, qui nous vient menacer
De la voir aussitot accourir s' empresser etc.

c) Die Namen Agnese und Horace ſind aus des Moliere ingenieuſer Comoedie l' Ecole des Femmes genugſam bekannt.

d) Der Sr. de l' Aume hat die Pensée, daß wenn Argus mit hundert Augen nicht eine Kuh bewahren können, ſo würde es vergebens ſein, mit zwei Augen ein Frauenzimmer genug in Schranken zu halten.

e) Hieher gehören Juvenalis Worte:
. . . . Claudius audi
Quae tulerit, Dormire virum cum senserat uxor,
Ausa Palatino tegetem praeferre cubili,
Sumere nocturnos meretrix Augusta cucullos
Linquebat etc.

f) Der Sieur de l' Aume hat dieſe Expression:
Et combien du Balon la gracieuse danse
Met-elle tous les jours d' honneurs hors de cadanse?

g) Siehe Tacit. Annal. l. 6. C. 45, und die R. D. M. ohnlängſt zu Leyden edirte Recherches Curieuses C. 29.

h) Mons. Boileau giebt es folgender Geſtalt:
Alors, pour se coucher les quittant, non sans peine,
Elle plaint le malheur de la Nature humaine
Qui veut qu'en un sommeil, où tout s'ensevelit,
Tant d'heures, sans jouer, se consument, au lit.

Digitized by Google

Der Meilen Unterſchied: wie viel gevierte Ruthen
Ein Acker bei uns hält, das weiß ſie alles ſchon,
Und heiſt mit einem Wort ein Zeitungs-Lexicon l).
Bei ihrem Manne will ſie alles beſſer wiſſen,
Und alles ſelber thun, acondriren, Wechſel ſchließen,
Frage nach dem neuſten Cours, cassiret eine Schuld,
Die andre mahnet ſie mit großer Ungedult.
Wie gehet dein Process? was fehlt dem Patienten?
Was giebts im Rathe guts? was machen die Studenten?
Es iſt ein elend Thun, daß Niemand Glauben hält;
Wie viel bekömmſt du noch? und wie viel haſt du Geld?
So ſpricht die weiſe Frau, und weiß bei allen Dingen
Ein kluges Sprüchelchen mit auf die Bahn zu bringen,
Das klingrt insgemein ſo artig und ſa ſchön,
Daß ihrem Mann dabei die Augen übergehn.
Kömmt ſie in Compagnie, ſo gehts mit allen Glocken;
Der Zunge ſchnelles Rad kömmt niemals in ein Stocken;
Sie führt allein das Wort; fängt man zu reden an,
So bricht ſie alsbald ein, daß man nicht weiter kann.
Bald muß ein Mährchen her, bald ſonſten eine Fratze;
Sie weiß es auf ein Haar, wie bald die alte Katze
Die Wochen halten wird, und wenn des Nachbars Magd
Hat ihrem Courtisan den Handel aufgeſagt.
In Lügen übertrifft ſie ſelber die Poeten:
Wenn ſich ein Stern geſchneutzt, ſo ſiehet ſie Kometen;
Und wenn ſich ohngefähr ein kleiner Sturm erhebt,
So fühlt ſie eigentlich, wie Erd und Himmel bebt:
Wenn eine Schlacht passirt, ſo kriecht ſie gleich Staffetten:
Sie weiß das Neueſte, und mancher ſollte wetten,
Weil ihre Zeitungen ſa viel und mancherlei,
Daß ſie die Fama ſelbſt von ganz Europa ſei k).
Bei ihr ſteht Marlborough allein in großen Gnaden,
Hingegen ſtichelt ſie auf Prinz Louis - - - - - l)
Sie weiſt dem dritten Carl die Wege nach Madrid,
Dem Kaiſer nach Paris, zieht in Gedanken mit,
Nimmt Philipp von Anjou und Ludewig gefangen,
Und wo ſie ſich hiermit nicht weit genug vergangen,
So nimmt ſie nach der Hand Conſtantinopel ein,
Und heißt ganz Orient den Chriſten dienſtbar ſein.
Doch bei dem allen läßt ſich noch ein Wunder ſpüren,
Daß, die es nicht gelernt, dennoch franzöſch parliren,
Da heißt das andre Wort Gloire, Renommée,
Massacre, Belesprit, Fier, Capricieux.
La pretieuse hat das Deutſche gar verſchworen;
Es klingte zu paisan in ihren zarten Ohren,
Und kömmt nach ihrem Goust canailleux heraus.
Ein Wort Franzöſiſch ziert den ganzen Menſchen aus m).
  Erwählt man eine Frau von hohem Stand und Adel,
So find ſich keine nicht, ſie hat doch ihren Tadel,
Daß insgemein der Mann nichts oder wenig gilt,
Dafern er ſie nicht ſtets Hochwohlgeboren ſchilt:
Und wo die reiche Frau den Mann ums Geld muß kaufen,
Da geht es in der Eh auch meiſtens an ein Raufen:
Da ſteht kein Stecken recht, da wirft das Murmelthier
Bei jedem Stücke Brod dem Mann ihr Erbtheil für;
Und iſt das nicht genug, ſo greift ſie nach dem Prügel,
Fällt auf die Haare los, ſchlägt ſeinen linken Flügel,
Und macht, das Gott erbarm! ein grauſam Feldgeſchrei,
Bis Nachbar Martin kömmt, und macht ihn wieder frei.
Ich denke noch der Zeit, wenn Mapsus in den Klauen
Der Petronilla hängt, und bei der böſen Frauen
Zu einem Märtrer wird, daß er voll Wehmuth ſpricht:
Ach Schätzchen ſchlage zu, nur überſchrei dich nicht.
Da heißts: Du kahler Hund, womit kannſt du dich nähren;
Das Hemde wirſt du mir noch von dem Leibe zehren:
Du haſt mein Geld und Gut beinahe durchgebracht,
Und gleichwohl hab ich dich dadurch zum Mann gemacht.
Bald will ſie ſüßen Wein, bald will ſie gute Kuchen,
Und ſind ſie nicht gleich da, ſo fängt ſie an zu fluchen;
Da wird der Eheſtand dem Himmel gleich gemacht,
Wo alle Wetter ſind zuſammen aufgebracht.
Die Andern pflegt ſie wohl bisweilen anzulachen,
Doch ihrem Liebſten kann ſie kein Caresschen machen,
Und wo ein holder Blick noch irgend auf ihn ſchießt,
So glaubt er ganz gewiß, daß er im Himmel iſt.
Wenn es am beſten ſteht, ſo iſt er ſchon zufrieden,
Daß ihm das Praedicat, mein Hanrei, iſt beſchieden,
Und wenn ſie zu dem Sohn du kleiner Baſtart ſpricht,
So bin ich gut davor, er alterirt ſich nicht.
Sie läſtert, wo ſie kann, auf ihres Mannes Freunde;
Denn ſie mit ihm verwandt, ſind alles ihre Feinde,
Und iſt ein Stief-Sohn da, ſo nehm er ſich in acht,
Daß Agrippina nicht ihm ein Gerichte macht n).
Soll nun das arge Weib nicht alle Stunden ſchmählen,
So laſt es ihr ja nicht an einem Stücke fehlen,
Nehmt Kammer-Pagen an, und holt auf ihr Begehr
Selbſt aus Aſturien die beſten Zelter her.
Kauft Kutſch und Chaisen ein; es würde nicht wohl ſtehen,
Wenn ſie drei Schritte nur zu Fuße ſollte gehen;
Sie liebt Commodität, und macht den klugen Schluß:
Das harte Pflaſter iſt vor keinen zarten Fuß.
Im Hauſe giebt es ſtets was Neues anzuſchaffen,
Und fehlet ſonſten nichts, ſo kauft ihr einen Affen,
Frezt ihn mit Marcipan, eßt ſelber ſchimmlicht Brot,
Legt ihm das Beſte für, und ſtirbt für Hungers-Noth
Ziert ihre Zimmer aus mit Spiegeln und Tapeten;
Die curiose Frau hat ihrer hoch vonnöthen,
Illuminiret ſie mit Bildern ohne Zahl,
Und trotzet Königen mit eurem Rieſen-Saal.
Schafft allen Ueberfluß; es hilft kein widerſprechen;
Vornehmlich laſſet nur der Küche nichts gebrechen:
Kauft alles zehnfach ein, laßt keinen leeren Raum,
Und braucht ihr gleich ein Stück in dreißig Jahren kaum.
Sucht einen guten Trunk, und delicate Speiſe,
Fragt was es koſtbars giebt, ſeht nach der erſten Weiſe,
Macht, daß das ekle Weib was ſeltſames genießt,
Und Spargel um Neu-Jahr, um Oſtern Lerchen ißt.
Laßt euch Champagne Wein und Felteliner bringen;
Ich wette, Bibula wird ſchon ihr Theil bezwingen.
Iſt das nicht Ruhm genug, daß ſie den ſtärkſten Mann
Auf einen guten Zug zu Boden ſaufen kann?
Davor bekömmt der Herr ein Engelchen ins Bette o).
Ach wer doch eine Frau von ſolcher Währung hätte!
So ſeufzet, wer es ſieht, und wünſcht ſichs auch ſo gut,
Wenn ſeine Zipsia nur Zwiſchens-Schlücke thut p).
An Chacolade, Thee, Coffée und andern Waaren,
Die man ſchlecht Waſſer nennt, dürft ihr durchaus nichts ſparen,
Und daß der kahle Trunk nicht gar zu einſam ſchmeckt,
So convoyiret ihn mit Dorten und Confect.
Doch das geht alles hin; wie ſteht es um die Kleider?
Was kriecht der Handelsmann? und was erwirbt der Schneider?
Was wird der Näthерin das Jahr hindurch entricht?
Und was erbettelt auch die theure Putz-Frau nicht?
Ein jeder Moden-Knecht will hier etwas verdienen:
Da ſtrotzt es überall von güldenen Melinen:
Den eingebognen Leib ziert ein galant Corset,
Und das monströſe Haupt ein niedliches Cornet.
Ich ſag jetzt eben nicht von allem Weiber-Schmucke;
Manchette, Palentin, Cantouche, Chamelanque,
Und ſolche Dinge mehr, ſind ſchon ſo allgemein,
Daß, welche ſie nicht trägt, muß eine Närrin ſein.
So will ich überdies mir nicht die Mühe nehmen,
Die neue Falbala auf jeden Rock zu drehmen;

l) Das neue Staats- und Zeitungs-Lexicon, welches der Herr Verleger dieſer Gedichte jetzt allbereit zum fünftenmal zum Druck befördert, begreift nicht allein hiſtoriſche und geographiſche Sachen, ſondern alles, was zur Kriegsbaukunſt und Oeconomie gehöret. Daher diejenigen, welche dergleichen Terminos wohl verſtehen wollen, gar den Namen eines Zeitungs-Lexici meritiren.

k) Dasjenige Werk, welches unter dem Namen der europäiſchen Fama berühmt iſt, begreift alles, was an denen vornehmſten Höfen ohnlängſt passirt iſt, nebſt einigen politiſchen Remarquen, daher man eine ſo curiöſe Frau wohl eine europäiſche Fama nennen könnte, wie etwan le Sieur du l'Aune ſchreibt:

Pour un Epoux enfin rien n'est plus desolant,
Que d'avoir en sa femme un Mercure Galant.

l) Ich ſtogire mit hier ſolche superkluge Damen, welche in allen Dingen nach dem äußerlichen Schein judiciren, und auch große Herren über ihre Zungen ſpringen laſſen, ob ſie ſchon darzu keine rechtmäßige Urſache haben.

m) Juvenalis hat bereits den römiſchen Frauenzimmern aufgerückt, daß ſie Griechiſch zu reden affectiren, und ſonſt alles nach der griechiſchen Mode anſtellten:

Hoc sermone pavent, hoc iram, gaudia, curas,
Hoc cuncta effundunt animi secreta. Quid ultra?
Concumbunt Graece.

Und der Sr. du l'Aune hat dieſe Passage wohl imitiret, indem er denen franzöſiſchen Weibern die ungemeine Liebe zum Italieniſchen, wie hingegen Boileau zum Lateiniſchen, vorwirft:

- - - Faisons entrer ici
Ces Folles qui toujours ramagent Siaune-si,
Qui de Veneroni font toute leur Etude,
Et pour qui le François est un langage rude,
Chez elle crainte, espoir, amour, haine, chagrin,
Tout est scelle du Sceau du Cavalier Marin etc.

n) Agrippina ſoll ihren Gemahl Kaiſer Claudium mit einem Gerichte vergifteter Pilze vergeben haben, damit ſie dem aus erſter Ehe gezeugten Neroni zur Regierung helfen möchte, wie ſonderlich beim Suetonio C. 44. in Claudio zu leſen.

o) Das Sprichwort iſt bei uns bekannt: wenn die Frau ſich im Trinken übernommen hat, ſo bekömmt der Mann ein Engelchen ins Bette.

p) Hiemit werden ſo wohl die Debauchanten, als auch diejenigen Weiber reprimandiret, welche in Compagnie allezeit zipſen und kaum zwei Tropfen auf einmal trinken, da ſie doch wohl zu Hauſe allezeit eine Bouteille in ihrem Schranke ſtehen haben.

Digitized by Google

Es ſuche, wer da will, hier ſeinen Zeitvertreib q).
Je mehr es Falbeln giebt, jemehr gilt auch das Weib.
Im allerſchönſten läßt die hohe Staats-Fantange;
Ich wette, ſiehet ſie der Ritter da la Mancha r),
So fordert er alsbald das Wunder auf den Stoß,
Und rennt darauf im Zorn mit ſteifer Lanze los.
Da prangt das ſtolze Haupt mit etlichen Geſchoſſen,
Die gleichſam nach und nach, dem Thomas-Thurn zum Poſſen,
Sind höher aufgethürmt, und zeiget trotzig an,
Daß man der Länge wohl bei Ellen helfen kann.
Was der Fontanga fehlt, das muß der Schuh erſetzen,
Daran der Abſatz gar den Stelzen gleich zu ſchätzen,
So daß ein Freiersmann ſich insgemein betrügt,
Weil er die Braut des Nachts nur halb zu Bette kriegt.
Doch wo wir auch hiernächſt ihr Cabinet beſchauen,
So praesentiret ſich ein Zeughaus ſchöner Frauen,
Als Aqua d'Angeli, Pomata Naruli,
Orange, Gelsomin, Sapon' di Napoli s);
Und was Italien an Schmink und Oliläten
Sonſt irgend mehr verkauft, erfüllt hier alle Ködthen.
Die Spiegel ſind dabei ihr gröſtes Heiligthum,
Vor dieſen dreht ſie ſich wohl neunzigmal herum,
Und muſtert und rangiet (ich ſage kein Gedichte)
Faſt jeden Augenblick die Mouchen im Geſichte,
Flickt an der alten Haut, heißt Roſen und Jasmin
Auch wider die Natur auf ihren Wangen blühn.
Da muß Crispulla ſich recht angenehm bezeigen t),
Indem ſie an ihr putzt, ſich öfters tief verneigen,
Und will ſie bei der Frau in hohen Gnaden ſtehn,
So ſpricht ſie dann und wann: Madame, das läßt ſchön.
Inzwiſchen iſt es doch ums Putzen nicht ſo leichte;
Die Frau ſieht ernſthaft aus, als ginge ſie zur Beichte,
Und wo ihr an ihr ſelbſt vielleicht was mißbehagt,
Hilf Himmel! ach wie ſchmählt ſie auf die Jungemagd.
Du dummer Bauer-Knolhſch, willſt dich zu gar nichts ſchicken,
Da wünſcht ſie ihr im Zorn den Henker auf den Rücken.
Doch unter uns geredt; was kann die Magd dafür?
Denn daß die Frau nicht ſchön, das liegt ja nicht an ihr.
Hiernächſt ſo kennet ſie auch alle Goldſchmieds-Buden,
Und geht kein Tag nicht hin, da nicht ein Dutzend Juden
Mit einem koſtbarn Schmuck vor ihrer Thüre ſtehn,
Und ſelten, Gott ſei Dank! betrübt zurücke gehn.
Denn weiß ſie in der Eh von keinem Kreutz und Plagen
So will ſie doch ein Kreuz von Diamanten tragen,
Und daß die Renommée nicht Schiffbruch leiden kann,
Hängt ſie der weißen Bruſt auch einen Anker an.
Sieht nun der Mann einmal darzu ein wenig ſauer,
So ſpricht ſie: wirſt du doch faſt täglich noch genauer u)?
Du biſt nicht meiner werth; lebt auch wohl eine Frau
In dieſer ganzen Stadt ſo kläglich und genau,
Als ich, ich armes Weib? wie lange muß ich betteln?
Und doch erhalt ich nichts; du giebſt es eh den Betteln,
Als deiner treuen Frau, von der du Ehre haſt,
Die barfuß laufen muß, und friſt ſich ſelber faſt
Vor Hunger und vor Gram. Je daß ich nicht kann lachen;
Du willſt mir, glaub ich, gar den Küchen-Zettel machen:
Ach nein, du lieber Mann, das bilde dir nicht ein,
Ich bin dein Narre nicht: was wirds denn endlich ſein?
Die Kleidung koſtet dir des Jahrs kaum tauſend Thaler.
Wo ſteckt denn nun dein Geld, du abgeſchmackter Prahler,
Das mich verblendet hat? Ich weiß nicht, was du klagſt.
Wenn du mir gleichwohl auch das Nöthigſte verſagſt,
So werd ich endlich gar zur Mutter wieder ziehen.
Es haben ander ſonſt, als du, um mich geſchrieen;
Ach hätt ich das gewußt! lebt auch wohl eine Frau
In dieſer ganzen Stadt, ſo kärglich und genau?
Da denket denn der Mann, es iſt doch alles eitel,
Rennt auf den Mammon zu, holt einen groſſen Beutel,
Zahlt fein geduldig aus, und wenn der Beutel leer,
So ſpricht er: lieber Schatz, gebrauchſt du noch was mehr?
Nur liefre, was du haſt, aus den verborgnen Schätzen.
Denn Weiber-Hoffart läßt ſich keine Grenzen ſetzen,
Und herrſcht Tyrannen gleich. Es wäre freilich viel,
Wenn ein Verwegener das Meer vertrocknen will,
Mehr aber, wenn er denkt ein lüſtern Weib zu ſtillen x),
Die, denen Schwinden gleich, unmöglich zu erfüllen,
Und immer mehr verlangt zu Wolluſt, Staat und Pracht,
Bei der wird Cajus karg, und Midas arm gemacht y).
Doch fromme Weiber ſind die allerſchwerſten Plagen;
Die allezeit den Kopf auf einer Achſel tragen z),
Voll leerer Seufzer mehr, als Aeolus voll Wind,
Und wie der Ocean voll Fluth und Thränen ſind.
Die niemals einen Blick auf andre läſſet ſchieſſen,
Beißt aller Heiligen die Zehen von den Füßen,
Hält ſich alleine nur für fromm und tugendhaft,
Kömmt nie in Kompagnie, als wenn die Schweſterſchaft
Ein Conventiculum zuſammen rufen laſſen,
Braucht faſt bei jedem Wort wohl zehnerlei Grimaçen,
Und trägt das Häubchen kaum zwei Nadelküpfen hoch,
Die iſt vor ihren Mann ein unerträglich Joch.
Vornehmlich muſt du dich ihr ganz allein ergeben,
Nie aus dem Hauſe gehn, ihr an dem Halſe kleben,
Und wo es Jungfern giebt, nicht einmal freundlich ſehn,
Sonſt iſt es allerdings um ihre Gunſt geſchehn.
Dein Lachen und dein Scherz ſind bei ihr lauter Sünden;
Du wirſt ſie, gehſt du aus, auf allen Ecken finden;
Haſt du gleich hinter dir zehn Thüren zugethan,
So trifft ſie dich gewiß doch, eh du denkeſt, an:
Ja wo du irgend ſonſt vermeinſt hinzugehen
Da wird Tisiphona dir für den Augen ſtehen,
Von Eiferſucht entbrannt; kurz, ſie iſt, ſonder Ruh,
Auf Schweſtern, Kinder, Magd und auf ſich ſelbſt jaloux.
Daneben wird ſie auch mit Uebermuth beſeſſen,
Ihr hoher Sinn iſt nicht mit Ellen auszumeſſen;
Denn ſie verſteht allein, was andern unbekannt,
Und trägt das Paradis in ihrer rechten Hand.
Sie heißt alleine fromm, ſetzt jedes Wort auf Schrauben,
Und trotzet jederzeit auf ihre Treu und Glauben,
Traut ſelbſten keinen nicht; doch ſpricht die Heuchlerin;
Ein jeder traue mir auf mein Wort ſchlechtweg hin.
Wer weiß, wie gehet es in ihren Conferenzen?
Wer Weiber-Reden traut, hält Aale bei den Schwänzen,
Sät Körner in den Sand, ſchreibt Wörter in die See,
Baut Schlöſſer in die Luft, und Schanzen in den Schnee aa).
Doch wahre Gottesfurcht iſt nicht ſo gar verlegen,
Daß ſie nicht manchesmal auch Weiber ſollten hegen;
Ich kenne, wo mir recht, beinahe zwei bis drei bb),
Die fromm und tugendhaft, doch ohne Heuchelei,
Die falſcher Schminke feind und voller Geiſtesgaben,
Bei Glücke Mäßigung, bei Hoheit Demuth haben,
Gott ganz gewidmet ſind, thun ſeinen Willen gern,
Und machen Gottes Wort zu ihrem Angelſtern.
Doch wie viel giebt es auch, die ein verſtelltes Weſen

q) Mit der Falbala hat ſich allbereit de l'Aume in oben angezogener dritten Satyre p. 28 divertiret.

r) In der artigen ſpaniſchen Romance von dem Don Quixote de la Mancha wird ſinuliret, daß er ſeine Lanze aus einer ſonderbaren Bravoure öfters gegen lebloſe Dinge, als Windmühlen und dergleichen appliciret.

s) De l'Aume ſaget faſt eben dergleichen p. 31:
Poudre, Paste, Pommade, et Pots à Vermillions,
Mouches Peignes, Miroirs, Eau de Reine d'Hongrie,
Enfin de la Beauté toute l'Artillerie.

t) Den Namen Crispulla brauchet der gelehrte Italiener Fredericus Nomius, welcher ohnlängſt lateiniſche Satyren ediret, gar artig vor ein Kammermägdchen oder Jungemagd in ſeiner ſiebenden Satyra de Pedissequa rum Pravitate, p. 96.

u) Boileau hat hierbei die Gedanken:
D'abord l'argent en main paye et vite et comptant.
Mais non fais mine un peu d'en être mécontent.
Pour la voir aussi tot sur ses deux piez haussée
Déplorer sa vertu si mal récompensée;
Un Mari ne veut pas fournir à ses besoins,
Jamais Femme apres tout a-t-elle coutée moins?
A cinq cens louis-d'or, tout au plus, chaque année
Sa depense en habits n'est elle pas bornée? etc.

x) Hierbei iſt mir beigefallen, was der ingenieuse Abbate Mauro in einer hannoveriſchen Opera anmerket:
Sarebbe un grand' affare,
Voler seccar il mare
Ed arrestar il Sol;
Per contentar le Donne
Più pen ancor ci vuol.

y) Der gröſte Depensier, der jemals gelebt, iſt wohl der Kaiſer Cajus Caligula geweſen, welcher nicht allein den von ſeinem Vorfahren hinterlaſſenen Schatz, von wenigſtens 67 Millionen, ſondern noch über dieſes einen unſchätzbaren Reichthum liederlich verpraßt, wie davon beim Suetonio und andern mehr zu leſen. Midas aber kann wohl vor den Reichſten paſſiren, weil ihm zugeſchrieben wird, daß alles, was er angerühret, zu Golde werden.

z) Dieſer ganze Character iſt groſſentheils aus dem Beſchluß der öfters angezogenen Satyre des Mons. Boileau genommen.

aa) Es gehört hieher, was Sannazarius in ſeiner Arcadia ſagt:
E zappa in l'Acqua e nell' Arena semina
Chi fonda suoi speranze in Cor di Femmina.
Und der Abbate Mauro ſchreibet gar artig:
Non dà il mar Calma sincera,
Et in Donna lusinghiera
Non si dà perfetto amor;
Mal accort' è chi gli crede;
Non v'è fede
In quel sesso mentitor.

bb) Dieſe Expression laſſe den Mons. Boileau verantworten, welcher bald anfangs in ſeiner Satyre ſpricht:
... Aujourd' hui, sur ces fameux modeles,
On peut trouver encor quelques Femmes fideles.
Sans doute; et dans Paris, si je sais bien compter,
Il en est jusqu'a trois, que je pourrais citer.
Ton Epouse dans peu sera la quatrième, etc.

Zum Deckel ihrer Luſt und Schalkheit auserleſen,
Die auf den Peters-Berg nicht Betens halber gehn,
Und bei der Probe nicht vor rein Metall beſtehn.
Wiewohl ich zeige nicht die unbekannten Flecken,
Die laſſen ſich viel eh verbergen, als verdecken;
Ich ſchreibe weiter nichts, und weiß ja ohngefähr
Ein Ander etwas mehr, ſo ſetzt er ſich hieher,
Ich will ihm meinen Platz gutwillig überlaſſen,
Was Weibern mit geziemt, in Reimen abzufaſſen,
Ein jeder brauche frei ſein eigen Dintenfaß,
Ich weiß, der tadelt dies, der andre ſonſten was:
Die läßt für jeden Kuß ein Dutzend Thaler zahlen:
Die trägt die freche Bruſt in unbedeckten Schalen:
Die kleidet ſich zu ſtolz: die träget ein Gebiß:
Die riecht nach Küchenrauch und jene nach dem Spieß:
Die will das rothe Haar dem Fuchs zum Poſſen tragen:
Die geht mit Hecheln um: die ſitzt gern in Gelagen:
Die ſchließt die Schenkel ein: die ſchreitet allzuweit:
Der iſt der Weg zu ſchmal und jener gar zu breit:
Bei dieſer bitt der Mund die Ohren zu Gevattern:
Die kleiſtert das Geſicht, und jene hat die Blattern:
Der iſt das Kinn zu rauch; die hat nur einen Zahn;
Die ſchielt die Leute nur halb von der Seite an:
Die geht krumm und gebückt: die trägt das Geld im Kropfe:
Der ſteht der Hals zu ſteif: die ſchüttelt mit dem Kopfe:
Die hat das Maul allein, und jene gar verpacht:
Der ſind die Hände plump, die Ermel krumm gemacht.
So wiſſen Andere ſtets Fehler aufzutreiben,
Die der Natur, und nicht den Sitten zuzuſchreiben,
Mit dieſen laß ich mich vor dießmal nicht ein;
Wer allzu ekel iſt, der mag es immer ſein.
Die Feder wird mir ſtumpf, die Dinte will nicht fließen:
Das heißt, es iſt nun Zeit mein Lobgedicht zu ſchließen.
Was? ſprecht ihr: Lobgedicht? ja freilich, Lobgedicht;
Ich tadle (das ſei fern!) ja das Geſchlechte nicht,
Und da ich dergeſtalt in einem Scherz-Gedichte,
Was Weibern übel ſteht, der Wahrheit nach berichte,
Und zieh auf Laſter los, auf Zank und Kaierei,
Verſchwendung, geile Brunſt und ſchnöde Heuchelei,
So ſuch ich in der That die andern zu erheben,
Die friedſam, häuslich, keuſch, und ſonder Fürwurf leben.
Drum fürcht ich keinen Zorn, und denk in meinem Sinn,
Will eine böſe ſein, ſo ſei ſies immerhin *).

Die andere Satyre.

Ob ein Gelehrter heirathen ſoll?

Bei der D. und L. Hochzeit, A. 1703, Sept. 16.

Mein Freund, ich fragte ſonſt, wie ſteht es um die Liebe,
  Mich deucht, er gehet nun allmählich auf die Schau.
Allein die Antwort hieß: ich weiß von keinem Triebe;
  Denn ein Philosophus gedenkt an keine Frau.
Da nun der Himmel ihm den andern Schatz verliehen,
  So fällt mir der Discars von neuem wieder ein;
Er iſt ein kluger Mann, er hat zweimal gefriehen,
  So kann die Frage wohl dabei erörtert ſein:
Ob ein Philosophus deswegen ſei zu ſchelten,
  Wofern nicht Schnee und Eis ihm um das Herze liegt,
Wenn er die Venus läßt ſowohl als Pallas gelten,
  Und theils in Wiſſenſchaft, theils in der Liebe ſiegt?
Es hat zwar Heinsius die Frage ſchon berühret,
  Und Scala hat ſich auch vor dem daran gemacht a);
Franciscus Barbarus hat alles ausgeführet,
  Was Hermolaus draſ in einen Vers gebracht b).
Sie ſuchen aber meiſt mit Nachdruck zu behaupten,
  Daß ein Philosophus nicht ſoll beweibert ſein,
Als ob die Weiber uns die Luſt zu Büchern raubten,
  Und führten gegentheils Verdruß und Sorgen ein.
Da muß Xantippe ſich auf allen Blättern leiden c),
  Weil ſie Platonem mehr, als Socratem, geküßt;
Allein man ſoll darbei vernünftig unterſcheiden,
  Daß ja die ganze Welt nicht voll Xantippen iſt.
Wofern Euripides in ſeinen Trauer-Spielen
  Das Frauen-Volk verfolgt, ſo bricht ihm die Geduld,
Man kann gar eigentlich an ihm die Hörner fühlen;
  Denn ſeine Weiber ſind an ſolchem Haſſe ſchuld d).
Wer weiß, was etwan auch Libanius empfunden,
  Der Weiber-Reden meiſt vor ein Gewäſche hält e);
Und hätte Bion nur ein frommes Weib gefunden,
  So hätt er auch vielleicht ſein Urtheil nicht gefällt f).
Jedoch wir wollen nicht viel bei den Heiden ſuchen,
  Die Chriſten machen uns ſchon an Exempeln ſatt.
Es muß noch Lipsius ſein ſchlaues Weib verfluchen,
  Das ihn dazu beredt, daß er changiret hat g).
Daß Nicolaus hat zum Ketzer werden müſſen,
  Da war der böſe Ruf der Frauen ſchuld daran,
Und daß Novatus ſich auf Neuerung befliſſen,
  Das machte, weil die Frau ihm auch zu viel gethan h).
Das Weh folgt auf die Eh, auf Lieben folgt Betrüben;
  Wie viele haben ſich ihr Leben abgekürzt,
Die unvergnügt gefreit? So macht die böſe Sieben,
  Daß Caspar Vilius ſich in die Donau ſtürzt i).
Was King in Engelland mit Schriften erſt erworben,
  Hat ihm die geile Frau geſtohlen und verthan,
Und daß er bald darauf für Harm und Gram geſtorben,
  Zeigt der Gelehrte Wood nebſt Anderm deutlich an k).
Der kluge Bautru will nicht ſeinen Sohn erkennen;
  Das macht, die Liebſte war nur allzu complaisant l).
Dempsterus aber iſt ein Stoicus zu nennen,
  Der ſeiner Frauen Raub nicht allzuhoch empfand.
Denn da dieſelbe ſchon ein junger Kerl entführte,
  So ſchien er doch vergnügt, ſo daß er kurz darauf
Den Raub Proserpinae gar artig explicirte,
  Und bot das kluge Werk zu öffentlichem Kauf m).
So ſchrieb Paprocius von ehelichen Pflichten,
  Nachdem er ſeiner Frau, die alt und mürriſch war,
Die allerletzte Pflicht ließ höchſt erfreut verrichten,
  Und ſtellete dabei ſein eigen Beiſpiel dar n).
Was that Alani Frau nicht ihrem Mann zum Poſſen,
  Die ſelbſt der Königin genaue Reden gab?
Denn weil es ihr hernach auf ſolchen Trotz verdroſſen,
  So führte man ihn bald in das Gefängniß ab o).
Brissonius der Kern geſcheuter Rechts-Gelehrten
  Hat eine geile Frau und ein verhurtes Kind;
Je mehr die Purſche nun ſich in dem Hauſe mehrten,
  Je mehr auch Schimpf und Spott dadurch vermehret ſind p).
Barclaji Wittwe ließ ſein Grabmahl demoliren,
  Weil ein Pedante gleich ſein Nachbar ſollte ſein q).
Des weiſen Rohaults Frau lag öfters in der Thüren,

---

*) Ich behalte im Uebrigen allen Reſpect gegen das honnête Frauenzimmer, und hoffe, wie Mr. Boileau (in dem Beſchluß der Vorrede über oftErwähnte Satyre) daß ſie ſich eben ſo wenig werden meine Predigt in gegenwärtiger Satyre, als die Satiren derer Geiſtlichen, welche faſt in allen Predigten wider die Untugenden derer Weiber eingeſprengt werden, mißfallen laſſen.

a) Bartholomaeus Scala ſoll eine Epiſtel davon geſchrieben haben: An viro sapienti ducenda sit uxor? und gehöret ſonſt hieher eine andere in des Bandil Amoribus unter dem Titel: An et qualis viro literato sit ducenda uxor? wie auch am Ende eines Anonymi Dissertation beigefügt worden de Matrimonio literati, an coelibem esse, an nubere oporteat? b) Franciscus Barbarus hat de Re Uxoria in prosa geſchrieben und ſein Onkel Hermolaus Barbarus in lateiniſchen Verſen, und beweiſt der letzte ſonderlich, ein Gelehrter dürfe nicht heirathen, v. Gesner. Bibl. p. 317. c) Mons. Sarrasin meinet in ſeinem Dialogue s'il faut qu'un jeune homme soit amoureux, die Xantippe wäre deswegen gegen ihren Liebſten ſo mürriſch geweſen, weil ſie mit ſeinem Discipul, dem Platone, der von breiten Schultern und wohl gewachſen geweſen, zugehalten, da hingegen Socrates eine ungeſtaltete Naſe und eine Platte gehabt. v. Oeuvres de Sarrasin p. 165. d) Er hatte deswegen den Zunamen Μισογύνης, und daß ihn ſeines Heirathens gereuet, ſteht beim A. Gell. L. 15. C. 20. conf. Barnes in Vita ejus, Opp. p. 19. e) Vid. Liban. T. I. Decl. Morosus se deferens. f) Er brauchte das Dilemma: Eine Frau iſt entweder ſchöne oder ungeſtalt, beides bringt Verdruß; iſt ſie ſchöne, ſo macht ſie mit, iſt ſie garſtig, ſo hat man ſie zur Strafe. v. Diog. Laert. L. IV. sect. 46. n. 48. g) Voyez Mr. Teissier Addit. aux Eloges T. 2. p. 383. h) Einige Scribenten der Kirchen-Hiſtorie melden, daß Nicolaus, einer von denen ſieben erſten Diaconis, allzu groſſe Urſache gehabt über die Schönheit ſeiner Liebſten jaloux zu ſein, daher er ſie endlich in eine groſſe Verſammlung geführet und ihr die Freiheit gegeben, einen aus dem Mittel nach ihrem Belieben zu heirathen, auch hernach gelehrt, daß Unzucht und Unreinigkeit ein nothwendiges Mittel ſei, die ewige Glückſeligkeit zu erhalten. Als auch Novatus ſeine Frau, ohne Zweifel weil ſie ihm Urſache dazu gegeben, mit Schlägen einſt hart tractiret, daß ſie darüber abortiret, und er deswegen verfolget wurde, fiel er auf den Irrthum, daß ein öffentlicher Sünder ohne Strafe in die Kirche wieder aufzunehmen ſei, s. d. m. v. A. Dict. of all Religions s. Nicholaitans and Novatus. i) So finden wir in Siles. Tog. L. V. n. 2. und bei dem Scholiast. s. L. über Henelii Silesiographia, ſo neulichſt edirt. k) Daniel King hatte ſich zuſammengeſcharret, darum ihn ſeine Frau auf einmal gebracht. v. Wood Athen. Ox. T. II. p. 163. l) Baile referiret im Dict. T. I. p. 509. n. daß er ſie gar bei den Gerichten angegeben, und einen Diener in Verdacht gezogen, der deswegen auf die Galeeren condemniret worden. Doch ſoll er endlich geſagt haben: Si les Bautrus sont cocus, ils ne sont pas des sots. m) Seine Auditores halfen dieſe Entführung befördern. v. Bayle l. c. p. 956. Und iſt probable, daß er ſeinen Commentarium über den Claudianum erſt hernach heraus gegeben. n) Es referiret Starovolscius in Elog. Scriptor. Polonicor. p. 119. von Barthol. Paprocki, daß er in gar jungen Jahren eine alte reiche Frau geheirathet, die ihm aber das Leben ſehr ſauer gemacht, dabei er nach ihrem Tode Leges Connubiales geſchrieben. o) Naudaeus ſchreibt davon dans le Mascurat p. 35. La femme de Alain de Lentinus etoit une de plus superbes et de plus imperieuses Dames de son temps, elle se brouilla assez mal à propos avec la Reyne Constance etc. p) v. Scaligeriana, in voce Mieux. q) Sie war ſo ſtolz, daß

Digitized by Google

Und wer ihr nicht gefiel, kam nicht zu ihm hinein r).
Wenn bei Salmasio gelehrte Gäſte waren,
So ließ ſich allezeit die Frau darunter ſehn:
Die wußte gar genau, was vor zwei tauſend Jahren
Der Scheffel Korn gethan, was da und dort geſchehn,
Sie drang gewaltig ein, griff nach den Folianten,
Bewieß ich weiß nicht was, und wer ihr widerſprach,
Den ſchalt ſie ungeſcheut vor einen Ignoranten;
So gab ein jeder gern der tollen Weisheit nach s).
Der Aventinus nahm die Jungemagd zum Weibe,
Und hatte doch darnach ſein liebes Kreuz daran t).
Franciscus Vossius trug auch ſein Joch am Leibe u),
Und Pasquierius war ein geplagter Mann x).
Was Wunder, daß demnach Verinus ehee ſtirbet,
Eh er den Aerzten folgt, und eine Liebſte wählt y):
Und daß auch Chapelain ſich nicht darum bewirbet,
Der Weiber ohne dem vor halbe Menſchen zählt z).
Zwar daß Cartesius iſt ohne Frau geblieben,
Das iſt aus keiner Furcht und keinem Haß geſchehn;
Denn daß er ohne Frau den Eheſtand getrieben,
Das konnte man genug an der Francina ſehn aa).
Doch hat Auratus noch dabei studiren können,
Der als ein achtziger ein junges Mägdchen frieh bb),
So iſt der Einwurf auch nicht allgemein zu nennen,
Und Jugend ſtreitet nicht mit der Philosophie.
Ja wer will anderntheils auch die Gelehrten zählen,
Die ſonder Ueberdruß die Ehe hingebracht?
Allein da heißt es noch: Was ſoll man denn erwählen,
Da beides jung und alt genug zu ſchaffen macht?
Da das Gouvernement des Dauphins zu verwalten,
Und le Vayer darzu für Andern war begabt,
So hätt er allerdings die Charge leicht erhalten,
Wenn er nicht dazumal ein junges Weib gehabt cc).
Hingegen iſt es wohl gar mißlich um die Alten,
Denn Apulejus liebt die Pudentilla nicht dd).
Man kann Lambecio nicht wohl für übel halten,
Daß er ſein altes Weib, wie Monsieur Baylo ſpricht ee),
Das reich, doch geizig war und zänkiſch wie der Teufel,
Nach funfzehn Tagen ſchon aus Ungedult verließ,
Und fort nach Hamburg ging; wiewohl ihn ohne Zweifel
Der Reichthums-Appetit in dieſes Elend ſtieß.
So iſt es ehemals dem Sarrasin gegangen,
Den Frankreich noch mit Recht die zehnte Muſe nennt:
Er hatte leider! ſich an ein alt Weib gehangen,
Die führte Tag und Nacht ihr ſtrenges Regiment:
Es konnten ihm mithin die Thaler wenig nützen,
Von welchen ihn der Glanz verblendet und beſtrickt,
Drum ging er endlich fort und ließ die Alte ſitzen,
Die ihm den hohen Geiſt zu mancher Zeit verrückt ff).
Trifft man das Mittel nun an Alter und an Glückt,
So heißt es doch, es fehlt an keiner Hinderung.
So hielt auch Fernels Frau ihn allezeit zurücke,
Daß er ſich eben nicht zum practiciren drung gg).
Die Liebſte muß wohl gar am Hochzeit-Tage ſterben,
Wie es Bongarsius mit Schmerz bezeugen kann hh);
Der allerklügſte Mann hat oft die dümmſten Erben,
Wie Aristoteles es deutlich dargethan ii).
Doch ein Philosophus läßt Sorg und Grillen weichen,
Und ſuchet nach der Müh auch einen Zeitvertreib.
Der edle Kirchmann ſchrieb ſein Werk von denen Leichen,
Und dachte doch dabei an ſein verlobtes Weib kk).
Budaeus ſetzte noch an ſeinem Hochzeit-Tage
Zur Lucubration drei ganze Stunden aus ll):
Und da Morelli Frau in letzten Zügen lage,
So ſchrieb er irgend wo noch einen Locum raus mm).
Jodocus Badius hat gleich ſo viel geſchrieben,
Als die geſchickte Frau an Kindern concipirt nn),
Und Tiraquellus hat es auch ſo hoch getrieben,
Der jedes Jahr ein Kind und auch ein Buch edirt oo).
Doch O - - - - muß dieſes ſelbſt bekennen,
Daß ſich das Lieben wohl zu dem Studiren ſchickt,
Er war in ſeiner Eh recht hochbeglückt zu nennen,
Die Liebſte machte traun ſein ganzes Thun beglückt.
Die Liebſte, deren Sinn mit ſeinem war vereinet,
Die ihm, wie Altings Frau an Herz und Lippen hing,
Und die er eben ſo, wie Alting, hat beweinet,
Als ſie nach kurzer Luſt ſchon wieder von ihm ging pp).
Da nun Gott abermals ihm eine Liebſte ſchenket,
So zeiget er, daß Fleiß bei Liebe wohnen kann,
Und wer bei ſaurer Müh an keine Liebſte denket,
Den Pflichten der Natur nicht halb genug gethan.
Die edle Scudery, die Sappho dieſer Zeiten,
Und Daciera, des Fabri Meiſterſtück,
Die mögen immerhin um Kron und Lorbeer ſtreiten;
Ein curieuses Weib iſt nur ein mäßig Glück:
Dahero werden auch der Indianer Frauen
Zur Kinderzucht und nicht zur Wiſſenſchaft verpflicht qq):
Accursius will nicht der Weiber Weisheit trauen rr):
Selbſt Juvenalis liebt gelehrte Weiber nicht ss):
Und Balzac wünſcht ſich eh ein Weib mit rauchem Kinne,
Als eine kluge Frau, die trotz dem Mann ſtudirt tt).
Hingegen hat ein Weib auch nicht einmal fünf Sinne,
So wird nur wenig Luſt bei ſolcher Eh verſpürt.
Wofern wir dergeſtalt die werthe Braut betrachten,
So dünkt mich, fehlt es ihr an Wiſſenſchaften nicht,
Sie weiß der Weisheit Kern, nicht Schalen, hoch zu achten,
Und hat den hohen Sinn auf keinen Tand gericht.
Sie liebt was nützliches zu leſen und zu hören,
Und hat bisher die Zeit mit Vortheil angewandt;
Sie kennt den Inbegriff der ſchönſten Sitten-Lehren,
Die Regeln der Vernunft ſind ihr genau bekannt.
Sie weiß ſchon von ſich ſelbſt, was Ander lernen müſſen;
Wer der Beredtſamkeit bekannte Proben hört,
Der meint, ſie habe ſich mit Fleiß darauf befliſſen,
Allein ſelbſt die Natur macht ſie ſchon hochgelehrt.
Wohlan ſo bleib er denn der Lieb und Fleiß verpflichtet,
Und zeige, werther Freund, nach dieſem in der That,
Wie Hugo Grotius von Vossio berichtet uu),
Daß Keiner beſſer ſchreibt, und beſſre Kinder hat.

als ſie hörte, der Cardinal Barbarini hätte ſeinen Praeceptor darneben begraben laſſen, ließ ſie das marmorne Epitaphium abreißen, und ſagte, ihr Mann dürfe bei keinem Schulfuchs liegen. Erythr. Pinacoth. 3. p 81. r) Wenn die Studenten ins Collegium wollten, und waren nicht galant genug, ſo wies ſie ſie ab. v. Vigneul, Marville Mélanges d' Hist. T. I. p. 20. s) V. Menagiana p. 200. 201. t) Das ſchreibt Ziegleras in ſeinem Leben, ſo der ſeinen Opp. beigefügt. Conf. Menag. p. 252. u) So iſt aus ſeines Vaters Gerh. Jo. Vossii Epiſteln zu ſehn. Ep. 504. x) Siehe allerdings Valesiana p. 6. y) Von Michaele Verino ſchreibt Ang. Politianus unter andern in Epigr.

Sola Venus poterat lento succurrere morbo.
Ne se pollueret, maluit ille mori.

Colomies Bibl. Chois. p. 166. z) Er hielt davor, ſie hätten nur halbe Vernunft. v. Vales. p. 28. aa) Er wollte nicht heirathen und gab vor, er könnte die Wahrheit beſſer unterſuchen, aber er hatte ſchon von einer von Adel, de Rosai, den Korb bekommen, und hat in Holland dieſe Francina auſſer der Ehe A. 1635 erzeugt, deren Tod er A. 1640 bitterlich beweinet. V. La Vie de Mr. Descartes und conf. Act. Erud. de A. 1692. p. 269. bb) V. Academie des sciences et des Arts, par Bullart L. V. p. 360. Wie man ſich aber darüber wunderte, antwortete er faſt eben, wie Boissardus, der auch im hohen Alter geheirathet, dem P. Melisso L. II. Hendec. p. 257. Hoc duello si nobis erit immori necesse, dulcius fuerit ovo necari, quam ensibus et veteri perire cultro. cc) Naudaeus ſetzt im Mascurat p. 285: La Reyne ayant prise Resolution, de ne donner cet employ à aucun homme, qui fut marié, il fallut par necessité songer à un autre. dd) Sie war lange Zeit Wittwe geweſen, da er ſie heirathete. v. Bayle Dict. T. I. p. 319. ee) Dict. Crit. T. II. p. 269. 270. ff) Der berühmte Sarrasin, welcher insgemein dem Voiture an die Seite geſetzt wird, heirathete eine alte und häßliche obwohl reiche Frau; weil ſich aber ſein freies Genie zu dieſer Ehe nicht ſchickte, verließ er ſie, und nahm eine Secretariat-Stelle bei dem Prinzen Conti an. v. Huet Origines de la Ville de Caen. p. 552. gg) Er war ein Medicus, und weil ihn ſeine Frau nicht wollte die Patienten beſuchen laſſen, hatte er wenig Einkommen, wie Plantius in ejus Vita und daraus Bayle T. I. p. 1135 berichten. hh) Wie er ſelbſt bekennet in ſeinen Epist. p. 7. u. Ed. Argent. ii) Er unterſucht in Physicis die Urſache, warum gelehrte Leute nicht allzeit gelehrte Kinder haben. kk) Eben in dem Jahre, da er das gelehrte Buch de funeribus Roman. raus gab, heirathete er, wie Stolterfhotus in ſeiner Parentation anmerkt bei Witten in Mem. Philos. etc. p. 325. ll) V. Bayle T. I. p. 690. mm) V. Colomies Recueil des Particularites p. 199. nn) Swert. Athen. Belg. p. 490. oo) V. Thuan. ad a. 1558. Sammarthan. Teissier und andere. pp) Henricus Altingius, ein berühmter Theologus, wollte ſich nicht tröſten laſſen, da ſeine Frau ſtarb, weil er 30 Jahre ohne den allergeringſten Widerwillen mit ihr im Eheſtand gelebet. v. Bayle T. I. p. 220. qq) Die Brachmanen wollten nicht zugeben, daß die Weiber philosophiren ſollten, ſondern meinten, ſie ſollten ſich blos um das Kinderzeugen und die Kinderzucht bekümmern, wie aus dem Strabone L. 15. zu ſehen. Conf. Bayle l. c. p. 653. rr) Accursius hat folgende Gloſſe: puer bibens vinum, et mulier loquens latinum, nunquam faciunt finem bonum. V. Naudés Mascurat p. 71. ss) Juvenalis ſchreibet Sat. VI.

Non habeat matrona, tibi quae juncta recumbit,
Dicendi genus, nec curtum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes.

Dahin auch gehöret, was ſowohl Boileau Sat. 10. p 77, als auch der Sieur de l'Aune in ſeiner 3 Sat. anmerken, davon dieſer alſo ſchreibet:

Malheur à tout Mari dont la femme compose,
Ou le fait enrager en vers ainsi qu'en prose

Und Menagius erweiſt aus dem Athenaeo, daß bei den Griechen ſonderlich das verdächtige Frauenzimmer ſich auf belles Lettres und Mathematique applicirt. Vid. Reinhardi The. Prud. Eleg. p. 534. tt) V. Vockerodt Introd. in Soc. Lit. Sect. II. c. II. § I. uu) Weil Gerh. Joh. Vossius ſo viel gelehrte Kinder hatte, ſo ſagte Grotius von ihm: dubium, scriberetne accuratius, an gigneret felicius. v. Patiniana p. 132. Conf. Act. Erud. de A. 1702. p. 230.

Karl Adolf Menzel

ward am 7. December 1784 zu Grünberg in Schleſien geboren und auf dem Eliſabethanum zu Breslau für das Studium der Theologie vorbereitet. Nach zu Halle großentheils autodidaktiſchen Studien wurde er zuerſt in der niederſchleſiſchen Herrſchaft Wartenberg, dann zu Breslau und Liegnitz Hauslehrer und Privatinſtitutslehrer und kam 1809 als Profeſſor an das Eliſabethengymnaſium in Breslau, wo er 1814 zum Prorector und Aufſeher über die Rhedigerſche Bibliothek ernannt und 1825 mit dem Charakter eines königlich preußiſchen Conſiſtorial- und Schulrathes beehrt wurde.

Er ſchrieb:

Topographiſche Chronik von Breslau. Breslau 1805—1807, 2 Bde., 4.
Geſchichte Schleſiens. Ebendaſ. 1808—10, 3 Bde., 4.
Der neue breslauiſche Erzähler. Ebendaſ. 1810—12, 3. Jahrg. (in Gemeinſchaft mit K. Schall).
Geſchichte der Deutſchen. Ebendaſ. 1815 — 23, 8 Bde., 8.
Kurzgefaßte Reformationsgeſchichte. Ebendaſ. 1817.
Ueber die Undeutſchheit des neuen Deutſchthums. Ebendaſ. 1818.
Geſchichte der neuern Zeit ſeit dem Tode Friedrich's II. Berlin 1824, 2 Bde. (Bildet auch den 11. und 12. Thl. der Weltgeſchichte von K. F. Becker); 3. Ausg. 1830, 3 Thle.
Neuere Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesacte. Breslau 1826—35, 6 Bde.
Handbuch der neueren franzöſiſchen Sprache und Literatur. Breslau 1827; 2. Ausg. 1830.
Die Jahre 1815 — 1828. Berlin 1829.
Viele einzelne Flugſchriften, Abhandlungen u. ſ. w.

Gründliches Quellenſtudium, ſcharfſinnige Forſchung, Kraft und Klarheit der Darſtellung haben K. A. Menzel's hiſtoriſchen Werken einen bleibenden hohen Werth verliehen, der durch ſeine echte Vaterlandsliebe, namentlich in ſeiner Geſchichte der Deutſchen, noch vergrößert wird. Seine Gegner haben an ihm getadelt, daß er in ſeiner Geſchichte der neueren Zeit zu viel Rückſicht auf die beſtehenden politiſchen Verhältniſſe nehme und ſich zu ſehr dem Abſolutismus zuneige; die Zeit hat aber bewieſen, daß er, ein Feind aller Uebertreibung, nur entſchieden und ſcharf gegen die Verirrungen auftrat, von denen er fühlte, daß ſie in dem Schooße der Gegenwart lagen und, einmal ſchrankenlos an das Licht getreten, nur zum Verderben führen könnten.

Wolfgang Menzel

ward am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schleſien geboren und legte ſeit 1814 auf dem Eliſabethanum zu Breslau den Grund ſeiner Studien. 1818 ging er nach Jena und ſpäter nach Bonn, um dort Philoſophie zu ſtudiren, und kam 1820 in die Schweiz, wo er in Aarau als erſter Lehrer an der daſigen Stadtſchule angeſtellt wurde. 1825 aber wandte er ſich nach Heidelberg und Stuttgart und wirkte 1833 als Deputirter des Oberamts Bahlingen in der würtembergiſchen Ständeverſammlung, während er in der literariſchen Welt vorzüglich als Redacteur des Literaturblattes zur Morgenzeitung, welches er ſeit 1825 anfangs anonym herausgab, eine bedeutende Stellung einnahm. Später in heftige Kämpfe gegen die neueſten Richtungen in der Literatur verwickelt, hat er durch ſeine Heftigkeit an ſeinem Anſehen eingebüßt.

Bis jetzt erſchienen von ihm:

Streckverſe. Heidelberg 1823, 8.
Europäiſche Blätter. Zürich 1824 — 25, 4 Bde., 8. Auch unter dem Titel: „Gallerie der berühmteſten deutſchen Dichter.“
Voß und die Symbolik. Stuttgart 1825, 8.
Moos-Roſen. Taſchenbuch. Ebendaſ. 1826, 16., mit L. Uhland's Portrait u. 1 Vign.
Geſchichte der Deutſchen. Zürich 1827, 3 Bde., 8.; 2. Aufl. in 1. Bd. 1834 ff. in 4.
Die deutſche Literatur. Stuttgart 1828, 2. Bde., 8.; 2. verm. Aufl. Ebendaſ. 1836, 4 Thle., gr. 12.
Rübezahl. Dramatiſches Mährchen. Ebendaſ. 1829, 8.
Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. Ebendaſ. 1829 — 1835, 5 Bde., 12.
Narciſſus. Dramatiſches Mährchen. Ebendaſ. 1830, 8.
Reiſe nach Oeſtreich. Ebendaſ. 1831.

Aufſätze, Recenſionen u. ſ. w. im Morgenblatt und andern Zeitſchriften.

Das Urtheil über Menzel, der ſich fortwährend in der Mitte des Streites der verſchiedenen Partheien befindet und, da er ſelbſt nie ohne Heftigkeit gegen ſeine Gegner auftritt, wiederholt auch auf das Heftigſte angegriffen worden iſt, läßt ſich, wenn ihm, wie ſich von ſelbſt verſteht, volle Gerechtigkeit wiederfahren ſoll, nur im Allgemeinen aufſtellen, da über einzelne Parthieen ſeines literäriſchen Wirkens die Acten noch keineswegs geſchloſſen ſind. Er beſitzt als Schriftſteller eine gründliche, vielſeitige Durchbildung, großen Scharfſinn, Phantaſie, treffliche Darſtellungsgabe und Herrſchaft über Form und Sprache, bis zur größten Feinheit und Vollendung. Seine beſten Leiſtungen finden ſich auf dem Gebiete der höheren Kritik, namentlich in ſeinem Werke über die deutſche Literatur. Der Muth und die Kraft, ſowie der Reichthum an Geiſt, mit welchem er Lob wie Tadel, ſelbſt der bedeutendſten Erſcheinungen, ſtets entſchieden und nur ſeiner innerſten Ueberzeugung folgend ausſpricht, kann nicht genug anerkannt werden, denn Deutſchland verdankt ihm in dieſer Hinſicht viel. Ließe er ſich nicht zu ſehr von perſönlichen Sympathieen und Antipathieen hinreißen, die ihn oft einſeitig machen und ihn ſogar, wenn auch ſelten, zu Ungerechtigkeiten, wie zu Unzartheiten verführen, ſo wäre er den erſten Meiſtern auf dem Gebiete der Kritik beizugeſellen. Dazu kommt noch, daß ſein Beruf ihn zwingt, ſeine Kräfte zu zerſplittern, indem er ſeine Aufmerkſamkeit mannichfachen und verſchiedenen Dingen zuwenden muß, wodurch er verhindert wird, in das Einzelne genau einzudringen und es mehr als oberflächlich zu behandeln, obwohl er dagegen jedem, auch dem unbedeutendſten Gegenſtand eine intereſſante Seite abzugewinnen weiß, die ihm ſtets zu geiſtreichen Aeußerungen Gelegenheit giebt. In ſeinen Poeſieen, namentlich in ſeinen beiden dramatiſchen Mährchen, bei welchen Tieck ſein Vorbild war, das er jedoch keineswegs ängſtlich, ſondern in reicher geiſtiger Freiheit nachahmte, finden ſich ſehr ſchöne Stellen und es zeigt ſich in ihnen ein gleich glückliches Talent für die humoriſtiſche wie für die rein dichteriſche, beſonders lyriſche Behandlung des Stoffes, ſowie große Anmuth und Gewandtheit in der äußeren Geſtaltung. An ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten rühmen competente Richter die gute, praktiſche Darſtellungsweiſe, tadeln aber die oft zu raſche Verarbeitung des Stoffes, die ihn nicht ſelten factiſch unrichtige Angaben überſehen läßt.

Schiller.

Aus W. Menzel's deutſcher Literatur.

Th. IV. S. 107 fgde.

Obgleich Schiller ſich weit über alle dieſe Dichter erhaben hat, ſo vermag ich doch an keiner ſchicklichern Stelle über ihn zu reden. Sein unſterbliches Wirken ging urſprünglich aus demſelben Sturm und Drange, aus derſelben erſten romantiſchen Grobheit hervor, die wir als tiefes und wahres Gefühl bei Schubart, und als Affektation einer Modeſache in Göthes Götz erkennen. Ja ſeine erſten Räuber- und Revolutionsſtücke ſchienen in der Form und Sprache noch der beliebten Manier zu huldigen, bis man merkte, daß hier ein viel größerer Geiſt ſich nur die erſte Bahn gebrochen habe. In der That verhält ſich Schiller zu dem Pöbel der Ritter-, Räuber- und Geſpenſterromanfabrikanten wie Karl Moor zu ſeinen Geſellen, eine Zeitlang ihres Gleichen und doch weit über ſie erhaben.

Schiller wurde in dieſe allerdings gemiſchte Geſellſchaft fortgeriſſen, da bei ihm die Kraft viel früher da war, als die Grazie, die ſie beherrſcht, und da er, unter einer kleinlichen, jede Bewegung vorſchreibenden militäriſchen Zucht aufgewachſen, nothwendig am entgegengeſetzten Extreme, einer ausgelaſſenen Wildheit Vergnügen finden mußte. Aber ſchon bei ſeinem erſten Auftreten beurkundete er die ihm noch unbewußte höhere Sendung.

Er ahnte zuerſt, daß, während die moderne Poeſie von den falſchen Idealen der Gallomanie zur einfachen Natur allerdings zurückgeführt habe, es dagegen wieder die Aufgabe der romantiſchen Poeſie geworden ſei, von der falſchen Natur zu den reinen Idealen zurückzukehren. Die meiſten Stürmer und Dränger und nachherigen Romantiker begnügten ſich, der Modernität die Bilder anderer Zeiten und Sitten, oft ſogar nur andere Koſtume entgegenzuhalten, oder phantaſtiſche Traumzuſtände, in denen jede Liebhaberei und Eitelkeit ſich ihre Befriedigung vorgaukelte. Aber Schiller faßte die Sache tiefer auf und wollte nicht, daß man ein Zeitalter dem andern, ſondern daß man das ewige Ideal der zeitlichen Gemeinheit entgegenſetze, daß man daher auch nicht beim Koſtume und bei den äußern Umſtänden und Zuſtänden ſtehen bleibe, ſondern den Menſchen in großen Charakterbildern darſtelle. Ob antik, ob romantiſch, ob modern, gleichviel, das Menſchliche bleibt ſich in allen Zeiten gleich. Es adelt oder entadelt jede Zeit, und die Dichter tragen, jenachdem ſie es auffaſſen, zur Erhebung oder Entwürdigung der Menſchen bei. Darum, glaubte Schiller, ſei es die höchſte Aufgabe des Dichters, das Menſchliche in der edelſten Idealität aufzufaſſen, wie die griechiſche Kunſt einſt in ihrer höchſten Blüthe, wenn auch nur in der Darſtellung des Körperlichen, daſſelbe gethan, d. h. die göttliche Bildung des Menſchen dargeſtellt hatte. In dieſer höchſten Aufgabe ſchien ihm aller Streit der Schule vernichtet und er ſelbſt vermochte niemals, wenn ihn auch Göthe desfalls unabläßig verſchonte, das Antike, Romantiſche und Moderne ſtreng zu ſcheiden und gleich dieſem ſeinen vornehmen Freunde eine Maske nach der andern vorzunehmen. Modern in Kabale und Liebe, romantiſch in Wallenſtein und der Jungfrau von Orleans, antik in der Braut von Meſſina iſt doch Schiller überall derſelbe, und die verſchiedene Form verſchwindet vor dem gleichen Geiſte.

Wie man ihm aber ſchon während ſeines Lebens ſein Idealiſiren zu verleiden, ihn zum Gemeinen und zur Spielerei mit Formen herabzuziehen trachtete, ſo iſt er auch nach ſeinem Tode aus demſelben Grunde oft mißverſtanden und angefeindet worden. Bald tadelte man die Philoſophie, bald die Moralität, durch die er die Poeſie verfälſcht habe. Selbſt ſeine im Drama zu lyriſch ſcheinende Wärme des Gefühls warf man ihm vor, nur um beſtändig ſich ſelbſt und das Publikum über Schillers wahre Größe zu täuſchen. Daß dieſe Größe, als eine ſittliche, den frivolen und gemein geſinnten Poeten jederzeit tödtlich verhaßt war, ſeinen falſchen Freunden nicht weniger, wie ſeinen ausgeſprochenen Feinden, iſt höchſt natürlich. Er ſtellte edle große Charaktere dar; aber die Philiſter und Sentimentalen wollten nur das Kleinliche, und die Frivolen nur das Unſittliche, nur die Beſchönigung jedes Laſters und jeder unwürdigen Schwäche. Von der letzten Seite her, durch die romantiſche Lüderlichkeit der Schlegelſchen Schule wurde Schiller heftig und mit der Bosheit angegriffen, die der Unreine dem Reinen gegenüber ſo ſelten unterdrücken kann. Von den Philiſtern und Sentimentalen wurde Schiller bewundert, aber ohne daß ſie ihn verſtanden hätten, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, Schiller verlange, indem er edle Menſchlichkeit predigte, auch von ihnen, daß ſie ſich kräftigen und veredeln ſollten.

Dennoch wurde Schiller der bei weitem populärſte aller unſerer Dichter, ſeine Werke kamen in jedermanns Hände, ſein Name überſtrahlte in den Augen des Volks jeden andern, ſelbſt den Göthes, der nur bei der Ariſtokratie der Bildung den höhern Rang behauptete. Dieſen unendlichen Ruhm hat keine Koterie, keine Kritik, keine Gunſt erzeugt, ſondern lediglich die einfache Wirkung der Schillerſchen Poeſie auf die Mehrheit des noch unverbildeten Publikums, der noch unverdorbenen Jugend, oder des eigentlich ſich ſelbſt repräſentirenden Volks, das von der Macht der Wahrheit, von der Schönheit eines echten Seelenadels, von der Begeiſterung für alles Heilige und Hohe immer hingeriſſen wird und durch dieſe Empfänglichkeit die Hohergebildeten, die dafür ſchon zu verderben und abgeſchwächt ſind, nicht nur beſchämt, ſondern auch deren ſchädlichen Einfluß neutraliſirt. Ich liebe Schiller doppelt, weil er nicht nur ſo edel iſt, ſondern weil auch ſein Volk dieß erkannt hat, und weil ſein Name Legionen niedriger Geiſter, die an der Zerſtörung des deutſchen Charakters arbeiten, zurückſchreckt.

Was Schillers Werken eine ſo große Macht über die Geiſter verliehen, iſt zugleich ihre größte Liebenswürdigkeit, nämlich das Jugendliche. Er iſt der Dichter der Jugend, und wird es immer bleiben, denn alle ſeine Gefühle entſprechen dem erſten Aufſchwung des noch unverdorbenen jugendlichen Gemüthes, der noch reinen Liebe, dem noch unerſchütterten Glauben, der noch warmen Hoffnung, der noch ungeſchwächten Kraft junger Seelen. Er iſt aber auch der Liebling Aller, die ſich ihre Tugend bewahrt haben, deren Sinn für das wahre und Rechte, Große und Schöne nicht auf dem Markte des gemeinen Lebens erſtorben iſt.

Schiller trat in einem verdorbenen, altersſchwachen Zeitalter mit jugendlicher Kraft auf, mit einem wunderbar ſtarken und zugleich jungfräulich reinen Herzen. Er hat die deutſche Poeſie gereinigt, und verjüngt. Kraftvoller und ſiegreicher, als jeder Andere, hat er die unſittliche Richtung des in ſeiner Zeit herrſchenden Geſchmacks bekämpft. Ungeblendet von dem glänzenden Witze ſeiner Zeit hat er es gewagt, ſich wieder an die reinſten und urſprünglichſten Gefühle des Menſchen zu wenden, und den Spöttern einen ſtrengen und heiligen Ernſt entgegen zu ſetzen. Ihm gebührt der Ruhm, den Geiſt der Poeſie erfriſcht, geläutert und veredelt zu haben. Deutſchland erfreut ſich bereits der Früchte dieſer Umgeſtaltung; denn ſeit Schillers Auftreten hat unſre ganze Poeſie einen würdigen Ton angenommen. Und auch unſere Nachbarvölker ſind von dieſem Geiſte ergriffen worden, und Schiller übt auf die große Veränderung, die gegenwärtig in dem Geſchmack und in der Poeſie derſelben vorgeht, einen mächtigen Einfluß, den ſie ſelbſt laut anerkennen.

Wir haben ihm noch mehr zu danken, als die Reinigung des Kunſttempels. Seine Dichtungen haben auch außerhalb des Kunſtgebiets unmittelbar auf das Leben gewirkt. Der mächtige Zauber ſeines Liedes hat nicht blos die Phantaſie der Menſchen, er hat auch die Gewiſſen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeiſterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menſchen ſo oft und ſo ſiegreich vertheidigte, wie keiner vor ihm, machen ſeinen Namen nicht blos unter den Dichtern, ſondern auch unter den edelſten Weiſen und Heroen glänzen, die der Menſchheit theuer ſind.

Es giebt keinen Grundſatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer ſchönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten, und dieſe Ausſprüche leben im Munde des Volkes.

Schiller hat ſeine ganze poetiſche Kraft in die Darſtellung des Menſchen, und zwar des Ideales menſchlicher Seelengröße und Seelenſchönheit, des höchſten und geheimnißvollſten aller Wunder zuſammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegenſatz oder Gleichniß für den Menſchen. Der blinden Naturgewalt ſtellt er die ſittliche Kraft des Menſchen gegenüber, um dieſe in ihrem hödern Adel oder kämpfend in ihrer ſiegenden Stärke zu zeigen, ſo im Taucher, in der Bürgſchaft; oder er legt einen menſchlichen Sinn in die Natur, und giebt ihren blinden Kräften eine ſittliche Bedeutung, ſo in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke ꝛc. Selbſt in ſeinen hiſtoriſchen Schriften iſt es ihm weniger um den epiſchen, der Naturnothwendigkeit entſprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorſtechenden Charaktere, das Element der menſchlichen Freiheit im Gegenſatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers ſind ſeine idealen Menſchen. Er ſchildert überall nur den Menſchen, aber in ſeiner höchſten ſittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm ſogar beinahe unmöglich, einer Poeſie, welche den Menſchen nicht idealiſirt, dieſen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit ſchilderte, ſo würde dies zunächſt nur ſeiner eigenen Sittlichkeit zu Ehre gereichen, jedoch nichts für ſeinen poetiſchen Werth entſcheiden. Im Gegentheil ſind die meiſten frühern und ſpätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poeſie geweſen, und es iſt eben ſo ſchwer, eine edle Menſchennatur zu ſchildern, als zu beſitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von Beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Perſon dargeſtellt werden ſollen, ſo muß verlangt werden, daß die Natürlichkeit nicht darunter leide. Es iſt eben ſo fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetiſche Darſtellung ſich durch die Moralität des Gegenſtandes zu rechtfertigen ſuchen muß,

Digitized by Google

als wenn die Immoralität des Gegenſtandes ſich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darſtellung verſteckt. Die meiſten Dichter gleichen indeß wirklich den ſchlechten Heiligenmalern, die auch dem widerlichſten Zerrbilde noch eine Verehrung verſchaffen, wenn es nur einen Heiligen bedeuten ſoll; nur wenige gleichen einem Raphael, deſſen Heilige wirklich Heilige ſind, deſſen Kunſt die Heiligkeit des Gegenſtandes erreicht. Unter dieſen wenigen aber ſteht Schiller oben an. Selbſt in ſeinen erſten Jugendprodukten trägt die innere Naturwahrheit ſchon über die ſo oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben deßhalb in ſeinen ſpätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir beſitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als ſittliche dargeſtellt haben, die im Talent der Darſtellung unſerm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Intereſſe der Tugend und der Poeſie dergeſtalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir beſitzen keine Darſtellung der Tugend, die poetiſcher, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schillers Idealen tritt uns kein todtes mechaniſches Geſetz, keine Theorie, kein trockenes Moralſyſtem, ſondern eine lebendige organiſche Natur, ein reges Leben handelnder Menſchen entgegen. Dieſe ideale Natur iſt die Schöpfung des Genius. Schiller ſelbſt ſagt:

> Wiederholen kann der Verſtand, was da ſchon geweſen,
> Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelt aus innerer Tiefe die höhere Menſchennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdiſchen Decke ſchlummert. Das iſt das gewaltig überraſchende Wunder in der Geſchichte der Menſchen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maaßſtab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt ſelbſt in einer neuen Anſchauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Daſein in einem neuen Lichte, die alte Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns ſelbſt das verborgene Geheimniß aufſchließen, den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntniſſe, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredeln, erheben, und uns mit einem Worte die ganze innere und äußere Natur im Wiederſchein der ihrigen auf einer höheren Stufe, in einem neuen Zauberſchein enthüllen. Dieſe neue höhere Dichternatur iſt ſeine poetiſche Welt, und der Wunder größtes iſt, daß dieſe poetiſchen Welten ſo mannigfaltig eigenthümlich ſind. Größer als die Welt ſelbſt ſind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tauſend Naturen aus, die immer reicher, wunderbarer, ſchöner, zarter ſich geſtalten. Dieſe Wiedergeburt iſt das Werk des Genius. Jeder große Genius iſt eine ſeltſame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Geſtalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer ſolchen Geiſtesblume iſt ein Geheimniß, von ſelbſt erzeugt, von niemand zu enträthſeln. Wer hat noch den Blumengeiſt oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieſer ſo, in jener anders iſt? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern ſo ganz eigenthümlich anſpricht, und wer den geiſtigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verſtandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher beſtimmen.

Raphaels Name hat ſich mir unwillkührlich aufgedrängt, und es iſt unverkennbar, daß über Schillers Dichtungen der Geiſt einer ſittlichen Schönheit ſchwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geiſt ſinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geſchichte hervor, und Handlung, Kampf iſt ſeine Bedingung; das Sinnliche iſt wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Daſein befangen.

So müſſen Schillers Ideale ſich im Kampfe äußern, die von Raphael in ſanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegeriſchen Engels Michael nicht ſcheuen, Raphaels Genius war nur der ſanfte Engel, der ſeinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmliſche Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angeſichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schillers. Kein Maler hat das menſchliche Antlitz, kein Dichter die menſchliche Seele in dieſer Anmuth und Majeſtät der Schönheit darzuſtellen gewußt. Und wie Raphaels Genius ſich gleich bleibt, und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erſcheinungen uns immer in derſelben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, ſo bleibt auch Schillers Genius ſich gleich, und wir ſehen denſelben kriegeriſchen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Louiſen, Marquis Poſa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieſer das Schwert. Jener ruht im Bewußtſein eines nie zu ſtörenden Friedens, in ſeiner eigenen Herrlichkeit verſunken; dieſer wendet das ſchöne engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers ſind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphaels. Es iſt etwas Königliches in denſelben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieſer Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdiſcher Verderbniß geworfen, nur um ſo heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel ſchöner.

Dieſer Schönheit erſtes Geheimniß iſt die engelreine Unſchuld, die ewig in den edelſten Naturen wohnt. Dieſer Adel der Unſchuld kehrt in denſelben himmliſchen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schillers wieder. In der lichteſten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantaſtbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd ſpielte, erſcheint dieſe Unſchuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird ſie des eigenen Glückes ſich bewußt, ſo weckt ſie den Neid der himmliſchen Mächte. In dieſem neuen rührenden Reiz erblicken wir ſie bei Hero und Leander. Mit dem kriegeriſchen Helme geſchmückt, vom Feuer edler Leidenſchaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unſchuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgſchaft ſie geſchildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louiſen, vor Allem in Max Piccolomini und Thekla. Ueber dieſen rührenden Geſtalten ſchwebt ein Zauber der Poeſie, der ſeines Gleichen nicht hat. Es iſt ein Flötenton in wilder, kreiſchender Muſik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakeſpeare's Gebilde in noch feinerem Lilienſchmelz hingezaubert ſcheinen, ſo behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin ſtehen ſie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie ſind nicht weich, wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Coreggio, ſie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in ſich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, ſie begeiſtern uns.

Die heilige Unſchuld der Jungfrau tritt aber am herrlichſten hervor, wenn ſie zur Streiterin Gottes auserſehen wird. Es iſt das tiefe Geheimniß des Chriſtenthums und der chriſtlichen Poeſie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchſte Kraft von der reinſten Unſchuld. In dieſem Sinne hat Schiller ſeine Jungfrau von Orleans gedichtet, und ſie iſt die vollendetſte Erſcheinung jenes kriegeriſchen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in andrer Weiſe hat Schiller dieſe Unſchuld mit jeder herrlichen Entfaltung ächter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor Allen drei heilige Heldengeſtalten hervor, jener kriegeriſche Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Laſtern des Lagers und des Hauſes; Marquis Poſa, deſſen Geiſt mit jeder intellektuellen Bildung ausgerüſtet, ein reiner Tempel der Unſchuld geblieben; endlich jener kräftige, ſchlichte Sohn der Berge, Wilhelm Tell, in ſeiner Art das vollendete Seitenſtück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unſchuld in ihrer reinſten Glorie hervortritt, ſo kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer urſprünglichen Unſchuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenſchaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derſelben vollendeten Kunſt uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender ſein, als die Selbſtüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geiſtreich, wahr, erſchütternd iſt der Kampf in Fiesko's und Wallenſtein's großen Seelen dargeſtellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dies iſt das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Aeußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegenſatz iſt das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelbande dient. Kräftig, frei, ſelbſtſtändig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menſchen ihr alltägliches Daſein hinſchleppen. Es iſt höchſt bezeichnend für die Poeſie Schiller's, daß alle ſeine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Weſen an ſich tragen, das auch im wirklichen Leben den höchſten Adel der menſchlichen Natur zu begleiten pflegt. Alle ſeine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In ſeinen erſten Gedichten mochte man dieſe freie, kühne Geberde wohl etwas ungeſchlacht und eckig finden, und der Dichter ſelbſt ließ ſich im eleganten Weimar verleiten, ſeinen Räuber ein wenig zu civiliſiren. Wer ſollte jedoch nicht durch eine rauhe Hülle in den feſten, reinen Demantkern der edlen Natur hindurchſchauen? Welche Thorheiten man in Karl Moor, auch in Kabale und Liebe und im Fiesko finden mag, ich kann ſie nicht anders betrachten, als die Thorheiten jenes altdeutſchen Parcifal, der als roher Knabe noch im kindiſchen Kleide zur Beſchämung aller Spötter ſein adeliges Heldenherz erprobte; ja die Gewalt ſittlicher Schönheit in einer edlen Natur

Digitized by Google

kann wohl nirgends rührender und ergreifender wirken, als wo ſie ſo unbewußt der einſeitigen Verſpottung blosgeſtellt iſt.

Das dritte und höchſte Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schillers iſt das Feuer edler Leidenſchaften. Von dieſem Feuer iſt jedes große Herz ergriffen; es iſt das Opferfeuer für die himmliſchen Mächte, die veſtaliſche Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet, der Prometheus-Funke, vom Himmel entwandt, um den Menſchen eine göttliche Seele zu geben, das Pfingſtfeuer der Begeiſterung, in welchem die Seelen getauft werden, das Phönixfeuer, worin unſer Geſchlecht ſich ewig neu verjüngt. Ohne die Gluth edler Leidenſchaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieſes himmliſche Feuer, und alle ſeine Schöpfungen ſind davon durchdrungen. Schiller's Poeſie iſt ein ſtarker und feuriger Wein; alle ſeine Worte ſind Flammen der edelſten Empfindung. Die Ideale, die er uns geſchaffen, ſind ächte Kinder ſeines glühenden Herzens, und getheilte Strahlen ſeines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinſten und zugleich der ſtärkſten Leidenſchaft. Keiner von ſo reinem Herzen trug dieſes Feuer, Keiner von ſolchem Feuer beſaß dieſe Reinheit. So ſehn wir den reinſten unter den irdiſchen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andere Feuer matt und trüb erſcheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuſchere, heiligere Liebe geben mag, als ſie Schiller empfunden, und ſeinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir ſie wieder ſo feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchſte Seelenſtärke weckend, die ungeheuerſten Opfer freudig duldend? Von ihrem ſanfteſten Reiz, vom erſten Begegnen des Auges, vom erſten leiſen Herzſchlag bis zum erſchütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraſchenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum ihrer Schönheit, wie eine heilige Muſik, vom weichſten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigſten Klänge.

Die Gluth des begeiſterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menſchheit gelten ſoll, und hier waffnet ſich ſein Genius mit dem Flammenſchwert des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegeriſchen Engels mit den Geiſtern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharniſcht in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeiſterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit ſeines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, ſondern immer nur glänzend und ſchlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die vom Recht unzertrennlich iſt, war ſeinem Herzen das theuerſte Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämoniſchen Gewalten, die ſein Genius kräftig bekämpft.

Wir beſitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit ſo feuriger Begeiſterung, mit ſo ſchönem Schmuck der Poeſie, aber auch keinen, der ſie mit ſo reiner unbeſtochener Geſinnung, mit ſo triumphirender Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargeſtellt hat.

Sein Genius gehört der Menſchheit an. Die Rechte der Menſchheit, vom höchſten Standpunkt aus betrachtet, vertritt ſein Marquis Poſa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen ſeinen übrigen Helden ſehen wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denſelben Reichthum des Genies, wie in der Liebe.

Dieſes mag hinreichen, ſo weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geiſt in Schiller's Poeſie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier geſagt werden kann, ſagt jedem, der Schiller kennt, ſein Gefühl.

Und dieſes Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geſchlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und dieſen wird es vielleicht vergönnt ſein, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört ſein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die ſeine heilige Sehnſucht und ſein feſter Glaube an die Menſchheit vorausgeſehen, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher ſein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind Viele hinabgeſtiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geiſt der Menſchheit in die alten Feſſeln zu ſchlagen: Schiller hat, ein lichter Engel, an die Pforte der Zukunft ſich geſtellt, ihren Schleier gelüftet, und dem ſehnenden Auge eine freie, heitere Ausſicht aufgethan.

Die ernſte, feierliche Stimmung, von welcher wir bei Schiller ergriffen werden, die Erhebung, zu der er unſre Seele zwingt, die heiligen Schauer, die ihn umgeben, ſind freilich nicht geeignet, den äſthetiſchen Kleinmeiſtern zu gefallen, den faden, ſuffiſanten, lüſternen Kunſtjüngern, die in der Seele vor ihm erſchrecken, und ihn aus geheimer Rache bekritteln. Schnell iſt man damit fertig, ihn unnatürlich, ſteif, pedantiſch, grob zu nennen, und ihn für einen Dichter der ungezogenen Jugend und des Pöbels zu verſchreien. Freilich, euch iſt alles Große und Herrliche unnatürlich geworden, weil ihr im Grund verdorben ſeid, weil euch die Gemeinheit zur andern Natur geworden iſt. Euch erſcheint die Tugend pedantiſch, weil ihr ſie aus fremdem Munde predigen hören müßt, weil ſie nicht in euren Herzen ſelber ſpricht. Euch erſcheint jede kühne Freiheit grob, weil ſie eure conventionellen Schonungen und Gehege durchbricht, eure kleinen Götzen zertrümmert. Nur auf euch fällt die Schande, wenn die unverdorbene Jugend und das Volk, das ihr Pöbel nennt, den großen Dichter beſſer ehrt.

Garlieb Merkel

ward im Jahre 1776 in Liefland geboren und wurde nach vollendeten philoſophiſchen Studien und Erwerbung der philoſophiſchen Doctorwürde zu Frankfurt an der Oder Privatdocent, ging aber bald nach Berlin und übernahm die Redaction des Freimüthigen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena flüchtete er 1806 nach Liefland und blieb daſelbſt bis 1816, wo er wieder nach Berlin kam. Als es ihm aber nicht gelang, den alten Freimüthigen hier neu zu beleben, zog er ſich wieder auf ſein Landgut bei Riga zurück und lebte dort ſeinen ökonomiſchen Beſchäftigungen und einer literariſchen Muſe.

Er ſchrieb:

Verſuch über die Dichtkunſt. Leipzig 1795, 8.
Eine Klaeſchgeſchichte. Aus dem Engliſchen. Ebendaſ. 1795, 8.
Ueber die Letten. Riga 1798, 2 Thle.
Hume und Rouſſeau über den Urvertrag. Ebendaſ. 1798, 2 Thle.
Die Vorzeit Lieflands. Berlin 1798, 2 Thle.
Die Rückkehr ins Vaterland. Kopenhagen 1798, 8.
Eine Reiſegeſchichte. Berlin 1800, 8.
Sammlung von Völkergemälden. Lübeck 1800.
Erzählungen. Berlin 1800, 8., mit Rouſſeau's Portrait.
Briefe über Hamburg und Lübeck. Leipzig 1801.
Briefe an ein Frauenzimmer über die neueſten Producte der ſchönen Literatur in Deutſchland. Berlin und Leipzig 1801 — 1803, 3 Jahrgänge oder 26 Hefte, 8.
Wennem Ymanta. Leipzig 1802, 8., mit Kupf.
Randzeichnungen. 6. (und einzige) Aufl. Berlin 1802, 8.
Der Freimüthige. Ebendaſ. 1803 — 1806, 4 Jahrgänge, gr. 4. (mit Kotzebue).
Ernſt und Scherz. Unterhaltungsblatt. Ebendaſ. 1805, gr. 8.
Bruder Anton. Riga 1805.
Sämmtliche Schriften. Ebendaſ. 1807 — 1808, 2 Bde., 8.
Charaktere und Anſichten. Ebendaſ. 1811.
Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche. Ebendaſ. 1812 — 16, 4 Hefte.
Der alte Freimüthige. Berlin 1816 — 17, 5 Quarthefte, gr. 4.
Ueber Deutſchland, wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wiederfand. Riga 1818, 2 Thle.

Einzelne Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Durch die heftige Oppoſition, mit welcher Merkel theils in Verbindung mit Kotzebue, theils allein zu Anfang dieſes Jahrhunderts gegen die Koryphäen der romantiſchen Schule auftrat, erwarb er ſich allerdings literäriſchen Ruf und erhielt ſich in der Beachtung des Publikums, mußte aber auch von ſeinen Gegnern vielfach den herbſten Spott und Tadel ertragen, gegen welche ſich zu wehren er nicht den Witz und die Vielſeitigkeit beſaß, die Jenen zu Gebote ſtand, und denen er nur arrogante Keckheit und Suffiſance entgegenzuſtellen wußte, womit er freilich auf die Länge

nicht durchdrang. Seine beſten Leiſtungen ſind diejenigen, welche ſein Vaterland berühren; was er ſonſt noch lieferte, iſt meiſt vergeſſen, weil es entweder nur ein temporäres Intereſſe hatte oder zu geringhaltig und unbedeutend war.

Blaſius Merrem

ward am 4. Februar 1761 zu Bremen geboren, ſtudirte Philoſophie und Kameralwiſſenſchaften und wurde, nachdem er ſich die philoſophiſche Doctorwürde erworben hatte, Profeſſor derſelben Wiſſenſchaft zu Duisburg. 1804 folgte er einem Rufe als Profeſſor ordinarius der Oekonomie, Botanik und Kameralwiſſenſchaften nach Marburg, wo er ſpäter zum Hofrath ernannt wurde und am 23. Februar 1824 ſtarb.

Er verfaßte:

Vermiſchte Abhandlungen aus der Thiergeſchichte. Göttingen 1781, 4.

Beiträge zur Geſchichte der Vögel. Ebendaſ. 1784 — 1786, 2 Hefte, 4.

Grundriß zur allgemeinen Geſchichte und natürlichen Eintheilung der Vögel. Leipzig 1788, 2 Thle., 4.

Beiträge zur Naturgeſchichte. Duisburg 1790, 2 Hefte, 4.

Handbuch der Pflanzenkunde. Marburg 1809, 2 Thle.

Allgemeine Grundſätze der bürgerlichen Wirthſchaft und Haushaltung. Göttingen 1817.

M's wiſſenſchaftliche Arbeiten erhalten noch einen beſonderen Werth durch die treffliche Darſtellung, mit welcher er ſie vorzutragen verſtand.

Johann Georg Meuſel.

Dieſer fleißige Literat ward am 17. März 1743 zu Eyrichshof in Franken geboren und ſtudirte, nachdem er auf der Rathsſchule und dem Caſimirianum zu Koburg ſeinen Schulcurſus vollendet hatte, ſeit 1764 zu Göttingen Philologie und Philoſophie. Er wurde hier Mitglied des hiſtoriſchen Inſtituts und des philologiſchen Seminars und trat 1766 zu Halle als Magister legens auf, folgte ſodann 1769 einem Rufe als Profeſſor der Geſchichte nach Erfurt und ging 1780 von hier in gleicher Eigenſchaft nach Erlangen. Hier wurde der durch die Theilnahme an vielen gelehrten Geſellſchaften bereits ausgezeichnete Mann zum geheimen Hofrathe ernannt und ſtarb daſelbſt am 19. Sept. 1820.

Er gab heraus:

1 Betrachtungen über die neueſten hiſtoriſchen Schriften. Altenburg 1769 — 74, 5 Thle. Fortſetzung: Halle 1775 — 78, 4 Thle.
2 Geſchichte von Frankreich. Halle 1771 — 76, 5 Thle., gr. 8.
3 Europäiſche Staatenhiſtorie. Leipzig 1775, 5. Aufl. 1816.
4 Der Geſchichtsforſcher. Halle 1775 — 79, 7 Thle.
5 Neueſte Literatur der Geſchichtskunde. Erfurt 1778 — 80, 6 Thle.
6 Künſtlerlexikon. Lemgo 1778 — 89, 2 Bde.; neue Ausg. 1808 — 1809, 3 Bde.
7 Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts. Halle 1779 — 87, 30 Hefte. Wurde unter den sub 9, 11, 12, 16 genannten Titeln fortgeſetzt.
8 Struv's Bibliotheca historica. Leipzig 1782 — 1804.
9 Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber. Manheim 1787 — 92, 18 St.
10 Lehrbuch der Statiſtik. Leipzig 1792.
11 Neues Muſeum. Leipzig 1794 — 95, 4 St.
12 Neue Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts. Ebendaſ. 1795 — 1803, 14 St.
13 Gelehrtes Deutſchland. Lemgo 1796 — 1834, 23 Bde., davon 18. — 23. Bd. von Erſch und Lindner.
14 Leitfaden zur Geſchichte der Gelehrſamkeit. 1799 ff., 3 Abthlgen.
15 Lexikon der von 1750 — 1800 verſtorbenen deutſchen Schriftſteller. Leipzig 1802 — 16, 15 Bde.
16 Archiv für Künſtler und Kunſtliebhaber. Dresden 1803 — 1808, 4 St.

Literatur der Statiſtik. Leipzig, 1806 — 1807, 2 Bde.

Ein überaus fleißiger und gewiſſenhafter Literat und Statiſtiker, deſſen Arbeiten einen bleibenden Werth haben, namentlich diejenigen, die er auf dem Gebiete der Literärgeſchichte lieferte.

Friedrich Johann Lorenz Meyer

ward am 22. Januar 1760 zu Hamburg geboren und ſtudirte zu Göttingen die Rechte und ſchöne Wiſſenſchaften, worauf er ſeit 1782 die Schweiz, Italien und Frankreich bereiſte. Nach ſeiner Rückkehr wurde er mit den übrigen Deputirten von Lübeck und Hamburg 1796 an das franzöſiſche Directorium geſandt und 1801 nochmals in Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt an den Oberconſul Bonaparte abgeordnet. Dann lebte er eine Zeitlang als Domherr, doch ohne weitere öffentliche Bedienſtung als der eines Mitglieds und vortragenden Secretärs der hamburgiſchen Geſellſchaft zu Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe, bis er zum Präſes des daſigen Domcapitels gewählt wurde.

Er ließ erſcheinen:

Darſtellungen aus Italien. Hamburg 1792.

Mainz nach der Einnahme durch die Verbündeten. Ebendaſ. 1793.

Fragmente aus Paris. Hamburg 1797, 2 Thle.; 2. Ausg. 1798.

Pius VI. und ſein Pontificat. Hamburg 1800.

Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. Ebendaſ. 1800 — 1804, 6 Hefte.

Briefe aus der Hauptſtadt und dem Innern Frankreichs. Tübingen 1802, 2 Bde.; 3. Ausg. 1803.

Johann Arnold Günther. Ein Lebensgemälde. Hamburg 1810.

Darſtellungen aus Norddeutſchland. Ebendaſ. 1816.

Brieffragmente vom Taunus, Rhein, Neckar und Main. Ebendaſ. 1822.

Darſtellungen aus Rußlands Kaiſerſtadt und ihrer Umgegend. Ebendaſ. 1829.

Gute Beobachtung, Geſchmack, geiſtreiche Auffaſſung und gewandte Darſtellung machen M's, meiſt die Länder- und Völkerkunde betreffende Schriften, zu einer eben ſo unterhaltenden wie belehrenden Lectüre.

Digitized by Google

Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer

ward am 28. Januar 1759 zu Hamburg geboren, ſtudirte zu Göttingen die Rechte und wurde 1783 zu Stade als Regierungsauditor angeſtellt. 1785 erhielt er eine Profeſſur und die Stelle eines Bibliothekars zu Göttingen, wurde aber durch ſeine Kränklichkeit genöthigt, ſchon 1788 dieſe Aemter aufzugeben und bereiſte nun England, Italien und Frankreich. Hierauf lebte er eine Zeitlang als Privatgelehrter in Berlin und zog ſich dann auf ſein Gut Bramſtädt im Holſteiniſchen zurück.

Von ihm haben wir:

Neue Theaterſtücke. Berlin 1782.
Beiträge zur vaterländiſchen Bühne. Ebendaſ. 1793, 8.
Spiele des Witzes und der Phantaſie. Ebendaſ. 1793, 8., mit 1 Vign.
Schauſpiele. Altona 1818, 8.
Friedrich Ludwig Schröder. Hamburg 1819, 3 Thle.
Gedichte und Ueberſetzungen, Recenſionen u. ſ. w., in Zeitſchriften, wie z. B. in den kritiſchen Blättern der Börſenhalle.

M's bedeutendſte Leiſtung iſt die Biographie ſeines Freundes, des großen Mimen Schröder, in welcher ſich die innige Neigung zu dem bedeutenden Künſtler mit geſchmackvoller Kritik und reicher Kunſtkenntniß auf das Feinſte verbindet. Seine dramatiſchen Arbeiten, größtentheils gelungene Nachbildungen ausländiſcher Originale, zeichnen ſich durch Witz, lebhaften Dialog und gute Charakterzeichnung aus und werden gern auf der Bühne geſehen.

Johann Heinrich Meyer.

Dieſer als ausübender Künſtler, wie als Kunſtkenner gleich ausgezeichnete Freund Goethe's ward am 16. März 1759 zu Stäfa am Zürichерſee geboren und verweilte zum Behuf ſeiner weitern Ausbildung in der Malerei, der er ſich gewidmet hatte, 1784 — 88 unter den Kunſtſchätzen Italiens, wo er mit der Herzogin Amalia von Weimar, Goethe und Herder zuſammentraf. In Folge dieſer Bekanntſchaft wurde er nach ſeiner Rückkehr in die Schweiz 1792 von Goethe nach Weimar gezogen und hier als Profeſſor an der neu errichteten Zeichnenſchule angeſtellt. Eine 1795 nach Italien unternommene neue Reiſe mußte er in Folge der Kriegsunruhen von 1797 verkürzen und hatte nicht lange darauf auch den Verluſt ſeiner Papiere zu bedauern. Nach Weimar zurückgekehrt wurde er 1807 zum Director der daſigen Zeichnenſchule ernannt. Er ſtarb daſelbſt am 14. October 1832. Seinen großen anderweitigen Verdienſten um Weimar ſetzte er die Krone auf, durch ein in ſeinem Teſtamente feſtgeſtelltes Legat von 20,000 Thlrn. zu einer Armenſtiftung, welche unter dem Namen „Meyer-Amalienſtiftung" ſeinen und ſeiner geliebten Gattin Namen verewigt.

Literäriſch bekannt iſt er durch:

Winkelmanns Werke. Dresden 1808 — 17, 8 Bde., (mit Fernow und Schulze herausgegeben).
Ueber die Altargemälde von Lukas Cranach in der Stadtkirche zu Weimar. Weimar 1813, Fol.
Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen. Dresden 1824.
Auch lieferte er Anzeigen und Beurtheilungen in Goethe's Journal: Kunſt und Alterthum u. ſ. w.

Reiner und gediegener Geſchmack, große vielſeitige Kunſtkenntniß, eiſerner Fleiß, Feinheit und Schärfe des Urtheils und Klarheit der Darſtellung, verleihen M's kunſtgeſchichtlichen Arbeiten und Kritiken einen bleibenden Werth.

Nachweiſung noch vorhandener Denkmale aus der Zeit des hohen und ſchönen Styls*).

Ein und zwanzig Jahrhunderte und mehr, ſind nun vorüber gezogen, ſeit der ſchöne, oder beſſer geſagt der ſchönſte Styl, der allerreinſte Geſchmack, vollkommenes unbedungenes Vermögen, die Kunſt verherrlichten; und noch andere hundert oder hundert und zwanzig Jahre früher zeigte ſie ſich, obwohl nicht in ſolcher reizenden Schönheit, doch in ihrem edelſten Ernſt, in der allerhöchſten Würde. Selten ſind freilich die wahrhaftig echten Denkmale von der einen und andern Art, dennoch iſt der Zeiten Gewalt ſowohl, als der rohen Zerſtörungswuth der Menſchen, manches den beiden angedeuteten Endpunkten, wie auch dem dazwiſchen liegenden Zeitraume unſtreitig Zugehöriges, entgangen. Es wird nützlich ſein, ja unerläßlich für den Zweck, welchen wir verfolgen, die gekannteſten und bewährteſten aus dieſen jetzt noch vorhandenen Denkmalen anzuzeigen.

Werth des erſten Platzes iſt nach unſerer Ueberzeugung der eine von den beiden Pferdebändigern vor dem päpſtlichen Pallaſt auf Monte Cavallo zu Rom. Die am Fußgeſtelle dieſeſes großen Werks befindliche Inſchrift, giebt daſſelbe für Arbeit des Phidias aus. Da beſagte Inſchrift lateiniſch iſt, folglich von den Römern herrührt, ſo könnte ſie wohl Zweifel erregen, aber die vortreffliche Kunſtbeſchaffenheit des ganzen Werks ſcheint ihre Richtigkeit zu bezeugen, denn wir beſitzen kein Denkmal alter Bildnerei, welches mit erhabenerem Sinn gedacht, mit mehrerem Geiſt ausgeführt wäre. Der Künſtler wußte dem Marmor gleichſam Leben einzuhauchen und eine hohe Seele; der Geberde Stolz, die rüſtige Bewegung, der Adel in den Zügen, die Großheit und Wohlgeſtalt aller Gliederformen ſtellen uns einen der Dioscuren einen Helden und Halbgott auf das herrlichſte vor Augen.

In den Metopen und Frieſen am Tempel des Theſeus zu Athen ſind mehr oder weniger beſchädigte Bildwerke noch übrig*), die, weil Cimon dieſen Tempel erbauete, vor oder ſpäteſtens während der zwei und achtzigſten Olympiade ſein müſſen. Da überdem ihre edeln Formen des hohen Styls vollſtändige Entwickelung zeigen, ſo ſetzt ſolches den Einfluß von Phidias Kunſt und Geſchmack auf dieſelben außer Zweifel.

Alle von den Giebelfeldern des Minerven-Tempels auf der Burg zu Athen herrührenden Statuen, ſammt den Reliefs vom Fries und aus den Metopen deſſelben**), können als im Geiſt des Phidias gearbeitete Werke betrachtet werden. Er ſelbſt dürfte zwar ſchwerlich an irgend eines Hand gelegt haben, weil ihn während des Tempelbaues das koloſſale Bild der Göttin aus Gold und Elfenbein beſchäftigte, allein es läßt ſich durch glaubwürdige hiſtoriſche Zeugniſſe nachweiſen, daß alle dieſe Bildwerke unter ſeinem Einfluß und Aufſicht entſtanden ſind; ſie ſprechen demnach ſeinen Geſchmack und Styl vollkommen aus, wie ſich ſolches auch durch mancherlei Aehnlichkeit mit vorerwähnter Koloſſalfigur bethätigt, und die Aechtheit jener Figur hinwieder durch Kunſtverwandtſchaft mit den Bildwerken vom Parthenon deſto unbeſtreitbarer wird. Im übrigen iſt es wohl nicht zu gewagt, wenn wir als entſchieden annehmen: die berühmten Meiſter, Zeitgenoſſen und zum Theil Schüler des Phidias, deren damalige Anweſenheit in Athen keinem Zweifel unterliegt, hätten an der Ausführung beſagter Werke Theil genommen. Calamis galt für den beſten Künſtler in Pferdefiguren; Equis semper sine aemulo expressis, ſagt Plinius von ihm***); und, wenn nun Alles aufgeboten wurde, den Parthenon zu verherrlichen, wenn dieſer Tempel die Bewunderung der Nachwelt erwerben, derſelben ein Verkündiger der Kunſt in den Tagen des Pericles und des Phidias ſein ſollte, ſo iſt es wenigſtens wahrſcheinlicher, daß jene drei jetzt in London befindlichen Pferdeköpfe, vom Giebel des Tempels, Arbeiten

*) Aus: J. H. Meyer's „Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen." Dresden 1824. S. 283 flgde.

*) Stuart, the Antiquities of Athens Vol. III. Einige Figuren und Gruppen von daher, enthält unſere Kupfertafel XVI.
**) The Elgin Marbles from the Temple of Minerva at Athens, einige vom Giebel, vom Fries und aus den Metopen enthalten unſere Kupfertafeln N. XVIII. u. XIX.
***) Plin. Lib. XXXIV. Cap. 8. §. 19. n. 11.

Digitized by Google

des Calamis ſeien, als daß ſie es nicht ſeien. Und wenn der ſogenannte Jliſſus, der Theſeus und mehrere Stürze weiblicher Figuren, zumal die beiden, wo eine der andern im Schoaße liegt, allerdings von hoher außerordentlicher Vortrefflichkeit ſind, ſo kann es keineswegs vermeſſen ſcheinen, auch allenfalls für möglich zu halten, Alcamenes oder Agoracritus habe dieſelben gebildet; ja wir behaupten geradezu, es befinden ſich unter den elginiſchen, jetzt dem britiſchen Muſeum gehörigen Marmorn aus Athen wahrhaftige Arbeiten der genannten und anderer damals lebenden Meiſter; obgleich nicht zu ſagen iſt, auch wohl immer unbeſtimmbar bleiben wird, welches Stück von dieſem oder jenem herrührt. In Betracht der erhabenen Arbeiten von dem Fries des Tempels und aus deſſen Metopen hegen wir ungefähr eine gleiche Meinung. Wer indeſſen dem Fries beſondere Aufmerkſamkeit widmen mag, wird finden, daß zwar ebenfalls mehrere treffliche Meiſter an der Ausführung Theil deſſelben genommen; doch die nie genug zu preiſende Erfindung des Ganzen, welche wir ohne einiges Bedenken den gehaltvollſten Dichtungen des Alterthums an die Seite ſetzen, von wem anders als vom Obermeiſter und Vorſteher des geſammten Künſtlerchors konnte ſie ausgegangen ſein?

Die nunmehr auch im brittiſchen Muſeum befindlichen Reliefs vom Fries des Apollotempels auf dem Berge Cotylius bei Phigalia *) gehören ebenfalls zu den Denkmalen aus der Zeit des hohen Styls der griechiſchen Kunſt, wie theils aus den gewaltigen Formen der Figuren, theils aus dem Umſtand hervorgeht, daß Jctinus, Baumeiſter des Parthenon, auch dieſen Tempel aufgeführt **). Im Ganzen iſt die Kunſt in den ebengedachten erhobenen Arbeiten im hohen Grade achtbar, wenn ſchon die Behandlung etwas minder Sorgfalt verräth, als man an den Bildwerken des Parthenon wahrnimmt.

Das koloſſale Haupt einer Minerva, uns nur aus einem Gypsabguß in der Dresdner von Mengs herrührenden Sammlung bekannt, iſt in eben dem erhabenen Sinne gearbeitet, wie der vorhin genannte Pferdebändiger, doch von noch ſtrengerm Ausdruck, (ſ. Abbild. Kupfert. N. XX.), daher ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit vermuthen läßt, dieſes Haupt möchte noch ein glücklich gerettetes Ueberbleibſel jener von uns ſchon mehre Male angeführten Minerva Area ſein, welche Phidias für den bei Platea gelegenen Tempel derſelben arbeitete. In weſſen Beſitz der, vermöge des vielleicht einzigen Abguſſes, noch ziemlich wohlerhaltene Marmor ſich gegenwärtig befindet, hat uns, ungeachtet fleißiger Nachfrage, auszuforſchen noch nicht glücken wollen.

Ferner ſind als dem Styl des Phidias verwandte Werke zu betrachten: die herrliche Statue der Pallas in der Villa Albani ***), desgleichen die noch berühmtere ſogenannte Giuſtinianiſche †), jene hat ernſtern Ausdruck und mehr Bewegung, dieſe einen ruhigern Stand und überhaupt milderes Weſen, beide Werke (Kupfert. N. XXI. enthält die Abbild.) möchten wir hinſichtlich auf ihr Alter ungefähr gleich geachtet und für Arbeit von Meiſtern aus der Schule des Phidias angeſehen wiſſen. Die allgemeine Charakterähnlichkeit beider Statuen, der ſich gleichende Geſchmack im Faltenſchlag und in der Ausführung ihrer Gewänder, berechtigen zu ſolchen Vermuthungen. Geneigt ſind wir ferner uns auf eben dieſe Art und Weiſe den zarten Unterſchied zwiſchen den Werken des Agoracritus und denen des Alcamenes zu denken, wollen jedoch damit weder von dem Albaniſchen noch von dem Giuſtinianiſchen Götterbild andeuten oder gar behaupten, es rühre das eine oder andere von einem der erwähnten Meiſter her, wiewohl ſolches allerdings eine mögliche Sache wäre.

Ein koloſſales, gegenwärtig Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Baiern gehöriges Bruſtbild der Pallas, welches vormals die Villa Albani ſchmückte, und die von Velletri benannte nach Frankreich gekommene Statue dieſer Göttin, welche mit dem Bruſtbild beinahe ähnliche Proportionen haben mag (Abbild. beider Denkm. finden ſich auf der Kupfert. N. XXI.), ſind gleichfalls Denkmale, die zur anſchaulichen Kenntniß des hohen Stils beitragen können. Auffallende Vernachläſſigungen am Kinn und an den Augen der Pallas von Velletri müſſen freilich Zweifel erregen, ob dieſelbe ein Originalwerk ſei, und wenn das Bruſtbild aus der Villa Albani vielleicht urſprünglich beſſer gearbeitet war, ſo iſt es hingegen an mehreren Stellen beſchädigt, wodurch die Harmonie des Ganzen einigermaßen geſtört wird.

Die bisher unſern Leſern vorübergeführten Denkmale gewähren nicht allein ſchätzbaren Unterricht über den hohen Stil im Allgemeinen, ſondern auch die ſelbſt eigene Kunſt des Phidias und der beſten aus deſſen Schule hervorgegangenen Meiſter lernt man aus ihnen kennen. Ferner bringen die mit darunter befindlichen Bilder der Pallas, denen wir noch das herrliche wundervolle Bruchſtück eines Kopfs derſelben vom Giebel des Parthenon hier beifügen wollen (ſ. ungefähr die Geſtalt deſſelben auf Kupfert. N. XXI.), jene durch den Phidias zur Vollendung gediehene Idealgeſtalt und die Züge dieſer Göttin in verſchiedener Nüancirung vor Augen, ungefähr eben ſo vom Gewaltigen, Herben, zum Gemilderten übergehend, wie er der Schöpfer und Meiſter ſelbſt, früher oder ſpäter ſeine Statuen der Athene gebildet. Den gewaltigſten Charakter, groſsartig und ſtrenge, hat das gedachte koloſſale Haupt. Weniger herbe, doch immer noch ſehr ernſt in den Zügen, erſcheint die Göttin in der albaniſchen Statue; und das Gleichgewicht von göttlicher Erhabenheit und milderer Schöne findet ſich nach unſerm Dafürhalten in dem erwähnten Fragment vom Giebel des Parthenon. Die Statue aus Velletri, ſo wie jenes vormals in der Villa Albani geweſenene Bruſtbild, künden bei eben ſo hohem Charakter gemüthlichere Ruhe an. Die Giuſtinianiſche Statue aber iſt noch mehr geſänftiget und bei reiner Schönheit der Züge am anziehendſten.

Dieſer mildere Ernſt war auch ſchon den Werken des Polykletes eigen, wie wir aus der berühmten Amazone deſſelben ſchließen können. Zwar würde es zu gewagt ſein, die Amazone von Marmor, ehemals in der Villa Mattei und gegenwärtig im vatikaniſchen Muſeum *), für das wirkliche Original halten zu wollen, welches dieſer große Künſtler in den Tempel der Diana zu Epheſus verfertigt, weil Plinius deſſelben unter den bronzenen Werken gedenkt **). Wer aber die nur erwähnte Amazone, aus der Villa Mattei, mit dem Koloß des Phidias, den Fragmenten vom Parthenon und andern unſtreitigen Denkmalen vom hohen Styl ſorgfältig vergleicht, wird gar bald die zuverläſſigen Merkmale deſſelben an ihr entdecken und ſich überzeugen: daß wofern ſie auch nicht von Polykletes eigener Hand, ſie wenigſtens doch von einem ſehr guten jener Zeit verwandten Meiſter gearbeitet iſt; wir werden folglich auf jeden Fall uns über die Kunſt des Polyklet und ſogar über die zarten Eigenthümlichkeiten ſeines Geſchmacks aus dieſem köſtlichen Monument belehren können.

Statuen von ähnlicher Geſtalt, Geberde und Kleidung, finden ſich noch in verſchiedenen andern Sammlungen, welche indeſſen, vermöge der Behandlung, als ſpäter entſtandene Copien zu betrachten ſind. Eben ſo begegnet man auch einigen Nachbildungen von derjenigen Amazone, die Cteſilaus wetteifernd mit dem Polykletes verfertigt. Eine nicht weſentlich beſchädigte und trefflich gearbeitete Figur dieſer Art ziert das kapitoliniſche Muſeum ***), und wir erhalten durch dieſelbe ſo ziemlich ausreichende Kenntniß über die allgemeine Kunſtbeſchaffenheit der Werke des Cteſilaus. Wird dieſes kapitoliniſche Denkmal mit dem erwähnten vormals Matteiſchen jetzt Vatikaniſchen verglichen und weiter auf die beiderſeitigen Originale geſchloſſen, ſo war die Amazone des Cteſilaus zwar weniger edel geſtaltet, weder ſo hoch, noch ſo ſchlank in ihrem Gliederbau als die ſeines Mitbewerbers, auch gelang ihm nicht völlig ſo gut den heroiſchen Charakter darzuſtellen; aber das ſchöne paſſende Motiv einer unter der rechten Bruſt empfangenen Wunde, begleitet von einem durch das Ganze gehenden Zug ſchmerzhafter Empfindung und ſtillen Duldens, gab ſeiner obſchon minder vollkommenen Figur doch vielleicht mehr gemüthlich Anſprechendes.

Der immer neue Bewunderung erregenden nie genug zu preiſenden Niobe, nebſt einigen zu der Familie derſelben gehörigen Statuen †), muß ebenfalls hier unter den Kunſtdenkmalen vom hohen Styl Erwähnung geſchehen. Obgleich man ihren Verfertiger nicht zu nennen weiß, ſo iſt doch für wahrſcheinlich, ja für ganz gewiß anzunehmen, es rühre dieſes edle Werk von einem der berühmteſten Meiſter jener Zeit her; denn in keinem andern Monument findet ſich ſolche glückliche Verbindung des hochedeln mit dem zarten Schönen, in keinem ſo viel Beſtimmtes in der Zeichnung ohne herbe Strenge, in keinem ſo keuſche Pflege in der Ausführung. Von der ganzen Familie gewähren als am wenigſten beſchädigt und wahrhaftige Originalfiguren die Mutter mit ihrer jüngſten Tochter im Schoaß; von den einzelnen Statuen die dritte und vierte der Töchter, ſo auch der jüngſte Sohn, am meiſten Belehrung über die Kunſt des Meiſters, den Geſchmack und die Zeit, in welcher er arbeitete.

Das Vermögen des Myron liegt klar vor unſern Augen in dem ſogenannten fallenden Fechter, welchen das kapitoliniſche Muſeum aufbewahrt ††). Der allein antike und falſch reſtaurirte Sturz iſt

*) S. die Abbildungen v. Wagner. Von den am Vorzüglichſten gedachten Gruppen aus dieſem Fries enthält unſere Kupfertafel N. XVII. einige.

**) Paus. Lib. VIII. Cap. 42.

***) S. die Abbildung in dem Werk von Cavaceppi, Racolta d'antiche Statue.

†) Galleria Giustiniani Tom. I. tav. 3.

*) m. ſ. d. Abbild. Mus. Pio-Clem. tom. II. tav. 38. und in den Kupfertafeln zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. II. B.

**) Plin. Lib. XXXIV. Cap. 8. §. 19.

***) Mus. Capital. Tom. III. tav. 46. — Die Kupfertafeln zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. 4. A et B. Vollſtändiger aber auf der Kupfertaf. N. VII. zu dem gegenwärtigen Werk.

†) Abbild. bei Fabroni, Dissertazione sulle Statue appartenenti alla Favola di Niobe. Und die als wirkliche Originale genannten Figuren auf unſerer Kupfertafel N. XXII.

††) Mus. Capitol. Tom. III. tav. 69. Eine Abbild. des Scheibenwerfers v. Myron, ganz und wie derſelbe urſprüngl. beſchaffen geweſen, findet ſich in der Kupfertafel zu Winkelmanns Werken Bd. VI. Taf. 3. 4.

Digitized by Google

Ueberbleibſel einer vortrefflichen Copie des von den Alten zum höchſten geachteten Scheibenwerfers, und nach ſicheren Kennzeichen muß dieſelbe ſchon in frühen Zeiten verfertigt ſein.

Eben ſo derb und ausdrucksvoll in ſeiner Muskulatur, mächtig, rüſtig, kräftig, erſcheint der herrliche Sturz einer bronzenen Athleten-Statue in der florentiniſchen Galerie; ein herrliches, nicht minder geiſtreich als meiſterhaft vollendetes Werk, welches man unbedenklich für Original-Arbeit irgend eines vorzüglichen Meiſters aus der Zeit unmittelbar nach dem Phidias geben und nehmen mag.

Den Monumenten, die den Forſcher annähernd bekannt machen mit kräftig männlicher Wohlgeſtalt, höchſt lebhaft bewegt, wie ſolche dem Myron gelungen und, theilweiſe noch vortrefflicher dem Pythagoras aus Rhegium, geſellen wir billig auch das Meiſterſtück des Agaſias von Epheſus, gewöhnlich der borgheſiſche Fechter genannt (Kupfertafel N. XXIII. enthält deſſen Abbildung). Es iſt daſſelbe überaus belehrend in Hinſicht auf den Charakter des Stils, welcher dem Schönen, dem Weichen, Gerundeten zunächſt vorherging, ſonach ſind alle Theile ſehr kräftig ausgedrückt, Sehnen und Knochen vorwaltend. Obwohl der Künſtler kein ideales Bild eines Heroen zu ſchaffen ſich vorgenommen, ſondern blos getreu und wahrhaft die Geſtalt, den Muth, die Stärke und Gewandtheit eines ſeiner Zeitgenoſſen in Marmor zu verewigen befliſſen war, ſo äußert ſich doch im geſammten Ganzen noch der ernſte Geiſt des hohen Stils. Indeſſen kann dieſes Denkmal im Alter nicht völlig bis in die Zeit des Myron hinaufgerückt werden, weil man an den Haaren weder die drahtartige Manier noch die reihenweiſe gelegten Locken wahrnimmt, wie am vorerwähnten Discobolus. Daß es aber noch vor Einführung des eigentlich ſchönen Styls und auch nicht zu allernächſt vor demſelben entſtanden, offenbart ſich aus den ſehr beſtimmten, deutlich angegebenen Muskeln und Knochen und aus mehrerem Beſtreben des Künſtlers nach kräftigem Ausdruck als nach ſchöner Form.

Jünger als der borgheſiſche Fechter iſt der beinahe eben ſo bekannte und geſchätzte ruhigſtehende Discobolus dargeſtellt*); ſeine Glieder erſcheinen daher obwohl rüſtig und krafterfüllt, weniger ausgearbeitet, die Muskeln runder, das Spiel derſelben ſanfter, Knochen und Sehnen weniger nachdrücklich angedeutet; überhaupt hat die Geſtalt einen edlern Charakter. War der Discobolus des Naucydes wirklich das Muſterbild zu dieſer und einigen andern Figuren ſolcher Art, ſo hat der Künſtler ohne allen Zweifel ungefähr den Charakter und die Geſtalt des berühmten Doryphorus ſeines großen Lehrers hierauf übertragen. Denn unter allen noch vorhandenen Statuen iſt keine, worauf ſich der Beiname viriliter puer, welche Plinius dem Doryphorus des Polykletes giebt**), ſchicklicher anwenden läßt. Wohl mögen indeſſen die berührten Statuen des Discuswerfers in Ruhe, ſelbſt die ſchöne und zum beſten erhaltene im vatikaniſchen Muſeum nicht ausgenommen, desgleichen die Fragmente eines noch verdienſtlichern Werkes dieſer Art, in weit ſpäterer als des Naucydes Zeit gearbeitet ſein.

Aber als derſelben wirklich angehörende Monumente ſind zu betrachten: Das koloſſale Junohaupt in der Villa Ludoviſi zu Rom (abgebildet Kupfert. N. XX.), ſo wie der ebenfalls koloſſale Sturz einer weiblichen Figur, bekannt unter dem Namen der farneſiſchen Flora (abgebildet Kupfert. N. XXIII.) nun in Neapel befindlich. Die Juno von wahrhaftig göttlichem Charakter iſt ſehr wahrſcheinlich das Ueberbleibſel einer mächtigen Tempelſtatue und zuverläſſig Arbeit eines vortrefflichen Meiſters. Noch äußert ſich in ihren Zügen der Ernſt, die Majeſtät, jene ſich ſelbſt genügende ſtille Erhabenheit, welche der hohe Styl ſeinen Erzeugniſſen mitzutheilen pflegte, allein die Behandlung iſt freier, milder, die Haare nicht mehr drahtartig, die Linien der Zeichnung fließen ſanfter und begegnen ſich in minder ſcharfen Winkeln.

Großartig edle Formen hat die ſogenannte Flora; es bekleidet ſie ein ſehr feines, zierliche Falten ſchlagendes, mit ungemeiner Sorgfalt ausgeführtes Gewand; und eben dieſe Sorgfalt der Ausführung, welche nicht verſchmähte, gewebte Streifen am Untergewande anzudeuten, nebſt dem würdigen Charakter des Ganzen, recht Mitte haltend zwiſchen zarter Schönheit und heroiſch kräftiger Wohlgeſtalt, ſind die Gründe, welche uns bewogen haben, die vermuthliche Entſtehung des erwähnten Denkmals ungefähr in dieſe Zeit zu ſetzen.

Ihr möchten ferner noch angehören: der junge ſchlangenwürgend Herkules in der florentiniſchen Galerie (ſ. deſſen Abbild. Kupfertaf. N. XXIII.), ſo wie das edle ſitzende Kind mit der Maske im kapitoliniſchen Muſeum (abgebildet Kupfertafel N. XXIII.). Jener Herkules verdient ſeiner Vortrefflichkeit wegen mehr bekannt und geſchätzt zu werden, als bisher geſchehen iſt; nirgends hat ſich die Kunſt der Alten in idealer Geſtaltung vollkommener und glücklicher ausgeſprochen; Geberde, Gliederformen und Geſichtszüge verkündigen alle den künftigen Helden, den Mächtigen, den Unbezwingbaren. Das kapitoliniſche Kind hat nicht weniger Großes im Stil ſeiner Formen, als der angeführte junge Herkules; doch iſt die Arbeit weicher, das Fleiſch gerundeter und mit mehrerer Leichtigkeit behandelt; wir wiſſen daher auch nicht ganz alle Zweifel zu beſeitigen, ob das Werk, ungeachtet ſeiner Großartigkeit, nicht von einem etwas ſpätern Meiſter herrührt.

Sehr wäre zu wünſchen, die noch vorhandenen Copien vom Ganymedes des Leochares*) möchten vollkommen gut und beſſer, als wirklich der Fall iſt, gearbeitet ſein, damit wir uns eines genügenden Unterrichts über die Kunſt dieſes berühmten Meiſters zu erfreuen hätten. Sie geben indeſſen einige nähere Kunde von ſeiner Denkweiſe, ſeinem Geſchmack und Streben, welches ſchon als ein ſchätzbarer Gewinn mag betrachtet werden.

Gütiger als es hinſichtlich auf den Ganymedes geſchehen, diente uns das Geſchick in dem ſitzenden Paris, mehr als lebensgroß, ehedem im Pallaſt Altemps, jetzt im Muſeum Pio-Clementinum, welche Statue man für eine Copie nach der geprieſenen Bronze des Euphranor halten will (ſ. d. Kupfertaf. N. XI.). Der Kopf des Geliebten der Helena, des Helden und Schäfers zeigt in dieſem Denkmal ausnehmend ſchöne Züge, doch ohne daß dieſelben ſeinen männlich-kräftigen Charakter ſchwächen, und ſo iſt auch die ganze Geſtalt und alle einzelnen Glieder beſchaffen. Sie erſcheinen unter dem wohlgelegten Gewand zwar ſchön, ſelbſt zierlich, aber dabei kräftig. So zart, ſo knabenhaft gebaut und mit dem Ganymedes zu verwechſeln, iſt er freilich nicht, wie ſpätere Werke ihn meiſtens darſtellen. Aber er iſt, wenn nicht gefälliger, doch beſſer gedacht, Charakter und Bedeutung ſind an ihm richtiger als an jenem ausgeſprochen.

Und hier möchten wir auch, jedoch als ein edles Originalwerk vorführen, den bekannten Sturz eines ſitzenden Herkules, gearbeitet vom Apollonius, des Neſtors Sohn aus Athen, das edelſte Kleinod des reichen vatikaniſchen Muſeums (ſ. d. Abbild. Kupfertafel N. XXIV.). Nicht weit entfernt von Winkelmanns Meinung über dieſes Monument**), haben wir daſſelbe ſonſt für ein Erzeugniß der Kunſt nach Alexanders des Großen Zeit angeſehen und glaubten, bei dem nur allmälig geſchehenen Erwerb milderer Behandlung, in dem fließenden Umriß und ſanften Verſchlingen, dem Ein- und Ausbeugen der Muskeln, hinreichende Gründe zu finden, ſolche Meinung zu rechtfertigen. Seitdem wir aber aus Abgüſſen mit den Bildwerken vom Giebel des Parthenon bekannt geworden, ſind wir geneigt, einen raſchern Uebergang der Kunſt vom Erhabenen, Strengen zum Edlen und Würdigen anzunehmen. Die noch ſehr wohl erhaltene Rückſeite am ſogenannten Theſeus vom Parthenon vergleiche man ſorgfältig beobachtend mit dem Rücken des Torſo von Apollonius, und jeder Zweifel darüber wird entſchwinden. Denn aus beiden Werken athmet ein ähnlicher Geiſt, beiden iſt ungefähr gleiche Fülle der Geſtaltung zu Theil geworden, und ſogar von Seite des Geſchmacks läßt ſich keine bedeutende Verſchiedenheit wahrnehmen. Theſeus iſt größer, man könnte ſagen, höher geboren, aber den Torſo durchwaltet eine weiter gebildete Kunſt. Sehr viel auseinander gerückt im Alter, können wir uns darum dieſe zwei Monumente nicht denken, und, aus innern Gründen abgeleitet, dem Torſo keine jüngere Entſtehung zuſchreiben als die wir demſelben hier in der Reihe angewieſen haben.

Der Tauſch vom Großen, Strengen um das Schöne hatte nun ſtattgefunden, der gefälligere, nach Anmuth ſtrebende Styl fing an zu herrſchen, doch war das Vollkommenſte in demſelben noch nicht geleiſtet; es fehlte die feine liebliche Grazie, welche ſich in des Scopas Werken und herrlicher noch in denen des Praxiteles jetzt zuerſt offenbarte. Dieſer beiden Meiſter Bemühungen führten die letzte Vollendung der Skulptur herbei; Marmorarbeiten beſonders waren unter ihren ſchaffenden Händen zu einer in Bronze niemals erreichbaren Zartheit gediehen; auch haben, der eine ſo wie der andere, dieſes Vorzugs ſich bewußt, mehr Werke aus Marmor als aus Erz verfertigt. Scopas ertheilte ſeinen Bildern lebhafte Bewegung, dagegen Praxiteles für die ſeinigen ruhige Geberden zu wählen pflegte, da ihm ſtille, ſittliche Anmuth unter allen, die den Meißel führten, am beſten gelang.

Von der Kunſt des Scopas iſt uns zu urtheilen vergönnt aus mehreren erhoben gearbeiteten Nachbildungen ſeiner geprieſenen Bacchantin, unter denen ſich vornehmlich die ſonſt in der Villa Borgheſe, nun in Frankreich befindliche, als ſchön gearbeitet auszeichnet***). Schlank geſtaltet ſchwebt ſie auf den Spitzen der Fußzehen, aber rauſcht ſo zu ſagen vor des Beſchauers Augen vorüber; ihr zurückgeworfenes Haupt, die fliegenden Haare, der

*) Mus. Pio-Clement. Tom. III. tav. 26. und unter den Kupfert. zu W. Werken Bd. VI. Taf. 4. c.

**) Plin. Lib. XXXIV. Cap. 8. §. 19. n. 2.

*) Abgebildet in den Kupfertafeln zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. 8. A.

**) Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums Buch. X. Kap. 3. §. 15.

***) Abgebildet in den Kupferſtichen zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. 3. B.

ſtarre Blick, geſpannte Sehnen und ſchwellende Adern, alles verräth den wilden bacchiſchen Taumel, deſſen ſie erfüllt iſt.

Des Praxiteles eigenthümlicher Stil und Denkweiſe geht hervor aus dem Apollo Sauroctonus und dem ſtehenden ſich anlehnenden Faun, welche beide oft wiederholt vorkommen und wahrſcheinlich genug den berühmten Originalwerken unſers Meiſters nachcopirt ſind *). Die mediceiſche Venus aber nebſt einer Menge anderer ſolcher Bilder der Liebesgöttin ſind ohne allen Zweifel nach dem groſsen Muſter der knidiſchen Venus gebildet; ſo nämlich, daſs die ſpätern Verfertiger mehrerer achtbaren Statuen ſolcher Art, die Geberde, welche Praxiteles ſeinem Meiſterſtücke gegeben, auch die von demſelben ausgedachten Geſichtszüge der Göttin als vollkommen ſachgemäſs, ja unübertrefflich beibehalten, die Ausführung jedoch, wie auch die Wahl der Gliederformen verſchiedenartig nach eigenem Gutbefinden eingerichtet haben nach dem reifern oder jugendlichern Alter, in welchem ſie die Venus darſtellen wollten (Kupfertaf. XI. enthält die Abbild. einer ſolchen Venus).

Vielleicht mag der zweite Koloſs auf dem Monte Cavallo zu Rom vom Praxiteles ſelbſt eigenhändig gearbeitet ſein (abgebildet Kupfertafel XXIV.), wenigſtens giebt es keine die Unwahrſcheinlichkeit ſolcher Vermuthung beweiſenden Gründe. Doch war eine ſo rieſenhafte Figur in raſcher angeſtrengter Bewegung, gewaltig und mächtig, nicht was dem Eigenthümlichen, Zarten und Schönen ſeiner Kunſt zuſagte, und wenn ſchon dieſes Denkmal an ſich vortrefflich iſt, der Zeit, dem Bemühen des Praxiteles keineswegs unwürdig, ſo erweitert und vervollſtändigt es darum doch unſere Kenntniſſe von ſeinem Geſchmack nur wenig.

Blicken wir hier noch einmal auf den Gang der Kunſt zurück, ſo liegt klar vor Augen, das vom Leochares, Euphranor und andern der obgenannten Meiſter, zumal vom Scopas Geleiſtete, konnte kaum noch übertroffen werden, allein Praxiteles kam und ſtellte mit noch höherem wunderbaren Vermögen in ſeiner cnidiſchen Venus der erſtaunenden Welt das Abgeſchloſſenſte, Zarteſte, Anmuthigſte auf, was je gedacht worden. Schöne Gliederformen zeigten ſich an Figuren in Ruhe noch reizender, und es wuſste der Meiſter durch zweckmäſsige Beachtung von Licht und Schatten, durch ungeſtörte Maſſen, das Auge dergeſtalt anzuziehn, daſs es mit Wonnegefühl an den Bildern verweilte. Wenn über alles dieſes noch das zarteſte Detail in hochvollendeter Ausführung und im günſtigſten Licht am milchweiſsen Marmor ſich offenbarte, ſo iſt das Entzücken, in welches die empfänglichen Alten beim Anſchauen ſolcher edlen Werke geriethen, das Lob, welches ſie denſelben ertheilten, allerdings begreiflich und wohlbegründet.

Unter den Monumenten, die geeignet ſind, uns über den ſchönen Stil während ſeiner höchſten Blüthe Kenntniſs zu verſchaffen, iſt keines beſſer bewähet als das choragiſche Denkmal des Lyſicrates zu Athen, gewöhnlich Laterne des Demoſthenes genannt, weil daſſelbe nach Maſsgabe der Inſchrift etwa im dritten oder vierten Jahr der 111ten Olympiade errichtet ſein wird. Der mit Bildern gezierte Fries iſt ſonach ein wahrhaftiges Werk aus Alexanders des Groſsen Zeit, und in den glanzvollſten Tagen der Kunſt entſtanden. Beſagter Fries zeigt in flach erhobenen Figuren den Bacchus ruhend unter ſeinem Gefolge; einige Begleiter des Gottes bedrohen die Tyrrhener, welche halb ſchon in Delphine verwandelt, fliehend in die Wellen ſtürzen. Erfindung und Anordnung, worüber allein wir nach den Kupferſtichen bei Stuart **) urtheilen können, ſind höchſt lobenswerth, die Ausführung wird nicht weniger Verdienſte haben.

Auch den, zuweilen Leucothea, meiſtens Ariadne genannten, aber ohne Zweifel den Bacchus darſtellenden Kopf über Lebensgröſse im kapitoliniſchen Muſeum ***), halten wir für ein zuverläſſiges Denkmal aus dieſer Zeit. Behandlung und Geiſt ſind eines groſsen Meiſters würdig; ausnehmend ſchöne Formen, ein ſehr edler ja hoher Charakter und eine kaum weiter zu treibende Weichheit im gleitenden Umriſs, in den ſanft gerundeten Uebergängen, ſind Eigenſchaften, welche einander wechſelſeitig heben und in dieſem herrlichen Werke, eines der köſtlichſten Ueberbleibſel aus dem Alterthum erblicken laſſen.

Die gleichen, entſcheidenden Merkmale vollendeter Kunſt finden wir an dem berühmten Kopfe in der florentiniſchen Sammlung, welcher den ſterbenden Alexander darſtellen ſoll (eine Abbild. wird auf Kupf. XXIX. mitgetheilt), folglich wird er, was immer ſeine Bedeutung ſein mag, doch mit dem Vorigen einerlei Zeit angehören.

Weiter dürften derſelben anverwandt ſein die ſchöne Statue des Bacchus in der Villa Ludoviſi zu Rom, und ein vielleicht noch höher zu ſchätzender Sturz von einer ſitzenden Figur dieſes Gottes, welcher aus dem Pallaſt Farneſe nach Neapel gekommen. Jene Statue hat bei wunderſchöner Geſtalt den ſüſseſten Fluſs der Umriſſe; der Sturz bei eben ſo ausgezeichneter Weichheit noch würdigere Formen.

Vom Geſchmack in den Werken des Lyſippus erhalten wir, obgleich nicht vollſtändig, Kenntniſs aus noch vorhandenen wahrſcheinlichen Copien. Der vielmals wiederholte bogenſpannende Amor zeigt ſchlanke zierliche Proportionen, rundliche ſchöne Gliederformen, gefällige Züge und lebhafte Geberde *). Dieſer Ausdruck von Bewegung und Lebhaftigkeit iſt auch der unterſcheidende Zug in der herkulaniſchen Bronze, Alexander den Groſsen kämpfend und zu Pferde darſtellend, ſo wie in deſſen groſsem Bildniſs im kapitoliniſchen Muſeum. (Beide Denkmale ſind abgebildet Taf. XIII.)

Aus dieſen Denkmalen ergiebt ſich, daſs Lyſippus, wenn wir ſeine Kunſt der Kunſt des Praxiteles entgegenſtellen, raſchere Bewegung der Figuren liebte, darum denn auch der Erzguſs für dieſelben ſich beſſer als die Arbeit in Marmor eignete. Das Weiche, Flieſsende, Schmelzende in den Umriſſen und Uebergängen, ſcheinen beide Meiſter ungefähr gleichmäſsig beſeſſen zu haben; an reiner idealer Schönheit mochten die Werke des Letztern höher ſtehen; an individueller Naturwahrheit galten hingegen die Arbeiten des Erſtern für vorzüglich. Es läſst ſich hieraus recht gut erklären, warum die Werke des Lyſippus eine gröſsere Zahl Bewunderer gehabt haben, als die des Praxiteles.

Jemehr man dem eigenthümlichen Charakter in der Kunſt des Lyſippus nachforſcht, und die vorerwähnten Copien, nebſt allem, was durch glaubwürdige ſchriftliche Nachrichten über dieſen Meiſter ſich erhalten hat, zu Rathe zieht, jemehr wird man ſich geneigt finden, den bekannten Dornauszieher im Kapitolium zu Rom (ſ. deſſen Abbildung Kupfertafel XXVIII.), zwar nicht für eine wirkliche Arbeit unſeres Meiſters anzuſehen, jedoch für ein Denkmal, welches in Art und Vortrefflichkeit demſelben ſehr nahe kommen mag.

Gleiche Ueberzeugung hegen wir auch in Hinſicht auf die vier bronzenen Pferde zu Venedig **). Im Ernſt wird ſie wohl niemand für Arbeit des Lyſippus ausgeben wollen, indem wir bis jetzt nicht im Beſitz irgend eines Beweiſes für ſolche Vermuthung ſind; allein es ergiebt ſich aus dem Geſchmack, der Behandlung, der Seele, die ihnen eingehaucht iſt, daſs ſie ſicherlich nicht früher und wahrſcheinlich wenig ſpäter als um die Zeit des Lyſippus entſtanden ſind.

Endlich iſt hier noch die Gruppe der Ringer zu Florenz anzuführen; ſei dieſelbe wirklich das Symplegma des Cephiſiodorus, was wir aus guten Gründen vermuthen dürfen, oder von einem andern Meiſter gearbeitet, in beiden Fällen bringt ſie uns die auf's Aeuſserſte verfeinerte Kunſt, den herrſchenden Geſchmack ungefähr um die Zeit des Lyſippus, des groſsen Alexanders und unmittelbar nach deſſen Ableben, vor Augen.

Immerfort nach dem Zarten, Gefälligen und Weichen ſtrebend, muſste die Kunſt nun bald zum Verweichlichten und alsdann bis ins Ueppige ſich verirren, mit dem Ernſt muſste auch das wahrhaft Groſsartige entſchwinden und die Bemühung nach überflüſſig Zartem und Weichen dem reinen Schönen, ſo wie dem Bedeutſamen Abbruch thun. Aber die genannte Gruppe der Ringer an ſich, iſt des gröſsten Lobes werth und ſteht noch auf herrlich leuchtender Höhe. Sie kündet nur den niederſteigenden Weg an, auf dem beides, Vermögen und Geſchmack, ihrem künftigen Verfalle nunmehr entgegengehen.

Unter den kleinen antiken Bronzen finden ſich zuverläſſig noch manche, die an ihrem Ort wohl geeignet wären, den Gang der Kunſt und Uebergang vom hohen zum ſchönen Stil anſchaulich zu machen; ſelbſt uns ſind mehrere Denkmale ſolcher Art aus öffentlichen und Privatſammlungen bekannt. Doch reichen die bereits angeführten gröſseren Werke nicht nur für den hier beabſichtigten Zweck aus, ſondern es erſcheint auch an ihnen alles Unterſcheidende deutlicher; ſie ſind ferner jedem, der ſich zu belehren wünſcht, am leichteſten zugänglich und alſo glauben wir das Erforderliche ſei geſchehen, wenn wir auf beſagte kleine bronzene Denkmäler (ſelten vorkommende von edlern Metallen, auch elfenbeinerne nicht ausgeſchloſſen) blos im Allgemeinen hindeuten und ſolche forſchenden Freunden der Kunſt und des Alterthums zur ſelbſteigenen Betrachtung und Beurtheilung empfehlen.

Mit erhoben und vertieft geſchnittenen Steinen hat es eine etwas andere Beſchaffenheit als mit Bronzen. Durch Abdrücke ſind dieſelben überall verbreitet, folglich unter den Denkmalen der Kunſt des Alterthums die Bekannteſten. Gleichwohl dürfen wir für den gegenwärtigen Zweck von ihnen keine groſsen Förderniſſe erwarten oder uns auf ſolche Werke, als bedeutende Beiſpiele, berufen; denn unter einer groſsen Anzahl geſchnittener

*) Der Apollo und der Faun ſind ebenfalls abgebildet in den Kupferſtichen zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. 6.

**) The antiquities of Athens. Vol. I. chapter. 4. Pl. 1.—26. wo das ganze Denkmal mit allem architektoniſchen Detail zu finden iſt. Die Figuren des Frieſes allein ſind Kupfert. XXII. XXVI und XXVII. zu dieſem Werk nachgebildet.

***) Eine Abbild. findet man in den Kupferſtichen zu Winkelmanns Werken Band III. Tafel 4. A.

*) S. d. Abbild. in den Kupferſt. zu W's Werken Band VI. Tafel 6. B.

**) Zanetti Statue, Tom. I. tav. 44. 45.

Steine, welche der Verfaſſer dieſer Blätter theils im Original, theils in guten Abdrücken Gelegenheit zu betrachten gehabt, befindet ſich keiner, welcher mit Sicherheit der Zeit des Phidias und Perikles könnte beigemeſſen werden. Von Meiſtern aus Alexander des Großen Zeiten ſind wahrſcheinlich zwar einige der vorzüglichſten unter den vorhandenen Gemmen gearbeitet, allein es iſt allemal mißlich an ſo kleinen Figuren, als geſchnittene Steine gewöhnlich enthalten, die Eigenthümlichkeiten des Styls beſtimmt ausmitteln zu wollen. Um jedoch nicht dieſes ganze Fach in andrem Betracht hochſchätzbarer Monumente zu übergehen, beſchränken wir uns in Hinſicht derſelben auf Folgendes: Ein flach vertieft in Chalcedon geſchnittener Diomedes (abgebildet Kupfertafel XXIX.) von anſehnlicher Größe, worauf der Name ſeines ehemaligen Beſitzers Laur. Med. (Laurentius Medicis) eingegraben ſteht, welcher Stein aber nicht mehr in der florentiniſchen Sammlung zu finden iſt, kann der Uebergangszeit vom großen zum ſchönen Styl angehören. Der wunderſchöne Amethyſt aber mit einem ſchwimmenden Tritonenpaar nebſt ihren Kindern vertieft geſchnitten und noch gegenwärtig eine Zierde der genannten Gemmenſammlung (abgebildet Kupfertafel XXIX.), wäre allenfalls der blühendſten Epoche der Kunſt zuzuſchreiben; indeſſen vermögen wir auch ſelbſt über dieſe Angaben noch nicht jeden Zweifel zu löſen und allen Bedenklichkeiten, welche dagegen erhoben werden möchten, zu begegnen.

Günſtiger für unſere Abſicht, belehrender und bei weitem ſicherere Nachweiſungen gewährend, ſind die Münzen. Ihr kleiner Umfang ſetzt zwar in Betreff ganzer Figuren dem urtheilenden Forſcher ungefähr eben ſolche Schwierigkeiten entgegen als die geſchnittenen Steine; hält man ſich aber vorzüglich an die größern einzelnen Köpfe der Averſe, ſo werden kunſtgeſchichtliche Unterſuchungen durch die Münzen allerdings weſentlich begünſtigt, indem die Zeit der Entſtehung manches dieſer Denkmale gewiß iſt, welche ſodann wiederum als Richtmaß dienen, nicht allein das Alter anderer Münzen, ſondern auch größerer Werke mit Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen.

An ſehr vielen Geprägen des Alterthums iſt der künſtleriſche Werth der Arbeit entſchieden, und ſie berechtigen uns vollkommen zu der Muthmaßung, die Münzſtempel ſeien gewöhnlich von guten, ja wie der Augenſchein lehret, oft von vortrefflichen Meiſtern verfertigt worden.

Hoher Styl ſpricht ſich ganz entſchieden aus in mehreren Münzen von der Inſel Thaſos, wo das Haupt des bärtigen indiſchen Bacchus wahrhaftig erhabenene Züge mit Großheit der Geſtalt im Ganzen verbindet*); die drahtartige Manier in der Arbeit der Haare, ſo wie das Symetriſche, welches theils in der Anlage der Locken, theils in den Blättern des Epheukranzes ſich äußert, ſind Merkmale, welche hinſichtlich auf die Zeit, der wir dieſe Monumente zu verdanken haben, keine begründeten Zweifel übrig laſſen.

Faſt gleiche Bewandtniß hat es auch mit einigen, zwar minder vortrefflich, doch immer noch ſehr verdienſtlich gearbeiteten Münzen der Stadt Aenus in Thracien. Der Profilkopf des Mercurius auf denſelben verräth einen ſtrengen Charakter und die kurzgeſchnittenen Haare liegen in kleinen einzelnen Locken ſymmetriſch wie Bindfaden neben einander. Dieſe Merkmale, nebſt der vom Petaſus zum Theil bedeckten, das Haupt umgebenden Haarflechte, erinnern den kundigen Beſchauer an jene, von uns im dritten Abſchnitt als Monument des dem hohen zunächſt vorhergehenden Styls angeführte Statue eines jungen Ringers im kapitoliniſchen Muſeum. Mit Grund alſo läßt ſich ſchließen eine geehrte Tempelſtatue aus der Zeit, welche dem hohen Styl vorangegangen, ſei auf dieſen Münzen nachgebildet.

Die Münzen der macedoniſchen Stadt Acanthus bringen, wie ſchon einmal am gelegenen Ort iſt gemeldet worden, den Gang der Kunſt und ihr Beſtreben nach dem Schönen im Tauſch um das Großartige zur deutlichen Anſchauung**). Auf der Aelteſten dieſer Münzen erſcheint die Gruppe des vom Löwen angefallenen Stiers noch unangenehm ſtreng, mit monotoner Symmetrie in den einzelnen Theilen ausgeführt, dabei aber geiſtreich, von kräftigen in gewiſſem Sinne großartig zu nennenden Formen, welche Formen ſodann in einem andern etwas ſpätern Gepräge durch mehr Geſchmack und Technik verbeſſert und veredelt erſcheinen. In noch andern wiederum ſpäter entſtandenen, bildet ſich Alles mehr zum Gefälligen, Zierlichen, Feinen aus. Ein gleichmäßiges Steigern von Sorgfalt, Geſchmack und Kunſt gewahret man auch in der Anordnung der Thiergruppe.

Das Ceresbaupt auf einer ſehr großen ſilbernen Münze von Panormus in Sicilien***) hat vor andern viel Würdiges in ſeinen Zügen, und trägt, obgleich die Ausführung keineswegs vollkommen kann genannt werden, doch alle Merkmale des hohen Styls an ſich.

Noch ſind zwei andere kleinere Silbermünzen, welche man ebenfalls für Gepräge der Stadt Panormus halten will, an dieſer Stelle zu berückſichtigen. Beide zeigen einen mit der Löwenhaut bedeckten jugendlichen Herkules-Kopf, welcher zu den edelſten Bildern dieſes Helden gehören mag; die Kehrſeiten enthalten Kopf und Hals eines Pferdes von nicht genug zu preiſender Vortrefflichkeit.

Eine früher auch ſchon erwähnte ſilberne Münze der Stadt Philippi in Macedonien*) mit den beiden ſo eben genannten Panormitaniſchen von ungefähr gleicher Größe, iſt in Betracht der herrlichen Ausführung merkwürdig, wie auch als Denkmal einer mit Sicherheit zu beſtimmenden Zeit. Auch hier enthält der Avers das Haupt des jungen Herkules bedeckt mit der Haut des nemäiſchen Löwen, die Kehrſeite aber einen Dreifuß, Axt und Palmenzweig. — Unmöglich kann dieſe Münze früher als unter Philipps Regierung über Macedonien geſchlagen ſein, folglich nicht vor Ol. 105., weil genannte Stadt zuvor einen andern Namen führte. An dem ſchönen, edeln Herkules-Haupt wird nur in den Locken des deckenden Löwenbalgs noch eine leiſe Spur alterthümlich ſymmetriſcher Strenge wahrgenommen, was indeſſen mit der angegebenen Entſtehungszeit übereinſtimmt, woferne man die glaubwürdige Vorausſetzung will gelten laſſen, daß der Stempelſchneider nach einem ältern Vorbild etwa aus der Zeit des Phidias arbeitete. Warum hingegen das geſammte Ganze ſo ungemein beſtimmt ja mit Strenge behandelt iſt, möchte ſchwerlich anders als durch Geſchmackseigenthümlichkeiten des im übrigen ſo trefflichen Künſtlers zu erklären ſein; denn andere Münzen früherer Herrſcher in Macedonien bis auf den Archelaus, zeigen ſchon eine mildere Behandlung; desgleichen die goldenen und ſilbernen des Philippus, beſonders nimmt ſich unter den letztern ein ſilbernes Gepräge mit dem Haupt eines gütigen olivenbekränzten Jupiters vortheilhaft aus**), welche Darſtellung des höchſten, oberſten Gottes auf Münzen nur allein von der faſt ähnlichen eines oben bereits gelobten, ebenderſelben Zeit angehörigen böotiſchen Gepräges***) übertroffen wird, wo der Gott uns noch würdiger dargeſtellt und ſelbſt die Ausführung vollkommner zu ſein ſcheint.

Gleich edlen Styl bei nicht minder vortrefflicher Ausführung finden wir an jener ebenfalls ſchon erwähnten, zu Delphi von den Amphiktionen geprägten Münze. Der Cereskopf auf dem Avers derſelben übertrifft noch an Adel und reiner Schönheit jenes gelobte Ceresbaupt auf Münzen von Metapontus†), ſogar bleibt es zweifelhaft, ob die Ceres auf Münzen der Stadt Pheneus in Arkadien, welches Bild der Göttin wir außerdem für das bewunderswürdigſte halten, den Vorzug verdiene.

Zeit- und kunſtverwandt der ſo eben gelobten Münze von Delphi ſcheinet auch jene der Stadt Maronea in Thracien mit dem herrlichen Bacchushaupt, eben ſo ſchön als würdig, lieblich gerundet, geiſtreich mit Fleiß und mit Meiſterſchaft ausgeführt.

Unter Alexander dem Großen, oder beſſer geſagt zu deſſen Zeit, wurde wie überhaupt in der Kunſt ſo auch im Fach der Münzen das Vollkommenſte geleiſtet. Die Gepräge, auf welchen der Name dieſes Eroberers ſteht, enthalten: die goldenen, meiſt einen ſchön ausgeführten Pallaskopf auf der Vorderſeite und auf dem Revers die Victoria ſtehend mit einem Kranz in der Hand; die Silbernen, vorn den Kopf des jungen Herkules, bedeckt mit der Löwenhaut, von herrlicher großer Idee und wie begeiſtert ausſehend, die Kehrſeite aber zeigt einen thronenden Jupiter, in der Linken den langen Zepter haltend, auf der ausgeſtreckten Rechten ſitzt ihm der Adler. Dieſe letztern, größeren Gepräge ſind zwar mit ehrenwerther Kunſt und Geiſt behandelt, doch wie wir nach manchen uns bekannten Exemplaren zu urtheilen veranlaßt werden, nicht von den kunſtreichſten Meiſtern der damaligen Zeit verfertigt. Auch ſind manche ſelbſt von den beſſern nicht in eigentlich griechiſchen Münzſtätten, ſondern vermöge der phöniciſchen Inſchriften auf denſelben, in Aſien geſchlagen, während Alexanders Herrſchaft daſelbſt und alſo in ſeinen letzten Lebensjahren. Denn es giebt mehrere nach Merkmalen des Styls um ungefähr eben dieſe Zeit an verſchiedenen Orten in Griechenland, Italien und Sicilien entſtandene Münzen, die, wir wollen, was die Köpfe betrifft, zwar nicht behaupten, mit mehrerem Geiſt, aber doch zierlicher, feiner, mit größerer Kunſtfertigkeit in dieſem Fach behandelt ſind. Wir berufen uns darüber zum geltenden Beweis vor andern auf große Silbermünzen der Stadt Syrakuſä in Sicilien, deren Vorderſeiten das Haupt der Proſerpina oder vielleicht der Arethuſa zeigen, ein wahres Wunder von Schönheit, die Kehrſeiten aber einen vierſpännigen Wagen, deſſen Lenkerin von einer über den Pferden ſchwebenden Victoria gekrönt wird. Auf ſolchen, wo der weibliche Kopf des Averſes mit Schilf bekränzt

*) Tafel 3. zum IV. Band v. W's. Werken enthält eine Abbild. dieſes Bachuskopfs.
**) Mionet n. 432—437.
***) Mionet. 264.

*) Mionet n. 449.
**) Mionet n. 464.
***) Mionet. n. 592.
†) Winkelmanns Geſch. d. K. d. Alterth. Buch 5. Kap. 2. §. 10.

iſt, erſcheint derſelbe reiner ſchön, ruhiger und naiver als auf einer andern, welche man für das größte Meiſterſtück in ſeiner Art hält, wo der Kopf keinen Kranz hat, über der Stirn ein Band oder Diadem liegt, und das höchſt zierlich aufgeſchmückte und gekräuſelte Haar im Nacken von einem Netz gefaßt iſt. Zwar ſind die Züge des Geſichts hier eben ſo regelmäßig ſchön als an jenen Köpfen mit dem Kranz, hingegen finden wir das Ganze nicht ſo gemüthlich anziehend. Die Kunſt hat alles aufgeboten, was in ihrem Vermögen war, allein ſie verbirgt ſich nicht, ſondern tritt vor und will vom Beſchauer erkannt ſein. Gleich anfänglich ſchon wurde dieſe Münze als ein hochgeſchätztes Kunſtwerk betrachtet, denn der Stempel zum Avers iſt zweimal geſprungen und man hat nichts deſto weniger mit Prägen fortgefahren. Unten am Hals des Kopfs fehlt ein beträchtliches Stück und höher geht vom Nacken durch das Haarnetz noch ein anderer Bruch; ſonach rührt die Arbeit ſicherlich von einem damals geachteten ſehr vorzüglichen Meiſter her. Noch wollen wir bemerken, daß andere kleinere ſyrakuſaniſche Münzen, andere die für panormitaniſch gelten, und noch andere der opuntiniſchen Locrer vorkommen, welche ſämmtlich, bei verſchiedenem Revers, auf der Hauptſeite einen, ungefähr dem auf jenen groſſen Münzen von Syrakus an Kunſt und Geſtalt ähnlich bekränzten Kopf zeigen.

Unſtreitig entſtanden zur Zeit der ſchönſten Kunſtblüthe iſt auch die ſchon oben gelobte Münze der Stadt Teanum in Campanien mit dem behelmten Haupt des Mars und auf der Gegenſeite einem ausgezeichnet vortrefflichen Pferdekopf; ſodann Gepräge von Stymphalus in Arkadien, auf denen ſich ein ſehr ſchöner und trefflich gearbeiteter weiblicher Kopf befindet, mit Lorber bekränzt; ferner die Münzen von Chalcis auf Eubora mit einem edlen Haupt des Apollo, und eine von Milylene, worauf das Haupt eben dieſer Gottheit noch edler und ſchöner erſcheint; endlich das an gefälliger Schönheit, an Gemüth und an Geiſt vor allen den Vorzug verdienende Haupt des Herkules auf Münzen von Cos.

Erſtreckten ſich die im Vorigen angeſtellten Betrachtungen über Künſtler, Kunſt und Monumente in jedem Fach bis nach Alexanders des Groſſen Ableben, ſo dürfte es wohlgethan ſein, ſolche auch in Betreff der Münzen noch bis auf die Zeit ſeiner nächſten Nachfolger auszudehnen. Gerechtes Lob und Bewunderung ſpendeten wir den mit eben ſo groſſer Meiſterſchaft als mit gutem Geſchmack in edlem Style behandelten Münzen von Syrakus, den ſchönſten, welche Philipps und Alexanders Namen führen, auch anderen aus Griechenland, den Inſeln und Kleinaſien, und achten uns nun in Folge der wahrzunehmenden Aehnlichkeit des Styls für überzeugt: ſie ſeien alle am eigentlichen Mittagsglanze der Kunſt während einem kurzen Zeitraume entſtanden. Bei weiterm Forſchen ergiebt ſich überdem, daß bald nachher mechaniſche Verbeſſerungen des Prägens zu Stande gekommen, und auf ſaubern glatten Schnitt der Stempel mehrere Sorgfalt als früher verwendet worden.

Hierdurch nun unterſcheiden ſich die Münzen des Agathokles, zwiſchen Ol. 116 und Ol. 123, ingleichen die des Pyrrhus ungefähr um dieſelbe Zeit verfertigt, ferner eine der Stadt Velia in Lucanien; eine der Crotoniaten und mehrere von den wahrſcheinlich panormitaniſchen Geprägen, deren eines vorn den Kopf eines Jünglings mit phrygiſcher Mütze, ungefähr wie Paris, enthält, auf dem Revers aber einen gehenden Löwen. Die ſchönen zarten Formen, das reine Gepräge, Fleiß und Zierlichkeit der Ausführung machen dieſes Stück ganz beſonders anziehend, wiewohl eingeſtanden werden muß, daß es, verglichen mit den vorerwähnten ältern, ihnen an Geiſt und innerm Leben nicht durchaus gleichkommt; freilich ſind die Formen, die Theile an dieſem Pariskopfe ſehr ſchön und gefällig, der Charakter aber neigt ſich zum Unbedeutendern, Allgemeinern. Dieſen genannten Münzen kann man ferner noch beizählen eine der Akarnanier und drei von Rhodus. Auf einer der letztern erſcheint das Haupt des Sonnengottes von vorn gebildet mit Haaren wie Flammen umgeben, darum iſt zu vermuthen, der berühmte rhodiſche Koloß des Chares habe zum Muſter gedient, welcher Vermuthung nach beſagte Münze vierzig bis funfzig Jahre nach Alexanders des Groſſen Tod entſtanden ſein müßte, folglich gehörte ſie eigentlich nicht mehr unter die Denkmale des gegenwärtigen Abſchnitts, wir wollten aber derſelben aus der Urſache gedenken, weil ſie Licht ertheilt über das Alter anderer Münzen, worauf ebenfalls von vorn dargeſtellte Köpfe ſich befinden; als z. B. eine von der Stadt Gela in Sicilien mit dem ährenbekränzten Kopf der Ceres; eine mit ſchönem weiblichen Haupt, blumenbekränzt von Croton; eine von Catana mit dem Kopf des Apollo; vier mit Mercuriusköpfen, ſpätere Gepräge der Stadt Aenus in Thracien, und zwei von Syracus mit Köpfen der Arethuſa. Ferner finden wir zwei dergleichen Münzen von Amphipolis in Macedonien, worauf der Lorbeerbekränzte Kopf des Apollo dargeſtellt iſt, und zwei mit behelmten weiblichen Köpfen, Gepräge der Stadt Andolcon in Päonien; eine von Gomphi, zwei von Lariſſa in Theſſalien, auch zwei von Clazomenä in Jonien. Alle widerſprechen durch Styl und Arbeit keineswegs unſerer in Hinſicht der rhodiſchen geäußerten Vermuthungen, ſie ſeien erſt nach Alexanders des Groſſen Zeit entſtanden; vielmehr ſcheinen ſie dieſelbigen zu bethätigen, und wenn jemand dagegen cariſche Gepräge anführen wollte, mit von vorn dargeſtelltem Geſicht des Sonnengottes und auf der Kehrſeite dem Jupiter Labrandeus nebſt der Beiſchrift: Mauſolus, ſo geben wir zu, dieſelben ſeien zum Andenken dieſes Königs, deſſen Grabmal ſo berühmt war, geſchlagen, ſicherlich aber nicht bei ſeinen Lebzeiten, wie ſich ganz unbezweifelt aus dem Geſchmack der Arbeit ergiebt.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung, welche nicht überflüſſig ſchien, iſt nun zu melden, daß jene Bemühungen, Bildniſſe zu veredeln, welche zu Alexanders des Groſſen Zeit hauptſächlich durch den Lyſippus geſchehen ſind, auch im Fach der Münzen bald nachher bemerkbar werden. Wir ſagen nicht ohne Bedacht: bald nachher. Denn ob in dem Herkuleskopf oder auch in dem behelmten einer Minerva ähnlichen auf den Geprägen Alexanders wirkliche Bildnißzüge dieſe Eroberers enthalten ſeien, läßt ſich aus guten Gründen bezweifeln, hingegen ſind die Bildniſſe von Alexanders Nachfolgern in den verſchiedenen Reichen, welche aus der Geſammtheit ſeiner Eroberungen entſtanden waren, mehr oder weniger naturgetreu nachgebildet, auf ihren Münzen wirklich anzutreffen. Lyſimachus erſcheint mit Zügen, an denen die Steigerung nach dem Heroiſchen nicht zu verkennen iſt. In gleicher Art ſind auch die Bildniſſe des Ptolomäus Soter und ſeiner Gemahlin Berenice auf ihren Münzen behandelt, nur nicht mit ſo vieler Kunſt wie jene des Lyſimachus. In denen des Ptolemäus Philadelphus und der Arſinoe, des Demetrius Poliorcetes wie auch des Antiochus, Königs in Syrien, wird ein gleiches, aber weniger gelungenes Bemühen der Künſtler wahrgenommen. Von dem Bildniß des Philetärus, Stifter des pergameniſchen Königreichs, mag man glauben, es habe nur wenig ideale Zuthat erhalten, und auf einigen größeren Silbermünzen erſcheint daſſelbe völlig nach der Natur dargeſtellt, übrigens von groſſen Meiſterhänden wie belebt mit preiswürdiger Kunſt und Fleiß ausgeführt.

Zum Schluß des Ganzen iſt Weniges noch in Beziehung auf die Malerei zu ſagen.

Sichere Denkmale und Werke der eigentlichen Malerkunſt, welche uns die allmählig geſchehene Vervollkommnung dieſes Fachs von der Zeit des Perikles und Cimon bis auf Alexander dem Groſſen, oder vom Polygnotus bis auf den Apelles und Protogenes vor Augen ſtellen, ſind überall nicht vorhanden; einige höchſt kümmerliche Reſte oder vielmehr faſt erloſchene Spuren von gemalten Architekturzierrathen, welche noch in den Propyläen und in dem Tempel des Theſeus zu Athen, desgleichen in den Trümmern der Propyläen zu Eleuſis wahrgenommen worden, kommen hier nicht in Betrachtung. Wenn ferner von einigen erhobenen Werken, Statuen und geſchnittenen Steinen zu vermuthen iſt, ſie ſeien theils ſtückweiſe, theils im Ganzen Malereien nachgebildet, ſo ſind erſtlich die Monumente ſolcher Art nicht in beträchtlicher Menge vorhanden; zweitens wiſſen wir blos von der Statue der Venus, welche ſich die Haare abtrocknet (ſ. d. Abbild. einer ſolchen Figur Kupfert. N. XXVIII.), mit entſchiedener Wahrſcheinlichkeit, daß ihre Geberde von der Venus Anadyomene des Apelles entlehnt iſt. Ueber andere Bildwerke haben die Forſcher zwar ſinnreiche, doch nicht von hinlänglichen Gründen unterſtützte Vermuthungen dieſer Art geäußert, wie denn z. B. Visconti in einigen erhobenen Arbeiten aus dem vaticaniſchen Muſeum nach Gemälden des Polygnotus gebildete Gruppen wahrnehmen wollte. Beſäßen wir aber auch wirklich mehrere Sculpturen, deren Uebertragung aus Gemälden zu erweiſen wäre, ſo würden dieſelben zwar allerdings in Ehren zu halten ſein, denn ſie könnten uns Licht ertheilen über die Erfindung und Anordnung in jenen, und es würde ſich aus ihnen einiges Wahrſcheinliche vom Eigenthümlichen im Geſchmack der Formen, Anlage der Gewänder u. ſ. w. der nachgebildeten Malereien und ihrer Meiſter ermitteln laſſen. Doch von dem Weſentlichſten, wodurch ſich Gemälde eben als Gemälde auszeichnen, vom Colorit, von der Beleuchtung, Haltung und Farbenharmonie dürften wir unſere Kenntniſſe zu erweitern nicht hoffen.

Denkmale die in gerader Beziehung ſtehen mit der Malerei des Zeitalters, von welcher hier gehandelt wird, ſind keine bekannt und unſer Forſchen iſt dahin beſchränkt, aus der Kunſtbeſchaffenheit der zu Rom und im herkulaniſchen Muſeum noch vorhandenen antiken Gemälde, welche ſämmtlich in ſpäterer Zeit entſtanden ſein mögen, rückwärts zu ſchlieſſen auf die höhere Vortrefflichkeit jener ältern, dem eigentlich groſſen und ſchönen Styl angehörigen Werke. Glücklich, wenn ſich ereignete, was allenfalls möglich, ja ſogar wahrſcheinlich iſt, daß bei weiterm zu Tage Fördern der jetzt noch verborgen ruhenden Kunſtſchätze von Herkulanum und Pompeji wahrhaftige und erkennbare Copien alter Meiſterwerke der Malerei entdeckt würden. Möchte demnach baldigſt ein angemeſſen lebhafter Betrieb der Ausgrabungen in den beiden gedachten verſchütteten Orten ſtatt finden, möchten aber auch alsdann

Digitized by Google

gelehrte und kunſtkundige Forſcher ſich das Studium der alten Gemälde, denen bis jetzt eben noch keine ſonderliche Aufmerkſamkeit gewidmet worden, recht ernſtlich angelegen ſein laſſen.

Ohne Zweifel enthalten die Zeichnungen oder ſogenannten Gemälde auf Gefäßen von gebrannter Erde manches den Werken berühmter Meiſter Nachgebildete. Denn welchen andern Urſprung könnte ſo vortrefflich Gedachtes und Angeordnetes, als wir auf Vaſen zuweilen wahrnehmen, ſonſt haben, da die Gemaler der Vaſen, mit Ausnahme weniger einzelner Fälle, nach dem großen Maaßſtabe der alten Kunſt gerechnet, nur mittelmäßige Arbeiter waren? Dieſes gehörig erwogen, werden uns die Bilder auf Vaſen, ſo ſchätzbare Denkmale ſie in anderer Hinſicht auch ſind, gleichwohl in Beziehung auf die Kenntniß der Malerei der Alten keine beſſeren Dienſte leiſten, als es die plaſtiſchen Monumente an ihrer Seite thun; ja dieſe verdienen, was Geſtalten und Gruppirung in den nachgebildeten Werken anbelangt, überhaupt größeres Zutrauen, weil ſie mit mehr Aufmerkſamkeit verfertigt zu ſein pflegen.

In den Betrachtungen über den alten Styl geſchah Meldung von einem Vaſengemälde, den Menelaus darſtellend, wie er die Helena verfolgt, wozu das Vorbild wahrſcheinlich eine der erhobnen Arbeiten am Kaſten des Cypſelus geweſen. Eben ſo glaubt der Verfaſſer dieſer Blätter einiges Wenige und Seltene vom gewaltigen Styl auf bemalten Gefäßen wahrgenommen zu haben. Man erkennt ſolche Denkmale vornehmlich an der ſtrengen, etwas ſteifen Manier. Denn das Mächtige, Großartige dieſes Styls wußten die Vaſenbemaler ihren Geſtalten nicht zu ertheilen, und eben darum dürften ſich auch den hohen Styl wirklich ausſprechende Malereien auf Gefäßen kaum finden laſſen. Aber Nachbildungen von Werken deſſelben ſind, wenn gleich unerkannt, doch gewiß vorhanden.

Als die Kunſt zum ſchönen Styl überging und ihn ſodann ausübte, zog ſie auch die Vaſen mehr in ihren Bereich. Daher ſind einige wenige Malereien auf Gefäßen von ſolcher Beſchaffenheit, daß wir ſie als wirkliche Ausflüſſe der Kunſt während der beſten Zeit erkennen und ehren müſſen. Auf andern, wiewohl von geringerer, mitunter ſehr mittelmäſſiger Ausführung, iſt uns wenn auch nur flüchtig hingeworfen, doch der ſchön gedachte Inhalt einer Menge hochſchätzbarer Werke noch bewahrt; wie wir denn auf einer oben ſchon berühmten Vaſe*) das vom Plinius erwähnte Gemälde des Ariſtides, wo ein alter die Leyer in der Hand haltender Mann einen Knaben zu unterrichten ſchien, nachgebildet glauben.

So hätten wir nun die griechiſche Kunſt betrachtet wie ſie, hauptſächlich bildend und malend, in unzähligen Werken auf die mannigfaltigſte Weiſe ſich ausgeſprochen. Wir folgten ihrem Gange vom urſprünglich erſten Beginnen bis zur herrlichſten Entfaltung. Aber nichts vermag der Zeiten Gewalt zu widerſtehen, nicht iſt bleibend, alles, alles gleitet vorüber.

Siehe es weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene ſtirbt.
(Schiller.)

*) S. d. Kupfert. z. 6. Band v. Ws. Werk. N. VIII. A.

Johann Friedrich von Meyer,

der Sohn eines von Joſeph II. geadelten Kaufmanns zu Frankfurt am Main, ward am 12. September 1772 daſelbſt geboren, legte auf dem vaterſtädtiſchen Gymnaſium den Grund zu ſeinen Studien und widmete ſich ſeit 1790 auf der Univerſität zu Göttingen und Leipzig den Rechten, der Philologie und der Geſchichte. Nachdem er 1794 zu Wetzlar den Reichsproceß ſtudirt hatte, wurde er 1795 ſalmkyrburgiſcher Kammerdirector, wandte ſich aber nach der Beſitznahme Frankfurts durch die Franzoſen wieder dorthin und wurde als gewandter Staatsmann 1807 Rath und Beiſitzer des Stadtgerichts daſelbſt. 1816 wählten ſeine Mitbürger ihn zum Senator und Deputirten im evangeliſch-lutheriſchen Conſiſtorium und übertrugen ihm 1821 eine Stelle auf der Schöffenbank und im Syndicat, worauf er noch zum Appellationsrath und 1824 zum Präſidenten des geſetzgebenden Körpers ernannt wurde.

Er machte ſich literariſch bekannt durch:

Kallias. Leipzig 1792, 2 Thle., 8.; 2. verb. Aufl. 1804, m. Kupf.
Tanta. Frankfurt 1801, 8.
Dramatiſche Spiele. Ebendaſ. 1802.
Spiel. Nach Andr. Gryphius. Frankfurt 1803, 8.
Dutens Lebensbeſchreibung. Amſterdam 1807, 2 Thle.
Tobias. Epos. Frankfurt 1809; 2. verb. Ausg. 1831, gr. 12., mit 7 Lithographien.
Hades. Ebendaſ. 1810.
Bibeldeutungen. Ebendaſ. 1812.
Blätter für höhere Wahrheit. Ebendaſ. 1818—26, 8 Sammlungen.
Die Bibel in berichtigter Ueberſetzung. Hamburg 1819; 2. Ausg. 1822.
Wahrnehmungen einer Seherin. Frankfurt 1827.
Neue Folge der Blätter für höhere Wahrheit. Ebendaſ. 1830.
Kritiſche Kränze. Berlin 1831, gr. 8.

Ueber die eigenthümlichſte Richtung dieſes bedeutenden und geiſtreichen Mannes, äußert ſich Menzel in ſeinem Werke über die deutſche Literatur Th. I. S. 215 mit folgenden Worten: J. F. von Meyer bekannte ſich nicht nur mit Freimuth, ſondern ſogar mit Stolz zu dem Geiſterglauben und unterſtützte ihn durch eben ſo viel philoſophiſchen Tiefſinn als exegetiſche Gelehrſamkeit. Seine „Bibelerklärungen," ſein „Hades" ſeine „Blätter für höhere Wahrheit" und die von ihm herausgegebenen „Wahrnehmungen einer Seherin" nehmen in der myſtiſchen Literatur der neueſten Zeit den erſten Rang ein. Zwar iſt darin ein gewiſſes andächtiges Geſchwätz, das blos ſubjective Empfindungen ausdrückt, mit den tiefſten und reichſten Gedanken gepaart, inzwiſchen darf man es nur wie Waſſer vom Goldſand ablaufen laſſen. Auch ſein Stolz iſt bisweilen beleidigend für Andersdenkende; allein kann man dieſen Stolz einem Geiſte verdenken, der von den Flachköpfen des Tages mißkannt und gerade um des Edelſten willen, das ihm eigen iſt, für einen aberwitzigen Schwärmer gehalten wird? Und iſt der Stolz nicht beſſer als die erheuchelte Demuth. Die Wahrnehmungen einer Seherin ſind eine Frucht des Magnetismus und wohl in geiſtiger Beziehung die reichſte, die von dieſem neuen Baume der Erkenntniß gepflückt worden. Sie enthalten ein Syſtem, das in der Mitte ſteht zwiſchen dem von Jacob Böhme und Swedenborg, und überhaupt zur Vermittelung aller einander innerlich ſo nahe verwandten, myſtiſchen Syſteme dient, indem es einem von Waſſerwolken vielfach durchbrochenen, aber eben deshalb ſie verbindenden Regenbogen gleicht.

Fügen wir noch hinzu, daß derſelbe Reichthum an Wiſſen und Geiſt, verbunden mit feinem Geſchmack, Anmuth, Würde und Eleganz der Darſtellung auch in M's übrigen Schriften vorherrſcht.

Martin Meyer, ſ. Meiſterſänger.

Nicolaus Meyer

ward am 29. December 1775 zu Bremen geboren und nach vollendeten mediciniſchen Studien und Erlangung der Doctorwürde zu Minden als praktiſcher Arzt angeſtellt, wo er als königlich preußiſcher Regierungs- und Medicinalrath noch lebt.

Von ihm erſchien:

Blüthen. Bremen 1824, 2 Thle., 8.
Schillers Todtenfeier zu Bremen. Ebendaſ. 1806, 8.
Virtor. Roman. Ebendaſ. 1810, 8.
Neue Schwänke und Erzählungen. Ebendaſ. 1812.
Barbale. Ebendaſ. 1813, gr. 12.
Gedichte. Bremen 1814, 8., mit Portrait.
Hennink der Hahn. Altdeutſches Gedicht. Bremen 1813 (1814) 8., mit Caspar Renner.
Eros. Poetiſches Taſchenbuch für 1831. Lemgo 1831, 12.
Altdeutſche Dichtungen, aus der Handſchrift herausgegeben. Quedlinburg 1833, gr. 8.

Auch gab er ſeit 1817 zu Minden das „Sonntagsblatt" heraus.

Gewandtheit, Leichtigkeit der Behandlung, Witz und Anmuth ſind M's ſchriftſtelleriſchen Arbeiten eigen und haben ihnen viele Freunde erworben.

Sophie Friedericke Eliſabethe Meyer,

die Tochter des ehemaligen preußiſchen geheimen Medicinalrathes Dr. M. in Berlin, wurde 1778 daſelbſt geboren und erhielt eine gute Erziehung, die auch auf die Ausbildung ihrer Anlagen zur Malerkunſt berechnet war. Mit dieſer und ihren literariſchen Arbeiten beſchäftigt, lebte ſie unverheirathet in Berlin und ſtarb daſelbſt am 15. Juli 1827.

Sie verfaßte unter dem Namen Sophie May:

Die Wanderer im Hochlande. Nach dem Engliſchen des J. Hog. Berlin 1822, 2 Thle., 8.
Das edle Haus der Sture. Berlin 1821, 8.
Thalia. Taſchenbuch. Ebendaſ. 1823, 16.
Die fürſtlichen Frauen der Vorzeit. Leipzig 1824, 1r Thl., 8.
Die Felſenkluft von Stormeliff. Hamburg 1828, 8.
Frauenachtung. Mit Vorwort von Th. Hell. Leipzig 1829, 2 Bde., gr. 8.
Geſammelte Erzählungen. Ebendaſ. 1829—31, 12 Bde., gr. 12.
Die Ruinen der Burg Uchtenhagen. Ebendaſ. 1833, 2 Bde., 8.

Außerdem „Die weiße Roſe" (im 7. Thl. der Originalromane) und Ueberſetzungen mehrerer Romane von W. Scott ꝛc.

Gute Erfindung, talentvolle Darſtellung, Wärme und Gefühl verleihen den Romanen dieſer Schriftſtellerin einen mehr als gewöhnlichen Werth; noch vorzüglicher ſind indeſſen in ſtyliſtiſcher Hinſicht ihre Ueberſetzungen W. Scott'ſcher Romane.

Johann Matthäus Meyfarth

ward am 9. November 1590 zu Jena geboren, ſtudirte daſelbſt Theologie und Philoſophie und wurde, nachdem er hier die Magiſterwürde und Adjunctur der philoſophiſchen Facultät erhalten hatte, 1616 Gymnaſialprofeſſor zu Koburg. 1623 erhielt er das Directorium dieſer Anſtalt, ging aber 1632 als Dr. und Profeſſor ordinarius der Theologie, ſowie als Pfarrer an der Predigerkirche nach Erfurt ab, wo er bis zum Rang eines erſten Profeſſors der Theologie und Seniors des lutheriſchen Conſiſtoriums ſtieg und am 26. Januar 1642 ſtarb.

Er ſchrieb:

Deutſche Redekunſt. Koburg 1634. Frankfurt 1654, 12.

Eine fleißige und keineswegs geiſtloſe Arbeit, die um ſo verdienſtlicher war, als es zu jener Zeit faſt ganz an Vorarbeiten und feſtgeſtellten Grundſätzen für ein ſolches Unternehmen fehlte.

Johann Heinrich Meynier

ward am 29. Januar 1764 zu Erlangen geboren, ſtudirte daſelbſt Philoſophie und neuere Sprachen und promovirte zum Doctor der Philoſophie. Er wurde am daſigen Gymnaſium und an der Univerſität als Lehrer der franzöſiſchen Sprache angeſtellt und ſtarb daſelbſt am 22. Mai 1825.

Unter den Namen: André, Freudenreich, Jerrer, Iſelin, Krone, Renner, Selchow, Sternau, Sternberg u. ſ. w. ſchrieb er:

Kleine Kindergeſchichten. Leipzig 1817.
Naturgeſchichte für die Jugend. Nürnberg 1818
Weltgeſchichte für die Jugend. Ebendaſ. 1819, 2 Thle.
Geſchichte der Deutſchen. Ebendaſ. 1821, 2 Thle.
Similde. Berlin 1822.
Arno. Ebendaſ. 1822.
Europas Länder und Völker. Ebendaſ. 1823, 3 Thle.
Palamedes. Ebendaſ. 1823.
Alwina. Ebendaſ. 1823.
Reiſen durch Deutſchland. Leipzig 1823, 3 Thle.
Reiſen zur See und zu Lande. Ebendaſ. 1824.
Gemälde aus dem Leben der Menſchen. Ebendaſ. 1824.
Erzählungen von Sitten, Gebräuchen und Meinungen fremder Völker. Würzburg 1825.
Hugo's und Lina's Erholungsſtunden. Berlin 1826.

M's Schriften für die Jugend zeichnen ſich durch glückliche Auffaſſung und angemeſſene Behandlung der Gegenſtände vortheilhaft aus, und würden zu den beſſeren Leiſtungen dieſer Gattung gehören, wenn ihr Verfaſſer nicht zu raſch und daher häufig ungründlich gearbeitet hätte.

Karl Joſeph Michaeler

ward am 6. December 1735 zu Innsbruck geboren, trat nach erhaltenen Weihen in den Jeſuitenorden und wurde bei Aufhebung deſſelben auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt als ordentlicher Profeſſor der allgemeinen Weltgeſchichte angeſtellt. Als 1782 dieſe Univerſität in ein Lyceum verwandelt wurde, kam er 1783 als Scriptor an die

Digitized by Google

kaiſerlich königliche Bibliothek nach Wien, wo er am 22. Januar 1804 ſtarb.

Er gab heraus:

Iwain. Heldengedicht von Hartmann. Wien 1786 — 87, 2 Bde., 8.

Hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch über die älteſten Völkerſtämme. Ebendaſ. 1801 — 1802, 3 Bde.

Kleophas. Lyriſches Hirtengedicht. Ebendaſ. 1801, 8. (lateiniſch und deutſch).

Tabulae parallelae antiquissimarum Teutonicae linguae dialectorum. Wien 1776.

M. erwarb ſich mannichfaches Verdienſt beſonders um die nähere Kenntniß der deutſchen Literatur des Mittelalters durch die Veröffentlichung altdeutſcher Schriftdenkmäler, zu einer Zeit, als noch wenig dafür war gethan worden.

Johann Benjamin Michaelis.

Der Sohn eines durch den Brand ſeines Wohnortes, Zittau, ganz verarmten Tuchmachers, ward M. am 31. Dec. 1746 daſelbſt geboren. Einer ſeiner Lehrer (Schneider) am dortigen Gymnaſium, der ſich ſeiner väterlich annahm, begeiſterte ihn für das Studium der griechiſchen und römiſchen Dichter. Klotz's Gedichte, Kleiſt's und Gellert's Werke, die er in die Hände bekam, feuerten ihn zu ähnlichen Verſuchen an, deren einen er 1763 der Kurfürſtin von Sachſen und auf den Rath einer geiſtreichen Dame einen andern Gottſched überreichte, wodurch er freie Wohnung und freien Tiſch für ſeine Univerſitätsjahre erlangte, als er 1764 ohne einen Heller Geld die Univerſität Leipzig bezog. Einer ohngeachtet ſtrenger Sparſamkeit dennoch bis zu 30 Thlr. aufgelaufenen Schulden wegen wandte er ſich hier nach andern vergeblichen Verſuchen an den Buchhändler Heinſius, der ihm für eine Sammlung von Gedichten und Liedern 2 Louisd'or gab und ihm ähnliche Erwerbsquellen zuwies. So erhielt er ſich mühſam, bis er das große Silverſtein'ſche Stipendium erhielt, das er aber, weil es ihn zum Studium der ihm widerwärtigen Medicin verpflichtete, bald wieder aufgab. Kümmerlich friſtete er nun ſein Leben durch die ihm 1770 von Ebeling zu Hamburg übertragene Redaction des Correſpondenten und ſpäter durch Arbeiten für die Seiler'ſche Bühne, bis endlich Gleim, den er früher mit Gellert und Garve hatte kennen lernen, ſich mit Georg Jacobi ſeiner annahm. Zu dieſen Freunden zog er nun nach Halberſtadt, wo er am 30. September 1772 ſtarb.

Er gab heraus, theils anonym:

Fabeln, Lieder und Satyren. Zürich und Leipzig 1766, 8.

Einzelne Gedichte, Gleim gewidmet. Leipzig 1769, 8.; neue (Titel) Ausg. 1780, 2 Bde., 8. (Auch unter dem Titel: Werke ꝛc.)

Freude der Unterthanen bei Anweſenheit des Kaiſers Joſeph II. Prag 1769.

Die Schatten. Leipzig 1770, 8.

Leben und Thaten des theuern Helden Aeneas. Halberſtadt 1771, 8.

Briefe an Jacobi und Gleim. Ebendaſ. 1771, 8.

Operetten. Leipzig 1772, 1r Thl., 8.

Erſter Zuruf und Abſchied; nebſt Auszug aus ſeinem Leben von Schäfer. Halberſtadt 1777, 8.

Poetiſche Werke. Herausgegeben von Heinrich Schmid. Gießen 1780, 1r Bd., 8, (der 2. Bd. enthält die obengenannte neue Ausg. der „Einzelnen Gedichte“). Dann Wien 1791, 4 Bde., 8.

M. war nicht ohne Talent, beſonders für die didaktiſche Satyre, aber es fehlte ihm an Reife, Beſonnenheit und Durchbildung; dies machte ihn unſicher in der Behandlung ſeiner Stoffe, bei denen er ſich oft von ſeiner Phantaſie und ſeinem Witze zu Kühnheiten hinreißen ließ, die der gute Geſchmack nie billigen kann, oft aber dagegen ſich ängſtlich zu einer Zurückhaltung zwang, die ganz am unrechten Orte war. — Seine Fabeln ſind gelungene Nachahmungen Gellert'ſcher Vorbilder.

Joſeph Milbiller

ward am 5. October 1753 zu München geboren und wurde ſpäter nach erhaltener Prieſterweihe zuerſt Weltgeiſtlicher daſelbſt. 1785 von hier vertrieben, wandte er ſich nach Leipzig und Halle, wo er zum Dr. der Philoſophie promovirte und kam 1786 als Profeſſor nach Paſſau, von wo er 1794 ſeines Dienſtes entlaſſen nach Wien ſich begab. Nachdem er 1798 den Ruf als Profeſſor ordinarius der Geſchichte zu Ingolſtadt angenommen hatte, ward er mit dieſer Univerſität nach Landshut verſetzt, wo er noch zum Dr. der Theologie und geiſtlichen Rath ernannt wurde und am 28. Mai 1816 ſtarb.

Er ließ erſcheinen:

Pragmatiſche Geſchichte des Hildebrandismus. Leipzig 1787, 2 Thle.

Risbeck's Geſchichte der Deutſchen. Fortſetzung und Nachtrag. Zürich 1788 — 95, 6 Bde.

Legenden. Leipzig 1796, 2 Thle.

Allgemeine Geſchichte der berühmteſten Königreiche und Freiſtaaten. Ebendaſ. 1797 — 99, 3 Abtheilungen.

Schmid's neuere Geſchichte der Deutſchen. Wien 1797 — 1808, 7 — 17r Bd.

Ideal einer Geſchichte der deutſchen Nation. Ingolſtadt 1800.

Kurze Geſchichte von Baiern. München 1806; 2. Ausg. 1809.

Kurze Geſchichte von Deutſchland. München 1809.

Handbuch der Statiſtik der europäiſchen Staaten. Landshut 1811, 2 Thle.

Ein fleißiger und ſorgfältiger, aber keinesweges unbefangener und unpartheiiſcher Hiſtoriker. Seine beſte Arbeit iſt die Fortſetzung von Schmid's Geſchichte der Deutſchen.

Johann Heinrich Millenet

ward am 4. September 1784 zu Berlin geboren, ſtudirte daſelbſt Philoſophie und Pädagogik und wurde dann Vorſteher einer Töchterſchule zu Neubrandenburg, welche Stelle er 1826 nachdem er Dr. der Philoſophie geworden war, mit der Profeſſur der franzöſiſchen Sprache am Gymnaſium zu Gotha vertauſchte.

Unter dem Namen: M Tenelli haben wir von ihm:

Die Laren. Unterhaltungsſchrift. Berlin 1818, 2 Bde., 8.

Thalia. Beiträge für deutſche Bühnen. Ebendaſ. 1819, 8.

Die Abentheuer des Grafen von Heyden. Ebendaſ. 1819, 8.

Das Johanniswürmchen. Frankfurt a. d. O. 1819, 8.

Meines Oheims Flausrock. Leipzig 1824, 8.

Ednard. Aus dem Franzöſiſchen. Gotha 1826, 2 Thle.
Beaumarchais Schauſpiele. Ueberſetzt. Ebendaſ. 1827, 2 Thle.

Viele einzelne Nachbildungen franzöſiſcher Dramen und Luſtſpiele u. ſ. w.

Witz, Lebendigkeit, gute Charakterzeichnung und ein gewandter, gefälliger Styl herrſchen in den literäriſchen Arbeiten dieſes talentvollen Mannes vor und haben mehreren ſeiner dramatiſchen Leiſtungen eine günſtige Aufnahme auf der Bühne bereitet.

Johann Martin Miller,

der Sohn des Predigers am Münſter und Profeſſors der orientaliſchen Sprachen am Gymnaſium zu Ulm, ward am 3. December 1750 daſelbſt geboren und ſtudirte, auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt trefflich vorbereitet, ſeit 1770 zu Göttingen Theologie. Hier ſchloß er ſich dem bekannten Dichterbunde als ein eifriges Mitglied an, beſuchte dann noch Leipzig und ward 1775 nach ſeiner Rückkehr zu Ulm zuerſt als Vicar der obern Gymnaſialclaſſe angeſtellt, 1780 aber Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und 1781 Profeſſor des Naturrechts und ſpäter der griechiſchen Sprache am Gymnaſium zu Ulm. 1783 erhielt er eine Predigerſtelle am Münſter und 1797 die Profeſſur der katechetiſchen Theologie am Gymnaſium, worauf er 1804 zum Conſiſtorialrath, 1809 zum Stadt- und Diſtrictsdecan wie auch zum erſten Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche ernannt wurde. Nachdem Ulm 1810 mit Würtemberg vereinigt worden, erhielt er die erſte Predigerſtelle am Münſter und das Decanat Ulm mit dem Titel eines geiſtlichen Rathes. Er ſtarb daſelbſt am 21. Juni 1814.

Von ihm erſchien, theils anonym:

Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit. Leipzig 1776, 8.; 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendaſ. 1780, 8., mit Titelkupf.
Hölty's Charakter. Augsburg 1776, 8.
Siegwart. Eine Kloſtergeſchichte. Leipzig 1776, 2 Thle., 8.; 2. rechtmäßige und verb. Aufl. Ebendaſ. 1777, 3 Thle., 8., mit 6 Kpfrn. und Titelvignette. Wurde häufig nachgedruckt und überſetzt in's: Polniſche (Breslau 1779, 8.), Franzöſiſche (Baſel 1783, 8. und 1785, 8.), Ungariſche (Patak 1782 oder 1784, 8.), Däniſche (Kopenhagen 1788, 8.), Holländiſche (Amſterdam 1779, 8.) und Italieniſche.
Briefwechſel dreier akademiſcher Freunde. Ulm 1776—77, 2 Sammlungen, 8.; 2. verb. und verm. Aufl. Ebendaſ. 1778—79, 8. Ueberſetzt in's Holländiſche (Amſterdam 1791, 8.).
Predigten für das Landvolk. Leipzig 1776—84, 3 Bde., kl. 8. (3. Bdchen enthält die Gelegenheitspredigten).
Geſchichte Karls von Burgheim und Emiliens von Roſenau. Ebendaſ. 1778—79, 4 Bde., 8., mit und ohne Kupf. Häufig nachgedruckt und in's Holländiſche überſetzt (Utrecht 1785—87, 8.).
Karl und Karoline. Wien 1783, 8., mit Kupf. (ohne Wiſſen des Verfaſſers nachgedruckt).
Gedichte. Ulm 1783, kl. 8.
Briefwechſel zwiſchen einem Vater und ſeinem Sohne auf der Akademie. Ulm 1785, 2 Thle., 8.
Drei Briefe über das ſchreckliche Erdbeben, das noch vor Oſtern dieſes Jahres erfolgen ſoll. Ebendaſ. 1786, 8.
Geſchichte Walthers. Ebendaſ. 1786, 2 Thle., 8.
Lieder. Mit Muſik herausgegeben von F. von Eſchſtruth. Leipzig 1788, 1r Thl., 8.
Predigten über verſchiedene Texte und Evangelien. Ulm 1790, 8.
Sechs Predigten bei beſonderen Veranlaſſungen. Ebendaſ. 1795, 8.
Ueber die Verweiſung des Bürgers Heinzmann aus Ulm. O. O. (Ulm) 1799, 8.
Predigt am Dank- und Freudenfeſte am 10. Mei 1801. Ulm 1801, 8.

Außerdem Gedichte und Aufſätze in Zeitſchriften, Journalen, Almanachs ꝛc. Er gab auch eine Zeit lang: „Schubert's deutſche Chronik" heraus.

Durch Einfachheit und Herzlichkeit machte ſich Miller zu ſeiner Zeit in ſeinen leichten und gefälligen Liedern bei der Menge beliebt, vermochte aber nicht ſich auf die Länge ſo zu erhalten, da ihm Kraft und Phantaſie fehlten und er ſich vorzugsweiſe jener Empfindſamkeit zuneigte, die damals an der Tagesordnung war und welche namentlich durch ihn in eine weichliche und ſüßliche Empfindelei ausartete. Dies tritt noch deutlicher in ſeinen Romanen und ganz beſonders in ſeinem Siegwart hervor, in welchem die Sentimentalität die höchſte Spitze erreichte. Das eben genannte Buch fand einen ſo unglaublichen Beifall, daß es unzählige Mal nachgedruckt und in ſechs Sprachen übertragen wurde. Aber der Applaus nahm auch eben ſo raſch wieder ab; zehn Jahre darauf war die Huld deſſelben ſchon eine ſtehende Figur des Spottes geworden und ein Decennium ſpäter bereits ganz vergeſſen. Miller ſuchte ſeiner Sentimentalität einen Halt dadurch zu geben, daß er die Leidenſchaft vorherrſchen, aber nicht gewaltſam enden ließ, er bemühte ſich, ſie mit dem Himmel zu verſöhnen und ſich fromm dem unvermeidlichen Schickſal nur klagend, aber willenlos hinzugeben, und machte ſie gerade dadurch mark- und ſaftlos. Der überſpannte Ton einer überſinnlichen Liebe ſteckte in jenen Tagen viele ſchwächere Gemüther an, die er der Wirklichkeit ganz entfremdete und leeren Schemen gemachter Empfindungen zuführte, wodurch dann großes und mannichfaches Unheil geſtiftet wurde, denn ſolchem Treiben fehlte alle Geſundheit. Miller's Abſichten waren gewiß rein und gut; er wollte bei der Neigung zum Sentimentalen eine religiöſe Richtung als das beſte Gegengift anwenden, aber er vergriff ſich gänzlich in der Art und Weiſe und tödtete mit der Kraft des Willens zugleich die wahre Poeſie des Lebens. Seine übrigen Romane haben im Allgemeinen dieſelbe Tendenz, doch ſind ſie weniger überſpannt und ſchwächlich.

Martin Millius, ſ. Meiſterſänger.

Karl Borromäus Freiherr von Miltitz

ward am 9. November 1780 zu Dresden geboren, trat nach vollendeten Studien in das ſächſiſche Garde du Corpsregiment und ging 1813 in öſtreichiſche Dienſte, in welchen er den Feldzug nach Frankreich als Dragonerofficier mitmachte. Nach geendigtem Kriege kam er nach Sachſen zurück, ward Kammerherr und lebte als ſolcher abwechſelnd auf ſeinem Schloſſe Scharfenberg bei Meißen und zu Dresden, wo er zum geheimen Rath und Oberhofmeiſter des Prinzen Johann erhoben und 1835 zum Ehrenmitgliede der ſchwediſchen Akademie der Muſik ernannt wurde.

Er ließ erſcheinen:

Digitized by Google

Auſſtellungen in vermiſchten Erzählungen. Erfurt 1819—20, 2 Bdchen, 8.
Orangenblüthen. Leipzig 1822—25, 2 Thle., 8.
Geſammelte Erzählungen. Ebendaſ. 1825—28, 4 Bde., 8.,; 3r und 4r Bd. auch unter dem Titel: „Neue geſammelte Erzählungen“.
Einzelne Aufſätze, Recenſionen u. ſ. w., in der Abendzeitung, der muſikaliſchen Zeitung u. ſ. w.

Glühende Phantaſie von Ruhe und Beſonnenheit geleitet, gute Charakterzeichnung, Gedankenreichthum, Innigkeit und warmes Gefühl, ſowie eine treffliche und elegante Darſtellung zeichnen die Erzählungen dieſes freiſinnigen, vielſeitig gebildeten Schriftſtellers ſo vortheilhaft aus, daß ſie zu dem Beſten gerechnet werden müſſen, was wir in dieſer Gattung aufzuweiſen haben. —

Der ſterbende Fechter *).

Wer im Spätherbſt in Neapel war, weiß, wie unbeſchreiblich mild ſich in jenem Klima ein Novemberabend geſtaltet. Es war an einem ſolchen, als ich, dicht am Meere in der reizenden Villa Real luſtwandelte. Die ſchönen breiten Wege dieſer wohlunterhaltenen Anlage ſind um jene Stunde leer von Beſuchern. Auch heut war es ſo ſtill, daß man es hören konnte, wenn von den ſchlanken Akaziaſtämmen die rothgelben Blätter herbſtlich zum Boden niederrauſchten. Die See, glatt und ruhig, wälzte nur langſam ihre endlos langen grünen Waſſerfurchen dumpf donnernd an das ſandige Ufer. Am weſtlichen Himmel färbte Wiederſchein der untergegangenen Sonne mit purpurnen Tinten die Punta di Poſilippo, die Felſeninſel Capri und das dazwiſchen liegende Meer. Hoch und finſter ſtand dem amphitheatraliſchen Neapel gegenüber der Veſuv, aus deſſen Spitze von Zeit zu Zeit eine Glutſäule emporſtieg. Im fernen Dämmerlichte wankten, Rieſengerippen vergleichbar, einige Dreimaſter auf der unbegrenzten Wellenfläche. — Mit Mühe riß ich mich von dem zauberiſchen Anblick los und wandte mich in den breiten Hauptweg, der dem Ausgange zuführt. Schon war ich bei der berühmten Gruppe des farneſiſchen Stieres vorüber, als ich links ſeitwärts etwas Weißes, mich dünkte an einer ungewöhnlichen Stelle, ſchimmern ſah. Beim Daraufzugehen erkannte ich bald die Urſache. Ein Akaziagebüſch, vom Herbſt entblättert, ließ jetzt den Lichtſtrahlen freien Einlaß, und ſo ward die Statue des ſterbenden Fechters aus weißem Marmor, ſonſt verdeckt, ſichtbar. Mir war bekannt, daß man nur eine Copie des herrlichen, in Rom befindlichen Kunſtwerkes hier aufgeſtellt habe. Indeß iſt auch dieſe nichts weniger als ſchlecht und machte auf mich, wenigſtens um dieſe Stunde und in dieſer magiſch röthlichen Beleuchtung, einen beſonders tiefen Eindruck, ſo daß ich lange, in ernſte Gedanken verſunken, vor dem gefallenen Kämpfer ſtand. — „Gefällt Ihnen dieſe Statue?“ — ſo fragte eine Stimme voll Jugend und Milde dicht neben mir. Ich blickte um und ſah eine ſchlanke Männergeſtalt, die, wie mir ſchien, einen ausgezeichnet edlen, freien Anſtand mit einer höchſt einnehmenden Geſichtsbildung verband. Die Arme untergeſchlagen, fuhr der Jüngling, als hätte ich ſchon geantwortet, fort — nicht wahr, 's iſt ein herrliches Werk? O ich ſtehe auch alle Abende hier ſie zu betrachten. Sehn Sie nur, da liegt der Held auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte! Eine tiefe Wunde öffnet ſich in der Bruſt, aus der ein Blutſtrom hervorquillt. Das ſiegloſe Schwerdt neben ihm. Wacker hat er gekämpft, denn dieſe Muskeln, dieſe Glieder, dieſer Blick, ſelbſt im Tode noch gewaltig, verheißen das. Jetzt iſt er zuſammengebrochen vor dem gewaltigen Stoße, — das Haupt ſinkt vorwärts, Schmerz und Zorn ſitzen auf dem feſt geſchloſſenen Munde, — aber im angeſchwellten Muskel der Unterlippe, da lauſcht der Todeskrampf! — Gieb dich, guter Freund, es hilft nichts! Bald ſchlägt man die Haken in deine kräftigen Glieder und ſchleppt dich durch die Todespforte hinab zu den übrigen **). Sehn ſie — ſehn ſie — die Tropfen auf der Stirn, die gebrochnen Augen — noch ein Athemzug — o wie ſchwer — es iſt vorüber! — —

Ich hatte bis jetzt nicht gewagt den Redeſtrom des Begeiſterten zu unterbrechen, noch den Blick von der Statue abzuwenden, die er ſo geiſtreich auslegte. Jetzt wandte ich mich zu ihm, in dem ich einen Landsmann und ausgezeichneten Künſtler bewillkommnen wollte. Da ward ich Thränen gewahr, die, vom Mondlicht beglänzt, ſeine Wangen herabrollten. — „Wie“ — rief ich verwundert —; „Sie weinen?“ — „In Ihrem Lande weinen wohl nur Weiber und Kinder?“ — antwortete er mit Bitterkeit. Ich fühlte, daß er mir meine alberne Beſtürzung über den unwillkührlichen Ausdruck eines wahrſcheinlich ſehr tiefen Schmerzes mit Recht vorwerfen wollte. Mein Blick mußte indeſſen vortheilhafter ſprechen als meine Worte, er nahm mich mit Herzlichkeit unter den Arm — „kommen Sie“ — ſagte er freundlich — „Sie ſind ein Deutſcher, Ihre Nähe wird mir wohl thun. Laſſen ſie uns einen Gang machen!“ —

Wir gingen nach den dunkeln Schatten der immergrünen Eichen am Meer. Mir war unbehaglich zu Muth. Der junge Mann zog mich lebhaft an, er ſchien leidend, und meine Bekanntſchaft ſollte ihm, das ſagte er deutlich, Troſt bringen. Auf der andern Seite hatte ſein Weſen etwas Uebertriebenes, Komödiantenartiges. „Wenn es nun“ — flüſterte mir eine unausſtehliche Weltklugheit zu — „ein angelegter Plan, und der Patron etwa ein Glücksritter wäre, der Dich mit ſeinem Vertrauen und gegen ein Paar abgelockte Piaſter mit der Geſchichte ſeiner Thorheiten beſchenkte?“ Ich fühlte das Gewagte, Liebloſe meiner Vorausſetzung, ohne es loswerden zu können. Indeß mußte doch etwas geſchehn. Er ſchlenderte ſchweigend neben mir her und ſchien meine Anrede zu erwarten. Was ich ſagen wollte, klang nicht ſchicklich, aber es war nun ſchon für mich heut der Tag der Befangenheit. Ich unterbrach das Stillſchweigen mit der ungeſchickten Frage, ob Er vielleicht ein Schauſpieler ſei? — „Oder ein Künſtler?“ — ſetzte ich noch geiſtreicher hinzu. Er blieb ſtehn, ſah mich mit gutmüthigem Lächeln an und ſagte — „nein, ich bin kein Schauſpieler, oder nur ein ſehr ſchlechter. Ein guter hätte meine Rolle luſtig genommen, hätte gelacht, denn in der That, was iſt luſtiger — (ſein Gang ward immer ſchneller, ſeine Rede immer heftiger) — aber ich Thor, nahm ſie tragiſch, wüthete, weinte — natürlich da lachten die Andern! — O, nein, ich bin kein Schauſpieler!“ — Wir waren bei dieſen Worten bis zu der Plateforme gekommen, wo man die Ausſicht aufs Meer hat. Hier ſtand er ſtill, drängte ſich in den hellſten Mondenſchein, als ob er ſich darin ſonnen wollte, und mich gänzlich unbeachtet laſſend, ſtarrte er in das Silberlicht hinein. Mein Auge überlief nochmals ſeine Geſtalt. Er war ſchön zu nennen. Jetzt ſah er geiſterbleich, ſein goldnes Lockenhaar flog weit aus der hohen weißen Stirn, die mit Seherserunſt gen Himmel gerichtet war. Seine Kleidung ſauber, aber vernachläſſigt, im Knopfloch bemerkte ich das Ehrenkreuz für den letzten Feldzug — die entblößte Bruſt arbeitete haſtig unter den Schlägen eines gequälten Herzens. Sein großes dunkles Aug' glänzte von Rührung. Er deutete himmelwärts. „Hörſt Du — begann er mit leiſer Stimme — „hörſt Du den Laut der Engelsharfen? Den mächtigen Choral jenes Waſſerfalles, dort wo über Silberfelſen ein blaues Meer ſternhimmelhoch ſich herabwälzt? Das Liebesſäuſeln jener Rieſenpalmen, die die lichtgrünen Kronen voll morgenröthlich ſchimmernder Früchte im Aether wiegen? Dort, Millionen von Jahrhunderten weit über jener Charte, die vom dunkeln Abend bis zum flammenden Morgen hinab hängt, worauf die Milchſtraße verzeichnet iſt — dort wohnt, von Donnern umrollt, von Blitzen getragen — der Ewige!! — O, mir — mir — er ſank auf die Knie) mir ein Lächeln deiner unermeßlichen Liebe. Der feuerſchweifige Komet und das ſtille Leuchten des Frühlingswürmchens — Dein Auge begleitet ſie. Nicht blos von dieſer kleinen Erde, nein auch von jenen Sonnen, die vielleicht ſchon wieder erloſchen ſind, wenn wir ihr Licht als einen neuen Stern am Nachthimmel erblicken, auch von dort ſteigen Bitten zu Dir auf. Vernimm die meine, daß mich bald an Deiner Hand durch jene ſternlichten Pflanzſchulen künftiger Welten wandeln. Dort hört dies Herz auf zu bluten, dort erfahr' ich, wie es möglich war, daß Rafaella“ — er ſchwieg. Lang wartete ich, ob er ſein erhabnes Gebet fortſetzen würde, das meine Neugier in Verehrung, mein Mißtrauen in die innigſte Freundſchaft umgewandelt hatte. Vergebens. Die Seeluft ſtrich kühl an uns vorüber. Ich blickte nach ihm. Guter Gott, er ſchien ohne Leben, vom Schlag getroffen! Schnell zog ich ihn empor, — ſtarr hing er in meinen Armen. Welch ein Schreck! Mit den liebreichſten Worten rief ich ihn, verhüllte ihn ſorgſam. Die Angſt macht erfinderiſch. Sanft lehnte ich ihn an die Marmorbrüſtung, indeß ich von den nächſten Orangenbäumen eine Handvoll Blüthen abſtreifte, und ihn ihren Duft einziehen ließ. Das ſtarke Arom wirkte. Er kam zu ſich. Aufs innigſte mit ihm durch Theilnahme und Mitgefühl verbunden, war er jetzt mein geworden; auch er ſchien gerührt. „Mein Bruder“ — ſagte er leis — „Du ſollſt von mir hören. Wenn dort auf des ſterbenden Fechters Haupt ein Kranz hängt, dann bin ich glücklich und Dir nah. Doch wie nenne ich Dich?“ — Er ſchien Namen und Wohnung, die ich ihm bezeichnete, nicht behalten zu können. Ich zog deshalb die Schreibtafel hervor, notirte das Verlangte und reicht' es ihm hin — er war verſchwunden. Mit einer Liſt, die mir weh that, hatte er — in einem Anfalle menſchenfeind-

*) Aus Karl Borromäus von Miltitz, „Orangenblüthen“ Erſte Sammlung. Leipzig 1822.

**) Die in den römiſchen Kampfſpielen getödteten Gladiatoren wurden mit eiſernen Haken durch die Todespforte (Porta libitinensis) hinausgeſchleift.

licher Melancholie das Vertrauen, das er mir bewieſen, wahrſcheinlich bereuend — den Augenblick benutzt, und war, indeß ich die Paar Worte niederſchrieb, leis und ſchnell entflohn. Vergebens durchſtrich ich die Villa in allen Richtungen, er war und blieb verſchwunden!

Der kleine Verdruß über meines Unbekannten bösliche Flucht war bald vergeſſen, je lebendiger ich mir ſeine Individualität vor Augen zu ſtellen, ſeine Schickſale mir muthmaßlich zu erklären ſuchte. Daß er ein ausgezeichneter Menſch, ein Leidender von wahrſcheinlich höchſt zartem Gemüth ſei, den ein eiſernes Loos gewaltſam zerdrücke — darüber hatte ich keinen Zweifel mehr; dagegen vermochte ich nicht zu beſtimmen, ob ſeine Ectaſe nur vorübergehend, durch den ſchönen Abend, den Anblick der Statue und der zwiſchen jener Vorſtellung und ſeiner Lage bemerkten Aehnlichkeit, oder ob es dauernde Geiſtesverwirrung ſtillerer Art ſei, von lichten Momenten durchblitzt. Soviel indeſſen fühlte ich tief, er war der wärmſten Theilnahme würdig, bedürftig, und mein Herz hatte ſie ihm vollſtändig geweiht. In der Wärme des Affects hatte ich unterlaſſen ihm Wohnung und Namen abzufragen. Dies betrübte mich ſehr, als ich nach mehreren Tagen weder Nachricht von ihm erhielt, noch ihm auf meinen blos in dieſer Abſicht nach der Villa Real angeſtellten Spaziergängen wieder begegnete. Mir fiel ein, ob wohl ſeine Krankheit mit dem Mondwechſel in Beziehung ſtehn könne? — und ich beſchloß im nächſten Vollmondſchein jeden Abend die Villa zu beſuchen. Die Periode kam zurück, aber mein Leidender nicht mit ihr; und da öftere Verſuche, ihn aufzufinden, fruchtlos blieben, ſo mußte ich endlich meine Hülfe nutzlos, meine herzliche Theilnahme unerwiedert und mich ſelbſt vergeſſen glauben.

Indeſſen hatten ſich mir Verbindungen in Neapel eröffnet, die zur Erreichung der mir vorgeſteckten künſtleriſchen Zwecke unentbehrlich, mich zugleich mit vielen Perſonen in Verbindung brachten. Die Sängerin C... eben ſo bemerkenswerth durch Reichthum und Talent, als durch Schönheit und Einfluß, nahm mich in ihrem Hauſe mit zuvorkommender Freundlichkeit auf und verſprach mir mit großer Wärme ihren Beiſtand. Ich erſchien ſehr oft bei ihr, da ſie dergleichen Aufmerkſamkeit hoch anſchlug. Einigemal ſchon hatte ich ſie nicht, dagegen eine junge, reizende Dame gefunden, die ſich mit mir auf eine ungezwungene Weiſe unterhielt. Wir ſcherzten oft darüber, daß ſie an meiner Ausſprache, die ſie ſehr gütig beurtheilte, zwar den Fremden erkenne, aber nicht zu unterſcheiden vermöge, welcher Nation ich angehöre, indem ich geſchickt gerade die Eigenthümlichkeiten, woran man den Spanier, Franzoſen, Engländer und Deutſchen unterſcheide, zu vermeiden wiſſe. Ich gab mich bald für dies bald für jenes. „Mögen Sie ſein, wer Sie wollen — ſagte ſie einſt — „aber hoffentlich nur kein Deutſcher?"

„Grade dies bin ich" — erwiederte ich betroffen — aber was haben Ihnen meine Landsleute gethan? —

„Auf Ihr Ehrenwort" — frug ſie raſch — „Sie ſind ein Deutſcher?"

„Auf mein Ehrenwort, Signora, ich bin es, und ſtolz darauf es zu ſein!"

„So ſind Sie, wie alle Deutſchen, ein phantaſtiſch-poetiſcher Narr, und mir unerträglich!" — Mit dieſen zornig herausgepolterten Worten und einem Geſicht wie eine kleine Furie, ſprang die Dame auf und rannte, gewaltig die Thüren zuſchlagend, aus dem Zimmer.

Ich ſtand verwundert am Fenſter und ſah ihr nach. Daß der Italiener den Deutſchen von jeher und noch heutiges Tages haſſe, war mir weder unbekannt noch unerklärlich. Im Mittelalter waren die Kaiſer, die oft nothgedrungen, oft aus Eroberungsſucht, ihre ſchweren Waffen den Italienern fühlen ließen, die Urſache. In neuern Zeiten iſt es die Eiferſucht, mit welcher der Wälſche in Kunſt und Wiſſenſchaft vom Deutſchen ſich ſo unendlich überflogen ſieht. Zu faul, um mit geiſtiger Anſtrengung das Zeitalter ſeiner Dante's und Petrarca's, ſeiner Raphaele, ſeiner Leo's und Durante's zurückzuführen, ergreift er die Waffe niedriger Seelen, er ſchmäht und haßt, was er nicht erreichen kann. Daß aber eine der, durch die neuſten franzöſiſchen Kriege, mehr als zu ſehr, aufgeklärten, kosmopolitiſirten italieniſchen Damen, wegen einem Manne, der ihr vielleicht mißfallen, alle Männer einer Nation haſſen ſollte, das ſah ſchon den Damen im Allgemeinen nicht, einer Italienerin durchaus gar nicht ähnlich, die, wie Wallenſtein — „iſt der Mann nur ſonſten Recht," nicht eben ſehr nach Catechismus und Geburtsland zu fragen pflegen. Mein Vorſatz, Madame C... um die Erklärung dieſes Phänomens zu bitten, ging heut nicht in Erfüllung. Sie ließ ſagen, daß ſie erſt um Mitternacht zurückkommen werde. So lang hat ich weder Luſt noch Zeit zu bleiben. Ich ging. Der ſonnige, warme Nachmittag lockte mich zu einem Spaziergang an's Meer. Schon bog ich in die Hauptſtraße Toledo ein, als mich ein Volksauflauf ſtehen zu bleiben zwang. Es war das tauſendmal geſehne Schauſpiel eines Leichenzugs, welcher die Menge feſthielt. Freilich iſt auch hier mehr dabei zu ſehen, als bei uns im Norden. Eine Menge Lichter und Fackeln nebſt einer beträchtlichen Anzahl Knaben im bunten Chorhabit, eröffneten, ein hohes Crucifix an ihrer Spitze, den Zug. Ihnen folgte eine Schaar Männer (Brüderſchaft), vom Kopf bis zu den Füßen in weite ſcharlachne Mäntel und Kapuzen ſo tief verhüllt, daß nur für die Augen ein paar ausgeſchnittene Löcher ſichtbar waren. Sie trugen eine ziemlich hohe, mit Blumen durchflochtene Bahre, über die ein rothſammtner, reich mit güldener Stickerei und Treſſen verbrämter Teppich herabhing. Oben auf ſtand ein länglich viereckiges Behältniß, keinesweges unſern Särgen, ſondern mehr den Sarkophagen der Alten ähnlich, ganz vergüldet, mit Ziereathen von Gold und Silber geſchmückt, ſowie mit Blumenſchnüren reich behangen. Hinterdrein folgte eine zweite Brüderſchaft — die ſogenannten Poveri di S. Gennaro — einige dreißig an der Zahl, alle in hellblauen Mänteln, mit hohen Stangen in den Händen, an deren Knöpfen ſtaubgraue Banner mit darauf gemalten weißen Todtenköpfen weit in die Luft hinausflatterten. Ein Hinderniß, daß ſich in der Straße erhob, zwang den Zug anzuhalten, bis die Wogen, die ihn aus der Mitte der Straße verdrängt hatten, vorüber waren. Dieſen augenblicklichen Stillſtand wollte ich benutzen, um hinter der Proceſſion wegzuſchlüpfen; raſch eilte ich auf den Sarg zu. Aber wer malt meinen Schreck, meine Betrübniß, als ich in dem unter Blumen ruhenden, bleichen Jüngling meinen leidenden Freund aus der Villa Real erkannte *). Seine Flucht, ſein Mißtrauen, ſein gänzliches Verſtummen nach der ihm bewieſenen warmen Theilnahme, Alles war vergeſſen, und nur ſein Schmerz ſtand vor mir. Ich vermochte nicht meine Betrübniß zu unterdrücken und meine Thränen zurückzuhalten. Da drängte ſich einer aus der Schaar der ſtaubgrauen Banner an mich heran. „Eure lauten Klagen" — redete er mich an — „laſſen mich vermuthen, daß der Name auf dieſem Paket" — er zog ein ſolches hervor mit meiner Addreſſe überſchrieben — „der Eurige iſt. Ich habe den fremden Jüngling in ſeiner letzten Krankheit gewartet und ihm ſchwören müſſen, Euch dieſe Papiere einzuhändigen. Nehmet ſie daher in Empfang, und begleitet Euern Freund zu ſeiner Ruheſtätte!" Ich nahm das Paket und folgte innig betrübt dem Zuge. Die Ceremonie dauerte etwa eine halbe Stunde, dann eilte ich nach der Villa Real; dort auf der Plateforme am Meer, wo der Entſchlafne ſeinen Hymnus zum mondbeleuchteten Himmel gebetet hatte, dort wollte ich ſein Schickſal kennen lernen und ſeinem Andenken wehmüthige Thränen weinen.

Die Papiere enthielten einen Taufſchein, das ehrenvolle Zeugniß einer berühmten deutſchen Malerakademie, und einen von dem Arzt des Hoſpitals, in lichten Momenten des Kranken nach ſeinen eignen Ausſagen zuſammengeſetzten Bericht, nebſt dem Schein über die Entlaſſung aus Averſa. Beigelegt war noch ein Brief des Verſtorbnen an ſeine Schweſter. Ich erſahe aus dieſen Belegen, daß mein entſchlafner Freund der Sohn eines Predigers im ....ſchen geweſen und aus Liebe zur Landſchaftsmalerei, der er ſich gewidmet, zu Fuß nach Italien gewandert ſei. Um ſeinen Unterhalt ſich zu verdienen, da Landſchaften in Italien nicht geſucht werden, widmete er ſich der weit einträglicheren Decorationsmalerei. Glück und Talent hatten ihm hier treulich beigeſtanden. Durch eine gelungene Arbeit war er mit den Unternehmern der großen Theater in Verbindung geſetzt, und ihm eine ſorgenfreie Exiſtenz verſchafft worden. Sein Unſtern wollte, daß er mit einer der erſten Tänzerinnen bekannt ward. Ihre Schönheit bezauberte ihn; mit aller Gluth eines deutſchen Künſtlergemüthes ſchloß er ſich an das Mädchen und ward nicht ohne Theilnahme angehört. Mit etwas weniger Verblendung, hätte die unerſättliche Habſucht dieſes herzloſen weiblichen Geſchöpfes ihn warnen müſſen. Unter dem Vorwande, ſich der Nähe eines reichen Lüſtlings zu entziehn, der ihr nachſtelle, verließ die Dame ihre bisherige Wohnung und richtete auf Koſten ihres Freundes ſich eine andre ſehr glänzende ein. Was der Jüngling verdiente — und er ward reichlich beſoldet — das ging theils direct, theils indirect in Form von mannigfachen Geſchenken, in die Hände der Geliebten, die dem Jüngling verſprach, nach Ablauf ihrer Contractszeit mit ihm in ſein Vaterland zurückzukehren und dort ſeine Gattin zu werden. Bis dahin müſſe er hoffen und — entbehren! — Wer liebt, verlangt ja nicht mehr als die Geliebte nur täglich zu ſehn, ihre Rede zu hören, ihren Athem einzuſchlürfen: wie gern unterwarf ſich der Jüngling bei ſo herrlichen Ausſichten dieſem Gebot. Nur konnte, durfte er der Geliebten nicht verbergen, daß er ihren bisherigen Aufwand fernerhin zu beſtreiten um ſo weniger im Stande ſei, als er in Italien eine Summe zu erwerben bemüht ſein müſſe, die ihm dereinſt im Vaterlande bis zu erlangter ſicherer Anſtellung Unterhalt verſchaffte. Er bat ſie deshalb ſich mit der Hälfte ſeines Erwerbs zu begnügen. Aber hilf Himmel, wie ward dieſer Vor-

*) In Neapel werden die Todten mit unverhülltem Geſicht beſtattet.

ſchlag aufgenommen! Die Signora erklärte unumwunden, für das Opfer der Zurückgezogenheit, in der ſie ſeinethalben lebe, verlange ſie belohnt zu ſein. Einen Geizhals zu lieben ſei ihr unmöglich; gleichwohl könne ihr Herz nicht unbefriedigt bleiben, er habe es ſich daher ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie nicht länger unempfindlich gegen die Aufmerkſamkeiten andrer Männer bleibe! — Mit Bitten und Schwüren, mit Liebkoſungen und Geſchenken gelang es dem verblendeten Jüngling die unwürdige Geliebte wieder zu beſänftigen und das alte Verhältniß herzuſtellen. Dennoch war ſein warmes Herz, ſein ehrliebendes Gemüth tief von jener Scene erſchüttert. Die Signora mochte etwas davon merken und eilte durch weniger Sprödethun, ihre Ungeſchicklichkeit wieder gut zu machen. Sie war jung und ausgezeichnet ſchön, dazu jetzt ungleich nachgebender als ſonſt, — war es wohl ein Wunder, wenn der Arme inniger an ihr hing als vorher? Indeß bekümmerte ihn ihre Verſchwendung. In düſtres Nachſinnen verloren, ſtreifte er Tage lang umher und kam zu unregelmäßigen Stunden nach Haus. Bei einer ſolchen unerwarteten Heimkehr traf er einſt — die Geliebte in den Armen eines Gardeofficiers. Sein Zorn war grenzenlos, in blinder Wuth riß er ein geladnes Terzerol aus ſeiner Taſche, aber ſeine zitternde Hand fehlte den Nebenbuhler, deſto ſicherer traf ihn deſſen Klinge. Er ſtürzte zu Boden und badete ſich in ſeinem Blute. Das Bewußtſein verging ihm. Als er wieder erwachte, befand er ſich, mit gebundenen Händen, in einem kleinen, aber nicht unfreundlichen Gemach, durch deſſen ſtark vergitterte Fenſter ein waldiger Horizont ſichtbar ward. Augenblicklich erkannte er die Gegend, die er, um Studien einzuſammeln, ſo oft durchſtrichen; auch der Charakter des Gebäudes ließ ihm keinen Zweifel übrig — er war im Hoſpital für Geiſteskranke zu Averſa. Die Ahnung, wie er hierher gekommen, brachte ihn zur Verzweiflung. Auf ſein Toben eilte der menſchenfreundliche Oberaufſeher der Anſtalt herbei, der ihn beſchwor, wenn ſeine Wunde nicht tödtlich werden ſolle, ſich zu beruhigen. Aber der Kranke wollte nicht ruhen, bis er wiſſe, auf weſſen Veranſtaltung er hier ſei? So erfuhr er denn, daß ſein Gönner, ein vornehmer reicher Mann und Officier in der Garde, ihn wegen verſuchten Selbſtmordes, bis zur Heilung ſeines Wahnſinnes, auf Bitten der Tänzerin Raffaella S....., mit der er in Verbindung ſtehe und die er erſchießen wollen, nach Averſa habe bringen laſſen! — Ein durchdringendes, gellendes Lachen der Verzweiflung war die Antwort des Verwundeten, der von Stund' an das ward, wofür ihn der ſchändlichſte Undank bis jetzt ausgegeben — völlig wahnſinnig. Dies bewies mir ein, der Biographie beigelegtes Fragment von ſeiner Hand, das durchaus keine zuſammenhängende Idee enthielt. Der offne Brief an ſeine Schweſter berichtete die empörende Kunde, daß, während ſeines Aufenthalts in Averſa, die Signora Raffaella ſich nicht nur ſeiner ganzen Habe bemächtigt, ſondern auch die aufgeſtellten Bilder für ihre Rechnung verkauft habe; „deshalb könne er das verſprochne Andenken nicht ſchicken.“ — Von ſeiner eignen Handſchrift fand ich nichts mehr; dagegen belehrte mich das von der Adminiſtration ausgeſtellte Certificat, daß der Maler S... aus Deutſchland, der mit einer ſchweren Wunde in der Bruſt, die er angeblich im Wahnſinn ſich ſelbſt verſetzt, vor zwei Jahren auf Befehl vornehmer Gönner hierher gebracht und unentgeldlich verpflegt worden, nach erfolgter Wiederherſtellung habe entlaſſen werden können, da die fixe Idee, nach welcher er ſich für **den ſterbenden Fechter** halte, niemand ſchädlich zu werden drohe.

Ich ſchlug die Papiere zuſammen und verſank in wehmüthige Betrachtungen über den oft ſo zermalmenden Gang menſchlicher Schickſale. Der Vollmond, eben am Nachthimmel emporſteigend, weckte mich aus meinen Träumen. Eilig ſprang ich empor, die letzte Pflicht gegen den verſtorbenen Freund zu erfüllen, und die ehrwürdige Signora Rafaella zur Wiederherbeiſchaffung der Bilder, oder Entrichtung eines Aequivalents an die Schweſter deſſelben zu zwingen. Schnell durchſtrich ich die Menſchenleeren Gänge, nur vom Geräuſch fallender Blätter umflüſtert. Schon ſah ich die Statue des ſterbenden Fechters durch das Gezweig leuchten, bald war ich gegenüber — da — kaum traute ich meinen Augen — ſpielte der Seewind mit einem friſchen Kranz von Eichenblättern auf des Fechters Haupt! Hielt der Verſtorbne ſo gewiſſenhaft Wort, und waren es Ahnungen der Geiſternähe, die mich mit ſüßen Schauern überkomen? — Indeß mir war der Kranz beſtimmt, das hatte mein Freund ausdrücklich geſagt, und ſo ſtreckte ich muthig die Hand darnoch aus, nahm ihn zu mir und bewahre ihn noch jetzt zum Andenken jenes liebenswürdigen Unglücklichen! —

Die Wohnung der theuern Donna Rafaella S.... war bald gefunden. Allein ſie ſelbſt war abweſend. Die Hausleute berichteten, die Signora ſei auf mehrere Monate abweſend — weitere Auskunft würde ich leicht bei der Sängerin C... erhalten. Sogleich machte ich mich auf den Weg dahin. „Was bewegt ſie ſo?“ — rief mir dieſe beim Eintritt in ihr Zimmer entgegen — „Sie ſind außer Athem?“ „Kennen ſie die Tänzerin Rafaella S....“ — frogte ich mit Ungeſtüm, ohne auf ihre Fragen zu antworten — „wo iſt ſie hingereiſt? Wie lange bleibt ſie weg? — Wo bekomme ich ihre Addreſſe? — Wer hat die Schlüſſel zu ihrer Wohnung?

„Was wollen Sie denn?“ — frug die Dame ganz erſtaunt über meine Haſt — „übrigens kennen Sie ja die niedliche Rafaella ſelbſt —

„Niedlich?“ — fiel ich ihr in's Wort — „ja, ein recht niedliches Ungeheuerchen! Aber Sie irren, ich kenne ſie nicht —

„Beſinnen Sie ſich doch! Hier bei mir haben Sie ſie oft geſehn. Das bildſchöne, ſchwarzäugige, ſchwarzlockige Mädchen“ —

„Wie“ — rief ich von Ahnung gequält — „das reizende Geſchöpf, daß ich in Ihrer Abweſenheit —

„Ganz recht! Dieſelbe, die Sie wegen Ihrer Ausſprache neckte —

„Die die Deutſchen haßte? Die — —

„Richtig, alles dieſelbe.“

„O Himmel“ — rief ich tief erſchüttert — „warum Gift in ſo ſchönen Gefäßen? — So hören Sie denn, welcher Schändlichkeit dies reizende Geſchöpf fähig war.“ — Nun ſchilderte ich die ganze Begebenheit mit den lebhafteſten Farben. Signora C... ließ mich ruhig enden. Dann legte ſie vertraulich ihre Hand auf meinen Arm. „Wenn ich Ihnen rathen ſoll, ſo geben Sie die Sache auf. Würden Sie klagen, ſo käme die Reclamation in ein Paar Jahren vor das Obertribunal zu Palermo, das in ſolchen Dingen entſcheidet. Rafaella iſt eine Sicilianerin, und — ſo dünkt mich's — reizend genug, um die Anekdote der Phryne vor ihren Richtern aufs Neue zu beſtätigen. Aber geſetzt, was unwahrſcheinlich iſt, Sie drängen durch, — geſetzt — was unmöglich iſt — Sie behielten Recht und Rafaella würde verurtheilt, ſo hätten Sie ſich eine unverſöhnliche Feindin, als ganzen Erfolg der Sache, erregt. Sie kennen Italien und italieniſches Blut nicht! Ich rathe Ihnen, laſſen Sie Alles ruhn. Ihr Freund iſt todt, die Verlaſſenſchaft iſt verſchwunden. Sie ſind edel, uneigennützig, vergüten Sie der Schweſter das verlorne Andenken und ſetzen Sie ſich nicht der Unbequemlichkeit aus, wie Ihr Freund von den Poveri di San Gennaro zur Ruhe gebracht zu werden!“ —

Tief von Unmuth und Zorn bewegt, verließ ich die Signora C..., die mir ſehr lau zu empfinden ſchien, wo es Recht und Menſchlichkeit galt, und eilte zu dem Geſchäftsträger meines Souverains, ihn zur Theilnahme aufzufordern. Aber dieſer in Italien ergraute Redliche verſicherte mir, der Rath, den mir die Signora gegeben, ſei der weiſeſte. In ſolchen Fällen bleibe durchaus nichts zu thun als — zu ſchweigen, zu dulden und dankbar zum Himmel aufzublicken, daß es nicht überall ſo ſei. Das that ich denn von ganzer Seele, indem ich mich aus dem ſchwülen Lande, „wo die Citronen blühen,“ in die vaterländiſchen Eichen- und Tannenwälder zurückwünſchte! —

Minneſinger. S. die Abhandlung am Schluſſe dieſes Werkes.

Johann Jakob Mnioch.

ward am 13. October 1765 zu Elbing in Preußen geboren, ſtudirte daſelbſt und zu Jena Philologie und Philoſophie und kam 1790, nachdem er einige Zeit Hauslehrer zu Halle geweſen war, als Rector nach Neufahrwaſſer bei Danzig. Ein von ihm verfertigtes geniales Pasquill vertrieb ihn jedoch von hier, worauf er 1796 in Warſchau als erſter Rath bei der daſigen preußiſchen Lotteriedirection angeſtellt wurde. Er ſtarb daſelbſt am 22. Februar 1804.

Literariſch bekannt iſt er durch:

Oden eines Preußen. Jena 1786, 8.

Papillons. Halle 1788—89, 2 Samlgn., gr. 8., mit G. G. Füllebarn.
Gedichte. Görlitz 1789; n. Aufl. Ebendaſ. 1795, 1. Bändchen, 8.
Kleine gemiſchte Gedichte. Danzig 1794—95, 3 Bdchen. 8.
Vermiſchte Erzählungen und Gedichte. Görlitz 1795, gr. 8., mit Kpf. (Bildet auch die 2. Ausg. des 1. Bds. von Papillons.)
Leſebuch für den Mittelſtand. Berlin 1796, 1. Bd. 8.
Sämmtliche auserleſene Schriften. Görlitz 1798—1799, 3 Bdchen, 8.
Die Vermählung. Hymnus. Königsberg 1801. Neue Ausg. 1817, 8.
Analekten. Görlitz 1804, 2 Thle. 8.

Ein gefälliges, angenehmes Talent, das ſich mitunter in großartigem Schwunge zu äußern wußte, würde M. unbedingt Bedeutenderes geleiſtet haben, wenn er mehr nach harmoniſcher Vollkommenheit bei ſeinen Arbeiten geſtrebt hätte.

Maria Mnioch,

die Tochter des Schiffsbeſchauers Schmidt zu Neufahrwaſſer, wurde im Jahre 1777 daſelbſt geboren und verheirathete ſich mit dem nachherigen Lotteriedirectionsrathe M. zu Warſchau. Sie erhielt großentheils durch ihn ihre hohe geiſtige Bildung und ſtarb daſelbſt im Jahre 1799.

Von ihr haben wir:

Zerſtreute Blätter. Görlitz 1809; neue Aufl. Ebendaſ. 1821, 8. Dieſe 2. Ausg. hat auch den Titel: Für Frauen und Jungfrauen eines edlen und weiblichen häuslichen Sinnes.

Zartheit, Wärme und Tiefe der Empfindung ſind den Verſuchen dieſer talentvollen Frau eigen und bereiteten ihnen zur Zeit ihres Erſcheinens eine ſehr freundliche Aufnahme in der literäriſchen Welt.

Gertrud Möller,

eine geborne Eyfler, ward am 13. October 1641 zu Königsberg in Preußen geboren, verheirathete ſich mit dem daſigen Arzte Dr. Peter M. und wurde als Mitglied des Blumenordens zur Dichterin gekrönt. Sie ſtarb daſelbſt in ſehr ärmlichen Umſtänden am 28. Februar 1705.

Von ihr erſchienen:

Geiſt- und weltliche Oden. In Muſik geſetzt von Johann Sebaſtian. (Königsberg) 1675, Folio.

Innigkeit und Zartheit der Empfindungen herrſchen in ihren Gedichten bei gefälliger Behandlung der Form vor, können aber die proſaiſche Nüchternheit nicht verdecken, die in denſelben waltet.

Heinrich Ferdinand Möller

ward 1745 zu Olbersdorf in Schleſien geboren, widmete ſich der Schauſpielkunſt, wurde Director der Geſellſchaft des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt und ſtand darauf ſeit 1792 als Regiſſeur bei der Michaeliſchen Geſellſchaft zu Nürnberg. Er ſtarb auf einer Reiſe nach Berlin am 27. Februar 1798 zu Fehrbellin.

Er verfaßte:

Ferdinand und Wilhelmine. Luſtſpiel. Berlin 1775.
Luiſe, oder der Sieg der Unſchuld. Schauſpiel. Prag 1775.
Der Graf von Walron. Schauſpiel. Prag 1776.
Sophie, oder der gerechte Fürſt. Schauſpiel. Leipzig 1776.
Ernſt und Gabriele. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1776.
Die Zigeuner. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1777.
Emanuel und Elmire. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1778.
Heinrich und Henriette. Trauerſpiel. Leipzig 1778.
Wilkinſon und Wandrop. Schauſpiel. Frankfurt 1779.
Wladislaw II. Schauſpiel. Leipzig 1791.

M. ſuchte guten Vorbildern nachzuſtreben und verſtand es, bei genauer Kenntniß der Bühne ſich durch intereſſanten Stoff und kräftigen Dialog den Beifall der Zuſchauer zu gewinnen. Der Graf von Waltron iſt ſeine beſte, jetzt auch ſchon längſt vergeſſene Leiſtung.

Johann Friedrich Möller

ward am 6. December 1750 zu Elſey in der preußiſchen Provinz Weſtphalen geboren, ſtudirte zu Dortmund und Halle Philoſophie und Theologie und wurde nach vollendeten Studien 1774 ſeinem Vater in ſeinem Geburtsorte als Geiſtlicher ſubſtituirt. Nach deſſen Tode erhielt er 1805 dieſe Stelle ganz, wurde darauf 1806 Domherr zu Herforden und ſtarb hier am 2. Decbr. 1807.

Er ſchrieb:

Der Pfarrer von Elſey. Aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben von A. Mallinckrodt. Dortmund 1810, 2 Thle. — Die 2. Ausgabe unter dem Titel:
Patriotiſche Phantaſien. Hannover 1821, 2 Th.

Kraft, Correctheit und Gedankenreichthum verleihen den patriotiſchen Aufſätzen dieſes wackeren Mannes einen bleibenden Werth.

Gottlieb Christian Friedrich Mohnike

ward am 6. Januar 1781 zu Grimmen bei Stralſund geboren und lebte nach hier und zu Greifswalde vollendeten Studien als Privaterzieher und Lehrer theils auf der Inſel Rügen, theils zu Stralſund. 1810 erhielt er aber das Conrectorat zu Greifswald, wurde daſelbſt Dr. der Philoſophie und Theologie und kam 1818 als Oberprediger nach Stralſund, wo er 1819 zum Paſtor primarius an der daſigen Jacobikirche, Superintendent, Conſiſtorial- und Schulrath erwählt und ſpäter zum Ritter des rothen Adlerordens III. ernannt wurde.

Er ſchrieb:

Geſchichte der Literatur der Griechen und Römer. Greifswald 1813, 1. Thl.
Kleanthes der Stoiker. Ebendaſ. 1814, 1 Thl.

Digitized by Google

Hutten's Jugendleben. Ebendaſ. 1816.
Hutten's Klagen. Ebendaſ. 1816.
Luther's Lebensende, von Augenzeugen beſchrieben. Ebendaſ. 1817.
Lieder zur Einſegnung. Ebendaſ. 1818.
Urkundliche Geſchichte der professio fidei tridentinae. Ebendaſ. 1822.
Bartholomäi Saſtrowen Leben. Ebendaſelbſt 1823—24, 3 Thle.
Litterarhiſtoriſche Studien. Ebendaſ. 1824.
Tegners Frithjofsſage. Ueberſetzt. Greifswalde 1826; 3. verb. Aufl. Leipzig 1836, gr. 8.
Napoleon, Stimmen aus dem Norden und Süden. Stralſund 1829, gr. 8.
König Enzio. Lyriſches Gedicht. Ebendaſ. 1829, gr. 8.
Die Saga von Frithjof. Aus dem Isländiſchen. Ebendaſ. 1830, gr. 8., mit 1. Karte; 3. Aufl. 1839.
Volkslieder der Schweden. Berlin 1830, 1. Bnd. gr. 8.
Hymnologiſche Forſchungen. Mit Muſikbeilage. Stralſund 1830—32, 2 Thle., gr. 8.
Skandinaviſches. Stralſund 1832, 8. Auch unter dem Titel: Reden, Schilderungen und Gedichte ꝛc. ꝛc. Verdeutſcht von M. und Schütt. Mit 1 Muſikbeilage.
Altſchwediſche Balladen, Mährchen und Schwänke. Stuttgart 1839.
Viele Ueberſetzungen aus dem Schwediſchen und Däniſchen, kirchengeſchichtliche und theologiſche Abhandlungen, Predigten, Ausgaben älterer Schriften u. ſ. w.

Ein überaus fleißiger, vielſeitig und gründlich durchgebildeter Gelehrter, dem wir namentlich für die genauere Kenntniß der Literatur des ſkandinaviſchen Nordens ſehr viel verdanken, und deſſen rege Thätigkeit in dieſem Gebiete die lebhafteſte Anerkennung verdient.

Franz Joſeph Mone

ward 1795 zu Mingolsheim in Baden geboren, ſtudirte auf den gelehrten Anſtalten ſeines Vaterlandes Philoſophie und wurde nach erfolgter Promotion zum Doctor der Philoſophie außerordentlicher Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft und Bibliothekar zu Heidelberg. Von hier folgte er einem Rufe als Profeſſor ordinarius der Philoſophie nach Löwen und kehrte ſpäter als Studienrath zu Karlsruhe nach ſeinem Vaterlande zurück.

Er gab heraus:
Einleitung ins Nibelungenlied. Heidelberg 1818.
Otnit. Berlin 1821, gr. 8.
Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Darmſtadt 1822—23, 2 Thle.
Creuzer's Symbolik und Mythologie. Fortgeſetzt. Leipzig 1823, 2 Bde. (5r u. 6r Bd.).
Badiſches Archiv zur Vaterlandskunde. Karlsruhe 1826, 1r Bd.
Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Literatur und Sprache. Aachen 1830, 1r Bnd., gr. 8., mit Schrifttafel.
Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters. Nürnberg 1832—34, 3 Jahrgänge gr. 4., mit Kunſtbeilagen. Mit dem Freiherrn von Aufſeß.
Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit. Karlsruhe 1835, 4 Quartalhefte, gr. 4., mit Kunſtbeilagen (bildet den 4. Jahrgg. des Vorigen).
Ueberſicht der niederländiſchen Volksliteratur. Tübingen 1838.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein ausgezeichneter Schüler Creuzer's erwarb ſich Mone große Verdienſte durch die Fortſetzung von Creuzer's Symbolik, in welcher er eben ſo gründlich und gelehrt, wie beredt und geiſtreich das nordiſche und deutſche Heidenthum darſtellte. Eben ſo bedeutend ſteht er als Kenner des Mittelalters und als Sprachforſcher da, wie die hier mitgetheilte Abhandlung zur Genüge beweiſen wird.

Ueber die Heimat der Nibelungen*).

Die Sage hat ihren Schauplatz, worauf ſie ſpielt, und ihre Menſchen, denen die Handlung angehört. Es giebt ſonach eine Geographie und Heldenbeſchreibung der Sage. Finden wir aber die Namen der Sage auf Orte und Menſchen übertragen, die nicht urſprünglich dazu gehören, ſo iſt das in der Regel ein Zeugniß, daß an dieſen Orten und bei dieſen Menſchen die Sage bekannt war. Dieſe Unterſuchung, wo und wie lang die Sage gelebt hat, iſt für die Geſchichte derſelben von Wichtigkeit. Allein es giebt Menſchennamen in der Sage, die ſo häufig und gewöhnlich ſind, daß man ihr anderweites Vorkommen nicht für ein Zeugniß der Sage anſehen darf. Dagegen hat das Epos auch ſehr ungewöhnliche Namen; kommen dieſe außerhalb der Sage vor, ſo verdienen ſie größere Aufmerkſamkeit, als jene. Der hauptſächlichſte iſt der Name Nibelung, von dem das Epos genannt iſt. Dieſer Namen iſt 1) national, er hat nichts mit dem klaſſiſchen Alterthum, nichts mit der Kirche gemein, es giebt keinen heiligen Nibelung in dieſer Namensform, und die Geſtalt, welche ein ähnlicher Name in der Kirche führt, iſt erweislich viel ſpäter, und ohne allen Einfluß auf die Sage geweſen. 2) Selten iſt die Benennung geblieben, wenn wir ſie mit andern Taufnamen vergleichen. Dieß geht ſo weit, daß es viele Länder gibt, wo er, nach den vorhandenen diplomatiſchen Quellen, nirgends und niemals vorkommt. 3) Er iſt kein landſchaftlicher Namen, d. h. er gehört einem einzelnen Volke nicht ausſchließlich an, darf alſo nicht wie andere heimathliche Taufnamen beurtheilt werden, die, wie z. B. manche frieſiſche, außerhalb ihres Landes völlig unbekannt ſind. Gewiß war er am Anfang ſtreng heimathlich, d. h. er war nur in dem Volke und Lande gebräuchlich, bei welchem die Sage der Nibelungen ihren Urſprung hatte, aber mit der Verbreitung der Sage wurde er mehreren Völkern bekannt. 4) Schwerlich hat ein Namen einen ſo großen ſaglichen Hintergrund wie Nibelung, ſchon dieß, verbunden mit jenen Bemerkungen, berechtigt zu dem Schluſſe, daß ſein Vorkommen in der Regel jedesmal eine Bekanntſchaft mit der Sache vorausſetzt. Dieſe Bekanntſchaft kann zweierlei Art ſein, älter oder jünger als das jetzige Nibelungenlied; in jenem Falle wäre die Bekanntſchaft ein Zeugniß für das Daſein der Sage, in dieſem könnten wir eine Wirkung des jetzigen Liedes erblicken. Doch iſt dieſe Unterſcheidung ganz unnütz, denn es hat ältere Lieder von den Nibelungen gegeben, die für die Verbreitung der Sage eben ſo gut wirken konnten, als das letzte Lied, das noch vorhanden iſt.

1. Oertlichkeit der Sage.

Ich unterſcheide hier die Geographie der Sage ſelbſt und die Uebertragung auf andere Orte, und da die Sage recht eigentlich eine rheiniſche iſt, ſo muß ich die Nachweiſungen auch nach dem Fluſſe eintheilen.

a. Geographie der Sage.

Am Oberrhein. Ich beginne mit den Harlungen, obgleich ſie nicht zu unſerer Sage gehören. Joh. Thom. Freig nennt Freiburg im Breisgau Friburgum Harelungorum in ſeinem Ciceronianus, Baſel 1579. In ſeinem Paedagogus, ib. 1582, 8., in der Vorrede ſagt er beſtimmter: nam Friburgum illud Harelungorum veterum (in quorum locum Brisgoi, nomen a monte Brisiaco adepti, successerunt,) parenti nostro patriam esse, — dieſe Vorrede iſt von ſeinem Neffen unterzeichnet. Der Mann war alſo ein Eingeborner des Landes, der ſeinen Kindern die Sage mittheilte, und worauf er etwas hielt. Ihm ſind aber die Harlungen nicht mehr die zwei oder drei Söhne des Harling, ſondern ein ganzes Volk. Dieß macht aufmerkſam auf die Grundbedeutung der Hegelingen, Ameiungen, Wölfingen und Thüringer ꝛc. Bei dem Pfaffen Kunrat ſind die Karlinge nach das Heergeſinde Karls, im Otnit (v. 1057) iſt Kerlingen Frankreich. So hieß wohl Lothars Reich urſprünglich fränkiſch Hlothar-rike (alth. Hlutharrihhi) mittel-niederländiſch wird es allezeit Lot-ryk genannt; ſeine Vaſallen und ſeine Geſinde hießen Hlothar-inga, dieſer Namen (Lothringen) wurde ſpäter ebenſo auf das Land übertragen, wie Kerlingen auf Frankreich. Hat der Taufnamen Erlung keinen Zuſammenhang mit Harlung? Der Namen des Vaters Harling iſt mir zweifelhaft, er müßte eher Harl geheißen haben und dürfte dann eine Hindeutung auf Jarl und Earl erlaubt ſein? Zu den Sagennamen bei W. Grimm (Heldenſage, S. 38) iſt Harlingen an der Zuyder-Zee und das Harlinger Land in Oſtfriesland beizufügen. Der Eckhartsberg zu Breiſach iſt bekannt.

*) Aus Mone's Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Literatur und Sprache. Bd. 1., S. 3 u. folg.

Digitized by Google

Worms und die Umgegend. Der Roſengarten heißt noch ſo, und iſt ein Stück Feld, das jetzt am rechten Rheinufer liegt. Odenheim an der Selz, zwiſchen Alzei und Ulm, führt Grimm an (p. 154.), ſeine Vermuthung kann aber nicht ſtatt finden, daß es zum Odenwald gehört habe. Es heißt jetzt Udenheim, ſo hieß ehemals auch die Stadt Philippsburg, welche man ſchon auf Ute bezogen hat. Ein anderes Odenheim im Kraichgau, zwiſchen Sinsheim und Bruchſal, hat dieſen Namen immer behalten und zwei Stunden nordwärts heißt das Gebirge ſchon Odenwald. So kann man wohl mit dem Liede ſagen, daß dieß Odenheim vor dem Odenwalde liegt, allein es hat keinen bedeutenden Brunnen und keine Sage, obſchon es eine große Abtei und ſpäter ein Reichsſtift war.

Guntheresblum, die Stadt zwiſchen Worms und Oppenheim, Neriſtein (Nierſtein) unter Oppenheim, Mainz, ſtelle ich zuſammen. Sie ſind alt, mit Ausnahme von Guntheresbrum, das daher außer Acht bleibt. Nere, Hiltebrands Bruder iſt bekannt, kommt aber ſo ſelten als Namen vor, daß ich glauben möchte, Nierſtein ſei von ihm genannt. Mainz wegen Ortwin des Jungen, der wohl nur uneigentlich von Metz heißt.

Am Niederrhein. Es iſt hier von Iſenlant und Iſenſtein zu reden. Einmal kommt Islant vor, Nib. L. v. 1685, v. d. H., wo jedoch Versmaaß und Lesarten zur Verbeſſerung in Iſenlant rathen. Die Erklärung durch Island iſt durch Lautähnlichkeit entſtanden, hat aber keinen Grund. Lage und Entfernung des Landes wird im Liede ſogar mit Zahlen angegeben. Man braucht ſie nicht ſtreng anzunehmen, hat aber auch keinen Grund, ſie ganz als Erdichtung zu verwerfen. Iſenlant lag rheinabwärts gegen die See (N. L. 1539), Sigfrit und ſeine Geſellen, brauchten von dahin eine Schiffahrt von 12 Tagen, und machten im Tage 20 Stunden (1538, 1541). So muß nämlich die Stelle erklärt werden, wo es heißt:

Si fuoren zweinzech mile, ê daz ez wurde naht. V. d. Hagen erklärt Mile durch Meile, ſchwerlich hat aber der Dichter ſeinen Rheinländern aufbürden wollen, daß ein gewöhnliches Schiff auf dem Rheine 40 Stunden im Tage zurücklegen könne. Achtzehn bis zwanzig Stunden fahren die Jachten im Tag zu Thal, daher auch der Dichter beifügt, die Geſellen hätten 20 Stunden gemacht: mit eime guoten winde, der auch dazu nöthig war. Der Laßberger Hſ. ſchien auch das zu viel, ſie hat für zweinzech das nichtsſagende Wort manege. Mile bedeutet demnach hier nur ſo viel als Leuga, Wegſtunde. Die ganze Entfernung Iſenlandes von Worms betrug dann in runder Zahl 150 Stunden, denn daß ſie die Nächte durchgefahren ſind, wird weder geſagt, noch iſt es aus der Geſchichte der Rheinſchiffahrt glaublich.

Anders war die Fahrt nach dem Nibelungenlande. Von Iſenlant aus fuhr Sigfrit einen Tag und eine Nacht wohl 100 langer Raſten und noch drüber (1949—51), ehe er in das Nibelungenlând kam. Das iſt alſo eine Seefahrt, denn es geht Nachts fort, was auch die größere Schnelle und Entfernung andeutet. Zwar wird beigefügt, das Schiff ſei ſo ſchnell gegangen, nicht durch den Wind (1944,47), ſondern durch Sigfrits Kraft, das heißt aber nichts, denn er ſtand als Schiffsmeiſter darin, d. i. als Steuermann, der, wie jeder, vom Wind abhängt. Zauberei wird dabei keine erwähnt, als daß er die Tarnkoppe an hatte, das geſchah aber nicht, um die Kraft von 12 Ruderknechten zu beſitzen, ſondern um ſich zu verbergen. Nach welcher Richtung die Fahrt ging, wird nicht geſagt, das Land war aber ein viel breiter Werder (1953) und hatte einen Berg mit einer Burg (1955).

Am Niederrhein leitet uns der Flußnamen Yſſel (ſprich Eiſſel) auf die Oertlichkeit von Iſenlant und Iſenſtein. Allein es giebt zwei Yſſeln, eine weſtphäliſche und holländiſche, jene entſpringt etwas nördlich von Weſel, geht bei Yſſelburg und Yſſelhunten vorbei und fließt bei Doesburg in die große Yſſel, und mit dieſer bei Kampen in die Zuider-Zee. Die weſtphäliſche Yſſel heißen die Niederländer die alte (de oude Yssel), um ſie von dem Rheinarm Yſſel zu unterſcheiden. Dieſer Rheinarm wurde von Yſſelaort bis Doesburg mit der alten Yſſel durch einen Durchſchnitt verbunden, welchen man für ein Werk des Druſus hält. Der alte Flußnamen iſt Isala, d. i. Isal-aha, Yſſel-Fluß, das Lied ſetzt aber Isan-aha (Eiſenach) voraus. Doch ſcheint mir dies kein hinreichendes grammatiſches Hinderniß, denn die Verwechslung des l mit n im Auslaut kommt, obgleich ſelten, dennoch vor. Angenommen, Sigfrit ſei aus der Waal in die Yſſel gefahren, und Yſſelburg ſei die Veſte Brunhilds geweſen, ſo konnte er nicht auf der unfahrbaren alten Yſſel nach Yſſelburg kommen. Nach dem Liede aber ſind ſie gleich beim Ausſteigen von Iſenſtein aus geſehen worden. Das geht alſo nicht. Von Iſenſtein kam er auf's Meer nach den Nibelungen, das war auf dieſer Yſſel aber unmöglich, denn die Zuider-Zee exiſtirt erſt ſeit der Mitte des 13. Jahrh., vorher floß da in einen See der Rheinarm Flevo, den die Frieſen Fli nannten und deſſen Strömung noch jetzt gegen die Mündung der Zuyder-Zee bemerklich iſt, und zwiſchen den Inſeln Flieland (die noch den Namen des Fluſſes trägt,) und Ter-Schelling in zwei Armen als Flie-Strom in das Meer geht. Dort hinaus aber liegt kein Land, wohin Sigfrit nach dem Liede hätte kommen können, ohne längere Zeit auszubleiben, als das Lied ihm zugiebt.

Eine abweichende Anſicht hat L. v. Ledebur*). Ihm iſt Islant (das Lied hat Iſenlant) das ſogenannte Salland, welches einen Theil der niederländiſchen Provinz Ueberyſſel (Over-Yssel) ausmacht. Er baut darauf, daß Brunhilds Heimath en den sê verlegt wird, und erklärt dieſen See für den alten lacus Flevo, an deſſen Stelle die jetzige Zuider-Zee getreten. Darnach ſucht er Iſenſtein in dem Ort Yſſelmonde (Ysselmuiden), welcher ſchon 796 vorkommt, und um die Gleichheit des Namens feſtzuſtellen, muß er Stein, Fels und Berg für abwechſelnde Formen von Burg erklären. Der erſte Theil der Anſicht iſt mit Kenntniß dargelegt, die Entfernung von Worms trifft zu, richtig iſt der Beweis, daß Brunhild nicht über d. h. jenſeit des Meeres gewohnt, die Lage des Flieſee's iſt eine Beſtätigung, und die verſchiedenen Namensformen der Yſſel und ihres Gaues ſtimmen zum Theil mit jenen der Sage zuſammen. Allein wenn man dem Liede folgen will, warum folgt man ihm nicht ganz? Warum ſoll es nur gelten, ſofern es eine Vermuthung unterſtützt? Es weiß nur, daß ſie auf dem Rheine bis in Brunhildenland gefahren ſind; lag dies bei Yſſelmonde, ſo mußten ſie auf der Yſſel dahin kommen. Davon kein Wort im Liede, und die Yſſel hat niemals Rhein geheißen. Zweitens findet ſich eben an dieſer Yſſel nirgends ein Iſenſtein, warum ſoll man Yſſelmonde dafür nehmen? Iſt denn monde (ostium) je für Stein geſetzt worden? Dies ſind Gründe, welche mich beſtimmen, die Heimath der Brunhilt an einem andern Orte zu ſuchen.

Folgt man dem Lauf des Niederrheins (beneden Ryn) von Arnhem bis Vianen, ſo verändert der Fluß bei dieſer Stadt Namen und Richtung auffallend, der Hauptſtrom geht weſtwärts fort, heißt aber nun Lek, Vianen gegenüber fließt ein Rheinarm nach Utrecht, wo er ſich theilt, und als Ryn nach Leyden weſtwärts, als Vecht nordwärts in die Zuyder-Zee geht. Zwiſchen Vianen und Utrecht theilt ſich der Rhein abermals, und der Arm, den er weſtwärts nach Gouda ſendet, heißt Yſſel, die wir zum Unterſchied die holländiſche Yſſel nennen, die jetzt am Rheinarm zugedämmt iſt. Dieſe Yſſel theilt ſich in Gouda, der Nordarm heißt die Gouwe, die bei Alphen in den Ryn geht, der Südarm geht als Yſſel bei Gouderak vorbei und fällt in die Maas. Ihrer Mündung gegenüber liegt das Dorf und Eiland Yſſelmonde, das noch jetzt ziemlich beträchtlich iſt. Gleich am Anfang dieſer Yſſel, Vianen gegenüber, liegt Yſſelſtein, die Umgegend heißt noch jetzt das Land von Yſſelſtein, welches durch ein Zwiſchenwaſſer, das bei Schoonhoven aus dem Lek nordweſtlich in die Yſſel geht, von dem Krimpener Waard getrennt wird: der zwiſchen Yſſelmonde und dem Land von Yſſelſtein in der Mitte liegt. Zwiſchen Gouda und Vianen liegen noch an der Yſſel die Städte Oudewater (Altwaſſer) und Montfort.

Sind wir hier in Iſenlant und Iſenſtein? Es iſt ſehr wahrſcheinlich. Yſſelſtein muß als Burg ſchon alt ſein, bereits im Jahre 1144 kommen Herren von Yſſelſtein vor, und auf Yſſelmonde hatte der Biſchof von Utrecht ſchon 1071 eine feſte Burg. Nehme man das Land von Yſſelſtein oder Yſſelmonde für das alte Iſenlant, beide Oertlichkeiten treffen mit dem Liede in Namen, Lage und Entfernung zuſammen. Ueber die Gleichheit von Yſſelſtein und Iſenſtein will ich nichts ſagen, beides, Yſſelſtein und Yſſelmonde ſind Inſeln, zu beiden kommt man auf dem Rhein, ja dieſer Flußnamen erhält ſich noch auf den heutigen Tag bis nach Yſſelſtein. Die Entfernung von Worms nach den damaligen Flußkrümmen anzugeben, iſt unmöglich, aber der Landweg von Worms nach Yſſelſtein längs dem Fluſſe beträgt mehr als 120, nach Yſſelmonde 130 Stunden, das Lied aber giebt, wie oben gezeigt, eine Entfernung von etwa 150 Stunden an. Bedenkt man die Abweichung zwiſchen Land- und Flußweg, ſo ſpringt die Gleichheit beider Angaben jedem in die Augen. Nun wird auch begreiflich, wie leicht Sigfrit von Xanthen aus die frühere Bekanntſchaft mit Brunhilt zu Iſenſtein machen, und warum er ſich rühmen konnte, daß ihm die Waſſerſtraßen dahin bekannt ſeien (p. 1527). Das Alter dieſer Yſſel zeigt auch der Stadtnamen Oudewater an, und die Gouwe, die im Mittelalter Gold-a (Goldbach) hieß, konnte wohl auf das Rheingold oder den Hort Beziehung haben, ſo wie Alphen auf Alberich, und mag anzeigen, daß den alten Landeseinwohnern die Sagen davon bekannt waren.

Die Fahrt nach den Nibelungen ſtimmt mit dieſer Oertlichkeit auch überein. Von Yſſelmonde grade hinaus kommt man durch die Maasmündung in der Nordſee, die von der Mündung der Yſſel bei Krimpen kaum 19 Stunden entfernt

*) Island und Nibelungenland, von L. v. Ledebur in Docen's Denkmälern alter Sprache und Kunſt. Bd. II. S. 19 flg.

iſt. Alſo wie das Lied andeutet, von Iſenlant an eine Seefahrt. Hier aber verlor der Dichter Richtung und Entfernung, was einem Binnenländer nicht zu verübeln iſt. Er weiß nur, daß gegenüber ein Land und zwar in nicht großer Entfernung liegt. Das kann kein anders Land ſein, als **Britannien**, deſſen Küſte von der Yſſelmündung in grader Linie etwa 50 Stunden entfernt iſt. Sigfrit hat aber, wie die Sage **glaubt**, **wohl** 100 lange Raſten gemacht, in dieſem **wohl** liegt ſchon der Zweifel, der noch mehr beſtärkt wird, wenn man den Sigfrit in Tag und Nacht 200 Stunden zur See machen läßt, was für unſere Erfahrung und unſern Glauben etwas viel verlangt iſt. Nimmt man aber mit Ledebur die Raſte für eine halbe Stunde, ſo trifft die Angabe vollkommen mit der Entfernung der engliſchen Küſte überein. Nach dem Liede wäre denn Britannien das Nibelungenland, wo aber Sigfrit angefahren, wo der Nibelungen Burg ſtand, davon enthält das Lied keine Spur. Der viel breite Werder, wo er angelandet, war eine große Flußinſel, denn das iſt die Bedeutung von Werder*). Dann bleibt uns nichts übrig, als die Mündung der Themſe anzunehmen, welche die Flachinſel **Taneth** bildet, die nachher durch die Beſitznahme der Sachſen berühmt geworden. Indeſſen kann auch eine von den vielen Landzungen zwiſchen der Themſemündung und Ipswich gemeint ſein, ich will es nicht beſtreiten. Auf dem Werder oder in der Nähe war ein Berg mit einer Burg, beide weiß ich vor der Hand nicht aufzufinden, ſicher iſt aber, daß die Angabe des Liedes vielmehr auf England paßt, als auf die niederländiſche Küſte, wo bekanntlich keine Berge, ſondern nur Dünen ſind.

Dies iſt auch der Grund, warum ich das Nibelungenland nicht auf der Inſel **Walcheren** ſuchen kann. Dies Eiland iſt aber in vieler Hinſicht merkwürdig, und ich will nicht behaupten, daß ſeine Wichtigkeit gar nicht auf die Bildung der Heldenſage gewirkt hat. Von allen Inſeln in der Schelde- und Maasmündung trägt Walcheren (alt Walacra) allein einen unteutſchen Namen, deſſen erſte Sylbe ſchwerlich etwas anderes als **wälſch**, **galliſch** bedeutet. Sie war daher früher bewohnt, als die andern Inſeln, und zwar von einem galliſchen Volke, wie die gefundenen Altäre der dea Nehalennia und Buronia zur Genüge beweiſen. Lange nach dem Abzug der Römer und Gallier fand noch Willibrord einen Hauptſitz des teutſchen Heidenthums auf Walcheren, was ſich außer Helgoland von keiner andern Inſel der teutſchen Nordſeeküſte nachweiſen läßt. Mich aber leitet Walcheren auf eine nahe Oertlichkeit, die im Liede von der Gudrun ſo wichtig iſt, und anzeigt, daß die Scheldemündungen, wie die des Rheines und der Maas, ein früher Schauplatz der Sage geweſen ſind. Es iſt der **Wulpenſand** oder **Wulpenwert**, der, weil er in der Gudrun und im Lamprecht vorkommt, Aufmerkſamkeit erregt hat, ohne daß bis jetzt ſeine Lage nachgewieſen iſt.

Wulpenwert heißt nach obigem „die Flußinſel Wulpe,“ Wulpenſand aber eine ſandige Küſteninſel. Die Lage wird nur einmal angedeutet (Gudrun v. 3352):

> ja weiz ich hie vil **nahen** bi uns in dem lande
> wol sibenzich guoter kiele —

Wate ſagte dies, als er in Seeland war, ſie nahmen die Schiffe, und trafen gleich darauf den Ludwig von Normandie auf dem Wulpenſand an. Dieſer muß alſo in der Nähe von Seeland liegen. So iſt es auch. Wulpen (alt Wulpa) war ein Dorf auf der flandriſchen Küſte nordweſtlich von Sluis, es mag früher mit dem Feſtland im Zuſammenhang geweſen ſein, wie Byland angiebt**); die Charten des 16. und 17. Jahrhunderts zeichnen es aber als eine kleine Inſel, die in geringer Entfernung an der Weſtküſte der jetzigen Inſel oder Halbinſel Cadzand (Caſſandria) lag. Dies Eiland Wulpen wurde vor etwa 300 Jahren vom Meere verſchlungen und ein Theil deſſelben an der Weſtküſte von Cadzand angeſchwemmt. Dies angeſpülte Land wurde eingedeicht, d. h. zu einem Polder gemacht, der auf Cadzand unter dem Namen „**aanwas van Wulpen**,“ d. i. Anwachs von Wulpen, bekannt iſt, wie man auf genauen Specialcharten ſehen kann***). Nun hatte Wulpen zwei Namen, Wert und Sand, beide paſſen auf dieſe Oertlichkeit; Wert konnte Wulpen heißen, weil es zwiſchen dem Strome Swin und dem Hont (der Weſterſchelde) lag, Sand wegen ſeiner Beſchaffenheit, wie auch die nahen Eilande Cadzand, Koezand, Zuydzand heißen, wovon Koezand ſammt Schoonveld untergegangen ſind wie Wulpen, und Zuydzand jetzt zum Feſtlande eingedeicht iſt. Noch ein Dorf Wulpen liegt bei der Stadt Veurne (Furnes), aber hinter den Dünen, wo nie ein Schiff hinkommen konnte, daher dieſer Namen außer Acht bleibt.

Da ein Theil des Gudrunliedes aus dem Roman de Rou erklärlich wird, ſo muß ich Einiges über deſſen Geographie ſagen, was hieher Bezug hat. Rou (d. i. Hrolf, Rudolf, Rollo) ſetzte ſich nach ſeiner Abweiſung von England und Schottland zu **Walcreiz**, was Pluquet für Weſtfriesland und Seeland erklärt*). **Walcreiz** heißt auch das Volk (Roman de Rou v. 1067). An einer andern Stelle heißt es, Rou ſei von **Waceres** nach der Normandie gekommen: v. 1159.

> — ki de **Wacres** veneit,

das kann nichts anders als Walcheren ſein, und Walcreiz ſind wahrſcheinlich die Frieſen auf Walcheren**). Rou führte den Krieg mit dem Herzog Rembaut von Frieſen und dem Grafen Regnier von Henegau auf dem Waſſer **Aimere** (v. 1087), lief dann in die Schelde ein (Eſchard, Eſcharde), und verheerte das Land. Dazu kenne ich nur eine Stelle aus einer Urkunde Kaiſer Heinrichs V. von 1119: quae sita est in burgo, qui dicitur Antwerp, omnem decimam, quae continetur e terminis Santfliten usque **Olmeremuthen*****). Das heißt dem Wort nach die Mündung der Olmere, und dies kann ſich nur auf die Theilung der Schelde beziehen, die unterhalb Santvliet in die zwei Arme der Oſter- und Weſterſchelde zerfließt. Olmeremuthen muß demnach an dieſem Theilungspunkte auf dem rechten Ufer gelegen ſein, und Aimere hieß die Schelde von ihrer Theilung bis gegen Antwerpen herauf, Schelde aber von Antwerpen aufwärts. Sie verlor alſo im Mittelalter ihren Flußnamen von dem Punkte an, wo ſie ſeeartig wurde.

Meiner Erklärung iſt zum Theil das Lied ſelbſt, zum Theil die Meinung anderer Gelehrten entgegen. Denn das Lied ſagt einmal (2971), daß in der **Mark Norwegen** Nibelungs Burg gelegen ſei, und daß man dahin von Worms in drei Wochen mit müden Pferden auf langen Wegen **geritten** ſei (2969,72). Die **Mark** Norwegen kann nur das Land Norwegen ſein, denn im Norden ſind die Marken als Ländernamen häufig (Finnmarken, Lappmark, Tellemark, Dänemark ꝛc.), der Dichter ahnt aber keine Waſſerfahrt und ich bin ſehr geneigt, dieſe ganze Erwähnung für eine **neuere** Anſchmiegung an die **nordiſche** Sage zu halten. Die alte Edda und Wilkina-Saga führen **teutſche** Gewährsmänner für die Sage an, iſt es denn nicht wahrſcheinlich, daß die Teutſchen ebenſo Nachrichten und Erzählungen von den reiſenden Norwegern und Isländern angenommen? Grade dadurch ſcheint mir Islant und Norwegen in das Lied gekommen zu ſein, beides als Hindeutung auf jene nordiſchen Länder, die urſprünglich mit unſerer Sage nichts gemein hatten. Zwar ſucht Ledebur Norwegen bei der Stadt Norvenich zwiſchen Zülpich und Cöln, allein abgeſehen von der Verſchiedenheit des Namens, iſt noch nicht einmal bewieſen, ob Norvenich nur ein **Gau**, geſchweige eine Mark im nordiſchen Sinne war. Eben ſo wenig kann ich ihm beitreten, wenn er Nibelungenland für den Gau Nivenheim an der Erft erklärt zwiſchen Bergheim und Neuß (l. c. p. 46), wenn er ſagt: „wir dürfen wohl unbedenklich Nivelland für Nivelheim annehmen, ohne an ein fernes dunkles Nebelland und an eine mythiſche oder Naturbedeutung von Niflheim für Unterwelt zu denken.“ Das iſt etwas leicht darüber weg gegangen. Von Iſenlant mußte Sigfrit hiernach wieder **ſtromaufwärts** nach Nibelungenland fahren, wie auch Ledebur nachzuweiſen ſucht; davon ſteht im Liede kein Wort, denn das widerſpricht ſeiner ganzen Anlage. Jeder ſieht ja ein, daß es viel vernünftiger war, die 1000 Nibelungen gleich beim Hinabfahren zu Neuß mitzunehmen, ſtatt von Iſenlant zurückzukehren und während dem die drei Geſellen der Gefahr bei Brunhilt auszuſetzen. Hier hat der geographiſche Gleichklang den Verfaſſer verführt; ich will das eddiſche Niflheim dem Gau Nivenheim noch nicht aufopfern, eher umgekehrt. Es bleibt nur die Annahme, daß Sigfrit von Iſenſtein **weiter hinab** nach den Nibelungen gefahren, entweder durch die Yſſel oder durch den Rheinarm Vecht in die Zuider See, oder durch die Merwede und Maas in die Nordſee; das letzte behält die meiſte Wahrſcheinlichkeit.

b. Uebertragung der Sage auf andere Orte.

Die Sage vom Drachen iſt unter dem Volke am meiſten bekannt geworden und viele Orte ſind nach ihr genannt. Dieſe Namen beweiſen daher wenig, und nur die am Rhein mögen von einiger

*) Beweiſe zu Hunderten in den Niederlanden, ich erinnere nur an die größten: Stephensweerth bei Roermonde an der Maas, Tieler, Bommeler, Ablaſſer, Krimpener Waard an der Waal und Merwede, eine Menge anderer an der Yſſel, am Rhein u. ſ. w., ſämmtlich große Flußinſeln, die man nicht mit **einem** Blicke überſchauen kann. Die kleineren Inſeln im Oberrhein heißen dagegen **Auen**.

**) S. Fred. de Bylandt descriptio comitatus Flandriæ quo tempore Margaretha, Ludovici Malani filia, Philippo duci Burgundiæ nupsit. Lovan. 1626. 4. die zweite Charte.

***) S. Topographie de la Zélande. Paris. 1748. carte 25.

*) Le roman de Rou et des ducs de Normandie, par Robert Wace, publ. par Fr. **Pluquet**. Rouen 1827. 2 vol. 8. Pluquet ſchreibt das ganze Werk dem R. Wace zu, mit Unrecht, der alte Roman in Langzeilen iſt von einem frühern Dichter, deſſen Werk Wace überarbeitet und fortgeſetzt hat. Der alte Rou war in 4zeiligen Strophen, wie die Nibelungen, geſchrieben.

**) Vielleicht iſt auch Walcreiz zu leſen und durch Walcreriezen zu erklären, denn ſo hießen die Südholländer und Seeländer.

***) Miraei codex donatt. belg. I. p. 83. Warum Beſſel auf der Charte im Chron. Gottw. das Harlemer Meer **Almari** mare nennt, weiß ich nicht, im Texte finde ich nichts darüber. Er ſcheint durch den Namensklang Almar, Harlem dazu verleitet zu ſein.

Digitized by Google

Erheblichkeit ſein. Im Wasgau hinter Deidesheim iſt ein Drachenloch, bei Dürkheim an der Hard iſt die Lintburg (Limburg), ein Namen, der in Limburg an der Lahn, in Limburg in Würtemberg, in Limburg zwiſchen Aachen und Lüttich und noch anderswo vorkommt, und nicht von der Linde ſondern von Lint (Wond, Ring) wie auch der Lintwurm genannt iſt. Im Heidelberger Stadtwald giebt es einen oberen und untern Lindenhang, eine obere, hintere und vordere Drachenhöhle, da muß alſo die Drachenſage recht lebendig geweſen ſein, weshalb weder der Wolfsbrunnen noch der Berg Königsſtul dort ohne Bezug auf die Sage ſein mögen. Der Drachenfels am Niederrhein gehört auch hierher.

Die Namen, die mit Nib-, nibel- gebildet ſind, kommen ſchon ſeltener vor, und ſind nicht immer auf die Sage zu beziehen. So der Nibals-, Nibil-gau bei Feldkirch am Oberrhein, mit ſeiner villa publica Nibalgavia, die ſchon 767 erwähnt wird*). Ich möchte es gradezu für Nebelgau erklären, wenn nicht in der Nachbarſchaft ein zweites Worms (Bormio) und Wormſer Joch vorkäme, was denn doch dem Namen einen Halterhalt giebt, obgleich ich nicht einſehe, was die Nibelungen dort Heimathliches haben ſollen. Dagegen iſt der Nabelgau in Thüringen an der Unſtrut ſicherlich in keinem Zuſammenhang mit der Sage. Am Niederrhein erſcheint der Gau Nivanhêm, Nivenêm an der Erft, zwiſchen Bergheim und Neuß, der mir etwas mehr Beachtung verdient durch die nachbarlichen Orte an der Maas und Schelde. Anderthalb Stunden oder Maeſtricht liegt ein Dörflein Nivelle im Wallonenlande, dieſer Namen, ſo nah dem hohlen Petersberge bei Maeſtricht, verdient Aufmerkſamkeit. Ich habe ſchon früher vermuthet, daß man die Sage vom Hort an den Petersberg geknüpft haben könnte, es wird jetzt wahrſcheinlicher. Denn dies Nivelle ſteht nicht allein. Die Hauptſtadt in Wälſchbrabant heißt auch Nivolles (niederl. Nyfels, alt Nivigella), ſie iſt ſehr alt und berühmt, weil ſie einer der Stammſitze der Carolinger war, die bekanntlich ja auch einen Nibelung in ihrer Verwandſchaft hatten. Der dritte Ort iſt Noveln, ein ſehr großes Dorf bei Deinze, drei Stunden hinter Gent. Ein Nivelet kommt in der Gemeinde Aſſenois in Luxemburg vor, ein Nivarlée in Namür, ein Nives in der Gemeinde Baſtogne in Luxenburg, ein Nivraumont (Ninhardsberg?) in der Gemeinde Orgeo in demſelben Lande, ein Nivize bei Spa in Lüttich, ein Navancourt (Nibalshof) in Namür, ein Niaelhorſt bei Zeaenter am Niederrhein. Die Liſte läßt ſich vermehren, mancher Namen bleibt aber in der Bedeutung ungewiß, wenn auch die Form mit der Wurzel von Nibelung übereinſtimmt. Grade der Forſchung wegen iſt eine ſolche Sammlung nützlich. Auch in Norwegen erſcheint der Namen in dem Hof Revlungen in der Vogtei Lourvig, wo auch ein Revlunghavn ſich findet, die beide wohl ohne Zweifel nach den Niflungen benannt ſind**). Zu behaupten, daß an all dieſen Orten Nibelungen geweſen, könnte mir im Traum nicht einfallen, allein wenn man nachweiſen kann, daß Ortsnamen von den Nibelungen genannt ſind, dann muß zu der Zeit, wo man den Namen gegeben hat, die Sage an ſolchen Orten bekannt geweſen ſein. Die Namen ſind dann ſelten ein chronologiſches, wol aber ein geographiſches Zeugniß.

Offenbare Uebertragung iſt die Benennung Niflant für Liflant, wie dies Land in Alnpeke's Reimchronik gewöhnlich heißt. Anders verhält es ſich mit Morung von Nifland oder Nyfland in der Gudrun (v. 843. 2255). Iſt hier Uebertragung oder Wahrheit? Ich glaube faſt das letzte, denn es heißt v. 2787.

> von Valeis der marke kam Morunc der degen

dazu die andern Stellen v. 2564. 3198.

> Herwic der het ein volc an sich genomen,
> daz saz vor einem berge za Galeis in dem lande,
> die der starke Morunc ze Waleis an der marke wol
> erkande. —

Hettel lag ze Walaïs bi der marke gegen Seifrit, als ihm Hartmut ſeine Tochter entführte. Da er nun von hier aufbricht, um in der Nähe die Räuber anzugreifen, dieſe aber auf dem Wulpenſande ausſtiegen, ſo möchte man Waleis für Walcheren erklären, und da es immer die Mark genannt wird, ſo wäre es die ſeeländiſche Mark geweſen. Galeis und Waleis könnten auch Wales und Cornwall ſein, ich kann mich noch für keines entſcheiden, ſo viel ſeh' ich aber, daß Niflant und Waleis entweder daſſelbe waren, oder doch nahe beiſammen lagen, und in jedem Falle geht aus der Gudrun hervor, daß Niflant ein wälſches Land war, ſei es nun Britannien, wie ich oben bemerkt, oder ein anderes Celtenland.

2. Ethnographie und Chronologie der Nibelungen.

Ich gebe hier die Nachweiſung, wo und wann der Namen Nibelung außerhalb der Sage bei den Menſchen als Vor- oder Zunamen erſcheint. Dieſe Sammlung iſt ſeit 12 Jahren angelegt, und gelegentlich vermehrt. Ich bin weit entfernt, ſie für vollſtändig auszugeben, doch ſcheint ſie der Bekanntmachung werth, weil ſie ſchon zu einigen Ergebniſſen führt. Leichtlen's Verzeichniß habe ich nicht zur Hand. Zuerſt will ich den Namen richtig ſtellen, und ihn dann in verſchiedenen Völkern und Zeiten nachweiſen.

a. Grammatiſche Betrachtung über Nibelung.

Altnordiſch Niflûngr und Hniflûngr, mittelhochteutſch Nibelunc, das ſind die früheſten Formen, die ich kenne. Nibelunc beſteht aus der Wurzel nib, der Ableitung el und der zweiten Ableitung ung.

Die Wurzel nib. Der Vokal iſt kurz und geht, beſonders in niederteutſchen Mundarten und in ſpäterer Zeit, häufig in ë über. Die Schreibung Y gehört dem Ende des 13. und dem 14. Jahrh. und verändert den urſprünglichen Laut nicht. In teutſchen Schriften iſt mir kein Uebergang des ë in a vorgekommen, aber bei den romaniſchen Völkern lautet der Stammvokal bald a bald o, beides jedoch ſelten, und a mehr in Italien. Nur bei den Romanen (einmal auch in Teutſchland) finde ich auch den Wurzellaut in und en. Natürlich hat dies auf die Richtigſtellung des Namens keinen Einfluß. Eben ſo wenig Rückſicht verdient der Wurzel-Vokal o, der einmal in Teutſchland, und ö, der einmal in Dänemark vorkommt. Den erſten Wurzellaut n aspirirt nur das altn. Hniflungr, doch iſt ſehr zweifelhaft, ob dies der alte Namen, oder nicht vielmehr eine Uebertragung iſt. Der Auslaut geht in den niedern Mundarten meiſt in v und f über, auch bei den Franzoſen, in Italien dagegen in p oder pp. In wie fern dem zu trauen, ſoll der Verfolg lehren.

Die Ableitung el. Sie iſt bei allen Völkern die häufigſte. Teutſche und Franzoſen ſetzen auch il, einmal in Teutſchland und Frankreich finde ich ul, in Italien öfter ol. Das Nordiſche und ſpätere Teutſche wirft den Vokal vor l weg. Von al iſt mir kein Beiſpiel bekannt.

Die Ableitung ung. Sie iſt die gewöhnlichſte im Teutſchen, Altn., und Lateiniſchen. Bereits früh in Teutſchl. ling, ſpäter long und lign, was wohl Schreibfehler. In Frankreich long, in Italien lonc. In den romaniſchen Sprachen fiel das g bald weg und gab die Formen lun, lon, lan, lom; wurde es latiniſirt, ſo fiel auch das n weg und blieb nur lo, der Genitiv lonis zeigt dann wieder den alten Urſprung. Dies ſind die gewöhnlichen Formen in Frankr., in Ital. lautet die Ableitung leon, und lateiniſch leo, lio, lao.

Ob der Wurzelconſonant b im Vokal u ruhen könne, weiß ich nicht, das nordiſche Giuki aus dem teutſchen Gibico zeigt unter ganz ähnlichen Verhältniſſen die Möglichkeit.

Zuſammenſetzung. Die Form Nibelung componirt nicht, die Wurzel aber bildet einige Ableitungen und Compoſita. Die Ableitungen, die ich gefunden, ſind dieſe: - i unmittelbar an die Wurzel gefügt, Nebi; — ing, ebenſo, Nefing; latiniſirt, ſtock — us, Nebus; ſchwach — o, Nivo. Compoſita ſind folgende:

mit — hari, romaniſch-latiniſirt — ario, ohne Bindungsvokal der Wurzel angefügt.

mit — hart, latiniſirt — ardus, contrahirt im Genitiv — res; franzöſiſch — art.

mit — rat; ich weiß nur ein romaniſches Beiſpiel mit — redus.

mit — ulf, durch Schreibfehler zuweilen ulius.

mit — gant, gehört zu den älteſten.

mit — hat? nur in einer und ſehr zweifelhaften Form finde ich — hat, das wohl beurtheilt werden muß, wie Gundohad, der ſonſt gewöhnlich Gundabalt heißt, aber im franzöſiſchen Namen la loi Gombetta die alte Form deutlich anzeigt. Theodahad gehört auch daher.

Ich nehme nicht nur den vollkommenen Namen Nibelung, ſondern auch die andern Formen hier auf, um eine Ueberſicht zu haben.

b. Ethnographiſche Aufzählung.

α. Bei den Salfranken.

Darunter begreiſe ich auch die ſpäteren Franzoſen, d. h. die Nordoſtbewohner Frankreichs.

Nepus? episcopus in einer Urk. von 511. Bouquet Scriptt. rer. Gall. IV. 104. — Nivo, episcopus Remensis, vom Jahr 670. Mabillon acta ss. ord. s. Bened. II. append. p. 462. — Nivario in der Picardie, vom J. 677. Miraei donatt. belg. I. p. 927. ed. Foppens. — Nivardas episc. Remensis. Du Chesne Scriptt. rer. Franc. I, 675. — Nabulfus in einer Urk. von 750. Bouquet IV, 716. — Nivulfus presbyter Turonensis v. 836. Calmet hist. de Lorraine I. app. p. 303. — Nivultus presbyter Tullensis v. 838. ibid. p. 485, ſonſt kommt bis zum Jahr 1250 kein Nib und kein Nibelung bei Calmet vor. Die ſpäteren Jahre habe ich nicht verglichen, weil ſie für meinen Zweck weniger Wichtigkeit ha-

*) Chronicon Gottw. II. p. 496. 704. 705.

**) S. Jens Kraft topogr. statist. beskrivelse af kongeriget Norge. Christiania 1822. Tom. II. p. 876.

Digitized by Google

ten. — Nivelongus fidelis Caroli Calvi v. 843. Bouquet VII. 617. VIII. 435. derſelbe heißt Nivilungus im J. 853. Miraeus I. 340. Bouquet VII. 617. — Nivelongus comes von 864. vielleicht derſelbe, ibid. VIII. 589. er war aus dem carolingiſchen Geſchlechte. — Nulerdus (l. Niverdus) von Poitiers v. 937. Martene et Durand thes. I. 71. — Nefingus decanus Turonensis v. 940. und 943. Bouquet VIII. 317. Martene et D. I. 74. — Nefingus episc. Andegavensis † 974. Bouquet IX. 55. — Nivelon in einer Urk. des Königs Lothar v. 984. ibid. IX. 656. — Nevelo de Bona bei Metz v. 1042. Bouquet XI. 424. — Niverdus miles v. 1043. ibid. XI. 577. — Nivelo auch Novolus de Freteval (fracta valle) bei Tours v. 1050. ib. X. 239. vgl. über die franzöſiſche Ausſprache Bouquet XI. 386. — Signum Nivllonis zu Tours um 1050 Martene thesaur. I. 176. — Nivelo miles v. 1047. Bouquet XI. 583. — Niverdus de monte forte v. 1060. ib. XI. 433. nota c. — Niverdus zu S. Germein en Leye v. 1072. Martene collect. I. 490. — Signum Nevelonis de Pierefont zu Corbie in Artois v. 1065. Miraeus III. 306. derſelbe kommt als Nevelo de Peirfond im nämlichen Jahr vor. Bouquet XI. 111. — Nevelo canonicus zu Châlons v. 1093. Bouquet XIV. 745. — Nivardus de Septoculo v. 1097. Bouquet XII. 669. — Nivelo de Freteval v. 1112. kommt noch oft vor. Bouquet XIV. 241. — Niverdus puer von 1117 zu Paris. Martene thes. I. 346. — Novelo, Archidiacon zu Terny v. 1134. ibid. p. 385. — Nivardus abbas de Spina v. 1130. Martene collect. I. 743. — Niverdus de Pissiaco v. 1140. ib. 764. Nivilo de Petra-forte (pierrefort) v. 1160. Bouq. XII. 129. — Der Bruder des heil. Bernhards hieß Niverdus. ib. XV. 660. — In dies Jahrh., vielleicht noch früher gehört die Notiz aus dem alten Calendarium zu Auxerre bei Martene collect. VI. 701. Obierunt Nivelon miles, item Hugo... — Nivelo auch Nevelo I. de Cherisy, Biſchof zu Soiſſons 1175. Bouquet XII. 279. Sammarthanorum Gall. christ. III. 1051. alte Ausg. — Nevelon filius Ursonis de Freteval v. 1188. Bouquet XVII. 484. — Nioverdus de Conegni bei Cambrai v. 1186. Miraeus I. 718. — Folgende Stelle im Pfaffen Kunrat der ein franzöſiſches Original vor ſich hatte, gehört auch hierher um 1170. Cod. Pal. 112. bl. 107. b.

di von Brittuno,
zweinzec tûsent mannon,
Neuelun si beleite.

Nevelo Marſchall von 1214. Wilhelm Armor. bei Bouquet XVII. 102. — Nivelo II. de Basoches, Biſchof zu Soiſſons, 1251. Sammarth. Gall. chr. III. 1052. — Nebert (Nivart?) de Medlonno unter Ludwig IX. Du Cange hist. de S. Louis p. 396.

β. Bei den Uferfranken.

Unum videlicet mansum Nevelung et conjugis ejus Heselae (in ville Marich im Luxemburgiſchen) weiter unten: et idem Nevelungus vel successores ejus . . dat. Trier 993. Bertholet. hist. de Luxembourg. tom. III. epp. p. XII. — Miracula S. Quirini, Ms. in der Univ. Bibl. zu Lüttich, 12. Jahrh. in einer Erzählung von Malmedy, cap. 19. . . frater quia grandaevo erat situ consumptus juniorem vocabulo Nevelonem ad sui sustentationem acceperat. — Die Nevelingen von Hardenberg an der Ruhr hat Ledebur (bei Dorow, S. 59) nachgewieſen. Sie liefern folgende Zeugniſſe, Nivelung, Nevelonch von 1148, 51. Neveling v. 1312. Nevelungus v. 1329. Nevelung v. 1369—85. Neveling v. 1397—1419. Sie ſind ein ſehr ſtarker Beweis für die Bekanntheit der Sage, denn ſie führten auch den Drachen im Wappen, und der letzte hatte den Kobold Goldemer d. i. den Goldzwerg Alberich.

γ. Bei den Rheinfranken.

Es ſind vier große Gaue, welche die meiſte Rückſicht verdienen, der Worms-, Speier-, Oberrhein- und große Kraichgau, in welche der Hauptſchauplatz des Liedes fällt.

Nibelungus zu Bretzenheim bei Mainz v. 774. Cod. tradit. Lauresham. No. 1822. — Nebo zu Mettenheim im Wormsgau v. 782. ib. No. 1827. — Noui zu Gunzingen im Speiergau v. 774 ib. 2102. — Gehört Nawin zu Ibernsheim im Wormsgau v. 775 hieher? ib. 1479 — Nibelungus zu Heppenheim s. a. iſt aber ſpäter im Lorſcher Salbuch, ib. 3818. — Nibelungus vicedominus et praepositus S. Pauli Wormatiensis, v. 1152—1160. Gudeni sylloge diplom. p. 15.. Cod. Lauresh. I. p. 271. Hontheim hist. Trevir. I. 535. Nibelungus auch Nybellngus custos ecclesiae majoris Wormatiensis v. 1142. 1158. Guden. p. 5. 7. Hontheim ib. ſonſt hat Hontheim unter ſeinen adelichen und geiſtlichen Perſonen keinen Nibelung mehr. — Nibelungus ante monetam v. 1216. und Nibelungus de Wolveskelen v. 1216. Guden. p. 94. 95. — Nibelungus praepositus majoris ecclesiae Wormatiensis v. 1223, 24, 28. Guden p. 126. 137. 140. 156. — Hic et frater suus Nibilunc dederunt pratum unum in Heppenheim s. a. Necrolog. Lauresh. bei Schannat vindem. p. 34. vielleicht mit dem obigen von Heppenheim einerlei. — Folgende ſind aus dem Salbuch des Kloſters S. Lamperecht bei Neuſtadt an der Hard, und gehören faſt alle noch dem 13. Jahrh. an. Das Original dieſer Hſ. liegt in der Bibl. zu Heidelberg. Ich will die Leute nach den Ortſchaften aufzählen, ſie waren alle dem Kloſter gültpflichtig, ich laſſe aber die Gülten weg, weil ſie nichts zur Sache thun.

Gönheim (Ginnenheim). Nibelungus miles. fol. 23. — Nibelungus, verſchieden vom vorigen. 24, b. — am hofe prope Nibelungum filium Else. — 38, b Dieſer iſt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. — Nibelungus miles, um 1300. 99, a. item miles dictus de Otterbach, gener der Nybelungen de Musbach, um 1330. 103. —

Zu Neuſtadt an der Hardt. Nibelungus Azzlubusere. 26, a. Dieſe Familie kommt oft vor, aber mit andern Taufnamen. — Nebelungus Symuder, um 1300. 72. — Nebelungus filius filiae Symuder, er beſaß Weinberge ze Nuweleude, ein Gemarkungsnamen, der oft vorkommt. — 72, b. —

Zu Deidesheim. Nybellgnus Atzenhuser, v. 1297. 54. a. Derſelbe kommt vor als Nybelungus 83, b. — relicta (i. e. vidua) Nebelungi de Musbach, noch 1300. 75, a. — domus Nibelungo dicto Sinueder, um 1300. 79, b. —

Zu Grävenhauſen. Nibelungus filius Hermanni. 67, a. Derſelbe kommt vor als Nibelunc, 95, b. um 1250. — Nibelungus auriga. 68, b. —

Zu Harthauſen. am huttenboume neben Nybelungum cerdonem, um 1290 81, a. —

Zu Lachen. apud Nebelungum de Musbach. um 1330. 93, b. — in eadem gewende vff kester wec apud Nibelongum ib.

Folgende ſind aus dem Seelmeſſenbuch der Stiftskirche zu Neuſtadt an der Hardt. Das Stift wurde errichtet 1354., das Buch geſchrieben 1382; es ſind aber frühere und ſpätere Schenkungen in dieſen liber animarum eingetragen: wo ich nichts bemerke, muß man das 14 Jahrh. annehmen. Die Hſ. war früher in der Seminarbibliothek zu Heidelberg, jetzt im Seminar zu Freiburg; ſie iſt in fol. auf Pergament.

Zu Neuſtadt. Katherina legavit pro se et marito Nybelungo cerdoni. v. 1382 fol. 6, a. — obiit Nybelungus cerdo. 8, a. 71, b. 144, a. — alteram partem vineae habent filii Nybelungi dicti Swartze, scilicet Henricus et Johannes. 12, a. — obiit Nybelnngus dictus Niger, iſt derſelbe. 54, b. — Nybelungus claudus et Mechtilt uxor ejus. 26, b. — infra duas vias apud Nybelungum dictum Molach. 27, b. — obiit Elizabeth. quae legavit pro se et Wernhero marito suo et Nybelungo filio. 36, a. — Elle Lynderin legavit pro se et fratre suo Nybelungo Lynder. 38, b. 47, a. — quondam dicti Niebelung Gruobels. Dies iſt von anderer Hand aus dem 15 Jahrh. 58, a. 108, a. 39, b. etc — Cuntz dictus Volkmar legavit pro se et fratribus suis Volkero et Nybelungo 52, a. — Nybelungi dicti Symuder, et Nybelungus filius ejus. 52, b. 68, a. — Nybeluugus. 54. b. — juxta Cuntz Nybel. (alſo Nybelungum). 58, a. Else apud nucum legavit pro se et Nybelungo marito suo et sorore sua Katherina et Syfrido marito dictae Katherinae et avo suo Nybelungo. 68, b. — obiit Nybelungus dictus Bebeimer. 69, a. — Katherinae filiae quondam Nybelungi Atzenbusers. 70, a. — neben Nybelung Snyder, v. 1390. 4, a. — obiit Lybelungus (Schreibfehler) dictus Rynolt. juxta domum Nybelungi in vico cerdonum. 69, a. — oben an dem stege juxta Nybelungen in der eygelgassen. 122, b. — Nobelungus Symuoder et Alheit uxor ejus. 138. b.

Zu Winzingen. obiit Nybeungius (Schrbf.) sacerdos filius Gotemanni de Winczingen. 86, b.

Die Namen ſind manchmal abgekürzt, Ny., daß man Nybelung und nicht Nicolaus leſen müſſe, beweiſt 62, a. Ny. dictus Volkmar, der als Nybelung vorgekommen. Daher kann man zu Neuſtadt beifügen: obiit Ny. dictus Rodo. 13, a. — Hedewig filia Ny. Rufi. 14, a.

Folgende ſind aus dem Seelmeſſenbuch von S. Lamprecht, in 4°. in der Bibl. zu Heidelberg. Voleo colonus de Hagenbach (Hambach) et uxor ejus Metze et pater ejus Nibelunc, aus dem Anf. des 14. Jahrh. fol. 6, a. — Cunradus, Nybelungus. Sifridus, Mehtildis legaverunt — aus dem 13. Jahrh. 22, a. —

In den traditt. S. Stephani Herbipol., in jenen von Reinhartsbronn und v. S. Peter zu Erfurt, bei Schannat Vindem. kommt kein Nibelung vor.

Digitized by Google

δ. Bei den Schwaben.

Nebi dox, Anfang des 8. Jahrh. um 720 Theganus de Lud. p. cap. 2. Walafret Strabos in vita S. Galli II. c. 11. nennt ihn Nebus. IX Kal. Aug. obiit Nibilunc. Martyrolog. sec. 12. 4°. in der königl. Priv. Bibl. zu Stuttgart, aus Weingarten. — Frater Nibulungus conversus cum servis in caemiterio nostro decem tilias plantaverunt. Annal, Colmar. ad a. 1303. — Nibelungus v. 1210. im Unterelſaß, könnte auch ein Franke ſein. Schöpflin Alsat. diplom. I. 321. — Das Nekrolog von S. Alban zu Baſel, wovon die Hſ. auf dortiger Bibl. ſich befindet, enthält keinen Nibelung.

ε. Bei den Sachſen.

Praesentibus . . . Nenelingo et Conrado fratribus dictis de Vemeren. n. 1386. Nachricht von einigen Häuſern des Geſchlechts von Schlieffen. Caſſel. 1784. 4. Beil. 19. —

ζ. Bei den Normannen.

Die Norweger (Normänner) haben die Sage und den Namen früh gekannt, und brachten dieſen auch nach Italien. Nibelone da Buaono, in einer Urk. zu Monte Caſſino v. 1145. Archia der Geſellſch. für teutſche Geſch. V. 14. Man ſieht hier ſchon den Einfluß des italieniſchen Dialekts, welcher ſtatt des nordiſchen f und fränkiſchen v die media b in den Namen ſetzte. Dabei blieb dieſe romantiſche Sprache ſchwerlich ſtehen, ſondern hat wohl noch mehr daran verändert, welches Schickſal alle teutſchen Namen im romantiſchen Munde, oft bis zur Unkenntlichkeit, erfahren haben. Im ſpaniſchen Gonsalvo, Diego, Rny, aber auch im franzöſiſchen Guillaume iſt mit Mühe der teutſche Gotſchalk, Dietrich, Rüdiger und Wilhelm zu erkennen. Im 14. und 15. Jahrh. iſt der Namen Nibelung in Italien ganz verändert; es lohnte ſich der Mühe, aus Urkundenbüchern nachzuweiſen, wie ſich der Namen bis in ſeine letzte Entartung verbildet. Dazu habe ich keine Hülfsmittel, ich gebe, was ich gefunden. Neapolio unter Papſt Gregor X. um 1275, Marteno collect. VII. 242. — Napaleo episcopus Perusinus. Ughelli ital. sac. I. 1172. — Napoloo episcopus Sarnensis. n. 1324. Ughelli VII. 577. — Napaleon de Flisco, Naolensis episcopus. 1448. ib. IV. 290. — Neapoleo ein Römer, diaconus S. Adriani v. 1289. Schöpflin Alsat. dipl. II. 42. — Neapolao pratonotarius regis Siciliae n. 1365. Martene I. 1488. Durch Nachahmung iſt die italieniſche Form nach Frankreich zurückgeführt worden. Napolaon (auch Naplnus) de la Tour a. 1345. Napuloo (oder Nappon) do la Tour v. 133 . . . François - Nappon de la Tour n. 1561. Flacchio généalogie de la maison de la Tour. Bruxelles 1709. I. 52. 83. 161. Die Formen Napinus und Nappon ſind keine Bildungen mehr aus der Wurzel, ſondern verdorbene Verkürzungen. Der Kirchenheilige heißt Neapolus und Neapolis und hat mit der Sage nichts zu thun.

η. Aeltere und zweifelhafte Spuren.

Nabisgastua, dux Chamavorum, um 358. Ennap. Sard. in excerpt. de legatt. ed. Labbe, pag. 17. Nebigastius (auch Νεβιογάστιος, Νεβιγάστιας) praefectus militum Gallicorum in Britannia, um 407. Zosimus l. VI. 2 od. Reitem. Naulobatus Herolorum dux um 267. Syncell. p. 382. Ναυλοβάτος τῶν Αἰλούρων ἡγουμένος. In der Marca Hispan. von P. de la Marca p. 1101. erſcheint ein Nifredua in monast. Cuxano von 1070, ſonſt aber kommt nicht eine Spur von Nibelung im ganzen Buche vor, ſo daß der Mann ein Franke geweſen ſcheint.

θ. Geſchlechsnamen.

Haben ſehr wenig Werth. Man kann wohl annehmen, daß die erſten, welche den Namen führten, ſeine Beziehung gekannt haben, da aber der Urſprung beſonders der bürgerlichen Geſchlechter gewöhnlich ganz unbekannt iſt, ſo helfen die Namen wenig, die noch überdies meiſtens ſehr entſtellt ſind. Damit man jedoch auch hier Vorſicht gebrauche, will ich einige Beiſpiele berühren. Thiedericus Naveke in Holland von 1199. Miraeus III. 362. — Simon Nevokin in Seeland von 1213. ib. II. 843. in Midelburg. Kluit hist. crit. II. 363. Dieſer Geſchlechtsnamen iſt nicht von Nibelung gebildet, ſondern das Deminutio von neve, Neffe oder Oheim. Im Kluit kommt gar kein Nibelung, im Miraeus keiner aus den Niederlanden vor. Nyppon Nybelson, sec. 14. Im Seelenbuch von Neuſtadt 109, b. Das iſt wohl aus der Sage entſtanden. — Johannes Nifflini de Pforzheim v. 1394. im erſten Matrikelbuch zu Heidelberg ad b. e. — Nypola noch zu Maeſtricht, ſchwerlich hierher gehörend. In Frankreich ſcheint der Namen häufiger im Gebrauch geweſen. Gehört hierher Bernardus de Nublis oder Niblis bei Turpin c. II. 30. (Reuber ss.)? Wilhelm Noblin, Dechant zu Rheims. 1563. Sammarthanor Gall. christ. IX. 175. Steph. de Neblens bei Châlons, um 1120. ib. IV. 892. Wilh. de Navano (Genit. Nevonis), in Carcassonne, wahrſcheinlich ein Burgunder, n. 1240. ib. VI. 949. Jean Nivault zu Paris 1538. ib. VIII. 697.

ι. Gibelinen.

Wer die Welfen waren, wiſſen wir aus der Geſchichte. Ob aber die Italiener und das teutſche Volk, wenn ſie den Namen brauchten, an die Welfen von Altdorf und ihre Geſchichte gedacht haben, das iſt eine andere Frage, die man ſchwerlich bejahen kann. Es iſt dem Volksgeiſt gemäßer und wahrſcheinlicher, daß man die Welfen mit den Wölſingen der Sage verſchmolzen und jene als die Nachwirkung oder Nachkommen dieſer betrachtet hat. Den Wölſingen ſtehen die Burgunden, oder mit dem Königsnamen, die Gibikingen, oder mit entlehnter und übertragener Benennung, die Nibelungen gegenüber. Daß man es auch ſo im Mittelalter verſtanden, dafür habe ich bereits anderswo ein Zeugniß gegeben, das ich hier wiederholen muß. Ein Dichter ſagt in der Pfälzer Hſ. Nr. 348 aus dem 14. Jahrh. Strophe 199.

> Ein Gibikak unt ein Gelfe
> die muogen bi einander niht gewesen (l. genesen),
> merk edlu minn', der eine ist mit dem riche,
> der ander mit dem stuole,
> sô gêt es an ein kriegen sicherliche.

Dieſe Stelle läßt keinen Zweifel, daß der Gibich mit dem römiſchen Reiche, der Gelfe mit dem römiſchen Stuhle hält, d. h. daß hier von Gibellinen und Welfen die Rede iſt. „Allein das Zeugniß iſt jung und individuelle Anſicht," jenes iſt wahr; wenn ich ein älteres finde, werde ich es geben, und iſt denn das 14. Jahrhundert ſo eine halbe Ewigkeit von der letzten Abfaſſung der Nibelungen entfernt? Und wohlgemerkt, die Handſchrift iſt aus dem 14. Jahrhundert. Individuelle Anſicht — kann ſein, auch nicht, wer weiß das? Man dichtet, glaube ich, um verſtanden zu werden, wenn der Dichter Gibich für Gibelin ſetzt, ſo muß er erwarten können, daß ſeine Leſer es verſtehen.

In Gibelin iſt die Wurzel aus Gibich, die Ableitungen, wie der Augenſchein lehrt, aus Nibelung genommen. Gibelin iſt aber auch wie Nibelung ein Taufnamen geworden. Gibalinus Arelatensis archiepiscopus von 1096. Martene collect. I. 558. Als Gibilinus komme er 1086 vor bei P. de Marca p. 1182. Gibolinus abbas Novienti in Alsatia, aus dem 9. Jahrhundert? Martene thesaur. III. 1136. — In burgundiſchen Urkundenſammlungen wird man ihn noch manchmal antreffen.

c. Ergebniſſe der Aufzählung.

Die folgenden Reſultate haben nur in Beziehung auf vorſtehende Aufzählung ihre Richtigkeit. Die Sammlung dieſer Zeugniſſe iſt doch ſchon von der Art, daß einige Ergebniſſe wohl als allgemeinere Wahrheiten gelten und beachtet werden dürfen.

1. Die einfache Ableitung und Zuſammenſetzung iſt die älteſte Form, worin der Namen erſcheint *). Vor dem 9. Jahrh. wird im Süden kein Nibelung erwähnt, das Alter der Nibelungen in den Eddaliedern dürfen wir nicht vor das 8. Jahrh. ſetzen. Dies Stillſchweigen kann doppelten Grund haben. Entweder

a. die einfachen und componirten Namen haben nichts mit Nibelung gemein, gehören einer andern Wurzel und Bedeutung an. Grammatiſch aber läßt ſich dieſe Annahme nicht rechtfertigen. Es kann allein bei den drei alten Namen Nebisgast, Nebiogast und Naulobat Zweifel entſtehen. Den letzten wollen wir ganz aufgeben, bei jenen zeigen die Lesarten, daß dem Griechen beide Namen Nebiogast gelautet haben. Hier macht nur das o Schwierigkeit, es iſt aber dem Griechen der Bindungsvokal, den er für ſein Ohr wohl einfügen konnte, wenigſtens machen andere Beiſpiele ſo etwas wahrſcheinlich (vgl. Grimm Gramm. II. 412). Oder

b) Die Form Nibelung war noch nicht gebildet, oder noch nicht bekannt. Jenes wäre anzunehmen, wenn die Sage vor dem 9. Jahrhundert noch nicht vorhanden, dieſes, wenn ſie noch unbekannt war. Allein der Norden beweiſt, daß die Nibelungen Sage wenigſtens im 8. Jahrh. exiſtirte, ſie muß alſo noch unbeachtet geweſen ſein, dies erklärt hinreichend und wahrſcheinlich die Abweſenheit des Namens.

2) Die Karolinger ſind die erſten, die mit einem Nibelung auftreten. Die Frage liegt ſehr nah, ob dies durch den Einfluß der Liederſammlung Karls d. G. entſtanden? Vorerſt eine neue Nachricht über dieſe Sammlung aus den Annales Parchen-

*) Man kann den erſten Nepus auch aus Nepos entſtehen laſſen, ich habe ihn aufgenommen, weil Nebus in W. Strabus, und die ten. p in den wälſchen Formen auftritt.

Digitized by Google

ses, die den Eginhart zwar abſchreiben, aber bedeutend interpoliren, wie die geſperrten Worte beweiſen: Karolus rex carmina antiquissima, quibus veterum regum bella et actus canebantur, romana vel francica conscripsit lingua, ut memoriae mandare curavit *). Dieſe Notiz iſt im 12. Jahrh. beigeſchrieben. Woher die Nachricht, daß die Sammlung Lieder in romantiſcher und fränkiſcher Sprache umfaßt habe? Mandare curavit, er hat ſie lernen laſſen, wen? doch zunächſt ſeine Kinder, das wird ja buchſtäblich vom Theganus beſtätigt: Ludovicus carmina gentilitia, quae in juventute didicerat etc. — Hat der Mönch im Park noch altfranzöſiſche und fränkiſche, d. h. altniederländiſche Heldenlieder gekannt, die man überhaupt, oder die er perſönlich der karliſchen Sammlung zuſchrieb? So viel iſt ſicher, es gab zu ſeiner Zeit Lieder in beiden Sprachen, wahrſcheinlich die des karliſchen Sagenkreiſes, welche der Mönch, da Karl oft darin genannt wird, von jener kaiſerlichen Sammlung herleiten mochte. Dann iſt es ein wehthuender Beweis verlorner altniederländiſcher Dichtung.

3. Völkerſchaftlich betrachtet iſt die Sage ſowohl durch ihren Inhalt als durch äußere Zeugniſſe den Franken nicht abzuſtreiten. Die Franken ſind, wo nicht die urſprünglichen, doch die erſten Eigenthümer dieſer Sage unter den ſüdteutſchen Völkern. Den Gothen fehlt die Nibelungs-Sage gänzlich, Schwaben und Sachſen kannten ſie nur durch Aufnahme und ſie iſt nie recht in ihr Volksleben eingedrungen; die erſten Normänner in Italien kannten ſie wohl aus nordiſcher und franzöſiſcher Erinnerung, die Italiener kannten gar nichts davon, was ſchon ihre große Entſtellung des Namens beweiſt. Am mangelhafteſten iſt meine Aufzählung bei den Uferfranken, bei ihnen hat ſich ja ein Haupttheil der Sage gebildet, und ſie ſollten nicht mehr Zeugniſſe haben? Sicherlich wird man bei ihnen vielmehr Spuren finden, wenn man ſie beſonders aufſuchen will. Das Beiſpiel der Hardenberge wiegt aber viele andere auf.

4. Der Name Nibelung iſt im franzöſiſchen Adel vom Ende des 10ten bis Mitte des 13. Jahrh. einheimiſch geweſen, und zwar, daß er in manchen Familien z. B Pierrefont, Freteval über hundert Jahre lang erblich fortgeführt wurde. Dieſe Erſcheinung läßt ſich bei dem ungebräuchlichen Namen doch wohl nicht ohne Kenntniß der Sage erklären. Damals aber verſtanden die franzöſiſchen Ritter nicht mehr die altfränkiſchen Lieder, es muß daher franzöſiſche Gedichte von den Nibelungen gegeben haben, aus deren Einfluß jene Namengebung entſtanden. Dieſe franzöſiſchen Lieder müſſen einen kleinen Umfang gehabt haben, wie die Volkslieder, ſonſt wären ſie wohl nicht ſo ſpurlos verſchwunden. Was ſie enthalten, iſt nicht ſchwer zu ſagen, nämlich nur den erſten Theil der Nibelungen, vielleicht auch daraus nur den Drachenkampf, der auch in Frankreich auf viele andere Ritter ſagenhaft übertragen wurde, z. B. auf den Gilles von Mons **); dieſe Vermuthung ſtimmt wohl mit dem Volksbuch vom Hörnen Siegfried überein, das eine franzöſiſche Quelle angiebt. J. Grimm hält auch etwas auf dieſe Angabe, und Görres (Volksbücher S. 96.) hat ſie zu leicht weggeworfen. Immerhin aber ſieht man, daß Karls und ſeiner Familie Beiſpiel die Sage der Nibelungen unter dem fränkiſchen Volke vielmehr verbreitet hat, als ſie es vorher je war. Ob irgend eine Familienſage die Karolinger mit den Nibelungen verband, weiß ich nicht, nur ſo viel iſt richtig, daß wir ſie auch örtlich mit den Nibelungen zuſammen treffen. Itta, die Gemahlin Pipins von Landen, ſtiftete ſchon 648 das Kloſter zu Nivelles, der Hauptſtadt in Wälſchbrabant, und beſtimmte es zum Begräbnißplatz ihres Geſchlechtes. Ihr Mann Pipin, ihre Tochter Gertrut, Otto, Lambert I. II. Heinrich I. II. III. Herzoge von Brabant und Lotharingen ſind daſelbſt begraben. So war Nivelles für die karolingiſchen und niederländiſchen Fürſten, was Worms und ſpäterhin Speier für die teutſchen Kaiſer war, ihre Grabſtätte. Soll das ſo ganz zufällig und nichts bedeutend ſein, in einem Landſtrich, der ringsum Ortsſpuren der Nibelungen enthält? Störe man ſich nicht an der wälſchen Form, es iſt ja noch ungewiß, ob der Namen teutſchen Urſprung hat.

5. Bei den Rheinfranken begegnet uns etwas Aehnliches. Im Speier- und Wormsgau war die Sage im 13ten und 14ten Jahrh. recht eigentlich Gemeingut des niederen Volkes. Das iſt gleich vornweg ein Beweis für ihr hohes Alter. Auch hier treffen wir Familien an, die Nibelungen von Musbach werden ausdrücklich genannt, in den Familien Symuoder, Atzinhuoſer, Nußbaum war der Vorname Nibelungen gewiſſermaßen erblich, und auch in Worms ſcheint eine Familie Nibelungen im 12ten und 13ten Jahrh. geweſen zu ſein. Wie bei den Uferfranken und Franzoſen muß man auch hier annehmen, daß ſolche Familien ſich in irgend einem Bezug auf die Sage gedacht haben. Wer alte Kloſterbücher der Rheinfranken durchſuchen kann, wird noch vielmehr Beſtätigung finden. Und iſt es nicht ein großer Beweis für die Heimat der Sage, daß in dieſem kleinen Landſtrich die Nibelungen dutzendweis vorkommen, während man in Urkundenbüchern ganzer Länder nicht einen einzigen antrifft?

6. Daß die Lieder dieſer Sage in Frankreich und Niederland untergegangen oder ausgeſtorben, ſcheint mir aus folgendem Verhältniß erklärlich. Der Adel hat unter den Karolingern aus Nachahmung, Schmeichelei oder Liebe die Sage aufgenommen, er ließ ſie auch mit den Karolingern wieder fallen. Die Entartung und das Ausſterben dieſes nationalen Geſchlechtes, die völlige Verwandlung der Franken in Franzoſen wirkte gewiß nachtheilig auf das Fortleben und die Erhaltung der Sage, und das mag auch der Grund ſein, warum auch keine Volksdichtung übrig geblieben. Bei den Rheinfranken hat der ruheigere und fahrende Adel ebenfalls ſein Ohr frühe fremden, neuen Mähren aufgeſchloſſen, was ihn die alte Sage, weil ſie zu gemein geworden, verachten lehrte, aber das langſamere und ſeßhafte Bürgervolk hat ſie glücklicher Weiſe erhalten.

7. Was bewog denn aber Karl und ſein Geſchlecht, ſich der Nibelungen anzunehmen? Wahrſcheinlich die damaligen Volksbegriffe der Legitimität. Wie wir jetzt urtheilen, hatte Karl dieſe Begriffe zur Befeſtigung ſeiner Macht nicht nöthig, da ſein Geſchlecht mit Einſtimmung des Pabſtes und der Geiſtlichkeit auf den Thron erhoben war. Richtig, ſie waren aber doch nur Emporkömmlinge, und der Pipinger Grimoald hatte die zu frühe Erhebung ſeines Sohnes mit ſeinem Selbſtmord im Kerker gebüßt (656). Faſt alle Königshäuſer hatten eine Geſchlechtsſage, wonach ſie genannt waren, man denke an die Balten, Amaler, Hasdinger, Merowinger und an die nordiſchen Königshäuſer. Darin lag in der Meinung des Volkes ihre Legitimität, darin die politiſche Wichtigkeit der Königslieder, die ehemals vorhanden waren. Ein neues Geſchlecht führte ſonach die Herrſchaft einer neuen Sage mit ſich, und es lag in der Politik der Könige, wie im natürlichen Lauf der Dinge, daß die jüngere Sage die ältere verdrängte. Lieder von den Merowingern ſind keine mehr übrig, obgleich dies Geſchlecht ſeine Sage gehabt hat, und die Lieder von den Karolingern ſind mit dem Geſchlecht in Frankreich verklungen. Bei den Merowingern haben mehrere Männer den Namen Merowe geführt, gleichſam um die Erinnerung an die Geſchlechtsſage feſtzuhalten, bei den Karolingern finden wir einen Nibelung, der vielleicht mit derſelben Abſicht ſo genannt war. Karl mag eine politiſche Abſicht mit ſeiner Liederſammlung verknüpft haben, ſein Sohn hatte ſie nicht, wer wird aber von der Erbärmlichkeit Ludwigs des Frommen auf die Politik ſeines großen Vaters zurück ſchließen wollen? Klar iſt der Zuſammenhang der Karolinger mit den Nibelungen nirgends ausgeſprochen, und das Geſchlecht könnte ſich wohl gar die Sage angeeignet haben, dadurch daß es von lang her im Beſitz mancher Nibelungen-Oerter war. Dafür darf man aber die Endſylbe ung nicht als Beweis beiziehen, die Franken ſagen zwar gewöhnlich ing, ihre ältere Sprache hat aber ung noch gehabt, denn Merwung für Merowing kommt vor.

8. Wer ſind endlich die Gibelinen? Burgunden, wie ſchon oben angedeutet, die man mit den Nibelungen oder Franken nicht verwechſeln darf, obgleich das Lied ſie in der That für einander ſetzt. Auch der Taufnamen Gibelinus gehörte, wie es ſcheint, nur den Burgunden an und erſcheint ziemlich frühe. Die Form Gibelin mag anzeigen, daß mit der burgundiſchen Sage die fränkiſche ſchon vereinigt war, als dieſe Vornamen gebraucht wurden. Es iſt bemerkenswerth, daß die reichhaltigſte Quelle rheinfränkiſcher Namen, das Schenkungsbuch von Lorſch, keinen Gibelin aufweiſt. Die Namensvereinigung iſt alſo nur in Burgund vorgegangen, die Vereinigung der Sage hat aber auch das teutſche Lied. Das iſt ſonderbar, ich weiß es nicht zu erklären.

3. Frühere Geſtalt der Sage.

Dieſe Forſchung iſt ſehr weitläufig und ich bin nicht vorbereitet, ſie in ihrem ganzen Umfang zu führen, ſondern wähle nur aus, was mit den Nachweiſungen der Heimath zuſammen hängt, weil ſich Heimath und ältere Geſtalt der Sage gegenſeitig erläutern. Es iſt ein Grundſatz, der keines Beweiſes bedarf, daß Ort, Volk und Zeit die Sage verändern, daß ſie theilweis erweitert, theilweis vergeſſen wird. Die Darſtellung im Einzelnen will ich an einigen Sagen verſuchen. Forſchungen dieſer Art ſind ſchon mehrmals gemacht, ich nehme darum keine Rückſicht auf ſie, um dieſe Abhandlung nicht zu ſehr auszudehnen.

*) Dieſe Annales gehören in die Abtei Park bei Löwen, und ſind vorn im Iten Bande einer Bibel von 1148 eingebunden. Sie ſind ungedruckt, und die Hſ. wurde vor Kurzem nach England verkauft, ich habe jedoch vorher mit H. Bibliothekar Bernhardi von hier vom eigenthümlichen Theile der Annalen vollſtändige Abſchrift genommen.

**) Dieſer Drachentödter iſt unter dem Volke zu Mons noch wohl bekannt, auch hat man ein Volkslied auf ihn, und der Drachenkopf wird auf der Bibliothek daſelbſt bewahrt. Dies iſt ein Crocodilkopf, der durch die Kreuzzüge wahrſcheinlich nach Mons kam, da wurde er in den Augen des Volks ein Drachenkopf und Gilles der Drachentödter.

Digitized by Google

A. Die Harlungen.

Es iſt ein beſonderes Lied dieſer Sage übrig, ſondern ſie hat ſich in den gothiſchen Heldenliedern verloren. Die Sage iſt aber alt, obgleich nur die ſpäteren Theile des Heldenbuchs der Harlungen gedenken, denn dieſe waren bereit den Angelſachſen bekannt. Die Grundzüge ihrer Sage ſind dieſe: die Harlungen waren zwei oder drei Brüder, unmündige Söhne eines verſtorbenen Vaters, die zu Breiſach unter Obhut des getreuen Eckharts lebten. Ihr Oheim war Kaiſer Ermenrich, der ſie auf den Rath des ungetreuen Sibichs zu Ravenna henken ließ. Ihr Namen iſt Harlunge, Harlinge, Herlinge, Herelingas, Harelungi. Die Sage ſcheint ganz auf geſchichtlichem Boden zu ruhen.

1. Namen und erſte Geſtalt. Die Harlungen ſind das Königshaus der Heruler. Dieſe heißen Huruli, Ἀλουροι, ohne die Form — ung, weil ſie ein gothiſches Volk waren, welche die Ableitung mit — ung nicht hatten. Wir finden ebenſo bei den Gothen Amali, welche von andern teutſchen Völkern Amelungen genannt wurden. Aus Heruli bildeten nördlichere Mundarten Herulinga. Nach Zeiten und Völkern wechſelten die Vocale im Namen, aus ĕ wurde u, und ſpäterhin im 15. Jahrh. wieder ĕ, aus u ward e und dies, wie gewöhnlich vor l, ausgeſtoßen, dadurch entſtand die Form Hurl mit der Ableitung — ing oder ung, je nach den Mundarten. Die Grundlage zur erſten Geſtaltung der Sage gibt Jornandes (c. 23): Ermanuricus, nobilissimus Amalorum, — cum multorum (populorum) servitiis curus haberetur, non passus est, nisi et gentem Erulorum, quibus praeerat Alaricus, magna ex parte trucidatam, reliquam suae subigeret ditioni. — Nulla erat tunc gens, quae non levem armaturam in acie sua ex ipsis elegerit. Sed quamvis velocitas eorum ab aliis saepe bellantibus non evacuaretur (evinceretur?), Gothorum tamen stabilitati subjacuit et tarditati, fecitque causa fortunae ut et ipsi inter reliquas gentes Getarum regi Ermanarico servierint. Darauf nennt Jornandes noch einmal das Unglück des Volkes Erulorum caedes. Hauptſätze: Ermenrich hat die Heruler in einem blutigen, langen Kriege unterdrückt, wobei, wie ſich aus dem Schluß ergiebt, ihr königliches Geſchlecht ausgerottet wurde. Die Heruler waren im Kriege das ſchnellſte Volk Glück und Ausdauer hat die Gothen begünſtigt. Die Zeit um 360.

Die Sage übertrug zuvörderſt den Volksnamen Harlung auf das Königshaus, und mußte das thun, weil das königliche Geſchlecht ſonſt unbekannt und dann auch vertilgt war. Das Volk aber dauerte fort, und war noch lange ein lebender Beweis der Wahrheit. Der Krieg hat lang gewähret, ſo auch in der Sage die Nachſtellung Ermenrichs. Von Verwandtſchaft wird nichts geſagt, ſie waren jedoch nach allen Anzeigen ein gothiſches Volk. Den Vaternamen hat die Sage vergeſſen, daher ſchwankt ſie darin, und die Aehnlichkeit zwiſchen Harelung und Alaric mag zur Verwirrung beigetragen haben. Die Sage, da ſie ihrer epiſchen Natur nach auf Perſönlichkeiten ruhen muß, hat nur den Mord des Königshauſes feſtgehalten und den Untergang des Volkes fallen laſſen. Die Geſchichte kennt keinen getreuen Hüter und keinen ungetreuen Rath, der lange Krieg aber zeigt Vorſicht auf der einen und Schlauheit auf der andern Seite, und ſo mögen ſich beide Charaktere eben ſo wahr in der Geſchichte als in der Sage entwickelt haben. Die Schnelligkeit der Heruler im Kriege iſt vielleicht Grundſtoff zur Sage vom Eckhart, der dem wilden Heere vorangeht. Der Beiſatz causa fortunae iſt allerdings gegen das Daſein eines Sibich; alsdann wären beide Perſonen Eckhart und Sibich die erſten Grundzüge mythiſcher Einwirkung, die erſten Ideen, die ſich in dieſer Sage verkörpert, d. h. in Perſonen dargeſtellt hätten. Doch wird Sibich noch unten hiſtoriſch auftreten, und dieſe Vermuthung bleibt nur am Eckhart haften. Dieſe erſte Sage war ſpäteſtens gegen Ende des 4 Jahrh. gebildet, man kann aber nicht behaupten, daß Eckhart und Sibich ſchon darin aufgenommen waren.

2. Letzte Geſtaltung der Sage. Odoacher war König der Rugen, Scyrren und Heruler, nach Jornandes der Turcilinger. In ſeinem Kriege mit Theoderich zeigen ſich die Heruler als ſeine Hauptmacht. Er wurde von Theoderich dreimal, am Iſonzo, bei Verona und an der Adda geſchlagen und, trotz ihrem Friedensſchluß, wegen Verdacht einer Verſchwörung, von Theoderich umgebracht. Dabei werden einige Umſtände von Belang erwähnt. Nach der zweiten Schlacht übergab ſich Tufa, der Feldherr Odoachers, mit ſeinem Heere und den vornehmſten des Volkes dem Theoderich. Darauf erzählt der Anonymus Valesii: missus est Tufa magister militum a Theoderico contra Odoacrem Ravennam. Veniens Faventiam Tufa obsedit Odoacrem cum exercitu, cum quo directus fuerat; et exiit Odoachar de Ravenna et venit Faventiam et Tufa tradidit Odoacri comitem — Theoderici et missi sunt in ferro et adducti Ravennam. Ennodius (im panegyr. Theoderici) ſagt über ihn: perduelles — quorum caput Tufa fuit, homo in perfugarum infamia notitia veteri pollutus. So verrieth Tufa zuerſt den Odoacher, dann den Theoderich, da er von einem zum andern übergieng. Die Kriegsleute, welche Odoacher in Ravenna hatte, werden Heruler genannt, und bei Erwähnung ſeines Mordes ſpricht Ennodius von Herulorum agmina fusa. Die Zeit 491.

Hauptſätze: Odoacher ward gegen Vertrag umgebracht, mit ihm ein großer Theil der Heruler, die ſeine Hauptſtärke waren. Tufa war der Verräther zwiſchen den Königen, und überlieferte einen Grafen Theoderichs dem Odoacher, der ihn gefeſſelt nach Ravenna bringen ließ. Dieſe Hauptſätze erſcheinen auch in der Sage, aber zum Theil verſtellt. Mit Odoacher gieng zum zweitenmal das Königshaus der Heruler unter, dieſe Aehnlichkeit mit dem frühern Unglück war ein Hauptgrund für die Erhaltung der Sage, und darin blieb Ermenrich ſtehen, weil der in der Sage ſelbſt ſo gefeierte Dieterich nicht an ſeine Stelle treten konnte. Dieſer Umſtand könnte gothiſche Ueberlieferung ſein, iſt offenbar mildernd für das Andenken Dieterichs, eine Rückſicht, welche die unterdrückten Heruler für ihn wohl nicht gehabt haben. An einer andern Stelle haben vielleicht die Heruler die Sage zu ihrem Vortheil gedreht oder gebildet. Der Verräther Tufa gehörte nicht den Gothen ſondern den Herulern an, die Sage aber geſellt den Sibich zum Ermenrich und wirft ſomit den Verrath auf die Gothen. Dieſer Tufa ſcheint mir nämlich die Grundlage vom Sibich zu ſein, dem Weſen und Namen nach. Die Form Tufa entſpricht dem gothiſchen Dialekt (etwa Tufas), wahrſcheinlich hat er eben ſo in der heruliſchen Sprache gelautet, althochteutſch würde man Zubu erwarten, allein das angelſächſiſche Sifika und mittelh. Sibika beweiſen, daß die gothiſche Ableitung - as im Althocht. ſchon in — ihbu erweitert war. Ganz richtig iſt Sibich aus Tufa nicht gebildet, ich verlange das auch nicht bei mündlicher Ueberlieferung, die durch verſchiedene Dialekte gehen mußte. Die Sage hat Tufas Verbrechen vergrößert, nach der Geſchichte hat er einen Grafen Theoderichs dem Odoacher überliefert, nach der Sage aber die Harlungen dem Ermenrich. Dieſe Vergrößerung war dadurch eingeleitet, daß Tufa ſchon bei ſeinen Zeitgenoſſen als ein Erzſchelm gegolten. Klar iſt nun, warum Jornandes den Sibich noch nicht kennt, und warum nur noch Eckhart als mythiſch übrig bleibt.

Dieſe zweite Geſtaltung der Sage führte auch den Todesort der Harlungen ein, Ravenna. Das iſt durch Odoachers Ermordung veranlaßt. Dadurch erklärt ſich, warum die Sage Italien als Schauplatz angibt. Wäre ſie bei der erſten Abfaſſung geblieben, ſo hätte ſie Ravenna nicht einführen können, dies aber geſchah, weil ſie ihren Inhalt an das ähnliche Unglück Odoachers anknüpfte, womit dann Ermenrich nach Italien und die Verwirrung in die Sage kam. Noch viel größer wurde der Wirrwarr in der Ravennaſchlacht, die hiſtoriſch ihre Grundlage in den drei Schlachten Odoachers hat, aber den Ermenrich an die Stelle Odoachers ſetzt.

Die Erwähnung Breiſachs gehört auch der erſten Geſtaltung an und mag geſchichtlichen Grund darin haben, daß die letzten Reſte der Verwandtſchaft Odoachers ſich zu den Alemannen an den Oberrhein geflüchtet, und Breiſach erhalten haben. Daß die Heruler zerſtreut wurden, ſieht man auch daraus, daß ein Theil ſpäter unter den Thüringern lebte *). Die letzte Geſtalt der Sage hat ſich alſo wahrſcheinlich am Oberrhein zu Anfang des 6. Jahrhunderts gebildet.

B. Die Hasdinger und Wölfingen.

Dieſe Andeutungen will ich beiläufig mit aufnehmen, obgleich ſie nicht eigentlich zu meinem Zweck gehören, denn es iſt ſchwer, ſich auf eine Sage zu beſchränken, weil ihr Zuſammenhang zu vielſeitig iſt.

Erſte Geſtaltung der Sage. Die Hasdinger (Asdinger) waren das Königsgeſchlecht der Wandalen, unter welchen ſich König Hunerich durch ſchreckliche Grauſamkeit gegen die Familie berüchtigt machte. Viktor von Vita erzält (de persecutione Vandalica, bei Ruinart), Hunericus desiderans post obitum suum filiis, quod non contigit, regnum statuere, Theodoricum fratrem filiosque ejus, Gentonisque fratris nihilominus filios crudeliter coepit insequi, quorum nullum dimitteret, nisi et mors desiderii sui voluntatem auferret (ein Charakter wie Clodowech I.) Primo uxorem Theoderici fratris astutam (credo, ne forte maritum aut maiorem filiam, quia prudens et sapiens videbatur, consiliis acrioribus adversus tyrannum armaret), crimine imposito, gladio eam interfici iubet. Post quam occiditur et illa filius magnus (i. maior), literis institutus, cui secundum constitutionem Geiserici, eo quod maior (d. h. älter) omnibus esset, regnum inter nepotes potissimum debebatur. — Tunc et Gentonis maiorem filium, nomine Godagis, cum uxore, absque solatio

*) Bei Caſſiodor (Varior. III, 3.) wird Hermenfrit von Thüringen titulirt: Erulorum, Guarnorum (i. e. Werinorum) et Thoringorum rex. Der Brief iſt vor 507 geſchrieben.

servi aut ancillae, crudeli exilio delegavit, fratrem vero Theodericum, post occisionem uxoris et filii, nudum atque destitutum similiter relegavit. Post cuius mortem filium, qui supererat, infantulum, duasque filias ejus adultas, impositas asinis, longius affligendo projecit.

Das ſind die Grundzüge von Dieterichs Flucht, und dieſer Dieterich war urſprünglich der wandaliſche Theoderich, den die Sage mit dem Gothiſchen zu einer Perſon verſchmolzen. Ihm gegenüber ſtand ſein grauſamer Bruder Hunorich, für welchen die Sage den Ermenrich abermals einführte. Nach der Sage mußte Dieterich in ſeiner Jugend flüchten, hier hat ſie nicht den wandaliſchen Theoderich, ſondern die Erinnerung an ſeinen unmündigen zweiten Sohn vor Augen, eine Verwechſelung, die vielleicht das Mitleid erhöhen ſollte. Im Liede verbannt Ermenrich ſeinen einzigen Sohn Friderich zu den Wilzen, das iſt Verbildung, die nur eine Hindeutung enthält, wie Hunorich ſeine Brüder ins Elend jagte. Ermenrich ſtarb eines traurigen Todes und verlor alles, auch eine Andeutung, daß nach Hunorichs Tode ſeine Familie nicht zur Regierung kam, ſondern ein Sohn ſeines Bruders Genzo. Die Untreue Ermenrichs, welche die Lieder ſo ſehr hervorheben, hat demnach die Bedeutung der Grauſamkeit und des Mordes gegen Blutsverwandte. Hiltebrant kommt in der Geſchichte nicht vor, kann aber recht gut ein getreuer Lehnsmann ſein, der den wandaliſchen Kriegs-Sohn in Armuth und Elend begleitet hat. Später läßt er ſich deutlicher nachweiſen.

Die Hauptverwirrung hat Ermenrich hervorgebracht, weil er für drei andere Perſonen eintreten mußte, nämlich in den Harlungen für den gothiſchen Theoderich, in der Ravennaſchlacht für den Odoacher, und in der Flucht für den Hunorich. Die hiſtoriſche Grundlage mußte dadurch aus ihren Fugen gehen und es konnte eine ſolche Menge fremdartigen Stoffes auf den Namen gehäuft werden, daß er immer mehr mythiſch wurde. Man ſieht aber auch daraus, wie feſt bereits Ermenrich in der Sage ſtand, und wie er ſchon zum Mythus überging, da er ſo frühe ſchon andere Perſonen vertrat, alſo eine allgemeinere Bedeutung annahm. Daher denn auch der Zuſammenhang der Flucht mit den Harlungen, die in der Wirklichkeit durchaus nicht zuſammenhingen und nur durch den Ermenrich verbunden wurden. Die zwei Harlungen, die er umbringen läßt, ſind deutlich genug die zwei Söhne des wandaliſchen Theoderich, welche Hunorich ermorden ließ. So iſt denn etwas aus der wandaliſchen Sage in die Heruliſche übergegangen. Die Sage von der Flucht muß ſich aber zu gleicher Zeit mit jener der Harlungen gebildet haben.

2. Zweite Geſtaltung der Sage. Man findet in der erſten Grundlage nichts, was auf die Hünen und Wölfingen Bezug hätte, dieſe Zuthaten mögen daher einer ſpätern Zeit angehören. Ich glaube, ſie ſind langobardiſchen Urſprungs. Sagenreich waren die Langobarden, weniger dichteriſch, ſonſt hätten ſie ihrem Stoffe nach wohl ein eigenes Lied von der Flucht hervorgebracht. Denn in ihrer Geſchichte waren die Grundzüge dazu vorhanden, die ich in folgenden Hauptſätzen zuſammen ſtelle. König Aripert I. hatte das Reich unter zwei Söhne getheilt. Bürgerkrieg war die Folge, der Herzog Grimoald von Benevent ward zu Hülfe gerufen, brachte den einen Bruder verrätheriſch um, zwang den andern Berthārith zum Chan der Avaren zu entfliehen, und warf ſich zum König auf, indem er eine Tochter des Aripert zur Frau nahm. Der Chan ward durch Drohungen gezwungen, den Flüchtling herauszugeben, Bertharith ging ſelbſt zu ſeinem Schwager Grimoald zurück, der ihn eine Zeitlang gut behandelte, aber durch Höflinge eingeſchüchtert, ihn umbringen wollte. Bertharith entfloh mit Hülfe ſeiner Getreuen zu den Franken. Grimoald ehrte die Treue ſo, daß er ihm ſeine Diener beſchenkt nachſchickte. Da bald darauf Grimoald mit den Franken Händel bekam, ſo hielt ſich Bertharith in Frankreich nicht ſicher, und floh zu den Sachſen nach Britannien. Nach Grimoalds Tod (671) kam er zurück, ſtieß deſſen unmündigen Sohn vom Throne und nahm ſein väterliches Reich wieder in Beſitz *)

Hier ſind die Grundzüge jenen der früheren Sage ſehr ähnlich. Bertharith verliert ſein väterliches Reich, Dieterich auch, beide kommen nach dem Tode des Feindes wieder in Beſitz. Ermenrich ſteht alſo hier zum viertenmal für eine andere Perſon, für den Grimoald, und die Sage iſt auch hier getreu, da ſie zwiſchen dieſem Ermenrich und Dieterich die Verwandtſchaft feſthält, denn Bertharith und Grimoald waren Schwäger. Nun erklärt ſich die Flucht zu den Hünen, es iſt die Flucht Bertharīths zu den Avaren oder nachherigen Ungarn, welche demnach in der Sage mit den Hunnen identificirt wurden. Der Chan der Avaren iſt ſomit der Etzel der Sage. Sodann tritt der alte Hiltebrant hier deutlich ein, er iſt der Repräſentant der treuen Diener, die ihrem Herrn Bertharith zu ſeiner zweiten Flucht nach Frankreich behülflich waren, deren Treue ſelbſt Grimoald ehren mußte. Ich konnte ihn bei der wandaliſchen Grundlage nicht nachweiſen, daß er der longobardiſchen angehört, zeigt ſich aus obigem und aus dem Namen ſelbſt, denn er iſt rein langobardiſch, da bei dieſem Volke die Form — brant ſehr gebräuchlich war (Anſprant, Liutprant ꝛc.), nicht aber bei den Gothen und Wandalen. Die dreimalige Flucht Bertharīths hat den Begriff der Flucht in die Sage tief eingeprägt, und da er zu Franken und Sachſen kam, ſo iſt es begreiflich, warum auch der Norden von dem fliehenden Dieterich Kunde erhielt. Nun wird mir auch deutlich, warum die Angelſachſen eine verhältnißmäßig ſo vollſtändige Kenntniß vom Ermenrich, den Harlungen, Sibich — überhaupt vom Dieterichiſchen Kreiſe beſaßen, ſie haben ſie nämlich von den flüchtigen Langobarden bekommen, die ihren Herrn mit dem fliehenden Dieterich mit Recht zuſammen ſtellten und deshalb dieſe Sage vorzüglich gekannt und verbreitet haben. Das würde meine obige Angabe beſtärken, daß die Sage von Dieterichs Flucht bereits zu Anfang des 6. Jahrhunderts ſchon gebildet war. Darum konnte Bertharith nicht mehr eintreten und den Dieterich verdrängen, eben ſo wenig als Grimoald den Ermenrich, aber die Geſchichte der jüngeren Fürſten lieferte Zuſätze zu der älteren Sage, wodurch ſie erweitert und weſentlich verändert wurde. Denn nur aus dieſer zweiten Geſtaltung iſt das gute Vernehmen erklärbar, daß eine Zeitlang zwiſchen Ermenrich und Dieterich (Grimoald und Bertharith) geherrſcht hat, die wandaliſche Geſchichte enthält nichts davon. Die Nebenperſonen haben beſtimmtere Umriſſe erhalten; Sibich fand ſeine neue Beſtätigung unter den Höflingen Grimoalds, denen wohl auch Ribſtein, Sibichs Geſell, angehören mochte. Ich vermuthe dies, weil die Sage Gleichſtellung liebt, nämlich zwei Verräther Sibich und Ribſtein, zwei Getreuen Eckhart und Hiltebrant.

In dieſe zweite Geſtaltung der Sage ſcheinen mir auch die Wölfingen aufgenommen, wovon wir früher keine Spur angetroffen. Doch ruht die Nachweiſung, die ich geben kann, auf ſchlechtem Boden und ich theile ſie mit, weil ich nichts beſſeres kenne. Möge es ein Anderer beſſer treffen. Die geſchichtliche Grundlage ſcheint nämlich dieſe: dem König Grimoald empörte ſich ſein Herzog Lupus von Friaul; da jener den Volkskrieg vermeiden wollte, ſo rief er die Avaren in's Land, die den Lupus unterdrückten, worauf Grimoald deſſen Tochter mit ſeinem Sohne vermählte und die Avaren durch Liſt wieder hinaus brachte. Man ſieht, daß ich auf den Namen Lupus losſteuere, und lächelt im Voraus, nun, das darf auch dabei ſein. Lupus heißt der Wolf, daß aber ein Lombardiſcher Herzog einen lateiniſchen Namen im 7. Jahrhundert führt, das klingt verdächtig, und es iſt wahrſcheinlich, daß der lateiniſche Chroniſt dem Namen die Ehre der Ueberſetzung angethan. Die Leute des Herzogs Wolf müſſen Wölfingen heißen, nun, da wären ſie ja ohne große Um- und Abſchweife. Die Sage erklärt aber die Wölfingen für das Geſchlecht Hiltebrands, da brauchen wir den Lupus gar nicht, aber genau betrachtet iſt es nicht ſo. Hiltebrands Geſchlecht gehörte zwar zu den Wölfingen, dieſe waren aber ein zahlreiches Volk, welches zum Theil unter Dieterich, zum Theil unter Ermenrich diente, alſo mit ſich ſelber zwieträchtig war. Dieſer Umſtand kann ſich erſt im Folgenden aufhellen.

Dritte Geſtaltung der Sage. Außer den Wölfingen behält die Sage noch den eigenthümlichen Punkt, daß Dieterich mit Hülfe der Hünen und Wölfingen ſein väterliches Reich erobert. Aber auch dafür finden ſich die hiſtoriſchen Grundzüge bei den Langobarden und zwar bis in Einzelheiten der Sage hinab. Ich ſtelle ſie wieder zuſammen: Kunibert, Bertharīths Sohn, hatte zum Vormünder ſeines Sohnes den Anſprant beſtimmt. Allein Ragunfret, ein Neffe Bertharīths und damals Herzog von Turin, ſchlug den Anſprant und riß das Reich an ſich. Er ſtarb ſchon 701, aber ſein Sohn Aripert II. folgte ihm, ſchlug alle Anhänger des verſtorbenen Kuniberts, bekam ſeinen Sohn gefangen und zwang den Anſprant, zuerſt auf eine Inſel, dann nach Baiern zu fliehen. Aripert wüthete gegen ſeine Verwandten mit Mord und Verſtümmelung und ſuchte durch geheuchelte Armuth auswärtige Freunde zu täuſchen und abzuhalten. Anſprant drang aber mit Hülfe der Baiern in die Lombardei ein, ſchlug den Aripert, der ſich mit ſeinen Schätzen nach Frankreich flüchten wollte, aber weil er über den Teſſino ſchwimmen mußte, von ihrem Gewicht hinabgezogen wurde und ertrank. Anſprant ward König 712, und nach ſeinem baldigen Tode folgte ſein Sohn Liutprant.

Hier iſt Ermenrich die fünfte Perſon, nämlich Aripert II., das iſt der geizige, karge Ermenrich *), der den großen Schatz be-

*) Paul. diac. lib. V. passim.

*) W. Grimm d. Heldenſage p. 167 erklärt dieſe Kargheit durch Hinterliſt; nach der geſchichtlichen Grundlage iſt das auch richtig.

Digitized by Google

ſitzt, wovon die ältere Sage nichts weiß. Ansprant der Vormund iſt nun beſtimmter Hiltebrant, weil aber das Geſchlecht Kuniberts umgebracht wurde, und Ansprant mit ſeinem Sohne das Reich für ſich eroberte, ſo hat die Sage ihrer Conſequenz wegen die hiſtoriſchen Perſonen aufopfern müſſen, d. h. ſie hat den Dieterich, der im Liede ſchon feſtgewurzelt ſtand, behalten, obgleich er in dieſer dritten Geſtaltung den Liutprant vertrat. In der Sage ſtehen daher Hiltebrant und Dieterich, in der Geſchichte Ansprant und Liutprant. Dietrich kömmt über die Berge nach der Lombardi mit dem Wölfingen und Hünen, warum aber ſind die Baiern vergeſſen, warum iſt die Schlacht nach Ravenna verlegt? Die Baiern fehlen, weil die Hünen und Wölfingen ſich bereits in der Sage feſtgeſetzt hatten. Die Ravennaſchlacht blieb, weil auch ſie ſchon lang bei der Bildung der Harlunger Sage im Beſitz der Ueberlieferung war. Vielleicht aber haben die Baiern bei ihren vielfachen Verhältniſſen mit den Langobarden auf die letzte Geſtaltung der Sage, ſo wie auf deren Erhaltung bedeutenden Einfluß gehabt. Denn bis zur Auflöſung des Herzogthums blieb dieſer baieriſch-langobardiſche Zuſammenhang durch die Ehe Taſſilo II. mit der Tochter des letzten Lombardenkönigs Deſiderius.

Die Hülfe der Hünen iſt aus der Geſchichte Bertharits hinzugekommen, weil er bei den Avaren war, die getheilten Wölfingen ſind die Langobarden von Friaul, wovon ein Theil mit den Avaren vor Grimoald auszog, ein anderer zurückkehrte oder blieb, und ſo wieder in ſeine Dienſte trat. Dies iſt die natürlichſte Erklärung. Denn daß die vornehmen Lombarden, die ſich mit Lupus empört hatten, die Rache Grimoalds fürchten mußten, iſt klar. Als Grimoald die Avaren wieder hinausjagte, was konnten die friauliſchen Rebellen beſſeres thun, als ſich mit den Avaren zurückziehen? Daß ein Theil dieß gethon habe, gibt die Sage zu verſtehen. Nun aber war Bertharith bei den Avaren, ein Theil der Wölfingen auch, faſt zu gleicher Zeit, d. h. der Fürſt und ein Theil ſeines Volkes waren bei den Avaren im Elend. Was war natürlicher, als daß die Sage die geflüchteten Lombarden zum Haus- und Heergeſinde des geflüchteten Königs machte? Daß waren ſie ja auch in der That, und ſo ſcheinen mir wenigſtens die Wölfingen kein Hinderniß gegen die hiſtoriſche Grundlage. Die zweite Geſtaltung hätte ſich dann nach 660 gebildet, die dritte nach 712. Daß die Wölfingen von ihrem Wappen (drei goldenen Wölfen in einem blauen Ring) den Namen haben, wie das Lied vom Wolfdieterich ſagt, ſcheint mir überhaupt eine Zugabe des 14. Jahrh., um den unverſtändlichen Namen verſtändlich zu machen. W. Grimm (Heldenſage p. 233.) erkennt nur den Ring für eine falſche etymologiſche Zuthat.

C. Die Gibelinen.

Namen und Weſen dieſer urſprünglich kaiſerlichen Partei in Italien ſind bekannt, nicht ſo ihr Einfluß auf die Sage, der hier zu unterſuchen iſt. Dieſen Einfluß hätten ſie nicht erhalten, wären ſie nicht eine politiſche Macht geweſen, die auch äußerlich auf die Volksgeſchichte gewirkt hat, denn nur auf wirkliche Thatkraft in der Geſchichte nimmt die Heldenſage Rückſicht.

Gibelinen ſind karolingiſche Burgunden, ſo kann ich ſie am beſten von den Gibichingen, oder reinen Burgunden, unterſcheiden. Das Reich und Königshaus dieſer alten Burgunden wurde durch Chlodowechs Söhne 534 vernichtet. Unter fränkiſchen Königen dauerte aber der Name des Landes, auch als eines beſondern Reiches fort. Das kann viel beigetragen haben, daß ſie der Sage nicht abſtarben. Denn von den Gibichingen rührt ein Grundſtoff der Sage her; er gehörte wie es ſcheint, einem hochdeutſchen Volke an, da, nach den Namensformen und Volksdialekten zu ſchließen, die Burgunden eine hochdeutſche Mundart geredet haben *).

Bei der Abnahme der Karolinger erhoben ſich die neuburgundiſchen Reiche, Niederburgund durch Boſo I. im Jahr 879, Hochburgund durch Rudolf im Jahr 888; beide wurden vereint im Jahr 930, und kamen nach Ausſterben der männlichen Linie 1032 durch Erbſchaft der fränkiſchen Kaiſer an das teutſche Reich. Die Könige von Neuburgund waren in weiblicher Linie mit den letzten Karolingern verwandt.

Dieſe Ereigniſſe haben auf die Sage mehrfach gewirkt. Dreihundert und fünfzig Jahre waren die Burgunden durch die fränkiſche Herrſchaft mit dieſem Volke in naher Berührung und in engem Verhältniß, ihre neuen Königshäuſer ſind aus dem fränkiſchen hervorgegangen, Volk und Fürſten haben fränkiſchen Einfluß erfahren. Daß die Sage eine ähnliche Vermiſchung wie die beiden Völker erlitten, iſt faſt eine nothwendige Annahme und wird durch die Form Gibelin, die ſich wahrſcheinlich ſchon im 10. Jahrhundert gebildet hat, beſtätigt. Viel früher wird man ſie auch ſchwerlich antreffen, denn ſie iſt das Reſultat einer Sagenmiſchung. Dies voraus, um die verſchiedenen Geſtaltungen der Sage zu erklären.

1. Erſte Bildung der Sage. Die Gibichingen haben zur Sage geliefert die Grundzüge zur Nibelungen-Noth durch ihre Niederlage, die ſie von Attila (um 450.) erlitten. Dieſe Noth ſteht ſchon im Chronicon Prosperi ganz ſagenhaft vergrößert: Gunthicarium Hunni cum populo suo ac stirpe deleverunt, denn geſchichtlich iſt das eine baare Lüge, weil das Volk ſich erhalten hat. Man ſieht aber wie früh ſich die Sage dieſes Ereigniſſes bemächtigt und warum auch die Gothen eingeführt ſind. Die Gibichingen waren Weſtgothen und zwar Belinger, die Gothen der Nibelungen Noth ſind Weſtgothen, die bei Châlons sur Marne noch viel mörderiſcher gegen Attila fochten als die Burgunden. Die Verwandtſchaft der Häuſer, die Aehnlichkeit des Volksunglücks hat in der Sage Burgunden und Weſtgothen zur Nibelungen Noth vereint. Allein ſie ſtehen ſich hier feindlich gegenüber, Nibelungen gegen Amelungen, wovon nachher.

Wie kommt aber Sigfrit mit den Burgunden zuſammen? d. h. wer iſt Chriemhilt? denn jener bleibt noch außer Acht. In der Edda heißt ſie Gothrun und ihre Mutter Grimhild, bei jener führt aber die Edda zweimal ein Wortſpiel an, was mir auffällt, nämlich: „Sigfrit gab der Gudrun von Fafners Herz zu eſſen, und ſeitdem ward ſie viel grimmiger,“ ſodann ſagt Brunhilt zu Gudrun: „Du haſt ein grimmiges Herz“ *). Entweder hat man damit etwas in den Namen Chriemhilt legen wollen, oder iſt die Anlehnung an eine hiſtoriſche Perſon Schuld, daß in der teutſchen Sage Chriemhilt ſtehen geblieben. Die Grundlage ſcheint mir nämlich folgende: Chilperich II. (in der Edda Hjálprekr) war König von einem Theile Burgunds, ſeine Tochter war Chlothild (die Chriemhilt der Sage), ſie nahm zur Ehe den Frankenkönig Chlodowech I., er ſtarb jung und hinterließ ſeine Witwe mit den drei Söhnen Chlodomer, Childebert, Chlothachar (Erp, Hamdir, Sörli). Gundobahad von Burgund hatte nach dem Gerüchte ſeinen Bruder Chilperich umbringen, und deſſen Frau mit einem Steine ertränken laſſen. So war Haß mit Chlothilt. Als aber Sigmunt ſeinen eigenen Sohn Sigerich auf falſchen Verdacht der Herrſchſucht und auf Anſtiften ſeiner zweiten Frau ermordet hatte, reizte Chlothilt ihre Söhne, die Burgunden zu bekriegen. Sigmunt ward gefangen und umgebracht, aber im zweiten Kriege fiel Chlodomer bei Vienne.

Ich bin weit entfernt, hierin die Sage vollkommen wieder zu finden, den Jonakurs Söhne ſind älter als Chlothilts Kinder, und die Rache an Sigmunt, ſo wie der Fall Chlodomers, gleichen nur ſchwach dem Ende Jormunreks und Erps. Aber deutlicher ſind Hjalprekr und Chriemhilt aus der Geſchichte in die Sage eingetreten, denn eine gewiſſe Aehnlichkeit dieſer Ereigniſſe mit der Sage läßt ſich nicht verkennen. Darin muß auch der Grund liegen, warum man ſolche und ähnliche Begebenheiten an die Sage angelehnt und die hiſtoriſchen Perſonen darin aufgenommen. Weiter finde ich aber in der altburgundiſchen Geſchichte nichts, was auf die Geſtaltung der Sage Einfluß gehabt hätte, und dieſe erſte Bildung enthält ſchon zwei weſentliche Elemente, die Noth und Chriemhilt, wovon dieſe ſogar hiſtoriſch ſpäter nachzuweiſen iſt als die Noth ſelbſt, die ſie doch nach der Sage herbeigeführt hat. Ich zweifle ſtark, ob die Chriemhilt der gothiſchen Sage bekannt war, kein Zeitgenoſſe berichtet beim Tode Attilas etwas von ihr, und was W. Grimm (Heldenſ. 9) über deſſen Tod aus Schriften des 9., 11. und 12. Jahrhunderts anführt, das iſt ja zum Theil ſelbſt aus der Sage entlehnt und vielleicht entſtellt. Daß Jornandes die Swanhilt kennt, folgt daraus nothwendig, daß er die Chriemhilt (oder Gudrun) gekannt habe, weil die alte Edda die Mutter der Swanhilt anführt? das wäre ein bündiger Schluß. Iſt aber Chriemhilt erſt im 6. Jahrhundert in die Sage aufgenommen, der ſie allein Zuſammenhang und Seele giebt, ſo erſcheint die doppelte Frage, ob dieß der eigentliche Anfang der Sage iſt, oder Chriemhilt eine ältere Perſon erſetzt hat? Da ſie im teutſchen Liede den Kern bildet und ſo ausführlich behandelt iſt, ſo bin ich geneigt, ihr wenigſtens bei den Südteutſchen keinen ſo frühen Urſprung zuzuſchreiben, weil ſie ſonſt doch wohl fragmentariſcher, ſo wie Brunhilt, dargeſtellt wäre.

1. Zweite Geſtaltung der Sage. Es iſt bekannt, daß der zweite Theil der Nibelungen eine viel gleichere und mehr vollendete Behandlung zeigt als der erſte. Das iſt ein ſicherer Beweis, daß die Sage darin eine ſpätere Bildung hat. Die größere Wärme der Darſtellung rührt von näherer Betrachtung eines ähnlichen Lebens her, d. h. es müſſen den letzten Dichtern lebendige Ereigniſſe ganz nah gelegen ſein, aus welchen ſie die Ausſchmückung des alten Stoffes herbeigezogen. Weil aber die alten Namen im Liede ſchon feſt ſtanden, ſo konnten die neuen Vorbilder nur zur Erweiterung und Ausſchmückung der älteren dienen. Die hiſtoriſchen Punkte ſind dieſe:

*) Die weſtlichen Schweizerdialekte, welche zu Burgund gehörten, ſind hochdeutſch. Das einzige vam in der Walliſer Mundart beweiſt noch keinen niederteutſchen Urſprung des Volkes. Die Altburgunden ſagten Gibica, nicht Gibica.

*) Alte Edda nach Raſk, p. 202. 204.

Seitdem Rudolf von Burgund die Lombardei erabert (922), wurden die Gibelinen (Reuburgunden) nach Italien gezogen. Mit den Burgunden hingen die Schwaben durch Wechſelheirathen und ſchon als Nachbarn immer zuſammen, und in den italieniſchen Kriegen wurden die Ungarn van den Feinden Rudolfs gebraucht. Rudalf ließ ſich mit Hermengart van Toſcana in Liebeleien ein, die beinahe mit ſeinem Tode geendigt hätten. Er verlor Italien, aber Hugo von Niederburgund ward nach ihm Herr, deſſen Sohn Lothar II. die Tochter Rudolfs Adelheit in ihrem 16. Jahre zur Frau bekam (947). Nach drei Jahren ſtarb Lothar nach allgemeiner Sage an Gift, das ihm durch die Anhänger ſeines Feindes Berengar und deſſen böſer Frau Willa beigebracht war (949). Dieſe beiden wünſchten ſehr, daß Adelheit ihren Sohn Adelbert heirathen möchte. Adelheit war durch ihre Schönheit und Tugend berühmt, und wurde es jetzt nach mehr durch ihr Unglück und ihre Standhaftigkeit. Sie ſchlug den Adelbert aus, und erzürnte dadurch den Berengar, noch mehr aber die Willo, ſo, daß man ſie auf der Flucht ergriff, alle ihre Schätze nahm, ſie in ein finſteres Lach einſperrte und mit Fauſtſchlägen und Haarausreißen mißhandelte*). Sie entkam auf das Schloß Canaſſa, wo ſie Albert Azzo in Schutz nahm, bis Otto I., den ſie zu Hülfe gerufen, ſie befreite und ehelichte (951). Bald darauf brachte Otto den Ungarn die große Niederlage bei (955). Nach Otto's Tod ward ſie am Hafe ihres Sahnes verläumdet, weil ſie nicht gut mit deſſen Frau Theophana ſtond, ſie wich den Hafpartheien aus und ging zu ihrem Bruder Canrat nach Burgund. Otto II. reute jedoch ſein Benehmen, er ſchickte ihr eine Geſandtſchoft, und lud ſie nach Povia zur Verſöhnung ein, wohin ſie auch kam. Sie baute viele Klöſter, war ſehr mildthätig, hatte prophetiſche Gaben, indem ſie das Unglück ihres Enkels Otto III. vorherſagte, und ſtarb im Jahr 1000**).

Dieſe Gibelinin Adelheit hat manche Züge zu dem Bilde der Chriemhilt geliefert, wie es die letzte Bearbeitung uns zeigt. Beide Weiber waren volksverwandt, beide hatten ähnliches Schickſal. Sehr jung war Adelheit verheirathet, Gudrun auch; ihr Mann ward ermordet nach kurzer Ehe, Sigfrit auch; Willa ſtand der Adelheit gegenüber, wie Brunhilt der Chriemhilt; man nahm der Adelheit Alles und mißhandelte ſie, ſo ging es der Chriemhilt; Otto wurde der zweite Gemahl der Adelheit, Etzel der Chriemhilt; Otta lieferte die große Ungarnſchlacht, Etzel die Nibelungen Noth; Adelheits Mann Otto, ihr Lehrer Ezzemann, ihr Beſchützer Azza waren alles Anklänge an den Etzel der Sage, und der Fall des Blödelin hatte ſein Gegenſtück im Tode Thanemars, der Ottos Bruder war. Die Streitigkeiten mit Theophano glichen dem Frauenzank in der Sage, Ottos II. Einladung und Verſöhnung mit ſeiner Mutter konnte auch mit dem Liede verglichen werden, Adelheits Weiſſage iſt Ute's Traum vor dem Abzug der Burgunden. Natürlich iſt die hiſtoriſche Cauſalität eine ganz andere, dieſer konnte aber die Sage nicht falgen, ſo lang ſie noch Poeſie bleiben und keine Chronik werden wollte. Sie mußte ſich mit äußern Anhaltpunkten begnügen, um ihrer innere Ueberzeugung zu rechtfertigen, daß in Adelheits Geſchichte die alte Mähre gleichſam wiedergeboren ſei.

Für die Darſtellung Chriemhilts iſt Adelheit Muſter geweſen, und jetzt begreift ſich die ſtandhafte Dulderin Chriemhilt, denn das iſt Einfluß des Chriſtenthums, eine halbe Heilige war ja ihr Barbild. Nun iſt Chriemhilt mildthätig gewarden, gibt mit reicher Hand den Armen, läßt Meſſen ſingen, nun ſtiftet Ute die Abtei Lorſch, nun ſträubt ſich Chriemhilt gegen den Etzel wegen dem Heidenthum, lauter Dinge, wovan in der älteren nordiſchen Abfaſſung keine Spur zu finden. Die Weiche und Milde, womit Chriemhilt in den Aventüren vom Mord und Begräbniß gehalten, die innige Theilnahme, womit ſie im ganzen zweiten Theile behandelt iſt, verräth zu ſehr eine chriſtliche Erneuerung und Ausführung, als daß wir dieſe Parthien des Liedes var das 11. Jahrh. zurückſetzen können. Nach war aber die Sage ſtärker und lebendiger als der äußere Einfluß, ſie hat von dieſem entlehnt, was zu ihrem Schmucke dienen kannte, ihre eigene Cauſalität hat ſie aber dem äuſſeren Einfluß nicht aufgeopfert.

So ſcheint mir dieſe letzte Ausbildung des Liedes in das Jahrhundert der fränkiſchen Kaiſer zu fallen. Sie vereinten in ſich ſo vieles, was zur Erhaltung, Anknüpfung und Vallendung der Soge beitragen mußte. Sie woren Franken Karolingiſcher Abkunft, Herzogen zu Worms, der einzigen Stadt, von welcher damals ein Herzagthum genannt wurde, ſie waren durch Heirath Gibelinen (Cunrat II. mit Giſela), — das ſcheinen mir lauter Hauptbedingungen zum Fortleben und zur Ganzheit der Heldenſage. Denn nur die Nibelungen ſind eine Gonzheit, nur ſie haben eine ſtrenge innere Canſequenz, die gothiſchen Sagen ſind Frogmente, weil die ſpätere Volksgeſchichte keine Begebenheit aufzeigte, an welche man die Totalität der Sage hätte anknüpfen können.

3. Ethnagraphiſche Sonderbarkeit. Statt aufzuklären ſcheinen die Nachweiſungen noch mehr zu verwirren. Allein man bedenke das bewegte Leben der teutſchen Välker jener Zeit und die ungemeinen Veränderungen, die ſie erlitten, und man wird es natürlich finden, daß die Heldenſage aus einem bunten Gemiſche von Begebenheiten gebildet iſt. Zu dieſem Satze will ich eine eigene Beſtätigung geben, um zu beweiſen, wie ſehr die teutſchen Völker, und zwar gerade auf dem Hauptſchauplatz der Sage, durch einander geworfen wurden. In den vier Gauen um Warms trifft mon die Spuren van ſechs teutſchen Völkern an. So noh beiſammen wird man in ganz Teutſchland die Burgunden, Franken, Sachſen, Frieſen, Schwoben und Langobarden nicht finden. Ich will ſie angeben. 1) Franken. Ueberhaupt iſt die Totalität der Einwohner im Speier- und Wormsgau fränkiſch, beſandere Zeugniſſe ſind Franko-no-dal, die Stadt Frankenthal zwiſchen Mannheim und Worms, kommt ſchon vor 772.; Frankono-vort, Frankfurt von gleichem Alter. Beide Oerter ſind nach dem Volke genannt, Frankenſtein und dergleichen Namen, die von einzelnen Perſonen gebildet ſind, können hier nicht beachtet werden. 2) Schwaben Swaho-heim (mansio vel habitatio Suavorum), jetzt Schwabenheimer Hof zwiſchen Heidelberg und Ladenburg am Nekar, kammt vor 779; Suaba-heim, an der Appel, jetzt Pfaffen-Schwabenheim, um es van Sur-Schwabenheim zu unterſcheiden, 776. 3) Langobarden. Langohardonheim, der Flecken Lampertheim, Warms gegenüber, v. 832. 4) Frieſen. Friesenheim, heißt noch ſo; Dorf zwiſchen Mannheim und Oggersheim, 770. Dies könnte auch von Friso kommen, aber die valle Endung — ono iſt früh bei den Franken in — en verkürzt warden, ſo daß von dieſem en nur mit Vorſicht auf ein nom. prop. geſchloſſen werden darf. 5) Sachſen. Sachsenhausen bei Frankfurt und die drei Sachsan-heim an der Bergſtraße zwiſchen Heidelberg und Weinheim v. 779. 6) Burgunden. Der Wald Burgunthart in der Heppenheimer Mark, v. 773. Mit großer Wahrſcheinlichkeit darf man noch Thüringer und vielleicht Heruler hinzuzählen, die zwei Thurinch-heim (die Stadt Dürkheim an der Hard und das Dorf unterhalb Worms) v. 770. aus Thuringo-heim verkürzt, denn das nam. prop. Durinc, Thurinc kammt in der ganzen Gegend nicht vor. Harlesheim, Hernsheim bei Warms, iſt wegen der Singularform zweifelhaft, obgleich der Lorſcher Codex keinen Harel, Herel, Haril etc. aufweiſt. Will man weiter geben, was heißt Walahastadt, Wallſtadt zwiſchen Ladenburg und Mannheim (763), anders als locus Gallorum? Wahlſtatt gäbe die nächſte Erklärung, wenn nicht die älteſte Form unveränderlich Walahastat wäre.

D. Die Nibelungen.

Die Franken oder die Karolinger haben urſprünglich dieſen Namen nicht geführt, ich kann die verſchiedenen Bildungen der Sage nur dadurch andeuten, daß ich dieſen allgemeinen Namen noch den Völkern eintheile, die ihn angenommen. Es gab fränkiſche, ſächſiſche und heittiſche Nibelungen, wovon dieſe die älteſten waren. Ich will ſie einzeln betrachten.

1) Die fränkiſchen Nibelungen. Die Franken ſcheinen der Sage den Sigfrit und die Brunhilt, wenigſtens dem Namen nach, gegeben zu haben. Die Sache iſt ſchon von Andern erwähnt worden, ich muß ſie aber des Zuſammenhangs wegen auch berühren und etwas anders auffaſſen.

a. Der erſte Sigfrit. Um Beiſpiele von Verwandtenmord zu finden, braucht man in der Merowingergeſchichte nicht verlegen zu ſein, doch finden ſich nur zwei, die mit der Soge des Sigfritmordes nähere Beziehung haben. Sigbert, König der Ripuorier, hatte ſein Reich am Niederrhein und wahnte zu Köln, ſein Sohn Chararich ließ den Vater im Buchenwald (Silva Buchonia) ermorden und da er die Rache Chlodowechs fürchten mußte, bot er dieſem die Hälfte des väterlichen Schatzes an.

*) Vita Adelheidis bei Canis. lectt. ant. III. lib. I. c. 1. 2. a quibus innocens capta, diversis angustiata cruciatibus, capillis caesariei distractis, frequenter pugnis exagitata et calcibus. Man ſchreibt dieß Leben dem Odilo v. Clugny zu, immerhin iſt es von einem Zeitgenoſſen, der die Adelheit perſönlich gekannt hat. Die Abfaſſung iſt elend.

**) Vita Adelh. I. 4. 5. oneravi ex parte fuit contrario. At postremum vero cujusdam Graeci aliorumque adulantium fraude consilia (Theophano) minabatur sic quasi manu designando dicens: „si annum integrum supervixero, non dominabitur Adalheida in toto mundo, quia posit circumdari palmo uno.“ quam sententiam incansulte prolatam divina censura fecit esse veracem, ante quatuor hebdomadas graeca imperatrix ab luce discessit. Ueber ihren Charakter c. 6. Multis bonum pro malo reddidit, nihil ex objectis injuriis sibi reservabat, — ex propriis sumtibus condidit monasteria, z. B. Selz am Rhein, Raſtatt gegenüber, wo ſie ihren Lehrer Ezzemann zum Abt machte, ib. c. 7. 8. pauperibus largienda decernebat — communem liberalitatem servavit. Ihre Prophezeihung c. 11. Cum staret in angulo ecclesiae, quidam nuntius venit eidem de Italia, Francorum Wangionensem Episcopum (Worms) nunciavit Romae fuisse defunctum. — Et statim, ut ejus obitum audivit, quasi in excessu mentis ita est exorsa, dicens: „quid — dicam de illo seniore nostro et nepote meo (Otto III.)? peribunt, ut credo, in Italia multi cum eo, peribit post, ut timeo, augusti indolis Otto, remanebo omni humana destituta solatio. Absit a domino, ut videam superstes tam lugubre dispendium.“ Für ſie war es nicht ſchwer über Italien zu prophezeihen, das Unglück ihres Enkels traf auch nach ihrem Tode ein.

Digitized by Google

Chlodowech ließ ihn über der Theilung ermorden und nahm ſein Reich, um 509. Statt Verwandtenmord liefert die Geſchichte einen Vatermord, ſtatt dem Odenwald den Buchenwald, ſtatt Xanthen Köln, das niederländiſche Reich aber hat die Geſchichte mit der Sage gemein. Der Schatz ſpielt auf den Hort an, die Ermordung Chararichs über der Theilung auf die Erwerbung des Hortes durch Sigfrit. Im letzten Fall ſteht Chlodowech für den Sigfrit, wie wir ſchon oben bei der erſten Chriemhilt geſehen. Von Nibelungen keine Spur, vom Zwergenfürſten auch nicht.

b. Zweiter Sigfrit. Sigbert, König von Auſtraſien, hatte zwei Brüder, Guntchram von Burgund und Chilperich von Neuſtrien, mit denen er lange Zeit in Frieden lebte. Unterdeß aber beſiegte er (zwiſchen 561. und 572.) in ſchweren Kriegen die Sachſen und Dänen, als wegen Ländertheilung ſein Bruder Chilperich mit ihm ſelbſt Händel anfing (573). Während des Krieges ließ Chilperich ſeine Frau Geileſwinth umbringen, und nahm die Beiſchläferin Fredegunt zur Frau. Geileſwinth war eine Schweſter Brunhilts, der Gemahlin Sigberts, daher Todtfeindſchaft zwiſchen Ferdegunt und Brunichilt. Da Sigbert überall ſiegte, ſo ließ ihn Fredegunt durch zwei Männer im Lager bei Vitry ermorden, 575. Brunhilt wurde von Chilperich bewacht, ihr Sohn ward aber gerettet, und ſie heirathete gleich darauf den Merowe, einen Sohn Chilperichs von der Audovera um ihn zur Rache an Fredegunt zu gebrauchen. Die Bürgerkriege dauerten fort, Chilperich ward umgebracht, und Brunhilt maßte ſich in Auſtraſien ſo die Herrſchaft an, daß ſie ſelbſt einmal gewaffnet unter den Kriegsleuten erſchien, und dieſe ihr drohen mußten, zurückzugehen, wenn ſie nicht von den Pferden wollte zertreten ſein. Zuletzt aber beſiegte Ferdegunts Sohn Chlotachar die Auſtraſier, bekam die Brunhilt gefangen, ließ ihre Enkel umbringen, und ſie ſelbſt nach dreitägiger Marter durch ein wildes Pferd ſchleifen und ihren Leichnam verbrennen. 613.

Hierin iſt Guntram der Anklang an Gunther, dieſer aber wird durch Chilperich vertreten und Guntram iſt der nordiſche Gutorm und der teutſche Gernot. Sodann erſcheint hier der alte Sachſenkrieg, wie er etwa in den Liedern der karliſchen Sammlung vorkam, denn der neue, wie er jetzt im Liede ſteht, hat ſeine Grundlage im Kriege Karls gegen die Sachſen, was ſchon der Namen Lüdeger (Wittukint) verräth. Im Liede ſeien die zwei Schwäger zuſammen, in der Geſchichte die zwei Brüder. Den Mord der einen Frau hat die Sage fallen laſſen, aber die Kebſerei der andern hat ſie feſtgehalten. Möglich, daß Sigbert dem Chilperich zu ſeiner Brautwerbung behülflich geweſen, wie im Liede. Die Fredegunt der Geſchichte iſt nun die Brunhilt der Sage, und die hiſtoriſche Brunichilt iſt die ſagliche Chriemhilt. Von der hiſtoriſchen Brunhilt iſt das krigeriſche Weſen der ſaglichen Brunhilt entlehnt und vergrößert. Die Drohung des Pferdzertretens und des Pferdſchleifens ſtimmt rückwärts mit der alten Sage der Swanhilt überein, über deren Alter jedoch ich noch keine Gewißheit habe. Sigberts Mord iſt nicht ſchwer zu vergleichen und damit klären ſich zwei Nachrichten auf. Es gab drei Berichte über Sigfrits Mord, die Teutſchen ſagen, er ſei draußen im Walde umgebracht worden; richtig, das iſt der erſte Sigfrit im Buchwald, und natürlich hat ſich dieſe Sage in Teutſchland erhalten. Andere ſagten, er ſei auf dem Wege nach dem Thing ermordet worden; auch wahr, das iſt der zweite Sigfrit, der im Lager bei Vitry gefallen, als er im Begriff war, mit ſeinem Heere den Chilperich in Tornay zur entſcheidenden Schlacht zu zwingen. Dieſe Ueberlieferung wäre dann fränkiſch, da aber die Nordländer ſie nicht unmittelbar von den Franken erhielten, ſo haben ſie auch deren Urheber nicht gekannt. Die Dritten ſagten, Sigfrit ſei ſchlafend im Bett ermordet. Dieſen dritten Sigfrit kenne ich bei den Franken nicht. Die verſchiedene Todesnachricht, die in der Sage feſtſteht, wird ſchon etwas mit der Annahme zweier Sigfrite verſöhnen.

Brunhilts Ende mit Chriemhilts zu vergleichen iſt auch nicht ſchwer. Chlotachar, der ihre zwei Enkel umbringen läßt, iſt der Hagen im Liede, der den jungen Ortlieb tödtet, Brunhilts Leiche wird verbrannt, was die Sage im brennenden Hauſe aufbewahrt, ihr Geſchlecht geht mit unter wie das der Chriemhilt. Die Sage von Sigfrit und Chriemhilt, wie ſie im erſten Theile des Liedes erſcheint, iſt demnach im Laufe des 6. u. 7. Jahrhunderts gebildet, wozu auch das Ende Chriemhilts kam, denn die alte burgundiſche Nibelungen Noth hatte keinen hiſtoriſchen Anlaß, mit dem Mord eines Weibes zu ſchließen. Nach dem Liede iſt Chriemhilt wenigſtens 56 Jahr alt in der Nibelungen Noth, Brunhilt kann bei ihrem Tode nicht viel weniger als 63 gehabt haben. Der Unterſchied iſt nicht groß, und man ſieht daraus, daß die Sage ihrer Grundlage treu geblieben, und dennoch ſtellt ſie die Chriemhilt bis an ihr Ende als eine jugendliche Schönheit dar. Das kann und darf die Sage, denn ihre Perſonen altern nicht. W. Grimm hat aber aus dieſem groben Verſtoße mehrere Dichter des Liedes gefolgert (a. a. O. 64), es folgt jedoch daraus nichts weiter, als daß man dieſe hiſtoriſche Erinnerung an Brunichilt in die Sage aufgenommen, ohne deßhalb den alten Gedankengang des Liedes der chronologiſchen Wahrſcheinlichkeit aufzuopfern. Der männliche Charakter Brunichilts blieb in der Erinnerung ſo lebendig, daß die Volksſage ſie zu einem rieſenſtarken Zauberer Brunehalt umgebildet hat, dem ſie die Brunhiltenſtraßen in den Niederlanden zuſchreibt *).

2. Die ſächſiſchen Nibelungen. Ich nenne mit Unrecht dieſe Nibelungen die ſächſiſchen, aber ich weiß keinen beſſeren Namen. Denn niederteutſch und niederrheiniſch ſind die Franken auch. Nehme man ſächſiſch nicht in der heutigen Bedeutung, ſondern begreife darunter niederrheiniſche Völker außer den Franken, ſo wird man die folgende Nachweiſung beſſer verſtehen.

Es fehlen uns noch für die geſchichtliche Begründung der Sage einige Hauptpunkte, nähmlich Xanthen, Nibelungen (Namen und Land), die Brunhiltsburg, der Zwergenfürſt Alberich und der Hort. Nähere und fernere Spuren dieſer Gegenſtände ſind bereits vorgekommen, allein über Nibelung, Alberich und Brunhiltsburg noch nichts Sicheres. Aber zu Xanthen hat nie ein König geherrſcht, ſo viel wir wiſſen, und hier ſcheint alle Spur auszugehen. Und doch denke ich, wenn wir der Brunhilt und Chriemhilt folgen, können wir aus dieſem Irrſal noch hinaus kommen.

a. Die brukteriſche Brunhilt. Das iſt mit einem Worte Veleda, doch muß die Nachweiſung von vorn beginnen. Nach den nordiſchen Quellen iſt Sigfrit der größte und berühmteſte Held, den die Erde je getragen, deſſen Ruhm bis ans Ende der Welt dauern wird. Was hat er denn gethan? Den Drachen getödtet und die Nibelungen beſiegt. Das iſt zu wenig für ſo viel Lärm, und das teutſche Lied läßt ſogar beide Großthaten aus und holt ſie in einer Epiſode nach, weil es in der Jugendgeſchichte des Helden keinen Platz dafür findet. Indeß beruht auch das teutſche Lied auf der Anſicht, daß Sigfrit der größte Held iſt. Alle hiſtoriſchen Sigfrite, die wir bis jetzt gefunden, können keinen Anſpruch auf eine ſolche Ehre machen, ſie ſind alſo nicht die Grundlage, ſondern eine ſpätere Anſchmiegung an die Sage. Dieſe Grundlage muß daher älter ſein als die fränkiſche Geſchichte am Niederrhein, d. h. ſie muß vor das 5. Jahrh. zurückgehen. In dieſer älteren Zeit wohnten andere Völker am Niederrhein, die aber ſämmtlich zur niederteutſchen Abkunft gehörten und mit den Franken mehrfach verwandt waren. Die Abkunft verräth ſich an den Namen, vorzüglich an der Aſpiration Ch im Anlaut und am t für das hochteutſche z, z. B. Chatti. Batavi (jetzt Betuwe, hochteutſch würden ſie Paſſauer heißen), Ansibarii (d. i. Amsivarii, die Männer der Ems, wie wir noch jetzt nach dem Fluſſe die Ober- und Nieder-Rheiner benennen), die Aſpiratione Chauki, Chamavi (d. i. Emaner, Cherusci, Chaibones entſprechen ganz dem altfränkiſchen Dialekt (Grimms Gramm.

*) Ich will die Sage mittheilen, da ich ſehe, daß noch Niemand darauf Rückſicht genommen. Sie ſteht in Caroli Bovilli liber de differentia vulgarium linguarum et Gallici sermonis varietate, Paris, 1533. 4. pag. 105. De publicis per Galliam viis, quas hodie vulgus vocat les chemins de Brunehault. Narranda est vel historia vel fabula vulgi, quae huic pago (Bavay) alludit. Fert ejus regionis vulgus, in eo loco quondam post Bavonem regnasse quendam nomine Brunebaldum, vulgo Brunchault, orie quidem instar Juliani apostatae magum, et daemonum amicum; qui cum saepe palustrium viarum difficultatibus offenderetur, impetrasse a familiari daemone, ut, quod humano opere vix perfici posse animadvertebat, id concita et repentina daemonis opera adimpleretur: scilicet ut per omnem Galliam ab ejus regni sede insignes et publicae viae lapidibus sternerentur. Et ne fabulae (si fabula est) auctoritas desit, in eo vico, quem incolae Bavai vocant, in medio ejus foro exstat hodie columna lapidea et super columnam marmorea tabula, sub qua ab incolis inchoare omnium ejusmodi viarum capita referuntur, quae ab eo loco in omnes Galliae partes et sublimi et recto tramite exporriguntur. Visuntur neque hodie plurimis in locis ejusmodi viae stratae lapillis silicis, quas hodiernum vulgus semitas Brunchaldi, id est les chemins de Brunebault appellat. Hoc id praecertim miraculi habent, quod sublimiores sint vicinis utrinque agris, quod inter insignia Galliae oppida rectissimum iter conficiunt, quod siliciis lapillis, qui etiam vicinis in agris desint, sternuntur. adeo ut vel ob hunc cumulisque silicum, vel aethere sublimi eos pluisse quis judicet? vel alia quam humanae manu et opera undecunque toto orbe lectas in ejusmodi viarum sudatationem quis demiratus? Narravimus rem cujusmodi in ore vulgi sedet; si fabula est vel historia, ponderet lector et vel memoriae vel oblivioni demandet.

Die Sage gehört zu den Rieſen- und Teufelswerken, die in Teutſchland häufig vorkommen, und ihr Urſprung iſt wohl ebenfalls teutſch oder fränkiſch. Bavay liegt auf einer breiten Hochebene, ein unbedeutendes Städtchen von etwa 2300 Einwohnern. Auf dem Marktplatze vor dem Rathhauſe ſteht noch eine Wegſäule mit franzöſiſcher Inſchrift, welche die ſieben Heerſtraßen anzeigt. Dieſe ſind jetzt zum Theil ſehr unkenntlich geworden, und oft nicht von gemeinen Feldwegen zu unterſcheiden. Uebrigens iſt rund um Bavay keine ſumpfige Gegend, ſondern das Land beſteht aus ſchwerem Lettenboden, der bei naſſer Witterung faſt unfahrbar iſt. Vielleicht hat Brunhilt die römiſchen Heerſtraßen ausbeſſern laſſen. In der Nähe von Bavay hat man viele unterirdiſche Gänge entdeckt, deren Beſtimmung bis jetzt unerklärt iſt. Sagen von vergrabenen Schätzen ſind mir von daher nicht bekannt. Dieſe alte Hauptſtadt der Nervier verdient durch die ſagliche Anknüpfung an Brunhilt vielleicht einige Aufmerkſamkeit.

Digitized by Google

I. 184.)*). Unter dieſen Völkern haben nur die Bataver und Cherusker zwei Männer aufzuweiſen, welche den Ruhm der Sage verdienen, nämlich Claudius Civilis und Arminius (Ermen, Irmen und ſpäter mit Hermann verwechſelt).

α) Armin der erſte Sigfrit. Was die Ruhmwürdigkeit durch Großthaten betrifft, ſo ſteht Hermann dem Sigfrit völlig gleich. Seine Kriege mit Varus, Germanicus, Cäcina und Marbod erheben ihn über ſeine Zeitgenoſſen und das Urtheil des Tacitus über dieſen Mann (Ann. II. 88.) läßt keinen Zweifel, daß die niederteutſchen Völker ſeinen Werth nach dem Tode anerkannt und ſein Andenken in Sage und Lied gefeiert haben. Caniturque adhuc barbaras apud gentes, das iſt denn nach achtzehn hundert Jahren noch wahr. Ich habe freilich, wie alle anderen Gelehrten, dieſe Lieder für verloren gehalten, weil ich auch glaubte, wenn noch eines übrig wäre, müßte der Name Armin darin vorkommen. Solche Anſicht iſt ſehr beſchränkt, man unterſtellt, die Volkslieder müßten nach Tacitus Annalen gemacht ſein, ohne zu bedenken, daß die Dichtung ihr eigenes Feld hat, worauf ſie Jahrhunderte lang blüht, welkt und wiederſteht, wenn der hiſtoriſche Zuſammenhang der Erinnerungen ſchon längſt verloren iſt. Den Grundſtoff der Nibelungen haben wir in Hermanns Geſchichte, und die Nachweiſung iſt bei weitem nicht ſo ſchwer, als ſie ſcheint.

Armins Tod hat die Sage feſtgehalten, er war die Hauptſache, denn das Andenken an die römiſchen Kriege mußte untergehen, als keine Römer mehr den Teutſchen entgegen ſtanden. Die Lieder von dieſen Kriegen ſind verloren und die Sage ſetzt nur die ungenannten Heldenthaten Sigfrits voraus, was eben beweiſt, daß dieſe Vorausſetzung eine Lücke anzeigt, die früher ausgefüllt war, deren Inhalt aber für die ſpätere Geſtaltung der Sage ſtörend wurde (weil die vergeſſenen Römer darin ſtanden) und deshalb wegbleiben und untergehen mußte. Damit wurde der Sage ihr politiſcher Charakter entzogen, und ſie bildete ſich mehr in und durch die Familiengeſchichte aus, wodurch ſie an epiſchem Werthe viel mehr gewann. Armin entführte die Thusnelda, die einem andern verſprochen war, aber den Hermann liebte. Ihr Vater Segeſtes war ſchon früher der Feind Armins, von ihrem Bruder Segimunt weiß man in der Hinſicht nichts, Segeſtes aber bekam die Tochter wieder in ſeine Gewalt und übergab ſie mit ſeiner Familie dem Germanicus der ihm zu Xanthen (castra vetera) ſeinen Aufenthalt anwies. Thusnelda war noch kein Jahr mit Hermann verheirathet, ſie war ſchwanger, als ſie gefangen wurde, und gebar einen Sohn Thumeliko, der zu Ravenna erzogen wurde, und in ſeinem dritten Jahre mit ſeiner Mutter und ſeinen Verwandten den Triumph des Germanicus zieren mußte. Dabei waren noch Segimunt, Seſithac, Segimers Sohn (Segimer war des Segeſtes Bruder) mit ſeiner Frau Ramis, alles Cherusker, ferner Theudoric, Fürſt der Sigambrer, und Libys ein Prieſter der Catten. Thumelico hatte widrige Schickſale (ludibria fortunae conflictatus est), die Tacitus in den verlorenen Büchern der Annalen beſchrieben hat. Armin ſpornte Alles zur Rache an gegen Segeſtes und die Römer, ſein Oheim Inguiomer trat auf ſeine Seite und es folgte der ſchwere Krieg gegen Cäcina. Armin konnte aber ſeine Frau nicht befreien und ſeine raſtloſe Begierde nach Rache ſcheint ihn zur Herrſchſucht getrieben zu haben, er ward nicht mehr geliebt, beſonders war ihm der Adel entgegen. Der Kattenfürſt Adgandeſtrius erbot ſich den Römern, ihn zu vergiften, Armin gerieth in Streit mit ſeinen Verwandten, die ihn mit Liſt wegräumten, da ſie mit Gewalt nicht konnten. Er war 37 Jahre alt, im zwölften ſeiner Herrſchaft. Im Jahr 19 n. Chr.

Die Hauptzüge der Sage treten hier deutlich hervor, die kurze und unglückliche Ehe, die einem Andern beſtimmte Frau, die morderiſchen Verwandten, der frühe Tod, der große Ruhm. In den Namen Segeſt, Segimunt, Segimer, Seſithac liegt ſchon der Anlaß zum Stabreim des Liedes Sigemunt, Sigelint, Sigfrit, in Xanthen muß Segeſt wohnen, das Lied macht die Stadt zur Reſidenz des Königs, Thusnelda (d. i. Thurſenhilt) giebt ſchon die Endung für Chriemhilt, und wenn man auf den ſaglichen Rieſen Grim Rückſicht nehmen will, ſo iſt Thurſenhilt und Chriemhilt nicht himmelweit verſchieden. Doch iſt mir das gleichgültig. Im Giftmiſcher Adgan-destrius könnte ſogar im Namen das Vorbild Hagens liegen, den wir bis jetzt nicht gefunden haben. Dolo propinquorum cecidit ſcheint anzudeuten, daß man ihn nicht im offenen Kampf, ſondern wehrlos umgebracht. Das wäre denn die dritte Anzeige von Sigfrits Tod, daß er im Schlafe ermordet ſei, denn wachend im Kampfe konnten ſie ihn nicht überwältigen, wie Tacitus ſelber ſagt: petitusque armis, cum varia fortuna certaret.

*) Die Endung — vari, varii bedeutet altſächſiſch — Waras oder Weras. Männer, Chattuarii, Angrivarii, Chasuarii etc. angelſächſiſch — waras, z. B. Kantwaras, nordiſch — veriar, wie Romveriar, adjektiviſch — verskr, Thydverskr, Hvinverskr.

Die Rache bildet ſchon einen Grundzug der Sage, in der Geſchichte aber ſucht ſie der Mann, im Liede die Frau. Thusnelda's Sohn ſcheint für die Rache an der Familie des Segeſtes beſtimmt geweſen, ludibrio fortunae conflictatus, das läßt Alles zu, auch, daß wir annehmen dürfen, Thumeliko habe in der teutſchen Sage eine Rolle geſpielt. Einen Sohn von Sigfrit hat Chriemhilt, eine Tochter von ihm Gudrun, nur dieſe Tochter tritt noch wirkſam auf, die teutſche Sage hat hier die Erinnerung verloren oder ſie in andere Verbindung gebracht.

Wer iſt denn alſo der erſte Etzel? Der Kaiſer in Rom. Die Fürſten, die er im Triumph aufführen läßt, ſind die Vaſallen der Sage, die ſich um den Etzel verſammeln, und bereits hat der erſte Etzel einen Dieterich am Hofe, den Sigamberfürſten Theudoric. Und vom Dieterich war Sigfrit in ſeiner Jugend mit Gewalt zum Etzel gebracht (W. Grimm. a. a. O. 73), das iſt ganz richtig, Tiberius (das iſt dieſer Dieterich) nahm den Arminius mit nach Rom, als er die Cherusker bezwungen hatte. Hermann war alſo wohl zu dieſer Reiſe genöthigt, er nahm Kriegsdienſte und wurde römiſcher Ritter. In der Beſchreibung von Etzels Macht, wie die Lieder ſie geben, blickt auch noch die Erinnerung an den römiſchen Kaiſer durch, denn was ſoll der Rhodan und die Griechen beim Attila? er hat über beide nie geherrſcht, was ſollen die vielen Sprachen in Etzels Reich? Seine Völker redeten ja nur teutſch und hunniſch und etwa noch finniſch. Dieſe Andeutungen paſſen aber vollkommen auf den römiſchen Kaiſer. Das verhängnißvolle Ravenna kommt ſchon in dieſer erſten Grundlage vor, ein Grund mehr, daß die ſpäteren Anknüpfungen der Geſchichte den Ort in der Sage feſtgehalten. Zwölfjährige Herrſchaft in der Geſchichte, zehnjährige Ehe im Liede, zufällig oder Erinnerung? Es iſt einerlei, denn es iſt keine Hauptſache. Die Prieſter Segimunt und Libys ſind von einiger Bedeutung.

Die Noth fehlt. Iſt ſie die Niederlage des Varus oder des Marbod? beide ſind keine Rache im Sinne des Liedes. Aber man weiß, daß in den blutigen Bürgerkriegen nach Armins Tod das ganze Fürſtenhaus der Cherusker vertilgt wurde, ſo daß Niemand mehr übrig war, als Italus, der Brudersſohn Armins, der zu Rom erzogen war und als König herbeigerufen wurde. Der Untergang des Fürſtenhauſes hat eine ähnliche Cauſalität wie die Sage, d. h. die Verwandten, die den Armin umgebracht, ſind dafür ſelbſt erſchlagen worden, nur heirathet die Thusnelda den Kaiſer nicht. Die Noth ſcheint aber anfänglich nur ein Familienſtreit geweſen, wie auch die nordiſche Sage anzeigt, die teutſche hat ſie zum Untergang ganzer Völker erweitert und ausgebildet.

β) Claudius Civilis der zweite Sigfrit. Der Namen Sivrit iſt von Civilis gebildet, Sigfrit iſt fränkiſche Aneignung. Sivrit ſchreiben die alten Hſſ. des Liedes, es iſt die richtige Form, wie auch die Auflöſung in Seifrit, Seifart beweiſt, die aus Sigifrit nicht entſtehen konnte, weil das i in Sigi kurz iſt. Auch zeigt die erſte Sylbe in Sivrit einen fremden Urſprung, ich kenne keinen teutſchen Namen, der mit Siv- anfängt. Man muß alſo wohl leſen Siv-rit, und dies aus — rod, — rat entſtehen laſſen. In Civilis iſt das Wurzel-i auch lang, ob das C früher oder ſpäter als Z und S geſprochen wurde, immerhin muß es ſchon S geweſen ſein, als man die Sigberte für den alten Namen einſchob. Grad von dieſer Anlehnung an die Frankenkönige kann dem Namen die Endung — rit oder — vrit angefügt worden ſein. Jedenfalls paßte Civilis für den Stabreim Segimunt, Segest etc., Armin aber nicht. Die Sage liebt Familien-Stabreime, und dieſe ſind wiederum ein Beweis, daß es ſehr alte Lieder der Sage gegeben, denn nur in alten Liedern waren die Stabreime für den Dichter von techniſchem Werth. Sobald der Endreim eintrat, fielen die Stabreime von ſelbſt und blieben nur in den Namen. So Dieterich, Diether, Dietmar, Gunther, Gernot, Giſelher, Chriemhilt, Gibich, Hiltebrant, Hadebrant, Etzel, Ortliep, Helche u. ſ. f., ihre Lieder ſind, ſchon nach dieſem äußeren Beweiſe, ſämmtlich vor dem 9. Jahrhundert da geweſen, weil zu dieſer Zeit der Endreim auftritt. Im Karolingiſchen Sagenkreiſe, der nach dem 9. Jahrh. gebildet wurde, erſcheinen die Stabreime der Namen nicht mehr, ſie waren zu jener Zeit ſchon unnöthig und veraltet.

Der bataviſche Krieg des Claudius Civilis hat nicht viel weniger Anſpruch auf Nachruhm als die Kriege Armins. Da jedoch die Sage von Hermann ſchon gebildet und noch zu neu war, ſo ſieht man daraus den Grund, warum nicht ſo viel aus der Geſchichte des Civilis aufgenommen wurde. Die Sage entlehnte von dem neuen Helden nur ſo viel, als ſie zu ihrer Ausbildung und hiſtoriſchen Anknüpfung bedurfte. Civilis eroberte Castra vetera, mit vollem Rechte heißt er denn als Sigfrit König von Xanthen. Durch die Anknüpfung an Civilis hat die Sage ihre Oertlichkeit verändert und iſt ganz an den Niederrhein gezogen worden. In dieſer Geſchichte erſcheint denn auch Brunhilt als Veleda. Sie hatte großen Antheil am Kriege, ſie

Digitized by Google

hatte den Teutſchen Sieg prophezeit, ihr Ausſpruch galt alles, ſie wurde wie eine Göttin (numinis loco) gehalten. Man ſchickte ihr einen Theil der Beute, auch den Legaten der Legion, der umgebracht wurde. Sie war ehelos, wohnte im Brukterlande auf einem hohen Thurme, Niemand durfte ihr nahen, ſie hatte einen von ihren Verwandten ausgewählt, der den Diener zwiſchen ihr und dem Volke machte. Nach dem unglücklichen Frieden des Civilis ſcheint Veleda in römiſche Gefangenſchaft gerathen. Sie macht mit Aurinia und Ganna das Kleeblatt der teutſchen Sibyllen aus.

Da hat man nun mehr als genug, um das ſonderbare Weſen der Brunhilt zu verſtehen. Ihre Burg lag ſüdwärts im Frankenland, ſo ſagen die Nordländer und haben für ſich recht, für uns iſt es unbedeutend, obgleich Civilis nach der Burg etwas ſüdöſtlich gehen mußte. Ein großes Licht, das wie Feuer brannte und zum Himmel glänzte, war bei der Burg. Sigfrit fand die Brunhilt in voller Rüſtung ſchlafend. Er ſchnitt mit dem Schwerte den Panzer auf, ſie erwachte, weihſagte ihm, und ſie verſprachen ſich eidlich die Ehe. Sie war eine Wolkyrie, hieß Sigurdriſa und Hildr, „welche Brunhilt genannt wird."

Die nordiſche Sage iſt hier ſo umſtändlich, daß mehrere Angaben ihr wohl eigenthümlich gehören. Dieſe ganze frühere Bekanntſchaft Sigurds hat die teutſche Sage vergeſſen. Die Zonderburg Brunhilts entſpricht dem Thurme der Veleda, dem man auch nicht nahen durfte, beide ſind prophetiſche Jungfrauen, beide kriegeriſch. Was Wolkyrie im Teutſchen bedeuten wolle, ſieht man am Beiſpiel der Veleda. Weiter iſt vor der Hand nichts zu vergleichen, Thatſache iſt, daß Civilis, als er mit den Römern Frieden machen mußte, die Veleda verließ, die in römiſche Gefangenſchaft gerieth. Das iſt wohl der Sage ähnlich, aber es fehlt ein Hauptpunkt, daß Sigfrit die Brunhilt beſiegt und einem andern übergiebt. Hier iſt die Geſchichte verloren.

So auch wiſſen wir nichts vom Ende des Civilis. Er mußte vor Cerialis in ſeine Inſel zurückweichen, auch da nicht ſicher, weil die Betuwe verheert wurde, zog er ſich in den Krimpener Woard und in das Land von Yſſelſtein, und als er merkte, daß man die Veleda und den bataviſchen Adel vom Krieg abzuſchrecken ſuchte, ſchloß er mit den Römern Frieden, der auf der Brücke des Fluſſes Nabalia unterhandelt wurde. Im J. 70 n. Chr. Alle weitere Nachricht fehlt. Der Fluß Nabalia kann nur der Lek ſein, der Namen beſteht wahrſcheinlich aus Nab, li und ah, blieb das erſte Wort aus, ſo konnte aus lia eben ſo gut Lèk werden, als Via im teutſchen wèg lautet. Vom Fluß Naball kann aber das Volk Nabalingen geheißen haben, welches denn die Namensväter unſerer Nibelungen wären. Ich ſchließe auf einen Flußnamen, weil in der Nachbarſchaft die Chamavi und weiterhin die Anſibaren gleichfalls von Flüſſen den Namen führen. Der Flußnamen Nab kommt mehrmals vor, die Nab in Baiern und die Nahe (alt Nava, beim Volke Nòh), die bei Bingen in den Rhein geht. An einen Schreibfehler ſtatt Vahalis iſt nicht zu denken, denn Civilis war von Oſten nach Weſten gewichen längs dem Rheine, er mußte alſo den Lek ſüdlich behalten.

Mit dem Civilis iſt die Sage der Brunhilt von der Lippe an den Lek verlegt worden, vielleicht auch das Land der Nibelungen. Die Sage behält aber manches, was ſich an jenem Theil des Niederrheines und ſeiner Geſchichte nicht nachweiſen läßt. Das teutſche Lied weiß freilich nichts von der Flammenburg Brunhilts, aber die nordiſchen Lieder kennen die ſchützende Flamme, die Brunhilts Burg umgab, und die proſaiſche Nachricht ſagt: Vafrlogi ſei um die Burg Brunhilts geweſen, die Niemand als Sigfrit auf dem Roß Grani durchreiten konnte. Er that es, als er die Brunhilt dem Gunther erwarb. Iſt das eine Wiederholung und Ausbildung der erſten Sage, als Sigfrit die Brunhilt erweckte? Dort iſt nur von einer Flamme, nicht von einem Ritt durch das Feuer die Rede. Oder iſt die Vafrlogi überhaupt jünger, und erſt nach der Entdeckung Islands durch Beobachtung des feuerſpeienden Hekla hinzugekommen? Das ſcheint nicht; um Brunhilten zu erwerben, mußte etwas Großes geſchehen, das Lied hat Kampfſpiele, der Norden die einzige Vafrlogi, nehmen wir dieſe weg, ſo entſteht eine auffallende Lücke in der Sage. Die Flammenburg iſt weder isländiſch, noch überhaupt nordiſch, noch deutſch, ſie ſcheint fremden Urſprungs.

Auch die Nibelungen ſind ſchwerlich ganz niederrheiniſch. Sie leben zuſammen in einem hohlen Berge, hüten mit Alberich den Schatz, und ihr Land wird von Gernot und Giſelher bezwungen, ſeitdem der Hort weggenommen wurde (v. 4512, a). Das letzte iſt hiſtoriſch wahr, das vorhergehende paßt auf Niederland nicht. Der Schatz enthielt nur Gold und Edelſteine, es iſt faſt als gewiß anzunehmen, daß die Bergkryſtalle (Rheinkieſel) welche der Rheinkies mit ſich führt, und das Gold des Rheinſandes die erſte Idee zum Nibelungenhort gegeben, allein grad in den Niederlanden kommen beide Gegenſtände nicht mehr im Rheine vor. Und Berge ſind keine in der Nähe, außer den Dünen, bekannt unter dem Namen Amersforter Bergen, zwiſchen dem Beneden Ryn und der Zuyder-Zee.

Wie ſind die Franken zu Hort und Sage gekommen? Durch Erbſchaft und Eroberung. Sie waren mit den niederrheiniſchen Völkern verwandt, ſie beſetzten die bataviſche Inſel und den ganzen Niederrhein und wurden durch beides die natürlichen Bewahrer der Sage. Nach ihrem Abzug nahmen die Friſen einen Theil des Landes, aber durch die Stiftung des Biſthums Utrecht im 8ten, und der Grafſchaft Holland im 9ten Jahrhundert dehnten die Franken ihre Herrſchaft wieder in jene Gegenden aus. Daß der Hort nach Worms kommt, iſt vielleicht auch nur hiſtoriſche Anſpielung, daß nämlich nach Beſiegung der Alemanen ein großer Theil der Franken ſich im Worms- und Speiergau niederließ. In dieſen Gauen fand man Rheingold, die Franken mit ihrer Sage vom Hort kamen vom Niederrhein herauf in das Wormſer Land, die Sage zog aus beiden den Schluß, daß der Schatz bei Worms verſenkt ſein müſſe, weil der Strom noch fortwährend die Spuren zeigte.

b. Die ſächſiſche Chriemhilt. Es iſt Ronwenna, die Tochter des Hengiſt und dieſer iſt Hagen *). Die hiſtoriſchen Thatſachen, die hierher gehören, ſind folgende.

Gwrtheyrn Gwrthenau (bei Nennius Gourthigirn, gewöhnlich Vortigern) ſcheint die Hauptzüge zur Sage geliefert zu haben. Der Konſtantin von Britannien ward auf der Jagd ermordet von einem Pikten, die Triaden ſagen auf Vortigern's Anſtiften. Sein Nachfolger war Conſtans, ſein Bruder, ein Mönch, der für das Reich ſein Kloſter verließ. Zum Regieren war Conſtans nicht erzogen, er überließ ſeinem kühnen Vetter Vortigern die Leitung der Geſchäfte. Dieſer ließ durch gedungene Leibwache den Conſtans ermorden. Die Wächter ſchlugen ihm ſchlafend im Bette das Haupt ab, und brachten es dem Vortigern, der mit vorgeſpiegeltem Zorne die Mörder gleichfalls enthaupten ließ. Im Jahr 448.

Vortigern's Lage war mißlich, er hatte Pikten und Skoten und viele Briten gegen ſich. Durch Vergrößerung der Gefahr ſetzte er es auf dem Landtage durch, daß die Sachſen zu Hilfe gerufen wurden. Sie bekamen Taneth (britiſch Ruithina, Nenn. c. 28), es wurde bald zu klein, und Hengiſt wußte den Vortigern einzuſchüchtern, daß noch mehr Sachſen gerufen wurden. Mit dieſer zweiten Fahrt kam Ronwenna, des Hengiſt Tochter **). Um das Mißtrauen der Briten zu unterdrücken, lud Hengiſt den Vortigern zu einem prächtigen Gaſtmal ein und ließ, als Vortigern durch die Getränke warm geworden, die Ronwenna in den Saal kommen, welche dem König die Geſundheit ausbrachte, welche dieſer fröhlich annahm. Dieſe Erſcheinung verfehlte ihren Eindruck nicht, Vortigern wollte die Ronwenna zur Frau haben. Der ſchlaue Hengiſt häufte die Schwierigkeiten, um den Vortigern ganz zu beherrſchen, was auch gelang. Denn dieſer ließ ſich von ſeiner Frau mit ihren drei Kindern ſcheiden, heirathete die Ronwenna und gab dem Hengiſt das Land Kent nebſt Eſſex, Suſſolk und Middleſex. Das führte zur Abſetzung Vortigern's, für welchen ſein Sohn erſter Ehe, Vortimer, die Regierung übernahm. Dieſer trieb die Sachſen mit großer Kraft zurück, in der Schlacht bei Ailsford fielen Catigern und Horſa, die Brüder Vortimer's und Hengiſt's im Zweikampf, und Hengiſt ſah ſich zuletzt gezwungen, mit vielen Sachſen nach Teutſchland zu entweichen.

Vortigern aber entkam durch eine Partei aus ſeiner Haft zu Caer Leon (Cheſter), und ſpätere Schriftſteller berichten, daß Ronwenna einen Mörder gedungen, der den Vortimer mit vergifteten Blumen als Gärtner getödtet habe. Vortigern ward wieder König, und ſchickte auf Anrathen ſeiner Frau zum Hengiſt nach Deutſchland, daß er mit kleiner Begleitung nach Britannien zurückkommen ſollte. Allein er landete mit 4000 Mann, die Briten wollten ihn nicht aufnehmen, er aber ſchickte an den Vortigern die heilige Verſicherung, daß er in friedlicher Geſinnung käme, und um dieß zu bethätigen, ſchlug er ein freundſchaftliches Gaſtmahl zwiſchen den Briten und Sachſen vor, wozu beide Theile ohne Waffen kommen und Mann für Mann unter einander ſitzen ſollten. Dieß ward als Friedenszeichen angenommen, und der nächſte Mai dazu beſtimmt. Den Ort nennen die Triaden Caer Caradog, gewöhnlich nimmt man den Stonehenge auf der Ebene von Salisbury für die Mordſtätte. Hengiſt befahl nämlich den Sachſen, ihre Meſſer zu ſich zu ſtecken; auf den Ruf: Nimad ur sexa, ſtach jeder Sachſe ſeinen britiſchen Nachbar todt, und das Mahl endigte mit dem Blutbade von mehr als 300 der edelſten Briten. Nur Vortigern wurde verſchont und gefeſſelt, und mußte für ſeine Freiheit Norfolk und Suſſex geben. Im Jahr 472 ***).

*) Im Allgemeinen vgl. Nennii histor. Britonum, c. 35—51. bei Gale tom. I., Warrington's history of Wales. Lond. 1787. p. 39 sqq. und Owen's Cambrian biography p. 168.

**) Die Triaden nennen ſie Alis Rhonwen, das klingt eben ſo wenig deutſch als Ronwenna. Ich bin nicht im Stande, den Namen auf den ſächſiſchen Dialekt zurück zu führen.

***) Das heißt freilich Alles bei Lingard „british fictions" (hist. of Engl. I. 76. éd. de Paris). Dies Urtheil beruht auf der Allmacht des Zwei-

Digitized by Google

Man weiß nicht, was aus Vortigern geworden. Er wurde wahrſcheinlich abgeſetzt, zog ſich in die Wildniſſe non Caernavonshire zurück, und die Sage erzählt, er ſei in ſeiner Burg Din-Gurtigirn in einer Nacht durch himmliſches Feuer mit all den Seinigen verbrannt. Andere berichten, die Erde habe ihn verſchlungen, denn man habe non ihm und den Seinigen in der verbrannten Burg keine Spur gefunden (Renn. Cap. 49, 51). Im Jahr 431.

Emrys Wledig (Ambroſius) und Uthyr Pendragon, zwei Brüder des längſt ermordeten Conſtans, hatten ſich vor dem Thronräuber Vortigern nach Llydaw oder Klein-Britannien geflüchtet. Emrys wurde nach Vortingern's Tode König und ſchlug jenſeit des Humbers die Sachſen, wobei Hengiſt gefangen und als Sühnopfer enthauptet ward.

Mir iſt keine Geſchichte bekannt, welche ſo niele und zugleich ſo ähnliche Züge der Sage enthält. Der Mord Conſtantins auf der Jagd, und des Conſtans im Schlafe gleicht jenem Sigfrits in dieſen Punkten, die Ermordung Vortimers gleicht ihm noch mehr durch die heldenhafte Perſon Vortimers und ſeinen Fall durch ein böſes Weib In dem flüchtigen Emrys ſind die Elemente non Dieterichs Flucht ſo klar wie nirgends ausgeſprochen. Hier iſt Vortigern Ermenrich, dieſer iſt verwandt mit Dieterich, das war Vortigern mit Emrys auch, Dieterich hat einen Bruder, den hatte Emrys auch, Ermenrich hält dem Dieterich ſein väterliches Reich zurück, das that Vortigern dem Emrys auch, nach Ermenrichs Tode kommt Dieterich wieder zum Beſitz des Thrones, Emrys ebenſolls, Dieterich überlebt die Nibelungen Noth, Emrys desgleichen *). Und wo gibt es in der Geſchichte ein Gegenſtück zur Noth, das ähnlicher wäre als Vortigerns Gaſtmahl? Hier ſpielt Ronwen die Chriemhilt und Vortigern iſt Etzel. Die Einladung an Hengiſt, mit wenig Gefährten zu kommen, erinnert non ſelbſt an die Einladung der Chriemhilt im Liede, ſie will nur den Hogen, wie dort nur den Hengiſt, obgleich mit verſchiedener Abſicht. Die Schwierigkeit zu landen, weil ſie mit einem Heere kommen, blickt noch in dem Streit der Burgunden mit den Baiern durch, ſo wie in der Fahrt über die Donau, denn dieſe war entweder gar nicht, oder doch nicht in Baiern nöthig. Vom Gaſtmahl brauche ich nicht zu reden, Vortigern wird verſchont wie Etzel, und gefeſſelt wir Günther, wobei die Perſon zwar verändert iſt, aber ohne Nachtheil der Grundlage. Die Beſiegung des Hengiſt durch Emrys und ſeine Enthauptung gleichen dem Ende Hagens im Liede, mit Ausnahme der weiblichen Einmiſchung. Dieſe gehört vielleicht dem Liede eigenthümlich an, doch liefert auch dazu die Geſchichte Spuren. Die Mörder trugen das Haupt Conſtantins zum Vortigern und wurden dafür getödtet; im Liede thut das Chriemhilt mit Günthers Haupt. Catigern's und Horſa's Zweikampf konnte ebenſowohl Vorbild für den Tod Rüdiger's und Gernot's oder Wolfhard's und Giſelher's werden. Auch der brennende Saal iſt nicht vergeſſen, es iſt Vortigern's brennende Burg, ſein Verſchwinden hängt zunächſt mit den Sagen non Etzels Tod zuſammen (Grimm a. a. O. 123), wie ich noch unten erläutern werde. Schwerlich dürfte auch die Wichtigkeit Volker's aus teutſchen Begriffen allein zu erklären ſein, auch ſein Vorbild ſcheint ein britiſcher Barde geweſen. Im Liede ſteht er freilich auf Seite der Burgunden, wo ſie aber ſchon Nibelungen heißen, alſo nicht mehr die eigentlichen Burgunden ſind. Darum iſt Volker auch nur im zweiten Theile des Liedes non Bedeutung.

Ich habe erwähnt, daß uns die Geſchichte Vortigern's ſchon ſagenhaft überliefert ſei. Es wäre Unverſtand, daraus zu ſchließen, daß die ganze Geſchichte eine Sage ſei, ſondern es beweiſt dies nur, daß die Geſchichte früh mit den Augen der Sage betrachtet worden. Die Beſtimmtheit, womit die Elemente der Noth ausgebildet ſind, läßt ſich hiſtoriſch ohne Vortigerns Geſchichte nicht genügend nachweiſen.

3) Die britiſchen Nibelungen. Von den Angelſachſen zu den Briten iſt kein Sprung, und warum ſollte die Sage nicht mehr Britiſches aufgenommen haben, als wir eben nachgewieſen? Es fehlt ja noch Alberich und der Drache, für die wir noch keinen teutſchen Urſprung gefunden. Und ſelbſt der Namen Nibelung, iſt er denn teutſch? Die Frage ſieht dumm aus, die Form iſt ja ganz teutſch. Das habe ich nie beſtritten und ſogar den Namen durch Nebelkinder erklärt. Allein das genügt mie nicht, denn die Beziehung auf Nebel hat in der Sage keinen Grund, obgleich die Form anzudeuten ſcheint, daß die Alten dabei an Nebel gedacht haben Die Herleitung non einem Stammvater Nibel oder Nibal führt auch nicht weiter; erſtens kommt dieſer Namen nicht vor, zweitens iſt der Vater Nibelung ſchon nach der Form ein ſpäterer Zuſatz, um die Lücke über die Abſtammung der Nibelungen auszufüllen. Beides aber verräth, daß der Namen der teutſchen Sage nicht urſprünglich angehört. Iſt er fremd, ſo muß man ihn doch zunächſt bei den Briten ſuchen, da zu ihnen vorzüglich die Geſchichte uns hinweiſt. Die Sprache gibt folgende Auskunft: Nef heißt im Wäliſchen Himmel, nefol himmliſch; neamh (ſprich neev) heißt iriſch Himmel; neamhach himmliſch, und naomh, naebh heilig. Der angelſächſiſchen Sprache war es vollkommen gemäß, aus nefol zu bilden Neveling, das lautete hochteutſch Nibilunc. Was ſoll aber hier der Begriff himmliſch oder heilig? Ich vermuthe, daß die 360 edeln Briten, die über dem Gaſtmahl ermordet wurden, wohl als Schlachtopfer der Treuloſigkeit jenen Namen verdienten, und daß ihr Untergang allerdings die Noth der Nibelungen, der Heiligen heißen konnte, die als die Märtyrer des Himmels würdig waren. Ein ſolcher Namen hat in der Bilderſprache der britiſchen Barden gar nichts Sonderbares. Beweiſe! Ich vermuthe blos, denn ich habe die Welsharchaeology nicht zur Hand, und zeige damit die Quelle an, woraus mich die Kritiker widerlegen können. Ich werde unten darauf zurückkommen.

a) Der Drache. Alberich und der Drache kommen in der britiſchen Sage vor. Nennius (Cap. 38. flg.) erzählt, Vortigern habe, als ſchon die Ronwen ſeine Frau war, ſeine eigene Tochter geſchwächt, die ihm einen Sohn geboren. Um dem Abſchen des Volkes auszuweichen und der Rache der Sachſen, ging Vortigern mit Rath ſeiner Getreuen in die Wildniſſe des Eeiri (des Berges Snowdon in Wales) und wollte darauf mit Rath ſeiner Druiden (magi) ein feſtes Schloß bauen. Drei Nächte hinter einander fiel jedesmal das Werk wieder ein. Die Druiden erklärten, er müſſe einen Knaben ſuchen, der keinen Vater habe und mit ſeinem Blute den Bau beſpritzen, dann würde er zuſammenhalten. Die Druiden fanden einen vaterloſen Knaben, der ihnen aber ſolche Fragen vorlegte, die ſie nicht beantworten konnten und deswegen gerettet wurde. Der Knabe zeigte an: 1) daß in dem Grunde der Burg ein Sumpf oder See ſei, das fand ſich richtig ſo; 2) in dem Sumpfe ſeien zwei (zu leſen drei) Gefäße, traf ein; 3) im mittleren derſelben ſei ein zuſammengelegtes Zelt, richtig; 4) mitten im Zelte zwei Würme, ein weißer und ein rother, das fand ſich auch. Nach des Knaben Willen wurde das Zelt entfaltet, die ſchlafenden Würme erwachten und griffen ſich gegenſeitig an, zuerſt hatte der weiße, dann der rothe die Oberhand, der den weißen über den Sumpf jagte, worauf Alles verſchwand. Die Auslegung war dieſe: das Zelt iſt Vortigerns Reich, der Sumpf oder See die Erde, die zwei Würme die zwei Völker, der rothe Drache (draco rufus) die Briten, der weiße die Sachſen, und zuletzt werden die Briten das fremde Volk wieder hinaustreiben.

Vortigern fragte nach des Kindes Namen und Abkunft, es nannte ſich Ambroſius „Embreis gleutic esse videbatur,“ und ſein Vater ſei ein römiſcher Conſul geweſen. Vortigern verließ alſo den Ort und baute in der Landſchaft Guenneß eine Stadt nach ſeinem Namen (vocatur nomine suo) Cair Guorthigirn, Vortigern's Burg. Nennius bedarf hier Nachhilfe. Sein Embreis gleutic heißt gut wälſch Emrys Wledig, dies war eben jener Ambroſius, der Nachfolger Vortigerns, der auch non einem römiſchen Geſchlechte wahrſcheinlich abſtammte. Sollte der Zug, daß Emrys keinen Vater habe, nur andeuten, daß er ein Fremder war? Die teutſche Sage läßt auch den Dieterich und Otnit von einem Elfen erzeugen.

Hier iſt alſo der Drache, den wir im Teutſchen nicht gefunden. Nennius erklärt ſelbſt die Drachen für Bilder der Könige (draco tuus est — draco illius gentis). Das ſtimmt ganz mit der bardiſchen Dichtung überein. Den höchſten Gott, den mächtigen Hu nennen die Barden dragon, Drache, Hauptdrache; ſo heißt er auch als Prydain, d. i. als Stammgott der Briten. Dieſes göttliche Attribut ward auf Menſchen übertragen; Drache iſt bei den Barden gleichbedeutend mit Fürſt oder König. Daher ließ der Bruder des Emrys Uthyr Pendragon (Uether Drachenhaupt), und zum Beweiſe füge ich noch eine Stelle aus dem Taliesin bei, der im 6. Jahrhundert gedichtet hat:

Addwyn i ddragon
ddawn y Derwyddon,

d. h. nützlich iſt die Lehre der Druiden dem Drachen *).

Dieſe Nachweiſung, ſo einfach ſie iſt, ſo vieles klärt ſie im Drachenmythus auf. Der teutſchen Sage iſt der Drache ein verwandelter Menſch, Fafnir im Norden iſt ein Königsſohn, er hat Verſtand und Sprache ſelbſt in der Verwandlung behalten. Die Drachen der Voltsſage und des Märchens ſind in demſelben Grundgedanken aufgefaßt, überall blickt der Urſprung durch,

---

ſelbſt, die allein noch lang nicht hinreicht, um eine Thatſache kritiſch feſtzuſtellen. Alles genau erwogen hat der ſächſiſche Mordſtreich die größte innere Wahrſcheinlichkeit, ſo daß man den Schriftſtellern trauen darf.

*) Uebereinſtimmung bis auf die Zeitangabe. Dieterich iſt nach der Sage 30 bis 32 Jahre im Elend. Conſtans ward ermordet 448, Vortigern ſtarb 481, das ſind 33 Jahre, welche Emrys in der Verbannung zubrachte.

*) Davies' mythology p. 118. 120. 278.

Digitized by Google

daß nämlich der Drache ein König iſt. Dieterich wird ja ſelbſt als Drache vorgeſtellt. Der Drachenkampf iſt alſo urſprünglich nichts anderes als die Erſchlagung eines Königs. Der Grund des Mordes iſt doppelt, Weib und Schatz. Das Siegfriedslied kennt nur den erſten, der Drache hat Chriemhilten in ſeine Wildniß geraubt und will ſie auf Oſtern heirathen, weil er da wieder ein Menſch wird. Das iſt Vortigern, der, entweder mit ſeiner Tochter oder mit Ronwen auf den wilden Snowdon entweicht. Die Schändung ſeiner Tochter iſt hiſtoriſch mehr als zweifelhaft, dieſe ganze Sage kommt mir wie ein bibliſcher Zuſatz vor, nämlich wie die Geſchichte David's, Berſabe's und Nathan's, die auf den Vortigern, ſeine Tochter und den Biſchof Germanus übertragen iſt, der hiſtoriſch mit dem Vortigern nichts zu thun hat. Dieſer hat zwar viel verſchuldet, die bibelfeſte wälſche Geiſtlichkeit hat ihm aber durch jenen anſpielenden Zuſatz noch mehr aufgebürdet. Indeß war jener Zuſatz zu Nennius Zeit (Ende des 8. Jahrhunderts) ſchon in die Sage aufgenommen, iſt darin geblieben und fortgebildet worden. Freilich hatte der Drache die Chriemhilt noch nicht geheirathet, als ſie Siegfriet erlöſte. Dieſe Abweichung muß man aber dem geſunden Menſchenverſtande zu gut halten, wenn Chriemhilt vom Drachen bereits ein Kind gehabt hätte, wie Vortigerns Tochter, ſo wäre Sigfrit ein Thor geweſen, den Kampf zu beſtehen. Dieſer Theil der Drachenſage iſt unendlich verändert und verbildet worden, bald ſind es Rieſen, welche ſchöne Frauen bewachen, bald heidniſche Könige, die ihre Töchter einſperren, wie im Otnit, bald Kalifen mit ihrem Harem, wie im Flos, bald der griechiſche Kaiſer, wie im Rother und ſo weiter. Bei allen Veränderungen iſt aber der einſtimmige Zug geblieben, daß der Drache (und was für ihn ſteht), in der Fremde, im fernen Ausland gedacht wird; das iſt doch auch ein Zeugniß, daß die Sage aus der Fremde gekommen.

Wer findet den Drachen? Emrys. Auch in der teutſchen Sage iſt es gewöhnlich ein hilfreicher Zwerg, der den Helden den Weg zum Drachen zeigt. Heiße der Zwerg Elberich, Eugglein, Marolf, Malegis oder anders, das iſt ja für die Sache ganz einerlei. Emrys vertritt hier die Stelle des hilfreichen Zwerges, er iſt aber eigentlich Dieterich, und bei dieſem ſteht Hiltebrant für den Alberich. Solche Verwechslungen ſind der hiſtoriſchen Anlehnung der Sage zuzuſchreiben, und mußten völkerſchaftlich verſchieden werden. Cair Guorthigien wurde wörtlich Etzelburg, weil Vortigern in Teutſchland Etzel war.

Der Hort iſt inſofern teutſch, als der Rhein uns angehört. Urſprünglich war Fluß und Flußgold celtiſch. Das Sigfridslied folgt ſomit der britiſchen, die Edda der teutſchen Sage.

Zu den Zeiten Vortigern's war die Sigfritsſage ſchon vorhanden, nur nicht unter dieſem Namen, ſie erhielt aus der Geſchichte jenes Königs einige unbedeutende Züge, nämlich den Trank der Vergeſſenheit. Vortigern trank den Becher, den ihm Ronwen bot, er ward in ſie verliebt, nahm ſie zur Ehe, und ſchied ſich von ſeiner erſten Frau. Scheidung kann ſagenhaft zur Vergeſſung werden, beſonders wenn die Sage keine frühere Ehe kennt. Der Liebestrank iſt da und konnte mit Recht ein Zaubertrank heißen, da er die große Wirkung hervorgebracht. Das ſieht der Sigfritsſage ſehr ähnlich. Man merkt aber, daß die ſächſiſche Ueberlieferung ſchon zwiſchen dem Liebestrank und dem Todestrank im Gaſtmahl eine Parallele zog, deren letztes Glied noch in den Nibelungen erkennbar iſt, denn ſie haben den Bluttrank behalten, obgleich ſie, ihrer Anlage nach, den Liebestrank auslaſſen mußten.

b) Alberich der Zwerg.

Er heißt bei den Briten Merddin bardd Emrys Wledig, aber gewöhnlich Merddin Emrys, bei den Franzoſen Merlin, der berühmte Zauberer, deſſen Prophezeihungen lateiniſch und altfranzöſiſch noch übrig ſind und im Mittelalter ein großes Anſehen genoſſen *). Nach dieſem und dem zweiten Merddin, der den Beinamen Wyllt führte, iſt der mythiſche Alberich gebildet. Merddin war unter dem König Emrys ſo wichtig, daß die Sage ihn nicht übergehen konnte. Die Druiden und was zu ihnen gehörte, wurden von den Chriſten als Zauberer angeſehen, die Angelſachſen haben ſogar vom Namen Druiden das Wort Dry für Zauberei angenommen. Von dem ſaglichen Charakter Merddins war alſo Zauberei unzertrennlich, ſo ſteht auch Alberich da als Meiſter der Zauberei. Als Barde war Merddin ein Sänger und Muſikant, das iſt Elberich auch; die Triaden erklären ihn, den Merddin Wyllt und Talieſin für die drei chriſtlichen Hauptbarden, Elberich iſt auch ein Chriſt; die Triaden ſagen vom Merddin, er gehöre mit Gaaran und Maddog zu den drei Verſchwindungen von Britannien, Elberich verſchwindet auch. Merddin iſt der Sohn eines Geiſtes, Elberich erzeugt den Otnit, Dieterich iſt ein Elfenkind; Merddin war der wichtigſte und treueſte Diener des Emrys, das iſt Alberich dem Sigfrit, Elberich dem Otnit; wie Merddin Wyllt heißt Alberich ein wildes Gezwerg. Sind die Briten Nibelungen, ſo iſt klar, warum Alberich bei dieſen lebt, ihr Meiſter iſt und ſeinem Herrn die verlangten Kriegsleute zuführt. Merlin giebt ſich für einen Gott aus, fliegt in die Höhe, ſtürzt aber durch das Gebet des Patricius herab; etwas verändert im Otnit, wo Elberich ſich für den Propheten der Sarazenen ausgibt und ihre Götter über die Stadtmauer wirft.

*) S. meine Geſchichte des nord. Heldenthums II. p. 460—62.

So weit läßt ſich die britiſche Grundlage im Alberich ohne Mühe erkennen, teutſch aber iſt ſein Namen, ſeine Zwerggeſtalt und der neckende Zug ſeiner Elfennatur. Ein Weſen wie Merlin konnte nicht beſſer als durch den Begriff Elfe nationaliſirt werden. Die Sachſen konnten ihn nicht mit dem einfachen Wort Alf nennen, weil er ſonſt von den mythologiſchen Alfen nicht zu unterſcheiden war. Namen und Begriff mußten vermenſchlicht werden durch das angehängte rik, und aus Alfrik wurde hochteutſch regelmäßig Alberic. Mit dem Begriffe Alf kam die Zwergennatur in dieſes Weſen, nämlich die kleine Geſtalt und die Schmiedekunſt; beides fehlt dem britiſchen Vorbild. Die zwergiſche Neckerei und Bosheit iſt am beſten im Wieland dargeſtellt. Alberichs hohes Alter iſt wohl nichts weiter als eine unverſtandene Hindeutung auf das Fortleben einer mythologiſchen Perſon. Zur Ausbildung der Sage vom Hort hat das Schmiedehandwerk Alberichs wohl auch das Seinige beigetragen.

Dagegen hat das Erſcheinen und Verſchwinden des Zwerges teutſchen und britiſchen Urſprung. Im teutſchen Glauben werden die Zwerge verſteinert, wenn ſie die Sonne beſcheint, d. h. es ſind Nachtweſen, unſichtbar für die Tagmenſchen. Die Druiden wohnten in Steinhöhlen und Wäldern zurückgezogen von der alltäglichen Welt, auf ſie paßte auch der Begriff erſcheinen und verſchwinden. Die Tarnhaut iſt kein teutſcher Gedanken, britiſch aber ſind die Zaubermäntel in der Arthuriſchen Heldenſage, ſo wie die zauberiſchen Zelte, worin die Drachen ſchliefen. Sie hießen vielleicht darum Lintwürme von den Bändern, worin ſie eingewickelt waren. Lint für Band iſt kein hochteutſches Wort, ſondern nur niederteutſch, der Lintwurm muß alſo wohl von den Niederländern herkommen, die ihn von den Briten erhalten *). Die Zwölfmann-Stärke, die Sigfrit durch die Tarnhaut bekommt, iſt wohl vom Gott Thor entlehnt, denn die Vergleichung zwiſchen Tarnhaut (Tarngürtel?) und Thors Machtgürtel lag ſehr nah. Dadurch iſt wohl auch Manches aus dem Mythus vom Thor auf den Sigfrit herübergekommen. Uebermenſchliche Stärke ſchreiben auch die Britten ihrem Sigfrit zu. Vortimer riß einen Baum mit der Wurzel aus, und erſchlug damit den Horſa (Nenn. 45). Dies ſcheint eine Art Berſerkerwuth, denn Vortimer riß nur Bäume aus, wenn er zornig in der Schlacht war. Vielleicht iſt dieſer Zug von den Angelſachſen zu den Walen gekommen.

c) Die britiſchen Lieder von den Nibelungen.

Es ſind zwei, das Lied des Cuhelyn und die Gododin; beide beziehen ſich nur auf die Noth. Davies hat das Verdienſt, dieſes Lied und die Gododin zuerſt auf das Blutbad der Briten bei dem ſächſiſchen Gaſtmahl bezogen zu haben. Da ich jenen Mord für eine hiſtoriſche Grundlage der Nibelungen Noth anſehe, ſo vergleiche ich die britiſchen Lieder mit den teutſchen, um zu verſuchen, ob nicht beide zuſammenhängen, und das teutſche Epos etwa vom celtiſchen irgend einen Einfluß erfahren. Es iſt ſchon ſehr viel, wenn man beweiſen kann, daß unabhängig von Nordländern und Teutſchen auch die Briten, ein ſtammverſchiedenes Volk, Lieder von den Nibelungen gehabt. Von der Anerkennung dieſes Satzes würde ein neues Licht über den Urſprung des teutſchen Epos ausgehen. Aber dazu iſt nöthig, daß wir die britiſchen Texte mit einer genauen Ueberſetzung in einer kritiſchen Ausgabe erhalten, nebſt einem Sachkommentar, der bei der Fremdheit und Sonderbarkeit der bardiſchen Dichtung unentbehrlich iſt. Denn der Text der Gododin in der wälſchen Archäologie iſt nicht nach einer guten Handſchrift abgedruckt. Davies hatte andere Hſ., eine des 13. Jahrhunderts, vor ſich, die ihm einen beſſeren Text lieferten. Dieſen aber hat er nicht bekannt gemacht, ſondern nur ſeine neue Ueberſetzung mit einem Commentar, der ſchätzbare Nachrichten und ſcharfſinnige Bemerkungen enthält. Eine vollſtändige Vergleichung der britiſchen Nibelungen mit den teutſchen wage ich aus Mangel eines Textes nicht vorzunehmen, noch auch hätte ich dafür in dieſem Buche Raum. Ich muß mich vor der Hand auf einzelne Andeutungen beſchränken, um den Wunſch nach den britiſchen Nibelungen anzuregen.

α) Das Lied des Cuhelyn. Eine kurze Elegie von 22 dreizeiligen Strophen, die Cuhelyn, ein Barde des 6. Jahr-

*) Die hochdeutſche Form wäre linz, und wirklich kommt lintx einmal in den S. Blaſier Gloſſen für Weibermantel vor, was in dieſelbe Bedeutung zurückgeht.

Digitized by Google

hunderts auf einen andern Barden gedichtet, der von Hengiſt über dem Gaſtmahl erſchlagen wurde *). Dies Gedicht iſt uns gleich deshalb intereſſant, weil es uns die geſchichtliche Grundlage zu einem Zuge des teutſchen Liedes liefert, wo Hagen dem Spielmann Werbelin die Hand abhaut. Im britiſchen Liede heißt Hengiſt ein Wolf, ſo kommt er oft vor, der erſchlogene Sänger war der Hauptbarde des Tempels (maer claer kywid) wie Werbelin der Hofſpielmann Etzels, und nach dem Falle des Barden ſtürzt Hengiſt über die Briten her wie Hagen über die Hünen. Die Beziehung auf das Mordmahl iſt unaerkennbar, aber es kammen ſogar Züge vor, die, abgleich in anderem Sinn zu nehmen, doch an das Teutſche mächtig erinnern, z. B.

> Rateur dyrlyt, rothes Gold ſoll verdienen,
> rychlut clotryt, der den Berühmten erſchlägt.

vgl. Nib. L. 8110. Mit dem Tode des Barden fangen auch die Gododin an, es ſcheint Owen der Sohn des Marro geweſen, wenigſtens nennt ihn Anenrin ſo, und erwähnt noch den Fall im Liede 16 und 25.

β) Die Gododin. Ich nenne ſie nach einer alten Hſ. im Plural (y gododynne), weil es eine Sammlung von Liedern iſt, die ſich auf das Mordmahl beziehen **). Nach der Sage ſind 360 Briten gefallen, und aus 363 Liedern ſollen die Gododin beſtanden haben. Aber 360 iſt die Tageszahl des Jahres, ich glaube man hat einen mythiſchen Sinn hineingelegt. Dennoch iſt es wahr, daß wir nicht mehr alle Lieder der Gododin haben, 94 ſind übrig und manche ſehr aerſtümmelt auf uns gekommen. Daaies hat nach dem Inhalt eine neue Anordnung verſucht und das ganze in 31 Geſänge oder Lieder eingetheilt. Mir will die Anordnung nicht ganz gefallen, und ich glaube, daß man ſie beſſer machen kann, wenn man das teutſche Lied zu Hüfe nimmt, das Daaies nicht gekannt hat. Es beziehen ſich nämlich nicht alle Lieder zunächſt auf die Noth, ſondern einige behandeln die Geſchichte, die aorausging, ſo daß die Gododin nielleicht auch zwei Theile hatten, wie das teutſche Lied, oder gar drei, nämlich die Klage dazu. Ich will meinen Verſuch der Eintheilung herſetzen, um die Vergleichung zu erleichteen.

Erſter Theil der Gododin. Lied No. 7, (nach Davies Anordnung). Fragmente über die Thaten dee Sachſen als ſie noch unter Vortigern dienten. Teutſch: wie Sigfrit mit den Sachſen ſtritt. Lied No. 6. Fragment einer Klage über den Tod Vortimers. Teutſch: wie Sigfrit beklaget ward. Mehe iſt von dieſem Theile nicht übrig.

Zweiter Theil dee Gododin. Die Noth. Lied No. 1 und 16 der Tod des Barden; teutſch: Werbelin's Noth. Lied No. 2, 5 und 9 Hengiſt's und Vortigern's Abrede zur Noth. Hier iſt Vortigeen aielleicht Gunther, die Abweichung iſt natürlich. Teutſch: wie Hagen die Helden warnt und ermunteet. No. 4 Kampf des Tudwlch, dem Vortigeen ſein Land genommen. Teutſch: Iring und Jenfrit. No. 5 Eidiol's Benehmen zu Anfang des Kompfes. Eidiol iſt nach Davies ſehr wahrſcheinlich Emrys. Teutſch: wie Dieterich den Etzel aus dem Saal führt. No. 13 Thaten verſchiedenee Helden. Teutſch: die einzelnen Kämpfe. No. 15 Beſchreibung des Tempels. Teutſch: wie Chriemhilt den Saal bereiten ließ. No. 20 Geſpräch zwiſchen dem Weib und einem Briten. Teutſch: wie ſie um die Sühne reden. No. 22, 24, 25 Eidiol vertheidigt den Tempel, der Feinde Untergang wird prophezeiht, Eidiol ermuntert zur Tapferkeit. Teutſch: Dieterich's Kampf. Na. 26 Eidiol's Rache an Vortigern. Teutſch: Dieterich und Gunther. No. 10, 30, 31 Todeslieder auf Vortigeen und Hengiſt; teutſch: Gunther's und Hagen's Tod.

Dritter Theil der Gododin. No. 3 Klage auf die gefallenen Helden. Teutſch: die Kloge überhaupt. No. 8 Erinnerung an das böſe Gaſtmahl. Teutſch: die Sendung nach Worms zur Brunhilt. No. 11 Eidiol's Benehmen nach der Noth. Teutſch: Dieterich's Klage. No. 14 Erinnerung an einzelne Helden. Iſt im Teutſchen nicht beſonders ausgebildet. No. 18, 19 Aneurin im finſtern Kerker beſingt in ſchlafloſen Nächten die erlebte Noth. Nordiſch: Gunnar im Schlangenkerkee, der die Harfe ſchlägt. No. 21 Betrachtung übee das Mordmahl. Im Teutſchen nicht beſonders ausgebildet. No. 23 Folgen der Noth. No. 27 Kriege der Briten nach derſelben. No. 29 Geſchichtliche Rückblicke bis zum Tode Eidiol's. Teutſch: Dieterich's Leben nach der Noth. No. 17 iſt zu fragmentariſch, um nur ſagen zu können, was eigentlich ſein Inhalt iſt ***).

Es zeigen ſich zwei Thatſachen aus dieſer Ueberſicht, die Lieder hängen nicht ſtreng zuſammen, und eine direkte Verwandtſchaft mit den deutſchen iſt nicht offen ausgeſprochen. Was den erſten Punkt betrifft, ſo iſt zu bemerken, a) daß die Lieder fragmentariſch auf uns gekommen; b) daß der Charakter des britiſchen Heldenliedes nicht epiſch, ſondern lyriſch iſt, mehr angeſpielt als erzählt, wodurch die Folge der Handlung häufig unterbrochen, oder von der Reflexion ganz aufgehoben wird, c) daß die Gododin mehrere Verfaſſee haben, was Daaies zuerſt ausgeſprochen. Gewöhnlich werden ſie dem Barden Anenrin zugeſchrieben und ins Jahr 510 geſetzt. Die Zeitangabe hat Davies durch viele innere Gründe ſehr wahrſcheinlich gemacht. Die Mehrheit der Verfaſſer wird annehmlich durch den Unzuſammenhang und die Wiederholung der einzelnen Lieder, durch die Nachricht, daß es 363. geweſen (dieß iſt eine Triade, nämlich tri chanu a thriugaint a thrichant), durch die Sitte, daß man einzelne Liede auf die Gododin machte. Für die Einheit des Dichters ſpricht dee Namen Gododin, dee mehrmals im Werke norkommt und aon einem Sammler wohl nicht herrühren konnte. — Beim zweiten Punkte muß man ſogar zugeben, daß ſelbſt die Beziehung auf das ſächſiſche Mordmahl nirgends namentlich ausgedrückt iſt. Dieſen Einwand hat aber Davies nicht nur im Allgemeinen, ſondern auch durch ſeinen Kommentar ſo richtig widerlegt, daß ich darüber weggehen kann und über die teutſche Verwandtſchaft zu ſprechen habe. Mein Schluß iſt dieſer: wenn die Noth im britiſchen Mahle ihre hiſtoriſche Grundlage hat, wenn die Gododin dieſes Mordmahl zum Gegenſtande haben, ſo iſt die Nibelungen Noth mit ihnen innerlich und weſentlich verwandt, wenn es auch nicht geſagt iſt. Und ein ausgeſprochenee Zuſammenhang konnte auch nicht ſein, weil Teutſche und Celten ſtammaerſchieden ſind und darum ihre Sage ſo unabhängig ausgebildet haben, daß man ſie nicht mit einander vergleichen darf, wie die ſtammaerwandten Nordländer und die Teutſchen. Man entferne allen Begriff der Ueberſetzung, es wäre thöricht zu behaupten, die Teutſchen hätten die Sage von den Briten, die Nordländer von den Teutſchen überſetzt. Aneignen konnte man ſich die Sage, das brauchte aber nicht durch Ueberſetzung eines beſtimmten Liedes zu geſchehen, ſondern durch die lebendige Ueberlieferung. Daß dieſe ſtattgefunden, kann ich nicht längnen. In der britiſchen Noth fällt das Weib und Hengiſt; Aneurin ſitzt im Kerker, Vortigern heißt oft Eiddin (dd iſt z); hält man damit Chriemhilt, Hagen, Gunnar, Etzel zuſammen, ſo frage ich, wo man in irgend einer Geſchichte mehe Aehnlichkeit finde? Gododin iſt ein Tempel, der Dichter ſagt, mit friedlichem Herzen ſeien die Briten hingegangen, es heißt ausdrücklich und wiederholt: they schould have gone do churches to do penance, — the inevitable strife of death is piercing them. Wo iſt denn ein treffenderes Gleichſtück zum letzten Kirchgaag der Nibelungen? Im Mai, zur höchſten Feſtzeit der Briten wae das Mahl, in der Sonnenwende des Sommers die Noth. Gewarnt waren die Briten durch das Loos, wie die Nibelungen durch Träume und Freunde. Eidiol ſteht gegen Hengiſt, wie Dieterich gegen Hagen, mit Feuer und Rauch werden die Sachſen umgeben, ohne ſie vertilgen zu können, eben ſo die Nibelungen. Drei Briten entkamen der Noth, ſo Dieterich, Etzel, Hiltebrant. Das feindliche Geſpräch Hagens und Chriemhilts hat auch die britiſche Sage; die Fallenden werden im Blut zertreten, wie im Teutſchen; Eidiol haut Blut aus den Sachſen, wie Wein aus Gläſern, das Blutſchenken in der Noth; ſchon Morgens entſtand auf dem Rennplatz aor dem Tempel Streit, der unheilvolle Buhurt nach dem Kirchgang; Hengiſt läßt den Ausgang des Tempels aerſperren wie Hagen die Thüre; in dieſem Augenblicke wird der Friedensbarde Owen erſchlagen und Werbel verwundet.

Sollen alle dieſe Punkte nichtsſagend oder gleichgültig ſein? Ich kann mich zu dieſer Anſicht nicht bekennen, weil ich für die Läugnung des Zuſammenhangs keinen vernünftigen Grund finde. Weiter kann ich die Sache auch hier nicht auseinanderſetzen, ich verweiſe, wen es gelüſtet, an die britiſche Quelle. Beifügen muß ich, daß die Gododin und die Nibelungen vor Arthurs Zeit ſchon aollendet waren, denn von dieſem, der das ſpäteer britiſche Epos beherrſcht, finde ich in unſerer Sage keine Spur.

E. Die Hegelingen.

Wie kam die britiſch-ſächſiſche Ausbildung der Nibelungen Noth zu den übrigen Teutſchen? Das muß durch eine Vermittelung geſchehen ſein. Das führt uns geographiſch zu den Niederlanden und den Hegelingen, welche die Mittelglieder dee großen Sage ſcheinen. Ich muß die Nachweiſung etwas weit ausholen, um die Reſultate ſicheree zu ſtellen.

1) Zuſammenhang Niederlands und Britanniens.

Niederland hat im Mittelalter eine größere Bedeutung als jetzt, vom Fuße des Siebengebirges bis an die Maasmündung

*) Text und Ueberſetzung bei Davies Mythol. p. 310—315.

**) Godo-din iſt ein befeſtigter, theilweis bedeckter Platz, d. h. ein Tempel oder Vorplatz. Man nannte alſo die Lieder nach dem Orte, wo der Mord geſchah. Deutſch ausgedruckt ſind die Gododin die Lieder des brennenden Speiſeſaals, die Methlieder.

***) Davies myth. p. 316—384.

Digitized by Google

hieß alles Niederland, ſo daß der fränkiſche Niederrhein auch dazu gehörte. Der Namen Niederland kann vor Anfang des 6. Jahrhunderts nicht entſtanden ſein, denn er wurde erſt nöthig, als nach Beſiegung der Alemannen die Franken einen Theil des Oberrheins in Beſitz nahmen. Die Benennung geht auch nur auf die Franken, daher begreiflich, daß man Weſtphalen und Sachſen nicht zum Niederland gezählt hat *).

Als Niederland noch von Belgiern bewohnt war, beſtand bereits durch die galliſch-teutſche Miſchung des Volkes eine nahe Verwandtſchaft mit den Briten. Dieſe wurde noch enger, als durch Waſſersnoth ein Theil der Belgier auf die Südküſte Britanniens entfloh und dort aufgenommen wurde. Die Anſiedler hießen Galedin, trieben Handel, und hielten die beiden Küſten in beſtändiger Wechſelwirkung **). Die celtiſchen Altäre auf Walcheren ſind Folgen dieſes Zuſammenhangs. Die Römer behielten ihn bei, ihre Garniſonen an den Maas- und Rheinmündungen wurden von Britannien aus verproviantirt ***). Noch unter den Römern, gegen Ende des 4. Jahrh., beſetzten die Sachſen die flandriſche Küſte, welche von den Römern nie ſehr in Anſchlag gebracht wurde. Die Seeräubereien der Sachſen machten aber bald Vorkehrungen nöthig, man ließ ſie an der flandriſchen Küſte wohnen, die von jetzt an litus Saxanicum hieß, ſtellte ſie aber unter militäriſche Aufſicht, und die Gegenküſte Britanniens wurde in Militärdiſtrikte getheilt, die zuſammen limes Saxonicus hießen, um das Land wie durch einen Gordon vor ihren Anfällen zu ſchützen. Als die Sachſen endlich in Britannien ſich eindrängten, mußten ſie ſich durch fortdauernde Einwanderung verſtärken, was auch die Geſchichte erzählt. Iſt es aber wahrſcheinlich, daß Hengiſt alle Sachſen aus dem fernen Holſtein kommen ließ, da er ſie viel näher und ſchneller von der flandriſchen Küſte haben konnte? †) Die Aehnlichkeit des flamändiſchen Dialekts mit dem Engliſchen iſt noch lebender Beweis der Verwandtſchaft. Die britiſche Sage kennt noch den Zuſammenhang im Lohengrin, allein da dieſe Sage wahrſcheinlich viel älter iſt als Arthur und mit dem Andenken dieſes Königs wieder aufgefriſcht wurde, ſo will ich ſie für den ſpätern Zuſammenhang beider Völker gar nicht in Anſchlag bringen, indem ja das Lied von der Gudrun die Verbindung der Angelſachſen und Niederländer offen ausſpricht. Daß auf dieſem Wege, d. h. durch Vermittelung der niederländiſchen Sachſen die britiſche Noth zu den Franken gekommen und auf die Ausbildung der Sage Einfluß gehabt, ſcheint mir nicht mehr zweifelhaft. Die Betrachtung des Gedichtes wird dies im Einzelnen beſtätigen.

2) Erſte Geſtaltung der Gudrun.

Es iſt an einem andern Orte zu beweiſen, daß Gudrun, die Lieder von Salomon und Morolf, Reinholt, Molagis, Ogier urſprünglich niederländiſche Gedichte waren, wovon die fünf letzten der hochteutſchen Literatur durch ziemlich ungeſchickte Ueberſetzungen im 14. und 15. Jahrh. angeeignet wurden. Gudrun ſcheint im 13. Jahrh. ſchon eine hochteutſche Bearbeitung erfahren zu haben, doch ſind auch in ihrer Sprache einzelne Spuren des niederländiſchen Urſprungs ſtehen geblieben. Dieſe Bemerkung iſt nicht ohne Belang für meine Unterſuchung.

Mit der übrigen Heldenſage hat Gudrun folgende Namen gemein, Hagen, Sigfrit, Gudrun, Ortwin, aber die Verhältniſſe dieſer Perſonen ſind ſehr verſchieden. Die Handlung ſelbſt im Liede hat mit der Heldenſage keinen Zuſammenhang. Aus den beiden Gründen erſcheint Gudrun als eine vereinzelte, niederländiſch abgeſonderte Sage. Die hochteutſchen Anſpielungen auf Gudrun ſind wenig und ohne großen Einfluß, das verräth wo nicht einen jungen Urſprung der Sage, doch ihre ſpäte Bekanntwerdung in Teutſchland. Die große Verwirrung im Gang des Liedes, die Ueberhäufung mit Perſonen, die vielfache Veränderung des Schauplatzes und die Ueberladung geographiſcher Angaben paſſen einestheils wohl für die Sage eines Seevolkes, verrathen anderntheils auch den jüngeren Urſprung, wenigſtens der letzten Abfaſſung, die wir vor uns haben. Wir können alſo wohl vorausſetzen, daß die hiſtoriſche Grundlage des Liedes Particular-Ereigniſſe waren, die auf die Geſammtheit der teutſchen Geſchichte keinen Einfluß hatten, daher von der allgemeinen Heldenſage unbeachtet blieben.

Ich muß noch einen andern Satz voranſtellen, von dem in der Unterſuchung viel abhängt. Die Gudrun beſteht aus zwei Theilen, im erſten iſt Hilde, im zweiten Gudrun die Hauptperſon. Nach der jetzigen Geſtalt des Liedes hört der erſte Theil mit der neunten Aventüre des Gedichtes auf, in einer frühern Geſtalt ſchloß aber das Lied mit Avent. 17., der Schlacht auf dem Wulpenſande, und es folgte kein zweiter Theil darauf. Dies beſtätigen die äußeren Zeugniſſe. Die Edda, die Skalden, und Saxo kennen beſtimmt nur den erſten Theil der Sage, und von allen andern Zeugniſſen iſt es ſehr zweifelhaft, daß ſie den zweiten gekannt. Den Sänger Horant führen die Nordländer nicht an, ſondern nur das teutſche Lied; müſſen nun die ſüdlichen Anſpielungen auf Horant nothwendig aus dem teutſchen Liede geſchöpft ſein, ſo wäre deſſen Exiſtenz freilich zur Zeit jener Anſpielungen vorauszuſetzen. Allein Horants Geſang ſteht im erſten Theile, ſeine Anführung ſetzt die Kenntniß des zweiten nicht nothwendig voraus, und Lamprecht hat offenbar einen andern Schluß der Schlacht auf dem Wulpenwert gekannt, als ihn das jetzige Lied enthält. Lamprechts Alexander iſt ein lothringiſches, Morolf ein niederländiſches Gedicht, daß beide die Gudrun kennen, iſt ein Mitbeweis ihrer niederländiſchen Heimath. So iſt es wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, daß der zweite Theil des Gedichtes viel ſpäter ſei als der erſte, was auch durch die hiſtoriſche Nachweiſung vollkommen beſtätigt wird.

Urſprung und erſte Geſtalt der Sage iſt nordfriſiſch, und durch die Friſen, die mit den Sachſen nach Britannien zogen, iſt die Kenntniß der Sage in die angelſächſiſche Dichtung gekommen. Dieſer Urſprung enthielt nur drei Hauptperſonen, Hagen, Hethin (Hettel) und Hilde, die Heirath dieſer letzten und der doppelte Kampf (erſt nach der Heirath, dann auf Hedinsey) waren die Hauptſache des Gedichtes. Dieſe wenigen Punkte in der nordiſchen Geſchichte nachzuweiſen bin ich nicht im Stande, weil alles, was darauf Bezug hat, ſchon ſagenhaft berichtet wird. Man ſieht nur ſo viel, daß Holſtein, Stormaren, Dietmarſen die urſprüngliche Heimath der Hegelingen war, und wenn wir auf das Lied Rückſicht nehmen, ſo ergibt ſich durch den Hagen von Irland (d. i. England, denn die Iren hieß man Schotten) eine Hindeutung auf Hengiſt und ein Zuſammenhang mit der ſächſiſchen Wanderung. In dieſe Zeit fällt auch wahrſcheinlich die erſte hiſtoriſche Grundlage. Es iſt merkwürdig, daß die Gudrun keinen Zuſammenhang mit dem Norden anerkennt, daß ſie Dänemark und Fruote nennt, hat dafür nichts zu ſagen. Dagegen zieht Saxo die Sage in den Kreis des Königs Frothi (Fruote) wie eine Zwiſchenhandlung. Wer hat Recht, das Lied oder Saxo? Der alte Wate iſt im Liede eine Perſon des zweiten Ranges. Der Norden kennt ihn nicht, aber wohl der Süden. Hier findet man auch nur ſeine Gleichſtücke, Elias im Otnit, Widolf im Rother und Ilſan im Roſengarten. Wie wenn der alte Wate eine Erinnerung an die Stammväter des Hengiſt, an Wecta oder an Woden wäre? Wie dem auch ſei, zu Saxos Zeit war die Sage bereits in das nordiſche (däniſche) Heldenbuch aufgenommen. In dieſem Epos bildete König Frothi den Mittelpunkt, wie Arthur im britiſchen und Karl im franzöſiſchen.

3) Zweite Geſtaltung der Gudrun.

Dieſe können wir deſto deutlicher in der Geſchichte nachweiſen, und zwar in folgenden Grundzügen. Im Jahr 855 ging der König Aethelwulf von England mit ſeinem Sohne Aelfred nach Rom, und hielt ſich auf dem Wege bei Karl dem Kahlen in Frankreich auf. Bei der Rückreiſe 856 gab Karl dem Aethelwulf ſeine junge Tochter Judith zur Frau und die Hochzeit wurde zu Verberie an der Oiſe bei Senlis gefeiert. Aethelwulf ſtarb ſchon 858, ſein Sohn und Nachfolger Aethelbald nahm ſeine Stiefmutter zur Frau, ſtarb aber auch ſchon 862 und die Wittwe kehrte mit großen Schätzen zurück, um ſich zum drittenmal zu verheirathen. Baldewin der Eiſerne, Graf von Flandern, war in ſie verliebt, ſie desgleichen, er zog ihren Bruder Ludwig ins Einverſtändniß, worauf Baldewin die verkleidete Judith entführte. Der entrüſtete Karl legte den Fall den Biſchöfen und Großen zur Entſcheidung vor, Baldewin ging aber nach Rom zum Pabſt, und auf deſſen Anrathen ſöhnte ſich Karl mit ſeiner Tochter aus und ließ ſie 863 zu Auxerre mit Baldewin trauen *).

Dies iſt die Grundlage vom zweiten Theile des Liedes, womit aber die Dichtung und die verworrene Zeit ſehr frei geſchaltet haben. Zuerſt ſieht man, warum Hagen König von Irland

*) Die 30. Predigt Berchtolds iſt myſtiſche Vergleichung zwiſchen den Ober- und Niederländern. Er gebraucht den Namen mehr allgemein, vergißt aber keineswegs den wahren Sinn, wie folgende Stelle beweiſt: einer von Zürich und einer von Sahsen, der Sprache ist gar ungelich, ein Swap und ein niderlender von Köln sind gar ungelich an der sprache unt an gewand. Im früheren Mittelalter gehörte auch Friesland ſchwerlich zum Niederland.

**) Warrington's history of Wales. p. 6. Davies Celt. res. p. 155.

***) Eine wichtige Stelle liefert Eunapius Sard. in den excerpt. de legatt. bei Labbé Protrept. ad hist. Byzant. p. 15. Χαμάβων μὴ βουλομένων ἀδύνατόν ἐστι τὴν τῆς Βρεττανικῆς νήσου σιτοπομπίαν ἐπὶ τὰ Ῥωμαϊκὰ φρούρια διαπέμπεσθαι. Die Chamaven waren die Angrenzer der Rheinmündungen, und von den Niederlanden iſt die Rede.

†) Eine ähnliche Meinung, aber auf andere Gründe geſtützt, hat ſchon Wiarda Oſtfrieſ. Geſchichte I. 43, 44.

*) Hincmari Remens. annal. ad an. 856, 857, 862, 863 bei Pertz monum. hist. germ. I.

(England) iſt, die Edda ſagt nichts davon, vnd Saxo erwähnt ihn als König von Jütland. Dieſe Veränderung hat die Heirath nach England hervorgebracht. Zweitens, der Namen Gudrun iſt durch Anklang an Judith in die Sage gekommen *). Warum Gvdrun? das iſt eben ein ſchätzbarer Beweis, daß die Sage von ihr im Niederland bekannt war. Wem glich Judith's Geſchichte mehr als der Gudrunſage? Gudrun war alſo ſchon damals in der Anſicht des Volkes das unheilvolle Weib, eine Idee, auf welche man ähnliche Vorkommniſſe im Leben bezog. Mit ihr hat die Sage Judiths Schickſal identificirt. Stand einmal Gudrun in der neuen Sage feſt, ſo konnte Sigfrit und das Nibelungenland auch hinein kommen. Sigfrit iſt aber vom teutſchen ſchon ganz verſchieden, Niflant hat nur in Beziehung auf das nahe England noch einige Erheblichkeit, ſo daß man annehmen muß, der erſte Theil der Heldenſage (Sigfrit) ſei in Frisland und Flandern zu der Zeit, als die Gudrunſage gebildet wurde, ſchon ſehr im Verfall geweſen. Dies beweiſt auch der Schluß des Liedes. Gudrun brachte die Idee einer Noth mit ſich; dieſer widerſtrebte die hiſtoriſche Grundlage des Liedes, hier ſehen wir aber die Sage mit aller Gewalt durchbrechen, ſie läßt ſich von der Geſchichte nicht ganz feſſeln, ſie läßt mit Kampf die Gudrun erlöſen, wovon die Geſchichte nichts weiß. In dieſen Kampf hat ſie diejenigen Züge der Noth aufgenommen, welche das Gedicht ertragen konnte, Ludwig der König fällt wie Gunther, Hartmut wird gefangen wie Hagen, die böſe Gerlint wird von Wate erſchlagen wie Chriemhilt von Hiltebrant, aber von all dem weiß die Geſchichte kein Wort, die Gerlint kennt ſie gar nicht. Das iſt der Sage einerlei, ſie hatte einmal die Judith zur Gudrun vergeiſtigt, und nun mußte eine Noth folgen, gleichviel, ob die Geſchichte ja oder nein ſagte. Dieſes Beiſpiel von hartnäckigem Leben der Sage iſt aber ſehr wichtig, es beweiſt, daß die Gudrunſage ihren abgeſchloſſenen Sinn, ihre feſte Bedeutung hatte, die ſich nur mit groſſem Widerſtreben durch Uebertragung auf einen hiſtoriſchen Stoff verderben ließ. Und wirklich wurde hier die Nothſage durch die Geſchichte verdorben, die ihr einen heitern Ausgang gab, der ihr völlig fremd iſt. Da iſt alſo eine Verwechslung noch obendrein vorgegangen, denn der fröhliche Schluß der Gudrun iſt das Ende einer Brautfahrt, die ja auch mit Kampf verbunden ſind. Ich muß noch ein ſtärkeres Beiſpiel von der Lebenskraft der Sage beifügen, denn dieſe Thatſachen ſind Fundamente, worauf man weiter bauen kann. Karls d. G. Unglück in den Pyrenäen iſt bekanntlich der Gegenſtand des Rolandsliedes. Mit Rolands Fall iſt die Hiſtorie aus, das Lied aber nicht. Wie kommt das? Sehr natürlich, Rolands Tod iſt dem Liede nichts weiter als der Mord Siegfrits, alſo der erſte Theil des Trauerſpiels, der zweite, die Noth, muß folgen, ob die Geſchichte etwas davon weiß oder nicht. Die Sage ertrotzt ihren Zuſammenhang und ihre innere Vollendung von der hiſtoriſchen Grundlage. Die Noth iſt nun die völlige Niederlage der Sarazenen durch Karl und die Strafe des Verräthers Genelun, d. i. Hagens. Da tritt nun ein Kämpfer Dieterich (Tirrich, Thierry) auf, wie wenn er aus der Wand geſchlagen wäre. Was thut denn der dabei? Er muß da ſein, weil in der Nibelungen Noth ein Dieterich als ſein Vorbild ſteht. Das iſt alſo der Satz: weil es eine Nib. Noth gab, mußte es eine Sarazenen Noth geben, weil Hagen nach der Noth fällt, mußte auch Genelun fallen, ohne beides hätte das Rolandslied keine Vollendung, die muß es jedoch haben, weil die Sage es nicht anders thut. Wir müſſen den Eigenſinn der Sage, der auf ihrer inneren Kraſt beruht, anerkennen und achten.

Die Chronikſchreiber ſind zum Theil dem Schluſſe der Gudrun gefolgt. Karl hat mit Baldewin wegen der Entführung keinen Krieg geführt, und doch ſagt Meyer: relatum est a nonnullis, semel in Atrebatibus ad montem divi Eligii, et iterum in finibus Insulensium fusum ab eo (Baldewino) fugatumque regium (Caroli) exercitum, Francosque perquam viriliter a nostris prohibitos finibus **). Das haben die Chronikenſcheriber nicht aus der Geſchichte, ſondern aus der Sage geſchöpft. Den Pabſt und die Biſchöfe hat dagegen das Lied ausgelaſſen, es konnte ſie für ſeinen Zuſammenhang nicht brauchen.

Aber die Normannen! Gerade ſie geben den ſtärkſten Beweis für die letzte Bildung der Sage im neunten Jahrhundert. Denn zu dieſer Zeit waren ihre Verheerungen in Flandern und Frisland am größten, in dieſer Zeit hatten ihre Fürſten auf jene Länder vielfachen Einfluß. Seit dem frechen Gotfrit (Gautrek) von Dänemark, der 804 die Nordgrenzen Teutſchlands beraubte, bis zu Ende des 9. Jahrhunderts hörten die Züge der Normannen gegen Niederland nicht auf. Ludwig der Fromme gab dem Dänen Harald, der ſich hatte taufen laſſen, die Grafſchaft Rüſtringen in Frisland 826, um die Küſte gegen die Normannen zu ſchützen; dem Normannen Norich gab er Kennemerland in Weſtfrisland und dem Hemming einen Theil von Seeland. So wurden die Normannen Herren der friſiſchen Küſte von der Schelde bis zur Ems und das Lied hat dieſen Umſtand feſtgehalten, indem es die unabhängigen Herren des Küſtenſtrichs anführt, wie Herwig von Seeland ſtatt Hemming, Irolt von Friſen ſtatt Harald oder Heriold, wie er gewöhnlich in Teutſchland hieß, Morung von Frisland für Norich von Kennemerland. Daher die Verwirrung im Liede, daß Irolt und Morung von Frieſen genannt werden (v. 926, 1083, 1923), wenn man aber nach der Geſchichte Oſt- und Weſtfriesland unterſcheidet, ſo iſt es in der Ordnung. Nun heißt auch Irolt von Horrich, Ortland, Horriche und Ortwin von Ortland (1091, 1923, 2259, 2363, 2537), der Geſchichte nach iſt es Oſterrik, Oſtfrisland. Dagegen wird Morung auch von Waleis genannt (2564, 2787), eine Anſpielung auf Walcheren, wo der dritte Normann, Hemming wohnte. Begreiflich iſt nun der Zuſammenhang zwiſchen dieſen drei normänniſch-friſiſchen Fürſten und den Nordfriſen und Dänen, und es iſt wahrſcheinlich, daß durch dieſe hiſtoriſchen Urſachen die alte Sage vom Högni und Hethin bei den Friſen wieder erneuert oder ins Leben gerufen wurde.

Der Raub der Gudrun, ihre ſchlechte Behandlung, die Verheerung des Landes, ſind wohl nur treue Bilder der Wirklichkeit. Die Normänner mögen manche Frau mitgenommen und ſchlecht behandelt haben, vnd ihr Uebergewicht im Liede erklärt auch den Umſtand, daß Karl der Kahle und ſein Sohn Ludwig ſelber in Normänner verwandelt ſind. Der Namen Ludwig iſt nach im Lied erhalten, nur dem Vater gegeben, die Normandie aber ſchon als ein unabhängiges Land angeführt, was anzeigt, daß die letzte Bildung der Sage in den Schluß des 10. Jahrhunderts fällt. Man merkt auch, daß die Hethinsſage bereits wieder im Leben war, als Baldewin ſeine Aventüre lieferte, die Anknüpfung war leicht durch die Aehnlichkeit der Handlung, und wahrſcheinlich hätte das Volk den Baldewin vergeſſen, wenn es ſeine Geſchichte nicht einer beſtehenden Sage hätte anfügen können. Darum iſt auch Baldewin nicht genannt, ſondern der Normann Herwig hat ſich behauptet. Friſiſch wird alſo wohl die letzte Geſtaltung der Sage ſein, nicht flämiſch und Baldewins Aufnahme mag dadurch mit veranlaßt ſein, daß er, wie man behauptet, Seeland zum Heirathgut bekam. Denn leer wird er nicht ausgegangen ſein. Selbſt der Umſtand, daß die Sage die Gudrun als Tochter an die Hilde anknüpfte, iſt keine ſo willkürliche Zudichtung wie es ſcheint. Die Aehnlichkeit mit Grimild, der eddiſchen Mutter Gudruns, führte ſchon dazu, aber vom Charakter Judiths wird ein Zug erwähnt (donec, si se continere non posset, secundum apostolum, scilicet competenter ac legaliter, nuberet. Hincmar l. c. ad a. 862), deſſen Beziehung und Vergleichung mit Hilde nicht ſo ſchwer war (ferunt Hildam tanta mariti cupiditate flagrasse, ut ect. denn was darauf folgt, gehört nicht zu dieſem Vorderſatz. Saxo gram. V. p. 81, ed. Wechel.). Im teutſchen Liede iſt Hildens Natur etwas verändert, ſie iſt mehr eine Ute geworden *).

Ich muß damit die geſchichtlichen Nachweiſungen ſchlieſſen, damit ſie mich von meinem urſprünglichen Ziele nicht noch weiter entfernen. Mit manchen meiner früheren Anſichten ſtehen ſie im Widerſpruch und ich hoffe, dies wird der Wahrheit förderlich ſein. Gebe man der Geſchichte die Grundlage zurück, die ihr angehört, und laſſe man dem Mythus den verbindenden Geiſt und die Bedeutung, die er dem Stoff gegeben, ſo wird man das Weſen beider richtiger erkennen. Wie nun neben der hiſtoriſchen Grundlage noch ein Mythus der Heldenſage beſtehen kann, mögen Manche vielleicht nicht begreifen. Wer jedoch die Bildung der Sage im Norden und einzelne mythiſche Punkte der teutſchen Lieder bedenkt, die ich oben erläutert, wird an dem Daſein eines Mythus weniger zweifeln. Man muß ſich nur nicht vor dem Mythus fürchten, als wenn er weiß Gott in welche endloſen Träumereien und Hexereien verführe, man kann dabei recht gut bei Verſtand bleiben, ohne alle Gefahr ſeines Seelenheils. Eine Ueberſicht und Zuſammenſtellung der hiſtoriſchen Grundlage will ich nicht beifügen, denn ſie hat nur dann Werth, wenn ihr die mythiſche als Gegenſtück zur Seite geſtellt wird.

*) Judith hieß deutſch Jutta, ihr Namen wurde bibliſirt, was damals Mode war.

**) Jac. Meyeri annal. Fland. ad a. 862.

*) Die Oertlichkeit des Liedes nachzuweiſen, iſt bei dem Schwanken der Namen ſchwer. Indeſſen ſcheint bemerkenswerth, daß an der äußerſten Grenze des Sachſenufers, zwiſchen Calais und Boulogne-sur-mer ein alter Ort Hedenesberg und eine Grafſchaft Hedin vorkommt. Hakelingen und Briesland ſind eine Gemeinde in Südholland.

Rudolph von Montfort, ſ. Minneſinger.

Karl von Morgenſtern

ward am 28. Auguſt 1770 zu Magdeburg geboren, ſtudirte zu Halle Philoſophie und wurde 1797 daſelbſt als außerordentlicher Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft angeſtellt. Nachdem er ſeit 1798 Profeſſor am Athenäum in Danzig geweſen war, folgte er 1802 einem Rufe als ordentlicher Profeſſor der Beredtſamkeit und der Dichtkunſt nach Dorpat, wurde daſelbſt Oberbibliothekar und Staatsrath und erhielt ſpäter das Ritterkreuz des St. Annen- und Wladimirordens. In neueſter Zeit iſt er quiescirt worden.

Er ließ erſcheinen:

Entwurf von Platons Leben. Leipzig 1797.
Johann Winkelmann. Rede. Ebendaſ. 1805.
Ueber einige Gemälde. Dorpat 1805.
Klopſtock. 2 Vorleſungen. Leipzig 1807—1814.
Johannes Müller ꝛc. 3 Reden. Dorpat 1808.
Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reiſenden. Leipzig 1811—13, 3 Hefte.
Dörpt'ſche Beiträge. Ebendaſ. 1813 — 21, 6 Thle., oder 3 Bde.
Grundriß einer Einleitung zur Aeſthetik. Ebendaſ. 1815.
Töne vom Lebenspfade. Ebendaſ. 1818.

Einzelne Abhandlungen und Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Tiefes Gefühl, Innigkeit, Geiſt und gründliche Forſchung bei glänzender Darſtellung haben dieſem vortrefflichen Manne als Redner, wie als Schriftſteller und Kunſtkenner einen bedeutenden, wohlverdienten Ruf erworben.

Klopſtock

als vaterländiſcher Dichter *).

Wollte ich am heutigen Tag einen Gegenſtand der Betrachtung wählen, der gar keine Beziehung auf das hätte, was jetzt jedes Gemüth erfüllt, ſo dürfte ich ſchwerlich auf Ihre Aufmerkſamkeit, geehrte Zuhörer, rechnen. Seit mehrern Jahren verſchlingt das politiſche Intereſſe jedes andere: Krieg iſt die große Loſung, Kampf mit einem mächtigen Feinde, der ſeit der verhängnißvollen franzöſiſchen Revolution für Europa mit der lernäiſchen Hydra der Fabel nur zuviel gemein hat; und zwar Kampf um Sein und Nichtſein. Im vorigen Jahre galt es die Fortdauer der Rieſenmacht Rußlands. Nun dieſe ſich ſo glorreich bewährt hat, gilt es in dieſem Jahre (Dank der großen Seele unſers Kaiſers!) die Rettung, die Befreiung Deutſchlands. Dahin ſind jetzt Aller Augen gerichtet; dahin die Herzen Aller, die in Deutſchland ihr eignes Vaterland, wie ſo Manche von uns hier, — oder doch das Vaterland ihrer Väter und Vorfahren, wie die meiſten der hier Verſammelten, — lieben und verehren. Seit Jahrhunderten wurden die Worte: Deutſchland, deutſche Nation, nicht häufiger, nicht wärmer ausgeſprochen, als in unſern Tagen. Unleugbar iſt indeß auch, daß ſchon vor den Ereigniſſen der letzten Jahre das Vaterlandsgefühl bei den Deutſchen öfter als in der unmittelbar vorhergehenden Periode ſich regte, je näher die gänzliche Auflöſung der längſt ſchon ſo loſe zuſammenhängenden deutſchen Reichsverfaſſung heranrückte, — lebendiger und ſtärker ſich regte, indem das auch in ſeinen Trümmern ehrwürdige Gebäude ſo vieler Jahrhunderte vor unſern Augen wirklich dahinſank, als ſollte die alltägliche Wahrnehmung im kleinern Kreiſe des Lebens auch hier in Großem beſtätigt werden, daß der Werth eines Guts den Sterblichen erſt ganz, ja doppelt fühlbar wird bei dem Verluſte. So erwachte, ungefähr ſeit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, von neuem die Liebe zu unſern ältern vaterländiſchen Dichtern durch die Beſtrebungen einer neuen Schule im literariſchen Gemeinweſen Deutſchlands, die in dieſer Hinſicht wenigſtens gewiß keinen Tadel verdient, vornehmlich durch Tieck, Aug. Wilhelm und Friedrich Schlegel; ferner durch die zum Theil von jener unabhängigen verdienſtlichen Arbeiten von Docen, von der Hagen, Büſching, Gö-
res, der Brüder Grimm, Glöckle und Anderer, den
Eſchenburg, Gräter, noch früher Bodmer mit ſein
Schweizerfreunden vorangegangen waren. So ward vor e-
nigen Jahren, um nur eins zu nennen, das große altdeutſ
Heldengedicht, das Lied der Nibelungen, in einer ne
Ausgabe wieder in Umlauf gebracht, und kürzlich eine neue B-
arbeitung und Erläuterung deſſelben von A. W. Schlegel a
gekündigt, welcher verlangt, daß es, nächſt der Bibel, ein Hau
buch bei der Erziehung deutſcher Jugend werde. „Dahi
ſagte er kürzlich ſelbſt, „muß und wird es kommen, wenn
Deutſchen das Gefühl eines ſelbſtſtändigen, von uralter Zeit u
vermiſchten, glorreichen und unzertrennlichen Volkes nicht ga
einbüßen." Ohne mich hier auf Prüfung der vollen Sicher
jener Hoffnung einzulaſſen, erinnere ich nur noch, mit welch
Intereſſe ſelbſt Leſſing an Gegenſtänden der altdeutſchen Li
ratur Antheil nahm; Er, der in ſeinen eignen Schriften ſo v
zur Veredelung und Feſtigung der deutſchen Sprache und ſel
des deutſchen Nationalcharakters beitrug: was, außer von fr
hern Dichtern, wie Opitz, dann nach mehr als anderthalb h
dert Jahern von Hagedorn und Haller, weiterhin v
Dichtern erſten Ranges, wie Goethe, Bürger, Voß, He
der, Schiller, von Proſaikern wie Winkelmann, Jo
Müller, Möſer, Klinger, Jacobi, Fichte, in wi
lichem Maße geſchah.

Höchſt ungerecht indeß wären wir, ließen wir in dieſ
Reihe vorzüglich vaterländiſch geſinnter deutſcher Männer un
den Schriftſtellern, die auf ihre Nation wirkten, gerade den a
genannt, der unter Allen wohl am tiefſten, innigſten es wa
Ihn, der ſeit Luther's Zeiten bis auf dieſen Tag unter All
am eingreifendſten, kräftigſten über ein halbes Jahrhundert la
auf Poeſie, Sprache und Sinn der Deutſchen als ſolcher wirk
Klopſtock. Welcher Dichter irgend einer Sprache hat ſo a
tiefer Bruſt herauf wie Er in jener glühenden Ode das He
zenswort geſprochen: „Ich liebe dich, mein Vaterland" —
Früh hatte er ihm ſich geweiht. Schon da ſein Herz den erſt
Schlag der Ehrbegierde ſchlug, wollte er in einem Heldeng
dicht Deutſchlands Befreier, Heinrich den Vogler, ſinga
Allein er ſah die höhere Bahn, die hinaufführt zu dem Vate
lande des Menſchengeſchlechts, und zog ſie vor. Doch nahm e
auch dann oftmals die Telyn des Barden, und ſang (ſo ruft e
ſelbſt aus) „o Vaterland, dich dir!" Keiner erkannte wie E
die Urkräfte unſrer Sprache, die, gleich der griechiſchen, „ein
urſprüngliche, aus eignem Vermögen ſich" ergießt, „im Ganze
und im Einzelnen regſam, mit immer erneuetem Zuwachs au
ſich ſelbſt" fortſtrömt. Alle wahren Kenner unſrer Poeſie un
unſrer Literatur überhaupt ſind auch darüber einig, daß oh
ſeine beſonnen kühne, ſtill ausdauernde, doch gewaltige Energi
in Bearbeitung unſrer Sprache die letzte Periode der deutſche
Poeſie, in welcher vorzüglich Goethe und Schiller als ech
deutſche Dichtergenien, Voß und Aug. Wilh. Schlegel be
ſonders als Sprach- und Verskünſtler glänzen, gar nicht mögl
geweſen ſein würde. Daß ferner Er vor Allen es war, de
ſeine Deutſchen durch Wort und That mahnte, nicht länger ſic
ſelbſt zu verkennen, nicht allzu gerecht zu ſein gegen das Au
land, was nie ein anderes Volk war, — nicht nachzuahmen,
wo es ureigenthümlich ſein könne, vielmehr zu brauchen die an
geſtammte Kraft, und daran ſeine reine Freude zu haben.
Doch Jeder weiß das, der außer der ſchon angeführten Ode
Mein Vaterland etwa folgende las, die überſchrieben ſind:
Fragen, Der Nachahmer, Wir und Sie, Unſre
Sprache, Ueberſchätzung des Auslands, Die deut-
ſche Bibel, Der Hügel und der Hain, Vaterlands-
lied u. ſ. w. Eben ſo war er es, der, im Vollgefühl deſſen,
was Schriftſteller für ihre Nation ſind, die von Vielen mißver-
ſtandene Idee einer Gelehrtenrepublik aufſtellte, wie ſie ſo von
allen Ländern in der Welt nur in Deutſchland, in der Haupt-
ſache wenigſtens, ausführbar iſt. In demſelben Werke führt er
den ſeiner würdigen Gedanken aus, den ich, ſo wie den folgen-
den, lieber mit A. W. Schlegel's Worten, als mit den mei-
nigen ausdrücken will, da dieſer geiſtreiche Kunſtrichter ander-
weitig von unſerm Dichter oft genug ſo geurtheilt hat, daß der
Leſer Ihn im Verdacht zu großer Vorliebe für Klopſtock, noch
weniger übertriebener Bewunderung deſſelben, haben wird:
„den ſchönen Gedanken, Züge altdeutſcher Treue, Gerechtigkeit,
Großmuth, jeder Heldentugend zuſammenzuſtellen" in ſeinem

*) Eine Vorleſung gehalten von K. v. Morgenſtern bei Bekanntmachung der Preisaufgaben für die Studirenden der Univerſität zu Dorpat, am 12. Dec. 1813. (Leipzig 1814).

Digitized by Google

Denkmalen der Deutſchen, die er gerade „aus den Zeiten" wähle, „die am meiſten der Barbarei beſchuldigt werden," aus jenen „der erſten Eroberer." Außerdem „klagte er vielfältig in rührenden Liedern über den Untergang der alten Bardengeſänge. Er ſuchte ihre Spuren bald in den thraciſchen Wäldern bei Orpheus, bald unter den Skalden am Ufer des Nordmeers." Beſonders aber „wollte er in ſeinen Bardieten gleichſam einen Nachhall jener Lieder vernehmen laſſen," wodurch die Germanen die Thaten ihres Hermann's „ſchon kurz nach ſeinem Tode verherrlichten, und erregte" mit jenen, auf eine ihm ganz eigenthümliche Weiſe gedichteten, lyriſch-dramatiſchen Werken, wenigſtens zur Zeit der Erſcheinung des erſten der drei Gedichte „nicht geringe Bewunderung." Obwohl nämlich in unſern Tagen Eifer für altdeutſche Litteratur, zumal in der ſchon angedeuteten Schule, hie und da ſich regt: ſo iſt die Wärme und Verbreitung deſſelben doch nicht zu vergleichen mit jenem Enthuſiasmus, womit in der Zeit, als das Publikum aus der Hand des hochverehrten Sängers des Meſſias und der ſchwungvollen Oden reinmenſchlichen Inhalts, den Bardiet Hermanns Schlacht empfing, eben dies Gedicht aufgenommen wurde. Aeltere Zeitgenoſſen erinnern ſich noch gar wohl der Freunde des Bardengeſangs, die ſich vorzüglich in Göttingen gegen den Anfang der ſiebziger Jahre ſammelten, wo damals Boie, Bürger, Miller, Hölty, Voß, die Stolberg und Andere zu einem Freundesbund und zugleich zu einem Chor jüngerer Muſenprieſter ſich aneinander ſchloſſen, welche ihre Saiten nach der mächtig ertönenden Telyn des Sängers unſers Hermann's, bald mehr, bald weniger glücklich, ſtimmten. Man denke zugleich noch an die mit Klopſtock's Bardengeſängen faſt gleichzeitigen des Barden Rhingulph (des nun auch verſtorbenen Kretſchmann in Zittau) und des Barden Sined (des früher ſchon vorangegangenen P. Denis in Wien), und an Gerſtenberg's nur ein paar Jahre älteres Gedicht eines Skalden; ferner an die Erſcheinung des erſten deutſchen Muſenalmanachs, des Göttinger (im J. 1770), worauf ſechs Jahre ſpäter der Voſſiſche, in gleichem Geiſt und Sinn geſammelte folgte; eben ſo an das ſeit 1776 durch Boie geſtiftete Deutſche Muſeum, das erſte deutſche Nationaljournal in Hinſicht auf ſchöne Litteratur, in welchem bei den Hauptverfaſſern Einſtimmung in Klopſtock's hohe Beſtrebungen für den deutſchen Nationalruhm, und Bewunderung deſſelben, als des erſten Dichters der Deutſchen, vorwaltete. Das damalige Beſtreben, der deutſchen Dichtkunſt einen Nationalcharakter zu geben, wirkte ſo weitgreifend, daß ein anderer unſrer verdienſtvollſten Dichter und Litteratoren, der vorzüglich durch franzöſiſche, italieniſche und altklaſſiſche Litteratur ausgebildete Wieland, als er im J. 1773 ſeinen Teutſchen Merkur herauszugeben anfing, gleich im erſten Jahrgang es nöthig erachtete, in ſeinem Bericht über den Zuſtand des deutſchen Parnaſſes ſich über den Eifer zu ereifern, womit Viele damals der deutſchen Dichtkunſt einen Nationalcharakter zu geben ſich beſtrebten. Er fand die meiſten Verſuche dieſer Art ſo, daß ſie ſeiner Meinung nach unſre Poeſie mehr abentheuerlich als vaterländiſch machten. Eigentlich zwar ging ſeine Rüge auf Mißbrauch und Uebertreibung in Anwendung der Sache. Genien wie Klopſtock, ſagt er, ſeien dazu gemacht, ſich neue Bahnen zu brechen; ihnen ſei kein Weg zum Ruhme verſagt, und ſie verdienten auch auf ihren Abwegen Ehrfurcht. Kretſchmann und Denis, ſeine glücklichſten Nachfolger, ſeien Dichter von unbeſtreitbaren ſeltnen Talenten; doch liefen ſie Gefahr, die beſten Früchte derſelben zu verlieren, wenn ſie fortführen, im Taumel der dichteriſchen Begeiſterung die Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts für Enkel Thuiskon's anzuſehn. Zur Erläuterung ſeiner Anſicht behauptet er noch, die deutſche Nation könne keinen ſo ausgezeichneten Nationalcharakter haben, wie z. B. die franzöſiſche und engliſche, weil die Deutſchen eigentlich keine Nation wären, ſondern vermöge ihrer Verfaſſung ein Aggregat von vielen Nationen. Unſre Verfaſſung, unſre Lebensart, unſre Sitten, unſer ganzer Zuſtand ſei glücklicherweiſe ſo verſchieden von dem, was unſere Väter zu den Zeiten der Barden geweſen, daß die Zurückrufung des alten Geiſtes gar nicht mehr für uns paſſe; er (Wieland) könne ſich nicht überzeugen, daß unſre Dichtkunſt durch Bearbeitung einheimiſcher Gegenſtände, durch Abſchilderung einheimiſcher Sitten, und beſonders durch unmittelbare Beziehungen auf deſſen Nationalintereſſe, und auf große, für das ganze Deutſchland wichtige Begebenheiten ſehr viel gewinnen werde. Seit Thuiskon's, oder, wenn man etwas herabſteigen wolle, ſeit Hermann's Zeiten u. ſ. w., ſei der Unterſchied der Verfaſſung von Europa und Deutſchland ſo unermeßlich groß geworden, daß es unräthlich ſei, die Sprache Hermann's mit uns zu reden, und uns die Geſinnungen der altdeutſchen Völkerſchaften einflößen zu wollen. Den unbändigen Enthuſiasmus für eine Art von Freiheit, die wir zu unſerm Glücke längſt verloren hätten, den kriegeriſchen, blutdürſtigen Geiſt und die patriotiſche Wuth dieſer alten Barbaren durch die Magie der Dichtkunſt verſchönern und zu Tugend und Heldenthum adeln, heiße einen Gebrauch von dieſer edeln Kunſt machen, der bei allem Blendenden nicht weniger gefährlich ſei, als wenn ſie zum Werkzeuge der Lüſternheit und Ueppigkeit gemißbraucht würde. Wir lebten, ſagt er, in einer Zeit, wo die Aufklärung der europäiſchen Nationen über ihr wahres Intereſſe täglich zunehme, und ſich immer mehr den Grundgeſetzen nähere, welche die Natur der menſchlichen Gattung vorgeſchrieben; die Muſen ſollten die ungeſtümen Leidenſchaften nicht entflammen, ſondern zu beſänftigen ſuchen; uns den Werth der häuslichen Glückſeligkeit und den Reiz der Privattugenden, die uns derſelben fähig machen, in rührenden Gemälden vorſtellen; uns den Geiſt des Friedens, der Duldung, der Wohlthätigkeit und allgemeinen Geſelligkeit einflößen u. ſ. w. Das ſei in den Zeiten, worin wir leben, mehr als jemals, die wahre Beſtimmung der Dichtkunſt. Uebrigens ſtehe einem Dichter, der blos die Kräfte ſeines Geiſtes verſuchen und üben wolle, allerdings frei, den Stoff zu ſeinen Gemälden ſowohl aus den Zeiten der alten Germanen zu nehmen, als es einem Maler frei ſtehe, die Schlacht des Theſeus mit den Amazonen oder den Raub der Sabinerinnen zu malen. Nur wünſche er, daß Männer, wie Klopſtock und deſſen Freunde, die Bahn Oſſian's verlaſſen, und für ihre Zeitgenoſſen und eine hoffentlich beſſere Nachwelt dichten möchten, weil ſie dann ihr Talent gemeinnützlicher machen würden.

So Wieland im J. 1773. Klopſtock hatte damals von ſeinen drei Bardieten nur Hermann's Schlacht bekannt gemacht, im J. 1769, in welchem auch der Geſang Rhingulph's des Barden, als Varus geſchlagen war, ſich hatte vernehmen laſſen. Wie haben ſich ſeitdem die Zeiten umgewandelt! Wie wenig ahndete Wieland vor vierzig Jahren den gegenwärtigen Zuſtand Europa's; wie wenig die neuere Lage Deutſchlands durch ſeinen weſtlichen Nachbar; wie ſo gar nicht, die für jedes Volk früher oder ſpäter eintretende, für Deutſchland nur zu bald eingetretene, Nothwendigkeit, ſeine Kräfte gegen tyranniſche Unterdrückung der Fremden zuſammendrängend zu einigen; wie ſo gar nicht erkannte er die Wohlthat lebendiger, in ewigen Geſängen forthallender Stimmen, wodurch die Nation in Zeiten der Noth, und noch vor völligem Einbruch derſelben, zu wecken wäre aus dem tödtlichen Schlummer! Wie wenig verräth der Seitenblick, den der höchſt geiſt- und phantaſiereiche, liebenswürdige, aber nie zu höherer Charakter-Energie erſtarkte Dichter an der Ilm, trotz beiläufigen Ehrenbezeugungen, auf Klopſtock's vermeintlichen Abweg wirft, wie wenig verräth er Erfaſſen vom Zweck und Eindringen in den Geiſt des wahrhaft deutſchen Mannes!

Dieſer ließ ſich freilich durch ſolche und ähnliche Aeußerungen mancher Zeitgenoſſen nicht aufhalten auf der von ſeinem Urgenius ihm vorgezeichneten Bahn. Nicht nur gab er auch ſeitdem, wie ein Blick in ſeine nach der Zeitfolge geordneten Oden jedem Leſer ſeiner Werke zeigen kann, noch manches, der hohen Teutone (ſo nannte er ſeine Göttin des altdeutſchen Geſanges) abgelauſchte unſterbliche Lied; ſondern ließ auch, funfzehn Jahre ſpäter als Hermann's Schlacht erſchien, im J. 1784 ſeinen zweiten Bardiet Hermann und die Fürſten erſcheinen, denen dann drei Jahre nachher (1787) der dritte folgte, Hermann's Tod, womit er ſein großes Denkmal auf unſern Befreier von römiſcher Tyrannei, auf Ihn, der liberator haud dubie Germaniae, wie Tacitus ihn nennt, zu heißen verdiente, nach achtzehn Jahren vollendete, nachdem er ſo lang und ausdauernd, mit jener ihm überall eigenen, unwandelbaren Liebe für die Gegenſtände ſeiner Wahl, auch hier ſich getreu geblieben. Er, der Deutſche, wollte die Deutſchen lehren ſich zu fühlen beim Bilde ihres edeln Ahnherrn; ſich zu erheben zu Nationaltugenden, zu welchen die Uranlage tief im Weſen unverdorbener Deutſchen liegt. Dabei durfte er nicht nur, er mußte, nach dem Geſetze der Kunſt, idealiſiren. Was er wollte, war ſchön; was er geleiſtet hat, und wie er's geleiſtet hat, iſt und bleibt ſchön, werth der Bewunderung, der Nacheiferung und des ſpäteſten Nachkommendanks.

Heute vor ſieben Jahren hielt ich an dieſer Stätte eine Rede zur Feier des Andenkens von Klopſtock, worin ich die Hauptzüge zu ſeiner Biographie und zu ſeiner Charakteriſtik, damals meiſt nur aus ſeinem frühern Leben, zuſammenſtellte. Um des Gegenſtandes willen damals ſo aufmerkſam gehört als jemals, nahm ich mir ſchon öfters vor, die auch anderweitig verlangte Fortſetzung des angefangenen biographiſchen Entwurfs zu verſuchen. Doch der Gegenſtand iſt ſo reich und vielumfaſſend, beſonders inſofern er kritiſche Erörterungen zur Bezeichnung der Werke Klopſtock's und ihres nicht allgemein genug anerkannten hohen Werths mitbegreift, daß, um ihn mit der erforderlichen Ausführlichkeit abzuhandeln, auch mehrere Vorträge nicht hinreichen würden. Für heute ſpornt mich der Augenblick, noch von den Bardieten unſers ehrwürdigen Nationaldichters zu reden, um ſo mehr, da man dieſe drei Werke,

wenn man unſre kritiſchen Blätter, und ſelbſt die Schriften zur Charakteriſtik deutſcher Dichter, auch die Handbücher der allgemeinen Litteraturgeſchichte aufſchlägt, weder in Hinſicht des Gattungsbegriffs (den wir nur theils aus Winken des Dichters auffaſſen, theils aus den Dichtungen deſſelben ſelbſt abziehen können), noch auch in Betracht der Ausführung im Einzelnen, mit genügender Sorgfalt und Ausführlichkeit gewürdigt findet. Ein grösseres Intereſſe, als ſelbſt zur Zeit ihrer Erſcheinung, müſſen dieſe drei Werke jetzt dadurch erhalten, daß in den Tagen, in welchen wir leben, zwar kein Tiberius neue Legionen über die Alpen in Germaniens Wälder und Thäler ſendet: wohl aber ein neuer Imperator, der eine viel gröſſere Geißel des gebildeten Europa iſt, als zu ſeiner Zeit für das römiſche Reich Tiberius war, deſſen Laſter und Schandthaten doch nur ſeiner nähern Umgebung verderblich waren, die den alten Römern nachgeäfften, an Atzung von Leichenfeldern gewöhnten Adler über den Rhein herüber in daſſelbe, durch Liſt und Uebermacht zerſtückelte, nur zu lange gröſtentheils ſchon verſklavte, durch unerträgliche Tyrannei und immer erneuerten Unterdrückungskrieg ſeit ſo vielen Jahren verödete, gute Deutſchland jagt, zu deſſen Schmach er in der Stadt an der Seine ſchon vor einigen Jahren ſich und ſeiner Deutſchland unterjochenden Armee eine eherne, aus erbeuteten Kanonen ſtückweis gegoſſene Trajansſäule (dieſe Augen ſahen ſie, und ſind nicht erblindet!) ſiegtrunken emporgethürmt hat.

So lautet die Inſchrift der Napoleonsſäule (ich ſchrieb ſie ab an Ort und Stelle):

NEAPOLIO. IMP. AVG.
MONVMENTVM. BELLI. GERMANICI.
ANNO. MDCCCV.
TRIMESTRI. SPATIO. DVCTV. SVO. PROFLIGATI.
EX AERE. CAPTO.
GLORIAE. EXERCITVS. MAXIMI DICAVIT.

Ganz oben ſteht des Kaiſers Coloſſalbildſäule von Erz, eine Viktoria in der Rechten. So höhnt ſchon ſeit einigen Jahren der übermüthige Corſe, altrömiſchen Kaiſerſtolz nachkünſtelnd, unſre Deutſchland. Hört es, Deutſche! und zertrümmert ſie bald, die Säule eurer Schmach! Nie wagte im alten Rom unter den Cäſaren eine ſolche, Euch zum Hohn, ſich zu erheben. Duldet ſie im neuen, zu Lutezia, nicht länger, Enkel Hermann's! wenn ihr ſo zu helfen verdient.

Den Namen Barbiet hat Klopſtock aus dem lateiniſchen barditus gemacht, das bei Tacitus und ein paar ſpätern Römern vorkommt. Mit dieſem Worte hat unſer Dichter „eine Art der Gedichte" bezeichnen wollen, „deren Inhalt," wie er ſelbſt ſagt, „aus den Zeiten der Barden ſein, und deren Bildung ſo ſcheinen muß." Er merkt weiter an, „daß der Barbiet die Charaktere und die vornehmſten Theile des Plans aus der Geſchichte unſrer Vorfahren nimmt; daß ſeine ſeltneren Erdichtungen ſich ſehr genau auf die Sitten der gewählten Zeit beziehen, und daß er nie ganz ohne Geſang iſt." — „Nach Tacitus hatten unſre Vorfahren keine anderen Annalen als ihre Gedichte. Die nördlichern Barden, die Skalden, gingen vornehmlich deswegen mit in die Schlacht, um die Thaten ſelbſt zu ſehn, die ſie beſingen wollten." „Das Kriegsgetön," ſagt Ammianus Marcellinus, „hebt oft, gerade in der Hitze des Kampfes, von leiſem Murmeln an, und wächſt nach und nach ſo, daß es Wellen gleich toſet, die an Felſen ſchlagen." Tacitus ſelbſt ſagt: „Die Deutſchen ſingen, wenn ſie zur Schlacht herangehen. Sie haben auch Lieder, durch deren Vortrag, den ſie Barbiet nennen, ſie die Gemüther anfeuern, und ſie weiſſagen vom Ausgange der Schlacht nach dem Geſange ſelbſt; denn ſie ſchrecken oder zittern, je nachdem der Heeresgeſang ſcholl. Doch ſcheint er nicht ſowohl der Stimme als des Muthes Einklang" u. ſ. w. Das Wort Barbiet, das Klopſtock zuerſt in unſre Sprache eingeführt hat, ſucht man bei Adelung vergebens, der mit tadelhafter Einſeitigkeit keine Kenntniß zu nehmen pflegte von Werten und — Begriffen, womit Klopſtock die deutſche Sprache bereichert hat; Campe aber möchte es geradehin durch Bardengeſang überſetzt wiſſen, da doch Klopſtock eine beſondere, von ihm zuerſt verſuchte, kurz zuvor mit ſeinen eigenen Worten erläuterte Art der dramatiſchen Dichtung darunter verſtand.

Daß Lyriſches in dieſer Dichtungsart vorwalten ſollte, ſagt ſchon die von ihm ſelbſt gewählte Bezeichnung. Daß er aber zugleich für die Schaubühne ſein Werk ſelbſt beſtimmte — gleichviel, ob für die wirkliche, gegenwärtig beſtehende, oder für die mögliche, künftige — das ſagt der Zuſatz auf dem Titel. Und ſo finden wir denn, daß in dieſen Gedichten Dramatiſches mit dem Lyriſchen genau verflochten iſt. Ein ſolches mit Lyriſchem verbundenes Drama aber ſoll, nach Klopſtocks eigener, vorher angeführter Erklärung, ein hiſtoriſches Schauſpiel ſein. Er hat nämlich Charaktere und den vornehmſten Theil der Begebenheiten aus der Geſchichte unſrer Vorfahren entlehnt. Dies hat er nach ſorgfältigſtem Studium der wenigen Reſte der ältern Geſchichte unſers Vaterlandes aus Tacitus und Andern gethan, und dabei mit gröſter Genauigkeit ſich um Beobachtung geſchichtlicher Alterthümlichkeit bemüht, bis zu einem Grade, daß, geſetzt die ältern Nachrichten von unſern Urvätern, ihren Sitten und Gebräuchen gingen verloren, ſie aus ſeinen Arbeiten meiſt wiederhergeſtellt werden könnten; abgerechnet die, beim wahren Dichter mit Fug vorausgeſetzte idealiſirende Darſtellungsweiſe. Modificationen des Hiſtoriſchen erlaubt er ſich in höchſt ſeltenen Fällen, gewöhnlich nur negativ, und nur mit der allergröſten Mäßigung, wo die Foderung der Kunſt an ihr Werk es ihm zu heiſchen ſchien. So erwähnt er nirgends, daß Hermann auch römiſcher Ritter geweſen; nicht, daß Varus ſich ſelbſt entleibt, auch nicht, daß Hermann Segeſt's Tochter entführt hat.

Aus der mit gewiſſenhafter Sorgfalt beobachteten hiſtoriſchen Alterthümlichkeit entſprang natürlich einige antiquariſche Dunkelheit, ſelbſt im Dialog, bei Anſpielung auf eigenthümliche Begriffe und Sitten der alten Zeit; noch mehr aber im lyriſchen Theil durch Anwendung der altnordiſchen Mythologie, worin ſein Freund Gerſtenberg im Gedicht eines Skalden ihm vorangegangen war. Sie drang dieſem ſich von ſelbſt auf, als er den Todten eines alten Grabhügels aus der nordiſchen Heidenzeit redend einführen wollte, wodurch er zufällig eine unerwartete Wirkung hervorbrachte auf das bildende Genie eines der originellſten der deutſchen Dichter. Denn ſeitdem gab Klopſtock einer frühern, ſchon im J. 1747 zum Andenken ſeiner Freunde geſchriebenen Ode im J. 1766 den Titel Wingolf, und brachte ſtatt griechiſcher Mythologie nordiſche darin an, wählte nun auch für viele andre ſeiner lyriſchen Gedichte die Edda-Sprache, und erhob die altnordiſche Mythologie zum Rang einer urſprünglich germaniſchen Fabellehre, die er in ſeinen Barbieten zur wirklichen Ausführung brachte. Er nahm alſo von Gerſtenberg's Skaldengedicht Anlaß, ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand zu richten, der durch das, was er hineinzulegen wußte, auf ſeine barbitiſche Originalität mitentſcheidend gewirkt hat. Die durch den Gebrauch der altnordiſchen Mythologie im lyriſchen Theil entſtandene, und die übrige aus Anſpielungen auf beſondere Sitten der alten Zeit entſprungene antiquariſche Dunkelheit iſt aber keineswegs ſo groß, als wofür ſie Mancher von weitem hält; und es iſt unverzeilich leichtſinnige Uebertreibung, wenn ein feiner Kritiker, überhaupt ein Mann von zartem Gefühl, der verſtorbene Huber, der aber viel zu ausſchließend modernen Sinns und Geſchmacks war, um ein im Geiſt idealiſirter alter Vorzeit gedichtetes Kunſtwerk nach ſeinem ganzen Werthe zu ſchätzen, — Er, der wohl nie wahren Genuß an der alten griechiſchen Tragödie gefunden haben muß, um, ſo wie er thut, abſprechen zu können — wenn Huber bei dieſer Gelegenheit fragt: „Was würden wir zu dem Maler ſagen, der uns ein Nachtſtück liefern wollte, und ſtatt deſſen mit einer ſchwarzen Farbe die Nacht ſelbſt uns vor Augen brächte?" — Vielmehr reicht für Klopſtock's Barbiete eine mäßige Anzahl von Scholien, die der Dichter ſelbſt hinter dem Text eines jeden gegeben hat, völlig hin, um für jeden gebildeten Leſer die antiquariſche Dunkelheit gänzlich zu zerſtreuen. Sie würden auch hinreichen für den Zuſchauer, käme man der deutſchen Jugend für das Leſen und Verſtehen der Meiſterwerke der deutſchen Sprache zeitig durch zweckmäßigen Unterricht zu Hülfe. Auch ſelbſt in Griechenland flog Kenntniß des antiquariſchen Details der Mythologie und der alten Geſchichte dem Jüngling ja nicht von ſelbſt an. Frühzeitig las und erklärte man die klaſſiſchen Dichter in den Schulen, zumal Homeros, was die bekannte Anekdote von Alkibiades allein ſchon hinreichend beweiſen würde. Es wäre nun wohl endlich Zeit, auch unſre vaterländiſchen großen Dichter in den Schulen zu leſen und zu erklären. Man thut es freilich ſchon hie und da, bei gewiſſen Dichtern, und wenigſtens bei gewiſſen Werken derſelben. Aber man thut es noch nicht genug. Bei Klopſtock z. B. müßte es ſich erſtrecken nicht nur auf ſeine Oden und wenigſtens auf Eklogen der Meſſiade, wie ſchon hie und da geſchieht: ſondern auch auf ſeine vaterländiſchen Barbiete. Soll A. W. Schlegel, wie er thut, erwarten dürfen, daß ſeine Bearbeitung des Lieds der Nibelungen einſt in den Schulen nächſt der Bibel ſei: und wir ſollten für unſer großes, ganz vaterländiſches Gedicht, unſern Hermann, nichts erwarten dürfen? nichts thun? Und doch, ſollte etwa der Geiſt dieſes Werks nicht fruchtbringend wirken auf die Nation? da der Held uns doch ſo unbeſtreitbar angehört, als den Griechen ihr Achilleus; da wir die Orte der Schlachten ſo gut und genau kennen, als der Grieche die Ebene von Troja; da noch manche Ortsnamen, Namen von Thälern, Flüſſen, Bächen, ſich ſelbſt im Munde des Volks erhalten haben, die auf das Faktiſche, wie Tacitus insbeſondere es erzählt, auf's beſtimmteſte hindeuten.

Indem der Dichter ſein Faktiſches unmittelbar aus der Hand der Geſchichte nahm, Hermann aber durch die teutoburger Schlacht ſich ſein Hauptverdienſt um Deutſchland erwarb, wo

Digitized by Google

Varus mit ſeinen Legionen geſchlagen wurde: ſo war natürlich im erſten von Klopſtock's Bardieten eben dieſe Schlacht darzuſtellen. Eine Schlacht aber iſt an ſich kein vortheilhafter Gegenſtand für das Drama. Sie iſt's wohl für den Maler, aber nicht für den Bildhauer; wohl für das epiſche Gedicht (und hier wartet auch des künftigen Sängers einer Hermannias noch ein Eichenkranz, den hundert Schönaich's freilich nicht abreichen konnten), aber keineswegs für das dramatiſche Gedicht, der Dichter fange es an wie er wolle; zumal, wenn er ſich möglichſt ſtrenge hiſtoriſche Wahrheit vorgeſetzt hat, wie Klopſtock. Was that er alſo? Er miſchte Chorgeſang und Erzählung, wie die erſte Griechiſche Tragödie es that. Zum Schauplatz wählte er einen Felſen an dem Thale, in welchem die Schlacht entſchieden wird. Hier läßt er ihren Fortgang (ſie hatte ſchon zwei Tage gedauert) durch ſpähende Barden und Druiden, auch durch Perſonen, die aus der Schlacht heraufkommen, Hermann's ehrwürdigem Vater Siegmar erzählen; läßt, gerade als ſie am blutigſten wird, den feurigen Greis ſelbſt in die Schlacht gehn, um zur Entſcheidung zu helfen; ihn dann tödtlich verwundet zurückkehren und vor unſern Augen ſterben: aber erſt, als ſie ſich zum Sieg geneigt hat; gerade ſo wie Epaminondas bei Mantinea erſt nach vernommenem Siege ſtirbt. So erblicken wir einen der Würdigſten der deutſchen Alten im Leben und im Sterben. Aber auch einen Knaben zeigt uns der Dichter, den Sohn Werdomar's, den, obwohl er noch in zarter Jugend ſteht, heiß verlangt nach Anblick und Antheil der Schlacht; der nach fußfällig von ſeinem Vater, dem Führer des Bardenchors, erflehter Erlaubniß hineilt, mit einer Todeswunde zurückgeführt wird, noch in Fieberphantaſien kühn und rührend ſchwärmt, und ohne Reue hinſtirbt. So ſehn wir alſo auch das Knabenalter deutſchen Stammes ſchön perſonificirt, beſeelt von Vaterlandsgefühl; ſehn's mit Hoffnung für die Zukunft der Deutſchen. Endlich erſcheint auch Hermann, der deutſche Mann, der Held, der Feldherr, der Sieger. Denn, wie der Greis Siegmar ſpricht, „man ſagt nicht, was man thun will: man thut." So iſt Hermann's Auftritt von deſto größerer Wirkung. Ihm gegenüber erblicken wir ſeine Thusnelda, die herrliche Frau, die holdeſte Blume deutſchen Bodens: edelſtolz und feſt, doch zugleich ſo weiblich, überall ihrer Hermann's würdig. Aber auch ſeine Mutter durfte nicht fehlen, Bercennis, das germaniſche Kernweib; eine von jenen deutſchen Matronen, von welchen Tacitus ſagt, daß ſie die Wunden ohne Angſt zählten und ſondirten; ja, daß ſie zuweilen durch ſtandhaftes Anflehn der Männer, und durch Bloßſtellen ihrer eignen Bruſt, in der Schlacht ſchon wankenden Reihen wieder feſten Stand geſchafft hätten. Einem ſolchen Weibe verzeiht man gern jenen Ausbruch des Rachgefühls bei der Leiche ihres in der Schlacht gefallenen würdigſten Mannes. Es iſt eine rechte Heldenmutter, dieſe Bercennis, deren Charakter der neueſte dramatiſche Bearbeiter von Hermann's Geſchichte ſehr richtig gefaßt hat, wenn er von ihr ſeinen Horſt ſagen läßt:

> Ihm blieb
> Die edle Mutter mit dem feſten Herzen.
> Ihr glaubt es nicht, welch' unbeſchreiblich hohe
> Begeiſt'rung Muttersinn in Heldenſeelen
> Erzieht. Sie ſind die Zweige eines Stammes.
> Nie that ein Held, was eine Mutter trug.

Dies fand ich um ſo mehr der Erwähnung werth, weil ein älterer warmer Lobredner von Hermanns Schlacht, der in Manchem ſonſt recht verſtändig urtheilt, bei Bercennis von „plumper, ungeſchlachter Natur" zu ſprechen, ſie eine „tobende Furie," und gar „den einzigen Teufel des Stücks" zu nennen ſich erdreiſtet. Wohl begreifen wir, bei einem ſolchen Vater und einer ſolchen Mutter, wie Hermann wurde der er ward; aber auch das Reinmenſchliche, vom Barbaren ſo weit Entfernte, begreifen wir beſſer in ihm durch die Edle, die ſein Herz gewählt hat. Um auch das Jünglingsalter der Deutſchen in einer kräftigen Gruppe zu zeigen, ſind die beiden jungen Hauptleute da, der Marſe und der Cherusker, die um einen den Römern abgenommenen Adler ſtreiten, deren Streit Hermann auf ſo gerechte Weiſe ſchlichtet. Noch fehlen Nebenperſonen nicht, unter welchen der ſehr würdige Oberdruide Brenno, der hohe Opferprieſter und Richter ſeines Volks, hervorragt, der auch allein ſtets auf der Bühne bleibt. Ihm zunächſt ſteht von Deutſchen Horſt, der treue Verehrer des Greiſes Siegmar, zugleich Hermann's tapferer Kriegsgefährt; dann noch der wackere Führer des Bardenchors, Werdomar, der Vater jenes heldenmüthigen Knaben. So bekommen wir durch wenige, vom Dichter vollſtändig bezeichnete Perſonen eine anſchauliche Vorſtellung vom Leben und Treiben der alten Deutſchen. Wir begreifen, wie es möglich wurde, daß an ſolchen Menſchen, die nur Römern noch als Barbaren erſcheinen konnten, die Uebermacht der ſtolzen Welteroberer ſich brach, von welchen wir zum Gegenſatz hier nur ein paar gefangene Centurionen, Valerius und Licinius erblicken, denen Hermann am Ende das Leben ſchenkt, um ſie nach Rom als Boten der Schlacht an Auguſtus zu ſenden; die beide zwar als echte Römer jener Zeit erſcheinen, der eine zumal als adelſtolzer, trotziger, herabſehender Römer, der andere als leichtherziger, lebensluſtiger: aber beide an moraliſchem Werth ſo tief unter dem Edelſten der Deutſchen. Noch fehlen, um das Bild des Zuſtandes unſrer Vorfahren, wie Tacitus ſie der hiſtoriſchen Wahrheit gemäß geſchildert hat, zu vollenden, und um uns zugleich einen Blick in Hermann's Zukunft und in die Möglichkeit der Begebenheiten ſpäterer Jahre zu eröffnen, auch unter den Deutſchen drei Perſonen nicht, die keineswegs von jeder mit unverbrüchlicher Treue an ihrem Volke hingen. Sie werden uns vom Dichter in bedeutender Stufenfolge vorgeführt. Der eine iſt Siegmund, Thusnelda's Bruder, der, wie die Geſchichte ſagt, eine Prieſterwürde bei den Römern erhielt. Dieſer kommt, nach Klopſtock's Darſtellung, von der alten Liebe zum Vaterlande, trotz ſeinem böſen Vater Segeſt, ergriffen, zum Druidenaltar herauf; was zu einer meiſterhaft durchgeführten Scene zwiſchen ihm und dem ehrwürdigen Oberdruiden Brenno Anlaß giebt. Von ihm bekränzt, ſcheidet dann der aufrichtig Reuige, um durch Kampf in den Reihen der Deutſchen jeden Verdacht hinwegzutilgen. Der andere iſt Flavius, Hermann's unwürdiger Bruder, der, gefangen, durch Thusnelda's Bitte für den freilich werthloſen Schwäher, dem über ihn ſchon geworfenen Todeslooſe der Druiden entgeht, aber in ſeinem Charakter verbleibt, und uns daher für's Künftige beſorgt macht. Der dritte, ſchlimmſte iſt Segeſt, die undeutſche Seele des unmännlichen, ſchlauen Egoiſten, und deßhalb verſtockten Römergenoſſen, der vom Oberdruiden Brenno, welcher den Heuchler bald durchſchaut, mit den Worten hinwegſchleicht: „Spätes Blut iſt auch Blut," und durch dies inhaltſchwere Wort uns einen tiefen Blick in das Verrätherherz thun läßt, das (wir ſehn es leicht vorher) in einem folgenden Theile von Klopſtock's Hermann, wie die Geſchichte gebeut, eine bedeutende Rolle ſpielen muß.

So erhalten wir vermöge des dramatiſchen Gemäldes der Hermannsſchlacht, durch die lebendige, bis in die kleinſten Züge ausgemalte Charakteriſtik der, mit ſo beſonnener Ueberlegung angelegten, mit ſo weiſer Kunſt durchgeführten, wenigen Hauptperſonen, nicht nur einen vollſtändigen Begriff von jener, ſondern auch genügende Erklärung ihrer Möglichkeit durch dieſe, und müſſen unſern, den Pfad der wahren Geſchichte wandelnden Dichter, ſind wir gerecht, durchaus für einen pragmatiſchen Darſteller längſt geſchwundener Vergangenheit erklären.

In das Gebiet der höhern Poeſie gehoben finden wir das Ganze durch die eingewebten Bardengeſänge, die dem Dichter, wie ſchon der von ihm gewählte Gattungsname uns im voraus ankündigte, als einen vorzüglich weſentlichen Beſtandtheil ſeines Kunſtgebildes anſah. Hier war nun Klopſtock ganz in ſeiner Sphäre. Denn hier waltet ſein inniges, tiefes Gefühl im Gebiet des Reinmenſchlichen mit unübertroffener Lauterkeit, Einfalt und Kraft; hier nimmt die von ſeinem regſten Gefühl geleitete Phantaſie einen eignen Flug in ungekannte Regionen; hier eröffnet ſich eine neue Welt, die der altnordiſchen Mythologie, deren unbeſtimmtere Gebilde Klopſtock in wenigen, aber bedeutenden Umriſſen ſo zu beſtimmen und feſtzuhalten wußte, daß in Verbindung mit dem einfachen Leben der deutſchen Heroen unſerm geiſtigen Auge ſowohl Bilder vorübergehn, geſchmückt mit Anmuth und Schönheit, als auch Geſichte von grauenvoller Erhabenheit und ſtillwirkender Majeſtät. In den freiern Silbenmaßen dieſer Bardengeſänge, in denen Klopſtock ſeiner unſtreitig richtigen Vorausſetzung folgt, daß im höhern Norden das Rhythmiſche auch einheimiſch geweſen, doch noch mit größerer Freiheit, Ungebundenheit und Abwechſelung, als in der helleniſchen Poeſie, die frühzeitig zu zwar reichen und mannigfaltigen, doch ſchon feſtern und beſtimmtern Silbenmaßen geregelt erſcheint, bewährt unſer Dichter auf's vollkommenſte ſein leiſeſtes, feinſtes, alles Ausdrucksloſe verſchmähendes Ohr, und ſeine Allgewalt über unſre, von Keinem vor und nach ihm in höherm Grade zur treffendſten Bezeichnung und zum leiſeſten Mitausdruck der Worte in Bildung und Bewegung, gebrauchten deutſchen Sprache. Hier blühen noch Blumen zum herrlichen Kranze für den Tonkünſtler, der mit verwandtem Geiſt und Gefühl dieſe Bardengeſänge würdig componiren wird. Vor Jahren habe ich wenigſtens einzelne der Bardenlieder aus Hermann's Schlacht muſikaliſch vortragen hören, meiſterhaft componirt von Gluck. Die Bardengeſänge zu Klopſtock's zweitem Bardiete Hermann und die Fürſten ſind bekanntlich von dem trefflichen däniſchen Tonkünſtler Kunzen in Muſik geſetzt.

Die gediegene, abgewogene, ſcharf abgeſchnittene, durchaus ſo reine und einfache Sprache des Dialogs hier beſonders zu erwähnen, iſt wohl überflüſſig, da man an dieſe Art des Ausdrucks bei Klopſtock überall gewohnt iſt, ſo daß auch im lyriſchen Theil

Digitized by Google

bei allem Schwunge der Gedanken und Gefühle durch jene hohe Einfalt nur die Sache, wie das Zeichen redet.

Ich habe Ihnen, Geehrte Zuhörer, die Hauptbeſtandtheile und Triebfedern des Kunſtwerks auseinander genommen, um die Zweckgemäßheit des Einzelnen zum Ganzen zu zeigen. Leichter wäre mir's geweſen, Ihnen die einzelnen vierzehn Hauptſcenen, wie eine auf die andere und aus der andern folgt, zuzuzählen: doch dies kann jeder aufmerkſame Leſer ſich ſelbſt thun. Uebrigens würde in der Zergliederung auch noch genauere Ausführlichkeit, als die mir zugemeſſene Zeit erlaubt, bei weitem nicht alles haben erſchöpfen können, weil jedes wahre Kunſtwerk unerſchöpflich iſt, wie jedes bedeutende Werk der Natur.

Es gibt manche achtungswerthe Leſer von Hermann's Schlacht, die in ihr alles wahrhaft Dramatiſche vermiſſen, weil ihr Handlung, die Seele des Drama, Handlung im ſtrengſten Sinne des Worts, gänzlich fehle, indem hier die einzelnen Ereigniſſe weniger in einer nothwendigen, von innen her beſtimmten, als in einer zufälligen, von außenher gegebenen Verknüpfung dargeſtellt werden. Zwar dürfte man wohl nicht geradezu behaupten, was ein hochachtungswürdiger Kunſtrichter ſagte: daß die Deutſchen über die Römer ſiegen, ſehen wir; aber nicht, warum ſie ſiegen mußten, ob wegen ihrer Tugend und Vaterlandsliebe, oder durch den Beiſtand der Götter, oder durch eine Fügung des Schickſals. Denn hier ließe ſich, nach der obigen Darſtellung von den Hauptereigniſſen und von den Charakteren des Stücks, doch wohl erwiedern: der Sieg ſei Folge nicht von einer dieſer Urſachen allein, ſondern von allen drei zuſammen genommen. Wie dem aber auch ſei, ſo geſtehe ich, daß beim erſten Leſen mir ſelbſt es ſo vorkam, als ob der echtdramatiſchen Handlung im engern Sinne Hermann's Schlacht doch allzu wenig habe; und daß dieſe Wahrnehmung mir anfangs den Genuß nicht wenig verkümmerte; daß ich bei einzelnen, übrigens trefflichen, Unterredungen mich anfangs ungern aufgehalten fühlte, manches als zu weit ausgeſponnen finden zu müſſen glaubte, wo der Dichter viel weniger, als der auf ein Drama gefaßte Leſer es erwartet und wünſcht, den Gang der Ereigniſſe, welche die Hauptbegebenheit herbeiführen ſollen, beſchleunigt, vielmehr nur das ganze Ethos und Pathos jeder Situation erſchöpfen zu wollen ſcheint. Auch ſchien mir wohl hie und da, daß überhaupt des Gefühls etwas viel geſprochen werde, was überhaupt zum Eigenthümlichen Klopſtockiſcher Darſtellung, auch in ſeinen Oden und im Meſſias, gehört: zwar durch die in der That faſt einzige höchſte Reinheit und Tiefe des Gefühls im Dichter ſelbſt, zumal bei ſeiner gewohnten hohen Einfalt des Ausdrucks, im Ganzen eine ſehr willkommene Eigenthümlichkeit des Dichters; wodurch jedoch im Drama, beſonders inſofern es für die Schaubühne beſtimmt ſein ſoll, die dramatiſche Wirkung, nicht weniger als durch den Mangel eigentlich dramatiſcher Handlung, leidet. Als ich indeß wiederholt las, da erinnerte ich mich beſtimmter an das, was Klopſtock, der Natur des gewählten Gegenſtandes zufolge, hier eigentlich habe geben wollen: vor allem nämlich idealiſirte altdeutſche Bardenchöre zur Verherrlichung Hermann's und ſeiner Schlacht; und dieſe unter einander verbunden durch hiſtoriſch wahre und treue, oder, wo vollſtändige Data fehlen, doch durch hiſtoriſch höchſt wahrſcheinliche Erzählung; aber durch dramatiſche Einkleidung der Erzählung, und nur, wo der vielumfaſſende Gegenſtand es zuließ, auch durch eigentlich dramatiſche Darſtellung. Ich erinnerte mich ferner, daß der Zweck des Dichters hier vor allem ein patriotiſcher war, und daß, ſo wie als die Seele ſeines Dichtens und des dadurch geſchaffenen Werks Patriotismus erſcheint, ſo auch derſelbe beim Leſer, oder wenn man will, beim Zuhörer vorausgeſetzt werde; daß dieſer nicht erſt geſchaffen, ſondern nur erweckt, belebt, geſtärkt werden ſolle. Zufällig hatte ich unmittelbar vor dem letzten Leſen des Stücks bei Tacitus alles, was er von Hermann und überhaupt von den germaniſchen Kriegen der Römer ſagt, wieder geleſen; hatte außerdem zufällig gleich darauf den ganzen Jahrgang der politiſchen Zeitung dieſes Jahres wieder durchblättert, um eine klare Ueberſicht der Verkettung der großen für Deutſchlands Rettung herbeigeführten Begebenheiten dieſes Jahres zu gewinnen; hatte auch beim Seitenblick auf den Gallier die Wahrheit von Klopſtock's Wort in einer ſeiner ſpätern Oden:

„Rom's auch eiſernes Joch war leichter."

durchgefühlt. Ich hatte eben mit den Bürgern und Bauern meines Vaterlands mitgelitten, mit ihren Fürſten und Berathern mitgerathſchlagt, mit ihren Abgeordneten mitunterhandelt, mit ihren Linientruppen, ihrer Landwehr, ihrem Landſturm, ihren Freiwilligen, mitgewagt, mitgekämpft, mitgeſiegt. Meine Seele glühte. In dieſer Stimmung nun las ich Hermann's Schlacht zum letzten Male, und wie fand ich da alles ſo verändert! Wie viel heller drangen nun die Bardentöne in das offenere Ohr; wie viel tiefer die Naturlaute des innigſten Vaterlands- und Freiheitsgefühls in das wärmere Herz! Ich erwartete, hoffte, bebte, trauerte, jauchzte mit; weinte auch wohl mit, zumal vor Freude; mußte am Ende das Buch aus der Hand legen, weil ichs nicht länger ertrug. Aehnliche Erfahrungen werden, glaube ich, auch andere Leſer machen, die das Werk ganz in ſeinem eigenthümlichen Geiſte zu nehmen bereit ſind. Jetzt urtheile ich auch milder über den Mangel raſch fortſchreitender, wahrhaft dramatiſcher Handlung mit einem Intereſſe, das Erwartung weckt, ſpannt, höher ſpannt und befriedigt. Ich fand nämlich, daß, was hier dem Ganzen wegen ſeines Gegenſtandes, ſowohl weil es ein in der Hauptſache ſchon ganz bekannter hiſtoriſcher, als weil es gerade ein ſolcher hiſtoriſcher wie eine Schlacht iſt, allerdings abgeht, in den einzelnen Scenen wenigſtens, bei ihrer, zwar gehaltenen, doch unleugbar vorhandenen, innern Lebendigkeit, und bei ihrer zweckdienlich und naturgemäß durchgeführten pragmatiſchen Vollſtändigkeit, keineswegs mangle; daß vielmehr auch hier, wie in ſeinen epiſchen und in ſeinen anderweitigen lyriſchen Werken unſer Dichter ſich als Maler der Seele trefflich bewähre. Beſonders aber hielt mich, der ich Kunſtwerke, der Poeſie wie der bildenden Kunſt, antike wie moderne, ſtets in ihrem eigenthümlichen Geiſt aufzufaſſen ſtrebte, vor übereilten Urtheil eine vorher ſchon mit Einem Worte berührte Vergleichung zurück; die nämlich, die ſich mir zwiſchen Klopſtock's erſtem Bardiet und zwiſchen der Beſchaffenheit der früheſten griechiſchen Tragödie von ſelbſt darbot, mit deren Erörterung ich unſre Betrachtung von Hermann's Schlacht beſchließen werde.

In der älteſten griechiſchen Tragödie war, da die ganze Gattung, wie bekannt, von religiöſen Feierlichkeiten am Bachusfeſt ausging, der Chor urſprünglich der einzige, dann wenigſtens der Hauptbeſtandtheil der Sache, dem weiterhin erſt epiſche Erzählung, dann ſpäter auch Dialog eingeflochten wurde, wodurch allmählig die Tragödie vollſtändig wurde, welche ſich jedoch erſt unter Sophokles' bildender Hand zum vollkommenen dramatiſchen Kunſtwerk mit ſtrenger Einheit der Handlung geſtaltete. In Hinſicht der aus dem Innerſten des Menſchen hervorgehenden Handlung, in Hinſicht des Ineinandergreifens der Thätigkeit der dargeſtellten Individuen, auch in der Kunſt ſchärferer Menſchencharakteriſtik, ſtehn die vorzüglichſten neuern Tragiker allerdings über den alten; beſonders Shakſpeare, und bei uns in der neueſten Zeit Schiller und Göthe. Nun ſcheint mir, daß Klopſtock, der mit aller ſeiner ſchönen Wärme doch ſtets ſo beſonnene Dichter, bei der Idee ſeiner Hermann'sſchlacht gleich anfangs die Unbequemlichkeit des Stoffs zu völlig dramatiſcher Behandlung fühlen mußte, da die Darſtellung einer Schlacht ihrer Natur nach mehr einer epiſchen, als einer dramatiſchen Behandlung fähig iſt. Da er indeß ſich einmal vorgenommen hatte, den Helden der deutſchen Nation in einem großen, möglichſt anſchaulichen Gemälde darzuſtellen — gewiß gleich anfangs in mehr als Einer der bedeutendſten Situationen ſeines Lebens, um auch hier ein abgeſchloſſenes Ganze zu geben, wie das Weſen eines wahren Kunſtwerks es erfordert —: ſo bildete er ſich eine eigene Gattung von Vereinigung des Lyriſchen mit dem Erzählenden und Dramatiſchen, wobei ihn, der von früher zu ernſten Studien verwandter Jugend mit den Griechen ſo vertraut war, nicht blos in Hinſicht des Lyriſchen die Winke vom Bardengeſang der alten Germanen bei Tacitus, ſondern, wie ich vorausſetzte, obgleich Klopſtock über dieſen Punkt ſich nirgends erklärt hat, auch in Hinſicht der Verbindung dieſes Lyriſchen mit Epiſchem und Dramatiſchem, ſeine genauere Bekanntſchaft mit der Entſtehung und Beſchaffenheit der griechiſchen Tragödie geleitet hat. Darſtellung, Darſtellung im höhern Sinne, lebendigſte, anſchaulichſte, reinſte, war ihm, wie wir aus ſeinen Schriften durch ihn ſelbſt beſtimmt wiſſen, das höchſte, erſte Geſetz der Kunſt. Ein Denkmal auf Hermann wollte er ſtiften. Ein rein hiſtoriſches ſollte es nicht ſein: theils fehlten, um eine förmliche, vollſtändig pragmatiſche Geſchichte zu liefern, hinreichende Data; theils würde auch die Form eines hiſtoriſchen Werks im engern Sinne bei den unwandelbaren Grenzen der Geſchichte und der Poeſie, durchaus nicht jene lebendigſte, erſchöpfende, in der Form abgeſchloſſene und vollendete Darſtellung erlaubt haben. Alſo, ein eigentliches Geſchichtswerk als Denkmal aufſtellen, das konnte und wollte er nicht. Was denn? Ein Werk gemiſchter Art, wobei er als Dichter volle Freiheit behielte, die dem Hiſtoriker ſtreng beſchränkt iſt, welcher nicht mehr geben darf, als ſeine Data als Materialien verſtatten; wobei er aber doch der hiſtoriſchen Wahrheit ſich anſchmiegte, ſo weit die Data im Einzelnen irgend reichten: nur mit der nähern Beſtimmung, daß, was der Idee Abbruch thun konnte, die beim Ganzen als einem Kunſtwerke vorherrſchen ſollte, hinweggelaſſen würde; gerade ſo wie der Künſtler, ſowohl Maler als Bildhauer, wenn er ein Porträt geben will, das zugleich Kunſtwerk in höherm Sinne ſein ſoll, ſeit Lyſippos und ſeit Apelles, bei der Darſtellung des gewählten Gegenſtandes verfährt und zu verfahren befugt, ja als Künſtler in höherm Sinne verpflichtet iſt, da

Digitized by Google

dieſer nicht die Natur, auch die ſchöne nicht, geben ſoll, ganz wie ſie iſt, ſondern vielmehr nach einer beſtimmten Idee idealiſiren wird. Er wählte alſo auch hier zu einem Schauſpiel einen würdigen Gegenſtand, und bildete ihn als Dichter ſo, „daß ſeine Beſchaffenheit nicht verſchleiert iſt. Denn er wollte, daß dieſe vorherrſchte; wer auch ſie erfindet,“ ſagt er ſelbſt, „verführt nach andern Geſetzen. Die wirkliche Beſchaffenheit, und die Dichtkunſt, welche dieſen Namen verdient, ſind ernſte Geſetzgeberinnen. Aber wie ſtreng ſie auch immer ſein mögen, man gehorcht gleichwohl ſogar ihren Winken, wenn man die Wirkungen kennt, welche ſie vereint hervorbringen.“ Nur dies glaubte er ſelbſt von ſeinen Schauſpielen ſagen zu dürfen, alles Andere, beſonders was ihre dichteriſche Bildung betrifft, dem Ausſpruche der Welt (nun Nachwelt) überlaſſend. Die eben wörtlich angeführte Aeußerung ſagt nichts anders, als daß er zu ſeinen Schauſpielen überhaupt, alſo auch zum Hermann, hiſtoriſche Gegenſtände gewählt, und dieſe nach den Forderungen der Dichtkunſt um- und ausgebildet, zur ſo viel möglich reinſten, beſtimmteſten, vollendetſten Anſchauung, zur Darſtellung, das Wort im höchſten Sinne genommen, gebracht habe. Er gab alſo dramatiſche Dichtung mit echthiſtoriſcher Grundlage, wo, ſeinem Zwecke nach, bald das Hiſtoriſche die Dichtung, bald die Dichtung das Hiſtoriſche beſchränkte und beſtimmte; ſo jedoch, daß der Zweck, dem Deutſchen, Hermann, ein würdiges, künſtleriſch gearbeitetes, Denkmal zu ſetzen, vorwaltete. Sah er ſich nach einem Vorgänger um für ſeine Verbindung des Lyriſchen mit dem Dramatiſchen, für ſeine lyriſch-dramatiſche Behandlung eines urſprünglich hiſtoriſchen Gegenſtandes aus der vaterländiſchen Geſchichte, ſo konnte ſeinem Auge die tragiſche Schaubühne des Aeſchylos nicht entgehn. In dieſer wird der Bezirk der Handlung durch die Länge und Wichtigkeit des lyriſchen Theils ſehr beſchränkt, und der Chor ſpielt noch bei dieſem Tragiker eine weit wichtigere Rolle als bei Sophokles und Euripides. So wenig nun ein Urgenius, wie Klopſtock, nach Vorgängern ſich ängſtlich umzuſehen pflegt, ſo war doch, dünkt mich, Vergleichung der ihm ſelbſt vorſchwebenden Idee mit der älteſten griechiſchen Tragödie ſo natürlich, als bei einem Kenner der Alten, wie Er war, unvermeidlich. Intereſſant möchte um ſo mehr, da eine Theorie des Klopſtockiſchen Bardiets uns fehlt, die Vergleichung der von ihm geſchaffenen Gattung mit der älteſten Tragödie ſein. Da finden wir denn, daß in Klopſtock's Bardieten die Abtheilung in Akte, oder gar in Aufzüge, nirgends vorkommt, ſo wenig als bei der griechiſchen Tragödie. Wir finden ferner die drei Einheiten des Ariſtoteles, die dieſer in ſeiner Theorie der Tragödie ſich von den vollkommenſten griechiſchen Trauerſpielen, keineswegs aber von allen, abſtrahiren konnte, von Klopſtock mit viel größerer Strenge beobachtet, als von den übrigen Tragikern unſrer Nation, Göthe in ſeiner Iphigenie und A. W. Schlegel in ſeinem Ion ausgenommen. Einheit des Orts, der Zeit, der Handlung, iſt in Klopſtock's Bardieten nicht weniger als in der vollkommenſten unter Tragödien der Griechen, im König Oedipus von Sophokles. In Hinſicht des lyriſchen Theils ſcheint unſer Dichter, gerade ſo wie unter den Griechen noch Aeſchylos, vorausgeſetzt zu haben, daß der lyriſche Ausdruck der Empfindungen empfänglichen Gemüthern einen nicht geringern Genuß gewähren müſſe, als die Darſtellung der Handlung, zumal wenn der Chor Antheil an der Handlung der Stücke hat, was ſowohl bei Aeſchylos als bei Klopſtock der Fall iſt. Hier wie dort alſo iſt der lyriſche Theil von beträchtlicher Ausdehnung, und hier wie dort mit vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet, worüber man bei einem Dichter wie Klopſtock, deſſen Genius vorzugsweiſe überall zum Lyriſchen ſich neigte, ſich nicht wundern darf. Durch die Bardenchöre demnach wurde in ſeinen Werken Verbindung der Poeſie mit der Muſik, ebenſo wie in der griechiſchen Tragödie bezweckt: zahlreiche und mannigfaltig ausgebildete Chöre ſind in Hermann's Schlacht und in Hermann und die Fürſten; in Hermann's Tod aber (weil da die Fabel des Stücks es nicht wohl erlaubte), außer einem von Barden geſprochenen Schlachtruf, zwar keine Bardenchöre, doch Lieder und Tänze der Jäger, Fiſchre, Hirten, Schiffer, Ackerleute. Die Chöre aber und überhaupt die lyriſchen Poeſien ſind in Klopſtock's Bardieten immer ſehr wohl motivirt, und auf die natürlichſte Weiſe dem Uebrigen eingeflochten, wie dies in den beſten der auf uns gekommenen griechiſchen Tragödien Statt findet. Es ſind keine ἐμβόλιμα (eingeſetzte, eingeſchaltete Stücke), was zuweilen ſelbſt bei Euripides ſich nicht leugnen läßt. In Klopſtock's Bardenchören iſt eine Verbindung von Sylbenmaßen, je nachdem Zuſchauer und Zuhörer durch eine Reihe verſchiedener Empfindungen hindurch geführt werden ſollten, wie das in den Chören der griechiſchen Tragödie auch iſt. Dabei darf man übrigens, wie überall bei Klopſtock, an keine ängſtliche, unmittelbare Nachahmung denken. Vielmehr hat er gerade in ſeinen Bardenchören ſeine eignen, freiern Sylbenmaße von ungleichen, nach dem Inhalt ſtets wechſelnden Strophen, und zwar gerade ſolche, wie er glaubte, daß ſie dem Geiſte, verſteht ſich, dem kunſtgemäß idealiſirten Geiſte, unſrer alten Vorfahren, und wie ſie dem Genius der deutſchen Sprache angemeſſen wären; über welche letztere in Hinſicht auf Nachbildung antiker Metrik Er, der ruhmwürdige Bahnbrecher, für die deutſche Sprache in manchem Punkt andere Grundſätze hatte und befolgte, als ſein würdiger jüngerer Freund und Schüler Voß, der ruhmwürdige Bahnverfolger. Werfen wir noch einen vergleichenden Blick auf den Stoff dramatiſcher Bearbeitung: ſo iſt's in Klopſtock's Bardieten, wie bei ſeinen dramatiſchen Gedichten überhaupt, kein erdichteter, ſondern ein, wie dort aus der ältern Sagengeſchichte, ſo hier aus den früheſten ſchriftlichen Nachrichten von unſern Urvätern, beſonders aus Tacitus, genommener. In Abſicht der Form bleibt der Hauptunterſchied, daß im Dialog bei Klopſtock ſtatt der Jamben des Dialogs der Griechen, die dieſe übrigens nur ſelten rein zu gebrauchen pflegen, Proſa iſt, aber eine gediegene, von gehaltener Kraft beſeelte, von innen her lebendige Proſa, wodurch größere Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, und ſelbſt größere des Mitausdrucks durch unendlich verſchiedene Bewegung möglich wurde, als im jambiſchen Trimeter, welcher der altdeutſchen Welt ohnehin in jeder Rückſicht zu fremd ſcheinen durfte; was hingegen keineswegs von Klopſtock's Strophen des Bardengeſangs gilt, inſofern ſie, ungeachtet ihrer, ſo reiche Abwechſelung verſtattenden, viel größern Freiheit, als die griechiſchen ſchon abgemeſſenern, techniſch künſtlichern Strophen ſich erlauben, doch an die Chöre des Theaters der Griechen erinnern mögen. In der Sprache der Bardenchöre aber iſt bei Klopſtock durchaus nichts von dem Schwulſt, in den Aeſchylos zuweilen verfällt. Am erſten könnte man ſie, wollte man nur auf würdevolle, ernſte, gleiche Haltung ſehn, mit den Sophokleiſchen vergleichen. Die nordiſche Mythologie abgerechnet, die man freilich wenigſtens aus den Noten der Stücke kennen muß, um alles zu verſtehn, iſt die Sprache auch der Bardenchöre ſehr einfach bei aller einwohnenden Lebendigkeit, und wenigſtens von eben ſo edler Einfalt, als die wir in Sophokles ehren.

So viel von Vergleichungspunkten der Klopſtockiſchen Bardiete mit der alten griechiſchen Tragödie; wobei ich etwas verweilte, da eine ſolche Parallele meines Wiſſens noch niemand gezogen hat. Hier geht am Ende überdieß noch das Reſultat hervor: was Klopſtock gab, läßt ſich als eine Trilogie betrachten: gerade wie die Tragödien der Griechen (ohne das ihrer Dichtkunſt eigenthümliche Satyrſpiel mitzuzählen) gewöhnlich Trilogien bildeten, wie z. B. von den uns übrig gebliebenen Tragödien der Griechen die drei des Aeſchylos, ſein Agamemnon, ſeine Choëphoren und ſeine Eumeniden eine Trilogie ausmachen, und wie ohne Zweifel einſt ſein Feuerraubender, ſein gefeſſelter und ſein entfeſſelter Prometheus ausmachten, wovon wir nur den mittlern noch haben. Ich will, auch bei dieſer Bemerkung, gerade nicht auf abſichtliche Nachfolge, geſchweige Nachahmung, hingedeutet haben: aber die Uebereinſtimmung iſt allerdings da; folgt übrigens aus der Natur der Sache, indem jedes Ganze von Begebenheiten Anfang, Mittel und Ende hat, und ſo bei dramatiſcher Darſtellung größerer Begebenheiten, beſonders eines ganzen Menſchenlebens, ſehr natürlich in drei Haupttheile, als kleinere Ganze, zerfällt.

Ich habe bei der Theorie des Bardiets, und vorher insbeſondere bei Hermann's Schlacht ſo lange verweilt, daß ich von ſeinen andern beiden Bardieten, Hermann und die Fürſten und Hermann's Tod, für heute nur kurz ſein kann: obwohl ich mir vorbehalten möchte, ein andermal ausführlicher von beiden zu ſprechen, je weniger bisher noch (was unſrer äſthetiſchen Kritik wahrlich nicht zur Ehre gereicht) von dieſen beiden in ihrer Art noch reifern Früchten, als ſelbſt Hermann's Schlacht iſt, in den kritiſchen Schriften der Deutſchen eine ausführliche Würdigung angetroffen wird. Denn von Hermann und die Fürſten habe ich in unſern geſchätzteſten Jahrbüchern der Litteratur auch nicht eine einzige Recenſion finden können. Von Hermann's Tod dagegen giebt es zwar eine Kritik von Huber in der Allgemeinen Litteraturzeitung, die in ſeinen Vermiſchten Schriften wiederholt iſt. Dieſe iſt aber, ungeachtet ſie die Fortſchritte des Dichters im Ganzen der drei Werke, und manches Treffliche im Einzelnen des dritten, willig anerkennt, doch ſo einſeitig, beim dictatoriſchen Tone in der Hauptſache ſo oberflächlich, und nach meiner innigen Ueberzeugung in ſehr weſentlichen Punkten ſo ganz willkührlich, daß, wenn man das beurtheilte Stück durch eignes Studium genau kennt, man des Unwillens über einen ſo ungerechten Richterſpruch, der aus dem erſten kritiſchen Tribunal der damals einzigen Allg. Litteraturzeitung erſcholl und gewiß Manchen vom Leſen des Werks zurückhielt, ſich unmöglich erwehren kann.

Hier, zur Bezeichnung meiner Anſicht, von dieſen beiden Werken nur ſo viel. Hermann und die Fürſten erfüllt,

Digitized by Google

durch ſeinen hiſtoriſchen Gegenſtand und durch die von Klopſtock gewählte Behandlung, die Foderung an ein Drama in Hinſicht auf eine eigentlich dramatiſche Handlung in viel höherm Grade als Hermann's Schlacht. Hermann bemüht ſich hier vergebens, ſeinen beſſern Rath in der Fürſtenverſammlung geltend zu machen. Stolz, Eiferſucht, Neid der Andern ſtreben entgegen, und gewinnen die Oberhand. Der Erfolg beſtätigt nur zu ſehr, daß Hermann Recht hatte. Die ſogenannte Lagerſchlacht gegen die Römer geht verloren. Die Charakteriſtik der mithandelnden Fürſten iſt vortrefflich; ſo ſcharf als die damals wirklich vorhanden geweſenen Verhältniſſe und die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit bei den Häuptern eines ſolchen Volks, wie unſre Deutſchen damals waren, es irgend zuließen: alſo wahr, beſtimmt, doch ohne Uebertreibung. Arpe's, des Kattenfürſten, Wankelſinn, aufgeregt durch die Hauptleidenſchaft dieſer Fürſten, Eiferſucht auf Hermann, iſt durch das Lied, worin er den ausſchließenden Preis Hermann's, obwohl dieſer nicht genannt iſt, finden will, echt dramatiſch motivirt. Trefflich contraſtirt mit jener unedlen Eiferſucht der Uebrigen der ſchöne Enthuſiasmus des jungen Marſenfürſten Katwald für Hermann; anderer ſehr wohl contraſtirter Charaktere hier nicht zu gedenken. Hermann bleibt auch hier ſich gleich: obwohl voll tiefen Grams um die durch Hinterliſt nach Rom aus dem Hauſe ihres Vaters fortgeführte Gattin, doch vor allem eingedenk der Freiheitsgefahr ſeines Volks, und ſeiner Pflicht, darüber raſtlos zu wachen. Ueberſtimmt von den Andern, kommt er bis dahin, zu den Göttern beten zu müſſen, das Elend von ihm zu wenden, daß er an ſeinem Vaterlande verzweifle. Seine großen Plane in Hinſicht auf Rom entfalten ſich hier; er hatte ſtets dem Traume ſich überlaſſen, noch über das Eisgebirge zu gehn, und vor Rom zu ſterben, oder (wovor einſt ſchon Auguſtus bebte) einen deutſchen Siegerkranz im Capitol ſelbſt niederzulegen. Auch tritt hier zum erſten Mal ſein junger Sohn Theude auf, ein feuriger, gleich zart und innig fühlender, kühner Knabe, werth eines ſolchen Vaters und einer ſolchen Mutter. Statt Thusnelda, die hier nicht erſcheinen kann, weil ſie, durch Liſt aus ihres Vaters Hauſe geraubt, nach Rom gebracht, und in Germaniens' Triumph mit aufgeführt iſt, von der wir jedoch genug ihrer ganz Werthes hören, wenn wir ſie gleich nicht ſehn, lernen wir außer Iſtäwona, der Fürſtin der Katten, ihre und Fürſt Arpe's Tochter, die ſchöne, liebenswürdige, ſehr edle Herminone kennen. Uebrigens erblicken wir auch hier das große Weib Bercennis, die Mutter unſers Helden, groß im Benehmen gegen ihren zu den Römern ſchon früher übergegangenen Sohn Flavius, und gegen deſſen Sohn, ihren Enkel, den hoffnungsvollen Knaben Italius, und groß als Rathgeberin der Fürſten. Der Schauplatz iſt im ganzen Stück auf einem Hügel an dem Heere der Deutſchen, der nah bei dem Lager der Römer liegt. Die Bardenchöre und Geſänge, durch Kunzen's Compoſitionen, wie ich ſchon oben ſagte, auch den Freunden der höhern Muſik bereits hinreichend bekannt, ſind hier in eben ſo großem Reichthum, mit eben ſo großer Mannigfaltigkeit des Inhalts und eben ſo herrlicher Durchführung als in Hermann's Schlacht; zugleich verbunden mit einigen höchſt reizenden, von Geſang begleiteten Tänzen, wobei Herminone dem Vaterlandsbefreier Hermann den Kranz bringt. Dieſer zweite Bardiet, Hermann und die Fürſten, erhält in unſern Tagen unter allen drei durch politiſche Beziehung auf die Gegenwart das größte Intereſſe. Denn der Krebsſchaden, der an den Wurzeln von Deutſchlands Heil von alten Zeiten her bis in die neueſten fortfraß, ſteter Fürſtenzwiſt und dadurch ſtete Möglichkeit der Zerſtückelung Deutſchlands dann leichte Uebermacht und Liſt der Fremden, iſt nirgends anſchaulicher, lebendiger dargeſtellt, als in dieſem Werke. Wäre es vor kurzem, ehe noch die ſiegreichen verbündeten Heere den Feind aus Deutſchland ſchlugen, in Deutſchlands Mitte aufgeführt: wie manche ſeiner, zu lange undeutſch geſinnten Fürſten hätten erbleichen müſſen bei ſo vielem, wodurch ſie ſich getroffen fühlten; indem von ihnen buchſtäblich galt, was ſchon in Hermann's Schlacht der Oberdruide zu Segeſt ſagt: „Dein ganzes Volk will Freiheit, und du willſt Sclaverei!"

Gehören Hermann's Schlacht und Hermann und die Fürſten in Hinſicht ihres Inhalts zur Gattung des hiſtoriſchen Schauſpiels, ohne daß man ſie Tragödie in engerm Sinne nennen möchte, wiewohl der zweite Bardiet zum Trauerſpiele ſich ſchon mehr hinneigt als der erſte: ſo iſt Hermann's Tod eine wahre Tragödie, und auch als ſolche (ich wenigſtens kann nicht anders urtheilen) von hoher, bei weitem nicht genug anerkannter Vortrefflichkeit. Hier, wo der Schauplatz Hermann's Halle iſt, herrſcht tragiſcher, zuweilen auch elegiſcher, Ton von Anfang an. Bewundernswürdig iſt, wie Klopſtock hier den hiſtoriſchen Stoff, Hermann's Ermordung durch Hinterliſt von Verwandten, den Tacitus darbot (einen Stoff, der ſeiner Natur nach gegen würdige Behandlung ſich zu ſträuben ſcheint, da wir Deutſchlands erſten Helden auf dieſem Wege ſollen untergehen ſehn, ohne ihn darum geringer zu achten), mit tiefſter künſtleriſcher Einſicht dramatiſch behandelt, ſo daß er ſeinen Zweck vollkommen erreicht, unſern Heros auch in ſeinem Untergang als wahrhaft groß zu zeigen, und ſo den Schmerz über ſein Unglück durch reinſte Bewunderung zu veredeln. Durch Hinterliſt greift man ihn an: aber nicht unmittelbar durch Hinterliſt fällt er, ſondern als freieſter Mann im ſelbſtgewählten Kampfe. Wie Klopſtock das eben Angedeutete durchgeführt hat, muß man bei ihm ſelbſt ſehn; beſonders, wie er durch idealiſirende Darſtellung anſchaulich gemacht hat, daß ein ſolcher Mann zwar den Plan feſthalten konnte, mit deutſcher Kraft Italiens Felſenwall zur Demüthigung Roms zu überſteigen, ja durch die Deutſchen ſogar Rom zu befreien, wovon der Dichter den Freiheitshelden ſogar im Traume ſprechen läßt; daß derſelbe aber des Gedankens ganz unfähig war, den ſeine Feinde ihm Schuld gaben, das durch ihn ſelbſt einſt befreite Vaterland zu unterjochen. Ebenſo muß man beim Dichter ſelbſt ſehn, wie des Vaters würdig er Hermann's von früher Schlachtwunde bleichen, doch noch ſo thatkühnen Sohn Theuda darzuſtellen wußte; beſonders aber auch des Jünglings Mutter Thusnelda, die, wie ſie hier erſcheint, nach Klopſtock's Erdichtung zurückkehrend aus römiſcher Gefangenſchaft zu ihrem Manne, als Triumph des Dichters in Darſtellung echtdeutſchen weiblichen Tiefgefühls gelten darf.

Ueberhaupt, was waren unſre Vorfahren, wie Klopſtock ſie, freilich künſtleriſch verſchönernd, darſtellt? Halbbarbaren, ja. Aber auch Halbgötter: in Manchem nah dem Edelſten der Menſchheit, das irgendwo und irgend jemals war. Dieſer Katwald z. B. — welch einen edlen Menſchen zeigt der irregeführte, feurige Marſenfürſt, als er zum alten Freunde Hermann umkehrt, wodurch die tragiſche Düſterheit der Umgebung nicht wenig gemildert wird. Selbſt dieſer Gambrio, unter der rohern Hülle der germaniſchen Barbaren, welch ein menſchlicher Barbar! Wer in ihm, wie Huber, nur den altdeutſchen Trinker ſieht, deſſen Geſicht ſcheint mir für dieß Mal wenigſtens nicht zu beneiden. Wie treu iſt der Bruktererfürſt ſeinem Wort, ſo daß er am Ende, da er auch nach Hermann's Ausſpruch es nicht brechen kann, und doch durch das übereilt gegebene am Unheil Schuld iſt, die tragiſche Kataſtrophe ſelbſt nicht überleben mag. Ueberhaupt alſo: wenigſtens an Mannſinn, Herzhaftigkeit, Treue in Wort und That, Treue bis zum Tode, ſind echtdeutſche Muſter hier. Es iſt die alte Welt, die uns hier aufgethan wird: anders als die Homeriſche; aber in Manchem auch nicht anders, und anziehend für den Neuern wie jene. Der einzige kalte Böſewicht iſt und bleibt hier Segeſt, zu deſſen Handlungsweiſe die wahre Geſchichte bei Tacitus Züge lieh. Sein „Spätes Blut iſt auch Blut!", das uns ihn zuerſt verrieth, charakteriſirt ihn bis ans Ende, und wir ſind froh zu erfahren, daß er zuletzt doch, und gerade durch Katwald, umkommt. Von einigen Nebenperſonen ſchweig ich, zumal da Huber ſchon, hierin gerechter, ihr Eigenthümliches erkannt hat. So vom düſtern, grübelnden Bojokal, von dem Krankenwärter-Todtengräber, und von der gutmüthigen Hilda, welche drei allerdings durch einen humoriſtiſchen Anſtrich von Klopſtock's poetiſchem Genie eine neue, den Vertrauten ſeines Privatlebens jedoch keineswegs unbekannte, Seite ins Licht ſetzen.

Ich ſagte zuvor, ſein dritter Bardiet ſei wahrhaft dramatiſch. Dahin gehört vorzüglich, daß man durchaus nicht beſtimmt vorausſieht, wie die am Ende nothwendige Kataſtrophe von Hermann's Tod herbeigeführt werden wird, da manche Möglichkeiten in der Situation ſind. Die Entwickelung geſchieht auf eine unerwartete, doch ſehr würdige Art. Daß Hermann nicht auf dem Theater ſtirbt, finde ich vom Dichter weislich angeordnet. Gerade ihn wollten wir nicht vor unſern Augen fallen ſehn. Die allerletzte Scene des großen Ganzen, wo Katwald und Stolberg, des Helden Freunde bis in den Tod, neben einander hinſinken, und der erſte noch ſagt: „Aber Segeſt iſt auch todt", dann Thusnelda fragt: „Wer iſt todt?", Katwald ſagt: „Hermann", und Thusnelda nun das, und weiter nichts mehr, ſagt: „Iſt Hermann todt?" und ſtirbt, gebrochenen Herzens ſtirbt, und der Vorhang fällt — dieſe Schlußſcene hat in aller ihrer Einfalt für mich etwas unausſprechlich Rührendes. Ueberhaupt ſteht Hermann's Tod, ein Werk, das heute zu Tage von ſehr Wenigen gekannt und geleſen iſt, nach meinem Gefühl neben den Tragödien erſten Ranges aus alter und neuerer Zeit; auch ſehe ich keinen Grund, warum es nicht, zumal unter gewiſſen, oben ſchon berührten Bedingungen zur Beſeitigung der Klage über Dunkelheit, ohne beſondere Schwierigkeit aufgeführt werden könnte. Denn was bei den andern beiden Bardieten die Aufführung vorzüglich erſchwert, die Bardengeſänge — das fällt ja hier hinweg. Außer einem, aus ſechs kleinen Liedern beſtehenden, von mehreren Barden, nach dem Willen des Dichters geſprochenen Schlachtruf, ſind hier nur Lieder

Digitized by Google

und Tänze der Jäger, Hirten, Fiſcher, Ackerleute und Schiffer zur Feier von Thusnelda's Wiederkehr, die in ihrer höchſten Einfalt ganz originell, mit wunderſamer Aneignung und Idealiſirung der eigenſten Gefühle, Gedanken, Bilder, Töne, ſolcher Wald- und Flurbewohner der Vorzeit, zum Zarteſten, Anmuthigſten, Schönſten gehören, was unſre Sprache in dieſer Gattung beſitzt. Auch giebt, was auch Huber anerkennt, das höhere Alter, in welchem der Dichter ſchon war, als er Hermann's und Thusnelda's Liebe mit dieſer jugendlichen Friſche und Wärme (reines Herz altert nicht) aus dieſer dunkelhellen Tiefe hervortreten zu laſſen verſtand, dem Geiſte, der in dieſer Darſtellung urlauter und urkräftig lebt, etwas ſo Ehrwürdiges als Rührendes.

„Hermann war der Befreier Deutſchlands," ſagt Tacitus. „Er griff nicht, wie andere Könige und Feldherrn, die beginnende Macht des römiſchen Volkes an, ſondern unſer Reich in ſeiner vollen Größe. Er wurde in Schlachten auch beſiegt, aber nicht durch den Krieg. Er hat ſieben und dreißig Jahre gelebt und zwölf das Heer geführt. Die deutſchen Völker beſingen ihn noch zu unſerer Zeit." So Tacitus. Und Klopſtock, der die Stelle in einer Note anführt, ſagt gleich darauf: „Möchten die deutſchen Denkmale, welche dem großen Manne, wenn je einer war, noch zu dieſer viel ſpätern Zeit geſetzt wurden, nicht unwürdig ſein, die Stelle der verlornen bardiſchen einzunehmen!" — Wie beſcheiden lautet Klopſtock's Wunſch! Die Griechen hatten ihren Homeriſchen Achilleus. Er war das Höchſte im Heroenkreiſe ihrer Nation. Wir haben Klopſtock's Hermann, der, unbeſchadet des Helden, als Menſch doch ſo weit, ſo weit über Achilleus ſteht. „Wenn kommt es endlich dahin," möcht' ich mit Klopſtock's bei anderer Gelegenheit gebrauchten Worten ausrufen, „daß der Deutſche, müde Fremdes zu bewundern, wiſſen mag, wer er war, und wer er iſt!"

Soviel hier von Klopſtock's drei Bardieten. Ich hoffe, ſeine Poeſien, vaterländiſch im höhern Sinne, werden in der Zeit, in welcher wir jetzt leben, neues, lebhafteres Intereſſe erwecken; werden jetzt tiefern und fruchtbarern Eindruck machen, als ſelbſt in den Tagen ihrer erſten Erſcheinung. Ja, ſiegt jetzt Deutſchland im großen Kampfe, wovon wir Alle überzeugt ſind, ſo wird auch Klopſtock's Hermann auferſtehn in Verklärungsglanz. Ueberhaupt ſollte der junge Deutſche jetzt Klopſtock leſen, und erglühn am reinſten Funken, der aus der großen Seele deſſen herüberſprüht, „der," wie Hermann beim allgemeinen Schwur, ſeines Vaters Siegmar's Tod zu rächen, von dieſem ſagt, ſo ganz „ein Mann des Vaterlandes war."

Was übrigens unſers Dichters hier charakteriſirtes Werk einſt für Deutſchland werden könnte, ahndete wenigſtens ſchon mit ſeinem Seherſinn der verewigte Herder, wenn er bei Erwähnung von Klopſtock's Tode in der Adraſtea ihn redend einführt und von ſich ſelbſt ſagen läßt: „Eure Barden, Euern Hermann ſucht' ich Euch wieder zu geben; er war Euch zu fern: er wird Euch näher kommen, und Ihr werdet mir auch für dieſe Töne danken." Wir danken ſchon. So ſetze denn, o Mitwelt, auf das Haupt des großen Todten den Kranz ſeines prophetiſchen Eichenlaubes! — Des Todten? Sie fühlte ja ſchon hienieden ihre ewige Fortdauer, die „unſterbliche Seele", welche ſang „der ſündigen Menſchen Erlöſung." Sie ſchaut, glaub' ich, herab in dieſen entſcheidenden Tagen auf Deutſchland's Anſtrengung, und auf den auch ſchon im Erdenleben ihr ſo theuern ruſſiſchen Erwecker Deutſchland's, und kann nun endlich, endlich einmal! ſich ihres Deutſchlands freuen.

Als Gegenſtand der Preisabhandlung war von der theologiſchen Facultät aufgegeben: „An Jesus Essaeorum piscitiis imbutus fuerit, ex iis, quae Philo et Josephus de Essaeis referunt, cum praeceptis Jesu comparatis doceatur." Es war kein Verſuch einer Abhandlung hierüber eingelaufen. Zur Predigt war als Preisaufgabe verlangt ein „homiletiſcher Commentar über die Worte Pauli Röm. XII, 7. „Seid fröhlich in Hoffnung" am Neujahrstage 1813, mit Beziehung auf die, im Laufe des J. 1812 von den ruſſiſchen Heeren gegen den Feind des Vaterlands erfochtenen, glänzenden Siege." Es war nur eine Bearbeitung eingelaufen, mit dem Motto: Οὐχ ὅτι ἤδη ἔλαβον, ἢ ἤδη τετελείωμαι. διώκω δὲ, εἰ καὶ καταλάβω. Das ausführlich motivirte Urtheil der Facultät über dieſe Predigt ſpricht ihr das Acceſſit der ſilbernen Medaille zu. Bei Eröffnung des verſchloſſenen Zettels findet ſich der Name: Karl Chriſtian Ulmann aus Livland. Für das J. 1814 wird zur Abhandlung die vorjährige: „An Jesus Essaeorum pietatis imbutus fuerit," wiederholt, derſelben aber eine neue beigefügt: „Praemissâ doctrinâ ecclesiasticâ, examini subiiciantur Theologorum recentiorum de Protoplastis sententiae, eo quidem consilio, ut et ad scripturae sacrae et ad sanae rationis normam, totam quaestionem exigere studeat palmam sibi vindicaturus." Zur Predigt: „Es werde auf Veranlaſſung des Textes I. Cor. XIII, v. 1. 2. das Thema: über die Verbindung der wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Bildung, ſo ausgeführt, daß der erſte Theil an die Nothwendigkeit erinnert, die ſittliche Bildung mit der wiſſenſchaftlichen in Verbindung zu ſetzen, und dann im zweiten gezeigt wird, wie beide mit einander zu verbinden ſind. Um ſich für den Gegenſtand noch mehr zu begeiſtern, ſoll der künftige Bearbeiter den Fall vorausſetzen, daß der Vortrag beſtimmt ſei, am nächſten Geburtsfeſte Sr. Kaiſerl. Majeſtät, des großmüthigen Beſchützers unſerer und anderer von Allerhöchſtdemſelben errichteten Lehranſtalten des Reichs, in Gegenwart des ganzen Univerſitätsperſonals öffentlich gehalten zu werden."

II. Auf die zum zweiten Mal aufgegebene Preisfrage der juriſtiſchen Facultät: „Quaenam sunt iura et obligationes cuiusque trium in Imperio Russico ordinum, Nobilitatis, Oppidanorum et Agricolarum, et quomodo eorum iura sensim increvere, ab initio regni primi principis e gente Romanow usque ad nostra tempora?" war Eine Abhandlung eingelaufen mit dem Motto aus Claudianus:

Fallitur egregie, quisquis sub principe credit
Servitium: nusquam libertas gratior exstat
Quam sub rege pio.

Dieſe wird, zwar nicht der Prämie, doch des Acceſſit für würdig erkannt; jedoch daſſelbe ihr nicht gleich ertheilt, ſondern der Name des Verfaſſers einſtweilen verſchloſſen bei der Facultät zurück behalten, die Preisaufgabe aber zum dritten Mal aufgegeben, wobei die Facultät hofft, der Verf. der eingereichten Abhandlung werde ſeine Arbeit beſonders durch Quellenſtudium in der Originalſprache, überdieß auch in Hinſicht des Stils, noch verbeſſern, auch den noch fehlenden hiſtoriſchen Theil, da er bis jetzt nur den dogmatiſchen bearbeitet hat, nachliefern.

III. Die Preisaufgabe der mediciniſchen Facultät foderte „Unterſuchungen über die Zerſetzung des Waſſers beim aſſimilativen Lebensprozeſſe." Es iſt kein Verſuch der Auflöſung gewagt. Für das nächſte Jahr giebt ſie folgende Preisaufgabe: „Darſtellung der conſenſuellen, antagoniſtiſchen und aſſociirenden Lebensthätigkeiten im thieriſchen Organismus, und Aufſuchung der möglichſt einfachen, ihnen zu Grunde liegenden Geſetze."

Die Preisaufgabe der erſten und dritten Klaſſe der philoſophiſchen Facultät war: „Wo entſprang die Freiheit der Städte, oder eines dritten Standes im neuern Europa? Wie breitete ſie ſich allmählich aus? und welchen Einfluß äußerte ſie auf die Staaten?" Es iſt eine Abhandlung ohne Motto eingereicht. Obwohl ſie nach dem Urtheil der erſten und dritten Klaſſe der philoſoph. Facultät Geiſt und Darſtellungsgabe verräth, ſo fehlt ihr doch Gründlichkeit, beſonders aus Mangel des Quellenſtudiums. Obwohl das Talent des Verfaſſers Aufmunterung verdient, ſo kann ihm doch dies Mal kein Preis ertheilt werden. Die Preisaufgabe der erſten und dritten Klaſſe für 1814 iſt: „Quum ex Historicis potissimum cognoscantur notiones morales, quas apud populos alios aliis temporibus obtinuerint: in Herodoti opera indagentur atque illustrentur notiones morales praecipuae, quas auctor prodit, quasque ipsius aetati adscribere licebit, atque cum notionibus moralibus, quae apud Homerum occurrunt, passim conferantur, temporumque diversitas notetur ac demonstretur. Rei Exemplum, suadente Reizio Epistola ad Garvium Herodoto a se edita praemissâ p. XXX, dedit Garvius in diss.: „Ueber zwei Stellen des Herodot," libro: „Verſuche über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral u. ſ. w." Vol. II. p. 3 seq. Alii etiam, ut Casp. Jac. Besenbeck Diss. de invidia et malevolentia τοῦ θείου ad locum Herodoti lib. I. c. 32 (Erlangae 1787, 4.) et T. F. Benedict de mortis beneficio ad Herodoti locum lib. I. c. 31 (Lips. 1787, 4.)"

Die zweite und vierte Klaſſe der philoſophiſchen Facultät hatten die Preisfrage aufgeſtellt: „Giebt es Erfahrungen, welche ſich mit den gewöhnlichen Begriffen von der Entſtehung der organiſchen Körper aus präexiſtirenden Keimen (Eyern, Saamenkörnern, Sproſſen, Knospen) nicht vereinigen laſſen, und uns daher zur Annahme der generatio aequivoca berechtigen? Oder laſſen ſich alle Thatſachen, welche für dieſe letztere Hypotheſe zu ſprechen ſcheinen, auf eine andere Art erklären, und wie?" Es iſt keine Preisabhandlung eingelaufen. Für das nächſte Jahr beſtimmen die zweite und vierte Klaſſe kein Thema, ſondern ſie eröffnen den freien Concurs in allen Fächern der zu dieſen beiden Klaſſen gerechneten Wiſſenſchaften, und ſie werden den Preis der goldenen oder der ſilbernen Medaille der überhaupt ausgezeichnetſten Abhandlung ertheilen, woſern ſie ihrer würdig iſt. Wenn mehrere Abhandlungen in verſchiedenen Fächern einlaufen, welche gerechte Anſprüche auf den einen oder den andern Preis haben, ſo wird,

ohne Unterſchied des Fachs, derjenigen, welche zuerſt einlief, der wirkliche Preis, den andern aber ein Patent über die Würdigkeit zur Erhaltung des Peeiſes zuerkannt werden.

Als ich von Klopſtock ſprach, wie ſein Geiſt jetzt wohl freudig herabſchaue auf die Anſtrengungen der Deutſchen, da nannte ich Ihn ſchon, deſſen der Welt heilbringenden Geburtstag wir heute feiern, den Auferwecker Deutſchlands, denſelben, dem der Dichter des Meſſias und Hermann's die letzte aller ſeiner Oden über Irdiſches ſang.

Dank der ewigen Vorſehung! daß Alles ſo kam. Wer hätte vor wenigen Jahren dieſen Gang der Weltbegebenheiten geweiſſagt? Aus den Flammen von Moskwa im äußerſten Oſten Europens ſollten die Funken zünden in den Herzen der Deutſchen, daß ſie mit Hülſe der großen Verbündeten neulich die **Weltſchlacht bei Leipzig** mitſchlagen konnten, von welcher buchſtäblich geſagt werden darf, was Klopſtock in ſeiner würdevollen Zueignung von Hermann's Schlacht an Kaiſer Joſeph ſagt: „ſie, gerecht, überdacht und kühn, wie jemals eine für die Freiheit, und deutſcher als unſre berühmteſten."

Was wir noch fern glaubten, Deutſchlands Rettung, iſt da; was wir kaum zu hoffen wagten, Europens Rettung, iſt nicht mehr fern. Der bisherige Tyrann eines großen Theils der gebildeten Welt, im vorigen Jahre aus Rußland ſchmachvoll zurückgejagt von der Moskwa bis zur Elbe, iſt's nun im jetzigen von der Elbe bis zum Rhein, dem Strome Deutſchlands, der unnatürlichen Grenze Frankreichs, die wieder aufhören muß, ſoll dauernder Friede werden. Schon ſtehn an unſerm alten Rhein (ſo geht die frohe Sage) zuſammen nah an achtmalhunderttauſend Männer ſchlagfertig da, dem guten Deutſchland Ruh, und unſerm Erdtheil Frieden zu erkämpfen. Schon können die Deutſchen auch an Wiederherſtellung und Verbeſſerung ihrer alten Verfaſſungen denken, und verleugnen auch hier ſich nicht in ihrer treuen Anhänglichkeit an das Alte.

Keine Zeit iſt ganz arm an wichtigen Begebenheiten; gewöhnlich wird von jeder Generation ihre Zeit für beſonders wichtig und folgenreich gehalten: doch bleibt dem unbeſtochenen Gefühl auch hier ſein fehlloſer Maßſtab. Daß das Leben des gegenwärtigen Geſchlechts in eine ſehr verhängnißreiche Periode fiel, iſt klar zum Ueberfluß. Der Rückblick nur in die letzten fünf und zwanzig Jahre muß vor Allem weilen bei der franzöſiſchen Staatsumwälzung; ihrer Ausgeburt, dem Tyrannen von Halbeuropa mit ſeinen Horden entarteter Europäer; der durch ſeine unerſättliche Herrſchſucht über alle Grenzen erweiterten Uebermacht ſeines Reichs zur ſchon mehr als zur Hälfte vollendeten völligen Auflöſung des ſeit mehrern Jahrhunderten beſtehenden europäiſchen Gemeinweſens; den ehernen Zeiten, wo wir von ſoviel Hunderttauſenden ſagen mußten mit Klopſtock:

> Saat ſä'n ſie, deren Ernte Verwildeung iſt!
> Des Menſchen Rechte leugnen ſie; leugnen Gott!
> Schweigſt ſeit, nicht leitend, Gott? und kannſt du,
> Furchtbares Schweigen, nur du uns beſſern?

Heil uns! **Gott** ſchweigt nicht mehr — und wir erleben faſt überall ſchon das Erwarmen und Erſtarken der beſſern Kräfte in allen noch nicht völlig entwürdigten, noch nicht ganz verſklavten Nationen. Es ergießt ſich der reinigende, kräftigende Luftſtrom beſonders aus dem Norden her, die neue milde Sonnenwärme vorzüglich aus dem Oſten her über den Continent Europens.

„Danket dem Herrn: denn er iſt freundlich, und ſeine Güte währet ewiglich.

Dank ihm und Preis zumal für unſern Kaiſer **Alexander**! — Solche Tage froh und ernſt feiern wie der heutige, iſt Wohlthat jedem Menſchen, der zurück und vorwärts ſchaut. Wieviel hat ein einziges Jahr verändert, zum Beſſern umgeſtaltet! Schon heut vor einem Jahre wähnte Mancher unſern Kaiſer auf ſeiner erhabenſten Höhe. Einer der hier Anweſenden ſagte zu mir noch beim Herausgehn aus unſrer feierlichen Verſammlung: ſolch einen Tag, ſolch ein Feſt erleben wir nicht wieder. Und nun? Welchem Weltbürger, zumal welchem Deutſchen, ſchlägt heut das Herz nicht höher! Das erſchütternde Beiſpiel einer ſtarken, großen Nation, unſrer unentnervten **Ruſſen**, hat die Schlummernden erweckt, die preiswürdigen früher ſchon Wachen neubelebt, Alle beim über Erwarten von Gott geſegneten Erfolg zum einſtimmigen Jubel über den Erſten der herrſchenden Führer, den herrlichen Kaiſer der Ruſſen, geſtimmt und aufgeregt. Ich wagte ſchon im J. 1805 an dieſer Stätte Ihn mit **Guſtav Adolph** zu vergleichen. Mehr, viel mehr iſt er nun ſchon für Deutſchland geworden. Was muß Er heut nicht fühlen in der reinen, großen Seele, weithin umgeben von dankenden Millionen! Wer an die rührend ſchöne Feier ſeines Thronbeſteigungsfeſtes in Böhmen zurückdenkt, wird würdig genug ſich zu vergegenwärtigen vermögen die Feier des Geburtsfeſtes dieſes Völkerretters am Rhein, oder wo er ſonſt heute tief im Herzen Deutſchlands weilt. Und iſt unſer Kaiſer nicht urſprünglich auch aus **deutſchem** Fürſtenſtamme? Darf deß nicht der Deutſche froh und darauf ſtolz ſein? Doch, obgleich als Rußlands Zierde geboren — Heil auch deshalb Ihm! Denn **Ruſſe** iſt jetzt ein hoher Ehrenname, heißt Europens Held! — obgleich alſo aus deutſchem Urſtamm Ruſſe, iſt Er doch vor allem **Menſch**, darum des Menſchlichen nichts fremd ſich achtend. Und zu welcher Glorie hat, daß Er vor allem Menſch war, das Ihn erhoben! **Peter der Große** gab dem unermeßlichen Reiche Bürgergeſittung, Künſte, Handel, Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande, und führte den großen Plan hindurch, ſein eigentlich aſiatiſches Reich zu einem europäiſchen herauf zu heben. **Katharina die Große** machte dies europäiſche Reich immer gebildeter, zugleich geehrter, mächtiger; erweiterte es durch die Krim nach Süden, und durch einen Theil Polens nach Weſten. Aber ihrem Enkel — Seinen Beinamen wird die dankbare Nachwelt, der Mitwelt allgemeine Stimme beſtätigend, heiligend, nennen — ihrem Enkel **Alexander** war es aufbehalten, in Europa nun dazuſtehn in einer **menſchlichen** Glorie, wie keiner ſeiner Vorgänger je, und wie überhaupt wohl keiner vor ihm auf irgend einem neuern Kaiſerthron. Iſt Er nicht, nachdem er durch unerſchütterliche Feſtigkeit ſein eignes Reich aus allen Gefahren gerettet hat, nun des großen Bundes Vater? Vater des Bundes für Völkererlöſung? — Das lohne ihm der allmächtige Gott — ihm vor allem im reinſten, ſchönſten Bewußtſein ſeiner ſelbſt, zumal am heutigen Tage! Es iſt ein großer Tag, an welchem gewiß viel Merkwürdiges, näher und entfernter, geſchieht. So öffnen ſich heute die Thore des ſo lange belagert geweſenen, durch Feuer halb zerſtörten, durch Noth und Tod halb verödeten **Danzigs**. — Aber ein Wort noch aus einem Liede, zu ſingen im höhern Chor. Heut öffnet ſich (heut ging ja **Alexander's** Sonne auf), heut öffnet ſich das Morgenthor der beſſern Zukunft. Das iſt kein Wunſch mehr, Ueberzeugung, Glaube. Alſo, heut öffnet ſich der beſſern Zukunft Morgenthor. In langſam feierlichem Zuge ziehn ſie ein: an der Hand der Weisheit und der Tapferkeit, der Mäßigung und der Gerechtigkeit, dieſer Huld- und Schutzgöttinnen des Menſchenlebens, die Hoffnung und das Vertrauen, das Völkerglück, der Ueberfluß, der Friede — ja, der überall, auf Land und Meer, lang erſehnte, heiß erflehte Friede. Er reicht Dir ſeine, Deine Palme, **Alexander**! Nicht dem Großen mit der Thräne des Welteroberers: aber Dir, dem Befreier und Retter der Welt!

Salomo Jakob Morgenſtern

ward am 8. April 1706 zu Pegau in Sachſen geboren, ſtudirte zu Jena und Leipzig Philoſophie und hielt, nachdem er hier die Magiſterwürde erlangt, dann zu Halle öffentliche Vorträge über dieſe Wiſſenſchaft. Als er auf einer Reiſe in Potsdam dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen bekannt geworden und deſſen Gunſt ſich erworben hatte, nahm er die ihm angetragene Stelle als luſtiger Rath und Vorleſer bei jenem Fürſten an und verwaltete dieſelbe mit dem Charakter eines Hofrathes und bei einem Gehalte von 500 Thalern bis zum Tode des Königs, worauf er bis an ſein am 16 November 1785 erfolgtes Ende zu Potsdam als Privatmann lebte.

Er machte ſich literariſch bekannt durch:

Vernünftige Gedanken von der Narrheit und den Narren. Frankfurt a. d. Oder 1737.

Ueber Friedrich Wihelm I. Aus ſeinem Nachlaſſe. O. O. 1793.

Die niedrige Geſinnung mit der ſich M. zum gelehrten Poſſenreißer hergab, erweckt eben kein günſtiges Vorurtheil für ihn. — Seine Schrift über die Narren, die er obendrein öffentlich auf Befehl des Königs vertheidigen mußte, iſt geſchmacklos; etwas mehr Werth hat ſeine Arbeit über ſeinen königlichen Gönner.

Digitized by Google

Daniel Georg Morhof,

ein ſeiner Zeit ſehr geachteter Literat, ward am 6. Febuar 1639 zu Wismar geboren und eignete ſich auf den Schulen ſeiner Vaterſtadt und zu Stettin die Kenntniſſe an, welche ihn befähigten, 1657 zu Roſtock mit Erfolg die Rechte und Humaniora zu ſtudiren. Nachdem er hier Dr. der Rechte und Magiſter der Philoſophie geworden war, erwarb ihm ein lateiniſches Scherzgedicht auf einen Storch unmittelbar nach ſeiner Rückkunft von einer Reiſe nach Holland und England 1660 die Anſtellung als Profeſſor der Poeſie zu Roſtock. 1666 vertauſchte er aber dieſes Amt mit der Profeſſur der Dichtkunſt und Beredtſamkeit zu Kiel, wo er nach einer zweiten Reiſe nach Holland und England 1673 auch zum Profeſſor der Geſchichte und 1680 zum Univerſitätsbibliothekar ernannt ward. Auf ſeiner Rückreiſe von Pyrmont, wohin er ſich zu Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit begeben hatte, ſtarb er zu Lübeck am 30. Juli 1693.

Von ihm haben wir:

Deutſche und lateiniſche Gedichte. Kiel 1682, 2 Thle., 8.; n. A. Lübeck 1700. (Eine Auswahl in Müller's Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrh. 8 Bd.)

Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie. Kiel 1682, 8.; 3. Aufl. Lübeck und Leipzig 1718.

Polyhiſtor. Lübeck 1688; 4. Aufl. Ebendaſ. 1747, 2 Bde., 4.

Als Dichter iſt M. nicht eben bedeutend; zwar zeigt er ſich correct, gefühlvoll und nach Kräften elegant, aber es mangelt ihm zu ſehr an Phantaſie und poetiſchem Schwung, um ſich über das Gewöhnliche zu erheben, und ſo finden ſich nur einzelne ſchöne und gelungene Stellen in ſeinen Poeſien. — Deſto verdienſtlicher dagegen iſt ſein Werk über die deutſche Sprache und Dichtkunſt, das einen großen Schatz gelehrter Notizen und guter Bemerkungen enthält, hinter denen freilich — ein Vorwurf, der aber nur ſeine Zeit trifft — der äſthetiſche Theil desſelben ſehr zurücktritt.

Exempel von unterſchiedlichen Reimgebäuden *).

Ode I. Horat. Carm. Lib. 1.

Darinnen die 17. Genera der Jambiſchen Verſe eingeführet werden.

13. Maecenas, des Geſchlecht von ſolchen ſich vermehret,
Die Rom mit Purpurtracht, mit Kron und Scepter ehret,
2. Mein Schutz,
Mein Trutz,
6. Mein alles, was ich kan,
Nimm dieſe Reime an.
17. Selbſt die Natur, der Götter Preiß, hat ihre Kinder ſo bereitet,
Daß ſie bald den, zu dieſer Luſt, den andern, zu was anders, leitet.
15. Der freut ſich, wenn ein Ritterſpiel bei Elis außgeſchrieben,
Da er, für andern Helden hat, den Wagen wohl getrieben,
12. Iſt denn ein Kleinod ihm vom Glücke zugekehrt.
So meint er, daß kein Gott ſo ſehr, als er, geehrt.
8. Den treibt der Muth zum Ehrenſtand',
Und herrſchet über Leut' und Land.
10. Wenn Thyrsis nur hat ſeines Vaters Feld,
Das ſo viel Korn, als eins, in Lyden hält,
7. Und wohl zu Hauſe bringet,
So ſinget er und ſpringet.
Er ſinget, Laß die Reichen
Nur andre Leut' erweichen,
14. Zu trauen auf ein dünnes Holtz, da Regen Sturm und Wind,
Laſſ ihre Noth und Ungemach als wir verbrüdert ſind,
4. Der Wellen Heer
Greifft auch zur Wehr.
16. Sie ſchnauben, ſchnarchen, toben ſo, als wenn die gröſte Kriegesmacht
Dem Feinde, mit gantz toller Wut nunmehr den Garaus zugedacht.
3. Da ſchüttert,
Und zittert
11. Der Kauffmann, ſprechend, Ach der Himmel liebet,
Dem auſſer Meer das Land die Nahrung giebet.
5. Bald ſpürt man wieder,
Wie er die Glieder
9. An ſeinem wüſten Schiff erbauet,
Und wiederumb nach Vortheil ſchauet.
13. Denn läſſet ſich auch wohl ein feuchter Bruder finden,
Der mit dem Alicanth ſich hertzlich will verbinden,
2. Und ſpricht,
Mein Licht,
6. Fleucht davon, gleich ein Tag
So kömpt ein andrer nach.
17. Dann legt er ſein bewölktes Haupt, beſchirmt von einer grünen Linden,
Und lauſchet, wie die Steingen in dem klaren Bach ſich artlich winden.
15. Der jauchtzet, wenn das Spiel geregt, und die Trompeten klingen,
Weint Tethys gleich, ſo muß dennoch Achilles frölich ſingen.
12. Dem wächſt das Hertze gleich, wenn je ein Waldgeſchrey
Von Hunden wird erweckt, da macht er ſich hin bey.
8. Was er daheim zu lieben pflegt,
Das bleibt auff andre Zeit verlägt.
10. Die Hindin iſt ſein Weib, ein junges Thier,
Daß ziehet er faſt ſeinen Kindern für.
7. Nun dies, und das beginnen,
Bald dies, bald das erſinnen
6. Iſt das, was den beliebt,
Iſt das, was den betrübt.
14. Wenn mir auch nun der Wünſche-Gott zu wehlen was erlaubt,
So wünſch' ich, daß ein Epheu-Krantz mir kröne Haar und Haupt,
4. Bin ich alsdann,
Ein Götter Mann.
16. Wenn ich in meine Laute ſo, als kein gemeiner Dichter kan,
Mag ſpielen, was die Satyr-Schaar fängt mit den zarten Nymphen an.
3. In Wäldern,
Und Feldern.
11. Denn auch Euterpe ſelbſt reicht mir die Pfeiffe
Und Clio ſchürtzt zugleich Pandorens Schweiffe,
4. So, wie ſie pflegt,
Wenn Sappho ſchlägt.
9. Zehlſt du mich zum Poeten-Orden,
Bin ich der Sterne Nachbar worden.

Ode II.

Trochaico-Mixta.

STROPHE.

8. Sollten gleich die Flocken-Trifften,
Die uns ſo viel Unglück ſtifften,
7. Sollte gleich der Hälmer Tod
Die betrübte Hagels-Noth,
12. Soll't o Blitzens-Gott, das wüſte wilde Toben
Deiner Donnerkeile nunmehr ſein gehoben,
4. Wär' uns deſſen
Gnug gemeſſen.
16. Möchte doch wohl alles Weſen, was zu deinem Dienſt ſich bücket,
Wenn von Ganimedens Güſſen alles alles wird berücket,
2. Zittern
Schüttern,
10. Und befürchten, die betrübten Zeiten
Kämen nunmehr wieder zu den Leuten,
9. Da die Pyrrha ſo erſchrocken ſtand,
Als ſie nirgendswo kein Land mehr fand,
17. Helfft ihr Götter, ſprach ſie, helfft, ach wenn hat man das wohl ſonſt geſpüret,
Was iſt das? daß Proteus ſein Vieh all' auff unſre Berge führet?

*) Aus Morhof's Unterricht von der deutſchen Sprache ꝛc.

5. Wer hat jr geſeh'n
Fiſch' auff Zweigen ſtehn?
11. Zweigen, dir den Venus-Vögeln ſonſt bekannt,
Ja den Gemſen ſelber ſchmelzt das feiſte Land.
8. Alles ſchwimmt,
Was ſonſt klimmt.
13. Unſre, ſonſt gelinde, Tyber gehet weſtwerts ein,
Daß es mit den ſchönſten Bäumen ſcheinet aus zu ſein.
15. Willſtu Rhrens Kinder würgen, o du ungetreues Rom,
Spiel' ichs mit dir wieder ſo, ſpricht der treue Weiber-
ſtrom.
6. Denn, zu Hauſe kriegen,
Mocht die Perſer ſiegen.
13. Ach zerſcheitre ihre Mauren, nicht dein eigen Haas,
Sonſten höhnen künfftig dich noch deine Kinder aus.

ANTISTROPHA.

8. Weil es nun dahin gerathen,
Wegen unſrer frechen Thaten,
7. Daß kein Gott es mit uns hält,
Daß ſich Vesta grauſamb ſtellt,
12. Ey, ſo wollſtu, du Apollo unſrer Zeiten,
Deine Gnaden-Wolcken über uns außbreiten,
4. Uns verſühnen
Dir zu dienen.
16. Oder, Erycina, komm' und zeig' uns lachend deine Wangen,
Wo des kleinen Liebesbuben Luſt und aller Schertz anzan-
gen,
2. Lindre,
Mindre.
10. Oder ſuch' uns Vater Mavors wieder,
Uns, dein Fleiſch und Blut, uns, deine Glieder,
9. Laß dir unſer langes übelſtehn
Endlich doch einmal zu Hertzen gehn.
17. Gnug des Balgens, gnug des Spiels, da lauter Tod und
Blut zu ſpüren iſt,
Kan bei dir wohl Kurtzweil' heiſſen, wenn daß Schwerd
bald den, bald jenen friſt,
5. Wenn ein Mohr ergrimmt,
Und vom Zorne glimmt.
11. Oder nimb des leichten Majen-Sohns Geſtallt,
Du, an Jahren jung, und groſſen Thaten alt,
3. Räche fort
Cäſars Mord.
14. Eile langſam himmelwerts, von dem du biſt entſproſſen,
Eile nicht, bevor dein Volck recht völlig dein genoſſen.
15. Laß dir unſer wüſtes Leben nicht ein Sporn und Antrieb
ſein,
Daß du, vor den grauen Jahren, zieſt bey deinen Sternen
ein.
6. Laß der Meder Schaaren,
Erſt noch recht erfahren,
13. Warumb man dich Landes-Vater und Auguſtus nennt,
Wie man deine Lorbeerreiſer hin and wieder kennt.

Od. III.

Exemplum Trochaicorum remanentium.

11. Schiff, o werthes Schiff, dencke was du führeſt
Schütze deinen Schatz, daß du nicht verliehreſt,
10. Dies mein andrer Ich, den erwünſchten Mann,
Maro, der es ſo, wie mein Phöbus kan.
15. Schaff' ihn ſchadlos aus der Noth, der ihn nur ein Bret
entziehet,
Bis dir kluge Pallasburg ihn das Land betreten ſiehet.
12. Venus Licht auch wird dir ſelbſt auffgeſtecket ſtehn,
Caſtor and das andre Kind wirſtu gleichfalls ſehn.
13. Alles beut ſich deinem Dienſt', auch der Winde-Meiſter,
Außer dem, der dich bedient, hemmt er alle Geiſter.
14. Deſſen Hertz muß ſtählern ſein, und von Marmor zugericht,
Welcher erſt auff ſchlechtes Holtz ſatzte ſeine Zuverſicht
8. Und zwiſchen Nord und ſtoltzen Weſt,
Drauff Neptun gäntzlich ſich verläſt,
9. Wenn er jetzt ſeines Scepters können
Palmur'n will zu ſehn vergönnen.
11. Was für Todes Art könnte hier doch ſteuren,
Der nur lachen will bei den Ungeheuren,
10. Wenn der Winde Gott gantze Felſen räumt,
Und der Donnerberg von den Wellen ſchäumt.
14. Unrath muß es gleichſamb ſein, daß des allerklügſten Rath
Land und Aecker von dem Belt weislich abgeſondert hat.
12. Nun wir Menſchen wagens drauff, geht es gleich verſpielt,
Seht nur, was der Feuerdieb Japhets Sohn erhielt.
13. Fieber, Peſt, und Sterbens-Noth ruſen uns mit Schaaren,
Morta kompt noch eins ſo ſchnell', als vorhin, gefahren.
14. Daedalus der wuſte wohl, daß der Menſch kein Fittig
Thiere,
Gleichwohl wie man fliegen ſoll, ſtellt er ſeinem Kinde für
8. Plutons Reich muſt' Alcides ſehn.
Und nichts kan unſrer Bruſt entgehn.
9. Unſer Zwang will es ja nicht gönnen,
Daß die Blitz jemahls feiren können.

Od. IV.

Dactyl. gen.

11. Weichet ihr weißgrau behaareten Felder,
10. Räumet mir Floren die Ueberhand ein,
11. Entſceptert behände den Aeol, ihr Wälder,
10. Zephyr erbeut ſich, Regente zu ſein,
14. Kan man doch wieder den flieſſenden Strömen vertrauen,
4. Laufft doch das Vieh,
14. Hurtig die weißgrau bethaurten Felder zu ſchauen,
4. Jenſeit und hie.
13. Tityen gelüſtet nicht länger im Hauſe zu ſeyn.
5. Seht wie gelinde
Buhlen die Winde,
13. Treiben mit Sauſen und Brauſen das Reifwetter ein,
7. Venus tritt ſelbſt jetzt mit auff,
Locket die Nymphen zuhauff.
8. Ehe noch Cynthia blicket,
Geben ſie tantzend verſtricket.
11. Venus mag lieber mit Charis ſpatzieren,
10. Lieber als ihren beräucherten Mann
11. \ Hören im Aetna den Hammertackt führen.
10. Was gehet Venus ſein Schmiedewerck an?
14. Kinderchen ſpricht ſie, brecht ab meine ſchöneſten Myrten,
4. Kräntzet euch fein.
14. Kommet und opffert, ihr Faunus Geſellen, ihr Hirten,
4. Lamm oder Schwein.
14. Dencket, wie ſchleunig, wir ſchleunig euch Clotho beſtricket,
5. Nichts wird verſchonet,
Ob man gleich wohnet,
14. Da, wo man lauter Rubinen und Purpur erblicket.
7. Iſt dieſes Kurtze denn aus,
Kompt ihr zu Pluta ins Hauß,
8. Da iſt gar übel, zu ſpielen,
Uebel auff Lyeidern zielen.

Od. V.

Gen. Anapaest.

12. Ach, junger Geſelle, du zartes Gemühte,
11. Du Roſengemählde, du wächſernes Bild,
12. Erlerne doch, wie man vor Pyrrha ſich hüte,
11. Bedenke, wie theuer das Lieben dir gilt.
15. O meide den ſchädlichen Balſam, die koſtbaren Salben,
5. Die Saba uns ſchickt.
15. Wenn Pyrrha ſich einfältig zieret und ſchmücket deshalben,
5. Daß du ſeyſt beſtrickt,
14. So traue nicht ſolcher vergifften trüglichen Zier.
6. Du wirſt es beſchmertzen
6. Verfluchen die Kertzen,
14. Da Pyrrha dir Gluten und Flammen mitſchaffet in dir,
8. Recht, wie es dem Schiffenden geht,
8. Der mitten im Ungemach ſteht,
9. Dem etwa der Himmel vor dieſen
9. Sich günſtig und freundlich erwieſen.
12. Hier haſt du den Schälckin, dort haſt du auch einen,
11. Der deiner ſo liſtigen Trieglichkeit traut,
12. Denn, nichts als nur Einfalt dein Weſen kan meinen,
11. Der trauet dir, die er doch ſelber nicht ſchaut,
15. Dem ſpielet mit Golde, was blincket und ſcheinet,
5. Und liebet den Klang,
5. Syrenen Geſang.
15. Der alles, was lieblich nur ſchallet, auch nützlich vermeinet.
14. O übel betrogen, und tauſendmahl übler verführt,
6. Den du mit den Pfeilen,
6. Kanſt tückiſch ereilen.
14. Ich ſelber bin weyland von ſolchem Geſchoſſe gerührt,
8. Nun borg' ich es keinem nicht mehr,
8. (Den Göttern ſei Opfer und Ehr!)
9. Daß mich dieſes Unglücks Wellen
9. Nicht zum Pareen könnten geſellen.

Digitized by Google

Od. VI.
Exempel der Heldenart.

Agrippa, der ſein Schwerd noch niemahls hat gezücket,
Daß nicht der Feinde Volck bei Hauffen zugeſchicket
  Dem, der zu Pluto führt, laß Varius den Mann
  Der, wie Homerus ſelbſt, ſo trefflich ſchreiben kan,
Laß Varium, der, gleich wie Pegaſus, kan fliegen,
Den übermachten Ruhm, das Land- und Waſſer-ſiegen,
  Und was ſonſt deine Fauſt, und ſtarker Arm zerbrach,
  Erheben bis zum Mond, und an der Sternen Dach.
Mir iſt ein ſolches Werk ja viel zu hoch gelegen,
Kein ſo beregter Geiſt, kein ſo belebter Regen,
  Führt meinen Grieffel an, drumb wag ichs nicht zuweit,
  Zu ſchreiben, wie der Held Achilles kam in Streit,
Einſt mit Atreens Sohn, da er wie Aetna brannte,
Und in des Zornes Glut ſich gleichſamb ſelbſt nicht kannte,
  Zu ſchreiben, wie Ulyß, dem Hertz und Zunge nicht
  Die gleiche Wage hält, die Waſſerwogen bricht
Mit einem leichten Kahn, wie Pelops Haußgenoſſen
Den Mord und Würgegifft auff ihr Geſchlecht gegoſſen.
  Ich bin mir wohl bewuſt, was meine Leyer kan.
  Drumb ſtimm' ich nicht zu hoch auff ihren Seiten an,
Daß ſie auff Caeſars Lob, und dich, Agrippa, kommen,
So hat die Schreibeſucht mich noch nicht eingenommen.
  Ich nehm' es mir nicht vor, zu ſehen, wie ein Held,
  Auff den die gantze Macht der Pfeile niederfällt,
Sich ſchützet in dem Stahl, der jedem eins verſetzet,
Den nie kein Diamant, wie hart er auch, verletzet.
  Laß leben wer da kan, wie Merion ſich hielt,
  Als jeder auff ihn zu bei Troja tapfer ſpielt',
Und redlich umb ſich ſchlug, und wie Tydides Waffen,
So Pallas ſelbſt geſchnitzt, dem Feind ein ſchlechtes Schlaffen
  Und wenig Raſt gegönnt. Hat aber jemand Luſt,
  Zu leſen, was man ſchreibt von einer ſchönen Brust,
Und was zur Tafel dient, und was ein Spiel ergötzet,
Und wie das Nympffen Volck erzürnt die Nägel wetzet,
  Im fall es kriegens gilt etwan umb einen Kuß,
  Und wie es ſich alsdenn ſo ungern wehren muß,
Das lehrt mich meine Ruh', und meine ſtillen Tage,
Und meine liebe Luſt, daß iſt, davon ich ſage,
  Worvon ich ſingen mag. Iſt lieben mir gemein,
  Darff doch nicht alles noch von mir gefreyet ſein.

Od. VII.
Exempl. Elegiae.

Ein and'rer will Rhodis und Mitylene loben,
  Der ziehet Corinthus und Epheſus vor.
Macht Bachus Theben groß, ſind Delphi hoch erhoben,
  Theſſalien führet die Tempe empor.
Iſt jemand drauff bedacht, die keuſchen Pallas-Hütten
  Zu leiten bis über der Sterne Gezelt,
Nimmt einen Oelbaum-Krantz an Blättern wohl beſchnitten,
  Iſt jemand, der Juno zu Dienſten ſich ſtellt,
Und nennt ihr Argos reich, das lauter Pferde zeuget,
  Und ſchätzet Mycenen das Beſte zu ſein,
So nimmt mir Sparta nicht, das wohl den Bogen beuget,
  So nimmt mir Lariſſa die Sinnen nicht ein,
Als wie Albunens Wald der allerſchönſten Nymphen,
  Da Anio fleuſt bei der Tybur hinab,
Da kan des Obſtes Frucht die Tempe ſelbſt beſchimpfen,
  Da rauſchen die Bäche mit ſittigem Trab.
Der Südwind, der ſonſt netzt, heiſt hier die Wolcken weichen,
  Da lachet des Himmels erfreulicher Blick.
Da muß ein Regen-Guß nicht ſtets das Land durchſtreichen.
  Ach Plancus, das zielet auff menſchliches Glück.
Die Klugheit, die bei dir das Steuer-Ruder lencket,
  Die ladet dich ſelber zur Luſtigkeit ein,
Wenn man beym Traubenſafft auff nichts als Freude dencket,
  Und läſſet die Vögel bemühet nur ſeyn.
Du muſt denn gleich darauff zum vollen Treffen gehen
  Es ſei denn, daß Tiburis Schatten dich hält.
So macht es Teucer auch, der rücklings muſte ſehen
  Sein väterlich Erbtheil und Salamins Feld.
Er nam den Pappelkrantz, in Regen-Thau genetzet,
  Sprach, werthe Geſellen, was trauern wir viel?
Hat uns das leichte Glück aus unſerm Raum verſetzet,
  So gehet auch wieder das günſtige Spiel.
Wir treten ihm nur nach, wohin es immer leitet,
  Gedencket, wie freudig geht Teucer voran.
Und hat ein Salamin ſchon wieder zubereitet
  Apollo, der lügen und triegen nicht kan.
So ſeyd nur, was ihr ſeyd, ſeyd Männer in dem Hertzen,
Uns hat wohl vor dieſem ein Härters gedrückt.
Das ſüſſe Kelterblat das ſteuert allen Schmertzen.
  Auff Morgen ſeyd wieder zu ſchiffen geſchickt.

Exemplum der gemeinen Art
ex Od. VIII.

O Lydia, der Jugend Fall und Stricke,
Ich bitte dich, ſag' an, was ſinds für Tücke,
  Was iſt für Gifft, das Sybaris ſo liebt,
  Und ſich umb dich der eitlen Luſt ergiebt?
Wie kömmt es doch, daß er den Platz ſo meidet,
Der manchem ſonſt den Lorbeerkrantz beſcheidet?
  Er fliehet, wo die Sonne Staub erweckt,
  Wie kömmt es, daß er ſich davor verſteckt?
Was hält ihn ab, daß er ſich nicht begiebet
In Mavors Pflicht, den unſre Jugend liebet?
  Giebt Frankreich ſonſt im Reiten Unterricht,
  Das ſchlägt er hin, das kümmert ihn gantz nicht.
Der ſanfften Flut, die unſre Tibur führet,
Vergöldten Sand den hat er nie berühret,
  Er meidet ihn als Phlegetons Geſtad',
  Allwa der Tod allein zu laden hat.
Wenn and're ſich mit glattem Oele ſchmieren,
Im Ringen ſich geſchickter auff zu führen,
  So meidet er es, als ein ſolches Gifft,
  Das Hydra ſelbſt aus ihren Adern trifft.
Man höret ihn auch nicht, wie and're, klagen,
Daß er ſich wund am Küriß hat getragen,
  Wo bleibet jetzt die viel berühmbte Krafft,
  Die ihm den Sieg zum öfftern hat verſchafft?
Da ſteckt er nun verändert und verlohren,
So wie der Held, von Tethys ſelbſt gebohren,
  Der manches Blut vor Troja eingeſenkt,
  Der bleibet nun von Damen eingeſchränckt.
Ein Weiberkleid bedeckte ſeine Thaten,
Er möchte ſonſt in Unglück ſein gerathen,
  Der Phrygier befand ſich wohl darbey,
  Und blieb zugleich vom Tod' und Würgen frey.

Exemplum eines Sonnets
ex Od. IX.

Indem du jetzt das Feld, o Thaliarche, ſieheſt,
  Mit weiſſem Reiff umbhüllt, ſo, daß der Wald ſich lenckt
  Und wie der dicke Froſt die ſtarken Fluten ſchränckt,
So höre meinen Rath, daß du dich nur bemüheſt,
  Wie du das Holtz zur Glut und lichten Flamme zieheſt,
  Zapf' an ein altes Faß, die Sorg' auff Gott geſenckt.
Das Laub wird ja nicht ſtets vom Aeolo gekränckt.
Laß heute heute ſeyn, damit du klüglich flieheſt,
  Was morgen ſchaden kan. Nimm deiner Zeit Gewinn,
  Und ſchicke traurig ſeyn zum krummen Alter hin,
Treib deine Mitteeſpiel' und dein verliebtes Singen,
  Dein Schertzen mit der Schaar die gerne ſich verſteckt,
  Und mit dem lachen bald ſich wiederumb entdeckt,
Das darumb widerſtrebt, daß man es ſoll bezwingen.

Exemplum ex Od. X.
Der Sechsverſigten, darinnen gleichſamb die Quatrains oder Vierverſe begrieffen.

1.

Mercur, du Maja-Sohn, durch deſſen Trieb vor dieſen
  Die unbelebte Welt, ſo gleichſamb viehiſch war,
  Auf einen beſſern Schlag, und auff ein beſſer Haar,
Nachdem du ihr die Kunſt, beredt zu ſeyn, gewieſen,
  Gerathen, und gewandt, als wäre ſie geſtellt
  Auff einen Tummelplatz und wo man Schul-Recht hält.

2.

Dich, Donner-Vaters Kind, nehm ich mir vor zu ſingen,
  Dich, ſchnelle Götter-Poſt, durch deſſen ſchlaue Hand,
  Die Leyer und was klingt den Dichtern iſt bekannt,
Und wie man artig ſoll von ſeiner Stelle bringen,
  Was and're hingelegt, daß kanſtu allzugut,
  Du weiſt es meiſterlich, wie man es treiben thut.

3.

Apollo lachte ſelbſt, wie du ſein Vieh geſtohlen
  Verſtellet in ein Kind, als er dich ſo erſchreckt.
  Durch dich blieb Priamus für Feindes-Liſt verſteckt.

Digitized by Google

Du kannſt durch deinen Stab die frommen Seelen hoien,
Ins ſchwartze Minos-Reich, du dieneſt beider Macht,
Drumb nimmt der Himmel dich und Pluto ſelbſt in acht.

Exemplum ex Od. XI.
Dee Achtzelligen.

Leuconoe entſtehe doch zu fragen,
(Der Himmel ſelbſt entſetzet ſich dafür)
Wie Clotho dir die Heimfart anzuſagen,
Nun klopfen wird an deine Hertzens Thür.
Du meinſt, die Noth ſei leichter zu ertragen,
Die man gewuſt. Ach nein! Ach lebe dir,
Weil noch die Zeit das Leben dir will gönnen.
Sie weicht and fleucht eh' wir als mercken können.

Exemplum Echus ex Od. XII.

Clio, du Seele dee gelehrten Seelen,
Was ſoll mein Spiei für einen Held erwehien,
Wem ſoll zu Ehren Echo auch erſchallen,
Wem ſolls gefallen? E. Allen.

Soll ichs dem Pindus obee Hemus lehren?
Soll es der Schatten in den Wäldeen hören?
Da gleichſamb Orpheus die verliebten Rinden
Pflag zu verdinden. E. In den.

Da Orpheus ſpielte, daß die Ströme ſtunden,
Die Winde ſchlieffen, gleich als wie gebunden,
Der Baume Locken, die zum Himmel reichen,
Muſten da weichen. E. Eichen.

Soll ich dich Vater allee Götter ſingen,
Und deine Thaten über alle dringen,
Du Vater, kannſt ja auch die Welt verkehren,
Dein Lob vermehren. E. Ehren.

Du biſt der Gröſte, wirſt es auch wahl bleiben.
Kan deinen Willen einer hintertreiben?
Iſt jemand nächſt dir, iſt, wie ich veemeine,
Pallas alleine. E. Eine.

Bachus hört geene von Scharmützeln ſagen,
Diana freut' ſich, wenn ſie nue kan jogen,
Phöbi ſein Bogen mag auch nicht verweilen.
Seht ihn mit Pfeilen. E. Eilen.

Seht auff Aleiden, und der Leden Kinder,
Wie Caſtor reitet, Pollux auch nicht minder.
Läſt ſeinen Feinden, von den tapffeen Keulen,
Schreckliche Beulen, E. Henien.

Wenn ſie, die Sterne, durch das Blaue blincken,
Den Schiffern freundlich von dem Himmel wincken,
Starren die Winde, und der Fluten prangen
Bleibet gefangen, E. hangen.

Romulus, ſall ich auch von dir was ſchreiben?
Tarquin und Numa zu den Sternen treiben?
Wodurch will Cato ſich dem Pluta weiſen?
Soll ich es preiſen? E. Eiſen.

Regulus, Seaurus, ihr berühmbten Seelen,
Kan jemand billig euren Ruhm verhelen?
Paulus und Faber, wie man euch ſoll loben,
Steher erhoben, E. aben.

Curius kann zwar nicht von Reichthumb ſagen,
Auch hat Camillus dieſe Laſt getragen,
Jedoch zu fechten waren ſie gerathen,
Brave Soldaten. E. Aten i. e. noxii hostibus ab Ate, Dea noxae.

Marcellus grünet gleich den Palmen-Zweigen,
Ihn kan kein Unfall zu der Erde beugen.
Cäſaris Funcke, wie der Sterne Ballen,
Muß ja gefallen E. Allen.

Vater der Götter, von Saturn gebohren,
Du biſt vom Himmel ja darzu erkohren,
Daß du dem Cäſar ſeine Gebiete mehreſt,
Böſes verkehreſt, R. ehreſt.

Hat er die Parther nicht alſo dezwungen,
Wieder die Serer iſts ihm auch gelungen,
Indien wo bleibts mit dem überwinden,
Wo ſoll mans finden? E. Hinten.

Jupiter, gönn' ihm, neben dir zu ſitzen,
Er kan, wie du, auch aus den Wolcken blitzen.
Er weiß den Sündern ihre Luſt zu brechen,
Straffen die Frechen, E. ächen.

Exempel dee viezeiligen Ringelreime aus der XIII. Od

1.

O Lydia, mein Licht, ich weiß mich kaum zu halten,
Die Galle ſtößt mir auff, die Zierde will veralten,
Die Wärme, die mir ſonſt faſt niemals nicht gebricht,
Die weichet gantz von mir, o Lydia, mein Licht.

2.

Ich bin nicht mehr bey mir, ſich, wie die Thränen flieſſen,
Die, wieder meinen Sinn, ſich durch die Wangen gieſſen,
Mein Lebensfeuer iſt gar nirgends, als bei dir,
Vor Liebe beenne ich, und bin nicht mehr bey mir.

3.

Ach, dieſes drücket mich, daß Telephus muß heiſſen
Dein allerſchönſtes Kind. Dich muß er zu ſich reiſſen,
Sein Mund iſt roſenroht (ſo dünket Lyda dich)
Die Arme wie der Schnee. Ach dieſes drücket mich.

4.

Fürwahr es läufft wohl aus, es wird nicht immer gelten,
Wenn er, vom Wein erhitzt, dich hebet an zu ſchelten.
So mancher tiefer Kuß, ſo mancher Liebes-Strauß
Und was ſonſt mehr darbey, fürwahr es läufft wohl aus.

5.

Ich lob' und liebe das, was auff Beſtand gegründet,
Wenn ſich ein liebes Paar recht hertzlich ſo verbindet,
Daß nie kein Mißverſtand, daß nie kein Abſchieds-Riß
Im Leben ſie zertrennt, ich lob' und liebe dies.

Exempel der Wiedeekehr aus dee XIV. Od.

1.

O du ſonſt kluges Schiff, wie läſt du dich jetzt dringen,
Und durch der Fluten Macht ſo weit vom Ufer bringen,
Ach ſich auf deine Schantz', ob nicht vor allen Dingen,
Im Hafen einzugehn, dir möge noch gelingen.

2.

Die Ruder können ja dich nunmehr nicht bezwingen,
Indem bald Nord, bald Oſt umb deinen Moſtbaum ſingen,
Ja alle Plancken ſtraks von ihren Stürmen klingen,
Und da die Segel faſt in tauſend Stücke ſpringen.

3.

Ach ja, es iſt alſo, dir Armen beyzuſpringen,
Ja faſt kein Gott dabeim', es will ja gar nicht klingen,
Daß du von deiner Macht willſt pralen, rühmen, ſingen,
Wie du o Dannenbaum die Wellen könneſt zwingen.

4.

O Schiff, du merckſt es wohl, es könne nicht gelingen,
Imfall du fechten ſollſt mit außgemahlten Dingen.
Es muß hier Mannſchafft ſein, drumb laß dich ja nicht dringen
Auffs hohe Meer, noch auff die ſteilen Klippen bringen.

Exempel dee Wiedertritte aus dee XV. Od.

1.

Der Waſſer-Gott ſah' einſt den Paris eilen,
Durch ſeine Flut, ſich mit der Braut zu heilen.
Sprach bei ſich ſelbſt, der meinet ſich zu heilen,
Er ſchlägt ſich wund mit ſeinem Raub' und Eilea.

2.

Halt ein du Nord, damit er deutlich höre,
Wie ſehr er ſich mit dieſer Fahrt bethöre,
Was nützt es denn, daß man ſich ſo bethöre,
Und keinen Gott, und keinen Menſchen höre?

3.

Du führeſt zwar die Braut mit dir zu Hauſe,
Doch hüte dich, daß nicht mit groſſem Brauſe
Ihr Menelaus, doß nicht mit groſſem Brauſe
Der Griechen Macht ſie wiederbringt nach Hauſe.

4.

Die werden dir die Hochzeit ſo verſtören,
Daß man nachdem wird Troja krachen hören.
Wie wird es gehn, wenn man den Feind wird hören,
Den Feind, der dich zu Grunde wied verſtören.

Digitized by Google

5.

Da wird es denn recht an ein Würgen gehen,
Wenn Pallas läſt den Schlangen-Schild nur ſehen,
Wenn ſie den Puſch läſt auff dem Helme ſehen,
Und ſchon die Hängſt' in vollem Trabe gehen.

6.

Du wirſt wohl auff die Venus dich verlaſſen,
Dich üben nur, die Zöpfe reche zu faſſen.
Ich laſſe nur die Nymphen ſolche faſſen.
Dein Saitenſpiel bleibt denn auch wohl verlaſſen.

7.

Das Venuswerck, bey frembden Weibern ſchlaffen,
Kan dir alsdenn kein ſicher Weſen ſchaffen.
Was Ajax führt, wird dir ein anders ſchaffen,
Er wird gewiß zu deiner Noth nicht ſchlaffen.

8.

Das krauſe Haar wird er dir ſo beſtrauben,
Meſſens Blitzen kanſtu nimmer glauben.
Doch, wirſt und muſt es dann wohl glauben.
Wenn Neſtor wird mit ſeinem Hengſte ſtrauben.

9.

Wenn Stenalaus nicht wird zu Hauſe bleiben,
Der artig weiß den Wagen fort zu treiben.
Der Nereen wird dich auff Hoffrecht treiben,
Tydides läſt dich auch nicht ruhig bleiben.

10.

So wirſtu dann, ſo wie die ſcheuen Hinden,
Gar keines Orts dich männlich laſſen finden.
Denn wenn der Wolff ſich blickend läſſet finden,
So bleiben denn die faſt-erſtarrten Hinden.

11.

Achilles zwar wird was zurücke bleiben,
Da kannſt du denn die Luſt ein Weilgen treiben.
Doch wird die Zeit den Kitzel dir vertreiben,
Wenn Troja raucht, das wird nicht auſſen bleiben.

Exempel einer Pindaeiſchen Ode aus der XVI. Od.

Satz oder Strophe.

Phyllis die von ſchöner Art,
Schöner, als ſonſt alle Schönen,
Die ſo hoch gehalten ward,
Daß ſie kan die Mutter hönen,
Die doch ſo wohl geſtallt,
Daß der gantze Wald
Mehr auff ſie, als die, geſehen,
Die mit Phöbo jagen gehen.
Ich bin ſchwartz bei dir geſchrieben,
Weil ich vormals Schimpf getrieben,
Dich in Verſen auffgezogen,
Und dich ſo zum Zorn bewogen.
Schaffe ſie nur ab,
Laß ſie zu Pulver brennen.
Sencke ſie ins Grab,
Daß wir Helleſpontum nennen.

Mich hat der blinde Zorn zu ſolchem Thun verleitet,
Der machet, daß der Witz aus ſeinen Schranken ſchreitet.

Kein Gott hat nie ſo entzündet,
Auch die Dindymene nicht.
Ob man ſich zwar blind befindet,
Wenn uns Phöbus ſelbſt zuſpricht,
Ob uns Bachus ſchon bethöret,
Ob man, wenn man trummeln höret
Von der Corybanten Hand,
Wird von allem Witz entwand,
Kan doch Zorn ein mehres ſtifften,
Und uns durch und durch vergifften.

Gegenſatz, Antistrophe.

Zorn der ſchadet mannichmahl,
Mannichmal hat Zorn verletzet.
Kein mit Fleiß geſchliffner Stahl,
Hätt' ihn Mars auch ſelbſt gewetzet,
Bricht uns ſo viel ab,
Stürtzet in das Grab,
Als ein Funcken unſrer Sinnen
Unſerm Thun kan abgewinnen,
Nicht die wiederholten Wellen,
Die umb Scylla grauſamb bellen,
Nicht die ſchwefelblauen Flammen
Die Vulcanus ſcharrt zuſammen.
Auch der Donner-Gott
Wird mit ſeinen Rieſen-Keulen.
Gleichſamb nur zu Spott.
Zorn kan uns viel eh' ereilen.

Prometheus, wie er uns aus Thone hat geſchaffen,
Hat faſt von jeder Art, von Wölffen, Hunden, Affen

Ja auch von dem Leuen-Magen
Unſerm etwas zugeſetzt.
Dürffen alſo gar nicht fragen,
Was uns Menſchen ſo verhetzt.
Auch Thyeſtes ward verblendet,
Indem er den Bruder ſchändet,
Ach, wie manche Stadt und Land
Iſt durch Rachgier umbgewandt,
Wo die hohen Mauren ſtunden,
Hat man Pflug und Miſt gefunden,

Nachſatz, Epodos.

Drumb, Schönſte, ſtille itzt,
Weil die Jugend mich erhitzt,
Jugend die nicht weiß,
Was der Tugend Preiß.
Hab' ich was zu viel geſchrieben,
Und das Spiel zu hoch getrieben,

Ey, ſo bin ich jetzt bereit, meine böſe Sitten
Zu verfluchen, und, mein Licht, auch dir abzubitten,
Sey du nur nicht wieder den, der die Sünd erkennt,
Seelig bin ich, wenn mein Schatz ihren Freund mich nennt.

Exempel einer Sechſtinne aus der XVII. Od.

1.

Faunus läſſet ſeinen Wald,
Und vergiſſet ſeiner Hirten,
Die ihm doch ſo manchen Tag
Liebes-Lieder vorgebracht,
Läſt ſich meines Höfgens Zier
Mehr als jenes koſtbar ſeyn.

2.

Ich will ſelbſt der Hüter ſeyn
Meiner Ziegen, wenn der Wald
Brennet, und die andern Hirten
Wünſchen einen kühlen Tag,
Keines hat er mir verbracht,
Faunus, meiner Heerde Zier.

3.

Er giebt ſelbſt den Blumen Zier
Und mein Vieh kann ſicher ſeyn,
Böck' und alles geht im Wald'
Ohne Auffſicht, ohne Hirten,
Keine Schlange hat bei Tag',
Auch kein Wolff was umbgebracht.

4.

Das hat mir die Kunſt gebracht,
Und der hellen Saiten Zier
Soll't ich denn nicht gaſtfrey ſein!
Götter ſchützen meinen Wald.
Kommet, meine lieben Hirten,
Spielt bey mir den gantzen Tag.

5.

Komm' auch, meiner Seele Tag,
Tyndaris, dir ſey gebracht
Jetzt der ſchönſten Trauben Zier.
Umb uns ſoll kein ſtreiten ſeyn,
Stört dem Cyeus gleich den Wald,
Und ſonſt alle Luſt der Hirten.

6.

Nimm die Krohne, Licht der Hirten,
Sei nur fröhlich dieſen Tag,
Trauren ſei gantz abgebracht.
Cyrus ſoll der Kräntze Zier
Heute traun nicht Meiſter ſeyn,
Koſt' es gleich den halben Wald.

Digitized by Google

Karl Philipp Moritz.

Dieſer durch das Unſtete ſeiner Neigungen und durch mancherlei Sonderbarkeiten eben ſo ſehr, als durch ſeine Schriften ausgezeichnete Mann, ward am 15. September 1757 von armen Eltern zu Hameln geboren und von ihnen für das Hutmacher-Handwerk beſtimmt. Allein ſein unruhiger Geiſt trieb ihn aus dieſem Kreiſe bürgerlicher Thätigkeit und drängte ihn nach langem Umherirren nach Wittenberg, wo er durch Unterſtützungen 2 Jahre höchſt unregelmäßig dem Studium der Philoſophie und Theologie ſich ergab. Nach kurzem Verweilen als Lehrer am Pädagogium in Deſſau und mehreren mißglückten Verſuchen, in Berlin eine Pfarre zu erhalten, verſchafften Teller und Büſching dem von Mangel und Verzweiflung Gepeinigten eine Lehrſtelle am grauen Kloſter in Berlin, welche er jedoch durch eine aus einem Spaziergange entſtandene Reiſe nach England 1782 wieder aufgab. Bei ſeiner Rückkehr erhielt er 1784 eine außerordentliche Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften am berliniſch-kölniſchen Gymnaſium und nahm eine Zeitlang an der Redaction der Voſſiſchen Zeitung Theil, bis der ihm unerträgliche Zwang der dabei nöthigen Ordnung ihn nach der Schweiz führte, von wo zurückgekehrt eine ſchwärmeriſche Liebe zu einer verheiratheten Frau ihn dem Wahnſinn nahe brachte. Aus dieſem Zuſtande riß ihn 1786 eine Reiſe nach Italien, während welcher Göthe's Bekanntſchaft ihn mit dem Herzog Karl Auguſt in Verbindung brachte, auf deſſen Verwendung er Mitglied der berliner Akademie der Wiſſenſchaften wurde, und dann, als er wieder in Berlin angekommen war, die Profeſſur der Alterthumskunde und der Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften an der daſigen Akademie der bildenden Künſte erhielt und mit dem Titel eines Hofraths beehrt ward. Er ſtarb daſelbſt am 26. Juni 1793.

Unter dem Namen Anton Reiſer ſchrieb er:

Sechs deutſche Gedichte. Berlin 1780; 2 Aufl. Ebendaſ. 1781, 8.
Blunt, oder der Gaſt. Schauſpiel. Ebendaſ. 1781, 8.
Deutſche Sprachlehre. Ebendaſ. 1782; 3. Ausg. 1794.
Magazin für die Erfahrungsſeelenkunde. Ebendaſ. 1783—1793, 10 Thle.
Reiſen eines Deutſchen in England. Ebendaſ. 1783, 8; 2 Aufl. 1785, mit 1 Titelkupfer.
Anton Reiſer. Ebendaſ. 1785—90, 4 Thle., 8.; 5. Thl. von K. F. Kliſchnig 1794, 8.
Andreas Hartknopf. Ebendaſ. 1786, 8.
Verſuch einer Proſodie. Ebendaſ. 1786; 4. Aufl. 1815.
Denkwürdigkeiten. Ebendaſ. 1786—88, 4 St. 8.
Fragmente aus dem Tagebuche eines Geiſterſehers. Berlin 1787, 8.
Mythologie. Ebendaſ. 1790.
Hartknopfs Predigerjahre. Ebendaſ. 1790, 8.
Reiſen eines Deutſchen in Italien. Ebendaſ. 1792—93, 3 Thle., 8. mit Kupf.
Vorleſungen über den Styl. Ebendaſ. 1793—94, 2 Thle.
Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente. Ebendaſ. 1793, 8., mit Kupf.
Die neue Cäcilie. Ebendaſ. 1794, 8.
Launen und Phantaſien. Herausgegeben von K. F. Kliſchnig. Ebendaſ. 1786, 8.

Ein ſehr richtiges Urtheil über Moritz, der während ſeines Lebens eben ſo oft überſchätzt als ungerecht herabgewürdigt iſt, wurde gleich nach ſeinem Tode in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften Bd. 55, St. 1, S. 21 flgde. über ihn gefällt, das folgendermaßen lautete: — Moritzens früher Tod hat der deutſchen Literatur manche ſchätzbare Bereicherung entzogen, die ſie bei einem längern Leben von ſeiner raſtloſen Thätigkeit gewiß noch erhalten hätte. Ein ſorgfältig ausgearbeitetes, ganz vollendetes Werk war zwar ſchwerlich je von ihm zu erwarten; hiezu hatte ihm nicht allein die Natur manche durchaus nöthige Eigenſchaft verſagt, auch die Art und Weiſe, wie er ſich größtentheils ſelbſt ausbilden mußte, legte ihm hiebei die größten Hinderniſſe in den Weg. In ſeinem wiſſenſchaftlichen Unterrichte war manches weſentliche Stück verſäumt worden, was er in der Folge nie nachholen mochte. Seine gelehrten Kenntniſſe waren nur dürftig und ſeicht, deſto ſtärker und lebhafter aber ſeine Phantaſie, der er nur allzuoft die Zügel völlig überließ und die ihn nicht ſelten zu ſehr abentheuerlichen und grillenhaften Ideen und Behauptungen verleitete. Bei Allem dem kann ihm doch auch die ſtrengſte Kritik das Lob eines originellen, ſcharfſinnigen und ſelbſtdenkenden Kopfes nicht ohne Ungerechtigkeit ſtreitig machen. Daß er dies wirklich war, davon liefern faſt alle ſeine Schriften ungeachtet der großen Eile und Sorgloſigkeit, mit welcher er ſie auf das Papier warf, die unzweideutigſten Beweiſe. Der Werth derſelben beruht zwar größtentheils nur auf einzelnen, neuen, glücklichen Bemerkungen und hellen Blicken; dieſe ſind aber zahlreich genug, ihrem Urheber unter den vorzüglicheren Köpfen Deutſchlands (wenn gleich nicht unter ſeinen muſterhaften Schriftſtellern) eine ehrenvolle Stelle zu ſichern. —

Fügen wir noch hinzu, daß M's Autobiographie in Romanform, Anton Reiſer, nicht ſowohl wegen der darin dargeſtellten Begebenheiten, als wegen der feinen pſychologiſchen Zeichnung der Charaktere eine der intereſſanteſten Erſcheinungen für den Beobachter innerer Seelenzuſtände iſt. —

Das Parlament*).

Bald hätte ich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ich ſchon im Parlament geweſen bin, und doch iſt dieß das Wichtigſte. Und wenn ich in England auch ſonſt nichts als dieß geſehen hätte, ſo würde ich mich für meine Reiſe ſchon hinlänglich belohnt halten.

So wenig ich mich auch ſonſt um die politiſche Welt bekümmert habe, weil es bei uns wirklich nicht der Mühe werth iſt, war ich doch ſehr begierig, einer Parlamentsſitzung mit beizuwohnen, und dieſer Wunſch wurde mir ſehr bald gewährt.

An einem Nachmittage um drei Uhr, wo gemeiniglich die Sitzung anhebt, erkundigte ich mich nach Weſtminſterhall, und wurde von einem Engländer ſehr höflich zurechtgewieſen, wie denn dieß überhaupt geſchieht, man mag fragen, wen man wolle, ſo daß man ſich, wenn man nur einigermaßen der Sprache mächtig iſt, mit leichter Mühe durch ganz London finden kann.

Weſtminſterhall iſt ein ungeheures gothiſches Gebäude, deſſen Gewölbe nicht von Pfeilern unterſtützt wird; ſtatt deren ſind aber an beiden Seiten des Gewölbes große und unförmliche aus Holz geſchnittene Engelsköpfe angebracht, die daſſelbe zu tragen ſcheinen.

Wenn man durch dieſe lange Halle geht, ſo ſteigt man am Ende ein Paar Stufen hinauf, und kömmt zur linken Seite durch einen dunkeln Gang ins Haus der Gemeinen, das unten eine große doppelte Thür hat, und auf einer kleinen Treppe kömmt man zu der Gallerie für die Zuſchauer.

Als ich das erſtemal dieſe Treppe hinaufging, und an das Geländer kam, ſah ich hier einen ſehr feinen Mann in einem ſchwarzen Kleide ſtehen, den ich fragte, ob ich auf die Gallerie kommen dürfe? Er antwortete mir, ich müſſe von einem Parlamentsgliede heraufgebracht werden, ſonſt könne es nicht geſchehen. Da ich nun nicht die Ehre hatte, ein Parlamentsglied zu kennen, und alſo mißvergnügt wieder die Treppe hinunter ging, hörte ich mir etwas von bottle of wine nachſchallen, das ich mir ſchlechterdings nicht erklären konnte, bis ich zu Hauſe kam, und von meiner Wirthin hörte, ich hätte dem feingekleideten Manne eine halbe Krone oder zwei Schillinge zu einer

*) Aus Moritz' Reiſen eines Deutſchen in England.

Digitized by Google

Bouteille Wein in die Hand drücken ſollen. Dieß that ich den folgenden Tag, wo mir derſelbe Mann, der mich vorher abgewieſen hatte, nachdem ich ihm nur zwei Schillinge in die Hand gedrückt, ſehr höflich die Thür öffnete, und mir ſelber einen Platz auf der Gallerie anwieß.

Und nun ſah ich alſo zum erſtenmale in einem ziemlich unanſehnlichen Gebäude, das einer Kapelle ſehr ähnlich ſieht, die ganze engliſche Nation in ihren Repräſentanten verſammelt; der Sprecher, ein ältlicher Mann, mit einer ungeheuren Allongenperrücke, in einem ſchwarzen Mantel, den Hut auf dem Kopfe, mir gerade gegenüber auf einem erhabenen Stuhle, der mit einer kleinen Kanzel viel Aehnlichkeit hat, nur daß oben das Pulpet daran fehlt; vor dieſem Stuhle ein Tiſch, der wie ein Altar ausſieht, vor welchem wiederum zwei Männer, welche Clerks heißen, ſchwarz gekleidet und in ſchwarzen Mänteln ſitzen, und auf welchem neben den pergamentnen Acten ein großer vergoldeter Scepter liegt, der allemal weggenommen und in ein Behältniß unter den Tiſch gelegt wird, ſobald der Sprecher von ſeinem Stuhle herabſteigt, welches geſchieht, ſo oft ſich das Haus in eine ſogenannte Committee oder bloße Unterſuchung verwandelt, während welcher er ſeine Würde als geſetzgebende Macht gewiſſermaßen ablegt. Sobald dieß vorbei iſt, ſagt Jemand zu dem Sprecher: nun könnt ihr euch wieder hinſetzen! und ſobald der Sprecher ſeinen Stuhl beſteigt, wird auch der Scepter wieder vor ihm auf den Tiſch gelegt.

An den Seiten des Hauſes rund umher unter der Gallerie ſind die Bänke für die Parlamentsglieder, mit grünem Tuch ausgeſchlagen, immer eine höher als die andre, wie unſre Chöre in den Kirchen, damit derjenige, welcher redet, immer über die vor ihm Sitzenden wegſehen kann. Eben ſo ſind auch die Bänke auf der Gallerie. Die Parlamentsglieder behalten ihre Hüte auf, aber die Zuſchauer auf der Gallerie ſind unbedeckt.

Die Parlamentsglieder im Unterhauſe haben nichts Unterſcheidendes in ihrer Kleidung; ſie kommen im Ueberrock und mit Stiefeln und Sporen herein. Es iſt nichts Ungewöhnliches, ein Parlamentsglied auf einer von den Bänken ausgeſtreckt liegen zu ſehen, indeß die andern debattiren. Einige knacken Nüſſe, andre eſſen Apfelſinen, oder was ſonſt die Jahreszeit mit ſich bringt. Das Ein- und Ausgehen dauert faſt beſtändig, und ſo oft Jemand hinausgehen will, ſtellt er ſich erſt vor den Sprecher und macht ihm ſeinen Reverenz, gleichſam als ob er ihn, wie ein Schulknabe ſeinen Präceptor, um Erlaubniß bittet.

Das Reden geſchieht ohne alle Feierlichkeit: einer ſteht bloß von ſeinem Sitze auf, nimmt ſeinen Hut ab, wendet ſich gegen den Sprecher, an den alle Reden gerichtet ſind, behält Hut und Stock in einer Hand und mit der andern macht er ſeine Geſten.

Redet einer ſchlecht, oder hat das, was er ſagt, für die meiſten nicht Intereſſe genug, ſo iſt oft ein ſolches Lärmen und Gelächter, daß der Redende kaum ſein eignes Wort hören kann, welches für dieſen eine ſehr ängſtliche Lage ſein muß; und dann hat es ſehr viel Komiſches, wenn der Sprecher auf ſeinem Stuhle, wie ein Präceptor zu wiederholten Malen Ordnung gebietet, indem er ausruft: to Order, to Order! ohne das eben viel darauf geachtet wird.

Sobald hingegen einer gut und zweckmäßig redet, ſo herrſcht die äußerſte Stille, und Einer nach dem Andern giebt ſeinen Beifall dadurch zu erkennen, daß er hear him! (hört ihn!) ruft, welches denn freilich oft vom ganzen Hauſe auf einmal geſchiehet, und auf die Weiſe ein ſolches Geräuſch verurſacht, daß der Redende wiederum durch eben dieſes hear him! oft unterbrochen wird. Demungeachtet iſt dieſer Zuruf immer eine große Aufmunterung, und ich habe oft bemerkt, daß einer, der mit einiger Furchtſamkeit oder Kälte zu reden anfängt, am Ende dadurch in ein ſolches Feuer geſetzt wird, daß er mit einem Strome von Beredtſamkeit ſpricht.

Weil alle Reden an den Sprecher gerichtet ſind, ſo fangen ſie ſich immer mit Sir an, auf welche Anrede der Sprecher ſeinen Hut ein klein wenig abnimmt, ihn aber ſogleich wieder aufſetzt. Dieſes Sir dient denn auch oftmals, die Uebergänge in den Reden zu machen, und iſt ein gutes Hülfsmittel, ſobald Jemanden ſein Gedächtniß verläßt. Denn während daß er Sir ſagt und dabei eine kleine Pauſe macht, beſinnt er ſich auf das Folgende. Doch habe ich auch geſehen, daß einer am Ende eine Art von Concept aus der Taſche ziehen mußte, wie ein Candidat, der in der Predigt ſtecken bleibt; ſonſt werden die Reden nicht abgeleſen. Dieſe Reden haben ebenfalls ihre Gemeinörter, als z. B. worauf in dieſem Hauſe immer vorzüglich Rückſicht genommen werden müſſe, und dergleichen.

Gleich am erſten Tage zeigte mir ein Engländer, der neben mir auf der Gallerie ſaß, die vornehmſten Mitglieder des Parlaments, als Fox, Burke, Rigby u. ſ. w., die ich alle reden hörte. Es wurde debattirt, ob dem Admiral Rodney außer dem Lordstitel noch eine reelle Belohnung ſollte gegeben werden; zugleich wurde Fox von dem jungen Lord Fielding vorgeworfen, daß er ſich als Miniſter der Wahl des Admiral Hood zum Parlamentsgliede für Weſtminſter entgegengeſetzt habe.

Fox hatte ſeinen Platz zur rechten Seite des Sprechers, nicht weit von dem Tiſche, worauf der vergoldete Scepter liegt, nun nahm er ſeine Stellung ſo nahe an dieſem Tiſche, daß er ihn mit der Hand erreichen und manchen herzhaften Schlag darauf thun konnte, nachdem es der Affect ſeiner Rede erforderte. Und wie er ſich nun gegen den Lord Fielding vertheidigte, indem er behauptete, daß er ſich nicht als Miniſter, ſondern als Privatmann dieſer Wahl entgegengeſetzt, und ſeine Stimme einem andern, nämlich dem Herrn Cecil Wray, gegeben habe; und daß der König, da er ihn zum Staatsſecretär gemacht, keinen Tauſch mit ihm eingegangen ſei, wodurch er ſeine Stimme als Privatmann verlöre, welchen Tauſch er nicht würde angenommen haben; und mit welchem Feuer und hinreißender Beredtſamkeit er ſprach, und wie der Sprecher auf dem Stuhle aus ſeiner Wolkenperrücke ihm unaufhörlich Beifall zunickte, und Alles hear him! hear him! rief, und Speak yet! wenn es ſchien, als wollte er aufhören zu reden; und er auf die Weiſe beinahe zwei Stunden nacheinander ſprach — das kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Rigby hielt darauf noch eine kurze, aber ſehr launige Rede, worin er ſagte, wie wenig der bloße Lords- oder Lady'stitel ohne Geld zu bedeuten habe, und ſchloß mit der lateiniſchen Sentenz: infelix paupertas, quia ridiculos miseros facit, nachdem er vorher ſehr fein bemerkt hatte, man müſſe erſt zu erfahren ſuchen, ob der Admiral Rodney nicht wiederum einige wichtige Preiſen gemacht hätte, weil er alsdann eben keiner Belohnung an Gelde mehr bedürftig ſein würde. Ich bin nachher faſt alle Tage im Parlament geweſen, und ziehe die Unterhaltung, die ich dort finde, den meiſten andern Vergnügungen vor.

Fox iſt immer noch bei dem Volke ſehr beliebt, ob man gleich unzufrieden darüber iſt, daß auf ſeine Veranſtaltung der Admiral Rodney zurückgerufen wird, auf den ich ihn doch ſelbſt die ſtärkſte Lobrede habe halten hören. Charles Fox iſt ſchwärzlich, klein, unterſetzt, gemeinhin ſchlecht friſirt, hat ein etwas jüdiſches Anſehen, iſt übrigens wohlgebildet, und die Politik ſieht ihm aus den Augen: Mr. Fox is cunning like a Fox habe ich hier oft ſagen hören. Burke iſt ein wohlgewachſener langer gerader Mann, der ſchon etwas ältlich ausſieht. Rigby iſt ſehr korpulent und hat ein rothes ſtarkes Geſicht.

Sehr auffallend waren mir die offenbaren Beleidigungen und Grobheiten, welche ſich oft die Parlamentsglieder einander ſagten, indem der Eine z. B. aufhörte zu reden und der Andere unmittelbar darauf anfing: it is quite absurd u. ſ. w. Es iſt höchſt ungereimt, was der right honourable Gentleman (mit dieſem Titel beehren ſich die Parlamentsglieder vom Unterhauſe) eben jetzt vorgetragen hat. Niemals aber ſagt, der Einrichtung gemäß, Jemand dem Andern in's Geſicht, daß er z. B. einfältig geſprochen habe, ſondern er wendet ſich, wie gewöhnlich, zu dem Sprecher, und ſagt, indem er dieſen anredet, der right honourable Gentleman habe ſehr einfältig geſprochen.

Sehr komiſch ſieht es aus, wenn zuweilen Einer ſpricht und der Andere die Geſtus dazu macht, wie ich dieß einmal bei einem alten ehrlichen Bürger bemerkte, der ſich ſelbſt nicht zu reden getraute, aber indeß ſein Nachbar ſprach, jede nachdrückliche Sentenz deſſelben mit einer eben ſo nachdrücklichen Geſticulation, wobei ſein ganzer Körper in Bewegung gerieth, bezeichnete.

Oft verirrt ſich der Gang der Debatten in einen Privatwortwechſel und Mißverſtändniſſe untereinander, wenn dieß zu lange dauert und man zu ſehr von der Hauptſache abkömmt, ſo wird man endlich des Dings überdrüſſig, und es entſteht ein allgemeines Rufen: The question! The question! Dieß muß zuweilen öfter wiederholt werden, weil immer Einer gegen den Andern gern das letzte Wort haben will. Endlich aber kommt es denn doch zum Stimmen, und der Sprecher ſagt: wer für die Sache iſt, der ſage ay, und wer dawider iſt, ſage no! Dann hört man ein verwirrtes Geſchrei von ay und no untereinander. Und der Sprecher ſagt entweder: mir däucht, es ſind mehr ay's als no's, oder: es ſind mehr no's als ay's. Dann müſſen aber alle Zuſchauer von der Gallerie gehen und das eigentliche Stimmen nimmt erſt ſeinen Anfang. Die Parlamentsglieder ſchreien alsdann zu der Gallerie hinauf withdraw! withdraw! bis alle Zuſchauer entfernt ſind. Dieſe werden ſo lange in ein Zimmer unten an der Treppe eingeſperrt, und wenn das Stimmen vorbei iſt, wieder hinaufgelaſſen. Hier habe ich mich über den Muthwillen, ſelbſt bei geſitteten Engländern, wundern müſſen, mit welcher Gewalt ſie ſich wieder aus der Stube hinausdrängten, ſobald nur die Thüre geöffnet wurde, um die Erſten zu ſein, die wieder auf der Gallerie ankamen. Auf die Weiſe ſind wir zuweilen zwei bis dreimal von der Gallerie fortgeſchickt und wieder hinaufgelaſſen worden.

Unter den Zuſchauern giebt es Leute von allerlei Stande, auch ſind beſtändig Damen darunter. Ein Paar Geſchwindſchreiber haben zuweilen nicht weit von mir geſeſſen, die auf eine etwas verſtohlne Weiſe die Worte des Redenden nachzu-

Digitized by Google

ſchreiben ſuchten, welche dann gemeiniglich noch denſelben Abend gedruckt zu leſen ſind. Vermuthlich werden dieſe Leute von den Verlegern der Zeitungen beſoldet. Einige Perſonen giebt es, die beſtändige Zuſchauer im Parlament ſind, und für eine ganze Sitzung eine Guinee an den Thürſteher pränumeriren. Von den Parlamentsgliedern habe ich geſehen, daß Einige ihrer Söhne als junge Knaben ſchon mit in dies Haus und auf ihre Sitze nahmen.

Es iſt im Vorſchlage geweſen, daß im Oberhauſe auch eine Gallerie für Zuſchauer errichtet werden ſolle. Dieß iſt aber nicht zu Stande gekommen. Auch geht es im Oberhauſe ſchon ſittſamer und hofmäßiger zu. Wer aber Menſchen beobachten und die abſtechendſten Charaktere in ihren ſtärkſten Aeußerungen betrachten will, der gehe in's Unterhaus!

Vergangenen Dienſtag war Hängetag; es war aber auch zugleich eine Parlamentswahl: eins von Beidem konnte ich nur mit anſehen, ich zog denn, wie natürlich, das Letztere vor, indem ich nur in der Ferne die Todtenglocke jener Opfer der Gerechtigkeit läuten hörte. Jetzt beſchreibe ich Ihnen alſo

eine Parlamentswahl.

Die Städte London und Weſtminſter ſchicken jede zwei Mitglieder ins Parlament. Fox iſt eins von den beiden Mitgliedern für Weſtminſter; die erledigte Stelle des zweiten ſollte beſetzt werden. Und eben der Cäcil Wray, welchen Fox ſtatt des Admiral Hood, dem er entgegen war, vorgeſchlagen hatte, wurde nun öffentlich gewählt. Zuweilen ſoll es bei ſolchen Wahlen, wenn eine Oppoſitionspartei da iſt, blutige Köpfe ſetzen; hier war aber die Wahl ſchon ſo gut wie geſchehen, weil diejenigen, die ſich für den Admiral Hood beworben hatten, ſchon von freien Stücken zurückgetreten waren, da ſie ſahen, daß ihr Vorhaben nicht durchging.

Die Wahl geſchah in Koventgarden, einem großen Marktplatze, unter freiem Himmel. Es war nämlich vor dem Eingange einer Kirche, die auch die Paulskirche heißt, aber nicht mit der Kathedrale zu verwechſeln iſt, ein Gerüſt für die Wählenden gebauet, die in rothen Mänteln und weißen Stäben auf übereinander errichteten Bänken ſaßen: ganz oben war ein Stuhl für den Präſes: Alles aber war nur von Holz und Brettern zuſammengeſchlagen. Vorn auf dem Gerüſte, wo die Bänke aufhörten, waren Matten gelegt, und hier ſtanden diejenigen, welche zu dem Volke redeten. Auf dem Platze vor dem Gerüſte hatte ſich eine Menge Volks und größtentheils der niedrigſte Pöbel verſammelt. Die Redner bückten ſich tief vor dieſem Haufen und redeten ihn allezeit mit dem Titel Gentlemen (edle Bürger!) an. Herr Cäcil Wray mußte vortreten und dieſen Gentlemen mit Hand und Mund verſprechen, ſeine Pflichten, als ihr Repräſentant im Parlament, auf das Getreueſte zu erfüllen. Auch entſchuldigte er ſich mit ſeiner Reiſe und Kränklichkeit, daß er nicht einem Jeden unter ihnen, wie es ſich gebühre, ſeine Aufwartung gemacht habe. Sobald er anfing zu reden, war die ganze Menge ſo ſtill wie das tobende Meer, wenn der Sturm ſich gelegt hat, und Alles rief, wie im Parlamente, hear him! hear him! und ſobald er ausgehört hatte zu reden, erſchallte ein allgemeines Hurrah aus jedem Munde, und Jeder ſchwenkte ſeinen Hut und der ſchmuzigſte Kohlenträger ſeine Mütze um den Kopf.

Er ward nun von den Deputirten auf der Bühne förmlich gewählt, und dem Volke in ſeiner neuen Würde von einem Manne vorgeſtellt, der in einer wohlgeſetzten Rede ihm und dem Volke Glück wünſchte. Dieſer Mann hatte eine gute Ausrede: he speaks very well! ſagte ein Karrenſchieber, der neben mir ſtand.

Kleine Knaben hingen ſich an Geländer und Laternenpfähle, und als ob ſie überzeugt wären, daß auch ſie ſchon mit angeredet würden, hörten ſie aufmerkſam dem Redner zu, und bezeugten am Ende auf gleiche Weiſe durch ein freudiges Hurrah ihren Beifall, indem ſie, wie die Erwachſenen, ihre Hüte um den Kopf ſchwenkten.

Hier wachten alle Bilder von Rom, Coriolan, Julius Cäſar und Antonius in meiner Seele auf. Und mag dieß immer nur ein Gaukelſpiel ſein, ſo kann doch ſelbſt eine ſolche Chimäre das Herz und den Geiſt erheben.

O, lieber Freund, wenn man hier ſiehet, wie der geringſte Karrenſchieber an dem, was vorgeht, ſeine Theilnehmung bezeigt, wie die kleinſten Kinder ſchon in den Geiſt des Volks mit einſtimmen, kurz, wie ein Jeder ſein Gefühl zu erkennen giebt, daß er auch ein Menſch und ein Engländer ſei, ſo gut wie ſein König und ſein Miniſter, dabei wird einem doch ganz anders zu Muthe, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerciren ſehen.

Als Fox, der mit unter den Wählenden war, gleich anfänglich in ſeinem Wagen angefahren kam, ward er mit einem allgemeinen Freudengeſchrei empfangen; zuletzt, nachdem der Actus beinah vorbei war, fiel es dem Volke ein, ihn reden zu hören, und Alles ſchrie: Fox! Fox! Ich rief ſelber mit, und er mußte auftreten und reden, weil wir ihn hören wollten. Er trat denn auf und bekräftigte nochmals vor dem Volke, daß er ſchlechterdings nicht als Staatsminiſter, ſondern nur als Privatmann bei dieſer Wahl Einfluß gehabt habe.

Nachdem nun Alles vorbei war, ſo zeigte ſich der Muthwille des engliſchen Pöbels im höchſten Grade. Binnen wenigen Minuten war das ganze bretterne Gerüſte mit Bänken und Stühlen abgebrochen, und die Matten, womit es bedeckt war, in tauſend lange Streifen zerriſſen, womit der Pöbel einen Zirkel ſchloß, in welchem Vornehme und Geringe gefangen wurden, was nur in den Weg kam, und ſo zog das Volk im Triumph durch die Straßen.

Hier führt doch ein Jeder, bis auf den Geringſten, den Namen Vaterland im Munde, den man bei uns nur von Dichtern nennen hört. For my country I shed every Drop of my Blood! ſagt der kleine Jacky in unſerm Hauſe, ein Knabe, der kaum zwölf Jahr alt iſt. Vaterlandsliebe und kriegeriſche Tapferkeit iſt gemeiniglich der Inhalt der Balladen und Volkslieder, welche auf den Straßen von Weibern abgeſungen und für wenige Pfennige verkauft werden. Noch kürzlich brachte unſer Jacky eins mit zu Hauſe, worin die Geſchichte eines Admirals erzählt wurde, der noch tapfer commandirte, als ihm ſchon beide Beine abgeſchoſſen waren und er ſich mußte emporhalten laſſen. Die Verachtung des Volks gegen den König geht erſtaunlich weit. Our King is a Blockhead! hab' ich wer weiß wie oft ſagen hören, indem man zu gleicher Zeit den König von Preußen mit Lobſprüchen bis an den Himmel erhob. Dieſer habe einen kleinen Kopf, hieß es, aber hundertmal ſo viel Verſtand darin, als der König von England in ſeinem ziemlich dicken Kopfe. Ja bei Einigen ging die Verehrung gegen unſern Monarchen ſo weit, daß ſie ſich ihn im Ernſt zum Könige wünſchten. Nur wunderten ſie ſich über die große Menge Soldaten, die er hält, und daß allein in Berlin eine ſo große Anzahl davon einquartirt ſind, da ſich in London, oder der eigentlichen City, nicht einmal ein Trupp Soldaten von des Königs Garde darf blicken laſſen.

Vor einigen Tagen habe ich auch den Zug des Lordmayors in London, in einem ungeheuer großen, vergoldeten Wagen geſehen, welchem eine erſtaunliche Menge von Kutſchen folgten, in denen die übrigen Magiſtratsperſonen oder ſogenannten Aldermänner von London ſitzen. Doch genug für dieſes Mal!

London, den 17. Juni.

Ich habe nun London alle Tage nach verſchiedenen Richtungen durchſtrichen, und bin jetzt, nach meinem Grundriß zu urtheilen, mit dieſen Wanderungen beinahe fertig. Dann ſoll's weiter in's Land gehn, und das, will's Gott! in ein Paar Tagen, denn ſchon lange bin ich des immerwährenden Kohlendampfes müde, und ſehr begierig, einmal eine reinere Luft wieder einzuathmen.

Es iſt wohl wahr, daß London, im Ganzen genommen, nicht ſo ſchön wie Berlin gebaut iſt, aber es hat mehrere und ſchönere große Plätze, die ſogenannten Squares, deren eine ziemliche Anzahl ſind, und die denn doch unſern Gensd'armesmarkt, Dehnoffſchen, und Wilhelmsplatz an Pracht und Regelmäßigkeit zu übertreffen ſcheinen. Dieſe Squares oder viereckigten Plätze enthalten die prächtigſten Gebäude von London, und innerhalb derſelben iſt ein runder grüner Raſenplatz mit einem Geländer eingefaßt, in deſſen Mittelpunkt gemeiniglich eine Statür errichtet iſt, wovon die, welche ich geſehen habe, zu Pferde und vergoldet waren. In Groſvenorſquare iſt ſtatt dieſes Raſenplatzes ſogar ein kleines Wäldchen in der Ründung angelegt. Einer der längſten aber auch angenehmſten Wege, die ich gemacht habe, iſt von Paddington nach Islington, wo man zur linken Seite eine ſchöne Ausſicht auf die nahegelegnen Hügel, und vorzüglich nach dem Dorfe Hampſtead, das an einem dieſer Hügel erbauet iſt, und zur rechten Seite die Straßen der Stadt London in einem abwechſelnd ſchönen Proſpekte hat. Freilich iſt es gefährlich, hier, beſonders in den Mittags- und Abendſtunden allein zu gehen: denn noch vergangene Woche iſt auf eben dieſem Wege ein Menſch beraubt und erſchlagen worden.

Johann von Morßheim, ſ. Meiſterſänger.

Heinrich von Morungen, ſ. Minneſinger.

Samuel Friedrich Nathanael Morus

ward am 30. November 1736 zu Lauban in der Oberlauſitz geboren, ſtudirte daſelbſt und ſeit 1754 zu Leipzig Philoſophie und Theologie, begann 1760 dort Vorleſungen zu halten und bekam 1768 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie an dieſer Univerſität. Nachdem er ſeit 1771 die Profeſſur der griechiſchen und lateiniſchen Sprache und ſeit 1780 das Ephorat der kurfürſtlichen Stipendiaten bekleidet hatte, erhielt er 1782 eine Profeſſur der Theologie und rückte 1785 in die dritte und 1786 in die zweite theologiſche Profeſſorenſtelle ein, nachdem er ſchon früher Dr. theologiae geworden war. Er bekleidete gleichfalls die Aemter eines Domherrn zu Meißen, Decemvirs und Conſiſtorialaſſeſſors und ſtarb am 11. November 1792 zu Leipzig.

Seine deutſch verfaßten Schriften ſind:

Predigten. Leipzig 1786.
Nachgelaſſene Predigten. Herausgegeben von Dr. K. A. G. Keil. Ebendaſ. 1794—97, 3 Thle.
Akademiſche Vorleſungen über die chriſtliche Moral. Herausgegeben von Voigt. Leipzig 1794. 2 Bde.

Außerdem Ueberſetzungen der Briefe an die Römer (Leipzig 1775), die Hebräer (Ebendaſ. 1776; 3. Aufl. 1786), die Korinther (Ebendaſ. 1794) und des Briefs Judä (Ebendaſ. 1794).

M's deutſche Schriften ſtehen im Ganzen ſeinen lateiniſchen nach, doch zeichnen ſich ſeine Predigten durch Klarheit, ſcharfe logiſche Anordnung und leichte Verſtändlichkeit vortheilhaft aus, obwohl auch hier der gelehrte Theolog mehr als der praktiſche hervortritt.

Johann Michael Moſcheroſch,

eigentlich mit ſeinem deutſchen Namen Kalbskopf genannt, ward am 5. März 1600 zu Willſtädt bei Hanau geboren und erhielt von ſeinem Vater, dem dortigen Prediger den erſten gelehrten Unterricht. Nachdem er zu Straßburg ſeine philoſophiſchen und juriſtiſchen Studien geendet und 1624 Magiſter geworden, wurde er 1626 Hofmeiſter der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Krichingen, dann 1636 bei dem Herzog Bogislaus von Croi zu Vinſtingen an der Saar, von wo er ſich mit Verluſt ſeiner Habe nach Straßburg flüchtete. Hier erhielt er den Charakter als ſchwediſcher Kriegsrath, ward Secretär und Fiscal daſelbſt, 1656 Rath des Grafen von Hanau und endlich Kanzlei- und Kammerpräſident zu Hanau. Er ſtarb auf einer Reiſe zu ſeinem Sohne in Worms am 4. April 1669. Er war als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft unter dem Namen: der Träumende, als Schriftſteller unter dem Namen: Philander von Sittewald bekannt.

Von ihm haben wir:

Centuriae VI Epigrammatum. Argentorati 1643, 12.; 3. Ausg. Frankfurt 1665, 12.
Cura parentum. Chriſtlich Vermächtniß eines treuen Vaters nebſt Teſtament einer Mutter, ihrem noch ungebornen Kinde vermacht. Straßburg 1643, 12.; 3. Ausg. 1678, 12. Däniſch: von Torckerſen.
Dialogues gallice, italice, germanice. Straßburg 1645, 8.
Anleitung zum adeligen Leben. Aus dem Franzöſiſchen Bernhard's überſetzt. Ebendaſ. 1645, 8.
Wimpflingers Deutſchland. Ebendaſ. 1648, 4.
Wunderliche und wahrhafte Geſichte Philanders von Sittewald, das iſt, Strafſchriften H. M. M. von Willſtädt. Verm. und verb. Straßburg 1650, 2 Thle., 8., mit Kupf. (kamen ſchon 1645—50 zu Straßburg und Frankfurt unter dem 1. Theil des obigen Titels heraus, und in einer jetzt ſeltenen Aufl. zu Leyden 1646—47, 6 Thle., 12., welche aber M. nicht anerkannte). Neue Ausg. von H. Dittmar. Berlin 1830, 8., welche auch unter dem Titel: Bibliothek der wichtigſten deutſchen proſaiſchen Satyriker ꝛc. des 17. Jahrhunderts, 1r Thl. 1r Bd., bekannt iſt.
Ueberdieß noch einige kleine lateiniſche Schriften.

Origineller Humor, köſtliche Laune, derbe, aber treffende Satyre, ein ſcharfer Blick für die menſchlichen Verhältniſſe, männliche Kraft und entſchiedener Haß gegen alles Schlechte und Unſittliche in ſeiner Zeit, das er oft mit ſchreienden Farben ſchildert, weiſen M. einen hohen Rang unter den deutſchen Satyrikern an, trotz dem daß er in ſeinem Hauptwerke die Grundideen dem Spanier Quevedo entlehnte und ſich um Correctheit und Eleganz des Styls wenig kümmerte.

Pflaſter wider das Podagram *).

Erſtes wunderliches Geſicht Philanders von Sittewald.

Auff ein Freytag (Pfreitag von Fraw, Frey, ſonſt Venus). Als ich mit Freymund im Gemach deß Morgens frühe am Freytage, vnd von dem Narren Spital, vnd was wir darinnen vor Närriſche Geſichter geſehen, Red miteinander hatten, kam daher durch den Hoff, ein Mann eines Erbahren reputirlichen Anſehens, aber in der Kleidung etwas lodderlicher, als andere Leuth: ſeine Schuhe waren von geſchmeidigem Leder, gleich einem Filtz hie vnd da zerſchnitten vnd zerhackt, vnd gar leiſe zugeſchnüret. Er gienge an einem Stecken, ſo vorſichtig vnd ſittſam, als ob er der Steine ſchonen wolte: bißweilen zuckete er, vnd ſchrye Mord: alſo, daß ich nicht wuſte, was jhm gebreſten, vnd ob jhn jrgend die Steine beiſſen thäten: die Strimpffe waren weit; die Schenckel, gegen den Füſſen zu, dick, oben rahn. Ein Beltzin Bruſtbuch vorm Magen, der Kopff ſahe roth vnd friſch auß: aber die Finger waren auf ſeltzameart gekrümmet, vnd mit vielen Knocheln, als die aneinanderhangende Erdäpffel gezieret. Wir ſtunden oben, vnd ſahen jhm zu: wann er aber je zu Zeiten einen vngleichen Tritt thate, entwiſcheten jhm ſolche vngeheware Flüche, daß wir jhn vor einen Juden, oder Türcken, oder Commissarium hielten, den die Bawern alſo mit Hebeln, Butter-weich geſchmiſſen hetten.

Derowegen, ſolches zu erfahren, fragten wir, wer er were? vnd auß was Vrſachen er in die Burg käme?

Ihr Herren, ſprach er, Ich bin ein armer Mann, wegen der vnleidlichen Kranckheit die mir den Leib vnd Glieder ſo jämmerlich vexiret. Was denn vor eine Kranckheit? ſprach ich. Der Reichen Kranckheit, antwortete er: ſo, daß wir meynten, es were der Geitz, der jhn jrgend beſeſſen hätte. Ach ja, nein, ſprach er, das loſe Podagram, das gramt vnd zi zi zi zi zippert mir die Glieder dermaſſen, daß ich möcht von Sinnen

*) Aus Philander v. Sittewald's Satyriſchen Geſichten. IV. Theil.

kommen. Haho ſprach Freymund: iſt es nnr das? dem wied allhie wohl zu rothen ſeyn, donn wir haben hie einen berühmbten Artzt, den Meiſter, welcher ein vortrefflicher Medicus annd Statt-Physicus iſt, ſa anzehlich aielen von dieſer Kranckheit geholffen. Deßwegen hieß er den Krancken hinauff kommen: vns aber verlangte zu ſehen, was es doch vor einen Außgang gewinnen würde.

Weil nun dergleichen Meiſter nicht aiel zu finden, damit wir alſo dieſem deſto mehe Glauben zuſtellen möchten, ſo weiſete er ans einen Zeddel aon Ihm, den Er, zu Bezeugung ſeiner Kunſt, in die Burg geſchicket, der war alſa:

Alen Pſodagromongiſchen:

niel hülff and gein heil vmbs Gelde feyl.

Es iſt der groaaooooooooaaoaaaote Meſter Kelß in der Burgk angekommen; der beinget mitſig Middel Brügel and Kniddel für alle Podagrammondziſche Lamentes, schnappentes, hinckouses, Leiseuntes; beltzige pndes hornibus mochend durlores.

Viel hülff and gein heil ambs Gelde feil.

Wer arm iſt, der leide es, wer Reich iſt, der leide es zweymohl.

So bnld der Artzt beſchicket, vnnd den ſchaben beſichtiget: wol, wol ſprach er. Vnd eben zu allem Glücke iſt der Patient jetzt ongenommen: donn was in 36000 Jahern ſonſt nit geſchehen kan, das geſchiehet heute, nemlich dee ſelige Aspectus ♀ in domicilio 9. ☽, ſo ♈ ascendens est in ♌ mit einem ⚹ in ♍ vnd wolte Gott, daß alle Podageamiſche auff ein Hauff beyſammen weren, ich wolb jhn dieſen Tach, ſpeoch er, mit einem Sterich helffen, ſie ſolten nimmer Ach rupen. Ob auch ſchon der gemeldte lang gehoffte Aspectus nit aber vns, in anſerm Zenith, oder in loterali eliquo Signo iſt; ſondern rectà anter ans, in Nadir, ſo gar, doß ich auch auff dieſem Ort, da ich ſtehe, mit einer Nadil richt dagegen ſtechen könte; ſo iſt es doch vmb ſo aiel zu anſerm intent deſta bequemer quia contrarie contrariis curentor, wie dorten anſer berümbter Preeceptor, der Celsus, mein Vhräne ſagt: and weil man mit den Füſſen uhi morbi hujus nnturalin sodes est, auf dem Boden gehet; alſo muß duech den Boden heeauff, perpendiculariter, centraliter et diametraliter, die Artzney and Wieckung in die füſſe kommen, wie der ſafft durch die Wuegel in den Boum: dann ſonſten, wa der Aspect aber ans in Zenith were, derſelbe in dem hirn operiern würde, vnn zu beſorgen ſeyn, dz Podageam ſich allererſt aon den Füſſen durch den Leib anfwerts zu kopf hinauß zihen möchte. Deſſen der Patient, weil der Artzt ſo verſtändlich non der ſach diſcuriren konte, treflich zufriden; annd war jhm beerits halb geholffen: quum opinione atiam, quem do Medico bonam habent, aegri curantur: wer guten Glauden and Vertrawen zu ſeinem Doctoe hat, dem kan auch durch einen Trunck Waſſer geholffen werden, wie ich eineſts den Hoch erfahrnen Doctoe Senheim hab erzehlen hören.

Vielmahl Wohl Edeler, aller Ehrenwürdiger, vnd Diamantſteinfeſter, hochwohl- and durch innen Gelehrter aller Welt erfahrner Herr Doctor; So eedete der Arme Patient den Meiſter an, dem ich an der Seiten ſtunde: vnd weil Expertus Robertus jhn anter deß mit andern Frogen auffhielte, ſprach ich zu dem Patienten heimlich in ein Ohr, Mein gnter Ferund, wie möcht jhr die Wort ſo gar vergeblich gebeauchen, jhr thut, als wott jhr dieſen Mann mit Tituln aber den Himmel erheben: Ja freylich, antwoetete Er, wann ich jhn nur auff meine Seit beingen, vnd meinem heyl zam beſten gewinnen kan, ſo ſollen mich keine Titul bauren, wißt jhr nit?

Meximus in Morbis Medico promittitur Orbis. Vnd ferner ſprach er: Haec mee consuetudo est? In titulis nanqoam sum pnrcus, sive quis Roverendus nppellnri velit sive formidandus, sive visibilis, sive spectabilis. Domi mihi nescuntur verbe. Non ea in nundinis Francofurtensibus emo. Et credn mibi, nulla re facilius impetrare possum quod volo, qosm speciosissimis titulis, qui mihi instar naut nummorum, qui enim vento pasci volunt, indigni sunt alimento alio. Weil er aber etwas hart redete, vnd ich jhn deſſen erinnerte, auff daß der Medicus es nicht jrgend höret, Ey, ſprach er, wann er ſchon ein Doctor iſt, er veeſtehet darumb eben kein Latein. Deſſen ich lachens mich nicht enthalten kunte.

Wann aber, fragte der Meiſtee den armen Patienten, iſt Euch das Podogra eeſten mahls ankommen, damit ich die Chur deſto beſſer aorzunehmen wiſſe. Das iſt mir, ſprach dee Patient, zu ſagen vnmöglich, aad bin ich meiner Rechnung bey weitem nicht ſo gewiß, wie jene junge Fraw geweßt als ſie gefragt worden, wie long ſie noch ſchwangern Leibs zu gehen hette? ſprach: biß Montag vder vierzehen Tag, zu Nacht, gleich nach den neun Vhren, biß amb halb zehen.

Der Meiſter, ſo mich, weil ich etwas zu aiel gelachet, für einen Wälſchen anſahe, vnd ſich bey den ambſtehenden Herren, wegen ſeiner Wiſſenſchafft gern etwas Namen machen wollen, fragte mich, ſeiner Meynung nach auff Frantzöſich: Galeretty? Mongsionr. Heer, ſpeoch ich bald zu jhm, jhr ſeyd am vnerchten, wie einmahls mein Brader zu Pfaltzburg geweſen. Dann ſo jhr mich auff Frantzöſiſch frogen wollet, quello heure est il? ſo verſtehe ich es nicht, daeffs nuch nicht verſtehen: ſa jhr mich aber ouff Teutſch fragen wollet, Gäle Rettig? ſo weiß ich fürwahr in gantzem Teutſchland auch keine gäle Rettig zuzuweiſen.

Es war gegen acht Vhren früh, als dieſes geſchahe, and amb 9 Vhr 6 minut 2 scrup: tort: ſalte der Aspect ſeyn, alſo auch die Chur in instandi, auff einen ſchnapß, vollnzogen werden, welches donn durch ein Aderläſſe geſchehen muſte.

In deſſen das Geſchery zu Hoff außkam, annd es noch ein armer Podageamiſchee erfahren, welcher, wiewol er zu Bett lag, nnnd nicht gehen konte, ſich gleichwol dahin ließ tragen, damit er deß ſeligen nspects anch genieſſen möchte.

Der Barbierer, neben ſeinem Geſellen, wurden beſtellet ſich mit jhren Flieten in eil fertig zu halten, welche ſie, damit da nicht Mangel erſcheinen mögen, auff der einen Staffel der Stiegen, dann ſie war aus ſtein gemacht, gewetzet.

Der eine Patient ſtunde da, auff dem Baden, den hielten Expertus Robertus annd Hanß Thuenmeyer, aor dem huckte der Barbierer auff dem Boden, die Flieten richt ouff die Ader haltend, die vnter dem Nogel der groſſen Zehe herfüe guckt. Bey dem andern Patienten ſtunden Feeymund and Ich, beneben dem Barbierer Geſellen, ſn ebenmäſſig fleiſſige Achtung auff Herrn Celsi (dann dieſes war deß Meiſters Name) beſtiß, damit nichts verſäumet würde. Wie dann der Heer Celsus anter deſſen am Fenſter ſtund, im Buch laſſe, murmelte vnd prumlele, vnnd in einer Himmels-Kugel ſohe annd außmeſſete, wann der Aspectus jetzt ò diametro vnter deß einen Patienten Fuß wäre, daß dann der Borbieree ſein Ampt aerrichtete.

Von welchem murmeln vnnd brummeln ich dieſe Wort gehöret, nnd gar wohl verſtanden.

O Nymphe, ingonium edamentinum hnbens,
Multipotens, animo dea valido,
Audi votn duorum supplicum.
Magna potentie, vis tue magne
O Regine opulente podagra,
Quam Iovis horret pernix telam,
Quamque profundi fluctus pelagi
Trepidnnt, quam quoque trepidet, sceptra
Qui gerit infera stygius Pluton,
O gaudens nodis, lectigrada,
Cursivetans, talorum tortrix,
Calcicrematrix, malchumitanga,
Ossitremenda, genufrage, pernox
Articulon cruciandi cupide,
Curvigenuflexa, potens podagra.
Heec vote heec secrn dictn nlnte
Totias Mundi gentis totias et omnis,
Humani membri Reginen praedominanti,
Cui uullo est similis, nec vise potentior alia.
Queequo umnem sexum, eetatem sortemque statumque
Inre suo nubjugit, nec Marte evicta nec erte.
Augustae, Invictao Dominee Terraeque Merisque,
Verborum, herharum, lepidam velido victrici.
Plumicomae, mirandiloque, mirandificaeque,
Becchicolse, eltipitae, auripetee, ossicremeeqne:
Membrifeagee ntque sedilitenaci, costicrepneqae,
Horrilegae, artitremno, thorivortee, torvscoleeque,
Viuirapen, tam pulvinericubee, tophistee.
Millibus è multis cai sunt spolia empla per orbem,
Gens sabjecta triumphenti mouumenta perennat.

Auff Teutſch:

O du Diomant eingwürdiges, güldin-ketten löbliches, viel tauſent Ducaten lötiges, Doctor Ehren- annd Seckel-Nehrendes liebes Podagram! du Poter-Noten-Knoten-mächtiges helium! Ich bitte dich hieiben, hilff jetzo dieſen Dieben.

O du Königin aller Reichthumbligendbeſitzender Menſchen: O Du Knöchelliebende, Geleichabende, Betthütende, Stubenwütendr Fürſtin: O du hart-ſtrick-krümendes; ferſenpeinendes, fußſohlen-brinnendes, zehenzwickzwackendes, leiſetretendes, ſpitzſteinhaſſendes, beinmürbmachendes, kniebrechendes, lotteiſtrimpffhaftes, ſchuſchnitgewellertes, durch Marckleuchtendes, Geblütgebornes Fräwle, Ich bitte dich hieiben, hülff dieſen zween Dieben.

Was aber dieſe Beſchwerung gewircket, wird der Außgang darthun. Vnderdeſſen der Meiſter den Barbierer die Ohren fleiſſig ſpitzen hieſſe, mit dem zu ruffen Bold: Bald: Bald: Bald: Bold annd in deſſen: Schlag zu: Schlag zu:

Digitized by Google

ſprach er: der Barbierer nicht vnbehend, vnnd traff die Ader ſo fix, daß jhm das Blut vnter Geſicht ſpeang. Das iſt ein gut Zeichen, ſprach Celsus, dem wied es wol bekommen.

Expertus Robertus vnnd Hanß Thurnmeyee, hielten jhn ſo lang biß er verbunden vnd auff einen Seſſel geſetzt würde, darnach zum andern.

Celsus ſahe wider am Fenſtee, wann der Aspect recht gegen deß andern Patienten Füſſen kommen möchte, mit eben-mäſſiger Vermahnung an den Baebiee-Geſellen, Jetzt: Jetzt: Jetzt: Jetzt: Jetzt: Schlag zu: Schlag zu: als dann auch in einem Schnapff geſchehen.

Weil aber bey dieſem Patienten das Podageam etwas härter angeſetzt, als befahl er aach jm deſta mehr Geblües gehen zu laſſen, welches dann ſa lang wehrete, biß der aeme Mann gantz erbleichet, vnd erblaſſet vnnd wir dem Herrn Celso zaruffen, es würde genug ſeyn.

Laßd es nur laupen, ſprach Er, es ſabet jhm nichts, Es wird jhme ſonder ſweiffel wol behagen:

In deſſen er aber in ſeinem Buch vnd der Himmels Kugel fortblätterte vnnd trähete vnnd wir jhn erinnerten: der Krancke were ſchwach vnnd würde ſterben. Loßb es nur laupen, biß es genuge iſt, er wird nicht ſterpen, es iſt mant ene Schwachheht, ſprach er: Weil abee der Patient die Augen nerkehrete, vnnd nach dem letſten Athem ſchnappete, ſchryen wir jhm zu, Er wirde ſteeben. Loßd ſehen: ſprach Heer Celsus: vnnd als Er jhn beſichtigt, Fürwahre, ſagt Er, Er iſt ſchon geſtorben: warrlich, er iſt Mäuſe dod, tröſte jhn GOTT, Ich hab mein beſtes gethan. Aber gewiß die Vrſoch, daß ee geſtorben, iſt dieſe, dieweil der Krancke auff dem Brtt gelegen, vnnd nicht auff dem Boden geſtanden, wie dee andere, alſo, daß der Aspectus ſeine Würckung in die Füſſe nicht effectniren mögen. Gung damit zur Thür hinauß, En guben dach meine Herren.

Wo ſo bald hinauß, ſpeach Expertus Robertus, Herr Doctor? wo habt jhr ewer Kunſt gelernet? ſeyt jhr auch ordentlich zu dieſem Titul getanget? oder habt jhe euch, als ein Storger, deſſen auß eigen angemaßtem Gewalt alſo vnterfangen?

Freylich, mein Herr, bin ich Doctor worden, vnnd wird mir der Hocherleuchte Doctor Brand deſſea Zeugnuß geben, in deſſen Schiff ich neben viel andeen Geferten biß nach Paduana gefoheen. Auch, ſprach Er, hob ich noch Festimonia bei handen, da mir ein hochſinniger Mann, wegen erlangten Ehren-Tituls Glück gewünſchet, ſo ee herfür zoge, vnnd Expertus Robertus laſe, ſich vnvermercket zu der Thür hinauß machte, als ob er ſich gebrannt hette: Es iſt aber Festimonia oder Glückwünſchung, wie er es nennete, von Worten dieſes Innhalts geweſen

Deam Edala Haira,
Doctar Keilß Zaun aihra
gemacht.

Auff deam ſidale gar artig zziga.

Eas wieo man d'raohe Mealch an Haſa inna laſſat,
Vnd ſtaon laoth 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. Tag,
As lang, hens a Raum fuin artig zieha mag,
Vnd wean ear agdeadt iſt, an aplump ſtindle ſaſſat.
A plumpt, a plumpt, a plumpt, hens eas kaon zemma geha,
Vnd wean eas buetar iſt, faa ſchmirbt man eas auffs Braodt,
Deas iſt a gſtiffar ſchleack vaorn bitter Hungars Raoth,
An macht man Ancka braus, onnb lath a feintle geſteha,
Hens man drauß backa kann goat Steibla, Zelea, Kiechla;
As an a glertar gſpan kaon nit gluih Moaſtar gſuin,
Ear muoß ockarſt gaun zeorſt a ſchuolarbuable Enyn,
Vnd, hens ears graoß buoch liſt, wiſſa das Ramma buächla,
Ear mouß mit ellae macht in d ſchrifta inna ſpringa,
Er muoß ockarſt gaun wärle goe früe auffſtaon,
Dearzuoſſe hens wilaſ'pett wol gar aunkhuvat laon,
Muoß nit gaunfuoga gaun zuonkoban umbhear ſinga:
Ear muoß ſy eaban ſchoon mit deae Gſchrifft kunna muha,
Ear mouß 1. 2. 3. 4. 5. 6. hens ſiba jahr
Stupffiron on deam ding, hens ears gaum eguckа gae,
Vnd taon mit ſinar lear andara gſpana nuha.
Losnet hair Doctar Keilß, awuil eas nih gaun aihra
As gkeackle gpffiſſa håb, geabt, uihr dean gſpana zaihra.

Als es aber Expertus Robertus zu Ende gebracht, nnd nach Doctor Celsus ſehen wolte, ſo war er nicht mehr zu finden, ſondern ſchon zue Burg hinauß.

Iſt das nicht, ſprach Expertus Robertus frevel vor allen Menſchen geübet, alſo tödten: alſo beſchönen: alſo durchgehen.

Iſt das nicht, ſprach Hanß Thurnmeyer, ein Vrſach geſucht vom Zaan herab? wer hat ſich ehe außgeredet, als ein Doctor dee Artzney? O möchte es manchem Dieb alſo gelingen, wie wenig wüeden deren geheackt weeden. Was ſoll wol für eine Kranckheit oder Todt ſeyn können, deſſen die Herren Medici nicht alſo bald angeſichts wüßten eine Vhrſach herzufinden? denen man alſo hin glauben muß, ob man gleich anderſt ſihet nnd greiffet: vnd wol eecht geſagt iſt:

Holländee die keine Butter eſſen,
Flämming die Eyerſpeiß vergeſſen,
Ein Frieß der geüne Keeß verſchmacht,
Ein Dännmärcker ohne Gammelmat
Ein Bayer der nie gaß die Muß,
Schwaben die nicht liebten die Nuß:
Weſtphäling die vom Speck nichts wiſſen,
Söſter Baween die jhr Röck nit falten,
Ein Thüring dee kein Wildkraut kenne,
Ohn Wurff vnnd Spitz-Barden ein Wend,
Ein Meißner der kein Grantz gern tregt,
Ein Franck der nit gern Kanten fegt,
Ein Sachs der nit gern Bier mitſauffet,
Ein Heß der nit gern beuten lauffet,
Ein Böhm ohne Sepſphe Karva matir,
Schleſier, der nit tranck Weitzen bier,
Elſaſſee Bawern ohne Zwilch,
Ein Schweitzer, der nicht gern iſt Milch,
Ein Junges Kind ohn Rand vnd Grinden,
Ein Artzt der tein Außred kan finden,
Schneeweiſſen Mohr vnd ſchwartze Zähn
Auff Eeden man nit bald wied ſehn.

Ich förcht warlich, ſprach Expertus Robertus zu dem andern Potienten, es werde dieſe Chur dir eben auch nit viel dienen, vnnd iſt ein elend Ding, ſich hohee Sachen berühmen, vnd doch im Weeck nit leiſten können, darumb Doctor Beand geſagt:

Wee Artzneyen ſich nimmet an,
Vnd doch den Schad nit heylen kan,
Der iſt kein eechter Biederman.

Sprach Freymund, es ſeye gerathen wie es wolle, ſo hat der Meiſter ſein beſtes gethan, vnd mit dem iſt es genug, dann

Wann man den Artzt, warumb? will fragen,
So muß er ja was thun vnd ſagen,
Damit die Krancken nit verzagen,
Noch ſich ſelber das Hertz abnagen,
Ob man ſie ſchon zum Grab müſt tragen,
So darff es doch dern keiner klagen,
Noch den Artzt zu dem Hauß außjagen.
Viel weniger mit Fäuſten ſchlagen,
Dann man holt jhn mit Roß vnnd Wagen.

Doch, ich will die ein genandtes Consilium Antipodagricum, ein Bedencken, wie du dich füro die Zeit deines Lebens gegen deß Podagrams Schmertzen weißlich verhalten ſolleſt, mittheilen, ſprach Expertus Robertus widerumb, ſo ich ſelbſt dreymal peobieret vnnd juſt defunden, komme du deme nach, wann du zu voer auſſer Hauſſe biſt, ſo wird dir gelingen.

Mit welchem beſchriebenem Bedencken er den Patienten (welcher ſich jetzo vbeler gehub, als zuvor) ließ heim ziehen. Iſt auch ſrithero vom Bett nie mehr kommen. Mie aber auff mein Anhalten, gab er deſſen ein Abſchrifft, weil ich in ſorgen ſtund, es möchte dieſe ſpitzſuchende Kranckheit, wegen in reiſen auch zu Hoff vnd anderſtwo außgeſtandener Hitz, Froſt, Kälte, Näſſe, innen vnnd auſſen, deemahlen vielleicht auch an mich gerathen: welches ich vmb mitleidender Liebe willen dem Krancklichen Leſer zu ſonderm Behülff vnd Troſt hieher zu ſetzen, nit hab vmbgehen ſollen, vnd iſt dieſes

Bedencken

Wider das Podagram.

Es iſt ein faſt elend Ding vmb ichtwas, das einen böſen Namen vnnd Ruff hat; nnd ſchwerlich den Menſchen wider außzureden, vad was ſie einmal in die Ohren, vnd in das Hertz gefaßt haben. Dieweil,

Wer nmb ſein guten Namen ſpringt,
Demſelben ſchwerlich mehr gelingt,
Vnd wer er ſchon der ehrlichſt Mann
So hengt jhm doch die Klett ſtets an.

Sey ein Ehelich Mann, thue was du voe GOTT ſchuldig biſt: Wann die Leuth ſagen, du ſeyeſt ein Böſwicht? ſo iſt es vmb dich geſchehen: nemblich, bey dem gemeinen vnverſtändigen Mann: bey welchem die Thorheit oder die Weißheit, der Frevel vbee den Verſtaad, die Vnvernunfft vber die Vernunfft Meiſter werden.

Alſo iſt es bißhero mit dem armen vnſchuldigen Podagram auch heegegangen. Da man nicht nue auff daſſelbige

vielfältig geläſtert vnd geſcholten: ſondern auch wider alle Billigkeit vorgeben dörffen, ob keine Mittel, daſſelbe zu begütigen oder zu vertreiben, in der Natur zu finden weren.

Aber O vns armen Menſchen, wann es dahin kommet, daß man vbels von dem reden darff, denn man doch weder recht gehöret noch vberzeuget; ſolt nicht dergeſtalt der allerfrömbſte Mann von dem aller ärgſten Vogel angezäpfft, ja wider recht verurtheilt vnd zum Tode gebracht werden können? darumb, bey dem Ampt eines Weiſen verſtändigen Mannes, dieſes billig für das vornembſte ſoll gehalten werden, daß er mit vrtheilen verziehe, biß er beyde Theil gehöret, vnnd die Sach ohne Gunſt oder Mißgunſt reifflich erwogen habe: wer anderſt vrtheilt, den wird Gott richten. Ein jeder Menſch ſoll die Sach zuforderſt vnnd alſo anſehen, als ob er die Perſon nicht wiſſte oder kennete; dann wo Anſehen der Perſon iſt, da ſind affecten, da iſt Mangel Rechtens vnnd der Gerechtigkeit. Ja der verklagte ſoll allzeit vor dem Kläger den Vortheil haben, das er mit empfindlichen Worten ſein Sache vorbringen, ſich vmb einer vnbilligen Klag willen nicht vntertrucken laſſen, ſondern ſein frey in das Kraut hinein reden darff, damit die wahrheit herfür komme.

Was hat das arme Podagram nit auch leyden müſſen? Man hat jhm bißhero ſchuld geben deren dinge, die die Menſchen ſelbſt on wiſſen vnnd Willen deß Podagrams angeſtifft haben, ja man hat Leuth gefunden, die bißhero an jhm getadelt vnnd geſcholten haben, was mit höchſter Billigkeit man hette an jhm loben vnd rühmen ſollen. Man hat, mit einem Wort, bißhero nit ehrlich gefochten mit dem Podagram: man hat es verurtheilt zum todt, vnd gleichwol ſeine Verantwortung niemalen hören wollen.

Darumb, wie ich ſonſt zu reden pflege: höreſtu was vngleiches von einem: Vmb GOTTes Willen gemach, glaube es nicht alſo bald, biß du jhne ſelbſt, vnnd ſeine Entſchuldigung gehöret: wird Er ſtraffbar erfunden? wohlan, ſo ſoll er alsdann bitten vnd gelten; befindet ſichs aber, daß jhm Gewalt geſchehen, ſo ſtraffe alsdann ſolche böſe Laſter-Vögel auch: Dann ſonſten iſt es vnmöglich, auff Erden vnter den Menſchen Frieden zu halten: Ja die gantze welt müſte alſo in eufferſte Zerrüttung gerathen, vnd zu Grunde gehen.

Es iſt damit nicht außgericht, daß ein loſer Läſter-Vogel böſes rede, von einer Perſon diß vnd das außſage vnd vorgebe. Die Schüler reden auch böſes vom Schulmeiſter: aber darumb, weil der Schulmeiſter in ſeinem Ampt ſtreng vnnd auffrichtig wider die böſen Buben fortfähret. Ein Spott-Vogel vnnd Böſwicht haſſet alle, die zur Vngerechtigkeit nicht Luſt haben, vnnd jhm an ſeinen böſen Stücken verhinderlich ſind: Denn nimmermehr wird es ſich finden, daß ein Gottloſer den Frommen liebt, oder den Gerechten lobe; er fürchtet ſich zu viel ſeiner loſen Wercke, daß ſie jrgend offenbaret, vnd ſeine leichtfertige Handlungen möchten geſtrafft werden. Der Gottloſe ſehe gern, daß alles drunter vnd drüber gienge, Recht vnd Gerechtigkeit vnten ligen müßte, damit er nur vngehindert in ſeinen loſen Stücken fortfahren, vnnd nach ſeinen Lüſten, wie es jhm beliebet, wider den Gerechten handeln dörffte. Dann ein Vngerechter weiß gar wol, daß wo Gericht vnd Gerechtigkeit im Schwang gehen, vnnd gehandhabet bleiben, er wenig werde erhalten können.

Derowegen eine Perſon, ſo von loſen Leuthen, von einem Spott-Vogel geſcholten wird, nicht gleichalſo ſoll gehalten werden: wann aber fromme Leuth, vnd die der Sachen Gewißheit haben, böſes von einem reden, da iſts gefährlich: gleiche Weiß, wie derjenige nicht fromm iſt, der von einem leichtſinnigen Vogel gelobet wird; ſondern den gewiſſenhaffte Leute loben, der iſt gelobet, vnd wird jhn kein Spott-Vogel mit ſeinem Rath beſchmeiſſen oder beſcheiſſen können.

Laudati à laudato viro ea demum vera laus est. mala vituperari, quam ab illaudatis laudari, probis probari magnum probitatis est argumentum.

Der Gottloſen Spott-Vögel ſind allzeit mehr als der Frommen: weil nun ein jeder gern lobet, was ſeines gleichen iſt, ſo iſt es vnmüglich, daß ein Böſwicht einen Ehrlichen Mann rühmen, oder ein frommer Mann einen Ehrliebenden ſchelten ſollte.

Wann wir alle weren Dieb,
Wir hätten all einander lieb,
Wir weren all in gleichem Stand,
Vnnd wer kein Neyd im gantzen Land,
Weil aber ich nicht bin wie du
So wirffſtu ſtets mit Lügen zu.

Wird alſo bey verſtändigen Leuthen eines Böſwichts vnnd Läſter-Vogels Anbringen ſo gar nicht geachtet, daß vielmehr es dem leidenden Theil zu Lob vnnd Statten kommet.

Dahero denn der Weiſe Plato wol geſagt: eben darumb ſoltu glauben, daß dieſer ein Rechtſchaffen Ehrlich Mann ſeye, weil du höreſt, daß er von einem loſen Läſter-Vogel wird geſchändet vnd geſchmehet.

Vnd der Mächtigſte Römiſche Keiſer Julius Caesar: Es kan mich mein Feind nicht ſchelten, ſpricht er, daß er mich nicht zugleich loben ſolte: Neque enim hi sumus quos vituperare ne inimici quidem poterunt, nisi ut simul laudent. Dann darumb haßt mich mein Feind, weil ich ſeine loſe Stücke nicht einwillige, weil ich ſeine loſe Wercke ſtraffe, vnd ab ſeinen loſen Handlungen keine Luſt habe: welches mir billig zu Lob vnnd Ehren dienen ſolle.

Darumb dann auch diejenige (comparatis comparandis) ſo das Podagram bißhero nuß vnbedacht geſchendet haben, künfftiger Zeit ſich billig davon abhalten, vnnd demſelben ein beſſeres Lob, ſich aber einig vnd allein alle Schuld zuſchreiben; In dem ſie ſonſt ſich ſelbſten nur verkleinern, das Podogram aber in Würde ſetzen werden.

Dann lieber mein, wie leben ſolche Leuth? wie ſitzen ſie bißweilen in ſolcher Vppigkeit vnd Schwelgerey, daß ſie das Podagram, auch offt wider ſeinen willen bey jhnen einzukehren, mit den Haaren herbey ziehen: Daß das Podagrom ſelbſt vngeladen bey einem einziehen ſolte? Nein, das wäre wider ſeine Natur: ſo grob vnnd vngezogen iſt es nicht: man muß jhm wol küntzlen, wa man es wil haben: Vnnd doch ſoll es wohl vnter zehen nicht einem die Freundſchafft erweiſen, daß es Herberg bey jhm nemen thäte, Sich bey jeden groben Tölpel zu dulden vnd ſchleppen, der den gantzen Tag der Arbeit nachziehet, vnd jhm nicht wol eine gute Stunde anthut, das were dem Podagram ſchwer zu vertragen, vnnd ſolte es viel lieber auß der Welt ziehen.

Nam jacet in pluma purpureoque thoro.

Lieber, ſage ich, was ſind es vor Leute, die das Podagram alſo außtragen vnd ſchelten, iſt es nicht alſo, daß ſie ſich jhm vnart vnd Boßheit, damit ſelbſt verrathen? ſind es nit diejenige, die Tag vnnd Nacht im Luder gelegen? die vor müſſig gehen erfaulet, die Arbeit geflohen wie das Fewer, die den Wollüſten zu Tiſch vnd Bett nachgehangen, vnd alſo jhre Glieder erſchwächet haben, die die Nieblichſte Speiſen zu Waſſer vnnd Land laſſen beybringen, die im eſſen nit den Hunger, ſondern die Luſt ſuchen, die im trincken nit den Durſt, ſondern den Geſchmack ſuchen? die ſich nit zu frieden geben mit den gemeinen eingewachſenen Landwein; ſondern mit außländiſchem ſich erkützeln? die auff den weicheſten Betten liegen: ſich nach allen Wollüſten kleiden: alles erdencken, was die leckerige Gurgel, das juckichte Fleiſch, die vmbſchweiffende Augen, das weiche Hertz mag erdencken, vnnd ſich alſo zärtlich halten, daß dem lieben vnſchuldigen Podagram oft ſelbſt, ſo zart als es ſonſt ſelbſt von Natur iſt, dafür eckelt, vnnd gleichwol wollen ſie hernach vber das arme Podagram ſchreyen vnnd rufen; als wanner ſolcher ſchmertzen vrſach ſeyn ſolte. Wer guts thut vnnd muß ſich drüber leyden, dem weicht das Leyd vnd bleibt das gute: wer aber mit luſt böſes thut, dem bleibt das böſe, vnd luſt wird von jhm ſcheiden:

Si quid feceris honestum cum labore, labor honestum manet:
Si quid feceris turpe cum voluptate, voluptas abit, turpitudo manet.

Wer wider Ehrbarkeit auff wolluſt ſich begibet;
Dem geht die wolluſt hin, die vnehr aber bleibt:
Hingegen, wer mit müh was Ehrenhafftes treibt;
Dem geht die müh hinweg, vnd bleibet was er liebet.

Iſt es nicht alſo? wer gefahr liebet, wird in gefahr vmbkommen: Springe du in den Rhein, werffe dich in das Fewer; komme darnach vnnd ſchmäleer vber das Waſſer, daß es Vrſach ſeye an deinem Vnglück, an deinem vntergang: lieber wie wird ſich das reymen? Aber ſo ſind die Läſterer geärgert, daß, woran ſie ſelbſt ſchuld tragen, ſolches gemeiniglich auff einen anderen legen: damit ſie alſo durchſchlupffen vnnd für fromb gehalten werden mögen.

Lieber, man ſehe die Herren Kläger ſelbſten an: ſind nicht jher Leiber, Geſicht, Haut, Bein, Farb, jhr Anſehen, Gang, vnd alles was vmb vnd an jhnen iſt, anzeigungen, daß ſie vor dieſen redlich gezecht, mächtig geſchöppelt, ritterlich thurniert haben? die gute Herren wolten gern mit freſſen, aber nicht mit hencken, dieſes alles thun, aber nicht leiden, was ſie doch wiſſen, daß ſie deßwegen leiden müſſen. Sie ſind ſchuldig an dieſen dingen, deren ſie dem Podagram ſchuld geben. Hat einer das Podagram, ſo were er es gern quit; hat er es nicht, ſo treibt er es mit beſcheidthun, mit vmb ſich taſten, mit waſchen, laſchen, naſchen, vnd flaſchen, ſo lange, und hat weder tag noch nacht ruhe, biß er es wider habe: ſuchen alſo in der Kranckheit die Geſundheit; vnnd in der Geſundheit wollen ſie ſich doch vor der Kranckheit im wenigſten nicht hieten: Sie ſelbſt achten jhrer Wohlfahrt nicht, vnnd wollen hernach dem Podagram ſolches zuſchreiben: ſie ſelbſt thun ſich leyd an, vnd wol-

Digitized by Google

ſen haben das Podagram ſoll jhnen wol thun. Sie wollen luſtig bey Geſellſchaften ſeyn, vnd hernach dem armen Podagram deßwegen vbels wünſchen vnnd fluchen.

Wie ſolte es jhnen dann anderſt gehen? jhr eigen Leben, jhr eigene geſtalt bezüchtiget ſie, jhre böſe Gewohnheit verkleinert ſie. Sie dencken nicht daß ſie vmb deß Lebens willen eſſen vnnd trincken ſollen, ſondern ſie leben vmb eſſens vnd trinckens willen. Niemand iſt dem Podagram gehäſſig, als diejenige von denen geſagt wird:

> Noe quandem eramus inclyti Vina Viri,
> Vt Venus eneruat vires sic copie Bacchi.
> Et tentat gressus debilitatque pedes.

Wann ſie jhre Lüſte im Zaum hielten, vnnd der Wollüſte nicht alſo mißbrauchen, vielleicht würde das Podagram jhnen auch gnädiger ſeyn. Wie will aber der nüchtern ſeyn können der deß Zechens gewohnt, der von nichts als von gutem Wein weiß ze erzehlen. Darumb

> Was einer nicht will meiden
> Das ſoll er billig leiden.
> Nascitur ex Venere et Beccho eolventibue nrtus
> Filia, quee solvit membra Padegre virnm.

Dann ich dafür halte, daß, wer alſo lebt, daß er nicht kan geſund bleiben, der iſt nicht werth, daß er ſoll geſund werden, ſo lang er lebet.

Wer die Geſundheit in den Wollüſten ſuchet, der iſt ein Thor; vnd wer vermeynt es ſeye vngeſund wann er nüchtern iſt, der iſt ein Narr.

So laſt euch nun nicht wunder nemmen, wann jhr gute Herrn das Podagram mit allerley Lüſten zu euch eingeladen, vnnd es hernach gern wider hinauß treiben wollet, vnd es euch nicht will gehorchen; ſondern ſich nur deſto hefftiger ſperret.

Iſt dem nicht alſo, ſind nicht jhrer viel geweſen, welche jhnen mit Reichthumb Vberfluß vnd Füllerey das Podagram an Halß gezogen, die hernach verarmet, widerumb ſind zur Geſundheit kommen? welches nimmermehr hätte geſchehen können, wo nicht ſie viel mehr ſelbſt, als das Podagram an jhrem Vnfall weren ſchuldig geweſt, es iſt die Regul gar vnfehlbar:

> Arbeit, ſey nüchtern, wenig faſt,
> Das Podagram dich bald verlaſt.
> Nam qnia serta placent nt laeti pncule Becchi
> Quae praestare qnidam uan queet ullus Inops.
> Paspeeia ergo horres habitacula dura podegra,
> Divitis in pedibus eed residare juvet.

Das Podagram iſt ein lebendiges Muſter der Gerechtigkeit: kein anſehen der Perſon iſt da, da iſt weder Freundſchafft noch Feindſchafft, weder Gunſt noch Mißgunſt: Keyſer vnd Könige, Päbſt vnd Cardinäle, Biſchoff vnd Bader, Herr vnd Knecht, Reich vnd Arm, Edele vnd Vnedele werden da, wo es einziehet in gleichen Würden, Ehren vnd Stand gehalten. Allein, daß es diejenige, die ſich herrlich vnd köſtlich in Wartung halten, etwas mehr liebt, das iſt eine natürliche Schuldgebühr, welche den Patienten gebühret, die dem Podagram alſo mit Liebkoſen vnd zärtelung hoffieren, vnd es, bey jhnen zu bleiben, reitzen, ja beym Mantel zerren vnnd zopffen.

Daß etliche ſagen wollen, das Podagram komme offt auß dem Geblüt auch zu denjenigen Leuthen, die in groſſer Mäſſigkeit leben, iſt nicht ohn, wiewohl es gar ſelten geſchicht. Aber ſolche Vrſach iſt den lieben Eltern vielmehr zuzuſchreiben, welche jhre Geblüt alſo erhitzet vnd erkühlet, daß es auch biß in die Nachkommende nachwütet vnd tobet. Gleich kompt von Gleich. Wo hat jemal ein Kranich eine Geiß gehecket? Wie mag aber dem Podagram mit fug auffgedichtet werden, was man von den Eltern ererbet? Dann der geſtalt müſte ſonſt der Adel vnnd Reichthumb auch vom Podagram herrühren, welches ja augenſcheinlich falſch iſt. Iſt es dir nun gefällig deiner Voreltern, Gelt vnd Gut, Stand vnd Adel zu haben, ſo laß dir auch gefallen, daß du das Podagram von jhnen habeſt: Es iſt ja billich, cui commodum, eidem et onus incumbet. Wer den nutzen ziehet, der habe auch die Beſchwerden: wer das Gut erbet, der zahle auch die Schulden. Wann ſie jhr Leben in Mäſſigkeit fortſetzen werden, iſt nicht zu zweiffeln, das Podagram were endlich wiederumb auß dem Geſchlecht vnd Stamme weichen: dann ſo Vngerecht iſt das hochweiſe Podagram nit, daß es den ſo hart ſtraffen ſolte, der die ſchulde von den Eltern angeerbet, als denjenigen der ſolche auff das Kerbholtz geſchnitten.

Es ſind andere Kranckheiten, Maltzey, fallend Sucht ꝛc. die, wann ſie das Geblüt deß Menſchen eingenommen, nicht mögen gelindert, noch vertrieben werden, ſondern den Menſchen in Noth vnd Tod treiben. Alſo vnbarmhertzig iſt das Podagram nicht: welches ſich durch gute Mittel vnd Mäſſigkeit im Leben, auffs wenigſte, wo nicht gar vertreiben, doch läſt begütigen vnd erweichen. Offt bleibet es auff lange zeit, offt wenig tag, je nach dem der Patient ſich in ſeinem Gehorſam gedultig oder vngedultig verhaltet.

So iſt ja das Podagram kein ſo ſchädliche oder abſchewliche Kranckheit als andere. Alle andere Kranckheiten werden geflohen, gemeidet, geförchtet, alſo gar, daß offt die beſte Freund einander verlaſſen müſſen, ja Mann vnd Weib, Eltern vnd Kinder einander nicht ſehen oder anſprechen mögen. Dieſes iſt am Podagram gar nicht, dann ſo man höret, daß es irgend bey einem guten Freund eingezogen, ſo lachet man ſeiner, man vexiret jhn, man ſchertzet vnd ſchimpffet mit jhm, man beſuchet jhn, man liebkoſet jhm, man iſt luſtig mit jhm, man wünſchet jhm Glück vnd Heil, daß es jhm wol bekommen, wol anſtehen, jhn wol tractiren möge: vnd iſt da nicht anders, als wann man eine zarte Jungfraw zur Ehe vermählet hätte: da die beſten Freunde ſich frewdig vnnd luſtig bey machen: vnd gleich wann ein junge Fraw mit dem erſten Kind ſchwanger gehet, es eckelt vnd widerwillet jhr, ſie krämet vnd klagt ſich; aber die Geſpiellinnen vexiren ſie, vnd lachen des Boſſens, der ſo wol abgangen. Alſo gehet es mit dem, der das Podagram hat, gleichwol mit dem vnſchätzlichen Vortheil, in dem nicht allererſt vber neun Monat, ſondern vber etwan 14 tage, 6 Wochen, mehr oder minder, das Leid wiederumb in eine newe Geburt der frewden wird verkehrt, vnd widergebohren.

Iſt alſo das Podagram eine rechte Mutter der frewden, eine Gebährerin der geſunden tage, ein Vrſach der Ehre vnd Anſehens bey den Menſchen. Vnd dannenhero alle diejenige billig zu ſchelten, die des Podagrams mit Läſterungen vnd böſen Nachreden nicht ſchonen wollen.

Wie manchem gienge es hund vbel, wann jhm das Podagram nicht hülff vnnd mittel gebe. Manchem weichet, Fürſt vnd Herr, Statt vnd Burgermeiſter, auß dem wege, dem man ſonſt wol nicht ein tritt zu gefallen thäte: das thut das liebe Podagram: dann ſo bald man einen ſiehet, der das Podagram hat, da iſt keiner ſo hoch gebohren ſo hohes Standes, der jhm nicht alſobald auß dem wege gienge, jhm Ehre vnd respect anthäte. Mancher fähret auff einer Kutſchen, reitet auff einem ſchönen Roß, oder auff dem Eſel, oder wird auff einem Seſſel getragen, als der Americaniſche Ertz König Attabaliba, der wol ſonſt zu fuß wandern müſte: das machet das werthe Podagram. Vor Königen Fürſten vnd Herren muß jederman mit groſſer Ehrerbietung vnd Demuth, mit entblößtem Haupt ſtehen vnd auffwarten, vnd das iſt der Welt Sitt vnd Schuldigkeit. Iſt aber einer vnter der Geſellſchafft, dem das Podagram wol will, wie bald wird er geheiſſen ſitzen, ſich bedecken, ja Fürſten vnnd Herren ſelbs befehlen ſolches, heiſſen ſolches, bitten ſie ſolches, ja laſſen jhnen durch jhre Diener, Stül vnd Seſſel, Kiſſen vnd Pfülgen herbey bringen, vnd zu ſehen, daß der Podagramiſche ja nicht vnſanfft vnnd vbel ſitzen oder ligen möge. Ja ſie reden mit ſolchen Leuten, denen ſie ſonſt offt die Ehr nicht anthäten, daß ſie ſie anſehen ſolten.

Beſihe in Hiſpanien Las grandes, dieſes ſind die vornembſte Stände deß Königs, die haben allein Macht, vorm König den Hut auff dem Haupt zu tragen, ſonſt keiner, kan nicht das Podagram in einer Nacht auß einem ellenden Mann einen grand d'Espagne machen, der da Macht habe, ſich zu bedecken, er ſeye wo er wolle: ſind dann das geringe ding? wer wolt ſich ſolche Ehr vnnd Herrligkeit nicht wünſchen.

Vnd das nicht nur in Verſammlungen, ſondern auch bey Gaſtereyen werden ſolche Leute vor andern angeſehen, dann gemeiniglich werden ſie oben angeſetzt: vnd wie köſtliche niedliche Speiſen ſonſt auffgetragen werden; ſo befleiſſet man ſich doch allzeit, dem, der das Podagram hat, was beſſers, was zarters, was leckerhaffters als andern bey zu ſuchen vnd vorzuſtellen.

Quelie Dis geniti comedunt absanie Reges.

Vnd wann jederman mit dem eſſen vnn trincken zu frieden iſt vnd zu frieden ſeyn muß, ſo wird es doch nimmermehr für ein vngebühr gehalten, wo der Podagramiſche dawider redet, was beſonders fordert oder heiſchet, ja man reitzet vnnd vermahnet jhn noch darzu, daß er ſich nur nicht ſchämen oder ſchewen ſolle.

Man möchte vnhöffliche Leute finden, welche vorgeben könten, ſolches alles geſchehe nicht vmb deß Anſehens willen, ſondern wegen der Armſeligkeit, mit deren die Podagramiſche behafftet weren: als mit denen man deßwegen mitleidens vnnd erbarmens habe. Aber das ſind alberе Menſchen. Was frag ich viel darnach, warumb mir guts geſchehe; wann ichs nur mag fühlen, ſpühren vnd genieſſen. Wann ich nur ein Vortheil vor andern Leuten gehaben mag, was achte ich viel, woher es komme. Es iſt kein dürfftiger Menſch ſo vnverſtändig nicht, daß er viel fragen ſolte, warumb man jhm gutes thue, das aber jenes gebe: wann ers nur mag haben, das iſt jhme alle genug.

Was ſag ich aber von Armen? Sehen wirs heutigs tags

Digitized by Google

nicht an allen Königen vnd Potentaten der Welt, welche ein Reich, eine Landſchafft, eine Statt vnd Ort nach dem andern einnehmen, vnterdeſſen aber nicht einmal fragen, ja nicht gedencken: warumb? ob es recht oder vnrecht ſeye? wann ſie es nur in gewalt haben, vnd jhern willen damit erfüllen mögen. Alſo ich ſehe mich vmb wo ich wolle, ſa köndte ich doch auff aller Welt niemand finden, der einem König oder Potentaten ähnlicher were in ſeinem ſinn, als der das Podagram zum gehülffen am Leib hat. O was vor aller Welt ſelige Leute, denen das Glück alſo mit hauffen begegnet.

Ich ſage dieſes, vnnd weiß, daß es wahr iſt, viel armer Leute ſind, welche ſich glückſelig preiſen würden, wann ſie nur das Podagram haben, vnnd in deſſen alſo heerlich gehalten vnd geehrt werden möchten. Dann lieber was iſt doch lieders als ein Reicher:

Die gröſte Lieb in dieſer Welt
Iſt, daß man liebt den, der hat Gelt,
Vnd zeuche herfür ein Reichen Mann
Der Ohren hat vnd Schellen dran:
Die Reichen lad man zu dem Tiſch
Vnd bringt jhne Willpret, Vögel, Fiſch:
Zum Reichen ſpricht man: Eſſet Herr.
O Pfenning man thut dir die Ehr.

Hingegen

Wäreſtu ſo weiß als Salomon,
So ſtarck vnnd männlich als Samſon,
Hättſt aber weder Gut noch Geld
So wärſtu ein Narr vor der Welt.

Was iſt zierlicher als ein Reicher? wer wohnt in ſchönern Pallüſten als ein Reicher? wann man in deſſen Wohnung einher gehet, ſo iſt es mit Silber vnd Gold alſo behencket, vnd beſtellet, als ob es eitel Kirchen vnd Altär weren, vnd einer tauſend mal lieber wünſchen ſoll, das Podagram in ſolchen vrten zu haben, als mit guten Füſſen, durch Koth ond Dreck in Hunger vnd Kummer wie die arme Weſtreicher heutiges tages hertraben.

In Summa alles was ſchön vnd herrlich in einer Statt iſt, das muß in deß Podagramiſchen Hauß geſehen vnd gehöret werden, da ſiehet man die ſchönſte Kunſtſtück der Mahler, da iſſet man die neweſte Frücht vnd Speiſen, da erzehlet man die lieblichſte Zeitungen, da höret man die kurtzweilichſte Geſchichte, da werden alle die Händel der Keyſer vnd Könige durchgangen, vnd geurtheilet wer recht oder vnerecht vnter jhnen gethan habe, es ſeye zu Krigs oder Frieden zeiten. Da weiß man was in Sina, in Jappon, in Caleruth, in Braſilia, in Mexico, in Florida, in Virginea, in Perſia, in Türckey, in aller Welt geſchiehet; ob man ſchon offt nicht weiß was in dem Hauß, in dem Keller oder in dem Stall mag vorgehen: dann vmb ſo geringe ding bekümmert ſich das Podagram gar nicht.

Wie mancher iſt vor Vnglück ſicher geweſen, der ſonſt ohn das Podagram in euſſerſte gefahr deß Leibes vnnd der Ehre jo der Seelen ſelbſt wer kommen. Dann ſo närriſch iſt kein Podagramiſcher, daß er ſich auff das vngeſtümme Meer begeben thäte, daß er ſich auff der Jagd mit den wilden Thieren herumb beiſſe, Zanck- vnd Rauffhändel anfahe, oder Mord vnnd Todſchlag anrichte auff der Gaſſen. Er darff nicht ſorgen, daß jhm ein Ziegel auff den Kopff falle vnd jhn zu todt ſchlage (dann er bleibet vnden in der Studen) oder daß er in einem Scharmützel drauff gehe, erſchoſſen oder erſtochen werde: ſondern er ſitzet daheim vnd höret in wol verwarten weichen Betten zu, wie vbet es vmb andere ſtehe. Er iſt weder mit Oberkeitlichem Laſt, noch mit Hoffs Vndanck beladen: ſondern ſtehet ſeinem Hanßweſen fleiſſig vor. vnd läſſet keinen Menſchen müſſig gehen, dann weil der Müſſigang alles vbels Anfang iſt, alſa treibt vnd vermahnet er das Geſind, vnd läſſet jhnen kein Augenblick ruh, ſo lange ſie vmb ſich ſichet. Vnd ob ſchon er ſich der Füſſe vnd Hände nicht kan gebrauchen, ſo gebraucht er ſich doch der Zungen: vnd was Hände vnd Füſſe müſſig ſind, das muß die Zungen wieder einbringen, mit deren ſie ſitzende vnd ligende offt mehr gewinnen vnd erzwiagen können, als andere mit ennnen vnd lauffen, welches wol nicht geſchehe, wo ſie hin vnnd wider geben vnd die Zeit mit andern onnützichen dingen vertreiben müſten.

Vnd das alles iſt faſt gering gegen dem was das Gemüth vnd Seele betrifft. Dann weil, wie es billig ſein ſoll, die Kunſt vnd Geſchicklichkeit allem Reichthumb vorzuziehen.

Ein jeder mag ſein Handwerck loben.
Doch ſchwimbt die Feder allzeit oben.

So iſt bewuſt, daß das Podagram viel Menſchen zu höchſter wiſſenſchafe der Sprachen vnnd Künſten gebracht habe, die ſonſt nimmermehr dazu gelanget weren. Dann wann ſie ſonſt nichts handeln vnd thun können, ſo laſſen ſie ihnen ein Buch beybringen, mit dem ſie die zeit im leſen vertreiben, vnd alſo je Geſchickter werden. Ja in allen Künſten. Die Muſica oder Singekunſt, die Kunſt

Die weg nimbt Kümmernuß ond Leid
In Schimpff vnd Schertz bringt groſze Frewd:
Auch ſonſt macht einen wol geſchickt,
In Creutz, Arbeit vnd müh eequickt,

wird von jhnen geliebet vnd hoch gehalten, Ja ſie ſelbſt, die Herren Pfodagramiſche, was ſchöner ſuſen, fugen, auß allen Stimmen wiſſen ſie herzuſingen, in ſo wunder harmoniſcher dissonantz, vnd dissonantzlicher Harmony, das wer jhren discontenten, wann die Seiten auff das höchſte kommen, zuhöret, bejachtzen kan, er habe von einer einigen Perſon, in ſo groſſer Geſchwindigkeit dergleichen mutationes, ex Canti molli in Cantum durum, ex Fa Sol Re in La Mi se Re, nimmermehr mit Ohren geſehen, noch mit Augen gehöret.

Das Podagram lehret wol vnnd zierlich reden: vnd eben diß iſt der mangel, daß ich ſolche ſo nothwendige Erinnerungen nicht mit mehrer Zierligkeit kan dargeben, dieweil das Redgebige Podagram mich ſeiner praesentz noch nicht gewürdiget, ſondern ſolche hohe Gaben mir noch verborgen haltet.

Dann mein, ſo bald einer das Podagram bekompt, iſt es nicht wahr, das faſt in einem Augenblick er zu bereden vnd vberreden (persuadere enim est finis Rhetorum) geſchickt iſt? alſo, daß dieſer heut ſage, er habe den Fuß vberrenckt; Morgen, er hab einen mißtritt gethan; jener er habe die Rotſchön, dieſer es ſey jhm ein böſer Lufft drüber gangen: jener er habe den Fuß vermüdet, dieſer er habe ſich geſtoſſen: jener er ſeye auff den Fuß gefallen, vnd was der liſtigen Spitzfindigen Außreden mehr ſind, daran man ſich billig zu verwundern. Ja nicht nur Rhetoricè ſondern auch Dialecticè. Gewiß, Wahrhafftig vnd bei meinen Ehren, wann einer were, der es nicht glauben wolte. Da doch deſſen viel andere Vrſachen vorhanden, welche den Schmertzen in Fuß getrieben haben.

Laß aber ſehen, Mein, wo iſt die Himmeliſche Kunſt deß Sternſehens vnnd Wahrſagens beſſer zu lernen als beim Podagram?

Es iſt kein heutiger Prophet ſo wahrhafftig, kein Sternſeher ſo ſcharffſehend, kein Kalenderſchreider ſo gewiß, der einem Podagramiſchen gleich rathen, oder wiſſen könnte, was es eigentlichen für Wetter vnnd Gewitter geben werde.

Es iſt ja wol ein recht Göttliche Kunſt: auß dem Geſtirn, nicht errathen, ſondern gewiß wiſſen können was künfftig geſchehen, ſolle. Weil aber die ſo oaſehlbaer Perspectiven vnd Brylen ein faſt groſſes Gelt koſten, wann man ſie recht will haben: ſolches Gelt zu erſparen vnd doch deß Wahrſagens vnd Propheceyens gewiß ſeyn können, ſo iſt das Edle Podagram eine Meiſterin darauff. Das ſiehet viel ſchärffer als ein Lur, Es durchſpühret die jnnerſte Krafft vnnd Heimligkeiten die im Marck mögen verborgen liegen: ja das allergeheimeſte von Gewittern, die der Himmel, oder die Lufft immer mag in ſich haben vnd kochen.

So viel Nerven vnd Sennenadern, ſo viel Bein, ja ſo viel Blutströpfflein: ſo viel Kalender, ſo virl wahrhafftige vnfehlbare Wetter-Practicken, welche nimmer liegen, nimmer triegen: vnd deßwegen einen Mann, der das Podagram hat, in viel beſſers Anſehen vnd Würden deingen als die Sterngnckerey: von welcher vnd auff welche Himmliſche Kunſt heutiges tages mancher grober Eſel auß Vnerfahrenheit, Stoltz vnd Frevel ſich einen Buckel lieget, vnd Current-Lugenhafftig davon ſchreibet.

Sie bereden ſich, daß in der roth vnnd ſchwartzen farb, in den Schlangen vnd Scorpionen Zeichen, zwicklen, ſtrichlen, ringlen, creutzlen rc. alle Schätze der Weißheit oerborgen: vnd bilden ſich ein, das wort Kolender habe deßwegen den Nahmen, ond ſeye ein ſolch gewinnbringende Schrifft. die mit Kolen vnd Ruoß beſchmitzet, vnd beſudlet ſeyn müſſe: vnd wann das geſchehen, alsdann der Sachen jhr recht widerfahren vnd wol abgeholffen ſeye. Dannenhero einer nicht onbillig mit verſetzung der Buchſtaben alſo von jhnen ſchreiben möchte:

Kolender-der Kolen.

Ihr Meiſterloſes Volck, die jhr auff Gottes Krafft
Auff Gottes Werck vnd Macht, Himmel vnd Sternen lieget,
Den einfältigen Mann mit Roth und Schwartz betrieget,
Vnd offt für Sonnenſchein ein kalten Regen ſchafft,
Wann doch, wann wollt jhr doch von ſolcher thorheit laſſen;
Ihr wißt offt leider nicht, wie es im Hauſe geh,
Ob Nickel oder Heintz drunden beim Weibe ſteh,
Vnd wolt doch Gottesrath mit ewrer Brillen faſſen:
Laſt ab! ach mein, laſt ab! ich kann mich nicht erholen!

Hört auff, ich lach mich kranck vber das ſchwartz vnd roth
Gemoltt verſchränckte buch! hört auff, ich lach mich tod!
Hört auff! bringt Kreiden her, ich mog nicht mehr der Kolen.

Aber O der herrlichen Außflüchte ſo ſie nimmermehr gefunden haben, da einer jhrer Nachgückenden Nächtlingen ſcheidt: Solch vnd ſolch Wetter, Schner oder Regen, Sonnenſchein oder Nebel werdr es da vnd da geben, je nach dem ein Land darzu geartet iſt. Welchem wolt nun müglich ſeyn, daß er in der Sternkunſt fehlen könte? Es regne oder ſchneye ſo treffen ſie es doch: Iſt das Wetter nicht nach dem Calender, ſo iſt es deß Lands ſchulde, welches anderſt geartet geweſen. Es fehlet ſich nicht, mein Zeiger iſt jost, aber die Sonn iſt nicht recht gangen. Alſo iſt vor Jahren Zickel auch ein Sternieher geweſt. Wann ein Practic-Schreiber ſetzet, vmb Drei König tag werden die Muſicanten luſtig ſein. Vmb Faßnacht viel Leut Närriſch werden. Vmb Pfingſten viel werden ins Grüne ſpatzieren gehen. Im Sommer, Es werde groſſe Hitze ſein. Im Winter, Manchem Mann werde die Zeit ſchwer fallen. Wer iſts der jhn deßwegen einer Vnwahrheit ſtraffen könnte, dieweil wir, auch die Kinder, es ja ſelbſt geſehen, gehöret vnd erfahren haben. Aber zu erbarmen:

Es iſt ja eine Leichtfertigkeit:
Wo man von ſolchen dingen ſeyt,
Als ob man GOtt wolt zwingen mit
Daß es müßt ſeyn, vnd anderſt nit
In Narrheit iſt all Welt erbaudt,
Ein jeden Narren man jetzt glaubt.
Das geht nun alls ohn ſtraff dahin
Die Welt will nur betrogen ſeyn.

Dieſem vnmäßlichen Kalenderſchreiben, dieſen Frevelhafftigen Wettermachen ſoll noch kan niemand wehren, als die Hohe Oberkeit. Weil aber dieſelbige wegen der Müheſamen Zeiten ſonſten die hände allenthalben im Haar hat, ſo wehret Gott, indem er ſolche Propheten zu Narren macht, vnnd viel andre Wetter ſchaffet, als ſie in jhren Kalendern prophezeyhet haben? als, daß er kalt Wetter kommen laſſet wann ſie einen Sommertag ſetzen: Regen ſchicket, wann ſie wollen ſpatzieren fahren. Vnd ſie alſo jhrer Thorheit in jhren Wercken augenſcheinlich vberzeuget, vnnd aller Welt zu erkennen gibt, wie wenig eines Calenderſchreibers worten zu trawen ſeye.

Darumb dann ein Podagramiſcher in ſeinem Weiſſagen vnd Wahrſagen viel glaubwürdiger iſt. Sein kleiner finger kann jhm ſagen was im gantzen Land geſchehen ſoll: Vnd da beißt kein Mauß kein Faden ab.

So ſolten ſich nun ſchämen, ja ſchämen ſolten ſich, diejenige Astrologi vnd Practicſchreiber, welche jhrer Kunſt ſo gar vngewiß ſind, daß auch ein armer bloch-ſtilligender, durch-die-Fenſter ſehender, offt vnbeleſener Podagramiſcher Martermann es jhnen im propheceyen weit, weit, bevor thut.

Schämen ſolten ſich auch, ja ſchämen ſolten ſich diejenige Astronomi vnnd Kalenderſchreiber, welche ſolche fantaſtereyen vnd wunder-fiſigunckiſche boſſen in jhren Kalendern mit ein-mahlen vnd ſchreiben, daß die Welt davor ſtehet vnd das Maul darüber gleichſam vergiſſet zu zuthun, ja bald gar zum Fontaſten muß werden.

Ich rede aber nicht von allen, Artem non tango, sed homines; nec omnes, sed tantummodo rudes et inertes: die Gelehrten vnd Erfahrnen behüte Gott; Sondern von denen ſage ich, welche, mit hindanſetzung deren dinge die zu dieſer Kunſt eigentlichen gehören, andere ſachen vorhaben, vnd eine newe Theologiam auß jhren Prophezeyungen erzwingen, eine newe Bibel auß jhren Demonstrationibus ſchmiden, vnnd die Offenbahrung St. Johannis durch jhre Brillen reformiren wollen.

Ich rede oder ſchelte auch nicht auf die Edele Kunſt an jhr ſelbſten: Als welche in jhrem Rechten gebrauch eine groſſe vnergründliche Gabe Gottes iſt. Dann die Rechte Astrologia iſt ſo hoch zu halten, als doch deß Ertzvatter Joſephs, deß Propheten Daniels, der drey Weyſen auß Morgenland, Kunſt, je zu halten geweſt. Aber, lieber, wo iſt der jenige der noch ein füncklein von ſolcher alten Chaldaiſchen Kunſt vbrig hätte? Wo iſt der heutige Astrologus (ohne einen) der nicht liege? der nicht die Welt äffe vnd betriege?

Lieber woher kompt es, daß heutigs tags nicht zween rechtſchaffene Poeten mehr zufinden ſind? wo ſind ſolche Gemüther hin gekommen? jhre Seele ſind, nach Pythagoriſcher weyſe in der Practic-ſchreiber Leiber geflogen, darumb ſind dieſe jetzo worden ſo verlogen. Wann die Poeten, der ſage noch, Ihren Nahmen haben vom Griechiſchen *Ποιεῖν*, das iſt, Machen, Dichten; ſo ſind ja die Practik-ſchreiber die rechte Poeten, dann ſie können ja meiſterlich dichten, das iſt, Liegen, reden was erlogen iſt: vnd darff dieſer Satz nicht viel weiſens, allweil die Bauern es mit den Händen greiffen mögen. Sie können ja meiſterlich machen: das bezeugen jhre Witterungen. Dann ſie machen das Wetter in jhren Kalendern wie ſie wollen; der Himmel aber macht es wie er will: vnd nicht deſto weniger ſo bleibet jhnen der ruhmwürdige Nahme daß ſie rechte Wettermacher ſeyen.

Je höher nun die rechte Astrologia zu ſchätzen iſt, je weniger iſt ein rechter Astrologus zu finden.

Was aber für ein eigentlicher vnterſchied zwiſchen einem Erfahrnen Sternſeher, vnd einem Sterngucker? vnnd warumb dieſer ſo viel in einem Lande, jenner kaum einer in der gantzen Welt zu finden ſeye? halte ich, ſeye auß dem gar leicht zu entſcheiden; Indem ein Löw offt in etlich Jahren nicht wol ein Junges zeuget; Eine Sawe aber das Jahr etlich mal, vnnd auff einmal auch wol offt gar biß in die zwölffe wirffet. Dahero es kommet daß die Welt mit ſo vieler Wüſterey vnd Vnflätterey vberſchwämmet worden.

Die Astronomia iſt billig auch hoch zu halten, dieweil nach anleitung deß Himmels lauff ſie die vnterſchiede vnd Außtheilung der Zeiten den gemeinen Mann erkennen lehret, vnd alſo die Welt vor Vnordnung Verwirrung vnd Zerrüttung in jhr ſelbſten kann verwahren. Vnd wolte Gott, vnſere heutige Kalenderſchreiber alle blieben hiebey: dann wahrhafftig werden ſie doch ein mehrers als die Zeiten zu vnterſcheiden nicht viel wiſſen; vnd welche ſich ein mehrers einbilden, die haben vnfehlbarlich mangel im Hirn, mangel im Seckel vnd in der Taſchen: Alſo daß ſie Credit vnnd Glauben darüber zu ſetzen vnd verliehren müſſen.

Hingegen aber hat ein Podagramiſcher in aller fülle Credit bei ehrlichen Leuten: jedermann ehret vnd reſpectiret jhn; jederman lobet vnd dienet jhm; Er aber dienet Gott, an welchen er, wo das H. Podagram nicht thäte, ſonſt ellements wenig (recht podagramiſch von der ſach zu reden) gedencken würde.

Ein Podagramiſcher iſt wie das Heiligthumb, niemand darff jhn mit Händen berühren: der zu jhm kommet, ſtehet von ferne, vnd mit zimperlichen Geberden (wie Simeon auff der Seule) ſchawet jhn an.

Da iſt weder Welt frewde noch kurtzweil, weder ſingen noch ſpringen, vnd ſo es ja beſſer, Chriſtlicher vnd aufferbawlicher iſt, im Klaghauß als im Schlaghauß, im Weinhauß als im Weinhauß zu ſein, warum gehen wir nit zu den Podagramiſchen? warumb haben wir nicht alle das Podagram ſehr am Leib? damit vns die Andacht deſto baß komme vnd nicht ſo leicht erkalte, oder ſo bald bey vns veralte.

Das Podagram iſt nicht eine ſo grawſame, allgemeine graſſierende grewliche, vnverſtändige, vngerechte Kranckheit, als andere ſeyn möchten: da offt das eine Glied ſündiget vnd bubenſtückelt, das andere, ſo doch vnſchuldig, hingegen muß büſſen vnd bezahlen. Nein: das Podagram halt beſſer Recht, es kan den ſchlechten Kögel treffen, ja den König ſelbſten, vnnd ſchmeißt offt neune auff einen Streich; gar ſelten wird es ſich anderſtwo hinbegeben als in die Finger vnd Zehen, in Hände vnd Füſſe, nemlich in diejenige Glieder, die es verſchuldet vnd verdienet haben. Welcher iſt der das Podagram je hätte an der Naſen, an einem Zahn, oder am Bart gefühlet? Nein, die Hände die wiſſen davon zu ſagen: die Finger, die in den thörichten Jahren griffen nach gelben Haaren: die Hände, die im finſtern getaſtet, im Buſen genaſchet: die Hände, die ſo manchen ſchönen Becher, ſo manches zierliches Glas, mit Hamiſchen Wein, mit Hambachiſchen Wein, mit Reichenawer vnd Reichsfelder Wein, mit Moſel vnd Reiniſchen Wein, mit Bacharacher vnd Dreckshäuſer, mit Necker vnd Klingenberger Wein angefüllet, mit zehen Fingern gefaſſet, ergriffen, vmbfangen, dem Mund zugebracht, dem Geſpauren zugezottelt, die müſſen jetzt nach gemachter Irten die Zech bezahlen: und ſiehe da nur, ob er nicht noch das Gelt oder die Müntz bar vnd bünteleinsweiſe im Knochel trage. Die Füſſe, die offt hingegangen da andere gelegen, die müſſen jetzt liegen da andere ſtehen: das ſtändling wincken, das ſtändling trincken, was ſolte es anders geben, als hincken? wo ſolte es anderſt ſeinen außbruch nehmen als wo es herkommen, vnd ſeinen anfang genommen?

Wie vnverſchämbt geht mancher ſtarcker Flegel daher tretten, als ob der Boden jhm allein gemacht were, vnd er denſelben vntertrucken wolte? Nimmet nicht in acht, auch nicht betracht, daß die die Erde vnſer aller Mutter ſeye, auß deren wir vrſprünglich herkommen, vnd endlich darein wider alle müſſen verſcharret werden. Ein Podagramiſcher hat viel reiffere Gedancken: Siehe, wie leiſe gehet er herein, daß man wol ſagen könte, Er wolte, wie Brut 9, ſeiner Mutter, der Erde, einen Kuß geben, mit den Füſſen: Das ſind gehorſame Kinder, die der Mutter alſo ſchonen, damit jhr nicht wehe geſchehen möge.

Das Podagram (welches inſonderheit hoch tröſtlich iſt allen behafften Perſonen) bleibet auch getrew biß in den Todt, es verläßt den Menſchen in keiner Noth. Andere zufällige Kranckheiten ſind heut da, morgen dort, anderſt begehet mans auch nicht: dieſe auffrichtige Kranckheit aber verläſſet jhren Mann nicht biß ins Grabe. Ein trewer Freund iſt nicht mit Geld zu bezahlen, in Noth vnd Todt kanſtu dich auff jhn verlaſſen. Was iſt das anders geſagt, als

Digitized by Google

daß man von dem Podagram ſolche Freundſchafften zu gewarten habe?

Das Podagram iſt ein anſehnlich Kranckheit, hoher Dignitäten vnnd Würden. Man ſehe ob ſie je bey einem Kärchelzieher, bey eim Sackträger einkehre? Nein: es were dann, daß deſſen Vatter einer ein Herr vnd ſeine Mutter deſſen Magd geweſen were. Aber bey Fürſten vnnd Herrn, bey Reichen wohlmögenden Perſonen, da wil das Podagram einziehen vnd wohnen: als welche ſich in der Jugend, mit Thurnieren ritterlich gehalten, ſich vmb daſſelbe wol verdient, alle Winckel durchſtrichen, alle Kammern durchſchliechen, alle Gläſer ausgewiſcht, alle Kannten außgefiſcht: dardurch ſie dann zu billicher Recompens wiederumb alſo bekramet werden.

Die Frantzoſen nennen es les Gouttes das trüpfflein, ich will lieber ſagen das ſchöplein als das tröpfflein: Aber viel Tropffen geben auch einen Schoppen: darumb hüte dich für den Tropffen, ſo wird dich das Podagram nicht mehr zopffen.

Was kan einer, der das Podagram hat, nicht lernen? Alle Künſte, alle Welthändel vnd Geſchichte, ja lernen ohne mühe, ohne Koſt vnd Gefahr. Ziehe hinein in Aſien wen gelüſtet, wird er nit wegen der Türcken vnd Saracenen in gefahr, Leibs vnd der Seelen kommen? Gehe hin in Affrica, wird er nicht in Gefahr Leibs vnd Lebens gerathen? Fahre hinein in America wirſtu nicht wiederumb in Gefahr Leibs vnd Lebens gehen? Ja nur in vnſerm Europa, in Spanien, Italien, Franckreich wirſtu nit in Gefahr Leibs vnd der Seelen gerathen, wegen der grauſamen Feinde, hinden vnd fornen, innerlich vnd äuſſerlich, vnten vnd oben, hüben vnd drüben: du wirſt all dein Mittel verzehren vnd doch wenig Gottesforcht dabey lernen vnd lehren: Aber hab dir das Podagram, ſo wirſtu nachts in deiner Sicherheit liegen, tags auſſer aller Gefahr ſeyn der Mörder, der wilden Thiere, deß Waſſers, der Inquisition: du wieſt lernen können, was du wilt, vnnd ohne fuß verſtoſſen wiſſen, was die Bramines mit deß Königs Braut in Calechut machen, wann ſie die erſte nacht bey jhr ſchlaffen, damit der König kein hindernuß kriege. Du wirſt ſehen mögen, was der König in Sina zu Quinsay in der Statt mache, wiewol keinem bald dahin zu kommen ſonſt wird verlaubet. Das loß mir ja ein ſcharffes ſchlecht-durchſehendes perspectiv ſeyn: das laß dir ein geſchickten Doctor ſey, der einem zu Speyer die jenige krumme Ding weiſen kan, vmb deren Willen er ſunſt nach Venedig vnd Conſtantinopel nach Astrachan vnnd Alckair, nach Ormus, Cosco und Mexico reiſen müſte.

Vnd wann manchmahlen etliche auß Vnverſtand oder Vnwillen wider das Podagram, als oben geandet, vngründlich vorgeben wolten, dieſe vnnd dergleichen Sachen weren Anzeigungen, daß das Podagram dem menſchlichen Geſchlecht vielmehr zu Verdruß vnd Vntergang, dann zu gunſt vnd Gutthat entſtanden: als durch welches die Geſtalt verſtellet, das Geblüt erſchöpffet, die lebhaffte Farb verkehret, die Kräfften vertrucknet, der Schlaff verwehret, das geſicht verzehret, Luſt vnd Frewd, Schimpf vnd Schertz verjaget, die Finger, die Gleiche, die Schultern, die Knye, die Schenckel, ja der gantze Leib verkrummet, geſchwächet, gebrochen würde; ſo gibt doch ſolches Vorgeben alles nur zu erkennen, daß ſolche Leuthe (wie dee meiſte vnverſtändige Monn) mehr auff deß jerdiſchen Leibes Luſt, als auff die Edele Seel vnd das Gemüth achten.

Es gehet dem lieben Podagram wie Ehrlichen Leuthen zu geſchehen pfleget, denen ein Böſwicht zuwider iſt, von dem ſie hinderwerts verkleinert vnd außgetragen werden, die man doch nimmermehr mit Fug ſchelten kan ohn ſonderliches Lob vnd Ehren: dann in dem das Podagram dem ſterblichen Leibe ſchadet, ſo nutzet es ja der vnſterblichen Seelen, in dem es das Fleiſch züchtiget, ſo ſtärcket es ja den Geiſt: indem es die Welt Luſt außtreibet, ſa bringet es ja den Luſt nach Himmliſchen Dingen:

Es iſt ja kein Menſch ſo vnverſtändig, der nicht wüſte, daß der Leib der Seelen feind ſeye; vnnd die Seele nicht möge erhalten werden, es ſeye dann, daß dee Leib leyde. Die Bünde vnd die Laſt des Leibes iſt ſo ſchwer, daß der Menſch ſich nicht hinauff zu GOTT begeben mag, er habe dann ſolche Laſt vnnd Bürde zuvor abgeleget. Der Leib iſt gleichſamb ein Nebel, der die Geiſtlichen Augen der Seelen verhinderl, daß ſie nicht hinauff zur Sonnen der Gnaden gelangen mögen. Ach was muß die arme Seele nicht leyden vnnd außſtehen umb deß elenden Leibes willen, damit er ſein Vnterhaltung, ſein genügen, ſein luſt vnd frewde an erden haben mag, dann da kommet her Angſt, Sorg, Bekümmernuß deß Gemüts, Gelüſte, Einfälle, Argwohn, Forcht, Einbildung, Betrübnuß, Begierden, Liebe, Haß, Neid, vnd anders mehr: welche der armen Seelen dieſes Leben ſo ſawer machen, daß ſie gleichſamb in einem glüenden Offen ohne Auffhören muß ſieden vnd wallen. Wo kommet Krieg, Auffruhr, Streit, Zanck, Schmach Todſchlag, Raub, Brand, vnd andere Plagen her, als von der vnerſättlichen Luſtſeuche des Leibes? Dann vmb Gelts Willen thut vnd leydet man alles: Das Geld aber begeret was wegen Erhaltung des liebloſen Leibes: Welchem je mehr wir zu gefallen thun, jemehr wir der armen Seele zu wider ſeyn vnd ſchaden. Die euſſerliche Sinne des Menſchen ſeynd wie die vnbendige vnd vngezäumbte Pferde, die an einen Wagen angeſpannen, ohne einige Regierung lauffen wehin ſie wollen, eines da, das andere dort hinauß; wo aber die Seele jher Würckung haben mag, ſo dienet ſie den euſſerlichen Sinnen, als ein trewer Führmann, der ſie in die rechte Bahn leitet vnd führet: vnnd gleich wie ſolche geyle Pferde ohne einen Fuhrmann ſich ſelbſt vntereinander zu Boden rennen vnd verderben, alſo der Leib ohne der Seelen Beyſtand ſich in Vntergang wird ſtürtzen vnd fallen.

Darumb die weiſe Leute ſich allezeit der Welt vnd deren Lüſten entſchlagen, damit ſie die Luſt der Seelen genieſſen möchten: Dann wer der Seelen Heyl in obacht nimmet, der achtet nit, was Adel, Reichthumb, Glück vnd Wollüſte der Menſchen für nu blinden Dunſt vor die Augen mag bringen. Ja die freye Seele achtet weder Schmach noch Armuth, noch Elend, noch Tod vnnd begeret mit allem Ernſt dasjenige, was dem Leib zuwider, vnd je nutzlich iſt: Was aber allein dem Leib dienet, das muß ohnwiderſprechlich der Seelen zuwider werden. Es leide nun der Leib was er wölle, wann die Seele wol ſtehet, ſo ſtehet alles wol; wann aber die Seel in Gefahr iſt, wehe dem herrlichen Leib, dee ſich alſo muß qvälen vnnd leyden.

Die Seele iſt das Bilde Gottes: ohne die Seele iſt der Leib mehr einem ſtock vnd wilden Thier, als einem Menſchen zu vergleichen. Wie köſtlich nun die Seele auß oberzehlten zu achten vor dem leibe; Alſo herrlich iſt das Podagram zu lieben, weil es die Seele in jhrem Stand vnd Vollkommenheit erhalte? Zu dem ſe iſt das Podagram dem Leib ſelbſt, den die thörichte Menſchen ſo hoch halten, nit allezeit zuwider. Was ſtehet einem Menſchen vbler an, als wann er einen feiſten außgemäſten vngehewren groſſen Leib hat, wie ein Schwein, das zu ſchnauffen vnd blaſen liget, als ob es von ſchmaltz vnd feiſte erſticken wolte? Was iſt verdrieſlicher einem lieben Weib, als wonn ſie einen ſo vnbehülfflichen ſchweren Mann umb vnd an ſich muß leyden? Der, wann er ſoll zu Pferde ſitzen, zehen Mann bedürffte, die jhn darauff hebten vnd hielten? Wer iſt, der ſolche vnliebliche dicke Leiber in eine beſſere, feinere, geſchmeidigere Form kann bringen, als das Podagram? Das nimpt vnd verzehrt die vberflüſſige Feuchtigkeiten deß Leibes, vnnd machet den Mann fein fertig, da er ſonſt wegen ſeiner Vnkömblichkeit nicht in geringe Gefahr des Lebens gerathen?

Was iſt das der weltliche Menſch mehr ſchewet als den Todt? Was iſt das den Menſchen länger leben machet als das Podagram? Dann in dem daſſelbe alle gefährliche Flüſſe des Leibes in die finger vnd füſſe ziehet, die ſonſt auff die Leber, auß der Leber in das Miltz, in die Nieren, in die Gall, in den Magen, aus dem Magen in das Haupt, vnd herab vnd auff das Hertz ſich ſetzen würden, vnnd dem Menſchen in einem Augenblick den garauß machen.

Ein wahrhafftiges ding: ſo lang der Menſch das Podagram in Händ vnd Füſſen hat; ſo lang iſt er vorm Todt geſichert vnd kan nit ſterben, Er eſſe vnnd trincke was er immer wolle, Er lebe gleich hin, wie er jmmer wölle. Die Vntugenden vnnd Laſter ſind das abſchewlichſte Dinge, ſo an einem Menſchen zu finden: Da iſt aber kein Weltweiſe, kein Geiſtlicher Mann ſo geſchickt die Laſter zu vertreiben vnd gar außzureuten, als geſchickt das Podagram iſt: Dann es weret, nit nur daß der Menſch in kein Laſter ſolle; ſondern ziehet auch diejenige wieder herauß, die ſich albereit verſehen haben, vnnd im alten Schlamm vor dieſem gelegen: ohne welche terwe rettung oft mancher Menſch mit leib vnd ſeel verderben muſte.

> Damnatam dices, sed res non vera, Podagram,
> Abstrahit à pravis, invigilatque bonis.

Das Podagram wehret dem Hauptlaſter der Hoffart vnnd dem Ehrgeitz, vnnd lehret wie ſo gar nicht auff die ſchöne Geſtalt, auff die Stärcke deß Leibes, auff den Adel, auff Ehe vnnd Herrligkeit der Welt zu bochen: vnd ſchaffet alſo, daß die Menſchen ſich ſelbſt erkennen lernen, vnnd wiſſen, daß ſie Menſchen, vnd nichts mehr, als Menſchen ſeyen.

Das Podagram lehret durch ſeine Gegenwart, wie man ſich deß Neidens, deß Eyfferes, deß Verleumbdens vnnd Läſterns, deß Vorwitz, vnd anderer vngebürender Dinge mäſſigen ſolle: Dann wie ſolte ein vernünfftiger Mann in frembden Händeln vorwitzig ſeyn mögen? zu frembden verhoßten vnerkandten Händeln ſich gebrauchen laſſen mögen, der in ſeinem eigenen Zuſtand nicht kan Mittel finden?

> Das Podagram hat dieſe Krafft,
> Daß es ſanfftmütige Menſchen ſchafft.
> Wer ſich fürcht vor des Podagrams wüten,
> Mag ſich vor Neid vnd Eiffer hüten.

Das Podagram nimpt hinweg allen böſen Willen deß Menſchens, alſo daß ein ſolcher weder auff Trug noch Liſt, weder auff Feindſchafft, noch Zwietracht, noch Zanck, noch Streit, noch Krieg gedencket; ſondern allein darnach ſinnet vnd ſorget, wie er ſeinen ſachen wol abwarten möge, denn wer mit ſich ſelbſt zu thun

Digitized by Google

hat, der vergiſſet in deſſen eines andern gar wol, wann er bey Beraunſſt iſt.

Drey ding ſind hingegen wiederumb, die einem Podagramiſchen den ſchmertzen vervrſachen, vnd mehren, die Gurgelfrewd, die Bulerey, vnd der gähehitzige Zorn: Wenn nun das Podagram einzug bey einem Menſchen hält; ſa dencke oder bilde derſelbe ſich ein, das Podagram ſtehe ſelbſt da zugegen, vnd frage, was man ſein begehre? vnd worumb man es beruffen habe? Antworteſtu nun, du begereſt ſein nicht, ſa wird es dir alſo begegnen vnd ſagen:

Mein lieber Freund, du haſt mich geladen, da bin ich zugegen: Ich had die durch viel Exempel ſchon genugſam zu verſtehen geben, daß du deß ſtarcken Geträncks, deß Zechens vnd Zehrens, deß Naſchens vnd Taſchens, der Bulerey and Leckerey, deß hitzigen Anlauffens vnd Zörnens, ſolſt müſſig gehen; Haſtu es nun gewůßt, vnd doch nit gehalten ſo leide nun jetzt die Streiche, die dein vngehorſamb wol verſchuldet, vnd ſey ein andermal witziger, als du mie deinem vnfall dißhero geweſen. Iſt das nit ein groſſe trew, wo man einen alſo vor ſchaden warnet? Wie könte der beſte Freund ein mehrers thun bey einem Menſchen, als wann er jhn vor ſeinem vntergang dergeſtalt admahnet vnd abhaltet: Iſt das nit groſʒe Thorheit, wann man weiß, was vbels auß einem Ding entſtehen werde, vnnd man wil ſich dannach nit dafür hüten. Alſo du eſſeſt oder trinckeſt, du buleſt oder wuleſt, du zörneſt aber lacheſt, ſo dencke an das Podagram, ſa wirſtu nimmer zu viel thun.

Darumb ſo bleibt es einmal vnverwürfflich dabey, daß das Podagram ein heiliges Ding ſeye, weil es den Menſchen von den gröſten Laſtern der vnmäſſigen Saufferey vnd Bulerey abhaltet: Ja, mächtiglich vermittelet, daß die Weiber und Jungfrawen deſto ſicherer bey Ehren, vnd in beſſerer ruhe leben vnd bleiben können.

Thu du dawider, wage es darauff ſo keck als du biſt, ſiehe aber za, vnd erwarte, mie dir das Podagrum auff friſcher That ablohnen merde, daß du anch der Weiber vnnd Jungfrawen endlich weder ſehen noch vmb dich mehr, vnd weniger, als ein Carthäuſer, wirſt leiden wollen.

Die das Podagram ſchelten, die thun es entweder auß Zorn, ouß Haß, oder auß Vngedult. Diß ſind groſſe drey Vntugenden, voe denen ſich ein rechter Chriſt billig hüten ſolt.

Impedit Ira animum ne possit cernero verum.

Wann Zorn ein Menſchen vberwind,
So weiß er minder denn ein Kind,
Der Zorn hindert deß weiſen muth,
Der zarnig weiſſt nicht mas er thut,
Wer ſich ergibt der Vngedult,
Derſelbig fällt in Sünd vnd ſchuld.

Wir Menſchen ins geſampt ſind alſo geartet, daß wenn es vns immer nach belieben and willen gienge, wir würden vns vnd vnſere vntüchtigkeit nimmermehr recht erkennen, noch Gott fürchten lernen: Sondern mit ſtetigen Weltgedancken, als das tumme Vieh umbgehen, alſo, daß weder Recht noch Billigkeit, weder Geſatz noch Ehee mehr bey vns würde früchten. Aber das Podagram lehret die Augen auffthun, gen Himmel ſehen, die Welt vnd jr Weſen verachten, vnd betrachten, wie ſa gar elende Menſchen wir alle ſind, wie vergebene Hoffnungen wir vns machen: wie all vnſer ſorgen, dichten onnd trachten ambſonſt vnd vergebens ſeve: Es lehret bedencken, was die frommen für gnad, die gottloſen für Straff zu gewarten haben: Es lehret ein mann von hertzen bitten Gott von hertzen anruffen, ehren vnd loben: Ja erkennen, daß er der Herr ſeve vber geſunde vnd krancke, vber Himmel ond Erden. Was kan nun den menſchen autzliches, ja ſeliges gegeben werden als die Erkanntnuß ſeines Schöpffers? ond daß beydes zu böſen vnd guten Tagen, er jhm ſtill halten, ond jhm für ſeine väterliche heimſuchung dancken, Ihm, mann er ſie von den Schmertzen erlöſet, loben.

Wann man von Gedult wil reden, Lieber wo iſt ſolche mehr zu finden, als bey einem Padagrammiſchen? wer hat jemahl einen Podagramiſchen hören fluchen, in wehrendem ſeinen gröſſeſten Schmertzen? kein Menſch wird bald von jhm hören, daß er bete. O der Heiligen Leute, der edlen Gedult, die ſonſt nit bey jedermann daheim iſt.

Iſt das nit groſſe Gedult, daß einen ein fewriges Krätlein, ein fewriges Meſſer von einem Glied durch das andere gehe, zwicke vnd picke, packe vnd zmacke, triſſe vnnd beiſſe, ſenge vnd brenne, vnd er muß die Ohren ſpitzen, fühlen vand darzu ſchweigen, als ob man jhm den Rucken kratzete.

Iſt aber einer noch röſch, vngehobelt, hartnäckicht, annd der ſich ſperren deßwegen pochen, polbern vnnd widerſtreben wolte, den kan das Podagram in einem Tag ſo gelind vnd geſchlacht machen, daß er ſich ließ vmb einen Finger mickeln. Vnd wer wolte nicht gern in Hertzbrennender Gedult ſtill halten vnd büſſen, auff daß er einen ſo heiligen Namen erlangen möchte?

Weiſe mir einen böſen Buben, den das Podagram nit framm gemacht habe: Einen vnachtbaren, den es nicht Chriſtchen Leuten gleich gemacht habe: Einen ſtoltzen vnd hochmütigen, den es nicht ſanfft vnd demüthig gemacht habe: Einen vnkeuſchen, den es nicht gezüchtiget habe: Einen vollſauffer den es nicht mäſſig gemacht habe: Einen häſſigen den es nicht freundlich gemacht habe: Einen widerſpenſtigen, den es nicht gehorſamb gemacht hade, Einen hartneckichten, den es nicht vnterdienſtbar gemacht habe: Einen mutwilligen, den es nit eingezogen gemacht habe: Einen ſtrengen, den es nicht gütig gemacht habe: Einen Gebetloſen, den es nit andächtig gemacht habe: Einen geitzigen, den es nicht barmhertzig gemacht hade.

Zu Summa Summarum:

Glauben haben: Hoffnung haben: Liebe haden: Gedult haben: Zeitliche ding verachten; nach Himmliſchen Dingen trachten; mit verſtand vnd vernunfft alles angreiffen; das gute vom böſen vnterſcheiden; Gott aber alles lieben: Ehrlich ſeyn gegen jederman: Niemand ſchaden than: Wider recht nichts handeln; deß Armen ſich erbarmen; Vbels mit vbel nicht vergelten: weder durch Geſchenk, noch Vortheil, noch Gunſt, noch Hoffnung, genieſſes von dem rechten abweichen: ſondern in allen dingen die Gerechtigkeit od augen haben: Das jrdiſche auß den Sinnen ſchlagen: Allein nach Gott vnd dem emigen fragen: Das böſe leiden williglich. Das gute befürdern gütiglich: die böſe Lüſte tödten: ſich an ſeinem Gemahl allein laſſen genügen: Anderer Leute aber müſſig gehen; nicht leichtlich jemand haſſen, zörnen, neiden: ja in allen Dingen Maß halten: ſich ſelbſt erkennen lernen: das Ende bedencken, ꝛc. Das alles ſind Wercke vnnd Würckungen der edlen Tugend, Herrſcherin des Podagrams.

Iſt alſo ſchließlich allezeit beſſer der Leib leibe nls die Seele, vnnd iſt der Menſch am geſundeſten zu der Zeit, wann er am Podagram kranck ligt.

Vnnd mer wollte dieſe Himmelweiſende Zuchtmeiſterin nicht gern vmb ſich haben? Muß man doch von einem Artzt vnd Doctor offt hölliſche Pein vnd Marter leiden, mit Fewer, mit Eiſen, mit Waſſer, mit Gifft vnd Gall, mit Artzneien, welche ärger vnd ſchröcklicher ſind als der Tod ſelbſten: Vnd zu dem afft mehrentheils aber nichts helffen, vnd doch Hab vnd Gut darbey muß auffgeſetzt merden: Da hingegen das Podagram vmb nichts, vnd mit nichts vergehet von ſich ſelbſten, iſt ſein ſelbſt Artzney, wer es nne mag leyden, vnd demſelben nicht mit ſeinem Schaden, ſondern ſeinem groſſen Gewinn will gehoechrn.

Alle andere Kranckheiten ſind alſa geartet, daß ſie den Menſchen endlichen in den Todt gar bringen: ja jhm offt Sinn vnnd Gedancken alſo nemen, daß er an ſeine Seligkeit nit mol kann gedencken, das Podagram thut ſolche gefährliche ding gae nit; ſondern zu ſeiner Zeit, wie ein trewer Vatter, mann es lang genug geſteupet, meiß es wiederumb nach zu laſſen. Es züchtiget, aber mit maſſe, vnd zur Buß vnd Beſſerung des Lebens.

Vnd ob ſchon viel tauſend andere herrliche Dingt vnd Tugenden ſind, die auß dem edlen Podagram herrühren, will ich doch derſelben dißmal geſchweigen, vnnd nur noch dieſes einige ſagen: Das Podagram ſeve ein rechte Helden Kranckheit, ein Kranckheit in Glück and Vnglück, ein Hochgeboene Hach-Edele Kranckheit: Dann nichts zu ſagen von Keyſern, Königen, Fürſten, Graffen vnd Herrn, die heutiges Tags leben, and ahne das Podagram nicht leden können abee mögen, wer molte nicht gern das Podagram, vnd in die löbliche Geſellſchafft des alten Königs Prismus, deß Archasilaus: deß Bellerophontes, deß Oadipus, deß Presthones, deß Lycon gezogen werden? Wer wolte ſich weigern, deſſen ſich die vortrefflichen Helden Peothesilaus und Vlysses nit geweigert haben. Man ſage auch von Achilles mas man wolle, daß er ein Arbeitſamer geſchwinder Fürſt geweſen, der nimmer ruhe gehabt habe: ſo ſage ich doch, daß das Podagram, ſeiner bißweilen auch ſo gae meiſter worden, daß er nit können vom Läger kommen, vnnd wann niemand mere, als der einige Erasmus Roterodamus, der ſein trefflichſte Sachen im Podagram geſcheieben, ſolte nit ein weiſer mann lieber mit ſalchen Helden alles leiden wallen, als mit einem Halunclen and ſonſt ſaulen Geſellen in vngeſchmackter ſtinckender Frölígkeit zubringen.

Ob auch ſchon das Podagram ein verhaßter Nam iſt, bey vielen Menſchen, hindert nichts: Ein böſen Nam ſoll einem ehrlichen Mann nichts ſchaden, noch ſeine gerechte Sachen böß machen: Wie hingegen es ein Bößwicht nichts mag nutzen bey vnverſtändigen Menſchen, wann er ſchon noch ein ſo aoetrefflichen Namen hat.

Wer nun das Podagram am Leibe hat, der behalte es, vnnd

Digitized by Google

warte ſeiner, als eines vnſterblichen Gaſts deß Leibes wol, vnd laſſe ſich ja durch kein weiſen Meiſter bethbeen, als ob es durch einigen aspect zu vertreiben ſeya ſolte. Dann eben der Aspexit iſt des Podagrams Vater vnnd der Inspexit iſt ſeine Mutter. Zu viel angucken, zu viel einſchlucken; zu viel die Nas bucken; zu viel die Hände trucken, zu viel die Haut jucken, macht in dem Bette hucken:

Experimentum.

Recipe.

Wann du haſt mit Panckettirn,
Frawen Dienſt vnd Uppigkeit,
Zugebracht die junge Zeit,
Muſt dem Podagra hoffirn?
So iſt Patientia
Nur das beſte Mittel da.

Si cupis exanimem juvenis vitare Podagram
Quicquid agis caveas ne tibi sit nimium.

dixit Expertus Robertus.

Diß war das herrliche Mittel, ſo der alte dem armen Patienten für das Podagram Schrifftlich zugeſtellet.

Laſſe es nun probieren wer gern wil, vnd wer vermeynt, dz er deſſen nutzen haben möge. Mit welches Recepts abſchrifft ich den gantzen Vormittag biß zum Mittagmahl zugebracht hatte.

Nachmittags vmb 1. Vhrn, hörte man ein getümmel vnd geſchrey im Hoff: vnd als der Burgvogt fragen lieſſe: Was vnd wer es wäre? Ward ihm geſagt, daß etliche Leiſtenbekleider an einander gerathen, vnnd mit den Knyeriemen einander ein gute Fahrt fein trucken abgezogen hetten, alſo daß zween zu Boden gefallen. Welches ſobald es dem Haußhoffmeiſter angebracht worden, vnd er ſie vor ſich fordern lieſſe, zu jhnen im Zorn ſprach: Wie? Ihr Haluncken, mit einander ſeyd jhr ſo verwegen, daß jhr in meines allergnädigſten Königs vnnd Herrn Burg vnd Zwang ſolche Händel anfahet? Wie ſeyd jhr ſo frevel, daß jhr ſeiner Majeſt: Burg Frieden habt alſo verachten vnd brechen dörffen? Wiſſet jhr nit, was denen darauff ſtehe, die was vngebührliches in ſolcher Herrn Häuſer handeln, vnnd in denſelben den Frieden brechen? Wiſſet jhr auch, daß es euch wird die Hände koſten, wenn jhr ſonſt nichts habt? Meynet jhr es ſeye mit Herren zu ſchertzen, als mit Ewers gleichen? Meynet jhr daß weil es den Herrſchafften ſelbſt erlaubt iſt, in jhren Veſten vnd Burgen aller Freyheit mit zu baſtoniren, mit peinigen vnd mit Frawenzimmer Visitationen vnd andern Fürſtl. Kurtzweilen in Eſſen vnd Trincken, in Mumſchantzen vnd Gaſtereyen ſich zugebrauchen, daß es euch darumb auch erlaubt ſeye, dergleichen anzuſtellen? O weh nein es iſt viel ein anders: Fürſten vnd Herren lehren vns aus jhren Handlungen, daß ſie einen andern Himmel vnd Herr Gott haben' als ſo loſe Leute: ſie ſind Herren vnd haben ſolche Geſetze ſelbſt gegeben, mögen ſie halten oder nicht, das hat jhnen niemand zu diſputiren: Aber jhr Böſewichte, wie? Wiſſet jhr nit wie Neptunus vor Jahren deß Aeolus Vnterthanen tractiert hat, als ſie jhm in ſeinem Reſidentz den Burg Frieden brechen wollen.

Quos ego etc. adde Virgil. Laſt mich nur nicht hinder euch kommen, ſonſt wenn ich euch dem Thürner vbergeben muß, Ihr ſolt mir ewer Lebtag nicht mehr auß dem Loch kommen. Vnnd wiewol die beyde ſchon bereits die ſtöſſe davon hatten, welche ſie auff dem Rucken fühleten, deßwegen ſie ſich nit wenig ſchämeten oder ſich zu ſehen; jedoch, in betrachtung, daß der beleidigte theil allzeit ein günſtigen Richter zu gewarten hette, ſo hub nur der eine alſo an zu reden: Gnädiger Herr, Sian Eyhe der Herr Burgvogt? oder ſinn Eyhr awwer gnädiger Herr? Aber es gilt gleich jhr ſinn wol ein gnädiger, vnnd drumb ſo hoffe eich, werd eich auch Gnad erlangen werden, vnnd werden mich gnädig anhüern werden. Dann eich had allezeit gehört daß jhr ein gnädiger Herr ſenn, vnd dz jhr mich gnädig anhören weren, vnd dramb ſo will ich eben ſagen wies iſt, vnd bitten E. Gnade vmb Gottes willen, ſie wolle mich anhören, denn es iſt vns mir vnd meim Geſellen hie gewißlich groß vnrecht geſchehen worden: Ew. Gn können fragen laßen, wies zugangen, ſie werden wol hören, wie es vns gangen iſt, Ew. Gnaden könnens ſelbſt wol ſehen, wie wir bluten wie die Säw, vnd bitten Ew. Ga. ſie wollen vns anhören, vnnd wollen vns recht widerfahren laſſen, daß die zween ſtimpler do vns alſo tractirt henn, die zween do. wir henn in kein einig leidel angethon, vnd ſehn, wie ſie vns zerſchlagen henn, Ich bitte E Gn. vmb Gottes willen, ſie wollen vns hören, vnd wollen ſie drumb ſtraffen ein andermal zum Exempel.

Ihr Aehliche Lederlecker, ſprach der Burgvogt, einer mit dem anderen, es gebe mir luſt ich wollte euch alle 4 in die Eiſen ſchlagen vnd in den Thuen werffen laſſen, vielleicht habt je beid die händel ſelbſt angefangen, vnd wolt euch jetzt nun mit den blutigen Köpffen weiß brennen? Welcher Santfelten hat euch ewer Sinne alſo geraubet, ſo frech vnd kühne gemacht, daß jhr da kommet in den Burgfrieden vnd denſelbigen brechet; Wo kommet jr her? Wer ſeyd jhr? Seyd je Juncken, oder Bürger, oder Bawren, oder wer ſeyd jhr? Darauff einer der Schuflicker anhube, der meins erachtens ein Studenten Schuſter oder Calcefactor geweſen, weil er beſſer beſchwetzt war, als der vorige, vnd je zu zeiten ein Lateiniſch Wort mit dem Leiſten vnterworffe, an ein tieffen Seufftzen zulaſſen, damit anzuzeigen, wie groſſen gewalt er gelitten, vnd wie ſo gerechte Sache er hätte. Genädiger Herr, Ihr werdet eben ſowol ainn gnädiger Herr ſeyn, wenn je ſchon Burgvogt ſin, als der ander? Ich wil euch antworten auf ewer frag, wir ſeynd keine Juncken, auch nit Bürger, auch nit Kaufleute, auch keine Bawern, ſonder wir ſeynd alſo etwz, ein theil epps minder, ein theil epps mehr, wir ſeynd alſo halb vnd halb, wir ſind ſchier eines mittelmäſſigen ſtandes, vnd Schuſter bey der alten löblichen Hoher Schuel Löven in Brabant, vnd ich inſonderheit hab den vortrefflichen Mann Lipsius ſeine Schue gemacht, vnd ſeine Leiſten noch im Sack, den ich nicht wol für 1000. Cronen geben, vnnd hoffe, er werde noch dermaleins vor Heiligthumb verehrt werden. Wann Ew. Ge. billigen Zorn hat, ſo will ich doch, ich vnd mein Geſell entſchuldigt ſeyn, daß wir nit ſchuld daran haben wollen, dann wir ſind gantz vnſchuldig vnnd iſt an vns mit gewalt gebracht worden: Alſo daß ich nit glaub, daß man vns wird ſchuld geben können. Ich bitte E. Gn. ſie wolle ſich nit vber mich vnd meinen geſellen erzörnen, daß wir wollen vnſchuldig ſeyn vnd wollens nit gethan haben. Ich hab vielmehr gehört, wann ich den miraculum doctrinae Lipsius die Schue vbern Leiſte geſtellt hatte, und wenn ich ſie jm wieder gebracht hatte, daß er offt geſagt, fünff ippel eher luth ſeht, oder wann es Ew. Gn. nit verſtehen können, dann ich kanns wol verſtehen, ſo will ichs wol auff Frantzöſiſch ſagen, qu'il est permis de repousser la force para force, wann einer einem ein maulſchell gibt, ſo mag ich jm ein Täſch dargegen geben, wann man einen ſchmeiſt, ſo ſoll man hinwid ſchlagen, wann mir einer eins gibt, ſo ſoll ichs jm wid geben, ſo ſeye es wett. Alſo haben wir es auch gemacht, die beyde Bernheuter dort haben vns angeloffen, vnd angeloffen, vnd angeloffen, vnd angeloffen; daß wir vns kaum haben erwehren können, hoffe ich alſo E. Gn. werden vns nit verdencken, daß wir vns jrer gewert han. Ich möcht den mann ſehen, der vns könt vngewonnen geben. Doch wann E. Gn. es nit wolt laſſen gut ſeyn, daß wir an der Burg vns geſchlagen haben mit einander, ſo wollen wir zween proteſtiret haben, daß wir vnſchuldig ſind, vnd daß wirs nit angefangen haben, vnd daß wir nothwendig vnſer Haut haben wehren müſſen: iſt ein abgetrungene nothwehr geweſen, wir haben ehren halben nichts anders gekönt, es iſt vnſerer Reputation ein groſſes daran gelegen bey vnſer Kunſt, was hat ein ehrlich Mann ſonſt mehr als ſeine Reputation, ſie iſt ja der gröſte Schatz. die einen Menſchen haben kann, Reputation verloren alles verlorn. Die Perlen, ſo auß Indien kommen ſind nit mit der Reputation zu vergleichen. Ich halt mehr auff die Reputation, als auff alle alamode Hüte, ſo in Franckreich ſind. Man ſag mir nichts von dem Weſtphäliſchen Schüncken, man rede mir nichts von dem Schwartzwälder, vnd Holländiſchen Käſe, auch vom Münſter Keſe, man ſag mir nichts von den welſchen Knack Würſten, man ſage mir nichts von kleinen Spaniſchen Brod, oder alamode Paſtetlen, man ſag mir nichts mehr vom Rheiniſchen Wein, die Reputation geht mir weit drüber; Ein ehrlich mann ſoll jm die Reputation höher angelegen ſeyn laſſen als ſein Kleid, ja als das Leben ſelbſten, ich hab vielmal zu Brüſſel am Hof gehöret, wz die Spanier darzu ſagen: No a vida Como la Honnra. Il n'y a point de vie semblable a l'honneur. Ein ziemliche Anzahl Volcks, ſo wegen des erſten Geſchreys herzu geloffen war, ſtunden da vnd höreten dem Herrn Schueflicker mit groſſem gelächter zu, dz die Reputation mit dem Käß, den Weſtphäliſchen Schüncken, den Knackwürſten, vnd den Rheiniſchen Wein vergleichen thäte, vnd einer der vmbſtehenden (wie den alten brauch nach ein jeder ſeine meynung vnd vrtheil auch wil darzu ſprechen.) Ich glaube, wenn diſer ſchuſter ſterben ſol, er werde vnter die viros illustres dieſer Zeit gezelet werden, nimmer glaube ich, daß Cicero den Milonem alſo defendiret, es were jm ſonſt gewiß ein beſſer vrtheil widerfahren. O Cicero si sic dixisses Milo Massiliae non edisset misellos pisces, gewiß muß er von dem Lipsius, von dem er zuvor erzehlt, etliche Cass bekommen, Patronen daraus geſchnitten, vnd das Latein vil ſolche herrliche Spruch darauß erlernet haben: Er weiß auf alles zu begegnen, als ob er dem Demostheni auch die Schuh geflickt hette. Ich halte gäntzlich dafür, er müſſe in ſeiner Jugend bey einem Mawrer, der den Thurn zu Babel bawen helffen, gedienet haben, weil er ſo vielerlei ſprachen zu ſeiner Mutterſprach kan reden. Aber vber ſeine gleichnüſſe wer ſich ſo ſehr nit zu verwundern, dann ein jeder redet von dem damit er vmbgeht.

Was? Reputation? Sprach Expertus Robertus. ſo eben bey daſſelbe Geſpräch kame, ſolt jr ſchuflicker auch diß loſen fürworts kalen entſchuldigungs reputation gebrauchen ſol ein ſchueflicker auch reputations wegen ſich ſpreitzen vnd ſperren? Iſt es

nit gnug, daß Fürſten vnd Herrn, Künig vnd Keyſer, diſer elenden Vanitet auß biß zur Verdamnuß gebrauchen? Iſt es nicht gnug, daß bei den meiſten Ständen des Reichs alle Verhinderung des Edelen Friedens einig vnnd allein von eines jeden Privat Interesse vnnd Repntatian herrühren, vnnd daß keiner dem andern in ichtwz wil weichen vnd nachgeben, auch in loſen titulen vnd wortſtreiten, damit er ja die Reputatian daaon trage? ſolte dann Gott die loſe Reputatiaa nit ewig ſtrafen. Ja, menſchlich davon zu reden, hetten nit die betrangten Teutſchen lang den frieben widerhaben können, wann die loſe Reputation der Potentaten nit gehindeet hett. Meynen dann die Fürſten vnd Herrn, daß jnen Gott beſondere Zehen Gebott gegeben, vnd jnen wegen jhrer ſünden, am jüngſten Gericht, ein beſonders Vrtheil ſprechen jre außflüchte der verdamlichen Repntation anhören, annemen vnnd gelten laſſen werde? Nein als wor Gott lebt, es wird nie geſchehen: Dann ſo wahr der ein kleines ſtündlein eines armen Burgers Krafft ſeiner Gerechtigkeit nit vngeſtrafft läßt, ſo wahr wird ſein ſtrenger brennender Zorn die groſſe Berge der ſünden, welche Fürſten vnd Herren Gott zu beſtürmen zuſammen häuffen, vnd durch die Hände der Reputation aufführen, in die Höllen ſtecken vnd verbrennen. Iſt es nit gnug, dz Fürſten vnd Herrn, in dem ſie wegen der bluttem and bloſſen Reputatian oft laſſen ein betrangtin mit Weib vnd Kind zu ſchanden gehen, ja oft ein groſſen theil jrer zeitlichen Herrligkeiten, Regalien, vnd andere hohe dinge darüber einbüſſen, ſondern ſie wollen anch die ſeele dardurch in geſar vnd ewiges verderben ſetzen. Iſt es nit gnug, daß die Repntation Fürſten and Herrn alſo eingenommen, daß ſie es auch für ein Gelächter and für ein Geſpött halten, wonn ſie dergleichen darwider hören vnd leſen? Sondern es muß auch dohin kommen, daß jhr euch derſelben behelffen woilet. Vnd darüber halten als vber ewer Seligkeit ſelbſten, Reputation die nicht nur in innerlichen vnd in Worten beſtehet, ſondern noch muß herauß brechen vnd zum ſchlagen kommen. Alſo daß wann ein leichtfertiger Lackey jrgend mit ſeinen Geſellen einen Stüber etliche verſpielet, er es ſeiner Reputation zuwider achte. Wann ein lauſſiger Lottelhoß den andeen liegen heiſſet, ob ſie zuvor die beſte Frennde vnd als Brüder geweſen, hernach doch als Teuffel auff einander zu gehen, blötzlingen einander die Rappier in das Hertz zuſtoſſen, vnd die Hände mit Blut zu beſudlen zu erhaltung der Reputation wie Cal da blomb, l' la Charmee and andere, ſo newlich allhie in der nähe geweſen, vnnd viel 100. andere nit gethan haben. Reputation da ein Blutsfreund den andern auch, weil dieſer ein Student, jener aber ein vnerfohrner vom Adel jämmerlichen auff den Todt verfolget. Wos den Teuffel loſſen ſie ſolche jhre Reputation nicht ſehen vorn an der Spitzen in einzigem Treffen wider die Feind deß Vaterlandts: Oder wann ſie ehe wegen der Reputation ſich die Gurgel wollen abſchneiden laſſen, warumb thun ſie ſolches nicht auff freyer Straß vnter dem liechten Galgen, damit mon den Koſten der Begräbnuß ſparen mögen. Meinet jhr Lederlecker daß mon ſonſt hie nichts zuthun habe, als ewere närriſche Reputations Händel zu ſchlichten vnnd zu eichten. Die Reputation ſoll dir wol zu beiſſen geben, weil du ſie ſo hoch halteſt. Es iſt gewiß auch wegen Reputation daß du diß dein Handwerck eine Kunſt nenneſt wie jener Hanffmacher, annd Tiſcher im Weſteich. Werden alſa auf Erden bold keine Handwercker mehr ſeyn, ſondern eitel Künſtler, da doch wonn jhr elende Leuth wüſtet daß Kunſt nach Brod gehen muß, jhr ſolcher bald vergeſſen, annd an ewerm Handwerck euch würdet begnügen laſſen.

Gnädiger Heer ſprach der vorige, ich bilt Ew. Gn. wöllen ſich nit erzörnen, der Zorn möcht jhm ſonſt wehe thun. Ich bitt jhr wolt mich vor außreden loſſen, ſonſt wann jhr meine Sach noch nicht recht verſtehet, möchtet jhr leichtlich mir ein falſch Vrtheil geben.

In dem, wie man jhm auch abwehrete, ſo fuhr er in ſeinem Geſchwetz doch fort vnd ſprach. Ich bitte Ew. Gn. wollen mich hören bey ſeinem guten Gewiſſen, dann es iſt Ew. Gn. vnd der Chriſtenheit ſelbſt daran gelegen, ich wils euch vollendts erzehlen, ey ich bitt verhinder mich nur keiner mehr, ich wills erzehlen wie es hergangen ſey haar klein: Ich bitt drumb, ich wolt lieber ein Schaaff ſein ehe ich alſo wolt ſchweigen.

Wir beide ſind nach dem eſſen auß der Statt gen Heaerle gangen, vnd allda beſehen wollen, wie der Hertzog von Arſchatt ſein Fürſtliches Hauß, welchs der Lipſius ſo hoch lobete wol bawen laſſen, vnd ob wir jhm nicht auß anſer Kunſt etwan ein guten Rath mittheilen, auch damit wir vns ein wenig erholen möchten, vnd die Schenckel von den ſtätigen ſitzen vnd klopffen wider in dem gang bringen, and auch daß wir gern ein halbs Maß Rheiniſchen Wein daſelbſten haben trincken wollen, vnd die Zeit nach anſer gewohnheit mit der Kögel Kugel oder Mantel ſpringen ein wenig vertreiben, vnd wie wir es aorgehabt, ſo haben wir es auch gethan. Als wir aber im Wirthshauß, auff der Schwelle ſtunden, kamen vns dieſe zween Fratzhanſen von hinden nach, welche ohn weiters bedencken vns fragten, wo wir hin vnd wos wir thun wolten? Eben als wann wir weren ſchuldig geweſt jhnen vnſere Handlungen rechenſchafft zugeben. Aber was wolten wir machen ſo bald wir ſagten daß wir einen Trunck thun wolten, ſobald ſprachen ſie daß ſie vns Geſellſchafft leiſten wolten, ob wir ſie ſchon nicht gebeten hatten, doch waren ſie noch in dem ſo höflich, daß ſie fragten ob wir es leiden möchten? Wir waren es gleichwol zu frieden vnd thäten jhnen alle Ehr an, die wir nimmer hätten von ehrlichen Leuten gegen vns wündſchen mögen.

Willich einander wie die Ehr gönnen,
Die wir Schuflicken vnd Köedmachen können.

Derhalben ohn ferners Gepräng, nochdem wir einander begrüſt hatten, und je einer dem andern wegen deß vorgehens vnnd auff der rechten ſeiten gehens die Ehre angeboten und erzeiget, ſo gingen wir hinein im Gottes Nahmen. Daß ich hier erzehlen ſoll, was in wärender Abendzech wir für Geſpräch gehalten haben, das were die Zeit, welche ich hoch halte, vbel angelegt, ich müſte den Traat meiner wolredenheit beſſer mit Iſeaniſchem Bech vberſtreichen, vnd die Ahl meines verſtands beſſer geſpitzt haben, wenn ich ſolches leiſten wollte: Mit einem Wort, im Trunck wie nun mein brauch vnd Gewohnheit iſt, hobe ich nicht vnterlaſſen können, etliche kluge Weißheiten vnd Sprüchreden, ſo ich von anſern Herrn Lipſius je bißweilen gehöret vnſerem Handwerck (wie Ew. Gn. es heiſſet) zu Ehren zu erzehlen. Aber in dem mich der dort? Nein, Nein, der do, der dorten in Hals hinein liegen hieß, mit vielen Stümpfreden, vnd mich darzu hieß liegen. Ich? liegen? Ich wollte mich ehe mit 4. Pferden von einander reiſſen laſſen, ich wolte ehe verdampt ſeyn, ehe ich das leiden wolte, vnd ſagt mir frei ins Geſicht, ich were nicht ein ſa doller Han, als ich die Kreiden hette, ich were doch nichts als ein kahler Schuhflicker, ein Schawſal der Edlen Schuſterey, eine Grundſuppe deß Menſchlichen weſens: Der Küheſchwanz aller Handwercker: Doch deſſen alles vngeacht dachte ich, was wiltu thun, du wirſt ſchlechte Reputation davon haben, wann du dich an den Eſel reibeſt, er hot nichts ſtudieret, ich wil mich tröſten mit meinem Lipsius de Calumnia, de Coustantia, de Patientia, dann dieſe Bücher habe ich alle in meinem Kram, vnnd glaub warlich nicht, daß Job ſo lange Gedult hette haben können, als ich, er mag Gedult gehabt haben, wie er wolle, ſa hat jhm doch keiner ſo geredet an die Reputation als mir, Aber da hatte die Gedult ein Ende als ich ſahe, daß er die Fauſt zuckete vnd mir eine Däeren aerſetzen wolte, vnd daß er mir ein Teller neben dem Knebel Bart herwarfe. Da war es auß, da hat S. Velten mehr gedult gehabt, da kam mir das Wörmel auch in die Naſe, daß ich nicht vnbehend jhm eine ſo vngehewre Maulſchell geben hab, daß mir die Hand davon auffgelauffen, ich bekenns, ich ſchewe michs nicht, Er hat den anfang gemacht, ich nicht. Vnd ſag ſein rund wenn ich nicht gedacht, daß es meiner Reputation nachtheilig geweſen, wo ich dem Wirth mehr Vngelegenheit im Hauß verurſacht hätte, ich wolte dem weiß nicht was ich ſagen ſoll, die Lenden recht abgeblewet haben, wie er veedienet hätte.

Mich wundert Gn. Herr daß Ew. Gn. dieſe zween tropffen mögen alſo anſehen? Ich wolte ſie ſtracks in den Thuen legen, wenn ich Meiſter were, ey, ich könndt nicht ſo lange Gedult haben: Wer ſeynd ſie wol, wer meynt jhr wol, wer ſie ſeyen? Es ſeind elende Schuſter wie wir auch, doch in dem viel geringer als wir, daß ſie nur Schuſter ſind, wir aber Schumacher von rechts wegen. Ich hads von Lipsias, das iſt ein Mann, etliche mal gehöret, doß er mehr von vns halte, inſonderheit von mir, als von allen Schuſtern, die die newe Schuhe machen, nicht nur deßwegen doß die neue Schuh denn Fuß ſehr drucken, vnd wenn ſie das erſte mal wider gemocht, wider geboren werden, viel artiger and beſſer ſeyen als zuvor, ſondern auch wegen des herrlichen Verß den er ſtäts im Munde geführet: Cutibus antiquis pes stat vnd Antiquemus wie ich darnach erzehlen will. Die Lateiner nennen ſie billich vnd recht Sutores, als Vstores weil ſie gemeiniglich das Leder verdrennen, daß es kein ſtich halten kan, vnd ſpringt wie der Teuffel, nur doß ſie jmmer Schuh zu aerkauffen haben, Aber da ſiehet man daß ſie in Teutſchland nicht ſollen oder können Schuſter genannt werden, denn Sutor heißt ein Schuſter wie ſie ſeynd, Calcaus heißt ein Schuh, nun kan Sutar nicht von Caiceus herkommen, darumb heiſſen ſie anch vnbillich vom Schuh Schuhmacher, ſondern von Sutares e Sustor ein Schuſter. Cerdo aber, dos wir ſind, das heiſſet einen Schumacher, eygentlich davon zu reden. Es hoben die alten Römer wol gewiſſet, was die alte Schuh für Krafft geben, darumb haben ſie, in nennung vnſerer, auch nachdenklichen die Etymaiogey die Wort vnnd herkommen deſſelben wol detrachtet, vnd auß hohem verſtond alſo geſetzet, denn Caicens heiſſet ein Schuh wie auß der Contzlei zu Rom noch zuerweiſen iſt. Nun ſo werden die drei Buchſtaden s l c hinweg geworffen, ſo kompt herauß Ceus, ſetze nur ein R. vor das V., ſind alsdann nur noch 2. Buchſtoben dar zwiſchen, vnd ein D für das S das giebt Cerd, zu ende darzu ein O kompt herauß Cerda vnnd wird weder Priscianns noch Donatus dagegen ichtwas finden können vnd muß der gute Geſell da leiden, vnd ſolt jhm das Hertz dor-

Digitized by Google

ſten, daß der Schuh vnſer vnd wir vom Schuh herkommen, vnnd den Namen haben vnd nicht ſie, denn das C. das C. iſt gleich anfangs auff vnſre ſeiten, vnd billich daß vns die Reputation gebühret, vnd ihr künfftig nicht mehr vor uns in das Wirtshauß gehen vnd vor vns trincken ſolt, ſondern nach vns. Darumb zu Lob dieſes herrlichen Namens vnſere guten gönner newlich geſchrieben, daß wir ſeyen Cutissimi, Ebibissimi, Reputationissimi, Debitissimi, Opificissimi. Die Frantzoſen nennen ſie Cordoniers aber vnbillich, denn wo kompt das Wort her, iſt nicht Cordon ein Hutſchnur? Wo kommen ſie dorzu? ſind nicht Cordes ſeiden vnd ſeite? Wo kommen ſie darzu? Worumb nennen ſie ſich nicht eben ſo wohl Tanneliers vnd Küffer, weil ſie ja ſo wol lederne Eymer machen als jene von Holtz. Aber die Frantzoſen haben keine beſſern Namen als die Italianer, wiewol dieſe lieblicher ſind in ihrer Sprach, doch haben ſie auch ein fehler da, dann den Schuh nennen ſie Scarpa vnd einen Schuſter Calzolaio, welches ſo viel iſt als ein Hoſenmacher von Calzetta welches Hoſſen heiſſet, die Spanier ſind ſchlauge Schelmen, ſie kommen mächtig genaw herbey, und nennen ſie vnd vns Capateros vnd zum einigen vnterſcheid, nennen ſie vns Capateros de viceo vnnd ſie Capateros de nuevo Schuſter im alten, Schuſter im newen. Es iſt trefflich wol gegeben, denn was iſt vnter der Sonnen was mehr geehret wird vnd ſoll geehret werden, als das Alter, alle Hiſtorienſchreiber, alle Geſchichtſchreiber nehmen ihren anfang vom anfang, vnd ſuchen alle Herrligkeit vnd Würde im Alter. Muß nicht der Adel von Alter her, von Geſchlecht zu Geſchlecht, von grad zu grad zu erwieſen werden? Ein junger von Adel gilt ſein lebtag ſo viel nicht als ein alter (welches gleichwohl vnrecht iſt, denn billich durch Tugend, und nicht durch herkommen, der Adel zu achten, wie bei den Frantzoſen, vnd ich in Hoffnung bin, denſelben auch noch ein mahl durch eine redliche That zu erjagen). Iſt nicht das alte Gelt lieber als die newe Müntze? ſind nicht die alten Bücher vnnd die der Lipsius MMSS. nennet höher zu achten, als die heutigs Tags von newen durch vnfleiß der Setzer vnnd Trucker verketzert werden? Ja ein Weinſchenck wird er nicht den alten Wein allzeit thewrer geben als den newen? ſchmäcket nicht der alte Käß beſſer zum trunck als der newe? Lobet man nicht einen guten alten Schwang? Auß welchen allen ich dieſen Syllogismus mache in Barbara, wie jener Capuziner ein soloecismus in Catharina.

Alles alte iſt beſſer als das newe.

Hierin köndte es ſtreitens gnug geben, wann ich es nicht ſchon erwieſen.

Alles was wir Schumacher vnter hand haben da iſt alt. Ergo.

So ſind wir beſſer als die Schuſter, welche nur newe Schuh machen.

Da iſt nichts zu wider ſprechen, alle Welt weiß daß wir keine newe Schuh in vnſern Handen noch Häuſern haben.

Vnd welches alles bekräfftiget mein Lipsius mit ſeinen herrlichen viribus antiquis, iſt ſo viel geſagt vitibus antiquis, i. e. Calceis antiquis. Denn Rom iſt nit ſo wol auf alten Steinen geſtanden, als auf alten Schuhen: wie noch heutigs Tags zuſehen, wenn Lipsius ſagt in ſeinen Epiſtolen Antiquemus, Nemblich nec ego de bono aut felici saluco spero sive spondeo nisi iterum antiquemus Das iſt: Es wird kein Glück im Land, man trage denn wieder alte Schuh. Dann daß man jetzt wieder newe Schuh auffm Land trägt, das iſt deß armen Mannes verderben, da iſt der Kriegen ſchuldig, weil die Soldaten den Bawern die Schuh immerzu nehmen: Wann man nun alte Schuh trägt, ſo iſt es ein Zeichen des Friedes.

Genug, genug ſprach der Burgvoigt, wenn dem alſo iſt, wir haben die ſache nun wol verſtanden, verſtändigen iſt gut predigen: à bon entendeur ne faut que demy parolle. Indem ſeyd ihr billich zu loben, weil ich ſehe daß ihr noch euch handlen laſſet: Ihr ſeyd rechtſchaffene Leute: Mit einem Batzen kan man es bei euch außrichten: Wo die andern wollen einen Thaler haben: Vnnd in dem er ſich mit Ex Rob. beredet hatte, machte er volgende Ordnung an ſtatt eines Vrtheils.

Damit aber aller Streit vnd Miſſel den ihr mit den Schuſtern bißhero wegen der praeferentz, gleich andern zu deß Reichs nutzen rathenden Ständen gehabt, künfftig auffgehaben werden, und ihr als Brüder in mehrer vertrawligkeit künfftig mit einander leben möget, als Leute die eben wol einer als der andere von der löblichen Geſellſchafft des Kneüppen ſind, ſo ſetzen, ordnen und wollen wir, daß ein jeder bleibe wer vnd wie gut er ſeye (dieweil doch durch ſolche praeferentz Streit an ſeiner Ehren und Würden keiner vor GOTT vnd Ehrliebenden Leuten beſſer gemacht wird, ſondern eben wol bleibet wie und wer er iſt), doch daß ihr einhelliglichen haben vnd führen möget den Namen Schuſter als wie in Hiſpanien, die Schuſter im newen vnd Schuſter im alten und zu mehrer Verſtändlichkeit, jene Schumacher ihr aber Schuflicker genennet werden, vnd damit die Schuhmacher wider eine ſo billiche Vnordnung ſich beſchwäret finden wolten und holsſtarriger weiſe darwider ſein möchten, als haben wir dieſen öffentlichen Brieff, damit ſich keiner der vnwiſſenheit behelffen möge, an vnſer Burg anhäfftig laſſen vngeachtet einiger oposition, appellation, oder andern behülffs, ſo ſie darwider ohne Noth ſuchen möchten. Mit ebenmäſſiger injunction, damit ihr beiderſeits die Schüncken und Knackwürſte deſto daß beiſſen möget, daß ihr die Zähn führo hin ſchonen, vnd nicht wie vor dieſem mit dem Leder ziehen vnd ſtrecken verderben ſollet, welche Handlungen euch bey Ehrliebenden Leuten in verdacht gebracht, ob ihr ſolches beyderſeits auß Geitz und engen Nutzen gethan hättet, darnach ihr euch zu richten, ꝛc.

Vmb 3 Vhr ſahen wir etliche zur Burg auff zulaſſung deß Vogts eingehen, die hatten ein mächtiges nachforſchen, keiner doch von uns wiſſen konndte, was es wäre, aber ich ward deſſen mit meinem Schaden zeitlich weiß, denn ſo bald ſie mich erblickten, gingen ſie auff mich zu vnd mit groſſem Ochſengebrüll, fielen mich an, als ob ich ein Beutelſchneider geweſen were, doch wurden ſie von den Trabanten, die mich nun wol leiden möchten mit ſtöſſen zurück gewieſen, daß denn ein groſſes Geſchrey gab, alſo daß auch König Ehrenveſt durch Celsum fragen lieſſe, was es were.

Die Kerls brachten vor, das ich Philander hiezugegen vor zweyen Jahren ungefähr ein Geſichten Buch geſchrieben hette, welches ſie zwar wegen etlicher guten Lehren und deß Zwecks, dahin es ziehlet, nicht zu ſchelten wüſten; doch aber weil ſie in specie mehr als andere darin hort angezäpfft, vnd ſchier an Ehren zu nahe angegriffen wären, ſo hetten ſie, auff daß man ſie nit für die jenige anſehen möchte, die ſie weren zu Rettung ihrer Ehren minder nicht thun können, dann weil ſie in erfahrung kommen, daß gedachter Philander allhie anzutreffen were, ſich derſelben Schmähwort wider ihn zu beklagen, weſſen dann nicht minder die löbliche Zunfft der Herren Medicorum, Weinſchencken, Apothecker, Gelehrten, Frawenzimmer, Hoff- vnd Kauffleute, neben vielen andern ihnen ſämptlich vollmacht und genugſamen Gewalt ertheilet, in ihrer aller Namen, wo ſie ihn Philander betretten möchten, denſelben anzuhalten, Handveſt zu machen, vnd mit Recht dahin verweiſſen zu laſſen, daß ihnen genugſame Erſetzung ihrer Ehren durch ein öffentlichen Widerruff geſchehen möchte, mit Abtrag, baten alſo Herren Celſum daß er ihro Majeſt. ſolches ihrentwegen vnterthänigſt vortragen wolte: Deren mühewaltung wegen ſie nichts vergeſſen würden.

Celsus war mir ohne das nicht günſtig, deßwegen er zu andringung dieſes Dinges wie bei feindſeligen Leuten brauch iſt, keinen Fleiß, kein Wort, kein Gebärden, kein Spötteley, keine Verachtung, keinen Auffzug, keine Liſt ſparete: Darumb mir dann nicht wenig bang ward, vnd weil ich wuſte was ich für einen Freund vor mir hatte, thrähete ich mich etwas mit Ex. Rob. beyſeits: Zwar getroſt, es würde die Zeit kommen, in deren ich auch möchte gehöret, vnd mein vnſchuld offenbaret werden.

Vnlang darnach wurden Ex. Rob. vnnd ich beineben Freymund, für den Ertzkönig gefordert, Der mir alſobald zu ſprach, Celsum abtretten hieß, vnd die beiden fragte: Ob ich verſtanden hätte, was die new ankommende Gäſte für Klag wider mich einbrächten, wegen der genannten Satyriſchen Geſichten darinn ich ſie an ihren Ehren ſolte angegriffen haben? Sie beyde ſahen mich an, ich aber ſprach ja, ich hätte es ſchon verſtanden. Fragte der Ertz König: Was ich dann darzu ſagen wolte, wenn ſie vor Recht begehren würden? Gn. Herr Ertzkönig: ſprach ich, wann ich ihre formliche Klag hören werde, ſo will ich antworten: Auf vnformliches vngerichtliches Geſchrei, aber, iſt ein Ehrenmann gegen Hirnſchellige Keels nicht ſchuldig zuſtehen, auch were es ſich einem dergeſtalt zu erwehren vnmüglich, was aber förmlich geſchicht, das hat Hände vnd Füſſe: zu dem thun mir ſprach ich weiters dieſe Geſellen vnrecht: deſſen bin ich in meinem Gewiſſen wol verſichert, alldieweil ich Krafft meiner in allen Geſichten hinden vnnd vornen eingewandten Entſchüldigung dergeſtalt vergebowet vnd vorbedinget, das darauß klärlich erſcheinet, ich habe keinen Ehrlichen Mann, keinen rechtſchaffenen Juriſten ſondern allein die Auffwickler kein Rechtſchaffenen Artzt ſondern die Kälbre Doctores, der einem Kranken mit einem Blick ermorden, keinen Rechtſchaffen Apotecker, ſondern die Betrieger, keinen frommen Schneider, ſondern nur die jenige die zu weit umb ſich greiffen, keinen frommen Weinſchenken, ſondern nur die jenige die Waſſer vnter den Wein mängen, gemeinet und verſtanden. Viel weniger aber wollte ich hoffen, daß dieſe Geſellen von Ehrliebenden Leuten mich zu verklagen einen Gewalt, wie ſie ſich zwar berühmen vorzuweiſen haben werden, ſondern allein von den jenigen, die ich in ihren Laſterhafften Weſen vnnd gewiſſen wahrhafftig getroffen: Die wahrhafftig ſolche Geſellen ſind, welche ſie doch jetzt nicht ſeyn wollen, vnd ſolle mich GOTT darfür behüten, daß ich einigen Ehren Mann wolte getadelt haben.

Wann aber, ſprach König Ehrenfeſt, ſich die Sachen alſo befinden, wie ich höre daß ſie vorgeben, ſo wirſtu ſchwärlich ohne Abſtraffung entkommen können, dann ſie ſagen wunder ſachen von deiner Lehr vnd von deinem Leben.

Ich bitte ſprach ich Gn. Herr Ertzkönig, daß ich dieſer Geſellen aller Namen hören möchte, ſo will ich als dann ſchon wiſſen, was ihr vorbringen wider mich ſein mag.

Als der König von den Trabanten ein ſolches erforſchet, vnnd mir angeſagt, ſo vernam ich, daß es inſonderheit drey,

Digitized by Google

Nemblich Don Thraso Barbaviso, Dan Vnfalo, vnd Mutius Jungfiſch, als Haupthändler and anhetzer waren, welche drei das Wort gethan, vnd ſich die Sache mächtig angelegen ſein laſſen: vnd mit allerhand greifflichen groben auffſchnitten vermeinten ſie es beim Richer dahin zu bringen, daß auff jhe bloſes angeben, ich, alſo vngehört, gleich in Thurn geworffen, vnd hernach zum Widerruff gezwungen, endlich aber ins Elend verwieſen würde. So bald ich aber hörete das dieſe drey, Don Thraso Barbaviso, Don Vnfalo, vnd Mutius Jungfiſch, die Klage führeten, kundte ich mir wohl einbilden daß ſie, mich in Schaden zu bringen, nichts, auch an Lügen, ſparen würden.

Freymund, der dieſe drei Schaden-froh faſt wohl kandte wegen jhrer Handlungen, ſprach: Gn. Herr Ertzkönig, es iſt nit gnug, klagen, ſondern man muß auch beweiſen. Ew. Kön. May. geben dem Klägrr gehör, aber mit dem rechten Ohr; nicht dem linken Ohr. Das lincke Ohr gehöret dem Beklagten zu ſeiner Verantwortung: Damit die Klagde nicht ſobald das Hertz einneme, noch der Beklagte ohne gnugſamb-eingenommenen Bericht verwieſen werde. Dieſe drey haben dem Philander alles Vnglück vnd den Tod geſchworen, daß weiß ich von vielen Zeiten her. Sie liegen auff ihn offentlich vnd heimlich; und ob ſie öffentlich was vorbringen, geſchicht es doch allemal vnter der Hand, mit angehengter bitt, man wolle es jhnen doch nicht nachſagen. Eine gewiſſe anzeigung jhres falſches: Ein gewiſſe anzeigung einer Läſterung, wo man auſſer den Gerichtszwang, in gemeinem Geſpräch, vbel aon einem redet, vnnd niemand läſt zur verantwortung kommen: ſondern anter der Hand bittet, man wolle es nicht nachſagen. Aber Gn. Herr König, es iſt nicht gnug, aon einem Mann vbels reden. Von Schalck ſelbſt iſt niemalen ſo abel geredet worden, als von deme der den Schalck haſſet: ohne ſchmeicheley zu reden, weil er zugegen ſteht, and ob Philander ſich für einen der frömbſten außgiebt, ſo iſt er gewiß doch nicht der Mann, für den dieſe drey jhn ſchelten, oder ich müßte in meinen Sinnen gar betrogen ſeyn. Hätten dieſe drey etwas wider jhn vor dieſen finden können, ach GOTT! ſie würden es nicht geſparet haben biß hieher.

E. Maj. wollen ſie hören, wie geſagt, jhnen anbefehlen daß ſie jhre Klage formblich vorbringen: Von Punct zu Puncten in das Gerichtsbuch einſchreiben laſſen: vnd dann wol erweiſen; ſo, vnd ſonſt nicht, wird man ſehen, wo der Fehler ſtecke, da wird dann Philander ſeine Entſchüldigung thun können; Thut ers nicht, oder kan ers nicht, ſo weiß ich, er iſt gleich wol ein Mann der ſtehen wird, and Exp. Robertus ſtehet für ihn, das weiß ich auch. Ich kann warlich nimmer Glauben, daß er dieſer Klagden and dieſer Reden ſchuldig ſeyn ſolte. Die Handlung wird es geben. Eines aber erinnere ich hie in Vnterthänigkeit: Was nicht mit Zeugen ins Protocoll geſchrieben iſt; Das thut, zuforderſt Don Vnfalo, rund auff dem Nägele (wann es jhm zum Vortheil dienen kann) auch wider ſein Gewiſſen friſch vnd ohne einigen ſchew abläugnen.

Gn. Herr König, ſprach Exp. Robart, die Läſterer, inſonderheit dieſe drey, haben im brauch, als ich an jhnen offt erfahren, daß ſie daß Gericht and Recht fliehen als der Teufel das Creutz, weil ſie wiſſen, da müſſe ein Ding erwieſen ſeyn, oder erlogen; Aber auſſer Gericht, auff der Gaſſen, beym Trunck, bey verdächtigen Geſellſchafften, in den Kunckel Stuben, oder anderwerts, wo es Philander weder höret noch erfähret, da ſchnadern ſie daher wie die Endten, klappern wie die Weiber, gaxen wie die Hüner, annd doch keine Eyer haben: and wiſſen ſo viel zu erzählen, daß es wunder ſcheinet: Welchem allen doch Krafft vnd Safft mangelt, wann es zum Beweiß and deß Richters erkündigung kommet. Vnnd der ich vmb Philanders thun weiß, mehr als einer, hoffe nicht das aon jhme ichtwas dergleichen ſoll erfunden werden in Warheit: donn das iſt offenbar, daß Mutius der eine Kläger, ein rechter anhetzer iſt der andern Geſellſchafft, die ſonſt zu klagen nicht gedacht, noch auch vrſach hätten. Vnd mit Hitz vnnd Hirnſchälligkeit, als ein rechter Sabler and Strudelhirn, redet er was jhm in das Maul kompt, wie ein tunckenes thörichtes Weib. Don Vnfalo aber iſt ein Böſewicht vber alle, ein Kerl den ich in ſeinen Wercken probiert, vnnd auß ſeinen Wercken mit Wahrheit ſagen mag, daß er dieſe vier Haupt-Tugenden an jhm habe. Erſtlich: Alle loſe Stücke, die er je verübet, aber noch in ſeinem Hertzen fühlet daß man ſie an jhm mercke, dieſelbe Stücke darff er vngeſchewet, vnd ohne Furcht deß Gewiſſens, als ein Ertzläſterer, von andern inſonderheit aber von Philander ſogen; vnd aon einem andern vorgeben, was er ſelbſt gethan hat, and welches Philander nimmermehr in Sinn genommen, das weiß ich. Zum andern: Was Don Vnfalo alle weile geredet, das leugnet er nuß den Ohren herauß, wann es nicht alſobald eingeſchrieben vnd aerſchrieben iſt: und dannoch iſt es ſchwer, alſa ohne gnugſame Kundſchaft gegen jhn ichtwas zuerhalten. Drittens: Daß Don Vnfalo ſeinen Eyd ſelbſt anbiletet zu allen Dingen, auch in ſolchen Orten, da man weiß, daß es die helle Unwahrheit ſey, vnd wider Gott vnd Gewiſſen gehe. Vierdtens: Daß er zu einem gehe, annd ſpreche: Philander habe diß and das geſagt, man ſalte es ja nicht aon jhm leiden, hernach auch zu Philander gehr vnd ebenmäßig ſage: Jener habe diß vnnd das geſagt, vnd er ſollte es ja nicht aon demſelden leiden. Mit dieſem Griff vnd Kunſtſtücklin haltet er die Leuth in ewigen mißtrawen vnd mißhellung wider einander: daß keiner dem andern recht trawet, ſondern je einer den andern heimblich anfindet, denen beyden er doch beſonders gar gute Wort gibt: Von beyden vbel redet, doch beiden ſagt wz ſie gern hören: Beyde in ſeinem Gewalt führet, beyden doch nichts gutes gönnet: Alſo ein Mann iſt, der, wanns müglich were, Himmel vnnd Erden an einander hätzen ſalte. Nemblich, alſo, and onderſt nicht, kan er mit ſeinen Strafwürdigen Wercken, durchſchleichen, and ſich angeſtrafft durchtringen. Vnd der Fünffetens, endlichen, wann man ſeiner Läſterung wegen in Erfahrung kompt, vnd jhm dieſeldigen anter Augen leget, Er ſie dem, der es mit ſeinen Ohren gehöret, auß dem Mund läugnen darff, and mit Eyd bethewren vnd behaupten wollen.

Der muß, ſprach König Ehrenveſt, ein Ertzböſwicht ſeyn, den man warlich in einer ehrlichen Gemein nimmer leiden, ſondern ins Welſchland verweiſen ſolte: nicht wunder were, es, der Ort, da ſolches Gifft wohnet, ſolte zu grunde and vntergehen. Iſt donn dieſem nicht zuwehren?

Wol! ſprach Exp. Robertus, wann Oberkeiten die Laſter mit ernſt ſtraffen, vnd auch gewiſſen-loſen Staats-arſachen keinen berüchligen läſterer hägen, noch feſt darzu machen werden, ſo wird ſolch abel wol vergehen von ſich ſelbſten.

König Ehrenaeſt ſprach darauff; wir wollen gleichwol hören: Befahl demnach, Exp. Robertus ſolte den ankommenen ſagen; weil ſolch vnordentlich Geſpräch letzlich nur ein Gewäſch gebe, welches auß vielen Zoenzeichen, Hohn vnnd vermiſchten Stichworten ſchon zuſpühren, ſolches auch gemeiniglich mit anwahrheit gefüttert were, ſo ſollten die Klägere (ob es ſchon wider alt-Teutſches herkommen ſein möchte, jedoch weil ſie ins gemein ſelbſten von der alt-Teutſchen Auffrichtigkeit und Wahrheit ſchon abgewichen) ihr vordringen Schriſtlich abergeben, damit man die Punkten der Klagede deſto beſſer erwegen; Sie, Klägere auch, wie Exp. Robert. ſelbſt erinnert, nicht gelegenheit haben möchten, das jenige, was ſie einmal geredet hernach auß dem Munde wider zu laugnen. Welches dann Exp. Rob. eylends verrichtet, deſſen aber die Geſellen, als welche die Gelben Wider-Zähne ſchon geſpitzt, vnd die gifftige Zungen gewetzt hatten, vbel zu frieden waren: wol wiſſend, daß jhnen jhr Geſuechs in Schrifften nit abgehen würde, welches ſie ſonſt anter einander hetten herauß plaudern dörffen. Wie der liſtige Römiſchr Orator Antonios gepfleget, welcher, als er gefragt; Warumb er die jenige Sachen, ſo er aor Gericht beybrächte, nicht auch in Schrifften verfaſſen lieſſe, als Cicero und andere? Sprach darumb, damit ſo daß jenige was ich einmal geredt habe, mir zu Schaden vnnd anaortheil dienen könte, ich hernach, je nachdem es mir behagen and nutzen mag, Es wiederumb geſtehen aber auch laugnen könne.

Mutius and D. Vnfalo waren gleichwol nicht faul, and die Feder geſpitzt daß es eine luſt war (dann Mutius trug dieſes alles: eine Feder, Dinten, Papier, ein Linial, ein Federmeſſerlein, ein Schleiffſtein, ein Ziekel, ein Stuck Blei, Kreide, Röddelſtein, 2c. in einem Futter nach, wohin er ginge) annd ſetzten die Klage auff, das ärgſte ſo ſie möchten, and lieſſen ſie dem Celsum aberreichen.

König Ariovistus, ſo bald er ſahe, daß es mit Wälſch oder Latein, welches er haßte, wie den Teufel, erfüllet war, (daß dann Mutius zu ſonderer anzeigung ſeiner geſchicklichkeit gethan hatte, vnd der durch dieſe einige Mittel, wann Läſterung nicht mehr helffen wollte, verhofft hette die Sachen wider Philander zuerhalten) ruffte mir hinzu, und gab mir ſie zu leſen: mit dieſen Worten: Siehe da, deutſcher Philander, leſe du ſelbſt was dieſe von dir liegen: ich ſehe es ſchon an dem Welſchen Schreiben daß es erlogen iſt. Deſſen Mutius erſchrack, and da ſtund als ob jhm in das Maul geſchiſſen ware.

Der Inhalt jhrer Klagde aber, oder vielmehr die Worten waren dieſe:

Großmächtigſter Teutſcher Ertzkönig, 2c.

Vor E. Ertz-Kön. M. erſcheinet Mutius Jungfiſch, mit adjunction der Ädelrühmigen Herrn Don Thraso Barbavino, vnd Don Vnfalo als legitimitter Anwald der wol-Erfahrenen
Meiſter Märly Naſenhalters, vnnd ſeine Nachbawen Schindelſpalters,
Meiſter Fritz Hippenbachers, vnnd ſeins Bruders Puppenmachers,
Meiſter Güntzle Guffenſpitzers, vnd ſeins Eydams Löffelſchnitzers,
Meiſter Bix, Fenſterſtapfers,
Meiſter Lung, Zundelklopffers,
Meiſter Lentz, Minckelgieſſers,
Meiſter Lauhel, Schneckenſchieſſers
Bäſtel, Würths zum lähren Darm,

Digitized by Google

Meiſter Kibſels, Binenſchwarm,
Meiſter Gurtle, Zäpffelſchackers,
Meiſter Jobſtle, Schalenleckers,
Meiſter Vlr Groſſenburſts, vnnd ſeins Nachbawrn Art Brat-
wurſts,
Meiſter Jäckel, Durch den Wald,
Meiſter Engers Hinderhalt,
Meiſter Wolff, Ruſſenflickers,
Meiſter Fuchſen, Eichelſtickers, ꝛc.

Vnd dringt derọſelben, Krafft Gewalts, in Vnterthänigkeit kla-gend vor vnd an: Obwohl in den Keyſ. Beſchriebenen Teutſchen Rechten, wie nit weniger in deß H. Reichs Constitutionem, fürnemblich aber in dem Hochverpönten Landfrieden, nuch dem Reichs Abſchied zu Regenſpurg, de Anno 1541. §. Ferner haben wir, ꝛc. Wie nicht weniger in der Reformation guter Policey, zu Augsburg 1548. tit. von Schmäh-Schrifften, ꝛc., heylſamlich vnnd wol verſehen: daß keiner den andern an ſeinem guten Namen, Glimpff vnd Ehr, quovis modo, per speciem antaſten, traduciren vnnd diffamiren, auch Niemand zu ſeines Neben-Menſchen Schnden vnd Nachtheil, Schmäch Schrifften, Pasquillen vnd dergleichen fingiren, anſtellen, vnd in das Reich divulgiren ſolle ꝛc. daß jedoch, deſſen ungeachtet, der genante Philander von Sittewald ſich nicht geſchewet, neben vielen Ehrlichen Leuten inſonderheit die, Erſtbenanten Anwaldts Hochgeehrte Herrn Principalen, ohn alle gegebene Vrſach, sola calomniandi libidine inductus, in ſeinen titulirten Visionibus auff allerhand weiß vnd weg Ehren-verletzlich anzugreiffen, vnnd dieſelbe vor der Erbaren Welt, ſo viel an jhm iſt, zu verkleinern vnd injuriren. Wann oder ſie, die Herrn Principalen, ſich jederzeit eines vntadelhafften Lebens befliſſen, vnd die jenige keines wegs ſein wollen, für welche ſie dieſer Philander calumniando außgeſchryen, vnd gleichſam offentlich außgeblaſen hat: auff Notorietatem ipsam ſich deßwegen beziehende. Als haben ſie ſolche Iniorien billich ſehr tieff zu Hertzen gezogen, vnd ſein dahero verurſacht, vor Ew. Majeſt. wider dieſer Calomnianten gebührende Vindication vorzunehmen. Geſtalt dann an dieſelbe Anwaldts vnterthänigs Suppliciren gelanget, jhme Philandern auffzulegen, daß Er Klagenden Principalen eine offentliche Palinody oder Widerruff zu thun ſchuldig ſeyn ſolle, vnnd jhne benebens, dieſes ſeines Verbrechens halben, mit Exemplariſcher, vnd angezogenen Constitutionen gemäſſer, Abſtraffung anzuſehen, vnnd ſolches alles mit Bekehrung Koſtens vnd Schadens.

Salvo omni Iuris remedio etc.

Als ich dieſe Schmitz-Schrifft geleſen, muſte ich lachen. Wann nichts mehr da als dieſes, ſprach ich, ſo hats keine Noth. Ein Läſterer ſchämet ſich nicht, auch die Sachen zu erzehlen, zu klagen vnd auffzumutzen, deren ſich doch die Kinder ſchämen würden. Wie muß der Teuffel einen Läſterer ſo gar in ſeinen Banden führen! Freilich, wie ein weiſer frommer Mann vnlängſt geſagt, ſo iſt es wahr, daß bey einer Läſterung drey Teuffel ſitzen. Dann dem Läſterer ſelbſt ſitzt der Teuffel auf der Zungen: Vnd der die Läſterung mit kützeln anhöret, dem ſitzt der Teuffel in den Ohren: Dem aber, der ſie zu ſchaden deß Nechſten, ohne Erkündigung der Warheit, glaubet, dem ſitzt der Teuffel in dem Hertzen. Es ſolte ja kein Menſch einem Läſterer glauben, er habe denn den armen Beklagten auch gehöret; Man hörets am Reden, man ſihets an denn Gebärden, was ein Läſterer im Sinn habe, Wie geſchickt kommen ſie da auffgezogen, da doch ein Kläger geſchickt vnd bereit für den Richter kommen: Ja, da doch die Klagde vnd der Beweiß ſo helle, klar vnd wahr, als die helle Sonne ſeyn ſoll.

Weil ich aber mich ſo bald zu Recht erbotten, vnd begehrt, daß dieſe drey, Vorderiſt Bürgſchafft leiſten, für Gefährde ſchweren, vnd Ihren Gewalt vorlegen ſolten: Zu dem, ſprach ich, auff Freymunds anmahnen, hätten ſie fug gehabt zu klagen, ſie würden es vber die Zeit nicht haben anſtehen laſſen; Die Klag iſt verſeſſen, ich bin nicht ſchuldig mehr darauff zu antworten; Aber da ſolte man geſehen haben, wie Muzius den Deiel gehenckt drey Finger lang.

Letzlichen hieſſe man vns ſämptliche abtreten, vnd wurde, auß Befehl König Arioviſts, durch Hanß Thurmeyern der Spruch oder Beſcheid auff dem Vmbſchlag der Klag Schrifft geſchrieben vnd alſo verzeichnet:

GEgenwertig-eingegebene, mit Welſchen Worten geſchändete vnteutſche ſchrifft iſt vnwürdig geacht, daß ſie vor dem Heldenrath, oder vns, hette abgeleſen werden ſollen: Derowegen auch Beklagter ſo fern loß erkant worden. Doch vorbehalten den Klägern, für ein vnd alle mahl, jhre Klagde morgenden Sambſtags vmb Glock achte in formlicher Teutſcher Sprach einzulegen, ſo ſie wollen; damit ſie dann in der Sache erkant werden möge, was recht iſt. Auch allen vnſeren Teutſchen Reichs angehörigen, vnd wer künfftige Zeit vor vnſerem Hoff- vnnd Heldenrath zu handeln haben möchte, hiemit ernſtlich anbefohlen, nach löblicher Schatzung Keyſer Rudolphs deß Erſten, ſich keiner andern Sprach, als deß puren Teutſchen fürohin zugebrauchen, ohne ſonderbare erhebliche, vnd vns gar allein vorbehaltene Vrſachen: Wie dann alle die, ſo ſich darwider in ichtwas werden gelüſten laſſen, als Abtrünnige, vnd die auß Teutſcher Art geſchlagen, vnd an jhrem Vaterland vntrew worden, mit allem Ernſt vnnd vnabläßlicher Straff ſollen angeſehen werden. In der Burg Gerolts Eck, im Waßgaw. Den vierdten nach Rudolphs Tag, 1641.

Julius Moſen

ward am 8. Juli 1803 in Marienei einem Dorfe im oberen Voigtlande, wo ſein Vater als Schullehrer lebte, geboren. Durch häuslichen Unterricht vorgebildet bezog er das Gymnaſium in Plauen und verweilte dort bis zum Abgange nach der Univerſität Jena 1822, wo er Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte ſtudirte. Hier traf ihn zwei Jahre ſpäter das Unglück ſeinen Vater zu verlieren. Dadurch nicht allein auf ſich verwieſen, ſondern auch mit der Sorge für die Mutter und vier unerzogene Geſchwiſter belaſtet, half er ſich mit der ihm eigenen Tüchtigkeit durch Fleiß und Sparſamkeit fort und machte ſogar in Geſellſchaft eines Freundes eine Reiſe durch Italien, die von außerordentlichem Gewinn in jeder Hinſicht für ihn ausfiel. Zurückgekehrt ging er 1827 nach Leipzig, wo er ſeine Studien vollendete und im juriſtiſchen Examen die erſte Cenſur erhielt. Dann lebte er eine Zeitlang in ſeiner Heimath, um ſich zur juriſtiſchen Praxis vorzubereiten, verweilte darauf noch ein Jahr in Leipzig und ward dann Actuar bei dem Cruſius'ſchen Patrimonialgerichte in Kohren. Hier lebte er in angenehmen Verhältniſſen und ließ ſich ſpäter, zu Anfang des Jahres 1835, als Advocat in Dresden nieder.

Er gab heraus:
Ritter Wahn. Leipzig 1831.
Georg Venlot. Ebendaſ. 1831.
Heinrich der Finkler. Ebendaſ. 1835.
Gedichte. Ebendaſ. 1836.
Novellen. Ebendaſ. 1837.
Cola Rienzi. Trauerſpiel (im erſten Bande von Willkomm's dramatiſchen Jahrbüchern abgedruckt).
Ahasver. Ein epiſches Gedicht. Leipzig und Dresden 1838.

Ferner: Einzelne Gedichte, Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften; zwei noch ungedruckte Tragödien „Wendelin und Helene", und „Kaiſer Otto III." u. ſ. w.

Reiche Phantaſie, Kraft, tiefes edles Gefühl, warme Liebe und ſichere Beherrſchung der Form, bilden Eigenſchaften, welche dieſem ausgezeichneten Dichter, der im Bewußtſein innerer Würde ſich gleich weit vom rhetoriſchen Prunk, wie von falſcher, geſuchter Originalität entfernt hält, einen ſehr hohen Rang unter den Zeitgenoſſen anweiſen. Seine herrlichen Balladen „Andreas Hofer" und „die letzten Zehn vom vierten Regiment" ſind in das Volk gedrungen und ſchnell Eigenthum deſſelben geworden. In ſeinen Trauerſpielen hat er ſich die Aufgabe geſetzt in einfacher Darſtellung das Seelenleben welthiſtoriſcher Menſchen im völkerbewegenden Daſein zu veranſchaulichen und ſich ſo von vorn herein auf die Höhe geſchwungen, von welcher aus allein Großartiges und Bedeutendes in der Tragödie geſchafft werden kann. — Mit wenigen Worten iſt eigentlich ſein Weſen wie ſein Wirken bezeichnet: An Julius Moſen iſt Alles gediegen und ächt.

Digitized by Google

Cola Rienzi *).

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Zimmer Rienzi's auf dem Capitol.

(Der Hintergrund iſt mit einem Vorhange verhangen).

Rienzi. Enrico, ſchreibend am Tiſche.

Rienzi.

Wer hat den friſchen Lorbeerkranz dorthin
Gelegt auf meine Sella?

Enrico.

Ich, Tribun!
Ein Blumenmädchen hielt mich auf dem Platz
Und drängte mich, bis ich den Kranz genommen.

Rienzi.

Unüberwindlich treu biſt Du, mein Freund!
Sonſt ſind ſie Alle Schufte hier in Rom;
Ich haſſe grimmig, ſchmerzlich dieſe Römer.

Enrico.

Sie haben Dich wie einen alten Helden
Mit Fahnen und mit Zweigen eingeholt!

Rienzi.

Sie helfen fort dem jüngeren Colonna,
Und Baroncelli, wo iſt Baroncelli?

Enrico.

Du weißt, er iſt verſchwunden.

Rienzi.

Wie die Natter,
Die grollend in die Erde ſich verbirgt;
Soll ich nun ewig meine Ferſe hüten?
Ich ſehe ſeine Schleimſpur in dem Sand
Allüberall; er iſt in Rom, in Rom!
Enrico, treue Seele, ſage mir:
Was ſpricht, doch nein, was denkt man hier in Rom?
O, wer doch die Gedanken wiſſen könnte!

Enrico.

Man fürchtet Dich.

Rienzi.

O, lernen Sie es nun,
Daß es gefährlich iſt, mit mir zu ſpielen?
Haſt Du nicht auch geſehen auf den Straßen
Die vielen finſter drohenden Geſichter?

Enrico.

Du kennſt das Volk, es hängt am Augenblick.
Tribun, vulkaniſch iſt Italien,
Und plötzlich aus der Erde zuckt das Feuer!
Bedenk' die arge Hungersnoth in Rom;
Colonna hat die Saaten rings verbrannt,
Und ſeine Schaaren ſchneiden von der Stadt
Die Zufuhr ab!

Rienzi.

Der ſchändliche Verräther,
Der Montreale ſteht mit ſeiner Bande
Entgegen ihm! Sie ſchonen ſich einander.
Verräther, Schufte ſind ſie Alle, Alle!
O, Baroncelli, Montreal', Colonna!
Drei Köpfe braucht' ich nur, ſo wär' ich glücklich.
Enrico, drei Verrätherköpfe nur!

Enrico.

Haſt Du noch nicht genug? An allen Enden,
In allen Straßen ſtecken Köpfe aus;
Die Mordarbeit der Henker hört nicht auf,
Und wieder voll ſind die Gefängniſſe.

Rienzi.

Nur von Verräthern, von Verſchworenen!
Die Gutgeſinnten ſollen ſicher ſein.

Enrico.

Was heißt das: gutgeſinnt? O, dieſes Wort
Iſt wie ein Wolf in einem Lämmerſtall!

Rienzi.

Ich kann nicht ſchlafen; theuerſter Enrico,
Drei Köpfe ſchaffe mir, ich wäge ſie
Mit Gold Dir auf! Schaff mir die Köpfe nur!

Enrico.

O, wer hat Dir Dein gutes Herz geſtohlen?

Rienzi.

Still! Still davon! Ich war ein frommer Narr;
Ich ſuchte die Gerechtigkeit hienieden!
Ich war ein Thor; es gilt nur die Gewalt!
Und mit Gewalt will dieſes Volk ich peitſchen
Aus ſeinem Sumpfe der Verworfenheit;
So lang will ich es ſchütteln in dem Sieb,
Bis nur noch ächte Römer übrig ſind.
Mit Schrecken und Entſetzen zwing ich ſie!
Um jung zu machen ein verdorbnes Volk,
Kennt nur der Arzt zwei Mittel: Stahl und Feuer!
Studier' mir im Geſichte nicht herum!

(Tomaſo kommt).

Rienzi.

Sieh', unſer Späher bei dem Heer! Wie gehts?

Tomaſo.

Spazieren geht's und Zeit hat Montreale!

Rienzi.

Er ſoll nicht zu viel haben, wahrlich nicht!

Tomaſo.

Marſchiren läßt er wohl den ganzen Tag,
Am Abend bringt den Zirkel er zu Ende!
Ein wahrer Spaß iſt in dem Felde los;
Vorpoſten, Freund und Feind gehn Arm in Arm,
Aus einer Flaſche trinken ſie ſich zu;
Ein gar gewalt'ger Feldherr Montreale!

Rienzi.

Er bringt mich hier in Rom noch zur Verzweiflung;
Unruhig iſt das Volk, es treibet Hunger.
Von Tivoli war Zufuhr mir verſprochen.

Tomaſo.

Wer kann für Unglück? Dieſe hat Colonna
Hinweggeſchnappt.

Rienzi.

Und Montreale?

Tomaſo.

Das Gewehr
Im Arm ſah von der Höhe ruhig zu.

Rienzi.

O, Teufel, ſchick' ihn mir lebendig her!

Tomaſo.

Nun aber gibt es Meuterei im Heer.

Rienzi.

Ha, Schlange, noch nicht Gift, nicht Gift genug?

Tomaſo.

Die deutſchen Söldner dienen länger nicht,
Wenn Du nicht den rückſtänd'gen Sold bezahlſt.

Rienzi.

Ha, ſchlagt mich todt und münzt zu Geld mich aus!

Tomaſo.

Das ſage Montreale; denn er kommt!
Ihr werdet, denk' ich, manches Freundliche
Euch im Geheimen zu eröffnen haben.

Rienzi.

Er käm'? Der Montreale käm' hieher?
Ich mein', leibhaftig? Ach, nun iſt mir leicht!

Tomaſo.

Dich läßt auch Daniello vielmals grüßen;
Er will die fremden Söldner heut' bereden,
Wenn Montreale aus dem Lager iſt,
Auf Paleſtrina einen Sturm zu wagen.

Rienzi.

Der brave, eiſenfeſte Herzensjunge!

Tomaſo.

Der Einzige, dem noch zu trauen iſt!
Da iſt noch was für Dich! denn geſtern Abends
Schlug ich vor Paleſtrina todt den Juden,
Den ich vorher bei Montreal' geſehen.
Da die Papiere trug er unterm Hute!

Rienzi (durchlieſt flüchtig die Papiere, welche ihm Tomaſo überreicht).

O, kann denn auch ein Menſch ſich herzlich freuen,
Wenn er verrathen, dreifach iſt verrathen!
Tomaſo ſuch' Dir aus, was Dir gefällt!
Nimm Dir aus dieſem Saale, was Du willſt!

Tomaſo.

Ich diene nicht um Lohn; es freut mich aber
So überall die Hand im Spiel zu haben.
Ich geh' jetzt durch die Straßen ſpioniren;
Denn ſeit drei Tagen fliegen auf und zu
Vom Lager und von Rom geheime Boten.
Gedenk' an mich, es iſt Etwas im Werk! (Ab).

Rienzi.

Enrico, hörſt Du? Montreale kommt!
Beſtelle ſchnell das ganze Tribunal!

Enrico.

Tribun! Bei unſrer Kindheit, Chriſti Wunden,
Beflecke nicht mit Blut die reine Hand!

*) Trauerſpiel von Julius Moſen.

Rienzi.
Du biſt ein Kind.
Enrico.
O, thu' es nicht, Rienzi!
Rienzi.
Was denn?
Enrico.
Du ſinnſt ein gräßlich blut'ges Werk.
Rienzi.
Gehorche, Prätor! (Enrico ab).
Rienzi (allein).
Du warſt mein Meiſter! Hüte Dich, daß ich
Nicht heut' an Dir mein Meiſterſtück verſuche!
Verhöhnt haſt Du ſo oft mein Ideal
Von der Gerechtigkeit, mir angeprieſen
Den Eigennutz, die herriſche Gewalt;
Hab' ich Dir Deinen Kunſtgriff abgelernt,
So nimm vor Deinem Schüler Dich in Acht!
Montreale (tritt wild herein).
Mir dieſen Schimpf? Thu' mir genug, Tribun!
Bin ich denn ein Bandit? Thu' mir genug!
Rienzi.
Was raſeſt Du?
Montreale.
Mir haben die Lictoren
Im Vorſaal meine Waffen abgenommen;
„Es dürf' in Waffen Niemand zu Dir ein!"
Ich trag' vor Gott, vor Königen und Kaiſern
Mit Ehren meine ritterlichen Waffen!
Rienzi.
Ich bin kein Gott, kein König und kein Kaiſer!
Montreale.
Meinetwegen Rädelsführer! Meine Waffe!
Ich bin entehrt von Dir! Thu' mir genug!
Rienzi.
Erhitz Dich nicht, es könnt' ſich alſo fügen,
Daß Du noch heute Deinen Witz gebrauchteſt!
Bringſt Du von Paleſtrina mir die Schlüſſel?
Montreale.
Den Teufel auch!
Rienzi.
Noch nicht, noch nicht die Schlüſſel?
So bringſt Du Proviant? wir darben hier.
Montreale.
Wir aber können hungern in dem Feld?
Rienzi.
Ich weiß, dreimal war ſchon in Deine Hand
Colonna mit den Seinen Dir gegeben,
Doch immer offen ließt Du ihm die Flucht;
Gib Antwort? Sprich weshalb? Doch nein!
Ich weiß es ſchon, ich kenn' Dich, Montreale!
Montreale.
Ich kann mit tauſend Reitern Antwort geben.
Rienzi.
Gewiß! Die Anzahl hat ſich nicht verringert;
Dein Feldzug macht Bankrott die Apotheker!
Montreale.
Ich ſage Dir gerade in's Geſicht,
So lang Du nicht die Löhnung haſt bezahlt,
Wird nichts aus Paleſtrina. Geld! ſchaff Geld!
Mit leeren Händen geh' ich nicht von hier.
(Enrico kommt).
Rienzi (zu Enrico heimlich).
Sind ſie verſammelt?
Enrico.
Cola!
Rienzi.
Hier?
Enrico.
Geſchehn!
Rienzi (zu Montreale).
Nimm Paleſtrina, dort iſt Geld und Gut!
Montreale.
Kriegsbeute ſtellen wir auf Rechnung nicht.
Rienzi.
Du biſt unſäglich hart. Du drängſt mich ſehr.
Ich weiß: Du kennſt die Noth von Rom und meine;
Du weißt es auch zu gut, daß Du uns ſelbſt,
Ob mit, ob ohne Schuld, ſo weit gebracht!
Sei redlich, Mann, und ende dieſe Noth!
Du wollteſt einſt dem Meer mit meinem Namen
Reſpect geboten haben, daß ein Gott
Dich an Italiens Küſte tragen mußte;
Gebiete jetzt ſo Deinem eignen Herzen!

Montreale.
Haha! Du glaubſt noch an das Kindermährchen,
Das ich damals Dir vorgelogen habe?
Rienzi.
Wär's möglich, daß ſo ſehr der Lügengeiſt
Nachmachen kann die Wahrheit, o, bei Gott!
Dann iſt Dein Muth, den man ſo ſehr geprieſen,
Und Alles eine prahleriſche Lüge!
So hohl inwendig, wüſt und tödtlich leer,
Haſt Du nicht Furcht, daß in dem Augenblicke,
Wo Du bei Deinem Namen wirſt gerufen,
Du plötzlich wie ein Traumgeſpenſt zerfährſt?
Montreale.
Schaff' Geld, reelles, baares Geld! Schaff' Geld!
Rienzi.
Schnell dreht das Glück des Menſchen Schickſal um;
Erbarme Dich des hartbedrängten Volks!
Noch einmal, — aber auch zum letzten Male:
Ende dieſe Noth und laß uns Freunde ſein!
Montreale.
Sprichſt Du zu einem Stein? Ich höre nichts.
Rienzi.
Wenn Du nun ſelbſt vor mir im Staube lägſt,
Sollt' ich nicht auch des Freundes mich erbarmen?
Montreale.
O, leg' auf Dein Erbarmen einen Heller,
Und ſchenk' es einem Bettler auf der Treppe!
Rienzi (laut).
Ihr unſichtbaren Richter, richtet denn
Hier zwiſchen Montreale und Rienzi!
Montreale.
Ich frag' Dich: ſchaffſt Du das bedungne Geld?
Rienzi.
Und zahl' ich nicht?
Montreale.
So zahlte mir dafür
Colonna noch einmal ſo viel, als Du!
Rienzi.
Das heißt Verrath an Rom, an mir und Dir!
Montreale.
Wie Du es nimmſt.
Rienzi.
Enrico die Papiere!
Lies vor! lies dieſem Mann es deutlich vor!
Enrico (lieſt).
Gott zum Gruß dem Fürſten Giovanni Colonna! Dieſem m[...]nen Unterhändler könnt ihr vertrauen. Nachdem ich mit [...] Abenteurer Rückſprache genommen, komme ich mit Entſch[...] zum Abſchluß. Montreale.
Rienzi.
Bekennſt Du Dich zu dieſem Briefe hier?
Montreale.
Wie auch der Wiſch in Deine Hände kam;
Ich wiederhole: ſchaffſt Du nicht den Sold,
So werd' ich handeln, wie es mir gefällt.
Rienzi (zieht den Vorhang auf. Man ſieht im Halbkreiſe die Richter des Tribunals ſitzen).
Montreale.
Was ſoll die Mummerei?
Rienzi.
Ihr rechten Richter,
Habt ihr vernommen deutlich und vernehmlich
Die Eingeſtändniſſe des Mannes hier?
Richter.
Gehört!
Rienzi.
So klag' ich Montreale an
Der Räuberei, des Mordes, des Verraths,
Den er an ganz Italien begangen!
Montreale.
Mich willſt Du ſchrecken mit der Narrethei,
Mich, den Italien mit Entſetzen nennt?
Wer hat zu meinem Richter Dich geſetzt?
Wer biſt Du, Creatur von meiner Hand?
Rienzi.
Ihr Richter habt gehört, ſo frage ich:
Iſt ſchuldig des Verrathes, Mordes, Raubes
Der angeklagte Ritter Montreale?
Richter (aufſtehend).
Schuldig! Schuldig! Schuldig!
Montreale.
Zur Hölle mit dem Spaß! Mein Schwert! — Mein Schwert!
Mein gutes Schwert! O Gott im Himmel hilf!
Rienzi.
Raub, Mord, Verrath! Sagt ihm dafür die Strafe!

Digitized by Google

Richter.

Der Tod! Der Tod! Der Tod!

Montreale.

O, ich elender Thor, ſtürz' in die Grube,
Die ich dem abgefeimten Schuft gegraben!

Rienzi (ein Stäbchen nehmend).

Du ſchuld'ger Menſch, wie dieſer dürre Stab,
So ſei Dein Leib zerbrochen, und gegeben
Dein Haupt dem Beil, und Deine arme Seele
Befohlen in die Hände Deines Gottes!

(Rienzi zerbricht den Stab und wirft die Stücke über ihn).

Richter (die Stühle umwerfend).

Zeter! Zeter! Zeter!

(Der Vorhang wird wieder vor dem Tribunal zugezogen. — Lictoren mit Bündeln und Beilen erſcheinen).

Rienzi.

Und ſo zertret' ich Dich und Deine Lüge!

Montreale.

Unmöglich! Nein, entſetzlich iſt es nur!
Du wollteſt mich verſuchen, ja, ich weiß!
Und ſchlecht hab' ich beſtanden dieſe Probe;
O, auch den Tapferſten kann man erſchrecken!
Du darfſt nicht ſo mit einem Menſchen ſcherzen.
Schweig nicht ſo eiſern! Sprich zu mir ein Wort!
Ich will es eingeſtehen, willſt Du ſo,
Daß ich zu geizig meinen Vortheil ſuchte; —
O, ſchweige nicht ſo leblos, ſtarr und wild!
Gott, alle Heilige und unſre Väter
Sind Zeugen, daß ſchon morgen Paleſtrina,
Colonna auch in Deinen Händen ſind;
Laß mich nur ungefährdet weg aus Rom!
O, ſchweige nicht ſo tödtlich wie das Grab!
Ich will dem Heer die Löhnung ſelbſt bezahlen,
Erlaſſen will ich Dir die ganze Schuld;
O, ſprich ein Wort, ein einzig armes Wort!
Ich ſtelle Dir zu Bürgen meine Brüder
Und meine Kinder, wehe, meine Kinder!
Ich weiß, Du braucheſt Geld, nimm hin! nimm hin!
Ich löſe mich mit dreizehn Zentnern Gold;
Du weißt: ich bin der reichſte Mann der Welt!
Du nimmſt es an? O, rede, rede nur!
Ich kann nicht ſterben, jetzt nicht, jetzt nicht ſterben!
O, wache ich? ich träume nur ſo gräßlich;
Ich rede Wahnſinn, glaube nicht daran!

Rienzi.

In Dir gerichtet ſei die ganze Zeit,
Das ganze menſchliche Geſchlecht in Dir,
Der ganzen Welt Verworfenheit und Lug!
Ich hätt' euch vor euch ſelbſt erretten können,
Von euch geſtoßen habt ihr mich mit Hohn,
Geſchmäht, geläſtert, tauſendfach verrathen!
Und da ihr eu're Schlechtigkeit getrieben,
An mir den Frevel bis auf's Aeußerſte,
Und ich die Bosheit bei der Kehle faſſe,
Will heuchleriſch ſie um Erbarmen heulen?
Ich hab' euch ſatt, euch Alle herzlich ſatt,
Zum Ekel ſatt, wie ſcheußliches Gewürm!

Montreale.

Verdammter Geiz, der mich ſo weit gebracht
In dieſen aufgeſperrten Löwenrachen!
Ach, in die Hölle wie ein Narr, ein Schuft!

Rienzi.

Man nannte Dich den zweiten Hannibal;
Biſt Du der Menſch, der dreißig Schlachten ſchlug,
Den man den Tapferſten Europa's nannte?
So reiß ich Dir die Maske vom Geſicht,
Und ſeht, dahinter ſteckt die feige Lüge!

(Zu den Lictoren).

Hinweg mit ihm!

Montreale.

Vorbei! Vorüber! Und war das mein Ziel?
Im eignen Netz erwürgt! O, meine Klugheit!
O, die verdammte Dummheit bringt mich um!
Nein! dieſe nicht, o, die Hyäne hier,
Die ich für eine fromme Katze nahm,
Sie kratzt mich nun zu Tod'! Peſt über Dich!
Ich habe immer herzlich Dich gehaßt!

Rienzi.

Ha, doch ein Funken Wahrheit noch in ihm!
Er hat genug geraſt, führt ihn zum Tode!

Montreale.

Zum Tod'! Zum Tode? Wohl, ich bin gefaßt!
Allmächt'ger Gott! erbarm' dich meiner Seele!
Gedenk' an mich, Rienzi! Volkstribun!
Kein Heil aus meinem Blute wird Dir ſprießen;
Denn unſre Sterne gehen mit einander,
Jäh ab ſchießt unſre Laufbahn an das Ende!

Rienzi.

Hinweg mit dieſer Eule!

Montreale.

Ich lade Dich vor Gottes Richterſtuhl;
Denn in drei Stunden ſtehſt Du dort mit mir!

(Er wird abgeführt, Enrico folgt).

Rienzi (allein).

Ha, wie ſo tödtlich ruhig wird es hier?
Wie, ausgebrannt ſo ſchnell, Vulkan der Bruſt?
Hat Dich, den nicht das Weltmeer löſchen konnte,
Verlöſcht der Wahnwitz eines Sterbenden?
Ich brauch noch immer Gluth und Feuerſtrom!

(Man hört einen Glockenſchlag).

Horch, pocht der Tod mit ſeinem Finger an?

(Zweiter Glockenſchlag).

Jetzt haben ſie die Augen ihm verbunden,
Der noch vor einer Stunde Rom, Italien,
Mich ſelbſt zu ſeinen Füßen liegen ſah,
Thut jetzt den letzten, letzten Odemzug!
Der Narr fing noch zu prophezeihen an!

(Dritter Glockenſchlag).

Amen! Amen!

(Lange Pauſe. Daniello tritt ein).

Daniello.

Heil und Victoria!

Rienzi.

Ach, Daniello?

Daniello.

Vorbei iſt alle Noth!

Rienzi.

Meinſt Du! Meinſt Du?

Daniello.

Als Montreale abgegangen war —

Rienzi.

Weißt Du es ſchon? Ich hab' ihn abgefertigt.

Daniello.

Da hatt' ich einen Anhang bei dem Heer;
Nur Montreale war der böſe Geiſt!

Rienzi.

Mein böſer Geiſt? Gewiß! Ich dachte immer,
Der ſchlimme Baroncelli wär' es nur.

Daniello.

Mir folgten Alle. Wahrlich brave Kerle
Sind dieſe Deutſchen! Paleſtrina war
Genommen, und Colonna und die Seinen
Haben capitulirt und ſchwören Treue.
Wie biſt Du ſo verſtimmt? Du freuſt Dich nicht?

(Enrico kommt).

Enrico.

Vom Biſchof, dem Legaten, dieſes Schreiben!

Rienzi.

Lies vor!

Enrico (lieſt).

Geliebter Sohn! Dich ſegnet die heilige Kirche und ernennt Dich hiermit zum Senator und Gouverneur von Rom! Uns iſt befohlen, an Montreale die bedungene Summe auszuzahlen, und ſeinen Abzug zu beſchleunigen.

Rienzi (gezwungen lachend).

Hahaha! Zum Wahnwitz iſt der Spaß!

Enrico (weiter leſend).

Ein Kleinod bringen wir Dir mit, das Dich binden ſoll an die Sache der heiligen Kirche, an Dein eigenes Wohl und an unſer Herz. Raymond, Legat.

Rienzi.

Ha, Hexengold, es ſtinkt nach Blut und Aas!

Daniello.

Was iſt mit ihm geſchehen?

Enrico (leiſe).

Montreale

Hat er enthaupten laſſen.

Daniello.

Montreale?

Das war nicht klug, das war nicht gut gethan!
Sein Argwohn warf erſt neulich in die Stadt
Dreihundert Söldner. Schwierig ſind die Bürger;
Eh' wir es meinen, iſt der Aufruhr fertig.

Rienzi.

Fluch dieſem Dämon, der mich ſo gehetzt
Durch Armuth, Ruhm, Verzweiflung, Tod und Sünde
Bis mitten in den Wirbel der Verdammniß!
Fluch dem Phantom, das ſich mir vorgegaukelt,
Fluch über mich und Rom und alle Welt!

Enrico.

O, komm zu Dir!

Digitized by Google

Daniello.

Laß van ihm ab und ſchweigr!

O, tröſt' ihn nicht; er iſt vom Blut berauſcht;
Ausraſen thut ihm gut.

Rienzi.

Seht dort den Brutuskopf, er rollt die Augen;
Ein Marmorſtein und kann die Augen rollen!

Enrico.

Ein ſchrecklich Ding, wacht das Gewiſſen auf!

(Tomaſo tritt ein).

Tomaſo.

Ein Polcinello mit viel hundert kleinen
Verdammten Maccaroni's hinterdrein,
Mit Beſen und Laternen durch die Straßen
Und kehren überall und ſchreien laut:
Die gute Zeit, die alte gute Zeit!

Daniello (zu Tomaſo).

Du ſiehſt, er hört Dich nicht: ſag' mir es an!

Tomaſo.

Und viele tauſend Männer, Frauen, Jungen
Sind ſchon um ſie herum und helfen ſchreien.

Daniello.

Wer iſt der Polcinello?

Tomaſo.

Baroncelli!

Jetzt eben ſprang, wie eine tolle Katze
Die Nachricht durch die Stadt: enthauptet ſei
Der große Montreale.

Daniello.

Meine Furcht!

Tomaſo.

Aus den Quartieren ſtürzten da die Söldner
Mit furchtbar ſchrecklichem Geſchrei um Rache,
Und ſo rollt jetzt die Waſſerhoſe her. —

(Man hört trommeln und ſchreien: Gerechtigkeit und Brod! Gerechtigkeit und Brod!)

Tomaſo.

Mein Werk iſt aus, fangt nun das eure an! (Ab).

Daniello (ſieht zum Balcone hinaus).

Da wächſt der Aufruhr aus dem Boden 'raus,
Zu einem Mann wird jeder Pflaſterſtein.

Volk (von außen).

Heraus! Heraus! Heraus!

Rienzi (emporfahrend).

Was iſt? Wer ruft? Was gibt es?

Danielſa.

Aufruhr! Aufruhr!

Volk (von Außen).

Heraus, Tribun! Tyrann! Heraus!

Rienzi (zum Balkone hinausrufend).

Es lebe Rom! Tod über ſeine Feinde!

Volk (von außen).

Nieder mit ihm! Nieder!

(Steine fliegen in die Fenſter und zum Balcon herein; Rienzi taumelt zurück).

Rienzi.

Confect! Confect!
Noch lebe ich! Verderben über ſie!
Schnell, Daniello, nach Traſtevere! —
Ah, die Hallunken wollen Aufruhr machen! —
Nicht wahr, da drüben ſeid ihr noch getreu?

Danielſa.

Für die Traſteveriner ſteh' ich ein.

Rienzi.

Hinüber Daniello! Führ' ſie her!
Gleich einem Wetterkeil brich durch die Mente,
In ihrer eignen Feigheit ſtreck' ſie hin!

Daniello.

Gewinnſt Du ſo viel Zeit, ſo kurze nur,
Bis ich mit meinen Kameraden komme,
So beiß ich Dich heraus!

Rienzi.

Stürz' hin, als jagte
Das ganze Elend heulend hinterdrein.

(Daniello und Enrico ab).

(Diener, mit Gepäcke beladen, fliehen über die Scene.)

Rienzi.

Ha, kommt der Wurfler mit der Schaufel an?
Es ſtäubt die Spreu hinweg, wo iſt der Waizen?

Enrico (zurückkommend).

All' Deine Diener haben Dich verlaſſen;
Nun hab' das feſte Thor ich zugeſchloſſen.

Rienzi.

Verlaſſen hat mich Alles, und Enrico,
Die ſchüchterne und ſchwache Seele will
Bei mir jetzt bleiben, wo Gewitterſturm
Den Maſt zerſchmettert und das Steuerruder?
Du haſt ein Weib daheim!

Enrico.

Ich hatte eher einen Freund an Dir!

Rienzi.

In dieſer Demuth hätteſt Du ein Herz,
In Lumpen den Karfunkelſtein verborgen?
Du braves Herz!

Enrico.

Ich bleibe ſchon bei Dir.

(Heftiges Trommelwirbeln von Außen mit Hollageſchrei).

Rienzi.

Was iſt das für ein Rauch? ein Feuerqualm?

(Enrico geht).

Volk (von Außen).

Nieder mit dem Tribun!

Rienzi.

Heran, du Tigerkatze, ſpring heran
Und ſauf dich ſatt, hier haſt du Römerblut!

Enrico (zurückkommend).

O, wehe! wehe! das Geſindel hat
Feuer geworfen in die Canzelei;
Im lichten Feuerbrand ſteht das Archiv!

Rienzi.

Die Raſenden! In dieſen Pergamenten
Bewahrt ſind alle Privilegien,
Die alten Rechte dieſes Pöbelvolks!
Heut ſtirbt zum letztenmal die alte Roma,
Sie morden heute ihre eigene Seele!

Enrico.

Wie grüne Schlangen fährt's an den Tapeten
Herüber durch die Gallerie zu uns!

Rienzi.

Habt Dank, ihr Meuterer, ihr weckt mich auf!

Volk (von Außen).

Holla! Holla! Heraus, heraus, Tribun!

Rienzi.

Reich mir den Helm, den Schild, das große Schwert!

(Während er ſich rüſtet, wobei ihm Enrico hilft).

Fällt Dir nicht auch das alte Lied noch ein:

„Von Seligkeit ſind trunken
Die Armen und die Müden;
Es iſt herabgeſunken
Der Himmel mit dem Frieden!“

Volk (von Außen).

Tod dem Tyrannen! Nieder mit ihm!

Enrico.

O, dieſe Worte, und zu dieſer Zeit!

Rienzi.

Ich freute mich zu ſterben ſo wie Du,
Gewalt'ger Cäſar, Vorbild meines Lebens!
Ich rief Dir zu: reich mir den Lorbeerkranz,
Und wär's am Fuße der Pompejusſäule!
Du haſt mir kaiſerlich Dein Wort gehalten.
Das beſte Ende iſt ein jäher Tod.
Du ſcharfes Schwert, mit dem ich hingeſtreckt
Den Wütherich Colonna! Keine Hand
Soll dich mehr führen! Treuer Schild, fahr wohl!

(Er wirft Schild und Schwert weg).

O, Helm, mit deinem Römeradler haſt du
Bedeckt ein Haupt, in deſſen kleinem Ring
Platz fand der unermeßliche Gedanke
Der Weltherrſchaft, o, mein Cäſarentraum!
Auch du fahr hin!

(Er wirft den Helm weg).

Enrico.

Da ſprüht das Feuer auf.

Rienzi.

So ſchwer wird ihnen noch, mich zu verderben,
Daß ſie auf mich die Elemente hetzen,
Aufbieten mußten das Entſetzlichſte!
Es ſoll ein Schauſpiel für die Götter ſein,
Zu ſehen einen Mann im Heldentod;
Bald ſollen ſie ein ſolches Schauſpiel haben.
Komm, treuer Freund, und ſchmücke mich zum Tode!
Die Götter nahen gern in Feuergluthen;
So ſchreiten durch die Flammen wir hindurch
Zur Wohnung der Unſterblichen hinüber! (Beide ab).

Digitized by Google

Zweite Scene.

(Platz vor dem Capitol, das man theilweiſe im Feuer ſtehen ſieht. Bewaffnete und unbewaffnete Volksmenge drängt ſich in die Scene. Baroncelli, phantaſtiſch verkleidet. Craſſo. Benedetto. Scipione. Bald darauf Rienzi und Enrico.)

Baroncelli.

Her, ihr Jungen mit Reißbündeln! Heizt ihm ein! Da hinan! Da hinan!

Benedetto.

Paßt auf! er kann nicht verbrennen. Er löſcht das Feuer wie ein Eidechs! Er hat einen Bund mit dem Böſen. Eh' wir es denken, wird er auf feurigen Pferden aus dem Dache hinausſauſen.

Scipione.

Kriegen wir ihn heut' nicht unter, ſo iſt er ſattelveſt, wie zum Teufel!

Craſſo.

Immer Unruh und nichts als Unruh!

Volk.

Heraus, Tribun! Heraus! Heraus!

(Das Thor geht auf; Rienzi mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte, das eherne Scepter in der Rechten, mit der toga praetexta bekleidet, erſcheint, hinter ihm Enrico. Eine Stimme aus dem Volke: „Wer da? Wer da!" Eine andere Stimme: „Der letzte Volkstribun!")

Volk.

Der letzte Römer!

Benedetto.

Seht hin! Er iſt kein Menſch! Ein Geſpenſt!

Scipione.

Sein Auge brennt!

Craſſo.

Er iſt gefeit!

Scipione.

Ein Cäſar!

Volk.

Cäſar! Cäſar!

Enrico.

Zu Deinen Füßen bete ich Dich an.
O, ſprich ein Wort, ein einzig, einzig Wort!
Jetzt tödtet Dich das Schweigen. Sprich ein Wort!
Ein Wort! Er tödtet ſich! O, Gott im Himmel!

Baroncelli (vortretend zu Rienzi).

Ich beuge meine Kniee, Volkstribun!
Ich beuge meine Kniee, großer Cäſar!
Verdien' ich keinen Blick, o Majeſtät?
Felice notte! (Er erſticht ihn).
Brutus über Dich!

Enrico (wirft ſich auf Rienzi's Leiche).

Ermordet, ach, von einem Polcinell!
Der letzte Volkstribun von einem Narren!
(Man hört kriegeriſche Muſik ſich nähern).

Volk.

Die päpſtliche Armee!

Einige.

Der Biſchof und Legat!

Scipione.

Seht, hier voraus
Auf weißem Zelter ſprengt Camilla her!

Baroncelli.

Puh, das wird heiß! (Ab.)

Camilla (kommt.)

Ihr Raſenden, was iſt geſchehn?
(Sie erblickt Rienzi's Leiche).
Rienzi?
Rienzi Du? Rienzi, wache auf!
Den Herrlichen ermordet, ihr Verruchten?
O, ſtürz' zuſammen Rom, verſchütt' dich ſelbſt,
Da ſie ermordet deinen letzten Cäſar!
Was ſtarrt ihr ſo auf mich? Was bebet ihr?
Wühlt in die Erde euch! Stürzt in die Hölle,
In die Vernichtung! Ueber euch wälz' ich
Den Fluch der That, das ganze Weltgericht!
Ich lebe noch, da alles Große todt?
Ich mag nicht theilen dieſe Luft mit euch;
Die Römerin ſtirbt mit dem letzten Römer!
(Sie erſticht ſich).

Raymond; ſpäter Daniello mit Baroncelli (kommen).

Raymond.

Umzingelt, bindet dieſe Raſenden!
Wo habt ihr den Tribun?

Camilla.

Zum Tod' vereinigt.

Raimond.

O böſer Tag des Jammers!

Camilla.

Ach! lebt wohl!
(Sie ſtirbt).

Raymond.

Wer hat an dem Tribun die That vollbracht?

Daniello (ſchleppt Baroncelli herbei).

Hervor, Du Bluthund! Mörder! Meuchelmörder!

Raymond.

Bind ihn und ſchlepp ihn nach Sanct Angelo!

Daniello.

Kam ich zu ſpät, vor Dir den Freund zu retten,
Ich komme nicht zu ſpät, Dich zu erwürgen!
(Er ſchleppt ihn fort).

Raymond.

Sorgt für die beiden Leichen! Eine Gruft
Umfange beide! Ausgetoſet haben
Die böſen Leidenſchaften; — Friede kehrt,
Der Friede eines Kirchhofs, kehrt zurück!
Im Namen unſ'res heil'gen Oberhauptes
Nehm' ſo ich wiederum Beſitz von Rom.
(Der Vorhang fällt).

Friedrich Karl, Freiherr von Moſer,

ward am 18. December 1723 zu Stuttgart geboren, eehielt nach vollendeten philoſophiſchen und ſtaatseechtlichen Studien eine Anſtellung bei der kurheſſiſchen Regierung zu Caſſel, ſtieg bis zum Geheimeath und Geſandten am kaiſerlichen Hoſe und wuede 1767 von Joſeph I. zum Reichshofrath zu Wien ernannt. 1772 trat er als erſtee Staatsminiſter, Kanzler und Präſident ſämmtlichee hohee Kollegien in heſſen-darmſtädtiſche Dienſte, wurde aber wegen ſeines Freimuthes 1780 plötzlich wieder aus denſelben entlaſſen und mit der Regierung in einen Proceß verwickelt, deſſen Ausgang ihm jedoch die Wiedererſtattung ſeines eingezogenen Vermögens und die Zuſicherung einee lebenslänglichen Penſion von 3000 Gulden erwaeb. Er lebte nun als Privatmann zu Ludwigsburg, wo ee am 10. November 1798 ſtarb.

Er machte ſich literariſch bekannt durch:

1. Kleine Schriften. Leipzig 1751—65, 12 Bde.
2. Sammlung von Reichshofeathsgutachten. Frankfurt 1752—54, 6 Bde.
3. Sammlung der neueſten und wichtigſten Deductionen ꝛc. ꝛc. Ebersdorf 1752—64. 9 Bde.
4. Lieder und Gedichte. Tübingen 1753
5. Patriotiſche Gedanken. Frankfurt 1755.
6. Der Herr und der Diener. Frankfurt 1759; 2. Ausg. Ebendaſ. 1766, 8. mit Titelvign.
7. Der Hof in Fabeln. Mannheim 1761.
8. Geiſtliche Gedichte. Frankfurt 1763.
9. Geſammelte Schriften. Ebendaſ. 1763—64, 2 Thle.
10. Von dem deutſchen Nationalgeiſte. Ebendaſ. 1765.
11. Patriotiſche Briefe. Ebendaſ. 1767.
12. Reliquien. Ebend. 1767.
13. Patriotiſches Archiv. Leipzig und Frankfurt 1784—90, 12 Bde.
14. Fabeln. Mannheim 1786, 12. mit Kupf. (eigentlich die 2. Ausgabe von 7).
15. Neue Fabeln. Ebendaſ. 1790, 12.
16. Neues patriotiſches Archiv. Ebendaſ. 1792—94, 2 Bde.
17. Politiſche Wahrheiten. Zürich 1797, 2 Thle.
18. Mannigfaltigkeiten. Ebendaſ. 1796, 2 Thle.
19. Geſchichte der Waldenſer. Ebendaſ. 1798.

Mit kühnem Eenſt und edler Feeimüthigkeit griff dieſer geoßartig geſinnte Mann die Fehler und Gebeechen in den Verhältniſſen der deutſchen Staaten an und deckte ſie mit Entſchiedenheit auf. — Sein Styl iſt keineswegs

Digitized by Google

correct, aber dieſer Mangel wird durch die kraftvolle Leichtigkeit deſſelben und den Reichthum an Gedanken reichlich aufgewogen.

Von den Beſoldungen*).

Der Punkt von den Beſoldungen nerdient noch eine beſondere Beteuchtung, weil er in das Glück einer Regierung einen weſentlichen Einfluß hat. Der erſte Satz iſt richtig: Was die Diener zuviel bekommen, behält der Herr um ſo weniger; und wann die Noth einmal an Mann geht, hat einer mit dem andern nichts. Hingegen iſt es eben ſo ſchimpflich und nnnerantwortlich, wann ein Herr, der ſonſt an allem genug, ja Ueberfluß hat, an ſeiner Dienerſchaft den Anfong mit Sparen machen will. Dann entweder braucht er ſie, oder er braucht ſie nicht; braucht er ſie nicht, ſo ſchaffe er die unnöthigen ab und beſolde die unentbehrlichen deſto reichlicher und ordentlicher; hat er aber nur ſo viele, als ohnehin nöthig ſind, ſo iſt ſchmählig, wenn ſolche mit ihrer Beſoldung ſich und die ihrigen kaum gegen die Hungersnoth ſchützen können.

Es geht in den Civilbedienungen, wie bei dem Kriegsſtand. Ein wohl beſoldetes und unterhaltenes Corps wird allemal größere Thaten thun, als ein noch ſo zahlreiches Heer, ſa nur defenſive gefüttert wird und wie das abnehmende Licht gekleidet iſt. Ein ehrlicher Mann machte jüngſt gegen mir in vollem patriotiſchen Eiſer die Anmerkung: Die Preußen freſſen dreimal ſo niel, ſie fechten aber auch dreimal ſo gut.

Und gewiß hat bei einem Soldaten der Magen oft ſa viel Antheil an ſeinee Tapſerkeit, als der Muth, ſo kann man an der trägen und gähnenden Regierung eines Landes den nicht leicht trügenden Schluß machen, daß die Dienerſchaft bei Pferdeaebeit mit Eſelsfutter nerköſtiget werde.

Man kann zwae von keiner Beſoldung irgend eines Poſtens abſolut ſagen: daß ſie groß oder gering ſei; es kommt auf die Theure oder Wohlſeile des Orts, auf die mehr oder minder koſtbare Lebensart, auf den Aufwand und Staat, den man davor fordert und mehrere dergleichen Nebenumſtände an. In * * bekommt ein Miniſter 12000 fl., und wenn das Jahr hernm iſt, ſa ſind ſie juſt deanf gegangen, die Mehrſten ſind nicht einmal damit ſo weit geeicht, daß ſie nicht noch Schulden dazu gemacht hätten. Die koſtbare Haushaltung, Thenee des Orts, zahlreiche Livree, prächtige Equipage, öfteres Tractiren, die Gala, die Spiele n. ſ. w. laſſen nicht leicht an einen Sparpfennig denken. Zu * * hat ein Miniſter niellricht 4000 Gulden, ee geht aber, ſo aft es ihm betiebt, zu Fuß, er giebt niemand das ganze Jahr zu eſſen, als ſich ſelbſt, ein Kleid von Karl VII. Krönung thut noch bei großen Aasrichtungen eben die Dienſte, er ſpielt mit niemand, als mit feinen lieben Enkelchen und lebt vergnügter, arbeitet mehr und behält vielleicht mehe odee doch eben ſo wenig übrig, als die Excellenz, ſo mit 6 Pferden fährt.

Ueberhaupt müſſen die Beſoldungen deegeſtalt hinreichend ſein, daß ein ehrlicher und brauchbarer Mann mit einer ſeinem Amt und Verdienſten gemäßen Anſtändigkeit und Gemächlichkeit davon leben und bei einer ordentlichen Haushaltung auch noch einen Theil derſelben zu Verſorgung der Seinigen nach ſeinem Tode zurück legen kann.

Es erfordert dieſes auf Seiten des Herrn die Dankbarkeit. Ein edles Herz macht ſich ſolche ſelbſt zur Pflicht, und ein undankbarer Here nerdient ohnehin nicht, daß ihm anders als taglöhnermäßig gedient werde.

Ein Herr, wilcher unfähig iſt, durch ſolche hohe und reine Triebe geleitet zu werden, ſollte ſich wenigſtens nm ſeines eigenen Inteeeſſe willen dazu bewegen laſſen. Ein altes Sprichwort ſagt: Kupfern Geld, kupferne Seelenmeſſen; das iſt, ich diene, wie man mir lohnt.

Die Erfahrung redet dieſem Satz am ſtärkſten das Wort. Es finden ſich hie und da zwei aneinandee gränzende nnd mit gleicher Proportion an Land, Leuten und Vermögen getheilte Häuſer. Man betrachte ihren beiderſeitigen Zuſtand nach hundert und mehreern Jahern. Das eine zeigrt ſich in einer wahren und erworbenen Größe, in Reſpect und Anſehen im Reich nnd in dem Senat der Völker, erweitert an Reichthum, Landen und Macht, behaertich und glücklich in ſeinem Syſtem, voll gründlicher Hoffnung einer Dauer, welche die ſchönſten Perſpectiven voe das künftige in ſich ſchließt. Der andere Stamm iſt nie aus ſeiner Mittelmäßigkeit herausgetreten, er hatte große und nahe Hoffnungen, gerechte Anſprüche, Möglichkeiten, ſich geltend und koſtbar zu machen, ſo gut wie jenes, ein ewigee Schlummer erſtickte aber die kräftigſten Erinnerungen, der Sohn träumt ſeine Regierung hin, wie der Vater, die Bewegungen, ſo man ſich giebt, in die Höhe zu kommen, ſind denen gleich, wenn man im Schlaf auffährt, ohae Wirkung und Nachſatz, eine ſchmachtende Politik, ein verdorbenes Regiment, ein verachteter Hof. Geht man auf die Grundurſochen eines ſo merklichen Unterſchieds zurück, ſa hat jenes glückliche Haus ſeit undenklichen Zeiten große Männer an dem Ruder der Geſchäfte gehabt, der Regent iſt mit ihnen als mit ſeinen geheimſten und nertrauteſten Freunden umgegaagen, er hat unglückliche oder treue Dienſte nicht unvergolten gelaſſen und glückliche großmüthig belohnt, er hat mit ſchwerem Aufwand und oft vieljährigem Nachforſchen geſchickte Leute aus dem Dienſt eines andankbaren Herrn in den ſeinigen gebracht, er hat fähige Köpfe früh in die Geſchäfte geſtellt und der Soha fand eine Pflanzſchule würdiger Diener, welche ihm der Vater angezogen hatte. Die Häupter der Collegien hatten reichlich and die übrigen Diener wohl zu leben, er nerſüßte den Miniſtern die Laſt der Arbeiten durch tauſendfache Proben einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit um ihre Erhaltung und Geſundheit, er ließ ſich in die kleinen Sorgen herunter, daß ihnen an der zur Auffriſchung des Gemüthes nöthigen Abwechſelung des Vergnügens mit der Arbeit nichts entginge, er ſtellte ſie vor künftigem Kummer ſicher, daß er den Unterhalt dee ihrigen nach dem Tode des Mannes und Vaters feſtſtellte und Vaterſtelle an den Kindeen übernahm. Die Welt iſt Zeuge, mit welchem Eifer, Treue, Unverdroſſenheit und Glück dieſes Hous bedient und berathea worden. Sein Fall wird da anfangen, wann ein Nachſolger an den Dienern zu ſpaeen anfangen wird.

Dieſes verachtete Haus aber hat ſeine Diener mit Mangel und Kummee ſtreiten laſſea, es hat zu Zeiten große Männer und glückliche Genies gehabt, die aber mit iheen Untergebenen geradr ſo viel ausrichten können, als ein Feldherr mit einer ausgehungerten Armee. Die Beſoldungen ſind ſo gering, daß nur ein Schelm oder ein Harpar was übeig behalten kann; treue Dienſte werden nicht belohnt, ſchlechte nicht geahndet, Betrügereien nicht geſtraft; fähige Köpfe nicht ermuntert, vielmehr der redlichſte Dienſteifer jalouſirt und unterdrückt, man behilft ſich mit ſchlechten Leuten, weil ſie wohtfeiler im Futter ſtehen, man zieht keine Fremde in Dienſt, oder belebt ſie nicht, daß ſie Luſt behalten zu bteiben, es iſt dem Herrn einerlei, ob der Miniſter ſich zu Tode arbeitet oder müßig geht, ob er Gott für ſeinen Fürſten dankt oder ihm den Tod wünſcht. Die Räthe ſind größtentheils nur Packpferde, die iher Laſt tragen, weil ſie ihnen aufgeladen iſt. Man weiß hier nichts von denen Diſtinetionen, die einem Herrn ſo wenig koſten und ein ehrliebendes Gemüth muntee und willig machen. Dem tüchtigſten Mann zerrinnt die Arbeit unter den Händen, weil in ſeinem von täglichem Kummer gebeugten Geiſt Wärme and Feuee erloſchen iſt; vergebens wird ihm die Vertheidigung wichtiger Hausgerechtſame aufgetragen, ſeine Kinder bedürfen das Geld zu Brod, das er zu denen bei einer ſolchen Arbeit nöthigen Büchern beſtimmt hatte. Es wird kurzum bei dieſem Haus ia nichts geſpart, als juſt da, wo um eines unendlich größern Gewinns willen die Ausgabe am vortheilhafteſten angelegt wäer.

Will jemand bei dieſer Beſchreibung den Einwurf mochen, daß der Grund eines ſo merklichen Unterſchiedes gleichwohl in den Einſichten und Eigenſchaften dee Regenten dieſer beiden Häuſer ſelbſt zu ſuchen ſein möchte, ſo habe ich auch nichts dagegen.

Es tritt aber hiee noch ein der reifſten Betrachtung würdiger Grund dazu: die Bewahrung, die ſo nöthige Bewahrung vor Verſuchungen. Nach dem Begriff, welchen ich von dem von Natue Grund verdorbenen und durch die Gnade Gottes noch nicht geheiligten menſchlichen Herzen hobe, kann ich es nicht anders als ungerecht halten, wann ein Regent Treue und Ehrlichkeit non Dienern fordern will, welche ee nicht zureichend oder nicht richtig beſoldet. Das Abſchleppen und Stehlen des Hofgeſindes nimmt man in einem Fall nicht nue als eine bekannte, ſondern auch entſchuldbare Sache an. Der Schaden in der Untreue bei Miniſterial- und andern Landes-Bedienungen iſt aber ungemein größer. Es kann manches Faß Wein nebenhee ausgetrunken werden, ohne daß das Haus nnd Land den Verluſt empfinden. Abér da möchte man Blut weinen, wenn ein ſonſt ehelicher Miniſter in der ſchweren Stunde der Verſuchung anterliegen dleibt, die Ehre und das Intereſſe ſeines Herren um einen Sack mit Geld, nm ein Lehen, nm eine Verſorgung ſeiner Kindee aus Noth zu verhandeln; wenn ein Rath die Hausgeheimniſſe nerkauft, um ſeinen zehn Kindern Brod kauſen zu können, weil ſeine Beſoldung nur für einen Mann ohne Kinder hinreichend iſt; wenn ſich's nom Chef bis zum Canzleidiener in Leben und Wandel zuruft: ſtiehl du auch, betrüg du auch. Man hängt die Miniſter und Räthe nicht, (wenn er nicht etwa ein Jude iſt), ſie fallen nur in Ungnade und ihre Kinder ſind dann gleichwohl verſorgt; wenn es aber gleichwohl zur Unterſuchung käme, ſo würde mir einer der ſchwerſten Fälle ſein, nach Recht und Gewiſſen zu entſcheiden: ob dem Herrn, der den Diener zu ſchlecht beſoldet, oder dieſem, der aus wahrer Noth zum Stehlen nerleitet worden, am meiſten

*) Aus F. K. von Moſer's „Herr und Diener".

Digitized by Google

zur Laſt zu legen ſei? Dann die Beſchuldigungen, die Beſoldung iſt andern vor ihm gut genug geweſen, warum hat er den Dienſt angenommen? warum können andere auskommen? leiden vor dem Tribunal des Gewiſſens eines Regenten gar ſtarke Widerreden. Es iſt an dem, es muß es einer ſehr arg treiben, bis er galgenmäſſig wird, wie will aber ein Herr die unzählbaren kleinen Betrügereien und Unterſchleiſe beſtraſen, wann ihm ſelbſt bewußt iſt, daß ſolche einen Theil des Unterhaltes ſeiner Diener ausmachen? wie will er der Beugung der Juſtiz, dem Geſchenke nehmen, den Verrätherein begegnen, wenn ſich der Diener damit ſchützen kann: er habe in ſieben Jahren keine Beſoldung bekommen. Wie leicht ſind die ſchwachen Schranken der blaß natürlichen Ehrlichkeit in ſolchem Fall überſtiegen, ja auch eine männliche Tugend kann in einer anhaltenden Noth und zunehmendem Mangel von der Macht der Verſuchungen überwältiget werden. Werden nicht die Straſen ſolcher Ungerechtigkeiten in dem göttlichen Gericht mit dem Regenten, ſo einen treuen Diener ſündigen gemacht, getheilt werden: Ich fürchte allerdings.

Glaubten die Fürſten, daß die Seufzer der Diener den Herrn drücken, daß die Thränen eines ſterbenden Vaters, der nach zwanzigjährigem Dienſt ſeinen Kindern kein Vermögen, als Beſoldungsrückſtände verlaſſen kann, eine den göttlichen Segen wegbeitzende Kraſt haben, glaubten ſie, daß der fröhliche Dank, den ein Diener Gott für die Wohlthaten ſeines lieben gnädigſten Herrn abſtattet, ſich als ein fruchtbarer Thau über ſein ganzes Land und Haus verbreite, ſie würden wenigſtens eher an Hunden, Pferden, Gemälden und Häuſern, als an dieſen ihnen angebornen Freunden ſparen *).

Manche Regenten, welche von der Wahrheit dieſer Sätze überzeugt ſind, ſuchen ſich damit zu helfen, daß ſie zu wichtigen und der Verſuchung am meiſten ausgeſetzten Bedienungen Leute ſuchen, die ſelbſt Vermögen beſitzen und daher wenigſtens das Vorurtheil, unbeſtechlich zu ſein, vor ſich haben, welche ſich dann um ſo eher mit der alten und geringen Beſoldung begnügen könnten und würden. So wenig aber zu mißbilligen iſt, daß ein Herr einem wohlhabenden und in gleichem Grad mit Andern brauchbaren Mann den Vorzug gönne, ſo gewiß iſt es, daß manche Dienſte dieſe Vorſicht erheiſchen, ſo möglich es iſt, reich und ehrlich zugleich zu ſein, ſo wenig kann jedoch dieſe Regel als allgemein angeſehen werden.

Ein reicher Miniſter und ſo in ſeiner Maaß jeder andere wohlhabende Mann erleichtert den Herrn und die Kaſſe in manchen weſentlichen Stücken, er trägt zum Glanz des Hofs, zur Ehre des Dienſtes und zum Vortheil der Unterthanen mehreres bei, er iſt wirklich in vielen Stücken brauchbarer, als ein anderer, der wenig oder gar kein eigenes Vermögen hat. Nur folgt nicht allemal, daß, je reicher einer iſt, deſto uneigennütziger er ſei, die Reichſten ſind oft die Unerſättlichſten; wohl aber folgt ſo viel, daß die Geſchenke für den Reichen gedoppelt ſo ſchwer ſein müſſen, daß man ihm deſto weniger beikommen kann, weil er den beſtändigen Vorwand des eigenen Vermögens hat, daß er ſich eher Freunde mit dem ungerechten Mammon machen kann und ein Herr ihn in allen Stücken ſäuberlicher behandeln muß.

Zudem ſind die Verdienſte nicht allemal, ja nur oft am allerwenigſten von Glücksgütern begleitet, ein Mann hätte alle Fähigkeit, den Miniſter eines großen Fürſten abzugeben, ſollte er deswegen ausgeſchloſſen ſein, weil er die Ehre ſeines Poſtens mittelſt eines Beitrags aus eigenem Vermögen nicht verherrlichen kann? Wie leicht kann ein Herr dieſem abhelfen? Er darf ihn nur deſto reichlicher beſolden und ihm einige derer rechtmäſigen Vortheile gönnen, womit ein Herr Männer von Verdienſten favoriſiren kann, ohne daß ihm oder dem Land darunter einige Beläſtigung zuwachſe.

Vielleicht waltet auch bei mehr als einem Herrn der Gedanke ob: die nicht auskommen können, mögen ſehen, wo ſie das Uebrige dazu kriegen, große Beſoldungen ſeien unnöthig, denn das Betrügen unterbleibe deswegen doch nicht, es ſei genug, wenn's nur der Herr nicht geben darf. Die Ausübung dieſer Maxime iſt der praktiſche Commentarius über das alte Sprichwort: Große Herren wollen bedient ſein. Ich mag mich bei dieſem Umſtande nicht aufhalten, weil ich jeden Herrn, der ſo denkt, verabſcheue.

Zur Ehre unſerer deutſchen Höſe muß man bekennen, daß es viele derſelben giebt, an welchen nicht nur ein zureichender, ſondern überflüſſiger Fond zu den Beſoldungen vorhanden iſt, auch die Zahlung ſo ziemlich richtig geleiſtet wird. Man bemerket aber zugleich einen andern wichtigen Fehler. Es ſind der Leute zu viel, die Beſoldungen ſind alſo zu ſehr vertheilt, bei den wichtigſten Aemtern nicht genug proportionirt, bei den mittleren kaum und bei den geringern nicht allemal hinreichend; anſtatt daß bei einer eingeſchränktern Anzahl die anſehnlichſten Bedienungen reichlich und die übrigen wohl verſorgt werden könnten.

Die bekannte Rede: der Fürſt hat nicht ihrer, wohl aber ſie des Fürſten nöthig, iſt ein Wort eines Herrn, das man mit Verehrung ſeiner Güte auf die Viertelſtunde, da es geſprochen wird, keineswegs aber als eine Regierungsmaxime gelten laſſen kann. Zum höchſten kann es bei der Hofdienerſchaft ſtattfinden, wo mancher in wahrem Sinn von der Gnade des Fürſten lebt.

Gewiſſe Verfaſſungen und Einrichtungen können zwar ohne eine große Menge dazu gehöriger Leute nicht beſtehen. In Frankreich bei den Verpachtungen, wo auf zwei Augen das dritte Achtung geben muß und in Deutſchland bei der erſtaunlich geſchwinden und pünktlichen Behandlung der Geſchäfte im preußiſchen Dienſt kann es nicht anders ſein. Dieſe Modelle gehen aber über den gemeinen Maasſtab weit hinaus. Beleuchtet man die gewöhnlichen Urſachen einer zu ſtark überſetzten Dienerſchaft, ſo bleiben ſie zwiſchen dem Herrn und Diener getheilt.

Ein Herr iſt gnädig und leutſelig, er will gerne vielen Leuten Gutes thun, der eine iſt ſein Landeskind und macht an den Fürſten die Anſprache ſeiner Verſorgung, der andere iſt ein brauchbarer fremder Mann, den der Miniſter an den Dienſt verbinden möchte, der dritte iſt der Sohn eines alten treuen Dieners, der vierte hat von langer Hand her ſchon das Verſprechen auf einen Dienſt; für dieſe vier Leute iſt aber nur eine offene Stelle. Ein Jeder derſelben iſt ihrer nicht nur würdig, ſondern auch tüchtig, ſie allein vollkommen zu verſehen. Weil man aber allen vieren eine Gnade erzeugen will, ſo wird das Amt oder die Beſoldung unter ſie vertheilt. Es iſt wahr, der Herr bekommt dadurch vier Diener, er hat aber keinen ganz. Sie müſſen ſich auf vielfache andere Wege das zu ihrem Unterhalte Nothwendige zu ergänzen ſuchen, das lauft entweder auf Betrügereien oder Niederträchtigkeiten hinaus, oder wenn der Herr ihrer am nöthigſten hat, ſo iſt der Diener nicht zu haben. Wo dieſe Umſtände auch wegfallen, ſo iſt doch dieſes richtig, daß der Chef eines ſolchen Dieners, wann er bei aller übrigen Strenge nur noch einige menſchenliebende Empfindungen hat, von ihm unmöglich diejenige Pünktlichkeit, Eifer, Neigung und Unverdroſſenheit verlangen kann, welche man an ihn zu fordern berechtiget wäre, wenn er die übrigen drei Theile der Beſoldung zugleich genöſſe. Ein Herr von dieſer Geſinnung hat an einem andern Hof vier accreditirte Perſonen, der eine dient noch zwölf andern Herren, der zweite nährt ſich mit Prozeſſen, der dritte handelt mit Cervelatwürſten und ſeidenen Strümpfen, und der vierte macht im Tagelohn Zeitungen; vielleicht kommt der fünfte noch dazu, und giebt den Kutſcher der vier andern ab. Sie haben alle etwas und dieſes etwas macht ſo viel zuſammen aus, daß dieſer Herr einen Miniſter mit aller, ſeinem Rang und Verdienſten gemäßen Anſtändigkeit an dieſem Hof davon unterhalten könnte, anſtatt jene vier in einer beſtändigen Dämmerung zwiſchen Ehre und Verachtung leben.

Ein anderer Herr hat ſeine Freude daran, und mißt ſeine Größe und eingebildete Hoheit nach einer recht zahlreichen Dienerſchaft. Er iſt ſo freigebig mit ſeinen Dienſten und Titeln, daß die Eingebornen nicht mehr hinreichen, man muß die Leute aus fremden Landen verſchreiben, um den Reihen recht groß zu machen. Kommt man an einem Galatag an Hof, ſo iſt eine Perſpective von Generals, geheimen Räthen, Kammerherrn, General- und Flügel-Adjutanten, die für die größte Opera hinreichend wäre; man ſieht wohl zehnerlei Uniformen an den Offizieren, rothe, blaue, gelbe Ordensbänder, es glänzt bis zum Blenden. Das ſoll bei Gäſten und Fremden einen hohen Begriff von dem Reichthum des Herrn, und bei dem Lande eine deſto tiefere Verehrung vor der Majeſtät ihres Regenten erwecken. Allein welch Spectakel zeiget ſich, wann man dieſen Jupiter mit ſeinen Trabanten mit einem gewaffneten Auge betrachtet. Der größte Theil dieſer gnädigen Herren lebt in Hoffnung beſſerer Zeiten, der halbe Hof iſt concursmäßig, der unbezahlte Flitterſtaat maſquirt eine Bruſt voll Sorgen und Kummer, der kluge Fremde ſpottet der Uebertriebenheit, das Land ſeufzet unter den Verſchwendungen eines eitlen und wollüſtigen Fürſten, welcher erſt die halbe Welt für Narren halten muß, wenn ſie glauben ſoll, ein kleiner armer Mann ſei groß, wenn er von einer Menge noch ärmerer Leute umgeben wird.

Eine große Anzahl von Räthen bei manchen Collegien iſt nicht ſelten ein naher und wahrer Beweis, daß die ganze Haushaltung eines Hofes nichts tauge. Es gilt dieſes insbeſondere von denen Stellen, welche mit Verwalt- und Berechnung der Landeseinkünfte zu thun haben. Es iſt ganz richtig und die Stimme der Erfahrung ſpricht dafür tauſendmal das Wort, daß unſere alten Herren mit ſamme ihren Unterthanen bei etlichen wenigen Kammerräthen und Rentmeiſtern beſſer bedient, und

*) Rien n'est plus honteux à un Prince, que de voir ceux, qui ont vieilli en le servant, chargés d'années, de mérite et de pauvreté tout ensemble. Testam. polit. de *Richelieu* T. I. p. 279.

Digitized by Google

mehr bei Kräften, Geld und Credit geweſen, als bei dem Schwarm von Menſchen, deren oft zehn der Kammer und keiner dem Land rathen ſoll und alle zuſammen in ihrer Wiſſenſchaft kein Bund Heu werth ſind, das ein fleißiger Bauer unter ſeinen Wagen bindet.

Ich erſtaunte in des Herrn Grafen Teſſin Briefen*) zu leſen, daß das Staatscomptoir des Königsreichs Schweden, welches über alle Einkünfte und Ausgaben des Reichs die Aufſicht und Acht hat, davon Rede und Rechenſchaft geben muß, mit dem König allezeit, ehe in Geldſachen ein Schluß gefaßt wird, conferiet und wo alle Papiere und Rechnungen des Reichs zuſammen fließen, nur aus einem Präſidenten und zweien Staats-Commiſſarien, nebſt der nöthigen Unterbedienung beſtehet.

Dahingegen iſt es in Wahrheit ein luſtig betrübter Auftritt, an einen deutſchen Hof zu kommen, (und wie viele ſind nicht derſelben von gleichem Schlag), wo man kaum aus einer Gaſſe in die andere treten kann, ahne entweder einem Creditori oder Kammerrath zu begegnen. Ein venerabler Senat von einem hochbetrübten Kammer-Präſidenten, nicht minder bekümmerten Kammer-Director, zwei von Gram und Vorwürfen gebeugten geheimen Kammeräthen, zehn bis zwölf Hofkammeräthen, vier Kammerbeiſitzern, zwei Obereinnehmeen, vier Caſſirern, ſechs Kammerſecretarien, vier Regiſtratoren, eben ſo viel Canzelliſten, ohne die Kammerboten, Aufwärter, Kammerhuſaren und dergleichen mit zu erchnen. Die Leute könnten ſich doch noch manchen müßigen Tag machen, wenn ſie auch ein Königreich zu regieren hätten, ſie erchnen aber über einer oder einer halben Million Thaler jährlicher Einkünfte Jahr aus und ein und je länger ſie rechnen, je mehr findet ſich, daß ihr gnädigſter Fürſt und Herr damit unmöglich auskommen könne, ſondeen unumgänglich noch 200,000 Thlr. mehr Einkünfte haben, oder für ſo viel jährliche Schulden machen müſſe. Man nimmt noch etliche neue Räthe an, die rathen dem Herrn, was die andeen zu ſagen ſich geſchämt hatten, und zuletzt kommt noch wohl ein Menſch, dem es eins iſt, ob er auf dem Bett oder am Galgen ſtirbt, der ſie alle miteinander für Ignoranten erklärt und dem Fürſten den nähern Weg weiſt, wie er ohne mühſame und an ſich unmögliche Erhöhung der Einkünfte blos auf Koſten ſeiner Ehre und Credits durch gewiſſe Einrichtungen ſo viel erwerben könne, daß es mit Hülfe eines groſſen Grads von Ehrloſigkeit und Brutalität auf Seiten des Projectenmachers und mittelſt feſten Vorſatzes von Seiten des Fürſten, keinen Vorſtellungen, Klagen, Bitten, Drohen und Gewiſſensbiſſen Raum bei ſich zu geben, wenigſtens ſo lange gut thue, bis einer von ihnen mit Tode abgehe.

Dieſe an manchen Höfen unglückſeelige und an manchen andern bedaueenswürdige Sorte Menſchen würde nicht in ſo groſſe und wohlverdiente Schmach geſunken ſein, wenn bei ihrer Wahl weniger auf die Menge, als anf ihre Fähigkeit, Fleiß und Ehrlichkeit geſehen und alſo geartete Männer für den gewiß ſauren Dienſt rechtſchaffen belohnt würden.

Wo will man aber bei den elenden Beſoldungen derer Kammeräthe an den mehrſten Höfen, Leute von beſondern Verdienſten und bekannter Einſicht in den Kameral-Wiſſenſchaften baoar verlangen? Es iſt wahr, man hat wohl weniger Exempel, daß dieſe Leute im Mangel, als daß ſie wohlbehalten aus der Welt geſchieden, und es ſcheint faſt, die groſſen Herren verlaſſen ſich darauf, daß dieſe Gattung Diener ihre Sache doch ſchon ſo zu machen wüſte und groſſe Beſoldungen bei denen übel angelegt ſeien, die das Geheimniß der Geldmacherei beſäßen. Es iſt aber eine in der That irrige und ſchädliche Maxime. Der Verſuchung zum Betrug der Herrſchaft und heimlichen Bedrückung der Unterthanen, zum Geſchenknehmen, zu böſen Streichen bei Verpachtungen und Accorden u. ſ. w. wird dadurch Thür und Thor geöffnet, der Trieb bri denen, die Genie zu Finanzſachen, und Luſt zu ökonomiſch- und phyſikaliſchen Verſuchen haben, erſtickt, weil es ihnen wenig gedankt und noch weniger belohnt wird.

Auf Seiten der Diener iſt die unzählbaer Menge Leute, welche Dienſte ſuchen und einen Heern und deſſen Miniſter mit ihrem Bitten und Betteln ſa belagern, daß man endlich einem Jeden ein Stück Brod hinwirft, er mag ſehen, wie er daoon ſatt wird. Wenn man ſich aber daran kehren wollte, ſo dürfte man ſicher darauf rechnen, daß nach funfzig Jahern die Dienerſchaft in den Collegien noch einmal ſo ſtark ſein müßte. Dann die allermehrſten derer Kanzleiperſanen würden ſich ſehr entehrt halten, ihre Kinder in die Handlung oder auf ein ehrliches Handwerk zu thun, der Wohlſtand erlaubt es nicht anders, ſie müſſen ſtudiren, und dadurch vermeint Vater und Sohn, ſchon ein erworbenes Recht auf eine dereinſtige Bedienung vor ſich zu haben. Man muß, heißt es, von unten anfangen, der Vater giebt her, ſo lange er hat, kaum iſt eine noch ſchlechte Bedienung erledigt, ſo iſt der Heer mit Memorialien, die Miniſters mit Sollicitanten überlaufen, und der Candidat, der ein reicher Fabrikant, berühmter Künſtler oder wohlbehaltener Handwerksmann hätte werden können, begnüget ſich zu Ehren ſeines Standes mit einem Titel und Expectanz-Decret auf eine elende Beſoldung, ſabald die Reihe ihn treffen würde, weil ſchon immer ältere vorhanden ſind, die nach langer Hoffnung allmälig in die Beſoldung einrücken. Dies verurſacht die übergroſſe Menge Diener in den ſubalternen Collegien, das Heer von Secretairen, Regiſtratoren, Canzelliſten u. dgl., unter denen manch glückliches Genie verkeimen und erſticken muß.

Der Schade iſt unläugbar und groß. Er beraubt den Staat einer Menge Leute, die zu vielem andeen tüchtig geweſen wären, wenn ſie nicht einem vermeintlichen Beruf, groſſen Herren dienen zu wollen, gefalgt hätten. Iſt der Menſch ſchlecht an Natur- und Gemüthsgaben, ſo bleibt er es nicht nur ordentlicher Weiſe, ſondern wird noch ſchlechter, weil ihn ſein eingebildeter Rang ſchan über die gemeine Klaſſe von Menſchen hinausſetzt. Hat er ſeine Jugend und akademiſchen Jahre wohl angewandt, hat er Liebe und Fähigkeit zu den Wiſſenſchaften, ſo wird ſolche bei dem mechaniſchen Dienſt der untern Canzleigeſchäfte matt und erlöſcht endlich gar; der junge Mann, der mit der Zeit der erſten Staatsbedienungen würdig geworden wäre, bleibt im 50. Jaher zu weiter nichts brauchbar, als bis an ſein Ende den Canzleiſtrang am Schreibtiſch zu ziehen, wo er ſich anſchmieden laſſen, und niemals weiter kommen können, damit denen nach der Anciennetät ihm vorgehenden Expectanten in der Beſoldung eines jüngeen kein Tort geſchehe.

Die Menge ſolcher theils gar nicht, theils nur kümmerlich beſoldeten Diener verdreitet überdies in die Geſchäfte eine gewiſſe Langſamkeit, Schlummer und Verwirrung, die man an einem aus wenigen aber wohl beſoldeten Dieneen beſtehenden Hof nicht finden wird. Weil der Titel von Canzlei-Eſeln doch in verjährtem Gebrauch iſt, ſo darf ich auch wohl ſtatt des Beweiſes noch ſagen, daß zwei raſche wohlgefütterte Pferde eine gröſſere Laſt geſchwinder fortbringen, als zwanzig Eſel, die mit Schlägen und Diſteln belebet werden.

Doch die mögen ewig Diſteln eſſen, die abergläubiſch oder niederträchtig genug denken, ſie einer reichlichern und beſſern Koſt deswegen vorzuziehen, weil ſolche auf Grund und Boden ihres liebwerthen Vaterlandes gewachſen ſind, ich meine die einfältigen Menſchen, welche ihre beſten Jahre und Kräfte zu unbelohntem Dienſt hingeben, um in ihrem Alter den Troſt zu genieſſen, mit ſtumpfen Zähnen gleichwohl einen magern Biſſen Brod zu kauen, der in der Mühle gemahlen worden, worinnen ihr ſeliger Großvater ſein Mehl auch hat mahlen laſſen. Die Liebe zum Vaterlande, dieſer ſtarke Antrieb zu groſſen Handlungen in republikaniſchen Verfaſſungen, iſt bei dieſen Leuten eine bloſſe Wirkung von Muthloſigkeit, ein Vorurtheil, von dem ſie weder den Grund noch Ungrund prüfen, eine ſchädliche Maxime für den Staat, die Tochter des Aberglaubens, die Mutter des Müſſiggangs, ein Satz, den man auf den Kanzeln beſtreiten, und ſchon in den Schulen ausrotten ſollte, weil er einem Lande den Zugang fremder Erfahrungen verſchließt, eine Nation dummſtolz auf ſich ſelbſt und verächtlich gegen anderr macht und nur diejenigen als ächte Patrioten unter ſich gelten läßt, welche über dem alten Schlendrian mit einem treuen Köhlerglauben halten und ſich mit Verbeſſerung eines Landes unverworren laſſen. Dieſe ſeltſamen Deutſchen ſind ſo geduldig und thöricht (denn edelmüthig kann ichs doch unmöglich nennen) ihr und ihrer Gatten, Weiber und Kinder Haab und Gut geruhig zu verzehren, um nur nicht, wenn ſie auswärts Dienſte ſuchten, in ihrem Vaterland vergeſſen zu werden, welches ſie für das gröſte Unglück halten, das einem Menſchen in dieſer Welt begegnen kann. Doch man muß ſie bei ihrem Dünkel laſſen, denn ſelbſt Salomo und Sirach würden ſich damit abweiſen laſſen müſſen: Es thut ſich nicht anders.

Bei allem bisher Geſagten finde ich nöthig, eine nähere und den Unterſchied der Dienerſchaft ſelbſt beziehende Einſchränkung zu machen. Ich wiederhole nochmals: die Beſoldungen müſſen durchgehends hinreichend ſein, die reichlichen Beſoldungen aber gehören fordeeiſt für die vornehmſten Miniſter und oberſten Räthe. Der Aufwand, den ihre Würde erfordert, iſt ungleich ſtärker, ihre Bemühungen ſchwerer, iher Dienſte wichtiger und nach deern Verhältniß auch die Belohnung billig gröſſer. Ein Regent läßt zu regelmäßiger und prächtiger Aufführung eines Schloſſes Baumeiſter und Künſtler aus fernen Landen kommen, und niemand verwundert ſich darüber, wenn ſolche mit hohem Sald und andern Gnadenbezeugungen belohnt werden; ſollten die, ſa den Bau der ganzen Regierung ordnen, aufführen und unterſtützen, geeinger zu halten ſein?

Ein anderer Grund waltet auf Seiten einer Gattung Miniſter ſelbſten ob. Fripon hat durch die verächtlichſten Streiche und niederträchtigſten Verrätherei feinen Namen ſchon ſelbſt an den Galgen des Publici geſchlagen, er iſt nicht mehr

*) Im II. Theil S. 304.

Digitized by Google

Kaufmannsgut, er bietet ſich überall an, man flieht ihn als einen Ausſätzigen. Er ſteckt voller Schulden und bietet das letzte, was er hat, ſeine Religion feil, niemand will aber das zerriſſene und beſudelte Gewiſſen erhandeln, endlich wird ihm ein Herr und er dem Herrn kund, der zu ſeinen Abſichten einen Menſchen ſeines Schlags braucht. Fripon weiß zwar, daß er ſich infam macht, er weiß aber nicht, ob es bei dem neuen Herrn länger gut thun möchte, als bei dem vorigen, es träumt ihm auch manchmal vom Galgen und ewiger Gefangenſchaft. Sie handeln: zwanzigtauſend Gulden, gnädigſter Herr! iſt des Jahrs nicht zu viel, um davor gewiß verdammt zu werden; wohlfeiler kann ich es nicht thun. Sie werden eins, der Herr übergiebt ihm ſein Land, wie man dem Scharfrichter einen Miſſethäter liefert, und für die dritte Tortur mehr als für die bloßen Daumenſchrauben bezahlt.

Nach den Miniſtern und Häuptern der Collegien verdienen einige der wichtigſten Subalternen eine vorzüglich reichliche Beſoldung. Ich rechne dahin die Kabinetsarbeiter, die Referendarien, Staats- und andere geheime Sekretarien. Die Treue und Verſchwiegenheit dieſer Männer muß durch eine dankbare Verſorgung außer der Gefahr der Verſuchung geſetzt, und ihr Fleiß dadurch belebt und geſchärft werden. Ferner gehören dahin die Archivarii, die Deducenten eines Hauſes, die ſubalternen Miniſter, welche zu Haus arbeiten, wenn die Excellenzen die Zeit mit Audienz- und Viſitengeben, mit dem Hofdienſt, mit Ueberdenkung der großen Sachen, welche jene hernach im détail durcharbeiten müſſen, zubringen. Ein Hof, deſſen Miniſter ſehr wohl beſoldet werden, wird allemal ſchlecht bedient bleiben, wenn man an jener Art Männer ſparen will, und doch geht man nur allzuviel darin nach der Wohlfeile und hält dieſe Poſten gut genug für Anfänger, da man doch noch eher einen Reichshofrath auf die gelehrte Bank, als einen diſtinguirten Staats-Secretarium und Archiv-Mann finden kann.

Einer beſondern Gattung Diener muß ich hierbei noch Erwähnung thun, es ſind die außerordentlichen Leute, welche ſich berühmen: ſie dienen ihrem Herrn umſonſt. Es iſt wahr, die großen Herren haben darin einen Vorzug vor dem gemeinen Mann, ſie wiſſen ſich mit Titeln und Ehrenzeichen abzufinden, wo wir mit baarem Gelde zu zahlen haben. Bei den Hofdienſten iſt nichts dagegen zu ſagen, man kann ja den Gecken die Freude wohl laſſen, die ſich und ihre Kinder um eines großen Herrn willen auf eine ſo angenehme Weiſe ruiniren wollen *).

Wenn aber einer von denen henkenswerthen Leuten, die dem Herrn den Hauptſchlüſſel zu den Kiſten ihrer Unterthanen machen, ein geheimer Chatulle-Rath ſich öffentlich berühmet, daß er ſeinem Herrn ohne Beſoldung und blos aus Liebe diene, dann möchte ich ſo blind wie die Juſtiz ſein, um keinen leeren Galgen mehr ſehen zu dürfen.

*) Ils savent s'acheter du bien de leurs Ancêtres
Des noms extravagans et souvent de sots Maitres.
Epitr. div.

Johann Jakob von Moſer,

der Vater des Vorigen, ward am 28. Januar 1701 zu Stuttgart geboren und ſtudirte, nachdem er auf dem vaterſtädtiſchen Gymnaſium ſich die nöthigen Schulkenntniſſe erworben hatte, ſeit 1717 zu Tübingen Philoſophie und die Rechte. Schon 1720 wurde er hier Licentiat und außerordentlicher Profeſſor der Rechte, ging aber 1721 mit dem Charakter eines würtembergiſchen Regierungsrathes nach Wien, ohne daß die Freundſchaft des kaiſerlichen Vicekanzlers und öftere Reiſen nach Stuttgart ihm zu einem beſtimmten Wirkungskreiſe verholfen hätten. Nur ſein wirklicher Umzug nach Wien im Jahre 1725 veranlaßte das würtembergiſche Miniſterium, ihn 1726 als wirklichen Regierungsrath in Stuttgart anzuſtellen, von wo er 1727 zwar als ordentlicher Profeſſor der Rechte ſich nach Tübingen begab, wohin er aber auch 1733 wegen mancherlei Anfechtungen in ſeine alten Verhältniſſe zurückkehrte. 1736 ging er als preußiſcher Geheimrath, Director der Univerſität und Ordinarius der Juriſtenfacultät nach Frankfurt an der Oder, legte aber 1739 in Folge einer vom König angeordnetem burlesken Disputation dieſe Aemter nieder und lebte bis zur Ausbreitung der Herrnhutergemeinde zu Ebersdorf im Reußiſchen. Nach kurzer Wirkſamkeit als heſſenhomburgiſcher Geheimerath und Kanzleichef, was er 1747 geworden war, und einer ihm angenehmen Beſchäftigung mit der Direction der 1749 von ihm zu Hanau angelegten Staats- und Kanzleiakademie, kehrte er 1751 als Landſchaftsconſulent in ſein Vaterland zurück. Seine Gelehrſamkeit, ſein Scharfſinn, ſeine Geradheit und ſein Freimuth wurde 1759 durch ſeine Ernennung zum königlich däniſchen Etatsrath auch im Auslande ehrend anerkannt, veranlaßte aber auch bei den damaligen Streitigkeiten ſeines Fürſten mit den Ständen dieſen, ihn als vermeintlichen Verfaſſer wider den Herzog gerichteter ſcharfer Schriften 1759 auf die Feſtung Hohentwiel gefangen ſetzen und ohne Verhör und Urtheil dort feſthalten zu laſſen. Ein Befehl des Reichshofrathes gab ihm endlich 1764 ſeine Freiheit, ſein Amt und ſeine Penſion zurück, doch lebte er ſeitdem nur als Privatmann und mit ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigt zu Stuttgart, wo er am 30. Septembee 1785 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Erdmann's erbauliche Todesſtunden. Tübingen 1730.
Neues und Altes aus dem Reiche Gottes. Stuttgart 1733–36, 19 Thle.
Deutſches Staatsrecht. Nürnberg 1737—54, 50 Bde., 4., mit 2 Supplementen u. 1 Regiſterband.
Zeugniß von dem Frieden Gottes. Ebendaſ. 1740.
Deutſches Staatsarchiv. Hanau und Frankfurt. 1751—57, 13 Bde., 4.
Selige letzte Stunden einiger Miſſethäter. Stuttgart 1753.
Grundriß der heutigen Staatsverfaſſung von Deutſchland. Tübingen 1754.
Neues deutſches Staatsrecht. Stuttgart und Frankfurt 1761—75, 21 Bde, 4.
Geſammelte Lieder. Stuttgart 1766—67, 2 Thle.
Lebensgeſchichte, von ihm ſelbſt. 3. Ausg. Frankfurt 1777–83, 4 Bde.
Moseriana. Frankfurt 1793, 2 Thle.

J. J. v. M. war der bedeutendſte Publiciſt ſeinee Zeit, und zeichnete ſich namentlich durch die Vielſeitigkeit ſeiner Bildung und ſeinen für jene Tage trefflichen Styl höchſt vortheilhaft auch als Schriftſteller aus.

Juſtus Möſer,

ein Sohn des Kanzleidirectors und Conſiſtorialpräſidenten M. zu Osnabrück, ward am 14. December 1720 daſelbſt geboren und zeigte in früher Jugend mehr Neigung für körperliche als geiſtige Beſchäftigung. Doch faßte er das zu Lernende ſchnell, gebrauchte es ſogleich glücklich und erwarb ſich beſonders in der franzöſiſchen Sprache und Literatur nicht geringe Kenntniſſe, als er 1740 die Univerſität Jena bezog, um hier die Rechte zu ſtudiren. Nachdem er zwei Jahre hiee und ein Jahr zu Göttingen ſeinem Studium obgelegen und durch die beſten engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Schriften ſeinen Geſchmack gebildet hatte, trat er als Advocat in ſeinem Vaterlande auf und erwarb ſich durch ſeine Freimüthigkeit und ſeinen Eifer gegen alles Unrecht, wo es ſich zeigte, ſo ſehr das Zutrauen ſeiner Mitbürger und der Landſtände, daß er 1747 zum Advocatus patriae und kurz darauf zum Secretär und Syndicus der

Ritterſchaft ernannt wurde. Sein kluges Benehmen im ſiebenjährigen Kriege erſparte ſeinem Vaterlande viel Aufwand und Unannehmlichkeiten und verſchaffte ihm das Zutrauen des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig und der vornehmſten Generale, in Folge deſſen er als Beauftragter rückſichtlich der Sudſidienzahlungen nach London geſandt wurde und nach dem Regierungsantritte des Prinzen von England deſſen Bisthum, Osnabrück, ſeit 1761 zwar nicht dem Range und Titel, wohl aber der That nach als erſter Rathgeber verwaltete. Das Schwierige dieſer Stellung als Diener des Fürſtbiſchofs und der Stände zugleich, wurde reichlich aufgewogen durch die Zufriedenheit und das Vertrauen, mit welchem beide Theile auf ihn ſahen. 1762 wurde er Juſtitiarius beim osnabrücker Criminalgerichte und nach Niederlegung dieſer Stelle 1768 geheimer Referendar bei der Regierung, welche ihn außerdem 1783 mit dem Charakter eines Geheimen Juſtizrathes beehrte. Nachdem ihn die osnabrückiſche Ritterſchaft 1792 durch ein rührendes Begängniß ſeines 50jährigen Dienſtjubiläums erfreut und der Schmerz über den Verluſt ſeiner trefflichen Gattin und ſeines hoffnungsvollen Sohnes durch die Liebe ſeiner einzigen Tochter Johanne Wilhelmine Juliane, Gattin des großbritanniſchen Raths von Voigt gemildert worden war, verlebte er in ihrem und ſeiner Freunde Umgang noch einige frohe Jahre und ſtarb am 8. Januar 1794 ſanft und ruhig zu Osnabrück. — Er war ein ſtarker, wohlgebauter, hoher Mann mit feſtem Gange und von ernſtem freundlichen Weſen. Auf ſeinem klugen und treuherzigen Geſichte lag ein würdevoller Ernſt, der durch ein ſtetes heiteres Lächeln gemildert wurde. Sein Scharfſinn, ſeine Gelehrſamkeit, ſein Witz, ſeine Menſchenkenntniß, ſein Freimuth und ſeine Herzlichkeit machten ihn allgemein geachtet und geliebt.

Seine Werke ſind:

Patriotiſche Phantaſien. Herausgegeben von ſeiner Tochter J. W. J. v. Voigt. Berlin 1775—76, 2 Thle., 8.; 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendaſ. 1778—86, 4 Thle., 8., mit Portrait; 3. verm. u. verb. Aufl. Ebendaſ. 1804, 4 Thle., gr. 8., mit Portrait; 4. Aufl. (1.—3. Thls.) Ebendaſ. 1819—20, 4 Thle., gr. 8.

Osnabrückiſche Geſchichte. Neue verbeſſerte Aufl. Berlin und Stettin 1780, 2 Thle., gr. 8., mit Titelk.; 3 Aufl. 1820—24, 3 Bde., 8. (3. Bd. herausgg. aus M's Nachlaß von Herbart von Bar). Die erſte Ausgabe des 1. Thls. erfolgte bogenweiſe ſchon 1764.

Vermiſchte Schriften. Nebſt Leben, herausgegeben v. Fr. Nicolai. Berlin u. Stettin 1797—98, 2 Bde., gr. 8., mit Portrait M's.

Sämmtliche Werke. Berlin 1798, 8 Bde. gr. 8.

Einzeln:

Verſuch einiger Gemälde von den Sitten unſerer Zeit. Wochenſchrift. Hannover 1747. Hieß zuerſt blos: Ein Wochenblatt.

Die deutſche Juſchauerin. Ein Wochenblatt. Hannover 1749.

Vorrede zu dem Trauerſpiel. Hannover u. Göttingen 1749.

Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenſchaften. Hannover 1756, gr. 8.; 2. Ausgabe. Bremen 1777, kl. 8.

Unterthänigſte Vorſtellung und Bitte. Mein Joſeph Patridgen ꝛc. (mit lat. Lettern) Hannover 1760, 4.; 2. Ausg. Bremen 1777, kl. 8.

Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komiſchen. Hamburg 1761, 8.; 2. Ausg. Bremen 1777, kl. 8. Wurde in's Engliſche, Däniſche und Franzöſiſche überſetzt.

Schreiben an Herrn Vicar von Savoyen, abzugeben bei J. J. Rouſſeau. 2. Ausg. Bremen 1777, kl. 8.

Sendſchreiben an Voltaire über den Charakter Luthers und über ſeine Reformation. Deutſch vom Candidat G. W. Bokelmann. Lübeck 1765, 8. (War urſprünglich franzöſiſch geſchrieben.)

Schreiben an Hrn. Aaron Mendez da Coſta, Oberrabbiner zu Utrecht. 1. Ausgabe, 1773. (blos als Mannſcript für Freunde); 2. Ausg. Bremen 1777, kl. 8.

Schreiben an P. J. K. in W., den erſten Schritt zur künftigen Vereinigung betreffend. Leipzig und Frankfurt 1780, 8.

Ueber die deutſche Sprache und Literatur. Osnabrück 1781.

Der Cölibat der Geiſtlichkeit, von ſeiner politiſchen Seite betrachtet. Osnabrück und Leipzig 1783, kl. 8.

Leben. Von Fr. Nicolai. Berlin 1797, gr. 8., mit Portrait M's.

Tugend auf der Schaubühne. Nachſpiel. Berlin 1798, gr. 8.

Möſer gehört zu den wenigen deutſchen Staatsmännern früherer Zeit, welche die feinſte, gewandteſte und glücklichſte Darſtellungsweiſe, ſo wie Witz und Phantaſie mit dem Ernſt der Wiſſenſchaft und des Geſchäftslebens zu vereinigen und in ihren Schriften zu verſchmelzen wußten. Er verſtand es, den trockenſten Erſcheinungen der Praxis eine intereſſante, zu gleicher Zeit belehrende, anregende und unterhaltende Seite abzugewinnen. Faſt alle ſeine Schriften entſtanden nur gelegentlich durch Verhältniſſe ſeiner nächſten Umgebungen veranlaßt, und doch verleihen ihnen der in denſelben vorherrſchende feine Spott, der heitere Witz, die gewandteſte Beobachtung und Sittenſchilderung, verbunden mit dem treuherzigen und doch eleganten und leichten Styl, allgemeine bleibende Geltung. Das vorzüglichſte unter ſeinen Werken iſt ſeine Geſchichte Osnabrücks, in welcher er die urſprüngliche Freiheit des deutſchen Volkes auf das Trefflichſte und Gründlichſte darlegte.

Einiges aus Möſers „Patriotiſchen Phantaſieen."

Die Spinnſtube.

Eine Osnabrückiſche Geſchichte.

Selinde, wir wollen ſie nur ſo nennen, ihr Taufname war ſonſt Gertraud, war die älteſte Tochter redlicher Eltern, und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein ſchön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, ſo viel möglich, alles Nothwendige in ſeiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte ſich in Anſehung der Bücher auf ähnliche Grundſätze eingeſchränkt. „Die Wiſſenſchaften," ſagte er oft, „gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seele beſſer nützen." Selinde ſelbſt ſchien von der Natur nach gleichen Regeln gebauet zu ſein, und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu beſitzen.

Die ganze Haushaltung war eben ſo. Wo die Mutter von einer beſſern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhete ſie nicht eher, als bis ſie davon bekam.

Man fand das ſchönſte Gartengewächs nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den Märkiſchen weit vor; und der Biſchof hatte keine andere Butter auf ſeiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung ſehen konnte, war klares und dichtes Linnen, ungeſtickt und unbeſetzt; jedoch ſo nett von ihr geſäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie verſteckt zu ſehn glaubte. Das Einzige, was man an ihr Ueberflüſſiges bemerkte, war ein Heideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber dieſen Staat damit zu entſchuldigen, daß es der einzige wäre, welchen ſie jemals zu machen gedächte; und man konnte denſelben um ſo viel eher gelten laſſen, weil ſie die Kunſt verſtand, dieſe Blumen ſo zu trocknen, daß ſie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hauſe war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, — man konnte es ſo genau nicht unterſcheiden. Vermuthlich war es ehedem ein Saal geweſen. Jetzt ward es zur Spinnſtube gebraucht, da Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den erſten Bedürfniſſen ihres Lebens rechnete. Aus derſelben ging ein Fenſter auf den Hühnerplatz; ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthüre gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitſam und vergnügt zugebracht, indem ſie auf einem dreibeinigen Stuhle (denn einen ſolchen zog ſie dem vierbeinigen vor, weil ſie ſich auf demſelben, ohne aufzuſtehen und ohne alles Geräuſch, auf das Geſchwindeſte herumdrehen konnte) mit dem einen Fuß das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die

Augen bald in der Küche und vor der Kellerthüe, bald auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte ſie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt, und die ſpielenden Geſchwiſter mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich gehalten, wovon die Staatsſeite in die Spinnſtube ging, und mit ſchönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber, minder glücklich *), Boiſerie genannt wird, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit ſich in der Wohnſtube, um ſelbſt ein wachſames Auge auf ſie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptſchrank, worin die Briefſchaften, die Becher und andre Erbſchaftsſtücke verwahrt waren; und auch dieſen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ ſie die Hausmägde, welche ſich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnſtube kommen. Man ſprach ſodann von Allem, was den Tag über im Hauſe geſchehen war, wie es im Stalle und im Felde ſtünde, und was des andern Tages vorzunehmen ſein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und luſtige Geſchichte, wenn ſie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schooße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er ſeine Hände bei einem Fiſch- oder Vogelgarn beſchäftigte, und ſeine Kinder durch Fragen oder Räthſel unterrichtete. Bisweilen ward auch geſungen, und die Räder vertraten die Stelle des Baſſes. Um Alles mit Wenigem zu ſagen: ſo waren alle nothwendige Verrichtungen in dieſer Haushaltung ſo verknüpft, daß ſie mit dem mindeſten Zeitverluſt, mit der möglichſten Erſparung überflüſſiger Hände und mit der größten Ordnung geſchehen konnten; und die Spinnſtube war in ihrer Anlage ſo vollkommen, daß man durch dieſelbe auf einmal ſo viele Abſichten erreichte, als möglicherweiſe erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieſer glücklichen Familie lebte Ariſt, der einzige Sohn ſeiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübſcher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnſtube gekommen, und hatte manche ſchöne Birne darin gegeſſen, welche ſie ihm geſchält hatte. Nach ſeiner Eltern Tode aber war er auf Reiſen gegangen, und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verſtand die Baukunſt, hatte Geſchmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüſſigen, welchen er in ſeiner erſten Jugend nicht verbergen konnte, da er ſchon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht ſchließen, daß er bei ſeiner Wiederkunft jene eingeſchränkte Wirthſchaft nicht von ihrer beſten Seite betrachtet und die Spinnſtube ſeiner Mutter in einen Vorſaal umgeändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und ſein einziger Fehler ſchien zu ſein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und ſich eines braunen Tuches ſchämte, wenn Andere in goldgeſticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten ſeine frühe Neigung zu Selinden gerne geſehen, und die ihrigen wünſchten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit verſprach. Seinen Wünſchen ſetzte ſich alſo Nichts entgegen; und ſo viele Schönheiten er auch auswärts geſehen hatte, ſo war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reize übertroffen hätte. Er widerſtand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag der Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angeſetzt, welche eine ausgeſuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein ſo oft Ariſt ſeine Braut beſuchte, fand er ſie in der Spinnſtube, und er mußte manchen Abend die Freude, ſeine Geliebte zu ſehen, mit dem Verdruß, zwiſchen Rädern und Kindern zu ſitzen, erkaufen.

Er konnte ſich endlich nicht enthalten, einige ſatyriſche Züge gegen dieſe altväteriſche Gewohnheit auszulaſſen. „Iſt es möglich,“ ſagte er einſtmals gegen den Vater, „daß Sie unter dieſem Geſumſe, dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder ſo manchen ſchönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt iſt man von der alten deutſchen Gewohnheit, mit ſeinem Geſinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Geſinnungen bekommen, wenn ſie ſich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig ſchlecht, und ihre Aufführung nicht beſſer gerathen. Ueberall, wo ich in der Welt geweſen, haben die Bedienten ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige beſonders; die Kammerjungfer ſitzt allein; die Töchter ſind bei der Franzöſin; die Knaben bei dem Hofmeiſter; der Herr vom Hauſe wohnt in einem, und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßſaal, nebſt einigen Vorzimmern, dienen zu gewiſſen Zeiten des Tages, um ſich darin zu ſehen und zu verſammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, ſo ſoll die Spinnſtube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden.“

„Mein lieber Ariſt,“ war des Vaters Antwort, „ich habe auch die Welt geſehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unſer größter Feind, und eine nützliche Arbeit unſre dauerhafteſte Freundin ſei. Da ich auf das Land zurück kam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir deſto länger. Ich fing an zu leſen, und meine Frau nähte. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unſre Augen dieſe Anſtrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schluſſe, daß das Spinnen die einzige Arbeit ſei, welche ein Menſch bis in's höchſte Alter ohne Nachtheil ſeiner Geſundheit aushalten könnte. Meine Frau entſchloß ſich dazu, und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen ſo ſehr mißfällt. Dies iſt die natürliche Geſchichte unſers Verfahrens; nun laſſen Sie uns auch Ihre Entwürfe als Philoſophen betrachten.“

„In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich dieſen Helden in regnichten Nächten auf den Vorpoſten ſich an ein ſchlechtes Wachtfeuer niederſetzen, aus einer verſauerten Flaſche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrod eſſen ſehen; wie gern unterredete er ſich mit jedem Gemeinen; wie aufmerkſam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden; und wie groß dünkte er ſich, wenn er in der Bruſt eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte! Was der Feldherr that, daß thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege ſind einige Augenblicke groß; und in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beſchimpfen können? Iſt der Ackerbau minder edel, als das Kriegshandwerk? Und ſollte es vornehmer ſein, ſein Leben zu vermiethen, als ſein eigner Herr zu ſein, und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum ſollte ich alſo nicht mit meinem Geſinde wie Montecuculi mit ſeinen Soldaten umgehen?“

„Ein geſunder und reinlicher Menſch hat von der Natur ein Recht, ein ſtarkes Recht uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn; die Wolluſt ſucht ihn; und der Geiz verſpricht ſich alles von ſeinen Kräften. Ich habe allezeit geſundes und reinliches Geſinde; und bei der Ordnung, welche wie in allen Stücken halten, fällt es uns nicht ſchwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Ariſt, nicht unbemerkt geblieben ſein, daß der Zuſchnitt ihrer Mützen und Wämſer ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtſamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen; ich erhebe ſie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeuge, gebe ich ihnen eine Würde, welche ſie auch im Verborgenen zur Rechtſchaffenheit leitet. Und dieſe Würde, dieſes Gefühl der Ehre dienet mir beſſer, als andern die Furcht vor dem Zuchthauſe. Wenn ſie des Abends zu uns in die Stube gelaſſen werden, haben ſie Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche ſie nicht ſo gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich ſie ihnen als Herr im Vorübergehn mit einer ernſthaften Miene ſagte. Durch unſer Betragen gegen ſie ſind ſie verſichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und ſie müßten ſehr unempfindſame Geſchöpfe ſein, wenn ſie ſich nicht darnach beſſerten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzuſtehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenſchaft von ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorſchriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt und jedes Ding in demſelben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herren und Frauen werden. Sie gewöhnen ſich zu der nothwendigen Achtſamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert ſich bei Zeiten zu den chriſtlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu ſich Andere ſonſt mehr aus Stolz als aus Religion herablaſſen. Ordentlicherweiſe aber laſſe ich meine Kinder mit dem Geſinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geſchieht, ſo habe ich weniger zu fürchten, als Andere, deren Kinder mit einem verachteten Geſinde verſtohlene Zuſammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptſächlich zu der Landwirthſchaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit ſich bringt. Von gelehrten Hofmeiſtern lernen tauſend die Kunſt, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerkſamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Kopien hervor.“

Ariſt ſchien mit einiger Ungeduld das Ende dieſer langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernſt, womit dieſe ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutſam gemacht hätte. „Es iſt einem Jeden nicht gegeben,“ fiel er jedoch hier ein, „ſich mit ſeinem Geſinde ſo gemein zu machen; und ich glaube, man thut

*) Pannel oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig, als das kleine Stück eines Schillings, ſeinen Urſprung hat, drückt die Sache unſtreitig beſſer aus als Boiſerie.

Digitized by Google

allezeit am beſten, wenn man ſie in gehöriger Ehrfurcht und Entfeenung hält. Alle Menſchen ſind zwar von Natur einander gleich. Allein unſre Umſtände wollen doch einigen Unterſchied haben; und es iſt nicht übel, ſolchen durch gewiſſe äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menſchen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit ſie mir die Spinnſtube anpreiſen, könnte ich Ihnen die Dorfſchenke rühmen. Und vielleicht beweiſe ich Ihnen aus der Geſchichte des vorigen Jahrhunderts, daß verſchiedene Kaiſer und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erſcheinenden Hofleute Langeweile verurſacht, ſich oft in einem Bauernhauſe gelabt, und ihren getreneſten Unterthanen unbekannter Weiſe zugetrunken haben."

„Und Sie wollten dieſes verwerfen?" verſetzte Selindens Vater, mit einem edlen Unmuthe. „Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigſte des Königs halte? Kommen Sie," fuhr er fort, „ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft leſe. Dieſes iſt Homer. Hier hören Sie" (und in dem Augenblicke las er die erſte Stelle, ſo ihm in die Hand fiel): Der alte Neſtnr zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte ſich an nichts. „Welch eine natürliche Schilderung!" rief er aus. Wie ſanft, wie lieblich, wie fließend iſt dieſe Schattirung in Vergleichung ſolcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur ſteht, den Himmel über ſich einſtürzen ſieht, und den Kopf an einer poetiſchen Stanze unerſchrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein ſolcher Maler gewarden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einem prächtigen, aber einförmigen Modeton geſtimmt, und ſich in eine einzige Art von Roſen verliebt? Nein, er hatte zu ſeiner Zeit die Natur überall, wo er ſie angetroffen, ſtudirt. Er war auch unterweilen in die Dorfſchenke gegangen, und der ſchönſte Ton ſeines ganzen Werks iſt dieſer, daß er die Mannichfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe ſchildert, und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verſchönerungen ſich nicht in Gefahr ſetzt, ſtatt hundert Helden nur Einen zu behalten. Er ließ der Helena ihre ſtumpfe Naſe, ohne ihr den ſchönen Hügel darauf zu ſetzen; und Penelope ließ er in der Spinnſtube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen."

Ariſt wollte eben von dem Durtich ſprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin ſchlafenden Prinzen nicht von den Ratzen, oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen, und ſagte nur noch: „Ich weiß wohl, die veredelten, verſchönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unſerer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Troſt iſt: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit wiederfahren läßt, mehr geleſen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigſten Stande nicht umgehen können, ohne unſre Würde zu verlieren. Es giebt Herren, welche in einer Dorfſchenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, ſondern aus Erfahrung wiſſen, und aus eigenem Verſtande wie aus offenem Herzen reden, allezeit größer ſein werden, als orientaliſche Prinzen, die, um nicht klein zu ſcheinen, ſich einſchließen müſſen. Wenn wir dächten, wie wir denken ſollten, ſo müßte uns der Umgang mit ländlichen unverdorbenen und unverſtellten Originalen ein weit angenehmeres Schauſpiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Perſonen ein auswendig gelerntes Stück in einem gelogenen Affekte daher ſchwatzen."

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu ſtark fühlte, nicht mehr mit der ihm ſonſt eigenen Gelaſſenheit ausdrückte, unterbrach ſie ihn damit, daß ſie ſagte: ſie würde ſich's von Ariſten als die erſte Gefälligkeit ausbitten, daß er ſeiner Mutter Spinnſtube wieder in den vorigen Stand ſetzen ließe. Und ſie begleitete dieſe ihre Bitte mit einem ſo ſanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommenſten Gehorſam verſprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten laſſen; doch ſagte ſie endlich: „Die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß im voraus, daß ſie zu unſerm gemeinſchaftlichen Vergnügen gereichen werden." Ariſt erklärte ſich alſo, und es ward von allen Seiten gut befunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantaſie leben, und alsdann dasjenige geſchehen ſollte, was ſie beiderſeits wünſchen würden. Jeder Theil hoffte in dieſer Zeit den andern auf ſeine Seite zu ziehen.

Der Hochzeittag ging fröhlich vorüber, und wenn gleich Ariſt ſich an demſelben in ſeiner ſchönſten Größe zeigte, ſo bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Armen im Dorfe neu; nur ſich ſelbſt nicht, weil ſein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speiſen und gutes Bier, welches im Hauſe gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte ſich kein Leibarzt beifallen laſſen, der Braunahrung zum Nachtheil, das Waſſer geſünder zu finden. Die Braut trug ihr Heideblümchen, und die liebenswürdige Sittſamkeit war das durchſcheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reize. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erſchien ſie, nach der Abrede, in unausſprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantaſien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längſt in Vergeſſenheit kommen laſſen. Und wenn ſie ſolche auch erhalten hätte: ſo würde man ſiedoch eben ſo wenig verſtehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik *) von gemützerten, geſlützerten, verſchnittenen und verzattelten, von kleinſpalt, kogeln, ſarkett und diſſelſett lieſt.

Selinde, die alles, was ſie war, jederzeit aus Ueberzeugung war, ſpielte ihre neue Rolle wirklich ſchöner, als wenn ſie ſolche gelernt hätte. Sie ſtand ſpät auf, ſaß bis um 9 Uhr am Kaffeetiſche, putzte ſich bis um zwei, aß bis um vier, ſpielte bis acht, ſetzte ſich wieder zu Tiſche bis zehn, zog ſich aus bis um zwölf, und ſchlief wieder bis acht; und in dieſem einförmigen Zirkel verfloß der erſte Winter in einer benachbarten Stadt, wohin ſie ſich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter ſich näherte, fing Ariſt allmälig an, Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgeſinde hatte ſich nach ſeinem Muſter gebildet. In der Haushaltung war vieles verloren, vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein Anſehnliches mehr als ſonſt verzehrt. Er mußte ſich alſo entſchließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er ſeine Wirthſchaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts geſagt. Denn auch dieſes hatte er ſich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, ſchien ſie allmälig mit einem Blicke zu fragen, wiewohl mit aller Beſcheidenheit und nur ſo, daß man ſchon etwas auf dem Herzen haben mußte, um dieſen Blick zu verſtehen.

Zur Zeit, wie Ariſt in Paris geweſen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit ſich in Geſellſchaft trugen, auf den Schooß ſetzten und mit einem ſtählernen Haken an eben der Stelle befeſtigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehte das Rad mit einem ſchönen kleinen Finger, und tändelte oder ſpann mit einem andern. Von dieſer Art hatte er heimlich eins für Selinde kommen laſſen, und für ſich ein Geſtell zum Knöthen. Denn die Mannsperſonen fingen eher an zu knöthen, als zu trenſeln **). Ehe ſich's Selinde verſah, rückle Ariſt mit dieſen allerliebſten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen ſein feierliches Verſprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeit lang geglückt, wenn nicht das charmante Mädchen mit einer unendlichen Menge Berlocken wäre geziert geweſen. Sie wußte zwar die Geſchichte ihres Urſprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe dieſe kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein ſie ſah doch ganz wohl ein, daß dieſe überflüſſige Zierrath, ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundſätze ſein ſollte. Indeſſen ſchwieg ſie und ſpann. Ariſt aber machte Knötchen.

Kaum aber war ein Monat und mit dieſem die Neuheit vorüber, ſo fühlte Ariſt ſelbſt die ganze Schwere dieſer langweiligen Tändelei. Längſt hatte er eingeſehen, daß nichts, als nützliche Arbeit, die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein dieſe ſeine Erkenntniß war unter dem Geräuſch jugendlicher Luſtbarkeiten verſchwunden, jetzt verwandelte ſie ſich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth ſich bei ihm als ein ernſthafter Sittenlehrer einſtellte. Er fing alſo an, Selinden offenherzig und zärtlich zu geſtehen, wie es wohl ſchiene, daß ſie Recht behalten würde. . . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, iſt zu rührend, um ſie zu beſchreiben. Es iſt genug zu wiſſen, daß Selinde den Sieg und eine ganz neue Spinnſtube erhielt, woraus ſie, wie zuvor, ihre Haushaltung regiren konnte. Nur wollte Ariſt nicht, daß ſie Eingangs zur Linken liegen ſollte, weil er hier ſeinen Saal behalten, und die Damen, ſo ihn beſuchten, wie im Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dieß ward leicht eingeräumt; und Jedermann weiß, daß ſie beide unter Rädern und Kindern ein ſehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man ſagt dabei, daß die damalige Landesfürſtin ihnen die Ehre erwieſen, ſie in der Spinnſtube zu beſuchen, und daß ſie, zum Andenken derſelben, eine dergleichen auf dem Schloſſe zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnſtube genannt wird.

Der erſte Jahreswechſel.

Eine Legende.

Gott hatte die Thüre des Paradieſes noch kaum abgeſchloſſen, als Eva von fern einen ſchönen weitglänzenden Apfelbaum er-

*) Faſti Limburg. S. 81.

**) Das Trenſeln, welches vor dreißig Jahren Mode war, beſtand darin, daß man goldne und ſilberne Borten, auch ſeidne Zeuge in ihre Fäden auflöſte.

Digitized by Google

blickte, und zu ihrem lieben Adam ſagte: „Siehſt Du wohl, auch da ſind Aepfel.“ So wie ſie dieſes ſagte, ging ſie auch hinzu, und Adam voll tiefer Wehmuth, wozu ihm noch der Ausdruck mangelte, hinter ihr drein. „Ich wüßte nicht, was den Aepfeln fehlte, daß ſie nicht eben ſo gut, wie im Paradieſe ſein ſollten,“ rief ſie nach dem erſten Biß aus; aber Adam ſchüttelte den Kopf, und ſpuckte das Abgebiſſene auf die Erde. So brachten Sie eine Weile mit dem Koſten verſchiedener Früchte zu, als Nacht und Müdigkeit die beiden Vertriebenen zur Ruhe lockte, und Adam zum erſtenmal einſchlief, ohne ſeiner Eva eine gute Nacht zu wünſchen. Sie mußte indeſſen, wie alle Schuldigen, den Schmerz verbeißen, ſo gern ſie auch ihrem Mann noch einmal geſagt hätte, daß er es beſſer verſtehen, und ſich von ſeinem ſchwachen Weibe nicht hätte verführen laſſen ſollen.

Es regnete die Nacht gewaltig, und dabei war es doch ſchon etwas kalt, wie gemeiniglich in den Herbſttagen. Ihre Pelze, welche ihnen Gott beim Abſchiede auf die Reiſe gegeben hatte, waren durch und durch naß geworden und ein naſſer Pelz iſt eine elende Decke. „Wir müſſen es machen wie die Thiere, und uns künftig des Nachts in eine Höhle oder unter dem Laube verbergen,“ ſagte Adam, und noch hatte er ſich nicht dreimal umgeſehen, als er einige abgeſchlagene Zweige entdeckte, ſolche an einen großen Baum ſtützte, und ſich darunter ein beſſeres Lager bereitete. Sein Vergnügen war, ſolches jeden Tag immer mehr und mehr mit Schilfe und großen Blättern gegen das Wetter, welches jede Nacht unfreundlicher wurde, zu verſichern, und in der That hatte ihn die Noth recht ſinnreich gemacht: denn die Hütte war ſo groß und geräumig, daß ſie ſich beide darin niederlegen und vorn zur Thür hinaus ſehen konnten.

Wenn ſie hier des Morgens aufwachten, war ihr erſter Blick nach der Sonne, und die erſte aſtronomiſche Bemerkung, die ſie machten, war, daß dieſes große Licht immer mehr und mehr zurückblieb. „O Gott, o Gott!“ ſagte Adam; die armen Leute hatten noch keinen Winter geſehen, und im Paradieſe gleichlange ſchöne Tage gehabt: „ich befürchte, es ſtirbt nun ſo Alles nach einander aus. Man hört weder Froſch noch Vogel, die Früchte fallen überall ab, die Bäume verlieren ihre Blätter, und ſogar das Dach unſrer Hütte fault und fällt zuſammen, — ich fürchte, ich fürchte, Gottes Zorn folgt uns nach, es geht Alles aus, und wir mit, meine liebe Eva; auch Du ſollſt wieder zur Erde werden.“ Hier entfiel ihm die erſte bitterliche Thräne, und Eva ſchluchzte an ſeinem Halſe: „Auch Du!“

Alle Morgen, die Gott werden ließ, kam die Sonne ſpäter, und der Abend, da ſie noch weder Feuer und Licht kannten, ſo früh, die Tage wurden allmälig ſo kurz, daß ſie nun ſchon nichts anders als eine lange ewige Nacht erwarteten, und bloß vom Hunger getrieben, noch durch den dicken Nebel herumliefen, um einige abgefallene Früchte zu ſammeln, wobei Eva immer glücklicher war, als Adam, indem ſie noch oft einen Apfel entdeckte, den der Mann überſehen hatte, und ſich dann recht inniglich freute. Aber auch dieſe Hülfe hörte bald auf, die Thiere auf dem Felde ſammelten fleißiger wie ſie, und ein ſchöner Kürbis, den Eva einſtmals im Triumph nach Hauſe gebracht, und über alle Aepfel im Paradieſe erhoben, Adam aber, um ihr kein Recht zu laſſen, aus der Hütte geworfen hatte, lag, wie ſie ihn jetzt aufſuchte, verfault da. Nun wühlte Eva mit ihren Händen Wurzeln aus der Erde, bis der Froſt kam, und ſich ihren noch nicht abgehärteten Fingern wiederſetzte. Endlich bedeckte ein tiefer Schnee den ganzen Erdboden und vergrub das einſame Paar unter ſeiner armſeligen Hütte. Keine Sonne leuchtete mehr, die ganze Natur war todt, kein Vogel ſang, kein Kraut wuchs, und der blaſſe Schimmer des Schnees entdeckte ihnen nichts als ihr beiderſeitiges Elend. Sie legten ſich hin, um zu erſtarren, um mit der ganzen Natur einzuſchlafen, um nie wieder zu erwachen; aber der Hunger verſtattete ihnen auch dieſe letzte Ruhe nicht. Sie mußten wider ihren Willen die Rinde von dem Laube ihrer Hütte nagen, Wurzeln unter ſich hervorwühlen, und den Schnee auflecken. Eva fühlte dann und wann noch ein Herz unter dem ihrigen ſchlagen „Sollte dieſes,“ ſagte ſie zu Adam, „wohl das Kind ſein, was ich mit Schmerzen gebären ſoll? Sollte dieſes wohl noch kommen, um unſer Elend zu vermehren, und mit uns zu verhungern?“

Bei dieſer und andern dergleichen traurigen Bemerkungen glaubte Adam zum erſten Male die Sonne wieder zu ſehen; der Schnee vor der Hütte war dünner geworden, und er verſuchte es, ſich durch denſelben mehr Licht zu verſchaffen. Allein er konnte ſie nicht entdecken. Des andern Tages hoffte er wiederum, und der erſte Strahl fiel in ſeine Hütte; doch war dieſes noch ein ſchwacher Troſt, indem Alles um ihn herum noch immer todt blieb. Nach und nach aber merkte er, daß der Strahl höher herabfiel, und mehr Wärme mit ſich brachte. Er maß ihn einen Tag und alle Tage, und fand alle Morgen mit einer Freude, die ſich nicht ausdrücken läßt, daß er immer etwas höher fiel. Der Schnee fing an zu ſchmelzen, und einige Mücken tanzten vor dem Loche der Hütte. „Siehſt Du,“ ſagte Eva, „das Leben kommt wieder in die Natur, und wir werden nicht ſterben.“ In dem Augenblicke flog auch ein Vogel bei ihrer Hütte vorüber, und jeder Morgen zeigte ihnen nun einen neuen Gegenſtand, der ſie entzückte und begeiſterte. Alle Geſchöpfe ſangen, hüpften und brüteten Leben; alles, was Odem hatte im Walde und auf dem Gefilde, frohlockte, und die lebloſe Natur fühlte den lebendigen Geiſt der Schöpfung. Auch Eva brachte im Maien den Erſtling ihrer Liebe, und ſah nach überſtandenem Schmerze ihren Adam ſtolz an. Und nun, rief Adam aus, indem er ſeinen neugebornen Sohn aus der Hütte an's Licht brachte: „Ach, Herr! wie wohl haſt Du auch den Winter gemacht, da Du den Frühling auf ihn folgen läſſeſt! Wie glücklich wird unſer Leben ſein, wenn auch hierauf einſt ein andres folgt!“ — Er baute aber nun auch ſeine Hütte größer, ſorgte im Sommer für den Winter, und in der Zeit für die Ewigkeit.

Wie man zu einem guten Vortrag ſeiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebſter Freund! daß Sie Sich in Ausdruck und Vorſtellung ſelten vollkommen genugthun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet ſein; aber daß dieſes eben einen Mangel der Sprache zur Urſache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich ſind alle Worte, beſonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich ſehr an Phyſiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur ſehr unvollkommne Zeichen unſerer Empfindungen und Vorſtellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den ſchönſten niedergeſchriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leſer, und wer die Muſik verſteht, wird die Noten nicht ſclaviſch vortragen. Auch der Leſer, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeſchriebenen Worten ſich zu dem Verfaſſer hinauf empfinden, und aus deſſen Seele Alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich ſagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken ſelbſt nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie ſolche vortragen wollen. Die mehrſten unter den Schreibenden begnügen ſich damit, ihren Gegenſtand mit aller Gelaſſenheit zu überdenken, ſodann eine ſogenannte Diſpoſition zu machen und ihren Satz danach auszuführen; oder ſie nützen die Heftigkeit des erſten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein friſches Gemälde, was oft bunt und ſtark genug iſt, und doch die Wirkung nicht thut, welche ſie erwarteten. Aber ſo nöthig es auch iſt, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieſelbe vorher wohl überdenke, ſeinen Vortrag ordne, und ſeinen Gegenſtand, nachdem er iſt, mit aller Wärme behandle: ſo iſt dieſes doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darſtellung ſeiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch ſo ſehr einleuchten, und ich mag mich damit noch ſo bekannt dünken: ſo wage ich es doch nicht, ſogleich meine Diſpoſition zu machen und ſie danach zu behandeln; vielmehr denke ich, ſie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen ſind, und ich müßte erſt ſuchen, ſolche ſo viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Diſpoſition und Ausführung gedenken dürfe. Dieſemnach werfe ich zuerſt, ſobald ich mich von meinem Gegenſtande begeiſtert und zum Vortrage geſchickt fühle, Alles, was mir darüber einfällt, auf's Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder ſo, wenn mich mein Gegenſtand von Neuem zu ſich reißt, und das wiederhole ich ſo lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer erſten Laſt entledigt habe, dehnt ſie ſich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Ausſichten, die zuerſt noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter ſie eindringt und je mehr ſie entdeckt, deſto feuriger und leidenſchaftlicher wird ſie für ihren geliebten Gegenſtand. Sie ſieht immer ſchönere Verhältniſſe, fühlt ſich leichter und freier zum Vergleichen, iſt mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt ſich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf, als bis ſie gleichſam die letzte Gunſt erhalten hat.

Und nun, wenn ich ſo weit bin, womit insgeheim mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendſtunden zugebracht ſind, indem ich bei dem geringſten Anſchein von Erſchlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein

Digitized by Google

Geſchriebenes nachzuleſen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Faſt immer hat ſich während dieſer Arbeit die beſte Art und Weiſe, wie die Sache vorgeſtellt ſein will, von ſelbſt entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, ſo lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von ſelbſt kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit ſo vertraut geworden iſt. Iſt aber die beſte Art der Vorſtellung, die immer nur einzig iſt, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, ſo fange ich allmälig an, Alles, was ich auf dieſe Art meiner Seele abgewonnen habe, danach zu ordnen; was ſich nicht dazu paßt, wegzuſtreichen, und jedes an ſeine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt Alles, was ich zuerſt niedergeſchrieben habe, ganz weg, aber es ſind zerſtreute Einzelnheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Deſto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin ſich Alles ſchon mehr zur Beſtimmtheit geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung aber Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von ſelbſt, und das Colorit überlaſſe ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer beſondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht ſagen, daß Sie ſich ſogleich hierin ſelbſt trauen ſollen. Jeder Grund hat ſeine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Geſetzt, ich wollte Ihnen beweiſen, daß das frühe Disponiren ſehr mißlich ſei, und finge damit an, daß ich Ihnen ſagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice; aber er fand es doch klein, daß ſie jeden Grad der Raſerei, worauf ſie als Meden ſteigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer beſtimmen konnte;“ ſo würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, das Sie dabei fühlen ſollten. Garrick disponirte ſeine Rolle nie zum Voraus, er arbeitete ſich nur in die Situation der Perſon hinein, welche er vorzuſtellen hatte, und überließ es dann ſeiner mächtigen Seele, ſich ſeiner ganzen Kunſt nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Coloriren iſt leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derſelben ſchwerer. Hierüber laſſen ſich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerkſame Beobachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, ſtark oder ſchwach ausdrücken ſoll. Das Mehrſte hängt jedoch hierbei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig geweſen ſind: ſo wird die Verſchiedenheit des Standorts, woraus die Leſer, wofür Sie ſchreiben, Ihr Gemälde anſehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menſchen iſt vielleicht nur ein einziger, der ſeine Seele ſo zu preſſen weiß, daß ſie Alles hergiebt, was ſie hergeben kann. Viele, ſehr Viele haben eine Menge von Eindrücken, ſie mögen nun von der Kunſt oder von der Natur herrühren, bei ſich verborgen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen; man muß die Seele in eine Situation verſetzen, um ſich zu rühren, man muß ſie erhitzen, um ſich aufzuſchließen, und zur Schwärmerei bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; Andere hatten die Liebe zum Gegenſtande für mächtiger, als den Durſt zu Entdeckungen: Jeder muß hierin ſich ſelbſt prüfen. Rouſſeau gab nie etwas von den erſten Aufwallungen ſeiner Seele; wer nur dieſe und nichts mehr giebt, der trägt nur ſolche Wahrheiten vor, die den Menſchen insgemein auffallen und Jedem bekannt ſind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeſchlagen habe, und hörte nicht auf, ſo lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieſes ein großer Mann thut, ſo kann man ſo ziemlich ſicher ſein, daß er weiter vorgedrungen ſei, als irgend ein Anderer vor ihm. So oft Sie ſich mächtiger in der Empfindung, als im Ausdruck fühlen, ſo glauben Sie nur dreiſt, Ihre Rede ſei faul, Sie wollen nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieſelbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit iſt, und laſſen Sie ſie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt ſind, und die ſie ſelbſt aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müſſen in Bewegung und Glut gebracht werden; ſie muß vergleichen, ſchließen und empfinden, was ſie auf andere Art ewig nicht thun wird, ſie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenſtand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Dispoſition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen iſt.

Eine Erzählung, wie es viele giebt.

Die Kunſt, in Geſellſchaften zu erzählen, erfordert eine eigne Geſchicklichkeit; und ſie ſollte billig mehr als andre ſtudirt werden, da ſie in der That wichtiger iſt und einem öftrer als andre freie Künſte zu ſtatten kömmt. Gleichwohl wird ſie jetzt ganz vernachläſſigt, ſeitdem gewiſſe Leute ſie zum Handwerke herabgewürdigt, und die guten Geſellſchaften genöthigt haben, ihr den Abſchied zu geben. Nur Wenige denken daran, wie ſie zu einer Erzählung die Anlage machen ſollen; um die Erfindung der Wahrheit, welche dadurch gelehrt werden ſoll, und deren Wichtigkeit faſt ihren ganzen Werth entſcheidet, bekümmern ſie ſich am wenigſten; und die Art der Behandlung iſt ihnen faſt gleichgültig, da ſie nicht einmal vorher überlegen, ob die Wahrheit, ſo ſie vortragen wollen, eine luſtige oder ernſthafte Einkleidung erfordere; und doch iſt nichts Gewiſſers, als daß die größte Wirkung von der Art der Behandlung abhänge. Oft fordert der Gegenſtand nur eine leichte Anſpielung auf eine ſchon bekannte Geſchichte; oft blos das Reſultat oder die Lehre einer Fabel, oft einen ſpitzigen und treffenden Wink, oft eine ſanfte und verſteckte Lehre, die man angenehmer errathen läßt als ſagt; allemal aber eine kurze Erwartung und völlige Befriedigung; welche ſich beide nicht erreichen laſſen, wo man nicht beſtändig ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den Zweck richtet, Alles, was nicht zu demſelben wirkt, wegläßt, dasjenige aber, was dazu dient, wohl ordnet, den Hauptzügen mehr Licht als den Nebenzügen giebt, und zuletzt die Begierde des Zuhörers mit einer wichtigen Wahrheit, oder, welches einerlei iſt, mit einer vernünftigen Freude, ſo wie von einer ſolchen kleinen Erzählung zu erwarten iſt, ſättigt. Der gewöhnliche Lauf unſerer Erzählungen iſt insgemein wie in der folgenden, welche ich neulich mit eignen Ohren habe anhören müſſen.

„Hiebei fällt mir ein,“ fing Jemand an, „was mir einmal unterwegs begegnete, wie ich nach Münſter fuhr. Ja, ich glaube, es war auch Münſter, denn meine Frau war damals mit ihrem erſten Kinde ſchwanger, und ſie wollte doch gern vor ihrer Niederkunft das dortige neue Schloß beſehen. Wir waren auf der erſten Station von hier, ich meine zu Lengerich, das kann ich eben ſo genau nicht ſagen, es liegt auch ſo viel nicht daran; und die Frühjahrszeit war ſo angenehm, denn es war in der Woche nach Oſtern, und wir hatten Oſtern damals etwas ſpät gehabt, ſo daß es beinahe zu Ende des Aprils eingefallen war, daß wir beide, ich und meine Frau, welche damals noch nicht daran dachte, daß ihr der Tod das Kind, womit ſie zum erſtenmal damit geſegnet war, ſo früh wieder rauben würde, vor der Thür ſtanden, und ſahen, wie die Leute im Mondenſchein ſpatzieren gingen. Denn, wo ich nicht irre, ſo war es ein Feſttag, und wohl gar der erſte Mai, der, wo mir recht iſt, noch dazu auf einen Sonntag fiel, ſo daß man es wohl für einen doppelten Feſttag halten konnte. Auf einmal entſtand ein Geſchrei ganz aus der Ferne (das Haus, worin wir waren, lag nach dem Felde zu, und nicht weit davon ſtand etwas Holz, ſo jedoch nur aus einigen alten Föhren und zotticht bemooſten Eichen beſteht) und zwar aus der Gegend dieſes Holzes, ſo daß alle Spatzierenden ihre Ohren und ihre Füße dahin richteten. Ich ſagte zu meiner Frau: Wollen wir auch hingehen, wir haben doch nichts Beſſeres zu thun, weil es noch wohl eine Stunde währen ſoll, ehe der Poſtillion, der dem einen Pferde noch ein Eiſen unterlegen laſſen muß, und ſeine Futterſäcke noch nicht angefüllt hat, fertig ſein wird. Ja, ſagte meine liebe Frau, wie du willſt, ich bin bereit, und es ſoll mir recht angenehm ſein, mich noch ein Bischen zu vertreten. Denn von dem Fahren ſind mir die Füße etwas angelaufen, und da wir die Nacht fahren wollen, ſo iſt's vielleicht in meinen Umſtänden geſund, daß ich ein Bischen gehe. Wir folgten alſo den Uebrigen nach, und meine Frau hätte bald den einen Pantoffel verloren, weil ſie ihre Schuhe, wegen des vorerwähnten Umſtandes, ausgezogen hatte. Wie wir auf dem Felde waren, hörten wir immer mehr ſchreien, ich dachte, was Henker mag da zu thun ſein, es gibt doch in dem Holze wohl keine Räuber, dieſe können ſich gewiß nicht darin aufhalten, da ſich kaum ein Haaſe darin verbergen kann; und wenn es auch ſo wäre, ſo ſind unſer ſo viel, daß ſie uns nichts thun ſollen. Doch war mir angſt, meine Frau möchte ſich in ihren Umſtänden erſchrecken, und ſo entſchloß ich mich, eben wieder mit ihr zurückzukehren, als ich ein lautes Gelächter hörte. Nun ſprach ich zu meiner Frau: Hier wird gewiß nichts Schreckhaftes ſein, wir wollen in Gottes Namen hingehen. Wirf aber meinen Ueberrock über Dich, damit Du Dich nicht erkälteſt, denn es war doch etwas friſch geworden, und ich hatte meinen Ueberrock, den ich auf der Reiſe zu tragen pflege, anbehalten. Wir gingen alſo getroſt fort. Wie wir hinkamen, ſahen wir eine Menge Volks unter einem großen Baum verſammelt, und indem alle ſprachen, hörten wir nicht, was einer ſagte. Was iſt hier vor, ſagte ich zu einem Manne, der bei mir ſtand, und der, wie es ſchien, etwas mehr war, als die Andern. O, nichts, war ſeine Antwort, es iſt ſchon fort; und wie ich mich weiter erkundigte, denn ich

Digitized by Google

konnte unmöglich glauben, daß man um nichts ein ſolches Geſchrei gemacht haben würde, ſiehe da, was meinen Sie wohl, was es war? Ich will es Ihnen nur kurz und gut ſagen, denn wozu diente die große Weitläuftigkeit, es hatte eine große Eule da geſeſſen."

So wird der Faden unſrer mehrſten Erzählungen ausgeſponnen, ſo die Erwartung gemartert, und ſo betrogen. Wahrlich, ein grauſames Verfahren, da nichts unaerdolener iſt, als die menſchliche Begierde, etwas Neues und Wunderbares zu hören, und es in der That eine Sünde iſt, dieſen edlen und gutherzigen Trieb, da er jezt die angenehmſte Befriedigung ſeiner Mühe hofft, in einem kalten Schauer zu erſticken. Geſchieht dieſes nun vollends bei einer Mahlzeit, wo man dem Erzählenden zu Ehren, und um ihm mit einem unverwandten Auge ſeine Aufmerkſamkeit zu beweiſen, den Braten kalt und den Wein warm werden läßt: ſo hat man die Urſache der öftern üblen Verdauungen, der daraus erfolgenden Koliken und anderer gefährlichen Zufälle lediglich einem ſolchen Erzähler zuzuſchreiben. Zwar leidet er dafür ſeine Strafe, wenn die ganze Geſellſchaft, deren Ohren er mit der Witterung ſeiner Geſchichte an ſich gezogen hat, auf einmal durch ihr kaltſinniges Schweigen ihren Ekel zu erkennen giebt. Allein man kommt nicht zuſammen, um ein verdrießliches Strafamt auszuüben, ſondern um ſich zu erheitern, und auch wohl durch eine lehrreiche und ſcherzhafte Erzählung zu ergötzen.

Die allerliebſte Braut.

Wir haben zwar in unſerm Letztern verſprochen, die Abbildung der allerliebſten Braut, welche dem Wittwer von allen Menſchen empfohlen worden, von ſeiner Hand zu geben. Allein er iſt ſo unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müſſen; er hat ſo wenig Empfindung und Kenntniß von dem jezt üblichen Schönen, und die Art, womit er das Ding angreift, iſt ſo unbehülflich, daß wir Bedenken tragen, unſere Leſer mit ſeiner extracuriöſen Relation zu unterhalten. Die jetzigen Schönheiten ſind ohnehin ſo fein, ſo zart und ſo geiſtig, ſie verfliegen ſo leicht, und ſind ſo changeant, daß man es faſt nicht wagen kann, mit dem Pinſel oder der Feder daran zu kommen, ohne etwas davon zu zerſtören. Was dem guten Manne am ſeltſamſten vorgekommen iſt, iſt dieſes, daß er keine einzige geſund angetroffen hat. Alle haben ſich über eine Schwäche der Nerven, und einige über Migraine und Wallungen beklagt. Zwei haben ihre Sinne dergeſtalt verfeinert gehabt, daß die Eine von dem Schnurren eines Rades, und die Andere von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen ſind. Die meiſten haben Franzöſiſch, und immer die Worte tant pis und tant mieux übermäßig zierlich geſprochen. Alles iſt Empfindung an ihnen geweſen; weshalb auch keine das Herz gehabt, ſich zum Säen und Pflanzen in die März- und Aprilenluft zu wagen. Einſtmals iſt ihm eingefallen, mit ihnen von Kartoffeln mit Senf zu reden; er hat ſich aber dadurch dergeſtalt lächerlich gemacht, daß man mit ihm eine geſchlagene Stunde von nichts als dem Beliſaire des Marmontel geſprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen auf's Theater ſpringt, wenn der Kutſcher den Orosman nicht recht ſpielt, iſt Keiner unbekannt geweſen. Allein kaum Eine hat einen Tiſſot auch nur dem Namen nach gekannt, oder ihm zu ſagen gewußt, wie lange ein Roggenbrei kochen müßte, ehe er gar würde. Eine Beſchreibung von ihrem Anzuge iſt vollends eine außerordentliche Karrikatur. Die Worte haben ihm hier ſchlechterdings gefehlt, und ſeine Abſicht iſt, ſie, zur Warnung aller Freier, mit Anmerkungen in Kupfer ſtechen zu laſſen. Am Ende ſagt er blos, daß eine Kammerjungfer, mit einem Cacadou en colère auf dem Kopfe, ihm die Thüre gewieſen habe, nachdem er ſich bei ihr erkundigt, ob ihre Jungfer im vorigen Sommer auch Kohlſamen aufgenommen habe. — Die Vollkommenheit in der Franzöſiſchen Sprache muß ihm beſonders anſtößig geweſen ſein, denn er thut auf dieſelbe einen recht ernſthaften Anfall. Iſt, ſagt er, wenn es uns erlaubt iſt, ſeine Gründe recht zu verdeutſchen, der allermindeſte Gebrauch in der Haushaltung, in Küchen und Kellern, davon zu machen? Iſt irgend ein Nutzen anzugeben, welcher unſere Kinder für den Zeitverluſt ſchadlos hält, den ſie in ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden müſſen? Zugegeben, daß ſie ihre Erkenntniſſe dadurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzungen dadurch ausdehnen und in allen Geſellſchaften erſcheinen können, ſind darum dieſe Erkenntniſſe nützlich? Haben wir bei einer guten Haushaltung nöthig, unſere Zeitkürzungen aus franzöſiſchen Romanen zu betteln? Und iſt die Kunſt, in Geſellſchaften erſcheinen zu können, nicht die abſcheulichſte Verrätherin ihrer Beſitzer? Wer erſcheint in Geſellſchaften anſtändiger, der redliche, fleißige, beſcheidene Mann, der ſeinen Beruf würdig erfüllt, und ſein Gutes in der Welt mit Freuden thut, oder der Unbeſonnene, der nicht einſieht, daß ihm ſeine glänzendſten Vorzüge zum größten Verbrechen angerechnet werden? Der Mann, welcher dem Kaiſer einen guten Tag wünſcht, ſpricht freier und anſtändiger mit ihm, als alle unterthänigſten Bücklinge. Und wie groß ſind denn die Wahrheiten, womit ſie durch Hülfe der Franzöſiſchen Sprache ihre Erkenntniß erweitern? Ich habe eines der gelehrteſten Mädchen, das ich ſonſt wohl leiden mochte, befragt: Wie viel Pfund Mehl aus einem Scheffel Roggen kämen? Wie viel Garn auf ein Stück Linnen von 60 Ellen zu Schirung und Einſchlag gehörte? Und welches die beſte Art ſei, einen Monat lang das Geſinde gut und wohlfeil zu unterhalten? Allein, ſo wahr ich ehrlich bin, ſie hat mir nichts als dreimal comment? geantwortet, und mich ſpottweiſe gefragt, ob ich wohl eine sauce de diable zum wilden Schweinskopf verſtände, und wüßte wie man die Citronen am feinſten dazu ſchälen könnte.

Vermehrung unſres Vergnügens ...... das müßte erſchrecklich ſein, wenn ſich meine Mädchen nicht mehr in einer Comödie ergötzen ſollten als alle, die ſich davon müde und krank geleſen hätten. Dieſe Luſt genießen ſie ſehr leicht und wohlfeil und brauchen darum das Magazin der Frau Beaumont nicht zu leſen. Sie genießen ihrer beſſer, als diejenigen, die in der Comödie nicht lachen dürfen, als wenn ihnen von dem bel esprit du jour die Erlaubniß dazu ertheilt wird. Die ganze ſogenannte ſchöne Erziehung iſt höchſtens die Friſur der geſunden Vernunft, und es iſt eine lächerliche Thorheit, eher an die Friſur als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wenn der Luxus den Ueberfluß zum Grunde hat, ſo iſt er anſtändig, und er kann auch dem Staate nützlich ſein. Allein da, wo er auf Koſten des Nothwendigen geſucht wird, wo die Seele noch Mangel an den nothdürftigſten Wahrheiten leidet, und ſich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höhern Weisheit erheben will; wo unſre Töchter Franzöſiſch und Engliſch plaudern ſollen, ohne die geringſte Theorie oder Praxis von der Handlung zu haben, da iſt dieſer Luxus der Seelen nichts, als ein prächtiges Elend, und die Folge davon iſt für die Seele eben ſo ſchrecklich, als die übermäßige Wolluſt für den Körper iſt. Sie verzärtelt, ſchwächt und verwöhnt den Geiſt von den alten ehrlichen Tugenden, womit unſere Mütter wie in einer ſammtnen Mütze umhergingen; ſie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten bei; ſie verführt die Einbildung gutherziger und leichtgläubiger Kinder zu Hoffnungen, die kaum der Romanſchreiber mit aller ſeiner Zauberei erfüllen kann, und ſo wie der durch den Genuß der Wolluſt geſchwächte Gaumen mit der Zeit Liqueurs und übertriebene Speiſe zu ſeiner Kitzelung haben muß, eben ſo muß die Seele zulezt ſich an allerhand moraliſches Tollkraut, an ſchwärmeriſche und beißende Schriften halten, um ſich des Ekels und der tödtenden Langenweile zu erwehren. Und der Himmel ſei demjenigen gnädig, der alsdann nicht ohne Schwindel leſen, und ohne Migraine denken und verdauen kann; ja der Himmel erbarme ſich des Mädchens, das ſich aus Büchern und philoſophiſchen Gründen unterhalten ſoll! Die Philoſophie iſt eine abgefeimte Kupplerin, und die beſte Sittenlehre eine barmherzige Schweſter; zur Zeit der Anfechtung und Trübſal hilft nichts beſſer, als ein Rad für die Schiene und ein: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Die ſchönen Wiſſenſchaften, ſchließt unſer Wittwer weiter, vertreten beim Frauenzimmer jezt höchſtens die Stelle der Leberreime. Sie dienen ihnen blos zur Zeitkürzung; und in dieſem Fall ſei es beſſer, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen. Eine Franzöſin werde mit Hülfe ihres Rollins und der Frau Beaumont keine Genies aus ihren Untergebenen ziehn. Sie ſei nur eine Putzmacherin für den Geiſt, und alles, was ſie die Mädchen lehrte, ſei ein Bischen gelehrte Entoilage; und höchſtens laufe alles auf einen kleinen Schleichhandel der Eigenliebe beiderlei Geſchlechts hinaus, indem die weiblichen Thoren ſo viel lernten, als ſie gebrauchten, um ſich von den männlichen Narren bewundern zu laſſen, und umgekehrt. Beide hätten ſich ganz unbeſonnen verglichen, alle Tage von einem Dutzend Kerls, von Shakſpeare, Young, Voltaire, Leſſing und Andern, zu ſprechen. Man wäre vor 50 Jahren, ehe Talander und Menantes auf den Nachttiſchen erſchien, glücklicher und vergnügter geweſen. Das menſchliche Herz habe ſich bei allen guten Büchern eher verſchlimmert als verbeſſert, und die Treuherzigkeit, womit ſeine gute, ſelige Frau ihre Knipptaſche den Armen geöffnet, wäre eine ganz andere Tugend geweſen, als das zärtliche Mitleid, womit man jezt die Noth der Unglückſeligen empfände. Er ſieht es als einen Reſt der ehemaligen Galanterie des Franzöſiſchen Hofes unter Ludwig XIV. an, der ſich aus der Garderobe auf den Trödelmarkt geſchlichen hätte, daß ein Frauenzimmer viele Bücher geleſen haben müßte; gerade, als ob ſie nicht zehnmal ſo viel Vernunft, Geſchicklichkeit, Würde und Anſtand aus eigner Erfahrung und von guten Leuten lernen könnte.

Endlich kommt er in das Haus, wo er ſeine jezige Braut

Digitized by Google

findet. Die Mutter ſitzt bei ihrer Arbeit, und ſagt ihm, ohne aufzuſtehen, er möge ſich ſetzen, wenn er wolle. Dieſer Empfang reizt ihn gleich, verführt ihn aber auch zu einer abermaligen bittern Ausſchweiſung über die Verneigungen und Complimente. Was iſt erſchrecklicher, will er ungefähr ſagen, als die lächerliche Nachahmung des franzöſiſchen Verneigens? Wie edel iſt der Stolz einer Frau, die feſt im Knie, ihren Gaſt mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beſchämte Verlegenheit einer knickſenden Aeffin? Erſtere iſt in ihrer Art vollkommen, ſie iſt Original; ſie iſt dreiſt mit Anſtand; ſie behauptet ihre Würde gegen eine Fürſtin, und ſagt ihr einen großen Dank, wenn ihr dieſe einen guten Tag bietet. Man ſieht, daß ſie ſich fühlt; und glücklich iſt das Land, wo das Mädchen, das das beſte Garn geſponnen hat, auf ihr Werk ſo ſtolz iſt, als Voltaire auf ſein Marquiſat. Es war eine Zeit, wo die Hofdame ſich räuchern ließ, wenn ſie mit einer Handwerksfrau geſprochen hatte; allein dieſe Zeit iſt nicht mehr. Jetzt verachtet man nur, und verachtet mit Recht die Thörinnen, die ihren eigenen Stand verachten, und ehret die Frau, die ihren Sitten und ihrem Stande getreu, dasjenige rechtſchaffen iſt, was ſie ſein muß. Der Miniſter beſucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer; und die ganze Welt erkennt, daß eine unüberlegte Geringſchätzung der niedrigen, aber ehrlichen, arbeitſamen und beſcheidenen Stände uns beinahe in die Gefahr geſetzt habe, anſtatt einer guten, tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzeſſinnen zu erhalten. In England verändert die größte Frau nach dem dreißigſten Jahre ihre Moden nicht mehr; ſie geht damit ſtolz dem ganzen Hofe unter die Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge kokettiren und die Würmer in einem friſirten Todtenhemde empfangen. Bei uns ſoll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre ſteif geworden iſt, einen Knicks machen, und die falſche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung gegen den ungelenken Rückgrath, da ſie kühn ihre beiden runden Arme in die Seite ſetzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllt. Hat der Menſch denn keine Würde mehr, als in ſo fern er ein Affe des Hofes iſt? Iſt da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geiſt ein ſklaviſcher Nachahmer und unſer edles Selbſt eine entlehnte Rolle iſt?

Jedoch, wir dürfen unſerm Wittwer in ſeiner altdeutſchen Laune nicht zu weit folgen. Zu ſeiner Entſchuldigung muß ich aber noch ſagen, daß er den vornehmen Damen einiges Kloppenwerk erlaubt, um einigen vornehmern Kindern die Langeweile zu vertreiben. Er bedauert ſie aber von Herzen und bemerkt nicht unrecht, daß ſehr viele unter ihnen heimlich ſeufzten und arbeiteten, und nichts mit den Affen gemein hätten, und ihre Manieren copirten, ohne ſich an ihre Werke wagen zu dürfen.

Endlich kommt er auf ſeine Braut. Wir wollen ihn hier ſelbſt reden laſſen. Meine gute Katharine, ſagte er, ſaß hinterm Weberſtuhle und webte Drell zu ihrem Brautbette. Der Weberſtuhl war hübſch, und vielleicht eben ſo ſchön, als derjenige, welchen die Fürſtin von Ithaka in ihrem Viſitenzimmer hatte. Ich fragte ſie, ob es nicht vortheilhafter wäre, außer Haus es weben zu laſſen? Ich glaube wohl, war ihre Antwort; allein, wenn wir auch nichts dabei gewinnen, ſo ſind wir doch ſicher, daß unſer gutes Garn vom Leineweber nicht vertauſcht, nicht halb unterſchlagen und verdorben wird. Ich habe, fügte die Mutter hinzu, allen meinen Töchtern das Weben gelernt. Es dient zu ihrer Veränderung; ſie lernen eine gute Arbeit kennen, und wiſſen bis auf einen Faden, was der Leineweber braucht. Vordem war in jedem Hauſe, und unſer Paſtor ſagt, es wäre bei den Hebräern, Griechen und Römern auch ſo geweſen, ein Weberſtuhl; und das Weben iſt leichter gelernt, als das Clavierſpielen. Wenn man es recht kann, ſo iſt es auch wirklich angenehmer, und unſere Nachbarinnen können ſich nicht ſo ſehr an einem Concert ergötzen, als meine Töchter an einem neuen Muſter. Was ihre Augen ſehen, können ihre Hände machen, und der Nutzen davon iſt merklich größer, als der verſchwindende Schall eines ſchönen Concerts. Meiner Meinung nach, iſt es gut, daß die Kinder allerhand Arbeit lernen. Die meinigen knütten alle ihre Strümpfe ſelbſt, ſie machen ihre Kanten, ihre Linnen, und weben ſich bunte Zeuge von Baumwolle und allerhand Garn. Sie zeigte mir ein Bette, wozu der Umhang wie die Schnüre von ihrer Arbeit waren. Ich bewunderte die ſchöne Zeichnung an verſchiedenen Stücken, und hörte mit Vergnügen, daß alle Mädchen auch zeichnen und malen konnten. Die Mutter machte hier wieder eine Anmerkung, die nicht uneben war. Wenn man, ſagte ſie, in meiner Jugend, wie das Frauenzimmer noch keine Bücher las, auf ein fürſtliches, gräfliches oder adeliges Schloß kam, ſo wurden einem in jedem Zimmer Tapeten, Stühle, Bettgeſtelle und andere hübſche Meubles gezeigt, und dabei erzählt, daß dieſes Stück von der Großmutter, jenes von der Großtante, und ein anderes von der Urtante höchſt eigenhändig wäre gemacht worden. Man erſtaunte dann über die ſchöne Stickerei, über den großen Fleiß, über die artigen Erfindungen, und über den Witz, womit jedes Läppchen Zeuges, was hundert Andere weggeworfen hätten, genützt und angebracht war, und ging mit dem heimlichen Wunſche nach Hauſe, daß man doch auch ſo geſchickt ſein möchte. Die lieben Ehemänner, welche nichts als die Jagd verſtanden, waren entzückt über die vorzügliche Geſchicklichkeit ihrer Weiber und Töchter, und blieſen ſich von dem Lobe auf, welches dieſe erhielten und verdienten. Dieſe Umſtände bewogen mich, da ich noch klein war, meine Eltern zu bitten, mich doch auch ſo etwas lernen zu laſſen, und in einigen Jahren brachte ich es ſo weit, daß ich mein Brod auf zehnerlei Art hätte verdienen wollen. Und ſo habe ich auch meine Mädchen erzogen. Sollte ihnen Gott ein Unglück zuſchicken, ſo ſind ſie gewiß im Stande, ſich mit ihrer Handarbeit zu ernähren. Wenn ich ihnen das Werkzeug dazu gäbe, ſo ſollten ſie mir Uhren machen. So kunſtmäßig iſt ihr Gefühl durch eine beſtändige Uebung in allerlei Arbeit geworden. Ich bewunderte die alte Frau, die, ob ſie gleich den Kopf nicht gerade und den Leib nicht ſo einwärts hielt, wie es der franzöſiſche Tanzmeiſter den guten Deutſchen ohne Unterſchied befiehlt, meine ganze Hochachtung erhielt, und ich verſprach mir von ihrer Tochter die während dieſer Rede immer fortwebte, daß ſie eine eben ſo gute Mutter für meine Kinder ſein würde. Die Mutter befahl ihr aufzuſtehen, und mir das letzte Stück Damaſt zu zeigen, was ſie von ihrem eigenen Garn gewirkt hätte. Flugs war ſie bei der Hand, und brachte es ihrer Mutter mit einer Zuverſicht, die meines Beifalls gewiß war. Erſtere zeigte mir gleich die Spitze, die ihre Tochter an der Mütze hatte, mit dem Beifügen, daß Muſter und Arbeit von ihr wären. Allein, fügte ſie hinzu, dergleichen Arbeit erlaube ich ihnen nur zu ihrer Veränderung in den Feierſtunden; durch die Größe der Ordnung, durch ihre Fertigkeit und durch ihre Aufmerkſamkeit, womit ſie jedes kleine Uebel in der Geburt erſticken, gewinnen ſie ſich Zeit genug. Sie dürfen mir kein Wurmloch ins Holz kommen laſſen, oder ich ſchmäle, und erlaube ihnen den ganzen Tag keine Feierſtunde zu ihrer eigenen Arbeit. Ebenſo halte ich es, wenn ſie einen Schlüſſel verlegt haben, oder ich ein Stück von ihnen auf der unrechten Stelle finde. Diejenige, welche des Tages das Hausweſen und die Küche zu beſorgen hat, darf mir in den Zwiſchenzeiten nichts thun als ſpinnen, weil dieſes eine Arbeit iſt, wobei man ab- und zugehen kann und keinen Augenblick verliert. Mit Ordnung und Fleiß kann einer mehr beſchicken, als hundert Andere, und es iſt unglaublich, wie reichlich ſich dies belohnt. Ich erſtaune oft über die künſtlichen Sachen, welche wir aus der Türkei erhalten, und gleichwohl ſoll dort alles von Frauensleuten gemacht werden.

Wir können das Uebrige aus der Erzählung des Wittwers weglaſſen, weil er mit ſeiner Katharine keinen Roman ſpielt, und an ihr eine würdige Tochter ihrer Mutter findet.

Die moraliſchen Vortheile der Landplagen.

„O wenn doch erſt Oſtern, wenn nur erſt der lange Winterabend vorüber ſein möchte!“ ſagte im vorigen Herbſte ein Heuermann zu mir, der für ſich, ſeine Frau und ſieben Kinder nicht ſo viel geerndtet hatte, als er bis Martini gebrauchte; dem ſein geſäeter Lein nicht aufgegangen war, und dem die vorjährige Theurung bereits außer Stand geſetzt hatte, ſeinem Wirthe die letztverſchienene Heuer zu bezahlen.

„Nun,“ ſprach ich geſtern zu ihm: „Oſtern iſt da, und der lange Winter vorüber, und ich ſehe; Ihr lebt doch noch mit Eurer Frau und allen Euren Kindern. Ich glaube zwar wohl, Ihr habt Euer Brod ſauer erworben, aber es wird Euch auch nie ſo gut geſchmeckt haben als dieſen Winter, da es das Karſte war, was Ihr hattet.“

„Ja wohl iſt es mir ſauer geworden,“ antwortete er; „Sie ſehen meine ganze Hütte ledig, meine Frau und Kinder nackend und mich entkräftet; ſo ſauer iſt es uns geworden. Das Flachs, was wir noch hatten, war bald ausgeſponnen; das Pfund Brod galt ein Stück Garn, und unſer waren nur drei, die ſpinnen konnten, und neun, die eſſen wollten. Zur Arbeit außer dem Hauſe war keine Gelegenheit, und wie Weihnachten herankam, war unſer Flachs verſponnen und verzehrt; ach ihr traurigen Weihnachten! — Meine Frau hatte ihre Röcke und Mützen bereits verſetzt, wir konnten nicht zu Gottes Kirche gehen. Sonſt war nichts im Hauſe, woraus wir einiges Geld hätten löſen können, außer einer Kuh; ich wollte ſie wegführen, ſie zu verkaufen. Aber meine Frau und Kinder hielten ſie feſt umarmt, und wir ſchrieen Alle und ſtanden ſo eine lange traurige Weile. Endlich ging ich fort, um den Jammer nicht länger zu erdulden. Ich ging zwei Stunden in der Abſicht, die Meinigen nicht Hungers ſterben zu ſehen. Aber es war immer,

Digitized by Google

als wenn mich ſechs Pferde zurückzögen; ich mußte wieder zu den Meinigen; und nun kam ich an einem gefüllten Backofen vorüber, und die Noth, der ſüße Geruch und die Gelegenheit machten mich zum Diebe. So ſauer iſt es mir geworden! Bei dieſem geſtohlenen Brode feierten wir unſer Chriſtfeſt. Aber nun ſtand ich des Morgens vor Tage auf, nahm meine Kuh und brachte ſie dem Manne, welchem ich das Brod geſtohlen hatte. Mit tauſend Thränen bekannte ich ihm meine That, und der Mann, den ich als einen harten und geizigen Mann gekannt hatte, gab ſie mir wieder und einen Scheffel Roggen dabei. Seitdem hat mir mein Wirth, dem ich die vorjährige Heuer noch ſchuldig bin, und den ich vorhin nicht anſprechen mochte, weil er ſelbſt nichts übrig hat, ausgeholfen. Ach, Herr! es gibt doch noch Mitleiden in der Welt, es giebt noch heimliche Tugenden, die man nur zur Zeit der Noth erkennt!"

Die letzte Anmerkung des guten Mannes gefiel mir; „was wollt Ihr aber nun anfangen?" fuhr ich fort. „Ich muß jetzt nach Holland, ſagte er, um ſo viel zu verdienen, daß ich meine Schuld bezahle. Aber ich habe kein Reiſegeld, und da ich von Allen, die ich kenne, ſchon ſo viel Gutes empfangen, ſo mag ich ihnen darum anſprechen; ich muß alſo doch meine Kuh ...." Hier konnte er vor Schluchzen nicht weiter reden, und manche Thräne rollte von dem abgehärmten Geſichte. — „Und wer weiß, ob ich aus Holland wieder komme, da ich mich nach einem ſo traurigen Winter ſchwächlich finde, und ich mich ſehr werde anſtrengen müſſen, um nur erſt ſo viel zu gewinnen, als ich für Korn und Heuer ſchuldig bin?"

Ich gab ihm zu ſeiner Reiſe, zu ſeiner Erhaltung für ſeine Kinder — und nun eilte ich, der heimlichen Tugend nachzudenken, welche die Noth in manchem Herzen aufſchließt. Wie groß, wie edel, dachte ich, hat ſich bei der gegenwärtigen Theurung nicht manches Herz zeigen können? Was für verborgene Quellen der Tugend hat die Noth nicht eröffnet, und wie vielen Dank ſind wir der Vorſehung nicht für dieſe Prüfung ſchuldig?"

Lange glückliche und wohlfeile Zeiten ſchläfern den Menſchen endlich ein; der Arme wird unerkenntlich, weil ihm leicht geholfen wird, und die leichte Hülfe macht ihn nachläſſig in ſeiner Arbeit. Der Philoſoph ſpielt mit der beſten Welt, und der Staatsmann mit eitlen Entwürfen. Blos wollüſtige Leidenſchaften erheben ſich aus der Ruhe, und ſinken nach einer leichten Befriedigung wieder dahin. Die Tugenden gehen mit den Complimenten ihren ebnen Weg; nichts zwingt zu Erfindungen und Entſchlüſſen; die öffentliche Vorſorge wird ſchlaff, und alles geht ſo gleichgültig wohl, daß auch ſelbſt das größte Genie nur halb entwickelt wird. Allein wenn die Noth hereinbricht, wenn die Gefahr Helden fodert, und ein allgemeiner Ruf den Geiſt aufbietet, wenn der Staat mit ſeinem Untergange kämpft, wenn die Gefahr deſſelben ſich mit jedem verſäumten Augenblicke verſtärkt, wenn die ſchrecklichſte Entſcheidung nur mit der größten Aufopferung abgewandt werden kann; dann zeigt ſich Alles wirkſam und groß; der Redner wird mächtig; das Genie übertrifft ſeine eigenen Hoffnungen, Muth und Dauer begeiſtern den Freund, Herz und Hand öffnen ſich mit gleicher Fertigkeit, Ausführungen folgen auf Entwürfe, und die Seele erſtaunt über ihre eigenen Kräfte. Sie findet in ſich unbekannte Tugenden, erhebt ſich und findet neue, und entdeckt auf ihrer Höhe die erweiterten Gränzen ihrer Pflichten. Die vorhin in ihrer Ruhe angebeteten Größen verſchwinden unter ihrem Auge, und der Menſch zeigt ſich als ein der Gottheit würdiges Geſchöpf.

Wie mancher Same der Tugend käme vielleicht nie zum Keimen, und wie weniger zur Reife, wenn Noth und Unglück nicht wären. Wie Vielen hat der Anblick eines abgezehrten Armen ihr eigenes Herz bekannt gemacht? Und wie manchen Armen hat nicht der Hunger mit Gefühl, Dankbarkeit und Begierde zur Arbeit beſeelt, wovon er vorhin nur ſchwache Anfälle hatte? Sollten nicht auch viele unſerer Landleute den Werth der Mäßigkeit und Sparſamkeit beſſer als vorhin eingeſehen, und manche eine Menge von Sachen zu entbehren gelernt haben, welche ihnen ſonſt durchaus nothwendig ſchienen? Ich erwähne jetzt nichts von dem politiſchen Nutzen der Landplagen, er wird zu einer andern Betrachtung führen. Wie nützlich, wie lehrreich ſowohl für das Herz als den Verſtand iſt alſo nicht die jetzige Theurung? Die gütige Vorſicht ſcheint es mit Fleiß ſo geordnet zu haben, daß dergleichen wenigſtens eine in jedes Menſchenalter fallen muß. Ohne dieſe Erweckung würden Viele ein ſehr dummes Leben führen. Zwar gibt ſich der feinere Theil der Menſchen Mühe genug, häufigere Strafen des Himmels zu verdienen, und wenn er hieran nicht genug hat, ſich ſelbſt zu quälen. Allein deſſen Gefühl bedarf auch der wenigſten Erweckungen; und der Himmel braucht eben kein Land zu ſtrafen, um einige wenige Thoren zu züchtigen. Zu groß oder zu fühllos, um bei einem allgemeinen Unglück zu leiden, überläßt er ſie ihrer marternden Einbildung.

Troſtgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Geld! Entſetzliche Erfindung! Du biſt das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei war kein Räuber oder Held vermögend, das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptſtadt zuſammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch ſeiner Nachbaren zu unterhalten. Du warſt es, wodurch er zuerſt die Heerden ſeiner getreuen Nachbaren, ihre Erndten und ihre Kinder ſich zu eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdeſt, waren keine Schatzungen und keine ſtehenden Heere. Der Hirt gab ein Böcklein von ſeiner Heerde, der Weinbauer von ſeinem Stocke einen Eimer Weins, und ein Ackersmann den Zehnten gern von Allem, was er baute; denn er hatte genug für ſich und genoß des Opfers mit, welches er von ſeinem Ueberfluſſe brachte. Der Herr war froh, ſeinen Acker zu verleihen, und ſo viel Korn dafür zu empfangen, als er für ſich und ſeine Freunde gebrauchte. Er würde erſtaunt ſein, wenn ihm ſein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Erndte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen. Welch ein grauſames und lächerliches Geſchöpf würde ein Geizhals zu der Zeit geweſen ſein, da man deine Zauberei, die Kunſt, das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papierenen Verſchreibung zu beſitzen, noch nicht kannte. Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten ſeinen Schatz ausmachen müſſen. Zwiſchen dieſen Reichthümern hätte er verhungern, hätte er den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfniſſe des Staats dem Geringeren zuwälzen ſollen? Auf ſeinem Kornhaufen würde man den Böſewicht verbrannt haben; und wer hätte ſeinen Vorrath vor Würmern, ſeine Heerden vor Seuchen, und ihn ſelbſt wider die Rache ſeiner Nachbarn ſicher ſtellen wollen?

Ehe du kamſt, war die Wohlthätigkeit die gemeinſte Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, ſprach der Reiche zum Armen, und labe dich an meinem Biere, und iß von meinem Brode. Es verdirbt ja doch, und die Erndte iſt wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer ſparen und dich darben laſſen? So ſprach der Deutſche, wie er noch dem römiſchen Gelde fluchte, und in der Wohlthätigkeit beſaß er alle Tugenden. Ehe du kamſt, war der Unterſchied der Stände und der Begierde, ſich zu erheben, nicht groß unter den Menſchen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er ſeine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bei unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit ſeiner Heerde und mit ſeinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterſtrahle, und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorſehung bei jeder Landplage gleich den Geringſten unter ſeinen Flurgenoſſen an.

Ehe du kamſt, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und ſicher den Schwächern zu Haupte ſteigen, kein Richter konnte heimlich beſtochen werden und brauchte ſich beſtechen zu laſſen, kein Zankſüchtiger konnte eine Rechtsſache weiter bringen als ſeine Fütterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korns nach dem Kammergerichte reiſen, und kein Kluger in die Verſuchung gerathen, mehr Prozeſſe für Andere zu führen, als er zu ſeiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindſchaften währten nicht länger, als bis der Kriegsvorrath verzehrt war, und der Hunger war ein ſicherer Friedensbote.

Ehe du kamſt, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Laſtern. Deutſchland konnte weder in Frankreich verzehrt, noch die Erndten aus Weſtphalen für Wein und Kaffe verſandt werden. Wer ſatt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und ſatt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte ſeinen eignen Acker und ſein Vaterland, weil er nicht anders reiſen konnte, als ein Betler, auf die Rechnung der allgemeinen Gaſtfreiheit, und wo er mit einer ſtolzen Begleitung reiſen wollte, als ein Feind zurückgewieſen wurde.

Ehe du kamſt, war der Landbeſitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgeſetze geſchah nach einem ſichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das Seinige, mit dem Maßſtabe in der Hand, zumeſſen; die Gleichheit der Menſchen durch eine ſichere Anweiſung der Ackerzahl beſtimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwei Erbtheile zuſammenbrachte. Man kannte keine geldreichen Leute, dieſe Verräther der menſchlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen, und tauſend Schuldner zu heimlichen Sclaven zu haben, war den Menſchen

Digitized by Google

nnerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht ſchätzen laſſen, und von dem geſetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth deſſelben zu gleichen Theilen herausgeben ſollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in dieſem Stücke leicht, weil ſie auf ſichtbaren Gründen beruhte, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften, zum Vortheil der abgehenden Kinder beſchwert wurde.

Ehe du kamſt, entſchieden Klugheit und Stärke, dieſe wahren Vorzüge der Thiere und Menſchen, das Schickſal der Völker. Die Krämer herrſchten nicht mit ihrem Gelde über die Tapferſten, und der Zugang zu den geheimſten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pökelfleiſch nicht ſo leiſe, als für eine Tonne Goldes in Wechſeln eröffnet werden.

Glückſelige Zeiten! denen wir uns nunmehr nähern können, da die mächtige Zauberin zuſehends verſchwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie ſicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können! wenn der Steuereinnehmer der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als ſie mit Gewalt verzehren und vor Würmern bewahren können! wenn der Bettler mit ſeinem täglichen Brode zufrieden ſein muß, und keine Pfänder mehr verkauft werden können.

Bedauert demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet Euch vielmehr, den Reſt dieſes Uebels los zu werden! Werft Eure Reichthümer ins Meer, oder ſchickt ſie den böſen Nationen zur Strafe zu, die Euch mit Wein, Kaffe und neuen Moden verſorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, blos von Eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt ſie, Euch bei Eurer Mäßigkeit zu laſſen. Ihr braucht alsdann nichts als Mauſefallen, um Euch vor der gefährlichſten Art von Feinden und Dieben ſicher zu ſtellen.

Johann Jakob........

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leſer werden dem Sophiſten zu Gefallen, wenn ſie auch deſſen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünſche aber auch, daß ſie die Declamationes der Freigeiſter unſerer Zeiten, gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral, mit einer gleichen Wirkung leſen mögen.

Johann Lorenz von Mosheim.

Dieſer edle Abkömmling eines uralten freiherrlichen Geſchlechtes ward am 9. Octobee 1694 zu Lübeck geboren und von ſeinem katholiſchen Vater, einem engliſchen Officier, in der proteſtantiſchen Religion eezogen. Nach durch Hauslehrer und auf dem vaterſtädtiſchen Gymnaſium vollendetem Schulcurſus bezog der feurige, verſtandeskräftige und unermüdet fleißige Jüngling die Univerſität Kiel, wo er ſich der Theologie, beſonders abee der alten Literatue und Kiechengeſchichte widmete, dann drei Jahre lang für ſeinen kränklichen Lehrer, den Oberpeediger Albert zum Felde, das Predigeeamt veewaltete, 1718 zum Magiſter und 1719 zum Beiſitzer der daſigen philoſophiſchen Facultät ernannt wurde. Unter vielen Anträgen und Beweiſen der Schätzung ſeines Talentes zog er ſpätee den Ruf als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Helmſtädt voe, ging 1723 dahin ab, wuede 1724 daſelbſt Doctor der Theologie und bald als Kanzelrednee und Gelehrter eine Zierde dieſer Univerſität. Deshalb wählte ihn 1732 die deutſche Geſellſchaft zu Leipzig zu iheem Präſidenten und mehrere deutſche Fürſten ſtrebten, ihn an ſich zu ziehen. Durch die ſchnell auf einander folgenden Ernennungen Mosheim's zum Kiechen- und Conſiſtorialeathe, Abt zu Marienthal und Michaelſtein, Generalinſpector aller wolfenbüttelſchen und blankenburgiſchen Schulen verhinderte dies jedoch die braunſchweigiſche Regieeung, bis ihn 1747 ein Ruf als Kanzler und Peofeſſor ordinarius der Theologie nach Göttingen brachte, wo ee nach ſegensreichem Wirken am 9. September 1755 ſtarb. — In ſeinem ſchwachen Körper wohnte ein mit einem hellen, durchdeingenden Verſtande, einer lebhaften Einbildungskraft, einem fruchtbaren Witz, einem teeuen Gedächtniß und einem gebildeten Geſchmacke ausgerüſteter Geiſt. Hiermit veeeinigte er unermüdeten Fleiß und eine umfaſſende Gelehrſamkeit. Sein Wandel war ein treuer Abdruck ſeiner Lehre und M. deshalb allgemein verehrt.

Er verfaßte:

- Zufällige Gedanken von einigen Vorurtheilen in der Poeſie, beſonders der Deutſchen. (Kiel) Lübeck 1716, 4.
- Sämmtliche heilige Reden. Hamburg 1725—39, 6 Thle., 8.; n. A. Ebendaſ. 1747, 8.; dann Frankfurt u. Leipzig 1748, 8.; neueſte Ausgabe Hamburg 1765, 3 Bde., gr. 8. Die erſten 3 Theile theils einzeln, theils zuſammen noch: Hamburg 1726, 1728, 1729, 1730, 1731 ſämmtlich in 8.; wurden auch überſetzt ins: Franzöſiſche, Engliſche, Spaniſche, Holländiſche und Polniſche.
- Verſuch einer gründlichen und unpartheiiſchen Ketzergeſchichte. Leipzig 1743—50, 2 Thle.
- Deutſche vermiſchte Abhandlungen, geſammelt von Peter Miller. Hamburg 1750, 8.
- Heilige Reden bei außerordentlichen Fällen und Gelegenheiten. Helmſtädt 1751, 8.
- Sittenlehre der heiligen Schrift. Helmſtädt und Leipzig 1753—1770, 9 Thle. in 4. mit Porträt; 4. Ausg. verm. und verb. Ebendaſ. 1761—82. Die 4 letzten Thle. von J. P. Miller fortgeſetzt. Die einzelnen Bände wurden auch beſonders aufgelegt.
- Kurze Anweiſung, die Gottesgelahrtheit vernünftig zu erlernen. Helmſtädt 1763, 8.
- Vollſtändige Kirchengeſchichte. Aus dem Lateiniſchen überſetzt und vermehrt von J. Aug. von Einem. Leipzig 1769—78, 9 Thle., gr. 8. Die letzten 3 Theile auch beſonders unter von Einem's Namen. Leipzig 1777—78, 3 Bde., 8.; verm. und verb. A. Ebendaſ. 1782 - 83, 2 Bde., 8.
- Sittenlehre im Auszuge, von J. Fr. Sommerau. Quedlinburg 1771, 2 Bde., 8.
- Anweiſung, erbaulich zu predigen. Erlangen 1771, gr. 8.
- Dieſelbe im Auszuge. Bützow 1773, 8.
- Vollſtändiger Auszug der Sittenlehre, von J. P. Miller. 2. Aufl. Leipzig 1777, 8.
- Geſchichte der Feinde der chriſtlichen Religion. Herausgegeben von Fr. Winkler. Deſſau 1781—83, 2 Bde.

Dieſer teeffliche Mann wird mit Recht als derjenige betrachtet, dem Deutſchland die Regeneration ſeiner Kanzelberedſamkeit verdankt. Lichtvolle Klarheit, verbunden mit edlee Begeiſterung für das Höchſte des Lebens, Leichtigkeit und Würde des Styls ſind ſeinen oratoriſchen Leiſtungen eigen. — Auch als didaktiſcher Schriftſteller hat er ſehr nachhaltig, beſonders auf die Geſtaltung der Moral gewirkt, von welcher ausgehend er eben ſo entſchieden die ſtaree, oethodoxe Theologie, wie den Unglauben bekämpfte, nur läßt er ſich in ſeinen Lehrbüchern zu oft von ſeinem Gegenſtande fortreißen und wird zu Zeiten weitſchweifig.

Die Ruhe der Seelen

die aus einer reinen Liebe entſtehet,

in dem Bilde des zu ſeinem Leiden gehenden JEſu,

in Einer Predigt über Luc. XVIII, 31—43, vorgeſtellet.

Gehalten von J. L. Mosheim d. 15 Febr. 1733, in der Braunſchweigiſchen M[illegible] vor Ihro Königl. Majeſtät von Preußen, des Kron-Prinzens Königl. Hoheit und dem ganzen Herzogl. Braunſchweig-Lüneburgiſchen Hauſe.

Text. Luc. XVIII, 31—43.

31. Er nahm aber zu ſich die Zwölfe, und ſprach zu ihnen: Sehet, wir gehen hinauf gen Jeruſalem, und es wird alles vollendet werden, das geſchrieben iſt durch die Propheten von des Menſchen Sohn.

32. Denn er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verſpottet, und geſchmähet, und verſpeyet werden.

33. Und ſie werden ihn geiſſeln und tödten, und am dritten Tage wird er wieder auferſtehen.

34. Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was das geſaget war.

35. Es geſchah aber, da er nahe zu Jericho kam, ſaß ein Blinder am Wege, und bettelte.

Digitized by Google

36. Da er aber hörete das Volck, das durchhin ging, forſchete er, was das wäre?

37. Da verkündigten ſie ihm, JEſus von Nazareth gienge fürüber.

38. Und er rief, und ſprach: JEſu, du Sohn David, erbarme dich mein!

39. Die aber vorne an giengen, bedräueten ihn, er ſolte ſchweigen. Er aber ſchrie vielmehr: du Sohn David, erbarme dich mein!

40. JEſus aber ſtund ſtille, und hieß ihn zu ſich führen. Da ſie ihn aber nahe bey ihn brachten, fragete er ihn,

41. Und ſprach: Was wilt du, daß ich dir thun ſoll? Er ſprach: HErr! daß ich ſehen möge.

42. Und JEſus ſprach zu ihm: Sey ſehend, dein Glaube hat dir geholffen.

43. Und alſobald ward er ſehend, und folgete ihm nach, und preiſete GOtt. Und alles Volck, das ſolches ſahe, lobete GOtt.

Wem von euch, Geliebte in JEſu, iſt unbekant, daß uns GOtt in der Schrifft als das liebreicheſte und gütigſte Weſen vorgeſtellet werde? Johannes vereiniget alle Vollkommenheiten GOttes in der einigen Liebe. GOtt, ſagt er, iſt die Liebe. Wer weiß nicht, daß das Reich, welches der HErr hienieden aufgerichtet, ein Reich der allerreineſten Erbarmung und Liebe ſey? Unſre gantze Hoffnung gründet ſich auf die einige Liebe GOttes. Und der HErr verlanget nichts dagegen von uns, als Liebe. Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung. Die Liebe begleitet uns aus dieſer Welt in jene, wenn uns alles übrige verläſſet. Wir laſſen Glaube und Hoffnung unſern Brüdern, die noch wallen, wenn wir von hier gehen, und nehmen allein die Liebe in die Wohnungen der Seeligen mit. Und was noch mehr? Die Liebe iſt das einige Mittel, uns, weil wir hie Pilgrim und Fremdlinge ſind, glückſeelig zu machen. Keine Zufriedenheit, keine Ruhe, keine Stille der Seelen ohne Liebe. Lernet dieſes aus dem Munde des Jüngers, den JEſus lieb hatte: Furcht, ſaget dieſer heilige Mann, iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Das heiſt ſo viel: Wo eine rechtſchaffene Liebe iſt, da iſt das, was wir alle ſo eifeig ſuchen, das, wornach ſo viele Weiſen vergebens gerungen haben, eine ruhige, eine gelaſſene, eine unbekümmerte Seele, oder, daß ich dieſes mit andern Worten ſage: da iſt die Wohnung der Seeligkeit, die ſich ein Sterblicher in dieſer Hütten verſprechen kan.

Kennet ihr euch, ſo werdet ihr wiſſen, daß die Furcht das gröſte Uebel unſers elenden Lebens ſey. Die Dinge, die man fürchtet, die Leiden dieſer Zeit, die Schmertzen, die uns von dem erſten Augenblicke unſers Lebens begleiten, ſind viel leichter zu ertragen, als die Angſt, die wir fühlen, ehe ſie uns betreffen. Die Furche iſt der gröſte Hencker unſerer Hertzen. Und der Tod ſelbſt iſt erträglicher, als eine zaghaffte, bange und mit der Furcht gequälte Seele. Die Menſchen haben daher zu allen Zeiten nichts mehr geſuchet, als ſich von dieſer betrübten und beſchwerlichen Bewegung zu befreyen. Ihr ſelbſt nehmet täglich die allerſaureſten Bemühungen auf euch, um nur die Furcht zu vertreiben und eure Seele zu befriedigen. Was ſuchet der Einſiedler, der ſich von der Welt abſondert und in einer dürren Wüſten mit Waſſer und Wurtzeln den ausgezährten Leib erhält? Er ſuchet nichts, als ein Mittel gegen ſeine Furcht vor dem, was ewig iſt. Was will der Abergläubiſche, der ſich eine Art des Gottesdienſtes aufbürdet, die eben ſo ungereimt, als mühſelig iſt? Er will ſich von der Furcht retten, die er fühlet, wenn er an die Gerechtigkeit des Höchſten dencket. Was will der Weltweiſe finden, der ſich in ſeine Kammer ſchlieſſet und durch die Hefftigkeit ſeiner Betrachtungen dem Leibe Gewalt und Unrecht thut? Er will die Zufriedenheit erjagen und einen ſichern Weg erforſchen, der Furcht zu entgehen. Was wollt ihr, Götter dieſer Erden, Monarchen, Herrſcher, Regenten dieſer Welt, die ihr rathſchlaget, dencket, ſorget, bauet und niederreiſſet, die ihr Krieg und Frieden beſchlieſſet, die ihr das Schickſaal der Welt durch eure Anſtalten und Ordnungen beſtimmen wollet? Wollt ihr nicht Furcht, Sorge, Unruhe von euch und den Häuptern eurer Unterthanen verjagen? Macht euch nicht die Furcht, daß ein unverſehenes Uebel die Welt verwirren möge, ſo wachſam und ſorgfältig? Was wollt ihr, Kauff- und Handels-Leute, die ihr Geſundheit und Leben gegen die ungewiſſe Hoffnung eines nichtigen Gewinnes ausſetzet, und die Nacht zuweilen zum Tage machet? Treibet euch nicht die Furcht des Mangels, die Sorge für das Künfftige zu dieſen mühſeligen Arbeiten? Die Furcht iſt der Trieb, der die gantze Welt in Unruhe und Bewegung ſetzet, und die Tage, die uns hie die Vorſehung gönnet, beſchwerlich machet. Die Hoffnung, dieſe Furcht zu beſiegen, beſchäfftiget und ermüdet uns, bis der Tod das Ende an unſern Sorgen machet. Und was iſt denn bisher gewonnen, bemühete Menſchen? Was habt ihr bisher gegen dieſen gemeinen Feind ausgerichtet? Wie groß iſt die Zahl derer, die von Anfang der Welt an ſich haben rühmen können, daß ſie in einer ſichern Ruhe des Gemüths ihr Leben zugebracht und beſchloſſen? Ach ihr habt ohne Frucht gearbeitet, unruhige Sterblichen! Eure Sorgen haben die Mühe dieſes Lebens nur verdoppelt. JEſus, der die Liebe lehret, hat den einigen Weg gewieſen, die Furcht, die uns hie ſo quälet und ermüdet, zu beſiegen. Die völlige Liebe, ſagt ſein heiliger Zeuge, treibet die Furcht aus. Gute Nacht! Gedancken, Anſchläge, Ueberlegungen, Regeln, Gebote der Weiſen, Erfindungen unſers eignen Witzes! Eines iſt noht! Das Hertz muß zu rechte gebracht und mit Liebe erfüllet werden, ſo iſt unſer Plage-Geiſt, die Furcht, beſieget.

Was ich von der Natur der Furcht und der Liebe zur Erklärung der Worte Johannis ſagen darff, wird mit wenigen können gemeldet werden. Die Furcht iſt eine unruhige und beſchwerliche Bewegung der Seelen, die den Leib zugleich erſchüttert und in Unordnung bringet. Sie entſtehet aus der Liebe, die wir zu uns und zu den Dingen tragen, die uns angenehm ſind, und aus der Gewißheit, die wir haben, daß unſer Glückſeligkeit könne verlohren werden. Sie würcket unzehlige Arbeiten und Bemühungen, die wir willig über uns nehmen, um das aufgebrachte Hertz zu beſänfftigen. Bald erwecket das ungewiſſe, bald erwecket das gewiſſe dieſe unangenehme Bewegung. Wir fürchten das ungewiſſe. Wie mancherley ſind die Zufälle dieſes Lebens? Wie vergänglich und nichtig die Güter, die unſer Hertz hochſchätzet? Wie zerbrechlich, wie elend iſt der Leib, den GOtt unſerm Geiſte zur Wohnung gegeben? Wer weiß, wie lange wir das, was wir lieben, beſitzen werden? Dieſe Ungewißheit der irdiſchen Dinge unterhält eine ſtetige Furcht in den Seelen der Menſchen. Wir fürchten das gewiſſe. Es iſt gewiß, daß die Stunde nicht ferne ſeyn kann, in der dieſe Hütte zerfallen wird. Es iſt gewiß, daß wir unrein, Sünder und ſträflich ſind. Es iſt gewiß, daß wir den Augen eines allwiſſenden Richters werden dargeſtellet werden, der weder durch Verſtellung, noch durch Leugnen, noch durch Entſchuldigungen kan betrogen werden. Wie viele Gründe zur Furcht und Angſt?

Die Liebe iſt eine gewiſſe angenehme Bewegung der Seelen, die ſich beſſer empfinden, als beſchreiben läſſet. Sie entſpringet bey dem Menſchen aus einer Ueberzeugung, daß in dem Beſitz und Genuß gewiſſer Dinge und Perſonen unſre wahre Glückſeligkeit beſtehe. Sie breitet ſich, wie ein Strom, in unzehlige Bemühungen aus, das, was man liebet, zu gewinnen oder zu behalten. Das übrige mögen die Weiſen dieſer Welt ausmachen. Wir brauchen nicht mehr, die Worte des Jüngers JEſu zu verſtehen.

Die Furcht bringet Pein. Wer von euch zweiffelt daran? Aber die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wie ruhig wäre die Welt, wenn dieſes eben ſo bekant wäre? Johannes redet von der Liebe zu GOtt und dem Nechſten. Dieſes iſt aus der gantzen Folge ſeiner Rede unſtreitig klar. Und dieſe Liebe GOttes und des Nechſten iſt das ſicherſte Mittel der Furcht zu begegnen, wenn ſie völlig iſt. Eine völlige Liebe iſt eine Liebe, die nach dem Willen und Geſetze des HErrn, ſo weit es die Schwachheit der Menſchen vergönnet, eingerichtet iſt: Eine Liebe, die aus einem reinen Hertzen, aus einem guten Gewiſſen, aus einem ungefärbten Glauben ſtammet, wie Paulus redet: Eine Liebe, die nicht getheilet, ſondern dem HErrn gantz gewidmet iſt: Eine Liebe, die beſtändig währet und nicht unterbrochen wird. Eine ſolche Liebe verbannet die Furcht, die unreine, die beſchwerliche, die traurige und knechtiſche Furcht. Es wird Furcht in unſern Hertzen bleiben, weil wir leben. Dieſe Schwachheit iſt ein Stück des Verderbens, welches uns erſt am Ende unſers Lauffs verläſſet. Allein die Liebe vermindert dieſelbe. Je mehr ſie zunimmt, je mehr befriedigt ſie das Hertze. So viel Stuffen der Liebe wir erreichen, ſo viel Stuffen gewinnen wir zu der Ruhe und Zufriedenheit der Seelen. Dis will Johannes ſagen. Wäre unſer verderbtes Hertz einer ſolchen Liebe fähig, die im eigentlichen Verſtande völlig heiſſen kan, ſo hätte die Furcht ihre Herrſchafft über uns gantz verlohren, und wir würden von keiner Angſt und Unruhe weiter wiſſen. Dieſes iſt die Glückſeligkeit der reinen Seelen, die in dem Lichte der Ewigkeit wohnen. Dieſe lieben vollkommen, und ſind daher vollkommen ruhig und ſelig. Hie gelangen wir zu einer ſolchen Liebe nicht, weil wir mit einem Hertzen zu ſtreiten haben, deſſen Grund durch die Sünde verdorben iſt. Allein dieſes bleibt ewig wahr: Je mehr Liebe, je weniger Furcht. Die in der Liebe ihrem Heylande am ähnlichſten werden, die werden ihm in der Zufriedenheit am ähnlichſten. Die in der Liebe wachſen, die empfinden täglich etwas mehr von der unendlichen Stille des Geiſtes, von der unbegreiflichen Ruhe und Vergnügung, ſo die Heiligen, die im Himmel wohnen, von den Jüngern JEſu, die hie noch

Digitized by Google

wallen, unterſcheidet. Die völlige Liebe treibet die Furcht aus.

Wo die Liebe GOttes wohnet, da herrſchet die Verleugnung dieſer Welt und der Dinge, die dazu gehören. Und was fürchtet der, ſo dieſe Welt verleugnet hat, die Zufälle dieſes Lebens und den beſtändigen Wechſel der Dinge? Sein Wandel iſt im Himmel. Er kan nichts verliehren, als was er nicht achtet. Was büſſet der ein, der den HErren allein liebet, wenn ihm alles entzogen wird? Eine Handvoll Aſche, deren Nichtigkeit er längſt erkennet: Einen Traum, der ihn nicht mehr rühret: Güter, die er zu der wahren Glückſeligkeit nicht brauchet. Wo die Liebe zu GOtt wohnet, da kan die Furcht für dem Tode und die Angſt für dem göttlichen Gerichte nicht aushalten. Wer kan ſich für der Stunde fürchten, welche die Scheide-Wand niederreiſſen wird, die uns hie nicht erlaubet, das Angeſicht des HErren zu ſehen, den wir aufrichtig lieben? Wer kan für einem Richter-Stuhl zittern, auf dem JEſus ſitzen wird, den wir hie nicht geſehen, und doch geliebet haben? Wo eine wahre Liebe des Nechſten regieret, da müſſen die unordentlichen Begierden, die uns quälen, nachgeben. Und wo bleibt eure Furcht, beſorgte Menſchen, wenn euch dieſe Begierden nicht mehr beſtreiten? Eure Angſt kömmt aus euren unreinen Lüſten her, die gegen die Seele ſtreiten, und ſtets mehr begehren, als ihr brauchet. Dämpfet dieſe Lüſte, ſo habt ihr die Furcht gehoben, die euch ängſtet. Und ſtärcket euch in der Liebe gegen die Brüder, ſo habt ihr eure Lüſte geſchwächet. Die Liebe treibt die Furcht aus.

Wir ſagen ſchon mehr, geliebte Freunde in JEſu, als wir in der Vorbereitung zu unſerer Andacht erwehnen dürfſen. Wir wollen dieſe Stunde gantz dazu anwenden, dieſe Lehre Johannis in euer Hertz zu drücken. Wir würden daher in dem Fortgange unſerer Andacht das, was bereits geſagt, wiederholen müſſen, wenn wir uns jetzt länger in der Erläuterung derſelben aufhalten würden. Wir wollen zu dem Zwecke unſerer Rede treten. In der Geſchichte, die wir euch heute vorſtellen müſſen, finden wir das vollkommenſte Exempel, das wir geben können, Johannis Worte zu befeſtigen. Dis iſt euer Heyland, der euch auf der Reiſe zu ſeinem Leiden dargeſtellet wird. Wer hat reiner, wer hat ſtärcker, wer hat völliger geliebet, als euer Erlöſer? Seyd ihr nicht alle, die ihr euch ſeine Erlöſeten nennet, davon überführet? Und wer hat mehr Großmuht der Seelen, mehr Ruhe, mehr Gelaſſenheit, mehr Zufriedenheit in dem empfindlichſten Leiden empfunden und bewieſen? Die Liebe machte ihn ſtarck Schrecken, Angſt, Zorn des Höchſten, Pein der Höllen zu beſtreiten und zu beſiegen. Strebet nach der Liebe, die JEſus zum Kennzeichen ſeiner Jünger machet: Tretet in ſeine geheiligte Fußſtapffen: Und wir verſprechen euch im Nahmen des HErren, daß ihr mitten in der Unruhe dieſer elenden Tage Theil an ſeiner Ruhe und Zufriedenheit nehmen und die Stille empfinden werdet, ſo weit es dieſe Welt verſtattet, die auch der Unglaube in JEſu bewundern muß. Betrachtet mit mir in dem Bilde des zu ſeinem Leiden gehenden JEſu

Die Ruhe der Seelen, die aus der wahren Liebe entſpringet.

Ihr werdet auf Zweyerley eure Gedancken zu richten haben. Ihr werdet

Erſtlich, die vollkommene und reine Liebe eures zu ſeinem Leiden gehenden Heylandes bewundern müſſen.

Ihr werdet:

Vors andere, die ſelige Ruhe und Gelaſſenheit, die daher bey ihm entſtanden, anzuſehen haben.

Und indem wir euch dieſe vorſtellen, werden wir daher Gelegenheit nehmen, euch zu zeugen, daß dieſes eine Seligkeit, die euch allen der Eifer in der Liebe verſpricht.

Das erſte wird euch zeigen, wie euer Hertz müſſe beſchaffen ſeyn, wenn ihr den Nahmen der Jünger JEſu mit Rechte führen wollet. Das andre wird euch die Vortreflichkeit der Religion, zu der ihr euch bekennet, weiſen und die Glückſeligkeit offenbahren, welche die Nachfolge Chriſti uns allen anbeut. Das erſte wird euch beſchämen, wenn ihr euch und euer Hertze ohne Betrug prüfen wollet. Das andre wird euch ermuntern, auf den Anfänger und Vollender eures Glaubens mehr, als bisher, zu ſehen. Wir hoffen von euch, daß ihr dieſe Frucht, die ihr aus unſrer Vorſtellung ziehen müſſet, nicht ſelber durch euren Widerſtand und Unachtſamkeit zurücke halten werdet. Wir reden an einem Tage zu euch, an dem ihr ſchuldig ſeyd, eure gewöhnliche Andacht zu verdoppeln. Wir fangen heute die Tage an, die der Glaube der älteſten Chriſten zu einer genauern Betrachtung der Leiden JEſu jährlich ausgeſetzet hat. Dieſe Tage erfordern mehr Stille der Seelen, mehr Erhebung des Geiſtes, mehr Abzug von der Welt und dem Sichtbaren von euch, als die übrigen Tage des Jahres. Wir bitten euch, daß ihr in dieſer Stunde den Anfang zu dieſer Schuldigkeit machen möget. Der Herr gebe mir und euch allen ſeine Gnade dazu. Amen.

Abhandlung.

Das gantze Leben unſers Heylandes iſt nichts, als ein klares Beyſpiel der heiligſten und völligſten Liebe. Dieſes iſt euch allen, Geliebte in JEſu, von der erſten Jugend an beygebracht. Dieſes wird euch täglich von den Knechten des HErren vorgetragen. Dieſe groſſe Liebe JEſu zeiget ſich auch auf dem letzten Gange nach Jeruſalem, auf der Reiſe zu ſeinem Leiden, davon euch ein Theil in den Worten, die wir euch vorgeleſen, erzehlet wird. Ihr ſehet in denſelben die gewiſſeſten Zeugniſſe einer völligen Liebe zu GOtt, und die deutlichſten Merckmahle einer treuen Liebe zu den Menſchen, die ſich in dem Hertzen eures Heylandes aufgehalten. Erinnert euch, indem wir von der Liebe JEſu reden, daß wir von einer Vollkommenheit und Eigenſchafft ſprechen, die ein menſchlicher Verſtand nicht recht beſchreiben kan und mit der die Regung, die man in den Menſchen Liebe heiſſet, nur auf eine gewiſſe Weiſe übereinkömmt. Wer wird das recht begreiffen, welche Zunge wird das ausreden, was in GOtt eigentlich Liebe iſt? Die Liebe JEſu iſt die Tieſſe, der Abgrund aller Liebe: unſre Liebe, ſie mag ſo groß ſeyn, wie ſie wolle, iſt ein kleiner und unreiner Bach, der weit von der erſten Quelle der Liebe unterſchieden iſt. Indeß iſt eine gewiſſe Gleichheit der Vollkommenheit, die in GOtt Liebe heiſſet, und der Bewegung, die in uns ſo genennet wird. Und deswegen ermuntert uns die Schrifft der Liebe GOttes nachzuahmen und ſaget, daß die, ſo in der Liebe bleiben, in GOtt bleiben, und GOtt in ihnen. Wir haben jetzt die Zeit nicht, euch weitläufftiger davon zu unterrichten.

Ihr ſehet in dem Verhalten eures Heylandes ein Exempel einer völligen Liebe zu GOtt. Dieſes findet ihr in ſeinem willigen Gehorſam, in ſeiner Freudigkeit, in ſeiner Begierde den Willen ſeines Vaters zu vollziehen und die Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts durch ſeinen Tod zu vollenden. Wir haben kein gewiſſer und unbetrieglicher Kennzeichen einer reinen und ungefälſchten Liebe, als die Bereitwilligkeit, den Eyfer, die Begierde dem Willen des geliebten ſich ſelbſt, ſeine Ruhe, ſein Leben aufzuopfern. JEſus ſieht die gantze Laſt der Tage, in denen er den ſchwerſten Kampf für uns in Jeruſalem antreten und ausſtehen ſolte. Er kömmt der Stadt immer näher, in der ſchon alles zu ſeiner Marter vorbereitet würde. Er erblickt ſchon die entſtelleten Geſichter ſeiner Feinde, die mit nichts, als ſeinem Blute, würden befriediget werden. Und was das meiſte, er fühlet ſchon den Nachdruck des Zornes GOttes über die Sünde der Menſchen, die er ſich aufgebürdet, und empfindet das Gewichte einer Gerechtigkeit, die kein endliches Löſe-Geld befriedigen kan. Ach! wie träge gehen diejenigen, die zu ihrem gewiſſen Unglücke eilen? Wie ſchwer werden denen die Füſſe, die ſich in die Hände der gottloſeſten Feinde lieffern müſſen? Sehet ihr dergleichen an eurem Heylande? Geht er langſamer, wie ſonſten? Hält er ſich auf dieſer letzten Reiſe auf? Bezeugt er Furcht, Angſt, Ungedult, Schwermuht? Suchet er Umwege, den letzten Schlag etwas aufzuhalten? Iſt er weniger leutſelig, ſanfftmüthig, liebreich, guthätig, dienſtfertig, als ſonſten? Euer JEſus ſagt mit gelaſſenem, mit ſtillem, mit ruhigem Geiſte zu ſeinen Jüngern: Sehet wir gehen hinauf gen Jeruſalem. Es wird alles vollendet werden, das geſchrieben iſt durch die Propheten von des Menſchen Sohn Denn er wird überantwortet werden den Heyden, und er wird verſpottet, verſchmähet, verſpeyet werden. Und ſie werden ihn geiſſeln und tödten. Wie bewundernswürdig iſt dieſe Rede? Kan jemand mit einer gröſſern Gelaſſenheit von dem allergröſten Leiden ſprechen, das ihm in kurzer Zeit wiederfahren ſoll? JEſus erzehlet bloß die traurigen Begebenheiten, die ihm bald begegnen würden, ohne die geringſte Bewegung des Gemüthes darüber zu bezeigen? Was muß vor Ruhe, was muß vor Stille in einem Hertzen ſeyn, das ſeinen Jammer, ſeine Marter, ſeine Quaal, die bald angehen ſoll, ſo unerſchrocken und natürlich beſchreiben und vorſtellen kan? Was muß vor Grosmuht in einem Geiſte ſeyn, der an der Schwelle des Marter-Hauſes ſtehet und von den unterſchiedenen Arten der Marter, die er gleich dulden ſoll, nicht anders, als von fremden Dingen, oder von gleichgültigen Zufällen, redet? JEſus eilet, indem er ſo redet, ſeinen Weg fort. Er hält ſich nirgends auf, als wo er Gelegenheit findet, Barmherzigkeit zu üben. Er wandert die Straſſe zu ſeinem Tode mit eben der Munterkeit, womit er vorhin die übrigen Reiſen abgeleget hatte? Iſt dieſes nicht das gröſte Zeugniß einer völligen Liebe zu GOtt? Iſt dieſes nicht ein Beyſpiel der allergröſten Bereitwilligkeit, den göttlichen Willen, ſo ſchwer und traurig er ſcheinet, zu vollbringen? Sehet ihr hie nicht die Erfüllung desjenigen, was David vordem in dem Nahmen des künfftigen Meſias ausgeſprochen: Deinen Willen, mein

Digitized by Google

GOtt, thue ich gerne und dein Geſetz habe ich in meinem Hertzen?

Daran könnet ihr erkennen, ob die Liebe GOttes in euch wohne, *geliebte Freunde in JEſu*, wenn ihr freudig und bereit ſeyd, ſeinem Willen euch zu unterwerffen, er mag eurer Natur, er mag euren Neigungen, er mag euren Wünſchen noch ſo unangenehm und verdrieslich ſeyn. So lehret Johannes: *Das iſt die Liebe zu GOtt, daß wir ſeine Gebote halten.* Es kommen in dem Leben der Heiligſten gewiſſe Stunden, in denen ſie die Regungen der Liebe zu GOtt nicht deutlich ſpüren. Es geſchicht offt, daß wir eine Art einer geiſtlichen Dürre empfinden, die uns von dem Herren zu trennen ſcheinet. Es eräugen ſich in dieſem Elende gewiſſe Augenblicke, in denen uns dieſe Welt doch etwas zu ſeyn ſcheinet, in denen es uns ſchwer fällt, die Schein-Vergnügungen dieſer Erden durch die Gröſſe unſers GOttes zu beſtreiten, in denen das Hertze ein Stück des höchſten Gutes in der Vergänglichkeit zu finden vermeinet. Bekümmert euch nicht in dieſen Stunden, Gerechte des HErren! Sie ſind Zeugniſſe unſers Elendes und unſrer Unvollkommenheit, aber keine Merckmahle einer Seelen, die aus der Gemeinſchafft GOttes geſetzet iſt. Prüfet nur euren Gehorſam. Iſt der aufrichtig, ſo iſt die Liebe des Höchſten da, wenn ihr gleich ihre lebhaffte Würckungen nicht ſpüret. Seyd ſicher, daß ihr den HErrn liebet, wenn ihr nur bereit ſeyd, ſeine Wege zu wandeln, wenn ihr eifrig ſeyd, den Vorſtellungen dieſer Welt und den Reitzungen eures Verderbens zu begegnen, wenn ihr eben ſo willig ſeyd, das Uebel, das ſeine weiſe Hand euch zubereitet, anzunehmen, als des Vergnügens zu genieſſen, das euch ſeine Liebe auf dieſer Welt gönnet. Das Feuer brennet, ob ſich gleich die Flamme nicht deutlich zeiget. Man kan lieben, und die Krafft der Liebe doch zuweilen nicht empfinden.

JEſus zeiget euch ein Exempel *einer völligen Liebe zu dem Nächſten* auf ſeiner letzten Reiſe. Die wahre Liebe des Nächſten ſiehet ſo wohl auf die Seele, als auf den Leib anderer Menſchen. Sie nimmt die Uebel, die dieſen beiden Theilen, woraus wir beſtehen, begegnen, zu Hertzen und bemühet ſich, denſelben abzuhelffen. Wir machen uns insgemein einen ſehr verkehrten Begriff von der wahren Liebe der Brüder. Wir halten dafür, es ſey genug, den Leib und die Glieder unſers Nechſten zu erquicken und ſeine äuſſerlichen Umſtände zu beſſern. Wir irren darin. Iſt nicht die Seele mehr, denn der Leib? Sind nicht die Leiden, die dem Geiſte begegnen können, ſchädlicher und gröſſer, als diejenigen, die der Leib zu fürchten hat? Die wahre Liebe begreifft beydes, den Geiſt und den Leib: ja ſie ſieht mehr auf jenen, als auf dieſen. Was heiſt es, einen Dürfftigen aus dem Elende zu reiſſen und ſeine Seele in der Finſterniß laſſen? Was heiſt es, einen Krancken auf ſeinem Lager durch Speiſe und Tranck zu erquicken und ſeinen Geiſt der Traurigkeit überlaſſen, die den Leib noch ſchwächer machet? Derjenige, der daran arbeitet, daß die Seele eines Menſchen recht unterrichtet, recht geheiliget, recht gegen die Leiden dieſer Welt gewafnet und zur Ewigkeit vorbereitet wird, der beweiſet eine gröſſere Liebe und Barmhertzigkeit, als der ſo hundert Nackte kleidet und eben ſo viel Hungrige ſättiget? Was heiſſen die Allmoſen, die man Leuten mittheilet, die offt eben ſo viel Boßheit und Unwiſſenheit, als Armuht und Elend, haben? Sind es nicht zuweilen Opfer, die dem Moloch gebracht werden? Sind es nicht offt Mittel die Lüſte und böſen Begierden dieſer Unglückſeligen zu unterhalten?

Die wahre Liebe des Nechſten hat noch eine Eigenſchafft, die bemercket werden muß. Sie wehret ſtets in guten und böſen Tagen. Sie wird durch ihr eigen Elend, welches ſie etwa fühlet, nicht unterbrochen. *Die Liebe wird nicht müde*, ſagt der heilige Paulus.. Sie bleibt eben ſo völlig und rein, wenn ſie gleich ſelbſt den Haß der Ungerechten empfindet. In der Welt wird offt die beſte Liebe kalt, wenn man mit ſich ſelbſt zu thun hat. Man meinet, man habe ein Recht, andrer Elenden zu vergeſſen, wenn man ſelbſt die Geiſſel fühlet. Man glaubet, wer ſelbſt kranck, ſey von der Sorge für andre Krancken entlediget. Die völlige Liebe des Nechſten iſt anders geſinnet. Sie gedencket in ihrem eignen Leiden des Leidens der Brüder. Eben die Hebräer, *die den Raub ihrer Güter erdulden*, haben doch *ein Mitleiden mit den Banden Pauli.*

Dieſe Eigenſchafften einer rechtſchaffenen und völligen Liebe findet ihr in der Liebe eures Heylandes. Er bemühet ſich auf ſeiner letzten Reiſe, die Seelen ſeiner Jünger und des Volckes, das ihn begleitet, zu erbauen, zu gründen, zu unterrichten. Er iſt eben ſo aufmerckſam, das äuſſerliche Leiden des Leibes gewiſſer elenden Menſchen zu heben und zu heilen. Er ſiehet die Jünger, die er zu ſeinen Zeugen erwehlet, voll von hochmüthigen und ehrſüchtigen Gedancken. Je näher ſie der Stadt Jeruſalem kamen, je ſtärcker regete ſich die Ehr-Begierde. Sie hofften, JEſus würde in dieſer Haupt-Stadt der Juden ſein Reich aufrichten, in dem ſie regieren und herſchen würden. Kurtz vorher hatten ſie mit einander gezancket: wer die gröſte Stelle in dieſem Reiche, worauf ſie ſehnlich warteten, bekleiden würde? Welch eine Unordnung! Die Freunde des JEſu, der auf der Todes-Reiſe begriffen, ſtreiten unter wegens, wer aus ihnen die übrigen beherſchen, wer Geſetze geben und wer gehorchen ſolte! Das Volck, welches ſtets um unſern Heyland war, vernahm ſonder Zweifel einen Theil von dieſem Gezäncke. Und was muſte daher für Aergerniß und Argwohn in noch zarten und unerfahrnen Gemüthern entſtehen? Die Liebe JEſu wird aufs empfindlichſte durch dieſes Verſehen gerühret. Sie dencket gleich auf Mittel dieſer Thorheit zu begegnen und das unruhige und ehrbegierige Hertz der Jünger in Ordnung zu bringen. JEſus führet ſeine Jünger bey Seite. Wie klug, wie vorſichtig iſt die wahre Liebe? Sie beſſert die Seele, und ſorget zugleich vor das äuſſerliche Anſehen derer, die ſie gewinnen will. Er hält ihnen allein eine Rede von dem Zweck ſeiner jetzigen Reiſe, und von dem Leiden und Sterben, welches er in wenig Tagen nach dem Rath GOttes ausſtehen würde. Was war geſchickter, die hochmüthigen Gedancken der Jünger aus einander zu treiben und ihr aufgeſchwollenes Hertze zu beſänfftigen? Der König, von dem ſie ihre Erhebung und Aemter erwarteten, der HErr, zu deſſen Füſſen ſie das Volck der Juden mit den Römern in kurtzen zu ſehen glaubten, verkündiget ihnen, daß er werde von den Juden den Römern überantwortet, und von den Römern, wie ein Uebelthäter, gemißhandelt und hingerichtet werden. Wie reimet ſich dieſes mit der ſüſſen Einbildung von Ehren-Stellen, von Regierungen, von Sieg und Triumph über die Heyden und Juden? JEſus bleibet in dieſer Rede nicht bloß bey ſeinem Leiden. Er redet zugleich von ſeiner Auferſtehung, die auf ſein Leiden und Sterben erfolgen würde. Sehet hie abermahl ein Zeichen eines liebreichen Hertzen! Die Liebe ſchläget und heilet zugleich. JEſus beſtreitet den Hochmuht, und befördert zu eben der Zeit die Zufriedenheit der Seinen. Er erſetzet den Verluſt einer angenehmen, aber ungereimten Einbildung, mit der Verſicherung von einer dauerhafften Herrlichkeit, die aus ſeinem Leiden entſprieſſen würde.

Die Liebe JEſu bleibet nicht bei ſeinen Jüngern. Sie iſt allgemein und erſtrecket ſich über alle, die derſelben bedürffen. Er kömmt mitten in den wichtigſten Ueberlegungen an die Thore der Stadt Jericho. Er beſchäfftiget ſich mit den Gedancken von ſeinem bevorſtehenden Leiden und dem Opffer, welches er in wenig Tagen der göttlichen Gerechtigkeit bringen ſolte. Unvermuthet ſtöret ihn ein gewiſſer Elender durch ſein Schreyen in dieſen ſo groſſen und wichtigen Betrachtungen. Ein Blinder hatte ſich an die Land-Straſſe geſetzet, um von den vorübergehenden ſeinen Unterhalt zu erbitten, den er ſich ſelbſt nicht ſchaffen konte. Dieſer ſchlieſſet aus dem Geräuſche, den die Menge machte, ſo JEſum begleitete, daß ein Reiſender von Stande und Anſehen vorüber gehen müſte. Er forſchet und bekömmt zur Antwort, JEſus von Nazareth gehe vorüber. Wer wuſte unter den Juden von JEſu und von ſeinen Wundern nicht? Dieſer Blinde, dieſer Verachtete, dieſer Elende hatte doch ſo viel in ſeiner Niedrigkeit davon vernommen, als ihm zu einem feſten Glauben nöthig war, dieſer wunderthätige JEſus könne und wolle ſeiner Noth ein Ziel ſetzen und ihm die geſchloſſenen Augen öfnen. Dieſer verborgene Glaube wird bey ihm in dem Augenblicke lebendig, da er höret, JEſus ſey nur einige Schritte entfernet. Es iſt niemand bey ihm, der ihn zu JEſu führen kan. Er nimmt daher ſeine Zuflucht zum Geſchrey. Er ruffet gläubig die Barmhertzigkeit JEſu an, den er für den Sohn Davids, oder für den verſprochenen Meßiam erkennet. Das Volck will ihm den Mund ſtopfen. Sonder Zweifel ſahe man aus dem gantzen Weſen und den Geberden JEſu, daß er ſeine Gedancken auf Dinge von der äuſſerſten Wichtigkeit gerichtet hätte. Das Volck meinet, es ſey unbillig, ihn in dieſem Nachſinnen, in dieſen hohen und göttlichen Ueberlegungen zu beunruhigen. Vielleicht redete der Erlöſer von ſeiner Lehre zu der Menge, die ihm folgte. Man wolte ſich das Vergnügen, ihn zu hören, nicht nehmen laſſen. So ſind wir. Wie wenig rühret uns das Geſchrey der Bekümmerten, wenn unſere Ergötzung etwas dabey leiden ſoll? Allein wie unterſchieden ſind die Gedancken unſers Heylandes und unſre Gedancken? Iſt auch etwas, daß das liebreiche und aufmerckſame Ohr unſers Heylandes nicht hören ſolte? Er vernimmt mitten in ſeinen Sterbens-Gedancken das Geſchrey dieſes Elenden? Er empfindet unter der Laſt des Zornes GOttes, die ihn drückte, den Jammer eines in der Welt vergeſſenen Menſchen. Seine Liebe wird rege. Er ſtehet ſtille und hält ſich auf, da ihn ſonſt nichts aufhalten kan, den Willen ſeines Vaters zu vollziehen. Er läſſet den Blinden zu ſich bringen. Er prüfet ſeinen Glauben. Er findet ihn rein und lauter. Und gleich hilfft er. Kaum hat die Liebe der Menſchen ihr Werck verrichtet, ſo bringet ihn die Liebe GOttes. Er ſetzet gleich nach verrichtetem Wunder ſeinen Weg mit eben der Gelaſſenheit und Ruhe fort. O Liebe, die ihres gleichen nicht hat! Der Sohn GOttes richtet ſich nach

Digitized by Google

dem Willen, uach dem Winck, nach dem Geſchrey eines Betlers, den niemand achtet! Das Gebet eines Menſchen, den die Welt gleichſam von ſich ausgeſtoſſen, weil er ihr nichts nützen kan, hält den HErrn der Herrlichkeit auf, der im Begriff iſt, das Werck der Erlöſung zu vollziehen! Die Stimme eines unckten und höchſtdürfftigen, die aus einem reinen Hertzen kömmt, hat Stärcke genug, den JEſum zu bewegen, den ſein eignes Leiden, den die Sorge für ſeine Jünger, den die Bemühung, die verlohrnen Schafe Iſrael zu ſammlen, gantz and gar eingenommen hatten! Könten wir doch die Worte finden, Hohe dieſer Erden, dieſes Exempel JEſu recht zu earer Ermunterung vorzuſtellen! Könten wir euch doch erwecken, dieſes Verhalten JEſu zum Spiegel eures Verhaltens zu nehmen? Doch was können wir euch gröſſers, nls dieſes wenige, ſagen: Die Noht eiaes Bettlers hält euren JEſum auf ſeiner Todes-Reiſe auf. Und der JEſus hat uns ein Vorbild hiaterlaſſen, daß wir ſollen nachfolgen ſelnen Fußtapfen.

Wir müſſen noch eines hinzu thua, am den Abriß der Liebe JEſu vollkommen zu machen. JEſus hilfft dem Blinden ſo, daß er zugleich die Seele der anweſenden Zuſchauer erbauet und unterrichtet. Er befraget ihn, was er von ihm verlange? Wozu dieſe Frage? Was iſt denn unſerm Heylande unbekaat? War es nicht offeabar, daß der Bliade ſein Geſichte wieder zu erhalten wünſchete? JEſus fraget des Volcks halber, das zugegen war. Er will von dem Blinden ein Zeugniß von der gläubigen Zuverſicht auf ſeine Hülffe herauslocken, am ihm hernach eine Antwort zu geben, die zur Unteeweiſung nad Beleheaag der Zuſchauer dienen köate. So bald der Blinde bezeuget, er ſey gewiß verſichert, daß JEſus, als der verſprochene Meßias, ihm helffen könte, antwortet ihm der Heyland, ſein Glaube habe das verlangte Wuader ſchon verrichtet. Sey ſehend! dein Glaube hat dir geholffen. Er eignet nicht ſo wohl ſich, als dem Glauben dieſes Elenden, die kräfftigt Würckung zu, die demſelben den Gebrauch der Augen wieder erſtattete. Das gegenwärtige Volck ſolte aus der Rede dieſes Menſchen und aus der Antwort JEſu dieſe Folge zu ſeiner Seeligkeit ziehen: Wie ſelig iſt es an JEſum zu glauben? Beſiegt der Glaube an iha die Uebel des Leibes, die anheilbar ſind, ſo wird er auch den Weg zar Seeligkeit öfnen. Laſſet uns einem ſo groſſen Heylande nachfolgen und nicht länger warten, uns vor ſeine Jünger zu bekeanen!

Rühret euch, Geliebte in JEſu, rühret each dieſes Bild der reineſten Liebe nicht, welches wir euch bißhero beſchrieben haben? Fühlen enee Seelen nicht eine Bewegung, dieſem groſſen Beyſpiele auf gewiſſe Weiſe ähalich zu werden? Dencket nicht, daß wir uns bishero bloß bemühet, eine Verwunderung über die Güte und Erbarmung eures Heylandes in euch zu erwecken! Dis iſt unſer einiger Zweck nicht. Wir ſachea mehr. Wir haben each zugleich unterrichten wollen, wie euer Hertz müſſe beſchaffen ſeyu, wenu ihr euch mit Rechte Jünger des liebreichea JEſu nennen wollet. Sehet, wir bitten euch durch die Barmhertzigkeit und Liebe eures Heylandes, ſehet dus was wir bisher geſaget haben, von dieſer Seiten uornemlich an. Sind anſre Worte durch die Gnade des HErren geſchickt geweſen, einen Trieb zar Verehrnng der Güte eures Erlöſers, zur Bewunderung ſeiner völligen Liebe in euch zu erregen, ſo laſſet dieſe Empfindnng weiter gehen und den Vorſatz ihm ähnlich zu werden zeugen. Die ſind ullein Jünger JEſu, die nach ſeinem Fürbilde GOtt über alles lieben, die nie müde werden Barmhertzigkeit an ihren Brüdern zu beweiſen, die keine Gelegenheit verſäumen, gutes zu thun, die aie ſo mit ſich ſelbſt, nie ſu mit ihren Anſchlägen nnd Aebriten, nie ſa mit den Händeln dieſer Eeden beſchäfftiget ſind, daß ſie nicht das Geſchrey der Elenden vernehmen ſolten, die auch in ihrem eignen Leiben, wena ſie ſelbſt mit Schmertzen und Todes-Angſt zu kämpfen haben, die Sehnſucht der Bekümmerten zu befriedigen ſuchen! Ihr erinnert euch, daß der Geiſt GOttes von Johannes aufgezeichnet, er ſey der Jünger geweſen, dea JEſus lied gehabt, er ſey ſtets unſerm Heylande am nechſtea geweſen nnd habe an ſeiner Bruſt beym Eſſen gelegen. Was meinet ihr ſey die Urſache dieſes Vorzugs geweſen? Warum liebet JEſus Johannem mehr, denn ſeine übrigen Jünger? Johannis Brieffe, die unter den Göttlichen Büchern ſtehen, geben euch die Antwort auf dieſe Frage. Leſet dieſe und ſehet, ob ſie aicht gleichſam lauter Liebe ſind. Johannis Worte ſind die angenehmſten und gelindeſten. Seine Ermahnungen gehen alle nuf die Liebe. Er ſtellet GOtt wie die Liebe ſelbſteu vor. Er verlanget nichts von den Kindern GOttes, uls Liebe. Dis iſt die Urſache, weswegen ihn JEſus lieb hatte. Von allen Jüngern JEſu war keiner zärtlicher, liebreicher, gelinder, gütiger, leutſeeliger, als Johannes. Sein Hertz kam dem Hertzen JEſa am ähnlichſten, in dem die Liebe wohnet. Die Gleichheit der Gemüther verbindet die Heetzen am ſtärckeſten. JEſus liebet Johannem, weil er ihm in der Liebe nachfolget. O liebreiche Seelen freaet euch über eure Glückſeeligkeit? Ihr ſeyd die Schooß-Jünger JEſu! Ihr nehmet das meiſte Theil au ſeiner Liebe! Ihr ſeyd das unter eureu Brüdern, was Johannes unter den Jüngern war! Was könnet ihr vor eine Seeligkeit in jener Ewigkeit hoffen, da ihr mit dem JEſu werdet vereinigt werden, der bereit alle ſeine Schätze euch mitzatheilen? mit dem JEſu, der euch ſeinea übrigen Kindern vorzeucht? mit dem JEſa, deſſen Macht eben ſo überſchwenglich, als ſeine Liebe! Wir ſuchen die Worte vergebens, dieſes Glück, dieſes Vergnügen, euch vorzuſtellen. Ihr könnet euch durch eure eigne Betrachtung, durch eure eigne Empfindnng, durch euee Andacht daſſelbe lebhaffter einbilden, als wir es beſchreiben können.

Die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Ihr habt die Liebe JEſa erwogen, betrachtet jetzt (II) die Frucht dieſer Liebe, die Ruhe der Seeleu, die Freiheit von der Furcht, die eine Tochter der Liebe iſt. Wir haben ſchon etwas davon berühret. Die Liebe und die Zafriedenheit ſind ſo genau verbunden, daß man voa jener nichts ſagen kan, ohne dieſe zu gleicher Zeit vorzuſtellen. Ihr ſehet euren Erlöſer heute auf ſeiner letzten Todes-Reiſe. Ihr ſehet ihn zu der Stadt eilen, in der ſein Blut auf die grauſamſte Weiſe ſolte vergoſſen werden. Ihr ſehet ihn gantz mit Leidens- und Sterbens-Gedancken eingenommea. Findet ihr ihn anders, als wie ihr ihn in der übrigea Geſchichte ſeines Lebeas antreffet? Redet er bewegter, nnruhiger, hefftiger, als ſonſten? Wir haben euch ſchon vorhin geſaget, daß er von ſeinem Tode und Leiden eben ſo ruhig, wie von dem Willen GOttes an die Menſchen, rede, und ohne Bewegnng das erſchrecklichſte Unrecht, das ihm bald wiederfahren ſulte, wie eine Geſchichte erzehle, die lange vergangen iſt. Bezeuget er weniger Gelaſſenheit, weniger Gedult, wenigee Begierde zu helffen, weniger Eyfer ſein Amt zu verrichten? Sehet ihr die geringſte Spur eines Hertzens, das zaget und Mühe hat, ſich za beruhigen? Das geringſte Zeichen einer Schwermuht, einer geheimen Traurigkeit, eines Schreckens vor der künfftigen Marter? Das kleineſte Merckmahl einer Seelen, in der Pflicht und Selbſt-Liebe mit einander ſtreiten? Findet ihr, daß er auf der Hochzeit zu Cana ruhiger und gelaſſener geweſeu, als jetzt? Oder daß er bey ſeiner Verklärung auf dem Berge, da ſein Antlitz wie die Sonne leuchtete, mehr Muht und Freudigkeit bezeuget? Euer JEſus iſt heute der, der er geſtern war. Gleich beſtändig, gleich zufrieden, gleich geduldig, gleich mittleidig, gleich unermüdet zu lehren uad zu helffen. Er iſt ebea der ſanfftmüthige, der getroſte, der liebreiche, der demüthige, der willige Erlöſer auf dem Gange zum Tode, in dea letzten Tagea ſeines Lebens, der er war, da er vom Berge herabging, und ihn ein Auſſätziger um Hülffe anſprach, oder da er in Capernaum einging, und von den Aelteſten der Juden-Schule erſuchet ward, dem krancken Knecht ihres Hauptmanns die Geſundheit wieder zu geben. Dis iſt die Würckang ſeiner völligen Liebe zu ſeinem Vater und zu uns. Dieſe Liebe wiederſtehet aller Angſt und Traurigkeit: Die macht in guteu Tagen gewiß, in böſen getroſt: Die iſt ein Glantz, der keiaen Nebel und Wolcken der Furcht in der Seelen duldet: Die zeiget uns die Leiden, die der Reſt der Menſchen mit zittern betrachtet, von einer Seite, die kein Grauen erregea kan: Die macht, daß das Schrecken der Natur, welches zuweilen in Geſchöpfen, die ſo elend, wie wir, entſteheu muß, verſchwindet oder entkräfftet wird.

Es iſt zwiſchen uns und unſerm Heylande ein Unterſcheid, den kein endlicher Verſtand begreiffen und keine menſchliche Beredſamkeit erklären kan. Was iſt unſere Liebe, ſie mag ſo rein und unſträflich ſeyn, als ſie wolle, wenn ſie mit der Liebe JEſu Chriſti zuſammen gehalten wird? Allein auch die ſchwache Liebe der Sterblichen hat ihre Belohnang. Nehmet die Liebe eures Heylandes zum Fürbilde: Bemühet euch ſeine Jünger zu werden: Gehet, ſo weit ihr könnet and eure Unvollkommenheit es verſtattet: Leidet der dicke Dunſt dieſer Erden kein reines Feuer, keine Flamme, die helle brennet, ſo nehret nur in euren Lampen ein glimmendes Tocht, das nie ausgehet: Könnet ihr der Liebe JEſu nicht gleich werden, ſo ſchaffet nur, daß man doch einen Schatten von dem allervollkommenſten Exempel der Liebe in euch wahrnehmen möge. Und ſeyd gewiß bey dieſer Arbeit in der Liebe, daß euer kummervolles Hertz ſich aufklären, daß eure Furcht allgemach vergehen, daß die Ruhe der Seelen, die euer Heyland empfunden, auch euch in gewiſſer Maſſe zufallen werde. Die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wir hoffen euch alle davon zu überzeugen, wo ihr eure Gedancken nur auf das, was wir noch zu reden haben, lencken und richten wollet.

Woher kömmt unſere Furcht? Ihr könnet die Vortreflichkeit des Mittels nicht begreiffen, das euch die Religion vorſchlaget, wo ihr nicht den Urſprung der Kranckheit kennet, die es heilen und heben ſoll. Die Angſt, die Furcht, die Qual, der Kummer, der euer Leben ſo beunruhiget, kömmt aus einer dreyfachen Quelle. Eure Furcht entſtehet zuerſt aus euch ſelbſten. Ihr traget den Saamen dieſer betrübten Bewegung in eurem

Digitized by Google

eignen Buſen. Eure Furcht entſpringet von andern Menſchen, die mit euch in einer Geſellſchafft auf dieſem Erdboden leben. Ein Sterblicher, ein Menſch, iſt der Peiniger des andern. Eure Furcht kömmt endlich von dem HErrn her, der euch allen ein gewiſſes Ziel zu leben geſetzet, und nach dem Ablauff dieſer Zeit euch vor Gericht ſtellen wird. Ihr fürchtet den Tag, an dem der HErr des Lebens euch abfordern wird, um Rechnung von eurem Verhalten abzulegen. Niemand meſſe dieſe Abtheilung nach den Regeln der irrdiſchen Weiſen ab, die uns die Kunſt recht zu dencken und ordentlich einzutheilen beybringen wollen. Wir reden bloß zu eurer Erbauung, und überlaſſen denen Meiſtern der Vernunfft die Arbeit, die Ihrigen gründlicher zu unterrichten. Die, ſo im Nahmen des HErren reden, dürffen nichts als einen leichten und begreiflichen Weg ſuchen, die Gedancken ihrer Zuhörer in eine gewiſſe Ordnung zu bringen und ihrem Gedächtniſſe zu Hülffe zu kommen. Die Kunſt ſchadet der Einfalt der meiſten, die nach dem Reiche GOttes trachten. Wir bedienen uns dieſes Rechtes der Diener JEſu Chriſti, und wollen euch nur ein Mittel an die Hand geben, uns deſto gewiſſer und ſicherer mit euren Gedancken nachzufolgen, und den Unterricht, den wir euch geben wollen, deſto leichter zu faſſen.

Unſre Furcht kömmt zuerſt von uns ſelber her. Der Feind, der uns täglich ängſtet, hat ſeinen Sitz mitten in dem Hertzen aufgeſchlagen, das wir ſo gerne beruhigen wollen. Unſre unreinen, unſre übermäßigen, unſre unordentlichen Begierden foltern uns und erwecken eine Furcht und Angſt nach der andern. Tyrannen unſers Hertzens! Peiniger unſrer Seelen! Wie ſind wir bißher, wenn wir auf unſre verfloſſene Tage zurücke ſehen, von euch gemartert worden! Wie viel unruhige Tage, wie viel jammervolle Nächte zehlen wir von der Zeit, ſeitdem wir euch die Herrſchafft über unſer Gemüht eingeräumet! Unſer Hertz begehret glücklich zu ſeyn. Diß Verlangen iſt in ſich nicht ſträflich. Aber es wehlet die ungerechten Mittel zu dieſem Zwecke zu gelangen. Es iſt ſo einfältig, ſo verdorben, ſo verfinſtert, daß es glaubet, der Beſitz und Genuß der Dinge, die zu dieſer Welt gehören, führe die Menſchen dahin, wohin ſie zu kommen wünſchen. Daher henget es ſich mit ſeinen Neigungen und Lüſten an die Sachen, die zu dieſem Leben nöthig ſind, als wenn es Grund-Steine wären, worauf man eine beſtändige Wohlfahrt bauen könte. Es ergreifft die vermeinten Ehren, die Schätze, die Wollüſte dieſer Welt, als wenn ſie das Theil wären, das die Güte GOttes den Menſchen beſchieden. Es liebet den Leib, der uns geſchickt machet, die Vergnügungen dieſer Welt zu genieſſen, und die Geſundheit deſſelben, als ein Gut, das niemand ſchätzen könne. Und was iſt ungewiſſer, was iſt unbeſtändiger, was iſt hinfälliger als alle dieſe Dinge, mit denen ſich die Begierden unſrer Seelen ſo genau vereinigen? Wir wiſſen dieſes. Wir ſehen täglich die Exempel derer vor uns, die den Verluſt dieſer ſo geliebten Güter überleben müſſen. Wir hören täglich die Klagen derer, die über die Strenge des Schickſaals mit Thränen ſeufzen, welches ſie von dem Ziel ihrer Wünſche ſo unvermuthet getrennet hat. Daher kömmet Furcht und Angſt, daher kömmt Sorge und Unruhe. Wir beſorgen ſtets, daß wir auch mit unſerm Unglücke den Ausſpruch des weiſen Königes werden beſtätigen müſſen: Es iſt alles eitel, es iſt alles gantz eitel! Wir ſind bange, daß die Sachen, die wir für Stützen unſerer Ruhe halten, zerflieſſen, zergehen, hinfallen, von Menſchen, von Zufällen, von Veränderungen hingeriſſen oder geſchwächet werden mögen. Und wir haben Urſache bange deswegen zu ſeyn. Der auf Sand ſein Hauß bauet, muß nach dem Ausſpruche JEſu, ſtets befürchten, daß ihm ein Platz-Regen und Ungewitter ſeine Arbeit unvermuthet zernichten werde. Wir arbeiten gegen dieſe Furcht, wir wollen durchaus ein Mittel finden, das ungewiſſe gewiß zu machen. Wir wollen dem Strom der Zeit, der alles hinreiſſet, einen Damm entgegen ſetzen, der ſeinen Lauff aufhalten ſoll. Wir wollen uns eine ſichere Burg in dem Lande der Unbeſtändigkeit aufrichten, und mitten in einem ungeſtümen Meer einen Hafen finden, in dem wir dem Ungewitter mit Ruhe entgegen ſehen können. Wie ungeräumt iſt dieſes Vorhaben? Wie widerſpricht ſich unſer Hertz in ſeinen Begierden und Bemühungen? Es wird bange und furchtſam, weil es gewiß weiß, daß alles hienieden flüchtig, vergänglich und unbeſtändig iſt. Und es will dennoch die Unbeſtändigkeit der Welt, die es nicht leugnen kan, durch ſeine Sorgen und Arbeiten aufheben. Es begreifft, hie ſey der Ort der Ruhe nicht: Und es will doch durchaus mit ſeinem Verſtande hie den Sitz der Ruhe antreffen. Es erkennet, daß das Weſen dieſer Welt vergehe: Und es arbeitet doch, die Natur der Dinge zu ändern und das Vergängliche unvergänglich zu machen. So ſtreitet ihr mit euch ſelber, arbeitſame und geplagte Menſchen!

Unſer Hertz iſt unerſättlich in ſeinen Begierden. Eine neue Quelle einer beſtändigen Furcht! Das Auge ſiehet ſich nimmer ſatt, das Ohr höret ſich nimmer ſatt. Wer iſt zufrieden mit dem, was er bedarff? Wer ſteht ſtille in ſeinen Wünſchen und Begierden? Wer glaubet, genug zu beſitzen? Kaum haben wir einen Wunſch erreichet, ſo machen wir Anſchläge auf neue Vergnügungen. Kaum hat uns die Erfahrung gelehret, daß dieſer oder jener Platz, dieſes oder jenes Gut, dieſe oder jene Wolluſt, wornach wir ſo ſehnlich geſtrebet, das nicht ſey, was wir uns davon eingebildet: So dencken wir auf andre Sachen, die uns beſſer und gewiſſer vorkommen. Beſinnet euch auf die Begebenheiten des Lebens, das ihr zurück geleget. Habt ihr nicht offt gedacht: Wenn ich zu jener Stelle, wenn ich zu jenem Gute, wenn ich zu jener Würde werde gelanget ſeyn, ſo werde ich das Glück haben, das ich ſuche! Ihr habt euren Wunſch erreichet. Seyd ihr ſeliger worden? Hat ſich euer Hertz beruhiget? Habt ihr nicht gefunden, daß ihr euch eine falſche Einbildung gemachet? Haben nicht eure Begierden was neues alſofort begehret? Seyd ihr nicht gleich rege geworden, einen andern Weg zu einem beſſerm Glücke zu ſuchen? Unerſättliches Hertze! was kan dich befriedigen! Unendliche Begierden, wer wird euch ſtillen und ſättigen können! Dieſe Unmäßigkeit unſrer Lüſte unterhält eine immerwehrende Furcht in unſrer Seelen. Wir ſind bange, das zu verliehren, was wir gewonnen. Wir ſind beſorget, daß man uns die Gelegenheit abſchneiden werde, mehr zu erhalten und glücklicher zu werden. Wir dencken und arbeiten, wie wir unſere Güter vermehren, wie wir unſere Macht und Herrlichkeit vergröſſern, wie wir die Bequemlichkeiten unſers Lebens häuffen, wie wir den Hunger unſerer Begierden durch Veränderungen der Wollüſte ſättigen wollen. Und dieſe Bemühungen werden durch eine ſtetige Furcht ſaurer gemacht. Wir ſehen umher, ob uns auch jemand in unſern Anſchlägen aufhalten und ſtören werde. Ein Schatten macht uns offt zittern. Eine Einbildung von der Möglichkeit gewiſſer Dinge, die uns begegnen könten, preſſet uns Schweiß und Thränen aus. Was würde ich ſeyn, ſagt der Geitzige, wenn mich jemand nöthigen würde mein Gut in dem Stande zu laſſen, darin es iſt? Was würde ich ſeyn, ſpricht der Ehrſüchtige, wenn mich jemand um die Gnade bringen würde, wodurch ich höher zu ſteigen gedencke?

Dieſe Furcht muß weichen, die von uns und unſern unordentlichen Begierden herkömmt, wenn die Liebe GOttes und des Nechſten ſich in unſerer Seelen vermehret. Die den HErrn lieben, haben ihre Begierden gemäßiget und nach ſeiner Vorſchrifft eingerichtet. Sie gebrauchen dieſer Welt. Sie beſitzen und erhalten das Theil, das ihnen der HErr in dieſem Leben zugewandt. Sie lieben ſich und die ihrigen. Allein ihre Begierden haben ſich ein höher Ziel gewehlet, als die nichtigen Dinge, die man hier zur Glückſeligkeit rechnet. Sie ruhen in dem HErrn. Sie finden allein in dem höchſten Weſen ihre Befriedigung. Herr, ſagt der, ſo GOtt liebet, mit David, wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erden. Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch allezeit meines Hertzens Troſt und mein Theil. Wie kan ſich Furcht und Angſt in einer Seelen aufhalten, die ihr wahres Vergnügen an keine irrdiſche Dinge bindet? Wie kan der bange ſeyn und zittern, der den Wehrt dieſer Welt mit dem Gewichte der Ewigkeit abgewogen, und jene viel zu leichte befunden, als daß er ſie recht lieben ſolte? Wie kan der den Verluſt ſeiner irrdiſchen Haabe, ſeiner kleinen Ergötzungen, ſeiner geringen Vorzüge fürchten, der gewiß iſt, daß er hie wie in der Fremde wohne, wo er kein Eigenthum hat und nur geliehener Güter ſich bedienet? Wie könnet ihr zittern, Freunde des Höchſten, wenn ein Sturm einzubrechen drohet, die ihr dieſe Güter nur als Mittel anſehet, ein flüchtiges und kurtzes Leben auszuhalten und euch andern Menſchen nützlich zu machen? Sehet jene gläubige Hebräer an. Paulus rühmet von ihnen, daß ſie den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldet. Erweget dieſes Wort: Mit Freuden. Beym Verluſt zufrieden ſeyn iſt viel. Mit Freuden ſeinen Verluſt dulden, ſcheinet über die Kräffte der Menſchen zu ſteigen. Und was machte denn dieſe Heilige ſo freudig in einem Uebel, welches andere zur Verzweiflung bringen würde? Ihre Liebe gieng auf Gott, und auf das, was ewig iſt. Paulus ſetzet hinzu: Weil ihr wiſſet, daß ihr bey euch ſelbſt eine beſſere und bleibende Haabe im Himmel habt. Wer verſichert iſt, daß er in der Ewigkeit einen GOtt, der ihn liebet, und in demſelben ein Gut, das nicht vergehet, antreffen werde, der ſieht den Raub der Güter, die er hat, nicht anders an, als wenn er eine Laſt verlöhre, die ihm den Weg durch dieſe Welt beſchwerlich gemacht. Die den HErren völlig lieben, die ſuchen nicht mehr, als dieſes Leben bedarff und brauchet. Der Stand, in den ſie der HErr geſetzet, iſt das, was ſie wünſchen. Die Güter, die ſie haben, ſind das Maß, das ihnen zulänglich ſcheinet. Sie laſſen ſich begnügen mit dem, was da iſt. Die mit ihren Begierden das höchſte Gut ergreiffen, würden mit ſich ſelbſt uneinig ſeyn, wenn ſie immer nach gewiſſen Dingen ſich ſehneten, die ſie für Wind und Schatten halten müſſen. Und die Furcht muß alſo bey ihnen wegfallen, die aus

dem unendlichen Hunger und Durſt unſerer Begierden ſtummet. Die Liebe des Nechſten ſtreitet eben ſo ſtarck gegen dieſe Unruhe der ungeſtümen Regungen unſerer Seelen. Der natürliche Menſch beſorget, daß andere das erhalten möchten, wornach er ſich ſehnet. Er meinet ſtets in dem Geſichte und Augen derer, mit denen er umgehet, gewiſſe Zeichen zu erblicken, daß ſein Nechſter mit ihm nach einem Gute ringe oder ihm an ſeinem Verlangen hinderlich fallen werde. Er ſieht zuweilen die unſchuldigſten Bewegungen als Zeugniſſe eines geheimen Neides und einer ſtillen Verfolgung an. Daher kömmt Angſt, Sorge, Argwohn, üble Gedancken, Traurigkeit und Kummer. Was darff ein Chriſt, der ſeinen Nechſten aufrichtig liebet, ſich mit dieſen Bewegungen quälen? Er ſieht dieſe Welt wie eine Stadt GOttes an, in der wir alle Bürger ſind. Er ſieht die Dinge, die uns hie die Liebe GOttes, theils zu unſerm Unterhalt, theils zu unſerer Vergnügung, theils zur Befeſtigung der allgemeinen Glückſeligkeit verliehen, als Güter an, zu denen wir alle ein gleiches Recht haben. Er verlanget demnach nicht, daß der Ueberfluß bei ihm allein regieren und die Dürfftigkeit die übrigen, die neben ihm wohnen, beſchweren möge. Er wünſchet, daß alle glücklich ſeyn möchten. Ein Theil ſeines Vergnügens auf der Welt beſteht darin, daß andere vergnügt und zufrieden ſind. Und er freuet ſich, wenn es GOtt gefällt, ihn tüchtig zu machen, daß er etwas zu der Ruhe ſeiner Brüder beytragen kan. Ein ſolches Hertz kan ſich nicht ſonderlich mit Furcht und Unruhe quälen.

Unſere Furcht kömmt von andern Menſchen her, mit denen wir in einer Geſellſchafft in der Welt leben. HErr! wie ſiehet der Erdboden aus, worauf du uns geſetzet haſt, uns zu einer beſſern Welt vorzubereiten? HErr! wie ſieht das Land aus, das deinen vernünfftigen Geſchöpfen zu einer Wüſte dienen ſoll, in der du ihren Glauben und Gehorſam prüfen wilt, ehe du ſie in das verheiſſene Reich der Ewigkeit führeſt? HErr! wie ſieht das Reich aus, daß du durch deinen Sohn hienieden aufrichten laſſen, um die verlohrnen Menſchen zur Glückſeeligkeit zu bringen? Deine Geſchöpfe, deine vernünfftigen Geſchöpfe, kämpfen bis aufs Blut miteinander, wer Meiſter von einem Stück Koht, von einer Kleinigkeit, von einem Rauch ſeyn ſoll, der nichts gelten würde, wenn unſere Einbildung ihm keinen Wehrt gegeben hätte? Iſt es nicht genug, daß wir uns durch unſere Einbildung Götzen machen, und ein Gut verehren, das nichts weniger, als ein Gut iſt? Müſſen wir noch dazu um dieſer ſelbſt gebildeten Götzen willen die Menſchen quälen, in denen das Ebenbild unſers Schöpfers iſt? HErr! die Menſchen die da wiſſen, daß ihr Leben eine Spanne lang iſt, die nicht ſicher ſind, ob der Abend ihnen Leben oder Tod bringen werde, gehen ſo miteinander um, als wenn dieſer Traum eine Ewigkeit wäre, in der ſie ihr Glück nicht anders, als durch anderer Unglück, machen könten? Die Menſchen, die das Unglück ihres Lebens, das Elend dieſer Welt täglich beſeufzen, die nichts ſo wahrhafftig finden, als den Ausſpruch deines Sohnes, daß ein jeder Tag ſeine eigne Plage habe, bemühen ſich, wie ſie ſich den Weg zur Ewigkeit ſelber ſchwerer und verdrießlicher machen mögen? Iſt es nicht ſchon traurig genug, daß wir in einer Hütte wohnen, die täglich mehr verweſet? Müſſen wir uns noch einer den andern in dieſer elenden Hütte foltern und ängſten? Müſſen wir noch ſelber daran arbeiten daß der Bau früher, als ſonſten zerfallen möge? HErr die Menſchen, die du durch JEſum unter deine Flügel ſammlen wollen, wie eine Henne ihre Küchlein verſammlet, machen ſich ſelbſt den Raub-Vögeln ähnlich, denen einer dem andern nachſtellet, und die keinen andern Schutz, als ihrer Luſt und Boßheit, haben? Die Menſchen, die du alle zu einer Hoffnung beruffen, in ein Reich der Liebe aufnehmen, durch das Verdienſt eines Erlöſers ewig vergnügen wilt, dieſe Menſchen verhalten ſich ſo untereinander, als wenn jeder einen beſondern Weg zum Himmel hätte, als wenn jeder vor ſich in der Ewigkeit ſeelig ſeyn würde, als wenn jene Welt nur ihnen allein ihren Eingang öffnen würde? HErr! wie ſieht der Erdboden, wie ſieht dieſe finſtere Wohnung aus, in der du uns gleichſam Ziegel brennen läſſeſt, biß du uns, wie Moſes, in die gelobten Wohnungen führeſt! Die hie eine einmüthige Geſellſchafft ausmachen ſolten, die dort in der ſeeligſten Eintracht ſtehen ſollen, wandeln hie ſo, als wenn dieſe Welt eine Hader-Schule wäre, als wenn du ſie beruffen hätteſt, ſich ſelber Dornen und Diſteln zu pflantzen, als wenn du einen zur Quaal des andern gebildet hätteſt? Liebreiches Weſen! Sind es deine Kinder, ſind es deine Söhne, die diß mühſelige Land bewohnen? Oder hat dein Feind ſeine Brut darunter gemenget? Sind es Bürger der künfftigen Welt? Oder ſind die meiſten nur gemacht, daß ſie hie ſäen und erndten ſollen? Der Niedrige fürchtet den Gröſſern. Er iſt bange, daß dieſer ſeine Macht zu vieler Schaden anwenden und ſeiner dabey nicht vergeſſen werde. Der Mächtige iſt bange für denen, die ihm gleich ſind. Er miſſet ſeine Gewalt mit der Macht des andern ab und meinet, das Gleich-Gewichte ſey nicht da, wodurch er ſicher ſeyn müſte. Er bemühet ſich ſeine Macht zu vergröſſern, es koſte, was es wolle, um die Furcht, die ihn plaget, in das Hertze des andern zu ſpielen. Der Fromme und Redliche meinet allenthalben die Netze zu ſehen, die ihm die Argliſt des Gottloſen geſpannet hat. Der Argliſtige beſorget, daß ein anderer vielleicht mehr Stärcke des Geiſtes habe, Räncke und Umwege auszuſinnen. Jacob fürchtet ſich für dem Kriegs-Heer Eſaus. Eſau iſt Angſt für dem Segen, den Jacob erhalten. David fliehet die Raſerey Sauls. Saul iſt bange, daß ihm David die Krone nehmen werde. O wie elend iſt es, daß der Erdboden mit Menſchen bewohnet iſt, deren einer des andern Unglück ſuchet! O wie elend iſt es, daß die, ſo alle elend und zerbrechlich ſind, ihre meiſte Bemühung anwenden, ſich elender zu machen, als ſie ſind!

Iſt ein Mittel gegen dieſen Jammer? Iſt es möglich, unter dieſer beſtändigen Unruhe die Ruhe zu finden? Eines iſt da. Die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Die Liebe ſtöret die Angſt, die uns die Geſellen unſers Elendes auf der Welt erwecken. Die den HErrn lieben, ſagen zu ihm mit David: HErr, HErr, du biſt meine Zuverſicht, ein ſtarcker Thurn für meinen Feinden. Ich will wohnen in deiner Hütten ewiglich und trauen unter deinen Fittigen. Sie ſprechen zu dem HErren: Meine Zuverſicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. Das Gut, das ſie lieben, kan keine Gewalt rauben, keine Macht kräncken, keine Liſt wegrücken, keine Verſchlagenheit verfälſchen. Es iſt höher, denn alles, was man dencken und begreiffen kan. Was ein raſender, ein ehrſüchtiger, ein feindſeeliger ihnen rauben kan, iſt zu geringe in ihren Augen, als daß es ſie rühren ſolte. Was könnt ihr nehmen, Feinde unſerer Tage, was könnet ihr rauben, die ihr niemand glücklich, als euch ſelbſt, ſehen könnet? Etwas Erde, die der Fleiß der Menſchen glänzend und ſcheinend gemacht hat! Wie lange werdet ihr, wie lange werden wir, an dieſem gemachten Glantz uns ergötzen? Wiſſet ihr, ob ihr den nichtigen Kram Monate oder Jahre beſitzen werdet? Ein Vergnügen, das uns nie recht erquicken können? Haben wir denn damit die Ruhe des Geiſtes verlohren, wenn unſere Augen oder Ohren eine angenehme Empfindung weniger genieſſen? Eine gewiſſe Stelle, die uns anſehnlich in den Gedancken der Leute gemacht hat, die das Weſen dieſer Welt obenhin betrachten? Sind wir denn deswegen kleiner oder geringer, weil uns eine Anzahl eitler und unbedachtſamer Menſchen für kleiner oder geringer hält? Iſt die wahre Ehre, das rechte Anſehen an die Einbildung der Menſchen gebunden? Ein Leben, das die Schrifft einen Strom, einen Dampf, einen Nebel, einen Dunſt nennet? Und was haben wir denn damit verlohren? Schneidet den Faden unſerer Tage ab, ſo verkürtzet ihr die unruhigen Nächte und Tage, die wir hie zubringen müſſen. In dem Schooß unſers GOttes werden wir andere Tage wieder finden, denen ihr nicht ſchaden könnet. In unſerm GOtt erhalten wir alles wieder, was wir hie einbüſſen können. Könnt ihr uns dieſen nehmen? Könnt ihr uns die Liebe, die uns mit ihm vereiniget, die Liebe, die ihn uns zu eigen machet, die Liebe, die erſt recht brennen wird, wenn wir hie verweſen werden, könnt ihr uns dieſe Liebe aus der Seelen reiſſen? Könnt ihr die ſüſſen Empfindungen, den Vorſchmack jener Welt, den uns dieſe Liebe giebet, tilgen? Reichen eure Foltern, eure Nachſtellungen, eure Verfolgungen ſo weit? Was fürchten wir Menſchen, wenn der HErr unſer Freund iſt?

Die Liebe des Nechſten iſt eine andere Bruſt-Wehre gegen dieſe Furcht für der Gewalt und Liſt unſerer Neben-Menſchen. Die, wie JEſus wohlthun, die, wie er, Barmhertzigkeit und Liebe üben, die die Witwen und Wayſen in ihrer Trübſal beſuchen, die bauen ſich eine Feſtung, in der ſie ſicher ſchlaffen und ruhen können. Der Unbarmhertzige, der Ungerechte, der Liebloſe muß ſich fürchten; der Gutthätige iſt getroſt. Glaubet mir, geliebte Freunde in Jeſu, ſo viel Wohlthaten ihr erweiſet, ſo viel Wercke der Liebe ihr verrichtet, ſo viel Pfeiler, ſo viel Stützen ſetzet ihr zu eurer Sicherheit und Ruhe. So unrein, ſo böſe, ſo betrieglich das Hertz der meiſten Menſchen, ſo ſind doch die wenigſten ſo gottlos, daß ſie gutthätige und liebreiche Seelen mit Vorſatz beleidigen ſolten. Die Liebe gebieret Liebe. Der Nahme eines allgemeinen Wohlthäters, eines Menſchen-Freundes, eines Nachfolgers Chriſti, eines friedfertigen, leutſeeligen und barmhertzigen, drücket den Gemüthern, in denen noch ein Reſt der Natur iſt, auch gegen ihren Willen eine gewiſſe Verehrung ein. Und wollt ihr demnach unter dem Hauffen ſo vieler rohen, wüſten und boshafften Menſchen ſicher wandeln, wollt ihr Freundſchafft, Treue, Pflege, Beyſtand in euren Nöthen euch zuwege bringen, wollt ihr euch in einer Welt, die einer Leuen-Grube auf gewiſſe Weiſe gleichet, ein getroſtes Hertz erwerben, ſo werdet Schüler der Liebe, ſo thut wohl, ſo theilet mit, ſo beförbert anderer Menſchen Wohlfahrt, ſo ſäet, wo ihr nichts zu erndten hoffet, ſo träncket, ſo kleidet, ſo tröſtet und pfleget. Die Liebe treibet die Furcht aus.

Unſere Furcht kömmt endlich von unſerm GOtt her. GOtt hat ſo viel Liebe gegen uns bewieſen, daß wir keine Ur-

Digitized by Google

ſache haben, vor ſeinem Angeſicht zu zittern. Alleiu wir wiſſen, daß wir uns ſeiner Liebe unwürdig gemacht. Wir wiſſen, daß wir dieſe Welt räumen müſſen, wenn es ihm beliebet, und daß nach dem Tode ſein Gericht über unſer ewiges Schickſaal den Ausſpruch thun werde. Da her rühret die Furcht für ihm. Wir ſind angſt für der Stunde, in der uns ſeine Weißheit abfordern wird. Wir ſind bange, daß ſein Urtheil über uns nach dieſem Leben ſtrenge ſeyn werde. Die Natur ſelbſt zeuget und erhält die erſte Furcht für der letzten Stunde. Unſer Gewiſſen, das uns unzehliger Fehler beſchuldiget, erwecket und ſtärcket die andere. Welcher Menſch iſt ſo weit Meiſter, daß er dieſe zwiefache Furcht, ich will nicht ſagen, ausrotten, ſondern ſtillen und beſänfftigen möge? Weisheit, Verſtand, Ueberlegung, Wiſſenſchafft, was ſeyd ihr? Was geltet ihr, wenn die letzten Stunden, ja wenn nur die Erinneeung der letzten Stunden unſern Verſtand umnebelt? Ehre, Anſehen, Hoheit, Gelehrſamkeit, was bedeutet ihr, wenn wir nur einige Schriete mehr von dem Richter-Stuhl des gerechten Richters entfernet ſind? Nichts iſt ſtärcker, als die Liebe GOttes uad des Nechſten, auch dieſe Furcht zu überwinden.

Die Liebe zu der Welt machet uns vornehmlich unſern Abſchied aus derſelben ſchwer. Wir ſehen den Tod als die Urſache des ſtärckſten und gröſten Verluſtes an, der uns wiederfahren kan. Was verliere ich, ſeufzen wir in der Stille, was verliere ich, wenn meine Stunde kommen wird? Ich verliere die liebreichſten Freunde und Angehörigen. Ich nerliere die Belohnung meiner unſäglichen Arbeit und Mühe, die ich mir in der Welt aufgebürdet. Ich verliere einen Leib, durch welchen meine Seele ſo vieler angenehmen Regungen und Empfindungen theilhafftig worden. Ich büſſe eine Welt ein, die mir offt zur Bewunderung, zur Vergnügung, zur Zufriedenheit Gelegenheit gegeben, eine Welt, die gewiß ein Inndegriff non vielen Schätzen iſt. Ich gehe in eine Ewigkeit, dahin mir nichts von dem, was ich erworben oder hochgeachtet, folgen wird. Armſelige Menſchen! warum habt ihr dieſe Welt wie euer Vaterland angeſehen? Warum habt ihr euch in Dinge verliebet, die ihr ſelbſt für nichtig uud unbeſtändig haltet? Warum habt ihr euch an Fleiſch und Blut gehenget? Warum habt ihr euch eingebildet, daß es hie gut wohnen ſey! Seyd ihr nicht ſelbſt die Urheber von eurer Furcht und Bangigkeit? Wer hat es euch geheiſſen, Sand, Aſche und Steinhauffen für Palläſte, für Gold, für Schätze anzuſehen? Wer hat es euch geheiſſen, eine ſo genaue Vereinigung mit den Dingen zu treffen, die euch nur zum Gebrouch auf einige Jahre gegeben ſind? Wer hat es euch geheiſſen die Zeugniſſe eures Elendes zu Götern zu machen und anzubeten? Hat euch euer Heyland, haben euch ſeine Knechte nicht genug gewarnet, *hie keine Schätze zu ſammlen*?

Die, ſo dieſer Welt gebrauchen, aber den HErren über alles lieben, die, ſo mit Paulo ſagen: *Weder Hohes noch Tieffes, weder Gegenwärtiges, noch Künfftiges, weder Engel, noch Fürſtenthum, noch Gewalt, weder Tod, noch Leben, noch eine andere Creatur, mag uns ſcheiden von der Liebe GOttes*, die haben allein die Gewalt, dieſe Furcht des Todes zu beſiegen. Die Welt klaget über Verluſt, wenn der Abſchied einbricht? Der Freund GOttes nerlieret nichts; er gewinnet. *Sterben iſt mein Gewinn*, ſagt Paulus. Gehet hin, Eitelkeiten! Was habe ich aus euch gemachet? Gehet hin, Güter, Ehren, Hoheiten, Träume! Laſſet euch die hinführo brauchen, die das Elend bauen! Ihr werdet mir nichts nütze. Wenn habe ich euch mein Hertz gegeben? Wenn habe ich euch zu meinem Vergnügen gemacht? Ich nerliere durch euch nichts. Ich werde zu dem GOtt kommen, den ich bißher unſichtbar geliebet habe. Ich werde nun das Gut erben, das ich allein hoch geſchätzet habe. Jetzt wird der Vorhang wegfallen, der mich gehindert, den Erlöſer zu ſehen, *der hie in mir gelebet hat*. Jetzt wird mich die Ewigkeit aufnehmen, die allein Beſtändigkeit und Ruhe verſpricht. Zurück Wollüſte, Vergnügungen, Ergötzungen? Wie viel habe ich von euch genoſſen? Habe ich mich jemahls durch euch einnehmen laſſen? Habt ihr mir jemahls eine gewiſſe und wahre Beluſtigung gegeben? Dienet hinführo denen, die nichts beſſers wiſſen. Ich verliere nichts durch euch. Der Himmel beut mir jetzt in dem Anſchauen GOttes die Wolluſt an, wonach ich mich allein geſehnet!

Die Furcht für dem Gerichte GOttes wird durch das Gedächtniß unſerer Sünden, Fehler und Mängel gezeuget und ernehret. GOtt! wer ſind wir, wenn wir uns als bloſſe Menſchen, auſſer deiner Gemeinſchafft und Gnade, betrachten? Können wir auch einige Schritte fortgehen, ohne zu ſtraucheln, oder gar zu follen? Können wir auch eine Stunde hinbringen, ohne etwas zu dencken oder zu begehen, das deine vollkommene Gerechtigkeit ſtraffen muß? Und doch müſſen wir uns alle, dir, allſehender Richter, ſtellen, dem unſere innerſten Bewegungen eben ſo klar ſind, als unſere Thaten, die an der Sonnen geſchehen? doch müſſen wir alle, gerechter Heyland, aus deinem Munde den Ausſpruch über unſer ewiges Wohl und Weh erwarten? Muß ein Menſch, der ſich ſelber kennet und dabey nicht weiß, wie weit er ſein Vertrauen auf die Barmhertzigkeit GOttes ſetzen kan, muß ein Menſch nicht in Schrecken und Furcht gerathen, wenn das Gedächtniß dieſer Dinge bey ihm auffſteiget? Wie muß der Sünder zittern, der am Ende ſeiner Tage ſein letztes Lager mit den Sünden, die er begangen, mit den elenden, bedrückten, gequälten Menſchen, die er beleidiget, mit der Menge ſo vieler Kläger, die bereit ſind gegen ihn vor dem Throne Gottes zu zeugen, gleichſam belägert und umringet ſiehet? Wie muß das Hertze ſchlagen, wenn man Urſache findet, ſich mit dieſen Gedancken zu unterhalten: Jetzt werde ich vor den HErren treten, den ich hie nicht geachtet. Nichts wird mich dahin begleiten, als meine Miſſethaten und Sünden. Die Thränen der Niedrigen, der Wittwen, der Wayſen, die ich hie ausgepreſſet, werden dort ſo gegen mich reden, *wie das Blut Abels*. Die Dürfftigen, die mich hier vergebens um Beyſtand angeſprochen, werden dort meine Kläger ſeyn. Die, ſo ich hie kaum angeſehen, werden in Klorheit um den Thron des HErrn ſtehen, wenn ich wie ein Uebelthäter erſcheinen werde. Die Stunden, die Tage, die Augenblicke, die ich hie unnütze zugebracht oder mit Sünden nertrieben, werden mir jetzt ſo abſcheulich vorkommen, als ſie mir ehedem angenehm geſchienen. HErr! wer wird für dir beſtehen?

Wo bleibt dieſe Angſt, wenn wir uns voll non Liebe GOttes und des Nechſten auf unſer Sterbe-Bette legen? Wir wiſſen, daß uns der richten werde, der unſer Bruder, unſer Erlöſer, unſer Fürſprecher, unſer Freund iſt? Kan der ein hartes Urtheil über uns fällen? Wir wiſſen, daß wir vor dem erſcheinen werden, dem wir uns hie durch die Liebe haben gleich und ähnlich machen wollen? Die Liebe ſelbſt ſitzet, denen das Urtheil zu ſprechen, die nach der völligen Liebe geſtrebet haben. Iſt hie Straffe und Rache zu vermuthen? Die Hungrigen, die wir geſpeiſet, die Dürfftigen, die wir erquicket, die Krancken, die wir aufgerichtet, die Betrübten, die wir getröſtet, die Bedrängten, die wir aus der Angſt geriſſen, ſind ſchon zum Theil vorangegangen und ins Bündlein derer geſammlet, die allein vor dem HErren leben? So viel Vertreter, ſo viel Freunde, ſo viel Beyſtände werden wir dort um den Richter-Stuhl JEſu Chriſti finden.

Wir wollen menſchlich mit euch reden um der Schwachheit willen vieler unter euch. Hat doch JEſus ſelber, um unſerm Begriffe zu Hülffe zu kommen, jenes Gerichte, das er halten wird, unter Bildern vorgeſtellet, die von menſchlichen Gerichten hergenommen ſind? Stellet euch den Richter-Stuhl JEſu Chriſti in euren Gedancken vor, ſo gut ihr könnet. Bildet euch ein, daß dieſes der Augenblick ſey, in dem man euch vor demſelben darſtellen wird. Strecket die gantze Krafft eures Verſtandes an, euch die unendliche Herrlichkeit, nur in etwas, nur Schattenweiſe, nur unter entlehnten Bildern vorzumahlen, die euren Erlöſer umgeben wird, die Menge ſo vieler tauſend Heiligen, die lauter Liebe ſind, die Schaaren ſo vieler Helden und Engel, die um ſeinen Thron ſtehen und auf ſeinen Winck warten werden, zu erblicken. Bis hieher muß eure Furcht gehen. Aber fahret fort! Dencket, daß eben ihr, die ihr dieſem Lichte, dieſer himmliſchen Pracht, dieſer göttlichen Majeſtät euch nähert, voll von Glauben, voll Verlangen und Liebe ſeyd, euren Erlöſer zu umarmen. Dencket, daß ihr bey dem erſten Anblick eures Heylandes in ſeinem Antlitze nichts als Spuren der Liebe, der Erbarmung, der Gnade ſehen und antreffen werdet. Dencket, daß die Engel und Gerechten, die um ihn nerſammlet ſind, nur auf den Ausſpruch JEſu warten, um euch in ihre Geſellſchafft aufzunehmen; Dencket, daß die, ſo ihr hie durch eure Liebe euch zu Freunden gemacht, unter denen ſich finden, die das Licht der ſeligen Ewigkeit erhellet und verkläret hat! Dencket, daß dieſe, ſo bald ſie euch erblicken, ihre Stimme erheben, ſich vor dem Throne JEſu niederwerffen und um Gnade vor euch flehen werden. HErr, wird der ſagen, den hie die Welt kaum in einem verworffenen Winckel dulden wolte, dis iſt der, der Mitleiden mit meinen Banden gehabt und dich in mir erquicket hat: Erbarme dich jetzt wieder über ihn! Dis iſt der, wird ein andrer ruffen, der mich und die Meinen zu deiner Erkäntniß gebracht und dadurch gemachet, daß wir jetzt ewig bei dir ſeyn! Erbarme dich jetzt wieder über ihn und gehe nicht ins Gerichte mit ihm. Dis iſt der, der mein entkräfftetes Gebeine, da ich elende danieder lag, durch ſeine Liebe belebet und erneuret hat. Gedencke jetzt ſeiner Sünden nicht, und erbarme dich über ihn! Dis iſt der, ſo mich aus der Angſt geriſſen, da mich mein Feind drängete und mein Schuldner würgen wolte. Vergiß jetzt dieſer Barmhertzigkeit nicht, du der du die Wohlthaten, die den deinen wiederfahren, verſprochen haſt ſo aufzunehmen, als wenn ſie dir geſchähen! Dis iſt der, der meine Niedrigkeit um deinet willen nicht verſchmähet, der meinen Kittel nicht geringer, als den Purpur geſchätzet, weil er dich in mir zu ſehen geglaubet, der keinen Unterſchied zwiſchen meiner Hütte und einen Pallaſt gemacht.

HErr erbarme dich wieder über ihn! Dis iſt der, der mir Brod und Stelle verſchaffet, daß ich mich erhalten und die meinen zu deiner Ehre erziehen können. Gehe nicht in das Gerichte mit ihm! Weichet die Furcht bey dieſer Vorſtllung nicht? Und dis iſt das Bild, unter dem die Seelen, die der Liebe hie ergeben ſind, das Gerichte Gottes, das ſonſt ſo ſchrecklich ſcheinet, anſehen können. O könten wir die Kraft eurer Einbildung ſtärcken und vergröſſern, damit ihr euch den getroſten Muht derer recht vorſtellen möchtet, die voll an Glauben, an Liebe und Erbarmen in das Reich der ſeeligen Ewigkeit treten! O könten wir neue Worte machen, die geſchickter, als die gewöhnlichen, einen recht lebhafften Eindruck in euch von der Seeligkeit zu erwecken, die ein Jünger JEſu empfinden wird, der zur Vereinigung mit dem Heylande gelanget, den er hie geliebet! Erhebet euch ſelber! Erſetzet durch eure Andacht, was unſerm Vortrage fehlet! Die Gnade des HErren wird euch beiſtehen in dieſer Bemühung.

Wir könten euch, Geliebte in JEſu, in dieſen Gedancken laſſen und unſere Betrachtung beſchlieſſen, wenn wir uns nicht erinnerten, daß vielleicht einige unter euch annoch eines Unterrichts, allem Misverſtande vorzukommen, anderer einer beſondern Erweckung, der Zeit recht zu gebrauchen, die wir heute angefangen, bedürfften. Wir wollen den Schluß unſerer Rede auf beyde richten; Wir wollen etwas ſagen, gewiſſen Irrthümern zu begegnen, worauf einige von euch aus Mangel der Erkäntniß oder aus Betrug des Hertzens fallen könten: Wir wollen etwas hinzuſetzen, die Trägheit derer zu ermuntern, die mehr durch gewiſſe Umſtände der Zeiten, des Orts und andere Dinge, als durch die ſtärckſten Gründe ermuntert werden.

Unſere gantze Andacht iſt eine Lob-Rede der Liebe. Iſt denn die Liebe alles? Iſt denn die Liebe vor ſich ein Mittel zur Ruhe der Seelen zu gelangen und ohne Schrecken durch die Welt zu gehen? Dürffen wir denn des Glaubens nicht? Oder iſt der Glaube geringer als die Liebe? Iſt nicht vielmehr der Glaube das einige Mittel zur Seeligkeit hie und dort zu gelangen? Vielleicht ſind einige von euch auf dieſe Gedancken durch unſere bisherige Unterweiſung geleitet worden? Villeicht meinen einige das, was zum Preiſe der Liebe geſaget worden, verringere die Herrlichkeit und Vortreflichkeit des Glaubens! Gönnet dieſem Irrthume keinen Raum in eurem Hertzen. Er ſtreitet gegen die Gründe der Evangeliſchen Lehre, die uns in der Schrifft geoffenbahret iſt. Er ſtreitet gegen die Abſicht unſerer Andacht.

Erinnert euch, daß wir von einer völligen Liebe geredet haben. Eine völlige Liebe iſt eine Tochter, eine Frucht, eine Würckung des Glaubens. Es kan keine rechtſchaffene und völlige Liebe bey euch ſeyn, wo kein lebendiger, kräfftiger und würckender Glaube vorher gehet. Indem wir alſo die Liebe erhoben, indem wir euch zur Erbarmung und Mitleiden ermuntert, haben wir zugleich die Krafft und Tugend des Glaubens bekannt gemacht, der die Liebe zeuget. Wer die Strahlen der Sonne und ihre vortrefliche Würckung lobet, rühmet der nicht zugleich die Sonne ſelbſt, woraus ſie ſtammen? Wer das Waſſer eines Baches preiſet, lobet der nicht zugleich die Quelle, woraus es gefloſſen? Und da keine wahre Liebe ohne Glauben iſt, ſo thut der, ſo zur Liebe erwecket, nichts, als daß er ſeine Zuhörer anzündet, dem Glauben nachzujagen, in dem allein die Tugend und Liebe dargereichet werden kan. Die Liebe zu GOtt ſetzet die Verſöhnung mit ihm zum voraus. Wie kan man einen GOtt lieben, für deſſen Gerechtigkeit man zittert und zaget? Und wo iſt die Verſöhnung mit GOtt ohne Glauben an den einigen hohen Prieſter JEſum? Die Liebe zu unſerm Heylande gründet ſich auf ſeine unendliche Erlöſung und Wolthaten, die er uns erwieſen. Laſſet uns ihn lieben, ſagt Johannes, denn er hat uns erſt geliebet. Kan denn der ſeinen Heyland recht lieben, der ſich dieſe Erlöſung und Wolthaten durch den Glauben nicht zugeeignet hat? Die Liebe des Nechſten kan gar nicht beſtehen, wo ſie nicht durch die Liebe zu GOtt unterſtützet wird. Wie iſt denn Liebe der Brüder bey den Ungläubigen zu vermuthen? Die Liebe vor ſich vertreibet die Furcht nicht, ſondern in ſo ferne nur, als ſie mit dem wahren Glauben verbunden iſt. Wo eine völlige Liebe, da iſt nothwendig ein gerechtmachender Glaube. Wo ein Glaube, der gerecht machet, da muß eine Liebe entſtehen, die keiner Angſt und Furcht in dem Hertzen der Gerechten Raum läſſet.

Dieſes wird euch geſchickt machen gewiſſe Oerter der Heil. Schrifft miteinander zu vergleichen, die einigen zu ſtreiten ſcheinen. Der Geiſt GOttes ſchreibet an vielen Orten alle Krafft der Chriſten dem Glauben zu. Der Gerechte wird des Glaubens leben. Durch den Glauben haben die Alten Zeugniß überkommen. Und an andern Stellen redet er von der Liebe, als von dem einigen Grunde aller Vollkommenheit: Und wenn ich weiſſagen könte, und wüſte alle Geheimniſſe und hätte alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts. Eben der heilige Johannes, deſſen Worte der kurtze Begriff unſrer gantzen Andacht ſind, ſchreibet bald der Liebe, bald dem Glauben die Krafft zu, alle Furcht und Angſt des Hertzens zu verjagen. Die völlige Liebe, ſagt er in unſern Worten, treibet die Furcht aus. Und nicht lange hernach heiſt es: Unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wer iſt der die Welt überwindet, ohne der da gläubet, daß JEſus GOttes Sohn iſt. Dieſe Oerter ſcheinen nur denen ſich zu widerſprechen, die ungeübt in der Heil. Schrifft und in der Lehre der Wahrheit ſind. Die wahre Liebe iſt nie ohne Glauben. Und der Glaube würcket hergegen ſo gewiß die Liebe GOttes und des Nechſten, wie ein Licht Glantz und Schein zuwege bringet. Die Schrifft demnach die eines nennet, verſtehet zugleich das andere. Der Johannes, der aus der Liebe alle Ruhe der Seelen herleitet, meinet eine Liebe, die der Glaube belebet. Und eben der, ſo den Sieg über die Welt dem Glauben beymiſſet, rühmet einen Glauben, der nicht nur gerecht gemachet, ſondern auch die Liebe angezündet hat.

Dieſe Erinnerung widerſpricht zugleich einem andern Irrthum, der mehr als zu gemein in der Welt iſt. Wir ermahnen zur Liebe: Wir rühmen die Krafft der Liebe: Wir ſagen mit Paulo: Strebet nach der Liebe. Wie verſteht man uns? Was bedeutet das Wort Liebe bey vielen von euch, die ſich nichts weniger, als den Nahmen der Gottſeeligen, wollen nehmen laſſen? Unzehlige Menſchen glauben, daß damit nichts, als die äuſſerlichen Wercke der Liebe, die Gutthaten, die Zeichen der Erbarmung, die einer dem andern erweiſet, angezeiget werden. Man glaubet, man habe die Liebe, die ruhig machet, wenn man ſich erinnern kan, daß man den Nothleidenden geholffen, den Bedrückten beygeſtanden, den Hungrigen etwas Brod zugeworffen, den Nackten etwas Tuch mitgetheilet, ihre Blöſſe zu decken. Wie wenig kennen diejenigen die völlige Liebe, die ſich dieſes einbilden? Würde die Liebe das Kennzeichen der Jünger JEſu ſeyn können, wenn ſie bloß in dieſen Wercken beſtünde? Trifft man nicht unter denen, die GOtt nicht kennen, ja unter denen, die ohne GOtt in der Welt leben, eben ſolche Exempel der Liebe an? Bauet nicht ein Götzen-Diener Häuſer, die Reiſenden vor der Hitze der Sonnen zu decken? Stifftet er nicht gewiſſe Einkünffte, die von Durſt Ermüdeten zu erfriſchen, die Armen zu verſorgen, die Nackten zu kleiden? Sind die Morgen-Länder, in denen Heyden wohnen, nicht von ſolchen Beyſpielen der Liebe angefüllet? Ihr ſeyd noch weit vom Reiche GOttes entfernet, wo ihr keine andere Liebe ſuchet, als dieſe. Die Liebe der Chriſten entſpringet aus dem ſeligmachenden Glauben: Der Unbekehrte thut nur gutes aus Angſt, oder aus einem natürlichen Mitleiden. Die Liebe der Chriſten erbarmet ſich um des HErren willen, der ſeinen Sohn für uns dahingegeben, um des Heylandes willen, der unſere Sünde aus Liebe gebüſſet hat: Der Sünder beweiſet nur Liebe um ſein ſelbſt willen. Die Liebe der Chriſten iſt in dem Hertzen gegründet, und dringet wie eine angenehme Frucht aus einem wohlgearteten Baume hervor: Die Liebe der Unbekehrten wird durch die äuſſerlichen Sinne nur erreget, und erwärmet das Hertze nicht länger, als die Dinge im Gedächtniſſe oder in den Augen bleiben, die das Blut in Bewegung geſetzet. Die Wercke der Liebe ſinds nicht, die GOtt um JEſu willen zu belohnen verſprochen, ſondern der reine Trieb der Seelen, der Glaube, die inwendige Liebe, die ſich in die äuſſerlichen Wercke ergieſſen, die ſind es, die uns unſerm Heylande ähnlich machen und durch ihn dem HErren gefallen. Dieſes lehret euch Paulus vortreflich: Und wenn ich, ſagt er, alle meine Haabe den Armen gebe, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre mirs nichts nütze. Wie ſeltſam muß dieſes Wort in den Ohren derer klingen, die das Weſen der Liebe in geben, helffen, und andern äuſſerlichen Wercken ſetzen? Scheinen das nicht zwey Dinge zu ſeyn, deren eines das andere aufhebet: Alle ſeine Haabe den Armen geben, und keine Liebe haben? Kan es denn ſeyn, daß der keine Liebe hat, der ſich ſelbſt elend machet, um die Armen aus dem Elende zu reiſſen? Paulus ſaget: Ja. Es kan einer alles hingeben, und doch keine wahre Liebe in der Seelen nehren. O! behaltet dieſes Wort, übel unterrichtete Chriſten! die ihr Schüler der Liebe heiſſen wollet, und nicht wiſſet, was Liebe iſt. Ein weiches Hertz, eine Begierde zur Ehre und zum Anſehen, eine Hoffnung durch einen geringen Verluſt ein gröſſeres Gut zu erwerben, eine Uebermaſſe der Einbildung, die uns empfindlich machet, ein falſcher Wahn, durch Liebes-Wercke den GOtt zur Erbarmung zu bringen, den wir mit Frevel und Miſſethaten zum Zorn über uns erwecket, ohne in die Ordnung des Heyls zu treten: Und ach! wie heimlich, wie ſtille, wie verborgen, halten ſich offt dieſe Tücke in unſerm Hertzen auf? Wie offt betriegen ſie auch die Augen derer, die ſich einbilden, alle Winckel ihrer Seelen durchgeforſchet zu haben? Ich ſage alle dieſe Dinge, die ich benannt habe, können machen, daß man ſich durch Wercke der Liebe erſchöpffet, und doch ohne Liebe iſt, daß man hingiebt, was man

hat, und dabey ſo arm an der Seelen bleibet, als man ſich an Gütern machet. Hat die Liebe ihre Wurtzel nicht in einem gerechtfertigten, bekehrten, geheiligten Hertzen, ſo iſt ſie nichts nütze, ſo iſt ſie keine Liebe, ſondern nur eine Bewegung, die eben ſo natürlich, wie Froſt und Hitze, oder wie Hunger und Durſt.

Wir haben die Hinderniſſe weggeräumet, ſo die Frucht unſrer Andacht bey einigen von euch aufhalten konten. Ihr werdet jetzt das Wort der Ermahnung deſto freyer hören können, das wir noch für nöthig finden hinzu zu fügen. Befleißiget euch der völligen, der wahren, der rechtſchaffenen Liebe, weil ihr die Tage eures Lebens ruhig, eure letzte Stunden ſanffte und zufrieden hinbringen. Thut dieſes ſonderlich in dieſen Tagen, in denen bey euch das Gedächtniß des leidenden JEſu, das iſt, des Exempels der gröſten, der reineſten, der lauterſten Liebe erfriſchet wird. Iſt das gantze Jahr bey euch ein Ab- und Zufluß menſchlicher Bemühungen, eitler Sorgen, weitläufftiger Anſchläge: eine ſtetige Verwirrung, die euch kaum ſo viel Zeit läſſet, daß ihr euer Hertz mit einer Gottgefälligen Andacht füllen könnet: ein Weg voll von Geräuſche, Geſchrey und Unruhe, wodurch der Geiſt betäubet wird, daß er nicht zu ſich ſelber kommen kan: So laſſet doch in dieſen Tagen eure Seele nüchtern werden, und eure Gedancken bei dem Creutze eures Erlöſers verſammlet bleiben. HErr! was iſt der Menſch, das du ſein gedenkeſt? Was iſt dieſer Wurm, der ſein Leben von deiner Allmacht hat? Was iſt dieſer Staub, dieſe Aſche, der deine Hand eine zierliche Bildung gegeben? Was iſt dieſer Miſſethäter, der die Sünde, wie ein Kleid, angezogen? Daß du dich ſeinetwegen erniedrigeſt? Daß du für ihm leideſt und ſtirbeſt? Daß du ihn durch dis Leiden zur Herrlichkeit führen wilt? Iſt ein Menſch auch fähig ſich einen nur unvollkommenen Begriff von einer ſolchen Liebe zu machen? Nein, nein, geliebte Freunde in JEſu, die Gröſſe der Liebe, die uns in dieſen Tagen verkündiget wird, faſſet niemand von uns. Und könten wir ſie faſſen, ſo hätten alle Sprachen der Welt die Worte nicht, die nöthig wären, unſere Begriffe und Gedancken zu erklären und auszuſprechen. Aber die Abſicht, den Zweck dieſer Liebe erkennen wir durch den Geiſt Gottes, der in der heiligen Schrifft redet. So diene uns denn dieſer Endzweck zu unſerer Bekehrung, zu unſerer Heiligung, zu unſerer Beruhigung! Der Zweck der Liebe JEſu iſt zuerſt unſere Erlöſung und Reinigung von Sünden. Ihr Zweck iſt nechſtdem uns ein Beyſpiel zu geben, wornach wir uns richten ſolten. Ein Beyſpiel habe ich euch gegeben, ſagt unſer Heyland ſelber, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. Gedencket an beydes in dieſen Tagen. Fanget von der Unterſuchung eures Hertzens an. Fühlet ihr in demſelben die Liebe JEſu, oder iſt es kalt? Iſt es kalt? So ſtrebet nach der Liebe in der Ordnung, die der HErr vorgeſchrieben. Die Liebe ſtammet aus dem Glauben. Der Glaube wird in der Buſſe und Bekehrung angezündet. Ein unreines und unbekehrtes Hertze taugt zur völligen Liebe nicht. So gebet der bekehrenden Gnade Platz bei euch. Gönnet dem Geiſte der Gnaden Raum, eure Seele zu rühren, zu heiligen, zu erleuchten, um der Erlöſung, die JEſus vollendet, theilhafftig zu werden. Nehmet den Geiſt der Liebe auf, der euch allein feurig und brünſtig gegen GOtt und den Nechſten machen kan. Iſt euer Hertz ſchon ein Sitz der Liebe? Lebet der Glaube in euch, der das Verdienſt JEſu ergriffen? Spüret ihr ſeine Krafft und Würckung? Fahret fort und erbauet euch täglich in der Liebe. Laſſet die kleine Flamme zu einem Feuer werden, daß immer mehr um ſich greiffet. Betrachtet zu dem Ende in dieſen Zeiten das Bild des barmhertzigen und liebreichen JEſu. Bemühet euch, ihm nachzufolgen. Theilet mit, ſpeiſet, träncket, kleidet, erbarmet euch. Dencket, daß euer JEſus, der für euch gelitten, in der Hand eures geſchlagenen und elenden Bruders ſeine Hand ausſtrecke und Hülffe von euch begehre! Dencket, daß ſein Bild unter jenen verachteten Lumpen verſtecket ſey und er ſelber euren Glauben und Liebe in der Perſon ſeiner Glieder verſuchen wolle! Dis iſt es, was JEſus ſelber zu gedencken befohlen: Was ihr gethan habet, behaltet und erweget dieſen Ausſpruch! Was ihr gethan habet einem unter meinen geringſten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Je mehr eure Liebe wachſen wird, je mehr wird die Ruhe eurer Seelen zunehmen. Ihr werdet die Gedächtniß-Tage der Liebe JEſu, wenn ihr ſie reich an Wercken des Glaubens und der Liebe machet, in Tage einer reinen und gewiſſen Zufriedenheit verwandlen. Eure Marter, eure Qvaal, eure Furcht, die euch bisher geplaget, wird der Liebe weichen müſſen.

Wir ſind alle auf der Wanderſchafft und Reiſe zur Ewigkeit. Unſere Tage gehen immer fort: Und wer weiß, ob wir noch Monate, Tage oder Jahre zehlen werden? Und wenn wir uns aufs äuſſerſte bemühen die unruhigen Gedancken zu vertreiben, die die Ungewißheit des Endes erwecket, ſo ſtehen deswegen die Stunden nicht ſtille, die uns aus dieſer Nichtigkeit führen. Und wenn wir unſer Haupt täglich mit den gröſten Gedancken ermüden, und die Zeit, die wir dieſen Gedancken entziehen, zur Wolluſt und Erſättigung unſerer Begierden anwenden, ſo geht die Uhr keinen Augenblick langſamer, die unſere Zeit abmiſſet. Dem einen kömmt die Zeit nur etwas länger, dem andern etwas kürtzer vor. In der That eilen wir alle gleich geſchwinde zu der Ewigkeit. Dieſe Ewigkeit theilet ſich in das Reich der Liebe und des Haſſes. Die Wohnung der Seeligen iſt die Behauſung der reineſten, der vollkommenſten Liebe. Das Behältniß der Verdammten iſt der Ort, in dem Furcht, Haß, Verzweifelung, Angſt, Unruhe regieren und plagen. Was empfinden denn die diejenigen, die voll Furcht, voll Haſſes, voll Unbarmhertzigkeit, voll Härte ſind! Den Vorſchmack jener Pein der Höllen, die die Schrifft einem ſtets nagenden Wurme vergleichet. Was ſpüren die, ſo täglich in der Liebe mehr gewurtzelt und gegründet werden? Sonder Zweifel den Vorſchmack der künfftigen Welt, deren gröſte Herrlichkeit in der Liebe beſtehet. Können wir uns die Zeit, die wir hie zubringen, angenehmer machen, als wenn wir uns hie ſchon durch die Gnade der Seeligkeit zum Theil bemächtigen, die uns nach der Zeit verſprochen iſt? Können wir hie was mehr wünſchen, als eine obwohl unvollkommene Aehnlichkeit mit den Auserwehlten, die dem Lamme bereits in den Feldern jenes Paradieſes nachfolgen? Furcht, Schrecken, Angſt, Unmuht, Traurigkeit zurücke! Ihr habt uns genug gequält. Furcht iſt nicht in der Liebe. Wir folgen dem Heylande, der uns geliebet und ſich ſelbſt für uns dohin gegeben. Wir treten in ſeine Fußtapffen und wandeln hie in einer unvollkommenen Liebe, biß wir in den Häuſern des Friedens die völlige Liebe erreichen werden. O Tag des Lebens und der wahren Ruhe, die uns die Welt nicht geben kan! O Tag ohne Dampf und Nebel, ohne Wolcken und Finſterniß! Da wir in jene Wohnungen der Auserwehlten treten und um unſern GOtt allezeit bleiben werden! Wie vergnügt wird unſer Hertze dann ſein! Wie zufrieden werden wir von jenen ſeligen Höhen in dieſes finſtere Thal zurücke blicken, da wir mit Furcht und Kummer ſo offt haben ringen müſſen? Wie rein wird unſere Freude in dem Schooße der ewigen Liebe ſeyn, die unſern Geiſt völlig verklären, und mit einer Art der Ruhe, die niemand als ein Geiſt begreifft, der von hier geſchieden, wie mit einem Strome, ſättigen wird? HErr! hilff uns, daß wir uns ſtets, weil wir hie wandeln, darnach ſehnen! HErr hilff uns! daß wir durch dieſe Erinnerung den Kummer, den wir hie nicht völlig dämpfen können, verſüſſen, und die Laſt, die ein jeder von uns nach deinem Rath tragen muß, erleichtern mögen! HErr hilff uns auch durch dein Verdienſt und Leiden, daß wir dahin gelangen! Dir ſey von uns allen Preiß, Ehre und Danck geſaget. Amen.

Karl Müchler

ward am 2. September 1763 zu Stargard geboren, erhielt nach in ſeinem Vaterlande vollendeten Studien zu Berlin als expedirender Geheimſecretär bei dem General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirectorium eine Anſtellung und wurde 1794 Kriegsrath in dieſem Collegium. 1801 nahm er aber ſeine Entlaſſung und lebte ſeitdem als Penſionair ſeinen literäriſchen Beſchäftigungen.

Er gab heraus:

Kleine Frauenzimmerbibliothek. Hamburg 1782-86, 5 Thle.

Anekdotenlexikon. Berlin 1783—84, 2 Bde. 8.; n. verb. Ausg. 1817; n. verb. u. verm. Ausg. 1826.

Der Reiſegefährte. Ebendaſ. 1785—86, 3 Thle.

Gedichte. Ebendaſ. 1786; 2. Ausg. 1802 u. 1805, 2 Thle. 8., mit Kupf. u. Muſikbeilag.

Blüthen des Helikon. Berlin 1789; n. A. 1816, 12.

Erotiſche Tändeleien. Leipzig 1793; n. A. Halberſtadt 1802, 8.

Dramatiſche Bagatellen. Berlin 1794—95, 2 Bändchen, 8. Einzeln:

Hier iſt das mittelſte Stockwerk zu vermiethen. Poſſe. 1796.

Das Geheimniß. Luſtſpiel. 1796.

Das verauctionirte Serail. Luſtſpiel. 1796.

Zumenide. 1796.

Digitized by Google

Der Scharlachmantel. Luſtſpiel. 1797.
Der Bildhauer. Luſtſpiel. 1797.
Pſyche. Singſpiel. Ebendaſ. 1797.
Was kümmerts euch. Luſtſpiel. Ebend. 1797.
Berliner Taſchenbuch für das Jahr 1795. Berlin 1794, 16.
Juliane von Altern. Luſtſpiel. Berlin 1796, 8.
Egeria. Ein Muſenalmanach auf das J. 1802. Ebendaſ. 1801, 16., mit Kupf.
Taſchenbuch für die Kinder Israels, oder Almanach für unſre Leute. Berlin 1804, 16., mit Kupf. u. Muſikbeilg.
Egeria. Taſchenbuch auf 1805. Berlin 1805, 12.
Satyren der Deutſchen. Leipzig 1806, 3 Bde., 8.
Kriegslieder. Berlin 1808.
Epigramme, Fabeln und Erzählungen. Ebendaſ. 1808, 8.
Der Anekdotenfreund. Ebendaſ. 1808, 6 Hefte, 8. A. u. d. Tit.: Arznei für Hypochondriſten.
Anekdotenalmanach auf die Jahre 1808—13, 1815. 1817—1834, 2 Bde. in 12., mit Kupf.
Spiele müßiger Stunden. Ebendaſ. 1809—17, 8 Bde. in 12., mit Kupf. 5.—8. Bd auch unter dem Titel: Neue Spiele. Berlin 1811—17, 4 Bde., 12.
Der neue Anekdotenfreund. Ebendaſ. 1810—11, 1s—3s Hundert in 16.
Räthſel, Charaden und epigrammatiſche Scherze. Berlin 1811, 16. m. Kupf. Auch unt. d. Tit.: Taſchenbuch zur geſelligen Unterhaltung auf das Jahr 1811.
Quodlibet. Berlin 1811, 16. Auch unt. d. Tit.: Taſchenbuch der Liebe und des Frohſinns.
Das Stammbuch. Berlin 1812, 12; 3. Ausg. Ebendaſ. 1820, in 12., mit 1 Kupf.
Gedichte, niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes. Berlin 1813, gr. 8.
Aurora. Taſchenbuch. Ebendaſ. 1815, 8.
3 Hundert Gedichte. Ebendaſ. 1815, 8.
Parodien. Ebendaſ. 1816; 2. Ausg. 1820, 8.
Scherzhafte Denkſprüche. Berlin 1817, 8.
Stiefmütterchen. Ebendaſ. 1817, 8.
Kolibri. Unterhaltungsſchrift. Ebendaſ. 1817, 2 Bde., 8., m. Schinl.
Momus. Taſchenbuch. Ebendaſ. 1818, 8., mit 1 Kupf.
Scherzhafte Erzählungen. Ebendaſ. 1818—23, 4. Theile. 8.
Das Glückskind. Ebendaſ. 1818.
Kleine Erzählungen. Berlin 1819, 8., mit 1 Titelk.
Anekdoten zur Charakteriſtik des Zeitgeiſtes. Berlin 1819, 2 Bdchen 8.
Die Blumenſprache. Nach dem Franzöſiſchen. Berlin 1820, 8., mit 2 Kupf.
Inhaltsverzeichniß zu den erſten 10 Jahrgängen des Anekdotenalmanachs. Ebendaſ. 1820, 8.
Die drei Freunde. Berlin 1820, 8.
Der Blinde und das Muttersöhnchen. Ebendaſ. 1820, 8.
Epigramme. Ebendaſ. 1820, 1. Samlg. in 12.
Vergißmeinnicht. Taſchenbuch. Ebendaſ. 1820, 1823 u. 1827, 3 Bdchen in 16. (1. u. 2. Bdchen; 3 Aufl. 1827).
Bekenntniſſe eines Hageſtolzen. Berlin 1820, 8.
Der 24. Auguſt, oder der Stralauer Fiſchzug. Ebendaſ. 1822, 2 Bdchen, 8.
Neues Stammbuch. Ebendaſ. 1823, 12. (Bildet auch den 2. Theil des Stammbuchs.)
Iris. Zeitſchrift für Freunde des Schönen. Berlin 1823—24, 2 Jahrg., gr. 4., mit J. Heinemann.
Kleine Bühnenſpiele. Berlin 1823, 12.
Kleiner Hausbedarf für Freunde des Scherzes. Berlin 1824, 8., mit 1 illum. Kupf.
Klio. Berlin 1825, 8., mit 1 Vign.
Ueber die Würdigung dichteriſcher Erzeugniſſe. Bruchſtück aus einer italieniſchen Handſchrift von 1594. Berlin 1825, 8.
Gedichte aus dem häuslichen Leben. Ebendaſ. 1827, 8., mit 1 Titelk. u. Muſikbeil.
Zu Familienfeſten. 2. Ausg. Ebendaſ. 1827, 12., mit 1 illum. Kupf.
Fabeln und Erzählungen. Ebendaſ. 1828.
Gedenke mein. Berlin 1828, 16.
Kriminalgeſchichten. Ebendaſ. 1828—29, 2 Thle.
Zu Polterabenden. Ebendaſ. 1829, 8.; 2. verm. und verb. Ausg. 1836, 8., mit illum. Titelkupf.
Der Hausfreund. Berlin 1830, 8., mit 1 Titelk.
Die Bigamie. Ebendaſ. 1831, 8.
Euphroſine. Taſchenbuch. 2. Ausg. Berlin 1834, mit illum. Titelkupf.
Viele Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Auch war er Herausgeber des Freimüthigen, der ſämmtlichen ſatir. Schriften von Liscov (ſ. d.), des Muſeums des Witzes (Leipz. 1808—12) und des Taſchenbuchs für Frauenzimmer (auf die Jahre 1779—84).

Ein gewandter Erzähler, der jedoch weder ſehr zart in der Wahl ſeiner Stoffe, noch ſehr tief in der Auffaſſung und Darſtellung derſelben iſt. Seine dramatiſchen und verſificirten Arbeiten ſind noch unbedeutender.

Heinrich von Müglein, ſ. Meiſterſänger.

Heinrich von Müglin, ſ. Meiſterſänger.

Herr Wachsmuth von Mühlhauſen, ſ. Minneſinger.

Adam Heinrich von Müller,

ein bekannter Staatsmann, ward am 30. Juni 1779 zu Berlin geboren und von ſeinem Erzieher und mütterlichen Großvater, dem Orientaliſten Eude, zur Theologie beſtimmt. Allein ſeine Vorliebe für philoſophiſche und poſitive Wiſſenſchaften und ſeine Freundſchaft mit Friedrich Gentz vermochten ihn, 1798 zu Göttingen die Rechte und dann zu Berlin Naturwiſſenſchaften zu ſtudieren. Nach kurzer Verwaltung eines 1802 übernommenen Referendariats bei der kurmärkiſchen Kammer zu Berlin bereiſte er Schweden, Dänemark und Polen, ging ſeines Freundes wegen dann nach Wien und trat hier 1805 zum Katholicismus über. Von hier begab er ſich über Polen nach Dresden, hielt hier und ſpäter zu Berlin ſchönwiſſenſchaftliche und ſtaatswiſſenſchaftliche Vorleſungen und lebte ſeit 1811 wieder ſeinen Studien zu Wien, wo er vom Erzherzog Maximilian von Oeſtreich Este in deſſen Hauſe aufgenommen wurde. 1813 und 1814 wirkte er als kaiſerlicher Landescommiſſär und Schützenmajor mit bei der Befreiung Tyrols und ſpäter als Regierungsrath und Referent bei der Organiſation des Landes, worauf er 1815 im Gefolge des Kaiſers mit nach Paris ging. Von hier zurückgekehrt lebte er als kaiſerlicher Generalconſul in Sachſen und Geſchäftsträger an den herzoglich-anhaltiſchen und fürſtlich-ſchwarzburgiſchen Höfen in Leipzig, wohnte den Miniſterialconferenzen von Karlsbad und Wien bei und wurde 1827 unter dem Titel eines k. k. Hofrathes und Ritters von Nitersdorf dahin zurückgerufen. Hier ſtarb er am 17. Januar 1829.

Er ließ erſcheinen:

Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Literatur. Dresden 1806, 8.; 2 Ausg. 1807, 8.

Phöbus. Ebendaſ. 1808, 4., mit H. v. Kleiſt. Mit 7 Kupf.

Von der Idee der Schönheit. Berlin 1809, gr. 8.

Von der Idee des Staats. Dresden 1809.

Die Elemente der Staatskunſt. Berlin 1809, 3 Bde.

Ueber König Friedrich II. Ebendaſ. 1810.

Theorie der Staatshaushaltung. Wien, 1812, 2 Thle.

Vermiſchte Schriften. Ebendaſ. 1812, 2 Thle.; 2. Ausg. 1817.

Zwölf Reden über die Beredſamkeit und deren Verfall in Deutſchland. Leipzig 1816.

Staatsanzeigen. Ebendaſ. 1816—18, 3 Thle.

Etwas, das Göthe geſagt hat. Ebendaſ. 1817.

Von der Nothwendigkeit einer theologiſchen Grundlage der geſammten Staatswiſſenſchaften. Ebendaſ. 1817.

Müller fand in ſeinem litterariſchen Wirken eben ſo viele Gegner wie Verehrer. Während die einen ihm vorwarfen weiter Nichts als ein treuer Nachahmer Friedrich von Schlegel's im Guten wie im Böſen zu ſein, prieſen Andere die Eigenthümlichkeit und Orginalität ſeiner politiſchen Anſichten, ſeine kraftvolle Beredſamkeit und ſeinen feinen Geſchmack bei Gegenſtänden aus dem Gebiete der Aeſthetik, wo er allerdings zwiſchen den deutſchen Claſſikern und Romantikern ſeiner Zeit vermittelnde Grundſätze aufzuſtellen verſuchte. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte.

Erſte Rede aus v. Müller's „Zwölf Reden über die Beredſamkeit."

Die Betrachtungen über die Beredſamkeit, welche wir mit einander anzuſtellen im Begriff ſind, müſſen, ſo ſcheint es, auf die Verherrlichung einer benachbarten Nation führen, welche durch die Gewalt und den Reiz der Rede eine Art von Weltherrſchaft vorbereitet hat, — und auf eine gewiſſe Demüthigung unſers deutſchen Volkes, welches die Kunſt mit der lebendigen Rede zu zwingen und zu verführen, oder ſonſt den Augenblick zu ergreifen eigentlich nie beſeſſen, und welches das Wort nie bei der Hand gehabt, ſondern meiſtentheils in der Feder erkalten laſſen. —

Können wir Deutſchen von Beredſamkeit ſprechen, nachdem längſt aller höhere Verkehr bei uns ſtumm und ſchriftlich, oder in einer auswärtigen Sprache getrieben wird? — Wenn die geſammten Staatsgeſchäfte einer Nation mit der Feder abgemacht werden; wenn alle größern Geiſter, welche ſich in ihr regen und ſie ergreifen oder doch berühren wollen, ſtatt der Rednerbühne einen Schreibtiſch bereitet finden; wenn die heiligſten und erhabenſten Ideen niemals mit der Gewalt, welche die Natur in die Bruſt des Menſchen und in ſeine Stimme legte, unmittelbar an das Herz der Nation ſchlagen können; endlich, wenn in der höheren Geſellſchaft, wenn da, wo ſich alle beſondern Sitten der Nation in eine einzige Sitte vereinigen, wo ſich aus unzähligen Beſchränkungen und Rückſichten nun die eigenthümliche vaterländiſche Grazie des Lebens, des Umgangs und der Mittheilung ergeben ſoll; wenn in der Geſellſchaft, da — wo nun endlich alles Vorlaute zur Ruhe gebracht iſt, wo niemand reden darf, der nicht zu hören verſteht, wo alſo Schicklichkeit und Anſtand nun endlich eine wahre Schule der Beredſamkeit eröffnet hätten — wenn da die Sprache des Landes verdrängt iſt von einer fremden, wo ſollen die Redner herkommen? Etwa aus der kleinen Provinzialkrämerei des alltäglichen Lebens, oder aus der Geſprächigkeit des häuslichen Elends, — oder aus dem telegraphiſchen Verkehr, den die Philoſophen und Gelehrten der einzelnen Secten, jeder in ſeiner beſondern Terminologie, über die weite Fläche von Deutſchland hin miteinander treiben? —

Und wenn die Natur Talente für die Beredſamkeit über Deutſchland ſo reichlich ausſtreute, wie über den Boden irgend eines andern Landes, ſo ſind es ja in Deutſchland nur Einzelne, die hören; es giebt kein Ganzes, keine Gemeinde, keine Stadt, keine Nation, die wie mit einem Ohre den Redner anhörte? Im Geſpräch mit dem Einzelnen ſind wir zu ungebunden, zu unbeſchränkt; wir laſſen uns gehn, wir reden nachläſſig, und ſo verliert ſich aus der Sprache des Volks der allgemeine, bindende Geiſt; ſie zerbröckelt ſich in unzählige Dialekte und Idiome; jede Sekte und jede Kotterie verunſtaltet ſie in ihrer eigenen Manier. Nun mögen die Klopſtock, die Leſſing, die Schiller, die Göthe alle Strahlen dieſer zerſtreuten Sprache wie in einen Brennſpiegel verſammeln; das, was allen gemeinſchaftlich iſt in Wort und Klang, mag von Einzelnen wirklich niedergeſchrieben, auch ausgeſprochen werden: die Nation lieſt ſie, verſchluckt ſie, aber hört ſie nicht, ſpricht ihnen nicht nach. — Wer überhaupt lernt reden aus dem Papier, aus der todten Schrift? Hören muß und gehört werden, wer ſprechen lernen will. — Der Taubgeborne iſt nothwendig zugleich ſtumm.

Die geſammte deutſche Literatur zerfällt in zwei Theile: der Eine und bei weitem größere Theil begreift die wiſſenſchaftlichen, die Lehrbücher; in dieſen zeigen ſich Redner, die eigentlich niemanden anreden, ſondern in ſich ſelbſt hineinſprechen. Während man nämlich in den wiſſenſchaftlichen Werken der Franzoſen z. B. eines Montesquieu, Büffon, d'Alembert, oder Diderot, oder auch in denen der Italiäner ganz deutlich im Leſen fühlt, daß man angeredet wird, daß der Autor einen beſtimmten Menſchen von Fleiſch und Bein vor ſich hat, den er überreden, den er überzeugen will; während die leichteſte Flugſchrift der Engländer, wenn es ſich nur irgend thun laſſen will, an einen beſtimmten Menſchen, an eine beſtimmte Gemeinde oder Korporation gerichtet wird; während die abſtrakteſten Werke der Alten unſer Ohr bezaubern und uns zum Geſpräche wohlthuend einladen, weil ſie für ein lebendiges Ohr geſchrieben ſind; während nach dem Ausdruck des Quintilian und dem Gefühle der Alten kein Wort zur Audienz der innern Empfindung oder des Verſtandes gelangen konnte, welches im Vorzimmer des Ohrs beleidigt hätte, — baut der deutſche Gelehrte ein Gebäude von Chiffern, ſinnreich aber einſam, unerwärmend, unerfreulich, ohne Antwort oder Erwiederung von irgend einer Seite her! Dies iſt der eine, der wiſſenſchaftliche Theil unſerer Literatur. Wir finden es auffallend, wenn in einer gewöhnlichen Geſellſchaft jemand laut mit ſich ſelbſt redet: hier hätten wir viele tauſend Redner, die ſich öffentlich vor ganz Deutſchland ſprechend, und weitläuftig ſprechend hinſtellen, — ohne irgend jemand anzureden.

Der andre, der ſchöne Theil unſrer Literatur, bietet eine eben ſo befremdende Erſcheinung dar. Hier zeigen ſich nun Redner, die wirklich anreden, welche die Nation oder wenigſtens die Edelſten der Nation wirklich vor ſich hinſtellen im Geiſte, die es auf Begeiſterung, auf ein Ergreifen der Perſönlichkeit anlegen; ja es zeigt ſich Einer, der, die Seele ganz erfüllt von der Herrlichkeit wie von den Leiden, von dem Beruf wie von dem Mißgeſchick ſeiner Nation, eine Antwort herausſchlagen will aus ihr, wie einen Funken, oder einen Quell, oder irgend etwas Lebendiges aus dem Felſen; es zeigt ſich Schiller, ein Dichter, oder vielmehr ein Redner, der noch überdies in allen ſeinen Werken und unter den größten und muthigſten Gedanken ſo ſtolz und ſo gebeugt, ſo wehmüthig zugleich klingt, wie, ich möchte ſagen, Deutſchland ſelbſt*) klingen müßte, wenn es reden könnte: — dieſer ganze Theil unſerer Literatur wird nicht geleſen, wird nicht etwa mißgönnt dem Papier, nicht etwa herausgeriſſen aus den todten Lettern von einer auf ihre Zierden eiferſüchtigen Nation, nicht etwa der Buchdruckerkunſt zum Trotz zu einer lebendigen Tradition, ſo wie alle Abdrücke von Corneille und Racine und Arioſto und Taſſo heut untergehen könnten, und nichtsdeſtoweniger ſie ſelbſt vollſtändig fortleben würden in der begeiſterten Ueberlieferung ihrer Mitbürger; — ſondern er wird dechiffrirt und verſchluckt, und wenn ſich nicht etwa das Theater einzelner Werke erbarmte, ſo hätten wir die ganz eigne Erſcheinung einer Literatur von wenigſtens vierzig Autoren vom erſten Range, die es mit allen Vierzigern (Quarantes) der Welt aufnehmen könnten, und deren Werke kaum ein einzigesmal von einer menſchlichen Bruſt in den angemeſſenen, artikulirten Tönen wirklich ausgeſprochen worden wären.

Es giebt alſo nicht bloß lebendige Literaturen und todte Literaturen, ſondern auch ſtumme Literaturen, und unſre Betrachtungen über die Beredſamkeit mußten mit der Klage anfangen, daß die deutſche Literatur bis auf die neuſten Zeiten gehört hat.

Ein gewiſſer allgemeiner Drang zum Vorleſen und Deklamiren der Nationaldichter, ſo ungeſchickt er ſich mitunter auch äußern mag, ſo vielen Antheil auch zu Zeiten noch die Eitelkeit und der Eigennutz daran haben mögen, iſt dennoch ein erfreuliches Zeichen, daß ſich die Verzauberung unſres Ohrs und unſrer Stimme wieder allmählig löſen will, und daß unſre ſchöne Literatur von dem lebendigen Odem der Rede wieder ergriffen werden ſoll. Würde in der Erziehung die Hälfte des ungebührlichen Eifers, den man in neueren Zeiten auf den

*) Man erinnere ſich, daß dieſe Reden 1812, ein halbes Jahr vor dem Brande von Moskau, und geraume Zeit vor der Schlacht von Leipzig gehalten wurden.

Digitized by Google

Mechanismus des Leſenlernens gewendet hat, auf den Ausdruck des Tons und die Geberde der Bruſt und der Seele im Leſen gewandt, ſo würde der deutſchen Redekunſt damit vielleicht mehr gedient, als mit Vorleſungen über die Beredſamkeit.

Indeß ſind auch ſolche öffentliche Vorleſungen über Gegenſtände der Wiſſenſchaft oder der Kunſt vor einer Verſammlung von Perſonen, die weniger die Abſicht zu erlernen oder Kenntniſſe zu erkaufen, als ein allgemeines, wahrhaft menſchliches und geſellſchaftliches Intereſſe an den Fortſchritten der Bildung vereinigt, förderlich für die Belebung unſrer Sprache, und überhaupt eine neue, ſehr ehrenwerthe Gattung in Deutſchland. Auch der erſte, der wiſſenſchaftliche Theil unſrer Literatur, will alſo endlich geſellig werden: es ſoll nicht mehr ins Blaue und Unbeſtimmte hin, es ſoll nicht mehr den Wäaden und Wüſten geprebigt werden, man will ein Lebendiges, ein Ganzes, eine würdige Stellvertretung des Publikums, zu dem man ſpricht, ſich gegenüber haben; man ſucht die Schranken, man verlangt Antwort und Urtheil: die deutſche Wiſſenſchaft zeigt ſich auf dem Wege nach einer großen Wahrheit, die bei uns mehr als irgendwo ſonſt vergeſſen worden iſt, nämlich

daß es nur ein einziges Kennzeichen des Verſtändigen gebe, nämlich die Verſtändigkeit, und daß man nur in demſelben Grade ſelbſt verſtehe, als man verſtanden wird.

Die größten wiſſenſchaftlichen Autoritäten Deutſchlands in und außer den hohen Schulen haben in den letzten zwanzig Jahren die Form ſolcher Vorleſungen gewählt, und haben ſie in dieſer kurzen Zeit weiter ausgebildet, als es in Frankreich und England, wo ſie längſt in Gebrauch waren, gelungen iſt. Die hier anweſenden, verehrungswürdigen Perſonen haben mir durch die Güte und Nachſicht, mit der ſie auf meine Einladung erſchienen ſind, die Befugniß eingeräumt, ſo großen und guten Muſtern nachzuſtreben.

Ich habe meine Rede angefangen mit einer Anklage der deutſchen Literatur, ſogar mit einer verdeckten Vertheidigung derer, die in den höheren Verhältniſſen der Geſellſchaft ſich einer fremden, und dem vaterländiſchen Sinne nicht eben angemeſſenen Sprache und Manier der Beredſamkeit bedienen. Denn die Schuld der Verwahrloſung unſrer Mutterſprache liegt ſo wenig in der Gleichgültigkeit der höheren Geſellſchaft gegen ſie, als in der Nachläſſigkeit, der barbariſchen Geſinnung der Uebrigen. Was vermöchte unſer, der Kinder dieſes Augenblicks, Unart, Wohlwollen oder Abneigung über das innerliche Weſen und die Kraft und das äußere Anſehn einer Sprache, die von Karl dem Großen bis heut, und von dem Gipfel der Alpen bis an die Küſten des finniſchen Meerbuſens geredet worden, in der ſich alle großen Ideen und Weltſchickſale des letzten Jahrtauſends ausgedrückt, und die eigentlich zu groß und zu gewaltig iſt für irgend eine fürſtliche oder akademiſche Pflege? — Die Schuld liegt in den dermaligen öffentlichen und bürgerlichen Verhältniſſen der Nation; daß der ausſchließend ſchriftliche Betrieb der Staats- und gelehrten Angelegenheiten und die Anwendung der franzöſiſchen Sprache in den höhern Sphären des geſellſchaftlichen Lebens, wo allein ſich die vaterländiſche Sprache und Rede würde ausbilden und verfeinern können, die Entwicklung der Redekunſt in Deutſchland verhindre, habe ich zeigen dürfen; was uns aber in allen redenswerthen Dingen entweder zur Schrift oder doch zu einer fremden Sprache verdammt, kann ich nicht zeigen, ohne Dinge zu berühren, über die man nie halb, ſondern lieber gar nicht reden ſollte.

Halten wir uns alſo vorläufig an die Erſcheinung, wie ſie einmal iſt. Das Sprechen, das erſte unter allen menſchlichen Geſchäften, wie der erfreulichſte und edelſte unter allen menſchlichen Genüſſen, wird in England, Frankreich und Italien mit der natürlichen Vorliebe getrieben, aus der ſich nothwendig Redner und eine Kunſt des Redens ergeben müſſen. In Deutſchland wird dieſes Geſchäft im Durchſchnitt mit dem anderweiten Schaffen, und Arbeiten, und Eſſen und Trinken ungefähr in eine Reihe geſetzt. Jene ſcheinen zu leben um zu ſprechen; wir nur zu ſprechen, um die übrigen Lebensfunktionen zu befördern und im Gange zu erhalten. — Ich geſtehe es ein, und vergebe dennoch, wie der Verfolg zeigen wird, der Ehre und dem Adel der Sprache nichts, in der ich das Weſen und die Natur der Beredſamkeit zu beſchreiben unternehme.

Der größte Redner der deutſchen Nation, Friedrich Schiller, der die dichteriſche Form nur wählte, weil er gehört werden wollte, und weil die Poeſie eine Art von Publikum in Deutſchland hatte, die Beredſamkeit aber keines, — klagt über eine gewiſſe Flüchtigkeit, oder vielmehr über ein gewiſſes Verfliegen des Gedankens in der Sprache, klagt, daß die Seele, wenn das Wort ausgeſprochen werde, ſchon weit über dem Worte, oder weit voran vor dem Worte ſei. „Spricht die Seele, ſagt er, ſo ſpricht, auch ſchon die Seele nicht mehr.“ — Das iſt in wenigen Sylben das Unglück einer Nation wie die deutſche, die lange in ſich und auf ernſte und ewige Dinge gekehrt, nun auf einmal gewahr wird, daß ſie das äußere Leben, Vaterland und Geſellſchaft verſäumt hat; daß ihre Gedanken unendlich weiter reichen als ihre Sprache; daß ſie viel mehr beſitzt als ſie mitzutheilen im Stande iſt — während ſie zu fühlen anfängt, daß die Fähigkeit ihn mitzutheilen, den Beſitz erſt zum Beſitze; daß die Fähigkeit ihn auszuſprechen, den Gedanken erſt zum Gedanken macht, und der wahre Ernſt und die eigentliche Ewigkeit des Sinnes nur darin liegt, daß er ſich mit dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben verträgt.

Es giebt in Deutſchland ein Ringen mit der Sprache, ein Drängen des Unermeßlichen in Worte, ein unglückliches aber rührendes Beſtreben, welches nie gelingen kann, nicht weil das Unternehmen etwa über die Gränzen der Sprache überhaupt ginge, aber weil der Einzelne mit ſeinem Gedanken weit vorausgelaufen iſt der Nation mit ihrer Sprache, und weil er nun mit den beſchränkten Kräften ſeiner Bruſt ausdrücken will, wohin er erſt die Nation erheben muß, damit er es ſagen könne. Der Geſichtskreis der Deutſchen, ſo habe ich das Unglück an einem andern Orte ausgedrückt, iſt unendlich größer als unſer Wirkungskreis: unſer Gedanke reicht weiter als unſre Sprache.

Die Worte Schillers: Spricht die Seele u. ſ. w. gelten alſo nicht etwa überhaupt als eine traurige Wahrheit von aller Sprache, ſondern von der dermaligen deutſchen; die Seele iſt nicht etwa an ſich vornehmer und größer als die Sprache, ſondern die Sprache iſt das göttliche Siegel, wodurch alle ſonderbaren, eignen und weitläufigen Gedanken des einzelnen Menſchen erſt zu ernſthaften und wahrhaftigen Gedanken werden. Das ſchönſte, was die Seele in ihrem einſamen Bezirke hegt, bleibt Viſion und Traum, und ohne Einfluß auf die Welt, alſo ohne freundliche Beſtätigung von Außen, bis es deutlich geſagt werden kann, d. h. bis ein überſchwengliches Weſen, worin alle vorangegangenen Jahrhunderte, und alle Geſchlechter bis auf den Einzelnen, Aermſten das ſchönſte Erbtheil ihres Lebens niedergelegt haben, die Sprache es beſtätigt; bis der Gedanke durch dasjenige zum Gedanken wird, wodurch der Menſch zum Menſchen wird. Kurz, es iſt mit dem Beſitz der Seele, wie mit allem Beſitz; er iſt nicht eher ſicher, als bis er zum Gemeingut geworden; und dies wird er durch die Sprache. —

Der Deutſche iſt in einem unbequemen Verhältniß zur Sprache, er ringt mit ihr, ſage ich, er zwingt ſie, wozu ſie nicht geneigt iſt, und ſie ihrer Seits zwingt ihn durch das ewige Geſetz der Reaktion wieder dahin, wohin er nicht will. So regiert der deutſche Gelehrte auf dem Papier den Staat, giebt Geſetze, verbeſſert die Sitten, erfindet Terminologien, martert die Sprache, und wird gegen den wirklichen Staat, die wirklichen Geſetze und Sitten nur immer feindſeliger geſtellt, von den äußeren Bedingungen des Lebens nur immer mehr gepeinigt, von der wirklichen Sprache zerriſſen und von der eignen Terminologie verwirrt. In dem einen Augenblick handthieren wir mit der Sprache despotiſch und eigenmächtig, als wenn ſie ein erfundenes Weſen, eine Art von Chiffre oder Signal wäre, das man willkührlich verändert, wenn der Schlüſſel in Feindes Hände gefallen iſt; in dem andern Augenblick handthiert dafür die Sprache mit uns, verwandelt wider unſern Willen die Gedanken unter unſern Händen, zähmt ſie, bändigt ſie. —

In welchem bequemen, ſchwebenden Verhältniß ſteht dagegen der Franzoſe zu ſeiner Sprache: Spricht die Seele — ſo hat ſie auch genau im Worte Platz. Daher die gewiſſe Befriedigung im Sprechen, und in dem Gedanken des Geſprochenhabens und Sprechenwerdens, worüber ſich wohl ſpotten läßt, und von Armuth reden, die ſich leichter in Schranken und zu Rathe halten ließe, als der Reichthum, — während wir innerlich, wenn wir gerecht ſein wollen, mit Neid anerkennen müſſen, daß, wer erſt die Sprache in ſolche Eintracht gebracht hat mit dem Gedanken, mit der Sprache auch zugleich viel Anderes gewinnt, was wir entbehren müſſen.

Zu dieſer Harmonie der Sprache mit dem Gedanken lenken wir aber allgemach zurück, halb von der Noth gedrängt, halb getrieben von einem alten, guten, ernſten und göttlichen Verlangen, das nie ganz von uns gewichen iſt, und das die deutſche Kunſt ſogar in dieſen letzten Zeiten der Barbarei und Sprachverwirrung bei Ehren erhalten hat. Der Menſch ſoll nicht denken über die Sprache hinaus, oder in Gedanken weiter ſchweifen als die Sprache reicht: die Gränzen der Sprache ſind die göttlichen Gränzen, die allem unſern Thun und Treiben angewieſen ſind; und dieſe Gränzen ſind keine Mauern; ſie wachſen, wie die innerliche treibende Kraft unſerer Seele wächſt. Wir ſollen alles ausſprechen können was wir denken: denn nur die Gedanken, die das Vaterland mit uns denkt durch die Sprache, ſind gute Gedanken. Der einzelne Geiſt, der hoffärtig heraustritt aus ſeiner Nation und ihrer Sprache, ſich erheben will über ſie, muß über kurz oder lang eben ſo weit unter ſie hinab: um ſo viel er mehr verſtehn will als ſie, wird er auch weniger verſtehn. Kurz, in jedem einzelnen Augenblick

verſteht er ganz in demſelben Maße und nicht mehr als er verſtanden wird.

Ein einzelner deutſcher Dichter und Werkmeiſter hat es auf dieſe Weiſe erreicht, im Niveau ſeiner Nation dreißig Jahre hindurch zu bleiben, und ſich in ein bequemes, ſchwebendes Verhältniß zur Sprache zu ſetzen. Niemand wird es wagen in der Größe der Abſicht, in der Reinheit und Göttlichkeit des Willens Göthe mit Schiller zu vergleichen; aber es iſt dafür auch ein Ebenmaß der Kräfte und des Stoffs, ein Verſtand und ein Verſtandenwerden, kurz eine Wechſelwirkung zwiſchen Göthe und der deutſchen Nation, und ein Einfluß Göthe's über dieſe, wie ſie nicht leicht von einem einzelnen erfahren. Daß es die Nation ſelbſt iſt, nicht etwa ein vorübergehender akklamirender Haufe von Tagesgenoſſen, was von Göthe ergriffen worden, ſo erinnere man ſich des nun bald vierzigjährigen Werther, der noch heute, nachdem eine ganze Generation und ein wirkliches Gedränge von Revolutionen in den Sitten und Anſichten, wie in der Sprache der Deutſchen, vorübergegangen, mit derſelben Friſche der Beredſamkeit unſer Herz anregt. Man erſchrickt, wenn man in dieſem Romane unverhofft etwa den Schnitt und die Farbe der Kleidung Werthers berührt findet, und nun erfährt, daß man ihn ſich in der ſteifen, geſpannten Eleganz jener Zeit denken ſoll, die uns eigentlich viel alterthümlicher dünkt und viel entfernter liegt, als die Koſtüme des Mittelalters. So erhaben iſt die Beredſamkeit des Werther über die Mode, daß ſie ſelbſt wie die andern lebendigen Menſchen die Mode wechſelt. Aber das eigentlich charakteriſtiſche in Göthe iſt ſein Gleichgewicht mit der Sprache, alſo mit der äußeren Welt, alſo vor allen Dingen mit der Nation: er hat alles ausgeſprochen, ausgeſchrieben, ausgedrückt, was er gedacht und begehrt und empfunden. Es war eine glückliche Sinnlichkeit in ihm, die ſich von den lebendigen Geſtalten des Lebens nie ableiten ließ, eine glückliche Genügſamkeit und Behaglichkeit, die ihn von allen geiſtigen und philoſophiſchen Schwärmereien ſeiner Kunſtgenoſſen zurückhielt.

Indeß beweiſen die Vorrechte einer einzelnen, hochbegünſtigten Natur nichts gegen die Regel. Ein gewiſſes Mißverhältniß zwiſchen dem Wollen und dem Vermögen iſt der charakteriſtiſche Grundzug unſrer Literatur. So leicht es wäre, grade in dieſer Eigenheit den unvergleichlich hohen Beruf unſerer Nation nachzuweiſen, und grade in der Urſache des Verfalls der deutſchen Beredſamkeit die ſicher Bürgſchaft unſrer dereinſtigen Größe zu finden, ſo habe ich dennoch vorgezogen, meine Betrachtungen mit einer unumwundenen Anklage der Deutſchen zu beginnen, weil ich darauf ausgehe, ſie gründlich und befriedigend zu vertheidigen.

Es iſt eine goldne Regel, eine Haupterfahrung, die uns bei allen unſern Erwägungen der Redekunſt an keiner Stelle verlaſſen darf, daß nämlich das Gemüth des vollſtändigen und geſunden Menſchen beſtändig in kriegeriſcher Dispoſition und zum Widerſpruche geneigt iſt. Wollen wir alſo mit den Waffen der Rede oder des Arms vertheidigen, ſo müſſen wir anzuklagen und anzugreifen wiſſen, was vertheidigt werden ſoll. Der Sachwalter eines Verbrechers muß die ſtärkſte Anklage gegen ihn führen, um ihn mit wahrem Erfolge vertheidigen zu können: der Sachwalter der Tugend muß alle Ränke kennen, die ſeinen Gegenſtand verunglimpfen könnten, eben ſo wie der wahre Gottesgelehrte ohne gründliche Erkenntniß des Teufels nicht zu denken iſt. Dies iſt die erhabene Kunſt, welche unter den Lobrednern des letzten Jahrhunderts den großen Boſſuet ſo weit über den Thomas, und die unter den gerichtlichen Sachwaltern den brittiſchen Redner Erskine weit über alle ſeine Standesgenoſſen erhebt. Dies iſt die zierliche Kunſt, welche die Frauen mit dem ſicherſten und glücklichſten Erfolge üben, ja das ganze Geheimniß ihrer weltlichen Herrſchaft: ſie klagen an was ſie vertheidigen, rathen ab von dem, was ſie erreichen wollen: ſie verdecken Falten und Eigenheiten der Seele, die ſie zeigen wollen, ſie ſcheinen auszuweichen dem, was ſie wünſchen: kurz dies Geſchlecht verſetzt alles in die Dispoſition es zu vertheidigen.

Auf gleiche Weiſe kann man ſicher glauben, daß überhaupt die Anhänglichkeit an einen geliebten Gegenſtand noch nicht weit bei uns gediehen, ſo lange unſer Lob noch unbegränzt iſt: aber wenn wir beſcheiden werden, im Namen des geliebten Gegenſtandes, wenn wir ihn mit Rückhalt, mit Einſchränkung und Ausnahmen zu loben anfangen, ſo etwa, wie ein Bruder von der Schönheit ſeiner Schweſter ſpricht, dann beſchäftigt er uns ganz. Kurz, wo wir aus Liebe ungerecht werden könnten gegen die Welt, und ausſchweifend und abgöttiſch werden könnten im Lobe, da hat uns die Natur ſchon wieder ſanft in die Bahn der Gerechtigkeit eingelenkt.

Was aber ſagt dieſe ganze Regel? — Wiſſe anzuklagen, wo du vertheidigen willſt, anders als in andern Worten meine frühere Regel? Wiſſe zu hören, wenn du reden willſt; verſetze dich in das Herz, dahinein du greifen willſt; in den verwirrten Sinn, welchen du bekehren, in die Krankheit, welche du heilen willſt. Verſtehe, Redner, mich, deinen Gegner, wenn du dich mir verſtändlich machen willſt: biſt du verſtändlich, dann will ich glauben, dann werde ich es im innerſten Herzen empfinden, daß du verſtehſt. Kurz, es giebt kein Mittel den Verſtand zu beweiſen, als die Verſtändlichkeit; kein Mittel, das Geliebte und Verehrte und Angebetete wahrhaft zu vertheidigen, zu erheben, als die Gerechtigkeit. Möge es uns gleichergeſtalt mit der deutſchen Beredſamkeit überhaupt gelingen: mit Anklage haben wir ihr Lob und ihre Vertheidigung eröffnet.

Wer wirken will, muß ſeinen Gegenſtand zu ergreifen wiſſen: die gemeine Eroberung, Beſitznahme und Unterwerfung genügt der größeren Seele nicht. Die Beredſamkeit will ergreifen, aber durch Reiz, durch Motive, die in der Bruſt deſſen liegen, auf den ſie es abgeſehn: ſie will ihre Beute nicht todt haben, wie der gemeine Eroberer, aber im vollen Sinne des Worts lebendig. Sie will eine freie Seele bezaubern und beherrſchen; ſie will ihren Gegner nur zwingen und reizen, niederzuknien vor der Wahrheit, die größer iſt als ſie beide. Sobald alſo der Redner allein ſpricht, ohne ſeinen Gegner, vielmehr ſobald in der Rede des Redners nicht alle Argumente des Gegners enthalten ſind, ſobald iſt er ſeines Gegenſtandes Meiſter noch nicht und ſeines Sieges nicht gewiß. Jede wahre Rede iſt alſo Geſpräch: in dem Munde des einen Redners ſprechen nothwendig zwei, er und ſein Gegner.

Das iſt der Punkt, wohin meine ganze heutige Darſtellung führen ſollte. Um die Beredſamkeit in allen ihren unendlichen Formen zu verſtehn, muß man das Geſpräch verſtehn. Dies iſt es, was Schillern und auch Göthen und Leſſingen unwiderſtehlich auf die Bühne drängte, wo ſich das Streben einer ächten und wahrhaftigen Natur in tauſendfältigen Wendungen und Geſtaltungen des Dialogs auseinanderlegen konnte. Wie konnte das Theater einer zerriſſenen Nation an ſich reizen, ſolche Geiſter reizen; aber einſtweilen, und bis ſich das Zerſtreute und Zerſplitterte wieder fügte, und Deutſchland wieder auferſtand, und dann ein wahres Theater, ein heiliger Spiegel der Nationalſchickſale und eine Durchſicht in die freie Zukunft eröffnet wurde, haben dieſe drei Helden unſrer Literatur das Weſen der deutſchen Rede und der Beredſamkeit überhaupt, nämlich das Geſpräch in ſeiner Würde, behauptet. Die dramatiſchen Werke Schillers, Leſſings Nathan, Göthes Taſſo und Egmont gehören vielmehr in die Gattung des Geſprächs, als des Drama's.

Iſt es nicht ein größeres Geſpräch, ein Wechſelreden zwiſchen ſich und ſeinem Gegner, welches der Feldherr in ſeinem Buſen trägt, wenn er ſeinen Plan entwirft. Kann er ſiegen, wenn er an irgend einer Stelle ſeines Kalküls die Antworten, die Gegenwirkungen ſeines Feindes unbeachtet gelaſſen, wenn der Feind ihm größere Argumente und Kräfte entgegenſetzt, als von denen er ſelbſt ſchon überzeugt iſt. Mit der Idee des Geſprächs beginnen alle Wiſſenſchaften: zwiſchen zwei ewig ſtreitenden Formen der Wahrheit, die ſich in tauſendfältigen Metamorphoſen der verſchiedenartigſten Naturen, Neigungen, Anſichten und Lebensweiſen darſtellen, erhebt ſich in ſteigender Herrlichkeit unergreiflich, unergründlich die Eine ewige Wahrheit; aus dem Feuer des Streits und des Geſprächs, bevor es noch zur Aſche zuſammenſinkt, geht ſie glänzender, überzeugender, empfundener hervor. Die einzelnen Sprecher verſtummen, die Syſteme, die ſie in hoffärtiger Anmaßung ſelbſtherrſchend aufgethürmt, verſinken, aber das Wort ſelbſt, das lebendige Wort, das Geſpräch und die darin als Seele waltende Wahrheit iſt ewig.

Chriſtian Müller

ward 1790 zu Eiſenach geboren, ſtudirte zu Jena und Göttingen die Rechte und ward nach vollendeten Studien und erlangter Doctorwürde in ſeiner Vaterſtadt als Regierungsſecretär angeſtellt. Allein bald gab er dieſe Stelle wieder auf, bereiſte Rußland und Frankreich und, nachdem er als Cabinetsſecretär des Herzogs von Leuchtenberg ſich eine Zeitlang in München aufgehalten hatte, auch Italien und Griechenland. Dieſer längern Reiſe folgte 1824 eine zweite nach Italien, von wo er 1827 in die Schweiz zurückkehrte.

Digitized by Google

Die literariſche Welt kennt ihn durch:
St. Petersburg. Beitrag zur Geſchichte unſerer Zeit. Mainz 1813.
Wanderung von Petersburg nach Paris. Leipzig 1814.
Reiſe von Berlin nach Paris. Mainz 1815.
München unter König Maximilian Joſeph I. Ebendaſ. 1816—1817, 2 Thle.
Reiſe durch Griechenland und die joniſchen Inſeln. Leipzig 1822.
Farnkräuter. Dresden 1824, 2 Thle, 8.
Roms Campagna. Leipzig 1824, 2 Thle.
Das Mädchen von Ithaka. Dresden 1824, 2 Thle, 8., 2. (Titel-)Ausgabe. 1827.
Der Kerker zu Munkholm. Rathenow 1827, 2 Thle.

Einzelne Aufſätze in Zeitſchriften, z. B. dem Tübinger Morgenblatt u. ſ. w.

Lebendige Darſtellung, Eleganz, gute Beobachtungsgabe und belebende Phantaſie, walten in den, meiſt die Gegenwart ſchildernden, Schriften dieſes talentvollen Autors vor.

Chriſtoph Heinrich Müller

ward am 10. Februar 1740 zu Zürich geboren, erhielt nach vollendeten philoſophiſchen und geſchichtlichen Studien die Profeſſur der Philoſophie und Geſchichte am joachimsthaliſchen Gymnaſium zu Berlin, gab aber 1788 dieſe Stelle auf und lebte ſeitdem als Privatgelehrter zu Zürich, wo er am 22. Februar 1807 ſtarb.

Er machte ſich literariſch bekannt durch:
Sammlung deutſcher Gedichte aus dem 12. 13. u. 14. Jahrhundert. Berlin 1784—85, 2 Thle. in 4. und der Anfang des 3. Thls.
Der Dorfpfarrer. Ebendaſ. 1785.
Der Traum. Ebendaſ. 1789.
Dialogen und kleine Aufſätze. Zürich 1792, 2 Thle.

M. erwarb ſich ein beſonderes Verdienſt durch die Veröffentlichung mehrerer poetiſcher Denkmale des deutſchen Mittelalters, zu einer Zeit, als nur ſehr geringe Theilnahme an ſolchen Dingen herrſchte. Seine eigenen Leiſtungen ſind dagegen nicht bedeutend.

Friedrich Müller,

gewöhnlich unter dem Namen: Maler Müller aufgeführt, einer der genialſten deutſchen Dichter ſeiner Zeit, aber lange verkannt, und jetzt bereits wieder faſt von der Menge vergeſſen, ward im Jahre 1750 zu Creuznach geboren, und offenbarte ſchon früh glückliche Anlagen für die bildenden Künſte. Noch ſehr jung trat er in herzoglich zweibrückiſche Dienſte, und gab ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus, Compoſitionen im niederländiſchen Geſchmacke die wegen der Freiheit und Keckheit ihrer Auffaſſung und Behandlung allerdings Beifall erhielten, jedoch auch wegen ihrer Regelloſigkeit, welche überhaupt dem Weſen und den Leiſtungen Müller's eigenthümlich war, ſcharfen Tadel fanden. Das Streben nach höherer Ausbildung und das Beſchränkende der Verhältniſſe, in denen er ſich befand, führte den begabten Künſtler im Jahre 1776 nach Rom, wo er ſich bald ſo wohl und einheimiſch fühlte, daß er ſich hier eine bleibende Stätte gründete. In ſeinen maleriſchen Studien wählte er ſich Michel Angelo zum Vorbilde; ſeine Leiſtungen wurden aber, da er ſich, wie ſo mancher talentvolle Maler auf ſeiner Bahn verirrte, bei allem Streben nach großartiger Auffaſſung nur excentriſch und manierirt, und fanden demgemäß wenig Beifall. Er wandte ſich daher in ſpäteren Jahren völlig von der Ausübung ſeiner Kunſt ab und begnügte ſich mit theoretiſchen Forſchungen, die er beſonders über Rom ſelbſt anſtellte, ſo daß er für wißbegierige Fremde einer der gewiegteſten, erfahrenſten und geſchmackvollſten Führer unter den Schätzen der Siebenhügelſtadt ward; ein Beruf, dem er ſich mit beſonderer Vorliebe widmete. Der König von Baiern ernannte ihn zum baierſchen Hofmaler. — Maler Müller ſtarb im 73ſten Jahre ſeines Alters am 23ſten April 1825 in Rom.

Er hat folgende Schriften hinterlaſſen:
Bachidion und Milon. Idylle; nebſt einem Geſange auf die Geburt des Bacchus, von einem jungen Maler. Frankfurt und Leipzig 1773, 8. Mannheim 1778, 8.
Die Schaafſchur. Idylle. Mannheim 1775, 8.
Der Satyr Mopſus. Idylle. Frankfurt und Leipzig 1775, 8.
Balladen. Mannheim 1776, 8.
Adams erſtes Erwachen und ſelige Nächte. Mannheim 1778, 8.
Niobe. Drama. Mannheim 1778.
Fauſt's Leben, dramatiſirt. Mannheim 1778.
Erzählungen. Berlin 1803.

Sämmtlich nebſt einigen andern, wie z. B.
Golo und Genovefa. Schauſpiel in fünf Aufzügen, wieder abgedruckt in „Maler Müller's Werke.“ Heidelberg 1811, 3 Thle. in 8. — Wohlfeilere Ausgabe (dieſelbe nur mit neuem Titel) Heidelberg 1825, 3 Thle.

Außerdem erſchienen ſpäter von ihm:
Kritik der Schrift des R. von Boſſi über das Abendmahl des L. da Vinci. Heidelberg 1817.
Adonis, die klagende Venus, Venus Urania. Trilogie. Leipzig 1825, 8.
Chares und Fatime, oder der hohe Ausſpruch. — Beſonderer Abdruck aus den Rheinblüthen. Karlsruhe 1825.

Die Zeit, in welcher Müller zuerſt mit ſeinen dichteriſchen Leiſtungen auftrat, war denſelben durchaus nicht günſtig; eine breite Hausväterlichkeit hatte auf dem deutſchen Parnaſſe Platz genommen, und ſah es höchſt ungern, daß die Beſchäftigung mit den Muſen zu etwas Anderem als einer behaglichen Verſchönerung des Alltagslebens dienen ſolle. Die Dichtkunſt war nicht viel mehr als die Kunſt, proſaiſche Gedanken in Verſe zu bringen, und wenn gleich aus den Kämpfen der Schweizer mit der Gottſchediſchen Schule neuere Beſtrebungen hervorgegangen waren, welche vorzüglich Klarheit und Präciſion des Styls, ſo wie Beſtimmtheit und Correctheit der Sprache zu befördern ſuchten, ſo ſah man doch noch nicht eigentlich ein, worauf es wirklich ankomme, und die Menge wandelte getroſt auf der einmal betretenen höchſt bequemen Bahn weiter. Klopſtock ſtand bewundert aber iſolirt da; der feine Leſſing war in gehäſſige Streitigkeiten verwickelt, und ward von den Wenigſten gefaßt, Wieland blieb dem Geſchmacke treu, den er gebildet, aber es geſellten ſich keine Jünger zu ihm. Die ſogenannte ſächſiſche Schule gab den Ton an, und wenn ſie auch manchen wackern Genoſſen zählte, ſo herrſchte doch in ihr zu viel des Mittelmäßigen; man hatte dort keine Ahnung, daß die Poeſie das ganze Leben mit ſeinen Höhen und Tiefen, ein ſchöner großartiger Spiegel deſſelben, umfaſſe. — Um dieſe Zeit aber begann die Morgenröthe deutſcher Dichtkunſt zu dämmern, und Geiſter wie Göthe, Bürger,

Digitized by Google

Herder, Heinſe, Klinger, u. And. bereiteten den neuen Tag und brachten ihn. Dieſen ſchloß ſich Maler Müller enthuſiaſtiſch an; er fühlte im tiefſten Innern, daß man das Leben ergreifen müſſe in allen ſeinen Verhältniſſen, um als Dichter begeiſternd zu wirken. Man hatte ſich in der Kunſt wie in der Poeſie von der Natur, durch Regeln der Schule verleitet, entfernt, ihr mußte man ſich daher vor allen Dingen wieder nahen: dahin ging auch vorzüglich ſein Beſtreben. Mit reicher, faſt üppiger Phantaſie, glühendem Gefühl, ſchwärmeriſcher Begeiſterung für das Große und Schöne begabt, an den hohen Werken der Kunſt heraufgebildet, vertraut mit den Meiſterſchöpfungen des Alterthums, ſuchte er nun in ſeinen Dichtungen zu verwirklichen, was ihm in ſeiner Kunſt zu erreichen nicht vergönnt war. — Aber, wie jeder excentriſche Kopf, ging auch er zu weit, und vernachläſſigte zu oft die Form über dem Gedanken, ſich mit dieſem begnügend, und obwohl ſelbſt bildender Künſtler, nicht bedenkend, daß ein Kunſtwerk nur dann vollkommen zu nennen iſt, wenn Inhalt und Form im genaueſten Einklang zu einander ſtehen. Dies mochte der ſchärfſte Tadel ſein, der ihn, aber mit vollem Rechte trifft, um ſo mehr als er in ſeinem Drama Niobe, in ſeiner Trilogie und in einzelnen Gedichten bewieſen hat, wie correct und edel er ſein kann, wenn es ihm gefällt ſich Feſſeln anzulegen.— Seine glücklichſten Leiſtungen ſind ohne Zweifel ſeine drei echt deutſchen, auf das Treueſte der Natur abgelauſchten Idyllen, Ulrich von Coßheim, die Schaafſchur und das Nußkernen, voll hoher Einfalt und tiefer Gemüthlichkeit. — Seine dramatiſchen Leiſtungen zeichnen ſich durch höchſt conſequente und großartige Charakterzeichnung aus, aber ſie ſind, wie vorzüglich der Fauſt, mitunter zu bizarr und verletzen das Gefühl. — In Hinſicht auf die Form verdient das Schauſpiel Golo und Genovefa unbedenklich den Vorzug vor dieſem. Unter ſeinen lyriſchen Gedichten gehören der „Soldatenabſchied" und die „Dithyrambe" zu den Meiſterwerken deutſcher Poeſie und verdienen im Volke aufbewahrt zu werden, ſo lange deutſche Zunge geredet wird. — Ueberall aber herrſcht in Maler Müller's Leiſtungen die lyriſche Richtung vor; ein Umſtand, der oft ſtörend waltet und ihn wider ſein Willen und ohne ſein Wiſſen zu mancher Verirrung hinreißt. Eine ſtörende Eigenthümlichkeit ſeiner ſämmtlichen Dichtungen beſteht endlich darin, daß keine derſelben dialectfrei geſchrieben iſt.

Vergl. über Maler Müller:
F. Horn, die ſchöne Literatur Deutſchlands; Bd. II, S. 84 ſgde.
Tieck's Phantaſus; Bd. I, S. 459.
W. Müller's vermiſchte Schriften; Th. 5, S. 400.

Einiges aus Friedrich Müller's Werken.

Lyriſche Gedichte.

Die Erle und die Ceder.

Aus dem fetten Wieſengrunde
Nah am Schmerlenbache wuchſen
Ueppig junge Erlen; locker
Grünten ſie empor und Schoſſe wuchſen
Schon im erſten Jahr zu ſchlanken
Bäumchen auf. Am nahen Hügel
Keimten junger Cedern Sproſſen
Langſam aufwärts, Jahre flogen
Hin, noch kaum erſchienen höher
Sie, denn vormals. Höhniſch riefen
Laut die Erlen: ei ihr Trägen!
Schämt euch! Nach ſo vielen Jahren
Noch ſo ſchwach Ihr! Schauet unſern
Reichthum! wie wir herrlich grünen,
Starkgefüllte, volle Bäume!
Voll von Zweigen, dicht von Laube!
Drauf erwiederten die Cedern:
Haben wir bisher doch immer
In den feſten Grund gepflüget,
Mit der Wurzel zwiſchen Felſen
Sichern Stand uns zu erwerben.
Zehnmal weiter, als die Wipfel
Ihr erhebet in die Lüfte,
Dringen wir erſt in die Tiefe;
Alles nach dem Wink der weiſe
Theilenden Natur, die euch zum
Schnellern Uebergang berufen,
Uns zum dauerhaftern Schwunge.
Lange werdet ihr verweſet
Seyn, von euern Kindes-Kindern
Wird kein ſpäter Enkel grünen,
Wenn wir voller Schönheit blühend
Mit dem Haupt die Sterne küſſen,
Und gleich grünen Pfeilern unſre
Aeſte an die Wolken lehnen,
Und gleich Adlern mit der ſtarken
Wurzelkrall die Erde tragen.

Orpheus-Klopſtock.

Einſt rückt nach hohem Fluge
Calliopeja ſelber
Des Sohnes Leier wieder
Herunter von den Sternen,
Und trug auf Klopſtocks Schooß ſie,
Damit dir Langverwaiſte,
Sich tröſtend im Geſange,
Von Neuem einmal ſchalle.

Des großen Barden Finger
Durchliefen leicht die Saiten
Wie Wurm im regen Haine,
Wie leiſer Wellenliſpel,
Bald hoch, bald niedrig rauſchten
Im vollen Flug die Töne,
Und Harmonien quollen
Auf Harmonien mächtig.

Gleich Sonnenadlern ſchwangen
Sich höh'r empor die Oden:
Du heil'ge Frühlingsfeier
Du Zürcher See, die Welten,
Und gleich Apollos Schwänen,
Auf Silberteichen kreiſend,
In feierlicher Stille,
Und wie die ſanfte Klage
Der Nachtigall aus Büſchen,
Bei Lunas mattem Schimmer
Durch Blumenthau froh wehend,
Ihr wehmuthsvollen Lieder,
Du Bardale, der Jüngling,
Die Sommernacht und Selmar
Mit Selma, und die frühen
Vom Moos umwallten Gräber*).

Thal, Wald und Anger ſtaunten
Dem neuen Klang; die Ströme
Verweilten, horchend hingen
Die Felſen her zum Liede,
Es ſtrebten auf die Quellen,
Und trunkne Sterne ſanken
Durch Nacht der Erde näher,
Gezogen von dem mächt'gen,
Erhabnen Klang der Saiten.

Da ſeufzt Calliopeja
Die Mutter hingelehnet
Am Felſen horchend lange.
Vor Wonn' und Schmerzen rinnen
Ihr heißer nun die Zähren:
Gewaltſam fortgezogen,
Eilt ſie mit offnen Armen
Daher, umfaßt den Dichter,
Und drückt ihn an den Buſen:

---

*) Die Frühlingsfeier, der Zürcher See Bardale u. ſ. w. Namen von Oden und Gedichten Klopſtock's.

Du biſt's! ach mir willkommen!
O ſage, welch' Eurydice
Erlöſte dich, mein Orpheus!

Soldaten-Abſchied.

Heute ſcheid' ich, heute wandr' ich,
Keine Seele weint um mich.
Sind's nicht dieſe, ſind's doch Andre,
Die da trauern, wenn ich wandre:
Holder Schatz, ich denk' an dich.

Auf dem Bachſtrom hängen Weiden;
In den Thälern liegt der Schnee;
Trautes Kind, daß ich muß ſcheiden,
Muß nun unſre Heimath meiden,
Tief im Herzen thut mir's weh.

Hundert tauſend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin;
Wo ich fall', ſcharrt man mich nieder
Ohne Klang und ohne Lieder,
Niemand fraget, wer ich bin.

Du allein wirſt um mich weinen,
Siehſt du meinen Todenſchein.
Trautes Kind, ſollt' er erſcheinen,
Thu' im Stillen um mich weinen
Und gedenk auch immer mein.

Heb' zum Himmel unſern Kleinen
Schluchz': Nun todt der Vater dein!
Lehr' ihn beten! Gieb ihm Segen!
Reich ihm ſeines Vaters Degen!
Mag die Welt ſein Vater ſein.

Hörſt? die Trommel ruft! zu ſcheiden
Drück' ich Dir die weiße Hand!
Still' die Thränen! Laß mich ſcheiden!
Muß nun für die Ehre ſtreiten,
Streiten für das Vaterland.

Sollt' ich unter freiem Himmel
Schlafen in der Feldſchlacht ein:
Soll aus meinem Grabe blühen,
Soll auf meinem Grabe glühen,
Blümchen ſüß: Vergiß nicht mein.

Dithyrambe.

Ha, ſchon ſchwindeln meine Sinne,
Ha, es fliehen meine Sinne!
Reicht den mächtigen Pokal,
Freunde reicht ihn noch einmal!
Wie von meinen blöden Sinnen
Alle Nacht und Nebel fällt!
Ha, nun ſteh' ich aufgehellt!
Götter, was ſoll ich beginnen,
Tret' ich ein in fremde Welt?
Welche Tön' in meinen Ohren?
Trommeln-, Pfeif- und Cymbelnſchall!
Neu geboren, neu geboren!
Mir entſinkt der Erdenball!

Bacche, Bacche, Bacche, Bacche!
Vater Evan, Vater Jacche,
Freudenmehrer faß' ich Dich?
Freudenmehrer, zwingſt Du mich?
Schlag den Jubelthyrſus nieder,
Daß der rauhe Fels ertönt,
Jauchze volle Taumellieder,
Daß der Kithäron dröhnt.

Jacche, Jacche, Jacche, Jacche!
Vater Evan, Vater Bacche!
Helfer, reich' den ſtarken Arm!
Ueber mir Centaurenſchwarm!
Pferdbeſchwänzte Mädchen ſpringen,
Drängen feſter mich in Schluß!
Sieh die Satyrn mich umringen,
Mit behaartem Ziegenfuß.

Donnernd hallt der Zug herunter,
Stürmt herunter, brauſt hinunter!
Welch ein Strudel reißt mich hin?
Mitten fort zum Wagen hin?
Näher ſeh ich dich Lyäen,
Seh' dich ſtolzen Liber kühn
Auf dem goldnen Wagen ſtehen:
Wie die Flammenlocken wehen,
Wie vor ihm die Pardel knien!

Frei und flüchtig, raſch und munter
Welch ein göttlich hohes Wunder!
Ha, die Schlange windet ſich,
Schöner Evan, hell um dich!
Gold und Silber ſchuppig blinkend,
Hängt ſie dir am Buſen mild,
Mit geſpaltner Zunge trinkend
Thau, der deiner Lock entquillt.

Wie ſo flüchtig, wie ſo munter!
Welch ein göttlich hohes Wunder!
Milchhaar ſchwebt um Wang' und Kinn
Nymphen laßt mich zu ihm hin
Näher, ſchöner Thyrſusſchwinger,
Näher, näher zu dir hin!
Thyrſusſchwinger, Wagenſpringer,
Den geſleckte Tiger ziehn!

Neuer Zug ſtürmt ſchon herunter,
Dort herunter, da hinunter!
Welcher Strudel reißt mich hin,
Fort zu Libers Wagen hin?
Ha, er winkt mir, winkt mir, winket!
Wie ſein Purpurantlitz blinket,
Wie ihm Aug' und Wangen glühn!
Darf ich, ſchöner Gott der Reben,
Froher Bacchus darf ich kühn
Heut' den grünen Thyrſus heben,
Mit an deinem Wagen ziehn?

Heilig brünſtige Geſänge,
Die ihm jede Nymphe zollt,
Rauſchen her durch Epheugänge,
Götter, wie ſein Wagen rollt,
Wie ihm Löw' und Pardel brüllen!
Wie ſein ſtolzer Wagen rollt!
Aus des Rades Naben quillen
Taumelſtröme, Wein und Gold.

O ihr Brüder, o ihr Brüder!
Selig, ſelig, ſelig Brüder!
Evan ſteigt zu mir hernieder,
Lehnet ſich an mich vertraut!
Selig, ſelig, ſelig Brüder!
Seht es rauſcht um meine Glieder
Tief herab die Pantherhaut.

Kröne meine Schläfe! Kröne
Meine Stirne, neugeſchmückt!
Tanzet vor mir, Silbertöne!
Götter, Götter, wie entzückt!
Flieh ich auf des Meeres Wogen?
Tret' ich den gehöenten Rhein?
Meine Seele iſt entflogen,
Wuth durchſchauert mein Gebein!

Jacche, Jacche, Jacche, Jacche!
Vater Evan, Vater Bacche!
Jacche, Jacche! Gnade, Gnade!
Reiß mich von dem Flammenrade,
Reiß'! Schon taumelt auf einander
Erd' und Himmel und Geſtirn!
Auf mir ſteht ergrimmt der Panther
Und zernaget mein Gehirn.

Ach du kommſt, du kommſt und retteſt,
Vater Evan, retteſt, retteſt,
Kühlſt in ſüſſer Wonne Fluth
Meiner heißen Locken Gluth.
Wehe, Vater Evan, wehe!
Ich verſinke! ich vergehe!
Ha, ſchon zieht mich Morpheus hin.
Welche Wolluſt! Kühle Lüfte
Hauchen ſüße Blumendüfte,
Silbern ſäuſeln ſie im Fliehn.

Digitized by Google

Natur.

Wie eine liebe Mutter mit dem jungen
Geliebten Sohne lächelnd ſpielt;
Auf Blumen wälzt ſie ſich; umſchlungen
Hält ſie den Liebling froh; er wühlt
Sich über ihre Bruſt, voll ſüßen Wahns, als hielt'
Er ſchon mit Rieſenkraft die Stärkere bezwungen;
Es freut die Mutter ſich und fühlt
Von ihres Sohnes Luſt ſich doppelt ſüß durchdrungen.

So ſtand vor Dir einſt, große Here,
Im ſel'gen Anblick tief entzückt,
Die himmliſch lächelnde Cythere,
Da ſie mit ihren Zaubergürtel dich geſchmückt,
Zum Wunderbild für Erd' und Meere,
Zur Schönſten, die Olympus je erblickt!
Sie hängt an dich das Wonneſiegel
All' ihrer Reize, allen Glanz,
Und ſieht in deiner Schönheit, wie im Spiegel,
Nur eigner Schönheit Daſein ganz.

Es reicht Natur, o Künſtler, willig dir
All' ihren Zauber, ihre ſeltne Zier,
Gleich Waffen dar, ſie ſelber zu beſiegen.
Du ringſt mit ihr; mit wonnevollen Zügen
Haucht ſie im Kampf dir Muth und zahlt dafür
In deinem Jubel ſich mit doppeltem Vergnügen.

Expoſitionsſcene des Drama Niobe.

Oeffentlicher Platz außer der Stadt Theben. Vorn auf der einen Seite das mit Kränzen behangene Portal und die mit Blumen überſtreuten Schwellen des Tempels der Latona; gegenüber unter jungen Ulmen die Bildſäule der Diana und des Apollo auf prächtigen Fußgeſtellen. Im Hintergrunde erblickt man die Stadt Theben, Gebäude mit Säulengängen, Pyramiden, Obelisken und rauchende Altäre. Man hört aus der Ferne allmälig näher kommenden Lobgeſang.

Diana mit losgewundenem Haar in einem blaßgrünen Leibrock und braunen Ledermantel gekleidet; ein goldner Gürtel umzingelt ihren Leib. Bogen und Pfeile trägt ſie über dem Rücken an einer goldnen Schnur, kommt traurig aus dem Tempel der Latona die Stufen herunter.

Diana.

Bin ich's? Ha, ich bin der gefallnen
Der geſchmähten Latona Tochter?
Nicht unter Schmerzen erliege,
Göttliches Herz!
Bruder! Bruder! wo bleibſt Du?
Vergebens ſend' ich
Durch Wolken meine Blicke nach Dir!
Komm! komm doch!
Eins mit mir, Rächer,
Bald zu ſtrafen die Frevler,
Bald zu ſtrafen!
Herunter ſchreite die hohe Wolken-Bahn!
Schon hör' ich, hör' ich nicht in der Ferne
Hohngeſänge jetzt, auf Dich, Mutter,
Bruder, auf Dich, auf mich!
Mich, die geſchmähte Tochter und Schweſter.
Ha, trag' ich denn Waffen umſonſt?
Bin ich etwa nicht Göttin mehr,
Daß ich's ſo willig erdulde!
(Sie greift nach dem Bogen).
O grauſam, grauſam
Müſſen ſterbliche Menſchen büßen!
Büßen die Thränen,
Die ſie aus heiligen, unſterblichen Augen preſſen!
(Apollo auf einer Wolke).
O Apollo, Du kommſt,
Anzuſchauen aus Deinen heiligen Augen
Unſrer geliebten Mutter Entehrung,
Kommſt, zu ſchauen Deine Schmach itzt
Und mein unerträglich banges Leiden!
(Sie ſetzt ſich auf die Stufe, lehnt ihr Haupt an die Säule und weint).

Appollo.

Halt ein, Diana!
Theuerſte Schweſter, erniedre
Deine Gottheit nicht alſo.
Warum weinſt Du ſo ſehr?

Diana.

Sollt' ich nicht, Bruder!
Geliebter, Theurer,
Laß mich jetzt ausweinen.
Nicht aufhalten kann ich die Thräne,
Meinem göttlichen Aug' entrinnend.
Hier, hier! Auf dieſen Stufen!
O Du erinnerſt Dich wohl noch
Der ſüßen kindiſchen Tage,
Wie ſie oft da ſaß,
Die anmuthsvolle Mutter,
Dich und mich,
Ihre blumenbekränzten Kinder,
In geliebten Armen drückend.
Wir kamen hier jährlich zuſammen,
Ihres Feſtes uns mit zu freun.
Ich von den Rehbergen herunter,
Du herüber von Delos,
Feierten wir dann hier und umſingen
Frohlockend uns, als treue
Von der geliebteſten Mutter
Gebarne Zwillingsgeſchwiſter.
Ach, und die ganze Erde war Zeuge,
War Zeuge Mond und Sonne
Am hochbewölbten Olympus,
Unſrer zärtlichen Eintracht,
Der frohen Unſchuld und Liebe,
Die Beider Herzen verband.
Und geſtern! geſtern!
Ha, den Tag ſah Himmel und Erde!
Aber unſre Mutter, unſre Mutter!
Fand hier die Freude nicht mehr.
Keine Kränze, geweiht ihr an dieſen hohen Säulen,
Keine Blumen, geſtreut ihr auf dieſen
Zierlichen Stufen!
Nicht Opfer, ihr angezündet, keine
Geſänge voll Lob, keine
Jünglings- und Mädchentänze
Hier am Tag ihr bereitet.
O Schande!
Sink' ein, Theben, begrabe
In deinen Schutt und Trümmer, tief begrabe
Dieſer ſchändlichen That Angedenken!
Abgewieſen ward hier unſre Mutter;
Ehrlos verſtoßen ſtrich ſie an dieſen
Allein ihr geheiligten Schwellen; durfte
Nicht einmal nahen, wo ſie daheim war.
Jenſeits ging ich, vom Waldſchatten
Gedeckt, am hohen Cynthus
Unter meinen Geſpielen
Sehnlich erwartend der lieblichen Stimme,
Die mich herüber laden ſollte
Zum Mutterkuſſe.
Ach da begegnet ſie mir,
In ihrer Schmach begegnet mir die Mutter;
Roth ihr Auge von Zähren,
Aufgelöſt ihr ſchönes langes Haar
Im Winde; über die Gipfel her
Trug Echo ihr Leid.
Erſchrocken hielt ich, meinen Händen
Entglitt der Jagdſpieß, mein Buſen
Klopfte laut; ſie aber ſtand angelehnet
Am Aſte der dürren Eiche,
Bitterlich ausweinend ihren Kummer.
Alle meine Geſpielen ſenkten traurig
Die Stirnen, weinten mit ihr:
Licht meiner Augen, Diana!
Ich bin gefällt, o Tochter!
Alle meine Herrlichkeit darnieder.
Wer wird mich künftig noch achten!
Niobe — O daß ſie verſchmachte die Stolze,
Getroffen von Deinen Pfeilen, Tochter!
O Siſyphus Qual über ſie!
Niobe! Niobe! Atlas Rieſentochter,
Die Brut des verruchten Tantals,
Niobe hat Altar und Tempel
Mir heute geraubet,
Hat mein Bildniß geſchlagen.
Mich und Dich und Apollo,
Deinen heiligen Bruder, geſchmähet.
Auch Mutter von vielen Kindern,
Hielt ſie Deine frommen Mädchen,
Apollos fromme Jünglinge,
Von meinem Dienſt heut; ſcheuchte die Mütter,
Entriß ihren zitternden Händen
Die Körbe, verſchüttet die Opfer,
Riß uns geheiligte Altäre nieder:
Mir, mir, rief ſie in ſtolzem Frevel
Jauchzend durch Thebens Straßen, — die
Ganze Stadt erſchrak,

Digitized by Google

Blickte furchtſam zu ihr auf —
Mir opfert! Ich bin
Mehr, als Latona! die Tochter Atlas,
Zeus Verwandte bin ich!
Mutter von ſieben Söhnen,
Mutter von ſieben Töchtern, alle
Und alle Zwillinge!
Thörichte, länger nicht ſollt ihr
Unſichtbare Götter anbeten,
Derer vergeſſen, die
Unter Euch wandeln.
Eure Göttin ich, ich, die Ihr morgen
Im Tempel verehren ſollt.
Falle morgen Latona! Steig' auf
Niobe! Sie komme,
Die Geſchmähte, komme Morgen!
Latona begegne mir!
— So weinte meine Mutter den Frevel.
Die heiligen Haine erbebten
Bei jedem Wort, des Thales Quellen
Weinten in meinen Jammer.
O Bruder! heute der Tag,
Jetzt ſchon die Stunde
Des Frevels! Beginnen jetzt ſoll
Deine und meine and unſrer
Jammernden Mutter neue Schmach!
Sie zieht ſchon feiernd durch die Stadt, Niobe!
Hörſt Du den Hymnus? Umgeben
Von all' ihren Söhnen, allen Töchtern,
All' denen, die heute mit ihrem
Stamm ſich vermählen.
Ha, prangend auf ſtolzem Wagen,
Trotzt ſie mit Kron' und Zepter unſrer Macht.
Aber tauſendmal
Treffe ſie Qual ſtatt Freude!
Tauſendfach, ja tauſendfach
Bezahl' an dieſem Tag ihr Frevel,
Fall über ſie Angſt und Jammer!
Zerfriß ihr unbändig Herz, Zähre,
Die hier auf dieſer Schwelle
Meine Mutter vergoß! Zerſchmilz,
Theben! Theben!
In den Thränen, die ich jetzt weine!

(Der Geſang kommt näher).

Sinke Jammer und Elend
Auf Niobens Haus! Sie falle
Mitten in ihrem Stolz,
Und kein Gott, keine Göttin
Trage länger für ſie erbarmende Gnade!

Apollo.

Auf Diana!
Laß Deinen Zorn nicht
In Seufzer und Thränen ſchmelzen.
Göttliche Schweſter,
Dir und mir
Rache verliehn vom Schickſal!

Diana.

Ha, der Zukunft Tafel
Trägſt Du an goldner Stirn,
Apollo!

Apollo.

Kennſt Du dieſe Pfeile,
Ihren Klang?

Diana.

Schwarz wie der Orcus.
Ich kenne ſie.

(Der Geſang immer näher).

Apollo.

Sie kommen ſchon!
Verſchließ dem Frevelgeſange
Dein zu heilig Ohr!
Sie kommen, begleitet vom Verderben,
Gezogen in ihren Fall.
Steig' auf zu meinem Sitz, Diana
Steig' auf! Unheilige Thaten
Entgehn nicht ihrer Strafe.

Diana.

Verſprichſt Du mir denn Rache?
Theuerſter Bruder, ſage!

Apollo.

Bei der Tiefe des Styx,
Bei Jupiters erhabner Krone
Schwör' ich!

Diana.

Ha, ſo komm!
Jauchze, ſtolzier' jetzt,
Der Zwillinge Mutter! Komm, einhertretend
In aller Pracht, komm,
Höhne Latonens Kinder,
Apollo, Diana, noch einmal!

Apollo.

Sie wird's und ſchwerer
Büßen ihren Frevel;
Fürchterlich erwartet ſie
Qual und Jammer.
Zurückſtoßend von dieſen Schwellen
Den warnenden Prieſter; ſie
Entweihend Latonens Altar
Mit frecher Hand: dann,
Dann ſchrecklicher Rache Ziel,
Ueberlaſſen uns
Von allen Göttern!

Diana.

Ha!

Apollo.

Kalt liegt ihrer Söhne Tod
In dieſem Köcher.
Schon welkt nahe dem Orcus
Ihr Stolz; umſonſt
Seufzer an's rauhe Mutterherz.
Stehn wird ſie
Im Tode Fels,
Aller Züchtigung höhnend!

Diana.

Fels hier?

Apollo.

Dies Schickſal wartet auf ſie.

Diana.

Ha, aber zuvor noch
All' ihre Söhne niedergelegt
Von Deinem Bogen,
Zu ihren Füßen wälzen zu ſehn:
Bei Deinen heiligen Locken.
Widerrufe nicht dieſe Hoffnung!

Apollo.

Unwiderruflich iſt mein Wort.

Diana.

O, laßt mich's hinjauchzen durch die Luſt,
Daß es fern höre
Die gekränkte Mutter.
Herüber komm' und ihr Herz
Weide, ihr Aug'!

Apollo.

Ruf' ihr zu Deine Rache!

Diana.

Welche gab das Schickſal mir?

Apollo.

Niobens Töchter
Sind Dir übergeben.

Diana.

Mir? ſagſt Du, mir?

Apollo.

Ihr Leben und Tod
Steht in Deiner Hand.

Diana.

O, Niobe!
Ha, ſtockt Dir das Blut nicht
Bang unter'm Herzen!
Du, die auf ſich lud den Zorn der Götter,
Leid' und leide nun tauſendfach
In ſchrecklicher Vollendung deines Schickſals!
Ha, ihr Kinder!
Wo habt ihr ſolch eine Mutter verdient!

Apollo.

Noch darfſt Du Mitleid tragen,
Schweſter! Deiner Lippe
Entging nicht
Der Todesſchwur.

Diana.

Ja, könnte ſie jetzt gleich
Demüthig hinſinken,
Umfaſſen meiner Mutter Knie,
Könnt' um Vergebung ſie flehn:
Erbarmen wollt' ich mich!
Aber nein! Zu ſtolz ihr Herz,
Zu ſüß auch meine Rache.
Nein! Nein! Kommt ſie nicht dort
Mit trotzenden Blicken,
Den Himmel erſchütternd,

Digitized by Google

Die Götter verſchmähend?
Und ich? Ha, mag eindrechen
Ueber mir der Olymp, verſchütten
Mein dämmernd Licht!
Mag aufhören ehe meine Gottheit,
Eh' ich Erbarmen über ſie trage?
Mit ihren Töchtern Mitleid ich?
Sie, die keine Erbarmung
Mit unſrer Mutter trug!
Nein, nein, fallen ſie!
Im Tode der Kinder leide die ſtolze Mutter,
Wie wir in unſrer Mutter Schmach!
Die letzte Rache ſei mein,
Mein der letzte, all' ihren Stolz
Niederlegende Pfeil.
Das ſchwöre ich unwiderruflich
Bei unſrer geſchmähten Mutter Zähren,
Bei dieſen naſſen Wangen,
Bei Deinen heiligen Augen,
Bei der Tiefe des Styx,
Und Jupiters erhabner Krone!
(Sie ſteigt zu Apollo auf den Wagen).

Apollo.

Verfinſtre Dich, mein Licht!
Schaue nicht heut am Tage herunter,
herunter,
Wenn Thebens Erde das Blut
Ihrer erſchlagnen Königin trinkt.

Diana.

Brecht hervor aus des Orcus
Dunklem Schooße,
Brecht hervor, bleiche Geſtalten des Todes,
Im Strahl der Nacht,
Umherr von Thebens
Uraltem königlichen Stamm.

Beide.

Brecht hervor und empfanget
Heut' Eures Hauſes letztes Reis.
(Beide durch die Luft ab).

Scene aus Fauſt's Leben.

Fragment.

Maler Müller's Werke Th. 2. S. 34.

Fauſt's Studierſtube.

(Fauſt ſitzt und lieſt aufmerkſam).

Du mußt' es endlich hinkommen! Alles oder gar Nichts! Das ſchale Mittelding, das ſich ſo die hintere Scene des menſchlichen Lebens durchſchleppt — weder Ruh noch Frieden da zu erjagen! Ein einziger Sprung, dann wär's gethan! (lieſt). Lieber aller Bequemlichkeit beraubt; genähet und gekleidet, ſo ſparſam, als die ſtrengſte Pilosophie es erduldet: nur die Kraft, das auszuführen, was ich nahe meinem Herzen trage; die Belebung dieſer aufkeimenden Ideen, was ich mir in ſüßen Stunden erſchaffe, und doch unter Menſchenohnmacht wieder dahinſterben muß, wie ein Traum im Erwachen. Daß ich mich ſo hoch droben fühle und doch nicht ſagen ſoll: Du biſt Alles, was Du ſein kannſt! Hier, hier ſteckt meine Qual. Es muß noch kommen, muß! Mit wie vielen Neigungen wir in die Welt treten! Und die meiſten zu was Ende? Sie liegen, von ferne erblickt, wie die Kinder der Hoffnung, kaum ins Leben gerückt; ſind verklungene Inſtrumente, die weder begriffen, noch gebraucht werden; Schwerter, die in ihrer Scheide verroſten. Warum ſo grenzenlos am Gefühl das fünfſinnige Weſen! So eingeengt die Kraft des Vollbringens! Trägt oft der Abend auf goldnen Wolken meine Phantaſie empor, was kann, was vermag ich nicht da! Wie bin ich der Meiſter in allen Künſten, wie ſpanne, wie fühl' ich mich hoch droben, fühl' in meinem Buſen all' aufwachen die Götter, die dieſe Welt in ruhmvollem Looſe wie Beute unter ſich vertheilen. Der Maler, Dichter, Muſikus, Denker, Alles, was Hyperions Strahlen lebendiger küſſen und was vom Prometheus Fackel ſich Wärme ſtiehlt: möcht's auch ſein und darf nicht; übermann' es ganz unter mich in der Seele und bin doch nur Kind, wenn ich körperliche Ausführung beginne, fühle den Gott in meinen Adern flammen, der unter des Menſchen Muskeln zagt. Für was den Reiz ohne Stillung? O, ſie müſſen noch alle hervor, all' die Götter, die in mir verſtummen, hervorgehen hundertzüngig, ihr Daſein in die Welt zu verkündigen. Ausblühn will ich voll in allen Ranken und Knospen! So voll! voll! Es regt ſich wie Meeresſturm in meiner Seele, verſchlingt mich noch ganz und ganz. Wie dann? Soll ich's wagen, darnach zu taſten? Es ragt über mir und bildet ſich in den Wolken ein Coloſſus, der das Haupt über den Mond ſtreckt. Ich muß, muß hinan! Du Abgott, in dem ſich mein Inneres ſpiegelt! Wie ruft's? Geſchicklichkeit, Geiſteskraft, Ehre, Ruhm, Wiſſen, Vollbringen, Gewalt, Reichthum, Alles, den Gott dieſer Welt zu ſpielen — den Gott! Ein Löwe von Unerſättlichkeit brüllt aus mir: der erſte, oberſte der Menſchen! (wirft das Buch weg) Weg! Du verſtörſt mich. Mir ſchwindelt das Gehirn; reißeſt mich da nieder, wo Du mich erheben willſt; machſt ärmer, indem Du ferne zu reiche Hoffnungen zeigſt. (Sitzt in Gedanken; man hört von außen die Juden lärmen *). Was iſt das?

Wagner (hereinſtürzend).

Um Gotteswillen!

Fauſt.

Was für Lärm?

Wagner.

Ei, draußen!

Fauſt.

Wie? Was plagt Dich wieder, lieber Grillenfänger? Komm her, ſprich zuvor. Biſt Du krank, Wagner? Deine Augen voll Thränen?

Wagner.

O, ich wollt', ich wär' im Himmel! dieſe Welt ...

Fauſt.

Daß Dir doch immer das Leben zur Qual wird! Ich kann Dich nicht begreifen. Junge, unſre Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel; aber Deines ſchwebt höher droben. Die Welt könnte mir alles werden, und Dir? Du findeſt nichts unter der Sonne, an dem Deine Liebe ganz haften möchte.

Wagner.

Ach, Minchen! Minchen! Ihr wißt's nicht; Minchen iſt ja mit ihrem Vater davon! Euer Vermögen, der Goldſchmied, die Mosler, Alles! Die Juden draußen ... Unmöglich! Unmöglich!

(Will ab; Fauſt faßt ihn; man hört die Juden ſchreien und lärmen).

Fauſt.

Halt! Halt! Du mußt ausreden; kommſt mir nicht von der Stelle los. Was iſt's? Ha! Wie?

Magiſter Knellius Stube.

(Tiſch worauf Papiere, Schriften, Bücher und Briefe in Unordnung hingeſtreut liegen).

Knellius, Sandel (hinkend am Stock).

Knellius.

Verzeihen Sie! Da bin ich wieder, Herr Sandel; den Augenblick Alles ausgemacht; ein Wort, und wie der Blitz. Die Juden haben die Vollmacht an Fauſt's Vermögen, Bücher, Hausrath u. ſ. w. Iſt doch billig, daß man ſich ein wenig der armen Teufel annimmt, damit ſie nicht Alles verlieren. Die Menſchlichkeit befiehlt das. Von hier aus kann man gerade an das Haus ſehen. Wie die Juden einſtürmen! Sehn Sie doch, Sandel! Das wird des Doctors Wuth ein wenig darniederlegen; ſo auf einmal Alles verloren und noch obendrein die Proſtitution ...

Sandel.

Wie das freut! ha! ha! ha! Ei, Sackerment! Das Lausdintenfaß da, hätt' mir's faſt über'n Leib gegoſſen. Ei, ei, mein Fuß! Ei! (Sitzt).

Knellius.

Sieht ein wenig gelehrt, heißt das, ſchweiniſch, unaufgeräumt bei mir aus. Nicht wahr, Herr Sandel trinken doch ein Schälchen Chocolade bei mir? Extra feine hab' ich von einer Dame zum Präſent bekommen, die ſoll Ihnen Ihr Podagra verjagen.

Sandel.

So? Warum kann Er den Fauſt nicht leiden, Herr? Ei warum? Sag' Er mir, warum?

Knellius.

Iſt ein Narr, Herr Sandel.

Sandel.

So?

Knellius.

Mit dem kein ordentlicher Menſch ſich vertragen kann; ein Haſenfuß, ohne Sitten, mit einem Wort, ein Genie!

Sandel.

Ha! ha! ha!

---

*) Fauſt's Gläubiger, die ihn verfolgen.

Digitized by Google

Knellius.

Da arbeit' ich eben an einer Diſputation wider ihn; kann mich jetzt unmöglich viel mit ſolchen belletriſtiſchen Kleinigkeiten abgeben, bin zu ſehr mit ſolideren Geſchäften occupirt. Dann und wann ſo ein Augenblick, ein Stündchen zur Erholung, zum passer le temps, nicht anders.

Sandel.

O, natürlich! Der Herr hat immer zu viel zu thun! Ueberhaupt Alles wendet ſich an ihn; der Herr muß immer für Andere rennen und laufen. Das frißt Zeit, ha! ha! ha! ſo den Miniſter, den Procurator ſpielen! Ha! ha! ha!

Knellius.

Meine große Ueberraſchung, Herr Sandel, die frißt Zeit weg. Dies weitläuftige Werk, worauf das ganze gelehrte Deutſchland aufmerkſam iſt, von ſo weitem Umfange, wozu Rieſenarme eines Halbgottes gehören und das ich mich erkühnet, allein zu unternehmen.

Sandel.

Schwerenoth! Was iſt denn das für ein Werk?

Knellius.

Die Ueberſetzungen des chaldäiſchen Corpus Juris, mit Noten und Erläuterungen verſchiedener arabiſcher Scribenten.

Sandel.

Chaldäiſch verſteht Er einmal nicht; wo kriegt Er denn die Leute her, die überſetzen.

Knellius.

Für Geld und gute Worte finden ſich überall Leute, die das ſchon ſo grob oben weg zu machen wiſſen; muß es doch hernach erſt poliren. Eigentlich iſt das das Letzte, wofür ich immer ſorge; erſt für Pränumeranten und dann für's Privilegium.

Sandel.

Herr, das Buch iſt ſchon überſetzt heraus, hab's ſelbſt in meiner Bibliothek. Er hat gelogen, da Er ſich in den Zeitungen als der Erſte annoncirt hat.

Knellius.

Wie? Wie? Herr Sandel? Nu, wenn's auch ſchon da wär', der Erſte oder der Zweite, das thut ja nichts zur Sache. Ein Jeder überzeugt ſich ſelbſt und ſchreit hin, ſo laut er es vermag! ich bin der Erſte! Das Publikum mag hernach glauben, wem es will.

Sandel.

Aber tauſend Sackerment! Ei, mein Bein! — 's hundsföttiſch, Herr, ſpitzbübiſch.

Knellius.

Ah, Poſſen, ha! ha! ha! ha! Poſſen! Herr Sandel, ein Jeder hämmert auf dieſem Erdenrund ſein Fleckchen, wie der Andere; ein Jeder hat ſo viel Recht, wie der Andere. Wer heißt die Lümmel mir alle guten Einfälle vor der Naſe wegzuſchnappen, die ich vielleicht in futuro auch noch haben könnte? Und wenn auch der eine Eine erfindet, der Andere cultivirt's weiter! Die Art, mit der man heut zu Tage eine Sache thut, macht Alles, Herr Sandel. Vaterlandsliebe! Menſchenliebe! Liebe zur Ausbreitung der Literatur! Ein wenig wohlfeil, Vignetten; was nur in die Augen leuchtet, Sächelchen, die Einer, wenn er's nur im Geringſten mit dem Verleger verſteht, hundertfältig wieder einzubringen weiß: omne tulit punctum! Geld, Herr Sandel, Geld regiert die Welt! Wer Geld hat, hat Genie und Verſtand; Geld iſt mein Genie und Lorbeerkranz, und wenn ich das hab', pfeif' ich auf alle Lorbeerkränze, wo ſie auch herwachſen.

Sandel.

Hätt' auch nicht ſonderlich Urſach mehr, darnach zu haſchen, ha! ha! Kam ſchon wüſt ins Gedräng, iſt ſchon zuſammen geritten worden, daß ihm der Appetit nach Lorbeerkränzen vergehen ſollt'. Magiſter, die Wahrheit, er hat ſchon wüſte Püffe gekriegt.

Knellius.

Ah ſo, ha! ha! ha!

Sandel.

Nicht ah ſo, ſondern in optima forma. Sieht er, das gefällt mir jetzt wohl an ihm, daß er die Poeterei ganz auf Seite geſchmiſſen und ſich mit was Anderm abgibt, das ihm vielleicht beſſer zur Hand ſchlägt.

Knellius.

Ich auf Seite geſchmiſſen? Auf Seite geſchmiſſen? Im Gegentheil! Jetzt will ich erſt recht anfangen. Meine Elegieen ſind in ganz Deutſchland als erbärmlich ausgepfiffen worden: weiß Alles, warum, kenne die Cabalen! Aber das ſoll mich nicht ſchrecken; jetzt will ich erſt hervorrücken all' den ſcheelſüchtigen Recenſenten-Flegeln zu Trutz; hervorwiſchen mit zehn, zwanzig, dreißig, hundert auf einmal, hier und da und dort, daß ſie nicht wiſſen, wie und woher. Und da will ich feuern mit den Uebrigen die ich an der Hand habe, daß ſie meinen ſollen, der Himmel blitzt über ihnen zuſammen. Nein, mein wertheſter Herr Sandel, da kennen Sie mich noch nicht! Wer nachgibt, hat verloren; wer zuerſt aufhört, hat Unrecht in dieſer Welt. Aushalten, bis auf den letzten Mann, ſollt' einer auch drüber zu Kraut zerhackt werden! Das letzte Wort, das beſte Wort! Gut oder ſchlecht, all' eins! Wenn zehn, zwanzig ſchrein: das iſt nichts nutz, muß man vierzigmal wieder entgegen ſchreien: ihr verſteht's Alle nicht, und dann hinter ihre eignen Sachen hergehn, wie ſie auch ſein, noch ſo groß, thut nichts! Streiten mit großen Männern, macht immer Aufſehen und Lärmen, und wenn man auch zertreten wird — thut nichts! Man wird doch immer in der Polemik neben einem großen Namen genannt. Und dann bleiben ja noch ſo Viele übrig, mein lieber Herr Sandel, bei denen unſer einer auch Recht hat, und noch Patrone, bei denen es oben drauf noch etwas einträgt.

Sandel (aufſtehend).

Aber am End', Magiſter, wenn der Patron merkt, daß hinter dem gelehrten Mann im Grunde doch ein fauler Fiſch ſteckt, wie dann? Die Thür', Magiſter! Er weiß, wie das zu gehen pflegt.

Knellius.

Spaß, Herr Sandel! Wenn der Fuchs Drohungen ſcheut, wird er ſein Lebtag nicht fett. Die Weiber ſind meine Hahn, mit denen ich nach den Männern angle. Hab' ich das Weib einmal, was will der Mann? Es gehört Uebung dazu, ſich durch die Welt zu ſchicken, und einem armen Teufel geht's oft hinderlich genug. Sottiſen und Weiber-Launen mit einem lächelnden Geſicht von ſich weg zu pauken und eine angenehme Pille nach der andern zu verſchlucken, ohne ſein Ziel darüber aus den Augen zu verlieren, dazu gehört deſperate Courage; und ein Kerl, der das vermag, iſt in meinen Augen kein H... — Jeder Bube kann ſeinem Humor nachlaufen, jeder Narr, jedes Genie; aber Leute, denen man fatal iſt, an unſer Geſicht zu gewöhnen, ſich trotz aller Heterogeneität mit Andern in eine Geſellſchaft einzupaſſen.... Herr Sandel, die Chocolade iſt fertig, kommen Sie. Iſt doch Alles in der Welt nur pro forma; pro forma, was wir leiden, wo unſer Intereſſe implicirt iſt; haben wir einmal, was wir wollen, die Leutchen gebraucht, wie wir wollen, dann lachen wir, ha! ha! ha! Attachement und Ehrfurcht blaſ' mir in Hobel!

(Ein altes Weib bringt Chocolade und ſetzt ſie auf den Tiſch)

Knellius (gießt ein).

(Man hört einen Lärm auf der Straße.)

Was iſt das! Ah! Sehn ſie, Herr Sandel, Soldaten und Gerichtsdiener ziehen in Fauſt's Haus hinunter; wird ein ſchön Gebäck geben, wollen unſern Spaß haben. Sehen Sie, wie die Juden wegſchleppen! Der Fauſt weiß nicht, was ihm noch grünt! Wenn's da nicht auslangt, Herr Sandel, kann's ihm an Kragen gehn, daß man ihn noch bei den Ohren feſtnimmt und eincarcerirt.

Sandel.

Er iſt ein Eſel! Wie kann man das? Für andre Schelmen Alles hergeben und noch dazu...

Knellius.

Die Gerechtigkeit, Herr Sandel! Ein altes Sprichwort: Bürgen muß man würgen, Herr Sandel. Warum hat er's gethan, damit geprahlt, ha! ha! ha! Meine Diſputation freut mich nur, wie die noch vor ihrer Exiſtenz ſcheitert. Er wär' wüſt gekämmt worden, hab ſo recht all' meine Galle hinein gebracht.

Sandel.

Doch auch ein unterthäniges Rauchwerk dem Mäcen? Ei, ſo ſchlag ihn das... Muß er mich juſt da an mein link Bein ſtoßen?

Knellius.

Nicht bös gemeint, Herr Sandel, kommen Sie, wir wollen die Chocolade drüben im grünen Zimmer nehmen, können gemächlich ſehn, was unten auf der Straße vorgeht. Luſtig, eh ſie kalt wird! (nimmt das Chocoladebret).

Sandel.

Hört er's! Geh er zu allen Teufeln mitſammt ſeiner Chocolade! Will in ſeine Chocolade! Er Flegel! Er Eſel! (hinkt an die Thüre, dreht ſich um). Hört er's, daß er mir in der Stadt nicht ſagt, hab' mit ihm Chocolade geſoffen, ſonſt... ſonſt...!

(Hinkt mit dem Stock, ab.)

Knellius (ſetzt wieder nieder).

Der alte Kracher, mich ſo zu beflegeln! Der Henker! Hat's ihn vielleicht verdroſſen, daß ich ihn der Juden wegen ſo allein da ſitzen ließ? Will's gleich erfahren, wenn ich ſeiner Alten ihre runzlichten, ledernen Hände einmal küſſe. Was hab' ich denn gleich bei der Hand, ihr vorzuleſen? (Greift in alle Taſchen.) Das war eine ſchöne Gelegenheit, den Fauſt hinter den Rippen zu kitzeln; hätte den Juden gleich auf der Stelle küſſen mögen, der mir ſie verſchaffte. Ha! ha! ha! Gelt, Herr Doctor! Was ihn das ärgern, grämen, grimmen muß, ſeinen Hochmuth der den Wolken entgegenlief, niederſtreichen muß! Soll noch beſſer kommen. So lange der in Ingolſtadt exiſtirt, ſchlaf' ich

Digitized by Google

nicht ruhig. Er iſt mir ein Dorn in meinen Augen bei Tag und Nacht. Wenn ich's nur dahin bringen kann, daß er jetzt feſtgeſetzt wird. Die Juden! Laß ſehen, Knellius, haſt ja noch Kopf und Leute an der Hand, etwas auszuführen! Gut. Will Alles anſpannen. Aber Blitz! Da verſpät' ich mich mit Monologiren, indeſſen der alte Podagrämer mir davon ſchleicht, in der Idee, als hätt' er mich beleidigt. Das iſt keinen Teufel nutz, macht eine gewiſſe Lücke in der Converſation, eine gewiſſe Unbeholfenheit, die gar nicht zu meinen Planen zweckt; der Kerl nimmt mich dann gleich genauer auf's Korn. Chocolade hin, Chocolade her! Muß den Augenblick nachlaufen und ihn mit ein paar närriſchen Hiſtörchen wieder herumbringen. Wenn man nie ſcheint, iſt man nie troffen worden. Spaß iſt kein Spaß, wenn man nicht darüber lacht; Sottiſe keine Sottiſe, wenn man ſich nicht darüber ärgert. Ueberhaupt mein Principium: mit Leuten, die einem nutzen können, muß man's nicht ſo genau nehmen.

Schwamm bucklich. Blaß ſtelzfüßig. Amſel einäugig. Ahasverus ſtammelnd.

Alle.

Empfehlen uns, Herr Magiſter.

Knellius.

Ei meine lieben, lieben, lieben Freunde, herzlich willkommen! Den Augenblick wollt' ich zu Ihnen gehen. (Küßt jeden). Hab' nothwendige Sachen, zwar nicht von Wichtigkeit, aber doch ſo, ſo! Geſpaß, Einfälle, wozu Sie mir vor Allen behilflich ſein können.

Alle.

Wir ſind ihre Diener.

Knellius.

Freunde, lieben, guten Freunde, ohne alle Complimente! Herr Ahasverus, ſie müſſen mein Herold in einer Sache werden.

Ahasverus.

Sch — ſch — ſch — ſteh, ſteh, zu, zu, zu, Be, Be, Befehl.

Knellius.

Aber eilen müſſen wir; kommen Sie, kommen Sie! Will Ihnen Alles unterwegs ſagen. Noch einmal, von Herzen mir willkommen, meine Lieben! (Küßt jeden).

Blaß (der Stelzfüßige).

Hat uns nur darum lieb, weil er unter uns einem ordentlichen ganzen Kerl gleich ſieht. Wie er uns zuſammen gedacht, den, den und den und mich.... Schande, wenn wir uns ſo untereinander anſehen.

Straße vor des Goldſchmieds Hauſe.

Wagner. Eckius.

Eckius.

Wie geht's, Wagner? Du trippelſt wie ein verſcheucht Huhn in den Straßen herum. Wie iſt Dir?

Wagner.

So ſo! Wie Du mit allem Witz nicht ausholen kannſt. Mir iſt wohl und nicht wohl und doch wohl. Ich wollte, Du thäteſt mir die Liebe und fragteſt darüber nicht weiter.

Eckius.

Wenn Dir meine Invitation nicht behagt, kann ich Dir nicht helfen. Wo iſt denn der Doctor?

Wagner.

Er zieht allein mit dem Degen unter dem Arm hin und her; ſcheucht Alles von ſich, was ihm nahen will.

Eckius.

Das iſt ſo ſeine Manier, wenn ihm etwas im Hirn 'rum geht. Hat er recht geſpieen, als er die Nachricht vernahm?

Wagner.

Er knirſchte mit den Zähnen und lachte; ſtieß dann ein paar ſaure Worte aus und ging ſchnell in einen miſanthropiſchen Humor über, worin er die Welt und ſeine eigene Tollheit perſiflirte, indem er ſich eine Spielkatze der Fortuna nannte, die ſie nach ihren Caprizen herumhudle; einen Affen, den der Fuchs in den Korb geplaudert und indeſſen die Eier verzehret; einen Pfannenflicker und ſo weiter. Du weißt ſchon, wie er's treibt, wenn einmal ſeine Imagination rege wird.

Eckius.

Hat im Grund nicht viel zu bedeuten. Er iſt keine von den hohlen Tonnen, die gleich gewaltig von innen hervorhallen, wenn das Glück von außen nur im Geringſten an ſie anſchlägt; einer von denen, die innen voll Lieblingsideen umhergehen, ganze Jahre lang eine Idee herumtragen und ſich ſo in ihr verweben und verhängen, ganz in ihr denken und leben, daß alles Neue, plötzlich um ſie herum Entſtandne, nicht ſo ſtark auf ſie wirken kann; und wenn auch, doch nur momentan, weil die Seele, mit eigner Fracht überladen, unter neuer Aufnahme erliegen müßte. Tröſtet euch unter einander! Was man nicht mehr hat, hat man nie gehabt, und damit aus dem Sinn!

Wagner.

O wenn's drauf ankäm', ich wollte Dir auch predigen und ſagen, was gut iſt. Aber Du weißt nicht Alles! Wenn Sagen und Thun einmal in der Welt in gleicher Uebung wären! An meinem Platz, Eckius, würdeſt Du vielleicht anders reden.

Eckius.

Pfui! Was wär das! Siehſt Du mich für eine angekleckſte Lehmwand an, die der erſte Sturmregen verwäſſert und verrüttelt? Geſunde Nerven und das Herz frei, bäumt ſich's über jeden Zufall leicht hinaus. Fluchen, ſchelten, ſchreien, über eine Lumperei lärmen, das laß ich mir gelten; 'n braver Kerl kann ſich wohl ärgern, auch vor Zorn und Galle oben drauf die Schwindſucht kriegen, wenn zu viel Nichtswürdigkeiten ihm über den Leib fallen und ihn droſſeln. Aber das iſt auch Alles; zum Wimmern wird mich nichts leicht bringen. Wein und Bier und Waſſer iſt mir einerlei! Wo's auf dieſen Punkt ankommt... Bin der Jurisprudenz entritten; aber würf' mich das Glück ſo, daß ich morgen Matroſe werden müßte, glaubſt Du, ich würde um ein Haar weniger Eckius ſein? Poſſen! Der Fauſt iſt in dieſem Punkt noch ein ganz andrer Kerl; und Du biſt ein angehauener Schacht, der noch erſt der Welt zeigen muß, was für Metall in ihm wächſt. Bei der ganzen Paſtete dauern mich die zwei Mosler, die des Goldſchmieds Mädel über dieſe Begebenheit zu Bärenhäutern gemacht; waren keine übeln Leute!

Wagner.

Du peinigſt mich! Des Goldſchmieds Töchter? Sie? Vielmehr haben die niederträchtigen Schufte den Vater verführt, die Mädchen zu erhalten; ganz gewiß! Ich kenn' auch ſeinen Eigennutz; aber ſo weit hätt' er's gewiß nie ohne andre Verſtärkung gewagt. Und wer konnte die geben? Minchen, die tugendhafte Seele würde allein widerſtanden haben, würde mit ihren Thränen ſogleich den Entſchluß ihres Vaters zu Boden gelegt haben, hätte ſie nur im Mindeſten Verrath und Betrug geahnet. Und Du vergehſt nicht darüber, ſie ſo etwas fähig zu halten? Den Engel! Wirf Feuer auf den Altar, brenn' Kirch' und Kloſter nieder: Du thuſt verzeihlichere Sünde, als in der Gewalt ſo harter Beſchuldigung der reinſten Unſchuld.

Eckius.

Biſt brav, Wagner; aber wenn Dir einmal der Bart einen Zoll hinauf in die Backen gewachſen, wirſt Du mehr erfahren und vermuthlich über dieſen Punkt etwas anders denken gelernt haben. Mir iſt die weibliche Natur eine hohe reſpectable Natur: hony soit qui mal y pense; aber auch eine ſehr wankelhafte Natur, über die der behendeſte ſchärfſte Schütz ſich verfehlt im Lieben und Geliebtwerden, Hoffen und Verlangen. Es färbt und mahlt und ſchildert ſogleich Alles nach ſeinem eignen Lichte. Die Mädchen und Buben ſind gar luſtige Dinger unter der Sonne. Narr, es hat mich ein wenig ſtutzig gemacht, wenn ich wohlbemittelte und reich beamtete Jünglinge geſehen, die Wunders hoch in der Rechnung bei ihren Lieblein zu ſtehen glaubten und am Ende doch nichts anders als nur die Bräme auf ihren Mänteln waren, wofür ſie auch galten. Adieu, lieber Junge, hör' dort eben ein paar Degen an einander wetzen. Nu, kommſt Du dieſen Abend zum Eſſen auf meine Stube?

Wagner.

Zum Nachteſſen ſchwerlich, aber noch immer zeitig genug, ein paar Worte mit Euch zu plaudern.

Eckius.

Bedenke, was ich geſagt. Ich, Herz und Kölbel reiſen bald von hier nach Straßburg zurück; wenn Du dort mit unter uns leben willſt, biſt Du Patron. (Ab).

Wagner.

Allen untereinander! Ja, wer das ganz ins Reine bringen könnte! Das Hirn fällt mir faſt zum Kopf heraus. Fauſt! Fauſt! An deiner Stelle, ich wüßte nicht, was ich thät', wüßte nicht, wo es mit mir hinkäm'; und wie ich dich kenne, ich fürchte mehr für dich in dieſer Lage, als alle deine übrigen Freunde wähnen. Deine armen guten Anverwandten, denen du einen Theil der reichen Erbſchaft noch ſchuldig biſt! Und nun du ſelbſt Alles verlorn, zugleich mit verlorn, was ihnen gehört! Ihr Eigenthum, nicht deines! Es iſt nicht zu ertragen. Wie ſie ſich deiner Redlichkeit freuten (zieht ein Papier heraus), mir ſchrieben: unſer Vetter Johann, ſegne ihn Gott für ſeine Redlichkeit! Wir alle danken ihm und wollen mit Eheſtem einen Vertrauten zu ihm hinauf ſchicken, der das, was er für unſer erkennt, in aller Namen empfangen ſoll; es kommt uns ſehr zu gut. — Die Thränen kommen mir in die Augen. Und jetzt, wenn ſie's erfahren! Einer iſt ſchon auf dem Weg hierher in ihrem Namen Alles zu empfangen und abzuholen. Mir ſchaudert die Haut! Was man nur ſagen kann und ſoll? Will mit Fleiß immer hierum auf und abgehen; dort im Ochſen kehren gemeiniglich die von Sonnenwedel ein; ob ich den Abgeſchickten nicht antreffe und ihn wenigſtens abhalte, daß er nicht in

dieſer Lage dem Fauſt über den Hals falle. Gut ſchwätzen und ſich mit Philoſophie und Vernunft durchhelfen; aber wer in der Klemme ſteckt, weiß immer am beſten, wie's thut.

Marktplatz.

Fauſt (den Degen unterm Arm). Kölbel.

Fauſt.

Immer den Buben zu ſpielen, mit giftiger Zunge über die Sterne zu fluchen, unter denen man geboren ward, jeder gemeine Schurke hat das zum Ausweg! Hohn und Spott iſt meiner Seele Nacht und Abſcheu. Aber ſo weit iſt's auch noch nicht mit mir gekommen, daß ich dieß fürchten müßte. Es lebet etwas in mir, das über alle Erniedrigung erhaben iſt.

Kölbel.

Lieber Doctor!

Fauſt.

Ich ſeh' es in Gedanken, und haſche darnach...

Kölbel.

Hörſt Du! Bruder Fauſt!

Fauſt.

Ob ich's wage? Der große kühne Gedanke, der über mir ſchwebt: zu weit erhaben über kleine Köpfe! Der Athem verläßt mich in freier Luft. Ha! Biſt Du da? Wie geht's, Kölbel?

Kölbel.

Ohne fernern Eingang, Bruder, noch weitläufige Condolenz über das, was zu Dir geſtoßen: ich komm' hieher, Dich zum Nachleſſen einzuladen. Eckius und ich, wir ſuchen Dich ſchon eine gute halbe Stunde. Beliebt's?

Fauſt.

Dank euch! Aber haltet mir's zu Liebe, ich bin heute nicht ſonderlich dazu aufgeräumt.

Kölbel.

Hätteſt herrlichen Spaß haben können! Zwei Mädel von Straßburg ſind hier angekommen; alte gute Bekanntſchaft von mir, mit einem Knaſterbart von Onkel, der den Argus über ſie macht. Das Ding war Anfangs äußerſt übel, man konnte vor dem Alten kein Wörtchen an Mann bringen; immer hatte ihn das Wetter dazwiſchen. Eine allein auf Seite zu kriegen, daran war nun gar nicht zu gedenken, und ob er gleich ein großer Liebhaber von Zeitungsneuigkeiten war und ich Kerlchen genug mitbracht', die ſich einander faſt die Lunge ablogen, den Ketzer immer aufmerkſam zu erhalten, half's doch nichts; ſah er, daß ich Eine oder die Andere nur mit der Hand berührte: gleich dazwiſchen geſchnüffelt, ei, ei, ei, was gibts denn da? Und machte dabei ein Geſicht, wie eine Papierſcheere, die man auf und zu macht, indem Naſe und Bart, beide gleicher Länge, einander beſtändig küßten, wenn er ſo was über's Zahnfleiſch wegraſſelte. Endlich half uns Herz aus; der Gaudieb verkleidete ſich heut früh, legte die Kleider ſeiner Hausfrau, der dicken Schneiderin an, rieb ſeinen blauen Bart mit Röthel und Bleiweiß, daß es ein Elend war; ich mußt' ihn dort als eine Bekanntſchaft von mir unter dem Namen der Frau Conrectorin dem Alten und ſeinen zwei jungen Bäschen vorführen, und da hätteſt Du den Teufel nur ſehen ſollen, wie er das ſo meiſterlich in einander gemacht! O es war zum Freſſen! Der Burſch' iſt zum größten Komödianten geboren. Kurzum, er wußte den ſo zu ſtreicheln und einzunehmen, ein Spaziergang wurde vorgeſchlagen, Herz hing ſich in des Onkels Arm und zog ihn mit ſich voran, ich mit den Mädel hinten drein und huſch in ein Nebengäßchen hinein, eh der ſich's verſah! Nun ſitzen ſie auf meiner Stube und mein Hauswirth, der alte Podagrämer Sandel, der ſich mit ſeinem Weib des Magiſter Knellius wegen brouillirt hat, hält ſie für meine zwei Bäschen. Ich ſuchte gleich, um Dich bei dem Spaß zu haben; ſind zwei muntre fidele Mädel. Komm' mit! Hörſt? Wie? Was? Er hört nicht auf mich? Was fehlt dem? Davon mit dem Geiſt! Sieht umher wie einer, der im Schlaf umgeht. Was murmelt er zwiſchen den Lippen? Fauſt?

Fauſt (vor ſich).

Schande wär's, abzuſtehen! Gefährliches Unternehmen Und doch Schande! Was iſt's, das meine Gedanken ſo zuſammenfaßt und immer nach dieſer Ausſicht hindreht, wo alle Gaben des Glücks vor meinen Füßen hingeſtreut da liegen? Meine Seele ſträubt auf und ahnet irgend ein gefährlich Weſen um her, das ſie fangen will: der Inſtinkt der Taube, die den Marder am Schlag ſpürt. Dieß Beben und Klopfen, es geht um mich herum und herum, dorthin und dorthin will's immer mit mir. Was es auch iſt, ich will ihm folgen. Ha dieſe goldnen Träume, die um mich her wandeln und ſich in mein Inneres hineinſpiegeln, ſind zu lieblich im Anſchauen, zu ſchmerzlich wieder zu verlaſſen, wenn man ſie einmal geſehen. Warum zag ich denn? Weg! Ein andermal mehr darüber. Für jetzt, was iſt gleich zu thun? Hin iſt hin; und ich habe auch ſchon den Quark von Verluſt vergeſſen. Vielleicht wollt' es Schickſal ſo, ſie mußten ſich auf meinen Rücken vom Untergang retten, ich war der Mäkler, ſie wieder mit dem Glück auszuſöhnen und mir iſt die Anwartſchaft auf eine erhabnere Stelle verliehen. Nur das Einzige, es greift mir in die Seele: was werd' ich meinen armen Verwandten jetzt geben? Ihre Hoffnungen ſind hintergangen; es iſt zu arg! Doppelt, doppelt, wie anvertrautes Gut ſo unachtſam zu verſchleudern! (Zieht einen Beutel unterm Mantel hervor). Mir fällt etwas ein, ja, ja! Muß erſt Alles verſuchen; über dem Geſchwätz verliert mag endlich alle Activität. Das will ich! Gewinn' ich nur ſo viel wieder, zum Theil ſie auf ſo lange zu befriedigen, bis ich dorthin näher komme: dann wär' ich ein Weilchen ruhig. Dieß mein ganzer Reſt.

Kölbel.

Nun, ich will doch ſehen, wann er wieder zu ſich ſelbſt kommt. — Jetzt athmet er leichter und blickt gelaſſener umher. Iſt er vielleicht nicht wohl? Was er mit dem Beutel in der Hand will?

Fauſt (vor ſich).

Zu wenig und zu viel in meiner jetzigen Stellung! Gut denn. Draußen vor der Stadt verſammelt ſich gegen das öffentliche Verbot in ödem finſtern verfallnen Thurme, wo Eulen und Geſpenſter bei Nachtzeit herbergen, heimlich eine Geſellſchaft Spieler; vermummt und masquirt ſchleichen zu ihnen nur Leute, die mißvergnügt mit Gott und Welt, oder junge Waghälſe oder andre mit Elend Beladene, am Rand des Verderbens Schwindelnde, dort Troſt und Hilfe gegen das Unglück zu ſuchen, das ſie auf allen Wegen hetzt; die, wenn ſie das Letzte hier gewagt, hernach auch mit Recht ſich der Verzweiflung ganz in die Arme werfen dürfen. Dieſe Geſellſchaft will ich heute vermehren, gewinn' ich nur ſo viel, meine Verwandten zu befriedigen, wohlan, ſo iſt mir wider eine Weile wohl. Will ſehen, wie es geht, verlier' ich, immer hin! Mir bleibt am Ende doch noch mein letzt Refugium. Wie, Bruder Kölbel, noch hier? Ich dachte, du wärſt ſchon weiter.

Kölbel.

Du warſt in tiefem Nachdenken begriffen, Bruder...

Fauſt.

Ach ja! Es fiel mir etwas aus den vorigen Zeiten ein. Die Zukunft und die Vergangenheit ſind es immer, wonach wir Menſchen unſre meiſten Blicke wenden; wir ſehn uns oft größer in der ſchmeichelnden Zukunft und müſſen, um wieder die richtige Proportion zu treffen, die Vergangenheit zu Hilfe nehmen, die dann den wahren Spiegel vorhält und uns weiſ't, was wir werden können, indem ſie zeigt, was wir waren. Wie, ſagteſt Du mir nicht vorhin noch was Anderes?

Kölbel.

Ich ſprach viel, du merkteſt aber nicht darauf.

Fauſt.

Bin in einem wunderlichen Humor heute. Mir iſt nicht wohl; doch das wird ſchon wieder vergehn. Leb' wohl, Bruder! Grüß' mir Deine Kameraden, ich habe nothwendig an einem Ort zu gehn. (Ab).

Friedrich Auguſt Müller

ward am 16. September 1767 zu Wien geboren, ſtudirte daſelbſt Philoſophie und lebte, nachdem er Dr. philosophiae geworden war, in ſeiner Vaterſtadt ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. 1797 wandte er ſich als Privatdocent nach Erlangen, wo er am 31. Januar 1807 ſtarb.

Von ihm erſchien, theils anonym:

Richard Löwenherz, Gedicht. Berlin u. Stettin 1790, neue Aufl. Berlin 1819, 8. mit 1 Kupf.

Alfonſo. Gedicht. Göttingen 1790, 8.

Adelbert der Wilde. Gedicht. Leipzig 1793, 2 Bde., in 8. mit Kupfern.

Einer der talentvollſten und glücklichſten Nachahmer Wieland's.

Digitized by Google

Gottfried Polykarp Müller

ward am 13. Juni 1685 zu Stolberg bei Meißen geboren, ſtudirte zu Leipzig Theologie und Philſophie und wurde daſelbſt Magiſter und außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie. In Zittau, wohin er 1723 als Director des Gymnaſiums abgegangen war, wurde er mit den herrnhuter Brüdern bekannt, ließ ſich 1738 in ihre Gemeinde aufnehmen und erhielt die Biſchofsweihe und das Directorium der Unterrichtsanſtalt zu Urſchkau, wo er am 17. Juni 1747 ſtarb.

Er ſchrieb:

Abriß einer gründlichen Oratorie. Leipzig 1722.
Geiſtliche Erquickſtunden. Ebendaſ. 1724.
Leben und Schriften. Frankfurt 1750, 8.

M. hatte das Verdienſt, daß er in ſeinen aſketiſchen Schriften der redſeligen Weitſchweifigkeit jener Tage durch Conciſion und Kraft entgegen zu arbeiten ſtrebte, weshalb ſie ſich vor vielen ihrer Gattung auszeichneten.

Heinrich Müller,

der Sohn eines roſtocker Kaufmanns, der ſich vor Walleſtein's Heere nach Lübeck geflüchtet hatte, ward am 18. October 1631 daſelbſt geboren und beſuchte nach ſeines Vaters Rückkehr nach Roſtock das dortige Gymnaſium, worauf er zu Greifswalde, Danzig, Königsberg, Helmſtädt, Leipzig und Wittenberg ſtudiete. Nachdem er bereits 1648 zu Greifswalde Magiſter der Philoſophie geworden war, erhielt er 1653 das Archidiakonat an der Marienkirche und eine Lehrerſtelle an der Univerſität zu Roſtock, wurde Dr. theologiae, 1659 Profeſſor der griechiſchen Sprache, 1662 Profeſſor ordinarius der Theologie und Paſtor zu St. Marien und 1672 Superintendent. Er ſtarb daſelbſt am 23. September 1675.

Von ihm haben wir:

Geiſtliche Seelenmuſik. Roſtock 1659. N. A. Nürnberg 1728.
Apoſtoliſche Schlußkette und Kraftkern. Ebendaſ. 1663. Neue Ausg. Frankfurt 1734.
Himmliſcher Liebeskuß. Ebendaſ. 1664. N. A. Leipzig 1831.
Geiſtliche Erquickſtunden. Roſtock. 1664—66, 3 Thle. N. A. von G. Rußwurm. Ratzburg 1822.
Kreuz=, Buß= und Betſchule. Frankfurt 1668. N. Ausg. Hof 1738.
Geiſtlicher Dankaltar. Roſtock 1669. N. A. 1700.
Evangeliſche Schlußkette. Ebendaſ. 1672.
Feſtevangeliſche Schlußkette. Ebendaſ. 1673.
Thränen= und Troſtquelle. Ebendaſ. 1675. N. A. Hannover 1724.
Göttliche Liebesflamme. Frankfurt 1676. N. A. Nürnberg 1738.
Evangeliſcher Herzensſpiegel. Frankfurt 1679.
Evangeliſches Präſervativ gegen den Schaden Joſephs. Ebendaſ. 1681.
Gräber der Heiligen. Herausgegeben von J. C. Heinſius. Ebendaſ. 1684. N. A. 1700.

Einer der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit. Echte Frömmigkeit, Kraft der Seele, tiefes Gefühl, Eleganz und Klarheit des Ausdrucks, Originalität und geiſtige Feinheit herrſchen in ſeinen Erbauungsſchriften wie in ſeinen Predigten vor. Als geiſtlicher Liederdichter ſchließt er ſich würdig den Beſten jener Tage an.

Johannes von Müller.

J. v. M. bis jetzt noch immer der erſte deutſche Hiſtoriker, ward am 3. Juni 1752 zu Schaffhauſen, wo ſein Vater als Prediger lebte, geboren, zeichnete ſich ſchon früh durch glänzende Geiſtesgaben und eiſernen Fleiß aus und beſchäftigte ſich bereits in ſeinem neunten Jahre mit dem Verſuche einer Geſchichte ſeiner Vaterſtadt. Im Jahre 1769 begab er ſich nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren, widmete ſich aber zugleich, namentlich durch Schlözer darin beſtärkt, den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften und ging dann nach Schaffhauſen zurück, wo er 1772 Profeſſor der griechiſchen Sprache wurde. Seine innige Freundſchaft mit Bonſtetten (ſ. d.) beſtärkte ihn in dem Entſchluß die Geſchichte ſeines Volkes zu ſchreiben. Nachdem er bis 1780 theils als Hauslehrer, theils privatiſirend abwechſelnd an verſchiedenen Orten der deutſchen und franzöſiſchen Schweiz gelebt, und ſeine ganze Muße (zum Theil wider den Willen ſeines Vaters, der durchaus einen Geiſtlichen aus ihm machen wollte) ſeiner Neigung gewidmet hatte, erſchien in dem eben genannten Jahre der erſte Band dieſes Werkes, der ihm ſogleich bedeutenden Ruf erwarb. Er begab ſich nun nach Berlin, wo er jedoch keine Anſtellung bekam, hielt ſich dann in Halberſtadt und Braunſchweig auf, folgte darauf 1781 einem Rufe als Profeſſor der Geſchichte am Carolinum zu Kaſſel und wurde 1782 Rath und Unterbibliothekar daſelbſt. 1783 nahm er indeſſen ſeine Entlaſſung und kehrte nach der Schweiz zurück, wo er drei Jahre theils in Genf, theils bei ſeinen Freunden Bonnet, Bonſtetten und Tronchin verweilte. Nach Ablauf dieſer Zeit erhielt er (1786) eine Anſtellung als Hofrath und Bibliothekar zu Mainz in kurfürſtlichen Dienſten und ſtieg hier bis zum Range eines geheimen Staatsrathes. Bei der Beſetzung dieſer Stadt durch die Franzoſen entſagte er ſeinen bisherigen Verhältniſſen und begab ſich als k. k. Hofrath nach Wien, wo er 1800 Hofbibliothekar wurde. Eigene Verhältniſſe verleideten ihm jedoch den Aufenthalt daſelbſt und bewogen ihn 1804 als wirkliches Mitglied der königlichen Akademie und Hiſtoriograph des brandenburgiſchen Hauſes nach Berlin zu gehen, nachdem er zuvor eine Reiſe in die Schweiz gemacht hatte. Die Folgen des unglücklichen Krieges von 1806 veranlaßten ihn um ſeine Entlaſſung einzukommen; im Begriff, nach Süddeutſchland zu gehen, holte ihn in Frankfurt ein Courier ein, der ihm den Befehl Napoleon's überbrachte, ſogleich nach Paris zu reiſen (1807). Er gehorchte und ward nun zum Miniſter=Staatsſecretär des neu errichteten Königreichs Weſtphalen ernannt. Wenige Wochen darauf begab er ſich nach Kaſſel, wo er ſich jedoch ſehr unbehaglich fühlte und, nachdem er dringend um ſeinen Abſchied gebeten, 1808 zum Generaldirector des öffentlichen Unterrichtes ernannt wurde. Er ſtarb daſelbſt von einem Gallenfieber ergriffen, am 29. Mai 1809.

Seine Schriften ſind:

Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen. Leipzig 1786—1808, 5 Thle.
Darſtellung des Fürſtenbundes. Leipzig 1787. N. A. 1788.
Briefe zweener Domherrn. Leipzig 1787.
Briefe eines jungen Gelehrten. Tübingen 1802. N. A. 1828.

Digitized by Google

Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichten. Tübingen 1810, 2 Thle. N. A. 1811.
Briefe an ſeinen älteſten Freund. Zürich 1812.
Sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. G. Müller. Tübingen 1810—1819, 27 Thle. N. A. 40 Thle. 1830—1833.

Das treffendſte und gewiegteſte Urtheil über dieſen bedeutenden Mann, der früher hin und wieder zu übertrieben geprieſen, in neueſter Zeit dagegen von Einigen zu heftig getadelt worden iſt, fällt unbedingt Bouterwek am a. O. Th. XI. S. 488 ff., indem er von ihm ſagt: Redlicher Enthuſiasmus für das Wahre und Gute vereinigte ſich in ihm mit einem Ehrgeize, der ſeine Befriedigung nur in dem Ruhme eines großen Schriftſtellers ſuchte. Keine Anſtrengung des Geiſtes war ihm zu mühſam; keiner Beharrlichkeit im Fleiße erlag ſeine Geduld. — Von Natur liebenswürdig, aber weich bis zur Schwäche, offen und liberal, aber ohne einen hervorſtechenden Zug von Charaktergröße, den Umſtänden mit der Gewandtheit eines Weltmannes ſich anpaſſend, den Lockungen der Sinnlichkeit ſich hingebend von einer Seite, wo die Moral unerbittlich gegen ihn ſprach, wurde er, nicht durch methodiſche Selbſtverkünſtelei, ſondern aus moraliſchem Enthuſiasmus in ſeiner eigenen Vorſtellung ein Mann wie ein Fels, ſobald er die Feder ergriff, um große Begebenheiten der Vorwelt zu erzählen. Dann mußte er denken und ſchreiben, als wäre er ſelbſt einer der Helden und kraftvollen Staatsmänner, deren Namen zu verherrlichen ſeine größte Freude war; bald ein Römer, bald ein Schweizer aus den vorigen Jahrhunderten, bald ein anderer ausgezeichneter Mann, deſſen Charakter er in den ſeinigen herüberzog, indem er ihn malte. Moraliſche und politiſche Größe hatte etwas ſo Begeiſterndes für ihn, daß er in dem Großen auch das Gute öfter da zu erkennen glaubte, wo Andere es nicht ſahen. Bei dieſer Denkart konnte er keiner der Geſchichtſchreiber werden, die nur für den Verſtand, noch weniger einer von denen, die nur für das Gedächtniß ſchreiben. Alles was er von merkwürdigen Menſchen und Begebenheiten las, wurde in ſeiner Einbildungskraft zu einer Reihe lebendiger Geſtalten. Er mußte darſtellen und malen, und er malte mit wenigen Zügen treffend wie nach dem Leben, weil Wahrheit, ſo weit ſie durch kritiſche Geſchichtsforſchung ausgemittelt werden kann, ihm mehr galt, als aller Schmuck der Rede. Seine Einbildungskraft war nur thätig, um das, was er las, ihm zu vergegenwärtigen, als ob er es vor ſich ſähe. Von der moraliſchen Wärme ſeiner eigenen Natur wurden ſeine hiſtoriſchen Gemälde durchdrungen, aber nicht entſtellt. Wie er ſelbſt für das Gute begeiſtert war, wollte er ſeine Leſer begeiſtern durch das, was die Geſchichte wirklich lehrt. Aber belehrend ſollte die Geſchichte nach Müller's Anſicht auch in einem Grade ſein, von welchem die meiſten Geſchichtsforſcher und Erzähler kaum eine Ahnung haben. Sein freier und heller, keinem philoſophiſchen Syſteme anhängender, zu abſtracteren Wiſſenſchaften überhaupt nicht aufgelegter, aber in den inneren Zuſammenhang hiſtoriſcher Thatſachen tief eindringender Verſtand hob aus dieſem Zuſammenhange allgemeine politiſche und moraliſche Reſultate hervor, die auch dem ungelehrten Leſer einleuchten, wenn ſie ihm vor Augen gelegt werden, und die ſelbſt der gebildete Denker überſieht, wenn ſein Blick nicht von einem Pragmatiker, wie Müller war, geleitet wird. In dieſer Kunſt des hiſtoriſchen Pragmatismus hat Müller unter allen Geſchichtſchreibern, außer Thucydides und Tacitus nicht ſeines Gleichen. Mit dieſen beiden alten Claſſikern hat er auch die Energie und den Lakonismus des Styls gemein. —

Vgl. Heeren J. v. Müller, der Hiſtoriker. Leipzig 1809. (Abgedruckt in dieſem Werke Th. III, S. 460, Artik. Heeren.)
K. L. von Woltmann, Johannes von Müller. Berlin 1810.
Fr. Roth, Lobſchrift auf Johannes von Müller. Salzburg 1811.

Die Schlacht bei St. Jakob im Silfelde *).

Montags früh, am 22. Juli 1442, zogen alle Banner in Hedingen zuſammen; worauf nach gehaltenem Gottesdienſt, ſie aufgebrochen, voran der Landammann Joſt Tſchudi, den Albis hinauf, wider Zürich zu ziehen. Die rauhen Pfade, durch Höhlungen geengt, wie Waldwaſſer ſie machen, waren von Zürichern eingenommen; ihre Wachten zogen ſich hinauf nach der oberſten Spitze, der Uetliburg. Der Tag dämmerte noch; plötzlich liefen einige Hunde, welche ſich entfernt, erſchrocken zu ihren Herren in die Wachten, von drei großen Schweizerhunden verfolgt. Hiedurch zu Verdoppelung der Wachſamkeit aufgerufen, entdeckten die Wachten bald ſechs, hierauf mehr Pferde, und immer nähere Zeichen anrückender Feinde. Nicht Reding, noch Tſchudi ſahen ſie, ſondern eine Anzahl Jünglinge, die ihr Leben daran ſetzten, vor andern den Feind zu ſehen, und Kenntniß von ſeiner Lage zu nehmen. Die Wachten ſandten zum Hauptmann hinauf. Der Hauptmann trug an, die Feinde an einem Bachtobel zu erwarten. Aber die Gründe, die Winkel, die Rücken der Berge, welche nicht geſtatteten, alles zu überſehen, ſetzten mehrere in die Furcht rettungsloſer Ueberraſchung; einige entwichen. Indeß die beſſeren zürnten, erſchien über dem Paß, den ſie beſetzt, hoch über dem Verhau, wodurch ſie ihn unzugänglich glaubten, ſchon ein Haufen junger Schwytzer und Glarner, welchen der zahme Albis gegen ihre Alpen, im Augenblick da ſie ſich auszeichnen konnten, wie eine ebene Straße vorkam. Sie, herab; die Wachten durch die Wälder hinaus. Nur elf Mann bedeckten die Flucht; fünfe fielen, nicht ungerochen. Der Albis aber war nun offen; die Schwytzeriſchen Jünglinge, mit hochhallendem Geſchrei, verfolgten jene ins Feld herab. Gerüchte großer Noth kamen in den Rath, mit welchem Rudolf Stüſſi, Ritter, Bürgermeiſter, (zum letzten Mal) den ganzen Morgen verſammelt ſaß. Schnell die Reiſigen aus der Stadt; ganz Zürich, ohne Unterſchied Alters und Standes, in die Waffen; das Volk drängte ſich in den Gaſſen, im Thor, auf der Silbrücke, ehe Thüring von Hallwyl, ehe Rudolf Stüſſi die Bürgerſchaft ordnen konnten. Jener, für ſeine Feldherrenehre und für das Glück des Tages bang, rief laut: „Männer von Zürich! mir, eurem Hauptmanne folget ihr nicht? wollt ihr ſo, ſo bin ichs nicht mehr." Erſt jenſeits der Sil, bei Bänken, von einer Linde beſchattet (wo ſonſt Geliebten und Freunden manch traulicher Abend glücklich verging) da auf einmal hoch vom Albis die ſämmtlichen eidgenöſſiſchen Bauern herabziehend erſchienen, hielten die Züricher. Hinwiederum erblickten die Eidgenoſſen die Stadt Zürich, das ganze Feld (von der Natur zur Luſt und Genuß geſchaffen!) in militäriſcher Bewegung, das Fußvolk ſich ordnend, Reiſige herumſprengend, und Hanns von Rechberg mit einem Haufen auf Recognoscirung reitend. Sehr nahe kam der muthige Ritter, ſchätzte mit geſundem Blick ihre Stärke, wandte ſich, und warnte: „Der Bauern mögen ſechstauſend ſein; ſie ſind mit Allem wohl verſehen; auf eine Schlacht ſteht ihr Sinn. Ich, bei meinen Ehren, halte eben darum nicht für gut, ſie zu liefern; ſondern daß die zu Fuß ſind nach der Stadt umkehren, wir, die Reiſigen, durch geſchwinde Liſt, hin und wieder, dem Feind Abbruch thun und ihn ermüden." Dieſer Anſchlag war zu vernünftig für eine von plötzlicher Kriegswuth fortgeriſſene Menge. Nur ſo viel wurde in dem Kriegsrath beſchloſſen: das Fußvolk ſoll zwiſchen der Stadt und dem Waſſer Sil eine ſichere Stellung nehmen.

Die Landbanner der Schwytzer und Glarner zogen den Berg herab, drängten aus dem Dorfe Rieden eine Anzahl Reiſige zurück, hielten unweit von den Zürichern, auf dem Acker vor dem Dorf, und erwarteten die Banner der übrigen Orte. Die Reiſigen durch das Feld, einzeln, auf Ritterweiſe, ſprengten an den Graben des Ackers, ſchoſſen, wandten ſich und flohen. Eben dieſelben, ſchnell wieder um, erneuerten die That, höhnten, ſchoſſen, flogen unerreichbar dahin. Ital Redings geſchwinder Sinn erfand hierwider ein Mittel. Indeß die übrigen Banner ſich bei dem ſeinigen ſammelten, trug er einen Anſchlag vor, über den alle Geſchichtſchreiber einig ſind, und einen andern, welchen Leute von beiden Partheien, die nicht ſo viele Vernunft als Ehrlichkeit hatten, dieſem Feldherrn ſo übel genommen, daß ſie ihn für einen Fleck in ſeinem Charakter gehalten, und nach Zuneigung oder Haß ihm denſelben vorgeworfen oder abgeläugnet haben.

Der erſte Punkt war, das Ackerfeld vor dem Dorfe Rieden genugſam zu beſetzen, mit der Hauptmacht aber nach dem Berge hin, dann herunter auf Wiedikon, zu ziehen, die Feinde von der Stadt abzuſchneiden, und, im Schrecken hierüber, über ſie herzu-

*) Aus J. v. Müller's Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen.

Digitized by Google

fallen; alles dieſes müſſe auf das geſchwindeſte geſchehen, die Reiterei den Zug bedecken. Hierauf ließ Reding (das iſts, was man ihm übel ausgelegt) einen rothen Rock hervorbringen, denſelben in ungefähr zweihundert Stücke kreuzweis zerſchneiden; zweihundert auserleſenen Jünglingen dieſe vorn auf die Bruſt, wo die Feinde ihre rothen Kreuze trugen, aufheften (die weißen eidgenöſſiſchen Kreuze trugen ſie auf dem Rücken, und um allen Irrthum noch beſſer zu vermeiden, riß jeder ein kleines Aeſtchen von den Tannen des Albis, und ſteckte es an ſeinen Gürtel). Hierauf befahl er, ſie ſollen, vor der Ankunft in Wiedikon, an einem ſchicklichen Ort, in der Gegend von Frieſenberg, ſich herunterlaſſen, und als Züricher ſich dem Feind hinten anſchließen; ſobald alsdann der Gewalthaufe einhaue, Lärm, Verwirrung und Schrecken erregen. Diejenigen zum Theil ſonſt ehrwürdigen Männer, die den Landammann hierüber tadeln, ſcheinen vergeſſen zu haben, daß eine Schlacht geliefert wird, nicht um zuzuſchlagen, ſondern um zu ſiegen, und daß kein Mittel hiezu unverwerflicher iſt, als das, wodurch der Feind ohne vieles Blutvergießen in ſchnelle Flucht geworfen wird. Wenn für die Menſchheit zu wünſchen iſt, daß jeder Krieg bald entſcheidend geendigt werde, ſo iſt's Thorheit, in der Wahl der Mittel zum Sieg ängſtlich zu ſein.

Dieſes alles geſchah. Die Sonne ſtand hoch als die Eidgenoſſen durch das Korn zogen; ſie blitzte ihnen ſo in die Augen, daß ſie in Erwartung, der Feind möchte dieſes benutzen, ihre Ordnung ſtärkten. Die Hitze des Tages wurde ungemein groß. Die Züricher, welche das Scharmuziren den Reiſigen überlaſſen, für ſich ſelbſt aber zwiſchen der Sil und Vorſtadt eine faſt unbezwingbare Lage nehmen ſollten, hielten für ſchmählich, den Feind nicht in offenem Felde zu beſtehen. Die lärmende Menge verwarf den militäriſchen Plan. Sie legten ſich dieſſeit des Fluſſes in Wieſen, welche ſich zwiſchen Wiedikon und einer uralten Kapelle St. Jakobs bei dem Siechenhauſe erſtreckten, und von einem lebendigen Zaun eingefaßt waren. In die Stadt ſandten ſie, auf das Wein, Brot und Käſe gebracht würde. Sie aßen, ſie tranken, ſie trotzten, ſie jauchzten. Den am Berg hinziehenden Feind bemerkten ſie, und hielten dafür, daß er den Kampf nicht wage, ſondern über Wiedikon hinaus, entweder gegen Aargau herabziehe, oder auf den Gemeinweiden beim Hard lagern wolle, wo nicht unmöglich ſein würde, ihn zwiſchen Limmat und Sil zu ſchlagen, und in die Waſſer zu ſprengen.

Einige Aufmerkſamkeit erregte der bei Frieſenberg ſich herunterlaſſende Haufe von zweihundert Schwyzer: doch betrogen den Bürgermeiſter die rothen Kreuze, ſo, daß er ſie für die Beſatzung der Uetliburg hielt.

Ehe die Eidgenoſſen bis Wiedikon kamen, erzürnten die Neckereien der Reiſigen eine ungeduldigere Schaar ihrer Mannſchaft, ſo daß dieſe hervorbrach, jene zurückgeworfen wurden; ſie wichen, ſtreitend. Schnell bildete ſich eine Säule, die mit größtem Nachdruck einen Stoß auf ſie that, welcher ſie in die Flucht ſchlug. Die Reiſigen erſtaunten, die Züricher dieſſeit der Sil zu finden. Dieſe, aus der Stadt unaufhörlich geſtärkt (unvermögende Greiſe eilten, einmal eine Schlacht zu ſehen, oder die Ihrigen anzufeuern), breiteten ſich, in ſcheinbarer Ordnung, über die Wieſen im Silfelde aus. Bei Annäherung des Feindes beteten die Züricher knieend, ſtanden auf und ſchoſſen, ſobald jener zu erreichen war, durch und über den Grünzaun heraus. Wenn das Gefühl des Muthes weniger Störungen unterworfen wäre, die ein verſtändiger Feind oder der Zufall herbeiführt, das Glück des Tages wäre zweifelhaft geblieben oder theuer erkauft worden.

Viele Reiſige aber hielten weder vor, noch auf den Flügeln, auch nicht hinter der Linie, welche bereit war ſie aufzunehmen. Die meiſten eilten über die Brücke, hingeriſſen von Schrecken, oder, wie Hallwyl und Rechberg, an gutem Ausgang verzweifelnd, und beſorgt, wo nicht für die Stadt, gewiß für ihre Partei. Wie denn der Oeſterreichiſche Statthalter in vordern Landen, Markgraf Wilhelm, inner den Mauern von der Höhe des Lindenhofes den Begebenheiten zuſah. In der That war auf den Fall, daß die Eidgenoſſen ſiegten, plötzlicher Sturz der Oeſterreichiſchgeſinnten Regenten, Gefängniß, wo nicht Ermordung vieler Herren und Ritter eine wohl zu verzeihende Beſorgniß. Doch ſprang mancher ſtreitluſtige Ritter vom Gaul, und geſellte ſich den Zürichern bei.

Sie ſchoſſen. Die Eidgenoſſen, welche die fliehenden Reiſigen an dem Grünzaune herunter verfolgten, trafen endlich auf die zweihundert rothbekreuzten Schwyzer, die ſich eben auch bis ganz zu hinterſt in die Wieſe und nach der Brücke hingezogen. Als dieſe ſahen, wie jene vom Verfolgen in dieſem Augenblick abließen, und, verabredetermaßen, zu gleicher Zeit hier unten in die Wieſe drangen, als die Hauptbanner oben den Grünzaun zerhieben und niedertraten, erhoben ſie plötzlich ein fürchterliches Geſchrei: „fliehe, Zürich, fliehe wer kann!“ Dabei wandten ſie ſich gegen die Brücke. Zwar erſchienen jetzt die hinten aufgehefteten weißen Kreuze; ihre That aber war vollbracht, indem ſie nicht nur durch Fluchtgeſchrei den Muth gebrochen, ſondern auch jetzt die Furcht hervorbrachten, ſie möchten den Bürgern die Brücke ablaufen. In dieſer Stunde fiel Schrecken auf das Heer; fernern Widerſtandes wurde vergeſſen; wer konnte, verſtahl ſich; man drängte ſich der Brücke zu.

In dieſer äußerſten Gefahr unterließ Rudolf Stüſſi nichts von dem, was einem Ritter und einem Bürgermeiſter der Stadt Zürich anſtändig war; folgte nicht Hallwyl und Rechberg; vergaß, daß Reding wohl vornehmlich ihn ſuchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenſchaftlich, von Jugend auf gebrannt, ſo viel gewacht, gehandelt, geſtritten. Alſo, da unten alles in größter Verwirrung war, die Banner gewaltig oben herein drangen, das ganze Heer der Züricher unaufhaltbar die Wieſen herab eilte, hielt er ſeiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu ſeiner breiten Mordaxt, ſtellte ſich mitten auf die Silbrücke, rief mit erſchütternder Stimme durch die Schaaren hin: „haltet, Bürger, haltet!“ Sie, taub, geblendet, fortgeriſſen, flohen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen, auch nicht nach ihnen, ſtand, ernſt und feſt, wie ſonſt im Rath, oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte größere Noth; im Anfang war der alte Hegenauer, jetzt Peter Kilchmatter, von Jugend auf ſeine Freunde (wie oft im Rath ſeine Stützen!) gefallen. Bei vierzig Reiſige hatten vorzüglichen Muth mit ihrem Leben bezahlt. Schon war an S. Jakobs Altar Freiherr Albrecht von Bußnang (vergeblich bot er große Geldſummen) ein Opfer feindlicher Wuth geworden. Jetzt fingen die Feinde an, ſich der Brücke zuzudrängen. Ulrich Lommis, in dieſen Nöthen die erſte Hoffnung der Züricher, fiel; geflohen war der Bannermeiſter, um die Rennfahne zu retten. Als Tod und Noth überall herein brachen, Rudolf Stüſſi aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in ſeiner hohen Geſtalt, wie ein Wehrthurm, den Feind aufhielt, beleidigte er mit einem Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zurkinden. „Bei Gottes Wunden, du biſt an allem Jammer ſchuld“ rief dieſer, hob den Spieß, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeiſter, die Rüſtung raſſelte, es ertönte die Brücke. Auch ſoll ein gewiſſer Lüthard von Meriſchwanden im Luzerniſchen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben, und mit ſeiner Hellbarde ihm den Todesſtreich beigebracht haben. Groß war Stüſſi's Tod; er ſtarb in ſeiner Pflicht.

Indeß der Bürgermeiſter, in ſeinem Blute liegend, lang und hart mit dem Tod rang, rannten einige Hundert Feinde (über die Leichen vieler geſunkenen Züricher, auch wehrloſer Greiſe, die nicht ſchnell genug fliehen konnten) über die Silbrücke in die Vorſtadt und an die Thore. Hier an dem wohlverſchloſſenen Thor, an der aufgezogenen Fallbrücke, verlor mancher Bürger ſein Leben, bis das klägliche Geſchrei die inneren bewog, aufzuſchließen. Mit den Fliehenden kamen Feinde herein. In der Stadt entriß der Landſchreiber von Glaris dem Bannermeiſter von Zürich die Rennfahne und tödtete ihn. Wie als vor tauſend Jahren die wilden nordiſchen Völker mit Flammen und Schwert durch die Thore des Althelvetiſchen Thuricum ſtürzten, nicht geringer war der Schrecken dieſer Stunde, da das Gerücht halb wahr, halb falſch, durch alle Gaſſen den Tod des Bürgermeiſters, die Niederlage des Volks, die Eroberung der kleinen Seite verkündigte. Da ſah ein Bauer von dem benachbarten Küßnacht den Stadtſchreiber Michel Graf durch die Gaſſen rennen, rief: „das haſt du mit deinem nichtswürdigen Schreiben gemacht, du mußt hier auch ſterben“ durchſtach ihn; er fiel, freilich zu ſpät.

Als die ausländiſchen Söldner über die Limmat nach den jenſeitigen Thoren, viele aber aus der größern Stadt hinwiederum dem nothleidenden Volk in der kleinen zueilten; viele ihre Thüren ſperrten, und vergaßen, der Stadt Thor vor dem eindrechenden Feinde zu ſchließen, ermannte ſich ein Weib, des Namens Ziegler in. Sie ließ den Schoßgatter herab. Als der Landſchreiber von Glaris mit andern ſich eingeſchloſſen und das Leben verloren ſah, reichte er die gewonnene Rennfahne einem ſeiner Landsleute durch den Schoßgatter zu; ſtarb hierauf.

Jetzt ſahen die Züricher, daß die Noth von dem Gerücht übertrieben worden, ſchlugen die Thore zu, ließen die Fallbrücke fallen, eilten auf Thürme und Mauern, ſchoſſen aus Büchſen und Handgewehr in die nahen und entfernten Feinde, nicht ohne Erfolg.

Dieſe waren in den Gaſſen der Vorſtadt beſchäftiget, Erſchlagene auszuziehen; indeß Glarner, von des erſchlagenen Bürgermeiſters Verwandtſchaft, ihn, gemeiner Eidgenoſſenſchaft Feind (nur als den betrachteten ſie ihn) von der Silbrücke hinter einen Zaun ſchleiften, entblößten (er ſoll noch geathmet haben), mißhandelten, hierauf mit dem Fette ſeines Bauchs ihre Schuh, Stiefeln und Spieße ſchmierten, ihn endlich, nachdem ſie ſein Herz zerbiſſen, und einander lang ſchimpfsweiſe zugeworfen, in unzählige Stücke zerhauen in die Sil zerſtreuten.

Digitized by Google

Dieſen Ausgang nahm Rudolf Stüſſi, der ein groſer Mann hätte ſein können, wenn er für das ganze Vaterland gedacht hätte, wie für ſeine Stadt. Sein Bild, wie er, noch verehrt und gefürchtet, an dem Morgen dieſes Tages, zum Streit für Zürich, ſtolz auszog, mit Panzer, Schwert und Kolben, ſeiner Kriegshaube und ſeinem Bart, ſteht noch zu Zürich.

Hierauf wurde die Vorſtadt geplündert, alle zwiſchen der Sil und der Stadt Graben ſtehenden Häuſer, nebſt S. Stephans Kirche, die Dörfer Wiedikon, Rieden, Altſtetten, das ganze Silfeld vom Hard bis hinauf nach Kilchberg, verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen ſitzend, den Rücken erſchlagener Feinde zum Tiſch, zechten die Helden, und ſahen den Brand. Das iſt Bürgerkrieg.

Die Sempacher Schlacht.

Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Surſee und Sempach. Dieſe kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen hellgrünen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben ſich aus Wieſen in Kornfelder, und über dieſen ſtand ein Wald, das Land erhebt ſich beträchtlich. In den Wald kamen die Eidgenoſſen.

Sie ſahen den Feind Montags an dem neunten des Heumondes, eine zahlreiche, wohlberittene, ſchön gerüſtete Reiterei; jede Dienerſchaft unter ihrem Baron, die Mannſchaft jeder Landſtadt unter ihrem Schultheiß, und jedes Landes Herrn zu deſſelben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldſtücke, nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchſen in ſchwerem langſamen Anzug. Sie ſahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oeſterreich, Urheber des Krieges, Herrmann Grimm von Grünenberg, welchem ſie Rotenburg brachen, Thüring und Hanns von Hallwyl vor andern für das fürſtliche Haus im Frieden und Krieg eifrig, die Geßler, welche zu der Schweiz angebornen Haß trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuerſten Ritter in den Kriegen ſeiner Zeit, Kraft von Lichtenſtein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Heinrich von Eſcheloh trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johann von Fürſtenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oeſterreich ſelbſt, ſeines Alters in dem ſieben und dreißigſten Jahr, männlich ſchön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, ſiegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durſtig zur Schlacht.

Es war der Erndte Zeit; ſein Volk mähete Korn; die Edlen ſprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu ſprechen, feſt in dem Entſchluß, die Schweizer Bauern perſönlich und ohne das Fußvolk allein zu ſchlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend ſah, vergaß er (wenn er ſonſt es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut Berg an als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obſchon die ſchwere Waffenrüſtung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geſchlagen, aber niemals eine unbeugſame Infanterie einem beſſern Fußvolk widerſtanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zuſammen trete; dieſem ſtarken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderiſche Fronte: faſt wie König Albrecht ſein Großvater in der Schlacht am Haſenbühel gegen die Baieriſche Reiterei mit Erfolg verſuchte. Ueber dieſen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johann von Ochſenſtein, Dompropſt zu Straßburg, ſein Landvogt zu Elſaß und Sundgau, den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeſchäften geſchickt, und groß in der Herzoge Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der ſchwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, ſtellte der Herzog hinter das Heer; er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er ſelbſt war, das Feld frei wäre. Wenn er ſich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, ſo that er mit überlegener Menge, was beſſer der geringern Zahl zukam; aber wahrſcheinlicher beſtimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder ſchnelle Liſt überwinde, den Preis der höchſten Tapferkeit unentſchieden laſſe; ſie hielten dieſes für unehrlich; Leopold ſelbſt war durch ſeine Tugenden viel mehr der hohen Ritterſchaft Zier, als ein geſchickter Feldherr durch Einſicht in das Große eines Kriegs.

Als Johann Ulrich von Haſenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde geſehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffarth ſei zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, Herrn Hanns von Bonſtetten ſagen zu laſſen, daß er eilends hinaufziehe,“ hielten ſie ſeine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzog ſelbſt Vorſtellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergeſehener Zufälle ſein; wie dem Fürſten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu ſtreiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verluſt ſeines Hauptes, als einiger Glieder ſein würde,“ ſprach er, Anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „ſoll denn Leopold von weitem zuſchauen, wie ſeine Ritter für ihn ſterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich ſiegen oder umkommen.“

Die Eidgenoſſen ſtanden an der Höhe vom Wald bedeckt; ſo lang die Ritter ſaßen, däuchte ihnen ſchwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu beſtehen, und ſicherer, in dem anſcheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften ſie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entſcheidend werden; ihren Tod betrachteten ſie als den Weg zum ewigen Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu ſuchen. Als der Adel abſtieg, zogen die Eidgenoſſen aus dem Wald in das Feld hinab; ſie beſorgten auch vielleicht eine Hinterliſt oder eine ſchnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie ſtanden, in ſchmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldſtetten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gerſauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hellbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen geſtritten, einige hatten ſtatt Schilde ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger ſahen ihren Muth. Sie fielen auf die Kniee, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog ſchlug Ritter. Die Sonne ſtand hoch, der Tag war ſehr ſchwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebete rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeſchrei, welches Alles anfeuert, und weil ſie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden ſie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiſerner Stacheln. Da ſtritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannſchaft von Luzern und ſuchte zwiſchen den Spießen einen Weg an die, welche dieſelben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraſſel ſeine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derſelbigen Stunde ſchien der Stadt-Banner von Luzern lang unterdrückt, weil Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet geſunken, der Altſchultheiß Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, ſein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri ſeßhaft: „Schlaget auf die Glene, ſie ſind hohl.“ Dieſes thaten die Vorderſten mit ſtarker und angeſtrengter großer Kraft; ſie zerſchmetten etliche Glene, welche von den hintern ſofort erſetzt wurden: da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehilflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen beſtand ſie ungebrochen, feſt. Sechzig Schweizer waren erſchlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraſchung von dem Gewalthaufen Bonſtettens.

Dieſen Augenblick banger Unſchlüſſigkeit entſchied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter, er ſprach zu ſeinen Kriegsgeſellen, „ich will euch eine Gaſſe machen,“ ſprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „ſorget für mein Weib und meine Kinder; treue liebe Eidgenoſſen, gedenket meines Geſchlechts,“ war an dem Feind, umſchlang mit ſeinen Armen einige Spieße, begrub dieſelben in ſeiner Bruſt, und wie er denn ein ſehr großer und ſtarker Mann war, drückte er im Fallen ſie mit ſich auf den Boden. Plötzlich ſeine Kriegsgeſellen über ſeinem Leichnam hin; da drangen alle Harſte der Eidgenoſſen-Mannſchaft mit äußerſter Gewalt feſtgeſchloſſen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erſtaunten Feindes preßten ſich, ſie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harniſchen unverwundet erſtickten; indeſſen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligſt verſtärkte.

Zuerſt fiel Friedrich der Baſtard von Brandis, ein handfeſter, hochtrotziger Mann, ſonſt er allein ſo gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher ſich vermeſſen, die Eidgenoſſen allein zu beſtehen; das Glück des Tages wandte ſich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da ſie dieſes bemerkten, ſaßen auf die Pferde, durch ſchnelle

Flucht ihr Leben zu retten. Indeſſen ſank in der Hand Herrn Heinrichs van Eſcheloh das Hauptbanner von Oeſterreich, und fiel Heer Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, ſchwung das Banner hoch empor, widerſtund hart und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut ſchrie: „retta Oeſtreich, retta.“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von ſeiner ſterbenden Hand; abermals erſchien daſſelbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürſten und lagen ihm für ſein Leben an. Und ſchon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, ſein Baſtard, und ſein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenſtein, von Mörsburg vier Brüder, Herrmann von Eſchenz zwiſchen ſeinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Heer Otto der Pariſer, des Herzogs Rath, Graf Walleram von Thierſtein, Graf Peter von Aarberg, und mit fünf ſeines Namens der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da ſprach Leopold: „es iſt ſo mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich ſterben,“ verbarg ſich ſeinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingeriſſen, vermiſchte ſich in die feindlichen Haufen, ſuchte ſeinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der ſchweren Rüſtung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte), ſich empor zu helfen. Ein anſehnlicher Mann aus dem Lande Schwytz fand ihn über dieſer Bemühung; da rief Leopold hilflos, „ich bin der Fürſt von Oeſterreich.“ Dieſes hörte jener nicht, oder er glaubte es nicht, oder es däuchte ihn, die Schlacht hebe alles auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geiſt alſobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; verſteinert ſtand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er ſich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetſcht werde; er erwartete und fand hier ſeinen eigenen Tod. An eben dieſem Ort ſtritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harniſchmeiſter des Herzogs.

Die Augen der Schaaren ſuchten den Fürſten, vergeblich; da wandte ſich auf einmal die Macht von Oeſterreich grauenvoll auf die Flucht; alſo ſchrien alle Edlen: „die Hengſte daher, die Hengſte daher;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hanns von Oberkirch ſie längſt mit fortgeriſſen. Ihnen, in drückendem Rüſtungen, in unerträglicher Hitze, erſchöpft von Durſt und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, ſein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel ſeines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Otto Truchſeß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Yſni kam in vollkommene Freiheit; von Yſni, ſeiner Stadt im Allgau, war er hieher gekommen, und verſchrieb ihr um acht tauſend Pfund Pfennige (den Sold für ſeine Reiſigen) auf ſeinen Tod hin alle Macht, welche ihm daſelbſt übrig war. Bei den Eidgenoſſen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Koſtvogt von Attinghauſen, Ritter; Sigriſt von Tieffenbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwytz deſſelben Sohn das Landrecht). Indeß verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um ſeinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unſern Mitbürgern, ſie ſollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt laſſen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünſche ihnen glückliche Regierung und Sieg;“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hoſenburg nicht, ſein Unglück vorgeſehen zu haben; fiel mit ihm Johann von Ochſenſtein, der ſeiner Klugheit ſpottete; Siegfried vom Hauſe Erlach, dem nicht gegeben, wider die Freiheit glücklich zu ſtreiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hoheneechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breiſach, Harſtatt, Rathſamhauſen, drei Berenfels, Flachsland, auch welſchen Adels Monſterol, neben dem Herzog Franz von Kaſtelnau, fünf und dreißig von Vinſtgaue, Hanns von Vaurmarcus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gerſau ſah das Banner von Hohenzollern ſchweben, eilte und brachte dieſe glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hauſe Rheinach fanden beiſammen ihren Tod. Nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geſchlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden ſtiegen und ihre langen Schuhſchnäbel abſchnitten, hatte aus Lebhaftigkeit ſich ſelbſt verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt Banner von Schaffhauſen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hanns von Randegk der Herzoge Vogt, von dem edlen Im Thurn, zwei von Stokar, Hanns von Fulach (ſeiner zehn Kinder ſonſt glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter ſieben Herr Werner von Lo, Bannermeiſter von Lenzburg; freiwillig und redlich erſtattete die Mannſchaft von Mellingen dem unglücklichen Fürſt ihren Dank um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand ihnen aufzuhelfen geſucht; die Bürger von Bremgarten glänzten ſchrecklich von Feindesblut, ſo daß das Haus Oeſterreich den Ruhm ſolcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingen fiel ihr Schultheiß Niclaus Thut, unbekümmert ſeines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen ſeiner Hand anvertrauten; damit ſich keine feindliche Gemeine deſſen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwiſchen ſeinen Zähnen feſthaltend; von dem an ließen ſeine Mitbürger die Schultheißen ſchwören „der Stadt Banner von Zofingen ſo zu hüten wie der Schultheiß Niclaus Thut.“ Sechs hundert ſechs und fünfzig war die Anzahl der erſchlagenen Grafen, Herren und Ritter, ſo daß der Glanz der fürſtlichen Hofinger für viele Jahre unterging und im Lande geſprochen wurde: „Gott ſei zu Gericht geſeſſen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten faſt alle Befehlshaber ſo oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oeſterreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da ſie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieſes Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung ſeines Lebens die Blüthe der Schweizeriſchen Mannſchaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerſter Gefahr gerettet. Es iſt wahr, daß die Feinde die Unbehilflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeſchicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwiſſende Feindesvernichtung und ihre ſtürmiſchen Rittertugenden ſelbſt wider ſich hatten. Unſere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten ſich der Vortheile, welche dieſelben bis auf dieſen Tag tauſendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden ſie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) ſimpel, groß und ſtark. Wurden ſie durch fremde Kunſt in ihrem Gang aufgehalten, ſo half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldenſinn ihnen den Gedanken und ihre geſunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit ſolchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewieſen worden ſein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form ſie ſein, mögen übermeiſtert werden durch hellen Verſtand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der trefflichſten Kriegsmänner unſerer Zeit, würde in Behauptung unſerer Freiheit und Eidgenoſſenſchaft, wenn die Gemüther noch dieſelben ſind, auch der Ausgang nicht verſchieden ſein.

Johann Ernſt Friedrich Wilhelm Müller.

Von dieſem Schriftſteller iſt blos bekannt, daß er am 14. März 1766 zu Altenburg geboren wurde, daſelbſt und zu Leipzig alte Sprachen und ſchöne Wiſſenſchaften ſtudirte und ſich dann als Privatgelehrter in Leipzig niederließ. Er ſtarb daſelbſt 1829.

Unter dem Namen Filidor gab er heraus:

Fragmente für Spaziergänger. Leipzig 1789.

Romantiſche Gemälde der Vorwelt. Ebendaſ. 1789 — 90, 2 Thle.

Kleine Romane. Ebendaſ. 1792.

Prinzeſſin Sipta. Ebendaſ. 1793.

Fernando. Ebendaſ. 1793 — 94, 3 Thle.

Die Familie Leblank. Jena 1803.

Digitized by Google

Das Unterrödchen, wie es ſein ſoll. Leipzig 1803.
Gardinenpredigten. Ebendaſ. 1804.
Stumme Liebe. Ebendaſ. 1804.
Airuna. Zürich 1804—12.
Der Beſuch. Leipzig 1805.
Pitts Reiſe ins Ehebett. Ebendaſ. 1805.
Muttertreue. Ebendaſ. 1808.
Der Verbannte. Frankfurt 1812, 3 Thle.
Honoriens Abentheuer. Leipzig 1814, 2 Thle.
Der Amtmann zu Rheinhauſen. Ebendaſ. 1818, 2 Thle.
Gemälde aus der wirklichen Welt. Ebendaſ. 1825.

Ein Vielſchreiber, der ein ſehr untergeordnetes Publikum im Auge hatte.

Johann Georg Müller,

ward 1759 zu Schafhauſen geboren und ſtudirte mit ſeinem Bruder, dem berühmten Hiſtoriker J. v. M., daſelbſt und zu Göttingen Philoſophie und Theologie, wurde Dr. der Theologie und Oberſchulherr und Profeſſor zu Schafhauſen, wo er am 20. November 1819 ſtarb.

Von ihm haben wir:

Philoſophiſche Aufſätze. Breslau 1789.
Reiſe durch einige Cantone der Schweiz. Zürich 1790.
Bekenntniſſe merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt. Winterthur 1792 — 1811, 6 Bdchen, 8., mit Vorrede von Herder.
Unterhaltungen mit Serena. Ebendaſ. 1793—1802, 2 Bde., 8.; 2. Aufl. Winterthur 1819.
Briefe über das Studium der Wiſſenſchaften. Ebendaſ. 1798.
Ueber ein Wort, das Franz I. von den Folgen der Reformation geſagt haben ſoll. Ebendaſ. 1800.

Tüchtiges Wiſſen, Scharfſinn, Gründlichkeit und ein vortrefflicher didaktiſcher Styl weiſen den Schriften dieſes ausgezeichneten Mannes einen hohen Rang an.

Johann Gottwerth Müller,

ward am 17. Mai 1744 zu Hamburg geboren, widmete ſich dem Buchhandel und ließ ſich zu Betreibung ſeines Geſchäftes zu Itzehoe in Holſtein nieder. Vorliebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften und eifriges Studium derſelben neben ſeinem Geſchäft veranlaßten ihn jedoch 1772 das letztere aufzugeben, und, mit dem philoſophiſchen Doctortitel beehrt, von der kleinen Penſion, welche ihm der König von Dänemark ausgeſetzt hatte, ſowie von dem Ertrage ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſeitdem als Privatgelehrter dort zu leben. Er ſtarb daſelbſt am 23. Juni 1828.

Die literariſche Welt kennt ihn durch folgende zum Theil anonym herausgegebene Schriften:

Gedichte. Helmſtädt u Magdeburg 1770—71, 2 Thle., 8.
Der Deutſche. Wochenſchrift. Magdeburg 1771—76, 8 Thle., 8. (Einiges darin von J. S. Patzke).
Der Prinz. Komiſche Geſchichte nach dem Spaniſchen. Itzehoe 1777, 8.; 2. rechtm. Ausg. Göttingen 1788, kl. 8., mit Kupf. Nachgedruckt und ins Franzöſiſche, Holländiſche und Däniſche überſetzt.
Siegfried von Lindenberg. Hamburg 1779, 4 Thl., 8.; dann: Leipzig 1781—82, 8.; 1783; 178*; 5. rechtm. u. vom Verf. verb. Ausg. Ebendaſ. 1790, 8., mit Kupf.; 6. Aufl. Ebendaſ. 1802, 8.; neueſte Auflagen: Leipzig 1830, 8. und Jena 1830, 8. Häufig nachgedruckt und ins Holländiſche (Gravenhagen 1787—1788, gr. 8.) und Däniſche (Kopenhagen 1786, 8.) überſetzt.
Geſchichte der Sevaramben. Aus dem Franzöſiſchen. Itzehoe 1783, 2 Thle., 8.
Komiſche Romane aus den Papieren eines grauen Mannes. Göttingen 1784—91, 8 Bde., 8. Häufig nachgedruckt und ins Holländiſche (Rotterdam 1786, 8. und Amſterdam 1788—94, 8.), Däniſche (Kopenhagen 1786—93, 8.) überſetzt. Die Einzelnen Bde. auch beſonders unter den Titeln:
 Die Herren von Waldheim. Göttingen 1784—1785, 2 Bde., 8.
 Emmerich. Komiſche Geſchichte. Ebendaſ. 1786—1789, 4 Bde., 8.
 Geſchichte des Herrn Thomas. Ebendaſ. 1790—91, 2 Bde., 8.
Ueber den Verlagsraub. Leipzig 1791, 8.
Bemerkungen über die Fehler unſrer modernen Erziehung. Ebendaſ. 1791, 8.
Selim der Glückliche. Morgenländiſche Geſchichte. Berlin und Stettin 1792. 8 Bde., 8., mit u. ohne Kupf.
Friedrich Brack. Ebendaſ. 1793—95, 4 Bde., 8.
Sara Reinert. Ebendaſ. 1796, 4 Bde., 8., mit Kupf.
Die Pupille von J. J. Duſch. Aus ſeinem literariſchen Nachlaſſe herausgegeben. Altona 1798, 8.
Wilhelm Leerwend. Aus dem Holländiſchen. Berlin u. Stettin 1798 — 1800, 2 Bde., 8., dann: 1810, 3 Bde., 8. and 1821, 6 Bde., 8.
Novantiken. Braunſchweig 1799, 1. Sammlung, 8.
Klärchen Wildſchütt. Nach dem Niederländiſchen. Berlin 1800—1801, 2 Bde., 8.
Antoinette. Frankfurt 1802, 1. Bd., 8.; auch unter dem Titel: Romane und Erzählungen.
Ferdinand. Altona 1802, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Die Familie Benning. Ebendaſ. 1803, 2 Bde., 8.

Außerdem mehrere Abhandlungen in damaligen Zeitſchriften, Almanachs ꝛc.

M's Siegfried von Lindenberg machte ſeiner Zeit großes Glück und erhielt ſich lange in der Theilnahme des Publikums, theils wegen der Treue und Wahrheit, mit welcher er die nationale Seite der von ihm geſchilderten Charaktere aufgefaßt und dargeſtellt hatte, theils wegen der behaglichen, derben und natürlichen Laune, die in ihnen vorherrſchte. Seine übrigen Romane, obwohl nicht minder gut erzählt, ſind dem Stoffe und der Behandlung nach unbedeutender.

Aus Müllers:

Siegfried von Lindenberg.

Erſtes Kapitel.

Ohne welches der Leſer alle übrigen nicht wohl verſtehen wird.

Es war einmal ein Edelmann im Pommerlande, der ſo viel Ahnen hatte als Tage im Monate, und ein Schloß, und einige Hufen Landes umher, und ein großes Dorf, wo Bauern drinn wohnten, und etliche hundert Bäume, die er ſeinen Forſt nannte, und ſechs oder ſieben räudige Köter, die hieß er ſeine Kuppel, und wer ihm die ſchief anſah, der griff ihm an die Seele. Sie hatten auch jedweder ein hübſches ledernes Halsband am, mit blanken meſſingenen Buchſtaben drauf, und meſſingenen Schlöſſern dran; und des Sonntags, oder wenn des gnädigen Herrn Namenstag einfiel, blaue ſammtne Halsbänder mit Silber geſtickt. Es giebt zwar häßliche Läſtermäuler, die ſich nicht ſcheuen auszubreiten, es ſei nur blauer Mancheſter und unechtes Silber geweſen: ich aber, der ich beides geſehen habe, und ohne Ruhm zu melden wohl weiß, was Mancheſter ſei, verſichre jeden, dem daran gelegen iſt, daß es echter Sammt und echtes Silber war.

Digitized by Google

Es war auch ein Nachtwächter auf dem Hofe, der ein Horn hatte; und ein Secretär, der aber nicht zu ſchreiben hatte, obgleich er ſchreiben konnte; und ein viereckigter Tölpel mit einem Stelzfuße, das war der Jäger; auch ſtand ein Pfahl mit einem Halseiſen mitten auf dem Schloßplatze, und draußen vor dem Dorfe ein Galgen, denn der Edelmann hatte die hohe und nieder Gerichtsbarkeit. Daher war auch ein Juſtitiarius im Schloſſe, welcher dermalen Herr Martin Chriſtoph Süß hieß, und ein witziger Kopf war, auch — nach ſeiner Meinung — ein großer Satirikus; zwo Eigenſchaften, die eben nicht zu ſeinem Amt erfordert wurden, und wovon man die letzte billig als ein Symptoma ſeines Advokatengewerbes, welches er nebenbei trieb, anzuſehen hat. Aber, das muß man ihm laſſen, daß er ein gewaltiger Muſikus war, vokaliter und inſtrumentaliter, auch kein unrechter Poet geweſen ſein würde, wenn er nur halb ſo viel Sachen als Wörter im Kopfe, und übrigens zum Ausſtreichen Muth, und zum Feilen Geduld gehabt hätte. Uebrigens war er wirklich, was bei manchen Poeten ſonſt nur poetiſches Air zu ſein pflegt, ein großer Liebhaber ſtarker Getränke. Nebenher iſt noch zu merken, daß Herr Martin Chriſtoph Süß auch auf Reiſen geweſen war; freilich nicht wie ein junger Gelehrter reiſen ſollte, ſondern wie die mehrſten unſrer jungen Herren zu reiſen pflegen. Er war z. E. in Frankfurt geweſen, ohne weder Töllnern, noch deſſen berühmten Antagoniſten, den Geheimenrath Darjes zu ſprechen; wohl aber hatte er die große Keule im Lebußer Thore in Augenſchein genommen. In Berlin hatte er genau gezählet, wie viel Schritte die Friedrichsſtraße lang iſt, und in Hamburg hatte er aus dem Störtebeker auf der Schiffergeſellſchaft getrunken, und auf dem Baumhauſe Stockfiſch gegeſſen; aber in der letzten Stadt war es ihm nicht eingefallen, die neue Luftpumpe und die vortrefflichen Inſtrumente des wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe in der Naturkunde ſo berühmten, und wegen ſeines edlen Charakters ſo liebenswürdigen Herrn Kirchhoff zu ſehen, und von dieſem merkwürdigen Kaufmanne zu lernen, deſſen Talente ſeinen Stand und ſeine Stadt zum Stolz berechtigen, den Fürſten ihrer Aufmerkſamkeit und Achtung werth finden, und mehr als alles dieſes, deſſen Herz der Menſchheit Ehre macht. Und in dem königlichen Berlin, dem Sammelplatze des Großen und Schönen, würde er ſelbſt die vortreffliche Bildſäule des großen Churfürſten nicht geſehen haben, wenn man, ohne ſie zu bemerken, von der weißen Taube über die lange Brücke nach Dorta's Koffeehauſe gehen könnte.

Der Edelmann hatte auch eine Kirche in ſeinem Bezirke, und das Jus Patronatus. Auch war ein Ludimagiſter auf dem Gute, der den Bauerjungen das A-B-ab einpeitſchte, und Seiner Gnaden die Aviſen vorlas. Dieſer Mann wußte auf jegliche Frage eine Antwort, denn er war nichts geringers als ein Polyhiſtor und Originalgenie. Daher war er denn auch des Junkers Faktotum und Orakel, wie Herr Georg Detri, der Verwalter, zu ſagen pflegte; Herr Süß aber, der ſeinen Ausdruck beſſer wählete, und nicht ſo alltäglich zu reden pflegte, behauptete immer, der Schulmeiſter ſei dem Edelmanne das, was das Gewicht dem Bratenwender iſt. Beide haben im Grunde Recht; denn ſo oft unſere Leſer bei dieſen Blättern eine Luſt zu Lächeln oder zu lachen anwandeln wird, — und wir möchten ſchier prophezeihen, daß das nicht ſelten geſchehen dürfte, wenn ſie ſich nur durch die paar erſten Kapitel hindurch gearbeitet haben, — ſo könnte wohl der ehrſame Ludimagiſter, wo nicht ganz, doch zum Theil den Dank dafür verdienen.

Man pflegte ſo gern auf den Zufall zu läſtern, aber man ſage davon was man will, er thut dem Menſchengeſchlecht überhaupt mehr zu Gefallen, als zum Poſſen. Der Ludimagiſter hatte die Gewohnheit, jedes bedruckte Papierchen, das er aus dem Krämerladen kriegte, ſorgfältig durchzuſtudiren; auf dieſe Art ſchnappte er manchen fetten Biſſen Gelehrſamkeit weg, den er bei Gelegenheit meiſterhaft wieder an den Mann zu bringen wußte. Er konnte ohnehin ſein Menſa und Amo auf den Fingern; da ihm nun der Zufall eben ſo günſtig war, ihm zwei Blätter aus des hochbeleſenen Henrici Smetii Proſodei zu beſcheren, als er einige Loth Schnupftabak aus dem nächſten Städtchen mitbringen ließ: ſo hatte er da einen hübſchen Vorrath von hundert zwei und ſiebenzig Brocken aus verſchiedenen lateiniſchen Dichtern, einen griechiſchen Vers aus dem Oppian ungerechnet, den er nie brauchte, weil er ihn nicht leſen konnte. Das ſchien ihm zu einem ganz artigen Anſtrich von Lektüre ſchon hinlänglich; und Gott weiß, ob er dieſen Vorrath fleißig im Munde führte! Man hätte ſchwören ſollen, er habe ſich nach Herrn Portridge lateiniſchen Andenkens gebildet; es iſt aber erweislich, daß er von dieſem Manne ſo wenig wußte, als wenn niemals und nirgends ein Partridge exiſtirt hätte, weil vom Tom Jones ſich noch all mein Tage kein Exemplar in die mörderiſchen Hände eines Krämers verirret hat. Eben ſo wenig hatte er irgend einem Gelehrten den üblichen Kunſtgriff zu danken, ſeine Quellen, nachdem er ſie auswendig gelernet hatte, ſorgfältig zu verbrennen; er war ſo ſchlau geweſen, ihn ſelbſt zu erfinden. Auf die Art konnt er manches für ſeine eigne Gedanken geben, und in Abſicht der hundert zwei und ſiebzig Brocken jeden Dichter ſo kecklich citiren, als wenn er ihn ſelbſt geleſen hätte, und den wollt ich ſehen, der ſeine Glaubwürdigkeit hätte in Verdacht ziehen dürfen! —

Die andern Perſonen, die in dieſem goldnen Büchlein vorkommen, wird der geneigte Leſer, ſo wie Zeit und Ort es mit ſich bringen, kennen lernen.

Wir hatten uns vorgenommen zu ſagen, was unſer Edelmann hatte; und das wäre denn, ſo viel für jetzt Noth thut, ſo ziemlich ins Reine gebracht. Wir gehen nun weiter und melden, was unſer Edelmann war. Dabei können wir uns mit allem Fuge, ſo viel dieſes Kapitel betrifft, beliebter Kürze bedienen, weil alle folgenden Kapitel überflüſſig ſein würden, wenn der Leſer aus dem gegenwärtigen den Junker im Pommerlande vollſtändig, und mit allen ſeinen Grillen und Launen kennen lernte; und weil wir zu ſeiner Erziehungsgeſchichte, die uns aus vielen Gründen nöthig ſcheint, ein eignes Kapitel beſtimmt haben.

Grillen hatte er alſo und Launen, das iſt uns entwiſcht. Sonſt war er eine ſo gute Seele von Junker, als jemals eine auf dieſem Planeten gelebet haben mag; ſchlecht und recht; ohne Komplimente, mithin ohne falſch; nicht ſehr vertraulich, aber offen und bieder; völlig unbekannt mit allem, was Heuchelei und Verſtellung heißt, folglich gerades Herzens und leicht hinters Licht zu führen, und ſo weiter, wie man in der Folge finden wird. Aber bei alle dem wollt ers wiſſen, daß er ein Edelmann ſei, — und zwar wie ſeine Gnaden ſich ausdrückten: ſo gut ein Edelmann als der Kaiſer.

Er trug eine häßliche Stutzperücke, und Wintertags einen zottigten grünen Friesrock über ſeinem Pelze; in Sommertagen aber auch wohl eine hübſche Schwanzperücke und ſeinen Doliman ohne Pelz und Friesrock, weils ihm ſo lüftig war und leichter, und er ſich noch immer mit Entzücken daran erinnerte, daß er, von ſeinem Tauftage an bis in ſein vierzehntes Jahr, als Kornet bei einem Huſarenregimente in Nummer geſtanden hatte. Auch pflegte er ſich immer herzlich über die Heldenthaten zu freuen, die er — hätte verrichten können, wenn er im Dienſt geblieben wäre. Sein langer Schnuerbart hing in zweenen Knoten herab, und ſtand gar herrlich zur runden geſchornen Perücke. Seinen großen Hut umſtrahlte eine breite goldne Treſſe. Seine hirſchledernen, mit reicher Stickerei und Franzen gezierten Scharavari gingen, wie ſichs von ſelbſt verſteht, bis unter die Knöchel herab. Die gelben Halbſtiefel waren, wie ſichs gehört, mit Eiſen unterlegt, und dienten einer dick mit Silber beſchlagnen meerſchaumnen Pfeife für die wenigen Augenblicke, die ihr Beſitzer ohne Rauchen zubrachte, zum Quartiere. Den Anzug vollendete ein prächtiger ſilderner Säbel, der nie von ſeiner Seite kam, und unter dem grünen Friesrocke heraus hinter Seiner Gnaden herſchleppte. Uebrigens war er ein ſchöner großer Mann von königlichem Anſtande, dem das vortrefflichſte Herz aus jedem Zuge ſprach.

So von innen und außen fiel unſer Edelmann jedem, der ihn ſah, gleich in der erſten Minute ins Auge.

Seine Gnaden wohnten faſt immer zu Pferde, und ritten am liebſten junge, ſchnellfüßige, unbändige Hengſte, mit denen Sie meiſterhaft umzugehen wußten, und deren Zeug mit Schnakenköpfen prunkte.

Zweites Kapitel.

Erziehungsgeſchichte des Junkers.

Der Edelmann, ſo wie er dermalen leibte und lebte, hätte ganz aus der Reihe der Dinge weggenommen werden können, ohne daß außer ſeinem Gute irgend eine lebendige Seele dabei zu kurz gekommen wäre. — Doch nehm ich, nach reiflicher Ueberlegung, diejenigen Seelen aus, die, wenn ſie über andrer Leute Thorheiten lachen, zugleich in ihren eignen Buſen zu greifen pflegen. — Von der Natur aber war er ſo wenig beſtimmet, das Spiel eines närriſchen Schulmeiſters und ſeiner eignen Grillen zu werden, als mich vielleicht die Natur zum Geſchichtſchreiber ſeiner Thorheiten beſtimmet haben mag. In ſeinem Charakter war ſo viel Güte, ſo viel Thätigkeit, ſo viel Größe, daß er, wenn der rohe Klumpen gehörig wäre geformet, und die leeren Fächer des Gehirns gebührend angefüllet worden, vermögend geweſen wäre, aus dem Kabinete Länder zu beglücken, im Felde eine Stütze ſeines Monarchen zu ſein, und aus der Studierſtube die Welt aufzuklären. So aber war ſeine herrliche Anlage verſäumt oder verderbt, jenes von ſeinem Vater, dieſes von der gnädigen Frau Mama, beides von dem Lehrer ſeiner Jugend. Seine Güte war in Schwachheit, ſeine Thätigkeit in Alfanzerei,

ſeine Gröſse in Abentheuerlichkeit, und in jenen närriſchen Stolz ausgeartet, der Kaiſern, Königen, Herzogen und Fürſten nichts vorauslaſſen wollte.

Sein Vater, Gott hab' ihn ſelig! war bei Leibes Leben ein wackter Huſarenoberſtlieutenant geweſen, rauh wie ſein Schnauzbart, und brav wie ſein Säbel, der ſein Metier aus dem Grunde verſtand, ſich viel Erfahrung und Menſchenkenntniß geſammelt hatte, und beim Könige ſehr in Gnaden ſtand. In den Wiſſenſchaften aber hatte dieſer Held es niemals weiter gebracht, als bis zur Fertigkeit, eine Ordre entziffern, und ſeinen Namen ſo ſo unterzeichnen zu können, daher er auch bei andern Leuten nichts auf Schulfüchſerei hielt. Am allerwenigſten war er Willens, den Kopf ſeines einzigen Erben mit ſolcherlei Unrath ausſtafiren zu laſſen. Der Säbel war ihm alles, und dieſen Sinn trachtete der alte muthige und ehrenvolle Krieger auch einzig und allein in der Seele ſeines Sohnes zu nähren. Er freuete ſich zum Voraus darauf, ihn, wenns einmal wieder vor den Feind gehen würde, an ſeiner Seite fechten zu ſehen; und daher kams, daß unſer Edelmann von Vaterswegen nichts weiter gelernet hatte, als Reiten, Fechten, das Gewehr präſentiren, vor nichts in der Welt erſchrecken, und mit lateiniſchen Buchſtaben ſeinen edlen Namen unleſerlich genug zu kratzen. Der hochſelige König hatte als Gevatter dem Kindlein eine Kornetſtelle eingebunden, folglich war er Soldat, und folglich hatte er nach des Oberſtlieutenants Meinung an jetztgedachten Geſchicklichkeiten Gott und genug.

Seine gnädige Frau Mama ließ ſich, wie manche Mutter, eine reichliche Portion Affenliebe gegen ihr Söhnchen zu Schulden kommen. Sie, eine Dame von uraltem Adel, und voll von jedem Vorurtheile, das irgend dieſem Stande anhangen kann, wollte nicht, daß ihr Kind durch vieles Lernen an Kopf und Nerven geſchwächt werden ſollte. Alle irdiſche menſchliche Weisheit hielt ſie für eitel Tand, und war feſt überzeuget, Witz und Verſtand müſſe einem Edelmanne von ſelbſt zufallen. Nicht eben, als hätte ſie zuerſt nach dem Reiche Gottes getrachtet; das war nicht ihr Fall (denn ſie wußte vom Reiche Gottes nicht viel mehr, als wenn gar keins geweſen wäre, und was ſie davon zu wiſſen glaubte, war klare Heterodoxie; ſo behauptete ſie z. E., es ſei unmöglich, daß Edelmann und Bauer auf einerlei Fuß Erben des göttlichen Reichs werden könnten, und andere Ketzereien mehr), ſondern, weil ſie es wirklich für bürgerlich, das heißt in ihrer Sprache, für pöbelhaft hielt, ſich mit Büchern und Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, gab ſie ſich alle Mühe, ihrem Sohne eine tiefe Geringſchätzung gegen ſolche Narrentheidungen beizubringen. Dagegen predigte ſie ihm täglich und ſtündlich die hohe Lehre von ſeinem alten Adel, und ſchärfte ihm tüchtig ein, daß er nach ſeines Vaters Tode, die Einkünfte ſeines freien Gutes ungerechnet, jährlich weit über die dreißigtauſend Thaler reiner Zinſen zu verzehren haben, und mit der Zeit noch viel höher kommen würde.

Der Hofmeiſter des edlen jungen Herrn war ein ſklaviſcher Kerl, ein niedriger Speichellecker, der mit dem Herrn Oberſtlieutenant Danziger trinken, und der gnädigen Frau die Hand küſſen konnte, und bei dieſem erhabenen Paare ganz ungemein in Gnaden ſtand. Groß war der Hofmeiſter und ſchön gebauet, breit von Schultern und ſtattlich von Waden. Die Moral hatte er bei einem Gellert, und das Jus Naturä bei einem Darjes gehöret, auch wußt er was Recht war ſo gut als Jeſus Sirach; er hatte aber weder das Herz es zu ſagen, noch die Entſchloſſenheit es zu üben, vor allen Dingen, wenn er den Grundſätzen der gnädigen Frau Oberſtlieutenantin, oder ihres narbigten Herrn Gemahls hätte zu nahe treten müſſen, denn er befand ſich trefflich im Schloſſe, und liebte faule Tage über alles. Die hatte er denn hier recht nach Herzenswunſche. Aber fechten konnte er trotz Kahn, das muß ich ſagen; und zu Pferde ſaß Euch der Burſch als eine Puppe, auch das muß wahr ſein; voltigiren konnt er wie ein Heupferd, das ſoll ihm ſelbſt der Teufel nicht abſprechen; und ſaht Ihr ihn tanzen, ſo ſtahl er Euch vollends das Herz aus dem Leibe. Auch, wenn der alte Herr Luſt hatte Passe-dix, oder die gnädige Frau Piket zu ſpielen, war niemand bereiter als er, dem Herren und der Dame ihr Geld abzugewinnen.

Aller weſentliche Nutzen, den unſer Edelmann aus ſeiner Erziehung zog, beſtand darin, daß die heftigen Leibesübungen mit dem Karabiner, mit dem Rapier, und auf der Reitbahn, ſeine Muskeln ſtärkten, ſeinen Körper dauerhaft machten, ſeine Natur abhärteten, und jenen edlen Anſtand, den ſchon der Adel ſeiner Seele ihm gab, erhöheten; und daß er, weil Mama und der Mentor ihn methodiſch und zu geſetzten Stunden in mancherley Spielen unterwieſen, durch dieſen Zwang den heftigſten Widerwillen gegen alle Arten des Kartenſpiels faßte.

Vierzehn Jahr war unſer Junker alt, wie ſein Herr Vater das Zeitliche geſegnete. Seine gnädige Mama fand jetzt in ihrem überreifen Alter den Soldatenſtand bei weitem nicht mehr ſo reizend, als in jenen goldnen Tagen der leichten Jugend, da der goldbeſetzte Dolman, die funkelnden Quaſten und Schleifen des Pelzes, die reichen Franzen auf den knapp anſchließenden Scharavari, die Grazie einer Falte in denſelben, und der hohe winkende Federbuſch auf dem Haupte des damaligen Herrn Rittmeiſters von Lindenberg, jetzt ihres wohlſeligen Gemahls, ihr ſiebzehnjähriges Herz in lichterlohe Flammen ſetzten. Sie bat um den Abſchied ihres Sohnes, ſchützte eine ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit vor, darüber ſich das edle Knäblein mit ſeinen vor Geſundheit ſtrotzenden Backen eigentlich nicht zu beklagen hatte, und trieb ihr Weſen ſo lange, bis endlich der Junker wirklich ſeinen Abſchied erhielt.

Nun wuchs er denn in Gottes Namen unter der Zucht ſeiner Frau Mama und des treufleißigen Mentors ferner auf. Zu allem Glücke noch fand ſichs, daß der Paſtor Loei ein ernſthafter, verſtändiger und gewiſſenhafter Mann war; keiner von den ſchleichenden Bücklingsfabrikanten und Kratzfüßlern, die zwar auf der Kanzel Donnerſtimme reden, und mit dem Hammer des Geſetzes alles, gleich irdnen Töpfen zerſchmeißen, oder wie die ausgeſchlürfte Schale eines weichgeſottnen Eies zerknirſchen wollen und inter privatos parietes (wie Herr Bartholomäus Schwalbe ſagt) jedem den Fuchsſchwanz ſtreichen, bei dem's fette Biſſen oder wenigſtens einen guten Beichtpfennig giebt, den Großen und Reichen mit neuer Mähr, und ſonſt, wie ſie immer können, hofiren, fix bei der Hand ſind, wenn ſie dem Kollegen einen Konfirmanden oder eine Kopulation wegſchnappen können, keine noch ſo berüchtigte Sünderin von Familie aus dem Beichtſtuhle weiſen, aber deſto glühender ihren Eifer fürs heilige Zion an einer armen Dirne bewähren, die in einem ſchwachen Augenblicke nicht daran dachte ihr Fleiſch zu kreuzigen. Mit ſolchem Stempel, unter welchem vielleicht mancher ſeiner hochehrwürdigen Amtsbrüder zur herzlichen Erbauung aller frommen Seelen, und zur unfehlbaren Bekehrung der ruchloſen Weltmenſchen, die da wähnen, Gott ſehe nur aufs Herz und nicht auf die Grimaſſe, ausgepräget ſein mag, war der wackere Paſtor zu Lindenberg nicht gemarket. Der Mann war ſo gerades Herzens, daß ich mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, er habe ſich nie vor jemand, als aus wahrer Achtung, und um ihn zu ehren gebückt. Da es nun im Pommerlande, wie vermuthlich aller chriſtlichen Orten, Sitte iſt, daß der junge Kavalier nicht minder als der junge Bauer confirmiret werden muß, und der fromme unbeſtechliche Pfarrer unſern Junker, ſo wie er war, in ſeiner unermeßlichen Unwiſſenheit nicht annehmen wollte: ſo gedieh es dahin, daß er von der edlen Leſekunſt ſchier ſo viel begriff, als zur Erlernung der zehn Gebote, und was ſonſt im kleinen Catechismus ſtehet, zur höchſten Nothdurft erforderlich ſein mag. Auch faßte er durch ſaure Arbeit des rechtſchaffnen Predigers die Grundſätze der chriſtlichen Sittenlehre in ſo fern, daß ihn dieſer würdige Mann nach Jahresfriſt unter die Katechumenen aufnehmen konnte, ohne ſein Gewiſſen gar zu ſehr zu verletzen. Der gute Prediger verlor zwar durch dieſen ſeinen Trotz und Halsſtarrigkeit, wie es die Frau von Lindenberg nannte, manches Accidens, manche Mahlzeit auf dem Edelhofe, und manchen fetten Braten für ſeine Küche: aber er, deſſen Gott nicht der Bauch war, tröſtete ſich darüber, und zwar ſehr leicht, mit dem Bewußtſein, ſeine Pflicht erfüllet, und mit der ſüßen Zufriedenheit, dem jungen Herrn einige gute Grundſätze beigebracht zu haben, die, das meinte er, könne nicht fehlen, früh oder ſpät ein lebendiges Gefühl der großen Wahrheit bewirken müßten, daß man ſeine Beſtimmung hienieden bei weitem noch nicht erfüllet habe, wenn man reiten, fechten und allenfalls die Einkünfte eines Ritterguts verzehren könne. — Die liebe Hausehre des braven Paſtors nahm das Ding zwar nicht völlig ſo. Sie lüſterte nach den Fleiſchtöpfen Egypti, und beſeufzte die Einbuße der feiſten Puter, der geſtopften Gänſe, und der leckern Haſen von ganzem Herzen. Beſonders mußte der gute Mann herhalten, wenn etwa an einem hohen Feſttage, oder gar am Geburtstage der theuren Frau Paſtorin, die Familie ſich ſchlechtweg mit einem Stücke Rindfleiſch behelfen mußte. Bei ſolchen Gelegenheiten unterließ ſie niemals, ſo lange die Frau von Lindenberg lebte, gewaltig laut zu werden, und es ihrem Manne ſehr bitter und heftig zu verweiſen, daß er die Küche ſo aus purem Eigenſinn, wie ihr zu ſagen beliebte, und recht um nichts und wieder nichts geſchmälert habe. Denn, rief ſie, wem der Altar dienet, der ſoll ſich vom Altar nähren, ſiehſt du! — 'ne Schande iſts, daß 'ne Paſtorenfrau ihren Mann auf die Bibel verweiſen muß! — Andre Paſtoren nehmen wohl noch unwiſſendere Jungens an als der Junker war: aber dafür (hier ſchlug ſie mit geballter Fauſt auf den Tiſch) haben ſie auch was einzubrocken. Du hergegen ſtößeſt alles muthwilliger Weiſe von dir; Weib und Kinder mögen ſehen, wie ſie fahren. — Wenn das mein Vater ſeliger wüßte, in der Erde kehrte er ſich um! — Neei eſſet das Fette und trinket das Süße, ſagt Gott, ſiehſt du! — und wem ſagt er das! ſeinen Dienern ſagt ers! — Das ſtand doch wohl an den Fingern abzuzählen, daß an dem Junker Hopfen und Malz verloren ſei! daß du mit allem dei-

nem Gepredige die Perlen für die Säue, mit Salvenie zu ſagen, worfſt! und daß er nun wohl längſt ſchon alles wieder ausgeſchwitzet haben wird, was du ihm damals ſo mühſelig einkauen thatſt!

Das fürcht ich nicht, ſagte dann der ehrwürdige Mann, der vollkommen ſo gutmüthig und friedliebend war, als von Rechtswegen jeglicher ſein ſollte, der den Gott des Friedens verkündiget. Das fürcht ich wahrlich nicht, Lena, ſagt er; alles wird wohl nicht auf dürren Boden gefallen ſein. Etwas, hoff ich, wird wohl im Kopf und Herzen haften, und mit Gottes Hülfe ſchon zu ſeiner Zeit irgend einige gute Frucht bringen. — Aber Kind gieb mir doch noch ein Schnittchen Fleiſch und einen Löffel voll Brühe. Ich weiß nicht, wie du es anfängſt, aber für deine Polniſche Brühe laß ich der gnädigen Frau ihre gerundelten Gänſe und Schnepfenpaſteten von Herzen gern.

Das liebreiche Geſicht des edlen Mannes und ſein treuherziger Lobſpruch auf ihre Kochkunſt beſänftigte dann gemeiniglich die Frau, die zwar eben kein Engel, aber doch auch juſt kein eingefleiſchter Teufel war, und mit der man ganz ſchicklich auskommen konnte, wenn man ſie bei einer von ihren ſchwachen Seiten zu faſſen wußte. — Freilich kann man das mit allen Frauen, wenn man nur nicht ihr Mann iſt.

Uebrigens pflichten wir dem Prediger bei: es war in der That nicht alles an dem Edelmanne verloren, mancher ſeiner Lehren erinnerte er ſich noch ſehr dankbar in ſeinen ſpäteſten Jahren, und nebenbei hatte er doch leſen gelernet, wiewohl er dieſes Talent in der Folge häßlich vernachläſſigte.

Nach dem Hintritte weiland Seiner Gnaden des Herrn Oberſtlieutenants fiel das Exerciren zu Pferde und zu Fuß von ſelbſt weg, und es wurden jährlich etliche Paar Rapiere weniger in dem Schloſſe zerbrochen. Das Reiten aber behielt der junge Herr aus Neigung bei, weil es ihm eine herzliche Freude war, über ſolche Hecken und Graben zu ſetzen, wo ſelbſt ſein Mentor nicht das Herz hatte, ihm zu folgen, vorübergehenden Männern das Haar zu Berge ſtand, und der tollkühnſte Bauerjunge bewundrungsvoll ausrief: Der Henker! das war mir 'n Hoppas! Unſer Junker hat den Teufel im Leibe mit Reiten. — Dieſer elende Beifall, den ein wohlgezogner Jüngling verachtet haben würde, hatte für unſern Edelmann ſo viel Reize, daß er ihm zu Gefallen ſich täglich mehr als einmal in die Gefahr ſetzte den Hals zu brechen.

Der Frau Mutter Gnaden war dieſes allerdings ein ſchwerer Stein auf dem Herzen, aber ſie vermochte dem Dinge nicht abzuhelfen. Denn Eine Beſchäftigung will der Menſch haben, das liegt in ſeiner Natur; und der Junker hatte auf der Gotteswelt nicht gelernet, als rechtsum machen, Kartengeben, Fechten und Reiten. Mit dem Erſten dieſer Studien war's vorbei; das Zweite war ſeine Sache nicht; das Dritte? je nu, das ſahen ſeine Bauern an, und begriffens nicht. Aber, wenn er zu Pferde ſaß, dann ragte er über die ganze Welt, die er kannte, hervor. Da nun tief in ſeiner Seele ein glühendes Gefühl waltete, das ihn ſpornte, mehr zu thun als andre können, und mehr zu ſein als andre ſind, ein Gefühl, das weder durch Treſſen und Stickerei, noch durch einen vollen Geldbeutel befriedigt wurde; was Wunder dann, daß er ihm jetzt auf die einzige ihm mögliche Art eine Genüge zu thun ſuchte, und in der Folge auf Thorheiten verfiel, die ihn zum ſonderbarſten Original von der Welt machten?

Weil man aber doch nicht immer Reiten und über Graben ſetzen kann, ſo tödtete er, als er herangewachſen war, ein gutes Theil ſeiner Zeit in gedankenloſer Muße mit der Pfeife und dem Glaſe; daher denn im ganzen Lande kein Menſch ſo geſchwind und ſo ſchön einen meerſchaumnen Pfeifenkopf braun ſchmauchen konnte. Was ſonſt an Zeit ihm übrig blieb, das füllte er mit Schlafen und Eſſen aus.

Karl Ludwig Methuſalem Müller,

ward am 16. Juni 1771 zu Skeuditz geboren, ſtudirte nach zurückgelegten Schuljahren wahrſcheinlich zu Leipzig ſchöne Wiſſenſchaften und bürgerte ſich dann als Privatgelehrter daſelbſt ein. Er erhielt vom Herzog von Sachſen-Hildburghauſen den Hofrathstitel und übernahm 1816 die Herausgabe der Zeitung für die elegante Welt. Später wurde er auch als Cenſor beſchäftigt. Er ſtarb 1835 zu Leipzig.

Er ließ erſcheinen.

Unterhaltungen. Leipzig 1795.
Phantaſie und Wirklichkeit. Ebendaſ. 1796.
Winterblumen. Ebendaſ. 1796.
Rhapſodien. Ebendaſ. 1797.
Sommermorgen. Ebendaſ. 1798.
Blicke auf die menſchliche Natur. Ebendaſ. 1798 — 1800, 4 Bde.
Der Hausvater. Gedicht. Ebendaſ. 1798.
Guſtav Salden. Berlin 1802, 2 Thle.
Ironodora. Leipzig 1806.
Hiſtoriſche Gemälde aller Land- und Seekriege. Ebendaſ. 1812, 3 Bde.
Anleitung zur Bildung für Geſellſchaften und Umgang. Ebendaſ. 1812.
Ueber den jetzt herrſchenden Geiſt der Unruhe und Unzufriedenheit unter den Völkern. Ebendaſ. 1817.
Die Königseiche. Feſtſpiel. Ebendaſ. 1818.
Ueber Ehre und Freiheit. Ebendaſ. 1819.

Außerdem eine Menge Ueberſetzungen engliſcher und franzöſiſcher Romane ꝛc.

Zartheit, tiefe Sittlichkeit, Ruhe und Mäßigung, ſo wie ein gebildeter Geſchmack ſind den Schriften dieſes wackeren Mannes eigen, der zwar nie eine hohe Stellung in der literäriſchen Welt einnahm, aber ſeinen Platz ſtets vollkommen ehrenwerth ausfüllte.

Karl Otfried Müller.

Dieſer berühmte Alterthumsforſcher und Helleniſt ward am 28. Auguſt 1797 zu Brieg geboren, wurde auf dem vaterſtädtiſchen Gymnaſium claſſiſch vorgebildet und ſtudirte 1813 zu Breslau und 1815 zu Berlin Philologie und Philoſophie. Hierauf wurde er 1817 als Lehrer am Magdalengymnaſium zu Breslau angeſtellt, folgte aber 1819 einem durch Heeren's und Böckh's Empfehlung an ihn ergangnen Rufe als außerordentlicher Profeſſor der Alterthumskunde nach Göttingen, vervollkommnete ſich durch eine 1819 — 22 unternommene Reiſe nach Dresden, Frankreich und England, und erhielt 1828 eine ordentliche Profeſſur daſelbſt, die er fortwährend mit dem größten Beifall bekleidet.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Geſchichte helleniſcher Stämme und Städte. Breslau 1820 ff. 3 Thle. A. u. d. Titeln:
Orchomenos und die Minyer. Ebendaſ. 1820.
Die Dorier. Ebendaſ. 1824. Engliſch. Oxford 1830.
Prolegomena zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie. Göttingen 1825.
Ueber die Wohnſitze, die Abſtammung und die ältern Sitze des macedoniſchen Volks. Berlin 1825.
Die Etrusker. Breslau 1858, 2 Bde.
Handbuch der Archäologie der Kunſt. Ebendaſ. 1830. 2. Aufl. 1835.

Mehrere Werke in lateiniſcher Sprache, ſo wie eine Menge Abhandlungen, theils als Gelegenheitsſchriften, theils in Journalen ꝛc. ꝛc.

O. Müller's vortreffliche Forſchungen, namentlich auf dem Gebiete der altgriechiſchen Geſchichte haben dieſen Zweig der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft außerordentlich gefördert und ihm die dankbarſte Anerkennung der gelehrten Welt erworben.

Karl Wilhelm Müller

ward am 15. September 1728 zu Knauthayn bei Leipzig geboren, ſtudirte zu Pforta und Leipzig Philoſophie und die Rechte und trat 1752 daſelbſt als praktiſcher Juriſt auf. Indeſſen bildete er im vertrauten Umgang mit Leſſing, Käſtner, Weiße, Morus und andern geiſtvollen Männern zugleich ſeinen Geſchmack in der Poeſie und Kunſt aus, ward 1759 zum Mitglied des daſigen Raths erwählt, dadurch aber zugleich mit mehreren Amtsgenoſſen im 7jährigen Kriege zur preußiſchen Geißel gemacht. Nachdem er ſich von ſeiner Krankheit, die ihn in der Gefangenſchaft überfallen, erholt und ſein Amt wieder verwaltet hatte, ward er 1778 Bürgermeiſter und Beiſitzer des Schöppenſtuhls und endlich zum ſächſiſchen geheimen Kriegsrath ernannt. Unter ſeiner Leitung wurden mehrere noch jetzt die Stadt zierende öffentliche Anſtalten und Anlagen, theils wieder hergeſtellt, theils neu begründet, und allgemeine Achtung und Liebe begleitete ſeinen Leichenzug, als er am 2[...] Februar 1801 daſelbſt ſtarb. Ein Monument in den A[...] lagen um die Stadt, einer ſeiner Schöpfungen, verewig[...] ſein Andenken.

Von ihm erſchien anonym:

Verſuch in Gedichten. Leipzig 1755.
Brittiſche Bibliothek. Ebendaſ. 1756 — 17[...] 6 Bde., 8.
Beaumarchais Eugenie. Ueberſetzt. Ebendaſ. 17[...]
Grays Gedichte. Ebendaſ. 1776.

Derſelbe feine Geſchmack und Geiſt, der ihn [...] ganzes Leben hindurch begleitete, ſpricht ſich auch in ſein[...] Schriften aus, welche, obwohl nur Ueberſetzungen, [...] in ihrer Art vortrefflich waren und allgemeinen Beifa[...] fanden.

Wilhelm Müller,

der Sohn eines Handwerkers zu Deſſau, ward am 7. October 1795 daſelbſt geboren und ſtudirte nach einer ſehr ſorgfältigen, aber von jeglichem Zwange freien Bildung und Vorbereitung 1812 zu Berlin Philologie und Geſchichte, nahm im Befreiungskriege 1813 und 1814 Theil an den Kämpfen der preußiſchen Schaaren und geſellte nach ſeiner Rückkehr ſeinen frühern Studien noch das der altdeutſchen Sprache und Literatur hinzu. Als Begleiter des preußiſchen Kammerherrn, Baron von Sack, ging er mit dieſem 1817 nach Italien, um von da nach Griechenland und Aegypten zu reiſen, trennte ſich aber in Rom von ihm und verweilte 1819 zu Neapel und Florenz. Nach ſeiner Rückkehr als Lehrer der lateiniſchen und griechiſchen Sprache an das neu organiſirte Gymnaſium nach Deſſau berufen, übernahm er zugleich die Einrichtung der dortigen Bibliothek, ward Bibliothekar und deſſauiſcher Hofrath und ſtarb daſelbſt plötzlich kurz nach einer Reiſe an den Rhein am 1. October 1827.

Wir haben von ihm:

Blumenleſe aus den Minneſängern. Berlin 1816, 8.
Marlow's Doctor Fauſt. Tragödie. Ueberſetzt. Ebendaſ. 1818, 8., mit 1 Steindruck.
Askania. Deſſau 1820, 6 Hefte. 9.
Rom, Römer und Römerinnen. Ebendaſ. 1820, 8.
Gedichte eines reiſenden Waldhorniſten. Ebend. 1821 — 27, 2 Bde. 8., 2. Aufl. 1826.
Lieder der Griechen. Ebendaſ. 1822, 2 Hfte. 8.; 2. Aufl. des 1. Hft. 1828.
Neue Lieder der Griechen. Leipzig 1822 — 23, 2 Hfte. 8.
Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1822—27, 8 Bde. in 8. Fortgeſetzt von K. Förſter.
Neueſte Lieder der Griechen. Leipzig 1824, 8.
Fauriel's Sammlung neugriechiſcher Volkslieder. Ebendaſ. 1825, 2 Thle.
Miſſolunghi. Gedicht. Dresden 1826, 8.
Lyriſche Reiſen und epigrammatiſche Spaziergänge. Ebendaſ. 1827.

Vermiſchte Schriften. Mit M's Biographie von G. Schwab. Leipzig 1830, 5 Bdchn. in 16. Mit Portrait.

Einzelne Abhandlungen, Recenſionen, Erzählungen u. ſ. w. in Zeitſchriften und Taſchenbüchern u. ſ. w.

Nach ſeinem Tode erſchien noch:

Egeria. Sammlung italieniſcher Volkslieder. Begonnen von W. Müller, vollendet und herausgegeben von O. L. B. Wolff. Leipzig 1829.

Es ſei dem Herausgeber geſtattet, hier zu wiederhole[...] und zuſammenzufaſſen, was er bereits an einem ander[...] Orte über dieſen eben ſo talentvollen als liebenswürdige[...] und wahren Dichter ausſprach. Was Wilhelm Mülle[...] als ſolchen ſo auszeichnet, iſt die Reinheit, Tiefe, Ein[...] fachheit und Friſche ſeines Gefühls die Liebe zur Na[...] tur und der Sinn und Blick für dieſelbe, die Unmittelbar[...] keit, mit der er ſeine immer reinen Empfindungen aus[...] ſpricht, und die gefällige Form, in welche er ſie kleidet[...] Er philoſophirt nicht im Liede, er hüllt abſtracte Reflexio[...] nen nicht in tönende Worte, er müht ſich nicht ab, tief z[...] ſein oder bringt einen gewöhnlichen Gedanken in ſeltſame[...] Form, hinter die er ſich ſteckt, noch weniger macht er ebe[...] auf der Gefühlsleiter einen Bajazzoſprung und ſteht plötz[...] lich vor dem Leſer auf dem Kopfe; aber wahr iſt er, [...] voll Anmuth, alle Saiten des Gefühls in ſeinen Gedichte[...] anſchlagend, überall harmoniſch und klar. Nicht leich[...] äußert ſich der echte deutſche Charakter, möge er zürnen[...] oder klagen, jauchzen oder ſtill entzückt ſein, ſo liebens[...] würdig und treu wie bei ihm. Seine lyriſchen Poeſien, namentlich die ſogenannten Müllerlieder, einige ſeiner Weinlieder und die begeiſterten Griechenlieder werden daher ſeinen Namen und ſein Andenken lange bei der Nation erhalten. Nicht ſo glücklich iſt er in ſeinen proſaiſchen Lei[...] ſtungen, beſonders in ſeinen Novellen, obwohl auch dieſe ſämmtlich ſich durch Eleganz, Correctheit und Lebhaftigkeit der Darſtellung auszeichnen.

Aus W. Müller's Griechenliedern.

Bozzaris.

Freiheit war ſein letzter Hauch, Freiheit hat er nun gefunden,
Frei flog ſeine Heldenſeele aus des Buſens offnen Wunden
In das Reich der Freiheit auf. Oder will ſie noch verweilen
Unter uns und jeden Kampf mit den Erdenbrüdern theilen?
O ſo ſei gegrüßt im Streite, ſei gegrüßt beim Siegesmahle!
Wollen dir die erſten Tropfen aus dem ſchäumenden Pokale
Auf den Grabeshügel ſchütten, und die erſten Lorbeerzweige
Auf den naſſen Raſen legen. Freier, ſelger Geiſt, dann neige
Segnend dich herab und fache hell in uns empor die Gluten,
Die auch mit des Heldenblutes letztem Tropfen nicht verbluten,
Die noch heut' im Staube brennen unter Polis heilgen Grüften,
Die auf Marathons Gefilden ewig wehen in den Lüften,
Die wir alle in uns trinken recht in vollen, heißen Zügen,
Wenn Bozzaris Nam' ertönt und uns ruft zu neuen Siegen.

Digitized by Google

Mark Bozzari.

Oeffne deine hohen Thore, Miſſolunghi, Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich ſterben lehren!
Oeffne deine hohen Thore, öffne deine tiefen Grüfte,
Auf, und ſtreue Lorbeerreiſer auf den Pfad und in die Lüfte!
Mark Bozzari's edlen Leib bringen wir zu dir getragen,
Mark Bozzari's! Wer darf's wagen, ſolchen Helden zu beklagen?
Willſt zuerſt du ſeine Wunden oder ſeine Siege zählen?
Keinem Sieg wird eine Wunde, keiner Wund' ein Sieg hier fehlen.
Sieh auf unſern Lanzenſpitzen ſich die Turbanhäupter drehen!
Sieh wie über ſeiner Bahre die Osmanenfahnen wehn!
Sieh, o ſieh die letzten Werke, die vollbracht des Helden Rechte
In dem Feld von Karpiniſſi, wo ſein Stahl im Blute zechte!
In der ſchwarzen Geiſterſtunde rief er unſre Schaar zuſammen,
Funken ſprühten unſre Augen durch die Nacht, wie Wetterflammen,
Uebers Knie zerbrachen wir jauchzend unſrer Schwerter Scheiden.
Um mit Senſen einzumähen in die feiſten Türkenweiden;
Und wir drückten uns die Hände und wir ſtrichen uns die Bärte,
Und der ſtampfte mit dem Fuſſe, und der rieb an ſeinem Schwerte:
Da erſcholl Bozzari's Stimme: „Auf, ins Lager der Barbaren!
„Auf mir nach! Verirrt euch nicht, Brüder, in der Feinde Scharen!
„Sucht ihr mich, im Zelt des Paſcha werdet ihr mich ſicher finden —
„Auf, mit Gott! Er hilft die Feinde, hilft den Tod auch überwinden!"
Auf! und die Trompete riß er haſtig aus des Bläſers Händen,
Und ſtieß ſelbſt hinein ſo hell, daß es von den Felſenwänden,
Heller ſtets und heller muſste ſich verdoppelnd wiederhallen;
Aber heller wiederhallt' es doch in unſern Herzen allen.
Wie des Herren Blitz und Donner aus der Wolkenburg der Nächte,
Alſo traf das Schwert der Freien die Tyrannen und die Knechte;
Wie die Tuba des Gerichtes wird dereinſt die Sünder wecken,
Alſo ſcholl durch's Türkenlager brauſend dieſer Ruf der Schrecken:
Mark Bozzari! Mark Bozzari! Sulioten! Sulioten!
Solch ein guter Morgengruß ward den Schläfern da entboten.
Und ſie rüttelten ſich auf, und gleich hirtenloſen Schafen
Rannten ſie durch alle Gaſſen, bis ſie an einander trafen,
Und bethört von Todesengeln, die durch ihre Schwärme gingen,
Brüder ſich in blinder Wuth ſtürzten in der Brüder Klingen.
Frag' die Nacht nach unſern Thaten! Sie hat uns im Kampf geſehen —
Aber wird der Tag es glauben, was in dieſer Nacht geſchehen?
Hundert Griechen, tauſend Türken, alſo war die Saat zu ſchauen
Auf dem Feld von Karpiniſſi, als das Licht begann zu grauen.
Mark Bozzari, Mark Bozzari, und dich haben wir gefunden,
Kenntlich nur an deinen Schwerte, kenntlich nur an deinen Wunden.
An den Wunden, die du ſchlugeſt, und an denen, die dich trafen.
Wie du es verheißen hatteſt, in dem Zelt des Paſcha ſchlafen.

Oeffne deine hohen Thore, Miſſolaunghi Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich ſterben lehren!
Oeffne deine tiefen Grüfte, daß wir in den heil'gen Stätten,
Neben Helden unſern Helden zu dem langen Schlafe betten!
Schlafe bei dem deutſchen Grafen, Grafen Normann, Fels der Ehren,
Bis die Stimmen des Gerichtes alle Gräber werden leeren.

Auf den Tod des Markos Bozzaris.

Ein kleines Vöglein hat geſeufzt dort auf Sanct Niklas Höhe,
Da welkten gleich die Zweige hin umher in allen Gärten,
Und auf den Feldern, die's gehört, vertrockneten die Gräſer.
Zwei Griechen haben's auch gehört, zwei Anatolikioten:
Mein Vöglein, was zerrauſſt du dich und weinſt im Sonnenſcheine? —
„Vorgeſtern als ich flog vorbei an Karpiniſſis Höhen,
Da hört' ich, wie in Skondras Zelt ſie mit einander ſprachen;
Und in dem Rathe ſagten ſie die Kunde, die ich ſage:
Im-Kampf fiel Markos Bozzaris und tauſend ſchlug er nieder."

Auf den Tod des Georgis.

Wie viele Mütter ſind betrübt, ſie tröſten ſich doch alle;
Des Georgis Mutter iſt betrübt, und ſie wird Troſt nicht finden.
An ihrem Fenſter ſitzet ſie und überſchaut die Felder,
Sie ſieht den Fuß des Berges dort von Lunos ſich verfinſtern.
Und iſt es von dem vielen Schnee, und iſt es von dem Winter?—
Es iſt nicht von dem vielen Schnee, es iſt nicht von dem Winter.
Sie ſchloſſen ein den ſchwarzen Georg, Ungläubige von Lala;
Es waren ihrer wenig nicht, es woren zwei, drei Tauſend,
Und der Georgis war allein mit ſeinen zwölf Genoſſen.
Der Derwiſch rief, der Arader, von ſeinem feſten Poſten:
Heraus, Georgis, beuge dich und gieb uns deine Waffen! —
„Georgis, ich, des Giania Sohn, des erſten Kapetanos,
Beſtehen will ich dieſen Kompf mit meinen zwölf Genoſſen." —
Makri Panagos rief herab, von einem hohen Berge:
Halt aus, Georgis, in dem Kampf, halt aus der Flinten Feuer!
Ich komme dir zu Hülfe her, und bringe zwei, drei Tauſend.—
„Wie halt' ich aus, mein lieber Ohm, drei Tage und drei Nächte,
Und ohne Waſſer, ohne Brod, und ohne alle Stütze?"

Wer iſt ſo würdig und ſo ſchnell, zu gehen nach Trikorſa,
Auf daß der Neuvermählten er, der Georgina, ſage:
Sollſt putzen dich zu Oſtern nicht, kein Goldſtück an dich hängen —
Getödtet haben ſie den Georg mit ſeinen zwölf Genoſſen.

Byron.

My task is done, my song has ceased, my theme
Has died into an echo.

Childe Harold.

„Siebenunddreißig Trauerſchüſſe? Und wen haben ſie gemeint?
Sind es ſiebenunddreißig Siege, die er abgekämpft dem Feind?
Sind es ſiebenunddreißig Wunden, die der Held trägt auf der Bruſt?
Sagt, wer iſt der edle Todte, der des Lebens bunte Luſt
Auf den Märkten und den Gaſſen überhüllt mit ſcharzem Flor?
Sagt, wer iſt der edle Todte, den mein Vaterland verlor?"

Keine Siege, keine Wunden meint des Donners dumpfer Hall,
Der von Miſſolunghis Mauern brüllend wagt durch Berg und Thal,
Und als grauſe Weckerſtimme rüttelt auf das ſtarre Herz,
Das der Schlag der Trauerkunde hat betäubt mit Schreck und Schmerz:
Siebenunddreißig Jahre ſind es, ſo die Zahl der Donner meint,
Byron, Byron, deine Jahre, welche Hellas heut beweint!
Sind's die Jahre, die du lebteſt? Nein, um dieſe wein' ich nicht:
Ewig leben dieſe Jahre in des Ruhmes Sonnenlicht,
Auf des Liedes Adlerſchwingen, die mit nimmer müdem Schlag
Durch die Bahn der Zeiten rauſchen, rauſchend große Seelen wach.
Nein ich wein' um andre Jahre, Jahre, die du nicht gelebt,
Um die Jahre, die für Hellas Du zu leben haſt geſtrebt:
Solche Jahre, Monde, Tage kündet mir des Donners Hall,
Welche Lieder, welche Kämpfe, welche Wunden, welchen Fall!
Einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
Eine Kront dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!

Edler Kämpfer, haſt gekämpfet, eines jeden Kranzes werth,
Haſt gekämpfet mit des Geiſtes doppelſchneidig ſcharfem Schwert,
Mit des Liedes eherner Zunge, daß von Pol zu Pol es klang,
Mit der Sonne von dem Aufgang kreiſend bis zum Niedergang.
Haſt gekämpfet mit dem grimmen Tiger der Tyrannenwuth,
Haſt gekämpft in Lernas Sumpfe mit der ganzen Schlangenbrut,
Die in ſchwarzem Moder niſtet und dem Licht iſt alſo feind,
Daß ſie Gift und Galle ſprudelt, wenn ein Strahl ſie je beſcheint.
Haſt gekämpfet für die Freiheit, für die Freiheit einer Welt,
Und für Hellas junge Freiheit, wie ein todesfroher Held.
Sahſt in ahnenden Geſichten ſie auf unſern Bergen ſtehn,
Als im Thal noch ihre Kinder mußten an dem Joche gehn,
Hörteſt ſchon den Lorbeer rauſchen von der nahen Siegesluſt,
Fühlteſt ſchon in Kampfeswonne ſchwellen deine große Bruſt!

Digitized by Google

Und als nun die Zeit erſchienen, die prophetiſch du geſchaut,
Biſt du nicht vor ihr erſchrocken; wie der Bräutigam zur Braut,
Flogeſt du in Hellas Arme, und ſie öffnete ſie weite
„Iſt Tyrtäos auferſtanden? Iſt verwunden nun mein Leid?
Ob die Könige der Erde grollend auf mich niederſehn,
Ihre Schranzen meiner ſpotten, ihrer Prieſter mich verſchmähn,
Eines Sängers Kriegesflagge ſeh' ich fliegen durch das Meer;
Tanzende Delphine kreiſen um des Schiffes Seiten her,
Stolz erheben ſich der Wogen weiße Häupter vor dem Kiel,
Und, an ſeinen Maſt gelehnet, greift er in ſein Saitenſpiel:
Freiheit! ſingt er mir entgegen, Freiheit! tönt es ihm zurück,
Freiheit brennt in ſeinen Wangen, Freiheit blitzt aus ſeinem Blick.
Sei willkommen, Held der Leier! Sei willkommen, Lanzenheld!
Auf, Tyrtäos, auf, und führe meine Söhne mir ins Feld!"

Alſo ſtieg er aus dem Schiffe, warf ſich nieder auf das Land,
Und die Lippen drückt' er ſchweigend in des Ufers weichen Sand;
Schweigend ging er durch die Scharen, gleich als ging er ganz allein,
Welche jauchzend ihm entgegen wogten bis in's Meer hinein.
Ach, es hatt' ihn wohl umſchauert, als er küßte dieſen Strand,
Eines Todesengels Flügel, der auf unſern Wällen ſtand!
Und der Held hat nicht gezittert, als er dieſen Boten ſah,
Schärfer faßt' er ihn ins Auge: „Meinſt du mich, ſo bin ich da!
Eine Schlacht nur laßt mich kämpfen, eine ſiegesfrohe Schlacht,
Für die Freiheit der Hellenen; und in deine lange Nacht
Folg' ich deinem erſten Winke ohne Sträuben, bleicher Freund!
Habe längſt der Erde Schauſpiel durchgelacht und durchgeweint."

Arger Tod, du feiger Würger, haſt die Bitt' ihm nicht gewährt!
Haſt ihn hinterrücks beſchlichen, als er wetzt' an ſeinem Schwert,
Haſt mit ſeuchenſchwangrem Odem um das Haupt ihn angehaucht,
Und des Buſens Lebensflammen aus dem Nacken ihm geſaugt.
Und ſo iſt er hingeſunken ohne Sturz und ohne Schlag,
Hingewelkt wie eine Eiche, die des Winters Stürme brach,
Und die eine ſchwüle Stunde mit Gewürmen überſtreut
Und des Waldes ſtolze Heldin einem Blumentode weiht.
Alſo iſt er hingeſunken in des Lebens vollem Flor,
Aufgeſchürzt zu neuem Laufe harrend an der Schranken Thor,
Mit dem Blick die Bahn durchmeſſend, mit dem Blick am Ziele ſchon,
Das ihm heiß entgegen winkte mit dem grünen Siegeslohn.

Ach, er hat ihn nicht errungen! Legt ihn auf ſein bleiches Haupt!
Tod, was iſt dir nun gelungen? Haſt den Kranz ihm nicht geraubt!
Haſt ihn früher ihm gegeben, als er ſelbſt ihn hätt' erfaßt!
Und der Lorbeer glänzet grüner, weil ſein Antlitz iſt erblaßt.

„Siebenunddreißig Trauerſchüſſe! Donnert, donnert durch die Welt!
Und ihr hohen Meereswogen, tragt durch euer ödes Feld
Unſrer Donner Wiederhalle fort nach ſeinem Vaterland,
Daß den Todten die beweinen, die den Lebenden verbannt,
Was Britannia verſchuldet hat an uns mit Rath und That,
Dieſer iſt's der uns die Schulden ſeines Volks bezahlet hat!
Ueber ſeiner Bahre reichen wir dem Briten unſre Hand:
Freies Volk, ſchlag' ein und werde Freund und Hort von uns genannt.

Die Veſte des Himmels.

Aſia hat ausgeſpieen ihre gelbe Tigerbrut,
Daß ſie purpueroth ſich trinke in der Griechenkinder Blut;
Afrika aus ihren Wüſten ſtürmet über Hellas Meer
Mit des Samums Todeshauche ihre Negerhorden her.
Miſſolunghi, Stadt der Helden, laß die Kreuzesfahne wehn!
Zähle nicht die Ungezählten, die vor deinen Mauern ſtehn!
Zähle nicht des Waldes Blätter, zähle nicht den Sand am Meer,
In des Himmels Feldern zähle deines Gottes Sternenheer.
Ob ſich deine Tonnen leeren, deine Scheuern werden licht,
Wäge nicht den letzten Brocken, miß den letzten Tropfen nicht.
Hat dein Heiland mit fünf Broten nicht fünf Tauſende geſpeiſt?
Bete, bis vor deinem Rufe ſich des Himmels Zelt zerreißt!
Manna regnet's aus den Wolken auf der Wüſte dürren Sand:
Gott hat Manna für euch alle — ſtreckt nur aus die matte Hand!
Miſſolunghi Stadt der Helden, wach' und bete Tag und Nacht!
Sieh, in ihren tiefen Grüften ſind die Todten auch erwacht.
Sieh, auf deinen Wällen ſchreiten ihre Geiſter hoch daher,
Flammenſchwerter in den Händen, doch die Wunden leuchten mehr.
Markos, Sulis Königsadler, ſucht der jähen Zinne Stand,
Und den deutſchen Grafen führt er brüderlich an ſeiner Hand.
Aber einſam auch im Tode ſchleicht der Britenſänger hin,
Denn des Lebens Räthſel ſchweben dunkel noch vor ſeinem Sinn:
Durch die Sterne kreiſt ſein Auge, eine Antwort zu erſpähn:
Herrſcht der Chriſtengott dort oben, und muß Hellas untergehn?
Miſſolunghi, Stadt der Helden, Hellas Hort und Ehrenſtern,
Schmach der Heiden, Stolz der Chriſten, Miſſolunghi, Stadt des Herrn,
Deine martyrfeſten Mauern werden nimmer untergehn:
Iſt die Erde dein nicht würdig, wirſt du einſt im Himmel ſtehn,
Als die Wächterin des Thrones, wann des Höllenfürſten Macht
Wider Gott ſich will empören und die Engel ruft zur Schlacht.

Miſſalunghis Himmelfahrt.

Miſſolunghi, dv gefallen? — Nein, gefallen biſt du nicht,
Biſt in donnerndem Triumphe onf der Blitze Flammenlicht
In den Himmel aufgeflogen, Stein und Erde, Thurm und Wall,
Siegeswaffen, Heldenglieder, alles auf in einem Knall!
Auch die Leichen, die du bargeſt in dem ſchwarzen Schooß der Gruſt,
Haſt ſie mit hinauf getragen in des Aethers freie Luft,
Wo die Seelen, die in ihnen lebten ihres Lebens Tag,
Jauchzend wieder ſie umfingen, die erlöſten aus der Schmach.
Sieh, und auf der heilgen Stätte, wo die Martyrfeſte ſtand,
Liegt ein wüſter Aſchenhaufen an dem blutgetränkten Strand.
Kommt ihr hohen Chriſtenhäupter, die ihr mit dem Schwert der Macht
Habt von ferne ſtill geſtanden und an weiſen Rath gedacht,
Als die Todesglocken riefen: Helfet uns, ſo helf' euch Gott!
Als die Heldenherzen beachen in des Hungers grimmer Noth; —
Kommt, von dieſer Aſche ſammelt in die Purpurmäntel ein,
Streuet ſie auf eure Kronen über Gold und Edelſtein,
Und ſo tretet vor den Richter, der des Himmels Wage hält,
Wann er euch dereinſt wird rufen, von den Thronen ſeiner Welt.
An dem Tage wird er fragen: Helfer ihr, mit meinem Schwert,
Warum habt ihr nicht geholfen, warum habt ihr nicht gewehrt,
Als der Heiden Tigerzähne würgten meine kleine Schar,
Und mit ihrem Blut begoſſen meiner Kirche Hochaltar,
Als ſie meines Kreuzes Banner niedertraten in den Staub,
Und die Zionsburg der Freiheit ward der Sclavenhorde Raub?

Das neue Miſſolunghi.

Durch, ihr Brüder! Durch, ihre Brüder! Durch! Die Stunde hat geſchlagen!
Durch! Aus Miſſolunghis Thoren laßt uns Miſſolunghi tragen,
Von den freien Bergeshöhen winken ſchon die Feuerzeichen,
Die uns durch die weiten Lüfte ihre Flammenhände reichen,
Uns zu ſich empor zu ziehen in die Burg, die Gott erbauet,
In das neue Miſſolunghi, das er unſerr Wehr vertrauet.
Durch! Aus Miſſolunghis Thoren laßt uns Miſſolunghi tragen,
Und mit unſrer heilgen Veſte durch den Heidenſchwarm uns ſchlagen!
Miſſolunghi in den Waffen, in den Armen, in den Herzen,
Miſſolunghi in dem Sturme unſrer rachefrohen Schmerzen,
Unſer Herzen deine Kirchen, deine Zinnen unſer Lanzen,
Unſre Arme deine Mauern, unſer Brüſte deine Schanzen! —
Ach, und um uns her gezogen iſt ein tiefer rother Graben,
Blue der Weiber und der Kinder, die ſie uns geſchlachtet haben.

Die letzten Griechen.

Wir fragen nichts nach unſerm Ruhm, nach unſrer Namen Preis.
Was frommt's, ob Welt und Nachwelt einſt von unſern Thaten weiß?

Digitized by Google

Wenn Hellas ſinken muß in's Grab, was ſoll der Leichenſtein
Auf unſern Hügeln? Laßt ſie leer! Wir woll'n vergeſſen ſein.
Die Namen unſrer Väter gehn den Fremden durch den Mund,
Sind ihnen in der Schule recht, für Alt und Jung geſund.
Ach, wenn kein freier Grieche mehr euch griechiſch nennen kann
Miltiades, Leonidas, was iſt eu'r Nachruhm dann!
Dann ſteigt ihr gern mit uns hinab in die gemeine Gruft,
Auf welcher keine Sage ſteht und ſchöne Namen ruft.
Barbaren, ihr verſteht ſie nicht! Sie klingen euch ins Ohr,
Hinein zum einen, und heraus alsbald zum andern Thor;
Doch ewig taub wird euer Herz für Hellas Namen ſein,
Es ſog von unſrer Väter Geiſt nicht einen Tropfen ein.
Ein Tropfen nur in euer Herz und Hellas wäre frei,
Und umgeſtürzt der morſche Thurm der ſtolzen Tyrannei.
Was habt ihr, Völker, denn gelernt von Hellas alter Kunſt?
Frei ſein! So heißt ihr erſter Spruch. Blaſt weg den eiteln Dunſt,
Den ihr euch als helleniſch preiſt; ſeid ihr ſo frei noch nicht,
Zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht!
Wir fragen nichts nach unſrem Ruhm, nach unſrer Namen Preis.
Was frommt's, ob der Barbaren Schwarm von unſren Thaten weiß?
Wenn Hellas ſinken muß ins Grab, wir wollen keinen Stein
Für unſre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen ſein!

Hellas und die Welt.

Ohne die Freiheit, was wäreſt du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Seht die Brüſte,
Die euch ſäugten
Mit der reinen Milch der Weisheit —
Sollen Barbaren ſie zerfleiſchen?
Seht die Augen,
Die euch erleuchteten
Mit dem himmliſchen Strahle der Schönheit! —
Sollen ſie Barbaren blenden?
Seht die Flamme,
Die euch wärmte
Durch und durch im tiefen Buſen,
Daß ihr fühltet,
Wer ihr ſeid,
Was ihr wollt,
Was ihr ſollt,
Eurer Menſchheit hohen Adel,
Eure Freiheit! —
Soll'n Barbaren ſie erſticken?
Kommt ihr Völker aller Zonen,
Kommt und helfet frei ſie machen,
Die euch alle frei gemacht!

Ohne die Freiheit, was wäreſt du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Wilhelmine Müller,

eine geborne Maiſch, ward 1740 zu Pforzheim geboren und verheirathete ſich mit dem Buchhändler M. in Karlsruhe. Sie erhielt als Dichterin von der Kaiſerin von Rußland einen koſtbaren Brillantring zum Geſchenk und lebte nach dem Tode ihres Mannes ſeit 1806 in Wien, wo ſie am 12. December 1807 ſtarb.

Sie ſchrieb:

Gedichte und Epiſteln. Karlsruhe 1800, 8.
Taſchenbuch für edle Frauen und Mädchen. Karlsruhe 1802, 1806 und 1807, 3 Bdchen. in 12.
Gedichte. Neue Aufl. Stuttgart 1806, 8.

Gute und gefällige Form, aber ein mehr rhetoriſches und reflectirendes als wirklich poetiſches Talent, treten in den Leiſtungen dieſer Dame hervor.

Amandus Gottfried Adolph Müllner,

der Neffe des Dichters Bürger, ward am 18. October 1774 zu Langendorf bei Weißenfels geboren, ſtudirte zu Pforta Philologie und beſonders Mathematik und Poeſie und dann zu Leipzig die Rechte. 1798 trat er in ſeiner Vaterſtadt als Sachwalter auf, nachdem er bereits 1797 als Amtsviceactuar in Delitzſch thätig geweſen war; hier brachte er 1810 die Gründung eines Privattheaters zu Stande. 1805 erhielt er von Wittenberg die Doctorwürde der Rechte und wurde 1817 zum preußiſchen Hofrath ernannt. Er ſtarb daſelbſt, nachdem er ſchon früher ſeine juriſtiſche Praxis niedergelegt hatte, vom Schlagfluſſe getroffen am 11. Juni 1829.

Von ihm erſchien, theils anonym:

Vermiſchte Schriften. Stuttgart 1824—26, 2 Bde., 8.
Dramatiſche Werke. Braunſchweig 1828 flg., 7 Bde. in 16; 2. rechtm., vollſt. und vom Verf. verb. Ausg. in 1 Bd. 1832, ſchmal gr. 8.
Derſelben 8. Bd., als Supplement. Wolfenbüttel 1828, 16. mit 1 Vign. Auch unt. d. Titel: Meine Lämmer und ihre Hirten. Drama.
Werke. 1r Supplementband, von Dr. Schütz. Meißen 1830, 8. mit Portrait und Facſimile. A. u. d. T.: M's Leben, Charakter und Geiſt.
— 2r—4r. Supplementband, von Schütz. Meißen 1830, 3 Bdchen in 16. A. u. d. T.: Anthologie der geiſtreichſten und witzigſten Gedanken M's.

Einzeln:

Incest. Roman. Greiz 1799, 2 Bde.
Rodeſtins 60 Gedanken. Ebendaſ. 1804.
Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunſt. Leipzig 1812.
Der 29. Februar. Leipzig 1812.
Spiele für die Bühne. Ebendaſ. 1815; 2. Ausg. 1821, 2 Bde. in 8.
Die Schuld. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1816, 8.; 4. Aufl. Stuttgart 1820, 8. (Ins Ungariſche überſetzt).
König Yngurd. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1817, 8.; 2. A. 1819.
Der Wahn. Leipzig 1817. (Ueberarbeitung des 29. Februars.
Almanach für Privatbühnen. Leipzig 1817—19, 3 Jahrgänge oder Bde. in 12. mit Kupf.
Die Albaneſerin. Stuttgart und Tübingen 1820, gr. 12.
Vers und Reim für die Bühne. Stuttgart 1822, 16.
Hekate. Wochenblatt. Leipzig 1823, 2 Bde 8.
Kotzebue's Literaturbriefe. Braunſchweig 1828, 8.
Luſtſpiele. Braunſchweig 1828, 3 Thle., 16. mit 3 Titelvign.
Trauerſpiele. Ebendaſ. 1818, 4 Bde., in 16. mit 4 Titelv.

Auch gab er das Mitternachtsblatt (Braunſchweig 1826—29) und das Literaturblatt zur Morgenzeitung (1820—1825) heraus.

Bei großem Talente hätte Müllner's Einfluß auf unſere Literatur ein bedeutender und bleibender ſein können, wenn er mehr Tiefe des Gefühls und größeren Adel der Geſinnung beſeſſen hätte; ihm galt aber ſein eigenes Ich als das höchſte, und alles Andere mußte vor dieſem zurückſtehen. Als Dichter zeigte er große Gewandtheit der Darſtellung, Reichthum an Bildern und Gedanken, eine ausgezeichnete Diction und geiſtige Feinheit, aber es fehlte ihm an ur-

Digitized by Google

ſpeünglicher Schöpfungskraft, und alle Wirkung beruht bei ihm nur auf äußerſt geſchickten, ſorgfältig durchgeführten, mitunter höchſt künſtlichen Combinationen. Daher iſt er auch im Luſtſpiel weit glücklicher als in der tragiſchen Poeſie, in welcher er obendrein durch die Einführung einer dunkeln Macht des Schickfals, die eben ſo ſehr dem antiken Fatum wie den chriſtlichen Anſichten entgegenſtand, alles Edle zerſtörte, indem er die ſittliche Kraft des freien Willens dadurch vernichtete. Als Kritiker zeigte er großen Scharfſinn un vielſeitiges, wenn gleich nicht überall gründliches Wiſſe Witz und Entſchiedenheit, aber auch eben ſo viel Egoismu wodurch er ſich leicht zu Perſönlichkeiten und Ungerechtig keiten verleiten ließ und ſich fuechtbar verhaßt machte, ſ daß ſich bei ſeinem plötzlichen Tode faſt nirgends ein Stimme des Mitleids erhob.

Ernſt Joſias Herrmann Münch

ward 1798 zu Rheinfeld geboren und kam nach vollendeten philoſophiſchen und rechtlichen Studien als Lehrer an die Cantonsſchule zu Aarau. Er erlangte in beiden Wiſſenſchaften die Doctorwürde und folgte von Aarau einem Rufe als Profeſſoe an die Univerſität nach Freiburg im Breisgau, kam 1828 als Peofeſſoe der Geſchichte nach Lüttich und wurde 1829 zum zweiten Bibliothekar der königlich niederländiſchen Bibliothek im Haag ernannt. Später ging er in gleicher Eigenſchaft nach Stuttgart.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Baſel 1819, 8.
Helvetiſche Eichenblätter. Schaafhauſen 1820, gr. 8.
Eidgenöſſiſche Lieder. Baſel 1822, 8.; 2. Aufl. 1826.
Aletheia. Zeitſchriſt. Zürich 1822. Dann Aachen 1829. ff.
Geſchichte des Aufſtandes der helleniſchen Nation. Baſel 1825, 2 Thle.
Pirkheimer's Schweizerkrieg. Ebendaſ. 1826.
Charltas Pirkheimer. Nürnberg 1826.
Pantheon der Geſchichte des deutſchen Volks. Freiburg 1826.
Franz von Sickingen's Ptane, Thaten ꝛc. Stuttgart 1827—29, 3 Thle.
Die Schickſale der Kartes van Spanien. Ebendaſ. 1827, 2 Thle.
König Enzius. Ludwigsluſt 1327.
Geſchichte des Repräſentativſoſtems in Partugat. Leipzig 1827.
Deutſche Atterthumskunde. Freiburg 1827.
Geſchichte des Mönchthums. Stuttgart 1828, 2 Thle.
Vermiſchte hiſtoriſche Schriften. Ludwigsluſt 1828—1829, 2 Thle.
Geſchichte oan Braſilien. Dresden 1829, 2 Thle.
Jugendbilder und Jugendträume. Lüttich 182 gr. 8.
Leben Zſchakke's. Haag 1830, 8.
Geſchichte des Hauſes Naſſau Oeanien. Aache 1830.
Geſchichte des Hauſes und des Landes Fürſten berg. Ebendaſ. 1830.
Schwarzwaldroſen. Aachen 183t, 16.
Lukrezia und Gaſpara. Nach Aeneas Silvio Picolomi bearbeitet. Ludwigsburg 1833, gr. 12.
Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit. Stuttga 1833—1836, 6 Thle.
Allgemeine Geſchichte der katholiſchen Kirch Karlsruhe 1836.
Biagraphiſch-hiſtariſche Studien. Stuttgart 183 fgde. 2 Bde.
Erinnerungen, Lebensbilder und Studien a den erſten 37 Jahren eines deutſchen Gelehr ten. Karlsruhe 1836 fgde.

Viele hiſtariſche und politiſche Abhandlungen Flingſchriften u. ſ. w.

Das Urtheil über dieſen höchſt talentvollen und ge wandten Schriftſteller iſt ſehr verſchieden, da ihm von ſeinen Gegnern der Vorwurf gemacht wird, ſich nicht treu in ſei nen politiſchen Anſichten geblieben zu ſein. — Großer Fleiß, glänzende Darſtellung, Leichtigkeit der Auffaſſung und geiſt volle Behandlung zeichnen alle ſeine Leiſtungen aus; ſeinen hiſtoriſchen Aebeiten fehlt es jedoch an gründlicher Forſchung und ſorgfältiger Benutzung der Quellen, weshalb ſich viele darunter nicht über den Rang guter unterhaltender und nütz licher Lectüre erheben und der Wiſſenſchaft eben keinen gro ßen Gewinn bringen. —

Johann Gottlieb Münch

ward am 9. December 1774 zu Baireuth geboren, lebte nach vollendeten philoſophiſchen und theologiſchen Studien eine Zeit lang als Privatgelehrter zu Baireuth und Erlangen, bis er 1796 als außerordentlicher Peofeſſor der Philoſophie nach Altdorf kam. Von hier ging er 1803 als würtembergiſcher Hofprediger nach Elwangen, 1806 als Pfarrer nach Möhringen und wurde dann 1808 als Stadtpfarrer nach Stuttgart verſetzt. Nachdem er zu der philoſophiſchen auch die theologiſche Doctorwürde erhalten hatte, ging er 1812 als Superintendent und Profeſſor ordinarius der Theologie nach Tübingen. —

Er verfaßte:

Ewald. Leipzig 1794.
Freund Heins Wanderungen. Görlitz 1795.
Verirrungen des menſchlichen Herzens. Ebendaſ. 1796.
Werden wir uns wiederſehen nach dem Tode? Briefe. Baireuth und Regensburg 1798—1800. 2 Thle.
Schwarze Rettiche. Leipzig 1798.
Sonntagslaunen. Ebendaſ. 1799.
Hans Holzmeiers Durchzüge. Ebendaſ. 1799, 2 Thle.
Prattiſche Seetenlehre für Prediger. Regensburg 1800, 3 Thle.
Montagslaunen. Leipzig 1800.
Das Mährteinbuch. Ebendaſ. 1800, 2 Thte.
Der Naer in Folio. Ebendaſ. 1800.
Wintermährchen. Baireuth 1800.
Kleine ſatyriſche Schriften. Nürnberg 1803, 8.
Chriſtliches Predigtbuch. Stuttgart 1810, 2 Thle.
Paſſiansblumen. Ebendaſ. 1811.
Margen- und Abenddetrachtungen. Ebendaſ. 1812—14, 2 Thle.
Grabreden. Eſchingen 1814.

Frohe Laune, wohlwollende Satyre, gute Charakterzeichnung und glückliche Erfindung zeichnen M's poetiſche Schriften eben ſo ſehr aus, wie tiefes Gefühl, Scharfſinn, Geiſt, Wärme und Klarheit ſeine asketiſchen und theologiſchen.

Digitized by Google

Karl Klodwig Auguſt Heino, Freiherr von Münchhauſen

ward am 11. Februar 1759 zu Weſerinſel bei Oldendorf geboren, trat nach vollendeten ſchönwiſſenſchaftlichen und militäriſchen Studien in kurheſſiſche Dienſte avancirte zum Obriſtlieutenant und wurde als ſolcher, nachdem er dem Kriege in Nordamerika beigewohnt, mit dem Ritterkreuze des Ordens pour le mérite militaire und dem des heiligen Grabes geehrt. Er zog ſich endlich vom Staatsdienſte zurück und lebte als Privatmann auf ſeinem Gute Swedenſtorp in der heſſiſchen Grafſchaft Schaumburg. Sein Tod erfolgte daſelbſt am 26. December 1836.

Von ihm erſchien:

Die Sympathie der Seelen. Drama. Kaſſel 1791.
Rückerinnerungen. Frankfurt 1797, 8. (mit Seume). Neue Aufl. Frankfurt 1823, 16.
Der neue Schiffer. Romanze. Marburg 1798.
Schallwingel. Kaſſel 1799.
Verſuche. Neuſtrelitz 1801, 8. mit Kupfern (mit Seume).
Bardenalmanach für 1802. Neuſtrelitz 1802, 12. (mit F. Gräter).

Seine ſchriftſtelleriſchen und poetiſchen Leiſtungen erhalten ihren hauptſächlichſten Werth durch den trefflichen männlichen Charakter und die edle Geſinnung, die ſich in ihnen offenbart.

Von Munegiur, ſ. Minneſinger.

Wilhelm Münſcher

ward am 11. März 1766 zu Hersfeld geboren, ſtudirte zu Marburg Philoſophie und Theologie und promovirte daſelbſt zum Dr. der Theologie, nachdem er bereits außerordentlicher und ſpäter zweiter ordentlicher Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft an der dortigen Univerſität geworden war. Seine Regierung erhob ihn zugleich zum Conſiſtorialrath und Inſpector der reformirten Pfarreien des Fürſtenthums Oberheſſen. Er bekleidete dieſe Aemter bis zu ſeinem am 28. Juli 1814 erfolgten Tode.

Er gab heraus:

Handbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte. Marburg 1797—1809, 4 Bde.; 3. Ausg. 1818. ff.
Predigten. Ebendaſ. 1804.
Lehrbuch der Kirchengeſchichte. Ebendaſ. 1804; 2. Ausg. 1815.
Lehrbuch der Dogmengeſchichte. Ebendaſ. 1811.; 2. Ausg. 1819.
Politiſche Predigten. Ebendaſ. 1813.
Leben und Nachlaß, von L. Wachler. Frankfurt 1817.

Ein tüchtig ſtrebender Theolog, deſſen Werke über die Dogmengeſchichte lange eine bedeutende Lücke ausfüllten. — Seine Predigten ſind von geringerer Bedeutung.

Balthaſar Münter

ward am 24. März 1734 zu Lübeck geboren und durch das Falliment ſeines Vaters, eines angeſehenen dortigen Kaufmanns, ebenſo früh mit dem Wechſel des Glücks bekannt, als zu tüchtiger Anſtrengung ſeiner eigenen Kräfte veranlaßt. Nach rühmlich abſolvirten Schulſtudien entwickelte er ſeit 1754 auf der Univerſität Jena unter der beſondern Leitung von Darjes noch herrlicher ſeine ſpeculativen und praktiſchen Anlagen für die Theologie, wurde 1757 Privatdocent und Adjunct der philoſophiſchen Facultät daſelbſt und von hier 1760 zuerſt als Waiſenhausprediger und Hofdiaconus nach Gotha und 1763 als Superintendent nach Tonna gerufen. Obwohl von der herzoglichen Familie ebenſo ſehr als von ſeinen Gemeinden und Amtsbrüdern ausgezeichnet und geehrt, nahm er 1765 doch den Ruf als Hauptprediger der Petrigemeinde zu Kopenhagen an und wirkte hier 28 Jahre lang mit Ruhm und Nutzen bis zu ſeinem am 5. October 1793 erfolgten Tode. 1767 war ihm von der dortigen Univerſität die theologiſche Doctorwürde ertheilt worden. — Er war ein zärtlicher Gatte und Vater, treuer Freund, kenntnißvoller Gelehrter und muſterhafter Kanzelredner.

Er gab heraus:

Ode zum Lobe der Gottheit. Lübeck 1751—53, 2 Smmlg. 8.
Gedächtnißrede auf Martin Friedrich Neufville. Jena 1755, 8.
Gedächtnißrede auf W. Chr. Baleman. Ebendaſ. 1757, 8.
Gedächtnißrede auf Frau J. Baggin. Ebendaſ. 1758, 8.
Gedächtnißrede auf den Profeſſor Dr. Rentſch. Ebendaſ. 1788, 8. Auch unter dem Titel: „Rentſch's Größe."
Gedächtnißrede auf den Profeſſor Dr. Blaufuß. Ebendaſ. 1759, 8.
Gedächtnißrede auf G. W. Polep. Jena 1759, 8.
6 mal 5 Reden über die wichtigſten Pflichten derer, die da hoffen. Jena 1759—62, 5 Sammlungen, 8.
Allgemeine Redekunſt. Jena 1760, 1. Thl. 8.
Heilige Reden oder Predigten. Göttingen und Gotha 1760—65, 7 Thle., 8.
Der Baum der Erkenntniß. Gotha 1761, 8.
Poetiſche Denkſprüche auf alle Sonntage des Jahres. Gotha 1761, 8.
Kantaten über die Evangelien. Ebendaſ. 1761, 8.
Kantaten über die Epiſteln. Rudolſtadt 1762, 8.
Inhalt der Predigten von 1766—1770. Kopenhagen 1767—71, gr. 8.
Geiſtliche Kantaten. Göttingen und Gotha 1769, 8.
Abgekürzte Predigten, von 1771—72 Advent. Kopenhagen 1772, 8.
Dieſelben, von 1772—77. Ebendaſ. 1772—77, 8.
Geiſtliche Lieder. Kopenhagen und Leipzig 1772—74, 2 Smmlg., 8.; 2. Aufl. der 1. Sammlung. Leipzig 1773, 8. Von den Bachs Hertel, Kunze, Wolf, Hiller, Rolle und Benda in Muſik geſetzt.
Bekehrungsgeſchichte des Grafen Struenſee. 3. Ausg. Kopenhagen und Leipzig 1773, gr. 8., mit Portraits und Wappen.
Anleitung zur Erkenntniß und Ausübung des chriſtlichen Glaubens. Kopenhagen 1775, gr. 8. und Göttingen 1776, 8.
Unterhaltungen eines nachdenkenden Chriſten mit ſich ſelbſt. Hamburg 1775—76, 2 Thle. 8.
Predigten über die gewöhnlichen Sonntagsevangelien. Gotha 1778—1784, 7 Thle., gr. 8.
Vorträge über die Reden und Begebenheiten Chriſti. Gotha 1785—1793, 3 Bde., gr. 8.
Chriſtliche Lehre vom Gebet. Kopenhagen 1789, gr. 8.

Digitized by Google

Drei Traureden. Ebendaſ. 1792, 8.

Auch lieferte er Recenſionen in die Jenaiſche philoſophiſche Bibliothek von Darjes (1759—60).

Innige echte Frömmigkeit, tiefe Begeiſterung, Kraft und Beredſamkeit ergreifen in ſeinen Liedern wie in ſeinen Predigten und asketiſchen Schriften den Leſer auf das Eindringlichſte und reißen ihn zu gleichen Empfindungen fort.

—

Aus Struenſee's Bekehrungsgeſchichte.

Der Graf Struenſee hatte ſich weder vor noch in der Zeit ſeines Glücks als einen Freund der Religion und guter Sitten bewieſen. Niemand glaubte wenigſtens, ihn dafür halten zu können, and ſein Beiſpiel ſowohl als einige ſeiner öffentlichen Veranſtaltungen, auch ſeine Abänderungen ſolcher Geſetze, die die Einſchränkung des Laſters und der ſittlichen Unordnung zur Abſicht hatten, ſchienen unwiderſprechlich zu beweiſen, daß man in der Meinung, die man von ſeiner Religion hegte, nicht Unrecht hätte. Wer ſehr billig von ihm dachte, der hielt ihn für einen ſehr leichtſinnigen, den Vergnügungen und dem Ehrgeiz ergebenen Mann, der noch wohl von ſeiner Verirrung zurückkommen könnte. Darüber aber waren alle verſtändigen Beurtheiler einig, daß unter ſeiner Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten die Religion allen Nachtheil zu befürchten hätte, der ihr jemals von Menſchen verurſacht werden kann, und daß die Sitten des Volks, wenigſtens in der Hauptſtadt, in großer Gefahr wären, wild und zügellos zu werden.

Dieſe Betrachtungen verurſachten es, daß ſehr viele rechtſchaffene Leute, die nicht fähig ſind, ſich über das Unglück eines Menſchen zu freuen, den 17. Jannar dieſes Jahrs, den Tag, an welchem der Graf Struenſee fiel, für einen der erfreulichſten ihres Lebens hielten. Sie ſahen nun die Rechte der Tugend und der Frömmigkeit vor der Gefahr geſichert, von der ſie ihnen bedroht geweſen zu ſein ſchienen. Und durch eine natürliche Folge hofften ſie nun auch allgemeine Sicherheit, Treu und Glauben, Thätigkeit und Ueberfluß, denn das alles war bisher ſehr wankend geweſen und faſt verſchwunden, bald wieder befeſtigt und hergeſtellt zu ſehen. Dem Manne ſelbſt, von dem man nun nichts mehr zu befürchten hatte, und deſſen unglückliches Schickſal man leicht muthmaßen konnte, wünſchten ſie Erkenntniß ſeiner Irrthümer und Vergehungen, und dann Begnadigung von der göttlichen Gerechtigkeit.

Als durch die über ſein Verhalten angeſtellte gerichtliche Unterſuchung ſo viel entdeckt worden war, daß man wiſſen konnte, die Geſetze würden ſein Leben als ein Opfer der Gerechtigkeit fordern, erhielt ich den Befehl des Königs, ihn in ſeinem Gefängniſſe zu beſuchen, und für das Beſte ſeiner Seele zu ſorgen. Ich kannte den Mann gar nicht, und war ihm unbekannt; wir waren allem Anſehen nach in unſern Grundſätzen and Geſinnungen ſehr weit von einander entfernt; ich mußte erwarten, daß er, allenfalls blos wegen meines Amtes und Geſchäfts bei ihm, ſehr mißtrauiſch gegen mich ſein würde, ſo wie ich auf meiner Seite eben nicht Urſache hatte, viel Vertrauen auf ihn zu ſetzen. Weil ich aber doch hoffen durfte, daß er in ſeiner Einſamkeit allenfalls auch den Umgang eines Geiſtlichen erträglich finden würde; weil ich mir bewußt war, daß ich wahres Mitleiden mit ihm hatte, und alſo gewiß nicht durch bittere und unzeitige Vorwürfe ſein Gemüth wider mich und meine Abſicht bei ihm einnehmen wollte; weil ich endlich von einigen ſeiner ehemaligen Bekannten gehört hatte, daß er offenherzig und in einem gewiſſen Verſtande aufrichtig ſei: ſo hielt ich die Errichtung einer ſolchen Freundſchaft unter uns, als zur Beförderung meines Endzwecks nothwendig war, nicht für unmöglich. Mit dieſer Hoffnung machte ich den Anfang meiner Beſuche bei ihm, und ich danke Gott für den Segen, mit welchem er meine Bemühungen um das Heil des unglücklichen Mannes begnadigt hat.

Erſte Unterredung, den 1. März.

Ich konnte jetzt noch keine andre Abſicht haben, als einigen Grund zur Vertraulichkeit unter uns zu legen, ihm den Zweck meines Zuſpruchs wichtig zu machen, and wenn dazu ſich Gelegenheit zeigen ſollte, über ſein Religionsſyſtem Nachricht von ihm zu erhalten.

Als es ihm gemeldet ward, daß ich mit ihm zu reden wünſchte, erkundigte er ſich, ob ich Befehl hätte, zu ihm zu kommen. Man bejahte ihm dieſes, und er ließ ſich's gefallen. Er empfing mich mit einem finſtern Geſicht, und in der Stellung eines Menſchen, der ſich darauf gefaßt macht, eine Menge bittrer Vorwürfe mit verachtendem Stillſchweigen anzuhören. Wir waren allein, und ich fühlte mich durch den Anblick des Elendes ſehr gerührt, in welchem ich den Mann ſah, der noch vor wenigen Wochen unter allen Unterthanen des Königs der erſte und mächtigſte geweſen war. Ich konnte dieſe meine Empfindung nicht verbergen, wollte es auch nicht. Herr Graf, ſagte ich, Sie ſehen, ich komme mit einem gerührten Herzen zu Ihnen. Ich weiß und fühle, was ich einem unglücklichen Mann ſchuldig bin, den Gott gewiß nicht zu einem ſolchen Unglück hat geboren werden laſſen. Ich wünſchte ſehr, daß ich Ihnen meine Beſuche angenehm und nützlich machen könnte. Er verließ hier ſeine gezwungene Stellung, ſein Geſicht ward heiterer, er gab mir die Hand und dankte mir für meine Theilnehmung an ſeinem Schickſale. Ich fuhr fort: Unſere Unterredungen werden zwar zuweilen für Sie und für mich unangenehm ſein. Aber darüber gebe ich Ihnen die heiligſte Verſicherung, daß ich Ihnen auch die traurigen Wahrheiten, die ich Ihnen zu ſagen glaube verbunden zu ſein, ohne alle Bitterkeit und Schadenfreude ſagen werde. Ich weiß, daß es mir nicht erlaubt iſt, Sie ohne Noth betrüben zu wollen. Glauben Sie mir das; ich betheure es Ihnen, daß ich die Wahrheit ſage. Und ſollte mir ja in der Geſchwindigkeit der Unterredung zuweilen ein Wort entfallen, das Sie für beleidigend halten könnten, ſo ſein Sie verſichert, daß ich es nicht in der Abſicht geſagt habe, Sie zu beleidigen, und überſehen Sie in dieſem Falle meine Uebereilung. Mit einer Miene und mit einem Anſtand, die mir nicht vortheilhaft in die Augen fielen, antwortete er mir hierauf: o, Sie können mir ſagen, was Sie wollen!

Ich will Ihnen gewiß nichts anders ſagen, Herr Graf, als was mein herzliches Verlangen zur Verbeſſerung, zur Glückſeligkeit Ihrer Zukunft, ſo viel als mir möglich ſein wird, beizutragen, mir nothwendig machen wird. Ich möchte Sie gerne auf Ihren moraliſchen Zuſtand und auf Ihre Verhältniſſe zu Gott aufmerkſam machen. Sie können nicht wiſſen, wie Ihr Schickſal in dieſer Welt entſchieden werden wird, und das Chriſtenthum, das ich lehre und glaube, macht es mir zur Pflicht, ſehnlich zu wünſchen, daß es Ihnen in der künftigen wohlgehen möge. Sehen Sie meine Beſuche und alle meine Unterredungen mit Ihnen blos von dieſer Seite an, ſo werden Sie ſie nach meinen Grundſätzen wenigſtens, in Anſehung ihrer Abſicht nicht tadelhaft finden. Ich hätte mehr als einen Vorwand gehabt, den Befehl abzulehnen oder zu verbitten, der mich zu Ihnen führt. Aber die Hoffnung, Sie in Ihrem Unglücke tröſten, und Ihnen zur Vermeidung eines noch größeren Rath geben zu können, iſt mir viel zu wichtig geweſen. Kleine Nebenabſichten müſſen Sie mir ja nicht zutrauen. Vortheile ſind von dieſer Arbeit nicht zu erwarten, und Ehre — ja, wenn Sie wollen, ſo iſt es freilich Ehre, ein Werkzeug in der Hand Gottes zur Beförderung der Glückſeligkeit eines Unglücklichen zu ſein. Aber bedenken Sie auch die Beſchwerden, die damit verknüpft ſind, und die Verantwortung, die ich vor Gott zu haben glaube, wenn etwa durch meine Schuld, und wäre es auch nur aus Uebereilung oder Mangel der nöthigen Kenntniſſe, mein Geſchäft bei Ihnen keinen erwünſchten Erfolg haben ſollte; bedenken Sie, welchen entſetzlich unangenehmen Empfindungen ich mich ausſetze, wenn etwa Ihr Prozeß ſo unglücklich für Sie ausfallen ſollte, als Sie befürchten werden: ſo werden Sie mir zugeben, daß ich nicht um meinetwillen, ſondern in der Abſicht, Ihnen nützlich zu werden, zu Ihnen komme. Er geſtand mir hierauf zu zweienmalen, daß er völlig überzeugt ſei, ich ſuche nichts als ſein Beſtes.

Wenn Sie davon überzeugt ſind, fuhr ich mit Empfindung fort, ſo gönnen Sie mir auch das Vertrauen, das Sie dem, der Ihr Beſtes ſucht, mit Billigkeit nicht verſagen können. Ich werde es, und wenn Sie mich auch Anfangs für einen ſchwachen und von Vorurtheilen eingenommenen Mann halten, mit der dankbarſten Freundſchaft erwiedern; ich werde in dieſer Freundſchaft nicht ermüden, ſondern ſie Ihnen bis auf's Aeußerſte, da ich Ihr einziger Freund auf Erden ſein, da Sie gewiß Troſt von Ihrem einzigen Freunde fordern werden, zu Ihrer Beruhigung nützlich zu machen ſuchen. Er ſah mich hierbei ſtarr an, und wie mir's ſchien, mit Thränen in den Augen, und drückte mir die Hand.

Ich ſah ihn gerührt, und ſuchte dieſen vortheilhaften Augenblick zu nutzen. Wenn Sie des Troſtes fähig ſein wollen, ſagte ich, den ich Ihnen als den einzigen wahren verſprechen zu können glaube, ſo müſſen Sie ja nicht auf den unſeligen Gedanken gerathen, als ein philoſophiſcher Held ſterben zu wollen. Und das würden Sie auch ſchwerlich bis ans Ende ausführen. Ihr Muth, und wenn Sie ſich auch zwingen könnten, äußerlich Miene zu halten, würde Sie doch in der That verlaſſen. Standhaftigkeit und Ruhe in der Stunde des Todes, iſt ganz gewiß nur das Erbtheil eines guten Gewiſſens. Er antwortete: er wäre bisher unter allen ſeinen Schickſalen ſtandhaft geweſen, und würde auch ſeinem Charakter gemäß nicht als ein Heuchler ſterben können. Heuchelei, ſagte ich hierauf, würde in dem Augenblicke faſt noch ſchlimmer ſein, als eine erzwungene Standhaftigkeit, obgleich dieſe auch eine Art von Heuchelei ſein würde. Ich verlangte ja aber auch keine Heuchelei

Digitized by Google

von ihm, ſondern nur dies, daß er mit Ehrfurcht gegen Gott, mit ſichtbarem Gefühl der nahen Ewigkeit, mit Empfindung ſeines Unrechts aus der Welt gehen möchte. Dann würde er geſchickt ſein, die Süßigkeit des Troſtes zu empfinden, zu deſſen Quelle ich ihn gern führen wollte. Uebrigens bäte ich ihn, daß er ſich ja auf die Standhaftigkeit, die er ſonſt glaubte bewieſen zu haben, in dieſem Falle nicht verlaſſen möchte. Seine vorigen unangenehmen Schickſale, die etwa in Krankheit oder Dürftigkeit möchten beſtanden haben, würde er ſelbſt wohl mit dem, welches ihn jetzt erwartete, nicht vergleichen wollen. Ueberdieß machte er ſich vielleicht jetzt noch einige Hoffnung. Nein, antwortete er, ich mache mir gar keine! „So ſehen Sie wenigſtens den Tod noch nicht in der Nähe. Sie wiſſen Ihr Ziel noch nicht genau zu beſtimmen. Es kann etwa noch auf einige Monate hinausſtehen. Aber, hier nahm ich ihn bei der Hand, aber, Herr Graf, wenn ich nun Befehl hätte, Ihnen zu ſagen, übermorgen, morgen, heute ſollen Sie ſterben, würden Sie dann auch nicht den Muth ſinken laſſen?" Das weiß ich freilich nicht, ſagte er. Wie aber, fuhr ich fort, wenn Sie dann nun Ihre vermeinte Standhaftigkeit verließe, und es dann zu ſpät wäre, Troſt und Hoffnung zu ſuchen und zu finden, was meinen Sie denn wohl, wie Ihnen zu Muthe ſein würde? Er ſchwieg ſtille.

Sie ſehen hieraus, fuhr ich fort, die Abſiche unſerer Unterredungen iſt wichtig für Sie und verdient alle ihre Aufmerkſamkeit. Ich ſuche nichts geringeres als Sie auf Ihren vielleicht nahe bevorſtehenden Schritt in die Ewigkeit zuzubereiten, daß Sie ihn mit guter Hoffnung mögen thun können. Ich vermuthe nun zwar, daß wir über den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode nicht einerlei Meinung haben. Aber wenn Sie ſich gleich bisher mögen überredet gehabt haben, es ſei kein künftiges Leben, und alſo auch kein Lohn und keine Strafe, ſo haben Sie doch gewiß nicht davon überzeugt ſein können. Unzähligemal wird Ihnen Ihr inneres Gefühl widerſprochen haben. Sie werden vor der Ewigkeit oft erſchrocken ſein, ob Sie gleich ſo geſchickt zu Ihrem Unglück geweſen ſein können, dieſe Empfindung jedesmal in der Geburt zu erſticken. Wenigſtens können Sie es jetzt und nimmermehr beweiſen, daß keine Ewigkeit vorhanden iſt.

Er hörte mir aufmerkſam zu; aber das wollte er nicht geſtehen, daß er die Unſterblichkeit gefühlt und ſich davor gefürchtet hätte. Es könnte wohl ſein, ſagte er, aber er erinnere ſich nicht daran. Der Gedanke, daß er nun bald ganz aufhören würde zu ſein, ſei ihm freilich gar nicht angenehm, er fürchte ſich davor, und wünſche zu leben, ſelbſt mit minderer Glückſeligkeit als er jetzt in ſeinem Gefängniſſe habe. Aber das könne er doch auch nicht ſagen, daß ihm die Erwartung, ganz vernichtigt zu werden, ſo erſchrecklich fürchterlich ſei, als manche ſelbſt unter denen, die mit ihm über die Sache einerlei Meinung hegten, ſie gefunden hätten.

Ich knüpfte den abgeriſſenen Faden der Unterredung wieder an, und fuhr ſo fort: Sie müſſen nun doch wenigſtens die Möglichkeit eines Lebens nach dem Tode zugeben, und dieſe iſt eben ſo wahrſcheinlich, als die Unmöglichkeit deſſelben, die Sie vielleicht glauben aber nicht beweiſen können. Ich könnte Ihnen aus der bloßen Vernunft die höchſte Wahrſcheinlichkeit davon, die in ſolchen Dingen faſt Gewißheit iſt, darthun, aber ich finde das zu meiner jetzigen Abſicht überflüſſig. Ich will nur die bloße Möglichkeit annehmen, die Sie ſchon zugeben müſſen. Wenn aber nur dies iſt, ſo muß es Ihnen ſchon äuſerſt wichtig ſein, bald zu wiſſen, wie es Ihnen in dem möglichen künftigen Leben ergehen könne, damit Sie, wenn etwa in demſelben ein trauriges Schickſal für Sie zu erwarten wäre, die beſten Mittel ſuchen können, es zu verbeſſern oder gar von ſich abzuwenden.

Er erkannte dieſen Schluß für richtig, und ſich für verbunden dafür zu ſorgen, daß, wenn ja eine Ewigkeit wäre, ſie für ihn, wo niche glücklich, doch wenigſtens erträglich ſein möchte. Aber daß ein künftiges Leben ſein wird, ſetzte er hinzu, das werden Sie mich ſchwerlich glauben machen. Meinen Verſtand können Sie vielleicht überzeugen, und mir Beweiſe vorlegen, gegen die ich nichts einwenden kann. Aber ich fürchte, mein Herz wird nicht Theil daran nehmen. Meine entgegengeſetzte Meinung iſt ſo feſt in meine Geſinnung hineingewebt, ich habe ſo viele Gründe für ſie geſammelt, ſo viele Bemerkungen aus der Anatomie und Phyſik zu ihrer Beſtätigung gemacht, daß es mir unmöglich ſcheint, ſie verlaſſen zu können. Das verſpreche ich Ihnen indeſſen, daß ich mich nicht nur Ihren Bemühungen mich zu erleuchten nicht muthwillig widerſetzen, ſondern Ihnen, ſo weit als es mir möglich iſt, entgegen kommen will. Ich will auch nie heucheln, ſondern Ihnen allemal aufrichtig ſagen, wovon ich überzeugt und wovon ich's nicht bin. Ich will offenherzig mit Ihnen umgehen, das iſt meinem Charakter gemäß, und meine Freunde können es Ihnen bezeugen. Ich bat ihn noch, ſich bei unſern Unterſuchungen vor der leichtſinnigen Denkungsart zu hüten, der er, wie ich glaubte, bisher ergeben geweſen wäre, und die ihn in dieſe Tiefe des Elendes geſtürzt hätte. Ich läugne es nicht, ſagte er, ich habe leichtſinnig in der Welt gelebt, ich erkenne auch die Folgen davon.

Ich verlaſſe mich auf Ihr Verſprechen, ſetzte ich hinzu, daß Sie aufrichtig mit mir umgehen werden. Wollten Sie das nicht thun, ſo würden Sie vielleicht mich, obgleich nur auf einige Tage, aber gewiß nicht das allwiſſende höchſte Weſen und Ihr eigenes Gewiſſen hintergehen können. Ich werde mich unausſprechlich freuen, wenn ich in meiner gewiß guten Abſicht bei Ihnen glücklich bin. Aber nächſt Gott können und müſſen Sie alles dabei thun. Ich kann nichts weiter, als Sie leiten. Es iſt ja auch Ihre eigene Angelegenheit, ſich um Ihr Heil zu bemühen, und Sie ſind verbunden alle Zeit, die Sie noch übrig haben, darauf zu wenden.

Ich bat ihn nun, mir von ſeinem Religionsſyſtem Nachricht zu geben, um darnach beurtheilen zu können, wie weit wir etwa in unſeren Meinungen von einander abſtänden. Ich vermuthe ſehr, ſagte ich, daß Sie kein Chriſt ſind. Sie können leicht einſehen, wie ſehr ich wünſchen müſſe, daß Sie es werden mögen. Dennoch iſt es gar niche meine Abſicht, Ihnen das Chriſtenthum aufzubringen, ich hoffe vielmehr, es Ihnen ſo wichtig und liebenswürdig machen zu können, daß Sie es ſelbſt für ein unentbehrliches Bedürfniß für ſich halten werden. Er antwortete mir: er ſei freilich weit davon entfernt, ein Chriſt zu ſein, indeſſen erkenne und verehre er ein höchſtes Weſen, und glaube, daß die Welt und das menſchliche Geſchlecht von Gott ihren Urſprung haben. — Daß der Menſch aus zwei Subſtanzen beſtehe, davon habe er ſich nie überzeugen können. Er hielte ſich und alle Menſchen für bloße Maſchinen. Er habe dieſe Hypotheſe nicht aus dem la Mettrie genommen, welchen er nie geleſen habe, ſondern ſich dieſelbe ſelbſt durch eignes Nachdenken gebildet. Gott ſei es, der die menſchliche Maſchine zuerſt in Bewegung ſetze, wenn ſie aber ſtocke, das iſt, wenn der Menſch ſterbe, ſo ſei für ihn nichts weiter zu hoffen noch zu fürchten. — Die Freiheit wollte er dem Menſchen nicht abſprechen, doch würden ſeine freien Handlungen durch die Empfindungen beſtimmt. Es ſei alſo allerdings Moralität in den Handlungen, aber nur in ſo fern ſie für die Geſellſchaft Folgen hätten. An ſich ſelbſt ſei alles, was der Menſch thun könne, gleichgültig, Gott bekümmere ſich um unſere Unternehmungen nicht, und wenn der Menſch die Folgen ſeiner Handlungen in ſeiner Gewalt hätte, und verhindern könnte, daß ſie der Geſellſchaft nicht nachtheilig würden, ſo habe ihm niemand Vorwürfe darüber zu machen. Er ſetzte noch hinzu, er müſſe geſtehen, daß er über einige ſeiner Handlungen ſehr unruhig ſei, am meiſten darüber, daß er Andere mit ſich ins Unglück gezogen habe. Er fürchte aber nach dieſem Leben für ſich keine üblen Folgen oder Strafe davon. Er ſehe nicht ein, daß ſolche Strafen zur Befriedigung der Gerechtigkeit Gottes nöthig wären, wenn er auch zugeben wollte, daß Gott an dem Thun und Laſſen der Menſchen Antheil nähme. Der Menſch würde ſchon hier für ſeine Vergehungen genug geſtraft. Er ſelbſt ſei in ſeiner Größe gewiß nicht glücklich geweſen. Wenigſtens habe er in den letzten Monaten ſeines ſo ſehr beneideten Glücks mit vielen unangenehmen Gemüthsbewegungen kämpfen müſſen.

Gegen das Chriſtenthum habe er vornehmlich dies einzuwenden, daß es nicht allgemein ſei. Wäre es eine göttliche Offenbarung, wäre es der wahre und einzige Weg zum Wohlgefallen Gottes, ſo müßte es nothwendig dem ganzen menſchlichen Geſchlechte bekannt gemacht ſein.

Ich ſagte diesmal wenig zur Widerlegung ſeines Syſtems und ſeines Einwurfs gegen die Religion, ſondern ſchlug ihm vor, ein vortreffliches Buch zu leſen, welches, wie ich ſehr vermuthete, vieles zur Aufklärung ſeiner Begriffe von der Religion beitragen würde. Er fragte mich mit einer mißtrauiſchen Miene: welches Buch? Jeruſalems Betrachtungen über die Religion, antwortete ich, ein Buch, das Sie blos um ſeiner vortrefflichen Schreibart willen mit dem größeſten Vergnügen leſen werden. Er bat mich, ihm daſſelbe zu bringen.

Ich hatte bemerkt, daß er wirklich unruhig über einige ſeiner Handlungen war, und hielt es für nützlich, dieſe ſeine Unruhe zu vermehren. Ich ſetze zum Voraus, daß meine Leſer wiſſen, wie viel er ſich über ſein Verhalten gegen den Grafen Bernſtorf vorzuwerfen hatte. Ich erzählte ihm alſo, als ich weggehen wollte, den Tod deſſelben. Iſt er geſtorben? rief er mit Lebhaftigkeit, und fuhr zuſammen. Ja, ſagte ich, er iſt geſtorben, er hat durch Weisheit, Religion und Frömmigkeit den Charakter des großen Mannes bis ans Ende behauptet, und man glaubt allgemein, daß der Gram ſeiner letzten Jahre, Herr Graf, ſeinen Tod befördert hat. Ich ſah ihn hiebei mit einer Miene an, die er gut zu verſtehen ſchien, denn er erröthete.

Zweite Unterredung, den 3. März.

Meine erſte Bemühung bei dem Grafen Struenſee mußte nun dieſe ſein, ihn von der Falſchheit ſeiner Hypotheſe, der

Digitized by Google

Menſch ſei nichts als eine Maſchine, zu überzeugen. Daraus ſchloß er, daß kein künftiges Leben ſei, ob es gleich nicht daraus folgt; und ſo lange er die Ewigkeit für nichts hielt, konnte Religion und Moralität ihm nicht wichtig werden.

Ich erinnerte ihn an ſein Verſprechen, der Wahrheit nicht vorſetzlich zu widerſtehen, ſondern ihr entgegen zu kommen. Sie ſtehen nun ſeit unſerer erſten Unterredung der Ewigkeit um zwei Tage näher. Ein Tag iſt Ihnen jetzt ſo viel als ſonſt ein Jahr. Sie müſſen alſo eilen Ihre Seele zu retten. Ich weiß wohl, Sie glauben jetzt weder, daß eine Ewigkeit iſt, noch daß Sie eine Seele haben. Sie kennen Ihre Vortheile noch nicht. Sie halten Ihre Meinung, der Menſch ſei eine bloße Maſchine, noch für Wahrheit, und folgern daraus mehr, als darinnen liegt. Doch werden Sie ſie wohl für nichts weiter als für eine philoſophiſche Hypotheſe ausgeben wollen. Aus dieſem Geſichtspunkte wollen wir ſie heute betrachten. Es iſt zwar nicht nöthig, daß ich mich auf eine umſtändliche Beurtheilung Ihrer Hypotheſe einlaſſe; denn daß kein künftiges Leben ſei, kann doch niemand aus derſelben beweiſen. Ich will es aber dennoch thun, damit Sie mich nicht in Verdacht haben mögen, daß ich Sie überraſchen wolle.

Er war ſehr aufmerkſam, und folgte mir bei der Unterſuchung, die ich nun anſtellte, Schritt vor Schritt. Ich an meiner Seite warnte ihn, ſo oft ich an einen Satz kam, der ſeiner Meinung beſonders gefährlich war, und forderte ihn auf, ſich zu vertheidigen, weil er nun in Gefahr ſei, überwunden zu werden.

Zuerſt ſetzte ich folgende logicaliſche Regeln über die philoſophiſche Hypotheſe ins Licht, und legte ſie zum Grunde. — Eine philoſophiſche Hypotheſe iſt ein Satz, den ich annehme, um andere Sätze, Erſcheinungen u. ſ. w. daraus zu erklären. Ein ſolcher Satz braucht keine erwieſene oder ausgemachte Wahrheit zu ſein, wenn er nur nicht in ſich ſelbſt oder andern gewiß erkannten Wahrheiten widerſprechend, und hinreichend iſt, die unbekannten Dinge zu erklären, zu deren Erklärung er angenommen wird. Deswegen iſt die Hypotheſe um ſo viel beſſer, je leichter und ungezwungener dasjenige, das man gerne durch ſie erklären will, durch ſie erklärt werden kann, aber ſie iſt um ſo viel ſchlechter, je weniger ſie dazu brauchbar iſt. Muß ich neue Hypotheſen zu Hülfe rufen, um das, was durch jene unerklärbar bleibt, zu erklären, ſo wird ſie immer unwahrſcheinlicher und verdächtiger, je mehr ſolche Hülfshypotheſen nöthig ſind. Wenn ich zum Exempel zeigen will, wie es zugeht, daß Tag und Nacht, daß die wärmern und káltern Jahreszeiten mit einander abwechſeln, ſo kann ich es auf dieſe Art anfangen. Die Sonne bewegt ſich alle vier und zwanzig Stunden um die Erde. Daher kommt Tag und Nacht. Aber was verurſacht die Jahreszeiten? Sie bewegt ſich in einem Schneckengange. Dadurch kömmt ſie allmählig der Erde näher, und macht die wärmern Jahreszeiten. Wie verurſacht ſie aber die kältern? Sie geht zu rechter Zeit in dieſem Schneckengange wieder zurück, und entfernt ſich von der Erde. Nun iſt freilich Tag und Nacht, Sommer und Winter erklärt. Aber die erſte Hypotheſe, daß die Sonne ſich alle vier und zwanzig Stunden um die Erde bewege, war dazu nicht hinlänglich. Sie mußte noch durch andere Hypotheſen unterſtützt werden. Die kopernikaniſche Hypotheſe hingegen bedarf dieſer Umſchweiſe nicht, und erklärt alles allein. Die Erde bewegt ſich um die Sonne ſo, daß ſie ſich täglich um ihre Axe, und jährlich einmal um die Sonne wälzt. Iſt nun nicht dieſe letzte der erſtern weit vorzuziehen, und hat ſich nicht die Vernunft ſchon längſt wirklich für ſie erklärt? — Alle dieſe Vorausſetzungen nahm der Graf ohne Widerſpruch für wahr und vernünftig an.

Ich wandte nun dieſe Regeln auf die Hypotheſe an: der Menſch iſt eine Maſchine. Dieſer Satz, ſagte ich, wird von Ihnen zur Erklärung der Erſcheinungen, die bei dem Menſchen erblickt werden, angenommen. Sie geben ihn, wie ich hoffe, für keine ausgemachte und erweisliche Wahrheit aus, ſonſt müßte ich Sie bitten, mir einen richtigen Beweis davon zu führen. Er mag vielleicht ausgeſchmückt, und durch einige anatomiſche Bemerkungen glaublich oder wohl gar wahrſcheinlich gemacht werden können. Aber der Zergliederer kennt doch ja nur die gröberen Theile des Menſchen. Die feinern entziehen ſich ſeinen Blicken. Daher iſt kein hinlänglicher Beweis davon möglich. Der Graf erbot ſich zwar zum Beweiſe. Aber alles lief darauf hinaus, daß er durch eine ſehr unvollſtändige Induction, wobei er ſich auf Hallers Phyſiologie berufen wollte, ſehr dringende Gründe für ſeine Meinung glaubte gefunden zu haben. Nachdem ich ihm hierauf durch Beiſpiele die Natur und Beweiskraft einer ſolchen Induction erläutert hatte, erklärte er ſich, er wolle ſeinen Satz für nichts weiter als für eine Hypotheſe ausgeben; doch behauptete er, er würde ihn zu einer andern Zeit und unter andern Umſtänden unwiderſprechlich haben demonſtriren können.

Es kam alſo nun zuförderſt auf die Frage an, ob auch der Satz, der Menſch iſt eine Maſchine, in ſich ſelbſt oder andern ausgemachten Wahrheiten widerſprechend ſei? Hier mußte der Begriff der Maſchine zum Grunde gelegt werden. Wir bildeten ihn mit einander, und wurden darüber einig, eine Maſchine ſei eine Verbindung verſchiedener nicht willkührlich wirkender Dinge, die ſo verknüpft ſeien, daß immer eins die Bewegung des andern beſtimmte. Wollte ich nun gleich zugeben, ſagte ich hier, daß Ihr Satz an ſich ſelbſt nicht widerſprechend ſei, ſo müßten Sie doch geſtehen, er ſtreite mit andern erwieſenen Wahrheiten. Der Menſch z. E. kann ohne körperliche Bewegung wirken. So iſt ein einfacher Gedanke, das Bewußtſein ſeiner ſelbſt, eine Wirkung, die von aller ſolcher Bewegung frei iſt. Wäre er eine Maſchine, ſo müßte er das nicht können, denn die Wirkungen einer Maſchine beſtehen allein in der Bewegung. Ferner läugnen Sie es ſelbſt nicht, daß der Menſch willkührliche und freie Handlungen hervorbringe. Eine Maſchine aber beſteht Ihrem Begriffe nach aus lauter unwillkührlichen Theilen, die alſo auch durch ſich ſelbſt nicht willkührlich wirken können. Soll nun der Menſch eine bloße Maſchine ſein, wie kann er den willkührlich und frei handeln? —

Sie ſehen, Herr Graf, es iſt ſchon um Ihre Hypotheſe gethan. Sie iſt ein falſcher Satz. Sie iſt alſo nicht würdig von einem verſtändigen Manne beibehalten zu werden. — Doch wir wollen ſie demohngeachtet noch nicht wegwerfen. Laſſen Sie uns erſt unterſuchen, ob ſie zu der Abſicht hinlänglich iſt, die bei dem Menſchen vorkommenden Erſcheinungen zu erklären. Wir wollen dies nur mit einigen derſelben, ſo wie ſie uns zuerſt einfallen, verſuchen. Das Leben und den Tod des Menſchen kann ich aus dem Satz erklären, der Menſch ſei eine Maſchine. Die Maſchine iſt in Bewegung, das iſt, der Menſch lebt. Sie iſt zerbrochen, ihre Theile ſind verſchoben, ſie ſtockt, das iſt, der Menſch iſt todt. Schwerer möchte es ſchon ſein, die Zeugung und Geburt daraus herzuleiten? Man könnte ſagen, Maſchinen pflegten nicht gezeugt und geboren, ſondern von einem Meiſter, der da weiß, was er macht, und wozu er's macht, gebauet zu werden. Viele körperliche Verrichtungen des Menſchen ſind aus der Maſchine erklärbar, denn unſer Leib iſt wirklich eine Maſchine. Dies ſind aber auch nur ſolche, deren Gegentheil nicht erfolgen kann. Die große Menge der willkührlichen und freien Handlungen, wozu wir den Leib und ſeine Glieder brauchen, kann niemand aus dem Satze, der Menſch iſt eine Maſchine, begreiflich machen. Denn die Maſchine kann keine anderen Bewegungen hervorbringen, als diejenigen, die durch ihren Bau beſtimmt ſind, und deren Gegentheil durch denſelben unmöglich gemacht iſt. So iſt es unmöglich, daß der Zeiger an einer Uhr von ſelbſt zurückgehe. Der Menſch aber thut augenblicklich vieles, deſſen Gegentheil er auch hätte thun können, wenn er gewollt hätte. Was wollen Sie endlich von den abſtrakten Ideen ſagen? Dieſe, antwortete er, können nicht ohne Bilder gemacht werden, und dieſe Bilder werden aus der Empfindung hergenommen. Die Empfindung aber liegt in der Maſchine. Der Eindruck der äußern Gegenſtände, ſagte ich hierauf, wird in die Maſchine gemacht, aber derjenige, der ſich dieſes Eindrucks bewußt iſt, der das Bild denkt, der viele Bilder mit einander vergleicht und aus dieſer Vergleichung allgemeine Begriffe bildet, der bringt in dem Allen Wirkungen hervor, zu der die Maſchine ſelbſt unfähig iſt. Noch mehr. Erklären Sie mir doch aus dem Bau der Maſchine des Menſchen die Wirkungen des Gedächtniſſes, den Wunſch und die Hoffnung der Fortdauer nach der Zerſtörung der Maſchine, die der Menſch doch nicht eher verläugnen kann, bis er ſeine geheimen Urſachen dazu hat, auch die Freuden und die Schmerzen des Gewiſſens u. ſ. w. Der Graf hörte mich kaltſinnig an und ſchwieg ſtille.

Ihre Hypotheſe, ſchloß ich hieraus, iſt alſo auch nicht geſchickt zu der Abſicht, zu der Sie ſie angenommen haben. Es wäre denn, daß Sie, um ſie doch noch zu behaupten, zu allerlei Hülfshypotheſen Ihre Zuflucht nehmen wollten. Aber Sie wiſſen, was man von einem Gebäude halten kann, das ſo vieler Stützen bedarf. Sie werden mir nun ſagen, die Maſchine werde durch die Empfindungen zu den Wirkungen beſtimmt, die wir willkührlich oder frei nennen. Ja, ſagte er, und überſchüttete mich mit einer Menge von Kunſtworten. Da iſt die Senſibilität, die Irritabilität u. ſ. w. Er verſteckte ſich hier hinter dem Worte determiniren. Als ich ihm aber zeigte, determiniren ſei ſo viel, als das Gegentheil der determinirten Handlung unmöglich machen, und er doch dem Menſchen Willkühr und Freiheit nicht abſprechen wollte, ſo gab er nach. Nun ſetzte ich hinzu: die Empfindungen können gelegentliche Urſachen zu freien Handlungen ſein, ſie können dem Menſchen dazu einen Antrieb geben, aber ſie determiniren ihn nicht, ſie machen das Gegentheil der Handlung, zu der ſie ihn reizen, nicht unmöglich. Z. E.: da ſteht die Tabatiere. Ihr Anblick, ein gewiſſes Gefühl in meiner Naſe, kurz die Empfindung reizt mich, eine Priſe zu nehmen. Was werde ich nun thun, Herr Graf? „Sie werden eine Priſe nehmen!" Ich ſage Ihnen aber, ich werde keine nehmen. Die Empfindung giebt mir nur einen Antrieb,

Digitized by Google

aber ſie determinirt mich nicht. Es ſteht bei mir, das Gegentheil von dem zu thun, wozu ſie mich reizt. — Sie ſehen hieraus, Herr Graf, Ihre Hypotheſe hat auch den Fehler, daß ſie Hülfshypotheſen nöthig hat, und dieſe ſind zum Unglück eben ſo unzulänglich, als ſie ſelbſt iſt.

Ich hatte vorhin erwähnt, daß auch die Vorwürfe des Gewiſſens unerklärbar blieben, wenn man annähme, der Menſch ſei eine Maſchine. Er erinnerte ſich daran und behauptete, ſie ließen ſich doch daraus herleiten, denn ſie entſtänden aus der Empfindung des Uebels, das man ſich zugezogen hätte. Ich gab ihm zu, ſie entſtänden aus der Empfindung dieſes Uebels, wenn er wollte; aber durch einen Schluß, den die Maſchine nicht machen könnte, ſondern nur das vernünftige Weſen, das mit der Maſchine verbunden wäre. Er hatte bei unſerer erſten Unterredung geſagt, er mache ſich über einige ſeiner Handlungen Vorwürfe. Ich bildete ihm den Schluß, den er ſelbſt darüber gemacht haben müßte, und fügte einige praktiſche Anmerkungen hinzu, die auf ſeinen Zuſtand gingen. Dies ſchien ihm einleuchtend zu ſein, und er ward dadurch auf einige Augenblicke in ſich ſelbſt vertieft.

Nachdem er wieder von ſeinem tiefen Nachdenken zurückgekommen war, fuhr ich ſo fort: Sie wiſſen, Herr Graf, daß die kopernikaniſche Hypotheſe, weil ſie vernünftiger und bequemer war, die tychoniſche verdrängt hat. Die Vernunft erkannte es für ihre Pflicht, dieſe fahren zu laſſen und jene anzunehmen. Sie ſind jetzt in einem ähnlichen Falle. Sie haben geſehen, Ihre bisherige Hypotheſe iſt widerſprechend, unbequem und unbrauchbar. Wenn ich Ihnen nun eine andere angeben könnte, die beſſer wäre, würden Sie ſich nicht für verbunden halten, ſich für ſie zu erklären? Dieſe Hypotheſe drücke ich ſo aus: der Menſch beſteht aus zwei Subſtanzen, Leib und Seele. Erinnern Sie ſich daran, ich gebe dieſen Satz jetzt noch für nichts weiter als für eine Hypotheſe aus. Ich glaube aber, dieſe hat alle die Mängel nicht, die Sie an der Ihrigen entdeckt haben, ſie hat vielmehr die entgegengeſetzten Vortheile. Der Leib, die eine der beiden Subſtanzen, woraus der Menſch beſteht, iſt und bleibt eine Maſchine. In ſo weit können Sie Ihre alte Meinung beibehalten. Und darüber iſt auch gar kein Streit, daß die in dem vorhergehenden Zuſtande gegründeten Bewegungen des Leibes, und auch gewiſſe Empfindungen der Seele, aus der Einrichtung dieſer Maſchine müſſen erklärt werden können. Die Seele hingegen iſt von ihrem Urheber mit Verſtand und Willen, Vernunft und Freiheit begabt. Denn wir können Begriffe bilden, ſie mit einander vergleichen, wir ſind fähig, Zuneigungen und Abneigungen zu haben, und aus zwei entgegengeſetzten Fällen einen zu wählen. Alſo müſſen wir zu allen dieſen Wirkungen Fähigkeiten haben, und dieſe Fähigkeiten führen die angeführten Namen. So bald Sie dieſe meine Hypotheſen annehmen, ſo ſind die willkührlichen und freien Handlungen des Menſchen nicht mehr unerklärbar. Ich ging hierauf diejenigen Erſcheinungen bei dem Menſchen durch, die ſich aus der Maſchine nicht herleiten laſſen, und zeigte ihm, wie ſie aus meinem Satze leicht und natürlich floſſen. Er hörte mir aufmerkſam zu, gab ſich keine Mühe, Einwendungen zu machen, erklärte ſich aber nicht, ob er glaube, daß ich Recht hätte oder nicht.

Nun bat ich ihn noch, beide Hypotheſen in Beziehung auf Gott und den Menſchen zu vergleichen, und zu unterſuchen, welche von beiden dann den Vorzug behaupten würde. Ich zeigte ihm, es ſei immer der Vernunft gemäß, unter zwei Sätzen, die beide nicht für ausgemachte Wahrheiten ausgegeben würden, denjenigen ſo lange, bis das Gegentheil erwieſen wäre, für wahr zu halten, der für die Ehre Gottes und für die Würde und Glückſeligkeit des Menſchen der vortheilhafteſte wäre. Die Anwendung hiervon war dieſe: wenn der Menſch eine bloße Maſchine iſt, ſo hat Gott freilich in ihm eine ſehr künſtliche Maſchine gemacht, die von der unnachahmlichen Geſchicklichkeit ihres Urhebers zeugt, und jedermann zu ſeiner Bewunderung auffordert. Aber ich ſehe keine Abſicht dabei, keine Güte und Weisheit des Schöpfers, die ich doch bei den Werken eines Gottes mit Recht vermuthe. Gott kommt mir hier vor, wenn dieſer Ausdruck nicht unehrerbietig iſt, wie der künſtlichſte Marionettenſpieler. Beſteht aber der Menſch aus Leib und Seele, ſo hat Gott in uns vernünftige freie Geſchöpfe hervorgebracht, ich kann aus ihrer Vernunft und Freiheit ſchließen, daß Gott ſehr wohlthätige und ſeiner würdige Abſichten mit ihnen habe, ich lerne ſeine Güte und Weisheit verehren, und ihn lieben. Hier erſcheint er mir als die Liebe, als ein Vater ſeiner Kinder. — Nach der erſten Hypotheſe iſt der Menſch ein Spielwerk, ein ſclaviſches, unbedeutendes Weſen, nicht beſſer oder glücklicher, als das Vieh, und wenn er ſtirbt, vielleicht ein Nichts. Nach der andern iſt er ein Geſchöpf, das zu wichtigen Abſichten da iſt, das ſich ſelbſt regieren ſoll, und unter den Werken Gottes eine erhabene Stelle einnimmt, das ſich großer Vorzüge vor unzähligen ſeiner Mitgeſchöpfe bewußt iſt, und nach dem Tode eine herrliche Verbeſſerung zu erwarten hat. Wer es nun weiß, daß er von Gott nicht zu würdig denken kann, wer wahre Liebe und Achtung vor ſich ſelbſt hat, der wird wohl nicht zweifelhaft ſein, welche von beiden Hypotheſen er anzunehmen habe.

Ich ſah es jetzt dem Grafen an, daß er über ſeine Maſchine ſehr verlegen war. Er gab mir auch zu, daß ſeine Hypotheſe gewaltig gegen die meinige zurückſtehe. Deſto unbegreiflicher war es mir, daß er ſich doch weigerte, die ſeinige aufzugeben. Bei ſeiner Meinung zu bleiben, ſagte er, hätte er dieſe Gründe: die menſchliche Erkenntniß ſei überhaupt ſehr ungewiß. Es könne wohl ſein, daß er ſich bisher eine Illuſion gemacht hätte. Aber er wäre auch immer in Gefahr, wenn er neue Begriffe annähme, ſich auf's neue zu betrügen. Ueberdies habe er unter ſeinen jetzigen Umſtänden nicht Ruhe und Heiterkeit genug dazu, ſeine bisherigen Grundſätze zu unterſuchen; er habe es freilich früher thun ſollen, jetzt ſei es zu ſpät dazu. Ich antwortete ihm auf dieſe Gründe folgendes: Die Wahrheit ſowohl als der Irrthum hätten ihre unfehlbaren Merkmale, woran man ſie von einander unterſcheiden könnte, zumal wenn man ſie von der moraliſchen Seite anſähe. Es ſei z. E. nicht möglich, daß jene den Menſchen unglücklich machen könnte, wie dieſer es thäte. Ueberdies hätte er in dem gegenwärtigen Falle Beweiſe, die ſeine Vernunft überzeugten. Und wo ſolche Beweiſe wären, da hörte die Ungewißheit auf. Er habe ſich freilich bisher illudirt. Das könne er aus den Folgen ſeiner Grundſätze ſehen. Zu welchen Vergehungen habe ihn nicht ſeine Hypotheſe verleitet und wie unglücklich ihn dadurch gemacht! Er ſolle nur unterſuchen, zu welcher Tugend und zu welcher Glückſeligkeit ihn die meinige hätte erheben können, wenn er ſie nicht verleugnet hätte. Daraus allein könne er beurtheilen, ob er einer Illuſion ausgeſetzt wäre, wenn er ſie noch annähme. Daß er nicht früher daran gedacht, ſein Religionsſyſtem zu prüfen, das ſei freilich ſchlimm und ſeine Schuld. Das berechtigte ihn aber nicht, nun noch ferner die Sache dahingeſtellt ſein zu laſſen. Er habe jetzt noch Zeit dazu, und Ruhe und Heiterkeit würden ihm nicht fehlen, denn die pflegten die redliche Unterſuchung der Wahrheit zu begleiten. Wenigſtens ſei er hier aus allen ermüdenden Zerſtreuungen herausgeriſſen. Auch würden ſolche redliche Bemühungen Gott nicht mißfallen. Gott könne und werde ſie ſegnen, und wenn er auch nicht zu dem Ziele käme, wohin ich ihn zu führen wünſchte, ſo würde doch gewiß kein guter Gedanke, keine edle Entſchließung, die jetzt noch bei ihm entſtehen könnten, ohne Folgen für ihn in der Ewigkeit ſein. Sie würden wenigſtens die Summe der Uebel, die er zu befürchten hätte, um etwas verringern.

Aber wenn Sie denn ja, fuhr ich mit einiger Lebhaftigkeit fort, Ihre Meinung, die Sie von allen wohlthätigen Wirkungen der Religion ausſchließt, nicht wollen fahren laſſen, vermuthlich um den elenden Troſt zu haben, daß Sie nach dem Tode ganz aufhören und alſo nichts zu befürchten haben werden, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß Sie ſich in Ihrer fürchterlichen Hoffnung ſehr betrügen. Wenn es auch unwiderſprechlich erwieſen wäre, daß der Menſch eine Maſchine ſei, ſo kann Gott, der die Maſchine einmal gebauet hat, wenn er will, ſie nach ihrer Zerrüttung auch wieder herſtellen. Das kann der Uhrmacher bei einer zerbrochenen Uhr thun. Wenigſtens werden Sie alſo in einer ſchrecklichen Ungewißheit über Ihr künftiges Schickſal aus der Welt gehen müſſen, und Sie könnten doch noch darüber gewiß werden, und mit Hoffnung und Troſt ſterben. Er wollte es nicht wiſſen, daß er Troſt in der Erwartung ſuche, daß er nach dem Tode nicht mehr ſein werde, die Thränen ſtanden ihm in den Augen, aber nachgeben wollte er nicht.

Ich redete ihm noch einmal ſo zärtlich und nachdrücklich zu, als es mir möglich war, und beſchwor ihn, die letzten Wochen ſeines Lebens doch nicht fruchtlos für die Ewigkeit verſtreichen zu laſſen, ſondern ſein Möglichſtes thun, um noch gute Hoffnung für dieſelbe zu erlangen. Er ſah mich ſtarr an, ſchlug darauf die Augen nieder und ſagte: Sie müſſen einen großen Fond von Güte, Menſchenliebe, Ueberzeugung und Amtstreue haben, daß Sie für mich ſo beſorgt ſind, und nicht ungehalten auf mich werden, daß ich Ihnen nicht näher komme. Ich verſicherte ihm, ich würde bis auf den letzten Tag ſeines Lebens nicht ablaſſen, ihn zu ermahnen und zu bitten, und ich hoffe gewiß, Gott würde meine Bemühungen bei ihm ſegnen. Ich beſorge, ſetzte ich hinzu, Herr Graf, es iſt die unſelige Neigung, die ſo viel zu Ihrem Unglücke beigetragen hat, es iſt der Ehrgeiz, es iſt die Begierde, Recht zu behalten, die Sie gegen die Wahrheit ſo ungerecht macht. Wie iſt es möglich, daß Sie eine Neigung noch lieben können, die Sie in ein ſolch Elend geſtürzt hat? O, ſagte er, die iſt ſchon vorbei. Ich bin ſehr klein in meinen eigenen Augen. Und wie kann ich auch hier ehrgeizig ſein? Die Leidenſchaft, antwortete ich, wüthet noch ganz gewiß in Ihrer Seele. Ihr iſt nur die Gelegenheit zu ihren vorigen Ausbrüchen genommen. Aber gegen die Wahrheit kann ſie ſich noch immer empören, wenn Sie es ihr verſtatten wollen. Hüten Sie ſich davor: die verachtete Wahrheit rächt ſich!

Weil mir jetzt aiel daran gelegen ſein mußte, ſein Herz menſchlichen und warmen Empfindungen zu eröffnen, denn ich hoffte dadurch auch für die Religion einen Eingang in daſſelbe zu finden, ſo bat ich ihn, zu bedenken, wie unendlich er ſeine frommen Eltern betrübt hätte, und wie ſehr es daher ſeine Pflicht wäre, darnach zu ſtreben, daß er ihnen doch den einzigen Troſt verſchaffen möchte, der noch für ſie übrig wäre, den Troſt, daß ſie über ſeine Zukunft nicht bekümmert ſein dürften. Mein Vater, antwortete er, iſt ein rechtſchaffener Mann, er iſt gewohnt, nach ſeiner Ueberzeugung zu handeln, aber ich glaube, er iſt zu hart gegen mich geweſen. „Das denken Sie nun wohl ſo, aber ich vermuthe, Sie irren darin. Sie ſind ohne Zweifel von Jugend auf ausſchweifend geweſen, und das hat der redliche Vater nicht zugeben wollen. Dieß haben Sie für Härte gehalten.“ Das iſt freilich wahr, aber — „Aber Sie wußten doch, daß er Vater, Sie Sohn waren. Wußten Sie denn nicht auch, daß Sie als Sohn verbunden waren, einem Vater, der noch dazu ein rechtſchaffener Mann war, zu gehorchen?“ Das habe ich auch bis zu gewiſſen Jahren gethan! „Waren Sie denn nach dieſen gewiſſen Jahren weniger Sohn, und er weniger Vater? Confucius, deſſen Moral Sie, wie ich mich erinnere gehört zu haben, der chriſtlichen vorziehen, hätte Sie darüber belehren können.“ Sie haben freilich Recht!

Ich ließ ihm Jeruſalems Betrachtungen zurück, die er mit Nachdenken zu leſen verſprach. Ich nahm gerührt und mit Thränen über ſein Elend Abſchied von ihm, und er bat mich, bald wieder zu kommen.

Friedrich Münter,

des Vorigen Sohn, ward am 14. October 1761 zu Gotha geboren und nach der Verſetzung ſeines Vaters zu Kopenhagen erzogen. Er ſtudirte ſodann hier und ſeit 1781 zu Göttingen noch zwei Jahre lang Philoſophie und Theologie und machte mit Unterſtützung eines königlichen Stipendiums von 1784 — 87 eine Reiſe durch Deutſchland, Italien und Sicilien, auf welcher er ſich am längſten in Wien und in Rom aufhielt und ſich dort vorzüglich alterthümlichen Studien hingab. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1788 zuerſt als außerordentlicher, 1790 aber als ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Kopenhagen angeſtellt, 1818 zum Biſchof von Seeland und Primas des Reichs erhoben und mit dem Großkreuz des Danebrogordens geſchmückt. Er ſtarb daſelbſt am 9. April 1830.

Die gelehrte Welt kennt ihn durch:

Nachrichten von Neapel und Sicilien. Geſammelt auf einer Reiſe in den Jahren 1785 — 86. Kopenhagen 1790, 2 Bde. Wurde auch ins Holländiſche, Italieniſche und Schwediſche überſetzt.
Kirchliche Alterthümer der Gnoſtiker. Ansbach 1790.
Magazin für Kirchengeſchichte. Altona 1792 — 96, 2 Bde.
Statutenbuch der Tempelherren. Berlin 1794.
Beiträge zur Kirchengeſchichte. Kopenhagen 1798.
Aelteſte Dogmengeſchichte. Göttingen 1802 — 6, 2 Thle.
Spuren ägyptiſcher Religionsbegriffe in Sicilien. Prag 1806.
Die Belagerung von Kopenhagen im Jahre 1807. Kopenhagen 1807.
Die Religion der Karthager. Ebendaſ. 1816.
Antiquariſche Abhandlungen. Ebendaſ. 1816.
Ueber die keilförmigen Inſchriften zu Perſepolis. Ebendaſ. 1818.
Velia in Lucanien. Altona 1818.
Der jüdiſche Krieg unter Trajan und Hadrian. Ebendaſ. 1821.
Ueber einige ſardiſche Idole. Ebendaſ. 1822.
Die Sinnbilder und Kunſtvorſtellungen der Chriſten. Ebendaſ. 1825 ff.
Der Stern der Weiſen. Unterſuchungen über das Geburtsjahr Chriſti. Kopenhagen 1827.

Außerdem poetiſche Verſuche u. ſ. w. in Wielands Merkur und mehrern andern Zeitſchriften, Journalen u. ſ. w.

Außerordentlicher Scharfſinn, das ausgebreitetſte und gründlichſte Wiſſen und eine treffliche Darſtellungsweiſe, haben den Schriften dieſes bedeutenden Mannes namentlich auf dem Gebiete antiquariſcher und theologiſcher Forſchungen einen großen und dauernden Ruhm erworben.

Palermo *).

Palermo hat in ſeinem Bezirk keine beträchtlichen Ueberbleibſel aus dem Alterthum. Erdbeben, die Herrſchaft der Saracenen und Spanier haben alles vernichtet, was übrig geblieben ſein könnte, und was etwa hie und da noch zu finden wäre, kann bei ſo vielen andern großen Denkmalen der Vorzeit in den übrigen Theilen Siciliens gar nicht in Betrachtung kommen. Man weiß nur, daß dort zwei berühmte Tempel geweſen ſind: der eine dem Jupiter und der andre dem Herkules heilig, wovon nicht die geringſte Spur mehr iſt; und ein Theater, das erſt im 16. Jahrhundert niedergeriſſen wurde, als man den Schloßplatz vergrößern wollte. Es kann alſo nur das jetzige Palermo den aufmerkſamen Reiſenden intereſſiren, weshalb ich auch die ältere Geſchichte der Stadt nur kürzlich berühren will.

Es iſt zweifelhaft, ob ſie von phöniciſchen oder griechiſchen Coloniſten angelegt iſt. Der Name πανορμος iſt augenſcheinlich griechiſch, was auch der große Bochart und andere Etymologen aus der Vergleichung mit ähnlichen phöniciſchen Wörtern herleiten wollen. Eine Inſchrift, die man im ſechszehnten Jahrhundert auf einem alten jetzt zerſtörten Thurme fand, war nicht puniſch, ſondern kufiſch, und enthielt ganz andere Nachrichten als die, welche man hatte herausleſen wollen **). Indeſſen erhellt aus dem VI. Buch des Thucydides, daß Palermo ſehr alt iſt, und es ſcheint aus den Worten dieſes Geſchichtſchreibers, verglichen mit andern Stellen der Alten, zu folgen, daß nicht die Phönicier, ſondern die mit Griechen vermiſchten älteſten Einwohner Siciliens, es angelegt haben. Eigentlich bekannt wurde die Stadt erſt ungefähr in der 50. Olympiade, oder 580 Jahre vor Chriſti Geburt. Wir wiſſen wenig von ihrer Specialgeſchichte. So viel iſt gewiß, daß ſie mehrentheils mit Carthago im Bündniß und in den Händen der Carthaginenſer war. In ihrer Nachbarſchaft fiel eine Schlacht zwiſchen dem römiſchen Feldherrn Cäcilius Metellus und Asdrubal, dem Bruder Hannibals, vor. Hernach, als die Carthaginenſer ganz Sicilien räumen mußten, fiel Palermo den Römern zu, behielt aber doch den Schatten der Freiheit, den faſt alle große Städte hatten, wenn ſie nicht durchaus ungünſtig von den Römern behandelt wurden; weshalb es ſich auch respublica Panhormi nannte. In der Folge, bei Zerſtörung des abendländiſchen Kaiſerthums hatte es gleiches Schickſal mit Italien und dem übrigen Sicilien, bis endlich die Saracenen ſich Siciliens bemächtigten, und Palermo zu ihrer Hauptſtadt wählten. Es behielt dieſe Würde unter allen folgenden Regenten, ſowohl den normanniſchen, als hohenſtaufiſchen, aragoniſchen und bourboniſchen, und war immer die Reſidenz der Könige und Vicekönige; dabei wurde es nach und nach der Aufenthaltsort des reichen ſicilianiſchen Adels, und iſt durch alle dieſe Umſtände der Mittelpunkt geworden, wo aller Reichthum und Pracht Siciliens zuſammenfließt.

Die Stadt liegt in einer ſich gegen das Meer herabſenkenden Ebene, die von hohen und ſteilen Bergen umgeben iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Berge in den älteſten Zeiten das Bollwerk gegen die See geweſen ſind, und daß die Ebene, wo jetzt Palermo ſteht, ein ſpäterer Abſatz des Meeres iſt, das ſich in dieſer Gegend der mittelländiſchen See zurückgezogen zu haben ſcheint. Der Hafen geht tief ins Land mit einer ſchmalen Mündung, und wird durch zwei Erdzungen gebildet, wovon die eine ſich mit einem Berge endiget, und die andere ganz niedrig iſt. Auf der linken Seite des Hafens ſteht ein ungeheurer ſteiler Felſen, vier italiäniſche Meilen im Umkreiſe, der bei den Alten mons Ercta hieß und deſſen Spitze im erſten puniſchen Kriege von Hamilcar ſtark befeſtiget wurde. Jetzt heißt er Monte Pellegrino, und hat nichts Sehenswerthes als eine in

*) Aus Fr. Münter's Nachrichten von Neapel und Sicilien.

**) Man glaubte nämlich, daß die Sprache chaldäiſch ſei, und dechiffrirte ſo lange, bis man herausbrachte, daß ein Enkel Eſau's den Thurm gebaut habe. Aber es iſt jetzt bewieſen, daß die Inſchrift kufiſch iſt. Sie ſteht in Facellus de rebus Siculis, und im Brydone.

Digitized by Google

den Fels gehauene Kirche, worin die heilige Roſalia, die Schutzheilige der Palermitaner, begraben liegt.

Palermo iſt ſehr groß, und ſehr regelmäßig gebaut. Es wird durch zwei gerade Straßen, die ſich im Mittelpunkt der Stadt durchſchneiden, in vier gleich große Theile getheilt. Dieſe beiden Straßen ſind breit, hell, und völlig nach der Schnur gebauet, ſo daß man, wenn man in dem Octogon ſteht, das von vier Palläſten, gerade da, wo die beiden Straßen zuſammenſtoßen, gebildet wird, die Ausſicht nach allen Hauptthoren der Stadt hat. In beiden Straßen ſind große und zum Theil ſchöne Gebäude; ſelbſt viele von den kleineren Seitengaſſen ſind regelmäßig angelegt. Ueberall ſind Springbrunnen, Inſchriften und Statuen, die zum Andenken von Heiligen oder ſicilianiſchen Fürſten errichtet ſind. Klöſter und Kirchen findet man in großer Anzahl, und ſie ſind mit unglaublicher Pracht, an koſtbarem Marmor, Porphyr, Lapis Lazuli u. ſ. w. überladen. Selbſt der Fußboden in vielen Kirchen iſt mit Moſaik ausgelegt, und der größte Luxus herrſcht in den Altären, wovon einige ungeheure Summen gekoſtet haben müſſen. Demungeachtet findet ein Auge, das an die edle römiſche Simplicität, und an die Majeſtät gewöhnt iſt, die in den alten und neuen Gebäuden Roms herrſcht, kein Vergnügen an der Betrachtung dieſer ermüdenden Pracht; ſo wenig als an den andern Monumenten, die auf den öffentlichen Plätzen der Stadt zerſtreut ſtehen. Die Palläſte ſind zum Theil ſehr bequem gebauet. Die Verbindung mit Frankreich bringt die franzöſiſchen Moden ſehr frühe von Paris nach Palermo, und viele vermögende Edelleute haben ſchon ihre Palläſte, und noch mehr ihre Landhäuſer nach dem neueſten franzöſiſchen Geſchmack eingerichtet. An dem einen Ende der Stadt ſteht das alte königliche Schloß, ein nach und nach von den Saracenen, Normannen, und übrigen Beherrſchern Siciliens zuſammengebautes unregelmäßiges aber ungeheuer großes Gebäude. Das Merkwürdigſte in dieſem Schloſſe iſt eine lange dunkle Kapelle, die König Roger gebaut haben ſoll. Sie iſt überall, ſogar an den Wänden mit Moſaik von verſchiedenen Marmorarten eingelegt, und hat einen erhöhten Chor und Altar, wie man in allen griechiſchen Kirchen findet. Die Kathedralkirche, die in der Nähe des Schloſſes ſteht, iſt ebenfalls ſehr alt und außerordentlich groß. Sie wurde gerade reparirt, als ich in Palermo war, ſo daß ich ſie faſt ganz ausgeräumt fand. Das Wichtigſte was in dieſer Kirche gezeigt wird, ſind vier Sarkophagen von ſehr ſchönem Porphyr, mit den Leichen einiger ſicilianiſchen Könige. Als man ſie im Jahr 1784 öffnete, fand man beide Conſtantien (Friedrichs des II. Mutter und Gemahlin) Kaiſer Heinrich VI., Friedrich II. und Friedrich von Arragonien darin. Kaiſer Friedrichs Körper war ganz unverweſet; und es fehlte blos ein kleines Stück von der Naſe. Er war in ſeinem völligen kaiſerlichen Ornat gekleidet, ſein Pallium war mit arabiſchen Inſchriften in Gold geſtickt (eben wie das kaiſerliche Pallium in Nürnberg), und ſein ganzes Geſicht war ſo kenntlich, daß man ihn genau zeichnen konnte. Alles wurde abgezeichnet, die Särge darauf wieder zugemacht, und der königliche Hiſtoriograph für Neapel, Don Francesco Daniele, gab in Neapel 1786 eine Beſchreibung davon mit vielen Kupfern, unter dem Titel: I reali Sepolcri di Palermo, in Folio heraus. Es verdroß die Sicilianer ſehr, daß ein Neapolitaner die Ehre haben ſollte, dieſes auf königliche Koſten gedruckte Werk herauszugeben; denn man hatte ſchon angefangen in Palermo eine Beſchreibung auszuarbeiten, als auf königlichen Befehl alle Zeichnungen nach Neapel geſandt werden mußten. Allein es iſt gut für die Sache ſelbſt, daß die Arbeit in die Hände eines gelehrten und ſachkundigen Mannes fiel, der ſich begnügte, eine Beſchreibung von dem, was beſchrieben werden ſollte, zu geben, und ſich nicht an die italiäniſche Gewohnheit band, etwas zu einem dicken Folianten auszudehnen, das auf wenig Bogen geſagt werden kann.

Zu den Merkwürdigkeiten von Palermo gehören auch die Catacomben der Capuciner, ein tiefer gewölbter Keller unter dem Kloſter, der vier ſehr hohe und breite Gänge an ſeinen vier Seiten, und zwei Kreuzgänge hat, die ſich in der Mitte durchſchneiden. Ueberall in den Wänden ſind unzählige Niſchen, worin die Leichen in Capuciner- oder ſchwarzer Kleidung ſtehen. Die Hände ſind zuſammengebunden, und halten gewöhnlich einen Zettel, worauf des Verſtorbenen Namen und Todesjahr ſteht. Die Geſichter ſehen graulich aus. Die meiſten, beſonders wenn die Leichen etwas alt ſind, ſind bloße Skelette, und, wo die Haut geblieben iſt, ſieht ſie aus wie altes Pergament. Dieſe Art die Todten aufzubewahren findet in Palermo viel Beifall, ſo daß ſogar viele Einwohner der Stadt die Leichen ihrer Verwandten zu den Capucinern ſenden und ſie unter den todten Mönchen aufſtellen laſſen. Die Mönche nehmen die Eingeweide heraus und laſſen die Leiche 6 Monate lang auf einem eiſernen Roſte liegen, der über einem ſehr ſchnell fließenden Bache ſteht. Der Luftſtrom, den das Waſſer mit ſich führt, trocknet ſie dann in kurzer Zeit völlig aus: alsdenn wird ſie angekleidet, und in die Niſche geſetzt, wo die ſtarke Zugluſt, die in dem Keller iſt, ebenfalls dazu beiträgt, ſie vor der Verweſung zu bewahren. Doch ſchrumpfen die Leichen am Ende zuſammen. Die, welche ihre Verwandten nicht den Augen des Publici blosgeſtellt haben wollen, legen ſie in Särge, wozu ſie die Schlüſſel behalten. Dieſer Ort wird von den Einwohnern Palermo's, die bei den Leichen ihrer Väter und Kinder ihre Andacht zu halten pflegen, ſehr fleißig beſucht. Die Kapuciner haben dieſelbe Einrichtung an mehreren Orten in Sicilien; aber dieſe Catacomben ſind die größten und berühmteſten im ganzen Lande, und bringen beträchtliche Almoſen ein, da der Ort von dem gemeinen Mann für ſehr heilig gehalten wird.

Außerhalb Palermo, längſt den Küſten auf beiden Seiten der Stadt, ſind eine Menge italieniſcher Landhäuſer, die dem Adel und den reichern Einwohnern gehören. Sie werden im Herbſt, von Anfang Octobers bis in die Mitte des Novembers bewohnt, welches in ganz Italien die gewöhnliche Zeit für die Villeggiatura oder das Landleben iſt. Unter dieſen Landhäuſern iſt beſonders das Schloß des Prinzen Palagonia berühmt oder berüchtigt, weil es von in Stein gehauenen Ungeheuern bewohnt wird, die man ſonſt vergebens auf unſerm Erdboden ſuchen würde. Die Mauer, die den Hof einfaßt, die Pforten, die Treppen und ſelbſt die Zimmer ſind überall mit dieſen gräßlichen und lächerlichen Caricaturen beſetzt; und das Sonderbarſte iſt, daß der Prinz ſelbſt von der Wirklichkeit dieſer Ungeheuer überzeugt iſt und glaubt, daß ſie einſt noch in den afrikaniſchen Sandwüſten müßten gefunden werden, die ſein fabulosus lambit hydaspes. — Schwangere Frauen fürchten ſich dieſer von arioſtiſchen Dämonen vertheidigten Burg nahe zu kommen; und man erzählt, daß viele ſo erſchreckt worden ſind, daß ihre Kinder die Kennzeichen davon an ſich tragen. Die Regierung hat endlich des Prinzen Verſchwendung einſchränken und ihn unmündig machen müſſen, nachdem er den größten Theil ſeines Vermögens durchgebracht hatte.

Außerhalb der Stadt ſind noch ein Paar Saraceniſche Gebäude, wovon das eine, la Ziſa genannt, in einem angenehmen Wäldchen liegt. Es iſt etwas Seltenes dergleichen Ueberbleibſel anders wo als in Spanien zu finden. La Ziſa, das ich ſah, iſt ganz im Geſchmack der morgenländiſchen Palläſte gebaut. Es hat hohe gewölbte Säle, mit Moſaik eingelegte Fußböden, Springbrunnen auf dem Fußboden, und vergoldete Inſchriften aus dem Koran auf den Wänden. An der einen Seite des Gebäudes ſteht eine kleine Moſchee mit ihrer Kuppel und dem Altan für den Wächter, der die Stunde des Gebetes ausrufen mußte. In der Moſchee fand man vor einigen Jahren ein Begräbniß, worin der Stifter, ein Saraceniſcher Emir lag. Im Mittelalter war dieſer Pallaſt berühmt, beſonders wegen eines ſehr ſchönen Fiſchteiches, der in ſeinen Gärten, und ſo groß war, daß der ſaraceniſche Emir kleine Luſtfahrten darauf machen konnte. Dies erzählt Benjamin von Tudela, und beſchreibt zugleich die Pracht des Schloſſes, deſſen Wände mit Gold- und Silberplatten belegt waren und deſſen Fußboden mit Vorſtellungen aller Welttheile ausgelegt war *). Jetzt heißt das Schloß, ſammt ſeinem Diſtrikt, Caſtel Reale, und gibt ſeinem Beſitzer den fürſtlichen Titel.

Die Volksmenge in Palermo iſt groß. Man rechnet ſie auf 140000 Seelen, worunter 40000 Geiſtliche ſein ſollen **). Ich weiß nicht, ob in den letzteren Jahren eine Zählung vorgenommen iſt; aber im Verhältniß der Größe der Stadt und der Menge Menſchen, wovon die Straßen wimmeln, ſcheint die Zahl nicht zu hoch angegeben zu ſein. Handel und Schiffahrt ernähren eine große Menge Menſchen. Der Luxus des Adels verſchafft vielen Handwerkern Arbeit. Die Anzahl der Bedienten in jedem Hauſe iſt unglaublich groß. Die Tribunale und Regierung haben auch eine Menge Menſchen in ihrem Dienſt, und ziehen Leute, deren Proceſſe entſchieden werden ſollen, aus allen Gegenden der Inſel nach der Hauptſtadt.

Obgleich Palermo die Hauptſtadt des Reichs, der Sitz des Vicekönigs und der Regierung iſt, ſo hat es doch eigentlich keine Univerſität. Die Jeſuiten hatten überall, wo ihr Orden blühte, und alle ihre fünf Häuſer ***) beiſammen waren, ihre Collegien,

*) Pavimentum vero variis marmorum generibus vermiculato opere depictum omnium orbis terrarum imagines refert. Benjam. Tudel. itin.

**) Dieſe Anzahl wird nicht zu groß ſcheinen, wenn man bedenkt, daß in Palermo 8 Abteien, 5 Seminarien für die junge Geiſtlichkeit, und 71 Mönchsklöſter ſind.

***) In jeder großen Stadt nämlich, hatten ſie fünf Häuſer, wovon jedes ſeine eigene Beſtimmung hatte. Dieſe waren: 1) das Noviciat, das gewöhnlich den Namen St. Luigi führte, nach St. Luigi Gonzaga, einem ihrer größten Heiligen. 2) Domus studiorum, das immer St. Ignatio hieß. 3) Domus propagationis, St. Francesco Saverino genannt. 4) Das Profeßhaus, il Gesu, das die Wohnung derer war, die alle Ordensgelübde abgelegt hatten, und an der Regierung des Ordens Antheil hatten; und endlich 5) Domus exercitiorum spiritualium, gewöhnlich nach der Jungfrau Maria benannt, wo ſich jeder Jeſuit jährlich zweimal 8 Tage lang aufhalten mußte, um ſeine Andachtsübungen zu verrichten, die beſonders in Meditationen über die Exercitia spiritualia S. Ignatii beſtanden, welche ſehr geſchickt ſind, ein von der Natur nicht beſonders gut verwahrtes Gehirn zu verwirren.

worin ihre jüngeren Ordensbrüder und ſo viele von den jungen Leuten aus der Stadt, als da wollten, Unterricht genoſſen und zu einigen akademiſchen Würden in der Philoſophie und Theologie befördert wurden. Dies geſchah auch in dem großen und berühmten Jeſuiten-Collegium in Palermo. Die niederen und höheren Schulen waren alſo dort, wie faſt überall bei den italiäniſchen Univerſitäten, in einem Gebäude vereinigt und ſtanden unter einem Aufſeher, nämlich dem Rector des Collegii.

Nach Aufhebung der Jeſuiten wurden dieſe Schulen reformirt, die Beſteurung derſelben wurde den Benedictinern und Theatinern, den Erdfeinden der Jeſuiten übertragen, und eine Deputation von der Regierung hat die Oberaufſicht. Dieſes Gymnaſium iſt alſo nun nach neuerer Art eingerichtet, es hat einen Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, und ſehr geſchickte Lehrer in verſchiedenen Wiſſenſchaften, unter denen beſonders ein Benedictiner-Abt, Baronio, und ein Theatinermönch, P. Piaggi, genannt zu werden verdienen, die beide gute Mathematiker ſind. Indeſſen hat dieſes Gymnaſium kein Recht akademiſche Würden zu ertheilen, welches der Univerſität zu Catania allein zukommt. Die Regierung war, vor Aufhebung der Jeſuiten, geſonnen, die ganze Univerſität von Catania nach Palermo zu verlegen, allein ſie fand, daß der Schaden für dieſe Stadt, die nicht viel Nahrungswege hat, und wo die Univerſität jährlich eine beträchtliche Summe Geldes in Umlauf bringt, zu groß ſein würde. Jeder alſo, der nur Collegia hören will, kann in Palermo ſtudiren, wer hingegen promoviren will, muß nach Catania gehen. Viele Studierende halten ſich an beiden Orten einige Zeit auf. Mit der Univerſität iſt die königliche Bibliothek verbunden. Sie iſt ganz neulich errichtet worden, da der König die große Bibliothek der Jeſuiten behielt, und alle andere Bibliotheken, die in der ganzen Inſel zerſtreut waren, nach Palermo bringen ließ. Die Beute wurde darauf unter den Bibliotheken in Palermo und Meſſina vertheilt. Die übrigen Doubletten, worunter äußerſt ſeltene Bücher waren, wurden an die Antiquarien verkauft, bei denen man ſie noch als Maculatur bekommen kann. Aus dieſem allen kann man ſchließen, daß die königliche Bibliothek nicht klein iſt; ſie wird durch einen vom Könige dazu beſtimmten Fonds beſtändig vermehrt, und hat nun ſchon ungefähr 40,000 Bände. Außer einer beträchtlichen Sammlung von Schriften über den Orden der Jeſuiten und deſſen Geſchichte, worunter einige höchſt ſeltene ſind, die nur als Manuſcript für die Bibliotheken des Ordens gedruckt waren, wird eine ziemliche Sammlung der älteſten Drucke aufbewahrt, die in den letzten Jahren anſehnlich vermehrt worden iſt. Die Aufhebung der Inquiſition hat völlige Freiheit des Leſens eingeführt, ſo daß kein Mangel an Ultramontaniſchen, beſonders engliſchen Schriften iſt. Selbſt unſere Theologen, beſonders die älteren, ſind in dieſer Bibliothek und werden geleſen. Doch iſt man mit dieſen etwas vorſichtiger und giebt ſie nicht Jedem ohne Unterſchied *). Der Erzbiſchof, der überall das Recht hat, zum Leſen der librorum prohibitorum, einige wenige ausgenommen, die nach dem römiſchen Index ſelbſt ein Biſchof nicht leſen darf, Erlaubniß zu geben, hat ein für allemal den Bibliothekar bevollmächtigt, hierin nach ſeiner eigenen Ueberzeugung zu handeln. Es ſind nur wenige Manuſcripte in der Bibliothek. Das beſte, das ich ſah, war ein Codex aus dem 12. Jahrhundert, der die meiſten pauliniſchen Briefe enthielt, und deſſen wichtigere Stellen ich excerpirte. P. Sterzinger aus Baiern, ein gelehrter und denkender Mann, iſt Bibliothekar. Er hat die Bibliothek ſyſtematiſch geordnet, und der palermitaniſchen Jugend, beſonders der jungen Geiſtlichkeit, Luſt zum Leſen beizubringen gewußt. Die Bibliothek wird daher fleißig gebraucht, und nutzt mehr als manche ſehr große Bibliotheken in andern Städten von Europa, die faſt niemals beſucht werden.

Das Naturalien- und Antiquitätencabinet der Jeſuiten gehört auch der Akademie, und wird in ihrem Gebäude aufbewahrt. Aber es iſt in ſo großer Unordnung, daß man von ſeinem Gehalt ſehr wenig urtheilen kann. Obgleich die Naturalien ſich meiſtens auf ſicilianiſche Produkte einſchränken, ſo habe ich doch nachher weit größere und beſſere Sammlungen geſehen. Von den Antiken iſt durch die Nachläſſigkeit, mit der man in den erſten Zeiten nach Aufhebung der Jeſuiten, ihre Sachen behandelte, viel verloren gegangen. So ging es überall; ſelbſt in Rom verſchwand ein Theil der beſten Antiken aus dem Museo Collegii Romani. Was die Jeſuiten ſelbſt retten konnten, nahmen ſie mit; und wer kann es ihnen verdenken, daß ſie ihr Eigenthum zu retten ſuchten? Bei dem palermitaniſchen Muſeum war eine ſchöne Münzſammlung, die nicht mehr vorhanden iſt. Das Wichtigſte iſt jetzt eine Sammlung ſicilian[iſcher] Vaſen, von eben dem feinen und leichten Thon, wora[us] die campaniſchen und hetruriſchen gemacht ſind. Die größ[te] Fabrik von dieſen Vaſen war zu Camerina, auf der ſüdlich[en] Küſte der Inſel, und man findet noch beſtändig unter den Ru[i]nen dieſer Stadt eine große Menge derſelben von verſchieden[er] Arbeit und mehr oder minderem Werth. Die, welche in Pa[]lermo ſind, hat man auf einer Stelle nahe bei Palermo ſelbſt, wo das alte Panormus ſtand, beiſammen gefunden, als ma[n] den Grund eines Hoſpitals legen wollte. Die Materie i[ſt] größtentheils eine außerordentlich feine ſchwarze Thonerde, wo[r]auf die Umriſſe, zuweilen auch die Schatten der Figuren, m[it] rother oder gelber Farbe gezeichnet ſind. Der Stil der Zeich[]nungen iſt verſchieden, bald hetruriſch, bald griechiſch, und dan[n] iſt er oft mit einem hohen Grade von Vollkommenheit ausg[e]führt. Die ſicilianiſchen Vaſen ſind völlig ſo gut und hab[en] eben ſo ſchöne Zeichnungen wie die campaniſchen, und ich würd[e] ihnen, nach dem, was ich in Palermo und Catania davon ſah, den Vorzug vor dieſen einräumen, wenn ich nicht D. Nicol[ò] Vivenzio's Sammlung in Nola geſehen hätte, die alles, wa[s] man von alten Zeichnungen ſehen kann, übertrifft. Der Inhal[t] der Zeichnungen iſt allezeit aus der älteren Mythologie genom[]men. Oft iſt er griechiſch, und dann nicht ſchwer zu entdecken, oder deſto ſchwerer, wenn er die italiäniſche National-Mytho[]logie, beſonders die hetruriſche, oſciſche und campaniſche Fab[el] und älteſte Geſchichte betrifft, wovon wir ſo wenig Kenntniß haben. Man meint, daß die alten Künſtler auf den Vaſen ge[]zeichnet haben, wenn dieſe heiß aus dem Ofen kamen, und bei[]nahe fertig waren: allein ich halte das nicht für möglich; be[]ſonders da die Zeichnungen ſo correct ſind, und doch der größt[e] Zeichner ſich ſchwerlich verbinden würde, in ſo kurzer Zeit voll[]kommen correcte Zeichnungen zu machen, bei denen man ſo ſel[]ten Correcturen bemerkt. Die Hitze ſelbſt würde den Künſtl[er] gehindert haben frei und ſicher genug zu zeichnen.

Außer dieſen ſicilianiſchen Vaſen ſind in der Sammlung der Univerſität viele andere kleine Vaſen, Lampen, Urnen, Va[ſa] lacrymatoria, und kleine Götzenbilder; aber deren giebt es in jedem Cabinet in Italien eine ſolche Menge, daß man ſich bald gewöhnt nur einen flüchtigen Blick darauf zu werfen. Ich fand nichts Merkwürdiges darunter als zwei Metallknöpfe, die zu den Signis der Legionen oder Cohorten gehört hatten, und auf der Spitze einer Lanze getragen wurden; eine kleine elfenbeinerne tessera hospitalitatis zwiſchen einer griechiſchen und carthagi[]nenſiſchen Familie, deren Aufſchrift Prinz Torremuzza in ſei[]nen Veteres Siciliae Inscriptiones herausgegeben hat, worin man auch die andern Inſchriften findet, die nach italieniſchem Gebrauch in den Wänden des Muſeums eingemauert ſtehen, und zwei egyptiſche Idole von Porphyr, ein ſitzender, mit Hie[]roglyphen beſchriebener Leontocephalus, und eine Iſis mit ihren gewöhnlichen Attributen.

Palermo iſt, in Verhältniß ſeiner Größe, nicht reich an Bibliotheken. Die in den Klöſtern kommen gar nicht in Be[]trachtung, da ſie meiſtens altes ſcholaſtiſches und aſcetiſches Zeug enthalten. Ich war in einigen Klöſtern um die Bücher zu ſehen, aber die Mönche konnten die Schlüſſel nicht finden, ſo daß ich mich damit begnügen mußte, durch ein Gitter in der Thür die Bibliotheken zu ſehen. Der Senat hat eine kleine öffentliche Bücherſammlung, die aus den Doubletten der Jeſui[]ten-Bibliotheken, und dem, was man ſonſt für die königliche Bibliothek nicht brauchbar fand, errichtet wurde; alles beſteht dann aus ſcholaſtiſchen Theologen und Kanoniſten. Ein einzi[]ger Schrank enthält hebräiſche Bücher, die bei Aufhebung der Inquiſition in dem Pallaſt derſelben gefunden wurden, indem man von Zeit zu Zeit Privatbibliotheken und Buchläden durch[]ſuchte, und alles wegnahm, was in dem römiſchen oder ma[]dridſchen Index ſtand. Das Archiv des Senats enthält Hand[]ſchriften, die nur für die ſicilianiſche Specialgeſchichte intereſſant ſind, Abſchriften königlicher Diplome vom 2. Jahrhundert an, Auszüge aus den Archiven der Kathedralkirchen, und viele un[]gedruckte Arbeiten von zwei bekannten ſicilianiſchen Literatoren und Antiquaren, de Amicis und Mongitore.

Außer dieſem Archiv iſt noch ein anderes in der Schloß[]capelle. Die Sammlungen in beiden fangen eigentlich erſt mit dem Hauſe Anjou an, da Karl I. einen ſo bittern Haß gegen alles, was ſchwäbiſch war, hegte, daß er alle Papiere und Do[]cumente, die er in ſeine Gewalt bekommen konnte, nicht nur aus Kaiſer Heinrich VI., Friedrich II. und Manfreds, ſondern ſogar aus den normanniſchen Zeiten verbrennen ließ; daher die[]ſer ältere Theil der ſicilianiſchen und neapolitaniſchen Geſchichte ſehr mangelhaft geworden iſt. Nur in den Archiven der Kathe[]dralkirchen und Klöſter hat man einige einzelne normanniſche Diplome behalten. Da ich durch die S. 81. angeführte nor[]manniſche Inſchrift in der Domkirche von Salerno ſehr begierig geworden war, wo möglich, andere ſcandinaviſche und runiſche Monumente zu entdecken, erkundigte ich mich überall genau dar[]nach; aber niemand wußte mir etwas davon zu ſagen. Man

*) Zu den Büchern, womit man am vorſichtigſten verfährt, gehören auch Melanchthons Werke. Ich weiß nicht, ob es allgemein bekannt iſt, daß Aldus in Venedig, unter dem falſchen Namen Batta Nera ſeine locos theologicos druckte und daß es einige Zeit währte, ehe der Betrug entdeckt wurde.

Digitized by Google

die Normannen wirklich Runen-Buchſtaben gebraucht haben, ſo iſt es doch höchſt wahrſcheinlich blos bei einzelnen Steinſchriften geweſen; denn es iſt nicht zu vermuthen, daß ſie wider die Gewohnheit der andern nordiſchen Völker, der Langobarden und Gothen *), ihre eigene Sprache ſehr lange beibehalten und ſie in öffentlichen Schriften gebraucht haben ſollten, die beſtimmt waren zu jedermanns, ſelbſt ihrer griechiſchen, arabiſchen **) und lateiniſchen Unterthanen Kenntniß zu gelangen. In dem Archive der königlichen Kapelle werden viele griechiſche Diplome aus den Zeiten der Normannen und der ſchwäbiſchen Kaiſer aufbewahrt, die der Verfolgung König Karl I. entgangen ſind. Andere finden ſich hier und da in den Baſilianer- und Benediktiner-Klöſtern in Sicilien, beſonders in Valdemona, die ſehr brauchbar ſein könnten die noch ſo unſichere griechiſche Diplomatik, welche ſeit Montfaucon ſeine Palaeographia graeca herausgab, wenig beträchtliche Fortſchritte gemacht hat, auf einen feſteren Fuß zu ſetzen. Allein es würde ſehr ſchwer halten einen Mann zu finden, der mit Gatterer's großer Einſicht und Geduld einige Jahre ſeines Lebens einer ſo trocknen und unangenehmen Arbeit aufopferte.

Der palermitaniſche Adel hat prächtige Ställe, aber ſehr häßliche Bibliotheken. Das einzige Haus des Marcheſe Giaratana macht eine Ausnahme von der Regel, indem es eine ſehr ausgeſuchte, obgleich nicht beſonders große Sammlung von mathematiſchen und hiſtoriſchen Büchern und viele Manuſcripte beſitzt, die zur Geſchichte Siciliens, beſonders der adelichen Familien gehören. Der Stifter der Bibliothek iſt vor vielen Jahren geſtorben, und die Familie iſt nun ſo zurückhaltend mit ihren Schätzen, daß ſie einen Theil des Wichtigſten verſteckt hält und es viel Mühe koſtet, ehe man Erlaubniß bekommt die Sammlung zu beſehen. Die Urſache davon liegt in dem allgemeinen Mißtrauen des Adels gegen die neapolitaniſche Regierung; indem er fürchtet, daß ſie den Einfall bekommen möchte, einige Manuſcripte zu benutzen, die ein großes Licht über mancher ſicilianiſchen Familien Verfaſſung, Rechte und die Mißbräuche derſelben verbreiten könnten, von welchen ſie jetzt glauben, daß ſie durch Präſcription eben ſo gültig ihr Eigenthum geworden ſeien, als ihre wirklichen und alten Gerechtſame. Die wichtigſte aller Handſchriften in dieſer Bibliothek ſoll ein Codex von Petri de Vineis Briefen ſein, die weit mehr, als die gedruckten Sammlungen enthalten ſoll, und für die Geſchichte des ganzen Mittelalters ſehr intereſſant ſein würde ***). Don Franceſco Daniele, königlicher Hiſtoriograph von Neapel, der lange an einer Geſchichte des hohenſtaufiſchen Hauſes gearbeitet hat, hat ſich vergebens um die Erlaubniß dieſen Codex zu gebrauchen bemüht. Man läugnet, daß er da ſei, obgleich das Gegentheil allgemein bekannt iſt.

Außer dieſen größeren und bleibenden Bücherſammlungen, gibt es in Palermo noch einige, die einzelne Gelehrte gemacht haben. Darunter verdient beſonders ein alter ehrwürdiger und gelehrter Canonicus, Namens Barbarace, genannt zu werden, der mit einer in dieſem Lande ſehr ſeltenen Aufklärung eine treffliche theologiſche Bibliothek geſammelt hat, worin ſich ſogar viele der beſten proteſtantiſchen Theologen befinden. Ich ſah bei ihm unter andern eine ſehr ſeltene italiäniſche Ueberſetzung von Calvini institutiones theologicae, durch Joh. Diodati, einen lucheſiſchen Patricius beſorgt, der die Religion änderte, in Beförderung der Reformation in Italien ſehr thätig war ****), und als Profeſſor der Theologie in Genf ſtarb, wo ſeine Familie noch eine der vorzüglich geachteten iſt.

Ich muß noch, ehe ich dieſen Artikel über die Bibliotheken ſchließe, einiger arabiſchen Manuſcripte erwähnen, die man vor drei Jahren in der Bibliothek des Kloſters San Martino fand. Dieſe ungefähr dreißig an der Zahl, waren lange unbekannt und unbemerkt geweſen, bis man, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, darauf fiel ſie nach der Hauptſtadt zu bringen. Dies geſchah gerade als ein marokkaniſcher Geſandter, der in Wien geweſen war, ſich auf der Rückreiſe einige Zeit in Palermo aufhielt: man zeigte ihm da dieſe arabiſchen Handſchriften, und er ſoll geſagt haben, daß eine darunter eine Sammlung aller Briefe enthalte, welche die Groß-Emire von Sicilien an die Emire der von ihnen abhängenden Provinzen geſchrieben haben, und die Antworten der letzteren, ſo wie auch die Correſpondenz zwiſchen den Groß-Emiren und Fürſten in Kairvan und dem egyptiſchen Sultan, die gewiſſermaßen die Vorgeſetzten der ſicilianiſchen Emire geweſen zu ſein ſcheinen *). Dies erregte Aufmerkſamkeit, und mußte ſie erregen, da wir ſo wenig von der Geſetzgebung, Staatsphiloſophie und Statiſtik der Saracenen wiſſen. Man erzählte mir auch, daß ein anderes von dieſen Manuſcripten Rechnungsbücher über die öffentlichen Abgaben, die Volksmenge von verſchiedenen Jahren, und Regiſter über die Feuerſtellen jeder Stadt enthalte. Man fing nun in Palermo gleich an ſich mit Eifer auf das Arabiſche zu legen. Bei der Akademie wurde eine Profeſſur der arabiſchen Sprache errichtet; man ließ in Parma arabiſche Typen ſchneiden, und verſchrieb einen Setzer von der Propaganda in Rom. Indeſſen hatte man immer noch keinen Menſchen, von dem man überzeugt war, daß er das Manuſcript verſtünde; denn der neue Profeſſor linguae arabicae war ein Malteſer Capellan, Namens Vella, der zwar einen verdorbenen arabiſch-puniſchen Dialekt, den der gemeine Mann in Malta ſpricht, verſtand, aber nicht bewieſen hatte, daß er das reine Arabiſche, oder vielmehr den weſt-arabiſchen Dialekt verſtehe, der im 8. und 9. Jahrhundert in der Barbarei geſprochen wurde, und worin dieſe Handſchriften geſchrieben zu ſein ſchienen, da ſelbſt die Buchſtaben von denen in arabiſchen Handſchriften ſonſt gewöhnlichen merklich abwichen. Man hatte den Verſuch gemacht, die Abſchrift einiger Blätter an einen berühmten Sprachkundigen in Padua zu ſenden, und hatte eine Ueberſetzung erhalten, die von der in Palermo gemachten ganz verſchieden war. Jetzt behauptet dieſer Abbate Vella auch in einem neuen Codex, den er den normanniſchen nennt, K. Roger's Correſpondenz mit den arabiſchen Emiren entdeckt zu haben. Einer meiner Freunde hat mir eine Probe von dieſer Handſchrift und der Ueberſetzung geſchickt, die unſer Prof. Adler, in Rückſicht auf Sprache ſowohl als Geſchichte und Chronologie unterſucht hat, und wornach er ſehr geneigt iſt, dieſen ganzen normanniſchen Codex für eine Betrügerei zu halten. Man hatte ſchon längſt in Palermo eingeſehen, daß die Sache noch große Schwierigkeit habe, war aber in den Augen des Publikums ſchon zu weit gegangen, um wieder inne zu halten, und hatte zu viel Patriotismus, um einen guten auswärtigen Orientaliſten nach Palermo zu rufen, der denn in kurzer Zeit hätte ausmachen können, ob dieſe Entdeckungen richtig oder falſch wären. Der Eifer für dieſe Entdeckungen iſt auch ſo groß, daß man es in Sicilien und Neapel faſt für ein Staatsverbrechen hält an ihrer Aechtheit zu zweifeln. Abbate Vella ſcheint ein anderer Annius Viterbienſis zu ſein und die Lücken in der Literatur mit ſeinen eigenen Erdichtungen ausfüllen zu wollen; ſo behauptete er auch bald nach ſeinen erſten Entdeckungen eine arabiſche Ueberſetzung verſchiedener von den verlornen Büchern des Livius, nämlich von 66. bis zum 77. Buch gefunden zu haben. Allein dies iſt höchſtwahrſcheinlich eine Betrügerei, und kein vernünftiger Mann in Sicilien glaubt mehr daran. Die einzige wahre Entdeckung bleibt denn wohl die Correſpondenz zwiſchen den Emiren in Sicilien unter ſich, und mit dem Fürſten von Kairvan; die vielleicht bei dem Abbate Vella die Luſt rege gemacht hat, ſich durch mehrere noch wichtigere Entdeckungen einen Namen zu machen. Die Zeit wird lehren, ob er, oder ſeine Gegner Recht haben; aber das was gegen ihn angeführt wird, iſt ſo ſtark, daß man vollkommen Urſache hat alles in Zweifel zu ziehen, bis er die Beweiſe ans Licht bringt. Der erſte Theil des Cod. Arabico Siculus iſt jetzt wirklich in Palermo ans Licht getreten. Es iſt daher jetzt leichter als vorher ein Urtheil über die ganze Sache zu fällen: bis jetzt ſcheint ſie aber noch von keinem orientaliſchen Sprachkundigen unterſucht worden zu ſein.

Die Buchdruckerkunſt blüht in Palermo nicht ſehr. Außer zwei älteren Buchdruckereien iſt vor einigen Jahren eine neue, unter dem Namen Stamperia reale errichtet worden, die bisher nichts für die Wiſſenſchaften Intereſſantes gedruckt hat, als die antiquariſchen Werke des Prinzen Torremuzza; die das neueſte eigentlich Literariſche waren, was man im Jahr 1785 hatte, obgleich ſie ſchon ſeit dem Jahr 1780 fertig waren. Uebrigens hat dieſe Druckerei genug damit zu thun, Andachts-

*) Eduard Lye behauptet in ſeiner Ausgabe des Ulphilas, daß ſich in der Bibliothek und dem Archiv in Turin gothiſche Handſchriften befinden. Ich habe darnach gefragt und bin gewiß, daß er ſich geirrt hat, da alle Papiere in Turin in ſo vortrefflicher Ordnung ſind, daß man alles gleich bei dem erſten Griff finden kann.

**) Wie ſehr die erſten Eroberer Siciliens ſich in die Denkungsart ihrer arabiſchen Unterthanen fügten, zeigen beſonders die arabiſchen Münzen, die Roger ſchlagen ließ, wo auf der einen Seite ſein Name ſteht (nicht einmal ſein Bildniß, weil die Mohammedaner die Bilder haſſen), und auf der andern das bekannte Mohammedaniſche Glaubensformular: es iſt nur ein Gott und Mohammed iſt ſein Prophet. Schwerlich hat ein anderer chriſtlicher Fürſt ſo viel Toleranz gegen ſeine nichtchriſtlichen Unterthanen bewieſen. S. Adlers Museum cuficum Borgianum Velitris p. 80.

***) Nach einem Codex dieſer Bibliothek hat man auch die Teſtamente Kaiſer Friedrichs II. herausgegeben.

****) Ich habe in der Auguſtiner-Bibliothek in Rom einen Theil ſeiner wichtigen Correſpondenz mit Mornay, über die Ausbreitung der Reformation in Italien, beſonders in dem venezianiſchen Staat entdeckt, aus welcher erhellt, daß Sarpi in genauer Verbindung mit der franzöſiſchen reformirten Kirche ſtand, und daß die ganze Sache ſchon ihrer Ausführung ſehr nahe gekommen war. Daß dieſe Briefe ächt ſind, weiß ich vom Herrn Prof. Diodati in Genf, einem Abkömmlinge dieſes Diodati, dem ich ſie zeigte, und der mir einige andere zu leſen gab, die er bald in einer Lebensbeſchreibung des Joh. Diodati herauszugeben denkt.

*) S. hierüber einen ausführlichen Brief aus Palermo, im Journal des Savans, Sept. 1787. Dieſes Manuſcript geht vom Jahr der Hegira 213 bis 375. Die Fortſetzung ſoll ſich in der königlich marokkaniſchen Bibliothek befinden, von wo ſchon große Stücke, nämlich bis zum Jahr 400 nach Palermo geſchickt ſein ſollen.

Digitized by Google

und Schulbücher, königliche Verordnungen und Staatskalender zu drucken. Indeſſen erwartete man im Jahr 1785 ein ſicilianiſches Lexicon, wovon der erſte Theil beinahe fertig war und jetzt wird an der Ausgabe der vorerwähnten arabiſchen Werke gearbeitet.

Der berühmteſte von allen palermitaniſchen Gelehrten iſt Prinz Torremuzza, der ſich durch ſeine antiquariſchen, beſonders numismatiſchen Werke ſehr verdient um die alte Literatur gemacht hat. Außer dieſem verdienen noch folgende genannt zu werden: der Staatsſecretair Don Giuſeppe Gargano, ein Mann von ſeltenem philoſophiſchen Geiſt und claſſiſcher Gelehrſamkeit, der viel zu dem Guten mitgewirkt hat, welches der vorige Vicekönig Marcheſe Caracciolo in Sicilien hat ſtiften können. Marcheſe Natale, Verfaſſer einer Schrift gegen Beccaria, unter dem Titel: Sopra la necessità ed utilità delle pene, und eines philoſophiſchen Lehrgedichtes: principi della filosofia leibniziana, welches die Ehre hatte lange in der Inquiſition zu liegen, ehe es ans Licht kam. Ein Benediktiner-Abt Blaſi, königlicher Hiſtoriograph von Sicilien, hat ſchon lange den erſten Theil ſeiner ſicilianiſchen Geſchichte zum Druck fertig gehabt, hat ſie aber nicht herausgeben dürfen, ob ſie gleich auf königliche Koſten gedruckt werden ſollte, weil der Vicekönig fürchtete, daß er in dem folgenden Theil Gelegenheit haben möchte, die geſetzmäßigen Rechte der ſicilianiſchen Könige zu unterſuchen; welches, wie ich ſchon oben geſagt habe, ein Gegenſtand iſt, den die Regierung eben nicht von neuem auf die Bahn gebracht zu ſehen wünſcht. Ein Canonicus an der Domkirche, Namens de Gregorio, arbeitet jetzt an der Ausgabe aller ſaraceniſchen Münzen, die man in Sicilien geſchlagen hat; ein Werk, das der Pendant zu Prinz Torremuzza's Siciliae numi veteres werden wird. Don Guiſeppe Espinoſa, ehemals Inſpector der Schulen in Catania, und jetzt Director der königlichen Buchdruckerei, hat die Aufſicht bei der Ausgabe des ſicilianiſchen Lexicons. Endlich muß ich noch eines berühmten ſicilianiſchen Dichters, Don Giuſeppe Meli erwähnen, der ein Mann von wahrem und großem poetiſchen Talent iſt. Er iſt Verfaſſer einiger Sammlungen kleiner Gedichte im ſicilianiſchen Dialekt, welche in ganz Italien mit Bewunderung geleſen worden ſind, und arbeitet jetzt an einem komiſchen Heldengedicht, das eine Fortſetzung, oder vielmehr Paralipomena des Don-Quixotte enthalten ſoll, wovon er mir einzelne Geſänge vorgeleſen hat, die nach meinem Urtheil, in hohem Grade vortrefflich ſind. Es iſt Schade, daß dieſer Mann ſich nicht ganz der Dichtkunſt widmen kann; allein er iſt ein Arzt und muß von ſeiner Praxis leben, die abnehmen würde, wenn es in Palermo allgemein bekannt wäre, daß er Dichter iſt. So verſchieden iſt die Denkungsart der Menſchen, daß eben das, was im Norden den letzten Kranz auf Werlhofs und des großen Hallers Scheitel ſetzte, in Sicilien als unanſtändig für einen Arzt angeſehen werden kann. Ein anderer berühmter ſicilianiſcher Dichter iſt der Fürſt von Camporanco, Vater des Grafen Lucheſi, der vor einigen Jahren neopolitaniſcher Geſandter in Kopenhagen war; ein Mann von großem Talent, der nicht allein vortrefflich ſchreibt, ſondern auch einer der beſten italieniſchen Improviſatori iſt. Seine Gedichte ſind im Jahr 1781 in Neapel herausgekommen.

Die gewöhnlichen italieniſchen Akademien ſind ſo bekannt dafür, daß ſie nichts thun als declamiren und Sonnette beurtheilen, daß ſie nicht verdienen erwähnt zu werden. In Palermo ſind mehrere dieſer Art. Doch iſt eine, Academia del buon gusto, die ſich einigermaßen ausgezeichnet hat und im Jahr 1750 einen Band Diſſertationen herausgab, worin einige Kunſtwerke des Alterthums erklärt wurden. Seitdem iſt kein zweiter Band erſchienen. Gelehrte Journale kommen in Sicilien nicht heraus; doch hat man eine periodiſche Schrift, von der ungefähr alle halbe Jahre ein dünner Quartband herauskommt, unter dem Titel Opuscoli di autori Siciliani, woran faſt alle ſicilianiſche Gelehrte Antheil haben. Aber, außer einigen antiquariſchen Abhandlungen von dem Prinzen Torremuzza und Andern, enthält dieſes Werk, das ſchon aus einer Menge von Bänden beſteht, nichts, das einen Fremden intereſſiren könnte. Dies ſind ungefähr die neueſten Nachrichten von der palermitaniſchen Literatur. Im vorigen Jahrhundert und im Anfange des jetzigen waren mehr gelehrte und berühmte Männer dort, obgleich die Kenntniſſe der Sicilianer ſich ſelten über ihre eigene Inſel hinaus erſtreckt haben. Eine Menge von Abhandlungen, die das Kirchenrecht und die geiſtliche Verfaſſung Siciliens betreffen, findet man in Sicilia sacra; ſo wie auch Grävius viele antiquariſche Abhandlungen in ſeinen Theſaurus aufgenommen hat. Die Aufhebung der Inquiſition in Sicilien hat bisher noch nichts anderes gewirkt, als größere Freiheit im Sprechen und in Aeußerungen der Irreligioſität, und verminderte Schwierigkeit ein und anderes gutes Buch zu bekommen. Allein Publicität wird von der Regierung weder geliebt noch aufgemuntert; gelehrte Verdienſte werden nicht belohnt, und der Sicilianer genießt lieber ſelbſt, als daß er durch ſeine Arbeit, die ihm keinen Vortheil bringt, Andere genießen laſſen ſollte. Indeſſen iſt es nicht Mangel an Talent, das bei den Sicilianern dieſe Stille in der Literatur veranlaßt; denn Solini's Worte ſind noch völlig wahr: Quicquid Sicilia gignit, sive soli foecunditatem, sive hominum ingenia spectas, proximum est iis, quae optima dicuntur.

Der geſellſchaftliche Ton in Palermo iſt ungefähr wie in Neapel, nur mit dem Unterſchiede, daß die Stände mehr von einander abgeſondert ſind, welches eine natürliche Folge der ariſtokratiſchen Feudal-Verfaſſung des Reichs iſt. Indeſſen kann man den Adel nicht vorwerfen, daß er ſtolz ſei; wenigſtens iſt er es nicht gegen Fremde. Der Luxus iſt aufs Höchſte geſtiegen; und die Folge davon iſt, daß die meiſten, die nicht das große Vermögen haben, das zu einer völlig ſtandesmäßigen Lebensart in Palermo erfodert wird, ihr äußerliches Anſehen durch Liveren, Stall und Garderobe zu erhalten ſuchen, im übrigen aber ſehr armſelig leben. Der größte Theil des Adels lebt in Palermo und Neapel dem Lande zum Ruin, indem er jährlich beträchtliche Summen von ſeinen Gütern zieht, die niemals erſetzt werden können. Die kleineren italiäniſchen Städte, in denen ehemals ein Theil des Adels wohnte, leiden auch darunter; da jetzt, außer Palermo, nur Catania und Meſſina einigen von dem reichen Adel zum Aufenthalt dienen. Die Sicilianer reiſen mehr als die übrigen Italiener. Ich habe verſchiedene gekannt, die England und Frankreich geſehen hatten. Es wird auch in Palermo mehr franzöſiſch geſprochen als anderswo in Italien; man ſpricht ſogar engliſch, wozu ein Regiment Irländer, das dort in Garniſon liegt, die meiſte Gelegenheit gibt. Aber bei alle dem iſt man in der Cultur ſehr zurück; denn dieſe Wenigen können gegen die übrige Menge nicht in Betrachtung kommen, und ſelbſt unter denen, die gereiſet ſind, finden ſich Leute von außerordentlicher Unwiſſenheit: ſo fragte mich z. B. einmal ein Herr, der in England und Frankreich geweſen war, ob König Karl XII. nicht in Grönland Krieg geführt habe? Ueberhaupt ſind wenig gründliche Kenntniſſe zu finden; denn der Adel verſchwendet ſeine Jugendjahre mit Pferden, Jagdhunden und dergleichen. Die Advokaten, die beinahe eine beſondere Claſſe ausmachen, haben ſo viel mit Proceſſen zu thun, daß ſie an nichts als ihr Corpus iuris und ihre Constitutiones regni Siciliae denken können, und die Geiſtlichkeit ſammt den Mönchen, haben theils einen reichlichen Vorrath von Aberglauben, theils ſtehen ſie ſich auch ſo gut, daß ſie auf nichts weiter bedacht ſind, als ihre Meſſen zu leſen, das Breviar zu beten, und ſich gute Tage zu machen. — Die Nation iſt im Ganzen hübſch; beſonders findet man unter den Frauenzimmern völlig griechiſche Geſtalten und Geſichter. Die ſchönſten ſind in Palermo ſelbſt, in Trapani, Syracus und in der Gegend des Aetna. Die Männer ſind verhältnißmäßig nicht ſo hübſch wie die Weiber; welches gerade das Gegentheil von dem iſt, was ich in Neapel bemerkte, wo ich weit mehr hübſche Mannsperſonen als Frauenzimmer ſah. So viel von Palermo. Andere Nachrichten kann man in Brydone's und Graf Borch's Briefen finden, wo z. B. das Feſt der H. Roſalie und andere palermitaniſche Gebräuche umſtändlich beſchrieben ſind; welches alles ich hier, als allgemein bekannt, übergehen zu müſſen glaube.

Zu den reicheren Benediktinerklöſtern in ganz Italien gehört das Kloſter des H. Martin in der Gegend von Palermo. Es liegt auf dem hohen und ſteilen Gebirge, das Palermo auf der öſtlichen Seite beſchützt, in einem ſchauerlichen nackten Thale, von ſteilen und unfruchtbaren Felſen umgeben, und in einem Klima, das mehr von unſerm nordiſchen als von Siciliens ſanfter Sommerluft hat. Der Weg von Palermo zu dieſem Kloſter iſt nicht ſehr lang, ungefähr anderthalb Meilen. Er geht anfänglich bei einer Menge von Villen und Landhäuſern vorbei, und man ſieht nichts als fruchtbare Gärten, Olivenpflanzungen und Weinberge. Allmählig fängt der Weg an bergigt zu werden, und bald werden die Ausſichten ſehr wild. Man kommt nun in ein von hohen Felſen umgebenes Thal, auf denen man nur einige Grasplätze, eine Menge Aloe und ficus opuntia, und hin und wieder einige Oelbäume ſieht. Der Weg fängt nun an ſich um dieſe Felſen herum in die Höhe zu ſchlängeln, an einigen Orten öffnen ſich dieſe und geben eine herrliche Ausſicht über das fruchtbare Thal Palermo's, den Hafen und das Meer; aber die Ausſicht wird, wenn man höher hinauf kommt, immer mehr und mehr von kahlen Klippen begrenzt, bis man endlich den Gipfel des Berges erreicht, eine durchaus unfruchtbare Gegend, die zu dem noch traurigern Thal führt, in welchem das Kloſter liegt. Dieſes iſt dagegen mit fürſtlicher Pracht gebaut; von großem Umfange und mit den ſeltenſten Marmorarten geziert. Die Zimmer, der Mönche ſowohl als der Fremden, ſind ſchön und bequem; die Gänge breit, hoch, und ſo lang, daß ſich das Auge faſt in ihnen verliert. Die Haupttreppe im Kloſter gleicht völlig der ſo berühmten in Caſerta, nur daß ſie etwas kleiner iſt. Sie iſt von ſicilianiſchem geflecktem Marmor, der zu dem Ende in großen Quaderſteinen auf eini-

Digitized by Google

gen dem Kloſter gehörenden Gütern gebrochen wird. Die Kirche iſt groß, und mit edler Einfalt gebaut; ihre Altäre ſind alle vom koſtbarſten ſicilianiſchen Marmor, und mit Gemälden von Spagnolett und Morrealeſe, den man gewöhnlich den ſicilianiſchen Raphael nennt, geſchmückt. Das ganze Gebäude iſt lange noch nicht fertig, und es werden vielleicht noch 30 Jahre darauf gehen, ehe es vollendet iſt. Dieſer prächtige Pallaſt, der ungeheure Summen gekoſtet hat, dient bloß 50 Mönchen und 80 Kindern, die zum Mönchsſtande erzogen werden, zur Wohnung. Die Mönche müſſen alle von gutem Adel ſein, und wählen, wie alle übrigen italieniſchen Benediktiner, alle drei Jahr ihren Abt, der wegen zwei Baronien, die das Kloſter beſitzt, Reichs-Baron iſt und den Rang gleich nach den Biſchöfen hat. Die Einkünfte des Kloſters ſind ſehr groß, ob ſie gleich nicht mit denen verglichen werden müſſen, die die gefürſteten Abteien, und die Reichs-Gotteshäuſer in Deutſchland haben. Im Inneren des Kloſters iſt das Noviciat, welches ein von dem größeren ganz abgeſondertes Kloſter iſt, in dem Kinder zum Mönchsſtande erzogen werden, bis ſie das Alter erreichen, wo ſie ihr Gelübde ablegen können, welches gewöhnlich in ihrem 15. oder 16. Jahr geſchieht. Es iſt ein ſchauervoller Anblick dieſe Kinder von 6 bis 15 Jahren in der Mönchskappe zu ſehen, die, ohne das geſellige Leben zu kennen, ohne Freiheit in ihrer Wahl gehabt zu haben, verurtheilt ſind in klöſterlicher Einſamkeit, unter einer harten Diſciplin, und in einer Gegend, die nur Verzweiflung ſich zur Wohnung wählen konnte, zu leben. Sie ſehen auch alle elend aus, mit gelben eingefallenen Backen, ohne Feuer und Kraft und ganz unbekannt mit allen Freuden der Jugend. Die Diſciplin dieſer Benediktiner iſt ſehr ſtrenge: ſie müſſen früher als ihre übrigen Ordensbrüder des Nachts zum Chorgeſang aufſtehen, und haben nur einmal die Woche Erlaubniß aus dem Kloſter zu gehen. Doch haben ſie den Vortheil, daß das Kloſter ein kleines Diverſorium in Palermo hat, wohin jeder von ihnen einmal des Monats Erlaubniß erhält, auf ein Paar Tage zu kommen, und wo alle klöſterliche Diſciplin aufhört. Die Regel der Benediktiner verpflichtet ſie zum ſtudiren, und die Langeweile treibt ſie wohl noch mehr dazu an als die Befolgung der Regel, ſo daß es ſelten iſt, in ein Benediktiner-Kloſter zu kommen, wo der größte Theil der Mönche ganz unwiſſend wäre. In St. Martino ſind jederzeit Männer geweſen, die die Wiſſenſchaften bearbeitet haben; der gelehrteſte und bekannteſte iſt gegenwärtig der Prior D. Salvadore Blaſi, von welchem ich ſchon in dem Artikel über die Gegend um Neapel geſprochen habe, da er, außer anderen antiquariſchen Schriften, auch Verfaſſer der aus dem Archive des Kloſters la Caſa herausgegebenen, Series principum, qui Longobardorum aetate Salerni imperarunt, iſt. Er hat auch einen Catalogue raisonné der Manuſcripte herausgegeben, die ehemals in St. Martino waren, und vor einigen Jahren durch eine Feuersbrunſt verzehrt worden ſind. Aber die Wiſſenſchaften haben keinen großen Verluſt dadurch erlitten, da das meiſte nichts anders war, als Codices von der Vulgata, Lectionarien, Breviare, Heiligen-Legenden und dergleichen Sachen, woran leider in allen Kloſterbibliotheken Ueberfluß iſt. Die jetzige Bibliothek iſt ziemlich groß, mehrentheils hiſtoriſch; doch fehlen ihr viele wichtige Werke. An Handſchriften fand ich nichts von Bedeutung, außer einer apokryphiſchen Apokalypſe. Der Bibliothek-Saal iſt groß und ſehr gut gebaut. Das Kloſter hat auch ein Muſeum, das groß genug, aber in ſolcher Unordnung iſt, daß man ſich von ſeiner Vollſtändigkeit keinen Begriff machen kann. Die Naturproducte ſind größtentheils in Sicilien geſammelt. Einzelne Stücke aus der Antikenſammlung ſind in den Opuscoli di autori Siciliani, und im erſten Bande der Diſſertationen der Akademie del buon gusto beſchrieben. Das beſte iſt eine ſchöne Sammlung ſicilianiſcher Vaſen, mit griechiſchen Zeichnungen. Die Münzſammlung war in ſo großer Unordnung, daß ich nicht beurtheilen konnte, wie vollſtändig ſie ſei. Doch ſah ich einen Theil der ſchönſten und ſeltenſten ſicilianiſchen Münzen, wovon einige, die man nirgend als in dieſer Sammlung findet, in dem Werk des Prinzen Torremuzza in Kupfer geſtochen ſind. Ich brachte anderthalb Tage in dieſem Kloſter zu, und fand ſeine Bewohner ungemein gaſtfrei, welches freilich eine Ordenspflicht für ſie iſt: indeſſen zeigt die Art, wie ſie dieſe Pflicht ausüben, daß es ihnen Vergnügen macht und ſie ſich freuen, in ihrer Einſamkeit Menſchen zu ſehen.

In der Nähe von Palermo und San Martino liegt eine andere Stadt, Namens Monreale, die bis in neuere Zeiten der Sitz eines Erzbiſchofes war, der einen großen Kirchſprengel auf der Inſel, und gegen 90,000 Scudi jährliche Einkünfte hatte. Allein, weil auf die Art zwei Erzbiſchöfe ſo nahe bei einander waren, indem der andere, der Primas von Sicilien iſt, in Palermo reſidirt, und die Regierung, nicht ohne Grund, glaubte dieſe Einkünfte beſſer gebrauchen zu können, ſo wurde das Erzbisthum bei der letzten Vacanz, durch eine päbſtliche Bulle, mit dem Stifte Palermo vereinigt, ſo daß der Erzbiſchof von Palermo nun beide Diöceſen regiert, bei welcher Gelegenheit er 1000 Scudi Zulage bekommen hat. Der größte Theil der übrigen Einkünfte iſt zur Verbeſſerung der neapolitaniſchen Marine beſtimmt. — Der Weg von San Martino nach Monreale iſt einer der ängſtlichſten Bergwege, die ich je geſehen habe; denn man iſt genöthigt Felſen hinab zu reiten, die nicht einmal Fußſteige für die Fußgänger haben, und ſo mit loſen Steinen bedeckt ſind, daß es den Pferden kaum möglich iſt feſten Fuß zu faſſen. Ich bekam dadurch einen Begriff von dem Zuſtande der Landwege in den übrigen Gegenden Siciliens, beſonders mitten im Lande zwiſchen den Bergen, wohin ich nicht kommen konnte; und dieſe ſollen nach der Beſchreibung noch ſchrecklicher ſein. Die Stadt Monreale liegt auf einer gut angebauten Anhöhe, die das Ende der Berge iſt, welche ſich quer durch die ganze Inſel bis an den Fuß des Aetna erſtrecken, und hat eine ſehr angenehme Ausſicht über die ganze fruchtbare Ebene, worin Palermo liegt, über Monte Pellegrino, der von der Seeſeite über die Hauptſtadt herausragt, über ihren ſchönen Hafen, und das mittelländiſche Meer, das ſich, ſo weit das Auge reichen kann, ausbreitet. Monreale iſt klein und häßlich, und hat nun durch die Aufhebung des Erzbisthums außerordentlich viel verloren; denn außer dem, was die Erzbiſchöfe verzehrten, waren ſie nach dem allgemeinen Kirchengeſetz verbunden ein Drittel von den Einkünften der Kirche an die Armen zu geben, welches in Monreale eine beträchtliche Summe von 30,000 Scudi ausmachte. Jetzt hingegen läßt der König nur monatlich 95 Unzen an Almoſen austheilen, welches nebſt einem Theil der Penſion, die der Prinz von Aſturien von den Einkünften des Stiftes haben ſollte, und die er der Gegend läßt, alles ausmacht, was dieſer kleinen Stadt übrig geblieben iſt, die weder Handel noch beträchtliche Manufakturen hat. Was von wohlhabenden Leuten dort wohnt, ſind ſicilianiſche Edelleute, deren Umſtände ihnen nicht erlauben mit dem Luxus, wie die übrigen, in Palermo zu leben, und die gleichwohl gern in der Nähe der Hauptſtadt wohnen wollen. Die Kirche ſoll von König Wilhelm dem Gütigen, nach einer Erſcheinung, die er gehabt haben ſoll, gebaut ſein; ſie iſt mit einem Benediktinerkloſter von derſelben Obſervanz, wie San Martino, verbunden, aber mit dem Eigenthümlichen, daß die Erzbiſchöfe bis in neueren Zeiten immer zugleich Aebte des Kloſters ſein mußten, und von den Mönchen gewählt wurden. Als hernach die Könige ſich anmaßten, die Würde, an wen ſie wollten, zu vergeben, wodurch ſie eine Stimme mehr im Parlament gewannen, verlor das Kloſter dieſen Vorzug. Das Gebäude der Kirche iſt ſehr groß, und gothiſch: ſie hat kein Gewölbe, ſondern einen flachen und bekleideten Boden. Das merkwürdigſte in der Kirche ſind 22 hohe Säulen, jede von einem Stück egyptiſchen Granit. Ohne Zweifel ſind dieſe von alten Gebäuden genommen; aber niemand kann errathen, was es für ein Gebäude in der Nähe von Palermo geweſen ſein könne, das ſo prächtige Säulen gehabt habe. Selbſt der Fußboden iſt Moſaik, von dem, den die Italiäner pietre dure nennen, nämlich Porphyr, Jaſpis und Agate, dem nichts fehlt, als daß er nicht nach guten Zeichnungen gemacht iſt. Die Wände ſind mit großen Moſaiken, die bibliſche Geſchichten vorſtellen, geſchmückt, und überall findet man große Stücken darin, die mit feinem aber ſehr feſten Goldblech belegt ſind. Dieſer Tempel kann uns alſo eine Idee von dem großen Luxus der Normannen geben, und zeigen, wie viel ihr beſtändiger Umgang und ihre Kriege mit den Saracenen auf ihren Geſchmack wirkten, und demſelben ein aſiatiſches Colorit gaben. Der Hochaltar iſt ganz mit maſſivem Silber bekleidet, und hat einige köſtliche Basreliefs in Silber, die der letzte Erzbiſchof, Monſignor Teſta, auf ſeine Koſten, mit der übrigen Silberbekleidung des Altars, in Rom machen ließ. Die beiden vorletzten normanniſchen Könige, Wilhelm der Gute und der Böſe, liegen in dieſer Kirche begraben; der erſte in einem ſimpeln Sarge von weißem Marmor, der andere in einem Sarkophag von egyptiſchem Porphyr, unter einem auf ſechs kleinen Säulen ruhenden Himmel vom ſelben Steine. Außer dieſen Begräbniſſen ſind einige andere da, worin die Erzbiſchöfe der Kirche liegen. Der König ſelbſt hat dem letzten ein ſchönes Monument ſetzen laſſen; und dieſer ſchätzbare Mann war es wohl werth, da er, außer den reichlichen Almoſen, die er austheilte, auch auf ſeine eigene Koſten eine vier italieniſche Meilen lange Chauſſee von Monreale nach Palermo anlegen ließ, die ſchönſte, die man ſehen kann; denn ſie geht nicht nur gemächlich den Berg hinab, ſondern iſt auch mit Bäumen bepflanzt, hat viele Springbrunnen, Statuen, Inſchriften und Ruheplätze, und iſt mit einem Geſchmack und einer Eleganz angelegt, die man unterhalb Rom gewiß nicht erwartet. Dieſes Werk koſtet ihm beträchtliche Summen: und um dieſe und ähnliche Ausgaben, nebſt ſeinen vielen Almoſen beſtreiten zu können, lebte er blos von den 600 Unzen oder 1800 Rthlr. die er als Großinquiſitor von Sicilien hatte. Als Wilhelm der Gute (ſo genannt, weil er ein Freund der Mönche war) die Kirche und das Kloſter gebaut hatte, umgab er es

Digitized by Google

mit Mauern und Thürmen, um die Koſtbarkeiten der Kirche gegen die Anfälle der Saracenen zu ſichern. Dies veranlaßte, daß in jenen unruhigen Zeiten ſich Menſchen um das Kloſter ſammelten, um unter dem Schutz der Feſtungswerke zu leben; und das war der Urſprung der Stadt.

Einige Meilen nördlich von Palermo liegen die Ruinen der alten Stadt Solus, oder Soluntum, auf einem kleinen ſteilen Berge, Namens Catalfano. Sie war von den Phöniciern gebaut, und die Gräber, die in der umliegenden Gegend gefunden werden, ſind phöniciſche. Man hat darunter einige Begräbnißkammern entdeckt, wovon eine, in welcher man eine Menge kleiner Vaſen und egyptiſcher Figuren fand, in D'Orville's Sicula beſchrieben und gezeichnet iſt *). Man ſieht noch Ueberbleibſel von einem breiten Steinwege, der zu den Stadtmauern hinauf führte, von den Mauern, die zwei italieniſche Meilen im Umkreiſe hatten, und von den Ciſternen, die jedoch jetzt mit Trümmern und Sand angefüllt ſind. Unter den Ruinen innerhalb der Mauer liegen viele Architekturſtücke, und man kann die Ruinen eines Tempels unterſcheiden, von dem eine große cannellirte Säule noch ſteht, und viele Bruchſtücke von andern in der Nähe zuſammengehäuft liegen. Dieſe Stadt iſt in der alten Geſchichte wenig bekannt, und es ſind nur wenig Münzen davon übrig.

*) Tom. 1. Tab. 1, 2. pag. 42.

Theodor Mundt

ward am 19. September 1808 in Potsdam geboren. Sein früh verſtorbener Vater lebte daſelbſt als Beamter. M. kam ſchon als Kind nach Berlin, wo er das Joachimsthaliſche Gymnaſium beſuchte und dann namentlich unter Böckh und Hegel Philologie und Philoſophie ſtudirte. Er trat bereits früh, ſowohl mit einer Abhandlung über die Metrik der Tragiker, wie mit humoriſtiſchen Novellen, welche in berliner Journalen mitgetheilt, doch ſpäter nicht geſammelt herausgegeben wurden, als Schriftſteller auf. Später habilitirte er ſich als Privatdocent zu Berlin, wurde jedoch zu dem ſogenannten jungen Deutſchland gezählt und unter dem Rectorate des Profeſſor Steffens von ſeiner Stellung an der Univerſität entfernt, was mit dem allgemeinen Verbote ſeiner Schriften zuſammentraf. Seitdem lebte er als Privatgelehrter abwechſelnd in Berlin und auf Reiſen, und hat ſich in neueſter Zeit mit der unter dem Namen L. Mühlbach bekannten Schriftſtellerin Clara Müller vermählt.

Von ihm erſchien:

Das Duett. Roman. Berlin 1831.
Madelon oder die Romantiker in Paris. Novelle. Leipzig 1832.
Der Baſilisk oder Geſichterſtudien. Ebendaſ. 1833.
Kritiſche Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft unſerer Zeit. Ebendaſ. 1833.
Moderne Lebenswirren. Ebendaſ. 1834.
Madonna. Ebendaſ. 1835.
Zodiacus. Monatsſchrift. Ebendaſ. 1835 u. 1836. (In Verbindung mit Anderen).
Dioskuren. 2 Bde. Berlin 1836 u. 1837 (ebenſo).
Ueber den Styl. Ebendaſ. 1837.
Charaktere und Situationen. 3 Bde. Wismar 1838 — 1839.
Weltfahrten und Spaziergänge. 2 Bde. Altona 1838.
Der Delphin. Almenach für 1838. Ebendaſ.
Derſelbe für 1839. Ebendaſ.
Freihafen. Vierteljahresſchrift. Ebendaſ. 1838 und 1839. (In Verbindung mit Anderen).
Einzelne Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

M's treueſter Freund, Kühne, deſſen Güte wir die hier mitgetheilten Notizen verdanken, bemerkt in ſeinem Urtheil über ihn, daß der Esprit dieſes fruchtbaren und talentvollen Autors ganz der Dialektik des berliner Geiſteslebens angehöre, in ſeiner Federführung aber eine üppige ſüdliche Vegetation als charakteriſtiſch hervortrete. In dem Gange ſeiner ſchriftſtelleriſchen Fortbildung erſcheint ſehr entſcheidend ein Wendepunkt, wo er nämlich vom Produciren ſelbſtſtändiger Geſtaltungen zur Betrachtung und Beleuchtung der Ideenſtoffe, welche in unſerer Zeit liegen, theils ſatiriſch oder humoriſtiſch, theils elegiſch, meiſt die bequeme Form des Romans beibehaltend, übergeht und mit großer Freiheit und Kühnheit die ſocialen Verhältniſſe und Verirrungen ſchildert und entwickelt. Die Art und Weiſe der Behandlung ſolcher Dinge fand heftige Widerſacher; mit großer Feinheit des Geiſtes, lebendiger Phantaſie und ſeltener Eleganz des Stils wußte er jedoch ſtets ſeine literäriſche Stellung zu behaupten.

Einiges aus Th. Mundt's „Moderne Lebenswirren".

Weltſchöpferdrang an Kartenhäuſern.

(Phantaſie vom Apfelbaum herunter).

Hurrah! hurrah! ein Bildnerdrang iſt durch des Menſchen Bruſt ausgeſtrömt, ein Titan! In ſeinen Fingerſpitzen zittern ihm ungeborene Welten, die geformt ſein wollen, auf ſeiner Augenwimper ruhen ſchlummernde Schöpfungen, die nach Erwachen ſich ſehnen. Der Menſch kann nicht anders, er muß ſchaffen. Jede Biene, die aus des Nachbars Garten zu ihm hinüberſummt, erinnert ihn daran, jedes Kind zeigt ihm in den erſten Spielen dieſen urſprünglichſten Trieb ſeiner Natur. Das Kind baut ſchon Kartenhäuſer, denn der Menſch ſoll Welten bauen.

Wie habe ich mich gefreut, wenn auch nur ein Kartenhaus mir gelang! Es ſtand, es ſtand, und war die erſte Gewähr der bildenden Macht, die durch meine Finger quoll. Ich konnte jubeln, wenn ein Luftzug meine Häuſer umſtürzte, oder ich blies ſie wohl ſelbſt nieder, um von Neuem deſto ſchöner aufzubauen, denn da zeigt ſich erſt die höchſte Kraft des Schöpfers, aus der Zerſtörung immer neue Welten erſtehen zu laſſen. Die Mutter lächelte, und ahnete nicht, was für ein Genie in ihrem Erzeugten ſteckte. Die gute, gute Mutter! Nun wird ſie es auch nie erfahren. Als ich ſpäter ſtatt der Kartenhäuſer an Luftſchlöſſern zu bauen anfing, hat ſie mich oft genug gewarnt, meiner allzu träumeriſchen Natur nicht nachzugeben, ſondern auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, mich zu verlegen. Die gute, gute Mutter! Sie wird nun nie erfahren, daß ein träumeriſcher Sohn, der ſo hübſch Kartenhäuſer und Luftſchlöſſer bauen konnte, nicht nur Etwas, das in der Welt gilt, ſondern ſogar auch eine eigene Welt zu erſchaffen vermag. In Summa Summarum, daß er ein Genie iſt. O Mutter!

Bewahre aber der Himmel den träumeriſchen Sohn vor Hochmuth! Doch nein, der Sohn weiß nur zu gut, was es für den Menſchen heißt, Welten zu ſchaffen. Er hat von jeher ſeine beſonderen demüthigen Gedanken darüber gehabt. Die Spinne, die neulich ihr ſchönes kunſtgeregeltes Netz über mein Fenſter hinſpann, hat es gehört, wie ſehr ich über die Vergänglichkeit der Kunſt wehklagte, als meine gefühlloſe Wirthin ſie mitſammt ihrer ſelbſtgeſchaffenen Welt wegfegte.

Sich ſelbſt hervorzubringen: höher kommt kein Menſch.

Mit den Träumen von einer univerſalen Wirkſamkeit der Kunſt iſt es eine höchſt gefährliche Sache. Unſere Deutſchen Literaturtitanen des achtzehnten Jahrhunderts haben beſtändig an dieſem Gedanken gekrankt, und hätten lieber zugegeben, daß der Himmel einſtürze, als daß der heiligen Bedeutſamkeit ihrer Bücher auch nur ein Haar gekrümmt werde. Jeder Vers war für das Univerſum gedichtet, jede Zeile in die ewige Welttafel eingegraben. Es iſt, ſage ich, gefährlich und abermals gefährlich. Man geräth da mit dem lieben Gott in's Handgemenge, wenn man ihm die Kunſt als Weltſchöpferin zu nahe an ſeinen Thron ſchiebt. Sich ſelbſt hervorzubringen: darauf läuft doch am Ende alle Production, auch des Genies, nur hinaus, und indem dies das Streben wahrhaft menſchlicher Bildung

Digitized by Google

iſt, iſt es zugleich die Grenze der Kunſt. In dieſer Grenze liegt aber ein Troſt, in ihr liegt Ruhe und Verſöhnung gegen alle Anfechtungen einer der Kunſt gleichgültig geſinnten Zeit. Der Genius muß dennoch ſchaffen, und ſollte auch in der ganzen weiten Welt Niemand da ſein, der ihn verſtände, ſollte auch kein einziger ſeiner Töne einem liebenden Anklang in der allgemeinen Stimmung begegnen; er muß ſchaffen, denn er muß ſich ſelbſt hervorbringen. So wird er zum Märtyrer der Aufgabe, die ihm geſtellt iſt, aber er iſt deſſen freudig in ſeinem Geiſt, er kann nicht anders. Er muß alle die Welten- und Menſchenkeime, die in ihn geſtreut ſind, aus ſich herausbilden und in die Erſcheinung treten laſſen; er muß ganze Städte bauen, ganze Geſchlechter erzeugen, Lebensrichtungen ausfechten, Haß und Liebe in Flammen ſehen, Leidenſchaft und Tod deuten. Davon lebt und ſtirbt er. Dann hat er Ruhe vor ſich ſelbſt.

Ich glaube an keine ewige Dauer des Kunſtwerkes. Es iſt auf die Woge ſeiner Zeit geſchrieben, es iſt den Stürmen der Geſchichte und der Umwälzung der Geſinnungen unterworfen. Es iſt ein wandelbares Gut des Geſchlechts. Nur einmal hat es in ſeiner ſchönſten Bedeutung Klang, Farbe und Leben gehabt; einmal kommt ſeine Stunde, wo es Klang, Farbe und Leben verlieren muß. Ich rede nicht blos von den Kunſtwerken, die ſchon durch ihr Material dem Schickſal einer endlichen Auflöſung verfallen ſind. Vor der reſtaurirten Sixtiniſchen Madonna in Dresden ſtanden mir große Thränen der Wehmuth im beſchauenden Auge, und es war ein wahres Glück, daß der Hofrath Haſe, mit dem ich darüber ſprach, mich meiner Kunſtignoranz wegen auswitzelte, weil ich mit der Reſtauration nicht zufrieden ſein wollte, dies brachte mich durch Ärger wieder auf die Beine, ſonſt wär' ich vor all den geputzten Leuten in ein lautes Weinen ausgebrochen. Als ich dies Bild geſehn, wollte mich nachher faſt ein kleiner Stolz beſchleichen über die größere Wandelloſigkeit der Poeſie. Ich dachte an Homer, an Sophokles, ich dachte daran, wie ſehr der Oedipus auf Kolonos Esperancens Herz gerührt, als ich ihn ihr damals vorgeleſen. Aber ſind denn dieſe Gedichte eigentlich noch etwas Anderes, als bloße hiſtoriſche Monumente? Als ſolche ſtehen ſie, der Bewunderung und Theilnahme werth, vor uns da, aber ſie können keine wahre Kunſtwirkung im höchſten Grade mehr auf uns ausüben. Es ſpricht ein Gott aus ihnen, deſſen Altäre zertrümmert liegen, es wandelt der abgeſchiedene Geiſt eines fremden Geſchlechts durch ſie hin. Wir haben keine Blutsverwandtſchaft mit ihnen, und man muß Blutsverwandtſchaft haben mit einem Kunſtwerk, das ſich ganz unſerer bemächtigen ſoll. Es iſt nicht Fleiſch von unſerm Fleiſch, nicht Geiſt von unſerm Geiſt. Wir haben keine Illuſion an ihnen, ſie ſind uns Studien geworden und Denkmäler, aber unſer innerſtes Kunſtbedürfniß füllen ſie nicht aus. Sie ſind als Kunſt vergangen. Geſtürzte Götterbilder.

Ha, ich freue mich, daß das Kunſtwerk nur ſeiner Zeit angehöret, nur für Menſchen lebt, dir ſind, wie ich; an dieſelbe Grenze und Bedingung gefeſſelt. Das gibt mir fröhlichen zuverſichtlichen Muth, etwas zu ſchaffen. Es iſt gar zu ſchwer und faſt ſchaurig, dichten zu ſollen für eine ganze Ewigkeit. Ich abſtrahire bei meinen Büchern, die ich ſchreiben werde, von der Nachwelt; ich verlange nicht einmal Gottes Lohn dafür. Denn ſoll mich der liebe Gott noch dafür belohnen, daß ich mich hienieden ſchönſtens damit amüſirt habe, Bücher zu ſchreiben und drucken zu laſſen? So viel Anſprüche mache ich nicht. Ich will blos meiner Mitwelt ins Auge ſehen, wenn ich ſchreibe. Die Heroen unſerer Literatur im vorigen Jahrhundert glaubten dem lieben Gott einen Gefallen damit zu thun, daß ſie ſich herabließen, für die von ihm geſchaffene Welt etwas zu dichten. Dies iſt vorbei. Goethe war ein ſchöner Statthalter Gottes auf Erden, aber das Pabſtthum in der Literatur iſt vorbei. Der heutigen Schriftſteller-Generation muß es das höchſte Ziel ſein, Pfeile des Geiſtes in ihre Zeit hinauszuſchicken, um das Volk der Deutſchen aufzuregen und aufzuſchütteln. Eines Buches Geiſt muß in das Volk übergehen, und dann als Buch aufgehört haben zu leben. Es muß wirken und in der Wirkung ſeinen Geiſt ausathmen. Die Bücherleiche wird in den Literarhiſtorien feierlich begraben.

Ich freue mich, ich freue mich! Einem Vogel kann ſein Herz nicht leichter ſein, als mir, da ich nun meine Grenzen überſchaue, innerhalb deren ich arbeiten will, die Grenzen der Zeit. Es bleibt Alles in der Familie, was ich ſchreiben werde, es iſt aus der Zeit. Heiſa, ich will das Nächſte ergreifen, und das Weiteſte daran knüpfen! Da ſagen ſie freilich, die Zeit ſei dem Dichten nicht günſtig, und allerdings wäre es eine eigenthümliche Betrachtung, das Verhältniß zwiſchen Politik und Kunſt einmal zu beleuchten. Ich ſtecke indeß ſchon zu tief im Wirrwarr darin, um mich in dieſem Augenblick ernſtlich auf Auseinanderſetzung dieſer Frage einzulaſſen. Soviel weiß ich, daß die Kunſt nicht nöthig hat, durch die Politik unterzugehen, da die Kunſt ein zu nothwendiges National-Element der Völker iſt. Ich haſſe jetzt im Augenblick — ich weiß nicht, rührt es noch von meinen abſolutiſtiſchen Anfällen her? — das Wort Politik, ſonſt möchte ich faſt ſagen, daß die Kunſt ſich durch die Politik eher neu beleben, als untergraben könne. Aber ich will mich, wie angegeben, nicht verwickeln, denn mir hängt der Himmel ſo voll von Geigen, daß mir der Kopf ſchwindelt, und ich ſelbſt nicht mehr weiß, wo ich in Widerſprüche hineingerathe, und ob ich meiner Richtung treu bleibe, oder ob ich noch eine Richtung habe? Lirumlarum, es geht mich nichts an! Was ſchaden Widerſprüche, wenn nur dabei immer der Himmel voll Geigen hängt. Widerſprüche ſind die Ringe in der Kette jeder Entwickelung. Es raſſelt doch, und wo es raſſelt, da iſt Leben. Und daß die Kunſt ſich vor der Politik nicht zu fürchten hat, ſieht man bei den Deutſchen, bei denen ſie ſich leider bisher in einem nur zu feindlichen Gegenſatz zu derſelben zu erhalten vermocht. Der überwiegende Kunſt- und Wiſſenſchafts-Sinn hat bei dieſem Volk den politiſchen Sinn unterdrückt, ſtatt ſich unterdrücken laſſen. Dies merkwürdige Volk hat ſich lange um die ſein eigenſtes Herzblut berührenden politiſchen Dinge wenig bekümmert, und ſie lieber geopfert, um in Ruhe gewiſſe wiſſenſchaftlich-ſyſtematiſche Ideen hervorzubilden, Dramen voll Griechiſcher Einfachheit und Romane für ein liebendes Deutſches Herz zu ſchreiben, die antike Metrik in die Deutſche Poeſie einzuführen, und einen Hexameter mit einer Vorſchlagſylbe zu erfinden. Wird ſich ſein ideeller Sinn jetzt endlich einmal mit ſeinem politiſchen verſöhnen und zu einem Nationalgleichgewicht durchdringen? Das iſt, worauf die Patrioten jetzt lediglich hinarbeiten ſollten. Das iſt es, was ich will! Was geht mich mein Abſolutismus von neulich an? Was habe ich nach dem fabelhaften Herrn von Zodiacus zu fragen, der durch ſeinen tongen Aufenthalt bei uns eine ſpecielle Notice auf dies Kleinweltwinkel an den Tag zu legen ſcheint? Ich weiß längſt, daß es nicht geheuer mit ihm iſt. Und auf meinen Abſolutismus habe ich nie einen ſonderlichen Werth gelegt. Ich ignorire ihn vorläufig an mir. Ich will jetzt nichts, und weiter gar nichts, als den ideellen Sinn der Deutſchen mit Intereſſen der Zeit und Oeffentlichkeit befruchten. Darum will ich dichten und Bücher ſchreiben!

Es iſt ein herrliches Loos, Schriftſteller zu ſein! Im Leben haben ſie mich oft für einen verſchloſſenen Geſellen gehalten, weil ich mich für zu unbedeutend achte, um von mir ſelbſt viel Redens zu machen, und eine gewiſſe geſellige Frechheit der Mündlichkeit mir abgeht. Auf dem Papier bin ich aber nie verſchloſſen geweſen, da habe ich mich oft ausgeſtrömt und jede Quellader an mir fließen laſſen, daß Gutes und Böſes in mir Jedem deutlich werden konnte. Wie will ich nun erſt als Schriftſteller Alles herausſagen nach Herzensluſt, daß nichts in mir bleiben ſoll! Dieſe werden mich mehr lieben, und jene werden mich hoſſen, wenn ich einmal alle meine Gedanken geltend gemacht haben werde. Ich freue mich brennend auf Liebe und Haß, ich kann lieben und haſſen, und in beiden eine Poeſie mir herausſchmecken. Ich werde einmal etwas ſchreiben, das mir Haß erregen ſoll! Die Deutſchen Schriftſteller müſſen ſich jetzt erſt verhaßt machen, um wahrhaft liebenswürdig zu ſein. Sie müſſen ihrer Nation, indem ſie ihr Alles ins Geſicht ſagen, ein Gräuel werden, um entſchieden wirken zu können. Der Deutſche iſt nur durch ſeine Schriftſteller zu retten. Wohlan alſo, es lebe die Oeffentlichkeit des Worts!

Nicht ſchwer wird es mir, mich zu entſcheiden, in welcher Form ich dichten ſoll! Es ſind mir vor einiger Zeit eigene Gedanken durch den Kopf gegangen, über den Beruf einer Kunſtform: das Höchſte darzuſtellen. Dies iſt eine ſehr wichtige Frage, über die ich eine gründliche Erörterung anſtellen würde, wenn nicht meine ganze Aeſthetik von jeher in den bekannten Worten Voltaire's enthalten geweſen wäre: „que tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.“ Auch iſt es faſt unmöglich, zu entſcheiden, welches denn eigentlich das Höchſte in der Kunſt ſei, wenn man darüber unterſuchen will, welche Kunſtform dazu berufen, dies Höchſte zur Darſtellung zu bringen. Ich für mein Theil wende daher die Frage wieder auf das Zeitgemäße hin, und frage, welche poetiſche Kunſtform am meiſten in der Richtung der Zeit begründet liege? Es iſt die Novelle. Das Drama iſt einer kunſtgerechteren Form fähig, es iſt vielleicht der ſchönſte Gipfel eines künſtleriſch gefügten Organismus, der Triumph einer vollendeten Architektonik der Poeſie. Aber darauf kommt es in dieſem Augenblick nicht an, es kommt auf die Lebensperſpectiven an, welche die Poeſie vor den Augen der Zeit aufthun ſoll. Und dafür iſt die Novelle biegſamer, weil ſie unbegrenzter iſt, und mit einer großen Keckheit der Darſtellung in alle Gebiete des innern und äußern Lebens übergreifen kann. Das Drama iſt feierlich gemeſſen, zu thatenmuthig und unmittelbar heraustretend für den heutigen Tag; man muß die Deutſchen mit der Novelle fangen. Die Novelle niſtet ſich noch am meiſten in Stuben und Familien ein, ſitzt mit zu Tiſche und belauſcht das Abendgeſpräch, und man kann da dem Herrn Papa zur guten Stunde etwas unter die Nachtmütze ſchieben oder dem Herrn Sohn bei gemächlicher Pfeife eine Richtung einflüſtern, die vielleicht einmal für die ganze Nation Folgen haben mag. Die Novelle iſt ein herrliches Aehrenfeld für die politiſche Alle-

Digitized by Google

gorie, wozu ſie noch viel zu wenig angebaut iſt. Man muß große Lebensgebilde erträumen und ſie in Novellenform den Deutſchen auf's Zimmer ſchicken. Sie ſind zu faul ſich anzuziehn, und ſelbſt hinauszugehn zum Drama; ſie können im Drama nur Kotzebue vertragen, der ihnen ihre eigene Deutſche Miſère jeden Abend luſtig einrührte. Man kann auch auf die Deutſchen nicht wirken, wenn ſie in Schauſpielhäuſern ſitzen. Sie ſind da entweder nur modiſch aufgelegt, denn ſie fühlen ſich im Zuſammenſein nie als eine Nation, oder es graut ſie heimlich untereinander vor der Oeffentlichkeit, in der ſie ſich da gegenüberſehen, und man darf ihnen in dieſem Zuſtande kein erregendes Wort ſagen, weil ſie es gleich von wegen der offenbaren Oeffentlichkeit als gefahrbringend einſehn. Draußen vor dem Schauſpielhauſe iſt auch Gensdarmerie und Polizei aufgeſtellt, und behüten das Drama. Die Novelle ſteht ſich mit der Polizei beſſer, und ſie flüchtet ſich auf die Stube, wo es keine Gensdarmerie gibt. In ſeiner Stube iſt der Deutſche auch ein ganz anderer Menſch, da kann man mit ihm reden. Hier ſitzt er ſtill und läßt ſich gern für Alles begeiſtern, er glaubt an die Freiheit, und ſchwört auf ein höheres Nationalleben. Er ſieht ein, wo ihm Unrecht geſchieht und Recht widerfahren muß. Er iſt ein vorzüglicher Menſch. Er ſchaut faſt ſo aus, als könnte ihn die Weltgeſchichte noch einmal brauchen. Er nimmt ſich wirklich wie ein Mann aus, der Augen, Ohren, Mund und Naſe hat. In dieſer ſeiner glücklichen Stimmung muß ihn die Novelle zu Hauſe zu treffen ſuchen, ſie muß ſich in dieſe einſchleichen oder ſie aufrufen in ihm. Mitten in der Trägheit der Novellenleſerei, wo er recht zu faullenzen glaubt, muß ſie ihm einen Floh in's Ohr ſetzen, und muß ihn allmälig durch Gebilde eines glückſeligeren, kräftigeren, hochherzigeren Lebens überraſchen, daß er vor Ungeduld und Sehnſucht ganz unbändig wird. So faſſe ich die Novelle als deutſches Hausthier auf, und als ſolches iſt ſie mir jetzt die berufenſte Kunſtform, das Höchſte darzuſtellen. Ich ſäe und ernte auf ihrem Acker meine ſchönſten Hoffnungen.

Auf Künſtlergröße verzichte ich gern; ich und die Zeit, wir beide ſind zu unruhig dazu. Nicht als ob ich Kunſtwerth verachtete, ſondern ich achte ihn eben zu hoch, um ihn würdig erreichen zu können. Ein Künſtler muß ein Götterſohn der Ruhe ſein. Die Sonne darf ihm nicht untergehn, und über ſeinem Schaffen leuchtet der ewige Friede. Durch die kleinſten Theile ſeines Gebildes waltet dieſelbe Liebe, welche die größten verherrlicht. Es gehört eine erhabene Sinnesart dazu. Wer kann ſich aber jetzt in die Künſtlerwerkſtätte zurückziehn, und in deren geweihter Stille ruhig die Jahre hinbringen, während ſich draußen unterdeß eine ganze Welt umwälzen kann. Da muß man lieber aufpaſſen und Schildwach ſtehen, um ins Gewehr treten können, wenn ein großes Ereigniß vorbeipaſſirt, oder die Zeit ruft: heraus! Alle Dichtungen werden daher heut an einer gewiſſen Zeitunruhe leiden, wodurch ihnen ihr heiliger Kunſtfriede gebrochen wird. Vor allen auch die meinigen. Sie werden ausſehn wie ein Menſch, der auf einem baieriſchen Poſtwagen von ſchönen Gedanken an ſeine Liebe überraſcht wird. Er kann dieſe Liebesgedanken unmöglich alle rein ausdenken, während ihm der vermaledeite ſtößige Wagen dabei die Rippen entzwei bricht.

Der größte aller Künſtler iſt doch **Gott!** Er hat den Frieden dazu, mitten durch die Unruhe ſeines Weltgedichtes ewige Kunſtgeſetze der Ruhe innerlich hinzuleiten. In Gottes Geiſt iſt alle Unruhe ſchon von ewig her als Ruhe und Ordnung ausgeglichen geſetzt. Es iſt die höchſte Leiſtung künſtleriſcher Ausgleichung. Ich habe längſt Gott am meiſten als den Künſtler angebetet. Dies iſt meine Religion zu ihm, ich habe keine andere. Dies iſt meine Metaphyſik, durch die ich ihn erkenne und faſſe, ich faſſe ihn nicht anders. Als Weltkünſtler, wie er die Lebensloose der Menſchen und Völker gruppirt, erkenne ich ihn, und dies Erkennen iſt meine Andacht. Eine bewundernswürdige Kunſtſymmetrie geht durch das Univerſum, vor der ich ſtaunend mich neige. Die Frommen werden mich und meine Kunſtreligion verdammen, aber ich mag auch, bei meiner Seele, nicht in ihren Himmel kommen. Die Weltſchöpfung iſt mir ein Kunſtwerk; ſo kann man in der Geſchichte Aeſthetik ſtudiren. Und weil Gott den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen, hat er in dieſen kleinen Gott auch jenen großen Weltſchöpferdrang gelegt, ihm zu Luſt und Qual. Darum iſt auch der Menſch ein Stück Künſtler, weil ſein Gott der unendliche Künſtlergeiſt ſelber iſt. Auch der Menſch muß Welten bauen! —

Und nun, du gute Mutter, auf deren Schooß ich die erſten Kartenhäuſer baute, Deine Warnungen ſollen doch nicht in den Wind geſchlagen ſein! Wenn ich einſt weder Kartenhäuſer noch Luftſchlöſſer, noch Welten mehr werde bauen können, dann will ich mich, wie Du gewünſcht, auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, legen. Es iſt für einen träumeriſchen Sohn immer noch Zeit, vernünftig zu werden. Laß mich nur noch bauen, laß mich bauen! Ich muß bauen. Trara! Trara! — —

Die Mythe vom Klugſch.

Der Klugſch..r iſt eine uralte Perſon, er iſt ſo alt als die Welt ſteht. Als der liebe Gott im Anfang Himmel und Erde geſchaffen, und am ſiebenten Tage geſehen, daß Alles ſehr gut war, ließ ſich ſchon am Abend des ſiebenten Tages der brummende Laut eines Mißvergnügten durch die Schöpfung vernehmen. Er kam vom Klugſch..r. Ihm war der Tag zu hell und die Nacht zu finſter, die Sonne zu grell und der Mond zu matt, der Sommer zu warm und der Winter zu kalt, er bekam im Frühling den Schnupfen und im Herbſt die Kolik. Die Nachtigall war ihm zu ſchwärmeriſch, und doch die Gans wieder zu dornirt, er tadelte die Blumen auf dem Felde, daß ſie nicht arbeiteten, und ärgerte ſich, daß der Menſch durch Arbeit das Leben ſich friſten mußte, er glaubte es gar nicht aushalten zu können. Er ſchrieb die erſte Recenſion über die Schöpfung. Er klagte Gott an, daß es allen Einrichtungen auf dieſer Erde an einer richtigen Mitte fehle. Himmel und Erde lägen ihm zu weit auseinander, die Sterne ſtänden zu hoch, um ſie genau ſehen zu können, er verlangte einen ſichern Mittelplatz, von dem aus Himmel und Erde gleichmäßig zu genießen wären. Da redete Gott im Wetter zu ihm, und ſprach in ſeinem Zorn: **Du ſollſt der ewige Klugſch..r der Schöpfung bleiben!!** Der Klugſch..r nahm ſich dies zu Herzen, und wanderte aus. Er wanderte durch alle damals entdeckten Welttheile, und trug überall den Fluch Gottes mit ſich. Nirgends labte ihn ein milder Balſamtropfen der Zufriedenheit, er wollte Alles beſſer wiſſen, als es war, er wollte Alles vermitteln. Weit und breit gefürchtet ſchlich er als reiſender Malcontent durch die Weltgeſchichte. Man nannte ihn auch einen Handelsreiſenden Beelzebubs. Er war und blieb aber der ewige Klugſchmecker. In Jeruſalem debütirte er eine Zeitlang als Malcontent des Chriſtenthums, und wurde ſeitdem auch der ewige Jude genannt. Als ewiger Jude hat er noch ſeine ſchönſten Zeiten erlebt und es zu einer gewiſſen Tragik gebracht. Bald aber ſtürzte er ſich ins modern bürgerliche Leben und verſuchte ſich in allerlei Aemtern. Nachdem er abwechſelnd Schulmeiſter, Kritiker, Wetterprophet, Kalendermacher, guter Rathgeber, Hausvater und Hofaſtronom geworden, nachdem er ſich darauf mit der Hegelſchen Philoſophie beſchäftigt, mit dem logiſchen Begriff ſich wichtig gemacht und einige Semeſter als Privatdocent in Berlin ohne Zuhörer geleſen hatte, warf ſich der arme Klugſch..r aus Verzweiflung endlich auf die Politik. Er redigirte mehrere Regierungsblätter, ging nach Paris, und wurde zuerſt beim Moniteur beſchäftigt. Obwohl, nach ſo viel Leiden, längſt zum dürren grauen Männchen abgezehrt, nur noch aus Haut und Knochen beſtehend, gelang es ihm doch, hier noch einmal Epoche zu machen. Er wurde Juſte-Milieu-Mann, kam ins Miniſterium und ſchulmeiſterte den Zeitgeiſt, wie ein Hofmeiſter ſeinen ungezogenen Junker. Der Zeitgeiſt war träge geworden, und demüthigte ſich ſchlaftrunken vor dieſer Zuchtruthe des Klugſch..rei-Syſtems. Der Teufel lobte den ewigen Klugſchmecker. — — —

Friedrich Wilhelm Auguſt Murhard

ward am 7. December 1779 zu Kaſſel geboren, ſtudirte auf dem vaterſtädtiſchen Lyceum ſchon neben den claſſiſchen auch die orientaliſch-ſemitiſchen Sprachen und ſeit 1796 zu Göttingen ſchöne Wiſſenſchaften und die Rechte und unternahm nach erfolgter Doctorpromotion 1799 über Regensburg und Wien eine Reiſe nach Ungarn, Siebenbürgen, die Türkei und Kleinaſien. Nach ſeiner Rückkehr bereiſte er Süddeutſchland, Frankreich, Italien, die Schweiz, Belgien und Holland, und wurde dann zum Redacteur des weſtphäliſchen Moniteur, Bibliothekar am kaſſeler Muſeum und Präfecturrath des Fuldadepartements ernannt. Nach Auflöſung des weſtphäliſchen Regiments lebte er unbeamtet und unabhängig ſeinen litterariſchen Beſchäftigungen zu Frankfurt am Main, ward aber 1824 auf einer Reiſe nach Hanau wegen Verdachtes der Abfaſſung von Drohbriefen gegen den Kurfürſten gefang-

Digitized by Google

lich eingezogen und erſt nach Verhaftung des kurheſſiſchen Oberpolizeidirectors, von Manger, wieder freigelaſſen. Er lebte ſeitdem als Privatmann zu Göttingen.

Seine Schriften ſind:

Bibliographie des Magnetismus. Kaſſel 1797.
Literatur der mathematiſchen Wiſſenſchaften. Leipzig 1797—1805, 5 Thle.
Geſchichte der Phyſik. Göttingen 1798—99, 2 Thle.
Gemälde von Konſtantinopel. Penig und Leipzig 1804, 3 Thle.; 2. Ausg. 1805, 2 Thle.
Konſtantinopel und St. Petersburg. Zeitſchrift mit v. Reimers. Penig und Petersburg 1805 — 1806, 2 Jahrgänge.
Gemälde des griechiſchen Archipelagus. Berlin 1807 — 1808, 2 Bde.
Allgemeine politiſche Annalen. Frankfurt 1821.
Grundlage des jetzigen Staatsrechts des Kurfürſtenthums Heſſen. Kaſſel 1834 — 35.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Freiſinnige und großartige Auffaſſung der Verhältniſſe, Scharfſinn, ausgebreitete Kenntniſſe, Eleganz des Stils und lebendige Darſtellung haben ihm unter den deutſchen Publiciſten einen angeſehenen Namen erworben.

Johann Karl Adam Murhard,

der jüngere Bruder des Vorigen, ward am 25. Februar 1781 zu Kaſſel geboren, ſtudirte mit ſeinem Bruder erſt zu Göttingen, dann 1799 allein zu Marburg Jurisprudenz, und wurde hier Doctor der Rechte. Nach ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt wurde er 1800 als Archivar bei der Oberrentkammer angeſtellt und unter der weſtphäliſchen Regierung, als Correſpondent, Commiſſar bei Unterſuchung der Archive und 1809 als Staatsrathsauditeur und Chef verſchiedener Sectionen im Finanzminiſterium angeſtellt. Nach Auflöſung dieſes Reichs regelte er als Hauptliquidator die Schulden der Departements der Fulda, der Werra und des Harzes, und trat darauf in ſeinen frühern Rang als Archivar zurück. Eine ſpätere Ernennung zum Regierungsſecretär lehnte er mit dem kurheſſiſchen Staatsdienſte zugleich ab und lebte bis zum Februar 1824 zu Frankfurt, worauf er mit ſeinem Bruder zugleich verhaftet, aber bald wieder frei gelaſſen wurde.

Er ſchrieb:

Müſſige Abendſtündchen zweier Freunde. Germanien 1799, 1r Theil, mit P. F. Brede.
Theorie der Elektricität und des Magnetismus. Aus dem Franzöſiſchen des Hauy. Altenburg 1801.
Ueber den Handel Portugals. Aus dem Portugieſiſchen des da Cunha. Hamburg 1801.
Azuni's Gemälde von Sardinien. Leipzig 1803, 2 Thle.
Fell's Reiſe durch die bataviſche Republik. Ebendaſ. 1805.
Blicke auf Paris. Altenburg 1805.
Ideen über Gegenſtände der Nationalökonomie und Staatswirthſchaft. Göttingen 1808.
Weſtphalen unter Hieronymus Napoleon. Braunſchweig 1812, mit Haſſel.
Theorie des Geldes und der Münze. Leipzig 1837.
Einzelne Aufſätze, Abhandlungen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Echte Wiſſenſchaftlichkeit, vortreffliche lichtvolle Darſtellung, Scharfſinn und ein ausgezeichneter didaktiſcher Stil reihen des jüngeren M. Beſtrebungen denen ſeines Bruders würdig an.

Thomas Murner, ſ. Meiſterſänger.

Chriſtoph Gottlieb von Murr,

ein bekannter Geſchichts- und Alterthumsforſcher ward am 6. Auguſt 1733 zu Nürnberg geboren, ſtudirte hier und zu Altorf claſſiſche Sprachen und ſchöne Wiſſenſchaften und wurde dann in ſeiner Vaterſtadt als Wag- und Zollamtmann angeſtellt. Er ſtarb daſelbſt am 8. April 1811.

Von ihm haben wir:

Fielding's Reiſe nach Liſſabon. Ueberſetzt. Altorf 1764.
Haoh Kjöh. Chineſiſcher Roman. Ueberſetzt. Leipzig 1766.
Glower's Medea. Trauerſpiel. Ueberſetzt. Nürnberg 1768.
Cardoune's Geſchichte von Afrika und Spanien unter den Arabern. Ueberſetzt. Ebendaſ. 1768 — 1770, 3 Thle.
Betrachtungen beim Abſterben Gellert's. Ebendaſ. 1770 — 71.
An Rabener's Schatten. Ebendaſ. 1771.
Denkmal zur Ehre Klotz'. Frankfurt und Leipzig 1772.
Sinngedichte. Magdeburg 1773 u. 1779.
Journal zur Kunſtgeſchichte und allgemeinen Literatur. Nürnberg 1775 — 89, 17 Bde.
Ueber Leſſing's Laokoon. Erlangen 1779.
Geſchichte der Jeſuiten in Portugal. Nürnberg 1787 — 88, 2 Bde.
Beiträge zur Geſchichte des 30jährigen Krieges. Ebendaſ. 1790.
Neues Journal u. ſ. w. Ebendaſ. 1798 — 99, 2 Bde.
Die jetzige Welt. Lehrgedicht. 4. Ausg. Ebendaſ. 1804.
Die mediceiſche Venus und Phryne. Ebendaſ. 1805.
Leben und Schriften des Philoſophen G. Bruno. Dresden 1805.
Die Ermordung Albrechts, Herzogs von Friedland. Halle 1806.

M. wirkte zu ſeiner Zeit eifrig für die geſchichtliche und theoretiſche Kenntniß der ſchönen Künſte in Deutſchland und erwarb ſich hier durch viele, für jene Zeit beſonders treffliche Abhandlungen großes Verdienſt. — Von ſeinen übrigen Leiſtungen iſt der ihm oft gemachte Vorwurf der Flüchtigkeit nicht ganz abzuweiſen.

Johann Karl Auguſt Muſäus,

ein Sohn des Landrichters und nachherigen Rathes und Amtmanns M. zu Eiſenach, ward 1735 zu Jena geboren und von ſeinem Oheim, dem nachherigen Generalſuperintendenten Weißenborn zu Eiſenach, trefflich und väterlich erzogen. Nachdem er drei und ein halbes Jahr in Jena Theologie ſtudirt hatte und Magiſter der Philoſophie, wie

Digitized by Google

auch Mitglied der deutſchen Geſellſchaft geworden war, kehrte er als Candidat des Predigtamtes zu ſeinen Eltern zurück. Weil die Bauern eines bei Eiſenach gelegenen Doeſes ſich ſeiner Annahme zum Pfarrer widerſetzten, weil er als Candidat getanzt habe, widmete er ſich ganz der Literatur und ging 1763 als Pagenhofmeiſter nach Weimar ab, wo er 1770 zum Profeſſor am Gymnaſium ernannt wurde. Hiee wirkte er durch mündliche Lehre wie durch ſeine Schriften ſegensreich für ſeine Zeit, bis ein Herzpolyr am 28. October 1787 ſeinen Tod herbeiführte. — Stete Heiterkeit, herzliche Gutmüthigkeit und große Beſcheidenheit bei originellem Witze, gründlichen Kenntniſſen und deutſcher Offenheit, und Biederkeit, machten ihn zum Liebling derer, die ihn perſönlich kannten, abgeſehen von dem großen Werthe ſeiner Schriften.

Er verfaßte theils anonym, theils pſeudonym:

Grandiſon der Zweite. Eiſenach 1760 — 62, 2 Bde., 8.; 2. veränderte Ausg. mit dem Titel: Der deutſche Grandiſon. Ebendaſ. 1781 — 82, 2 Bde., 8., mit Titelkupf.; neueſte Aufl. Leipzig 1808, 2 Bde., 8.

Das Gärtnermädchen. Komiſche Oper. Weimar 1771, 8., componirt von Wolf.

Phyſiognomiſche Reiſen. Altenburg 1778 — 79, 4 Hefte, 8.; dann: 1781, 8., mit Titelſilhouette, und 1788.

Volksmärchen der Deutſchen. Gotha 1782 — 86, 5 Bde., 8.; n. A. Ebendaſ. 1787 — 88; n. A. von Wieland Ebendaſ. 1806, mit Vignett.; neueſte A. von Jacobs 1826, 5 Bdchen 8.; ein 6r Theil Halle 1789, 8., iſt von G. G. Fülleborn. Wurde ins Engliſche überſetzt.

Freund Heins Erſcheinungen in Holbein's Maniee. Winterthur 1785, gr. 8., mit 25 Kupf.

Straußfedeen. Berlin u. Stettin 1787, 1r Bd., 8. (die Fortſetzung von J. G. Müller und Andern).

Moealiſche Kinderklapper. Nach dem Franzöſiſchen des Monget. Herausgegeben von Bertuch. Gotha 1788, 8.; n. A. Ebendaſ. 1794, mit Vignett.; neueſte A. Ebendaſ. 1823, 8., mit Vign. (fortgeſetzt von Funke).

Nachgelaſſene Schriften. Herausgegeben von ſeinem Schüler A. v. Kotzebue. Leipzig 1791, 8., mit Kupf., Portrait und Abbildung des Denkmals an ſeinem Grabe.

Die 4 Stufen des menſchlichen Alters. Vorſpiel mit Geſang und Muſik von Hiller.

Auch lieferte er Beiträge in die Allgemeine deutſche Bibliothek (Band 2).

Die gefälligſte, munterſte Laune, verbunden mit Originalität und Reichthum der Gedanken, feiner ſatiriſcher Witz, anmuthige Behaglichkeit, warmes, tiefes Gefühl für alles Gute und Schöne, echte Naivetät und ein eigenthümlicher, glücklicher Styl, verleihen den Schriften dieſes durch Charakter wie Geiſt gleich ſehr ausgezeichneten Mannes einen großen Reiz und bleibenden Werth. Keine ſeiner Leiſtungen iſt unbedeutend; jede hat einen beſonderen Schatz von guten und treffenden Bemerkungen, neuen und friſchen Einfällen, intereſſanten und meiſterhaft durchgeführten, oft überraſchenden Bildern und Vergleichungen. Am Schlagendſten tritt ſeine Satire in den phyſiognomiſchen Reiſen hervoe, ſowie ſein gefühlvoller Humor in Feeund Holbein's Erſcheinungen. Seine Volksmährchen der Deutſchen bilden indeſſen ſein vorzüglichſtes Werk; wenn auch die urſprünglichen Stoffe unter ſeiner Bearbeitung ihren nationalen Charakter verloren, und ſeine Behandlung ſich mehr der leichten franzöſiſchen Weiſe, ſolche Gegenſtände zu verarbeiten, zuneigt, ſo waltet doch eine Liebenswürdigkeit, Anmuth und Naivetät in ihnen, wie man ſie, namentlich in unſerer Literatur, nur ſelten findet.

Die Bücher der Chronika der drei Schweſtern *).

Erſtes Buch.

Ein reicher, eeicher Graf vergeudete all ſein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offne Tafel; wer bei ihm einſprach, Rittee oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Banket, und alle Gäſte taumelten mit frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Bretſpiel und Würfel; ſein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Hayducken, in prächtiger Livree, und ſeine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch dieſen Aufwand zerrannen ſeine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte ſeine Juwelen und Silbergeſchirr, entließ die Bedienten und erſchoß die Hunde; von ſeinem ganzen Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldſchloß, eine tugendſame Gemahlin und drei wunderſchöne Töchter. In dieſem Schloſſe hauſte er von aller Welt verlaſſen; die Gräfin verſah mit ihren Töchtern ſelbſt die Küche, und weil ſie allerſeits der Kochkunſt nicht kundig waren, wußten ſie nichts als Kartoffeln zu ſieden. Dieſe frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa ſo ſchlecht, daß er grämlich und mißmuthig wurde, und in dem weiten leeren Hauſe lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände ſeinen Unmuth widerhallten. An einem ſchönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen ſeinen Jagdſpieß, und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um ſich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu laſſen.

Von dieſem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer ſei; manchen Wanderer hatte es ſchon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böſe Gnomen erdroſſelt oder wilde Thiere zerriſſen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unſichtbaren Mächten; er ſtieg rüſtig über Berg und Thal, und kroch durch Buſch und Dickig, ohne eine Beute zu erhaſchen. Ermüdet ſetzte er ſich unter einen hohen Eichbaum, um mit einigen geſottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, dem ganzen Vorrath ſeiner Jagdtaſche, ſein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hub er ſeine Augen auf, ſiehe da! ein grauſam wilder Bär ſchritt auf ihn zu. Der arme Graf erſchrack gewaltig über dieſen Anblick; entfliehen konnt' er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüſtet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerſpieß in die Hand, ſich damit zu vertheidigen, ſo gut er könnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal ſtand's und brummte ihm vernehmlich dieſe Woete entgegen: Räuber plünderſt du meinen Honigbaum? Den Frevel ſollſt du mit dem Leben büßen! Ach bat der Graf, ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüſtet nicht nach eurem Honig, ich bin ein biedrer Rittersmann. Seid ihr bei Appetit, ſo nehmt mit Hausmannskoſt vorlieb und ſeid mein Gaſt. Hierauf tiſcht er dem Bären alle Kartoffeln in ſeinem Jagdhut auf. Dieſer aber verſchmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um dieſen Preis löſeſt du dein Leben nicht; verſprich mir deine große Tochter Wulfild augenblicklich zur Frau, wo nicht, ſo freß ich dich! In der Angſt hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter zugeſagt, und ſeine Gemahlin obendrein, wenn er ſie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gebot. Sie ſoll die Eure ſein, Herr Bär, ſprach der Graf, der anfing ſich wieder zu erholen; doch ſetzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß ihr nach Landesbrauch die Braut löſet, und ſelber kommt ſie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, ſchlag ein, und reichte ihm die rauhe Tatze hin, in ſieben Tagen löſ ich ſie mit einem Zentner Gold und führe mein Liebchen heim. Topp, ſprach der Graf, ein Wort ein Mann! Darauf ſchieden ſie im Frieden auseinander; der Bär trabte ſeiner Höhle zu, der Graf ſäumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenſchimmer kraftlos und ermattet in ſeinem Waldſchloß an.

Es verſteht ſich, daß ein Bär, der wie ein Menſch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, ſondern ein bezauberter Bär iſt. Das merkte der Graf wohl; darum dachte er, den zottigen Eidam durch Liſt zu hintergehen, und ſich in ſeiner feſten Burg ſo zu verſchanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den beſtimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dacht er bei ſich ſelbſt die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen iſt, ſo iſt er am Ende gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenſchaften eines natüelichen Bären. Er wird alſo doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel, oder durchs Schlüſſelloch in ein verſchloſſenes Zimmer eingehen, wie ein Geſpenſt, oder durch ein Nadelöhr ſchlüpfen.

Den folgenden Tag beichtete er ſeiner Gemahlin und dem Fräulein das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor

*) Aus Muſäus' „Volksmährchen der Deutſchen".

Entſetzen in Ohnmacht, als ſie hörte, daß ſie an einen ſcheußlichen Bären vermählt werden ſollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schweſtern bebten und bangten vor Wehmuth und Entſetzen. Papa aber ging hinaus, beſchauete die Mauern und Graben ums Schloß her, unterſuchte, ob das eiſerne Thor ſchloß- und riegelfeſt ſei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, ſtieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne und wohlvermauert, darin verſchloß er das Fräulein, die ihr ſeidenes Flachshaar zerraufte, und ſich ſchier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verfloſſen und der ſiebente dämmerte heran, da erhob ſich vom Walde her groß Getöſe, als ſei das wilde Heer im Anzug. Peitſchen knallten, Poſthörner ſchallten, Pferde trappelten, Räder raſſelten. Eine prächtige Staatskaroſſe mit Reutern umringt rollte übers Blachfeld daher ans Schloßthor. Alle Riegel ſchoben ſich, das Thor rauſchte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz ſtieg aus der Karoſſe, ſchön wie der Tag angethan mit Sammet und Silberſtück. Um ſeinen Hals hatte er eine goldne Kette dreimal geſchlungen, in der ein Mann aufrechts ſtehen konnte; um ſeinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder befeſtigte, wär ein Herzogthum feil geweſen. Raſch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in ſeinem Arm die erſchrockne Braut herab.

Ueber dem Getöſe erwachte der Graf aus ſeinem Morgenſchlummer, ſchob das Fenſter im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen, und Ritter und Reiſige im Hofe erblickte, und ſeine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der ſie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhrs ihm durchs Herz, und er erhob groß Klaggeſchrei: Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut! Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abſchieds.

Die Eltern waren beſtürzt über den Verluſt ihrer Tochter, und ſahen einander ſtumm und ſtaunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsſpuk, ergriff ein Bund Schlüſſel und lief auf die Warte und öffnete die Klauſe; aber ſie fand weder ihre Tochter, noch etwas von ihrer Geräthſchaft; doch lag auf dem Tiſchlein ein ſilberner Schlüſſel, den ſie zu ſich nahm, und als ſie von ungefähr durch die Luke blickte, ſah ſie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt ſtieg ſie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, beſtreute ihr Haupt mit Aſche, weinte drei Tage lang und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um friſche Luft zu ſchöpfen, und wie er über den Hof ging, ſtand da eine feine blanke Kiſte von Ebenholz, wohlverwahrt und ſchwer zu heben. Er ahnete leicht, was drinnen ſei; die Gräfin gab ihm den Schlüſſel, er ſchloß auf, und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, Eines Schlags. Erfreut über dieſen Fund vergaß er all ſein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch ſchöne Kleider für ſeine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold, und hub von neuem an zu praſſen und zu ſchwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kaſten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen ſchaarenweis, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin ſott mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln, und er durchſtreifte tagtäglich das Feld mit ſeinem Federſpiel aus Verdruß und Langeweile.

Eines Tages ließ er den Falken ſteigen, der hob ſich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand ſeines Herrn zurückkehren, ob er ihm gleich lockte. Der Graf folgte ſeinem Flug, ſo gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel ſchwebte dem grauſenvollen Walde zu, welchem zu betreten der Graf nicht waghalſen wollte. und ſein liebes Federſpiel verloren gab. Plötzlich ſtieg ein rüſtiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht ſobald anſichtig wurde, als er pfeilgeſchwind zu ſeinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu ſuchen. Der Adler aber ſchoß aus den Lüften herab, ſchlug einen ſeiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der beſtürzte Graf verſuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer ſich zu befreien, ſchlug und ſtach nach ſeinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdſpieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreiſchte ihm mit lauter Stimme dieſe Worte in die Ohren: Verwegner, warum beunruhigſt du mein Luſtrevier mit deinem Federſpiel? Den Frevel ſollſt du mit deinem Leben büßen. Aus dieſer Vogelſprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu beſtehen habe. Er faßte Muth und ſprach: Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab ich euch gethan? Mein Falk hat ſeine Schuld ja abgebüßt, den laß ich euch, ſtillt euren Appetit. Nein fuhr der Adler fort, mich lüſtet eben heut nach Menſchenfleiſch, und du ſcheinſt mir ein fetter Fraß. Pardon, Herr Adler, ſchrie der Graf in Todesangſt, heiſcht was ihr wollt von mir, ich geb es euch: nur ſchont meines Lebens. Wohl, verſetzte der mörderiſche Vogel, ich halte dich beim Wort; du haſt zwei ſchöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Verſprich mir deine Adelheid zur Frau, ſo laß ich dich mit Frieden ziehn, und löſe ſie von dir mit zwei Stufen Gold, jede einen Centner ſchwer. In ſieben Wochen führ ich mein Liebchen heim. Hierauf ſchwang ſich das Ungethüm hoch empor und verſchwand in den Wolken.

In der Noth iſt einem alles feil. Da der Vater ſahe, daß der Handel mit den Töchtern ſo gut von ſtatten ging, gab er ſich über ihren Verluſt zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hauſe, und verhehlte ſorgfältig ſein Abentheuer, theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht ſchwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe ſich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geſchickte Weberin, und ſchnitt eben damals ein Stück köſtlicher Leinwand vom Weberſtuhle, ſo fein wie Battiſt, welche ſie unfern der Burg auf einem friſchen Raſenplatze bleichte. Sechs Wochen und ſechs Tage vergingen, ohne daß die ſchöne Spinnerin ihr Schickſal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas ſchwermüthig wurde, als der Termin der Heimſuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längſt vergeſſen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das ſchwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondriſche Grillen. Sie hüpfte ſorgenlos bei Anbruch des beſtimmten Tages hinaus auf den Bleichraſen, und breitete ihre Leinwand aus, damit ſie vom Morgenthau getränkt würde. Wie ſie ihre Bleiche beſchickt hatte, und nun ein wenig umherſchauete, ſah ſie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg ſie ſich hinter einem wilden Roſenbuſch, der eben in voller Blüthe ſtand, und glotzte hervor, die prächtige Kavalkade zu ſchauen. Der ſchönſte Ritter aus dem Haufen, ein junger ſchlanker Mann in offnem Helm, ſprengte an den Buſch, und ſprach mit leichter Stimme: Ich ſehe dich, ich ſuche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; raſch ſchwing dich hinter mich aufs Roß, du ſchöne Adlerbraut! Adelheit wußte nicht wie ihr geſchah, da ſie dieſen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß: aber der Beiſatz, Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erſtarren; ſie ſank ins Gras, ihre Sinnen umnebelten ſich, und beim Erwachen befand ſie ſich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühſtück, und als Adelheid dabei fehlte, ſchickte ſie die jüngſte Tochter hinaus, zu ſehen, wo ſie bleibe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter ſchwanete nichts Gutes, ſie wollte ſehen, warum ihre Töchter ſo lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen ſei; das Herz ſchlug laut in ſeiner Bruſt; er ſchlich ſich nach dem Raſenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid ſuchten und ſie ängſtlich beim Namen riefen, und auch er ließ ſeine Stimme weidlich erſchallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umſuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Roſenbuſche vorbei, da ſah er was blinken, und wie er's genau betrachtete, warens zwei goldene Eier, jedes einen Zentner ſchwer. Nun konnt er nicht länger anſtehn, ſeiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Schandbarer Seelenverkäufer, rief ſie aus, o Vater! o Mörder! Opferſt du um ſchändlichen Gewinnſtes willen alſo dein Fleiſch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, ſonſt wenig beredtſam, vertheidigte ſich jetzt aufs beſte, und entſchuldigte ſich mit der dringenden Gefahr ſeines Lebens, aber die troſtloſe Mutter hörte nicht auf, ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen. Er wählte alſo das unfehlbarſte Mittel allem Wortſtreit ein Ende zu machen, er ſchwieg und ließ ſeine Dame reden ſo lange ſie wollte, brachte indeſſen die goldnen Eier in Sicherheit, und wälzte ſie gemach vor ſich her; legte darauf Wohlſtandshalber drei Tage lang Familientrauer an, und dachte nur darauf, wie er ſeine vorige Lebensart wieder beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elyſium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feſte wechſelten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den ſtattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindſamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterſpielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem ſiegenden Ritter den Vorreihen. Die Gaſtfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegenſten Orten die edelſten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin, aber unter ſo vielen Freiwerbern hielt die Wahl ſchwer, denn einer

Digitized by Google

übertraf den andern immer an Adel und Wohlgeſtalt. Die ſchöne Bertha kürte und wählte ſo lang, bis die goldnen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht geſpart hatte, zur Größe von Haſelnüſſen geſchmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingeſtellt, Ritter und Knappen verſchwanden, das Schloß nahm wieder die Geſtalt einer Einöde an, und die hohe Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchſtrich mißmuthig die Felder, wünſchte ein neues Abenteuer, und fand keins, weil er den Zauberwald ſcheuete.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner ſo weit, daß er dem ſchauervollen Walde nahe kam, und ob er ſich gleich nicht hineinwagte, ſo ging er doch eine Strecke an der Brahne hin, und erblickte da einen großen Fiſchweiher, der ihm noch nie zu Geſichte gekommen war, in deſſen ſilberhellem Gewäſſer er unzählige Forellen ſchwimmen ſah. Dieſer Entdeckung freute er ſich ſehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Anſehen; daher eilte er nach Hauſe, ſtrickte ſich ein Netz, und den folgenden Morgen ſtand er bei guter Zeit am Geſtade, um ſolches auszuwerfen. Glücklicherweiſe fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe. Er ſprang hinein, ruderte luſtig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte, und ruderte vergnügt über ſeine Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Geſtade ſtand der Nachen im vollen Lauf feſt und unbeweglich, als ſäß er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Waſſer verrann rings umher, das Fahrzeug ſchien an einer Klippe zu hangen, und hob ſich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fiſcher war dabei nicht wohl zu Muthe. Ob gleich der Nachen wie angenagelt ſtand, ſo ſchien ſich doch von allen Seiten das Geſtade zu entfernen, der Weiher dehnte ſich zu einer großen See aus, die Wogen ſchwollen auf, die Wellen rauſchten und ſchäumten, und mit Entſetzen ward er inne, daß ein ungeheurer Fiſch ihn und ſeinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab ſich in ſein Schickſal, ängſtlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fiſch unter, der Nachen ward wieder flott, aber einen Augenblick darauf erſchien das Meerwunder über dem Waſſer, ſperrte ſeinen abſcheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finſtern Schlunde ſchallten, wie aus einem unterirdiſchen Gewölbe, vernehmlich dieſe Worte hervor: Kühner Fiſcher, was beginnſt du hier? Du mordeſt meine Unterthanen? Den Frevel ſollſt du mit dem Leben büßen! Der Graf war nun bereits mit dergleichen Abentheuern ſo bekannt worden, daß er wußte, wie er ſich dabei zu benehmen hätte. Er erholte ſich bald von ſeiner erſten Beſtürzung, da er merkte, daß der Fiſch doch ein vernünftig Wort mit ſich reden ließ, und ſprach ganz dreiſt: Herr Behemot, verletzt das Gaſtrecht nicht, vergönnt mir ein Gerichte Fiſch aus eurem Weiher; ſprächt ihr bei mir ein, ſo ſtünd euch Küch und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde ſind wir nicht, verſetzte das Ungeheuer: kennſt du noch nicht des Stärkern Recht, daß der den Schwächern frißt? Du ſtahlſt mir meine Unterthanen, ſie zu verſchlingen, und ich verſchlinge dich! Hier riß der grimmige Fiſch den Rachen noch weiter auf, als wollte er ein Schiff mit Mann und Maus verſchlingen. Ach ſchont, ſchont mein Leben, ſchrie der Graf, ihr ſeht, ich bin ein mageres Morgenbrot für euren Wallfiſchbauch! Der große Fiſch ſchien ſich etwas zu bedenken: wohlan, ſprach er, ich weiß, du haſt eine ſchöne Tochter, verſprich mir die zum Weibe, und nimm dein Leben zum Gewinn. Als der Graf hörte, daß der Fiſch aus dieſem Tone zu reden anfing, verſchwand ihm alle Furcht: Sie ſtehet zu Befehl, ſprach er, ihr ſeid ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater ſein Kind verſagen wird. Doch womit löſet ihr die Braut nach Landes Brauch? Ich habe, erwiederte der Fiſch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieſer See liegt ein großer Schatz von Perlenmuſcheln, du darfſt nur fordern. Nun, ſagte der Graf, drei Himten Zahlperlen ſind wohl nicht zu viel für eine ſchöne Braut. Sie ſind dein, beſchloß der Fiſch, und mein die Braut, in ſieben Monden führ ich mein Liebchen heim. Hierauf ſtürmt' er luſtig mit dem Schwanze, und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte ſeine Forellen nach Hauſe, ließ ſie ſieden, und ſich dieſe Carthäuſermahlzeit nebſt der Gräfin und der ſchönen Bertha wohlſchmecken. Das arme Fräulein ahnete nicht, wie theuer ihr dies Mahl zu ſtehen kommen würde.

Unterdeſſen nahm der Mond ſechsmal ab und zu, und der Graf hatte ſein Abentheuer beinahe vergeſſen; als aber der Silbermond zum ſiebentenmal ſich zu runden begann, dacht er an die bevorſtehende Kataſtrophe und um kein Augenzeuge davon zu ſein, drückte er ſich ab, und unternahm eine kleine Reiſe ins Land. In der ſchwülen Mittagsſtunde, am Tage des Vollmonds, ſprengte ein ſtattlich Geſchwader Reuter ans Schloß; die Gräfin, beſtürzt über ſo vielen fremden Beſuch, wußte nicht, ob ſie die Pforte öffnen ſollte oder nicht. Als ſich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlſtandes und Ueberfluſſes in der Burg den Turnieren beigewohnt, und zu Schimpf und Ernſt geſtochen, auch manchen Ritterdank von der ſchönen Bertha Hand empfangen, und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch ſeit der Glücksveränderung des Grafen, war er gleich den übrigen Rittern verſchwunden. Die gute Gräfin ſchämte ſich vor dem edlen Ritter und ſeinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß ſie nichts hatte, ihm aufzutiſchen. Er aber trat ſie freundlich an, und bat nur um einen Trunk friſch Waſſer aus dem kühlen Felſenbrunnen des Schloſſes, wie er auch ſonſt zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nennte man ihn ſcherzweiſe nur den Waſſerritter. Die ſchöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine kryſtallene Schale. Er empfing ſie aus ihrer niedlichen Hand, ſetzte ſie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Beſcheid. Die Gräfin befand ſich indeſſen in großer Verlegenheit, daß ſie nicht vermögend war, ihrem Gaſte etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich beſann ſie ſich, daß im Schloßgarten eben eine ſaftige Waſſermelone reifte. Augenblicklich drehte ſie ſich nach der Thür, brach die Melone ab, legte ſie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub drunter und die ſchönſten wohlriechenden Blumen ringsumher, um ſie dem Gaſte aufzutragen. Wie ſie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, ſie ſahe weder Pferde noch Reiſige mehr, im Zimmer war weder Ritter noch Knappe; ſie rief ihre Tochter Bertha, ſuchte ſie im ganzen Hauſe, und fand ſie nicht. Im Vorhauſe aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingeſtellt, die ſie in der erſten Beſtürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären ſie mit Erbſen gefüllt; genauer ſie zu unterſuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Die gute Mutter überließ ſich ganz ihrem Schmerz, und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der ſie in großem Jammer fand. Sie konnt ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, ſo gern ſie es gethan hätte, denn ſie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß ſie einen fremden Ritter in die Burg gelaſſen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröſtete ſie liebreich und frug nach den Erbsſäcken, von welchen ſie ihm geſagt hatte, ging hinaus, ſie zu beſchauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erſtaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, ſo groß, wie die großen Gartenerbſen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinſten Waſſer. Sie ſahe wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von ſeinem Reichthum und Stande eine große Meinung, und tröſtete ſich damit, daß dieſer Eidam kein Ungeheuer, ſondern ein ſtattlicher Ritter ſei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Eltern zwar alle ihre ſchönen Töchter eingebüßt, aber dafür beſaßen ſie einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schloſſe, die um die köſtlichen Zahlperlen handelten. Der Graf löſete ſeine Städte ein, that das Waldſchloß an einen Lehnsmann aus, bezog ſeine vormalige Reſidenz, richtete den Hofſtaat wieder an, und lebte nun nicht mehr als ein Verſchwender, ſondern als ein guter Wirth, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand ſich in großer Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte ſich über den Verluſt ihrer Fräulein nicht beruhigen; ſie trug beſtändig Trauerkleider, und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte ſie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu ſehen, und ſo oft ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete ſie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermocht es endlich nicht länger über ſich, ſie mit leerer Hoffnung hinzuhalten; in der traulichen Betkammer, welche ſo manchem Männerhoß Luſt macht, eröffnete er ihr, daß dieſer herrliche Eidam ein ſcheußlicher Fiſch ſei. Ach, erſeufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Hab ich darum Kinder geboren, daß ſie ein Raub grauſender Ungeheuer werden ſollten? Was iſt alles Erdenglück, was ſind alle Schätze für eine kinderloſe Mutter! Liebes Weib, antwortete der Graf, beruhige dich; es iſt nun einmal nicht anders; wenns von mir abhinge, ſollt es dir an Kinderſegen nicht gebrechen. Die Gräfin nahm dieſe Worte ſehr zu Herzen. Sie meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß ſie alternde und die Unfruchtbare im Hauſe ſei; denn er ſelbſt war noch ein feiner rüſtiger Mann. Darüber betrübte ſie ſich ſo ſehr, daß ſie in große Schwermuth fiel, und Freund Hein wär ihr wohl ein willkommener Gaſt geweſen, wenn er bei ihr eingeſprochen hätte.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Antheil an dem Leiden ihrer guten Frau, und jammerten und weinten mit ihr; ſuchten ſie auch wohl zu Zeiten durch Sang und Saitenſpiel aufzuheitern; aber ihr Herz war keiner Freude mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weiſen Rath, wie der Gaſt des Trübſinns weggebannet werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, das den Kummer der Gräfin gemindert hätte. Die Jungfrau, welche ihr das Handwaſſer reichte, war vor allen andern Dirnen klug und ſittſam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten; ſie hatte ein empfindſames Herz, und der Schmerz ihrer Herrſchaft lockte ihr manche Thräne ins Auge. Um nicht vorlaut zu ſcheinen, hatte ſie immer geſchwiegen; endlich konnte ſie dem innern Drange nicht länger widerſtehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. Edle Frau, ſagte ſie, wenn ihr mich hören wolltet, ſo wüßt ich euch wohl ein gut Mittel zu ſagen, das die Wunden eures Herzens heilen ſollte. Die Gräfin ſprach: rede! Unfern von eurer Reſidenz, fuhr die Jungfrau fort, wohnet ein frommer Einſiedler in einer ſchauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Noth ihre Zuflucht nehmen. Wie wärs, wenn ihr von dem heiligen Manne Troſt und Hilfe begehrtet? wenigſtens würde ſein Gebet euch die Ruhe eures Herzens wiedergeben.

Der Gräfin gefiel dieſer Vorſchlag, ſie hüllte ſich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, eröffnete ihm ihr Anliegen, beſchenkte ihn mit einem Roſenkranze von Zahlperlen, und bat um ſeinen Segen. Dieſer war denn auch ſo kräftig, daß, eh ein Jahr verging, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war, und eines jungen Sohns genaß.

Groß war die Freude der Eltern über den holden Spätling. Die ganze Grafſchaft verwandelte ſich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeiten bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald das Wunderkind. Der Knabe war ſchön, wie der leibhafte Amor ſelbſt, und ſeine Erziehung warde mit ſolcher Sorgfalt betrieben, als ob die Morgenröthe der philanthropiſtiſchen Methode damals ſchon angebrochen geweſen wäre. Er wuchs luſtig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Troſt, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, ſo verloſch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn ſie den kleinen lachenden Reinald in die Arme ſchloß, träufelte eine Zähre auf ſeine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmüthig: gute Mutter, was weineſt du? Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Urſache ihres geheimen Kummers: denn außer dem Gemahl wußte niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingekommen waren. Manche ſpekulative Köpfe wollten wiſſen, ſie wären von irrenden Rittern entführt worden, welches damals nichts Ungewöhnliches war, andere wollten ſie im Gefolge der Königin von Burgund, oder der Gräfin von Flandern geſehen haben. Durch tauſend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter endlich das Geheimniß ab; ſie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schweſtern mit allen Umſtänden, und er verlor kein Wort von dieſen Wundergeſchichten aus ſeinem Herzen. Nun hatte er keinen andern Wunſch, als wehrhaft zu ſein, um auf das Abenteuer auszugehen, ſeine Schweſtern im Zauberwalde aufzuſuchen und ihren Zauber zu löſen. So bald er zum Ritter geſchlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heerzug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freuete ſich des ritterlichen Muthes ſeines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und ließ ihn mit Segen von ſich, ſo ungern auch die ſorgſame Mutter in den Abſchied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter ſeine Vaterſtadt im Rücken, ſo verließ er die Heerſtraße, trabte mit romantiſchem Muth auf das Waldſchloß zu, und begehrte von dem Lehnsmanne Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohlhielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch Alles in ſüßem Schlummer lag, ſattelte er ſein Roß, ließ ſein Gefolge zurück, und jagte voll Muth und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüſch, und vom Huf ſeines Pferdes ſchalleten die ſchroffen Felſen wieder. Alles um ihn her war einſam und öde, und die dichtverwachſenen Bäume ſchienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu verſperren. Er ſtieg vom Pferde, ließ es graſen und machte ſich mit ſeinem Schwerdt einen Weg durch den Buſch, kletterte an ſteilen Felſen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches ſich ein klarer Bach ſchlängelte. Er folgte den Krümmungen deſſelben; in der Ferne öffnete eine Felſengrotte ihren unterirdiſchen Schlund, vor welcher etwas, das einer menſchlichen Figur ähnlich war, ſich zu regen ſchien. Der kecke Jüngling verdoppelte ſeine Schritte, nahm den Weg zwiſchen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch, und ſahe eine junge Dame im Graſe ſitzen, die einen kleinen ungeſtalten Bär auf dem Schooße liebkoſte, indeß noch ein größerer um ſie ſchäkerte, bald ein Männchen machte, bald einen poſſirlichen Purzelbaum ſchlug, welches Spiel die Dame ſehr zu beluſtigen ſchien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für ſeine Schweſter Wulfild, und ſprang haſtig aus ſeinem Hinterhalt hervor, ſich ihr zu entdecken. So bald ſie aber den jungen Mann erblickte, that ſie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bär ins Gras, ſprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängſtlicher Geberde alſo an: O Jüngling, welcher Unglücksſtern führt dich in dieſen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der friſt all Menſchenkind, die ſeiner Wohnung nahen, flieh und errette dich! Er neigte ſich züchtiglich gegen die bildſchöne Dame und antwortete: Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne dieſen Wald und ſeine Abenteuer, und komme, den Zauber zu löſen, der euch hier gefangen hält. Thor! ſprach ſie, wer biſt du, daß du es wagen darfſt, dieſen mächtigen Zauber zu löſen, und wie vermagſt du das? Er: Mit dieſem Arm und durch dies Schwerdt! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieſer Zauberwald drei ſchöne Töchter raubte. Biſt du nicht Wulfild, ſeine Erſtgeborne? Ob dieſer Rede entſetzte ſich die Dame noch mehr und ſtaunte den Jüngling mit ſtummer Verwunderung an. Er nutzte dieſe Pauſe und legitimirte ſich durch ſo viel Familiennachrichten, daß ſie nicht zweifeln konnte, Reinwald ſei ihr Bruder. Sie umhalſete ihn zärtlich, aber ihre Kniee wankten vor Furcht wegen der augenſcheinlichen Gefahr, worin ſein Leben ſchwebte.

Die ſchöne Wulfild führte hierauf ihren lieben Gaſt in die Höhle, um da einen Winkel auszuſpähen, ihn zu beherbergen. In dieſem weiten düſtern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bären und ſeinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber ſtand ein prächtiges Bette mit rothem Damaſt behangen und mit goldnen Treſſen beſetzt, für die Dame. Reinald mußte ſich bequemen, eiligſt unter der Bettlade Platz zu ſuchen, und da ſein Schickſal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräuſch ward ihm bei Leib und Leben unterſagt, beſonders prägte ihm die angſtvolle Schweſter wohl ein, weder zu huſten noch zu nieſen.

Kaum war der junge Waghals an ſeinem Zufluchtsorte, ſo brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein, und ſchnoberte mit blutiger Schnautze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde ausgeſpürt und ihn zerriſſen. Wulfild ſaß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen, denn ſie ſahe bald, daß der Herr Gemahl ſeine Bärenlaune hatte, weil er vermuthlich den fremden Gaſt in der Höhle merkte. Sie unterließ deshalb nicht, ihn zärtlich zu liebkoſen, ſtreichelte ihn ſanft mit ihrer ſammetweichen Hand den Rücken herab, und grauete ihm die Ohren; aber das grämliche Vieh ſchien wenig auf dieſe Liebkoſungen zu achten. Ich wittere Menſchenfleiſch, murmelte der Freſſer aus ſeiner weiten Kehle. Herzensbär, ſagte die Dame, du irrſt dich, wie käm ein Menſch in dieſe traurige Einöde? Ich wittere Menſchenfleiſch, wiederholte er, und ſpionirte um das ſeidene Bette ſeiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zu Muthe, und trotz ſeiner Herzhaftigkeit, trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirne. Indeſſen machte die äußerſte Verlegenheit die Dame herzhaft und entſchloſſen: Freund Bär, ſprach ſie, bald treibſt du mirs zu bunt, fort hier von meiner Lagerſtatt, oder fürchte meinen Zorn! Der Schnautzbär kümmerte ſich wenig um dieſe Drohung, und hörte nicht auf, um den Bettumhang herum zu töſen. Allein, ſo ſehr er auch Bär war, ſo ſtand er gleichwohl unter dem Pantoffel ſeiner Dame. Wie er aber Miene machte, ſeinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte ſich Wulfild ein Herz, und verſetzte ihm einen ſo nachdrücklichen Fußtritt in die Lenden, daß er ganz demüthig auf ſeine Streu kroch, ſich niederkauerte, brummend an den Tatzen ſog und ſeine Jungen leckte. Bald darauf ſchlief er ein und ſchnarchte wie ein Bär. Sogleich erquickte die traute Schweſter ihren Bruder mit einem Glaſe Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, gutes Muths zu ſein, nun ſei die Gefahr größtentheils vorüber. Reinald war von ſeinem Abenteuer ſo ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel, und mit dem Schwager Bär um die Wette ſchnarchte.

Beim Erwachen befand er ſich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit ſeidenen Tapeten. Die Morgenſonne blickte freundlich zwiſchen den aufgezogenen Gardinen herein; neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Taburets ſeine Kleider und die ritterliche Waffenrüſtung, auch ſtand ein ſilbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu ſchellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der ſchaudervollen Höhle in einen ſo prächtigen Pallaſt ſei verſetzt worden, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume, oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieſer Ungewißheit zu kommen, zog er die

Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, fragte nach ſeinen Befehlen, und meldete, daß ſeine Schweſter Wulfild und ihr Gemahl Albert der Bär, ſeiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte ſich von ſeinem Erſtaunen gar nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß vor die Stirn trat, ſo ließ er ſich doch raſch ankleiden, und trat ins Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Hayducken antraf. Mit dieſem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorſäle zum Audienzzimmer, wo ihn ſeine Schweſter mit dem Anſtande einer Fürſtin empfing. Neben ſich hatte ſie zwei allerliebſte Kinder, einen Prinzen von ſieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albert der Bär herein, der jetzt ſein grauſendes Anſehn und alle Eigenſchaften eines Bären abgelegt hatte, und als der liebenswürdigſte Prinz erſchien. Wulfild ſtellte ihm ihren Bruder vor, und Albert umhalſete ſeinen Schwager mit aller Wärme der Freundſchaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all ſeinem Hofgeſinde durch einen feindſeligen Zauber auf gewiſſe Tage verzaubert. Er genoß nämlich die Vergünſtigung, alle ſieben Tage von einer Morgenröthe bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die ſilbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau aufs Land; das Schloß verwandelte ſich in einen ſchroffen unerſteiglichen Felſen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Kaskaden in ſtehende trübe Sümpfe, der Inhaber des Schloſſes wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dächſe und Marter, die Hofdamen und Zofen Eulen und Fledermäuſe, die Tag und Nacht girrlen und wehklagten.

An einem ſolchen Tage der Entzauberung war es, wo Albert ſeine Braut heimführte. Die ſchöne Wulfild, die ſechs Tage geweint hatte, daß ſie an einen zottigen Bär vermählt werden ſollte, ließ ihren Trübſinn ſchwinden, als ſie ſahe, daß ſie ſich in den Armen eines jungen wohlgeſtalteten Ritters befand, der ſo minniglich ſie umfaßte und ſie in einen herrlichen Pallaſt einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von ſchönen Dirnen in Myrthenkränzen mit Geſang und Saitenſpiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entlediget, und mit köſtlichem Brautſchmuck angethan. Ob ſie gleich nicht eitel war, ſo konnte ſie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgeſtalt nicht verhehlen, da ihr die kryſtallenen Spiegel von allen Wänden des Brautgemachs tauſend Schmeicheleien ſagten. Ein prächtiges Gaſtmahl folgte auf die Vermählungsceremonie, und ein glänzender Prunkball beſchloß die Feierlichkeit des feſtlichen Tages. Die reizende Braut athmete Wonne und Seligkeit in den Gefühlen der Liebe, die an ihrem Brauttage, nach der Sitte der keuſchen Vorwelt ſich zum erſtenmal in ihrem jungfräulichen Herzen regten, und das widerliche Bären-Ideal war ganz aus ihrer Phantaſie verdrungen. In der Mitternachtſtunde wurde ſie von ihrem Gemahl mit Pomp in die Brautkammer eingeführt, wo alle Liebesgötter im Plafond von Freude belebt ihre goldnen Flügel zu regen ſchienen, da das liebende Paar hineintrat.

Der ſüßeſte Morgentraum ſchwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte, und ihren Gemahl mit einem liebevollen Kuß gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte. Aber wie groß war ihr Erſtaunen, da ſie ihn nicht mehr an ihrer Seite fand, und, den ſeidenen Vorhang aufhebend, ſich in ein düſteres Kellergewölbe verſetzt ſahe, wo das gebrochne Tageslicht durch den Eingang hineinfiel, und nur eben ſo viel Hellung gab, daß ſie einen furchterweckenden Bär wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübſinnig nach ihr hinblickte.

Sie ſank auf ihr Lager zurück, und ſtarb vor Entſetzen hin. Nach einer langen Weile kam ſie erſt wieder zu ſich, und ſammelte ſo viel Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhle beantworteten. Der empfindſame Bär konnte nicht aushalten, dieſe Jammerſcene mit anzuſehen, er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Unwillen über ſein hartes Schickſal auszukeuchen. Schwerfällig hob er ſich vom Lager und zottelte brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am ſiebenten Tage kurz vor der Verwandlung zurückkehrte. Die ſechs traurigen Tage wurden der untröſtbaren Dame zu Jahren. Ueber der hochzeitlichen Freude hatte man aus der Acht gelaſſen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfriſchungen zu verſehen; denn über alle lebloſen Dinge, welche die ſchöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht; aber ihr Gemahl würde, auch ſelbſt in ihren Umarmungen zum Bären geworden ſein. In der Beklommenheit ihres Herzens ſchmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu denken; endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungeſtüm, und erregte einen wilden Heißhunger, der ſie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu ſuchen. Sie ſchöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Waſſer aus dem vorüberrieſelnden Bächlein und erquickte damit ihre heißen, trocknen Lippen, pflückte einige Hambutten und Brombeere, und verſchlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die ſie gierig auflas, und noch eine Schürze voll aus bloßem Naturtrieb mit in die Höhle zurücknahm; denn um ihr Leben war ſie wenig bekümmert: ſie wünſchte nichts ſehnlicher als den [illegible]

Mit dieſem Wunſche ſchlief ſie am Abend des ſechſten [illegible]ges ein, und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gem[illegible] wieder, in welches ſie als Braut eingetreten war. Sie fand alles noch in der nämlichen Ordnung, wie ſie es verlaſſen ha[illegible] und den ſchönſten zärtlichſten Gemahl an ihrer Seite, der [illegible] den rührendſten Ausdrücken ihr ſein Mitleid über den trauri[illegible] Zuſtand bezeigte, in welchen ſeine unwiderſtehliche Liebe za [illegible] ſie gebracht hatte, und ſie mit Thränen in den Augen um V[illegible]zeihung bat. Er erklärte ihr die Beſchaffenheit des Zaube[illegible] daß jeder ſiebente Tag ſolchen unwirkſam mache, und Alles [illegible] der in ſeiner natürlichen Geſtalt darſtelle. Wulfild wurde du[illegible] die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; ſie bedachte, daß [illegible] Ehe noch gut genug wäre, wo der ſiebente Tag immer he[illegible] ſei, und daß nur die glücklichſten der Ehen ſich dieſes Vorre[illegible] rühmen könnten; kurz, ſie fand ſich in ihr Schickſal, ver[illegible] Liebe mit Liebe, und machte ihren Albert zum glücklichſten [illegible]ren unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu komm[illegible] in der Waldhöhle zu darben, legte ſie jederzeit, wenn ſie [illegible] Tafel ging, ein Paar weite Poſchen an, welche ſie mit Kon[illegible] ſüßen Orangen und anderm köſtlichen Obſt belaſtete. Auch [illegible] gewöhnlichen Nachttrunk ihres Herrn, der ins Schlafgemach [illegible]ſtellt wurde, verbarg ſie ſorgfältig in ihrer Bettlade, un[illegible] war ihre Küche und Keller immer für die Zeit der Verw[illegible]lung zureichend beſtellt.

Ein und zwanzig Jahr hatte ſie bereits im Zauberw[illegible] verlebt, und dieſe lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen R[illegible] verdrängt; auch war die wechſelſeitige Liebe des edlen Pa[illegible] noch Gefühl des erſten mächtigen Inſtinkts. Mutter Natur hauptet aller anſcheinenden Störungen ungeachtet allenthal[illegible] ihre Rechte; auch in der Zauberwelt wacht ſie mit großer So[illegible]falt und Strenge dafür, und wehret allem Fortſchritte und allmähligen Veränderungen der Zeit ab, ſo lange durch die [illegible]bernatürlichen Eingriffe der Zauberei die Dinge dieſer Unter[illegible] ihrer Botmäßigkeit entzogen ſind. Laut dem Zeugniß der [illegible]ligen Legende ſtiegen die frommen Siebenſchläfer, nachdem ihren hundertjährigen Schlaf ausgeſchlaſen hatten, ſo mun[illegible] und rüſtig aus den römiſchen Katakomben hervor, wie ſie [illegible] eingegangen waren, und hatten nur um eine einzige Nacht [illegible]altert. Die ſchöne Wulfild hatte nach der Berechnung der [illegible]ten Mutter Natur, in den ein und zwanzig Jahren nur [illegible] Jahre verlebt, und befand ſich alſo noch in der vollen Blü[illegible] des weiblichen Alters. Eben dieſe Beſchaffenheit hatte es au[illegible] mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofſtaat.

Alles das eröffnete das edle Paar dem holden Ritter auf einem Luſtwandel im Park, unter einer Laube, woran ſich wilder Jasmin und Hills kletterndes Geißblatt zuſammen verflochten. Der glückliche Tag ſchwand unter dem Gepränge einer bunten Hofgalla und wechſelſeitigen Freundſchaftsbezeugungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein, nachher war Apartement und Spiel. Ein Theil der Höflinge luſtwandelten mit den Damen im Park, trieben Scherz und Minneſpiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgallerie unter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen geſpeiſet wurde. Man aß, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsſtunde, Wulfild verſorgte nach Gewohnheit ihre Poſchen und rieth ihrem Bruder, ſeine Taſchen auch nicht zu vergeſſen. Als abgetragen war, ſchien Albert unruhig zu werden und flüſterte ſeiner Gemahlin etwas ins Ohr. Sie nahm darauf ihren Bruder bei Seite und ſprach wehmüthig: Geliebter Bruder, wir müſſen nun ſcheiden, die Stunde der Verwandlung iſt nicht mehr fern, wo alle Freuden dieſes Pallaſtes hinſchwinden. Albert iſt um dich bekümmert, er fürchtet für dein Leben; er würde dem thieriſchen Inſtinkt nicht widerſtehen können, dich zu zerreißen, wenn du die bevorſtehende Veränderung hier abwarten wollteſt; verlaß dieſen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück. Ach, erwiederte Reinald, es begegne mir, was das Verhängniß über mich beſchloſſen hat, ſcheiden kann ich noch nicht von euch, ihr Lieben! Dich, o Schweſter, aufzuſuchen, war mein Beginnen, und da ich dich gefunden habe, verlaß ich dieſen Wald nicht ohne dich. Sage, wie ich den mächtigen Zauber löſen kann? Ach, ſprach ſie, den vermag kein Sterblicher zu löſen! Hier miſchte ſich Albert ins Geſpräch, und wie er den kühnen Entſchluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von ſeinem Vorhaben ſo kräftig ab, daß dieſer endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schweſter nachgeben, und zum Abſchied ſich bequemen mußte.

Fürſt Albert umarmte den wackern Jüngling brüderlich

Digitized by Google

und nachdem dieſer ſeine Schweſter umhalſet hatte und nun ſcheiden wollte, zog Jener ſeine Brieftaſche hervor, und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte ſie in ein Papier und reichte ſie dem Ritter gleichſam ſcherzweiſe als ein Wahrzeichen hin, ſich dabei des Abenteurers im Zauberwalde zu erinnern. Doch, ſetzte er ernſthaft hinzu, verachtet nicht dieſe Kleinigkeit; ſollt' euch irgend einmal Hülfe Noth thun, ſo reibt dieſe drei Haare zwi-
nartet den Erfolg. Im Schloßhofe
n mit ſechs Rappen beſpannt, nebſt
n. Reinald ſtieg hinein: Ade, mein
är am Schlage; ade, mein Bruder!
underkind, und der Wagen donnerte
uf und davon.
unkelten noch hell am nächtlichen
· Stock und Stein, Berg auf Berg
der, über Stoppen und Felder, ſon-
m Trab. Nach einer guten Stunde
auen; plötzlich verloſchen alle Wind-
nſanft auf die Erde geſetzt, ohne zu
der Phaeton mit Roß und Wagen
ei dem Schimmer der Morgenröthe
.ſen zwiſchen ſeinen Füßen hin gallo-
ortzogen.
wußte ſich das Abenteuer nun leicht
ſorgfältig, eine Ameiſe etwa unver-
rtete ganz ruhig den Ausgang der
ch innerhalb der Grenzen des Waldes
beiden jüngern Schweſtern gleichfalls
ihm nicht gelingen ſollte, ſie zu ent-
einen Beſuch zu machen.
vergebens im Wald umher, ohne daß
aufſtieß. Eben hatte er die letzten
otes von Schwager Albert des Bären
noch über ſich in der Luft etwas rau-
n Schiff in vollem Segel die Wellen
te auf und erblickte einen mächtigen
t auf ein Neſt herabließ, das er auf
ald war über dieſe Entdeckung hoch-
Unterwuchs der Holzung, und lauerte
fliegen würde. Nach ſieben Stunden
alsbald trat der lauſchende Jüngling
ef mit lauter Stimme: Adelheid, ge-
u auf dieſer hohen Eiche hauſeſt, ſo
; ich bin Reinald, das Wunderkind
dich ſuchet, und die Bande des mäch-
ſtrebt, die dich feſſeln. Sobald er
antwortete eine ſanfte weibliche Stim-
Wolken: Biſt du Reinald das Wun-
deiner Schweſter Adelheid, ſäume
nicht, zu ihr herauf zu klimmen, die Troſtloſe zu umarmen.

Entzückt über dieſe frohe Botſchaft wagte der Ritter freudig den Verſuch, den hohen Baum hinanf zu klettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber der war zu dicke, ihn zu umklaftern, und die nächſten Aeſte viel zu hoch, ſie zu erfaſſen. Indem er begierig auf Mittel ſann, ſeinen Zweck zu erreichen, fiel eine ſeidene Strickleiter herab, durch deren Beihülfe er bald bis in den Gipfel des Baums zu dem Adlerneſte gelangte, es war ſo geräumig und ſo feſte gebauet, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand ſeine Schweſter unter einem Thronhimmel ſitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, und inwendig mit roſenfarbnem Atlas ausgeſchlagen; auf ihrem Schooße lag ein Adlerei, welches auszubrüten ſie beſchäftiget war. Der Empfang war auf beiden Seiten ſehr zärtlich, Adelheid hatte genaue Kundſchaft von ihres Vaters Hauſe, und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar, der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünſcht. Alle ſieben Wochen war eine von der Verzauberung frei. In dieſer Zwiſchenzeit hatte er ſeiner Gemahlin zu Liebe, unerkannterweiſe oft das Hoflager ſeines Schwiegervaters beſucht, und gab ihr von Zeit zu Zeit Nachricht, wie es in ihres Vaters Hauſe ſtand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächſte Verwandlung bei ihr abzuwarten; und obgleich der Termin erſt in ſechs Wochen bevorſtand, ſo willigte er doch gern ein. Sie verſteckte ihn in einem hohlen Baum und beköſtigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sopha, das mit Schiffsproviſion, das heißt, ſolchen Eßwaaren, die ſich erhalten, auf ſechs Wochen reichlich verſehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: ſo lieb dir das Leben iſt, hüte dich vor Edgars Adlerblick, ſieht er dich in ſeinem Gehege, ſo iſts um dich geſchehen; er hackt dir die Augen aus und frißt dir das Herz ab, wie er nur erſt geſtern dreien deiner Knappen that, die dich hier im Walde ſuchten.

Reinald ſchauderte über das Schickſal ſeiner Knappen, verſprach ſeiner wohl zu wahren, und harrete in dem Pathmus des hohlen Baums ſechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit ſeiner Schweſter zu koſen, ſo oft der Adler vom Neſte flog. Aber für dieſe Prüfung ſeiner Geduld wurde er nachher durch ſieben freudenvolle Tage ſattſam entſchädiget.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundſchaftlich als beim Schwager Bär. Sein Schloß, ſein Hofſtaat, Alles war hier ſo, wie dort; jeder Tag war ein Freudenfeſt, und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geſchwind herbei. Am Abend des ſiebenten Tages entließ Edgar ſeinen Gaſt mit den zärtlichſten Umarmungen, doch warnt er ihn, ſein Gehege nicht wieder zu betreten. Soll ich mich, ſprach Reinald wehmüthig, ewig von euch ſcheiden, ihr Geliebten? Iſts nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu löſen, der euch hier gefangen hält? Hätt' ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte ſie alle, euch zu erlöſen. Edgar drückte ihm herzig die Hand: Dank, edler junger Mann, für eure Lieb und Freundſchaft; aber laßt das kecke Unterfangen ſchwinden. Es iſt möglich, unſern Zauber zu löſen; aber ihr ſollts, ihr dürfts nicht. Wers beginnt, dem koſtet es das Leben, wenns mißlingt, und ihr ſollt nicht das Opfer für uns werden.

Durch dieſe Rede wurde Reinalds Heldenmuth nur mehr angefeuert, das Abenteuer zu beſtehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, ſeinen Zweck zu erreichen. Er drang in den Schwager Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes aufzulöſen ſei; doch dieſer wollt ihm nichts enträthſeln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu ſetzen. Alles, was ich euch ſagen kann, lieber Bruder, ſprach er, iſt, daß ihr den Schlüſſel der Bezauberungen finden müßt, wenn es euch gelingen ſoll, uns zu erlöſen. Seid ihr vom Schickſal beſtimmt unſer Befreier zu ſein, ſo werden euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo ihr ihn zu ſuchen habet, wo nicht, ſo iſt Thorheit all euer Beginnen. Hierauf zog er ſeine Brieftaſche hervor und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, ſich ſeiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einſt Hülfe Noth thue, ſollt er ſie zwiſchen den Händen reiben und den Erfolg abwarten. Drauf ſchieden ſie freundlich aus einander. Edgars Hofmarſchall und das Hofgeſinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporſtrebenden Weihmuths-Fichten, Kiefern und Eichenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Geheges, und als er außerhalb deſſelben war, ſchloſſen ſie die Gatterthore zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung ſtand bevor.

Reinald ſetzte ſich unter eine Linde, das Wunder mit anzuſehen; der Vollmond leuchtete hell und klar; er ſah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen. Aber in der Morgendämmerung ſah er ſich in einen dicken Nebel eingehüllt, und wie dieſen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gatterthor verſchwunden, und er befand ſich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felſenwand neben einem unermeßlichen Abgrund.

Der junge Abenteurer blickte ringsumher, einen Weg hinab ins Thal zu finden; da ward er in der Ferne einen See gewahr, deſſen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenſtrahlen verſilberte. Mit großer Mühe arbeitete er ſich den ganzen Tag durch den dichtverwachſenen Wald; ſein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er ſeine dritte Schweſter Bertha vermuthete; aber je weiter er in den wilden Buſch hineinkam, je undurchdringlicher ward er, der See verlor ſich aus ſeinen Augen und mit ihm die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Gegen Sonnenuntergang ſah er zwar die Waſſerfläche wieder zwiſchen den Bäumen durchſchimmern, als der Wald lichter wurde; aber dennoch erreicht' er das Ufer nicht vor hereinbrechender Nacht. Ermüdet ſchlug er ſein Lager unter einem Feldbaum auf, und erwachte nicht eher, bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Durch den Schlaf fand er ſich geſtärket und ſeine Glieder rüſtig und wacker; er ſprang raſch auf und wandelte längſt dem Ufer hin voller Gedanken und Anſchläge, wie er zu ſeiner Schweſter im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er ſeinen Spruch und Gruß erſchallen: Bertha, geliebte Schweſter, hauſeſt du in dieſem Weiher, ſo gieb Antwort auf meine Rede, ich bin Reinald das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich aufſucht, deinen Zauber zu löſen und dich aus dieſem naſſen Gefängniß herauszuführen: Ihm antwortete nichts als das vielſtimmige Echo vom Walde her. O ihr lieben Fiſche, fuhr er fort, als ganze Schaaren rothgeſprengter Forellen ans Ufer ſchwammen und den jungen Fremdling anzugaffen ſchienen, ihr lieben Fiſche, ſagts eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen. Er zerpflückte alle Brodfragmente, die er noch in ſeinen Taſchen fand, und warf ſie in den Teich, die Fiſche damit zu beſtechen, ob ſie ſeiner Schweſter von ihm Botſchaft bringen möchten; allein die Forellen ſchnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne ſich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald ſah wohl, daß mit ſeiner Fiſchpredigt nichts ausgerichtet war, deshalb verſuchte er auf

eine andere Manier ſein Unternehmen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlgeübt, und ſchwimmen konnt' er wie eine Waſſermaus; darum entſchloß er ſich kurz, entkleidete ſich von ſeiner Rüſtung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwerdt in die Hand, und ſprang im Waffenrock von feuerfarbnem Atlas (weil er keines Nachens anſichtig wurde wie weiland ſein Vater) beherzt in die Fluthen, um den Schwager Behemot aufzuſuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verſchlingen, und ſchon ein vernünftiges Wort mit ſich reden laſſen, wie er bei meinem Vater that. Drauf plätſcherte er gefliſſentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und ſchaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lang es ſeine Kräfte erlaubten, verfolgte er den naſſen Pfad getroſt, ohne daß ihm ein Abenteuer aufſtieß; wie er aber anfing zu ermatten, ſchaute er nach dem Geſtade um, und ſah unfern einen dünnen Nebel aufſteigen, der hinter einer emporſtehenden Eisſcholle hervorzukommen ſchien. Er ruderte aus allen Kräften, die Erſcheinung näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkryſtall aus dem Waſſer hervorragen, die hohl zu ſein ſchien, denn aus dieſer ſtieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windſtrom ſpielend auf das Waſſer warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdiſchen Wohnung ſeiner Schweſter ſein könne. Er wagt' es alſo, darin hinabzuſchlüpfen, und dieſe Vermuthung täuſchte ihn nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der ſchönen Bertha, welche eben beſchäftigt war, im reizendſten Morgenanzug ihren Chokolat bei einem kleinen Feuer von rothem Sandel zu bereiten. Wie die Dame das Geräuſch im Schlote vernahm und auf einmal zwei Menſchenfüße den Kamin herabzappeln ſah, wurden ihre Lebensgeiſter von dieſem unerwarteten Beſuch ſo ſehr überraſcht, daß ſie vor Schrecken den Chokolatentopf umſtieß, und rücklings auf ihren Armſtuhl in Ohnmacht ſank. Reinald rüttelte ſie ſo lange, bis ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, und ſo bald ſie ſich ein wenig erholt hatte, ſprach ſie mit matter Stimme: Unglücklicher, wer du auch ſeiſt, wie darfſt du es wagen, dieſe unterirdiſche Wohnung zu betreten? Weiſt du nicht, daß dieſe Vermeſſenheit dir den unvermeidlichen Tod bringt? — Fürchte nichts, meine Liebe, ſprach der wackere Ritter, ich bin dein Bruder Reinald das Wunderkind genannt, der weder Gefahr noch Tod ſcheut, ſeine geliebten Schweſtern aufzuſuchen und die Bande des mächtigen Zaubers aufzulöſen, der ſie feſſelt. Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber ihr ſchlanker Leib zitterte vor Furcht.

Uſo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof ſeines Schwiegervaters gleichsfalls zuweilen im ſtrengſten Incognito beſucht, und unlängſt in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen ſei, ſeine Schweſter aufzuſuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt: wenn ihn, ſprach er, Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, ſo wird ihn doch Schwager Delphin verſchlingen, ich fürchte in der Anwandlung thieriſcher Wuth dem Triebe nicht widerſtehen zu können, ihn hinunter zu ſchlürfen; und wenn du ihn mit deinen zarten Armen umfaßteſt, du Liebe, um ihn zu ſchützen, ſo würd' ich deine kryſtallne Wohnung zertrümmern, daß dich die hereinſtrömenden Fluthen erſäuften, und ihn würd' ich in meinem Wallfiſchbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weißt du, iſt unſre Wohnung jedem Fremdling unzugänglich.

Alles das verhehlte die ſchöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: kannſt du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie deine Schweſtern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber ſchwindet? Ach, verſetzte ſie, wie könnt' ich dich verbergen? Sieheſt du nicht, daß dieſe Wohnung von Kryſtall iſt, und daß alle Wände ſo durchſichtig ſind, wie der Eishimmel? *) Es wird doch irgend ein undurchſchaubarer Winkel im Hauſe ſein, entgegnete Reinald; oder biſt du die einzige deutſche Frau, welche die Augen ihres Mannes nicht zu täuſchen vermag? Die ſchöne Bertha war in dieſer Kunſt ganz unerfahren, ſie ſann und ſann, endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin ſie ihren Bruder bergen konnte. Er nahm den Vorſchlag ohne Einwendung an, verſchränkte das Holz in der durchſichtigen Kammer ſo kunſtreich, wie ein Biber ſeinen unterirdiſchen Bau, und verbarg ſich darin aufs beſte. Die Dame eilte darauf an ihren Putztiſch, ſetzte ſich ſo reizend auf als möglich, legte eins der ſchönſten Kleider an, das ihren ſchlanken Wuchs begünſtigte, ging ins Audienzgemach, harrend auf den Beſuch ihres Gemahls, des Delphins, und ſtand da ſo minniglich, wie eine der drei Grazien in der Einbildungskraft eines Dichters. Uſo der Delphin konnte des Umgangs ſeiner liebenswerthen Gemahlin während der Zeitperioden der Verzauberung nicht anders genießen, als daß er ihr täglich einen Beſuch machte, ſie von außen durch das gläſerne Haus ſah, und ſich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

Kaum hatte die holde Bertha ihr Sprachzimmer betreten, ſo kam der ungeheure Fiſch herangeſchwommen; das Waſſer fing ſchon von weitem an zu rauſchen, und die Fluthen kräuſelten ſich in Wirbeln rings um den kryſtallenen Pallaſt. Das Meerwunder ſtand von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Waſſer ein, und ſtürzte ſie wieder aus ſeinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die ſchöne Frau ſtumm und ſtaunend an. So ſehr ſich auch die gute Dame angelegen ſein ließ, eine unbefangene Miene zu heucheln, ſo wenig war das in ihrer Gewalt: alle Schälkheit und Verſtellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Buſen hob ſich hoch und ſchnell, ihre Wangen und Lippen glüheten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte, ungeachtet ſeiner dämiſchen Fiſchnatur, dennoch ſo viel phyſiognomiſches Gefühl, daß er aus dieſen Anzeichen Unrath merkte, ſcheußliche Grimaſſen machte, und pfeilgeſchwind fortſchoß. Er umkreiſte den Pallaſt in unzähligen Schraubengängen, und trieb ſolchen Unfug in den Wogen, daß die kryſtallene Wohnung davon erbebte, und die erſchreckene Bertha nicht anders glaubte, er würde ſolche augenblicks zerſchellen. Der ſpähende Delphin konnte indeſſen bei dieſer ſtrengen Hausſuchung nichts wahrnehmen, was ſeinen Verdacht zu beſtärken ſchien; daher ward er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch ſein Toben das Waſſer ſo getrübt, daß er nicht ſehen konnte, in welchem Zuſtand die bängliche Bertha ſich befand. Er ſchwamm fort, die Dame erholte ſich wieder von ihrem Schrecken, Reinald verhielt ſich ſtill und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Anſehen nach Schwager Delphin nicht allen Verdacht ſchwinden ließ (denn er vergaß nie bei ſeinem täglichen Beſuch dreimal die Ronde ums Haus zu ſchwimmen, und alle Winkel des kryſtallnen Pallaſtes zu durchſpähen), ſo gebehrdete er ſich doch nicht ſo wüthig dabei als das erſtemal. Die Stunde der Verwandlung befreiete endlich den duldſamen Gefangnen aus der einſamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er ſich in einem königlichen Pallaſt auf einer kleinen Inſel. Gebäude, Luſtgärten, Marktplätze, alles ſchien auf dem Waſſer zu ſchwimmen, hundert Gondeln ſchwankten auf und ab, und Alles lebte und webte auf den offnen Plätzen in fröhlicher Geſchäftigkeit; kurz das Schloß des Schwager Delphins war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben ſo herzig und freundſchaftsvoll, als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Uſo, der Delphin, war auf Monden verwünſcht; der ſiebente war jedesmal der Raſtmonat der Verzauberung: von einem Vollmond bis zum andern gedieh alles in ſeinem natürlichen Zuſtand. Weil Reinalds Aufenthalt hier länger dauerte, ſo ward er mit dem Schwager Uſo auch bekannter, und lebte mit ihm vertrauter, als mit den andern. Seine Neugierde peinigte ihn ſchon lange, zu erfahren, durch welches Schickſal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zuſtand der Bezauberung wären verſetzt worden, er forſchte fleißig deshalb an der Schweſter Bertha, aber die konnt' ihm keine Auskunft geben, und Uſo beobachtete über dieſen Punkt ein geheimnißvolles Stillſchweigen. Reinald erfuhr alſo nicht, was er wünſchte. Unterdeſſen eilten die Tage der Freude auf den Fittigen der Winde dahin, der Mond verlor ſeine Silberhörner und rundete ſeine Geſtalt mehr mit jedem Tage.

Bei einer empfindſamen Abendpromenade verſtändigte Uſo ſeinen Schwager Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorſtehe, und mahnte ihn an, zu ſeinen Eltern zurück zu kehren, die ſeinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter ſei untröſtlich, ſeitdem es am Hofe kund worden, daß er nicht nach Flandern, ſondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen ſei. Reinald fragte, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es ſei nur noch eins übrig: nämlich um den Mianefold den Schlüſſel der Bezauberungen zu ſuchen und den kräftigen Talisman zu zerſtören; ſo lange dieſer wirke, ſei für die Prinzen keine Erlöſung zu hoffen. Aber, fügte Uſo der Delphin freundſchaftlich hinzu, folgt gutem Rathe, junger Mann! dankt den translunariſchen Mächten und dem Schutz der Damen, eurer Schweſtern, daß ihr nicht das Opfer eures kühnen Unterfangens, den Zauberwald zu durchſtreifen, geworden ſeid. Laßt euch gnügen an dem Ruhm, den ihr erworben habt, ziehet hin und gebt euren Eltern Bericht von alle dem, was ihr geſehen und gehört habt, und führt durch eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin ſie Harm und Gram um euch gebracht hat. Reinald verſprach, was Schwager Uſo verlangte, mit Vorbehalt, zu thun, was er wollte; denn die Herren Söhne, wenn ſie mütterlicher Zucht entwachſen, groß und bengelhaft worden ſind, und ſich auf den tollen Rappen ſchwingen, kümmern ſich wenig

*) Sonder Zweifel iſt das das prächtige Eisgewölbe, womit Dr. Berger die Erde umgiebt. Entweder hat er ſeine Theorie aus einem Volksmährchen genommen, oder als Volksmährchen erfunden.

um die treuen Mutterzähren. Uſo merkte bald, worauf des Jünglings Sinn geſtellt war; deshalb zog er ſeine Reiſetaſche hervor und nahm daraus drei Fiſchſchuppen, reichte ſie ihm zum Geſchenk dar und ſprach: wenn euch einſt Hülfe Noth thut, ſo reibt ſie zwiſchen den Händen, daß ſie flugs erwarmen und erwartet den Erfolg.

Reinald beſtieg eine ſchön vergoldete Gondel, und ließ ſich durch zwei Gondelirer ans feſte Land rudern. Kaum war er am Geſtade, ſo verſchwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze und es blieb von all der Herrlichkeit nichts übrig, als ein großer Fiſchteich mit hohem Schilf bewachſen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchſäuſelte. Der Ritter befand ſich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden kühnlich ins Waſſer ſprang, ſein Schild und Harniſch lag noch auf der Stelle und der Speer ſtand daneben gepflanzt, wie er ſeine Waffen verlaſſen hatte. Er aber gelobte ſich ſelbſt, nicht eher zu raſten, bis der Schlüſſel der Bezauberungen in ſeiner Hand wäre.

Drittes Buch.

Wer ſagt mir an den geraden Weg, und wer leitet meinen Fuß auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarſten der Abenteuer führet in dieſem grenzenloſen Walde? — O ihr translunariſchen Mächte, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdenſohn dieſen mächtigen Zauber löſen ſoll, ſo laßt mich dieſen glücklichen Sterblichen ſein!

So ſprach Reinald ganz in ſich gekehrt, und ging fürbaß ſeine unwegſame Straße waldeinwärts. Er durchſtrich ſieben Tage lang ſonder Furcht noch Grauſen die endloſe Wildniß, und ſchlief ſieben Nächte lang unter freiem Himmel, daß ſeine Waffen vom nächtlichen Thau roſteten. Am achten Tage erſtieg er eine Felſenzinne, von der er wie vom St. Gotthards Berge in unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete ſich ein Thal mit grüner Binca überzogen, von hohen Granitfelſen umſchloſſen, welche Schierlingstannen und traurige Copreſſen überragten. In der Ferne kams ihm vor, als ſäh er da ein Monument aufgerichtet. Zwei koloſſenmäßige Marmorſäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein Doriſches Gebälke, welches an eine Felſenwand gelehnt war, und ein ſtählernes Thor überſchattete, mit ſtarken Bändern und Kugeln verſehen; auch lag noch zum Ueberfluß ein Anwurf davor, von der Größe eines Schiffes. Unfern des Portals weidete ein ſchwarzer Stier im Graſe, mit funkelnden umherſchauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen hätte.

Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwager Uſo der Delphin Erwähnung gethan hatte; und ſogleich beſchloß er ſolches zu beſtehen, und ſchlüpfte von der Felſenzinne gemach hinab ins Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenſchuß, eh ihn dieſer zu bemerken ſchien; aber nun ſprang er raſch auf, lief wüthig hin und her, als rüſt' er ſich zum Kampf gegen den Ritter, wie ein Andaluſiſcher, ſchnaubte gegen den Erdboden, daß ſich Staubwolken empor hoben, ſtampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und ſchlug mit den Hörnern gegen die Felſen, daß ſie in Stücken ſprangen. Der Ritter ſetzte ſich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltſame Horn durch eine geſchickte Wendung, und führte einen ſo kräftigen Schwertſtreich nach dem Halſe des Ungethüms, daß er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu ſondern, wie der tapfere Skanderbeg. O Jammer! der Hals des Stiers war für Stahl und Eiſen unverwundbar: das Schwerdt zerbrach in Stücken und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu ſeiner Vertheidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweiſchneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein ſchwacher Strohhalm. Der ſtößige Ochs erfaßte den wehrloſen Jüngling mit den Hörnern, und ſchleuderte ihn wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflauernd, ihn aufzufangen, oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweiſe gerieth er im Fallen zwiſchen die ausgebreiteten Aeſte eines wilden Birnbaums, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, ſo blieb ihm doch ſo viel Beſinnungskraft, daß er ſich feſt an den Baum anklammerte, denn der wüthige Ochs ſtieß mit ſeiner ehernen Stirne ſo gewaltſam gegen den Stamm, daß dieſer ſich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwiſchenzeit, als der mörderiſche Stier ſich wendete, einen Anlauf zu nehmen, den gewaltſamen Stoß zu wiederholen, dachte Reinald an die Geſchenke ſeiner Schwäger. Der Zufall führte ihm das Papier mit den drei Bärenhaaren zuerſt in die Hand, er rieb ſie aus allen Kräften und in dem Augenblicke kam ein grimmiger Bär daher getrabet, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward ſeiner bald mächtig, würgt' ihn nieder und zerriß ihn in Stücken. Wie ſich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein ſcheuer Entvogel, der mit großem Geſchrei davon flog. Reinald ahnete, daß dieſer Zauber, des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, ſpottete, und den Gewinn deſſelben davon trage; er griff deshalb flugs nach den drei Federn und rieb ſie zwiſchen den Händen. Darauf erſchien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtſame Entvogel ſich nieder ins Gebüſche drückte; der Adler ſchwebte in unermeßner Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, ſcheucht' er den Entrich auf und verfolgt ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er ſich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm ſeinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber ſchoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleiſchte ihn mit ſeinen mächtigen Fängen. Indem er ſtarb, ließ er ein goldenes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerkſame Reinald wußte auch dieſer neuen Täuſchung zu begegnen; er rieb flugs die Fiſchſchuppen zwiſchen den Händen; da hob ſich ein Wallfiſch aus dem Waſſer, der das Ei in ſeinem weiten Rachen auffing und es ans Land ſpie. Des war der Ritter froh in ſeinem Herzen, und ſäumte ſich nicht, das goldne Ei mit einem Stein entzwei zu ſchlagen. Da fiel ein kleiner Schlüſſel heraus, den er triumphirend für den Schlüſſel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilt' er nun zu dem ſtählernen Portal zurück. Der Zwergſchlüſſel ſchien für das rieſenmäßige Vorlegeſchloß nicht gemacht zu ſein, inzwiſchen wollt' er doch einen Verſuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüſſel das Schloß, ſo ſprang es auf, die ſchweren eiſernen Riegel ſchoben ſich von ſelbſt zurück, und die ſtählerne Pforte that ſich auf. Frohen Muthes ſtieg er in eine düſtere Grotte hinab, in welcher ſieben Thüren in ſieben verſchiedene unterirdiſche Zimmer führten, alleſammt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Wallratlichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe, und trat aus dem letztern in ein Kabinet, wo er eine junge Dame anſichtig wurde, die auf einem Sopha in einem unerwecklichen magiſchen Schlummer ruhete. Bei dieſem herzanfaſſenden Anblick erwachte in ſeiner Bruſt das Gefühl der Liebe: ſtill und ſtaunend ſtand er da und verwand kein Auge von ihr, ein Beweis ſeiner Unerfahrenheit und Unſchuld, der ihm und der Zeit, worin er lebte, zur Ehre gereicht.

Nachdem Ritter Reinald ſich von ſeinem Erſtaunen erholet hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher, und ſah der ſchlafenden Dame gegenüber eine alabaſterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, daß darauf der Talisman eingegraben ſei, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er ſeine Fauſt mit dem eiſernen Handſchuh bewaffnet, und ſchlug mit Manneskraft dagegen. Sogleich fuhr die ſchöne Schläferin ſchreckhaft zuſammen, erwachte, that einen ſcheuen Blick nach der Tafel, und ſank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag und es erfolgte Alles, ſo wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerſtören; aber er hatte weder Schwerdt noch Speer, nichts als zwei rüſtige Arme. Mit dieſen erfaßt er die magiſche Tafel, und ſtürzte ſie vom hohen Poſtament auf das Marmorpflaſter herab, daß ſie in Stücken zerfiel. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenſchlummer, und bemerkte nun erſt beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der ſich gar tugendlich und ehrlich auf ein Kniee vor ihr niederließ. Doch eh er zu reden anhub, verhüllte ſie ihr holdſeliges Angeſicht mit ihrem Schleier und ſprach gar zornmüthig: Hinweg von mir, ſchädlicher Unhold! Auch in der Geſtalt des ſchönſten Jünglings ſollſt du weder meine Augen täuſchen, noch mein Herz betrügen. Du kennſt meine Geſinnung, laß mir meinen Todtenſchlaf, worein mich deine Zauberei verſetzt hat.

Reinald begriff den Irrthum der Dame, darum ließ er ſich dieſe Sprache nicht befremden und gegenredete alſo: Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald das Wunderkind genannt, ſehet hier den Zauber zerſtöret, der eure Sinnen umnebelt hatte. Das Fräulein blinzte ein wenig unter dem Schleier hervor, und als ſie die alabaſterne Tafel zertrümmert ſah, wunderte ſie ſich über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdſelig an, und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem ſie ihm die Hand reichte und ſprach: Iſts ſo, wie ihr ſaget, edler Ritter, ſo vollendet euer Werk und führet mich aus dieſer grauſenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen ſehe, wenns draußen taget, oder die goldnen Sternlein am nächtlichen Himmel.

Reinald bot ihr den Arm, ſie durch die ſieben Prunkzimmer zu führen, durch welche ſie eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draußen wars egyptiſche Finſterniß, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, eh der elektriſche Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen

waren erloſchen und die kryſtallenen Kronleuchter goſſen nicht mehr ihren ſanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Baſaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, eh ſie ſich aus dieſen labyrinthiſchen Gängen herausfanden, und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felſenhöhle hereindämmern ſahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balſamiſche Kraft der allbelebenden Natur, und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die blühenden Auen entgegen wehete. Sie ſetzte ſich mit dem ſchlanken Ritter ins Gras, und er entbrannte gegen ſie in heißer Liebe; denn ſie war ſchön, wie das Meiſterſtück der Schöpfung, das erſte Weib aus Adams Rippe geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenſchaft ſchier noch mehr, das war die Begierde zu erfahren, wer die ſchöne Unbekannte ſei, und wie ſie in dieſen Wald verzaubert worden. Er bat ſie züchtiglich, ihm davon Beſcheid zu geben, und das Fräulein that ihren Roſenmund auf und ſprach:

Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürſten von Pommerland. Zoenebock, der Sorbenfürſt, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein ſcheußlicher Rieſe und ein Heide war, auch in dem Rufe ſtand, daß er ein großer Schwarzkünſtler ſei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewieſen. Darüber ergrimmte der Heide ſo ſehr, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte, und ſich ſeiner Länder bemächtigte. Ich war zu meines Vaters Schweſter, der Gräfin von Vohburg, geflohen, und meine drei Brüder, alleſammt ſtattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben, und ſobald er meines Vaters Land in Beſitz genommen hatte, beſchloß er mich zu entführen; und vermöge ſeiner Zauberkünſte war ihm das ein Leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegt ihn oft dahin zu begleiten und alle Ritter ſeines Hofes wetteiferten bei dieſer Gelegenheit, mir immer das beſtgerüſtete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte ſich ein unbekannter Stallmeiſter mit einem herrlichen Apfelſchimmel zu mir heran, bat mich im Namen ſeines Herrn, dieſes Pferd zu beſteigen, und zu würdigen, es als mein Eigenthum aufzunehmen. Ich fragte nach dem Namen ſeines Herrn, er entſchuldigte ſich, dieſe Frage eher zu beantworten, bis ich den Gaul erprobt, und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geſchenk nicht verſchmähe. Ich konnte dieſes Anerbieten nicht wohl ausſchlagen, über das war das Pferd ſo prächtig gerüſtet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf ſich zog. Gold und Edelſteine und prächtige Stickerei war an der purpurfarbnen Satteldecke verſchwendet. Ein rother ſeidner Zaum lief vom Gebiß am Halſe hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde dicht mit Rubinen beſetzt. Ich ſchwang mich in den Sattel und hatte die Eitelkeit, bei dieſer Kavalkade mir ſelbſt zu gefallen. Der Gang des edlen Roſſes war ſo leicht und ſo gemächlich, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren ſchien. Leichtfüßig ſetzt' es über Graben und Hecken, und die kühnſten Reiter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weißer Hirſch, der mir bei der Jagd aufſtieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirſch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren; aber das Pferd ſträubte ſich mir zu gehorchen, bäumte ſich auf, ſchüttelte die Mähne und wurde wild. Ich verſucht' es zu begütigen; aber in dem Augenblick nahm ich mit Entſetzen wahr, daß ſich der Apfelſchimmel unter mir in ein geſiedertes Ungethüm verwandelte: die Vorderfüße breiteten ſich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängte ſich, an dem Kopf ſtreckte ſich ein breiter Schnabel hervor, ich ſah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, ſich mit mir in die Luft ſchwang, und in weniger als einer Stunde in dieſen Wald verſetzte, wo er ſich vor der ſtählernen Pforte eines alten Schloſſes niederließ.

Mein erſtes Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte ſich, als ich den Stallmeiſter erblickte, der mir den Morgen den Apfelſchimmel vorgeführt hatte, und ſich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth ließ ich mich ſchweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Geſellſchaft in Gala gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten ſich, mich aufs Beſte zu bedienen, aber niemand wollte mir ſagen, wo und in weſſen Gewalt ich mich befände. Ich überließ mich einer ſtummen Traurigkeit, welche Zornebock der Zauberer auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Geſtalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm ſo, wie mir mein Herz eingab dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, ſeine Leidenſchaften ſtürmten in ſeiner Bruſt, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit Verzweiflung, trotzte ſeiner Wuth, und foderte ihn auf, ſeine Drohungen zu erfüllen, den Pallaſt zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber ſchnell verließ mich der Unhold und gab mir Friſt, mich zu bedenken.

Nach ſieben Tagen erneuerte er ſeinen verhaßten Antrag, ich wies ihn mit Verachtung von mir, und er ſtürzte wüthend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß ſchien in den Abgrund hinabzurollen. Ich ſank auf meinen Sopha und meine Sinnen ſchwanden dahin. Aus dieſem Todesſchlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: Erwache, ſprach er, liebe Schläferin, aus deinem ſiebenjährigen Schlummer, und ſage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen deinen getreuen Paladin gemildert. Erfreue mein Herz mit dem kleinſten Strahl von Hoffnung, und dieſe traurige Grotte ſoll ſich in den Tempel der Freude verwandeln. Ich würdigte den ſchändlichen Zauberer keiner Gegenrede noch eines Anblicks, verhüllte mit meinem Schleier mein Geſicht und weinte. Mein Trübſinn ſchien ihn zu rühren, er bat, er flehete, er jammerte laut und wand ſich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete ſeine Geduld, er ſprang raſch auf und ſprach: Wohlan, es ſei drum, in ſieben Jahren ſprechen wir uns wieder. Darauf hob er die alabaſterne Tafel aufs Poſtament; ſogleich fiel ein unwiderſtehlicher Schlaf auf meine Augenlieder, bis der Grauſame meine Ruhe von neuem unterbrach. Unempfindliche, redete er mich an, wenn du noch gegen mich grauſam biſt, ſo ſei es wenigſtens nicht gegen deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeiſter hat ihnen dein Schickſal entdeckt, aber er iſt beſtraft, der Verräther. Sie ſind gekommen dieſe Unglücklichen mit Heeresmacht, dich aus meiner Hand zu reißen: aber dieſe Hand war ihnen zu ſchwer, und ſie beſeufzen ihre Unbeſonnenheit unter mancherlei Geſtalten in dieſem Walde. Eine ſo armſelige Lüge, zu welcher der Unhold ſeine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn ſaß auf meinen Lippen und die bitterſte Verachtung. Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, dein Schickſal iſt entſchieden! Schlaf ſo lang als die unſichtbaren Mächte dieſem Talisman gehorchen! Flugs ſchob er die alabaſterne Tafel zurechte und der magiſche Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerſtörung des Zaubers aus dieſem Todtenſchlafe erweckt. Aber ich begreife nicht, durch welche Macht ihr dieſe That habt ausrichten mögen, und was den Zauberer abhalten mag, euch zu widerſtehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben ſein, ihr würdet ſonſt an ſeinem Talisman euch nicht ungeſtraft vergriffen haben.

Die reizvolle Hildegard urtheilte ganz recht: Der Unhold war mit ſeinen Sorben ins Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürſtin Libuſſa aus dem Feengeſchlecht regierte, und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Scythen-Königin Tomyris, ſeine Meiſterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmer-Königin in der Zauberkunſt nur ein Lehrling; ſie hatte ihn mit ihren Künſten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfeſten Ritters unterliegen mußte, dem ſie magiſche Waffen gab, welchen die Paſſauer Kunſt nicht widerſtand.

Als die ſchöne Hildegard ſchwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr ſeine Abenteuer. Wie er die Meldung that von den drei verwünſchten Prinzen im Walde, die ſeine Schwäger waren, nahm ſie das groß Wunder; denn ſie vermerkte nun, daß Zornebocks Erzählung keine Lüge, ſondern Wahrheit geweſen ſei. Der Ritter war eben im Begriff, ſeine Geſchichte zu enden: da erhob ſich im Gebirge groß Triumphiren und Freudengeſchrei. Bald darauf brachen drei Geſchwader Reiter aus dem Wald hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder, und Reinald ſeine Schweſtern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöſet. Nach wechſelſeitigen Umarmungen und Freudensbezeugungen verließ die Karavane der Entzauberten die ſchaudervolle Einöde und begab ſich in das alte Waldſchloß. Reitende Boten flogen nach der Reſidenz des Grafen, die frohe Botſchaft von der Ankunft ſeiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand ſich eben in tiefer Trauer über den Verluſt des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte; die Eltern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verſchlungen habe. Die trauernde Mutter hatte auf Erden keinen Troſt mehr, und fühlte kein Vergnügen, als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzuſtellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feiern; aber ſchneller konnte weiland der täuſchende Nicolini ſeinen pantomimiſchen Schauplatz nicht wandeln, als in der Reſidenz des Grafen bei dieſer frohen Botſchaft alle Dinge eine andere Geſtalt annahmen: Alles athmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Elternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelhaid hatte ſeit dem Beſuch ihres Bruders aus dem Ei ein liebevolles Fräulein gebrütet, das von der mütterlichen Bruſt ſeine kleinen Arme dem Groſspapa lächelnd entgegenſtreckte, und ihm beim Empfang die ſilberfarbenen Locken zauſte. Unter allen

Feierlichkeiten dieſer glücklichen Wiederkehr zeichnete ſich Reinalds Beilager mit der ſchönen Hildegard beſonders aus. Ein ganzes Jahr verging nnter mancherlei Abwechſelungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzulanger Genuß des Vergnügens den männlichen Muth und die Thatkraft ihrer Ritter und Knappen erſchlaffen möchte; auch war die Reſidenz des Grafen zu eng, ſo viel Hofhaltungen bequem zu faſſen; die drei Eidame rüſteten ſich alſo mit ihren Damen zum Abzug. Reinald der Stammerbe verließ ſeine grauen Eltern nimmer, und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrſchaft Aſkanien und gründete die Stadt Bernburg. Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen und bauete Aarburg an einen Fluß ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet wnrde. Alſo der Delphin that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte ſich eines Theils dieſes Reichs und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen bei den Namen ihrer Städte und Dynaſtien auf das Andenken ihrer Bezauberungen anſpielten, ſo nahmen ſie auch ihre Thiergeſtalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wappen an. Daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bären, Aarburg einen Adler, und das Delphinat einen Meerfiſch im Wappen führet bis auf dieſen Tag. Die köſtlichen Zahlperlen aber, welche an Galatagen den Olympus der ſämmtlichen Erdengöttinnen unſers Welttheils verherrlichen, und für orientaliſche geachtet werden, ſind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald und befanden ſich ehemals in den drei leinenen Säcken.

Muscatblüt, ſ. Meiſterſänger.

David Müslin

ward im November 1747 zu Bern geboren, kam nach vollendeten philoſophiſchen und theologiſchen Studien zuerſt als Pfarrer nach Unterſee, dann 1782 als Cooperator und 1807 als dritter Pfarrer im Münſter und Mitglied des Kirchenrathes nach Bern, wo er am 23. November 1821 ſtarb.

Er ließ erſcheinen:

Feſt- und Kommnnionspredigten. Bern 1802 und 1805, 3 Thle. 8.; 3. Ausg. 1815—16.
Moraliſche Vorleſnngen. Bern 1807, 4 Thle.
Auswahl von Predigten. Ebendaſ. 1809 und 1813, 2 Thle.
Geiſt der chriſtlichen Glaubens- nnd Sittenlehre. Zürich 1804.
Predigten. Bern 1815—17, 7 Thle.

Tiefes religiöſes Gefühl, geiſtvolle Auffaſſung und Durchführung und guter Stil erwarben M. als Kanzelredner einen ſehr geachteten Namen.

Sebaſtian Mutſchelle

ward am 10. Januar 1749 zu Altershauſen in Baiern geboren, erhielt nach abſolvirtem philoſophiſchen und theologiſchen Curſus die Prieſterweihe und ward als fürſtlich freiſingiſcher geiſtlicher Rath und Pfarrer nach Pamkirchen bei München verſetzt. 1799 erhielt er den Ruf als Profeſſor der katholiſchen Theologie nach Königsberg, war aber kaum dort angekommen, als er am 28. November 1800 ſtarb.

Er machte ſich litterariſch bekannt durch:

Geſchichte Jeſu. München 1784, 8.; 2. Ausg. Ebendaſ. 1806.
Kenntniß und Liebe des Schöpfers aus der Betrachtung der Geſchöpfe. München 1785, 8. Neue Ausg. Brün 1808.
Unterrednngen eines Vaters mit ſeinen Söhnen. München 1791; 4. Ausg. 1802.
Vermiſchte Schriften. Ebendaſ. 1793—97, 4 Bde.; 2. Ausg. 1799.
Ueber die Kantiſche Philoſophie. Ebendaſ. 1799—1803, 7 Hefte.
Predigten und Homilien. Ebendaſ. 1804—12, 4 Thle.
Vermiſchte Predigten. Ebendaſ. 1815.
Kirchweihpredigten. Ebendaſ. 1821.

Einer der vorzüglichſten katholiſchen Kanzelredner neuerer Zeit, deſſen Predigten durch Klarheit, Wärme und Kraft von nicht geringen Gaben zeugen.

Chriſtlob Mylius

ward am 11. November 1722 zu Reichenbach in der ſächſiſchen Lauſitz geboren und legte theils bei ſeinem Vater, dem dortigen Prediger, theils auf dem Gymnaſium zu Kamenz die erſte wiſſenſchaftliche Grundlage. In Leipzig, wo er Medicin, beſonders aber Mathematik, Aſtronomie und Naturwiſſenſchaften eifrig ſtudirte, erhielt er in Leſſing einen vertrauten Freund und wurde auch mit Gellert, Zachariä, dem älteren Schlegel u. A. genauer bekannt. Zu ſeiner Vervollkommnung in der Aſtronomie und Phyſik war er 1747 nach Berlin gegangen und hatte dort eine Zeitlang die Rüdiger'ſche Zeitung redigirt, allein ſein Durſt nach Weltkenntniß vermochte ihn, auf Koſten einer Geſellſchaft von Naturfreunden über Hamburg 1753 nach Amerika abzugehen. Er kam nur bis London, denn hier führten Kränklichkeit und andere Widerwärtigkeiten am 6. März 1754 ſeinen Tod herbei.

Er gab heraus:

Bemühnngen zur Beförderung der Kritik und des guten Geſchmacks. Halle 1743—46, 2 Bde., 8., mit J. A. Cramer.
Die Aerzte. Komödie. Leipzig 1745.
Philoſophiſche Unterſuchungen und Nachrichten. Leipzig 1745—46, mit J. A. Cramer.
Der Unerträgliche. Komödie. Ebendaſ. 1746.
Gedanken über die Atmoſphäre des Mondes. Hamburg 1746, 8.
Der Freigeiſt. Wochenſchrift. Leipzig 1746, gr. 8.
Der Naturforſcher. Phyſikaliſche Wochenſchrift. Ebendaſ. 1747—48, 2 Jahrggt. in gr. 8. (mit G. E. Leſſing).
Der Kuß. Operette. Leipzig 1748.
Die Schäferinſel. Komödie. Ebendaſ. 1749.
Beiträge zur Hiſtorie nnd Aufnahme des Theaters. Stargard 1750, 8., mit Leſſing.
Zergliedernng der Schönheit ꝛc. Aus dem Engliſchen des W. Hogarth. 2. verb. und verm. Abdruck, Berlin 1754, gr. 4. mit Kupf. Die 1. Ausg. zu London war der Prinzeſſin von Wales gewidmet.
Vermiſchte Schriften. Geſammelt von G. E. Leſſing. Berlin 1754, 8. mit M's. Leben.

Am Treffendſten urtheilt Küttner in ſeinen Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten S. 240 f. über M., indem er von ihm ſagt: Unter dem Nachlaſſe dieſes mun-

Digitized by Google

teren Kopfes befinden ſich Abhandlungen, die einen tiefforſchenden Geiſt und ſchöne Kenntniß der Mathematik, Naturlehre, Philoſophie und Litteratur ankündigen; aber die letzte beſſernde Hand fehlt allen. Seine Poeſieen ſind meiſt von der didaktiſchen Art, voll von Sachen und gedankenſchwer. Verſuche im Maleriſchen und Zärtlichen gelingen ihm weniger; auch die dramatiſchen und kleineren lyriſchen Stücke, den Abſchied von Europa ausgenommen, ſind unwichtig und haben weder Stärke in Gedanken, noch den nothdürftigen Numerus im Ausdrucke. Eins, die Ho miletėn, hat treffende Züge, kühne Stellen, verwegen Satire, ein Beweis, wie ſehr die Seele des Dichters zur Spott geſtimmt war. Bei ſeiner unumſchränkten Wißbe gierde und den ungemeinen Naturgaben wäre Mylius leich ein trefflicher Schriftſteller geworden, wenn er länger gele und ſpäter geſchrieben hätte. — Mit dieſem Ausſpruch ſtimmt Leſſing's Anſicht über M. in der Vorrede, die er z deſſen vermiſchten Schriften geliefert, vollkommen überein

Wilhelm Chriſthelf Siegmund Mylius

ward am 2. Mai 1754 zu Berlin geboren, widmete ſich auf den gelehrten Anſtalten ſeiner Vaterſtadt dem Studium der Philoſophie und des Rechts und lebte hierauf als Privatgelehrter, ohne ſich um eine Anſtellung zu bewerben. Er ſtarb daſelbſt am 30. März 1827.

Von ihm haben wir:

- Moliere's So prellt man Füchſe. Halle 1776, 8. (mit Bernh. Chſtph. d'Arien).
- Deſſelben Hanswurſt Dr. nolens volens. Frankfurt und Leipzig 1778, 8.
- Destouches für Deutſche. Leipzig 1778, 1r Thl., 8. (mit A. G. Meißner).
- Voltaire's Candide. Neu überſetzt. Berlin 1778; N. A. Ebendaſ. 1810, 8. mit 6 Kupf.
- Geſchichte der Flibuſtiers. Berlin 1779.
- Le Sage's Gilblas von Santillano. Ueberſetzt. Berlin 1779—83, 6 Bde., 8.; 3. A. Ebendaſ. 1800, 8., mit 14 Kupf.
- Puff van Vlieten. Leipzig 1780.
- Die Ueberläſtigen. Ebendaſ. 1781.
- Treſſan's Amadis von Gallien. Neu überſetzt. Ebendaſ. 1782, 2 Bde. 8.
- Crebillon's vorzüglichſte Werke. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Berlin 1782—86, 3 Thle., 8.
- Der fliegende Menſch. Leipzig 1783.
- Kleine Romane ꝛc. ꝛc. Berlin 1783—89, 6 Bde., mit Kupfern. Gemeinſchaftlich mit J. D. Sander u And. 6r Bd., auch beſonders unter dem Titel: Ro montiſche Blumenleſe aus verſchiedenen Sprachen.
- Mackenzie's Der Mann von Gefühl. Aus dem Engliſchen. Berlin 1783; n. A. Ebendaſ. 1803, 8 mit 5 Kupf.
- Smollet's Peregrine Pickle. Aus dem Engliſche Ebendaſ. 1785. N. A. 1789, 4 Bde., 8. mit Kupf.
- Florian's Galathee. Schäferroman nach Cervantes Aus dem Franzöſiſchen. Berlin 1787, 8.
- Holberg's Nil Klim's unterirdiſche Reiſe. Ve deutſcht. Berlin 1788, 3.
- Diderot's Jakob und ſein Herr. Aus deſſen unge drucktem Nachlaſſe überſetzt. Berlin 1792, 8., mit Kupfer.
- Gallerie von romantiſchen Gemälden ꝛc. Be lin 1792—96, 2 Abthlg., 8., mit 2 Titelkupf.

Einer der rüſtigſten Ueberſetzer ſeiner Zeit, der im Ganzen zu raſch und zu viel arbeitete, aber doch die vo ihm übertragenen Werke mit Kenntniß und Geſchmack z behandeln wußte. Seine eigenen Leiſtungen ſind trotz ei nigem Talent für das Komiſche doch unbedeutend.

N.

Johann Karl Chriſtoph Nachtigall

wurde am 25. Februar 1773 zu Magdeburg geboren, ſtudirte daſelbſt und zu Halle Philoſophie und kam darauf als Lehrer an die Domſchule zu Halberſtadt. Hier wurde er Rector und Prorector derſelben und 1800 zum Conſiſtorialrath und Ephorus ernannt. Später erhielt er die Würde eines Doctors der Theologie und 1813 die Verwaltung der daſigen Generalſuperintendentur, welcher er neben den ſchon erwähnten Aemtern bis an ſeinen am 21. Juni 1819 erfolgten Tod würdig vorſtand.

Unter dem Pſeudonym „Otmar“ haben wir von ihm:

- Zion. Aelteſtes Drama. Leipzig 1796.
- Pſalmen. Halle 1797.
- Ruheſtunden für Frohſinn und häusliches Glück. Bremen 1799—1804, 6 Bde., 8. Der 5. u. 6. Bd. auch unter dem Titel: Neue Ruheſtunden. Mit J. G. Hoche.
- Verſammlung der Weiſen. Halle 1799.
- Volksſagen. Bremen 1800, 8., mit Kupfern.

Außerdem lieferte er Beiträge in Zeitſchriften, Journale u. ſ. w.

N. erwarb ſich das meiſte Verdienſt als praktiſcher Schulmann und Geiſtlicher; ſeine kleineren allgemeinen Schriften zeichnen ſich durch Innigkeit, Gemüthlichkeit, Klarheit und Ruhe vortheilhaft aus.

Chriſtian Samuel Gottlieb Ludwig Nagel

ward am 18. April 1787 zu Schwerin geboren, promovirte nach vollendeten philoſophiſchen und philologiſchen Studien zum Doctor der Philoſophie und machte als ſolcher in Lützow's Freicorps den deutſchen Freiheitskampf mit. Nach ſeiner Rückkehr zum Ritter des eiſernen Kreuzes 2. Cl. ernannt, wurde er 1817 als Oberlehrer am Gymnaſium zu Kleve angeſtellt, wo er, 1822 zum Director dieſer Anſtalt erhoben, am 26. April 1827 ſtarb.

Digitized by Google

Von ihm erſchien:

Leben und Auswahl ſeiner Reden und Gedichte. Herausgegeben von Fr. v. Ammon und Dr. Th. Herold. Kleve 1829, 2 Bde.

Echter Patriotismus, Phantaſie, Witz und Innigkeit verleihen N's Schriften, namentlich ſeinen lyriſchen Gedichten, bleibenden Werth.

Johann Friedrich Gottlieb Nagel

ward 1789 zu Halberſtadt geboren, ſtudirte Philoſophie und Theologie und wurde Dr. der Philoſophie. 1815 zog er als Freiwilliger unter dem preußiſchen Heere mit nach Frankreich, kam dann als Schulrector nach Hornburg und 1819 als Pfarrer nach Hadmersleben im Magdeburgiſchen.

Er ſchrieb:

- Poeſieen. Quedlinburg 1811; neue Aufl. unter dem Titel: Gedichte. Ebendaſ. 1816, 8.
- Theoretiſch-praktiſches Lehrbuch der Weisheit und Tugend. Ebendaſ. 1815.
- Oskar und Malvina. Ebendaſ. 1815, 2 Bde.
- Preußiſcher patriotiſcher Spiegel. Ebendaſ. 1815.
- Wundergeſchichten und Legenden der Deutſchen. Ebendaſ. 1817.
- Mein Ideal. Poetiſche Epiſtel an Friedrich. Halberſtadt 1819.
- Vier Wochen auf Reiſen. Ebendaſ. 1820.
- Wundervolle Sagen und abentheuerliche Geſchichten aus alter Zeit. Helmſtädt 1820.
- Materialien zum Dictiren. Ebendaſ. 1826.
- Abriß des chriſtlichen Religionsunterrichts. Halberſtadt 1831.

Predigten, einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

Lebendige Darſtellung, Wärme des Gefühls, Scharfſinn und Klarheit ſind den Schriften dieſes trefflichen Mannes eigen.

Karl August Wilhelm Nagel

ward am 14. December 1805 zu Halle, wo ſein Vater als Arzt lebte, geboren, erhielt ſeine erſte Bildung auf dem Gymnaſium des dortigen Waiſenhauſes und ſtudirte dann von 1823 bis 1826 Theologie auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Nach zurückgelegter akademiſcher Laufbahn lebte er eine Zeit lang als Hauslehrer im Weſtphäliſchen, wurde dann 1832 Hilfsprediger der Neuſtädter Gemeinde in Bielefeld und 1836 Pfarrer zu Heepen, in der Nähe der eben genannten Stadt.

Seine Schriften welche er (Predigten ausgenommen) nur unter dem Namen Wilhelm Angelſtern herausgab ſind:

- Das Teſtament. Bielefeld 1835.
- Thaleck. Ebendaſ. 1836.
- Paulus. Tragödie. Ebendaſ. 1836.
- Der Nachtwandler. Ebendaſ. 1837.
- Angelica. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1839.

Eine reiche, friſche, oft zu raſch ſchaffende Phantaſie, tiefes und warmes Gefühl für das Schöne und Gute und ſeltene Gewandtheit in Beherrſchung der Sprache und Form offenbaren ſich in ſämmtlichen poetiſchen Arbeiten dieſes höchſt talentvollen Mannes, von denen der Paulus wohl die vollendetſte iſt, ſeine Angelica aber für unſere Zeit von hohem Intereſſe erſcheint, da ſie die wichtigen kirchlichen Streitfragen unſerer Tage, ſo weit es hier geſtattet iſt, auf poetiſchem Wege zu löſen verſucht. — Von dem Mittelpunkte des deutſchen litterariſchen Verkehrs eben ſo entfernt, wie von den Connexionen litterariſcher Coterieen hat ſich N. ſeine Bahn ſelbſt brechen müſſen, und ſeine Schriften ſind daher nicht ſo allgemein bekannt geworden, wie ſie es verdienen; wer ſich dieſelben anzueignen Gelegenheit hatte, wird aber in dem Verfaſſer einen eben ſo anſpruchsloſen als reichbegabten Dichter von der trefflichſten Geſinnung begrüßen.

Karl Adolf Näke

ward am 25. März 1783 zu Frauenſtein in Sachſen geboren und nach vollendeten philoſophiſchen und juriſtiſchen Studien zu Dresden als Rechtsconſulent angeſtellt, wo er gegenwärtig noch lebt.

Er verfaßte unter dem Namen „Leander:"

Für Winterabende. Erzählungen. Herausgegeben von Fr. Laun. Leipzig 1818, 2 Bde. 8.

Einzelne Erzählungen u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Anmuthige Darſtellung, gute Erfindung und richtige Charakterzeichnung machen L's Leiſtungen auf dem Gebiete der proſaiſchen Erzählung zu einer angenehmen und unterhaltenden Lectüre.

Eliſabeth, Gräfin von Naſſau, ſ. Meiſterſänger.

Bernhard Chriſtian Ludwig Natorp.

Dieſer um den Schulunterricht höchſt verdiente Gelehrte ward am 12. November 1774 zu Werden an der Ruhr geboren, widmete ſich dem Studium der Philoſophie und Theologie und kam 1796 als Lehrer an das Gymnaſium nach Elberfeld, von wo er kurz darauf als Prediger nach Hückeswagen im Bergiſchen und 1798 in gleicher Eigenſchaft nach Eſſen abging. Ein weiterer Wirkungskreis öffnete ſich ihm 1809 durch ſeine Verſetzung als Conſiſtorialrath nach Potsdam und 1816 als Oberconſiſtorialrath nach Münſter, wo ihm auch noch die Auszeichnung eines Doctors der Theologie und Ritters des rothen Adler-Ordens 3. Cl. zu Theil wurde.

Er gab heraus:

Kleine Bibel, zunächſt für die erwachſene chriſtliche Jugend. Duisburg und Eſſen, 1802, 2 Bde.; 2. Aufl. 1823.
Kleine Schulbibliothek. Ebendaſ. 1802; 5. Aufl. 1820.
Chriſtliche Religionsvorträge. Düſſeldorf 1803, 2 Bde.
Grundriß zur Organiſation allgemeiner Stadtſchulen. Eſſen 1804.
Quartalſchrift für Religionslehrer. Duisburg 1804—9, 6 Jahrgänge.
Beiträge zur Veredlung unſerer Andachten. Krefeld 1805.
Ein einziger Schullehrer unter 1000 Kindern. Nach Joſ. Lancaſter. Duisburg und Eſſen 1808.
Briefwechſel einiger Schullehrer und Schulfreunde. Duisburg 1811—16, 3 Bde.; 2. Aufl. 1823.
Anleitung zur Unterweiſung im Singen. Potsdam 1813 und 1820, 2 Thle.; 4. Aufl. des 1. Thls. 1825 und 2. Aufl. des 2. Thls. 1834, 4.
Andreas Bell und Joſ. Lancaſter. Duisburg und Eſſen 1817.
Lehrbüchlein der Singekunſt für die Jugend in Dorfſchulen. Ebendaſ. 1820.
Melodieenbuch für den Gemeindegeſang in evangeliſchen Kirchen. Ebendaſ. 1822.
Choralbuch für evangeliſche Kirchen. Vierſtimmig und mit Zwiſchenſpielen von Rink. — Ebendaſ. 1829, 4. (mit Keßler).

Ueber Rink's Präludien. Ebendaſ. 1834.

N's Verdienſte um die Verbeſſerung des Volksſchulweſens, namentlich in den preußiſchen Staaten ſind eben ſo ruhmvoll anerkannt, als ſich ſeine Leiſtungen auf dem Gebiete der Kanzelberedſamkeit durch Kraft, Klarheit und Tiefe und ſeine pädagogiſchen Schriften durch Gründlichkeit und Scharfſinn auszeichnen.

Johann Joſeph Natter

ward am 10. Mai 1770 zu Prag von katholiſchen Eltern geboren, ſtudirte daſelbſt Theologie und wurde nach erhaltener Prieſterweihe Pfarrer in ſeiner Vaterſtadt. Von hier kam er ſpäter als Pfarrer an die Karlskirche nach Wien und wurde daſelbſt zum Conſiſtorialrath und Commandeur des Kreuzherrnordens ernannt.

Er ließ erſcheinen:

Ueber die Freundſchaft. Leipzig 1796.
Predigten über chriſtliche Lebensweisheit. Prag 1786—97, 2 Thle.
Predigten über die Lebensgeſchichte Jeſu. Ebendaſ. 1798; 3. Ausg. 1811.
Katholiſches Gebetbuch. Ebendaſ. 1800.
Neue Predigten. Ebendaſ. 1802.
Populäres Religionshandbuch. Ebendaſ. 1811.
Die Wege der Vorſehung in den Schickſalen des jüdiſchen Volks. Ebendaſ. 1811.
Ueber die Kunſt, bei den Uebeln und Unfällen des Lebens ſeine Ruhe zu behaupten. Ebendaſ. 1811.
Predigten über Tod ꝛc. Ebendaſ. 1817.
Katholiſches Andachtsbuch für das weibliche Geſchlecht. Ebendaſ. 1819.
Vollſtändiger Unterricht in der katholiſchen Glaubens- und Sittenlehre. Ebendaſ. 1820.
Neue Predigten über die heilige Geſchichte Jeſu. Leipzig 1822.

Einer der ausgezeichnetſten jetzigen katholiſchen Kanzelredner und Asketiker, deſſen Predigten und Schriften einen hohen, bleibenden Werth durch die in denſelben vorherrſchende Kraft, Klarheit und Anmuth, erhöht durch einen edeln, gefälligen Stil, erhalten.

Chriſtiane Benedicte Eugenie Naubert,

die Tochter des Profeſſors der Medicin J. E. Hebenſtreit zu Leipzig, ward am 13. September 1756 daſelbſt geboren und erhielt nach dem 1757 erfolgten Tode ihres Vaters durch ihren Stiefbruder, den daſigen Profeſſor der Theologie, H., eine völlig gelehrte Erziehung, welche ſie vorzüglich zum Studium der Geſchichte und der neuern Sprachen hinzog. Nachdem ſie ihren erſten Gatten, den Kaufmann und Rittergutsbeſitzer Holdenrieder zu Naumburg durch den Tod verloren hatte, verheirathete ſie ſich wieder mit dem daſigen Kaufmann J. Georg Naubert, mit dem ſie als ſorgſame Hausfrau, treffliche Mutter und Gattin eine glückliche Ehe führte. Durch eine Augenkrankheit, zu deren Operation ſie nach Leipzig gezogen war, bereits dem Leben entfremdet, aber bis zum letzten Augenblicke geiſtig thätig, ſtarb ſie daſelbſt am 12. Januar 1819.

Ihre Schriften, welche ſämmtlich anonym herauskamen, ſind:

Des Lords Fitzherbert und ſeiner Freunde Geſchichte. Nach dem Franzöſiſchen. Leipzig 1780, 8.
Friedrich der Siegreiche, Churfürſt von der Pfalz. Ebendaſ. 1785, 2 Thle. 8. mit Kupf.
Geſchichte Emma's, Tochter Karl's des Großen und ſeines Geheimſchreibers Eginhard. Ebend. 1785, 2 Bde. 8. mit Titelk.
Walter von Montbarry, Großmeiſter des Tempelordens. Ebendaſ. 1786, 2 Bde. 8. mit 1 Titelvign.
Amalgunde, Königin von Italien. Sage. Leipzig 1787, 8. mit 1. Titelk.
Die Amtmännin von Hohenweiler. Ebendaſ. 1787, 8.
Konradin von Schwaben. Leipzig 1787, 8.
Geſchichte der Gräfin Thekla von Thurn. Ebendaſ. 1788, 2 Thle. 8. mit 1 Titelk.
Hermann von Unna. Leipzig, 1788, 3 Thle. 8. mit 1 Titelk.
Hatto, Biſchof von Mainz. Legende. Ebendaſ. 1788, 8. mit 1 Titelk.
Paulini Frankini. Ebendaſ. 1788, 8.
Elfriede. Ebendaſ. 1788, 2 Thle. 8.
Graf Werner von Bernburg. Ebendaſ. 1789, 8. mit Kupf.
Barbara Blomberg. Ebendaſ. 1789, 8.
Eliſabeth, Erbin von Toggenburg. Ebendaſ. 1789, 8. Neue Ausg., 1809, mit 1 Titelk.
Neue Volksmärchen der Deutſchen. Leipzig 1789—93, 5 Bdchen in 8. mit Titelvign. 5. Bdchen auch beſonders unter dem Titel: Wallfahrten und Erzählungen der Pilger.
Die gräfliche Familie von Wallis. Ebendaſ. 1790, 2 Thle. 8. mit Kupf.
Emmy Reinold. Aus dem Engliſchen. Ebendaſ. 1790, 8.
Geſchichte Heinrich Courtland's. Nach dem Engliſchen. Ebendaſ. 1790, 2 Thle. 8.
Brunilde. Anekdote. Ebendaſ. 1790, 8. mit 1 Titelk.
Alf von Dülmen. Ebendaſ. 1790, 8. mit 1 Kupf.
Edwy und Egilva. Eine altengliſche Geſchichte. Ebendaſ. 1791, 8. mit 1 Titelk.
Konrad und Siegfried von Feuchtwangen. Ebendaſ. 1791, 2 Bde. 8. mit Kupf.
Gebhard, Truchſeß von Waldburg. Ebendaſ. 1791. 8.
Lord Heinrich Holland. Ebendaſ. 1791, 8. mit Kupf.
Graf von Roſenberg. Leipzig, 1791, 8.
Philippine von Geldern. Ebendaſ. 1792, 2 Thle. 8. mit 1 Titelk.

Lucinde. Nach dem Engliſchen. Ebendaſ. 1792, 8.
Maria Fürſt, oder das Alpenmädchen. Ebendaſ. 1792, 8.

Digitized by Google

Miß Louiſe Fax, oder Reiſe einer jungeu Engländerin. Ebendaſ. 1792, 8.
Alme, oder ägyptiſche Märchen. Beelin 1793—97, 5 Bde. 8.
Ulrich Holzer, Bürgermeiſter in Wien. Leipzig 1793, 2 Bde. 8. mit 1 Titelkupf.
Heinrich von Plauen und ſeine Neffen. Ebendaſ. 1793, 2 Thle. 8. mit Titelk.
Walter von Stnbion. Leipzig 1794, 8. mit 1 Titelvign.
Sitten und Launen der Großen. Ebendaſ. 1794, 8. mit 1 Titelk.
Der Bund des armen Konrad. Ebendaſ. 1795, 8. mit 1 Titelk.
Velleda. Ein Zauberroman. Ebendaſ. 1798, 8.
Joſeph Mendez Pinto. Ebendaſ. 1802, 8.
Cornelia, oder das Geheimniß des Grabes. Nach dem Engliſchen. Ebendaſ. 1803, 2 Thle. 8.
Eudaria, Gemahlin Theodoſius II. Ebendaſ. 1805—1806, 2 Thle. 8. Neue Aufl. 1821.
Fontanges, oder das Schickſal der Mutter und Tochter. Leipzig 1805. Neue Aufl. 1824, 8. mit Kupf.
Die Gräfin von Frondsberg aus dem Hauſe Löwenſtein. Neue Aufl. Leipzig 1806, 8.
Lioba und Zilia. Gotha 1806, 8.
Wanderungen der Phantaſie in die Gebiete der Wahrheit. Leipzig, 1806, 8. mit 1 Titelk.
Heitere Träume. Neue Aufl. Leipzig 1806, 8. mit 1 Titelk.
Mathurin. Gotha 1809, 8. (Eigentlich die 2. Aufl. oon Lioba ꝛc.)
Die Jerungen. Naumburg 1810, 8.
Eliſabeth Lehkau, oder die Bürgermeiſterin. Ebendaſ. 1810, 8.
Attila's Schweet, oder die Azimuntinerinnen. Ebendaſ. 1810, 8.
Azoria. Eine Weihnachtsgabe. Leipzig 1814, 8.
Roſalba. Ebendaſ. 1818, 2 Bde. 8. mit 1 Kupf.
Aleris und Lauiſe. Eine Badegeſchichte. Ebendaſ. 1819, 8. mit 1 Titelk.
Tarmalin und Lazerta. Ebendaſ. 1820, 2 Thle. 8. mit Titelk.
Letzte Originaleomane. Wohlfeile Ausgabe. Leipzig 1827, 5 Bde. 8. mit 3 Kupf.

Schöpferiſche, anmuthige Phantaſie, ein Reichthum echter Kenntniſſe, wie ſie ſelten eine Frau in dem Maße zieren, Feinheit der Beobachtung, Innigkeit des Gefühls, Wahrheit der Charakterzeichnung und hohe Anmuth, Würde und Correctheit der Darſtellung machten die Schriften dieſer eben ſo reichbegabten als anſpeuchsloſen Frau zu einer Lieblingslectüre ihrer Zeitgenoſſen und weeden ſie in bleibendem Andenken bei der Nachwelt erhalten. Sie war es, die zuerſt in Deutſchiand hiſtoriſche Stoffe in Romanfoem behandelte, und Wirklichkeit und Poeſie auf das Sinnreichſte zu verſchmelzen wußte. — Die Keone ihrer Leiſtungen bleiben abee ihre trefflichen Volksmärchen, welche, was die Reinheit der Darſtellung betrifft, ſelbſt oor denen des genialen Muſäus den Voreang behaupten.

Ottilie.

Ein Volksmärchen von Benedicte Naubert.

Unweit Freiburg, in einer romantiſch-ſchönen Gegend, erhebt ſich ein mittelmäßiger Berg, von dem Valke des Landes mit dem Namen benennt, den ihr an der Spitze der alten Sage ſteben ſehet, mit welcher ich euch, meine Theuren, in dieſer Stunde der Ruhe unterhalten will.

Warum dieſer kleine Auswuchs des Erdballs Ottilien-Berg genannt wird, was die Schöne, die man nach jetzt in ſtillen Nächten aus ſeinem Schooße hervorgehen ſieht, übee die mondbeglänzte Fläche gen Zähringen zu wallen, aus den Wahnungen des Himmels zur Erde herabſtürzte, und wie ſie hienieden ihren Wandel führte, das ſollt ihr jetzt von mir erfahren. Seht, die Natur um uns her ſchickt ſich an zu ihrem Winterſchlafe, das Rauſchen des Regens in dem falben Laube, das Heulen des Stuems an den Fenſtern, und das Kniſteen der dürren Reiſer im Kamin, erfüllt die Seele mit einem ahnenden Schauer, und bereitet ſie voe zum Gehör abenteuerlicher Geſchichte.

Var Zeiten ward das ganze Elſaß van einem Fürſten beherrſcht, den ich, weil die Sage ſeinen Namen vergeſſen hat, und dach jedes Ding ſeine Benennung haben will, Röeich nennen will. Er war ein weiblicher javialiſcher Herr, freute ſich ſeines guten Landes und ſeiner glücklichen Einwohner, und that Niemand Leids, als wer ſeiner Liebe zum Vergnügen Hinderniſſe in den Weg legte, oder einem ſeiner Lieblinge oder Lieblinginnen im Lichte ſtand. Seine Lieblinge waren brave Jäger und Zecher, und ſeine Freundinnen wohlgeſtaltete gefällige Mädchen, die man auf ſeinen Luſtſchlöſſern zu Dutzenden in leichter Nomphenteacht herumſchwärmen ſah.

Herrn Röeich war nirgend ſo wahl, als in der Mitte ſeines kleinen Serails, und er oerließ gern und aft ſeine Reſidenz nedſt ſeinen Tugend predigenden Räthen und ſeinee frommen Gemahlin, um in den Armen der lieblichen Dirnen, die ihn hiee umgaukelten, es zu vergeſſen, daß ein Fürſt noch einige andere nicht unwichtige Pflichten hat, als die Freude.

Frau Ottilie, ſein Gemahl, war ehemals ſchön geweſen, und hatte ſeine Augen, da er nach ein Jüngling war, dermaßen entzückt, daß er ahne ihren Beſitz zu ſterben vermeinte; aber der Beſitz dieſes Kleinods war durch kein anderes Mittel zu erlangen, als durch die geweihte Hand des Prieſters, denn Ottilie war zwar arm, war keine Fürſtin, aber ſie war tugendhaft.

Beide hatten, nachdem geſetzmäßige Liebe ſie var Gottes Altar verbunden hatte, zwei Jahr' ihres beiderſeitigen Frühlings wie im Himmel, im Vaterland der Liebe und Eintracht verlebt; aber als dieſe für den flatterhaften Rörich ſo lange Zeit verfloſſen war, als Ottiliens Reize ihm gewöhnlich wurden, als friſche blühende Schönheiten ihm von allen Seiten winkten, da hatten die glücklichen Tage ein Ende. Die gute Fürſtin wuede vernachläſſigt und würde gänzlich vergeſſen worden ſein, wenn nicht die Liebe der Stände und des Volks, die ſie beſaß, ihren Gemahl noch immer in einiger Verbindung mit ihr erhalten hätte. Das Valk hoffte einen Reichserben, und die Geiſtlichkeit, deren Gunſt Ottilie in vorzüglichem Grade erworben hatte, verſicherte, daß nue ein Sohn oon ihr das Land beglücken könne; Urſache genug für den Fürſten, die längſt beſchloſſene Scheidung van einem Jahre zum andern verſchieben zu müſſen, und ſich indeſſen die Zeit mit andern Schönen zu vertreiben, welche weniger eigenſinnig wie die Fürſtin, dem verliebten Rörich nicht zumutheten, daß er eben den Weg zu ihrem Herzen durch die Kircht nehmen ſollte.

Die Urſache, warum ſich die Geiſtlichkeit ſa beſanders für die Fürſtin inteeeſſirte, und ſie ſo gewaltig bei ihren Rechten ſchützte, war ihre graße Frömmigkeit, nämlich ihre Sucht, Kirchen und Klöſter zu erbauen, und die Freigebigkeit, mit welcher ſie die Armen, das iſt diejenigen, welche das Gelübde der Armuth gethan hatten, bedachte. — Es gab nach einige Theile oon Ottiliens Frömmigkeit, die uns nicht unbeträchtlich dünken; als die Wohlthätigkeit, mit welcher ſie ſich auch wahrer Dürftigen annahm, die Geduld, mit welcher ſie die Ausſchweifungen und die wachſende Härte ihres Gemahls ertrug, der Abſcheu vor allen verdächtigen Tröſtungsmitteln, die man ihr unter dee Hand anpries; aber dieſe Punkte kamen nicht in Rechnung, und die Fürſtin hätte immer hart gegen die Nothleidenden, ungeſtüm gegen ihren Beleidigtr und ſeldſt leichtſinnig und ausſchweifend ſein können, wenn ſie nur fortgefahren hätte, Kirchen und Klöſter zu bereichern, ſo wäe' ihr eben der Schutz der Mächtigen im Lande, der Peieſterſchaft, zu Theil geworden, den ſie jetzt genoß.

Es war nicht ſchwer, die Stütze zu erkennen, welche Ottilien hielt, nue fehlte es Röeichen an Nachſinnen, die Mittel zu erforſchen, wie dieſelbe zu untergraben wäre. Ein Jahr ging nach dem andern hin, und kein Verſuch, die unglückliche Fürſtin zu ſtürzen, gelang, ſelbſt nicht der alte abgetragene Vorwand eines aerbotenen Grads der Verwandtſchaft; denn Ottilie war aus einem zu dunkeln Geſchlecht entſproſſen, als daß ſie eine nahe Muhme van Röeich's Fürſtenhauſe ſein konnte; ſelbſt nicht der bedenkliche Umſtand, daß ſie ihrem Gemahl nur Töchter gebar, die noch dazu im erſten Lenz des Lebens dahin ſtarben, denn der weiſſagende Mund der Prieſter verkündigte, daß der gewünſchte männliche Erbe doch endlich eeſcheinen wüede.

Es war im zehnten Jahre des traurigen Fürſtenſtandes der armen Ottilie, als ein Weib endlich auf das leichte Mittel fiel, wie die Verhaßte aus dem fürſtlichen Bette zu verdrängen ſei. Rörich trug jetzt mit Hintanſetzung aller ſeiner übrigen Geliebten die Bande einer gewiſſen Kunigunde, die ganz das Vorbild ihrer Namensſchweſter war, welche in ſpäteen Zeiten Albert's fürſtliches Haus verunruhte und den Vater und die Söhne entzweite. Die älteſte Kuaigunde war ſo ſchön, ſo ſtolz und ſa argliſtig, als ihre ſpäte Nachahmerin; ſie ſtrebte ſich an Ottiliens Stelle zu drängen, und kannte den Weg recht gut, auf welchem dieſes möglich wäre.

Digitized by Google

Ihre Habſucht entzog dem Fürſten die Mittel, ſeiner Gemahlin ſo viel zum Unterhalt zu reichen, als er bisher, um ſie doch durch etwas für ſeine erkaltete Liebe ſchadlos zu halten, gethan hatte, und da die arme Fürſtin ihre Beſchützer, die Pfaffen, nicht mehr ſo reichlich bedenken konnte, als vordem, ſo fiel auch ein großer Theil des Anſehens hinweg, das ſie bei ihnen hatte, und der Trieb, ſie bei ihren Rechten zu erhalten, nahm merklich ab. Ueber dieſes war Kunigunde ſchön, argliſtig und leichtſinnig genug, einen von Ottiliens vornehmſten Vertheidigern mit Liebe zu feſſeln, und ihm die Belohnung ſeiner Leidenſchaft unter einer Bedingung zu gewähren, welche der Untergang der Fürſtin war.

Rörich ſpürte die Wirkung von dem verborgenen Miniren ſeiner ſchlauen Geliebten, ohne die Urſache errathen zu können. Man ſprach nicht mehr ſo eifrig für die Fürſtin, tadelte die Ausſchweifungen ihres Gemahls nicht mehr mit ſolcher Strenge, und einesmals ließ ſich gar der fürſtliche Beichtvater verlauten, Ottilie ſei nicht mehr jung, die Hoffnung auf einen Sohn von ihr bleibe lange außen, und ſollte ſie bei ihrem dießmaligen Wochenbette dieſelbe wiederum täuſchen, ſo würde für ſie nichts beſſer ſein, als das Kloſter, und für gewiſſe Andere nichts zuträglichere, als eine neue Fürſtin.

Ein ſolcher Wink aus dem Munde eines ſolchen Mannes konnte nicht ohne Wirkung ſein. Man gab noch am nämlichen Tage der Fürſtin zu verſtehen, ſie würde wohl thun, die Reſidenz zu verlaſſen; über dieſes könne ihr die Landluft bei ihren gegenwärtigen Umſtänden erträglich ſein.

Ottilie gehorchte mit ihrer gewöhnlichen Gelaſſenheit, ohne ein Zeichen des Unwillens blicken zu laſſen. Nur ein Zug von verachtendem Spott war in ihrer Miene, als man ihr von einer Wahl unter ihren Luſtſchlöſſern ſagte. Man hatte ihre Güter nach und nach ſo ſehr eingezogen, daß ſie zur Zeit nur noch ein einziges Berghaus beſaß, über welches ſie einige Gewalt hatte. In den erſten Zeiten ihres Glücks fing ſie an es zu bauen, aber ehe es noch fertig ward, hatte ſich ihr Schickſal ſo geändert, daß ſie es, nach ſeiner völligen Vollendung bei'm erſten Eintritt Zähringen nannte, und es zum Schauplatz ihrer Thränen weihte. Tauſende hatte ſie hier in den vielen Jahren ihrer Leiden vergoſſen, und ſie war froh, daß man ihr dieſe heilige Wohnung der Schwermuth gelaſſen hatte, damit ſie auch ihre letzten Zähren daſelbſt weinen könnte.

Sie reiſte nach dieſem Orte, dem einzigen, den ſie wählen konnte, und unter Tauſenden gewählt haben würde, ohne daß man ihr vergönnte, eine einzige von ihren treuen Frauen mitzunehmen. Man ſagte ihr, ſie würde an dem Orte ihrer Wahl alle Bedienung finden, die ſie bedürfe, und ſie ließ es ſich gefallen, weil ihr bekannt war, daß ſich unter den Dienſtleuten von Zähringen wirklich viele, befanden, auf deren Treue ſie ſich verlaſſen konnte.

Ach ſie wußte nicht, wie verändert ſie Alles finden würde! Man hatte auf ihrem geliebten Schloſſe bereits ſo geſchaltet, als ob es ſeine Eigenthümerin verändert hätte. Ihre Leute waren abgeſchafft, und andere an ihre Stelle geſetzt, welche ſie nicht kannte. Statt der alten Caſtellanin, auf deren Wartung ſie ſich bei ihrem bevorſtehenden Kindbette getröſtet hatte, fand ſie eine zierliche junge Dirne, welche ihr zwar mit der äußerſten Höflichkeit und Ehrfurcht entgegen kam, aber zu welcher ſie eben um ihrer Zierlichkeit, Jugend und gezwungenen Höflichkeit willen unmöglich ein Herz faſſen konnte. Ach, was würde ſie erſt gefühlt haben wenn ſie diejenige, welche ihr ihre Dienſte mit ſo vieler Bereitwilligkeit anbot, gekannt hätte! Es war Kunigunde ſelbſt, welche alle ihre Maßregeln ſo genommen, und ſich bloß darum in dieſen Poſten gedrängt hatte, um derjenigen, welche ſie ſtürzen wollte, nahe genug zu ſein, damit keiner der ihr zugedachten Streiche mißlingen könnte.

Kunigunde war klug genug, einzuſehen, daß Ottiliens Anſehen durch die Geburt eines Sohnes, welche doch allemal möglich war, ſchnell wieder empor kommen, und alle ihre Anſchläge vernichten würde; ihr blieb alſo nichts übrig, als, es möchte auch erfolgen, was da wollte, es ſo einzurichten, daß man die Fürſtin allemal für die Mutter einer Tochter halten müſſe; und als ſie eines Tages der Sache tiefer nachdachte, und es nicht für unwahrſcheinlich hielt, daß Ottilie, ungeachtet der Tücke, die ſie ihr zu beweiſen ſtrebte, doch endlich obſiegen, und die Stelle, von welcher ſie ſie zu ſtoßen gedachte, wieder erlangen könnte, ſo vermehrte ſie ihre Plane noch mit dem Zuſatze, daß die Fürſtin unausbleiblich in dem bevorſtehenden Wochenbette nebſt ihrem Kinde ſterben, und alſo auf ewig für ſie unſchädlich gemacht werden müſſe.

Es iſt unbekannt, ob Ottilie bei allem Widerwillen gegen ihre aufgedrungene Pflegerin eine Ahnung von dem ganzen Umfange ihrer Bosheit hatte, aber ſo viel verſichert die Sage, daß ſie einſt, bei ihrer Rückkunft aus der von ihr erbauten Marien-Kapelle, ſich in ungewöhnlicher Bewegung befunden, den ganzen Tag weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen habe, und des Morgens aus dem Schloſſe verſchwunden geweſen ſei, ohne daß man je habe erfahren können, was aus ihr geworden.

Wie leicht es Kunigunden wurde, den Fürſten über den Verluſt ſeiner Gemahlin zu tröſten, und ſich zu rechtfertigen, wie leicht, ſich in die Stelle der Verlornen einzuſchieben, dieſes ſind Dinge, welche nicht in unſere Geſchichte gehören, da es uns obliegt, uns von der Heldin derſelben nicht zu weit zu entfernen.

Die Wahrheit von der ganzen Sache, welche erſt nach anderthalb hundert Jahren ganz an's Licht kam, war dieſe: Ottilie, eine eifrige Verehrerin der heiligen Jungfrau, welcher ſie Kirchen, und Kapellen zu Dutzenden gebaut hatte, verſäumte keinen Tag in dem Heiligthume, das ſie ihr zu Zähringen weihte, ihre Andacht zu verrichten, und ihre Hüterin Kunigunde, welche hieraus kein Arges hatte, dachte nicht daran, ihr dieſen kleinen Troſt zu rauben.

Eines Tages, als Ottilie beſonders eifrig zur Königin des Himmels gebetet hatte, ſank ſie auf den Stufen des Altars in einen heiligen Schlummer, der ein Gewühl von Träumen um ſie her verſammelte, welche ihr ihre wahre Lage deutlich ſchilderten, ihr den Namen und die Abſichten ihrer Verfolgerin nannten, und ihr Alles ſagten, was ſie von ihr für ſich und ihr Kind zu fürchten habe. — Nie haben Träume ſo deutlich geſprochen, nur Schade, daß ſie zu kurze Zeit dauerten, um ihr über das Nothwendigſte, über die Mittel, dem Unglück zu entgehen, Unterricht zu geben.

Ein Geräuſch von Außen verſcheuchte das leichte Heer der Traumgebilde, und ſie erwachte in einem Zuſtande, der ſich nicht ſchrecklicher denken läßt. Welch ein Gefühl, den geöffneten Abgrund vor ſich zu ſehen, die Hand im Nacken zu fühlen, welche uns hinabſtürzen wird, ohne hinlängliche Kraft zu beſitzen, ſich zu retten, ohne weit und breit einen Retter zu ſehen, der das erſetzen könnte, was unſere Schwachheit nicht vermag!

Ich traue auf dich, Heiligſte des Himmels, treue Warnerin! ſagte Ottilie, als ſie die Nacht nach der ſchrecklichen Entdeckung leiſe von ihrem Lager aufſtand, das Schloß an der Thür, das ſie vorſichtig mit dem Oel der nächtlichen Lampe getränkt hatte, ſanft zurückzog, und die ſteinerne Wendelſtiege hinabſchlich. Ich traue auf dich, du wirſt die Gewarnte nicht verderben laſſen, oder ſoll ſie ja umkommen, dich wenigſtens ihres verlaſſenen Kindes erbarmen. Flucht iſt das Einzige, was ich zu meiner Rettung thun kann!

Es war in einer der kälteſten Nächte des Chriſtmonats, als die bedrängte Fürſtin das Schloß verließ, das ſie in glücklichen Zeiten erbaut hatte. Ein niedriges Fenſter im Vorhauſe half ihr davon, und von da war der Weg durch den beſchneiten Garten auf's Feld, durch die nur von Innen verſchloſſene Thür leicht zu finden. Kunigunde hatte auf Alles, nur nicht auf die mögliche Flucht ihrer Gefangenen gedacht; ſie glaubte, ihre Gefahr ſei ihr verborgen, und würde ſie auch dieſelbe gewahr, ſo müßte ihr Zuſtand es unmöglich machen, derſelben zu entgehen.

Ottilie war in einer Art von Betäubung, als ſie den gefährlichen Schritt wagte; wie hätte ſie ſonſt die gewiſſe Gefahr für die ungewiſſe wählen können? Sie ſah ihrer Entbindung täglich entgegen; was ſollte aus ihr werden, wenn die gefürchtete Stunde ſie hülflos überraſchte? was ſollte alsdann aus ihr werden, wenn dieſelbe auch glücklich vorüberging? ſie wußte keinen Zufluchtsort, hatte auf keinen geſonnen. Die Fußſtapfen im tiefen Schnee mußten ihren Weg verrathen, und das Glücklichſte, was ihr begegnen konnte, war, daß ſie hier gefunden und in die Hände ihrer Verfolger zurück gebracht wurde.

Die unglückliche Fürſtin dachte von dem Allen an nichts: ihr ganzes Weſen war nur in ein einziges unnennbares Gefühl der heftigſten Schmerzen des Körpers und der Seele zuſammengedrängt. Sie ſtrengte ſich über Vermögen an, um nur noch einige Schritte weiter zu gehen, um nur einige Spannen weiter von der Feindin entfernt zu ſein, vor welcher ſie der Traum gewarnt hatte, aber endlich ſanken ihre Kräfte, und ſie blieb ohne Empfindung auf einem großen Feldſteine liegen.

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, hörte ſie das ſilberne Glöcklein auf ihrer Marien-Kapelle zur Metten läuten, denn die Chriſtnacht war eben angebrochen, und ein heißer Seufzer zur Königin des Himmels drängte ſich aus ihrem beängſtigten Herzen. Doch war es ihr, als wär' ihr beſſer zu Muthe, als da ſie hier die Beſinnung verlor. Sie ſchlug die Augen auf, und ſah an ihrer Seite auf dem Feldſteine eine ſchöne große Frau ſitzen, deren Geſtalt ſie ganz erkennen konnte, ungeachtet die finſtere Winternacht rund umher ihren Schleier ausgebreitet hatte. Ein mildes Licht, das aus der unbekannten Gefährtin ſelbſt auszugehen ſchien, machte ihr dies Geſicht voll Majeſtät und ſprechender Milde, machte ihr dieſen Blick voll Mitleid, mit welchem ihr Auge auf ihr ruhete, ſichtbar, und ſie wollte ſchon einige Worte ausſprechen, wie ſie ihr das Entzücken über einen ſolchen Anblick in den Mund gab, als ſie in den Armen

Digitized by Google

der Fremden einen Gegenſtand gewahr ward, der nach ganz andere Gefühle in ihr erregte, welche zu faſſen ihr Herz zu enge, welche auszuſprechen ihre Zunge zu ſchwach war.

Ein neugebornes Kind von blendender Schönheit lag auf dem roſenfarbnen Schooß der Fremden, und ward von ihrem himmelblauen Mantel liebreich gegen die ſchneidende Kälte geſchützt. — Mit einem leiſen unarticulirten Ton der Freude ſtreckte Ottilie ihre Arme nach dem kleinen lächelnden Engel aus, den ihr die Fremde entgegen hielt, denn ihr Herz ſagte ihr, wie nahe ſie mit demſelben verwandt ſei. Es iſt dein Kind! rief etwas im Innerſten ihrer Seele, und ein Blick nebſt einigen abgebrochenen Worten der Unbekannten bejahte es.

Ich fand euch, ſagte ſie auf weiteres Befragen, hier in dem hülfloſeſten Zuſtande, und ſtand euch bei, ſo gut ich konnte. Aber was ſoll nun aus euch und eurem Kindlein werden?

Ach! mir wird bald auf ewig geholfen ſein, ſagte die ſchwache Fürſtin. Ich fühle bereits den Tod im Herzen! Ich glaube, die Freude über die Neugeborne hat es vollends gebrochen! —

Aber was ſoll ich mit der verlaſſenen Kleinen beginnen?

Sie iſt nicht verlaſſen, wenn ſie in euern Händen iſt; ihr ſcheint mir eine gute Frau zu ſein. Fördert das Kind, das ich euch hinterlaſſe, zur Chriſtenheit, und ſeid ſeine Pathe, euch und die Königin des Himmels erwähle ich zu ſeinen Taufzeugen.

Die Fremde lächelte ein wenig, und fragte, wie die Neugeborne heißen ſollte?

Marie! erwiederte die Fürſtin, nach ihrer vornehmſten Pathe, und wollt ihr ihr noch einen Namen zum Andenken ihrer unglücklichen Mutter geben, ſo nennt ſie Ottilie.

Die Unbekannte ſchwieg ein wenig, thauete darauf eine Hand voll Schnee mit ihrem Hauch zu Waſſer auf, ſprengte ſie über das Haupt des Kindes, und gab ihm ſeine Namen.

Wer ſeid ihr? fragte die Fürſtin, die ihr mit Andacht und gefalteten Händen zugeſehen hatte.

Ich heiße Marie!

Woher kommt ihr? und wohin geht euer Weg?

Ich komme von Oben, und wollte dort nach meinem Hauſe, wo die ſilberne Glocke tönt.

O nun kenne ich euch! rief Ottilie mit einem unausſprechlichen Blicke. Heil mir! mein Kind iſt wohl berathen! — Darauf wandte ſie ſich auf die Seite, ſchloß die Augen und verſchied.

Die Königin des Himmels, denn meine Leſer werden wohl nicht mehr zweifeln, wer die Fremde war, ließ einige himmliſche Thränen auf die Entſeelte fallen, vertraute der mütterlichen Erde den Körper, und bedeckte das Grab mit dem Feldſteine, auf welchem ſie neben ihr geſeſſen hatte. Das Kindlein aber hüllte ſie in ihren Sternenmantel und nahm es mit ſich hinauf in ihre ruhigen Wohnungen.

Wer kann die Geheimniſſe der Ueberirdiſchen faſſen, und wer kann genau ſagen, wie es mit der Erziehung der kleinen Marie bei ihrer himmliſchen Pathe beſchaffen ſein mochte? So viel läßt ſich aus dem, was die Sage von dieſen wunderbaren Dingen aufbehalten hat, ſchließen, daß es die Abſicht der Königin des Himmels war, das junge Fräulein für die Welt und nicht unmittelbar zum Leben der Seligen zu erziehen, daher ſammelte ſie ſolche Gegenſtände um ſie her, oder gab vielmehr allen Dingen, welche ihr in den obern Regionen vorkommen mußten, ein ſolches Anſehen, wie ſie in das Leben hienieden paßten. Engel und Selige kamen der kleinen Erdenbürgerin wie ſchöne goldgelockte Jünglinge und Jungfrauen vor, die Feſte des Himmels hatten viel Gleichheit mit den irdiſchen, bei welchen Tugend und Wohlſtand herrſcht, und ſelbſt die kleinen Geſchäfte, zu welchen ſie, ſo wie ſie heranwuchs, angehalten wurde, waren die nämlichen, wie ſie ihr etwa in ihrem künftigen Erdenleben beſtimmt ſein möchten.

Daß indeſſen ihr Herz in der himmliſchen Geſellſchaft, in welcher ſie ſich befand, unendlich veredelt, ihr Geſchmack an Dinge gewöhnt werden mußte, wie man ſie auf Erden ſelten findet, das läßt ſich denken, und ſo vortheilhaft das Erſte für ſie war, ſo zog das Andere doch gewiſſe üble Folgen nach ſich, die ſich nicht ganz vermeiden ließen. Ein Glück wär' es für die kleine Marie geweſen, wenn ſie in den obern Regionen völlig hätte heranwachſen, oder ewig daſelbſt bleiben können; aber eine halbvollendete Erziehung, und wär' es die beſte von der Welt, kann nie großen Nutzen ſchaffen.

Die junge Erdbürgerin hatte das ſiebente Jahr eben angetreten, als ſie von ihrer Pathe vorgenommen und folgendermaßen angeredet ward: Mein Kind, du trittſt heute aus den Grenzen der Jahre, da der Menſch bloß lebt und athmet, ohne ſich ſelbſt zu kennen; deine Begriffe werden von nun an ſich beſſer entwickeln, und da es nicht fehlen kann, daß du hier auf eine Menge Dinge ſtoßen wirſt, die nicht recht zu denſelben paſſen, ſo iſt es nöthig, daß ich dir die Augen über deinen wahren Zuſtand öffne. Das Land, in dem du lebſt, iſt nicht dein Vaterland; du biſt in einer viel gröbern Luft geboren, als die wir hier athmen, biſt zu einem Leben beſtimmt, das weit unter demjenigen iſt, das wir hier leben; gern behielt ich dich bei mir, aber dies iſt mir gar nicht, oder nur auf gewiſſe Bedingungen erlaubt, die du ſchwerlich erfüllen wirſt.

Die kleine Marie weinte ſehr, als ſie von Trennung von einem Orte ſprechen hörte, der ihr mit allen ſeinen Bewohnern ſo theuer war.

Möchteſt du gern bei mir bleiben? fragte die Heilige.

O gern, gern, liebe Pathe! rief das Kind, welches anfing noch heftiger zu weinen.

Aber, ſagte ſie, du wirſt größer werden, wirſt Unarten annehmen, welche uns hier oben fremd ſind; Vorwitz, Eigenſinn und Stolz werden ſich in deinen Handlungen äußern, und bei dem erſten Vergehen von dieſer Art würde ich genöthigt ſein, dich dahin zu verſtoßen, woher du kamſt. Willſt du alſo das Glück immer genießen, das dir jetzt ſo theuer iſt, ſo ſei auf deiner Hut, denn von nun an werden ſich Proben häufen, deren kleinſte für deine Kräfte zu ſchwach ſein möchte; und dürfte ich es auch wagen, dir die Fehlſchlagung der einen zu ſchenken, ſo würde dich doch die zweite und dritte unausbleiblich in die Tiefe, aus der du gekommen biſt, hinabſtürzen. Die kleine Sterbliche war klug genug, ihre Pathe um einige Regeln zu bitten, nach welchen ſie in der gefährlichen Epoche, welche ihr angekündigt wurde, ſich zu richten hätte, und ſie erhielt folgende Lehren, die die Heilige, um ſie dem Kinde deſto merklicher zu machen, in dieſe kurzen Denkreimlein kleidete: Strebe, ſprach ſie mit warnender Miene, ſtrebe nicht nach höherm Himmelsglücke; ſieh, es droht den Sterblichen Gefahr. — Schaue nicht in's Erdenthal zurücke, das zu Tod und Elend dich gebar; und verwende deine kühnen Blicke nie nach dem, was dir verboten war.

Marie dankte ihrer Pathe, und wiederholte die drei goldnen Regeln ſo lange bei ſich ſelbſt, bis ſie ihr unvergeßlich waren, oder vielmehr bis ſie nichts weiter bei denſelben dachte, als den bloßen Schall, der ihr gewöhnlich und alſo nach und nach gleichgiltig ward.

Auch hätte man denken ſollen, ſie wären ihr ganz und gar entbehrlich geweſen; ſie hatte an der kindlichen Einfalt und Unſchuld, die in ihrem Herzen wohnte, ein paar Schutzengel, die ſie ſicherer vor tauſend Proben vorbeiführten, als die ernſtlichen Warnungen. Sie wußte nichts von den Gefahren, in denen ſie täglich war, ihr Glück zu verlieren, denn die Unwiſſenheit des Böſen ließ ſie immer recht handeln, ohne daß es ihr Mühe, Ueberwindung oder Nachdenken koſtete.

Die himmliſche Marie hatte ihre Freude, ihre kleine Namensträgerin ſo zur Vollkommenheit der Engel heranwachſen zu ſehen, und gewann ſie immer lieber. Sie gab ihr unzählige Proben ihres Wohlgefallens, unter denen, um ſich nach der ſinnlichen Natur des Kindes zu bequemen, freilich auch manche waren, die nicht recht in die überirdiſchen Regionen zu gehören ſchienen; und es war nicht unmöglich, daß die ſchönen Kleider und die bunten Zeitvertreibe, an welchen es ihr die zärtliche Pathe nie fehlen ließ, den erſten Grund zu dem nachmaligen Fall des jungen Mädchens legten.

Es war gegen Allerheiligen, als Marie ihre kleine Pathe vornahm, und zu ihr ſagte: Ich ſtrebe hinauf in die translunariſchen Gefilde, die höhern Feſte des Himmels zu feiern, und laſſe dich hier zurück, wo es dir auch nicht an Freuden fehlen wird, die ſich für dich ſchicken. Nur ſei mit dem zufrieden, was dir zukömmt, und ſuche dich nirgends einzudrängen, wo du nicht hingehörſt. Vor Allem aber nimm deine drei Regeln wohl in Acht. Du weißt, daß du in meiner Burg ſchier Alles thun und an allen Orten ſein kannſt, wo du willſt. Und die wenigen Gegenden, die dir verboten ſind, kennſt du auch; es ſind die Zinnen meiner Thürme, von welchen du herabſtürzen könnteſt, und vor Allem meine Bäder, in welchen dir die Gefahr zu ertrinken droht. Du ſiehſt, daß ich es gut mit dir meine, und dir nichts unterſage, als was dir ſchaden kann. Doch haſt du deinen freien Willen; die Schlüſſel zu allen Thüren ſind in deiner Hand, und du kannſt thun, was dir gefällt.

Die kleine Erdbürgerin gelobte von neuem Gehorſam und gute Aufführung, und man trennte ſich auf baldiges Wiederſehen.

Auf Allerheiligen ward in Marienburg eine Art von offenem Hof gehalten, und manches Feſt gefeiert, bei welchem ſich alle Heiligen der zweiten und dritten Ordnung verſammelten. Die kleine Marie durfte, als eine Sterbliche, freilich dieſen Dingen nur in der Ferne zuſehen, aber auch dieſes gewährte ihr ſchon unendliches Vergnügen, bis ſie an einem Tage, bei Betrachtung und Anlegung ihrer glänzenden Gewänder, den Geſchenken ihrer Pathe, auf den Einfall kam, ſie könne, ſo geſchmückt und ſchön, wie ſie war, wohl eine von den Eingebornen des Himmels vorſtellen, und wenigſtens incognito einem

Digitized by Google

von ihren Feſten mit beiwohnen. Sie hatte dieſen Tag ihre drei Regeln ſchon zwanzigmal wiederholt, aber es fiel ihr nicht ein, ihr Verhalten nach denſelben zu prüfen, ſie hielt das, was ſie vorhatte, nicht für Unrecht, und führte es kühnlich aus, ohne von den Thürhütern erkannt zu werden.

Auch unter den Anweſenden war Niemand, der ſie zu erkennen ſchien, und ihr darum ſeinen Umgang verſagte, denn ihr Betragen war ſo edel, ſo ganz nach den Sitten des Himmels gebildet, daß ſie wohl eine Geſpielin der Engel abgeben konnte; doch hielt ſie ſich mehr zu ihres Gleichen, und fand unter den eilftauſend Jungfrauen der heiligen Urſula und den unſchuldigen Kindlein manchen lieben Gefährten.

Was ſie einmal verſucht hatte, geſchah öfters, und kein Tag verging, daß ſie ſich nicht in dem glänzenden Zirkel befand, in den ſie nicht gehörte. Doch ſchien es, als wenn man ſie nach und nach kennen lernte, und ſich darum von ihr entfernte. Sie ſah in dieſen Tagen der Vernachläſſigung untre der zahlloſen Menge noch ein himmliſches liebenswürdiges Geſchöpf, welches gleich ihr nicht beachtet wurde, und mitten in der groſſen Verſammlung einſam zu ſein ſchien.

Maria hatte nie davon gehört, daß ſich oft unter die Kinder des Himmels ein böſer Geiſt zu miſchen pflegt, und daß daher auch hier Behutſamkeit nöthig ſei. Niemand warnte ſie, und ſie geſellte ſich daher ohne Bedenken zu dem, welcher gleiches Schickſal mit ihr hatte.

Man unterhielt ſich mit einander, man gewann ſich lieb, und es kam bald dahin, daß der Unbekannte von Marien unzertrennlich war. Es würde dem unglücklichen Mädchen leicht geweſen ſein, an ihrem erwählten Gefährten einen Verführer zu erkennen, wenn ſie gewußt hätte, was Verführung wär', und wenn nicht der betrügeriſche Geiſt, welcher darauf ſann, ihr ihr Glück zu rauben, erſt dann mit ſeinen zweideutigen Vorſchlägen und Unterhaltungen hervorgetreten wär', als er ſie ſchon gewöhnt hatte, Alles, was er ſagte, ſchön und gut zu finden.

Mich wundere, ſagte er eines Tages, wie deine Patronin dir den Zutritt zu den höhern Feſten des Himmels verſagen, und dich hier der langen Weile Preis geben kann; denn ſo viel mußt du doch geſtehen, daß ohne mich dir die Stunden ſehr langſam verflieſſen würden. — Iſt's darum, daß ſie dich von der ſchönen Erde entführt hat, um dir hier die unſchuldigſten Freuden zu entziehen?

Die Erde iſt nicht ſchön, wie meine Pathe ſagt, antwortete Marie, der Himmel iſt ſchöner als Alles.

Mag wohl ſein, erwiederte der Verführer, aber glaubſt du denn, dich hier im Himmel zu befinden? — Arme Betrogene, auf einem kleinen Planeten lebſt du, von den Erdbewohnern Mond genannt, deſſen Hauptbeſtimmung iſt, ihren Nächten zu leuchten. — Kannſt du dir vorſtellen, daß der Diener der Erde ſchöner ſei, als die Erde ſelbſt? — O ſollteſt du ſie ſehen, die ſchöne leuchtende Kugel, ſollteſt du ſie nur von Ferne ſehen. Ich ſollte meinen, auf den Zinnen dieſer Burg müßteſt du ſie in heitern Nächten erblicken können.

Da hinaus zu ſteigen iſt mir verboten, erwiederte Maria.

Wie ich dir geſagt habe, rief er, ſie beneidet dir den Anblick des Glücks, das ſie dir raubte.

Die betrogene Sterbliche hörte den Reden des Verführers ſo lange zu, bis ſie Eingang fanden, und ehe die Nacht erſchien, ſtand ſie an ſeiner Seite auf der verbotenen Zinne. Dieſe leuchtende Kugel, ſagte der gefährliche Geſellſchafter, indem er auf die aufgehende Erde deutete, welche weit ſchöner und gröſſer als der Mond in ihrer Herrlichkeit am Rande des Himmels heraufwandelte, dieſes glänzende Geſtirn iſt dein Geburtsland; wir ſehen es auf der andern Seite des Planeten, auf dem wir jetzo ſind, alle Nächte, aber deine Neiderin hat abſichtlich ihre Burg auf dieſen dunkeln Fleck verlegt, um dir auch die kleine Luſt zu rauben, dein Vaterland in der Ferne zu grüſſen. Ach und ſollteſt du es erſt in der Nähe erblicken! die tauſend von dir nie geſehenen, unausſprechlichen, mir unnennbaren Dinge, die es enthält! — Laß mich abbrechen! Einſt war ich da, und ich hoffe, bald dahin zurück zu kehren!

Maria ſah den Sprechenden mit einem traurigen Blicke an, den er wohl verſtand, und um ihre Sehnſucht auf's Höchſte zu treiben, begann er mit himmliſcher Beredtſamkeit von allen Schönheiten der Erde, von allen ihren verführeriſchen Scenen zu ſprechen; Dinge, welche freilich der Zuhörerin nur halb verſtändlich waren, die aber eben darum für ihre Neugierde deſto mehr Reiz enthielten.

Lebe wohl, ſagte er am Ende, als er es merkte, daß er Gift genug in ihr Herz geſtreut hatte, lebe wohl auf lange Zeit. Mich dünkt, meine Rückkehr zur Erde iſt vor der Thür, vielleicht, daß wir uns einſt in ihren ſeligen Gefilden wieder finden.

Und wie macht ihr es, ihr Himmliſchen, fragte die Sterbliche, euch hinüber zu ſchwingen? — Wir tauchen uns, ſagte der Verführer, ſiebenmal in ein ätheriſches Bad, dergleichen deine Patronin wohl auch in ihrer Burg haben wird, und dadurch werden wir leicht genug, um von den Fittigen der Winde, denen wir gebieten, uns an jeden Ort hintragen zu laſſen, wo wir zu ſein wünſchen.

Marie blieb tiefdenkend zurück und ſchaute mit trüben Blicken ihrem fliehenden Gefährten nach. Keine Nacht verging hinfort, daß ſie nicht auf die Zinne ſtieg, und das Geſtirn, das man ihr als ihr Geburtsland bezeichnet hatte, ſo kläglich anweinte, als je in der Epoche der Empfindſamkeit ein liebekrankes Mädchen den Mond angeweint haben mag.

Ruhe und Heiterkeit war aus ihrem Herzen gewichen. Statt der Liebe und Sehnſucht nach ihrer Wohlthäterin wohnte in ihrer Seele düſteres Mißbehagen, Argwohn und heimlicher Unwille. Sie dachte nach, was Marien wohl bewogen haben möchte, ſie von der ſchönen Erde hierher zu verſetzen, und erſchuf ſich ſelbſt eine Geſchichte hiervon, in welcher ſie die Bedrängte, und die wohlthuende Heilige die Tyrannin war. Sie fing beinahe an Marien zu haſſen, und daß ihr bei dieſen Geſinnungen ihre Gebote nicht mehr heilig ſein konnten, läßt ſich denken. Zwei derſelben hatte ſie ſchon ungeſtraft gebrochen, und auch das dritte zu übertreten, dünkte ihr Kinderſpiel. Sie kannte keinen heiſſern Wunſch, als dieſe Gegenden, die ihr jetzt öde und traurig dünkten, mit den ſchönern Gefilden der Erde zu vertauſchen, und wollte ihn befriedigen, ſollte es auch ihr Leben koſten.

Was zögre ich endlich? ſagte ſie zu ſich ſelbſt, was habe ich zu ſcheuen? das Mittel zu Stillung meiner Sehnſucht iſt ja in meinen Händen! Hier iſt der Schlüſſel zu Mariens Bädern, von deren Kraft mich der Engel unterrichtet hat. Ich tauche mich ſiebenmal in die ätheriſchen Fluthen, und wie wohl, o wie wohl wird mir ſein, wenn ich mich von der ſpiegelglatten Fläche, leicht wie die Luft, erhebe, und hinüber ſchwebe, hinüber in die Gefilde des Lichts, wo ich geboren ward, und wo, wie mein Freund mich verſichert, ſo herrliche Dinge meiner warten!

Mariens Bäder waren auf einem der höchſten Mondgebirge angelegt; eine eherne Mauer umſchloß ſie, und diamantne Riegel verwehrten den Eingang. Die Gebirge waren von dem leichtfüßigen Mädchen ſchnell erſtiegen, der weite Umfang der himmelhohen Mauer, die ſie bisher nur von weitem ſah, ward ohne Grauen betrachtet, und die Riegel mit einem einzigen Zug des goldenen Schlüſſels hinweggeſchafft. Die weiten Pforten flogen krachend auseinander, und eröffneten eine grenzenloſe überraſchende Ausſicht. Die kühne Sterbliche hatte erwartet, in irgend ein hohes Gewölbe zu kommen, wo marmorne Becken den Gliedern kühle Erfriſchung anböten; aber ein See, den das Auge nicht überſehen konnte, zeigte ſich ihren Blicken und über demſelben keine andere Decke, als der dämmernde Abendhimmel, an deſſen Horizonte das Lieblingsgeſtirn der Betrognen ſchön und ſchrecklich heraufſtieg. Das Schickſal wollte, daß ſie gerade eine Stunde zu ihrer verwegenen That gewählt hatte, in welcher die Mondbürger einer Erdverfinſterung entgegen ſahen. Die Sonne ſtand hinter dem dunkeln Planeten, der einen fürchterlichen Schatten auf das Geſtirn warf, das die Pflegetochter der Heiligen zuvor nie anders als ſilberhell und rein erblickte. Der unverfinſterte Theil der Erde war roth wie Blut, und der Rand der glatten See ſchien von ſeinem Abglanz im Feuer zu ſchwimmen. Marie bebte zurück! Nun, rief es ihr wie aus tiefer Ferne entgegen, nun tauche dich ſiebenmal in die ätheriſchen Fluten, und ſchwebe hinüber, hinüber nach deinem Geburtslande! — Aber die Sterbliche ſchauderte muthlos in ſich zurück und wandte ſich zu fliehen. Doch der Vorwitz hieß ſie umkehren. Nur noch einmal mußte ſie das glühende immer dunkler werdende Geſtirn betrachten, ungeachtet es ihr nicht mehr gefiel; nur die Spitze des Fingers in dieſes Waſſer tauchen, obgleich ſeine grenzenloſe Ausdehnung ihr Grauen machte, und ihr die Luſt benahm, ſich darin zu baden. Sie thut Beides, und warf dann die ehernen Pforten im Fliehen hinter ſich zu, daß der Wiederhall im Thale den krachenden Ton zehnfach zurückgab.

Tauſend Schrecken jagten hinter der Fliehenden her. Sie kam athemlos auf ihrem Zimmer an, warf ſich auf ihr Bette, und verhüllte ſich in die Decken ihres Lagers. Ein Schlaf, voll der ſchrecklichſten Phantaſien, überfiel ſie, aus welchem ſie am Morgen, durch die Stimme ihrer himmliſchen Wohlthäterin, erweckt ward.

Marie! rief ſie mit liebkoſendem Tone, Marie, mein Kind! was fehlt dir? du biſt krank, wie ich fürchte! Todesbläſſe ruht auf deinem Geſicht, kalter Schweiß deckt deine Glieder! Kann Krankheit und Tod auch in dieſe Wohnungen der Ruhe eindringen? Doch du biſt eine Sterbliche, und wohl dir, wenn du in der unbefleckten Unſchuld, die noch deine Seele ziert, wohl dir, wenn du in meinen Armen den Geiſt aufgäbſt!

Die Worte der Heiligen ſchnitten der Sünderin durch's Herz; ſie verbarg ihr Geſicht unter der Decke, und zog ihre Rechte ſträubend zurück, welche St. Marie gefaßt hatte, um ihren Puls zu fühlen.

Ach die verrätheriſche Rechte! es war eben diejenige, welche

Digitized by Google

in vergangener Nacht es wogte, das geweihte Waſſer zu berühren! Die Heilige hielt ſie feſt, und entdeckte an dem vierten Finger derſelben, der die Frevelthat verübte, das erſte Glied in Gold verwandelt, daher auch noch dieſer Finger der Goldfinger genannt wird, bis auf dieſen Tag.

Marie! rief jetzt die Königin des Himmels in einem ganz andern Tone, Marie! was haſt du gethan? — O zweite Eve! du haſt von dem verbotenen Baum gekoſtet, und Verſtoßung aus dem Paradieſe wird dein Theil ſein!

Mit Entſetzen über die Donnerſtimme ihrer Wohlthäterin warf ſich jetzt die kleine Marie aus dem Bette, um auf den Knieen um Gnade zu flehen. Ich habe von keinem verbotenen Baume gekoſtet, ſchrie ſie mit kindiſcher Einfalt, weil ſie die figürliche Rede der Heiligen nicht verſtand, ich habe nichts gethan, als — —

Ja, ja, unterbrach ſie die erzürnte Königin des Himmels, du haſt nichts gethan, als alle meine Gebote übertreten! Siehe, Verworfene! deine eigene frevelhafte Hand zeugt wider dich; kannſt du das Brandmahl an dieſem Finger auslöſchen?

Das Mädchen, welches vor Beſtürzung nicht wußte, was es that, rieb unaufhörlich an dem vergoldeten Gliede, um den verrothenden Flecken zu tilgen, und weinte dazwiſchen ſo kläglich, daß es der Heiligen jammerte.

Du biſt ohne Rettung für mich und dieſe glückliche Wohnung verloren, ſagte ſie nach einem langen wehmüthigen Stillſchweigen, aber doch ſteht es in meiner Macht, dein Schickſal zu lindern, und es ſoll geſchehen, wenn du aufrichtig genug biſt, mir Alles zu geſtehen, was in meiner Abweſenheit vorgegangen iſt.

Und Marie erzählte in einem ſo treuherzigen, kunſtloſen und kummervollen Tone, daß das Herz der Heiligen vollends gebrochen ward.

Du biſt zu bedauern, ſagte ſie, aber noch einmal, du biſt nicht zu retten: das Urtheil der Verſtoßung aus dieſen Wohnungen der Ruhe iſt unwiderruflich. Doch das haſt du ja gewünſcht, du haſt dich ja in dein Geburtsland zurück geſehnt; nun ſo gehe hin, und ſiehe, was für Glückſeligkeiten dort deiner warten! O Marie, Marie! nur eine Geſchichte, nur die Geſchichte deiner Mutter, nur die Geſchichte deiner Geburt darf ich dir erzählen, um dir über die Beſchaffenheit des Landes, dahin du denkſt, die Augen zu öffnen.

Und die Heilige erzählte eine lange, ſchauervolle Geſchichte, ganz die, wie wir ſie unſern Leſern geliefert haben, aber mit Bemerkungen durchflochten, wie ſie nur eine Himmliſche machen kann. Die kleine Marie horchte aufmerkſam zu und ſammelte jedes Wort in ihr Herz; ach, ſie wußte, daß es die letzten waren, die ſie aus dem Munde ihrer Wohlthäterin hören ſollte.

So gehe denn hin, ſagte die Königin des Himmels, indem ſie am Ende die weinende Sterbliche in die Arme ſchloß, ich muß dich von mir laſſen. Deine Strafe iſt die Verbannung von meinen Augen, und der Verluſt des Namens, den du mit mir gemein haſt. Erkühne dich nicht, dich auf der Erde, wo du nunmehr bald ſein wirſt, Marie zu nennen; nenne dich Ottilie, nach deiner unglücklichen Mutter. Ich werde dich nicht ganz verlaſſen, wenn du außer dieſem Gebot noch Folgendes in Acht nimmſt: Rede nie zu kühn von den Geheimniſſen der Oberwelt, die du bei mir kennen lernteſt, und ſei nicht ſtolz darauf, daß du unter den Himmliſchen erzogen wurdeſt, — du ſiehſt, wie wenig dir dieſer Vorzug genutzt hat.

Morgen beim Erwachen wirſt du dich auf dem Grabe deiner Mutter, wo du zuerſt athmeteſt, befinden. Dein Vater, welchen ich auf deine Ankunft vorbereiten will, wird dich aufſuchen, und dich in alle Rechte einer Tochter von ihm einſetzen. Du wirſt nicht unglücklich ſein, wenn du tugendhaft biſt. Auch iſt dir es erlaubt, mich einmal in deinem Leben, in deiner höchſten Noth zu Hülfe zu rufen, da ich nicht ermangeln werde, dir zu deiner Rettung zu erſcheinen, und dich vielleicht an den Ort zurückzuführen, den du jetzt verlaſſen mußt.

Unter Seufzen, Weinen und Abſchiednehmen verfloß der Reſt dieſes traurigen Tages, und am Abend entſchlief die kleine Ottilie, um in dem Land der Thränen zu erwachen.

Aus der Erzählung ihrer Pathe wußte ſie, daß der Ort ihrer Geburt und das Grab ihrer unglücklichen Mutter durch einen gemeinen ungezierten Feldſtein bezeichnet ward, welcher mitten in einem öden Thale ruhte, und ſie erſtaunte alſo nicht wenig, als ſie ſich bei'm Erwachen auf einem Monumente von weißem Marmor, unter einem hochgewölbten Dom, ſah, von deſſen Mitte eine brennende Ampel herabhing. Marie hatte ihr verſchwiegen, was für Veränderungen ſich ſeit ihrer Geburt in dieſer Gegend zugetragen hatten, und uns will obliegen, ihren Fehler zu verbeſſern.

Kunigundens Glück, das ſie auf den Untergang einer unglücklichen Fürſtin baute, dauerte kurze Zeit; die Rache des Himmels verfolgte ſie, das Blut Ottiliens von ihren Händen zu fordern. Der Verluſt ihrer Reize hatte ihr zeitig das Herz ihres Gemahls geraubt, ſie mußte neuen blühenden Schönheiten weichen, ſo wie Ottilie ihr gewichen war. Eine lange ſchmerzhafte Krankheit führte ſie dem Tode entgegen, und in den Augenblicken, da ſich das Grab vor ihren Füßen öffnete, war es, daß ſie Röichen zu ſich berief und ihm das ganze Bekenntniß ihrer Sünden ablegte. Ein Schauer durchbebte ihn, als er erfuhr, Ottilie ſei nicht ſo, wie man ihn beredet hatte, im Kindbette geſtorben, ſondern verloren gegangen, und weil man es nicht der Mühe werth gehalten habe, ſie aufzuſuchen, vermuthlich umgekommen.

Es iſt unbekannt, was Röichen bei Erzählung dieſer Begebenheit ſo gewaltig erſchütterte, ob Grauen vor der Bosheit, welche ſeine beklagungswürdige Gemahlin zur Flucht nöthigte, oder Furcht, ſie möchte wieder kommen und ihre Rechte auf ſeine Perſon geltend machen. Er verließ die Sterbende mit Verwünſchungen, und ließ, weil mehrere Perſonen bei Kunigundens Bekenntniß gegenwärtig geweſen waren, und die Sache ſich nicht verbergen ließ, in allen ſeinen Landen eine große Belohnung für denjenigen ausrufen, welcher ihm Gewißheit von dem Schickſal der verlornen Fürſtin bringen würde.

Um dieſe Zeit war es, da das Gerücht erſcholl, es befände ſich in der Feldmark von Zähringen ein Stein, bei welchem große Wunder geſchähen. Des Nachts wollte man öfters einen hellen Glanz um denſelben geſehen, und himmliſche Stimmen dabei gehört haben, und da er bei Tage der Sitz der herumſchweifenden Bettler war, ſo behaupteten viele, daß Lahme, die auf demſelben ihrer Ruhe genommen hatten, mit dem vollen Gebrauch ihrer Glieder aufgeſtanden wären, und Blindgeborne hier unverhofft den erſten Strahl des Lichts erblickt hätten. Dieſe Begebenheiten erregten großes Aufſehen im Lande, und die Umwohner, welchen es je länger, je gewiſſer ward, daß der wunderbare Stein die Gebeine irgend eines Heiligen decken müſſe, kamen bei dem Fürſten mit der Bitte ein, hier eine Kapelle bauen zu dürfen.

Röich, welchen das Laſter jetzt zu verlaſſen begann, und der daher je zuweilen einige Mahnungen vom erwachenden Gewiſſen bemerkte, dachte daſſelbe auf die Art zu befriedigen, wie es in ſeinen Tagen gewöhnlich war. Die Erbauung einer Kapelle, die man ihm vorſchlug, war ihm eine erwünſchte Sache. Er begleitete ſeine Einwilligung mit dem Verſprechen, die Koſten des Baues ſelbſt zu tragen, wirkte vom heiligen Vater mit ſchwerem Golde anſehnliche Indulgenzen aus und kam ſelbſt nach Zähringen, an der heiligen Stelle zu beten, und der Nachſuchung nach Reliquien beizuwohnen.

Der Feldſtein ward in ſeiner Gegenwart aufgehoben, und man ſtelle ſich das allgemeine Erſtaunen vor, als man im Schooß der kleinen Höhle, die ſich nun dem Auge zeigte, den unverweſ'ten Leichnam der verlornen Fürſtin fand. Eine ſolche Erſcheinung, mit den Wundern ihres Grabſteins zuſammen genommen, war hinlänglich, ſie zum Range einer Heiligen zu erheben. Aller Augen ſchwammen in Thränen der Andacht, aber aus Röich's Augen ſtrömten noch ganz andere Thränen, er ſchlug an ſeine Bruſt, und ging nach Schloß Zähringen zurück, wo er ſich drei Tage lang vor Jedermann verſchloß, und erſt am vierten wieder hervorging.

Er ließ den Prior des benachbarten Kloſters kommen, weil er zu ſchwach war, den Weg zur Buße ſelbſt zu gehen, beichtete ſein langes Sündenverzeichniß, und begehrte Rath für ſein Gewiſſen. Die Antworten, die er erhielt, laſſen ſich denken. Seine Schätze ſtrömten in die Seckel der Kloſterherren über, und über Ottiliens Grabe erhob ſich der herrliche Bau, deſſen wir oben gedacht haben.

Aber dieſes war nicht hinlänglich, Röich's gefoltertem Herzen Ruhe zu geben: Eines lag ihm im Sinne, wofür ihm weder geiſtlicher noch weltlicher Troſt helfen konnte. Es war offenbar, daß ſeine verklärte Gemahlin nach der Entbindung geſtorben war, und man hatte in dem Grabe nach den Gebeinen ihres Kindes geſucht, weil man vermuthete, es könne mit ihr gleiches Schickſal gehabt haben; aber als man nichts fand, dieſe Muthmaßung zu beſtärken, ſo ward es Röichen gewiß, daß dieſer unglückliche Sprößling ſeines Hauſes noch leben müſſe. Dieſes geliebte Kind, das einzige Ueberbleibſel der beleidigten Heiligen, wieder zu finden, war ſein einziger herrſchender Gedanke. Alle Mittel, das verlorne Kleinod aufzuſpähen, wurden Jahre lang vergebens verſucht, und man urtheile, wie dem Fürſten zu Muthe war, als einſt in einer ſeiner halbdurchweinten Nächte, kurz vor Anbruch des Tages, Marie im Himmelsglanz vor ihm ſtand, ſich für die bisherige Pflegerin ſeines Kindes bekannte, und ihm den Ort bezeichnete, wo er Ottilien finden würde.

Ottilie hatte ſich noch nicht von der Verwunderung über den Ort, an welchem ſie erwachte, erholt, als ſie von Außen das Geräuſch von vielen Kommenden, und an den hohen Kirchenfenſtern den Schein wehender Fackeln vernahm; denn der Fürſt hatte nicht geſäumt, und war ſogleich, als das nächtliche Geſicht verſchwand, aufgeſtanden, ſeine Leute zu wecken, und mit ihnen,

Digitized by Google

den Weg nach der Kapelle zu beginnen, zu welcher er allein den Schlüſſel hatte, ſo daß er dem kommenden Tage zuvoreilte, und noch in der erſten Morgendämmerung an dem Orte anlangte, welcher ſein liebſtes lang geſuchtes Kleinod aufbehielt.

Die Pforten flogen auf, Ottilie, welche ſich langſam von ihrem Grabſteine emporrichtete, ſah einen Mann mit offenen Armen auf ſich zueilen, welchen mehr der Gram und die Gewiſſensbiſſe, als die Jahre, zum Greiſe gemacht hatten. Ihr Herz bewegte ſich bei ſeinem Anblicke und ſie flog in ſeine ausgebreiteten Arme. O mein Vater! o meine Tochter! ertönte es aus Beider Munde, und tauſend Liebkoſungen füllten das beredte Stillſchweigen, welches denſelben folgte.

O Natur, wie mächtig iſt deine Stimme! Was anders als dein Ruf konnte Rörichen bewegen, die Niegeſehene bei'm erſten Anblick als Tochter in die Arme zu ſchließen? Wer anders als du lehrte Ottilien denjenigen mit der heißen Zärtlichkeit eines Kindes umfangen, der weder durch ſeinen Anblick noch durch ſeine Thaten Liebe zu erregen vermochte. Die Erzählung, welche Ottilie durch ihre himmliſche Pflegemutter von dem Thun und Weſen ihres Vaters erhalten hatte, gereichte ihm zu keinem Vortheil, und ſeine Phyſiognomie war gewiß keine von denjenigen, an welche ſich ihre Augen in den obern Regionen gewöhnt hatten; doch ward ihr Herz zu ihm hingeriſſen, und ſie nannte ihn tauſendmal Vater, mit einem Tone, der ſein Innerſtes durchbebte. Er ſeiner Seits ward durch vielfache Bande an die Wiedergefundene gefeſſelt. Daß ſie wirklich ſeine Tochter ſei, daß hier kein Betrug unterlaufen könne, bewies ſein weiſſagender Traum und das Wunder, durch welches Ottilie in die verſchloſſene Kapelle gekommen war; auch trugen ihre Züge eine ſo auszeichnende Aehnlichkeit mit ihrer unglücklichen Mutter, daß kein Zweifel an ihrer Herkunft möglich war. Aber wär' auch alles dieſes nicht geweſen, ſo war das junge Fräulein ſo hinreißend ſchön, ſo war in ihrem ganzen Betragen, in jedem Blick ihrer Augen, in jedem Laut ihrer harmoniſchen Stimme, ſo etwas Ueberirdiſches, daß Jeder, den ſie des Namens Vater gewürdigt hätte, und wär' er es auch nicht geweſen, ſich im Beſitz eines ſolchen Kindes glücklich geſchätzt haben würde.

Rörich führte das himmliſche Mädchen triumphirend in ſein Schloß, und theilte den ganzen glücklichen Tag der Wiederfindung in die Unterhaltung mit ihr, in die Einrichtung ihrer Hofſtatt, und in Zubereitung zu glänzenden Feſten, mit welchen er ſein Glück feiern wollte. Er eilte von Einem zum Andern, und vollendete nichts; die Freude machte ihn trunken, und Alles, was er unternahm, würde verkehrt gegangen ſein, wenn er nicht verſtändige Leute gehabt hätte, die ſeine Fehler verbeſſerten.

Ottilie ward allen ſeinen Vaſallen und Lehnsleuten als ihre künftige Fürſtin vorgeſtellt, denn eine von Rörich's erſten Handlungen war, ſeiner Tochter das Erbrecht zu verſichern. Jedermann jauchzte ihr Bewunderung, faſt möchte ich ſagen, eine Art von Anbetung zu, denn man konnte in ihr die Himmelsbewohnerin nicht verkennen. Das Gerücht von dem Orte, wo ſie erzogen worden war, ging von Munde zu Munde, denn Rörich war mit dem, was er hiervon im Traume vernommen hatte, nicht allzu geheim geweſen; aber Ottilie behauptete gegen Jedermann, ſelbſt gegen ihren Vater, über dieſen Punkt ganz das beſcheidene Stillſchweigen, das ihr ihre himmliſche Pathe empfohlen hatte. Ueberhaupt war ihr Betragen über ihre Jahre; denn man kann ausrechnen, daß ſie noch ſehr jung war, als ſie zur Erde zurück kehrte. Ihr Vater fand es nöthig, ihr Lehrer in allerlei Dingen zu geben, aber ſie war in den meiſten ſchon ſo wohl unterrichtet, daß ſie die Meiſter beſchämte, und in einigen wenigen Punkten, in welchen ſie nicht wohl in den überirdiſchen Gegenden Unterricht erhalten haben konnte, nahm ſie ſo ſchnell zu, daß man auch hierin bald ihre Erziehung für vollendet erklären mußte.

Bei Talenten von dieſer Art, die man übernatürlich finden mußte, war es nicht wohl möglich, woher ſie kam, in Vergeſſenheit zu bringen: auch gab es noch andere kleine Umſtände, die die wunderbaren Sagen von ihr vermehrten, und ſollte es auch nur das goldene Glied eines rechten vierten Fingers, und ſollte es auch nur eine Garderobe geweſen ſein; denn wir haben zu melden vergeſſen, daß die freigebige Pathe ihr nichts von den kleinen Geſchenken vorenthielt, die ſie ihr je gemacht hatte. Alles ward in ihrem Zimmer in ſchönen Truhen wohl verwahrt gefunden, und von den Kammerfrauen mit Verwunderung hervorgezogen. Goldene und ſilberne Kleinode, Perlen und edle Steine, die nicht zu ſchätzen waren, und dagegen der Schatz unſerer lieben Frau zu Loretto Kleinigkeit iſt, woraus ihr ſehet, daß ſie ſolche Sachen beſſer wegſchenkt, als ihr ſie zu geben vermögt. Dazu Kleider von wundernswürdiger Schönheit, die noch obendrein die Tugend oder Untugend hatten, nie zu veralten, und mit der Eigenthümerin zu wachſen.

Welches irdiſche Mädchen glaubt nicht, daß Ottilie bei dieſen Umſtänden glücklich war? Man bedenke ſelbſt, Schönheit, Talent, Jugend, Liebe eines zärtlichen Vaters, allgemeine Bewunderung, frohe Ausſichten in die Zukunft, und zu dem al noch eine ſolche artige Garderobe. Doch dieſe Glückſeligkeit ganz zu ſchmecken, müßte Ottilie nicht außer ihrem Vaterla erzogen worden ſein. Sie war in den obern Regionen an Di gewöhnt, welche ſie hienieden ganz vermißte, und wiederum fa ſie hier andere, an die ſie ſich nicht zu gewöhnen vermoch Häßlichkeit, Elend, Vergänglichkeit, Armuth, Alter, Krankh Tod, was für Gegenſtände für eine Himmelsbewohnerin, überall von dieſem Allen nur das Gegentheil zu ſehen gewo war. Sie verſchloß ihre Betrachtungen, die ſie über dieſe tr rigen Eigenthümlichkeiten der Erde machte, wie ihre meiſten G danken in ihrem Innerſten, aber ihre tiefſinnige Miene, u dann und wann ein ſehnſuchtsvoller Blick nach dem Himmel, zei denen, welche immer um ſie waren, ganz deutlich, was ſie da und fühlte.

Dieß iſt alſo die ſchöne Erde? ſagte ſie in den melanch ſchen Stunden, deren ſie viele hatte, zu ſich ſelbſt, das iſt e das blendende Geſtirn, das mir auf den Mondgebirgen ſo v führeriſch entgegen leuchtete? O der glänzenden Außenſeite, o des häßlichen Innern!

Ottiliens philoſophiſche Betrachtungen hätten ganz gut eine Kloſterfrau oder für eine Candidatin des Todes ſein m gen; aber ein Mädchen in der Blüthe des Lebens, zur Beha tung einer Rolle in der großen Welt beſtimmt, hätte nicht denken ſollen, und St. Marie legte in dieſem Punkt mit ih Erziehung keine Ehre ein. Ein anderer noch ſchwärz Flecken in Ottiliens Charakter, ebenfalls eine Folge der G ſchichte ihrer früheren Jahre, war der Stolz. Ottilie hätte bl ſein müſſen, wenn ſie nicht ihre Ueberlegenheit über Alle, ſie kannte, hätte einſehen wollen; allerdings war ſie ſchön klüger, weiſer, tugendhafter und einnehmender als alle i Zeitverwandten, aber wie iſt es möglich, ſo etwas recht lebe zu fühlen, und Andere nicht neben ſich zu verachten.

Es iſt wahr, ſie war gegen Niemand hart oder unbeſch den, aber in ihrer Milde war eine gewiſſe Herablaſſung, die J dermann von ihr zurück ſchreckte. Das größte Glück des Leben die Freundſchaft, kannte ſie nicht, konnte ſie nicht kennen; eine gewiſſe Art von Gleichheit verbindet die Herzen, und O tilie fand unter allen Jungfrauen ihres Alters keine Gleiche. Und was die Liebe anbelangt — doch hiervon laßt uns weitläu tiger reden.

Ottilie hatte eigentlich bei allem Mißmuth, den ihr die Un vollkommenheiten der Erde einflößten, noch keine wirklichen Le den erfahren, aber jetzt kam die Zeit, da ſie auch dieſe kenn lernen ſollte. Sie war achtzehn Jahre alt, der Fürſt litt den Folgen der Ausſchweifungen ſeiner Jugend, und ſah ſeinem Ende entgegen, und die Stände forderten einen Reichsnachfolger. Niemand konnte ihnen denſelben geben, als Ottilie, ihre künftig Fürſtin, man drang in ſie, ſich zu vermählen.

Arme Ottilie, dich vermählen? wer verdiente wohl die Eh deiner Hand, wenn Frau Pathe Marie ſich nicht in's Mit ſchlug, und irgend einen Engel herabſchickte, mit ihr das Erde leben zu theilen! Schon der Gedanke an eine Verbindung m einem irdiſchen Jünglinge war der verwöhnten Ottilie ſchrecklich. Tauſende buhlten um ſie, Ritter und Helden, Könige und Ka ſerſöhne hielten ſich nicht zu hoch zu ihren Füßen zu ſeufzen, und die Wahrheit zu geſtehen, ſo könnte ich euch Einige nennen von welchen die Geſchichte noch bis auf dieſen Tag gewaltig Weſen macht, und die nachher, als ſie von Ottilien zurückgewie ſen worden waren, ein ſimples Erdenmädchen ſehr glücklich mach ten. Aber ſie mochten Helden oder Weiſe ſein, mochten wegen ihrer Schönheit oder Anmuth für das höchſte Ideal männlicher Vollkommenheiten gehalten werden, an Ottiliens Forderungen reichten ſie doch nicht. Sie fand keinen himmliſch-lächelnden Johannes, keinen goldlockichten Gabriel unter ihnen, und wa Vollkommenheiten der Seele anbelangte, da ſah es noch bedenk licher aus.

Ottiliens Bewußtſein himmliſcher Vorzüge und der daraus entſprießende Stolz war mit keiner Bösartigkeit verbunden. Sie trauete aufrichtig keinen von denen, deren Herz an ihr hing, mit Liebe, ganz mit der heißen innigen Liebe belohnen zu kön nen, deren ihre überirdiſche Seele fähig war, auch kränkte ſie die getäuſchte Hoffnung eines guten Volkes, deſſen Glückſelig keit ſie wünſchte, und der ſtille Gram ihres Vaters. Sie ſtrebte, ſich ſelbſt zu überwinden, und fing an, den Lehren einer weiſen Duegna, welche das Amt hatte, ſie in den Sitten der Erde zu unterrichten, aufmerkſamer zuzuhören. Ottilie hatte Sinn und Fähigkeit für Alles, was man ſie lehren wollte, nur in dieſem Punkte war und blieb ſie unwiſſend. Sie fand in dem, was man in ihrem Geburtslande Tugend, Recht und Wohlſtand nannte, ſo viel, das ſich nicht mit den Begriffen vertrug, die ſie aus dem Leben des Himmels mitgebracht hatte, wog Alles mit ſo gewiſſenhafter Wage ab, hatte überall ſo viel Einwendungen, daß ihre Lehrerin immer die Grundſätze der ſchweren Wiſſen ſchaft von vorn mit ihr durchnehmen mußte, ohne glücklicher zu

Digitized by Google

ſein, als die vorigen Male. Ein beſonders ſchweres Kapitel, wo welchem oft die Geduld der Lehrerin und der Schülerin ſcheiterte, war das von Liebe und ewiger Verbindung. Ottilie wollte ſchlechterdings nichts von dem Einen ohne das Andere wiſſen, und die Hofmeiſterin behauptete, Prinzeſſinnen müßten bei dem Letztern nie auf ihr Herz, nur auf Staatsurſachen ſehen.

Der Wunſch der jungen Fürſtin, ſich zum Beſten Anderer überwinden zu können, machte, daß ſie ſich jetzt entſchloß, die läſtigen Vorleſungen noch einmal zu hören, und da dieſes mit dem Vorſatz geſchah, das, was man ihr ſagte, wahr zu finden, ſo kam der Entſchluß am Ende wirklich zur Reife, denjenigen, zu welchem ſich ihr Herz nur ein wenig neigte, mit ihrer Hand zu beehren.

An ihrem Hofe war ein Jüngling, den man nur den Ritter ohne Namen nannte, weil Niemand, und er ſelbſt nichts von ſeinem Herkommen zu ſagen wußte, übrigens war er brav, ohne von ſeinen Tugenden viel Lärm zu machen, und wohlgeſtaltet, ohne eben durch überſchwängliche Schönheit Andere neben ſich zu verdunkeln. Immer hatte ihn Ottilie mit einem geheimen Wohlwollen angeſehen, hatte einen Antheil an Allem genommen, was ihn anging, den ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte, und ſein Glück, das ſie wünſchte, auf alle Weiſe zu befördern geſucht.

Nie hatte er ſich erkühnt, ſeine Augen auf die erhabene Dame zu richten, die ihm wohl wollte, und doch war er es, auf welchen jetzt ihre Wahl fiel. Er iſt der Einzige, ſagte ſie zu ihrer Duegna, für den ich etwas mehr fühle, als für die Andern; wenn ich mich recht unterſuche, ſo hängt mein Herz mit einer Art von ſchmerzhafter Zuneigung an ihm, es iſt, als wenn ich ein geheimes inniges Mitleid gegen ihn empfände, das ich mir nicht recht begreiflich machen kann, als hätte er Unrecht von mir erlitten, das ich ihm vergüten müßte. Iſt das nicht das Gefühl, das ihr auf der Erde Liebe nennt?

Die Duegna lachte und meinte, es könne wohl einſt Liebe werden, und ſie würde wohlthun, es zur Erfüllung der Wünſche ihres Volks ſorgfältig zu nähren.

Ottilie gehorchte, und ſandte bald darauf Botſchaft an ihren Vater, wie ſie nunmehr geſonnen wär', ſeine Befehle zu erfüllen und ihre Hand an einen Mann zu vergeben, den ſie ſich gewählt hätte. Rörich ließ die frohe Poſt in ſeinem ganzen Reiche erſchallen, und kam mit anſehnlichem Gefolge gen Freiburg, wo Ottilie reſidirte, die Hochzeit zu feiern. Nach dem Bräutigam fragte er gar nicht, denn er war entſchloſſen, ſich Jeden gefallen zu laſſen, der ſeiner Tochter gefiel.

Er trat in den Saal, wo ſie ihn im Brautgewand mit der Myrthenkrone im blonden Haar erwartete. Der Gewählte, der eben jene ſeltſamen unerklärbaren Regungen für Ottilien fühlte, wie ſie für ihn, Regungen, die er nie Liebe zu nennen gewagt haben würde, hätte ſie nicht geboten, lag zu den Füßen der reizbarſten Fürſtin, erſtaunt, überraſcht von dem übergroßen Glück, das ihm winkte, und Beide flogen dem kommenden Vater entgegen, ſeinen Segen zu holen, und von ihm begleitet, vor den Altar zu eilen. Aber Rörich bebte zurück. Kennſt du den, den du dir gewählt haſt? fragte er mit einem ſchreckensvollen Blick auf ſeine Tochter. — Er iſt der Einzige, der nie dein Gemahl werden kann, er iſt dein Bruder!

Mein Bruder? wiederholte Ottilie. Meine Schweſter? ſchrie der erſtaunte Ritter! — Es iſt nicht zu beſchreiben, was für Unordnung dieſe ſeltſame Entdeckung unter der frohen Verſammlung anrichtete. Der Fürſt nahm am Ende ſeine Tochter beſonders und entdeckte ihr das Geheimniß von der Geburt des Ritters. Er war einer von den vielen Sprößlingen aus Rörich's verbotnen Verbindungen, war der Einzige aus der großen Zahl, der zum männlichen Alter herangewachſen war. Die Kinder der feilen Buhlerin (ſo urtheilte die ſtrenge Moral der damaligen Zeiten) waren frühzeitig von der Erde vertilgt worden, aber dieſer, der Sohn einer verführten Unſchuldigen, lebte, um einſt das Glück zu genießen, das das Schickſal ſeiner gekränkten Mutter verſagte.

Die ſonſt immer ſanfte, immer ehrfurchtsvolle Ottilie, redete bei dieſen Entdeckungen immer hart gegen ihren Vater. Ueber die getrennte Verbindung trauerte ſie nicht, da ſie nichts als ſchweſterliche Liebe gegen ihren unglücklichen Bräutigam fühlte, aber ſie bewies mit feſten Gründen, daß Rörich grauſam gegen den Verlaſſenen gehandelt habe, ihn in der Dunkelheit aufwachſen zu laſſen, bewies, daß ihm, nicht ihr das Erbrecht zukäme, und ſchwur, daß ſie nie den Fürſtenhut tragen wolle, der ihm gebühre.

Dieß war es, ſprach ſie, indem ſie ſich ihrem Bruder weinend um den Hals warf, dieß war die geheime Empfindung, von dir angethanem Unrecht, deſſen Vergütung mir oblag. O Heil mir, daß ich dir ſie gewähren kann! Du biſt der Sohn meines Vaters, du wirſt einſt mein Fürſt ſein, und ich bitte nichts von dir, als Ruhe und Freiheit, mein Leben in der Stille, ohne eine von euren gezwungenen Verbindungen beſchließen zu dürfen.

Wir haben ſchon erwähnt, daß Ottilie ſehr unwiſſend in den Rechten und Sitten der Erde war, und wir brauchen zum Beweis davon nichts anzuführen, als ihr Betragen bei dieſer Begebenheit. Faſt jedes Wort, das ſie ſagte, zeigte, daß ſie eine Mondbürgerin war.

Der Fürſt zürnte über nichts ſo ſehr, als daß ſie ſo laut von dieſen geheimen Dingen ſprach, und ſein Zorn ſtieg aufs Höchſte, als er in den Augen ſeiner Räthe und des Volks Billigung deſſelben und den Wunſch las, den edlen biedern Ritter ohne Namen, den Jedermann wegen ſeiner beſcheidenen Verdienſte liebte, lieber zum Fürſten zu haben, als die eigenſinnige Ottilie.

Ich übergehe, wie der zärtliche Bruder das Verfahren ſeiner himmliſchen Schweſter belohnte und beantwortete, und ſage nur ſo viel, daß der harte Vater es für gut hielt, die liebenden Geſchwiſter zu trennen, und den verlaſſenen Jüngling dem Volke, das ihm zujauchzte, aus den Augen zu bringen. Er ſelbſt ſchied von Ottilien mit grimmigem Zorn, und ließ ihr des andern Tages andeuten, ſie möchte ſich von Freiburg nach Zähringen begeben, und gewärtig ſein, nachdem ſie ſeine Zärtlichkeit ſo lange getäuſcht und ſeiner Nachſicht geſpottet hätte, daß er ihr nächſtens einen Bräutigam von ſeiner eignen Wahl vorſtellte, von welchem ſie nur der Tod ſolle befreien können.

Jetzt erſt lernte Ottilie die Leiden ihres traurigen Geburtslandes kennen. Die Ungewißheit wegen des Schickſals eines geliebten Bruders, und die Furcht vor den Drohungen eines harten Vaters preßten ihr Seufzer aus, wie noch keine aus ihrer Bruſt geflohen waren.

Sei mir gegrüßt, Haus der Thränen, ſagte ſie, als ſie gen Zähringen kam, hier duldete meine Mutter ihre letzten Leiden, hier werde auch ich den Reſt des bittern Kelches leeren: denn ich weiß es, den Tod meines Bruders, und die Verbindung mit einem Ungeliebten werde ich nicht überleben können.

Ohne Zweifel befand ſich Ottilie in einer Lage, die ſie berechtigte, die Oberätieſte aller Dulderinnen, wie ſie das vergangene Jahrzehend hervorbrachte, genannt zu werden; auch ſehen meine Leſer, daß ſie ſich nicht übel in die Sitten dieſer Gilde zu ſchicken wußte, nur fand ſich der kleine Unterſchied zwiſchen ihr und mancher Andern von dieſer Race, daß ihr Leiden wirklich groß und nicht erkünſtelt, ihre Sprache die Sprache des Herzens, ihre Handlungen natürliche Folgen ihrer beſondern Lage waren.

Ihr liebſter Aufenthalt bei Tage war die Marien-Kapelle und das Grab ihrer Mutter, und die Nächte, wo der Schlaf ſie nur ſelten beſuchte, brachte ſie auf dem Altan der hohen Burg zu, da ſie ihrem alten Freunde, dem Monde, jeden Blick, den er auf die Erde warf, abſtehlen, und ſich der frohen Tage der Kindheit, die ſie in ſeinem heiligen Gefilde verlebte, erinnern konnte; Urſachen, dieſem lieblichen Geſtirn hold zu ſein, welche keines von unſern ehemaligen Mondmädchen mit ihr gemein hatte.

O Wohnung der Ruhe! rief ſie ihm oft entgegen, wenn er am Horizonte glühend heraufſchwebte, oder mitten am ſtillen Mitternachtshimmel in voller Klarheit leuchtete, o Wohnung der Ruhe, Niemand kennt deine ſtillen Freuden beſſer als ich! O daß mich ein böſer Geiſt aus deinen lichtvollen Regionen auf die unruhige Erde herabſtürzte, welche nur in der Ferne mit einem lieblichen verführeriſchen Schimmer prangt.

Ottiliens Herz war erweicht, war zum höchſten Grad von Wehmuth geſtimmt; noch ein anderes Gefühl lauſchte im Hinterhalt, der Wunſch, irgend eine gleichempfindende Seele zu finden, mit welcher ſich ihre unnennbaren Gefühle theilen ließen, und das Schickſal führte ſchnell die Erfüllung herbei.

In einer ihrer durchweinten ſchlafloſen Nächte tönte ihr von dem Nachbarberge, der Zähringen gegenüber liegt, und in der Folge mit ihrem Namen benannt wurde, ein Laut herüber, wie ſie ihn auf der Erde noch nie gehört hatte. Ottiliens Herz ſchlug laut für den Zauber der Muſik, aber dieſelbe gehörte mit unter die Dinge, welche ihr der Aufenthalt in den überirdiſchen Regionen verleidet hatte. Die Tonkunſt war damals auf der Erde noch in ihrer Kindheit, und konnte dem verwöhnten Ohr des Fräuleins den Laut der himmliſchen Harfen und der Hymnen der Seligen nicht zurückrufen. Aus der erhabenen Orgel athmete noch kein überirdiſcher Hauch, und in der göttlichen Harmonika glaubte man noch nicht Chöre von Geiſterſtimmen zu hören. Ottilie warf alle Inſtrumente von ſich, die ſie meiſterlich ſpielte, weil ſie keinem den gewünſchten Ton entlocken konnte, und übte nur ihre eigene Stimme, welche an Wohllaut und Zärtlichkeit Alles übertraf, was je unter dem Monde geſungen worden iſt.

Jetzt glaubte ſie zum erſtenmal etwas zu hören, das der Harmonie ihrer eignen Kehle gleich war. Sie horchte hoch auf, und der himmliſche Laut verdoppelte ſich. Bald darauf wallten Ströme von Harmonien herüber, der Wiederhall im tiefen Thale antwortete mit tauſend Stimmen, und die Sterne am Himmel

ſchienen ſtille zu ſtehen, um nichts von den unausſprechlich ſüßen Tönen zu verlieren.

Was iſt dieß? fragte Ottilie, welcher ahnend das Herz ſchlug, wo bin ich? im Lande der Geiſter? Iſt dieß Raphael's Harfe, oder der Geſang der himmliſchen Jungfrauen? —

O Wonne! nur meine Thränen, die Thränen himmliſcher Wolluſt vermögen dich auszureden! Wer biſt du unbekanntes Weſen, wer biſt du, das mir mitten in der Tiefe des Grams dieſe Erquickung gewähret?

Der harmoniſche Laut tönte fort, jetzt ſtärker und nun wie Chöre von Tauſenden, wie das Rauſchen mächtiger Waſſer, bis er endlich ſich in tiefer Ferne verlor, und in ſanften Accenten dahin ſtarb. Da ſenkte ſich der Schlaf auf Ottiliens Augenlieder, und ſie erwachte von den himmliſchen Träumen, die ſie umgaukelten, erſt beim Aufgang der Sonne.

Der Eindruck von dem, was ſie dieſe Nacht gehört hatte, war dauernd: ſie war dieſen ganzen Tag über wie berauſcht, ging wie im halben Traume, und ſeufzte der Nacht entgegen, die ihr Entzücken erneuern ſollte. Sie wartete nicht vergebens; die Harmonieen von dem benachbarten Berge tönten wieder durch die nächtliche Stille, und verſcheuchten ihren Gram, oder gaben ihm vielmehr einen neuen Schwung, der der Schwärmerin Wolluſt dünkte.

Man wird mit der Zeit alles gewohnt: Ottilien war es in den folgenden Nächten nicht genug zu hören, ſie wünſchte auch zu ſehen, und nichts konnte ſie von Befriedigung ihrer Neugier abhalten. Wir haben ſchon vorher erwähnt, daß ſie die Sitten der Erde nie gewohnt werden konnte, und die Feſſeln des Wohlſtandes nicht achtete: was hätte ſie alſo hindern ſollen, mitten in der Nacht das Schloß zu verlaſſen und hinüber zu eilen, um den Urheber der göttlichen Harmonien, die ſie bezauberten, kennen zu lernen? Alle Beſorgniſſe, welche ein anderes Mädchen hätten auf dem verſchloſſenen Zimmer feſt halten können, waren ihr fremd, geſchwind, wie Gedanken, war die weite Ebene überflogen, war der dicke Wald durchirrt, und ſie ſtand dem himmliſchen Tonkünſtler gegenüber, der ihr Herz zu ſich gezogen hatte.

Sein Anblick vollendete, was ſeine Töne angefangen hatten, Eine große majeſtätiſche Geſtalt, welcher der helle Mondenſtrahl, der ſie umglänzte, ein überirdiſches Anſehen gab, ein Geſicht von einer Schönheit, welcher die Züge tiefen Grams nichts benehmen konnten. Und o dieſer Blick, welcher in einer gedankenvollen Pauſe, die ſein himmliſches Spiel unterbrach, ſich in dem unermeßlichen Raume des Himmels zu verlieren ſchien, dieſe funkelnde Thräne im Auge! — Ottilie ſtand und ſchaute! ſtand und hörte, ein unnennbares Gefühl für den Unbekannten ſchlug in ihrem Herzen, und ſie kehrte kurz vor der Morgendämmerung nach Zähringen zurück, um wieder einen Tag zu verträumen.

Wer iſt er? fragte ſie ſich ſelbſt. Iſt's möglich, daß die Erde ſolche Söhne hat? O dann iſt ſie nicht ſo arm, als ich dachte! O daß ich ihn nicht eher kennen lernte! — Aber was macht er hier? Iſt es ſein eignes Geſchäft, die Nächte mit ſeinen Harmonieen zu erfüllen? Und dieſe Harmonieen, wo entquellen ſie? aus einer Flöte? — Sa hat nie eine Flöte getönt! Er ließ ſie im Graſe liegen, als er ſich entfernte, ich ſchlich hinzu, und ſetzte ſie an den Mund; ſie gab den gewöhnlichen Ton von ſich, der mir in den Ohren wehe thut. O nur ſein Hauch, ſein überirdiſcher Hauch kann ſie ſo beleben, daß ſie Entzücken in's Herz, und Gott weiß, welche ſonderbare Ahnungen in die Seele ſtrömt.

Die Fragen, welche Ottilie an ſich ſelbſt that, wagte ſie in den nächſten Nächten unmittelbar an ihn zu richten. Hören und Sehen war ihr nun nicht mehr genug, auch ſprechen mußte ſie ihn. Nur ſchade, daß er ihre Fragen ſo unbefriedigend beantwortete.

Wer biſt du? fragte ſie ihn.

Ein Verbannter.

Wohin gehen deine Seufzer?

Nach meinem Vaterland.

Was ſuchſt du hier?

Einen Gefährten, mich zu begleiten.

Einen Gefährten? wiederholte Ottilie mit einem forſchenden Blick, wie verſtehſt du das?

Der Unbekannte ſchwieg und ergriff ſeine Flöte, die er zu ſanften wehmuthsvollen Lauten dämpfte, und ihr erſt gegen den Morgen Stillſchweigen gebot, da man ſich ungern trennte.

Ottilie lebte und webte nur in dem Unbekannten. Dieß war das Ideal himmliſcher Vollkommenheit, das ihr vorſchwebte! Alles an ihm entſprach den geheimen Wünſchen ihrer Seele, ſelbſt ſeine Schwermuth, die ſo wohl mit ihrem Herzen harmonirte. Der bedrängte Bruder und der harte Vater wurden jetzt faſt ganz und gar vergeſſen, oder ſie kamen nur in den nächtlichen Geſprächen mit dem Unbekannten zum Vorſchein; denn nach und nach ward man vertrauter, und ob er gleich alle Fragen, die ſeine Perſon unmittelbar betrafen, nur räthſelhaft beantwortete, ſo erhielt er doch bald aus ihrem Munde eine vollkommene Erzählung ihrer eignen Geſchichte.

O wie theuer ward ihr ihr neuer Freund, als er jeden Schritt, den ſie gethan hatte, billigte! O wie ſüß tönte ihr das ſeine, nicht überſpannte Lob aus ſeinem Munde! Wie wohl war ihr, wenn ſein Blick mit Wohlgefallen an ihrer Schönheit hing! Sie war nur Anbetung von ihren Bewunderern gewöhnt, aber hier fand ſie etwas, das ihr unendlich mehr ſchmeichelte, die Herablaſſung eines höhern Weſens zu ihr. Sie ſchien ſich nicht zu erniedrigen, wenn ſie ihm etwas von den Gefühlen ihres Herzens merken ließ, ſondern es war ihr, als ob ſie ſich einige Stufen über ihre Sphäre erhübe, wenn ſie zu ihm aufblickte und ihn Freund nannte.

Wer biſt du? ſagte ſie oft zu ihm, wenn ſie ſich lange genug in ſeinen Feuerblicken geſpiegelt hatte; mich dünkt, dich mehr geſehen zu haben, unſere Freundſchaft iſt nicht neu, mich dünkt, ſie muß ſchon Aeonen lang gedauert haben! — Der Unbekannte wußte dann ſo hinreißend von dem verborgenen Verſtändniß der Geiſter, von der Wiederfindung verwandter Seelen in unbekannten Welten und dergleichen geheimnißvollen Dingen zu reden, daß Ottilie, welche nichts mehr liebte als geheimnißvolle und überirdiſche Gegenſtände, vollends unwiderſtehlich an ihn gefeſſelt ward.

Wußte er dann ihre Fragen, ſo weit ſie ihn betrafen, nicht mehr zu beantworten, ſo lenkte er ihre Wißbegierde auf eine andere Seite, wo er ſie in vollem Maße befriedigen konnte. Die älteſten Geſchichten der Erde waren ihm bekannt. Er führte die neugierige Fragerin in die erſten Wohnungen der Unſchuld, ſprach von der Entſtehung der Erde und ihrem ſchrecklichen Untergang in den Waſſern der großen Fluth, als wenn er ſelbſt dabei geweſen wär', aber bei nichts hielt er ſich länger auf, als bei dem antediluvianiſchen Mährlein, von den Kindern des Himmels, welche nach den Töchtern der Menſchen ſahen, wie ſie ſchön waren, und von den Helden, die aus dieſen Verbindungen entſproſſen. Dieß war ſein Lieblings-Thema, und wenn dann Ottilie fragte, ob ſich wohl wirklich je etwas dergleichen zugetragen habe, ſo ſah er ſie mit einem ſeiner unausſprechlichen Blicke an und verſicherte, daß dergleichen ſich nicht allein zugetragen habe, ſondern auch noch jetzt zutragen könne.

Giebt es nicht, ſagte er, bei einer der nächtlichen Unterhaltungen, mit einem leiſen Drucke ihrer Hand, giebt es nicht Sterbliche, welche auf der Erde ſchlechterdings nicht ihres Gleichen finden können, und glaubſt du nicht, daß zu ſolchen die Söhne des Aethers gern herabſteigen, ſich mit ihnen in himmliſcher Liebe zu verbinden?

Und welches iſt das Loos der Glücklichen, die ſolcher Liebe gewürdigt werden? fragte die zitternde Schwärmerin.

Unſterblichkeit! erwiederte er, indem er die Hand mit einer übermenſchlichen Majeſtät gegen den funkelnden Sternenhimmel ausbreitete. Der ganze Weltraum, die ganze Ewigkeit iſt unſer, und wir geben ſie, wem wir wollen.

O ſterbliches Mädchen, im Arm eines unterrichtenden Engels Aeonen hindurch von Planeten zu Planeten zu fliegen, und alle Wunder der Schöpfung und ihre geheimſten Urkräfte zu ſpähen, in meinem Arm, Ottilie, die ganze lange Ewigkeit, die Fülle der Liebe zu genießen, deren inneres Weſen nur Unſterbliche kennen, welch ein Loos! — Sprich nur ein Wort, und es iſt das deinige.

Ottilie ſchwieg; ſie vermochte nicht zu ſprechen, es war, als ob Himmel und Erde um ſie vergingen; nur der Unbekannte ſtand feſt in all ſeiner Herrlichkeit vor ihren Augen.

Kennſt du mich? fragte er mit einer Stimme, wie die Harmonie der Sphären, indem er ſie feſter in ſeine Arme drückte.

Ich kenne dich nicht, aber ich bebe vor dir.

Liebſt du mich? — O ſage Ottilie, ſage, daß du mich liebſt, und du biſt mein auf ewig!

Du biſt furchtbar, Unbekannter, ſchrie das Mädchen, indem ſie ſich aus ſeinen Armen riß. Wie kann ich dir Liebe geſtehen, ohne dich zu kennen! Nenne dich; biſt du ein Menſch, ein Engel des Lichts, oder ein Geiſt der Nacht, der auf mein Verderben lauert? Nenne dich, und ich ſchwöre bei Gott und der heiligen Jungfrau —

Kaum war der heilige Name, vor welchem die Geiſter der Finſterniß beben, über Ottiliens Lippen gegangen, als alle Gegenſtände vor ihrem Geſicht zu wanken begannen, und eine ſeltſame Beſtürzung ſie überfiel, welche ſie verhinderte zu enden.

Ihr war, als wandelte ſich das Geſicht des Unbekannten in immer andere und andere Gebilde, von welchen das letzte einen Schauer durch ihre Gebeine goß, der ſie zu Boden ſtürzte. Sie ſah das Geſpenſt, das ihr nun nicht mehr unbekannt war, in einen dünnen Nebel zerfließen. Nacht umzog ihre Augen und ihr vergingen die Sinne.

Sie befand ſich, als ſie erwachte, auf ihrem Bette, der Tag

Digitized by Google

dämmerte an ihren Fenſtern, und ſie konnte ſich mit aller Mühe nicht erinnern, ob die Begebenheit der vergangenen Nacht Traum oder Wirklichkeit geweſen ſei.

Sie fühlte ſich den Tag über ſo krank, daß ſie erſt in der folgenden Nacht ſich aus dem Bette emporriß, um an's Fenſter zu fliegen. Die Melodien des Unbekannten waren es, die ſie mit ihrer Allgewalt herbeizogen. Sie tönten zauberiſcher als jemals von dem Nachbarberge herüber, und Ottilie zerfloß in Thränen.

Iſt es Wahrheit? iſt es Traum? ſchrie ſie mit gerungenen Händen. Sollte der, den ich liebe, der Einzige, den ich lieben kann, wirklich ein Geiſt des Verderbens ſein? Nein, nein! wie dürfte er es wagen, den Engeln ihren Glanz, den Himmeln ihre Harmonie zu ſtehlen? — Aber ſein letzter Anblick! Dieſes war genau das Geſicht des Verführers, der mich ehemals durch ſeine böſen Rathſchläge aus den Wohnungen der Ruhe ſtürzte. Wie, wenn er ſeine Verſuche erneuern, wenn er ſtreben wollte, mich noch tiefer hinab zu ziehen? — Sprach er nicht jenes Mal von der Möglichkeit mich in den Gefilden der Erde wieder zu finden? — Aber was bewegt ihn, dich durch alle Welten zu verfolgen? — Muß es denn eben der Wunſch, dich zu verderben, ſein? Was hätte er für Urſache, dich zu haſſen? — Wird er nicht vielleicht durch eben jene wunderbare Sympathie an dich gefeſſelt, die du für ihn fühlſt? — Ach ja, ich fühle es, er iſt der Einzige, der mein Herz erfüllt! Alles möchte ich mit ihm theilen, ſelbſt das Elend! Aber Ottilie! ein böſer Geiſt, ein Feind der Gottheit? — Nicht doch, kein Feind, vielleicht einer von jenen Mittelgeiſtern, deren Natur du nicht kennſt. Nennt er ſich nicht ſelbſt einen Verbannten, der ſein Vaterland ſucht und zur Reiſe dahin einen Gefährten wünſcht? O Ottilie, wenn du ſeine Gefährtin, ſeine Wegweiſerin zu den Wohnungen des Lichts würdeſt, wenn du ihn in den Schooß der Ruhe zurück brächteſt, aus welchem ihn vielleicht das Schickſal, das ſelbſt über die Geiſter herrſcht, unverſchuldet geſtoßen hat!

Ottilie philoſophirte auf eine ſehr gefährliche Art, welche bewies, daß ſie ſchon eine geraume Zeit die Schülerin eines verdächtigen Geiſtes geweſen war, auch ſagte ihr ein geheimes inneres Gefühl, daß ſie auf böſen Wegen ſei, aber die Gewalt, die ſie auf denſelben fortriß, war darum nicht minder ſtark. Die Himmelsſtimme auf dem Nachbargebirge tönte indeſſen noch immer fort. Ottilie machte ſich auf, den gewohnten Weg zu gehen, und ſie würde ihn wirklich gegangen ſein, wenn ſie nicht körperliche Schwachheit zurückgehalten hätte. Ihre Füße verſagten ihr ihre Dienſte und ſie ſank zu Boden.

Mit Mühe ſchleppte ſie ſich endlich nach ihrem Lager zurück, wo ſie die ganze Nacht in einem Meere von Träumen ſchwamm, die ſo wild durch einander gaukelten, daß ihre Vernunft zu wanken begann.

Erſt gegen Morgen, da die Traumgebilde deutlicher wurden, ſtand ein Geſicht hell und rein genug vor ihr, um ihr unvergeßlich zu bleiben. Willſt du, fragte der böſe Engel ihr Verfolger, der in himmliſchen Thränen vor ihr ſchwebte, willſt du mich verlaſſen, da dein und meine Seligkeit in deiner Hand ſteht? — Doch freilich, ein beſſeres Erdenglück winkt dir, ſiehe hier den Bräutigam, den dir dein Vater giebt, und freue dich deiner Wahl. Ottilie ſchaute auf, und erblickte die Geſtalt eines benachbarten Fürſten, welcher in der ganzen Gegend wegen ſeiner thieriſchen Ausſchweifungen und der Ruchloſigkeit ſeines Wandels berüchtigt war. Die Geſtalt ſeines Körpers war ſo abſcheulich als ſeine Seele. Alle Laſter hatten ihr Bild auf ſein Geſicht gezeichnet, und es war unmöglich, ihn ohne Grauen anzuſehen.

Ottilie wandte das Geſicht mit einem lauten Schrei von der ſcheußlichen Larve. Denke nicht, fuhr der Geiſt fort, denke nicht, daß dir Gram und Abſcheu die Seligkeit eines baldigen Todes gewähren werden. Jahre lang wirſt du unter den Klauen dieſes Ungeheuers ſchmachten; an Geiſt und Körper verwahrloſt wirſt du dem Grabe zuſchleichen, und endlich noch vor deinem Peiniger hinabſinken, nicht mehr die himmliſche Ottilie, wie jetzt, um derentwillen Engel die Reiche des Lichts mit der traurigen Erde vertauſchen.

Und was ſoll ich thun, mich zu retten? ſchrie die Verzweifelnde.

Du kennſt den Ort, wo ich wohne, rief er im Verſchwinden, wirf dich in meine Arme, die dort immer für dich offen ſtehen.

Und, tönte Ottilien eine ſanfte Stimme, wie aus tiefer Ferne entgegen, iſt deine alte Wohlthäterin ſo ganz bei dir vergeſſen, daß du lieber bei den Mächten der Finſterniß, als in ihrem Schooße Rettung ſuchſt?

Die Seherin blickte auf, und eine lichte Wolke glitt am Rande des Horizonts vorüber, in welcher ſie den roſenfarbnen Schimmer von Mariens Gewand zu erkennen glaubte.

O, ſchrie ſie mit zuſammengeſchlagenen Händen, er iſt mir ſo nah, und du ſo fern! Maria! komm die Deine zu retten! Bei ihm iſt Täuſchung Möglichkeit, bei dir ein Unding!

Ottilie befand ſich am Morgen ſo ſchlecht, daß ihre Frauen nach geiſtlichen und leiblichen Aerzten ſandten. Den letzten war es unmöglich, ihr zu helfen, da ihre Krankheit in der Seele lag, und ſich den erſten zu vertrauen, war der Delicateſſe des unglücklichen Mädchens bedenklich. Welche Sterbliche ſpricht gern von Angelegenheiten des Herzens mit einem Manne?

Die Duegna, welche das Leiden ihrer Gebieterin ſah, und von ihr zwar nicht den Grund derſelben, aber doch ihre Bedenklichkeiten in Anſehung des nöthigen Bekenntniſſes vernahm, ſuchte Rath zu ſchaffen. In einem Kloſter von Freiburg, ſagte ſie, lebt eine ſehr fromme Nonne, welche bedrängten Gewiſſen ſo kräftig rathen kann, als der entfernteſte Beichtiger; gebietet, daß ſie herüber komme, ſie wird euch ihren Troſt nicht verſagen.

Ottilie willigte ein, und die Nonne erſchien; eine ehrwürdige Figur, welche zu einem Gemälde der heiligen Anna oder Eliſabeth hätte dienen können. Sie ließ ſich liebreich zu den Schmerzen der jungen Leidenden herab, und hörte ihre Klagen.

O, ſagte ſie, ſeid ihr auch in die Stricke des verführeriſchen Geiſtes gefallen, der ſeit undenklichen Zeiten in dieſen Gebirgen hauſt? Nur getroſt, mein Kind, ihr ſeid nicht die Erſte, die ich aus den Schlingen dieſes Böſewichts rettete. Seine Verſuchungen ſind mancherlei, und ich könnte euch Tage lang erzählen, wie viel Geſtalten er annimmt, die Menſchen zu bethören. Daß er Jeden auf ſeiner ſchwächſten Seite zu faſſen weiß, ſeht ihr an euerm eigenen Exempel. Stolz, Vorwitz und Schwärmerei waren von je her eure Fehler, und ihr ſehet, wie er ſich dieſe Unvollkommenheiten einer ſonſt ſo guten Seele zu Nutzen machte.

Ottilie, welche nichts gewohnt war zu hören, als die Stimme der Schmeichelei, hatte Muth genug, den Ton der Wahrheit in dem Munde der erſten Predigerin auszuhalten. Sie ging in ſich, ſie ſah die Abgründe, welche ſich zu ihren Füßen öffneten, und griff begierig nach den Rettungsmitteln. Die Nonne ſchied von ihr, und hinterließ ſie beruhigt; ſie beſuchte ſie wieder, und ging nie von ihrer Seite ohne eine gute Lehre. Die Regeln, welche ihr äußeres Verhalten betrafen, beſtanden vornehmlich darin, ihre Ohren vor der Stimme ihres Verführers zu verſchließen, die noch immer jede Nacht in der Ferne zauberiſch ertönte, und ſich nie in ſeine Gebiete zu wagen, welches beſonders die öſtlichen Gebirge Zähringen gegen über waren.

Es iſt unglaublich, was für Ueberwindung es Ottilien koſtete, ein Gefühl aus dem Herzen zu reißen, welches ſchon ſo tiefe Wurzel in demſelben gefaßt hatte. Ihr, die ihr jemals durch das Laſter in irgend einer glänzenden Hülle getäuſcht wurdet, ihr kennt den Kampf, in welchem ſo Wenige ſiegen. Ottilie ſiegte, und es iſt zu glauben, daß ſie Ruhe, Schönheit, Heiterkeit, welche faſt ganz in dem gefährlichen Selbſtſtreit verloren gingen, endlich wieder erlangt haben würde, wenn nicht das Schickſal von einer andern Seite auf ſie losgeſtürmt und ſie dem Ende ihrer Leiden entgegen geführt hätte.

Fürſt Rörich ließ ſeiner Tochter anſagen, ſie möchte darauf denken, das Brautgewand zu bereiten, und den Kranz zu ſchmücken, denn in wenig Tagen würde er mit Demjenigen erſcheinen, den er ihr zu ihrem Gemahl beſtimmt hätte. Ottilie erbebte, und gehorchte, denn Gehorſam war auch mit eine von den ſchweren Lectionen, die ihr die Nonne empfohlen hatte.

Du biſt durch Stolz gefallen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, durch Demüthigung mußt du dich wieder aufrichten. Keiner unter den Jünglingen der Erde dünkt dich für würdig, aber ein böſer Geiſt, der alle Vollkommenheiten, die du wünſchteſt, durch die Künſte des Abgrunds anzunehmen wußte, der deiner Eitelkeit ſchmeichelte, dich zu dem Rang einer Göttin zu erheben verſprach, dieſer fand ohne mühſames Streben Eingang in deinem Herzen. Büße nun auch für deine Thorheit, und nimm den, den dir dein Vater gibt, ohne fernere Rückſprache mit deinem Eigenſinn an.

Ottiliens Entſchluß war ſtark und gut, ſie befeſtigte ihn durch Gebet auf dem Grabe ihrer Mutter und Mariens Capelle, und erwartete dann mit heiterer Miene den Vater und den Bräutigam. Die Farbe ihrer Wangen und die geſunkenen Augen widerſprachen dem lächelnden Munde, ſie war bleich und abgezehrt, aber immer noch liebenswürdig.

Die Erwarteten erſchienen mit großem Gefolge, der Vater mit der gebietenden Miene eines Fürſten, die Ottilie ſonſt nicht an ihm kannte, und der Bräutigam — ganz das Original zu dem ſchrecklichen Traumbilde, das ihr in jener Nacht vorſchwebte. — Es fehlte wenig, daß die Arme nicht ohnmächtig ward, und als ſich vollends der beſtimmte Gefährte ihres Lebens ihr mit ekelhafter Zudringlichkeit näherte, und in der rauhen Mundart wilder Jäger und Zecher mit ihr von Liebe ſprach, da ward ihr dunkel vor den Augen, und ſie mußte ſich an den Wänden aufrecht erhalten, um nicht umzuſinken.

Ottilie! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als man ſie auf ihr Zimmer gebracht hatte, du, an Himmelsgeſtalten, an die Sprache der Engel gewöhnt, du das Eigenthum eines ſolchen Ungeheuers? — O dafür lieber den Tod. —

Digitized by Google

Es war wirklich mit den ernſteſten Sterbensgedanken, daß ſie zur Ruhe ging, und nur die Kenntniß ihrer Pflicht konnte ſie abhalten, nicht durch eine Nebenthür aus der Welt zu ſchlüpfen; doch war der Kampf zwiſchen Religion und dem Entſchluſſe zu dieſem äußerſten Mittel nicht klein. Sie warf ſich unruhig auf ihrem Lager hin und her, und riß ſich endlich empor, um dem ſchrecklichen Mittelzuſtand zwiſchen bangem Schlummer und wachendem Träumen zu entgehen.

Sie ſtieg an's Fenſter. Ach, ſeufzte ſie, die Stimme dort drüben, die ſonſt meinen Gram einſchläferte, tönt jetzt nicht mehr! — Es iſt gut, daß ſie ſchweigt, es war die Stimme eines Verführers! — Und doch redete dieſer Verführer ſo wahr. — Iſt nicht der Mann, den mir mein Vater beſtimmt, eben derjenige, den er mir im Traume zeigte? und wenn nun auch das Uebrige erfüllt wird! wenn nun meine einzige Hoffnung, ein baldiger Tod, mich täuſcht, wenn ich, an Leib und Seele verwahrloſt, Jahre lang dem Grabe entgegenſchmachtete, vielleicht im Umgang eines ſolchen Ungeheuers ſelbſt bös und laſterhaft werde? — Man hat Exempel, daß gute ſanfte Geſchöpfe im Arm ſolcher Männer zu wüthenden Unholdinnen wurden! — O Entſetzen! Arme, arme Ottilie!

Doch, könnteſt du nicht vielleicht das Gegentheil erwarten? vielleicht ihn beſſern und zur Tugend zurück bringen? Wie, wenn du ihm nun jede freundliche Miene von dir mit einer guten Handlung erkaufen ließeſt, und dadurch tauſendfaches Gutes hervorbrächteſt? O dieß wäre Triumph und Ueberwindung einer Heiligen! — Verſuche es! Der Gegenſtand deines Abſcheus vermag Alles über deinen Vater, laß ihn dein Jawort durch die Befreiung deines unglücklichen Bruders löſen; gelingt dieſes, ſo wird Alles gelingen, und du wirſt mitten im Elend nicht ganz unglücklich ſein.

Ottilie hatte kaum dieſen Gedanken völlig durchdacht, als ſie unter ihrem Fenſter im nächtlichen Garten Stimmen vernahm, welche ſie aufmerkſam machten. Es waren die Stimmen der beiden Fürſten, welche die Mitternachtſtunde von den Taumelkelchen aufgeſcheucht hatte, und die noch einen Gang in die freie Luft thaten, um die Dünſte des Weins verrauchen zu laſſen. Beide ſprachen mit liegender Zunge, doch der Inhalt ihres Geſprächs bezeugte noch deutlicher als ihre Stimme, in was für einem Zuſtande ſie waren.

Ottilie hörte mit Abſcheu ihrer Unterhaltung zu, und war ſchon im Begriff ſich zu entfernen, um nichts mehr zu hören, als ſie den Namen ihres Bruders vernahm, und durch denſelben zurück gehalten wurde.

Er muß ſterben, ſagte der Bräutigam, das iſt die erſte Bedingung, die ich euch bei dieſer Heirath mache. Das Volk liebt ihn, und er könnte meinen Kindern einmal das Erbrecht auf eure Lande ſtreitig machen.

Aber, ſagte der Vater, wenn nun Ottilie bittet? Noch dieſen Abend lag ſie zu meinen Füßen und flehte um ſeine Befreiung.

O ich verſpreche ihr Alles, verſetzte der Andere, und das erſte Geſchenk, was ich ihr mache, wenn ich ſie in meiner Gewalt habe, iſt der Kopf des gefährlichen Jünglings, der mir auf mehr als eine Art Eintrag thun könnte.

Das Ende dieſes abſcheulichen Geſprächs übertraf noch ſeinen Anfang. Ottilie entfernte ſich vom Fenſter, verhüllte ſich und weinte. Alſo keine Rettung! ſeufzte ihr Herz. Hier der Abgrund der Hölle in den Armen dieſes Verworfenen, und dort ewiges Verderben im Rachen eines ſelbſt gewählten Todes. — Aber Thörin, iſt dir nicht noch ein Mittel übrig, die Flucht?

Ottilie beſann ſich ein wenig, ihr fiel ein Kloſter ein, an den äußerſten Grenzen des Landes, es lag im Schooße eines wilden Waldes, und ward faſt von Niemand gekannt, als von ihr, die es in glücklichen Tagen oft ohne alle Begleitung zu beſuchen pflegte. Die Nonnen waren arm und ſuchten ihr Glück in der Dunkelheit, nie hatten ſie Geſchenke von ihr annehmen oder ſie anders als einſam in ihre Mauern einlaſſen wollen, weil ſie fürchteten, auf andere Art einen Antheil deſſen, worein ſie ihre höchſte Seligkeit ſetzten, zu verlieren. Dorthin dachte Ottilie. Nächtliches Reiſen, täglicher Aufenthalt in Höhlen und Gebirgen, durch welchen der ſelten betretene Weg an den gewünſchten Zufluchtsort führte, ſollten ſie, wie ſie meinte, vor Nachſtellung und Ereilung ſchützen, und der Segen ihrer himmliſchen Pathe das Werk bekrönen.

O Dank dir! ſchrie ſie, indem ſie ſich zu der ſchnell beſchloſſenen Reiſe ſchickte. Dank dir, du Heilige, für dieſen glücklichen Einfall! er kam von dir, du wirſt ihn ausführen helfen.

Das Zimmer ward leiſe eröffnet, der öde Garten durchflogen, und nun lag das freie Feld vor ihr, und der Wald mit ſeinen Dunkelheiten, und das Gebirge, durch deſſen verſchlungene Thäler ihr der Weg ſo wohl bekannt war. Sie eilte muthig fort, ohne zurück zu denken, bei was für Gelegenheit ſie die Bekanntſchaft mit dieſen labyrintiſchen Gängen erlangt hatte. Ihr kam es nicht in den Sinn, daß es die Melodien des verführeriſchen Geiſtes waren, die ſie zuerſt dieſen Weg gehen hießen, den ſie nachher ſo wohl gewohnt ward, und daß ſie ſich wirklich mitten in ſeinem furchtbaren Gebiete befand. Sie dachte nichts als Rettung und Flucht vor ihren irdiſchen Verfolgern, und ſah oft zurück, ob ſie etwas zu fürchten habe.

Jetzt war es ihr, als hörte ſie im wiedertönenden Thal den Fußtritt vieler Menſchen, jetzt ſchimmerte ihr durch den Wald, den ſie eben zurückgelegt hatte, der Schein von Fackeln, jetzt vernahm ſie Stimmen, bald näher, bald ferner und nun konnte ſie die Sprache der beiden noch halb trunkenen Fürſten deutlich verſtehen.

Ach, rief ſie, und ſank an dem Fuß des Berges nieder, ach ich bin verloren! man hat meine Flucht entdeckt! — Wo iſt ſie, wo iſt ſie! brüllte jetzt die Stimme des abſcheulichen Bräutigams aus dem nahen Gebüſch, hier muß ſie ſein, ich ſah noch vor Kurzem den Schimmer ihres weißen Gewandes im Mondlichte.

Ottilie ſprang auf. O rette, rette mich! ſchrie ſie mit ausgebreiteten Armen. — Hier bin ich dein Retter! ertönte die dämoniſche Stimme des Geiſtes aus dem Gebirge; ſei willkommen du Himmliſche in meinen Armen! Weder irdiſche noch überirdiſche Mächte ſollen hinfort uns trennen.

Ottilie wandte ihr Auge von der glänzenden Geſtalt des Verführers, der dicht hinter ihr ſtand; ach ſie kannte ihn genug um ihn zu fliehen, aber ſeine ſchimmernde Außenſeite war ihrem Herzen noch immer gar zu theuer.

Rette, rette mich! Maria, Mutter der Gnade! ſchrie ſie, und wandte ihr Geſicht nach dem Berge. Einmal in meiner höchſten Noth wollteſt du mir Hülfe gewähren, ſiehe, der ſchreckliche Augenblick iſt erſchienen! Meine irdiſchen Feinde ſind dicht hinter mir, und dort winkt der Verführer, mit welchem mein verrätheriſches Herz im geheimen Verſtändniß ſteht.

In der That waren die ſichtbaren Feinde ihr jetzt ſo nahe, daß ſie den Zipfel ihres Gewandes zu faſſen glaubten, aber derjenige, welcher Allen außer ihr unſichtbar war, ließ ſie einen nächtlichen Dunſt ergreifen, und machte einen zweiten Verſuch, die Verfolgte in ſeine Arme zu faſſen.

Aber die Heilige vernahm die Stimme des flehenden Mädchens; der Berg that ſich auf, nahm ſie in ſeinen Schooß, und ſchloß ſich krachend hinter ihr zu, daß die Erde unter ihren Verfolgern bebte. Auch rauſchte es fürchterlich in den Wipfeln der Tannen, welche das Geiſtergebirg krönten, und am fernen Horizont rollte der Donner.

Der getäuſchte Verführer war es, der durch den Wald wie ein Sturmwind tobte, er war es, der die Gewitterwolken zuſammen ballte, um tödtende Blitze auf ſeine irdiſchen Brüder zu ſchleudern, da ſeine Rache die Heilige nicht erreichen konnte, welche ihm ſeinen Raub entriſſen hatte.

Die erſchrockenen Verfolger Ottiliens ſtanden unten am Berge, und wußten nicht, ob ſie bleiben oder fliehen ſollten; der Vater ſtimmte für das Letzte, und ſein Zechgeſelle für das Erſte; er verſicherte mit tauſend Flüchen, daß er Alles für angelegte Sache halte, und daß er ſeine Braut aus der verſchloſſenen Höhle des Berges reißen, oder hier umkommen, und ihre Schützer mit ſich in den Tod nehmen wollte.

Der anbrechende Tag ſah tauſend Werkleute beſchäftigt, die Eingeweide des Berges zu durchwühlen, aber Alles, was man hervorriß, war ein klares Bächlein, das ſprudelnd hervorſtürzte, und im Hinabſtrömen ſich ſo anſehnlich vergrößerte, daß die getäuſchten Arbeiter und ihr tollkühner Herr ſich entfernen mußten.

Er und Röreich ſchieden in grimmigem Zorn von einander; er beſchuldigte den Vater der geretteten Heiligen der Zauberei, und kein Monat verging, ſo überſchwemmten ſeine Völker Ottiliens Geburtsland, und drohten es zur Wüſte zu machen.

Rörich war in Verzweiflung, er lebte ſeit dreißig Jahren in ſeinem Lande im tiefſten Frieden, und hatte den Gebrauch der Waffen längſt vergeſſen, auch ſeine Räthe verſtanden ſich nach ſeinem Beiſpiel beſſer darauf, alle Kelche zu leeren, als einem erbitterten Feinde, dem es nicht an Tapferkeit fehlte, die Spitze zu bieten.

Er und ſein Land wären verloren geweſen, wenn Ottiliens Vorbitte ihm nicht die Himmliſchen geneigt gemacht hätte. In einer ſchlafloſen Nacht ſchwebte Marie im Himmelsglanz vor ihm, und an ihrer Seite die bleiche Ottilie, welche in den ätheriſchen Gefilden die Roſen ihrer Wangen noch nicht hatte wieder ſammeln können.

Du ſiehſt, ſagte die Himmelskönigin, daß dieſe gerettet iſt. Es wäre mir ein Leichtes auch den andern Bedrängten, der in deinen Banden ſchmachtet, zu befreien; aber ich hoffe, du ſelbſt wirſt dein eigenes Beſte nicht verkennen. Laß ihn los, laß den Helden los, deſſen Schwerdt allein etwas wider deinen wüthenden Gegner vermag; ſtelle ihn an die Spitze deiner Heere, und danke ihm nach erhaltenem Siege, wie Pflicht und Natur es gebieten!

Man hatte Niemand genannt, aber es war Rörichen leicht

Digitized by Google

zu errathen, daß von ſeinem Sohne die Rede war. Er war um ſo viel geneigter zu gehorchen, da Ottiliens Schickſal ihm ſchon längſt günſtigere Gedanken gegen den unglücklichen Jüngling eingeflößt hatte, für den ſie ſich bei ihrem Leben mit ſo heißer inniger Theilnehmung zu verwenden pflegte. Er war überdem jetzt ſein Einziger, und nach Ottiliens Tode Derjenige, auf welchen Aller Augen ſahen.

Der bisherige Ritter ohne Namen wurde aus dem Gefängniß im Triumph nach Zähringen geholt, wo ihn Rörich zum erſtenmal mit dem Namen Sohn in ſeine Arme ſchloß. Er ſchwur bei dem Berge, der ſeine unglückliche Schweſter vor ihren Verfolgern geſchützt hatte, ſie zu rächen und das Vaterland zu befreien, und trank zur Bekräftigung des Eides dreimal aus dem klaren Bächlein, das ſo wohl als das Gebirg, aus deſſen Schooß es entſpringt, Ottiliens Namen führt.

Er hielt, was er verſprach: ſeine Siege machten ihn zum Beſitzer zweier Fürſtenthümer; denn nicht allein ſein Vaterland, ſondern auch das Land des überwundenen Feindes huldigte ſeinen Verdienſten. Manche herrliche Königsſtadt, manche paradieſiſche Gegend ward ſein Eigenthum, aber kein Ort war ihm theurer als das Thal zwiſchen Zähringen und dem Ottilienberge, der nun von dem verführeriſchen Geiſte der Nacht befreiet war, und nur zuweilen von dem ſtillen Schatten der Seligen beſucht wurde, die noch in den himmliſchen Gefilden mit Sehnſucht an ihrem Geburtslande hing, und in mondhellen Nächten gern zu ſeinen friedlichen Gegenden herabſchwebte.

Friedrich Nauck

ward am 28. Februar 1782 zu Garz geboren und erhielt von ſeinem Vater, dem daſigen Prediger, den erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht. Er bildete ſich dann in Berlin zum Baukünſtler und kam als Geometer nach Magdeburg, von wo ihn die weſtphäliſche Regierung in gleicher Eigenſchaft nach Zelle und bald darauf als Inspecteur des ponts et des eaux nach Göttingen verſetzte. Im Freiheitskampfe begleitete er als Feldgeograph und ſpäter als Pionierhauptmann das preußiſche Heer und wurde nach ſeiner Rückkehr als Regierungs- und Waſſerbaurath zu Münſter und 1820 zu Minden angeſtellt und zum Ritter des eiſernen Kreuzes ernannt.

Die litterariſche Welt kennt ihn durch:

Planierliebe. Köln 1815; 2. Ausg. 1816.
Einige Lieder und Gedichte. Ebendaſ. 1817.
Beiträge zum mindenſchen Sonntagsblatt und Arbeiten in andere Zeitſchriften.

Echter warmer Patriotismus, kernige Geſundheit, Kraft und Klarheit zeichnen die Gedichte dieſes trefflichen Mannes vortheilhaft aus.

Chriſtian Nikolaus Naumann

ward 1720 zu Bautzen geboren, widmete ſich nach den gewöhnlichen Schulſtudien, zu Leipzig, Roſtock und Halle der Philoſophie und wurde 1748 zu Jena Magiſter der Philoſophie und Lector am Convictorium. Da ihm aber ſeine Bewerbung um eine Profeſſur fehlſchlug, ging er von Jena wieder und ließ ſich nach kurzem Aufenthalte in andern Städten endlich 1777 als Privatgelehrter zu Görlitz nieder, wo er am 15. Februar 1797 ſtarb.

Litterariſch bekannt iſt er durch:

Scherzhafte Lieder. Hamburg 1743.
Die Martinsgans. Schäferſpiel. Ebendaſ. 1745.
Der Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften. Jena 1747—48, 2 Bde.
Satiriſche Gedichte. Frankfurt 1751 und Magdeburg 1763.
Sittliche Schilderungen. Erfurt 1752.
Nimrod. Heldengedicht in 24 Büchern. Frankfurt 1753.

Ein unbedeutendes Talent, das bald vergeſſen wurde, trotz ſeinen Anſtrengungen, als Dichter Geltung zu erlangen.

Johann Auguſt Wilhelm Neander

ward am 16. Januar 1789 zu Göttingen geboren und legte auf dem hamburger Gymnaſium und Johanneum die Grundlagen ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung. 1806 ging er nach Halle und trat hier vom Judenthum zum chriſtlichen Glauben über, ſtudirte hier und zu Göttingen Philoſophie und Theologie und habilitirte ſich 1810 nach vorangegangener philoſophiſcher Doctorpromotion als Privatdocent zu Heidelberg, wo er 1812 zum außerordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt wurde. Doch ſchon in demſelben Jahre folgte er dem Rufe als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Berlin und wirkt ſeitdem hier ſegensreich als akademiſcher Lehrer und Conſiſtorialrath bei dem höchſten geiſtlichen Collegium der Provinz Brandenburg.

Von ihm haben wir:

Kaiſer Julian und ſein Zeitalter. Heidelberg 1812.
Der heilige Bernhard und ſein Zeitalter. Berlin 1813.
Entwicklung der vornehmſten gnoſtiſchen Syſteme. Ebendaſ. 1818.
Der heilige Chryſoſtomus und die Kirche. Ebendaſ. 1821—22, 2 Bde.; 2. Ausg. 1832.
Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des Chriſtenthums. Ebendaſ. 1822, 3 Bde.; 2. Aufl. 1825.
Antignoſticus. Ebendaſ. 1826.
Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche. Hamburg 1825—34, 7 Bde.
Kleine Gelegenheitsſchriften. 3. Aufl. Berlin 1829.
Geſchichte der Pflanzung und Leitung der Kirche. Hamburg 1832—33, 2 Bde.

N. iſt einer unſerer gründlichſten und ausgezeichnetſten Kirchenhiſtoriker. Die Aufgabe, welche er nach ſeinem eigenen Ausſpruche, ſich bei ſeinen Forſchungen ſetzte, die Kirchengeſchichte als einen ſprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Chriſtenthums, als eine Schule chriſtlicher Erfahrung, eine durch die Jahrhunderte hindurch tönende Stimme der Erbauung der Lehre und der Warnung, darzuſtellen, hat er auf glänzende Weiſe mit echt chriſtlicher Geſinnung und ſteter Beachtung des chriſtlichen Lebens gelöſt. Eben ſo tief eindringend und erfolgreich iſt der Einfluß dieſes echtgläubigen Mannes, voll Milde und Liebe und doch voll feſter Beharrlichkeit, auf die Gemüther ſeiner Schüler und Zuhörer.

Daniel Amadeus Neander

ward am 17. November 1755 zu Lengefeld in Sachſen geboren, ſtudirte zu Chemnitz und Leipzig Philoſophie und Theologie und wurde dann Erzieher in Dresden. Seinem Wunſche, ſich in Wittenberg als Lehrer zu habilitiren, ſtanden ſeine Vermögensumſtände entgegen, weswegen er 1805 die Pfarrei Flemmingen bei Naumburg annahm, von wo er 1817 als Pfarrer, Superintendent und Conſiſtorialrath nach Merſeburg verſetzt und dort mit der Aufſicht über das theologiſche Seminar beauftragt wurde. 1823 kam er als wirklicher Oberconſiſtorialrath, Mitglied des Miniſteriums der geiſtlichen ꝛc. Angelegenheiten, Propſt und Pfarrer nach Berlin, wurde hier 1829 zum erſten Generalſuperintendent der Provinz Brandenburg und Conſiſtorialdirector ernannt und 1830 zum Biſchof der evangeliſchen Kirche und Obercenſor, ſowie 1831 zum Staatsrath erwählt, nachdem er bereits mit dem Ritterkreuz des rothen Adlerordens 2. Claſſe geſchmückt worden war.

Er ſchrieb:

Die erſte merkwürdige Geiſtererſcheinung des 19. Jahrhunderts. Dresden 1804.
Predigten. Einzeln von 1816—23.
Predigten über auserleſene Stellen der heiligen Schrift. Berlin 1826, 2 Bde.

Auch gab er mit Bretſchneider und Goldhorn das Journal für Prediger heraus.

Klarheit, Innigkeit, Ruhe und treffliche Darſtellungsweiſen N's Kanzelvorträgen einen hohen Rang an.

Chriſtoph Friedrich Neander,

einer der beliebteſten neuern Liederdichter, ward am 26. December 1724 zu Eckau in Kurland geboren und erhielt von ſeinem Vater, dem Pfandhofsbeſitzer N. zu Memelhof, beſonders aber von ſeiner geiſtvollen Mutter eine treffliche, vorzüglich ſein zartes und tiefes Gefühl früh entwickelnde Erziehung. Nach erlangter Schulbildung ſtudirte er 1740 — 43 zu Halle Philoſophie und Theologie und machte ſich ſchon jetzt durch Fleiß, Talent und Sittlichkeit vor ſeinen Commilitonen bemerklich. Er wirkte dann eine Zeitlang als Hauslehrer in ſeinem Vaterlande und ſeit 1750 als Landprediger bei dem Rittergut Kabillen, welche Stelle er auch nach erhaltenem ehrenvollen Rufe als Profeſſor zu Halle aus Liebe zur Natur und zu ſeinen Gemeinden bis 1755 fort verwaltete. Jetzt wurde er zu den größeren Wirkungskreis des Paſtorats zu Grenzhof berufen, ſammelte dort zufolge höheren Auftrages ſeit 1771 das neue kurländiſche Kirchengeſangbuch, wurde 1775 Probſt der Doblenſchen Diöreſe, 1784 Superintendent von Kurland und Semgallen und verfaßte die daſige neue Kirchenordnung. Von manchem harten Schlage des Geſchickes, namentlich dem Tode ſeines geliebteſten zu Jena ſtudirenden Sohnes gebeugt, aber mit hohem Gottvertrauen und edler Kraft ruhig das Beſte der Wiſſenſchaft und ſeiner Gemeinden erſtrebend, ſtarb er daſelbſt allgemein verehrt am 21. Julius 1802. Heilig war ſeinen Beichtkindern noch lange ſein Andenken und ſein Grab; an ihm gelobten ſie noch ſpät Frömmigkeit und echte Tugend nach ſeinem anregenden Beiſpiele.

Von ihm erſchienen:

Geiſtliche Lieder. Riga 1766 u. 1774, 2 Sammlungen, gr. 8.; 2. verb. Aufl. der 1. Sammlung 1768; 3. verbeſſerte Aufl. 1779, gr. 8.

Außerdem verſchiedene proſaiſche und poetiſche Aufſätze in den „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ u. ſ. w.

Innige Frömmigkeit, Kraft, echtes Gottvertrauen, herzgewinnende Einfachheit und gute Behandlung der Sprache und Form reihen N's geiſtliche Lieder den beſten ihrer Gattung mit vollem Rechte an.

Joachim Neander

ward 1610 zu Bremen geboren und kam nach vollendeten philoſophiſchen und theologiſchen Studien als Rector an die reformirte Schule nach Düſſeldorf, von wo er 1679 als Prediger an die St. Martinskirche nach Bremen gerufen wurde. Er ſtarb daſelbſt am 31. Mai 1680.

Litterariſch bekannt iſt er durch:

Bundeslieder. Bremen 1679.

Mehrere Gedichte, welche in die „Bibliothek deutſcher Dichter“ Bd. 11 aufgenommen worden ſind.

N's Lieder zeichnen ſich durch Wohlklang und Innigkeit vortheilhaft aus. —

Johann Auguſt Nebe

ward am 23. April 1775 zu Halle geboren, ſtudirte daſelbſt Philoſophie und Theologie und wurde nach erhaltener philoſophiſcher Doctorwürde an der daſigen neuen Bürgerſchule angeſtellt. 1801 kam er als Prediger nach Krumpa bei Merſeburg und wurde ſpäter von hier als Oberconſiſtorialrath und Generalſuperintendent nach Eiſenach berufen, wo er, mit der theologiſchen Doctorwürde beehrt, als Vicepräſident des Oberconſiſtoriums noch jetzt ſegensreich wirkt.

Er gab heraus:

Homilien für Landgemeinden. Halle 1799.
Das Gebet Jeſu Chriſti. Homilien. Leipzig 1802.
Bibliſch-katechetiſches Handbuch. Halle 1802, 3. Ausg. 1820, 2 Bde.
Ueber die Gefahr, ſich auszupredigen. Leipzig 1805.
Drei Feſtpredigten. Eiſenach 1817.
Die Feier des 3. evangeliſchen Jubelfeſtes. Ebendaſ. 1818.
Der Schullehrerberuf. Ebendaſ. 1825.

Klarheit, Gründlichkeit, Würde und Anmuth der Darſtellung haben N's Kanzelvorträgen wie ſeinen didaktiſchen Schriften einen bedeutenden Ruf erworben.

Digitized by Google

Neithart, ſ. Meiſterſänger.

Valerius Wilhelm Neubeck

ward am 29. Januae 1765 zu Aenſtadt in Schwarzburg-Sondershauſen geboren und auf dee Schule ſeiner Vaterſtadt in den gewöhnlichen Vorbereitungswiſſenſchaften unterrichtet. Nachdem ee auf der Ritterakademie zu Liegnitz in Schleſien dieſe Studien vollendet hatte, ging er nach Göttingen und Jena, um dort Medicin zu ſtudieen, eewarb ſich 1788 am letztern Orte die mediciniſche Doctorwürde und kehrte dann ais praktiſcher Arzt nach Liegnitz zurück. Von hier kam er als Kreisphyſicus nach Steinau in Niederſchleſien und wurde hier mit dem Charakter eines Hofrathes beehrt.

Ee verfaßte:

Die Zerſtörung der Erde nach dem Gerichte. Liegnitz 1785, 8.
Gedichte. Ebendaſ. 1792, 8.
Dramatiſche Skizzen der nordiſchen Mytholagie. Aus dem Engliſchen des Dr. Sayers. Leipzig 1793, 8.
Die Geſundbrunnen. Gedicht. Breslau 1796, gr. 4.; 2. Aufl. Leipzig 1809, 4.; Prachtausgabe mit 5 Kupf. Ebendaſ. 1798, Fol.
Poetiſche Schriften. Leipzig 1827 ff.

Außerdem Aufſätze und Gedichte in den „Schleſiſchen Provinzialblättern,“ der „Schleſiſchen Monatsſchrift,“ der „Eunomia,“ Wieland's „Merkur“ und in andern Zeitſchriften.

Neubeck's voezüglichſtes Week iſt ſein didaktiſch-deſcriptives Gedicht, „die Geſundbrunnen“; es beſitzt namentlich in Hinſicht auf den Reichthum der Gedanken, die trefflichen poetiſchen Schilderungen und die hohe Coerectheit dee Sprache und Form, wahehaft klaſſiſchen Werth; nur tritt das lyriſche Element mituntee zu herrſchend voe, und ſtört, nach ſtrengen Anforderungen, die Ruhe, welche das Lehegedicht haben ſoll. Unter ſeinen übrigen Poeſten findet ſich gleichfalls viel Vortreffliches, und ſie beurkunden wie jenes, eine begabte Phantaſie, ſeinen Geiſt, Tiefe und Wärme des Gefühls und muſteehafte Behandlung der Diction.

Aus Neubeck's Gedichte:

Die Geſundbrunnen.

Diamantene Pforten verſchloſſen den finſteren Eingang
In die reichen Gefilde der unterirdiſchen Schöpfung.
Eine der Pforten klang auf ihren Angeln, und weit auf
That ſich das Reich der Ströme, der Erze, der Salze, der Steine.
Dumpfere Donner der fernſten Gewäſſer mächtiger Flüſſe;
Näherer Wogen Gebrüll, und des Stromfalls ſchäumender Aufruhr;
Stürzender Felſenbäche gelinderes Rauſchen, und kleiner
Sprudelnder Quellen Gerieſel begrüßte die Göttin bei'm Eintritt
In ihr väterlich Reich. Auf ihren ſteinernen Urnen
Lagen der Ströme Beherrſcher in weiten Klippengewölben,
Deren Geſtein mit ungeborgtem, ſternichtem Glanze
Funkelte, gleich Thautropfen der Flur im Schimmer Selenens.
Welche Gewäſſer ſich hier durch menſchenloſer Geſtade
Krümmungen dumpf hinwälzen, beſangſt du, göttlicher Maro,
Schon mit kühnerem Geniusflug und unſterblicher Würde.
Unnachahmlich und unerreicht fliegt deine Begeiſtrung
Sugend empor zu dem Tempel des Ruhms; tief bleiben der Nachwelt
Dichter zurück im Thale, mit ihnen die jüngſte der Muſen,
Welche mir ſtimmte die Leier, geweiht den gütigen Nymphen.
Nur mit ehrfurchtsvollem und tiefbewunderndem Schweigen
Will ich vorübergehen die Fürſten der Ströme; die Namen
Ihrer Gewäſſer durchrauſchen dein Lied, unſterblicher Barde,
Schon mit erhabnerem Klang. — Erfüllt mit froher Erwartung,
Bald die verborgneren Fluthen zu ſchaun, aus denen des Kranken
Zitteende Hand der holden Geſundheit heilenden Balſam
Für den zerrütteten Leib, und den ſchwermuthvolleren Geiſt ſchöpft,
Voll von dieſer Erwartung gelangt' ich jetzt mit der Nymphe
Aus der donneenden Welt der herrlichen Ströme zu jenen
Stillen Gefilden der Heilungsquellen, und hörte von ferne
Schon mit Silberklang in der Felſenwiege ſie lallen.
Und die Göttin führte mich tiefer hinab in der Erde
Grauſenvolles Geklüft. Das unterirdiſche, weite,
Ungeheure Gewölbe, kein Atlas ſtützte die Laſt hier,
War mit Diamanten beſtirnt; ein eherner Himmel
Hing es über mir. Drohend und furchtbar thürmten ſich Klumpen
Purpurſchwarzen Geſteins, mit Eiſenerze durchadert
Hoch auf beiden Seiten empor. Nur einzelne Schimmer
Streuten des Erzes Adern umher; ſo funkeln Geſtirne
In der Gewitternacht durch ſchwarze, zerriſſene Wolken;
Aber den ehernen Felſen entrieſelten flüchtige Bäche
Durch dumpfhallende Wälder gediegenes Eiſens, und rollten
Ueber grauen Asbeſt und Strahlkies ihre Kryſtallfluth.
Seit Jahrtauſenden naget der Roſt an der tönenden Waldung.
Siehe in fliehenden Wellen umlecken der ſtarrenden Wurzeln
Lockere Rinde, verſchlucken des Eiſens, und tragen es endlich
Durch umnachtete Pfade dahin, wo der Kranke die Heilfluth
Schöpfet, oder die Glieder darein, im ſtärkenden Bade,
Taucht, und die ſchlaffen, zerbrochenen Nerven mit eherner Kraft ſtählt.
So kommt jeglicher Weſt, der Ceylons Wälder durchſäuſelt,
Unter des Zimmtbaums Blüthen dahin ſchlüpft, oder des Amra
Knoſpende Wipfel umſchwärmt, mit Würzgerüchen beladen
Aus den Schatten in's offne Gefild, und erquicket den Wandrer,
Der mit Staube bedeckt, ſich nun dem duftenden Hainthal
Eilender naht und athmender trinkt den erfriſchenden Luftſtrom
Lehre mir, ſprach ich anjetzt zu meiner Gefährtin, dir iſt ja
Alles, o Göttin, kund, drum lehre mir, was in dem Heilquell
Jenes lebendige Sprudeln erregt, und die tanzenden Perlen,
Die des Gefäßes Rand mit den wechſelnden Farben der Iris
Lieblich umkränzen, und Silberſtaub im Zerſpringen umherſtreun?
Freundlich erwiederte drauf mit melodiſcher Stimme die Göttin:
Durch die ganze Natur iſt ein flüchtiger, geiſtiger, ſaurer
Aether verbreitet; von ihm durchdrungen ſind alle Gewächſe,
Alle Gewäſſer und Steine; zu jeder verborgneren Höhlung
Unter der Erde gelangt er, umfängt mit der Luft, denn von dieſer
Iſt er ſelber ein Theil, den Erdkreis. Alle Geſchöpfe
Athmen ihn ein und leben; ſie würden ſchneller vergehen,
Früher zerfallen in Moder und Staub und vollenden ihr Daſein,
Wenn der geathmeten Luft es an dieſem Weſen gebräche.
Iſt ein Bach in der Wüſte dem lechzenden Wanderer kühlend,
Süß und erquickend, erfriſcht er das Herz dem Müden, ſo war es
Dieſes Gewürz der Natur, das ſchneller den brennenden Durſt ihm
Stillete. Jeglichee Heilungsquell empfängt in der Tiefe
Schon bei ſeinem Entſtehn viel dieſes belebenden Aethers
Aus der umgebenden Luft. Die Geiſter der flüchtigen Säure
Sind es, welche dem Quell Heilkräfte verleihn, und ihn waffnen,
Aufzulöſen das Erz des Gebirgs. Im Laufe zernagt er
Nun die roſtigen Wurzeln des eiſernen Waldes, und führet
Seinen metalliſchen Raub mit ſich fort, und vereiniget innig
Sich mit ihm; ſo ſchwängert ſich jede der Wellen mit Eiſen.

Töne, Leier, das Lob des Eiſens im Feiergeſange!
Unter den mächtigen Barden im heiligen Erbe Tuiskons
Pries noch keiner die Frucht der deutſchen Heldengebirge.
Noch kein feiernbes Lied erſcholl zum Ruhme des Eiſens
Unter den Eichen des Hains, der ſeine Wurzeln hinabſtreckt
Zu dem ſtillen Geklüft, wo dem Samen der Erze zu keimen
Mutter Natur gebot, und im leiſen Wuchſe zu reifen.
Heil dir, edles Geſchenk der vaterländiſchen Berge,

Digitized by Google

Das der Sterblichen viele verachten, und thöricht des Goldes
Trügenden Glanz, den mehr verehren und gieriger ſuchen,
Als dich, Eiſen, und deine beſcheidneren Schimmer. Verkennt nicht
Hermanns Enkel, verkennt nicht das Kleinod eurer Gebirge!
Horcht! ich ſinge das Lob des vaterländiſchen Reichthums.
Sage, woher, o Krieg, nimmſt du dein Waffengeſchmeide,
Deine geſchliffene Wehr zum letzten, entſcheidenden Angriff?
Eiſen, gehärtet zu Stahl in der Eſſe, gebändigt vom Amboß,
Und in den Händen des Künſtlers geſchärft, bewappnet den Feldherrn;
Stählerne Rüſtung umpanzert die thatenſchwangere Bruſt ihm.
Heil dir, edles Geſchenk der vaterländiſchen Berge!
Sei gefeiert im Lied, weil du dem Helden zum Rachſchwerdt
Dienſt im gerechten Krieg, und ihn über dem ſtolzen Eroberer
Siegen hilfſt für das Vaterland in der donnernden Feldſchlacht.
Doch iſt im Frieden größer dein Ruhm, und ſchöner dein Segen.
Siehe, du biſt mir werther, und feuriger grüßt mein Geſang dich,
Wann dich die Amboshand zur blanken Waffe des Friedens
Hämmernd bildet, die kein unmenſchlicher Krieger im Herzblut
Schlummernder Säuglinge röthet. Die ſanfteſten ländlichen Freuden
Schwellen mir immer das Herz, und ergießen in heiligen Hymnen
Sich mir über die trunknere Lippe, wann ich dich ſehe
Blinken am friedſamen Pflug in der ſcholligen Furche des Hügels,
Wann ich höre das Senſengeklirr auf blühendem Anger;
Wann das Sichelgeräuſch im Gefilde der ſinkenden Halmen
Lieblich ertönt, wo das bräunliche Schnittermädchen mit blauen
Blumen ein Seil durchflicht, um die ſchönſte der Garben zu binden;
Wann in der fröhlichen Leſe der Winzer dich ſchärft auf dem Wetzſtein,
Einzuernten den Segen des Herbſt's auf Traubengebirgen.
Heil dir, nützliches Erz! Der Chor der geſelligen Künſte
Stimmt in meinen Geſang zu deinem würdigen Lob ein.
Kein Praxiteles hätte mit ſilbernem Meiſel den Marmor
Je zum athmenden Bilde geſchaffen. Keine Palläſte
Aus den felſigen Rippen des Bergs korinthiſch erbauet,
Thürmten ſich ohne das Eiſen empor in die ſtaunenden Wolken.
Ohne dich ſchüfe die Kunſt Arachnens keine Gemälde
Auf der blendenden Seide, geſpannt in den weiblichen Rahmen.
Trabt das edele Roß, wann Gold den Huf ihm bekleidet,
Sicherer über das Eis, und hinan den ſteilen Gebirgspfad?

Ohne dich ruhte müßig in Alpenklüften der Mühlſtein,
Der nun voller Gewalt auf eiſerner Spindel ſich umſchwingt,
Und den bekümmerten Menſchen das goldene Alter erneuet,
Daß ſie, befreit von den Laſten der Arbeit durch die Najaden,
Schmücken den feſtlichen Tiſch mit geläutertem Marke der Feldfrucht.
O wie fände der kühne Pilot in den Wüſten des Weltmeers
Sicheren Pfad, wann rings am Olymp Sturmwolken, wie ſchwarze
Teppiche, hängen, und ihm die freundlichen Sterne verhüllen,
Die durch Labyrinthe von Syrten und ſtrudelnden Wirbeln
Sicher am goldenen Faden ihn leiteten, daß er nicht ſcheitre?
Durch die ſchreckliche Nacht biſt du, leicht ſchwebende Nadel,
Ihm ein treues Orakel, das unter magiſchem Boden
Ihm weiſſaget, in welcher umwölkten Gegend des Himmels
Sirius ſtrahlt und Arktur, das Siebengeſtirn und Orion.
Werth biſt du dem Steurer nicht nur und dem fleißigen Feldmann,
O wohlthätiges Eiſen; dich liebt und ſegnet der Gott auch,
Der mich früh der Natur Geheimniſſe lehrte, der weiſe
Päon. O du, mein Meiſter, vergib mir, wann ich den Menſchen,
Meinen leidenden Brüdern, die heiligen Lehren eröffne
Deiner göttlichen Kunſt, ſie nur in den dämmernden Vorhof
Führe deines großen, geheimnißverhüllenden Tempels.
Stärkendes Eiſen erneut der Geſundheit blühenden Purpur
Auf der ſterbenden Wange der todtenbleichen Entkräftung.
Einſtens kannt' ich ein Mädchen, in deren Geſichte die Krankheit
Schon die Miene des Tods und die Züge der kalten Verweſung
Zeichnete, jammernden Aeltern zum Weh, und theuern Geſchwiſtern;
Doch ſie fand in dem Eiſen Geneſung wieder, und Leben.
Jüngſt ach! ſtarb mir ein Freund, den alle Geheimniſſe Päons
Hatte die koiſche Schule gelehrt; der Blumen und Kräuter
Heilende Kräfte, womit ihr zartes Adergewebe
Angefüllt die Natur; die Kraft der balſamiſchen Thräne,
Welche die Sommerſonne den klüftigen Rinden der Bäume
Fern in Indiens Thalen entlockt; die Tugenden aller
Erden und Salze waren dem Weiſen bekannt; und ſo ward er
Durch die Gegend umher ein Hort und Helfer der Siechen.
Dennoch fand Hygieens vertrauteſter Liebling für ſeine
Krankheit nirgends ein Heilungskraut; bis endlich die Nymphen
Sein ſich erbarmten, und ihm die Geneſung am heiligen Borne
Wieder verliehn. Von neuem begann der Edle zu lebm.
O noch Mancher genas durch ihn, durch ihn, der mit Großmuth
Stets dem Dürftigen half, und am Schmerzenlager des Siechen
Tief im Herzen empfand der Erbarmung heiligen Schauer.
Menſchlichkeit war ihm die heiligſte Pflicht. Der Seele des Biedern
War's ſchon hohe Belohnung, die dankenden Perlen im Auge
Armer Geretteter blinken zu ſehn, und mit ihnen zu danken
Jenem erhabenen Geiſt, der ihn unter den Pflichten des Wohlthuns
Mitten im Kampf für Menſchheit in den beſſeren Stern jüngſt
Aus der Täuſchungen Land abrief. Da weinten die Guten.
Er entſchlummerte ſtill und ſanft; wie der alternden Eiche
Sanft ein Blatt entſinkt, das Zephyr am herbſtlichen Abend
Leiſe dem Zweig entweht; ſo wehte der Engel des Todes
Auch ſein Leben hinweg; allein empor zu dem Himmel.
Beide, der Greis und das Mädchen, verdankten den ſtärkenden Quellen
Ihre Geneſung, welche mit Heilkraft miſchte des Eiſens
Göttergeſchenk, als ihre Gewäſſer noch unter der Erde
Da noch weilten, wo du dem Sänger, o gütige Nymphe,
Zeigteſt deiner Geſchwiſter noch unerkundete Schätze;
Wo mich ein eherner Wald umrauſcht', und ein eiſerner Himmel
Ueber mir hing, wo Schauder und Graun und ewige Nacht herrſcht.

Aber in lichteren Gängen der unbetrachteten Tiefe
Deines verborgenen Reichs, Allnährerin Erde, befand ich
Jetzo mich an dem Arme der leitenden Göttin. Wir traten
Jetzt in den weiten Bezirk der hohen, chemiſchen Werkſtatt,
Wo die ſtille Natur den Kryſtallen der werdenden Salze
Bildung und Schönheit giebt. Mich ergriff Bewundrung, ich ſtaunte
Vor dem großen Geheimniß der ewigbildenden Schöpfung.
Siehe, mir hellte die Göttin den Blick. Ich ſahe mit tiefem,
Wonnevollem Erſtaunen kryſtallene Wälder, und hohe,
Glatte, durchſichtige Felſen, in mannichfaltiger Wandlung,
Werden und wachſen. Ein Wink, und eine kryſtallene Wildniß
Lag in ſtiller Pracht vor meinem bewundernden Auge.
Ueber der glänzenden Wildniß, in bläulich dämmernder Ferne,
Bildeten, gleich den Eispalläſten der Gletſcher, ſich hohe
Säulen von Salz, ein Wunder zu ſchaun! So thürmet am Nordpol
Scholl' auf Scholle ſich auf, und ein wildes Gemiſch von öden
Eiseilanden erhebt dumpftoſend empor in die Nacht ſich.
Vieles lehrte die Göttin mich hier von der Salze Verwandtſchaft,
Von den Geheimniſſen viel der unergründlichen Schöpfung;
Und ſie begann und ſprach zu dem Kenntnißbegierigen alſo:
Wiſſe, nicht ohne Geſetze verbinden die ſalzigen Stoffe
Hier ſich unter einander; ein jegliches Theilchen geſellt ſich
Stets dem ähnlichen zu. Die Natur gab dieſe Geſetze
Seit der Schöpfung Beginn; daher der wandelnden Welten
Großer Verein, und des Sphärengeſangs harmoniſcher Vollklang.
Alle Planeten und Sonnen, bevor ſie ſchwebeten dieſen
Kreiſenden Tanz, und die Sphären den Chorpſalm donnerten, ſtiegen
Aus dem gebärenden Chaos, wie zahllos fliegende Funken
Aus dem brennenden Wald, ganz ohne Geſetze der Ordnung.
Aber nicht lange, ſo zogen die größeren Körper die kleinern.
Anfangs taumelten, ſchwankten in ihren Bahnen die Welten,
Bis das Gleichgewicht der ziehenden Kräfte der Sonnen
Mit der enteilenden Kraft der Wandelſterne des Kreislaufs
Ewige Grenzen beſtimmt' am blauen Aethergewölbe.
Selber der Menſchen Geiſt bezog der Weltenerſchaffer
Mit den harmoniſchen Saiten der ſympathetiſchen Freundſchaft,
Daß ſie mit innigem, ſüßem Verlangen, und ſehnender Sehnſucht
Gern ſich ſuchten, und unter den zärtlichſten Regungen fänden;
Daß ſie einander ſich liebten, und liebend empfänden, im weiten
All, was Groß und Wahr iſt und Schön; ſüß ſchwärmender Wehmuth
Voll, in der Maiflur lauſchten dem Nachtigallengeſange,
Oder mit denkendem Ernſt anſtaunten den Ocean Gottes,
Wo Geſtirn an Geſtirn hinſchwimmt, gleich goldenen Inſeln.
Hier verſtummte die Nymphe. Mich mahnte die ernſte Belehrung,
Ihr geliebten Entfernten, an euch, an die Feier der Freundſchaft
In der geſelligen Laube, wann durch die blühenden Wipfel
Uns der Abendſtern zur ſanftern Fröhlichkeit einlud.
Ahnend ſuchten, erkannten wir uns, und vom Munde zu Munde

Digitized by Google

Scholl das feſtliche Bundeswort: Auf ewig! Wir ſchieden;
Doch, mit der Treue Gurt zur Lebensreiſe gegürtet,
Denken wir froh des Wiederſehns dort über den Sternen.

Jetzo vernahm ich melodiſches Rauſchen, das leiſer und leiſer
Stets ſich dem Ohre verlor. Es war das Rauſchen der Bäche,
Die den kryſtallenen Grotten entſprudelten. Still an dem Ufer
Stand ich, und ſah, wie die Quelle das Salz im Entſtehn in ſich aufnimmt.
Einige glitten dahin, als hätte der Winter mit Froſte
Sie bedeckt, und ander zerſtäubten im fliegenden Sturze.
Nur ein dämmernder Tag weilt hier. Vom bleicheren Zwielicht
Sanft beſchimmert, entſtieg ein Gewölk dem ſtürzenden Waſſer.
Liebliches Farbenſpiel erſchien in dem leichten Gewölke,
Zwar kaum ſichtbar und matt, doch ſchön und hehr, wie dem Vollmond
Gegenüber im braunen Gewölk der regnigten Herbſtnacht
Sich mit welkendem Schimmer der farbige Bogen erhebet.
Jeglicher Bach ſpült hier des helldurchſichtigen Salzes
Ab vom Saume des Ufers, das ſanft in die Wellen hinabſchmilzt,
Reißt es mit fort, und trägt es, mit ſeinem Gewäſſer vereinbart,
Zu den lichten Gefilden der Erd' empor, wo ſich endlich
Aus dem Schiefergebirg ſein Quell ergießt, und das kranke
Menſchengeſchlecht einladet, Geneſung und Leben zu ſchöpfen.

Grauliche Nebel umwölkten den Pfad, worauf ich an meiner
Hehren Begleiterin Hand jetzt wandelte. Goldene Schimmer,
Die dem göttlichen Auge, wie mondliches Glänzen, entſtrömten,
Hellten der ſchaurigen Nachteinöden cimmeriſches Dunkel.
Und fortſtrebend erblickt' ich der Naphthaquellen Geträufel,
Ein urlauteres Oel, von der Erde gezeugt, unentzündbar,
Das aus hangendem Felſen hervordrang. Schnell ſich verlierend,
Wendeten dieſe von hier in des Kaukaſus Klüfte den Lauf hin.
Furchtbar ſcholl fernher, wie des Meers dumpfſchallende Brandung,
Oder verſinkender Städte Gekrach, die des berſtenden Erdballs
Tiefe verſchlingt, ein wüſtes Getös mir entgegen; und bebend
Zögert' ich weiter zu gehn; allein das Lächeln der Göttin
Strahlt' in die Seele mir Muth; mit melodiſcher Stimme begann ſie:
Siehe, wir nahen anjetzt der Flammenwelt der Vulkane,
Wo ein glühendes Meer hochwogig des wolkigen Hekla
Wurzeln umdonnert, empört von den Feuerorkanen des Abgrunds,
Wo des Aetna Schwefelgewitter im grauſen Tumulte
Wirbelnde Purpurflammen umher in der ſtygiſchen Dunſtkluft
Schleudert, und fort in der Tiefe ſich wälzt durch funkelnden Rauchdampf.
Hier zu wandeln verbeut das Verhängniß. Unter dem Aufruhr
Würden Entſetzen und Furcht, und wär's ein Himmliſcher ſelbſt, hier
Würden Entſetzen und Furcht mit ſeltenem Schauer ihn faſſen,
Wenn er zum ehrnen Geheg, das dort den aorniſchen Grauſchlund
Rings umzäunt, eindräng in die donnernde Burg des Heſäſtos.
Siebenfältige Nacht umlagert des tobenden Hades
Eiſernes Flügelthor. Erdbeben erſchüttern die Länder,
Wann ein Donnerſturm die Riegel zerſprenge, und es aufkracht.
Doch dir verheißt ein Götterſpruch, dich zu nähern dem Eingang
Sonder Gefahr, und froh in die Lichtwelt wieder zu kehren,
Wo du zuerſt mein Blumengeſtad im Frühlinge blühn ſahſt.
Zwar ein furchtbares Ziel, das hier an das Ende der Bahn grenzt,
Die du betratſt; doch eil' ihm entgegen mit freudiger Kühnheit!
Nicht ohn' einiges Gottes Geleit, nicht ohne die Obhut
Einer verborgnen Macht ſind ja der Begeiſterung Söhne.
Auf! und folge mir nach mit dem forſchenden Blick der Erwartung!
Alſo die Göttin. Und grauſes Getön ſcholl, da ſich die Flügel
Oeffneten. Unter dem Fuß mir erbebten die Wurzeln der Berge,
Schauerlich! Aber ich nahte mich ohne Verzug, und erblickte
Schwarzes Gewölk, das, gleich Gewittern, über dem Abgrund
Grauenvoll hing. Sturmwinde zereiſſen es. Tief in der Ferne
Wogt' ein gährender See, und gleich Eilanden des Weltmeers,
Schwammen zerſchmolzne Gebirge darauf. An deren öden Umufrung
Schoß Gluthſtrom hervor aus gähnenden Schlünden, und plötzlich
Sauſten geſchleuderte Felſen umher; rothglühendes Erz flog
Wirbelnd empor zum Gewölb, und fiel mit Gekrach, wie der Hagel
Schmettert und kracht, zurück in großen, feurigen Tropfen.
Ringsum ſchmolz Erdharz von der Gluth aus beruſten Gebirgen
Ueber ſchwarzen Baſalt in die finſteren Thäler hinunter.
Aſche bewölkte den weiten Bezirk, und ſchweflichte, blaue
Leuchtungen zuckten hervor mit Getös aus ehernen Bergen,
Daß die Felſen entſtürzten den Höhn in die donnernde Tiefe.
Siedende Quellen ergießen ſich hier. Aus glühenden Urnen
Stürzen ſie ſtrudelnd hervor, durch rauhes Geklipp hinbrauſend.
Fürchterlich kämpft mit des Feuers Gewalt der Schwall der Gewäſſer,
Hochauf wogend mit lautem Gebrüll; die tobenden Fluthen
Heulen in dampfenden Ufern dahin, mit ziſchendem, weißen
Schaume bedeckt, und verlieren ſich tief in der nebelnden Ferne.
Aber beladen und innig vereint mit dem feineſten Stoffe
Ihrer Schwefelgeſtade, wodurch ſie fliehend ſich wälzten,
Strömen ſie wieder hervor, noch warm, an waldiger Berge
Fuß, und begrüßen das Licht, und den grünen Teppich der Erde.
Zwar blinkt ſeltner im hellen Kryſtallgefäße der warmen
Quelle Silber; allein es gewähren die laulichen, weichen
Wellen der ſiechenden Welt ein ſchmerzenlinderndes Heilbad.

Jeglicher Heilungsquelle bewundernswürdigen Urſprung
Hab' ich kennen gelernt, und belauſcht ihr kindliches Lallen
Dort wo die alte Nacht in ſchaurigen Grotten ſie gängelt.
Muſe, mit mir beſuche ſie nun in der Fülle der Jugend,
Wo ſie zuerſt dem Felſen entſtürzt, mit Silbergeſprudel
Freudig die Sonne begrüßt, und in ſchöneren Ufern dahin wallt,
Oder ſich tief im Haine verliert, wo gaukelnde Weſte
Sich an der kühlenden Welle die matten Schwingen erfriſchen!
Doch, wo beginne, wo end' ich? Es faßt ja die Namen der Quellen
Keine Zahl; auch wär' es vergebens, jede zu nennen.
Fruchtlos wär' es, im Liede die Nymphen alle zu preiſen,
Welche der Vorwelt Barden mit Hymnen ehrten; es ſind ja
Längſt im Strome der Zeit die ſilberſprudelnden Urnen
Jener Najaden verſunken. Kalirrhoe ſpielt mit den Schweſtern
Nicht mehr unter den Palmen am Ufer der Quelle Phiala.
Juda wallet nicht mehr zu der ſalomoniſchen Tadmor
Quellen, die jetzt vielleicht im Sande der ſchweigenden Wildniß
Unter den mooſigen Trümmern verſiegen der alten Palmyra.
Selbſt der herrliche Chor von Hellas Oceaninen,
Ach! er entfloh ſchon längſt zum Korallenhaine der Mutter,
Dort in ſtiller Trauer zu weinen über Achaia's
Hingeſchwundenen Ruhm. Auſoniens liebliche Nymphen
Laden nicht mehr mit Silbergeſang das mächtige Volk ein
Aus hetruskiſchem Stamm. Die heilſamen Quellen zu Bajä
Liſpeln mit lyriſchem Ton in Floccus Liedern allein noch.
Albion locket mich zwar mit ſeinen beſungenen Hainen
Unter die freundliche Schaar der perlengeſchmückten Najaden,
Ladet mich ein an der ſanften Avonia Feengeſtade,
Wo noch oft in der Sommernacht um die Grotte, die Shakſpear
Einſt als Knaben verbarg, Melodien der Geiſter ertönen.
Zwar winkt dort mir die Schweſter mit ihren goldenen Zinnen,
Attiſchen Marmorgebäuden, mit ihren Hügeln und Gärten,
Wo ſich die Zwillingsſchweſtern ergehn, Geſundheit und Freude;
Zwar in den Thalen der wolkenumgürteten Alpen entrieſelt
Mancher Geneſungsbrunnen der mooſbewachſenen Felskluft,
Und die Schallmeyen der Hirten belauſcht oft eine Najade,
Werth des Geſangs, und der Kränze, der feſtlichen, die zum Geſchenke,
Wem ſie wollen, verleihn die helikoniſchen Muſen;
An der beſegelten Wolga Geſtad' und in Tauriens Steppen
Nahm, o forſchender Pallas, dich auf heilbringender Nymphen
Felſenbehauſung; dir ſcholl in einſam bewanderter Wildniß
Zariziniens Geſang aus ihrer verborgenen Grotte.
Doch ich feire ſie nicht; mir winkt in Teutoniens Wäldern,
Reicht mir die Leier der Barden, das Vaterland zum Geſange.
Reich iſt das heilige Land Thuiſkons, reich an des Halmes
Frucht nicht allein, an Trauben, Gewild, Bergwäldern und Landſeen,
Auch ergiebiger ſind an weitgefeierten Quellen,
Als die beſungenſten Höh'n des Auslands, ſeine Gebirge.
Einigen unter der Menge der vaterländiſchen Nymphen
Tönt mein Feiergeſang; nur einige will ich bekränzen
Mit den goldenen Blumen des Hains am hohen Parnaſſus.

T ö p l i t z.

Unter dem lauten Getön hellgellender Hörner durchſuchten
Jäger das waldige Thal, und hinter dem fliehenden Dammhirſch
Scholl der Doggen Gebell, daß rings erwachte der Nachhall.

Plötzlich ſtürzte das Wild im Entfliehn, und zappelt' am Boden,
Unten am Schenkel gelähmt vom heißaufſprudelnden Bergquell.
Der dort unter Wachholbergeſträuch ſich ergoß. Und berühmt ward
Bald das Geneſungsbad, und Völker vom Morgen und Abend
Strömten herbei, wie vordem zum Orakel des felſigen Delphi.
Hier quillt Rettung dem Dulder der unausſprechlichen Martern
Jener Geſellin der Gicht, von einerlei Mutter geboren.
Kalkuloſurin heißet der Name dieſer verhaßten
Quälerin; ſie zu verjagen vermag oft keiner der Meiſter;
Selbſt nicht dem Koer, und käm' er zurück aus Elyſiums Hainen,
Wäre die höllische Macht des Ungeheuers bezwingbar.
Aber die Feindin ganz zu zermalmen rüſtet geheime
Kraft dies heilſame Bad. Zum Acheron flieht das Verderben.
Wie vom fluthenden Nil Aegypten empfängt die Befruchtung,
Dann aus ebbendem Strom wie neugeſchaffen hervorgeht,
Blühet, ſo ſteigt hier ſelber, gekrönt mit Jugend, das Alter
Aus der umfangenden Fluth. Hier ſchleudert die Krücken der Krüppel
Weit von ſich weg mit Gejauchz; hier ſtärkt ſich der Lahme zum Reigen.
Jünglinge, welche den Pfad der ſittlichen Tugend verließen,
Und an Cytherens Altären die Blüthe der Jugend und Unſchuld
Opferten, baden ſich hier, und den Wangen kehret der Frühling,
Aber die Ruhe der Seele, des Herzens edeniſcher Friede
Kehrt ach! nimmer zurück. Denn ach! wo quillt ein Nepenthe
Für die Martern der Reue, die Qual des erwachten Gewiſſens?

Selters.

Weit umher in den Städten Teutoniens, gütige Göttin,
Wird dein Name geprieſen, und herrlicher immer erhebt ſich
Dein unſterblicher Ruhm. Dich weihete bei der Geburt ſchon
Zur wohlthätigen Macht die Natur. Dein mütterlich Erdtheil
Ward dir im heiligen Sprudel verliehn, deß Hut die vertraut iſt
Dort in des Weſterwaldes Umſchattungen, wo der Najaden
Freundin Halcyone liebt am Forellenbache zu wohnen.
Als dich zuerſt der Felſen gebar, und die liebliche Quelle
In hellſpielenden Bächen entrieſelte, purpurten ringsum
Sproſſende Farben die Flur, und es thaueten ſilberne Tropfen
Dir von dem dufteten Schleier herab auf junge Violen.
Hierher tragen die Mädchen im Frühlinge Körbe mit Blumen
Dir zum Weihegeſchenk, und, vom Wonnegefühl der Geſundheit
Neu beſeliget, kehren, den Chariten ähnlich, ſie alle
Wieder zur heimiſchen Flur in erneuerter Jugend und Schönheit.
Deinen Urnen entſchöpft der denkende Fleiß der Erquickung
Nektar, und ehrt dich im ſtillen Gebet, und mit dankenden Hymnen.
Wem die ſtöhnende Bruſt einengt die Gewalt der Beklemmung,
Oder ein ſtockender Wuſt das feine Geäder der Lungen
Anfüllt, trinket den Quell und athmet freier die Luft ein,
Athmet den Frühlingsäther, durchwürzt mit balſamiſchem Hainduft.

Baden.

Winkt nicht Baden mir dort mit den grauen Ruinen der Berghöh,
Wo noch wandeln die Geiſter der alten Heroen im Mondlicht?
Die du mit Matthiſſon einſt die bemooſten Trümmern der alten
Veſte beſangſt, o Muſe, ſo ſchön auch Echo die Töne
Wiederhallet, ſo viel dein Lied auch Herzen gewinnet,
Auch mich hat es entzückt, zum ſchöneren würden dich hier noch
Dieſe Ruinen begeiſtern, zum ſchönern die reizende Gegend.
Schau, dort über der Stadt die Reihe der Traubengebirge,
Wo der ſchneidende Winzer den ſonnigen Felſen hinanklimmt.
Schau, wie ringsumher aus purpurner Ferne der Thürme,
Kuppeln, vom Abend beglänzt, herglühn, und hier in dem grünen
Thale der Strom die Bilder der farbigen Wolken zurückſtrahlt!
Schau, wie der bläuliche Rauch dort abendlich über dem Landſitz,
Rings mit Hopfen umpflanzt, zum heitern Himmel emporwallt!
Welch anmuthiges Hirtengeheg dort winkt dem Naturfreund,
Der hier weilt, und um Wiedergeneſung die Nymphe des Quells fleht,
Der am Fuße des Bergs einladet zum heilſamen Bade!
Welch ein Gewühl um den Dom der Najade! Welch ein Getümmel!
Schau, wie drängt ſich der Schwarm der Geſunden und Kranken am Eingang
Rings um den Marmor her mit der halbverloſchenen Inſchrift,
Welche dem Wanderer ſagt, daß ſchon in den Tagen der Vorzeit
Hier der Gebrechliche wieder empfing das goldene Kleinod,
Deſſen Beſitz den Genuß der holden Güter des Lebens
Einzig würzt, und deſſen Verluſt der Sterblichen letzte,
Letzte Reiſe zum Lande der nichtigen Schatten beſchleunigt.

Aus Neubeck's Gedichten.

Hymnus an Nemeſis.

Nemeſis, älteſte Göttin, der welterhaltenden Ordnung
Mutter, dem Uebelthäter unſühnbar, aber dem Guten
Gnädig und hold, dich preiſt mein Lied. Wo find' ich den Tempel
Wo den erhabnen Altar, der dir, o Hehre, geweiht iſt?
Iſt das Weltall ſelber vielleicht dein ewiger Tempel?
Und verkündigen dort die leuchtenden Sonnenheere
Deine Geſetze? Verehren die Geiſter dich über den Sternen,
Wo du geheimnißvoll auch über die Uranionen
Walteſt? — Dich anzubeten, mit reinem Herzen, vergönne,
Ehrfurchtwürdige Göttin, dem Sterblichen. Hier in mir ſelbſt
Hier in des Geiſtes Tiefen vernehm ich, heilige Macht, dich.
Ja, du biſt es, ich ahne die furchtbare Nähe der Gottheit.
Siehe, die ernſte, gerecht abwägende Nemeſis fühl' ich
Hier in der eigenen Bruſt. Du biſt es, welche dem Menſchen
Zuruft: „lerne, gewarnt, recht thun, und verachte den Gott nicht
Der in dem Herzen dir wohnt.“ Muthwillig Frevelnde ſtürzet
Deine Gewalt in den Staub. Graunvoll, wie am heiteren Himmel
Plötzlich ein Wetter ſich wölkt, umfängt den ſichern Verbrecher
Schnelles geflügeltes Weh. Doch ſchuldlos leidende Tugend
Reinigeſt du vor dem Volk, und im Glanz urlauterer Schöne
Lebt ſie, den Himmliſchen ähnlich, ihr ſeliges Leben auf Erden.
Wer, unſchuldig zum Tode verurtheilt, rein von der Sünde,
Starb, und ſterbend vergab den Richtenden, volle Vergeltung
Harret ſein über den Urnen in friedſamen Hainen der Wonne;
Denn du führeſt ihn ſelbſt in Elyſium unter dem Päan
Hochfrohlockender Chör' im Triumph ein. Nemeſis richtet
Ueber die Todten und über die Lebenden. Keiner entrinnet
Ihren verhängnißvollen Entſcheidungen. Ernſte Vergeltung
Uebt ſie geheim, und wacht im Verborgenen lohnend und ſtrafend.
Schwer büßt jede vermeßne Begier dem ſtrengen Gewiſſen,
Was ſie zu ſündigen wagt. Zu täuſchen vermag ihr den Blick nicht
Schnöder Verheimlichung Hülle. Die leiſeſte Spur der Gedanken
Auszukunden, erforſcht ſie das Innerſte aller Erſchaffnen.

Welch ein Opfergeſchenk, Untrügliche, ehret dich würdig?
Mehr, denn Feſthekatomben, gefällt demüthige Sitte,
Mehr die ſtille beſcheidene That der Vergelterin Auge.
Wer mit kindlichem Sinn und geräuſchlos wirket das Gute,
Legt auf Nemeſis reinen Altar den erleſenſten Weihrauch.

Dir, rathgebende Göttin, gerad urtheilende, huldigt
Jede das Leben verſchönende Kunſt. Dem Geweihten vernehmbar
Walteſt du ob dem Geſange der heiligen Muſen, beſtimmeſt
Maß und Verhalt den Tönen der goldenen Leier, und ordneſt
Zum anmuthigen Reigen den Tanz der Chariten. Deinem
Winke gehorchend, erwiebt der Vollendung Palme der Künſte
Herrlicher Chor, und ewiger Ruhm krönt ihre Gebilde.

Selig die Könige, welche die heilige Regel der Mitte
Nicht mißachten, dir ſelbſt an Gerechtigkeit ähnlich und Milde.
Weithin ſehn ſie die Städte von ordnungliebenden Bürgern
Voll aufblühn, und nimmer empört Unfriede die Völker.
Glücklich preiſ' ich vor Allen den Mann, der, fromm dich verehrend,
Unter ſein Dach dich ruft, und im Heiligthum ſeiner Penaten
Dich um Heil und Frieden und reine Geſinnungen anfleht.
Was er wirket, gelingt, und was er pflanzet, erfreueſt
Du mit Gedeihn, und es blühet in Segensfülle das Haus ihm.

Deinem Gericht, o du, der Unſcham Haſſerin, werden
Alle dereinſt heimfallen die kühnen Entheiliger deiner
Gottheit, alle Tyrannen und Unterjocher der Menſchheit.
Thoren, vom Glücke berauſcht! Auf ſchwindelnder Höhe verdunkelt
Nemeſis ihnen den Blick, und, gleich Nachtwandlern, zum Abgrund
Taumeln ſie. Ob den Nacken der Uebermüthigen ſchreitet
Sie zum Verderben daher. Den Fluch der Entſcheiderin: ſpurlos
Unterzugehn, ihr zu wenden vermag kein Gott von den ſtolzen
Werken der Sterblichen, denen die Allgewaltige zürnet.

Dein iſt, Hohe, die Macht, zu ebenen Alles, und jeden
Mißklang aufzulöſen in Wohlklang. Heiliger Ordnung
Zügel in ſicherer Hand, lenkſt du feindſelige Kräfte
Zum einhelligen Ziele. Den Aufruhr wilder Begierden
Sänftigeſt du, und mit ſiegendem Reiz entſteigt dem geſtaltlos
Wogenden Schaum an das heilige Licht die himmliſche Liebe.

Digitized by Google

Schaffe mir lauteren Sinn, allwaltende furchtbare Göttin!
Lauteren Sinn und ein Herz, das rein aon der Schuld ſich bewahee!

Hymnus an Hygiea.

Welche der Göttinneu uaht? Wem glühn auf hundert Altären
Dankhekatomben? Erwache, Geſang! Nicht würdiger iſt ja
Eine der Himmliſchen, daß in Begeiſterung du ſie begrüßeſt,
Als Hygiea, die menſchenerhaltende heilige Göttin.
Ewig blühend in Jugend erſcheinet ſie. Nicht, wie Cytherens
Roſigem Nacken, entſtrömt Ambroſiaduſt Hygiea's
Göttlichem Haupt, nein, Thau der Geneſung, den Panacea
Nennen die Himmliſchen, träuſt von den goldenen Locken, und ringsum
Lenzt, wie verjüngt, die Erde; genährt aom ätheriſchen Balſam
Sproſſen päoniſche Kräater, und Alles berauſcht im Gedeihn ſich.
Fröhlicher ſehen die Mütter den holdanlächelnden Säugling
An der ſtillenden Bruſt aufblühn, ſanft wölbet der Jungfraun
Buſen ſich, Jünglinge glühn, durchſtrömt vom Gefühl der Geſuudheit,
Und graulockige Greiſe verjüngen ſich. Aber vor Allen
Segnet der ſchwer Erkrankte die heilende Macht Hygiea's,
Der, vom ſüßen Gefühl des nenen Lebens beſeligt,
Mit noch zitternder Lippe den Dank der Erhalterin ſtammelt.

Preis dir, Herrliche, Preis! Was lebt auf der heiligen Erde,
Huldiget dir, denn dein iſt die Macht, zu erretten vom Tode.
Selbſt du pflanzeſt den immer lebendigen Trieb der Erhaltung
Allem in's Herz, was athmet. Des Walds hülfloſen Bewohneru
Lehreſt da ſelbſt auf den Bergen die heilende Würze za finden,
Welche die Plag' abwendet, und neu die purpurne Welle
Kräftiget zum harmoniſcheu Tanz in Herzen und Adern.
Ohne dich, Göttin, erkrankt die Natur, und verderblicher Seuchen
Schweres Gedünſt wälzt über die Städte ſich; feindliche Sterne
Schütten die Peſt auf das Land, uud den Tod, und die grauſe Verweſung.
Aber ſobald huldvoll dein Antlitz wieder ſich wendet,
Siehe, dann klärt urplötzlich der Himmel ſich; Heil und Geſundheit
Steigen in galdenen Wolken herab; einkehret die Freude
Wieder in Dorf und Stadt, und neu blühn Künſt' und Gewerbe.
Feſtlicher Jubel erſchallt: o ſelig, wer Hygiea's
Liebe gewann! Sein Leben, geſchmückt mit Blüthen und Früchten,
Iſt mit Segen erfüllt, und lange Jagend beglückt ihn.
Stärke verleiht ſie, und Muth, nnd feſt ausdauernde Kraſt ihm,
Klugen Entſchluß in Gefahren, und lebenverlängernden Frohſinn.

Welcher Geſang, Hygiea, vermog dich würdig zu preiſen?
Dir lobſingt die ganze Natur. Der gefühlten Geſundheit
Luſt frohlocket im Liede der Nachtigall, jubelt im Frühpſalm
Steigender Lerchen, und hebt mit freudigem Schwunge den Adler
Ueber die Wolken empor. Dein Lob verkündigen aller
Lebenden ſüßeſte Wonnen, und ihrer Entzückungen Frohlaut.

Dein iſt jeder Triumph der jugendlich blühenden Schönheit;
Denn es entfaltet ſich nur die ſüße Blüthe der Anmath,
Wann Hygiea's Liebe ſie pflegt. Drum ſchallt an der Götter
Feſten der Grazien Weihegeſang dir, wann ſie dich kommen
Sehn, von den Muſen geführt, in der Hand die goldene Schaale,
Die dein göttlicher Voter dir mitgab, als aom Olompus
Er dich zuerſt ausſandte, den arbeitſeligen Menſchen
Auszutheilen die Fülle der lebensfrohen Geſundheit.

Dein ſind unſerer Ehen erfreuende Segnungen. Liebend
Walteſt du über den Schooß der Erzeugerin, ſtets ſie behütend,
Wann weitherrſchende Seuchen daherdrohn. Ach! es eenähren
Fremde Brüſte das Kind, und feüh hinwelkend verblüht es,
Wenn nicht deine geheiligte Macht der Gebärerin beiſteht.

Auf! und verehrt Hygieen mit mir, bringt fromme Gelübde
Demuthsvoll der Erhalterin dar, ihr Jünglinge, wenn ihr
Einzugehen euch ſehnt in die bräutliche Kammer! In ihrer
Obhut blühet hinſort der Hoffnungen ſchönſte: das Thränen-
Lächeln der Gattin zu ſehn, wann einſt den Knaben, den Erſtling,
Auf den Armen ſie wiegt, und zum Kuß dem Vater ihn hingibt.

Siehe, mit edelem Ruhme geſchmückt, und geliebt von den Menſchen
Iſt der verſtändige Arzt, Hygiea's würdiger Prieſter.
Der mit erfahrenem Sinn der Naturkraſt tiefes Geheimniß
Ausforſcht, und den Gewalten der Heiligungskräuter gebietet.
Holden Geſang auch pflanzt in die Seel' ihm Phöbus Apollo,
Der die melodiſche Leier erfand, und in Delphos Orakel
Offenbarte die heilende Kunſt den Sehern der Vorwelt.
Du, nur, Hohe, verleihſt ihm die Vollmacht, ſelbſt on des Hodes
Unrückgängiger Schwelle das ſterbliche Lebea zu friſten.
Deiner getroſt, hülfreichſte der Göttinnen, kämpft mit des Pothon
Schreckniſſen muthig der Held, und vertilgt ſiegreich den Verderber.

Heil, Allſegnende, ſteter Verherrlichung Würdige, Heil dir!
Dir ſind Tempei geweiht on deu Strömungen heiliger Quellen,
Wo du beſeligend naheſt den Sterdlichen, die um Gedeihn dich
Anflehn unter dem heiteren Dienſt der najadiſchen Jungfraun.
Alle geſunden und leben. Io! frohlocket ihe Päon.
Ringsum hallen: Io! die Waldeinöden der Nomphen;
Und mit Bekränzungen ehrt der Geneſenen Schoar deu Altor dir.

Preis dir, gefeierte Göttiu! Sei hold auch immer und hülfreich
Deinem geweiheten Prieſter! Mit Lebensfülle geſegne
Da mich hinſort, und bewaher dereinſt mein Alter vor Siechthum!
Heil dir, Königin, Heil! O lohne mein Lied mit Gedeihn mir!

Hymnus an Rugia.

Dich, vou baltiſchen Wogen umrauſcht, dich Rugia, will ich
Singen anjetzt, u..d, wie reich du blühſt an Segnungen, kund thun.
Herrlicher zwar ſiegprangt Apollo's heilige Wiege
Fern im ägäiſchen Meer, der Cykladen geprieſenſte, Delos,
Duech Kallimachus Hymnen verewigt. Aber erhob nur
Hier der Menſchen Geſchlecht wohlthätigen Göttern Altäer?
Sind nur deliſche Fluren allein der Verherrlichung würdig?
Auch dich, Rugia, ſchmückte vor viel Eilanden des Weltmeers
Hoch die Natur, und aertraute dem Schutze dich einer Najade.
Ernſt von Klippeu umragt, in der Nacht hochalternder Eichen
Wölbt ſich an Jasmunds Ufern die Felſenhalle der Göttin,
Welche den Balſam ſtrömt der Erholtung deinen Bewohuern.

Heil, ehrwürdiges, reich an Segnungen blühendes Eiland,
Heil dir! Jährlich beſuchen dich auch die Bewohner drr Veſte,
Dein altrühmliches Wunder zu ſchauu, Arkona's Gebirgshaupt,
Oder die ragenden Zinnen der prächtigen Stubenkammer;
Aber zumeiſt, um zu ſchöpfen der lebensfrohen Geneſung
Heiligen Sprudel, und freudig am wogenumrauſchten Geſtade
Dankhekatomben zu weihn den waltenden Mächten der Heilfluth.

Hold auch ſind dir die Muſen, o Rugia. Ihre Geſänge
Sänſtigen oft, o gefeierter Sitz uralter Heroen,
Weit um dich her des Meeres Empörungen. Immer mit Huld auch
Blickt auf deine Geſilde die nährende Ceres, und krönet
Jährlich mit goldenen Ernten das Land dir. Aber dich liebet
Vor den Göttinnen alleu die heilende Macht Hygiea's,
Die mit Gedeihn ausſchmücket die Sterblichen, daß ſie mit neuem
Jagendgefühl heimkehren vom heiteren Dienſte der Nomphen.
Freue, geſegnetes Fruchteiland, dich der Ehren hinſort auch!

Graf Rudolph von Neuenburg, ſ. Minneſinger.

Chriſtian Ludwig Neuffer.

Dieſer talentvolle Dichter ward am 26. Januar 1769 zu Stuttgart geboren, ſtudirte daſelbſt und zu Tübingen Philoſophie und Theologie, und wurde dann zuerſt als Hilfs- und ſpäter als Waiſenhausprediger in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt. Nachdem er ſeit 1803 Diaconus zu Weilheim und ſpäter Pfarrer zu Zell geweſen war, kam er 1819 als Stadtpfarrer und Schulinſpector nach Ulm, wo er als Doctor der Philoſophie neben den genannten Am-

tern noch die Direction einer weiblichen Erziehungsanſtalt übernommen hat. Er ſtarb daſelbſt am 29. Juli 1839.

Er ließ erſcheinen:

Taſchenbuch für Frauenzimmer von Bildung. Stuttgart 1799—1800, 2 Bde. in 16., mit Kupf.
Die Herbſtfeier. Sittengemälde. Stuttgart 1802, gr. 12. Neue Ausg. Leipzig 1828.
Ein Tag auf dem Lande. Idylle. Leipzig 1802, 8. Neue umgearb. Aufl. Reutlingen 1815; 3. Ausg. 1828.
Kleiner Taſchenkalender für die Jugend. Stuttgart 1804, 32., mit Kupf.
Vermiſchte Gedichte. Ebendaſ. 1805, 8.
Predigten. Augsburg 1805.
Virgil's Aeneis. Ueberſetzt. Leipzig 1815, 2 Te.
Auserleſene lyriſche Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1816, gr. 8.
Günther. Epos. Heidelberg 1816, 8., mit 1 Titelk.
Erata. Zürich 1818, 12., mit Vign. Neue Ausg. mit dem Titel: „Geſänge der Liebe.“ Ebendaſ. 1827, 8., mit Vign.
Die Werke des Salluſt und Cicero's Catilinariſche Reden. Augsburg 1819.
Chriſtliche Urania. Leipzig 1820, 8.
Taſchenbuch von der Donau. Ulm 1824—25, 2 Jahrgg., 16., mit Kupf.
Lyriſche Gedichte. Leipzig 1827.
Poetiſche Schriften. Ebendaſ. 1827—28, 3 Bde., 8.
Das Gebet des Herrn. Stuttgart 1832, 8.
Dichtungen und Idyllen. Ebendaſ. 1833, gr. 8., mit Titelk.

Warmes Gefühl, tiefe Frömmigkeit, reiche geiſtige Bildung und ſeltene Correctheit haben N's poetiſchen Leiſtungen einen ſehr geachteten Namen erworben; er gehört der älteren Schule deutſcher Dichter an und iſt beſonders Voß in ſeinen Beſtrebungen würdig nachgeſchritten. Am glücklichſten iſt er in lyriſchen Poeſieen und in der Idylle.

Die Tageszeiten*).

Eine Idylle.

1.

Der Morgen.

Auf zum Geſange, mein Herz! Mich wecken feiernde Stimmen,
Mich der wieder erwachten Natur harmoniſches Loblied,
Das aus den Höhen der heiteren Luft und herüber vom Walde
Freudig ertönt, und den roſigen Strahl des Morgens verkündet.

Schon entgleitet der Wagen der Nacht am gewendeten Pole,
Und das Dunkel zerfließt, und die braunen Schatten verſchweben.
Matter Schimmer erhellt mit wachſendem Lichte den Aether,
Und es verſchwinden in ſterbendem Glanz nach einander die Sterne.
Lucifer nur noch ſchimmert mit ſpäterlöſchenden Strahlen,
Wandelnd auf einſamer Bahn, indeß am Himmel hinunter
Luna zum nächtlichen Meere ſich ſenkt mit bläſſerem Antlitz,
Und auf den Feldern umher in ſanft ſich verlierender Dämm'rung
Schatten und Licht noch zweifelnd ſich miſcht, und des ſilbernen Nebels
Streifiger Zug vom Gefilde ſich hebt, daß die grünenden Auen
Sichtbar werden umher, und die friſche Natur aus der dunkeln
Schattenhülle verjüngt mit neuen Reizen hervortritt.
Jetzt verklärt ſich die Luft am öſtlichen Rande des Himmels,
Und die rieſengeſtaltigen Berg' und bewaldeten Anhöh'n
Tauchen das glänzende Haupt in die purpurnen Wellen des Frühroths.
Schimmernde Wölkchen, mit Golde beſäumt, durchſchwimmen den Luftraum,
Und ſtets heller und heller ergießen ſich Ströme des Lichtes.
Endlich ſteiget ſie ſelbſt, die funkelnde Sonn', in der reinſten
Glorie flammend empor, mit rings ausſtrahlendem Tage
Schwebt ſie dahin im azurnen Weltraum, und auf die Erde
Fließt ein wallendes Meer von Glanz und Leben herunter.
Alles erhebt nun freudig das Haupt, die Bäume des Waldes
Wie die Blumen der Flur, und trinkt mit gierigen Zügen
Ströme des Lichts und der Luft. Ein Schmelz, vielfarbig und ſchimmernd,
Deckt, wie ein Teppich aus Strahlen gewebt, die bunten Gefilde,
Und ein ſüßer Geruch, der aus allen Pflanzen ein reines
Opfer quillt, durchwürzt und befreit die athmenden Lüfte.

Nun auch kehret der Menſch, zu neuem Leben gewecket,
Munter zurück in den Kreis der täglichen Sorgen und Mühen.
Tauſendarmig erwacht in ländlichen Hütten die Arbeit,
Und auf den Feldern umher. Schon flammt auf Heerden das Feuer,
Rüſtig bereitet das fleißige Weib ein kräftiges Frühmahl,
Ihrer Kinder gedenk und des ſchwerarbeitenden Gatten,
Und des Geſindes im Haus; die freundlich blühende Tochter
Streut den goldenen Regen der Gerſt' in des bunten Geflügels
Wimmelnden Schwarm, indeß an den Wagen die nervichten Brüder
Schirren die wiehernden Roß'; hier drängen die brüllenden Rinder
Aus den Ställen hervor, vom blaſenden Hirten gerafen
Fort zur graſigen Trift, und melodiſches Schellengeläute
Tönt durchs hallende Thal: dort ſpringt aus geöffneten Hürden
Blöckend die Heerde der Schaaf' und zieht nach der grünenden Alpe.
Aber der Ackerbeſteller durchfurcht mit gejocheten Stieren
Langſam ſchreitend das Feld, die leitende Hand an dem Pfluge.
Bald auch füllen die Straßen ſich an mit wandernden Menſchen,
Die des Tages Beruf von der Schwelle des Hauſes hinwegzieht,
Oder ein kleiner Erwerb. Mit gefüllten Körben belaſtet
Geh'n zur benachbarten Stadt die geſchaarten Bewohner der Dörfer,
Bringend den Segen der ländlichen Flur, und drängende Haufen
Zieh'n durch die offenen Thor' und durchwimmeln die kreuzenden Gaſſen.

Denn auch die dumpfige Stadt nun erhebt ſich friſch aus des Schlummers
Nächtlichem Arm, und erneut die gewöhnlichen Tagesgeſchäfte.
Siehe, da häuft der Bäcker die kaum gebackenen Semmeln
Und wohlſchmeckendes Brod auf dem Fenſterladen zum Kaufe;
Jetzt auch entriegelt der Krämer das ſtarkverſchloßne Gewölbe;
Jetzo ſäubert vom geſtrigen Schmaus die Zimmer der Gaſtwirth,
Und der Maurer erklimmt die ſchwindelnde Höhe des Daches.
Aber wie ebbt und fluthet von Menſchen, die kommen und gehen,
Mitten der lärmende Markt! Dort baut man in haſtiger Eile
Reihen von Buden umher den ſtädtiſchen Händlern des Tages;
Hier an den Wohnungen hin und weit in die Tiefe der Gaſſen
Sitzen und ſteh'n die Verkäuſer vom Land. Ein unendlicher Vorrath
Häuft ſich und immer noch wächſt die wogende Meng', und an hundert
Plätzen wird Waare geſellſcht und ausgeboten mit Lobſpruch,
Und dich umrauſcht, wie brechende Meereswellen, der Stimmen
Dumpfes Gebraus, und Rädergeroll der knarrenden Wagen,
Und der Schlag des Hammers in funkenſprühenden Eſſen.

Aber das üppige Volk, das, feinern Genüſſen entfremdet,
Nur nach dem Sinnenreiz und nach leeren Zerſtreuungen lechzet,
Schläft noch, wenn ſchon lange die Fürſtin des Tages emporſtieg,
Berg' und Thäler beſcheint und erwacht die ganze Natur iſt.
Kümmerlich dringt und zögernd das Licht in den Dunſt der Gemächer,
Wo wie im Todeskampf und erblaßt die Träumenden liegen,
Und mit ringender Bruſt die nächtlichen Orgien büßen.
Denn, o du heilige Mutter Natur, wer die weiſe Beſchränkung
Deines Willens nicht ehrt, den fliehen die edleren Freuden.
Der iſt arm, und hätte das Schickſal zum Erdengebieter
Ihm die Scheitel gekrönt, und labt ſich am Schatten des Schattens.

2.

Der Mittag.

Höher und höher erhebt ſich die Sonn' am Bogen des Himmels,
Bis auf der Aetherbahn ſie die Mitte des Laufes erreicht hat.
Flammender ſendet ſie nun, gleich brennenden Pfeilen, die Strahlen
Nieder zur ſchmachtenden Erd' und durchleuchtet Hügel und Thäler;
Selbſt die Wipfel durchdringt ſie der breitumaſteten Eichen
Und die Schluchten der Berg', und finſt're, verwachſ'ne Geklüfte.
Ringsum ſchwimmt die Natur in Strömen des blendenden Lichtes,
Brennend lagert ſich über die Flur die Hitze des Mittags,
Und kein ſäuſelndes Lüftchen bewegt den kühlenden Fittig.
Dürſtend neigen den Kelch zum dürren Boden die Blumen;
Müde ſenken den Arm hochſtämmige Buchen zur Erde;
Langſamer zieh'n die rieſelnden Bäch' in gebogenen Ufern;

*) Aus Neuffer's Gedichten.

Digitized by Google

Aber der Ceres Geſchenk, die Frucht des ernährenden Halmes,
Prangt ſchon reifend am brennenden Strahl, mit goldenen Aehren;
Schon auch röthet Pomona das würzige Obſt an den Bäumen,
Und die köſtliche Traube mit ſanftanſchwellenden Beeren
Saugt an der ſengenden Mittagsgluth ihr begeiſterndes Feuer.

Jetzo ſcheint die Schöpfung zu ruh'n. In die Tiefe der Laubnacht
Flattern die Sänger des Waldes; am Stamme der wölbenden Eiche
Sitzt der gähnende Hirt, und es liegen die käuenden Rinder
Schweigend umher; die wolligen Schaaf' in ſchließender Pferche
Ruhen geſchaart bei einander, indeß die graſenden Roſſe
Unter den Weiden am Bach mit dem Schweif die Bremſen verſcheuchen.
Aber das übrige Feld, vom regen Gewimmel der Menſchen
Erſt noch erfüllt, iſt verlaſſen und leer, kaum daß noch ein Wand'rer
Gegen das Dorf hinſchleicht, nach ſchattenden Bäumen verlangend;
Oder daß, von der Straß' abgleitend, ein ſchmachtender Fuhrmann
Nach der Schenke leiſeit mit den müden Roſſen ſich wendet.
Jetzo ſehnt ſich nach Ruhe der Menſch, und ein ladender Stillſtand
Unterbricht die Geſchäfte des Tags; die dörflichen Hütten
Werden ſtill wie die Gaſſen der Stadt, die Gänge des Marktes
Leeren ſich aus, die Käufer entflieh'n, und der lauernde Krämer
Sitzt allein in der Bude, vom linnenen Dache beſchattet.

Aber im innern Raume der Wohnungen ſammeln die Menſchen
Jetzt ſich zu frohem Genuß. Die Weiblein ſorgen des Mahles,
Praſſelnd flammet der Heerd, und Rauch entſteigt den Kaminen.
Weidlich ſpeiſt am genügſamen Tiſch der geſellige Landmann,
Was der Halm ihm beſcheert und des Gartens eigene Pflanzung,
Oder der fruchtbare Baum und die wohlgefütterte Milchkuh,
Und ihm ſtillet den Durſt der ſilbern rinnende Brunnquell,
Oder der ſtärkende Trunk des ſelbſt gekelterten Obſtweins.
Traulich tauchet mit ihm das munt're Geſind' in die Schüſſel,
Kinder zugleich und das bräunliche Weib, und frühe geſättigt
Geh'n hin, ein Jedes zum eignen Geſchäft, und verlaſſen die Mahlzeit.
Glückliche, die ihr getreu der Natur und der nützlichen Arbeit
Froh und geſund euch des Lebens erfreut, o beneidet nicht länger
Jene müßigen Schwelger, die ſtumpf durch rohe Genüſſe
Darben am lockendſten Mahl! Mag jegliche Zone der Erde
Spenden die leckerſte Koſt, ſie peinigt der Ekel und Unmuth
Mitten im Ueberfluß, und der Tod umlagert die Schwellen.
Alſo rächt die Natur den Mißbrauch ihrer Geſchenke,
Und verwandelt in Fluch, was allein zum Segen verlieh'n war.

3.

Der Abend.

Tiefer wandelt die Sonn' und ſinkt am Bogen des Himmels
Mählig hinunter in's purpurne Bad der heſperiſchen Wellen.
Hingeſchwunden iſt nun die drückende Hitze des Tages,
Kühlung athmet die Luft, die ſcherzenden Zephyre gaukeln,
Und es ſtrecken die Schatten verlängert ſich aus im Gefilde.

Freundlich lockt die Natur mit den ſanften Reizen des Abends
Aus den dumpfigen Zimmern hervor die luſtigen Städter,
Rings in den Gaſſen erblickſt du die Wandelnden, unter einander
Bunt gemiſcht, hineilen zum Thor und hinaus in die Freiheit,
Viele zerſtreu'n ſich in Gärten umher und umſitzen den Springquell,
Unter dem Dufte der Roſen und Lilien, während die Jugend
Scherzend im Spiel der Pfänder ſich übt und für Küſſe ſie eintauſcht.
Andere zieh'n in die Dörfer, und lagern in fröhlichen Gruppen
Unter den Bäumen ſich hin, mit Milch und Butter ſich labend.
Aber der Mann des Gewerbs, vom Geſchäfte des Tages ermüdet,
Schüttelt vom Schurze den Staub, und verſchließt die einſame Werkſtatt.
Jetzo rauſcht in den Schenken ein Jauchzen müßiger Zecher,
Und der Gläſer Geklirr, und Rundgeſänge der Freude.
Lebensfroh iſt der Menſch und geizt mit der Neige des Tages,
Denn der Abend iſt hold dem geſelligen Treiben der Städter.

Doch auch welche die Laſt des ländlichen Tages getragen,
Enden ihr mühſam Geſchäft und ſuchen Erholung nach Arbeit.
Heimwärts zieht mit den Schnittern der Herr des begüterten Hofes,
Und es gleitet der Wagen voran voll goldener Garben.
Fröhlich ſchreitet die Dirne daher vom blumigen Kleefeld,
Auf dem tragenden Haupt den hochgebürdeten Bündel,
Während mit buntem Gewühl die brüllende Heerde der Rinder
Schon in die Stallungen dringt. Am Brunnen des Dorfes verſammeln
Muntere Mädchen ſich jetzt und ſchöpfen des quellenden Waſſers,
Während zur Tränke zugleich auf raſchanrennenden Roſſen
Schäkernde Jünglinge nah'n, und es tönt vom Gelächter die Gaſſe.
Unterdeſſen vereint bei der hohen Linde des Kirchhofs
Brüderlich ſich ein Gelage von guten Bekannten und Nachbarn,
Die mit frohem Geſpräch ſich die Abendſtunden verkürzen,
Und die Geſchichten der Zeit mit ſchlauen Bemerkungen deuten.

Aber o ſchau', wie die Sonn' am äußerſten Rande des Himmels
Tiefer und tiefer ſich neigt! Jetzt ſtreift ihr leuchtendes Antlitz
Doppelgeſtaltig die Fläche des See's, jetzt ſinkt ſie verſchwindend
Unter die Fluth, und brennende Wolken durchflammen den Aether,
Denn in der Höhe noch zeugen von ihr ſanftflimmernde Strahlen
Lange, nachdem ſie verſchwand, und über den Himmel verbreiten
Seltſame Wolkengebilde ſich weit in röthlichem Nachglanz,
Täuſchend und wunderbar, bis auf mählig erdunkelndem Grunde
Gleich verſchwebendem Duft die ſterbenden Farben erlöſchen.
Auch das purpurne Licht, in welchem die waldigen Berge
Spät noch baden ihr Haupt, erblaßt in ſchwindendem Scheine,
Und die trauliche Dämm'rung ergießt ſich mit lieblichen Schatten
Ueber Thäler und Höh'n, doch ein Flor von ergrauenden Nebeln
Steigt aus dem See, und der Abendſtern geht über dem Wald auf.

Einſamer wird es nunmehr und nächtlicher rings im Gefilde,
In die Hürden verſchließt der achtſame Schäfer die Heerde,
Thür' und Thore verriegelt der Hausherr, während im Felde
Schneller der Bote des Weges nun geht, und müde der Wandrer
Strebt nach der Gaſtherberg. Des lärmenden Tages Getümmel
Löſ't in feiernde Stille ſich auf, da ſelbſt in den Wäldern
Endlich verſtummt der Vögel Geſang, und mit ſüßen Accenten
Nur noch die Nachtigall die horchende Gegend bezaubert.

4.

Die Nacht.

Dir nun, o heilige Nacht, ertönt die feiernde Harfe,
Du biſt jetzt mein Geſang, von dir ſtrömt ſtille Begeiſtrung
Mir in die fühlende Bruſt, und es ringt die betrachtende Seele,
Dich, du geheimnißvolle, du geiſtige, dich zu erfaſſen!

Warſt nicht du's, die zuerſt, als noch kein Weſen geſchaffen,
Als noch Mond und Sonne nicht war und die kreiſende Erde,
Als kein zitternder Strahl noch das weite Dunkel erhellte,
Brütend lag auf der wüſten und ungeſtalteten Tiefe,
Und den Tag und das Leben gebar? Du Erſte und Letzte,
Uranfang und Ende, von dir iſt Alles gekommen,
Alles kehret in dich! Jetzt aber theilſt du die Herrſchaft
Mit dem Erſtgebornen der Zeit, dem erfreuenden Lichte.

Siehe, nun fährſt du einher im ſchwarz-umdunkelten Wagen,
Finſterniß iſt dein Gewand, und Schrecken dein Blick und dein Odem
Todeshauch! Du ſitzeſt in undurchdringlichen Schatten,
Schweigend und ernſt, und verhüllſt in deinen wallenden Mantel
Rings die weite Natur! Denn ganz zu ſchauen dein Antlitz
Iſt dem Menſchen verſagt, und jeder noch irrende Lichtſtrahl
Flieht in die Ferne, ſobald du den bleiernen Zepter emporhebſt.

Aufwärts ſeh' ich mit forſchendem Blick in die Tiefe des Weltraums.
Iſt es der Himmel annoch, der mit unausſprechlicher Klarheit
Schimmerte, der, wie ein feſtes Gewölbe gediegenen Lichtes,
Ueber die Erde ſich bog im Glanze der wandelnden Sonne?
Nein, der iſt es nicht mehr! Es iſt ein finſterer Abgrund,
Sonder Farb' und Geſtalt, lichtlos, unermeßlich und ſchrecklich,
Ueber welchen ein wallendes Meer von ſchwarzen Gewölken
Wild aufgährt und verrollt, und in ſauſendem Sturme dahinfährt,
Sich vor das Heiligthum der furchtbaren Göttin zu wälzen.

Ringsum wend' ich den ſuchenden Blick in dem finſteren Umkreis.
Iſt es die Gegend annoch, die kaum in lebendiger Fülle
Sich, wie ein Garten des Herrn, mit lachenden Hainen und Wieſen,
Luſtigen Dörfern umher und ſilbernen Bächen verbreitet?
Nein, die iſt es nicht mehr! Es iſt ein Gefilde des Todes,
Eine verödete Welt, unkenntlich dem Blick und geſtaltlos,

Und, wie die grauſende Tiefe des Tartarus, gähnet das Dunkel
Leer und erſtorben mich an, wo das Auge nicht ſieht, und ein Vorhang
Alle Dinge verhüllt, und den Sinnen die Schöpfung vernichtet.

Ringsum lauſchet mein horchendes Ohr in die einſame Stille.
Leb' ich annoch in dem vorigen Raum, wo die Stimme des Menſchen
Tauſendfach mich umſcholl, wo Lieder der Freude mir tönten,
Wo den Hain und die Flur durchſchmetterten Sänger der Lüfte?
Welch' ein Schweigen umher, wie herrſcht ein ſo tiefes Verſtummen!
Weit und breit ſind verklungen die lieblichen Töne des Tages,
Nur der plätſchernde Bach noch erkoſt und das klappernde Mühlrad,
Nur die klagende Eul' entrauſcht der mooſigen Eiche,
Und mein wandelnder Tritt erſchallt mir grauſend im Laubgang.

Einſamer Wandrer der Nacht, nun hör' ich herüber vom Berge
Deinen ſpäten Geſang aus dunkler Entfernung ertönen.
Welch ein dringend Geſchäft entzog dich dem ſicheren Obdach?
Oder willſt, ein Verirrter, du Muth und Troſt dir erſingen?
Ach, daß keine Gefahr in ſchnelles Verderben dich ſenke,
Daß du nicht ſtürzeſt, am Fels die blutende Scheitel zerſchmetternd,
Daß kein lauernder Feind mit grauſamer Hand dich erſchlage,
Nicht ein täuſchender Schein in trügliche Sümpfe dich locke!
Möchteſt du wieder das Weib und die lieblichen Kinder begrüßen!

Heilige Göttin, o Nacht, du entfalteſt den wallenden Mantel,
Und der Schlaf, dein beglückender Sohn, ſchwebt über der Erde,
Körner der labenden Ruh' auf müde Augen zu ſtreuen,
Und der traurigen Sorge den Kelch des Vergeſſens zu reichen!
Nur der Schwelger noch wacht im kerzenerleuchteten Saale
Und der hagere Geiz bei dem vielumriegelten Golde.
Aber es wacht auch der Weiſe, der gern die Tafeln des Schickſals
Möcht' enthüllen, es wacht bei matter Lampe der Kranke,
Und, an der Seit' ihm ſtehend, das zarte geſchäftige Mitleid.

Siehe, die gaukelnden Kinder des Schlafs, die gefiederten Träume
Schleichen anjetzt, ein betrügliches Heer, zu den ſchlummernden Menſchen.
Jetzo wähnt der Sklave ſich frei von Ruder und Kette,
Hebt den tiefverborgenen Schatz die belaſtete Armuth,
Jetzt empfängt das verkannte Verdienſt die Palme des Ruhmes,
Jetzt auch ſetzt ſich die Straf' an die Ferſe des flüchtigen Räubers.
Schnell verwandeln in Furien ſich die geheimen Verbrechen,
Und der Tyrann erbebt, wenn Nemeſis drohend erſcheinet.
Aber es flieh'n mit der Nacht die Freuden und Leiden des Traumes.

Heilige Göttin, o Nacht, du entfalteſt den wallenden Mantel,
Und der Tod, dein verlobender Sohn, ſchwebt nieder zur Erde.
Wenn er zürnt, ſo lagert die Peſt ſich auf bangende Wolken,
Oder empört ſich das Herz kriegtrotzender Völker zu Schlachten,
Oder er fährt in Stürmen dahin durch die Wellen des Meeres.
Aber er naht auch leiſe dem ſtillen Gemache des Hauſes,
Sich ſein Opfer erleſend, und nimmt aus dem Kreiſe der Kinder
Hier den Vater, und dort von der Bruſt den blühenden Säugling,
Nimmt dem Verlobten die Braut, dem jammernden Bürger den Volksfreund.

Aber wie heitert ſich jetzt der wolkenumzogene Himmel
Prachtvoll auf! Du gebeutſt, da ſchwinden die Schatten und Nebel,
Rollt hinweg das ſchwarze Gewand, und in milder Verklärung
Stellen die Felder des Aethers ſich dar. In ewigen Ziffern
Flammt die Sternenſchrift, die in tauſend verſchlungenen Kreiſen
Redet zum innerſten Sinn. Jetzt leuchten die Hörner des Mondes
Dir auf der freundlichen Stirn, und es ruh'n in ſilbernem Schimmer
Unter dir Berg und Thal. In dieſer Geſtalt, o du Göttin,
Sei uns gefeiert hinfort! Vor deinem verhüllenden Schleier
Wähnt der Menſch zu vergehn, doch in deines Sternengewandes
Mildem Schimmer erquickt ſich die kaum noch lebende Seele.

Benjamin Neukirch

ward am 27. März 1665 zu Reinike in Schleſien geboren, ſtudirte zu Breslau, Thorn und zu Frankfurt an der Oder die alten Sprachen und die Rechte und lebte dann eine Zeitlang als Advocat zu Breslau. Unzufrieden mit dieſem Stande ging er aber 1691 als Privatdocent der Poeſie und Beredſamkeit nach Frankfurt zurück und wurde durch einige adlige Zuhörer mit den preußiſchen Miniſtern von Dankelmann und von Fuchs bekannt, die ihm eine Profeſſorſtelle zuſagten. Indeſſen begab er ſich 1693 nach Halle und 1694 mit dem Kammerherrn, Freiherrn von Riedel, auf Reiſen, wurde 1694 Hofmeiſter bei dem ſächſiſchen Premierminiſter von Haugwitz, und ging mit deſſen Sohne nach Berlin zurück, wo er mehrere junge ſchleſiſche Adlige in Aufſicht nahm. 1703 erhielt er endlich eine Profeſſur an der neuerrichteten Ritterakademie daſelbſt und wurde nach Aufhebung dieſes Inſtituts am markgräflich anſpachſchen Hofe mit dem Charakter eines Hofrathes Lehrer des Erbprinzen. Er ſtarb zu Anſpach am 15. Auguſt 1729.

Von ihm haben wir:

Galante Briefe und Gedichte. Koburg 1695, 8.
Hofmannswaldau's, Lohenſtein's ꝛc. Gedichte. Leipzig 1695—1727, 1734, 7 Thle. in 8., mit Vorreden von N.
Der allgemeine Verluſt. Trauerrede. Berlin 1705. Fol.
Unterricht von deutſchen Briefen. Leipzig 1707, 8. Mehrmals abgedruckt, zuletzt unter dem Titel: Anweiſung zu deutſchen Briefen. Nürnberg 1760, 8.
Andachtsübung zur Kirchenmuſik ꝛc. Frankfurt 1725, 8.
Weltliche Gedichte. Dresden 1727, 8., mit Kupf.; 2. Ausg. Berlin und Potsdam 1731—35, 4 Thle., 8.
Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaka. Aus dem Franz. von Fenelon. Onolzbach 1727—39, 3 Thle. Fol., mit Kupf. Neue Ausg., Frankfurt und Leipzig 1738—39, 3 Thle., gr. 8., mit Biographie.
Auserleſene Gedichte. Mit Biographie von J. Chr. Gottſched. Regensburg 1744, 8.
Satiren und poetiſche Briefe. Frankfurt 1757, 8.
Deutſche Briefe. Nürnberg 1760, 8. (Der praktiſche Theil des Unterrichts von ꝛc.)

Früher ein Schüler Hoffmannswaldau's und deſſen eifriger Anhänger wandte ſich N. in ſpäteren Jahren ganz von dieſer Richtung ab, und ſuchte den geſunden Verſtand wieder in die deutſche Poeſie einzuführen, aus welchem Schwulſt und Unnatur, verbunden mit Geſchmackloſigkeit, ihn verdrängt hatten. Es fehlte ihm aber ſelbſt an Schärfe und Geiſt; ſeine Verſuche ſind daher weiter Nichts als gereimte gewöhnliche Gedanken in leicht gezimmerten, für die damalige Zeit ziemlich correcten Verſen, doch hat er das Verdienſt, zuerſt die Nachahmung der franzöſiſchen Claſſiker in der deutſchen Litteratur angeregt zu haben.

Aus Neukirch's Satiren ꝛc.

Die erſte Satire.

Auf einen neuen Doctor.

Zum öftern hab ich ſchon der Thorheit nachgedacht,
Warum die kluge Welt erkaufte Narren macht,
Und jüngſt hat ein Athen, wo große Männer leben,
Dir dummen Eſelskopf den Doctorhut gegeben.
Du biſt kein Philoſoph; als Weiſer thäteſt du
Dieß andern, was du willſt, daß man dir ſelber thu'.
Du würdeſt deine Frau nicht, wie der Teufel, plagen,
Und, wie ein Lumpenhund, dich mit den Mägden ſchlagen.
Du biſt kein Weltmann nicht; dieweil du nicht verſtehſt,
Warum du deiner Frau zur linken Seite gehſt;
Das heißt: Du ſollſt dein Weib nicht treiben, ſondern führen
Und ſie mit Höflichkeit, nicht mit Gewalt regieren.
Du biſt kein Medicus, ſonſt nähmſt du in der Pein
Ein treibendes Klyſtier für deine Würmer ein,

Digitized by Google

So haſt du auch nicht viel in Gottes Wort vergeſſen,
Sonſt würdeſt du dein Thun nach dem Gewiſſen meſſen.
Du biſt auch kein Juriſt, denn wer das Recht erklärt,
Der weiß wohl, daß das Weib nicht einen Mann ernährt,
Und daß, ſoll eine Frau der Haushaltung befehlen,
Man ihr die Krüge nicht muß aus der Kammer ſtehlen.
Was Henker biſt du denn? — Ein Narr, der nichts gelernt,
Ein Flegel, der nur beiſcht, was Andre eingeerndt.
Und gleichwohl biſt du doch ein großer Doctor worden?
Erhabner Eſelskopf! man kömmt nicht in den Orden,
Wo man bei dieſer Zeit nicht Künſte mit ſich bringt,
Und, wenn die Kunſt gebricht, von großer Zahlung ſingt.
Wie geht es denn nun zu? — Das Geld hat dich erhoben;
Das Geld, daß dir, wie Koth, oft in der Hand verſtoben:
Das deines Vaters Fleiß mit großer Müh gehegt,
Und du ſchon, eh er ſtarb, mit Schonden angelegt.
Drum fingſt du nach der Zeit dich endlich an zu grämen,
Und dachſt, ich muß mir nur ein liebes Weibchen nehmen,
Die, weil ich armer Schelm in Büchern nichts gethon,
Und alles Geld verſchluckt, mich noch erhalten kann
Das Glücke war dir hold, du wurdeſt angenommen,
Den Titel hat ein Weib, nicht aber du bekommen.
Nun haſt du, was du willſt, du lebſt, wie dirs gefällt,
Die Frau ernähret dich, ihr Vater ſchafft dir Geld;
Die Braten müſſen dir faſt in die Gurgel fliegen,
Du kannſt den ganzen Tag im Bette ſchnarchend liegen;
Der Kummer, welcher ſich mit dir zu Tiſche ſetzt,
Hat dieſe Ruh geſtört, und deinen Stand verletzt.
Die Sorge ärgert dich, denn du biſt, wie die Raben,
Du ſchaffſt nichts in das Haus, doch willſt du Freſſen haben.
Und was ein Andrer ſchafft, das ſoll für dich allein,
Und nicht, als wenn du willſt, auch für den Nächſten ſein.
Voll muß die deine Frau den Rachen täglich ſchütten,
Und dich noch, ſchöner Wirth, um jeden Groſchen bitten,
Ja, ſagen: „Lieber Mann, ich weiß wohl, daß das Geld
„Dir aus der Taſche nicht wie Pregel-Erbſen fällt:
„Ich weiß, du mußt es ſchwer und kümmerlich erwerben;
„Allein erbarme dich, laß meine Strümpfe färben,
„Und ſchicke meine Schuh bald zu dem Schuſter hin:
„So ſeh ich, daß ich noch dein liebes Weibchen bin."
O großer Eſelskopf! Iſt das nicht zu beklagen?
Ein ſo beliebtes Weib muß deine Narrheit tragen.
Du biſt mehr Katz und Aff, als einem Menſchen gleich,
Die Lippen hängen dir, die Wangen werden bleich,
Das Kinn iſt zugeſpitzt, gleichwie die Bauerhütte,
Die Naſe kommt mir vor, wie eine Kramertütte,
In welche man ein Pfund Roſinen ſchütten kann;
Dein Gang iſt abgeſchmackt, und jedes Wort zeigt an,
Daß du ein garſtig Thier in deinem Buſen trägeſt:
Und dennoch brummeſt du, wann du dich ſchlafen legeſt;
Du brummeſt, wann du wachſt; du brummeſt, wann du ſtehſt:
Du brummeſt, wann du frißt, du brummeſt, wann du gehſt,
Und ſucheſt deine Frau dem Tadel auszuſetzen,
Und ſie kann alle Welt, nur dich nicht recht ergötzen!
Sie, die von hinten zu dem Wohlſtand ſchöner ſcheint,
Als du, wenn gleich die Kunſt dich auszuſchmücken meint,
Wenn du im Garten gehſt, wo muntre Brüder ſtutzen.
O! dürfte dir der Tod den plumben Körper putzen!
Ach ſchade! daß dein Weib ſo treu und ehrlich iſt,
Und daß du armer Schelm nicht längſt ein Hahnrei biſt.
Wie artig würde dir das Hirſchgeweihe ſtehen?
Jedoch, was laß ich dich hier deine Thorheit ſehen?
Du bleibeſt, wer du biſt, und unſers Nachbars Hund
Wird ſeinen Rüſſel eh an einen Jungfer-Mund,
Und ſein gekrauſtes Haar in Gold und Seiden kehren;
Denn dein erſtarrter Kopf wird nie den Wurm verzehren.
Ihr Muſen! was habt ihr in eurem Rath gedacht,
Als ihr ein ſolches Thier zu einem Doctor macht?
Ach! hört doch einmal auf der Erden vorzulügen,
Sonſt wird der beſte Mann kein ſchönes Weibchen kriegen.

Die zweite Satire.

Damon, der große Mann, hat ſeit geraumer Zeit,
Durch ſeinen ſanften Scherz ſo Hof als Stadt erfreut;
Damon, der ſich bisher in grobe Tücher kleidet,
Im Winter Kält und Froſt, im Sommer Hitze leidet,
Und deſſen trockner Leib und hungrige Geſtalt
Den Lobſpruch ſehr beſchimpft, der aus den Liedern ſchallt,
Damon wird endlich ſatt, ſein Gütchen zu verſchwenden,
Und ſo viel ſauren Schweiß an einen Reim zu wenden.
Dadurch er nichts verdient, wohl aber in Gefahr,
In Schulden, um ſein Kleid und Alles kommen war,
So daß er nichts bei ſich als ſeinen Kummer führte:
Drum ſucht er Fried und Ruh, die er doch nirgends ſpürte,
Und ſann verzweiflungsvoll auf einen wüſten Hain;
Dort ſollt ſo Rath als Knecht ihm nicht mehr ſchädlich ſein,
Bevor die krumme Hand der ihm verhaßten Rechte,
Ihn in das finſtre Loch des Kerkers werfen möchte;
Es müßte Damon gar um ſich beſchimpft zu ſehn,
Bei ſeiner Lorbeerpracht im grünen Hute gehn.

Jedoch indem er ſchied, ganz blaß und abgezehret,
Als einer, den die Laſt der Sünde noch beſchweret.
Zur letzten Faſtenzeit: ſo ſah er auf ſein Haus
Und ſtieß voll Grimm und Feur noch dieſe Wörter aus:

Es wird in dieſer Stadt, wo Phöbus ſtets gewohnet,
Verdienſt und Klugheit nicht, wie ehedem, belohnet;
Weil die Poeten ganz von Gott verlaſſen ſind,
Und man hier weder Scham, noch wahre Tugend find't;
Laßt uns nun einen Ort in hohlen Felſen ſuchen,
Da darf kein Häſcherknecht, kein Scherge auf uns fluchen,
Und weil wir ohnerhört zum Sitz der Gottheit ſchrein,
So laßt der Zeit zu trotz uns einſt verborgen ſein,
Dieweil noch meinen Fuß kein ſchwerer Feſſel drücket,
Dieweil ſich nicht mein Leib für grauem Alter bücket,
Mein Gang, gleichwie zuvor, noch alle Schritte mißt,
Und meines Lebens Reſt nicht ganz verſponnen iſt.
Mir iſt kein beſſrer Rath in meinem Stand zu geben;
Es lebe Görg allhier, Görg kann hier freudig leben;
Ihn hat die Million, die ſein Betrug erſchnellt,
Aus einem Pfaff und Knecht in Grafenrang verſtellt.
Es lebe Jakob hier, der durch ſein kluges Scheeren
Uns noch mehr ſchaden wird, als Peſt und Krieg gebären;
Er hat die Renten gar ins A, B, C gebracht,
Und einen Band daraus, wie Caleſſin, erdacht;
Er herrſcht in dieſer Stadt! Er kann mit Rechte lachen.
Ich aber in Paris, was ſollt ich doch hier machen?
Ich bin nicht auf Betrug und Falſchheit abgericht;
Und wär ich es auch gleich, — nein, lügen mag ich nicht.
Ich kann den Uebermuth der Narren nicht verſchweigen,
Für welchen Andre ſich des Goldes wegen beugen:
Ich ſchreibe kein Sonnet mit Schmeicheln in die Welt,
Und wen ich loben will, den lob ich ohne Geld.
Für ein ſo ſchlechtes Amt bin ich zu hoch geboren,
Mein Geiſt iſt etwas ſtark und bäuriſch abgegoren;
Ich ſage, wie es iſt. Ein Sieb nenn ich ein Sieb,
Ein Kätzchen eine Katz, und Rolet einen Dieb.
Verliebten weiß ich nichts Geſchicktes auszuſinnen,
Ich kann auch nicht die Kunſt, die Mädchen zu gewinnen,
Und leb in dieſer Stadt ſo einſam und verzagt,
Als ein halbtodter Leib, den die Verſtopfung plagt.

Wer aber, wirft man ein, heißt ſolche Tugend lieben,
Die man ſonſt nirgends ſieht, als in Spitälern üben?
Die Hoffart ſtehet nur bei Gut und Gelde fein,
Ein Armer aber muß zu dienen willig ſein.
Durch Kuppeln kann ein Mann ſo Noth als Hunger ſchwächen,
Den Einfluß und die Macht der falſchen Sterne brechen;
Durch Kuppeln hebt das Glück bei dieſer harten Zeit,
Auch Schreiber, wenn es will, zur höchſten Herrlichkeit.
Jetzt iſt die Tugend gar vom Schickſal unterdrücket,
Ein Schulfuchs triumphirt und wird empor gerücket,
Der, hätt' er öfters nicht durch falſche Wiſſenſchaft,
Das Ebne krumm gemacht, und durch der Stimmen Kraft
Das arme Land gepreßt, wohl ſonſt an ſeinem Wagen
Selbſt würde Kutſcher ſein und Libereyen tragen.
Ich weiß wohl, daß die Furcht, von wegen dieſer That,
Erſt neulich einen Mann von uns geriſſen hat:
Allein die Taxe hat ihn nur umſonſt geſchrecket,
Man wird ihn wieder bald mit fremder Pracht bedecket,
Und Räuberei geſchickt durch alle Gaſſen gehn,
Und Gott, der ihn doch haßt, verzweifelt tadeln ſehn.
Indeß, daß Pelletier den todten Knochen gleichet,
Und ſtets von einer Thür zur andern betteln ſchleichet,
Der doch die Kunſt verſteht, die jeder Kluger ehrt
Ein Monmaur hatte ſie ſonſt in Paris gelehrt.

Zwar unſer König zieht zu unſerm großen Glücke
Den ſchwachen Phöbus noch vom Hoſpital zurücke,
Erhält ihn für dem Fall und wirft bei Krieg und Ruh
Den Muſen oftermals geneigte Blicke zu.
Man weiß, daß dieſer Held blos nach Verdienſt erhebet:
Was aber hilft Auguſt, wo kein Mäcenas lebet?
Wer wollte ſich doch wohl bei meiner ſchweren Pein
So tief erniedrigen und meine Stütze ſein?
Und wär auch dieſes gleich; wie bräch ich durch den Hanfen

Der Reimer, die ihn meiſt aus Hunger überlaufen,
Die ſtets die erſten ſind, wo ſeine Hand ſich rührt,
Und ſtehlen, was doch oft dem letzten nur gebührt:
Gleichwie die Weſpen thun, die ſelber nichts verdienen,
Und doch den Honigſeim der arbeitsvollen Bienen
In ihren Rachen ziehn. Darum habt gute Nacht
Gewinnuſte, weil ihr nur Verwegne glücklich macht.
Amandus hatte nichts als ſeine Kunſt zum beſten,
Sein Gut und Erbtheil war ein Rock mit einer Weſten,
Ein Blatt, wo Fiat ſtund, ein Bett, ein Stümpfchen Lichts,
Und endlich kurz geſagt: Amandus hatte nichts.
Als er ermüdet war, ſein Leben ſo zu führen,
Dacht er durch dieſes nichts dem Glücke nachzuſpüren,
Und kam zu einer Zeit bei Hofe, voller Wahn,
Mit einer ganzen Laſt von ſchönen Verſen an.
Wie lief es aber ab? Er kam mit Schimpfe wieder,
Warf voller Schand und Spott ſich auf das Bette nieder,
Und ſeufzte, bis zuletzt das Fieber und der Gram,
Noch eh er Hungers ſtarb, ihn von der Erde nahm.
Poeten waren zwar vor dem bei Hofe mode;
Heut aber ſchmecken ſie der Welt nach Narrenſode.
Schreib einer noch ſo klug, und mit der größten Müh:
So hat er doch nicht mehr das Glück des Angeli.

Was ſoll ich einſtens thun, mein Elend bald zu enden?
Soll ich mich vom Parnaß zu Bartols Schriften wenden?
Und Louets Buch durchgehn, das ſo viel Zänker macht?
Wie? oder ſoll ich gar in einer langen Tracht
Den Advokatenſaal mit meinem Rocke kehren?
Schon dieſes bloße Wort kann meinen Muth verzehren.
Ich ſollt ein Anwald ſein in dieſer wilden Stadt?
Wo die Gerechtigkeit längſt ihren Abſchied hat;
Die Unſchuld betteln geht, hier will bei tauſend Rechten,
Ein jeder mit Gewalt das Unrecht dreiſt verfechten;
Wo man das ſchwarze weiß, weiß ſchwarz zu machen ſinnt;
Wo Patru weniger, als Mazier gewinnt,
Und Zungendreſcher oft den Cicero beſchämen?
Ha! eh ein ſolcher Schluß ſoll meinen Sinn einnehmen,
Eh ſoll auf Sanct Johann, daß Waſſer, Eis und Stein,
Arnaud ein Hugenott, Pavin ein Heuchler ſein.
Wohlan! es ſei gewagt, die Gegend zu verlaſſen,
Wo Glück und Redlichkeit ſich unaufhörlich haſſen:
Wo Laſter, Schand und Liſt mit voller Macht regiert,
Die Falſchheit Kron und Schwerdt, Betrug den Zepter führt:
Wo man die Wiſſenſchaft verfolgt, und drückt, und plaget,
Und als ein Hurenkind von Haus und Hof verjaget;
Wo man nur darauf denkt, wie man frech ſtehlen will;
Wo alles mich verdreußt: wo — doch ich ſchweige ſtill.
Wer iſt nun wohl ſo kalt? Man muß bei groben Sünden,
Wenn man ſie täglich ſieht, gerechten Zorn empfinden?
Wir müſſen, wag ich mich mit Ernſt ſie durchzuziehn,
Auch ohne Phöbus Kraft die beſten Reime blühn?
Nein, nein, ſo oft ſich hier des Dichters Werke zeigen,
So darf man nicht, wie ſonſt, den Helikon beſteigen:
Apollo darf auch nicht erſt unſer Helfer ſein;
Denn was er ſagen kann, gibt ſchon der Eifer ein.
Sieh da, ſpricht Mancher hier, du fängeſt an zu raſen,
So hohe Redensart ſchmeckt nach gelehrten Haſen;
Geh auf die Kanzel hin, und juckt dich ja das Maul,
So mache dort das Volk durch deine Reden faul.
Da kannſt du, was du willſt, gut oder übel ſprechen.

So ſchwatzt ein blinder Narr, den meine Schriften ſtechen,
Der bei der Thorheit ſich ganz klug und ſicher macht,
Wenn er durch ſeinen Spott mein ernſtes Thun verlacht,
Der bald den Himmel pocht, bald wie die Fröſche zittert.
Der Gott nicht eher kennt, bis er ein Fieber wittert,
Und keine Hände ringt, als wenn es knallt und blitzt;
Sobald es aber klar, ſchon wieder ſpottend ſitzt.
Denn daß ein ſolcher Menſch, alsdann zu denken pflege,
Daß Gott durch ſeine Macht den Bau der Welt bewege,
Und daß noch dieſer Zeit ein ander Leben ſei,
Wird er zum wenigſten bei ſeiner Prahlerei,
Doch mündlich nicht geſtehn: ich aber, der ich glaube,
Daß keine Seele ſterb' und Gott den Donner treibe,
Befinde, daß ich mich von hier entfernen ſoll.
Den Thoren weich ich aus. Paris, gehab dich wohl!

Die dritte Satire.

An den Herrn von Moliere.

Berühmt und ſeltner Geiſt, der wegen ſeiner Gaben
Nicht weiß, was ihrer viel für Müh im Dichten haben,
Für dem Apollo ſelbſt muß ſeinen Schatz ausſtreun
Und der gar wohl verſteht, was gute Verſe ſein.
Erfahrner Held in dem, was Witz und Kunſt ergründet,
Moliere, ſage doch, wie man die Reime findet.
Man ſchwüre, wenn du willſt, ſo liefen ſie dir nach;
Sogar fließt jeder Vers dir ſonder Ungemach.
Du darfſt nicht allererſt viel in Gedanken träumen,
Was deine Feder ſchreibt, ſind beifallswerthe Reimen:
Mir aber hat der Wahn und eine blinde Macht
Zur Strafe, wie es ſcheint, die Reimſucht zugedacht,
Daß ich mich um ein Lied oft nur umſonſt erhitze.
Ich ſuche mehr, als du; ich ſinne, denk und ſchwitze,
Und ſpare weder früh noch Abends meinen Fleiß;
Doch ſagt das Herze ſchwarz, ſo ſpricht die Dinte weiß.
Red in Gedanken ich von einer Hoffigure
So reimt mein Federkiel darauf den Abt von Pure.
Fehlt mir ein groſſer Mann und Dichter in dem Schluß,
So ſpricht der Reim Kainant, anſtatt Virgilius.
Mit einem Wort: Ich mag mich hin und her bewegen,
So lauft mir dennoch ſtets das Widerſpiel entgegen,
Weil ich mit aller Müh nun nichts erſinnen kann,
So denk ich weiter nicht für Schmerz und Eifer dran,
Verfluche mit Verdruß die Geiſter, die mich treiben,
Und ſchwöre tauſendmal, nicht mehr ein Wort zu ſchreiben;
Doch hab ich lange Zeit den Muſengott verfluchet,
So find ich oft den Reim, wo ich ihn nicht geſucht.
Alsbald durchdringt die Glut von neuem meine Glieder:
Ich nehme, doch mit Zwang, Papier und Dinte wieder,
Vergeſſe meinen Eid, und warte ſonder Ziel,
Bis wieder nach und nach ein Verschen kommen will.
Ach wäre doch mein Geiſt nur nicht ſo unbeſcheiden,
Und könnte wenigſtens ein hartes Beiwort leiden;
So wär ich auch vielleicht wie Andre wörterreich;
Denn alles gälte mir alsdann in Reimen gleich.
Nennt ich die Roſilis, der Erden Luſt und Wonne,
So ſetzt ich gleich darauf: ſchön, wie die liebe Sonne.
Erheb ich aber gar in Verſen einen Held,
So ſprách ich Augenblicks, das Wunder dieſer Welt.
Und alſo dürft ich nur von lauter Wunderdingen,
Von Himmel, Stern und Licht und ſeltner Schönheit ſingen:
Und wenn ich nur ſein oft ſo ſtolze Wörterpracht
Hätt ohne Müh und Kunſt im Dichten angebracht;
Ja, wenn ich noch dazu der Sylben Ton verletzte,
Und bald ein Wörtchen hier, das andre dorthin ſetzte,
So könnten, träf es gleich auch nur in Stücken ein,
Doch meine Verſe leicht Malherbens ähnlich ſein.
So aber will mein Geiſt ſich, leider! nicht bequemen,
Er mag zum Schluſſe nichts, als was ſich ſchickt, nehmen.
Und kann unmöglich ſehn, daß meine Redensart,
Sich mit der Zeile blos des Reimes wegen paart.
Wenn er vier Worte ſagt, läßt er nur eines bleiben!
So daß ich oft mein Werk muß zwanzig mal umſchreiben.

Verflucht ſei doch der Mann, der blos aus Unbedacht
Die erſten Regeln hat im Reimen aufgebracht:
Der ſeiner Reden Kraft in Zahlen eingeſchränket,
Und ſie nebſt der Vernunft in ſolcher Noth verſenket!
Wär dieſes Handwerk nicht, was hält ich für Gewinn?
Die Tage liefen mir voll ſüßer Stunden hin:
Ich dürfte nichts mehr thun, als trinken, ſingen, lachen,
Und wie ein Domherr mich nach Willen luſtig machen.
Ich könnte ruhig ſein, bei Zeiten ſchlafen gehn,
Bei Tage müßig ſein und ohne Sorgen ſtehn.
Und weil mein Herz ohndem zum Grame ſich nicht ſchickt,
Ein Feind der Mißgunſt iſt, der Ehrſucht niederdrückt,
Die ſtolze Gegenwart der groſſen Herren ſcheut,
Und der Fortuna nicht im Louvre Weihrauch ſtreut.
Wie glücklich wär ich doch, wenn meine Ruh zu ſtören,
Nur das Verhängniß mich nicht hätte Reimen lehren.

Allein, ſeitdem der Wahn, den dieſe Peſt gebiert,
Durch ſeinen Nebel mir den Zug der Sinnen rühret,
Und ein verdammter Geiſt, blos ſeinen Spott zu treiben,
Mich auf den Schluß gebracht, recht wohl und rein zu ſchreiben:
So ſitz ich Tag für Tag bei meinem Werke ſtill,
Verändre dies und das, was ſich nicht reimen will:
Flick an und ſtreiche weg, und heb oft an zu fluchen,
Daß mich die Muſen nicht, wie Pelletieren, ſuchen.
Beglückter Scuderi! du ſchwitzeſt nicht, wie wir,

Und bringeſt monatlich ein neues Werk herfür,
Zwar deine Schriften ſind nichts als gemeine Lieder
Ohn Arbeit, ohne Kunſt, und der Vernunft zuwider:
Allein, ſie treffen doch, was man auch ſagen kann,
Viel Narren zum Verkauf und auch zum Leſen an.
Und endlich, wenn der Reim am Ende richtig klinget,
Was iſt es denn nun mehr, ob der Verſtand ſie zwinget?
Der iſt in Wahrheit wohl rechtſchaffen arm und blind,
Der ſeinen freien Geiſt an Kunſt und Regeln bindt.
Ein Narr hat tauſendmal mehr Luſt in ſeinem Dichten,
Er darf ſich, wenn er reimt, nach keinen Wörtern richten.
Liebt alles, was er macht, und bildet ſelbſt ſich ein,
Daß er und ſeine Schrift die größten Wunder ſein.
Allein, ein hoher Geiſt ſucht nur umſonſt auf Erden,
In dieſer ſchweren Kunſt vollkommen klug zu werden.
Er iſt ſtets mißvergnügt ob dem, was er verricht,
Gefället aller Welt, nur blos ſich ſelber nicht;
Und da ein jeder Menſch ihn preiſen muß und lieben,
Wünſcht er zu ſeiner Ruh: er hätte nichts geſchrieben.

Drum bitt ich nochmals dich, du Fürſt der Dichterei,
Moliere, bringe mir die Kunſt zu reimen bei:
Iſt aber dieſes dir unmöglich mir zu zeigen,
So lehre mich die Kunſt im Reimen gar zu ſchweigen.

Johanna Neumann.

Von den Lebensumſtänden dieſer Dichterin wiſſen wir nur, daß ſie zu Anfang dieſes Jahrhunderts zu Elbing geboren wurde und nach einer trefflichen Erziehung und Ausbildung ihrer Anlagen den Stadtrath N. daſelbſt heirathete, und ſpäter, nachdem ſie Wittwe geworden, eine weibliche Erziehungsanſtalt gründete, der ſie noch vorſteht.

Unter dem Schriftſtellernamen J. Satori wurde ſie litterariſch bekannt durch:

Valerie oder die Gemälde. Danzig 1825, 8.
Sämmtliche Schriften. Ebendaſ. 1825, 3 Bde., 8. Die 2 letzten Bde. auch unter den Titeln: 2. Bd.: Vier Erzählungen; 3. Bd.: Erzählungen.
Erzählungen. Ebendaſ. 1825, 8.
Feldblumen. Taſchenbuch für 1825 und 26. Ebendaſ. 1825—26, 2 Bde., 12., mit 1 Portrait und 6 Abbildungen.
Vier Erzählungen. Ebendaſ. 1826.
Geſchichte der Gräfin von Moorfeld. Leipzig 1826, 8.
Großmama. Ebendaſ. 1826.
Palawsky und Koſchinsky. Ebendaſ. 1826, 2 Thle., 8.
Liſt gegen Liſt. Ebendaſ. 1826, 2 Thle., 8.
Das enthüllte Verbrechen. Ebendaſ. 1827, 2 Thle., 8.
Das Ebenbild. Ebendaſ. 1827, 8.
Franzesko und Rodeigo, das Teſtament. Ebendaſ. 1828, 8.
Der Doppeleid. Ebendaſ. 1830, 2 Bde., 8.
Seraphine, oder der Uebel größtes iſt die Schuld. Ebendaſ. 1830, 8.
Das Kreuz im Walde. Ebendaſ. 1830, 2 Bde., 8.
Blanka von Caſtilien. Ebendaſ. 1831, 2 Bde. 8.
Die Charade. Novelle. Berlin 1831, 8.
Konradin von Schwaben. Leipzig 1831, 2 Thle., 8.
Novellen. Ebendaſ. 1832, 3 Bdchen, 8.
Erik, König von Schweden. Danzig 1833, 2 Bde., 8.
Die Fürſtin Wowotſchin und ihre Söhne. Ebendaſ. 1833, 3 Bde., 8.
Diana von Cinq Mars. Leipzig 1835, 8.
Johann I., König von Neapel. Ebendaſ. 1835, 2 Thle., 8.
Novellenkranz. Ebendaſ. 1835—36, 3 Bde., 8. (3. Bd. auch unter dem Titel: „Eliſabeth, Gräfin von Swedenbrock" einzeln).

Gute Erfindung, anmuthige Darſtellung, Kenntniß des Lebens und eine echt moraliſche Tendenz haben den Schriften dieſer trefflichen Frau viele Freunde erworben.

Kaspar Neumann

ward am 14. September 1648 zu Breslau geboren und von ſeinem Vater, dem daſigen Rathsſteuereinnehmer zum Pharmaceuten beſtimmt, ſtudirte aber aus Vorliebe Theologie in Jena und ging nach daſelbſt erworbener Magiſterwürde von 1673—76 als Reiſeprediger mit dem Prinzen Chriſtian von Sachſen-Gotha auf Reiſen. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Hofdiakonus zu Gotha, 1678 Diakonus und 1689 Pfarrer zu Maria Magdalena und Conſiſtorialaſſeſſor zu Breslau, woſelbſt er 1697 das Hauptpaſtorat zu St. Eliſabeth, das Inſpectorat über Kirchen und Schulen und eine theologiſche Profeſſur an den beiden Gymnaſien erhielt. Er ſtarb daſelbſt am 27. Januar 1715.

Er ſchrieb:

Traueroden. Leipzig 1698.
Geſammelte Früchte. Ebendaſ. 1700.
Kern aller Gebete. Berlin 1737, 12.

Ein zu ſeiner Zeit durch reiches Wiſſen und Vielſeitigkeit ſehr ausgezeichneter Redner und geiſtlicher Liederdichter.

Georg Neumark

ward am 16. März 1621 zu Mühlhauſen in Thüringen geboren und legte auf dem Gymnaſium zu Schleuſingen die erſte wiſſenſchaftliche Grundlage. Nach, man weiß nicht, ob und wo vollendeten Studien lebte er arm und hilflos in Hamburg, bis der daſige ſchwediſche Geſandte, Herr von Roſenkreuz, ihn zu ſeinem Secretär machte und ſpäter nach Weimar empfahl. Hier wurde er geheimer Archivſecretär, Bibliothekar und Pfalzgraf und ſtarb, nachdem er ſeit 1653 als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft unter dem Namen des Sproſſenden und als Pegnitzer Schäfer unter dem Namen Thyrſis II. oder der oberſächſiſche Thyrſis ſich einen litterariſchen Namen erworben hatte, am 8. Julius 1681 daſelbſt.

Von ihm erſchien:

Betrübt verliebter doch endlich hocherfreuter Hirt Filamon. Königsberg 1648, 8.
Der hochbetrübt verliebte Hirt Myrtillus. Ebendaſ. 1649, 8.
Keuſcher Liebesſpiegel. Thorn 1649, 12.
Poetiſch-muſikaliſches Luſtwäldlein. Hamburg 1652, 12.; 2. verm. Ausg. unter dem Titel: Fortgepflanzter muſikaliſch-poetiſcher Luſtwald. Jena 1657, 2 Thle., 8., mit Portrait.
Davidiſcher Regentenſpiegel. Ebendaſ. 1655, 8.
Politiſches Geſprächſpiel. Weimar 1662, 4.
Poetiſch-hiſtoriſcher Luſtgarten. Erfurt 1666, 12.
Gründliche Anweiſung zur deutſchen Verskunſt. Jena 1667, 4.
Seelenkrone. Jena 1672, 8.
Davidiſche Ehrenkrone chriſtlicher Potentaten. Ebendaſ. 1675, 12.

Geiſtliche Arien. Weimar 1675.
Der neuſproſſende deutſche Palmbaum. Nürnberg (1688), 8., mit (mißlungenem) Portrait.

Auserleſene Gedichte von ihm finden ſich in Müllers Bibliothek Bd. 11.

Gemüthlichkeit, Leichtigkeit in der Behandlung von Sprache und Form und Wohlklang ſind Neumark's übrigens häufig gedankenleeren Poeſien eigen. Er gehört zu den letzten Schülern der erſten ſchleſiſchen Schule. — Seine gelungenſte und verbreitetſte Leiſtung iſt das bekannte Kirchenlied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Ecloge

Aretine*).

In lauter Jambiſchen Reimzeilen beſtehend, von den Monometriſchen Akatalektis an, biß auf die Pentametriſche Brachikatalektos.

Thyrſis, Amyntas, Melibeus, Filibor.

Thyrſis.

Sagt, fauler Melibe,
Wie? kommt ihr denn nicht eh?
Ihr habt gewiß mit euren Schafen
Biß an den hohen Tag geſchlaffen.
Doch nicht, Ihr habt vieleicht in heint vergangner Nacht
Dem Schlafgott Morfeus ein langes Opfer bracht,
Und ſeyd, wie mich bedünkt, ſo langſam fertig worden.
Iſts war, ſo komm' ich heut' in unſeen Rathsherrenorden.

Amyntas.

Geſchlaffen haben, bild' ich mir nicht ein.
Was aber ſonſten mag die Urſach ſein,
Vermuth' ich' wohl: Sie haben ſich gewiß ergetzet,
Und bey der Morgenſtund' am Hippotrenenbach,
Wie faſt an ihnen ſcheint, zu etwan einer Sach'
Ein neues Lied geſetzet.

Melibeus.

Mein Thyrſis, denkſt du denn, daß wir, wie du, geſinnt,
Und ſo ſehr ſchläfrig ſein?
Nun fällt mir eben ein,
Was neulich unſre Hürtenknaben
In einen Buchbaum eingegraben:
Wir Menſchen wollen ſtets des Nechſten Splitter richten,
Und ſehn den Balken nicht in unſern Angeſichten.
Du kanſt dich ſelber wohl zur langen Ruh bequemen,
Und willſt, mein Bruder, mich anitzo hier beſchämen.
Wir beyde ſind, wie itzt der neue Freund, Amynt,
Von uns gemeinet hat, mit dem bemüht geweſen,
Und auf dem Flöhtenwerk' ein neues Stükk' erleſen,
Das heut' auf dieſes Feſt
Von dem, der unter uns, was Stimm' anlangt, der beſt',
In unſer Seitenſpiel ſoll abgeſungen werden.
Komm, lieber Filidor, laß unſre Wollenheerden
Nur in der Weide gehn: Hier unter dieſem Baum
Bey unſer Brüderſchaft iſt gnung gewünſchter Raum,
Ich weiß, Sie ſehen gern, daß wir uns niederlaſſen,
Und beſter maſſen
Die ſchöne Zeit
Vertreiben helfen in vergönnter Frölichkeit.

Thyrſis.

Ey, das iſt recht! ihr werdet aber mir verzeihen,
Daß ich zuvor geſchertzt. Heut wollen wir uns recht erfreuen.
Ihr wiſſet wohl, daß dieſes Tages Ziel
Wird ſein ein Freudenſpiel.

Filidor.

Mein Thyrſis, wer den Schertz nicht recht verſteht und meint,
Der iſt nicht unter uns ein rechter Hertzensfreund.
Durch gutgemeinte Stich' und wohlgeſuchten Schertz
Wird oftmals unterſucht das rechte Freundeshertz.

Amyntas.

Was aber vor ein Feſt wollt ihr auf heut begehen,
Daß itzo wird gedacht von unſerm Melibeen?
Und was für eine Luſt
Iſt, Thyrſis, dir bewuſt?
Iſt Hiacynthenfeyr denn etwan vor der Thür?
Asklolſen oder auch Hilarien allhier?
Die Zerealien die ſind ja auch noch nicht.
Was ſcheint derhalben Euch denn vor ein Freudenlicht?

Melibeus.

Was Zerealien? Was Hiazynthenfreude?
Es iſt auch keines nicht der mehrgenannten Beyde.
Die Ruh Gameliens, und deſſen ſtoltze Luſt
Soll uns auf heute ſein bewuſt.

Thyrſis.

Ey, ey, wie reimt ſich das? das kan ich nicht begreiffen,
Mein lieber Melibe: Das Korn fängt an zu reiffen;
Der Vater Faetons fährt itzund auf der Bahn,
Wo der Nemeiſche Leu ihn hitzig brüllet an;
Die gantze Luft erſchallt von hellem Vegelſingen;
Die Bienen ſamlen ein und ſüßes Honig bringen;
Das Feld ſteht voller Luſt; der Kirſchbaum bringet Frucht;
Die Lämmer werden groß, und gehen ſchon zur Zucht,
Wie du ja ſelber ſiehſt bey deinen fetten Herden,
Und ſoll Gamelien jetzund begangen werden?
Das Feld muß blumenloß,
Die Wälder blätterbloß,
Die Auen ſonder warmen Sonnenſchein
Und überall beſchneiet ſein:
Der Janus muß die Ström' in kalten Harniſch kleiden;
Der ſtrenge Boreas muß als ein Meſſer ſchneiden,
So viel mir iſt bewuſt,
Wenn man ja feyren wil des nun erwehnten Feſtes Luſt.

Melibeus.

Es iſt ja zwar,
Was du itzund geſagt, mein Thyrſis, alles war.
Es ſchadet aber nicht, daß wir das Feſt itzt halten.
Es iſt ja beſſer nun, als in dem ſchauren Kalten.
Die Heiden haben diß nach ihrer Ahrt gethan,
Wir aber ſangen es, wie uns beliebet, an.

Amyntas.

Recht! recht! wir wollen nun, da es fein freundlich wittert,
Das Feſt Gamelien begehn,
Eh uns der rauhe Herbſt die gute Luſt verbittert,
Eh Wald und Feld gantz traurig ſtehn.
Laß jene Griechen immer hin
Mit blind-verſtokktem Sinn
Das iheige nach ihrer Ahrt behalten,
Sie mögen ihre Gaukelei begehn im Kalten.
Wem aber, ſagt mir doch, wolt ihr zu eigendlichen Ehren
Dieß itzt erwehnten Feſtes Frendenweſen laſſen hören?

Filidor.

Mein wehrter Freund, Amynt, iſt dir allein denn unbekannt
Womit doch ſchon erfüllt das gantze weite Sachſenland?
Und weiſt auch nicht, daß heut der Trauetag erſchienen
Der ſchönſten Schäferin, des Fräuleins Aretinen,
Und daß Sie heute wird Chryſandern beygelegt,
Ohn welches Fürſtenpaar die Welt nichts ädlers hegt?

Amyntas.

Wie ſolt' ich, Filidor, viel von den Sachen wiſſen,
Da ich vorgeſtern nur hier euren Ilmenfluß
Und eure Brüderſchaft durch einen Freundeskuß
Gewürdigt bin zu grüßen?
Es hat vor wenig Tagen
Der Zymbriſche Neptun auf ſeinen blauen Rükken
Mit guten Windesglütten
Mich noch getragen.
Nun aber ich mein Vieh bey euren aus-kan-weiden,
So machet mich doch auch theilhaftig eurer Freuden,
Ihr vielgeehrte Freund', und ſaget mir doch nach einander,
Wer Aretine ſey, und auch ihr Bräutigam Chryſander.

Thyrſis.

Geehrter Freund, Amynt, die ſchöne Blume dieſer Zeit,
Das Wohnhaus aller Zucht, der Auszug aller Freundlichkeit,
Die lieblich' Aretin', ein auserwehlte Zier
Der alten Sachſenburg, des Hornesteins alhier,
Der ädlen Schäferey, iſt von dem Vaterſtamm' entſproſſen
Des tapfern Filarets, der dieſer Ilmenfelder Fürſt,
So ſtets nach Wiſſenſchaft, nach Weisheit und Verſtand
Nach hohem Heldenſinn' und aller Tugend dürſt,
Wie dieſes von Ihm zeugt ſo manches Ferneland:
Ja deſſen Fürſtenblüht von Wedekinden hergefloſſen,
Dem unerſchrokknen Sachſenhelden,
Nach welchem Fobus ſchon mit ſeinen Feuerpferden
Nun bald neunhundert mal gezirkelt üm die Erden,
Und ſeinen Thierkreiß durchgerannt,
Wie ſolches wohl bekannt,
Und die Geſchlechtregiſter melden.
Es zeugen auch der Sachſen Ehrenfahnen,
Daß nicht die Fürſten nur gehören mang die Ahnen,
Es iſt ſein alt Geſchlecht mit Königen auch untermengt.

*) Aus Neumark's muſikaliſch-poetiſchem Luſtwald (Jena 1657).

Digitized by Google

Und Keyſerliches Blut hat ſeinen Stamm beſprengt.
O ſeelig iſt das Land, dem dieſes Glükke ſo begegnet,
Dem GOtt die Obrigkeit ſo hoch biß in viel tauſend ſegnet,
Von dem Geſchlecht iſt nun die theure Schäferinn,
Die zweyte Cliſthenin,
Die dritte Venuſin,
Die vierdte Charitin,
Das huldenreiche Fürſtenkind, die Aretine, hergeſtammet.
Und von der erſten Wiegen an mit Tugendflammen angeflammet.
Ich glaube nicht, Amynt, daß dieſes hohe Firmament
In ſeiner Heiterung ſo manche Silberlichter kennt,
Als ihre friſche Jugend
Mit ungeſchätzter Tugend
Iſt durch und durch von Hertzen aus beſternet
Und gleichſam gantz durchkernet.
Schau, lieber Freund, Amynt, das iſt die Fürſtenbraut,
Die einge Tochter Filarets, und ihrer Mutter Leukotheen
Hertzallerliebſter Augentroſt, den Sie mag in der Welt erſehen,
Die heut Chryſandern noch ſoll werden anvertraut.

Amyntas.

Verlanget mich doch ſelbſt, ich muß geſtehen,
Die hochgerühmte Nymf' einmal zu ſehen.
Ich zweifle nicht, Sie werd' auch ſchöne ſein;
Iſt ihr Gemüth und Stamm ſo überaus geſtalt,
So wird gewißlich auch hier euer Ilmenwald
Des Leibes Treflichkeit und deſſen Schein
Und ſchöne Gaben
Zu rühmen haben.

Filidor.

Amynt, verſichre dich, wenn gleich bey Aretinen
Die Hippomonia, Helen' und Omphale,
Rhorane, Soſoniſb' und jene Rhodope,
Bozen' und andre mehr erſchienen mit Eginen,
Wir würden gerne weichen,
Und unſrer Schäferin, die wie Dione prangt,
Was Leibeszierlichkeit und Schönheit anbelangt,
Die Siegespalmen reichen.
Denn ſchau die Augen an, wie ſie ſo ſtrahlend blinken,
Schau, wie ſo züchtig ſie den keuſchen Hertzen winken,
Und hat die harten Sinnen
Mit Anmuth zu gewinnen,
Verborgne Kraft und Macht.
Man ſehe doch nur, wie die Felder ihrer Wangen,
Mit weisvermiſchtem Roth', als Roſ= und Lilien prangen:
Wer kan da nicht mit Luſt und innerlichen Freuden
Auf dieſer Fürſtenau,
So täglich überfloſſen
Mit ſüſſem Tugendthau,
Wer nur kein Momus iſt, die Aug=und Sinnen weiden?
Thut Sie nur ihren Mund, die rothkorallne Pforten
Der Keuſchheit Tempel, auf,
Und man merkt ſinnig drauf,
So wird man ſehn, wie Sie mit ihren Honigworten
Die Seelen weiß zu binden.
Gar ſchwerlich wird man wo noch eine Nymfe finden
In aller Fürſten Schäferey,
So Aretinen zu vergleichen ſey.
Es ſind noch wenig Jahr vom Antritt ihres Lebens abgeſchloſſen,
Wenn künftig Priapus die Nüſſe ſchlagen läſſet,
Und Evan ſeinen Saft aus reiffen Trauben preſſet,
So ſind erſt funfzehn Jahr,
Daß Sie gebohren war,
Und ſcheinet doch, als wenn Sie Pallas dreiſſig Jahr hett' übergoſſen,
Und angefeuchtet ihre Lippen.
Mit klarem Aganippen.
Hier ſieht man, daß Verſtand und Tugend ſich auch paaren
Mit zahrten jungen Jahren,
Und daß der Weisheit Witz,
Nicht allzeit ſeinen Sitz
Hab' in den grauen Haaren.
Weg liebende Klarind'! Hinweg verſchmitzte Doris!
Weg ſchöne Candorill! weg Hertzensdiebin Chloris!
Weg kluge Galate! weg freundliche Lokoris!
Katulla, Fillis, weg! und wer ihr immer ſeyd,
Ihr habt gemeiniglich an ſchnöder Eitelkeit,
Die Euch ſo wohl bewuſt,
Eur hertzbeliebte Luſt.
Der Aretinen Mund iſt aber anders nicht gewöhnt,
Als nur zu reden das, was GOtt und jeder Menſch beliebet,
Es iſt Ihr anders nicht bekannt,
Als Weisheit und Verſtand.

Wie kans auch anders ſein? Was Fürſtlich iſt erzeuget,
Daſſelbige ſich auch auf Fürſtenſachen neiget.
Was ein geſtirnter Geiſt hiernieden bringt hervor,
Das ſchwinget ſein Gemüth' auch wieder bald empor.
Ein Adlerin, wie jung ſie ſey, beliebt nicht Sümpf' und Thalen,
Sie kehrt und wendet ihr Geſicht nach Föbus hohen Straalen,
Wie ihres Vaters Brauch,
So thut dieß Fräulein auch.
Amyntas ſollteſt du Sie nur die Seiten rühren hören,
Wenn ſich zur Mittagszeit Apollens heiſſe Sonnen mehren,
Wenn Sie ihr ſattes Vieh' hin in den Schatten treibt,
Und eine Zeitlang dort bey Filareten bleibt,
Bey ihrem treuen Vater,
Und liebſten Herren Vater,
Du würdeſt in dir ſelbſt entzükket bey ihr ſtehn,
Und mit Verwunderung auf ihre ſchlanke Finger ſehn:
Inſonderheit, wenn Sie ein geiſtlich Lied drein ſinget,
Die Sinnen und das Hertz geflügelt aufwärts ſchwinget,
Und ihrem treuen GOtt ein Opfer dadurch bringet.
Wiewohl ſtehn doch des Himmels Liebesflammen
Und Hochgebohener Fürſtenſtand beyſammen!
Was ein ſehr ſchöner Stein in einem göldnen Ringe thut,
Das thut die Gottesfurcht bey einem jungen Fürſtenblut.
Sie, Aretine, ſteht in allen ihrem Weſen
Aus vielen tauſenden gleich wie ein Schatz erleſen.
Wie alle Stern', ob ſchon Sie in ſehr groſſer Menge ſtehn,
Und derer etliche vor andern klärer anzuſehn;
Inſonderheit Boot, Kaliſto oder auch die Ziegen,
Doch ihre Königin, Selenen, müſſen laſſen ſiegen:
So eben läſt man Sie den ädlen Preiß gewinnen,
Daß Sie die Krone ſei von allen Schäferinnen.

Amontas.

Mein lieber Filidor, mit Luſt hab' ich gehöret
Der Aretinen Lob, ich bin faſt gantz bethöret,
Daß ſolche zahrte Jugend
So groſſe Fürſtentugend
In ihren Sinnen hegt. Nun wunder' ich mich nicht,
Daß dieſer Schäferinn hochflammend Tugendlicht
In des Chryſanders Hertz mit aller Macht geblitzet,
Daſſelb' in keuſcher Brunſt almählich angehitzet,
Den Mitteltupf ergründet,
Und endlich gar entzündet.
Wie kan Chryſander nun ein ander Mittel haben,
Daß Er das matte Hertz recht wirklich möge laben,
Als durch die Zukkerflüſſe
Der Aretinen Küſſe?
Durch ihren ſüſſen Mundeshauch muß Er das Feuer dämpfen,
Mit welchem er ſo lange Zeit dißher hat müſſen kämpfen,
Fahrt aber weiter fort, ihr Brüder, mir Beſcheid zu geben,
Wer Aretinen Hertz? Wer ihr erwehltes liebes Leben?
Und wer Chryſander ſey? dieweil es Euch bewuſt,
Daß ich mich recht mit Euch bedienen kan der Luſt.

Filidor.

Erzähl' Ihm, Melibe, weil du daſelbſten bürtig,
Weil dir der ſchnelle Saalenſtrand
Iſt wohl bekannt,
Wo unſer werther Fürſt, Chryſander, ſeine Herden
In voller Weide ſieht. Der ädle Schäfer iſt es würdig,
Daß ſeine Gaben recht hier abgebildet werden.

Melibeus.

Ihr lieben Brüder, hört: ſo wenig einer kan das Meer ergründen,
So wenig jemand kan die Zahl' der Stern' am Firmamente finden,
So wenig einer wird durch Ell' und Maß den Erdenkreiß umſchweiffen,
So wenig werd' ich auch Chryſanders himmelgleiches Lob ergreiffen.
Wer deß ſich unterſteht,
Der wird aus groſſen Sachen
Nur kleines Stükkwerk machen,
Dieweil Chryſanders Nahm' auch über Pindus geht.
Wer weiß nicht, daß ſein Stamm vom Engernkonig kömmet,
Und ſo, wie Aretin', auch ſeinen Urſprung nimmet?
Man ſehe nur dorthin, auf jenen unerſchroknen Elbenheld,
Den alten Patriarch, der ſchon berühmt der angelweiten Welt
Durch manche ſchöne That: den man dort ſitzend ſchaut,
Dem ſein groß Alterthum das Haar verſilbert und begraut.
Des Sohn iſt nun Chryſander,
Der andere Lyſander
Des Vaters hoher Geiſt iſt ihm in der Natur geſchenkt,
Des Vaters Ebenbild iſt ihm ins Ritterhertz geſenkt.
Ein Leue zeugt kein Schaf: Ein Adler keinen Sperling:
Ein Habicht keine Taub: Ein Wahlfiſch keinen Schmerling,

Ein tapfrer Heldenmuth
Pflantzt allzeit ädel Blut.
Sieht man Chryſanders Thun, und ſeinen Wandel an,
Das Fürſtliche Beginnen
Der Sternbekanten Sinnen,
So merket man es leicht, daß er die Klarosbahn
Genug betreten hab'. Jmgleichen daß er ſeine Bruſt,
Als welcher Tapferkeit und Tugend gnug bewuſt,
Jm Thermodonerſtrohm gewaſchen und gebadet.
Des Himmels Obermacht,
Die ſonderlich vor ſolche Geiſter wacht,
Hat unſern Hertzogen, Chryſandern, ſo begnadet,
Daß, wenn ichs nur darf wagen,
Nach Heldenart zu ſagen,
Kambyſes, Aratus, und Alzibiades,
Timoleon, Auguſt, Arthur, Themiſtokles,
Pompejus, Artaxerx, der tapfre Afrikanus,
Und jener Muſenfreund, der trefliche Trajanus,
Sich ſchon dahin erklärt, Chryſanders ädlen Geiſt,
Wann endlich Er einmal von dieſer Erde reiſt,
Welchs doch die Himmelskraft noch lange woll' erwehren,
Mit unter ihre Zahl zu nehmen und zu ehren,
Daß neben ihnen Er auch nach dem Tode leb',
Und wie Er würdig iſt, bey ihnen ewig ſchweb'.
Alſo wird der Verſtand und ritterliche Tugend,
Die man feſt eingepfropft in annoch zahrter Jugend,
Nach dieſer Sterblichkeit geehret und bethront,
Vergöttert nach dem Tod' und herrlich abgelohnt.
Ein Pöbelgleicher Sinn läſt mit dem Leibe ſich begraben:
Ein Tugendgeiſt lebt aber noch mit allen ſeinen Gaben,
Ob ihn gleich Lethens herber Pfeil geſuchet hat zu fällen:
Mnemoſyne trägt ihn hernach zu ſeinen Ehrenſtellen,
Und ſetzt uns ſeinen Ruhmenshall und ſeine Treflichkeiten
Vor Augen, als ein Spiegelglas nach vielen hundert Zeiten.
Was kürtzlich des Chryſanders Ruhm belanget,
Womit Er in der Welt vor andern Hürten pranget,
So ſchaut in dieſen Wald,
Und ſeht, wie jener Zederbaum ſo prächtig ſey geſtalt,
Daß auch nicht ein Baum weit und breit
An ſeinen Gipfel reichet,
Und an der ſchönen Zierlichkeit
Jhm im geringſten gleichet
Daher urtheilet nun Chryſanders Lob. Jch ſchwere bey den Moeten,
Er bleibet an dem Saalenſtrand ein Hertzog aller Hürten.
Wenn ich abſonderlich hier ſeine Gaben ſollt erzehlen,
So würde mir die Zeit, und Stund', und Sprach' und Wörter fehlen.

Amyntas.

So hab ich gleichwohl nicht, ſo lang ich leb', erfahren,
Viel weniger geſehn, ſolch-gleiches Paar ſich paaren.
Wie aber ſein die Beyd' im Anfang doch zuſammen kommen?
Und wo hat dieſe Lieb' ihr erſtes Lieben hergenommen?

Filidor.

Mein Freund, Amynt, hör zu, ich will dir kürtzlich ſagen,
Wie dieſes ſey geſchehn vor kurtzverwichnen Tagen:
Es war gleich in dem Lentzen,
Da Wieſen, Feld und Wald von ſchönen Blumen gläntzen,
Als einſt Chryſander kam
Den Stab und Taſche nahm,
Und ſeine Knaben hieß die Schaf' hinaus zu weiden,
Da ER denn ſelbſt mit gieng, und ſeines Hertzens Leiden,
Worein Klarindens Tod vor kurtzer Zeit ihn ſetzte,
Jm treiben wohl erwegte,
Bis ER ſich niederlegte,
Und ſein betrübtes Hertz mit ſanfter Ruh ergetzte:
Er ſchlief darüber ein. Bald träumt' Jhm, wie Dione
Mit ihrem kleinen Sohne
Zu Jhm gegangen kähm', und ſagte dieſe Worte:
Nicht ſo ihr ädler Hürt! Was wolt ihr fort und forte
Das Hertz mit Grämen freſſen?
Und nicht des Leides wiederüm vergeſſen?
Klarinde war zwar hochbegabt und ſchön in ihrem Leben,
Denkt aber, daß der Höchſte kan dergleichen wieder geben.
Was hin iſt, bleibt wohl hin,
Und kömmet nimmer wieder.
Schlagt ihr derwegen denn den freyen Fürſtenſinn,
Und das Gemüth im Kummer alſo nieder?
Auf, hochgebohrner Fürſt, auf tapferer Chryſander!
Was durch des Himmels Schikkung iſt geſchehn,
Das laſſet mit Geduld nur alſo gehn.
Schaut in den Jlmenfeldern
Und dort in Hornſteins Wäldern,
Da weidet ſchon ein' Ander':
Es hat das Tyrigeterland
Ohn dieß gewünſchte Bild nicht eine ſchön're Schäferinn,
Wo mich nicht treugt mein Sinn,
Sie wird darüm nach Griechenahrt von Tugend hergenannt.
Dieß ſoll das bitter Leid mit ſüßer Luſt erſetzen,
Und euer mattes Hertz mit ſtolzer Freud' ergetzen.
Drüm gebet nicht ſo bald verlohren
Der grünbelaubeten Pandoren,
Jn dieſer Trauerzeit,
Zur neuen Frölichkeit.
Auf, auf, Chryſander, auf, und ſtellt das Trauren ein,
Zu eures Hertzens Troſt ſoll bald ein' Andre ſein.
Nach dem Sie dieß geredt, hat Liebreitz ſeinen Bogen
Bepfeilt, und ſolchen losgezogen,
Chryſanders Hertz' entzündt,
Und drauf geſchwind
Mit ſeiner Mutter weg geflogen.
Der neuverwundte Hürt, Chryſander, liegt geſtrekket,
Und wird, ich weiß nicht wie, von etwas aufgewekket;
Er fühlt in ſeinem Hertzen
Die heiſſe Liebeskertzen.
Wie, ſpricht ER, iſt mir denn geſchehen,
Was hab' ich denn im Schlaf' erſehen?
Jch fühl' ein neues Feur, und kan doch nicht erkennen,
Wornach die Flammen brennen.
Er denkt dem Traume nach,
Vergiſſet allgemach
Sein vorig Sinnbetrüben,
Er fänget an zu lieben:
Er nimmt die Reiſe vor nach unſern Jlmenauen,
Und wil auf ſolchen nur die Schäferinnen ſchauen.
Es trug ſich aber zu, daß Fürſt Chryſander kam auf eben ſelben Rein,
Da bei erfreutem Sonnenſchein
Die Tochter Filarets, die Hürtinn Aretine,
Bey ihrer Heerde ſelbſt erſchiene:
Chryſander ſieht Sie an, und wundert ſich ob ihrer Tugend,
Womit ſo reichlich war geſchmükket ihre zarte Jugend.
Der Schäfrin ſchöne Zier, und heller Tugendſchein
Beſtraalet Jhn mit Macht, und dringt zum Hertzen ein.
Es ſchlagen ſeine Liebesflammen
Bey Jhm in voller Gluth zuſammen.
Jhn deucht, Er könne nun nicht eine Stunde leben,
Wo nicht diß liebe Kind,
Das ihm ſein Hertz mit ihrer Anmuth bindt,
Jhm eigenthümlich werd', als Ehgemahl gegeben.
Er gehet zu ihr zu, und redt Sie freundlich an,
Bringt zukkerſüſſe Schertz' und Liebesreden auf die Bahn,
Bemühet ſich aufs beſt, ein ſolches Wort zu finden,
So ihr das zarte Hertz mit Gegenliebe mögte binden.
Sie aber ſchämet ſich,
Wie wohl ſie innerlich
Auch allbereits die Liebesflammen fühlet,
Und, daß ſie möchten ihr bald werden abgekühlet,
Jm Hertzen heimlich wünſcht. Sie weiſet Jhn zum Vater hin,
Spricht, daß Sie einig hang an deſſen Will' und reiffem Sinn.
Ein fromm gehorſam Kind geht in der Freyerey
Der Eltern guten Rath und Willen nicht vorbey.
Sie läſt es Filaret, den lieben Vater, wiſſen,
Der gleich nicht ferne war, der iſt auch bald befliſſen,
Zu kommen hin zu ihr mit ſeiner Hertzogin, der Leukoten,
Um dieſe Wichtigkeit verſtändig anzuſehen.
Denn, ſagt ER, Lieber Schatz, wir müſſens überlegen,
Und ſolches hohe Werk im Hertzen wohl erwegen,
Die Welt iſt wunderbar
Und ſtekket voll Gefahr.
Gar ſelten wird ein Ding zu ſeinem Zwekke kommen,
Das nicht mit reiffem Rath und mit Verſtand iſt vorgenommen.
Chryſanders keuſche Gluth wird aber bald durch ſeinen treuen Mund
Nach kurtzgepflogner Red' Jhm offenbar und kund.
Ein recht verliebtes Hertz kan man nicht hinderdrükken,
Es bricht doch bald heraus, und läſt die Treue blikken.
Man ſtürtze was man woll' auf ein ſtarkflammend Licht,
Und ſchau, ob nicht ſein Schein aus ſeinem Dekkel bricht.
Denn, ſagt' ER, wehrter Herr, hier ſteht mit einem Worte
Mein treuverliebter Sinn, und meines Herzens Pforte
Eröffnet angelweit, ich ſag' ohn' Heucheley,
Daß ich in Euer Kind getreu verliebet ſey.
Erbiete mich, daſſelb' im Hertzen einzuſchlieſſen,
Mich ſoll üm Sie allein zu ehren, nichts verdrieſſen.
Jhr wiſſet, wer ich bin, ich bin genug bekannt,
Jhr ſeht mich hier vor Euch, Jhr wiſſet meinen Stand,
Wir ſind von einem Stamm der Sachſen hergefloſſen,
Jch bin, wie Aretin', aus einem Haus' entſproſſen.

Digitized by Google

Drüm gebt mir, Filaret, hochtheurt Leukote,
Das Jawort, aber Nein, weil ich noch vor Euch ſteh'.
Drauf ſprach der alte Fürſt, der ädle Schäfee Filaret:
Wohlan, mein theurer Frennd, Chryſander, hertzgeliebter Sohn,
Da nehmt, geliebter Prinz, mein einge Tochter hin,
Als Eurer treuen Lieb' erwünſchten Lohn,
Die Ich aus rechtem Vaterſinn
Euch zum Gemahle geb', und nun da vor Euch ſteht.
Hat GOtt das keuſche Feur in Beyden angezündet,
GOtt, der alleine nur der Menſchen Herzen bindet,
Wohlan! ſo red' ich nichts, wie auch mein Ehgemahl,
Zu wider dieſem Werk. Was von dem HErren kömmt,
Was von dem Himmel her den Sterblichen beſtimmt,
Gefält uns billich anch. Des Höchſten Gnadenſtraal,
Beſtraal' euch, daß ihr Beyd' in tauſend möget wachſen,
Durch Euch woll' unſer Haus, das alte Haus von Sachſen,
Zu gutem Wachsthum ſteha. Ich bilde mie ja ein,
Daß euer hertzgeliebter Vater,
Mein werthester Herr Vetter,
Der große Landesrathee,
In manchem Unglükkswetter,
Der tapfre Potiarch, zufrieden werde ſein.
Chryſander ſprach: Ja gern. Damit trat Ee mit Freuden
Zur Aretinen zu, vergaß ſein vorig Leiden,
Bodt' Ihr das eeſte Liedespfand,
Die treue Hand,
Und ſprach: Mein liebſter Schatz, mein' auserwehlte Sonne,
Mein Leitſtern, Auber=Ich, mein hertzgeliebte Wonne,
Mein Seelchen, nehmet hin, das, was Ihr haben wollt,
Das noch weit beſſer iſt, als ädle Stein' und Gold,
Ich meine dieß mein Hertz, das ſonſten nichtes achtet,
Als reine Lieb und Treu, das eintzig dahin trachtet,
Und alle Kräfte ſtrekkt, gantz ohne falſche Liſt,
Zu thun, was Euch gefällt, und Ehren=dienlich iſt.
Nach dieſem ſchenk' ich Euch beliebtes Gut und Geld,
Mein Wollen=volles Vieh', und Auenreiches Feld,
Die Wälder aoller Wild, manch ſchöne Schäfereien,
Und was des Höchſten Gnad' hae wollen mehe verleihen.
Dies nohm Sie freundlich an, und gab den Hertzensſchluß
Mit dieſem an den Tag: Hertzallerliebſter Schatz;
Ihr trautſtee Auſenthalt, ihr meinee Freuden Platz,
Ihr Seele meines Troſts, ſtimmt GOttes Gnadenwillen
Mit meinen Eltern ein,
So wil mein' Obdach ſein,
Derſelbea guten Raht gehorſamſt zu erfüllen.
Erkläre mich darauf, daß nimmee mehr ein Ander
Mein Hertz beherſchen ſoll, als ihe, mein Kind Chryſander,
Seht mein getreues Hertz, das wie ein Demantſtein,
Ja euer Liebesbrunſt gantz ſonder wanken ſteht,
Das Euch auf jedem Wink zu guter Folge geht,
Biß Lethe mich geſtürtzt ins dunkle Grab hinein.

Ein Handſchlag muſte nun, manch zukkerſüſſer Kuß
Und ein hertzfreundlich Lachen,
Den Abſchied feſte machen.
So iſt das Fürſtenpaae, mit Liebesflammen übernommen,
Wie itzo kurtz erzählt, mein Freund Amynt, zuſammen kommen.

Amyntas.

GOtt ſpreche nur ſein Amen drein,
So wird es wohl gepaaret ſei.
So iſt nun dieß dee Tag, da Sie das rechte Prieſterband
Zu dem aon GOtt geſetzten Eheſtand,
Wird unauflöslich binden?
Da ſich die Hertzenslieb' im Werke feſt wird gründen?
Iſt heut Gamelien, weß Anfangs Ihr gedacht?
Soll hente dieſes Feſt denn werden durchgebracht?
Recht wohl gethan! Es wil uns abee auch gebüheen,
Die hohe Fürſtentrau mit einem Glükkswunſch anzuziehren.

Thyrſis.

Es iſt gebräuchlich zwar, ihr meine liebe Brüder,
Daß einee jungen Braut,
Und ihrem Bräutigam, dem Sie wird anvertraut,
Man neugeſetzte Lieder
Zu Ehren abeſingt,
Und neben dieſem auch ein Brautgeſchenke bringt.
Weil abee wie zu ſchlecht, und nichtes geden konnen,
Was angenehme ſey dergleichen hohen Sinnen,
Weil Amalthe ihe Horn nicht über uns gegoſſen,
Und Tagus göldnee Strohm gar ſeicht bey uns gefloſſen,
So hab' ich mich bedacht,
In dem Ihr, meine Lieben,
Mit Reden eure Zeil vertrieben,
Und hab ein neues Werk der Verſch' hervorgebracht,
Das ziemlich ſchwehr und mühſam fället,
Wenns nach der reinen Kunſt geſetzet werden ſoll,
Das nicht wie hinkend geht mit Fehlern voll,
Das ſelten ſeinen Schritt und Gong
Erhalten wird ohn' allen Zwang,
Deß Zeilen ihren Nahmen hätten,
Wenns Euch beliebte, von den Ketten,
Weil ſich ein ieder Verſch zur andern Zeil geſellet,
Geſchloſſen in ſich ſelbſt, wie rundgekrümmte Schlangen,
Das Eude reimet ſich mit dem, was angefangen,
Der Mittelreim muß aber alſo ſtehn,
Daß allzeit zwei und zei geſchränket anzuſehn.
Wenn aber iemand wil recht eigendlich dieß wiſſen,
So wird es in ein Kupferblat gebildet werden müſſen,
Sonſt läſſet ſichs nicht recht, wie ſolches ſoll, verſtehn,
Hier könnt ihe deſſen Prob' in ſeiner Ordnung ſehn,
Und darauf alſobald,
Wie es in Kettenahrt geſtalt:

Großer GOTT,

Strene = deinen göld = neu Regen, auf dieß Paar nnd Sie er freue,
Schaue = Sie in vol = lem Segen und mit Nectae Sie be thaue:
Blikke = deiner = Gütig = keit = = wollen Sie in gu = tem Glükke
Sehen = lange Jahr und Zeit = = als den. grauen Neſtoe ſtehen:
Feenen = ſoll ſich al = les = Trübe von den ädlen Fürſten ſternen,
Leiden = Haß, und Zwiſt der Liebe ſoll ſich weit von Ihnen ſcheiden:
Keetzen = der ge = treuen = Gunſt blinket ſtets in ih = een Hertzen,
Leget = = täg = lich zu der Brunſt wos da keuſche Flammen heget.
Sachſen wolle durch die Beide als ein grüner Palmbaum wachſen,
Deſſen = Zweige vol = ler Freude an der Mehrung uner meſſen,
Sproſſen grü = nen al = le Jahr = aon dem Himmel wohl be goſſen,
Amen = = ſpricht all Hürten ſchaar in des Allee = höch = ſten Nahmen.

Mit dieſer nenen Ahrt
Auf Kettenahrt gepaart
Wil ich, und ihe mit mir, die wehrten Beide binden,
Daß Sie dadurch verknüpft erleben große Jahe'.
Wir zweifeln nicht, es werde GOTT des Wunſches Wirkung finden.
Du aber, Melibe, wirſt ſchon ein Liedchen ſetzen,
Die Fürſtenſchäfer=Zunſt mit ſolchem zu ergetzen.
Ich weiß, daß du der Sing= und Seitenkunſt ſehr gründlich biſt erfahren.
Dos Stimmwerk ordne du, ich wil die Zeilen paaren,

Melibeus.

Es iſt, mein Thyrſis, gut, es iſt ſehr wohl bedacht,
Die neue Kettenahrt iſt angenehm gemacht.
Ich wil mein beſtes thun, die Stimmen aus=zu=ziehren,
Du wirſt das Lied in ſeiner Tichterei,
Daß es ſein geiſtlich flieſſend ſei,
Schon ſetzen, und den Fleiß darinnen laſſen ſpühren.

Amyntas.

Was könnten wir doch angenehmers ſchenken?
Was ſolten wir wohl würdiger bedenken?
Geſchmeide, Geld, und Gut wird ja nue beigeleget,
Es wird nue eine Zeit von Manchem groß gemacht,
Und endlich doch hernach geſchlagen ans dee Acht,
Viel weniger man deſſen denket,
Dee ſolche Sachen hat geſchenket,
Es wird aerlohren,
Was wohl verſchloſſen war zuaoren;
Die kunſtgeſetzte Schriſt, die eines Menſchen Lobſchall heget,
Bleibt aber ewig ſtehn,
Und läßt deſſelben Ruhm, dem Sie geſetzt zu Ehren,
Nach tauſend Jahren hören,
Und manches ſchöne Lob in grüner Blühte ſehn.

Digitized by Google

Wir hoffen auch, es wird Chryſander ſich bequemen,
Wie auch ſein' Aretine,
Die andre Menſchengöttin' Egine,
Was unſre Demuht giebt, in Gnaden anzunehmen.
Ein ſternverwandter Geiſt nimt gerne dieſes an,
Was ein getreues Hertz in Einfalt geben kan,
Und ſiehet mehr auf das Gemühte,
Als auf der Gaben Güte.

Thyrſis.

Seht da, da iſt das Lied, nach ſeiner Tichterei.

Melibeus.

Und hier, mein Thyrſis, auch ſein' eigne Melodei.

Filidor.

Ich wil, wenns Euch beliebt, des Liedes Sätze ſingen.

Amyntas.

So wollen wir darein die Inſtrument' erklingen.

Lied.

1.

Auf! du ädles Stammhaus Sachſen, brich in Freuden aus,
Laß ſich deine Luſt erthürmen biß ans Wolkenhaus,
Jauchtze, dz auch ſelbſt der Silber-Chor der Sterne
Deiner Freuden Hall in ſeinen Lüften lerne.

2.

Merkſt du nicht, daß auch das ſtumme Webicht ſey entzükkt,
Und daß deſſen gantze Gegend ſey in Luſt verrükkt,
Deiner Ilmen Nachbarſchaft, die Auen,
Laſſen ſich viel ſchöner, als im Lentzen, ſchauen.

3.

Schau, die blöden Najadinnen haben es gewagt,
Und, nach dem man deine Freuden ihnen angeſagt,
Sind ans Ufer ausgetreten, und zu Ehren
Laſſen Sie manch Liedchen dieſem Feſte hören.

4.

Dieſes iſt ein Tag der Freuden, ein gewünſchter Tag
Da ein Jeder, dem beliebt, ſeh- und ſchauen mag,
Dich in deinem Freudenwerke herrlich ſtehen,
Als in vielverwichnen Jahren nicht geſchehen.

5,

Zwey der ädlen Sachſenreiſer, die der Himmel ehrt,
Und in gleiche keuſche Flammen weislich hat verkehrt,
Faſſen heut' in Treu' einander, wie die Reben,
Ihre Luſt, den Ulmenbaum, verliebt ümgeben.

6.

Aretine wird Chryſandern heute beigetraut,
Aretine, die man prächtig, als die Sonne, ſchaut,
Heute ſcheinen die gewünſchte Freudenſtunden,
Da die beide Hertzen werden feſt gebunden.

7.

Sie befeſtigen das Bündniß, daß Sie aufgericht,
Wechſeln Flammen keuſcher Liebe; was der Mund verſpricht,
Hat das Hertze demantfeſt' in ſich gepreget,
Welches gleich den Klippen ſtehet unbeweget.

8.

Auf derwegen, liebes Hornſtein, brich in Freuden aus,
Laß ſich deine Luſt erthürmen, biß ans Sternenhaus,
Wir, die wir in unſern Wäldern dieß vernommen,
Sind, mit dieſem Wunſch das Feſt zu ehren, kommen.

9.

Wachſet, ihr berühmte Zweige, nehmet reichlich zu,
Grünet, blühet, bringet Früchte, ſchwebt in Fried' und Ruh.
Hochgebohrner Hertzog, Heldin hoher Sachſen,
GOTT der laß euch Beide zu viel tauſend wachſen.

Amyntas.

So weren dieſes nun die Hochzeitgaben
Womit wir beiden Hertzen,
Als Held- und hellen Tugendkertzen,
In Unterthänigkeit heut wollen aufgewartet haben.

Thyrſis.

Amynt, es iſt genug an dieſen unſern Gaben,
Man weiß wohl, daß wir nicht viel Goldestonnen haben.
Die großen Waſſerſtröm' ertheilen große Fiſche;
Wer großen Vorrath hat, der träget viel zu Tiſche;
Ein kleiner ſchwacher Baum kan nicht viel Früchte geben;
Man nimt nicht Fäßer voll von wenig ſchlanken Reben;
Das Hertz wird angeſehn, und nicht der Gaben Schwehre.
Sinetens Waſſertrunk erlanget gleich die Ehre,
Als Kröſus Goldesklump. Doch, wenn es Euch beliebet,
So ſey, daß Jeder noch drey fette Lämmer giebet,
Mit Bändern fein geputzt,
So ſind ihr gleich ein Dutzt.

Filidor.

Wohlan! es bleibt dabei, wir laſſen uns behagen,
Mein Thryſis, was du itzt uns freundlich vorgeſchlagen.

Amyntas.

Iſt aber etwas ſonderliches auch dabei zu ſehen,
Wie in gemein es pflegt bei ſolchen Feſten zu geſchehen?

Thyrſis.

Ja freylich! Sehet nur das Webicht Höltzlein an:
Betrachtet deſſen Luſt und hundertfache Freuden
Von Filareten angeſtellt, zu Ehren dieſen Beiden;
Seht nur das Schau- und Urthels Haus; die grüne Ritterbahn
Das lange Kugelſpiel;
Der Rohr- und Bogenſchützen hohes Vogelziel;
Hört nur Pans Sakpfeiff' an; der Satyren Schalmeien;
Der Driaden ihr Paukenklang;
Und der Napeen Luſtgeſang;
Merkt auf den Bauerreihen,
Den Mopſus Springebein, Menalkas und ſein Sohn,
Alzippus Schlafelang, der läpſche Koridon,
Lyziskus Krauſekopf,
Dametas Sauertopf,
Und Meris Schlinkeſchlank mit ihren Grethen führen,
Und noch manch' andre Luſt, ſo werdet ihr drauß ſpühren,
Wie koſtbar, groß und mancherle
Des Feſtes Freude ſei.
Was ſonſt für Fürſtenpracht in Hornſteins Luſtgemächern,
Auf deſſen ſchönem Saal' und Gartengleichen Dächern,
Wird vorgehn, ſag' ich nicht: Es wird ſich ſelber zeigen.
Drüm wil von ſolchen ich anitzo ſtille ſchweigen.

Amyntas.

Was ſäumen wir denn hier,
Nach Hornſteins ſchöner Luſt zugehn,
Weil ſchon der Mittag vor der Thüe,
Und ſelbſt mit Augen anzuſehn,
Was Thyrſis itzt erwehnet?
Wer iſt denn unter uns, der ſich nach dieſer Luſt nicht ſehnet?

Thyrſis.

So laſſet uns denn gehn. Und ihr, ihr muntern Hürtenknaben,
Komm' einer von Euch her, und leſ' ein Dutzet Lämmer aus
Aus allen Herden hier, und jage ſie bald heim nach Hauſ
Und waſche Sie fein weiß, laß Schäfrin Fillis ſie fein zieren
Mit buntem Seidenband', und treibe Sie denn zu uns ſtrern.
Ihr Andern aber ſolt das Vich' in guter Obdach haben,
Pflegt, tränkt, und füttert es, ſo weit und viel es ihm von nöthen,
Wenn denn Apollo weicht, und fängt den Himmel an zu röthen,
Wenn Heſperus ſein Heer, die ungezählten Silberſterne,
Zur Nachteswache führt; Hört, wenn ihr ſolches ſeht von ferne,
Und unſer Wollenvieh mit weiden müd' und ſatt iſt worden,
So treibt Sie immer fort, zur Ruh, nach ihren ſichern Horden
Und wartet fleiſſig auf, biß wir zurükke wieder kommen.
Ihr habet dieſes ja, ihr loſe Schelmen, wohl vernommen!

Erdmann Neumeiſter,

ein durch ſeine Streitigkeiten ebenſo ſehr als durch ſeine Lieder bekannter Dichter, ward am 12. Mai 1671 zu Uechteritz bei Weißenfels geboren, ſtudirte zu Pforta und Leipzig alte Sprachen und Theologie und wurde 1697 Pfarrſubſtitut zu Bibra in Thüringen, wo er 1698 als Pfarrer und Superintendenturadjunct angeſtellt wurde. 1704 kam er als Hofdiakonus nach Weißenfels, erhielt hier bald die Hofprediger- und Erzieherſtelle bei der jungen Prinz

ſin, folgte aber 1706 dem Rufe als gräflich Promnitziſcher Oberhofprediger, Conſiſtorialrath und Superintendent nach Sorau und ging 1715 als Hauptpaſtor zu St. Jacobi nach Hamburg. Hier ſtarb er als Senior des geiſtlichen Miniſteriums und kaiſerlich ruſſiſcher und ſchleswig-holſteiniſcher Oberconſiſtorial- und Kirchenrath am 18. Auguſt 1756.

Er verfaßte:

Der Zugang zum Gnadenſtuhle Jeſu. Weißenfels 1705; 8. Aufl. Ebendaſ. 1717, 12.; letzte Ausg. Jena 1770.

Geiſtliche Cantaten. Halle 1705.

Die allerneuſte Art zur reinen und galanten Poeſie zu gelangen, ans Licht geſtellt von Menantes. (Hamburg 1707. N. A. 1728.) (Ohne ſein Wiſſen gedrucktes Collegium.)

Fünffache Kirchenandachten. Leipzig 1716, 8. Als: Fortgeſetzte fünffache ꝛc. Hamburg 1728, 8.

Evangeliſcher Nachklang. Hamburg 1718, 8.

Geiſtliche Bibliothek. Ebendaſ. 1720, 4.

Poetiſche Gedenkſprüche. Ebendaſ. 1754.

Pſalmen, Lobgeſänge und geiſtliche Lieder. Ebendaſ. 1755.

Lateiniſch, aber für die Geſchichte der deutſchen Litteratur jener Zeit von Intereſſe:

Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis huius seculi praecipuis. s. i. 1694, 4. 3. Aufl. Vitembergae 1708, 4.

Früher im Geſchmacke Hoffmannswaldau's dichtend, wandte ſich N. in ſpäteren Jahren mit Vorliebe dem geiſtlichen Liede zu und leiſtete hier für ſeine Zeit Vortreffliches, von dem ſich Manches in unſeren Kirchengeſangbüchern bis auf uns erhalten hat. Als Theolog war er gleichfalls ſehr geſchätzt.

Meiſter Heinrich von Neuſtadt, ſ. Meiſterſänger.

Maximilian Alexander Philipp, Prinz zu Neuwied.

Dieſer treffliche und geiſtreiche Reiſebeſchreiber iſt der Bruder des Fürſten Auguſt von Wied-Neuwied und wurde am 23. September 1782 zu Wied geboren. Früh zu naturhiſtoriſchen Studien hingezogen und durch A. von Humboldt's Beiſpiel angeregt, unternahm er 1815 eine Reiſe nach Braſilien, von welcher er 1817 zurückkehrte und vom König von Preußen zum Capitän und Ritter des rothen Adlerordens 2. Cl. ernannt wurde.

Litterariſch bekannt iſt er durch:

Reiſe nach Braſilien in den Jahren 1815—17. Frankfurt am Main 1820, 2 Bde. 4.

Abbildungen zur Naturgeſchichte. Weimar 1822 ꝛc. Fol.

Beiträge zur Naturgeſchichte von Braſilien. Ebendaſ. 1825—30, 3 Thle. gr. 8.

Des Prinzen von Neuwied Reiſebeſchreibung ſteht als eines der trefflichſten deutſchen Werke dieſer Gattung in hohem Anſehn, da es eben ſo reich an wiſſenſchaftlicher Belehrung, wie an anziehenden Naturſchilderungen und intereſſanten Beobachtungen iſt.

Alexander Guſtav Wilhelm Nicolai,

als Schriftſteller meiſt nur Guſtav Nicolai genannt, ward am 28. Mai 1795 in Berlin geboren, wo ſein Vater als preußiſcher Geheimerath und Director der Seehandlung lebte. Er erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium zu Königsberg in der Neumark und dem des grauen Kloſters zu Berlin, und trat dann nach kaum zurückgelegtem ſiebenzehnten Jahre als freiwilliger Jäger in das preußiſche Heer, mit welchem er den Schlachten bei Groß-Görſchen und Bautzen beiwohnte. Nach dem Waffenſtillſtande wegen ſeiner zarten Conſtitution als halber Invalide entlaſſen, ſtudirte er nun zu Breslau und Halle die Rechte, arbeitete darauf als Auſcultator und Referendar in Magdeburg und Naumburg und erhielt dann das Amt eines Diviſionsauditeurs der zweiten Gardediviſion zu Berlin, welches er gegenwärtig noch bekleidet. In neueſter Zeit nahm er an den Arbeiten der preußiſchen Militär-Geſetz-Reviſion zu Folge höheren Auftrages Theil.

Von ihm erſchien:

Die Geweihten oder der Cantor aus Fichtenhagen. Humoreske. 2 Bde. Berlin 1829; N. A. 1835.

Jeremias der Volks-Componiſt. Berlin 1830.

Italien, wie es wirklich iſt. 2 Thle. Leipzig 1834; N. A. 1835.

Arabesken für Muſikfreunde. 2 Bde. Leipzig 1835; N. A. 1836.

Viele Flugſchriften (auch die Brochure „Spontini in Deutſchland" Leipzig 1830, wird ihm zugeſchrieben), Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Gründliche Kenntniſſe, außer ſeinen Berufsſtudien, namentlich in der Muſik und den mit ihr verwandten Wiſſenſchaften, Scharfſinn und Beobachtungsgabe, gute Darſtellung und Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form, verbunden mit ſtrenger Wahrheitsliebe und zu Zeiten ſehr anmuthigem Humor, weiſen G. N. als Schriftſteller einen ſehr geachteten Rang an. Heftig wegen ſeiner Beſchreibung Italiens angefeindet, mußte man ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſein Streben ein durchaus lobenswerthes geweſen, und daß nur ſein Eifer gegen Täuſchungen aller Art ihn mitunter die Dinge habe ſchlimmer ſehn laſſen, als ſie wirklich ſind. — Er hat ſich auch als Componiſt ausgezeichnet, und ſeine Leiſtungen auf dem Gebiete der Tonkunſt werden von Sachverſtändigen ſehr gelobt.

Chriſtoph Friedrich Nicolai

ward am 18. März 1733 zu Berlin geboren und von ſeinem Vater, einem daſigen Buchhändler, für den Buchhandel beſtimmt. In ſeiner Ausbildung auf ſich ſelbſt verwieſen und durch das gelehrte Treiben der Schulen zu Halle und Berlin den Studien entfremdet, bildete er ſich durch ſich ſelbſt und gewann erſt auf dem neuerrichteten Real-

Digitized by Google

gymnaſium zu Berlin Geſchmack an den Wiſſenſchaften. Um ſo eifriger ſtrebte er aber auch nun nach gelehrten Kenntniſſen, trieb zu Frankfurt an der Oder, wohin ihn ſein Vater 1749 zu Erlernung des Buchhandels geſandt hatte, unter genauer Erfüllung ſeiner Obliegenheiten als Lehrling, für ſich die lateiniſche, griechiſche und engliſche Sprache und ſuchte ſich auch in der Mathematik, Philoſophie und Litteratur fort zu helfen. Gleich eifrig ſetzte er, als er 1752 nach Berlin zurückgekehrt war, ſeine Lieblingsbeſchäftigung fort und erwarb ſich bald durch die erſte Frucht dieſer Studien, ſeine „Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften", die Freundſchaft Leſſing's und Mendelsſohn's, welchem Bunde ſich bald viele ausgezeichnete Köpfe Deutſchlands anſchloſſen. Um ganz ſeiner Neigung leben zu können, gab er 1757 nach geſchehener Erbtheilung mit ſeinen Geſchwiſtern, die Handlung auf, aber der frühe Tod ſeines ältern Bruders nöthigte ihn, 1759 deren Direction zu übernehmen. Er that es mit ausdauernder Sorgfalt und ohne dadurch den Wiſſenſchaften entfremdet zu werden. Vielmehr förderte er dieſelben ſowohl durch Begründung und Mitherausgabe von Zeitſchriften, als auch durch Bearbeitung eigener Werke, und erwarb ſich dadurch, obwohl häufig angefeindet und nicht immer grundlos bekämpft, allgemeine Achtung und einen weitbekannten Namen. Die Akademien zu München und Berlin nahmen ihn zum Mitgliede auf und die vaterländiſche Univerſität ertheilte ihm die philoſophiſche Doctorwürde. Als glücklicher Gatte und Vater, aber zuletzt auf dem rechten Auge erblindet und durch das Schickſal ſeines Vaterlandes niedergebeugt, ſtarb er daſelbſt am 8. Januar 1811.

Seine Schriften ſind, theils anonym, theils pſeudonym:

Unterſuchung, ob Milton ſein verlornes Paradies aus lateiniſchen Schriftſtellern ausgeſchrieben habe. Frankfurt und Leipzig 1753, 8.
Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland. Berlin 1755, 8.
Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte. Leipzig 1757—60, 4 Bde. gr. 8. (mit Mendelsſohn); 2. Ausg. Ebendaſ. 1760—62, gr. 8. mit Portraits. Fortgeſetzt von Weiße.
Sammlung vermiſchter Schriften. Berlin 1759—63, 6 Bde. gr. 8. mit Portraits.
Ehrengedächtniß Herrn Ewald von Kleiſt. Berlin 1760, 4. mit Portrait. (Ins Franzöſiſche und Däniſche überſetzt.)
Briefe die neueſte Litteratur betreffend. Berlin 1761—66, 24 Theile, kl. 8. (Mit Leſſing, Mendelsſohn, Abt, Reſewitz, Grillo u. Sulzer.)
Thomas Abt's vermiſchte Werke. Berlin und Stettin 1761—81, 6 Thle. in 8. (Die 3 letzten Theile von Bieſter herausgegeben.)
Allgemeine deutſche Bibliothek. Ebendaſ. 1765—92, 107 Bde. gr. 8. mit 107 Portr. (Wurde von Andern als: Neue allgemeine deutſche Bibliothek fortgeſetzt, deren Redaction N. vom 5. Bande, 1800—1805, wieder übernahm.)
Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abt. Berlin und Stettin 1767, 4. mit Portrait.
Beſchreibung der königlichen Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam. Ebendaſ. 1769, 8.; 2. Ausg. 1779, 2 Bde. 8.; 3. umgearb. Ausg. 1786, 3 Bde. gr. 8. mit Grundriß und Charten.
Des Licentiat Simon Ratzeberger's liebreiche Anrede. Berlin 1770, 8.
Eyn feyner kleyner Almanach vol ſchönerr echterr liblicherr Volckslieder ꝛc. Von Danyel Seuberlich, Schuſterrn zu Ritzmück. Berlyn vnndt Stettyn 1771—78, 2 Jahrgg. 12. mit 1 Titelk.
Das Leben und Meinungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker. Berlin und Stettin 1773—76, 3 Bde. 8. mit Kupf.; 3. verb. Aufl. des 1. Bds. Ebendaſ. 1776, 8; 4. verb. Aufl. Ebendaſ. 1799, 3 Bde. 8. mit Kupfern. Neue Ausg. 1814, 8. mit 20 Kupf.
Freuden des jungen Werther. Berlin 1775, 8. mit 1 Vign.
Widerlegung der falſchen Nachricht, als ob Herr Gülcher zu Amſterdam ein Bräutigam ſei. Berlin 1776, 12.
Einige Zweifel über die Vergiftung des Nachtmahlweins zu Zürich. Berlin 1778, 8.
Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels. Aus dem Engliſchen. Berlin und Stettin 1778, 4 Thle. 8. mit Kupf. (mit von Spieren und Piſtorius).
Johann Bunkle der jüngere, ein Mann ehrbaren Standes. Aus dem Engliſchen. Leipzig 1779, 2 Thle. 8.
Beſcheidene Zweifel und freimüthige Erklärung wegen des Verbots der Allgemeinen deutſchen Bibliothek ꝛc. in den K. K. Erblanden. Berlin 1780, 8.
Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden ſind. Berlin und Stettin 1782, 2 Thle. 8.; 2. Aufl. des 1. Thls. Ebendaſ. 1783, 8. mit Kupf. Franzöſiſch 1782, 12.
Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im Jahre 1781. Berlin und Stettin 1783—96, 12 Bde. gr. 8. mit Kupf.; 3. vermehrte und verb. Aufl. der erſten 2 Bde. Ebendaſ. 1788, 8.
Unterſuchung der Beſchuldigungen des Profeſſors Garve wider meine Reiſebeſchreibung. Berlin 1786, 8.
Anzeige (gegen Lavater). Ebendaſ. 1786, 8.
Anmerkungen über das 2. Blatt von Lavater's Rechenſchaft. Ebendaſ. 1787, gr. 8.
Verzeichniß einer Handbibliothek der nützlichſten deutſchen Schriften. Ebendaſ. 1787; 4. ganz umgearb. und verm. A. 1795, 8.
Oeffentliche Erklärung über ſeine Verbindung mit dem Illuminatenorden. Ebendaſ. 1788, gr. 8.
Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen. Berlin und Stettin 1788—92, 6 Hefte 8.; 2. verb. Aufl. des 1. Hfts. Ebendaſ. 1790, 8. Ins Holländiſche überſetzt.
Nöthige kurze Erklärung über eine Aufforderung des Oberhofpredigers Starke. Berlin 1789, 8.
Letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten und Zunöthigungen. Ebendaſ. 1790, gr. 8.
Freimüthige Anmerkung über des Herrn Ritter von Zimmermann Fragmente ꝛc. Ebendaſ. 1791—92, 2 Bde. gr. 8.
Anhang zu Schiller's Muſenalmanach für das Jahr 1791. Berlin und Stettin (1791), kl. 8.
Geſchichte eines dicken Mannes, worin 3 Heirathen und 3 Körbe mit viel Liebe. Ebendaſ. 1794, 2 Bde. 8. mit und ohne Kupf. N. A. 1814, 2 Bde. 8. mit Kupf.
Leben Juſtus Möſer's. Ebendaſ. 1797, gr. 8. (Auch im 1. Thl. der vermiſchten Schriften M's.)
Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert. Berlin und Stettin 1798, 8.; neue Ausg. 1814, 8. mit Kupf.
Vertraute Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S. Ebendaſ. 1779, 8.
Ueber meine gelehrte Bildung, meine Kenntniſſe der kritiſchen Philoſophie ꝛc. Berlin 1799.
Ueber den Gebrauch der falſchen Haare und Perrücken in alten und neuern Zeiten. Berlin 1801, gr. 8. mit 66 Kupf.
Gedächtnißſchrift auf J. J. Engel. Berlin und Stettin 1806, gr. 8. mit Portrait.
Einige Bemerkungen über den Urſprung und die Geſchichte der Roſenkreuzer und Freimaurer. Berlin 1806, gr. 8. mit Kupf.
Gedächtnißſchrift auf Dr. W. A. Teller. Berlin und Stettin 1807, gr. 8. mit Portrait.
Philoſophiſche Abhandlungen. Ebendaſ. 1808, 1. Bd. gr. 8.
Leben und litterariſcher Nachlaß, herausgegeben von Göckingk. Berlin 1820.

Außerdem lieferte er Aufſätze und Gedichte in: „das deutſche Muſeum, die Berliniſche Monatsſchrift, die Berliniſchen Blätter, die Neue Berliniſche Monatsſchrift, das Archiv der Zeit und des Geſchmacks, die Deutſche Monatsſchrift, Iffland's Almanach für Theater ꝛc., Magazin der Erfahrungsſeelenkunde" und andrer Zeitſchriften, Almanachs u. ſ. w., ſo wie Vorreden zu mehrern von ihm herausgegebenen Sammlungen von Werken deutſcher Schriftſteller.

Digitized by Google

Nicolai iſt zu ſeiner Zeit eben ſo ſehr zur Ungebühr gelobt, wie verunglimpft worden; während namentlich Schiller und Göthe ſeine proſaiſche und nüchterne Richtung in den Xenien auf das Heftigſte geißelten und ihn ſelbſt auf empfindliche Weiſe vor ganz Deutſchland lächerlich machten, erfuhr er von andern Seiten Beweiſe der größten Achtung und Anerkennung. Seine wiſſenſchaftliche Thätigkeit wirkte ohne Zweifel höchſt fördernd für die deutſche Litteratur, da ſie durch ſeine Stellung als Haupt einer bedeutenden Buchhandlung und ſeine Freundſchaft mit ſo vielen ausgezeichneten Männern trefflich unterſtützt wurde, auch war er ein durchaus redlicher Mann, der mit warmem Eifer alles Unrecht, alle Verblendung und Uebertreibung im Vaterlande bekämpfte, aber zu beſchränkt und einſeitig in ſeinen Anſichten, zu kleinbürgerlich in der Auffaſſung des Lebens, oft taktlos und zu großes Selbſtvertrauen in die Richtigkeit und Schärfe ſeines Urtheils ſetzend, ging er zu weit in ſeinen Beſtrebungen und lähmte dadurch ſelbſt den heilſamen Einfluß, den er hätte haben können, indem er ſich zu oft in Dinge miſchte, die ganz außer ſeiner Sphäre lagen. — Seine Schriften offenbaren nicht viel mehr als einen geſunden, hausbackenen, in engen Kreiſen ſich bewegenden Verſtand und faſt keine derſelben hat ihn überlebt.

Karl Nicolai

ward am 24. Junius 1779 zu Alsleben geboren, ſtudirte im Pädagogium zu Magdeburg alte Sprachen und zu Halle die Rechte, worauf er zu Magdeburg im dortigen Criminalgerichte angeſtellt wurde und bis zum Criminalrath ſtieg. Unglücksfälle, welche ihn trafen, nöthigten ihn, ſich nach Blankenburg zurückzuziehen, von wo er 1813 nach Halberſtadt ging und dort mit Schriftſtellerei ſein Leben friſtete. Er ſtarb daſelbſt am 30. November 1819.

Von ihm haben wir:

Moradine, Maximilian Hulder und Praſcha. Halberſtadt 1801, 3 Thle.
Franz von Werden. Penig 1802, 4 Thle.
Marg und Jerome. Quedlinburg 1806, 2 Thle.
Feſttagslaunen. Ebendaſ. 1815, 2 Thle.
Sonntagsnovellen. Ebendaſ. 1815, 2 Thle.
Joachims Abentheuer. Ebendaſ. 1816, 2 Thle.
Die Rieſenſteinburg. Ebendaſ. 1816, 2 Thle.
Erzählungen. Ebendaſ. 1819, 2 Thle.
Verliebte Abentheuer eines ſchalkhaften Freiers. Magdeburg 1817, 2 Thle.
Die Miethkutſche, die Brautnacht ohne Braut, die Familie Sternfels. Sämmtlich Quedlinburg 1817—19, 3 Thle.
Robert von der Oſten. Magdeburg 1817, 2 Thle.
Die Reiſe nach Aachen ꝛc. Halberſtadt 1819.
Ueber Seelenkunde, Selbſtkenntniß und den Umgang mit Menſchen. N. A. Quedlinburg 1818, 2 Thle.
Umgangsbuch für Gebildete des weiblichen Geſchlechts. Ebendaſ. 1815, 2 Thle.
Lebenserfahrungen und Lebensbeobachtungen. Magdeburg 1818, 2 Thle.
Theorie des Romans. Quedlinburg 1818, 2 Thle. 8.
Wilhelm der Eroberer. Trauerſpiel. Neue wohlf. Ausg. Ebendaſ. 1818, gr. 8. mit 1 Kupf.

Talent der Darſtellung, gute Beobachtung und eine gewandte Erfindungsgabe beſaß N. allerdings, aber er arbeitete zu flüchtig, um etwas Bleibendes zu liefern. Seine beſten Leiſtungen ſind die Lebenserfahrungen und die Theorie des Romans.

Phanor und Theano*).

In jenen glücklichen Zeiten, wo das einzige Athen eine ganze verſchönerte Welt war, wo ein Plato, ein Ariſtoteles lehrten, die Bewunderung der Werke eines Praxiteles zu veredeltem Schönheitsgefühl erhoben, wo öffentliches Feſt an Feſt ſich drängte, durch Mannigfaltigkeit, Pracht und Geſchmack ergötzend, damals ſtrömte von nah und fern eine zahlloſe Menge von Fremden nach Attika. Wer dort nicht ſeine Studien gemacht hatte, galt durch ganz Griechenland nicht, das ſtrenge Sparta ausgenommen, für einen feinen, gebildeten Mann. Phanor, der einzige Sohn reicher Eltern in Böotien, ward, mit allem verſehen, was das Leben in einem ſo üppigen Ort angenehm machen kann, auch nach Athen geſchickt, um ſechs Monate ſich dort zu vergnügen.

Phanor, der in ſeiner Heimath wegen des Ranges und des Reichthums ſeines Vaters ſchon etwas gegolten hatte, ging, wenn er auch nicht den kecken Uebermuth, der oft ſeinem Alter eigen iſt, beſaß, doch mit nicht geringen Ideen von ſich nach Athen. Er träumte ſüß von dem Aufſehn, welches er durch Verſchwendung ſeiner Reichthümer, durch ſeine nicht unebene Geſtalt und Geſicht erregen würde, und ſchon ſah er eine Menge gefälliger Freunde um ſich verſammelt, die ſich beeiferten, jede Lebensſtunde ihm durch neue Vergnügungen zu würzen. Wie ſanken aber dieſe Ideen herab, als er, noch viele Stadien von Athen entfernt*), die Pracht und den Geſchmack der immer wechſelnden Landhäuſer, die Größe und den einladenden Zauber der Gärten, die ſchönen Alleen u. ſ. w. nicht genug bewundern konnte, und wie klein kam er ſich vor, als er nun in der erſten Stadt der Welt ſelbſt eingezogen war. Er wußte nicht, was er mehr anſtaunen ſollte, ob den ſtolz ſich erhebenden Bau der Tempel und öffentlichen Gebäude, die weiten Räume der Volksplätze, die vielen, ſchön verzierten Hallen, oder die Größe der Stadt und das immer fluthende Gewühl des Menſchenwechſels auf den Straßen.

Nachdem ihm die Proxenes**) eine angenehme Wohnung verſchafft hatten, brachte er die erſten Tage damit zu, die Stadt zu durchwandern und oberflächlich in der Nähe alle die Gebäude und Plätze ſich zu beſehen, die er ſchon aus der Beſchreibung kannte, denn er war nicht ohne Vorkenntniſſe gereiſet. Als nun auch ſeine Kleidung im Geſchmack der Athenienſer geordnet war, beſuchte er Ariſtipp, den liebenswürdigſten Philoſophen ſeiner Zeit, an welchen er eine Empfehlung von ſeinem Vater hatte. Phanor hatte ſich unter Philoſophen finſtere Menſchen gedacht, welche jeden Lebensgenuß als eine Sünde gegen die Götter betrachten; doch zu ſeiner nicht geringen Verwunderung trat er in ein Haus, in welchem ihn gleich die ſtille Pracht, der reine Geſchmack, und die gefällige Ordnung freundlich anſprach. Und nun der Philoſoph ſelbſt, als er bald darauf, aus dem Bade kommend, erſchien!

Ariſtipp war damals über die Jahre der Jugend ſchon hinaus, doch die Heiterkeit, welche ſein Geſicht belebte, die unverkennbare Ruhe des Gemüths in dem freien Auge machten, daß das Alter an ihm vorüber zu gehen ſchien, und die geſunde Farbe war das Zeugniß der Mäßigkeit in den Genüſſen des Lebens.

Man hatte von der Böotier feinen Bildung eben keine große Idee in Athen; doch der junge Phanor hatte ſo viel Manier, ſprach ſo gut, daß Ariſtipp keinen Anſtand nahm, ihn zum Mittagsmahl einzuladen, ohne fürchten zu müſſen, daß der junge Mann Verſtöße gegen den Anſtand mache, und dadurch ſich und den Wirth in Verlegenheit ſetze. Ariſtipp war aus den Zeiten, wo er keine Glücksgüter mehr hatte, und ſeine Philoſophie allein ihn aufrecht erhielt, Phanors Vater verbindlich geworden, und da Dankbarkeit einer von den vielen edlen Zügen der Athenienſer war, ſo beſchloß er ſogleich, den jungen Fremdling in ſeinen beſondern Schutz zu nehmen. In welche beſſere Hände konnte Phanor gegeben ſein!

Zu dem Mahl ſammelten ſich mehrere Gäſte, auch Laſthenie, Ariſtipp's Freundin erſchien, und nachdem die Anweſenden ſich gelagert hatten, trugen blumenbekränzte Sklaven die Speiſen in drei Gängen auf. Geſpräche über Philoſophie und Erhaltung des Wohles der Republik würzten das Mahl, und Ariſtipp kredenzte zuerſt den Weinbecher. Dann ergriff Laſthenie

---

*) Aus K. Nicolai's „Feſttagslaunen“.

*) Eine Stadie enthielt 500 Schritt.

**) Die Proxenes waren ohngefähr das, was unſere Lohnbedienten ſind. Denn bei der Gaſtfreiheit der Griechen fehlte es dem fremden Ankömmling an einem Gaſthof. Die Proxenes verſchafften Wohnungen.

Digitized by Google

die Zither, und Skalien *) wurden geſungen, bei welchen Phanor einſtimmen kannte.

Nach dem Mahl zerſtreute ſich die Geſellſchaft in den Lorbeer- und Ulmengängen, in dem kleinen Cypreſſenhain des ſchönen Gartens, und hier nahm Ariſtipp die Gelegenheit wahr, Phanor mit Parmenides, dem Sohn eines ſehr angeſehenen Heliaſten **), bekannt zu machen.

„Ich führe Ihnen hier einen jungen Fremden zu, mein liebes Parmenides,“ ſagte Ariſtipp mit ſeinem gefälligen Ton, „der mir werth iſt, und empfehle ihn Ihrem nähern Umgang.“

Mehr bedurfte es für den jungen Parmenides nicht. Selbſt geſchäftslos, war er der gefälligſte Führer Phanor's; die Jünglinge tauſchten Ideen und Empfindungen gegen einander aus, beide hatten ein volles Herz, und rein und ſchuldlos, wie ſie waren, führte jene ſüße, unbezeichnete Schwärmerei des Jünglingsalters ſie näher zuſammen; der Bund der Freundſchaft war bald unter ihnen geſchloſſen, und Ariſtipp, der aufmerkſame, väterliche Freund, freute ſich dieſes Bundes.

Bei den gymnaſtiſchen Uebungen im Ringen, Laufen, im Werfen des Discus, welche öffentlich waren, bekam Phanar bald einen Namen, die Volksverſammlungen, und die ſchönen Reden, welche oft von den Tribunen herabdonnerten, Vaterlandsliebe und Republikanerſtolz den Athenern zu nähren und zu erhalten, machten auch ihn hochherziger, Ariſtipp's einſchmeichelnde Lehren der Weisheit und Tugend erweiterten ſeinen Geſichtskreis und gaben ihm ein edles Selbſtgefühl; Parmenides zarte Freundſchaft und ſanfte Melancholie waren ein Labſal für ſein Herz; — aber immer fühlte er eine gewiſſe Oede, eine Leerheit, die er ſich ſelbſt nicht näher bezeichnen konnte.

Die Feier des Feſtes der Flora trat im Monat Mai (Thargetion) ein. Die Frauen ſchmückten das ganze Gynäceum ***) mit Blumen, die Straßen wurden mit Blumen beſtreut, und die jungen Mädchen verſammelten ſich auf einer großen, blumenreichen Wieſe, welche der ſanft fließende Kephiſſos begrenzte. Hier ſchmückten ſie ſich mit Blumen aller Art, und erwählten unter ſich die ſchönſte der Jungfrauen zu der Königin des Feſtes. Die Erwählte, Floren, die heitere Göttin der Freuden des Frühlings darſtellend, wurde nun reicher geſchmückt, denn die andern, nahm die ihr dargereichte Zither, und ſang ein Loblied auf den Frühling; dann eröffnete ſie beim Schall der Zimbeln, Flöten und Tambourinen den Tanz, der bis ſpät in die Nacht hindauerte.

Phanor und Parmenides ſahen dieſen feſtlichen Spielen zu. Die Königin des Feſtes, wie ſie dahin ſchwebte im Tanz, geſchmückt von den Grazien ſelbſt, machte einen wunderbaren, tiefen Eindruck auf Phanor. Es war ihm, als ſei die Göttin ſelbſt vom Himmel herniedergeſtiegen, und verkünde ſich in dieſer mehr als irdiſchen Geſtalt, welche alle Zuſchauer zu bezaubern ſchien. Als die Herrliche ſein ganzes Weſen ergriffen hatte, wagte der Jüngling erſt kaum, die Augen verſtohlen nach ihr aufzuſchlagen, dann aber hatte er nur Augen für ſie, und ſog in vollen Zügen den ſüßeſten aller Zauber ein. Er überhörte die Fragen des Parmenides, er überſah das Gewühl der Menge, die übrigen Tänzerinnen ſchienen ihm nicht werth zu ſein, mit dieſer Himmelstochter den Reigen zu ſchlingen, und er erwachte, wie aus einem langen, ſüßen Traum, als ihn Parmenides fortzog, ihn daran erinnernd, daß Ariſtipp ſie für den Abend erwarte.

Stumm ging Phanor neben ſeinem Freunde her, und mit ganz verändertem Geſicht trat er bei Ariſtipp ein. Dem großen Menſchenkenner entging die Umwandlung nicht, und nach einigen unbedeutend ſcheinenden Fragen, war er ſchon am Ziele ſeiner Untreſuchung. Zum Abendeſſen trugen die Sclaven Milch und Früchte auf. Das Geſpräch unter den Anweſenden kam bald auf das heutige Feſt, und hiervon war der Uebergang auf die Liebe ſehr einfach und natürlich.

Andere waren bei dieſem reichhaltigen Gegenſtande anderer Meinung. Man bat endlich den Ariſtipp, zu ſagen, was er von der Liebe halte.

„Fragt mich eher,“ ſagte er, „was ich von den Bewohnern der Sterne, — denn daß ſie bewohnt ſind, wird ein aufgeklärter Menſch nicht bezweifeln, — halte, als daß Ihr verlangt, ich ſoll meine Meinung über eine Meinung ſagen. Ich nämlich halte die Liebe für eine Meinungsſache, denn fragt den Verliebten, er ſieht eine Venus, eine Juno, eine Flora in dem geliebten Gegenſtande, fragt den erfahrenen Mann, er ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen. Leider überfällt oft der Wahnſinn der Liebe den Menſchen, wie ein Fieber, und wenn nicht gute Freunde frühzeitig dem Kranken eine Doſis Nieſewurz beibringen, ſo iſt er in Gefahr, von dem Genuß eines ganzen, freudenreichen Lebens weggewieſen zu werden.

Eine ſolche hirnverrückende, das ganze Gemüth ergreifende, alle Kräfte lähmende Liebe iſt thorhaft, vernichtend. Wenn man aber durch die Philoſophie Mäßigung in allen Leidenſchaften errungen hat, und dem boshaften Schalk Amor alſo die Flügel etwas zu beſchneiden, und den Pfeil abzuſtumpfen weiß, dann iſt die Liebe eines der genußreichſten Geſchenke, welches die Götter den Menſchen gaben, und ſie füllt jeden leeren Augenblick mit ihren Freuden aus. Die Liebe muß uns Mittel zum Zweck ſein, und nicht der Zweck ſelbſt. Ihr Jünglinge werdet freilich jetzt denken, das iſt nicht Liebe mehr, wovon Ariſtipp philoſophirt, und ſie gehört nicht zu der Beleuchtung der Philoſophen, weil ſie Sache des Gefühls iſt. Aber iſt denn der Zweck einer wahren Lebensphiloſophie nicht darauf gerichtet, auch die Gefühle, uns ſelbſt unbewußt, unter die Leitung der Vernunft zu bringen?“

Ein ſchnell heraufziehendes Gewitter ſtörte die weitere Unterredung über einen ſo anziehenden Gegenſtand. Alles eilte nach Hauſe, und da der Regen ſchon herniederſchlug, als Phanor und Parmenides bei des erſtern Wohnung anlangten, ſo trat Parmenides bei jenem mit ein. Stumm ſaßen die Freunde neben einander; endlich fing Parmenides an:

„Geſtehe es nur, Phanor, das heutige Feſt der Flora hat deinen Frohſinn, deine Heiterkeit geſtört.

Phanor. Du biſt mein Freund — dir darf ich es ſagen — Aber, nein! Laß mich ſchweigen.

Parmenides. Ich habe dich beobachtet; das ſchöne Mädchen, Floren darſtellend, hat dich entzückt.

Phanor. Ach! Parmenides! Nur ſie ſteht vor meinen Augen — mein ganzes Weſen iſt umgewandelt — alles Uebrige iſt mir gleichgültig geworden — nur ſie, nur ſie! Lache mich nicht aus, — einen Blick nur warf ich hin auf das Göttergebilde, und alle Ahndungen waren erfüllt, die ſo lange unruhig mein Herz bewegten.

Parmenides. Armer Schwärmer.

Phanor. Arm nennſt du mich? O! Ich fühle mich reicher, als Eure ganze Republik ſich fühlen kann. Ich bin ſo glücklich, ſo ruhig. —

Parmenides. Die Ruhe, welche einem Gewitter vorangeht. — Du liebſt; — doch nein! Liebe kann ich es nicht nennen. Du biſt in einer Art von Raſerei, welche des ſchönen, beglückenden Namens unwerth iſt. Begreifſt du nicht, daß des Ariſtipp, dieſes ſcharfen Sehers, Urtheil über die Liebe, eine Warnung für dich ſein ſollte?

Phanor. Ich begreife es wohl, und mag er nach ſeiner Art, zu denken, wonach er auch das Edelſte auf Verfeinerung und Verlängerung des Lebensgenuſſes zurückführt, wohl Recht haben: aber ich bin Jüngling und will als Jüngling handeln.

Parmenides. Du haſt, mein guter Phanor, öfter bemerkt, daß eine gewiſſe Melancholie mir anhange. Mich rettete Ariſtipp's Weisheit von dem Abgrunde, in welchen du jetzt zu ſtürzen Gefahr läufſt. Vor einem Jahre liebte ich auch ein Mädchen, ſchön wie dieſe Flora, mit dem erſten wilden Feuer der Jugendliebe. Thargitas hörte endlich auf meine Klagen, und die Abende, welche ich bei ihr zubringen durfte, waren mir Götterabende. Die iſthmiſchen Spiele wurden in Korinth gefeiert, und Ariſtipp, der alle ſeine Beredtſamkeit vergebens angewandt hatte, mich von Thargitas loszureißen, verlangte, von meinem Vater unterſtützt, daß ich dieſe ſelten wiederkehrenden Spiele ſehn ſolle. Ich mußte gehorchen, riß mich von Thargitas los, ſie weinte heiße Thränen beim Abſchiede, und als ich zurückkehrte, legte mir Ariſtipp, dieſer mehr als väterliche Lehrer, die bündigſten Beweiſe vor, daß meine Angebetete eine ganz gewöhnliche Hetäre ſei. Noch habe ich meine Verirrung, wie ich es jetzt nenne, nicht ganz vergeſſen, aber ich kann dem Ariſtipp die harte, jedoch ſichere Kur nicht genug Dank wiſſen. Sieh! dieſe Gefahr läuft, zumal in Athen, ſehr oft die erſte, feurige Liebe des Jünglings.

Phanor. Willſt du das ganze Geſchlecht um einer Einzelnen willen verdammen? — Sage mir, wer iſt dieſe Flora? O! ich bitte dich —

Parmenides. Wohl! Vielleicht macht dich das aufmerkſamer. Sie heißt Theano, und iſt ein Kind der Liebe. Ihre Mutter, von welcher Theana erzogen wird, trieb bis in die ſpäteren Jahre mit ihren unleugbaren Reizen einen ſo ſchändlichen Wucher, daß ſie mehrmals öffentlich beſtraft wurde. Jetzt lebt ſie eingezogen, und verwendet alle mütterliche Sorgfalt auf die Ausbildung der Reize ihrer ſchönen Tochter. — Mein theurer Phanor! Laß uns eine Reiſe auf das Land machen; wenn wir heimkehren, belachſt du vielleicht deine thorhafte Schwärmerei von heute, oder ſollte das nicht ſein, ſo wirf dich ganz unſerm Ariſtipp in die väterlichen Arme.

Phanar verſprach nicht ganz, nicht halb, und Parmenides verließ ihn mit Unruhe. Nach einer ſchlafloſen Nacht raffte ſich

*) Skolien ſind Rundgeſänge, die bei dem Mahl geſungen wurden, und beſonders die Athenienſer hielten den für ungebildet, der nicht einſtimmen konnte.

**) Heliaſten waren die erſten Magiſtratsperſonen.

***) Gemach der Frauen, im Hintertheil des Hauſes gelegen.

Digitized by Google

Phanor auf, und durchwanderte die Straßen. Er fragte dieſen, er fragte jenen, und endlich glückte es ihm, Theano's Wohnung zu erforſchen. Sie war in einem ziemlich abgelegenen Theile der Stadt; und die Straße ſtill, wie zu Liebesabentheuern angelegt.

Von dem erſten, unverhüllt ſich darthuenden Taumel aufgewacht, kehrte Phanor jetzt ſoweit zu der Vernunft zurück, daß er die Flamme tief im Herzen barg, und gegen Ariſtipp und Parmenides that, als wenn er ſeiner geſtrigen Hirnverrückung ſich ſchäme. Theano's wurde weiter nicht erwähnt, der Philoſoph aber ſah weiter.

Spät am Abend nahm der verliebte Jüngling ſeine Zither und Blumenkränze, welche er ſich verſchafft hatte, und ging mit klopfendem Herzen in die Straße, wo Theano wohnte. Alles war ſtill, nur in Theano's Fenſtern war noch Licht, und er erkannte ihre Götterſtimme, welche zu der Zither eine Ode der Sappho ſang. Nur zu bald für den entzückten Hörer war die Ode zu Ende, und nach einem in das Herz dringenden Nachſpiel ſchwieg auch die Zither. Da umwand Phanor die Säulen des Eingangs mit ſeinen Kränzen, ſetzte ſich dem Hauſe gegenüber und ſang zu ſeinem Saitenſpiel eine liebeathmende Ode des Catull. Das Licht war unterdeß erloſchen, doch die halbe Nacht hindurch ſpielte, ſang und ſchwärmte er.

Am Tage ging Phanor in purpurnem Gewand, ſein Haar mit wohlriechenden Oelen beſtrichen, mehrere Male die Straße auf und ab, und Sclaven folgten ihm. Als er zurückkehrte, ſchloß er ſich ein, und dichtete eine Ode auf Theano's Schönheit; daß darin ſeine heiße Liebesgluth nicht vergeſſen wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Der Refrain der Ode war bei jeder Stanze das Wort: Theano, und als er gegen Abend mit ſeinem Werke fertig war, ſchienen ihm Catull, Tibull, Moſchus, Bion nur kleine Lichter zu ſein, ſo ſchön fand er ſeine Dichtung. Berauſcht ergriff er die Zither, und eine Melodie, welche beſonders das nachhallende, immer wiederkehrende Wort: Theano, in den ſchmelzendſten Accorden und Modulationen heraus hob, war auch bald gefunden.

Die erſehnte Nacht, die Schützein der Liebe, ſank hernieder, Phanor ging den Weg zu der Angebeteten, bekränzte die Säulen wieder mit Blumen, und ſang dann ſeine Ode. Er wiederholte ſie in langen Zwiſchenräumen, die er mit andern Geſängen der Liebe ausfüllte, und am folgenden Morgen machte er wieder ſeine Wanderung, die Straße auf und ab. Er ſuchte auf alle mögliche Art der geliebten Theano ſich bemerkbar zu machen, indeß in vierzehn Tagen war er nicht weiter gekommen, als daß er die Huldgöttin einigemal unter den Säulen des Hauſes und auf Spatziergängen geſehn, aber auch nur geſehn hatte, denn ſie war ſtets von ihrer Mutter, oder von ihrer Amme Eurikleia*) begleitet.

Immer ungeduldiger wurde der Verliebte; er mußte die Sache anders anfangen. Außer ſeiner Wohnung nahm er unter anderm Namen noch eine einfache Wohnung in der Straße, wo Theano's Haus war, ein, und hier trat er auf in einer ganz gewöhnlichen Kleidung. Es glückte ihm bald, zu bemerken, daß die Amme Eurikleia allein ausging. Er folgte ihr auf den Ferſen; an einem einſamen Ort hielt er ſie an, und eröffnete das Geſpräch damit, daß er ihr einen Beutel, mit Goldſtücken gefüllt, in die Hand drückte. Zögernd nahm ſie ihn an, und lauſchte ſeinen Worten.

Er beſchwor ſie bei allen Göttern, ihm eine Unterredung mit ihrem Pflegekinde zu bewirken, indem er ſich ihr zu Füßen werfen und ſeine unbeſiegbare Liebe bekennen müſſe.

Eurikleia, den Beutel in der Hand wiegend, erwiederte: „ja! das wird ſchwer halten, wertheſter Phanor."

Wie? Sie kennen mich? —

„Was haben wir müßigen Frauenzimmer denn weiter zu thun, als die Männer kennen zu lernen? Auch mein liebes Kind kennt Sie. Es iſt recht gue bemerkt worden, wie aufmerkſam Sie bei dem Feſt der Flora auf die Göttin waren, Ihre Gänge durch die Straße hat man nicht unbeachtet gelaſſen, Ihre Nachtmuſiken gefallen, aber die Mutter bewacht mit Argusaugen den Schatz, und mein liebes Kind iſt auch viel zu ſchüchtern."

O! beſte Eurikleia! Meine Dankbarkeit ſoll ohne Gränzen ſein, nur handeln Sie für mich, für meine Liebe. —

„Wiſſen Sie was? Dieſe Verkleidung paßt für einen Thebaner. Kommen Sie gegen Abend in unſer Haus, geben Sie ſich für meinen Vetter aus Theben aus; für das Uebrige will ich ſorgen."

Damit trippelte die Alte fort, und taumelnd vor Wonne und Entzücken kehrte Phanor in ſeine neue Wohnung zurück. In ſüßen Hoffnungen ſchwelgte er, bis die Sonne ſich neigte. Da raffte er mit hochpochendem Herzen ſich auf, und trat, ohne Zeit zu verlieren, damit die Beklommenheit nicht Meiſter über ſeinen Muth werde, in das Haus der Geliebten.

Eurikleia kam ihm in der Halle entgegen, erkannte ſogleich den lieben Vetter aus Theben und führte ihn in ein nach Frauenſitte ſehr reinlich und zierlich geordnetes Gemach. Phanor fragte heimlich leiſe, ob er das Glück haben werde, ſeine angebetete Theano zu ſehn, und jene ſchwieg, mit einem verſteckten Lächeln, welches der harrende Jüngling zu ſeinen Gunſten auslegte.

Endlich öffnete ſich auch die Thür und Theano trat herein in dem ganzen Himmelsglanz ihrer Schönheit. Sie wollte wieder umkehren, als ſie eine Mannsperſon erblickte, aber die Amme rief ihr zu: — nur immer herein, liebes Kind; der Fremde iſt mein Vetter aus Theben. Nachdem nur noch einige Worte gewechſelt waren, entfernte ſich Eurikleia unter dem Vorgeben, daß ſie für den ermüdeten Vetter einige Erfriſchungen beſorgen wolle, und der lange erſehnte Augenblick war gekommen, wo Phanor ſich mit Theano allein befand.

Er ſtürzte zu ihren Füßen mit den Worten: „dieſer Moment entſcheide über das Glück meines Lebens! Theano! Hier ſchwöre ich Ihnen bei allen Göttern ewige Liebe, ewige Huldigung! Nur eines Blickes der Erbarmung würdigen Sie mich — mehr verlange ich, mehr flehe ich nicht!"

„Unglücklicher! Was thun Sie? Sie reizen den Zorn der Götter! Kein Wort weiter von ihrer Liebe!" rief Theano heftig, ſtieß ihn beinahe von ſich und eilte fort.

Faſt ſeines Bewußtſeins beraubt, taumelte Phanor auf, und verließ das Haus, die Rückkehr der Amme nicht abwartend. Er hüllte ſich wieder in ſein Purpurgewand, und kehrte zu ſeiner erſten Wohnung zurück. — Ja! — ſagte er für ſich, — der weiſe Ariſtipp hat Recht. Dieſe Liebe entwaffnet alle Kräfte, welche in dem Menſchen ſind, und entmannt iſt der Berauſchte, den wahren Männern die Zielſcheibe ihres Spottes, wo nicht der Gegenſtand ihrer Verachtung. Ich will mich dieſer Leidenſchaft entſchlagen, und muß ich nicht auch? Denn hat mich nicht dieſe Theano unwürdig behandelt, und wär' es nicht unmännlich, wie ein girrender Tauber um ihre Gunſt länger buhlen zu wollen? —

Dieſe letzten Worte waren ganz in dem Geiſt damaliger Zeit geſprochen, und beſchwichtigen den Zweifel, welcher dem Unkundigen vielleicht aufgeſtoßen iſt. Bei uns iſt die erſte Liebe, auch des Mannes, ſcheu; er wagt kaum, ſeine Göttin anzureden, und nach vielen Monaten des Umganges erſt bebt das lange erwartete Geſtändniß der Liebe über ſeine Lippen. So war es nicht bei den Griechen. Sie fanden ein Mädchen ſchön, ihrer Liebe würdig, ſuchten Gelegenheit zu einer Unterredung, und oft waren die erſten Worte der Zuſammenkunft: ich liebe dich! Möge nun dieſer Unterſchied darin liegen, daß die Griechen dem weiblichen Geſchlecht weniger Rechte eingeräumt hatten, oder in dem Stolz der Republikaner, oder in dem heißen Blut der Südländer, genug, es war ſo!

Phanor ging noch ſpät gegen Abend zu Ariſtipp, den er nun ſeit mehrern Tagen nicht beſucht hatte, und er zitterte faſt, vor ihm zu erſcheinen. Doch der feine Ariſtipp war nach wie vor der gefällige, gaſtfreie Wirth, und Phanor war heute ſo über alle Maßen heiter, ſcherzend, ſogar ſatiriſch, daß auch Parmenides, der ihn anfänglich kalt empfing, ſich wieder mit ihm ausſöhnte. — Ich bin ganz geheilt, — ſagte ihm Phanor leiſe, und Parmenides war beruhigt.

Bei Tiſche kam das Geſpräch auf einen jungen Athenienſer von einer geachteten Familie, welcher durch ſeine Ausſchweifungen im ſinnlichen Genuß jetzt ſo entkräftet war, daß die klagenden Eltern das Ende des einzigen Sohnes jetzt erwarten mußten. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Ariſtipp, auf deſſen Worte Phanor immer horchte: „ich habe mich ſchon neulich darüber geäußert, daß die Liebe, wenn ſie in Schwärmerei oder vielmehr Raſerei ausartet, thöricht iſt, und uns den Mann, den ſie ergriffen hat, bedaurungswürdig macht. Viele Jünglinge fallen aber auch in ein anderes Extrem. Das Gefühl, welches bei einer gemäßigten Leidenſchaft den Menſchen veredelt und wahren Reiz in alle kleine Lebensfreuden bringt, ging bei ihnen mit der erſten Liebe zu Grabe, indem ſie, zur Erkenntniß gekommen, eine Phryne von ſich ſtießen, wo ſie am Buſen einer Veſtalin zu ruhen geglaubt hatten. Verachtung des Geſchlechts tritt an die Stelle jenes beſeligenden Gefühls, und nur der Sinnenreiz, der Sinnentaumel bleibt waltend. Er reißt ſie hin von einem frechen Geſchöpf zum andern, der Wechſel giebt den erſchlaffenden Nerven neuen Reiz, und der unheilbare Wollüſtling iſt fertig. Viele edle, kräftige Jünglinge ſah ich ſo fallen, und väterliche Lehrer predigten tauben Ohren, denn wer nicht früh der Philoſophie huldigt, welche Mäßigung der Leidenſchaften lehrt, iſt nur ein Halbmenſch, und wird mit dem Götterfunken, der in ihm liegt, dem rohen, herrſchenden Stoff der Leidenſchaften unterthan. Zwei Laſter bilden die Extreme, die Tugend ſteht in der Mitte, z. B. zwiſchen Verſchwendung und Geiz iſt die

*) Die Ammen waren gewöhnlich zeitlebens in den Häuſern ihrer Pflegekinder. Eurikleia hieß die Amme der Penelope, Gemahlin Ulyß.

Sparſamkeit, zwiſchen raubgieriger Eroberungsſucht und Feigheit iſt der wahre Heldenſinn, zwiſchen Ehrſucht und fauler Stumpfheit tritt herner der menſchenfreundliche Bürgerſinn, und eben ſo liegt zwiſchen der verliebten Raſerei und der Wolluſt jene, aus ätheriſchem Stoff gewobene Liebe. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß ſie die erſtgeborne Tochter des Himmels war und die edle Freundſchaft die zweite. Dem Freunde das Herz geöffnet, und jenes erſte Götterkind läuft nicht mehr, der gefahrvollen Wege unkundig, in der Irre umher."

Arm in Arm gingen Phanor und Parmenides ſpät am Abend zu ihren Wohnungen zurück, und unterwegs ſagte Phanor ſeinem Freunde alles, was er unterdeß gethan und wie er heute durch die erlittene Beſchimpfung geheilt ſei. — Jetzt ſpricht nur der beleidigte Stolz aus dir, lieber Phanor, — ſagte ihm dann Parmenides; — verſprich mir, bei dem geringſten Rückfall deinem Freunde nichts zu verhehlen. — Mit feſtem Willen rief Phanor: ich verſpreche es dir; bei unſerer Freundſchaft ſei es geſchworen!" und ſie ſchieden.

Die Nacht war nun freilich nicht die ruhigſte für den Jüngling. Das Bild der Geliebten trat ihm wieder lebhafter vor Augen, und er fing an Entſchuldigungen zu ſuchen. Wie ſchnell ſind dieſe gefunden, wenn wir wollen! Der beleidigte Stolz kam ihm vor, wie eine lächerliche Grille, immer aber ſtärkten ihn wieder Ariſtipp's warnende Worte.

Es war noch weit vom Mittage entfernt, als Eurikleia, die alte Kupplerin, zu Phanor eintrat. „Was wollen Sie? wir haben nichts mehr mit einander zu ſchaffen!" trat ihr Phanor heftig entgegen.

Nun! nun! Nur nicht ſo heftig, junger Herr! — erwiederte ſie. — Man hat geſtern Abend vergebens auf ihre ſüßen Lieder gewartet und die Wohnung in unſerer Straße haben Sie auch verlaſſen. Theano iſt Ihnen alſo gleichgültig geworden? Aber ſo ſeid ihr Männer. —

„Genug des Geſchwätzes; Adieu!" ſagte er, ihr den Rücken zukehrend.

Aber wer denkt denn auch, — fuhr ſie, ohne ſich ſchrecken zu laſſen, fort — daß der junge Herr gleich das erſte Mal ſo hitzig wird. Wie konnten Sie an einem Donnerſtag eine Liebeserklärung thun? —

„Was ſoll das heißen?" fragte er aufmerkſam.

Wiſſen Sie denn nicht, — fuhr ſie fort, — daß nach unſerm Glauben eine Liebeserklärung, an einem Donnerſtage gemacht, den Göttern gehäſſig iſt, ihren Zorn weckt, und den Erklärenden in's Unglück ſtürzt, anſtatt daß er ſein Glück zu empfangen glaubt *)?

Phanor war, wie aus den Wolken gefallen; eine neue Sonne ging wieder vor ihm auf. Er fragte hin und her, und die dienſtfertige Eurikleia verſprach ihm für heute Abend eine zweite Zuſammenkunft mit Theano, welche ihn ganz zufrieden ſtellen werde, denn, ſagte ſie ihm heimlich, im Vertrauen, Theano hat faſt die ganze Nacht kein Auge zugethan, und wüßte ſie, daß ich mich ihres Zuſtandes erbarmt hätte, und hieher geſchlichen wär, ſie würde zwar ſehr auf mich zürnen, aber im Herzen mir doch ſogleich vergeben.

Sie entfernte ſich; Phanor befahl ſeinen Sclaven, jedem, der nach ihm frage, zu ſagen, ihr Herr ſei für einige Tage auf das Land gereiſet, und nun ſchlich er, als der Vetter aus Theben verkleidet, in ſeine neue Wohnung zurück. Der Abend kam, der Vetter trat bei ſeiner Muhme in das Gemach. Die Muhme entfernte ſich, und Theano öffnete die Thür; ein ſanftes Lächeln, welches ſie vergebens zu verbergen ſuchte, ſchwebte um den ſchönen Mund, und die Wangen färbten ſich mit dem zarten Roth der jungfräulichen Schaam.

„Können Sie mir verzeihen, angebetete Theano," rief der Jüngling, zu ihren Füßen ſtürzend, „daß ich geſtern ſo unbeſonnen war? Das unſelige Mißverſtändniß — O! haben Sie Erbarmen mit mir."

Wenn die Götter verzeihen, dürfen dann Menſchen zürnen? — erwiederte Theano ſanft, und bat ihn, aufzuſtehen.

„Nicht eher verlaſſe ich dieſen Boden," fuhr er fort, „als bis Sie mich durch ein Wort zu den Sitzen der ewigen Götter erheben, oder in die Nacht der finſtern Mächte ſtürzen!"

Was wollen Sie mehr, Ungeſtümer, flüſterte ſie, — als daß ich Sie bitte, aufzuſtehen?

„Alſo Erhörung, Erhörung?" rief er.

Phanor, ſtehn Sie auf, Theano bittet darum — ſprach ſie.

Er ſprang auf. „Meine Theano!" ſagte er bebend, ergriff ihre Hand, und drückte ſie an ſein Herz. „O! Wüßten Sie, wie dieſes Herz nur für Sie, für Sie allein klopft!"

Theano zog die Hand nicht zurück und Phanor führte die Zögernde auf die Polſterſitze. In dem Halbdunkel des Abends küßte er das Bekenntniß der Liebe von den ſchönſten Roſenlippen, und von jetzt an ſchwelgten die Glücklichen in einem Meer von Wonne. Sie beneideten die Götter nicht um ihre ewigen Freuden, und alles, was die Erde dem Menſchen zu geben vermag, hatten ſie in den Worten, mein Phanor, meine Theano, und in dem ſüßen Kuß der Liebe.

So ſchwärmte Phanor mehrere Wochen, und fühlte von Tage zu Tage ſich glücklicher in Theano's Beſitz. Nur ihr gehörte er an, alle andern menſchlichen Verhältniſſe beachtete er nicht mehr, denn Theano allein war ſeine Welt und er fühlte es tief im innerſten Herzen, daß ohne Theano das Leben nicht mehr Leben für ihn ſein würde. Sie war die Sonne, welche ſein Daſein erleuchtete, Wärme und Freude in den kalten Stoff brachte, und er fühlte ſich edler und ſtolzer, da er nur für ſie lebte. Theano entwickelte auch von Tage zu Tage mehr Liebreiz, mehr zarten Sinn für alles Schöne und Gute, und ſie wurde mit dem Schwärmer zur Schwärmerin.

Eurikleia wurde von Phanor oft reichlich, mehr als reichlich beſchenkt, denn welchen Werth konnte dem Liebetrunkenen das Geld haben? Als ihr Vetter ging er nun unbeſorgt in dem Hauſe aus und ein, und in dieſer Verkleidung konnte er auch getroſt durch Athen ſtreifen, ohne fürchten zu müſſen, daß ihn jemand erkenne.

Eines Tages wandelte er im Lyceum unter den ſchattengebenden Bäumen auf und nieder *), nur an Theano denkend, und das Glück des Lebens, welches durch ihren Beſitz ihm ward, ganz fühlend, als ein junger Bapte **) ihn anredete.

„Mein Freund," fragte der Bapte, „du biſt ja wohl der glückliche Vetter der alten Eurikleia?"

Ihr Vetter bin ich, — antwortete Phanor betroffen, aber glücklich! Wie ſo?

„Du haſt dadurch das Glück, ſo oft du willſt, mit der ſchönſten Jungfrau Griechenlands unter einem Dache zu ſein."

Meine Muhme hat keine Kinder —

„Aber ein Pflegekind. Haſt du die reizende Theano noch nie bei ihr geſehn? Du biſt doch täglich in dem Hauſe."

Meine Muhme iſt immer allein. —

„Du und deine Muhme, ihr ſollt mir behülflich ſein. Kannſt du aber auch ſchweigen?"

Wie der Orkus!

„Nun ſo wußt du wiſſen, Theano hat mich entzückt. Ich muß einen Liebeshandel mit ihr anknüpfen. Deine Muhme ſoll mir eine Unterredung mit ihr verſchaffen, und ſage ihr, der Bapte Kreontes bezahle Trotz dem reichſten Fremdling, der die Erfahrung, in Athen geweſen zu ſeyn, mit ſeinen Goldbeuteln büßt. Eile, kehre bald zurück, ich erwarte dich hier unter der Halle."

Phanor ſtürmte fort; in der Straße begegnete ihm Eurikleia, um, wie ſie ſagte, Früchte einzukaufen. Phanor konnte erſt keine Worte finden, ſo tobte es in ſeinem Innern.

„Alſo, als Kupplerin ſind Sie durch ganz Athen bekannt, ſo daß fremde Leute mir Aufträge an Sie geben?" brach er endlich los, und nun erzählte er, was er ſo eben hatte anhören müſſen. Eurikleia lachte laut auf. — Schon wieder ſieht der liebe Vetter Irrlichter! — rief ſie. — Eilen Sie zurück und ſagen dem unbeſcheidenen Gaſt, dem Kreontes, den die ganze Stadt als den dummdreiſteſten Burſchen kennt, für ihn ſei keine Theano von mir gepflegt und erzogen, und Eurikleia laſſe ſich nicht dingen. Geſchwind! geſchwind! Sagen Sie ihm das wörtlich.

Halb mißtrauiſch kehrte Phanor zurück. Kreontes erwartete ihn, und der gekränkte Geliebte Theano's fetzte zu der Antwort, welche er bringen ſollte, noch Einiges hinzu; er würzte ſie mit attiſchem Salz. Kreontes lachte, und ſagte im Gehn, die Muhme ſcheue ſich wohl, dem Vetter aus Theben zu bekennen, daß ſie eine Kupplerin ſei, darum müſſe er ſeine Sendung durch einen Andern an den Mann bringen.

Phanor wollte es ſich ſelbſt nicht geſtehen, daß dieſe Worte eines eitlen Thoren einen widrigen Eindruck auf ihn gemacht hatten, aber Theano gewahrte die Wolke wohl, welche auf ſeiner Stirn lag, als er zu ihr kam.

„Du biſt heute verſtimmt, Phanor; ſo ſah ich dich noch nie; habe ich dich beleidigt?" fragte ſie bald mit ihrer einſchmeichelnden Stimme, und ſie bat und tändelte, ſchmollte und flehte ſo lange, bis er ihr den Vorfall von heute erzählte.

„O! dieſer Kreontes," rief ſie, gehört zu den überläſtigen, ſich ſelbſt gefallenden Halbmenſchen, welche glauben, Anrechte auf jedes weibliche Geſchöpf zu haben, welche an keinen Frauen-

*) Die Griechen hatten ſolche beſtimmte Tage, wo dieſes oder jenes nicht geſchehn durfte, wenn der Zorn der Götter nicht geweckt werden ſollte, ſo wie der Römer ſeinen dies niger hatte, und auch bei uns ſchleicht dieſer Aberglaube noch unter dem Volke herum.

*) Lyceum war der große, innen mit Alleen verzierte, von geräumigen Säulengängen eingeſchloſſene Platz, der beſonders dadurch bekannt iſt, daß Ariſtoteles hier lehrte.

**) Bapten waren geckenhaft geputzte Prieſter, die nur bei der Juno ſchwuren, weibiſch in ihren Sitten, und was man Weiberknechte zu nennen pflegt.

Digitized by Google

…tel, an keine weibliche Tugend glauben, weil ſie ſelbſt nie Gefühl für Tugend hatten. Wie oft hat der Ueberläſtige auf Spaziergängen, bei öffentlichen Feſten, ſelbſt in den Tempeln der Götter mich verfolgt, und alle Beachtung, welche ich ihm habe empfinden laſſen, durch den zürnendſten Blick, der in meiner Gewalt ſteht, vermochte nicht, den Zudringlichen zu entfernen. Und ein ſolcher Menſch kann meinem Phanor auch nur einen Augenblick Mißtrauen erwecken? Das habe ich nicht verdient mit meinem Herzen voll Liebe, mit dieſem Herzen, das nur für Phanor ſchlägt. Dieſes Mißtrauen — ich bitte dich, Phanor, laß uns ſcheiden; noch iſt es vielleicht Zeit, und beſſer …ie uns beide!"

Sie weinte ſtill, und jetzt war an Phanor die Reihe, Verzeihung von der Geliebten zu erflehn. Die Verſöhnung wurde beſchloſſen, und Phanor verſprach, nie wieder dem Mißtrauen ſo leichtgläubig Raum zu geben.

Ariſtipp's erinnerte ſich der liebetaumelnde Jüngling kaum noch, Parmenides mit ſeiner warmen Freundſchaft war vergeſſen, er hatte nur einen Gedanken, und der hieß: Theano. Selbſt an ſeinen Vater würde er ſich nicht lebhaft erinnert haben, wenn nicht die reichen Geſchenke, die er der Eurikleia machte, die koſtbaren Gewande, mit denen er ſeine Geliebte ſchmückte, die feinſten Geſchirre, mit welchen er bei guter Gelegenheit das Haus zu füllen wußte, ſeine Caſſe nach und nach erſchöpft hätten. Er ſchrieb an ſeinen Vater einen tugendhaften Brief, ohne zu erröthen, und ſah mit Sehnſucht der Rückkehr des Boten entgegen.

Unterdeß hatte ihn an einem Tage das Geräuſch der Rednerbühne bei einem ſehr wichtigen Fall lange beſchäftigt erhalten, und er flog, als es ſchon merklich dunkel wurde, zu der Geliebten. Er ging an Eurikleia's Zimmer vorüber, und öffnete leiſe das daran ſtoßende Gemach der Geliebten. Das Zimmer war matt durch eine Kerze erleuchtet, die Amme ſaß am Bette Theano's, deſſen Vorhänge zugezogen waren, und winkte ihm, ſtill zu ſein, indem ſie dem Näherſchleichenden zuflüſterte, ein Fieber habe ihr armes Kind überfallen, und vor einem Weilchen ſei die Kranke eingeſchlummert. Er öffnete leiſe den Vorhang, die Kranke hatte das Geſicht nach der Wand gekehrt, und er mußte ſich für heute begnügen, den Teppich, welcher die Schlafende umhüllte, zu küſſen. Dann ſchlich er leiſe fort, und als er an Eurikleia's Zimmer vorüber ging, fiel ihm ein, daß er ſeinen Stock geſtern hier habe ſtehen laſſen.

Er öffnete es, und wollte es ſchon wieder leiſe zumachen, indem es drinnen ganz dunkel war, da hörte er ganz leiſe eine Stimme, die er hätte kennen ſollen, fragen: „biſt du da, mein Geliebter?"

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Schnell entſchloſſen, machte er, ohne ein Wort zu ſagen, die Thür wieder zu, und eilte in Theano's Gemach zurück. Eurikleia winkte, ſtill zu ſein, er aber nahm die Kerze und ging damit auf das Bette zu. Die Amme bat, ſie flehete, drohete; eitle Mühe! Er ſtieß ſie zurück, öffnete den Vorhang, und rüttelte erſt behutſam, dann immer ſtärker die Schlafende. Sie erwachte nicht; nun drehete er mit Gewalt das Geſicht um, und — ein Puppenkopf ſah ihn mit einer grinſend lachenden Miene an.

Die Amme mit einigen Fauſtſchlägen zu Boden ſchmettern, ſo daß ſie für das Erſte das Aufſtehen vergeſſen mußte, die Kerze nehmen, und in das andere Gemach ſtürzen, das war das Werk eines Augenblicks. Da ſtand Theano in dem leichten Gewand der Phrynen, und der ſo eben vor ihm eingetretene Kreontes, ſchien in der Dunkelheit, welche vor Phanor's Erſcheinen im Zimmer war, die Buhldirne, welche ihn vielleicht necken wollte, geſucht zu haben.

Phanor ſchäumte vor Wuth. Er ergriff den Stock, welcher ihm gerade zu Händen war, und mit dem Grimm eines erzürnten Löwen fiel er über den Weichling Kreontes her, ihn ſo lange züchtigend, bis der Stock ſprang. Dann warf er den ſchwer Gemißhandelten vor die Thür, und ſtellte ſich mit gefalteten Händen vor Theano hin, die zitternd vernichtet da ſtand. Er betrachtete ſie lange, ſchüttelte dann wehmüthig den Kopf, und ſagte in einem kalten, bitterſchmerzlichen Ton:

„Fürchte nichts; für meine Rache biſt du zu klein. Gehe hin, erſäufe dich in den Lüſten, taumle von Rauſch zu Rauſch, von Wolluſt zu Wolluſt; aber es wird eine Zeit der Nüchternheit für dich kommen, wo eine wüthende Reue dich umhalſen, und das letzte Mark deines Lebens ausſaugen wird. Mögen die Götter es dir vergeben, daß du mein junges, blühendes Leben mordeteſt!"

Langſam ſchwankte er fort; an der Thür ſah er ſich noch einmal um: Sie ſtreckte die Arme nach ihm aus, und wollte reden.

„O rede nicht," fuhr er abwendend fort; „deine Worte ſind Lug und Trug, du unheilbringende Tochter der Lügenmutter. — Wohl hatteſt du Recht, mein väterlicher Freund, Ariſtipp!"

Damit ſchritt er fort, und kam halb bewußtlos in ſeiner erſten Wohnung wieder an. Seine Sclaven hatten ſchon viele Sorge um ihren Herrn gehabt, der ſo lange nichts von ſich hatte hören und ſehen laſſen, in der letzten Woche aber hatten ſie durch Ariſtipp die Beruhigung erhalten, daß ihr Herr ſich wohl befinde, und bald wiederkehren werde. Durch Ariſtipp! ſagte Phanor halb für ſich, und dieſes waren die einzigen Worte, welche er ſprach.

Welch' eine Nacht hatte er! Bald zürnte er mit ſich ſelbſt, daß er nicht der Buhlerin einen Dolch durch das Herz geſtoßen hatte, und beſchwor die Götter, ihm Kraft und Stärke zu einer Rache zu geben, welche ganz Athen in Schrecken ſetzte, und dann verſank er wieder in ſich ſelbſt, und begrub ſich ſeinem Schmerz. Die Nacht wurde ihm ſo lang; endlich erſchien der Morgen wieder. Das Gewühl der Menſchen auf der Straße wogte auf und ab, nur er ſtand allein mit ſeinem zerrißenen Herzen in einer freudeathmenden, geſchäftigen Welt.

Ariſtipp's Bild trat jetzt lebendiger bei ihm hervor; er hielt den Entſchluß feſt, der mit der Betrachtung dieſes Bildes verknüpft war, und ging, als nur eben der Anſtand es erlaubte, zu Ariſtipp. Der Philoſoph ließ nicht lange auf ſich warten, und ſchien zu erſchrecken, als er das zerſtörte, vom Kampf der Leidenſchaften zerriſſene Geſicht des Jünglings ſah. Mit einem tröſtenden Blick faßte er ihn bei der Hand, und führte ihn in den Garten.

„Ich weiß alles, was Sie mir ſagen, was Sie mir bekennen wollen, mein lieber Phanor," fing er hier ſanft an; „ich will Ihnen den Schmerz erſparen, die Geſchichte Ihrer Verirrung, des Betrugs und der Täuſchung mir wieder zu geben, denn alle dieſe Geſchichten ſind zuletzt, und in der Anwendung, in der Erfahrung dieſelben. Ich will auch Ihnen keine Vorwürfe darüber machen, daß Sie meinen Warnungen nicht folgten, denn wenn ein Haus brennt, muß man nicht fragen, wie iſt das Feuer entſtanden; man muß löſchen. Jetzt, mein junger Freund, entlaſſe ich Sie nicht wieder. Zerſtreuung, und bei der Zerſtreuung Beſchäftigung! Wenn wir in müßiger Ruhe unſern Schmerz wiederkäuen, frißt er bald feindlich um ſich, und der Schmerz ſelbſt ſcheint uns ein Labſal zu werden. Durch Kampf erringt man das Leben; betrachten Sie jetzt das, was Sie foltert, als Ihren Feind, und gehn Sie ihm mit männlicher Entſchloſſenheit entgegen. Der Menſch kann alles, was er will, und der Wille iſt es, der den Mann adelt."

Daß dieſe Worte ſogleich keine Wirkung auf Phanor machen konnten, das war natürlich, und das erwartete Ariſtipp auch nicht. Indeß der Niedergebeugte hatte die Worte aufgefaßt, und das Vertraun, mit welchem er zu ihm gekommen war, gab dem Philoſophen die Hoffnung, daß er nun auch bald die Wahrheit der Worte erkennen, und die Fittige des Geiſtes wieder frei empor ſchwingen werde. — Kein Wort wurde weiter von der traurigen Geſchichte erwähnt, und auch Parmenides mußte von Ariſtipp unterrichtet ſein, denn er war nach wie vor der warme Freund, ohne nur einmal zu fragen: wo biſt du ſo lange geweſen, Phanor? —

Dieſer wollte mehrere Male ſein Herz in dem Buſen des Freundes ausſchütten, aber Parmenides wich immer der Gelegenheit aus, denn Ariſtipp war der Meinung, daß bei einer Beſchäftigung von Außen Kummer und Schmerz ſchneller in ſich ſelbſt erſticke, wenn er durch Mittheilung an einen Dritten keine neue Nahrung bekomme; Briefwechſel, und ſelbſt das Leſen der Schriften unterſagte bei einem ſolchen Gemüthszuſtande der Philoſoph.

Bald äußerte ſich auch bei dem jungen Phanor eine wohlthätige Wirkung von Ariſtipp's unmerkbar, weiſer Leitung. Phanor nahm wieder Theil an den Freuden des Mahls, an den geſellſchaftlichen Geſprächen, die körperlichen Uebungsſpiele beſchäftigten ihn wieder, und neuen Reiz für ihn hatten jetzt die Volksverſammlungen, denn ein neuer Krieg war im Werke, entflammte die Gemüther der Republikaner, und auf den Rednerbühnen wurde über das „für und wieder," über Beſtreitung der Mittel und über die Wahl eines Feldherrn eifrig geſtritten. Zu einer ſolchen Zeit beſchäftigte man das Volk beſtändig mit Schauſpielen aller Art, um es bei Laune zu erhalten, und in dem großen Theater wurden den Athenienſern erſt einige Luſtſpiele des Ariſtophanes gegeben, und dann drei Trauerſpiele, welche von den Richtern das Accessit erhalten hatten, und der Wettſtreit dreier Dichter waren, den das Volk zu entſcheiden hatte.

Bei allen dieſen Gelegenheiten war Parmenides Phanor's Begleiter, ohne ſich aufzudringen zu ſcheinen, und Ariſtipp, der Menſchenkenner, fand ſeinen Schüler ſchon ſo weit geneſen, daß er ihm eines Tages ſagte: „Ihre Kaſſe, Phanor, muß wohl jetzt bald erſchöpft ſein; ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß Sie in der letzten Zeit gut Haus gehalten haben. Hier, dieſe Summe hat mir Ihr Vater vorlängſt geſchickt, ſie Ihnen einzuhändigen, ſobald Sie guten Gebrauch davon machen würden. Nehmen Sie hin, und erkennen Sie dadurch das Vertraun, welches ich jetzt zu Ihnen glaube haben zu dürfen."

Digitized by Google

Während der Jüngling die Tage in einem Wechſel von Vergnügungen, Zerſtreuungen aller Art zubrachte, hatte er die trübſten, traurigſten Nächte. Er fühlte eine drückende Leere, wenn er Abends in ſein Zimmer kam, Theano's Bild trat ihm immer lebhafter wieder vor die Augen; er wollte ihr zürnen, aber ſie ſah ihn bittend durch Thränen an, ſie ſprach nur wenige Worte, und gerechtfertigt ſtand ſie vor ihm da. Konnte er nicht auch dieſes Mal ſich getäuſcht haben? Bei all' den Feſten, zu welchen ganz Athen ſtrömte, hatte ſein furchtſam ſcheuer, ſuchender Blick Theano nicht gefunden; ſie war wohl krank, gewiß, ſie war krank, und er war die Urſach dieſer Krankheit.

Immer mehr ging die Möglichkeit eines Irrthums zu der Wahrſcheinlichkeit über, und durfte, wenn dieſes war, Theano aus ihrer Weiblichkeit heraustreten und zuerſt ſich ihm wieder nähern? Konnte ſie das auch, von der nicht zu entſchuldigenden Kupplerin Eurikleia Tag und Nacht beobachtet? Lag ſie nicht krank auf dem Lager hingeſtreckt, vergebens den Geliebten, der durch Liſt oder Irrthum von ihr getrennt war, mit den verweinten Augen ſuchend?

„Ja! Es iſt Pflicht, mich ſelbſt zu überzeugen!" rief er nach einer wieder durchwachten Nacht. „O! daß dieſe ſüßen Träume, welche mich immer noch umgaukeln und meine Lebenskraft erhalten, welche immer lebhafter werden, zur ſüßeren Wahrheit würden!"

Er ſprang auf, warf ſich in ein einfaches Gewand, und eilte fort. Als er nun aber hinaustrat in das wirkliche Leben, wurde er wieder wankend in ſeinem Entſchluß. Er ging lange mit ſich ſelbſt in Streit umher. Ariſtipp's warnende Stimme, und der ſtrafende Blick ſeines Parmenides hielten auf der einen Seite ihn zurück, während auf der andern eine peinigende Ungewißheit, wie er ſelbſt es beſchönigte, ihn hinzog. Die Schwäche ſiegte, und er trat in die Straße. Sie war mit einer neugierigen Menſchenmenge gefüllt, und alles ſammelte ſich vor Theano's Wohnung. Er bebte, eilte hinzu, drängte ſich hindurch, und ſtand nahe an einer Säule der Vorhalle.

Das Haus war weit geöffnet, Blumen waren geſtreut, die Säulen mit feſtlichen Kränzen reich umwunden, es brannten viele Fackeln, Sänger ſangen unter Begleitung einer vollen Muſik Freudenlieder, Sclavinnen kamen mit Lichtern heraus, und der hochzeitlichen Fackel folgte Theana, reich geſchmückt, mit freudeſtrahlendem Geſicht und reizender als je. Auf der einen Seite führte ſie ihre Mutter, auf der andern — o! ihr Götter! — der Bayte Kreontes, welcher die Braut zum Tempel leitete. Ihnen folgte der Verwandten, Freunde und Geſpielinnen zahlloſe Menge.

„Theano!" rief Phanor überlaut; da ſah die Braut ſich nach ihm um, nickte ihm freundlich zu, und verſchwand. Der Jüngling folgte, von der Menge mehr getragen, als daß er ging. Er wälzte ſchreckliche Gedanken in der kochenden Bruſt, und würde in ſeinem Wahnſinn das Feſt geſtört, und den Zorn der Götter geweckt haben, wenn nicht am Eingang des Tempels jemand mit Gewalt ihn feſtgehalten hätte.

Es war Parmenides. Dieſer nahm ihn unter den Arm; Phanor ſah ihn mit ſtierem, ganz verändertem Blick an. Er folgte willig, und ließ ſich in ſeine Wohnung führen. Dieſe wollte er nicht verlaſſen, und winkte den Sclaven, daß die Fenſter verhangen würden. Auf keine Frage gab er Antwort, den Parmenides hörte er nicht, und als gegen Abend Ariſtipp ſelbſt ihn beſuchte, kannte er auch dieſen nicht. Sie ſorgten für die Aufſicht über den Unglücklichen, und Ariſtipp ſagte, als er mit dem theilnehmenden Parmenides das Haus verließ: „Ihr Freund iſt jetzt wirklich in dem Zuſtande der Hirnverrückung. Nur eines weiß ich noch, was ihn vielleicht, aber auch nur vielleicht den Menſchen wiedergiebt. Es iſt dies die Wiederkehr zu den Freuden der Heimath. Ich erwarte viel von den lebhafteren Eindrücken, welche die Erinnerung an die Spiele der Kindheit ihm geben wird. Durch dieſe Erinnerung kann der Kindiſche wieder zum Manne reifen. Sehn Sie, Parmenides, dahin kann die Leidenſchaft, wenn ſie nicht durch die Philoſophie in Feſſeln gehalten wird, den Menſchen führen."

Ariſtipp ſchickte mit der traurigen Nachricht von dem Zuſtande ſeines Sohnes einen Eilboten an Phanor's Vater. Dieſer kam ſelbſt, ihn abzuholen. Der Gemüthszuſtand des Unglücklichen hatte ſich noch verſchlimmert. Er hatte zuweilen Perioden der Raſerei. Alle Mühe, welche an ihn gewandt war, frommte zu nichts, und Ariſtipp ſelbſt ſagte, daß ſie nutzlos ſei. Immer noch ſprach er kein Wort, und erkannte auch den gebeugten Vater nicht, der mit dem Philoſophen eintrat. Plötzlich aber ſchien eine Erinnerung wieder in ihm aufzudämmern, er reichte dem Vater die Hand, ſah ihn lange ſtarr an, ſchüttelte ſanft den Kopf, und weinte ſtill. Eine herzzerreißende Scene für die Umſtehenden.

Nach zwei Tagen hatte er ſeinen Vater wieder ganz erkannt, und dieſer war der Einzige, dem er unbedingt in Allem folgte. Ariſtipp rieth, nun ſo ſchnell als möglich den Irren nach der Heimath zu bringen, ihm dort alles das wieder zuzuführen, was in ſeinem Knabenalter ihn beſchäftigt hatte, und ihm werth geweſen war, und ſo allmählig, behutſam, ihn gewiſſermaßen wieder größer werden zu laſſen, dann aber auch eine geraume Zeit hindurch für ununterbrochene Beſchäftigung, die mit körperlicher Anſtrengung verbunden ſei, zu ſorgen.

Es geſchah, und nach einem halben Jahre ſchrieb der Vater an Ariſtipp, dankte ihm herzlich für ſeine weiſen Lehren, und verſicherte, daß ſein Phanor, eine ſtille Melancholie abgerechnet, die nun freilich ſobald wohl nicht würde verbannt werden können, ganz wieder hergeſtellt ſei. Doch eben dieſe ſtille Melancholie wollte dem Ariſtipp gar nicht gefallen, und er ſchrieb zurück: ihr Böotier ſeid ja vielerfahrene Schiffer; laſſen Sie, mein Freund, den Jüngling eine Seereiſe machen, je weiter, je beſſer!"

Phanor's Vater hatte in Handelsgeſchäften ein Schiff an verſchiedene Plätze im joniſchen Meer zu ſenden, und bat ſeinen Sohn, die Reiſe mitzumachen, damit eine genauere Aufſicht über das Schiffsvolk ſei. Phanor willigte ſehr ſchnell ein, ſchien heiterer zu werden, und konnte die Zeit kaum erwarten, wo das Schiff abſegeln würde. Er nahm einen rührenden Abſchied von den Seinigen, und reiſte ab. Das Schiff landete an kephaloniſcher Küſte. Er ließ ſich nach der akarnaniſchen Küſte überſetzen, und dann nach der Inſel Lenkate.

Hier ſuchte er den Pfad auf zu dem Tempel des Apoll, welcher auf einem, weit in das Meer hinragenden Vorgebirge erbaut iſt. Er gelangte dorthin, und ließ ſich von den Prieſtern in das Buch einſchreiben, um morgen den Sprung vom Felſen zu thun, betete dann zu Apoll mit heißer Inbrunſt, ihn zu erhören, und das Opfer geſchah.

In der Nacht ſchrieb er an Parmenides: — ich ſitze hier auf dem leukatiſchen Fels, und die aufgehende Sonne wird Zeuge ſein, ob dein Freund, — o! ſtoße mich nicht von dir! — hienieden wieder aus dem Kelch der Freude trinken darf, oder ob der Tod die müden, thränenſchweren Augenlieder ſchließen ſoll. Glaube mir, Parmenides, ich habe gerungen, wie ein Menſch ringen kann, mich dieſer unſeligen Liebe zu entſchlagen; alle Götter habe ich angefleht, aber niemand erhört mich, und mein ſtärkſter Wille erlahmt bei der Erinnerung an den Göttertraum, in dem ich einſt ſchwelgte. — Der Sprung von dieſem Felſen hat, wenn ich gerettet werde, wie du weißt, den Erfolg, daß alle Erinnerung an die unglückliche Liebe für immer mich verläßt, und ich erlebe wieder heiter und froh, wie einſt; verſchlingt mich aber das Meer, iſt keine Rettung möglich, nun, ſo bin ich eines qualvollen Lebens überhoben. Nenne es nicht ſtrafbar, nenne es nicht Selbſtmord, was ich beginne. Zwar, ich bin auf der Spitze des Felſen geweſen, von wo herab ich mich ſtürzen ſoll, und ich ſchauderte zurück; in einer faſt unabſehbaren Tiefe unter der Klippe peitſcht der weiße Giſcht der Brandung die unterhöhlten Felſen, und wenn die Woge, furchtbar groß, mit lautem Gebrüll zurückweicht, ſo gähnt aus der Tiefe des Meers ein Abgrund herauf, der mit Seeungeheuern aller Art gefüllt iſt, wie der ſcharfblickende Seher wahrnimmt. — Die ſüße Gewohnheit des Lebens wollte in dieſem Augenblick noch einmal zu mir warnend reden, aber nein! ich habe dem Gott der Sonne mein Schickſal anheim gegeben, er ſchütze mich, er rette mich! Auch die Königin Artemiſia, auch die Sängerin Sappho und viele Andere ſtürzten ſich herab, und fanden in den Wellen ihr Grab; doch Viele wurden gerettet, und waren geheilt, und z. B. ein Maces ſprang viermal herab, und gewann viermal das Land wieder, befreit von ſeiner folternden Qual. Die Götter ſchützen die Tugend, jetzt kann, jetzt darf ich es ſagen, ich bin nie vom Pfade der Tugend gewichen, — wir ſehn uns wieder, mein Parmenides! —

Die Sonne trat aus dem Meer, da nahten Apoll's Prieſter dem Jüngling, der mit einer heitern Ruhe ſich von ihnen, wie ein Opferthier, bekränzen ließ. Bei dem Geſang der Hymnen führten ſie ihn bis an die äußerſte Spitze des Felſen, und ordneten ſich, die Geſänge fortſetzend. Unten, auf der Fläche des Meers, waren im Halbkreiſe viele Fiſcherkähne geordnet, um ſchnell den Herabgeſtürzten aufzufangen, ſobald die rückkehrende Woge ihn trug.

Jetzt ſtand Phanor auf der höchſten Spitze. Schaudernd bebte er zurück, als er tief unter ſich ſchaute, und wandte ſich abwärts, dann aber ſtreckte er die Hände nach dem Meer hinaus, dem heitern Gott der Sonne entgegen, rief laut: Theano! Theano! ſein Gewand flatterte, der Meeresgrund nahm ihn auf.

Wohl kehrte die Woge vom Felſen zurück, aber ſie trug Phanor nicht auf ihrem Rücken, wohl ſuchten die Fiſcher mit emſiger Mühe, aber ſie fanden ihn nicht, und kein Aſchenkrug ſollte die irdiſchen Reſte des Jünglings, den das Meer nicht wiedergab, bergen.

Digitized by Google

Ludwig Heinrich Freiherr von Nicolay

ward am 29. December 1737 zu Straßburg geboren, ſtudirte dort Philoſophie und die Rechte und war dann eine Zeitlang franzöſiſcher Geſandtſchaftsſecretär, ging aber in Folge eines Rufs als Profeſſor der Logik in ſeine Vaterſtadt zurück. 1769 als Erzieher des Großfürſten Paul nach Petersburg berufen, wurde er 1770 daſelbſt Cabinetsſecretär und Bibliothekar ſeines Zöglings, 1796 Staatsrath, 1798 Director der Akademie der Wiſſenſchaften und 1801 wirklicher Geheimer Rath. Schon früher (1782) war er in den Adelſtand erhoben und mit mehrern Ritterorden geſchmückt worden und hatte auch mehrere Geſandtſchaftsposten bekleidet. Nach Kaiſer Paul's Tode zog er ſich auf ſein Gut Monrepos bei Wiborg zurück und lebte dort bis zu ſeinem am 18. November 1820 erfolgten Tode ſeinen litterariſchen Beſchäftigungen.

Er ließ erſcheinen:

Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Schriften. Neue Ausgabe. Berlin und Stettin 1792 — 1810, 8 Bde., kl. 4.
Theatraliſche Werke. Königsberg 1811, 2 Bde., 8.

Einzeln:

Elegien und Briefe. Straßburg 1760, 8.
Verſe und Proſe. Baſel 1773, 8. (2. Ausg. von Nr. 1).
Galwine. Petersburg 1773, 12.
Vermiſchte Gedichte. Berlin 1778—86, 9 Thle., 8. (3. Ausg. von Nr. 1).
Das Schöne. Erzählung. Berlin 1780, 8. Franzöſiſch Ebendaſ. 1781, 8.
Reinhold und Angelika. Ebendaſ. 1781—84, 3 Thle., 8., mit Titelkupf.
Idda. Novelle. Wien 1792, 8.
Das Landgut Monrepos in Finnland. Berlin 1810, 4., mit Kupf.
Balladen. Ebendaſ. 1810, 4.
Der Arme und der Reiche. Gedicht. Leipzig 1820, 8.
Die Reliquie. Gedicht. Ebendaſ. 1820, 8.
Die Todtenwache. Gedicht. Ebendaſ. 1820, 8.

Laune, Witz, Gefühl, Leichtigkeit, Correctheit, geiſtreiche Auffaſſung und gewandte und anmuthige Behandlung des Stoffes, geben v. N's poetiſchen Leiſtungen, obwohl ſie nicht erſten Ranges ſind, doch einen bleibenden Werth. Am glücklichſten iſt er in der poetiſchen Epiſtel, der Fabel und der poetiſchen Erzählung.

Aus Nicolay's vermiſchten Gedichten.

Der perſiſche Bauer.

In Erivan
War einſt ein armer, ſchlechter Mann.
Sein ganz Vermögen war ein kleiner Garten,
Sein ganz Geſchäft, ihn abzuwarten.
Ein Obſtbaum, der im Gärtchen ſtand,
Trug Früchte, weit und breit bekannt;
Sie glühten ſchön und groß und reich an Balſamſafte,
Der ſelbſt dem Kranken Linderung ſchaffte.
Bringt, ſprach ein Nachbar, guter Mann!
Ein Körbchen dieſer Frucht nach Iſpahan.
Der Schach iſt lecker, hör' ich ſagen,
Freigebig überdas. Ihr krieget, gebt nur acht,
So manches Goldſtück heimzutragen,
Als ihr der Früchte hingebracht. —

Je nun! ich ſollt' es ſelber meinen.
Er kauft ein feines Körbchen ein,
Packt ſeine ſchöne Frucht hinein,
Nimmt freudig Abſchied von den Seinen
Und tritt den Weg nach Iſpahan,
Schon mit Entwürfen ſchwanger, an,
Wie mit dem Beutel Gold vom Schache
Er Haus und Garten größer mache,
Kömmt, eh' er's denkt, zur Burg von Iſpahan,
Und meldet ſich beim Obermarſchall an.
Man kennt den Hof. Wer bringt, dem ſteh'n die Thüren offen;
Wer holen will, kann lange hoffen.
Der Marſchall nimmt die Frucht, und kurze Zeit hernach
Wird unſer guter Mann belehret,
Daß Seine Majeſtät, der Schach,
In eigener Perſon ſein ganzes Obſt verzehret,
Es ſehr gelobt, und mehr begehret.

Ei, guter Perſer, welch ein Glück!
Er lauert auf den Augenblick,
Dem Kaiſer glimpflich zu berichten,
Er ſei der Bauer mit den Früchten.
Er ſtellt ſich in den Saal, durch den der Kaiſer geht,
Beſchaut das prächtige Geräth,
Begafft die Großen, die ſo klein hier ſtehen,
Und ſieht zuletzt im Schwarm ein Zwerglein gehen,
So mißgebaut, daß ſich der arme Mann
Des Lachens nicht enthalten kann.
Zum Unglück war dieß Zwerglein der Miniſter.
Mit ſcharfem Blicke, kraus und düſter,
Schielt er den Fremdling an. Ein Wort,
Und wüthend ſchleppt die Wach' ihn fort.
Im Kerker ſitzt er nun, und mag ſein Gold erwarten.
Er flucht dem Baume, flucht dem Garten,
Und flucht dem Nachbar, deſſen Rath
Ihn in dieß Loch geſtürzet hat.
Doch alles Fluchen kann die Sachen
Nicht ungeſcheh'n, nicht beſſer machen.
Ein Jahr fließt nach und nach dahin,
(Ach, eine lange Zeit für ein ſo kurzes Lachen!)
Und keine Seele denkt an ihn.

Nun kömmt die Zeit der Früchte wieder.
Man bringt dem Schach die ſchönſten dar.
Er rümpft die Naſe, legt ſie nieder:
Nein! das iſt keine Frucht wie das verfloßne Jahr.
Was für ein herrlich Obſt das war!
Wird wohl der Mann zurücke kommen?
Hat man noch nichts von ihm vernommen?
Wo kam er her? Wo kam er hin?
Wer iſt er? Geht, erfragt mir ihn. —

Man forſcht und hört die traurige Geſchichte.
Der Kaiſer lacht ob dem Berichte:
Gut! bringt ihn her. Ich will ihn ſeh'n,
Den armen Schelm. Es ſoll ihm beſſer gehn.
Er kömmt: „He, guter Freund! Ich weiß, wie dir's gegangen.
So ſpricht der Schach. Es thut mir leid.
Allein für Kerker, Obſt und Zeit
Darfſt du nun auch, was dir gefällt, verlangen." —
Herr, gieb mir, ſagt der arme Mann,
Ein Beil, ein Säckchen Salz, und einen Alkoran.
Der Kaiſer fängt zu lachen an:
Was für ein dummer Schnack? Beil, Salz und Alkoran?
„Das Beil, daß ich den Obſtbaum fälle;
„Das Salz, es auszuſä'n, damit auf ſeiner Stelle
„Nichts wieder wachſe; dann den Alkoran,
„Um einen Eid darauf zu ſchwören,
„Daß ich und die mir zugehören
„Zeitlebens nie nach Hofe wiederkehren."

Das Teſtament des Eſels.

Ein Eſel diente lange Jahre
Dem Pfarrer eines Dorfs. Ein höchſt geduldig Thier:
Arbeitſam, fromm, auch wohlgepflegt dafür.
Es fanden Herr und Knecht ein Muſter an dem Paare.
Doch nichts beſteht in dieſer Welt.
Nachdem er manchen Sack getragen,
Und ſeinem Herrn manch Stückchen Geld
Verdienet, ſtarb der Gaul vor Alter. Was für Klagen
Der Pfarr darob geführt, iſt kaum zu ſagen:
Freund meines Lebens, trautes Thier!
Da liegſt du nun! Was fang' ich an mit dir!
Dich ſchinden? Nimmermehr! Bei meinen andern Schafen

Digitized by Google

Sollſt du auf Gottes Acker ſchlafen. —
Und wirklich gräbt ihn da der Prieſter heimlich ein.

Ein Pfarrer mag ein Engel ſein,
So iſt er doch ein Rüger unſrer Sünden,
Und jeder freuet ſich auch ihn in Schuld zu finden.
Kurz, man erfährt, was er gethan,
Und zeiget es dem Biſchof an.
Der Biſchof war ein lockrer Mann,
Der täglich ſeinen Rauſch bei Spiel und Ball verrauchte,
Und immer Geld verthat, und immer neues brauchte.
Gut! lacht er auf: das ſeh' ich gern,
Wenn meine Pfaffen ſolches Zeug beginnen.
Da ſind doch Bußen zu gewinnen. —
Bringt mir ihn her, den Feind des Herrn.

Er kömmt. Mit zürnender Geberde
Fährt ihn der Biſchof an: Du Heide! Renegat!
Biſt du's, der in geweihter Erde
Ein unrein Aas begraben hat?
Gleich ausgeſcharrt, den Acker exorciret,
Zehn Thaler Straf', und ſuspendiret.

Ehrwürdiger! verſetzt der Bauernhirt,
Der Eſel, über den geklaget wird,
Hat zwanzig Jahr mein Brot genoſſen.
Ein guter, treuer Knecht, fromm, fleißig, unverdroſſen,
Und ſonderlich ein guter Wirth.
Er ſparte jährlich für das Alter
Sein Thälerchen von dem, was er erwarb,
Und ſetzte mich darüber zum Verwalter.
Das ſind nun zwanzig Thaler. Eh' er ſtarb
Sprach er: Was mir der Herr verliehen,
Das gebt dem Biſchof ab. Der fromme Herr!
Durch ein Gebetchen nur kann er
Mich aus dem Fegefeuer ziehen.

Die Kutte ſchürzend, holt der Pfarrer hier
Ein Beutelchen hervor. Die hohle Rechte
Streckt ihm der Biſchof dar, und lächelt: Nun, ich dächte,
Dein Eſel, wie du ſagſt, war doch ein frommes Thier.
So laſſ' ihn denn in Gottes Namen
Bei den beſchämten Chriſten ruhn,
Die oft der Kirche minder Gutes thun.
Der Herr verleih' ihm ſeinen Frieden! Amen.

Der größte Schmeichler.

Ein Kaiſer . . . Wo? — In Monamotapa.
(Denn lägen ſeine Staaten nah,
So ſchwieg' ich von dem Mährchen ſtille)
Der Kaiſer nun gerieth auf eine Grille
Von ſonderbarer Art: Wer mag doch, fiel ihm ein,
An meinem Hofe wohl von allen
Den Großen, Edlen und Vaſallen
Mein unverſchämt'ſter Schmeichler ſein?
Und wie erfahr' ich es? Nicht wahr, hierauf zu fallen,
Beweiſet doch wohl ſonnenklar,
Daß er kein Europäer war.

Die Sache klüglich auszuſpüren
Und allem Zwange vorzubau'n,
Sprach er mit jedem im Vertrau'n,
Bot alles auf, was das Gewiſſen rühren,
Was reizen kann, verſprach zu gleicher Zeit
Die heiligſte Verſchwiegenheit;
Doch über den Artikel müſſe
Man ihm geſtehen, was man wiſſe.

Gefällig gegen ihn zu ſein,
Und doch der Wahrheit treu zu ſcheinen,
Verſetzten viele: Wie? mein Kaiſer ſpottet mein!
Er, Schmeichler? Ach, er hat nicht einen.
Doch andre gaben, je nach ihrem Wahn,
Nach Neigung, oder Intereſſe,
Der dieſen, jener jenen an;
Den Favoriten, die Maitreſſe,
Den Arzt, den Narren, den Kaplan.

Ein Philoſoph kam endlich an;
Ein wahrer (denn in jener Zone
Giebt's welche), dieſer ſprach aus einem andern Tone:
Dein größter Schmeichler, glaubeſt du,
O Kaiſer, ſei ſo ſchwer zu nennen?
Ich traue mir gehorſamſt zu,
Dir augenblicklich ihn zu nennen.

„So ſage denn, wer iſt es?" — Du.

Der Heuwagen.

Hans führte ſeinen Wagen Heu
Zur Stadt. Drei magre Thiere zogen
Die Laſt. Der Pferde waren zwei,
Vor beiden ragte, wie der Pfeil auf einem Bogen,
Ein Eſel noch hervor. Er geht gemach einher,
Und denket bei ſich ſelbſt (denn ohne denken gehen
Macht Weg und Mühe lang und ſchwer):
Ich ganz allein, ſo denket er,
Regiere dieſen Zug. Die Wahrheit zu geſtehen,
Der gute Langohr hatte Recht:
Die Roſſe waren blind, und oben ſchlief der Knecht.
Das Fuhrwerk machte trefflich gehen.

Ich kenne manches Haus, das kein geſcheidters hat;
Und ſag' ich manches Haus, ſo merkt der Kluge
Sehr bald, daß ich mit gleichem Fuge
Auch ſagen konnte: manchen Staat.

Der Käſe.

Ein Ziegenkäſ', in Leinwand eingebunden,
Ward irgendwo von einem Paar
Naſchhafter Katzen aufgefunden.
So angenehm die Beute war,
So heftig war der Streit, die Theile gleich zu meſſen.
„Willſt du allein den Käſe freſſen?
„Zwei Drittel nimmſt du weg." — Wie ſchändlich lügeſt du
Mir kömmt die Hälfte noch von deinem Theil
zu. —

Man ruft zuletzt des Nachbars Affen.
„Sein Herr iſt in dem Magiſtrat;
„Er weiß von ihm das Recht: Er ſoll uns Recht verſchaffen."
Der Affe kömmt, ein ernſter Rath,
Im Mantel und im Ueberſchlage
(Der Weisheit ſeines Herrn), ſetzt ſich zum Tiſche hin,
Und ſpricht: Ich will den Streit nicht in die Länge ziehn;
Hier iſt mein Meſſer, hier die Wage.
Seht ſelbſt, wohin das Zünglein überſchlage.
Nicht wahr, zur Rechten? — Ja. — Schon gut. Den Au-
genblick
Soll ihm geholfen ſein. Flugs ſchneidet er ein Stück
Vom rechten Theile weg und ſchiebt es in den Rachen
„Wie ſtehn die Schalen nun? Die linke hat zu viel?
„Gleich wollen wir ſie leichter machen."
Der Richter wiederholt das Spiel
So ſchnell und oft, zur Rechten und zur Linken
Macht er ſo klug die Schalen ſinken,
Daß er bereits den Käſe halb verzehrt.

Die Katzen: Nun, wir ſind zufrieden.
Der Unterſchied iſt nicht mehr werth,
Daß Sie ſich ferner noch ermüden.
Der Affe: Nein, das geht nicht an;
Gerechtigkeit iſt eine Sache,
Die man nie zu genau beſtimmen kann.
Ich bin ein ſo exacter Mann,
Daß ich mir ein Gewiſſen mache,
Wenn ich nur um ein halbes Gran
Dem oder jenem Tort gethan. —
Er hilft den Schalen noch mit manchem neuen Schnitte.
„Seht her! nun ſteht das Zünglein in der Mitte;
„Nun looſ't:" — Was looſen? wähl't! — O wähle du
Und beide Katzen greifen zu.

Noch nicht, ihr Damen! ſpricht der Affe.
Erlauben Sie, daß ich auch mir mein Recht verſchaff'.
Wer zahlt mir erſt den Spruch? Was mag das Reſtchen
Ein Drittel von dem Kapitale?
Das zieh ich für die Sporteln ein.

So gehts in manchem Tribunale.

Digitized by Google

Die Stiefeln.

Braucht niemand neue Stiefel hier?
Ein ſchönes Paar! Kein Geld will ich dafür.
So rief in Wien ein Krämer auf dem Graben
Um ihn ſchließt ſich ein dichter Kreis.
(Wer kauft nicht gern um ſolchen Preis?)
„Ihr Herren! Einer nur kann meine Stiefel haben,
„Der ſoll es ſein, der mir beweiſen kann,
„Ihm ſei ſein Weib vollkommen unterthan.“

Er ſprichts, und alle ſtehn und ſchweigen.
Prahlt irgend auch ein Ehemann,
So überſchrei'n ihn zwanzig Zeugen.
Der Kreis zerfließt gemach. Ein Schneider tritt heran:
„Die Stiefel her! ich bin der Mann,
„Der ſeine Rippe zähmen kann.
„Muckſt Lieſe nur, ſo läßt die Elle
„Kein Fleckchen heil auf ihrem Felle.
„Ihr Nachbarn, ſagt! ſind dieſes Prahlerei'n?
Die Nachb. Nein, das iſt wahr; der meiſtert Lieſen.
Der Krämer. Wohl! deine Herrſchaft ſcheint bewieſen.
Dein ſollen auch die Stiefel ſein,
Und dieſes ſchwarze Wachs geb' ich dir oben drein.
D. Schn. Wo berg' ich es? mein Wamms iſt ohne Taſchen.
D. Kr. So ſchieb' es in den Buſen.
D. Schn. Nein,
Es ſchmutzt. Mein Hemd iſt rein gewaſchen.
Wie würde da Frau Lieſe ſchrein?
D. Kr. So? Trotz der Elle? Hört ihr's Brüder?
Geſchwind gieb mir die Stiefel wieder!

Die Säcke des Schickſals.

Dem wird nie wohl, der immer Beſſres ſucht.
Mit ſeinem Schickſal unzufrieden,
Sah Timon ſtets voll Eiferſucht
Auf das, was Andern Zeus beſchieden.
Mit ſtetem Murren plagt' er ihn.
Zeus, endlich müde ſeiner Klagen,
Schickt Majens Sohn zur Erde hin,
Läßt ihn empor zum Himmel tragen,
Faßt ſeine Hand, und führet ihn
In das Olymp'ſche Magazin.
Zu Millionen aufgehügelt,
Und von den Parzen zugeſiegelt,
Sieht er hier Säcke hingeſtellt,
Wovon, nach Jupiters Berichte,
Ein jeder, ungleich an Gewichte,
Ein Schickſal, einen Stand enthält.
Da! wähle ſelbſt von allen Säcken!
Nur merke dir, ſpricht Jupiter,
Daß in den meiſten Sorgen ſtecken;
Doch in den leichten weniger. —
„Schon gut, Herr Zeus! Laß mich ein wenig
„Verſuchen, welcher minder wiegt.“
Der nächſte, welcher vor ihm liegt,
Iſt Nummer Eins: Für einen König.
Er faßt ihn an, zu ſchwer für mich!
Den trag ein Herkules, nicht ich. —

Ob ich den andern heben werde?
Für einen Günſtling weiſ't die Schrift.
Er hebt. Der Sack zieht ihn zur Erde.
O, wehe dem, den dieſer trifft!

Auch Aemter bringt er kaum vom Platze.
Hier ſtehet Ruhm, beſchwert mit Neid;
Hier liegt ein Sack Gelehrſamkeit,
Und dort ein Sack mit einem Schatze:
Von Argwohn und von Geize der,
Von Hypochonder jener ſchwer.

Nun folget der gemeine Haufen,
Die, deren Loos kein Zettel nennt,
Die Zeus nur an der Nummer kennt.
„Mit dieſen läßt ſichs leichter laufen.“
Er hebt, vergleicht ſie lange Zeit.
Als endlich ihm die Auswahl glücket,
Spricht Jupiter: Was dieſen drücket,
Iſt nichts, als Unzufriedenheit.

Von mir ſei dieſe Thorheit fern!
Erwiedert Timon. Dieſer Eine
Behagt mir. Laß mir ihn! — „Recht gern.
„Auch war er ohnedieß der deine.“

Hort und Rika.

Der Junker Hort von Tiefenteich,
War aller Junker Perle,
Großmüthig, tapfer, klug und reich,
An Wuchſe gleich der Erle.
Im Flügelkleide hatte ſchon
Der weiſe Vater für den Sohn
Die künft'ge Braut gewählet.

Ein bied'rer Nachbar, Hohenſtein,
Bekam, drei Jahre ſpäter,
Als Hort erſchien, ein Töchterlein,
Und der Verſpruch der Väter
Geſchah, daß jeder Theil ſein Blut
Zu treuem Sinn und Edelmuth
Dem andern bilden wolle.

Denn ach! das kluge Väterpaar
Sah' im Verfall der Zeiten
Die täglich ſteigende Gefahr
Der Ehen ſich bereiten.
So hofften ſie von Jugend an
Durch gleichen Fleiß in gleichem Plan
Der Kinder Glück zu gründen.

Auch konnten Wunſch und Neigung nicht
Einträchtiger ſich fügen,
Noch ſich in des Gehorſams Pflicht
Zwei Kinder froher ſchmiegen.
Sie wuchſen zu dem ſchönſten Flor,
Zur reinſten Zärtlichkeit empor,
Stolz eines auf das and're.

Nicht nur im Roß, nicht nur im Speer
Sucht' unſer Jüngling Ehre;
Gleich ernſter Mühe werth hielt er
Des heil'gen Rechtes Lehre.
So bald der Vater ihm erblich,
Hing er mit ganzer Seele ſich
An Sigmund, Schwabens Kanzler.

Ein edler Mann; als Jüngling Held,
Bei reifer'm Bart ein Weiſer,
Gleich bieder im Gericht und Feld,
Der Liebling zweier Kaiſer,
Des Volkes Glück und Zuverſicht,
War Sigmund, ſtreng' auf ſeiner Pflicht,
Doch auch dem Mitleid offen.

Mit Vatersliebe neigte ſich
Des Alten Herz zu Horten.,
Er unterwies ihn meiſterlich
Mit Beiſpiel und mit Worten.
Schon theilt' er ſeines Amtes Müh'
Mit ihm, und ihm verſüßte ſie
Des Jünglings Fleiß und Liebe.

Zur Tochter ſprach er dann und wann:
„Ja, dieſer Hort, mein Särchen,
„Das iſt ein goldner junger Mann.
„O, würdet ihr ein Pärchen!
„Das wäre mir ein Glück! Allein
„Ich weiß ja wohl, es kann nicht ſein;
„Verſagt ſeid ihr ſchon beide.“

Aus altem Blut, aus reichem Stamm,
Ein wenig Geck daneben,
War Oswald, Sarens Bräutigam.
Den Sohn empor zu heben,
Hielt frühe ſchon Herr Kilian
Beim Kanzler um die Tochter an,
Und ihm ward ſie verſprochen.

Sie fühlte weder Gluth noch Haß
Für ihn, ſie war's zufrieden,
Und ſchickte ſich in alles, was
Der Vater ihr beſchieden.

Fiel ihr in der Geſpräche Lauf
Ein plattes Wort des Freiers auf,
„Je nun! ſie faſeln alle.“

So hatte ſie gekoſt bisher
Im Leben fortgeſchlendert.
Allein ihr Frohſinn ward nunmehr
In ſtillen Gram verändert.
Tief fühlte ſie den Unterſcheid
Von eines Hortes Trefflichkeit
Auf den ſo leichten Oswald.

„Welch' heller Geiſt! Welch' edler Sinn!
„Wie ſittſam ſein Verfahren!
„Wie zärtlich ſchätzt der Vater ihn,
„Bei ſo ungleichen Jahren.
„Ein Pärchen, ja das wär' ein Glück!
„Doch ſchnell nahm er den Wunſch zurück,
„Riß mir ihn aus dem Herzen.

„Verſagt iſt er. O Nika! du
„Wie ſelig! Stete Liebe
„Sagt dir der Edle täglich zu,
„Du ſchwörſt ihm gleiche Triebe.
„Harr' aus, mein Herz! und überlaß
„Dein Loos dem Himmel; ſorge daß
„Kein Zeichen dich verrathe.“ —

Nach einem fernen Gute muß
Gleich itzt ſich Hort erheben.
Er ſtellt ſich ein, den Abſchiedskuß
Zu nehmen und zu geben.
Drei Monde hält ihn Frankenland.
Er kommt zurück. Ach Unbeſtand
Des Glückes und der Menſchen!

Aus Nikens Munde höret er
Die Poſt von Sigmunds Falle.
Der Kaiſer, aus Lamparten her,
Schrieb einen Brief voll Galle.
Als einer der das Recht verletzt,
Iſt Sigmund ſeines Amts entſetzt,
Beraubt der ganzen Habe.

„So wahr ein Gott im Himmel ſitzt!
„Der Kaiſer iſt betrogen,“
Rief Hort, von edlem Zorn erhitzt.
„Wo iſt er hingezogen?
„Wo find' ich ihn, den Biedermann?
„Vermuthlich wohl bei Kilian,
„Dem künft'gen Gegenſchwäher?“ —

(Nika.) O nicht doch! Meinſt du, guter Hort,
So redlich handeln alle?
Der Feige widerrief ſein Wort
Gleich bei des Kanzlers Falle.
Ach! und ſein unverſchämter Sohn
Rühmt ſich ſogar, er habe ſchon
In Särchens Arm gelegen. —

(Hort.) Der Bube! Büßen ſoll er mir!
Kaum kann ich es erwarten —
(Nika.) Vergebens ſuchſt du beide hier,
Sie zogen nach Lamparten.
Der Sage nach ſieht Kilian
Sich ſchon als Schwabens Kanzler an,
Hoch in der Gunſt des Kaiſers.

(Hort.) Wohlan! der Weg nach Monza ſteht
Auch mir, gleich ihnen, offen,
Und Recht von ſeiner Majeſtät
Iſt auch für uns zu hoffen.
Vergib mir, Nika, den Verzug.
Zur Liebe bleibt uns Zeit genug,
Wenn ich den Freund gerettet. —

Ein Blick voll Beifalls lohnet ihn,
Ein Blick voll ſtolzer Freude.
Zu Sigmunds Hütte ſprengt er hin.
Sie liegt auf öder Heide.
An ſeines Thores Schwelle ſitzt
Der Greis, den Arm auf's Knie geſtützt,
Und tief in ſich verſenket.

„Iſt's möglich, Vater?“ ruft ihm Hort
So weit er kann, entgegen.

„Verworfen du? Doch auf mein Wort,
„Das Toben ſoll ſich legen.
„Wer iſt der Lügner? ſo will ich
„Den Kaiſer fragen, welcher dich
„Zum Ungerechten machte?“

(Sigm.) Der Lügner wäre der, mein Sohn,
Der ſo zum Kaiſer ſpräche.
Gerecht iſt er. Gerechten Lohn
Trag' ich für meine Schwäche.
Du ſtutzeſt? Alles will ich dir
Genau berichten. Lern' an mir,
Wie leicht ein Richter ſtrauchelt.

Ein Jüngling ward dem Tribunal
Als Mörder übergeben.
Ich ſann, verglich Geſetz und Fall,
Verwirkt fand ich ſein Leben.
Da kam ein Greis, ein altes Weib,
Ein junges, mit ſchon dickem Leib,
Und fielen vor mir nieder.

Sei Menſch, eh' Richter! ſprach der Mann.
Ein Vater, nah' dem Grabe,
Sein Weib, das kaum mehr kriechen kann,
Ein ungeborner Knabe,
Die Schnur, des größten Glückes werth,
Uns alle ſoll des Henkers Schwerdt
Mit einem Streiche treffen!

Mein Sohn iſt ſchuldig, ſtreng' und klar
Das Recht. Daß Konrads Wandel
Sonſt immer unbeſcholten war,
Daß er im tollen Handel
Den erſten Schlag empfing, daß ihm
Allein des Zornes Ungeſtüm
Die Rechte mißgeleitet;

Dieß alles führ' ich dir nicht an,
Könnt' es gleich etwas gelten.
Um Mitleid bitt' ich. Niemand kann
Was Gott gebietet ſchelten.
Vertrittſt du nicht den Kaiſer hier?
Und wahrlich! Mitleid würde mir
Von Friedrichen verliehen.

Arm ſind wir. Unſer Sein beruht
Auf Konrads Sold im Heere.
Doch was iſt Leben, Geld und Gut
Bei dem Verluſt der Ehre?
Er, unſer Stolz, wird unſ're Schmach,
Sie folgt uns in die Grube nach,
Liegt ewig auf den Kindern.

Zwar, freilich, bald wird die Natur
Die Qual der Aeltern enden.
Doch hier, die unentbundne Schnur.
Der Sprößling meiner Lenden!
Herr, biſt du Vater? Frag dein Herz,
Ertrüg es einen ſolchen Schmerz?
In Ohnmacht ſank der Alte.

Die Weiber ſtürzten ſich auf ihn,
Den Tod ſchon im Geſichte.
Da riß mich das Erbarmen hin,
Ich legte dem Gerichte
Mit Stärke jeden Umſtand dar,
Der dem Beklagten günſtig war,
Und ſprach den Mörder ledig.

So hab' ich, Hort, aus weichem Rath
Die Grenzen überſchritten;
Der Richter ſoll nach Recht und That
Entſcheiden, nicht nach Bitten.
Des Klägers Wuth, der Feinde Neid
Verſäumten weder Liſt noch Zeit
Mich ſchwärzer noch zu ſchildern.

Als hätte mich zu ſchnödem Geiz
Des Thäters Gold verführet,
Als hätte mich der Tochter Reiz
Bei grauem Haar gerühret.
Daß dieſe Lügen richterlich
Beſtätigt ſind, das kränket mich;
Sonſt iſt mir Recht geſchehen.

Digitized by Google

Ein Troſt blieb mir. Auch der verſchwand;
Daß durch den Schluß der Ehe
Bei meines Glückes Unbeſtand
Doch Särchens Glück beſtehe.
Ach Hort! der ſchlechte Kilian
Sah mich nunmehr verächtlich an.
Und Oswald . . . O des Gräuels!

Iſt keine Tugend denn ſo rein,
Die Frechheit nicht entehre?
Kann kein Verſpruch ſo heilig ſein
Den Falſchheit nicht zerſtöre?
Gern duld' ich. Doch nach meinem Tod'
Wird Särchen unter Schmerz und Noth
Stets leiden, ewig klagen. —

„Beim Himmel, nein! das ſoll ſie nicht.
„Ein Anwalt fehlt euch beiden,
„Ich will er ſein. Das Hofgericht
„Mag neuerdings entſcheiden,"
Spricht Hort. „Und zu den Schranken hin,
„Will ich den Unverſchämten zieh'n,
„Und Särchens Ehre rächen."

Hier ſtürzet ſie herbei, verweint
Ihr Aug' im langen Leide,
Voll Hoffnung itzt auf ſolchen Freund,
Voll hoher Lied nnd Freude.
„Dank, Einziger! O Dank und Glück!
„Lauf, eile, fliege, komm zurück,
„Bring mir den Vater wieder;

„Nur kämpfe nicht! Nie würd' ich dir
„Gefahr für mich vergeben.
„Nie, nie ſoll Rika wegen mir
„Für den Geliebten beben. —
Sei, ſpricht er, beſſ'rer Ahnung voll,
Vertrau dich mir. Noch heute ſoll
Dich meine Rika küſſen.

Er eilt zu ihr. Die Flamme ſchlägt
Aus Lippen ihm und Blicken,
Und ſeiner Rede Brand erregt
Gleich heiße Glnth in Riken.
Nie hatte ſie ſo tief gefühlt,
Wie Freundes Noth im Herzen wühlt,
Ihn nie ſo ſchön geſehen.

Laut billigt Rika den Entſchluß.
Dringt ſelber auf ſein Scheiden,
Bringt täglich Hülfe, Troſt und Kuß
Den tiefgebeugten Beiden.
Ihr Dank, ihr Mnth, ſo hart erprobt,
Ihr Zuruf, wenn ſie Horten lobt,
Macht ihr ſie täglich lieber.

Hort kommt zurück. So düſter fliegt
Am Himmel kein Gewitter,
Als das auf ſeiner Stirne liegt.
Schwerdt, Handſchuh wirft der Ritter
Unwillig hin. Nein! ruft er wild,
„Nein! weder Recht noch Ehre gilt
„Mehr an des Kaiſers Hofe.

„Vor Mailands Mauern liegt ſein Heer
„Doch enger eingeſchloſſen
„Als die umſchanzte Stadt, iſt er
„Von Kilians Genoſſen.
„Dem ward die Klage zugeſandt.
„Er wies ſit höhniſch von der Hand,
„Als ſchon entſchied'ne Sache.

„Zu ihm trat ich, geſetzt und frei,
„Und wies ihm klar und dürre
„Was wahr und was erlogen ſei,
„Worin das Urtheil irre.
„Doch, deine Worte, junger Mann,
„Beweiſen nichts, ſprach Kilian,
„Wir haben Brief und Siegel."

„Hat Brief und Siegel auch dein Sohn,
„Die wider Särchen zeugen?
„Dir ſag' ich es, ich ſprech' ihm Hohn,
„Und ſchelt' ihn einen Feigen,
„Wenn er in off'nen Schranken nicht
„Sich ſtellt, und für die Lüge ficht,
„Die er im Land verbreitet.

„Hier werf' ich ihm den Handſchuh hin,
„Und kehr' ihm ſtolz den Rücken.
„Drei Tage lang erwart' ich ihn,
„Kein Oswald läßt ſich blicken.
„Zuletzt kommt ein Trabant zu mir:
„Befehl vom Kaiſer bring' ich dir,
„Lamparten gleich zu räumen,

„Und niemals mehr mit Trotz und Hohn
„Von Kilian zu ſprechen,
„Noch weniger an ſeinem Sohn
„Mit Waffen dich zu rächen. —
„So komm' ich, alles Troſtes leer
„Zurück, ich ſelbſt unglücklicher
„Als Sigmund und als Särchen.

„Denn ach! unheilbar iſt ihr Gram
„Durch meine Schuld geworden;
„Und wo ich Rettung unternahm,
„Da half ich vollends morden.
„Was bleibet mir? Was kann ich nun
„Den Schaden zu erſetzen thun?
„Hilft ihnen mein Verzweifeln?" —

Vom Zorne, von den Thränen ging
Nach der Erzählnng Rike
Zum Tiefſinn über. Düſter hing
Ihr ein Entwurf im Blicke.
Es kämpft in ihr, ſie athmet hoch;
„Ja Hort, ein Mittel bleibet noch.
„Gleich ſollſt du es vernehmen."

Den Vater ſpricht ſie nun allein,
Sagt ihm, was ſie erſunden.
Kanm geht er's, auf ihr Bitten, ein,
So iſt ſie ſchon verſchwunden.
Zu Horten ſpricht der Vater nun:
„Anf! Etwas Edles ſollſt du thun.
„Sei ſchwächer nicht als Rika.

„Des Schadens biſt du dir bewußt,
„Den du Sigmunden brachteſt.
„Unheilbar iſt nun der Verluſt,
„Den du zu hindern dachteſt.
„Wer wird nunmehr den Mangelſtand,
„Des Vaters lindern? Wer die Hand
„Der armen Tochter reichen?

„Du mußt es thun. Man kennet dich
„Für edel, klug und bieder.
„Sei Särchens Mann, ſo hebet ſich
„Ihr kranker Leumund wieder.
„Verſorgung nimmt der alte Mann
„Alsdann auch gern vom Eidam an,
„Und dein Gewiſſen ruhet.

„Sieh, Lieber! dieſes hat für dich
„Dein Rikchen auserſonnen,
„Hat hart gekämpft, doch über ſich
„Zuletzt den Sieg gewonnen.
„Vollziehe nun, was ſie erſann,
„Wir nehmen Dein Entſagen an,
„Und löſen dein Verſprechen."

Der Ritter ſteht, ein ſtarrer Stein,
Vom Schrecken ganz befangen;
„Ich Sarens, ich nicht Rikens ſein?
„Sie ſelbſt kann es verlangen?" —
(Vater.) Sie kann's; denn edel iſt die That.
Gewiß, für den ſo klugen Rath
Wirſt du ihr künftig danken.

Itzt folge mir, man wartet dein. —
Er wankt mit trunk'nem Schritte.
Sie treten bei dem Alten ein.
Aus der Geſellſchaft Mitte
Erhebt ſich Rika: „Lieber Hort!
„Nach langem Weigern hat mein Wort
„Bei beiden ſtatt gefunden." —

Er winket ihr, und führet ſie
Nach einer Nebenzelle:

Digitized by Google

„Du mich verlaſſen, Rika? wie?
„Und das ſo auf der Stelle?
„Ließ denn kein and'res Mittel ſich
„Erſinnen? Soll ein Andrer dich
„Statt deines Horts beſitzen?“ —

(Rika.) So müſſen denn an Großmuth wie
Euch Männee ſtets beſiegen?
Sieh, Hort! Ich ſelbſt gebiete dir,
In Särchens Arm zu fliegen.
Schnell, eh' mich's reut. Mein Wort dabei,
Dir bleib' ich, auch geſchieden treu.
Kein And'rer ſoll mich herzen.

Doch merk' es: dieß Verſprechen muß
Bei dir verdoegen bleiben.
Mein Vater würde den Entſchluß
Sonſt niemals unterſchreiben. —
Sie ſtößt ihn wiedee in den Saal.
Der Prieſter wartet ſchon. Gemahl
Und Frau ſind Hort und Sara.

Wie einer, der aus großem Brand,
Weib, Kind und Habe flüchtet,
Die Kraft der Muskeln überſpannt,
Und Rieſenwerk verrichtet;
Erſt, wenn er alles ſicher ſieht,
Dann fühlt er, lahm an jedem Glied',
Das Leere der Erſchöpfung;

So weiß ſich, nach ſo ſaurem Zwang,
Auch Rika kaum zu faſſen,
Und nimmt ſich vor, drei Tage lang
Sich Keinem ſeh'n zu laſſen.
Ach! ruft ſie oft: „Zu viel! Zu viel!
„Zu theuer zahl' ich das Gefühl
„Für Unglück und für Ehre!

Doch bald ermannt die Starke ſich
Zu feſtem, heiterm Muthe:
„Es iſt geſcheh'n! Es freuet mich!
„Reut Guten je das Gute?“
Sie fliegt zum neuvermählten Paar.
O wie ſo zärtlich, wie ſo wahr
Iſt Särchens Dank und Liebe!

Mit offner Art, als altem Freund'
Begegnet Horten Rike.
Verlegenheit und Gram erſcheint
In ſeinem düſtern Blicke.
Viel litt er. Denn im Taumel hat
Er nicht den Adel ſeiner That,
Das Opfer nur gefühlet.

Doch ſchon beginnt der trübe Saft
Sich nach und nach zu läutern,
Zeit und Beſinnung gibt ihm Kraft
Den Mißmuth aufzuheitern.
Schon fühlt er innern Selbſtgenuß,
Und Sigmunds Dank, und Sarens Kuß,
Und ſein geſtillt' Gewiſſen.

Ganz Unſchuld, Liebe, Dankbarkeit,
Ganz Eifer im Erſinnen,
Im Handeln ganz Gefliſſenheit
Den Gatten zu gewinnen,
That Särchen in dem Raume von
Drei Tagen große Schritte ſchon
In ſeinem Geiſt und Herzen.

In der Ergießung trauter Luſt
Wagt ſie es ihm zu ſagen,
Wie lange ſchon in ſtummer Bruſt
Sie dieſen Wunſch getragen,
Wie hart ſie ſich ihn vorgerückt,
In ſich verſchloſſen, unterdrückt,
Und doch nicht ausgerottet.

„Die edle Rika! kann ich dir
„O Hort! ſie je erſetzen?
„Wie kannſt du dich, getrennt von ihr,
„Mit Särchen glücklich ſchätzen?
„Sieh! all mein Streben, mein Bemüh'n
„Soll ſein, ihr Herz an mich zu zieh'n,
„Nur dir und ihr zu leben.“ —

Genauer konnte kein Entſchluß
Dem Wunſche Horts begegnen.
Er lohnt ihr ihn mit warmem Kuß,
Bricht aus in lautes Segnen,
Denn nur der Zweifel plaget ihn:
Wird Rika mich nicht immer flieh'n,
Wie ſchon drei ganzer Tage?

Jetzt aber, da ſie Sarens Glück
So froh, ſo herzlich theilet,
Jetzt, da ihr unbefang'ner Blick
Auf ihm ſo freundlich weilet,
Jetzt, da ſie ſelbſt ſo ſchweſterlich
Zu ſtätem, trautem Umgang ſich
Erbietet, ihn begehret,

Jetzt ſchließet ſich in frohem Band
Der enge Kreis der Biedern;
Mit Ehrfurcht ſieht ganz Schwabenland
In des Vereines Gliedern
Beweis der Unſchuld, feſten Muth,
Der Freundſchaft Macht, des Dankes Gluth,
Des Weibes höchſten Adel.

Mit neuem Eifer bildet ſich
Hort wieder in der Schule
Des Schwähers. Seiner Güter Strich
Sieht auf dem Richterſtuhle
Die Weisheit ſelbſt. Von weitem her
Strömt man herbei, und will, daß er
Uralte Händel ſchlichte.

Da langt mit eins die Zeitung an:
Der Kaiſer kommt nach Schwaben.
„Iſt mit ihm Kanzler Kilian?“
Den wird er bald begraben. —
„Und Oswald?“ — Deß hat's keine Noth;
Schon lange liegt er, wo nicht todt,
Verkrochen in der Fremde. —

Und wirklich, Kaiſer Friederich
Wirft forſchend ſchon die Blicke
Umher, wer in dem Lande ſich
Zum Amt' am beſten ſchicke.
Und Alles, Alles ruft ihm zu:
Den Würdigſten verlangeſt du?
Wohlan, ſo gib uns Horten!

Der Kaiſer ruft und lehret ihn,
Wozu er ihn beſcheidet;
Und er, der deutſchen Biederſinn
In ſchlichte Worte kleidet,
Erwiedert ihm: „Das geht nicht an,
„Herr Kaiſer! Wählt ein kluger Mann
„Den Schüler vor dem Meiſter?

„Der war mir Sigmund, deſſen ſich
„Ganz Schwaben einſt gefreuet,
„Und deſſen Unſchuld wider dich
„Noch itzt um Rache ſchreiet.
„Sprich ſelber: welcher freie Mann
„Nach dem, was ihm begegnet, kann
„Sich deinem Dienſte widmen?“

„Und du? verſetzt mit ſchiefem Blick
„Der Kaiſer, doch gelaſſen,
„Wie kannſt du dich zum Probeſtück
„Mit deſſen Schutz befaſſen,
„Der um den Preis gehandelt hat,
„Für den er, nach bewieſ'ner That,
„Den Mörder retten wollte?“

(Hort.) Ja, Herr! gerettet hat er ihn,
Und hat darin gefehlet.
Dieß hat er nie mit Eigenſinn
Entſchuldigt, noch verhehlet.
Allein aus Geiz und Kitzel nicht,
Und ungetreu iſt der Bericht,
Den man dir abgeſtattet.

Und macht denn jener Umſtand nicht
Des Mörders That verzeihlich?
Iſt denn dem Richter nur die Pflicht,
Das Schwert zu brauchen, heilig?

Digitized by Google

Iſt fühlen ihm ganz unterſagt?
Geſetze hat der Menſch gemacht,
Das Mitleid ſchuf Gott ſelber.

Und endlich den, der jederzeit
Unſträflich ſich betragen,
Des Geizes und der Lüſternheit
Abweſend anzuklagen,
Ihn ungehört zu ſtrafen, Herr,
Was ſcheint dir unverzeihlicher,
Sein Mitleid, dieſes Morden? —

Den Kaiſer wurmt die Rede ſehr.
Er ſchickt nach dem Archive:
„Bringt mir doch Sigmunds Acten her!
„Hier, Hort, hier ſind zwei Briefe.
„Was ſagſt du nun? Hier bietet man
„Dem Kanzler tauſend Thaler an;
„Hier fordert er zwei Tauſend. —“

Hort. Unmöglich. Meinen Kopf zum Pfand!
Geſchmiedet in der Hölle
Sind ſie. Laß ſeh'n! des Kanzlers Hand
Erkenn' ich auf der Stelle.
Kein Zug von ihm! Sich ſelber her!
Gleicht dieſe Schrift dem Brief', den er
Gleich itzt an mich gefertigt?

Die Lettern Konrad's kenn' ich nicht,
Auch iſt er längſt verſchwunden,
Wo aber hätt' ein armer Wicht
So ſchweres Geld gefunden?
Und Sigmund, ein ſo alter Mann . . .
Hier meldet man den Hofkaplan
Mit wichtigem Berichte.

„In dieſer Stunde, hebt er an,
„Iſt Kilian verſchieden.
„Vergebe Gott dem böſen Mann!
„Und laß' ihn ruh'n in Frieden.
„Nein, wahrlich, Euer Majeſtät,
„Solch' eine ſchwarze Seele hätt'
„Ich nicht in ihm vermuthet.

„Der Laſt, die auf dem Herzen ſchwer
„Ihm lag, ſich zu entladen,
„Geſtand er ſterbend mir, daß er
„Zu Kanzler Sigmund's Schaden,
„Und blind aus Geiz und Ehrbegier
„Ein zu gelindes Urtheil dir
„Als feiles Recht geſchildert;

„Daß wider einen ſolchen Mann
„Er als bewährte Proben,
„Zwei Briefe, die des Handels Plan
„Enthielten, unterſchoben,
„Und daß, als Hort vor Mailand kam,
„Er die Parthei des Klägers nahm,
„Und ihn zurück getrieben. —“

Der gute Kaiſer ſteht beſchämt
Und ſtreicht am rothen Barte:
„So hat er mir das Zeug verbrämt!
„So bin ich der Genarrte!
„Ein Glück für ihn, er lebt nicht mehr.
„Ruft mir den alten Sigmund her!
„Du, Hort, bring' mir ihn morgen.“

Der Kaiſer faßt des Greiſes Hand:
„Vergib mir mein Getreuer,
„Daß Lüge bei mir Glauben fand.
„Dir koſtete ſie theuer,
„Mir theurer itzt. Amt, Ehre, Glück,
„Und mein Vertrauen nimm zurück.
„Noch bleib' ich viel dir ſchuldig.“

Sigmund. Herr! nur Vergebung nehm' ich an,
Und den Erſatz der Habe;
Das Amt nicht mehr. Ich alter Mann
Hab' einen Fuß im Grabe;
Und ungern würd' ich in dem Land'
Vor dem ich meine Schuld geſtand,
Nun wieder Urtheil ſprechen.

Doch hier iſt Hort, von Rufe rein,
Mein Eidam, klug und tüchtig.
Den laß' dir, Herr! empfohlen ſein! —
„Dein Fürwort iſt mir wichtig,“
Spricht Friedrich. „Auch das ganze Land
„Empfahl mir ihn ſchon vor der Hand,
„Und Hort ſei denn mein Kanzler! —“

Sie fallen dankbar auf das Knie.
Nach gnadenvollen Reden
Umarmt und ſchmückt der Kaiſer ſie
Mit goldner Kette jeden,
O Särchen! Welche Freude blitzt
Aus deinen Augen, da dich itzt
Die beiden Ritter küſſen!

Das liebe Särchen! Reif zur Welt
Trägt ſie die Frucht der Ehe.
Und nun, auf einen Schlag, befällt
Sie beides, Glück und Wehe.
Nach langer Arbeit, langer Qual,
Gibt ſie dem Vater, dem Gemahl
Ein friſches Kind zu herzen.

Ach, aber Sie! Erſchöpft und ſchwach
Liegt ſie, ein Raub der Schmerzen.
Die Schnellkraft fehlet nach und nach
Dem immer mattern Herzen.
Sie fühlt ſich ſterben, ſieht ſich um:
Hort, Sigmund, Rika, ſtehen ſtumm
Und weinend bei dem Bette.

Mit neuer Kraft erhebt ſie ſich
Und küßt des Vaters Hände:
„In Glück und Ehren laß' ich dich,
„Gott! welch' ein frohes Ende!
„Er ließ mich dir, indem du littſt.
„Fühl' einſt, wenn du mein Grab betrittſt,
„Den Dank, der aus ihm duftet.

„O du mein Alles! du mein Hort!
„Wie kann ich dir bezeugen — — —“
Ein Schluchzen unterbricht das Wort,
Zwingt lange ſie zu ſchweigen.
„Hort! deiner Gaben größte war,
„Daß du mich faſt ein ganzes Jahr
„Durch Liebe glücklich machteſt.

„Nimm ſie zurück, und ſchenke ſie,
„Der, die dich mir gelaſſen.
„Nein, Särchens Seele konnte nie
„Die Großmuth Rika's faſſen.
„Nimm, Edle! nimm zu deinem Lohn
„Den Edeln wieder! Nimm den Sohn
„Zum Zeichen meines Dankes!“

Sie ſinkt zurück. Ihr überzieh'n
Die Wangen Froſt und Bleiche.
Die loſen Locken fließen hin
Am weißen Hals der Leiche.
Laut klagt der Greis; der Gatte ſchließt
Sie wild an's Herz, und ſtille fließt
Auf ſie der Freundin Zähre

Die edle Rika nimmt das Kind,
Pflegt es mit Mutterfreude.
Ein Jahr verſtreicht, und traurig ſind,
Und ſchüchtern ſie noch beide.
Bis endlich Sigmund ſich beſchwört:
„Vollzieht doch Sarens Willen! Stört
Nicht länger ihre Ruhe!“

Beſcheiden folgen ſie dem Rath
Das alte Band zu ſchließen,
Und das Bewußtſein ihrer That
Dient noch, es zu verſüßen.
Mit ihnen lebt der Alte fort.
Auf Sara's Grabe weinen Hort
Und Rika jährlich wieder.

Der Edelmann und der Bauer.

Beim Junker meldet man Hans Klaſen. — Laßt ihn ein. —
„Ihr Gnaden wollen mir verzeihn,

Digitized by Google

Ich komme ſo, gehorſamſt anzuſagen,
Mein Eber und der gnäd'ge Hund,
Die rauſten ſich gewaltig, und
Da hat er ihn halt todt geſchlagen."

Was? meinen Perl? das ſchöne Thier?
Zwölf Thaler zahle gleich dafür,
Und deinen Eber liefre mir
Auf meinen Hof, ihn abzuſtechen,
Zum wohlverdienten Lohn, zur Warnung andern Frechen. —
Der Bauer lacht: Ihr Gnaden, nein!
Sie haben mich nicht recht gehöret:
Den Eber ſchlug der Hund, und nicht den Hund das Schwein.
Ich bin es, der Erſatz begehret.

„Ja ſo! — Ei nu! Vermuthlich hat das Schwein
Den guten Hund geneckt. Oft hab' ich zugeſehen,
Wie toll der Eber war. Es iſt ihm recht geſchehen.
Du ließeſt ihn ja immer ledig gehen.
Auch dieß iſt Frevel. Sei nur froh,
Daß ich die Strafe dir erlaſſen will." — Ja ſo!

Der einäugige Hirſch.

Ein alter Hirſch, behutſam von Natur,
Auf einem Auge blind, das ihm ein Pfeil durchfuhr,
Ging immer nur am Meeresſtrande,
Und drehte das geſunde Liche
Beſtändig nach dem feſten Lande:
„Hier iſt Gefahr, vom Waſſer nicht."

In einem Nachen ſchwebt ein Schütze,
Legt an und trifft. Das arme Thier
Fällt nieder, ſchreiend: Wehe mir!
Wozu iſt denn die Klugheit nütze?

Thor! wenn ein Auge dir gebricht,
So iſt's der Klugheit Fehler nicht.

Die Mücke.

In eines leeren Faſſes Schlunde
Wuchs aus den Hefen auf dem Grunde
Ein kleines Völklein auf. In dieſen Raum gebannt,
Durchkroch, durchwühlt' es nur der Hefen feuchte Maſſe
So viel ihm nöthig war, damit es Nahrung fand.
Kurz, ein Geſchlecht ſtarb hin, und ein Geſchlecht entſtand,
Und Niemand fiel es ein, daß außer dieſem Faſſe
Ein andrer Raum ſich denken laſſe.
Ein einzig Mücklein zeigte früh
Ein philoſophiſches Genie,
Erforſchte die Natur der Tonne, die Diſtanzen,
Die Höhen, die Geſtalt des Ganzen,
Errieth, bewies, ſein Faß, die Erde ſei
Ein vorn und hinten plattes Ei.
Einſt, als es, ſtets erpicht auf Lehre,
Des Faſſes Vordergrund durchkroch,
Gerieth es an ein kleines Loch,
Den Eingang einer engen Röhre.
Es drängt ſich durch den offnen Hahn,
Und kömmt an ſeiner Mündung an.
O welch ein Schauſpiel für die Mücke!
Der Welten mehr als hundert Stücke,
In welcher ſchönen Symmetrie!
Wie reine Luft umfließet ſie!
Was für ein Glanz ſtrömt von dem prächt'gen Stern
(Des Kellers ſchmutziger Laterne)
Das ganze Weltall ſeh' ich hier.
Geſegnet ſeiſt du, Wißbegier!
Du führteſt mich, du zeigſt mir alles heller. —

Im Faſſe ſteckt das Volk, der Philoſoph im Keller.

Der Bauer und der Eſel.

Mit einem ſchwer beladnen Eſel kam
Ein Bauer aus der Stadt, und nahm
Den Weg zurück nach ſeiner Hütte.
Bei langer Weile, ſachtem Schritte,
Sann er der kleinen Wirthſchaft nach,
Was er nunmehr gekauft und was ihm noch gebrach.
„Mein alter Schornſtein ſtehet ſchräge,
„Ich brauche Ziegel ihn zu bau'n;
„Auch Holz muß ich mir morgen hau'n." —
Von ungefähr erblickt er hart am Wege,
Wo ſonſt ein kleines Höſchen ſtand,
Nun einen leeren Raum. Das Haus war abgebrannt.
Im Schutte ſieht er noch berauchte Ziegel liegen.
„Ha! Niemand will ſie mehr? Noch taugen ſie für mich.
„Ein Dutzend Ziegel laſſen ſich
„Noch wohl zur Laſt des Eſels fügen."
Nach beiden Seiten gleich vertheilt er ſie.
Der Zuwachs biegt des Eſels Knie;
Doch ſeine Kräfte rafft das gute Vieh
Zuſammen, ſtellt ſich feſt, verſucht's, und trippelt weiter.
Verſchiedne hingeſtreute Scheiter
Erblickt nun Hans im Gehn, die kurz zuvor
Von ſeinem Wagen Holz ein andrer Hans verlor.
„Ha! noch ein guter Fund! So weniger zu hauen!" —
Auch dieſe wirft er auf den Grauen,
Der jedesmal, wenn er ein neues Scheit empfängt,
Erzittert, knickt, den Kopf noch tiefer ſenkt.
Kaum kriecht er, kaum genügen Bein' und Rücken
Der Ueberlaſt. Gleich ſtand die Sonne hoch.
Hans zieht den Kittel aus: „Auch dieſen trage noch!
„Der wird dich nicht danieder drücken." —
Gefehlt! Der Eſel kann nicht mehr,
Er fällt. Der Bauer faßt den Knittel, ihn zu ſchlagen:
„Wie, Fauler! Holz und Steine kannſt du tragen,
„Und findeſt nun den Rock zu ſchwer?" —
Wie ungerecht! verſetzt das Thier. Bedenke, Lieber!
Ein volles Faß läuft auch durch einen Tropfen über.

Philipp Nikolai

ward am 10. Auguſt 1556 zu Menrichhauſen im Waldeckſchen geboren und nach vollendeten philoſophiſchen und theologiſchen Studien 1576 in ſeinem Geburtsorte als Prediger angeſtellt. Von hier kam er 1583 in gleicher Eigenſchaft nach Hardeck, 1586 nach Köln und 1587 als gräflicher Hofprediger nach Wildungen. Nachdem er ſeit 1596 noch das Paſtorat zu Unna verwaltet hatte, folgte er 1601 einem Rufe als Paſtor zu St. Katherinen nach Hamburg, wo er zum Dr. der Theologie ernannt wurde und am 20. October 1608 ſtarb.

Er ſchrieb:

Geiſtliche Lieder in ſeinem Freudenſpiegel des ewigen Lebens. Frankfurt 1594 und 1607, 4.

Lateiniſche und deutſche Werke. Hamburg 1617, 3 Bde., Fol.

N's geiſtliche Lieder zeichnen ſich durch Innigkeit, warmes Gefühl und leichte Verſification aus, mehrere derſelben, wie z. B. „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern," haben ſich theils vermöge dieſer Eigenſchaft, theils aber auch durch die zu denſelben verfaßten glücklichen und ſchönen Melodieen David Schridemann's, bis auf die neueſte Zeit in unſeren Kirchengeſangbüchern erhalten.

Barthold Georg Niebuhr,

der Sohn des berühmten Reiſenden, ward 1777 zu Meſsdorf in Holſtein geboren und bekleidete nach vollendeten philoſophiſchen und ſtaatsrechtlichen Studien eine Zeitlang zu Kopenhagen das Amt eines Bankdirectors, wodurch er ſich die umfaſſendſten Finanzkenntniſſe erwarb. Er trat ſpäter in preußiſche Dienſte, wurde 1816 preußiſcher Geſandter am römiſchen Hofe und lebte dort zugleich ſeinen litterariſchen und antiquariſchen Forſchungen. Dieſe beſchäftigten ihn auch auf der Rückreiſe durch die Schweiz und während ſeines Aufenthaltes zu Berlin, worauf er als ordentlicher Profeſſor der Alterthumskunde an die Univerſität zu Bonn abging. Hier lebte er als Dr. der Philoſophie und der Rechte, preußiſcher geheimer Staatsrath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, mit dem Ritterkreuz des rothen Adlerordens 2. Claſſe und dem Großkreuz des kaiſerlich öſtreichiſchen Leopoldordens geſchmückt, bis der Tod am 2. Januar 1831 ſein thätiges Leben endete.

Er gab heraus:

Römiſche Geſchichte. Berlin 1811—32, 3 Bde.; 2. Aufl. 1827—30, 2 Bde.; 4. Aufl. (1. Bds.) 1834.
Ueber geheime Verbindungen. Ebendaſ. 1815.
Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof. Ebendaſ. 1815.
K. Niebuhr's Leben. Kiel 1817.
Kleine hiſtoriſche und philologiſche Schriften. Bonn 1828.

Auch gab er den preußiſchen Correſpondenten (Berlin 1813—1814), das Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften (Bonn 1823, mit Ch. A. Brandis), die deutſchen Blätter und mehrere von ihm aufgefundene Bruchſtücke alter Schriftſteller heraus.

Niebuhr's große und unvergeßliche Verdienſte um die philologiſchen und archäologiſchen Wiſſenſchaften zu würdigen, iſt hier nicht der geeignete Ort, da dies außerhalb der uns gezogenen Grenzen liegt. Seine römiſche Geſchichte aber iſt ein Meiſterwerk, durch ſeltenes Wiſſen, gründliche und kühne Forſchung, großartige Ueberſicht, Kraft und Gediegenheit der Darſtellung. Auch ſeine kleineren politiſchen und hiſtoriſchen Schriften ſind — eine hin und wieder zu ſehr getrübte Lebensanſicht abgerechnet — vortrefflich.

Einleitung zu den Vorleſungen über die Römiſche Geſchichte.

Ich habe es unternommen, die Geſchichte Roms zu erzählen; ich werde in der Nacht des tiefen Alterthums beginnen, wo angeſtrengte Forſchung, bei dem ſchwachen Licht ſpäter und zweifelhafter Sagen, kaum einige der Hauptmaſſen des uralten Italiens zu unterſcheiden vermag, und wünſche bis zu den Zeiten hinabzugehen, in denen eine zweite Nacht alles, was wie in der langen Reihe von Jahrhunderten entſtehen und altern ſahen, in Gräber und Trümmer verſunken, mit beinahe gleich tiefer Finſterniß verdeckt.

Allgemein iſt dieſe Geſchichte in ihren großen Umriſſen, und ſehr Vielen, wenigſtens zum Theil, unmittelbar aus den claſſiſchen Werken Römiſcher Schriftſteller bekannt, ſo weit uns in ihnen die Schilderung vieler der glänzendſten oder merkwürdigſten Epochen des republikaniſchen und kaiſerlichen Roms erhalten iſt. Wären dieſe Werke in ihrem ganzen Umfange vorhanden; beſäßen wir in Livius und Tacitus Geſchichten eine — Auguſts letzte Jahre ausgenommen — zuſammenhängende Geſchichte vom Anfang der Stadt bis auf Nerva: ſo würde es thöricht und zweckwidrig ſein, die Erzählung derſelben Begebenheiten, welche dieſe Hiſtoriker vorgetragen haben, zu unternehmen. Thöricht, weil ihre Schönheit uns unerreichbar bleiben muß; zweckwidrig, weil neben der hiſtoriſchen Belehrung nichts vollkommneres, in der Jugend zur Bildung des Sinns, im ſpäteren Alter zu ſeiner Erhaltung unter den mannichfaltigen barbariſchen Einwirkungen unſrer Umgebungen und Verhältniſſe, uns durch das Leben begleiten könnte, als eine ſolche für die Nation ſelbſt in Fülle geſchriebene Geſchichte von neunthalb Jahrhunderten. Es bedürfte nur für die Zeit der früheren einer Kritik des Verfälſchten, einer Abſonderung der eingemiſchten Dichtungen von dem hiſtoriſch Sichern und Begründeten: ohne die Kühnheit, mit alten Meiſtern ſcheinbar zu wetteifern, könnten wir die Verfaſſung und die Entwicklung einzelner Zeiten in reinen Umriſſen zeichnen, wo Livius uns ohne Kunde verläßt oder irre führt. Weil aber jene Werke nur in Bruchſtücken erhalten ſind; weil ſie uns über Epochen verſtummen, die durch die Wichtigkeit ihrer Begebenheiten vielleicht noch über diejenigen hervorragen, welche wir durch ſie lebendig ſehen; weil die Geſchichtserzählung dieſer Zeiträume, von Neueren unternommen, unbefriedigend und oft voll Irrthümer iſt: ſo ſchien es angemeſſen, die Kenntniß der Römiſchen Geſchichte durch ihr gewidmete Vorleſungen zu erleichtern. Es konnte zweifelhaft ſein, ob einer zuſammenhängenden Erzählung der Vorzug gebühre, oder ob es beſſer ſei nur diejenigen Zeiträume vorzutragen, in denen wir jene beiden Hiſtoriker entbehren. Ich habe mich, in dem Vertrauen, daß keiner meiner Hörer ſich verführen laſſen werde, ein Studium der claſſiſchen Geſchichtſchreiber Roms für entbehrlich zu halten, wenn er einen Begriff von den Begebenheiten erhalten hat, welche ſie ſchildern, und in der Hoffnung dieſes Studium zu erleichtern und zu vervollkommnen, für jene Methode entſchieden.

Vieles von dem, was der Römer in den Jahrbüchern ſeines Volks niederſchrieb, muß der Neuere aus der Fülle der Begebenheiten ausſchließen, worin dieſe Geſchichte die aller übrigen Völker weit übertrifft. Genöthigt vieles zu übergehen, und für die Beſchränkungen ein Geſetz feſtzuſtellen, werde ich Männer und Vorfälle, die ohne innere Größe und äußere Folgenwichtigkeit in einem todten Andenken erhalten ſind, nicht erwähnen: obgleich dem Gelehrten vollſtändige Kenntniß unentbehrlich iſt, und manche dürre Oede Quellen verſchließt, die es ihm früher oder ſpäter hervorzurufen gelingt. Ich werde hingegen ſuchen die Kritik der Geſchichte beſonders während der fünf erſten Jahrhunderte, nicht nach dunkeln Gefühlen, ſondern forſchend, auszuführen; nicht ihre Reſultate, welche nur blinde Meinungen ſtiften, ſondern die Unterſuchungen ſelbſt in ihrem ganzen Umfange vortragen; ich werde ſtreben die überbauten und verſteckten, von den uns erhaltenen alten Schriftſtellern oft ganz verkannten, Grundfeſten des alten Römiſchen Volks und ſeines Staats zu entdecken, Gerechtigkeit zu Lob und Tadel, zu Liebe und Haß, wo Partheigeiſt falſche Darſtellung, dieſe nach Jahrtauſenden falſches Urtheil geboren hat, in Kraft zu ſetzen, die Ausbreitung des Reichs, die Entwicklung der Verfaſſung, den Zuſtand der Verwaltung, der Sitten und Bildung, wie er ſich von Zeit zu Zeit überſehen läßt, darſtellen. Ich werde die Männer näher bekannt machen, welche zum Guten oder Böſen in ihrem Zeitalter mächtig waren, oder ſich doch vor andern auszeichneten, ich werde die Geſchichte der Kriege, ſo weit ſie nicht eine wiederkehrende Einförmigkeit darbietet, genau erzählen, und, ſoweit es unſre Nachrichten geſtatten, ein treues und beſtimmtes Bild der Völker entwerfen, welche die ſich ausdehnende Sphäre der Römiſchen Gewalt allmählich erreichte, auch die Litteratur, ſowohl der erhaltenen als verlornen Schriftſteller, bei ihren Hauptepochen betrachten.

Als Salluſt, mit beruhigtem Gemüth, nach vielem und bitterm, in den Geſchäften des Staats erlittenem Kummer, ſich ihnen zu entziehen beſchloſſen hatte, und, zu ſeinen Lieblingsforſchungen zurückgekehrt, einzelne Ereigniſſe der vaterländiſchen Geſchichte auswählend zu erzählen unternahm *), fand er es nöthig, ſeinen Mitbürgern — denn nur einzelne Griechen und wenige von den Weſteuropäern laſen lateiniſch — darzuthun, daß die Thaten der Römer von denen der Griechen nicht verdunkelt würden. Ein Jahrhundert früher hatte Polybius, wohl vergeblich, den Griechen anſchaulich zu machen geſtrebt, wie weit die Römiſche Größe, nicht allein noch vorzüglich durch den Umfang ihres Reichs, alles übertreffe, was die frühere Geſchichte gekannt habe. Daß die Griechen, wenn auch nicht Erbitterung und Haß gegen die fremden Beherrſcher ſie verblendet hätten, eine Geſchichte gering ſchätzten, der damals jene Anmuth und das Leben beredter Erzählung fehlte, welche die ihnen verwandten Thaten ihrer Vorfahren verſchönerte, und ohne die auch die größte im Andenken erhaltene Geſchichte ſo wenig ganz empfunden werden kann, als ein lyriſches Gedicht ohne eine entſprechende Muſik; — dies war die Folge ihres leichtſinnig lebhaften, der Schönheit hingegebenen, Sinnes. Auffallend aber iſt es, daß bei dem litterariſchen Publicum Roms, deſſen Beifall Salluſt ſuchte, wie

*) Salluſt Catil. 4.

Digitized by Google

hochmüthig auch der Römiſche Nationalſtolz war, ähnliche Stimmung und Verkennen der vorväterlichen Größe herrſchte. Doch, wie ſonderbar es auch erſcheint, ſo iſt dies nicht ſchwer zu erklären, und er ſelbſt hat die Erklärung wohl mit dem ſtillen Bewußtſein niedergeſchrieben, daß von ſeinen Geſchichten eine andere Anſicht bei den Römern ſelbſt anheben würde. Dieſe fanden damals in ihrer eigenen Sprache, Cato's Urgeſchichten ausgenommen, welche den Reiz der Kräftigkeit unſrer deſſeren alten Chroniken gehabt haben müſſen, keinen ihrer Geſchichtſchreiber lesbar *). Allerdings mögen auch die meiſten ſehr armſelig und geiſtlos geweſen ſein; doch waren ſelbſt die treuherzigen und ehrwürdigen Alten eben für jene Zeit ungenießbar, da die Leſenden zu Rom ganz durch griechiſche Litteratur erzogen, und in dieſer nicht durch die Erhabenheit der claſſiſchen Werke gebildet waren, ſondern durch den Glanz und Firniß einer ausgearteten witzigen Litteratur, welche damals unter den Griechen, mit denen ſie als Lehreen und lebendigen Muſtern umgingen, modiſch war, den Sinn für Einfalt ganz verloren hatten. Wie die Dichter die Heroen, ſo hat der große einheimiſche Geſchichtſchreiber, dem Salluſt voranging, Roms Thaten und ſeine Helden der Nacht entriſſen. Es iſt wohl keine gewagte Behauptung, daß die Römer erſt durch Livius inne wurden, welche Geſchichte ſie hatten. Verſchönert durch den Wunſch, in den Zeiten der Vorfahren ein noch nicht lange ganz erſtorbenes ehernes Alter zu ſchauen, umgab jetzt, im Reiz der lieblichſten Rede, die Größe ihrer Thaten und Siege der herrlichſte Schmuck republikaniſcher und bürgerlicher Tugenden, ein Ernſt und eine Erhabenheit, welche die großen Männer Athens mit ihren unverhüllten menſchlichen Fehlern und Schwächen eben ſo demüthigend übertraf, als die Beſiegung ganzer Welttheile und furchtbarer Völker die leidenſchaftlichen Kämpfe kleiner Republiken; denn der Perſerkrieg galt den Römern bald für ein dreiſtes Mährchen **). Das Mittelalter und das verjüngte Italien, denen die Anmuth griechiſcher Hiſtoriker verborgen war, bewunderten Roms Geſchichte ausſchließend: als ob das Schickſal jenen alten Helden Erſatz für die Gleichgültigkeit ihrer Nachkommen des Zeitalters geben wollte, welches ſich zu fremder Cultur gewandt hatte. Es iſt eine ungelehrte, aber eine deſto einfältigere und ungeſchminktere Verehrung, mit der die alten Italiener des erwachenden Mittelalters die großen Namen Roms nennen; vielleicht waren ſie ihnen um ſo näher, weil ſie ſich ohne Klügeln, ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Sitten und der Zeiten, ihre großen Seelen in den Verhältniſſen und faſt in der Geſtalt von Zeitgenoſſen und Landsleuten dachten, ſo wie ſie in dem Kaiſerthum ihrer Zeit eine unveränderte Fortſetzung des alten Reichs der Cäſare ſahen. Virgil war Danten ein Lombarde, wie noch ſpätere Maler den Römern ihrer Kunſtwerke das Gewand ihrer Tage anlegten; das Volk ehrte Virgil's Grab und Andenken als eines mächtigen und wohlthätigen Zauberers. Selbſt Petrarka hegt noch, er wohl mit Abſicht, die Täuſchung einer nur durch die Zeit getrennten Einheit der Nationalität; er ſieht in Stephan Colonna einen alten Patricier, wie in Rienzi einen Tribun des Volks. Erſt im folgenden Jahrhundert ſchied das Alterthum aus der Vermiſchung mit der Gegenwart; und bei der ungeheuern Macht, womit damals ſich alles entwickelte, erreichten Einzelne ſchnell die ſchärfſte und lebendigſte Anſchauung der Eigenthümlichkeit altrömiſcher Zeiten, welche wir im Ganzen zu gewinnen hoffen dürfen, wie vieles auch ſeitdem an das Licht gebracht iſt, woran wir genauere Einſicht erwerben können. Aber nach Sigonius verdankt die Geſchichte des alten Roms den Philologen nur noch wenig; ſie entwich ihren Händen, und ward das Eigenthum, in wenigen glücklichen Fällen großer Staatsmänner, meiſtens aber gewöhnlicher Hiſtoriker.

Man darf es nicht verhehlen, daß ſie in dieſen beiden Jahrhunderten, anſtatt an Beſtimmtheit und Ausbildung zu gewinnen, vielmehr verloren hat. Jene Italieniſchen Philologen, in ihrem ganzen Weſen vom Geiſt des alten Roms belebt, ſchon durch den claſſiſchen Boden ſelbſt begeiſtert und ahnungsvoller geſtimmt, hatten das zertrümmerte Gebäude aus ſeinen Ruinen begriffen, und, den Schutt aufräumend, in ihrem Geiſte hergeſtellt. Der Mangel an dieſem Begriff ſchadete den Werken derer welche über Roms Geſchichte als Politiker ſchrieben, und ſo verdarb die Geſchichte ſelbſt. Machiavelli's Discorsi, ſo voll von Klugheit und ſcharfen Urtheilen, ſind hiervon ein ſprechendes Beiſpiel; indem er zwar immer höchſt geiſtreich, aber ſehr oft von Dingen redet, die gar nicht da geweſen ſind. Ich nenne ihn hier, weil er, obgleich in der Mitte einer philologiſch gelehrten Zeit lebend, ihrem Geiſt fremd geblieben war. Montesquieu, mit Anſprüchen auf hiſtoriſch genaue Kenntniſſe, und daher gefährlicher, um irrige Meinungen zu begründen, iſt voll von falſchen Anſichten, und ſehr häufig in ſeinen Erzählungen durchaus täuſchend, ein Urtheil, welches ich nicht um ſeinen Ruhm zu ſchmälern gebe, denn es iſt wohl der größte, daß der gerechte Leſer ihn dennoch bewundern wird, wenn er auch hierüber die entſchiedenſte Ueberzeugung aus eigener Prüfung bekommen hat. Daß man die Alten nicht verſteht, wenn man Gegenſtände ihres täglichen Lebens, die uns mit ihnen gemein ſind, nicht in der Geſtalt ſich anſchaulich denkt, unter welcher dieſe ihren Augen gewöhnlich waren; daß wir durchaus irre gehen würden, wenn wir uns, wie es das Mittelalter that, und, weil in ihm noch ſo viel unverändert erhalten war, mit geringer Täuſchung thun konnte, ein Römiſches Haus, ein Römiſches Schiff, Römiſche Landwirthſchaft und Gewerbe, Römiſche Kleidung, oder das Innere des gewöhnlichen Lebens im alten Rom, unter der Anſchauung denken wollten, welche bei uns den Gegenſtänden dieſer Worte entſpricht, — muß Jeder fühlen; aber der Paralogismus der Homonymie erſtreckt ſich viel weiter als auf körperliche Geſtalten. Die Römiſchen Begriffe, welche der Einrichtung des Staats und ſeiner Verwaltung zum Grunde liegen, Begriffe, die in den meiſten Fällen den hiſtoriſchen Nachrichten vorausgeſetzt, nur einzeln und äußerſt ſelten für ſich entwickelt werden, ſind von den unſrigen nicht weniger verſchieden, als der Römer Wohnung, Kleidung und Speiſe. Und wie die Morgenländer nichts ſchwerer faſſen als die Idee einer republikaniſchen Verfaſſung, wie die Indier ſich die Compagnie nicht als eine Aſſociation von Eigenthümern, ſondern durchaus nur als eine Fürſtin denken können, ſo geht es auch ſelbſt den ſcharfſinnigſten Kennern in der Geſchichte des Alterthums nicht beſſer, wenn ſie nicht durch kritiſches und philologiſches Studium ſich von den angewöhnten Beſtimmungen der Begriffe losgemacht haben. So ſind die Verhältniſſe der Römiſchen Provinzen und ihrer Beſchützer uns ſo ungewohnt, daß der Staatsmann, wenn auch vielleicht nur er fähig iſt, die Geſchichte über dergleichen Gegenſtände zu befragen, und Bruchſtücke zu errathen, die dem Sammler ein Geheimniß bleiben, doch, wenn er nicht ſelbſt forſcht und zu forſchen fähig iſt, entweder falſche oder unbeſtimmte und folgenloſe Begriffe darüber hegen wird. So ſind das Landeigenthumsrecht des alten Roms und das Recht der Domainen, in ihren Eigenthümlichkeiten, in dem Maße von den uns gewöhnlichen Rechten und Einrichtungen verſchieden, daß die Verwechſelung der gewöhnlichen und der alteigenthümlichen Begriffe, deren ſich Montesquieu ſo wenig als früher Machiavelli erwehrte, über die wichtigſten Gegenſtände der Römiſchen Geſetzgebung ſchreiend falſche Meinungen hervorbringt, Meinungen, bei denen die Stimme des Rechts Verdammniß über wahrhaft makelloſe Thaten und Unternehmungen ausſprechen, oder ein ahndendes leidenſchaftliches Gefühl für Größe und Hoheit den gefährlichſten Folgerungen und Unternehmungen das Wort reden muß.

Als die Griechen unter Roms Oberherrſchaft gefallen waren, beſchäftigte die Frage, ob Roms Größe eine Gabe des Glücks, oder frei, wie ſie es nannten, durch Tugend erworben ſei, ihre Schriftſteller, von denen die Meinung der Leſenden und der Geſellſchaft des wehrloſen und müſſigen Oſtens beſtimmt ward. Es war eine müßige Frage; nicht in dem Sinn aufgeſtellt, wie Mithridates ihr wohl ſpäter nachgeſonnen haben mag: ob jeder Widerſtand fruchtlos ſein würde? ob ein unwandelbares Schickſal Rom die Weltherrſchaft beſtimmt habe? ob, faſt eben ſo furchtbar wie dieſes, eine unerreichbare Vortrefflichkeit des Nationalſinnes und der Einrichtungen Römiſchen Heeren den Sieg auf ewig zuſichere? Es war nur die Beſchäftigung derjenigen, welche ſich der Scham entledigen wollten über die ſchmähliche Art, mit der ſie in ihr Elend herabgeſunken waren, indem ſie Mangel an Kraft, Tugend und Verſtand da als Nebenſache angaben, wo ein unwiderſtehliches Schickſal geboten habe; wobei ſie nach Sclavenart, wie Xanthias bei dem Komiker, den höchſten Genuß darin fanden, ihre Herren zu behorchen, zu belatſchen und zu belügen *). Polybius, dem es Ernſt geweſen war, der ſich treu blieb, aber der allmächtigen Gewalt gehorchte, an der die thörichte Verwegenheit ſeiner von Leichtſinnigen und Heilloſen aufgeregten Nation zertrümmerte, fühlte ſich durch das Geſchwätz ſolcher Schriftſteller erbittert; und einer der Zwecke ſeiner Geſchichte war, den Griechen klar zu machen, wie Roms Größe nicht durch Fatalität, ſondern durch feſten Willen, zweckmäßige Inſtitutionen, unermüdete Aufmerkſamkeit auf ihre Erhaltung, Ausbildung und Anwendung begründet ſei. Damit aber legte er den Römern ſeiner Zeit dennoch nicht das Lob eigentlicher Tugend bei; und wenn er ſich hin und wieder mit einem uns an einem Manne ſeiner Verhältniſſe befremdenden Enthuſiasmus ausdrückt, ſo müſſen wir erwägen, daß er überhaupt ein ganz praktiſcher Menſch war, dem durchgehend Wärme und der Sinn für das Idealiſche fehlte, mit dem die Athenienſer auch das, was vor ihren Augen vorging, vor allem aber, was dieſen durch eine auch kurze Vergangenheit entrückt war, be-

*) S. Cicero de legibus, I. 2. 3, wo auch Cato der allgemeinen Verdammniß nicht entgeht.

**) Wer erinnert ſich nicht Juvenal's Hohn?

*) Ariſtophanes Ran. v. 750 ff.

Digitized by Google

trachteten. In dieſem Mangel liegen eben die Unvollkommenheiten ſeines Werks, welche ihn, nach dem Urtheil ſeiner Landsleute, zu einem Geſchichtſchreiber vom zweiten Rang machten. Er fand in allen Staaten, die ſpäter in das Römiſche Reich verſanken, alles zum Untergang reif, und weil er ſich bewußt war, daß er ſelbſt mit nur ſehr wenigen Gleichgeſinnten dieſem Strom vergebens widerſtanden hatte; weil er die, durch deren verſchiedenartige Sünde das Elend beſtand, Kallikrates, Diäus, Kritolaus, bitter verachtete, Scipio aber, Cato und Paulus bewunderte, ſo trägt ſein unbeſtechliches Urtheil vielleicht in einzelnen Fällen mehr als den Schein der Gefühlloſigkeit. Die Neueren, namentlich Machiavelli und Montesquieu, ſcheinen jene Frage, und in einem etwas veränderten Sinn, wieder hervorgerufen zu haben, und gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entſchiedenſten Partheilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republikaner, ihre Unempfindlichkeit für den Beſitz und die Genüſſe des Reichthums, die ſtrenge Geſetzlichkeit des Volks, die feſte allgemeine Treue während der ſchönen Jahrhunderte, in denen die Verfaſſung, ſeitdem die Anſprüche der Ariſtokratie beſchränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerm Zwiſt fremde Einmiſchung zu ſuchen; die Allmacht der Geſetze und Gewohnheiten, und der Ernſt, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemeſſen war; die Weisheit der Verfaſſung und Geſetze; das Ideal der Männlichkeit in den Bürgern und im Staat, — alle dieſe Eigenſchaften erregen gewiß in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volks ſo empfinden können. Es iſt kein Zuſtand von Unnatur und Zwang, wie die Geſetzgebung Spartas, unter der, nach dem Urtheil anderer Griechen, die Todesverachtung natürlich war, weil der Tod ein unleidliches Joch brach: es war ein Leben, welches vielmehr wahres und hohes individuelles Glück pflegte, einen von Sinnlichkeit freien ſtarken Lebensgenuß. Andre vielleicht eben ſo vollkommne Verfaſſungen imponiren uns ſchon darum weniger, weil ſie den Reichthum ehren; vielſeitige und lebensvolle Völker können Fehlern nicht entgehen, gegen die nur Einſeitigkeit ſchützt, und in den Begebenheiten der Vergangenheit empfinden wir ſtärker, worin gefehlt wird, als was gebricht. So iſt es ganz natürlich, daß wir, auch abgeſehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben ſind, zu den Römern jener guten Zeit der Republik mit Bewundrung hinaufſehen. Sie haben in ihren Tugenden eine große Aehnlichkeit mit den Arabern der erſten Khalifen; dieſen aber fehlte die Verfaſſung, worin ſie ſich erhalten konnten. Die Römer waren Jahrhunderte lang in ſich in einem Mittelpunkt zuſammengedrängt, jene hatten nie dieſe Kerneinheit gehabt, ſie zerſtreuten ſich über eine halbe Welt, und arteten ſchnell aus. Aber wenn wir uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, ſo wird ſich doch ein Grauen in dieſe Bewundrung miſchen; denn, verträglich und abgefunden mit dieſen Tugenden, herrſchten von den älteſten Zeiten her die furchtbarſten Laſter: unerſättliche Herrſchſucht, gewiſſenloſe Verachtung des fremden Rechts, gefühlloſe Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubſucht noch fremd war, und eine ſtändiſche Abſonderung, aus der nicht allein gegen den Sclaven, oder den Fremden, ſondern gegen den Mitbürger oft unmenſchliche Verſtockung entſtand. Allen dieſen Laſtern bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrſchaft, und gingen ſo ſelbſt unter.

Wenn wir nun, bei einem gerechten Urtheil über die Römer, auch dieſe dunkeln Schatten nicht vergeſſen müſſen, und alſo ihrer Verherrlichung nur mit Einſchränkung beiſtimmen können, ſo müſſen wir auch, obgleich in einem andern Sinn als jene Griechen, dem Schickſal einen großen Antheil an der Römiſchen Größe beimeſſen. Durch den ganzen Gang der Geſchichte werden wir ſehen, wie oft alle Tugenden des Staats und des Volks fruchtlos geweſen wären, wenn nicht das Schickſal Rom in Gefahren gerettet, und ſeine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erſchienen zu ſpät; in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegne Gegner zu bekämpfen, und während Rom Alles an Alles ſetzte, und im Krieg lebte, ſchonten andre Völker ihre Anſtrengungen, weil ſie am Sieg verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weichliche Muße liebten, was auch ihre mißrathenen Unternehmungen anzudeuten ſcheinen mochten. Keins unter allen ging ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziel entgegen; und ſchon darum mußte Rom über alle ſiegen. Philippus Ruhe am Anfang des Hannibaliſchen Kriegs, Mithridates Unthätigkeit, ſo lange der Marſiſche Roms Daſein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entſchieden haben würde: darin verkenne Keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht anderen unüberwindlich war, iſt erwieſen durch den Widerſtand weniger ächtkriegeriſcher Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; ſo aber dienten auch dieſe Kriege, in den Zwiſchenräumen zwiſchen den größeren und entſcheidenden der Ausartung der Diſciplin und Kriegskunſt vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den Römiſchen Heeren leicht einführte.

Im Fortgang der Begebenheiten, da Roms Eroberungen in einen Körper verwuchſen, verliert die Geſchichte gänzlich das moraliſche und poetiſche Intereſſe der früheren Jahrhunderte, welches ſchon längſt durch Zerrüttungen und Gräuel, und das Abſterben aller einheimiſchen Tugenden getrübt war. Es ſcheint der Gang der Weltgeſchichte zu ſein, daß Eroberungen und vielfache Vermiſchung die urſprünglich zahlloſen Stämme in einander ſchmelzen, und die, welche dieſer Verſchmelzung unfähig ſind, austilgen; und dies hat die Römiſche Herrſchaft in einem größern Maß und Umkreiſe, als irgend eine andre große Weltrevolution, ſelbſt als die arabiſche, bewirkt. Selten wird bei dieſer Vermiſchung für einzelne Völker Gewinn ſein; einige verlieren unerſetzbaren Beſitz einer edeln einheimiſchen Bildung, Wiſſenſchaft und Litteratur; ſchwerlich vergütet auch ungebildeteren Völkern eine feinere, doch auch ſonſt, wenn ſie ihrer Natur angemeſſen war, nicht unerreichbare Cultur die Einbuße ihrer urſprünglichen Sprache, und mit ihr eigenthümlicher Sinnesart, einer Landesgeſchichte und ererbter Geſetze. Dieſen Verluſt empfanden zuerſt die Provinzialen; aber indem Roms und Italiens Bevölkerung ſich aus ihnen und aus Freigelaſſenen erneuerte, büßte Rom in gleichem Maße: ſeine Vorzeit mit ihrer Geſchichte ward ihm ſo fremd, daß ſchon im dritten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung ein demüthiger Lobredner, ohne Furcht zu beleidigen, zweifeln konnte, ob ſein von ihm dem großen Scipio verglichener Herr vom Hanniballiſchen Kriege wiſſe *), daß Valens dem Eutropius auftrug, ihm eine dürftige Ueberſicht der Geſchichte zu ſchreiben, weil ſie ihm ganz unbekannt war. Doch aber, wie vieles auch die Römiſche Herrſchaft zertreten hat, müſſen wir dankbar erkennen, was ſie ſtiftete und erhielt. Sie hat faſt alle Städte gegründet oder belebt, welche innerhalb ihres alten Umfangs noch jetzt beſtehen; die Sprachen des weſtlichen Europa, aus der lateiniſchen erzeugt, erhielten ihre Litteratur zugänglich, und machten ihre Wiederbelebung möglich. Ja die Römiſche Herrſchaft hat ohne Zweifel Griechenland und die griechiſchen Schriften erhalten; denn wäre der Oſten nicht durch die Kräfte eines großen Reichs geſchützt worden, ſo hätten die Barbaren dieſe entvölkerten und geſchwächten Gegenden wahrſcheinlich ſchon ſehr früh, unfehlbar aber in den Zeiten der großen Völkerbewegungen, überwältigt, und mit den entarteten Griechen auch die Schätze vertilgt, welche ſie für auflebende Jahrhunderte bewahrten. Roms Geſetzgebung war wenigſtens für die römiſch gewordenen Völker ein großer Vortheil, ſo wie ſie auch uns unentbehrlich bleiben wird, da wir die unſrer Vorfahren nicht ausgebildet, und ihren Geiſt verloren haben; und wie die Vereinigung der römiſchen Welt der Ausbreitung der Religion nothwendig war, wie Rom als ihr Mittelpunkt das geſammte Abendland bildete und milderte, wird von Unpartheiiſchen jetzt wohl nicht leicht verkannt und geläugnet. So können wir auf dieſe große Periode der Geſchichte mit der Beruhigung zurückſehen, daß den folgenden Geſchlechtern, nach der Noth und dem Untergang ihrer Vorfahren, durch das, was ſich feſtſetzte, wohl geworden iſt. Von möglichen Ereigniſſen zu reden, die im Keim erſtickt ſind, iſt eitel; und ſo wollen wir nicht trauern, daß allen manches unerſetzte und unerſetzliche Gut verloren ging; nicht fragen, ob der reichſte Gewinn, den die Nachkommen erlangt haben mögen, die Leiden zertretener Geſchlechter vergüten kann? Wir wenden wenigſtens von jenen Zeiten unſer Auge nicht ſo trübe und zweifelnd, als von den Schickſalen des verheerten und verödeten Aſiens, deſſen ſchönſten Ländern, ſelbſt dem Leben der Natur entzogen und jährlich mehr abſterbend, ſogar die Möglichkeit blühenderer Zeiten verſagt, — wo das Grab Schluß der Geſchichte iſt.

Von unſrer deutſchen Nation aber, ſo viele ihrer Stämme die Heimath nicht verließen, wenigſtens nicht unter beſiegten Romaniſchen wohnend verfremdet wurden, dürfen wir behaupten, daß ſie für den Kampf, den ſie Jahrhunderte lang gegen Rom beſtand, ſpäterhin durch die Vortheile mehr als belohnt worden iſt, welche aus der Welteinheit unter Rom entſtanden; und daß ohne dieſe, und die Früchte, welche in ihr reiften, wir ſchwerlich aufgehört haben würden, Barbaren zu ſein. Nicht die Formen welche unſer Vorfahren bei der Ausbreitung der Litteratur von dort und vom claſſiſchen Boden ſich aneigneten, haben ihre ehrwürdige und unerſetzliche Eigenthümlichkeit verdrängt; ſie waren mit ihr verträglich; aber erborgte, erkünſtelte, geiſtloſe, wälſche Formen, Geſchmack und Ideen, wie ſich deren ſchon früher bei uns zum Verderben der einheimiſchen eingeſchlichen hatten, dieſe haben uns während einer langen Zeit lau und unwahr gemacht. Und ſo haben auch wir, wenn andre Nationen in den Römern eins ihrer Stammvölker ſehen, doch kein geringes eigenthümliches Intereſſe an ihrer Geſchichte.

*) Panegyr. Maximiani, 8.

Karſten Niebuhr

ward am 17. März 1733 zu Lüdingworth im Lande Hadeln geboren, trat nach der gewöhnlichen Vorbildung 1760 als Ingenieurlieutenant in däniſche Militärdienſte und ging als Geograph bei der königlichen wiſſenſchaftlichen Expedition 1761 über Konſtantinopel mit nach Arabien. Hier verlor er ſeine Gefährten Cramer, Forskål, Baurenfeind und von Hagen, ſetzte aber muthig und entſchloſſen ſeine Reiſe nach Indien allein fort, indem er zugleich die Obliegenheiten ſeiner verſtorbenen Freunde übernahm. Nach ſeiner 1767 erfolgten Rückkehr gab er die Forſchungen dieſer Geſellſchaft heraus, wurde 1768 zum Capitän, 1778 zum Juſtizrath und Landſchreiber zu Meldorf und 1808 zum Etatsrath ernannt, ſowie 1809 mit dem Ritterkreuz des Danebrogordens beehrt, nachdem ihn bereits 1802 das franzöſiſche Nationalinſtitut zum Mitglied erwählt hatte. Er ſtarb am 26. April 1815.

Von ihm haben wir:

Beſchreibung von Arabien. Kopenhagen 1772, 4.
Reiſebeſchreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Ebendaſ. 1774—78, 2 Bde., 4.

Strenge Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit, Wahrheitsliebe, Klarheit und anſchauliche Darſtellung verleihen ſeinen Werken einen wahrhaften, bleibenden Werth.

Auguſt Hermann Niemeyer.

Dieſer berühmte Theolog ward am 1. Septbr. 1754 zu Halle geboren und erhielt den erſten vorbereitenden Unterricht theils von ſeinem Vater, dem Archidiaconus an der daſigen Liebfrauenkirche und von Hauslehrern, theils auf dem königlichen Pädagogium. Er ſtudirte dann daſelbſt, wurde 1777 Magiſter der Philoſophie und Privatdocent, 1780 außerordentlicher Profeſſor der Theologie und Inſpector des theologiſchen Seminars, 1784 ordentlicher Profeſſor und Aufſeher des Pädagogiums und 1785 Mitdirector dieſes Inſtituts und des daſigen Waiſenhauſes. Nachdem er hier die Disciplin wieder hergeſtellt hatte, erhielt er 1787 das Directorium des pädagogiſchen Seminariums, 1792 den Charakter eines Conſiſtorialrathes, 1794 die theologiſche Doctorwürde und wurde dann 1800 zum Director des Almoſencollegiums und 1804 zum wirklichen Oberconſiſtorialrath und Mitglied des Oberſchulcollegiums zu Berlin ernannt. Bei der Bildung des Königreichs Weſtphalen als Geißel nach Frankreich deportirt, erhielt er nach ſeiner Rückkehr 1808 die Stelle eines Reichsſtandes, Kanzlers und Rector perpetui der Univerſität Halle, lebte nach Aufhebung der Univerſität eine Zeitlang ohne öffentliches Amt und legte die Kanzlerwürde, welche er 1814 wieder erlangt hatte, bald darauf nieder. 1816 wurde er zum Conſiſtorialrath und auswärtigen Mitgliede des Conſiſtoriums zu Magdeburg ernannt, ſowie bei Gelegenheit der Feier ſeines 50jährigen Magiſterjubiläums 1827 mit dem rothen Adlerorden 2. Cl. geſchmückt. Er ſtarb daſelbſt am 7. Juli 1828.

Seine Schriften, welche zum Theil anonym herauskamen, ſind:

Charites und Demophil. Leipzig 1775, 8.
Charakteriſtik der Bibel. Halle 1775—82, 5 Bde., 8; 5. Aufl. Ebendaſ. 1794—95 mit Vign.; neueſte Aufl. Ebendaſ. 1830. (Mehrere Nachdrücke.)
Abraham auf Moria. Drama. Leipzig 1777, 8. In Muſik geſetzt von Rolle. Ebendaſ. 1777, Fol. Fortgeſetzt von Pfranger (Gedichte. Meiningen 1794, 8.).
Lazarus, oder die Feier der Auferſtehung. Drama. Ebendaſ. 1778, in 8. In Muſik geſetzt von Rolle. Ebendaſ. 1779, Fol.
Thirza und ihre Söhne. Drama. Ebendaſ. 1778, 8. In Muſik geſetzt von Rolle. Ebendaſ. 1788, Fol.
Gedichte und Oden. Ebendaſ. 1778, kl. 4. mit Vign. Auch nachgedruckt.
Philotas. Halle 1779—91, 3 Bde. 8; 3. verb. Aufl. Leipzig 1808, 8, mit Titelvign. (Mehrere Nachdrücke.)
Leben und Charakter Davids. Halle 1779, 8.
Lieder für das Volk von Claudius. Ebd. 1780, 8.
Ueber die Methode, die Moral in Sittenſprüchen vorzutragen ꝛc. Ebendaſ. 1782, 8.
Auswahl einiger vorzüglichern neuern geiſtlichen Lieder. Ebendaſ. 1782—86, 2 Samml. 8.
Ueber den Aberglauben bei Ertrunkenen. Leipzig 1783, 8.
Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Pädagogiums. Halle 1784, gr. 8.
Timotheus. Ebendaſ. 1784, 2 Bde. 8; Neue Ausg. 1790, 3 Bde. 8.
Geſangbuch für höhere Schulen. Ebendaſ. 1785, 8; 5. verb. und vermehrte Aufl. Ebendaſ. 1803, 8.
Entwurf der weſentlichen Pflichten chriſtlicher Lehrer. Ebendaſ. 1786, 8.
Ueber Mitwirkung der Eltern zur Bildung und Erziehung ihrer Kinder. Ebendaſ. 1786, 8.
Gedächtnißpredigt bei dem Tode Friedrichs II. Ebendaſ. 1786, Fol.
Leben und Charakter Freylinghauſens. Halle 1786, gr. 8.
Ueber Beurtheilung und Anwendung außerordentlicher Unglücksfälle. Ebendaſ. 1787, gr. 8.
Nachricht, die Vorleſungen zur Bildung künftiger Lehrer betreffend. Ebendaſ. 1787, 4.
Ueber den Geiſt des Zeitalters in pädagogiſcher Rückſicht. Ebendaſ. 1787, 2 Stcke. in gr. 8.
Reden an Jünglinge. Ebendaſ. 1787, 8; neue verm. Aufl. 1794, 8.
D. G. Niemeyers letzte Predigt vor ſeiner Gemeinde — nebſt Leben und Charakter. Ebendaſ. 1788, 8.
Frankens Leben und Verdienſte. Ebendaſ. 1788, gr. 8.
Ueber Katechetik und katechetiſche Uebungen. Ebendaſ. 1789, 8.
Einfluß der Nähe der Akademie auf öffentliche Schulen. Ebendaſ. 1790, gr. 8.
Pädagogiſches Handbuch für Schulmänner und Privaterzieher. Ebendaſ. 1790, 1r Thl. gr. 8.
Populäre und praktiſche Theologie. Ebendaſ. 1790—92, 2 Thle. in 8; 4. verm. und verb. Aufl. 1800, 2 Bde.; 5. verb. Aufl. 1806—7, 2 Bde. 8.
Ueber Leſung griechiſcher Dichter. Halle 1791, 8.
Semlers letzte Aeußerungen über religiöſe Gegenſtände. Ebendaſ. 1791, gr. 8.
Trauercantate bei Beerdigung Nettelbladts. Ebendaſ. 1791, 8.
Neue Feſtpredigten von Spalding, Teller und Sack. Ebendaſ. 1792, 8.
Leben J. Weslens, Stifters der Methodiſten. Halle 1793, 2 Thle. 8.
Pädagogiſche Aufgaben. Ebendaſ. 1794, 8.
Ausführliche Nachricht von der Einrichtung des Pädagogiums. Ebendaſ. 1796, gr. 8. Neue Aufl. 1803, gr. 8.
Beſchreibung der hundertjährigen Stiftungsfeier des Pädagogiums. Ebendaſ. 1796, gr. 8.
D. G. Niemeyers Bibliothek für Prediger ꝛc. Neu bearbeitet und fortgeſetzt. Ebendaſ. 1796—97, 2 Thle., gr. 8. (Mit H. B. Wagnitz).
Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts. Ebendaſ. 1796, 3 Thle. 8; 7. Aufl. 1818, 3 Bde. 8; 8. Aufl. 1824; 9. Aufl. von ſ. Sohne. Ebendaſ. 1834—35, 8.

Digitized by Google

Briefe an chriſtliche Religionslehrer. Ebendaſ. 1796—99, 3 Bde. gr. 8; 2. verm. und verb. Aufl. 1803.
Plan eines Lehrbuchs für die obern Religionsklaſſen gelehrter Schulen. Ebendaſ. 1798, gr. 8.
Vorrede zu Klauſens Auswahl von Predigten. Leipzig 1798, gr. 8.
Rede beim Tode Friedrich Wilhelms II. Halle 1798, 8.
Ueber Schulferien und ihre Anwendung. Ebendaſ. 1799, gr. 8.
Anſichten der deutſchen Pädagogik und ihrer Geſchichte im 18. Jahrhundert. Ebendaſ. 1801, gr. 8.
Lehrbuch für die obern Claſſen in gelehrten Schulen. Ebendaſ. 1801, gr. 8; 2. Aufl. 1802, gr. 8; 4. verb. Aufl. 1806, gr. 8.
Anmerkungen und Zuſätze zu dem Lehrbuche. Ebd. 1801, gr. 8; 2. Aufl. 1803, gr. 8.
Zuſchrift über die ſicherſte Vorbereitung zum frommen und zweckmäßigſte Benutzung der Candidatenjahre. Halle 1801, 8.
Leitfaden der Pädagogik und Didaktik. Ebendaſ. 1802, gr. 8.
Uebungen der Andacht und des Nachdenkens. Ebendaſ. 1803, 8.
Grundriß der unmittelbaren Vorbereitungswiſſenſchaften zur Führung des chriſtlichen Predigtamts. Ebendaſ. 1803, 8.
Ueber die Organiſation öffentlicher Schulen und Erziehungsanſtalten. 2. verb. Ausg. Halle 1805, gr. 8.
Neueſte Verfaſſung des Pädagogiums. Ebendaſ. 1808, gr. 8.
Feierſtunden während des Krieges. Ebendaſ. 1808, 8; 2. Aufl. 1809, 8.
Leben, Charakter und Verdienſte Röſſelts. Ebd. 1809, 2 Thle.
Originalſtellen griechiſcher und römiſcher Claſſiker über die Theorie der Erziehung. Halle und Berlin 1813.
Religiöſe Gedichte. Ebendaſ. 1814. Neue wohlf. Aufl. 1820, 8.
Geiſtliche Lieder, Oratorien und vermiſchte Gedichte. Halle 1814; 2. Aufl. 1818, 8.
Akademiſche Predigten und Reden. Ebendaſ. 1819, 8.
Betrachtungen auf Reiſen. Ebendaſ. 1820 — 26, 5 Bde. 8.
Auch gab er mit Mehrern die Zeitſchrift: „Frankens Stiftungen“ und mit Wagnitz das „Halliſche patriotiſche Wochenblatt“ nebſt mehrern lateiniſchen Schriften und Ausgaben alter Claſſiker heraus.

N. erwarb ſich als Theolog, Pädagog und Kanzelredner außerordentliche Verdienſte durch ſeine Schriften und Vorträge, in welchen bei großer Klarheit und Gründlichkeit, eine treffliche Darſtellung und ein eben ſo würdevoller als geſchmackvoller Stil vorherrſcht; noch Größeres und Bedeutenderes leiſtete er aber auf dem Gebiete der religiöſen Poeſie, die durch ihn einen neuen Aufſchwung nach den verſchiedenſten Richtungen hin erhielt. Mit ſtrenger Correctheit verband er hier glühende Andacht, herzgewinnende Empfindung, Reichthum der Bilder und Gedanken, Wohlklang und Harmonie der Form, Leichtigkeit und Kraft; namentlich ſind ſeine geiſtlichen Lieder, welche in die Geſangbücher vieler evangeliſcher Gemeinden übergingen, unbedingt das Beſte, was ſeit Gellert in dieſer Gattung geleiſtet wurde.

Gedächtnißrede*)
bei dem Tode Sr. Königl. Majeſtät
Friedrich Wilhelms des Zweiten.
(Am 22. December 1797.)

Schon zum zweitenmal, ehrwürdige Verſammlung, vereinigt uns ein gemeinſames Gefühl und eine heilige Pflicht an dieſer Stätte, um dem abgeſchiedenen Geiſte eines Monarchen, dem wir angehörten, die letzten Opfer der Ehrfurcht und der Dankbarkeit darzubringen. Er, deſſen glorreicher Regierungsbeginn allein im Stande war, den Schmerz über den Verluſt eines der ſeltenſten Könige, welche den Thron je verherrlicht haben, zu mildern; Er, auf welchen die tröſtende Hoffnung vor kaum elf Jahren alle Blicke eines trauernden Volks hinlenkte; Er, deſſen kraftvoller Körper Seinem Geiſte eine beinahe noch längere Wirkſamkeit, als Seinem erhabenen Vorgänger zu verbürgen ſchien — Er ruht bei Seinen großen Ahnherren, und hat an ihrer Gruft den Purpur zurückgelaſſen, welcher ſelbſt den mächtigſten Herrſchern der Nationen nur bis zu der entſcheidenden Stunde geliehen iſt, welche ſie dem geringſten ihrer Unterthanen gleich macht.

Alſo war es in deinem Rathe beſchloſſen, Herr und Vater der Welt! Demuthsvoll beugt ſich vor deiner Macht, vor deiner Weisheit, vor deiner Güte unſre Seele, im Gefühl ihrer Endlichkeit. Auch das Feſt unſrer Trauer weihe die Anbetung deiner Schickungen. Irrend iſt oft der Gedanke des ſchwachen Erdbewohners und Dunkel umgibt ſeinen Pfad. Aber dein Pfad iſt Licht, und dein Gang iſt Vollendung. Ehrerbietig forſcht dein Verehrer in ſtiller Betrachtung ihm nach; der Weiſere ſelbſt verfehlt ihn nur weniger; aber weit entfernt zu tadeln, was du thuſt, mag er am liebſten anbeten und ſchweigen. —

Aber ich ſoll reden! Ich ſoll das Andenken eines Königs, welchen die Ehre der Erde nicht mehr erreicht, durch die Darſtellung deſſen, was Er für uns war, unter uns zu erhalten verſuchen. Ich ſoll Ihnen, Vertheidiger, Vorſteher, Väter dieſer Stadt, ſeine Verdienſte um ſein Volk, Ihnen inſonderheit, Lehrer der Weisheit und Kunſt, Ihnen, theure Söhne des Vaterlandes und des Auslandes, ſeine Verdienſte um dieſen Sitz der Wiſſenſchaften noch einmal ins Gedächtniß rufen. Möge mir Gott Kraft und Weisheit verleihen, einen würdigen Auftrag würdig zu erfüllen! Wenn er mich furchtſam macht, ſo iſt es nicht die Verlegenheit um den Stoff meiner Rede. Es iſt die Ungewißheil, was ich vor allen zu wählen habe; es iſt die Erinnerung, was ich einer Verſammlung ſchuldig bin, welche mir ihre Aufmerkſamkeit und ihre Erwartung durch dieſe feierliche Stille ankündigt; es iſt das Gefühl, wie ſchwer es ſei, an dem Grabe eines Regenten zu reden, welchen die hohe Stufe, auf welcher Er ſtand, nicht über die Gefahr erhob, als ein Menſch zu fehlen, zu irren, ohne ſich dem Verdacht auszuſetzen, die eigne Ueberzeugung der leeren Sitte gewohnter Lobpreiſungen aufgeopfert zu haben. Doch, was mich ſchüchtern macht, gibt mir auch wieder Muth. Wo ſich die Betrachtungen drängen, da wird es heute verzeihlich ſein, nur bei denen zu verweilen, welche dem Gemüth am nächſten liegen. Wo jeder Einzelne fühlt, daß der Gegenſtand ſeine eigenthümlichen Schwierigkeiten habe, da darf man auf Billigkeit des Urtheils ſicher rechnen. Und vor der Eitelkeit einer Rednerkunſt, welche die Wahrheit nicht achtet, würde mich, machte ſie mir nicht eigenes inneres Gefühl zur heiligen Pflicht, der beſſere Geiſt des Zeitalters bewahren, welcher auch vor den Thronen der Könige Wahrheit fordert. Selbſt dieſer Tempel, in welchem wir verſammelt ſind, und ſeine hohe Beſtimmung, würde mich laut und ernſt erinnern, daß die Fürſten der Erde nicht Götter, ſondern Menſchen, daß die herrlichſten ihrer Thaten doch zuletzt das Werk einer höhern Macht ſind, daß es Gott iſt, welchem allein gebühret Ehre und Preis und Anbetung.

Gerade dieſe Vorſtellung zeichnet auch meiner Betrachtung den ſicherſten Weg vor. So nah am Altar der Religion, auf der Stelle, von welcher man gewohnt iſt, alle menſchlichen Angelegenheiten, die größten wie die kleinſten, belebt von dem heiligſten aller Gedanken, an eine Alles regierende, überall wirkſame Gottheit, aus dem höchſten Standpunkte zu betrachten, da muß das fromme Nachdenken, beſchäftigt mit der wichtigſten Begebenheit, welche einem Staate begegnen kann, — dem Wechſel ſeiner Regenten, — unabläſſig auf den zurück kommen, durch welchen die Könige herrſchen, die Throne beſtehen oder wanken, indeß er regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ueberdies iſt, bei aller Verſchiedenheit menſchlicher Urtheile nur eine Stimme, daß die Regierung, deren Zeugen wir alle geweſen ſind, zu den beglückteſten gehörte, welche die Geſchichte uns aufſtellen kann. Was iſt aber das Glück? Entweder ein Unding oder — die allwaltende Vorſehung.

Auf dieß Walten der Vorſehung möchte ich Ihre Aufmerkſamkeit lenken, wenn ich verſuche, die großen Wohlthaten darzuſtellen, durch welche Gott unſern entſchlafenen Monarchen ausgezeichnet hat, aber wenn ich Ihnen zeige, wie jede dieſer Wohlthaten zugleich eine Quelle des Segens für Sein Land und für uns ſelbſt geworden iſt. Welche Empfindungen werden ſich natürlicher an dieſe Betrachtungen anſchließen, als die einer ſanften Rührung und einer frommen Dankbarkeit! Entweihe denn meine Lippe kein Laut, vor welchem der Geiſt einer reineren Andacht entflieht.

Man iſt gewohnt, unter den Vorzügen, durch welche einzelne Beſitzer der Thronen vor andern ausgezeichnet erſcheinen,

*) Aus A. H. Niemeyer's akademiſchen Predigten und Reden (Halle 1819).

Digitized by Google

den Umfang ihres Reichs, die Unermeßlichkeit ihrer Schätze, die lange Reihe ihrer Siege, die Unzählbarkeit aufgeriebener oder unterjochter Feinde, die oft ſo zweideutige Huldigung entfernter Nationen, endlich auch die lange Dauer ihrer Regierung zuerſt zu nennen. Aber es gibt noch höhere Segen, welche Gott denen verleihen kann, welche er zu der furchtbaren Höhe eines Thrones zu erheben, und vor Andern groß und herrlich zu machen, beſchloſſen hat. Kann ihnen zuvörderſt etwas Wohlthätigeres begegnen, als wenn ſie in ihren Vorfahren nicht ſowohl mächtige und gefürchtete Herrſcher, oder von Blut triefende Eroberer, als Väter ihres Volks, Muſter jeder öffentlichen und häuslichen Tugend erblicken; wenn ſie als Jünglinge in der Schule der Erfahrung zu Männern reifen; wenn ſie endlich unter den freudigſten Erwartungen, das große Amt übernehmen, für das ſie berufen ſind? Schonung, ſelbſt Weisheit und Pflicht kann es ſein, manchem Fürſtenſohne die Geſchichte ſeiner Vorgänger zu verbergen, damit er nicht vor ihnen erröthe, oder zu früh vor Verbrechen zu erröthen verlerne. Für Friedrich Wilhelm war die Geſchichte ſeiner Ahnherrn nur eine Schule der Weisheit, der Güte, der Tapferkeit. So oft er in den großen Hallen ſeiner väterlichen Paläſte wandelte, blickte auf den königlichen Jüngling das Bild eines weiſen Regenten, eines Vertheidigers der Gewiſſensfreiheit, eines kühnen und doch menſchlichen Helden, oder eines guten Hausvaters, und mahnte ihn, nicht zu vergeſſen, aus welch' edlem Stamm er entſproſſen ſei. Wohin er das Auge in ſeinen weiten Gebieten wandte, entdeckte er die Spuren ihrer Einſicht und ihrer Thätigkeit; hier die Werke des großen Fürſten, deſſen Namen er trug, groß als Krieger, — aber unſterblicher durch ſeine Gerechtigkeit, ſeine Weisheit, ſeine Menſchlichkeit gegen gedrückte Fremdlinge, von deren dankbarem Kunſtfleiß ſein Land die Früchte erndtete; ſah dort, wie die reiche Ausſaat dieſes Muſters der Fürſten in vier und zwanzig ruhigen Jahren der Regierung des erſten unſrer Könige aufging; ſah wie das Gebäude des Staats durch Friedrich Wilhelm des Erſten unerſchütterlichen Willen, durch ſeinen richtigen Verſtand, durch ſeinen bürgerlichen Sinn, von Jahr zu Jahr an Feſtigkeit und Dauer gewann. Und wuchs er nicht ſelbſt an der Seite ſeines großen Oheims auf? War er nicht der nächſte Zeuge ſeines Muthes in der Gefahr, ſeiner Thätigkeit im Frieden, ſeiner unermüdbaren Wirkſamkeit für jeden Theil ſeines erweiterten Reichs? Unter ſeinen Augen gebildet, lernte er gehorchen, um regieren zu können, ſich verleugnen, um des Zufalls nicht zu vergeſſen, der ihm die Krone gab; Plane des Krieges entwerfen, um noch durch den Beifall des erſten Helden ſeiner Zeit belohnt zu werden.

Dieſer einzige König vollendete nach ſechs und vierzig Jahren, wovon jedes an Thatenfülle lange Regierungen gewöhnlicher Regenten aufwog, ſeine Bahn, und Friedrich Wilhelm beſtieg den Thron. Aber unter welchem neuen Zuſammenfluß der glücklichſten Umſtände! Er ward der Erbe eines Reichs, das noch weit mehr durch ſeine innere Kraft, die Weisheit ſeiner Verfaſſung, die Feſtigkeit und den Zuſammenhang ſeiner einzelnen Theile, die Geſchicklichkeit und den Muth ſeiner Vertheidiger, als durch ſeine Ausdehnung, die Achtung, ſelbſt die Bewunderung aller Völker genoß, zu welchen nur immer ſein Name gedrungen war. Kein Feind bedrohte ſeine Grenzen; und ob er drohte, ſo lag die Hand der mächtigſten Fürſten, zum großen Bunde vereint, an ihrem Schwerdt, ſie zu vertheidigen. Kein Mangel drückte ſeine Unterthanen; und wenn er drückte, ſo waren ſeine Vorrathshäuſer gefüllt. Keine häuslichen Sorgen trübten ſeine Seele, denn die Hoffnung des Landes wuchs in kraftvollen Söhnen auf. Wie wenig vermag der mildeſte, freigebigſte, menſchlichſte Fürſt, wenn er ein zerrüttetes und erſchöpftes Land findet, und ſich jeden Wunſch, welchen das Wohlwollen des Herzens ihm eingibt, verſagen muß. Aber den menſchenfreundlichen Entwürfen, welche in den Augenblicken des erſten neuen Gefühls, König zu ſein, in Ihm aufſteigen, ſetzen ſich keine Schwierigkeiten entgegen und er darf als König keine der Verſprechungen zurücknehmen, welche er als Thronerbe gegeben hat.

Doch vergeſſen wir unter den glücklichſten Umſtänden, welche den Regierungsanfang des Entſchlafenen verherrlichten, deſſen am wenigſten, was nur ſelbſtſüchtigen Regenten gleichgültig, nur den Unterdrückern des Volks gefährlich erſcheinen kann. Dieſe mögen es ein Glück nennen, über ein Volk zu herrſchen, deſſen edelſte Kräfte durch Ungewißheit und Aberglauben gelähmt ſind; ſie mögen das Dunkel ſegnen, welches dem Unterthan ſeine heiligſten Rechte verbirgt, und ſich der Geiſtesknechtſchaft freuen, welche den Bürger willig macht, jene hinzugeben, um nicht einer härtern Verfolgung zu erliegen. Ein König, deſſen erſter unvertilgbarſter Charakterzug Menſchlichkeit und Güte war, der in ſeinen erſten Worten an ſein Volk, der gerechteſte, der menſchlichſte, der duldſamſte Bürger ſeines Staats zu ſein gelobte, er konnte nur die Vorſehung preiſen, daß ſich ein Strom des Lichts über Preußens Land ergoſſen, und das Gefühl einer wohlgeordneten Freiheit, den Geiſt ſeiner Bewohner veredelt hatte. Unter ihrem Einfluß ſieht er Künſte und Wiſſenſchaften aufblühn; Mißbräuche, welche ſelbſt eine lange Verjährung geheiligt hatte, verſchwinden; die Lehrer göttlicher und menſchlicher Geſetze von ganz Deutſchland mit Achtung genannt, hohe und niedere Schulen für benachbarte Staaten Muſter werden. In dieſem hellen Licht einer echten Aufklärung muß er ſelbſt ſicherer und gerechter regieren. Auch die weiſeſten und beſten Könige können irren und ungerecht werden; übelwollende Diener können durch Truggeſtalten einer erdichteten Gefahr, ihren Wunſch, Eintracht und Ruhe erhalten zu ſehen, überraſchen; der beſcheidene Forſcher und Lehrer der Wahrheit und des Rechts, kann ihnen als ein Feind der Religion und des Staats erſcheinen. Aber bald wird die Täuſchung da verſchwinden, wo die angeklagte Unſchuld ihre Stimme erheben darf, wo eine feſte und unbeſtechliche Rechtspflege zwiſchen dem Monarchen und ſeinem Volke in der Mitte ſteht, und ihn vor dem ſchrecklichſten aller Uebel bewahrt, — ein Verfolger zu werden.

Je länger ich mich dieſen Betrachtungen überlaſſe, deſto mehr Beweiſe drängen ſich mir entgegen, durch welche glänzende Auszeichnungen die göttliche Vorſehung unſern vollendeten Monarchen erhöht hat. Schien ſie nicht Ihn, bei mehr als einer der größeren Weltbegebenheiten erkohren zu haben, Richter, Entſcheider und Beiſpiel in dem großen Rathe der Regenten Europens zu ſein? Das Feuer der Zwietracht verlöſcht in Belgien wenigſtens auf einige Jahre wieder, ſobald er den verehrteſten der Fürſten aus dem Stamm der Guelfen ſendet, Ordnung und Ruhe wieder herzuſtellen, und mehr durch Großmuth als durch Gewalt zu ſiegen. Die alten Wunden, welche ein mörderiſcher Krieg den Staaten Oeſterreichs, und dem Reich ſeines immer wieder erwachenden Feindes ſchlug, — ſie heilten bald, als Er mit dem Oelzweig des Friedens zwiſchen die Kämpfenden trat. Sein Einfluß mäßigte den Zorn, welcher im Norden ein durch Frieden und Unpartheilichkeit glückliches Land, gegen ſeinen verbrüderten Nachbar empörte. Er glaubte es ſeinen Bundesgenoſſen, er glaubte es dem Wunſch eines beiſpiellos unglücklichen Monarchen, er glaubte es der innern Ruhe und Sicherheit ſeiner eignen Staaten ſchuldig zu ſein, an einem Kriege Theil zu nehmen, über deſſen Nothwendigkeit und deſſen Folgen, als er begann, die Stimmen, ſelbſt der Weiſeſten und Ruhigſten, wenigſtens getheilt waren. Die Gedanken und Wege der Vorſehung waren andere als die Gedanken der Menſchen. Es ſchien ihr Wille, durch Begebenheiten, für welche man vergebens in der Geſchichte etwas Aehnliches ſucht, den Völkern wie den Fürſten große Lehren zu verkündigen; es ſchien ihr Wille — wer iſt ein Freund der Menſchen und ein Bürger der Welt, der es nicht ſorgend wünſcht, oder ſchon freudig hofft? — eine mächtige Nation nach ſchweren Kämpfen und ſchrecklichen Erfahrungen, zur Glückſeligkeit unter dem Schutz der Geſetze und der Sittlichkeit zurückzuführen. Alle Verſuche der verbündeten Mächte ſie zu beſiegen, waren vergebens. Aber über unſerm Monarchen hielt Gott unter allen Gefahren jenes Kampfs ſeine ſchützende Hand. Denn Ihn hatte er beſtimmt, der erſte zu ſein, der ſein Volk durch einen ehrenvollen Frieden beglückte.

Die Summe aller dieſer Wohlthaten müßte uns ſchon ſehr groß erſcheinen, wenn wir ſie durch eine lange Reihe von Jahren vertheilt ſähen. Sie müſſen uns noch mehr mit Rührung und Dank erfüllen, wenn wir ſie in eine ſo kurze Regierungszeit zuſammengedrängt erblicken. Früher als wir damals, als wir in dieſem Tempel unſer erſten Gebete für ihn als unſern König zu Gott ſchickten, ahnen konnten, war die Kraft ſeines Körpers erſchöpft. Vergebens ſtrömte die heilſame Quelle Geſundheit; ſelbſt in dem reineren Aether loderte die Flamme ſeines Lebens nur noch einige Male heller auf, um bald auf immer zu verlöſchen. Der Vorſehung ſelbſt ſchien nur noch ein Segen übrig zu ſein — der Segen einer ſanften Vollendung. Dürfen kann man zweifelhaft ſein, auch ſie einen Segen zu nennen? Iſt es für einen Regenten, welcher ſein Volk liebt, und die Größe ſeines Berufs fühlt, wünſchenswerth, vielleicht Jahrelang da zu ſein, ohne leben, ohne wirken zu können? im täglichen Kampf zwiſchen Ohnmacht und Kraft, Gefahr zu laufen, mit weniger Vorſicht und kraftloſer das große Steuerruder des Staats zu regieren, oder es untreuen Händen zu überlaſſen? den letzten Kelch, von welchem auch die Könige geſtehen müſſen, daß er bitter ſei, Tropfen für Tropfen auszuleeren? Oder muß er nicht dankend dem Boten des Todes entgegenſehen, wenn er in dem Augenblick, wo das Volk eines andern Fürſten bedarf, erſcheint, und dem Leidenden gebeut, ſchneller die irdiſche Hülle abzuwerfen, um einer andern Welt zuzueilen, wo die Seelen von dem Staube der Erde ſich reinigen, um ihrer höheren Beſtimmung entgegen zu reifen? Die Wehmuth ſelbſt, welche dem Abgeſchiedenen nachweint, trocknet früher ihre Thränen bei der Erinnerung, daß der ſtandhafte Dulder ausgelitten hat.

Irre ich mich, meine Zuhörer; oder Ihr Auge blickt gerührt auf dieſe lange Reihe von Segnungen zurück, welche bei

Digitized by Google

Vollendeten erwarteten, als er den Schauplaz des Lebens betrat; welche ſich um ihn drängten, als er den Zepter nahm; welche ihn begleiteten, als er die Bedingung erfüllte, unter welcher wir Alle geboren ſind. Erhebt ſchon dieß unſre Seele zum Dank, welche Empfindungen werden uns dann erſt ergreifen, wenn wir uns erinnern, wie viel des Guten, was Ihm zu Theil ward, ſich auch für uns in Segen verwandelte!

Es bleibe das Geſchäft der Staatskunde, die Summe der Kräfte zu berechnen, welche in jeder Regierungsepoche ein Staat gewinnt oder verliert; ſeine alten Grenzen mit den Erweiterungen zu vergleichen, welche ihm günſtige Zeitpunkte, Klugheit oder Eroberungsgeiſt ſeiner Regenten verſchafft haben, und den Reichthum ſeiner Hilfsquellen nach dem Maß ſeiner Bedürfniſſe zu würdigen. Es bleibe der Beruf des Geſchichtſchreibers, dann, wenn die richtende Zeit jeden ſchonend verbergenden Schleier von dem Leben der Fürſten hinweggezogen hat, genau zu beſtimmen, wie viel von ihren Verdienſten, oder von ihren Fehlern auf ihre, oder auf die Rechnung derer zu ſetzen iſt, welche ſie umgaben; und in welchem Verhältniß ihre Schwächen gegen ihre Tugenden ſtehen. Die fromme Betrachtung und die ſtille Dankbarkeit, welche ſich ſinnend an den Aſchenkrug eines zur höheren Rechenſchaft übergegangenen Königs lehnt, zählt ſich lieber den reinen Gewinn auf, welcher ſeinem Lande durch das, was er wollte oder ausführte, zu Theil ward, und gedenkt bei dem Hinblick auf Uebel, welche benachbarte Nationen drückten, und von denen ſie unberührt blieb, genügſam des Guten, was ſie genoſſen hat.

Soll ich Sie hier zuerſt an die Wohlthat erinnern, welche wir Alle getheilt haben, von einem ſanften Zepter regiert zu werden? Wenn der Unterthan ſo mancher Länder Urſach hatte, vor gewaltſamen Erſchütterungen zu zittern, weil der Thron oder der Fürſtenſtuhl im Beſitz harter, ſtolzer, von dem Mark ihres Landes ſchwelgender Regenten war: ſo durfte uns auch nicht die leiſeſte Befürchtung ſchrecken, weil Friedrich Wilhelm's Thron auf Menſchlichkeit und auf der Treue eines Volks ruhte, welches zu gerecht und zu edel iſt, um der Segnungen zu vergeſſen, welche es der Kraft oder der Güte ſeiner Fürſten ſeit Jahrhunderten dankt?

Oder ſoll ich mich über die Wohlthaten eines Friedens verbreiten, welcher zwar nicht ohne Opfer erkauft, aber uns doch früher geſchenkt ward, eh ein Feind unſre Länder verheert, eh drückende Auflagen unſer Eigenthum vermindert hatten? Wer von uns war Vater, Gatte, betriebſamer Bürger, wer fühlte auch nur, wie ein Menſch fühlen muß, und ward nicht, wie von einem neuen Leben durchſtrömt, als uns die Botſchaft erſcholl: Es iſt Friede! Wer drückte nicht ſeine Kinder, ſeine Gatten, ſeine Brüder feſter an ſein Herz, und glaubte ſie ſich zum andern Male wieder geſchenkt? Es iſt Friede! — rief der Landmann, und ſäete getroſter ſeinen Saamen, denn er wußte, wer ihn erndten würde. Es iſt Friede! — rief der Bürger, und arbeitete emſiger, denn ſein oder ſeiner Kinder blieb der Gewinn. Es iſt Friede! — rief der Denker, und verfolgte thätiger ſeine Forſchungen, denn er war ſicher, daß nun kein rauher Krieger ſeine harmloſen Beſchäftigungen ſtörte. Und wenn ſelbſt bei dieſer hohen Begeiſterung, wenn bei dieſer heißen Dankbarkeit gegen den Geber des Friedens, noch eine Empfindung der Wehmuth übrig blieb, ſo war es nur menſchliches Mitgefühl, ſo war es nur der Gedanke, an die Tauſende entfernter Brüder, welche ſich noch auf Schlachtfeldern würgten, oder in einer hoffnungsloſen Verbannung umhergetrieben, ihrer theuerſten Beſitzungen beraubt, mit jedem Morgen, wenn ja die Betäubung ihr Auge ſchloß, zu neuen Schreckensſcenen erwachten, indeß wir, im vollen Gefühle der Freiheit und Sicherheit, freudig zu dem Geſchäft des Tages zurückkehrten.

Zwar führte Friedrich Wilhelm ein unbeſiegtes Heer zurück, welches auch dann, wenn es der Macht oder einer entgegenkämpfenden Natur wich, die Achtung des Feindes mit ſich nahm. Zwar wäret ihr ihm willig in neue Gefahren gefolgt, tapfre Krieger des Vaterlandes! Denn theilte er ſie nicht alle mit euch? Hielt er nicht treu bei euch aus, gleich bereit mit euch zu genießen, zu entbehren, zu ſterben? Hatte nicht Er einen Geiſt der Sanftmuth und der Milde in eure Führer gehaucht, welcher das oft harte und kummervolle Loos des Kriegers ſo freundlich milderte? Gebot das Beiſpiel ſeiner Herablaſſung nicht ſelbſt rauheren Befehlshabern, welche der Zufall der Geburt über euch hob, nie zu vergeſſen, daß ihr wie ſie Menſchen ſeid? Hatte er nicht für eure Weiber geſorgt? Nicht eure Kinder, eingedenk ſeines hohen Berufs, Vater des Landes zu ſein, mit königlicher Freigebigkeit unterſtützt? Hättet ihr nicht williger für einen König geblutet, der auch der narbenvollen Krieger nicht vergaß, und in die Wunden ſeiner Getreuen Oel und Wein goß? — Aber er wollte eurer Treue nicht auf längere Proben ſtellen. Als noch in dem halben Europa eine unverſöhnliche Erbitterung die Völkerführer vergeſſen machte, durch welche Ströme von Blut, und ach! wie viel ungeſehene Ströme von Thränen, die Rache gekühlt werden müſſe, da ergriff Ihn ein ernteres Gefühl, mit dem Frieden die Ruhe und den Wohlſtand in ſein Land zurückzuführen, welches dann noch vor den Augen Gottes ſeinen Werth behält, wenn alle Lorberren in dem Tempel der Ehre verwelkt ſein werden, und kein Ruhm des Eroberers vor dem Urtheil deſſen ſchützt, der einſt den Werth der Könige wägen, und auf die furchtbare Waagſchale die Werke ihrer Menſchlichkeit, nicht ihre Trophäen legen wird.

Doch ich ſchweige ſchon zu lange von dem, wovon ich heute am beredteſten ſein ſollte, — was er Dir war, Fridericiana, Tochter ſeines Ahnherrn, ehrwürdige Schule der Religion und der Wiſſenſchaft! Du hatteſt dich Ihm werth gemacht durch deinen ſtillen Wetteifer mit deinen älteren und jüngeren Schweſtern. Aermer an Hilfsmitteln als ſie, hatteſt du edel ſtolz keiner weichen wollen an Verdienſt und an Ruhm. Mit Achtung nannte Friedrich Wilhelm die Namen der unſterblichen Männer, welche nicht mit deinem entflohnen Jahrhundert zugleich verloſchen, im Tempel des Verdienſtes unauslöſchlich glänzen. Aufmerkſam hörte er auf die Stimme deiner Freunde, wenn ſie ihm deine Bedürfniſſe nannten, oder Entwürfe vor ihm ausbereiteten, dich durch neue Zierden zu ſchmücken.

Gerecht waren immer Preußens Regenten gegen dich. Er geſellte zur Gerechtigkeit die Güte und die Freigebigkeit. Ein königliches Geſchenk, welches dein Eigenthum verdoppelte, bezeichnete die erſten Schritte ſeiner Regierungsbahn. Auch auf den dürftigen Jüngling verbreitete ſich dieſe Milde. Sie öffnete ihm, wenn er ſich vordem auf den engeren Kreis deſſen, was ihn einſt nähren ſollte, beſchränkt glaubte, und in Gefahr war, Bildung des Geiſtes zum Gewerbe herabzuwürdigen, die Hörſäle jeder veredelnden Wiſſenſchaft und jeder bildenden Kunſt. Vertrauungsvoller blickte auch unter uns die deutſche Wiſſenſchaft, die deutſche Kunſt zu ihm empor, denn er hatte ſich ihrer nie geſchämt, hatte ſie ſelbſt zu ehren gelobt. Er vollendete, was Friedrich wo nicht vergeſſen, doch nur begonnen hatte. Ein deutſches Volk empfing ein deutſches Geſetz, und die Lehrer des Rechts ergriffen freudig das Denkmal prüfender Weisheit, ſicherer nun, ihre Schüler vor den Irrgängen einer verſchlagenen Liſt unter dem Scheine des Rechts zu bewahren. Die leidende Menſchheit freute ſich eines doppelten Segens aus ſeiner Hand. Indem ſeine Milde ihr Hilfe und Heilmittel verſchaffte, wuchs zugleich der Lehrling der Heilkunde an Erfahrung, drang tiefer in die kunſtvollen Gewebe des Menſchen ein, und ward geſchickter ſie vor Zerſtörung zu ſichern, oder ſchied feiner die Stoffe der Körper, und ward geübter, ſie zum Heil des Kranken aufzulöſen oder zu verbinden. Es war, als ob der Einfluß einer ſanften Regierung, auch den Stand zur Eintracht geſtimmt hätte, welcher nur zu oft die Weisheit der Schule von der Weisheit des Lebens getrennt hat. Entfernt von ſtreitſüchtigem Sectengeiſt, welcher ſich auf andern Sitzen der Wiſſenſchaften anfeindete und verfolgte, ging jeder Forſcher ruhig ſeine Bahn, führte ungekränkt ſeine Schüler, wie im Voraus gewiß, daß alle ſich endlich am Ziele der Wahrheit vereinigen werden. Sein Geſetz gebot Achtung gegen den Glauben der Väter, Schonung ſelbſt des Schwächeren, ſtrenge Tugend ihren Dienern. Wir, denen es obliegt, ihre Lehrer zu bilden, faßten den Geiſt ſeines Geſetzes und die Güte ſeiner Abſicht willig auf, und lehrten, von dieſem belebenden Geiſte durchdrungen, unbekümmert um den tödtenden Buchſtaben, unſre Schüler, Alles zu prüfen, und das Gute zu behalten.

Schon manche Akademie, — die unſrige ſelbſt iſt davon ein Beweis! — ſah bei einer äußerlich ſehr beſchränkten Lage, ſich dennoch große Talente und ſeltne Kräfte entwickeln. Selbſt die Schwierigkeit kann die Nerven des Geiſtes ſpannen. Das Genie wirkt durch eine innere Energie und bemerkt ſogar oft die Aufmunterung und den Lohn erſt ſpät. Aber die Kraft des Geiſtes erſchlafft, wenn ihm freie Mittheilung ſeiner Entdeckungen verſagt wird; das Auge des Verſtandes wird blöde, wenn man das Ziel, über das er nicht hinaus ſehen ſoll, ihm zu nah rückt. Das Intereſſe für die Wahrheit ſelbſt verſchwindet, wenn man nicht mehr lehren darf, was man als Wahrheit erkannt hat. Daher iſt die Erhaltung der Denk- und Lehrfreiheit das höchſte Kleinod, welches einer hohen Schule der Wiſſenſchaften am wenigſten entriſſen werden darf.

Es hat — wer möchte an der Stätte, wo reine Wahrheit wohnen ſoll, es verläugnen wollen? — es hat nicht an Verſuchen gefehlt, uns dieſes hohe Vorrecht zu verkümmern. Der ſtets milde Wille des Regenten wurde gemißbraucht, dem Glauben Feſſeln anzulegen und die freie Forſchung auf dem Gebiete religiöſer Erkenntniſſe zu hemmen. Auch kann es zuweilen dem blinden Eifer, der vielleicht ſelbſt nicht wußte, was er that, gelungen ſein, redliche Forſcher ſelbſt dem Regenten verdächtig zu machen. Aber ſtets hat die Güte ſeines Herzen geſiegt über den Argwohn, und ſein hoher Gerichtshof hat den Geiſt ſeines Willens zu gut gekannt, um nicht die loszuſprechen, welche nur ih-

Digitized by Google

rer Ueberzeugung teru blieben, und nie die Schonung aon der Freimüthigkrit trennen wollten. So iſt denn auch keinen Augendlick unter uns die Stimmr der Ueberzeugung verſtummt. Niemand hat ſich gehindert geſehen, das, was er für Wahrheit hirlt, freimüthig zu lehren. Zu einer Zeit, wo das Land, das ſich die Freiheit ausſchließlich zueignete, von einer Schreckensregirrung ertragen mußte, ſich, was es glauden und was es verläugnen ſollie, gedicten zu laſſen, wo das heiligſte Recht des Menſchen, die frrie Uebung der Religion, von einem Volkstyrannen mit Füßen getreten ward, zu dieſer Zeit haben wir geglaubt, gezweifelt, gelehrt, geforſcht, unſern Gott verehrt, wie es jedem ſein Herz gebot, und unter dem aäterlichen Schutz eines Monarchen, haden wir frei dir Vorzüge und die Gebrechen jeder Staatsverfaſſung unterſuchen dürien.

Welche Menge von Wohlthaten hude ich nicht ſchon genannt — und noch iehe ich mich nicht an ihrem Ziel. Auch die Zierden unſrer hohen Schule ſind das Werk ſeiner Milde. Wenn in jenem Tempel der Gelebrſamkeit, wo die Weiſen der Vorzrit mit den Weiſen der Nachwelt vereint, dem Ohr ſchon tange verſtummt, durch unvergängliche Schriften zu dem wißbegierigen Lehrling ſprechen, wenn ſir ſich da jetzt dichter deängen und der Raum der wachſenden Menge zu eng wird, ſo erinnere ſich der delehrte Jüagling, daß er es der Freigedigkeit Friedrich Wilhelms dankt, mit den Geiſteswerken aller Jahrhunderte in einer heitern Umgebung bekannter zu werden. Wenn der forſchende Tiefſinn, welcher ſich in ſternenhellen Nächten in den unermeßlichen Räumen des Weltalls verliert, wieder aus dem erweiterten Geſichtskreiſe zur Erde herabſteigt, ſo gedenke er des Königs, welcher durch die Werkzeuge der Kunſt ſein Auge ſtärkte, und ſeine Entdeckungen ſicherer machte. Er geſelle ſich dann zu deinem ſtillen Forſcher, Natur, welchen undegränzter und freundlicher itzt Fridricianens Gärten in ihren feierlichen Schattengängen zum reinſten Genuß einladen, wo ihn zahlloſer in labyrinthiſchen Krümmungen die Stauden, dem Boden fermder Länder entwachſen, umduften, und die Kinder jeder Zone aoll Leben und Kraft vor ihm aufblühen. Dort breche er Larbeeren und Cypreſſen, und legr ſir an Friedrich Wilhelms Grabe nieder, der auch dieſe Gärten gepflanzt hat.

Was dleibt der Dankbarkeit gegen die, welche der Erde entflohen ſind, wenn ſie ſich zum Vergelten zu ſchwach fühlt, übrig, als die Erhebung des Herzens zu Gott, den Belohner, und die Verehrung und die Bewahrung des Guten, was fortdauert, wenn ſie ſelbſt aufhören wirkſam zu ſein? Vergebens iſt jeder Verſuch, ihrem Geiſte in das Land zu folgen, welches ein undurchdringlicher Vorhang vor unſerm Auge verhüllet. Doch verbürgt nicht die Religion der Chriſten denen, welche den Hungrigen ſpeiſten, den Durſtigen tränkten, die Gefangenen frei machten, und dem Kranken Erquickung ſandten, die Belohnungen einer beſſeren Welt? Und hat unſer entſchlafner Monarch nicht dieſe Religion durch Thaten der Menſchlichkeit am würdigſten geehrt? Darum fleht dir Thräne der Armen — auch unſrer Armen, welchen er half, für ihn um Lohn, und der Kinder Gebet, denen er Nahrung des Geiſtes wie des Körpers verſchaffte, dringt empor zu dem Allbarmherzigen. Wenn aber ſein Geiſt noch am Staube der Erde verweilte, ſo würde ſelbſt hier für ihn Genuß von Seligkeit ſein. Denn er ſähe dann auf dem verlaſſenen Throne ſeinen königlichen Sohn, mit ſeiner Weisheit, Gerechtigkeit und Güte beginnen; ſähe an ſeiner Seite eine Fürſtin, hold wie der Schutzgeiſt des Vaterlandes, in deren Blick aoll Liebe Er den erſten Lohn jeder ſchönen Handlung finden wird; ſähe das Herz ſeines Volk aufs neue durchdrungen aon freudiger ſtärkender Hoffnung!

Ehrwürdige Verſammlung! Wäre die groſe Wahl frei geweſen, aus der langen Reihe der Fürſtenſöhne uns einen König zu wählen, nach wem würde unſer Auge geforſcht haben? Nach einem bedachtſamen Weiſen, — nach dem tugendhafteſten Mann, nach dem beſten Hausaater!

Ihn — Anbetung werde unſer Dank — Ihn hat uns die allſegnende Vorſicht gegeben! O, daß die Sprache ſo arm wird, wo die Empfindung ſo mächtig im Herzen ſpricht! Aber was bedarf es dee Worte vor dir, Allwiſſender! Heil und Segen für Friedrich Wilhrm den Dritten fleht jeder Schlag unſers Herzens! Segen für Sein Haus — Segen für Sein Land — Segen durch Ihn, für uns Alle!

Erhörer des Gebets — nimm unſer Opfer an!

Gottlieb Anton Chriſtian Niemeyer

ward am 28. December 1783 zu Halle geboren, ſtudirte daſelbſt ſchöne Wiſſenſchaften und wurde darauf Dr. der Philoſophie und Profeſſar am königlich weſtphäliſchen Pageninſtitute und an der Artillerieſchule zu Kaſſel. Nach Aufhebung des Königreichs Weſtphalen blieb er in gleicher Eigenſchaft am Cadetteninſtitute in Kaſſei und erhielt ſpäter den Charakter eines kurheſſiſchen Hofrathes und beſtändigen Secretärs der Akademie der bildenden Künſte zu Kaſſel.

Er gab heraus:

Gedichte. Halle 1803, 8. (mit K. A. Döring).
Luiſe. Roman. Leipzig 1804.
Der Mann aus dem Grabe. Ebendaſ. 1804.
Reliquien von Wilhelm und Lina. Ebendaſ. 1805.
Die Betrogenen. Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen. Köthen 1808, 8.
Der Cid. Trauerſpiel nach Corneille. Ebendaſ. 1810, 8.
Leonardo. Kaſſel und Marburg 1812.
Troſt und Erhebung. Kaſſel 1814.
Kaſſeliſche Chronik. Ebendaſ. 1814.
Der Bote aus Kaſſel. Zeitung. Ebendaſ. 1814.
Der Jahrestag des Einzugs in Paris. Schauſpiel. Ebendaſ. 1815, 8.
Der Sieg. Vorſpiel. Ebendaſ. 1815.

Feinheit der Behandlung, gute Erfindung und eine ſehr anmuthige Darſtellungsgabe erwarben N's Schriften zur Zeit ihres Erſcheinens viele Freunde. — Seine Nachbildungen ausländiſcher Originale ſind vortrefflich.

Johann Chriſtian Ludwig Niemeyer

ward am 25. November 1775 zu Weferlingen im Magdeburgiſchen gebaren, kam nach vollendeten philoſophiſchen und theologiſchen Studien 1798 als Lehrer an das Pädagogium zu Halle und ging 1803 als Prediger von hier nach Klein-Oſchersleben bei Halberſtadt.

Er machte ſich litterariſch bekannt durch:

Deutſcher Plutarch. Halle 1811 ff., 4 Bde.
Luther. Ebendaſ. 1812.
Denkwürdige Neuigkeiten. Halberſtadt 1813.
Neue Winterabende. Ebendaſ. 1815.
Heldenbuch. Leipzig 1816; 5. Aufl. 1821.
Die Schlachten des heiligen Krieges in 14. Liedern. Ebendaſ. 1817.
Liederſammlung. Halberſtadt 1817.
Der Lindenhain. Ebendaſ. 1818.
Die wiedergefundene Tochter. Neuſtadt 1819.
Das Buch der Tugenden. Leipzig 1825, 2 Thle.
Jahn Knox. Halle 1826.
Philipp Melanchthon. Ebendaſ. 1830.

N. zeichnete ſich als Schriftſteller für die Jugend durch einen ſehr faßlichen Styl und eine lebendige, angemeſſene Behandlung gut gewählter Stoffe vortheilhaft aus

Digitized by Google

Friedrich Immanuel von Niethammer

ward am 24. März 1766 zu Beilſtein im Würtembergiſchen von bürgerlichen Eltern geboren, ſtudirte zu Jena Philoſophie und Theologie und trat 1793 zuerſt als Profeſſor der Philoſophie, dann auch der Theologie mit Vorleſungen und Schriften hier auf, welche gegen die verderbliche Richtung des Zeitgeiſtes kräftig anſtrebten. Seine Wirkſamkeit wurde durch den Ruf als Profeſſor der Theologie und Conſiſtorialrath nach Würzburg auch in Baiern ehrend anerkannt; er ging 1803 dahin ab und wurde 1805 als proteſtantiſcher Kreis-, Conſiſtorial- und Schulrath nach Bamberg verſetzt, 1807 aber als Central-, Schul- und Studienrath nach München berufen. Hier wirkte er ſeitdem mit Schelling und Thierſch ſegensreich auf die gelehrten Anſtalten Baierns, ward zum Kirchenrath, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und Ritter des Civilverdienſtordens ernannt und in den Adelſtand erhoben.

Von ihm haben wir:

Ueber den Werth einer Kritik aller Offenbarungen. Jena 1792.
Verſuch einer Ableitung des moraliſchen Geſetzes aus der Form der reinen Vernunft. Ebendaſ. 1793.
Ueber Religion als Wiſſenſchaft. Neuſtrelitz 1795.
Philoſophiſches Journal. Jena 1795 — 1800, 10 Bde. (5.—10. Bd. mit Fichte).
Verſuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens. Leipzig 1798.
Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus. Jena 1808.

Ein überaus ſcharfſinniger Denker, deſſen ganzes Leben der Bekämpfung falſcher Richtungen der Zeit rühmlichſt gewidmet wurde und welcher ſich vorzügliche Verdienſte um das Schulweſen Baierns erwarb. Als Philoſoph ſchließt er ſich, obwohl höchſt ſelbſtſtändig der Richtung Fichte's an.

Von den Anſprüchen des gemeinen Verſtandes an die Philoſophie *).

Man pflegt den Verſtand, inwieferne er ſeine Begriffe unmittelbar nach einem bloßen Gefühl aufſtellt und gebraucht, ohne weder ihre beſtimmte Grenze noch ihren beſtimmten Zuſammenhang mit einzelnen andern Begriffen oder mit dem ganzen Syſtem derſelben einzuſehen, den gemeinen Verſtand zu nennen. In dieſer Bedeutung des Wortes genommen hat der gemeine Verſtand von der Philoſophie nichts geringeres zu erwarten, als daß ſie zu den Begriffen, die er nur einzeln kennt, das Allgemeine aufſuche, um aus dieſem als dem höhern Standorte, von welchem ſie das Einzelne und das Beſondere im Zuſammenhang überſehen kann, jene Begriffe im Beſonderen und im Einzelnen genau zu beſtimmen und zu berichtigen; und es iſt nicht zu läugnen, daß der gemeine Verſtand in dieſer Rückſicht die Leitung der Philoſophie durchaus nicht entbehren kann, um endlich ſtatt des ungewiſſen blinden Herumtappens zu einem ſichern Gebrauch ſeiner Begriffe zu gelangen, und den Weg nach ſeinem Ziele mit ſtetem Schritte zu gehen. Allein in dieſer Bedeutung des Wortes wird die Benennung des gemeinen Verſtandes hier nicht genommen, und mithin auch das Verhältniß deſſelben zur Philoſophie nicht aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet. Es giebt eine andere weit ehrenvollere Bedeutung jener Benennung des gemeinen Verſtandes, auf welche hier allein Rückſicht genommen werden ſoll.

Man nennt nämlich den Verſtand auch den gemeinen Verſtand, inwieferne er, ſowohl im Theoretiſchen — in Beziehung auf das Wiſſen, als im Praktiſchen — in Beziehung auf das Handeln, Urtheile aufſtellt, welche Anſpruch machen, für alle Menſchen ohne Unterſchied zu gelten, mithin allen ohne Ausnahme gemein zu ſein; weswegen er auch vorzugsweiſe der Menſchenverſtand heißt. Der gemeine Verſtand, in dieſer Bedeutung des Worts, betrachtet alſo ſich ſelbſt, als die allgemeine Stimme, mit welcher jeder Einzelne ohne Ausnahme übereinſtimmen müſſe, und glaubt ſich eben darum berechtigt, ſeine Ausſprüche jedem Andern, ohne ihn erſt darüber zu hören, zum Voraus anzuſinnen. Der Grund, worauf er dieſen Anſpruch baut, iſt aber keineswegs eine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung; vielmehr iſt dieſe Gewißheit, welche der gemeine Verſtand von der Allgemeingültigkeit ſeiner Urtheile hat, vor aller und ohne alle wiſſenſchaftliche Belehrung vorhanden und mithin von derſelben völlig unabhängig. Sondern dieſe Gewißheit von der Allgemeingültigkeit ſolcher Urtheile gründet ſich unmittelbar auf ein Gefühl (wenn man anders dieſes ſonſt gebrauchten Ausdrucks ſich hier bedienen will), das iſt, auf ein unmittelbares Bewußtſein derſelben. Dieſe unmittelbare Gewißheit von den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes, welche aller wiſſenſchaftlichen Unterſuchung vorhergeht, ſcheint auch allerdings für ſich allein völlig hinreichend zu ſein, und einer anderweitigen Beſtätigung durchaus nicht zu bedürfen. Wir ſind von der Allgemeingültigkeit ſolcher Ausſprüche des gemeinen Verſtandes ſo vollkommen überzeugt, daß wir auch keinen Augenblick zweifeln, daß jeder Andere, wenn nicht ein zufälliger Irrthum ihn täuſche, eben ſo denken und handeln müſſe, und daß wir Uebereinſtimmung mit ſolchen unſrer Urtheile unbedingt von ihm verlangen. Mithin hat es allerdings den Anſchein, daß der gemeine Verſtand die Hülfe der Philoſophie, welche dieſe Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens und Handelns erſt zu begründen Anſpruch macht, gänzlich entbehren könne, und — wie man auch in der Popularphiloſophie ſtillſchweigend vorausgeſetzt hat — alle Philoſophie überflüſſig mache. Das Verhältniß des gemeinen Verſtandes zur Philoſophie in dieſer Rückſicht betrachtet, ſcheint der gemeine Verſtand auf den erſten Anblick die oberſte Stimme unbedingt behaupten zu können; zumal da ſeine Ausſprüche einen ſo großen Grad der Glaubwürdigkeit dadurch für ſich haben, daß ſie durch die allgemeine Stimme aller Zeiten beſtätigt ſind.

Allein es leuchtet von ſelbſt ein, daß dieſes Allmeingelten kein gültiger Bürge für die Allgemeingültigkeit ſei; daß man dadurch, daß etwas bis jetzt allgemein gegolten hat, nicht berechtigt ſei anzunehmen, daß es immer gelten müſſe, und daß die Zuverſicht, mit der wir von ſolchen Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes fordern, daß ſie Jeder als gültig anerkennen müſſe, nur dann einen hinreichenden Grund hätte, wenn wir die Nothwendigkeit eines ſolchen Ausſpruchs erweiſen könnten. Mithin iſt durch dieſe Erfahrung keineswegs die abſolute Nothwendigkeit erklärt, mit der wir die Uebereinſtimmung Anderer zu ſolchen Urtheilen fordern, und die Allgemeingültigkeit unſeres Wiſſens und Handelns, wenn ſie auf keinem andern Grunde ruht, wäre dadurch ſo wenig beſtätigt, daß ſie vielmehr durchaus verdächtig wäre. Allein unſere Ueberzeugung von der Gültigkeit der Ausſprüche des gemeinen Verſtandes gründet ſich auch nicht auf jene Beſtätigung einer wirklichen Beiſtimmung Anderer, ſondern auf ein unmittelbares Bewußtſein derſelben. Solche Ausſprüche des gemeinen Verſtandes kündigen ſich im Bewußtſein unmittelbar als allgemein und nothwendig an; wir können uns das Gegentheil davon durchaus nicht vorſtellen, und ſchließen daraus, daß es überhaupt unmöglich ſei es ſich vorzuſtellen, daß ſie alſo nothwendig ſeien und als ſolche auch allgemein ſein und Allgemeingültigkeit haben müſſen. Aber eben gegen dieſes Fundament, welches das einzige iſt, worauf wir die Gewißheit von jener Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens und Handelns bauen, iſt der erſte und vorzüglichſte Angriff des Skepticismus gerichtet, um unſer ganzes Wiſſen für ungewiß zu erklären. Wir ſollen die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens begründen, da ſie ſelbſt kein anderes Fundament haben, als ein Gefühl (unmittelbares Bewußtſein) ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit? Es iſt ein großer Unterſchied, zwiſchen dem Gefühl des Allgemeinen und Nothwendigen in einem Urtheile, und der Allgemeinheit und Nothwendigkeit dieſes Gefühls ſelbſt. Daß man etwas als allgemein und nothwendig in einem Urtheil fühle, dies wird unmittelbar durch jenes Gefühl wahrgenommen; ob aber dieſes Gefühl ſelbſt Allgemeinheit und Nothwendigkeit habe, dies kann weder durch jenes Gefühl ſelbſt unmittelbar, noch durch irgend ein andres Gefühl ausgemacht werden. Woran ſoll ich erkennen, daß das, was mir als allgemein und nothwendig vorkommt, auch wirklich allgemein und nothwendig ſei? Kann dieſes Gefühl nicht auch blos eine pſychologiſche Täuſchung, oder aus alter Gewohnheit erzeugt nur ein verjährter Irrthum ſein? Auf alle dieſe Fragen hat der gemeine Verſtand, der ſich bei allen ſeinen Urtheilen lediglich auf das unmittelbare Bewußtſein ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit bezieht, keine Antwort, und der Skepticismus hat alſo Recht, die Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens überhaupt für gänzlich

*) Aus F. I. v. Niethammer's „Philoſophiſches Journal.“ Erſter Band. Neu-Strelitz 1795.

Digitized by Google

problematiſch zu erklären, wenn ſich nicht die Allgemeingültigkeit jener Ausſprüche des gemeinen Verſtandes auf einem andern Wege befriedigend erweiſen läßt.

Dieſen Beweis nun zu führen, hat die Philoſophie übernommen, und die eigentliche und einzige Aufgabe, welche ſie zu löſen hat, iſt alſo: die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes, welche die Grundlage aller Gewißheit unſeres Wiſſens ſind, gegen den Skepticismus zu vertheidigen und als allgemeingültig zu erweiſen. Wir werden nachher ſehen, was die Philoſophie zu leiſten habe, um dieſe Aufgabe zu löſen, und wiefern die Verſuche, die ſie dazu gemacht hat, befriedigend ſeien. Ehe wir aber davon ſprechen, müſſen wir auf einen Umſtand aufmerkſam machen, auf welchen eigentlich dieſe gegenwärtige Unterſuchung gerichtet.

Indem die Philoſophie es übernimmt, die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes gegen die Angriffe des Skepticismus zu vertheidigen und ihre Allgemeingültigkeit zu erweiſen, maßt ſie ſich ſelbſt das Recht an, als oberſter Richter über die Allgemeingültigkeit unſres Wiſſens, ihre Reſultate als unbedingt gültig aufzuſtellen, und von dem gemeinen Verſtande zu fordern, daß er ſich gewöhnen müſſe, ihr nachzuſprechen, was ſie ihm in den Mund lege. Dieſes Recht hat der gemeine Verſtand zu keiner Zeit anerkennen wollen, ſondern vielmehr unaufhörlich ſeine Stimme eben ſo ſtark gegen die Demonſtrationen des Dogmatismus als gegen die Zweifel des Skepticismus erhoben und gegen beide zugleich ſeine Ausſprüche unerſchütterlich behauptet. Die Philoſophie hat ſich auch oft genug genöthigt geſehen, ihren Weg zurückzugehen, um auf einem andern Wege Reſultate zu ſuchen, die der gemeine Verſtand auch für ſich einleuchtend finden könne; eine Philoſophie, welche die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes gegen die Zweifel des Skepticismus nicht zu retten wußte, ohne zugleich auf Reſultate zu führen, die eben dieſen Ausſprüchen auf einer andern Seite entgegen waren, hat ſich auch niemals behaupten können, und der gemeine Verſtand hat ſich zu allen Zeiten eher dazu entſchloſſen, ſich dem Skepticismus in die Arme zu werfen (der ihn wenigſtens nicht geradezu vernichten will), als von einer ſolchen Philoſophie Reſultate anzunehmen, die mit ſeinen Ausſprüchen ſchlechterdings unverträglich ſind. Der gemeine Verſtand fordert alſo eben ſo unbedingt, daß die Philoſophie ſeine Ausſprüche reſpectiren müſſe, und behauptet ſchlechthin, daß ihre Reſultate, ſobald ſie mit dieſen Ausſprüchen im Widerſtreit wären, durchaus nicht gültig ſein können.

Welche der beiden Parteien ſoll nun das Recht haben über die andere zu entſcheiden? Hier finden wir uns in einem Cirkel, aus welchem kein Ausgang möglich ſcheint. Wir ſind genöthigt, von den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes an die Philoſophie zu appelliren, und müſſen gegen dieſe wieder die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes gelten laſſen. Es iſt zugeſtanden, daß die unmittelbaren Urtheile des gemeinen Verſtandes, als ſubjective Urtheile — von welchen es unentſchieden iſt, ob ſie blos ſubjectiv, das heißt in individuellen oder zufälligen Beſchaffenheiten des Subjects gegründet, oder ob ſie in den allgemeinen und nothwendigen Bedingungen des Subjects gegründet, das heißt allgemein ſubjectiv (oder objectiv) ſeien — auf Allgemeingültigkeit keinen Anſpruch machen können, ſondern erſt eine anderweitige Beſtätigung erhalten müſſen, welche ihnen die Philoſophie zu geben habe. Damit ſcheint alſo der Philoſophie die Entſcheidung übertragen. Auch kömmt noch hinzu, daß (nach einem anerkannten Geſetze des Verſtandes) alles, was aus einem Satze, der für ſich Gültigkeit hat, bündig gefolgert wird, eben dieſelbe Gültigkeit wie der Satz ſelbſt habe. Wenn nun alſo die Philoſophie, von einem Satze ausgehend, den der Verſtand ſelbſt für gültig angenommen hat, in den Folgerungen aus demſelben richtig verfährt, ſo ſollte jede derſelben unbedingt auch ſelbſt für gültig angenommen werden. Gleichwohl ſo bald die Philoſophie auf ein Reſultat kömmt, welches der gemeine Verſtand ſeinen Ausſprüchen zuwider findet, ſo ſoll es nicht für gültig angenommen werden. Hier ſcheint offenbar der Verſtand mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, und man iſt ungewiß, welchen Theil man gegen den andern geltend machen könne. Dies iſt eigentlich der ſchwierige Punkt, den wir in dieſer Abhandlung — wenn auch nicht zur Entſcheidung, doch — wenigſtens zur Unterſuchung bringen wollen.

Wenn man die lange, ſchon durch mehrere Jahrtauſende beſtätigte Erfahrung bedenkt, da die Philoſophie immer ihre Verſuche von neuem wiederholte und zu wiederholen genöthigt war, während die Stimme des gemeinen Verſtandes zu allen Zeiten dieſelbe blieb und alle Zumuthungen der Philoſophie eben ſo ſtandhaft abwies, als ſie allen Angriffen des Skepticismus unerſchütterlich trotzte: ſo möchte man allerdings ſchon darum geneigt ſein, ſich zu Gunſten des gemeinen Verſtandes zu entſcheiden und ihn als das oberſte Kriterium anzuerkennen. Allein fürs erſte, daß dieſe allgemeine Stimme des gemeinen Menſchenverſtandes bisher ſich durchaus gleich geblieben iſt und man folglich Wahrſcheinlichkeit hat, daß ſie ſich auch immer unverändert erhalten werde, beweiſt noch nicht, daß ſie ſchlechthin unveränderlich ſei (und dies müßte ſie doch ſein, um als Grund aller Allgemeingültigkeit gelten zu können). Auf der andern Seite verhält es ſich mit der Philoſophie im Gegentheil eben ſo. Daß ſie bisher noch kein feſtes Reſultat gefunden hat und öfters durch die Anſprüche des gemeinen Verſtandes genöthigt war, ihre eigenen Ausſprüche zurückzunehmen, beweiſt doch nicht, daß ſie ſich überhaupt nicht zu der Vollendung erheben könne, wo ihr das Recht, über Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens zu entſcheiden, zuerkannt werden müſſe. Mithin darf man, wenigſtens aus dem bekannten Schickſal der Philoſophie und ihrem bisherigen Verhältniß zu dem gemeinen Verſtande, noch nicht den Schluß ziehen, daß die abſolut letzte Stimme über Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens dem gemeinen Verſtande zukomme. Indeß giebt doch eine ſo lange Erfahrung eine ſtarke Vermuthung zum Vortheil des letztern, und man hat allerdings Grund, bei der Unterſuchung des vorliegenden Streites die Anſprüche dieſer Partei nicht zu vernachläſſigen.

Daß aber dieſer Anſpruch des gemeinen Verſtandes, ſeine Ausſprüche gegen die Reſultate der Philoſophie, wenn die letztern ihm entgegen ſind, geltend zu machen, wirklich gegründet ſei, wird ſich nachher aus der Philoſophie ſelbſt ergeben, welche die Allgemeingültigkeit jener Ausſprüche erweiſen hat. Damit es aber nicht das Anſehen habe, als wäre dies ein Cirkel im Beweiſen, von dem gemeinen Verſtande an die Philoſophie zu appelliren, und dieſe wieder nach dem gemeinen Verſtande zu beurtheilen, ſo muß man den Umſtand in Erwägung ziehen, daß in dem gegenwärtigen Streite die Philoſophie dem gemeinen Verſtande nicht durchaus, ſondern nur in einer gewiſſen Rückſicht entgegengeſetzt ſei, in einer andern Rückſicht aber mit ihm ganz einerlei Zweck habe, ſeine Ausſprüche gegen die Einwürfe des Skepticismus zu vertheidigen. Nämlich der Skepticismus nimmt das unmittelbare Bewußtſein in Anſpruch, worauf der gemeine Verſtand die Allgemeingültigkeit ſeiner Ausſprüche gründet, und erſchüttert dadurch unſer ganzes Wiſſen in ſeinem Fundamente. Sein Hauptangriff iſt auf dieſen Punkt gerichtet, zu zeigen, daß dieſes unmittelbare Bewußtſein täuſchen könne, daß ein Urtheil, welches mir als allgemein und nothwendig vorkömmt, vielleicht nur durch eine zufällige individuelle Beſchaffenheit meines Subjects bewirkt ſei; ſo wie es dem Gelbſüchtigen nothwendig ſei, Alles gelb zu ſehen. Hier nun fängt die Philoſophie *) an, und übernimmt gegen dieſen Einwurf den Beweis, daß die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes allerdings allgemeine und nothwendige Urtheile ſeien, und daß man ſich von ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit vollkommen überzeugen könne. Dies iſt mithin die eigentliche Aufgabe der Philoſophie, und folglich ſind ihre Behauptungen den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes nicht nur nicht entgegengeſetzt, ſondern vielmehr mit dieſen auf das gleiche Ziel gerichtet. Ein Widerſtreit zwiſchen beiden, der das Ganze beträfe, iſt alſo unmöglich, weil die Philoſophie, welche die Allgemeingültigkeit der unmittelbaren Urtheile des gemeinen Verſtandes gegen den Skepticismus zu erweiſen ſich vorgeſetzt hat, in dieſem Falle zum Skepticismus, den ſie widerlegen wollte, ganz übertreten müßte. Mithin kann ein Widerſtreit zwiſchen beiden nur dadurch ſtatt finden, daß die Philoſophie nur einen Theil der Ausſprüche des gemeinen Verſtandes in Schutz nähme, dieſem dagegen den andern aufopfern wollte; und dies iſt eigentlich der Fall, den wir vor Augen haben, indem wir die Forderung machen, daß die Reſultate der Philoſophie mit den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes übereinſtimmen müſſen. Da die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes alle mit gleicher Nothwendigkeit und Allgemeinheit ſich im Bewußtſein ankündigen, und kein anderer Grund eines Unterſchiedes derſelben angegeben werden kann, ſo müſſen ſie (wenn ſich überhaupt dieſes hohe Anſehen, das ſie behaupten, gründlich erweiſen läßt) auch alle gleichen Anſpruch auf Gültigkeit haben, und in einer Philoſophie auch alle beiſammen beſtehen. Eine Philoſophie, welche dieſe Ausſprüche nur dadurch zu rechtfertigen weiß, daß ſie den einen Theil derſelben dem andern unterordnet und den Verſtand zwingen will, dieſe eine Hälfte, der andern zu gefallen, ſich als ungültig als verkehrt und dergleichen vorzuſtellen, hat den Knoten nicht gelöſt, ſondern zerhauen, unſerm Wiſſen nicht wiſſenſchaftliche Einheit gegeben, ſondern die verſchiedenen Theile bloß gewaltſam in eine Rubrik zuſammengedrängt, und folglich auf keine Weiſe geleiſtet, was ſie geleiſtet zu haben vorgiebt oder ſich einbildet.

Indem alſo die Philoſophie es übernimmt, als ein für ſich beſtehendes Ganze die Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens zu erweiſen, muß ſie in einer doppelten Rückſicht beurtheilt werden; erſtens inwiefern ſie ihren Beweis gegen die Zweifel des Skep-

*) Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ich Philoſophie nicht überhaupt dem Skepticismus entgegenſetze, als ſollte der letztere in der Reihe der Philoſophieen (wo er gewiß nicht die letzte Stelle einnimmt) nicht gelten, ſondern ich faſſe unter jener allgemeinen Benennung den Dogmatismus und den Kriticismus zuſammen.

Digitized by Google

ticismus befriedigend führt, und zweitens ob ſie mit den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes übereinſtimme, oder welches eben ſo viel heißt, ob nicht in irgend einer Art des Bewußtſeins nothwendige und allgemeine Begriffe angetroffen werden, die ſich mit den Reſultaten derſelben nicht vereinigen laſſen. Wenn die Philoſophie jene erſtere Forderung nicht befriedigt, ſo hat ſie ſchon an ſich keinen Werth; wenn ſie aber auch ein Syſtem aufſtellen könnte, gegen welches der Skepticismus ſelbſt nichts weiter einzuwenden wüßte, ſo würde gleichwohl der gemeine Verſtand dieſes Syſtem, wenn die Reſultate deſſelben mit ſeinen unmittelbaren Urtheilen nicht durchaus übereinſtimmten, nicht für gültig anerkennen, und ſeine Stimme dagegen mit Recht behaupten. Der Grund, worauf dieſes Recht beruht, iſt kein andrer als die unmittelbare Gültigkeit ſeiner Ausſprüche, welche ſich aus den Reſultaten der kritiſchen Philoſophie, wie nachher gezeigt werden ſoll, völlig befriedigend ergiebt.

Der Cirkel im Beweiſen, von dem wir oben geſprochen haben, läßt ſich nur dadurch heben, wenn ſich die Allgemeingültigkeit jener Ausſprüche des gemeinen Verſtandes unmittelbar beweiſen läßt; denn, alsdenn erſt wenn die Allgemeingültigkeit derſelben für ſich ausgemacht iſt, kann die Frage entſtehen: ob dieſe Ausſprüche, welche an ſich unmittelbare Gewißheit haben, oder die Ausſprüche der Philoſophie, welche hier als ein für ſich beſtehendes Ganze betrachtet wird, das auch für ſich unmittelbare Gewißheit hat, für gültig anerkannt werden ſollen, im Fall beide im Widerſtreit ſtänden? Dieſer Beweis für die Allgemeingültigkeit der Ausſprüche des gemeinen Verſtandes läßt ſich nämlich auf zweierlei Art führen: entweder unmittelbar, wenn ſich zeigen läßt, daß die Urtheile, welche ſich als nothwendig und allgemein in unſerm Bewußtſein unmittelbar ankündigen, auch nothwendig und allgemein dafür angenommen werden müſſen; oder mittelbar, wenn ein Syſtem aufgeſtellt würde, welches abſolute Gewißheit für ſich hätte, und jene Ausſprüche mit demſelben übereinſtimmten.

Sowohl jenen unmittelbaren als dieſen mittelbaren Beweis hat die Philoſophie übernommen. Es fragt ſich alſo: was hat ſie auf die eine oder die andere Art bisher geleiſtet? wie weit kann ſie mit dem unmittelbaren Beweiſe kommen? und was iſt zu erwarten, wenn ſie den mittelbaren Beweis wirklich apodiktiſch führen könnte?

Wenn von der Allgemeingültigkeit der Ausſprüche des gem. Verſtandes in der Philoſophie die Rede iſt, ſo dringt ſich allerdings die Popularphiloſophie zu allererſt auf, welche bei allen Gelegenheiten dieſe Ausſprüche im Munde führte und ſich auf dieſelben als auf die letzte Inſtanz berief, gegen welche keine Einwendung weiter ſtatt finde. Allein, von dieſer Philoſophie, die jene Ausſprüche ſchlechthin für die letzten Gründe alles allgemeingültigen Wiſſens hält, die alle Verſuche der Speculation, ſich zu höhern Gründen zu erheben, leere müßige Grübelei nennt, und die Anſtrengung des Geiſtes, das Ziel eines allgemeingültigen Wiſſens, das ihm in der Idee vorſchwebt, zu erreichen, für ein bloßes Ueberſchreiten ſeiner Grenzen erklärt, — von dieſer Philoſophie, die eigentlich gar keine Philoſophie iſt, kann hier, wo nach den Verſuchen gefragt wird, welche die Philoſophie gemacht habe, die Allgemeingültigkeit der Ausſprüche des gemeinen Verſtandes zu erweiſen, durchaus nicht die Rede ſein. Anſtatt dieſe Gültigkeit zu erweiſen, ſetzt ſie dieſelbe vielmehr ſchon als erwieſen oder vielmehr als eines Beweiſes gar nicht bedürftig und ſelbſt als den Grund aller Beweiſe voraus, indem ſie ſich blos auf das unmittelbare Bewußtſein der Allgemeinheit und Nothwendigkeit derſelben beruft, und als ihren Grundſatz, wo nicht ausdrücklich aufſtellt, doch ſtillſchweigend vorausſetzt: was ſich im Bewußtſein unmittelbar als allgemein und nothwendig ankündige, das müſſe ſchlechthin für allgemeingültig gehalten werden. Allein eben dieſe Behauptung iſt es, welche der Skepticismus in Anſpruch nimmt, indem er beweiſt, daß dieſes unmittelbare Bewußtſein nie gegen die Möglichkeit, eine bloße Täuſchung zu ſein, geſichert werden könne. Gegen dieſen Einwurf jene Ausſprüche des gemeinen Verſtandes zu ſchützen, iſt das eigentliche Problem, welches die Philoſophie aufzulöſen hat. Dieſes Problem hat die Popularphiloſophie entweder verkannt, und alſo gar nicht einmal geahnt, was die Philoſophie eigentlich will; oder hat ſie es wirklich gekannt, und um ſich die Mühe des Auflöſens zu erſparen, es ohne weiters für unauflösbar erklärt: ſo hat ſie ſich auf alle Weiſe ihres Ranges unter den Philoſophieen verluſtig gemacht, den ſie nur dadurch ſich hätte erhalten können, wenn ſie wenigſtens dieſe Unauflösbarkeit, welche ſie blos bittweiſe annimmt, bündig erwieſen, und gezeigt hätte, daß die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes, oder vielmehr das Gefühl des Allgemeinen und Nothwendigen, das ihnen zum Grunde liegt, ſchlechterdings die letzte Grenze des Wiſſens ſei, über welche hinaus noch tiefere Blicke zu thun der menſchliche Geiſt vergebens ſtrebe.

Die Verſuche, welche die Philoſophie machen kann, die Allgemeingültigkeit der Urtheile und Begriffe, die ſich in unſerm Bewußtſein unmittelbar als allgemein und nothwendig ankündigen, unmittelbar zu erweiſen, theilen ſich in zwei Hauptarten. Der Beweis muß entweder objectiv, aus der Erfahrung a posteriori, oder ſubjectiv, aus dem, was aller Erfahrung vorhergeht, das iſt a priori geführt werden. Dieſe erſte dieſer beiden möglichen Beweisarten war von dem erſten Anfang aller Philoſophie an bis auf unſer Zeitalter, ſeit ſo vielen Jahrtauſenden, die einzige, die verſucht worden iſt, die unter den verſchiedenſten Modificationen der Hauptſache nach immer dieſelbe blieb, und immer von neuem wiederholte. Es ſollte nämlich gezeigt werden, daß der Grund der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, welche ſich in unſern Urtheilen offenbart, in den Gegenſtänden (ſowohl der äußern als innern Erfahrung) liege, welche, als ſelbſt unveränderlich und ihrer weſentlichen Beſchaffenheit nach nothwendig, uns zu allen Zeiten eben ſo vorgeſtellt würden und eben ſo auch jedem Andern nothwendig vorkommen müßten. Man ſuchte alſo zu beweiſen, daß diejenigen unſrer Begriffe und Urtheile, deren wir uns als nothwendig und allgemein bewußt ſind, lediglich aus der Erfahrung durch Induction und Abſtraction erzeugt werden. Auf dieſem Wege hoffte man am allerſicherſten der Einwendung des Skepticismus zu begegnen, welcher die Allgemeinheit und Nothwendigkeit jener Begriffe und Urtheile blos aus dem Grunde in Zweifel zieht, weil es von ihnen als ſubjectiven Urtheilen nicht ausgemacht werden könne, ob ſie nicht in einer blos ſubjectiven zufälligen Beſchaffenheit eines Subjects gegründet ſeien. Wenn ſich nun dagegen zeigen ließe, daß jene Begriffe und Urtheile durch die Gegenſtände ſelbſt objectiv beſtimmt würden, von dem Eindruck abhingen, den dieſe Gegenſtände auf uns machen, und von unſerer Willkür und ſubjectiven Anſicht ganz unabhängig wären: ſo wäre ausgemacht, daß das ſubjective Urtheil, durch objective Nothwendigkeit erzeugt, ſelbſt objective Gültigkeit haben müſſe. — Das Unbefriedigende und Unzulängliche dieſer Art des Beweiſes hätte man ſchon daraus erſehen können, wenn man auf den Unterſchied aufmerkſamer geweſen wäre, der ſich zwiſchen einem durch Abſtraction gefundenen allgemeinen und einem abſolut allgemeinen Begriff deutlich genug wahrnehmen läßt. Eine noch ſo lange fortgeſetzte Abſtraction führt doch niemals zu einem Begriff, von dem man durchaus und unbedingt behaupten könnte, daß es ſchlechthin nichts anders ſein könne, wie wir es von den abſolut allgemeinen Begriffen durchgehends behaupten. Allein, wenn man auch dieſes, zwar charakteriſche aber doch nur empiriſche Merkmal eines Unterſchiedes überſah, ſo konnten doch die evidenten Einwürfe des Skepticismus nicht überſehen werden. Der Skepticismus nämlich hat gegen dieſe Art des Beweiſes Einwendungen zu machen, welche ſie als völlig untauglich und verwerflich darſtellen. Fürs Erſte müßte erſt gezeigt werden, daß jene abſolut allgemeinen Begriffe gar keinen andern Urſprung als durch Abſtraction aus der Erfahrung haben können; wobei man vorzüglich auch den Umſtand bedenken muß, daß es ſchwer zu begreifen wäre, wie ein allgemeiner Begriff aus einzelnen Begriffen (in deren keinem er ſelbſt vorhanden iſt) abſtrahirt werden könne, wenn man nicht denſelben (als Grundbegriff, der die Erfahrung leitet) in die Erfahrung ſelbſt hineingelegt hätte. Fürs Zweite, wenn auch die Gegenſtände der (äußern ſowohl als innern) Erfahrung durch ihren Eindruck, den ſie auf das vorſtellende Subject machen, die Vorſtellung beſtimmten, ſo bleibt doch die Verſchiedenheit der ſubjectiven Anſicht, welche das Urtheil anders modificiren kann, und der Einwurf des Skeptikers, daß die Verſchiedenheit der Subjecte eine Verſchiedenheit ihrer Begriffe und Urtheile von den gleichen Gegenſtänden nach ſich ziehe, und daß es folglich immer ungewiß ſei, ob das, was wir von dem Gegenſtand urtheilen, überhaupt von ihm geurtheilt werden müſſe, das heißt, daß unſer Urtheil nicht nothwendig ſei, — gilt alſo auch in dieſem Falle. Fürs Dritte läßt ſich aus einer noch ſo lange fortgeſetzten Erfahrung dennoch keine abſolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit ableiten. Selbſt nicht einmal eine logiſche Abſtraction kann zu einer wahren Allgemeinheit eines Begriffes führen. Wenn ich in einer noch ſo großen Anzahl von Begriffen das gemeinſchaftliche Merkmal x gefunden habe, ſo kann ich doch nicht wiſſen, ob nicht in einer andern Anzahl von Begriffen, die auch unter denſelben Hauptbegriff gehören, die ich aber bei meiner Vergleichung nicht vor Augen gehabt habe, eine andere Modification liege, welche das gemeinſchaftliche Merkmal $= z$ macht. Noch viel weniger alſo läßt ſich erwarten, durch Vergleichung ſynthetiſcher Erfahrungsſätze eine wahre Allgemeinheit und Nothwendigkeit eines allgemeineren Satzes zu finden; eben ſo wenig als man die Allgemeingültigkeit eines Urtheils daraus ableiten kann, daß man es, ſo weit man Erfahrung gemacht hat, allgemeingeltend befunden hat, indem Allgemeingültigkeit nicht nach Stimmenmehrheit, ſondern nur nach abſoluter Stimmeneinheit entſchieden werden kann, und es auch immer unausgemacht bliebe, ob nicht Alle, deren Stimme wir darüber gehört haben, ſich mit uns in gleichem Irrthum befänden und Andere alſo doch anders urtheilen müßten. Daraus erhellt einleuchtend genug, daß alle Bemühung, ſeine Begriffe durch Induction aus

der Erfahrung zur ſtrengen Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu erheben, ſchlechterdings fruchtlos ſei, und daß mithin die Philoſophie, welche das abſolut Allgemeine und Nothwendige in unſern Urtheilen und Begriffen auf dieſem Wege zu erklären ſucht und wirklich zu erweiſen glaubt, ihr Ziel nicht nur ganz und gar verfehlte, ſondern vielmehr dem Skepticismus ſelbſt die Waffen in die Hände gebe, durch welche er ihr unüberwindlich wird. Iſt es einmal als ausgemacht angenommen, — was die Philoſophie durchgehends bei allen ihren Verſuchen dieſer Art, unter was immer für einer Geſtalt ſie auch auftreten mögen, als ausgemacht angenommen hat, — daß die abſolut allgemeinen und nothwendigen Begriffe und Urtheile, durch wiederholte Erfahrung erzeugt, nur durch einen Inductionsbeweis als allgemein und nothwendig erwieſen werden können: ſo kann der Skeptiker eben daraus im Gegentheil völlig bündig beweiſen, daß die Allgemeingültigkeit unſers geſammten Wiſſens unerweislich ſei. Wenn die abſolute Nothwendigkeit und Allgemeinheit, mit der ſich ein Theil unſrer Begriffe und Urtheile im Bewußtſein ankündigt und Anſpruch macht, a priori und ohne alle Ausnahme zu gelten, wirklich nur durch Induction aus der Erfahrung erzeugt würde, ſo muß der Dogmatiker (welcher ſelbſt nicht in Abrede ſein kann, daß eine noch ſo viel befaſſende Induction doch nie zu einer abſoluten Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Begriffe und Urtheile führen könne) auch zugeſtehen, daß ſie eine bloße Täuſchung ſei, welche das, was in vielen Fällen gegolten hat, durch eine willkürliche Steigerung für das nimmt, was in allen Fällen gelten muß. Da nun die Philoſophie (wie der Dogmatiker ſelbſt zugiebt) für die abſolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit unſrer Begriffe und Urtheile durchaus keinen andern Beweis aufſtellen kann, und der einzige, den ſie aufſtellt, das nicht erweiſt, was er zu erweiſen hat, ſo iſt der Skepticismus unwiderleglich und die Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens den Einwürfen deſſelben ohne Rettung Preis gegeben. Es iſt leicht einzuſehen, daß der Skepticismus aus eben dieſem Grunde alle Verſuche dieſer Art unbefriedigend finden mußte, und dem Dogmatismus auf allen Stufen, zu denen er ſich erhoben hatte, evident nachweiſen konnte, daß das Problem noch nicht gelöſt ſei. Dieſes ſtetige Mißlingen aller verſuchten Beweiſe diente dem Skepticismus ſelbſt zum neuen Beweis für ſeine Behauptung, indem er, wenigſtens mit eben ſo viel Recht als der Dogmatiker durch Induction abſolute Allgemeinheit beweiſen wollte, durch eine gleiche Induction aus allen jenen fruchtloſen Verſuchen die Unmöglichkeit einer befriedigenden Auflöſung des Problems beweiſen konnte. Daß man demungeachtet ſo lange dabei beharrte, die Auflöſung noch immer auf demſelben Wege zu ſuchen, läßt ſich blos daraus erklären, daß der Skepticismus ſelbſt die Unmöglichkeit eines ſolchen Beweiſes nicht evident dargethan, ſondern mehr nur aus dem bisherigen Mißlingen gefolgert hatte, mithin noch immer die ungegründete Hoffnung übrig blieb, durch einen neuen Verſuch derſelben Art glücklicher zu ſein. Iſt es aber, wie der Skepticismus in neuern Zeiten einleuchtend genug bewieſen hat, in der That unmöglich, den geſuchten Beweis auf dieſem Wege zu finden, ſo muß entweder der Beweis noch auf einem andern Wege möglich ſein, oder man muß die Behauptung des Skepticismus anerkennen und geſtehn, daß die Allgemeingültigkeit unſers geſammten Wiſſens problematiſch ſei.

Die zweite oben genannte Hauptart, die Allgemeinheit und Nothwendigkeit unſrer Begriffe und Urtheile unmittelbar zu erweiſen, verſpricht einen ſolchen Beweis, indem ſie unternimmt zu zeigen, daß die abſolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit in unſern Begriffen und Urtheilen in den nothwendigen Bedingungen des Subjects ſelbſt gegründet ſei. Wenn nämlich von einem Urtheil gezeigt werden könnte, daß das Subject als Subject ſeiner Natur nach nicht anders urtheilen könne, ſo würde allerdings die abſolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit deſſelben unmittelbar bewieſen ſein. Der Grund, warum ich ein Urtheil, das ſich als abſolut allgemein und nothwendig in meinem Bewußtſein ankündigt, nicht mit apodiktiſcher Gewißheit unmittelbar für allgemein und nothwendig annehmen kann, liegt blos darin, weil ich nicht gewiß ſein kann, ob nicht mein Urtheil bloß durch eine ſubjective Anſicht des Gegenſtandes beſtimmt und in einer blos zufälligen Beſchaffenheit meines Subjects gegründet ſei; weswegen ich ein ſolches Urtheil, des unmittelbaren Bewußtſeins ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit unerachtet, doch nicht zum Voraus unbedingt jedem andern Subjecte anſinnen kann. Dagegen könnte ich von der abſoluten Nothwendigkeit und Allgemeinheit eines ſolchen Urtheils vollkommen gewiß ſein, wenn ſich zeigen ließe, daß es in den nothwendigen Bedingungen des Subjects, ohne welche ein Subject nicht Subject ſein könnte, gegründet ſei; in welchem Fall ich auch ein ſolches Urtheil, deſſen ich mir als nothwendig und allgemein unmittelbar bewußt bin, bei jedem andern Subjecte mit apodiktiſcher Gewißheit als nothwendig und allgemein vorausſetzen könnte. Wenn es alſo möglich wäre, von den ſämmtlichen Begriffen und Urtheilen, welche ſich als abſolut allgemein und nothwendig in unſerm Bewußtſein unmittelbar ankündigen, zu zeigen, daß ſie in den nothwendigen Bedingungen des Subjects überhaupt gegründet die urſprünglichen Geſetze des menſchlichen Geiſtes ſelbſt ſeien: ſo würden wir den Beweis ihrer abſoluten Allgemeinheit und Nothwendigkeit befriedigend geführt und eben dadurch die Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens gegen die Einwürfe des Skepticismus auf immer gerettet haben.

Auf dieſe Art wäre es alſo allerdings möglich, die abſolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit unſerer Urtheile und Begriffe befriedigend zu erweiſen. Aber es fragt ſich, iſt ein ſolcher Beweis ſelbſt möglich? Da die Philoſophie dieſe Allgemeinheit und Nothwendigkeit aus den nothwendigen Bedingungen oder aus der urſprünglichen Beſchaffenheit des Subjects ſelbſt ableiten ſoll, ſo ſetzt dies voraus, daß ſie von dieſer urſprünglichen Beſchaffenheit deſſelben eine beſtimmte Einſicht habe. Da ſie aber zu dieſer Einſicht nicht unmittelbar, ſondern nur durch einen Schluß aus dem, was uns von dem Subject mittelbar bekannt iſt, gelangen kann; ſo muß vor allen Dingen dieſer Schluß vollſtändig gerechtfertiget ſein, durch den ſie ſich zu jener Einſicht in die urſprüngliche Beſchaffenheit des Subjects überhaupt erhebt, welche ſie als das Fundament aller ihrer Beweiſe gebraucht.

Das Bekannte in der Erfahrung, von welchem die Philoſophie ausgeht, um auf das Unbekannte, was ſie in dem Subjecte als vor aller Erfahrung vorhanden vorausſetzt, zu ſchließen, iſt nicht eine einzelne Wahrnehmung, ſondern das allgemeinſte Datum, das uns von dem Subjecte bekannt iſt: daß überhaupt Erfahrung iſt. Dieſes allgemeine Hauptfactum ſetzt die Philoſophie voraus, und ſtellt alſo die oberſte Frage, die ſie aufzulöſen hat, ſo auf: Wie iſt Erfahrung möglich? oder, was muß in dem Subjecte nothwendig vorausgeſetzt werden, wenn demſelben Erfahrung (eine Succeſſion von Vorſtellungen, die ſich zu Einem Bewußtſein vereinigen) möglich ſein ſoll? Die Philoſophie kann alſo nicht a priori anfangen, und von einem a priori unmittelbar gewiſſen Satze, als etwas an ſich Unbedingtem, in der Reihe der Bedingungen ſogleich ſynthetiſch abwärts gehen, um allem, was ſie an dieſe Reihe anknüpfen kann, die gleiche unbedingte Gewißheit zu geben; ſondern ſie muß ſelbſt erſt von etwas Bedingtem in der Reihe der Bedingungen ſynthetiſch aufwärts gehen, um die nothwendigen Bedingungen zu finden, von welchen aus ſie alsdann erſt zu einem Syſteme abwärts fortſchreiten kann, das Allgemeingültigkeit hat. Es kömmt alſo darauf an, ob die Philoſophie auf dieſer Seite des Weges, den ſie zu gehen hat, um zur Einſicht deſſen, was a priori iſt (das heißt der nothwendigen Bedingungen des Subjects, oder der urſprünglichen Geſetze des menſchlichen Geiſtes), zu gelangen, völlig allgemeingültig verfährt. Die Kritik der Vernunft hat dieſes oberſte Problem der Philoſophie, die urſprünglichen Geſetze des menſchlichen Geiſtes aufzuſtellen, durch einen Schluß von dem allgemeinen Hauptfactum, daß Erfahrung iſt, als dem Bedingten, zu dem, was als nothwendige Bedingung deſſelben in dem Subject vorausgeſetzt werden muß (das heißt, was a priori iſt), gelöſt. Die Gültigkeit dieſes Schluſſes hängt davon ab, daß ſowohl das Bedingte, welches dem Schluſſe zu Grunde liegt, als auch die Folgerung ſelbſt allgemeingültig ſeien. In Rückſicht des Bedingten nun, von welchem die Kritik ausgegangen iſt, um das, was a priori iſt, aufzuſuchen, iſt die Gewißheit keinem Zweifel unterworfen. Die Thatſache „Erfahrung iſt“, welche die Grundlage der ganzen Kritik ausmacht, iſt uns in jedem Moment des Bewußtſeins gegenwärtig und kann alſo nicht wohl von jemand geläugnet werden. Als Thatſache iſt ſie eines weitern Beweiſes nicht fähig, aber, als eine alles Bewußtſein begleitende Thatſache, deſſen auch nicht bedürftig. Der Skepticismus, der jeden Satz, von dem die Philoſophie ausgehen mag, in Anſpruch nimmt und Beweis dafür fordert, hat hier, wo eigentlich kein Satz, ſondern ein unmittelbares Factum zu Grunde gelegt wird, — ſobald er ſich nur ſelbſt verſteht, — keine Einſprache zu thun. Von einer Thatſache kann man weiter keinen Beweis fordern, als den des unmittelbaren Bewußtſeins; es iſt ſogar widerſprechend, für etwas Hiſtoriſches einen philoſophiſchen Beweis zu verlangen; ein Factum kann man zwar im Bewußtſein nachweiſen, aber ein philoſophiſcher Beweis kann weder die Wirklichkeit noch die Nothwendigkeit deſſelben verbürgen. Hier bleibt dem Skepticismus keine Einwendung übrig; was ſich nicht philoſophiſch beweiſen läßt, das läßt ſich auch nicht philoſophiſch bezweifeln, und der Skeptiker, der jenes Factum in Anſpruch nehmen wollte, kann weiter nichts thun, als es geradezu abläugnen, und iſt folglich, wenigſtens in Rückſicht auf dieſes Fundament der Philoſophie, kein gefährlicher Gegner mehr. So iſt die jedem Moment des Bewußtſeins unmittelbar gegenwärtige Thatſache „daß Erfahrung iſt“, allerdings eine feſte Grundlage, von welcher aus die Philoſophie ſichern Schrittes in der Reihe der Bedingungen aufwärts gehen kann. Mehrere von den neuern Vertheidigern der Kritik glaubten, um die Philoſophie zur vollendeten Gewiß-

heit zu erheben, müſſe man von einem höhern Standort aus beweiſen, was die Kritik ohne Beweis vorausgeſetzt habe: „daß Erfahrung iſt". Sie ahnten alſo nicht, daß gerade dieſe Thatſache der einzige Standort iſt, den die Philoſophie finden kann; und indem ſie ſich zu einem ſogenannten höhern Standort erheben wollten, fielen ſie in die alten Untiefen zurück, wo ewige Zweifel des Skepticismus von allen Seiten den Boden unſicher machen. Von dieſer Seite kann die Kritik ihrer Hülfe ganz entbehren, und wenn ſie wirklich von jenem Factum aus, als dem Bedingten das ihr unmittelbar gegeben iſt, zu den nothwendigen Bedingungen deſſelben bündig fortgeſchloſſen hat: ſo kann ſie das, was ſie gefunden hat, als Bedingungen, die a priori ausgemacht ſind, gleichſam als den oberſten Ring betrachten, der für ſich hinreichend befeſtiget iſt und an welchen ſie die ganze Reihe ihrer Folgerungen mit Zuverläſſigkeit anknüpfen kann.

Aber die eigentliche Schwierigkeit, welche hier zu löſen iſt, betrifft eben dieſe zweite Frage: iſt von dem Factum richtig geſchloſſen? ſind die Bedingungen, welche die Kritik, um das Factum zu erklären, als nothwendig in dem Subjecte vorausſetzt, wirklich die nothwendigen und einzigen Bedingungen jenes Factums? iſt Erfahrung nur auf dieſe Art einzig möglich? Das, was die Philoſophie als in dem Subjecte a priori vorhanden aufſtellt, kann nur dann als allgemeingültig angeſehen werden, wenn die Erklärung jenes Factums, als des Bedingten, von welchem aus ſie ſchließt, nur auf die einzige Art möglich iſt. Es iſt bekannt, auf welche Art die Kritik das Problem aufgelöſt hat. Daß dieſe Auflöſung wenigſtens nicht allgemeingeltend angenommen worden iſt, beweiſen vorzüglich die Einwürfe der neuern Skeptiker. Aber dieſe Einwürfe treffen nicht ſowohl die Gültigkeit des Factums, das die Kritik zu Grunde legt, als vielmehr die Gültigkeit der Folgerung, welche ſie daraus zieht. Von einem gegebenen Bedingten, ſagen ſie: nicht blos eine Bedingung überhaupt, ſondern eine beſtimmte Bedingung zu ſetzen, iſt eine Syntheſis, welche nicht darauf Anſpruch machen kann, für ſich als ausgemacht zu gelten, ſondern Beweis verlangt; und dieſer Haupteinwurf, welcher die Grundlage aller übrigen Zweifel der Skeptiker iſt, kann allerdings nicht ſo ſchlechthin abgewieſen werden. Von dieſer Seite alſo fodert die Kritik den Schutz ihrer Vertheidiger, und ſo lange die Gültigkeit ihres Verfahrens nicht gegen dieſen Einwurf gerechtfertiget werden kann, ſo lange haben auch ihre Reſultate bloß hypothetiſche Gültigkeit, und die urſprünglichen Geſetze des menſchlichen Geiſtes, welche ſie als die einzige und nothwendige Bedingung der Möglichkeit einer Erfahrung überhaupt aufſtellt, und welche das, was a priori iſt, ausmachen ſollen, von welchem allein alle Allgemeinheit und Nothwendigkeit in unſern Begriffen und Urtheilen bündig abgeleitet werden könne, ſind ſelbſt noch problematiſch. Es kömmt alſo alles darauf an, das Setzen der beſtimmten Bedingung a priori zu einem a posteriori gegebenen Bedingten, als allgemeingültig zu erweiſen. Was in dieſer Rückſicht, theils die Vertheidiger der kritiſchen Philoſophie bis jetzt geleiſtet haben theils überhaupt ſich leiſten laſſe, dies ausführlicher zu zeigen, überſchreitet die Grenzen der gegenwärtigen Unterſuchung, welche nur die Möglichkeit der Hauptbeweisarten vorzulegen hat; es mag alſo hier hinreichend ſein, die Hauptſchwierigkeit, worauf es bei dieſer Beweisart ankömmt, beſtimmt angegeben zu haben.

Vorausgeſetzt alſo, daß dieſe Beweisart für die Allgemeinheit und Nothwendigkeit unſrer Urtheile und Begriffe, welche die Kritik zuerſt verſucht hat, ſelbſt allgemeingültig geführt werden könne: ſo würde durch ſie die Allgemeingültigkeit der Ausſprüche des gemeinen Verſtandes erwieſen, inwiefern von ihnen gezeigt würde, daß ſie in den nothwendigen Bedingungen des Subjects überhaupt unmittelbar gegründet, alſo, als in allen Subjecten nothwendig vorhanden, Ausſprüche des gemeinen Verſtandes im eigentlichſten Sinne des Wortes ſeien. Allerdings würden in dieſem Falle von den Urtheilen, die ſich als nothwendig und allgemein im Bewußtſein ankündigen, nur diejenigen für Ausſprüche des gemeinen Verſtandes gelten, die entweder unmittelbar oder durch eine bündige Ableitung mittelbar, als in den nothwendigen Bedingungen deſſelben überhaupt gegründet, erkannt würden. Dieſe würden alsdann, als eine eigne höhere Klaſſe, den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, — inwiefern man darunter überhaupt Urtheile verſteht, deren Gültigkeit blos auf das Gefühl ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit angenommen wird, — entgegengeſetzt, und die Stimme eines ſolchen Ausſpruchs aus der letztern allgemeine Klaſſe würde ſo lange kein Anſehen haben, bis deſſen Rang in der höhern Klaſſe durch jene Deduction beglaubigt wäre.

Allein, von Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes in dieſer höhern Bedeutung des Wortes kann hier nicht die Rede ſein; weil dieſe allerdings ſchon Philoſophie vorausſetzen, und, durch Philoſophie ſelbſt aufgeſtellt, Anſprüche gegen die Philoſophie gar nicht haben könnten. Sondern, unter Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes, von deren Anſprüchen an die Philoſophie wir reden, verſtehen wir allerdings jene allgemeine Klaſſe von Urtheilen, die ſich unmittelbar als nothwendig und allgemein durch ein bloßes Gefühl im Bewußtſein ankündigen. Von dieſen alſo behaupten wir, daß auf ſie die Philoſophie Rückſicht nehmen, und ihr Anſehen reſpectiren müſſe. Wir ſtellen alſo die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes überhaupt, inwieferne wir ſie blos als Urtheile kennen, die ſich mit einem Gefühl ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit im Bewußtſein ankündigen, als ein gültiges Kriterium für die Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens auf, und räumen ihnen den Anſpruch ein, daß die Philoſophie mit ihren Reſultaten ihnen nicht widerſprechen dürfe. Da ſchon zugeſtanden iſt, daß das unmittelbare Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit ſolcher Urtheile kein zuverläſſiger Bürge für die Gültigkeit derſelben ſei, ſo fragt ſich alſo: worauf ſoll ſich der Anſpruch gründen, den wir ihnen einräumen?

Es kömmt hier, wie wir ſchon oben geſagt haben, darauf an, dieſe Gültigkeit derſelben unmittelbar zu erweiſen. So lange man die Gültigkeit unſrer Urtheile überhaupt nur dadurch erweiſen zu können glaubte, daß man ſie, die von den Objecten durch wiederholte Wahrnehmung abgeleitet ſein ſollten, als mit den Objecten wirklich übereinſtimmend zeigte: ſo lange konnte das blos ſubjective Gefühl ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit allerdings kein Bürge ihrer Gültigkeit ſein. Da dieſes Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit nichts anders ſein konnte als ein dunkles Bewußtſein deſſen, was der menſchliche Geiſt aus ſeinen Wahrnehmungen durch Abſtraction — ohne ſich dieſer Handlung durch eine eigne Reflexion bewußt zu ſein (welches Letztere daraus erhellet, daß jene allgemeinen und nothwendigen Begriffe und Urtheile ſich nie als gemacht und willkürlich, ſondern immer als gegeben und unwillkürlich ankündigen) — nach und nach erzeugt hatte: ſo konnte auf dieſes Gefühl nicht nur für ſich, inwiefern es als undeutliches Bewußtſein leicht täuſchen kann, ſondern auch in Rückſicht auf jenes Reſultat ſelbſt, mit keiner Sicherheit gerechnet werden. Da dieſe Allgemeinheit und Nothwendigkeit unſrer Begriffe und Urtheile durch Abſtraction, alſo durch einen freien Gebrauch eines Vermögens im menſchlichen Geiſte, und zwar noch überdies ohne deutliches Bewußtſein dieſes Akts der Selbſtthätigkeit, erzeugt ſein ſollte: ſo war immer die Frage, da jeder freie Gebrauch eines Vermögens im Menſchen einem möglichen Irrthum unterworfen bleibt, ob nicht auch bei dieſer Abſtraction ein Irrthum vorgegangen ſei; und, da dieſe Abſtraction als eine Handlung der Selbſtthätigkeit angenommen wurde, die das Subject ſich ſelbſt unbewußt vorgenommen habe, ſo war man um ſo mehr berechtigt, dieſe Frage aufzuwerfen, woferne man nicht behaupten wollte, daß der Menſch durch eine Handlung der Selbſtthätigkeit, die er, ohne ſich derſelben deutlich bewußt zu ſein, vornimmt, zu einem richtigern Reſultat gelange, als wo er ſich der Handlung ſelbſt durch Reflexion deutlich bewußt iſt. So lange alſo, als dem Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit unſrer Urtheile keine ander als dieſe Bedeutung zugeſchrieben wurde, ſo lange konnte man auch den Urtheilen, die ſich auf ein ſolches Gefühl gründeten, nicht mehr Gültigkeit einräumen, als denjenigen, welche die Philoſophie durch eine mit deutlichem Bewußtſein ihrer Handlung vorgenommene Abſtraction gefunden hatte. Allein, ganz anders verhält es ſich, wenn der Grund aller ſtrengen Allgemeinheit und Nothwendigkeit unſrer Urtheile in den urſprünglichen Geſetzen des menſchlichen Geiſtes ſelbſt zu ſuchen iſt. Dieſe Geſetze ſind nicht erſt durch eine Handlung des Geiſtes, bei der ein Irrthum möglich wäre, erzeugt, ſondern a priori im Subjecte vorhanden, folglich für ſich ſelbſt abſolut gültig und der Grund aller Gültigkeit unſrer Urtheile; denn was die Philoſophie a priori deducirt (das heißt als in den nothwendigen Bedingungen des Subjects oder den urſprünglichen Geſetzen des menſchlichen Geiſtes unmittelbar gegründet zeigt), iſt nicht darum einem möglichen Zweifel unterworfen, weil das, was a priori iſt (die urſprünglichen Geſetze des menſchlichen Geiſtes), an ſich ungewiß wäre, ſondern — wie oben gezeigt worden iſt — nur darum, weil es ungewiß iſt, ob das, was die Philoſophie als die nothwendigen Bedingungen des Subjects aufſtellt, wirklich die urſprünglichen Geſetze des menſchlichen Geiſtes ſeien. Das Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit eines Urtheils iſt alſo hier wenigſtens nur von einer Seite einem möglichen Irrthum ausgeſetzt, inwiefern nämlich auch etwas, das nicht in den nothwendigen Bedingungen des Subjects gegründet iſt, ſich als nothwendig und allgemein in dem Bewußtſein ankündigen kann. Inwieferne aber jenes Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit unſrer Urtheile nichts Anderes iſt, als das unmittelbare Bewußtſein jener urſprünglichen Geſetze des Subjects, inſoferne kömme ihm eine völlig unzweifelhafte Gültigkeit zu. Die unmittelbare Ankündigung im Bewußtſein ſelbſt giebt in dieſem Falle, wo das, was angekündigt wird, für ſich gültig iſt, allerdings den Urtheilen eine größere Sicherheit, und einen Anſpruch, im Fall eines Widerſtreites mit den Reſultaten, welche die Philoſophie durch freie Reflexion aufſtellt, die oberſte Stimme zu behaupten;

Digitized by Google

indem das unmittelbare Bewußtſein jener urſprünglichen Geſetze nicht von einer Reflexion abhängt, ſondern unwillkürlich iſt, und folglich — weil Irrthum nur bei einem freien Gebrauche der Selbſtthätigkeit ſtattfindet — keinem Irrthum unterworfen iſt. Bei einem ſolchen unmittelbaren Bewußtſein der urſprünglichen Geſetze des menſchlichen Geiſtes iſt es das ganze Bewußtſein, welches handelt, während bei dem freien willkürlichen Auffaſſen derſelben, welches durch die Philoſophie geſchieht, nur ein Theil des Bewußtſeins beſchäftigt iſt; in dem letztern Falle iſt es alſo weit leichter möglich, daß ſie einſeitig oder unvollſtändig aufgefaßt werden, als im erſtern. Darauf gründet ſich nun der Anſpruch, der dem gemeinen Verſtande eingeräumt werden ſoll, ſeine Stimme im Fall einer Colliſion mit der Philoſophie als die höhere anzuerkennen. Dieſen Anſpruch deutlich einzuſehen, iſt nur dadurch möglich geworden, daß die Philoſophie endlich dieſe zweite Beweisart der Allgemeinheit und Nothwendigkeit unſrer Urtheile, von der wir bisher geſprochen haben, verſucht hat; und die Philoſophie hat alſo, indem ſie jenen Beweis auf einem andern Wege unternommen hat, zugleich die Data geliefert, aus welcher ſich die Abhängigkeit ihrer eignen Ausſprüche von den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes einleuchtend folgern läßt, und welche demnach zu der Behauptung berechtigen, daß die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes als das oberſte Kriterium aller Wahrheit und Gewißheit unſers Wiſſens anzuſehen ſeien.

Aber dieſes Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, worauf ſich die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes gründen, iſt doch oft ſelbſt trüglich; es giebt ſolche Urtheile und Begriffe, die ſich eben ſo als allgemein und nothwendig im Bewußtſein ankündigen und von welchen ſich gleichwohl zeigen läßt, daß ſie blos einen zufälligen Grund haben. Zum Beweis können uns hier ſo manche aus den erſten Keimen unſrer Erziehung entſprungene Vorurtheile dienen. Wer, frühzeitig in gewiſſe poſitive Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens eingeengt, ſich an gewiſſe Begriffe von Schicklichem und Unſchicklichem nach dem Conventionston gewöhnt hat; oder wer frühzeitig in den Lehren einer poſitiven Religion unterrichtet, mit gewiſſen Geheimniſſen oder auch nur mit gewiſſen unverſtändlichen myſteriöſen Worten Gefühle verbinden gelernt hat, die er, durch ihren künſtlichen Zuſammenhang mit urſprünglichen Gefühlen der reinen Religion getäuſcht, mit dieſen vermiſcht hat: bei dem kündigen ſich ſolche unrichtige Urtheile mit eben dem Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit an, als diejenigen, die in den nothwendigen Bedingungen des Subjects überhaupt gegründet ſind. Da nun dieſes Gefühl bald richtig bald unrichtig iſt, und nach demſelben ein bloßes Vorurtheil bei uns dieſelbe Gewißheit haben kann, die ein richtiges Urtheil des gemeinen Verſtandes hat; ſo laufen in den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes (wenn jenes Gefühl als das allgemeine Kennzeichen derſelben angegeben wird) Urtheile und Vorurtheile unter einander, und wir müſſen auch die letztern für richtige Urtheile gelten laſſen, wenn wir jenen Ausſprüchen überhaupt Allgemeingültigkeit zuerkennen. Wenn alſo nicht die Allgemeingültigkeit unſers geſammten Wiſſens zweifelhaft ſein ſoll, ſo muß es doch noch ein anderes Kriterium geben, wornach ſich jenes Gefühl als richtig vom unrichtigen, das wahre Urtheil vom Vorurtheil unterſcheiden laſſe. Wie dieſes Kriterium zu finden ſei, zeigt ſich aus den Urtheilen ſelbſt, denen ein ſolches unrichtiges Gefühl zu Grunde liegt. Die unmittelbare Gewißheit, die wir dergleichen Vorurtheilen zuerkennen, beruht blos auf der Täuſchung, daß wir ein erkünſteltes Gefühl mit einem urſprünglichen verwechſeln. Daß Entſtehen jener unrichtigen Begriffe fällt entweder in die Zeiten, da wir noch nicht zur Reflexion über uns ſelbſt erwacht ſind, oder ſie entſtehen wenigſtens, ohne daß wir uns der Erzeugung derſelben bewußt werden. Mit einem Wort, wir finden ſie in uns, nachdem wir anfangen über uns zu reflectiren, und da wir uns ihres Entſtehens ſchlechterdings nicht bewußt ſind, ſo betrachten wir ſie als wirklich nicht entſtanden, ſondern als in unſerm Gemüthe urſprünglich vorhanden; und da alles in unſerm Gemüthe Vorhandne nicht blos mit unſrer individuellen, ſondern mit der menſchlichen Natur überhaupt aufs innigſte verwebt gedacht wird, ſo werden dieſe durch frühe Gewohnheit in uns erzeugten Gefühle für urſprünglich gehalten und den darauf gegründeten Urtheilen (welches die einzigen Vorurtheile im eigentlichſten Sinn des Wortes ſind) eben ſo wie den auf urſprüngliche Geſetze unſers Geiſtes ſelbſt gegründeten Urtheilen ſtrenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit zuerkannt. Der Schein der Gewißheit, den ein ſolches Vorurtheil hat, verſchwindet in dem Augenblick, da der wirkliche Urſprung deſſelben in der Erfahrung nachgewieſen werden kann. Aber auch nicht eher kann man einen Menſchen von einem ſolchen Vorurtheil zurückbringen, als bis man über das Gefühl, das den Begriff oder das Urtheil als allgemein und nothwendig vorſtellt, hinausgeht, ihm die eigentliche Quelle deſſelben entweder in willkürlichen poſitiven Einrichtungen, oder in Reſultaten einer unrichtigen Philoſophie, die in den Volksglauben übergegangen ſind, oder in andern zufälligen Umſtänden aufdeckt, und ihn dadurch überzeugt, daß es keineswegs auf eine urſprüngliche Anlage in ihm gegründet, ſondern durch Gewöhnung, ihm ſelbſt unbewußt, entſtanden ſei. Ehe man ihn nicht auf dieſen Standpunkt bringen kann, wo es ihm alsdann möglich iſt, gegen jene alte Gewohnheit ſelbſt ſein richtiges Gefühl geltend zu machen, einzuſehen, daß die Meinung, der Gebrauch, die Sitte, oder was ſonſt es iſt, das er durch frühe Gewöhnung in ſich aufgenommen habe, ſelbſt auf einem unrichtigen Räſonnement beruhe, und den Fehler des räſonnierenden Verſtandes in jener erſten Quelle zu vertilgen: ſo lange iſt es unmöglich, ſein Vorurtheil vom Grunde aus zu heben; denn, wenn er auch zugeben muß, daß die Gründe, die er zur Vertheidigung deſſelben vorgebracht hat, völlig unhaltbar ſeien, daß er alſo nicht bewieſen habe, was er beweiſen ſollte, ſo bleibt er nichts deſto weniger dabei, daß das Urtheil dennoch wahr ſei, daß es ihm nur nicht gelungen ſei, die eigentlich wahren Gründe dafür aufzufinden, und ſeine Ueberzeugung, die er auf jenes Gefühl der Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Urtheils gebaut hat, iſt unwandelbar. Der Grund, worauf die Ueberzeugung von einem ſolchen Vorurtheil beruht, liegt alſo eben darin, daß die empiriſchen Merkmale deſſelben mit denen eines wahren Urtheils a priori völlig übereinſtimmen, daß wir uns deſſen als eines gegebenen in dem Gemüthe unwillkürlich vorhandenen Urtheils oder Begriffes bewußt werden. Dieſe Uebereinſtimmung ſelbſt aber hat ihren Grund lediglich in der Aehnlichkeit, daß die Vorurtheile, eben darum weil wir uns ihres Entſtehens nicht bewußt werden, nicht entſtanden, ſondern als urſprünglich in dem Gemüthe vorhanden zu ſein den Anſchein haben. Die wahren Urtheile und Begriffe a priori von den bloßen Vorurtheilen zu unterſcheiden, iſt mithin nur dadurch möglich, wenn man den Schein jener Aehnlichkeit auflöſen, und dadurch die Täuſchung vermeiden kann. Das einzige Kriterium, die Wahrheit eines Urtheils zu prüfen, beſteht demnach darin, daß man angeben könne, ob es in der urſprünglichen Beſchaffenheit des Subjects ſeinen Grund habe, oder nicht.

Da dies nun aber nicht anders geſchehen kann, als durch Philoſophie, ſo zeigt ſich zuletzt doch, daß wir ohne Philoſophie nicht zur völligen Gewißheit von der Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens gelangen, mithin die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes nicht als das einzige Kriterium aller Wahrheit gelten laſſen können. Der Anſpruch, den der gemeine Verſtand an die Philoſophie zu machen hat, als oberſtes Kriterium aller Wahrheit und Gewißheit unſeres Wiſſens zu gelten, muß alſo noch näher beſtimmt werden. Die unmittelbare Gewißheit, welche die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes für ſich haben, beſteht zwar auch ohne alle Beweiſe der Philoſophie; ein Urtheil, deſſen wir uns als allgemein und nothwendig unmittelbar bewußt ſind, wird deshalb nicht für grundlos angeſehen, wenn die Philoſophie noch keinen Beweis dafür aufgeſtellt hat, oder auch alle Verſuche, daſſelbe zu beweiſen, mißlungen wären. Inwiefern alſo die Einwürfe des Skepticismus nur die Beweiſe der Philoſophie betreffen und die Unzulänglichkeit derſelben aufdecken, inſofern iſt die Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens durch ſie gar nicht gefährdet, der gemeine Verſtand behauptet ſeine Ausſprüche unveränderlich und erwartet, eben darum weil er von der Gültigkeit derſelben unmittelbar gewiß iſt, daß auch die Philoſophie den wahren Grund dieſer Gewißheit mit der Zeit noch entdecken werde. Ueberhaupt iſt das eigentliche Fundament unſrer Ueberzeugung von der Gültigkeit eines Urtheils jenes Gefühl (unmittelbare Bewußtſein) der Nothwendigkeit und Allgemeinheit deſſelben; ſo daß wir ſelbſt dann, wenn die Philoſophie auch die Gültigkeit eines Urtheils beweiſt, unſre Ueberzeugung von dieſer Gültigkeit doch nicht auf jenen Beweis gründen, ſondern dieſen Beweis nur als eine Beglaubigung anſehen, jenem Gefühl um ſo zuverſichtlicher trauen zu können. Allein, demungeachtet iſt uns die Philoſophie zur vollſtändigen Gewißheit von der Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens deshalb unentbehrlich, weil wir bei keinem einzigen Urtheile ſicher ſind, daß das Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit deſſelben, worauf wir die Ueberzeugung von deſſen Gültigkeit bauen, nicht eine bloße Täuſchung ſei. Dieſe Beglaubigung des Gefühls muß alſo nothwendig geſchehen; es muß durch die Philoſophie gezeigt werden, daß die Urtheile wirklich a priori in den Geſetzen des menſchlichen Geiſtes gegründet ſeien; und ſo lange die Philoſophie dies nicht leiſten kann, ſo lange bleibt auch die Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens problematiſch. Mithin wird man allerdings von den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes wieder an die Philoſophie verwieſen, und muß geſtehen, daß nur dann, wenn die Philoſophie ihre Beweiſe allgemeingültig und vollſtändig führen kann, die völlige Ueberzeugung von der Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens ſtattfinde. Der gemeine Verſtand kann demnach nicht Anſpruch machen, als einziges Kriterium der Wahrheit poſitiv zu gelten; vielmehr bedürfen ſeine Ausſprüche die Beſtätigung der Philoſophie, welche alſo ſelbſt das poſitive Kriterium iſt, von dem die Entſcheidung über Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens abhängt. Dagegen aber hat der gemeine Verſtand als negatives Kriterium gleichwohl die

Digitized by Google

oberſte Stimme, und muß als ſolches von der Philoſophie reſpectirt werden. Seine Ausſprüche, durch welche ſich die in dem Bewußtſein urſprünglich vorhandnen Geſetze unmittelbar ankündigen, haben Anſpruch auf die höchſte Gültigkeit. Das Gefühl der abſoluten Allgemeinheit und Nothwendigkeit derſelben, durch welches ſich die in den urſprünglichen Anlagen des menſchlichen Geiſtes vorhandnen Grundſätze und Grundbegriffe rein und unentſtellt ankündigen, kann durch keine Philoſophie aufgehoben werden; ihm darf auch keine widerſprechen. Die ſchwere Aufgabe, welche die Philoſophie zu löſen hat, beſteht darin, die verſchiednen entgegengeſetzten Arten des Bewußtſeins in Einem Syſtem des Wiſſens zu vereinigen, und ſie zu erklären, ohne die eine der andern aufzuopfern oder, was eben ſoviel wäre, die Einheit des Subjects aufzuheben. Eine Philoſophie, die das Gefühl unſrer Abhängigkeit z. B. nur dadurch conſequent zu erklären weiß, daß ſie alles der allgemeinen Nothwendigkeit der Naturgeſetze unterwirft und unſre Freiheit, welche ſich durch ein nicht weniger lebendiges Gefühl im Bewußtſein ankündigt, als jenem allgemeinen Geſetze widerſprechend für eine bloße Chimäre erklärt und dem gemeinen Verſtande vorſchreibt, ſich dieſer falſchen Vorſtellung gänzlich zu entſchlagen; oder auch umgekehrt, eine Philoſophie, die das Bewußtſein unſrer Unabhängigkeit nur dadurch begreiflich zu machen und ohne Widerſpruch zu denken vermag, daß ſie das in jedem Moment des Bewußtſeins uns ſo unwiderſtehlich aufgedrungene Gefühl unſerer Abhängigkeit für bloße Täuſchung erklärt, indem ſie eine abſolute Selbſtthätigkeit, in welcher und durch welche alles, was iſt, beſteht, uns zuſchreibt, und verlangt, daß wir uns gewöhnen ſollen, alles, was uns als gegeben von uns unabhängig und unwillkürlich in allen Sphären des Bewußtſeins vorkommt, uns als durch unſre Selbſtthätigkeit hervorgebracht von uns abhängig und willkürlich vorzuſtellen: eine dieſer Philoſophien ſo wenig als die andre hat die eigentliche Aufgabe der Philoſophie gelöſt; durch keine von beiden iſt das Intereſſe der Speculation befriedigt, und es iſt ſelbſt nur eine Täuſchung, wenn der philoſophirende Verſtand ſich bei einer ſolchen bloß ſcheinbaren Einheit des Wiſſens beruhigt. — Sollten wir auch wirklich nur dadurch in der Wahrheit beſtehen können, daß wir durch eine anhaltende Anſtrengung der Reflexion uns beſtändig das Gegentheil von dem vorſtellen, was in unſrer Vorſtellung unmittelbar liegt? — Eine Philoſophie, welche das Intereſſe der ſpeculativen Vernunft befriedigen und das aufgegebene Problem wirklich löſen ſoll, muß alſo die entgegengeſetzten Arten des Bewußtſeins vereinigen, ohne der einen um der andern willen Gewalt anzuthun. Es ſteht folglich als Reſultat der bisherigen Unterſuchung feſt: Was ſich in allen Sphären des Bewußtſeins als abſolut allgemein und nothwendig ankündigt, dem darf die Philoſophie nicht widerſprechen, wenn ſie ſelbſt als gültig anerkannt werden ſoll.

Auf dieſe Art laſſen ſich die Anſprüche des gemeinen Verſtandes an die Philoſophie negativ beſtimmen. Was die Philoſophie zu leiſten hat, um ſeinen Ausſprüchen Allgemeingültigkeit zu ſichern, das kann man zu den poſitiven Forderungen zählen, die er an die Philoſophie zu machen hat. Wieferne die Philoſophie dieſen Forderungen entſpreche, und wie viel ſie zu leiſten habe, um ihnen zu entſprechen, haben wir ſchon zum Theil oben erklärt. Wir haben nur noch Weniges über den mittelbaren Beweis für die Allgemeingültigkeit der Ausſprüche des gemeinen Verſtandes, den wir auch oben angeführt haben, hinzuzuſetzen.

Die Ausſprüche des gemeinen Verſtandes, welche ihre Allgemeingültigkeit für ſich nicht behaupten können, würden als allgemeingültig beſtätigt werden, wenn es ein Syſtem gäbe, welches, auf einen Satz gegründet, der abſolute Gewißheit hätte, unſer ſämmtliches Wiſſen umfaßte und demſelben auf dieſe Art Allgemeingültigkeit ſicherte. Der Inhalt eines ſolchen Syſtems würde abſolute Gewißheit für ſich haben, und was mit demſelben übereinſtimmte, müßte ebenfalls für gewiß erkannt werden. Wenn alſo die Philoſophie leiſten kann, was ſie zu leiſten verſpricht, wenn ſie wirklich eine ſolche Wiſſenſchaft iſt, die, von einem Satze ausgehend, der ſelbſt abſolute Gewißheit hat, das ganze menſchliche Wiſſen umfaßt und ihm durch einen bündigen durchgängigen Zuſammenhang mit jenem abſolut gewiſſen Satze, durchaus gleiche abſolute Gewißheit ertheilt, ſo hat ſie auf ihrem Wege, indem ſie für ihre eigne Vollendung arbeitet, zugleich mittelbar das geſuchte Kriterium aufgeſtellt, durch welches wir uns von der Allgemeingültigkeit der Ausſprüche des gemeinen Verſtandes überzeugen können, indem wir ſie mit jenen abſolut gewiſſen Ausſprüchen der Philoſophie vergleichen, und, je nachdem ſie damit übereinſtimmen oder nicht, ihre eigne Gültigkeit beſtimmen können. Es kömmt alſo hier alles darauf an, wieferne die Philoſophie ihre eigne Gewißheit feſtſtellen kann; welches lediglich von dem Satze abhängt, auf den ſie Alles baut. — Ein Urtheil iſt bewieſen, wenn ich die Allgemeingültigkeit deſſelben, die man unmittelbar in Anſpruch genommen hat, mittelbar aus der Allgemeingültigkeit eines andern Urtheils ableite. Nach dieſer Methode verfährt man auch im gemeinen Leben beim Beweiſen ſeiner Sätze. Man beweiſt eine Behauptung, die jemand in Anſpruch genommen hat, wenn man ſie durch eine bündige Reihe von Schlüſſen mit einem Satze, den der Gegner gelten läßt und der alſo wenigſtens zwiſchen ihnen beiden als allgemeingültig anerkannt wird, in einer nothwendigen Verbindung zeigt; indem man entweder den zugeſtandenen Satz vorausſchickt und die in Anſpruch genommene Behauptung als in ihm enthalten nachweiſt, oder von dem Gegentheil des in Anſpruch genommenen Satzes durch eine Schlußreihe abwärts auf einen Satz führt, deſſen Gegentheil der Gegner ſelbſt einräumt; in welchem Falle er geſtehen muß, daß er ad absurdum geführt ſei. Ein ſolcher Beweis kann ſeiner Natur nach nicht weiter reichen, als die Gültigkeit des Satzes, der ihm zu Grunde liegt, und wenn ein ſolcher zum Beweiſe angenommener Satz als allgemeingültig nur vorausgeſetzt wird, ſo iſt die Gewißheit aller davon abgeleiteten Sätze doch nur bittweiſe und alſo nur ſo lange geltend, als nicht er ſelbſt in Anſpruch genommen wird. Wenn alſo die Philoſophie als Wiſſenſchaft Allgemeingültigkeit unſers Wiſſens dadurch begründen will, daß ſie den geſammten Umfang deſſelben mit einem einzigen Satze verknüpft, der allen Theilen des ganzen Syſtems die gleiche Gewißheit mittheilen ſoll, ſo darf dieſer Satz den ſie als Grundſatz aufſtellt, nicht ſelbſt blos poſtulirt werden, welches dem Syſtem nur eine bedingte Gewißheit gäbe, ſondern er muß abſolute Gewißheit haben, ſchlechthin und unbedingt gewiß ſein.

Es iſt allerdings nicht zu läugnen, wenn die Philoſophie, von einem ſolchen Satze ausgehend, alles menſchliche Wiſſen umfaßt und ein Syſtem bildet, worin alle Theile durch den Grundſatz zuſammenhängend gleiche Gewißheit und Nothwendigkeit haben, ſo kann 1) kein Satz in dem menſchlichen Wiſſen wahr ſein, der einem Satze dieſes Syſtems widerſpricht, und 2) ſind alle Sätze des menſchlichen Wiſſens nur darum und nur inſoferne wahr, als ſie Theile jenes Syſtems oder Folgen jenes Grundſatzes ſind. Wenn alſo auch ein Satz des Syſtems ſich zugleich einem Ausſpruch des gemeinen Verſtandes gemäß noch ſo ſehr als richtig ankündigte, ſo kann er doch nicht darum für richtig angenommen werden, weil er ſich mit einem ſolchen entſchiednen Gefühl ſeiner Gültigkeit ankündigt (denn jenes Gefühl könnte auch eine bloße Täuſchung ſein), ſondern lediglich deshalb, weil er in dem Syſtem enthalten iſt, von dem alle Gewißheit allein ausgehen kann, und außer welchem nichts gewiß iſt, wo alles, mit dem Grundſatz (der in ſich gewiß iſt) zuſammenhängend, mit ihm gleiche Gewißheit hat, wo keine Täuſchung möglich iſt. Und umgekehrt, wenn ein Satz, der in dem Syſtem als Folgerung aus dem Grundſatze aufgeſtellt iſt, auch noch ſo ſehr dem gemeinen Verſtand widerſpräche allen natürlichen Gefühlen zuwider wäre, ſo benimmt dies ſeiner Gültigkeit nicht das Geringſte, und es wird dem Verſtande aufgegeben, dem Gefühl durch Reflexion die bisherige unrichtige Vorſtellung zu benehmen und ihm nach und nach die entgegengeſetzte richtige aufzudringen. In dieſem Falle würde alſo den Ausſprüchen des gemeinen Verſtandes auch nicht einmal eine negative Stimme zugeſtanden.

Allein es fragt ſich erſt, ob es auch einen ſolchen ſchlechthin unbedingt gewiſſen Satz gebe, der als Grundſatz unſers geſammten Wiſſens aufgeſtellt werden könnte. Ein analytiſcher Satz (er mag nun entweder nur ein im Subject enthaltenes Merkmal, oder auch das ganze Subject als Prädicat ſetzen — ein identiſcher Satz ſein —) kann dazu nicht gebraucht werden. Er würde zwar allerdings die erforderliche Eigenſchaft der apodiktiſchen Gewißheit haben, aber es läßt ſich aus einem ſolchen Satze nichts weiter ableiten und am allerwenigſten irgend eine gemachte Syntheſis rechtfertigen, welches doch den Hauptpunkt ausmacht, um den es in der philoſophiſchen Erkenntniß gerade allein zu thun iſt. Ein ſynthetiſcher Satz aber kann auch nicht dazu gebraucht werden. Iſt es ein ſynthetiſcher Satz a posteriori, ſo hat er keine Allgemeinheit und Nothwendigkeit. Ein ſynthetiſcher Satz a priori würde zwar dieſe Eigenſchaften haben; allein da die Philoſophie ſelbſt, wie wir oben geſehen haben, erſt das, was a priori iſt, beſtimmen muß, und dieſes Beſtimmen nur durch eine Syntheſis geſchehen kann, die auch einen Beweis forderte, der ſelbſt wieder eine Syntheſis ſein müßte und folglich abermals einen neuen Beweis vorausſetzte: ſo kann auch hier kein Satz aufgeſtellt werden, der ſchlechthin gewiß iſt. Es iſt alſo in dem ganzen Umfange unſers geſammten Wiſſens kein Satz zu finden, der die erforderliche apodiktiſche unbedingte Gewißheit hätte, um ein ſolches Syſtem unſers Wiſſens darauf zu gründen, das in allen ſeinen Theilen vollendet, dem Grundſatz ſelbſt gleich, völlig unzweifelhaft und unwiderſprechlich gewiß wäre.

Ob ſich dieſer Mangel der apodiktiſchen Gewißheit dadurch erſetzen laſſe, daß man aus einem ſolchen Satze das Syſtem des geſammten Wiſſens ableitet, den man einſtweilen als Satz poſtulirt und durch den Erfolg ſelbſt — indem man zeigt, daß das

Digitized by Google

aus ihm abgeleitete Syſtem ein Ganzes ausmache, in welchem als dem Mittelpunkt alle Radien des Cirkels zuſammenlaufen — als Grundſatz erweiſt, d. h. ob die bloſe Form der Philoſophie als Wiſſenſchaft die geſuchte apodiktiſche Gewißheit unſers Wiſſens begründen könne: darüber werden wir uns bei einer andern Gelegenheit umſtändlicher erklären.

Gottfried von Niſen, ſ. Minneſinger.

Herr Nithard, ſ. Minneſinger.

Herr Niuniu, ſ. Minneſinger.

Der Kohl von Niuſſen, ſ. Minneſinger.

Georg Friedrich Nöldeke

ward im März 1764 zu Hermannshauſen im Lüneburgiſchen geboren, ſtudicte zu Lüneburg und Göttingen Philoſophie und Theologie und kam, nachdem er eine Zeitlang als Hauslehrer an verſchiedenen Orten gelebt hatte, als Führer und Lehrer an die Ritterakademie nach Lüneburg. Von hier wurde er 1793 als Prediger nach Eſſenrode, dann als Superintendent nach Clötze und endlich in gleicher Eigenſchaft nach Kirchweihe in der Grafſchaft Hoya verſetzt.

Die litterariſche Welt kennt ihn durch:

Gedichte. Braunſchweig 1802, 8.
Neuere Gedichte. Salzwedel 1815, 8.
Chriſtlich-religiöſe Gedichte, zur kirchlichen oder häuslichen Erbauung. Frankfurt 1822, 8.

Tiefes Gefühl, Phantaſie und treffliche Behandlung der Sprache und Form zeichnen ſeine ſämmtlichen Gedichte vor Allem aber ſeine religiöſen Lieder ſehr vortheilhaft aus.

Jonathan Ludwig Leberecht Nöller

ward am 7. März 1773 zu Weißenfels geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechte und ließ ſich hierauf als Advocat in Dresden nieder, von wo er als Juſtizcommiſſar nach Spremberg in die Niederlauſitz kam.

Unter dem erdichteten Namen „Thomann" gab er heraus:

Sieben Uebereilungen. Pirna 1800; neue Ausgabe Dresden 1808, 8., mit 1 Titelk.
Mileſiſche Märchen. Leipzig 1803, 2 Bde., 8.
Hiſtorietten. Ebendaſ. 1803, 11 Thle., 8.
Archambaud. Dresden 1805, 8.
Gedichte. Ebendaſ. 1805, 8.
Der ſchwarze Kater. Ebendaſ. 1805, 8.
Dunois. Aus dem Franzöſiſchen. Ebendaſ. 1805, 2 Thle. 8.; neue Ausg. 1812.
Ausſtellungen. Merſeburg 1812.

N. ahmte mit Talent und Gewandtheit franzöſiſche Vorbilder nach in ſeinen zu ihrer Zeit gern geleſenen Schriften.

Johann Heinrich Chriſtian Nonne

ward am 26. Auguſt 1785 zu Lippſtadt im Lippe-Detmoldiſchen geboren, ſtudirte Philoſophie und Theologie und wurde 1808 zu Hünke im Kleveſchen als Prediger angeſtellt, von wo er in gleicher Eigenſchaft nach Schwelm in der Grafſchaft Mark berufen wurde.

Er ſchrieb:

Poetiſche Spaziergänge. Duisburg 1808, 8.
Vermiſchte Gedichte und Parabeln. Eſſen 1815, 8.
Der Jahresſchluß. Schwelm 1818.

Zartheit, tiefe Empfindung und Anmuth in Sprache und Form geben ſeinen Poeſieen wirklichen Werth. Am glücklichſten iſt er in der Parabel.

Heinrich von Nördlingen, ſ. Meiſterſänger.

Gerhard Philipp Heinrich Normann

ward am 24. Februar 1753 zu Hamburg geboren, widmete ſich nach abſolvirten Schulſtudien den praktiſchen Wiſſenſchaften, beſonders der Geſchichte und wurde dann Lehrer und Aufſeher bei der vaterſtädtiſchen Handelsſchule, 1782 aber Subconrector am Johanneum zu Hamburg. 1789 kam er als ordentlicher Profeſſor der Geographie und Geſchichte nach Roſtock, wurde dort zum mecklenburg-ſchwerinſchen Hofrath und Doctor der Philoſophie ernannt und ſtarb daſelbſt am 13. Januar 1837.

Er gab heraus;

Kurze Geſchichte der ältern deutſchen Nationalverfaſſung. Hamburg 1782.

Digitized by Google

Geographiſches und hiſtoriſches Handbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde. Ebendaſ. 1785—98, 10 Thle., in 2 Bdn.

Geographiſch-hiſtoriſche Ueberſicht ſämmtlicher holländiſcher Beſitzungen in Oſt- und Weſtindien. Ebendaſ. 1796.

Vollſtändiges Wörterbuch der Producten- und Waarenkunde. Ebendaſ. 1805 ff., 2 Thle.

Ein ſehr fleißiger und gründlicher Statiſtiker, der die urſprüngliche Trockenheit der von ihm behandelten Gegenſtände durch gute Darſtellung und Hinweiſung auf hiſtoriſche Intereſſen trefflich zu beleben verſtand.

Johann Auguſt Nöſſelt

ward am 2. Mai 1734 zu Halle geboren, erhielt ſeine erſte Bildung auf dem dortigen Waiſenhauſe und ſtudirte dann daſelbſt Theologie von 1751 bis 1755. Er machte darauf eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich und habilitirte ſich nach ſeiner Rückkehr 1757 als Privatdocent zu Halle, wo er 1764 ordentlicher Profeſſor der Theologie und 1779 Director des theologiſchen Seminars ward. Er ſtarb daſelbſt als Senior der Univerſität und k. preußiſcher Geheimerath am 11. März 1807.

Außer vielen Programmen und andern kleinen Schriften erſchien von ihm:

Anweiſung zur Bildung angehender Theologen. Halle 1786—89, 3 Thle.; 3. Aufl. beſorgt von Niemeyer. Halle 1818—19.

Anweiſung zur Kenntniß der beſten theologiſchen Bücher. Leipzig 1779; 4. A. 1799.

Ueber die Erziehung zur Religion. Halle 1775.

Kurze Anweiſung für unſtudirte Chriſten. u. ſ. w. Halle 1773.

Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion. Halle 1766; 5. Ausg. 1784.

Ueber den Werth der Moral, der Tugend und der ſpäten Beſſerung. Halle 1777; n. A. 1783.

Zuſchrift an die Studirenden, über die allgemeine Nothwendigkeit, die Religion zu unterſuchen. Halle 1768.

Gründliche Gelehrſamkeit, treffliche Methode, Klarheit und Deutlichkeit verleihen ſeinen Schriften einen hohen Werth; noch ſegensreicher wirkte er aber als akademiſcher Docent durch Lehre und Beiſpiel auf ſeine Zuhörer, namentlich zu einer Zeit, wo es galt, ſich gegen höhere Eingriffe in Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ſicher zu ſtellen.

Vgl. Niemeyer, Leben, Charakter und Verdienſte Nöſſelt's. Halle 1809, 2 Thle.

Gottlob Adolf Ernſt von Noſtitz und Jänkendorf

ward am 21. April 1765 auf dem väterlichen Gute See in der Oberlauſitz geboren und erhielt nach dem frühen Tode ſeines Vaters von ſeiner Mutter eine treffliche, ganz auf die Entwicklung ſeiner Talente berechnete Erziehung. Noch nicht 16 Jahre alt ſtudirte er zu Leipzig die Rechte und die Staatswiſſenſchaften und erprobte nebenbei im freundſchaftlichen Kreiſe ſein Talent für die Poeſie und die ſchönen Künſte, worauf er als Finanzrath in den Staatsdienſt trat. Kränklichkeit, die Verwaltung ſeiner Güter und Vorliebe für ſein eigentliches Vaterland, die Lauſitz, zogen ihn aber bald aus der Hauptſtadt Sachſens dorthin zurück, wo er zuerſt als Landesälteſter des budiſſiner Kreiſes, dann als Oberamtshauptmann der ganzen Provinz und ſeit 1795 als Präſident der oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Görlitz durch Wort und That mancherlei Gutes und Dankenswerthes zur Ausführung brachte. Sein öffentliches Wirken verſüßte indeſſen noch die fortwährende Beſchäftigung mit den Muſen, beſonders mit der Dichtkunſt und der Muſik. 1806 wurde er zum Oberconſiſtorialpräſident und Mitglied der Reviſionscommiſſion der Verfaſſung der Univerſität Leipzig ernannt und bald darauf als wirklicher Conferenzminiſter zu dem geheimen Staatsrath des Königs gezogen. Als ſolcher wirkte er bei den Ausgleichungen der Kriegsentſchädigungen und 1821 bei Einführung des neuen Strafgeſetzbuchs für das Heer mit, beſorgte die oberſte Leitung der für alle Zucht-, Armen- und Waiſenhausanſtalten des Landes niedergeſetzten Armencommiſſion und half die Irrenheilanſtalt auf dem Sonnenſtein, 1824 in Braunsdorf eine Landeswaiſenanſtalt und die Freiſchule in Dresden mit begründen oder zweckmäßig einrichten. Nachdem er 1822 eine Reiſe durch Süddeutſchland, die Schweiz, Oberitalien, Kärnthen und Ungarn gemacht und an der Begründung der neuen conſtitutionellen Verfaſſung für Sachſen thätigen Antheil genommen hatte, wurde ihm mit Beibehaltung ſeines vorigen Titels und Ranges als geheimer Conferenzminiſter und Ordenskanzler in dem neubegründeten Staatsrath die erſte Stelle übertragen. Als er am 21. April 1835 ſein Jubiläum feierte, zeichnete die philoſophiſche Facultät zu Leipzig ihn durch Ueberreichung des Ehrendiploms eines Doctors der Philoſophie anerkennend aus. Er ſtarb am 15. October 1836 auf ſeinem Gute Oppach.

Seine litterariſchen Erzeugniſſe, welche er unter dem Namen: „Arthur von Nordſtern" veröffentlichte, ſind:

Preis der Dichtkunſt. Leipzig 1793.

Verſuch über das Armenweſen in Dörfern. Görlitz 1801.

Geſänge der Weisheit, Tugend und Freude. Dresden 1802, 8.

Griechiſche und römiſche Mythen. Ebendaſ. 1802—1804, 6 Bde.

Valeria. Nach Florian. Ebendaſ. 1803.

Romanzen mit Muſik. Leipzig 180*, 4.

Liederkreis für Freimaurer. Dresden 1815—28, 2 Bde.

Gemmen. Leipzig 1817; 2. Ausg. 1818, gr. 8., mit Vig.

Sinnbilder der Chriſten. Dresden 1818, gr. 4., mit 21 Holzſchnitten.

Irene. 5 Geſänge. Ebendaſ. 1819, 8.

Kreis ſächſiſcher Ahnfrauen. Dresden 1819.

Der Gjaour von Byron. Ebendaſ. 1820.

Erinnerungsblätter eines Reiſenden im Spätſommer 1822. Leipzig 1824, 8.

Anregungen für Herz und Leben. Leipzig 1825—1826, 2 Thle., 8.

Neunmaldrei Anſiedelungserforderniſſe. Dresden 1826, gr. 4., mit Steindrucktafel.

Beſchreibung der Heil- und Verpflegungsanſtalt Sonnenſtein. Dresden 1829, 3 Bde.

Blicke der Vernunft in das Jenſeits. Ebendaſ. 1833, gr. 8.

Georg. Roman, nach zwölf gegebenen Worten. Leipzig, Joachim, o. J. (Ohne Vorwiſſen des Verfaſſers.)

Phantaſie, Gedankenreichthum, Adel der Geſinnung und ſeltene Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form, welche er vorzüglich in ſeinen Nachbildungen ausländiſcher Dichter beurkundete, haben dieſem trefflichen

Digitized by Google

Staatsmann einen ſehr ehrenvollen Rang unter den deutſchen Dichtern erworben.

Aus „Irene" von Arthur vom Nordſtern.

Dritter Geſang.

1.

Der Tag begann, doch ſchwerer Nebel drückte,
den Luftkreis, nicht von Wettern abgekühlt.
Im Aetna, den das Auge fern erblickte,
ſchien innre Glut verdoppelt aufgewühlt;
der Blitz, der oft im Hintergrunde zückte,
die Flut der See, die dieſe Bucht umſpült,
und leiſes Toſen, wie von Wirbelwinden,
ſchien nah ein großes Schauſpiel anzukünden.

2.

Nicht achtend dieſe ahnungsvolle Scene
wallt dort am Ufer, mit umwölktem Sinn,
der alte Fiſcher, und ihm ſolgt Irene
zum Felſen, wo ſie geſtern weilten, hin.
Von Angelo erzählt er, der die Lehne,
— der Caſtrioten Erbtheil und Gewinn
für ſchweren Dienſt, dem Ahnherrn einſt geleiſtet —
zu reißen von Neapel ſich erdreiſtet.

3.

„Beſchloſſen war nach reifer Ueberlegung,"
ſo hub der Greis jetzt zu Irenen an,
„die Unternehmung; jede ſtärkre Regung
des Heldenmuths wird nach erwog'nem Plan
geheim gelenkt, bemerkbar die Bewegung
nur denen, die das Ganze überſahn.
So ſcheint das Meer zu ruhn in glatten Flächen,
wenn tieſer ſich im Grund die Wogen brechen!

4.

Verzagtheit ziemt nur Knechten oder Feigen!
Muth adelt Männer! Doch der Muth allein
gnügt nicht, wo Lauer ihrer Höll' entſteigen,
Liſt und Verrath mit Giſt und Dolchen dräun.
Geheimniß, Vorſicht, Klugheit, ſtrenges Schweigen
ſie gründeten den rühmlichen Verein
für Recht der Unterdrückten, feſt verſiegelt
durch Schwur, durch weiſe Leitung ſtreng gezügelt.

5.

Ob auch der Argwohn jeden unſrer Tritte
umſpäht, der Trug verkappt dem Bunde naht,
doch eilen wir dem Ziel mit regem Schritte
entgegen, im Bewußtſein edler That.
Drei Männer wählt aus ſeiner Treuſten Mitte,
San Angelo, und ihrem beſſern Rath,
dem Eifer, Alles für den Zweck zu wagen,
wird dieſes Plans Vollziehung übertragen.

6.

Giuſtiniano Rocca, meinen theuern
geprüften Freund, ſchickt er nach Croja ab,
die Albaneſer für ſich anzuſeuern.
Mir und dem Corſen Dimas übergab
er das Geſchäft, ein Bündniß zu erneuern
in ſeinen Lehnen; er, den Feldherrnſtab
ergreifend, wirbt und unterhält im Stillen
ein Ritterheer, ergeben ſeinem Willen.

7.

Was uns an Reichthum übrig noch geblieben,
bringt Jeder treulich ſeinem Freunde dar.
Behutſam wird manch Bündniß ſelbſt betrieben
mit fremden Mächten; eine wackre Schaar,
gewohnt im Ritterſpiel den Krieg zu üben,
um Lorbeern kämpfend, ſtandhaft in Gefahr,
hält insgeheim gerüſtet ſich und fertig
des erſten Winks zum Aufbruch nur gewärtig.

8.

Was Freundſchaft, Treue, Freiheitsſinn zu leiſten
vermögen, weſſen, ob Gefahren drohn,
vereinte kühne Männer ſich erdreiſten,
das zeigt ſich hier! Der Caſtrioten Thron
neu herzuſtellen — dieß vereint die Meiſten;
nur Wenige reizt ein erdungner Lohn.
Auf unſre gute Sache feſt gegründet
ſchien mit dem Recht die Weisheit hier verbündet.

9.

Hehr, wie ein Geiſt, aus unentweihtem Sitze
des Paradieſes auf das Erdenland
geſendet, für Gewaltthat Rächerblitze,
für Freiheit Siegspaniere in der Hand,
ſo ſteht San Angelo an unſrer Spitze!
Mir gab mein Dienſt bei ſeinem Ahn, als Pfand
der Treu, mein Alter, meine nie geſchwächte
Ergebenheit auf ſeine Freundſchaft Rechte.

10.

Der Corſe Dimas war mit ihm erzogen;
einſt rettet er ihn im Gewühl der Schlacht,
einſt Dimas ihn aus der Gefahr in Wogen;
ſo ward durch Dank die Freundſchaft angefacht.
Doch Aaren gleich, die lang vereint geflogen,
eint Angelo und Rocca höh're Macht.
In Abkunſt, Thaten, Sinn und Muth bewährte
ihm Rocca ſich als Freund und Kampfgefährte.

11.

Er, einem von den edelſten Geſchlechtern
Albaniens entſproſſen, war verwandt
mit Angelo; leicht ward zu reinern, ächtern
Empfindungen ihr gleicher Sinn entbrannt.
Bei dieſer edlen Stämme Söhn' und Töchtern,
durch Muth berühmt, durch Schönheit allbekannt,
ſchien jedes Bündniß ſchon in alten Zeiten
auf Glück und Segen näher hinzudeuten.

12.

Im Kloſter, an des Aetna Fuß gelegen,
San Nicolo d'Arena, ſchwuren wir
den theuern Eid des Bundes! Seinen Segen
gab dort der Prior unſerm Heerpanier,
umgürtete uns die geweihten Degen!
Held Caſtrioto hatte vormals hier
das Kloſter, mit den Ländern, ſelbſt beſeſſen,
bereichert und geſtiftet Seelenmeſſen.

13.

Dieß edle Haus ward drum, mit immer gleichen
Geſinnungen, vom Prior hoch geſchätzt.
Dort hing San Angelo dies Bundeszeichen
uns auf die Bruſt — verſteckt trag ich's noch jetzt!
Ein grüner Aar hochfliegend über Eichen!
Dort ward ſein Namenszug uns eingeätzt,
mit Pulver, auf des rechten Armes Mitte,
nach alter, theurer Albaneſer Sitte.

14.

Und hoch entglüht von der Begeiſtrung Flamme
rief Rocca: „Hört! wir ſchwören am Altar:
„Wer treulos unſern Bund verräth — verdamme
ihn Gott! Wie ſind die Eichen — dies der Aar!
Es trage jeder Sohn aus unſerm Stamme
dies Zeichen — dieſen Namenszug — ſo wahr
der Gott uns helfe, der die Welten droben
regiert, bei dem wir Treue hier geloben!"

15.

Und Amen! riefen wir und unſre Schwerter
erklirrten an einander bei dem Schwur!
San Angelo ſtand da, wie ein Verklärter,
gelobend: auszutilgen jede Spur
des Unrechts und die Herrſchermacht verkehrter
Regierungen, wie von der Väter Flur
der Moslem alten Irrwahn, ſeine Treuen
vom Joch der Zwingherrn ſieghaft zu befreien.

16.

Das Schickſal, hofft er, ſoll in nahen Siegen
den Muth der Tapfern lohnen; und es ſchien
begünſtigend ſich unſerm Plan zu fügen.
Der Franken König, Franz, durchſtreifte kühn
Italien mit ſtarken Heerezügen.
Neapel bot zum Kriege gegen ihn
Vaſallen auf und rüſtete die Heere,
daß es der Franken kühnen Fortſchritt wehre.

17.

Nicht ungenützt blieb der Veranlaſſungen
erwünſchteſte, ſie fördert unſern Plan;
denn, von Neapels König ſelbſt gedrungen,
wirbt Angelo vermehrte Kriegsmacht an.
Wo das Panier ein Condottier geſchwungen
von ſolchem Ruf erprobt auf Heldenbahn,
da ſammeln ſchnell die Söldner ſich, es eilen
Freiwillige, Gefahr und Ruhm zu theilen.

18.

So wächſt, wie plötzlich in den weiten Meeren,
nach langer Ebbe, hoch geſchwellte Flut,
das Tapferſte von den Vaſallenheeren,
beſeelt durch ſeines Feldherrn Heldenmuth.
Zuerſt will dieſer Frankreichs Herrſchaft wehren,
dann ſeiner Ahnen ihm entrißnes Gut
mit Macht befrein aus der Bedrücker Händen —
was Kraft begonnen, ſoll das Glück vollenden!

19.

Epirus und Albanien, verbündet
in ſeinen Großen, bietet ihm die Hand
der Treue! Rocca, ſein Geſandter, findet
bereite Herzen, nirgends Widerſtand.
Er kehrt zurück und ſeine Botſchaft gründet
die Hoffnung feſt, als deren ſichres Pfand
ein Heerzug naht, im ſchon entglühten Kriege
als Pfand der Treu, verbürgend nahe Siege.

20.

Pavia war's, wo plötzlich auf einander
die Heere treffen; eine Rieſenſchlacht!
Mir ſchien als ſei der mächtige Iskander
im König Franz aus ſeinem Grab erwacht.
Faſt glich er ihm an Kraft; der Salamander
auf ſeinem Helm als Sinnbild angebracht,
ſtrahlt überall in den getheilten Reihen,
die Krieger wie durch Blitze zu zerſtreuen.

21.

Schön wie Apoll, wie Ares kampferfahren,
als hab' ein dreifach Erz die Bruſt umſchirmt,
ſo dringt er auf die dichtgeſchloßnen Schaaren
der Ritter und das Fußvolk ein, ſo ſtürmt
er immer vorwärts, trotzend den Gefahren!
Ob ſich vor ihm ein Wall von Leichen thürmt,
ob hinter ihm ſein Heer den Rückgang ſchütze,
er achtet's nicht, — er folgt nur ſeiner Hitze!

22.

Ihm ſetzt San Angelo ſich kühn entgegen;
auf ihn, den Führer, ſprengt im Blutgefild
der König; hochgeſchwungen iſt ſein Degen,
und jeder Blick iſt flammenſprühend, wild.
„Laß uns im Zweikampf Muth und Kräfte wägen
San Angelo! ich kenn dein altes Schild!
Dem grünen Adler, den dein Ahn getragen,
darf ſelbſt ein König nicht den Kampf verſagen!"

23.

Er ruft es laut, fällt mit Titanenſtreichen
ihn hitzig an mit Lanzenſtoß und Schwert.
Dem Wüthenden ſucht dieſer auszuweichen,
indeß er fechtend nur dem Angriff wehrt.
Nicht das geſalbte Haupt will er erreichen,
das, wie ihm dünkt, ein Strahlenkranz verklärt.
Entwaffnen will er ihn, den Löwen zähmen,
wo nicht verwundet ihn gefangen nehmen.

24.

Und als der König, glühend, mit erneuter
Gewalt ihn anfällt, weicht er; dieſer dringt
jach auf ihn los — im Hied und Stich der Streiter
flammt Schild und Schwert — und ach ein Helm zerſpringt!
und eh' ich noch mit einer Handvoll Reiter
zum Beiſtand eile, eh' es mir gelingt
die Kämpfenden zu trennen, ſtürzt, vom Schwarme
gedrängt, halb todt mein Freund mir in die Arme!

25.

Ich führ' ihn fort auf meinem Roß, ich trage
ihn blutend aus der uns erkämpften Schlacht.
Der Franke wich, er wich an dieſem Tage
nicht unſerm Glück, nein unſrer Heldenmacht!
Gefangen ward der König und die Sage
iſt dir bekannt; daß er, vom Rauſch erwacht
des Uebermuths, nach Frankreich ſelbſt geſchrieben:
„Die Ehr allein iſt übrig mir geblieben."

26.

Doch damals wußt' ich nimmer davon Kunde
ob unſer Heer geflohn, ob es geſiegt.
Nur ihn bedenk ich, der, an ſchwerer Wunde
verblutend, auf dem Bug des Roſſes liegt,
dem todtenbleich, mit halb erſtarrtem Munde,
der edle Geiſt beinah im Hauch verfliegt;
wohl fühlt er es: das Grab ſteht vor ihm offen;
nur in die Zukunft richtet ſich ſein Hoffen.

27.

Er dringt darauf an einem Bach zu weilen,
aus dem er ſich die trocknen Lippen netzt.
„Ich fühle," ſpricht er, „meine Kraft enteilen —
Freund, bei dem Eide, nie von dir verletzt,
gelob' es, zu befolgen dieſe Zeilen
im Voraus längſt ſchon von mir aufgeſetzt.
Ich weiß, es wird der Bund des Freundes Willen,
du wirſt den Wunſch des Sterbenden erfüllen.

28.

Ja! treu warſt du! — viel darf ich auch verlangen
von dir, denn viel haſt du zu leiſten Muth,
Das Theuerſte ſollſt du von mir empfangen!
bewahre dies dir anvertraute Gut!
Nicht ganz iſt Caſtrioto's Stamm vergangen,
wenn dies Geſchenk in deinen Händen ruht!
Nimm dieſen Ring; dies Schwert, dies Wehrgehenke
gieb Rocca, daß des Freunds dabei er denke.

29.

Jetzt eile fort zum Prior, der beſtändig
mir Treue hielt und unſern Schwur empfing.
Zeig ihm, was ich dir gab; er weiß, lebendig
trenn' ich mich nie von dieſem theuern Ring.
Ihm gilts als Zeichen, was ich eigenhändig
ihm anvertraut, als ich zum Heerzug ging,
dir auszuliefern und dir anzuzeigen —
werth ſei dies Kleinod dir, — werth wie dein eigen!

30.

Dort findeſt du noch viel geheime Schriften —
verwahr ſie wohl zu künftigem Gebrauch —
Gold und Geſchmeide in den Ahnengrüften
des Kloſters neben dem Cypreſſenſtrauch —
vor allen aber — Zu den reinen Lüften
des Himmels flog hier des Erſtarrten Hauch,
und kraftlos ſank er, eh er ausgeſprochen,
im Arm des Todes, der ſein Herz gebrochen.

31.

Nie, nie vergeß ich dieſes ſchmerzenvollen
Hinſcheidens Tag! bewußtlos, wankend ſtand
ich gleich dem Wandrer, der mit lockern Schollen
hinuntergleitet von des Abgrunds Rand;
doch als die Thränen lindernder entquollen,
verwahrt' ich ſorgſam jedes Freundſchaftspfand,
gelobend mir in feierlichen Schwüren,
was mir der Edle auftrug zu vollführen.

32.

Noch weilt ich an des Baches Raſenſitze,
verſenkt in Wehmuth und in bitterm Harm,
da ſprengt in des verfolgten Sieges Hitze,
begleitet von der Freunde Ritterſchwarm,
mein Rocca her — ach! wie gerührt vom Blitze,
erblickt er hingeſchieden mir im Arm
den Freund, von dem im Kampf ihm eigne Wunden
getrennt, ihn, lang geſucht und — todt gefunden.

33.

Er ſpringt vom Roß, er faßt den theuren Todten —
ha! welch ein Anblick! Schwert und Wehrgehenk
reich' ich dem Freunde wie mein Freund geboten —
— ein heiß beweintes trauriges Geſchenk!
Doch ahnend, daß Gefahren uns bedrohten
und meines Auftrags lebhaft eingedenk,
rath ich dem Freunde: auf des Bundes Pflichten
und eigne Sicherheit den Blick zu richten.

34.

Vergebens! denn er will zum nächſten Morgen
ſelbſt das Begräbniß, wie es dem gebührt,
der von uns ſchied, nach Kriegesbrauch beſorgen.
Ihm, der bei tieferm Schmerz den Schmerz kaum ſpürt
der eignen Wunden, laß ich unverborgen,
daß mich die Pflicht zu jenem Kloſter führt,
wo ich ſein harre, Rath mit ihm zu pflegen
und fernern Plan vereint zu überlegen.

35.

Nach des erblaßten Freundes letztem Schreiben
mir anvertraut, dem Bund der Dreien blos
beſtimmt, befahl er Jedem treu zu bleiben
den jetz'gen Herrſchern, ſprach uns förmlich los
von Eid und Pflicht; gebot mir: zu betreiben
den Auftrag mir ertheilt und dann im Schoos
der Einſamkeit und Ruh zurück zu kehren,
nur durch Gehorſam ihn im Tod zu ehren.

36.

Von Rocca ſchild' ich tief in Schmerz verloren;
er will mir folgen, raſtlos eil' ich fort.
Denn ſtärker trieben als mein Roß die Sporen
mich Ungeduld und Unruh zu dem Ort,
wo wir vor kurzem jenen Bund beſchworen.
Dem Prior zeig ich Ring und Auftrag; dort
wird mir von ihm erhellt und ausgedeutet,
worauf San Angelo mich vorbereitet.

37.

Erſtaunt vernehm' ich, was aus manchen Zügen
ich ſchon geahnt und fürchte dem Gewicht
des Zutrauns, nie erneuert, zu erliegen;
doch viel vermag geprüfter Freundſchaft Pflicht!
ſie ſtärkt, die Hinderniſſe zu beſiegen,
trotzt den Gefahren, aber zählt ſie nicht!
Feſt blieb mein Vorſatz: dem geliebten Schatten
für Liebe treue Liebe zu erſtatten.

38.

Noch weilt' ich bei dem Prior; denn wir warten
auf Rocca's Ankunft und begreifen kaum
was ihn, den ſehnlich von uns längſt Erharrten,
behindern konn. Wir wandeln ſpät im Raum
des Kloſterhofs; da ſchleicht ſich durch den Garten
verſteckt in Ahorn und Kaſtanienbaum
ein Mann, und lauſcht in Sträuchern und in Hecken,
als fürcht' er, Späher möchten ihn entdecken.

39.

Wir treten näher, und, ob ſchwach und trüglich
des Mondes Licht durch die Gebüſche ſchien,
erkenn' ich leicht Giacomo, den vorzüglich
ſtets Rocca liebt, den treuen Knappen, ihn
der jeden Auftrag unverzagt und klüglich
verrichtet, den Gefährten unſrer Mühn,
vertraut mit den nun aufgegebnen Planen —
jetzt ließ ſein Anblick böſe Meldung ahnen.

40.

Schnell wie die Windsbraut ſteigt, ſo ſtiegen, nahten
Gewitter uns in grauſer Schreckennacht.
Giacom berichtet: Alles ſei verrathen
und unſern Feinden Kunde zugebracht
vom Corſin Dimas; dieſen, Rocca's Thaten
und Ruhm beneidend, hatt' ich in Verdacht
ſchon längſt; nur konnt' ich, trotz genauem Spüren,
ihn einer Falſchheit klar nicht überführen.

41.

Von jeder Pflicht, die ihn zurück gehalten,
dünkt er ſich jetzt zum eignen Vortheil frei.
Er, welchem Stolz und Rachſucht Alles galten,
tritt auf als Zeuge, hat des nimmer Scheu
in jedem Theil den Anſchlag zu entfalten.
Für ſchnödes Gold verräth er Bund und Treu
und liefert, für erſehnten Hofrangs Ehre,
die Brüder aus dem Schwert und der Galeere.

42.

Vor allen trifft der Schlag zur Todeswunde,
die der Verräther hinterliſtig ſchlug,
den edeln Rocca; minder klare Kunde
ertheilt der Corſe, im Verrath noch klug,
von dem was mir und ihm in näherm Bunde
San Angelo zu wirken übertrug;
beſorgend eigne Freunde und Verwandte
im Netz zu ſahn, wenn er es weiter ſpannte.

43.

Sonſt wird der Plan zum frevelnden Empören,
— ſo nennt er es — ſo weit es Rocca gilt
und Angelo, wird was die Strafe mehren
und fördern kann, beweiſend klar enthüllt.
Man feſſelt Rocca; ſtandhaft in Verhören
entdeckt er nichts und den Verräther ſchilt
er frechen Lügner; Bund, Verſchworne, Thaten,
nichts will der Edle nennen noch verrathen.

44.

Man führet ihn ab; verwirkt iſt ſchon ſein Leben.
Doch der Verſchwornen Namen, Anzahl, Macht
auch wo ich ſei und was er anzugeben
ſich weigert, ſoll die Folter künſt'ge Nacht
von ihm erpreſſen; ſondern Furcht und Beben
vernimmt er es! er wird zurück gebracht
zum tiefſten Kerker, wo, bewacht von Sbirren,
die Feſſeln dumpf an feuchten Boden klirren.

45.

Giacomo, der in fremder Kleidung immer
dem Herrn gefolgt, vernimmt was das Gericht
beſchloſſen, was bevorſteht; alle Trümmer
des Reichthums ſammelt er, und das Gewicht
der Bitten, — doch gewißlich mehr der Schimmer
hellblendender Zechinen, — dies beſticht
zuletzt die Sbirren, ihm, den ſie nicht kennen,
mit dem Gefangnen ein Geſpräch zu gönnen.

46.

Erſtaunen, Rührung, Dank und Freude glühen
zum letztenmal in Rocca's edler Bruſt.
Mich läßt er warnen eilends zu entfliehen;
den einz'gen Sohn, des Alters Troſt und Luſt,
den er dem Prior vormals zum Erziehen
vertraute, übergiebt er, wohl bewußt
des nahen Todes, in Giacomo's Hände,
daß er mit ihm in fernes Land ſich wende;

47.

Beſchwörend ſeinen Treuen, bei der Stunde
der feierlichen Trennung, die jetzt ſchlug:
ihm von des Vaters Schickſal näh're Kunde,
ſtreng zu entziehn, bis ich dazu ihm Fug
ertheilt; das Ordenszeichen von dem Bunde,
das Rocca überm treuen Herzen trug,
läßt er als einz'ges Erbe dieſem Sohne;
denn Schloß und Länderei'n verſchlang die Krone.

48.

Und als Giacomo dem Befehl, der Bitte
Gehorſam zuſagt, ſchmerzlich und bewegt,
reißt Rocca ihm den Dolch, den nach der Sitte
des Landes Jeder in dem Buſen trägt,
jach von der Bruſt; faſt in des Herzens Mitte,
das der Befreiung kühn entgegen ſchlägt,
drückt er den Stahl, daß Ströme Blut, im Fallen
des Sterbenden, der Wunde heiß entwallen.

49.

„Ich danke dir," ſo rufe er, „aus den Banden
löſt mich der Tod! Nicht Drohn, nicht Tyrannei
zwingt Männer zum Verrath! die Feſſeln ſchwanden!
Mein Freund empfängt mich! ſieh, ich werde frei!
Mein Segen folge dir zu fernen Landen!
Erhalte meinem Sohne deine Treu!'
Er ſtirbt — ſein Geiſt begrüßt in beßrer Zone
die Heimath der Sokraten, der Catone!"

Vierter Geſang.

1.

Erinnerung! wo deine Zauber walten,
da treten aus der Vorzeit Dunkelheit
lebendiger die wandelnden Geſtalten!
Du reichſt den Trank, wodurch wie Lethe's Quell

Digitized by Google

verweigernd, feſt an deinem Zauber halten!
  Hehr glänzt dein Bild, an deſſen Fußgeſtell
wir knieend, wenn uns Zeit und Zukunft drücken,
mit Dank zu den vergangnen Freuden blicken!

2.

Auch zu den Jahren, wo der Schmerz mit wilder
  Zerſtörung unſre Freuden abgemäht,
wo Todesodem die geliebten Bilder
  der Frühverblichnen ſchaudernd überweht,
blickt unſer Auge thränend zwar, doch milder!
  Dem Engel gleich, den gläubiges Gebet
herabzog, nahſt du, nahſt mit leiſerm Ahnen,
den Uebergang zu höherm Troſt zu bahnen.

3.

O Holde, die beim Schein von Leichenkerzen
  und mit dem Flor, in dem die Wehmuth weint,
im Hintergrund, den Nebelwolken ſchwärzen,
  mit dem kein Steig den Abgrund dieſſeits eint, —
die, kräftig heilend die gebrochnen Herzen,
  mit Schweſtertreu, mit Muttergunſt erſcheint —
o, ſchließ beim Kummer uns in Schweſterarme!
o, tröſt uns mütterlich bei düſterm Harme!

4.

Auch jenem Greiſe, ihm, ſo lang an ſchroffen
  Abgründen wandelnd, mit dem Schmerz vertraut,
zeigſt du das Grab der Waffenbrüder offen,
  in das er mit bethränten Blicken ſchaut.
Von dieſem Anblick inniger getroffen,
  verſagt die Sprach' ihm im erſtorbnen Laut.
Ergriffen wie von unſichtbaren Händen,
vermag er nicht was er begann zu enden.

5.

Und mit Irenen kehrt er, als beim glühen
  ſenkrechten Strahl die Mittagsſtunden nahn,
zurück; verſenkt in tiefe Fantaſieen,
  ſpricht, was der Greis von ſeiner Freunde Plan
erzählt, als müßt' es ſich auf ſie beziehen,
  das holde Mädchen wunderbarlich an.
Es ſchienen dunkel ſie, gleich Traumgeweben,
befreundete Geſtalten zu umſchweben.

6.

Doch keine mag von allen Auskunft bringen
  — ob lang Irene grübelt drob und ſinnt, —
warum ihr Lieblingsplan nicht darf gelingen,
  die ſchönſte Hoffnung ihr im Wahn zerrinnt;
jetzt, da nach Nächten, mit Harpyenſchwingen,
  der beſſern Tage Morgenroth beginnt!
Und doch verſchließen ihres Vaters Worte
für ſie allein die helle Hoffnungspforte!

7.

Und doch vermeint er, Ungewitter thürmen,
  aufs neue ſich, und Bitt' und Warnung ſetzt
entgegen er der Neigung! — Bei den Stürmen
  im Innern, ſelbſt bei'm Schmerz, der ſie verletzt,
gelobt ſie ſich: Diego's Bild zu ſchirmen,
  dieß liebe Bild, dem Herzen eingeätzt!
des ſchönen Jünglings ſeelenvolle Züge,
ſein ſtiller Sinn — ſie ſichern ſeine Siege!

8.

Denn wie von ſelbſt verſchmolzen und vereinten
  ſich dieſe Züge; ſonnenrein und wahr
erblickt ſie wach, ſelbſt träumend, im verweinten
  und müden Aug' ſein helles Augenpaar,
die Wangen, welche Hitz' und Sonne bräunten
  und ſchöner drum ihr dünken, ſchwarzes Haar,
die Stirn umflatternd in den Wellenlocken,
Wuchs, Anſtand, Gang, frei, männlich, unerſchrocken.

9.

Mit Sehnſucht blickt ſie nach den fernen Wogen,
  von Aetnadämpfen ſtärker überdeckt,
wo dichte Schlacken furchtbar aufgeflogen,
  wo Vorbedeutung die Bewohner ſchreckt.
Ihr ſcheint es licht, als ſei ein Regenbogen
  von dorther bis zum Hüttchen ausgeſtreckt,
als ſtieg' auf ihm ein Engel ſichtbar nieder
und bring' ihr die verlornen Freuden wieder.

10.

Bewegt bis zu des Innern regſten Kräften
  ſchwebt ihre Seele tief in das Gebiet
der Fantaſie'n, ſelbſt bei den Tagsgeſchäften,
  wo, was ſie ſonſt vorzüglich an ſich zieht,
woran ſie lebhaft Müh und Sinn zu heften
  gewohnt war, ſie nun achtlos überſieht.
Vergeſſen, pflegelos ranken in einander
der wilde Hopfen und der Oleander.

11.

Nicht angebunden ſinkt die Purpurtraube,
  in reicher Fülle hin auf Blumengras;
verwachſen iſt der Eingang ihrer Laube,
  wo ſie Petrarca's Schmerz im Lied ermaß;
kaum daß ſie noch der Lieblingsturteltaube
  ihr Futter täglich reichte; nur vergaß
ſie nicht die Pflege mancher armer Kranken;
ſo ſtützt die Roſe welke Geisblattranken!

12.

Leicht wird vom Greiſe, der, bei ihrer Leitung,
  Bedachtſamkeit ſtets mit Gefühlen paart,
ihr innrer Bangmuth und, nach ſichrer Deutung,
  der nahe Grund, aus dem er ſtammt, gewahrt.
Schwer ward ihm, was als ernſte Vorbereitung
  nur galt, noch ſchwerer, was, zuletzt verſpart,
die Hoffnung ihrer Liebe ganz vernichten
und ſtürzen ſoll, Irenen zu berichten.

13.

Die dritte Nacht ſank nieder und erquickte
  das Meer, das ſtärker an dem Strande ſchwoll.
Stumm ſtand das Mädchen — und der Greis erblickte
  im ſchönen Auge, trüb und kummervoll,
die Thräne — ach, die lang zurückgedrückte,
  die unwillkürlich ihm ſo heiß entquoll!
Und gütig winkt er ihr und Beide ſteigen
ins kleine Boot, verſteckt in Weidenzweigen.

14.

Es wogt auf Wellen, die gleich Silber ſchäumen
  am Strande, den bald Hain, bald Felſenkluft,
bald Rebenhügel oder Feld umſäumen.
  Rein iſt der Himmel, kühl des Abends Luft.
Die Pinie wankt! von den Orangenbäumen
  durchwürzt den Aether ſüßer Stärkung Duft.
Hier rauſcht ein Zephyr in den reifen Halmen,
dort durch die breiten Blätter hoher Palmen.

15.

Sanft ſchlüpft das Boot, als ob von ſelbſt es treibe,
  obwohl des Alten Hand es kräftig lenkt,
in eine Bucht, wo ſich die hohe Eibe
  mit der Cypreſſe liebevoll verſchränkt;
es ruht: und vorwärts tritt mit voller Scheibe
  der Mond, vorher in Wogen noch verſenkt,
empor und malt, hier zitternd, dort in bläſſern
Lichtſchwingungen, ſich ab in den Gewäſſern.

16.

Der nächtlichen Natur Geſtalten fachen
  Empfindungen, groß, wunderbar und kühn
im Innern an! — Der Greis verläßt den Nachen,
  Irene folgt, ein Fels am Ufer ſchien
zwei Felſenbrüder traulich zu bedachen;
  die Grotte, ladend ſie auf friſchem Grün
zum Sitz, kann, ob die Schatten ſich verlängern,
die Ausſicht nicht entrücken, nur verengern.

17.

Den Hintergrund hellt Luna's Flammenfeuer,
  in Spiegelwellen bricht ſich ſeine Spur.
Hold blickt durch der geſtirnten Straße Schleier
  aus tauſend Sternenaugen die Natur.
Hoch wogt der Schwan, es rauſcht die goldne Leier,
  der Wagen rollt, es wandelt der Arktur;
und aus der weiten wolkenloſen Ferne,
ertönt die heil'ge Harmonie der Sterne.

18.

Dem frommen Sinn, dem ahnungsvollen Deuten
  vernehmlich, hallt der Schöpfung volles Chor;
gemeßne Bahn in vorbeſtimmten Zeiten
  durchwallend, kaum erſpäht von Herſchel's Rohr.

Bei hoher Fülle, den Uneingeweihten
 ein Schauſpiel, iſt es Augen, ſonder Flor,
den Seelen, die mit Sehnen es betrachten,
ein theures Ziel, dem ſie entgegen ſchmachten!

19.

Auf welchem Stern, in welchem Lichtplaneten
 verweilen ſie, die Lieben, uns entrückt?
Strahlt uns ihr Bild in Purpurmorgenröthen?
 Sind's Träume nur, wenn uns ihr Gruß entzückt?
Faßt Luna ſie? ſie Hesper, im erhöhten
 geweihten Licht? Hat ſie der Geiſt erblickt
im Nordſtern, dieſem Sinnbild ächter Weihe,
 im feſten Standpunkt wandelloſer Treue?

20.

So ſchweift der Geiſt in ſtillen Weiheſtunden
 der Fantaſie und forſcht, was tief verſteckt
die Sphynx, den Schleier um das Haupt gewunden
 andeutend zeigt und tief mit Schweigen deckt.
Denn Pſyche's Neugier mag es nicht erkunden,
 ſie liegt am Boden; wenn ſie Eros weckt,
der Götterſohn, und liebend ſie befeuert,
iſt Sonnenklarheit und die Sphynx entſchleiert.

21.

So ſchweift, wie mit entfeſſeltem Gefieder,
 des Greiſes Geiſt hinauf im Adlerſchwung;
vergangner Zeiten Abglanz kehrt ihm wieder;
 die Fantaſie bleibt, wie die Treue, jung.
Ihm blitzt das Paar der treuen Zwillingsbrüder,
 der Dioskuren, in Vergötterung;
ihn, der des Bruders Leben zu ergänzen,
ſein eignes darbot, ſieht er hehr erglänzen.

22.

An ſeiner Seite ſtrahlt der Vielgetreue,
 gefallen ihm zur Seite im Gefecht.
Bewundert, trotz der Jahre dunkeln Reihe,
 bewährt die Freundſchaft ihr geheiligt Recht,
ſie glänzt, daß ſich ihr Opferdienſt erneue,
 im Heldenpaar für kommendes Geſchlecht,
baut den Heroen ewige Altäre,
weiht ſich die Herzen unter jeder Sphäre!

23.

Wie feſt gebannt von unerforſchten Mächten,
 als ſeh' er noch das ſchreckliche Gefild
von Trennungen, von blutigen Gefechten,
 als winkt' ihm Angelo's und Rocca's Bild
aus den geheimnißvollen Mitternächten,
 ſo glänzt des Greiſes Auge ſtrahlend wild;
er blickt umher, als müßten ihm die Seinen
im Dunkelhell der Mitternacht erſcheinen.

24.

Sanft ſchmiegt Irene ſich, den Schmerz zu wenden,
 ein Engel liebevollen Troſts, ihm an.
„Sieh," ruft er, „ſieh die Dioskuren! ſtänden
 zur Seite ſie mir noch auf öder Bahn!
Vergebner Wunſch! bald wird dieß Leben enden,
 bald mir der Jüngling mit der Fackel nahn!
Verlöſche ſie am Hügel! drüben, drüben
find' ich euch wieder, ihr verlornen Lieben!"

25.

Er ſchweigt; dann ſammelt er zu neuer Stärke
 den irren Geiſt, und fährt gelaßner fort,
als ob er nicht Irenens Sehnſucht merke,
 die lauſchend harrte jedem Ton und Wort:
„Von Angelo, der ſeinem Heldenwerke
 erlag, von Rocca, der den freien Port
trotz Feſſeln fand, erzählt ich dir! erfahren
 ſollſt du nun Alles; nichts darf ich dir ſparen."

26.

Es eilt Giacomo noch zu hinzuzuſetzen:
 Neapels Fürſten ſei zugleich Bericht
von den Verſchwornen und den Waffenplätzen
 durch Dimas worden; des Verraths Gewicht
zu mehren, trachtend nach verborgnen Schätzen
 der Caſtrioten, ſei die Eidespflicht
verrathen, die, für Angelo geleiſtet,
zu heiligen der Prior ſich erdreiſtet.

27.

Schnell, blutig ſei, beſonders für Vaſallen
 die Strafe, laſtend ſchwebe der Verdacht
um alle Große, treffe mich vor Allen!
 zum Beil verdammte mich die Uebermacht!
die Güter ſind der Krone heimgefallen!
 den Flüchtigen verfolge Bann und Acht!
So hart beſtürmt bei widriger Verkettung
des Schickſals, blieb nur in der Flucht noch Rettung!

28.

Wo die Gefahr auf dem Verzögern ruhte,
 Beſinnung ſelbſt im Wählen ſcheitern muß,
da liegt Entſcheidung nur im raſchen Muthe,
 das letzte Heil im kräftigen Entſchluß!
Mehr ſorgend ob dem anvertrauten Gute
 als eigner Rettung, ſchien's als ſei mein Fuß
beflügelt, jeder Nerv geſpannt, entglommen
mein Geiſt! ſo wird entſchieden — unternommen!

29.

Der treue Prior, ſchnell entſchloſſen, flüchtet
 mit mir zugleich. Giacomo wird allein
von unſrer Reiſe Zielpunkt unterrichtet.
 Im Kloſter blieb ein Freund mit dem Verein
vertraut, der jede Spur davon vernichtet.
 Gepackt wird, was von Schriften, Edelſtein
und Gold ſich retten läßt, auf raſche Pferde;
ſo theilen wir Gefahren, Flucht, Beſchwerde.

30.

In tiefer Nacht verborgnem Schatten jagen
 wir raſtlos fort, oft wechſelnd Tracht und Bahn,
zu meiner Burg, ſobald die Morgen tagen,
 birgt uns der Wald; am dritten Abend nahn
der Heimath wir; nicht ſorglos uns zu wagen
 erſpähn wir Alles, kommen glücklich an.
Wohl hatte meine Gattin längſt vom Bunde,
doch vom Verrath und Unglück nimmer, Kunde.

31.

Was uns betroffen, welchen Schluß zu faſſen
 das Schickſal zwingt, wird jetzt ihr offenbar.
Feſt war ihr Sinn, im Unglück ſo gelaſſen
 als ſtill im Glück! O Mädchen! immerdar
ſei dir ſie werth! Sie mußte eh'r erblaſſen
 als ich, ſie, die dir mehr als Mutter war!
die grenzenloſe Treue mir erprobte,
in Mutterſorgfalt, die ſie dir gelobte!

32.

Der Plan zur Rettung, ſo nicht Aufſchub leidet,
 wird feſtgeſetzt; beſtimmt ſind Zeit und Ort.
Mein treues Weib zieht einzeln und verkleidet
 Als Gärtnerfrau zur fernen Hauptſtadt fort;
ſie holt dich ab, trotzt der Gefahr, und ſcheidet
 mit dir vom Vaterland; ein naher Port
empfängt uns All'; auf flüchtigen Pinaſſen,
wird ſchnell der Heimath alter Sitz verlaſſen.

33.

O Glück der Lieb' und Freundſchaft! Wiederſehen
 in Sicherheit nach überſtandner Müh!
Wie biſt du ſüß! wie kannſt du es erhöhen
 der Treue Glück, das Glück der Sympathie!
Hinfliehend zu den fernen Pyrenäen,
 bliebſt du uns hold, entwicheſt von uns nie!
Ach den Beſitz von Wohlſtand, Ehren, Schätzen
vermochteſt du mir reichlich zu erſetzen!

34.

Tief im Gebirg, wo zwiſchen Felſenwänden
 der Jäger kaum den ſcheuen Hirſch entdeckt,
baut' ich ein Haus mir und mit eignen Händen
 mein kleines Feld, den Garten tief verſteckt.
Treu der Natur, genießend ihrer Spenden,
 vom frühen Strahl zur Arbeit aufgeweckt,
der Welt entfremdet ſeit ich mich gefunden,
ſo flohn mir Jahre flüchtig wie Sekunden.

35.

Wie leicht konnt' ich hier eitlen Prunk entrathen,
 wo Freundſchaft mich und Liebe ganz verſtand!
Wie gern vertauſcht' ich Schwerter um den Spaten,
 das Schloß, den Helm um Pflug und Ackerland!

Digitized by Google

Dort ſproßten Lorbeern, — doch hier grünten Saaten,
dort winkte Ruhm, — hier meiner Gattin Hand.
dort trogen Menſchen, meine Brüder fielen —
hier ſah ich dich mit Roſ' und Taube ſpielen.

36.

Der Sehnſucht Wahn, der Hoheit Marmorgruppen
wie ſtehn ſo fern ſie gegen Ruh zurück!
dem Weiſen gelten ſie als Spiel und Puppen,
in ſeinem Herzen findet er ſein Glück!
Zu ſpät erkannt ich's und wie Bind' und Schuppen,
ſo ſank die Täuſchung vor dem hellen Blick.
Entkleidet von der bunten Thorheit Hülle,
fand ich das Glück in rein empfundner Fülle.

37.

Auch deine Bildung achtſam zu bedenken,
rief uns die Pflicht mit reich gelohnten Mühn.
Den reinen Sinn ſtets näher hin zu lenken
zum Edeln, dieß allein hieß uns „Erziehn."
Gewiß wirſt du noch ſein, des Biedern, denken,
der dich belehrt, des Prior Seraſin.
Er zeitigte mit Kenntniß, Liebe, Güte,
den regen Keim zur bald entſproßten Blüthe.

38.

Was keine Zeit vernichtet, was nicht rauben
das Unglück kann, in Still' und im Gewühl
uns treu bleibt, lehrt er dich: den hohen Glauben
an Gott und Zukunft, ſchärfte dein Gefühl
für Recht und Wahrheit; führte zu den Lauben
der Dichtkunſt dich, griff ſelbſt ins Saitenſpiel
der hohen Sänger, deren ächte Töne
das Herz erfaſſen, bildſam für das Schöne.

39.

O, daß wir ihn ſo bald im Kreis vermißten,
der oft Belehrung ihm, oft Troſt verdankt!
Er ſtarb als Weiſer, ſtarb den Tod des Chriſten!
Ein ſchlichtes Kreuz, von Epheu überrankt,
dem Abhang nah, wo ſcheue Tauben niſten
im Cedernſtamm, der hoch im Aether ſchwankt
— ihm galt der Platz als ſtille Betkapelle —
bemerkt sein Grab, geſegnet ſei die Stelle!

40.

Zwar konnt' er mir die Freunde, aufgerieben
vom Schickſal, nicht erſetzen; dennoch hieß
Gefühl und Dank mich ihn, den Biedern lieben,
der uns gefolgt und treu dich unterwieß.
Im Einverſtändniß war er ſtets geblieben
mit ſeinem Freund im Kloſter; dieſer ließ
vom Vaterland und was uns dort entriſſen
und theuer war, mit Vorſicht Kunde wiſſen.

41.

Unwiderrufen blieb trotz dreizehn Jahren
das Urtheil, die Verbannung und die Acht.
Verborgenheit nur konnt' es für dich ſparen,
dieß arme Sein! — Einſt trat in fremder Tracht
Giacomo ein; durch ihn konnt' ich erfahren,
daß Rocca's Sohn, nach Spanien gebracht,
in einem Kloſter, dort, verpflegt mit Treue
des Vaters Bild verſchönt in ſich erneue.

42.

Nur klagt Giacomo: dieſes Kloſters Stille
behage nicht dem Jüngling; reif und alt
an Kräften, obwohl in der Jugend Fülle,
begehrt er frei nach freiem Aufenthalt;
daß er der Abkunft Räthſel ihm enthülle,
verlang er oft; nicht Liſt und nicht Gewalt
vermögen in den düſtern Kloſtergängen
den jungen Löwen fürder einzuzwängen.

43.

Beſchloſſen ward dem Zwang ihn zu entrücken!
ihn, den als Kind ich einſt auf Wochen ſchon
bei mir verwahrt; — mit welchem Hochentzücken
erwartete ich meines Roccas Sohn!
Doch — wer vermag mein Schrecken auszudrücken? —
bald ſchreibt Giacomo: Pietro iſt entflohn!
Er täuſchte ſeine Hüter, er enteilte
dem Zwang, indeß Giacomo bei mir weilte.

44.

Den Jüngling aufzuſuchen, aufzufinden,
an den ihn Treue, wie der theure Schwur
an Rocca: ſtets ihn zu begleiten, binden,
forſcht lang' Giacomo auf des Flüchtlings Spur.
Umſonſt! denn Tage, Monden, Jahre, ſchwinden!
Lang harrt ich angſtvoll! niemals doch erfuhr
ich ſichre Botſchaft; einſt hab' ich vernommen,
Giacomo ſei im Treffen umgekommen.

45.

O dieſer Unfall riß die, kaum mit Narben
geſchloßnen Wunden auf zu neuer Qual!
Nun konnt' ich ihnen, die als Helden ſtarben,
ich konnt' ihm, der ſein Alles mir empfahl,
das Wort nicht löſen! ach, und ſie erwarben
ſo vollen Anſpruch in geprüfter Wahl
auf Treue ſich! — Vergebens! Wünſche ſteigen
nur kraftlos auf, wenn nicht die Thaten zeugen.

46.

Dir auch, Irene! gelten meine Klagen! —
Vernimm dein Schickſal in der Wehmuth Laut!
Du biſt — laß Alles dir in Einem ſagen —
Pietro's oder eines Kloſters Braut!
Du ſtaunſt? erblaſſeſt? Lern dein Unglück tragen!
Das Letzte werde ſtandhaft dir vertraut!
Lang ſucht' ich mir den Uebergang zu bahnen!
Vielleicht errieth mich dein geheimes Ahnen.

47.

Sieh dieſes Blatt, das einſt ich in den Grüften
des Kloſters Nicolo d'Arena fand,
verſiegelt bei der Caſtrioten Schriften!
San Angelo ſchrieb es mit eigner Hand.
Mit Rocca's Haus will er ein Bündniß ſtiften,
mit dem ſich früh ſein edles Haus verband;
und ſeine Erbin, will ſie ſich vermählen,
ſoll Rocca's Sohn, wo nicht, den Schleier wählen.

48.

Es ſoll der letzte Zweig der Caſtrioten
in dieſem Bündniß grünen rein und ächt.
Kein Höfling, kein Geſelle der Despoten
ſich drängen in das fürſtliche Geſchlecht.
So ſpricht der Wille des geliebten Todten:
Verweigert ſich die Erbin, fällt ihr Recht
der Erbſchaft an das Kloſter San Helene,
— und du biſt dieſe Erbin, — du, Irene!

49.

Du biſt die Tochter! einzig lebt von allen
in dir noch Caſtrioto's Name fort! —
Was Angelo, mein edler Freund, gefallen
einſt bei Pavia, unſers Bundes Hort,
— dein Vater — angab, fand ich in den Hallen
von Nicolo d'Arena, Wort vor Wort
beſtätigt; jeder Zweifel ward gehoben,
und treuverwahrt ſind der Behauptung Proben.

50.

Als ich den Ring, nur einfach, doch gediegen
von Golde ſchwer, — den damals ich erhielt,
als Angelo, beinah in letzten Zügen,
des Todes Näh' in meinem Arm gefühlt —
dem Prior gab, ward was mein Freund verſchwiegen,
wohin jedoch ſo mancher Wink gezielt,
mir klar; der Prior eilte nach dem Willen
des Sterbenden mir Alles zu enthüllen.

51.

San Angelo vermählte mit Jolande
Batori ſich; ſchön war ſie, ſanft und weich
ihr Herz! ſie weilt, Epirus Fürſtenſtande
entſtammt, am Hof der Königin; zugleich
galt ſie dem Herrſcher zum gewiſſen Pfande
der Treu des Ohm's; denn dieſer, mächtig, reich,
doch ungewohnt dem Herrſcherdruck zu fröhnen,
ſchien mit Neapel ſchwer ſich auszuſöhnen.

52.

Von ihm entfernt, abhängig doch vom Greiſe,
der jeden Schritt ſelbſt in der Fern erſpäht,
ſieht ſich Jolande von dem bunten Kreiſe
der Höflinge umſchwärmt; beſcheidner fleht

San Angelo um Liebe; ſanft und leiſe,
  wie Frühlingsathem durch die Lüfte weht,
eint Lieb' und Gegengunſt die beſſern Seelen!
doch Vorſicht lehrt, dies Bündniß zu verhehlen.

53.

Durch der Geſchlechter Zwiſt in frühern Zeiten
  iſt Angelo Jolandens Ohm verhaßt.
Unbiegſam iſt er, nimmer abzuleiten
  von dem Entſchluß, ſelbſt ſonder Grund, gefaßt.
Das Vorurtheil des Alten zu beſtreiten
  bleibt ſtets vergebens; leicht ſind Zweig und Aſt
zu biegen an dem Bäumchen, Staud' und Ranken
ſie geben nach, — die Eiche kann nicht wanken!

54.

Doch hofft die Liebe, wenn nicht Ueberwindung
  der Hinderniſſe, bei geſchworner Treu
den Wechſel beßrer Zeiten; die Empfindung
  wächſt ſtillverborgen, trotz der Jahre Reih.
Klar wiſſen ſie, daß nimmer die Verbindung
  dem Hof Neapels wohlgefällig ſei.
Deſpoten wittern Stürme und Gefahren,
wenn Kraſt und Anſehn ſich mit Reichthum paaren!

55.

San Angelo's Geburt, bekannte Rechte
  auf Caſtrioto's Lehne, wie ſein Muth
ſind ſchon ein Dorn im Auge für die Knechte
  der Unterjochung; wenn als Heirathsgut
er einſt des Ohms Beſitzung an ſich brächte,
  wie leicht darf dann der Schütze, der jetzt ruht,
mit Doppelkraſt den ſtarken Bogen ſpannen?
So ſorgt der Hof, — ſo rechnen die Tyrannen.

56.

Doch ob dort Haß und Launen widerſtanden,
  hier ängſtlich lauern Argwohn und Verdacht,
ſchlingt heiße Liebe ſie in Roſenbanden! —
  — Die Tugend fällt, wenn nicht die Vorſicht wacht! —
und insgeheim verbündet mit Jolanden
  ſich Angelo, und unterm Schutz der Nacht
knüpft in San Nicolo's d'Arena Mauern
der Prior Bande, die für's Leben dauern.

57.

Rocca und Dimas ſind der Trauung Zeugen,
  ich war entfernt; mein Freund verhehlte mir
was er gewagt; warum mußt' er mir ſchweigen?
  ich weiß es nicht! Vermuthlich ſtrebt auch hier
ausſchließend auf ein Vorrecht, für ſich eigen
  der ſchlaue Dimas; edler Rocca, dir
gilt nicht ein gleicher Vorwurf! immer glaubte
mein Herz: daß dir ein Schwur es nicht erlaubte.

58.

Und dieſem Bande, dieſem Heldenſtamme
  dankſt du die Abkunft! Früh ſchon übergab
Jolande dich an eine treue Amme,
  denn ihre Blüthe welkte früh zum Grab.
Entflohn dem Hofe, weichend vor der Flamme
  des Kriegs, kürzt Gram Jolandens Leben ab.
Nur wenig kann ich, damals ſelbſt zum Flüchten
gezwungen, von der Mutter dir berichten.

59.

Nebſt ihres Gatten Vielgetreuen allen
  verſchlang unrettbar ſie des Unglücks Strom.
Auch ſie verrieth der Bube. Angefallen
  war ihr indeß das Erbe von dem Ohm.
Als Eigenthum empörter Reichs-Vaſallen
  raubt es der Hof; ſie floh und fand in Rom,
wo ſie des heil'gen Vaters Schutz erflehte,
geneigt Gehör — und ihre Ruheſtätte.

60.

Ob Rache ſie in Rom mit gift'gen Pfeilen
  verfolgt, um ſichrer ihrer Güter Raub,
nach Tigerrechten, unter ſich zu theilen —
  wer mag es wiſſen? Für die Schwächern taub
bleibt Uebermacht! und dennoch iſt's zuweilen
  gerathner, wenn der Kläger Aſch' und Staub
geworden! — ganz vorzüglich wenn Beſchwerden
vom heil'gen Stuhl gerecht erfunden werden.

61.

Schon damals warſt du elternloſe Waiſe
  als meine Gattin in verſtellter Tracht,
bei meiner Flucht, nach mühevoller Reiſe,
  dich zu den Pyrenäen mir gebracht.
Erzogen in des Hausſtands engem Kreiſe
  mit treuer Sorgfalt, mußte mit Bedacht
ich Stand, Geburt und Abkunſt dir verſchweigen
und keine Spur vergangner Größe zeigen.

62.

Gern nannten wir dich eigne Tochter; ſchenkte
  nicht Elternrechte uns die Elternpflicht?
Du liebteſt uns; zu ſtiller Tugend lenkte
  das Beiſpiel wie des Prior's Unterricht;
doch als ich dort der Gattin Sarg verſenkte
  in fremden Boden, fühlt' ich das Gewicht
vermehrt; von Erdenbanden losgekettet,
blieb nur durch dich mein ödes Sein gerettet.

63.

Bin ich allein, ich in mich ſelbſt verſinke;
  ich ſeh' dorthin — denn iſt nicht dort ihr Grab? —
Es ſchien, als ob das Vaterland mir winke; —
  ihm eil' ich näher, doch es weiſt mich ab!
Verſtellung ſchützt mich, und die Fiſcherpinke,
  ſie, die im Glück mir ſonſt Erholung gab,
dient als Gewerbe; unverlöſchte Rache
entdeckt mich nimmer unterm Binſendache.

64.

Trotz ihrer ward erfüllt, was ich gelobte!
  Tief leidend aus des Vaterlandes Schoos
verbannt, der Sturm, der um mich, in mir tobte,
  beſänſtigt! ſieh! der Menſchen Kraft iſt groß,
iſt nur ihr Wille gut! — auch ich erprobte:
  Entſagung, Dulden bleibt der Erde Loos!
Viel hat des Schickſals Walten mir entriſſen!
Viel lernt' ich tragen, lernte viel vermiſſen!

65.

Auch du, Geliebte! lerne nun verzichten
  auf Hoffnungen! dich knüpft des Vaters Hand
an Rocca's Sohn; wer darf ſein Werk vernichten?
  wer ſeine Wahl? wer meines Eides Band?
Es dränge nicht ſich zwiſchen deine Pflichten
  und dein Gefühl ein fremder Gegenſtand!
Sei muthig, Tochter! wähl' und ſollſt du leiden,
ſo wiſſe: Schmerz wie Hoffnung gilt uns Beiden!"

Fünfter Geſang.

1.

Geheimnißvoll, erſpäht in düſtern Fernen,
  im Ziel geahnt, ſtill, wie der Mond entlang
die Bahn verfolgt dort zwiſchen Nebelſternen,
  ſo waltet hier des Schickſals ernſter Gang.
Ertragen! hoffen! ſchweigen! dulden lernen!
  dieß ſei der Gruß, es ſei der Wiegenſang
der Mutter! dieß der Wahlſpruch, Erdenſöhne!
der Weisheit Ruf, der bis zum Grab ertöne!

2.

Drum achtet bei dem Lauf der Warnungszeichen!
  drum überſpringt nicht tollkühn Maß und Grab!
Des Kraters Grund — ihn kann kein Fuß erreichen!
  zum höchſten Gletſcher führt kein Menſchenpfad.
Greift nicht verwegen in die Flammenſpeichen
  ſich flüchtig drehend in des Schickſals Rad!
Wie das Getriebe Spreu und dürre Halmen
ſo würd' es den Verwegenen zermalmen!

3.

Wohin verlor, von Eitelkeit getrieben,
  hienieden oft ſich ſtolzer Ruhmſucht Flug!
Geſetze hat ſie Enkeln vorgeſchrieben,
  gehemmt der Sympathien Wellenzug! —
Geſchlechter, vom Verhängniß aufgerieben,
  und Formen, welche Kronos Hand zerſchlug,
bewahrten ſie doch Menſchen vor dem Wähnen
ihr Wollen auf Geſchlechter auszudehnen!

Digitized by Google

4.

Wie jener Cherub mit dem Flammenſchwerte
  ſteht Angela's verwegener Beſchluß,
der freie Wahl Irenen ſtreng verwehrte,
  jetzt zwiſchen dieſer und dem Genius
des Glücks, der ihr zuerſt den Wunſch erklärte,
  dem ſchweigend, duldend, ſie entſagen muß!
Wohin ſie blickt ſind zwiſchen gähnenſchroffen
Abgründen, ach! nur Gräber für ſie offen!

5.

Pietro Rocca! — hohl und dumpf erklingen
  die fremden Namen, die ihr Herz nicht kennt!
Es eilt, gehoben von der Liebe Schwingen,
  hin zu Diego, den es leiſer nennt!
Wie darf es Ruh, wie Hoffnung ſich erringen,
  wenn Kloſterſchwur ihn ewig von ihr trennt?
Wie darf ſie Schwüre, wie Gelübde wagen?
Kann ſie Diego und dem Glück entſagen?

6.

Und müßte ſie den kühnen Schritt vollenden,
  fiel in der Weih' ihr braunes Ringelhaar,
wird dann nicht, ſchweifend von der Heil'gen Blenden,
  durch Eiſengitter von dem Hochaltar
ihr thränenmüdes Auge hin ſich wenden
  zu ihm, erkannt in frommer Beter Schaar,
dem in dem Eid, dem Kloſter ausgeſprochen,
ſie frühern Schwur der Lieb' und Treu gebrochen?

7.

Indeß in der Gefühle bangen Träumen,
  im ſtillen Leid Irene ſich verlor,
tritt aus der Kindheit frühern Nebelräumen,
  manch Schattenbild ihr in Erinnrung vor;
wie fremde Männer, kenntlich an geheimen
  Verbündungszeichen, in der Nächte Flor
verkleidet, zu des Greiſes Wohnung ſchlichen;
wie beim Geſpräch oft halbe Nächte wichen;

8.

Wie mit der Männer einen einſt ein Knabe
  ſo wunderſchön bei ihnen eingekehrt;
wie lieb er ſie, ſie ihn gewonnen habe,
  wie gleiches Spiel ihr kindiſch Glück vermehrt,
und jener Mann ihr manche kleine Gabe
  zum Unterpfand des Wiederſehns verehrt;
wie bei der Trennung beider Spielgenoſſen
vereinte Thränen heißer ſich ergoſſen:

9.

Dieß Alles ſtellt ſich aus dem Hintergrunde
  der heitern Jugend ihr lebendig dar.
Ihr ſagt das Herz, der Greis giebt deß ihr Kunde,
  daß jener Knabe Pietro Rocca war,
Giacom ſein Führer. Von dem Heldenbunde,
  zerſtreut durch Mangel, Aechtung und Gefahr,
begrüßte keiner jener Waffenbrüder,
ſeit Jahren Junag's Fiſcherhütte wieder.

10.

Entſchloſſen, nicht zu wanken, auszurichten
  des Freundes Willen und Befehl, bedenkt
der biedre Greis bei ſeiner Treue Pflichten
  Irene's Herz, in Trauer tief verſenkt.
Auf Lebensglück im Schleier zu verzichten —
  Ha! welch ein Loos, wenn Liebe Herzen lenkt
zu ſüßer Hoffnung! ſie, der Wonne Fülle
ſie ſtirbt, erſtickt von dieſes Schleiers Hülle!

11.

Wie vom Gewürm zernichtet, ſinkt die zarte
  entſproßne Blüthe hin am Roſenbaum
der frühen Hoffnung! Schonend, treu bewahrte
  der Greis Irenens ſüßen Jugendtraum;
ſelbſt die Entdeckung der Beſtimmung ſparte
  er für den Augenblick, wo, wähnend kaum
wie früh die Liebe tiefe Wunden ſchlage,
es Pflicht ihm ward, daß er das Letzte wage.

12.

Im Stundenglaſe ſeines Lebens rinnen
  nur wenig Körner nach für ihn herab.
Was darf Irene einzeln dann beginnen?
  Mit Junag's Leben bricht ihr letzter Stab!
Starb Rocca's Sohn, was bleibt ihr zu gewinnen
  im Lebensſpiel? dann winkt ein lebend Grab
im Kloſter ihr und bei den Lebendtodten
verwelkt der letzte Zweig der Caſtrioten!

13.

Nicht ſäumen darf er; mehr als Jahre drücken
  ihn die Gefühle mahnend an die Pflicht
einſt angelobt. Der Blitze nahes Zücken
  gewahrt Irene; der Verklärung Licht
umſtrahlt die Höhe und mit Siegesblicken
  ſchaut ſie herab auf Nebel, welche dicht
den engen Umkreis ihres Seins umflogen —
ihr ſtrahlt von fern des Sieges Regenbogen!

14.

Gerungen hat ſie lang, in ſtillen Nächten
  gebetet um Agathens Schutz; da ſteigt
die Heil'ge nieder, haltend in der Rechten
  die Palme! hin auf ihren Altar zeigt
ſie freundlich! Gottgeweihte Kinder flechten
  dort Kränze! — Einen beut ſie dar und ſchweigt.
Irene ahnt in dieſen Traumgeſichten
ihr nah Geſchick in ſtrengen Kloſterpflichten.

15.

Der Genius, umkränzt mit Mohn und Flieder,
  löſ't ihren Schlaf mit ſanfter Schwanenhand.
Des Traums Erinnrung kehrt ihr lebhaft wieder
  und gilt ihr als erſpähter Deutung Pfand.
Die Fantaſie leiht Wort ihr, lehrt ihr Lieder,
  und ſinnend nimmt ſie von der Hüttenwand,
die Mandoline, allzulang vergeſſen,
umſchattet von Geranien und Cypreſſen.

16.

Ihr Antlitz glänzt in glühen Morgenröthen;
  im leichten Duft, der ſich zum Hüttchen neigt
ſcheint ſie, die zu den nahen Gartenbeeten,
  zu Roſenſchweſtern ſich hinab gebeugt,
ein Götterweſen, das in glanzerhöhten
  Erſcheinungen zur Erde niederſteigt;
und zum Akkord der Saiten leisberührend,
tönt ſanft die Stimm' ätheriſch ſich verlierend.

17.

„O tritt noch einmal, du des Himmels hehre
  Erſcheinung, aus dem Silberwolkenflor!
Noch einmal ſäuſ'le aus der fernen Sphäre
  der Engel Lied in mein entzücktes Ohr!
Dort ſeh' ich ſie, die bräutlichen Altäre,
  von denen ſich mein irrer Schritt verlor
die Palm' in deiner Rechten führe, weiſe
mich in der Eingeweihten ſtille Kreiſe!

18.

„Dort lenke ſtrenge Regel die Verirrte,
  und Andacht reiche mir die Schweſterhand.
Der Einſamkeit für immer treu, umgürte
  die Demuth mir das härne Bußgewand.
Entblättert welke mir der Liebe Myrthe!
  der Schleier hülle vor der Erde Tand
den reinen Blick, und nimmer, nimmer lenke
er ſich nach ihm — ach deß ich weinend denke!

19.

„Nach ihm, der früh ſich dieſes Herz gewonnen,
  eh' es noch jemals andern Wunſch gehegt;
dem es noch ſpät, wenn jener Traum verronnen,
  wenn andrer Schwur ihm Feſſeln angelegt,
in dem Gefühl entbehrter Lebenswonnen
  entgegenklopft — bis es nicht ferner ſchlägt! —
Verwegne! wie? dein Vorſatz dieß? Agathen
erblickteſt du — und haſt ſie ſchon verrathen?

20.

„Verſchwinde denn, du Rauſch vergangner Zeiten!
  gehab dich wohl, du der Morgana Bild!
nicht fürder ſollſt du mir vorübergleiten! —
  Agathens Name bleibe Schirm und Schild!
Ihr gleich will ich dieß ſchwache Herz beſtreiten
  ihr folgen in ihr ſchauerlich Gefild,
die Glocke tönt zum Schwur! der Weihe Horen
beginnen — und ich hab' ihr ſchon geſchworen!

Digitized by Google

21.

„Noch nicht — noch nicht! o ſchonet mein, Geſtalten
der Nacht, ihr, die mir bleich vorüber ſchwebt!
Des Vaters Wink, die ſchaurigen Gewalten
der Vorzeit drohen — und mein Innres bebt!
Die Saiten ſchwirrten — Todestöne hallten
entgegen mir — vergebens widerſtrebt
dieß arme Herz — o daß im Schwanenliede
ein ſüßer Tod den ſchweren Kampf entſchiede!"

22.

Sie ſchweigt. Mit der Begeiſtrung ſchnellem Feuer,
das ſchwärmeriſch im jungen Buſen ſprüht,
begehrt ſie dringend den Novizenſchleier;
doch der Entſchluß, ſo feſt er ſchien, verrieth
dem Greiſe leicht, daß inniger und treuer
dem fremden Jüngling ihr Gefühl entglüht;
daß Fantaſie ein edles Herz beſteche,
das ſtark ſich wähnt in niegekannter Schwäche.

23.

Mit Weisheit und Erfahrung ausgerüſtet
hat ihn das Alter und mit ſcharfem Blick.
Für ſie, die ſelbſt ſich täuſchend überliſtet,
erkauft er gern der Zukunft ſichres Glück
mit ſeinem Leben, nur zu lang gefriſtet.
Vergebner Wunſch! drum dünkt ihm ihr Geſchick
weit minder hart, wenn, der Gefühle Hitze
benutzend, er ſie gegen Rückfall ſchütze.

24.

Auch naht der Tag Sankt George's, einſt vor allen
als Caſtrioto's Namensfeſt erwählt
zum Feſttag der verbündeten Vaſallen
und Freunde, die, zur Treue neugeſtählt,
in Nicolo d'Arena Kloſterhallen
ihn feiern. Längſt vom Bunde losgezählt
war dieſer Tag, in der Erinnrung trüben
Gewölken, Vielen theuer noch geblieben.

25.

Ihn dort zu feiern, iſt der Greis entſchloſſen,
und der Erinnrung an den Bundverein,
an ſeine Freunde, ſeine Kampfgenoſſen,
ein ſtilles Feſt nach Jahren noch zu weihn.
Sonſt zog im Prunk mit Rittern, Knappen, Roſſen,
er laut begrüßt mit Angelo dort ein,
jetzt pilgert er, Irene ihm zur Seite,
und Gram und Schmerz giebt Beiden das Geleite.

26.

Geworfen iſt ihr Loos! an heil'ger Stelle
winkt ihr, die ach! ſo lange kämpft und litt,
die Ruhe wieder; zu des Innern Schwelle
iſt durch's Noviziat ein kurzer Schritt;
ſo hofft ſie, ſehnt ſich nach der öden Zelle,
aus der kein Fuß zurück ins Leben tritt.
Es naht das Schickſal, ſie ins Grab zu drängen,
deß Riegel Gram und Reue nimmer ſprengen.

27.

Sie folgt dem Greiſe ſchweigend, doch beklommen,
aus ihrer Heimath ſtillem Fiſcherthal.
So folgt einſt Iſaak ihm, heiß entglommen
von Glauben, dem ein ſtrenges Wort befahl
zu opfern ſeinen Sohn, den einz'gen, frommen!
So trug er nach das Holz und bot dem Stahl
ſich folgſam dar, bis Jehova's Geſandte,
die Opfrung wehrend, Angſt und Trauer bannte.

28.

Auf ſchmalem Nachen iſt es überflogen
das wilde, ungezähmte Element,
das in Meſſina's Faro blauen Wogen,
Calabrien vom nahen Strande trennt.
Fortpilgernd wird der kleine Strich durchzogen
bis wo des Aetna Nebelſäule brennt,
wo dicht aus der Cyklopen Orkushallen
im leichten Aether Wolken niederwallen.

29.

Seit Wochen ſchon durchrollt ein dumpf Getöſe
der Berge Innres; freien Ausbruch ſucht
verhaltne Glut; als ob der Grund ſich löſe
zerberſten Mauern; gegen Fels und Bucht
kämpft hart das Meer; doch ſäumt der Calabreſe,
gewohnt gelinden Ausbruchs, mit der Flucht.
Der Heimath will er ungern nur entweichen
und achtet kaum der nahen Warnungszeichen.

30.

Auch dürfen ſie der beiden Pilger Reiſe
nicht hemmen. Für den Zweck der Wandrung gnügt
Ein Tag; beim Wunſch, das Feſt nach vor'ger Weiſe,
am Orte, der ſo nah vor Augen liegt,
zu feiern, ſcheint das Hinderniß dem Greiſe
vorübergehend und ſein Vorſatz ſiegt.
Irene ahnt im nahen Todverkünden,
im allgemeinen Aufruhr Troſt zu finden.

31.

In weiter Ebne liegt, geſtreckt auf grüner
Erhöhung, die das offne Meer beſchaut,
San Nicolo d'Arena, wo mit kühner
Begeiſtrung, welche höherm Schutz vertraut,
im reichen Flecken, die Benediktiner
ein ſtattlich Kloſter ſich vorlängſt erbaut.
Vor Aetna's Toben in dem nahen Stürmen
kann nicht Gebet ſie, nicht Gelübde ſchirmen.

32.

Mit des Gefühls unaufgehaltnen Zähren
naht ſich der Greis dem Kloſter und Altar!
Es tönt der Chorgeſang, noch abzuwehren
durch höh're Macht die drohende Gefahr! —
Ihr ſtilles Leid der Jungfrau zu erklären
wirft ſich Irene dort, wo nicht die Schaar
der Beter, nicht Geräuſche ſie zerſtreuten,
hin vor ein Bildniß der Gebenedeiten.

33.

Doch von dem Sturmwind fortgeſchleudert, wogen
indeß die Wolken tief, ins Dunkelblau
gehüllt, von leichten Streifen hier durchflogen,
dort aufgethürmt in ſchwärzlich-dickes Grau,
hier bis ins flache Thal hinabgezogen,
dort aufgethürmt im himmelhohen Bau,
der zu den Sternen leitet, auszugleichen
der Erde Fläche mit den Sternenreichen.

34.

Urplötzlich fällt ein dichter Aſchenregen,
verfinſtert iſt der Aether, ſchwül die Luft.
Dem Tauber fliegt das Täubchen ſcheu entgegen,
vom letzten Laut des Sterbenden gerufſt;
ſie fallen beide auf vereinten Wegen! —
ſo birgt zwei Gatten Eine ſtille Gruft! —
Entglühter Bimsſtein, ähnlich Donnerkeilen,
ſprüht ringsumher und ſteigt in Feuerſäulen.

35.

Durch Wipfel raſ't der Sturmwind, beugt ſie tiefer;
die Pinie ſinkt, zerſpaltet, wurzellos.
Der Donner rollt! das Meer aus dem Geufer
ſich wälzend, ſtürzt den Fels mit Rieſenſtoß.
Blaßgräulicht wogt die Fluth wie blanker Schiefer,
das Schuppenvolk hebt aus dem Wellenſchoos
das ſcheue Haupt; die Meeresſchwalben ſchweifen —
es ſcheint ihr Flug am Boden anzuſtreifen.

36.

Gehoben iſt der Aetna in den Fugen,
aus ſeinem Innern fließt ein Schwefelmeer.
Giganten, die Jahrtauſende ihn trugen,
ſie heben ihre Häupter, feſſelſchwer.
Der Krater gähnt; aus Rauchgewölken ſchlugen
blaurothe Flammen; Lava rollt daher
in dicken Wellen, meilenweit entfliegen
Sand, Aſch' und Schlacken eiſendicht gediegen.

37.

Gewaltig brüllt der nahen Donner Rollen,
wie das Beginnen, einer naben Schlacht,
wo tauſend Schlünde von den Schanzen grollen,
wie Felſenfall im Katakombenſchacht.
Der Mittag birgt ſich tief in ſchreckenvollen
Verhüllungen, in ſiebenfacher Nacht,
als Schlag auf Schlag und Blitz an Blitz ſich drängen,
vermögend ſelbſt der Erde Grund zu ſprengen.

Digitized by Google

38.

Die Zackenblitze kreuzen ſich und zünden;
in Trauer iſt der Schöpfung Schmuck verkehrt.
Der Himmel flammt; in innern Feuerſchlünden
verſchlingt jetzt Tellus was ſie ſonſt genährt;
und wo ſich Lavaſtröme drohend winden,
ſie, denen nimmer Damm und Mauer wehrt,
da ſtarren Feld und Au in kahlen Gluten
und Alles weicht verwüſtungeſchwangern Fluten.

39.

Sie überſchwemmen Häuſer, Villen, Städte;
die Mauer weicht, es ſinkt der Thürme Höh.
Sie hält nichts auf; Thal, Wieſen, Ackerbeete
und Gärten ebnet ſie zum weiten See!
So waltet, daß er jede Spur zertrete
der Schöpfung, lachend zu der Menſchheit Weh,
ein böſer Dämon, mit Verwüſtungsmächten,
entronnen aus des Hades alten Nächten.

40.

Geſprengt aus Demantangeln, aus den Schranken
geriſſen ſcheint die Erde, ſcheint ihr Gleis.
Wie blaſſe Geiſter, die der Gruft entſchwanken,
herauf gefodert in des Magus Kreis,
ſo ſchleichen bange Menſchen hin und wanken!
Vermiſſend Freunde, Gatten, Eltern, weiß
kaum einer ganz was er verlor; ihr Schweigen
iſt ſchrecklich, iſt nur der Verzweiflung eigen.

41.

Zum unentfernten Meeresufer flüchtet
das Volk in Thränen; Jammer und Gebet
ertönen; jede Hoffnung iſt vernichtet;
nur der Verödung Todesathem weht!
Denn wo ein Gott mit Feuerflammen richtet,
bleibt Troſt vergebens, Reue allzuſpät.
Geburt, Stand, Alter, was ſonſt Menſchen ſcheidet,
ſind hier vereint, wo Jeder klagt und leidet.

42.

San Nicolo verſinkt in Aſch' und Feuer,
von Dampf erſtickt, von Gluthen überſchwemmt.
Der Lavaſtrom füllt Gräben, ſprengt Gemäuer,
hoch überwogend, was entgegendämmt!
Er, deſſen Fortgang nicht Agathens Schleier,
der ſonſt dem Ausbruch widerſtanden, hemmt,
rollt fort und ſtürzt im breiten Feuermeere
die Tempel und der Heiligen Altäre.

43.

Die Kirche ſchwankt, geſprengt in Eiſengittern
aufſchließt die Gruft ſich bei der Stürme Wuth.
Des Domes Wölbung reißt im Grunderſchüttern;
Irene hört es kaum in frommer Gluth!
Die Wand erbebt; es ſcheint das Bild zu zittern —
— als Gnadenzeichen ſtärkt es ihren Muth!
So übertäubt des Herzens Machtempörung
der Elemente Kampf, der Welt Zerſtörung!

44.

Doch ſchrecklich wird der Irrwahn der Gedanken,
der Fantaſieen Gluth ihr fortgeſcheucht!
Der Tempel dröhnt — ein Erdſtoß — ſeht! die ſchlanken
Tragpfeiler beben und ihr Grundſtein weicht!
Ein Bogen ſtürzt — die Prieſter fliehn — es wanken
die Betenden empor, erſchreckt, erreicht
von Steinen, die mit Schutt die Kirche decken —
rund überall Entſetzen, Jammer, Schrecken!

45.

Wie Krieger, von der Roſſe ſcharfen Hufen
zermalmt im Kampf, liegt zwiſchen Schutt und Staub
die Menge. Greiſe ſchwanken zu den Stufen
der Ausgangshalle, ſichernd wie im Raub
das Leben. Herzzerreißend tönt das Rufen
nach den Vermißten; aber ſtumm und taub
ſind Viele ſchon — getödtet im Zerſchmettern,
und fruchtlos jammern Andre nach Erettern.

46.

In halber Ohnmacht ſinkt betäubt Irene; —
ihr Blick, nach dem geliebten Greis gewandt,
ſpäht nur nach ihm in dieſer Schreckensſcene,
und ſchließt ſich dann wie nah am Grabesrand.
Doch kräftig faßt mit männlich ſtarker Sehne,
ein fremder Arm ſie; eine ſanfte Hand
hebt ſie aus Steinen, die dicht um ſie fliegen,
und trägt ſie zu des Ausgangs Wölbungsbogen.

47.

„Wohin? wohin? nicht ſollſt du mich erfaſſen,“
ruft ſie erwachend, „rette, iſt's noch Zeit,
den Vater dort! ihn darf ich nicht verlaſſen —
weiß iſt ſein Haar, ein Pilger iſt's!“ — Und weit
hinein ins ſinkende Gebäu, durch Maſſen
geborſtner Steine, dringt, vom Tod bedräut,
der Retter, will, ob die Gefahr geſtiegen,
das Wagſtück enden oder unterliegen!

48.

Der Greis ſinkt kraftlos unter Schutt; es ragen
Haar und Gewand aus lockern Trümmern vor.
Den Aufgeregten will der Starke tragen —
da ſtürzt ein Stein herab vom Seitenchor
und trifft des Jünglings Arm; doch ſonder Klagen
geleitet er den Greis ans Ausgangsthor
hin zu Irenen, drängt und rettet Beide
aus dem in Trümmer ſinkenden Gebäude.

49.

Dem Arm, durch breite Wunde wie zerſchnitten,
entrieſelt Blut — doch achtet er dieß nicht.
Fort eilen ſie mit angſtbeſchwingten Schritten,
durch Schutt, durch Nebel, die der Sonne Licht
verdüſtern, vor das Thor zu niedern Hütten,
wo beſſern Schutz der Rettende verſpricht.
Wenn Städte ſinken, wenn Palläſte wanken,
ruht ſtill das Hüttchen unter Weinlaubranken.

50.

Doch kraftlos muß der matte Greis jetzt raſten
in einer Flur von Myrten rings umzäunt.
Erhöhte Rührung, heißer Dank erfaßten
ſein Herz; denn wie ein Himmliſcher erſcheint
der Retter ihm, der in dem abgeblaßten,
doch ſchönen Antlitz Muth und Hoheit eint.
Der Wunde Schmerzen ſcheinen ihm zu ſchwinden,
da ſich Irene müht ſie zu verbinden.

51.

„Wer biſt du,“ ruft der Greis, „den Gott uns ſandte
zur Hülf in der Zerſtörung Angſt und Graus?
Heil, Segen dir! nie ſpricht des Danks entbrannte
Empfindung ſich in ſchwachen Worten aus! —“
„Diego heiß ich,“ ſpricht er; — ach! ihn nannte
Irenens Herz ſchon längſt! — „dort iſt das Haus
des kranken Vaters; erſt ſeit Monden kehrten
wir zu der Stadt als Romuald's Gefährten.

52.

„O wohl mir, wenn mein Beiſtand, abzuwenden
die drohenden Gefahren, euch genützt!
Ein Werkzeug war ich in der Vorſicht Händen;
ſie iſt's allein, die gute Menſchen ſchützt;
ſie hilft, ich hoff' es, ſiegreich mir vollenden,
denn ihre Macht iſt's, die mich unterſtützt!
Wenn unter Todten ſie mein Leben ſparte,
ſo iſt's Irene, der ſie mich bewahrte!

53.

„Irene! ja in dieſer heil'gen Stunde,
bekenn' ich unſre Liebe, edler Greis!
Gewiß, euch gab die holde Tochter Kunde —
ſie kennt mein Herz — es liebt ſie glühend heiß.
O Vater, euern Segen unſerm Bunde!
Irene ſei mein heut errungner Preis!
Seit an Agathens Feſt wir uns getroffen,
iſt ſie mein Glück, mein Streben und mein Hoffen!

54.

„Wie flog mein Herz im ſehnenden Verlangen
zu eurer Heimath über jenes Meer!
Doch krank lag hier mein Vater, kaum entgangen
dem Tod, verwundet von der Feinde Speer.
Mir galt der Stoß, er hat ihn aufgefangen;
doch ſiegreich blieb bei Badajoz das Heer,
in dem wir kämpften: bei des Sohnes Pflichten,
mußt' ich auf Wiederſehn und Glück verzichten.

55.

„Und — o der Wonnen! als ich plötzlich heute
  dich ſah, Irene! folgend deiner Spur,
dich unerkannt umſchwebend, dir zur Seite,
  für dich beſorgt im Toſen der Natur,
im Elementenkampf, — gelobte, weihte
  ich mich im Stillen und mit theuerm Schwur
als Schutzgeiſt dir, und ſelbſt im Weltzerſtäuben
im Tod und Leben treu dir zu verbleiben.“

56.

Er ſchweigt und forſcht mit vielbeerdtem Prüfen,
  in des in Schmerz verſunknen Greiſes Blick.
„Uns unerforſchlich ſind des Schickſals Tiefen,“
  ſpricht dieſer langſam; „hart iſt dein Geſchick!
Des längſt verſtorbnen Vaters Winke rieſen
  Irenen früh zum Kloſter. Eheglück
bleibt ihr verſagt. Vom Vater übertragen
ward ihrer Leitung mir in frühern Tagen.

57.

„Was er gebot, geziemt mir zu erfüllen,
  ob ſich dabei das eigne Herz empört.
Mehr darf es ſelbſt dir, Edler, nicht enthüllen,
  den es als Retter ewig dankend ehrt.
Irene kennt ihr Schickſal; ihren Willen
  hemmt ſtrenge Pflicht; in wenig Tagen ſchwört
ſie das Gelübde; höh're Mächte ſcheiden
zwei Herzen würdig aller Lebensfreuden.“ —

58.

„So bleibt mir nichts für dieſe Welt zu hoffen!
  Wohl denn! ſo ſchwinde dieſes Lebens Spiel!
Ha! was ich ahnte — ſchwer iſt's eingetroffen!
  Vernichtet iſt der Wünſche letztes Ziel!
Lebt wohl! Lebt wohl! das Grab liegt vor mir offen!
  und fallen werd' ich wie ein Held einſt fiel!
Heil mir, wenn einſt ich dort Irenen finde! —“
ſo ruft er: jach reißt er vom Arm die Binde.

59.

Entſtrömend wallt das Blut vom Arm bis oben
  entblößt, bis zu der Bruſt herab geſtreift:
und in des Herzen ſchwärmeriſchem Toben,
  wo der Entſchluß ſchnell zur Vollziehung reiſt,
faßt er den Dolch; zum Stoß emporgehoben
  iſt ſchon der Arm; doch mächtiger ergreift
der Greis den Arm, und kann, nah am Vollenden
der That, den Stoß noch ab vom Herzen wenden.

60.

„Halt ein,“ ruft er, „Diego! ſprich, welch Zeichen
  trägſt du hier an der Bruſt? und weſſen Zug
am Arm gebrannt? — wär's möglich? — dieſe Eichen —
  der grüne Aar im himmelhohen Flug —“ —
„— Ein biedrer Mann — o möcht' ich ihn erreichen!
  ließ es zurück, wie er es ſterbend trug;
drum will ich, ob mein Vater ander Fragen
mir nicht gelöſt, es bis ich ſterbe, tragen.“

61.

Diego ſpricht's; es bleichen ſeine Wangen,
  denn ſtärker aus der offnen Wunde quillt
das Blut; ihn hält Irene heiß umfangen,
  ſie, der ſein Leben mehr als Alles gilt;
ihr reges Sorgen, ihr verſchwiegnes Bangen,
  und ein Verband aus ihren Händen ſtillt
den Schmerz; die faſt gebrochnen Augenlieder
entſchließen ſich — Irene kennt er wieder.

62.

Es ſchweigt der Greis; dann dringt mit heißer Bitte
  er in Diego: daß er unverweilt
ihn leite hin zu ſeines Vaters Hütte.
  Bald ſind ſie dort; denn wie ein Jüngling eilt
der Greis, Erwartung flügelt ſeine Schritte
  und Hoffnung, ob ein Strahl des Lichts, ertheilt
durch jenes Zeichen, dieſes Dunkels Nächte
zerſtreue, ſeinem Ahnen Deutung brächte?

63.

Sie treten ein; geſtützt von einer Krücke,
  ſchleicht matt ein Greis entgegen, ihren Gruß
erwiedernd; kaum begegnen ſich die Blicke
  der Alten — welch ein ſeliger Erguß!
„Du mein Giacom? biſt du es wirklich? drücke
  ich an dieß Herz dich? — Segen dem Entſchluß
hieher zu wallen! Segen dieſem Tage!
Gott! du verleihſt mehr als ich Greis ertrage! —“

64.

„O, guter Herr; euch darf ich wiederſehen?
  euch meines Rocca Freund, euch heute — hier!
Vergebens eilt' ich in die Pyrenäen,
  ich fand euch nicht und nimmer glückt' es mir
trotz Forſchen euern Wohnort auszuſpähen.
  Verwundet lag ich, Romualds Panier
begleitend, um Diego in Gefahren
zu ſchützen, weilt ich fern von hier ſeit Jahren.

65.

„Wohl mir daß ich den Flüchtling aufgefunden,
  dem Kloſterzwang zur Unzeit einſt entflohn,
den Namen tauſcht er als er dort verſchwunden —
  umarmt in ihm hier eures Rocca Sohn!
Vom ſchweren Eide bin ich jetzt entbunden,
  ich hielt ihn treu, weil noch Gefahren drohn.
Des Vaters werth iſt Pietro; es verrathen
die edle Abkunft, Muth und hohe Thaten.“

66.

Und Junag führt den Jüngling ihr entgegen,
  der Holden noch von Staunen ſtill betäubt.
„Euch eint San Angelo durch Vaterſegen!
  der Caſtrioten letzte Sproſſe bleibt
vermählt den Stamm des Freundes! auf den Wegen
  der Lieb', ob Sturm und Fluth den Nachen treibt,
dürft nun ihr glücklich landen in den Hafen
als Freie, nicht als euerr Räuber Sclaven.

67.

„Des Vaters Schrift hat Schätze dir, Irene,
  gerettet, meine Sorgfalt ſie bewahrt.
Laßt bald von hier uns ſcheiden, jede Scene
  des Leids vergeſſend, in vereinter Fahrt
nach Frankreich eilen, in entfernte, ſchöne
  Gefilde, wo der Reichthum, treugeſpart
zum Ankauf nützt in Thälern der Cevennen —
dort ſoll kein Schickſal, kein Tyrann uns trennen.

68.

„Kommt, meine Kinder, ſchwört den Eid der Weihe!
  von oben glänzt euch hehr ein mildes Licht!
O folgt ihm fürder in erprobter Treue
  zum Ziel der Weisheit auf dem Pfad der Pflicht.
Trifft dann euch Schmerz, doch trifft euch nimmer Reu!
  ich ging ihn ſtandhaft, weiche von ihm nicht.
Auf ihm iſt mir für Leid Erſatz geblieben:
des Rechts Bewußtſein und das Glück der Lieben!“

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Encyclopädie

der

deutſchen Nationalliteratur

oder

biographiſch-kritiſches

LEXICON

der deutſchen

Dichter und Proſaiſten

ſeit den früheſten Zeiten;

nebſt

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

Sechster Band.

O. bis Schmalz.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1841.

(W)

O.

Jakob Hermann Obereit

ward am 2. December 1725 zu Arbon im Schweizercanton Thurgau geboren und bildete ſich ſelbſt zum größten Theil durch Unterhaltung mit einem myſtiſchen Uhrmacher. Nach Erlernung der Wundarzneikunſt 1750 als Arzt zu Lindau angeſtellt, erhielt er 1769 ſeine Amtsentlaſſung und lebte nun in verſchiedenen Städten ſeiner Neigung zur Philoſophie, Theoſophie, Dichtkunſt und Chemie. In Jena, wo er ſich am längſten aufhielt, ertheilte ihm Wieland als Pfalzgraf 1769 das Diplom eines Dr. der Philoſophie. Er ſtarb daſelbſt am 2. Februar 1798.

Literariſch bekannt machte er ſich durch:

Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerlebens gegen Zimmermann. Frankfurt 1775.
Gamaliels Spaziergänge. Berlin 1780.
Die Einſamkeit der Weltüberwinder. Leipzig 1781.
Supplike an philoſophiſche Damen gegen Zimmermann. Ebendaſ. 1786.
Die verzweifelte Metaphyſik. Ebendaſ. 1787.
Der wiederkommende Lebensgeiſt der verzweifelten Metaphyſik. Drama. Berlin 1788.
Kritiſche Spaziergänge der Vernunft. Ebendaſ. 1789.

O. zeigte in ſeinen Schriften neben myſtiſcher Dunkelheit und unklarer Schwärmerei zugleich wirkliche Tiefe und Scharfſinn und hätte, auf beſſeren Bahnen fortſchreitend, wohl eine dauerndere Berühmtheit erworben, als jene ephemere, welche er zum größten Theil ſeinen Angriffen Zimmermann's verdankte.

Jeremias Jakob Oberlin

ward am 7. Auguſt 1735 zu Straßburg geboren und widmete ſich dort nach gehöriger Vorbildung eifrig dem Studium der Philologie, Philoſophie und Theologie. 1754 erlangte er die philoſophiſche Doctorwürde und wurde, nachdem er ſeine darauf folgenden ſprachlichen, literariſchen, archäologiſchen, geſchichtlichen und diplomatiſchen Studien beendet hatte, 1760 Lehrer am vaterſtädtiſchen Gymnaſium und Adjunct an der daſigen Bibliothek. Durch gelehrte Reiſen ſuchte er ſich ſpäter zum tüchtigen Univerſitätslehrer auszubilden, war aber kaum als ſolcher aufgetreten, als die Stürme der Revolution auch ihn ergriffen und ihn nach Metz in Gefangenſchaft brachten. Mit der Herſtellung der Ordnung erhielt auch er ſeine Freiheit wieder und wirkte nun als ordentlicher Profeſſor und Bibliothekar an der Univerſität zu Straßburg, wie auch als Mitglied des Stadtraths und Correſpondent des Nationalinſtituts bis an ſeinen am 10. October 1806 erfolgten Tod.

Er gab in deutſcher Sprache heraus:

Elſaſſer Almanach. Straßburg 1782—92.
Bihtebuach. Ebendaſ. 1784.

Ein verdienter Philolog, der ſich zugleich den Dank der Literatur durch Herausgabe und Verbreitung mittelalterlicher Schriftdenkmäler erwarb.

Von Obernburg, ſ. Minneſinger.

Heinrich von Ofterdingen, ſ. Minneſinger.

Adam Gottlob Oehlenſchläger.

Dieſer höchſt ausgezeichnete Dichter ward am 14. November 1779 zu Friedrichsberg bei Kopenhagen geboren und erhielt durch ſeinen Vater, den daſigen Schloßverwalter in Kopenhagen eine gelehrte Erziehung. Nach hier beendigten philoſophiſchen und Rechtsſtudien bereiſte er 1805 auf königliche Koſten Deutſchland, Frankreich und Italien und ward 1809 bei ſeiner Rückkehr als Profeſſor der Aeſthetik und Mitglied der Theater-Direction in der däniſchen Hauptſtadt angeſtellt. Sein Forſchungsgeiſt trieb ihn aber ſchon 1816 wieder nach den genannten Ländern und 1829 nach Schweden, wo ihn die Univerſität Lund beſonders ehrenvoll aufnahm und zum Dr. der Philoſophie ernannte. In demſelben Jahre erhielt er auch eine wirkliche ordentliche Profeſſur an der kopenhagener Univerſität, der bald die Ernennung zum Conſiſtorialaſſeſſor folgte. Von einer 1833 nach Norwegen unternommenen Reiſe zurückgekehrt, lebt er jetzt ſeiner literariſchen Muße zu Kopenhagen. In neueſter Zeit ward er zum Etatsrath ernannt.

Seine Schriften ſind:

Kleine vermiſchte Schriften. Stuttgart 1821, 8. Auch unter dem Titel: die Dichter im Leben, überſ. von G. Lotz.
Schriften mit Selbſtbiographie (bis zum 30. Jahre). Breslau 1829—30, 18 Bde., gr. 16.; neue Ausg. 1839.
Dramatiſche Dichtungen. Hamburg 1835, 2 Thle., 16.

Einzeln:

Aladdin. Dramatiſches Gedicht. Leipzig 1808, 2 Thle., 8.; 2. Aufl. 1820, mit 2 Kupf.
Hagbarth und Signe. Trauerſpiel. Stuttgart 1808, 8.;
Hakon Jarl. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1810, 8.

Digitized by Google

Axel und Walburg. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1810; neue Ausg. 1820, 8.
Correggio. Trauerſpiel. Ebendaſ. 1816; 3. unveränd. Aufl. 1832, 8.; franzöſiſch von X. Marmier, Paris und Straßburg 1834, 8.
Gedichte. Stuttgart 1817, gr. 8.
Märchen und Erzählungen. Ebendaſ. 1817, 2 Bde., 8.
Hugo von Rheinsberg. Trauerſpiel. Herausgegeben von Chriſtiani. Göttingen 1818, 8.
Palnatoke. Trauerſpiel. Stuttgart 1818, 8.; 2. Aufl. 1819.
Briefe in die Heimath. Ueberſetzt von Lotz. Altona 1820, 2 Bde. 8.
Der Hirtenknabe. Drama. Leipzig 1821, 12.
Ludlams Höhle. Märchen. Berlin 1821, 8.
Erich und Abel. Trauerſpiel. Stuttgart 1821, 8.; aus dem Däniſchen von Lotz, Schleswig 1821, 8.
Starkother. Trauerſpiel. Stuttgart 1821, 8.
Freia's Altar. Luſtſpiel. Berlin 1821, 8.
Die Räuberburg. Singſpiel Stuttgart 1821, 8.
Robinſon in England. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1821, 8.
König Hroar in Leire. Ebend. 1822, 8.
Holbergs Luſtſpiele. Ueberſetzt. Leipzig 1822—23, 4 Thle., 8.
Tordenſkiold. Drama. Nach dem Däniſchen von G. Lotz. Kaſſel 1823; 2. Ausg. 1828, 8.
Die Blutbrüder. Ueberſetzt von G. Lotz. Leipzig 1823, 8.
Baulundur. Stuttgart 1824.
Aly und Gulhyndi. Ebendaſ. 1825.
Die Inſeln im Südmeer. Tübingen 1826, 4 Bde. 8.
Die Väringer in Konſtantinopel. Trauerſpiel. Berlin 1828, 8.
Die Götter des Nordens. Epos. Aus dem Däniſchen von Glückſelig (G. Legis). Leipzig 1829, 8.
Morgenländiſche Dichtungen. Leipzig 1831, 2 Bändchen, gr. 12.

Ein Ausländer, den wir durch ſeine trefflichen deutſchen Schriften mit Stolz auch den Koryphäen unſerer Nationalliteratur beizählen können. Tiefe und Innigkeit des Gefühls, reiche Phantaſie, Anmuth, Witz und trotz dem, daß die deutſche Sprache für ihn eine fremde iſt, ſeltene Beherrſchung der Form, ja ſelbſt, ungeachtet mancher däniſchen Wendung, bewundernswürdige Klarheit und Adel des Ausdruckes ſind ihm eigen und weiſen ihm als Dichter einen Platz unter den beſten ſeiner poetiſchen Zeitgenoſſen an. Der einzige Tadel, der im Allgemeinen ſeine dramatiſchen Leiſtungen trifft, iſt eine gewiſſe naive Sentimentalität, durch welche die nöthige Kraft gerade da, wo ſie am meiſten vorherrſchen ſollte, gelähmt, mitunter ſelbſt ganz verdrängt wird. Am bedeutendſten erſcheint er in der Bearbeitung mythiſcher und hiſtoriſcher nordiſcher Stoffe, und ſein „Hakon Jarl" iſt namentlich ein Meiſterwerk, am anmuthigſten dagegen, wo er leichtere Märchen mit ſpielender Phantaſie und warmer Lebendigkeit, die ihm eigenthümlich iſt und ſeinen Dichtungen häufig ein ſüdliches Colorit verleiht, behandelt. O. iſt eine durchaus edle Natur, das ſpricht ſich auch in allen ſeinen Poeſieen, ſelbſt in den minder gelungenen ſiegreich aus und wird in Dänemark wie in Deutſchland ſtets willig anerkannt werden.

Reichmuth von Adocht*).

In Cöln lebte im Jahre 1571 ein reicher Bürgermeiſter, deſſen Ehefrau Reichmuth krank ward und ſtarb. Sie hatten ſehr glücklich mit einander gelebt; Reichmuth war noch ſehr jung und ſchön geweſen, und ihr Eheherr hatte während der Krankheit nie ihr Bette verlaſſen. Sie litt nicht viel in der letzten Zeit ihrer Krankheit, aber die Ohnmachten wurden immer häufiger und dauerten immer länger, bis ſie zuletzt nicht mehr aufhorten und ſie verſchied. Es iſt bekannt, daß Cöln eine Stadt iſt, die, was Andacht betrifft, ſich in alten Tagen mit Rom vergleichen konnte; weßhalb man ſie auch Roma germanica, oder civitas sancta geheißen. Es ſchien, als wenn ſie in folgenden Zeiten durch Frömmigkeit das Unglück wieder gut machen wollte, der abſcheulichen Agrippina Geburtsort geweſen zu ſein. Man ſah in vielen Jahren weiter nichts als Prieſter, Studenten und Bettelmönche. Man hörte immer da mit den Glocken lauten, und zählt noch eben ſo viele Kirchen und Klöſter, wie das Jahr Tage hat.

Die vornehmſte Kirche, die Kathedrale St. Petri, iſt eins der vortrefflichſten Gebäude Deutſchlands, aber noch nicht vollendet. Nur der Chor iſt gewölbt. Das Innere der Kirche beſteht aus vier mächtigen Säulenreihen, und iſt etwas länger als der Straßburger Münſter. Der Hauptaltar iſt ein einziger ſchwarzer Marmorſtein aus Namur an der Maas, längs des Rheins nach Cöln gebracht. In der Sacriſtei zeigt man einen Stab von Elfenbein, der dem Apoſtel Petrus zugehört haben ſoll. In einer Capelle ſteht ein ſilberner vergoldeter Sarg, mit den vermeintlichen Leichnamen der heiligen drei Könige.

In dieſer Kirche ward Reichmuth von Adocht beigeſetzt, als Braut geſchmückt, in blumiger Seide, einen bunten Kranz auf dem Haupte, die Finger voll köſtlicher Reife.

So ward ſie in eine kleine Capelle im Keller unter dem Chore in einem Sarge mit gläſernen Scheiben hingeſetzt. Mehrere ihrer Voraltern lagen ſchon da.

Der wackere Adocht, ihr Eheherr, hatte mit ſchweren Schritten ſeine Hausfrau zur Ruheſtätte geleitet, die große Glocke im Thurme, von zweihundert und zwanzig Centnern, ihre erhabenen Trauertöne durch die weite Stadt verbreitet; die frommen Mönche, mit Geſang und Serpenten, mit Licht und mit Rauchwerk, hatten ein Requiem abgeſungen von den großen Pergamentfolianten, die im Chore auf ihren Notenſtühlen aufgeſtellt waren. Jetzt lag ſie da, blaß und kalt, in der Hülle des Todes. Die ungeheure Uhr, die nur einmal im Jahre aufgezogen wird, die die Stunden des Tages und den Lauf der Sterne zeigt, war das einzige Bewegliche im ſtillen Gewölbe. Ihr eintönig lautendes Tiktak ertönte über die ſtillen Gräber, über die alten heiligen Bilder.

Es war ein ſtürmender November-Abend, als Peter Bolt, Todtengräber bei der St. Peterskirche, nach dieſer prächtigen Begräbnißfeier nach Hauſe ging. Seine Frau hatte ihm ein Jahr nach ihrer Ehe eine Tochter geſchenkt; jetzt war ſie wieder guter Hoffnung. Mit ſchwerem Herzen ging der arme Mann von der Kirche nach ſeiner ſtillen Wohnung, die kalt und feucht am Fluſſe lag, und dem Sturm im Herbſte am ärgſten ausgeſetzt war. Er wollte zu ſeiner Frau hineingehen, aber die kleine Maria, die in der Vorſtube mit ihrer Puppe ſpielend ſaß, kam ihm entgegen. Vater, rief ſie, geh nicht hinein! Der Storch iſt gekommen, hat Maria einen Bruder gebracht, Mutter ins Bein gebiſſen; ſie iſt krank und liegt im Bette. — Kurz darauf kam ſeine Schwägerin und brachte ihm einen neugeborenen geſunden Knaben. Seine Frau befand ſich nicht wohl, und es wurden Anforderungen zu nothwendigen Ausgaben gemacht, die weit ſeine Kräfte überſtiegen. In dieſer Noth lief er hin zum Juden Iſaak, der ihm in der letzten Zeit mitunter eine kleine Summe vorgeſtreckt hatte. Aber Bolt hatte nichts mehr zu verpfänden; er mußte ſeine ganze Hoffnung auf Iſaaks Mitleid gründen, und das war ein ſchlechter Ankerplatz. Iſaak hörte ſeine heftige, durch Thränen unterbrochene Bitte mit Geduld an. Als Bolt ausgeſprochen hatte, antwortete er gelaſſen, daß er auf ein neugeborenes Kind nichts verleihen könne, und daß Thränen und Seufzer ein ſchlechtes Pfand ſeien, das keinem ordentlichen Manne genüge. In gefühlloſer Stumpfheit, zwecklos und verzweifelt, taumelte Bolt jetzt wieder nach Hauſe. Bei den reichen Prälaten war er öfters geweſen, ſie hatten ihn mit unbedeutenden Almoſen abgeſpeiſt, und nun durfte er da nichts mehr erwarten. Es war dunkele Nacht geworden; der erſte Schnee fiel eben in großen Flocken ſchräge hin über den Domplatz. In dieſem Taumel, ganz in ſein Unglück verſunken, verfehlte er den Weg über den Markt, den er doch ſo oft gegangen, und ehe er es ſelbſt wußte, ſtand er auf der Kirchentreppe, gerade beim Haupteingange des Doms. — Die Uhr ſchlug dreimal, das war drei Viertel auf Zwölfe. Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke, wie ein Blitzſtrahl, durch den Kopf. Er ſah ſeine kleine Maria mit der Puppe ſpielen; — ſeine kranke Frau mit dem neugebornen Kinde an der ausgezehrten Bruſt im Bette liegen; — alsdann die todte Reichmuth im gläſernen Sarge, mit Edelſteinen an den Leichenfingern. — Wozu braucht ſie die? dachte er. Iſt es eine Sünde, die Todten zu berauben, um die Lebendigen zu erquicken? — In dieſen Gedanken eilte er nach Hauſe; und nachdem er hundertmal auf dem Wege ſo und ſo beſchloſſen hatte, brachte das ſtille, verheimlichte Leiden ſeiner Frau ihn zum Entſchluß. Er zündete ſeine Blendlaterne an, ſteckte den großen Schlüſſelbund in die Taſche und ging. Unterweges ſchien es ihm, als ob die Erde unter ihm wanke; aber der Gedanke, daß es zu Hauſe noch ſchlimmer war, als hier, trieb ihn fort. Er tröſtete ſich mit dem ſchlechten Wetter, welches die Straße leer hielt, ſo daß ihn Niemand belauern würde. Auf der Treppe ſtand er wieder einen Augenblick ſtille, darauf faßte er Muth, ſteckte den Schlüſſel in das alte Schloß, drehte mit dem gewöhnlichen Griffe, und jetzt ſtand er allein in der Kirche, nachdem er die Thür wieder angelegt hatte.

*) Novelle aus A. G. Oehlenſchläger's „Schriften," 16. Bdchn. (Breslau 1830).

Digitized by Google

Mit welcher Herzensangſt ging er durch das lange Schiff der Kirche. Er zitterte ſo ſehr mit der Leuchte in der Hand, daß er jeden Augenblick fürchten mußte, das Licht würde auslöſchen. Es ſchien ihm, als ob die ausgeſchnitzten Cherubim an den Stühlen mit ihren Flügeln ihn an dem Rocke zurückhalten wollten. Er hatte von einem Menſchen gehört, der in die Kirche gegangen war, um ſeinen Muth zu zeigen; er wollte zum Zeichen, daß er da geweſen, ſein Meſſer in einen Sarg ſtoßen; unvorſichtiger Weiſe hatte er auch den Rockſchoß durchbohrt, und da dieſer ihn zurückhielt, ſei er vor Schrecken todt umgefallen. „Du mußt deine Furcht zähmen; es iſt alles Einbildung! Es iſt dein wallendes Blut, das dich betrügt! Hundertmal biſt du hier des Nachts geweſen, und es iſt dir nichts zugeſtoßen!“ Alles dieſes ſagte er ſich ſelbſt; es machte ihn aber nicht muthiger. Es dünkte ihm ein ritter Laut der Lippen, obſchon er es nur dachte, und ſich wohl hütete, laut zu ſprechen.

Jedesmal, wenn er mit der Leuchte an einer Altartafel vorbeikam und die Bilder beleuchtete, ſchien es ihm, als ob die ernſten Geſichter drohende Mienen machten. An einem Bilde ſah man die Hinrichtung des Apoſtels Petrus. Das Haupt gegen die Erde gekehrt und die Füße gegen den Himmel gewandt, hing der Heilige da am Kreuze. Das Blut ſank ihm ins ausdrucksvolle Geſicht, und die Silberlocken fegten den Staub. In dieſem Augenblick glaubte Bolt die Sekundenſchläge der Glocke ſtärker zu hören. — Er wich zurück. Gott! dachte er, was du ein Sünder biſt! Der heilige Petrus ſtarb ſo demüthig ſeinen ſchmerzlichen Tod für Jeſus, und du verräthſt ihn. Jetzt krähte der Mitternachtshahn draußen, und es rann Bolt in Sinn, wie Petrus ſeinen Erlöſer dreimal verläugnet, ehe der Hahn zweimal gekrähet hatte. — Er war doch auch ein Menſch, dachte Bolt, und hatte keine Johanne, keine kleine Maria, kein neugebornes Kind zu verſorgen. — Dieſer Gedanke gab ihm Muth. Er ging am Hochaltar keck vorbei, öffnete die Chorthür, ſtieg die Treppe hinunter, ſchlich ſich durch den langen, ſchmalen Kellergang, mit Begräbniſſen zu beiden Seiten, machte Reichmuths Capelle auf — und jetzt ſtand er ihrem Sarge gerade gegenüber. Da lag ſie blaß und gelb. Er glaubte ſchon einen unangenehmen Leichengeruch im Gewölbe zu ſpüren. Der Flitter in ihrem Haare und die Ringe an ihren Fingern glänzten ſeltſam im ſchwachen Leuchtenſchimmer. Er wollte den Deckel öffnen, fuhr aber zurück. Es ſchien ihm, als ob die Todte ihr Geſicht verzöge. Hätte ich nur Zeit, dachte er, ſo wollte ich doch lieber etwas aus den andern Särgen nehmen. Die Zeit hat das Menſchliche an dieſen Mumien vertilgt! Man bringt ja ohne Gewiſſensangſt Mumien von Egypten. Die lange Zeit hat das Recht des Todten und die Ehrwürdigkeit der Leichen aufgehoben. Doch — dachte er wieder — dieſe ſind Chriſten, meine Brüder und Freunde. Die Egypter ſollen ihre Grabmäler ſelbſt in großer Ehre halten; es ſind nur ihre Feinde und Fremde, die ſie öffnen und plündern. Die Scheu davor, ſich lange an dieſem ſchlimmen Orte aufzuhalten, gab ihm Thatkraft. Reichmuths Sarg ſchien ihm zum Oeffnen der leichteſte, er wollte ihn mit einem Brecheiſen aufmachen, aber es ging nicht ſo leicht. Die gläſernen Scheiben waren zu klein, und darinnen mit Eiſendrath verſehen. Er mußte das Holz von außen ſpalten. Während es krachte, floß ihm der kalte Schweiß übers Geſicht. Dieſer Laut überzeugte ihn mehr, als alles Uebrige, daß er ein Kirchenräuber ſei. Vorher hatten ihn nur die Umgebungen angſt gemacht; jetzt fing er an, vor ſich ſelbſt zu erſchrecken, und er hätte ohne Zweifel Alles aufgegeben, wäre nicht das Schloß plötzlich aufgeſprungen, indem er eine Feder drückte. Hurtig ſah er zurück, als wenn er den wahrnehmen wollte, der hinter ihm ſtand und ihn belauerte. Als er Niemand ſah, fiel er auf ſeine Knie, erhob ſeine Hände und ſeufzte: „Heilige Todte! vergib! Du brauchſt nichts von dieſem Schmucke, und ein einziger Stein davon vermag eine arme lebendige Familie glücklich zu machen. Es war ihm, als ob die Todte bei dieſen Worten freundlicher ausſah. Beherzt ergriff er nun ihre Hand, einen der Ringe abzuziehen. Was ſchildert ſein Schrecken, als die Leiche ſeine Hand mit kalten Fingern umfaßte und ſie feſt um das Handgelenke drückte. Mit einem Schrei machte er ſich los. Er hatte nicht ſo viel Beſonnenheit, die Leuchte mitzunehmen. Angſt findet den Weg im Dunkeln. Als ein Haſe fuhr er durch den Gang der Capelle, durch das Chor, und wäre ohne Zweifel glücklich hinausgekommen, hätte er nicht in der Eile den großen ſogenannten Teufelsſtein vergeſſen, der mitten in der Kirche liegt, der Sage nach, vom Teufel durchs Gewölbe geworfen. So viel iſt gewiß, er iſt vom Boden heruntergefallen, und man zeigt noch das Loch droben, wodurch er gefallen iſt.

Gegen dieſen Stein taumelte der unglückliche Bolt, eben wie die Glocke ihre zwölf dumpfen Schläge vom Thurm herab brummte, und unbewußt ſtürzte er zur Erde. Als er aus ſeiner Ohnmacht erwachte und vernahm, daß Niemand ihn verfolgte, gab die Furcht ihm Flügel. Jetzt eilte er zur Kirche hinaus, über den Markt, gerade nach des Bürgermeiſters Hauſe. Er war ſich nichts bewußt, als ſeine Sünde, und ſah keine Möglichkeit, der Rache der Todten zu entgehen, als durch eine Beichte.

Er mußte lange klopfen, ehe die Thür aufgemacht ward. Das ganze Geſinde lag im tiefen Schlummer, nur der betrübte Abocht ſaß noch in ſeinem Canapee, wo er ſo oft mit Reichmuth geſeſſen. Ihr Bild hing im Schatten an der Wand. Bolt's wiederholtes Klopfen weckte ihn endlich aus ſeinem wehmüthigen Traume. Er ging hin, öffnete das Fenſter, und fragte: „Wer iſt da?“ — „Ach, geſtrenger Herr Bürgermeiſter,“ war die Antwort, „ich bin's!“ — „Welches Ich?“ — „Peter Bolt, Todtengräber bei der St. Peterskirche. Ich habe eine Sache von äußerſter Wichtigkeit zu entdecken, Herr Bürgermeiſter.“ Eine natürliche Gedankenverbindung von Reichmuth, dem Todtengräber von der Kirche, worin ſie lag, und dem wichtigen Geheimniſſe trieb Abocht fort, um ſo bald als möglich mehr zu erfahren. Er nahm die Wachskerze, eilte die Treppe hinunter, und öffnete Bolten ſelbſt die Thür. „Was habt Ihr mir zu ſagen?“ rief er. Kaum war die Thür wieder zugemacht, als Bolt ſich ihm zu Füßen warf, und ſeine Sünde geſtand mit Allem, was vorgegangen ſei. Abocht hörte ihm verwundert zu; ſein Zorn war mit Mitleid vermiſcht. Er befahl Bolten, dieſe Sache zu verſchweigen, da er ſich ſonſt ſelbſt ins größte Unglück ſtürzen würde. Selbſt beſchloß er gleich mit Bolten nach der Kirche zu gehen, um den Zuſammenhang zu unterſuchen. Allein Jener weigerte ſich durchaus. „Ihr könnt mich lieber gleich zum Hochgerichte ſchleppen,“ rief er, „als daß ich zum zweiten Male den Frieden der Todten ſtören ſollte.“ Abocht brannte vor Begierde, dahin zu gehen. Ein Funke der Hoffnung glühte in ſeinem Herzen auf. Mit einigen Thalern half er dem Todtengräber aus ſeiner dringenden Noth, und ließ ihn nach Hauſe gehen, um ſeine Frau zu tröſten.

Jetzt rief Abocht ſeinen alten Hausknecht. „Fürchteſt Du die Todten, Hans?“ fragte er ihn. „Nein, veſter Herr Bürgermeiſter,“ war die Antwort, „ſie ſind lange nicht ſo gefährlich, wie die Lebendigen.“ — „Wagteſt Du zum Beiſpiel wohl zur Nacht in die Domkirche zu gehen?“ „Wenn es von Amts wegen wäre, ja; ſonſt nicht. Man ſoll das Ehrwürdige nicht verſpotten.“ „Glaubſt Du an Geſpenſter, Hans?“ „Ja, Herr Bürgermeiſter.“ — „Fürchteſt Du ſie?“ — „Nein. Ich halte mich an unſern Herrgott, der iſt der ſtärkſte.“ — „Willſt Du mit mir in die Domkirche gehen, Hans? Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt: es ſchien mir, als wenn meine ſelige Frau mir vom Kirchthurme über den Markt zuriefe.“ — „Nun iſt Peter Bolt gewiß hier geweſen und hat Euch Grillen in den Kopf geſetzt. Dieſe Todtengräber ſehen Geſpenſter alle Augenblicke.“ — „Zünde Deine Hornleuchte an, Hans! ſchweig' und folge mir. Ich befehle es Dir.“ — „Wenn Ihr es befehlt, geſtrenger Herr Bürgermeiſter, ſo muß ich gehorchen, denn Ihr ſeid ſowohl meine Herrſchaft, als meine Obrigkeit.“ Jetzt zündete Hans ohne weitere Widerrede ſeine Leuchte an und folgte ſeinem Herrn.

Abocht trat mit ſchnellen Schritten in die Kirche hinein; Hans aber, der vorangehen und leuchten ſollte, hielt ihn mit ſeinen Betrachtungen auf, ſo daß es nur langſam ging. Gleich beim Eingange beleuchtete er die goldenen Stäbe über der Thür, welche jedes Jahr durch einen neuen vermehrt werden, damit man ſehe, wie lange der regierende Churfürſt gelebt. „Das iſt eine gute Einrichtung, geſtrenger Herr Bürgermeiſter,“ ſagte Hans; „man braucht nur dieſe Stäbe zu zählen, ſo erfährt man gleich, wie lange Zeit der gnädige Herr Churfürſt uns ſündhafte Menſchen beherrſchet hat.“ Die ſchönen Gräber von Kupfer und Alabaſter mußte er auch erſt beleuchten; er bat, ſein Herr möchte ihm einige Inſchriften erklären; kurz, er betrug ſich wie ein fremder Reiſender, der die Gelegenheit benutzt, um die Merkwürdigkeiten der Kirche zu beſehen, obſchon er alle ſeine drei und ſechzig Jahre hier in der Stadt Cöln zugebracht und in der Zeit mehrere Male wöchentlich in der Kirche geweſen.

Abocht, der wohl wußte, es hülfe nichts, Vorſtellungen zu machen, fand ſich geduldig in die Wunderlichkeiten ſeines alten Hausfreundes, und begnügte ſich damit, ſeine Fragen ſo kurz als möglich zu beantworten. So näherten ſie ſich denn nach und nach dem Hochaltare. Aber hier ſtand Hans plötzlich ſtille, und war nicht weiter zu bringen. — „Spute Dich!“ — rief nun Abocht, der die Geduld zu verlieren begann, und dem das Herz von der unruhigſten Erwartung klopfte. „Alle guten Geiſter loben den Herrn!“ murmelte Hans durch die klappernden Zähne, zitternd an dem Gürtel ſeinen Roſenkranz ſuchend. — „Was gibt es?“ rief Abocht. — „Seht Ihr nicht, wer dort ſitzt, geſtrenger Herr Bürgermeiſter?“ — „Wo?“ — „Gott verzeihe mir's, da ſitzt ja die gnädige Frau im langen ſchwarzen Mantel auf dem Altare, und trinkt aus dem Silberkelche. Jetzt richtete Hans die Laterne gegen die Erſcheinung, und es verhielt ſich wirklich ſo. Blaß ſaß ſie da, im weit hinſchwebenden dunkeln Gewande, und erhob die ſilberne Schale an ihre Lippen. Auch Abochts Muth fing zu wanken an. „Reichmuth!“ rief er.

Digitized by Google

„In Jeſu Namen beſchwör' ich Dich: biſt Du es ſelbſt, oder iſt es Dein Schatten?" — „Ach," antwortete eine ſchwache Stimme: „Ihr habt mich lebendig begraben. Ich war nahe daran zu verſchmachten. Aber dieſe Weintropſen haben mich erquickt. Komm herauf zu mir, lieber Abocht. Ich bin nicht todt, aber matt, und wenn nicht bald für mich geſorgt wird, ſterb' ich." Hier eilte Abocht hinauf zum Altare und ſchloß die geliebte, wieder geſundene Frau in ſeine Arme.

Nachdem Bolt entflohen war, hatte Reichmuth, im Sarge von ihrem Scheintode erwachend, einige gräßliche Augenblicke zugebracht. Ehe ſie ihrer noch recht bewußt geworden, hatte ſie, durch die Armbewegung, das Licht umgeworfen, ſo daß es auslöſchte. Sie ſchlug die Augen auf und wußte nicht, wo ſie ſei? Sie taſtete rund umher, aber ſtatt warmer Betttücher, fand ſie ſich nur in dünne Seide gewickelt. Sie griff nach dem Haupte und entdeckte den goldenen Schmuck. Noch wußte ſie nicht, was ſie denken ſollte. Es war dunkle Nacht. Als ſie noch weiter umhertaſtete, entdeckte ſie, daß ſie in einem engen Kaſten liege. Jetzt trennten ſich die Schneewolken am Himmel, und der helle Mond ſtand dem einzigen kleinen Fenſter des Gewölbes gegenüber. Nun ſah Reichmuth zu ihrem Schrecken, wo ſie war. Sie richtete ſich empor und erfüllte die Wölbung mit ihrem Geſchrei. Die ſchauerlichſten Vorſtellungen, lebendig begraben zu ſein, vor Hunger und Durſt zu ſterben, ihre letzten Stunden zwiſchen gräßlichen Leichen zuzubringen, ſtanden vor ihr. Die Thür war zugeſchloſſen. Der erſchrockene Bolt hatte ſie nach ſich zugeſchlagen. Sie wußte, daß man nicht vom Thore her ihr Geſchrei hören könnte. Das Fenſter ſaß hoch in der Mauer und wandte ſich nach einem abgelegenen Orte hinaus, wo Niemand hinkam. Wahrſcheinlich, glaubte ſie, würde man in mehreren Tagen nicht nach der Grabſtätte kommen; in der Zeit müßte ſie verſchmachten. Reichmuth rang ihre Hände. Mit Schaudern betrachtete ſie die weißen, zinnernen Särge, die ſchwarz geräucherten Wände. Auf dieſe Blätter war es, wo ſie ihre Leidensgeſchichte ſchreiben ſollte, die einzige Linderung und Zerſtreuung vor ihrem ſcheußlichen Tode. Die Verzweiflung prägte ſich auf ihrem blaſſen Geſichte aus. Sie fing an, vor Kälte und Entſetzen zu frieren. In dieſer Noth ſuchte ſie nach etwas, worein ſie ſich wickeln könnte, und fand das ſchwarze Leichentuch, worin man ſie auf der Bahre hergebracht. In dieſes hüllte ſie ſich, und es war, als wenn der wärmere Zuſtand ihr neue Kräfte mittheilte. Der Mond ſchien ſehr hell. In der ſchwarzen Hülle kniete ſie vor das Fenſter hin, und rief: „Heilige Mutter Gottes, die Du droben in der Kirche über dem Altar ſteheſt! ich kann in dieſem Augenblicke nicht vor Deinem geweiheten Bilde knieen. Aber Dein Antlitz iſt hold und ſtrahlend, wie der Mond. Ich ſtelle mir vor, daß Du es biſt, die von Deinem Himmel zu mir herunter blickeſt. Heilige Maria! erlöſe mich, rette mich!" — Nach dieſem Gebete ging ſie zur Thür und wendete ihre letzten Kräfte daran, den großen verroſteten Griff umzudrehen. Was ſchildert ihre Freude, als ſie merkte, die Thür ſei nicht zugeſchloſſen, ſondern nur angelehnt. Jetzt eilte ſie mit ſchnellen Schritten hinaus. Aber ſie kam nicht weiter, als bis zum Hochaltare. Sie fühlte, Todeskälte durchzuckte ihr Gebein, und fürchtete wieder eine Ohnmacht. Zum Glücke erinnerte ſie ſich, daß der Prieſter gewöhnlich den Krug, worin man Wein zum Abendmahle brachte, hinter dem Altare ſtehen ließ. Sie arbeitete ſich dahin, erhob den Deckel des ſilbernen Gefäßes, und fand eben ſo viel, als ſie brauchte, um ſich zu ſtärken. Sie fühlte das Leben wieder in ihre Adern zurückkehren. So fand ſie ihr Eheherr. Nur einen Augenblick ſchauderte er zurück vor der ſonderbaren Erſcheinung; bald faßte er ſich und erwärmte das geliebte Weib in ſeinen Armen.

Abocht traf die beſten Veranſtaltungen, um ſie mit Vorſicht nach Hauſe zu bringen. Es war ihm ein Leichtes, die wahre Urſache der Rettung ſeiner Frau zu verbergen. Wie groß war ſeine Freude, als der Arzt den folgenden Tag verſicherte, die gefährliche Kriſis ſei überſtanden und er brauche nicht für ſeine Reichmuth zu fürchten. Es war ihm nicht möglich, dem armen Bolt böſe zu ſein, der aus ſo rührenden Urſachen Verbrecher geworden war. Allein Bolt war ſelbſt ein ſtrengerer Richter, als der Bürgermeiſter. Er legte ſein kleines Amt nieder, und wollte nie mehr als Todtengräber die Kirche ſehen. Reichmuth ſorgte für ſeine Frau, Abocht für ihn. Sie waren beide Pathen ſeines Kindes. Welche Gefühle erfüllten ihre Bruſt, als Reichmuth vierzehn Tage nach ihrer Errettung, an einem ſchönen ſommerhellen Vormittage, den lächelnden Knaben aus der Taufe hob, unter dem Klange der Orgel, die Stühle mit grünen Tannenzweigen und Schaumgolde geſchmückt, und alle Pulpitäre voll Einwohner der Stadt! Sie dankten der Vorſehung in ihren Herzen und beſchloſſen, den kleinen Knaben nie zu verlaſſen, deſſen dürftige Geburt allein Reichmuths gräßlichen Tod verhindert hatte. So ward denn die traurige Leichenfeier plötzlich in eine freudige Kindtaufe verwandelt, mit Pauken und Trompeten, und der reiche Abocht ſparte nicht ſeinen alten Rheinwein dieſen Tag, ſondern ließ ihn im großen Faſſe auf dem Markte ſpringen, zur Freude des Volks, das ſeine und ſeiner Frau Geſundheit mit wiederholten Glückwünſchungen trank.

Gedichte von A. G. Oehlenſchläger.

An Charlotte Schiller.

Der Sänger geht am ſchmalen Stege,
Im Schatten blühender Natur;
Verſchmäht die gar zu breiten Wege,
Gepflaſtert durch des Haufens Spur;
Da muß er vieles überwinden,
Durch manchen Dorn er dringen muß;
Wo er gehofft, den Bach zu finden,
Trifft er den brauſend wilden Fluß.

Doch kämpft er gern ſich, unverdroſſen,
Selbſt durch den dickſten Tannenwald;
Wird er mitunter rund umfloſſen —
Es muß ſich ja doch enden bald!
Wo Dornen ſtechen, blühen Roſen,
Das Dickicht führt zu einer Au',
Es endigt ſich der Wolke Toſen,
Sie flieht und läßt den Himmel blau.

Und ſteht er endlich dann im Haine,
Im dunkelgrünen Buchenhain,
Röthlich beglänzt im Abendſcheine,
Dann iſt er länger nicht allein.
Wie durch der Aeolsharfe Töne
Die Lüfte gaukeln, voller Luſt,
So zittert auch durch ihn das Schöne,
Und klingt hinaus durch ſeine Bruſt.

Und durch die Bäume drängt ſich leiſe
Zum breiten Heerweg der Geſang:
Da kommt das Rod aus ſeinem Gleiſe,
Dem Fuhrmann wird's im Herzen bang;
Zum grünen Tempel der Geſänge
Fühlt er zu lenken ſich geneigt;
Beſinnt ſich aber, folgt der Menge,
Glaubt, daß ſich dort die Elfin zeigt.

Der Sänger wandert über Hügel.
Er ſteigt getroſt, und kommt der Fluß,
Dann ſchwimmt er kühn; mit loſem Zügel
Auf Abenteu'r er reiten muß.
Und Alles, was ihm ſo begegnet,
Dringt in ſein Herz gewaltig ein;
Und ob es ſtürmet oder regnet,
Muß er doch wohl zufrieden ſein.

Nichts Endliches kann ihn beglücken,
Nichts Endliches vernichtet ihn.
Und jede Kraft muß ihn entzücken,
Und durch ſein ganzes Weſen glüh'n;
In Schauen muß er ſich vertiefen,
Was ihn verhindert, merkt er kaum;
Es iſt ihm, als wenn Viele ſchliefen;
Selbſt freut er ſich im ſchönſten Traum.

Doch hat er lange ſo mit Wonne
Den ſchönen Weg zurückgelegt,
Dann kommt der Abend, ſinkt die Sonne,
Und kalt ſich jedes Blatt bewegt,
Dann iſt er Menſch, und er begehret
Nach dem, was wieder ihn belebt,
Was ihm der Augenblick verwehret,
Weil er nicht klug danach geſtrebt.

Doch kommen Bauern her im Walde,
Und ſpeiſen ihn mit Obſt und Brot.
Er ißt, trinkt aus der Quell', und balde
Vergißt er die verſchwundne Noth.
Und mit der frühen Morgenröthe
Erwacht er bei dem erſten Schall,
Blickt um ſich, greift und bläſt die Flöte,
Wetteifernd mit der Nachtigall.

Es kommen aber viele Tage,
Wo nicht die Sonn' im Walde ſcheint;
Es tobt kein Sturm; in ſtummer Klage
Nur Gras und Blatt und Hügel weint;

Digitized by Google

Es iſt nicht Kampf, kein kühnes Ringen,
Iſt lebenloſe Trauer nur,
Die Harfe ſelbſt kann hell nicht klingen,
Sie iſt ſo ſchlaff, wie die Natur.

Dann ſehnt er ſich wohl nach den Mauern
Und in den lichten Saal hinein,
Wo Gäſte ſitzen ohne Schauern,
Bei ſchönen Frauen, gutem Wein.
Dann denkt er auch, wenn fern er ſchauet
Ein ſchönes, reichbegabtes Haus:
Warum iſt es nicht Dir erbauet?
Und warum ſchließt Dich Alles aus?

Und weil er fühlt im tiefſten Herzen,
Was auf die weiche Seele fällt,
Müßt' ihn auch tief und bitter ſchmerzen
Die Stumpfheit, Blödigkeit der Welt,
Und die Verſchmähung ſeiner Lieder,
Der Hohn, der Trotz, der Frevelmuth,
Wenn die Natur nicht freundlich wieder
Das Unheil machte immer gut.

Am Wege, dort wo er geſungen,
Neugierig horchten ſie, im Flug;
Kaum aber war das Lied verklungen,
So hatten ſie daran genug!
Er ſang: von Ceres Aehrenhauſen,
Die in den goldnen Garben ſteh'n.
Sie geh'n das Korn nur zu verkaufen,
Im Gelde nur das Gold ſie ſeh'n.

Jetzt ſingt er laut in ernſten Liedern
Von der verſchwundnen Menſchen Thun,
Erzählt von den verſtorbnen Brüdern,
Die tief im moos'gen Grabe ruh'n.
Er ſingt: Wie durch des Grabes Hügel
Sich hebet friſch der Rosmarin,
So hebt ſich auf der Zeiten Flügel
Das Leben auch zum neuen Blühn.

Sie hören's nicht. Doch Ein'ge kommen,
Und ſie verlaſſen ihren Weg;
Sie haben gern das Lied vernommen,
Und folgen ihm auf ſeinem Steg.
Und hurtig wird der Bund geſchloſſen,
Die Seele kennt die Seele bald.
Und öfter folgen unverdroſſen
Sie ihrem Freund durch ſeinen Wald.

Doch Männer ſind zur That berufen,
Und That verhindert der Verein;
Sie müſſen ſteigen ihre Stufen
Und mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſein.
Das Lied giebt ihnen Muth und Leben,
Ermuntert gehn ſie wieder fort.
Sie danken ihm, weil er gegeben —
Und — einſam ſteht er wieder dort.

Wer ſitzt auf der Wolken Rande,
Den Lorbeerzweig in weißer Hand,
In himmelſtrahlendem Gewande,
So fremd und doch ſo wohlbekannt?
Entfernet von dem Erdgetümmel
Vernimmt ſie doch das Lärmen gern;
Vergißt darüber ſelbſt den Himmel;
Es klingt ihr, wie ein Lied von fern.

Es iſt die Muſe. Freundlich ſchauet
Sie ihren vielgeliebten Sohn.
Ihr ſanftes Auge ſich bethauet;
Sie ſinnt auf einen würd'gen Lohn;
Sieht, wie nach ihrem Götterbilde
Er ſtrebt ſo treu, bei Tag und Nacht,
Und — eine Jungfrau — ſchön und milde,
Begegnet ſie ihm auf der Jagd.

Erröthend nähert ſich die Schöne
Verſchämt dem vielgeliebten Mann;
Und — wie Telemachos Athene —
So ſtaunet ſie der Jüngling an.
Er kannte längſt das holde Weſen,
Sieht ſie doch jetzt zum erſten Mal.
Er kann in ihren Blicken leſen,
Und fühlt der Göttin Liebesſtrahl.

Da ſingt ſie: Jede ſchöne Blume
Hebt ſich mit ihrer Blätterſchaar
Vom Staub hinauf zum Heiligthume,
Und reichet Gott die Krone dar.
Doch ſteh'n die Wurzeln tief im Grunde,
Worin der Lebensſaft ſich regt;
Daß ſie gedeih', daß ſie geſunde,
Iſt nöthig, daß ſie Liebe pflegt.

Ich will die Gärtnerin im Garten
Dir werden, denn Du liebeſt mich!
Entwickle Blumen aller Arten!
Ich hege, Freund, ich pflege Dich.
Nie ſollſt Du Dich allein befinden;
Scheint nicht die Sonne länger warm,
Wenn Strahlen, Tag und Farben ſchwinden,
Dann ruhe ſüß in meinem Arm.

Er ſieht der Mittlerin des Lebens
Entzückt ins lichte Augenpaar.
Er überredet ſich vergebens,
Daß dieß ein irdiſch Mädchen war!
Er fühlt ſich neubegeiſtert wieder,
Der Weg iſt länger nicht ſo hart.
Er ſingt ſein Heil, — und ſchöne Lieder
Verkünden ihre Gegenwart.

Sie hat mit Lorbeern ihn bekrönet,
Und durch ein wunderſam Geſchick
Sieht er ſich plötzlich ausgeſöhnet
Jetzt mit der Zeit, dem Augenblick.
Nun will er nichts von Trennung wiſſen!
Das Glück ſteht ihm nicht länger fern.
Was Lieb' erſt hatte wild zerriſſen,
Vereinigt Liebe wieder gern.

Ein jeder Sänger, deſſen Leier
In Waldes Einſamkeit ertönt,
Trifft ſeine Muſe, die ihn, freier,
Bald mit der ganzen Welt verſöhnt.
So ſchmückteſt Du dem großen Sänger
Den Weg mit lichtem Lebensmai;
Du machteſt ihm den Buſen enger,
Und dadurch ward der Buſen frei.

Du linderteſt ſo hold ſein Leiden,
Da war das Leben nicht vergällt;
Beglückteſt ihn mit Vaterfreuden,
Und zeigteſt heiter ihm die Welt.
Da ward er ruhig und geduldig,
Er fühlte ſich von Gott beſtrahlt.
Wir ſind ihm, ach! ſo Vieles ſchuldig!
Doch Du haſt ihm für uns gezahlt.

Drum nimm auch dieſes Lied zum Danke,
Das treu aus meinem Herzen bricht;
Wohin ich in der Welt auch wanke,
Vergeß' ich Deiner Milde nicht.
Ich ſeh' im heil'gen Abendſchauer,
Wenn düſter die Cypreſſen weh'n,
Dich, eine Blum', in Liebestrauer
Am Grabe des Geliebten ſteh'n!

Heimweh.

Wunderbare Abendlüfte,
Wohin winkt ihr meinen Sinn?
Laue, milde Blumendüfte!
Saget an, wo wollt ihr hin?
Weht ihr über Meer und Strand
Zum geliebten Vaterland?
Wollt ihr auf der Sehnſucht Schwingen
Meinen ſtillen Seufzer bringen?

Sonne! matt, im letzten Funkeln,
Sinkſt du ins Gebirge dort!
Und nun ſitz' ich ganz im Dunkeln
Einſam am verborgnen Ort.
Dort war kein Gebirg'! — Ich bin
Weit denn von der Heimath hin?
Soll nicht zuverſichtlich träumen
Unter den bekannten Bäumen!

Digitized by Google

Sohn aus Norweg! haſt geſungen
Oft mit voller, treuer Bruſt:
In der Heimath wird errungen
Nur die ungeſtörte Luſt!
Schweizer dort am Felſenhang!
So ertönt auch Dein Geſang.
Heil'ger Sehnſucht heiße Lieder
Winken zum Gebirg' Euch wieder.

Glaubt Ihr, daß der Berg alleine
Tief ſich in die Seele prägt?
Aengſtlich auf dem nackten Steine
Mir das Herz im Buſen ſchlägt.
Stolz das Tannenlied erſchallt;
Doch, wo iſt mein Buchenwald?
Gelber Fluß, der hier ſich biegt,
Nicht zur Ruh die Seele wieget.

Dort bewegt ſich keine Welle
Tief im Grabe ſeicht und ſchwer;
In der großen Lebensquelle
Rollt ſie fort, im freien Meer!
Schlängelt ſich mit eitler Luſt
Um der Inſel volle Bruſt,
Geht, und freut ſich an den Blüthen,
Die dem Kind am Buſen glühten.

Stille, ſtill die Zither klinget;
Schaukelnd ſchwimmt der Kahn ſo ſacht.
Eine holde Jungfrau ſinget
In der klaren Sommernacht.
Reine Töne! Milder Klang!
Holder, trefflicher Geſang!
Doch, was wein' ich traurig wieder?
Singt ſie doch ſo ſchöne Lieder!

Es iſt nicht in Dänenzungen,
Es iſt nicht das alte Lied,
Nicht das Lied, das mie geklungen,
Wo die Abendlinde blüht;
Beſſer? Ach, das kann wahl ſein;
Aber nicht das alte, nein!
Fröhlich klingt es, ohne Sehnen,
Rührt mich doch zu heißen Thränen.

Singen muß ich, kann nicht ſchweigen;
Nehmt mir nicht das Lied zu ſchwer!
Ahnung wiegt ſich auf den Zweigen,
Seufzend kommt das Windchen her.
Manche Nacht im Mondenſchein
Saß ich ſo in meinem Hain,
Die Erinn'rung ſchöner Tage
Kam und weckte meine Klage.

Früh verlor ich meine Mutter!
Ach, wie innig ſchmerzt' es mich.
Dänmark, meine zweite Mutter!
Seh' ich jemals wieder dich?
Schwach das Menſchenleben iſt!
Grauſe Zeit und lange Friſt!
Werd ich wieder mit Entzücken
Dich in meine Arme drücken?

Die Veilchen.

Kleine Veilchen, ſüß und blaß
Schaut ihr durch das grüne Gras,
Blau im Thale;
Sonne wärmet eure Luſt,
Wehmuth ſauget euer Duft
Von des Mondes Strahle.

Dicht ihr ſchon im Graſe ſteht,
Röthe ſpielend übergeht
Zart ins Blaue;
Friſch, im lichten Frühlingsſchein,
Winkt ihr zum bunten Hain,
Mägdelein der Aue.

Aber rauh der Frühling weht,
Schüchtern jedes Veilchen ſteht.
Ach, ihr Armen!
Kraut und blätterlos Geſträuch
Wölbt ſich fruchtlos über euch.
Ihr könnt nicht erwarmen!

Kleine, liebe Veilchen! Nein,
Sturm ſoll länger nicht im Hain
Euch durchbeben.
Seid nur froh, ſeid wohlgemuth!
Neu um meiner Emma Hut
Sollt ihr euch beleben.

Um des Strohes lichten Glanz
Schlängle ſich der dunkle Kranz
Voll im Drange.
O, wie wird der matte Schein
Heben ihr Schwarzäugelein,
Und die Purpurwange!

Lebewohl an Giebichenſtein.

(Im Januar 1816.)

Leb' wohl, du ſchöner Garten!
Du baumbewachſ'ner Hügel!
Ihr lieben Stauden dort im grünen Thale!
Ich kann nicht länger warten;
Mich lenken andre Zügel,
Das Schickſal fernt mich von der gelben Saale.
Doch muß zum letzten Male
Ich noch den Blick auf dich, o Garten, werfen,
Wo holde Mädchen ſangen
In Stimmen, die durchdrangen
Mit ſeligem Vergnügen meine Nerven;
Wo Gaſtfreiheit und Milde
In Blumenpracht erheitert das Gefilde.
Du ſteheſt zwar betrübet,
In Winter-Ernſt gebunden,
Und keine Blume glüht durch dunkle Blätter;
Doch deuteſt du, geliebet,
Die baldverrauſchten Stunden
Im lauen, liebevollen Frühlingswetter.
Jetzt walten andre Götter!
Ein Schmetterling, iſt Flora ſchnell entwichen,
Laut ſtürmt des Windes Toſen;
Es blühen keine Roſen;
Der rothe Sommerglanz iſt längſt verblichen;
Schneeblume, bleich im Leiden,
Bedeutet nur das weiße Blümlein: Scheiden!

Ja, eine ſchöne Blume
Iſt Scheiden, thaubethränet;
Sie ruft die andern alle ſanft zurücke.
Im lieben Heiligthume,
Wonach ich mich geſehnet,
Steht alles wieder da zu meinem Glücke!
Es zeigt ſich meinem Blicke
Nun jede kleine, ſonſt vergeßne Blüthe,
Und jedes Lied, das labend
Im heitern Sommerabend
Erfreute mich, erquickte mein Gemüthe;
Die Mutter mit dem Kinde,
Die Freunde ſprechend an der Schattenlinde.
Durch Blumen ſeh' ich gehen
Den Meiſter der Geſänge,
Ich ſeh' ihn wieder ſitzen, Saiten ſchlagend,
Ich ſeh' die Töchter ſtehen,
Die ſchöne Blumenmenge;
Bald tönt das Lied mir fröhlich, und bald klagend:
Ich ſeh' mich ſelber zagend,
Ob ich mit Worten oder ſtillem Schweigen
Soll ihnen recht ausdrücken
Mein inniges Entzücken;
Wie die Gefühle ſich zur Erde neigen,
Wie ganz der junge Däne
Iſt aufgelöſt in einer ſel'gen Thräne.

Ich konnt' es nie, und kann es auch nicht heute.
So geh' denn, mein Geſang! und ſag' im Singen,
Was heute nicht und nimmer wird gelingen.

Digitized by Google

Der Wunderbaum.

Es ſtand ein großer Baum im großen Garten;
Ihr glaubt es kaum,
Doch Blumen, Früchte trug von allen Arten
Der Wunderbaum.

So groß, wie eine königliche Eiche,
Der Stamm erſchien.
Im Laub, da blühten Roſen, roth' und bleiche,
Durchs Rosmarin.

Die Blätter wickelten ſich mannigfaltig,
So grün und dicht;
Die Aeſte breiteten ſich aus gewaltig
Im Sonnenlicht.

Bald wölbten ſie hinunter ſich zur Aue,
Wie Lindenzweig';
Bald ſchoſſen ſie die Flügel weit ins Blaue,
Cheruben gleich.

Bald ſchwarz und dick und knotig war die Rinde,
Voll Schwamm und Kraut;
Die zarten Blätter waren glatt und linde,
Wie Mädchenhaut.

Man konnte Kirſchen und Orangen finden,
Wo man nur las;
Die Aeſte ſchüttelten in Sommerwinden
Die Frucht ins Gras.

Des Tags, da krochen Affen in den Zweigen
Und neckten ſich;
Des Nachts, da ſtand der Baum ſo ſtill und eigen,
Und ſchauerlich.

Die Nachtigall im kalten Mondlichtsbade,
Erſchrak und ſchied;
Denn in dem Stamm ſang zaubernd die Dryade
Ihr Todtenlied.

Von Vielen ward der Baum geliebt; genoſſen
Von Wen'gen ganz;
Doch Jeder fand, was er geſucht,
In Sonnenglanz.

Wer Früchte liebte, ſagte: Ei, da ſeh' ich
Den Apfelbaum!
Wer Schatten ſuchte, ſeufzte: Nun geh' ich
Zum Frühlingstraum.

Wer Blumen wollte, ſagte: Sieh', da glühet
Mein Blumenſtrauß!
Wer Lieder wünſchte, ſagte: Sieh', da blühet
Mein Vogelhaus!

Wer gar nichts liebte, ſagte: Zwinge, zwinge
Dein Plaudermaul!
Wer Alles liebte, ſagte: Singe, ſinge
Noch lang, Jean Paul!

Vergleichung.

(Voß, Tieck, Göthe, Jean Paul.)

Der Erſte liebt antike Form;
Der Zweite bleibt im Stoff enorm;
Der Dritte eint ſchön die Zwei;
Der Vierte fühlt als alle Drei.

Der Erſte lebt in Griechenland;
Der Zweit' in der Romanzen Land;
Der Dritte lebt, wo's ihm gefällt;
Den Vierten trifft man — in der Welt.

Der Erſte meint: So iſt es recht!
Der Zweite ſagt: So iſt es ſchlecht!
Der Dritte ſchweigt, und macht es gut;
Der Vierte: recht und ſchlecht und gut.

Ich ſchätze hoch des Erſten That;
Den Zweiten lieb' ich früh und ſpat;
Ich bete faſt den Dritten an;
Der Viert' iſt eben recht mein Mann.

Nachſchrift:
Ein Jeder macht's, ſo gut er kann!

Sehnſucht in Paris.

Ach, wie erquickend iſt es doch mitunter,
Ein ſchönes, edles Weib zu ſchau'n;
Das Auge flammt, das Herz wird munter;
Nichts in der Welt belebt doch wie die Frau'n.

Man geht ſo als Garçon auf ſeine Reiſe;
Man ſieht, bemerkt und reflectirt,
Und alles nur erbarmungswürd'ger Weiſe;
Stumpf wird der Geiſt, wenn Liebe nicht regiert.

Armer Geſell! Im fremden, fernen Lande
Er unbekannt und ſprachlos geht,
Und unterhält ſich ſtets mit dem Verſtande —
Bis der Verſtand ihm ſtille ſteht!

Und ohne Liebe, ohne ſüßes Herzen
Iſt Jugend doch ein welker Kranz,
Ein Purpurſchauſpiel ohne Kerzen,
Ein kalter Morgen ohne Sonnenglanz.

„Biſt in Paris, und — welch ein ſeltnes Träumen!
Sehnſt Dich nach Frauen? Das muß ich geſteh'n!
Du kannſt wohl nicht den Wald vor lauter Bäumen,
Vor lauter Lilien und Roſen ſeh'n?"

Ach, Lieber! Zarte Lilien ſeh' ich viele,
Selbſt manche rothe Roſe winkt;
Die Lilien aber ſind nicht mehr am Stiele;
Die Roſen ſind — geſchminkt.

Im Frühlinge.

Wenn ich ſeh' den Frühling mit den Blumen
Wieder ſich im Grünen neu vermählen;
Wenn das Eis geſchmolzen und die Quelle
Wieder leicht dahin und munter fließt:
Tönen aus den grünen Heiligthumen,
Aus den Schatten tauſend Vögelkehlen;
Und des Dichters Harfe klingt ſo helle,
Während Geiſt in Worte ſich ergießt.

Aber immer nicht Geſänge laben
Von den weiß beſchneiten Blumenhecken,
Zaubertönend, ſchmeichelnd Deinem Ohre;
Ueberall nicht hörſt Du Liebesſchall;
Auch die Eulen ſchrei'n, die Pfau'n und Raben,
Auch im Teiche dort die Fröſche quäken,
Und die Unken rufen dort im Moore,
Tödtend oft das Lied der Nachtigall.

Heult, ihr Eulen! Rufet fort, ihr Unken!
Quäket, Fröſche, nur; ich mag es hören!
Eu'r Geſang iſt kurz, natürlich, eigen;
Wie ein altes Volkslied rührt es mich.
Aber iſt der Menſch ſo tief geſunken?
Muß zur Narrheit ihn der Lenz bethören?
Muß er, ſtatt genießen, ſelbſt nur geigen,
Um der Welt zu zeigen: Hier bin ich!

Hat ja Gott ihm doch Verſtand gegeben,
Und Gefühl in ſeinem ſtillen Herzen,
Zu vernehmen, wie die Hirten floten,
Die noch wiſſen mit Geſang Beſcheid!
Muß er dieſes blühend-ſchöne Leben,
Wo vergnügte Muſenſöhne ſcherzen
Muß er dieſe Melodien tödten
Durch den ſtumpfen Trieb der Eitelkeit?

Nie wird das Gefühl ſo ſehr erkaltet,
Nichts erſchlafft ſo gänzlich das Gemüthe
Als, wenn ringsum durch Apollo's Güte
Unſre Erde grünt im Ueberfluß,

Digitized by Google

Und ſich jede Blume zart entfaltet,
Nur zu ſehen, wie die höchſte Blüthe,
Wie die Menſchenſeele, mißgeſtaltet,
Ausgeartet, plump, ſich ſchämen muß.

Drum, o Pan! hinein zu Deinem Bache,
Führe mich, wo Bächlein in die Wette
Rieſeln aus des Berges tiefer Schichte,
Wo die Eichen ſproſſen derb hervor;
So daß aus dem Muſenalmanache
Nicht die Aſſonanzen und Sonette,
Nicht die ew'gen Einerleigedichte
Noch erreichen da mein armes Ohr.

Da will ſtumm ich die Natur genießen,
Alte Liebe ſoll ſich neu entzünden;
Spiele dann, o heilige Cäcilie,
Auf der großen Orgel der Natur!
Und wenn die Gedanken überfließen,
Lehre mich ein Lied, ſie zu verkünden!
Roſeduftend, edel wie die Lilie,
Würdig jenen Blumen auf der Flur.

Als ich klein war.

(Aus dem Däniſchen, nach Baggeſen.)

Es war einmal — da war ich noch der Kleine,
Und eine Elle lang mein Körper kaum;
So oft ich daran denke, leicht ich weine,
Drum denk' ich oft zurück den ſchönen Traum.

Ich ſpielte froh an meiner Mutter Buſen,
Auf Vaters Schooß war ich ein Ritterheld,
Und kannte noch die Eitelkeit, die Muſen
So wenig, wie den Krieg und wie das Geld.

Auf Erden lebte nichts mir in der Ferne;
Sie war ſo klein, das Uebel auch in ihr;
Als goldne Punkte glänzten mir die Sterne,
Um ſie zu greifen, wünſcht' ich Flügel mir.

Ich ſah den Mond im Wald herunter gehen,
Und dachte: Würdeſt Du da hingebracht,
So könnteſt Du einmal doch richtig ſehen,
Wovon ſo glänzend er und rund gemacht.

Da ſah ich ſtaunend Gottes Sonne ſinken
Allmählig in des Meeres tiefen Schooß,
Und froh und fröhlich ſah ſie wieder blinken
Des Morgens fern' am Berge, roth und groß.

Und dacht' an jenen gnäd'gen Gott im Himmel,
Der mich erſchaffen, wie die Sonne da,
Das Meer, die Wälder und das Sterngewimmel
Und alles, was mein kindlich Auge ſah.

Voll Inbrunſt fühlt' ich dann mein Herz ſich heben,
Ich betete, wie Mutter mich gelehrt:
O, lieber Gott! o, laß mich immer ſtreben,
Fromm, brav zu ſein und Deiner Güte werth.

Dann lernt' ich beten und die Hände falten
Für Eltern, Schweſtern und die ganze Stadt,
Und für den König, und den armen Alten,
Der heute mir begegnet bleich und matt.

O, guter Gott! im Herzen kannſt Du leſen,
Tief in die Seele ſchaut Dein ew'ges Licht!
Noch bet' ich — doch ein ſündenhaftes Weſen,
In jener Unſchuld flammt die Andacht nicht.

Ludwig Oken,

einer der größten Naturhiſtoriker, ward am 8. Auguſt 1782 zu Freiburg im Breisgau geboren, ſtudirte zu Göttingen Philoſophie, Medicin und beſonders Naturwiſſenſchaften mit Eifer und Erfolg. Nachdem er einige Jahre Privatdocent daſelbſt geweſen war, kam er 1807 als außerordentlicher Profeſſor der Medicin nach Jena, wo ſeine mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Vorleſungen über Naturphiloſophie, Naturgeſchichte und Zoologie ihm 1810 den Hofrathscharakter und 1812 eine ordentliche Profeſſur erwarben. Die 1816 unternommene Herausgabe des freiſinnigen naturhiſtoriſchen Blattes „Iſis" verwickelte ihn jedoch in allerlei Händel und zwangen die weimariſche Regierung, ihm zwiſchen Aufgabe der Profeſſur oder der Iſis die Wahl zu ſtellen. Er gab die erſtere auf und beſchäftigte ſich nach erfolgter Freiſprache von aller Schuld in Bezug auf das Wartburgsfeſt bis 1819 daſelbſt blos mit Herausgabe jenes Blattes und naturhiſtoriſcher Werke. Dann lebte er als Privatgelehrter theils in Jena, theils in Baſel, bis er 1827 als Privatdocent ſich in München niederließ und dort eine ordentliche Profeſſur der Naturwiſſenſchaften erhielt. Um der Verſetzung auf eine andere bairiſche Univerſität zu entgehen, nahm er 1833 ſeine Entlaſſung und ging als ordentlicher Profeſſor der Naturkunde auf die neuerrichtete Univerſität Zürich, wo er noch gegenwärtig mit großer Anerkennung wirkt.

Er ſchrieb:

Grundriß der Naturphiloſophie. Frankfurt a. M. 1802; 2. Ausg. 1829.
Die Zeugung. Bamberg und Würzburg 1806.
Biologie. Göttingen 1806.
Beiträge zur vergleichenden Anatomie und Phyſiologie. Bamberg 1806—7, 2 Hefte mit Kupf.
Ueber die Bedeutung der Schädelknochen. Bamberg 1807, 4.
Ueber das Univerſum, als Fortſetzung des Sinnenſyſtems. Jena 1808, 4.
Erſte Ideen zur Theorie des Lichts, der Finſterniß, der Farben und der Wärme. Ebendaſ. 1808, 4.
Lehrbuch der Naturphiloſophie. Jena 1809—11, 3 Thle.; 2. Ausg. 1831.
Grundzeichnung des natürlichen Syſtems der Erze. Ebendaſ. 1809, 4.
Ueber den Werth der Naturgeſchichte. Ebendaſ. 1809, 4.
Ueber Licht und Wärme. Ebendaſ. 1809.
Lehrbuch der Naturgeſchichte. Jena und Leipzig 1813—26, 3 Bde.
Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Deutſchland. Jena 1818.
Iſis. Jena und Leipzig 1816.
Naturgeſchichte für Schulen. Leipzig 1821.
Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände. Stuttgart 1833—37, 4 Bde.

Oken's unſterbliche Verdienſte um die Naturwiſſenſchaften zu charakteriſiren, iſt hier nicht der Ort. Ein Schüler Schelling's, bildete er, mit genialer Conſequenz der Erfahrung folgend, ſein Syſtem der Naturkunde aus, und wußte daſſelbe auch in populären Schriften mit trefflicher Darſtellung allgemein zugänglich zu machen.

Adam Olearius

ward um das Jahr 1600 zu Aſchersleben im Halberſtädtiſchen geboren, wo ſein Vater, Oelſchläger, das Schneiderhandwerk trieb. Nachdem er in Leipzig ſeine philoſophiſchen Studien beendigt hatte und Magiſter und Aſſeſſor der daſigen philoſophiſchen Facultät geworden war, ging er nach Holſtein an den Hof des Herzogs Friedrich III. von Holſtein

Digitized by Google

Gottorp und wurde deſſen Bibliothekar und Hofmathematicus. Im Jahr 1633 begab er ſich mit dem Titel eines fürſtlichen Rathes und Secretärs als Beauftragter des Herzogs mit ſeinem Freunde Paul Flemming zu dem Czaar Michael Feodorowitſch nach Moskau und bereiſte, 1635 nochmals dahin geſandt, von dort aus Perſien. Hier lebte er eine Zeitlang bei dem Schah Sefi und ſammelte die nach ſeiner Rückkehr 1639 herausgegebenen Reiſenotizen und Schriften des perſiſchen Dichters Saadi und des Fabeldichters Lokman. 1651 wurde er unter dem Namen der Vielbemühete Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft und ſtarb am 22. Februar 1671.

Er hinterließ ſchriftlich:

Moscovitiſche und perſianiſche Reiſebeſchreibung von 1633 bis 1639. Schleswig 1647 Fol. Fernere vermehrte Ausgaben: Ebendaſ. 1656, 1663, 1671. Am vollſtändigſten Hamburg 1696 Fol. mit Kupf. Wurde ins Holländiſche, Engliſche, Franzöſiſche und Italieniſche überſetzt.

Oswald Belings verdeutſchte Waldlieder. Halle 1647, 8.

Perſianiſches Roſenthal. Schleswig 1654. Dann 1660, 4.; neue verb. Ausg. von Schummel. Wittenberg und Zerbſt 1775, 8. Kam faſt gleichzeitig durch Andere lateiniſch, franzöſiſch und engliſch heraus.

Albrechts von Mandelslo morgenländiſche Reiſebeſchreibung. Schleswig 1658, Fol. mit Kupf. (Findet ſich auch in der hamburger Ausgabe der Reiſebeſchreibung des A. O.)

Holſteiniſche Chronik von 1448—1663. Schleswig 1663, 8.

Gottorpiſche Kunſtkammer. Ebendaſ. 1664, 4.

Nicht allein durch ſeine Reiſen, ſondern auch durch ſeine treffliche Darſtellungsweiſe und ſeine körnige und reine, wenn auch mitunter etwas ungelenke Sprache, ſo wie durch ſeine wacker gearbeiteten Ueberſetzungen orientaliſcher Werke erwarb ſich Olearius bleibende Verdienſte um die Bildung der deutſchen Proſa. Als Dichter iſt er weniger bedeutend.

Johann Olearius

ward am 17. September 1611 zu Halle geboren, ſtudirte daſelbſt Philoſophie und Theologie und wurde, nachdem er einige andere Aemter zur Zufriedenheit verwaltet hatte, zuerſt Superintendent zu Querfurt und dann Hofprediger zu Halle. Von hier kam er als Dr. theologiae Oberhofprediger, Kirchenrath und Generalſuperintendent nach Weißenfels, wo er am 14. April 1684 ſtarb.

Er verfaßte:

Geiſtliche Singekunſt. Leipzig 1671, 8.; n. A. 1672, 12.
Geiſtliche Gedankkunſt. 3. Aufl. Leipzig 1677.

Mehrere ſeiner trefflichen geiſtlichen Lieder haben ſich bis auf die neueſte Zeit in den Geſangbüchern evangeliſcher Gemeinden erhalten.

Paul Olearius, ſ. Meiſterſänger.

Magnus Daniel Omeis

ward am 6. September 1646 zu Nürnberg geboren, ſtudirte daſelbſt und zu Altdorf ſchöne Wiſſenſchaften und wurde Magiſter der Philoſophie. Nach längerem Aufenthalte bei dem brandenburgiſchen Reſidenten Neumann kam er 1674 als Profeſſor der Beredtſamkeit nach Altdorf, mit welcher Stelle er ſpäter die Profeſſur der Moral und Dichtkunſt und ſeit 1699 das Inſpectorat der nürnbergiſchen Alumnen verband. Er war auch Präſident der Pegnitzſchäfer, als welcher er den Namen des nordiſchen Damon führte, und kaiſerlicher Hof- und Pfalzgraf zu Altdorf. Hier ſtarb er am 22. November 1708.

Er ſchrieb:

Gründliche Anweiſung zur deutſchen accuraten Reim- und Dichtkunſt. Altdorf 1704.

Geiſtliche Gedichte und Liederblumen. Nürnberg 1706.

Außerdem mehrere Gedichte und Lobreden auf Kaiſer Leopold und Diſſertationen, unter welchen „De claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus" beſonders wichtig iſt.

O. führte zuerſt, nicht ohne Erfolg, mehrere antike Rhythmen in die deutſche Poeſie ein und lieferte zugleich viele treffliche religiöſe Lieder. Sein Leſebuch der Poetik iſt für ſeine Zeit als ſehr verdienſtvoll zu betrachten und wurde lange als das Beſte dieſer Gattung benutzt.

Martin Opitz von Boberfeld.

Der Vater und Wiederherſteller der deutſchen Dichtkunſt, war der Sohn des nachmaligen Rathsherrn Sebaſtian O. zu Bunzlau und wurde daſelbſt am 23. December 1597 geboren. Auf der daſigen Stadtſchule förderte beſonders Sanftleben die Entwickelung ſeines dichteriſchen Geiſtes und auf dem Magdalenen-Gymnaſium zu Breslau ſeit 1614 der berühmte Höckelshofen ſeine Liebe zur Philoſophie und zum Alterthume. Nachdem er durch eine kleine Sammlung eigner lateiniſcher Gedichte, Neujahrs-Geſchenke betitelt, ſeinen bisherigen Lehrern ſeinen Dank abgeſtattet und ſeit 1617 auf dem Gymnaſium zu Beuthen als Hauslehrer des kaiſerlichen Kammerfiscals und Pfalzgrafen Scultetus von Schwanenſee und Bregoſchütz ſich in jeder Hinſicht tüchtig gemacht hatte, bezog er 1618 die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, widmete ſich hier ein ganzes Jahr allein der Philoſophie und Dichtkunſt und gab auch die erſten deutſchen Gedichte unter dem Namen Brautlieder heraus. Von jetzt an führte er ein unſtetes Leben, indem er 1619 die Univerſität Heidelberg beſuchte und dort eine Zeit lang bei ſeinem Gönner, dem kurpfälziſchen Geheimerath Lingelsheim verweilte, auch mit den daſigen ausgezeichneten Gelehrten freundlichen Umgang pflog, dann 1620 nach Straßburg zu dem berühmten M. Bernegger reiſte und nach ſeiner Rückkehr über Tübingen mit ſeinem Freunde Hamilton, einem Dänen, noch in demſelben Jahre in die Niederlande ging, um den Stürmen des 30jährigen Krieges auszuweichen. Hier vollendeten die großen Gelehrten Scriver, Voß und Heinſius zu Leyden ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. 1621 lebte er 7 Monate lang bei ſeinem Freunde Hamilton im Holſteiniſchen den Muſen und der Freundſchaft, kehrte

dann in ſein Vaterland zurück und ging 1622 mit Hintanſetzung eines Rufs an den herzoglichen Hof zu Liegnitz zum Fürſten Bethlen Gabor nach Siebenbürgen, um als Lehrer der Philoſophie zur Hebung der Univerſität zu Weißenburg beizutragen. Mißvergnügt über die dortige Lebensweiſe und voll Sehnſucht nach dem Vaterlande kehrte er jedoch bald nach Bunzlau zurück und kam 1623 an den herzoglichen Hof nach Liegnitz, wo er wegen ſeiner verſificirten Sonn- und Feſttags-Epiſteln zum Rath ernannt und auf einer Reiſe nach Anhalt vom Stifter der fruchtbringenden Geſellſchaft, dem Herzog Ludwig von Anhalt, unter dem Namen des Gekrönten in dieſelbe aufgenommen wurde. Im Jahre 1625 ward er vom Kaiſer Ferdinand II. ſelbſt zum Dichter gekrönt, und 1628 ſogar als Opitz von Boberfeld geadelt. Von 1626 bis 1633 war er Geheimſchreiber des Burggrafen von Dohna, hielt ſich dann an verſchiedenen Orten auf und trat dann als Secretär und Hiſtoriograph in die Dienſte des Königs von Polen. Er ſtarb am 20. Auguſt 1639 zu Danzig an der Peſt.

Seine geſammelten Schriften (Gedichte faſt aller Gattungen enthaltend, erſchienen in folgenden Ausgaben: Breslau 1625 in 4. Frankfurt 1628. Breslau 1629, 2 Thle. Breslau 1637, 2 Thle. Danzig 1641, 2 Thle. Frankfurt 1644, 2 Thle. Amſterdam 1646, 3 Thle in 12. Frankfurt 1648. Breslau 1690. Frankfurt 1724, 3 Thle. (die vollſtändige). Zürich 1745 1r Th. (von Bodmer und Breitinger). Frankfurt 1746, von Triller beſorgt, jedoch mit eigenmächtigen Veränderungen.

O. verdankt ſeinen großen Ruhm nur den Verhältniſſen ſeiner Zeit, welche ihn befähigten eine eigene Schule zu bilden und der Geſtaltung der Poeſie eine neue Richtung zu verleihen. Das Bedürfniß einer regelrechten Ausbildung der Poeſie und ihrer Hilfsmittel hatte ſich in Deutſchland dringend fühlbar gemacht, er kam ihm entgegen und zeigte durch Lehre und Beiſpiel nicht die Bahn, die man mit wahrem Genie begabt, hätte einſchlagen ſollen, wohl aber diejenige, die dem Geſchmacke der Mehrzahl, namentlich unter den wiſſenſchaftlich Gebildeten, am meiſten zuſagte, und ſo folgte ihm die Menge willig und betrachtete ihn mit ehrender Anerkennung als den Schöpfer einer neuen Dichtkunſt. Sein poetiſches Talent war eigentlich ſehr unbedeutend, größer dagegen ſein rhetoriſches, das er in poetiſchem Gewande offenbarte. Gluth der Phantaſie, Tiefe und Kraft der Empfindung, ſchöpferiſches Genie, lauter Dinge, ohne welche es unmöglich iſt, ein wahrer Dichter zu ſein, muß man bei ihm nicht ſuchen; dagegen beſaß er Gewandtheit in Beherrſchung der Sprache und Form, gefällige Leichtigkeit des Ausdrucks, Correctheit, eine gewiſſe poetiſche Behaglichkeit und eine geſunde Moral. Durch dieſe letzteren Eigenſchaften hat er allerdings ſehr genützt und ſich namentlich großes Verdienſt um die Ausbildung und Reinheit unſerer Sprache erworben; dem Geſchmacke ſchadete er dagegen ſehr, einmal weil er ſelbſt ſich nach manierirten holländiſchen und franzöſiſchen Muſtern bildete und ſich von der Wahrheit der Natur entfernte, dann weil er das ſogenannte Nützlichkeitsprincip, nach welchem die Poeſie nur ein Vehikel iſt, um gute moraliſche und andere Lehren auf eine angenehme Weiſe vorzutragen, in die deutſche Literatur einführte und durch ſein Vorbild feſtſtellte. Seine beſten Leiſtungen finden ſich in ſeinen lyriſchen Poeſieen.

Gedichte von Martin Opitz *).

Vielguet.

Indeſſen daß mein Sinn der Welt gemeines Ziel
Vernichten, vnd ſein Lob auff etwas ſtellen will,
Das gut iſt vnd die Zeit deß Lebens gut kan machen,
So komm O Höchſtes Gut, du Vrſprung guter Sachen,
Deß böſen ärgſter Feind, erwecke mir Verſtand,
Verleyhe kecken Muth, vnd ſchärpffe meine Hand
Zu dringen durch den Neyd deß Volckes von der Erden,
Das ſonſt mit ſeiner Schar mein Meiſter möchte werden,
Vnd Wahrheit kaum verträgt. Du aber, wehrter Held,
O mehr als guter Fürſt, dem dieſe Luſt gefällt,
Der du das gute liebſt, von dem ich hier will ſingen,
Beſchawe neben mir, wie nichts in vielen Dingen,
Am guten gutes ſey, das gut heiſt vnd nicht iſt,
Vnd wenig dieſem gleicht, was du dir haſt erkieſt.
Der Vatter der Vernunfft vnd Kunſt vnd vieler Werke
Prometheus hatte zwar auß ſeiner Weißheit Stärcke
Dem Menſchen, welchen er vor ohne Geiſt gemacht,
Deß Fewers edlen Schein vom Himmel eingebracht,
Durch nütze Dieberey in ſeines Leibes Höle,
Die erſtlich dunckel war, daß alſo Witz vnd Seele
Deß Cörpers Wirthe ſind; wann Epimetheus nicht
Ein Faß hätt' auffgethan, vnd an das Sonnen Liecht
Viel Vbel das vns kränckt mit Hauffen außgeloſſen.
Der Arme wolte ſich zwar mit dem Deckel faſſen,
Zu ſtopffen diß Geſchirr: Doch leider gar zu ſpat,
Was einmal Lufft bekompt, das gibt auff keinen Rath,
Vnd kehrt nicht widervmb. Seit angeregter Zeiten
Sindt Armut, Vppigkeit, Betrug, Gewalt vnd Streiten,
Vnd Kranckheit, vnd der Todt geflogen vmb vnd an
Durch alles, was der Tag bey uns beſcheinen kan.
Prometheus hat vns wol ein klares Liecht gegeben,
Ein Fewer aufgeſteckt, dem rechten nach zu ſtreben,
Zu kennen was vns dient; ſein Bruder aber macht
Daß ſchwartzer Nebel ſich mit einer dicken Nacht
Vmb vnſer Hertze legt, vnd läßt vns nicht entſcheiden
Wohin zu gehen ſey; was billich das vermeyden,
Was falſch iſt ſuchen wie; worauff deß Menſchen Muth
Am meiſten ſieht vnd denckt, das heißt ſein beſtes Gut.
Ein Theil das pfleget ſich zum Ertze zu verdammen,
Vnd Höllen ab zu gehn; da leſen ſie zuſammen
Das Geld, den reinen Koth, der bleichen Sorgen Kindt,
Des Glückes Außgeſpey, den Rauch, den thewren Wind,
Der in die Tugent ſtürmt. Sie ſcharren auß der Erden
Wordurch ſie mehr vnd mehr den Himmel frembde werden
Darein kein Goldt nicht kompt. Sie holen vber Meer
Auß einer andern Welt der Laſter Werckzeug her,
Verſetzen ihren Halß den Wellen ſelbſt zum Pfande,
Sind Blutarm auff der See, vmb reich zu ſeyn zu Lande,
Das weit von dannen liegt. Wo iſt dein Sinn und Rath?
Was bawſt du auff ein Hauß, das keinen Boden hat,
O Menſch, du Glückes-Ball, was häwſt du auß den Gründen,
Vnd ſucheſt in der Bach, im Sande deine Sünden?
Was lauffſt vnd renneſt du und ſchwitzeſt Tag und Nacht?
Was trägſt du dieſe Laſt, die ſorgenvolle Pracht
Durch Recht vnd Vnrecht ein? daß Jaſon doch iſt kommen
An Colchos wilden Strand, vnd hat das Fell genommen,
Nun weiß man vmb das Geld vnd auch vmb Haſſz vnd Streit,
Da noch kein Goldt nicht war, da war die güldne Zeit.
Die Götter haben ſelbſt das was wir Gold jetzt nennen,
Vnd erſtlich Erde war, gar langſam lernen kennen:
Man ſagt, daß Jupiter zu zeigen ſeine Macht
Auff einen Feyertag den Plitz herfür gebracht,
Neptun den Dreizanckſtab, Minerva trug die Eule,
Die Harpffe Cynthius, Alcides ſeine Keule,
Die braune Ceres Korn, Pan Pfeiffen, Flora Graß,
Vnd Amor ſein Geſchoß; ein jeder wußte was
Mit dem er Meiſter ward; doch hatte ſchon für allen
Der groſſe Fürſt Neptun dem Mittel wolgefallen,
Wo nicht die Erde noch auſ ihre Schoß gezeigt.
Wie wan deß Tages Ziehr die Sonne Seewaerts ſteigt,
Vnd ihre Strahlen läßt mit einem ſchönen Blincken,
Daß Land vnd See ſich frewt, den ſüſſen Schlaff-Trunck trincken,
So ließ ſie gleichfalls auß deß Goldes falſche Pracht,
Dadurch der Himmel auch ihr dienſtbar ward gemacht
Als bald nimpt Jupiter jhm Gold zu ſeinem Throne,
Zum Scepter den er trägt, die Juno ihr zur Krone,
Mercur vmb ſeinen Stab, der vor nur Höltzern war,
Vnd Pallas vmb den Schildt. Der Gott der Krieges-Schar
Mars läßt jhm Helm vnd Schwerdt, der Titan ſeinen Wagen,
Saturn das Siegelhefft mit Goldte gantz beſchlagen.
Ja der Gerechtigkeit, die nie geliebt den Schein,
Muß ihre Wage-Schal jetzt ſelbſt vergüldet ſeyn.
So iſt das arge Gold ein Gott der Götter worden:
Der Himmel geitzet auch, vnd reitzt mit ſeinem Orden,
Den er bey Gütern darbt, der ſeinen Feind bewacht,
Sich haſſet vnd liebt Gelt, das blind iſt vnd blind macht,
Lahm kompt, geflügelt weicht; der ſein Gemühte hencket
An einen güldnen Strick, vnd nie vernünfftig dencket
Daß dieſes, was man kriegt vnd auch beſitzt mit Pein,
Vnd vbel leben lehrt, kein rechtes Gut kan ſeyn.
Was ſoll ich aber dann von Ehr und Würden ſagen,
Darauff ein ſtoltzer Geiſt ſein gantzes wolbehagen

*) Werke I. Theil, Amſterdam 1646.

Digitized by Google

Vnd alle Sinnen ſetzt? iſt diß das beſte Gut
Wann einer, dem ſein Leib, ſein eygen Fleiſch und Blut
Zum Herren worden iſt, deß andern Leib und Leben
In ſeinen Händen hat, beherrſchet nur was neben,
Vnd nicht was in jhm iſt? diß Fell, diß Vberkleydt
Kan vnderthänig ſeyn: der Sinn bricht durch die Zeit
Vnd aller Fürſten Sinn, er läſt ſich nicht regieren
Von einer frembden Hand, nicht bey der Naſen führen
Als wie ein armes Vieh, vnd was du für Gewalt
Haſt vber ſeine Haut, das hat auch der geſtalt
Ein andrer vber dich. Diß wird kein Gut nicht heiſſen
Worauff ein böſer Menſch ſich pfleget zu befleiſſen,
Der alles Vbel thut zu treffen auf ſein Ziel,
Vnd wann es troffen iſt, ſchafft was er kann vnd will.

Es iſt ein gröſſer Lob, daß gute Leute fragen
Warumb nit, als warumb dir was wird auffgetragen.
Was kümmert Cato ſich, daß etwan ein Vatin,
Ein Narr hoch oben ſitzt? ich bleibe wer ich bin
Wann ich zu Fuſſe geh' vnd Struma prächtig fähret,
Der zwar ſo viel nicht kan, doch aber mehr verzehret
Dann einer der nichts weiß als nur verſtändig ſeyn.
Du Stock, die gantze Statt die kennet deinen Schein;
Kruch in ein Löwen-Fell, ſa reden doch die Ohren:
Durch Hoheit wird der Standt deß Hertzen nicht verlohren:
Die Aher beuget ſich, worinnen Körner ſind,
Die auffrecht ſteht iſt Sprew, vnd fleuget in den Wind.

Zwar köſtlich iſt es wol, ein Theil der Welt regieren,
Herr vieler Hertzen ſeyn, das Schwerdt und Scepter führen,
Beſitzen Gut und Blut, doch iſt hier minder Ruh
Als auff der wilden See, die grimmig ab vnd zu
Mit jhren Wellen jagt, und nie vermag zu ſtehen.
In einem groſſen Hoff, wo tauſend Leuthe gehen
Zu ſuchen Gnad' vnd Recht, da ſchleichen auch hinein
Gefahr, Betrug vnd Liſt: es führt der groſſe Schein
Viel Schatten hinter ſich. Die auff dem Throne ſitzen
In voller Herrlichkeit, und alſo häufig ſchwitzen,
Was meynſt du daß es ſey? Der Schimmer thut es nicht,
Die Sonne kan nicht hin: was auß der Stirnen bricht
Iſt Arbeit vnd Beſchwer. So viel hier Leute dienen
Sind jhnen mehrentheils zu Dienſte ſelbſt erſchienen;
Sie ehren nur die Macht des Fürſten vnd nicht jhn,
Vnd wann ſein Glücke fällt, ſo gehn ſie auch dahin.

Iſt ferner diß ſo gut ein ſtarckes Lob erlangen,
Bekandt ſeyn weit vnd breit, mit groſſem Titul prangen
Der kaum kan auff den Brieff, der Edlen Ahnen Zahl
Zerſtümmelt vnd zerhackt vmb einen gantzen Saal
Mit Wappen vnd Panir in jhrer Ordnung weiſen?
Ich ehre deinen Standt: doch ſoll ich dich auch preiſen,
So lebe Ritterlich, vnd laß mich vnverlacht,
Ob du gleich Edel biſt gebohren, ich gemacht.
Wann ſchon ein gutes Pferd auß Barbarey nicht kommen,
Wann ſeine Schlacht ſchon nie von Napels iſt genommen,
Das ſonſt nur Edel iſt, vnd erſtlich trifft das Ziehl,
Es habe gleich ſein Graß gefreſſen, wo es will,
So kriegt es doch den Preiß. Die Bilder die hier ſtehen,
Von welcher wegen du pflegſt oben an zu gehen,
Die ruffen auff dich her, und ſchawen was du thuſt:
Folg' jhrer Tugend nach, haſt du zum Lobe Luſt.

Die Schönheit wird es ſeyn, die gut genennt kan werden,
Dann alles ſchön iſt gut: das ſchöne was der Erden-
Allhier nichts ſchuldig iſt, was alles ſchöne macht,
Wz Titans Hauß beſterne, wz güldner Blumen Pracht
Auff Feld vnd Wieſen ſetzt, vnd Wäld auff grüne Hugel,
Was Brunnen Quelle gibt, vnd Vögeln jhre Flügel,
Vnd alles uns verleyht, was ſchönes an vns iſt,
Daſſelb' iſt ſchön vnd gut. Wer dieſes nicht erkieſt,
Nicht gut von jhm lerne ſeyn, der will mit etwas prangen
Das keiner Hoffart werth. Die Roſenroten Wangen
Der Lilienweiſe Halß, die Augen, dieſer Mund
Sind eine ſchöne Wandt, ein Hauß das ſeinen Grundt
Von innen haben muß. An Cedern, an Cypreſſen,
Am Lorbeerbaume zwar iſt keine Zier vergeſſen,
Die Früchte deſto mehr: ein wol gemahltes Weib,
Das nichts zu zeigen weiß als ſeinen zarten Leib,
Iſt ein gemeiner Raub, den Mann' ein thewres prangen,
Den Eltern eine Schmach, den Frembden ein Verlangen,
Der andern Frawen Neyd, ein ſchöner Koth vnd Wuſt,
Ein Opffer und Altar der offentlichen Luſt,
Vnd was du haben wilt: Geſtalt pflegt auß zu tretten,
Vnd iſt jhr Kuppler ſelbſt: die keiner hat gebetten
Die bleibt am meiſten keuſch. Es weiß die gantze Welt
Daß reiner Wille ſich mit Schönheit kaum geſellt,
Mit Schönheit, welcher Stahl vnd grimmes Fewer weichet,
Doch die nicht minder bald zerrinnet vnd verbleichet,
Wie eine Blume thut, die mit dem Tage ſteht,
Vnd wan der Abend kömpt, mit jhm auch vntergeht.

Viel ſuchen groſſen Ruhm, vnd meinen zu bekleiben
Durch Lob das nimmer ſtirbt mit leſen vnd mit ſchreiben
Vnd ſehen diß doch nicht in jhren Büchern an,
Daß einer welcher Lob vnd Ruhm verachten kan
Sey vber alles Lob. Was wilt du dich bemühen,
O Menſch, der Sterbligkeit deß Menſchen zu entfliehen,
Wann du die Menſchen fleugſt, machſt noch im Leben dir
Auß deinem Hauß' ein Grab vnd tichteſt für vnd für
Auff Bücher an den Mayn zur Meſſe fort zu ſenden,
Da kluge Thorheit wird von ſo viel tauſend Händen
Durch Land vnd See geſchlept? bedencke daß die Welt
Noch einen weitern Raum als Teutſchland in ſich hält,
Vnd Holland auch dazu. Vermeynſt du daß dein Weſen,
Madrid, Pariß vnd Rom pflegt ſonderlich zu leſen,
Da mehr Gehirne wächſt? Drückt an Quinſai Bach
Deß Landes China Volck dir deine Träume nach?
Kennt Nilus deine Hand? ſey ſicher, dieſes Schlachten,
Das keiner Völker ſchont, wird deiner Kunſt nit achten;
Die Weißheit nem' ich auß, die Noth vnd Tod zerbricht;
Wer dieſe Kunſt nicht kan, der kan gar keine nicht.

Noch hab' ich nie geſagt von Epicurus Söhnen,
Der rawen Art, die Gott vnd Menſchen pflegt zu höhnen,
Vnd ſchätzet jhren Bauch für Gott und für jhr Gut;
Denſelben opffert ſie den Wein der Erden Blut,
Vnd lebet ſo dahin als dörffte ſie nicht ſterben,
Vnd ſtirbt als ſey hernach kein Leben mehr zu erben:
Sie denckt nicht eines an daß jhre Schwelgerey
Der bloſſen Dürfftigkeit vnd Kranckheit Mutter ſey.

Was klaget doch ſo ſehr deß Volckes Lentz, die Jugend,
Der Tag verlauffe ſich, vnd ſey zu kurtz zur Tugend?
Sie ſelbſt fleugt für der Zeit, und nicht die Zeit für jhr.
Was ſchreibeſt du viel auff? dein heute das iſt hier,
Nicht lebe morgen erſt. Du muſt das wilde freſſen,
Den Wein der Venus Milch, die Venus auch vergeſſen,
Zu leben nach Gebühr. Was deine Gurgel heiſt,
Worauf ein Bawersmann und Schiffer ſich befleiſt,
Was See und Acker trägt, das wird gezeugt zum Leben,
Vnd bringt das Leben vmb: wilt du dem Leibe geben,
So frage die Natur. Man ſoll, daß vns der Wein
Nicht ſchaden bringen mag, jhm ſelber ſchädlich ſeyn,
Vnd Bach darunter thun. Die Vollheit lehret haſſen,
Entdeckt was dunckel iſt, pflegt Argwohn außzulaſſen,
Vnd alles was nit taug: ſie ſchärpfft die ſchnöde Brunſt,
Die Liebe, welche nichts von einer Himmels-Gunſt,
Vom beſten guten weiß. Dann wohnet ſolchen Dingen
Auch etwas gutes bey, die böſen Außſchlag bringen?
Die Liebe ſucht in Müh vnd Arbeit jhre Ruh,
Im Schmertzen jhre Luſt, ſchleuſt deſſen Hertze zu
Der jhr die Augen gönnt, heiſt Knechte nach den Frawen,
Den Edlen nach der Magdt, den Greiß nach jungen ſchawen,
Beſchönt was grewlich iſt; ſie wird in Angſt gehegt,
In Hoffnung fort gepflantzt, in Furchtſamkeit gewehrt,
Vnd Eckel folgt jhr nach: Die Röhte, dieſes Blicken,
Der Schweiß, das Hertzenweh, diß auff vnd nider ſchicken,
Der Säufftzer zeiget ja, daß jhre beſte Frucht
Ein wahres Stücke ſey der rechten Sucht.

O Gut, O böſes Gut, was kanſt du denen geben
Die deine Folger ſind, vnd dir zu Dienſte leben!
Du Wolluſt, wann du mir zu ſchawen haſt gebracht
Die Furche, die ein Schiff auff wilder See gemacht,
Vnd eines Adlers Flug, ſo will ich dir auch finden
Den Weg, auf welchen du gewohnt biſt zu verſchwinden,
Vnd nimbſt mit dir dahin die Blüte von der Zeit,
Vor welche du nichts gibſt als Armut, Schmach vnd Leyd.

Komm mit mir wann du kanſt; ich will dir etwas weiſen,
Darnach du nicht erſt darfſt biß in Peru hin reyſen,
Wo ſolcher Werkzeug wächſt, darauff dein Volck ſich fleiſt.
Komm mit mir an den Orth der Vielgutt iſt vnd heiſt,
In vnſern Schleſien, dem jetzt nicht reichen Lande,
Das dannoch Vielguet hat; ſchaw' an dem kleinen Strande,
Der Weyde, deſſen Ruh, der ſeinen Sinn geſetzt
Auff etwas das den Leib vnd Sinn zugleich ergetzt.

Vergönne mir O Troſt deß Landes, dein Verweylen
Vnd angenehme Luſt auch andern mit zu theylen:
Ein Fürſt ein hohes Haupt iſt ein gemeines Gut,
Kan nicht verborgen ſeyn, vnd was er ſagt vnd thut,
Ja faſt auch bei ſich denckt, zerbricht vnd wider bawet,
Das wird von Jung vnd Alt begierig angeſchawet,
Vnd hin vnd her geweltzt. O wol dem der wie du
Kein anders nicht begehrt, als wo das Volck darzu
Mit Hauffen rennen mag, vnd auf die Wage ſetzen
Das Leben ſo er führt! ein Stein pflegt Stahl zu wetzen,

Die Obrigkeit jhr Volck, ein Menſch wie ich der fällt
Vnd ſteht auch heimlich auff, ein Herr für aller Welt.

Wohin nun ſoll ich wol die Augen erſtlich ſenden?
Dein Vielguet Edler Fürſt, das iſt an allen Enden
Ein Vielguet wie es heißt, ein Wohnplatz aller Ruh,
Ein Außzug der Natur, vnd trifft dem Namen zu,
Als wie der Name dir. Hier haſt du auffgeſetzet
Ohn Hoffort, nicht ohn Luſt, ein Hauß, das dich ergetzet,
Vnd deine Sorge kühlt, ſo durch dein hohes Ampt,
Durch vnſer Vatterland, vnd durch vns alleſampt
Dir ſtets wird auffgelegt. Was wolt jhr Menſchen bawen
Bis nach den Wolcken zu? was laßt jhr Marmor hawen
Mit ſolcher thewren Koſt? worzu taug dieſer Pracht?
Was mawret jhr euch ein? die Vnſchuld wird bewacht
Von jhrer Frömmigkeit. Was wolt jhr euch beſchlieſſen,
Verrigeln vmb vnd vmb, vnd fürchtet das Gewiſſen
Das mitten in euch wohnt? was hilfft es daß die Wandt
Von auſſen ſchöne ſey, vnd drinnen fehlt Verſtandt,
Deß Hauſes beſter Schmuck? es ließ jhm Nero machen
Gar einen güldnen Hoff, darein von allen Sachen
Nichts ſchlimmers kan als er der Wuſt, der ſchnöde Grauß,
Der gantzen Erden ſpott. Hier ziehrt der Herr das Hauß,
Daß Hauß ſo feenen liegt von Falſchheit, van dem Neide
Der in Palläſten wächſt. Der ſtille Strom die Weide
Laufft ringes hier vmbher, vnd wird doch kaum gehört;
Vnd dieſes hat jhn auch ſein Hertzog ſelbſt gelehrt
Das Bildt der Gütigkeit. Hier wohnen die Najaden,
Der keuſchen Nymphen Chor ſo mit den Schwanen baden
Die vnſer Phebus liebt, weil keiner, wie man ſagt,
Wann Zeit zu ſterben iſt, ſich oder diß beklagt,
Was Todt genennet wird: ſie fangen an zu ſingen
Ein ſüſſes Grabe-Lied, vnd gehn von dieſen Dingen
Mit ſolcher Frölichkeit, als jhnen auch bewußt
Wie vns vnd kündig ſey, daß dieſer Erden Luſt
Zergeht und eitel iſt. Hier ſicht man fröhlich irren
Vmb jhre Körbe her mit einem ſüſſen Kirren
Der frommen Tauben Schar; hier Vieh vnd Herde gehn
Auff jhre Weide zu; hier ſchöne Roſſe ſtehn
Durch jhren gantzen Stall, geliebt dir zu ſpatzieren?
Hier kanſt du dich zur Luſt der Gärten laſſen führen,
Zu welchen die Natur nicht wenig hat gebawt,
Vnd reichlich ſich erzeigt? haſt du auch ſie beſchawt
So nim der Wieſen war; hier lebet auf den Teichen
Der Endten zahmes Wildt; hier ſind die hohen Eichen,
Der Puſch ſo allerſeits den gantzen Orth vmbringt,
Wo Pan der Waldtgodt ſelbſt mit ſeinen Faunen ſingt,
Vnd vmb die Stauden tantzt, wo manche Drias gehet,
Vnd durch jhr kühnes Lob den ſtarcken Sinn erhöhet
Der alle Liebes Brunſt getroſt verlachen kan:
Wo manches ſchnelles Wild auff ſeiner freyen Bahn,
Die jhm ſein Herr gezeugt, der einig Macht zu ſchonen
Vnd Macht zu nehmen hat, mag vngehindert wohnen,
Mag lauffen hin vnd her, du jmmergrüner Waldt,
Ihr Bäume Jupiters, der Hirſchen Auffenthalt,
Der leichten Hindin Ruh, jhr Häuſer der Geflügel,
Ihr friſcher Hitze-Schirm, jhr Thäler vnd jhr Hügel,
Ihr Wieſen, Puſch vnd Feldt, jhr Ort der Einſamkeit!
Wer euch beſuchen kan, wer ſeine ſtille Zeit
Mit ewrer Luſt vermengt, vnd läßt ſich diß ergetzen
Was jhm ſein Schöpffer gibt, den muß man ſelig ſchätzen.
Muß preyſen ſeine Luſt, es mag des Glückes Schein
Vnd dieſer Zeiten Lauff gleich noch ſo böſe ſeyn.

Ihm wohnt viel gutes bey vnd ſeinem gantzen Leben:
Wann ſich die Sonne will auß jhrer Ruh erheben,
Vnd ſchickt die Morgenröth im kühlen vor jhr her,
So ſteht er auff mit jhr, ſein Haupt iſt jhm nicht ſchwer
Von einer frembden Laſt: er pflegt ſich an zu legen,
Zwar ſauber doch nicht ſtoltz, mit ſeinem Morgenſegen,
Vnd ruffet deſſen Schirm zum allererſten an,
Ohn welchen weder Menſch noch Thier beſtehen kan,
Der alles ſchafft und iſt: jhn lobt er mit dem Munde,
Vnd mit dem Hertzen auch, vnd bringt die erſte Stunde
Mit ſeinem Helffer zu. Auff dieſes wo ſein Sinn,
Vnd nicht ein andrer will, da geht er ſelber hin,
Verwündſchet, daß jhn Gott auch ferrner alſo treibe,
Zu leben wie er heiſcht, und bei geſundem Leibe
Geſundes Hertze ſey, nimbt alſo frölich für
Was ſeines Amptes iſt, verfährt nach Gebühr
In allem was er ſchafft, und läßt jhm ſein Gewiſſen
Mit Sachen die jhm nicht gebühren vnzeriſſen,
Vnd treibt ſie alſo fort, daß auch der helle Tag
Diß was er redt vnd thut vnd denckt beſcheinen mag.

Kömpt dann das Mittagsmahl, ſo pfleget er zu leben
Von dieſem ſonderlich was jhm ſein Gut gegeben,
Was etwan auff der Jagt ſein Windſpiel hat gehetzt,
Dormit er vor den Muth, jetzt auch den Leib ergetzt,
Was jhm ſein Teich gebracht, iſt ſeinen reinen Biſſen,
Nimbt ſeinen klaren Trunck mit redlichem Gewiſſen,
Iſt ſicher daß kein Gifft auff deſſen Tafel kan,
Der ſeine gantze Zeit dergleichen nichts gethan,
Das Gifftes würdig iſt: jhm wird ein Glaß gereichet,
Nicht zwar darvor ein Menſch verſchwartzet vnd verbleichet,
Ein helles Criſtallin, darauß jhm wann er trinckt
Deß Bacchus ſchöner Glantz biß in die Augen blinckt.

Er ſiehet frölich zu, wird eines außgeſtochen
Das Muth zu reden macht; als wie vor wenig Wochen
Die güldne Stutte war die alſo Ritterlich
Ich meinen Mann gewehrt, mich dennoch neben ſich
Faſt hätte hingelegt. Der Wein erfriſcht die Alten,
Vnd weckt die Jugend auff: ich kan darvon nichts halten,
Daß einer gar kein Glaß in ſeine Fäuſte nimbt,
Vnd zu der Sicherheit des Lebens nüchtern kömpt.
Es heißt uns die Natur mit maſſe mäſſig leben,
Die jhrer Güter Schar nicht hat vmbſonſt gegeben:
Wer ſeine Zeit vollführt, wie jetzund wird geſagt,
Der weiß was ſich geziembt, ſitzt wie es jhm behagt,
Heißt wegthun wann er will, erträgt nicht Zanck vnd Streiten
Das voller Sinn gebührt, läßt doch den Frölichkeiten
Beym Eſſen ihren Platz, thut alles nach der Luſt,
Die dieſes Reichthumb hat, jhm ſelbſt ſein wall bewuſt.

Im Fall er alſo dann mit Ruh iſt auffgeſtanden,
So nimbt er nachmals auch kein anders vnterhanden
Als einig was jhm Gott vnd ſein Gemüte heißt:
In dem der Hundes-Stern anjetzt ſo hefftig gleißt,
Vnd Feldt vnd Wieſen kocht mit ſeinem ſchwarten hitzen,
Erkieſt er jhm ein Orht, an dem er frey kann ſitzen,
Liegt etwan bey dem Quell, ſucht Schatten an der Bach,
Spatziert umb jhren Strandt den kühlen Bäumen nach,
Vnd bringt die Stunden hin mit ehrbaren Gedancken,
Die jmmer eines ſind, nicht augenblicklich wancken,
Als wie ein ſchwaches Schiff, das wo der Wind hin ſteht
Den blinden Wellen nach mit vollem Segel geht.

Indeſſen will nun faſt das groſe Liecht der Erden,
Das Auge dieſer Welt, wie wir auch ſchläffrig werden,
Da nimbt er widerumb das Nachtmal alſo ein,
Daß wel zuſehen iſt, den Tag ein mal ſatt ſeyn
Sey der Natur genug; legt dann darauff ſich nider,
Vnd allen Kummer auch, danckt ſeinem Schöpffer wider,
Befiehlt jhm Leib vnd Geiſt, der jhn die gantze Nacht
In dem er ruhig ſchläfft gar Vätterlich bewacht.

O drey und vier mal iſt der ja ſelig zu nennen
Der alſo leben kan, vnd keinen beſſer kennen
Nicht lernet als ſich ſelbſt: der, was ſein Standt vnd Zeit
Nur immer leyden will, mit ſtiller Einſamkeit
In dem was ſein iſt lebt, vnd bey ſich kan vernichten,
Wo Ruh und Einfalt wohnt, wor auff die Leute ſichten,
Das nichts als eytel iſt, was nutzt jhn der Demant,
Das viel zu thewre Glaß, an ſeiner werthen Hand;
Kan etwas das nicht lebt deß Menſchen Glieder zieren
Der Seel' vnd Sinnen hat? der Raub von wilde Thieren,
Der Würmer Webe-Garn ſoll dieſes Hoffort ſeyn?
Habt jhr nichts eygnes nicht? muß ewer gantzer Schein
In dem was flüchtig iſt vnd auſſer euch beſtehen?
Dem Höchſten hat beliebt euch gleichfalls zu erhöhen;
Ihr aber ſchätzet euch noch minder als ein Thier,
Dieweil jhr ja von jhm entlehnet ewre Zier,
Vnd ſeine Schuldner ſeydt. Wer an dem Orte wohnet
Wo Demut Werthin iſt, der bleibet gantz verſchonet
Von ſolcher falſchen Pracht vnd Gauckeley der Welt,
Die nur gemeiniglich von Nichts am meyſten hält.

Er fraget von jhm ſelbſt ſein Hertze das nicht leuget,
Nicht Schmeichelworte giebt, vnd wann er je betreuget
Mit einer guten Liſt, ſo ſtellt er auff ein Wildt,
Auff keinen Menſchen nicht. Er zeucht kein falſches Bildt
Für ſein Geſichte her, er redet was er dencket,
Vnd dencket was er redt, hat nichts bei ſich verſencket
Das andren Schaden bringt; er führt ſein Hertze bloß,
Sein Hertze welches jhm ein Schutz, ein ſtarckes Schloß
Vnd freyer Haſen iſt. Er zähmet ſeine Sinnen,
Die nur ſehr irrden ſind, vnd führet ſein Beginnen
Auß jhren Augen weg, ſein Geiſt ſieht vber ſich,
Vnd weiß daß dieſe Laſt der Zeit ſo jhn vnd dich
Von allen Seiten drückt, durch Leyd nicht iſt zu wenden;
Drumb nimbt er, was GOtt ſchickt mit außgeſtreckten Händen,
Mit eiſernem Gemüt' vnd allen Frewden an,
Erkennt daß beydes er kein Vbel leyden kan,
Vnd auch kein Vbel thun, verhenget böſe Sachen,
Braucht Ruten vnd auch Schwerdt die böſen gut zu machen,
Die guten beſſer noch, zu prüffen wer ihn liebt,
Vnd wer jhm Hertz vnd Sinn in beyden Stücke giebt.

Digitized by Google

Ein armes junges Kind n'mbt offtermals ein Meſſer
Vnd ſpielet vmb ſich her, ein Vatter weiß es beſſer,
Beraubt es ohn Gefahr: ſo thut der Vatter auch
Der alles hat erzeugt, vnd reißt vns den Gebrauch
Der ſcharpffen Güter auß, darein ein Menſch ſich ſtechen,
Ja Seel' vnd Halß zugleich darüber köndte brechen.
Wie bitter er auch iſt, ſo nim den Tranck nur ein,
Den er dein Artzt dir reicht, wo du geſund wilt ſeyn.
Ein Leben das von Noth, von Creutze nicht kan ſagen,
Dem alles auff der Welt ergehet nach behagen,
Iſt wie ein todtes Meer, das gantz ſteht vnbewegt,
Vnd niemals an das Landt mit ſeinen Wellen ſchlägt.
Ein Fechter fordert auß, ein Landtsknecht liebt das Kriegen,
Ein weiſer Mannes Muth will vber Vnglück ſiegen,
Begehrt den Feind zu ſehn; er ſteht wann alles fällt,
Vnd ſchlügen ſchon vielleicht auch Stücke von der Welt
Auff ſeinen Halß herab; er kan mit groſſem Hertzen
Vernichten Furcht vnd Troſt, zertetten Noth vnd Schmertzen,
Stirbt ab der Sterbligkeit, iſt ſeines Lebens voll,
Vnd hoffet auff den Tag, an dem er wandern ſol.
Vnd ſolches kömpt daher, daß dieſe trübe Höle,
Diß Sünden-Neſt, der Leib, an ſeiner reineu Seele
Die meiſten Kräfften hat, der Seele welcher Glut
Nach jhrem Himmel ſteigt, wie ſonſt ein Fewer thut,
Das freye Lufft bekömpt; die nicht jhr Gut auß Sachen
Erzwingt ſo ſterblich ſind vnd gleichfalls ſterblich machen,
Die alles Gut vnd Luſt nur in ſich ſelber ſucht,
Da Frewden ohne Leyd, vnd Reichthumb ohne Flucht
Beſtändig wohnen kan; die jhren Heyland kennet,
Die hertzlich Tag vnd Nacht für ſeiner Liebe brenuet,
Mit jhm ſich gantz vergnügt, vnd jetzt ſchon zu voran
Worauß ſie kommen iſt im Himmel wohnen kan.
Dis Gut iſts was jhm hier ein frommer Sinn begehret,
Vnd was das Höchſte Gut nach wündſchen jhm gewehret,
Derſelbte dem er Gut vnd Leben in die Lufft,
Mit allem Willen ſtrewt, vnd kompt ſo bald er rufft.

Oden oder Geſänge *).

I.

Galathee.

Corydon der gieng betrübet
An der kalten Cimberſee,
Wegen ſeiner Galathee,
Die er vor ſo ſehr geliebet,
Die jhm vor ſo ſehr behagt
Eh' er ward von jhr gejagt.

Seit daß ich hinweg bin kommen,
Seit daß wir geſchieden ſeyn,
Sang er, hat deß Mondesſchein
Viermal ab vnd zugenommen:
Galathee, ſo lange Zeit
Bin ich von dir allbereit.

Nun du wirſt dich noch beſinnen
Daß ich bey dir gantz vnd gar
Fuß zu halten willens war,
Vnd auch kaum geſegnen können:
Nawe Heidelberg mich ſehr,
Du viel tauſend mal noch mehr.

Galathee, ich were blieben,
Vngeſchewt der Kriegesnoth;
Der verlacht Gefahr vnd Tod
Welcher trewlich pflegt zu lieben:
Aber es iſt dir wol kundt
Daß es gar bey mir nicht ſtundt.

Ich zoh' hin von meinen Schaffen,
War auch ſchon biß an den Mayn;
Doch es wolte gantz nicht ſeyn,
Ich vermochte nicht zu ſchlaffen,
Biß ich wieder zu dir kam,
Vnd noch einmal Abſchied nahm.

Dann muſt' ich, was ſolt ich machen?
Wieder auff mein Franckfurt zu:
Tityrus der ſprach: wie nu?
Wie ſtehts jetzund vmb die Sachen?
Mich bedüncket gantz vnd gar,
Daß dir vor viel beſſer war.

Tityrus iſt recht geweſen;
Ich ward jmmer ärger kranck:
Thyrſis gab mir einen Tranck,
Ob ich köndte ſo geneſen;
Aber alle Kräuterkunſt
War vergebens vnd vmbſonſt.

Keiner Müh' hab' ich geſchonet,
Schifft' hin in das Niederlandt;
Leyden wird die Stadt genandt,
Da der groſſe Daphnis wohnet;
Daphnis der berümbte Mann,
Der ſo trefflich ſpielen kan.

Ich kam zu jhm, wolte ſingen
Wie zu Heidelberg vorhin:
Nein, es ſchlieff mir Muth vnd Sinn;
Alle Worte muſt' ich zwingen:
Bloß mein Schatten gieng allhier,
Ich war nirgend als bey dir.

Doch er ließ es jhm gefallen,
Sagte: wol mein Corydon,
Fahre fort; dein guter Thon
Kan noch weit vnd breit erſchallen:
Es war aber nicht vor mich;
Ich gedachte nur an dich.

Bin ich vnten oder oben,
Es gilt alles eben viel,
Vnd was hilfft es, daß mein Spiel,
Alle die es hören loben,
Du hergegen, O mein Liecht,
Die ich lobe, hörſt es nicht!

Nachmals kam ich zu den Frieſen,
Sah' jhr ſchönes Vieh da ſtehn,
Vnd im feiſten Graſe gehn
Vnd die Lämmer auf den Wieſen:
O wie wol iſt doch daran,
Sprach ich, der ſo leben kan!

Nun ich wil euch gar nicht neiden,
Ja ich wünſchte noch darzu
Daß jhr lange Zeit in Ruh,
Liebe Hirten, möget weiden.
Aber ich hier unbekandt
Flieh' anjetzt mein Vaterlandt.

Ihr könnt ſingen bey den Quellen,
Daß man höret weit vnd breit
Von der ſchönen Freundligkeit
Daß geſtade Wiederſchellen:
Ich muß ſingen auff der See:
Wo iſt meine Galathee?

O wie biſt du ſo verdrungen!
Wo iſt jetzt die Herrlichkeit,
Corydon, wie vor der Zeit?
Nun ſing wie du vor geſungen:
Galathee, bey dir allein
Will ich jetzt und immer ſeyn.

Geh' jetzund hin zu dem Brunnen,
Da deß Wolffes ſtrenge Macht
Mutter Jetten vmbgebracht,
Da ſich offters durch der Sonnen
Heiſſe Stralen angeregt
Galathee zu dir gelegt;

Da ſie dich mit vielen Küſſen
In die weiſſen Arme ſchloß;
Da du in der zarten Schoß
Deine Luſt recht kondteſt büſſen!
Aber jetzt, O Corydon,
Ach wie weit biſtu darvon!

Nun wir haben es erlebet,
Was du, Gott, verhangen haſt,
Daß bey vns ein frembder Gaſt
Auff den ſchönen äckern grädet:
Was wir haben außgeſtrewt,
Wird von andern abgemeyt.

Woldem der ſein Feld kan bawen,
Lieben Schäffer, gleich wie jhr,
Darff ſein Leben nicht mit mir
Nur dem bloſſen Winde trawen:
Ihr habt ewer Vattergut,
Ich muß auff die wüſte Flut.

Nach dem hin vnd wieder ziehen
Kam ich endlich doch hieher,
Galathee, weit vber Meer:
Weiter kan ich nun nicht fliehen;
Weiter fliehen kan ich nicht,
Weil mir Wind und See gebricht.

Wo die Schiffe vor gefloſſen,
Da liegt ſcharffes Eiß vnd Schnee:
Dieſes Vfer da ich geh
Hat den Winter gantz verſchloſſen!
Vor der grünen Felder Luſt
Iſt hier lauter Reiff vnd Froſt.

*) M. Opitz' Werke, 2. Theil. Amſterdam 1645.

Digitized by Google

Nun ich wolte gerne leiden
Was ich jmmer leiden ſoll;
Ja, mir wäre gantz ſo wol,
Wann ich dich nicht dörffte meid:n:
Alle Teawrigkeit vnd Pein
Fühl ich nur von wegen dein.'
Alle Nacht pflegt mir zu träumen
Wie ich bey dem Neckee ſey,
Wir ich aller Sorgen frey
Bey den rauchen Keſtenbäumen
Mit dir, liebe Galathee,
Oepffel auffzuleſen geh.
Dein' Vreſtand vnd kluge Sinnen,
Die mir meine tieffen nicht,
Deiner ſchönen Augen Liecht,
Die ich muſte lieb gewinnen,
Deiner roten Lippen Ziehr
Sind ohn vnterlaß allhier.
Gantz verſtaeeet vnd erfroren
Durch den Schnee vnd ſtrengen Nort
Irr' ich offters vmb den Port,
Ruffe dir die ich verlohren
O vergebens, Corydon,
Sie iſt allzuweit hirevon.
Täglich geht die Sonne nieder
Steht auch täglich widrr auff,
Vnd helt jhren alten Lauff;
Aber wann ſeh ich dich wieder?
Ach, wie weit iſt doch der Tag,
Daß ich dich vmbfangen mag!
Manches Land muß ich noch ſehen,
Vnd mich laſſen hin vnd her
Durch das weite wilde Meer
Manche rauhe Winde wehen,
Eh' ich, reicht mir Gott die Hand,
Schawen kan mein Vaterland.
Unterdeſſen meine Frewde
Galathee gehab dich wol,
Biß ich, wo ich leben ſoll.
Weit von Trawren vnd von Leide
Bey den meinen vnd bey dir
Bleiben werde für vnd für.
Dieſes Uſer wil ich haben;
Galathre in deiner Schoß
Kan ich werden frey vnd loß;
Hier wil ich mein Leyd vergraben!
Hier ſoll weit von Angſt vnd Pein
Meiner Reiſe Ruhſtadt ſeyn.
Alſo ſang er, daß die Wellen
Vnd das Vfer an der See
Galathee, O Galathee,
Sämptlich muſte wiederſchellen,
Biß die Abendröthr kam,
Vnd die Nacht den Tag wegnahm.

II.

Iſt jrgend zu erfragen
Ein Schäffer vmb den Rein,
Der ſehnlich ſich beklagen
Muß vber Liebes pein
Der wird mir müſſen weichen,
Ich weiß ſie plagt mich mehr:
Niemand iſt mir zu gleichen,
Vnd liebt er noch ſo ſehr.
Es iſt vorbey gegangen
Faſt jetzt ein volles Jahr,
Das Phyllis mich gefangen
Mit Liebe gantz vnd gar;
Daß ſie mir hat genommen
Gedancken, Muth vnd Sinn:
Ein Jahr iſts, daß ich kommen
In jhre Liebe bin.
Seyt dem bin ich verwirret
Geweſen für vnd für,
Es haben auch geirret
Die Schaffe neben mir;
Das Feld hab' ich verlaſſen,
Gelebt in Einſamkeit,
Hab' alles müſſen haſſen
Worvmb ein Menſch ſich frewt.
Nichts hab' ich können ſingen
Als nur jhr klaees Liecht;
Von jhr hab' ich zu klingen
Die Lautrn abgericht;
Wir ſehr ich ſie muß lieben,
Vnd jhre groſſe Ziehr,
Das hab' ich faſt geſchrieben
An alle Bäwm' allhier.
Kein Trincken vnd kein Eſſen,
Ja nichts hat mir behagt,
Ich bin nur ſtets geſeſſen,
Vnd habe mich beklagt:
In dieſem ſchweren Oden
Verändert alles ſich,
Die Heed' iſt mager worden,
Vnd ich bin nicht mehr ich.
Sie aber hat dir Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Iſt gar nicht zu gewinnen,
Als wer' ich jhr nicht werth;
Da doch was ich geſungen
Im Brittenland' rrſchallt,
Vnd auch mein Ton gedrungen
Biß durch den Böhmer Walde.
So hab' ich auch daeneben,
Ich habe was bey mir,
Daß ich nicht wolte geben
Vmb alles Vieh allhier
Daß an deß Neckers Rande
Im grünen Graſe geht:
Mein Lob wird auff dem Lande
Vnd in der Stadt erhöht.
Jedoch nach dieſem allen
Frag' ich nicht ſonders viel,
Der Phyllis zu gefallen
Ich einig ſingen wil,
Weil nichts iſt das auff Erden
Mir ohne ſie gefellt;
Kan jhre Gunſt mir werden,
So hab' ich alle Welt.

III.

Wol dem der weit von hohen dingen
Den Fuß ſtellt auf der Einfalt Bahn!
Wer ſeinen Muth zu hoch wil ſchwingen,
Der ſtößt gar leichtlich oben an.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Des ſtarcken Donners mehr berührt;
Wer weit will fellt offt auß den Wegen,
Vnd wird durch ſeinen Stoltz verführt.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Auff groſſer See ſind groſſe Wellen,
Viel Klippen, Sturm vnd harter Wind:
Wer klug iſt bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern ſind.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Hat Phyllis gleich nicht Gold vnd Schätze,
So hat ſie doch was mir gefellt:
Wormit ich mein Gemüt' ergetze,
Wird nicht erkaufft umb Gut vnd Geldt.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Man ſteht bei reicher Leute Pforte
Sehr oft vnd kömpt doch ſelten ein.
Bey jhr bedarff es nicht der Worte;
Was jhr iſt, iſt nicht minder mein.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Gläntzt ſie gleich nicht mit thewren Sachen,
So gläntzt doch jhrer Augen Liecht:
Gar viel muß Hoffart ſchöne machen,
Ihr ſchlechter Schein betreugt mich nicht.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Iſt ſie gleich nicht von hohem Stande,
So iſt ſie dennoch auß der Welt;
Hat ſie gleich keinen Sitz im Lande,
Sie ſelbſt iſt mir ein weites Feldt.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Wer wil mag in den Lüfften fliegen,
Mein Ziel erſtreckt ſich nicht ſo weit:
Ich laſſe mich an dem begnügen
Was nicht bemüht vnd doch erfrewt,
Vnd lobe billich meinen Sinn,
Vnd meine ſchöne Schäfferinn.

Digitized by Google

IV.

Jetzund kömpt die Nacht herbey,
Vi.h und Menſchen werden frey,
Die gewünſchte Ruh geht an;
Meine Sorge komt heran.
Schöne gläntzt der Mondenſcheln;
Vnd die Gülden Sternelein;
Froh iſt alles weit vnd breit,
Ich nur bin in Traurigkeit.
Zweene mangeln vberall
An der ſchönen Sterne Zahl;
Dieſe Sternen die ich mein'
Iſt der Liebſten Augenſchein.
Nach dem Monden frag' ich nicht,
Dunckel iſt der Steenen Liecht;
Weil ſich von mir weggewendt
Aſteris mein Firmament.
Wann ſich aber neigt zu mir
Dieſer meiner Sonnen Ziehr,
Acht ich es das beſte ſeyn,
Daß kein Stern noch Monde ſchein.

V.

Kompt laſt vns nuß ſpatzieren,
Zu hören durch den Wald.
Die Vögel muſieiren,
Daß Berg und Thal erſchallt.
Wol dem der frey kan ſingen,
Wie jhr, jhr Volck der Lufft;
Mag ſeine Stimme ſchwingen
Zu der auff die er hofft.
Ich werde nicht eehöret,
Schrey ich gleich ohne Rhu;
Die ſo mich ſingen lehret
Stopfft ſelbſt die Ohren zu.
Mehr wol dem der frey lebet,
Wie du, du leichte Schar,
In Troſt und Angſt nicht ſchwebet,
Iſt auſſer der Gefahr.
Ihr werdet zwar vmbgangen,
Doch helt man euch in werth;
Ich bin von der gefangen
Die meiner nicht begehrt.
Ihe könnt noch Mittel finden,
Entfliehen auß der Pein;
Sie muß noch mehe mich binden,
Soll ich erlöſet ſein.

VI.

Geht meine ſeufftzen hin,
Erweichet derer Sinn
Die meinen Sinn mir plaget,
Vnd reget vnverwandt,
Ein Hertze von Demant
Das ſtets mich naget.
Schawt daß jhr ſie bewegt
Die taube Sinnen tregt,
Vnd nichts von mir will wiſſen,
Wiewoht die threnen mir
Aus Wehmut für vnd für
Alß Waſſer flieſſen.
Ach Feindinn meiner Brunſt,
Vnd aller Liebesgunſt,
Was gläntzet dein Geſichte
Mit ſtralen weit und beeit,
Wann du durch härtigkeit
Sie machſt zu nichte?
O meine Luſt vnd Pein,
Schön vnd auch grauſam ſein
Das ſchickt ſich mcht zuſammen:
Vermiſche dann dein liecht
Das mir mein Hertze bricht
Mit Liebesflammen.

VII.

Coeynde, wilt du mich verlaſſen?
Halt an vnd eile nicht ſo ſehr:
Dein lieben iſt ein halbes haſſen,
Hat wenig glut, rauch deſto mehr.
Getrrwe Liebe kan nicht wancken,
Sie liegt zu ancker jederzeit.
Halt jhre ſinnen vnd Gedancken
Gegründet auff beſt.ndigkeit.
Was wilt du dich vmb etwas grämen
Das nichts iſt als ein bloſſer Wahn,
Vnd du mir nicht kanſt wieder nemen,
Ich gleichfalls dir nicht geben kan.
Kein Menſch iſt nur jhm ſelbſt gebohren,
Was du biſt weiß ich daß ich bin:
Was fort iſt wird nicht mehr verlohren,
Darumb gedencke hin ſey hin.
Komm her vnd laß dich ferner lieben,
Weil deine jugend Schönheit hat:
Bleib biſtu einmal ſchon geblieben,
Die Flucht iſt jetzt doch gar zu ſpat.

VIII.

Ach liebſte laß uns eilen,
Wir haben Zeit,
Es ſchadet vns verweilen
Vns beyderſeit.
Der Edlen ſchönheit Gaben
Fliehn fuß füe fuß:
Das alles was wir haben
Verſchwinden muß.
Der Wangen Ziehr verbleichet,
Das Haar wird greiß,
Der Augen Fewer weichet,
Die Brunſt wird Eiß.
Das Mündlein von Corallen
Wird vngeſtalt,
Die Händ' als Schnee verfallen,
Vnd du wirſt alt.
Drumb laß vns jetzt genieſſen
Der Jugend Frucht,
Eh' als wie folgen müſſen
Der Jahee Flucht.
Wo du dich ſelber liebeſt,
So liebe mich,
Gieb mir das wann du giebeſt
Verlier nuch ich.

IX.

Auß Ronſardts Erfindung.

Als ich nechſt war nußſpatzieret
Zu den Hirten in den Waldt.
Vnd mit jhnen muſieiert,
Daß der gantze Puſch erſchallt,
Kam die Venus ſelbſt zu mir,
Bracht' auch ihren Sohn mit jhr,
Der bey mir verbleiben ſolte,
Wo ich jhn was lehren wolte.
Alles was du wilt bedingen
Sagte ſie, iſt dir vergünnt,
Wo du deine Kunſt zu ſingen
Lehren wirſt mein kleines Kind:
Wol, ich weiſ' jhm gantz bereit,
Was man noch hat dieſer Zeit
Von den Göttern auffgeſcheieben,
Vnd im Hirtenbuch' iſt blieben.
Wie das Pan auff ſieben Röhren
Anzuſtimmen hat erdacht,
Vnd gantz lieblich anzuhören
Einen newen Thon auffbracht:
Wie daß Aeiſteus weit
Mit dem Bacchus kam in Streit,
Ob die Süſſigkeit der Bienen
Mehr als Wein vns köndte dienen.
Aber nein, der loſe Knabe
Machte was er vor gethan;
Wann ich jhm was anders gabe
So hub er von buhlen an:
Allzeit ward von ihm gehört;
Wie die Lieb' vns ſo bethört;
Wie nach ſeiner Mutter Sinnen
Jedermann muß lieb gewinnen.
Solt' er Lection auffſagen,
Wuſt' er lauter nichts darvon,
Brachte ſelbſt mir vorgetragen
Eine ſchwere Lcetion:
Jetzt ich alſo nichts mehr weiß
Dann von Lieb vnd jhrem Preiß:
Jetzt iſt gäntzlich mir entfallen
Was ich kondte vor für allen.

Nun abe jhr Feldgöttinnen,
Nun abe du grüne Luſt;
Corydon muß jetzt beginnen
Was er vorhin nie gewuſt;
Es iſt wo ich geh' vnd ſteh'
Alles nichts dann Galathee:
In den ſtrengen Liebesorden
Bin ich durch ein Kind bracht worden.

X.

An Herren Eſaias Sperern.

Viermal iſt der Früling kommen,
Viermal hat die Winters Zeit
Von den Wäldern abgenommen
Ihr begrüntes Sommerkleid,
Seyd daß wir gebracht ſind worden
In der trewen Freundſchaft Orden.
Wie viel Tage ſind verfloſſen
Inner Frewd vnd guter Luſt,
Wann wir vns den Sinn begoſſen
Mit Lyæus ſeiner Koſt?
Doch nicht wie die rawen Seythen
Die den gantzen Wanſt voll ſchütten.
Wie ein Schiffer an dem Rande
Seinen krummen Nachen führt,
Vnd ſich nicht weit helt vom Lande
Wann er ſtarcke Wellen ſpührt,
So auch muß es ſeyn im Trincken
Wollen wir nicht vnterſinken.
Sehn wie in der Schale ſpringen,
Vngern, deinen klaren Wein,
Können wir vns auch bezwingen,
Daß wir lange nüchtern ſeyn?
Es muß alles was vns kräncket
In das Weinfaß ſeyn verſencket.
Wann wir dann ſa viel genommen
Daß der angenehme Safft
Etwas in die Stirn' iſt kommen,
Da kriegt Hertz und Zunge krafft,
Da wird alles außgelaſſen
Was vns taug vnd was wir haſſen.
Warumb dieſes ſey zu meiden,
Warumb das nicht könte ſeyn,
Warumb der vnd der vns neiden,
Jener auch nur falſchen Schein
Deß Gemütes von ſich gieber,
Hertzlich haßt vnd mündlich liebet.
O jhr Matten, O jhr Wieſen,
Du Gebirge welches wir
Nennen von den alten Rieſen,
O jhr warmen Bäder jhr,
Ihr Napeen habt vernommen
Was vns offtmals ein iſt kommen.
So ergetzt vns hier auff Erdrn
Ein ſchön Glaß vnd ein ſchön Buch
Biß wir eingehüllet werden
In ein ſtücke leinen Tuch.
Weil wir mehr nicht mit uns nehmen,
Sollen wir uns dann viel gremen?
Werden wir auch ſonſt nichts laſſen
(Dann ſich umb das Eygenthumb
Niemand ſchlagen wird vnd haſſen)
So bleibt doch ein guter Ruhm,
Den der Todt vns nicht kan ſterben,
Vnd kein Menſch mit Geld' erwerben.
Du durchrennſt mit freyem Zügel
Deß geehrten Lobes Pfadt
Durch deß hohen Adlers Flügel,
Welcher dich zu dienſten hat,
Vnd auch mich wil höher heben,
Mir Helm, Schild vnd Adel geben.
Dieſes ſind die Gifft vnd Gaben,
Die vns vber allen Neid,
Wann wir lange ſind vergraben,
Heben ſollen jederzeit;
Dieſe Schätz' vnd Güter machen
Das wir Hohn vnd Haß verlachen.
Wann die Mißgunſt tauſend Zungen
Hette feindlich außgeſtreckt,
Vnd käm' auff vns zu gedrungen,
Doch ſo bleiben wir verdeckt
In der Trew' vnd Tugend Schatten,
Da kein Neid kan hingerathen.

Nun wolan, mit dem Bedinge
Laß vns bleiben wie wir ſeyn,
Daß ich dann darauff dir bringe
Dieſes groſſe Schiff voll Wein,
Daß dich wol nicht mehr ſoll dürſten,
Auff Geſundheit vnſers Fürſten.

XI.

Faſt auß dem Holländiſchen;
wie auch das nachfolgende.

O du Gott der ſüſſen Schmertzen,
Warumb daß man dich ſo blind
Vber all gemahlet findt?
Ich befind' es nicht im Hertzen.
Nun du habeſt kein Geſicht;
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Siehſtu nicht, wie kanſt du wiſſen
Wo dein Pfeil hinfliehen ſall;
Blinde ſehen ſonſt nicht wol;
Du kanſt ziemlich grade ſchieſſen:
Nun du habeſt kein Geſicht',
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Die in dicke Püſche ziehen,
Vnd in wüſten Wäldern ſeyn,
Können doch der Liebes Pein
Vnd dem Bogen nicht entfliehen:
Nun du habeſt kein Geſicht'
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Die das weite Meer durchjagen
Müſſen fühlen deine Stärck:
Iſt das ſolcher Leute Werck?
Heiſt das blind ſeyn? recht zu ſagen:
Nun du habeſt kein Geſicht',
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Giengſt du nicht die enge Straſſen
In das himliſche Gebäw,
Vnbegleitet ohne Schew,
Dorffteſt Jupiter anfaſſen?
Nun du habeſt kein Geſicht',
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Kondteſt du den Pluto finden
Stiegeſt in der Höllen Schlund,
Dorffteſt dich auff ſeinen Grund'
Ihn zu ſchieſſen vnterwinden?
Nun du habeſt kein Geſicht',
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Du wilſt keine Klage kennen,
Keine Bitte nimpſtu an,
Alles iſt umbſanſt gethan;
Blinde ſind die dich blind nennen;
Dieſes geht mir beſſer ein,
Daß du trefflich taub muſt ſeyn.

XII.

Corydan ſprach mit Verlangen
Zu der liebſten Feldgöttin:
Wer' es Lydia dein Sinn
Daß du wolteſt mich vmbfangen,
Das wir möchten noch in Frewd'
Enden vnſre junge Zeit?
Alles Wildniß in den Wäldern
Schmeckt die ſüſſe Liebeskoſt;
Es gebrauchen ſich der Luſt
Herd' vnd Hirten auff den Feldern?
Wollen wir dann ohne Frewd'
Enden vnſre junge Zeit?
Alle Vogel in den Lüfften
Hört man ſingen für vnd für,
Alle Nymphen da vnd hier
Sicht man newe Heyrath ſtifften;
Eh laß vns doch auch in frewd'
Enden vnſre junge Zeit.
Zwar der Wahrheit nicht zu ſchonen,
Ich bin nur ein Bawerknecht,
Dach noch eins ſo fromm vnd recht
Als die in den Städten wohnen;
Drumb ſo laß vns doch in Frewd'
Enden vnſre junge Zeit.
Ich weiß gar wol deine Sinnen
Du vermeynſt es were Kunſt
Wann du mich durch Liebesbrunſt
Würdeſt gantz verzehren können:

Digitized by Google

Darumb ſollen wir ohn Frewd'
Enden vnſre junge Zeit.
Nymphe, wilſt du mir entgehen,
Weil ich nur vom Dorffe bin?
Schaw auff alle Götter hin
Die nach Bawrenliebe ſtehen:
Können wir dann ohne Frewd'
Enden vnſre junge Zeit?
Venus hat vielmal geſchlaffen
Bey Adonis in dem Wald,
Ob gleich ſchon ſein Auffenthalt
Nirgend war als bey den Schaffen:
Wir nur wollen ohne Frewd'
Enden vnſre junge Zeit.
Doch ich wil mich nicht betrüben,
Ich begehr' es nicht ſo ſehr;
Aber dencke, wer dich mehr
Wird als ich ſo heftig lieben,
Wann wir jetzund ohne Frewd'
Enden vnſre junge Zeit.

XIII.

Allhier in dieſer wüſten Heyd'
Iſt gar kein Menſch nicht weit vnd breit,
Die wilden Thier allein
Die ſeh' ich ſelbſt Mitleyden tragen,
Die Vögel trawrig ſeyn,
Vnd mich mit ſchwacher Stimme klagen,
Die kalten Brunnen ſtärcker flieſſen,
Viel Threnen gleichſals zu vergieſſen.
Stein, Wälder, Wieſen, Feld vnd Thal
Hör' ich beklagen meinen Fall;
Sie fühlen meine Pein,
Die Schafe wollen gar nichts weiden.
Du, Delia, allein
Wirſt nicht beweget durch mein Leiden
Du Kron vnd Zier der Schäferinnen,
Du ſtrengſte Fürſtin meiner Sinnen.
In dich hab' ich mein Ziel gericht,
Mein einig All, meins Lebens Liecht:
Nun hat deß Glückes Neid
Von deiner Seiten mich geriſſen;
Drumb wüntſch' ich dieſer Zeit
Nicht mehr deß Lebens zu genieſſen;
Vom Todte nur werd' ich bekommen
Die Freyheit ſo du mir genommen.
Laß' ich gleich aber dieſe Welt,
Wird meine Trew doch nicht gefellt;
Die Liebe gegen dir
Hab' ich an manchem Baum geſchnitten;
Da ſieht man für vnd für
Was ich für Angſt vnd Pein erlitten;
So lang Arcadia wird ſtehen
Soll auch mein Nahme nicht vergehen.
Es tritt Diana ſelber hin,
Mein Grab zu machen in das grün;
Die Göttin Flora geht
Sich nach Violen vmbzuſchawen,
Mein Leichſtein iſt erhöht,
Darein die Nymphen werden hawen:
Hier hat den Geiſt dahin gegeben
Den ſeine Liebſte bracht' vmbs Leben.

XIV.

Aſterie mag bleiben wer ſie wil,
Ich weiß nichts mehr von jhr,
Vnd jhrer Huld; ein ſehr viel höher Ziel
Hab' ich anjetzt vor mir:
Ich wil mich weiter ſchwingen
Als durch den Erdenkreiß,
Vnd nur alleine ſingen
Der Tugend Ehr' vnd Preiß.
Wie ſelig iſt wer in Vollkommenheit
Der weißheit ſich verliebt,
Die ſüſſe Gifft der ſchnöden Eitelkeit
Ihn nimmermehr betriebt;
Er weichet von den Wegen
Der Veppigkeit der Welt,
Darauff zuvor erlegen
Manch freyer kühner Heldt.
Die Schönheit zwar veracht' ich gäntzlich nicht,
Weil ſie von oben kömpt,
Das ſag' ich nur, daß ſie gar leichte bricht,
Vnd bald ein Ende nimpt:
Der rote Mund, die Wangen
Der ſchönen Augen Glantz,
Ja alle Pracht vnd Prangen
Iſt wie ein Roſenkrantz.
Wer Tugend liebt, der ſtirbet nimmermehr,
Er dringt durch alle Noth,
Durch alle Welt erklingt ſein Lob vnd Ehr,
Er bleibt und lebet todt:
Drumb wil ich nichts mehr ſchreiben
Von zeitlicher Begiehr,
So wird mein Lob' bekleiben,
Vnd grünen für vnd für.
Weg, Venus, weg, du Peſt der jungen Zeit,
Ich ſelbſt vergeſſe mein;
Ich wil jetzt gehn den Lauff der Ewigkeit,
Vnd auff der ſüſſen Pein
Verwirrten Bahn nicht wallen,
Die Tugend iſt mein Ziel;
Aſterie ſampt allen
Mag bleiben wer ſie wil.

XV.

Mein Nüßler, vnd iſt diß dein Rath,
Ich ſoll die ſchnöde Wolluſt haſſen,
Vnd die ſo mich bethöret hat,
Die ſchöne Flavia verlaſſen?
Sprich, ſagſt du, deine Muſen an,
Setz' an die Feder, das zu ſchreiben
Durch welches dein Gerüchte kan
In Ewigkeit hernach bekleiben.
Laß fahren, die zu wenig iſt
Daß ſie die viel gewünſchten Sachen
Die du zu tichten außerkieſt
Soll gantz vnd gar zu Waſſer machen.
Denck' an den Ruhm den du nunmehr
Bey groſſen Leuten haſt erworben:
Seit daß du liebſt iſt ſchier die Ehr'
In jhrer erſten Blüt' erſtorben.
War iſt es, ich bin jetzund faſt
Der Bücher ärgſter Todfeind worden,
Nun Venus, du gewünſchte Laſt,
Mich wieder hat in ihrem Orden.
Doch bin ich ſehr in Zweifel noch
Ob auch des bloſſen Lobes wegen
Das Joch, das angeneme Joch,
Sey gantz vnd gar hinweg zulegen.
Dieweil ich kürtzlich ſoll hernach
Die lange Nacht vergraben liegen,
Was hilfft michs durch viel Vngemach
Vnd müh ein Hand voll Ehre kriegen?
Kein Vers, wie künſtlich er mag ſeyn,
Der kan mir jetzund Bürge werden
Man werde dieſes mein Gebein
Bedecken mit fein leichter Erden.
Doch wol, laß meine Poeſie,
Vnd was ich ſonſten möchte ſchreiben,
Als zu Ergetzung meiner Müh,
Ein hundert Jahr' vnd lenger bleiben:
Bin ich mehr als Anacreon,
Als Steſichor vnd Simonides,
Als Antimachus vnd Bion,
Als Philet, oder Bacchylides?
Iſt aber dir dann nicht bekandt
Der Griechen ſchöne Ziehr im Tichten?
Was ſoll nun dieſe meine Hand
In Teutſcher Sprache können richten?
Nein, nein, ich lobe meinen Sinn,
Vnd hoff' es ſoll mir auch gelingen,
Daß das worauff ich kommen bin
Noch möglich ſey mir zu vollbringen.
Das dünckt mich gar viel beſſer ſeyn,
Als derer Fleiß, die nichts erwerben
Durch jhre Reim' als leichten Schein,
Vnd doch für Hunger kaum nicht ſterben.

XVI.

Ich kan mich zwar zu dir begeben
Jetzt wann ich wil mein Vatterland,
Nun ich befreyt bin von dem Leben
Bey dem kein Glück iſt vnd Beſtand:
Doch helt mich noch der Liebe Band,
Der ich zu ſchwach zu widerſtreben.
Vor hab' ich mich zu dir gewendet;
Kein Ort gefiel mir beſſer nicht:
Nun hat ſich alle Luſt geendet,

Digitized by Google

Nachdem mich meines Hertzens Liecht,
Was jedermann darwider ſpricht,
Mie ſeiner Anmuth gantz verblendet.
Vor wann die Morgenröthe lachte,
Vnd ließ ſich ſehn auff jhrer Bahn,
Sa grüßt' ich ſie wann ich erwachte;
Jetzt iſt es alles nun gethan,
Weil ich mein Lieb nur preiſen kan,
Vnd allzeit jhre Ziehr betrachte.
Vor hab' ich zu den kühlen Flüſſen,
Vnd klaren Brunnen mich geſellt;
Die Roſen, Liljen vnd Nareiſſen
Liebt' ich für alles in der Welt:
Jetzt weiß ich viel ein ſchöner Feldt,
Vnd hoffe ſein noch zu genieſſen.
Ihr Bircken vnd jhr hahen Linden,
Ihr Wüſten vnd du ſtiller Waldt,
Lebt wal mit ewren tieffen Gründen,
Vnd grünen Wieſen mannigfalt:
Mein Troſt vnd beſter Auffenthalt
Iſt ſanſtwa als bey euch zu finden.

XVII.

Ihr ſchwartzen Augen, jhr, vnd du, auch ſchwartzes Haar,
Der friſchen Flavien, die var mein Hertze war,
Auff die ich pflag zu richten,
Mehr als ein weiſer ſoll,
Mein Schreiben, Thun vnd Tichtrn,
Gehabt euch jetzund wal.
Nicht gerne ſprech' ich ſo, ruff' auch zu Zeugen an
Dich, Venus, vnd dein Kind, daß ich gewiß hieran
Die minſte Schuldt nicht trage,
Ja alles Kummers vall
Mich ſtündlich kränck' und plage,
Daß ich ſie laſſen ſoll.
Ihr Parcen, die jhr ons das Thun des Lebens ſpinnt
Gebt mir vnd ihr das was ich jhr, vnd ſie mir gönnt,
Weil ich's ja ſall erfüllen,
Sall zähmen meinen Fuß,
Vnd wider Luſt vnd Willen
Auch nachmals ſagen muß:
Ihr ſchwartzen Augen, jhr, and du, auch ſchwartzes Haar,
Der friſchen Flavien, die var mein Hertze war,
Auff die ich pflag zu richten,
Mehr als ein weiſer ſoll,
Mein Schreiben, Thun vnd Tichten,
Gehabt euch jetzund wal.

XVIII.

Ich empfinde faſt ein Grawen
Daß ich, Plato, für vnd für
Bin geſeſſen vber dir;
Es iſt Zeit hinauß zu ſchawen,
Vnd ſich bey den friſchen Quellen
In dem grünen zu ergehn,
Wa die ſchönen Blumen ſtehn,
Vnd die Fiſcher Netze ſtellen.
Warzu dienet das ſtudieren
Als zu lauter Vngemach?
Vnter deſſen laufft die Bach
Vnſers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auff jhr letztes Ende hin,
Dann kömpt ohne Geiſt vnd Sin
Dieſes alles in die Erden.
Hola, Junger, geh' vnd frage
Wa der beſte Trunck mag ſeyn,
Nimb den Krug, vnd fülle Wein.
Alles Trawren, Leid vnd Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh' vns Clatho fort gerafft,
Will ich in den ſüſſen Safft,
Den die Traube gibt, vergraben.
Kauffe gleichfals auch Melonen,
Vnd vergiß des Zuckers nicht;
Schawe nur daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bey ſeinem Gold' vnd Schätzen
Tolle ſich zu krencken pflegt,
Vnd nicht ſatt zu Bette legt:
Ich wil weil ich kan mich letzen.
Bitte m ine gute Brüder
Auff die Muſie ond ein Glaß:
Kein ding ſchickt ſich, dünckt mich, daß,
Als ein Trunck vnd gute Lieder.
Laß' ich ſchon nicht viel zu erben,
Ey ſa hab ich edlen Wein.
Wil mit andern luſtig ſeyn,
Wann ich gleich allein muß ſterben.

XIX.

Derſelbe welcher dieſe Nacht
Erſt hat ſein Leben hingebrache,
Iſt eben auch wie die geſtarben,
Die längſt zuvar verblichen ſeyn,
Vnd derer Leichnam vnd Gebein,
Var tauſend Jahren ſind verdorben.
Der Menſch ſtirbt zeitlich aber ſpat,
So bald er nur geſegnet hat,
Sa wird er in den Sand verſencket,
Vnd legt ſich zu der langen Rhu.
Wann Ohr ond Auge ſchon iſt zu,
Wer iſt der an die Welt gedencket?
Die Seele doch allein und bloß
Fleugt, wann ſie wird deß Cörpers loß,
Zum Himmel da ſie her geführet.
Was dieſen ſchnöden Leib betrifft,
Wied nichts an jhm als Stanck vnd Gifft,
Wie ſchön er varmals war, geſpühret.
Es iſt in ihm kein Geiſt mehr nicht,
Das Fleiſch fellt weg, die Haut verdricht,
Ein jeglich Haar das muß verſtieben:
Vnd was ich achte mehr zu ſeyn,
Diejenige kömpt keinem ein,
Die er für allem pflag zu lieben.
Der Tod begehrt nichts vmb vnd an:
Drumb, weil ich jetzt nach wünſchen kan,
Sa wil ich mir nur einig wehlen
Geſunden Leib, vnd rechten Sinn:
Hernachmals wann ich kale ſchon bin,
Da will ich Gott den Reſt befehlen.
Hamerus, Sappha, Pindarus,
Anacreon, Heſiodus,
Vnd andere ſein ohne Sorgen,
Man red' jetzt auff ſie was man wil:
So, ſagt man nun gleich van mir viel,
Wer weiß geſchieht es übermargen.
Wa dient das Wüntſchen aber zu,
Als das ein Menſch ahn alle Rhu
Sich Tag und Nacht nur ſelbſt verzehret?
Wer wüntſchet kränckt ſich jederzeit;
Wer tadt iſt iſt ohn alles Leid.
O wal dem der nichts mehr begehret!

XX.

O wal dem der die rechte Zeit
In allen dingen ſiehet,
Vnd nicht nach dem was allbereit
Hinweg iſt ſich bemühet,
Der kennet was er lieben ſoll,
Vnd was er ſall verlaſſen;
Er lebet frey vnd allzeit wohl,
Vnd darff ſich ſelbſt nicht haſſen.
Dir Göttin der Gelegenheit
Iſt fornen nur mit haaren,
Im Nacken bleibt ſie kahl allzeit;
Drumb laß ſir ja nicht fahren
Weil du ſie bei der Stirnen haſt;
Der Tag geht eylends nieder,
Die Stunden lauffen ahne raſt,
Vnb kommen gantz nicht wieder.

Sonette.

An der Liebſten Vatterland.

Du allerſchönſter Ort der Flüß vnd kalten Brounen,
Dabin ſich alle Zier vnd Luſt hat eingeſtallt,
Dähin ſich alles Gut degeben mannigfalt,
So jemals worden iſt beſchienen von der Sannen.
Du allerſchönſtr Stadt, du Haus der Frewd vnd wonnen,
Princeſſin aller Stádt an Reichthumb vnd Gewalt,
Doch mehr weil du erzeugt meins Lebens Auffenthalt,
Der keine Schätze nicht verglichen werden können.
Verzeihe mir du Stadt, darinnen ich gebohren,
Hier hab' ich mir zu ſeyn inkünfftig außerkohren,
Hieher hab' einig ich mein Hertz vnd Sinn gewandt.
Vnd ab es wird gleich ſchwer, daß ich dich werde meiden,
Wil dennoch ich von dir als jhr viel lieber ſcheiden,
Dann wa mein Leben iſt, da iſt mein Vatterland.

Digitized by Google

An einen Berg.

Du grüner Berg, der du mit zweyen Spitzen
Parnaſſo gleichſt, du hoher Felß, bey dir
Wüntſch' ich in Rhu zu bleiben für vnd für,
Vnd deine Luſt gantz einſam zu beſitzen,
Weil du mir auch für aller Welt kanſt nützen
Dann wann ich bin auff deinem Klippen hier,
So ſeh' ich ſtets derjenen Ort für mir,
Die für dem Tod alleine mich kan ſchützen,
Mein höchſte Frewd' vnd meines Lebens Leben:
So weiß ich auch daß man ſonſt nirgend findt
Mit ſolcher Zier ein einig Ort vmbgeben:
Natura hat die Luſt allher geſetzet,
Daß die auff dich mit Müh geſtiegen ſind,
Hinwiederomb auch wueben recht ergetzet.

An die Bienen.

Ihr Honigvögelein, die ihr von den Violen
Vnd Roſen abgemeit den wunderſüſſen Safft,
Die ihr dem grünen Klee entzogen ſeine Krafft,
Die ihr das ſchöne Feld ſo offt vnd viel beſtohlen.
Ihr Feldeinwohnerin, was wollet ihr doch holen
Daß ſo euch noch zur Zeit hat wenig Nutz geſchafft,
Weil ihr mit Dienſtbarkeit deß Menſchen ſeyd behafft,
Vnd jhnen mehrentheils das Honig müſſet zohlen?
Kompt, kompt zu meinem Lieb' auff jhren Roſenmund,
Der mir mein krancke Hertz hat jnniglich verwundt,
Da ſolt jhr Himmelſpeiſ' auch vberflüſſig brechen:
Wann aber jemand ſie wil ſetzen in Gefahr,
Vnd jhr ein Leyd anthun, dem ſolt du ſtarcke ſchar
Für Honig Galle ſeyn, vnd' jhn zu Todte ſtechen.

An die Augen ſeiner Jungfrawen.

Faſt auß dem Holländiſchen.

Leitſternen meines Haupts, vnd meiner jungen Zeit,
Die als Planeten ſind geſetzet meinem Leben,
Ihr Augen, wann ich euch ſo freundlich ſehe ſchweben,
So bin ich als entzückt, ſo kenne gantz kein Leid:
Dann jhr beſchlieſt in euch ein' hohe Lieblichkeit,
Vnd lieblich' Hoheit; jhr, jhr könnt alleine geben
Genüge, rechte Luſt: woenach wir Männer ſtreben
Das habt jhr, O mein Liecht, vor allem weit vnd breit.
Natura ſelber liegt im Dunckeln faſt begraben,
Vnd mangelt jhres Liechts, von wegen jhrer Goben,
Die gantz verſamblet ſind in ſolcher engen ſtatt;
Doch iſt ſie enge nicht, vnd kan ſich weit ergieſſen,
Ja were groß genung faſt alles einzuſchlieſſen,
Weil ſich mein' arme Seel' in jhr verirret hat.

Auff einen Kuß.

Auch zum theil auß dem Holländiſchen.

Auff alle meine Noth, auff ſo viel Angſt vnd Klagen,
Auff Seufftzer, Ach vnd Weh, auff höchſte Trawrigkeit
Auff das wodurch mein Hertz' empfandt ſein tieffes Leid,
Wird doch mein Lieb bewegt mir eins nicht abzuſchlagen.
Ich mag gewißlich wol von gutem Glücke ſagen;
Sie kam ja endlich noch die ſehr gewüntſchte Zeit,
Vnd hat mir Hertz vnd Sinn durch einen Kuß erfrewtz
Ich habe dieſe Gunſt doch endlich weg getragen.
Der Thaw, der ſüſſe Thaw, der auff den Lippen ſchwebt,
Der Marck vnd Pein erquickt, dadurch mein Geiſt noch lebt,
Kan alle meine Furcht vnd Trawren von mir ſcheiden.
Ihr Götter die jhr ſchawt hier zu vns Menſchen her,
Kehrt ja mir dieſe Frewd' vnd Troſt in kein Beſchwer:
Der Kuß iſt wohl verkaufft vmb ſolche Noth vnd Leyden.

Einer Jungfrawen Klage vber nahendes Alter.

Ach wo iſt nun die Zeit, in der man pflag zu gleichen
Der Roſen ſchöner Zier mein' edele Geſtalt?
Ja frevlich bin ich ſo, nun bin ich graw vnd alt.
Eh' als der Sonnen Glantz die Roſe kan erreichen,
So muß ſie durch die Lufft der Nacht zuvor verbleichen,
Vnd hat nur von dem Thaw ein wenig Vnterhalt:
So netzen mich jetzt auch die Threnen mannigfalt,
Weil ich die junge Zeit nun habe laſſen ſchleichen.
Geht dann der Morgen an, ſo wird die Roſe roth;
Ich werde Schamroth auch, gedenck ich an die Noth.
Doch hab ich dieſen Troſt, daß gleich wie von den Winden
Die Roſe, wann der Tag ſich neigt, wird abgemeit,
So werd' auch ich, weil nun mein Abend nicht iſt weit,
Kan ja es hier nicht ſeyn, doch Ruh' im Grabe finden.

* * *

Du ſchöne Tyndaris, wer findet deines gleichen,
Vnd wolt er hin vnd her das gantze Landt durchziehn?
Dein' Augen trutzen wohl dem edelſten Rubin,
Vnd für den Lippen muß ein Türckis auch verbleichen,
Die Zähne kan kein Gold an hoher Farb' erreichen,
Der Mund iſt Himmel weit, der Halß ſticht Agſtein hin:
Wo ich mein Vrtheil nur zu fellen würdig bin,
Alecto wird dir ſelbſt deß Haares halben weichen,
Der Venus Ehemann geht ſo gerade nicht,
Vnd auch der Venus Sohn kan kein ſo ſcharff Geſicht.
In ſumma, nichts mag dir verglichen werden können:
Weil man dann denen auch die vns gleich nicht ſind wol,
Geht es ſchon ſawer ein, doch gutes gönnen ſoll,
So wüntſch' ich daß mein Feindt dich möge lieb gewinnen.

* * *

Wann ich mit frieden kan in deinen Armen liegen,
So hab' ich ſchon genung, mehr ehre wüntſch ich nicht
Auff dieſer weiten Welt, als dir, mein Troſt vnd Liecht,
In deiner weiſſen Schoß zu ruhen nach genügen.
Diß iſt mein beſter zweck; es mag ein andrer kriegen,
Dem Mars im Hertzen ſteckt, das aus jhm ſelber bricht,
Nach Helm' vnd Waffen greifft, den kühnen Feind beſpricht
Vnd wanckt nicht vmb ein Haar, will ſterben oder ſiegen.
So wilde bin ich nicht: Clorinde, wann du dich
Vmb meine Schuldern wirffſt, das iſt ein krieg für mich:
Hiervon ſoll meinen Sinn kein Ruhm vnd Gut bewegen.
Das Glücke deiner Gunſt hat bey mir gröſſern ſchein
Als etwan Ceſar ſelbſt vnd Alexander ſeyn,
Vnd dieſe gantze Welt zum Füſſen können legen.

Judith*).

Die Perſonen deß Schawſpiels.

Holofern.
Arſace, ... Hauptmann.
Bagos, ... Kämmerling.
Judith.
Abra, ... Kammermagd.
Orontes, ... Marſchalck.
Hircan, ... Wachtmeiſter.

Chore.

Der gefangenen Könige.
Der Wache.
Der Ebreer in der Stadt.
Der Ebreiſchen Jungfrawen.
Der Soldaten.

Der 1. Act. Die 1. Scena.

Holofern.

Soll der Ebreer dann mir jetzt zum Meiſter werden,
Mir, deſſen Helden Muth
Nichts gleiches weiß auff Erden,
Für den Araxes ſelbſt legt ſeine wilde Flut,
Für welches Macht der Strom deß Tigers ſchweiget
Vnd Taurus auch ſein Schneegefilde neiget?
Mag nun diß arme Volck mich länger hinterziehn?
Nein, Nein: ſie ſollen bald erfahren wer ich bin.

Arſace.

Der Erden Kreiß erſchüttert,
Die Hölle zittert
Auch ſelbſt für dir,
Der Angel Stern,
Erbleichet ſchier,
Wann du das Heer auffführeſt,
O Holofern,
Vnd deine Waffen führeſt.

Holofern.

Aber, ach! ich kan ja Siegen:
Doch, was hilfft es daß die Hand,
Zähmet ſo viel Leut' vnd Landt,
Vnd das Hertze muß erliegen,
Muß ſich laſſen jetzt bekriegen
Nicht durch ſtrenge Schlacht vnd Streit,
Sondern ſchöne Freundligkeit?
Kein ſtarckes Heer hat mich,
Gejaget je zurücke,

*) M. Opitz' Werke, 3. Theil. Amſterdam 1645.

Digitized by Google

Jetzt zilter' ich
Für einem leichten Augenblicke.
Es muſte mein Gebott ſo mancher König ſpüren,
Jetz aber kan ich ſelbſt mich nicht ergieren.
Du haſt gewonnen, du Ebreer;
Du zwingeſt meinen Sinn:
Wie hoch ich bin,
So iſt ein Weib auß deiner Statt doch höher.

Bagos.

Sehr ſtets hat die Natur beherzet ſein vnd lieben
In einem hohen Sinn zuſammen eingeſchrieben.

Holofern.

Da mein Verſtand zuvor ſo viel gegolten hat,
Gebricht mir jetzund ſelber Rhat.

Arſace.

Solte dem ein Weib entgehen,
Dem ein Herr iſt vnterthan;
Dem zu freyem Willen ſtehen
Der Araber vnd Hircan;
Dem Armenien gehorchet, den der Parther Schütze hört,
Den die ſchwartzgebrandten Mohren, den der kühne Meder ehrt;
Dem der Reiche Perß ſich ziehrt,
Der das Volck der Ammoniten,
Vnd die ferchen Moabiten
Alleſampt zu Felde führt?
Was verhindert deine Rhue?
Schaffe mit ſo iſts gethan;
Weil ein Held wie du
Nicht alleine kräfftig bitten, ſondern auch gebieten kan.

Holofern.

O Ihr Götter ſaget mir,
Iſts der Himmel der mich zwinget,
Iſt es etwan ein Geſtirne, welches mich zur Liebe bringet,
Oder iſt es jhre Ziehe?
O ja ſie iſts allein! diß Reden, dieſes Lachen,
Der Augen Vnſtern iſts, der mein Geſicht entzückt,
Das Haar, das mein Gemüt' vnd allen Muth beſtrickt,
Der Mund, der meinen Mund kein gantzes Wort läſt machen.

Arſace.

Deß Mannes Hauß wird billich abgebrandt,
Der Waſſer klagt, vnd hat es bey der Hand.

Bagos.

Vnd magſt du wol nicht ſchlagen
Das Wild, ſo ohne Jagen
In dein Gehäge kömpt?
Ich glaube daß es auch ſie ſelber wunder nimbt,
Vnd jhr Gedancken macht,
Dieweil ſie iſt zu lieben,
Daß dannoch ſie von dir ſchon nach der dritten Nacht
Hindan geſtellt iſt blieben.
Geſetzet auch, daß ſie dir was verſagt,
Biſt du nicht Herr, vnd ſie iſt deine Magd?

Holofern.

So ſey es dann; auffs Nachtmal lade mir
Die Obriſten, vnd dieſe meine Ziehr,
Vnterdeſſen daß ich ordne, wie man morgen auff den Tag
Allerſeits zuſammen rücken, vnd die Stadt erſteigen mag.
Ich wil mich an ſie wagen:
O Zunge! waffne dich;
Vnd was ich nicht kan ſagen,
Soll Bachus thun für mich.

Bagos.

Herr, geht, verrichtet ewer Sachen;
Im vbrigen laſt mich nur machen.
Ein Weibesvolck, wie keuſch es auch mag ſeyn,
Wird offtermals bezwungen durch den Wein.
Da kömpt ſie gleich, deß Fürſten Troſt vnd Pein,
Die gar wol mächtig iſt, die Götter ſelbſt zu binden,
Vnd durch der Schönheit Glantz den Himmel anzuzünden.

Der 1. Act. Die 2. Scena.

Judith.

Sonne, Zier der Erde,
Die du zu der Nachtruh ſchreiteſt,
Vnd die müden Pferde
In die See zum Trincken reiteſt,
Zürne nicht, daß du mich ſiehſt,
In deß rawen Volckes Händen,
Das ein Feind deß Höchſten iſt.
Ich verhoffe zu vollenden,
Für das Land vnd Billigkeit,
Was mein Sinn jhm fürgenommen,
Ehe du zur Morgenzeit
Wideromb herauſ wirſt kommen.

Bagos.

Was ſagſtu zu der Sonne,
Du Sonne dieſer Welt,
Der Menſchen Luſt vnd Wonne,
Der kein Geſtirne nicht die Gegenwage helt?
Klageſtu, daß jetzt der Abend, vns deraubet jhrer Zier,
Laß ſie immer vntergehen, ſcheineſtu doch bey vns hier.

Judith.

Recht zu ſagen, was ich mache, mich bedünckt der Sonnen Liecht,
Sey ein Bildnuß deines Herren: Weil mein Antliß aber nicht,
Wie es wündſcht, jhn ſehen kan,
Schawt es diß ſein Vorbild an.

Bagos.

Eben dieſer den du lobeſt, Judith, wil auffs Nachtmahl hier,
Viel deß Volckes edle Helden, bey ſich wiſſen neben dir.
Komm, dann dein vnd ſein Begehren ſtimmet gäntzlich vberein;
Wündſcheſtu jhn ſtäts zu ſehen, ſo gefällſt du jhm allein.

Judith.

Ich arme Magd! was für Dienſt vnd Sachen
Sind doch an mir, darauff ein ſolcher Held,
Die Furcht vnd Krafft der Welt,
Jhm darff Gedancken machen?
Wiewol ich nun der Gunſt mich vnwerth ſchätze,
So ſtell ich ſie doch nicht zurücke:
Sein Wollen iſt mein Glücke,
Sein Wincken mein Geſätze.

Bagos.

Ich wil mit dieſer Poſt zu meinem Herren eylen;
Du wolleſt dich allhier ein wenig nur verweilen.

Der 1. Act. Die 3. Scena.

Abra.

Sol dann nun biß die Judith ſeyn,
Der Spiegel keuſcher Jugend,
Deß Frawenzimmers Liecht vnd Schein,
Der Außzug aller Tugend?
Nun ſolche Sinnen vnd Gedancken,
Auch wollen wancken,
So muß ich nur geſtehn, daß auff der gantzen Erden
Nichts eher, als ein Weib, kan vnbeſtändig werden.
Du Morgenſtern der Zucht, du Engelreines Bild,
Was iſt's, daß du dahin zu Gaſte gehen wilt,
Vnd zwar ſo gantz allein,
Wo Tyranney vnd Macht,
Wo Spiel, wo Wein vnd Nacht,
Beyſammen werden ſeyn,
Die Feinde guter Sitten,
Von denen Erbarkeit nie bleibet vnbeſtritten?

Judith.

Bin ich dir ſo vnbekandt?
Was mich reitzt dahin zu kommen, iſt gewiß kein Frewdenfeſt,
Sondern Gott vnd vnſer Land.
Welchem kan es übel gehn, der ſich nur auff Jhn verläſt?

Abra.

Ich weiß es, Fraw, du wirſt nicht wancken,
Wirſt bleiben für vnd für,
Bey deinen züchtigen Gedancken,
Jedoch dein groſſer Feind, die Schönheit geht mit dir.

Judith.

Sey nur getroſt, vnd komm zum Brunnen hier,
Wo ich gewohnet bin zu waſchen mein Geſichte,
Es kenne ein jed'rer wol
Mein ehrliches Gerüchte,
Das ehrlich bleiben ſol.

Chor der gefangenen König:

Was machſtu, falſches Glücke,
Wie greiffen deine Tücke,
Auch hohe Scepter an!

Digitized by Google

Die Macht in der wir waren,
Das Land, die ſtarcken Scharen,
Sind and'ern anterthan.

Der König auß Libien.

Gantz Libien war meine,
Das ſtäts mit heiſſem Scheine
Erwärmt der Hundes Stern.

Ein anderer.

Ich hatte die Phenicer.

Ein anderer.

Ich euch, O ihr Cilicer.

Alle zugleich.

Jetzt hat vns Holofern.
In Eyſen fein geſchlagen,
Vnd dannoch Cronen tragen
Iſt Leyd vnd Spott zugleich.
Ach, Holofern, die Sinnen,
Die ſelbſt ſich zähmen können,
Sind halbes Konigreich.
Wer iſt ſie, die hier gehet,
Als Luna bey der Nacht?
O Blum vnd Liecht der Jugend,
Die Keuſchheit, Scham and Tugend,
Wird vbel hier verwacht!
Doch, wann die Götter wallen,
Auff die wir hoffen ſollen,
So kan auch dieſer Schein,
Der Glantz vns Freyheit bringen,
Den Wütterich bezwingen,
Vnd vnſer Rächer ſeyn.
Ach! Himmel, laß die Augen
Diß freche Blut außſongen,
Gib, daß die güldne Hoar,
Zu Stricken müſſen werden,
Vnd ſtürtze zu der Erden,
Das Haupt der ſtoltzen Schaar.

Der 2. Act. Die 1. Scena.

Holofern.

O Monde, deſſen Liecht die braune Nacht beſtralt,
Ihr Sternen, welcher glantz den Baw deß Himmels mahlt,
Im Foll ihr euch nicht ſchämbt, für meiner Judith Zier,
So blicket dieſe Nacht mit Frölichkeit herfür.
O Monde, fahre langſam zu,
Halt an der weiſſen Pferde Zügel:
Ihr Sternen gönnt mir dieſe Ruh,
Nembt nicht geſchwinde Flügel.
Der Morgenröhte Zier
Begehr ich nicht, iſt doch mein Leytſtern hier.
O Judith, wann ich dich zu ſchawen nicht vermag,
Iſt ohne Monden Nacht, vnd ohne Sonne Tag!

Bagos.

Orontes kompt, ohn zweiffel anzuſagen,
Daß nunmehr ſey zur Tafel auffgetragen.

Der 2. Act. Die 2. Scena.

Orontes.

Herr, die Gäſte ſind vorhanden, vnd die Speiſen ſtehen ſchon,
Bachus vnd der Venus Sohn
Scheinen ſelber zu erlangen.

Holofern.

Aber, wo muß Judith ſeyn?
Schow, hier kompt ſie her gegangen,
Meine Luſt vnd meine Pein.
Keine Mutter, die ihr Kind
Vber See hat außgeſendet,
Iſt ſo froh, wann guter Wind
Seinen Maſt nach Hauſe lendet
Als mein Hertze ſich erquicket,
Nun das Auge die erblicket,
Die mein Port, den ich erkieſt,
Vnd mein Wind and Sägel iſt.

Der 2. Act. Die 3. Scena.

Judith.

Du kühnſter Held
Der jemols Lantz vnd Schild,
Geführet hat, der alles Land erfüllt,
So weit die Welt von groſſen Thaten ſagt,
Wie ſol doch deine Magd
Das vnverhoffte Glück in Ewigkeit verſchweigen,
Daß du ſie anzuſehn die Gnad' ihr wilſt erzeigen?

Holofern.

Sol die zu meinen Füſſen liegen,
Die meinem Hertzen ob kon ſiegen?
O edle Fraw, du Außbund aller Zier,
Du findeſt jetzt nicht Majeſtät allhier,
Nicht Waffen, ſandern Liebesflammen.
Ach, ſtelle dieſe Demuht ein!
Es ſchickt ſich nicht zuſammen,
Verliebt und prächtig ſeyn.
Wird deine Trew ſich deiner Schönheit gleichen,
Vnd du mich meinſt, wie dich mein Hertze liebt,
So wil ich deiner Gunſt vom halben Theile weichen
Deß Scepters, welches mir mein Sieg and Stärcke giebt.
Man ſol von dir forthin vmb meinet willen wiſſen,
Wo Orus vnd Eufrat, vnd Iſter ſelber flieſſen.

Judith.

Herr, deine groſſe Freundlichkeit,
Benimpt der Hoheit nicht:
Die Sonn erleuchtet weit and breit,
Auch Thäler, nicht nur Höhen;
Jedennoch bleibt ihr klares Liecht
Am Himmel allzeit ſtehen.
Dich lieben förcht' ich nur, das wil mir kaum gehören,
Ich wil als dienerin, dich mit Gehorſam ehren.

Hirean.

Sie gehen fort. Wer hat doch weit vnd ferren,
So ſchönes Weib, ſa einen groſſen Herren
Zugleich geſehn? O, der gewüntſchten Nacht,
Die diß Pancket, vnd was drauff folget, macht!
Wolan, ihr lieben Rottgeſellen,
Indeſſen wir hier wachen
So laßt vns auch ans luſtig machen!
Auff, rufft mit mir den lieben Weingott an,
Der frölich iſt, vnd frölich machen kan.

Char der Wache.

Was thuſtu jetzund oben,
Du Sohn der Semele,
Komm her, vnd laß dich loben,
Jäch, Evoe.

Komm, her vnd gib zum beſten,
Die ſüſſe Rebenbäch,
Den angenehmen Gäſten,
Evoe, Jäch.

Der Feldherr liegt gefangen,
Schifft auff der Venus See;
Hilff ihm den Port erlangen,
Jäch, Evoe.

Weil deine Milch nicht ſpringet,
Da bleibe die Liebe nach;
Du biſt, der Wolluſt bringet,
Evoe, Jäch.

Ein nüchtrenes Gehirne,
Das fühlet Angſt vnd Wehz
Erhitzig du die Stirne,
Jäch, Evoe.

Viel beſſer iſt ein Becher,
Als Leyd and Vngemäch:
Komm her, du Sorgenbrecher,
Evoe, Jäch.

Komm Baſſaren, komm Bache,
Komm Vatter Bromie,
O Evan, O Jäche,
Jäch, Evoe.

Der 2. Act. Die 4. Scena.

Hirean.

Ihr Purſch, jetzt könt ihr ſehn, vnd ewer Vrtheil fällen,
Wie gerne hoher Sinn, vnd Schönheit ſich geſellen.
Der groſſe Holofern henckt ſeinen Heldenmuht,
An diß zwar zierliches, doch gleichwol feindlichs Blut:
Vnd ſie ſucht Liebe hier, and achtet nicht der Schande,
Die ſie zu Hauſe läßt, wird ihrem Vaterlande
Ein vngetrewes Kind,

Es iſt kein Donner nicht,
Kein vngehewrer Wind,
Der Maſt vnd Schiff zerbricht,
So grimmig als ein Weib, das in Begier entbrennet,
Ihr gleicht kein Tiegerthier, wie ſehr es tobt und rennet,
Wann ſeine Jungen jhm genommen worden ſind:
Nicht Ganges, wann ſein Strom auß ſeiner Gräntze rinnt,
Vnd reißt die Bäume fort. Diß Fewer iſt verbleadet,
Fängt ſich vnd andre bald, vnd wird nicht bald geendet.
Wie gar wol aber gleicht ſich dieſes edle Par!
Doch Holofern liebt Luſt, vnd Judith auch Gefahr.

Soldat.

Wie blicken doch auß ihrer Lufft herfür,
Der Mars vnd Venus Stern!
Die Judith gleicht der Venus ſelbſt an Zier,
Vnd Mars iſt Holofern.
Es ſteht ſchon längſt am Himmel angeſchrieben,
Daß er vnd ſie einander ſollen lieben.

Chor der Wache.

Halt, Bachus, halt nun jnnen,
Der Feldherr trinckt zu viel,
Er netzet auch die Sinnen,
Vnd wil nicht, was er wil.

Das Oele muß zwar flieſſen,
So brennt die Lampe gut;
Doch gar zu viel angieſſen,
Erſäufft die gantze Glut.

Der, dem du ſteckſt im Kopffe,
Vergißt der Liebespflicht,
Er gebet auff dem Kopffe
Vnd kennt ſich ſelber nicht.

Wann ſchon die Junge klebet,
Du Luſt- vnd Vnluſt-Gott,
Vnd Hand vnd Fuß nicht hebet,
Da iſt die Liebe Todt.

Halt, Bachus, halt nun jnnen,
Vnd dämpffe deinen Wein:
Wer dißfals wil gewinnen,
Maß voll vnd nüchtern ſeyn.

Der 2. Act. Die 6. Scena.

Hirean.

Sehet, wie der Holofern ſein beſchwertes Hertz läßt ſincken,
Vnd die Helden ſtehen auff, ſatt vom eſſen, laß vom trincken.

Soldat.

Sie gehen fort, er ſelber folget nach,
Vnd Bagos führt jhn in ſein Schlaffgemach.

Hirean.

Nun, wir wollen auch vns letzen,
Wollen dieſer guten Zeit,
Kein Gebot vnd Weiſe ſetzen;
Morgen muß man an den Streit.
Stärckt vnd ſchärffet Hertz und Glieder,
Greiffet an vnd ſtürmt den Wein:
Wiſſen wir doch nicht, wer wieder
Auff die Nacht wird luſtig ſeyn.

Zwey auß dem Chor der Soldaten.

Komm, Bachus, komm; du muſt vns auch erquicken,
Komm, Bachus, komm; es wil ſich vbel ſchicken,
Daß Herren voll, vnd Diener nüchtern ſind:
Babacta komm, du naſſes Hüffte-Kind,
Komm, Lenean, wir haben Wein vnd Degen,
Da wollen wir den Feind dar mit erlegen:
Der Degen ſol für den Ebreer ſeyn;
Jetzt tödten wir die Sorgen durch den Wein.
Recht, Eleleu; Jaha, Jäch, Jache;
Wenn alles ſchläfft, ſo trinket erſt die Wache.
Gib guten Wind, das Schiff iſt in der See,
Herumb, herumb, O Evan, Evoe.

Der 2. Act. Die 6. Scena.

Judith.

Abra, geh', es iſt vonnöthen, daß man heimlich ſich erkieſt,
Ob die Königliche Wache, für der Thür vorhanden iſt.

Abra.

Es iſt ein tieffes Schweigen;
Ich ſeh' auch niemand, als die Sternen,
Die ſich von fernen
Am hellen Himmel zeigen.

Judith.

Nun, Judith, jetzt iſts Zeit, den Weibermuht zulaſſen;
Jetzt muß die ſchwache Hand, den kühnen Degen faſſen,
Für Spindel vnd für Garn; ſie muß durch einen Streich
Erlöſen Iſraels betrübtes Königreich,
Gott, der du Davids Fauſt, ſo kräfftig haſt gereget,
Daß Goliath von jhm zu Boden ward geleget,
Durch einen Schlenderſtein, das vngehewre Thier;
Der Jael hat geſtärkt, ſey jetzund auch bey mir,
Vnd führe dieſen Arm, damit er dem Tyrannen,
Sein Lohn ertheilen mag, der deinen Dienſt verbannen,
Vnd dich entſceptern wil: Es werde dieſe Nacht
In Freyheit vnſer Land, die Kirch in Ruh gebracht.

Abra.

Deß Himmels Gnade ſey mit dir,
Vnd rette dich vnd vns auß Nöthen!
Hilff GOtt, ein Weib das nimbt jhm für
Den Wüterich zu tödten,
Der vnter ſeine grimme Macht,
Viel Volck vnd Länder hat gebracht!
Sie wil das Haupt abhawen,
Das ich auch anzuſchawen,
Zu furchtſam bin.

Judith.

Abra, nimb es hin,
Was bißher vns hat gejrret,
Vnd den Erdenkreiß verwirret.
Was vor dieſem zuvollbringen, ſich entſchloſſen hat kein Mann,
Das hat GOtt durch mich gethan.

Abra.

O der groſſen Heldenthat
Zittert mir doch Arm vnd Beine,
Anzuſehen nur alleine,
Was dein Muht verrichtet hat.
Wie nichts vnd nichtig ſind, der Menſchen Thun vnd Zier!
Wo iſt deß Heyden Macht? Sein ſtoltzer Kopff iſt hier.

Judith.

Wir müſſen fliehn für allen Dingen,
Komm, laß vns vnſ'rem Vaterlande
Sein Heyl, vnd ſeiner Feinde Schande,
Zur guten Zeitung bringen.

Chor der gefangenen Könige.

Es wil mir nicht zu Sinne,
Daß dieſes edle Weib,
Mit arger Liebe könne
Beflecken jhren Leib.

Ihr ehrliches Geſichte
Zeigt viel ein beſſers an:
Die Zucht, auß der ich richte,
Benimbt mir allen Wahn.

Doch kan ſie Fewer faſſen,
Vnd gibt demſelben nach
Der nichts verdient, als haſſen,
So iſts ja Spott vnd Schmach.

So muß ich ja erfahren
Wie blüte der geſtalt,
Sehr ähnlich ſey den Wahren
Die ſelten werden alt.

Ich wil gar gerne ſagen,
Daß freylich vngemein
Zugleiche ſich vertragen,
Keuſch vnd auch ſchöne ſeyn.

Doch wil mir nicht zu Sinne,
Daß dieſes edle Weib,
Mit arger Liebe könne
Beflecken jhren Leib.

Ein Ebreiſcher Soldat von der Mauren.

Jetzund ſprich, Iſrael, daß doch dein Gott noch lebe,
Daß Er diß an deß Himmels Zelt,
Dein Horn erhebe.
Der ſchnöde Heyd' iſt nun gefellt:
Hier ſtecke nun ſein Haupt, damit es aller Welt
Ein Spiegel ſey, vnd zu erkennen gebe,
O Iſrael, daß doch dein GOtt noch lebe.

Digitized by Google

Chor der Ebreer in der Stadt.

Auff, nuff, vnd foedert Rache!
Es iſt jezt Zeit zur Sache.

Der 3. Act. Die 2. Scena.

Arſace.

Hört, ihr Aſſyrier, hört an ihr Purſgeſellen,
Wie trutzig dörffen doch, die Hunde drinnen bellen?
Das nichtige Geſinde
Wil noch den Muht nicht legen,
Darff auch die Drummel regen,
Vnd ſchlägt ſich mit dem Winde.
Ich weiß nicht, wo der Muht herkömpt,
Den jhr die Handvoll Leute nimpt.

Wache.

Lerm, Hola, Waffen, Waffen,
Jetzt iſt nicht Zeit zuſchloſſen,
Auff, jhr Soldaten nuff; der Feind kompt ſchon mit Hauffen,
Den Berg hernd gelauffen.

Hirean.

Auff dann, nuff, vnd ſäumet nicht:
Bagos, trag du den Bericht,
Eylends vnſ'rem Hertzen für,
Daß er möge bnld erwachen:
Wie in deſſen wollen hier,
Vns zum Schlagen fertig machen,
Vad das Volck in Ordnung ſtellen.

Einer von der Wache.

Ich bekenn', jhr Rottgeſellen,
Mir erſchüttert Marck vnd Bein:
Glaubt, es muß was groſſes ſeyn,
Was der Feind ſich vnterfangen,
Heute, wie der Sonnenſchein
Noch nicht recht war nuffgegangen,
Vnd ich nächſt dem Brunnen hin
Wache gleich geſtanden bin,
Hab ich furchtſam angehöret,
Wie ſich durch die gantze Stadt,
Ein Geſchrey und Jauchtzen hatt
Schnell erhoben vnd empöret.
Betreuget mich auch nicht mein Schrecken,
Vnd ich ſoll Wnrheit melden,
So ſah' ich auff dem Thurne ſtecken
Ein Haupt, gleich vnſ'rem Helden.
Du groſſe Derceto, vnd auch Aſtarte, du,
O Chamos, vnd O Bel, O Adad, gib nicht zu,
Daß ich auff dieſes mnl ſol haben recht geſchawet,
Ihr Götter, deren Macht diß ſtarcke Heer vertrnwet,
Verſchafft, daß Holofern anjetzt verlaſſe hier
Die and're Venus ſeine Zier,
Darmit wir mögen kämpffen,
Vnd komme bald herfür,
Deß Feindes Trutz zu dämpffen.

Der 3. Act. Die 3. Scena.

Bagos.

O armer Holofern! O, du verruchtes Weib!
Wo iſt das edle Haupt? Ich finde nur den Leib.
Ach! Ach! Aſſyrien, daß ich doch Bothe bin,
Der groſſen Vbelthat! deß Hauptes Haupt iſt hin!
Dein Liecht iſt außgeleſcht! Ach weh! Ach! jhr Chaldeer,
Ein Weib das ſiegt nns ob, vnd errtet die Ebreer!
Ach! Ach! der Ritterliche Held
Iſt durch die ſchnöde Magd gefellt.

Hirenn.

O weh! O weh! Ach Jammer, Noht vnd Klagen!
Ein Weib hat vns geſchlagen.
Ach! Ach! O weh! O weh! Wer wird dir Zeitung bringen,
Du armes Ninive!
Ich hör', ich höre klingen
Der Feinde Spieß nnd Schwerd
Die vor ſich nie gewehrt,
Die werden vns jetzt zwingen.
Ob wir entgegen ziehn?
Nein: Auff, vnd laßt vns fliehn.

Chor der Ebreer in der Stadt.

Auff, auff, vnd fordert Rache!
Es iſt jetzt Zeit zur Sache.

Der 3. Act. Die 4. Scena.

Abra.

Da iſt dns wilde Haupt, das alle Welt zufreſſen
Voehin gemeinet war; jetzt wied ſein bald vergeſſen.
Da iſt des Wütrichs Haupt, daß jhm (O Wunderthat!)
Ein Weib hernd geriſſen hat.

Judith.

Wer ſeinen Kräfften trawt, vnd nicht den Feind wil achten,
Dee kan mich ſchwaches Weib, vnd dieſen hier betrachten.
Der alle Welt gedruckt, der dich, du heil'ges Land
Zufangen hat vermeint, dem mangelt jetzund Sand,
In dem er faulen mag; ſein Aoß liegt nndegraben,
Geſtümmelt vnd zerhackt: Sie wollen alle haben:
Egypten ſagt: Ein Arm der müſſe ſeine ſeyn,
Der Bürger nm Euphrat ergreifft das rechte Bein,
Das Linke der von Tyr: Ein jeglicher degehret;
Doch würde gleich ſein Leib, in Sonnenſtaub verkehret,
So wer' er nicht genung. Nun diß hat der gethan
Der auch ein Weibesbild zum Manne mnchen kan.
Wie ſol ichs doch, O HErr, verdancken deiner Güte?
Du haſt mit Himmelskrafft verpantzert mein Gemüthe:
Durch dich erhielt ich mir das Leben ohne Noht,
Die Jugend ohne Fall, die Keuſchheit ohne Spott.

Abra.

Kompt, jhr Jungfrawen, kompt heebey,
Vnd lobt mie ſüſſer Melodey
Die werthe Fraw, das Heyl der Stndt,
Die euch vnd Sie erhaltin hat.
Herbey, vnd lobet ewre Zier.

Jndith.

Nein; nicht mich, GOtt vielmehr für mir.

Abra.

Seyt frölich Wieſen, Wald vnd Feld,
Erhebt euch jhr Gefilde,
Der euch vnd vns hat nachgeſtellt,
Iſt ſelbſt erlegt vnd vmbgebracht,
Von einem Weibesbilde.

Judith.

Von mir nicht, von deß Höchſten Macht.

Judith, ſampt dem Chore der Jungfrnwen.

Laßt vns ein Getichte ſingen,
  Daß biß durch die Wolken thönt,
Vnd dem HErrn ein Opffer bringen,
  Der der Fürſten Pracht entthrönt,
Vnd dem Armen der jhn liebet,
Thron vnd Cron vnd Scepter giebet.

Hätt' es jemand glauben können?
  Dennoch iſt dns Haupt gefällt,
Das in ſeinen ſtoltzen Sinnen
  Herr war dieſer gantzen Welt,
Alſo weit der Sonnenſtralen
Mohrenland vnd Calpe mahlen.

Holofern iſt eine Leiche,
  Vnd noch minder dieſer Zeit,
Der ſo manchem Königreiche
  Auffzwang ſchwäre Dienſtbarkeit.
Der viel Länder vberwunden,
Hat nun keinen Sarch gefunden.

Wüterich, laß dich begraben
  In Porphir vnd Marmorſtein:
Nein; dein Ebenbild die Raben
  Sollen dein Begräbnuß ſein:
Es muß dir, du Laſt der Erden,
Erde nicht zutheile werden.

Vnſer GOtt hatt obgeſieget,
  Hatt diß groſſe Werck gethan:
Er iſts, der nicht vnten lieget,
  Vnd durch Wincken ſchlagen kan:
Wem Er ſeine Gunſt wil ſenden,
Der bezwingt mit Weiber-Händen.

Judith.

Schawt, kommen doch die Könige gegangen,
Die Holofern ſo ſchändlich hielt gefangen.
Sie ſind hinfort erlößt von Menſchen-Dienſtbarkeit;
Ach weren ſie deß Dienſts der Götter auch befreyt.

Der 3. Act. Die 5. Scena.

Ein gefangener König.

O Glantz Bethuliens, O Sions Auffenthalt,
O aller Weiber Zier, du haſt vns der Gewalt
Deß Wüterichs entriſſen!
Nun kommen wir allhier,
Die keuſche Hand zu küſſen.

Judith.

Das Lob gehört nicht mir.
Mein Gott errettet euch, vnd vns beſchert Er Ruh:
Für Jhm beugt ewre Knie, doch auch den Sinn darzu.

Ein anderer König.

O du Heerfürſt der Ebreer, O du höchſter Capitein,
Wir erkennen, du verbleibeſt, biſt, vnd wareſt GOtt allein.
Wir erkennen, vnſre Götter ſind nur Götter, ohne Gott.
Jhre Hülffe kan nicht helffen, jhr Arm ſchläffet, ſie ſind Todt.
Weg mit jhnen, deine Güte, die den Feind hat vmbgebracht,
Hat vns jetzund auch die Augen vnd die Hertzen auffgemacht.
Freylich haben wir gefehlet; doch die Hand die ſiegen kan
Nimpt auch die, ſo ſich ergeben, widerumb zu Gnaden an.
Laß vns dir nun eyffrig dienen, laß vns rühmen jederzeit,
Daß wir dich zum Herren haben: Dir ſey Lob in Ewigkeit.

Trommeten.

Abra.

Laß den Triumphgeſang durch Lufft vnd Wolcken dringen:
Es müſſe dieſen Sieg erheben vnd beſingen,
Die Erde, Land vnd Meer.
Wie frölich kompt gegangen,
Vnd hat nun Sieg empfangen
Ozias vnſer Fürſt, vnd auch ſein ſchönes Heer.

Der 3. Act. Die 6. Scena.

Chor der Ebreer.

Der Höchſte ſey gelobt, Bethulien iſt loß:
O, daß man jederzeit der Judith Ruhm vnd Ehre,
Biß an deß Himmels Schloß,
Durch Wald, vnd Feld, vnd Berg, vnd Thal, erſchallen höre.

Oſias.

O Heldin, Blum vnd Spiegel aller Zucht,
Der Feind iſt Todt, Todt oder in der Flucht;
Sie iſt dahin die ſtoltze grimme Schar,
Der faſt die Welt zu enge worden war:
Die vns gedräwt zuſchlagen in die Eyſen,
Die müſſen jetzt Wild vnd Geflügel ſpeiſen.
Daß nun Bethulien noch ſteht,
Daß Sion nicht zu Grunde geht,
Daß ich diß Scepter führen kan,
Das haſt, O Judith, du gethan.

Judith.

Oſias, Gott allein, der hat mich wöllen leyten,
Hat meinen ſchwachen Arm gelehrt ſo kräfftig ſtreiten,
Die Finger meiner Hand erregt behertzt zu ſeyn;
Drumb ehren wir auch recht, vnd rühmen Gott allein.

Oſias.

So laß vns Sion nun die edle Beute bringen,
Der jetzund nicht mehr ſtarcken Macht,
Worinnen ſie zuvor ſo ſtoltz vnd muhtig giengen,
Das wird jetzt ſeyn deß Tempels Pracht;
Vnd du, O keuſcher Stern deß Landes, ſolt nun leben
Geruhig in derſelben Stadt,
Die billich höchſte Gunſt vnd Liebe dir wird geben,
Weil ſie von dir die Freyheit hat.

Voller Chor.

Der Höchſte ſey gelobt, Bethulien iſt loß.
O, daß man jederzeit der Judith Rhum vnd Ehre,
Biß an deß Himmels Schloß,
Durch Wald, vnd Feld, vnd Berg, vnd Thal erſchallen hör!

Judith.

O Gott, durch deſſen Arm die Schwächeren gewinnen,
Verſchaffe, daß hinfort das liſtige Beginnen
Deß Volckes, ſo dich ſchertzt, vnd frembde Götter ehrt,
Auch werde, wie anjetzt gehindert vnd zerſtört.
Brich jhren Vbermuht, laß ſie die Degen wetzen,
Auff jhren eyg'nen Kopff, vnd in dem Blute netzen,
Das gegen deine Schaar, ſo grimmig iſt entbrandt.
Du aber ſey gegrüßt, O liebes Vatterland.

Voller Chor.

Der Höchſte ſey gelobt, Bethulien iſt loß:
O, daß man jederzeit der Judith Rhum vnd Ehre,
Biß an deß Himmels Schloß,
Durch Wald, vnd Feld, vnd Berg, vnd Thal, erſchallen hör.

Friedrich von Oertel

ward im Jahre 1764 zu Leipzig geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung, lebte darauf als Privatgelehrter in ſeiner Vaterſtadt und ſpäter in dem Dorfe Eutritzſch bei Leipzig, wo er am 27. October 1807 ſtarb.

Seine Schriften, meiſt Ueberſetzungen und Nachbildungen fremder Originale, ſind:

Flor. Karl, Marquis de Fleurange. Leipzig 1793, 2 Thle.
Ariel oder der unſichtbare Erinnerer. Leipzig 1805, 4 Thle.
Begebenheiten des Grafen Fatham. Kopenhagen 1770—71, 2 Thle.
Bettina, eine Geſchichte in Briefen. Leipzig 1794.
Croft (Miß), Schloß Pnkerwick. Leipzig 1802, 2 Thle.
Denkwürdigkeiten des Nachtwächters Rabert von Zwäzen. Dresden 1796, 2 Thle.
Duway-Dumenil, Caeline. Leipzig 1800, 3 Thle.
Deſſen Victar. Leipzig 1798.
Deſſen Paul. Leipzig 1803, 2 Thle.
Ethelwina. Leipzig 1803, 2 Thle.
Fielding, Abenteuer Jaſ. Andrews. Meißen 1802, n. A. 1811.
Godwin, Ormand. Leipzig 1802.
Graf Latimare. Leipzig 1802.
Lee, H. u. S., Erzählungen. Berlin..., 2 Bde.; n. A. 1810.
Lee, H., die beiden Emilien. Leipzig 1799.
Miriam. Leipzig 1801.
Der Mönch. Leipzig 1797, 3 Thle.
Pauline von Ferrières. Leipzig 1802.
Radcliffe, das Grab. Berlin 1800.
Regnault, Marie, Spinalda. Leipzig 1804, 2 Thle.
Roche, der Nachtbeſuch. Leipzig 1802, 3 Thle.
Smith, Papiere eines einſamen Wandrers. Leipzig 1805, 3 Thle.
Der letzte Wettkampf. Leipzig 1801.

Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form ſind ihm nicht abzuſprechen; ſeine eigenen Leiſtungen dagegen nur unbedeutend.

Johann Chriſtian Otto

ward am 9. December 1764 zu Hof geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechtswiſſenſchaft, lebte dann in ſeiner Vaterſtadt und in Baireuth als Privatgelehrter, wurde darauf k. preuß. Regimentsquartiermeiſter und Privatſecretär des Prinzen Wilhelm von Preußen und trat 1807 wieder in ſeine früheren Verhältniſſe zurück, welche ihm eine innige Freundſchaft mit Jean Paul Fr. Richter ſo angenehm machten. Er ſtarb am 6. Februar 1826 zu Baireuth.

Seine Schriften, welche er unter den Namen Chriſtian und Gregorius herausgab, ſind:

Digitized by Google

Handels- und Finanzpandora der neueſten Zeit. Nürnberg 1810.
Geſchichts-, Finanz- und Handels-Anſichten. Nürnberg 1811, 2 Thle.
Verſuch einer Darſtellung der Lieenzgeſchichte. Nürnberg 1814.
Briefwechſel mit Jean Paul. Berlin 1829—30, 3 Thle.
Einzelne Abhandlungen und Aufſätze in Zeitſchriften, wie z. B. Woltmann's Journal für Geſchichte, Politik u. ſ. w.

O's Schriften im Handels- und Finanzfache werden von Sachverſtändigen ſehr geſchätzt; ſein Briefwechſel mit Jean Paul, dem er mit der wärmſten Anhänglichkeit zugethan war, haben ihm bei dem größeren Publikum, als einem eben ſo geiſtreichen und ſcharfſinnigen wie liebenswürdigen und wohlwollenden Manne, einen ſehr geachteten Namen erworben.

Chriſtian Adolf Overbeck

ward am 21. Auguſt 1755 zu Lübeck geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung daſelbſt, kehrte nach vollendeten Rechtsſtudien in ſeine Vaterſtadt zurück, in deren Dienſte er trat, und ſtarb hier als Dr. juris, Bürgermeiſter und Syndicus des Domcapitels am 9. März 1821.

Von ihm erſchien:

Fritzchens Lieder. Hamburg 1781.
Lehrgedichte und Lieder. Lindau 1786.
Sammlung vermiſchter Gedichte. Lübeck 1794.
Anakreon und Sappho. Lübeck 1800; n. A. 1822.

Ein angenehmes lyriſches Talent, deſſen Lieder in früherer Zeit viele Freunde fanden und häufig geſungen wurden, mehrere derſelben bahnten ſich ihren Weg in das Volk und wurden deſſen Eigenthum.

P.

Johann Gottfried Pahl

ward am 12. Junius 1767 zu Aalen im Königreich Württemberg geboren, widmete ſich dem Studium der Theologie auf der Univerſität zu Tübingen, ward 1786 Pfarrvicar zu Sachſenfeld und Eſſingen, 1790 Pfarrer zu Neubronn, 1801 Beamter daſelbſt, 1802—4 Regierungscommiſſär der Grafſchaft Edelſtetten, 1808 Pfarrer zu Affalterbach bei Ludwigsburg und 1814 zu Bichberg bei Schwäbiſch-Hall.

Wir beſitzen von ihm:

Hillmars Geſtändniſſe. Baſel 1794.
Hillmars Briefe vom Lande. Nördlingen 1794.
Bertha von Wöllſtein. Nördlingen 1794.
Ulrich von Roſenſtein. Baſel 1795.
Oswald der Menſchenfreſſer. Ulm 1795.
Die Philoſophie aus dem Uranus. Konſtantinopel 1795.
Handbibliothek für meine Töchter. Nördlingen 1796 u. 97, 2 Bde.
Materialien zur Geſchichte des Kriegs in Schwaben im Jahr 1796. Nördlingen 1796 u. 97, 3 Bde.
Herwart der Eiferſüchtige. Baſel 1797.
Leben und Thaten des Paters Simpertus. Madrid 1799.
Geſchichte des franzöſiſchen Revolutionskrieges. Stuttgart 1799—1801, 3 Thle.
Nationalchronik der Deutſchen. Schwäbiſch-Gmünd 1801—9, 4.
Lectionen aus der Vorſchule des Lebens. Stuttgart 1811.
Eduards Wiedergeburt. München 1811.
Herda, Erzählungen und Gemälde aus der Geſchichte der deutſchen Vorzeit. Freiburg 1811—16, 4 Bde.
Kilo. Augsburg 1817.
Neue Nationalchronik der Deutſchen. Ellwangen 1820—22, 4.
Ueber den Obſcurantismus, der das deutſche Vaterland bedrängt. Tübingen 1826.
Geſchichte Württembergs für's württembergiſche Volk. Stuttgart 1828—30, 6 Bdchn.

Ein zu ſeiner Zeit ſehr fleißiger Romanſchriftſteller, deſſen Leiſtungen von einem großen Theile des Publikums gern und viel geleſen wurden, jetzt aber bereits gänzlich der Vergeſſenheit anheim gefallen ſind. Bleibenderen Werth haben P's hiſtoriſche Arbeiten, namentlich ſeine Geſchichte Württembergs, in welcher er ſein Ziel, für das Volk zu ſchreiben, auf eine glückliche Weiſe erreichte.

Der Sieg bei Höchſtädt

am 13. Auguſt 1704 *).

Der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Baiern, der im Jahre 1679 den Thron ſeiner Väter beſtieg, war ein Regent von ausgezeichneter Geiſteskraft, und tapferm, in kühnen Beſtrebungen ſich ankündigendem Muthe. Die Achtung und der Dank, die ſich die Großen der Welt durch weiſe und pflichtmäßige Verwaltung der Länder und durch ſtille Förderung des allgemeinen Wohls erwerben, hatten für ihn keinen Reiz; dagegen fühlte er ſich unwiderſtehlich angezogen und erregt durch den Ruhm, der den Namen des Helden und des Eroberers verherrlicht; die unruhige Kraft, die in ihm war, fand keine Raſt in irgend einer beſtimmten Grenze, und Land und Leute ſchienen ihm nur gegeben, um ſich ihrer als Mittel zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes und zur Ausführung ſeiner ſtolzen Anſchläge bedienen zu können. Es gewährten ihm in der Jugend ſeines Lebens die Kriege, welche damals der Kaiſer Leopold gegen die Türken führte, einen ſchönen Spielraum, um ſich in großen Kämpfen zu verſuchen, und es melden die Annalen jener Zeiten nicht nur, mit welcher Macht er zu wiederholten Malen gegen den Feind des chriſtlichen Namens ausgezogen ſei, ſondern auch wie er durch verſtändige Anſchläge und tapfere Thaten unter den Fürſten der Heere geglänzt habe. Aber dieſe Anſtrengungen waren kein Segen für ſein Volk. Sie verzehrten in Kurzem den reichen Schatz, der unter der löblichen Regierung ſeines Vaters Ferdinand Maria war geſammelt worden; 30,000 Baiern fanden in den Gefilden von Ungarn ihr Grab; die Waffen entzogen dem Ackerbau und den Gewerben viele fleißige Hände; ſchwere Abgaben drückten das Land.

Für einen Fürſten von dieſem Sinne mußte wohl die Ausſicht auf die herrlichſte Erbſchaft, die irgend einem Sterblichen anfallen konnte, einen doppelten Werth haben. Er war nämlich mit der Prinzeſſin Marie Antonie von Oeſterreich vermählt, einer Nichte des Königs Karls II. von Spanien, mit dem ſein Stamm ſich zum Erlöſchen neigte, und der Prinz Joſeph war die Frucht dieſer Ehe. Nichts ſchien mehr das Gelingen dieſer

*) Aus Pahl's Herda Bd. 4, S. 68. fg.

Digitized by Google

groſſen Hoffnung hindern zu können. Der Erblaſſer welkte dahin; Jedermann ſchien die Rechte des Kurprinzen anzuerkennen; durch ein feierliches Teſtament ſetzte ihn der König (1698) zu ſeinem Thronfolger ein. Es werde, ſo hatte es das Anſehen, die Macht des Hauſes Wittelsbach künftig von der Donau bis an die Säulen des Herkules, auf die Spitze des Aetna und in die Tiefen der ſüdamerikaniſchen Gold- und Silberminen reichen. Aber unerwartet zerſtörte die Vorſehung, was die Politik ſo mühſam und mit ſo groſſem Aufwande unfehlbar eingeleitet zu haben glaubte. In dem Augenblicke, in dem der Prinz Joſeph im Begriffe war, dem Wunſche der Reichsſtände gemäß, nach Spanien abzureiſen, um dort nach den Sitten der Nation erzogen zu werden, die er einſt beherrſchen ſollte, machte ein plötzlicher Tod ſeinem jugendlichen Leben ein Ende (1699). Es ward dem Kurfürſten ſchwer, dieſe Tücke des Schickſals zu ertragen. Um zu erlangen, was es ihm entriſſen hatte, waren ſo groſſe Aufopferungen von ihm gemacht worden. Er hatte ſogar Jahre lang ſeine Erblande verlaſſen, um die Niederlande als ſpaniſcher Statthalter zu regieren, wo er durch unermeßlichen Aufwand der Nation darthat, was ſie einſt von einem Regenten ſeines Stammes erwarten dürfte. Dieſer Aufwand wurde von den Kräften des ohnehin ſchon erſchöpften Baierns beſtritten. Man erhöhte die Steuern und erfand eine Menge neuer Gaben, unter denen damals ſchon die Stempeltaxe war. Dazu machte man Schulden ſo viel man konnte, und verkaufte ſogar die kurfürſtlichen Unterthanen und Güter an die Stände. Es kam das Sprüchwort in Lauf: „der Kurfürſt habe Baiern in die Niederlande eingebrockt.“

Der König Ludwig XIV. von Frankreich, in ſeinem unaufhörlichen Streben, durch ſtete Erweiterung ſeiner Macht alle übrigen Staaten von Europa zu unterjochen, hatte ſeine Augen auf die ſpaniſche Monarchie geworfen, und indem er zu ſeinen Zwecken jedes Mittel ſich erlaubte, den ſchwachen König Karl dahin vermocht, daß derſelbe den Herzog Philipp von Anjou, Ludwigs zweiten Enkel, zum Erben aller ſeiner Lande einſetzte, welche Verfügung aber der Kaiſer Leopold, in Beziehung auf ein älteres Erbrecht, widerſprach. Als nun Karl geſtorben war (1. Nov. 1700), ſtritten ſich Frankreich und Oeſterreich über ſeine Hinterlaſſenſchaft, und es begann der Morgen des achtzehnten Jahrhunderts mit einem blutigen und langwierigen Kriege, deſſen Schrecken, zu Waſſer und zu Lande ſich verbreitend, die meiſten Nationen von Europa ergriffen haben. Auf der einen Seite ſtand Frankreich, dem die ſpaniſche Nation, um dem Unglücke einer Zertrümmerung der Monarchie zu entgehen, ſich ergeben hatte; auf der andern Oeſterreich, mit dem Großbritannien, die vereinigten Niederlande, das teutſche Reich, Portugall und Savoyen ſich verbanden, um der Gefahr einer neuen Weltherrſchaft vorzubeugen, mit welcher die Vereinigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Macht die Völker bedrohte.

In Paris war man indeß ſehr thätig, um den Kurfürſten von Baiern in das franzöſiſche Intereſſe zu ziehen. Man begriff, wie wichtig ein Bundesgenoſſe von dieſem kriegeriſchen Charakter, und der im Beſitze ſo anſehnlicher Hülfsmittel, werden konnte, zumal ſeine Stellung gegen den Feind, in der Mitte von Teutſchland, beſondere Vortheile darbot. Zugleich ſtand zu erwarten, daß ſein Bruder Joſeph Clemens ſeine Parthie nehmen werde, welcher, da er nicht nur den Kurhut von Köln, ſondern auch die Infuln von Lüttich und Hildesheim trug, der gemeinen Sache eine bedeutende Verſtärkung gewähren konnte. Der Sieg der franzöſiſchen Politik war auch in dieſem Falle nicht ſchwer. Erſt hatte man das väterliche Herz des Kurfürſten mit unverſöhnlicher Entrüſtung gegen den Kaiſer erfüllt, indem man den Verdacht in ihm erregte, daß der Tod ſeines Prinzen eine Veranſtaltung des öſterreichiſchen Hofes ſei; und dann bot man ſeinem Ehrgeize Hoffnungen dar, deren Erfüllung ihn für den Verluſt der ſpaniſchen Monarchie zum Theil entſchädigen konnte. Ein Vertrag, den ſein Geſandter, der Marquis von Bedmar, wenige Tage nach dem Tode des Königs Karl, in Paris abſchloß, ertheilte ihm die Verſicherung, daß die Kronen Frankreich und Spanien nicht nur alle Koſten des Krieges tragen und ihm lebenslänglich anſehnliche Subſidien an Geld reichen, ſondern auch, daß die Statthalterſchaft in den Niederlanden ihm und ſeiner Nachkommenſchaft auf ewige Zeiten verbürgt und er auf den teutſchen Kaiſerthron erhoben werden ſollte, in dem Falle, daß das Glück der Waffen eine Erledigung deſſelben herbeiführen würde. Dieſe Verheißungen waren hinreichend, um den Kurfürſten in Frankreichs Feſſeln zu verſtricken. Die Kaiſerkrone war eine unwiderſtehliche Lockung für ſeine exaltirte Phantaſie, und die Zuſage groſſer Geldhülfen mußte ihm in ſeiner Noth über die Maßen willkommen ſein, denn das koſtbare Leben in den Niederlanden hatte die Zerrüttung ſeiner Finanzen auf einen ſo hohen Grad gebracht, daß er genöthigt war, ſeine Kleinode und ſelbſt ſeinen Kurhut an die Holländer zu verſetzen. Sobald er den Vertrag, den der Herr von Bedmar geſchloſſen, erhalten hatte, reiſte er in der Verkleidung eines Jägers nach Verſailles, um ſeine Zuſtimmung zu der getroffenen Uebereinkunft perſönlich auszudrücken. Nach ſeiner Zurückkunft nach Brüſſel ließ er den Herzog von Anjou als Herzog von Brabant ausrufen. Zugleich gab er Befehl, dem heranziehenden franzöſiſchen Heere alle Städte und Feſtungen zu öffnen. Er ſelbſt verließ die Niederlande (22. März 1701) und ging nach München zurück, um hier die erforderlichen Vorbereitungen zur Ausführung ſeiner Pläne zu treffen. Das baieriſche Volk empfing ihn, nachdem es ihn ſo lange entbehrt hatte, mit unausſprechlicher Freude. Es beredete ſich in ſeinem frommen Sinne, es bedürfe zur Wiederkunft beſſerer Zeiten nichts als der Anweſenheit eines Regenten, den es wegen ſeiner angenehmen Manieren und wegen ſeiner freundlichen Herablaſſung noch immer liebte.

Aber Max Emanuel war nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Es wurde durch Vermehrung der alten und durch Errichtung neuer Regimenter der Stand des regelmäßigen Militäres auf 20,000 Mann gebracht; man verſtärkte die Feſtungen, ſchaffte Kriegsgeräthe und Lebensmittel herbei, und bereitete alles dergeſtalt, daß man täglich losſchlagen konnte. Zwar wollte der Kurfürſt, daß der eigentliche Zweck ſeiner Rüſtungen zur Zeit noch dem Kaiſer und ſeinen Verbündeten verborgen bleiben ſollte; aber er verrieth ſich in den Unterhandlungen, die mit ihm angeknüpft wurden, zu deutlich, als daß man über ſeine Abſichten hätte in Zweifel ſein können. Er geſtattete dem Kaiſer den Durchzug öſtreichiſcher Truppen durch ſeine Lande nur unter läſtigen Bedingungen. Er weigerte ſich, der Aſſociation der vordern Reichskreiſe, ſo wie dem groſſen Bunde gegen Frankreich beizutreten, und als der Kaiſer (17. Juni 1702) den Ständen das Anſinnen machte, daß der allgemeine Reichskrieg förmlich erklärt werden möchte, proteſtirte er auf das eifrigſte dagegen, mit der Beſchreung, „daß bisher nicht zu vernehmen geweſen, wie die Kronen Spanien und Frankreich dem Reiche oder deſſen Ständen das geringſte Leid zuzufügen oder etwas zu entziehen begehrt haben.“ Der Kurfürſt von Köln hatte früher ſchon die Hülle fallen laſſen, indem er in die Stadt Lüttich, ſo wie in die Städte und feſten Plätze des Erzſtiftes unter nichtigem Vorwande franzöſiſche Truppen aufnahm, und die von Seiten des Kaiſers an ihn ergangenen Abmahnungen und Drohungen auf eine Weiſe erwiederte, welche die Abſicht einer gänzlichen Aufhebung aller friedlichen Verhältniſſe zu erkennen gab.

Während der Krieg bereits mit groſſer Thätigkeit am Ober- und Niederrhein geführt wurde und aller Augen auf Landau gerichtet waren, welches der junge römiſche König Joſeph mit Thätigkeit und Erfolg belagerte, zog der Kurfürſt ſeine geſammte Heeresmacht an dem Ufer des Lech, zwiſchen Ingolſtadt und Augsburg, zuſammen. Seine Verſicherung, daß er dieſe kriegeriſche Stellung blos in der Abſicht nehme, um ſeinen Ländern ihren Ruheſtand zu ſichern, war nicht hinreichend, die Beſorgniſſe niederzuſchlagen, die aller Herzen erfüllten. Er ſäumte auch nicht, das Geheimniß ſeines Anſchlags zu offenbaren. Er hatte beſchloſſen, durch Ueberraſchung ſich der Stadt Ulm zu bemächtigen, die durch ihre Lage Schwaben und Baiern beherrſcht, und zur Vereinigung mit der franzöſiſchen Hülfe, der man entgegen ſah, groſſe Vortheile darbot. Das Unternehmen wurde (8. September 1702) von dem Obriſtlieutenant Pechmann mit Verſtand und Kühnheit ausgeführt. In wenigen Stunden waren die Baiern Meiſter der Stadt. Die Eroberung koſtete beinahe kein Blut. Das geſammte Heer, das am Lechrain ſich verſammelt hatte, rückte die Donau herauf. Angſt und Schrecken erfüllte die Gauen von Franken und Schwaben. Der Kurfürſt ſandte Eilboten an die ausſchreibenden Stände der beiden letztern Kreiſe, und erklärte ihnen, daß er ſich der Stadt Ulm bemächtigt habe, um die Neutralität ſeiner Lande zu ſichern, daß das höchſte Intereſſe der Kreiſe es fordere, auf demſelben Grundſatze zu beſtehen, da die ſpaniſchen Händel für Teutſchland gleichgültig ſeien, und daß er in jedem Falle ſolche Maßregeln ergreifen werde, die der Wohlfahrt ſeiner Staaten und ſeiner Unterthanen zuſagen. Niemand ließ ſich durch Vorſpiegelungen dieſer Art über ſeine Abſichten täuſchen. Die drei Reichskollegien faßten die Entſchließung, daß der Kaiſer erſucht werden ſollte, die ausgeübte Gewaltthat durch alle reichsverfaſſungsmäßige Mittel zu hintertreiben, und Kurbaiern anzuhalten, „eine ſo vornehme Reichsſtadt“ nicht nur wieder in den vorigen Stand herzuſtellen, ſondern auch in Zukunft ſich ähnlicher Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Der Kaiſer erließ auch (18. September) ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürſten, worin er erklärte, wie unerwartet ihm der Angriff auf die Stadt Ulm „von einem Eidam und ſo nahen Verwandten“ gekommen ſei, und zugleich ihn „freund-, vetter- und gnädiglich, auch väterlich“ ermahnte, Alles wieder in den vorigen Stand zu ſtellen und mit den den ſchwäbiſchen und fränkiſchen Ständen angedrohten Thätigkeiten inne zu halten, indem widrigenfalls

Digitized by Google

gegen „ſolche unverantwortliche Gewalt“ alle verfaſſungsmäßigen Mittel mit Nachdruck vorgekehrt werden würden. Der Kurfürſt aber blieb unerſchütterlich auf ſeinem Sinne. Er zog mit einem Theile ſeines Heeres vor Memmingen, welche Stadt ſich ihm (1. Oktober) nach einer kurzen Beſchießung ergab, machte einen Anſchlag auf Augsburg, der jedoch mißlang, und ſchrieb ſtarke Kontributionen in die ſchwäbiſchen Kreislande aus. Solcher Trotz verdiente keine Schonung weiter. Ein Reichsſchluß vom 12. Oktober erklärte Maximilian Emanuel für einen Feind des Vaterlandes. Der Kaiſer erließ die Abrufungsbriefe an ſeine ſämmtlichen Dienſtleute, Soldaten und Unterthanen. Der baieriſche Reſident zu Wien, v. Mormann, erhielt Befehl, die öſterreichiſchen Lande plötzlich zu verlaſſen. Unterdeſſen ging der General Villars bei Hüningen über den Rhein, um mit dem anſehnlichen Heere, das er anführte, die baieriſche Macht zu verſtärken. Das Treffen bei Friedlingen (13. Oktober) vereitelte aber dieſen Plan. Der Kurfürſt legte ſeine Truppen in die Winterquartiere und benutzte die Ruhe, um ſich zu verſtärken und ſeine Feinde durch täuſchende Unterhandlungen hinzuhalten. Aber unverſehens erſchien er wieder als Eroberer, erſt indem er das Schloß Ortenburg und das Städtchen Weiden in der obern Pfalz beſetzte, und dann, indem er die wichtige Stadt Neuburg an der Donau (1. Februar) zwang, ſich ihm zu unterwerfen.

Mit dem Anfange des Monats März eröffneten endlich die Oeſterreicher die Feindſeligkeiten gegen Baiern. Sie rückten in zwei Heerhaufen in das Land ein. Der erſtere, befehligt von dem Generale Styrum, nahm ſeinen Weg durch die obere Pfalz und drang nach einem glücklichen Gefechte bis an die Altmühl und die Donau vor. Der andere aber, den der General Schlik commandirte, bewegte ſich gegen den Inn und berennte das Städtchen Scharding. Es erfolgte hier ein hitziges Treffen, in dem der Kurfürſt durch die Klugheit ſeiner Anſtalten und die Tapferkeit ſeiner Truppen den rühmlichſten Sieg davon trug, ſo daß er nun mit dem Kern ſeiner Macht auf den General Styrum fallen konnte. Dieſer ſchickte ihm den Markgrafen von Anſpach entgegen, welcher gleichfalls geſchlagen wurde, ohne daß jedoch das kaiſerliche Hauptcorps in ſeinem feſten Lager zwiſchen Neumark und Amberg angegriffen werden konnte. Hierauf wandte ſich der Kurfürſt wieder gegen die Donau, wo Schlik neue Kräfte geſammelt hatte, und beſetzte hier, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern, erſt die Donaubrücke bei Regensburg (8. April) und dann die Stadt ſelbſt.

Um dieſe Zeit gewannen ſeine Angelegenheiten mit jedem Tage ein glänzenderes Anſehen. Der Marſchall von Villars, nachdem er nach einer kurzen Belagerung die vernachläſſigte Reichsfeſtung Kehl erobert hatte, ging in der Mitte des April mit einem zahlreichen Heere auf drei Punkten über den Rhein, drang durch den Schwarzwald vor, vollzog bei Tuttlingen ſeine Vereinigung mit dem Kurfürſten (12. Mai), nahm eine Stellung an der Donau zwiſchen Dillingen und Lauingen und zog ſchwere Contributionen aus dem Lande. Da das baieriſche Heer zugleich größtentheils in der Gegend von Augsburg lag, ſo waren die Stände des ſchwäbiſchen Kreiſes in der Unmöglichkeit, ſich mit der kaiſerlichen Armee in Verbindung zu ſetzen. Die vereinte franzöſiſche und baieriſche Macht dagegen konnte irgend eine große offenſive Unternehmung wagen, ohne daß ſie die Vortheile verlor, die ſie bereits errungen hatte.

Man beſchloß einen Angriff auf Tyrol. Wenn derſelbe gelang, war man nicht nur Meiſter von dem Vorwerke der öſterreichiſchen Monarchie, ſondern man ſetzte ſich auch in Verbindung mit dem General Vendome, der an der Spitze von 12,000 Mann längs der Etſch heraufzog, und ſchnitt die kaiſerliche Armee in Italien von allen ihren Hülfsquellen ab. Die Ausführung des Anſchlags unternahm der Kurfürſt an der Spitze eines Heeres von 16,000 Mann. Unvermuthet erſchien er vor den Schluchten, die in das Innere von Tyrol führen. Nirgends waren Sicherheitsanſtalten getroffen. Alles begünſtigte die Unternehmung. Ein Zufall ſchloß (20. Juni) die ſtolze Bergfeſte Kofſtein den Ankömmlingen auf. Darüber gerieth das ganze Land in Schrecken. Es öffneten Wergel und Rattenberg die wohlverwahrten Thore. Auch die Hauptſtadt übergab dem Sieger ihre Schlüſſel, und er nahm in ihr die Huldigung ein. Die Scharnitz und die Ehrenberger Klauſe fielen beinahe ohne Widerſtand. Der Kurfürſt tritt ſeinen Zug über den Brenner an, um Vendome die Hand zu reichen, der ſchon bis Trient vorgedrungen war. Aber nun erwacht der Volksgeiſt der Tyroler, erregt durch die Härte, womit die Feinde das Recht des Eroberers mißbrauchen. Allenthalben greifen Bauern und Jäger zu den Waffen; Verſtärkungen von öſterreichiſchem Militär heben den Muth der treuen, tapfern Nation. Von allen Seiten angegriffen und bedrängt, ſehen die Baiern zu einem ſchleunigen Rückzuge ſich genöthigt. In wenigen Tagen geht das ganze Land wieder verloren, bis auf Kufſtein. Beinahe die Hälfte des Heeres iſt aufgerieben. Selbſt der Kurfürſt rettet nur dadurch ſein Leben, daß der Graf von Arco mit ſeltenem Edelmuth ſich für ihn aufopfert. Die Tyroler verfolgen die Fliehenden tief in ihre Heimath und vergelten ihnen ſiebenfältig, was ſie ihnen Böſes erwieſen hatten. So war dieſe Unternehmung gänzlich mißlungen!

Dem ungeachtet behauptete die vereinigte franzöſiſche und baieriſche Macht noch immer die Ueberlegenheit im ſüdlichen Teutſchland. Nicht nur ſchlug ſie die wiederholten Angriffe ſiegreich zurück, ſondern bemächtigte ſich auch der Städte Augsburg und Paſſau. Zur nämlichen Zeit ward von den Franzoſen Breiſach erobert, der Sieg vor den Linien von Neuſtadt erfochten, Landau wieder genommen und das zur Hülfe herbeieilende Heer der Verbündeten bei Speyerbach geſchlagen. Der Schauplatz des Krieges ſchien nun in die Mitte von Deutſchland verlegt zu werden. Die franzöſiſche Eitelkeit ſprach in hohem Tone von den Vortheilen, die ihr gelungen waren. Der Kurfürſt ſah ſeine ſtolzen Hoffnungen in ihrer ſchönſten Blüthe.

Dieſe ſollten in dem folgenden Feldzuge (1704) aufgehen. Es hatte der Marſchall von Tallard ein Corps von 24,000 Mann verſammelt, um es dem vereinigten Heere in Teutſchland zuzuführen. Der Kurfürſt brach von Ulm auf und bewegte ſich gegen den Schwarzwald, um die heranziehende Verſtärkung aufzunehmen. Die kaiſerliche und Reichsarmee verſammelte ſich bei Nördlingen und folgte ihm auf ſeiner rechten Flanke nach. Der General von Thüngen ſtellte ſich vor dem Schwarzwalde auf. Man ſchlug ſich täglich mit dem Feinde und ſetzte ihn, indem man ihm ſeine Unterhaltungsmittel entzog, in große Verlegenheit. Dem ungeachtet gelang es dem Marſchall, nachdem er bei Freiburg im Breisgau vorüber gegangen war, die Päſſe des Schwarzwaldes, „der hohle Graben“ und „die kalte Herberge“ genannt, zu durchbrechen und ſich (17. Mai) bei Villingen an den Kurfürſten anzuſchließen. Die vereinigte Armee wandte ſich nun in ſtarken Märſchen über Donaueſchingen und Pfullendorf gegen Ulm, und nahm, nachdem ſie auf dieſem Zuge nicht geringen Verluſt erlitten hatte, eine Stellung an der Iller. Das kaiſerliche Heer, unter dem Markgrafen Ludwig von Baden, folgte dem Feinde längs der Donau nach und lagerte ſich um Elchingen, unweit Ulm.

Zur nämlichen Zeit kam aber auch für die Sache Teutſchlands eine große Hülfe herbei. Es hatte ſich nämlich ein 30,000 Mann ſtarkes Heer engliſcher und holländiſcher Truppen am Niederrhein zuſammengezogen. An der Spitze deſſelben ſtand der Herzog von Marlborough, einer der größten Feldherrn aller Zeiten, von dem die Geſchichte bezeugt, daß er nie eine Schlacht geliefert, ohne ſie gewonnen, und nie eine Stadt belagert, ohne ſie erobert zu haben. Um dem Feinde ſeine Abſicht zu verbergen, ließ er eine Menge Proviant, Munition und Kriegsgeräthe nach Köln und Koblenz bringen, und nahm ſelbſt ſeinen Weg nach der letztern Stadt, ſo daß es das Anſehen hatte, als wollte er eine Unternehmung an den Ufern der Moſel ausführen. Aber unverſehens wandte er ſich links, ging bei Ladenburg über den Neckar und rückte in drei Heerſäulen in das Herzogthum Würtemberg ein. Am 9. Juni ſah man zu Groß-Heppach, einem Dorfe im Remsthale unweit Waiblingen, die Helden Marlborough, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, wie ſie in dem dortigen Gaſthofe zum Lamm zuſammentraten und den Plan zu den weitern Operationen verabredeten. Von hier nahm das Heer ſeine Richtung über Göppingen in die Gegend von Ulm und vereinigte ſich zum Theil mit der kaiſerlichen Armee bei Elchingen (22. Juni), worauf dann die verbündete Macht in die Herrſchaft Heidenheim einrückte und ihr Hauptquartier zu Herbrechtingen aufſchlug. Der Prinz Eugen hatte ſich von Heppach wieder an den Oberrhein in die Linien von Bühl zurück begeben, um den Rücken des an der Donau operirenden Heeres gegen die dort ſtehende feindliche Macht zu ſichern.

Die Befehlshaber der alliirten Armee, entſchloſſen, den Schauplatz des Krieges ſo ſchnell als möglich in das Innere von Baiern zu ſpielen, durften nicht ſäumen, den Feind anzugreifen und den Uebergang über die Donau zu erzwingen. Er hatte ſeine Stellung längs dieſes Fluſſes ſtark befeſtigt; nur der Schellenberg bei Donauwörth ſchien eine verwundbare Seite darzubieten, weil die dortigen Werke noch nicht vollendet und mit keiner hinlänglichen Beſatzung verſehen waren. Man beſchloß, auf dieſem Punkte die feindlichen Linien zu durchbrechen. Am zweiten des Heumonats Nachmittags um 4 Uhr erſchien Marlborough vor demſelben. Abends um 6 Uhr begann, unter dem Widerſpruche der meiſten übrigen Befehlshaber, der Angriff, und zwei Stunden ſpäter war die Schanze überſtiegen, der Feind geſchlagen und der vollkommenſte Sieg erfochten. Die Annalen der Kriege nennen wenige Gefechte, in denen mit ſolcher Erbitterung gefochten worden, wo in ſo kurzer Zeit ſo viel Blut gefloſſen und wo von beiden Seiten ſo viele Offiziere vom erſten

Digitized by Google

Range gefallen wären. Mit Frohlocken vernahm Teutſchland die Kunde von dieſer Niederlage des gehaßten Feindes; es verkündigten die Dichter der Nation den Ruhm der Sieger*); und da der Sieg am Tage der Heimſuchung Mariens erfochten war, ſo bemerkten die Frommen, Baiern habe nun keine Hoffnung mehr, da es von ſeiner Landespatronin ſo ſichtbar verlaſſen worden ſei. Eiligſt hob der Kurfürſt ſein verſchanztes Lager zwiſchen Lauingen und Dillingen auf und zog ſich gegen Augsburg. Die Verbündeten aber bemächtigten ſich der Städte Donauwerth, Dillingen, Rain und Neuburg, nahmen eine Stellung bei Friedberg am Lech und ſchickten von hier Parthien nach Baiern aus, welche bis vor die Thore von München ſtreiften und das Land dergeſtalt verheerten, daß in wenigen Tagen gegen 300 Ortſchaften in Aſche gelegt worden ſein ſollen.

Dieſe Grauſamkeit war nicht zwecklos; ſie ſollte zur Beförderung der Friedensunterhandlungen dienen, welche man mit dem Kurfürſten angeknüpft hatte. Das Heer, welches ihm gegenüber ſtand, und deſſen Stärke gegen 80,000 Mann betrug, war ſeiner Macht bei weitem überlegen und hatte ſeine Operationen mit einem glänzenden Siege begonnen. Von ſeinen Staaten abgeſchnitten, entbehrte er die Hülfsmittel, die ſie ihm darboten. Seine Armee litt Mangel an allen Bedürfniſſen. Baiern wurde in eine Wüſte verwandelt. Die Hülfe, die ihm verheißen worden, war noch ſo fern. — Dieſe Umſtände konnten ſeinen ſtarren Sinn brechen. Es wurden Konferenzen eröffnet, in denen der Miniſter, Graf von Wratislau, im Namen des Kaiſers das Wort führte. Zwar fehlte es nicht an Punkten, welche das Geſchäft erſchweren konnten; beſonders war die geforderte gänzliche Wiederherſtellung des Kurfürſten von Köln ein Gegenſtand, worüber die Anſichten ſehr von einander abwichen. Auch waren die Franzoſen unermüdet, um ſich ihren Bundesgenoſſen und damit zugleich ihre in Schwaben ſtehende Armee zu erhalten. Dem ungeachtet führten die Unterhandlungen ſo weit, daß bereits die Acte des Vertrags gefaßt werden konnte. Schon hatte der Kurfürſt die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen; aber in dieſem Augenblicke trat ein Eilbote herein und brachte ihm die Nachricht, daß der Marſchall von Tallard bis auf den 24. des Monats mit einem neuen Heere zu ihm ſtoßen werde. Da huben ſich mit einem Male ſeine Hoffnungen wieder; ohnehin hatte ſein kühner Sinn ſich geſträubt, durch Unterwerfung zu endigen, was er mit dem Schwerdte begonnen hatte. Er warf die Feder hinweg und ſprach: „So will ich denn mein Heil noch einmal verſuchen.“ Damit ſchritt er in ſein Verderben.

Tallard war, nachdem er dem Kurfürſten den erſten Succurs zugeführt hatte, wieder an den Oberrhein zurückgegangen und hatte daſelbſt das Kommando übernommen. Der Prinz Eugen, der ihm gegenüber ſtand, beobachtete ſeine Bewegungen, die bald einen Angriff auf die Linien von Stollhofen, bald auf die Feſtung Philippsburg anzudeuten ſchienen. Aber die Niederlage am Schellenberg und die dringenden Aufforderungen des Kurfürſten, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte, gaben ſeinen Bewegungen ihre Richtung gegen die Donau. So erhob er ſich mit einem 35,000 Mann ſtarken Heere und rückte in den Schwarzwald ein, während der Marſchall von Villeroi ihm mit 20,000 Mann nachfolgte, der General Coigny aber mit 8000 Mann das Elſaß deckte. Erſt belagerte er Villingen und ängſtigte es drei Tage lang mit dem Feuer ſeines Geſchützes. Als ihm aber der Kurfürſt entbot, daß er genöthigt ſei, ſich mit den Verbündeten zu vereinigen, wenn die Hülfe nicht ſchleunigſt herbeikomme, ſo hob er die Belagerung auf und zog — während der Prinz Eugen, das Herzogthum Würtemberg deckend, ihn immer auf ſeiner linken Flanke begleitete — über Donaueſchingen und Ulm nach Augsburg, wo er ſich am 4. Auguſt mit dem baieriſch-franzöſiſchen Heere vereinigte. Mit hoher Freude wurden von dem letztern die Ankommenden aufgenommen, denn durch ſie war man nun dem Feinde an Zahl überlegen, und es fehlte nicht mehr an Mitteln, um den Entbehrungen und dem Mangel zu ſteuern, die bisher ſo viel Mißmuth erregt hatten. Auch war von dieſen Truppen nichts Gemeines zu erwarten, da ſie, indem ſie größtentheils zu dem Hauſe des Königs gehörten, den Kern der franzöſiſchen Kriegsmacht ausmachten. So ſchilderte ſie der Marſchall ſelbſt. Als er nach ſeiner Ankunft, umgeben von mehr als 800 Offizieren, zu Augsburg dem Kurfürſten vorgeſtellt wurde, ſprach er zu ihm: „Sehen Sie hier, gnädigſter Herr, dieſe unüberwindliche „Armee, welche Landau genommen, die Feinde bei Speyer„bach geſchlagen und die Linien troß alles Widerſtandes gebro„chen hat, die Sie in den Stand ſetzen wird, Ihren Zweck zu „erreichen, und die durch ihre Tapferkeit alle Schwierigkeiten „überwinden wird“*). Zugleich übernahm Tallard das Kommando über die ſämmtlichen franzöſiſchen Truppen, da Villars, mit dem ſich der Kurfürſt nicht vertragen konnte, früher ſchon abgegangen war.

Sobald die Vereinigung geſchehen war, brach das Heer (6. Auguſt) im Gefühle ſeiner verſtärkten Kraft aus dem Lager bei Augsburg auf und bewegte ſich gegen die Donau, in der Abſicht, den Prinzen Eugen, der mit ſeinem Corps in der Herrſchaft Heidenheim ſtand, zu überfallen und vereinzelt aufzureiben. Dieſes Vorhaben entging dem Herzoge von Marlborough nicht. Nachdem er zuvor ſchon die Stellung bei Friedberg verlaſſen hatte, zog er auf dem rechten Ufer des Lechs herunter, ſandte den Markgrafen Ludwig von Baden ab, um Ingolſtadt zu belagern, und ging am 11. Auguſt bei Donauwörth über die Donau, da denn in der folgenden Nacht der Prinz Eugen ſich an ihn anſchloß. An demſelben Tage war die feindliche Macht bei Lauingen über die Donau gezogen. Beide Heere ſtanden einander gegenüber. Allenthalben bemerkte man die Vorzeichen einer großen Schlacht.

Die Franzoſen und Baiern hatten indeſſen ihren wichtigſten Vortheil ſchon verloren, indem es ihnen mißlungen war, den Prinzen Eugen vor ſeiner Vereinigung mit Marlborough anzufallen. Auch forderte ſie kein Intereſſe auf, jetzt, wo die ganze feindliche Macht vereinigt war, ſich gegen dieſelbe zu verſuchen, und damit das Schickſal von Teutſchland von den Reſultaten eines Tages abhängig zu machen. Die Verbündeten dagegen durften nicht ſäumen, den Feind anzugreifen, weil zu beſorgen war, daß der Marſchall Villeroi ſich vom Oberrhein her mit Tallard vereinigte, in welchem Falle ein ſolches Mißverhältniß der gegenſeitigen Kräfte entſtand, daß für jene alle Hoffnung, in offener Schlacht zu ſiegen, unterging. Waren ſie aber auf ſolche Weiſe auf die bloße Vertheidigung zurück gebracht, ſo hing es von dem Feinde ab, ſich zum Meiſter von ganz Schwaben zu machen und alle Hülfsmittel, die dieſes reiche Land darbietet, für ſich zu benutzen. Zugleich marſchirte er dem Feldmarſchall Grafen von Naſſau-Weilburg, der mit einem ſchwachen kaiſerlichen Corps am Oberrhein ſtand, in den Rücken, und ſchnitt die Verbindungen von Philippsburg und Mainz mit der Armee an der Donau ab. Die Betrachtung dieſer Umſtände konnte die Befehlshaber der alliirten Macht um ſo mehr zum ungeſäumten Angriff beſtimmen, da der ſtolze Muth zum Streiten das ganze Heer erfüllte und Offiziere und Gemeine mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, in dem ſie dem verhaßten Feinde unter das Geſicht treten ſollten.

Indeſſen bot die Stellung des letztern einem Angriffe nicht geringe Schwierigkeiten dar. Der rechte Flügel lehnte ſich nämlich bei Blindheim an die Donau. Von dieſem Dorfe, das ſehr ſtark beſetzt und mit Palliſaden umzäunt war, und in dem der Marſchall Tallard ſein Hauptquartier hatte, zog ſich das Lager gegen Norden, wo es in emporſteigendem Gelände an einen Wald anſchloß. Hier ſtand der linke Flügel, und an ſeiner Spitze, in dem Dorfe Sondern, der Kurfürſt. Vor der Fronte zog ſich ein Bach hin, der wegen ſeiner ſumpfigen Ufer nicht leicht zu überſchreiten war; überdies bildete das Terrain, auf dem ſich das Lager befand, eine anſehnliche Erhöhung, ſo daß der Feind, der es angreifen wollte, aus der Tiefe operiren mußte. Die franzöſiſch-baieriſche Armee beſtand aus 82 Bataillons und 146 Escadrons, mit 90 Kanonen. Die Macht der Verbündeten aber, die beträchtlich ſchwächer war, betrug 66 Bataillons und 178 Escadrons, mit 50 Kanonen.

Am 12. Auguſt nahmen die beiden Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, das ſich zwiſchen Münſter und Appertshofen gelagert hatte, an der Spitze von 28 Escadrons eine Recognoscirung der feindlichen Stellung vor; zugleich wurden an mehreren Orten Brücken über den kleinen Fluß Keſſel geſchlagen und die Wege ausgebeſſert, weil man die Abſicht hatte, an dieſem Tage mit der Armee näher gegen den Feind anzurücken. Dieſes Vorhaben konnte aber nicht ausgeführt werden, indem auch der letztere in voller Bewegung war, um den Anrückenden zu widerſtehen. Man beſchränkte ſich deshalb darauf, die Arbeiten vor der Fronte der Stellung fortzuſetzen und dem Heere den Weg zum allgemeinen Angriffe zu bahnen, der an dem folgenden Tage ausgeführt werden ſollte. Das Gepäck der Armee wurde nach Riettingen bei Donauwörth zurückgeſchickt.

Eine Stunde nach Mitternacht ertönte der Schall der Trommeln durch das ganze Lager der Verbündeten. Um 3 Uhr ſetzte ſich das Heer in Bewegung. Daſſelbe war in 8 Colonnen abgetheilt; jeder Flügel beſtand aus zwei Infanterie- und eben ſo viel Cavalleriecolonnen. Den linken Flügel bildeten, unter dem

*) Z. B. Haud secus ac largo qui semine conserit arva,
Laetius ut rideant imbre rigata cupit.
Sanguine sic Nostros, Angli Batavique rigastis,
Major ut hinc Vobis gloria surgat agros.

*) „Monseigneur! je vous presente ici cette armée invincible, qui a pris Landau, battu les ennemis à Speyerbach, passé les lignes malgré tout l'effort de le garder; et qui vous mettra en état de pousser votre dessein à bout, en surmontant tous les difficultés par la valeur de nos trouppes.“

Herzoge von Marlborough, die Engländer, Holländer und Heſſen, in 48 Bataillons und 86 Escadrons; den rechten, unter dem Prinzen Eugen, die öſterreichiſchen, preußiſchen, däniſchen und Reichstruppen, in 18 Bataillons und 92 Escadrons. Nachdem die Armee über den Keſſel gegangen und Dapfheim erreicht hatte, formirte der General Wilkes, der in dieſem Dorfe geſtanden hatte, mit den von ihm befehligten 2 Bataillons Heſſen und 15 Escadrons die neunte Colonne; die vorangeſchickten Avantgarden aber rückten wieder in ihre Regimenter ein. Alles bewegte ſich in der Richtung gegen Schwenningen. Zwiſchen dieſem Dorfe und dem Walde wurde Halt gemacht. Auf einer Anhöhe verſammelten die beiden Oberbefehlshaber die Generale um ſich und ertheilten ihnen die Dispoſitionen zum Angriffe. Es war Morgens 6 Uhr. In dem feindlichen Lager gerieth Alles in Bewegung. Es fielen zwei Kanonenſchüſſe, um die Fourageurs einzurufen. Die ganze Armee ſtellte ſich unter das Gewehr. Die Anrückenden waren mittlerweile bis in die Ebene gekommen, die ſich längs dem Bach hinzog, der die feindliche Stellung deckte.

Während der General Wilkes auf dem äußern Saum des linken Flügels vorrückte, um zwei Mühlen bei Blindheim, die der Feind ſtark beſetzt hatte, anzugreifen, nahmen die Spitzen der Colonnen ihren Weg gegen den Bach. Der Uebergang über denſelben bot große Schwierigkeiten dar. Das Waſſer war überall ausgetreten; an mehreren Stellen des Ufers zogen ſich große Moräſte hin. Man war genöthigt, im Angeſichte des Feindes fünf Brücken zu ſchlagen und durch Faſchinen einige ſumpfige Punkte trocken zu legen. Dies Geſchäft ſuchte der Feind zu hindern, indem er eine lebhafte Kanonade begann, die jedoch wenig Schaden verurſachte und von den Verbündeten mit gutem Erfolge erwiedert wurde. Es dauerte bis 1 Uhr Nachmittags, bis alle Zubereitungen vollendet und ſämmtliche Beſtandtheile des Heeres in Schlachtordnung angereiht waren, und nun gaben die Befehlshaber das Zeichen zum allgemeinen Angriffe.

Der General Wilkes fiel mit 6 engliſchen Bataillons und 4 Bataillons Heſſen zuerſt auf den Feind, griff die beiden Mühlen bei Blindheim muthig an und nahm ſie in Beſitz. Sogleich wird ſtürmend auf das Dorf ſelbſt vorgerückt. Man kommt bis an die Palliſaden und ſchlägt ſich mit den Säbeln. Aber das Feuer der Franzoſen treibt die Angreifenden zurück; ihre Reiterei, die mit Ungeſtüm die Weichenden verfolgt, bringt Angſt und Verderben in ihre Reihen. Doch die Heſſen wenden wieder um, ſtellen ſich in Schlachtordnung und empfangen ihre Verfolger mit einem heftigen Feuer. Der Feind ergreift die Flucht. Fünf engliſche Escadrons verfolgen ihn und ſetzen über den Bach. Friſche franzöſiſche Brigaden eilen herbei und drängen die Engländer über den Bach zurück. Da ſtehen abermals die Heſſen unerſchütterlich wie die Felſen; an ihnen bricht das Ungeſtüm des Feindes. Er weicht in Unordnung. Zwei engliſche Brigaden vereinigen ſich mit den Heſſen und greifen Blindheim auf der linken Seite an. Viermal wird geſtürmt, aber die höchſte Tapferkeit vermag nichts gegen die Vortheile der feindlichen Stellung. Dies wiederholte Vorrücken und Zurückweichen hatte beiden Theilen eine Menge braver Krieger gekoſtet; das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundeten bedeckt.

Nun gab Marlborough Befehl, daß die Reiterei anrücken ſollte. Sie bricht durch die Reihen des Fußvolkes hervor. Sobald die franzöſiſche Cavallerie ſie erblickt, fällt ſie von ihren Anhöhen herab und macht einen ungeſtümen Angriff auf ſie. Zugleich wirkt das Feuer des franzöſiſchen Fußvolkes zerſtörend auf ihre Flanke. Sie kommt in Unordnung, und ihre erſte Linie zieht ſich wieder über den Bach zurück. Zweifelhaft ſchwankt in dieſem Augenblicke das Schickſal des Tages. Aber wie ein rettender Gott eilt der lüneburgiſche General von Bülow an der Spitze von drei Dragoner-Regimentern herbei, ſtürzt auf die feindliche Reiterei, wirft ſie mit großem Verluſte über den Bach zurück und treibt ſie bis an die Gärten von Blindheim. Der Anblick dieſer muthigen That giebt der übrigen Reiterei neue Zuverſicht. Sie bildet ſich wieder in Schlachtordnung, greift die feindliche Cavallerie abermals an und bringt ſie nach hartnäckigem Widerſtande zum Weichen. Das ganze Heer der Verbündeten rückt vor; der Sieg ſcheint ſich auf ihre Seite zu neigen. Tallard, unerſchrocken in der Gefahr und durch ſie nur zu größern Anſtrengungen erregt, führt 10 Bataillons zur Unterſtützung ſeiner Cavallerie herbei. Ihr Feuer bringt den Feind abermals zum Weichen. Da tritt Marlborough an die Spitze von 6 hannoveraniſchen und heſſiſchen Bataillons und greift mit großer Kühnheit die feindliche Infanterie an. Aber die Tapferkeit dieſer Kerntruppen und ihre Ueberzahl machen ſeine Anſtrengungen unnütz. Das Glück lächelt aufs Neue dem Feinde. In dieſem verhängnißvollen Moment ſprengt der teutſche Held, Friedrich, Erbprinz von Heſſen-Kaſſel, mit der Cavallerie heran. Das Feuer des feindlichen Fußvolkes hält ihn einige Augenblicke auf. Aber mit edler Todesverachtung ſtürmt er vorwärts auf die franzöſiſche Reiterei, trennt ihre Escadrons und treibt ſie in eine wilde Flucht. Während dieſe flieht, ſtürzt er auf die beſagten 10 Bataillons. Der größte Theil von ihnen wird niedergehauen. Indeß ſammelt die fliehende Reiterei ſich wieder. Abermals fällt der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel über ſie her. Sie giebt den Tag verloren. Alles eilt der Brücke zu, die zwiſchen Blindheim und Höchſtädt über die Donau geſchlagen war, um ſich auf das jenſeitige Ufer zu retten. Unaufhaltſam bringen die Sieger auf die Geſchlagenen ein. Die Brücke faßt die Menge der Fliehenden nicht; viele von ihnen, beſonders von dem ſchönen Corps der Gendarmes, werden in den Strom geſprengt und von den Fluthen verſchlungen.

Tallard, indem er die Reiterei weichen ſieht, ſtrengt alle ſeine Kräfte an, ſie wieder zu ſammeln und zum Stehen zu bringen. Aber darüber verliert er die Zeit zu ſeiner Rettung. Er wird verwundet und bei einer Mühle unweit Sandern von dem nacheilenden Feinde eingeholt. Der heſſiſche Obriſtlieutenant von Boyneburg ſtößt auf ihn, und ob er gleich ſchlecht gekleidet war, erkennt er ihn an ſeiner Decoration. Er fordert ihm den Degen ab. Umſonſt bietet Tallard dem braven Krieger ſeine Geldbörſe, ſein Ordenszeichen und ſein Pferd an. „Nicht um Ihr Gold," erwiederte derſelbe, „iſt es mir zu thun, ſondern um Ihre Perſon." Man bringt den Gefangenen zu dem Erbprinzen Friedrich. Dieſer empfängt ihn auf eine edle Art. „Ich beklage Ihr Unglück, Herr Marſchall," ſprach er, „aber haben Sie Geduld und gedenken Sie, daß hier die Niederlage bei Speierbach gerächt worden."

Während dieſe blutigen Kämpfe die Umgegend von Blindheim mit Grauen erfüllten, ſtritt der General, Prinz von Hollſtein-Beck, gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, welchen der Marſchall Marſin befehligte. Der Angriff des Prinzen war gegen das Dorf Oberklau gerichtet. Er ging an der Spitze von 10 Bataillons ohne Schwierigkeiten über den Bach; aber ſobald er jenſeits war, rückte die feindliche Uebermacht ihm entgegen, warf ſeine Brigade über den Haufen und trieb ſie wieder über den Bach zurück. Das goor'ſche Regiment wurde faſt ganz zuſammengehauen; der Prinz aber hatte das Unglück, verwundet und gefangen zu werden. Einige Escadrons däniſcher und hannoveraniſcher Reiter flogen herbei, um die Bedrängten zu unterſtützen; aber ſie theilten mit ihnen gleiches Schickſal. Unterdeſſen ward die Niederlage des Feindes auf ſeinem rechten Flügel vollendet. Marlborough eilte ſogleich dem Mittelpunkte zu, ſammelte die Geſchlagenen, verſtärkte ſie mit einigen Escadrons Reiterei und führte ſie wieder über den Bach, der feindlichen Stellung entgegen. Man machte eine einzige Abfeuerung und ſchritt dann mit gefälltem Bajonet vorwärts. Die Franzoſen, vom Schickſale ihrer Kameraden unterrichtet, räumten das Feld. Aber ihr Rückzug glich keiner Flucht; geſchloſſen und mit feſter Haltung verließen ſie die Stätte, die ſie ſo ruhmvoll vertheidigt hatten.

Gegen den linken Flügel des Feindes, auf dem der Kurfürſt mit ſeinen tapfern und kraftvollen Baiern ſtand, hatte unterdeſſen der Prinz Eugen gekämpft. Seine beiden Infanteriecolonnen, die aus 7 Bataillons Dänen und 11 Bataillons Preußen beſtanden, führte der berühmte deutſche Held, Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau an, die Reiterei aber, die gleichfalls in zwei Heerſäulen marſchirte, und 92 Escadrons ſtark war, befehligte der Prinz Georg Auguſt von Hannover und der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. In zwei Linien rückte dieſe ganze Macht, rechts die Infanterie und links die Cavallerie, über den Bach, und dann durch einen lichten Wald, in der Richtung gegen Lutzingen vor. Dieſe Bewegung war, wegen des durchſchnittenen und unebenen Bodens ſehr mühſam; auch wurden die Anrückenden von den feindlichen Kanonen lebhaft beſchoſſen. Demungeachtet ſchritt man zum Angriffe, nachdem das Gefecht auf dem rechten Flügel begonnen hatte. Der Fürſt Leopold mit ſeinen Preußen, und der General von Scholten an der Spitze der Dänen, rücken in kühner Haltung vor, formiren ſich, nachdem ſie über einen breiten und tiefen Graben gegangen waren, auf einer Wieſe im Angeſicht der erſten Linie des Feindes, ſtürzen nach einigen lebhaften Abfeuerungen auf ſie los und werfen ſie zurück. Aber in demſelben Augenblicke unterliegt die Cavallerie der Heftigkeit des feindlichen Feuers, und wendet um. Dadurch wird die Flanke des Fußvolks entblößt; dieſen Umſtand meiſterhaft benützend, ſtürmt die Garde des Kurfürſten, unterſtützt von einigen andern Regimentern, herbei, macht einen ungeſtümen Angriff, bringt zwei Bataillons in gänzliche Unordnung, und treibt die übrigen wieder bis an den Wald zurück. Unterdeſſen hatte ſich die Reiterei abermals angereiht. Sie ſtellt ſich den Feinden entgegen. Dadurch gewinnen die fliehenden Bataillons Zeit, ſich zu ſammeln. Der Fürſt Leopold ergreift ſelbſt eine Fahne, und ſtellt ſich an ihre Spitze. Mit neuer Zuverſicht erfüllt, folgen ihm ſeine Preußen nach. Man dringt wieder über den Graben bis auf die Wieſe vor, und ſchlägt überall den Feind

Digitized by Google

zurück. Zwar wird die Reiterei abermals zu einer retrograden Bewegung genöthigt. Demungeachtet behauptet der Fürſt Leopold das Feld und ſtellt das Heer auf demſelben in Schlachtordnung.

Der Feind hatte ſich in ſeine alte Stellung zurückgezogen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer ſprühte von der Höhe von Lutzingen herab. Da befahl der Prinz Eugen, daß ein allgemeiner Angriff gemacht, und das Dorf und die Batterien um jeden Preis genommen werden ſollten. Feſten Schrittes und mit gefälltem Bajonette rückten die Preußen gegen Lutzingen heran. Der Feind war ihnen bei weitem an Zahl überlegen; ſeine Stellung ſchien unangreifbar, demungeachtet widerſtand er der kühnen Tapferkeit des Volkes nicht, das der Fürſt Leopold anführte. Die Höhe und das Dorf wurde genommen, während das letztere, von den weichenden Baiern angezündet, in Flammen ſtand. Mehrere Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Zu gleicher Zeit waren die Dänen rechts von dem Dorfe vorgerückt, und hatten ſich des dortigen Waldes bemächtigt. Der Feind zog ſich gegen Nörſchlingen zurück, ohne daß die Sieger, da es ihnen an Cavallerie fehlte, ihn lebhaft verfolgen konnten. Bald kam aber die letztere, von dem Prinz Eugen angeführt, herbei, und vollendete die Niederlage. Die Geſchlagenen nahmen ihren Weg gegen Dillingen und Lauingen. Sie wurden bis jenſeits Nörſchlingen verfolgt, wo das ſiegende Heer, durch enge Wege und Sümpfe in ſeinem Zuge gehemmt, die Nacht über ſtehen blieb. Indeſſen war der Triumph auf dieſer Seite nicht ſo glänzend, als auf dem linken Flügel. Denn die Baiern hatten mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten; das Beiſpiel und die zweckmäßigen Anordnungen des Kurfürſten erhielten auf allen Punkten Muth und Ordnung; auch der Rückzug wurde mit Feſtigkeit und ohne ſehr großen Verluſt gemacht. Um gegen ein ſo treues und tapferes Heer den Sieg zu erringen, bedurfte es eines Anführers von Eugens Geiſt und Beſonnenheit. Dieſer große Feldherr legte ſelbſt das Geſtändniß ab: „Der Widerſtand des Feindes und des Kurfürſten ſei über alle Erwartung geweſen, und ohne die groben Fehler des Tallard würde dieſer Tag für Teutſchland, für die öſterreichiſche Monarchie, vielleicht für ganz Europa entſcheidend geweſen ſein."

So waren denn beide Flügel der feindlichen Armee geſchlagen; aber noch ſtanden 27 Bataillons Infanterie und 13 Eskadrons Dragoner hinter den Palliſaden und Wehren von Blindheim. Der General von Clerambault, der auf dieſem Punkte befehligte, bemerkte, als er die Reiterei des rechten Flügels fliehen ſah, die Gefahr ſeiner Stellung, ſuchte eine Fuhrt durch die Donau, und fand in dem Strome ſeinen Tod. Bald ſah der General Blanſac, der nun an die Spitze dieſes Heerhaufens trat, ſich von allen Seiten abgeſchnitten. Die Infanterie der Verbündeten rückte herbei; die franzöſiſchen Vorwachen waren genöthigt, ſich in das Dorf zurückzuziehen. Da ſammelte der Herr von Sivere die Regimenter Provence und Artois und mehrere Freiwillige um ſich, jagte die Andringenden, mit dem Degen in der Hand, bis zu ihrer Cavallerie zurück, und marſchirte dann wieder Schritt vor Schritt in das Dorf. Die beſagten beiden Regimenter, dann Navarra und Languedoc erwieſen einen unerſchütterlichen Muth, und erklärten, daß ſie an die Spitze des geſammten Corps treten, und ſich durch den Feind durchhauen wollten. Indeſſen ſchickte Marlborough einen gefangenen Offizier, den Herrn Desnovilles, um die Eingeſchloſſenen zur Ergebung aufzufordern. Von Blanſac nahm das Anerbieten an. Umſonſt zürnten und murrten die alten Soldaten über ſolchen Schimpf. Die vom Regiment Navarra zerſchlugen ihre Gewehre und zerriſſen ihre Fahnen. Seaiere und Jourv ließen ſich lieber entwaffnen, als daß ſie die Artikel der Uebergabe unterſchrieben hätten. Das geſammte Corps fiel in Kriegsgefangenſchaft. Von Blanſac ging das Gerücht, daß an ſeinem Betragen Verrätherei noch mehr Antheil gehabt habe, als Feigheit.

So war denn dieſe „unüberwindliche Armee" nicht mehr. Achtzehntauſend todte und verwundete Feinde fanden die Sieger auf dem Schlachtfelde. Unter den erſtern waren die Generallieutenants v. Surlauben und v. Sarsfield, die Generalmajors v. Clerambault, v. Blaiville und v. Bertilly, die Brigadiers v. la Baume, v. Maiſoncelle und v. Marillac, die Obriſten v. Brandeaille, v. Chabrilant, v. Brae, v. Albaret und noch viele andere Officiere. Die Zahl der Gefangenen belief ſich auf 20,800 Mann. Unter dieſen befand ſich der Marſchall v. Tallard und ſein Sohn, der Generallieutenant v. Mariaaux, die Generalmajore Marquis v. Valſeme und v. Blanſac, die Brigadiers v. Monteravr, la Valliere, v. Croiſſy, Ameny, la Mezelieu und v. Septville, die Obriſten v. Jolly, v. Sully, v. St. Second, v. Signey, v. Ligendez, v. Vaſſe, v. St. Pouange, v. Montfort, v. Lionne, v. Tavannes, v. Joup, v. Savveboeuf und v. Orival, im Ganzen 818 Officiere. Dieſer Verluſt vermehrte ſich noch ſehr auf der Flucht der Geſchlagenen, indem viele Verwundete in den Spitälern verlaſſen werden mußten, oder durch Hitze und Mangel auf dem Wege umkamen, von den Baiern aber die meiſten, nach Hinwegwerfung ihrer Waffen, in ihr Vaterland zurückkehrten, ſo daß von der anfänglich über 60,000 Mann ſtarken vereinigten Armee kaum 17,000 Mann über den Rhein zurück kamen.

Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. 40 Kanonen, 24 Mörſer, 129 Fahnen, 171 Standarten, 17 Paar Pauken, ſämmtliche Kriegskaſſen, 3600 Zelte, 15 Schiffbrücken, 5400 Munitions- und Provientwagen, 34 Kutſchen (in welchen lauter franzöſiſche Damen ſaßen), und 334 mit zum Theil koſtbarem Geräthe beladene Maulthiere — waren der Preis dieſes ruhmvollen Tages.

Bei dem hartnäckigen Widerſtande, den die Franzoſen und die Baiern in der Schlacht geleiſtet haben, und bei den wiederholten Angriffen, die von den Verbündeten auf die mit Kanonen umgürtete Fronte der feindlichen Stellung gemacht worden waren, mußte nothwendig auch der Verluſt der Sieger ſehr beträchtlich ſein, wie ſie denn auf beiden Flügeln 4485 Todte, 7323 Verwundete und 273 Vermißte eingebüßt haben. Unter den erſtern befanden ſich die Generale Wilkes und v. Bielke und die Obriſten v. Kailer, Graf v. Blumenthal, v. Thaler und v. Dedelſchwing. Unter den Verwundeten aber waren der Herzog von Würtemberg, der Prinz von Holſtein-Plön und der Obriſt v. Bertow. Die letztern, die Verwundeten, wurden theils nach Nördlingen, theils nach Donauwörth gebracht, und daſelbſt verbunden; aber auch von ihnen wurden ſpäter noch ſehr viele Opfer des Todes.

In die Gefangenen theilten ſich die Oeſterreicher und die Engländer und Holländer zu gleichen Theilen, und ſo wurden ſie auch in die Heimath dieſer Nationen abgeführt. Tallard nahm unter einer ſtarken Bedeckung ſeinen Weg über Nördlingen und Hanau nach Holland, von wo er nach England übergeſchifft wurde. Er verweilte daſelbſt bis in das Jahr 1711 und genoß nicht nur unbeſchränkte perſönliche Freiheit, ſondern wußte ſich auch einen bedeutenden Einfluß am Hofe und auf die Königin Anna zu verſchaffen, wodurch es ihm gelang, Marlborough und ſeine Parthie zu ſtürzen und England dahin zu bewegen, daß es einen Separatvertrag mit Frankreich ſchloß, wodurch der allgemeine Friede vorbereitet wurde. Sein Vaterland belohnte dieſes Verdienſt, indem es ihm nach ſeiner Zurückkunft die herzogliche Würde verlieh.

Auf dem Schlachtfelde von Höchſtädt hatte er ſich deſto weniger Anſprüche auf Dank und Belohnung erworben; denn das Unglück dieſes Tages und die Vernichtung der ſchönen Armee, die er befehligte, fällt beinahe ausſchließend der Zweckwidrigkeit ſeiner Maaßregeln zur Laſt. Schon dadurch legte er den Grund zu der folgenden verheerenden Niederlage, daß er die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem General Marlborough, die er durch Wachſamkeit und raſche Thätigkeit hindern konnte, geſchehen ließ. Denn dadurch wurden die Kräfte des Feindes concentrirt, und er kam in die Nothwendigkeit, das Schickſal ſeiner geſammten Macht an die Entſcheidung eines Tages zu knüpfen. Gelang es ihm aber, das ſchwache Corps des Prinzen Eugen vereinzelt anzugreifen, und wie ſeine Ueberlegenheit hoffen ließ, zu ſchlagen, ſo war Marlborough genöthigt, ſich vor ihm zurück zu ziehen, und Teutſchland vom Rhein bis an den Inn war ſeine Eroberung. Indeſſen ſchienen, auch nachdem dieſe Vereinigung geſchehen war, die Vortheile ſeiner Stellung, der Charakter ſeiner Truppen, und ſein Ueberfluß an phyſiſchen Mitteln, ihm noch immer den Sieg zu verbürgen; aber er verſäumte beinahe alles, was nöthig war, um ſich deſſelben zu verſichern. Statt die Verbündeten mit Kühnheit anzugreifen, während ſie ſich zur Schlacht rüſteten, ergriff er die Parthie der bloßen Vertheidigung. Die Zugänge zu ſeiner Stellung waren nur auf einzelnen Punkten künſtlich verwahrt; auch wurde der Feind, als er ſich die Wege über die Moräſte und Gräben bahnte, nicht thätig genug in ſeinem Beginnen gehindert. Der Kern des Heeres wurde in die Dörfer Blindheim und Oberklav gelegt, und dadurch die in der Schlachtordnung gegen den Feind wirkende Macht unnützer Weiſe geſchwächt. Ueberdies hatte man verſäumt, auf dem erſtern Poſten Kanonen aufzupflanzen, durch deren ſeitwärts ſtreichendes Feuer den Verbündeten großer Schaden zugefügt worden wäre. Auch blieb die Cavallerie auf der Höhe zu lange unthätig, wodurch der Feind Zeit gewann, ſich feſt zu ſetzen und zu verſtärken. Desgleichen gereicht es dem Marſchall Marſin zum Vorwurfe, daß er, als Tallard ins Gedränge kam, keine Bewegung machte, um ihn zu unterſtützen, was er um ſo eher thun konnte, da der linke Flügel lange dem Feinde überlegen blieb. Ohne dieſe unverzeihlichen Fehler wäre das Reſultat des Tages unfehlbar ein anderes geworden; wenigſtens würde ohne ſie keine ſo große und ſchimpfliche Niederlage erfolgt ſein. Indeſſen fällt

Digitized by Google

uch nicht der mindeſte Vorwurf auf den Kurfürſten. Alle ſeine inſtalten waren zweckmäßig; überall zeigte er die Vorſicht, die lugheit und die Tapferkeit eines erprobten Generals; mit Lö- nmuth focht ſein Heer; lange war der Sieg zweifelhaft. Aber ls Tallard in die Flucht geſchlagen war, konnte er ſich nicht ehr halten. Doch erwarb er ſich da noch den Ruhm eines ge- neten und mit geringem Verluſt verbundenen Rückzugs.

Jubel und Freude erfüllte das Lager der Sieger an dem bend dieſes ſchönen Tages. Auf allen Seiten flogen die Eil- ten aus, um den verbündeten Königen und Fürſten zu ver- inden, wie wunderſam Gott ihre Waffen geſegnet. Am vierten age nach der Schlacht feierte die Armee auf der Wahlſtadt ein mnes Dankfeſt *); am Schluſſe deſſelben wurden alle Kano- n gelöſt. Ganz Teutſchland ertönte von dem frohen Triumph- ſchrei. In Wien, London, Berlin, Haag und Ko- enhogen beging man den Sieg mit glänzenden Feierlichkei- n. In ganz England und Holland wurden Feſte ange- dnet. Die Helden, unter deren Leitung der ſtolze Feind dieſe emüthigung erlitten, empfingen von ihren Regenten die größ- n Auszeichnungen. Vor allen aber war, wie es ſich auch ge- ührte, Marlboroughs Name gefeiert. Der Kaiſer ertheilte m die reichsfürſtliche Würde, ernannte ihn zu ſeinem Feld- arſchall, und ließ ihm durch ſeinen Prinzen, den römiſchen önig Joſeph, einen koſtbaren Degen und einen mit vielen iamanten beſetzten Marſchallsſtab einhändigen.

In Paris hatte der dortige lothringiſche Reſident die erſte eitung von der Niederlage bei Höchſtädt empfangen. Aber e franzöſiſche Eitelkeit hielt die Sache für unmöglich, und er- ärte ihn für einen Raſenden. Doch frühe genug erfolgte die eſtätigung, und man konnte es ſich nicht mehr verhehlen, daß s Unglück noch größer ſei, als die erſten Nachrichten angege- n hatten. Schrecken und Trauer erfüllten die Hauptſtadt und Provinzen. Es gab wenige vornehme Familien, die nicht n Verluſt eines Todten oder Gefangenen zu beklagen hatten. an ſchlug die Jahrbücher des Reichs nach, und bemerkte, daß t dem unglücklichen Tage bei St. Quentin (10. Auguſt 57), da der Connetable von Montmorency von dem Her- ge von Savoyen beſiegt worden, kein ähnlicher verheerender chlag die franzöſiſche Macht getroffen. Umſonſt ſuchte die Re- erung die Nation zu beruhigen, indem ſie bekannt machte, daß e erſten Gerüchte von der Niederlage übertrieben geweſen ſeien. er König war äußerſt entrüſtet über die, welche er für die Ur- che des Unglücks hielt. Der alte Marſchall Catinat aber l in Ungnade, weil er dem Monarchen ins Geſicht ſagte: „man tte dem Gutachten der Kriegsräthe folgen, und dieſe Blüthe r franzöſiſchen Macht nicht auf die Schlachtbank nach Baiern fern ſollen.“ Um die auf ſolche Weiſe entſtandene Lücke in der rmee zu ergänzen, und den Oſten des Reichs gegen das An- ingen des Feindes ſicher zu ſtellen, wurde die Aushebung von neuen Infanterieregimentern, mit der verhältnißmäßigen Rei- rei, und die Aufſtellung einer Landwehre verfügt. Auch er- elt der Herzog von Feuillade, der in Savoyen ſtand, efehl, mit ſeinem Corps das königliche Heer am Oberrheine verſtärken.

Die Trümmer der franzöſiſchen und baierſchen Armee nah- en von dem Schlachtfelde, das durch ihre Niederlage ſo denk- ürdig geworden, ihren Marſch längſt der Donau hinauf nach lm, zogen hier die Beſatzung von Augsburg, Memmin- en, Kaufbeuern und andern Orten an ſich, und ſchlugen un über Tuttlingen den Weg nach dem Schwarzwalde ein. eberall ſahen ſie ſich von dem entrüſteten Landvolke angegriffen, ſſen Zorn durch die von ihnen angerichteten Verwüſtungen noch rmehrt wurde. Um ihren Rückzug zu ſichern, ging ihnen der arſchall von Villeroi über Hornberg und St. Geor- en entgegen, vereinigte ſich mit ihnen bei Donaueſchingen 5. Auguſt) und führte dann, was ſich noch aus dem verderb- hen Sturm gerettet hatte, über den Rhein hinüber. Bei dem nblicke des Stroms erklärten die wenigen Soldaten, die noch n dem baieriſchen Heere übrig waren, daß ſie ſich außer den renzen Teutſchlands durchaus zu keinem Dienſte verpflichtet tten; worauf der Kurfürſt den Befehl ertheilte, daß ſie ent- affnet, und als Gefangene der Armee nachgeführt werden llten.

Das Heer der Verbündeten ging, nachdem es einige Tage f dem Schlachtfelde geraſtet und ſich zu neuen Unternehmun- gen vorbereitet hatte, über Gundelfingen und Ober-El- chingen an der Donau hinauf und lagerte ſich in den Umge- bungen von Ulm. Hier vereinigte ſich der Markgraf Ludwig von Baden, nachdem er die Einſchließung von Ingolſtadt den Generalen von Herbeville und von Auffäß überlaſſen hatte, mit demſelben. Am 27. Auguſt brach die geſammte Macht in 3 Colonnen auf, und bewegte ſich, auf den durch Würtem- berg führenden Straßen gegen Bruchſal. Der General v. Thüngen blieb mit 12,000 Mann vor Ulm zurück, welche Stadt ſich ihm am 10. September ergab. Die Armee aber ging über den Rhein, belagerte Landau und wurde am 26. November Meiſter dieſes wichtigen Platzes. An der Donau hatten unterdeſſen Regensburg, Straubing, Paſſau, und Kehlheim den Verbündeten die Thore geöffnet; Marlbo- rough aber breitete ſich jenſeits des Rheins bis an die Mo- ſel aus, und hielt am 29. November ſeinen Einzug in Trier. Wenige Tage ſpäter ergab ſich Trarbach an den Erbprin- zen von Heſſen-Kaſſel.

Das Schickſal der baieriſchen Lande konnte, da ſie im Rücken der ſiegenden Armee lagen, und nur durch eine ſehr ſchwache Kriegsmacht gedeckt waren, nicht mehr zweifelhaft ſein. Indeſ- ſen ſuchte der Kurfürſt wenigſtens vor der Hand für ſeine Fa- milie zu retten, was ihm ſelbſt das Unglück ſo grauſam entriſ- ſen hatte. Er ſchickte ſeine Gemahlin Thereſia Kunigunde, eine Tochter Königs Johann Sobiesky von Polen, die ihm auf ſeiner Flucht bis in den Schwarzwald gefolgt war, wieder zurück, nachdem er ihr „unbeſchränkte Vollmacht“ ertheilt hatte, „während ſeiner Abweſenheit die Regierung zu führen, und alles zu handeln und zu ſchließen, was ſie ihr und dem Lande für das Beſte erachten würde.“ Es wurden ſowohl von ihr, als auch von den baierſchen Landſtänden verſchiedene Schritte gemacht, um den zürnenden Sieger zu beſänftigen, aber ſie mußte ſich endlich doch gefallen laſſen, den Tractat von Ilbersheim zu unterzeichnen, den ihr der römiſche König Joſeph, der eben damals Landau einſchloß, diktirte. Vermöge deſſelben ſollten alle feſte Plätze in und außer Baiern, die von kurfürſtlichen Trup- pen beſetzt waren, mit ihren ſämmtlichen Vorräthen, dem Kai- ſer eingeräumt, und alles Kriegsvolk, bis auf eine Leibwache von 400 Mann abgedankt werden. Das Rentamt München, mit Ausnahme von Ingolſtadt, Rain, Wembingen und Donauwörth, ſollte der Kurfürſtin bleiben, alles übrige Land aber zur Diſpoſition des Kaiſers ſein. — Mit Strenge wurde der Vertrag vollzogen. Es erſchien der Graf von Löwenſtein-Wertheim als kaiſerlicher Statthalter in Baiern, und em- pfing die Huldigung von den Unterthanen. Der Geſandte des Kurfürſten am Reichstage war, ſo wie der kurkölniſche, zuvor ſchon verwieſen worden. Zahlreiche kaiſerliche Heeradtheilungen zogen in das Land, und nahmen in demſelben die Winterquar- tiere. Die Kurfürſtin begab ſich zu ihrer Mutter, der verwit- weten Königin von Polen nach Venedig.

Die kaiſerliche Landesverwaltung übte die Rechte des Erobe- rers in ihrer ganzen Strenge gegen die Baiern aus, ſteckte ihre Jünglinge unter ihre Regimenter, und forderte ungeheure Abga- ben von ihnen, die ſie um ſo weniger zu leiſten im Stande wa- ren, da das Land ſchon ſeit mehrern Jahren den Launen des Re- genten und dem Unglück der Zeit ſo große Opfer gebracht hatte. Dadurch wurde die Erbitterung allgemein, und auch der Kurfürſt ſäumte nicht, durch geheime Einflüſſe ſie immer mehr zu erregen. Die Verzweifelten, einige tapfere und entſchloſſene Männer an ih- rer Spitze, entwarfen Plane, wie das Joch der verhaßten Fremd- linge abzuwerfen ſei; aber da es ihnen nicht gelang, die Ver- ſchwörung hinreichend zu verbergen, ſo ertheilten ſie ſelbſt dem Eroberer die Berechtigung, noch härter zu verfahren. Schon der erſte Verdacht war hinreichend geweſen, der Kurfürſtin die Rückkehr in das Land zu verwehren. Nun ging man aber noch weiter. Die ganze baieriſche Nation wurde entwaffnet, die Ver- dächtigen verhaftet, München beſetzt, die dortigen Feſtungs- werke niedergeriſſen, die kaiſerliche Kriegsmacht im Lande ver- ſtärkt, und der Druck der Unterthanen verdoppelt. Aber in demſelben Verhältniſſe ſtieg auch die Erbitterung der Gemüther. Im November (1705) brach die Empörung in einigen Gemein- den der obern Pfalz aus. Bald mehrte ſich der erſte kleine Haufe, indem das Landvolk allenthalben ſich erhob und viele verabſchiedete baierſche Offiziere und Soldaten ſeinen Muth an- feuerten und ſeine Bewegungen leiteten. Es fiel Burghauſen, Braunau, Scharding und alles Land zwiſchen dem Inn und der Iſar in die Hände der Empörer. Von da breitete ſich das Feuer an die Donau und endlich nach Oberbaiern aus, ohne daß die Vortheile, welche die Kaiſerlichen über einzelne Hau- fen erfochten, und die Grauſamkeit, womit ſie die Gefangenen behandelten, es zu dämpfen vermocht hätten. Aber die blutige Niederlage, welche die Bauern vor den Thoren von München erlitten, und dann der noch härtere Schlag, der ſie bei Vils- hofen getroffen, zertrümmerte ihre Macht und vernichtete ihre Hoffnungen, wie denn in dieſen beiden Treffen ihrer gegen 9000

*) Auch vor und während der Schlacht hatte der religiöſe Geiſt jener it ſich auf eine rührende Weiſe geoffenbart. Der holländiſche General v. empeſch meldete den Generalſtaaten in einem Schreiben vom 17. Auguſt, man ausgerückt „habe die ganze Armee ein eifriges Gebet zu Gott ver- ten, welches,“ ſetzt er hinzu, „auch erhört worden.“ (S. der mit lut vermiſchte Donauſtrom. IV. Fortſetzung 4. Leipzig 704. S. 18.) Desgleichen verſichern handſchriftliche Nachrichten, daß man, als der n Höchſtädt herſchallende Kanonendonner dem umliegenden Lande eine che Schlacht verkündigt, in Städten und Dörfern die Kirchen eröffnet, und m das Volk bis auf den Abend, vor den Altären knieend, Gott um Sieg r die Sache des Vaterlandes angefleht habe.

unter dem feindlichen Schwerte gefallen ſind. Ueberall flohen die Ueberbliebenen in ihre Wohnungen zurück, und alle Städte und Dörfer unterwarfen ſich den Siegern. Aber es war in dieſem Aufſtande viel Blut umſonſt vergoſſen worden, und ſchrecklich hatten die Oeſterreicher durch Brand, Plünderung und Verheerung die Schuldigen und Unſchuldigen verfolgt. Viele, zum Theile Leute von Rang und Anſehen, die ſich des Aufruhrs theilhaftig gemacht, ſtarben, nach Unterdrückung deſſelben unter der Hand des Henkers; andere wurden zu ewiger Gefangenſchaft abgeführt. Die öſterreichiſche Regierung aber glaubte ſich Alles gegen ein Volk erlauben zu dürfen, das ihre Rache ſo ſehr gereizt hatte.

Joſeph I., der unterdeſſen nach dem Tode ſeines Vaters Leopold den Kaiſerthron beſtiegen hatte, verfolgte mit Eifer den ſchon früher entworfenen Plan, vermöge deſſen die gegenwärtige Gunſt der Umſtände benützt werden ſollte, um einen Theil von Baiern mit den Staaten des Hauſes Oeſterreich zu vereinigen. In dieſer Abſicht ſprach er, jedoch ohne ſtrenge Beobachtung der reichsverfaſſungsmäßigen Formen, am 29. April 1706 über die Kurfürſten von Baiern und Cöln die Acht aus, und zwar dergeſtalt: „es ſei Maximilian Emanuel aller Reichslehen, Regalien, Ehren, Würden, Anwartſchaften und Privilegien zu berauben, aus dem Schutz und Schirm des Reichs zu verſtoßen, und aus dem Frieden in den Unfrieden zu verſetzen; auch ſoll ſein unglückſeliger Leib jedermänniglich preis gegeben ſein, ſo daß an ihm niemand freveln, oder ſich vergreifen möge.“ Da durch dies Urtheil alles Beſitzthum des Geächteten herrenlos wurde, ſo hing es von dem Kaiſer ab, darüber zu ſchalten, und er benützte dieſe Befugniß, indem er die Eroberung theils mit ſeinen Erblanden vereinigte, theils an ſeine Bundesgenoſſen und an die treuen Diener ſeines Hauſes verſchenkte. So erlangte Donauwörth die verlorne Reichsunmittelbarkeit, und der Kurfürſt von der Pfalz die verlorne alte pfälziſche Kur ſammt der obern Pfalz wieder. Der Herzog von Marlborough erhielt die Herrſchaft Mindelheim, die Stadt Nürnberg, die feſten Schlöſſer Rothenberg und Hartenſtein, der Herzog von Würtemberg Wieſenſtaig und das Hochſtift Augsburg, Schwabeck, Schwangau und den Lechrain. Dem Grafen von Lamberg ward die Grafſchaft Leuchtenberg gegeben, dem Grafen von Sinzendorf, die Grafſchaft Hals, dem Grafen von Schönborn Dietfurth und Riedenburg, dem Grafen von Löwenſtein Neuenkirchen ſammt dem burghauſiſchen Kaſtenamte, dem Grafen von Traun die Stadt Abensperg, mit ihrem Gerichte. Verſchiedene andere Parcellen erlangten andere Stände und Herren. Die Stadt Braunau aber ſammt dem ganzen Gerichte, Schärding, Altenheim und Ried, mit ihren Gerichten und Kaſtenämtern trennte der Kaiſer von Baiern und vereinigte ſie mit dem Lande ob der Ens. Ueber die noch übrig gebliebenen Trümmer des Ganzen ſollte der Friede entſcheiden. Mit tiefem Schmerze ſahen die baieriſchen Patrioten dieſe Zerſplitterung des geliebten Vaterlandes. Flehend ſuchte die Kurfürſtin vor dem kaiſerlichen Throne die Rechte ihrer ſchuldloſen Kinder auf das altväterliche Erbe geltend zu machen. Auch die Landſchaft erwies in triftigen Vorſtellungen, es werde hier nicht nach den Ordnungen des Reichs und den Geſetzen verfahren. Aber ſelten haben Eroberer ein Ohr für die um Gerechtigkeit flehende Stimme der Ueberwundenen.

Während ſich dies alles in Baiern begab, war der Kurfürſt ferne von dem bedrückten, zertrümmerten Lande, und er, der einſt ſo glücklich in dem ſtolzen Traume geweſen war, mehrere Kronen auf ſeinem Haupte vereinigt zu ſehen, hatte nun nicht, wo er ſein Haupt hinlegte. Nach dem unglücklichen Tage bei Höchſtädt ſtand für ihn, auf dem Wege der Unterhandlung, bei den Verbündeten nichts mehr zu erwarten; ſein ganzes Heil lag nun in der Treue des franzöſiſchen Hofes, und in einem neuen Umſchwunge des Waffenglücks. Während er — ſeinen feſten Sinn und ſein ſtolzes Streben nie verläugnend — dem letztern, in den Niederlanden, wo er nun ſeine Statthalterſchaft wieder angetreten, entgegen ſah, und er als Oberbefehlshaber der in jenen Gegenden ſtehenden Kriegsmacht ſich ſelbſt wieder ein beſſeres Schickſal zu erkämpfen hoffte, hörte zwar Ludwig XIV. nicht auf, ſeine Standhaftigkeit und ſeine Großmuth in hohen Phraſen zu preiſen, und ihm zu betheuern, daß ſeine Sache von der von Frankreich nie getrennt werden ſollte. Aber nur zu bald wurde er inne, wie leicht die Menſchen die frühern Verdienſte der Unglücklichen vergeſſen, und wie ſchnöde die Politik diejenigen vernachläſſigt, deren Freundſchaft ihr keinen Vortheil mehr verheißt. Durch eine ſo lange Gewohnheit war ihm ein unermeßlicher Aufwand zum Bedürfniſſe geworden; und nun hatte er weder Geld noch Credit. Unaufhörlich drangen ſeine Geſchäftsleute in Paris auf Unterſtützungen; aber bald wurden ſie mit Hohn abgewieſen, bald mit Summen abgefertigt, die wegen ihrer Geringfügigkeit oft beleidigender waren, als eine abſchlägige Antwort. Wiederholt forderte er, daß man ihm, wie die Verträge es wollten, endlich die Souverainetät über die Niederlande abtreten möchte; aber auch damit bewirkte er nichts, als eitle Vertröſtungen. Oft ward ſein reizbares Gemüth durch den Stolz, oft durch die Treuloſigkeit der Franzoſen tief gekränkt. Erſchien er ſelbſt an Ludwigs Hofe, um durch ſeinen Anblick an die Opfer zu erinnern, die er dem franzöſiſchen Intereſſe gebracht, ſo übertäubte man ihn mit Zerſtreuungen, Jagden und Feſten, auf daß der Zweck ſeiner Ankunft nicht zur Sprache kommen konnte, verweigerte ihm dabei die Auszeichnungen, die ſein Ehrgeiz zu fordern ſich berechtigt hielt, und ließ ihn oft auf eine recht demüthigende Weiſe fühlen, wie bald der Unglückliche in den Kreiſen der Glücklichen überläſſig wird. Die Ereigniſſe des Krieges gaben ihm auch keine Hoffnung mehr zur Verbeſſerung ſeines Schickſals. Denn ſeit dem Tage bei Höchſtädt blieb das Glück von den Fahnen der Franzoſen ferne; es trafen die Kriegsmacht des Königs Schläge, die wohl einen Regenten von zuverſichtlichem Sinne in Verzweiflung ſtürzen konnten; namentlich ging in den Niederlanden eine Feſtung nach der andern verloren, es wurde von den Verbündeten eine Schlacht nach der andern gewonnen, ſo daß es ſchien, es dürfte dem Kurfürſten von ſeiner Statthalterſchaft bald ſo wenig übrig bleiben, als ihm von ſeinen Erbſtaaten übrig geblieben war. Er hatte endlich nur noch das Herzogthum Luxenburg und die Grafſchaft Namur, dann die Feſtungen Charleroi und Nieuport inne, als der König Philipp von Spanien ſeinen ſo oft wiederholten Wunſch erfüllte, und die geſammten Niederlande, mit allen Regierungsrechten an ihn abtrat. Ob nun gleich dieſe Abtretung nur zum kleinſten Theile realiſirt werden konnte, ſo hatte ſie doch ihren Werth, weil der Kurfürſt dadurch die Möglichkeit erlangte, ſeiner Zeit gegen die Zurückgabe ſeiner alten Lande einen Erſatz darzubieten.

Der Tod des Kaiſers Joſeph I. und das durch Marlborough's Sturz bewirkte veränderte Syſtem am engliſchen Hofe retteten Frankreich aus ſeinen Verlegenheiten. Es verſöhnte ſich in dem Vertrage von Utrecht mit ſeinen Feinden; nur Oeſterreich ſah noch nicht erfüllt, was es hoffen zu dürfen glaubte. Aber bald ließ Villars ſeine Heere fühlen, daß nun die Ueberlegenheit wieder auf franzöſiſcher Seite ſei, und ſo reichte man endlich auch die Hand zum Frieden dar. Erſt wurden die Präliminarien zu Raſtadt (6. März 1714) und dann der definitive Tractat zu Baden (7. September 1714) unterzeichnet, und darin ausdrücklich verſehen, daß die beiden Kurfürſten von Baiern und Köln wieder in alle ihre Länder, Regalien, Rechte und Würden, wie ſie ſolche vor dem Kriege inne gehabt, eingeſetzt werden ſollten. Damit war das kurze Glück vorüber, deſſen ſich diejenigen erfreuten, die der Kaiſer durch die baieriſche Beute bereichert hatte, und Alle räumten eiligſt den zum Theil recht verderblich benutzten Beſitz; der Kurfürſt aber ging wieder in ſeine Staaten zurück, nachdem er, als vogelfreier Flüchtling, zehn Jahre lang von denſelben abweſend war.

Der Anblick einer verarmten Nation und eines bis auf ſeine letzten Kräfte ausgeſogenen Landes, dann die Klagen ſo vieler verwaiſten Familien, die Trümmer ſo vieler Städte und Dörfer, der Verfall aller öffentlichen Anſtalten und die Auflöſung aller polizeilichen Ordnung konnten ihn lehren, wie gefährlich der Ruhm iſt, den die Regenten im Getümmel der Waffen und im Glanze großer Macht ſuchen. Er regierte noch etwas über eilf Jahre; aber die Zeit war zu kurz, um die Wunden zu heilen, die er ſeinem Volke durch ſeinen Ehrgeiz geſchlagen hatte. Er konnte mit ſeiner Geiſteskraft der Segen dieſes Volkes werden; aber, indem er von ſeiner eigentlichen Beſtimmung abirrte, ward er demſelben zum Fluche!

Peter Simon Pallas,

geb. im Jahre 1741 zu Berlin, Sohn eines Arztes, widmete ſich beſonders dem Studium der Naturwiſſenſchaften und folgte 1768 dem Rufe der Kaiſerin Katharina als Mitglied der Akademie nach Petersburg. Hier wurde er ruſſiſcher Staatsrath, Hiſtoriograph des Admiralitätscollegiums, machte als ſolcher große Reiſen durch Rußland, welche vorzugsweiſe für die Botanik wichtig ſind, und erhielt dafür 1796 mehrere Krongüter in Taurien zum Geſchenk.

Digitized by Google

Er lebte nun zu Sympheropol, kehrte aber nach dem Ableben ſeiner Gattin in ſeine Geburtsſtadt zurück und ſtarb daſelbſt am 8. September 1811.

Er ſchrieb;

Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reiches. Petersburg 1771—76. 3 Th. 4.
Neue nordiſche Beiträge zur phyſikaliſchen und geographiſchen Erd- und Völkerbeſchreibung, Naturgeſchichte und Oekonomie. Petersburg und Leipzig 1781—96, 7 Bde.
Bemerkungen auf einer Reiſe durch die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſiſchen Reichs. Leipzig 1799—1801, 2 Thle. 4.

Der wahre Werth von Pallas' Schriften, namentlich ſeinen Reiſebeſchreibungen, beruht auf höchſt bedeutenden naturhiſtoriſchen Forſchungen und Beobachtungen, doch zeichnen dieſelben ſich auch zu gleicher Zeit durch einen trefflichen Stil und eine ſehr glückliche Darſtellungsgabe höchſt vortheilhaft aus.

Pallidor, ſ. Georg Chriſtian Lehms.

Karl Panſe

ward am 2. Februar 1798 zu Naumburg geboren, ſtudirte Theologie und war Hauslehrer bei Müllner. Später wurde er ſchwarzburg-ſondershauſiſcher Legationsrath, privatiſirte eine Zeitlang und erhielt dann eine Anſtellung als Profeſſor der Geſchichte am Gymnaſium zu Weimar und Redacteur der weimariſchen Zeitung.

Wir beſitzen von ihm:

Der Sylveſterabend. Trauerſpiel. Naumburg 1823, 8.
Prometheus, oder litterariſche Oppoſitionsblätter. Naumburg 1823—24, gr. 4.
Der Eremit in Deutſchland. Journal. Leipzig 1825 ff.
Bibliothek guter alter deutſcher Luſtſpiele. Leipzig 1826.
Der politiſche Kannegießer. Luſtſpiel. Leipzig 1826.
Der Diener zweier Herren. N. A. Leipzig 1827.
Lavaca meiner Muſe. Leipzig 1827, 2 Thle. 8.
Geſchichte der Auswanderung der evangeliſchen Salzburger 1732. Leipzig 1828.
Geſchichte des preußiſchen Staats. Berlin 1829 bis 1830. 2 Thle.
Einzelne Aufſätze, Gedichte u. ſ. w. in deutſchen Zeitſchriften u. ſ. w.

Feinheit des Geiſtes, Wärme des Gefühls, Anmuth und Kraft in Behandlung der Sprache und Form, gute Charakterzeichnung und lebendige Darſtellung ſind dieſem talentvollen Dichter eigen, der ſich auch in der dramatiſchen Poeſie nicht ohne Erfolg verſuchte. Noch glücklicher war er jedoch in ſeinen Leiſtungen als Hiſtoriker; ſeine Geſchichte des preußiſchen Staates fand überall die rühmlichſte Anerkennung, und ſeine Geſchichte der Auswanderung der evangeliſchen Salzburger muß um ſo mehr als eine der vortrefflichſten Arbeiten in dieſer Gattung betrachtet werden, als der Verfaſſer in derſelben zugleich mit dem Scharfſinn und der feinen Beobachtungsgabe des wahren Forſchers die reiche Wärme eines für die leidende Menſchheit innig fühlenden Gemüthes verband und auf dieſe Weiſe eine eben ſo treffliche als zuverläſſige und lebendige Darſtellung lieferte.

Ueber die Entwickelung des Sophokleiſchen Philoktet.

Offenes Miſſiv an einen jungen Gelehrten.

Von Karl Panſe.

Geſtehen Sie, mein junger Freund, Sie wollen nicht daran glauben! Einen Dichter, wie Sophokles, den Jahrhunderte als Muſter bewundert, gegen den Sie von dem Augenblick an, wo Ihre Lippe die erſten griechiſchen Laute lallen lernte, Verehrung eingeſogen, von dem Sie, wie von dem Bilde einer heiligen Ueberlieferung, jede Betaſtung des Zweifels abgewehrt haben, einen ſolchen Mann eines Fehlers zeihen, den ſelbſt unſere Stümper zu vermeiden ſuchen, das verletzt Ihr Gefühl, das iſt Ihnen ein Eingriff in die Rechte der Pietät. Und doch hat Sophokles in ſeinem Philoktet, wie man ſagt, den Fehler begangen, und doch hat er, um dem Spiel ein Ende zu machen, einen Deus ex machina herauf oder vielmehr herunter beſchworen und damit ſelbſt in Abſicht auf dramatiſche Entwicklung Geſetze übertreten, welche Ariſtoteles beſonders mit aus den Meiſterwerken dieſes Dichters abſtrahirt hat. Freilich iſt es etwas befremdend, daß eben der Ariſtoteles, der zum Beſten der Kunſt die Mißgriffe großer und kleiner Dichter ſchonungslos aufdeckt, kein Wort von jener fehlerhaften Entwicklung erwähnt, da wo er die beſte Gelegenheit dazu hat; aber muß denn ein Schriftſteller den ganzen Apparat ſeiner Beiſpiele aufſtellen, und muß er es auch dann, wenn ſeine Behauptung keines Belegs bedarf? Daß er deſſen nicht bedurfte, zeigt die Fabel (Handlung) des Stückes.

Zehn Jahre hatten die Griechen Troja vergebens belagert, als ihnen ein gefangener Sohn des Priamos, Helenos, verkündigte, daß ſie ihren Zweck nur mit den Pfeilen des Herakles und dem Sohne des Achilleus erreichen würden. Es gelang, den Jüngling Neoptolemos, Sohn des Achilleus, herbeizuſchaffen; jenes Geſchoß aber befand ſich in den Händen eines theſſaliſchen Fürſten, Philoktet, der es von Herakles ſelbſt in dem Augenblick zum Geſchenk erhalten hatte, als dieſer auf dem Oeta ſich verbrannte, und eben dieſen Philoktet hatten die Achäer auf ihrer Fahrt gen Troja grauſam genug auf der wüſten Inſel Lemnos ausgeſetzt, weil er an der Wirkung eines Schlangenbiſſes, als Strafe einer beleidigten Göttin, an einer eiternden Wunde litt, die einen unerträglichen Geruch verbreitete und ihm faſt ununterbrochen, ſelbſt während der Opfer, den Schrei des Schmerzes entlockte. Dieſen Unglücklichen, ſo treulos behandelten Mann oder wenigſtens ſein Geſchoß nach Troja zu bringen, war die Aufgabe, und derſelbe Odyſſeus, von dem die Verrätherei an ihm ausgegangen war, entſchloß ſich in Begleitung des jungen Neoptolemos zur Ausführung.

Der Moment, wo ſie auf Lemnos landen, iſt der Anfang des Stückes, und wir werden in alle Umſtände eingeweiht, die wir zu wiſſen nöthig haben, um die Handlung zu verſtehen und uns dafür zu intereſſiren. Odyſſeus, der den Haß Philoktets kennt und wohl weiß, daß er dem Geſchoß deſſelben nicht entrinnen würde, überredet den Jüngling zu einer Liſt; Neoptolemos ſolle vorgeben, man habe ihn mit vielen Bitten zur Fahrt nach Troja bewogen und ihm dennoch die Waffen ſeines Vaters Achilleus nicht herausgegeben, deshalb ſchiffe er in ſeine Heimath zurück; gleicher Haß gegen Odyſſeus werde bald ein Verſtändniß zwiſchen ihnen herbeiführen. Er ſelber, Odyſſeus, werde ſich entfernen, um nicht geſehen zu werden, und dann, wenn er aus dem Geſpräch den rechten Zeitpunkt bemerke, den als Kaufmann verkleideten Späher ſenden, um dem Neoptolemos Gelegenheit zu geben, aus der ſcheinbar ganz unbefangenen Erzählung des Mannes Vortheil bei der Einwirkung auf den Entſchluß Philoktets zu ziehen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß der Inhalt dieſer Erzählung von Odyſſeus ſelbſt eingegeben iſt und die Bewegung der Handlung beſchleunigt. Der Unglückliche geht in die Falle. Voll Vertrauen überreicht er dem Jünglinge den Bogen, den Gegenſtand ſcheinbar unſchuldiger Neugier, und tritt mit ihm noch einmal in die Höhle zurück, um nachzuſehen, daß vom Geſchoß nichts vergeſſen ſei. Durch dieſe Anſtrengung wird, als ſie wieder herauskommen, der Schmerz der Wunde in ſo furchtbarem Grade aufgeweckt, daß Philoktet gleich darauf in Schlummer ähnliche Betäubung fällt. Während dieſer Augenblicke, wo er hilflos in die Gewalt des Andern gegeben iſt, ſchwebt er in Gefahr, das letzte, was er beſeſſen und was ihm das Leben erhalten hat, ſein Geſchoß, durch die Flucht Neoptolems zu verlieren. Aber der Jüngling, der ſich erinnert, daß der Bogen allein nichts helfe, fängt an zu ſchwanken; er entdeckt dem Unglücklichen nach der Rückkehr ſeines Bewußtſeins, daß er ihn hintergangen habe, daß er ihn nicht in die Heimath, ſondern nach Troja führen müſſe; doch im rechten Momente

Digitized by Google

tritt Odyſſeus hervor, um für ſich und die Achäer etwas Schlimmeres zu verhüten: die Rückgabe des Bogens. Da den betrogenen Fürſten keine Worte zu einer freiwilligen Begleitung nach Troja bewegen, „denn mein Haupt blutſpritzend ſoll es eh'r von Fels zu Felſen ſtürzen", ſo läßt ihn Odyſſeus feſſeln, um ihn mit Gewalt an Bord zu bringen, beſinnt ſich jedoch bald eines Andern, entledigt ihn ſeiner Banden wieder und geht mit Achilleus' Sohne nach den Schiffen. Aber gepeinigt von dem Bewußtſein einer ſchlechten That, kehrt Neoptolemos um und giebt dem Verlaſſenen die Pfeile zurück. Odyſſeus ſieht ſeinen ganzen Plan vernichtet, Ueberredung und Verſprechung haben nicht gefruchtet, Gewalt iſt nicht mehr anzuwenden, denn Philoktet iſt wieder im Beſitz der ſicher treffenden, tödtenden Pfeile. So geht er, verfolgt von dem Vorwurf der Feigheit, den ihm der zornige Theſſalier nachruft. Noch einmal verſucht indeß Neoptolemos, den Widerwillen Philoktets gegen die Achäer zu erſchüttern, er verſpricht ihm Ruhm und Heilung, aber der Haß des kranken Fürſten, ſeine Zweifel ſind nicht mehr zu überwinden: „Wie, wenn du ſelbſt mich den Feinden überlieferteſt? Die Atriden verſtießen mich, — mit meinem Willen werd' ich Troja niemals ſehen." Im Gegentheil fordert er den Jüngling auf, ſein Verſprechen zu erfüllen und ihn in die Heimath zu führen; Neoptolemos willigt ein. Was ſoll aus den Griechen bei Troja und aus der Verkündigung des Helenos, was aus der Tragödie werden, die offenbar auf ein anderes Ende angelegt iſt? Um dem Laufe der Ereigniſſe, welche mit dem Dichter durchzugehen ſcheinen, die gewünſchte Richtung zu geben, kommt der Gott ſelber, Herakles, aus der Höhe: „Herakles' Stimme tönt dir in's Ohr, ſein Bild iſt's, das dir erſcheint. Geh' mit dieſem Jünglinge nach Troja, dort wirſt du von deiner Krankheit geheilt werden, der Erſte des Heeres an Tapferkeit, die Burg Priamos' ſtürzen und der Beute Beſtes nach Hauſe ſchicken. Asklepios ſend' ich nach Ilion, um dein Weh' zu ſtillen." Philoktet iſt nach dieſen Worten wie verwandelt, er verſpricht ſogleich Gehorſam, nimmt Abſchied von dem Orte ſeiner Leiden und ſchifft ſich nach Troja ein.

Wenn Sie, mein junger Freund, ein wenig darauf aufmerkſam geweſen ſind, wie ich die Fabel erzählt, warum ich dieſe Stelle angezogen oder jene, warum ich ſo viele Schönheiten und feine Züge gleichſam am Wege habe liegen laſſen; ſo werden Sie leicht bemerken, daß ich damit auf einen gewiſſen Zweck hinaus will. Daß es kein anderer ſein könne, als Ihnen den Deus ex machina in ſeiner nackten Geſtalt zu zeigen, werden Sie — errathen; aber ich wollte eigentlich noch mehr, ich wollte Ihnen damit andeuten, daß der Dichter zu dieſem Auskunftsmittel greifen mußte, denn was in aller Welt hätte denn aus der Sache werden ſollen? Schlagen ſie die Ausgabe von Hermann auf. „Nach der Rückgabe des Bogens an Philoktet — ſagt dieſer Gelehrte in der Einleitung, und ich ziehe ſeine Worte etwas zuſammen — was hätte der Dichter noch erfinden können? Neoptolemos nach Troja zurückſchicken, Philoktet aber auf Lemnos laſſen — wäre auf einer Seite eine Wortbrüchigkeit, auf der andern ein ſehr unpaſſender Ausgang geweſen, wenn die ganze Expedition umſonſt wäre unternommen worden, abgeſehen, daß es der Geſchichte widerſtreitet. Oder ſollte Philoktet den Mahnungen Neoptolems endlich nachgeben? Aber ob der Dichter gleich bei dieſer Gelegenheit die Macht ſeiner Beredſamkeit hätte entwickeln können, ſo fühlte er doch, glaub' ich, daß er ſchwerlich vermocht hätte, beſonders nach ſolchen Täuſchungen, dem Neoptolemos ſo gewichtige Beweisgründe in den Mund zu legen, daß ſie den Haß Philoktets gegen die Atriden ſelbſt bis zur Bereitwilligkeit zu Dienſten für ſie hätten überwinden können. Hätte dieſer Unglückliche es gethan, ſo würden wir von ſeinem Wankelmuth eben ſo abgeſtoßen worden ſein, wie durch den unwahrſcheinlichen Ausgang der Fabel. Unter dieſen Umſtänden glaubte Sophokles den Weg einſchlagen zu müſſen, daß weder an Neoptolemos irgend ein Fleck haften bliebe, noch Philoktet aus ſeinem Charakter fiele, die hiſtoriſche Treue aber gerettet würde. Daher iſt Neoptolemos bereit, den Philoktet in ſein Vaterland zurückzuführen, aber in dem Augenblick erſcheint Herakles vom Himmel und befiehlt Beiden, zu thun, was vom Geſchick beſchloſſen ſei." Das iſt die Meinung Hermanns, und Schneider iſt deſſelben Glaubens, nur daß er hinzuſetzt: „weil die Charaktere ſelbſt es nöthig machen, löſt ein Gott den Knoten." Mich dünkt aber, daß es ziemlich gleichgiltig ſei, welcher Deus ex machina ihn löſe und warum er ihn löſe, wenn ihn nur überhaupt einer löſt. Bleibt ein Feldherr darum weniger geſchlagen, weil man uns ſagt, wie es zugegangen ſei? Iſt ein Fehler darum beſeitigt, weil er erklärt wird, und iſt er erklärt, wenn man ihn entſchuldigt? Daß man doch über Nebenſachen immer die Hauptſache vergißt! In einem poetiſchen Werke dieſer Art kann aber nichts mehr Hauptſache ſein, als die Fabel, in dieſer kleinen künſtlichen Schöpfung, wie in der großen natürlichen, zunächſt nichts mehr, als ihr Bau und ſeine Elemente; darin vor allem wollen die Bretter die Welt bedeuten. Wenn in der Natur dem Menſchen die Geſetze ihres Daſeins, die oft zarten Faden von Urſach' und Wirkung und ihre Abſicht verſchwinden, ſo will er ſie wenigſtens in der Kunſt entdecken, hier wenigſtens will er den Werkmeiſter belauſchen, wie er die Räder zuſammenſetzt und eins durch das andere bewegen läßt, hier wenigſtens will er ſeine Wißbegier, ſeinen Stolz, ſeinen Drang nach jenem unausſprechlichen Vergnügen befriedigt wiſſen, das er empfindet, wenn er in den Erſcheinungen zugleich die Nothwendigkeit ihrer Ordnung, die Gründe ihres Urſprungs und Zuſammenhanges wahrnimmt, kurz den Widerſpruch zwiſchen ſeinem geheimnißvollen, geiſtigen Bedürfniſſe und den Stoffen ausgeſöhnt ſieht. Zerreißt aber der tragiſche Dichter den Anfang, die Mitte und das Ende ſeiner Schöpfung durch ein, aus der Handlung nicht nothwendig hervorgehendes Ereigniß zerreißt, ſo zerſtört er nicht allein jenes Vergnügen, er macht ſich auch die Erreichung ſeines beſondern Zwecks, die Reinigung der Leidenſchaften, unmöglich. Und wenn das iſt, wenn er uns in das Haus zieht, wo er den Vorhang vor ſeiner Schöpfung aufrollen läßt, ohne ſeiner Aufgabe gewachſen zu ſein, ſo werden weder Erklärungen, noch Entſchuldigungen uns für den Verluſt unſeres Genuſſes entſchädigen.

Denn was man geſchichtliche Treue einer dramatiſchen Dichtung nennt, das iſt zu allen Zeiten von Männern, die das wahre Weſen der Poeſie erkannt haben, ſehr gering angeſchlagen worden. Ich will gern zugeben, daß eine hiſtoriſche Unterlage das Intereſſe für den Stoff erhöht, auch will ich glauben, daß die Griechen eine allgemeine Kenntniß der Ereigniſſe des trojaniſchen Krieges beſaßen, um dieſes Intereſſe zu haben; aber ſie war doch unſtreitig durch die Poeſie, nicht durch die Geſchichtſchreiber verbreitet, der Boden wankte unter den Füßen des Dramatikers, und eine einzige öffentliche Stimme der Kritik, wenn ſie ſich erhoben hätte oder hätte erheben wollen, wäre hinreichend geweſen, den ganzen Vortheil zweifelhaft zu machen, den er aus der Anwendung des geſchichtlichen Gegenſtandes zu ziehen gewähnt hatte. Doch auch geſetzt, ſie hätte ſich hier nicht erheben können, dieſe Stimme, es wäre faſt alles hiſtoriſch, was dem Philoktet begegnet — und wer unterſuchte, was es nicht war? — ſo gab es doch darin eine einleuchtende Ausnahme, und ſonderbar! an dieſe Ausnahme hat Sophokles in ſeiner Tragödie das ganze Gewicht der Entwicklung gehängt. Oder meint man, daß der Dichter die ſichtbare Erſcheinung eines Gottes für hiſtoriſch gehalten habe? Wenn er es nicht that und dieſes Ereigniß für das nahm, was es war, eine Sage, ſo war er um ſo weniger daran gebunden, da ihn der Gebrauch in der Weiſe, wie er ihn davon machte, zu einer Verletzung der erſten tragiſchen Regeln verleiten mußte.

Aber auch den Einwand zugegeben, daß in dieſem Falle die Sage eben ſo viel bedeutete, als die Geſchichte ſelbſt, wenn nur die Zuhörer daran glaubten: ſo kenn ich keine Regel die den Dramatiker veranlaſſen könnte, Geſchichte zu ſchreiben, wie ſie iſt. Er gebraucht eine hiſtoriſche Thatſache, wie der Bildhauer einen Block von Carrara; ihm iſt nicht das Geſetz der gemeinen Wirklichkeit, ſondern nur der Wahrſcheinlichkeit und der dramatiſchen Nothwendigkeit vorgeſchrieben, und dieſe dramatiſche Nothwendigkeit ſchließt für die Entwicklung jeden Zufall d. h. jedes nicht aus dem cauſalen Zuſammenhange des Ganzen entſpringende Ereigniß aus. Denn was Ariſtoteles an einer andern Stelle, die man dagegen anführen könnte, von unerwarteten Zufällen ſagt, welche das Intereſſe in der Tragödie ſteigern; ſo meint er darunter keine ſolchen, die auf eine gewöhnliche Ueberraſchung abzielen, ſondern ſolche, welche wohl den handelnden Perſonen, nicht aber den Zuſchauern unverhofft kommen und den Lauf der Dinge, wie jene ihn erwartet hatten, verändern. Auf dieſem Umſtande beruht beſonders die große Wirkung der Tragödie, denn giebt es irgend etwas, was uns Mitleid, Furcht, Schrecken, Hoffnung, Freude einflößen kann, ſo iſt es das! Hier iſt von keiner plumpen Zerhauung des Knotens die Rede und von keinem kindiſchen Puppenſpiel, das man endet, wenn es nicht weiter will; es iſt die tiefſte Berechnung des Meiſters, durch Vermeidung jeder unmotivirten Störung der Entwicklung die Beeinträchtigung jenes Zweckes zu verhüten. Das wußte Sophokles mehr, als irgend einer, ohne bei Ariſtoteles Vorleſungen über die dramatiſche Kunſt gehört oder eines Stagiriten bedurft zu haben; er wußte wohl — und ich getraute mir, es zu beweiſen — daß er mit der Erſcheinung des Herakles in der letzten Scene des Philoktet ſeinen ganzen, ſchönen Plan zerriß, daß er aus dieſem unglücklichen Fürſten in dem Kampfe mit dem entſetzlichen Geſchick durch ein ſolche Wendung eine Marionette machte, die einen widerlichen Eindruck hervorbringt; daß er den Odyſſeus anlaufen ließ, ohne Rückſicht darauf, wie ſehr unſere Achtung vor den geiſtigen Fähigkeiten deſſelben fallen, und wie gering unſere Vorſtellung von der Klugheit der Götter werden mußte, die einen Dummkopf zur Ausführung ihrer Abſichten wählten; daß er unhiſtoriſch wurde, indem er der Geſchichte zu treu war; daß wir nicht begreifen können, warum Herakles, wenn er ſich einmal ſo warm für das Schickſal ſeines Freundes und der Achäer vor Troja intereſſir-

Digitized by Google

zehn Jahre lang dieſen Freund und dieſe Achäer ſich umſonſt quälen laſſe, da die Erhöhung beider bei ſo geſtalteten Umſtänden nicht mehr allein von der Kenntniß des Götterwillens (durch Helenos), ſondern von dem Götterwillen unmittelbar abhängt: alles das wußte der Dichter, und was wußte er nicht noch mehr! Und doch bedachte er ſich nicht, ſeinem Kunſtwerke eine ſolche Auflöſung zu geben!

Wie man alſo auch die Sache betrachten mag, mein junger Freund, die fehlerhafte, aller künſtleriſchen Abſicht widerſtrebende Entwicklung im Philoktet iſt nicht nur nicht wegzuerklären, Sophokles findet auch weder in der Benutzung eines hiſtoriſchen Stoffes, noch in irgend einer Unkenntniß Entſchuldigung. Möglich, daß er einen ſolchen Mißgriff auf ſeinen Ruhm hin wagte, daß er ſich in den Kopf geſetzt hatte, gerade dieſen Stoff, vielleicht nur zu einer Probe mit dem tragiſchen Eindruck eines phyſiſchen Schmerzes, für eine dramatiſche Bearbeitung zu wählen, daß er alle andern Rückſichten aus den Augen ließ und die Fabel nahm, wie er ſie fand, zufrieden, die Treue der Charaktere gerettet zu haben. Das Genie hat ſeine Caprizen, und dann fragt es viel nach ſchulmeiſterlichen Regeln! Aber abgeſehen, daß es mit dieſer Treue, wie ich eben bemerkt habe, nicht ſonderlich ſteht und daß es der (alten) Tragödie für ihren Zweck bei weitem weniger darum zu thun iſt, Charaktere, als eine Handlung darzuſtellen, hat das wahre Genie auch nie ſeine Caprizen auf Koſten ſeiner Kunſt, am wenigſten, wenn es ſeine letzte Abſicht verfehlt und es leicht iſt, dieſe Verfehlung zu vermeiden. Geſetzt, Sophokles hätte dem Philoktet, ganz demſelben Philoktet, wie er war, ohne an ſeinem Charakter auch nur einen Zug zu ändern, den Entſchluß eingegeben, ſeine Rache dadurch zu befriedigen, daß er unter den Achäern erſchiene, die ihn ſo verächtlich behandelt hatten und doch nun geſtehen mußten, daß ſie ihn nicht entbehren konnten; ſollte dieſe Genugthuung einem griechiſchen Helden nicht angemeſſen ſein, zumal da er ſie nicht auf Koſten des Nationalintereſſes ſich verſchaffte? Neoptolemos hatte ihm das Geſchoß zurückgegeben; jetzt, nicht früher, war es ſeiner würdig, für die Fahrt nach Troja ſich zu entſcheiden, er that es nicht gezwungen, nicht, um feig ein Leben zu verlängern, das ſeinen Gehalt verloren hatte, frei war er wieder, und aus freiem Entſchluß ging ſeine Handlung hervor, die mit dem Willen der Götter übereinſtimmte. Dieſer Ausweg, der ſo nahe lag, der dem griechiſchen Stolze ſo geſchmeichelt hatte, und dem dramatiſchen Zwecke ſo günſtig geweſen wäre: man kann ſich ſchwer überreden, daß ihn Sophokles nicht geſehen haben ſollte. Denn in der Regel muß man annehmen, daß der Dichter um einige Grade geſcheidter iſt, als ſeine Ausleger.

Es gab jedoch einen zweiten, auf dem, wie es ſcheint, eben ſo wenig von den Schönheiten des Stückes hätte geopfert werden müſſen, wie auf dem erſten. Hier iſt er. Neoptolemos hatte gegen alle Erwartung des Odyſſeus dem Philoktet die Pfeile wieder zugeſtellt: was nun thun? Der Dichter brauchte zu den Zügen des Odyſſeus nur noch einen hinzuzufügen: verſtellte Reue; er brauchte ihn nur ſeine Zuflucht zu der Liſt nehmen zu laſſen, dem Philoktet zuzugeſtehen, daß die Achäer ihm Unrecht gethan hätten, daß ſie dafür durch die Fruchtloſigkeit zehnjähriger Anſtrengungen beſtraft worden, daß er von ihnen geſendet wäre, um mit dieſer Erklärung ihm die Unbill gleichſam abzubitten; — ſollte es nicht in dem Charakter Philoktets, in ſeinem ganzen, von der Pein der Krankheit angegriffenen Weſen liegen, ihm Glauben zu ſchenken und ſich nach ſolcher Genugthuung zu etwas zu entſchließen, wozu er ſich ſchon vor zehn Jahren entſchloſſen hat? Dem Odyſſeus aber war jedes Mittel recht, wenn es nur zum Ziele führte. Ob einige Anſtalten in der Oekonomie des Stücks getroffen, um dieſen Ausgang vorzubereiten, ob einige leichte Wendungen im Laufe der Handlung gemacht, um die Wahrſcheinlichkeit zu erhöhen, ob einige Pinſelſtriche hinzugefügt werden mußten, um die Charaktere für dieſen Zweck zu markiren — dies und ähnliches zu bedenken zu geben, würde bei Sophokles nicht nöthig geweſen ſein, wenn er nur überhaupt gewollt hätte.

Aber der Dichter hatte noch einen dritten Weg. Geſetzt, man brächte dem Unglücklichen, da am Ende kein Mittel anſchlägt, ihn zur Mitfahrt nach Troja zu bewegen, die beglaubigte Verſicherung, daß er dort von ſeinen Leiden würde geheilt werden; — ſind dieſe Leiden nicht ſtark genug, um der Befreiung willen etwas von ſeinem Haſſe zu opfern? Das Philoktet — —

Doch, mein junger Freund, jetzt bin ich an dem Punkte angekommen, wohin ich gewollt habe; Sie müſſen aber das Ziel von einer andern Seite her betrachten, wenn Sie es deutlich dafür erkennen wollen. Laſſen Sie uns noch einen kurzen Umweg einſchlagen.

Die Triebfedern, welche auch den Fürſten Philoktet bewogen hatten, ſich dem Zuge nach Troja anzuſchließen, waren Nationalintereſſe, Ruhm und Beute. Von der Theilnahme an der allgemeinen Sache ſtießen ihn ſeine Gefährten weg, indem ſie ihn ausſetzten; Ruhm und Beute, auch anderswo, als vor Ilion zu finden, war ſogar mit dem Herakleiſchen Geſchoß eine eitle Hoffnung, da es in ſeinem Zuſtande begreiflich nur zur nothdürftigſten Vertheidigung, nicht zum Angriff dienen konnte. Die Heilung war alſo die nothwendigſte Bedingung, und wo konnte er dieſe Heilung, wo die Pflege, die vielleicht dahin führte, eher und ſicherer zu finden hoffen, als in der Heimath? Und wie wahr tritt der Ehrgeiz, der dem Helden eigen iſt, in ſeinen unausſprechlichen, übermenſchlichen Leiden vor dem Gefühle des Heimwehs zurück, wie laut iſt die Befreiung von ſeinem Uebel der letzte Zweck ſeines Lebens, wie füllt ſie den ganzen Umfang ſeiner Wünſche aus! Daher klammert ſich der verlaſſene, von allen menſchlichen Weſen weggeſtoßene Fürſt ſo warm an die erſte Hoffnung, die ihm nach zehn Jahren geboten wird, daher in dem argwöhniſch gemachten Herzen das ſchnelle Vertrauen zu dem Jünglinge, der rührende Erguß ſeiner Bitte! „Bei deinem Vater, bei deiner Mutter, bei allem, was dir in der Heimath theuer iſt, beſchwör' ich dich, laß mich in ſolchen Qualen nicht allein zurück! Entſchließe dich, nimm mich mit, wirf mich hin, wohin du willſt, in den unterſten Raum, an das Steuer, an den Vordertheil des Schiffes, wo ich die Mannſchaft am wenigſten quäle. Sieh, zu den Füßen fleh' ich dich an, verlaß mich nicht ſo ſchrecklich einſam!" Und als ſich's offenbart, daß er hintergangen iſt: was ſoll er im Lager der Achäer vor Troja? Es widerſteht ihm, die Verräther zu ſehen, ſelbſt dann noch, als er die Pfeile von Neoptolemos wieder erhalten und die freie Wahl hat, zu folgen oder nicht zu folgen; doch nicht ſowohl des Vergangenen wegen widerſteht es ihm, als der Furcht willen, in einem ſolchen Zuſtande noch mehr Schmach von ihnen erdulden zu müſſen, der Scham wegen, vor ſeinen Gegnern in einer ſolchen Geſtalt ſich zu zeigen. Was wird er thun, wenn ihm Hoffnung gemacht iſt, dieſer Furcht und dieſer Scham durch ſeine Geneſung ledig zu werden? Wird die Stimme des Ehrgeizes ſchweigen, wenn die Bedingung gegeben iſt, ihn zu befriedigen, oder wird der Grieche, wie ein ſentimentaler Bühnenheld des achtzehnten Jahrhunderts, auch dann noch erſt nach dem Hauſe verlangen, wo er jung geworden iſt? Er ſchwankt einen Augenblick, aber nur einen Augenblick, denn wer giebt ihm dieſe Hoffnung? Derſelbe Jüngling, der ſein Vertrauen ſchon einmal getäuſcht, derſelbe Odyſſeus, der ihm die Schlingen gelegt und ihn hat feſſeln laſſen. Was ſoll es, daß ſich Neoptolemos auf den gefangenen Seher beruft und ihm den Ruhm verſpricht, Troja zu ſtürzen? Wenn Philoktet auch geneigt ſein ſollte, dem Jünglinge zu glauben, was er nicht iſt, ſo glaubt er ihm doch in ſolcher Umgebung nicht, nicht für ſolchen Zweck, für ſolche Männer nicht. Um daher ſein Mißtrauen zu überwinden und die Abſicht durchzuſetzen, welche die ganze Unternehmung veranlaßt hat, bedarf es, da alle Mittel der Ueberredung erſchöpft ſind und Gewalt nicht mehr anzuwenden iſt, weil er die Pfeile wieder beſitzt, einer Verſicherung aus anderem Munde und von anderem Gewicht. Ich wüßte nicht, welche andere Beglaubigung unter ſolchen Umſtänden gegeben werden könnte, als eine göttliche, und dieſe göttliche Verheißung tönt von den Lippen ſeines Wohlthäters Herakles. „Erſt Geneſung, dann Ruhm und Beute" iſt ihr Inhalt. Jetzt kommen keine Zweifel mehr auf, er iſt wieder, was er geweſen: Held, und ſeine Heimath ſucht er nun erſt auf dem Umwege der kriegeriſchen Ehre. Daher kein Wort mehr von irgend einem Bedenken, keine Spur mehr von einem Gefühl des Heimwehes, keine Laute mehr, als die wehmüthig frohen Laute des Abſchieds von dem Orte ſeiner Leiden und die Aeußerung des Wunſches nach einer glücklichen Ueberfahrt nach Troja. „Leb' wohl, mein Haus, mein Schutz, und ihr Quellen umher, und du mein Gebirg, du ringsumwogtes Land, lebt wohl! Gebe der Lenker des Geſchicks eine gefahrloſe Meerfahrt!" Dieſer plötzliche Uebergang — wie unnatürlich, todt und puppenhaft wär' er, wenn in der göttlichen Erſcheinung nichts weiter läge, als das Mittel, der Verwicklung ein Ende zu machen, und das Geſtändniß des Dichters, daß er ſich nicht anders habe helfen können! Wie pſychologiſch richtig, wie ſeelenvoll und ergreifend iſt er, wenn die Verheißung, wie wir geſehen haben, nur die Erfüllung jenes tiefen, durch Noth und Leiden, Liſt und Betrug zurückgedrückten Heldenwunſches ausſpricht! Welch' verächtliches Kinderſpielzeug der Götter wäre Philoktet, wenn Herakles nichts wäre, als der Ueberbringer eines Tagsbefehles; welche Ausſöhnung zwiſchen Schickſal und Menſchenwürde, da er nur der Verkündiger einer höhern Verheißung iſt!

Wenden Sie mir nicht ein, mein Freund, was Wilhelm Schlegel ſagt: Der alten Tragödie „abſoluter Anfang iſt Bewahrung der Freiheit, die Anerkennung der Nothwendigkeit ihr abſolutes Ende." Denn wenn Sie damit ſagen wollen, daß dieſe Grundidee der griechiſchen Tragödie aus dem Philoktet verſchwände, ſobald man annähme, daß die Erſcheinung des Herakles nur eine höhere Verbürgung ſei; ſo ſind Sie im Irrthum. In dem Helden des Stückes ſind zwei Perſonen verei-

Digitized by Google

zeigt: eine davon iſt Werkzeug zur Beſtrafung eines Frevels (des trojaniſchen Königsſohnes); die zweite leidet ſelbſt Strafe für ein Vergehn an einer geheiligten Stätte, in beiden ſpricht ſich die (moraliſche) Weltordnung oder das Weltgrundgeſetz aus. Um ſeine Sendung, die ihm mit den Pfeilen des Herakles gegeben war, zu erfüllen und die beleidigte Ordnung an dem Beleidiger zu rächen, mußte Philoktet ſelbſt erſt mit ihr verſöhnt, die Zeit der Büßung mußte abgelaufen, die ſittliche Läuterung in der demüthigen Anerkennung jenes Grundgeſetzes mußte eingetreten ſein. Sie iſt es, und zur Sicherheit giebt ihm der göttliche Bote ſelbſt noch in ſeinen letzten Worten die Warnung mit, die Philoktet früher hätte bedenken ſollen: „Seht euch wohl vor (wenn ihr Troja erobert), daß ihr das Göttliche achtet, denn das will Zeus vor Allem, nie ſtirbt mit dem Menſchen die Götterfurcht.“ Weit entfernt alſo, daß jene Idee durch die Art, wie ich mir die Entwicklung erkläre, aus der Handlung verwiſcht würde, tritt ſie nur deſto ſchöner in der *Verſöhnung* des Schickſals hervor und bezeichnet zugleich den Unterſchied zwiſchen dieſer und andern Tragödien im engern Sinne, in welchen der Menſch dem Kampfe mit dem Geſchick unterliegt. Wie befriedigend iſt nun die Auflöſung, wie künſtleriſch ſind die Geſetze befolgt, die aus der Natur der dramatiſchen Poeſie hervorgehen, wie nothwendig gefügt iſt eins in das andere!

Aber ich gehe noch einen Schritt weiter, mein junger Freund; ich behaupte nicht nur, daß Herakles kein Deus ex machina, ſondern auch, daß der Deus ex machina kein Herakles ſei. Dieſer Gott ſoll in den Lüften erſcheinen, was man nun ſo unter Lüften verſteht, in den Wolken oder in dem Himmel, wie Sie wollen, — wo aber hat Sophokles das geſchrieben? In den Worten des Herakles ſelbſt? Eben dieſe Worte ſind es, die — man nicht hätte glauben ſollen. Ich erkläre mich.

Dieſes dramatiſche Kunſtwerk gehört unter die wenigen aus dem griechiſchen Alterthume, wo die Verwicklung auf der *Intrigue* beruht. Odyſſeus legt gleich in der erſten Scene den liſtigen Plan auseinander, Philoktet zu fangen; in einem ſchlauen Accord mit der Tugend verleitet er den biedern Jüngling Neoptolemos zu einer Täuſchung, wartet hinter der Scene den Erfolg ab und hält ſchon einen zweiten Betrug in Bereitſchaft, um den erſten zu unterſtützen: ein Kundſchafter muß ſich in einen Kaufmann verkleiden, und das Mährchen, das er erzählt, klingt recht glaubhaft, wenn man in einer Lage iſt, wie Philoktet. Ein Mann, der ſo erfinderiſch in den Mitteln und ſo wenig nachdenklich über den Werth derſelben iſt, der das ganze Glück der Unternehmung auf den Schultern trägt und wohl weiß, daß eine falſche Bewegung es abwerfen kann, — ein ſolcher Kopf iſt nicht verlegen, eine dritte Betrügerei auszuſinnen, und ſchrickt am wenigſten da vor Schwierigkeiten zurück, wo es nichts weiter gilt, als Komödie zu ſpielen. Als er daher ſieht, daß die Sache ſchief geht, daß er ſich in dem Gedanken, der Unſchuld die Ausführung eines Bubenſtückes zu übergeben, verrechnet hat, daß Gewalt nicht räthlich iſt, wo er ſie anwenden, noch weniger, wo er ſie nur mit Gefahr anwenden kann, glaubt man, daß er einen Augenblick ſich bedenke, ſelbſt einen Gott vorzuſtellen oder einen andern vorzuſchieben und hinter ihm den Souffleur zu machen, oder hält man ihn im Ernſt für fähig, mit einer Drohung das Spiel aufzugeben, wie ein Knabe, der ſich nicht mehr zu helfen weiß? Kurz, ich bin der Meinung, daß derjenige, welcher in der Gloſſe für den Schauſpieler die Ankündigung eines (poet.) wahrhaftigen Gottes gefunden hat, weder den Charakter des Odyſſeus, noch die Natur eines ſolchen Stückes, noch überhaupt die gar nicht undeutlich angedeuteten Abſichten des Dichters verſtanden habe. *Herakles iſt niemand anders, als Odyſſeus oder ſein Helfershelfer.*

Wenn das ganze Weſen dieſes Drama's und der Charakter des Odyſſeus, ja ſelbſt Philoktets, der „nie (menſchlichen) Worten folgt, noch mit Gewalt gewonnen wird,“ auf den Gebrauch eines ſolchen äußerſten Mittels hinweiſen; ſo thun es die Conſtruction des Stückes und die Worte des Pſeudo-Herkules nicht weniger. Man denke ſich in die Situation. Neoptolemos kehrt auf dem Wege nach den Schiffen um, plötzlich, ohne daß Odyſſeus den Grund weiß, um dem Betrogenen ſein Geſchoß zurückzugeben; mit dieſem Entſchluß erſcheint er wieder auf der Bühne, Odyſſeus folgt ihm, redet ihm zu, ſucht ihm Furcht vor der Rache der Achäer einzuflößen, greift ſelbſt an das Schwert, zieht ſich aber ſogleich zurück, ſobald Neoptolemos daſſelbe thut, und geht mit der Erklärung ab, daß er dem Heere dieſe Nachricht bringen werde, damit es ihn züchtige. Geht er wirklich? Nein, er kommt zurück und zwar in dem Momente, als Philoktet den Bogen wieder in Empfang nimmt. Weit kann er alſo nicht geweſen ſein, und was mag er unterdeß vorgenommen haben? Oder hat der Dichter ihn nur auf einige Augenblicke fortgeſchafft, um keine Störung in die Rückgabe der Pfeile zu bringen? Man denkt immer gering von einem Dramatiker, wie Sophokles, wenn man annimt, daß er nur ſeine Bequemlichkeit im Auge habe. Odyſſeus wendet ſich, unſtreitig nicht in der beſten Laune, nach den Schiffen, aber er beſinnt ſich, er beſchließt, noch einen Verſuch zu machen, und ruft ihnen die Proteſtation ſchon aus der Ferne zu; doch es iſt zu ſpät, das Geſchoß iſt zurückgegeben, und ihm bleibt nichts übrig, als ſo ſchnell wie möglich das Feld zu räumen, denn Philoktet legt ſchon an und wird nur von Neoptolemos zurückgehalten. Aber wie tritt er ab? Mit der Verſicherung, er werde Philoktet mit Gewalt nach Troja führen, möge Neoptolemos wollen oder nicht. So geht er und erſcheint nach der gewöhnlichen Annahme nicht wieder; er verſchwindet aus dem Spiele, mit ihm die Triebfeder des Ganzen. Kann der Dichter es wirklich ſo gemeint, ſollte er keine Abſicht mit des Odyſſeus Worten, ſeiner Ankündigung von Gewalt, verbunden haben, als die, ihn als einen leeren Bramarbas hinzuſtellen? Ich müßte mich ſehr irren, oder Sophokles hat mit der, außerdem völlig zweckloſen, Wiederkehr des Odyſſeus und ſeiner Erklärung den Zuhörer auf etwas vorbereiten wollen, was er ihm mit deutlicheren Wort nicht ſagen darf und nun nicht mehr zu ſagen braucht. Unter dieſer Gewalt, mit welcher er droht, meint Odyſſeus keine andere, als die höhere, den Befehl eines Gottes, des Herakles ſelbſt, und geht hinaus, um ihn ſogleich vorzuſtellen oder vorſtellen zu laſſen. Alles iſt günſtig: die Scene ſpielt im Freien vor einer Höhle, die in einen Hügel hineingeht; Neoptolemos iſt jung und unerfahren, Philoktet ſchon durch ſein Verhältniß zu Herakles und durch lange Leiden für den Glauben an eine göttliche Erſcheinung empfänglich gemacht, beide ſind durch die außerordentlichen Vorgänge im Innerſten aufgeregt, kein Zeuge iſt da, der durch ſkeptiſche Aeußerung die Ueberraſchung ſtören könnte, der wiederholte Verſuch Neoptolem's, Philoktet zur Fahrt nach Troja zu überreden, läßt ihm, Odyſſeus, Zeit, die ſceniſchen Anordnungen für ſeinen Herakles zu treffen. Ich wüßte nicht, was dem intriguanten Griechen näher liegen ſollte, als eine Maske. Er erſcheint als Herakles *auf der Anhöhe*: „Nicht weiter, bevor du andern Ausſpruch vernommen haſt! Du hörſt Herakles' Stimme, du erblickſt ſein Bild; deinetwegen bin ich aus den himmliſchen Höhen hernieder geſtiegen, um dir den Rathſchluß Gottes zu verkünden!“

Das mußte in einem ſolchen Momente wirken, nichts Anderes konnte es beſſer; aber hätte der wahre Herakles ſo geſprochen? Wozu erſt die feierliche Verſicherung, daß er es ſei, da Philoktet ihn nur zu wohl kannte an Geſtalt und Stimme, und die Himmliſchen ſich nicht verwandeln? *Der* Herakles, der hier erſcheint, mußte befürchten, nicht erkannt zu werden, und daher ſchickt er die Ankündigung voraus; ſtatt zu befehlen, wie es der Bote eines Götterrathes gethan hätte, überredet er, er verſpricht alles, was dem Philoktet eben wünſchenswerth war, um in den Neigungen des Unglücklichen nicht erſt einen Widerſtand überwinden zu müſſen; er wendet ſich an Neoptolem zugleich mit, da er ſie beide zugleich braucht; zum Schluß empfiehlt er Eile, nach zehn ſchrecklichen Jahren endlich Eile, weniger Philoktets, als ſeiner wegen. Der Schlaukopf, der den Genuß des Sieges wohl kennt, wenn auch der Weg dahin nicht viel taugt, und der mit dem Augenblick über den Werth der Tugend unterhandelt auf die Ausſicht hin, daß man in Zukunft ein Muſter der Rechtſchaffenheit werden könne, hört ſogleich auf, ſeine Beredtſamkeit weiter zu entfalten, ſowie er den guten Erfolg bemerkt. So zögert nicht, der Wind iſt günſtig! iſt alles, was er noch ſagt; der Zweck iſt erreicht, und dieſelbe Triebfeder, welche die Handlung in Bewegung geſetzt hat, bringt ſie auch zum Schluſſe: die Intrigue löſt, was ſie verwickelt hat, und Odyſſeus rettet Namen und Charakter. Auf Philoktet aber hat die *Beſchaffenheit* der Erſcheinung keinen Einfluß, ſobald er nur den Gott *glaubt*, der ſich verkündet; für ihn iſt die Offenbarung *wahr*, und eines weitern bedarf es nicht.

Eine andere Frage iſt, ob der letzte Eindruck dieſer Täuſchung geeignet ſei, die Forderungen unſers ſittlichen Gefühls zu befriedigen. Denn je mehr in der gemeinen Wirklichkeit die Genugthuung, welche unſer moraliſcher Wunſch für die Tugend, die gedrückte oder gefallene und büßende in Anſpruch nimmt, dem irdiſchen Auge entſchwindet, oder je weniger es fähig iſt, aus dem engen Geſichtskreiſe des Beſondern hinauszugehen und an der endloſen Kette von Urſach' und Wirkung hin in dem Allgemeinen die Vollſtreckung der ſittlichen Geſetze zu erblicken, deſto verlangender ſucht es ſie in der Kunſt, die es auf ſich hat, aus dem unentwirrbaren, in tauſend Geſtaltungen und Richtungen durch einander fluthenden Leben und Weben eine einzelne Handlung, aus dem Weltmeer einen Tropfen, herauszunehmen und in der weiſen Verknüpfung von Anfang und Ende als ein für ſich beſtehendes Ganze wie eine Weltgeſchichte hinzuſtellen. In dieſer Beziehung ſtänd' es ſchlimm mit meiner Erklärung. Denn das Mitleid, das wir dem Philoktet ohnedieß um ſo bereitwilliger widmen, da wir ſein Vergehen einem Irrthume beimeſſen und die Unſicherheit in der Beſtimmung menſchlicher Strafen für Sünden an der Gottheit kennen, würde ſich in einen herben, völlig unkünſtleriſchen Schmerz bei dem Anblick

Digitized by Google

ines Unglücklichen verwandeln, der bis zum letzten Moment der Spielball eines Betruges bleibt. In einer Art von maraliſcher Verſtimmung würden wir uns abwenden und, der eigenen Schwachheit uns bewuſt, an den Himmel gleichſam die troſtloſe Frage richten, ob er durch eine ſolche Büßung für ein ſolches Vergehen noch nicht verſöhnt werde und dem Menſchen die Rechte ſeiner Freiheit zurückgeben wolle. Ich ſage, es ſtände ſchlimm mit meiner Erklärung oder, in ſo fern ſie richtig iſt, mit dem Kunſtwerke, wenn dieſes Ende wirklich das Ende wäre. Aber eben die Täuſchung iſt es, was den Theſſalier aus dem Labyrinthe ſeiner Leiden der lang erſehnten Erlöſung entgegenführt; des ſchlimmen Mittels bedient ſich Odyſſeus nur, um den Zweifel Philoktets an der Gnade des Himmels zu überwinden, denn ſie iſt verkündet, er glaubt ihr nur nicht, weil er den Verkündigern nicht glaubt. Weit entfernt, ihn zu bedauern, daß er das Spiel an die Liſt verliert, würden wir ihn beklagen, wenn er es gewonne. Hier liegt die Befriedigung unſers ſittlichen Verlangens.

Jetzt nun, da ich am Ziele bin, wollen Sie noch eine Erklärung, mein Freund, warum ich Sie erſt durch eine Reihe von ſcheinbaren Beweiſen für die Behauptung durchgeführt habe, daß Sophokles ſeinen Philoktet ſtümperhaft entwickle, warum ich den Dichter nur vor den Richterſtuhl des Ariſtoteles gezogen und keines Andern? Fragen Sie mich nichts weiter, aber bewahren Sie jene Pietät, die über den Vorzügen groſer Männer ihre Fehler nicht überſieht, vor Allem jedoch unterſucht, ob es Fehler ſeien. Denn das fordert die Gerechtigkeit, am ſtärkſten dann, wenn ſich die Angeſchuldigten nicht mehr vertheidigen können. Leben Sie wohl!

Heinrich Pantaleon

ward am 13. Junius 1522 zu Baſel geboren, ſtudirte zu Heidelberg, Ingolſtadt und Baſel Theologie, wurde bald Diaconus, gab aber ſeine Stelle wieder auf und widmete ſich nun der Medicin. Im Jahre 1553 wurde er zu Baſel zum Dr. med. promovirt, erhielt 1556 die Profeſſur der Dialektik und Phyſik zu Baſel, wurde 1558 Dekan der mediciniſchen Facultät und ſtarb am 3. März 1595 daſelbſt.

Wir beſitzen von ihm:

Teutſcher Nation Heldenbuch. Baſel 1568—70, 3 Bde. Fol.

Beſchreibung der uralten Stadt und Grafſchaft Baden ſammt ihren heilſamen Bädern. Baſel 1580.

Er überſetzte auch ins Deutſche:

Sleidanus Hiſtorie vom Zuſtand der Religion und des Staats unter Karl V.

Pauli Jovins hiſtor. Schriften ꝛc.

P's Heldenbuch iſt eine, namentlich für ſeine Zeit, treffliche und bedeutende Arbeit, deren Herausgabe in einem unſeren Tagen angemeſſenen Gewande ein verdienſtvolles Werk wäre. Es erſchien auch in lateiniſcher Sprache.

Samuel Chriſtian Pape,

geboren am 22. November 1774 zu Leſum im Bremenſchen, ſtudirte Theologie und ward zweiter Prediger der Gemeinde zu Neuhieda im Lande Hadeln, wo er am 5. April 1817 ſtarb.

Er ſchrieb:

Hiob, überſ. u. mit Vorrede von J. G. Eichhorn. Göttingen 1797.

Gedichte, mit einem biograph. Vorworte von Fr. de la Motte Fouqué. Tübingen 1821.

Ein überaus anmuthiges poetiſches Talent, deſſen gelungene Leiſtungen bei weitem nicht ſo bekannt geworden ſind, wie ſie es verdienen. Am glücklichſten in lyriſchen Poeſien durch Friſche, Anmuth, Reichthum der Phantaſie und Wohllaut, hat P. namentlich auch einige ganz vortreffliche Balladen und Romanzen hinterlaſſen, die ſich dem Beſten, das wir in dieſer Gattung beſitzen, würdig anreihen.

Romanzen und Balladen von Sam. Chriſtian Pape.

Des Gefangenen Ahndung.

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da blickt' ich ſtill hinab;
Drei Männer ſtehn ſo traurig —
O Thürmer, wie ſo ſchaurig!
Iſt wahrlich dort ein Grab!

„Ich ſeh drei Junggeſellen
Mit Spaten in der Hand,
Sie pflanzen dort in Reihen
Am Kirchhof junge Maien
Wohl zur Kapellenwand."

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da hör' ich Grabgeſang;
Das hallt ſo dumpf und traurig —
O Thürmer, wie ſo ſchaurig!
Iſt wahrlich Todtenklang.

„Ich hör' von ferne läuten
Durch Regen und durch Sturm;
Ich hör' die Jungfrau ſingen,
Die Feierglocken klingen
Wohl vom Kapellenthurm."

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da weht ein ſchwarzes Tuch;
Die Menge wallt ſo traurig —
O Thürmer, wie ſo ſchaurig!
Iſt wahrlich Leichenzug!

„Ich ſeh den Pfaffen wallen
Den Kirchenſteig hervor;
Ich ſeh die Menge gehen,
Frohnleichnamsfahnen wehen
Wohl am Kapellenthor!"

O nein, o nein! ſie ſenken
Den ſchwarzen Sarg hinab!
Die Sterbeglocken hallen,
Die Grabgeſänge ſchallen —
Iſt meines Liebchens Grab!

Wohl über wenig Tage,
Ein Tag iſt bald vorbei,
Dann klagt nicht mehr der Ritter
Am dunkeln Sklavengitter,
Dann bin ich los und frei!

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da ſehn' ich mich hinab;
Bald ſiehſt du, Thürmer, traurig,
Von deiner Warte ſchaurig
Auch auf des Ritters Grab!

Der kühne Schiffer.

Das Ufer wogt im wilden Nord,
Die Felſen hallen rings umher,
Der kühne Schiffer ſtand am Bord:
„Ihr Männer, auf ins Meer!

„Ins ſchöne Frankreich fahren wir,
Im reichen England kehr' ich ein.
In England trinkt ihr braunes Bier,
In Frankreich kühlen Wein!"

Und als das Segel rauſcht' im Wind
Und als am Maſt das Segel ſchwoll,
Da rief ihm noch ſein einzig's Kind
Vom Ufer Lebewohl!

‚Du könnteſt gehn im grünen Wald,
Am B.umenbach, ſo hell und klar.
Nun weht der Abendwind ſo kalt
Dein ſilberweißes Haar!

„‚Du könnteſt ruhn die dunkle Nacht
In deinem warmen Kämmerlein.
Nun wachſt du noch, wann Niemand wacht,
Im grauſen Mondenſchein!'" —

O Mädchen, ſtill! Bei Helgoland,
Bei Helgoland, im tiefen Meer,
Da ruht dein Vater rechter Hand,
Die Männer um ihn her.

Die Lautenſängerin.

Draußen auf der braunen Heide,
Linker Hand zum Thor hinaus,
Unter einer Pappelweide
Liegt ein kleines Schäferhaus.

Wo die hohen Pappelbäume,
Wo das ſtille Hüttchen liegt,
Wurd' ich oft in ſüße Träume
Unter Thränen eingewiegt.

In der Hütte wohnt' ein Mädchen,
Eine Lautenſängerin.
Oefters ging ich aus dem Städtchen
Nach den Pappelweiden hin.

Mußte dann das gute Mädchen
An der Thür mich wandern ſehn,
Ließ es wohl das Spinnerädchen
In der Myrthenlaube ſtehn,

Nahm wohl ſeine ſüße Laute
In die zarte, weiße Hand,
Spielte, bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel ſtand.

Und ſie ſang von ihren Thränen,
Und von treuer Liebe Noth,
Wie die Liebenden ſich ſehnen
Nur nach Grabgeläut' und Tod.

Daß ſie wiederfinden wollte
Ihren Liebſten, der ſie kennt,
Wo ihrs Niemand wehren ſollte,
Wo kein Tod ſie wieder trennt.

Vieles hat ſie ſchon getragen;
Willig trägt ſie's; aber dann
Allen Engeln will ſie's klagen,
Was ſie litt von Jugend an. —

Meine Thränen floſſen immer,
Immer naht' ich ihr ſo gern;
Aber, ach! ich wagt' es nimmer,
Denn die Mutter war nicht fern.

Mußte bald das Hüttchen meiden,
Wo das gute Mädchen wohnt:
In die Fremde mußt' ich ſcheiden,
Weh mir! im Septembermond.

Monde gingen mir vorüber,
Sieben Monde gingen hin,
Immer dacht' ich noch hinüber
An die Lautenſängerin.

Und die Vöglein ſangen Lieder,
Und der ſchöne Lenz begann;
Und im Maien kam ich wieder
In der lieben Heimath an.

Täglich ging ich aus dem Städtchen,
Nach den Pappelweiden hin,
Nach der Hütte, nach dem Mädchen,
Nach der Lautenſängerin.

Konnt' ich doch das gute Mädchen
Nimmer vor der Hütte ſehn!
Sah ich doch kein Spinnerädchen
In der Myrthenlaube ſtehn.

Hörte keine ſüße Laute
Von der zarten weißen Hand,
Harrend, bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel ſtand! —

Da gedacht' ich ihrer Thränen,
Und der treuen Liebe Noth,
Wie die Liebenden ſich ſehnen,
Nur nach Grabgeläut' und Tod.

Heimlich in der Abendſtunde
Ging ich nun zum Kirchhof hin,
Und der Kirchhof gab mir Kunde
Von der Lautenſängerin.

Die Schäferin vom Lande.

Es ritt ein Junker, ſchön und fein,
Durch einen grünen Wald;
Und als es war um Abendſchein,
Und als er kam zum Kiemeßreihn,
Da tanzte Jung und Alt.
Die Schäferin vom Lande
Gefiel dem Junker bald.

„Küſſ' mich, du ſchöne Schäferin,
Mit deinem Roſenmund!
Mir iſt ſo weh in meinem Sinn,
All meine Ruh nahmſt du dahin;
Mach du mich nun geſund!
Die Schäferin vom Lande
Lieb ich von Herzensgrund!" —

„„Geh du nur hin, du ſtolzes Blut,
Mit deinem Jägerſtaat!
Dein Herzchen wird wohl wieder gut,
Jagſt du zu Roß mit Junkers-Muth
Durch Korn und Waizenſaat.
Die Schäferin vom Lande
Weiß keinen beſſern Rath!""

Und als die kühle Nacht anbrach,
Und er zu Roſſe ſaß,
Sann er des Mädchens Rede nach;
Und was ſie that und was ſie ſprach,
Macht' ihm ſein Auge naß.
Die Schäferin vom Lande
Er nimmermehr vergaß!

Joh. Pappus

wurde am 16. Januar 1549 zu Lindau geboren, war Dr. und Profeſſor der Theologie, Kanonicus, Prediger am Münſter und Präſident des Kirchenconvents zu Straßburg und ſtarb am 30. Julius 1610.

Er iſt Verfaſſer des bekannten Liedes

Ich hab meine Sach Gott heimgeſtellt ꝛc.

das vielen frommen Gemüthern, ſelbſt noch in der neueſten Zeit, zum Troſte und zur Erbauung gereichte, und in faſt alle Geſangbücher deutſcher chriſtlicher Gemeinden übergegangen iſt.

Patrick-Peale, ſ. G. A. von Seckendorf.

Johann Samuel Patzke

ward am 24. October 1727 zu Frankfurt an der Oder geboren, ſtudirte unter ſehr drückenden Verhältniſſen in ſeiner Vaterſtadt und in Halle Theologie, wurde 1755 Prediger zu Stolzenberg, 1759 zu Linzen in der Neumark, 1762 zu Magdeburg und ſpäter erſter Prediger an der heiligen Geiſtkirche und Senior des Miniſteriums der Altſtadt daſelbſt. Gegen das Ende ſeines Lebens, welches am 14. December 1787 erfolgte, legte er ſeine Aemter nieder.

Er ſchrieb:

Gedichte. Halle 1750, 8.
Des P. Terenzius Luſtſpiele, aus d. Latein. überſ. ꝛc. m. A. Halle 1753, 8.
Lieder und Erzählungen. 3 Thle. Halle 1754, 8.
Virginia, ein Trauerſpiel. Frankfurt u. Leipzig 1755.
Freundſchaftliche Briefe. Frankfurt u. Leipzig 1760; n. Aufl. u. d. Titel: Briefe von dem Verfaſſer des Greiſes. Leipzig 1767, 8.
Der Greis. Eine Wochenſchrift. 16 Thle. Magdeburg 1763—69, 8.; n. A., 4 Bde. Leipzig 1781, gr. 8.
Der Wohlthäter. Eine Wochenſchrift. 6 Thle. Magdeburg 1772—73, 8.
Wöchentliche Unterhaltungen. 3 Thle. Magdeburg 1777—79, 8.
C. Cornel. Tacitus Werke, a. d. Latein. 6 Thle. Magdeburg u. Halle 1771—77, gr. 8.
Betrachtungen über die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen, Religion und Glückſeligkeit. 3 Thle.; n. A. Leipzig 1779—83, 8.
Muſikaliſche Gedichte nebſt einem Anhange einiger Lieder für Kinder. Magdeburg u. Leipzig 1780, kl. 8.
Sammlung einiger Predigten über verſchiedene der gewöhnlichen ſonntäglichen Texte. 8 Thle. Berlin 1760—65, gr. 8.
Predigten über die Evangelien durch das ganze Jahr. 2 Thle. Magdeburg 1774 u. 75, 4.
Predigten über die Epiſteln ꝛc. 2 Thle. Magdeburg 1777, 4.
Auswahl einiger ſeiner Predigten ꝛc. Magdeburg 1789, gr. 8.

Nach ſeinem Tode erſchienen:

Patzke's hinterlaſſene Predigten über evangeliſche and epiſtaliſche Texte. Berlin u. Libau 1789, gr. 8.
Auswahl der vorzüglichſten Kanzelreden ꝛc. über die Evangelien. Deſſau 1794, 8.

Durch ſeine asketiſchen Schriften und ſeine Predigten, welche ſich durch Wärme, Kraft, Faßlichkeit und gute Diction höchſt rühmlich auszeichnen, erwarb ſich P. zu ſeiner Zeit einen ſehr geachteten Ruf und große Beliebtheit. Von minderem Werthe ſind ſeine poetiſchen Arbeiten, doch hat er hier die Cantate und das religiöſe Lied mit Glück behandelt.

Jean Paul, ſ. J. P. F. Richter.

Johann Pauli

lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und war Leſemaſter im Barfüßerkloſter Tann zu Straßburg.

Er ſchrieb:

Schimpf und Ernſt. Straßburg 1525, Fol. Augsburg 1536, 1544.

und es iſt dies eine Sammlung von 700 Erzählungen, welche ſpäter, ihrer kernigen Weiſe und ſeines den Zeitgenoſſen intereſſanten Inhaltes wegen, Volksbuch geworden. P. war auch der erſte Ueberſetzer der Predigten Joh. Geyler's über Seb. Brant's Narrenſchiff. Seine Uebertragung erſchien zu Straßburg 1520 in Folio. —

Heinrich Eberhardt Gottlob Paulus

ward am 1. September 1761 zu Leonberg in Württemberg geboren, ſtudirte zu Tübingen Theologie, wurde 1789 Profeſſor der morgenländiſchen Sprache, 1794 ordentlicher Prof. der Theologie zu Jena, kam dann 1804 in gleicher Würde nach Würzburg, war von 1808—11 Kreisſchulrath zu Bamberg, Nürnberg und Ansbach und iſt nun ſeit 1811 mit dem Titel eines geheimen Kirchenrathes Profeſſor der Theologie und Philoſophie zu Heidelberg.

Wir beſitzen von ihm:

Einheit, Geiſtigkeit Gottes und Glaube. Predigten. Lemgo 1788.
Neues Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Litteratur. Jena 1790.
Memorabilien. Leipzig 1791—96, 8. St.
Sammlung der merkwürdigſten Reiſen in den Orient. 7 Thle. Jena 1792—1803.
Philoſophiſcher, krit. u. hiſtor. Commentar über das N. T. 2 Bde. Lübeck 1800—1805.
Bened. de Spinoza opera omnia. II. Vol. Ibid. 1803.
Beiträge zur Verbeſſerung des jüdiſchen Glaubens. Frankfurt 1817.
Die heidelberger akademiſche Säcularfeier der Reformat. Heidelberg 1818.
Sophronizon. Frankfurt 1818, Fol.
Theologiſch-exegetiſches Conſervatorium. Frankfurt 1822, Fol.
Der Denkgläubige. Heidelberg 1825, Fol.
Kirchenbeleuchtungen. Heidelberg 1827, Fol.
Das Leben Jeſu. 2 Thle. Heidelberg 1828.
Rechtserforſchungen. 3 Hfte. Heidelberg 1824—25.
Berichtigende Reſultate aus dem neueſten Verſuche des Supernaturalismus gegen den bibliſch-chriſtlichen Rationalismus. Wiesbaden 1830.
Einzelne Abhandlungen in Zeitſchriften u. ſ. w.

Paulus außerordentliche Verdienſte im Kampfe für Licht, Wahrheit und Recht, vorzüglich auf dem Gebiete der rationaliſtiſchen Theologie und namentlich der Exegeſe, genügend zu würdigen, iſt hier nicht der geeignete Raum. Er hat ſich zugleich auch nicht minder rühmlich als rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlicher Schriftſteller ausgezeichnet und überall das Wort für ſeine Ueberzeugung mit männlicher Unerſchrockenheit, wiſſenſchaftlichſter Gründlichkeit und allgemein faßlicher Klarheit zu führen gewußt.

Digitized by Google

Karoline Paulus

ward am 14. Sept. 1767 zu Schorndorf geboren, iſt eine Tochter des Oberamtmanns G. F. Paulus, und ſeit 1789 an den geheimen Kirchenrath H. E. G. Paulus zu Heidelberg verheirathet. Auf ihren Schriften nennt ſie ſich Eleutheria Holberg.

Wir beſitzen von ihr:

Wilh. Dumont. Lübeck 1803; n. A. 1808.
Adolf und Virginie, oder Liebe und Kunſt. Nürnberg 1808.
Natalia Peroy und Voltaire's Semiramis. Nach dem Franz. Nürnberg 1811.
Erzählungen. Heidelberg 1823.

Reiche, lebendige Phantaſie, Feinheit des Geiſtes, Scharfſinn in der Entwickelung der Charaktere und eine anmuthige Darſtellung haben ihren erzählenden Schriften einen bleibenden Werth verliehen.

Der Ring*).

Durch den Bankerot von mehreren angeſehenen Handelshäuſern verlor Herrmann ſein ganzes Vermögen, gerade da er das Glück ſeiner einzigen Tochter Lydie durch die Verbindung mit einem reichen, gebildeten Kaufmannsſohn in Leipzig aufs Dauerhafteſte zu begründen hoffte.

Lydie hatte den ihr von beiden Vätern beſtimmten Bräutigam noch nie geſehen. Sie war entſchloſſen, den Wünſchen des ihrigen, an dem ſie, ſeit dem Tode ihrer geliebten Mutter, mit verſtärkter Zärtlichkeit hing, mit Ergebung zu folgen, was ihr um ſo leichter wurde, da noch keine frühere Neigung ihr junges unerfahrnes Herz beſchäftigte.

Herrmanns Unglück vernichtete auch dieſen Plan, an welchem der verarmte Mann ſeine letzte ſchwache Hoffnung geknüpft hatte. Ein Brief von dem alten Ruhberg nahm die abgeſchloſſene Verbindung, wie ein durch die Umſtände aufgehobenes Pactum, zurück.

Lydien konnte der Verluſt eines Mannes, den ſie nicht kannte, nicht ſchmerzen; aber tief rührte ſie der Jammer ihres Vaters, der bei der niederſchlagenden Nachricht in laute Klagen ausbrach. „Es iſt ſchrecklich," rief er, „wenn dem liebenden Vater mit dem eigenen Glück auch alle Mittel verſchwinden, für ſein geliebtes Kind zu ſorgen! Ich habe für manchen Fremden mit Eifer und Erfolg gearbeitet; und nun, da mein einziges Kind die Früchte meiner vieljährigen Bemühungen erndten ſollte, zertritt mir das rohe Schickſal den letzten Samen meiner aufkeimenden Hoffnung."

„Lieber Vater," fiel Lydie tröſtend ein, „noch wiſſen Sie nicht, ob nicht aus dem verheerten Felde ein zerſtreutes verborgenes Körnchen für Ihre Tochter aufblühen wird. Sie haben bis jetzt ſo treu für mich geſorgt; werden Sie nicht muthlos, daß der Himmel nun auch meine Kräfte zur Thätigkeit aufruft. Mein dankbares Herz folgt dieſem ſchönen Rufe ſo gerne. Durch Ihre Güte habe ich mir mancherlei Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben. Was ich nur als Spielerei gelernt habe, erhält nun einen doppelten Werth durch die Nothwendigkeit der einträglichen Anwendung."

„Das heißt mit andern Worten: Du willſt für Geld nähen, ſticken, malen, Unterricht geben, um Deinen verarmten Vater zu erhalten. Nein, meine geliebte Lydie, dahin darf es nicht kommen. Hätte ich darum alle meine Thätigkeit zur Erreichung meines Lieblingswunſches, Dich reich und reicher, glücklich und glücklicher zu machen, angeſtrengt, um mitten auf dem Wege zu dem ſchönen Ziele, bei dem erſten gefährlichen Sturme muthlos umzukehren, und das einzige Weſen, auf das ich die ganze Fülle meiner Liebe zu der früh verlornen Gattin fortpflanzend einimpfte, in Niedrigkeit und Armuth zurückzuführen?"

„Ein Vater, wie Sie, erſetzt jeden andern Verluſt reichlich. Und gewiß, glauben Sie mir, ich würde ohne die mindeſte Bekümmerniß den gegenwärtigen ertragen, wenn dadurch nur Ihre Zufriedenheit nicht geſtört würde."

„Ich vergebe Deiner Jugend dieſe Sorgloſigkeit. Noch biſt Du nicht völlig aus den Träumen der Kindheit erwacht. Du ſtehſt an dem Eingange einer Dir unbekannten Welt, und Dein kindlicher Sinn begreift noch nicht, wie unheilbringend mein geſunkener Glückszuſtand in Dein werdendes Schickſal eingreift, und welchen mühſeligen Verhältniſſen das ſchutzloſe Mädchen entgegen geht. Deine Unmündigkeit kann mir noch keine von den Sorgen abnehmen, die der reiferen väterlichen Einſicht angewieſen ſind. Weder meine Jahre noch meine Kräfte widerſetzen ſich einem neuen angeſtrengten Verſuch. Ich beſitze noch einen geheimen kleinen Fond, mit dem ich mein merkantiliſches Glück zum zweitenmale aufrufen werde. Meine Gläubiger ſollen darunter nicht leiden, ſondern nur ſpäter und dafür auch gänzlich befriedigt werden. Allein an unſerm gegenwärtigen Aufenthaltsort kann ich dieſen Talisman nicht benutzen. Nur eine große Handelsſtadt kann meiner Thätigkeit die erforderlichen Mittel gewähren. Darf ich vorausſehen, daß meine gute Lydie meine Unternehmungen durch eine Aufopferung von ihrer Seite unterſtützen wird?"

„Alles, mein geliebter Vater, alles, was zu Ihrer Beruhigung beitragen kann, werde ich mit Freuden thun."

„Nun denn," ſagte er erleichtert, „wir müſſen uns trennen, um uns glücklicher wiederzuſehen. Ich kann nicht vorausſehen, was die Umſtände mir in der Ferne gebieten werden, und werde beruhigter meine Geſchäfte verfolgen können, wenn ich allein bin, als wenn ich meine Aufmerkſamkeit zwiſchen ihnen und der Sorge für Deine Gegenwart theilen müßte. Du haſt aus Liebe zu mir jedem irdiſchen Vortheile auf immer entſagen wollen; ich fordere dagegen nur, daß Du Dich einer vorübergehenden Entſagung unterwerfeſt, die ich aufs Möglichſte abkürzen werde. Willſt Du es Dir wohl gefallen laſſen, die Zeit meiner Abweſenheit bei meiner Schweſter in Leipzig als Geſellſchafterin ihrer beiden Töchter zuzubringen? Ich habe ſo oft im Sinne gehabt, dieſe Schweſter mit Dir zu beſuchen; jetzt danke ich dem Zufall, daß es nie geſchah, daß ſie Dich nicht kennt und daß Du unter einem erborgten Namen bei ihr ſein kannſt. Denn kaum würde ich den Gedanken ertragen können, daß Lydie Herrmann in einem erniedrigten Glückszuſtande dem Manne begegnen könnte, der ihre Hand zurückgewieſen hat."

So wenig auch dieſer Vorſchlag mit Lydiens Neigungen zuſammenſtimmte, ſo ſehr bewies ſie ſich dennoch bereit, den Wünſchen ihres Vaters mit der heiterſten Miene zu entſprechen.

Herrmann ſchrieb noch an demſelben Tage an ſeine Schweſter, Madame Löben, wie die ungünſtigen Umſtände ihn nöthigten, mit ſeiner Tochter eine Reiſe nach Amſterdam zu machen, und es ihm ſehr lieb ſein würde, wenn ſie deren bisherige Erzieherin und Freundin, ein Mädchen von vorzüglichem Werth, bis zu ſeiner Zurückkunft als Geſellſchafterin oder Lehrerin ihrer beiden Töchter aufnehmen wolle, indem er gegenwärtig in der Nähe keinen annehmlichen Platz für ſie habe auffinden können.

Nach Verfluß von einigen Wochen lief eine erwünſchte Antwort von Madame Löben ein, und Herrmann war ungemein erfreut, die erſte nicht unbedeutende Schwierigkeit ſo ſchnell gehoben zu ſehen.

Lydie ſah mit ſchwerem Herzen der neuen ungewohnten Laufbahn und der nahen Trennung von ihrem Vater entgegen. Er war bis jetzt ihr einziger Vertrauter und Rathgeber geweſen; nun ſollte ſie ſich, als unbekannt, an unbekannte Menſchen anſchließen, ihre ſüßeſten Gefühle kindlicher Liebe, ihre innigſten Wünſche vor ihnen verborgen halten.

Die Anſtalten zur Abreiſe wurden gemacht. Der beſorgte Vater begleitete ſeine Tochter faſt bis an den Ort ihrer Beſtimmung.

Nach einem ſchmerzlichen Abſchiede, den Lydie durch erkünſtelte Faſſung ihrem Vater zu erleichtern ſuchte, trennten ſich Beide mit ſehr ungleichartigen Hoffnungen und Wünſchen.

Herrmann ſtrebte nach reichem Erwerb. Lydiens ſtille Gebete enthielten den reineren Wunſch für die Erhaltung des geliebten Vaters, der in jeder äußeren Geſtalt ihr theuerſter Beſitz war. Eine geheime Ahnung rief ihr Erhörung zu und ſtärkte wunderbar ihren Muth.

Am Abend des nämlichen Tages, an welchem ſie ihr Vater verlaſſen hatte, kam ſie bei ihrer Tante, einer reichen Wittwe, an, und wurde von dieſer recht freundlich aufgenommen. Nicht ſo erfreulich war ihre Erſcheinung für ihre älteſte Tochter Amelie, deren Eitelkeit von Lydiens Anmuth und Schönheit unangenehm berührt wurde. Einen deſto wohlthuenderen Eindruck machte ihre jüngere Schweſter Betty, die bald nachher ins Zimmer trat und ihre neue Lehrerin mit natürlicher Offenheit und vertrauensvollen Worten aufs Liebreichſte begrüßte.

So habe ich doch ein Gemüth gefunden, dachte Lydie getröſtet, das mit dem meinigen verwandt iſt und mir meine trübe Lage erheitern wird!

Sobald ſie ſich von der langen Reiſe erholt und mit den fremden Umgebungen näher bekannt gemacht hatte, fing ſie ihre

*) Aus Karol. Paulus „Erzählungen" (Heidelberg 1823).

Digitized by Google

Lehrſtunden mit den beiden Mädchen, nach den Vorſchriften der Mutter, an.

Betty's Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute verſprach ihren Bemühungen den reichſten Lohn. Die liebenswürdige Eigenthümlichkeit ihres Characters, ſo wie ihre geiſtigen Anlagen, waren bei der bisherigen pedantiſchen Lehr- und Behandlungsweiſe mehr unterdrückt als hervorgehoben worden; unter Lydiens ſinn- und gemüthvoller Leitung entfalteten ſie ſich ſchnell. Oft wird erſt durch äußere Anregungen unſer tiefes innerſtes Leben und Wirken hervorgelockt. Dies war auch bei Betty der Fall.

Aurelie hingegen ſuchte ſich nur aus Eitelkeit zu bilden, wie dies leider ſo häufig geſchieht; ſie brachte es daher nie zu einer reinen ſelbſtbeglückenden Geiſtesthätigkeit. Lydie hörte es deswegen auch nicht ungern, als ihr Betty eines Tages vertraute: ihre Schweſter werde das mütterliche Haus vielleicht bald verlaſſen, indem ſich ihre Mutter gegenwärtig mit einem Heirathsplan für ſie beſchäftige, der ihren beiderſeitigen Wünſchen angemeſſen ſei, und wahrſcheinlich ſchon in Richtigkeit ſein würde, wenn die Unentſchiedenheit des indolenten Bräutigams ſeine Neigung nicht zweifelhaft machte. „Mir iſt es klar, daß er Aurelien nicht liebt," ſetzte Betty hinzu, „und daß er am Ende nur aus Nachgiebigkeit gegen ſeinen Vater ſich die Verbindung gefallen läßt. Denn welcher Liebende beſinnt ſich wohl, ob er lieben ſoll? Ueberhaupt iſt es ein rechtes Unglück, daß die meiſten Mütter und Töchter glauben, man lebe nur, um zu heirathen, indeß die meiſten Mädchen nur heirathen, um zu leben. Der Ehe heiliges Band iſt der Preis eines leichtſinnigen Lebensſpiels geworden, das als ein ſolches nichts Anziehendes für mich hat. Mag ſich nur ja Keiner, der mich nicht wirklich liebt, einfallen laſſen, mich mit ſeiner Hand beglücken zu wollen: ich würde ſie ſtandhaft zurückweiſen, und wenn ſich kein Einziger findet, der mich lieben kann, ſo will ich fröhlichen Muthes Betty Löden verbleiben bis an mein Lebensende."

Lydie dachte wohl eben ſo wie ihre Freundin, nur glaubte ſie ſich verpflichtet, dem kindlichen Gehorſam jeden eigenen Wunſch aufopfern und in dem Willen ihres Vaters den Willen einer alles lenkenden Vorſehung anerkennen zu müſſen. In dieſem Glauben wollte ihr oft der Verluſt ihres Reichthums als ein Abwendungsmittel ihrer vorgehabten Verbindung, wie glückliche Schickung vorkommen.

Noch ſechs Wochen erhielt ſie den erſten Brief von ihrem Vater aus Amſterdam. Der Inhalt deſſelben war erfreulich. Herrmann hatte an dem Kaufmann Vanderhaagen einen alten ihm treu gebliebenen Freund gefunden, dem er ſeine ganze Lage hatte vertrauen können, und der durch ſeinen Credit ſowohl, als durch ſeine Handelskenntniſſe und Connexionen, ſeine Unternehmungen kräftig zu unterſtützen bereit war. Dieſer großmüthige Mann machte ihm das Anerbieten, ſich zu einer jetzt eben zu unternehmenden Speculation, von der ein reicher Gewinn zu erwarten ſtehe, mit ihm zu aſſociiren, wozu er die nöthige Summe allein vorſchießen wolle, wenn Herrmann dagegen nach ſeiner Weiſung und in möglichſter Schnelligkeit ſich einer Reiſe nach *** unterziehen und dort das Geſchäft betreiben wolle.

Lydie konnte ſich nicht enthalten, dieſe frohe Nachricht der liebevollen Betty mitzutheilen, und das ganze Geheimniß ihrer Lage deren treuem Herzen anzuvertrauen. Betty fühlte ſich eben ſo gerührt durch das Zutrauen einer Freundin, die ſie ſo ſehr liebte und ſchätzte, als beglückt durch die verwandtſchaftlichen Bande und die Ausſicht, durch ein fortbeſtehendes Verhältniß mit ihr verbunden zu bleiben. „Sie haben," ſagte ihr Betty, „durch Ihre vertrauensvolle Eröffnung recht herrliche Wünſche und Erwartungen in mein einförmiges Leben geſchoben, die meine Phantaſie auf die ergötzlichſte Weiſe beſchäftigen und mir manche langweilige Theeſtunde verſüßen werden. Nun darf ich Ihnen aber auch nicht länger verſchweigen, daß derſelbe junge Mann, der mit Ihrer Hand beglückt werden ſollte, eben der iſt, dem man Aurelie als Braut zugedacht hat. Wenn er Sie gleich nicht kennt, ſo iſt es doch auf alle Fälle beſſer, daß Sie ihm nicht unvorbereitet begegnen."

„Meine Neigung," antwortete Lydie, „konnte an der Wahl meines Vaters keinen Theil haben; Ruhbergs Erſcheinung wird daher meine Unbefangenheit nicht ſtören. Nun aber wird es ein eigenes Intereſſe für mich haben, den Mann, der ſo entſcheidend auf meine Zukunft wirken ſollte, deſſen perſönlicher Bekanntſchaft ich ſo oft mit zweifelhafter banger Hoffnung entgegenſah, in einer ganz verſchiedenen Beziehung kennen zu lernen.

Wenige Tage nach dieſer Unterredung wurde Madame Löden mit ihren beiden Töchtern und Lydie in das Ruhbergiſche Haus zum Thee gebeten.

Mit der ruhigſten Gemüthsſtimmung trat Lydie in den neuen Kreis dieſer Familie. Madame Ruhberg, eine kluge angenehme Frau, gewann ihre Zuneigung bei dem erſten Blick; auch ſie würdigte Lydien bald einer ausgezeichneten Achtung. Nach einer höflichen, aber ziemlich kalten Begrüßung ſchlich ſich der junge Ruhberg ſogleich ins Nebenzimmer und griff einige unzuſammenhängende trübe Accorde auf dem Flügel, die eben nicht die Empfindungen eines glücklichen Liebhabers ausſprachen. Seine Mutter rief ihn zum Thee und ſuchte durch eine lebhafte Geſprächsunterhaltung ihren allzueinſylbigen Sohn aufmunternd darein zu verflechten. Es würde ihr nicht gelungen ſein, wenn nicht Lydiens perſönliche und geiſtige Reize über ſeine Gleichgültigkeit gegen ein Geſchlecht, das ihn bis jetzt noch nie intereſſirte, geſiegt hätten.

Die ſcharfſichtige Auerlie errieth bald, welcher Gegenſtand den ſonſt zerſtreuten Mann fixirte, wußte aber mit großer Kunſt ihre beleidigte Eitelkeit zu verbergen, und beruhigte ſich mit dem Gedanken, daß ein unbegütertes Mädchen aus der dienenden Klaſſe keine gefährliche Nebenbuhlerin für ſie werden könne.

Lydie beobachtete ihren ehemaligen Verlobten mit ſtillem Wohlgefallen. Es ruhte ein verborgener Zauber in ſeinem ganzen Weſen, den das Intereſſe für ihre Gegenwart überraſchend enthüllte. Seine hohe Liebenswürdigkeit zog ſie an, aber noch beklagte ihr Herz nicht, ihn verloren zu haben.

Sobald der Thee getrunken war, ging die ganze Geſellſchaft in den großen am Hauſe gelegenen Garten, wo auch bald nachher der alte Ruhberg erſchien, den ſeine Handelsgeſchäfte nicht früher hatten abkommen laſſen. Er brachte noch mehrere gute Freunde mit. Man fand ſich behaglicher und freier.

Betty führte ihre Freundin überall herum, und endlich zu einem gar zierlich angelegten Roſenhügel, der die Mitte des Gartens bezeichnete und gerade in ſeiner vollen Herrlichkeit blühte. „Wir müſſen dem kalten Liebhaber doch Gelegenheit geben," ſagte ſie, mit der ihm zugedachten Braut ungeſtörter zu ſprechen, damit er ſeiner langſamen Entſcheidung wenigſtens näher komme. Das gegenwärtige Verhältniß iſt für beide Theile höchſt peinlich. Es iſt doch ein recht unglückliches Unternehmen, Empfindungen wie Wechſelbriefe behandeln zu wollen." Lydie unterdrückte eine Antwort und pflückte eine halb geöffnete Roſe, die aber ihrer Hand wieder entfiel. Indem ſie die Blume vom Raſen aufheben wollte, fiel ihr ein einfacher goldener Ring in die Hand, der nur wenig mit Erde bedeckt war. „Das bedeutet Glück," rief Betty ſcherzend, als ſie ihn erblickte, und in dem Augenblick ſtand der junge Ruhberg neben ihnen. Lydie überreichte ihm unbefangen das gefundene Kleinod. Er betrachtete die innere Schrift und ſagte dann nachdenklich bewegt: „Vor zwei Monaten verlor ich dieſen Ring, der damals nach der Diſpoſition meines Vaters einer mir unbekannten Braut beſtimmt war, die aber glücklicherweiſe mit dem Ringe für mich verloren ging." — „So habe ich ihn," verſetzte Lydie, „vielleicht in einem entſcheidenden Zeitpunkte wiedergefunden." — „Gewiß," antwortete er mit bedeutungsvollem Nachdruck, „denn nie als in dieſem Augenblick hat er die unbekannten Wünſche meines Herzens hervorgerufen. Die magiſche Kraft kommt aus Ihrer Hand, in jeder andern bleibt er werthlos. Ich bitte, behalten Sie ihn, ich werde ſeiner wohl nie bedürfen." —

Ehe die erſtaunte Lydie ihn bitten konnte, das wunderbare Geſchenk zurückzunehmen, war er verſchwunden.

Dieſer überraſchende Moment war der Wendepunkt in Lydiens bisherigem ruhigen Leben, das ſich ſo plötzlich der erſten Liebe erſchloß. Ein unauslöſchliches Gefühl war in ihr Innerſtes gedrungen. Sie konnte nicht mehr auf ihre Vergangenheit zurückblicken, ohne dem ſchmerzlichen Verluſt dieſes geliebten Mannes zu begegnen. „Wie wunderbar," ſagte Betty nach einer nachdenklichen Pauſe, „wenn dieſer Ring, wie ich wohl glauben muß, derſelbe iſt, der urſprünglich Ihnen beſtimmt, durch die eigennützigen Grundſätze des alten Ruhberg Ihnen entzogen, nun aber, allen menſchlichen Berechnungen zum Trotz, wie von höherer Hand, wie von geheimnißvoller Kraft beſeelt, Ihnen wieder zugefallen iſt."

Gedankenvoll ſchweigend entfernte ſich Lydie mit ihrer Freundin von dem anmuthigen Plätzchen.

Madame Ruhberg kam auf ſie zu, und Lydie überreichte ihr ſogleich den Ring. — „Das iſt ja Adolphs Ring," rief ſie vergnügt, „den wir ſo lange vergeblich geſucht haben. Möchte uns doch ſein Wiederfinden zu einer guten Vorbedeutung werden."

Betty war im Stillen recht unzufrieden über die Zurückgabe des Ringes, der nach ihrer Meinung in der einzigen würdigen Hand ihrer Lydie hätte bleiben ſollen, und ging verdrießlich wieder nach dem Roſenhügel zurück. Dies war Madame Ruhberg erwünſcht, denn ſie hatte die Gelegenheit geſucht, mit Lydien allein zu ſprechen, und entdeckte dieſer nun ohne Rückhalt die Abſicht ihres Mannes, ihren Sohn Adolph mit Aurelien zu vermählen, und forderte ſie auf, ihre Meinung darüber auszuſprechen, da ſie Mademoiſelle Löden genauer kenne. —

„Sollte nicht," antwortete Lydie, „die Neigung Ihres Herrn Sohnes jede fremde Einmiſchung überflüſſig machen?" — „Bei ſeiner ungewöhnlichen Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geſchlecht," verſetzte Madame Ruhberg, „wird es ohne Einwirkung Anderer nie zu einer Entſcheidung kommen, und ſein

Digitized by Google

Vater wünſcht doch ſo ſehr, ſeinem unſtäten Weſen durch ein ernſthaft bindendes Verhältniß mehr Feſtigkeit zu geben, und ſeine ſonderbare Unbekümmertheit für alles, was außer ihm vorgeht, durch ein eigenes Etabliſſement in ein thätiges Geſchäftsleben zu verwandeln.“ —

Adolph trat aus einem Seitengange raſch auf ſie zu und endigte dieſe für Lydie ſo qualvolle Unterredung. Seine Mutter ſtellte ihm heiter lächelnd den wiedergefundenen Ring zu, den er, einen wehmüthigen Blick auf Lydien heftend, ſtillſchweigend annahm, und ſie ſchnell verließ, als eben Aurelie mit ihrer Mutter herbeikamen.

Der Abend war ſo herrlich, daß man im Garten zu ſpeiſen beſchloß. Erſt als man ſich, in dem runden tempelartigen Gebäude verſammelt, zu Tiſche ſetzen wollte, wurde es bemerkt, daß Adolph ſich weggeſchlichen hatte. Man ließ ihn auf ſeinem Zimmer aufſuchen; auch dort war er nicht.

„Der Menſch iſt und bleibt ein Träumer,“ ſagte der alte Ruhberg höchſt verdrießlich. Seine Gattin entſchuldigte ihn, ſo gut es ging. Aurelie verzog das Geſicht und Madame Löben fing an zu bereuen, ſich ſo weit in das Heirathsprojekt eingelaſſen zu haben.

Nach dem Eſſen wurde zufälliger Weiſe die Geſellſchaft noch zahlreicher. Die jüngeren Perſonen vertheilten ſich im Garten in kleinere Gruppen; die älteren blieben bei der erwärmenden Punſchbole ſitzen, die alte beſſere Zeit nach ihren verſchiedenen Anſichten preiſend.

Kaum hatten ſich Lydie und Betty in die Niſche eines einſamen Laubenganges geſetzt, als Adolph aus einer nahe ſtehenden Strohhütte herauskam, ſich mit edlem Selbſtvertrauen beiden Freundinnen näherte und mit liebenswürdiger Beſcheidenheit ſein Verlangen äußerte, nur einige Worte mit Lydien allein zu ſprechen.

Als die wohlwollende Betty ſich mit freudiger Bereitwilligkeit entfernt hatte, ſagte Adolph mit recht wehmüthiger, tief ins Herz dringender Stimme: ich bin heute, durch die huldvollſte Laune meines Schickſals, dem Glück meines Lebens begegnet, das ich wohl nur in der Erinnerung feſthalten darf. Ein Wort aus ihrer Seele kann dieſer erſt ihren ganzen vollen Werth geben. Verſagen Sie dem liebenden Freund wenigſtens den Troſt nicht, an ihr ſtilles Andenken glauben zu dürfen, das dieſer wunderkräftige Ring erhalten möge. Ach, ich bitte recht inſtändig, weiſen Sie ihn nicht zum zweitenmale zurück. Sie können ihn ohne Bedenklichkeit annehmen; er deutet nur auf meine Liebe, die ich als mein eigenſtes, heiligſtes Eigenthum ausſprechen und feſthalten darf, ohne deswegen irgend eine meiner Pflichten verletzen zu wollen.

Die erhabene Faſſung des Geliebten ging mit ſeinen Worten in Lydiens Herz über. Sie nahm den Ring und fühlte ſich ſtark genug, ſeine Aufrichtigkeit zu erwiedern. Dieß Kleinod, antwortete ſie mit ſelbſtvertrauender Feſtigkeit, wird mir ein ewig theures Andenken bleiben. Des Ringes Kraft, ſich auch an mir bewährend, hat ein Geheimniß enthüllt, das Sie in Ihrem reinen Herzen bewahren werden. Halten Sie Wort bleiben Sie Ihren kindlichen Pflichten getreu, damit wir dieſen ſchönen Lebensmoment nie zu bereuen haben.

Adolph faßte entzückt Lydiens Hand, drückte ſie, ſtillſchweigend gelobend, an ſein überwältigtes Herz und entfernte ſich ſchnell und unbemerkt durch eine Nebenthür des Gartens.

Lydie holte ihre treue Betty zurück, und fühlte ſich glücklich, nach ſo bewegten Augenblicken in dem zarten Mitgefühl der Freundin ausruhen und ihr alles vertrauen zu können. Der ſtille Mond war indeſſen herrlich aufgegangen und blickte durch die hohen Kaſtanienbäume freundlich herüber, als ob auch er die ſchöne Weihſtunde der Liebe und Freundſchaft mit feiern wollte. Lydiens Gefühle gingen in fromme Andacht über, und eine himmliſche Ruhe ſtärkte ihr gottergebenes Gemüth.

Waren auch die nächſten Folgen dieſes für zwei vereinte Herzen ſo verhängnißvollen, ſchönen Abends ſehr unerfreulich für den jungen Ruhberg: ſein innerſtes Leben und Empfinden gewährte ihm den reichſten Erſatz, ſo wie den unerſchütterlichen Muth, alles Drückende, das er zu erdulden hatte, mit pflichtmäßiger Haltung zu beſtehen.

Sein Vater ſtürmte aufs neue auf ihn ein; die vortheilhafte Verbindung mit Aurelien nicht länger hinauszuſchieben, ihn und ſich ſelbſt nicht lächerlich und zweideutig zu machen, vor Freunden und Bekannten, welche die Verbindung für längſt abgeſchloſſen und ihn für wortbrüchig halten müßten, wenn er nun wieder zurücktreten würde. —

Wortbrüchig werde ich niemals werden, antwortete Adolph mit Würde; auch damals war ich es nicht, mein Vater, als Sie, ohne mich erſt darüber zu befragen, das Herrn Herrmann in *** förmlich gegebene Verſprechen zurücknahmen. Gegen Aurelien habe ich wenigſtens nie ein Wort ausgeſprochen, das mich binden könnte. Wenn der Mangel des Reichthums ein gegebenes Wort zurückzunehmen Ihnen erlaubte, wie viel mehr noch berechtigt mich der Mangel an Zuneigung, ein ſolches Wort nicht auszuſprechen.

Soll dieß deine letzte Erklärung ſein? fragte der aufgebrachte Vater. —

Ich gelobe Ihnen, erwiederte Adolph, mir nie eine Gattin gegen Ihren Willen, wählen zu wollen, mithin mein ganzes Lebensglück Ihren väterlichen Wünſchen willig aufzuopfern. Sollte ich dagegen nicht von Ihnen erbitten dürfen, mir keine Braut gegen meine Neigung aufzudringen, mich nicht in unabſehliches Unglück zu ſtürzen.

Adolph hatte dieſe letzten Worte mit einem Tone der Verzweiflung ausgeſprochen, der die Hartnäckigkeit des Vaters erſchütterte, ohne jedoch ſein Herz zu rühren. Er war und blieb über das Nichtgelingen ſeines eigennützigen Planes höchſt mißvergnügt, ſo ſehr auch ſeine verſtändige, billige Gattin ihn zu beſänftigen und zu erheitern bemüht war.

Nach manchen vergeblichen Bitten, brachte ſie ihn endlich dahin, daß er einwilligte, ſeinen Sohn noch eine Zeitlang reiſen zu laſſen, und ihm die auswärtigen Handelsgeſchäfte, die ſonſt ein Commis beſorgte, zu übertragen. Mit dieſem Reſultat begab ſie ſich zu Madame Löben, und ſuchte die verdrießliche Angelegenheit aufs freundlichſte zu beſeitigen, indem ſie aufrichtig gegen ſie beklagte, daß ihr in jugendlichen Träumereien befangener Sohn, jedes bindende Verhältniß ſcheuend, beſchloſſen habe, noch einmal zu reiſen und ſich in den vorzüglichſten Handelsplätzen thätig umzuſehen; was ihm ſein Vater zugeſtanden habe, hoffend, er werde vielleicht durch das vielſeitigere, mehr ins Große gehende merkantiliſche Treiben eher Intereſſe für einen Stand gewinnen, zu dem er nie Luſt gehabt habe.

Madame Löben wußte dieſe Erklärung als eine weltkluge Frau aufzunehmen, und ſo ſchieden Beide mit den freundſchaftlichſten Zuſicherungen.

Adolph reiſte wenigſtens mit erleichtertem Herzen ab, um ſo mehr, als ihm durch die mit dem Löben'ſchen Hauſe geſtörten Verhältniſſe jede Gelegenheit entzogen war, ſich ſeiner Geliebten zu nähern.

Zwei Monate nach ſeiner Abreiſe erſetzte Aurelien eine andere, dem Aeußeren nach eben ſo glänzende Parthie, den Verluſt eines Mannes, der ihren Stolz aufs empfindlichſte gekränkt und deſſen innere Vorzüge ſie ohnehin nie zu würdigen verſtanden hatte.

Dieß war für Betty ein doppelt erwünſchtes Ereigniß, weil es ihr den Weg bahnte, mit dem Ruhberg'ſchen Hauſe wieder in ein umgängliches Verkehr zu kommen. Auf ihr weltklug ſcheinendes Anrathen wurden Herr und Frau Ruhberg zu Aurelien's Trauungsfeſt freundlichſt eingeladen. Bei dieſer Gelegenheit ſuchte Betty, durch die aufmerkſamſte Gefälligkeit die Gunſt der Madame Ruhberg zu gewinnen. Sie erkundigte ſich bei ihr ſo angelegentlich nach dem abweſenden Sohne, und lenkte das Geſpräch ſo oft auf ihn, daß der getäuſchten Frau endlich ein neuer Hoffnungsſtern aufging, der auf eine Verbindung zwiſchen den beiden Familien weiſſagend hinwies. Dieſe frohe Vermuthung erhielt noch mehr Gewicht, als ſechs Wochen nachher ein kleines Packetchen, von Adolph an Betty Löben überſchrieben, einlief, welches Madame Ruhberg voll freudiger Neugier ihr ſelbſt überbrachte. Es enthielt ein außerordentlich ſchönes Duodez-Schreibzeug von Perlmutter zierlich gearbeitet, worauf als Randverzierung mit goldenen Buchſtaben die bedeutſamen Worte künſtlich verſchlungen eingefugt waren: „Möchte ich verſtanden werden.“ Betty verſtand ſie nur zu gut, und ihre Freude darüber war ſo wahr und innig, daß es Niemand einfiel, ſie für eine uneigennützige zu halten. Gar gerne gewährte ihr Madame Ruhberg die Bitte, eine ſchriftliche Dankſagung von ihr an ihren Sohn einzuſchließen; und ſo war die Korreſpondenz ſchicklich eingeleitet.

Ich weiß nicht, ob alle meine Leſerinnen begreifen werden, wie glücklich ſich Betty in dieſer ſchönen Freundesthätigkeit fühlte; aber ich wünſche es.

Erſt nachdem das eben ſo vorſichtig, als befriedigend abgefaßte Briefchen an Adolph abgegangen war, zeigte Betty ihrer Freundin das von Adolph erhaltene hieroglyphiſche Geſchenk, und offenbarte ihr, wie ſie es nach dem liebenden Sinn des Gebers benutzt habe.

Lydie erkannte auch hieraus wieder die herzliche Treue der Freundin, aber ſie konnte nicht gut heißen, was für ſie Beide vielleicht ſehr unangenehme Folgen haben konnte, und bat ſie recht dringend, künftig nichts mehr von der Art ohne ihre Beiſtimmung zu thun. Die beharrliche Betty wußte dieſer beſorglichen Bitte mit der Frage geſchickt auszuweichen: Wäre es denn nicht recht grauſam geweſen, einen ſo zart angedeuteten Wunſch ganz unbeachtet zu laſſen? Ihre Freundin ſchwieg beſiegt, und ſie folgte ferner den Antrieben ihres Gefühls, jedoch ohne Lydien eine deutliche Kunde davon zu geben.

So war den beiden innig vereinten Freundinnen ein heiteres Jahr ruhig, wenn auch nicht wunſchlos vorüber gegangen. Nicht ſo dem abweſenden Ruhberg, den Sehnſucht und Liebe gewaltig nach der Heimath hinzogen, und der ſchon längſt wieder zurückgekehrt ſeyn würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, dort wieder

Digitized by Google

mit neuen Heirathsprojekten beſtürmt zu werden. Seine Liebe zu Lydie hatte ſich in ihrer vollen Stärke erhalten. Es war ihm unmöglich, einer Andern ſeine Hand hinzugeben.

Eines Abends ſaßen Lydie und Betty, in ihre Lieblingsgeſpräche verflochten, allein beieinander, als ein Bedienter gemeldet wurde, der ſich nach Mademoiſelle Lindenſtein (nur unter dieſem Namen war Lydie in Leipzig bekannt) erkundigte, um ihr ein Billet von einem fremden Herrn einzuhändigen.

Betty, haſtig aufſpringend, glaubte ſchon der Glücksbote aller ſchönen Erwartungen, die ſie für die Freundin im Herzen trug, ſtehe vor der Thüre, lief hocherfreut mit ihr aus dem Zimmer, und gebot dem Ueberbringer zu warten. Es bedarf keiner Antwort, ſagte dieſer, denn der fremde Herr iſt ſchon weiter gereiſt.

Dieß wollte ihre Freude niederſchlagen, als Lydie, die indeß den Inhalt des Billets geleſen hatte, ihr mit überſtrömenden Augen leiſe vertraute: ihr Vater werde in wenigen Tagen hier eintreffen. Dieſem Fremden, den er unterwegs getroffen, habe er den Auftrag gegeben, ſie darauf vorzubereiten.

Herrlich, herrlich, ſagte Betty. Der Anfang iſt gemacht; haben wir nur erſt den Vater wieder, dann wird auch der Geliebte nicht ausbleiben. Unglück kommt nie allein, ſagt das Sprichwort; auch das Glück, dieſe freigebige Göttin, ſpendet ſelten halbe Gaben, wenn man ihr nur recht feſt vertraut, und das thue ich in Ihrem Namen.

Des anderen Tages kam Betty ſchon in aller Frühe in Lydien's Zimmer, und wollte eben anfangen, ihr die lieblichen Träume zu erzählen, die in dieſer Nacht an ihr vorübergegangen waren; da pochte es ſanft an der Thüre, und herein trat Vater Herrmann, geſund, kräftig, glücklich. Keine Worte vermögen die Freude dieſes Wiederſehens zu beſchreiben.

Betty eilte ihre Mutter herbeizuholen, laut verkündigend: der Onkel ſei angekommen.

Wie ſtaunte Madame Loben, als ſie Lydie in Herrmann's Armen fand, und vernahm, ſie ſei ſeine Tochter.

Gott ſei gedankt, ſprach Herrmann mit gefalteten Händen, der mir, nach einer kurzen Leidenszeit dieſen reichlich erſetzenden Moment gewährt hat! und Dir, meine gute Schweſter, ſetzte er, ſie brüderlich umarmend, hinzu, Dir bleibe ich ewig Dank und Dienſt verpflichtet, für alle Liebe, die Du meiner verlaſſenen Tochter erzeigt haſt. Gib mir nur bald, nur gleich Gelegenheit, Dir meinen Dank thätig zu beweiſen. Und Du meine geliebte Betty, die Du meine Lydie ſo ſchweſterlich liebſt, von Dir wünſche ich nun auch als Vater angeſehen zu werden. —

Unter ſolchen ſchönen Herzensergießungen verging der Vormittag ſchnell. Nach Tiſche begab ſich Herrmann in das ihm angewieſene Zimmer, und nach einem kurzen Mittagsſchlaf fing er an, ſeine Sachen auszupacken.

Er hatte die reichlichſten Geſchenke (Beweiſe ſeines wiedererworbenen Reichthums) für Alle mitgebracht. Koſtbare Shawls, herrliche Kleiderzeuge und Spitzen wurden auf dem Tiſche ausgebreitet, und unter die Ueberraſchten vertheilt. Seiner Betty ſchlug er noch außerdem eine ſchwere goldene Kette mit einem großen Kreuz von Brillanten um den Hals, ſie noch einmal dankbar an ſein Herz drückend. Dieß iſt der Orden der Verſchwiegenheit, ſagte er, den hat ſie ritterlich verdient.

Nun aber, Ihr beiden Kinder, ſprach er, ſich zu den Mädchen wendend, die noch in ihrem Morgenanzuge waren, geht, macht Eure Toilette; denn ich will es nur lieber ohne alle Umſchweife gleich herausſagen: ich habe mir, im Vertrauen auf den gewohnten Gehorſam meiner Lydie, einen künftigen Schwiegerſohn mitgebracht, der mir herzlich lieb und werth iſt, und dem ſie wohl ihre Hand nicht verweigern wird.

Die erſchrockene Lydie ſenkte ihr Köpfchen tief herunter, um dem Vater ihren leidenſchaftlichen Kampf zu verbergen, und reichte ihm, als Zeichen ihrer Ergebung, ſtillſchweigend die Hand. Betty gerieth in die heftigſte Beſtürzung. Wie? lieber Onkel! rief ſie, wie? Iſt es möglich? Kann das Ihr Ernſt ſein? Nein, es kann, es darf nicht ſein. Nun, da ſich Alles ſo wunderbar gefügt, jedes Hinderniß glücklich gehoben iſt, nun, da alle meine ſchönen Ahnungen — — — Du ſprichſt ſeltſame, räthſelhafte Worte, meine liebe Betty! fiel Herrmann ſchnell ein. —

„Ach, dieſe Räthſel,“ erwiederte ſie, „ſind Lydien und mir recht klar; ſie ſollen auch Ihnen klar werden. Hören Sie mich nur erſt an; ich weiß zu ſchweigen, aber auch zu reden, wo es Noth thut, wo das Lebensglück einer geliebten Freundin auf dem Spiele ſteht.“

„Meine gute, theure Betty,“ ſprach Lydie, recht wehmüthig in ſie dringend, „ich bitte, ich beſchwöre Dich, dieſe unheilbringende Heftigkeit zu bekämpfen, und mich erſt gelaſſen anzuhören. Komm, folge mir in mein Zimmer.“ Beide wollten hinausgehen, da trat ihnen Herrmann in den Weg. — „Vor allen Dingen,“ ſagte er, und ſah dabei recht heiter aus, „vor allen Dingen wäre meine Meinung, daß man die Erſcheinung des jungen Mannes erſt ruhig abwartete; hat er dann das Unglück, meiner Lydie zu mißfallen, ſo iſt es immer noch Zeit, daß Betty mir ihre räthſelhaften Geheimniſſe offenbare. Geht indeſſen, Euch anzukleiden, und macht es nicht zu lange.“

Sie gehorchten ſtillſchweigend, und beeilten ſich ſo ſehr, daß ſie ſchon nach einer halben Stunde fertig waren.

Herrmann betrachtete die geliebte Tochter mit recht innigem Wohlgefallen, und ſchloß ſie, zärtlich an ſein Herz drückend, in ſeine Arme: da wurde die Thüre geöffnet, und der junge Ruhberg ſtürzte, von Freude und Liebe begeiſtert, in die Arme der überraſchten Braut. Segnend umſchlang der gerührte Vater ſeine glücklichen Kinder, und die Seligkeit dreier Herzen war unbeſchreiblich.

Betty küßte in lautem Jubel bald die geliebte Freundin, bald den böſen lieben Onkel, der ſie ſo grauſam geneckt hatte. Dann begrüßte ſie glückwünſchend ihren theuren Freund Adolph.

Madame Loben, welche dieſen räthſelhaften Scenen eine Weile in ſprachloſem Erſtaunen zugeſehen hatte, bat endlich ihren Bruder um erklärende Aufſchlüſſe. „Führe mich in dein Kabinet,“ antwortete er, „die jungen Leute bedürfen unſerer ohnehin jetzt nicht; dann ſollſt Du Alles erfahren.“

„Vor allen Dingen,“ fing Herrmann dort an, „muß ich Dir vertrauen, daß Lydien's Verbindung mit dem jungen Ruhberg unter uns beiden Vätern ſchon vor funfzehn Monaten feſt abgeſchloſſen war, daß aber der alte Ruhberg, von meinem damaligen Mißgeſchick unterrichtet, für gut gefunden, ſein gegebenes Wort wieder zurückzunehmen. Dieß der Grund, warum ich meine Tochter nicht eher unter ihrem wahren Namen hier erſcheinen laſſen wollte, als bis ich durch raſtloſe Betriebſamkeit die Gunſt des mir treulos gewordenen Glückes mir wieder erkämpft haben würde. Das Zuſammentreffen mancherlei glücklicher Umſtände beſchleunigte die Erfüllung meiner Wünſche. Alle meine Unternehmungen waren geſegnet, und ſchneller als ich es für möglich hielt, war mein merkantiliſches Glück aufs neue feſt begründet.“

„Ich dachte daher in wenigen Wochen meine Tochter wieder abzuholen.“

„Eines Tages, als eben wieder glückliche, das heißt in kaufmänniſcher Sprache, Gewinn verkündende Botſchaften eingelaufen waren, ſaß ich vergnügt bei meinem alten Freunde Vanderhaagen, als ein Herr Ruhberg aus Leipzig gemeldet wurde. Bei dem Namen Ruhberg ſtieg mir das Blut in den Kopf, und ich konnte über meine menſchliche Schwachheit nicht ganz Herr werden. Der Gemeldete trat herein, und ſo ſehr mich auch die einnehmende Perſönlichkeit, das ſtille beſcheidene Benehmen, der ſchwermüthige Blick des jungen Mannes, ihm geneigt machten, ſo wenig konnte ich mir die Genugthuung verſagen, mich ihm zu erkennen zu geben, und ihn auf eine ſcheinbar großmüthige Weiſe fühlen zu laſſen, wie wenig ich Urſache hätte, die Auflöſung ſeiner Verbindung mit meiner Tochter für ein Unglück zu halten.“

„Das Geſpräch einleitend, ſagte ich ihm, indem ich zugleich meinen Namen nannte: ich werde in wenig Wochen nach Leipzig abreiſen, um dort meine Tochter abzuholen; haben Sie Aufträge an Ihre Eltern, ſo erbiete ich mich, ſie beſtens zu beſorgen, und Ihrem Herrn Vater bei dieſer Gelegenheit einen Beweis zu geben, daß ich ihm ſein unrechtliches Benehmen gegen mich von Herzen vergeben habe.“ —

„Erlauben Sie mir, antwortete er, mit gepreßter Bruſt, über Ihre gerechte Bitterkeit gegen meinen Vater zu ſchweigen. Ich denke und fühle anders als er; aber es geziemt dem Sohne nicht, den Vater laut zu tadeln.“

„Mit dieſen Worten entwaffnete er mich ſo vollſtändig, daß ich den eigennützigen Vater über dem liebenswürdigen Sohne vergaß, und, in eine beſſere Stimmung verſetzt, über andere Dinge mit ihm erheitert weiter redete. Im Verlaufe des Geſprächs erkundigte ich mich auch nach Dir, als meiner Schweſter, und fragte, ob er Dich vielleicht perſönlich kenne.“

„Er war einen Augenblick verlegen, faßte ſich aber bald, und antwortete dann, mit einem Tone der die zärteſte Saite meines Gemüths harmoniſch berührte: Ich bin ſo glücklich geweſen, Mademoiſelle Lindenſtein und deren Freundin Betty im Loben'ſchen Hauſe kennen zu lernen. — Meine Tochter Lydie! rief ich mit überwältigtem Vaterherzen.“

„Da erfaßte ihn ein leidenſchaftlicher Schmerz, den er vergebens zu bekämpfen ſuchte. Ein glühendes Roth überzog ſein Geſicht; Thränen drängten ſich aus ſeinen Augen. Sprachlos ſtand er auf, haſtig nach ſeinem Hute greifend, und wollte eben das Zimmer verlaſſen, als Vanderhaagen, der indeß weggegangen war, um die Wechſelangelegenheiten zu berichtigen, wieder hereinkam, und ihn mit der Frage aufhielt: wo er das Geld hinſchicken ſolle?“

„Er hatte ſich indeſſen einigermaßen wieder gefaßt, nannte ihm ſeine Wohnung, und eilte mit einer höflichen Verbeugung dankend, zur Thüre hinaus.“

„Mir ahnete, was den jungen Mann ſo ſchmerzlich berührt hatte, und von einer rückſichtsloſen unwiderſtehlichen Theilnahme

Digitized by Google

zu ihm hingezogen, ging ich ihm nach, und bat ihn, Morgen mit mir zu frühſtücken, weil ich noch Einiges mit ihm zu ſprechen hätte."

„Beſtürzt, zweifelhaft ſah er mich an, verſprach aber zu kommen."

„Kaum war ich am folgenden Tage aufgeſtanden, als mein Bedienter mir meldete: es warte ein junger Mann ſchon ſeit einer Stunde im Vorzimmer."

„Sogleich rief ich ihn herein, ihm freundlich entgegengehend, und wollte ihn durch die Worte ermuthigen: ich habe Ihnen geſtern durch empfindliche Aeußerungen über Ihren Herrn Vater wehe gethan, und bitte deshalb um Ihre Verzeihung."

„Er mißdeutete die Abſicht meiner Anrede."

„Mögen Sie ſich weiden an meinem Schmerz, an meiner Verzweiflung, rief er außer ſich, meine Hand mit unbeſchreiblicher Heftigkeit ergreifend. Mögen Sie es vernehmen, das hoffnungsloſe Geheimniß: Ja, ich liebe Ihre Tochter, ja Sie ſind gerächt."

„Jetzt thun Sie mir wehe, antwortete ich gelaſſen, und drückte recht herzlich ſeine zitternde Hand; Sie verkennen meine Abſicht. Wie ſollte mir der Mann nicht lieb und werth ſein, der meine Gefühle für eine zärtlich geliebte Tochter ſo innig theilt, der mich ſo ſchön überzeugt hat, daß ſeine Liebe zu ihr reiner Art iſt. Vertrauen Sie mir, glauben Sie mir, auch mein Wohlwollen für Sie iſt eben ſo reiner Art; davon ſollen Sie überzeugt werden. Nur beantworten Sie mir erſt die wichtige Frage: Glauben Sie ſich von meiner Tochter geliebt? Ueberzeugt, entzückt, ſtürzte er vor mir auf die Knie nieder, mir in den rührenden Worten dankend, ohne meine Frage zu beantworten." —

„Ich wiederholte ſie nachdrücklicher." —

„Ich habe zu ſchweigen gelobt, antwortete er endlich, aber mein Entzücken hat das Geheimniß verrathen, und Lydie wird mir dieſes Entzücken vergeben."

„Ich wußte nun alles, was ich zu wiſſen nöthig hatte."

„Vierzehn Tage ſpäter fuhren wir zuſammen von Amſterdam ab, ſind geſtern Abend hier angekommen, und haben den Eltern unſere Wünſche vorgetragen. Adolphs Mutter iſt hocherfreut über die glückliche Wahl ihres Sohnes, und ſeinem Vater ſehen wir es gerne nach, daß er ſich nur auf eine kaufmänniſche Weiſe darüber zu freuen fähig iſt."

„Wie Adolph mit Lydien bekannt geworden, wie und wo der geheime Bund ihrer Liebe geſchloſſen wurde, das kannſt Du aus dem anmuthigen Munde unſerer lieben Betty, der Beſchützerin dieſes Bundes, am beſten vernehmen." —

Gegen Abend begab ſich die ganze Geſellſchaft ins Ruhberg'ſche Haus, wo Lydie, unter den herzlichſten Segnungen von den vergnügten Eltern als Tochter aufgenommen wurde.

Herrmann reiſte nach Lydien's Trauung noch einmal nach Amſterdam zurück, und ordnete ſeine Handelsverhältniſſe ſo, daß er in Leipzig ſeinen Wohnſitz nehmen und im glücklichen Kreiſe ſeiner Kinder und Verwandten leben konnte.

Ein Jahr ſpäter vermählte ſich die liebenswürdige Betty mit dem jüngeren einzigen Bruder von Adolph, einem an Geiſt und Charakter eben ſo vorzüglichen Manne; und ſie und Lydie, ſo wie ihre beiden Gatten lebten ununterbrochen in dem beglückendſten Vereine.

Pellegrin, ſ. F. de la Motte Fouqué.

Georg Heinrich Pertz,

geb. im Jahre 1795 zu Hannover, ſtudirte zu Göttingen, wurde 1820 k. großbritanniſcher Archivrath, Bibliothekar und 1830 Mitglied des Oberſchulcollegiums in ſeiner Vaterſtadt.

Er gab heraus:

Geſchichte der merowingiſchen Hausmeier. Hannover 1819.

Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde. Hannover 1824, 5. Bd. ff. (Bd. 1—3 gab J. C. Büchler und Dümgé, Frankf. 1819—1822, Bd. 4 J. C. v. Fiſchard, daſ. 1823 heraus.)

Monumenta historica Germaniae ab anno 500—1500. Hannov. 1826—1836, 2. Tom. Fol.

Ein eben ſo gründlich gelehrter, als raſtlos thätiger Geſchichtsforſcher, der ſich vorzüglich durch Herausgabe unedirter, älterer Denkmale deutſcher Geſchichte ein großes und bleibendes Verdienſt erwarb.

Johann Heinrich Peſtalozzi,

geboren am 12. Januar 1746 zu Zürich, ſtudirte erſt Theologie, dann Jurisprudenz, verließ aber auch dieſe Wiſſenſchaft, wendete ſich nun der Oekonomie zu und bearbeitete ſein Gut Neuhof bei Lenzburg. Hier begann P's wohlthätige pädagogiſche Wirkſamkeit (1775), indem er verlaſſene bettelnde Kinder zu ſich nahm und erzog. 1798 ſtiftete er ein Erziehungsinſtitut für verwaiſte arme Kinder in Stanz, 1799 in Burgdorf, 1804 zog er von da nach München-Buchſee und 1805 mit Fellenberg nach Yverdun. Im Jahre 1818 wurde wieder eine Armenſchule von ihm gegründet. Er lebte wegen ſeiner Methode unter beſtändigen Anfechtungen und Streit und ſtarb am 17. Februar 1827 zu Aargau. Vergl. Biber, Beitr. zur Biographie Peſtalozzi's (St. Gallen 1827).

Wir beſitzen von ihm:

Bernhard und Gertrud. Berlin 1781—87 u. öft.

Ueber die Aufwandgeſetze. Zürich 1781.

Das Schweizerblatt. Deſſau 1782, 2 Thle.

Chriſtoph und Elſe. Ebendaſ. 1782, 2 Thle.

Ueber Geſetzgebung und Kindermord. Ebendaſ. 1783.

Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Zürich 1797.

Figuren zu meinem A B C-Buch. Baſel 1797 u. öft.

Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Bern und Zürich 1801.

Elementarbücher. Zürich, Bern und Tübingen 1803.

Wochenſchrift für Menſchenbildung. 2. A. Aarau 1815, 2 Thle.

Anweiſung zum Buchſtabiren und Leſenlehren. Leipzig 1806.

Anſichten ꝛc. ꝛc. Leipzig 1806.

An die Unſchuld, den Ernſt und Edelmuth meines Zeitalters. Iferten 1815.

Rede an ſeinem 73. Geburtstage. Zürich 1818.

Sämmtliche Schriften. Stuttgart und Tübingen 1820—26, 15 Bde.

Meine Lebensſchickſale als Vorſteher meiner Erziehungsinſtitute. Leipzig 1826.

Wenn es je einen Märtyrer eines edlen und uneigennützigen Strebens gegeben hat, deſſen aufopfernde Ausdauer noch den fernſten Enkeln Segen bringen wird, ſo iſt es dieſer vortreffliche Mann geweſen, der unabläſſig thätig für das wahre Wohl der Menſchheit als Reformator des Erziehungsweſens wirkte und doch nur den ſchmählichſten Undank, gerade von denen, die ihm am meiſten verpflichtet waren, erndtete. Der niedrigſte Eigennutz falſcher Freunde und gewiſſenloſer Schüler bemächtigte ſich ſeiner Ideen und bereicherte ſich ſelbſt im gewöhnlichſten Sinne des Wortes durch dieſelben, während P. ſich die Früchte, langer, redlicher Thätigkeit entriſſen ſah und arm und hülflos endete. Die von ihm eingeführte Methode wirkte aber heilbringend fort; er führte den erſten Unterricht auf ſinnliche und mathematiſche, den Fähigkeiten des

Digitized by Google

kindlichen Alters angemeſſenere Anſchauung zurück, ehe er Wortgedächtniß und Denkkraft zu bilden begann, und ließ die Zöglinge ſo auf eine leichte Weiſe die Gegenſtände auffaſſen, um ſie nachher bei fortgeſchrittener Bildung deſto gründlicher und eindringlicher ſich aneignen zu können. Dieſe Methode wurde nach allen Richtungen hin weiter gebildet und fortgeführt; nicht bloß die Deutſchen, ſondern Engländer, Franzoſen und Amerikaner, wie Bell, Lancaſter, Hamilton, Jacotot cultivirten dieſelbe mit großem Gewinn, und der jetzt faſt allgemein verbeſſerte Volksunterricht hat ihr die ſegensreiche hohe Stellung, die er bei mehreren Nationen einnimmt, urſprünglich zu verdanken. — In P's Schriften, welche ſich ſämmtlich auf das Ziel, das er ſich vorſteckte, mehr oder weniger beziehen, ſpricht ſich außerdem eine ſolche kindliche Liebenswürdigkeit und Friſche des Herzens, ein ſo tiefes Gefühl und ein ſo großer ſittlicher Eifer aus, daß man nicht anders als mit der lebhafteſten Verehrung von ihm ſcheiden kann und ſelbſt ſeine Schwächen dieſe noch verſtärken.

Adolf Peters

ward am 9. Februar 1803 zu Hamburg geboren, hatte das Unglück, ſeine Eltern ſchon früh zu verlieren und erhielt ſeine Erziehung in dem Hauſe eines Oheims zu Hameln, wo er die dortige gelehrte Schule beſuchte, ſich der Mathematik widmete, und ehe er zur weiteren theoretiſchen Ausbildung in derſelben eine Univerſität bezog, als Praktiker mehrere Jahre arbeitete. Dann begab er ſich nach Göttingen, vollendete daſelbſt ſeine Studien und wandte ſich dann nach Leipzig, wo er als Doctor der Philoſophie promovirte und noch eine Zeitlang als Privatgelehrter lebte. Von hier ging er als Lehrer der Mathematik an das Blochmann-Vitzthum'ſche Gymnaſium nach Dresden, wo er gegenwärtig noch erfolgreich wirkt.

Von ihm erſchien im Druck:

Sangbüchlein der Liebe. (Anonym.) Göttingen 1825.
Ueber das Studium der Mathematik auf Gymnaſien. Dresden 1828.
Allgemein verſtändliche Himmelskunde. Nach Schwarz bearbeitet. 3. A. Pirna 1832.
Neue Curvenlehre. Grundzüge einer Umgeſtaltung der höheren Geometrie durch ihre urſprüngliche Methode. Dresden 1835.
Geſänge der Liebe. Dresden 1840.

Was P. als Mathematiker geleiſtet, iſt hier nicht der Ort zu beurtheilen; es genüge daher anzuführen, daß namentlich ſeine neue Curvenlehre als eine anerkannt wichtige Bereicherung der mathematiſchen Wiſſenſchaften von den Fachgelehrten betrachtet wird. Als lyriſcher Dichter zeichnet er ſich durch tiefe, innige Kindlichkeit, gemüthliche Phantaſie, warmes und reiches Gefühl, Natürlichkeit, Anmuth der Sprache und Form, frei von aller jetzt herrſchenden Manier, aber voll Eigenthümlichkeit des Gedankenganges, ſehr vortheilhaft aus.

Aus A. Peters' „Geſänge der Liebe."

Hans und Bärbel.

Eine Schnitter-Idylle.

Rhythmiſch rauſchten die Senſen im Korn, mit bebänderten Hüten
Schritten die Schnitter im Zug und ſchwangen die mächtigen Schneiden.
Sichtbar rückten ſie vor, wie ein Heer, das die Feinde zurückdrängt,
Schritt vor Schritt ſie bekämpft, nicht umblickt. Jubelnde Mädchen
Banden, was Jene gefällt, es erhob ſich Mandel auf Mandel
Strotzender Garben; vom Feld querüber ſchwankte ein Fuder
Unbeholfen davon. Ich ſchonte dem fröhlichen Fleiß zu,
Lange gefeſſelt. Zuletzt dann ſchlendert' ich weiter und ſetzte
Unter die Eiche mich, fern, am Brunnen. Da kam von den Mähern
Eilig ein Dirnchen geſprungen, behend, leicht ſchlüpfenden Fußes,
Einen gehenkelten Krug in der Hand, gerad' auf den Born zu.
Schüchtern ſah ſie umher, ob niemand lauſche. (Ich ſelbſt war
Hinter die Eiche getreten.) Sie ſtellte den Krug auf die Steinbank,
Lehnte ſich über den Born, ihr Figürchen beſpiegelnd, und lachte —
Lachte noch einmal und nickte hinunter und pfiff, — doch es ging nicht.
So mit geſpitztem Mündchen verharrt in der Schwebe die Kleine:
Roth ihr Mieder und kurz nur das Röckchen, es ſtrebte vergebens
Ihr mit dem blumigen Saume das nackende Füßlein zu küſſen.
Aber dem Hute gelang's, wie den Nacken zu bergen, die Stirn gar,
Doch nur ein Weilchen; ſie löſ'te das Band ſchon und ſchüttelt' ihn von ſich.
Lang hing's Bärbel nun ſo in Gedanken, des ländlichen Bornes
Einſam glühende Knoſpe, in zitternder Tiefe geſpiegelt.
Endlich doch bog ſie ſich auf, ſtand ſinnend und griff nach dem Steinkrug,
Setzt' ihn wieder und ſprach zu ſich ſelbſt mit vergnüglicher Schalkheit:
Liſtiger Hans, und du fängſt mich doch nicht! Steckſt du im Born gar?
Lauſcheſt heraus? (Sie ſchnitt ein Geſicht in den Brunnen:) ſo mach' ich's,
Werd' ich ja roth, wenn du kommſt! Und zupfſt du mich doch an den Zöpfen,
Greif' ich zum Kruge geſchwind und beſprütze dich über und über! —
Haſtig nun zog ſie das Waſſer, den friſchen, elaſtiſchen Gliedern
Gönnte die raſche Bewegung das mannigfaltige Spiel kaum,
Denn ſchon kam von den Schnittern, den durſt'gen, ein Bote herüber,
Eins von den älteren Mädchen. Es ſagte und nahm ihr den Krug weg:
Bärbel, wo ſteckſt nur ſo lang? Und läßt uns verdurſten und ſchaffſt nichts?
Spotteſt beſtändig uns aus, doch nun wart, heut ſorge für Spott nicht!
Weißt du, was Kätherle ſprach? „Das Häschen, da ſonſt es ſo flink iſt,
Muß es verliebt ſein!" — Einer belacht' es, er rief: und das tüchtig!
„War's wohl der Hans?" — Nein, Hans ſchwieg ſtill, doch der alte Andreas
Wetzte die Senſe und ſagte, und huſtete immer: „ſo lauft doch
Selber und holt euch den Krug! Mag's faule Margretel da drüben
Gleich nur am Kampe verbleiben, die Arbeit muß ſie allein thun,
Alles da binden und ſtellen." Da lachten die andern ihm Beifall. —
Ho, das thu' ich gar nie, rief Bärbel, gewiß bin ich früher
Fertig als ihr, und da komm' ich und ſuch' Kornblumen, den Hut ab
Setz' ich, ein Kränzel ins' Haar, und tanz' vor der Naſ' euch und lache!
Sprach es und huſchte hinüber und tummelte ſchon mit dem Korn ſich:
Luſtig umflog ſie das Röckchen, ich ſah an verſchiedenen Orten
Faſt ſie zugleich und man glaubte, ſie tanze mit Garben den Kehraus:
Eins, zwei, drei! und geſtellt war wieder die folgende Mandel.
Weit jedoch dehnte die Ecke ſich hin und da alles gethan war,
Sank ſie erſchöpft an das Korn und nickte und träumte und ſchlief ein.

Bärbel, du träumſt? O ich rathe, du träumſt, wie im Kranz du ſie auslachſt,

Digitized by Google

Oder vom Erntezug und vom Reigen — am Ende vom Hans gar?
Ja, du träumeſt vom Hans, du Schalk, und du ſinnſt auf ein Schelmſtück,
Träumſt du aber auch wohl, daß Hans dein Schlummern beäugelt? —
Hans war den Schnittern entſchlüpft, nach der Kleinen zu forſchen, die Arbeit
Fand er gethan wie gehext, und noch nicht vom Erſtaunen geneſen,
Sah er die liebliche Dirn' im Schlaf; hinſchlich er und lauſchte.
Keck ſtand's Jäckchen dem Buben und dummſchlau ſann er auf Pfiffe,
Heute der Süßen Geſtändniß und Brautkuß doch zu erbeuten.
Wichtig fragt er ſich ſelbſt und legt' an die Naſe den Finger:
„Hans, wie fängſt du das an? Erweck' ich ſie, giebt es wie ſtets Krieg,
Kirr' ich ſie dann, thu' ſchön, ſo reicht ſie 'nen Klapps mir und läuft weg!"
Denkend rieb er die Stirn, ſchlug öfters ergrimmt vor den Kopf ſich,
Sann dann wieder bedächtig und brummte. — „Ich hab's!" rief er plötzlich,
Und wie ein Zecher vom Sitz, halb trunken vom feurigen Weine,
Aufſpringt, Flaſchen und Krüge im ſtolprichten Schwunge dahinſtürzt,
Sprang vor Entzücken der Hans, ſah Maulwurfshaufen und Kraut nicht,
Kam in's Geſträuchel, Gepurzel und ſtürmt' in's Getreide des Nachbars,
Daß er die raſſelnden Bunde zerwarf und im Nu auf der Naſ' lag.
Doch wie ein Stehaufmännchen war ſchnell Hans wieder zu Beinen,
Schlich auf den Zehen und ſpähte in Angſt, ob Bärbel erwacht ſei.
Hans, dein Glücksſtern ſtrahlt. Süßruhend ſchlummerte Bärbel,
Bietend im glühenden Mund, ſo klein, liebreizend geſpalten,
Hold unſchuldig dem Hans ein Röschen, das eben ſich aufthut.

Hans nun fing ſich im Hut ganz leis Grashüpfer in Unzahl,
Nur von den kleinſten. Er ſtreckte damit an der Seite des Mägdleins
Sacht ſich nieder und that, ſobald er die ſpringende Heerſchaar
Ueber die Liebſte geſä't, als ſchlief' er — und ſchnarchte ſofort laut.
Bärbel regte ſich ſchon. Sie fuhr mit der Hand nach dem Ohr hin,
Auch in die Locken, worin ſich ein Paar von den Hüpfern verwickelt,
Schlug dann wieder nach einem im Halbſchlaf, murmelte: „Fliege,
Geh' doch!" — Aber umſonſt. Zuletzt, unaufhörlich gequält, ſprang
Raſch ſie empor und gewahrt den Buben. Sie ſtößt einen Schrei aus,
Steht ſchon gewendet zur Flucht, da entdeckt ſie, er ſchläft ja, und kehrt um,
Nähert ſich eilig, erblickt ihn mit pochendem Herzen, ſie bebt noch,
Aber ſie ſchaut ihm gerührt in's Antlitz und neigt ſich ein wenig —
Hans ſchläft ruhig — ſie beugt ſich tiefer und ſenkt auf ein Knie ſich,
Streichelt ihm leiſe die Hand — hielt ein — kniff fein in die Wang' ihm —
Hans ſchlief ruhig. — Sie lachte. — Doch Hans ſchlief ruhig ſein Stückchen,
Nur daß er ſtöhnte. Da preßt' an ihr Herz ſie die Hand des Verſchmitzten,
Huſch! und da war es geſchehn: ſie küßt' ihm erröthend den Krauskopf.
Jetzo blinzelte Hans, doch höchſt vorſichtig; er hielt ſich
Aengſtlich ſtill wie ein Angler, der eben der tanzenden Spule
Deutliches Zucken gewahrt. Und der Goldfiſch biß und ihr Kuß flog
Ueber die Lippen ihm hin. Da ruckte der Fiſcher die Schnur an,
Schlang ihr den Arm um den Nacken und rief: „Jetzt hab' ich dich, Füchslein,
Hab' dich erwiſcht!" Doch ſie ſchrie: „Hans, laß mich, du Räuber, du Spitzbub!"
Nimmer, wo nicht du gelobſt, mein Weibchen zu werden — entſchließ' dich!
Vierzig Schaafe und zwei Spann Ochſen nebſt Wieſen und Aeckern
Sagte der Vater mir zu, dazu noch das kleinere Wohnhaus;
Ueberleg' es dir recht und bedenk', daß du eher nicht loskommſt!
Bärbel erwiederte kurz, doch mit merklich begütigter Stimme:
Gleich laß los, du empfängſt jetzt ein gepfefferten Obetlapps
Wegen des Trugs! — Nach richt'gem Empfang ſtahl Hans ihr ein Mäulchen,
Wiederholte die Frage und Bärbelchen flüſterte: Ja, Hans!

Fernher ſcholl der Geſang der Schnitter, die über den Hügel,
Der ſchon die Sonne verbarg, heimzogen zum dampfenden Herde.
Sanft von den Tönen gewiegt ſchlich eben das Pärchen vorüber,
Neckiſch hört' ich ſie flüſtern und Hans ſprach ſchon von der Hochzeit,
Welches verfängliche Wort ihr ſo wonnigen Stich in das Herz gab,
Daß ſie zur Mutter zu eilen bekommen den Bräutigam antrieb.

Strudelfahrt.

Ein Schiff den Rhein hinunterzieht,
Es ſchwebt ſo ruhig weiter,
An's Ufer klingt ein helles Lied,
Der Himmel iſt ſo heiter.
Und als ich kam an's Schiff dahin,
Da ſaßen nichts als Mädchen drin.
Mädel, ja wunderſchöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Roſen.

„Ach Schiffer, lieber Schiffer mein,
Ihr laßt das Schiff nur treiben,
Wie weit mag's noch vom Strudel ſein?
Wir können vor Angſt nicht bleiben!
Wann ihr paſſirt den Strudelbraus,
Steigen wir alle zuſammen aus."
Mädel, ja wunderſchöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Roſen.

Und als das Schiff an's Ufer trieb,
Sie ſprangen heraus zu Paaren,
Nur ganz alleine ſitzen blieb
Ein Mädel von ſechszehn Jahren.
„Komm mit! Der Strudel iſt falſch und wild,
Wir beten beim Muttergottesbild."
Mädel, ja wunderſchöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Roſen.

„Und wie mir's auch ergehen mag,
Und wie die Waſſer brauſen,
Was fragt die junge Liebe danach,
Mich macht der Tod nicht grauſen.
Stoßt ab, mein Schiffsmann, wo ihr ſeid,
Da bleib' ich auch in Ewigkeit!"
Mädel, ja wunderſchöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Roſen.

Launige Liebes-Elegien.

Weltpathos, bitterer Liebesſand,
Luſtvoll die Liebe dich ertaumt!

1.

Einſt, als Baſen und Muhm' argwöhnten, daß ich verliebt ſei,
Weil ich zur Tänzerin mir oft Schönblondchen erkor,
Sprachen ſie angſtvoll warnend mit bänglich ergreifendem Pathos,
Während das Kätzlein ſanft ſchnurrt' auf dem Kanapee:
„Schenk' uns Vertraun, denn du biſt ein Knab' erſt, kaum noch ein Jüngling,
Hüt', o hüte dein Herz, oder die Liebe berückt's!
Laß dich belehren, die Lieb' iſt nichts als ein gaukelndes Trugbild,
Nur ein verſchwindend Geſpenſt, das dir als Engel erſcheint,
Oder ein wonniger Rauſch, der zaubriſch dir Sinne beſtrickt hält,

Aber nach Taumel und Traum, Uebel gebärend, entflieht; —
Wahrlich, ein luſtiges Feuer, das Anfangs lodert und kniſtert,
Aber ſich ſelber verzehrt, tiefer und tiefer verſinkt,
Bis auch die bleibende Kohle, die matt ein Weilchen noch durchglimmt,
Sterbend zur Schlacke verſteint, ſterbend in Aſche zerſtäubt."
Redlich folgt ich der Mahnung, ob auch wie ein himmliſch Geheimniß
Still verbergend das Wort Liebe zum Ohre mir klang;
Nimmer auch ließen ſie ab, ſtets ſicherer ward ich gewonnen,
Wenig nur fehlte und ſtolz hätt' ich die Mädchen gehaßt. —
Da ſtiegſt du von dem Himmel! Die Offenbarung der Liebe
Nahm gefangen in mir Bäschens und Mühmchens Vernunft.

2.

„Wallet ein Halbgott dort?" rief ſpöttiſch ein Bube herüber,
Der durch das Gartenſtaket lugte mit lüſternem Blick.
Und ich erſchrak, mir umrauſchte das Haupt weitflatternder Epheu,
That's auch die eigene Hand, wähnt' ich von dir mich bekränzt.
Göttliches Mädchen, geleite nur treu den beſeligten Jüngling,
Iſt er kein Irdiſcher mehr, muß er ein Himmliſcher ſein!
„Ja, ein Halbgott!" rief ich, und ſchalkiſch neigte der Bube,
Daß ihm das goldene Haar wallte vom Nacken, ſein Haupt.

3.

Als ich ein Knabe noch war, da zog ich mit Trommeln und Fahnen
Prunkend zum Anger hinaus, barſch commandirt' ich das Heer,
Mochten die Hügel auch prangen von ſchimmernden Blumen, wir drauſten
Wild aufjauchzend hinan, traten zu Boden den Flor.
Aber ſeit ich betroffen dich, blühendes Mädchen, geſehen,
Weilete theilnahmvoll über dem Lenz mein Blick.
Nur den Blumen vertraut' ich des Buſens banges Geheimniß,
Unausſprechlich Gefühl, Sehnſucht, Zweifel und Angſt,
Was ich dir ſelbſt nicht geſtand, dem liebſten Freunde verhehlte,
Nickten die Gräſer ſich zu, dufteten Veilchen am Hag;
Primeln und Anemonen, als hörten ſie meine Gedanken,
Sahn mitleidig mich an, lachten mir Hoffnung in's Herz.
Heilig hielt ich ſie lang, unverletzlich, da ward ich von neuem
Ihr barbariſcher Feind, Blume der Blumen, durch dich.
Denn kaum brannt' auf den Lippen dein erſter Kuß mir, ſo ſtürmt' ich
Plündernd durch Wieſen und Wald, ſchmückte dir Zimmer und Flur,
Nachts verheert' ich den Garten, ein heimlicher Dieb und am Morgen
Zierte ein duftiger Kranz glühender Nelken dein Haar.

4.

„Bleib', o bleibe, Geliebter! Ich sterb' in Erwartung und Sehnſucht,
Biſt du die Hälfte des Tags und noch am Abend mir fern!"
So ſprach klagend die Süße mit bittenden Worten der Wehmuth,
Handſchuh' windend und Hut mir aus der läſſigen Hand.
„Ach, du mein herrliches Mädchen, wie gern, wie freudig verweilt' ich,
Glücklich im liebenden Arm, ſelig wie Götter bei dir!
Aber es möchten zuletzt mir die Muhmen mit ſteigendem Argwohn
Nachſpähn — würd' ich ertappt, wehe dem himmliſchen Glück!
Immer, reiß' ich mich endlich, verſenkt in dein inniges Leben,
Seufzend vom Buſen dir los, find' ich den Tiſch ſchon gedeckt,
Schon ſind, lange verhüllt die leckeren Brühen geronnen,
Braten und Tunke verbrennt, hadernd die zornige Magd.
Harrend ſitzen die Muhmen und ſtarren mit langen Geſichtern,
Tret' ich zur Stube hinein, düſter den Kommenden an,
Freundlich erfleh' ich Vergebung, ich ſtottre ſchmeichelnde Reden,
Aber ſie murren erzürnt, machen mich fragend verwirrt.
Schleich' ich nicht immer am Abend, wann nirgend ein lauerndes Auge
Noch in der Finſterniß wacht, ſchlau durch die hintere Thür?
Laß drum, Schönſte, mich ſcheiden, enteilen dem heimiſchen Eden,
Heilig gelob' ich es an, morgen ſchon eil' ich zurück."
„Morgen iſt heut nicht!" rief ſie und ſpitzt' ihr verführeriſch Mündchen,
Schüttelt' ihr lockiges Haupt, drückte die Händ' auf die Bruſt,
Demuſ gleich ich, ſie umfangend, ein Heros, rufte verwegen:
„Widerſteh' dir ein Gott! Muhmen, ihr ſchrecket mich nicht!"

5.

Schnöd ſchnob draußen der Nord und fegte zu Haufen den Staubſchnee,
Männer, in Mäntel vermummt, ſchritten mit eiſigem Bart;
Doch aus dem freundlichen Hauſe mit aufgethaueten Fenſtern
Schimmert ein Frühlingsgeſicht hinter den Scheiben hervor.
Halb von Blumen verſteckt ſitzt ſtill beſchäftigt die Holde,
Ueber der Stickerei regt ſich der Künſtlerin Hand,
Sinnig und liebevoll bewegen ſich ihre Gedanken,
Und die umſchloſſene Bruſt hebt ſich in glücklicher Ruh'.
Wie ſie ſelbſt, die Natur, e i n lieblich Gebild nach dem andern
Schaffend im ewigen Traum, wob in Gedanken die Braut,
Alle die Blumen umher mit den halbgeöffneten Kronen
Schienen der Phantaſie ihrer Empfindung entſproßt.
Eben begann es zu dämmern, und freundlich im türkiſchen Schlafrock,
Zeitungen noch in der Hand, trat in die Thüre der Ohm,
Sprach, ausblaſend des Knaſters gewölkigen bläulichen Weihrauch:
Nichte, man ſpielte wohl heut wieder ein Robberchen Whiſt.
„Gern, mein Ohm, doch der Dritte? Ich dächte, der artige Vetter,
Oder der muntere Freund? Letzteren lad' ich geſchwind!"
Schon ſtand, als ich erſchien, bereitet der ſpiegelnde Spieltiſch,
Heimlich, mit innigem Blick winkte die Theure mir zu.
„Nehmen wir Platz denn und ziehn!" ſprach mahnend der Ohm und wir ſpielten,
Er mit dem Strohmann, ich mit der lebendigen Braut.
Schüchtern ſetzte ſie mir auf den Fuß ihr Füßchen, ein Schauer
Süßer Entzückungen rann mir bis zum Haupt von der Zeh',
Drob nun fehlt' ich im Spiel und während ihr lächender Mund ſchalt,
Streichelt mir über den Spann zärtlich ihr Füßchen herab.
Aber zufrieden benutzte der Ohim meine Zerſtreuung,
Schmunzelnd macht' er anjetzt einen brillanten Grandſchlemm;
Robber gewann er auf Robber, wir nahmen beſtändig Revanche,
Endlich berauſcht' ihn die Luſt ſteten Gewinnes mit Macht.
Trunken von Schlaf ließ jetzt er die Karten ſinken und klappernd
Stürzte die Brill' auf den Tiſch, ſchnarchend ſenkt' er das Haupt.
„Eia," rief ich, „popeia!" und rückte der Himmliſchen näher,
Nickte der Alte herab, küßten den Takt wir dazu.

6.

Schwager! Schwager! Hülfe! Zu Hülfe, mein Schwäh'r! Ach wo biſt du!
Räuber und Mörder! Ein Spitz-Bub laurt hinter dem Baum!
Laut ſo rufend entflog wie ein Pfeil ſie und rauſchte dem Baum zu,
Wo wir, vertieft in Geſpräch, 's Schwägerchen lauſchen geſpürt:
Denn an dem Stamme hervor dort guckte der Schlafrockzipfel.
Voller Entſetzen entwich aus dem Verſteck der Spion,
Anfangs ſchleichend, ein Katz, dann, hinter verbergenden Sträuchen,
Springend, ein luſtiger Haſ', dem auf den Ferſen die Jagd.

Digitized by Google

7.

„Liebendes Völkchen iſt eitel!“ behauptete launig ein Männlein,
Schleunig entgegnet' ich ihm, daß ein Verläumder er ſei. —
Nimmer vergeß' ich des Tags, da in thauigee Frühe ſich Hulda,
Trällernd ein ländliches Lied, ſchmückte zum herbſtlichen Feſt,
Seh's noch heut, wie erröthend den Unverhofften ſie ſchaute,
Tief wie die Lilie verſchämt, ſchaut ihe die Roſ' in den Kelch.
Ungefeſſelt noch ſtrömte des Haupthaars dunkele Fülle
Ueber den Nacken von Schnee glänzend und duftend herab,
Kaum noch zur Hälfte entflohn der Papilloten Verpuppung,
Schwankten ihr übee dee Stirn Locken und Löckchen herab,
Locker nur war das Gewand vom ſeidenen Gürtel gefeſſelt,
Und nue von Schleiern umwebt ſchien ihr die leuchtende Beuſt.
Aber ich ſtebe, verſenkt in Träume der himmliſchen Schöne,
Ohne Bedenken und Arg plötzlich in Liebchens Gemach.
Ha, wie voll Schrecken ſie floh! Doch vom deegenden Mantel umfloſſen,
Schloß ſie den Lieben ſogleich fromm an das zäetliche Herz. —
Alſo verwerf ich den Satz: „das liebende Völkchen iſt eitel!“
Sollen's die Mädchen denn ſein, ſind's doch die Liebenden nicht.

8.

Kaum nach ſtaubiger Wandrung detret' ich die Schwelle des Gaſthofs,
Und ſchon umſchwebt mich, ſchon blickt freundlich die Muſe mich an.
Was ich geſehen, verkläet ſie. Die Waldungen rauſchen prophetiſch,
Weidender Heerden Geläut tönt mie die Sage von fern,
Leuchtend erhebt ſich ein Schwan aus dem düſteren See und ſein Lied ſingt
Von der verſunkenen Welt unter der flüſternden Flut.
Plötzlich hervor aus Gewölk blitzt weithin ſtrömend die Sonne,
Wogen und Kräuter und Fels ſchweben in zitterndem Glanz:
So ſtrömt über mein Herz die Liebe. Vergoldete Gipfel
Glühn die Gedanken und ſchaun in das romantiſche Land,
Wa du als Königin gehſt im Diademe der Schönheit,
Unermeßlichem Schatz himmliſchee Liebe gebeutſt.
Haſtig leer' ich das Glas. „Herr Wirth, ein Zimmeechen, einſam,
Traulich eng, ungeſtöet, Feder und Dint' und Papier!“
Alſa ſitz' ich und dichte, es wachſen zu Tagen die Stunden,
„Auf!“ ſchon ruft es, verſäumt ließ ich des Reiſenden Pflicht.
„Zuchthaus, Kunſtcabinet, Parad', merkwürdige Männer!“
Sprach dee beredte Maequrue — nun iſt im Rücken die Stadt.
Was nun erzähl' ich daheim den geſpannt neugier'gen Couſinen?
Weh! ſchon ſchauen die drei Köpfe ſymmetriſch mich an.
Steht, o ihr Muſen, mie bei, kühn ihnen in's Antlitz zu dichten,
Was ich doch nimmer erlebt! Hüllet in Wolken mich ein!
Rettet! Entrückt mich im Nu dem fixirenden Blick dee Couſinen,
Wäheend verſteinert ſie ſtehn, traget zum Liebchen mich hin.
Dann, o ihr Hohen, enteilt! Ein Engel öffnet die Aeme,
Himmliſch lohnt mich ſein Kuß für das geſungene Lied.

9.

„Fledermäuschen, wee bin ich? du nickſt und ſcheinſt mich zu kennen,
Gleich erkannt' ich auch dich mitten im Maskengewühl!“
Abee ſie floh kopfſchüttelnd und kichernd, es trug ſie der Töne
Wiegende Woge hinweg, unter den wirbelnden Schwall. —
Dieſe Geſtalt, wie ſie tief in's innerſte Herz mie geprägt iſt,
Sicher mit Liebesgewalt ſelbſt die verhüllte mich trifft!
Stunden unendlichee Wonne, die Tage des Glückes, Erinn'rung,
Hoffnung und Gegenwart gankeln als Engel um ſie. —
„He, Herr Ritter!“ da flüſtert es plötzlich und zupft mie am Schwert ſtark,
Wieder mit Nicken ſchon ſtand Fledermäuschen bei mir.
Schnell ergriff ich die Hand, die ſüßgewohnte, und ſchrieb ihr
„Du,“ das Wörtchen, hinein, aber ſie lachte, verwarf's,
Malt' auf den pappenen Schild mie behend mit zirkelnden Finger:
„Amor!“ — Mädchen, du neckſt! Amor wär' ich, der Held?
Unter der Schönheit Panier vereint ee die Frauen, erobert
Ihnen die ſeufzende Welt; ach, ſein Gefangner bin ich!
Hegſt du Zweifel? Bejaheſt? — Verneinſt? — Sag' an, wie verſteh' ich's? —
Aber ſie winkte, befahl: „Folge mir, ſchau, wer du biſt!“
Fern bald ſcholl die Muſik, durch weite gewundene Gänge
Rauſchten wie, wandten uns raſch jetzt in ein Seitengemach.
Da rief ſchnell ſie: „wer biſt du? geſteh's!“ warf plötzlich die Maske,
Käppchen und Domino ab — „Pſyche du! — Amoe bin ich!“
Seligee Schrecken, als vor mir das Mädchen im himmliſchen Reiz ſtand,
Leuchtend in Götteegeſtalt, nur ein verwirklichter Traum!
Silbern ätheriſch umfloß ein zart anſchmiegend Gewand ſie,
Flimmernd am Nacken empor zitterten Schwingen von Licht,
Und wie im innerſten Kelch erröthet die ſchneeige Roſe,
Flog hell ſchimmernde Glut über das holde Geſicht.
„Trag' ich noch all' dies Glück? O laß deine Kniee mich umfangen!“
Aber ſie hob mich empor, noch durchſchau'rt mich der Kuß.
„Theurer, wie bin ich beglückt! Hier ſchattet die Palme der Liebe,
Toſ't nicht der Wirbel, der mich ach! und der dich mir entrückt.
Dort, mir graut vae mir ſelbſt, ich dünke mein eignes Geſpenſt mir,
Das mit der nächtigen Schaae murmelt und ziſcht und kreiſ't.
Himmelsluſt dir am Herzen! Bedrängt ſeufzt heimliche Liebe
Unter der wachenden Hut, ſie zu betrügen, wie ſüß!
Gern erſchien' ich ihr ſtets als Fledermaus, doch als Pſyche
Einzig, Geliebter, nur die, dee du die Liebe mir biſt;
Dich ſucht Pſyche, ſie trau'rt, wo du nicht biſt; unabläſſig
Flattert ſie ängſtlich umher, ſucht dich zum ewigen Bund:
Ach! viel Prüfungen ſteht das einſam gefolterte Weib aus,
Und aus dem Tartarus ſtrebt noch ſie vergebens herauf.
Horch! ein Tritt! er gemahnt mich, er ſcheucht mich zurück in's Getümmel,
Murrt die Muſik nicht? — Halt, Amor, Pſyche doch ſich —“
„Ja, dich halt' ich getroſt! Die geweihete Stunde beſchirmen
All' die Unſterblichen, ſcheu birgt ſich der Dämon und flieht.
Darum vertrau'! Laß Jene bethört und die Glücklichen auf ſein,
Dort irr' tobende Luſt, Stille der Seligkeit hier!
Mögen ſie ſchwirren und ſchwanken! Wie wiegen auf Flügeln der Liebe
Uns in den Himmeln und tief unter uns dreht ſich der Ball.“

10.

Unverſchämte Caroſſen! Man hört nicht und ſieht nicht, ſie raſſeln
Mörderiſch hin, und umſonſt ſucht man im Fliehn Trottoirs.
Schmieg dich, Liebchen, mie an, nur eilig vaebei dem Theater!
Bald dann wandeln wir ſtill, einſam ſelig dahin.
Siehſt du den drängenden Schwarm? er zahlt, er miethet als Vorſpann
Vor den Wagen der Zeit ſich das geflügelte Roß.
Darum iſt es geſcholten, das unglückſelige Völkchen;
Sucht doch anderen Rath. wählet nur unſer Geſpann!
Sie ſitzt Amoe zu Bock; der kleine betrunkene Schwager
Peitſcht auf die Pferdchen, erreicht immer zu früh die Station.

11.

Muhme, o engliſche Muhm', ſchaff Blumen zum morgenden Feſte!
Liebchen, zum Schmucke für dich ſind nach die Gärtner zu arm.

„Was mein Gärtchen vermag, ſei euer, nur pflücket behutſam!“
Sprach's leutſeligen Ernſts, reichte den Schlüſſel mir dar.
„Doch — Herr Vetter, erlaubet, ich ſelbſt —“ Zu ſpät, ſchon entſchlüpft' ich,
— Gänzlich vergebens! noch war Würdiges nirgend erblüht.
Traurig ging ich vorbei am Gewächshaus, klein, doch von Pracht voll,
Centifolien-Glut ſchien durch den gläſernen Flor.
Hätt' ich den Schlüſſel! — Was ſeh' ich? Ein Fach an der Seite geöffnet! —
Schnell ich hinein, ein Bouquet glühender Knoſpen ſtipitzt! —
Sieh nur, ſprach ich, mein Mühmchen, ich bin auch beſcheiden geweſen!
„Was? — Aus dem Treibhaus?“ Ja! War es die Meinung denn nicht?
O ſo bedaur' ich's von Herzen! — Sie macht' ein Geſicht, das ſehr ſchief war:
„Böslicher Vetter, warum habt ihr mir ſolches gethan!“
Halb mit erröthendem Dank und halb mitleidigen Ausdrucks
Um der Beraubten Verluſt — halb mit der Freude der Braut,
Halb auch verkündend das Weib, das zärtlich die Knoſpen behütet,
Blickte die Liebſte mich an, drückte die Roſen ans' Herz.
Aber die Muhm' ſah's ſtaunend, erhob ſich entſetzt, ſtand, blickte,
Schreitend zur Thüre hinaus, häßlich die Liebliche an.
Da ergriff mich das Mädchen und drückte unzählige Küſſe
Süß mit dem ſammetnen Mund mir auf die fühlende Hand.

12.

Sucht mich heim Herr Vetter, der Kaufherr, ſpricht mit Gelächel:
Macht euch, Freundchen, im Ernſt, nicht zum Geſpötte der Stadt!
Denn, wie ich höre, ſo ſeid ihr nunmehro verliebt, wollt freien,
Aber habt ihr ein Amt oder ſolides Geſchäft? —
„Nein, Herr Vetter, ihr wißt es, ein liebender Schwärmer, ein Dichter
Lebt von der himmliſchen Luſt, auch von der Schönheit der Braut.“
Hochroth, ja, wie mir ſchien, in's Bläuliche färbte das Antlitz
Jetzt des Ergrimmeten ſich; aber ich ſprach: „Mit Verlaub,
Wißt ihr den Namen der Braut?“ Nein. „Ha, iſt ein Himmel voll Sterne!
Perlen und lauteres Gold! Macht unermeßlich mich reich!“
Wahrlich, die Alte da drüben? Die Reiche? Iſt's möglich!
Wer hat euch plötzlich gemacht zu dem verſtändigen Mann?
Brav! Charmanter Gedank'! Hätt's wahrlich in euch nicht geſucht! — Brav!!
Und ich bezeug' euch hiermit meinen beſondern Reſpect.

13.

Ueber den ſchreienden Markt hin eil' ich zum Liebchen in Schnellſchritt,
Doch bald hier, bald dort hemmt mich das wüſte Gedräng;
Tauſend Feilſchende gehen und ſtehn, ſie bieten, erwägen,
Koſten, betaſten, beſchaun, prüfen mit Kennergeſicht
Milch, Wurſt, Schinken, Salat, Bücklinge, Geflügel und Wildpret,
Eier, auch Butter, Gemüſ', plätſchernde Fiſche im Faß.
Hell an der Ecke dort ſingt's, ſpaziert und flattert im Käfig,
Vöglein ſind es, wie bunt! „Alte, wie hoch iſt der Preis
Hier von dem Gimpel? Was pfeift er? Doch ſolcher erboßt gar zu leicht ſich;
Iſt nicht ein Stieglitz zu Kauf, der ſich das Wägelchen zieht?
Habt nur den einz'gen noch? Schad', der mauſert ſich, ſieht wie gerupft aus,
Einen ſo garſtigen Spatz brächt' ich der Schönſten nicht gern.“
Seht mir doch! Garſtig! Und Spatz! Ei Geduld nur, die Herzallerliebſte
Mauſert ſich auch noch und der wächſt auch kein Federchen nen.
„Gallichte Her' du!“ wollt' ich in Zorn ausſprühn, doch verhielt ich's,
Kaufte das Thierchen und ſprach, eilend zur Braut, im Gemüth:

Jetzt biſt du ſchön wie der Tag! Ich ſchwelg' in der Schönheit, die du biſt,
Trinke mit glühendem Durſt ihren beperlten Pokal,
Jetzt, in des Herzens Entzückung und Götterbedürfniß, erblaßt' ich,
Schlöſſe dem lechzenden Mund ſich der elyſiſche Born.
Doch fließt einſt er mir kärglich und kärglicher, will ich nicht klagen,
Noch im Entſchwinden den Reiz ſegnen, der früh uns geeint.
Denn wir ſind unſer! Es fliehe die Jugend, erbleiche die Schönheit,
Iſt unſterblich das Herz, iſt es die Liebe zuerſt:
Hoch am Haupte des Königs erglänzt noch die köſtliche Perle,
Längſt iſt die Muſchel zerſtäubt, welche im Meer ſie gebar.

Wiederſehn.

1.

„Ich mußte Monde, Jahre ſchmachten,
Doch nie wie dieſe Stunde wachten
Der Sehnſucht heiße Schmerzen auf.
Noch immer ſtumm und leer die Ferne!
Schon blinken einzeln kleine Sterne,
Der Mond beginnt den ſtillen Lauf.

O hätten ihre Roſſe Flügel
Und brauſ'ten mit verhängtem Zügel
Durch Dämmerluft wie Drachenflug! —
Da rollt es!“ — Wie vom Sturm getragen
Sauſ't raſch heran ein Götterwagen —
„Sie iſt's, ſie winkt, ſie ſchwingt das Tuch!“

Die ſchwarzen Roſſe ſchnauben, ſpringen,
Und ſchon erkenn' ich ſie! — vergingen
Die Sinne mir? — heiß blieb ich ſtehn.
Sie kam, ſie flog mir froh entgegen,
Und wie in's Gras ein Blütenregen
Sank ſie in meinen Arm ſo ſchön.

Und Wonneſtammeln, Namennennen —
„Soll nichts, ſoll nichts uns wieder trennen?
Biſt noch wie einſt, biſt ewig mein?“ —
Wir ſchaun uns an, erbeben, bangen,
Wir halten, laſſen uns umfangen
Uns wieder in Entzückungspein.

Wir ſprechen — alle Worte ſtocken,
Erglühend küß ich ihre Locken,
Des vollen Nackens Liliengrund,
Die ſüß geſenkten Augenlieder,
Die klare Stirn, und immer wieder
Zuletzt den roſenknoſp'gen Mund.

„Halt' ich denn wirklich dich umfangen?
O wie dein Blick all' mein Verlangen
Zugleich beſchwichtigt und erregt!
Du biſt's, du biſt es, die mir lächelt,
Mit Engelflügeln mich umfächelt,
Mich an der Bruſt zum Himmel trägt!“

O wonneſelig Wiederfinden!
O ſchmerzreich, wolluſtvoll Umwinden!
O Liebesanblick, tauſendmal!
Uns immer neu an's Herz zu ſinken,
Und immer durſt'ger nur zu trinken
An unſrer Liebe Luſt und Qual!

2.

Wir hatten uns ſo viel zu ſagen
Von all' den hingeſchwund'nen Tagen,
Der Liebe kummervoll allein,
Wir konnten uns nicht auserzählen,
Nicht ſatt uns freuen, ſott uns quälen
An unſrer Seligkeit und Pein.

Wir ſchwärmten durch die gold'nen Felder,
Wir ſtiegen in den Dom der Wälder,
Wir pflückten Blumen aus dem Klee,
Der Schäfer blies, die Bäche ſchäumten,
Wir ſchauten uns im Quell, wir träumten,
Uns war ſo wohl, ſo ſelig weh.

O wer kann ſolches Glück ermeſſen!
Die alte Trennung war vergeſſen,
Das alte Leid verblaßt und todt;
Und unſre Liebe, unſre Wonne,
Sie ſah der Mond, ſie ſah die Sonne,
Sie ſah das frühe Morgenroth.

O ſelig Aug' im Auge Weiden!
Der Abend kommt, er will uns ſcheiden —
Der Tag war nur ein Pendelſchlag;
Noch dieſen Kuß! — ein ſüß Umfaſſen —
„O Mädchen, nein, kannſt du mich laſſen
In holder Nacht, der Liebe Tag? —

Komm, geh' mit mir die Bergespfade;
Enthüllt im klaren Mondlichtbade
Ruht, hoher Träume voll, die Nacht.
Gefallen ſind der Erde Schranken,
Gehüllt in ſel'ge Lichtgedanken
Hält nur der Mond am Himmel Wacht."

Johann Wilh. Peterſen,

am 1. Julius 1649 zu Osnabrück geboren, gebildet für das Studium der Theologie und Philologie zu Lübeck, Gießen und Roſtock, war eine Zeitlang Magister legens zu Gießen, dann Profeſſor der Poeſie zu Roſtock, hierauf Paſtor zu St. Egidien in Hannover und ſpäter Superintendent zu Eutin. 1686 wurde er Dr. theol. zu Roſtock, 1688 Superintendent zu Lüneburg, doch 1699 ſeines Chiliasmus wegen entſetzt. Er wohnte nun zu Magdeburg und ſtarb auf ſeinem Gute Thymern bei Zerbſt am 31. Januar 1727.

Er ſchrieb:

Stimmen aus Zion. Halle 1698.
Neue Stimmen aus Zion. Halle 1701, 12.
Geheimniß der Wiederbringung aller Dinge. 3 Thle. Fol. Halle 1702.
Das Geheimniß der Gottſeligkeit. Ebendaſ. 1704.
Das Lebrn Joſephs. Ebendaſ. 1705.
Oeffnungen des Geiſtes. Ebendaſ. 1706.
Die Hochzeit des Lammes und der Braut. Ebend. 1707.
Eid- und Pflichtpredigten. Ebendaſ. 1708
Das Geheimniß der Arbeiter im Weinberge. Ebendaſ. 1713.
Selbſtbiographie. Halle 1717. Neue Auflage 1719.

Feurige Begeiſterung, Kraft der Rede, tiefes, inniges Gefühl und ein für ſeine Zeit edler und einfacher Stil in ſeinen proſaiſchen Leiſtungen, ſo wie Lebendigkeit und Begeiſterung in ſeinen Liedern, weiſen dieſem Manne eine für ſeine Zeit nicht geringe Stellung an.

Johanne Eleon. Peterſen, geb. v. Merlau,

geboren am 20. April 1644 zu Frankfurt am Main, war ſeit 1680 mit Dr. Joh. Wilh. Peterſen vermählt und eine treue Anhängerin der religiöſen Meinungen ihres Gemahls. Sie ſtarb im Jahre 1720.

Sie ſchrieb:

Verſtändniß der heil. Offenbarung Jeſu Chriſti.
Verklärte Offenbarung. Geiſtlicher Kampf der geiſtlichen Ueberwinder. Herzensgeſpräche mit Gott. 3 Thle. 1691.
Selbſtbiographir. Bei der Biograph. ihres Mannes. 1717 neu bearbeitet von F. Horn im Frauentaſchenbuche für 1820.

Lebendigr Phantaſir, Kraft der Darſtellung, Tiefe und ſchwärmeriſche Gluth, waren dieſer merkwürdigen Frau eigenthümlich und offenbarten ſich in ihren Schriften.

Sam. Friedr. Erdmann Petri,

geboren am 20. October 1776 zu Budiſſin, ward 1803 Vicedirector des Schullehrer-Seminars zu Dresden-Friedrichsſtadt, 1805 Profeſſor am Gymnaſium zu Fulda, 1807 Vicar der proteſtantiſchen Gemeinde und ſpäter Kirchenrath, Inſpector, Schulrath und evangeliſcher Prediger daſelbſt.

Wir beſitzen von ihm:

Compendiöſe Frauenzimmer-Bibliothek. Leipzig 1800.
Magazin der pädagogiſchen Litteratur-Geſchichte. 2te Samml. in 2 Bden. Leipz. 1805—1807.
Die Abendmahlsfeier. Neuſt. 1805.
Deutſche Homöophonik. Pirna 1805. 2te Aufl. 1807.
Neuer Dolmetſcher oder Handbuch der Fremdwörter. Leipz. 1806. 5. Aufl. Dresden 1827, 2 Th.
Lehrbuch der ſtädtiſchen Gewerbkunde. Leipz. 1807.
Vorſchule der Sprachlehre. Leipz. 1808. N. Aufl. 1811.
Vorkenntniſſe der Verskunſt. Pirna 1809.
Grundſätze der Wohlredenheit. Pirna 1809. Neue Aufl. 1818.
Kronos. Gießen 1817.
Ueber Dichtkunſt und ihre Geſchichte. Leipz. 1817.
Hellas. Leipz. 1818.
Erinnerungen an Napoleon und Philipp von Macedonien. Schmalkalden 1822.
Das Chriſtenthum, in ſeinem Entſtehen u. Eiſenach 1822.
Klio und Kalliope. Eiſenach 1822.
Hellenen. Eiſenach 1823.
Maiblumen. Hanau 1826.
Eichenkränze. Wiesbaden 1826—28, 4 Bde.
National-Kalender der Deutſchen. 2 Bände. Leipz. 1828—30.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Ein eben ſo gründlicher als klardenkender und freiſinniger Gelehrter, der die Wiſſenſchaft ſtets mit dem Leben in Verbindung zu ſetzen wußte, und namentlich für die Verbeſſerung und Bildung des Gymnaſial-, wie des Realſchul-Unterrichtes mit unermüdlicher Thätigkeit wirkte.

Heinr. Karl Friedr. Peucer

ward am 26. September 1779 zu Buttſtedt geboren, ſtudirte zu Jena Jurisprudenz, wurde 1805 Hofadvocat zu Weimar, 1807 Legationsſecretär zu Paris, 1809 geheimer Staatskanzleiſecretär zu Weimar, 1810 Regierungsaſſeſſor, 1811 Rath, 1816 geheimer Regierungsrath und Oberconſiſtorialdirector und 1839 Präſident des Oberconſiſtoriums daſelbſt.

Er ſchrieb:

Landſturmblatt. Weimar 1817—19.
Heroismus alter und neuer Zeit. Erfurt 1817.
Claſſiſches Theater der Franzoſen. Leipz. 1819 ff.
Weimariſche Blätter. gr. 12. Leipz. 1834.
Ein Theaterabend. Dramat. Studien. 8. Leipz. 1835.

Ein feiner Geiſt, der trotz ſeiner bedeutenden Berufsgeſchäfte doch mit großem Erfolg die Künſte cultivirte und bei großem Gedankenreichthum, Anmuth und Zartheit es zu einer ſeltenen Meiſterſchaft in Behandlung der Sprache und Form brachte, was er namentlich in ſeinen Uebertragungen claſſiſcher franzöſiſcher Tragödien auf das Glänzendſte beurkundete.

Nikolaus Peucker,

geboren in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in Schleſien, war kurfürſtlich brandenburgiſcher Kammergerichts-Advocat, Stadtrichter und Rathskämmerer zu Köln an der Spree und ſtarb im Jahre 1674.

Wir beſitzen von ihm:

Die rechte klingende luſtige Pauke von 100 ſinnreichen Scherzgedichten, herausgegeben v. D. Chr. Pfeffer. Berlin 1702. 12.

Ein für ſeine Zeit ſehr hübſches lyriſches Talent, trotz dem damaligen Geſchmacke voll Natürlichkeit und gemüthlicher Leichtigkeit, die beſonders in ſeinen Wiegenliedern und Geſängen auf die Jahreszeiten hervortreten.

Johann Pezzl,

geboren im Jahre 1756 zu Mollersdorf in Baiern, lebte eine Zeitlang privatiſirend in Salzburg und Zürich und ward 1785 Secretär, Lector und Bibliothekar des Staatskanzlers Fürſten von Kaunitz in Wien und 1791 Mitglied der Chifferkanzlei. Er ſtarb 1836.

Es erſchien von ihm:

Briefe aus dem Novizìat. 4 Bde. Zürich 1780—83.
Fauſtin oder das philoſophiſche Jahrhundert. Zürich 1783. Neue Aufl. 1788.
Biographiſches Denkmal Risbecks. Kempten 1786.
Skizze von Wien. 6 Hefte. Wien 1786—90. 4te Aufl. 1803.
Sincerus der Reformator. Frankf. u. Leipzig 1787.
Vertraute Briefe über Katholiken und Proteſtanten. Straßburg 1787.
Denkmal auf Stall. Wien 1788.
Charakteriſtik Joſephs. Wien 1790. 4te Aufl. 1807.
Laudon's Leben. Wien 1790.
Eugen's Leben. Wien 1791.
Ulrich von Unkenbach und ſeine Steckenpferde. 2 Thle. Wien 1800. 2.
Neue Skizze von Wien. Wien 1805 ff. 3 Hefte.
Beſchreibung der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien. 5te Aufl. Wien 1820.
Gabriel und die Stiefmutter Natur. Wien 1810.

Der Roman Fauſtin, die Briefe über den Katholicismus und die Biographie Joſephs II. erwarben P. zu ſeiner Zeit den Ruhm eines praktiſchen Philoſophen und gediegenen Denkers, den er jedoch nicht bis an ſeinen Tod behauptet hat. Nicht ohne Talent für populäre Darſtellung und Gewandtheit, in der Schilderung fehlt es ihm doch an Tiefe und Gedankenreichthum; er bewegt ſich nur auf der Oberfläche und gefällt ſich hier in breitem Raiſonnement, das er als gründlich und erſchöpfend betrachtet.

Karl Alexander Friedr. Pfaff

geboren am 22. Februar 1795 zu Stuttgart, ſtudirte zu Tübingen und lebt als Dr. philosoph. und Conrector am Gymnaſium zu Eßlingen.

Er ſchrieb:

Denkmal Dr. Martin Luther's. Heidelb. 1817.
Geſchichte Württembergs. Reutlingen 1818—20, 2 Th.
Handbuch der Weltkunde. Tübing. 1823—28, 6 Th.
Geſchichte des Reichstages zu Augsburg 1530. 2 Th. Stuttg. 1830.

Ein tüchtiger und wackerer Hiſtoriker, der mit gründlichem Quellenſtudium eine treffliche, klare Darſtellungsweiſe verbindet.

Gottlieb Konrad Pfeffel

ward am 28. Junius 1736 zu Kolmar geboren, ſtudirte in Halle Jurisprudenz, hatte aber das Unglück, 1757 ganz blind zu werden. 1768 wurde er heſſen-darmſtädtiſcher Hofrath und legte ein proteſtantiſches Erziehungsinſtitut unter dem Namen Kriegsſchule zu Kolmar an. Dieſes ging während der Revolution ein und er beſchäftigte ſich nun allein mit Literatur, bis er 1803 Präſident des neuerrichteten Conſiſtoriums zu Kolmar wurde. Er ſtarb am 1. Mai 1809 daſelbſt.

Er hinterließ:

Poetiſche Verſuche, in 3 Büchern. Frankf. 1761, 8.
Der Schatz. Schäferſpiel. Frankf. 1761, 8.
Verſuch in einigen Gedichten. Frankf. 1762, gr. 8.
Der Einſiedler. Trauerſpiel. Karlsruhe 1763, 8.
Philemon und Baucis. Schauſp. Straßb. 1763, 8.
Theatraliſche Beluſtigungen nach franzöſiſchen Muſtern. 1—5. Sammlung. Frankf. u. Leipz. 1765, 1766, 1767, 1770 u. 1774, 8.
Neue Beiträge zur deutſchen Makulatur. Frankf. 1766, 8.
Dramatiſche Kinderſpiele. Straßb. 1769, 8.
Lieder für die Kolmariſche Kriegsſchule. Köln 1778, 8.
Hiſtoriſches Magazin für den Verſtand und das Herz. 2 Bde. Neue Aufl. Straßb. 1792, 8. Franzöſiſch und Deutſch.
Fabeln, der helvetiſchen Geſellſchaft gewidmet. Baſel 1783, 8.
Poetiſche Verſuche. 3 Thle. Baſel 1789, 1790, 8.
Poetiſche Verſuche. 8 Thle. 4te Aufl. Tübingen 1802—1805, 8.
Proſaiſche Verſuche. Tübingen u. Stuttgart 1810—1813, 10 Thle.
Supplementband zu den poetiſchen u. proſaiſchen Verſuchen. Ebendaſ. 1820.

Geſunder Verſtand, reiche Phantaſie, ſchlagender Witz, warmes, tiefes Gefühl und ein nie erkaltender Eifer für Wahrheit und Recht, treten in allen Poeſieen dieſes trefflichen Mannes, dem die Muſe eine tröſtende Begleiterin durch die Nacht ſeines Lebens war, glänzend hervor und beurkunden auf das Entſcheidendſte ſeinen Beruf für Poeſie. Am glücklichſten war er in der zu ſeiner Zeit noch häufiger cultivirten Gattung der poetiſchen Epiſtel, in welcher eine edle männliche Sentimentalität ihren Eindruck auf den Leſer nie verfehlt, und vor Allem in ſeinen Fabeln, in welchen er bis jetzt noch unübertroffen daſteht, da er ſich von der gewöhnlichen naiven Kindlichkeit der Aeſopiſchen Fabel fern hielt und einen ſatiriſch-ſentimentalen Ton annahm, welcher trefflich zu den behandelten Gegenſtänden paßte, die Pfeffel zugleich auf eine leichte, maleriſche Weiſe darzuſtellen wußte. Nicht minder gelungen ſind ſeine poetiſchen Erzählungen, denen ſeine proſaiſchen Verſuche dieſer Art nachſtehn; am unbedeutendſten dagegen erſcheinen ſeine, meiſt franzöſiſchen Originalen nachgebildeten, dramatiſchen Leiſtungen.

Gedichte von Gottl. Konrad Pfeffel.

Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen ſaß,
Seines Sternenſcheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leiſe kroch aus faulem Moos
Seine Nachbarin,
Eine Kröte, hin und ſchoß
All ihr Gift auf ihn.

Ach! was hab' ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ei! fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzeſt du?

Der Schmetterling und die Biene.

Die Biene ließ den Schmetterling
Einſt ihre fetten Speicher ſehen.
Schön! rief der bunte Gaſt: doch muß ich dir geſtehen,
Ich tauſchte nicht mit dir. — Warum nicht dummes Ding,
Was haſt denn du? Laß ſehn; wir wollen inventiren.
Ich hab' ein volles Haus! — Und ich . . . nichts zu verlieren!

Die zwei Griechen.

Zwei Griechen, welche durch das Band
Der Sympathie verbrüdert waren,
Verließen jung ihr Vaterland,
Und ſuchten Glück bei den Barbaren.
Das Schickſal trennte ſie; Porphyr
Kam nach Illyrien, ward Kriegsknecht, Officier,
Spion, Feldmarſchall, Großvezier,
Und kurz, in Zeit von zwanzig Jahren
Beſtieg er als der Schwiegerſohn
Des Königs den ererbten Thron.
Aret, der nichts von ihm erfahren,
Kam als ein armer Philoſoph,
Vom Unglück ſtets verfolgt, an ſeines Freundes Hof,
Der eben Audienz ertheilte.
Was ſeh ich? Himmel! rief Aret,
Der weinend ihm entgegen eilte,
Porphyr! mein Bruder? — Was? fiel Seine Majeſtät
Erröthend ihm ins Wort; hinweg mit dieſem Tollen,
Der unſern Stand vergißt! Vielleicht hat gar ein Feind
Sich hinter ihm verbergen wollen.
Vergieb mir, ſprach Aret, ich hätte keinen Freund
Auf einem Throne ſuchen ſollen!

Der junge Haſe.

Mit ernſtem Schritte, wie der Held
Von Mancha, kam ein junger Haſe
Nach Haus, und ſeine wunde Naſe
Schien laut zu rufen: Staune, Welt!

Du bluteſt, Neffe? ſprach ein Greis
Zu ihm, was hat ſich zugetragen?
Je nun, ich habe mich geſchlagen,
Verſetzt er, und der Kampf war heiß.

Was, rief die ganze Sippſchaft aus,
Geſchlagen? wie? mit welchem Feinde?
Mit einem Hund? — Ja, liebe Freunde,
Mit einer ungeheuern Maus.

Der Goldfaſan.

Es war einſt eine Hungersnoth
Im Thierreich; alles ſchrie nach Brot;
Ein Goldfaſan ſchlich matt und ſchwer
Und ächzend durch den Hain daher.

Ihm ſah ein Specht von ferne zu
Und ſagte, Freund, was ächzeſt du?
Verkaufe nur dein reiches Kleid,
So haſt du Brot auf lange Zeit.

Dem Goldfaſan gefiel der Rath;
Er ſetzte ſeinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamſter ab,
Der ihm dafür viel Körner gab.

Nun pflegt er ſich bei Fürſtenkoſt,
Doch plötzlich kam der Winterfroſt,
Und plötzlich war der arme Narr
Am nackten Leibe blau und ſtarr.

O weh mir, ſprach er nun zum Specht,
Mein guter Freund, dein Rath war ſchlecht!
Ich weiß, man ſtirbt aus Hungersnoth,
Doch, wer erfriert, iſt gleichfalls todt.

Guarin und Lydia.

Eine ſpaniſche Legende.

Ein reicher Fürſt war Don Alvar,
Der Graf von Barcelone;
Allein das reinſte Kleinod war
Sein Kind in ſeiner Krone.

Die Büßerin von Magdala
In ihren Flitterjahren
War kaum ſo ſchön, als Lydia,
Von Antlitz, Wuchs und Haaren.

Auch ſagte mancher Ritterſohn
Mit ſüß berauſchtem Sinne:
Weit lieber, als des Vaters Thron,
Wär' mir der Tochter Minne.

Guarin, der Hofmarſchalk, ein Fant
Voll gleißneriſcher Tücke,
Schoß oft nach ihr, von Luſt entbrannt,
Verſtohlne Sperbersblicke.

Doch Lydia verſtand ſie nicht.
Nun wagt er's gar, zu ſprechen.
Sie zürnt und droht dem frechen Wicht,
Die Ungebühr zu rächen.

Er bebt vor Furcht, ſein Auge ſprüht
Vor ſtolzer Wuth; das Feuer
Der Hölle, das ſein Herz durchglüht,
Macht ihn zum Ungeheuer.

Er heuchelt Reue, ſpäht und wacht;
Mit Gold ſprengt er die Thüren,
Und läßt das Fräulein bei der Nacht
Auf ſeine Burg entführen.

Er ſelber bleibt am Hof zurück,
Um dem Verdacht zu wehren,
Und theilt mit tief geſenktem Blick
Des armen Vaters Zähren.

Der erſte Sturm iſt kaum verhallt,
So ſteigt er zu der Schönen,
Und will mit trotziger Gewalt
Sein Bubenſtück nun krönen.

Digitized by Google

Sie fällt aufs Knie, ſie weint, ſie fleht.
Er lacht mit kaltem Blute;
Sein Frevel wächſt. Sie widerſteht
Mit Amazonen-Muthe.

Nun zückt er, um ſie zu bedräun,
Mit grimmiger Geberde
Den blanken Dolch. Sie rennt hinein
Und ſtürzet todt zur Erde.

Er ſchaudert; kaum erſtickt ihr Blut
Die Luſt in ſeiner Seele.
Er ſchleppt voll Angſt und ſtiller Wuth
Den Leib in eine Höhle.

Fürſt Satan lacht; wie Donnerſturm
Schallts in des Frevlers Ohren.
Er zagt, er krümmt ſich wie ein Wurm,
Und will ſich ſelbſt durchbohren.

Ein raſcher Blitz lähmt ſeine Hand,
Der das Gemach entzündet,
Und Lydia im Lichtgewand
Zeigt ihm ein Kreuz und ſchwindet.

Er ſtarrt, er heult; der Hölle Pein
Zerfoltert ſein Gewiſſen;
Er flieht in einen öden Hain,
Um ſeine Schuld zu büßen.

„Ich war ein Thier; als Thier will ich,
Sprach er, bei Thieren leben,
Und nie wag' es mein Auge, ſich
Zum Auge aufzuheben."

Ein hohler Eichbaum ward ſein Haus,
Er kroch auf allen Vieren,
Brach Schwämme, grub ſich Wurzeln aus
Und graſte mit den Thieren.

Oft war's, ob Lydia's Phantom
Ihm vor das Auge träte,
Und heißer floß der Thränenſtrom
In ſeine Bußgebete.

Ach! auch der Vater konnte nie
Sein Buſenkind vergeſſen;
Sechs Jahre ſchon beweint er ſie
Und weiht ihr Seelenmeſſen.

Zum erſten Mal ergötzt Alvar,
Dem erſt vor wenig Tagen
Die Gattin einen Sohn gebar,
Nun wieder ſich mit Jagen.

Er ließ den unbeſuchten Hain
Mit Netzen rund umſtellen,
Und drängte muthig ſich hinein
Mit ſeinen Waidgeſellen.

Auf einmal ſcholl es weit umher,
Daß Berg und Thal erklangen:
Ein Pavian, ein Zeiſelbär,
Ein Oger iſt gefangen.

Man band das Thier; am Leibe rauch,
Bewehrt mit Greifenklauen,
Mit einem Bart bis auf den Bauch,
Wagt es nicht aufzuſchauen.

Der Graf befahl, das ſeltne Wild
Nach ſeinem Schloß zu bringen,
Das bald ein Strom von Menſchen füllt,
Die ſtaunend es umringen.

Da naht' auch mit dem Hofgeſind'
Im dichtgedrängten Schwarme,
Die Amme ſich und trug das Kind
Der Gräſin auf dem Arme.

Kaum blickt es auf den Waldmann hin,
So fängt es an zu ſprechen
Und rufet laut: „Steh auf, Guarin!
Verſöhnt iſt dein Verbrechen."

Zum Grafen ſprachs: „Geraubet hat
Er Lydien das Leben;
Vergieb ihm, Vater, ſeine That!
Auch Gott hat ihm vergeben."

Der Säugling ſchwieg. Die ganze Schaar
Erzittert und erbleichet.
Der Büßer ſchluchzt; indeß Alvar
Verſöhnt die Hand ihm reichet.

Noch ſteht das Volk verſteinert da,
Bekreuzet ſich und weinet,
Als in dem Kreiſe Lydia,
Schön, wie der Lenz, erſcheinet.

Sie flieget an des Grafen Bruſt.
Vor ſüßem Schrecken bebet
Der gute Vater, unbewußt,
Was ihm vor Augen ſchwebet.

„Erkenne mich!" ſprach ſie; „für todt
Lag ich auf kühlem Grunde,
Da ſah Maria meine Noth
Und heilte meine Wunde.

Durch eine unſichtbare Macht
Von meiner Marterſtätte
Im Schlaf entrückt, fand ich erwacht
Mich jetzt auf meinem Bette."

Sie ſprachs. — Die Holde wußte nicht,
Wie lange ſie geſchlafen —
Und ſchmiegte lächelnd ihr Geſicht
An das Geſicht des Grafen.

„Gott," rief der Graf, „ſo iſts kein Traum,
So ſchenkſt du ſie mir wieder!"
Guarin küßt ihres Kleides Saum
Und wirft ſich vor ihr nieder.

„Nun glaub' ich, daß mir Gott verzeiht,
Doch kann ich nie gnug büßen,
Und will mich in der Einſamkeit
Auf lebenslang verſchließen."

So ſprach er, kehrt in ſeinen Hain
Und baut ſich eine Zelle.
Hier zeigt man jetzt noch ſein Gebein
In Sankt Guarins Capelle.

Epiſtel an Phöbe,

an ihrem vierzehnten Geburtstag.

Heut' vierzehn Jahre; theures Kind!
Wie bald vollendet! Wie geſchwind
Eil' ich von meines Mittags Höhe
Ins öde Schattenthal herab!
O! meine Phöbe, gerne flöhe
Ich aus dem Lärm ins ſtille Grab
Zu meinem Sunim, meinem Stab,
Wenn ich nicht — küſſ' die ſüße Zähre
Mir weg — Gemahl und Vater wäre;
Wenn — doch der Gott, der euch mir gab,
Wog unſer Loos auf ſeiner Wage
Und maß den Faden meiner Tage
Am Zepter ſeiner Weisheit ab.
Vergieb mir's, Kind, die feige Klage,
Ein Dankfeſt ſoll dein Tag mir ſein.
Komm, laß mich dich mit Roſen krönen,
Mit dieſem Kuß, mit dieſen Thränen
Weih ich dich mir zur Freundin ein.
Nicht wahr, du fühlſt ihn, gute Phöbe,
Des Titels werth, den ich dir gebe?
Hinfort nicht mehr dein Vater, nein,
Dein Freund bin ich, der dich begleitet
Durchs Land der Täuſchung, und dein Herz
Zum Leiden ſachte vorbereitet;
Denn leiden wirſt du; Luſt und Schmerz
Sind, gleich den Schalen einer Wage,
Hier nie getrennt, und dieſer neigt
Das Herz in ſeine rechte Lage,
Wenn es zu hoch im Glücke ſteigt.
Ein Leben voller Wonnetage
Taugt nur für Engel: Hüte dich
Dir eins zu träumen. Hüllet ſich
Dein Aug' in Wolken; o! ſo weine
Sie auf mein Herz, verbirg mir keine:
Der Schmerz iſt ja nicht neu für mich.
Und wenn — nie denk' ichs ohne Beben —
In dir der neue Trieb erwacht,
Der Mädchen auf ihr ganzes Leben
Beſeligt oder elend macht;
Dann meine Phöbe, dann erwähle
Mich zum Vertrauten deiner Seele.
Nicht ſtreng, nur ſorgſam will ich ſein,
Dein Herz vor Stürmen zu bewahren
Und ihm die namenloſe Pein

Des Streits mit Hang und Pflicht zu ſparen.
Für deine Ruhe fürcht' ich nichts
Vom ekeln Weihrauch ſüßer Laffen;
Am Glanz des reichen Taugenichts
Wird ſich dein Blick auch nie vergaffen;
Doch ſchrecklich ſind die Zauberwaffen
Des feinen Modeböſewichts,
Der nichts von Flammen, nichts von Schmerzen
Der Liebe ſpricht, nur von Genie,
Von Tugend und von Energie,
Von Freundſchaft und von Sympathie,
Und, Vampyrn gleich, am ſichern Herzen
Des Mädchens ſaugt, bis es verdirbt,
So wie vom Wurm die Roſe ſtirbt.
Dank ſei es unſern hellern Zeiten,
Daß Selbſtheit und Sophiſterei
Und Vollkraft und Empfindelei
Der Unſchuld mehr Gefahr bereiten,
Als je die Nacht der Barbarei.
Es fällt mir gleich ein Mährchen bei
Ich will es, Phöbe, dir erzählen,
O laß damit mich meines Zieles,
Dich zu belehren, nicht verfehlen!
Es heißt: Die Klippe des Gefühles.

Ein Dämon, der beim alten Drachen
Mit Ehren als Geſelle ſtund,
Erhob ſich auf das Erdenrund,
Um da ſein Meiſterſtück zu machen.
Er ſollte wie von Anbeginn
Die Zunftgeſetze vorgeſchrieben,
Ein Mädchen ins Verderben ziehn,
Das ſtets der Unſchuld treu geblieben.
Sophie war zum Opferlamm
Erſehn; ein Kind aus edlem Stamm,
Das jeder Reiz der Eva ſchmückte
Und deſſen ſtille Frömmigkeit
Schon oft die Serafim entzückte.
Er kroch in ein Huſarenkleid.
Die Uniform ſprengt alle Thüren,
Und dienet oft zum Talisman
Ein eitles Püppchen zu verführen.
Er meldet ſich bei Fieckchen an
Und ſagt ihr unter tauſend Schwüren,
Sie ſei das niedlichſte Geſicht,
Das ihm von Quebeck bis nach Poſen
Auf ſeinen Zügen aufgeſtoßen.
Reich, ſprach er, Mädchen, bin ich nicht;
Doch wird der Donner erſter Tagen
Den krüpplichten Major erſchlagen;
Dann ſollſt du Frau Majorin ſein.
Was meinſt du! Rede kleiner Nickel!
Das arme Fieckchen war betäubt
Und bebte, wie der Perpendickel
Der Wanduhr. Höhniſch lachend reibt
Jetzt Sphynx (dies war des Helden Name)
Den Schnurrbart auf die zarte Hand.
Jtzt löſt ſich ihrer Zunge Band!
Sie ſchreit und eine alte Dame
Kam hüſtend ins Gemach gerannt;
Die Muhme war's. Der Herzensſtürmer
Ward ſchimpflich aus dem Schloß verbannt,
Und Fieckchen bat den raſchen Thürmer
Würd' er ſich nur von Ferne nahn,
Den Doggen auf ihn los zu hetzen.
Nun fing er erſt zu fluchen an!
Er riß den Dollman ſtracks in Fetzen,
Und wollte nun als reicher Geck
Des Fräuleins Herz in Flammen ſetzen.
Er nennt ſich Graf von Schwarzenegg
Und kömmt in einer Staatskaroſſe
Mit einem königlichen Troſſe,
In einem Kleide, ſtarr von Gold,
Schön, wie der Liebling der Cythere,
Umwölkt von einer Balſamſphäre
Ins adelige Schloß gerollt.
Der Graf ward ſchwebend aus dem Wagen
In Fieckchens Putzgemach getragen.
Er überreichet ihr ſein Bild,
Geziert mit ſeinem Wappenſchild,
In einem Rahmen von Brillanten;
Fleht kniend um des Fräuleins Gunſt
Und ſpielt mit meiſterhafter Kunſt
Den feinen ſchmachtenden Amanten:
Sechshunderttauſend Thaler ſind
Ihr Mahlſchatz, angenehmes Kind,
Wenn Sie zum Bräutigam mich wählen.
Er ſprach's: Ein Käſtchen mit Juwelen
Giebt ſeinen Worten neue Kraft.
Die gute graue Muhme gafft
Entzückt durch ihre Staarenbrille
Den ausgekramten Reichthum an;
Doch Fieckchen blickt in ernſter Stille
Nur auf den üppigen Galan,
In deſſen Aug' ein Feuer lodert,
Das Wolluſt ſtrömt, und Wolluſt fodert.
Ihr Herz verſchließt ſich vor dem Blick:
Mein Herr, ein allzugroßes Glück
Iſt Gift für eine weiche Seele.
Ich kenne mich und ich erwähle
Den Mittelſtand, in deſſen Schooß
Ich ſo viel unvermiſchte Freuden,
So vielen Troſt in kleinen Leiden,
Kurz, mich und die Natur genoß.
Sie ſchweigt; die alte Tante brummet,
Der ſtolze Bräutigam verſtummet,
Ruft ſeinen bunten Phaeton
Und flieget wie ein Pfeil davon.
Triumph! nun weiß ich dich zu packen,
Ruft er, und lacht ſo fürchterlich,
Daß Berg und Thal davor erſchracken;
In wenig Tagen fang' ich dich;
Wo nicht, ſo mögen alle Welten
Mich einen dummen Teufel ſchelten.
Des nahen Sturmes unbewußt,
Ging Fieckchen bei dem erſten Strahle
Aurorens aus dem Sommerſaale
Ins Wäldchen, und mit Engelsluſt
Sah ſie den Quell vom Felſen fallen
Und ſang ins Lied der Nachtigallen.
Da trat ein feiner junger Mann
Mit einem Buch aus dem Gebüſche;
Sein Antlitz kündigt ein Gemiſche
Von Heiterkeit und Wehmuth an.
Mit Ehrfurcht grüßet er die Schöne
Und wiſchet eine ſtille Thräne
Vom Auge. Fieckchen nickt ihm zu
Und fraget ihn mit holder Miene:
Was, edler Fremdling, lieſeſt du?
Das Marterthum der Klementine
Im Grandiſon, erwiedert er
Und ſeufzt. Das gute Mädchen blicket
Ihn zärtlich an; ihr Herz wird ſchwer;
Es hebt ſich ſchneller und erſticket
Nur halb des Seufzers Antwort. — Heil!
Heil dir! verſetzt er, ſchöne Seele;
Doch lebe wohl! Gram iſt mein Theil;
Und Frevel iſt's, wenn ich dich quäle.
Sie hält ihn auf: O Freund! erzähle
Dein Schickſal mir. Nach langem Zwang
Setzt er ſich neben ihr ins Grüne:
Auch mir war eine Klementine
Beſcheert, rief er; doch ach! nicht lang':
Sie ſtarb! — Ein Strom von Zähren drang
Aus Fieckchens Augen; ja ſie fühlte
Für Damon, was ſie nie empfand;
Ein Feuer, das ihr Herz durchwühlte.
Beim Abſchied küßt er ihr die Hand;
Und nun begegnetn ſich beide
An jedem Tag mit neuer Freude
Im kühlen Hain: dann ſprachen ſie
Entzückt von Drang der Sympathie
Und von der Schöpfung Harmonie.
So oft er von ihr ſchied, betrübte
Sie ſich, und wußte nicht warum:
Doch Damon blieb nicht ſtumm;
Sein Mund geſtand, daß er ſie liebte,
Und ſie gab ihm den erſten Kuß
Zum Pfand der Gegengunſt zurücke.
Doch bald verfinſtert ein Verdruß
Des guten Damons Wonneblicke:
Ich bin kein Ritter. Ach! ich muß, —
So fing er endlich an zu klagen,
Dir, holdes Fieckchen, dir entſagen.
Nie läßt dein Vormund es geſchehn,
Daß wir — Gott! mußten wir uns finden,
Um ewig uns getrennt zu ſehn!
Wer kann den Jammer nachempfinden,
Der Fieckchens treue Bruſt zerriß!
Wie heben wir das Hinderniß?

Digitized by Google

Frug ſie ihn einſt mit banger Stimme.
Nichts rettet uns; nichts, als die Flucht
Vor deiner Anverwandten Grimme.
Doch nein, Geliebte, nein. Verflucht
Sei dieſer Rath! Nur ich will fliehen.
Fahr' wohl — Vergiß mich — Laß mich ziehen —
Sei glücklich! — Kann ich's ohne dich!
Nein, Damon, ich will mit dir fliehen.
Gott will's. Mit dir, mit dir allein,
Du trauter Bruder meiner Seele,
Kann ich auch in der fernſten Höhle
Bei bittern Wurzeln ſelig ſein.
Sie ſchweigt. Des Jünglings Wange glühet;
Sein Odem ſtockt; ſein Herz pocht laut;
Wie beim Altar der Beter kniet,
Liegt er vor ihr: Ach! ſüße Braut;
Für mich Geſchaffne! kann ich's glauben?
Lallt er, komm laß uns gleich entfliehn,
Eh Menſchen unſer Glück uns rauben.
Du zögerſt? Ach! ich war zu kühn
In meiner Hoffnung. Fieckchen hatte
Den letzten Kampf der Pflicht gekämpft;
Ein Seufzer der Geliebten dämpft
Den heil'gen Aufruhr. Ach! mein Gatte,
Hin bin ich! ruft ſie, flüchte mich,
Gieb meinem Geiſt die Ruhe wieder!
Sie weint. Der Himmel röthet ſich:
Es fährt auf leuchtendem Gefieder
Sophiens Schutzgeiſt ſchnell hernieder:
Betrogne, was beſchlieſeſt du?
Rief er dem blaſſen Mädchen zu;
Erkenne, wem du dich ergeben!
Sein Finger rührt den Damon an;
Im Nu verſchwindet der Galan,
Und Fieckchen ſieht mit Graus und Beben
Ein ſchwarzes Kind des Cerbus,
Den Faunen gleich an Haupt und Fuß,
Vor ihrem ſtarren Auge ſchweben
Und kniſchend einen Blick ihr geben,
In dem der Hölle Feuerſchlund
Ganz, wie am Mittag, offen ſtund.
Dem Täubchen gleich, wenn ihm der Geier
Im Flug den bunten Nacken bricht,
Stürzt Fieckchen vor das Ungeheuer
Entgeiſtert auf ihr Angeſicht;
Und als ſie ſich im Gras gefunden,
War Faun und Genius verſchwunden. —

Ein leiſer Schauer faſſe dich,
O Phöbe! was ich dir erzählte
Iſt kein Traum; oft begab er ſich
Der Fall, nur daß der Schutzgeiſt fehlte.
O! danke, danke Gott für den,
Geliebte, welchen ſeine Güte,
Bei deinem Eintritt ins Gebiete
Der Sterblichkeit, dir auserſehn,
Für deine Mutter, die im Stillen,
Doch Engeln ſichtbar, ihm nur lebt,
Und ihrem Haus, und ſich beſtrebt,
Zuerſt die Lehren zu erfüllen,
Die ſie dir giebt. Die ſchöne Pflicht
Der Arbeit, Kind, verſäume nicht;
Auch dieſe gab uns Gott zum Schutze
Der Unſchuld. Aber bloß zum Schein
Die Hände regen, blos dem Putze
Sie widmen, iſt nicht Arbeit, nein,
Bedacht und nützlich muß ſie ſein;
Kein träges Spielwerk eitler Jugend.
Suchſt du dir lauter Freuden hier?
Ach! Phöbe, nichts gewährt ſie dir,
Als Gottes Schöpfung und die Tugend.
Suchſt du Geſellſchaft? Dein Klavier,
Ein gutes Buch und du und wir,
Was brauchſt du mehr, die Zeit zu kürzen?
Fleuch, wenn du lieſeſt, den Roman:
So gut, als Fieckchens Damon, kann
Ein Buch dich ins Verderben ſtürzen,
Das bald uns eine Tugend leiht,
Die noch kein Menſchenkind erreichet
Das in der Unſchuld Feierkleid
Sich langſam in die Seele ſchleichet;
Bald unſerr Weisheit alle Kraft
Abwitzelt, und die Leidenſchaft
Für Fürſtin der Vernunft erkläret,
Und bald die kranke Phantaſei
Des Schickſals blinder Tyrannei
Durch Gift und Dolch entfliehen lehret.
Glaub immer an die Sympathie
Verwandter Seelen; ohne ſie
Fänd' ich nicht Glück genug auf Erden.
Allein, o möchteſt du doch nie
Durch dies Gefühl getäuſchet werden!
Nicht auf den Lippen, in der Bruſt
Wohnt es, iſt ewig, wie die Jugend
Des Seraphs, rein, wie ſeine Luſt.
Ja, meine Phöbe, ja die Tugend
Hat ihren Magnetiſmus auch,
Der wie des Zephirs warmer Hauch
Zwo Blumen ſanft zuſammen wehet,
Zwei Herzen, die der Gottheit Ruf
Zu Bild und Gegenbild erſchuf,
Sich ſchweſterlich entgegen drehet.
Doch, Phöbe, dieſe Wunderkraft
Iſt nicht Inſtinkt, nicht Leidenſchaft,
Aus der nur Scham und Ekel ſtammet.
Den Geiſt erwärmt ſie, nicht das Blut,
Und läutert, wie die ſtille Glut,
Das Golderz, die, ſo ſie entflammet,
Durch des Genuſſes Ebb' und Fluth;
Würzt ihre Freuden, ſtählt den Muth,
Wenn ſie die Laſt des Daſeins quälet;
Und gab auch mir das höchſte Gut
Der Erde, das Monarchen fehlet:
Ein Chor von Freunden, am Altar
Der Ewigkeit mit mir vermählet,
Die mir zum Schutz, gleich jener Schaar,
Die Jakob einſt im Traum geſehen,
Auf Gottes Leiter vor mir ſtehen,
Und oben Er, mit milderm Glanz
Der Vaterwürde. Theuer Phöbe!
Ich weiß, du kenneſt noch nicht ganz
Das frohe, myſtiſche Gewebe
Der Feſſeln wahrer Sympathie!
Allein auch dir iſt einſt durch ſie
Der Menſchheit höchſtes Glück beſchieden.
Nur hüte dich vor Schwärmerei,
Und ſuche kein Geſchöpf hienieden,
Das frei von allen Mängeln ſei.
Und wenn dein Herz den Jüngling findet,
In dem es jenen Hang empfindet,
Dem noch kein edles Herz entflohn:
So folge nicht dem erſten Triebe;
Belauſch' ihn: hat er einen Thron,
Und ſpottet der Religion,
Kind, ſo verachte ſeine Liebe,
Und wähle ſeinen frommen Knecht.
Zeuch froh mit ihm in ſeine Zelle,
Und leb im Dunkeln an der Quelle
Der Seligkeiten ſchlecht und recht.
Und ruft euch einſt der Vorſicht Willen
Ins Vaterland der Tugend ab,
So leg' ein Enkel eure Hüllen
In mein und meiner Doris Grab.

Georg Michael Pfefferkorn

ward im Jahre 1646 zu Iſta bei Eiſenach geboren, ſtudirte zu Jena Theologie, wurde dann frühzeitig Lehrer am Gymnaſium zu Altenburg, hierauf Informator der gothaiſchen Prinzen, 1676 Pfarrer zu Friemar und 1682 Superintendent zu Gräfentonna. Er ſtarb am 3. März 1732 daſelbſt.

Wir beſitzen von ihm:

Poetiſche u. philoſoph. Feſt- u. Wochenluſt. Pleißniſche Ehrenkränze. Anweiſung z. Verskunſt. 1669.

Einige ſeiner geiſtlichen Lieder haben ſich lange in den Geſangbüchern evangeliſcher Gemeinden erhalten. Bekanntlich wurde ihm der geiſtliche Geſang „Wer weiß wie nahe mir mein Ende,“ das nach Anderen Aemilia Juliana von Rudolſtadt (ſ. d.) zur Verfaſſerin hatte, ebenfalls zugeſchrieben, was heftige, jedoch unentſchiedene gelehrte Streitigkeiten nach ſich zog.

Johann Gebhard Pfeil,

geboren in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zu Magdeburg, ward Prediger zu Geſchwerde in Thüringen, zu St. Nicolai in Magdeburg, Präpoſitus zu Gräfenhagen in Pommern und privatiſirte dann in Berlin, wo er im Jahre 1777 ſtarb.

Er ſchrieb:

Geſchichte drs Grafen v. P. Leipzig 1755. Neue Aufl. 1765.

Verſuch in moraliſchen Erzählungen. Leipz. 1757.

Lucie Woodwil. Bürgerliches Trauerſpiel. Leipz. 1760.

Pf. war nicht ohne Talent für die Erzählung, und wußte in derſelben dem Geſchmacke ſeiner Zeit mit Erfolg zu huldigen, ſo daß ſeine Geſchichte des Grafen von P. lange zu den geſuchteſten Lectüren früherer Tage gehörte.

Melchior Pfinzing,

geboren am 21. Julius 1481 zu Nürnberg, ward Geheimſchreiber des Kaiſers Maximilian I. und darauf Probſt an St. Sebald zu Nürnberg, dann außerordentlicher Rath, Canonicus zu Trient und Probſt an St. Alban in Mainz. Er ſtarb im Jahre 1536.

Er ſchrieb:

Die Geverlichkeiten und eines teils der Geſchichten des lôblichen, ſtreotparen und hochberühmbten Helds und Ritters Herr Teuerdannckhs. Nürnberg 1517. Fol. Spätere Ausgaben Augsburg 1519, 1537, 1692, Fol. u. ſ. w. Ueberarbeitungen von Burkard Waldis, Frankfurt am Main 1553, 1563 u. öft. Fol. Von Matth. Schultes, Ulm 1679, Fol. Neueſte Ausgaben von W. F. Hummel, Nürnberg 1790, 4. u. a. m.

Selten hat wohl ein Werk zur Zeit ſeines Erſcheinens ſolches Aufſehn gemacht, wie das epiſch-allegoriſche Gedicht, Teuerdank, das zur Verherrlichung Kaiſer Maximilian's geſchrieben wurde, und dieſem Umſtande die allgemeine Theilnahme, die ihm ward, verdankte, denn der eigentliche poetiſche Werth deſſelben iſt ſehr gering. Sehr treffend urtheilt daher Bouterwek (Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften Th. IX. S. 377), indem er von demſelben ſagt: Die ganze Erfindung des Teuerdank iſt froſtig und trivial. Selbſt wenn ſie in der Ausführung geiſtreich und mit allen Reizen des poetiſchen Stils geſchmückt wäre, würde der Teuerdank, als epiſches Gedicht, tief unter dem Liede der Nibelungen und andern deutſchen Rittergedichten aus dem dreizehnten Jahrhundert ſtehen. Aber auch in der Ausführung der allegoriſchen Compoſition hat Pfinzing wenig poetiſchen Geiſt gezeigt. Es fehlt dem Teuerdank nicht nur an epiſcher Kraft und Mannigfaltigkeit, an innerem Intereſſe der Charaktere und Situationen, an Scenen, die das Gemüth feſſeln und eine lebendige Menſchlichkeit mit poetiſcher Wärme darſtellen; auch die Sprache und der Stil Pfinzing's gehören mehr dem kalten Verſtande an, als einer poetiſch erwärmten Phantaſie. Das einzige Verdienſt des Gedichtes iſt eine gewiſſe anſpruchsloſe Natürlichkeit. Pfinzing affectirt keine Dichtertalente, die ihm fehlten. Er erzählt treuherzig in der gewöhnlichen deutſchen Versart des Zeitalters, wie eine Begebenheit auf die andere folgte. Von romantiſcher Schwärmerei hat ſeine Manier keinen Zug; aber eine moraliſche Wärme, die ſich der Darſtellung mittheilt, giebt der kalten Erfindung doch eine Art von Leben. Geſunder Verſtand iſt in dem ganzen Werke nicht zu verkennen. Maleriſche Partieen ſucht man vergebens. —

Aus Melchior Pfinzing's Teuerdank.

Wie Vnfalo den Edlen Teurdanck in ein ander gefehrlichkeit mit einem groſſen Bären füret.

Iſt geſchehen im land ob der Ens.

Vnfalo thet den Helden fragen
Einsmals ob er het luſt zu jagen.
Der Held antwortet jm, Faſt gern,
Vnfalo ſprach: Ich weiß einn Bärn,
Vnd wil euch an dieſelbe ſtat
Füren, da er ſein läger hat.
Damit weißt Vnfalo den man,
Auff das gejaid in wald hindan,
Da warn bei jm auff allen ſeiten
Das hoffgeſind, die jn gleiten,
Der Adel, gelerten, rathsverwandten,
Leuffer, Lackeien vnd Trabanten,
Die jäger auch beſtellt da ſtunden,
Zogen für außhin mit den hunden,
Man fürt daneben etlich wagen,
Darauff vil garn vnd ſeyle lagen,
Vnd was man dorfft zur berenjagd,
Vil bawrn waren unverzagt,
Mit ärten, parten, knebel, ſpieſſen,
Theten was ſie die jäger hieſſen,
Welchen Vnfalo het befolen,
Daß ſie ſich all enthalten ſollen,
Ir keiner ſtechen wöll den bärn,
Dann ich (ſprach er) wolt ſelber gern,
Daß jn Teurdanck ſeld ſtechen gundt,
Da möcht man ſehen was er kundt,
Wo er ſich allein an jn wagt,
Halt ich jn warlich unverzagt.
Demſelben alln alſo geſchah,
Alsbald der Bär den Held erſah,
Lieff er jn gar trutzlichen an,
Teurdanck müſt jn allein beſtan,
Wiewol derſelbe Bär faſt groß was,
Noch dannoch Teurdanck nit vergaß,
Sonder nam ſeimn vortheil ein,
Stundt hinder ein klein bäumelein,
Das zu ſeim Vortheil ongefer
Da ſtund, dann jn derſelbig bär
Het überhöhet gantz vnd gar,
Mit zorn er lieff gegen jm dar,
Dermaß daß er jm kaum entweich
Auß dem biß vnd ſeim ſtarcken ſtreich,
Derſelbig bär vor groſſem zorn
Schlug nach dem Helden hochgeborn,
Vermeynt jn mit den groben tatzen
Zu greiffen vnd feindlich zu kratzen.
Der Held auß ſeiner gſchicklichkeit,
Trat gar ſchnell neben auff ein ſeit,
Der bär meint, er het ſchon den Held
Gefaßt, daß er jn ſtürtzen wölt.
Teurdanck der unverzagte man
Den Bern mit ſeinem ſpieß traff an

Digitized by Google

So tieff jm in die lenden ſteckt,
Daß er all vier von ſich reckt.
Vnfalo ſprach: Thu wie ich wöll,
So ſchadt diſem kein ongefell,
Wer mir, als jm, het zugeſetzt,
So wer ich worden lang verletzt,
Ich het in ſolchen ſchweren geſchefften
Nit mögen ſtehn auß meinen krefften.
Doch wiewol er hat glückes vil,
Noch dannocht ich nicht laſſen wil.
Von ſeiner hawt in diſem jar
Einn riemen muß er laſſen zwar,
Eh er von hinnen kompt hindon.
Damit ritten ſie beid da von.
Deß Bären gröſ vnd freudigkeit
Verwundert mann ſich weit vnd breit,
Wie gar beherzt, und wie gewiß
Der Held wer mit ſeim Bärenſpieß
Vnd wie ern vndern duch het troffen,
Das jrn keinr het mögen hoffen.
Das wolt Vaſalo plagen gar,
Dann er forcht ſehr es würd gewar
Der that ſein fraw die Küniginn,
Das würd jm bringen keinen gwinn,
Alſo er eilet in der ſach,
Den Held zu fürn in ungemach,
Dann kaum dieſelbig nacht vergieng,
Ein ander ſchalckheit er anſieng.

Wie Vnfalo Teurdanck abermalen in ein groß gefehrlichkeit füret auff einem faulen Nüſtbaum.

Iſt geſchehen im vntern Intal.

Als nun her kam der ander tag,
Vnfalo ſeiner falſchheit pflag,
Im vndern Intal auff ein ſchloß,
Da ſtifftet er ein boßheit groß,
Den theuren Held fürt auff ein feſt,
In derſelben er gantz wol weſt,
Daß da ein groſſer Nüſtbaum war,
Derſelbig war erfaulet gar,
Lag noch inn tag weit gar hinauß,
Als man dann daſſelbige hauß
Newlichen gar het außgebawt
Den het der ſcholck zuvor beſchawt,
Daß er wol würd leichtlichen brechen,
Das doch het keiner ſolln ſprechen,
Der jn ſchawet von oben an,
Daß er ſolt einig feulen han,
Darumb fürt er den Helden dar,
Sprach: Heer ich hab nit gnommen war,
Ob euch auch thut der ſchwindel icht,
Teurdanck ſprach: Er mich jrret nicht,
Stünd ich gleich droben auff dem tach,
Kein härlein fraget ich darnach,
Vnd iſt mir ſo ein klein beſchwerd,
Als ſtünd ich niden auff der erd.
Darauff antwort jm Vnfalo,
Herr, ſo tret auff diſen plock do,
Vnd meßt hinauß in freiem tag,
Anderhalben ſchuh, in der wag,
Ir müſt euch aber halten feſt,
Dann warlichen das iſt die beſt
Prob, dardurch jr mögt wohl beſtahn,
Wann jr nach Gembſen werdet gahn.
Der Teurdanck trawt jm diſer wort,
Trat hinfür an deß baumes ort,
Wolt gleich die ſchuch gemeſſen han,
Da fieng der baum zu krachen an,
Daß dem Helden da nit mehr ward,
Dann daß er eilends auf der fart,
Begriff ein feulen hart darneben,
Die friſtet jm ſein junges leben,
Sonſt het der Held ſich gantz vnd gar
Zu todt gefallen, denn es war
Vber ein Felſen ab faſt hoch,
Teurdanck hinauff ſich wider zog,
Biß er ſtund ohn all ſorge mehr.
Vnfalo lieff der erſt daher,
Als wolt er jm geholffen han,
Sprach: Ei Herr wie habt jr gethan?
Teurdanck der Held jm antwort gab,
Der baum der iſt gebrochen ab
Gar ſchnell vnder den füſſen mein,
Wer hets gemeynt, daß da ſolt ſein
Der baum alſo erfault geweſen.
Vnfalo ſprach, Weil jr ſeit gneſen,
So geht herein, trawt jm nit mehr.
Damit kundt er ſein arg gefehr
Verklügen gantz außbündig wol,
Im hertzen war er boßheit vol.
Teurdanck der Held vermeynt, Es wer
Beſchehen ohn alles gefehr.
Darumb ers gütlich ließ hingan.
Vnfalo gedacht, wie mag doch han
Diſer Held nur ſovil gelück?
All meine liſt, anſchläg und dück
Haben an ſeinem leib kein ſtat.
Muß ſuchen noch einn andern rath,
Daß er nit komm ſo ſchlecht davon,
Sol vor von mirs Valete han.

Wie Vnfalo den Teurdanck in ein gefehrlichen fall auff einem eiß füret.

Geſchahe bei nacht im vndern Intal.

Es kamen auff ein zeit die meer,
Daß dicker eiß gefroren wer,
Mit ſchnee bedecket an der ſtraß,
Als Vnfalo vermercket das,
Gedacht nicht guts in ſeinem ſinn,
Möcht ich den Held da bringen hin,
Daß er arm, ſchenckel, kopf zerfiel,
Das wer mir ein recht eben ſpiel,
Gieng zu dem edlen Teurdanck dar,
Sprach in geheym: Herr nemet war,
Vil guter Herrn beinander ſend
Nit fern hievon an einem end,
In kurtzweil, freud vnd Ritterſpiel,
Mit euch dahin ich reiten wil.
Der Held ſprach: Gern gewer ichs dich,
Wanns zeit iſt laß nur wiſſen mich.
Alſo ſchickt zu dem Held in eil,
Der Vnfalo vber ein kleine weil,
Ob glegen wolte ſein dem herrn,
Daß mit einander gleich auffwern,
Dahin ſie ritten biß in d'nacht,
Teurdanck der het der eiß nit acht,
Ritt unverſehens mitten drauff,
Von ſtund an lag ob einem hauff
Er vnd ſein pferdt in ſolcher weiß,
Am rucken auff dem herten eiß,
Alſo gſchwindt war derſelbig fall,
Mit gwalt die Sattelgurt zerknall
Zu ſtücken vnder jm zerbrach.
Als ſolchs der Vnfalo erſah,
Sprach: Heer glaubt mir bei meinem eydt,
Daß ich im ſchlaff wol halber reyt,
Damit ewrn fall hab überſehn,
O daß euch nur nit wee ſei gſchehn.
Der held ſprach: Ich bin friſch und gſund,
Darzu mein pferdt zu dieſer ſtund,
Dann Gott in meinen ſinn mir gab,
Daß ich im fall vom pferdt ſprang ab.
Auß falſchem hertzen Vnfalo
Sprach, deß bin ich von hertzen fro,
Im hertzen jm doch anders was.
Teurdanck auff ſein pferdt wider ſaß,
Vnd ſprach: Es iſt zwar hart gefrorn,
Die ſach ſei darumb nit verlorn,
Wir wöllen doch mit allem fleiß
Volziehen die angfangne reiß,
Wer auß unvorſichtigkeit felt,
Steht wider auff bald wie ein Held,
Der iſt ſo edel vnd gut bei allen,
Als der ſo vor iſt nie gfallen.
Damit ſie ſamptlich kamen dar,
Wie jr anſchlag geweſen war,
Vnd het der Vnfalo kein ruh,
Biß er mehr vnglück richtet zu.

Digitized by Google

Wie der Teurdanck ſich ſelbs tödtlich mit eim geſpanten Armbroſt beſchädigt haben ſolt, auff dem pirſchen, auß anweiſung des Vnfalo.

Iſt in Braband geſchehen.

Vnfalo wiſt gar wol vorhin,
Daß den Helden ſtund all ſein ſinn,
Zu allem waidwerck vnd dem pirſchen,
Dorumb ſprach er: Ich weiß einn hirſchen
Ein ſchön luſtig ond freudigs thier,
Fürwar Herr, wolt je glauben mir,
So möcht jr gute kurtzweil haben,
Ich ſah jn nechten an eim graben
Nit weit oon hinnen in eim wald,
Sos euch gefelt, ſo wölln wir bald
All beid dahin geritten ſein,
Mit vos nemens pirſch armbroſt mein,
Donn es iſt ſtarck, geht ab gering.
Der Held antwort: Schafft aller ding
Die pferdt zu rüſten, alſo bald
Sie ritten ſamptlich in den wald,
Eine kleine weil in grüner awen
Theten mit fleiß nach wilpret ſchawen,
Zu erſt erſah eins Vnfalo,
Sprach: Herr ſeht jr einn hirſchen do?
Darumb ſo ſteht bald ab zufuß,
So mögt jr kommen zu eim ſchuß.
Vermeynt er ſollt ann ſporn dhangen,
Einn ſchaden leicht dadurch erlangen,
Wies jm dann auch alda geſchah,
Der Held, als bald ers wilpret ſah,
Stund ab zu fuß von ſeinem pferdt,
Vnd ſpannt das armbroſt auff der erdt,.
Ein ſcharpff geſchoß er darauff ſch'ug,
Zum wilpret ſchlich heimlich mit fug,
Het auff dir ſtauden gar kein acht,
Das jn ſchier het vms leben bracht,
Wie dann die eil thut ſelten gut,
Doch het jn Gott in ſeiner hut,
Dann in der eil etliche dorn
Sich ſchlugen vmb des Helden ſporn,
Darburch der edle Held ſo werd
Fiel nider für ſich auff die erd,
In ſolchem fall ſein armbroſt ließ,
Die bſunnenheit war der genieß
Des Helden, dann er ſein haupt het
Im fall empor, drumb jm nicht thet
Das gſchoß noch d'Sennen einigen ſchaden,.
Vnfalo der war vberladen
Mit ſchmertzen vnd mit hertzen leidt,
Er ſah des Helden geſundtheit,
Lieff bald vnd halff jm wider auff,
Sprach: Ach Herr wie ſehet jr drauff?
Ir habt ewr gantz vnd gar kein acht,
Hat euchs armbroſt keinn ſchaden bracht?
Das iſt je ein glückliche ſach.
Darauff der edle Teurdanck ſprach:
Die ſachen ſeind gerathen wol
Drumb meinen Gott ich loben ſol,.
Der mich durch ſeine wunder gut
Vor ſolchem Vnfall hat behut,
In dem er ritt widerumb zuhauß,
Vnd war damit das pirſchen auß.

Wie Teurdanck ſich het am durchlaſſen vergeſſen, wolt einen böſzen ſprung am höchſten gebirg gethan haben, aber durch eines jägers anſchreien ward er vor ſchaden verhüt..

Als ſie warn wider auffgeſeſſen,
Het d'Held diſes bald vergeſſen,
Trug ſichs zu, daß ſie beid zu mal
Beinander waren im Haller tal,
Vnfalo den Held luſtig ſah,
Da wolt er auch nit laſſen nach
Sein boßheit für vnd für zu üben,
Damit er möcht den Held betrüben,
Gedacht einn andern böſen ſinn,
Den Helden ließ er füren hin
Auff hohen bergen in ein wandt
Dareinne er vil Gembſen fand,
Den Teurdanck gar freundlich anſprach,
Kein man nie mehr Gembſen geſah,
Bei einander an einem ort,
In aller höh ein ſehet dort,
Wann einer diſes thierlein fellt,
Den hielt ich warlich für einn Held,
Vnd ſo es thet ein hoher man,
Die Küngin het groß gfallen dran,
So es jr würde fürgebracht.
Teurdanck jm nichts geſehrlichs dacht,
Sondern auß rechter edler gir,
Tracht er den nechſten zu dem thier,
Gleich wie ein Löw freudig vnd ſtoltz,
Wann er wil jagen in dem holtz,
Gieng auß ſeim vnverzagtem mut,
Ins gpirg mit ſeinem ſchafft ſo gut,
Den jm der Vnfalo het geben,
Es daucht jn alles ſchlecht vnd eben,
Als er zu höchſt ins pirge kam,
Sein ſchafft zu beden henden nam,
Wolt ſich ab über ein geheng
Laſſen, in einer tieffen eng,
Kam jm vngfehr in ſeinen mut,
Der ſprung wie man denſelben thut,
An picken in dem Niderland,
Als trug er einn falcken in der hand,
Den ſprung er hette auch gethan,
Wo nit der trewe jägers man,
So mit jm auff dem birge was,
Zu rechter Zeit her gſehen das,
Der griff in eil ins Helden ſchafft,
Vnd hielt jn feſt mit gantzer krafft,
Schrie über laut den Helden an,
Er ſolde vnderwegen lan
Den ſprung, vnd gab jm gute leer,
Wann er ſich wolt durch laſſen mehr
Mit ſeinem ſchafft an ſolchem ort,
Was weitter mehr darzu gehort.
Der jäger ſagts dem Vnfal nit,
Kein danck er het verdient damit,
Daß alſo wer der Held erreit,
Auffs ergſt ers jm gedeutet het.
Dann diß iſt je vnd alle fart
Der boßhafftigen menſchen art,
Daß alles gut was ſie bein leuten
Sehen zum ärgſten können deuten,
Vnd diß iſt gmeyn bei jn im brouch,
Alſo thet diſer böſwicht auch.
Darumb muſts diſer jägers knecht
Verhelen, damit blieb es ſchlecht:
Als Teurdanck wider kom oom jeydt,
Zum Vnfal ſprach: Auff meinen eydt,
Es iſt warlichen gar ſorglich,
Zufarn von der höh vnder ſich,
Ich het es vberſehen ſchier.
Vnfal gedacht: Iſt aber mir
Mein anſchlag gangen hinder rück,
So weiß ich noch ein ander ſtück,
Auff waſſer wil verſuchen das,
Ob es mir wolt gerathen baß,
Der ſachen hat er keinn verſtand,
Nit offt geweſt im woſſerland.
Auff erden iſt es gar verlorn,
Daß thut mir je im hertzen zorn.
Alſo blieben die ſachen ſtan,
Daß Vnfalo nichts mehr fieng an
Gegen dem Helden Teuerdanck,
Biß oder ein zeit mit faſt lang,
Da ers mit fug het abgemeſſen,
Der Held des Vnfals ſchon vergeſſen,
Ihm bracht mit liſten in ein ſchiff,
Hernach volgt, was ſich da verlieff.

Joh. Chriſtoph Pfiſter,

geboren am 11. März 1772 zu Pleidelsheim in Württemberg, ſtudirte zu Tübingen, wurde daſelbſt Repetent am theol. Stifte, 1810 Diaconus zu Vaihingen und Pf[illegible] zu Kleinglattbach und 1813 Prediger zu Türkheim.

Digitized by Google

Es erſchien von ihm:

Geſchichte von Schwaben. Heilbronn 1803—27, 5 Thle.
Ueberſicht der Geſchichte von Schwaben. Stuttgart 1813.
Ueber das Weſen der Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums Württemberg. Heilbronn 1816.
Denkwürdigkeiten der württembergiſchen und ſchwäbiſchen Reformationsgeſchichte mit J. C. Schmid. Tübingen 1817, 2 Hfte.
Herzog Chriſtoph zu Württemberg. Tübingen 1820, 2 Thle.
Schwäbiſches Taſchenbuch. Stuttgart 1820.
Eberhard im Bart, erſter Herzog von Württemberg. Tübingen 1822.
Miscellen aus der württembergiſchen Geſchichte. Tübingen 1824.
Geſchichte der Deutſchen, in der von Heeren und Ukert beſorgten Geſchichte der europäiſchen Staaten. Hamburg 1829, Fol., 4 Thle.

Ein ſehr tüchtiger Hiſtoriker, der ſich namentlich um die Geſchichtſchreibung ſeines Vaterlandes Württemberg große und bleibende Verdienſte erwarb. Seine Geſchichte Deutſchlands iſt gleichfalls, ſowohl dem Inhalte wie der Darſtellung nach, ein treffliches Werk, doch wird ihr von Einigen der Vorwurf gemacht, daß ſie ungleich in der Ausführung und hin und wieder nicht entſchieden genug im Urtheile ſei.

Joh. Chriſtoph Ludw. Pflaum

ward am 16. September 1774 zu Walsdorf bei Bamberg geboren, ſtudirte Theologie und wurde dann 1798 Mittagsprediger und Katechet an der Hauptkirche zu Ansbach, 1805 Feldprediger des preußiſchen Infanterieregiments von Tauenzien, 1809 Pfarrer zu Helmbrechts im Baireuthſchen, 1820 aber Decan und Stadtpfarrer zu Baireuth, wo er am 7. Mai 1824 ſtarb.

Er hinterließ:

Blüthen. Ansbach 1799, 1800, 2 Thle.
Ansbacher Monatsſchrift. 1800—1802.
Veilchenleſe. Leipzig 1808.
Religion, eine Angelegenheit der Fürſten. Leipzig 1809.
Neuer Briefwechſel von und für Knaben und Mädchen. Baireuth 1809.
Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Männer. Stuttgart 1813, Fol., 6 Thle.
Beicht- und Kommunionbüchlein. Leipzig 1815; 2. A. Nürnberg 1818.
Sonntagsblatt für evangeliſche Chriſtusverehrer. 1817—23.
Das Leben Jeſu für Geiſt und Herz. Nürnberg 1819.
Chriſtliche Lieder. Nürnberg 1822.

Innigkeit und Wärme des Gefühls, Klarheit und Lebendigkeit des Vortrags und Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form zeichnen P's proſaiſche Schriften, unter denen die aſcetiſchen, ſo wie ſeine poetiſchen, unter denen die religiöſen Lieder die gelungenſten ſind, vortheilhaft aus.

Joh. Georg Pfranger

ward am 5. Auguſt 1745 zu Hildburghauſen geboren, ſtudirte zu Koburg und Jena Theologie, wurde 1772 Pfarrſubſtitut in Straſſenhauſen bei Hildburghauſen, 1773 Pfarrer daſelbſt und 1776 Hofprediger und Conſiſtorialaſſeſſor zu Meiningen. Er ſtarb am 10. Julius 1790.

Wir beſitzen von ihm:

Die Vorſehung. Lehrgedicht. Hildburghauſen 1772, 8.
Ueber die Auferſtehung der Todten. Hilburghauſen 1776, 4.
Predigten über die Sonn- und Feſttagsepiſteln. Hildburghauſen 1779—1791, 4 Bde., 8.
Der Mönch vom Libanon. Deſſau 1782, 8.; 2. Aufl. 1785.
Leopold. Deſſau 1785, 8.
Fragen ohne Antwort, oder Katechismus der Weiſen. Meiningen 1784, 8.
Feier des Abends im Mondenſchein. Meiningen 1778, 8.
Ueber Sonn- und Feſttagsevangelien. Meiningen 1792, 4.
Vermiſchte Predigten. Leipzig 1792, 1794, 3 Thle., 8. Herausgegeben vom Diaconus Berger in Römhild.
Gedichte. Herausgegeben von Berger; 2. A. Meiningen 1794, 8.

Klarheit, Beſonnenheit, Anmuth der Rede und glückliche Beherrſchung der Form ſind P. eigen, doch fehlte ihm jene Begeiſterung und Gluth der Gedanken, welche dem Kanzelredner wie dem Dichter unentbehrlich ſind, wenn ſie Bleibendes ſchaffen wollen. Auch ſein Mönch vom Libanon, eine Fortſetzung und Nachahmung von Leſſing's Nathan dem Weiſen, hält, trotz mancher gelungenen und ſchönen Stelle, die Vergleichung mit ſeinem Vorbilde nicht aus.

Joh. Ernſt Philippi,

geboren im Jahre 1701 zu Merſeburg, ſtudirte zu Leipzig und Halle Jurisprudenz, practicirte dann vom Jahre 1728 an als Advocat zu Merſeburg, erhielt darauf eine Profeſſur der deutſchen Beredtſamkeit zu Halle, zog ſich aber bald durch ſeine Schriften großen Haß und Spott zu und ſah ſich genöthigt, Halle zu verlaſſen. Er lebte nun unſtät, ſaß einige Zeit als Verrückter im Irrenhauſe zu Waldheim und friſtete ſpäter, völlig wiederhergeſtellt, als Corrector und Heftſchreiber zu Jena kümmerlich ſein Daſein. Er ſtarb ums Jahr 1750.

Wir beſitzen von ihm:

Sechs deutſche Reden. Leipzig 1732.
Geſchichte von Thüringen. Halle 1732.
Der eröffnete Tempel der Ehren und Vorſehung. Ged. Halle 1732.
Sottises champêtres oder Schäfergedichte. Leipzig 1733.
Der Freidenker. Göttingen 1734, 9 St.
Cicero, ein großer Windbeutel, Rabuliſt und Charlatan. Halle 1735.
Regeln und Maximen der edlen Reim-Schmieds-Kunſt. Altenburg 1743.

P. machte zu ſeiner Zeit durch die Frechheit und Dreiſtigkeit ſeiner Schriften, beſonders ſeines heftigen und geiſtloſen Angriffes gegen Cicero, einiges Aufſehn, ward aber gebührend zurecht gewieſen und bald vergeſſen. Seine Reden ſind für die damalige Zeit nicht ohne Gewandtheit in Behandlung der Form.

Digitized by Google

Karl Ferdinand Philippi

ward am 12. März 1792 in Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt, lebte nach vollendeten Studienjahren eine Zeit lang in der Oberlauſitz und ward dann 1815 Director der damaligen Garniſonſchule in Dresden, ſpäter Director des Realinſtituts, Hofrath und Cenſor daſelbſt. In den letzten Jahren entſagte er allen dieſen Aemtern und ließ ſich in Grimma nieder, wo er, mit Herausgabe mehrerer Journale beſchäftigt, gegenwärtig noch lebt.

Wir haben von ihm:

Martin und Eliſabeth, oder die Waiſen im Chamonnythal. Leipzig 1813.
Encyclopädiſches Handbuch der Schulwiſſenſchaften. Dresden, 1819.
Literariſcher Merkur. Dresden 1819—30.
Kreuz- und Querfahrten eines engliſchen Schillings. Dresden 1821.
Stollen in Freundesrund. Dresden 1821.
Dramaturgiſche Brandraketen. Leipzig 1826, 2 Hfte.
Geſchichte des Freiſtaats von St. Domingo. Dresden 1827, 3 Thle.
Geſchichte der vereinigten Niederlande. Dresden 1827, 2 Thle.
Geſchichte des Papſtthums. Dresden 1828, 7 Thle.
Herbſtblätter. Grimma 1834.
Viele Aufſätze und Abhandlungen in von ihm herausgegebenen Journalen und Wochenblättern u. ſ. w.

Ein feiner, witziger und äußerſt gewandter Kopf, mit reichen Kenntniſſen begabt, hat Ph. leider zu ſehr Gefallen an der Tagespolitik und dem Journalweſen, das ihn faſt ausſchließlich beſchäftigt, gefunden. Mit größerer Muße und Ruhe würde er weit Bedeutenderes und Bleibenderes haben liefern können; daß er es vermag, hat er wiederholt, wenn auch nur in Leiſtungen von geringem Umfange, bewieſen.

Karoline Pichler

ward im October 1769 zu Wien, wo ihr Vater, Franz von Greiner, Hofrath war, geboren, verheirathete ſich 1796 mit dem Regierungsrathe Pichler, erfreute ſich des Umgangs mit den geiſtreichſten Männern ihrer Vaterſtadt und wurde dadurch, ſo wie durch eifrige Selbſtſtudien, mit den beſten Erzeugniſſen der ſchönen Litteratur vertraut. Sie ſelbſt trat erſt 1799 mit ihren eignen Productionen auf.

Wir beſitzen von ihr:

Sämmtliche Werke. Wien 1811—20, 24 Bde. — 1820—23, 26 Bde. — 1820—35, 49 Bde. — 1828—32, 50 Bändchen.

Dieſe enthalten:

Leonore. 2 Thle.
Agathokles. 3 Thle.
Die Grafen von Hohenberg. 2 Thle.
Olivier.
Die Nebenbuhler. 2 Thle.
Frauenwürde. 4 Thle.
Idyllen.
Gedichte.
Proſaiſche Aufſätze. 2 Thle.
Dramatiſche Dichtungen. 3 Thle.
Kleine Erzählungen. 15 Thle.
Die Belagerung Wiens. 3 Thle.
Die Schweden in Prag. 3 Thle.
Die Wiedereroberung von Ofen. 2 Thle.
Friedrich der Streitbare. 4 Thle.
Henriette von England.
Eliſabeth von Guttenſtein.

Innigkeit und Wärme des Gefühls, namentlich wo es das Gute und Schöne gilt, glückliche Erfindung, Ruhe und Anmuth der Darſtellung und hohe weibliche Würde und Zartheit zeichnen die Schriften dieſer trefflichen Frau aus und weiſen ihr eine bedeutende Stellung unter den deutſchen Autoren an. — Als ihre vorzüglichſte Leiſtung wird ihr Agathokles bezeichnet, in welchem ſie von hohem Standpunkte aus die Gegenſätze des Heidniſchen zum Chriſtenthum und den großartigen Einfluß des letzteren auf die Veredlung des menſchlichen Geſchlechtes mit eben ſo reichem Talent als geiſtiger Feinheit und warmem Gemüthe ſchilderte.

Der ſchwarze Fritz.

Erzählung von Karoline Pichler.

Es war ein trüber Herbſtabend des 1648ſten Jahres, als Graf Martinitz mit ſeiner Nichte Luitgarde nach langer Abweſenheit dem Schloſſe ſeiner Ahnen zufuhr. Lange, ſo lange als möglich, hatte er ſich einſt nicht entſchließen können, trotz der Schrecken des dreißigjährigen Krieges, den liebgewordenen Aufenthalt zu verlaſſen. Er hatte die Stürme der erſten wilden Auftritte, die Folgen der Prager Schlacht und ſo manchen andern Unfall muthig ertragen, und glaubte ſich, da die Friedensunterhandlungen bereits angeknüpft waren, im Hafen der Ruhe, als ganz unvermuthet Banner's und Torſtenſon's wilde Haufen in ſein Vaterland eindrangen, alles mit Feuer und Schwerte verwüſteten und die verheerende Fluth ſich auf ſeine Gegend zuwälzte. Nun blieb ihm nichts übrig, als mit Frau und Kind zu fliehen und ſein Schloß den wüthenden Schaaren preis zu geben.

In Prag, wohin er ſich mit den Seinigen nicht ohne Gefahr gerettet hatte, ſtarb ſeine geliebte Gemahlin an den Folgen des Schreckens, und ein jüngerer Knabe folgte ihr bald im Tode nach. Tiefgebeugt ging der Graf von Prag, das ihm nichts als traurige Erinnerungen bot, nach Wien, wo ihm viele Freunde lebten. Im Kreiſe geliebter Anverwandten heilten allmälig ſeine Wunden, und nachdem der langerſehnte Friede das erſchöpfte Vaterland beruhigt hatte, zog ihn ſtille Sehnſucht nach dem verlaſſenen Orte ſeiner Geburt, nach den Gräbern ſeiner Ahnen, und er beſchloß, jetzt dahin zu gehen und dort das Hochzeitfeſt ſeines älteſten, nun einzigen Sohnes zu feiern.

Graf Friedrich war ein liebenswürdiger junger Mann. Mit einer angenehmen Geſtalt und gefälligen Sitten verband er mancherlei Eigenſchaften, die ihn in Geſellſchaften beliebt und ſeinen Freunden werth machten. Er zeichnete und malte, war glücklich im Ergreifen der Aehnlichkeiten und beſaß einen großen Band kleiner Bildniſſe von Bekannten, die er ſelbſt auf ſeinen Reiſen verfertigt hatte. Er war in Paris, in Madrid, in Italien geweſen, und für jene Zeit und für ſeinen Stand ein kleines Wunder. Sein Vater ſah ſeiner Ankunft mit Stolz und Freude entgegen. Was den redlichen Greis aber noch inniger vergnügte, war der Ruf reiner Sitten, den ſein Sohn ſich überall zu erhalten und unverſehrt ins Vaterland mitzubringen gewußt hatte.

Familienübereinkunft und kindliche Zuneigung hatten ſeit langen Jahren Graf Friedrich und Luitgarde für einander beſtimmt. Der alte Graf liebte in ſeiner Nichte nicht blos das Ebenbild einer theuern Schweſter, er liebte auch in ihr das ſchuldloſe Gemüth, den ſtillen Sinn, den die Stürme jener Zeit früher als die Jahre gereift hatten. So war ſie in ihrer Kindheit und frühern Jugend in Prag und Wien neben ihrem Vetter aufgewachſen. Später hatten ſeine Studien und Reiſen ihn lange von ihr getrennt, und ſie ſah jetzt mit inniger Freude einem Wiederſehen und einer Verbindung mit dem Jugendgeſpielen entgegen, die ſie, ſeit ihr Geiſt ſich zu entwickeln angefangen hatte, als die angenehmſte Beſtimmung ihres Lebens zu betrachten gewohnt war.

An ihrem Oheim hing ſie mit kindlicher Zärtlichkeit, und nahm daher ſeinen Vorſchlag gern an, ihn nach Böhmen zu begleiten und bis zur Ankunft ihres Bräutigams ihm auf der einſamen Bergfeſte Geſellſchaft zu leiſten.

In fröhlichen Ausſichten auf eine heitere Zukunft war ſie durch die von einem geſegneten Herbſte verſchönerten Gefilde des reichen Oeſterreichs gefahren. An der böhmiſchen Gränze änderte ſich die Scene. Die dreißigjährigen Leiden eines Religions-

Digitized by Google

und Bürgerkrieges hatten dem Lande unverlöſchbare Spuren eingedrückt. Dörfer, in denen erſt einige ärmliche Hütten neben zerfallenen Brandſtätten empor zu ſteigen anfingen, bleiche Geſtalten, aus deren Zügen Mangel und Kummer ſprachen, weite Strecken unangebauten Landes, Nahrungsloſigkeit und ſtockender Handel in den Städten, Klagen über Verwilderung des Volkes und Unſicherheit der Straßen beurkundeten überall die traurigen Folgen langwieriger Kriegsſtürme. Luitgards froher Muth ſank allmälig; ſtill und in ſich gekehrt ſaß ſie neben dem Oheim, in deſſen Seele die gegenwärtigen Bilder des Jammers noch ſchmerzlichere Erinnerungen zu wecken ſchienen. Das heitere Herbſtwetter hatte nebelgrauen Tagen Platz gemacht, der düſtere Flor, der über Luitgardens und des alten Grafen Seele lag, ſchien ſich auch über die ganze Natur verbreitet zu haben. Leiſer Regen ſäuſelte unaufhörlich durch die vom Herbſte entfärbten Wälder und ein kaltes Lüftchen jagte die gelben Blätter in die Fluthen der Moldau, die eintönig und tief neben dem Wege hinrauſchte. Jetzt erſchien bei der nächſten Wendung der Straße das graue Gemäuer eines anſehnlichen Schloſſes. Der Graf erblickte es zuerſt, er deutete ſchweigend darauf hin, und ein ſchwerer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt. Luitgarde verſtand, was bei dem Anblicke der wohlbekannten Mauern ihres Oheims Seele bewegte; auch ſie ſchwieg, ſeinen Schmerz durch dies Schweigen ehrend, und ſo, ſtill, in düſtern Gedanken und wehmüthigen Gefühlen, betrat ſie zuerſt das Schloß, das ihr künftiger Wohnſitz ſein ſollte.

Aber ihr klarer Sinn ſcheuchte bald die dunkeln Bilder von ſich weg, und wenn auch in den weiten halbleeren Sälen, in den hohen Gemächern, wo hier und da beſchädigte Geräthe an alte Verwüſtungen erinnerten, eine wehmüthige Stimmung ſie ergreifen wollte, widerſtand ſie ihr mit Kraft und Beſonnenheit, gab ſich Mühe ſich zu beſchäftigen und mit hellen Ausſichten in die fröhlichere Zukunft zu erheitern, wenn ihr lieber Jugendgeſpiele und Bräutigam, den ſie nun ſeit ſo vielen Jahren nicht geſehen hatte, mit ſeiner Gegenwart dieſe tiefe Einſamkeit beleben und die ſeltſamen Wünſche und Ahnungen, die oft in ihrer Bruſt aufwallten, ganz löſen und befriedigen würde.

Aber Graf Friedrich kam noch immer nicht. Geſchäfte hielten ihn in Wien zurück, wohin er bald nach ſeines Vaters Abreiſe gekommen war und wo er ſeine bedeutenden Sammlungen, die Früchte ſeiner Reiſen, unter der Anleitung gelehrter Männer zu ordnen gedachte, ehe er ſich damit in ſeine ländliche Einſamkeit begab. Luitgarde ſchmähte ihn darüber in ihren Briefen aus, aber ſie ſuchte ſich die Zeit, ſo gut es ging, zu vertreiben. Sie übernahm die Führung des ganzen Hausweſens, ſie leitete die Arbeiten, die zur Verbeſſerung des beſchädigten Schloſſes vorgenommen wurden, ſie durchſtrich an hellen Tagen die umliegende Gegend und arbeitete bei unfreundlichem Wetter fleißig mit ihren Frauen. Dann brachte ſie die Abende mit ihrem Oheim und dem Pfarrer vor dem freundlichen Kaminfeuer zu, wo ſie, was ihr in dem Laufe des ſtill und thätig verlebten Tages begegnet war, dem Oheim mittheilte, ſeine Meinung forderte, oder doch einen Gegenſtand zum lebhaften Geſpräche lieferte.

Gleich an einem der erſten Tage, als noch Alles im Schloſſe ihre Neugierde reizte und kein Geräthe, kein Gemälde ihrer Aufmerkſamkeit entging, hatte ſie in einem Saale, durch welchen ſie jederzeit gehen mußte, um von ihren Zimmern in die des Oheims zu kommen, ein Bild von mittelmäßiger Größe entdeckt, das ihre Aufmerkſamkeit lebhaft auf ſich zog, und jemehr ſie es betrachtete, jemehr feſſelte. Es ſchien ein Kerkergewölbe, vielleicht ein Burgverließ aus alter Zeit vorzuſtellen. Hohe Bogengänge vertieften ſich im Hintergrunde in ferne, ſchauerliche Dunkelheit; im Vordergrunde rechts war ganz in der Höhe oben eine einzige runde Oeffnung, durch welche der Schein des Mondes in das tiefe dunkle Gewölbe und auf die Geſtalt eines gefangenen Ritters fiel, der, mit ſchweren Ketten belaſtet, auf ſeinem Strohlager ſaß. Man konnte ſein Geſicht nicht ſehen. Der Kopf, von reichen dunkeln Locken umſchattet, war vom Zuſeher abgewendet; aber die gebeugte Stellung, das in eine Hand ſchwermüthig geſtützte Haupt, während der andern einige Kerbhölzer achtlos entglitten, auf denen mit einem verroſteten Nagel, der daneben am Boden lag, Striche, vermuthlich die Zahl ſeiner Leidenstage, gegraben waren; das Alles in der dämmernden Beleuchtung des Mondſtrahles machte ein ſprechendes Ganzes aus und ergriff Luitgarden ſchaurig und geheimnißvoll. Sie konnte ſich lange nicht von dem Bilde losreißen, ſie konnte ſich es nicht verſagen, ſo oft ſie durch den Saal ging, davor ſtehen zu bleiben, es zu betrachten und ſich in die Leidensgeſchichte, in die Gefühle des armen Gefangenen recht lebhaft hinein zu denken, und endlich befragte ſie des Abends am Kamin den Oheim um das Bild und die Geſchichte des gefangenen Ritters. Graf Martinitz wußte ihr wenig Beſcheid zu geben. Wahrſcheinlich war das Ganze blos eine Vorſtellung des Malers, den er nannte; wenn aber eine wahre Geſchichte zum Grunde lag, wie er in ſeiner Kindheit wohl manchmal von ſeiner Großtante hatte erzählen hören, die eine lebende Chronik ihres Hauſes war, ſo ſtellte dies Bild einen ihrer Ahnherrn vor, der in den Zeiten des Huſſitenkrieges gelebt und wegen Religionsmeinungen vom König Siegmund war gefangen gehalten worden.

„Ach, das waren auch böſe Zeiten, wie die unſrigen!“ ſagte der Pfarrer, indem er ſeufzend zum Himmel blickte.

„Ja wohl,“ erwiederte der Graf, und nun vertieften ſich die beiden Greiſe in ein Geſpräch, das in der damaligen Zeit wohl der Hauptgegenſtand aller Geſpräche war, in Klagen über die Leiden ihres Vaterlandes, die unüberſehbaren Folgen derſelben auf Kinder und Kindeskinder. Vor allem führte der Pfarrer die Verwilderung des Volkes an, wo die drückende Noth das Härteſte und Schlechteſte gebietet und keine Gottesfurcht den böſen Begierden ein Gegengewicht giebt. Er erzählte von Räuberbanden, die ſich in den Wäldern zuſammengethan und theils aus entlaufenen oder entlaſſenen Soldaten, die der Friede unnütz gemacht, theils aus verarmten, hülfloſen Menſchen beſtanden. Er wußte eine Menge gräßlicher Geſchichten von ihnen, und der Graf, in deſſen wundem Herzen dieſe Klagen antwortende Klänge fanden, ſtieg nun auch in die Vergangenheit hinauf und führte an, was in früheren Jahren durch den unſeligen Bürgerkrieg Trauriges geſchehen war.

„So hat einer meiner Freunde ſeinen einzigen Sohn, den einzigen Erben eines großen Vermögens eingebüßt, und das edle Haus ſtirbt nun aus. Ihr habt ja, ehrwürdiger Herr, den Grafen Lansky gekannt?“

„Lansky?“ rief Luitgarde, und wurde aufmerkſam.

„Ja,“ fuhr der Oheim zu ihr fort, „der Graf Lansky, mein Jugendfreund, der einſt deine Mutter hatte heirathen ſollen! Verhältniſſe trennten dieſe Verbindung; Lansky ging auf ſeine Güter in Schleſien; ich habe ihn ſeitdem nur wenig mehr geſehen. Er verheirathete ſich dem Wunſche ſeines Vaters gemäß und fand den einzigen Troſt einer unzufriedenen Ehe in der Geburt eines ſchönen, vielverſprechenden Knaben. Da wälzte ſich die Woge des verheerenden Krieges auch über jene Gegenden. Der wilde Mannsfeld, von Wallenſtein verfolgt, zog mit dem Reſte ſeines Raubgeſindels, durch Schleſien ſich durchſchlagend, bis nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor. Alle Schrecken und Verheerungen, die ein fliehendes, von Allem, was zu ſeinem Unterhalte nöthig iſt, entblößtes Heer begleiten, trafen die Güter meines Freundes. Die Mannsfeldſchen brachen mit Feuer und Schwerdt in die Dörfer, das Schloß ging in Flammen auf, die Plünderer drangen hinein. Was die Flamme nicht fraß, fiel in ihre Hände oder unter ihren Klingen. So ging auch der Sohn meines Freundes verloren. In dem Zimmer, das er bewohnt hatte, fand man den Leichnam einer ſeiner Wärterinnen, der halb von den Flammen verzehrt war. Was aus dem Kinde geworden war, wußte Niemand. Lange hatte der unglückliche Vater die Hoffnung genährt, das Kind, ein holder Knabe von vier Jahren, könnte wiedergefunden werden, weil ſeine Leiche nicht entdeckt worden war; aber mehr als zwanzig Jahre vergeblichen Wartens und fruchtloſer Nachforſchungen haben ihn endlich überzeugt, daß ſein Sohn ein Raub der Flammen geworden iſt, und Lansky ſteht nun kinderlos auf ſeinen Herrſchaften, die ſich ſeitdem noch nicht von den Verwüſtungen erholen konnten.“

Der Pfarrer brach in neue Klagen und Verwünſchungen des Krieges aus. Luitgarde hatte ſtill da geſeſſen, ein tiefer Seufzer ſchwellte ihre Bruſt. Jetzt erhob ſie das dunkle Auge mit wehmüthigem Ausdruck auf ihren Oheim und ſagte: „Hieß der verlorene Knabe nicht Victorin, lieber Oheim?“

„Ich glaube ja,“ erwiederte dieſer.

„Meine gute ſelige Mutter hat mir öfters erzählt,“ fuhr ſie mit einem kleinen Erröthen fort, „daß einmal von einer Verbindung“ —

„Ganz recht,“ fiel Graf Martinitz ihr ins Wort. „Du warſt zur Braut dieſes Victorin beſtimmt. Weil ſein Vater deine Mutter nicht beſitzen durfte, ſollte das ſehnlich gewünſchte Band ihre Kinder beglücken. Doch du warſt kaum geboren, als der Himmel, gleichſam um jede Möglichkeit einer Vereinigung zwiſchen unſern Häuſern zu zerſtören, dir den Bräutigam durch den Tod entriß.“

„Er hat mir den Verluſt reich erſetzt,“ erwiederte Luitgarde erröthend, indem ſie des Oheims Hand an die Lippen zog.

„Ja,“ ſagte der alte Graf, „mein Friedrich iſt ein edler Jüngling; ich hoffe mit Gottes Beiſtand, er wird dich ſo glücklich machen, als du, gutes Kind, es verdienſt.“

„Amen!“ rief der Pfarrer, und faltete andächtig die Hände.

Luitgarde ſeufzte: indem ſie des Oheims Hand an ihre Bruſt drückte: „Ach! wenn er nur ſchon da wäre!“

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen vergingen die langen Herbſtabende nicht ohne Genuß; aber wenn auch Luitgarde Vieles, ja das Meiſte von dem erzählte, was ihr begegnet, ſo gab es doch Einiges, was ſie ihrem Oheim nicht mittheilte. So war ſie an einem der erſten ſchönen Tage, welche ſie auf dem Schloſſe verlebte, ihrer Gewohnheit nach in den Garten und

Digitized by Google

aus demſelben in den nahen Wald ſpazieren gegangen. Ein Hügel, auf dem eine Gruppe von prächtigen Buchen ſtand, war das gewöhnliche Ziel ihrer Wanderungen, von dem aus ſie die Gegend und den Fluß, der hier zwiſchen den Bergen hervorkam, überſah. An jenem Tage lockte die Neugier ſie weiter. Sie ſtieg vom Gipfel herab und dachte leicht und ohne Hinderniß an den Fluß herab kommen zu können, der hinter dem Hügel herumfloß; aber als ſie ein paar hundert Schritte zwiſchen Gebüſchen herabgeſtiegen war, fand ſie plötzlich einen jähen Abgrund, felſicht und ſchroff, unter welchem die Moldau toſend zwiſchen engen, ſteinigten Ufern hinbrauſ'te. Der wildſchöne Anblick reizte ſie, ſie blieb ſtehen und ſchaute mit wunderbarer Sehnſucht hinab in das wechſelnde Geſtrudel der Wogen, die ſich bald kochend überſchäumten, bald über höherr Steine in glattem Spiegel hinabfloſſen. Ein kleiner Knabe ſpielte am Ufer mit flachen Steinchen und allerlei Spielzeug, das er auf die Oberfläche des Waſſers warf und ſich daran ergötzte, wenn die leichten Gegenſtände bald auf der Spitze der Wellen erſchienen, bald in Tiefen verſchwanden. Da rauſchte es im Dickicht des Ufers. Eine hohe Mannsgeſtalt in dunkelfarbiger Kleidung trat heraus, doch ſo, daß Luitgarde ſein Geſicht nicht ſehen konnte, das gegen den Fluß zugekehrt war. Der Mann blieb ſtehen und ſchaute ebenfalls in den Strom, dann hakte er langſam ſein Wehrgehenke los, zog ein breites Schwerdt raſſelnd aus der ſtählernen Scheide und bückte ſich zum Waſſer hinab, um Blutflecken, die Luitgarde deutlich erkannte, davon abzuwaſchen. Der Anzug des Fremden, der keinem beſtimmten Stande anzugehören ſchien, das Raſche, beinahe Wilde in ſeiner Bewegung, ſein finſteres Ausſehen, das Blut am Schwerdte, Alles kam ihr unheimlich vor und ſie gedachte aller der Erzählungen von Räubern und Mördern, mit welchen der Pfarrer ſich trug; dennoch konnte ſie nicht umhin, die hohe, ſtolze Geſtalt des Fremden, die ſich vortheilhaft in der phantaſtiſchen Kleidung ausnahm, ſelbſt das Edle in ſeinen Bewegungen zu bemerken, und noch ſtand ſie in zweifelhafter Regung zwiſchen Grauen und Wohlgefallen, als ein jammernder Schrei des Kindes ſie aufſchreckte, das unvorſichtig ſeinem Spielzeuge ins Waſſer nachgeſtürzt war. Luitgarde ſtieß ebenfalls einen Laut der Angſt aus. Der Fremde fuhr empor, warf Hut, Schwerdt und Mantel ab, ſprang in den Fluß, zog den ſchreienden Knaben heraus, ergriff haſtig die weggeworfenen Kleidungsſtücke, ſah ſich noch einmal wild um und floh, ſo ſchnell er konnte, ins Dickicht hinein. Luitgarde ſtand betäubt, verwirrt durch Alles, was ſie geſehen. Auch das Kind ſah ſich verwundert nach ſeinem Retter um; aber er war verſchwunden, und jene erſte Vermuthung von etwas Unheimlichem drängte ſich ihr lebhafter auf. Doch der Unbekannte hatte ja ſo menſchlich ſchön an dem fremden Kinde gehandelt; er konnte nicht unedel, er konnte kein Mitglied eines Bundes von Verbrechern ſein. Wer es aber immer ſein mochte, er wollte nicht geſehen werden, er hatte ein Geheimniß, und das beſchloß ſie dem edelmüthigen Retter des Kindes treu zu bewahren.

Sie erwähnte des Zufalls nie im Schloſſe, aber ſie liebte es, ſich in einſamen Stunden die Scene zurückzurufen, ſich, ſo viel als möglich war, auf die nur flüchtig erblickten Züge des Fremden zu beſinnen und aus Allem, was ſie geſehen und nicht geſehen hatte, ſich ein Ganzes zu bilden, das jene wunderliche Erſcheinung erklären ſollte.

Indeſſen mehrten ſich die Gerüchte von den Räuberbanden, die hier und da in Wäldern oder verwüſteten Schlöſſern ſich aufhielten und von dort Schrecken und Unglück über ganze Gegenden verbreiteten. Die allerſchrecklichſten, ſo wie die ſeltſamſten Erzählungen wurden von einer dieſer Geſellſchaften verbreitet, deren Hauptmann der ſchwarze Fritz genannt wurde und allgemein als der kühnſte und entſchloſſenſte Räuber bekannt war. Einige hielten ihn für einen Mannsfeldiſchen Freibeuter, andere für einen dunkelfarbigen Italiener von des Cardinal Infanten Truppen, noch andere machten ihn zu einem Köhlersſohne aus Sachſen, der ſich durch Muth und Verſtand bis zum Offizier unter den ſchwediſchen Truppen geſchwungen habe, nach dem Kriege aus Mangel und Mißmuth in die Wälder gegangen und das Haupt einer Schaar kühner Abenteurer geworden war, die, was das Schickſal nach ihrer Anſicht an ihnen geſündigt, nun an Beglückteren rächen wollten. Man trug ſich mit einer Menge Anekdoten von dieſem ſchwarzen Fritz und ſeiner Bande. Sie waren bald ſchauerlich, bald wunderbar, bald gräßlich, nie aber gemein, und Alle, beſonders die, wo der Hauptmann ſelbſt eine Rolle ſpielte, trugen das Gepräge einer wilden Größe, nicht ohne Reſte von Menſchlichkeit, ja manchmal Großmuth und kühner Verachtung jeder Gefahr.

Luitgarde konnte nie bei ſolchen Geſprächen gegenwärtig ſein, ohne daß ihr der Fremdling vom Moldauſtrande einfiel. Das Blut am Schwerdte, die ſeltſame Kleidung, die dunkle Geſichtsfarbe, ſelbſt die Scheu, mit der er floh, Alles ſchien ihr auf ein Mitglied jenes furchtbaren Bundes, wo nicht gar auf den Hauptmann deſſelben, den berüchtigten ſchwarzen Fritz, zu deuten, und ſie bedauerte nun noch mehr, daß ſie ſeine Züge ſo wenig hatte unterſcheiden können. Doch hörte ſie mit lebhaftem Intereſſe allen Geſprächen von ihm zu, und wenn auch ihr rechtlicher Sinn ſich mit Abſcheu von den erzählten Gräuelthaten abwandte, ſo konnte ſie doch einen lebhaften Antheil nicht unterdrücken, der aus der Betrachtung ſo vielen Muthes, ſolcher Willenskraft und Kühnheit entſprang, verbunden mit dem innigſten Bedauern über den Mißbrauch ſo ſchöner Kräfte und einer zarten Regung von Mitleid, was dieſes von der Natur ſo reich begabte Weſen in andern Verhältniſſen hätte werden können, und was nun ſein Loos in dieſer und jener Welt ſei!

Immer näher, immer häufiger fingen die Spuren von dem Daſein jener Bande an, ſich um Luitgardens Wohnſitz zu zeigen. Graf Martinitz dachte auf ernſtliche Gegenanſtalten, und mitten unter dieſen Bewegungen und Erörterungen traf ein Brief von Graf Friedrich ein, der ſeine Ankunft auf die nächſten Tage feſtſetzte. Auch er hatte von den Gerüchten gehört, die über die Unſicherheit jener Gegenden ſich ſchon bis Wien verbreitet hatten, auch ihm war der ſchwarze Fritz als ein gefürchtetes Ungethüm geſchildert worden, und er nahm daher ſeine Maßregeln ſehr vorſichtig, ſo daß er, von mehreren Bedienten begleitet, nur in kurzen Tagereiſen, um nie in der Nacht zu fahren, ſeinen Weg einrichten und ſich vor den berüchtigſten Stellen Geleite von den nächſten Militairpoſten verſchaffen wollte. Der alte Graf war ſehr froh über dieſe kluge Vorſicht ſeines Sohnes, deſſen Reiſe ihn längſt mit Beſorgniß erfüllt hatte. Luitgarde freute ſich recht ſehr auf den lieben Jugendgeſpielen, auf den treuen Theilnehmer ihrer Einſamkeit, und ſo beſchloß ſie, einen Beſuch bei einer ihrer Freundinnen in der Nachbarſchaft, den ſie ſich längſt vorgenommen hatte, lieber jetzt gleich zu machen, um dann ungeſtört der Nähe und des Umgangs ihres Geliebten zu genießen. Der Oheim willigte ein; die Freundin war nur zwei Stunden entfernt, Luitgarde ſollte bewaffnete Bedienten und ihre Kammerfrau mitnehmen, am Morgen des einen Tages hin, am Morgen des dritten zurückfahren, und, um aller Gefahr zu entgehen, die offene Straße über den Berg wählen.

Luitgarde ließ ſich alles gefallen, obwohl in ihr Herz keine Furcht gekommen war, und dieſe Reiſe ging glücklich vor ſich, bis auf den ſchlechten Weg, der durch lange Vernachläſſigung und das Herbſtwetter grundlos geworden war. Schon waren ſie auf dem Rückwege und hatten das Schloß der Freundin lange verlaſſen, als mitten auf der Anhöhe, wo der Weg ſich am ſteilſten Ufer eines Wildbaches hinzog und die Pferde kaum mehr im Stande waren, die Kutſche in den tiefſten Geleiſen aufwärts zu ziehen, ein Rad brach und alles zuſammenſtürzte. Das Jammergeſchrei der Kammerfrau, das Fluchen der Domeſtiken zogen einen Mann herbei, der in ſauberer bürgerlicher Kleidung vom Berge herab ſeines Weges kam. Er ſah den Unfall, eilte herbei, griff thätig zu und zog, indeß die Andern wie verwirrt durcheinander liefen, die erſchrockenen Frauen aus der umgeſtürzten Kutſche. Die Kammerfrau ſprang ihm zuerſt in die Arme, er ſetzte ſie an einer trockenen Stelle nieder und eilte zum Wagen zurück. Luitgarde hatte ſich aufgerichtet, ſie reichte dem hülfreichen Fremden die Hand, ihr Auge begegnete dem ſeinigen, und — eine Purpurgluth ſchoß in ihre Wangen. Es war eines der ſchönſten, wenigſtens der bedeutendſten Männergeſichter, die ſie je geſehen. Große dunkelglühende Augen blitzten ſie unter ſchön gewölbten Braunen an, eine regelmäßige Naſe ſenkte ſich zu den fein geſpaltenen Lippen nieder, und zwiſchen einem dunkeln Schnurrbart blickten blüthenweiße Zähne hervor, indem er mit Anſtand und reiner Sprache ihr ſeine Hülfe anbot. Auch er ſchien betroffen über den Anblick ſeiner Geretteten, und Luitgarde bemerkte leicht, daß er ſie mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit behandelte. Er bot ihr ſeinen Arm, er leitete ſie ſorglich, und an einer ſehr ſumpfigen Stelle erbat er ſich die Erlaubniß, ſie auf ſeinen Armen hinüber zu tragen. Ihr blieb nichts übrig, als einzuwilligen, wenn ſie nicht bis an den Knöchel verſinken wollte. Ehrerbietig umfaßte er ſie, kein unanſtändiges Nahen, kein kühner Blick mißbrauchte die verführeriſche Lage. Ohne die Augen zu ihr zu erheben, ohne einen Laut trug er ſie über den Sumpf, ſetzte ſie am trockenen Rande des Weges hin und wagte nur, ſie zu halten, bis ſie ſich geſammelt hatte, damit ſie nicht vielleicht, vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe ſtürzen möchte. Jetzt, als ihre ganze Beſinnung zurückgekehrt war, dankte ſie dem Fremden ſehr verbindlich, der nicht ohne Verlegenheit ihren Dank annahm, aber ſogleich zu dem Wagen eilte und hier durch Rath und Hülfe das Beſte that. Seine Augen hatten ſchnell Alles gefaßt, Alles bemerkt. Er befahl, er herrſchte den Leuten zu; keiner war, der ſich widerſetzte, dem es auch nur einfiel, ſich über den gebietenden Ton des Fremden aufzuhalten. Der Wagen wurde zuſammengeknüpft, ſo gut es möglich war, und langſam den Berg hinab in das Haus geleitet, das der Fremde ihnen bezeichnete, und wo ſie Geräthe, Werkzeug und helfende Hände finden ſollten; er aber kehrte nun zu den Frauen zurück und fragte Luitgarde, ob ſie nicht ebenfalls mit hinunter in das

Digitized by Google

Haus gehen wollte, wo ſie ſich erholen und mit mehr Bequemlichkeit warten könnte, bis der Wagen wieder zurecht gemacht ſein würde. Sie willigte ein, der Fremde ging neben ihr her, die Kutſche mit den Domeſtiken folgte langſam. So kam der Zug den Abhang hinunter. Der Fremde unterhielt ſie mit verſtändigen Geſprächen und zeigte eine Denkart und Sitten, die weit über dem ſchienen, was ſein Anzug verkündete. Unter andern fragte er ſie, warum ſie nicht lieber den bequemern Weg unten durchs Waldthal gefahren ſei, da die Straße über den Berg in dieſer Jahreszeit immer ſchlecht wäre? Luitgarde lächelte und ſagte nach einem kleinen Bedenken: „Die Straße da unten durch den Wald ſoll unſicher ſein, mein Oheim hat für mich gefürchtet.“

„Und Ihr, edles Fräulein, fürchtet Euch nicht?“

„Nein,“ erwiederte Luitgarde. „Man ſagt, der Räuberhauptmann, der ſchwarze Fritz, wie ſie ihn nennen, hat ſtets gute Kundſchaft von Allem; ſo wird er auch gewußt haben, daß ein Fräulein, welches mit ein Paar Domeſtiken eine Freundin zu beſuchen fährt, keine Schätze bei ſich führt, die ihn reizen könnten.“

„Ganz wohl, mein Fräulein, aber der ſchwarze Fritz ſoll nicht blos raubſüchtig, er ſoll auch verwegen und grauſam ſein und oft zur Luſt“ —

„Nein,“ erwiederte Luitgarde beſtimmt, „das glaube ich nicht. Ohne Zweck, ohne Ausſicht auf reiche Beute, blos um Uebles zu thun, wird der Menſch kein Verbrechen begehen.“

„Habt Ihr denn eine beſſere Meinung von ihm, als die Welt,“ fragte der Fremde zweifelnd.

„Die habe ich,“ antwortete Luitgarde.

„Wirklich?“ fuhr der Mann auf. „Und warum? Woher?“

„Es mag Euch vielleicht ſeltſam ſcheinen,“ antwortete Luitgarde gelaſſen, als ſie aus der Heftigkeit der Frage auf eine Mißbilligung ihrer Anſicht ſchloß; „es mag Euch ſeltſam ſcheinen, aber ich kann nun einmal von dieſem ſchwarzen Fritz nicht all das Böſe glauben, was man ſich erzählt.“

Der Fremde blieb einen Augenblick ſtehen und ſah Luitgarden mit einem ſeltſamen Blicke an: „Wirklich, edles Fräulein? Thut Ihr das?“

„Ja,“ entgegnete Luitgarde, „obgleich Ihr nicht meiner Meinung zu ſein und das Urtheil der Menge zu theilen ſcheint.“ Und nun erzählte ſie ihm geſprächig allerlei Anekdoten, die ſie vom ſchwarzen Fritz gehört hatte, und in welchen Allen ſie bei wilden Thaten und verwerflichem Beginnen eine gewiſſe Größe der Seele und eine nicht gemeine Denkart zu finden glaubte. Der Fremde widerſprach ihr öfters, er ſah den Räuberhauptmann in viel ungünſtigerem Lichte, er ſchien von ſeinem Beginnen ziemlich genau unterrichtet zu ſein, indem er ihr manches Unbekannte von ihm ſagte, und unter andern auch gewiß verſicherte, er ſei ſchwediſcher Offizier geweſen, habe mit Auszeichnung gedient und nach dem Frieden aus Kränkung und Verzweiflung ſeine jetzige Lebensart ergriffen; aber er erklärte ſich beſtimmt gegen ihn.

„Ich kann Euch nicht widerſprechen, da Ihr ſo wohl unterrichtet ſeid,“ ſagte ſie endlich; „aber ich verſichere Euch, daß ich mit ſchwerem Herzen meine beſſere Meinung von dieſem Menſchen aufgebe.“

Der Fremde ſeufzte und ſah finſter vor ſich nieder: „Wären mehr Menſchen eines ſo edlen Zutrauens fähig, als Ihr, mein Fräulein, vielleicht wäre dann der Unglückliche nicht ſo tief geſunken.“

„Glaubt Ihr? Nun ſeht, Ihr ſeid im Grunde auch meiner Meinung, und ſo kann ich Euch ſagen, daß ich ſchon mehr als einmal recht herzlich für ihn zu Gott gebetet habe, daß er ihn erleuchten und von ſeinem blutigen Wege zum Rechten und Guten zurückführen möchte.“

Der Fremde ſchien in heftiger Bewegung, und Luitgarde, als ſie ſich beſann, was ſie geſagt, erſtaunte über ſich ſelbſt, wie ſie dahin kam, einem wildfremden Menſchen, den ſie zum erſtenmale ſah, deſſen Namen und Stand ihr gänzlich unbekannt war, ſo recht aus der Tiefe ihres Herzens zu antworten. Aber es war etwas in dem Betragen des Mannes, das ihre Seele mit Gewalt öffnete.

Nun waren ſie im Thale. Das Haus lag vor ihnen, der Fremde eilte voraus; bald erſchienen die Bewohner und beeiferten ſich, die Kutſche heranzubringen und Alles vorzukehren, was zu ihrer Herſtellung vonnöthen war. Es ſchien, als habe der Fremde hier zu befehlen, und Luitgarde nahte ſich, da er nicht erſchien, einem von den herbeigekommenen Leuten. Jetzt ſah ſie ſie erſt genauer an. Es waren lauter wunderliche, abſchreckende Geſtalten, und nicht ohne Widerwillen redete ſie einen Mann an und fragte nach dem Herrn. Er war ein Kaufmann aus Budweis und der Hof und Hammer hier gehörte ſein. Luitgarde beruhigte ſich. Dieſe ſchwarzen, wilden Männer waren Eiſenarbeiter; auch machte es ihr Vergnügen, zu ſehen, wie geſchickt ſie die Arbeit angriffen, ſo daß ſie hoffen konnte, ihre Reiſe bald fortſetzen zu können. Aber noch immer blieb der Fremde aus. Endlich erſchien er. Mit trübem Ausdruck in den Blicken bat er ſie um Verzeihung, daß er ſie habe warten laſſen, und erſuchte ſie ehrerbietig, ins Haus einzutreten. Er öffnete ein artiges Zimmer im Erdgeſchoſſe, eine kleine Collation ſtand auf einem Tiſche bereit, eine alte Frau empfing ſie mit vielen Bücklingen. Die Art, wie der Fremde ihr einen Stuhl brachte, ihr von den Früchten und Confituren anbot, ſie unterhielt, zeugte von ſeiner Lebensart, und ein ſchwermüthiger Ausdruck in dieſen kräftigen Zügen, verbunden mit dem weichen Ton ſeiner Stimme, regte ihr Herz in den ſeltſamſten Gefühlen auf. Nun kamen ihre Leute und meldeten ihr, daß Alles bereit und der Wagen im Stande ſei, ſie weiter zu bringen. Der Fremde fuhr vom Stuhl empor, ein fürchterlicher Blick ſchoß auf den eintretenden Bedienten, der ſeiner Gebieterin dieſe unwillkommene Botſchaft brachte. Luitgarde ſchrak zuſammen. Der Fremde bemerkte es, und ſogleich wieder milde, bat er ſie um Vergebung ſeiner raſchen Bewegung, und bot ihr den Arm, um ſie zum Wagen zu führen. Sie verneigte ſich freundlich und legte ihre Hand auf ſeinen Arm. Da blieb er plötzlich ſtehen, ſah ſie lange an und ſagte nach einigem Kampfe mit ſich ſelbſt: Erlaubt, edles Fräulein, daß ich Euch ein paar Worte allein ſage.

Luitgarde winkte der Kammerfrau, voraus zu gehen, und auch die Alte verließ das Zimmer.

Ihr habt mir von dem ſchwarzen Fritz geſagt. Ihr fürchtet ihn zwar nicht, aber ſeine Leute. Er hat Urſache, ſich vor mir zu ſcheuen. Wo ich bin, kommt er gewiß nicht hin. So erlaubt, daß ich Euch dieſen Ring gebe, und wenn Ihr einſt durch ein unglückliches Ungefähr in ſeine oder ſeiner Leute Hände gerathet, ſo weiſet dieſen Ring vor, und Ihr ſeid gerettet.

Luitgarde ſtand beſtürzt. Ein Gedanke, der wie ein Blitz ihre Seele durchzuckte, machte ſie verſtummen. Der dunkle Fremdling am Moldauſtrom erſchien vor ihrem Geiſte, ſie glaubte einige Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Hammerherrn zu finden, ein Schauer überlief ſie, und, ohne reden zu können, ohne den Ring zu nehmen, den er ihr darhielt, ſah ſie ihn forſchend und grauſend an. Der Adel dieſer Züge, der milde Ausdruck ſeiner Augen ſtraften eine kindiſche Furcht Lügen; ſie faßte ſich und ergriff den Ring. Es war ein ſchöner Carniol in Gold reich gefaßt, und zu beiden Seiten mit drei kleinen Diamanten in Form eines Kleeblatts beſetzt.

Ich danke euch recht ſehr, und erkenne den ganzen Umfang meiner Verpflichtung gegen Euch. Dieſen Ring werde ich als ein theures Kleinod aufbewahren, und ihn, wenn ich ſeiner nicht mehr bedarf, mit dem lebhafteſten Dank ſeinem Eigenthümer zurückſtellen. Aber ſeid nun auch ſo gütig, mir Euren Namen und Wohnort zu ſagen, damit ich —

Drückt Euch das arme Geſchenk des wilden Fremdlings? rief der Mann mit ausbrechendem Zorne. Der Ring iſt mir ſehr theuer. Ich gab ihn Euch, er ſollte Euch dienen, er ſollte Euch vielleicht retten, er ſollte dafür bei Euch bleiben dürfen, und Ihr —

Luitgarde erröthete bis unter die Locken, ihr Auge ſuchte den Boden, und ſchnell ließ ſie, ohne zu bedenken, was ſie that, den Ring in den Buſen fallen, weil Jemand ins Zimmer trat. Der Hammermeiſter bot ihr aufs Neue den Arm, ſie ſchritten hinaus, er hob ſie in den Wagen, ein leichter Druck, den er auf ihre Hand wagte, wurde eben ſo flüchtig erwiedert, ihre Blicke begegneten ſich noch einmal und die Pferde riſſen den Wagen fort.

In tiefen Gedanken und ſtreitenden Gefühlen fuhr ſie dahin. Sie konnte ſichs nicht läugnen, daß die Erſcheinung des Budweiſer Hammerherrn einen wunderbaren Eindruck auf ſie gemacht hatte. So war ihr noch kein Mann vorgekommen, und das Unbegreiflichſte war ihr die Gewalt, mit der ſein Inneres auf das ihrige zu wirken, ſie zur Offenheit und zu Wohlwollen gegen ihn gleichſam zu zwingen ſchien, gegen ihn, den ſie nie geſehen, ja deſſen Aeußerungen und Umgebungen ſo manches ſeltſame und nicht freundliche Räthſel zu enthalten ſchienen.

Angelangt auf dem Schloſſe ihres Oheims, kam ihr dieſer voll Freuden und mit der Nachricht entgegen, daß ihr Bräutigam noch dieſen Abend eintreffen werde. Luitgarde hatte das ungefähr gewußt, und doch berührte ſie dieſe Nachricht wie ein Donnerſchlag. Sie war nicht im Stande zu antworten: die Müdigkeit, die Erſchütterung der Reiſe — die Kammerfrau hatte ſogleich ihren Unfall weitläufig erzählt — dienten ihr zum Vorwand, ſich in ihr Zimmer zu begeben. Hier warf ſie ſich auf einen Stuhl. Ein Sturm erhob ſich in ihrer Bruſt, tauſend Gedanken, Bilder und Gefühle fuhren im chaotiſchen Streite durcheinander, Schmerz und Beſchämung, Sehnſucht und Bangigkeit, Schauer und Liebe, Widerwillen und Unmuth. Sie war unzufrieden mit ſich ſelbſt, mit Friedrichs plötzlicher Ankunft, mit des Fremden zudringlicher Neigung, mit der ganzen Welt. Da wurde es laut im Schloſſe, Thüren gingen auf und zu, Menſchentritte ſchallten eilig über die Gänge, Friedrich war ange-

kommen. Sie mußte ſich zuſammennehmen und ihm geziemend entgegen gehen.

Sie ſtand auf, ſie fühlte, daß ſie zitterte, und ihre Knie wankten. O Gott, was iſt das? rief ſie: Was wird mit mir? In dieſer Bewegung, wie ſie die Hände jammernd erhob, fiel der Ring des Fremden aus den Falten ihres Buſentuches. Sie erſchrak, wie vor einem Geiſte, vor dem Blinken der Diamanten zu ihren Füßen; aber man nahete ſich ihrem Zimmer, ſchnell hob ſie den Ring auf, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und verbarg ihn an der vorigen Stelle.

Die Thüer des Vorſaals ging auf, ſie hörte ihren Oheim und eine feine zweite Männerſtimme, die ihr Herz umwandte. Entſchloſſen raffte ſie ſich auf und eilte ihnen entgegen. Ihr Oheim ſtand vor ihr und ein junger Mann, in deſſen ausgebildeten Zügen ſie die Umriſſe des jugendlichen Freundes erkannte, bückte ſich zierlich and tief. Das iſt mein Sohn, mein Friedrich, dein Friedrich, ſagte der Oheim freudig, and das iſt deine Braut.

Meine ſchöne Braut, liſpelte Friedrich, und breitete die Arme aus, ſie zu umfangen. Aber in ihr hatte der innere Sturm ſeinen höchſten Gipfel erreicht, ein unbeſchreibliches Weh durchzuckte ihre Bruſt, ſie ſtieß einen undeutlichen Schrei aus, und ſank ohnmächtig auf Friedrichs Schalter.

Als ſie zu ſich kam, fand ſie ſich auf ihrem Bette, der Oheim hielt ſie in ſeinen Armen, Friedrich kniete vor ihr, und hielt ihre Hand, während eine Kammerfrau ſie mit Eſſenzen labte. Sie richtete ſich auf, ſah ſtarr umher, Alles kam ihr vor wie ein Traum, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und machte dem gepreßten Herzen Luft.

Wie iſt Euch, liebe ſchöne Couſine? fragte Friedrich: Ach Gott, Ihr weint! — Wenn ich gedacht hätte, daß es dich ſo ergreifen könnte, ich hätte dich vorbereitet, ſagte der alte Graf: Aber wer konnte glauben —

Luitgarde ſuchte ſich zu faſſen: Beunruhigt Euch nicht, lieber Oheim! Und du, Friedrich, vergieb! Ich konnte wahrlich nicht dafür; aber jetzt iſt es vorbei, mir iſt wieder leichter. Sie ſtand auf, ſie ſtrebte, ihren Vetter recht freundlich anzuſehen und angelegentlich von ſeiner Reiſe, von ſeinem Aufenthalte in Wien zu ſprechen. Es koſtete ſie unſägliche Mühe, aber es gelang.

Friedrich fing an zu erzählen, der Vater hörte mit inniger Theilnahme zu, und Luitgardens aufgeregte Gefühle beruhigten ſich nach und nach.

Von nun an war es ausgemacht im Schloſſe, daß Luitgarde ihren Bräutigam ganz unbeſchreiblich liebe, und Friedrich ſuchte ſich auf alle Weiſe dieſer ſchönen Neigung werth zu machen. Luitgarde fühlte dies an tauſend befliſſentlichen Aufmerkſamkeiten, an zierlichen Beſtrebungen, ihre Wünſche zu errathen und ihr gefällig zu werden. Friedrich war ein kunſtreicher Menſch; in den vielen Ballen and Kiſten, die er mitbrachte, waren nicht blos Kunſtwerke und Sammlungen, es waren auch Geräthſchaften und Werkzeuge aller Art. Sie durfte nur winken, nur wünſchen, ſo war, was ihr an Arbeitszeug, an kleinem Geräthe fehlte oder zerbrach, herbeigeſchafft, oder zurecht gemacht, und ſie mußte ſich hüten, derlei Wünſche ja nicht ſo oft laut werden zu laſſen, wenn ſie nicht von allen Seiten mit Leiſtungen und Verbindlichkeiten umſponnen ſein wollte, in denen ihr Bräutigam zugleich ſeine Kunſtfertigkeiten und ſeine Liebe zu ihr an den Tag zu legen ſtrebte. Dieſe Geſchicklichkeiten erſtreckten ſich auch noch weiter. Er fing an, die Einrichtung des ganzen Schloſſes zu übernehmen, er ſprach and unterhandelte mit den Arbeitern, er griff ſelbſt zu, er ſchmückte einige Zimmer mit Zeichnungen von ſeiner Hand aus, er malte andere ſelbſt, war pünktlich, anſtellig, ſanft, gefällig, voll Kenntniſſe, voll Talente. Luidgarde erkannte das Alles, ſie ſchätzte ſeinen Werth, ſie ehrte ſein gutes Herz, ſie war feſt entſchloſſen, ihm ihre Hand zu geben; aber ſie konnte in einſamen Stunden, oder wenn ein gar zu zierliches Weſen ihr den Vetter weibiſch und ſchwach darſtellte, ein rebelliſches Gefühl nicht ganz zum Schweigen bringen, das ihr ein ganz anderes Bild vorzauberte, und ſie zu Vergleichen hinzureißen ſchien, die ſie ſich nun einmal nicht erlauben durfte.

Aber indeß Friedrich auf hunderterlei Art ſich zu beſchäftigen wußte, und Luitgarde mit feſtem Sinne dahin ſtrebte, ſich in altgewohnten Banden ohne Widerwillen zu bewegen, und neuen, heiligern mit Heiterkeit entgegen zu ſehen, da der alte Graf das Hochzeitfeſt ſeiner Kinder für den nächſten Frühling angeſetzt hatte, gingen auch die Dinge, die in den Verhältniſſen der Zeit lagen, ihren Gang fort. Jeder ankommende Gaſt, jeder Einwohner des Schloſſes oder Dorfes, der vielleicht in einer nahen Stadt geweſen, brachte neue Raub- und Mordgeſchichten vom ſchwarzen Fritz mit. Mitunter waren es Neckereien, Schalksſtreiche oder unbegreifliche Wagſtücke, wie nur Uebermuth und Verachtung jeder Gefahr ſie eingeben konnten, Auftritte, bei denen der kühne Räuber nicht ſelten, am ein tolles Wort, das er gegeben, zu löſen, oder um ein Unrecht zu ſtrafen, ſein Leben, ja ſeine Freiheit, die ihm weit mehr als jenes gelten mußte, auf's Spiel geſetzt hatte.

Nicht ohne Herzklopfen hörte Luitgarde ſeit dem Vorfalle mit dem Budweiſer Kaufmann dieſe Erzählungen. Obgleich der Ring, auf dem ein ſchönes adeliges Wappen geſtochen war, eher für günſtigere Vorſtellungen ſprach, ſo klärte er doch eigentlich nichts auf, und trotz eines inneren Grauens führte eine geheime Macht ſie immer wieder auf den Gedanken zurück, den ſie mit Beben und doch mit unausſprechlichem Wohlgefallen dachte, daß ſie dem Furchtbaren vielleicht nahe geweſen, von ihm, vor dem Alles zitterte, Beweiſe der Theilnahme, von dem Wilden und Geſetzloſen, Merkzeichen der zarteſten Achtung erhalten habe. Aber ſelbſt dieſe Ungewißheit, das räthſelhafte Dunkel, worein ſich ihr Verhältniß zu dem Unbekannten hüllte, diente nur dazu, ſein Andenken öfters in ihrem Geiſte zu erwecken.

Es waren aber nicht dieſe zufälligen Erzählungen und Geſpräche allein, was unaufhörlich ihr jenes Bild vor die Seele führte. Sie fühlte ſeit einiger Zeit deutlich, daß ſie von einer unbekannten Macht umgeben und geheimen Einwirkungen bloßgeſtellt ſei, deren Urheber ſie nicht entdecken, aber aus deren Art und Natur ſie auf Geſinnungen der zarteſten Achtung, ja vielleicht noch einer ſanfteren Empfindung ſchließen konnte. Mancher kleine Wunſch, den ſie flüchtig geäußert, fand ſich erfüllt, manche Sorge, die ſie als Führerin des Hausweſens beſchäftigte, ſchien wie durch einen Zufall von ihr genommen. Was ſie an Vorräthen, an Habſeligkeiten für ſich und das Haus beſtellte, langte mitten durch die unſicherſten Gegenden, und während Alles von Raubthaten voll war, unverſehrt im Schloſſe an. Auf drei bis vier Meilen um ihren Wohnſitz herrſchte die tiefſte Ruhe, und in den undurchdringlichſten Wäldern, die ihn umgaben, konnte man des Nachts mit Händen voll Geld reiſen. Es war, als ſchwebe eine ſchützende Gottheit über dieſer Gegend; und mancher kleine Raub, der an einem Unterthan ihres Oheims früher war begangen worden, wurde nun auf geheimnißvolle Weiſe erſetzt. Jede ſolche Erfahrung drückte einen ſcharfen Stachel in Luitgardens Bruſt, und ein nur zu theures Bild noch tiefer in dieſelbe.

Es war vor einigen Wochen, als ſie einſt über der Tafel im Geſpräche den Wunſch geäußert, einen Papagei zu beſitzen, wie ſie einen bei einer Freundin in Wien geſehen. Sie ſprach mit Luſt und lächelndem Vorwurf von der Unterhaltung, die ihr ſo ein Thierchen machen würde, von der Zerſtreuung in einſamen Stunden, wenn Geſchäfte oder Kränklichkeit den Oheim, und Kunſtſammlungen und Malereien den Vetter von ihr entfernten. Aber das Geſpräch, der Papagei und die Freude daran waren längſt vergeſſen, als plötzlich einmal bei'm Aufſtehen ein ſeltſamer Schrei ihr Ohr berührte und ſie, zum Fenſter tretend, woher er erſchollen war, mit Schrecken und Staunen ein ſehr ſchönes Papageienhaus an daſſelbe gebunden und darin einen prächtigen Vogel dieſer Art erblickte. Wie war der Käfig an ihr Fenſter gekommen, das im zweiten Stockwerke des auf Felſen gebauten Schloſſes nur dem kühnſten Waghals zugänglich war? Sie rieth auf Jemand im Hauſe, auf ihren Vetter, der den aus den Fenſtern der anſtoßenden Zimmer mit geringer Mühe die Ueberraſchung hatte einleiten können. Sie ließ den Vogel hereinnehmen, ſie eilte zu ihrem Oheim hinüber, ſie dankte ihrem Vetter. Alles war erſtaunt, aber Niemand unterrichtet; ja, Friedrich bewies ihr durch allerlei kleine Umſtände, daß er in dieſer Nacht nicht auf jenem Flügel des Schloſſes geweſen ſein konnte. Alle Leute im Schloſſe wurden ausgeforſcht und nichts entdeckt.

Indeß behielt Luitgarde den Vogel und ergötzte ſich an ſeinem mannigfaltigen Geſchwätz, und konnte gewiſſe Gedanken, die ihn ihr werth machten and ihr Herz, wenn ſie an die Art, wie der Käfig an ihr Fenſter gekommen, dachte, mit Schauder erfüllten, nicht verſcheuchen, als plötzlich in einer einſamen Stunde der Vogel deutlich: „Victorin! Ach, Victorin!“ ausrief. Dieſer Name und der Seufzer, der ihn begleitete, machten ſie ſtutzen. Sie ſprang auf, eilte zum Käfig und fragte den Vogel, wer ihn das Wort gelehrt, gleich als könnte er ſie verſtehen. Aber der Vogel wiederholte ſein: „Ach Victoria!“ und Luitgarde, die ſogleich an den Sohn des Geliebten ihrer Mutter, an den ihr zuerſt beſtimmten Verlobten dachte, fühlte ein unausſprechliches Grauen; es war ihr, als umringten ſie die Geiſter der Verſtorbenen. Bald darauf aber kehrte ihre klare Beſinnung wieder zurück, ſie ſchämte ſich ihrer Furcht, ja, ſie neckte den Vogel nun abſichtlich mit dem Namen, und ließ ſich ihn, ſo oft es ging, vorſagen.

Der Vogel, und die Art, wie er in's Haus gekommen, beſchäftigten alle Bewohner deſſelben auf's lebhafteſte. Die Meiſten fanden viel Spaß an dem kunſtreichen, ſchwatzhaften Thierchen; nur der alte Graf ſchüttelte bedenklich das Haupt, indem er noch andere geheime Beſtrebungen damit verglich, womit eine unſichtbare Macht Luitgarden zu umgeben ſchien, und die den Gliedern ihrer Familie nicht entgehen konnten. Graf Friedrich

Digitized by Google

war am unruhigſten, er forſchte überall nach, er durchſuchte das ganze Schloß und ſeine Umgebungen, er lauerte, aber er entdeckte nichts.

So gingen einige Tage hin, als eine weitläufige Verwandte des Hauſes, Gräfin Wellheim, die Familie zu beſuchen kam. Ihr Gut war ein Paar Tagereiſen entfernt, und nur ein nothwendiges Geſchäft, welches ſie mit dem alten Grafen abzuthun hatte, konnte ſie bewegen, im Winter und bei den furchtbaren Gerüchten von der Unſicherheit der Straßen den weiten Weg zu machen. Alles empfing ſie mit Freuden. Luitgarde hatte ſo lange eines Umgangs von ihrem Geſchlechte entbehrt; ſie führte alſo gleich am andern Morgen die Gräfin in ihr Schlafzimmer, wo weibliche Arbeiten, Putz und tauſend ähnliche Gegenſtände Stoff zu lebhaftem Geſpräche gaben, als auf einmal der Papagei ſeine Stimme erhob, und „Victorin! ach, Victorin!“ rufend, der Gräfin Blicke auf ſich lenkte.

Was iſt das? rief ſie beſtürzt: — dieſer Papagei — hier — in Eurem Zimmer? — Kennt Ihr ihn? rief Luitgarde, und ein banges Gefühl ergriff ſie.

Es iſt mein Papagei, rief die Andere: Ich habe ihn viele Jahre gehabt, und er wurde mir auf ganz unbegreifliche Weiſe entwendet.

Luitgarde ſtand verlegen: — Bei Gott! Ich weiß nichts — Das glaub' ich wohl; aber wie kam er in Eure Hände?

Luitgarde erzählte. Die Gräfin wiegte ſtaunend das Haupt. Das faſſe, wer kann, ſagte ſie: aber um uns zu überzeugen, ob ich Recht habe, ſo ſeid ſo gütig und öffnet den Käfig ein wenig.

Luitgarde that es. Coco! Coco! rief die Gräfin koſend, und der Papagei drehte den Hals nach der Stimme, ſchüttelte die Flügel und flog aus dem Käfig gerade auf die Gräfin zu, die ihm die Hand hin hielt. Er ſetzte ſich ſogleich darauf, er liebkoſ'te ihr und erkannte ſo mit allen Zeichen die ehemalige Gebieterin.

Der Vogel iſt Euer, ſagte Luitgarde finſter: Ich ſeh' es wohl. Nehmt ihn hin! Sie wandte ſich mit ſehr bitterm Gefühle ab.

Die Gräfin verbat es, ſie wollte Luitgarden ihre Freude nicht nehmen, ſie erſuchte ſie, das Thierchen, das vorher doch ein geſtohlenes Gut geweſen, jetzt rechtmäßig aus der Hand einer Freundin zu empfangen.

Geſtohlen Gut? wiederholte Luitgarde, und ihr Innerſtes war empört. Ja, ja, Ihr habt Recht, Gräfin! ſagte ſie nach einer Pauſe, und ich danke Euch für Euer gütiges Anerbieten; aber ich kann's nicht annehmen. Der Vogel iſt mir verhaßt, ſeit ich weiß, wie ich dazu gekommen.

Die Gräfin wollte ihr freundlich zureden, ſie ſtellte ihr vor, daß vielleicht der, der ihn ihr mit Gefahr ſeines Lebens gebracht, ganz unſchuldig —

Nein, nein! rief Luitgarde heftig: Das kann nicht ſein!

So wiſſet Ihr? —

Ich weiß nichts, gar nichts; erwiederte Luitgarde haſtig, als daß ich den Vogel nicht mehr ſehen kann, daß ich Euch bitte, Euch beſchwöre, ihn ſogleich mit euch fortzunehmen, denn ich — ich laſſe ihn zum Fenſter hinausfliegen. Was liegt mir daran? O Gott! Er iſt ja geſtohlen!

Die Heftigkeit, die hervorbrechenden Thränen, mit welchen Luitgarde dieſe letzten Worte ſprach, machten die Gräfin ſtutzen. Sie drang alſo nicht weiter in ſie, und es blieb dabei, daß ſie ihren Vogel mit ſich nehmen würde.

Unter verſchiedenen Geſprächen, die ſie, um die tiefbewegte Freundin zu zerſtreuen, auf die Bahn brachte, legte ſich endlich Luitgardens innere Empörung, und nach einer Weile war ſie ruhig genug, die Gräfin zu fragen, wer denn in ihrem Hauſe Victorin heiße, und warum der Papagei dieſen Namen immer mit einem Seufzer ausſpreche?

Victorin? ſagte die Gräfin verwundert: Bei mir heißt Niemand im ganzen Hauſe ſo, und er hat auch dies Wort nie gekonnt, ſo lange ich ihn hatte, was beinahe drei Jahre war.

Luitgarde ſchwieg gedankenvoll.

So heißt wohl Euer unbekannter Ritter ſo, und er hat den Vogel ſeinen Namen ſprechen gelehrt, um Euch an ihn zu erinnern. Das könnte auf eine Spur —

Nichts, durchaus nichts! unterbrach Luitgarde ſie heftig: Ich kenne keinen Menſchen, der dieſen Namen führt. Bei Gott, ich kenne Niemand!

Die Gräfin drang nicht weiter in ſie, denn ſie ſah wohl, wie Alles, was auf dieſen Vogel Bezug hatte, Luitgarden auf das heftigſte erregte; aber ſie behielt ihre Gedanken für ſich, und konnte nicht umhin, Graf Friedrich noch denſelben Abend einen Theil derſelben mitzutheilen.

Er, der von dem, was vorgegangen war, wenig erfahren, und von den Bewegungen in dem Herzen ſeiner Braut gar nichts geahnet hatte, ſchweifte, durch die Erzählung der Gräfin aufgereizt, auf allerlei ganz entgegengeſetzte Fährten, und war daher nicht im Stande, irgend etwas Haltbares zuſammen zu denken; doch beruhigte es ihn ungemein, daß Luitgarde den Papagei weggab, und er glaubte nicht viel von einem Nebenbuhler zu fürchten zu haben, der ſo zweideutige Geſchenke bringe, und die man ſo zweideutig wieder hingebe.

Die Gräfin ſollte bald darauf abreiſen, und da ſie von allen den Mordgeſchichten, welche ſie hier im Schloſſe hatte erzählen hören, noch ängſtlicher geworden war, ſah der alte Graf keine Möglichkeit, ſeine Verwandte zu beruhigen, als wenn er ihr noch ein männliches Geleite mitgäbe. Gern würde ich ſelbſt meiner ſchönen Muhme dieſen Ritterdienſt erweiſen, ſagte er, aber mein Podagra erlaubt mir in dieſem Wetter keinen Ausflug. So geh' du mit Friedrich, hörſt du?

Mit vielem Vergnügen, antwortete dieſer, indem er aufſtand, und ſich gegen die Gräfin verneigte. Aber Luitgarde ſah den Widerwillen deutlich, mit dem er ſich dieſem Auftrage unterzog.

Es war indeſſen nichts anders zu thun, als freundlich beim böſen Spiele auszuſehen. Die Reiſe wurde am folgenden Tage angetreten, und am dritten Abende langte Graf Friedrich glücklich und wohlbehalten wieder im väterlichen Schloſſe an. Luitgarde kam ihm auf der Treppe entgegen, ſie hatte einige Aengſtlichkeit über das Schickſal ihres Jugendfreundes nicht ganz bezwingen können, ſo ernſt und liebreich auch der Oheim ihr zugeredet, und alle vernünftigen Gründe gegen dieſe Bangigkeit angeführt hatte. Den Grund, der ſie beſorgt machte, und der auch für ſie nur auf ungewiſſen Vermuthungen beruhte, durfte ſie ja nicht angeben. Friedrich war gerührt durch dieſen ſichtbaren Antheil, er umarmte ſeine Braut recht herzlich, und ſie ſah bald aus ſeinen Mienen, daß etwas Bedeutendes vorgegangen ſein müſſe, welches er ihr zu verkündigen habe. Stelle dir vor, Luitgarde! ſagte er: — Doch warte! Mein Vater muß es auch hören. Komm nur herein! Er zog ſie mit ſich in's Zimmer des alten Grafen, und gleich nach den erſten Begrüßungen und Erkundigungen konnte er ſeine große Neuigkeit nicht mehr zurückhalten. — Vater, Luitgarde! ſagte er: Denkt, was mir begegnet iſt, was ich erlebt habe — Ich habe den ſchwarzen Fritz geſehen.

Den ſchwarzen Fritz? riefen Beide.

Ja, ja, leibhaftig und ſo nahe, wie ich Euch ſehe, und ich habe ſogar mit ihm geſprochen.

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Vater: So iſt er gefangen?

O das nicht! antwortete Friedrich.

Biſt du angefallen worden? fragte Luitgarde erſchrocken.

Gott bewahre! erwiederte Friedrich: Geſprochen habe ich ihn, wie ich Euch ſpreche, ruhig, gelaſſen.

Nun, ſo erzähle in Gottes Namen! ſagte der alte Graf ungeduldig.

Und Friedrich begann nun: Ich mußte heut Morgens auf der erſten Station vom Schloſſe der Gräfin herwärts eine Weile auf Pferde warten. Der Sicherheit wegen fand ich es für gut, meinen Stand und Namen zu verſchweigen; ich ließ mir daher kein eigenes Zimmer geben, ſondern ſetzte mich in der Gaſtſtube hin. Es waren allerlei Leute da, Bauern, Beamte und einige Dragoner von denen, die Befehl haben, in der Gegend zu ſtreifen. Sie lärmten und fluchten, und erzählten allerlei wildes Zeug von den Räubern, und wie ſie dem ſchwarzen Fritz ſchon zweimal ganz nahe auf der Spur geweſen wären, wie er hier herum ſeinen eigentlichen Sitz habe u. ſ. w., daß mir nicht ganz wohl zu Muthe wurde, wenn ich bedachte, daß der Aufenthalt mit den Pferden mich zwingen könnte, in der Nacht zu fahren. Indeß öffnete ſich die Thüre, und ein Geiſtlicher, wie ein Landpfarrer gekleidet, und von ſeinem Schulmeiſter gefolgt, trat herein. Es war ein noch junger Mann von anſehnlicher Geſtalt, ſein Ausſehen, ſein Stand, ſelbſt ſeine Blicke, möcht' ich ſagen, geboten dem rohen Haufen Stillſchweigen. Er ließ ſich mit ſeinem Schulmeiſter etwas Wein geben, trank mäßig und hielt ſich ſtill. Nach und nach fingen die Dragoner wieder an zu ſchwatzen, ſie behaupteten, den ſchwarzen Fritz gut zu kennen, ſie ſchilderten ihn mit furchtbaren Zügen und verſicherten, wenn ſie ihn jetzt wieder träfen, ſollte er ihnen nicht mehr entgehen. Da ſtand der Geiſtliche auf, ſtellte ſich zu ihnen und fragte: wenn ſie denn ihrer Sache ſo gewiß wären, warum ſie dem Menſchen ſein ſchreckliches Handwerk nicht ſchon längſt gelegt hätten? Die Dragoner ſchwatzten und ſchwadronirten in den Tag hinein, wie rohe Soldaten pflegen. Der Geiſtliche trieb ſeinen Spott mit ihnen, das konnt' ich deutlich ſehen, und es ſchien ihn zu beluſtigen, wie hoch und kühn ſich die Kerls vermaßen, was ſie an dem ſchwarzen Fritz thun wollten, wenn ſie ihn in ihre Gewalt bekämen.

Und wenn er hier mitten unter Euch wäre? ſagte der Geiſtliche, mit einem Tone, der mir, ich geſtehe es, das Blut für einen Augenblick gerinnen machte, und die Dragoner verblüffte. Wir ſahen uns Alle untereinander an, Jeder beſorgte,

in ſeinem Nachbar den gefürchteten Räuber zu entdecken. Indeſſen war der Schulmeiſter, der ſich vorhin entfernt gehabt hatte, wieder herein gekommen, und gab dem Geiſtlichen einen Wink.

Ich bin der ſchwarze Fritz, rief dieſer nun mit einer Donnerſtimme mitten in die betäubte Verſammlung hinein, warf ſein falſches Haar ab, und ſtand in ſchwarzen, krauſen Locken furchtbar aber hübſch da. Zugleich aber zog er ein Piſtol, und hielt es vor ſich. „Dem, der mir nahe kommt, brenn ich das Gehirn aus!“ rief er. Der vermeinte Schulmeiſter entblößte einen ungeheuren Sacras und deckte ſeines Herrn Rückzug. Wir ſtanden Alle erſtarrt, und die Räuber waren fort.

O, zum Teufel! rief der alte Graf. Das iſt zu arg! Schämt Ihr Euch nicht? Hätte ſich denn Keiner an die Kerls wagen können?

Aber, lieber Vater, die Wenigſten waren bewaffnet.

Und habt Ihr ihm nicht nachgeſetzt?

Ja wohl. Die Dragoner waren ſogleich aufgeſprungen, aber die Gurte ihrer Pferde waren abgeſchnitten, und wie ſie ſich aufſchwingen wollen, rollten ſie mit Decke und Sattel wieder von ihren Gäulen herab; die beiden Räuber aber ſprengten hohnlachend auf ihren windſchnellen Roſſen davon.

Nun, das iſt zu toll! ſagte der Vater. Ein ganzes Zimmer voll Menſchen, darunter Soldaten, und können zwei Räuber, die ſich ihnen noch ſpottend zu erkennen geben, nicht fangen!

Graf Friedrich ſuchte die Sache zu erklären, zu entſchuldigen; aber der Vater blieb auf ſeinem Sinne, daß es eine ewige Schande ſei, und Luitgarde brannte vor Begierde, ihrem Vetter eine Beſchreibung vom ſchwarzen Fritz abzufragen.

Erlaube mir, holdes Mühmchen, daß dieß indeſſen mein Geheimniß bleibe. In wenigen Tagen ſollſt du ganz und über alle Erwartung befriedigt werden.

Luitgarde mußte ſich ergeben, aber ſie konnte nun weniger als je ein gewiſſes Bild aus ihrem Gedächtniſſe verbannen, oder ſich des dunklen Gefühls erwehren, daß ihr Vetter neben dem kecken Räuber doch eine armſelige Rolle geſpielt habe.

Nach zwei Tagen, während welcher Friedrich ſeine Couſine auf eine geſchickte Art vom Durchgehn durch den Bilderſaal abzuhalten gewußt hatte, holte er ſie mit triumphirender Miene aus ihrem Zimmer, und indem er ihr ganz geheimnißvoll etwas zu zeigen verſprach, führte er ſie gerade vor das Bild deß unglücklichen Gefangenen, das ſie ſo oft mit Wehmuth betrachtet hatte, und ſagte: Nun ſchau, Luitgarde!

Entſetzt fuhr ſie zurück. — Des Gefangenen Geſicht war gerade gegen ſie gekehrt und die Züge des Unbekannten, in der düſterſten Verzweiflung ſtarrten ſie aus großen, tiefen Augen an.

Mit einem lauten Schrei ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht, und entfloh.

Friedrich folgte ihr triumphirend über den ſchauerlichen Erfolg ſeiner Kunſt und der ſchlauen Ueberraſchung. Er fand ſie, zitternd an allen Gliedern, im andern Zimmer an einen Pfeiler gelehnt. Ihr Buſen flog, ihr ganzes Weſen war in Aufruhr.

Mein Gott, liebes Mühmchen, was iſt dir? Kann dich denn ein künſtlicher Verſuch ſo erſchrecken? Du weißt, wir haben öfters darüber geſtritten. Du fandeſt das Bild gerade ſo anziehend, weil man die Züge nicht ſah und hinzu denken konnte, was man wollte; ich behauptete immer, es wäre nur ein Kunſtgriff des Malers, der es nicht gewagt, den Schmerz und die Verzweiflung des Gefangenen darzuſtellen. Nun habe ich es verſucht, die Aufgabe zu löſen, ich habe dem Gefangenen das Geſicht des Räuberhauptmanns gegeben.

Hu! rief Luitgarde, und ſchauderte.

Es iſt ſo ähnlich wie möglich, kann ich dich verſichern, und dein Entſetzen beweiſ't für den beabſichtigten Effect. Aber komm doch, und ſieh es noch einmal an!

Um keinen Preis in der Welt! rief ſie mit Entſchloſſenheit. Das Zimmer betrete ich nie wieder!

Sei nicht ſo kindiſch! Es war ein kühner Einfall von mir, ich geſtehe: aber ich müßte bedauern, daß es ſo vollkommen gelungen iſt, wenn ich dir dadurch das Bild verleidet hätte. Ich finde —

Finde du, was du willſt! rief ſie. Aber ſei verſichert, du haſt mir unendlich weh gethan.

Verzeihe, mein Kind! Das wollte ich nicht; und wenn ich auch faſſe, daß der erſte Anblick dich erſchrecken konnte, ſo begreife ich doch nicht —

O mein Gott, mein Gott! rief Luitgarde, und ihre Thränen brachen hervor.

Friedrich ſtand erſtaunt. Er ſuchte ſie zu beruhigen; aber ſo weh es ihm that, die holde Braut in ſolcher heftigen Erſchütterung zu ſehen, ſchmeichelte es im Grunde doch ſeiner Eitelkeit, weil er die ganze Sache der auffallenden Wirkung ſeiner großen Kunſt zuſchrieb.

Luitgarde faßte ſich endlich. Sie ging auf ihr Zimmer, aber nicht wieder durch den Saal, wo die umgewendete Geſtalt mit der unglücklichen Aehnlichkeit und dem Ausdruck der fürchterlichſten Verzweiflung ihr wie ein ſchreckendes Geſpenſt vorkam.

Der alte Graf hörte den Vorfall, er mißbilligte ſehr ſeines Sohnes eitlen Einfall, und ließ das Bild an einen andern Ort bringen, um ſeine Nichte nicht täglich mehrere Male zu einem langen Umweg über kalte Gänge und Treppen zu zwingen; aber auch, als das Gemälde entfernt und ihr Weg wieder frei war, ging ſie nie durch den Saal, ohne daß das Bild des Unglücklichen, die Verwilderung, in die ein von Natur edles Weſen geſunken war, ſich ſchmerzlich vor ihr erhob, und der Ausblick in eine ſchreckliche Zukunft, wo er, eben ſo von Ketten belaſtet, der Freiheit, des Tageslichts beraubt, die Dauer eines jammervollen Daſeins in düſtrer Verzweiflung an den eingegrabenen Strichen abzählen würde, ihr Innerſtes zerriß. Und hinter dieſer düſtern Kerkerſcene — was zeigte ſich ihren Blicken da? — Der Tod durch Henkershand und die ewige Verdammniß einer Seele, die Gott zum Heil geſchaffen, für die des Erlöſers Blut gefloſſen, und die vielleicht jetzt noch eines beſſern Gefühls fähig war!

Ein Gedanke ergriff ſie am mächtigſten und beſchäftigte ſie unaufhörlich, — es war ein lichter Punkt, auf den ſich ihre Seele in dem wüſten Gewirre, das ſie umfing, mit Eifer und ſtets wachſender Liebe richtete — ſeine Seele zu retten, wenn es möglich wäre, und dieſem Jüngling, dem ſie die innigſte Theilnahme nicht verſagen konnte, der ſich gegen ſie edel und liebevoll bewieſen hatte, vielleicht von ſeinen ſchrecklichen Wegen zurückzubringen. Jemehr ſie dieſem Entwurfe nachſann, je glänzender ſtrahlte er ihr entgegen; ſie glaubte, daß das eine recht ſchöne Aufgabe, ja ein lohnender Zweck für ein ganzes darauf gewendetes Daſein werden könnte, und ſie entwarf tauſend Plane und Möglichkeiten, wie das überhaupt, wie es am liebſten durch ſie geſchehen möchte.

Unterdeſſen fing der Winter allgemach an, ſich ſeinem Ende zu nähern. Laue Lüfte fuhren über die Erde hin und ſchmolzen aller Orten den Schnee von den Bergen, das Eis der Ströme zerbrach, das ſtumme Erſtarren des Winters wich vor dem Geräuſche der fallenden Tropfen und der entfeſſelten Wellen, Frühlings- und Sehnſuchtsgefühle regten ſich in der belebten und unbelebten Natur.

Friedrich dachte mit erhöhtem Vergnügen an ſein nahendes Hochzeitfeſt, Luitgarde fühlte die Bruſt von ſchmerzlich ſüßen Ahnungen gedehnt, deren Gegenſtand aber jenes Feſt nicht war; ja vielmehr ſchlug jede Mahnung daran, deren es jetzt täglich immer mehr gab, wie mit eiſiger Hand in den warmen Blumenflor ihrer dunklen, düſtern Hoffnungen. Doch es war der Wunſch ihres verehrten Oheims, der deutlich ausgeſprochene Wille der ganzen Familie, und Friedrich war ſo rechtlich, ſo aufmerkſam gegen ſie, daß ſie ihr rebelliſches Gefühl mit ſtrenger Vernunft zur Ruhe ſprach, und ſich alle Mühe gab, die Freude des ganzen Hauſes über das nahende frohe Ereigniß zu theilen.

Indeſſen ſchob ſich durch einen Zufall ein kleiner Aufenthalt dazwiſchen. Ein unvorhergeſehenes wichtiges Geſchäft, das des alten Grafen Anweſenheit in Prag für längere Zeit forderte, zwang ihn, das Hochzeitfeſt ſeines Sohnes auf unbeſtimmte Friſt zu verſchieben. Dieſer ſollte indeß im Schloſſe bleiben und alle Anſtalten und Vorkehrungen betreiben, Luitgarde aber, die nicht ſchicklich bei ihm verweilen konnte, den Vater begleiten.

Die Reiſe ward mit den nöthigen Vorſichtsmaßregeln, wozu Friedrich eifrig ermahnte, angetreten, zwei Tagereiſen waren glücklich zurückgelegt, und ſchon glaubten ſich die Reiſenden aller Fährlichkeiten überhoben, als plötzlich in einem Gehölze, wo der ſchlechten Straße wegen der Wagen langſam zu fahren gemüſſigt war, berittene Räuber von zwei Seiten hervorſprengten, den Poſtillon mit vorgehaltenem Piſtol zum Halten zwangen, die Bedienten, welche ſich zur Wehre ſetzen wollten, vom Kutſchbocke riſſen, ſich dem Wagen näherten und mit wilder Stimme Geld und Koſtbarkeiten, die der Graf mit ſich führte, forderten. Dieſer antwortete ihnen unerſchrocken, aber einer der Räuber zog ein Terzerol und ſchlug auf den Grafen an. Erſchrocken fuhr Luitgarde empor, riß den Ring aus der Bruſt, hielt ihn dem Räuber vor und rief: Laßt ab von uns! Ehrt den Befehl eures Hauptmanns! Der Räuber wich zurück, betrachtete den Ring, zog die Mütze, rief ſeine Kameraden mit einem Pfiffe zuſammen, und Alle ſprengten mit verhängtem Zügel in's Dickicht hinein.

Nach einer langen Pauſe des ſtummen Erſtaunens ſagte endlich der Graf: Was war das? und Luitgarde, von Purpurgluth bedeckt, mußte bekennen und erzählen, wie ſie zu dem Ringe gekommen war. Indeſſen hatten die Bedienten ſich aufgerafft, der Wagen wurde in Bewegung gebracht, und man ſetzte, noch erſchrocken, betäubt von dem ſchnellen Wechſel der Ereigniſſe, den Weg fort. Mit düſterem Unmuth hörte Graf Martinitz den Bericht ſeiner Nichte an. Die Liebe eines Räubers für ſie, der ſichtbare Antheil, den ihr der wilde Jüngling einzuflößen gewußt hatte, der Rückblick auf das Schickſal ſeines Sohnes — Alles regte ſein Innerſtes in peinliche Gefühle auf; doch ſchwieg er finſter, und verlangte nur den Ring zu ſehen.

Digitized by Google

Luitgarde reichte ihn hin. Mein Gott, rief er, das iſt das Lansky'ſche Wappen! Das iſt ein Siegelring, den ich, nur ohne die Diamanten, die ihn jetzt zieren, oft an meines Freundes Finger geſehen habe! Wie kommt der Menſch zu dem Ringe? — Und er iſt ihm theuer, hat er dir geſagt? Und doch hat er ihn dir geſchenkt? — Er ſchüttelte das greiſe Haupt.

Lansky? — Lansky? — wiederholte Luitgarde langſam und nachdenkend, und das von Flammen verzehrte Kind und der Ruf des Papageys fielen ihr auf einmal ſchwer aufs Herz. — Victorin von Lansky war ihr von ihrer Mutter und ſeinem Vater beſtimmt geweſen, und wer hatte ihr den Papagei gebracht, und wer ihm den Namen ihres verlornen Verlobten gelehrt? Sie ſchauderte; denn mitten aus der Tiefe verworrener Gefühle und Gedanken hob ſich eine Vermuthung auf, die zugleich Grauen, Wehmuth und ſchmerzliche Luſt in ihr erweckte.

Wie kommt der Straßenräuber zu dem Ringe? Weißt du davon? fragte der Graf.

Nichts, lieber Oheim, als was ich Euch ſchon geſagt habe. Der Ring iſt ihm ſehr theuer, hat er mich verſichert. Ich wollte ihm denſelben zurückſenden, wenn ich ſeiner nicht mehr bedürfte, aber er verweigerte es mit ſichtlicher Empfindlichkeit.

Der Menſch iſt in dich verliebt, das iſt klar. Nun laſſen ſich auch mehrere Dinge und das Geſchenk des geſtohlenen Papageis begreifen. Eine lächerliche und doch grauſenhafte, ſchändliche Liebſchaft, fürwahr, zwiſchen meiner Nichte und einem Spitzbubenhauptmann!

Dies Wort ſchnitt tief und ſchmerzlich in Luitgardens Bruſt, und ſie vermochte nicht, ihre Thränen zurückzuhalten; aber aus der offenen Wunde hob ſich der Stolz und der Entſchluß, den Unglücklichen, der mitten in ſeiner Verwilderung noch beſſerer Gefühle fähig war, nicht zu verläugnen, und ſeiner Sache muthig treu zu bleiben.

Meiſt ſchweigend in tiefen Gedanken kamen ſie nach Prag. Graf Martinitz betrieb ſeine Geſchäfte und mitunter geheime Nachforſchungen wegen des Ringes. Luitgarde fühlte ſich beobachtet, und nicht mehr ſo zwanglos, wie auf dem Lande. Das kränkte ſie, denn ſie wußte ſich keines Vergehens, nicht einmal tadelhafter Nachgiebigkeit ſchuldig. Sie hatte gegen verführeriſche Erinnerungen ernſtlich gekämpft, ſie wollte Friedrich ihre Hand geben, ſein liebevolles, treues Ehegemahl ſein. Mehr forderte er ſelbſt nicht, denn er gab auch nicht mehr, und den Platz, den vielleicht in Schatten und Nebel gehüllt, ein gewiſſes Bild in Luitgardens Herzen einnahm, beſetzten ja in ihres Vetters Bruſt ganz offen und hell ſeine Sammlungen und Kunſtfertigkeiten; ſie ſah nicht ein, worin ſie gefehlt hatte.

Die Geſchichte von des Grafen wunderbarer Erlöſung aus der Hand der Räuber machte Aufſehen in Prag. Die Domeſtiken, welche den eigentlichen Hergang nicht wußten, hatten theils verworrenes, theils unrichtiges Zeug geſchwatzt. Von Mund zu Mund laufend, vergrößert, entſtellt, gelangte die Kunde zum Kanzler des Gerichtshofes, der längſt ſchon von Ferdinand dem Dritten den Auftrag erhalten hatte, mit größter Strenge und Eifer den ferneren Fortſchritten der Räuberbanden entgegen zu wirken, und in Folge dieſes Befehls jetzt einen hohen Preis auf den Kopf des ſchwarzen Fritz geſetzt hatte. Er ging ſogleich ſelbſt zum Grafen von Martinitz, und ſeine Freiheit mit ſeiner Pflicht entſchuldigend, bat er ihn im Namen des Gerichtshofes Seiner Majeſtät, ja der guten Sache ſelbſt, um beſtimmte und treue Auskunft. Der Antheil ſeiner Nichte an der wunderlichen Geſchichte ſetzte den Grafen einigermaßen in Verlegenheit, doch beantwortete er des Kanzlers Fragen, ſo aufrichtig er konnte, und dieſer verlangte endlich den Ring zu ſehen. Luitgarde ſollte ihn hergeben. Sie that es mit dem größten Widerſtreben, ſie bat, ſie kniete vor dem Onkel nieder, der ihn ihr abforderte, eine dunkle Ahnung flog durch ihre Seele, ſie hätte ſo gern das Pfand der zarteſten Achtung des Unglücklichen für ſie treu bewahrt! Und nun, in welche Hände ſollte es gerathen! Doch der Oheim befahl in ſeinem Namen, im Namen der öffentlichen Ordnung und Ruhe, die durch die Unthaten des wilden Räubers lange genug war geſtört worden. Luitgarde konnte ſich nicht entziehen. Stumm und düſter gab ſie den Ring hin. — Nun war der Unglückliche vielleicht verrathen, und war es durch ſie! Der Kanzler erkannte ebenfalls das Wappen der Grafen von Lansky. Er nahm den Ring mit ſich, und verhieß, ihn innerhalb acht Tagen dem Grafen wieder zuzuſtellen.

Dieſe acht Tage vergingen in einer peinlichen Spannung, und jemehr Luitgardens Gefühl für den ſchauerlichen Verehrer in's Gedränge mit Sitte, Recht und älteren Banden kam, je lebhafter ſchien es ſich in Widerſtand und Reibung zu entzünden, und eine unſelige, ſchmerzlich ſüße Vermuthung, die ſeit der nähern Bekanntſchaft mit dem Ringe ſie tauſendmal in wunderbare Träumereien verlockte, vollendete den Zauber.

Aber aus den acht Tagen wurden zehn, und endlich vierzehn. Luitgarde hatte es in der Angſt ihres Herzens gewagt, ihren Oheim an den Ring zu erinnern, und war mit finſtern Mienen darauf hingewieſen worden, daß man jedes Mittel anzuwenden, nicht blos berechtigt, ſondern verpflichtet ſei, was zur Entdeckung und vielleicht zur Ergreifung eines ſo verruchten Verbrechers führen könnte, und daß er ſich des Mitleids ſchäme, das ſich für ein ſolches Ungeheuer in der Bruſt ſeiner Verwandten, der Braut ſeines Sohnes, zu regen ſcheine.

Luitgarde antwortete nichts auf dieſe Vorwürfe, und beſchloß zugleich, über die Sache nie wieder ein Wort gegen den Oheim zu verlieren, der ihr, wie ſie meinte, Unrecht that, und überhaupt ſich unrecht in dieſem Verhältniſſe benehme. Eine bittere Empfindung bemächtigte ſich ihres Herzens, ſie fing an, den Gedanken, die ſie zur Vergleichungen lockten, nachzuhängen. Sie ſann nach, was aus Friedrich, dem zierlichen Weſen, das ſich in allen Künſten verſuchte, und in keiner Meiſter war, geworden wäre, wenn ihn das harte Schickſal hinausgeſtoßen hätte in die Wildniß, unter böſe, verderbte Menſchen, wenn er ſein Leben, ſeine Freiheit gegen feindliche Mächte, und unter verbrecheriſchen Beiſpielen ſeine Tugend hätte behaupten ſollen? Und ſie verſetzte nun den unglücklichen, gefallenen Jüngling mit ſeiner Willens- und Körperkraft, mit ſeinen Anlagen und ſeinem Muthe in den Schooß einer liebenden Familie, ſie dachte ſich ihn unter rechtlichen Menſchen, in adeligen Sitten, in jeder Uebung der Tugend und nützlichen Wiſſenſchaft erzogen, ſie wagte es, das Bild auszumalen, wenn er wirklich Victorin Lansky und ihr erſter Verlobter wäre, und ſie erlag ihrem Schmerz und ihren Thränen.

So vergingen einige Tage. Da gab eines Morgens beim Frühſtück ihr Oheim ihr den Ring mit den Worten zurück: daß der Kanzler ſeiner nicht mehr bedürfe. Ein eiskalter Schauer überlief Luitgarden, ſie nahm ihn ſchweigend aus ſeiner Hand, mit einer gräßlichen Ahnung berührten im Spiele der Phantaſie ſie die Farben deſſelben — der Carniol war ihr Victorins Blut, die Diamanten ihre Thränen um ihn; ſie verließ das Zimmer.

Noch am Abend deſſelben Tages ſtürzte eine ihrer Zofen mit lauter Freude in ihr Kabinet: So eben verbreitete ſich durch die Straßen von Prag das Gerücht, der ſchwarze Fritz ſei gefangen, und werde morgen in ſchweren Ketten und Banden in die Stadt gebracht werden. Luitgarde erſtarrte. Die Dämmerung entzog dem Mädchen den Anblick ihres tödtlichen Erbleichens und ſein geſchäftiges Geplauder erlaubte ihr wortlos zuzuhören, oder vielmehr in ſchmerzliche Gedanken zu verſinken.

Und ich habe ihn verrathen! brach ſie endlich in jammernden Tönen aus, als die Zofe das Zimmer verlaſſen hatte. Daß er durch den Ring gefangen worden, daß man ſeine vermuthete Neigung für ſie zum Werkzeuge ſeines Verderbens gemacht hatte, war ihr unumſtößlich bewieſen, und von dieſem Augenblicke an, da dem unerbittlichen Geſetze genug geſchehen und nun weiter von dem Furchtbaren nichts mehr zu beſorgen war, nahm ein tiefes heiliges Mitleid, verbunden mit bitteren Vorwürfen gegen ſich ſelbſt, und mit dem Bewußtſein der Schuld gegen den, der, wenn auch gegen die ganze Welt unrecht, doch gegen ſie edel gehandelt hatte, ihre Seele gewaltſam ein, und machte jede andere Neigung, ja jede Rückſicht daraus verſchwinden.

Ein unruhiges Laufen in den Straßen, das Treiben des Hausgeſindes, Alles überzeugte ſie am andern Morgen, daß die Nachricht der Zofe nur zu wahr war. Gefangen, mit ungeheuern Ketten belaſtet, beinahe an jedem Gliede ſeines Körpers gefeſſelt und von einem Trupp Soldaten mit geladenen Flinten und gezogenem Hahn begleitet, wurde er, ein willkommenes und jetzt noch furchtbares Schauſpiel, durch die Straßen der Stadt auf einem von Wachen umringten Wagen geführt. Alles lief, ihn zu ſehen. Alles erzählte vom ſchwarzen Fritz und Alles ſchien ſich zu vereinen, um Luitgardens Herz zu zerreißen.

Ach, was das ein ſchöner Menſch iſt! Was er für prächtige Augen hat! rief die eine Zofe der andern in der Gallerie vor Luitgardens Thüre zu. Und haſt du geſehen, ſagte die zweite, wie er ſo wild und fürchterlich auf den Boden ſtarrte, und zuweilen die Ketten ſchüttelte, daß mich ob dem Raſſeln ſchauerte?

Ja, es war, als wollte er die Leute ſchrecken, die ihn anzuſehen gelaufen waren.

Nein doch, antwortete die zweite, ich glaube vielmehr, die ſchwern Ketten müſſen ihn nicht wenig drücken und ſchmerzen; er war ja an der rechten Hand voll Blut, der arme Menſch.

Was fällt dir ein, Mitleid mit einem Straßenräuber zu haben?

Ach! es iſt ein unglücklicher Menſch, erwiederte jene, und wird es ſchwer büßen.

Luitgardens Herz war zum Zerſpringen voll, und in dieſem Augenblicke, wo ſie ihr halbes Vermögen darum gegeben hätte, ſich in einer einſamen Stunde ausweinen zu können, kam Beſuch an Beſuch, und Jeder wiederholte die Erzählung von der Einbringung des gefürchteten Räubers, und wußte irgend eine Anekdote von ihm, erdichtet oder wahr, die Luitgardens Innerſtes zerriß.

Die Verhöre des Gefangenen fingen nun an, und mehrere

Digitized by Google

umſtände über ſein Schickſal, ſeine Thaten, ſeine Gefangennehmung wurden bekannt, doch nicht aus ſeinem Munde; denn er weigerte ſich ſtörriſch, etwas zu bekennen. Seine Mitſchuldigen ſagten aus: Er war im ſächſiſchen Erzgebirge von einem Köhler erzogen worden, der, ſelbſt Mitglied einer Diebesbande, den Knaben, der ihn widerſtrebend Vater nannte, zu rauhem, hartem Leben und wilden Thaten anhielt. Mit vierzehn Jahren entlief er und gerieth unter Schwediſche Freibeuter, die den hochgewachſenen kühnen Knaben gern annahmen. Wilder Muth und kalte Entſchloſſenheit machten ihn zum Liebling ſeiner Kameraden, über die er bald eine Art von Oberherrſchaft gewann.

Nach und nach ſah er ein, wie viel ihm noch gebrach, zu ſein, oder zu werden, was Andere waren, die glänzend vor ihm ſtanden. Ihn ſchreckte es nicht ab. In müßigen Stunden, wenn die Kameraden tranken oder ſpielten, lernte er leſen und ſchreiben, ja ſogar militäriſch zeichnen. Bald wurde der Commandant des Corps auf ihn aufmerkſam. Fritz wurde Unteroffizier, und in kurzer Zeit bei einer kleinen Expedition, die nur ſein toller Muth unternehmen und ausführen konnte, Offizier. Nun ſtand eine ſchimmernde Bahn vor ihm offen und alle Kraft ſeines Gemüths wandte ſich auf Ehr- und Ruhmſucht. Er wollte ſteigen, er wollte glänzen, herrſchen, Alles neben ſich verdunkeln; denn ihm ſchwebten aus dunkler Erinnerung Bilder eines beſſeren Zuſtandes ſeiner frühen Kindheit vor, als er in der ſchmutzigen Köhlerhütte und unter ſeinen niedriggeſinnten Kameraden gefunden hatte. Wer ihn an den Aufenthalt und ſein Leben im Erzgebirge erinnerte, hatte ihn tödlich beleidigt. Er nannte ſich nicht mehr Fritz, ſondern Victorin; denn ihm klang eine dunkle Sage in der Bruſt, daß er einſt mit dieſem Namen war gerufen worden, und er ſtrebte glühend darnach, den Schimmer, der ihm, wie er glaubte, durch die Geburt gehörte, und den ein böſes Verhängniß ihm entriſſen, durch Tapferkeit und Talent wieder zu erobern. Aber ungeſchmeidig, kühn und ſtolz, hatte er von jeher verſäumt, ſich Freunde zu erwerben, und nur ſeinen Thaten vertraut, die für ihn zeugen ſollten. Seine Neider und Feinde wußten das zu benutzen, Unwürdigere, Jüngere wurden ihm vorgezogen, weil ſie den Vorzug beſaßen, den er in den Augen der Welt nicht geltend machen konnte, obwohl er ihn zu haben feſt überzeugt war: eine adelige Herkunft. Das kränkte ihn am tiefſten und erfüllte ſeine Bruſt mit gehäſſigen Gefühlen. Dennoch ſtand er endlich im Begriff, ſeinen Wunſch zu erreichen und als Hauptmann in ein Linienregiment zu treten, als der Friede geſchloſſen, ſein Corps aufgelöſt und die meiſten Truppen entlaſſen wurden. Nun war ihm alle weitere Hoffnung auf Ruhm und Glanz abgeſchnitten, ſeine alte Wildheit erwachte, Noth, Verzweiflung, Rache ſtachelten ihn auf, brod- und herrenloſe Kameraden geſellten ſich zu ihm, und der Entſchluß bildete ſich in ihm aus, ſich an der bürgerlichen Geſellſchaft zu rächen, die ihn ausgeſtoßen, die alle ſeine Plane auf Ehre und rechtlichen Beſitz zerſtört hatte. Bald hatte ſich die Bande geſammelt, bald war er durch einſtimmigen Zuruf zum Führer und Hauptmann erklärt. Die wildeſten Thaten, die kühnſten Entwürfe waren ſein Werk, aber auch die ſtrengſte Ordnung und eine rauhe Rechtlichkeit unter den Mitgliedern ſeines furchtbaren Bundes. So war es ihm möglich, beinahe Unglaubliches auszuführen und ſich jeder Nachſtellung, jeder Gefahr zu entziehen.

Endlich erlag ſeine Geiſtesgegenwart, ſein Scharfblick der verführeriſchen Stimme einer Leidenſchaft, die ſtärker ſprach, als Ehre, Muth und Vorſicht. Er ging in die ſchlau gelegte Schlinge, er folgte einer geheimnißvollen Einladung, die ihm von dem Weibe kam, das er glühend liebte und die durch ein Kleinod bekräftigt wurde, das er ihr ſelbſt in einer glücklichen Stunde als Pfand ſeiner Treue gegeben. So ward er gefangen und fluchte der Treuloſen, die ihn verrathen, und fühlte ſchmerzlicher, als ſeine Bande und den Tod, der ihm bevorſtand, die Falſchheit derjenigen, die er allein auf Erden wahrhaft geliebt, um die allein er nur Dank verdient hatte.

Niemand, der dieſe Geſchichte ganz oder ſtückweiſe in Geſellſchaften vor Luitgarden erzählte — denn der ſchwarze Fritz war das allgemeine Geſpräch — dachte wohl daran, wie ſchmerzlich er ein Herz berührte, das ſich ohne ſein Verſchulden ſo tief getroffen fühlen mußte. Sie vermied aus dieſem Grunde ſo viel als möglich, in die Welt zu gehen, aber ſie konnte, ohne ihres Oheims finſtere Laune zu erregen, nicht vermeiden, ſeine Verwandten zu beſuchen. Bei einer derſelben, einer ehrwürdigen alten Dame, traf ſie einen Geiſtlichen, deſſen Ausſehen und ſtille Würde ihr Herz im erſten Augenblicke gewann. Auch hier fiel das Geſpräch bald auf die Neuigkeit des Tages, den Räuberhauptmann, und es ergab ſich, daß der Geiſtliche ſein, wie überhaupt der Beichtvater aller Miſſethäter ſei, dem das ſchwere Amt ward, die Verbrecher zum Tode zu bereiten und auf dem letzten Wege zu geleiten. Mit warmem Antheile äußerte ſich der prieſterliche Greis über ſeinen Gefangenen. Er bedauerte manche ſchöne Anlage, die hier zerſtört war, er konnte dem gefallenen Jüngling ſein tiefes Mitleid nicht verſagen; was ihn aber am meiſten bekümmerte, war die Unbußfertigkeit deſſelben, indem er keine Spur von Reue über alle ſeine ungeheuern Verbrechen äußere, zu keinem Bekenntniß, ja kaum zum Sprechen zu bringen, und mehr als einmal auf unſeligen Verſuchen, ſich das Leben zu nehmen, ertappt worden ſei.

„Es iſt eine wilde Verzweiflung in dem jungen Menſchen," ſagte der Geiſtliche im Verlauf der Rede, „die weniger von dem Bewußtſein ſeiner Schuld, oder von Furcht und Strafe, als von einem ungemeſſenen, beleidigten Stolze und von einer tiefen Erbitterung gegen eine Perſon, die ihn getäuſcht oder verrathen haben muß, herzurühren ſcheint."

„Und hat er ſich über dieſe Perſon nie beſtimmt geäußert?" fragte Luitgarde zitternd. Der Geiſtliche zuckte die Achſeln. „Daß es ein Weib ſein müſſe, ſcheint ſo ziemlich aus entfallenen Worten hervorzugehen; aber er iſt zu keinem Bekenntniß überhaupt, und ſo auch nicht zu dieſem zu bewegen."

„Dann wird man ihn ohne Weiteres auf die Folter bringen," ſagte kalt einer der anweſenden Herrn.

Luitgardens Herzſchlag ſtand ſtill und eine Todesbläſſe überzog ihr Geſicht. Der Geiſtliche betrachtete ſie unbemerkt, aber aufmerkſam. „Das wird nicht nöthig ſein," ſagte er, „denn er leugnet ja auch nichts. Er läßt die Richter über ſich ſprechen und entſcheiden, was ſie wollen; die Thatſachen ſind durch die Ausſagen ſo vieler Mitſchuldigen und Zeugen bewieſen, er kann und er will nicht gerettet werden. Sein Leben iſt ganz gewiß verloren. Möchte ich nur ſo glücklich ſein, ſeine Seele zu retten!"

Luitgarde ſah den Geiſtlichen lang und forſchend an. In dieſen Zügen lag ſo viel Menſchlichkeit, ſo viel Duldung und ſo viel himmelwärts ſtrebendes Verlangen, daß ein Entſchluß, der in ihr zu arbeiten begann, ſich immer mehr und mehr ausbildete. Sie nahm von dem an wenig Theil mehr am Geſpräche, und heftete ihr ganzes Gemüth auf Einen Gedanken.

Am andern Morgen ſtand ſie früh auf, ſagte, daß ſie ihre Beichte verrichten wollte, und ging, von ihrer Kammerfrau begleitet, in das Kloſter, in welchem Pater Auguſtin, deſſen Orden und Namen ſie ſorgfältig auszukundſchaften nicht vergeſſen hatte, lebte. Sie ließ ihn durch den Pförtner herabbitten. Der Geiſtliche erſchien ſogleich. Mit ganz zerknirſchtem Herzen, unter Thränen des Schmerzes und der Scham entdeckte ſie nun dem Prieſter ihr ganzes Schickſal, die Stimmung ihres Gemüths gegen den Unglücklichen, ihre frühere Verbindung mit Friedrich, die Geſchichte mit dem Ringe, den Antheil der Schuld des Verraths, der auf ſie fiel, ihre Angſt vor den Folgen der Verzweiflung des Gefangenen, vor dem ewigen Tod ſeiner Seele und ihre Hoffnung, ob nicht vielleicht ein offenes Geſtändniß von ihrer Seite, ſeine Kenntniß ihrer Gefühle für ihn, ihre Reue über willenloſes Uebel, das durch ſie verübt worden war, ſein ſtarres Herz ſchmelzen und weicheren Empfindungen, und vielleicht einem frommen Gedanken den Eingang in daſſelbe öffnen könnte?

Der Geiſtliche hatte ſie ganz ausreden laſſen, dann ſaß er noch eine Weile tief nachſinnend. Endlich erhob er ſich und ſprach: Es iſt möglich, mein Kind, daß Euer verdienſtlicher Entſchluß auch wirkſam ſein kann; ich will darüber nachdenken. Für's Erſte aber ſchweigt von Eurem Vorſatz gegen Jedermann und gebt keiner voreiligen Hoffnung Raum; denn wir haben es nicht mit einem Sünder aus Leichtſinn und Uebereilung, ſondern mit einem verſteckten Verbrecher zu thun. Und hierauf drang er mit ſiegender Beredtſamkeit in alle Tiefen ihres Herzens, ſtellte ihr alle möglichen Folgen ihres Schrittes vor, und hieß ſie zuletzt in acht Tagen wieder anfragen.

Sie ſchied von dem Geiſtlichen verſtört, gekränkt, voll Zweifel über ihn, aber trotz aller Hinderniſſe, die er vor ihr aufzuthürmen ſchien, dennoch feſt entſchloſſen, an ihr Ziel zu gelangen, möchte es nun durch ihn oder auf einem andern Wege ſein.

Die acht Tage gingen herum, und Luitgarde erſchien wieder vor dem Pater Auguſtin. Durch das ſichtliche Erſtaunen, mit dem er ſie empfing, blickte ein Zug von ſtillem Wohlgefallen, und er antwortete ihr auf ihre Frage: ob er ihr Vorhaben wohl überlegt habe, und ihr die Hand dazu zu bieten geſonnen ſei? — es ließe ſich ohne Zweifel hierin etwas thun, auch für die Sinnesänderung des Gefangenen etwas hoffen; aber — Luitgarde müßte ſich entſchließen, ſelbſt zu ihm in den Kerker zu kommen.

Sie ſtutzte. — „Wenn es keinen andern Ausweg giebt — ich bin auch hierzu bereit!" — Der Geiſtliche ſah ſie verwundert an. — „Sobald Ihr, ehrwürdiger Herr, mir Verſchwiegenheit und Verborgenheit zuſichern könnt, ſo, daß außer Euch und ihm Niemand etwas von dieſem gewagten Schritte erfährt."

Das kann ich, erwiederte der Geiſtliche.

„Nun, ſo benennt Tag und Stunde."

„Es iſt mein feſter Entſchluß. Ich will ſeine Seele retten, wenn ich kann, ich will für ſeine Liebe, die ich ihm ſo ſchlecht gelohnt, dieß zum Erſatze geben." Des Geiſtlichen Züge hellten ſich nach und nach auf, wie er Luitgardens feſten Entſchluß ſah, und der Gang ward auf den dritt-nächſten Tag feſtgeſetzt.

Mit der nöthigen Vorſicht und in hinreichender Verhüllung traten ſie den Weg an. Je näher Luitgarde dem unglücklichen Orte

Digitized by Google

kam, je mehr nahm ihr Zittern, ihre Beklemmung zu. Der Pater bereitete ſie auf das vor, was ſie zu finden hatte, — ein tiefes, dunkles Gewölbe, den Gefangenen mit einer Menge ſchwerer Ketten an Händen und Füßen gefeſſelt, auf ſeinem harten Lager liegend, durch welches die Ketten herabfielen und unten mit einem ungeheuern Schloß verbunden waren, das er auf die Bretter hinaufzulegen pflegte, um ſich etwas mehr Freiheit der Bewegungen oder Ruhe im Schlafe zu verſchaffen, und das dann mehrmals bei einer ſchnellen Aenderung ſeiner Lage mit Getöſe herabfiel und ihn aufſchreckte — ihn ſelbſt bleich, durch Kerkerluft ermattet, finſter und beinahe verzweifelnd!

Durch lange, düſtre Gänge, neben hohen Eiſenthüren, an feſt-vergitterten Löchern vorbei, aus denen Kettengeklirre oder Aechzen oder Brüllen der Wuth ſcholl, folgte ſie wankend und bleich ihrem Führer. Nun ging es noch eine enge Treppe hinab, der Schließer öffnete raſſelnd eine knarrende Eiſenthüre — und ſie waren zur Stelle.

Ein eiskalter Schauer wehte aus dem dumpfen, finſtern Aufenthalte ſie an. Der Geiſtliche ging voran. Er redete den Gefangenen, der, auf dem Geſichte liegend, ſich auch nicht einmal nach dem Eintretenden umſah, freundlich an und ſagte: „Du haſt es verlangt, Fritz, daß die bewußte Perſon zu dir komme, wenn du dich von ihrer Unſchuld überzeugen ſollſt. — Hier iſt ſie.“ Bei dieſen Worten ſchlug er den Schleier zurück, den Luitgarde vor Angſt und Schmerz zu lüften vergeſſen hatte, und der Gefangene fuhr mit einem ſchrecklichen Fluche von ſeinem Lager auf, die ſchweren Ketten raſſelten, das Schloß fiel mit fürchterlichem Gepolter zu Boden, und riß durch ſein Gewicht den Unglücklichen wieder gewaltſam zu nieder.

„O Gott! o großer Gott!“ rief Luitgarde jammernd, und hob die Hände gen Himmel.

„Du biſt's?“ rief der Gefangene: „Du kommſt in dieſen Aufenthalt des Elends und des Grauens?“ — Er betrachtete ſie eine Weile bald gerührt, bald zürnend. — Nach und nach verdüſterten ſich ſeine Züge wieder, und mit bitterm Lachen ſagte er: „Sinnſt du wieder auf neue Tücke? Willſt du noch mehr von mir erlauſchen, um mich meinen Peinigern zu verrathen. Es iſt nicht nöthig, ich will ja ſterben, ich will mich nicht retten.“

Der Geiſtliche wollte antworten, da Luitgarde, zu ergriffen von Allem, was ſie ſah und hörte, ſchwieg.

„Schweigt!“ rief der Gefangene: „Ihr ſchweigt! Ich habe es nur mit ihr.“ Und nun ergoß er ſich in bittere Vorwürfe und wüthenden Zorn gegen ihre Falſchheit, und eine ungeheure Leidenſchaft, bald wild und verzehrend, bald innig und zart, verrieth ſich in dieſen Klagen und Wünſchen und ließ Luitgarden in die Tiefe eines Herzens ſehen, das ihr ganz ergeben und ihr längſt ſchon theuer war. Sie weinte ſanft. Das entwaffnete ihn nach und nach, und als er ausgetobt hatte, trat ſie näher zu ihm und ſagte: „Ich bin doch unſchuldig, Victorin, ſo ſehr der Schein wider mich iſt. Hört mich an!“ — Sie erzählte ihm nun den Vorfall mit den Räubern, das Aufſehen, welches dieſe Geſchichte erregt, und das ernſte, unausweichbare Begehren des Kanzlers an ſie um den Ring.

Er hörte ihr zweifelhaft zu: aber im Eifer des Geſprächs hatte ſie ſich neben ihn auf ſein hartes Lager geſetzt, und das ſchwere Schloß, das bei jeder heftigen Bewegung von ihm herunterzufallen drohte, auf ihre Knie gelegt, um es zu halten. — „Was macht Ihr?“ rief er verwirrt, und wollte ihr die ungewohnte Laſt abnehmen. Aber ſo, wie er die Hand ausſtreckte, ſchrie Luitgarde auf: „Mein Gott, Ihr blutet!“ — Die ſchweren Feſſeln hatten ihn wund gedrückt. Schnell zog ſie ihr Schnupftuch hervor, zerriß es behende und legte mitleidig einen Verband um die wunde Hand. Ihre Thränen floſſen darauf.

„Iſt's möglich?“ rief der Gefangene: „Haſſet Ihr mich nicht? Lebt noch eine Stimme in Eurem Herzen, die für mich ſpricht?“

Sie erhob den Kopf und ſah ihn durch Thränen ernſt und lieblich an: „Ich bin euch von Herzen gut, ich war es im erſten Augenblicke, wo ich Euch kennen lernte, und ſag' ich Euch: ſo wahr ich für mich und Euch die ewige Seligkeit wünſche, ich bin unſchuldig!“

„Barmherziger Gott!“ rief er, überwältigt und laut: „Weh! Weh! Was hab' ich gethan? Ich habe geläſtert, mir kann Gott nicht barmherzig ſein!“ Er ſtürzte nieder auf das Geſicht und ſeine Bruſt arbeitete in ſchrecklicher Beklemmung.

Luitgarde legte ihre Hand auf ſeine Schulter. „Victorin!“ ſagte ſie mit leiſer Rührung: „Glaubt mir, Gott iſt unendlich gut und langmüthig, und wenn Ihr ein ſchwaches, ſterbliches Weſen, mir verzeihen könnt, von der Ihr Euch ſo ſchwer beleidigt glaubt, wie ſoll der allbarmherzige Vater nicht ſeinem gefallenen und reuigen Kinde verzeihen?“

Jetzt trat der Geiſtliche hinzu. Mit aller Kraft des heiligen Glaubens, mit aller Kenntniß des Menſchenherzens und mit aller Salbung ſeines hohen Berufs drang er unwiderſtehlich in den Unglücklichen. Er pochte, er riß an dieſem Herzen, das noch manches ſchönen Gefühls fähig war, und es gelang ihm endlich, ſeine ſtarre Hülle zu ſchmelzen. Der Gefangene richtete ſich auf; Luitgarde ſah ſein Geſicht in Thränen gebadet. — „Und glaubt Ihr, glaubt Ihr wirklich, ehrwürdiger Vater,“ ſagte er dumpf, „daß Gott mir noch verzeihen könne — mir, einem ſo verruchten, ſo verhärteten Sünder?“

Der Geiſtliche faßte ihn ſchnell bei dieſem Gedanken, er entwickelte alle Tiefen der göttlichen Langmuth, er führete alle Stellen aus den heiligen Büchern an, die dem reuigen Sünder Verzeihung verhießen. Victorins Thränen floſſen ſtärker. „O Gott!“ rief er endlich und ſtürzte von ſeinem Lager herab auf die Knie: „Kannſt du mir verzeihen?“ In dieſem Augenblicke trat die Sonne über das Gitter des Gefängniſſes und goß einen hellen Schimmer auf den Knieenden nieder. „Du biſt erhört, dir iſt vergeben!“ rief Luitgarde in Begeiſterung. — „Gott ſtärke dich mein Sohn!“ ſagte der Geiſtliche und legte ſeine Hand auf des Jünglings Haupt. Luitgarde ſank an ſeine Bruſt. „Ach, dieſen Engel im Arm,“ rief er, „darf ich wagen, zu dir empor zu blicken? O mein Vater! verzeih' deinem zerknierſchten, deinem verzweifelten Kinde!“

Eine tiefe, heilige Stille feierte den Augenblick der Rückkehr eines gefallenen Sünders zu der göttlichen Barmherzigkeit. Als alle Drei ſich von ihrer Rührung erholt hatten, ſagte der Geiſtliche zu Luitgarden: „Jetzt, mein Fräulein, werde ich Euch fort begleiten, denn ich habe mit ihm allein zu reden.“ Luitgarde verneigte ſich ſtumm.

„Ich darf doch noch einmal vor meinem Tode hoffen, Euch wieder zu ſehen, edles Fräulein?“ fragte der Gefangene ehrerbietig, aber mit ſichtbarer Angſt. Sie reichte ihm weinend die Hand: „Ich ſehe dich wieder, Victorin! Wir werden nicht getrennt.“ Der Geiſtliche führte ſie fort.

Victorin's Sinnesänderung ging nun mit ſchnellen Schritten vorwärts, ſein ſtörriſches Betragen gegen ſeine Richter verſchwand, er bekannte ſeine Verbrechen, er verlangte keine Schonung, er wünſchte zu ſterben. Nur Ein Ziel hatte ihm auf der Welt in dieſen letzten Zeiten wünſchenswerth geſchienen, der Beſitz des über Alles geliebten Weibes, das ſeit lange wieder die erſte Regung edlerer Natur in ſeinem erſtorbenen Herzen geweckt hatte, und dieſes war durch ſeine Verbrechen auf ewig von ihm geſchieden. So hatte ein Leben, das ſo gräßliche Erinnerungen vergifteten, keinen Reiz für ihn, und er that, was an ihm war, um ſein Urtheil und die dunkeln Folgen deſſelben zu beſchleunigen.

Luitgarde hatte, gleich Victorin, ſich in ihr Geſchick ergeben. Auch ihr war es klar, daß er ſterben mußte; ja, ſie ſah in dem verſöhnenden Tode des Schuldigen eine Art von Verklärung ſeiner ſelbſt und ihrer Liebe für ihn. Aber auch ihr Entſchluß war für dieſen Fall gefaßt, und nur Eine Angelegenheit lag ihr noch recht ängſtlich auf der Seele: die Aufklärung über Victorin's Geburt. Sie zog den Geiſtlichen in ihr Geheimniß und es ward endlich nach manchen Berathungen feſtgeſetzt, daß dieſer an den Grafen Lansky ſchreiben, ihm den Ring ſenden, die Erinnerungen des Gefangenen aus ſeiner Kindheit und manche andere Vermuthung mittheilen, und dann erwarten ſollte, was dieſer beſchließen würde; Victorin aber ſollte vor der Hand nichts von dieſen Verhandlungen erfahren.

Die Antwort kam ſchnell zurück, Vaterangſt und Hoffnung, Vaterfreude und Schmerz kämpften darin. Noch ließ ſich nichts entſcheiden, viel hoffen, noch mehr fürchten; aber der Graf wollte ſelbſt nach Prag kommen, und Pater Auguſtin ſollte indeſſen den Gefangenen näher ausforſchen und vorbereiten. Das geſchah. Alles, was Victorin erzählte, alle dunkeln Erinnerungen, auf die er ſich ſelbſt beſann, der Werth, den die gute Köhlerin, ſeine Pflegemutter, auf den Siegelring legte, die Achtung, die ſie ihm heimlich dafür, als für ſein koſtbarſtes Kleinod, einzuprägen ſuchte, — denn ihr Mann dachte ganz anders, als ſie, — und die ihn späterhin bewog, den einfachen Ring ſo koſtbar verzieren zu laſſen, wie er nun war, einzelne Worte, die er von ſeinen Pflegeältern in den ſächſiſchen Gebirgen gehört hatte, — Alles ſtimmte genau mit Luitgardens Vermuthungen überein, und Pater Auguſtin wagte endlich, ihm das wahrſcheinliche Geheimniß ſeiner Geburt und ſeines Ranges zu eröffnen.

Er gerieth außer ſich, er ſchien wie wahnſinnig. Stolz und Verzweiflung, Freude und ungeheurer Schmerz zerriſſen ſeine Bruſt, und der Gedanke, vielleicht in den letzten Augenblicken eines geächteten, dem Henkerbeile verfallenen Lebens eine glänzende Geburt, einen Vater und eine edle Geliebte, kurz Alles, was dem Daſein Werth geben konnte, gefunden zu haben, um alle dieſe Güter in wenigen Tagen wieder zu verlieren, war mächtiger, als ſeine Beſinnung und ſeine Kraft. Er erlag ihm, ein wüthendes Fieber ergriff ihn, und der gute Geiſtliche ſah, nicht ohne eine Miſchung von Zufriedenheit, der Annäherung eines freundlichen Todes entgegen, der dem Unglücklichen die letzten grauenvollen Auftritte und die öffentliche Schmach erſparen ſollte.

Auf ſein dringendes Bitten wurde der Kranke in einen geſündern Aufenthalt gebracht, die ſchweren Feſſeln mit leichten vertauſcht und für beſſere Pflege geſorgt. Seine unverdorbene Jugend widerſtand der Wuth der Krankheit, und mit ſeiner körperlichen Kraft war auch die Wildheit ſeines Geiſtes gebrochen. So

Digitized by Google

wie er zu ſich kam, und, einiger Beſinnung fähig, den Prieſter eintreten ſah, ſtreckte er ihm mit ſtill ergebener Miene die Hand entgegen und ſprach: „Jetzt habe ich es gefunden, Pater Auguſtin, jetzt bin ich wieder ruhig! O, verzeiht den Schrecken, den Kummer, den ich Euch gemacht!“ „Und was haſt du gefunden, mein Sohn?“ fragte der Geiſtliche. „Ach, einen Faden, ehrwürdiger Vater, der mich aus dem Labyrinthe meiner Verzweiflung und meines Verderbens führen ſoll!“ Und nun entwickelte er mit innerer Erhebung, ja mit einer Art von Begeiſterung den Gedanken, daß Gott ihn ſo wunderbar geführt, und ihm am Ende ſeiner Laufbahn alles Glück der Erde gezeigt habe, damit er durch ein gelaſſenes, williges Opfer alles deſſen, was dem Menſchen am theuerſten iſt, einen kleinen Theil ſeiner Schuld abtragen, ſomit ſeine Büßung auf Erden ſchmerzhaft beginnen und in der andern Welt minder zu leiden haben ſollte.

Froh und gerührt ſtärkte der fromme Greis ſeinen Schützling in dieſen Gedanken und ging hierauf zu Luitgarden, um ihr Bericht von Allem abzuſtatten, und, ohne daß er es wollte, durch ſeine warme Erzählung von der ſtillen Ergebenheit des Jünglings, von ſeinen frommen Entſchlüſſen, die längſt genährte Flamme in ihrer Bruſt noch heller anzufachen. In dem Augenblicke ging die Thüre auf, und ein Mann in mittleren Jahren, von hoher, edler Geſtalt trat ins Zimmer.

„Gott im Himmel! Graf Lansky!“ rief Luitgarde.

Der Graf ſtand betroffen; — „Ihr kennt mich, mein edles Fräulein, oder Frau? Ich wüßte nicht, daß ich jemals“ —

Luitgarde erröthete heftig; „Verzeiht, Herr Graf, wir vermutheten — wir wußten“ —

„Iſt mein Freund Martinitz zu Hauſe?“

„Er iſt ſeinem Sohne entgegen gereiſt, der in ein paar Tagen erwartet wird. Uebrigens, Herr Graf, bin ich des Grafen Nichte und dieſer geiſtliche Herr Pater Auguſtin.“ Der Graf ging auf ihn zu und ſchüttelte ihm ſchweigend, aber erſchüttert die Hand; dann ſah er Luitgarden ſcharf an. „Sagt mir aufrichtig, mein Fräulein, woran und wie Ihr mich im erſten Augenblicke erkanntet?“

„Wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll — eine ſeltſame — eine unverkennbare Aehnlichkeit“ —

„Mit dem Räuberhauptmann?“ rief der Graf heftig. „O, ſo ſoll es denn wahr ſein? Soll ich einen lang beweinten einzigen Sohn nur gefunden haben, um die Schande meines Geſchlechts an ihm zu erleben?“

Der Geiſtliche trat hinzu und verſuchte es, das Schmerzliche dieſes Gedankens zu mildern, indem er dem Grafen die würdige Faſſung, die fromme Ergebung des Unglücklichen ſchilderte. Er hörte in tiefen Kummer verſenkt zu, dann wendete er ſich an Luitgarden: „Und Ihr, mein Fräulein, heißet?“ —

„Luitgarde Branow.“

„Dacht ich's nicht! O, es muß ſich Alles vereinen, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Ihr ſeid Fräulein Branow, die Tochter von Graf Martinitz Schweſter?“

Luitgarde nickte bejahend.

„Ja, das ſind ihre Augen! So blickte Adelheid, ſo war ihr Wuchs. — O Gott! Gott! Und wißt Ihr auch, Fräulein, welches Loos Euch beſtimmt war?“

Mit einem ſchweren Seufzer ſagte ſie: „Ich weiß, Herr Graf, ich habe es längſt geahnet.“

„Und Ihr verabſcheuet den, den Euch die unglücklichen Aeltern beſtimmt hatten? Ihr müßt ihn haſſen.“

Jetzt brachen Luitgardens Thränen hervor; „Ach, ich haſſe ihn nicht, ich kann ihn nicht haſſen!“

„Was hör' ich? Iſts möglich? Einen Verbrecher, einen Abſcheu der Menſchheit?“

„Mir iſt er nicht anders als edel erſchienen,“ ſagte Luitgarde, indem ſie ihre Thränen zu trocknen und ſich zu faſſen ſtrebte. Und nun erzählte ſie dem Grafen Alles, von der erſten Begegnung am Moldau-Ufer bis zu ihrem letzten Beſuche im Kerker bei ihm. Graf Lansky hörte ihr geſpannt zu. Nach und nach ſchmolz ſein empörtes Gemüth zu weichern Gefühlen; väterliche Liebe, Mitleid und ein tiefer Schmerz über die trefflichen Anlagen, die hier ein feindliches Schickſal zerſtört hatte, nahmen Platz in ſeiner Bruſt. Er erhob ſich zuletzt mit Thränen in den Augen und ſagte: „Nun, wenn es denn wahr ſein und ich in dem Gefangenen mein verlornes Kind wiederfinden ſoll, ſo laßt uns zu ihm gehen! Eine marternde Ungewißheit erträgt ſich am ſchwerſten, und ich weiß nicht, wovor ich mehr zittern ſoll: Keinen Sohn zu haben, oder ihn ſo wiederzuſehen! Führt mich zu ihm, Pater Auguſtin, und Ihr, edles Fräulein, Tochter der unvergeſſenen Jugendfreundin, Ihr ſeid doch wohl ſo gütig, uns zu begleiten?“

Sie gingen. Pater Auguſt öffnete die Thüre eines hochgewölbten, feſtvergitterten Zimmers, in welchem aber Reinlichkeit und freundliche Helle die Eintretenden angenehm empfingen. Luitgarde, mit hochſchlagendem Herzen, blieb außer der halbgeöffneten Thüre ſtehen, um die erſchütternde Scene nicht zu ſtören. Der Gefangene ſtand von ſeinem Tiſche auf, an welchem er in einem frommen Buche geleſen hatte, ging dem Geiſtlichen, ſo weit es ſeine Ketten erlaubten, entgegen und begrüßte ihn mit ehrerbietiger Freude. Die Bläſſe ſeiner Züge, die Langſamkeit ſeiner Bewegung zeugten von dem, was er gelitten, und bewegten die ihm geneigten Herzen in zarter Regung. „Das iſt ein Abgeſandter des Grafen von Lansky,“ ſagte der Prieſter, der gekommen iſt, Euch um die Umſtände Eurer Jugendgeſchichte und Eure Erinnerungen zu befragen. Ihr begreifet, von welcher Wichtigkeit Eure Ausſagen und Eure Wahrhaftigkeit in dieſem Stücke ſein können.“

Victorin neigte ſich ſtumm, indem er die Hand auf die Bruſt legte und eine heftige Bewegung ihn beim Anblick des Fremden und bei dem Namen ſeines geglaubten Vaters zu durchzittern ſchien.

Auch der alte Graf betrachtete ihn mit ſichtbarer Verwirrung, dann hub er an und forſchte, ſtreng, genau und nicht ohne Härte in Ton und Blick. Der Gefangene antwortete ehrfurchtsvoll und ſanft. Die Strenge in des Grafen Weſen ließ allmählig nach, wie ſein Blick länger auf dem Unglücklichen verweilte, in deſſen Geſtalt und Benehmen ſich kein gemeiner Sinn, nichts Unedles ausſprach; aber ſeine Verwirrung vermehrte ſich mit jedem Zeichen, das der Gefangene angab, und ſtieg endlich bis zu dem heftigſten inneren Kampf.

„Es trifft Alles, Alles zu,“ rief er ſchmerzlich; „nur noch ein Zeichen übrigt, um das Unglück und die Schmach eines edlen Greiſes zu entſcheiden.“

Victorin erblaßte und trat zurück.

„Der verlorne Sohn des Grafen Lansky muß eine Narbe an der Stirn tragen, von einem ſchweren Falle, den er im vierten Lebensjahre that. — Könnt Ihr auch das — ?

Eine ſchnelle Gluth überflog das Geſicht des Unglücklichen, er ſchlug mit zitternder Hand das dunkle Gelock von der hohen Stirn, und die Narbe erſchien.

„Gott, Gott, er iſt's! Es iſt mein Sohn!“ rief der Graf mit zerſchmetterndem Tone, ſchlug beide Hände vor's Geſicht und wandte ſich in heftiger Bewegung von dem Erkannten ab.

„Mein Vater! Ach, mein Vater!“ ſchrie Victorin, ſtreckte die Arme aus und ſchwankte erblaſſend zurück, da er die verabſcheuende Geberde deſſelben ſah. Der Geiſtliche trat zu ihm, ihn zu unterſtützen; aber in dem Augenblicke ſprang Luitgarde, die unter den letzten Reden unbemerkt näher getreten war, auf ihn zu, umſchlang ihn mit beiden Armen und rief: „Und wenn dein Vater dich verwirft, wenn alle Welt dich verläßt, ich verlaſſe dich nicht, denn ich bin deine Verlobte, deine Braut!

Der Unglückliche ſah ſie mit ſterbenden Blicken der innigſten Liebe an und ſank ohnmächtig in ihre und Pater Auguſtin's Arme. Sie ließen ihn auf ſein Strohlager nieder, ſie bemühten ſich ſeine Lebensgeiſter zu erwecken. Der alte Graf wandte ſich langſam nach der Gruppe, er ſah den bleichen Jüngling, der ſeine Züge trug, der ſein einziger Sohn war, wie einen Sterbenden in den Armen der Fremden; ſein Herz wendete ſich in der Vaterbruſt, er ſtürzte auf ihn zu, umarmte ihn unter Thränen und rief: „Es iſt doch mein Sohn, mein einziges, mein geliebtes Kind! Erwache, erwache, mein Victorin, mein Sohn!“

Die Töne der Vaterliebe regten die erſtorbenen Geiſter auf. Victorin öffnete die Augen. Seines Vaters Züge, voll Liebe, voll Thränen, waren der erſte Gegenſtand, der ihnen begegnete, und unfähig zu ſprechen, glitt er vom Lager herab ihm zu Füßen, indem er ſeine Knie umſchlang und in heißen Thränen darauf liegen blieb.

Der Graf beugte ſich nieder, ihn aufzurichten, und empfing den ſich Erhebenden in ſeine Arme, an dem Vaterherzen. Luitgarde und Pater Auguſtin ſtanden ſtillſchweigend und betend an ihrer Seite; aber erſt nach langer Zeit legte ſich der Sturm der aufgeregten Gefühle und die ſchmerzlich Glücklichen vermochten es, über ihre Lage zu ſprechen. Victorin erzählte ſein Schickſal aufrichtig, gefaßt; nur als er an die Periode ſeines Räuberlebens kam, bat er den Vater, ſie ſtillſchweigend übergehen zu dürfen, und betheuerte feierlich, daß, ſeit er Luitgarden das erſte Mal erblickte, ſeine Hand kein Blut vergoſſen und der Entſchluß, ſich von ſeinen wilden Geſellen zu trennen, ein verbrecheriſches Leben aufzugeben, und ſich der Geliebten würdig zu machen, mächtig in ſeiner Bruſt gearbeitet habe.

Der Vater hörte tieferſchüttert zu. Der Gedanke, ob es nicht vielleicht möglich ſei, den gebeſſerten, den einzigen Sohn zu retten, erwachte in ihm und gewann mit jeder Aeußerung des letztern, worin ein edles Gemüth ſich ſpiegelte, mehr Lebendigkeit. Er wollte nach Wien, ſich Ferdinand zu Füßen werfen, und von ihm Begnadigung erflehen. Victorin verwarf den Vorſchlag mit einer Art von Schrecken. Er wollte nicht leben, die Erinnerungen ſeiner Bruſt waren zu gräßlich, er ſah den Tod als das einzige Mittel an, der erzürnten Gerechtigkeit Gottes, der verletzten bürgerlichen Pflicht und ſeinem eigenen Gefühle Genüge zu thun. Aber er flehte ſeinen Vater an, ſein Anſehen, ſeine Ver-

Digitized by Google

bindungen dahin zu verwenden, daß ihm vergönnt würde, ohne Martern, einen ſchnellen, minder ſchimpflichen Tod durch das Schwert des Blutrichters zu empfangen.

Als Graf Lansky mit Luitgarden nach Hauſe kam, langten bald darauf der Oheim und ſein Sohn an. Mit Freude und Verwunderung fand Martinitz den Jugendfreund bei ſich. Unangenehme Berührungen, das Verhältniß Luitgardens zwiſchen Friedrich und Victorin, geſtörte Hoffnungen, die man lange und mit Fug gehegt, Mitleid mit der Lage ſeines Sohnes, regten den alten Martinitz zuerſt in Unmuth und Zorn auf; aber ſein beſſeres Gefühl ſiegte nach und nach. Er erkannte die Hand eines höhern Schickſals, das mit den Planen und Hoffnungen der Menſchen ein achtloſes Spiel treibt, er konnte gegen die Gültigkeit von Luitgardens erſtem Verlöbniß, die der heftigſte Wunſch ſeiner ſterbenden Schweſter geweſen war, nichts einwenden, die Gewalt einer Leidenſchaft nicht verdammen, die von dem erſten Augenblicke des Erkennens unter Gefahren, Verdacht und Trennung ſich treu und ſtandhaft bewieſen, und als eine in den Gemüthern vorbeſtimmte Verbindung bewährt hatte. So wich er endlich Lansky's Vorſtellungen, ſprach ſelbſt mit Graf Friedrich und trug ihm als entſchieden vor, worauf er ihn ſchon auf der Herreiſe vorzubereiten für gut gefunden hatte. Friedrich wollte verzweifeln. Er legte alle Zeichen tiefer Traurigkeit in Geberden und Worten, ja im Tone der Stimme an den Tag, er ſeufzte vor Luitgarden, ſah ſie beweglich an und ſuchte durch Klagen, Beweisthümer und Vorwürfe ihr begreiflich zu machen, daß der Räuberhauptmann, der wilde, ungeſchlachte Menſch, der, unter Schelmen und Freibeutern aufgewachſen, keine Erziehung, keinen Unterricht genoſſen habe, und wenn er hundertmal ein Graf von Lansky wäre, doch mit ihm in keinen Vergleich zu ſtellen ſei.

Luitgarden waren dieſe Geſpräche im Anfange ſehr peinlich; nach und nach gewöhnte ſie ſich daran und überhörte ſie.

Gerade in dieſen Tagen ward Victorin's Urtheil geſprochen, und der Tod durch's Schwert ihm auf den dritten Morgen zuerkannt. Man brachte es Luitgarden ſchonend vor. In dieſem Augenblick brach die lang gehaltene Kraft zuſammen. Sie erwachte ſpät aus einer tiefen Ohnmacht; aber bekannt mit der kurzen Zeit, die ſie mit dem Freunde auf Erden noch zu genieſen hatte, bot ſie alle ihre Kräfte auf, ſich ſo lange zu halten, und erflehte von ihrem Oheim nur die Erlaubniß, mit dem Verlobten ihrer Kindheit, mit dem Manne, dem ihre verklärte Mutter ſie zugedacht, in Geſellſchaft des Geiſtlichen die letzten Tage hinbringen zu dürfen.

Graf Martinitz ſchüttelte den Kopf, Friedrich entſetzte ſich. Victorin hörte dieſen Vorſatz mit entzückter Dankbarkeit, ſein Vater umarmte Luitgarden mit Thränen, und Graf Martinitz ließ ſich bereden, ſeine Nichte zu begleiten und zugleich den unglücklichen Sohn ſeines Freundes kennen zu lernen, der in der Welt und in ſeinem Hauſe ſo viel Zerſtörung verurſacht hatte.

Mit vorgefaßtem Widerwillen betrat er das Zimmer des Gefangenen, der jetzt ſeit ſeiner Verurtheilung nach hergebrachter Sitte freier und gütiger behandelt und ſeinem Wunſche gemäß einfach, aber ſeiner Geburt entſprechend gekleidet war, und die bedeutende Perſönlichkeit, in welcher die Demuth des reuigen Sünders mit dem angeborenen Stolze ſich vermiſchte, die ſtille Faſſung, die Würde des heiligen Unglücks riſſen auch ihn hin. Er umarmte den einſt Gehaßten recht herzlich und verſicherte ihn ſeiner völligen Verzeihung.

Dieſen Tag und den folgenden brachten Luitgarde, Graf Lansky und Pater Auguſtin faſt unausgeſetzt bei Victorin zu. Luitgarde hielt ſich mit aller ihrer Kraft, obwohl ſie innerlich die Macht der langen, heftigen Erſchütterung wohl fühlte, und ahnete, was geſchehen würde, wenn erſt der entſcheidende Moment einträte.

Am zweiten Abende — es war der vor dem Todestage — nachdem ſie und der tiefgebeugte Vater den letzten Abſchied genommen und Victorin ſie, wie ein Sterbender, ſtill, fromm und innig entlaſſen hatte, ſank ſie in dem Gange vor ſeiner Thüre zuſammen, man brachte ſie ohnmächtig in ihre Wohnung auf ihr Bette, und ſie erwachte in der ganzen ſchrecklichen Nacht nicht aus ihrer Betäubung.

Am nächſten Morgen geleitete Pater Auguſt mit tiefer Trauer und heiliger Rührung ſeinen Schutzbefohlenen auf dem letzten, ſchweren Gange. Victorin war gefaßter. Er fürchtete den Tod nicht, dem er ſo oft in der Schlacht und bei gefährlichen Anſchlägen beherzt entgegen gegangen war, er ſah in ihm den Hafen der Ruhe, in welchem ſeine von Erinnerungen und Vorwürfen gemarterte Seele Frieden und Verſöhnung finden ſollte. Ihn ſchmerzte nur die Trennung von ſeiner Geliebten und ihr Jammer. Beſchäftigt mit Gott und dem nahen großen Augenblicke, ſchritt er ſtill und gefaßt durch die gaffende Menge hin, die ſeiner Schönheit, ſeiner Jugend, ſeiner ſichtbaren Reue Worte und Thränen des Mitleids zollte. Am Richtplatze trug er dem Geiſtlichen noch die letzten heiligen Grüße an Vater und Geliebte auf, ließ ſich die Augen mit dem Tuche, das Luitgarde für ihn genäht hatte, verbinden, und in wenig Minuten ſtand ſeine Seele vor Gott, der That und Abſicht, Umſtände und Beziehung klarer durchſchaut, als ſterbliche Richter vermögen, und den durch Leiden gereinigten Geiſt in väterlicher Liebe richtet.

In demſelben Momente fuhr Luitgarde aus ihrer Ohnmacht empor. „Jetzt iſt es vorbei!“ rief ſie. „O Victorin nimm mich zu dir!“

Bald darauf kam Pater Auguſtin. Bleich, ſtumm legte er das unglückliche Tuch — ſo hatte ſie es gewünſcht, in ihre Hand. Ihr Herz brach — ſie litt noch lange. Es brauchte Wochen, bis der Schmerz langſam alle Fäden eines blühenden jugendlichen Lebens zerriſſen hatte; aber ein paar Monden nach Victorins Tod, um dieſelbe Morgenſtunde, wo er geſtorben war, verſchied ſie ſanft und heiter, und ſein Name und ſeine himmliſche Erſcheinung, die ſie vor ſich ſchweben zu ſehen behauptete, war ihr letzter Laut.

Picander, ſ. Henrici.

Pickhart, ſ. Fiſchart.

Johann Piderititus,

geboren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, lebte als Paſtor zu Blumenberg im Heſſiſchen. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

Er ſchrieb:

Beſchreibung der alten Grafen zur Lippe. Rinteln 1627 ff.

Seine Chronik zeichnet ſich durch einen für ſeine Zeit ungewöhnlich guten Stil aus.

Johann Valentin Pietſch

ward am 23. Juni 1690 zu Königsberg geboren, ſtudirte daſelbſt und zu Frankfurt a. d. Oder Medicin, wurde 1717 Profeſſor der Poeſie zu Königsberg, 1719 Hofrath, Leibmedicus und Oberlandphyſicus daſelbſt, und ſtarb am 29. Juli 1733.

Es erſchien von ihm:

Poetiſche Werke. Leipzig 1731.

Gebundene Schriften. In einer vermehrten Sammlung von Prof. Bock. Königsberg 1740.

P's poetiſche Leiſtungen ſind für die Zeit, in welcher er ſchrieb, als correct und frei von Manier zu loben, hatten jedoch, zum größten Theil Gelegenheitsgedichte, keinen bleibenden Werth.

Wilibald Pirckheimer

ward am 5. Dec. 1470 zu Eichſtädt geboren, ſtammte aus einem altem patriciſchen Geſchlecht der Reichsſtadt Nürnberg, wurde nach vollendeten Studien und Reiſen Dr. jur., kaiſerlicher Rath und Senator in ſeiner Vaterſtadt. Von 1499 — 1500 diente er als Oberſter im helvetiſchen Kriege, und zeichnete ſich aus als ein eifriger Beförderer der Reformation. Er ſtarb am 22. December 1530.

Er ſchrieb unter Andern:

Der deutſche Miſſiv oder Sendbrief, ſo die Ebtiſſin von Nürnberg an den Bock Emſer geſchrieben hat. S. l. 1523. 4.

P. erwarb ſich als Dürer's Freund und eifriger Beförderer der Reformation größere Verdienſte um deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft, als durch ſeine Satiren, von denen nur die hier genannte in ſeiner Mutterſprache geſchrieben war. Uebrigens fehlte es ihm nicht an geiſtiger Schärfe und beißendem Witz, von denen indeſſen ſeine lateiniſchen Schriften (Opera, ed. Goldast. Francof. 1610 Fol.) noch mehr zeugen.

Johann Karl Piſchon

ward am 12. October 1764 zu Kottbus in der Niederlauſitz geboren, ſtudirte Theologie, lebte dann als zweiter Prediger an der reformirten Domgemeinde zu Halle und ſeit 1799 als Hofprediger und Prediger an der Garniſonkirche zu Potsdam, wo er am 16. November 1805 ſtarb.

Er ſchrieb:

Predigten an Feſttagen und bei beſondern Gelegenheiten. Halle 1794.
Geſangbuch für die Domkirche zu Halle. Mit G. J. Pauli. Halle 1795.
Philoikos. Für Familien. Leipzig 1797, 2 Th.
Moral in Beiſpiel, oder 3r u. 4r. Theil des Philoikos. Leipzig 1799, 1800.
Predigten. Leipzig 1803.
Neue homiletiſch-kritiſche Blätter. Mit Hanſtein. Stendal 1803—1805.

Kraft und Würde, Wärme und Innigkeit des Gefühls und ein eleganter Stil erwarben den Predigten und Erbauungsſchriften dieſes trefflichen Mannes viele Freunde.

Gottlieb Jakob Planck

ward am 15. November 1751 zu Nürtingen in Württemberg geboren, ſtudirte zu Tübingen, war dann von 1780—1784 Prediger an der Militärakademie zu Stuttgart, und wurde 1784 Profeſſor der Theologie zu Göttingen, 1791 Conſiſtorialrath, 1805 Generalſuperintendent, 1817 Ritter, 1828 Abt, 1830 Oberconſiſtorialrath und ſtarb daſelbſt am 31. Auguſt 1831.

Er ſchrieb:

Gedicht vom Gefühl des Schönen. Tübingen 1771, 4.
Entwurf einiger Abhandlungen vom Herzen. Stuttgart 1773.
Tagebuch eines neuen Ehemannes. Leipzig 1779.
Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. 1781 — 1800. 6 Bde. 2te Aufl. 1791 ff.
Walchs neueſte Religionsgeſchichte. Fortgeſetzt Lemgo 1787 — 93, 3 Th.
Geſchichte der chriſtlich-kirchlichen Geſellſchaftsverfaſſung. Hanover 1803 — 1808, 3 Th.
Ueber Spittler als Hiſtoriker. Göttingen 1811.
Leben des Reformators J. Knox. A. d. Engliſchen des T. M'Crie. Göttingen 1817.
Geſchichte des Chriſtenthums in der Periode ſeiner erſten Einführung. Götting. 1818, 2 Th.
Das erſte Amtsjahr des Pfarrers von S. Göttingen 1823.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

P. hat ſich namentlich bedeutende und bleibende Verdienſte um die gründliche pragmatiſche Behandlung der Kirchengeſchichte erworben, da er mit eben ſo großer Klarheit die ausgebreitetſte Gelehrſamkeit und ſcharfſinnigſte Forſchung verband, und aus der Vergangenheit, welche offen vor ihm da lag, die weiſeſte und mildeſte Auffaſſung und Behandlung der Gegenwart zu entwickeln und anzuwenden wußte. Nur an ſeiner äußeren Darſtellung tadelt man nicht ganz mit Unrecht hin und wieder Unbeholfenheit und Breite; dies kann jedoch bei dem geiſtigen Reichthum und der ſonſtigen Vortrefflichkeit ſeiner Schriften nicht in Betracht kommen.

Auguſt Graf von Platen zu Hallermünde

ward am 24. October 1796 zu Ansbach geboren, kam 1807 zur Erziehung in das Cadettenhaus nach München, wurde 1814 Cavallerie-Offizier im Leibregimente, gab jedoch dieſe Carriere auf und ſtudirte zu Würzburg und Erlangen. Später wurde er Kammerherr am württembergiſchen Hofe, lebte dann abwechſelnd in Italien und Deutſchland und ſtarb zu Syrakus am 5. December 1835.

Er ſchrieb:

Lyriſche Blätter. Leipzig 1821, 8.
Ghaſelen. Erlangen 1821, gr. 8.
Vermiſchte Schriften. Erlangen 1822, gr. 8.
Neue Ghaſelen. Erlangen 1824, gr. 8.
Ode an den König Ludwig. Ebend. 1825, gr. 4.
Schauſpiele. 1s Bdchen. Erlangen 1824, 8.
Sonette aus Venedig. Ebend. 1826, 8.
Die verhängnißvolle Gabel. Luſtſpiel. Stuttgart 1826, gr. 8.
Gedichte. Stuttgart 1828. 2te Aufl. 1834.
Schauſpiele. Stuttgart 1828, gr. 8.
Der romantiſche Oedipus. Luſtſp. Stuttg. 1829, gr. 8.
Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414—1443. Frankfurt 1833, gr. 12.
Die Liga von Cambrai. Geſchichtl. Drama. Frankf. 1833, gr. 16.
Die Abbaſſiden. Stuttgart 1835, 8.
Sämmtliche Schriften. Stuttgart 1839.

P. iſt von ſeinen Freunden überſchätzt, von ſeinen Gegnern zu geringſchätzig behandelt worden. Er beſaß große Elaſticität des Geiſtes, ein feines Ohr und einen ſeltenen Fleiß für Behandlung der Sprache und Form, ſo daß er es hierin zu wahrer Meiſterſchaft brachte. Aber es fehlte ihm an poetiſcher Selbſtſtändigkeit und genialer Schöpfungskraft; er iſt und bleibt nur ein reproducirendes, bald dieſem bald jenem Geſchmacke huldigendes Talent. Daß er das nicht einſah,

Digitized by Google

ſondern ſich ſelbſt zu hoch ſtellte, machte ihn unzufrieden mit ſeinem Vaterlande, verwickelte ihn in litterariſche Händel, bei denen er den Kürzeren zog und trat ihm in ſeinen eigenen Leiſtungen ſtets hinderlich entgegen. Seine lyriſchen Poeſieen, und unter dieſen namentlich ſeine Oden und ſeine Ghaſelen, ſind ſeine gelungenſten Arbeiten und enthalten unbeſtritten viel Schönes und Gefälliges, ohne indeſſen ſehr auf innere Originalität Anſpruch machen zu können.

Gedichte von Graf von Platen.

Scheiden.

Werden je ſich feinde Töne
Fügen im verbundnen Klange?
Ich mit meinem düſtern Drange,
Du in deiner Jugendſchöne?
Heiter ſchlürfſt du leichte Stunden,
Dem es nie vergebens tagte:
Ich erſehne das Verſagte,
Und beweine, was verſchwunden.

Du, zu deines Mädchens Laren
Kommſt du nächtlich oft gegangen,
Schmiegſt dich an die zarten Wangen
Wühlſt in ihren ſeid'nen Haaren:
Während ich, der im Gemüthe
Auf den Wink der Gunſt verzichtet,
Bücher vor mir aufgeſchichtet,
Ueber'm Rauch der Lampe brüte.

Freund, es war ein eitles Wähnen,
Daß ſich unſre Geiſter fänden,
Unſ're Blicke ſich verſtänden,
Sich vermiſchten unſ're Thränen:
Laß mich denn allein, verſäume
Nicht um mich die gold'nen Tage,
Kehre wieder zum Gelage,
Und vergiß den Mann der Träume!

Reue.

Wie raffť ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen;
Die Gaſſen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothiſchen Bogen.

Der Mühlbach rauſchte durch felſigen Schacht
Ich lehnte mich über die Brücke;
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten ſo ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte ſich oben, unzählig entfacht,
Melodiſcher Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht;
Sie funkelten ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuſchend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in die Nacht, in die Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie haſt du die Tage verbracht!
Nun ſtille du ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

Mein Herz und deine Stimme.

Laß tief in dir mich leſen,
Verhehl' auch dies mir nicht,
Was für ein Zauberweſen
Aus deiner Stimme ſpricht?

So viele Worte dringen
An's Ohr uns ohne Plan,
Und während ſie verklingen,
Iſt alles abgethan.

Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir ſich her,
Behorch' ich ihn ſo gerne,
Vergeſſ' ich ihn ſo ſchwer!

Ich bebe dann, entglimme
Von allzu raſcher Gluth:
Mein Herz und deine Stimme
Verſteh'n ſich gar zu gut!

Der Veſuv im December 1830.

Schön und glanzreich iſt des bewegten Meeres
Wellenſchlag, wann tobenden Lärms es anbrauſt;
Doch dem Feu'r iſt kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abſchüſſiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt;

Wo in Sturmſchritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden ſteilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Laſt durch Gluthen und Dampf geſchleudert,
Bald umher auf aſchige Höh'n Rubine
Reichlich ſä't, bald auch von des Kraters ſchroffen
Wänden herabrollt:

Während ſtill, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauch's tiefſchattige Wolk' umdüſtert,
Holder Mond, dein ruhiges, freudenreiches,
Silbernes Antlitz!

Loos des Lyrikers.

Stets am Stoff klebt unſere Seele, Handlung
Iſt der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyriſche Dichter.

Gerne zeigt Jedwedem bequem Homer ſich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Drama's
Schöpfer den Schauplatz:

Aber Pindar's Flug und die Kunſt des Flaccus,
Aber dein ſchwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt ſich uns langſam in's Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimniß!

Jenen ward blos geiſtiger Reiz, des Liebchens
Leichter Takt nicht, der den umſchwärmten Putztiſch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.

Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menſchheit, doch es geſellt ſich ihnen
Selten freundſchaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefſinn.

Gaſelen.

Entſpringen ließeſt du dem Ei die Welt,
Dein ewiger Wunderſpiegel ſei die Welt;
Es ſchaut nach dir, wiewohl dich keiner ſchaut,
In liebevoller Schwärmerei die Welt;
Du athmeſt Leben und du athmeſt aus
Mit jedem Athemzuge für die Welt;
Du ſiehſt dich ſelbſt, und dir am Auge geht
In jedem Augenblick vorbei die Welt;
Der einzig Eine biſt du, doch du lenkſt
Als eine myſtiſch große Drei die Welt!

Du wähnſt ſo ſicher dich und klug zu ſein,
So ganz der Welt und dir genug zu ſein?
Doch unbefriedigt ſchien mir jedes Herz
Und jedes Weſen, das ich frug, zu ſein;
Des Baumes Schatten, unter dem ich lag,
Schien mir ein köſtlicher Betrug zu ſein;
Gehemmt in Feſſeln ſchien mein eigen Lied,
In die ich's wider Willen ſchlug, zu ſein.

Digitized by Google

Das Morgenroth beſchämt die Nacht endlich;
Die lange Müh' vergilt der Schacht endlich;
Die Wolken bargen ſtets den Mond wieder,
Doch er gewann die ſchöne Schlacht endlich;
Es hat die Sonne grüne Brautperlen
Aus Wittwenthränenthau gemacht endlich;
Der Samenfunke glimmt im Erdreiche,
Bis man die Tulpenflamme facht endlich.
So zeige dich nach vielen Anſprüchen
In der verheißenen heiligen Pracht endlich.

Die Sterne ſcheinen, und Alles iſt gut,
Sie tadeln keinen, und Alles iſt gut.
Drum keck, o Schenke, kredenze den Wein,
Den ſüßen, reinen, und Alles iſt gut;
Die Sonnenaugen entflammen den Stern,
Und mich die deinen, und Alles iſt gut;
Drin Schmeicheln, Zürnen und Trotzen und Flehn,
Dein Lachen, Weinen und Alles iſt gut;
Des Hafis Lieder, ich rühme ſie laut,
Du rühmſt die meinen, und Alles iſt gut.

Hab' ich doch Verluſt in Allem, was ich je gewann, ertragen;
Aber glaubet mir, das Leben läßt ſich dann und wann ertragen!
Zwar des Leidens ganze Bürde riß mich oft ſchon halb zu Boden,
Doch ich hab' es immer wieder, wenn ich mich beſann, ertragen;
Mir geziemt der volle Becher, mir der volle Klang der Lauten,
Denn den vollen Schmerz des Lebens hab' ich als ein Mann ertragen!
Doch nun fühl' ich, wie auf Fitt'gen, bis zum Himmel mich gehoben,
Denn es lehrte mich das Leben, daß man Alles kann ertragen!
Und es öffnet gegen Alle ſich das Herz in reiner Liebe,
Und ich will ſo gern mit Allen dieſes Lebens Bann ertragen:
Schließt den Kreis und ſingt die Lieder, dieſe Sommernächte feiernd;
Schlimmre Zeiten werden kommen, die wir auch ſodann ertragen!

Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang:
Und ſie konnten kaum empfinden, was dem Buſen kaum entſprang:
Nicht den Geiſt, der ſcharf und ſicher in des Lebens Auge blickt,
Nicht die zarten Klagelaute jener Seele voll Geſang!
Kalt und ahnungslos und ſchweigend, ja mit Hohn empfing ſie mich,
Während ſie um niedre Stirnen ihre ſchnöden Zweige ſchlang!
Mir indeſſen, dem's im Buſen thatenſchwanger wühlte, geht,
Dient ſelbſt der Scherz als Maske, wenn ich tiefe Schmerzen ſang.
Doch getroſt! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieſes deutſche Volk entlang.

Das Grab im Buſento.

Nächtlich am Buſento liſpeln, bei Coſenza, dumpfe Lieder,
Aus den Waſſern ſchallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes beſten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier ſie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken ſeine Schultern blond umgaben.
Und am Ufer des Buſento reihten ſie ſich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben ſie ein friſches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten ſie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüſtung, auf dem Pferde,
Deckten dann mit Erde wieder ihn und ſeine ſtolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächſe wüchſen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette ſchäumten die Buſentowogen;
Und es ſang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers ſchnöde Habſucht ſoll dir je dein Grab verſehren!"
Sang'n's, und die Lobgeſänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze ſie, Buſentowelle, wälze ſie von Meer zu Meere!

Aus:

Der gläſerne Pantoffel*).

Fünfter Akt.

Verwachſenes Gehölz in der Nähe des verzauberten Schloſſes.

Diodat (allein). Wie wunderbar erſchien mir heute Nacht
Im Traum das Mährchen, welches am Kamin
Des Carmoſines Tochter mir erzählte,
Doch nicht vollendete, weil eben mich,
Zur ſchlimmen Zeit ein Schlummer übermannte.
O hätt' ich's ganz gehört! Nun drängt es ſich
Mir auf, ich ſeh' es immer in Gedanken,
Und unwillkührlich zog es mich heran
In dieſes Schloſſes Nähe, doch umſonſt
Verſucht' ich die Geſträuche zu durchdringen:
Sie wachſen hyderartig neu empor,
Wenn mit dem Schwert ich ſie zuſammenfädle.
Mein Fuß iſt müde, meine Finger bluten
Von wilden Roſenhecken. — Doch, verdient
Noch andere Beſchäftigung mein Herz
Zu füllen, meine Glieder zu bewegen,
Als der Gedank' an dich, o Claridelle!
(Er zieht ihr Bild aus dem Buſen und betrachtet es.)

Diodat. Die Fee Chryſotide, als altes Mütterchen verkleidet. Diodat ſteckt das Gemälde wieder ein.

Chryſ. Ei, ei, ſo tief im Walde, junger Herr,
In dieſem Wirrwarr von Geſtrüpp und Dornen?
Diodat. So könnt' ich euch auch wohl befragen, Alte!
Chryſ. Mich treibt mein Lebensunterhalt hieher.
Ich ſuche dürres Reiſig hier für meinen
Camin, und dürres Laub für meine Kuh.
Diodat. Da, nehmt hier dieſe Kleinigkeit für euch!
Chryſ. Bedanke mich! doch habt ihr ſchon gehört,
Daß dieſer Wald im Zauberbanne liegt?
Diodat. Ich hörte ſo was munkeln, wißt ihr mehr?
Chryſ. Wohl weiß ich die Hiſtorie bereits
Von meiner Aeltermutter, ob ſie wahr,
Ob fabelhaft, das läßt ſich nicht beſtimmen;
Doch ſagt man, daß in jenem Schloſſe drüben,
Von dem man hier die Thürme ragen ſieht,
Ein Fürſtenkind, ſeit hundert Jahren, ſchläft.
Diodat. Ein Fürſtenkind?
Chryſ. Ein König wird erzählt,
Der eine ſchöne Tochter hatte, ließ
Sich prophezeien, daß das arme Mädchen
An einem Spindelſtiche ſterben ſollte.
Verboten wurde jede Spindel nun
Im Land, und man gehorchte dem Verbot,
So daß der König ſich geſichert glaubte.
Doch als er einſt auf einer Jagdpartdie
Mit Weib und Tochter jenes Schloß beſuchte,
Das abgelegen im Gehölze ragt,
Durchſpähte die Prinzeſſin die Gemächer
Der alten Burg, und fand ein Mütterchen,
Das eben ſpann in einem Bodenſtübchen.
Noch hatte nichts die alte Frau gehört
Von jenem Spindelconfiscirmandat,
Und ſpann mit ihrer Spindel noch. Geſchwind
Und neubegierig, da dergleichen es
Noch nie geſehen, griff das ſchöne Kind
Nach jener Spindel, ſtach ſich, fiel zu Boden —
Diodat. So ward die ſchlimme Prophezeihung voll?
Chryſ. Doch eine Fee, die ſich von Jugend an,
Der Fürſtentochter angenommen hatte,
Verwandelte den Tod in einen Schlaf,
Der ihr bewahrt die Jugend, bis ein Prinz,
Von ſtiller Macht getrieben, die Prinzeſſin,
Sie bei dem Namen rufend, aufgeweckt.
Diodat. Sie bei dem Namen rufend?
Chryſ. Und ſogleich
Nachdem der König und die Königin
Das Trauerſchloß verlaſſen, zauberte
Die Fee den Hof und alle Dienerſchaft
Der jungen Fürſtin in denſelben Schlaf,
Die nun in Nebenſälen um ſie her
Mit ihr den Traum von hundert Jahren träumen,
Und auch mit ihr zuletzt erwachen werden,
Um ihr zum Dienſte gleich bereit zu ſein.

*) Schauſpiel von Auguſt Graf von Platen.

Digitized by Google

Diobat. Und wißt ihr auch den Namen jener Schönen?
Chryſ. Den Namen? — Nein — den weiß ich nicht, und wenn
Ich ihn gewnßt, ſo hab' ich ihn vergeſſen;
Doch was bekümmert das anch mich nnd euch?
Diobat. Mich allerdings, ich will das Schloß beſnchen.
Chryſ. Ihr wollt das Schloß beſuchen?
Diobat. Ja!
Chryſ. Sa geht!
(Ihr Mantel fällt ab, ſie ſteht als Fee vor ihm nnd verſchwindet.)
Diabat (allein). Ha, was iſt das! Es ruft der Himmel ſelbſt
Zu dieſem heiligen Geſchäft mich auf,
Denn keiner unterirdiſchen Geſtalt
Scheint eine ſolche Bildung zu gehören.
O was für Ahnungen durchkreuzen mir
Den aufgeregten, lebenvollen Buſen!
Es fließt mir täuſchend Claribellens Bild
Mit jenem Bilde der Bezauderten
Zuſammen, doch das iſt nnr ein Betrug!
Wie drängt ſich in mein liebliches Gemälde
Das Schickſal einer Fremdlingin herein?
Es ſetzt in künſtliche Verbindungen
Der Dinge Weſenheit bethörte Liebe:
Wie haſcht ſie nach dem Möglichen, nnd reiht
Die Gegenſtände täuſchend an einander,
Die tauſendfach ſich in die Welt zerſtreun!
Doch ſei dem, wie ihm wolle, ſa beſteh' ich
Das Wageſtück, ich eile nach der Burg:
Durch dieſe Hecken bahn' ich mir die Straße,
Durch dieſe Stämme hau' ich mir den Weg!
Vermag ich jene Schlafende zu wecken,
So ſehe neu ſie ſich am Lichte ſatt —
Wir gerne ſchlief ich nicht an ihrer Statt. (Ab.)

(Gemach im Schloſſe des Königs.)

König. Aſtalf.

König. Iſt das der Lohn, den ich von meinen Söhnen
Erwartet habe? ſage mir, Aſtolf!
Dein Bruder hat ſich von mir losgeriſſen,
Du ſcheinſt zum Vorbild ihn gewählt zn haben.
Aſtolf. Laß wen'ge Tage mich allein gewähren!
König. Unſelige Melancholie, die ſtets
Uns in des Lebens ſchöner Ueppigkeit,
In des Genießens Tagen überfällt!
Es iſt die ſchwere, laſtende Gewalt,
Die ſtets der Jugend übermüthige,
Von leichter Luſt getragne Mongolfiere,
Eh' in den Himmel ſie verſchwiden kann,
Zur Erde niederdrückt.
Aſtolf. So iſt's.
König. Sa iſt's?
Sonſt weißt du nichts mir zu erwiedern?
Nichts?
Dies Wort iſt leerer, als der leere Raum!
Aſtolf. Drum hat aus ihm auch Gott die Welt erſchaffen.
König. Doch er bereut' es, als er es gethan!
Aſtolf. Nnr konnt' er nicht mehr ſie vernichten ſcheint's.
König. Kein Nichts vernichten können. Das iſt nichts!
Aſtalf. Das Nichtige vernichtet ſich von ſelbſt.
König. Und nichtig iſt ein gläſerner Pantoffel!
Pernullo (herein eilend). Trinmph! Triumph! Man folge mir hinaus!
Aſtolf. Wohin!
König. Wazn?
Pernullo. Wodurch? Woran? Woraus?
Wir wollen ſehen, wer am längſten fragt!
König. Wir folgen dir, doch nnr warum geſagt!
Pernulla. Warum? Warum? Der Stern der Liebe tagt! (Ab.)

(Die Scene verwandelt ſich in eine Halle des verzauberten Palaſtes. Alles trägt die Spuren eines längſt vergangenen Seculums. Im Hintergrunde eine hohe, breite Niſche, von einem ſeidenen Vorhange bedeckt. Es iſt allmählig Nacht gewarden. Diobat, überall umherblickend, kammt langſam herein, mit einer Fackel in der Hand, die er an einer Seitenwand in einen Ring befeſtigt.)

Diobat.

So hat das Glück mich bis hieher geleitet,
Durch dieſes Waldes ſtruppiges Gedränge
Mir einen müheloſen Weg bereitet:

Die Zweige wölbten ſich, wie mit Gepränge,
Hoch über mir, und ließen ſa mich wallen
Durch ihre dunkeln, langen Bogengänge.

Nun ſteh' ich hier in dieſen öden Hallen,
In dieſem Haus des Schlafs, doch unverdorben
Iſt alles rings nmher, und nnzerfallen.

Ach, aber ſchauerlich nnd ausgeſtorben!
Kein Wort empfängt den fremden Gaſt, kein Zeichen,
Kein Weihgeſang von Harfen und Theorben!

Die Schlöſſer geben nach, die Riegel weichen
Von ſelbſt und ohne Klappern oder Knarren,
Und nichts vernehm' ich, als mein eignes Schleichen!

Hier könnten Mörder ihren Raub verſcharren,
Durch nichts entdeckt, es würde mit dem Beile
Der Henker ſtets auf ihre Häupter harren.

Doch was iſt das, vor dem ich hier verweile?
Ein rother Vorhang ſinkt herab mit Quaſten,
Befeſtiget an lange, goldne Seile.

Soll hinter dieſem jene Dame raſten?
O Gott! Was ſchlägt das Herz mir an die Rippe?
Und was vermag ich nicht ihn anzutaſten?

Vielleicht verbirgt er nichts, als ein Gerippe,
Mit hohlen Augen, die mir finſter grollen,
Daß mir der Hanch erſtarrt auf meiner Lippe!

Wa nicht, ſo birgt er einen Sarg, verquollen
Durch langes Alter, röthlich angeſtrichen,
Mit ſchwarzem Krenz und runden, ſchwarzen Stollen.

Allein was gilt's, und wenn ſie auch erblichen?
Was iſt der Tod? Dem Tode trotzt das Leben,
Das ewig lächelnde dem fürchterlichen!

O Diabat! Du haſt verlernt zu beben!
Geht nicht im Chriſtenvolk die große Sage,
Daß auch die Todten ſich zuletzt erheben?

Die Gräber berſten und die Sarkophage,
Durch öde Grüfte weht des Lichtes Helle,
Wohlan! Ich ſteh' an meinem jüngſten Tage!
(Er reißt den Varhang auf.)
Sie ſchläft! Sie lebt! O Himmel! Claribelle!
Caribelle (allmählig ſich aufrichtend).
Wer ruft mir?
Diabat. Raſ' ich? Weiß ich, was ich ſchaue?
Steh' ich noch feſt auf dieſem feſten Baue?
Dreht nicht der ganze Himmel ſich dort oben,
Und macht Muſik mit ſeinen goldnen Gloden?
Clar. Wer biſt dn? ſprich, was ſoll dies wilde Toden?
Diobat. Gekrönt iſt jede Hoffnung, jede, jede!
Clar. Wo iſt mein Vater? meine Mutter? rede!
Diobat. O wähne nicht, daß ſie dir mehr erſcheinen,
Dich trennen hundert Jahre von den Deinen!
Clar. Wie iſt mir? Ja — Nein — Ja, das iſt das Wahre,
Ich ſchlief — ich ſchlief — dn ſagſt mir, hundert Jahre —
Diabat. Ich weckte dich, ich hob dich von der Bahre!
Clar. Was ſall ich thun, mich in die Welt zu finden?
Diabat (zu ihren Füßen). Mit deinem einz'gen Freunde dich verbinden!

(Eine Muſik wird in der Ferne gehört, der Saal erſcheint plötzlich erleuchtet. Die Thüren zu beiden Seiten öffnen ſich. Durch die eine kommen der König, Aſtolf, Pernullo, Hegeſippus, Carmaſines, Cephiſe nnd Urſula, mit Gefolge; durch die andere die Fee Chryſolide mit Aſchenbrödel, prächtig gekleidet, wie im dritten Akt, und hinter ihnen der Hofſtaat der Prinzeſſin Claribelle in alterthümlicher Tracht.)

Chor der Fee.

Die Nacht iſt vergangen,
Es brennen die Wangen,
Wie flammende Sonnen, dem lachenden Glück,
Und was wir erfahren
In ſonſtigen Jahren,
Es führt es die ſchönere Stunde zurück!

Chor des Königs.

Das Leben verflieget,
Doch Liebe ſie ſieget,
Und ſetzte ſich auch ihr entgegen die Welt!
Wir ſehen ſie gleiten
Im Meere der Zeiten,
Von roſigen Schäumen nmdnftet, umſchwellt!

Beide Chöre.

Das Neue, das Alte
Verknüpfe, geſtalte
Zum ewigen Bund der lebendige Sinn!

Es werde dem ſtillen,
Dem gläubigen Willen
Sogar des Unmöglichen ſchöner Gewinn!
Aſtolf (auf den Knien vor Aſchenbrödel).
Vergib, o Sot, wenn dein Trabant dir dient!
Aſchenbr. Ihr ſeid's, weil Ihr als Heſper mir erſcheint.
Diobat. O Vater, ſegne deiner Söhne Wahl!
König. Verdoppelt ſeh ich meiner Kinder Zahl!

Chryſ. Genießt die Gaben, die das Glück verliehen,
Genießt des Tags vergängliche Secunden!
Sie laſſen halten ſich, wiewohl ſie fliehen,
Zur Ewigkeit vermögt Ihr ſie zu runden!
Dem Leben werde jede Noth verziehen,
Wenn jeder das, was ihm genehm, geſunden:
Doch mir vergönnt, nach dieſen kurzen Lehren,
Ins ſchöne Feenland zurückzukehren.
(Sie verſchwindet.)

Ernſt Platner

ward am 11. Juni 1774 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater als Profeſſor der Medicin lebte. Als ihn jedoch ſchon im dritten Jahre ſeines Alters das Unglück traf, denſelben zu verlieren, ſorgte ſeine Mutter, von dem berühmten Erneſti geleitet, für ſeine Erziehung, und ließ ihn dann die Gymnaſien zu Altenburg und Gera beſuchen. Im Jahre 1762 kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, ſtudirte daſelbſt Arzneiwiſſenſchaft, erwarb ſich 1767 den Doctorgrad in derſelben und machte dann 1768 eine Reiſe durch Frankreich und Holland. Bei ſeiner Zurückkunft erhielt er 1770 eine außerordentliche Profeſſur der Medicin, lehrte mit großem Beifall, wurde 1780 ordentlicher Profeſſor der Phyſiologie, 1801 außerordentlicher und 1811 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an derſelben Hochſchule und feierte 1817 ſein Jubiläum als Docent. Ein Jahr nachher ergriff ihn eine unheilbare Gemüthskrankheit, von der ihn der Tod am 27. December 1818 erlöſte.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Briefe eines Arztes an ſeinen Freund. Leipzig 1771—72, 2 Thle.
Anthropologie für Aerzte und Weltweiſe. Leipzig 1772—74, 2 Thle.
Der Profeſſor. Wochenſchrift. Ebendaſ. 1773—74.
Philoſophiſche Aphorismen. Ebendaſ. 1776—84; n. A. 1793, 1800, 2 Thle.
Papiere von J. K. Wezel wider E. Platner. Leipzig 1781.
Neue Anthropologie. Leipzig 1790, 2 Thle.
Lehrbuch der Logik und Metaphyſik. Leipzig 1795.
Vorleſungen über Aeſthetik. Wiedergegeben von M. E. Engel. Zittau 1836.
Viele Programme, einzelne Abhandlungen, Aufſätze u. ſ. w.

P. war es vorzüglich zuerſt, der die Anatomie und Phyſiologie auf die Anthropologie und Pſychologie anwandte und daher Bedeutendes zu der Ausbildung dieſer letztern Wiſſenſchaften beitrug. Als eigentlicher ſpeculativer Philoſoph war er jedoch nicht ſehr bedeutend; obwohl er ſich eine genaue hiſtoriſche Kenntniß angeeignet, ſo fehlte es ihm doch an eindringendem Forſchergeiſte, und er beſaß nicht die Mittel, dem Umſchwunge in der Philoſophie, welcher durch Kant geſtaltet worden, zu folgen, ſo viel Scharfſinn er auch in jenen zuvor genannten Fächern zeigte. Sein didaktiſcher Stil war elegant und concis, doch ſoll ſein mündlicher Vortrag denſelben noch an Sauberkeit und Feinheit übertroffen haben, ſo daß er lange einer der gefeiertſten Docenten der Univerſität Leipzig blieb.

Karl Gottlieb Plato

ward am 6. October 1757 zu Halbau in der Oberlauſitz geboren und beſuchte die Schule Pforta, verlor aber nach dem Tode ſeines Vaters ſein Vermögen und würde ſich von Allem entblößt geſehen haben, wenn ſich nicht ein Verwandter des vielverſprechenden Jünglings angenommen hätte. Von dieſem unterſtützt, beendete er ſeine Vorbildung auf dem Gymnaſium zu Budiſſin und ſtudirte darauf in Leipzig Theologie und Pädagogik. Durch Roſenmüller empfohlen, erhielt er 1792 die Direction der neu errichteten und von ihm organiſirten Freiſchule, der er mit großer Liebe bis zu ſeinem am 25. April 1833 erfolgten Tode vorſtand.

Von ihm erſchien:

Gedanken über die gewöhnlichen ABC-Bücher. Leipzig 1797.
Vorübungen im Leſen und Denken. Leipzig 1797 u. öft.
Schulgebete. N. A. Leipzig 1817.
Deutſchlands Giftpflanzen. 3. A. Leipzig 1820 folgde., fortgeſetzt von Wilrenk.

Ein tüchtiger praktiſcher Schulmann, der mit großer Lehrgabe eben ſolche Liebe für ſeinen Beruf verband, durch ſeine Schriften jüngeren Collegen den richtigen Weg zeigte und in jeder Hinſicht äußerſt ſegensreich gewirkt hat.

Dietrich von Pleningen

lebte um's Jahr 1515 zu Schonbegk und Eiſenhofen, war Ritter und Dr. jur., Kammergerichtsaſſeſſor und ſpäter Kanzler des Kurfürſten Philipp von der Pfalz. Er erhielt ſeine Jugendbildung in Italien. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

Er ſchrieb:

Gay Pliny des andern lobſagung —— vom heyligen Kayſer Trajano. Landshut 1515, Fol.
Wie es gekomm: das ſich wenig menſchen jrs ſtands benuegen laſſent: ſondern ein yeder lobe das widerwartig und wie es zagang das wenig teut von auffgang piß zu niedergang der ſonnen das war guterkennen u. ſ. w. Landshut 1516, Fol.
Von Klaffern. Hernach volgen zwao puchlein: das ein Lucianus, und das ander Poggius beſchrieben haben. Landshut 1516, Fol.

Sein Stil iſt für jene Zeit lobenswerth; noch mehr Anerkennung verdient aber die Bemühung, mit der er die Ausbildung der deutſchen Litteratur zu befördern ſtrebte.

Karl Martin Plümicke,

geboren am 26. März 1749 zu Wollin, war Rathsſecretär zu Breslau, wurde dann Schauſpieldichter zu Berlin, 1784 aber Cabinetsſecretär des Herzogs von Kurland und ſpäter Regierungsrath zu Sagan. Um das Jahr 1810 lebte er zu Magdeburg. Das Jahr ſeines Todes iſt nicht aufzufinden.

Er ſchrieb:

Luſtſpiele: Jenny Warton, der Volontär, Henriette oder der Huſarenraub ꝛc.

Entwurf einer Theatergeſchichte von Berlin ꝛc. 1781, 8.

Lanaſſa. Trauerſpiel. 1782.

Neuer Beitrag für's Theater. Berlin 1803.

Neue Schauſpiele. Daſ. 1808 ꝛc.

Viele Bearbeitungen fremder Producte für die Bühne.

P's dramatiſche Arbeiten wurden zu ihrer Zeit gern auf der Bühne geſehn, da er das Talent beſaß, fremde Originale geſchickt den Forderungen des deutſchen Theaters anzupaſſen; namentlich machte ſein Trauerſpiel Lanaſſa damals ein mehr als gewöhnliches Glück. Von wirklicher bleibender Bedeutung war indeſſen keine ſeiner Leiſtungen.

Karl Friedrich Pockels

ward am 15. Nov. 1757 zu Wörlitz bei Halle geboren, ſtudirte zu Halle Theologie, wurde dann zu Potsdam Hauslehrer und bald darauf 1780 braunſchweigiſcher Prinzenlehrer, 1788 Lehrer und Secretär des Herzogs Auguſt von Braunſchweig zu Nordheim, mit dem Titel Rath, 1800 Hofrath zu Braunſchweig und Canonicus am Stift St. Blaſii, und 1814 Cenſor. Er ſtarb am 28. Octbr. 1814.

Wir beſitzen von ihm:

Beiträge zur Beförderung der Menſchenkenntniß. Berlin 1788—89. 2 Stück.

Fragm. zur Kenntniß des menſchlichen Herzens. Hannover 1788—94. 3 Samml.

Verſuch einer Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts. Hannover 1797—1802, 5 Th.; n. A. 1806.

Neue Betr. zur Bereicherung der Menſchenkunde. Hamburg 1798.

Taſchenbuch auf das Jahr 1803 u. 1804.

Contraſte zu dem Gemälde der Weiber. Hannover 1804.

Der Mann. Hannover 1805—8, 4 Th.

Karl Wilh. Ferdinand von Braunſchweig. Tübingen 1809.

Ueber den Umgang mit Kindern. Hannover 1811.

Ueber Geſellſchaft, Geſelligkeit und Umgang. 3 Th. Hannover 1813—16.

Scharfe und feine Beobachtung, Wahrheit der pſychologiſchen Anſichten, reiche Erfahrung, tiefe Menſchenkenntniß und eine überaus elegante Darſtellung verleihen den Schriften dieſes trefflichen Mannes und geiſtreichen Denkers einen bleibenden Werth.

Ueber die böſe Laune *).

Ein pſychologiſcher Verſuch.

Meine Leſer verſtehen dieſes Wort, und es wäre daher überflüſſig, wenn ich mich bei Erklärung deſſelben aufhalten wollte. Indem ich von der böſen Laune reden will, geht meine Abſicht vornehmlich dahin, — einige Quellen derſelben, — die traurigen Folgen, welche ſie ſo oft für uns und Andere hat, — und endlich die vornehmſten Mittel anzuzeigen, wodurch man ihr vorbauen muß, und wodurch ſie bei einer richtigen und vernünftigen Anwendung derſelben geheilt werden kann.

Wir ſind nicht immer im Stande, die Urſachen anzugeben, welche uns in eine böſe Laune verſetzt haben. Wir empfinden und denken ſehr oft nach einer unwillkürlichen Ideenfolge, nach gewiſſen ſchnellwirkenden Gedächtniß-Eindrücken, deren Entſtehen uns eigentlich unbekannt iſt, weil wir uns des erſten innern Anſtoßes derſelben nicht bewußt ſind. Wir haben die Modificationen unſerer Kräfte zu denken und zu wollen, die ſo unendlich vielen Abänderungen augenblicklich unterworfen ſind, nicht immer, und wenn wir es ganz genau erwägen, eigentlich ſehr ſelten in unſerer Gewalt. Offenbar werden wir durch den Einfluß unſeres Körpers auf unſere Seele, durch die innere Nothwendigkeit und Verbindung unſrer Vorſtellungen, durch den Mechanismus der Organiſation, durch eine Menge blinder in uns liegender Triebe, durch die Macht der Gewohnheit und der Jugendeindrücke, und durch viele andere auf uns wirkende Umſtände unzählig oft, wider unſern Willen, ſo und nicht anders geſtimmt. Am meiſten aber fühlen wir dergleichen unwillkürliche Gemüthsbewegungen, wenn ſich die Traurigkeit, oder Furcht, oder irgend ein Leiden unſrer Herzen bemächtigt. Jeder Menſch hat ſeine trüben Stunden, ohne daß er ſich immer ihren Urſprung, und die Entſtehung ſo mancher traurigmachender Bilder, die ſich auf einmal dem freien Gange ſeiner Gedanken in den Weg ſtellen, und die innere Ruhe ſeines Geiſtes einige Zeit aufheben, erklären kann. Oft können wir uns auch auf die entfernteſte Art nicht erinnern, ob ſie durch einen äußern Gegenſtand, oder durch eine innere unwillkürliche Ideenaſſociation entſtanden ſind, ſo abgeſondert liegen ſie außer dem Gebiete unſerer gewöhnlichen Vorſtellungen.

Wir fühlen es mit dem größten Mißvergnügen, und oft mit einer Erbitterung gegen uns ſelbſt, wie in ſolchen trüben Augenblicken unſere ganze Art zu denken und zu empfinden gleichſam umgeformt wird. Unſere Heiterkeit verliert ſich wie die Sonne hinter einem trüben Gewölk. Wir ſehen alles in einem falſchen Lichte. Unſere Gedanken folgen langſam und ſchüchtern auf einander, unſere Sprache wird langſam und ſchleppend, und unſer ganzes Geſicht drückt die Unruhe aus, welche in dem Innern unſerer Seele herrſcht. Unſer Herz ſinkt dabei nicht ſelten in eine Erſchlaffung, die uns kalt und unempfindlich gegen alle Freuden des Lebens macht. Wir fühlen uns geneigter, mißtrauiſch gegen Andere, ſelbſt gegen unſere Freunde zu ſein, als ſie zu lieben. Ihre Scherze, ihre Aufmunterungen, ihre Fröhlichkeit werden uns läſtig und unangenehm, und es koſtet uns Zwang und Ueberwindung, auch nur dem äußern Scheine nach, das Gutmeinen zu erwiedern, welches ſie gegen uns an den Tag legen. Solche trübe Launen überraſchen uns oft bei den angenehmſten Geſchäften, in den fröhlichſten Geſellſchaften, und preſſen uns manche ſtille Thräne der Wehmuth aus, ohne daß wir es ſelbſt genau wiſſen, worüber wir weinen *).

Aber in den meiſten Fällen ſind wir uns doch deſſen deutlich bewußt, was unſerer Seele jene unglückliche Stimmung gab. — Ein zu gewagter Scherz des Andern über uns, und unſere Angelegenheiten, für den wir nicht Empfänglichkeit genug hatten; eine kalte Begegnung von Leuten, von denen wir, vielleicht auch nur eingebildeter Weiſe, Liebe, Zutrauen, Zuvorkommen erwarteten; eine uns mit Hitze, oder, was oft noch ſtärker auf unſern Mißmuth wirkt, mit Satyre geſagte Wahrheit; ein Tadel, der unſere Perſon, Einſichten, unſern Umgang betraf, hatte uns beleidigt. Man hatte unſern Wünſchen, unſern Lieblingsplanen und Phantaſien Hinderniſſe in den Weg gelegt, unſere wahren, oder — noch öfter unſere geträumten Verdienſte nicht erkannt, die Geſellſchaft, den Rath, die Mei-

*) Aus K. F. Pockels „Beiträge zur Beförderung der Menſchenkenntniß.“

*) Sehr richtig beurtheilt der Abt Trublet in ſeinen Verſuchen über verſchiedene Gegenſtände der Sittenlehre und Gelehrſamkeit (Theil 2.) den übellaunigen Charakter in folgender Stelle:

„Das übel aufgeräumte Weſen iſt ein phyſikaliſches Uebel, welches ein ſittliches verurſacht. Ein rechtſchaffener Mann würde ſich wegen des erſtern ohne das andere tröſten. Dieß macht ſeinen Schmerz vollkommen; er empfindet es, daß er nun unvernünftig und ungerecht iſt. Er wird in ſeinen guten Zwiſchenzeiten gewahr, daß er in ſeinen ſchlimmen nichts, als falſche, oder wenigſtens übertriebene Urtheile fällt, daß er Sachen ſieht, die nicht ſind, daß er diejenigen nicht ſieht, die wirklich vorhanden ſind, oder daß er ſie ganz anders ſieht, als ſie ſind. Dieß bekümmert ihn noch mehr, daß man oft von ſeinem Verſtande und ſeinem Herzen nach ſeinem übel aufgeräumten Weſen urtheilt.“

„Wenn ein Menſch, fährt Trublet fort, von übelaufgeräumten Weſen iſt, ſo muß man von dem, was er in ſeinen ſchlimmen Augenblicken ſagt, oder thut, auf nichts Nachtheiliges für ſeinen Charakter ſchließen. —— Eine von den größten Beſchwerlichkeiten eines übelaufgeräumten Weſens iſt, daß die harten und verächtlichen Dinge, die es uns andern bisweilen vorzuſagen bewegt, ihnen Gelegenheit zu glauben geben, wenigſtens wenn ſie uns nicht genug kennen, daß wir ſie weder lieben noch hochachten, ob wir ſie gleich oft ſehr hochachten und lieben. Man muß indeſſen geſtehen, daß, wenn man in den Augenblicken der Uebelaufgeräumtheit denen, welche man liebt, harte Dinge verſagt, man ſie in dieſen Augenblicken wirklich nicht liebt.“

Sehr wahr iſt auch das, was unſer Verfaſſer gleich im Anfange ſeiner vermiſchten Gedanken über die böſe Laune ſagt: Ein übelaufgeräumtes Weſen iſt oft eine Unordnung der Maſchine, eine wahre Krankheit, für welche man mehr phyſiſche als moraliſche Mittel nöthig hat. Wenn die ſchlimmen Augenblicke vergangen und, wenn das Blut ſeinen ordentlichen Lauf wieder genommen hat, wenn die Maſchine wieder aufgezogen worden iſt; ſo erröthet man, man ſeufzt, daß man ſo wenig vernünftig geweſen, ſich ſo leicht hat erzürnen laſſen, ſo verſchieden von ſich ſelbſt geweſen iſt. Man verſpricht ſich ein andermal mehr auf ſeiner Hut zu ſeyn. Den andern Morgen hat man neue Anfälle von der Uebelaufgeräumtheit, — und daher auch neuen Verdruß. —

nung Anderer der unſrigen vorgezogen. Man hatte Mißtrauen gegen unſern moraliſchen Charakter, gegen die Abſichten unſerer Handlungen geäußert, und unſere Schwächen, die wir nur immer äußerſt delicat behandelt zu ſehen wünſchen, auch vielleicht nur im Scherz, zu laut bekannt gemacht. Untreue der Menſchen, Verſtellung und Nachläſſigkeit Anderer in Beobachtung ihrer Pflichten gegen uns, zu wenig Rückſicht derſelben auf die Delicateſſe und Empfindlichkeit unſers Charakters, auf die Vorzüge unſrer Geburt, unſeres Standes auf der einen Seite, — und zu viel Selbſtintereſſe anderer in ihren Urtheilen über uns auf der andern, und mancherlei andere Urſachen hatten uns auf irgend eine Weiſe aufgebracht; aber nicht ſelten war auch heimliche Unzufriedenheit mit uns ſelbſt, lebhafte Zurückerinnerung an gewiſſe Fehler unſeres Herzens, und ein zu empfindelnder Ton unſrer Gefühle, oft auch ein zu zartes Gewiſſen der Grund zu jener finſtern Stimmung unſerer Seele geworden.

Die Erfahrung lehrt, daß alle diejenigen, welche ſehr lebhafte Leidenſchaften, eine ſehr empfindliche Natur haben, deren Einbildungskraft leicht gereizt, und deren Gefühle ſchnell erſchüttert werden können, am meiſten der übeln Laune ausgeſetzt ſind. Da die Lebhaftigkeit und Schnelligkeit ihrer Empfindungen ihnen gemeiniglich wenig Zeit zum Nachdenken übrig läßt; da die erſten Eindrücke dieſer Empfindungen bei ihnen auch immer die heftigſten ſind, und da ihre Phantaſie oft ohne ihren Willen ſelbſt die größte Kleinigkeit ſo ſchnell zu einer Rieſengröße zu erheben weiß: ſo iſts begreiflich, warum jene empfindlichen Leute ſelbſt bei einem guten und richtigen Verſtande ſich immer am wenigſten in ihrer Gewalt haben, ſobald ſie von ihren Launen überfallen werden.

Wenn ich nicht irre, trägt Eitelkeit und Stolz erſtaunlich viel dazu bei, unſern Charakter empfindlich zu machen, und ich glaube daher, daß keine Leidenſchaft des menſchlichen Herzens eine leichtere Veranlaſſung zu übeln Launen geben kann, als — Eitelkeit und Stolz. Die Sache iſt ganz natürlich. Diejenigen, die vermöge jenes Charakterzuges unaufhörlich darauf denken, ob man ihnen auch immer und überall die Ehre erzeige, die ſie nach ihrer Meinung verdienen, die auf jeden Vorzug Anderer neidiſch ſind, jeden Scherz, der ſie angeht, übel verſtehen, jede kalte Miene und Begegnung mißdeuten, hinter jeder kleinen Vernachläſſigung des Ceremoniels ein Majeſtätsverbrechen gegen ihre Perſon ſuchen; — Leute, die nur deswegen da zu ſein glauben, um bewundert zu werden; die für jeden ihrer Gedanken, für jeden auch wohl ſchalen Witz einen lauten Beifall fordern; die überall, auch in ihren ſeltſamſten Meinungen Recht haben, ihre Art zu denken Jedem aufdringen, und hingegen ſelbſt nie eine Zurechtweiſung annehmen wollen, weil ſie ſich für untrüglich halten, — ſolche Leute, ſag' ich, müſſen auch bei allen übrigen guten Eigenſchaften, die ſie haben können, alle Augenblicke Gefahr laufen, verſtimmt zu werden, weil ſie immer zu viel fordern. Ihre ganze Denkungsart iſt zu eitel, zu ſelbſtſüchtig, als daß ſie nicht überall Hinderniſſe antreffen ſollten, die ihren Wünſchen entgegen ſtehen, und dieſe ihre Wünſche ſtimmen gemeiniglich zu wenig mit der Denkungsart Anderer überein, als daß ſie immer in Erfüllung gehen könnten.

Der Eitle und Stolze kann für ſeine Leidenſchaft unmöglich Nahrung genug in einer Welt finden, die aus ſo verſchiedenen Ständen, und ſo unendlich verſchieden denkenden Menſchen beſteht. Jeder hat ſein eigenes Selbſtintereſſe, wonach er uns, ohne immer Rückſicht auf unſere perſönlichen guten Eigenſchaften und Verdienſte zu nehmen, zu beurtheilen pflegt. Wir gefallen ihm nur gemeiniglich in ſo fern, als unſere Kenntniſſe, unſer Stand, unſere Handlungen eine für ihn vortheilhafte mit ſeiner Denkungsart übereinſtimmende Beziehung auf ſeine Kenntniſſe, ſeinen Stand, ſeine Handlungen haben. Wir können daher auch Andere nicht zwingen, ſo von uns zu urtheilen, wie wir es gerade haben wollen. Wir bleiben bis an unſer Grab, und noch jenſeit deſſelben dem gerechten, oder ungerechten Tadel der Welt ausgeſetzt, und wir können es auf keine Weiſe verhindern, daß Andere ſelbſt in unſern verdienſtlichen Handlungen nicht das Unzeitige, Schiefe, Affectirte und Zweideutige aufſuchen ſollten, was ſie an ſich haben, oder wenigſtens doch an ſich zu haben ſcheinen. Die Menſchen um uns her ſind von Natur viel mehr geneigt, uns mit Strenge, als mit Nachſicht zu beurtheilen, unſere Schwäche eher als unſere Vollkommenheiten aufzuſuchen, — und dies allemal um ſo viel mehr, je größern Beifall wir von ihnen verlangen, und je größer das Selbſtintereſſe iſt, das wir dabei zu erkennen geben. Der Ehrgeizige muß alſo ſchon um deswillen überall anſtoßen, und unzählig oft in übele Launen gerathen, wenn nicht anders ein verſteckter Leichtſinn ihn dagegen ſichert.

Hiezu kommt noch die Art und Weiſe, wie er nach dem Beifalle der Welt haſcht, und der hohe Grad falſcher Empfindlichkeit, den er dabei an den Tag legt. Er ſucht uns nämlich, wenige Ehrgeizige ausgenommen, die ihren Stolz durch Beſcheidenheit zu nähren ſuchen, immer mehr zu erobern, als zu gewinnen. Er will eigentlich nicht immer die Liebe unſerer Herzen, mit der wir ohnedem oft freigebiger, als mit den Bezeugungen der Hochachtung zu ſein ſcheinen, ſondern deutliche Zeichen der Ehrfurcht von uns haben, und dieſe verlangt er wieder ſo dreiſt, mit ſo weniger Herablaſſung auf unſere Denkart und oft mit einem ſo ſteifen, affectirten und hochtrabenden Weſen, daß er uns eher leicht gegen ſich erbittert, als auf ſeine Seite zieht. Wir glauben ihm um ſo weniger Hochachtung ſchuldig zu ſein, je mehr er ſie zu erzwingen ſucht, und wir halten es daher für eine Art Schuldigkeit, den Mann zu demüthigen, oder doch wenigſtens mit Gleichgültigkeit zu behandeln, in deſſen Augen wir keinen andern Werth zu haben ſcheinen, als das Gefolge ſeiner Anbeter vermehren zu helfen.

Und nun bitte ich meine Leſer einmal in dem Kreiſe ihrer Bekannten umherzuſchauen. Ich glaube ſie werden meine obige Bemerkung richtig finden, — daß nämlich die Menſchen, welche ein zu feines und alſo auch ein zu leicht verſtimmbares Gefühl für Ehre haben, zu ſtolz auf ihre perſönlichen Eigenſchaften ſind, zu wenig Rückſicht auf Andere nehmen, nach zu vielen Vorzügen haſchen, und dieſen Vorzügen noch überdem einen beſonders hohen Werth andichten, daß dieſe, ſag ich, auch am meiſten von den Züchtigungen einer übeln Laune leiden müſſen; — daß hingegen diejenigen, welche weniger ehrgeizige Anſprüche auf den Beifall der Welt machen, ihre Verdienſte nicht ſo oft zur Schau ausſtellen, nicht zu eitel und eiferſüchtig auf ihre Perſon ſind, und die Menſchen nicht nur um von ihnen geehrt und vorgezogen werden, ſondern um ihrer Tugenden willen lieben, gemeiniglich ein fröhliches Gemüth, und wenn ſie nicht von gewiſſen andern Leiden gedrückt werden, und ihr kränklicher Körper ſie nicht verfolgt, ſelten böſe Launen haben.

Ich komme zu einer andern Quelle der übeln Laune. Bei ſehr vielen und ich möchte behaupten bei den meiſten Menſchen iſt ſie blos etwas Körperliches. Sie ſind entweder ſo gewöhnt, oder haben ſich ſo gewöhnt, daß ſie ganz von ihrem Körper abhängen. Sie ſtehen unter ſeiner Herrſchaft, wie ein ſchwacher Mann unter der Gewalt ſeines eigenſinnigen Weibes. Jede kleine bedenklich ſcheinende Veränderung, die ſie an ihm wahrnehmen, jede etwas mehr als gewöhnliche Aufwallung ihres Bluts, jeder kleine Schmerz macht ſie im höchſten Grade unruhig, mürriſch und mißmuthig. Sie zittern vor jeder kühlen Luft, fürchten ſich vor jedem warmen Sonnenſchein, und fühlen oft mit einer unbeſchreiblichen Angſt jeden Wechſel der Witterung und Atmoſphäre. Sehr oft liegen dieſe Unglücklichen nur an einer verzärtelten Einbildung krank *); aber nicht ſelten leiden ſie an einer wirklichen Nervenſchwäche, und dann verdienen ſie unſer ganzes Mitleiden. Wenn der Körper innerlich leidet, wenn ſeine Werkzeuge nur gleichſam mit Unwillen ihre Dienſte verrichten, und durch jede Veränderung der Luft, der äußern Lebensart und des Klimas in ihrer Geſundheit und freien Wirkſamkeit geſtört werden, ſo kann der Geiſt, der ſo genau mit dem Körper verbunden iſt, deſſen Krankheiten gemeiniglich Folgen von Krankheiten des Körpers ſind, ohnmöglich heiter ſein. Er kann und mag in ſolch einem Zuſtande keine fröhlichen Empfindungen in ſich erwecken, und wenn er es auch verſucht, ſo ſinkt er doch immer ſogleich wieder in ſeine übele Laune zurück, weil er den unangenehmen Einfluß ſeines Körpers auf jenen nicht aufheben kann.

Dieſe Art übler Laune, die aus Kränklichkeit und Nervenſchwäche entſteht, könnte man die bösartige nennen, weil ſie ſchwerer, als alle Arten zu heilen iſt, weil ſie nach und nach zur Gewohnheit wird, und weil wir dadurch faſt alle Gewalt über uns ſelbſt verlieren. Nichts vermag in dieſem traurigen Zuſtande die innere Ruhe unſeres Geiſtes und das Gleichgewicht ſeiner Kräfte wieder herzuſtellen, welches durch den zu ſtarken Einfluß des Körpers auf unſere ganze Denkungsart aufgehoben worden iſt. Unſere Vernunft hat das Vermögen, uns zu tröſten, gleichſam verloren, unſre Grundſätze ſind das Spiel trüber Empfindungen geworden, und wir ſcheuen ſogar den Gebrauch ſolcher Mittel, die uns heilen ſollten, fliehen die Menſchen, ſehen nichts als das Böſe an ihnen, und weil uns dadurch die Erde zu einer traurigen Einöde geworden iſt, in der wir nur zu unſrer Qual zu leben glauben; ſo wünſchen wir uns alsdann nicht ſelten das Ende unſeres Elendes durch einen baldigen Tod. In dieſem unwillkürlichen Zuſtande haben

*) Die Leiden der Einbildungskraft anderer Menſchen reizen uns nicht ſo leicht zur Theilnahme, als wirkliche Uebel. Wir ſehen immer voraus, daß jene, ob ſie gleich oft bitterer, als wirkliche Uebel ſein mögen, durch vernünftiges Nachdenken geheilt werden können, daß alſo ihre Fortdauer durch unſere Schuld bewirkt wird, indem wir jenes Nachdenken nicht anwenden wollen. Vornehmlich wird auch der Eindruck eingebildeter Uebel Anderer dadurch auf unſer Herz geſchwächt, weil ſie nicht ſelten etwas Lächerliches an ſich haben, und weil es uns überhaupt unvernünftig vorkommt, ſich vor einem Uebel zu fürchten, das nicht wirklich vorhanden iſt.

viele Menſchen die Waffen gegen ſich ſelbſt ergriffen, und unſere neuern Philoſophen haben daher mit Recht auf ihn in Beurtheilung der Gründe für und wider den Selbſtmord Rückſicht genommen.

Nichts vermehrt die körperlichen Urſachen der böſen Laune ſo ſehr als Unmäßigkeit im Genuß der Speiſen, des Getränks und der Wolluſt, weil eben durch dieſe Unmäßigkeit die Nerven erſtaunlich geſchwächt, und die Verdauungswerkzeuge überladen werden. Die meiſten Menſchen, ſonderlich die, welche eine ſitzende Lebensart führen und viel mit dem Kopfe arbeiten müſſen, werden daher gemeiniglich nach der Mahlzeit von böſen Launen überfallen, denen ſie auf keine Weiſe ausweichen können. Ich kenne ſehr viele, die alsdann gar nicht mehr die nämlichen Menſchen zu ſeyn ſcheinen, und bei aller ſanft bekannten Güte ihres Herzen aus einem liebloſen Urtheile ins andere fallen, und ihre Gemüthsverſtimmung oft auf eine ſehr unedle Art zu erkennen geben. Ihr Blut iſt in einer heftigen Bewegung, ſie ſagen Andern Bitterkeiten, die es nicht verdienten, und bringen Ideen zur Welt, über deren Geburt ſie hinterher ſelbſt erſchrecken und Reue empfinden. Die Wolluſt, die ſo mäßig genoſſen, als möglich iſt, dennoch unmäßig bleibt, ſobald ſie auf Gemüthsverſtimmungen wirkt, hat gemeiniglich noch einen ſtärkern Einfluß auf die böſe Laune, als Unmäßigkeit in Speiſe und Trank, weil ſie auf alle Faſern des Körpers wirkt, und gleichſam das Gehirn unmittelbar ſelbſt angreift. Ich wollte wetten, daß das heutzutage einreißende übellaunige Weſen ſo vieler Jünglinge und Mädchen vornehmlich eine Folge von den heimlichen Ausſchweifungen einer Leidenſchaft ſei, welche wir gemeiniglich für die heftigſte, aber auch für die ſchädlichſte zu halten Urſache haben.

Unſerm Zeitalter kann in der That der Vorwurf gemacht werden, daß es den Hang der Menſchen zu übeln Launen offenbar befördert. Der jetzige überall herrſchende ungeheure Luxus, der die Menſchen ſo ſichtbar weichlicher, empfindlicher und kränklicher macht; der allgemeiner gewordene Genuß zuſammengeſetzter Speiſen und Getränke, die durch unſere neue Modelectüre und die Art des jetzigen Umgangs eingeführte Empfindelei, welche ſonderlich ſo viel heimlichen Schaden ſtiftet, und endlich unſere falſche Erziehungsart tragen alle das ihrige dazu bei. Vornehmlich iſt die letztere bei allen gut gemeinten und durchdachten Vorſchlägen ſie zu verbeſſern und der Natur des Menſchen und ihrer ſo nothwendigen Feſtigkeit gemäßer einzurichten, immer noch ſehr verzärtelnd. So wie die Kinder ſonderlich in vornehmen und reichen Häuſern erzogen werden, worin ohnedem ein übellauniges Weſen mit zu dem abwechſelnden Ton des Umgangs zu gehören ſcheint, müſſen ſie durchaus ſchon frühzeitig zu mancherlei böſen Launen gewöhnt werden, und gerade dieſe Kinder ſind es doch, welche in der folgenden Zeit einen ſo großen Einfluß auf das Wohl und Weh der menſchlichen Geſellſchaft bekommen. — Man bringt ihnen ſchon in den erſten Jahren ihres Lebens, durch zu vieles Nachgeben, durch eine pünctliche Erfüllung aller ihrer Wünſche, durch ein ängſtliches Bemühen, ihre Gunſt zu behalten, durch Putz und Schmeicheleien zu hohe Begriffe von ihrem Werthe, von ihrem kleinen Ich bei. Man behandelt ſie immer als Menſchen, die in Zukunft überall ihr väterliches Haus mit allen jenen Fehlern des Schonens und Nachgebens antreffen würden, die man bei ihrer Erziehung ſo unverantwortlich, und gleichſam geliſſentlich beging, — und denkt nicht daran, daß ſie eben durch dieſes Verwöhnen zu einer Menge der traurigſten Uebel vorbereitet werden, die in der menſchlichen Geſellſchaft jeden treffen müſſen, der eigentlich nicht für das Syſtem dieſer Geſellſchaft gebildet iſt, und die daher einen unausbleiblichen Einfluß auf die Verſtimmung ihres Gemüths haben werden. Wie viele Fehler begeht man endlich nicht in Abſicht ihrer körperlichen Erziehung! Unvorſichtigkeit in der Wahl ihrer Speiſen und derjenigen, die ſie ihnen reichen müſſen, zu weiche und dicke Kleider, worin man ſie einhüllt, frühzeitiger Gebrauch künſtlicher Arzeneien, Abſonderung von der freien Himmelsluft, zu ſpätes Gewöhnen an körperliche Feſtigkeit und Geſchäfte, Verzärtelung ihrer Leidenſchaften und Gefühle, — und ſo viele andere erkannte und unerkannte Fehler bei ihrer Erziehung haben einen ſichtbaren Einfluß auf die Schwächung ihres Körpers, und müſſen daher nothwendig Menſchen aus ihnen bilden, die in Zukunft durch ihre üblen Launen ſich und Andern zur größten Laſt fallen werden.

Es giebt noch viele andre Quellen der böſen Laune, die ich hier anführen könnte. Alles was einen unangenehmen Eindruck auf unſre Vorſtellungskraft, oder auf unſere Gefühle überhaupt machen kann, iſt im Stande uns darein zu verſetzen. — Zu langes und anhaltendes Studieren, trübe Ausſichten in die Zukunft, Zweifel über uns angelegentliche Wahrheiten, heimliche Wünſche unſers Herzen, Liebe und Empfindlichkeit, ſelbſt Träume und vermeinte Ahndungen können uns ſogar bei der Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit böſe Launen verurſachen; — allein ich übergehe dieſe und mehrere Quellen derſelben, die ich künftig einmal pſychologiſch aus einander ſetzen werde.

Jetzt komme ich zu den traurigen Folgen, welche mit unſern böſen Launen für uns und Andere ſo oft verbunden ſind, und unendlich viel mehr Schaden ſtiften, als wir gemeiniglich glauben.

Die traurige Zerrüttung, welche durch eine üble Laune in dem Innern unſrer Seele hervorgebracht wird, hat nicht nur den Schaden für uns, daß ſie uns gegen die Freuden des Lebens unempfindlich macht, daß ſie die Menſchen von uns ſcheucht, und unſer Herz gegen ſie verſchließt; ſondern daß ſie auch offenbar den menſchlichen Geiſt in den Fortſchritten ſeiner Erkenntniß und in der Ausbildung ſeiner moraliſchen Vollkommenheiten aufhält. Die Unbehaglichkeit, die wir in uns fühlen, der innere Zwang und Druck, den unſere Maſchine leidet, theilt ſich jedesmal unſerer Kraft zu denken mit; alle unſere Fähigkeiten fangen gleichſam zu ſtocken an, unſere Begriffe verdunkeln ſich, oder werden oft ſchon in ihrer Geburt erſtickt, und es koſtet uns Mühe ſie ins Helle zu bringen. Andere ſtehen mit einer unbeſchreiblichen Lebhaftigkeit vor unſern Augen, blenden uns, und machen uns unfähig ſie ins Dunkle zu ſchieben. Keine Arbeit unſeres Geiſtes will uns mehr gelingen; wir bemühen uns, ihn anzuſtrengen; aber in wenig Augenblicken fühlen wir uns ſchon ermüdet, und ein kränkendes Mißtrauen gegen uns ſelbſt, begleitet alles, was wir denken, und bringt uns gegen unſere eigenen Vorſtellungen auf. Was wir in dieſem traurigen Seelenzuſtande allenfalls vollbringen, wird ſchief, unvollkommen und übereilt. Man ſieht unſern Arbeiten den kläglichen Zwang ihrer Geburt an, es ſind gemeiniglich Mißgeburten, über die wir erſtaunen, wenn wir ſie nachher mit heitrer Seele betrachten. Selbſt die Lectüre der angenehmſten und unterhaltendſten Schriften wird uns bei einer finſteren Laune unſchmackhaft, wir finden ihre ſchönſten Stellen fade, affectirt, weitſchweifig und verworren. Wir fühlen uns ſogar nicht ſelten gegen ihre unſchuldigen Verfaſſer aufgebracht, als ob ſie uns perſönlich beleidigt hätten, und unſer Tadel darüber ergießt ſich in bittern Recenſionen, deren ſo vielen man es in öffentlichen Blättern anſieht, daß ſie nichts weniger, als mit reifer Einſicht, aber mit deſto mehr böſer Laune gemacht ſind.

Es iſt aus dem Vorhergeſagten begreiflich, daß ein Mann, der vielen übeln Launen, und folglich auch einer damit verbundenen Unſtätigkeit ſeiner Ideen unterworfen iſt, in reellen Kenntniſſen, wo nicht aufgehalten werden, doch mit vieler Mühe weiter kommen müſſe, — und wer kennt nicht an ſich recht gute Köpfe, die es in Wiſſenſchaften darum nie weit bringen werden, weil ſie alles anfangen, und alles wieder liegen laſſen. Ihre Begriffe erhalten gleichſam nur immer eine halbe Ausbildung, weil ſie zu leicht, durch ihre abwechſelnden Launen verfolgt, ermüden, und ihr Geiſt eben dadurch zu ſehr zur Zerſtreuung geneigt wird, daß er eine lange Reihe von Ideen mit gehöriger Aufmerkſamkeit beleuchten könnte.

Eben ſo vielen und noch mehrern Schaden leidet nun auch ferner durch böſe Launen das menſchliche Herz. Es läßt ſich ſchon ohne tiefe Kenntniß der menſchlichen Natur einſehen, daß durch die beſtändige Ebbe und Fluth unſerer Empfindungen, durch die Verſtimmung unſerer Gefühle, die gemeiniglich ſo ſchnell auf die Verſchlimmerung, wenigſtens auf die unrichtige Anwendung unſerer Grundſätze wirkt, und durch das aus ſeinem Gleichgewichte gebrachte Selbſtintereſſe, welches ja ſehr durch jede üble Laune verſchoben wird, — unſer Herz ſehr viel von ſeinem moraliſchen Werthe verlieren müſſe *). Die beſten Menſchen handeln oft in einer böſen Laune ſehr ſchlecht, und durch nichts geht die edle Einfalt und Gradheit des Charakters, das reine und innige Gefühl fürs Gute, die Liebe und Hochachtung, welche wir den Tugenden Anderer ſchuldig ſind, die Feſtigkeit in unſern Geſinnungen und die Theilnehmung der Herzen an Freundſchaft und Menſchenliebe mehr und leichter verloren, als durch ein übel aufgeräumtes Weſen. Wir gerathen dadurch nach und nach in jenen verachtungswürdigen Wankelmuth unſerer Geſinnungen und Grundſätze, der allen übel aufgeräumten Leuten eigen iſt; — ein Wankelmuth, der ſie zu untreuen, flüchtigen, veränderlichen Freunden, zu unſichern Geſellſchaftern und unbrauchbaren Geſchäftsmännern macht, die mit Recht unſer Mißtrauen und unſere Kälte gegen ihr ſchwaches Herz verdienen.

Solche Leute ſind ſich faſt keinen Augenblick gleich, und ſie gefallen ſich in dieſer Veränderlichkeit oft ſo ſehr, daß ſie ſich nicht gern lange gleich bleiben mögen. Geſtern tadelten ſie, was ſie heute rühmen; heute ſcheinen ſie unſere wärmſten

*) Man hat geſagt, heißt es in Trublets Verſuchen (von dem übelaufgeräumten Weſen), daß alles ſeine beſtimmten Tage habe, der Witz, die Herzhaftigkeit, die Weisheit ſelbſt; daß nur das Herz jederzeit gut wäre, wenn es einmal gut iſt. Das übelaufgeräumte Weſen verhindert, daß dieſe letzte Ausnahme unwahr iſt. Das Herz hat ſelbſt bei den beſten Leuten ſeine beſtimmten Tage, wenn ſie Leute von übelaufgeräumtem Weſen ſind.

Digitized by Google

Freunde zu ſein, und morgen begegnen ſie uns mit allen Kennzeichen der Verachtung, oder wenigſtens der Gleichgültigkeit. Geſtern waren ſie angenehm, zuvorkommend, theilnehmend, heute ſind ſie unausſtehlich, affectirt, ungeſtüm wild. Ein andermal ſind ſie bigott, fromm, abergläubig, — wieder ein andermal leichtſinnig ausſchweifend, zu frei denkend. Kurz wir wiſſen eigentlich nie recht, was wir an ihnen haben, und ſie — kennen ſich gemeiniglich ſelbſt nicht.

Es iſt unbeſchreiblich, was durch ſolche wankelmüthige, übel aufgeräumte Leute in allen Ständen und Verhältniſſen des menſchlichen Lebens für Schaden geſtiftet wird. Hier verderben eigenſinnige übellaunige Eltern und Erzieher die hoffnungsvollſten Kinder, indem ſie ihre Freiheit zu ſehr einſchränken, und durch ein übel aufgeräumtes Weſen ihrer moraliſchen Ausbildung gerade entgegen arbeiten. Dort ſtiftet die böſe Laune eines unbilligen Vaters Eheverbindungen zwiſchen Leuten, die ſich nie lieben können, und bis an ihren Tod ein höchſt trauriges Leben neben einander führen werden. Hier verſtimmt eine bizarre Mutter durch ihr ewiges Schelten und durch den Zwang einer barbariſchen Erziehung die liebenswürdigſten Töchter. Dort leidet eine ganze verehrungswürdige Familie durch die hämiſche Laune eines mürriſchen Anverwandten. Hier ſpricht ein eigenſinniger Richter in einer ſeiner finſtern Stunden ein höchſt ungerechtes Urtheil, wodurch das Glück ganzer Familien zu Grunde gerichtet wird. Dort wird eine böſe Laune die Erfinderin furchtbarer Intriguen gegen das Anſehn verdienter Männer. Durch ſie kommt Unfriede und Haß in die glücklichſten Ehen, durch ſie entſtanden blutige Kriege, — und wer vermag alle die unzähligen Uebel zu nennen, die ſie von jeher in der menſchlichen Geſellſchaft veranlaßt hat!

Wir ſind nie mehr in Gefahr ungerecht und unbillig gegen andere Menſchen zu werden, als wenn wir übel aufgeräumt ſind. Da ſie durch dieſe ſchiefe Richtung ihrer Seele auch gemeiniglich in unſern Augen ihren Werth verlieren, da uns an ihnen dann nichts, oder nicht viel mehr gefällt, ſo nehmen wir uns auch ungewöhnliche Freiheiten gegen ſie heraus. Wir finden es nun nicht mehr unſchicklich, ihnen oft die bitterſten Wahrheiten ins Geſicht zu ſagen, und ihnen die unſchuldigſten Dinge zum Verbrechen zu machen. Unſere Warnungen verwandeln ſich in hitzige Vorwürfe, unſere Moralen werden anzüglich, unſere Scherze giftig, unſer Stillſchweigen ſelbſt wird für Andere kränkend. Wir ſind dabei oft ſo blind, daß wir unſern Unwillen gegen ganz Unſchuldige richten, weil unſer Mißmuth irgend einen Gegenſtand haben muß, an dem er ſich auslaſſen kann. Wir fühlen es nicht ſelten, daß wir dabei gefehlt haben, daß wir in unſrer böſen Laune zu weit gegangen ſind; — allein dieſe innere Scham bringt uns oft noch mehr auf. Wir wollen nicht gern das Anſehn haben, als ob wir gefehlt hätten, und wir ſuchen alsdann eine noch größere Hitze zum Beweiſe unſrer gerechten Sache zu machen.

Wie ſollen und können wir nun aber jenen übeln Launen vorbauen; wie können wir ſie heilen? —

Ich will es verſuchen im beiderlei Betracht Mittel dazu vorzuſchlagen, ob ich gleich weiß, daß gegen dieſe Krankheit unſrer Seele auch die beſten Mittel oft gerade nichts helfen, weil wir entweder zu ſehr von der Nervenſchwäche unſres Körpers abhängen, wogegen keine Gründe der Vernunft etwas ausrichten können; oder weil wir jene Krankheit überhaupt nicht zu haben glauben; oder, welches das Allerſchlimmſte iſt, weil wir ſie behalten wollen.

Um einer böſen Laune vorzubauen, würde ich nun erſtlich und vornehmlich rathen, nicht nur die Gegenſtände und Gelegenheiten ſorgfältigſt zu vermeiden, wodurch wir verſtimmt werden können, ſondern auch einen trüben Gedanken, der uns empfindlich werden könnte, ſo viel es nur immer möglich iſt, gleich in ſeiner Geburt zu erſticken. Eine Regel, die auch für die Heilart einer ſchon wirklich vorhandenen übeln Laune ſehr brauchbar ſein kann. Wenn wir jenem Gedanken ſo lange nachhängen, bis er erſt unſre ganze Phantaſie eingenommen hat, ſo knüpfen ſich natürlicher Weiſe immer noch mehrere trübe Vorſtellungen an ihn an, und wir können nun ſchon darum weniger Herr über ihn werden, weil er ſich gleichſam verſchanzt und gegen die Verſuche, ihn von ſeinen unangenehmen Nebenvorſtellungen abzuſondern, geſichert hat. Um aber das Uebel in ſeiner Geburt zu erſticken, müſſen wir ſeine erſten Eindrücke durch eine Reihe neuer, ſo viel möglich angenehmer und zerſtreuender Vorſtellungen, die unſre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen und unſer Nachdenken beſchäftigen können, und durch eine ſolche Stellung des unangenehmen Gegenſtandes, wodurch er uns nicht mehr in ſeiner ganzen finſtern Geſtalt erſcheine, wieder aufzuheben ſuchen. — Oft können wir den böſen Launen ſchon dadurch entgehen, wenn wir das Geſpenſt, den unangenehmen Gegenſtand ſo betrachten, wie er iſt, nicht wie ihn uns unſre Einbildungskraft vormalt, welche gemeiniglich den größten Antheil an den Verſtimmungen unſeres Gemüths hat, zumal wenn wir von Furcht und Schrecken eingenommen ſind. Dieſe betäuben unſer Gemüth und verſchaffen der Einbildungskraft einen um ſo viel größern Spielraum, je weniger ein ernſtes Nachdenken bei jenen Leidenſchaften ſtatt zu finden pflegt. Die glückliche Gabe ſich zu faſſen, wenn uns etwas Unangenehmes begegnet, iſt ſehr wenigen Menſchen eigen, ob ſie gleich das beſte Mittel gegen unzählige ſchiefe Richtungen unſrer Gefühle ſein würde.

Zweitens ſuche man vornehmlich den Umgang ſolcher Menſchen auf, die ſelbſt keine oder wenig üble Launen haben. Die menſchlichen Seelen hängen durch unauflösliche ſympathetiſche Bande zuſammen, und nichts iſt den Umſtimmungen unſeres Herzens zum Mißmuth und zur Traurigkeit gefährlicher, als übel aufgeräumte Leute. So ſehr wir uns gegen ihre Denkungsart, gegen den Ton ihrer Empfindungen und Empfindlichkeit zu ſichern ſuchen, ſo ſchnell werden wir doch gemeiniglich von ihnen angeſteckt, und oft ſcheint es ſogar die äußere Pflicht zu erfordern, daß wir uns von ihnen anſtecken laſſen. Ihre Art ſich auszudrücken, ihre finſtere Stirn, ihr kaltes und zugleich leicht aufgebrachtes Weſen, ihre oft bis zur Albernheit geſtiegene Empfindlichkeit, erweckt nach und nach hundert trübe Bilder in uns, die ſich anfangs nur durch einen ſteifen Ernſt in Mienen und Ausdrücken, bald aber in einer gänzlichen Unbehaglichkeit unſerer Empfindungen äußern. Fröhliche Menſchen hingegen ſichern uns vor dieſem traurigen Zuſtande, ihre Aufmunterungen, ihr heiteres Geſicht, ihre Einfälle, ihre behaglichen Gefühle, die nach und nach in uns übergehen, bekämpfen gleichſam den ſchwarzen Dämon, der ſich in unſrer Bruſt feſtſetzen will.

Drittens ſuche man ſich nur immer fleißig zu beſchäftigen, und Müßiggang und Langeweile als die größten Verführerinnen zur böſen Laune zu fliehen. Müßige Leute ſind beſtändig damit geplagt, und man hat ſchon lange angemerkt, daß es nirgends mehr übel aufgeräumte Leute, als in der großen Welt giebt, weil ſie zu viel Zeit zu ihren Grillen übrig haben, und zu ſehr von Langeweile verfolgt werden. Arbeit und Geſchäftigkeit macht hingegen fröhliche Gemüther. Unſer Körper wird dadurch geſtählt, ſeine Säfte in einem geſunden Umlauf erhalten, und unſerm Geiſte fehlt es bei einem thätigen Leben nie an Gelegenheit ſich zu zerſtreuen, und die dunkeln Bilder aus ſich fortzuſchaffen, die eine böſe Laune in ihm aufſtellen will. — Es iſt nicht zu läugnen, daß das andere Geſchlecht wegen der Empfindlichkeit und Reizbarkeit ſeiner Nerven, wegen ſeiner körperlichen Schwächen, und der Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen einen größern Hang zu böſen Launen, als das unſrige fühlt; — aber ich möchte auch noch vornehmlich den Grund davon angeben, daß es mit weniger zerſtreuenden Geſchäften, als das unſrige zu thun hat, bei ſeinen Arbeiten doch gemeiniglich wenigſtens in Abſicht der ſo nöthigen Leibesbewegung in gewiſſem Verſtande müßig bleibt, und alſo immer bei einer ſtillern, eingeſchränktern Lebensart zu viel Zeit übrig behält, ſeinen trüben Phantaſien auf dieſe oder jene Art nachzuhängen, wozu ſeine zärtlichen Empfindungen erſtaunlich viel beitragen.

Viertens genieße man fleißig der freien Luft, des heitern Himmels und des Anblicks der ſchönen Natur. Nichts vermag uns ſo ſehr und oft ſo ſchnell aufzuheitern, als dieſe. Hier athmen, empfinden und denken wir freier. Tauſend reizende Gegenſtände ziehen hier in einem lachenden Kleide unſere Aufmerkſamkeit an ſich, und laden uns zu ihrem unſchuldigen Genuſſe ein. Wir fühlen es deutlich, wie nach und nach die finſtern Bilder aus unſrer Seele verſchwinden, welche ſich darin feſtgeſetzt hatten, und wir kehren gemeiniglich gleichſam geſtärkt und fröhlicher in unſere Wohnungen zurück, als wir ſie verließen. Tauſend Menſchen würden ein fröhlicheres, und ich ſetze hinzu beſſeres Gemüth haben, wenn ſie ſich öfter jenes uns und allen Menſchen vom Himmel geſchenkten Mittels gegen ihre böſen Launen bedienen wollten, — Feinde, die durch das ewige Leſen und Wiederleſen ganzer Bibliotheken, durch den läſtigen Sklavendienſt für den Buchladen, durch die Menge feierlicher den Geiſt tödtender Viſiten, durch Leib und Seele verheerende Schmauſereien, durch ängſtliche Spiele, durch den Zwang der Toilette, und durch ſo viele andere Umſtände täglich vermehrt werden müſſen, und die das geſellige Leben vornehmlich in Städten zuſammengehäuft hat, um uns gleichſam darin — lebendig zu begraben.

Fünftens hüte man ſich ſorgfältigſt vor jeder Schwächung ſeines Körpers, weil ſie allemal und unausbleiblich nach unumſtößlichen Erfahrungen über lang oder kurz eine Lähmung der Seele, und folglich auch die natürlichſte Gefahr zu übeln Launen mit ſich führt. Alle heftigen Leidenſchaften, Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken, Verzärtelung der Glieder, ängſtliche Aufmerkſamkeit auf ſeine Geſundheit, unnöthiger Gebrauch der Arzeneien, Uebermaß im Schlafen und Wachen, Lectüre aller ſolcher Schriften, die leicht unſre Einbildungskraft erhitzen, und

Digitized by Google

unſre Empfindſamkeit vermehren, innerlich verſchloſſener Kummer und vornehmlich eine zu frühe oder zu häufige Ausübung des Begattungstriebes rauben unſerm Körper nach und nach ſeine Kräfte, und mit dieſen geht die Gewalt der Seele verloren, welche dieſe beſitzen muß, wenn ſie nicht ein trauriges Spiel ihrer Empfindungen und das Wohnhaus jeder ausſchweifenden Leidenſchaft werden ſoll. Wir müſſen alſo auch ſorgfältigſt alle jene Feinde unſrer Geſundheit zu vermeiden ſuchen, wenn wir vor böſen Launen ſicher ſein wollen.

Sechstens ſuche man ſich ſtets den beruhigenden Gedanken von einer allweiſen, alle unſre Schickſale leitenden Vorſehung zu vergegenwärtigen. — Wenn wir fleißig und mit Ernſt daran denken, daß uns ohne den Willen eines höchſt weiſen und gütigen Weſens nichts in der Welt begegnen kann, daß dieſes Weſen uns wahrhaftig und immer glücklich machen will, und daß alſo ſelbſt die Leiden, welche uns treffen, unausbleiblich zu unſerm Beſten gereichen müſſen; — wenn wir uns dabei die vortrefflichen Anlagen unſrer geſammten Natur, und die abgemeſſenſten Verhältniſſe derſelben, zur Erreichung ſo mannigfaltiger moraliſcher Endzwecke ſowohl, als auch die große Summe ſchon genoſſener Freuden ins Gedächtniß bringen; — wenn wir uns endlich auch dadurch zu beruhigen ſuchen, daß eine glücklichere Zukunft ſo viel gelittenes Unrecht wieder gut machen, und uns den Plan der göttlichen Weisheit in Abſicht unſeres ganzen Daſeins in dem deutlichſten Lichte zeigen werde; ſo müßten wir in der That kein Gefühl mehr von unſerm eigenen Werthe, kein Zutrauen gegen die Gottheit haben, wenn uns jene Gedanken die Leiden unſeres Lebens, und den Kummer unſeres Herzens nicht ſehr viel erträglicher machen ſollten.

Wir können uns zwar nicht immer überzeugen, daß das, was uns begegnet, allemal das Beſte ſei; unſer Gefühl ſtreitet oft zu deutlich gegen dieſe Ueberzeugung; allein es ſchickt ſich ſehr wohl für unſere Vernunft, daß ſie es glaubt, und ſich mit dieſem Glauben tröſtet; daß ſie um des Wohlbehagens eines Geſchöpfs willen keine Umbildung des Ganzen verlangt, und daß ſie überhaupt von der Ordnung und Harmonie der Abſichten der Natur, die ſie überſchauen kann, auch auf die Ordnung und Harmonie derjenigen Theile des Ganzen ſchließt, worin ſie eine mangelhafte Folge, eine Zerrüttung anzutreffen meint.

Siebentens ſuche man ſich die Menſchen, und ſonderlich die, deren Schickſale und Geſinnungen mit den unſrigen zuſammenhängen, immer mehr von ihrer angenehmen und liebenswürdigen Seite, als von ihrer gehäſſigen vorzuſtellen. Unſere meiſten Launen entſtehen doch einmal aus Mißmuth und Unzufriedenheit über andere Menſchen. Ein kleines Vergehen iſt im Stande, uns leicht gegen ſie aufzubringen, und uns mißtrauiſch gegen ſie zu machen. Wir neigen auch unſer Ohr immer lieber zu denen, welche übel, als welche gut von Andern ſprechen, und die Mediſance hat von jeher unzähliche Freunde gehabt. Allein wir müſſen billiger, auch um unſeres Beſten willen, billiger in Beurtheilung Anderer ſein, und uns vornehmlich hüten, nicht jedes Vergehen derſelben ſogleich auf die Rechnung ihres Charakters zu ſchreiben. Die Menſchen ſind gewiß unzählich oft beſſer, als wirs glauben, und würden oft nicht viel taugen, wenn ſie gerade ſo beſchaffen wären, als wir ſie haben wollen. Ihr Leichtſinn, ihre Uebereilungen, ihre eigene, an ſich unſchuldige Art zu denken, die der unſrigen entgegen zu ſtehen ſcheint, ihre Vorurtheile und Irrthümer müſſen immer von abſichtlicher Beleidigung genau unterſchieden werden, wenn wir gerecht ſein wollen. Wir müſſen bedenken, daß ein jeder Menſch in einer andern Lage anders denkt, jeder ſein eigenes ihm gerecht dünkendes Selbſtintereſſe hat, jeder ſein eigenthümliches Gute beſitzt, und daß keiner, vermöge der Natur der menſchlichen Seele ſoviel für uns empfinden könne, als wir für uns fühlen. — Kein Menſch iſt daher unglücklicher als der, welcher ewig argwahnt. Keiner hat mehr üble Launen, als der Mißtrauiſche, und keiner wird weniger Gutes für Andere ſtiften, als er.

Achtens. Schränke man, ſo viel es nur irgend mit dem Werthe unſrer Natur beſtehen kann, ſeine hohen Begriffe vom Selbſtintereſſe und Selbſtwerthe ein; oder laſſe ſie wenigſtens nicht überall zu deutlich hervorleuchten. Wenn wir von uns ſelbſt nicht zu viel halten, nicht zu viel von Andern verlangen; wenn wir uns erinnern, daß wir ſo gut wie Andere unſere Fehler haben, daß Andere manche Fehler an uns bemerken, die wir nicht ſehen; ſo werden wir auch von Andern nicht ſo leicht beleidigt, und zu böſen Launen gegen ſie gereizt werden können. Vornehmlich ſchränke man ſeine Begierde nach glänzenden Vorzügen ein. Je mehr wir dieſer Begierde nachgeben, je eiferſüchtiger wir auf uns ſelbſt werden; je mehr böſe Launen folgen uns auf dem Fuße nach. Zufriedenheit mit dem, was man iſt, was man hat, iſt die beſte Arzenei gegen ein übel aufgeräumtes Weſen. Sie hält unſere Leidenſchaften in ihren gehörigen Grenzen, ſammelt fröhliche Menſchen und Freunde um uns her, bereitet uns zur ruhigen Ertragung eines jeden unangenehmen Zufalles vor, ſo wie ſie uns in demſelben Muth und Standhaftigkeit, die über alles hochzuſchätzende Gegenwart des Geiſtes ſchenkt; lehrt uns immer heitern Blikkes in die Zukunft ſchauen, und reicht uns auch endlich ihre freundliche Hand zum Ausgange aus dieſer Welt. — Wir haben die größte Urſache zu glauben, daß uns das gute Vernehmen, in welchem wir mit uns ſelbſt gelebt, und die ruhige Stimmung unſeres Geiſtes diſſeits des Grabes noch lange, und wahrſcheinlich immer nach unſerm Tode in Abſicht des Wachsthums unſrer Kenntniſſe und Tugenden ſehr werth und wichtig bleiben werde.

Joh. Paul Pöhlmann,

geboren am 19. November 1760 zu Weißenſtadt bei Baireuth, war ſeit 1784 Director einer Privaterziehungsanſtalt zu Erlangen, wurde 1805 Director der neuen Realſchule daſelbſt und 1818 Pfarrer zu Oſtheim am Ries im Rezatkreiſe.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Die Koſacken. St. Petersburg 1799.
Praktiſche Anweiſung für Schullehrer, Hofmeiſter und Aeltern. Erlangen 1801—1808 u. öft., 7 Bdchn.
Die echte Wahrſagekunſt. Erlangen 1802.
Elementarbuch. Nürnberg 1809, 2 Thle.
Agnes und ihre Kinder. Erlangen 1809.
Das Gemeinnützigſte aus der deutſchen Sprachlehre. Erlangen 1813, 16, 2 Thlr.
Sammlung von Gedichten. Erlangen 1818.
Der Erzähler. Erlangen 1818.
Blumenleſe zur Verbreitung mythologiſcher Kenntniſſe. Erlangen 1819.
Sammelſchrift für die Jugend. Erlangen 1819.
Der Lichtfreund. Erlangen 1821 ꝛc.

P's Jugendſchriften zeugen von eben ſo großem Talent für dieſes Fach, als von redlichem Fleiß und Eifer, und haben überall eine ſehr freundliche Aufnahme gefunden.

Karl Heinrich Ludwig Pölitz

ward am 17. Auguſt 1772 zu Ernſtthal im Schönburgiſchen geboren, ſtudirte ſeit 1791 zu Leipzig, wo er ſich 1794 habilitirte, wurde 1795 Profeſſor an der Ritterakademie zu Dresden, 1803 außerordentlicher Profeſſor zu Leipzig und in demſelben Jahre ordentlicher Profeſſor des Natur- und Völkerrechts zu Wittenberg, 1815 Profeſſor der Geſchichte und Statiſtik zu Leipzig, 1820 Profeſſor der Politik und Staatswirthſchaft und 1828 Hofrath und ſpäter Geheimrath. Er ſtarb daſelbſt am 27. Februar 1838.

Er ſchrieb:

Andeutungen über den ſtaatsrechtlichen und politiſchen Charakter des Grundgeſetzes für das Herzogthum Sachſen-Altenburg ꝛc. Hannover 1831.
Die Aeſthetik für gebildete Leſer. Leipzig 1807, 2 Bde.
Grundlegung zu einer wiſſenſchaftlichen Aeſthetik ꝛc. Pirna 1800.
Anreden bei der allgemeinen Beichte.
Populäre Anthropologie. Leipzig 1800.

Daß durch eine unvorbereitete Aufklärung und durch Verbreitung neuer ungewöhnlicher Meinungen unter den verſchiedenen Volksklaſſen mehr geſchadet als genützt werde. Eine Rede. Dresden 1797.

Sind wir berechtigt, eine größere künftige Aufklärung und höhere Reife unſers Geſchlechts zu erwarten? Leipzig 1795.

Beiträge zur Kritik der Religionsphiloſophie und Exegeſe unſers Zeitalters. Leipzig 1795.

Betrachtung des Entwurfs eines Staatsgrundgeſetzes für das Königreich Hannover. Leipzig 1831.

Sittlich-religiöſe Betrachtungen am Morgen und Abend auf alle Tage im Jahre. N. Aufl. Leipzig 1810, 3 Bde.

Bruchſtücke aus den Klaſſikern der deutſchen Nation. 3 Thle; n. Aufl., Leipzig 1821, 4 Thle.

Deutſchland in geographiſch-ſtatiſtiſcher Beziehung ſeit den letzten tauſend Jahren. Leipzig 1814.

Ueber den Einfluß, den der fortſchreitende Geiſt des Zeitalters auf die höhere Cultur der Officiers haben kann und ſoll. Dresden 1798.

Elementarcurſus für den Vortrag der Geſchichte unſers Geſchlechts. Dresden 1795.

Elementarbuch des Wiſſenswürdigſten und Unentbehrlichſten aus der deutſchen Sprache. N. Aufl. Halle 1831.

Elementarlogik für pädagogiſche Zwecke. Dresden 1802.

Encyclopädie der geſammten philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Leipzig 1807, 2 Thle.

Syſtematiſche Encyclopädie der ſtiliſtiſchen Wiſſenſchaften. Leipzig 1805; 2. Aufl. u. d. Titel: Lehrbuch der deutſchen Sprache, Leipzig 1810.

Die Erziehungswiſſenſchaft. Leipzig 1806, 2 Bde.

Fragmente zur Philoſophie des Lebens. Chemnitz 1802.

Hiſtoriſche Gemälde der drei letzten Jahrhunderte bis zum preßburger Frieden. Leipzig 1806—10.

Gedrängte Darſtellung der Geſchichte der Deutſchen. Leipzig 1804.

Geſchichte der Cultur der Menſchheit nach kritiſchen Principien. Leipzig 1795, 1. Thl.

Die Geſchichte Preußens. Dresden 1824, 4 Bdchn.

Umriß der Geſchichte des preußiſchen Staats. Halle 1820.

Geſchichte des Königreichs Sachſen. Dresden 1826, 2 Bde.

Geſchichte, Statiſtik und Erdbeſchreibung des Königreichs Sachſen und des Herzogthums Warſchau. Leipzig 1808—10, 3 Thle.

Geſchichte der Staaten des Erneſtiniſchen Hauſes Sachſen. Dresden 1827.

Kurzes Lehrbuch der Geſchichte des Königreichs Sachſen. Leipzig 1823.

Rubriken der ſächſiſchen Geſchichte. Dresden 1797.

Handbuch der Geſchichte der ſouverainen Staaten des Rheinbundes. Leipzig 1811, 2 Bde.

Handbuch der Geſchichte der ſouverainen Staaten des deutſchen Bundes. Leipzig 1817 u. 18, 1. Bd. in 2 Abth.

Curſus zur allgemeinen Ueberſicht der Geſchichte der Völker und der Menſchheit. N. Aufl. Dresden 1810.

Die neue Handels-Lehranſtalt zu Leipzig. Leipzig 1831.

Kurzgefaßtes Handwörterbuch der Wiſſenſchaften und Künſte. 1. Bd. Regensburg 1805.

Praktiſches Handbuch zur ſtatariſchen und curſoriſchen Lectüre der deutſchen Klaſſiker. N. Aufl. Leipzig 1828, 4 Thle.

Das conſtitutionelle Leben nach ſeinen Formen und Bedingungen. Leipzig 1831.

Materialien zum Dictiren. N. Aufl. Leipzig 1824.

Populäre Moral des Chriſtenthums. Leipzig 1794.

Moraliſches Handbuch oder Grundſätze eines vernünftigen und glücklichen Lebens. N. Aufl. Leipzig 1794.

Lehrbuch für den erſten Curſus der Philoſophie. N. Aufl. Leipzig 1798.

Die Regierung Friedrich Auguſts, Königs von Sachſen. Leipzig 1830.

Darſtellung der philoſophiſchen und theologiſchen Lehrſätze F. W. Reinhards. Amberg 1801—3.

Dr. F. W. Reinhard, nach ſeinem Leben und Wirken. Leipzig 1815.

Der Rheinbund. Hiſtoriſch und ſtatiſtiſch dargeſtellt. Leipzig 1811.

Lehrbuch der deutſchen, dichteriſchen Schreibart. Halle 1827.

Lehrbuch der deutſchen proſaiſchen und redneriſchen Schreibart. Halle 1826.

Vermiſchte Schriften aus den Kreiſen der Geſchichte, der Staatskunſt und der Literatur. Leipzig 1831, 2 Bde.

J. M. Schröckh's Nekrolog. Wittenberg 1808.

Summarien der philoſophiſchen Sittenlehre. Hamburg 1802.

Die deutſche Sprache. Leipzig 1804.

Die Sprache der Deutſchen, philoſophiſch und geſchichtlich. Leipzig 1820.

Lehrbuch der deutſchen Sprache in ihrem ganzen Umfange ꝛc. Leipzig 1810.

Das Geſammtgebiet der deutſchen Sprache, nach Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit theoretiſch und praktiſch dargeſtellt. Leipzig 1825, 4 Bde.

Allgemeine deutſche Sprachkunde. Leipzig 1804.

Rubriken der Staatengeſchichte der alten und neuern Zeit. Görlitz 1801.

Die Staatenſyſteme Europa's und Amerika's ſeit dem Jahre 1783. Frankfurt 1826, 3 Thle.

Die Staatslehre für denkende Geſchäftsmänner ꝛc. Leipzig 1808, 2 Thle.

Grundriß für encyclopädiſche Vorträge über die geſammten Staatswiſſenſchaften. Leipzig 1825.

Die drei Syſteme der Staatswirthſchaft in Beziehung auf die Staatsverwaltung im Königreich Sachſen. Leipzig 1828.

Die Staatswiſſenſchaften im Lichte unſerer Zeit. N. Aufl. Leipzig 1827, 28, 5 Thle.

Ueber die politiſche Stellung Sachſens im Staatenſyſtem von Deutſchland und Europa. Leipzig 1816.

Verſuch eines Syſtems des deutſchen Stils. Görlitz 1800—1802, 4 Thle.

Hiſtoriſches Taſchenbuch für Deutſchlands gebildete Stände auf 1817. Leipzig 1817, 2 Thle.

Pragmatiſche Ueberſicht der Theologie der ſpätern Zeiten. Leipzig 1795, 1. Thl.

H. G. Tzſchirner. Kurzer Abriß ſeines Lebens. N. Aufl. Leipzig 1828.

Die europäiſchen Verfaſſungen ſeit dem Jahre 1789 bis auf die neueſte Zeit. Leipzig 1833, 3 Bde.

Ueber das Verhältniß des Studiums der ſächſiſchen Geſchichte zur Belebung und Erhöhung eines reinen Patriotismus. Leipzig 1816.

Das deutſche Volk und Reich. Leipzig 1816.

Das ſächſiſche Volk, als ein während der 50jährigen Regierung ſeines Königs mündig gewordenes Volk. Leipzig 1818.

Die europäiſchen Völker und Staaten am Ende des 18ten und am Anfange des 19ten Jahrhunderts. 2 Bde.

Staatswirthſchaftliche Vorleſungen für die gebildeten Stände in conſtitutionellen Staaten. Leipzig 1832, 33, 3 Bde.

Ueber die Vorzüge des gemiſchten Princips in der Moralphiloſophie ꝛc. Gera 1800.

Votum über den Entwurf der revidirten Landſchaftsordnung des Herzogthums Braunſchweig.

Handbuch der Weltgeſchichte. N. Aufl. Leipzig 1837, 4 Bde.

Weltgeſchichte für Real- und Bürgerſchulen. N. Aufl. Leipzig 1825.

Kleine Weltgeſchichte oder compendiariſche Darſtellung der Univerſalgeſchichte. N. Aufl. Leipzig 1834.

Synchroniſtiſche Ueberſicht der Weltbegebenheiten in den Jahren 1805—7. Leipzig 1819.

Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte, als ein Verſuch, ſie auf ein Princip zurückzuführen. Leipzig 1794.

Handbuch der Weltgeſchichte. Ein Lehr- und Leſebuch für die reifere Jugend. Leipzig 1806, 3 Bde.

Können höhere Weſen auf die Menſchen wirken und ſich mit ihnen verbinden? N. Aufl. Leipzig 1810.

Die philoſophiſchen Wiſſenſchaften in einer encyclopädiſchen Ueberſicht. Leipzig 1813.

Ueber den nothwendigen Zuſammenhang der Philoſophie mit der Geſchichte der Menſchheit. Leipzig 1795.

Einer der fleißigſten deutſchen Schriftſteller, hat P. ſich als Hiſtoriker, Publiciſt, praktiſcher Aeſthetiker und Philoſoph einen ſehr geachteten und mit Recht verdienten Ruf erworben. Es muß beſonders an ihm hervorgehoben werden, daß er ſich ſtets von allem Parteiweſen in der Wiſſenſchaft wie im Leben freihielt, ſich eine Stellung über der Zeit und ihren Conflicten zu bewahren wußte und die gewonnenen Reſultate, wenn ſie auch gleich ſelten neu, ſondern meiſt ſchon von Anderen ausgeſprochen waren, mit Klarheit und Faßlichkeit zu entwickeln und darzuſtellen verſtand. Ausgebreitetes Wiſſen, vielſeitige Bildung, Liebe zum Wahren und Guten und ein großes Talent zweckmäßiger Anordnung, leichter Ueberſicht und lebendigen Vortrages unterſtützten ihn dabei und werden vielen ſeiner, beſonders für die Unterweiſung der ſtudirenden Jugend verfaßten Lehrbücher und anderen Schriften noch lange die Anerkennung und das Anſehn bewahren, welches ſie um ihrer Deutlichkeit und Brauchbarkeit willen allgemein gefunden haben.

Die politiſche Rede *).

Begriff der politiſchen Rede.

Die politiſche Rede iſt die Einheit einer, in der Sprache der Beredſamkeit vollendeten, ſtyliſtiſchen Form, deren Stoff aus dem weiten Kreiſe des geſammten Staatslebens, ſowohl des bürgerlichen als des öffentlichen, entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entſchlüſſen und Handlungen berechnet iſt, durch welche gewiſſe Zwecke des Lebens im Staate befördert und verwirklicht werden ſollen. Die politiſche Rede kann — unter der Vorausſetzung, daß ſie fruchtbare Gegenſtände des Staatslebens zur Sprache bringt und die Form das Gepräge der ſtyliſtiſchen Vollendung erhält — eine hohe Wirkung auf das menſchliche Beſtrebungsvermögen nicht verfehlen, weil nächſt dem Kreiſe ſittlich-religiöſer Wahrheiten, deſſen Stoffe der religiöſen Beredſamkeit angehören, kein anderer Kreis von Begriffen und Ideen ſo reichhaltig iſt und dem Menſchen ſo nahe liegt, als der Kreis der zum bürgerlichen und öffentlichen Leben gehörenden Begriffe und Ideen. Denn wer nicht, entfernt von der menſchlichen Geſellſchaft, auf einer wüſten Inſel oder als Einſiedler in einer Höhle lebt, wird von den unzähligen Verhältniſſen, Rückſichten und Formen des bürgerlichen Lebens ununterbrochen umgeben. Schon ſeine Verhältniſſe im häuslichen und Familienleben ſtehen mit ſeiner Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft in unmittelbarer und nothwendiger Verbindung; noch vielſeitiger und reichhaltiger aber ſind bei den meiſten Menſchen die Beziehungen und Verhältniſſe, die aus ihrer Stellung in der bürgerlichen Rechtsgeſellſchaft ſelbſt hervorgehen. Denn nicht nur daß jeder, der im Staate lebt, — er ſei nun Feldbauer oder Gewerbbetreibender, er ſei Kaufmann oder Künſtler, er ſei Gelehrter oder Staatsdiener, er ſtehe in den Dienſten Andrer oder er lebe von ſeinem Vermögen ohne öffentliche Anſtellung, — theils mit allen den andern Individuen ſeines Standes, theils mit einer bedeutenden Zahl von Individuen aus den übrigen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, in vielfacher Berührung und in ununterbrochenem Verkehre ſteht; er nimmt auch, außer dieſen individuellen Verhältniſſen, als eigentlicher Staatsbürger, mehr oder weniger Antheil an allen öffentlichen, im innern und äußern Staatsleben beſtehenden Einrichtungen. So ſteht er mit den verſchiedenen Behörden im Staate in mannigfaltiger Verbindung, auch wenn er nicht ſelbſt zu denſelben als Mitglied gehört; er ſteht unter dem Einfluſſe der im Staate organiſirten Gerechtigkeitspflege und Finanzverwaltung; er muß ſich in Angemeſſenheit zu den im Staate beſtehenden polizeilichen und militäriſchen Anordnungen und Verhältniſſen betragen; er muß ſein bürgerliches Leben nach den vorhandenen bürgerlichen und peinlichen Geſetzbüchern einrichten und ſich darnach beurtheilen laſſen; er iſt zugleich Mitglied einer im Staate anerkannten Kirche, und hat, als ſolches, eben ſowohl eigenthümliche Verpflichtungen, wie eigenthümliche Rechte; er iſt entweder in unbeſchränkten Monarchieen dem unbedingten Willen des Regenten und der von demſelben ernannten höchſten Staatsbehörden unterworfen, oder er ſteht in beſchränkten Monarchieen und in Republiken zu den rechtlich vorhandenen Vertretern des Volkes in Verhältniſſen der Abhängigkeit oder Gleichſtellung; er iſt entweder mit ſeiner bürgerlichen Thätigkeit zunächſt und ausſchließend auf das Inland beſchränkt, oder er verbreitet ſeine amtliche Wirkſamkeit auf die mannigfaltigen Verhältniſſe, nach welchen der Staat, in welchem er lebt, mehr oder weniger zu dem geſammten Auslande ſich ankündigt.

Eintheilung der politiſchen Reden.

Das geſammte Staatsleben zerfällt in zwei Haupttheile: in das innere und in das äußere Staatsleben. Deshalb kann auch die politiſche Beredſamkeit nur dieſe zwei Hauptgegenſtände berückſichtigen und darnach eingetheilt werden. Alle politiſche Reden betreffen entweder das innere, oder das äußere Staatsleben.

1) Der Kreis des innern Staatslebens unterſcheidet ſich dadurch weſentlich von dem Kreiſe des äußern Staatslebens, daß ſein Gebiet weit mannigfaltiger und reichhaltiger als das des letztern iſt, und daß, nach den Ausſagen der Geſchichte, in den meiſten Fällen die Ankündigung des äußern Staatslebens von der Begründung, Haltung, Einrichtung und Ankündigung des innern Staatslebens abhängt. Der Umfang des innern Staatslebens umſchließt aber zunächſt drei Hauptgegenſtände: die Verfaſſung, die Regierung und die Verwaltung des Staates. Die politiſche Beredſamkeit im innern Staatsleben wird daher nothwendig dieſen drei Hauptgegenſtänden folgen, die beſondern Verhältniſſe und Zwecke derſelben vergegenwärtigen und ſie zum deutlichen Bewußtſein bringen müſſen.

2) Das äußere Staatsleben, im Gegenſatze des innern, umſchließt alle diejenigen Verhältniſſe, in welchen ein in der Wirklichkeit beſtehender Staat zu dem geſammten Auslande, beſonders aber zu den benachbarten Staaten und Reichen ſteht. Die politiſche Beredſamkeit im äußern Staatsleben wird daher alle diejenigen Gegenſtände betreffen, welche im gegenſeitigen Verkehre und in der Wechſelwirkung, ſo wie in der Verbindung zweier oder mehrerer Staaten öffentlich zur Sprache kommen.

a) Politiſche Reden in Beziehung auf das innere Staatsleben.

Die politiſche Beredſamkeit im innern Staatsleben bezieht ſich entweder auf die Verfaſſung, oder auf die Regierung, oder auf die Verwaltung des Staates.

1) Unter der Verfaſſung des Staates wird, im Allgemeinen, die rechtlich begründete und thatſächlich beſtehende Unterlage des geſammten innern Staatslebens in Hinſicht auf die öffentliche Ankündigung der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt; — im Beſondern aber ein geſchriebenes Grundgeſetz verſtanden, welches die einzelnen Grundbedingungen des innern Staatslebens mit Beſtimmtheit feſtſetzt und ausſpricht. Es gehört der wiſſenſchaftlichen Darſtellung der Staatskunſt an, die verſchiedenen in Europa und Amerika ſeit den letzten vierzig Jahren ins öffentliche Staatsleben eingetretenen, zum Theile bereits wieder erloſchenen, zum Theile beſtehenden, geſchriebenen Verfaſſungen nach ihrem Urſprunge und nach ihrem Geſammtinhalte zu bezeichnen, ob ſie nämlich von den Regenten als Ausflüſſe ihrer ſouveränen Gewalt gegeben, oder von den Ständen der Reiche und Staaten entworfen und den Regenten zur Annahme vorgelegt, oder von den Regenten und Ständen gemeinſchaftlich berathen und angenommen wurden. Für die politiſche Beredſamkeit ſind daraus ſehr viele neue Formen hervorgegangen, z. B. die Reden der Regenten bei der Eröffnung und dem Schluſſe der ſtändiſchen Verſammlungen; die Reden der Miniſter und Reichsräthe bei den Anträgen zu Geſetzen und Verordnungen in der Mitte der ſtändiſchen Verſammlungen, zur Vertheidigung ihres practiſch geübten Syſtems der Verwaltung, oder zur Abweiſung der ihnen gemachten Vorwürfe; die Reden der einzelnen Volksvertreter für oder gegen die zur öffentlichen Verhandlung gebrachten Gegenſtände des innern und äußern Staatslebens; die Reden der Mitglieder der aus den Ständen erwählten Ausſchüſſe zur beſondern und vorbereitenden Bearbeitung wichtiger Gegenſtände des Staatslebens u. ſ. w. — So wie die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes, der in einer ſtändiſchen Verſammlung durch öffentliche Reden verhandelt und entſchieden werden ſoll, in den meiſten Fällen über die logiſche Behandlung und äſthetiſche Vollendung der redneriſchen Form entſcheiden wird; ſo hängt doch der Grundton der politiſchen Rede und die Farbengebung der Darſtellung im Einzelnen zwar zunächſt ab von der Individualität

*) Aus Pölitz' Geſammtgebiet der deutſchen Sprache, Bd. IV. S. 260 flgde.

Digitized by Google

des auftretenden Redners, im Ganzen aber von den in der Verfaſſung den Volksvertretern zugeſtandenen Rechten, namentlich in Hinſicht des ihnen zugeſprochenen Antheils an der Geſetzgebung, der ihnen zuſtehenden Bewilligung der Steuern und Abgaben, und des ihnen zugetheilten Rechts der Beſchwerdeführung, oder ſelbſt der Anklage über verwaltende Behörden, über eingeriſſene Mißbräuche, ſo wie der ihnen zukommenden Rechte der Bitter (Petitionsrecht) und der Anträge an den Regenten.

2) Die *Regierung* des Staates beruht auf dem Regenten deſſelben und auf den höchſten, im Namen des Regenten handelnden und entſcheidenden Staatsbehörden. Wenn die Staatskunſt, als Wiſſenſchaft, im Allgemeinen zwiſchen monarchiſchen und republikaniſchen Regierungsformen, und im Beſondern zwiſchen unbeſchränkten und beſchränkten Monarchieen, zwiſchen rein demokratiſchen, repräſentiv-demokratiſchen und ariſtokratiſchen Republiken unterſcheiden muß, und ſelbſt die ſeltenern Regierungsformen der Theokratie, des Staatenbundes und des Bundesſtaates nicht übergehen darf; ſo bezieht ſich die politiſche Beredſamkeit, in Hinſicht auf die Regierung der Staaten, zunächſt nur auf die verſchiedenen Formen der Reden, welche entweder die Regenten perſönlich, oder Miniſter und Staatsbeamte in ihrem Namen, oder auch die Vorſteher und Mitglieder einzelner Behörden im Staate an den Regenten und die Miniſter, und in der Mitte ihrer eignen Verſammlungen über Gegenſtände der Regierung zu halten haben. Nothwendig entſcheidet der Stoff der Rede, und die Individualität des Redners, ſo wie ſeine perſönliche Stellung, entweder aufwärts oder abwärts zu den Zuhörern, über die Form der Einkleidung und über die Wahl des Tones und der Farben in der Behandlung und Durchführung der politiſchen Rede.

3) Die *Verwaltung* des Staates umſchließt vier Haupttheile: die *Gerechtigkeitspflege*, die *Polizei*, das *Finanzweſen* und die *Geſtaltung des Kriegsweſens* im Staate, mit allen ihren einzelnen Verzweigungen, Abſtufungen und Untertheilen. Ob nun gleich auch die politiſche Beredſamkeit nicht ganz von dem Wirkungskreiſe der Polizei-, Finanz- und Militär-Behörden ausgeſchloſſen wird, ſo hat ſie doch ihren *weiteſten* Spielraum *in dem Gebiete der Gerechtigkeitspflege*, beſonders wo in Staaten mit neuen geſchriebenen Verfaſſungen das *öffentliche* und *mündliche Verfahren* entweder ganz, oder nur theilweiſe, entweder blos in Fällen des *peinlichen*, oder ſelbſt über Gegenſtände und Angelegenheiten des *bürgerlichen* Rechts eingeführt worden iſt. Denn ſo wenig es in das Gebiet der politiſchen Beredſamkeit gehört, die wichtigen Fragen über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, über die Räthlichkeit und zweckdienliche Geſtaltung der Geſchwornengerichte, über die für das Reſſort derſelben geeigneten Gegenſtände (namentlich auch Preßvergehen), und über die mit dem mündlichen und öffentlichen Verfahren in nothwendiger Verbindung ſtehende Veränderung und neue Bildung des Advokatenſtandes zu entſcheiden; ſo muß doch die politiſche Beredſamkeit in allen Staaten und Reichen, wo dieſe neuen Formen innerhalb der Gerechtigkeitspflege ins öffentliche Staatsleben eingetreten ſind, nicht nur einen ſehr weiten Wirkungskreis, ſondern auch einen unermeßlichen Umfang des Stoffes gewinnen, der vermittelſt der vollendeten ſtyliſtiſchen Form ſich öffentlich ankündigen und auf den verſammelten Kreis der Zuhörer ſeine Wirkung hervorbringen ſoll. — Die gerichtlichen Reden können aber entweder von dem *Richter*, oder von den *Parteien* oder von den *Advocaten* derſelben gehalten werden, woraus ſich von ſelbſt der Unterſchied zwiſchen den *anklagenden* und *vertheidigenden* gerichtlichen Reden ergiebt. Auch kann man zwiſchen *Haupt-* und *Neben-Reden* in Hinſicht der gerichtlichen Beredſamkeit unterſcheiden*), von welchen die erſtern unmittelbar, die letztern nur mittelbar auf die Entſcheidung des Rechtshandels ſich beziehen, inwiefern die erſtern die Hauptſache, die letztern nur einen Incidentpunkt zum Gegenſtande haben. — Die gerichtliche Beredſamkeit unterſcheidet ſich aber von allen übrigen Gattungen und Arten der politiſchen Beredſamkeit dadurch, daß *ſtreitige Rechtsfälle* die *Stoffe* derſelben bilden, woraus der *Zweck* dieſes Zweiges der politiſchen Beredſamkeit hervorgehet, der in der Vertheidigung der Rechte der Partheien, zum Behuſe einer gerichtlichen Entſcheidung, beſteht. Dieſe Entſcheidung aber ſoll**) nach Rechtsgrundſätzen eine Entſcheidung aus *objectiven* Gründen, d. h. eine Entſcheidung ſein, die nicht allein mit den vorliegenden und erwieſenen Thatſachen und mit den Rechten übereinſtimmt, ſondern auch von dem Richter ganz allein um deswillen gefällt wird, *weil* ſie mit dieſen Beträgungen des richterlichen Urtheils übereinſtimmt. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſchließt daher die gerichtliche Beredſamkeit die (der alten Welt nicht unbekannte) abſichtliche Entſtellung der Thatſachen, die häufige Verdrehung des Rechts, und die redneriſche Kunſt von ſich aus, den aufgeſtellten *ſubjectiven* Gründen des Redners den Sieg und die Entſcheidung über den Gegenſtand, mit Umgehung der rein objectiven Rechtsgründe, zu verſchaffen.

b) Politiſche Reden in Beziehung auf das äußere Staatsleben.

So wie bei allen irdiſchen Organiſationen das *innere* Leben die Grundbedingung der Ankündigung des *äußern* iſt, und jenes eben ſo nach ſeiner Geſundheit, Ordnung, Fülle und Kraft, wie nach ſeiner Krankheit, Zerrüttung, Schwäche und bevorſtehenden Auflöſung in den Erſcheinungen und Wirkungen des äußern Lebens erkannt wird; ſo auch bei den einzelnen Völkern und Staaten. Denn jeder Staat iſt, im Kreiſe der äußern Erſcheinung, ſo wie im Gebiete der Geſchichte, und in der Verbindung und Wechſelwirkung mit andern neben ihm gleichzeitig beſtehenden Staaten und Reichen, eine irdiſche Organiſation, deren Blüthe, Emporſtreben und Kraft eben ſo, wie ihr Veralten, Rückwärtsſchreiten und Sinken, von den unveränderlichen Geſetzen und Bedingungen des innern organiſchen Lebens abhängig bleibt. Zu den in dem Kreiſe der Erfahrung wahrnehmbaren Erſcheinungen und Ankündigungen des *äußern* Staatslebens gehören aber *theils* alle Verhältniſſe eines Staates, welche aus ſeiner *rechtlichen* und *friedlichen* Wechſelwirkung und Verbindung mit allen übrigen, neben ihm beſtehenden Staaten hervorgehen; *theils* alle Verhältniſſe, welche bei bedrohten oder verletzten Rechten des Staates durch andere Staaten eintreten. Die politiſche Beredſamkeit in Beziehung auf das äußere Staatsleben muß daher nach dieſen beiden im äußern Staatsleben eintretenden Hauptverhältniſſen ſich geſtalten.

1) Im Zuſtande der *rechtlichen* und *friedlichen Wechſelwirkung* und *Verbindung* des Staates mit andern Staaten werden die Stoffe der politiſchen Beredſamkeit auf alle diejenigen Gegenſtände und Verhältniſſe ſich beziehen, welche eines Ausdruckes des rechtlichen und freundſchaftlichen Zuſtandes zwiſchen den einzelnen Staaten bedürfen. Dahin gehören beſonders die von den *Geſandten* und *diplomatiſchen Perſonen* an die Regenten befreundeter Staaten zu haltenden Reden, z. B. bei Thronbeſteigungen, Vermählungen, glücklichen Familienereigniſſen, gelungenen politiſchen Planen u. ſ. w., ſo wie die *Antworten* und *Gegenreden* der Regenten oder deren Miniſter auf die Anreden der auswärtigen Diplomaten. Weiter gehören dahin die Staatsreden bei dem Antritte einer geſandtſchaftlichen Stelle, die Reden vor oder nach Abſchließung eines Vertrages zwiſchen zweien Staaten, die Reden der, neben der ſtehenden Geſandtſchaft, bisweilen abgeordneten außerordentlichen Geſandten entweder für gewiſſe politiſche Zwecke (z. B. in der Nähe eines ausbrechenden Krieges, zur Uebernahme der Vermittelung während der Zwiſte, und während des ſchon begonnenen Krieges zwiſchen zweien Mächten u. ſ. w.), oder für gewiſſe Hoffeierlichkeiten (z. B. bei der Regierungsjubelfeier eines Fürſten ꝛc). Nicht ſelten ſind in den Zeiten politiſcher Schwankung und Gährung die von Regenten, Diplomaten und andern Staatsbeamten in Beziehung auf die auswärtigen Verhältniſſe gehaltenen Reden abſichtlich darauf berechnet, die politiſche Geſinnung eines Hofes öffentlich auszuſprechen, oder auch die politiſche Stimmung der übrigen Mächte zu erforſchen, inwiefern ſolche öffentliche Staatsreden ſehr oft von andern Mächten berückſichtigt, und ſelbſt förmlich beantwortet werden. — Welchen Einfluß, in allen dieſen Beziehungen, das Gefühl und die Stellung einer Macht des dritten oder vierten politiſchen Ranges auf die Einkleidung und den Ton der politiſchen Rede gegen eine Macht des erſten und zweiten politiſchen Ranges, — oder das Gefühl und die Stellung einer Macht des erſten politiſchen Ranges in der Sprache gegen eine Macht des dritten und vierten Ranges behauptet, gehört nicht der Theorie der Beredſamkeit, ſondern der Staatskunſt zu entſcheiden an; nur daß in den wirklich vorhandenen politiſchen Reden dieſer Art (z. B. in den franzöſiſchen zu Napoleons Zeit, in den britiſchen, ſelbſt in den nordamerikaniſchen) der Einfluß jenes Gefühls und jener thatſächlichen Stellung der Mächte nach Außen ſich nicht verkennen läßt.

2) Noch ſtärker iſt gewöhnlich die Farbe und die Ankündigung dieſes Tones in Beziehung auf das *äußere* Staatsleben, ſobald zwiſchen zweien oder mehreren Staaten das Verhältniß der *Spannung*, der *Feindſeligkeiten* und des *Krieges* eintritt. Mögen Staatsrecht und Staatskunſt darüber entſcheiden, ob und wann zwiſchen Staaten Retorſio-

*) Vgl. Karl. Sal. Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredſamkeit. Heidelb. 1810. 8.

**) Zachariä, S. 21.

Digitized by Google

nen, Repreſſalien, Abbrechung der freundſchaftlichen Verhältniſſe, und Kriegserklärungen nöthig ſind; in das Gebiet der politiſchen Beredſamkeit gehört blos die Behandlung des jene Zwiſte, Spannungen und zuletzt die Kriegserklärung herbeiführenden Stoffes vermittelſt einer in ſich vollendeten redneriſchen Form. Doch müſſen zu dieſem Kreiſe auch die politiſchen Reden gerechnet werden, welche der Ausſöhnung der kriegführenden Staaten im Frieden vorausgehen und nachfolgen.

Ueber den Inhalt und Geiſt der politiſchen Reden.

Sollen die politiſchen Reden, in Hinſicht auf die Verhältniſſe des innern und äußern Staatslebens, den aufgeſtellten Forderungen genügen, ſo ſetzen ſie bei dem Redner eine gründliche allgemeine Bildung ſeines Geiſtes, und namentlich eine tiefe und umſchließende Kenntniß der geſammten Staatswiſſenſchaften voraus. Denn wie der religiöſe Redner, der ſeiner hohen Beſtimmung entſprechen will, im Allgemeinen mit gründlichen Kenntniſſen der Sprachen, der Philoſophie und der Religions- und Culturgeſchichte der Menſchheit, und im Beſondern mit der tiefſten Erforſchung der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre ausgeſtattet ſein muß; ſo wird auch von dem politiſchen Redner eine eben ſo weitreichende Kenntniß der claſſiſchen Sprachen des Alterthums, denen bekanntlich die erſten Muſter der politiſchen Beredſamkeit angehören, und ein ſorgfältiges Erforſchen der Philoſophie und der allgemeinen Geſchichte verlangt, bevor er mit Erfolg dem beſondern Studium der einzelnen Staatswiſſenſchaften ſich widmen kann. Denn ob er gleich nicht ſelbſt Philoſophie verkündigen ſoll, ſo bedarf er doch des philoſophiſchen Geiſtes, um alle Angelegenheiten und Verhältniſſe des innern und äußern Staatslebens aus dem höchſten, d. i. aus dem rein menſchlichen Standpunkte zu faſſen. Er bedarf namentlich der empiriſchen Pſychologie, der Logik, der Metaphyſik, der Sitten- und Rechtslehre, um über die höchſten Angelegenheiten unſers Geſchlechts mit ſich ſelbſt einig zu werden. Zugleich bedarf er aber auch der genaueſten Bekanntſchaft mit der allgemeinen Geſchichte, um den Gang der geiſtigen und politiſchen Entwickelung und Bildung, ſo wie die Urſachen des Steigens und Sinkens, des Veraltens und des Erlöſchens vieler Völker, Staaten und Reiche der Vorzeit, des Mittelalters und ſelbſt der neuern Zeit zu überſchauen und zu erforſchen; denn die Gegenwart ſoll ſich kennen und verſtehen lernen in dem Spiegel der Vergangenheit nach allen ihren Licht- und Schattenſeiten, nach allen Bedingungen des fröhlichen Gedeihens und Fortſchreitens der jetzt beſtehenden Staaten, ſo wie nach allen in der Geſchichte angedeuteten Verirrungen und politiſchen Mißgriffen im innern und äußern Leben der Staaten und Reiche.

Unter allen Theilen und Zweigen der Geſchichte muß aber die Geſchichte des vaterländiſchen Staates dem politiſchen Redner am bekannteſten ſein. Denn nur ſie kann ihm ein wahres Bild von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtande deſſelben vermitteln; nur durch ſie kann er lernen, wie und unter welchen Verhältniſſen der vaterländiſche Staat die verſchiedenen Zeiträume ſeines politiſchen Lebens durchging; was in den einzelnen Zeiträumen für die Grundbedingungen ſeines innern und ſeines äußern Lebens geſchah, und durch wen; welche Fürſten und Staatsmänner die Ankündigung des innern und des äußern Lebens, und die Wechſelwirkung beider auf einander förderten oder hinderten, vorwärts oder rückwärts brachten; in welchen Verhältniſſen zu den Nachbarſtaaten und zu dem ganzen Auslande der vaterländiſche Staat in den einzelnen Abſchnitten ſeines politiſchen Daſeins ſtand; wie und wodurch der Geiſt des Volkes in der Cultur geſteigert oder gelähmt ward; was Verfaſſung, Regierung und Verwaltung, was Religion und Sitten auf den Geiſt des Volkes wirkten; wie, in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, in ſeiner Mitte Feldbau, Gewerbfleiß, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften gegeneinander ſich verhalten, und auf welchem Punkte des politiſchen Gewichts und Einfluſſes eben gegenwärtig der vaterländiſche Staat ſteht, weil ſelbſt der politiſche Takt und die politiſche Sprache des Redners größtentheils davon abhängt, und anders ein britiſcher, als ein portugieſiſcher Staatsmann, anders ein ruſſiſcher, öſtreichiſcher und preußiſcher, als ein ſpaniſcher und ſchweizeriſcher Diplomat, ſich in den einzelnen Formen der politiſchen Beredſamkeit ankündigen wird.

Beſonders aber verlangt die politiſche Beredſamkeit in ſtändiſchen Verſammlungen und in den verſchiedenen diplomatiſchen Aemtern die gründlichſte Erforſchung des philoſophiſchen Staatsrechts, des praktiſchen Völkerrechts, der Volks- und Staatswirthſchaftslehre, der Finanz- und Polizeikunde, der eigentlichen Staatskunſt (Politik) als ſelbſtſtändiger Wiſſenſchaft, des öffentlichen Staats- oder Verfaſſungsrechts in den mit geſchriebenen Verfaſſungen ausgeſtatteten europäiſchen und amerikaniſchen Staaten, ſo wie der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems ſeit der Entdeckung des vierten Erdtheils, der Staatenkunde (Statiſtik), und der eigentlichen Diplomatie, nach deren weſentlicher Verſchiedenheit von der Diplomatik, die, während jene dem abgeſchloſſenen reichen Kreiſe der Staatswiſſenſchaften zufällt, in das Gebiet der Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte gehört.

Ueber die Form der politiſchen Reden.

Wenn gleich das Geſetz der Form, nach Richtigkeit und Schönheit, als den beiden Grundbedingungen jeder ſtyliſtiſch vollendeten Form, auch das höchſte Geſetz und die unnachläßliche Forderung an jede politiſche Rede bleibt, ſo unterſcheiden ſich doch die meiſten politiſchen Reden, theils nach ihrer logiſchen Begründung und Durchführung, theils nach ihrem äſthetiſchen Charakter und Tone, ſehr weſentlich von den religiöſen Reden. Schon der Eingang der politiſchen Rede iſt gewöhnlich anders, als bei der religiöſen Rede; in vielen Fällen beſchränkt er ſich blos auf einige kurze und vorbereitende Sätze, denen ſogleich das Thema folgt. Das Thema ſelbſt muß allerdings nach logiſchen Regeln, entweder als Partition, oder als Diviſion, durchgeführt werden; allein ſelten wird in der politiſchen Rede die Gliederung der einzelnen Theile und Untertheile mit ſo vieler Schärfe hervortreten, als in der religiöſen Rede gewöhnlich geſchieht. Die politiſche Rede iſt in den meiſten Fällen mehr ein freier, vom augenblicklichen Intereſſe eingegebener, Erguß der Beredſamkeit, als eine ſorgfältig im Voraus bearbeitete und gleichmäßig in allen Theilen durchgeführte Rede, wie es die religiöſe Rede ſein ſoll. Namentlich wird der Redner in Parlamenten und ſtändiſchen Verſammlungen in vielen Fällen unvorbereitet auftreten, und aus der eigenthümlichen Kraft ſeines gebildeten Geiſtes ſprechen müſſen; auf ähnliche Weiſe ſehr oft, in der gerichtlichen Beredſamkeit, der Anwalt und der Richter.

Seltner, als der religiöſe Redner, wird der politiſche Redner in den Fall kommen, eigentlich zu belehren; in den meiſten Fällen wird er einen, mit den zu behandelnden Thatſachen oder politiſchen Verhältniſſen bekannten und darauf vorbereiteten, Kreis von Zuhörern vorausſetzen können, und deshalb ſogleich für ſeine Anſicht ihren Verſtand zu überzeugen, ihr Gefühl zu bewegen und zu erſchüttern, und ihren Willen zu Handlungen zu beſtimmen ſuchen. Beabſichtigt er aber nicht blos Ueberredung, ſondern Ueberzeugung, ſo muß die Wahrheit, und die von ihr unmittelbar ausgehende heilige Kraft der Ueberzeugung auf ſeiner Seite ſtehen. Und will er nicht vergebens über den Reichthum, die Fülle, den Wohllaut und die Kraft der Sprache gebieten, ſo bringe er die rechtliche und ſittliche Seite des von ihm behandelten Gegenſtandes in unmittelbare Berührung mit dem Gefühls- und Beſtrebungsvermögen ſeiner Zuhörer. Denn tief in jedem unverdorbenen Gemüthe liegt, für alle Verhältniſſe, Ankündigungen und Erſcheinungen des bürgerlichen und politiſchen Lebens, das Bedürfniß ihrer Angemeſſenheit zu dem Ideale der Sittlichkeit, das gleichmäßig Recht und Pflicht in ſich einſchließt. Je mehr nun der in Rede behandelte Stoff aus dem Standpunkte des ewig geltenden Rechts und der Pflicht gefaßt werden kann, und von dem Redner gefaßt wird, deſto unaufhaltbarer und bleibender iſt ſeine Wirkung. Dies haben in der Welt des Alterthums und der neuern Zeit die Deſpoten und Uſurpatoren, die nach Willkühr handelnden kirchlichen und weltlichen Machthaber, die Großinquiſitoren und die Oberbehörden der geheimen Polizei, die leidenſchaftlichen oder beſtochenen Richter in den Gerichtshöfen, und die Fürſten gefühlt, welche friedliche Staaten mit ungerechten Kriegen überzogen. Wie viel hat doch ſeit Wilhelm dem Oranier die politiſche Beredſamkeit im Parlamente der Briten bewirkt*); man denke nur an Burke's Reden gegen die franzöſiſche Revolution oder gegen Haſtings, den Generalgouverneur von Oſtindien; an Pitt und Fox; an Wilberforce's Reden gegen den Sklavenhandel; an die Reden beim Prozeſſe der Königin Karoline in beiden Häuſern; an Whitbreads, Broughams und Wilſons Reden ſeit dem Jahre 1814 über die Geſammtangelegenheiten in Europa; — oder an die Vertheidigungsrede Ludwigs XVI. von Deſeze; an die oft meiſterhaften Reden franzöſiſcher Anwalte vor Gericht; an viele nachdrucksvolle politiſche Reden in Frankreich während und nach Napoleons Zeit: z. B. an Portalis Reden bei Bekanntmachung des Concordats vom Jahre 1801; an Carnots Rede im Jahre 1804 gegen Napoleons Kaiſerwürde im Tribunate gehalten; an Royer Collards Rede 1825 gehalten gegen das Sacrilegsgeſetz u. a. — Je tiefer daher der Stoff einer politiſchen Rede ins Gebiet der unerſchütterlichen Wahrheiten des Rechts und der Pflicht eingreift, je mehr der Redner es verſteht, die rechtlichen und ſittlichen Intereſſen ſeiner Zuhörer aufzuregen, je weniger die politiſche Rede blos die Farbe der kalten Conve-

*) Man vergleiche darüber: Geſchichte der engliſchen Parlamentsberedſamkeit, von D. H. Hegewiſch. Altona, 1804. 8. und Adam Müllers zwölf Reden über die Beredſamkeit und deren Verfall in Deutſchland. Lpz. 1816. 8. S. 120 ff.

Digitized by Google

nienz und des abgeſchliffenen Hoftons, aber den Charakter der Verſtellung, der Erſchleichung, und der beabſichtigten Täuſchung an ſich trägt, — deſto mehr wird ſie wirken, and deſto unaufhaltſamer werden ihre Folgen im eigentlichen Staatsleben ſein.

* * *

Ob nun gleich nach den aufgeſtellten Grundſätzen und nach den vorliegenden Beiſpielen der politiſchen Beredſamkeit bei den Griechen, Römern und Briten, ſo wie bei den Franzoſen in neuerer Zeit der politiſche Redner im Allgemeinen mit mehr Freiheit ſich bewegen darf, als der religiöſe Redner: ſo darf er doch nie der Geſetze der Denklehre ſich für entbunden halten, oder, — in den entgegengeſetzten Fehler fallend, — mit Vernachläſſigung der weſentlichen Eigenſchaften der Schönheit der Form, blos durch die ſorgfältig berechnete logiſche Gliederung und Aufeinanderfolge der darzuſtellenden Begriffe ſeinen Zweck zu erreichen ſuchen.

Sobald die politiſche Rede nicht bloſe Harangue — (kurze Anrede) — iſt, deren in der Ergänzungsklaſſe redneriſcher Formen gedacht wird, ſobald muß aus dem Zuſammenhange des Ganzen erhellen, daß der Redner das Verhältniß des Eingangs zur Aufſtellung des Thema richtig würdigte, ſo wie er das innere Verhältniß der Erzählung (narratio), wo dieſe in Beziehung auf Thatſachen hingehört, der Beweisführung, der Widerlegung der entgegengeſetzten Meinungen und Anſichten, und des Schluſſes der Rede gegen einander im Voraus ſorgfältig zu berechnen verſtand. Auf gleiche Weiſe muß ihm vorſchweben, wie und wodurch er auf das Gefühl, beſonders aber auf das Beſtrebungsvermögen zu wirken vermag, damit er nicht blos ſeine Zuhörer für ſeine Anſicht gewinne, ſondern auch, durch die ihnen zugeführte feſte Ueberzeugung, ſie zu Entſchlüſſen and Handlungen bringe, wodurch das, was er mit ſeiner Rede beabſichtigte, verwirklicht wird.

Ueber die politiſche Beredtſamkeit bei den Deutſchen.

Die Sprache der politiſchen Beredſamkeit iſt bei den Deutſchen im Ganzen noch jetzt in ihrer Kindheit; auch darf dieſe Erſcheinung und der Mangel an entſprechenden Beiſpielen für die politiſche Beredſamkeit aus der vaterländiſchen Literatur nicht befremden, weil, während die religiöſe Beredſamkeit bei den Deutſchen allen übrigen europäiſchen Völkern voraneilte, weder in der Verfaſſung des deutſchen Reiches, noch in der frühern Form der in den meiſten deutſchen Staaten beſtehenden ſtändiſchen Verſammlungen, auch in der Einrichtung der Gerechtigkeitspflege und des gerichtlichen Verfahrens, eine Veranlaſſung zur Entwickelung und Anwendung der politiſchen Beredſamkeit lag Doch ſind in den beiden letzten Jahrzehenden allerdings einzelne treffliche politiſche Reden erſchienen, in welchen deutſche Redner theils in ſtändiſchen Verſammlungen, theils über Gegenſtände der beſondern Zweige der Staatsverwaltung, namentlich der Gerechtigkeitspflege, theils über politiſche Stoffe überhaupt, den voranleuchtenden Muſtern der Griechen und Römer in der Welt des Alterthums, und den ausgezeichneten politiſchen Rednern Großbritanniens nachſtrebten. Namentlich ſind in den ſtändiſchen Verſammlungen Baierns und Badens ſeit dem Jahre 1819 einige gediegene politiſche Reden gehalten worden.

Joh. Siegm. Val. Popowitſch,

geboren 1705 zu Studenitz in Steiermark, ſtudirte Sprachwiſſenſchaften und Naturgeſchichte zu Grätz, lebte eine geraume Zeit in verſchiedenen Ländern, und wurde 1754 Profeſſor der deutſchen Beredtſamkeit an der Univerſität und der ſavoyiſch-lichtenſteinſchen Akademie zu Grätz, nahm aber 1766 ſeine Entlaſſung und lebte bis zu ſeinem Tode, welcher am 21. Nov. 1774 erfolgte, in dem Marktflecken Petersdorf.

Es erſchien von ihm:

Die nothwendigſten Anfangsgründe der deutſchen Sprachkunſt. Wien 1754.
Entwurf einer Abhandlung von deutſchen Briefen. Ebendaſ. 1760.
Verſuch einer Vereinigung der Mundarten Deutſchlands. Herausgegeben v. Ign. Fethmüller. Ebendaſ. 1780.

P. war einer der Erſten, welche die deutſche Grammatik philoſophiſch zu begründen ſtrebten, und verdient in dieſer Hinſicht rühmliche Anerkennung.

Joh. Heinr. Mor. Poppe,

geboren am 16. Januar 1776 zu Göttingen, ſtudirte vom Jahre 1795 zu Göttingen, ward hierauf Uhrmacher, 1802 fürſtlich ſchwarzburgiſcher Hofrath, 1804 Dr. legens, 1805 Profeſſor am Gymnaſium zu Frankfurt am Main und 1818 Hofrath und Profeſſor zu Tübingen, wo er noch mit großer Thätigkeit wirkt.

Er ſchrieb u. A.

Geſchichte der theoretiſch-praktiſchen Uhrmacherkunſt. Leipzig 1801.
Encyclopädie des geſammten Maſchinenweſens. Ebendaſ. 1803—27, 8 Bde.
Handbuch der Technologie. Frankfurt a. M. 1806; 3. A., 1810.
Geſchichte der Technologie. Göttingen 1807—10, 2 Bde.
Der phyſikaliſche Jugendfreund. Frankfurt a. M. 1811—21, 8 Bde.
Technologiſches Lexikon. Stuttgart 1816–20, 5 Bde.
Lehrbuch der Maſchinenkunde. Tübingen 1821.
Die ganze Lehre vom Sehen. Ebendaſ. 1823.
Der magiſche Jugendfreund. Frankf. a. M. 1817, 3 Bde.
Der aſtronomiſche Jugendfreund. Tübingen 1822 u. 23, 4 Bde.
Geſchichte der Mathematik. Tübingen 1828.
Populäres Handbuch der Mechanik. Stuttgart 1829.
Geſchichte der Erfindungen und Entdeckungen in Künſten und Wiſſenſchaften. Dresden 1830, 4 Thle.
Viele technologiſche u. a. Schriften, Abhandlungen u. ſ. w.

Als trefflicher Jugendſchriftſteller ausgezeichneter Theorieq und als der Erſte, welcher die Geſchichte der techniſchen Wiſſenſchaften in Deutſchland behandelte, hat P. ſich einen ſehr geſchätzten Namen erworben.

Karl Ludwig Pörſchke,

geboren am 3. Januar 1752 zu Malſen in Preußen, ſtudirte in Königsberg und habilitirte ſich daſelbſt als Privatdocent; er wurde 1803 ordentlicher Profeſſor der Dichtkunſt und 1806 der Pädagogik und Geſchichte. Er ſtarb am 24. September 1812.

Wir beſitzen von ihm:

Gedanken über einige Gegenſtände der Philoſophie des Schönen. Libau 1794—1796, 2. Samml.
Vorbereitungen zu einem populären Naturrecht. Königsberg 1794.
Einleitung in die Moral. Libau 1797.
Briefe über die Metaphyſik der Moral. Königsberg 1800.
Ueber Shakſpeare's Macbeth. Ebendaſ. 1801.
Anthropologiſche Abhandlungen. Ebendaſ. 1801.
Rede am Geburtstage der Königin. Ebendaſ. 1806.

P's philoſophiſche Schriften zeichnen ſich vorzüglich durch Klarheit und Reife der Ideen und einen trefflichen didaktiſchen Stil lobenswerth aus.

Digitized by Google

Posgaru ſ. Suckow.

Ernſt Ludwig Poſſelt,

geboren am 22. Januar 1763 zu Durlach in Baden, beſuchte das Gymnaſium zu Karlsruhe, dann die Univerſität Göttingen, um Jurisprudenz, Diplomatik und Politik zu ſtudiren, wurde darauf Advocat im Badenſchen, 1783 Profeſſor der Geſchichte und Beredtſamkeit am Gymnaſium zu Karlsruhe, dann Privatſecretär des Markgrafen, 1791 Beamter in Gernsbach, 1796 Legationsrath. Im Jahre 1796 legte er ſeine Stelle nieder und lebte nun abwechſelnd in Erlangen, Tübingen u. ſ. w. Er ſtürzte am 11. Junius 1804 zu Heidelberg, als er ſich zu weit vorbeugte, aus dem Fenſter und ſtarb an den Folgen dieſes Falles.

Er ſchrieb in deutſcher Sprache:

An Sterne's Geiſt. Karlsruhe 1783, 8.
Wiſſenſchaftliches Magazin für Aufklärung. Kehl 1785—88, 3 Bde.
Ueber deutſche Hiſtoriographie, eine Rede. Durlach 1786, 8.
Ueber die Reden großer Römer in den Werken ihrer Geſchichtſchreiber. Kehl 1786, 8.
Friedrich dem Großen. Eine Rede. Karlsruhe 1787, 8.
Geſchichte der deutſchen Fürſtenvereine. Leipzig 1787, 8.
Der Vaterlandstod der 400 Bürger von Pforzheim. Eine Rede. Karlsruhe 1788, 8.
Dem Andenken des Freiherrn Auguſts Johann von Hahn. Eine Rede. Ebendaſ. 1788, 8.
Geſchichte der Deutſchen für alle Stände. Leipzig 1789—1790, 2 Bde.; 3. Bd. Leipzig 1805, gr. 8.
Ueber Mirabeau's Histoire secrète de la Cour de Berlin. Karlsruhe 1789, 8.
Des P. Ovidius Naſo Lieder der Liebe. Metriſch verdeutſcht. Leipzig 1789, 8.
Archiv für ältere und neuere, vorzüglich deutſche Geſchichte, Staatsklugheit und Erdkunde. Memmingen 1790—1792, 2 Bändchen, 8.
Geſchichte Karl's XII. Königs von Schweden. Nach Voltaire. Karlsruhe 1791, 8.
Geſchichte Guſtav's III. Königs von Schweden und Gothen. Ebendaſ. 1792, 8.
Geſchichte des peinlichen Prozeſſes gegen Ludwig XVI., König von Frankreich. Baſel 1793, 2 Thle., 8.; n. A. 1802, gr. 8.
Taſchenbuch für die neueſte Geſchichte. Nürnberg 1794—1804, 10 Jahrgg., 12.
Europäiſche Annalen. Tübingen 1795—1804, 10 Jahrgänge, gr. 8.
Kleine Schriften. Nürnberg 1795, 8.
Condorcet's Entwurf eines hiſtoriſchen Gemäldes der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes. Ueberſetzt. Tübingen 1796, 8.
Ewald Friedrich Graf v. Herzberg, mit Auszügen aus ſeiner Korreſpondenz, die neueſten Welthändel betreffend. Tübingen 1798, 8.
Sieye's Geiſt aus ſeinen Schriften. Von Oelsner. A. d. Franz. 1800, 8.
Lexikon der franzöſiſchen Revolution oder Sammlung von Biographien der wichtigſten Männer, die ſich im Laufe derſelben ausgezeichnet haben. Nürnberg 1802, 1. Bd., 8.
Sämmtliche Werke. Herausgegeben v. W. Weick. Stuttgart 1828 ff., 6 Thle.

Scharfſinn, Talent der Darſtellung und leichte Beherrſchung der Sprache und Form ſind P's hiſtoriſchen und politiſchen Schriften eigen, aber er befand ſich nicht auf der Höhe der geiſtigen Freiheit, auf welcher der Hiſtoriker durchaus ſtehen muß, und war daher befangen und einſeitig in ſeinen Urtheilen, ſo daß er bei Weitem nicht geleiſtet hat, was er bei ſeinem unermüdlichen Fleiße und den ihm von der Natur verliehenen Gaben hätte leiſten können. Seine vorzüglichſte Arbeit bleibt ſein Taſchenbuch für die neueſte Geſchichte, das einen trefflichen Ueberblick der Begebenheiten jener Jahre, in denen es erſchien, gewährt.

Friedrich dem Großen*).

Eine Rede,

am erſten Jahrstage ſeines Todes den 17. Auguſt 1787 gehalten.

Ich bin nicht geübt in den Künſten der Redner; was ſollte bisher in Deutſchland, bei dem tiefen politiſchen Schlafe, die ernſthaftere Beredſamkeit? — Aber heute; wer kann ſchweigen, wenn er zurück denkt, was im Laufe des vorigen Jahres am heutigen Tage geſchah? — — Er, der jetzt das Schwert nahm, und in den Feldern von Czaslau und Soor und Roßbach und Liſſa jene Schlachten ſchlug, die der ewige Ruhm nennen wird; jetzt in den ſtillen Lorbeerhainen ſeines Sansſouci mit demſelben Arm für die Nachwelt ſchrieb, oder die verborgenſten Geheimniſſe der Könige, ſeiner Zeitgenoſſen, mit einem Blicke ſeines Auges bis in's Mark aufſchlug; Er, der geliebt, und gehaßt, und bewundert, und beneidet ward, wie außer ihm keiner; Er, vor dem der Erdkreis zitterte von Pol zu Pol, — — der lag da am heutigen Tage, fürchterlich ringend mit der Todesangſt, kalt, athemlos, ſtarr — fühlte kaum im ſchon gebrochnen Ohr den ſchweren Tritt der Ewigkeit, die immer näher und näher kam, ihn mit dem Rieſenarm zu faſſen .... Wenige Diener des Königs über Myriaden, mit weggewandtem Jammerblick, um ihn her. Nur Herzberg trägt's, den großen Sterbenden zu ſehen, dem er ſo viel war .... Immer heftiger arbeitet des Königs Körper im Todeskampf. Die Natur, welche Formen, wie dieſe, nur nach Zwiſchenräumen von Jahrtauſenden ſchafft, ſcheint zu zweifeln, ob ſie ihr Meiſterwerk zerbrechen ſoll? .... Zeit und Ewigkeit drücken ſich an ihn an, und hadern um ihn. Ach, der königliche Blitzſtrahl des Auges, den er bis in's zitternde Alter, bis an die Pforten der Ewigkeit hintrug — als auch der in's umwölkte Trüblicht des Todes erſtarb; und jene hohe Gegenwart des Geiſtes, die ihn nimmer verließ, — als auch ſie, nach vierundſiebzig Jahren zum erſtenmal, ihres Brennpunktes verfehlte, und des Todes immer näher rückende Gewalt das edle ruhevolle Geſicht des eisgrauen Helden krampfhaft verzog, und die Bruſt, die nie gebebt hatte, mit lauten Schlägen jetzt emporwarf, jetzt niederriß, und alle Sehnen und Adern und Nerven pochten mit ihrer letzten Kraft und wie Verzweifelte ſich gegen die Auflöſung ſtemmten, bis nach und nach des Lebens immer ſchwächeres Licht vom innern Kampfe aufgezehrt ward, und der Tod die Augen des größten aller Könige auf ewig ſchloß: wer weinte — ſtaunte — bewunderte nicht?

Staunen — bewundern .... wird wetteifernd mit uns noch die letzte Fortzeugung der Menſchen, wann ſie, wie in Geſichte verloren, am Rieſenbilde ſeines Lebens hängt; aber weinen — weinen müſſen nur wir ... Wenn Du von den Wohnungen des Himmels, aus der Strahlenmenge der Helden, die rund um dich her iſt, noch herab blickſt auf die niedere, nur durch dich verherrlichte Schaubühne deines Ruhms, du Rächer unſrer Freiheit! ſo freue dich der Thränen, die nah und fern der Deutſchen großes Volk dir weint. Nicht deinem Tode fließen dieſe Thränen; wer iſt der Verworfene, der ſich grämt, wann die Sonne ſinkt, um auch andern Welten zu leuchten? Aber daß wir dich, du Bewunderter von Freund und Feind! erſt am Schluſſe deiner mühſamen Laufbahn ganz verſtanden, wie du nicht nur ſo groß, ſondern auch ſo herzvoll, ſo edel warſt; daß im Todesſchauer noch von deinen eiskalten Lippen das Bekenntniß zittern mußte, das die Nachwelt zweifelhaft machen wird, ob es unſerm Zeitalter ehrenvoller war, daß es einen Friedrich hatte, oder ſchändlicher, daß es dieſen Friedrich mit ſolchen Worten ſterben ſah? — das Bekenntniß: „ich gehe ruhig hinüber zu dir, du ewiges Weſen! Zwar dort, wo du die Wage hältſt, werd' ich nicht König ſein, aber thätig doch und nicht mehr von Undank gedrückt" ... das, das allein preßt uns glühende Thränen aus. O, daß du's wüßteſt, wie die Reue in unſerm Buſen wühlt; wie wir — vergieb es uns — wie wir ſelbſt aus den Hallen der Ewigkeit dich zurückwünſchen, um dir's ſa-

*) Aus E. L. Poſſelt's „Kleine Schriften."

gen zu können, wie dein Volk dich liebt! wie es arbeitet, dich immer tiefer zu verſtehen! wie es die Bahn, die du ihm vorgezeichnet haſt, ſo ſtark und muthig geht!

Nicht *alle* Thaten, die Friedrich für das Zeitalter, für die Nation und für die Größe ſeines Volkes that, will ich hier aufführen; wer vermöchte das überwältigende Gewicht einer ſolchen Unternehmung zu tragen? Aber rührungsvoller weiß ich ſein Andenken nicht zu feiern, als indem ich etwas näher entwickle, was ihm für das letzte und ſchönſte ſeiner Werke, den *deutſchen Bund*, deſſen Stifter er iſt, *Europa überhaupt*, und ganz *vorzüglich Deutſchland* ſchuldig iſt.

Ein Land, im Mittelpunkt des erdbeherrſchenden Welttheils, unter allen dieſes Welttheils das wichtigſte, voll zuſammengedrängter einfachſtarker Kraft, dem die Erzeugniſſe ſeines Bodens, der bei ſeiner weiten Dehnung faſt alle Abſtufungen des Klima in ſich vereinigt, und die Zahl ſeiner Ströme, eine innere Mittheilung und eine Unabhängigkeit von außen geben, die in ſolchem Grade ſelbſt Frankreich nicht hat; das in ſeinen Wäldern und auf ſeinen Gebirghöhen noch eben die Rieſen zeugt, die einſt jene Vertilgungsſchlacht gegen die Weltherren ſchlugen: *ein Volk*, mehr kühn als ungeſtüm, mehr ſtark als heftig, voll Empfindung für Freiheit und doch gehorſam ſeinen Fürſten wie kein anderes; das wenig ſagt, und viel thut; das kalt überlegt, aber glühend vollbringt; dem an Tiefe des Geiſtes und des Gefühls nur wenige, an Waffenruhm unter allen Völkern keines gleichkommt — ſo iſt *Deutſchland*, und ſo ſind die *Deutſchen*.

Ein ſolches Land und *ein ſolches Volk* — laßt es unter dem Machtgebot *Eines* Geiſtkoloſſen ſtehen — und es wird ſich eine neue Welt erſchaffen; die Könige werden zittern vor ihm, und mit Sclavenfreundlichkeit ſeinem Winke zuvorkommen die Fürſten .... Zwar viele unter uns ſind ſo fremd in den Geſchichten der Vorzeit, oder ſo unwürdig des deutſchen Namens, daß ſie eine *Allherrſchaft*, wie ſie einſt von *Rom* aus ſchwer auf der Erde lag, für *unmöglich*, oder gar für *wünſchenswerth* halten. Aber blickt hinab in eure Seele, und hinauf an den ewigen Tafeln der Geſchichte — tiefer wurzelt keine Leidenſchaft in uns, als das *Verlangen nach Herrſchaft*. Wer herrſchen *kann*, fragt Jahrtauſende, ob der nicht herrſchen *will*? Oder lodte des unbändigen Ehrgeizes Flamme nur in *Nimrod's* oder in *Cäſar's* Seele? Sind wir Rieſen in der Tugend, oder Zwerge im Laſter, daß es uns an Vorſatz, oder an Kraft gebricht, auf den Trümmern alter Verfaſſungen zur Herrſchaft über Alle zu ſteigen, ſo wie ſie? — Euch, euch ruf' ich zu Zeugen auf, ihr verhängnißvollen Berge um Prag! und dich vor allen, du Feld bei Mühlberg! das den trunkenen Uebermuth der Tyrannen ſah, und ihr Luſtgebrüll hörte und die Worte ihres Stolzes. Wäre nicht, wie ein hoher Berg, den Gottes Feuer trifft, *Moritz* entflammt worden zu der großen That, den alles fürchtenden, alles wagenden *Karl*, ihn, in deſſen Staaten aufging die Sonne und unterging, der Frankreichs Macht zerbrochen hatte, und in Deutſchland die Häupter der Freiheit, die frömmſten und edelkühnſten Fürſten des Reichs, wie Miſſethäter gefangen hielt; dieſen *Karl*, der mit ſpaniſchem Stolze nur ſich ſelbſt liebte, und mit welſcher Argliſt ſich ſelbſt kaum traute — einzuſchläfern durch eine Kunſt, die, zuſammengehalten mit dem damaligen rohen Volksgeiſt in Deutſchland, bis zum Wunder ſteigt, und durch eine Macht zu täuben, deren ſtärkſtes Triebwerk in der Ueberraſchung und in der Wetterſchnelle lag, mit der ſie gebraucht ward — ha! das Jahrtauſende hindurch freie Deutſchland, euer kühnes, herrliches, unbezwungenes Deutſchland — — jetzt wär's *der Knechtſchaft verabſcheuteſter Wohnſitz*. Eure Fürſten, die den edlen Nacken keinem Könige beugen — ſie würden ihn hinſtrecken unter das Beil des Tyrannen, wenn beim Wolluſtmahle ſeine Buhlerin ihr Blut gefodert hätte. Ihr ſelbſt — denkt ja nicht, daß der *Bürger* überall *Bürger* ſei. Fürſten waren in Deutſchland, da *Hermann* die geprieſene Schlacht der Freiheit ſchlug: *der Geiſt*, der wie ein Todesengel die Legionen würgte — noch lebt er unter uns, und weht ſtark in jedem Theile unſrer Verfaſſung — einer *Verfaſſung*, die das edle *Charakteriſtiſche* hat, daß in derſelben die höchſte Gewalt alles *Gute* wirken kann, und doch zugleich nichts *Böſes* zu wirken vermag .... Wir haben einen *Kaiſer*; denn wie könnte ein ſo unermeßliches, ſo zuſammengeſetztes Ganze ohne einen ſolchen Centralpunkt der Vereinigung beſtehen? Aber dieſer Kaiſer iſt kein Sultan, kein Donnergott, ausgerüſtet mit Allmacht; nein, er iſt an ſehr beſtimmte Geſetze, an einen ihm vorgezeichneten ausführlichen Regierungsplan gebunden, den er, unter dem Namen *Wahl-Capitulation*, beſchwören muß, ehe er Kaiſer wird. Weil jedoch der Raum vom Belt bis an den Bodenſee, vom Rhein bis zur Oder zu groß iſt, als daß Eines, auch des außerordentlichſten Menſchen Blick ihn überſehen könnte — eine Wahrheit, die ſchon der Eroberer *Karl* fühlte, und eben darum ſein Reich noch vor ſeinem Tode unter mehrere Söhne theilte*), — ſo iſt dies *Ganze*, in dem der Geiſt Eines Urſprungs, Einer Sprache, Eines Oberhaupts wacht, in ſehr viele *beſondere Theile* vereinzelt, deren jeder von ſeinem *Fürſten*, wie von einem Hausvater, umfaßt und geleitet werden kann ... *Wie* ſoll ein Monarch von Spanien, oder wie ſoll auch nur ein Monarch von Dänemark des ſeligen Bewußtſeins, *wie* ſein Volk des Troſtes froh werden können, daß er, Menſch wie er iſt, vermöge, das Anliegen, die Bedrückungen, die Wünſche jedes Einzelnen zu erforſchen, gleichſam der *erſte* und *gemeinſame Hausvater ſeines Volkes* zu ſein? Das konnte ſeinen Briten kein *Alfred*, ſeinen Franzoſen kein *Heinrich IV.*, ſeinen Schweden kein *Guſtav Adolf* ſein; aber das können *euch* eure *Fürſten*. Aus den Tagen grauer Vorzeit, durch eine Folgenreihe edler Ahnherren, die ihr Blut verſtrömt haben für ihr Volk, an dies Volk mit ganzem Herzen angeheftet, kennen ſie alle eure Bedürfniſſe, ſteigen ſie, bei dem mäßigen Umfang ihrer Herrſchaft, ohne Stolz, ohne Vergeſſenheit des Einzelnen über der Sorge für's Ganze, in eure kleinſten Verhältniſſe herab. *Sie* ſind über *euch*; aber das *Geſetz* iſt *über alle*. Mächtig genug, euch wohl zu thun, können ſie nie mit Uebergewalt auf euch drücken, ſo lange dieſe Ordnung der Dinge fortdauert, in deren Erhaltung ihr Glanz und eure Sicherheit liegt.

Und was hättet ihr von der *Allherrſchaft eines Einzigen* zu erwarten? — Wer *Deutſchland* unterjocht hat und ſeine ſiebenhunderttauſend bewaffnete Männer, der mußte manche Gefahr, manchen heißen Kampf für die Herrſchaft wagen. Und nun, auf der offenſten Laufbahn ſeiner Siege, auf der Scheitelhöhe des Glückes, ſollt' er plötzlich ſtille ſtehen, wie ein genügſamer Weiſer, und in's eiſerne Deutſchland das goldne Zeitalter zurückzaubern? Nein; wie ein hungriger Adler wird er mit wildem Flügelſchlage von Land zu Land ſtürmen, und ſeines Ehrgeizes und ſeiner Herrſchſucht keine Grenzen wiſſen. Da wird über Deutſchlands Gauen aus allen Theilen von Europa des Krieges Feuerſtrom ſich wälzen; da wird nicht geſäet werden, wo der Feind ſteht, noch geerntet, wo er hinzieht; da wird man Abgaben auf euch legen, wie Berge. — Zwar manchem unter euch wird der Tyrann ſtolzlächelnd das Gold zuwerfen, das er euren Fürſten nahm; aber wer wird euch ſchützen, wenn's ihm morgen lüſtet, all dies Gold von euch zurückzufodern ſammt dem eurigen? Und was iſt *Gold* gegen *Freiheit*! — — Gold haben auch eure Juden; Gold hat auch der Thieriſchdumme und der Böſewicht; Gold hat, mehr als alle andern, der Erde finſtrer Bauch; Gold ängſtiget und drückt, und iſt tauſend Zufällen unterworfen: aber die *Freiheit* wohnt bei Gott, und kommt von Gott, und wärmt das Herz, und leuchtet dem Verſtand, wie die Sonne, wann ſie mild am Frühlingshimmel glänzt, und der Jüngling und der Greis ihres Strahls ſich freut.

Seht in die Zeiten zurück, da die *Cäſare* in Rom allmächtig über die Erde herrſchten .... Da waren alle Länder ausgeplündert, verödet; alle Völker in Knechtſchaft und Elend hingehalten; drei Welttheile — Europa, Aſien, Afrika — Eine ungeheuer große *Pflanzung*, worin nicht weniger als 200,000,000 Menſchen für eine einzige Stadt am Tiberbach, wie Negern, unter den blutigen Geißelhieben irgend eines Zuchtmeiſters, genannt *Proconſul* ihr qualvolles Leben hinſeufzten. Und glaubet nicht, daß darum auch nur die Menſchen, die in dieſer Einen weltherrſchenden Stadt wohnten, deſto glücklicher waren. Eben die Ketten, die ſie den andern Völkern anlegten: eben die Plagen, Mißhandlungen, Gefahren, die ſie über den Erdkreis brachten, litten *ſie ſelbſt auch*. Denn da ſaß mitten in Rom ein einziges menſchliches Ungeheuer, ein Padiſcha, ein *Cäſar*, dem die Allmacht, worin er ſich fühlte, alle Sinne verrückte; der, indeß er ſich allen Laſtern des Thieres hingab, die Tugend, wenn ſie ja noch unter dem Begräbniß allgemeiner Ueppigkeit hie und da aufzuckte, mit Feuer und Schwerdt verfolgte; der — wie überall, wo Einer Alles kann, und wie noch jetzt der Großſultan — über den, der der nächſte an ihm war, mit eben der Leichtigkeit den Tod ſprach, wie über irgend einen Sclaven aus Abeſſinien. So wurden alle Völker von den *kleinen Räubern* aus Rom rein ausgeplündert: dieſen ließ alsdann der *große Welttyrann*, wenn ihm nach ihrem Gelde lüſtete, oder wenn ihm eine ihrer Mienen nicht ganz gefiel, oder wenn er ſich einmal beim Schmauſe mehr als gewöhnlich vergnügen wollte, ohne weiteres den Kopf abhacken. Zuletzt traf die Reihe des Todtgeſtochenwerdens dann freilich ihn ſelbſt auch. aber was nützte das? — Unmittelbar auf ihn kam ein andrer, der nicht minder raſ'te; der, wie ſein Vorgänger, im Leben vergöttert, und todt in die Tiber geworfen ward. So war die *Univerſalmonarchie* gleich verderblich dem, der ſie übte,

*) „Karl war ein großer Mann; die deutſche Nation hat gegen die Helden des Alterthums vornehmlich ihn und *Friedrich*. Sein beſonderer Verſtand fühlte das Unnatürliche übergroßer Herrſchaft: er vertheilte ſie." (*Müller's*) Darſtellung des Fürſtenbundes, B. 2. Kap. 2. S. 25.

Digitized by Google

d denen, wider die ſie geübt ward! ſo erdrückte Rom zu-
ich die Welt und ſich ſelbſt!

Daſſelbe Loos würde eurer warten, wenn Deutſch-
nd unter einen Alleinherrn käme. Selbſt Knechte,
ihet auch ihr dem Tyrannen euren gewaltigen deutſchen Arm
en, um in gleiche Ketten auch andere Völker zu legen:
e aus dem Herzen, wohlthätig für den ganzen Körper, aus-
d einſtrömt das Blut, ſo würde im verderblichen Laufe auch
n Deutſchland, wie einſt von Rom aus die Knechtſchaft über
i Erdball kreiſen .... O du ewige Macht im Himmel,
du der Freiheit Urquell biſt, und die Tugend rächſt an dem
ſter — nie, nie müſſe ſolche Schmach über unſer Vaterland
mmen! Nie, nie wieder müſſ' es auch nur ſchwindeln an der
uſt, von der es Moritz damals, und bald darauf Guſtav
dolph, und mehr als ein Jahrtauſend zuvor unſer Her-
ann zurückriß! ... Was dreimal beinah wirklich ge-
ah, das könnte zum viertenmal bis zur Erfüllung gelin-
e. Wer fernt von uns auf ewig die Tage der Schwäche, des
Hofes, der Unkunde ſeiner Vortheile, und kleinlicher Privat-
ſichten, und mannigfacher innerer und äußerer Zerrüttung?
ſt dann einen Mann aufſtehen, kühn, planvoll, überwältigend
e Cäſar; einen Mann, dem nichts zu hoch und nichts zu
drig iſt für die Herrſchaft: gebt ihm einen Staat, der beim
llen Gebrauche ſeiner Kräfte eine halbe Million geübter Krie-
: ins Feld ſtellen kann, und die Kaiſerwürde, die ihm ſo viel
chdruck im weſentlichen Einfluß und ſo viel Gelegenheit zu
ernbarem gewährt; laßt ihn einen Nachfolger haben von glei-
r Seelenſtärke und von gleichen Grundſätzen — und dann
t, wann das rollende Rad der Zeit ſich um hundert Jahre
iter fortbewegt hat, ſucht noch Fürſten in Deutſchland und
önige in Europa! — Dann wird ſie da ſein, jene Zeit, auf
 ſich eure Schriftſteller, die Patrioten, ſo hinſehnen, jene gol-
ne Zeit, da auf der Erde nur Ein Herr iſt, wie im Himmel
r Ein Gott; da Deutſchland den Stolz haben wird, das furcht-
re Zuchthaus des Erdballs zu ſein; da wir des boshaft ſüßen
oſtes der Knechtſchaft genießen werden, daß unſere Fürſten, ſie,
 wir jetzt noch mit der Ehrfurcht freier Männer lieben,
echte ſind, gleich wie wir. Da wird die Lilie zerknickt wer-
n vom Adler, und der Erbfeind der Chriſtenheit zitternd über
n Helleſpontus fliehn. Ein Wink des Erdengottes — weil's
ſtiλn und ſo ruhig iſt, wenn man nur Einen Glauben hat,
d weil im tiefen Schlafe der Despotie, wo die Seele kraftlos
ſich erſtirbt, oder nur in wilden Fieberträumen aufzuckt, das
ernünfteln ohnehin wenig frommt — Ein Wink eures Erden-
ttes wird alles thun, was jetzt, bei dem Unheil getheilter
errſchaft, eure Jeſuiten aller Art umſonſt mit der geheimſten
gliſt bereiten .... O des großen, jubelvollen, langerſeufzten
ugenblicks! O der Herrlichkeit Deutſchlands, für die ſelbſt die
wigkeit nicht Preis genug hat! Aber dieſe Herrlichkeit — wird
che von Dauer ſein. Nur der gewaltigſte Arm, nur der drang-
llſte Geiſt kann eine Welt halten. Unter jedem Schwächern
ird ſie aufgelöſt, und zerfällt in ſich. Da kommt vielleicht einſt
s Spanien ein Statthalter mit dem ſiegjauchzenden Kriegs-
er, und zerſtört unter den Ludwigen, was die Karle ſchu-
n: hie und da und dort lodert dann der alte Volksgeiſt aus
ner Aſche, und raſſelt in Flammen auf, die der feige Despot auf
m Weltthron nicht mehr niederdrücken kann. Wie ſie begann,
it Krieg, und fortdauerte, unter Gewaltthat, ſo
uß ſie auch zerſplittern — donnernd und tödtend mit
nhec, wie der Strom, wann ſeine Eisdecke bricht — die Uni-
erſalmonarchie, deren Lob eure Schriftſteller mit ſo viel
egeiſterung tönen.

Und dieſe Univerſalmonarchie ſchien uns fernher be-
itet zu werden. Schon dröhnte Deutſchlands Boden vom Fuß-
itt der Uebergewalt .... Da ſchwur Friedrich, der deut-
en Freiheit Rächer zu ſein! Schwer lagen ſeine Jahre, ſchwe-
r ſeine Thaten auf ihm; aber es ſchien ihm ſo groß, der deut-
hen Freiheit Rächer zu ſein! Böhmens wolkenbeladene Gebirge,
, die den Helden geſehen hatten im Mannsalter, da ſeine Seele,
eich einem Feuermeere, Thaten wälzte, wie Wogen, da er kühn
er die Möglichkeit hinauszugreifen ſchien, und dem Tod trotzte
f den Triumphfeldern des Todes: wie ſtaunten ſie, als er nun,
ner Verewigung ſich bewußt, ſo harmlos und ſo ruhig in den
 inen Locken des Alters daherzog vor ſeinem Heere, bereit zu
gen und zu ſterben! Nicht an ihm lag's, daß von dem ehrl-
n ſeiner Kriege die Geſchichttafeln der Nachwelt ſo wenig ent-
alten werden; Gott, der ſeinen eisgrauen Geſalbten dem wich-
gern Werke des Friedens aufſparen wollte, Gott ſelbſt goß
us vollen Schalen Bewunderung ſeiner Größe und Sehnſucht
ach Frieden über ſeine Feinde aus. Was im vorigen Jahrhun-
ert zu Münſter und Osnabrück durch fünfjährige Arbeit der
rößten Staatsmänner des Welttheils mit Mühe bewirkt ward,
es geſchah durch Friedrich's Waffenmacht zu Teſchen nach
ure Unterhandlung von wenigen Wochen.

Aber zum zweitenmal dröhnte Deutſchland vom Fußtritt der
Uebergewalt. Fürchterlich ward an dem Staatsgebäude gerüt-
telt, an dem wegen ſeines Alters und wegen der Lenkung des
Erdballs, die von ihm ausgeht, der ganze Welttheil mit eifer-
ſüchtiger Ehrfurcht hinaufſieht .... Da riß ſich Friedrich
noch einmal empor im Gefühle ſeiner Kraft, und warnte ſo laut,
daß es von den Ufern der Spree durch alle Gauen Germaniens
hallte. Die Fürſten, von Zutrauen und Rührung durchglüht,
erkannten ſeinen weisheitsvollen Ruf, boten ſich die eiſerne Hand,
und ſchwuren: „niemands Rechte zu verletzen, aber ihre eigenen
zu ſchützen; niemand Gewalt zu thun, aber keine Gewalt zu dul-
den; der Größte den Kleinſten und der Kleinſte den Größten bei
dem Seinigen zu erhalten, und mit vereinter Kraft Alles zu wa-
gen für die Freiheit." So ward der deutſche Bund.

Von jeher war's der Herrſchſucht wirkſamſter Grundſatz, den
Widerſtand, deſſen volle Laſt ſie nicht trug, zu vereinzeln:
was im Ganzen nicht zu erſchüttern war, das fiel getheilt.
So erhob ſich in den Tagen der Vorzeit zu wiederholten Malen
Ein ungeheures Reich, ſtieg nach und nach über alle übrigen em-
por, und verſchlang zuletzt ganz ruhig eins nach dem andern.
Heftet euern Blick auf den Weltſtaat der Römer, von dem ro-
henmäßigen Weiberraube an bis auf die Zerſtörung von Car-
thago. Eben das Rom, das Anfangs mit Mühe den Bezirk ei-
ner kleinen deutſchen Grafſchaft einnahm; warum gebot es zuletzt
unumſchränkt in allen Theilen der Erde? — Weil aus kleinli-
chem Intereſſe, und aus Mangel an Verbindung die übrigen
Völker nicht in Zeiten darauf ſannen, ihm den Weg zur Uni-
verſalmonarchie abzugraben.

Endlich, endlich iſt ſie zu unſerm Ohr gedrungen, die Stimme
von Jahrtauſenden! Seht ihr den Zuſammenhang der Verbün-
deten, der ſich von den Wogen des Baltiſchen Meeres wie eine
eiſerne Kette hinzieht bis zum ſtarrenden Eis der Alpen, hat
und die großen Seelen, die den Zuſammenhang ſchufen? — Eine
ſolche Macht, wenn ſie für die Geſetze kämpft, wer mag ſie bre-
chen? Eine ſolche Glanzſchaar edler Fürſten, die lieber Tod wol-
len als Knechtſchaft, wer mag's wagen, mit Trotz, oder mit
Gleichgiltigkeit auf ſie zu ſehen? ... Ihr Bund iſt auf Ge-
rechtigkeit gegründet, wie auf einen Felſen. Nicht die Per-
ſon, nur die Sache ſoll entſcheiden. Wer für das Geſetz iſt,
für den iſt der deutſche Bund. Wer wider das Geſetz iſt,
wider den iſt der deutſche Bund. Er iſt für die Verfaſſung
des Reichs, was für ein ehrwürdiges Gebäude aus den Zeiten
der Vorväter die ſtarken Säulen ſind, womit der Enkel es un-
terſtützt. In jedem Theile unſers vielfach zuſam-
mengeſetzten Syſtems äußert ſich ſein wohlthätiger Einfluß.

Durch freiwilliges Einverſtändniß der erſten Glieder des
Reichs erleichtert er dem Oberhaupt des Reichs die Hand-
habung der Geſetze, und macht es eben dadurch mächtiger, als
es jemals war. Oder wollt ihr bei euren Kaiſern eine größere
Macht, als daß ſie Alles können für das Geſetz? ... Die
Karle und Ferdinande konnten Alles, auch wider das
Geſetz. Aber ihre Zeit, die Zeit der eiſernen Gewaltthat — un-
ter den vielen herzerhebenden Bildern, die im Tempel der deut-
ſchen Geſchichte glänzen, ſteht ſie da, wie ein dräuender Nacht-
geiſt, auf den aufgethürmten Leichnamen der Freigebornen, blutig,
im Rauch zerſtörter Städte, und haucht weit umher Entſetzen
und Tod. — Deutſchlands Kaiſer ſein, war ſchon in der
älteſten Zeit kein wollüſtiges Recht zu thun, was man will, und
des Ganzen zu mißbrauchen zu beſonderem Vortheil: Deutſch-
lands Kaiſer ſein, iſt ein Amt, zu deſſen Annahme nur glü-
hende Liebe zum Vaterlande bewegen ſollte, ein Amt, voll Mühen
und Beſchwerden, wobei man unter häufigem Undank nur ſo weit thä-
tig ſein darf, als das mit nothwendiger Eiferſucht abgemeſſene Ver-
hältniß zwiſchen Haupt und Gliedern es geſtattet. Darum traf
uns meiſt von zweien Uebeln eins, — unſere Kaiſer waren zu
ſchwach für das Geſetz, oder zu mächtig wider daſſelbe.
Der deutſche Bund ſetzt alles in's Gleichgewicht. In ſeinem
Zweck und in ſeinen Mitteln will er nichts, als Gerechtigkeit:
und die muß auch der Kaiſer der Deutſchen wollen; denn das hat
er durch feierlichen Eidſchwur betheuert. Kein Haß, kein Un-
dank wird mehr auf ihm liegen, daß er Gerechtigkeit übt: die
größten und edelſten der Fürſten theilen ihn gern mit ihm. —
Das kann der deutſche Bund dem Kaiſer ſein!

Und in den Tagen der geiſt- und herzſchwächenden Ueppig-
keit und der höchſten Spannung im Kriege und Frieden; da
man ſo gern, durch den leiſen Gifthauch der Liſt, oder durch den
Donnerſturm der Gewaltthat, alte Verfaſſungen bricht; da das
Verhältniß der Staaten unſtät wogt, wie das Meer; da die Ue-
bergewalt jetzt unter dem ehrwürdigen Namen von Menſchheits-
rechten, den heiligſten Verträgen zuwider, alles ausführt, was
ihr behagt, dann plötzlich ſich an längſtverfallene Formen hängt,
und Altes und Neues durcheinander miſcht nach verſchiedenar-
tigem Vortheil, — was würden in ſolchen Tagen, ohne dieſe
enge, durch Gerechtigkeit und durch Eintracht ſtarke Vereinigung,
eure Fürſten, und was würdet, ohne eure Fürſten, Ihr ſein?
— Du edles, beſcheiden freies, ſelbſtſtändiges Volk; du Volk, das

Digitized by Google

mit wachſamem Geiſte und mit ſtarkem Arm ſeine und des Welttheils Sicherheit hält; das unter Fürſten ſteht, deren jeder ſein Gebiet bis auf's Einzelne überſchauen und mit der Sorge eines Vaters beglücken kann — du würdeſt, weit von Haus, die Waffen der Herrſchſucht tragen müſſen, indeß zu Hauſe deine ehrwürdigen Greiſe mißhandelt, und deine Weiber und deine Töchter geſchändet würden von den Satrapen des Einzigen, der dir nichts, als den thränenwerthen Ruhm laſſen würde, gehaßt und gefürchtet zu werden vom Erdkreis.

Aber Friedrich, der jedem ſeiner Gedanken That, und ſeiner Thaten jeder Unſterblichkeit gab, — Er hat geſorgt, daß nie ſolche Gräuel über Deutſchland kommen werden. An ſeinem Grabhügel ſteht der deutſche Bund, einem Rieſen gleich, an dem die Senſe der Zeit ſplittert, kühn wie ſein Arm, ſtark wie ſein Geiſt, gerecht und edel wie ſein Herz. Mit ihm ſchloß er die unabſehbare Reihe ſeiner Thaten. Sagt nun ſelbſt, ihr freien Männer Deutſchlands! ob er ſie größer, wohlthätiger, unerwiegender ſchließen konnte? ob Er, dem der Bewunderung Thränen fließen werden, ſo lange das Geſchlecht der Menſchen fortdauert, nicht auch die heißern Thränen des Dankes verdient, ſo lange Deutſchland durch ſeine Freiheit hervorragen wird unter den Völkern? — —

Heil dir, daß du vollendet haſt, du Held des Jahrhunderts! — vollendet, wie Keiner! . . . . Im glanzdurchſtrömten Schooße der Ewigkeit, zwiſchen Hermann und Guſtav Adolph, ruhſt du nun von deinem Todeskampfe, und von den Mühen deiner langjährigen Volksbeherrſchung, frohlockend im Gefühle deines Ruhms. Als volle Mannskraft noch die Nerven dir ſpannte; als in den Schlachten deiner Siege auf Einen Wink deines Auges der Tod unwiderſtehbar in die Schaaren deiner Feinde fuhr, und Tauſende mit ſich hinabriß: da ſchon ſtandeſt du auf einem Thaungebirge — tief unter ihm wogte der Zeitſtrom — und ſahſt kühn hinüber mit deinem Heldenblicke an's Geſtade der fernen Ewigkeit. Doch, wie damals du, ſo ſah'n auch Alexander einſt hinüber, und Cäſar, und Guſtav Adolph, und ruhiger, als ſie Alle, von Thermopylä's Felſen herab Leonidas. Aber ſie riß des Schickſals Arm mitten von ihrem herrlichem Laufe, aus dem drangvollen Zuſammenhange ewiger Thaten hinweg: dir, dir vor Allen fiel das beneidete Loos, der größten Menſchen Erſter zu ſein. In des Krieges vielveränderlichem Ungeſtüm Held den Feinden und deinem Volke immer noch Herrſcher; im lieblichen Schooße des Friedens ganz Vater dieſes Volks, nicht nach dem Maßſtabe gewöhnlicher Schwäche, ſondern wie's auch Gott den Menſchen iſt, durch Wohlthun im Großen und durch weiſe Strenge; in den Geſchäften der hohen Politik ſo fein und ſo herzvoll, und zugleich ſo furchtlos und ſo gefürchtet, ſo neidlos und ſo beneidet; ohne auf der Schwindelhöhe des Throns, im langen Lauf einer ſiebenundvierzigjährigen Volksbeherrſchung auch nur durch Eine dunklere That das Gepräge außerordentlicher Größe zu verwiſchen und, nicht unter den Lockungen der Wolluſt — die zu verachten, war das leichteſte Werk deiner lichtreinen Seele — aber unter den Zaubern der Königsmacht und unter den eiskalten Schrecken des Todes, der abſichtlich langſam gegen dich anzog, als hätt' ihm die Bewunderung den Gang gelähmt, oder als wollt' er deine ganze Stärke prüfen; — da noch, im nervenſchwachen zitternden Alter, unter ſo vieler und ſo großer Thaten Laſt, bis hin an den letzten Tag, der die erhabene Seele aus dem Körper losriß, der ſie nicht mehr faſſen konnte, das ſtarke Ruder des Staats feſt im Heldenarm halten, als ob kein Wechſel bevorſtünde . . . . wer — unter Allen, die bei der Nachwelt leben — wer hat's gethan, als Du? Die Eichen auf den Felſen werden ſinken mit den Jahren; die Felſen ſelbſt zerbricht einſt die alte hungrige Zeit: aber Deines Namens Ruhm wird nimmer vergehen. Heil dir, daß du vollendet haſt, du Erſter der Helden! — vollendet, wie Keiner!

Chriſtian Heinrich Poſtel

ward am 11. October 1658 zu Freiburg in Hadeln geboren, ſtudirte zu Leipzig und Roſtock Jurisprudenz, habilitirte ſich darauf als Advocat zu Hamburg und ſtarb daſelbſt am 22. März 1705.

Außer einer großen Anzahl Singſpiele erſchien von ihm:

Die liſtige Juno, wie ſolche von Homer im 14. B. der Ilias abgebildet. Hamburg 1700.
Poetiſche Nebenwerke. Hamburg 1707.
Der große Wittekind. Heldengedicht. Herausgegeben mit des Dichters Leben von C. F. Weichmann. Hamb. 1724.

Ein talentloſer Reimer, der zwar zu ſeiner Zeit reichen Beifall durch ſeine Operntexte einerndtete und ſich namentlich für einen großen epiſchen Dichter hielt, aber nichts nur einigermaßen Werthvolles hinterlaſſen hat. Das einzige Verdienſt, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann, iſt eine fließende Sprache und nüchterne Correctheit der Form.

Johann Ludwig Praſch

ward 1637 zu Regensburg geboren, ſtudirte die Rechte und wurde dann Rathsſyndicus, Bürgermeiſter, Oberſcholarch, Conſiſtorialpräſident und Reichstagsdeputirter in ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb am 11. Juni 1690 daſelbſt.

Es erſchien von ihm:

Gründliche Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbeſſerung deutſcher Poeſie. Regensb. 1680.
Erſter Theil der Geheimniſſe der deutſchen Sprache. Regensburg 1681.
Aſtrea. Regensburg 1681.
Lobſingende Harfe, oder geiſtliche Lobgedichte. Regensb. 1682.
Die getreue Alceſtis. Regensburg 1684.
Psyche cretica. Regensb. 1685. Ueberſetzt von J. C. Eibelhuber unter dem Titel:
Geiſtlicher Roman von der menſchlichen Seele. Leipzig 1705.

Seine geiſtlichen Gedichte ſind mühſame Nachbildungen, und Werke des Fleißes und der Gelehrſamkeit, aber wie ſeine anderen Leiſtungen ohne eigentlichen poetiſchen Werth.

Johann Prätorius,

geboren in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Zetlingen war Magiſter der Philoſophie und kaiſerlicher gekrönter Poet zu Leipzig und ſtarb daſelbſt am 25. October 1680.

Er ſchrieb:

Philosophia Colus, oder Pfy loſe Vieh der Weiber. Leipzig 1667.
Eine Zigennercharte. Nürnberg 1659.
Eine aſtronomiſche Charte. Nürnb. 1663.
Saturnalia, d. i. Weihnachtsfratzen. Leipz. 1663.

P's Satiren waren vorzüglich gegen den Aberglauben gerichtet, das geringe Verdienſt ihrer Tendenz wird aber durch die Plumpheit und Geſchmackloſigkeit derſelben wieder aufgehoben.

Karl Gottlieb Prätzel

ward im Jahr 1791 zu Halbau in der Niederlauſitz geboren, lebte eine Zeitlang als Hauslehrer in Hamburg, begab ſich ſpäter als Privatgelehrter nach Oldesloe in Holſtein, und kehrte von da wieder nach Hamburg zurück, wo er ſich gegenwärtig noch aufhält.

Wir beſitzen von ihm:

Jugendphantaſien. Mit J. G. Petnik. Leipzig 1805. Neue Aufl. 1809.
Vermiſchte Gedichte. Hamb. 1809. Neue Aufl. 1820.
Zeitklänge. Hamb. 1815.
Feldherrnränke. Komiſches Gedicht. Leipzig 1815.
Ausflüge des Scherzes und der Laune. Leipz. 1816.
Hamburgiſcher Jugendfreund. Hamb. 1816. 2 Th.
Feldroſen. Leipzig 1819. 2 Th.
Launen der Liebe. Leipzig 1821. 2 Th.
Kleine Romane und Erzählungen. Leipz. 1822. 4 Th.
Fabian und Sebaſtian. Leipz. 1824.
Spiegelbilder. Leipz. 1826. 2 Th.
Die Getäuſchten. Leipz. 1826. 2 Th.
Frühlingsgaben. Hamb. 1828.
Maurer-Gedichte. Hamb. 1829.
Novellen und Erzählungen. Berlin 1829. 2 Th.
Feſtroſen. Hamb. 1830.
Erzählungen. Leipzig 1832. 2 Bde.
Gedichte. Leipzig 1820.
Hildrian. Ein Sommermärchen in 6 Geſängen. Hamb. 1821.

Ein ſehr hübſches Talent für das Komiſche, das ſich namentlich durch die harmloſe ſatiriſche und komiſche Zeichnung kleinſtädtiſcher Verhältniſſe zu einem Lieblinge des größern Publikums gemacht hat, und dieſen Vorzug wegen der Redlichkeit ſeiner Geſinnungen, der Wärme ſeines unverdorbenen Gefühls, der launigen Darſtellung und der Anmuth und Gefälligkeit in der Behandlung von Sprache und Form vollkommen verdient.

Gedichte von Karl Gottlieb Prätzel.

Die Neujahrswünſche.

Der letzte des Decembers war geſchieden;
Am Himmel ſtand der Mond in ſtiller Pracht,
Und tauſend Sterne, theilend ſeinen Frieden,
Durchblitzten klar und hell die Winternacht.
Mit ſchneidend ſcharfem Hauch, auf freiem Gleiſe,
Durchſtrich der Nord im öden Waldgebiet
Die Fichtengipfel, wo aus Reif und Eiſe
Kryſtallne Blumen funkelnd aufgeblüht.
Vom ſtrengen Froſt gehärtet war die Erde,
Und wer den Pflichtruf, den er ſich geweiht,
Verneinen durfte mit dem Ruf der Zeit,
Der ſaß daheim am lockend warmen Herde
In ruhiger Geſprächestraulichkeit.

Nur Förſter Burgfeld ſchweifte ſtill verdroſſen,
Mit heftger, doch vergeblicher Begier,
Von grauenvollem Schweigen rings umſchloſſen,
Nach Beute noch umher im Waldrevier. —
Sonſt folgt' ihm heitrer Sinn auf jedem Schritte,
Still freudig zog er mit dem Jagdgewehr
Des Morgens aus, und bei der Wiederkehr
Empfing ein liebend Weib ihn in der Hütte,
Drei holde Kinder hüpften um ihn her.
Zum nährenden Beruf, der ihm beſchieden,
Geſellte ſich des Wohlſeins Luſt und Kraft;
Und eines wackern Freundes Nachbarſchaft
Vollendete ſein Glück und ſeinen Frieden.

Das war vorbei! — Wo Lieb' und Einigkeit
Gewaltet und gewohnt in Heil und Segen,
Da herrſchte jetzt verderblich Groll und Streit:
Denn zürnend hatten eines Grundſtücks wegen
Im Lauf des Jahrs die Freunde ſich entzweit.
Verdruß und Unmuth gab der Blick zu leſen,
Aus dem der Engel des Vertrauens wich;
Feſt ſaß die Natter, die das Herz beſchlich,
Und die ſich unentbehrlich ſonſt geweſen,
Vermieden jetzt mit ſcheuer Sorgfalt ſich.

So zog der Förſter in des Vollmonds Schimmer
Mit düſtrem Mienenſpiel den Wald entlang;
Doch plötzlich ſtand er ſtill, denn es erklang
Fern im Gebüſch ein klagendes Gewimmer,
Das hohl und dumpf zu ihm herüber drang.
Ergriffen ward ſein Herz; in Flügelſchnelle,
Mit ſtarken Armen brach er nach der Stelle
Sich durch das wilde Dickicht freie Bahn,
Und einen zarten Knaben traf er an,
Der, Angſt und Schrecken auf den bleichen Wangen,
Hier in der öden Wildniß irr' gegangen.
Durchbebt von Froſt, kaum ſeiner ſelbſt bewußt,
Begann der Lebenspuls ihm ſchon zu ſtocken,
Gepeitſcht vom Nordwind flogen ſeine Locken;
Doch hing, hindeutend auf vergangne Luſt,
Ihm eine Zither an der ſtarren Bruſt.

„Das ſteht mir in den Sternen wohl geſchrieben!“
Hub Burgfeld an; „auch ungeſucht geblieben,
Kommt abermals mir die Gelegenheit,
Beim Jahresſchluß ein gutes Werk zu üben,
Wie ich gewohnt geweſen jederzeit!
So bleib es denn bei der verjährten Sitte,
Trübt Unluſt gleich und Unmuth mir den Sinn!“ —
Das Jagdgeräth warf er ins Dickicht hin,
Und regen Laufs verdoppelnd ſeine Schritte,
Trug er den Knaben heim nach ſeiner Hütte.

Hier kehrte bald, gepflegt von milder Hand,
Dem Sterbenden in die erſtarrten Glieder
Der ſchon erloſchne Lebensfunke wieder.
Dem edlen Retter dankbar zugewandt,
Begann der muntre Blick ſich zu erheben,
Und jede Spur erlittner Angſt verſchwand.
Jetzt wies der Wirth, da Mitternacht ſo eben
Herangenaht, ihm in den Hüttenraum
Das Lager an; und Alles ſchien ein Traum,
Was ſich zu Leid und Luſt mit ihm begeben.

Kaum aber war in Roſengluth entbrannt,
Das Morgenlicht des jungen Jahrs erſchienen,
Als reiſeflink die Zither in der Hand,
Und rege Ungeduld in Blick und Mienen,
Der Knabe ſchon am Bett des Förſters ſtand.
„„Im Oſten dämmerts, und ich muß von hinnen!““
Rief er ihm zu; „„doch willig füg' ich auch,
Bevor ich ſcheide, mich dem frommen Brauch,
Das junge Jahr glückwünſchend zu beginnen.
So höre denn, der du mein Retter biſt,
Was mir für dich ins Herz gegeben iſt.

„„Vorüberſchwebend nach gemeſſnem Walten
Und regelrecht verkettend Tag und Nacht
Verwandelt ſich das Jahr in vier Geſtalten,
Und auch vier Wünſche ſind dir zugedacht.

„„Wenn nach des Winters feindlich ſtrengem Schalten
Der Reiz des Frühlings die Gefilde ziert,
Dann bringe dir, von eigner Hand geführt,
Die ſcharfe Axt in früher Morgenſtunde
Abgleitend in den Fuß zu blutger Wunde!

„„Wenn froh und üppig dann zur Sommerzeit
Des Fleißes Saat zur goldnen Frucht gedeiht,
Zerſtöre wider Hoffen und Erwarten
Ein Hagelſchlag dir den Gemüſegarten!

„„Lockt dich ins Jagdrevier mit Wink und Gruß
Der Herbſt hinaus: dann deck' und überflore
Ein Dämon dir den Blick, damit der Schuß
Gefeſſelt haften bleib' im Feuerrohre!

„„Und fällt aufs Neu der Sonne Glanz und Gluth
In ſchrägem Strahl zur winterlichen Erde:
Dann in des Eisgangs wild empörter Wuth
Verſchlinge — daß dein Glück vollkommen werde —
Den Liebling dir des Stromes tiefe Fluth!““

„Unnützer Bube!“ rief mit Zorngeberde
Der Förſter aus, zur Züchtigung bereit;
„So lohnſt du mir den Trieb der Menſchlichkeit,
Den mein bewegtes Herz für dich empfunden?
Jetzt magſt du ſchaun, nichtswürdiger Prophet,
Was an dir ſelber in Erfüllung geht!“ — —

Doch, eh' er nach dem Lager ſich entwunden,
War, wie vom Winde ſpurlos fortgeweht,
Der kecke Zitherſpieler ſchon verſchwunden.

Den Winter ſah man allgemach entfliehn.
In mildrer Lüfte ſchöpferiſchem Weben,
Und froh begrüßt von Lerchenmelodien
Begann der Lenz die Thäler und die Höhen
Mit jugendlichem Schmuck zu überziehn.

Da rüſtet ſich in früher Dämmrungsſtunde
Der Förſter einſt, der längſt die Unglückskunde
Des Zitherſpielers nun vergeſſen hat,
Zur Wanderung nach der entlegnen Stadt.
Des Einkaufs denkend, den er will beſchicken,
Trägt er bereits in blanken Silberſtücken
Die Baarſchaft feſt gegürtet um den Leib,
Und ſchon hinaus will er in Wandreseile;
Doch aus der Küche winkt und ruft ſein Weib:
„„Komm, Burgfeld! Einen Augenblick nur weile!
Denn fort und fort vergebens quäl' ich mich,
Weil ich dich ungern länger aufgehalten,
Den Eichenklotz mit eigner Hand zu ſpalten;
Was mir zu ſchwer, iſt leichtes Werk für dich!""

Doch kaum hat er im rüſtigen Beginnen
Mit ſcharfer Axt den erſten Schlag gethan,
So ſtrömt ſein Blut, es ſchwinden ihm die Sinnen,
Vereitelt iſt der Wandrung Zweck und Plan;
Denn in der Wange ſchmerzlichem Erbleichen
Kann er die Lagerſtätte kaum erreichen.

Und einen Andern, der auf gleicher Bahn
Still wandelnd eintrat in das Waldgehege,
Traf das Geſchick, daß in verborgner Nacht
Ruchloſe Liſt dem Förſter zugedacht.
Im ſtarren Blick das ſprechende Gepräge
Der Todesangſt, beraubt von Räuberhand,
Ein preisgegebnes Bild des Jammers, fand
Man mit gebundnen Gliedern ihn am Wege! —

Vorüber floh des Lenzes Blumentraum,
Und lohnvoll deutend auf erwünſchte Spende,
Sah jetzt der Förſter in des Gartens Raum
Zur reichen Frucht gedeihn den Fleiß der Hände.
Da hört man furchtbar einſt in finſtrer Nacht
Ein Ungewitter durch den Luftkreis toben;
Im Rieſenkampfe mit ſich ſelbſt erhoben,
Sind alle Schrecken der Natur erwacht.
Der Himmelsraum, gedrückt von Wolkenſchwere,
Von Dunkelheit, von Blitzesgluth erfüllt,
Wird bald zur Grabnacht, bald zum Flammenmeere!
Laut heult der Sturm, der Donner kracht und brüllt!
Es irrt die Angſt umher in den Gemächern
Mit brünſtgem Flehn für Anger und Gefild,
Und praſſelnd klirrt der Hagel auf den Dächern.

Und wie der Tag im Oſten ſich erhebt,
Lenkt Burgfeld zögernd nach des Gartens Auen
Die ſcheuen Schritte, um — erfüllt zu ſchauen,
Was ahnend ſchon im Geiſt ihm vorgeſchwebt!
Zerknickte Halme trauern ihm entgegen;
Was er gepflanzt mit rüſtig reger Hand,
Liegt überſchüttet mit Geſtein und Sand,
Und rettungslos zerſtört iſt aller Segen!

Und wie er ſteht im Kummer des Gemüths,
Ruft ihm ein fremder Pilgersmann entgegen,
Der prüfend ſich genähert den Gehegen:
„„Seid Ihr der Eigner dieſes Grundgebiets,
So wendet dankbar Euren Blick nach oben;
Denn wunderbares Heil kam Euch von droben!
Da ſchaut der Blätter gleiſend fetten Saft,
Erzeugt vom Giftgewächs, das in den Räumen
Gewuchert überall, und ſeine Kraft
Verderblich mitgetheilt den Nachbarkeimen.
Der Schlag, der dieſe Ernte weggerafft,
Zu Eurem Glück ward er herbeigeleitet;
Denn tödtlicher Genuß ſtand Euch bereitet!"" —

Mit ernſtem Blick erwog er die Gefahr,
Die, voll geheimer Tücke, wunderbar
Geruht in den zerſtörten Segensgaben!
Und als er wieder in die Hütte trat,
Sprach er zur Hausfrau: „Hüte mir den Knaben,
Daß er da draußen nicht dem Strom ſich nahe!" —

Im Zeitenflug war jetzt der Herbſt erſchienen,
Den Förſter zog es in die Waldung fort.
„Bleibt mir die Wahl?" rief er mit finſtern Mienen,
„Ich muß hinaus, trotz dem Prophetenwort,
Es iſt ja mein Beruf, dem muß ich dienen!"

Und fort und fort vom Glücksſtern angelacht,
Ward ihm, ſo oft ſein Tagwerk ſich erneute,
Im Eifer des Berufs ſo reiche Beute,
Wie früherhin kein Herbſt ſie ihm gebracht.
Das ſtille Grauen vor des Schickſals Tücke
Ward ausgetilgt durch des Gelingens Luſt;
Denn nimmer fehlte ſeinem ſichern Blicke
Der ſicher Zielflug nach des Wildes Bruſt.

Schon überſtrich des Nordes kalter Flügel
Mit ſchärferm Hauch die Flur im Schneegewand,
Schon lag des Eiſes trüglich blanker Spiegel
Auf ſtiller Wogenfläche ausgeſpannt.
Doch in der Wünſche feurigſtem entbrannt,
Des Glücks gewiß, daß ſtets ſich treu bewährte,
Durchzog der Förſter mit erhöhtem Fleiß
Jetzt das Revier; denn eines Hirſchbocks Fährte
Gab hier im Schnee ſich ſeinen Blicken preis,
Und eifervoll entglüht war ſein Verlangen,
Den edlen Flüchtling würdig zu empfangen.

Nach tagelang vergeblichem Bemühn,
Traf endlich er mit ſchauerndem Behagen
Im dunkeln Dickicht des Gebüſches ihn.
„Nur dies Mal noch," ſeufzt er, von flüchtgem Zagen
Leiſ' überwallt und brennend vor Begier,
Den längſt gewünſchten Meiſterſchuß zu wagen,
„Nur dies Mal noch, o Glück, ſei günſtig mir!"
Verlorner Wunſch! Indem das Thier ſich flüchtet,
Ver'agt gewährungslos das Feuerrohr!
Doch Klagruf dringt zugleich zu ſeinem Ohr,
Und an dem Ort, wohin der Schuß gerichtet,
Tritt aus dem Waldgebüſch — ſein Weib hervor!
Vom ſichern Todesblei verſchont geblieben,
Durchwühlt der Dolch des Jammers ihr das Herz!
Die Hände ringt ſie im Verzweiflungsſchmerz;
Entſetzen ſteht in ihrem Blick geſchrieben!
„„Der Knab' iſt fort!" ertönt ihr Angſtgeſchrei,
„„Der Knab' iſt fort, iſt nirgends mehr zu finden!
Am Stromesufer ſah man ihn verſchwinden!
Die Fluth hat ihn erfaßt! Gott ſteh uns bei!""

Erblaſſend folgt der Förſter ihrem Schritte,
Und ſchon der Heimath ſind ſie ſchaudernd nah:
Da winkt der Nachbar ſie in ſeine Hütte,
Wie es ſeit Jahresfriſt nicht mehr geſchah.
Sie folgen ſeinem Ruf, — und welch Entzücken
Ergreift im ſelgen Wechſel ihre Bruſt,
Als ſie den Knaben, ihres Lebens Luſt,
Der Fluth entrafft, hier am Kamin erblicken!
Mit Wonneſchauern, die der Erd' entrücken,
Mit Himmelsluſt umfaſſend den Gewinn,
Stürzt ſich die Mutter auf den Liebling hin!
Der Förſter aber kehrt mit Schamgeberde
Zum edlen Retter ſeines Kindes ſich.
„Verfolgt," beginnt er ſtammelnd, „hab' ich dich
Mit Groll und Haß um eine Hand voll Erde;
Du aber, beſſrer Sinnesart, als ich,
Mir wiederſchenkend ein geliebtes Leben,
Das ich dem Tod zur Beute ſchon geglaubt,
Du folgſt der Lehre, die die Schrift gegeben,
Und ſammelſt feur'ge Kohlen mir aufs Haupt!" —

„„Der Zufall ließ,"" entgegnete gelaſſen
Der Nachbar ihm, „„mich durch des Gartens Wand
Den Knaben eben in das Auge faſſen,
Als er hinabglitt von des Ufers Rand.
Wohl haben wir uns Beide ſchwer vergangen,
Seit wir — in Liebe ſonſt uns zugewandt —
Uns trotzig zu befehden angefangen!
Die Gunſt des Zufalls tritt vermittelnd ein:
So möge denn, von aller Selbſtſucht rein,
Wonach wir Beid' im Innerſten verlangen,
Der Freundſchaftsbund aufs Neu' geſchloſſen ſein!""

„O Zauberſpruch, am Jahrsfeſt mir verkündet!"
Rief Burgfeld aus, und fromm gerührt empor
Hob ſich ſein Blick, in Dankesgluth entzündet;
„O Zauberſpruch, ſo ſchreckhaft für das Ohr,

Digitized by Google

Und auf verborgne Wohlfahrt doch gegründet!
Was erſt wie Hauch des Unglücks mich umweht,
Erfüllt mit Troſt und Heil hat es geendet;
Sei mir geſegnet, pilgernder Prophet!
Du hatteſt Recht — jetzt iſt mein Glück vollendet!" —

Der Kloſterſchneider.

Ein Kloſter ſtand auf Böhmens Auen;
Ehrwürdig war es anzuſchauen,
Doch drinnen herrſchte frank und frei
Die zügelloſe Völlerei.
Gebet und Faſten ward zu Schanden,
Hintangeſetzt der Dienſt des Herrn,
Und wo ſich Zween zuſammenfanden,
Stand auch der Weinkrug nimmer fern.
Der Keim des Guten war verſchlungen;
Des Bibelblattes würdge Schrift
Daher gelallt von ſchweren Zungen,
Klang wie — Geſpött, und fortgedrungen
War der Verderbniß ſchleichend Gift
Vom Prior bis zum Küchenjungen.

Nur Einer hielt in dieſem Stift
Sich fleckenlos, blieb von der Lüſte
Verführeriſchem Prunkgerüſte,
Vom Reiz des Schwelgens unberückt:
Der Kloſterſchneider Benedikt.
Umzogen von des Laſters Kette,
War er in Ehr' und Zucht ergraut;
Nie fehlt' er bei Germon und Mette,
Denn, ſcholl des Glöckleins Silberlaut,
So mied er Scheer' und Bügeleiſen,
Und ging, um ſeinen Gott zu preiſen.

Einſt, als der Prior Hochamt hielt,
Fiel er, bevor der Schluß erzielt,
Berauſcht von ſüßem Ungarweine,
Zum Greul der chriſtlichen Gemeine,
Unwürdiglich zur Seite hin;
Zween Miniſtranten brachten ihn
Mit Müh und Angſt kaum auf die Beine
Doch frech genug ſprach er zum Schluß
Noch das Vobiscum Dominus.

Darob entbrannt' am heiligen Orte
Der Zorn in Benedikt's Gemüth,
Und was im Innern längſt geglüht,
Ergoß ſich jetzt in Tadelworte.
Doch der Verrath ſtand auf der Wacht,
Drum blieb ſein Thun nicht ungerochen;
Was eifervoll ſein Mund geſprochen,
Ward ſchnell dem Prior hinterbracht.

Und bei der nächſten Morgenhelle
Beſchied ihn der gewalt'ge Mann
Sogleich in die gewölbte Zelle,
Und ſchnaubt' ihn wild und wüthend an:
„Ihr habt in ſträflichem Erkühnen
Geſchmäht des Ordens frommen Bund,
Und Euren Frevel auszuſühnen,
Mach' ich Euch jetzt die Buße kund:
Ihr ſollt, eh ſieben Tage ſcheiden,
Des Tempels heiligen Altar,
Der Eurer Läſtrung Zeuge war,
Auf eigne Koſten neu bekleiden;
Und falls nicht bis zu dieſer Friſt,
Was ich geſagt, vollzogen iſt,
Den heiligen Grund des Kloſters meiden.
Feſt bleibt mein Schluß; Gott ſteh Euch bei!"

Betrübt ſchlich Benedikt von dannen;
Schlug, von dem Schreck ſich zu ermannen,
Vor Stirn und Bruſt der Kreuze drei,
Und wußte nicht, von wo und wannen
Die Hülfe zu erwarten ſei.
So ſaß er, das Gemüth mit Klage,
Den Blick mit Thränen angefüllt,
Daheim vor ſeinem Chriſtusbild;
So ſaß er bis zum ſechſten Tage,
Und rief, von hartem Loos bedroht,
Zum letzten Retter in der Noth.
Und wie die Nacht den Tag vertrieben,
Begann er mit beweglem Sinn,
Mit Wehmuth ſein Gebet zu üben,
Und warf ſich auf das Lager hin.

Doch als der Schlag der neunten Stunde
Vom Kloſterthurm herüber drang,
Erwachte wunderbarer Klang,
Der wie Getön aus Seraphmunde,
Wie Harfenſpiel ſein Herz bezwang.
Und mächtig abgelockt vom Beten,
Erhebt er ſich mit Neubegier;
Da öffnet leiſe ſich die Thür,
Und in die niedre Klauſe treten,
Umſpielt von güldnem Heilgenſchein,
Drei zarte Engelknaben ein.
Die bringen mit vereinten Kräften
Zum engen, ärmlichen Bezirk
Geräth zum Biegeln und zum Heften,
Und Scharlachtuch und Goldgewirk;
Und ſetzen alle ſonder Weilen
Sich an des Meiſters Arbeitstiſch,
Und fangen an, das Tuch zu theilen,
Und nähen und biegeln flink und friſch;
Und überſehn der Regeln keine,
Und ſcheuen Müh und Sorgfalt nicht,
Und von des Tuches Wiederſcheine
Färbt ſich ihr Liliengeſicht.

Da kann der Meiſter ſich nicht halten,
Der Fleiß am Tiſch läßt ihm nicht Ruh;
Er ſtehet auf, und ſieht dem Walten
Der blühenden Geſellen zu;
Und möchte gern dazwiſchen ſchalten,
Weil er Bekanntes üben ſieht
Und des Gewerbes Luſt ihn zieht.
Doch wie er ſchüchtern ſich dem Sitze
Des Einen nähert, ſieh! da ſticht
Der Knab' ihn in die Fingerſpitze,
Daß es ihm ſchnell an Muth gebricht.
Doch die Verwundung ſchmerzet nicht;
Und ſacht begibt er in die Ecke
Mit frommer Scheue ſich zurück,
Und ſieht mit unverwandtem Blick
Bereiten eine Altardecke,
Ein tadelloſes Meiſterſtück.
Doch, wie ſie ihr Geſchäft vollendet,
Da winken ſie, zu gleicher Zeit
Den Blick nach Benedikt gewendet,
Und wandeln aus der Dienſtbarkeit
Zu dem zurück, der ſie geſendet.

In frommer Kindeseinfalt nimmt
Der Meiſter, wie ihm aufgetragen,
Die Decke, die gleich Sternen glimmt,
Und bringt mit ſchaurig-ſüßem Zagen,
In ſaubrer Leinwand eingeſchlagen,
Sie morgens zu dem Prior hin.
Der weidet ſchmunzelnd Aug' und Sinn,
Und kann von all dem Glanz nicht weichen;
Und ruft: „Ei, ei, das Klöſterlein
Hilft ſeinen Dienern auf die Bein'!
Euch ſah man ſtets ſo ſinnig ſchleichen,
Und doch habt ihr nach Herzensluſt
Das Bäumchen zu behaun gewußt!" —

Der Meiſter fühlt vom Thränenquelle
Die Wimper ſchmerzlich überthaut;
Er geht zurück nach ſeiner Zelle,
Sinkt auf die Knie und betet laut:
„Ihr ſteigt in meine Klauſe nieder,
Ihr Himmliſchen! — Wann kommt Ihr wieder?
Wann zieht Ihr aus der Erdenſchmach
In Eure Herrlichkeit mich nach?"

Am Oſtertag, ſo iſt beſchloſſen,
Soll der Altar vom Sakriſtan
Sein köſtliches Gewand empfahn.
Schon iſt die letzte Nacht verfloſſen,
Schon öffnet ſich des Himmels Thor,
Und feſtlich tritt der Tag hervor.
Die Schatten weichen; Ulmen wiegen
Ihr grünend Haupt, und Glockenklang
Verkündigt, daß nach Leidenszwang
Der Lebensfürſt dem Grab entſtiegen.

Lebendig wird's im Klöſterlein,
Der Tempel prangt im Morgenſchein:
Hier weicht der dunkle Trauerſchleier,
Und glänzend ſtehn die Säulenreihn;
Dort ſieht man duft'ge Spezerein
Bereiten zu des Hochamts Feier.

Digitized by Google

Auch wird zuletzt vom Sakriſtan
Der Scharlachſchmuck herbeigetragen;
Und alle Chorgehülfen nahn,
Erfaßt von ſchaurigem Behagen.
Sie nahn und geben dienſtbereit
Dem Marmorſtein ſein Ehrenkleid;
Und nach des Tempels fernſten Enden
Ergießt ſich roſenhaftes Blenden.

Der rüſt'ge Glöckner läutet ſchon;
Es ſtrömt in wogendem Gedränge
Zum Heiligthum des Volkes Menge,
Und ſtimmend in den Orgelton
Erſchallen feſtliche Geſänge.
Und wie die Orgel ſchweigt, da tritt
Der Prior mit bedächt'gem Schritt
Aus ſeiner Zell' im Meßtalare
Und nähert ſich dem Hochaltare.
Doch wie er, um mit lautem Mund
Das Deo gloria zu beten,
Die Stufen des Altars betreten,
Thut ſich ein ſeltnes Wunder kund;
Denn, wild umbrauſt von Sturmgeheule,
Bebt Gypsgewölb' und Marmorſäule;
Des Tempels friedlichem Verein
Glänzt keine Blend' und keine Kerze,
Und des Altares Purpurſchein
Verwandelt ſich in Rabenſchwärze!
Erſchrocken ſtürzt mit Angſt und Graus
Des Volkes bleiche Schaar hinaus.

Und wie die Wuth des Sturmes wieder
Sich legt im öden Gotteshaus,
Verſammeln ſich die Ordensbrüder,
Und jeder ſtimmt den Prior bei:
Daß dieſer Spuk an heiliger Stelle
Ein freches Zauberſpiel der Hölle,
Und Benedikt ihr Jünger ſei.
Und beiſpiellos ihn zu beſtrafen,
Erſtürmt in frommer Blutbegier
Man alſobald des Schneiders Thür —
Der aber war im Herrn entſchlafen.

Die Erſcheinung.

Es ſteht der Meiſter bei Lampenlicht
Mit düſter ſchweifenden Sinnen,
Mit zagender Bruſt und bleichem Geſicht
Ein dringendes Werk zu beginnen.
Die Säge, den Hobel nimmt er zur Hand,
Und ſeitwärts, an des Kamines Rand
Steht glänzender Firniß bereitet.
Der peinliche Dünſte verbreitet.

Dem blühenden Kindlein, das ihm entſchlief,
Beginnt er mit Grämen und Grauen
Zum langen Schlummer im Grabe tief
Die enge Behauſung zu bauen.
Fahr' hin, erſeufzt er mit finſterm Blick,
Du fernres Hoffen auf irdiſches Glück!
Was könnt' ich nicht meiden und miſſen,
Nun mir der Frühling entriſſen!

Doch kaum, daß in Uebung der düſtren Pflicht
Die Worte den Lippen entgleiten,
Sieht er ein ſeltſam ſchimmerndes Licht
Sich durch die Werkſtatt verbreiten.
Ein Klingen vernimmt er, wie Harfenlaut,
Und wie er betroffen zur Seite ſchaut,
Iſt grüßend mit lächelnden Mienen
Des Kindleins Geſtalt ihm erſchienen.

Von lieblich grünendem Myrthenkranz
Sind ihm die Locken umfangen;
Es ſtrahlt das Auge von friſchem Glanz
Und roſig blühen die Wangen
Durch Todesſchauer zum Engel verklärt,
Vom Stern der Wonne zurückgekehrt,
Erſcheint es im Dunkel der Erde
Mit freundlicher Troſtesgeberde.

„Laß ab," beginnt es mit ſanftem Laut,
„Die Seele zum Kummer zu neigen!
Mir iſt ein Blumengezelt erbaut
Aus unverwelklichen Zweigen.
Dort hegen und weiden ſich Blick und Bruſt
An Bildern ewiger Frühlingsluſt:
Und was man verloren im Leben,
Wird ſchöner dort wiedergegeben!

„Eh' mich die ſchnöden Lüſte der Welt
Durch ſündige Lockung gewonnen,
Eh', von verderblichem Garn umſtellt,
Ich noch zu ſtraucheln begannen,
Der makelfreien Lilie gleich,
Ging ich ins himmliſche Freudenreich;
Dort eilt ich aus Blumengehegen
Dir freudigen Grußes entgegen!" —

Dem Meiſter wird's dunkel um den Sinn,
Als er den Troſtſpruch vernommen;
Er neigt ſich über den Sarg dahin,
Und ſtöhnet bang und beklommen,
Doch wie der dämmernde Tag erwacht,
Hat er ſein irdiſches Wandern vollbracht,
Und iſt, von Sehnſucht befangen,
Zum Liebling hinüber gegangen.

Aus K. G. Prätzel's

Feldherrnränke.

Erſter Geſang.

„Meiſter Bremſel! ohne lang zu ſtreiten
Mach' er ſich bequem, wie's ihm gefällt;
Kein Vernünft'ger kann's als Hochmuth deuten,
Wenn der Redner auf die Bank ſich ſtellt.
Leichter wird er unſern Muth erregen.
Iſt ſein Heldenanblick uns verliehn;
Kann ja allenfalls, des Schmutzes wegen,
Sich indeß die Schuhe runter ziehn!"

Bremſel that's, und hub mit feſten Mienen
Folgendergeſtalt zu ſprechen an:
„Endlich iſt der Augenblick erſchienen,
Endlich reift der langgenährte Plan!
Vielfach hab' ich euern Muth beſchworen,
Hab' euch angereizt bei Bier und Wein;
All umſonſt! ihr hattet keine Ohren,
Fieberangſt durchlief euch Mark und Bein!"

„Schon ſeit Jahren, wenn die zwölfte Stunde
Um die Zeit des Mais von Thurme ſchallt,
Zeigen auf des Kirchhofs ſtillem Grunde
Sich zween Geiſter, furchtbar von Geſtalt!
Schwarz und zottig ſind ſie anzuſchauen,
Ihre Augen ſind ein Funkenmeer;
Hörner tragen ſie und Drachenklauen,
Und nach Schwefel ſtinkt es weit umher!"

„Kiebitz, den einſt an des Kirchhofs Planken
Ein Berufsweg ſpät vorbeigeführt,
Hat's den flinken Schenkeln nur zu danken,
Daß vor Angſt ihn nicht der Schlag gerührt!
Küſters Elsbeth ward dem Schreck zum Raube;
Halb gelähmt, mit Müh und Noth entkroch
Sie dem Platz, und unter ihrer Haube
Rappelt es bis dieſe Stunde noch!

„Dieſem Unheil muß geſteuert werden!
Herzhaft müſſen wir dem Schreckbild nahn;
Oder als das feigſte Volk auf Erden
Schildert uns des Auslands Läſterzahn.
Will der Urian uns Schlingen legen,
Treff' er uns geſtählt mit Muth und Kraft!
Ach wir ſind, des trägen Zauderns wegen,
Längſt das Spottgedicht der Nachbarſchaft!"

„Bürger Tiefenbachs! o wenn ihr wüßtet,
Wie ſo tief mich euer Anblick rührt!
Mit Geſchoß und Speer ſteht ihr gerüſtet,
Und das Werk ſeh ich ſchon halb vollführt.
Droht uns auch das ganze Heer der Geiſter;
Ich, der Schützengilde Flügelmann,
Erbgeſeßner Zunft- und Schneidermeiſter,
Scheue nichts, und zieh euch kühn voran!" —

Sprachs, und reckte fürchterlich die Glieder,
Stieg dann ſchwitzend von der Bank herab,
Schnallte haſtvoll ſich die Schuhe wieder,
Und ergriff den knot'gen Feldherrnſtab.

Digitized by Google

Alle drängten ſich um ihren Führer
Wie die Bienen um den Weiſel her,
Und es trank der groſe Herzensrührer
Manches Glas zu neuer Stärkung leer.

Raſtlos hatte für die Abendſtunde
Raps den Tag hindurch mit Weib und Kind
In des Kellers unterird'ſchem Grunde
Hier ein Glas geſchwefelt, dort verdünnt;
Dennoch fand man, ſtatt zufriednen Dankes,
Seinen Landwein ohne Geiſt und Kraft,
Und den Vorrath ſeines Gerſtentrankes
Für Sneglitzenſchmäuſe angeſchafft.

Doch vor Allen, die zum groſzen Werke
Jetzt ſich ſtählten in des Gaſtwirths Haus,
Zeichnete durch ſeines Durſtes Stärke
Sich der Altgeſell wie immer aus!
Dieſem Durſt hat er das Loos zu danken,
Das ſich drauſzen wider ihn verſchwor;
Als er, rettungslos gebracht zum Wanken,
Mond und Steen' aus dem Geſicht verlor.

Tief und tiefer war die Nacht geſunken,
Und der Feldherr ſtellte, ſtillbemüht,
Die Verſchwornen, die ſich Muth getrunken,
Seinem Plan gemäſz, in Reih und Glied. —
Und nun ſei, o Muſe, mir gewogen!
Nenn ſonder Umſchweif und Verzug
Die Beherzten, die zum Kampfe zogen,
Und die Waffen, welche Jeder trug!

Majeſtätiſch an des Heeres Spitze
Prangt im grünkalmanknen Sonntagsrock,
Auf dem linken Ohr die Bibermütze,
Gebhard Bremſel mit dem Knotenſtock.
Aber wer erkennt den Windesraſchen,
Wer den vielgewandten Schneider mehr?
Spitze Steine füllen ihm die Taſchen,
Und ein Sarras folgt ihm, lang und ſchwer.

Ihm zunächſt ſchlieſzt ſich mit dickem Zopfe
Bärnſchreck, der Huf= und Grobſchmidt, an:
Einen Karpfenkeſſel auf dem Kopfe,
Und mit ſteifem Schurzfell angethan.
In den Fäuſten ſchwingt er Keul' und Meſſer,
Und auf edlen Siegesruhm erpicht,
Blickt dem ungeſtümen Eiſenfreſſer
Mordluſt aus dem ruſzigen Geſicht.

Auch den Aldermann der Feuerſpritzen,
Hänſel Pfiff, ſieht man im Zuge gehn!
Stets gerecht ſtehn ſeines Hutes Spitzen,
Mag er ſie nach Süd und Weſten drehn.
Muth und Liquor röthen ihm den Zinken;
Und ſo trabt er, hurtig und gewandt,
Eine Feuerzange in der linken,
Einen Zaunpfahl in der rechten Hand.

Raps, des Städtchens Gaſtwirth, trägt, der vierte
Eine Peitſche, die er kurz vorher
Mit betheertem Glasſtaub überſchmierte:
Wo ſie anſchnellt, wächſt kein Härchen mehr. —
Ihm geſellt mit roſtiger Muskete
Sich Hans Hunger, der zur Mittagszeit,
Phantaſirend auf der Pfennigs=Flöte,
Haus für Haus der Reihe nach erfreut.

An des Künſtlers Seite nimmt ein zweiter,
Gleichgeſchätzt im Städtchen, ſeinen Platz:
Peter Primel, Traum= und Zeichendeuter,
Hoch gelehrt in Kart' und Kaffeeſatz!
Jammervoll beſchwert mit Magenkrämpfen
Iſt er oft, zumal zur Zeit der Nacht;
Wo er dann, die innre Pein zu dämpfen,
Sich vom Bett erhebt und Verſe macht!

Eingeweiht in dunkle Künſt' und Zeichen
Thut er — kann er des Geſpenſtes Ohr
Mit den Zauberformeln erſt erreichen —
Auch als Geiſterbanner ſich hervor.
Feuer friſzt er, daſz die Ohren dampfen,
Gläſer kann er auseinander ſchrein. —
Dieſen ſieht man kühn den Boden ſtampfen,
Und mit blanker Holzart zornig dräun.

Aufgemuntert durch den Sonntagsbraten,
Den der Feldherr ſeinem Dienſt verſprach,
Folget euch, verſehn mit Hark' und Spaten,
Fenkelbach, der Todtengräber, nach.

Hinter ihm, mit büchnem Rockenträger,
Den er heimlich ſeinem Weib entwandt,
Schreitet Kiebitz, Schloſz= und Kirchenfeger,
Und der Weichſelzöpfige genannt.

Blitz und Donner auf der Felbelweſte,
Und das Wamms mit Rauchwerk ausgelegt,
Trippelt Buhzel, der am Kirmeſzfeſte
Ohne Notenblatt den Grundbaſz ſägt.
Ach, ihm wär' es nimmer zu verdenken,
Hätt' er ſich vom Zuge losgeſagt;
Doch den Spieſz ſieht man ihn muthig ſchwenken,
Trotz der Gicht die ſeine Glieder plagt.

Auch der Fleiſcher nimmt, ein halber Heide
Und Geſpenſterläugner, ſchuldigſt Theil;
Schwer am Gurt hängt ihm die Meſſerſcheide
Und am Arm das blankgeſchliffne Beil. —
„Was," ſo pflegte Stroppel oft zu ſagen,
„Von Geſpenſtern in dem Städtchen ſpukt,
Sind vielleicht die Kälber von drei Tagen,
Die ihr Sonntags gierig niederſchluckt!" —

Eine Trommel mit beſchabtem Felle,
Und von melancholiſch dumpfem Ton,
Trägt Elias Muff, der Altgeſelle,
Schier ergraut in Stroppels Brot und Lohn.
Denn ihn brachte Stroppel mit aus Polen,
Als er einſt dahin gezogen war,
Für die Kirmiſz Rindvieh einzuholen,
Und ſie blieben Freund' auf immerdar.

Nicht auf ſchlechtem Seitenweg' erſchlichen
Ward dies Amt von der beſcheidnen Haut;
Nein, durch Stimmenmehrheit ausgeglichen,
Hat man ihm die Trommel anvertraut.
Aber nicht ſoll ihn der Muth verführen,
Eh man ſiegreich von dem Schlachtfeld zieht,
Ungeſtümen Eifers ſie zu rühren,
Drum wandelt er im Hinterglied. —

Leuchtend ſtand der Mond am Himmelsbogen,
Frühlingslüfte ſpielten lind und kühl,
Und die Tapfern, die bewaffnet zogen,
Nahten mehr und mehr ſich ihrem Ziel.
Friedlich aber, vor des Kirchhofs Räumen,
Liegt ein Hügel, der, zur Seidenzucht
Hier und dort bepflanzt mit Maulbeerbäumen,
Schatten beut und vogelfreie Frucht.

Hier ward Halt gemacht. Der Feldherr ſelber
Stieg hinauf mit raſchem Ungeſtüm,
Und die andern alle, wie die Kälber,
Die den Hirſchbock drängen, folgten ihm.
Buhzel ſelbſt, als man an Ort und Stelle
Angelangt, ſtand in den Vorderreihn;
Auch die Trommel trug der Altgeſelle
Unverdroſznen Muthes hinterdrein.

Und wie alles nun hinüberſpähet,
Sieh, da ſpringen aus dem Fliederſtrauch,
Welcher innen an der Planke ſtehet,
Die Geſpenſter ganz nach altem Brauch,
Tummeln erſt, den Lauſchenden zum Schrecken,
Seltſam auf den Gräbern ſich herum,
Klettern emſig auf und ab, und ſtrecken
Endlich in das Gras ſich, ſtill und ſtumm.

Todtenſtille herrſcht' im Heldenkreiſe,
Die Geſichter wurden blaſz und roth;
Bis der Gaſtwirth Raps, nach ſeiner Weiſe,
Der Verſammlung eine Priſe bot.
„Riecht ihr's auch?" begann mit hohlem Flüſtern
Hänſel Pfiff, der Held mit Zang und Pfahl;
„Man erlebt ſolch Funkeln und ſolch Kniſtern
Wohl ſein Tage nicht zum zweiten Mal!"

„Kinder, laſzt den Kopf uns nicht verlieren!"
Fiel der Feldherr jetzt mit Unmuth ein;
„Muſzt' ich muthvoll euch zum Kampfe führen
Um ein Zeuge eurer Angſt zu ſein?
Herzhaft müſſen wir das Treffen wagen!
Kehren wir zurück in träger Ruh;
Bürger Tiefenbachs! die Weiber ſchlagen
Uns die Thüren vor der Naſe zu!"

„Zieht denn hin, euch Lorbeern zu erſtreiten,
Während ich, mit Einſicht und Verſtand
Von dem Hügel aus die Schlacht zu leiten,
Hier verharre, Flint' und Spieſz zur Hand.

Digitized by Google

Nicht dem Feldherrn ziemt's mit blindem Wagen
Seine unerſetzliche Perſon
In die Hitze des Gefechts zu tragen;
Darum bleib' ich, wie geſagt, davon." —

Als ihm aber dieſes Wort entfallen,
Plötzlich wurden alle Zungen frei.
Dieſen ſah man wild die Hände ballen,
Jener ſprach von Trug und Schelmerei.
Alle ſah er wider ſich verſchworen;
Da ergriff ein edles Zürnen ihn,
Und vor Eifer roth bis an die Ohren,
Sah man ihn der Plank' entgegen ziehn.

Alle folgten im geſtrecktem Trabe,
Doch ſobald man an der Pforte ſtand,
Winkte Bremſel mit dem Feldherrnſtabe,
Das Geſicht den Seinen zugewandt.
„Jetzt," ſo ſprach er, „laßt uns Rathes pflegen;
Meinen Vorſchlag höret alleſammt;
Stemmt euch nicht zum zweiten Mal dagegen,
Oder niederleg' ich Stab und Amt!"

„Kinder! laßt nur diesmal mir den Willen!
Siegt man denn durch Keul und Spieß allein?
Mit den Kieſeln, die die Taſchen füllen,
Kann ich nur von weitem nützlich ſein! —
Ueberdies iſt mir die Kraft geſunken!
Hätte doch ſein ſaures Lagerbier
Raps, der ſchnöde Schenkwirth, ſelbſt getrunken!
Denn vor Magenpein vergeh' ich ſchier!" —

Aber ſchwer verletzt durch dieſe Worte
Warf ihn Raps, in ſeines Zornes Drang,
Dergeſtalt an die verſchloſſ'ne Pforte,
Daß ſie knarrend aus der Angel ſprang.
Länger zähmet jetzt der Altgeſelle
Die Begierde ſeines Muthes nicht,
Läßt ſie wüthend aus am Trommelfelle,
Daß der Schweiß ihm durch die Glieder bricht.

Und von innen tönt ein dumpfes Heulen,
Grauenvoll iſt die Entſcheidung nah;
An den Boden ſinken Spieß' und Keulen,
Schreckenslaute hört man hier und da!
Bremſel ſtrebt umſonſt ſich aufzurichten,
Todesangſt umnebelt ihm den Sinn;
Und zwei ſchwarze Pudelhunde flüchten
Ueber ihn mit Windesſchnelle hin!

Das Traubenkörbchen.

Trauben las die ſpröde Philippine
An der Mittagswand des Gartenhauſes;
Meinte, vor des Lauſchers Blick geſichert,
Sich der ſüßen Beute zu erfreuen,
Und vergaß des Zwangs, mit dem die Mode
Grauſam ihre Prieſterinnen feſſelt.

Aber ſeitwärts an dem Wieſenbache
Lag ich, wohl verſteckt, im hohen Graſe,
Weidete gemüthlich Herz und Augen
An dem harmlos ruhigen Geſchäfte,
An dem ſüßen Lächeln ihres Mundes,
An dem holden Ebenmaß der Glieder,
An der leichten Anmuth ihres Weſens.
So vertieft in ſeliger Beſchauung,
Scheut' ich mich, mit leiſem Athemzuge
Die geknickten Halme zu bewegen,
Die um Wang' und Stirn' ſich häkelnd drängten,
Und erwog im Innern ſtill die Weiſe,
Wie ich, unbemerkt der Leiter nahend,
Sie erſchrecken und verſöhnen möchte.

Plötzlich trat der Gott des Sonnenwagens,
Hülfreich meinem Wunſch und meinem Trachten,
Aus dem ſilbernen Gewölk des Himmels;
Sandte, zielend nach dem Weinſpaliere,
Glüh'nde Pfeile nach der Bogenſenne,
Traf des Nackens hellen Alabaſter
Und den Lilienarm der Unbeſorgten;
Färbte höher ihre Purpurwange,
Ließ nicht ab mit ſchelmiſcher Befehdung,
Bis ſie, hüpfend von den glatten Sproſſen,
Schleiertuch und Halmentuch zu ſuchen,
Nach des Geisblatts ferner Laub' enteilte.

Und zu Helios verklärtem Lichte
Stieg mein Dank in froh geweihtem Opfer!
Dem beblümten Lager mich entraffend,
Naht' ich ſchüchtern mich dem Weingeländer,
Raubte kühn das ſchöngeflochtne Körbchen,
Das den Lohn enthielt des regen Fleißes;
Nahm den Rückweg durch die Wieſenblumen,
Durch des Baches leichtbeſpülte Kieſel,
Und erharrte ſtill am Gegenufer,
Wie der Knoten ſich entwickeln möge.

Fröhlich kehrte ſie; ein muntrer Zephyr
Spielte mit des Buſens loſem Schleier,
Mit des Hutes feſſelfreien Bändern.
Heiter lächelnd brach ſie eine Traube,
Wandte niederwärts ſich nach dem Körbchen,
Und erblaßte —
„Löſe dir die Beute!"
Rief ich kecklich mit erhobner Stimme,
Und das Körbchen in den Lüften ſchwingend.

Aber zürnend den verwegnen Worten,
Lehnte ſeitwärts ſie ſich an die Leiter,
Auf die Traube, die ſie friſch gebrochen,
Starr und trotzig ihre Blicke heftend.

„Löſe dir die Beute!" rief ich wieder;
„Nur der Schritte funfzehn oder zwanzig,
Und die Opfer nenn' ich dir mit Namen,
Die den ſüßen Raub zurück erkaufen!"

„„Wohl!"" verſetzte ſie mit zarter Stimme,
Die melodiſch mir das Herz bewegte;
„„Der begehrte Tauſch iſt leicht zu treffen:
Gib das Körbchen mir und nimm die Trauben!
Der Verluſt iſt eben zu verſchmerzen.""

„Mädchen," unterbrach ich ihre Worte,
„Hart und lieblos klingt, was du geredet!
Denkſt du wirklich, in der Willensmeinung
Kam ich her, das Körbchen dir zu geben?
Theurer Lohn gebührt der theuren Mühe!
Alſo Kuß um Traube: und wir können
Beide, mein' ich, bei dem Tauſch beſtehen!"

Leicht erröthend ſah ſie mir ins Auge
Und die Purpurtraub' in ihrer Linken,
Schlich ſie ſcheuen Fußes nah' und näher;
Mich auch hielten jetzt des Baches Wellen
Länger nicht von meinem Glück geſchieden;
Munter hüpft ich über ſeine Kieſel,
Ueber Binſenkraut und Wieſenblumen,
Bis zur Seit ich ſtand dem holden Kinde;
Setzt' im Lindenſchatten drauf mich nieder,
Und begann mit feſter Mien' und Stimme:
„Laß uns Rechnung halten, Philippine!"

„„Fein berechneſt du den Werth der Waare,""
Rief ſie aus in lieblicher Verwirrung,
„„Und im Nu erfahr ich, was ich gelte!
Fertig iſt der Ueberſchlag des Krämers,
Und ſein Ausſpruch ſchmeichelt meinem Stolze.
Alſo Kuß um Traube! Wär' ich vorſchnell
Doch der Kühnen Meinung faſt geweſen,
Daß in einem Kuß für Korb und Trauben
Die vollkommne Löſung ſich bewähre!""

„Wieder nenneſt du zu Qual und Aerger
Mir das Körbchen!" rief ich ungeduldig,
„Haſſenswerth iſt mir der Klang des Wortes,
Haſſenswerther noch in deinem Munde! —
Scheuſt du dich, der Neigung ſüße Zeichen
Abzumeſſen gegen Traubenpurpur,
So ertheile ſie genau und redlich
Nach dem Maße mir, wie ich dich liebe! —
Meiner Sehnſucht bleibt dein Herz verſchloſſen,
Ungehört verhallten meine Wünſche,
Und der Lenz ging kranzlos mir vorüber.
Soll ich jetzt des Glückes Wink verſchmähen? —
Kühne Forderung hegt der kühne Räuber;
Denn ihn ſchreckt die Flucht des Augenblickes!
Viele Tage faßt der Kreis des Jahres,
Und nur einer winkt zur Traubenleſe!"

Digitized by Google

Sprach's und zog ſie herzhaft zu mir nieder,
Theilte dann die zarten Traubenſtengel
Heimlich und geſchickt mit feinem Nagel,
Daß dem Tauſch es nicht an Stoff gebrechen
Und mit klugvermehrter Zahlenreihe
Der Gewinn ſich froh verdoppeln möge.

Aber bald verwirrt' im Wechſelſpiele
Amors Hinterliſt uns Herz und Sinnen,
Und die Klarheit wich aus der Entſcheidung:
Wer das Pfand verwahr' und wer es löſe.
Der Entbehrung düſtren Gram vergeſſend,
Trieben wir, umglänzt vom Abendgolde,
Tändeleien der beglückten Liebe;
Bis mit lautem Ruf entlang den Hecken
Uns die Mutter aus einander ſcheuchte.

Johann Preuss,

geboren 1620 zu Guben, ſtudirte Theologie, war Prediger und wurde des Socianismus halber eingekerkert. Er irrte dann lange Zeit in Deutſchland umher, lebte in Berlin, Frankfurt a. d. Oder, Selcho u. ſ. w. und floh endlich nach Polen, wo er auch wahrſcheinlich ſtarb.

Er ſchrieb:

Herzliches Saitenſpiel. Frankfurt a. d. Oder, 1657.

Geiſtlicher Weihrauch. O. O. 1662.

Faſtenſpeiſe, kranke Gewiſſen damit zu erquicken. O. O. 1673.

Innige, warme Andacht, Begeiſterung und tiefes, religiöſes Gefühl, verbunden mit guter Behandlung der Sprache und Form, zeichnen ſeine geiſtlichen Lieder vor denen der Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen rühmlich aus.

Johann Aloys Primiſſer

ward am 4. März 1796 zu Innsbruck geboren, ſtudirte in Wien, ward daſelbſt Kuſtos an dem Münz-, Antiken- und Ambraſer Cabinet und ſtarb am 25. Juli 1827, zu früh für die Wiſſenſchaft und ſeine Freunde.

Außer vielen kleinen Abhandlungen, in Journalen ꝛc. beſitzen wir von ihm:

Die k. k. Ambraſer Sammlung beſchrieben. Wien 1820.

Der Helden Buch in der Urſprache. Berlin 1820—21, 2 Th. 4. Mit F. H. v. d. Hagen.

Der Stammbaum des Hauſes Habsburg-Oeſterreich. Wien 1820, Fol.

Peter Suchenwirths Werke. Mit Wörterbuch und und hiſtoriſchen Bemerkungen. Ebend. 1827.

P. erwarb ſich große Verdienſte um die kritiſche Herausgabe deutſcher Werke des Mittelalters, und würde ſie gewiß noch ſehr erhöht haben, wenn ihm ein längeres Leben verſtattet geweſen wäre.

Hermann, Fürſt Pückler von Muskau.

Dieſer in mehr als einer Hinſicht ausgezeichnete Mann ward am 30. October 1785 zu Muskau in der Lauſitz geboren, erhielt ſeine erſte Bildung zu Uhyſt, auf dem Pädagogium zu Halle und zu Deſſau unter der Leitung eines Hofmeiſters, und ſtudirte dann von 1801 bis 1803 Jurisprudenz in Leipzig. Er trat darauf in ſächſiſche Kriegsdienſte, avancirte bis zum Rittmeiſter in der ſächſiſchen Garde und machte ſpäter, nach verlangtem Abſchiede, eine Reiſe durch Frankreich und Italien. Nach ſeiner Heimkehr durch den Tod ſeines Vaters Erbe der Standesherrſchaft Muskau geworden, ſchuf er aus dieſem Beſitzthum einen herrlichen Aufenthalt, und trat dann, während des Feldzuges gegen Napoleon im October 1813 als Major in ruſſiſche Dienſte, worauf er dem Herzoge von Sachſen-Weimar, Karl Auguſt, als Adjutant beigegeben wurde. Nachdem er ſich in dieſem Kriege in jeder Hinſicht höchſt rühmlich ausgezeichnet hatte, beſuchte er England, wo er ein Jahr verweilte, und ging dann nach ſeinem Stammſitze zurück, den er mit dem feinſten und großartigſten Geſchmacke zu verſchönern fortfuhr. Im Jahre 1817 vermählte er ſich mit der Reichsgräfin von Pappenheim, der Tochter des Fürſten von Hardenberg; dieſe Ehe ward jedoch 1826 wieder, nach gegenſeitiger Uebereinkunft, gelöſt. 1822 erhob ihn der König von Preußen in den Fürſtenſtand. Von 1828 lebte er faſt beſtändig auf Reiſen, beſuchte England, Frankreich und einen Theil des Morgenlandes und iſt erſt ſeit Kurzem wieder aus Aegypten nach Deutſchland zurückgekehrt.

Von ihm erſchien im Druck:

Gedichte. Berlin 1811, 1. Bd., gr. 8.

Briefe eines Verſtorbenen. München 1830—31, 4 Bde.

Tutti Frutti. Stuttgart 1834, 5 Bde.

Semilaſſo's vorletzter Weltgang, Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verſtorbenen. Stuttgart 1835.

Einzelne Reiſeberichte in der Augsburger Allgemeinen Zeitung u. ſ. w.

Wie es nicht anders ſein konnte, iſt der geniale und originelle Reiſende eben ſo heftig angegriffen worden, als er ſich eines großen und in mehr als einer Hinſicht gerechten Beifalls erfreute. Von allen Kritikern urtheilt gewiß Menzel (deutſche Literatur Th. IV. S. 322 flgde.) am billigſten und richtigſten von ihm, indem er ſagt: Der Fürſt von Pückler Muskau vereint mit angeborner Eleganz zugleich die feinſte Berückſichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln, ariſtokratiſchen Daſein zu einer glänzenden und doch im ſtrengſten Sinne nur bürgerlichen Rolle herausgedrängt haben, und er weiß der Neuheit dieſer Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von ſeinem Stande nur die Comforts, nur den feinen Epikuräismus der ſchönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal ſeiner „Wappenvögel" gedenkt, ſo iſt es doch unpaſſend, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, denn ſeine ganze literariſche Erſcheinung iſt weit eher eine Conceſſion, welche die hohe Ariſtokratie dem Zeitgeiſt macht, als eine Reclamation. Es iſt eine Erſcheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbeſondere ohne die ſocialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es iſt ein Schlaglicht, aus Frankreich nach Deutſchland herübergeworfen, und der Fürſt Pückler verhält ſich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philoſophiſch gewordenen alten ſich verhielt. Daher iſt auch der Fürſt wieder, wie Friedrich, in ſeinen Formen franzöſiſch. Noch kein Schriftſteller hat ſich in deutſcher Sprache ſo franzöſiſch auszudrücken gewußt. Es iſt nicht allein der

leichte Memoirenton, es iſt vorzüglich der noch piquantere Converſationston, gewürzt mit allen Grazien ſowohl der Offenheit als der Coquetterie. Die Rückſicht, ſtets vortheilhaft und liebenswürdig zu erſcheinen, ohne Neid zu erregen, zu imponiren, ohne zu verletzen, zu ſchmeicheln, ohne ſich etwas zu vergeben, dieſe erſte Regel echt franzöſiſcher Geſelligkeit geht auch bei Pückler allen andern vor. Wenn er oft, beſonders in ſeinem ſchönen Werke über England, bei dem Gedanken verweilt, wie die Ariſtokratie mehr und mehr aus dem politiſchen Leben herausgedrängt worden, ſo beweiſt er ſelbſt, wie das beſſere ariſtokratiſche Element immerhin ſeine Herrſchaft im ſocialen Leben zu bewahren berufen ſei. Die Ariſtokratie ſchöner Sitten wird ſich niemals ausrotten laſſen, oder immer wieder auf den Trümmern der Geſellſchaft ſich anbauen. Schon der bloße Reichthum wird immer Vorrechte begründen, und es iſt nicht der letzte Vorzug der Schriften des Fürſten Pückler, daß ſo mancher Reiche darin die Anweiſung finden kann, mit Geſchmack zu ſchaffen und zu genießen, und im eigenen Genuß dem Gemeinweſen wenigſtens den Tribut der Schönheit abzutragen.

Aus den Briefen eines Verſtorbenen.

Dritter Brief.

London, den 5. October 1826.

Ich habe eine ſehr unglückliche Ueberfahrt gehabt. Eine Bourraske, die leidige Seekrankheit, 40 Stunden Dauer ſtatt 20, und zu guter letzt noch das Feſtſitzen auf einer Sandbank in der Themſe, wo wir 6 Stunden verweilen mußten, ehe uns die Fluth wieder flott machte, waren die unangenehmen Evénements dieſer Reiſe.

Ich weiß nicht, ob ich früher (es ſind 10 Jahre, ſeit ich England zum letztenmal verließ) Alles mit verſchönernden Augen anſah, oder meine Einbildungskraft ſeitdem, mir unbewußt, das entfernte Bild ſich mit reizendern Farben ausmalte — ich fand diesmal alle Anſichten, die wir von beiden Ufern erhielten, weder ſo friſch noch pittoresk als ſonſt, obgleich zuweilen doch herrliche Baumgruppen und freundliche Landſitze ſichtbar wurden. Auch hier verſtellt, wie im nördlichen Deutſchland, das Lauben der Bäume gar oft die Landſchaft, nur daß ihre Menge in den vielfachen Hecken, die alle Felder umgeben, und die Rückſicht, daß man ihnen wenigſtens die äußerſten Kronen und Wipfel läßt, den Anblick weniger troſtlos machen, wie z. B. in dem ſonſt ſo ſchönen Schleſien.

Unter den Paſſagieren befand ſich ein Engländer, der erſt kürzlich aus Herrnhut zurückkehrte und auch das Bad von M.... beſucht hatte. Es divertirte mich ſehr, ungekannt von ihm, ſeine Urtheile über die dortigen Anlagen zu hören. Wie der Geſchmack verſchieden iſt und man daher bei nichts verzweifeln darf, kannſt Du daraus abnehmen, daß dieſer Mann jene düſtern Gegenden ungemein bewunderte, blos wegen der Immenſität ihrer „evergreen woods,“ womit er die endloſen monotonen Kieferwälder meinte, die uns ſo unerträglich vorkommen, in England aber, wo die Kiefern mühſam in den Parks angepflanzt werden, obgleich ſie in der Regel ſchlecht gedeihen, eine ſehr geſchätzte Seltenheit ſind. Ein Amerikaner war ſehr entrüſtet, bei dieſer elenden Ueberfahrt ſeekrank geworden zu ſein, während er es von Amerika nach Rotterdam nie geweſen, und ein Plantagenbeſitzer aus Demerary, der beſtändig fror, jammerte dann den noch mehr über die unpolitiſche Aufhebung des Sclavenhandels, der, wie er meinte, bald den gänzlichen Ruin der Colonien herbeiführen müßte, denn, ſagte er: Ein Sclave oder Inländer arbeitet nie, wenn er nicht muß, und um zu leben, braucht er nicht zu arbeiten, da das herrliche Land und Klima ihm von ſelbſt Nahrung und Obdach liefert. Europäer aber können bei der Hitze nicht arbeiten, es bleibt alſo nichts übrig, als die Alternative: Kolonien mit Sclaven, oder keine Kolonien. Dies wiſſe man auch recht gut, habe aber ganz andere Zwecke bei der Sache, die ſich blos hinter der Etalage von Menſchenliebe (dies waren ſeine Worte) zu verſtecken ſuchten. Die Sclaven, behauptete er übrigens, würden ſchon des eignen Vortheils der Herren wegen weit beſſer behandelt, als z. B. die irländiſchen Bauern, und er habe früher in Europa gar oft auch Dienſtboten weit ſchlimmer traktiren geſehn. Eine Ausnahme hie und da möge vorkommen, ſie käme aber beim Ganzen nicht in Betracht u. ſ. w. Ich ſuchte das Geſpräch von dem für Menſchenfreunde ſo ſchmerzlichen Gegenſtand abzuleiten und ließ mir dagegen von ihm das Leben Guyanas und die Pracht ſeiner Urwälder beſchreiben, eine weit intereſſantere Unterhaltung, die mich faſt mit einer Art Heimweh nach jenen Naturwundern erfüllte, wo Alles herrlicher, nur der Menſch niedriger iſt.

Das lächerliche Element unſerer Fahrt war eine engliſche Dame, die mit ſeltener Volubilität und bei jeder Gelegenheit franzöſiſche Converſationen anzuknüpfen ſuchte. Nicht mehr im blühendſten Alter, wußte ſie dieſem Fehler, ſelbſt auf dem Schiffe, durch die ſorgfältigſte Toilette abzuhelfen, und einer der Paſſagiere behauptete ſogar, ſie habe „a crack“ im Nacken, eine neuerfundene Art Schraube, durch welche die Runzeln aufgewunden werden. Als wir ſpät am Morgen Alle mehr oder weniger elend auf dem Verdeck erſchienen, war ſie ſchon im eleganten Negligée dort etablirt, und erwiederte auf meine Klagen luſtig in ihrem breiten Dialekt: „Comment, comment, vous n'avez pas pù dormir? moi parfaitement, très comfortable, j'étais tres chaudement couché entre deux matelots, et je m'en porte à merveille,“ — „Madame,“ ſagte ich, „on conçoit que vous ne craignez pas la mer.“

Mitten in der zweiten Nacht ankerten wir an der Londoner Brücke, der fatalſte Umſtand, der Einem hier begegnen kann, weil man dann, wegen der Strenge der Douanen, vor der Viſitation ſeiner Sachen nichts mit ſich vom Schiffe nehmen darf, die Bureaus aber nicht vor 10 Uhr früh geöffnet werden. Da ich meine deutſchen Diener nicht mit Wagen und Effekten allein laſſen mochte, und eben ſo vernachläſſigt hatte, mir Quartier zu beſtellen, als mich durch den Geſandten von der Viſitation zu befreien, ſo war ich genöthigt, faſt wie ich ging und ſtand, die Nacht in einer elenden Matroſen-Taverne am Ufer zuzubringen, fand aber am Morgen, wo ich bei der Unterſuchung meiner Sachen gegenwärtig war, auch hier den ſelten trügenden goldnen Schlüſſel ſehr wirkſam, um mir langes Warten und Weitläufigkeiten zu erſparen. Selbſt ein paar Dutzend franzöſiſche Handſchuhe, die in aller Unſchuld bei meiner Wäſche oben auf lagen, ſchienen durch meine Guinee unſichtbar geworden zu ſein, denn Niemand bemerkte ſie.

So ſchnell als möglich eilte ich aus der ſchmutzigen City mit ihrem Ameiſengetümmel herauszukommen, mußte aber noch eine halbe Station weit mit Poſtpferden fahren, ehe ich in das westend of the town gelangte, wo ich in meiner frühern Wohnung im Clarendon Hotel abtrat. Mein alter Wirth, ein Schweizer, hatte zwar unterdeß England mit einem andern, bis jetzt noch unbekannten Lande vertauſcht, der Sohn aber ſeine Stelle eingenommen, und dieſer empfing mich mit aller der dienſtfertigen Sorgfalt, welche die engliſchen Gaſtwirthe, und überhaupt hier alle diejenigen, welche vom Gelde Anderer leben, auszeichnet. Auch erwies er mir ſogleich einen wahren Dienſt, denn, kaum eine Stunde ausgeruht, ward ich gewahr, daß ich im Trouble der Nacht einen Beutel mit 80 Sovereigns im Commodenfache meiner Schlafſtube vergeſſen hatte. Monſieur Jacquier, der das engliſche Terrain zu gut kannte, zuckte die Achſeln, ſandte jedoch ohne Verzug einen Vertrauten zu Waſſer ab, um wo möglich das Verlorne wiederzubringen. Die Unordnung, welche in jenem elenden Gaſthofe der Vorſtädte herrſchte, kam mir zu ſtatten. Unſer Bote fand die Stube noch unaufgeräumt, und, zur vielleicht unangenehmen Ueberraſchung der Hausleute, den Beutel unberührt an der bezeichneten Stelle.

London iſt jetzt ſo todt an Eleganz und faſhionablen Leuten, daß man kaum eine Equipage vorüberfahren ſieht, und von aller beau monde nur einige Geſandten gegenwärtig ſind. Dabei iſt die ungeheure Stadt voller Schmutz und Nebel, und die macadamiſirten Straßen einer ausgefahrenen Landſtraße ähnlich, denn das alte Pflaſter iſt in dieſen herausgeriſſen worden und durch Granitſtückchen, mit Kies ausgefüllt, erſetzt, die zwar ein ſanfteres Fahren gewähren und den Lärm dämpfen, im Winter aber auch die Stadt in einen halben Sumpf verwandeln. Ohne die vortrefflichen Trottoirs müßte man, wie in den Landes bei Bordeaux, auf Stelzen gehn. Auch tragen die gemeinen Engländerinnen etwas Aehnliches von Eiſen an ihren großen Füßen.

Durch die neue Regents-Straße Portland-Place und den Regents-Park hat die Stadt indeß ſehr gewonnen. Sie ſieht nun erſt in dieſem Theile einer Reſidenz ähnlich, nicht mehr wie ſonſt einer bloßen unermeßlichen Hauptſtadt für shopkeepers, nach weiland Napoleons Ausdruck. Obgleich der arme Herr Naſh (ein einflußreicher Architekt des Königs, von dem dieſe Meliorationen hauptſächlich herrühren) ſo übel von manchen Kunſtkennern mitgenommen wird, und auch nicht zu läugnen iſt, daß in ſeinen Gebäuden alle Style unter einander geworfen werden und das Gemengſel oft mehr barock als genial erſcheint, ſo iſt ihm doch meines Erachtens die Nation vielen Dank dafür ſchuldig, ſo rieſenmäßige Pläne zur Verſchönerung ihrer Hauptſtadt gefaßt und durchgeführt zu haben. Das Meiſte iſt übrigens noch in petto, wird aber bei der allgemeinen Bauwuth und dem vielen Gelde der Engländer gewiß ſchnell in's Leben

Digitized by Google

treten. In die Details muß man freilich nicht zu ſtreng eingehen. So iſt der Regentſtret zum point de vüe dienende Thurm, der in einer Nagelſpitze endet, und bei welchem Körper und Dach um Anfang und Ende zu ſtreiten ſcheinen, eine ſeltſame architektoniſche Mißgeburt, und nichts ergötzlicher, als die darauf gemachte Carricatur, wo man Herrn Naſh (ein ſehr kleiner, verſchrumpelt ausſehender Mann) geſtiefelt und geſpornt, äußerſt ähnlich abconterfeit und auf eben erwähnter Spitze reitend, angeſpießt ſieht, mit der Unterſchrift: National taste (wird ausgeſprochen: Nashional).

Man könnte viele ähnliche Abnormitäten anführen. So ſind unter andern an einem Balkon, der den größten Pallaſt am Regents-Park ziert, vier plattgedrückte Geſtalten an die Wand gequetſcht, deren Bedeutung ein Räthſel bleibt. Ihr Coſtüme gleicht einer Art Schlafrock, woraus man wenigſtens ſchließen kann, daß Menſchen damit gemeint ſind. Vielleicht ſind es Embleme für ein Lazareth, denn dieſen ſcheinbaren Palläſten iſt, wie denen in Potsdam, auch nur Einheit und Anſehen durch die Façaden gegeben, eigentlich bilden ſie eine Menge ſchmaler Häuſer, die zu allerlei Gewerbs- und andern Zwecken, wie hundert verſchiedenen Eigenthümern zur Wohnung dienen.

Tadellos iſt dagegen die, auch von Herrn Naſh ausgehende ländliche Anlage in dieſem Park, vorzüglich die Waſſerpartbie. Hier hat die Kunſt das ſchwere Problem völlig gelöſt, in ſcheinbar frei wirkender Natur nicht mehr bemerkt zu werden. Man glaubt einen breiten Fluß weit hin durch üppig bebuſchte Ufer in die Ferne ſtrömen und dort ſich in mehrere Arme vertheilen zu ſehen, während man doch nur ein mühſam ausgegrabnes, ſtehendes und beſchränktes, aber klares Waſſer vor ſich hat. Eine ſo reizende Landſchaft wie dieſe, mit hervorragenden Hügeln in der Ferne und umgeben von einem Meilen langen Circus prachtvoller Gebäude, iſt gewiß eine der Hauptſtadt der Welt würdige Anlage, und wird, wenn die jungen Bäume erſt alte Rieſen geworden ſind, wohl kaum irgendwo ihres Gleichen finden. Viele alte Straßen wurden, um alles dieſes zu ſchaffen, weggeriſſen, und ſeit 10 Jahren mehr als 60,000 neue Häuſer in dieſer Gegend der Stadt aufgebaut. Es iſt, wie mich dünkt, eine beſondere Schönheit der neuen Straßen, daß ſie zwar breit ſind, aber nicht durchaus in ſchnurgerader Linie gehen, ſondern, wie die Wege in einem Park, zuweilen Biegungen machen, die ihre ſonſt nicht zu verhindernde Einförmigkeit unterbrechen. Erhält London noch Quais und wird die Paulskirche frei gemacht, wie der talentvolle Obriſt Trench projektirt hat, ſo wird ſich keine Stadt an Pracht mit ihr meſſen können, wie ſie ſchon jetzt jede andere an Größe übertrifft.

Unter den neuen Brücken ſteht die Waterloobrücke oben an, bei der die Unternehmer jedoch 300,000 L. St. verloren haben ſollen. 1,200 Fuß lang und mit einem gediegnen Geländer aus Granit verſehen, dabei faſt immer verhältnißmäßig einſam, bietet ſie einen anmuthigen Spaziergang dar, mit den ſchönſten Flußausſichten auf ein ſtolzes Gemiſch von Palläſten, Brücken, Schiffen und Thürmen, inſofern nämlich der Nebel ſolche zu ſehen geſtattet. Die Vorrichtung, welche hier ſtattfindet, die Einnehmer des Brückengeldes zu controleren, war mir neu. Der eiſerne Dreher, durch den man gehen muß und der die gewöhnliche Kreuzesform hat, iſt ſo eingerichtet, daß er nur ein Viertel des Cirkels jedesmal weicht, gerade ſo viel als nötdig iſt, um eine Perſon hindurch zu laſſen, und in demſelben Augenblick, wo er in dieſe Viertelwendung einſchlägt, fällt durch einen Mechanismus unter der Brücke eine Marke in einen verſchloſſenen Behälter. Eine ähnliche Vorrichtung findet ſich daneben für die Wagen, und die Eigenthümer brauchen daher nur Abends die Marken nachzuzählen, um genau zu wiſſen, wie viel Fußgänger und Pferde täglich über die Brücke paſſirt ſind. Man zahlt einen Penny für den Fußgänger und drei Pence für ein Pferd, wobei man auf 300 L. St. tägliche Einnahme gerechnet hatte; dieſe überſteigt jedoch ſelten 50.

Den 7. October.

Was Dich hier ſehr anſprechen würde, iſt die ausnehmende Reinlichkeit in allen Häuſern, die große Bequemlichkeit der Meubeln, die Art und Artigkeit der dienenden Klaſſen. Es iſt wahr, man bezahlt alles, was zum Luxus gehört (denn das blos Nothwendige iſt im Grunde nicht viel theurer als bei uns) ſechsfach höher, man findet aber auch ſechsfach mehr comfort dabei. So iſt auch in den Gaſthöfen alles weit reichlicher und im Ueberfluſſe, als auf dem Continent. Das Bett z. B., welches aus drei übereinander gelegten Matratzen beſteht, iſt groß genug, um zwei bis drei Perſonen darauf Platz zu geben, und ſind die Vorhänge des viereckigen Betthimmels, der auf ſtarken Mahagonyſäulen ruht, zugezogen, ſo befindeſt Du Dich wie in einem kleinen Cabinet, ein Raum, wo in Frankreich Jemand ganz bequem wohnen würde. Auf Deinem Waſchtiſche findeſt Du nicht blos eine ärmliche Waſſer-Bouteille mit einem einzigen Fayence oder ſilbernen Krug und Becken nebſt einem langgedehnten Handtuche, wie Dir in deutſchen und fränkiſchen Hotels und ſelbſt in vielen Privathäuſern geboten wird, ſondern ſtatt deſſen wahre kleine Wannen von chineſiſchem Porcellain, in die man den halben Leib ohne Mühe tauchen könnte, darüber Robinets, die im Moment jede beliebige Waſſerfluth liefern; ein halbes Dutzend breite Servietten, eine Menge große und kleine Kriſtallflaſchen, einen hohen Stellſpiegel, Fußdecken ꝛc., ohne die andern anonymen Bequemlichkeiten der Toilette in eleganter Geſtalt zu erwähnen. — Alles präſentirt ſich ſo behaglich vor Dir, daß Dich ſofort beim Erwachen eine wahre Badeluſt anwandelt. Braucht man ſonſt etwas, ſo erſcheint auf den Ruf der Klingel entweder ein ſehr nett gekleidetes Mädchen mit einem tiefen Knix, oder ein Kellner, der in der Tracht und mit dem Anſtand eines gewandten Kammerdieners reſpectvoll Deine Befehle entgegen nimmt, ſtatt eines ungekämmten Burſchen in abgeſchnittener Jacke und grüner Schürze, der mit dummdreiſter Zuthätigkeit Dich fragt: Was ſchaffen's, Ihr Gnoden? oder: Haben Sie hier geklingelt? und dann ſchon wieder herausläuft, ehe er noch recht vernommen hat, was man eigentlich von ihm wollte. Gute Teppiche decken den Boden aller Zimmer, und im hellpolirten Stahlkamin brennt ein freudiges Feuer, ſtatt der ſchmutzigen Bretter und des rauchenden oder übelriechenden Oeſens in ſo vielen vaterländiſchen Gaſthäuſern. Gehſt Du aus, ſo findeſt Du nie eine unſaubere Treppe, noch eine ſo ſpärlich erleuchtete, wo nur gerade die Dunkelheit ſichtbar wird. Im ganzen Hauſe herrſcht überdies Tag und Nacht die größte Ruhe und Decenz, und in vielen Hotels hat ſogar jedes geräumige Logis ſeine eigene Treppe, ſo daß man mit Niemand Andern in Berührung kommt. Bei Tiſche gewährt man dem Gaſte eine gleiche Profuſion weißer Tiſchwäſche und glänzend geputzter Beſtecke, nebſt einer wohl fournirten plat de menage und einer Eleganz der Anrichtung, die billiger Weiſe nichts zu wünſchen übrig läßt; die Dienerſchaft iſt ſtets da, wenn man ſie braucht, und drängt ſich doch nicht auf, der Wirth ſelbſt aber erſcheint gewöhnlich beim Anfang des Dinés, um ſich zu erkundigen, ob man mit Allem zufrieden ſei, kurz man vermißt in einem guten Gaſthofe hier nichts, was der wohlhabende gereiſte Privatmann in ſeinem eignen Hauſe beſitzt, und wird vielleicht noch mit mehr Aufmerkſamkeit bedient. Freilich iſt die Rechnung dem angemeſſen, und auch die Waiters müſſen ziemlich eben ſo hoch wie eigne Diener bezahlt werden. In den erſten Hotels iſt ein Kellner, für ſeine Perſon allein, mit weniger als zwei Pfund Trinkgeld die Woche durchaus nicht zufrieden. Die Trinkgelder ſind überhaupt in England mehr als irgendwo an der Tagesordnung, und werden mit ſeltner Unverſchämtheit ſelbſt in der Kirche eingefordert.

Ich beſuchte heute einige Bazars, die ſeit den letzten Jahren immer mehr überhand nehmen und den Käufern viel Bequemlichkeit darbieten. Der ſogenannte Pferde-Bazar iſt im größten Maßſtabe erbaut und verſammelt täglich eine ſehr bunte Menge. Er nimmt mehrere weitläufige Gebäude ein, wo in endloſen langen Gallerien und Sälen zuerſt viele Hunderte von Wagen und Geſchirren aller Art, neue und alte (aber auch die letztern wie neue aufgefriſcht), faſt zu allen Preiſen ausgeſtellt ſind. In andern Zimmern werden Porcellain-Waaren, Putz, Kriſtall, Spiegel, Quincaillerie, Spielſachen, ſogar tropiſche Vögel und Schmetterlings-Sammlungen ꝛc. feil geboten, bis man endlich in der Mitte des Etabliſſements in die Zimmer eines Kaffeehauſes gelangt, mit einer rund um einen freien Platz laufenden Glasgallerie. Hier ſieht man, während man gemächlich (freilich in ſehr gemiſchter Geſellſchaft) frühſtücken kann, eine Menge Pferde vorführen und verauctioniren, die in zahlreichen Ställen daneben ſtehen, wo ſie ſehr gut gewartet werden, und wo auch für eine voraus beſtimmte Vergütung, Jeder, der verkaufen will, die ſeinigen hinſenden kann. Wenn ein ſolches Pferd vom Auctionator garantirt wird (warranted sound) ſo kann man es ziemlich ſicher kaufen, da die Eigenthümer der Anſtalt dafür einſtehen müſſen; das Beſte findet man allerdings hier in der Regel nicht, aber gewiß das Wohlfeilſte, und für Manchen hat dies auch ſein Gutes, noch mehr vielleicht die große Bequemlichkeit, ſich alles Nöthige im Augenblick an demſelben Orte verſchaffen zu können. Dergleichen Bazars giebt es, wie geſagt, ſchon eine Menge, und ſie ſind wohl eine kleine Promenade werth. Ueberdies macht das bequeme Gehen auf den vortrefflichen Londoner Trottoirs, die bunten fortwährend wechſelnden Bilder in den Straßen und die vielen reichen Läden, welche die meiſten zieren, die Spaziergänge in der Stadt, beſonders bei Abend, für den Fremden ſehr angenehm.

Außer der glänzenden Gasbeleuchtung ſind dann vor den vielen Apothekerläden große Glaskugeln von tiefrother, blauer und grüner Farbe aufgehangen, deren prachtvolles Licht Meilen weit geſehen wird und oft zum Leitſtern, aber auch zuweilen zum Irrſtern dient, wenn man unglücklicher Weiſe eines mit dem andern verwechſelt.

Digitized by Google

Auch unter den Buden ziehen vor allen diejenigen die Augen auf ſich, worin das ſchöne engliſche Kriſtall verkauft wird. Aechte Diamanten können faſt nicht blendender glänzen, als die weithin ſtrahlenden Sammlungen einiger dieſer Fabrikanten. Ich ſah dort auch einige Gegenſtände in roſenrothem und andern farbigem Glaſe gearbeitet, doch wundert es mich, daß man die Formen noch immer ſo wenig verändert. So ſind die Kronleuchter immer gleich monoton, und doch ſollte ich denken, daß dergleichen, z. B. in Sonnengeſtalt mit ausgehenden Strahlen, oder als Blumenbouquets, ſtatt der gewöhnlichen Kronenform, und eben ſo Wandleuchter in bunten Farben, wie Bijoux von farbigen Edelſteinen behandelt, bei übereinſtimmender (vielleicht orientaliſcher) Zimmerverzierung, noch bisher ganz ungeſehene und überraſchende Effekte hervorbringen müßten.

In andern Buden ſieht man mit großem Intereſſe alle Inſtrumente neuer Agrikultur und Mechanik, von gigantiſchen Säemaſchinen und Rodeapparaten zum Ausreißen alter Bäume, bis zur kleinen Gartenſcheere herab, in weiten Lokalen fertig aufgeſtellt, Alles mit einer gewiſſen Zierlichkeit arrangirt, die ſelbſt bei den Fleiſchern, Fiſch- und Kartoffelhändlern noch anzutreffen iſt. Auch die Läden der Eiſenmendel und Lampenverkäufer verdienen gar wohl eine Beſichtigung, da ſie Neues und Nützliches in Menge darbieten: was man nicht leicht auf dem übrigen Continent, weder in gleicher Fülle noch Zweckmäßigkeit, zu ſehen bekommt. Der Reiſende aber, der ſich immer blos auf die Salons und ſeines Gleichen beſchränken, und auch nur, ſo zu ſagen, vornehme Merkwürdigkeiten beſehen will, bleibe beſſer zu Hauſe.

Ich beſchloß den heutigen Tag mit einer Spazierfahrt nach Chelſea, dem Invalidenhauſe der Landtruppen, wo man ſich innig freut, die alten Krieger wohl gepflegt einen Pallaſt und ſorgfältig gehaltenen Garten mit den ſchönſten kurz gemähten bowling greens und hohen Kaſtanienalleen bewohnen zu ſehen, deſſen ein kleiner Souverain ſich nicht zu ſchämen hätte. Ich ſpeiſte dann um 8 Uhr beim O. Geſandten zu Mittag, ein Diné, daß ſich außer der Liebenswürdigkeit des Hausherrn, noch durch ächten Metternich-Johannisberger auszeichnete, für welchen Nektar wenigſtens auch der eingefleiſchteſte Liberale dem großen Miniſter Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß. Ich fand dort Deinen Freund W., den vierzigjährigen Jüngling, der mir viele Empfehlungen an Dich auftrug. Er iſt immer noch der Alte und unterhielt mich lange von ſeiner Toilette, wobei er verſicherte, daß er hier vor Langerweile entſetzlich mager geworden ſei, nur an einer Stelle finde ihn ſein Schneider bedeutend ſtärker, nämlich da, wo er ſeit einem Monat falſche Waden trage.

Ich will bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß ich Dir über die hieſige Geſellſchaft nicht viel ſagen kann, bis ein längerer Aufenthalt und „the season“ mich befähigt hat, etwas ausführlicher davon zu ſprechen. So lange London, hinſichtlich der großen Welt, einem Palmyra an Einſamkeit gleicht, werde ich mich mit der Beſchreibung der Lokalitäten begnügen, die mir zufällig, oder denen ich abſichtlich in den Weg komme.

Den 10. October.

Vor einigen Tagen benützte ich ein etwas helleres Wetter, um Chiswick, eine Villa des Herzogs von Devonſhire, zu beſuchen, die für die eleganteſte Anlage dieſer Art in England gilt, und die ich vor mehreren Jahren nur oberflächlich bei einem Feſte, das der Herzog gab, geſehen hatte. Die Gemälde konnte ich auch diesmal nicht betrachten, weil ein Gaſt das Haus bewohnte. Im Garten fand ich viel verändert, aber kaum zum Vortheil, denn es herrſcht jetzt eine Miſchung von Regelmäßigem und Unregelmäßigem darin, die einen widrigen Effect hervorbringt. Ueberhaupt iſt an mehreren Orten die häßliche Mode in England eingeriſſen, den pleasure ground faſt überall nur mit einzelnen, faſt reihenweiſe geſtellten ſeltnen Bäumen zu bepflanzen, was den Raſenſtücken das Anſehen von Baumſchulen giebt. In den Strubs beſchneidet man die Sträucher rund umher, damit ſie ja den Nebenſtrauch nicht berühren können, reinigt täglich die Erde darum ſorgfältig und führt die Raſenkanten in ſteifen Linien, ſo daß man mehr ſchwarzen Boden als grünes Land ſieht und die freie Schönheit der Naturformen ganz verdrängt wird.

Nur Herr Naſh geht bei ſeinen Anlagen von einem ganz andern Princip aus, und die neuen Gärten des Königs bei Buckinghamhouſe ſind wahre Muſter für den Pflanzer in dieſer Hinſicht.

Was den Gärtner in England am meiſten begünſtigt, iſt das milde Klima. Der Kirſch- und portugieſiſche Lorbeer, Azalien, Rhododendron erfrieren nie und geben Winter und Sommer den herrlichſten, üppig wachſenden Unterbuſch, reiche Blüthen und Beeren.

Magnolien werden ſelten bedeckt und ſelbſt Camelien überwintern an geſchützten Stellen unter einer bloßen Baſtdecke. Auch der Raſen behält den ganzen Winter hindurch eine ſchöne Friſche, ja er iſt in dieſer Jahreszeit in der Regel weit ſchöner und dichter als im Sommer, wo ich mich erinnere, ihn bei dürrem Wetter oft noch ſchlechter als in der Mark geſehen zu haben, jetzt im Herbſt iſt aber die ganze Vegetation gerade in ihrer üppigſten Pracht.

Eine ſchöne Wirkung macht in Chiswick ein einzelner hoher Baum vor dem Hauſe, deſſen Stamm man bis an die Krone glatt aufgeputzt hat und unter welchem man nun den ganzen Garten und einen Theil des Parks überſieht, ein guter Wink für Landſchaftsgärtner, den ich Dir in M. zu benutzen rathe. Die hieſigen Cedernalleen (welcher Baum bei uns leider auch nicht im Freien gedeiht) ſind berühmt und erreichen die Größe alter Tannen. Auch coloſſale Taxushecken bekunden, wie lange dies Beſitzthum ſchon gepflegt wurde, und die neuen Gewächs- und Treibhäuſer empfehlen den guten Geſchmack ihres jetzigen Beſitzers beſſer als der pleasure ground. Sonderbar iſt es, daß nirgends in England die Orangenbäume zu irgend einer bedeutenden Größe zu bringen ſind. Auch hier iſt dieſer Theil der Gärtnerei nur ſehr mesquin, dagegen die Blumengärten noch immer reich blühen. Die Blumenbeete waren ebenfalls ſo ſparſam bepflanzt, daß jede einzelne Staude frei ſich ausbreiten konnte, ausgenommen diejenigen Beete, wo nur eine Blumenſorte cultivirt wird. In dieſem Falle ſucht man das Ganze ſo voll als möglich zu erhalten, und dieſe letzteren ſind daher auch bei weitem die ſchönſten. Ich ſah in den Treibhäuſern hier zum erſtenmale die große Providence-Ananas, welche Exemplare bis zu 12 Pfund Gewicht liefert. Eine kleine Menagerie iſt mit Chiswick verbunden, wo ein zahmer Elephant allerlei Kunſtſtücke macht und ſich auf einem weiten Raſenplatze ſehr ruhig von jedem Neugierigen reiten läßt. Sein Nachbar iſt ein Lama und weit unſanfterer Natur. Die Waffe deſſelben beſteht in einem äußerſt übelriechenden Speichel, mit dem es mehrere Ellen weit diejenigen, welche es necken, anſpuckt, und dabei ſo richtig trifft und ſo ſchnell und plötzlich auf ſeinen Gegner losſpringt, daß man nur mit vieler Mühe der zugedachten Ladung entgeht.

Leider hat Chiswick nur ſtehendes und ſchlammiges Waſſer, was zuweilen ſo austrocknet, daß der Elephant bei ſtarkem Durſt den Reſt ausſaufen könnte.

Durch eine Reihe lieblicher Villen und Landhäuſer aller Art, unter dem Getümmel von Reitern, Landkutſchen, Reiſewagen und Kohlenkarren mit Rieſenpferden beſpannt, dazwiſchen mit gelegentlichen ſchönen Ausſichten auf die Themſe, langte ich nach einer Stunde raſchen Fahrens wieder bei Hydeparkcorner an und begrub mich von Neuem in das Labyrinth der unermeßlichen Stadt.

Den andern Tag beſuchte ich die City mit meinem Lohnbedienten, einem Schweizer, der Aegypten, Syrien, Sibirien und Amerika bereiſt, ein ruſſiſches Poſtbuch herausgegeben, die erſte Nachricht von der Einnahme Hamburgs durch Tettenborn, nebſt einem Koſacken in natura, nach London gebracht, und zuletzt Napoleons Krönungsanzug in Paris erſtanden und hier für 5 Schilling Eintrittsgeld gezeigt hat, dabei geläufig die meiſten europäiſchen Sprachen ſpricht und alſo mit einer halben Guinee täglich nicht zu theuer bezahlt wird. Auch als Arzt iſt er zu gebrauchen, denn er hat auf ſeinen Reiſen ſo viel Arcana und Recepte geſammelt, daß er wundervolle Hausmittel für jedes Uebel, und überdem, wie er behauptet, noch tauſend verſchiedene Punſchrecepte beſitzt. Geführt von dieſem Univerſalgenie, betrat ich zuerſt die Börſe, the Royal Exchange.

An andern Orten hat die Börſe gewöhnlich nur ein kaufmänniſches Anſehen, hier durchaus ein hiſtoriſches. Die impoſanten Statuen engliſcher Herrſcher rund umher, unter denen ſich Heinrich VIII. und Eliſabeth beſonders auszeichnen, wie die alterthümliche und würdige Bauart, erwecken poetiſche Gefühle, denen der Gedanke eines ſo unermeßlichen Welthandels, deſſen Hauptplatz London iſt, eine noch tiefere Bedeutung giebt. Die Menſchen jedoch, die das Gemälde beleben, ziehen Einen bald wieder in das Reich des Alltäglichen hinab, denn hier leuchtet Eigennutz und Intereſſe zu lebhaft aus jedem Auge, ſo daß in dieſer Hinſicht der Ort wie die ganze City einen faſt unheimlichen Anblick darbietet, der dem raſt- und troſtloſen Gewühle verdammter Geiſter nicht ganz unähnlich erſcheint.

Der große Hof der Börſe wird von bedeckten Arcaden umgeben, wo Inſchriften den Kaufleuten aller Nationen ihren Verſammlungsort anweiſen. In der Mitte des Hofes ſteht eine Statue Karls II., der den Pallaſt erbaute. Sie drückt in Haltung und Geberde ganz den Mann aus, wie ihn die Geſchichte beſchreibt, nicht ſchön, aber doch nicht ohne Grazie, und mit einem feſtgewurzelten Leichtſinn in den wie zum Spott halb gravitätiſchen Zügen, dem nichts beſſern kann, weil er aus Mittelmäßigkeit entſpringt, und daher auch aus dieſem König einen eben ſo liebenswürdigen und ſorgloſen Roué, als ſchlechten Re-

Digitized by Google

genten machte. In Niſchen, die rund um den zweiten Stock angebracht ſind, ſtehen die Büſten anderer Herrſcher Englands. Ich habe ſchon die Heinrichs VIII. und der Königin Eliſabeth genannt. Sie würden auch ohne die ſich ihnen beimiſchende Erinnerung auffallen. Heinrich ſitt und behaglich und ſo zu ſagen gemüthlich grauſam ausſehend, Eliſabeth männlich großartig und doch auch weiblich boshaft. Die Büſten ſind gewiß nach den beſten Holbeiniſchen Gemälden gemacht. In dieſem Stocke befindet ſich das berühmte Lloyd's Coffeehouſe, das ſchmutzigſte Lokal dieſer Art in London, dem man es nicht anſieht, daß hier täglich über Millionen verhandelt wird. Doch ſind offenbar mehr Papier und Federn, als Erfriſchungen ſichtbar.

Nahe dabei iſt das ſchöne und ungeheure Gebäude der Bank von England, mit einer Menge großer und kleiner Säle, die größtentheils von oben beleuchtet und zur Aufnahme der verſchiedenen Comptoirs beſtimmt ſind. Hunderte von Clerks arbeiten hier neben einander und führen mechaniſch die koloſſalen Geſchäfte, bei denen das nil admirari dem ohnedies gern bewundernden armen Deutſchen oft ſchwer werden mag, beſonders wenn er im Bullion office, wo die Lingots aufbewahrt werden, die Goldhaufen und Silberfäſſer anſtaunt, die ihm die Schätze der Tauſend und einen Nacht zu realiſiren ſcheinen.

Von hier begab ich mich nach dem Rathhauſe, wo eben der Lord-Mayor, dermalen ein Buchhändler, der aber in ſeinem blauen Mantel mit goldner Kette gar nicht übel repräſentirte und einen ganz monarchiſchen Anſtand anzunehmen wußte, Recht ſprach. Ich glaube nicht, daß er ſich dabei ſchlechter wie ein Juſtizbeamter aus der Affaire zog; denn ſeit Sancho Panſa's Zeiten iſt es bekannt, daß der geſunde Menſchenverſtand das Rechte nicht ſelten richtiger erkennt, als die durch zu viele ſcharfgeſchliffene Brillengläſer überſichtig gewordene Wiſſenſchaft, ſo wie ich auch, in Parentheſe geſagt, das Kunſturtheil eines gebildeten natürlichen Sinnes in der Regel dem eines Antiquaren vorziehe, der durch den Namen, oder eines Selbſtkünſtlers, der durch die beſiegten Schwierigkeiten am meiſten beſtochen wird.

Der Schauplatz hier war nur ein mittelmäßiges Zimmer, zur Hälfte mit dem niedrigſten Pöbel gefüllt. Es handelte ſich um das häufigſte Thema in England, einen Diebſtahl, und da der Sünder, welcher eben ſo gelaſſen als ennuyirt ſchien, nach geringem Zögern geſtand, ſo hatte das Drama ſchnell ein Ende.

Und weiter wanderten wir fort in der tumultuariſchen City, wo man wie ein Atom verloren gehen kann, wenn man nicht gehörig rechts und links aufpaßt, um weder von einer dem Trottoir zu nahe kommenden Cabrioletgabel aufgeſpießt, noch von einem einbrechenden und umſtürzenden Diligencengebäude erdrückt zu werden, und gelangten abermals zu einem höchſt dunkeln und unanſehnlichen Kaffeehauſe, Garroways Coffeehouſe genannt, wo in einem elenden Lokale Landgüter und Palläſte, oft Hunderttauſende an Werth, täglich verſteigert werden. Wir ſetzten uns ganz ernſthaft dazu hin, als wären wir ſehr begierig, ähnliche Acquiſitionen zu machen, und bewunderten die ungemeine Liebenswürdigkeit und faſt unglaubliche Geſchicklichkeit des Auctionators, die Kaufluſt bei ſeinem Auditorium zu erregen. Er zeigte ſich in zierlicher ſchwarzer Kleidung und Perücke und ſtand wie ein Profeſſor auf dem erhabenen Catheder. Ueber jedes Gut hielt er eine allerliebſte Rede, die er nicht ermangelte mit vielfachen Späßen zu würzen und jeden Gegenſtand dabei ſo unwiderſtehlich anzupreiſen, daß der Unbefangene darauf hätte ſchwören mögen, Alles ginge hier für das unverantwortlichſte Spottgeld weg.

Mein Lohnlakay erzählte mir, daß dieſer berühmte Auctionator vor einiger Zeit in einen unangenehmen Prozeß verwickelt worden ſei. Er hatte nämlich ein Landgut ungemein wegen des romantiſchen hanging wood in ſeiner Nähe geprieſen, eine Holzart, die ſehr beliebt in England iſt und worunter gewöhnlich Trauerweiden, Trauerbirken, Hängeäſchen, Fichten u. ſ. w. verſtanden werden. Ein Käufer ließ ſich hierdurch zur Erſtehung verleiten; denn es iſt eigenthümlich engliſch, daß faſt alle Käufe, die hier gemacht werden, ohne eigne Beſichtigung des ausgebotenen Ortes ſtattfinden. Als er indeß auf ſeinem neu acquirirten Grundſtücke ankam, fand er daſſelbe faſt ganz von Bäumen entblößt und kein andres hanging wood daſelbſt, als einen nackten — Galgen. Soviel für engliſche Humoriſtik und Gerechtigkeit.

Wie hätte ich aber die City verlaſſen können, ohne ihren wahren Lion (engliſcher Ausdruck für jedes Außerordentliche in ſeiner Art), ihren Beherrſcher — mit einem Worte: Rothſchild, beſucht zu haben.

Auch er bewohnt hier nur ein unſcheinbares Lokal (denn im westend of the town befindet ſich ſein Hotel), und in dem kleinen Hofe des Comptoirs wurde mir durch einen Frachtwagen, mit Silberbarren beladen, der Eingang zu dieſem Hauptalliirten der heiligen Allianz ziemlich ſchwierig gemacht. Ich fand den ruſſiſchen Conſul daſelbſt, der eben ſeine Cour machte. Es war ein feiner und geſcheibter Mann, der ſeine Rolle perfect zu ſpielen und den ſchuldigen Reſpekt cum dignitate zu verbinden wußte. Dies wurde um deſto ſchwerer, da der geniale Selbſtherrſcher der City eben nicht viel Umſtände machte, denn nachdem er gegen mich, der ihm ſeinen Creditbrief überreicht hatte, ironiſch geäußert: wir wären glückliche reiche Leute, daß wir ſo umherreiſen und uns amüſiren konnten, während auf ihm armen Manne Weltlaſten lägen, fuhr er damit fort, ſich bitter zu beklagen, daß kein armer Teufel nach England käme, der nicht von ihm etwas haben wolle. So habe noch geſtern wieder ein Ruſſe bei ihm gebettelt, eine Epiſode, die dem Geſichte des Conſuls einen bitterſüßen Stempel aufdrückte, und, ſetzte er hinzu, die Deutſchen laſſen mir vollends gar keine Ruhe! Hier kam die Reihe an mich, gute Contenance zu halten. Als ſich nachher das Geſpräch auf politiſche Gegenſtände richtete, gaben wir Beide gern zu, daß ohne ihn Europa nicht mehr beſtehen könne; er lehnte es aber beſcheiden ab und meinte lächelnd: „Ach nein, da machen Sie nur Spaß, ich bin nichts mehr als ein Bedienter, mit dem man zufrieden iſt, weil er die Geſchäfte gut macht, und dem man dann aus Erkenntlichkeit auch was zufließen läßt.“

Dies wurde in einer ganz eigenthümlichen Sprache, bald engliſch, bald deutſch, das Engliſche aber ganz mit deutſchem Accent, vorgetragen, jedoch Alles mit einer imponirenden Aſſurance, die dergleichen Kleinigkeiten unter ihrer Aufmerkſamkeit zu finden ſcheint. Mir erſchien gerade dieſe originelle Sprache ſehr charakteriſtiſch an einem Manne, dem man Genialität und ſogar einen in ſeiner Art großen Charakter gar nicht abſprechen kann.

Bei Royal Exchange, wo die Kaufleute zu ſehen ſind, hatte ich, für England ſehr conſequent, begonnen, mit Exeter Change, wo man die fremden Thiere gleichſam als Repräſentanten der Colonien zeigt, beſchloß ich meine Tournee. Auch hier begegnete mir wieder ein Lion, diesmal aber ein wirklicher, mit Namen Nero, welcher außer ſeiner Zahmheit das in unſerm Klima ſeltenere Verdienſt hat, bereits ſechs Generationen junger engliſcher National-Löwen geliefert zu haben. Er iſt von ungeheurer Größe und ehrwürdigem Anſehn, ruht aber jetzt auf ſeinen Lorbeeren aus und ſchläft königlich faſt den ganzen Tag. Erwacht er jedoch übler Laune, ſo macht noch ſein Brüllen das alte Bretterhaus und die ihn umgebenden gemeinern Thiere erzittern. Dieſe beſtehen aus Geſchöpfen faſt aller Arten, Elephanten, Tiger, Leoparden, Hyänen, Zebras, Affen, Strauße, Condors, Papageien und Vögeln aller Zonen. Eigenthümlich iſt es, daß ſie nicht ebener Erde, ſondern alle im zweiten und dritten Stocke wohnen, ſo daß man auf einem der gezähmten Elephanten, der immer geſattelt ſteht, oben umherreiten und eine recht hübſche Ausſicht ins Weite dabei genießen kann. Den Kaufluſtigen lockt die große Auswahl und verhältnißmäßig ſehr wohlfeile Preiſe. Der württembergiſche Geſandte des letzten hochſelig verſtorbenen Königs hatte, wie ich mich noch wohl erinnere, hier mehr zu thun als in St. James und Downingſtreet, ja ich weiß, daß er einmal wegen einer krepirten, ſeltenen großen Schildkröte lange in großen Sorgen ſtand, ſeinen Poſten zu verlieren.

Auf dem Rückwege zu meinem Hotel kamen wir bei einem Palais vorbei, von welchem mein weit gereiſter Cicerone, Herr Tournier, Gelegenheit nahm, mir folgende intereſſante Erzählung zu machen. Hat er drodirt, ſo bitte ich Dich, es ihm und nicht mir entgelten zu laſſen.

Es war dieſer Pallaſt nämlich das Haus der Montague (die Shakſpeare nach Verona verſetzt), aus welchem vor geraumer Zeit der junge Erbe dieſes Hauſes als einjähriges Kind geſtohlen und lange nichts weiter von ihm gehört ward. Nach acht Jahren vergeblicher Nachforſchungen der troſtloſen Mutter ſchickte einſt der Schornſteinfeger des Stadtviertels einen kleinen Knaben zum Fegen des Kamins in das Schlafzimmer der Lady Montague, in welchem man durch einen glücklichen Zufall, vermöge eines Mals am Auge und den darauf gegründeten Nachforſchungen, den verlornen Sohn erkannte; eine Anekdote, die ſpäter zu einem bekannten franzöſiſchen Vaudeville Anlaß gegeben hat. Aus Dankbarkeit für ein ſo unverhofftes Glück gab Lady Montague viele Jahre lang, und ich glaube noch jetzt geſchieht etwas Aehnliches, in dem großen Garten, der an ihr Palais ſtößt, der ganzen Schornſteinfeger-Innung von London am Tage des Wiederfindens ein Feſt, wo ſie ſelbſt mit aller ihrer Dienerſchaft in Staatskleidung für die Bewirthung dieſer Leute Sorge trug.

Der Knabe ward ſpäter ein ſehr ausgezeichneter, aber auch eben ſo excentriſcher und wilder Jüngling, der ſein Hauptvergnügen in ungewöhnlichen Wagſtücken ſuchte, wozu er bei fortwährenden Reiſen in fremde und unbekannte Länder die beſte Gelegenheit fand. Auf dieſen begleitete ihn ſtets ein ſehr geliebter Freund, ein gewiſſer M. Barnett.

Digitized by Google

So hatte er in mehreren Welttheilen die entfernteſten Gegenden geſehen, als im Jahre 90 Tournier, ſeiner Ausſage nach, ihn als Kammerdiener nach der Schweiz begleitete. In Schaffhauſen angelangt, faßte der Lord die unglückliche Idee, mit einem Boote den Rheinfall hinunterzufahren. Der erſte Geiſtliche des Ortes, ſo wie viele andere Bekannte baten den jungen Brauſekopf um des Himmels willen, ein ſo raſendes Unternehmen zu unterlaſſen, jedoch vergebens. Man wollte ihn ſogar durch Aufbieten der Schaffhäuſer Stadtſoldaten daran verhindern, es ſcheint aber, daß ſie ihm nicht mehr Furcht als die weiland Leipziger den dortigen Studioſen einflößten, oder täuſchte er ihre Wachſamkeit, kurz, nachdem er vorher einen leeren Kahn gleichſam zur Probe als avantcoureur vorausgeſchickt hatte, der auch glücklich mit ſeinem hölzernen Leben davon kam, folgte er ſelbſt in Geſellſchaft ſeines Freundes. Mr. Barnett hatte zwar ebenfalls alles angewandt, dem entetirten Lord ſein Vorhaben auszureden, als ihm dieſer aber zurief: „Wie Barnett, Du biſt mit mir über den ganzen Erdball gezogen, haſt jede Gefahr treulich mit beſtanden und willſt mich nun bei dieſer Kinderei verlaſſen?“ ſo gab er gezwungen nach und ſetzte ſich, die Achſeln zuckend, in den verhängnißvollen Kahn.

Sie ſchwammen erſt ſanft und langſam, dann mit immer reißenderer Schnelle dem Sturze zu, während Hunderte von Zuſchauern zagend den Waghälſen nachſchauten.

Was indeſſen Jeder vorhergeſagt, geſchah. Die Kante der Felſen berührend, ſchlug der Kahn um, die beiden Männer erſchienen nur noch einmal zwiſchen dem Geſtein und der Donner der Wogen übertäubte ihr Hülfegeſchrei, das nur undeutlich in Zwiſchenräumen vernommen ward. Bald waren ſie gänzlich verſchwunden, und obgleich man viele Monate lang, ohne Koſten zu ſcheuen, die Körper bis an den Ausfluß des Rheins in Holland ſuchen ließ und große Summen auf ihr Wiederfinden ſetzte, ſo hat man doch nie wieder etwas von ihnen vernommen. Sie ſchlummern unbekannt in der kryſtallenen Tiefe.

Sonderbar iſt es, daß an demſelben Tage, der ihnen den Tod brachte, das Stammſchloß der Montague in Suſſex bis auf den Grund abbrannte. Die unglückliche Mutter überlebte nur ein Jahr den Tod ihres zum zweitenmal und diesmal unwiederbringlich verlornen Sohnes.

Wenn Grillparzer zu trauen iſt, ſo muß hier wenigſtens eine unverſöhnliche Ahnfrau im Spiele geweſen ſein, vielleicht noch von Romeo's Zeiten her.

Den 13. October.

Müde von der vorgeſtrigen Tour, brachte ich den andern Morgen in meinen vier Pfählen zu, beſuchte aber Abends die engliſche Oper im Strand, nicht weit von dem Thierlokal, deſſen Bewohner ſie gleich zu ihrer Dispoſition hat. Das Haus iſt weder elegant noch groß, aber die Acteurs gar nicht übel. Man gab indeß keine Oper, ſondern hideuſe Melodramen, zuerſt Frankenſtein, wo ein Menſch durch Zauberkünſte, ohne Frauenhülfe, gemacht wird und daher auch ſehr ſchlecht geräth, und dann den Vampyr, nach der bekannten Lord Byron fälſchlich zugeſchriebenen Erzählung. In beiden ſpielte Herr Cook die Hauptrolle, der ſich durch ein ſchönes Aeußere, ſehr gewandtes Spiel und einen höchſt vornehmen und noblen Anſtand auszeichnet. Auch war das Zuſammenſpiel durchgängig muſterhaft, die Stücke jedoch ſo albern und unſinnig, daß man es unmöglich bis ans Ende aushalten konnte. Hitze, Ausdünſtung und Publikum waren dabei ebenfalls nicht die erfreulichſten. Ueberdem dauert dieſes Schauſpiel von 7 bis ½ 1 Uhr, was ſelbſt bei dem vortrefflichſten zu lang wäre.

Den nächſten Tag fuhr ich nach Hamptoncourt, um das dortige Schloß, das Geſtüt und meine alte Freundin Lady Lansdown zu beſuchen.

Von allen drei Dingen fand ich das erſte am unverändertſten vor, und den berühmten Weinſtock im Garten wohl noch mit einem Hundert Trauben mehr beſchwert. Er hatte jetzt im Ganzen weit über tauſend Stück und bedeckte das ihm eingeräumte Treibhaus von 75 Fuß Länge und 25 Fuß Breite völlig. In einer Ecke ſtand, gleich dem dunkeln Ahnherrn eines ſtolzen Geſchlechts, ſein brauner Stamm, ſo verloren und unſcheinbar, als wenn er gar nicht mehr zu dem prachtvollen Gewölbe von Blättern und Früchten gehöre, die ihm doch allein ihr Daſein verdanken.

Die meiſten Zimmer im Schloſſe ſind noch ganz ſo meublirt, wie ſie Wilhelm III. vor 120 Jahren verließ. Man conſervirt abſichtlich die zerriſſenen Stühle und Tapeten. Viele intereſſante und vortreffliche Gemälde zieren dieſe Gebäude, vor allen die berühmten Cartons von Raphael, welche aber bald von hier nach dem neuen Pallaſte des Königs wandern ſollen. Du haſt das Alles aber ſo oft beſchrieben geleſen, daß ich mich der Wiederholung enthalte. Nur zwei ſchöne Portraits, Wolſey's, des ſtolzen Erbauers dieſes Pallaſtes, und Heinrichs des VIII. ſeines verrätheriſchen Herrn, laß mich erwähnen. Beide ſind vortrefflich und höchſt charakteriſtiſch. Du erinnerſt Dich jenes dicken Advokaten, den wir nur mit ſo vieler Mühe los wurden, thieriſchen Ausdrucks, ſinnlich, blutgierig ſo weit die heutige Zeit es erlaubt, gewandt, ſpitzfindig, voller Geiſt und Argliſt, und bei unbegrenztem Hochmuthe doch mit überwiegender Tendenz zum Gemeinen, zuletzt aber noch auf eine wahrhaft naive Weiſe frei von allem Gewiſſen, — gieb dem Bilde einen grünen Frack mit Perlmutterknöpfen und Du haſt ſein treueſtes Portrait.

Immer wiederholt ſich in anderer Nüance die Natur, aber die Stufen ſind verſchieden und mit ihnen die Ausbildung, wie das Schickſal der Menſchen und der Welt.

In der Nacht wäre ich bald im Erſtickungstode hinübergeſchieden, da mein heimathlicher Jockiſſe, wahrſcheinlich von einem engliſchen Kameraden früher zu gut bewirthet, während ich ſchon ſchlief, Kohlen aus dem Kamin wegtragen wollte und ſie auf einem lackirten Präſentirbrett daneben ſtehen ließ. Ein furchtbarer Dampf und infernaler Geruch weckte mich noch glücklicher Weiſe, als ich eben träumte, ein Hofmann Heinrichs des VIII. zu ſein und im Camp d'or eine franzöſiſche Schöne erobert zu haben — ſonſt hätte ich gewiß die Traumbraut nur im Himmel geküßt.

Ohngefähr wie dieſer Himmel, eben ſo entfernt und eben ſo lieblich, erſcheint mir der Ort, wo du weilſt, meine Traute, und ſo ſende ich dir den Friedenskuß übers Meer und ſchließe, Heil und Segen wünſchend, hiermit die erſte engliſche Epiſtel.

Dein herzlich ergebener

L.

Samuel, Freiherr von Pufendorf

ward am 8. Januar 1632 zu Flöhe bei Chemnitz, wo ſein Vater als Prediger lebte, geboren und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf der Fürſtenſchule zu Grimma. Von hier aus begab er ſich nach Leipzig und dann nach Jena, und nahm darauf, als es ihm nach vollendeten Studien nicht glücken wollte, ein Amt im Vaterlande zu finden, eine Hauslehrerſtelle bei dem ſchwediſchen Geſandten in Kopenhagen (1658) an, wo er das Schickſal hatte, während des Krieges zwiſchen Dänemark und Schweden mit der Familie ſeines Principals verhaftet zu werden. Er ſtudirte während dieſer Zeit vorzüglich ſtaatsrechtliche Schriften; die Frucht dieſer Studien waren ſeine Elementa jurisprudentiae universalis, eine Arbeit, welche dem Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz ſo ſehr gefiel, daß er ihn 1661 zum Profeſſor des Natur- und Völkerrechtes an der Univerſität zu Heidelberg ernannte. Von hier ging P. in gleicher Eigenſchaft nach Lund, und wurde dann Staatsſecretär und Hiſtoriograph in Stockholm. Im Jahre 1686 folgte er einem Rufe als Hofrath, Hiſtoriograph und Kammergerichtsbeiſitzer nach Berlin, ward daſelbſt 1690 Geheimerath und 1694 von dem Könige von Schweden in den Freiherrnſtand erhoben. Er ſtarb am 26. October 1694 zu Berlin.

Die Mehrzahl von P's Schriften iſt lateiniſch; deutſch verfaßte er nur:

Einleitung zur Geſchichte der vornehmſten Reiche und Staaten. Frankfurt 1682, 3 Thle.

Leben des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm. Berlin 1694.

Die vorzüglichſten Verdienſte erwarb ſich P. um die philoſophiſche Entwickelung des Natur- und Staatsrechtes, ſo wie er als Hiſtoriker zuerſt eine Geſchichte der europäiſchen Staaten bearbeitete. Sein deutſcher Stil ſteht jedoch ſeinem lateiniſchen bei Weitem nach.

Digitized by Google

Friedrich Puſtkuchen,

als Schriftſteller Glanzow oder Puſtkuchen-Glanzow, ward am 4. Februar 1793 zu Detmold geboren, ſtudirte von 1811—13 zu Göttingen Theologie, wurde 1815 Lehrer in Elberfeld, gab aber ſeine Stelle 1816 auf und privatiſirte bis 1820, wo er Prediger zu Lieme bei Lemgo wurde. Im Jahre 1826 gab er auch dieſes Amt wieder auf und lebte nun zu Herford. Er ſtarb am 2. Januar 1834.

Wir beſitzen von ihm außer vielen theologiſchen und pädagogiſchen Schriften:

Die Schlacht bei la belle Alliance. Bremen 1816.
Poeſie der Jugend. Leipzig 1817.
Die Perlenſchnur. Quedlinburg 1820, 2 Thle.
W. Meiſters Wanderjahre. Ebendaſ. 1821—28, 5 Thle.
W. Meiſters Tagebuch. Ebendaſ. 1821—22, 2 Thle.
Gedanken einer frommen Gräfin. Ebendaſ. 1822; n. A. 1826.
W. Meiſters Meiſterjahre. Ebendaſ. 1824, 2 Thle.
Kleine Schriften. Berlin 1823.
Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes. Hamburg 1828.
Poetiſche Werke. Hannover 1829 ff. 6 Thle.

Puſtkuchen erwarb ſich einen vorübergehenden Ruf durch ſeine falſchen Wanderjahre, in welchen er Göthe und deſſen Tendenz auf eine perſiflirende Weiſe parodirte und angriff, und deſſen Schriften aus frömmelnden Motiven herabzuwürdigen ſuchte, aber bei den Beſſergeſinnten in der Nation, wenn ſie auch vielleicht in dieſem oder jenem Stücke ſeine Anſicht theilten, keinen Beifall erndtete und nur dem Plebs eine Freude bereitete. Uebrigens war er keineswegs ohne Talent und beſaß vorzüglich Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der Form, die, wo er ſie auf beſſere Dinge verwendete, ihm auch gerechte Anerkennung bereiteten.

Johann Stephan Pütter

ward am 25. Juni 1725 zu Iſerlohn in der Grafſchaft Mark geboren, bezog 13 Jahre alt die Univerſität Marburg, beſuchte ſpäter Halle und Jena, habilitirte ſich darauf als Docent zu Marburg, wurde 1746 Profeſſor zu Göttingen, 1753 ordentlicher Profeſſor, 1758 Hofrath und 1770 geheimer Juſtizrath und Ordinarius der Juriſtenfacultät daſelbſt. Er ſtarb am 12. Auguſt 1807 in Göttingen, an dem er mit ganzer Seele hing und dem zu Liebe er mehrere höchſt bedeutende Vocationen abgeſchlagen hatte.

Außer vielen ſtaatsrechtlichen, andern juridiſchen und religiöſen Schriften ſchrieb er:

Deutſche Reichsgeſchichte. Göttingen 1778; 3. A. 1794.
Hiſtoriſche Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs. Göttingen 1786—87, 3 Thle.; 3. A. 1798.
Selbſtbiographie. Göttingen 1798, 2 Thle.

P. war ſeiner Zeit einer der trefflichſten Lehrer des Staatsrechtes und wird als ſolcher noch immer trotz den in dieſer Wiſſenſchaft gemachten Fortſchritten, die vollkommenſte Anerkennung finden. Als Hiſtoriker iſt er ausgezeichnet durch gründliches Quellenſtudium, unermüdlichen Fleiß und wahre Liebe des Rechtes; ſein zwar jetzt veralteter und unbeholfener Stil beweiſt deutlich in der Reihenfolge ſeiner Schriften, wie ſehr ihm die eigene Ausbildung, ſo wie das Fortſchreiten der Wiſſenſchaft am Herzen lag.

Jakob Immanuel Pyra,

geboren im Jahre 1715 zu Kottbus, ſtudirte in Halle Theologie und Philologie, war ſeit 1742 Conrector am kölniſchen Gymnaſium zu Berlin und ſtarb daſelbſt am 14. Julius 1744.

Er ſchrieb:

Tempel der wahren Dichtkunſt. Halle 1732.
Erweis, daß die Gottſchediſche Secte den Geſchmack verderbe. Hamburg und Leipzig 1743.
Thyrſis (Pyra) und Damons (Lange) freundſchaftliche Lieder. Zürich 1745; 2. A. 1749.

Ein Gegner Gottſched's beſaß Pyra vorzüglich ein hübſches Talent für die lyriſche Poeſie, das ſich durch Gefühl und Begeiſterung auszeichnete, aber es fehlte ihm an der Herrſchaft über Sprache und Form, und ſein früher Tod hinderte ihn, ſich in dieſer Hinſicht auszubilden.

Johann Ladislaus Pyrker von Felſö-Eör.

Dieſer geiſtig eben ſo ausgezeichnete als hochgeſtellte Mann ward am 2. November 1772 zu Langh in der ſtuhlweißenburger Geſpannſchaft Ungarns, wo ſein Vater als Gutsverwalter lebte, geboren und erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf der Schule zu Stuhlweißenburg. Er beſuchte dann die Akademie zu Fünfkirchen und ging darauf nach Ofen, um die Beamtencarriere einzuſchlagen. Dies glückte ihm jedoch nicht. Er reiſte nun, um das Secretariat bei einem Grafen in Palermo zu übernehmen, nach Italien, und ſchiffte ſich in Neapel ein, ward aber nebſt ſeinem Reiſegenoſſen von einem Corſaren gefangen genommen und als Sclave nach Algier gebracht. Hier hatte er jedoch das Glück, zu entfliehn. Er begab ſich über Venedig nach Wien und trat dann 1792 in den Orden der Ciſtercienſer im Kloſter Lilienfeld in Unteröſtreich. Darauf ſtudirte er im Seminar zu St. Pölten Theologie, ward 1796 Prieſter, verwaltete mehrere Kloſterämter und kam 1807 als Pfarrer nach Tirnitz. 1811 ernannte man ihn zum Prior des Stiftes, 1812 aber zum Abt deſſelben. Im Jahre 1818 ward er Biſchof von Zips, 1820 Patriarch von Venedig, 1821 wirklicher Geheimerath und 1827 Erzbiſchof von Erlau, Primas von Dalmatien und ungariſcher Erbobergeſpann.

Er gab deutſch heraus:

Hiſtoriſche Schauſpiele. Wien 1810.
Tuniſias. Heldengedicht. Wien 1819; 3. A. 1826.
Perlen der heiligen Vorzeit. Ofen 1821; 2. A. Wien 1826.
Rudolfias. Heldengedicht. Wien 1824; n. A. 1827.
Sämmtliche Werke. Stuttgart 1831—34, 3 Bde. — Eine neue Auflage in einem Bande iſt unter der Preſſe.

P. iſt als epiſcher Dichter mit Recht ſehr gefeiert und ſeine Tuniſias namentlich in mehrere Sprachen überſetzt

Digitized by Google

worden. Reiche Phantaſie, tiefes inniges Gefühl, treffliche Charakterzeichnung, Lebendigkeit, Anmuth und Würde der Darſtellung und eine ſeltene Meiſterſchaft in Behandlung der Sprache und Form, reihen ſeine Leiſtungen dem Beſten, was Deutſchland in dieſer Gattung beſitzt, unbeſtritten an.

Die Makkabäer.

Erſter Geſang.

Mathathias *).

Troſt.

Tön', o Geſang, im raſcheren Flug, auf den Fittigen tragend,
Bis zu den Enden der Welt, den Ruhm des Heldengeſchlechtes,
Das für Jehova's Geſetz, und die vaterländiſchen Sitten
Eiferend, hier, voll männlicher Kraft, frechwüthenden Feinden
Muthig die Stirne bot, und dort, auch im zarten Geſchlecht, die
Heldin, mit Wonne, den Tod der holdaufblühenden Söhne
Sah — dem Tode geweiht! — und ſo auf die ſpäteſte Nachwelt
Erbte der Thaten Gewinn: der Tugend herrliches Beiſpiel! —

Aſia's König Antiochus, er, den niedrige Schmeichler,
Feig, den Erlauchten genannt, entbot gewaltige Heere:
Auszutilgen das Volk von Iſrael, das ihm verhaßt war.
Sieh! ſchon hatt' er die Stadt Jeruſalem ſtürmend erobert;
Hingewürgt an dem Tag wohl achtzig Tauſend des Volkes:
Jünglinge, Männer und Greiſ'; auch ſäugende Mütter und Jungfrau'n;
Tauſende fortgeſchleppt, und zum Kauf geboten, dem Thier gleich:
Oder zerſtreut in den Ländern umher, und in ſchmählichen Banden
Wund gedrückt: auf daß ſie entſagten dem Glauben der Väter.
Hatte der heiligen Stadt ehrwürdige Mauern und Thürme
Niedergeworfen, zur Schmach des Volk's; das Heiligthum ſelber
Frech entweiht; geraubt die goldenen Opfergefäße;
Auch den Altar von Gold, den goldenen Leuchter und Schautiſch,
Und das zertrümmert' Erz gemünzt zu ſchnödem Gebrauche,
Mit dem Tempelſchatz, dem heimlichen, den ihm Verräther
Kundgethan, im Schooß der Grauenumhüllenden Erde.
Und, o ſchreckliche Schau für gottergeb'ne Gemüther!
Dort in dem Allerheiligſten, wo Jehova, dem wahren,
Dem unſichtbaren Gott, der Hohe-Prieſter, des Jahr's nur
Einmal, nahte mit heiliger Scheu, und ihm, bebend vor Ehrfurcht,
Fern nachblickte das Volk, als er aufrollte den Vorhang:
Dort erhöhte das Bild des Olympiers, Zeus, mit Geſang und
Opfern, Antiochus Ruf, und gebot Anbetung dem Volke!
Götzendienſt ſollt' ihm erſetzen den Glauben der Väter,
Den, von Anbeginn her, der Ewige ſelber ihm kund that;
Auch erbaut' er die Burg auf Zions entheiligten Höhen:
Daß die unmenſchliche Schaar der Söldlinge, Waffen-gerüſtet,
Zwänge das Volk, des Wüth'richs Ruf zu gehorchen, in Demuth.
Raſtlos ſcholl nur Mord und Gewürg in Jeruſalems Straßen;
Tauſende ſtarben den Tod der Gerechten, für Glauben und Freiheit:
Tauſende bebten dem Tod und der Qual, und opferten, treulos
Dem ererbten Geſetz, vor ſchändlichen Götzen-Altären.
So war dort in der heiligen Stadt, und im Lande, nur Jammer! —

Doch, jetzt drohte noch größere Schmach dem unglücklichen Volke!
Immer furchtbarer ſcholl's: der Rache brütende König
Zieh', an den Marken des Reichs, unzählige Völker zuſammen!
Weit durch Aſia hin ertöne nur Hammergetöſe:
Schmiedend des Kriegs Werkzeug', und der Knechtſchaft ſchmähliche Feſſel. —

Sieh'! auch der Himmel ging mit Entſetzlichem ſchwanger; er trug's im
Gährenden Schooß, und gebar's dem bangenden Volke zum Zeichen
Unglückdräuender Zeit! Durch vierzig Tag' und ſo viele
Nächte, war in der Luft Getöſ' und Schlachtengetümmel.
Wie das Abendgewölk entſchwindet am roſigen Himmel;
Wie der Gedanke, ſo ſchnell; wie Morgenträume, ſo flüchtig,
Schwanden die Luftgeſtalten dahin im dunkelen Aether;
Dann, zum erneuerten Kampf, herbrauſend von Oſten und Weſten,
Stürmten auf feurigen Roſſen ſie an: der goldenen Waffen
Glanz erhellte die Nacht, wie Mondesſchimmer im Vollſchein;
Schwenkten über dem Helm den Speer, und trieben und drängten
Gegen einander die Roſſ', im entſetzlichen Waffengemenge.
Sieh', an dem Grashalm hing, in des Morgens kühleren Stunden,
Dann der Thau, wie Blut, in dunkelröthlichen Tropfen!
Das unzählige Volk von Jeruſalem ſah zu dem Himmel
Schaudernd auf; nicht der Waffen gedachte der Krieger; vergeſſen
Stand das Geſpann mit dem Pflug in der halbgezogenen Furche;
Jegliche Werkſtatt leer. Auf die Straßen hinaus, und die Wälle,
Strömte das Volk, und ſtand, und jammerte laut zu Jehova:
Daß doch Iſraels Heil entſprieße dem gährenden Himmel! —

Kehrend als Sieger heim aus Aegypten, ſandte der König
Drohende Worte des Zorns an die Feldhauptleute der Schaaren,
Die er gelegt in die heilige Stadt, und die Veſten des Landes:
„Jetzt und auf immer verbannt aus Iſraels Landen, und Juda's,
Sei Jehova's Dienſt, der Glaub' und die Sprache der Väter;
Ein' und daſſelbe helleniſche Volk, — ſo frevelt' ein Fremdling! —
Wohne hinfort in dem Reich, das ſeinem Zepter gehorchet.“
Und mit grimmiger Luſt vernahmen die Schaarengebieter
Jetzo den Ruf: ſie riſſen entzwei die heiligen Bücher;
Bauten, rings im Land, dem nichtigen Götzen, Altäre;
Schleppten die Jünglinge hin, die Greiſ' und die Männer und Weiber:
Daß ſie, Jehova zur Schmach dort opferten; äßen vom Schweinfleiſch,
Moſe zur Schmach, der, väterlich weiſ' auf Jegliches achtend,
Solches dem Volke verbot in den Glutgefilden der Sonne!
Wer getreu ſich erwies, den würgten die Wüth'riche nieder,
Mitleidlos, voll höhnenden Grimms und entſetzlicher Blutgier.
Doch, erbebend dem Tod und des Henkers zerfleiſchender Geiſel,
Folgten Viele dem Ruf, und die Redlichen jammerten laut auf! —

Dort erhob ſich im Volk Mathathias, Sohn des Jochanan,
Simeons Enkel, des Herrn Geweihter und Hoher-Prieſter,
Ein ehrwürdiger Greis. In Staunen-gebietender Hoheit
Trat er im Tempel einher, wenn dort das ſilberne Haupt ihm
Zierte das Horn; die Bruſt des Ephods funkelnde Steine
Deckten, und ihm das ſchneeige Kleid zu der Ferſe herabfloß.
Aber ihn pries das Volk, von Jehova geſegnet, als Vater
Fünf erleſener Söhne; pries ihn den Vater der Armen,
Des Gefallenen Schild, und das rettende Schwert des Bedrängten!
Tief ergrimmte der Greis: der heiligen Stadt und des Volkes
Iſrael, ſchrecklichen Untergang vor den Augen gewahrend:
Vorn an der Bruſt zerriß er das Kleid, und ſagte den Söhnen:

„Weh', welch' Jammergeſchick! wer könnt' es noch länger erdulden?
Fremdlinge ſchalten im Heiligthum! dem verachteten Sclaven
Gleich iſt das Haus des Herrn; der prächtige Tempel Jehova's
All' der heiligen Gefäße beraubt; ſein Schimmer verloſchen!
Knaben und Greiſ', erwürgt, bedecken die Straßen; der Männer
Blüth' iſt niedergehau'n, und unrühmlich der Waffen beraubt!
Eine Magd iſt die heilige Stadt, die Freie, geworden;
All' ihr Schmuck iſt dahin: denn Heiden vertheilen ihr Erbe
Unter ſich, und bedeckten mit Schmach und Jammer die Kinder!
Kinder, laſſet uns flieh'n! In des Sandmeer's wüſten Gefilden,
Unter den reißenden Thieren des Wald's, iſt beſſere Herberg,
Als im verpeſteten Hauch der Mord-beſudelten Hauptſtadt!“ —

Sprach's und machte ſich auf. Nach Modin, der Stadt im Gebirge,
Zog er mit ſeinen fünf, für Iſraels künftige Rettung
Und unſterblichen Ruhm, erzeugten Söhnen, und barg ſich,
Nächtlich, im einſamen Haus. Doch ſieh' auch dorthin gelangt
Kam die Frevel gebietende Schaar; erhöhte des Götzen
Steingebild, und rief zu dem Opfer die bangen Bewohner.
Auch Mathathias entbot Apelles, der Schaaren Gebieter,
Zum empörenden Götzendienſt, und ſprach vor dem Volke:

*) Aus Pyrker's Perlen der heiligen Vorzeit. Wien 1826.

Digitized by Google

„Komm, ehrwürdiger Greis, und nahe den mächtigen Göttern
Huldigend; Weihrauch ſtreu' auf die Gluth, und opf're das Böcklein,
Hier, auf dem Morkt: boß dich, den hochgeprieſenen Vater,
Von den trefflichen Söhnen umſchaart, am Altor die Bewohner
Modins ſchau'n, und ſie zum Gehorſam lenke dein Beiſpiel.
Schon gehorchte das Volk zu Jeruſalem; folgſt du des Königs
Freundlichem Ruf, ſo ſoll dir Gold und Silber die Fülle
Werden; als Günſtling ſtehſt du am Thron mit deinen Erzeugten." —
Doch, Mathathias erhob, mit erſchütternder Würde, die Stimme:

„Mögen die Völker geſammt, die Antiochus Zepter gehorchen,
Von Jehova's Geſetz nun feig abfallen, und Götzen
Huldigen, wie dem lebendigen Gott: ſo will ich, ſein Diener,
Mit den Söhnen vereint und den Brüdern, feſt an der Väter
Heiligen Bund mich halten, und ſteh'n und fallen mit ihnen,
Wie's Jehova gefällt, dem wahren, und einigen Gotte!" —

Als er die Worte geſagt, da trat ein niedriger Wüſtling,
Iſchabar: lang' aerachtet im Volk, aon dem Bunde der Väter
Ausgeſchloſſen ſchon lang', ob fluchbeladener Thaten;
Streute den Weihrauch kühn, und rief: „Ich entſage Jehova,
Hier vor Zeus Altar, des Königs Stimme gehorchend.
Und verehre hinfort die unſterblichen, ewigen Götter." —

Als geſchehen die That, und geſprochen das freveinde Wort war,
Sprang Mathathias hervor aus dem Kreiſ': ihm bebten die Glieder:
Denn unduldbarer Schmerz erfüllte die heilige Bruſt ihm;
Für Jehoaa's Geſetz entflammt, entriß er dem Krieger
Jetzt das blinkende Schwert; er ſtürzte ſchnell zum Altar hin;
Würgte den Frevler dort, und mit ihm Apelles, den Hauptmaan,
Der, ihn zu tödten bereit, lautſchreiend und fluchend herankam;
Warf den Götzenaltar zum Staub, und ſprach zu der Menge:

„Kommt, und folget mir nach! Erfüllt iſt der ſchreckliche Zeitraum,
Wo wir, ausgeſchloſſen vom Kreis des geſelligen Lebens,
Nur in den Wüſten umher, in den Wäldern und felſigen Höhlen,
Oder im Schlachtengefild uns retten vor ſündiger Knechtſchaft.
Wer den heiligen Bund, das Geſetz Jehova's zu ſchirmen
Glüht, der folge mir noch! Wir leben und ſterben als Freie!" —

Laut umjauchzte das Volk den Eifernden. Aber er ging jetzt
Mit den Söhnen hinaus in das waldumhüllte Gebirge.
Tauſende folgten ihm nach: Jehova's heiligem Bund treu,
Jegliches Erdenglück verſchmähend! Am liebenden Buſen
Trug die Mutter das Kind. Umringt aon munteren Kleinen,
Floh der Vater; und frommgeſinnt erhob auf die Schulter
Mancher den wankenden Greis, und eilete fort in die Wüſte,
Von den Henkern entfernt in dunkeler Höhle zu wohnen. —

Bald erſcholl der Ruf zu Jeruſalem: wie Mathathias
Eiferte für Jehoaa's Ruhm; wie er würgte den Hauptmann,
Und empörte das Volk im frech umwüthenden Unſinn.
Mächtige Schaaren, geſandt von Zions entheiligten Höhen,
Wo die Heiden die Burg erbaueten, eiſern zu ſchalten
Ueber Iſraels Land, annahten mit eiligen Schritten,
Lechzend nach Rache im Blut des Gott-ergebenen Volkes.
Wie im dunkelen Forſt, die Wild aufſpürenden Hunde
Wenden die Schritte links und rechts, und gierig umherſchau'n;
Alſo erforſchten ſie die Spur der flüchtigen Menge.
Siehe! da wies ein Weib, Jehova verläugnend, dem Hauptmann,
Oben im Felſenriff, die jüngſtbevölkerten Höhlen;
Warnt' und ſprach: „Nicht heut', am Morgen greife den Feind an:
Denn der Sabbath naht, und Iſrael ruht an dem Tage."
Alſo geſchah's. Fern war Mathathias mit ſeinen Erzeugten:
Rings um Modin verſammelnd ſein Heer, und wehrlos die Menge:
Denn ſie feierten ſtill des Sabbaths heiligen Feſttag. —

Aber der Hauptmann ſandte zuvor in die Höhle den Herold;
Der laut rufend begann: „Empörer! kommt aus der Höhle;
Opfert den Göttern frei, ſo erlangt ihr Huld und Vergebung."
Siehe! da ſprach einmüthig das Volk: „Wir folgen dem Ruf nicht!
Nur Jehova iſt Gott, nicht ehren wir nichtige Götter
Lechzt ihr alſo nach unſerem Blut? Wir ſinken in Unſchuld
In das Grab. — Weh' euch! denn Himmel und Erde ſind Zeugen,
Wie ihr ermordet ein Volk, weil ſolches Jehoaa getreu blieb!"
D'rauf begann ein Kampf, unrühmlich des tapferen Kriegers:
Denn er würgte jetzt die wehrlos ſinkenden Männer,
Weiber und Kinder und Greiſ', an der Zahl drei Tauſend, voll Wuth hin.
Auch erſchlug er das Vieh, und verbrannte die blutigen Leichen. —

Glühender Schmerz durchzuckte die Bruſt Mathathias, des Helden,
Als er die Kunde vernahm von dem frech ermordeten Volke.
Weinend ſaß er im Staub', und fleht' um Rettung zu Gott auf;
Dann berief er die Seinen zum Rath, und ſagte mit Nachdruck:

„Gebt mir willig Gehör! Wenn Israels Völker am Sabbath
Wehrlos fallen der Waffengewalt, ſo ſchwindet ihr Name
Bald von der Erde hinweg; d'rum laßt uns die muthige Stirne
Bieten dem Feind, ſo er uns, Liſt übend, bekämpft an dem Tage.
Nur das ſei uns Geſetz: daß wir aon wüthenden Feinden
Retten das Vaterland, und kämpfen für Gott und die Freiheit!" —

All' aufjauchzten dem Wort. Da brach, zum Kampfe gerüſtet,
Der gewaltige Greis aus des finſtern Waldes Umlaubung,
Mit erleſenem Volk, in die Eb'ne herab, und bekämpfte
Siegend des Feindes Macht. Er wüthete gegen die Frevler,
Die, verläugnend Jehova's Geſetz, zu den Heiden ſich wandten;
Warf der Götzen Altäre in Staub, zerbrach die Gebilde;
Baute des Weltalls Gott, Jehova, den heiligen Altar
In den Städten umher, die er ſtürmend aus feindlicher Obmacht
Rettete; — rächte das Vaterland, denn Iſraels Völker
Athmeten frei, und auf Zions Höh'n erbebten die Feinde. —

Syriens Feldherr, Seron, vernahm, daß im fernen Gebirge
Modins, Meuterer — denn ſo nannt' er die tapferen Männer —
Sich vereinten zum Waffenbund, den heiligen Glauben,
Nach dem ererbten Geſetz, mit Macht zu ſchirmen entſchloſſen.
Schnell berief er zum Rath die Feldherrn all', und die Hauptleut',
In Samaria, der Stadt, und ſprach den Verſammelten alſo:

„Tapfere Männer und Brüder, hört! In Modins Gebirgen
Hat ein niedriges Volk, in Geiſt verblendender Frechheit,
Jüngſt ſich vereint, uns entgegen zu ſtehn, des Krieges Geſchicke
Kühn zu verſuchen im Kampf, zu erſiegen im Felde die Freiheit
Von Antiochos Macht, des Herrlichen! Denket den Unſinn!
Soll ich erwähnen des Muths, mit dem Antiochos Krieger,
Dieß aerachtete Volk, das Israels Söhne ſich rühmet,
Stets bezwangen im Feld, und zerſtäubten, wie Spreu von der Tenne
Leicht zerſtäubet des Windes Hauch? Sie flohen, erſchrocken,
Schon vor euerem Blick, dem zermalmenden, ſchrecklichen, kühnen!
Jetzo will ich mir herrlichen Ruhm erſiegen im Felde!
Staunen ſollt ihr, wie ſchnell, wie furchtbar, Seron der Feinde
Schaaren zermalmt. Noch heut', am dämmernden Abend, verſamml' ich
Dreißig Tauſend im Kampf verſuchte Krieger und breche
Los auf den ſchlummernden Feind, — dem nächtlichen Donnergewitter
Gleich, das plötzlich naht, — und zerſchmettre die Feigen auf einmal!
Dir, Apollon, ſei die Sorge des vorderen Zuges,
Mit den Rieſenthieren, vertraut, die auch Reihen der Feinde
Schnell hinſtrecken im Feld mit dem ſchrecklichen Rüſſel, und furchtbar
Wüthend zertreten im Staub, mit eberngegründeten Füßen.
Von dem Rücken herab, in ragende Thürme verborgen,
Werfe die Kraft der Tapferen dann durch Pfeile, durch Lanzen,
Und durch Schleuder, den Feind, der, ſchauend der furchtbaren Thiere
Rieſengeſtalt, vor Angſt und Schauder, erſtarrt in dem Felde;
Oder ſich wendet zur Flucht, des Widerſtandes vergeſſend.
Alle zugleich gedenket des Kampfs und des herrlichſten Sieges,
Waffnend in Eile das Volk, — Antiochos Ruhm iſt die Looſung." —

Alſo rief er zur Schaar der erſt verſammelten Führer.
Siehe! nicht lang', da zog das geordnete Heer aus den Mauern

Digitized by Google

Von Samaria, hinaus g'en Modins dunkle Gebirge.
Erſt in dem Vorderzug die Schleuderer, deckend die Reihe
Zwölf, auf dem Rücken den Thurm, und im Thurm gewaffnete Männer,
Tragender Elephanten; die Erd' erzitterte weithin
Unter dem ehernen Fuß der Rieſen-geſtalteten Thiere.
Als der Lenker der Schaar der Schleuderer, kühn und verwegen,
Kam Apollon, und trieb das Viergeſpann aus dem Wagen,
Der zweirädrig ihm nachflog, mit donnernder Stimm' an.
D'rauf ein gleiches Geſpann vom ringsvergoldeten Wagen
Geißelnd, kam, in der Mitte des Heers, der oberſte Feldherr,
Seron, der an der Zahl zehntauſend Krieger, bewaffnet
Mit der Lanz', und bewehrt mit dem Helm und dem Panzer, heran trieb.
Aber im Nachzug dann, den Bogenſchützen gebietend,
Die, an der Zahl, wie Jen' an der Stirn', und im Buſen des Heeres
Naheten, kam Zoraim, der ſtürmiſche Held in der Feldſchlacht.
Hundert folgten zugleich Streitwägen ihm nach, mit dem Lenker
Saß in jeglichem ein mit Speeren bewaffneter Krieger.
Alſo geordnet eilte das Heer den Feinden entgegen. —

Gar nicht ahnete noch Mathathias, der liebende Vater
Seines Volk's, welch' grauſe Gefahr ihm drohte vom Feinde.
Draußen im felſigen Thal, in des dunkeln Waldes Umlaubung,
Lag entſchlummert der Greis, um ihn die geliebteſten Söhne
Alle, und rings in dem Thal, in Felſenſchluchten gelagert,
Oder in Mäntel gehüllt, und geſtreckt auf rauſchende Blätter,
Ruhte die Schaar, acht tauſend Kampf-gewaltige Männer.
Mitternacht entſchwand; die Flamme verloſch in dem Lager
Ringsher, nur ein bläulicher Rauch ſtieg noch aus dem Haufen
Glimmender Aſch' empor, und wälzte ſich hierhin und dorthin,
Durch das Laubgewölb' der hochaufragenden Stämme.
Aber nicht thöricht hatte der Greis die Gefahren verachtet,
Oder, unkundig des Kriegs, verſäumt zu begegnen des Feindes
Dräuender Hinterliſt und Geiſt verwirrendem Anſchlag.
All' die waldigen Höhen entlang vertheilt' er die Wachen,
Die, ringsher umſchauend vom Fels, ihm Alles und Jedes
Kündeten, was Kampf-drohend erſchien, und nahes Verderben
Ahnen ließe dem Volk, aus der Feind-durchwimmelten Eb'ne. —

Jetzo nahte Rephim, der Krieger, mit Angſt in dem Blick, und
Zitternd, ähnlich dem Laub der Silberpappel im Winde;
Faßte ſogleich die Hand des ruhenden Greiſes, und dacht' ihn
So zu erwecken vom Schlaf, in Geheim vor den lagernden Schaaren;
Aber der freundliche Greis ſah ihm mit verklärten Augen
In das Geſicht: denn eben verließ ihn der Engel Jehova's,
Der ihm genahet im Traum, zu gottvertrauendem Muth ihn
Mahnete, Sieg ihm verhieß, und herrlichen Lohn in der Zukunft!
Jetzo begann der Wächter der Höh'n: „Unzählige Feinde
Kommen zu würgen heran. Was ſah ich! Streitwagen und Waffen
Sträubten das Haar auf der Scheitel mir auf; doch ſank ich vor Schrecken
Auf die Knie', vor mir die Rieſenthiere der Wüſte
Schauend, welche dem Heer, gleich wandelnden Bergen, voranzieh'n:
Thürme, gleich Veſten, mit Kriegern beſetzt, auf dem wölbenden Rücken
Tragen, und Tod und Jammer dräu'n mit dem furchtbaren Rüſſel:
Der, jetzt eingeſchrumpft in den Hauern ſchwebt, und urplötzlich
Wieder vom Haupte verlängt, mit der Schnelle des Blitzes, den Krieger
Feſt umſchlingt, ihn erdrückt, aufſchleudert mit Grimm in die Lüfte,
Und zermalmt, voll Wuth, mit den eherngegründeten Füßen.
Wahrlich, o Herr! ſo Jehova ſäumt, aus den Händen der Feinde
Nun zu erretten ſein Volk, ſo wird es vergehen auf immer." —

Sprach's, da erhob ſich der Greis: er winkte dem Prieſter Abiſatz:
Alsbald ſtieß er mit mächtigem Hauch in die Kriegesposaune,
So, daß der eherne Laut, in des Waldthals felſigen Schluchten,
Weithin erklang, und das Volk urſchnell um den Vater vereinte:
Denn ſo hieß es den Greis, Mathathias, voll heiliger Ehrfurcht.
Aber der jugendlich blühende Held, der tapfere Juda,
Fuhr der erſte vom Laub, und ſah, wie ein muthiger Löwe,
In dem Dunkel umher, der fern, den nahenden Gegner
Wittert; er faßte das Schwert, und hing an den Augen des Vaters.
Auch Eleazar kam, und Jonathan, glühenden Muthes,
Näher; ſie forſchten beſorgt, was Jochaaan und Simon, die Brüder,
Von dem Vater gehört? warum die Poſaune getönet? —

Sieh'! nun ſprach der edele Greis dem verſammelten Volk zu:
„Faſſet das Schwerdt! Wir ziehn jetzt Israels Feinden entgegen!"
Doch, ſchon hatte das Volk von dem furchtverblendeten Krieger,
Schreckenbetäubt, vernommen die Macht und die Stärke der Gegner,
Die, mit der Schaar der Rieſenthier', entſetzlich zu ſchau'n war!
Alsbald drang es heran, und Sadok, der Aelteſte, ſagte:
„Groß iſt dein Muth, erhabener Greis! wie ſtaunen ihm Alle;
Aber er leitet dich irre, daß du, vergeſſend der Weisheit,
Die dein Alter ziert', unzähligen Feinden entgegen
Führeſt das Volk, das ſchon vom dauernden Faſten entkräftet,
So in der Minderzahl, auch ſchwächeren Feinden erbebte.
Thorheit wäre der Kampf, vermeſſen der Streit mit dem König,
Dem Jehova, im Zorn, uns preisgegeben für immer."
Drohend erhob Mathathias die Hand, und ſagte mit Wehmuth:
„Ob, nicht ſchafft uns im Kampf des Sieges Palme die Menge,
Gottes gewaltiger Arm errettet mit wenigen Händen
Eben ſo ſchnell, wie mit vielen, vom Joch entehrender Knechtſchaft
Sein erleſenes Volk, ſo er will, barmherzig und gnädig." —

Aber glühend vor Zorn, entriß nun plötzlich der Scheide
Juda ſein Schwert, und hieb mit nerviger Rechte der Zeder
Thürmenden Stamm entzwei, daß weit der Wipfel dahinflog,
Von dem Stamme getrennt durch Juda's gewaltigen Schwerthieb.
Sadok wich, erſchrocken, zurück, und beugte ſein Antlitz
Nieder zum Staub; doch, fern ſank ſchon die Zeder zur Erde.
Aber auch All' ergriff ein herzbeklemmendes Staunen
Ob des Jünglings Kraft, der jetzt, entflammt zu dem Volk rief:

„Ha! ihr bebt vor der Menge zurück, vor den niedrigen Sündern,
Welch' im wüthigen Trotz ermorden die jammernden Weiber,
Und den lächelnden Säugling zugleich, an dem Buſen der Mutter;
Die für ſchnöden Gewinn verhandeln den Mann und den Jüngling,
Gleich dem Vieh, auf dem Markt, an den weltdurchwandernden Kaufmann:
Alſo vor uns Jehova's Ruhm zu verhöhnen entſchloſſen?
Beſſer der Tod in dem Kampf, als ſolch unrühmliches Leben!
Auf! wir ſtreiten für Gott, für unſer Leben und Freiheit.
Zaget nicht; faſſet nur Muth! der Herr iſt mit uns in dem Schlachtfeld."
Alſo rief er, und ging; ihm folgte, begeiſtert, das Volk nach. —

Nicht den Pfad entlang, der tief im windenden Thale
Führte des Wanderers Fuß, zur felsumſtarreten Waldſchlucht,
Zog nun Israels Heer auf den Feind, mit erneuertem Muth los:
Sondern auf waldigen Höh'n, bis hin, wo der letzte der Hügel
Sich g'en Bethoron, der Stadt, hinzieht, und zur lachenden Eb'ne
Und goldſchimmernder Aehrenflur den grünenden Fuß dehnt,
Eilte das muthige vor. Dort ordnete Juda die Schaaren;
Gab an dem linken Horn Eleazar, und Jonathan gab er
An dem rechten Gewalt, zu gebieten im Sturme der Feldſchlacht.
Er ſelbſt, gegen den Feind, in der Mitte zu ſtehen der Erſte,
Stand allein, und freute ſich, weil Jochanan, ſein Bruder,
Ihm an der Ferſe gefolgt, der heldenmüthige Jüngling!
Doch, Mathathias ſtand, umgeben vom Volk auf des Hügels
Felſigem Haupt mit Simon, dem älteſten Sohn, und erhob jetzt,
Warnend, g'en Juda die Hand, und fragt' ihn, ſorglichen Blickes:

„Juda! haſt du erwogen das Ziel? geſichtet des Herzens
Tiefverborgenen Grund: ob dich vermeſſener Stolz nur,
Ob Vertrau'n auf eigene Kraft zur gefahrvollen Stelle
Dort, an der Spitze des Heer's, getrieben, in eitler Ruhmſucht?
Haſt du heiß zu Jehova gefleht? des Ewigen Beifall

Digitized by Google

Fromm erforſcht im Gebet, in des Herzens heiliger Regung?"
Juda entgegnete ſchnell: „Erwogen das Ziel, und des Herzens
Tiefverborgenen Grund geſichtet, hab' ich, mein Vater!
Nicht vermeſſener Stolz, nicht Vertrau'n auf eigene Kraft nur,
Heißt mich ſteh'n an der Spitze des Heers; Jehova gebot mir!
Ja, in der Bruſt rief Gott: daß ich leite das Volk zu dem Siege."
Sprach's, und entblößte das Schwert; d'rauf ſetzt' er ſich nieder im Graſe;
Stützte das Kinn auf die Hand, und ſah mit glühenden Blicken
Durch das nächtliche Grau'n den nahenden Feinden entgegen.
Wie der Leu', der erſt entwöhnt von der ſäugenden Mutter,
Im Vertrauen auf eigene Kraft, aus der dunkelen Höhle
Kommend, ſich vor den Eingang ſtellt, und mit glühenden Blicken
Schaut in dem Wald umher: ob mächtige Gegner ihm nahen?
Lechzend nach Blut, ſich leckt mit der ſtachligen Zunge die Schnautze;
Peitſcht den dröhnenden Grund mit dem buſchigen Schweif, daß zum Himmel
Wirbelnd der Staub auffleugt; und brüllt, und ſträubet die Mähnen:
Alſo ſaß vor den Schaaren der Held auf dem Boden, und blickte
In das Dunkel hinaus, nach feindlichem Blute ſich ſehnend. —

Jetzt erglühte der Saum des lichtgewordenen Himmels
Fern im Oſten; im Frühwind floh'n die umwandernden Nebel;
Lerchen wirbelten hoch in dem dämmernden Himmelsgewölbe.
Einzeln hier, dann dort, erwacht' ein Laut in der Ebne:
So in dem Wald, auf den Höh'n, und in tiefverborgener Thalſchlucht.
Doch, als jetzt ihr Flammenhaupt, im duftigen Goldglanz
Schwebend die Sonn' erhob, und rings die erwachende Schöpfung
Jubelte, — ſiehe! da zog die ſiriſche Macht, auf des Landmanns
Saaten, in täuſchender Stille heran: denn Seron gedachte
Heimlich, im Ueberfall, zu erwürgen die lagernden Feinde.
Wohl erbebte das Volk von Iſrael, als es die Reihe
Der gewaltigen Thiere vor ſich im dräuenden Kampf ſah;
Aber der älteſte Sohn Mathathias, des heiligen Greiſes,
Simon, eilte herab, und ſagte zu Juda, dem Feldherrn:

„Kühner! entbiet' aus dem Heer Freiwillige, Todesgeweihte,
Die, für Gott und die Rettung des Volks, das Große vollbringen:
Furchtbar iſt ihm der Kampf mit dem rieſengeſtalteten Thier nur;
Mögen Jene das Schwert mit des langgeſchaften Speeres
Erze vereinen: das Schwert an den Schaft mit kräftigen Armen
Feſtigend, und im Gemenge der Schlacht losſtürzend vor Allen
Auf die Thiere, ſie kühn verwunden am ſchrecklichen Rüſſel:
Daß in dem eigenen Heer, von wüthenden Schmerzen gefoltert,
Sie Verwirrung verbreiten, und Mord und grauſes Verderben!" —

Juda erhob das Schwert, und winkte dem ſinnigen Bruder
Beifall zu. Kaum war in den Reih'n der geordneten Krieger
Kund geworden der Ruf des kühnen Beginnes, da traten
Hunderte vor, und erboten, voll Muths, zum rühmlichen Tod ſich.
Aber Simon erlas nur Zwölf' aus den tapferſten Männern,
Die ſich bewährten, im Schlachtengefild, ein Schrecken der Feinde!
Alsbald hefteten dieſ' ihr Schwert mit kräftigen Riemen
An den ragenden Schaft des fernhintreffenden Speeres;
Eilten hinab zu des Hügels Rand, wo dichtes Gebüſche
Sich an dem Pfad hinzog, und harrten, verborgen, der Gegner. —

Näher und näher erhob ſich Gewölk aufqualmenden Staubes;
Blitzender zuckte das Licht der ſtrahlengekröneten Sonne,
Mitten in Staubesqualm, aus den hellgeglätteten Waffen;
Lauter erſcholl der Tritt viel Tauſender, ſchnob das Entſetzen
Vor den Schaaren einher, und nah' war Mord und Gewürge. —

Juda, jetzt die Gegner vor ſich, mit leuchtenden Augen,
Schauend, erhob ſich voll Haſt; ſchrie laut, daß die Thäler und Berge
Dröhneten; All' um ihn her erbebten, und oben am Felsriff,
Selbſt Mathathias erſchrak. Von Furcht und Entſetzen ergriffen,
Hörten die Feinde den Ruf, und taumelten dahin und dorthin.
Aber jetzt auf den Höh'n, das Heer der Gegner, mit einmal,
Nur ſo ſchwach an der Zahl, und allein mit dem Schwerte bewaffnet:
Sonder Panzer und Helm, Streitwagen und Roſſe, gewahrend,
Lachte Seron vor Wuth, und rief, voreilend, Apollon,
Der dem Vorderzuge gebot, mit höhnendem Blick, ſo:

„Wahrlich, ich dacht' im Geiſt, ganz Iſrael ſtünde bewaffnet
Wider uns auf, und bereit' uns Tod und grauſe Vernichtung!
Soll dieß treffliche Heer mit jenem der Feinde ſich meſſen,
Das die verborgenen Höhlen des Wald's, gleich Räubern, bewohnet;
Waffen- und wehrlos iſt, und jetzt verzweifelnd den Tod ſucht?
Mögen die Krieger allein, vom hochgethürmeten Rücken
Der, dem Volk Entſetzen und Angſt erregenden Thiere,
Schleudernd den tödtlichen Stein, und ſchnellend die mordenden Pfeile,
Jene bekämpfen: ſie flieh'n der Thier' entſetzlichen Blick ſchon." —

Rief's, da drängten die Führer zugleich, mit lautem Gebrülle,
Die Elephanten vor; auch ſtachelten ſie, von dem Thurme,
So zu empören zur Wuth, die Krieger mit ſtechenden Lanzen.
Bald erwacht ihr Grimm: ſie ſchritten vor, mit dem Rüſſel
Laut ſich peitſchend die Bruſt, und ſchnoben vor glühender Mordgier.
Von der Sehne geſchnellt, durchſauſten beſiederte Pfeile,
Weithin die Luft. Der Schleuderer ſchwang den ſpitzigen Wurfſtein
Kreiſend umher, bis jetzt die Schnur von dem hemmenden Finger
Wich; der Stein laut heulend im Luftraum flog, und am Hügel,
Mit den Pfeilen zugleich, manch' tapferen Krieger zum Staub warf. —

Nun erhob Mathathias zu Gott laut flehend die Hände:
„Rett', Erbarmer, dein Volk von dem Feind, der Schmach und Verderben
Ihm bereitet, mit wüthigem Trotz, verhöhnend Dich wahren,
Ewigen Gott! O gib uns den Sieg, Allmächtiger heute!
Daß er erkenne mit Angſt, wie mächtig Jehova, der Herr iſt!"
Sieh', da warfen ſich Jene zugleich, die muthig dem Tod ſich
Weihten zuvor, auf den Feind, zwölf tapfere Männer von Juda:
Jeglicher drang, mit weitvorragendem Speer, auf das Thier ein,
Stieß und verwundet es ſchnell an dem Rüſſel. Nur Dorach, aus Gaza,
Fehlte das Ziel: abglitt ſein Speer an dem glänzenden Hauer,
Und durchbohrte des Thiers Ohrlapp', die ſeitig herabhing.
Jetzt umklammert' ihn der Elephant mit dem ſchrecklichen Rüſſel,
Ihm zermalmend die Bruſt, und warf ihn empor in die Lüfte,
Daß er den Sinkenden racherfüllt in dem Sande zertrete;
Aber da ſprang Nabal, aus Bethoron, herbei, und erhebend
Hoch den Schaft mit dem feſtgehefteten Schwerte durchſtieß er
Schnell das Auge des Thiers, das ſanſt ſo klug, ſo verſtändig,
Sinnig und mild herſah, nun hell entflammt von der Wuth war. —

Jetzt tobten, von Zorn und furchtbaren Schmerzen gefoltert,
Die Elephanten im Feld umher: ſie warfen die Krieger
Aus den Thürmen herab, und eileten ſchnaubend zurücke:
Durchzubrechen das eigene Heer, und im rauſchenden Strome
Dann zu kühlen die Gluth der tief geſpalteten Wunde.
Ein gewaltiger ſtieß an Serons rollenden Wagen,
Der, von dem Seſſel herab, antreibend die ſchnaubenden Roſſe,
Und, erſehend von fern, welch' ſchrecklichen Frevel die Gegner
An den Thieren verübeten, jetzt die Führer des Heeres
Schalt, und ermahnte zugleich, die Frevelnden niederzuſchmettern.
Doch, ſchon lag er im Staub und blutete; lagen die Roſſe,
Lag der Wagen zertrümmert im Feld: denn ſchnell wie der Blitzſtrahl,
Mitten im Hain, die hundertjährige Fichte zerſplittert,
Daß nur Trümmer umher von dem ragenden Stamme ſich weiſen;
So zertrümmerte der Elephant den rollenden Wagen;
So zertrat er die Roſſ' und den lautaufſchreienden Feldherrn.
Und alsbald entfloh'n in wilder Verwirrung die Syrer. —

Jetzt, wie im Lenz, von dem Felſengebirg, gelöſet vom Südwind

Niederrollt mit Getöſ' die ſchreckliche, wilde Lawine,
Stürzet den Wald, fortreißt die Felder und blühenden Matten:
Alſo kam von dem Hügel herab, die Zierde der Helden
Makkabäiſchen Stamms, kam Juda, der tapfere Jüngling,
An der Spitze des Heer's. Er lag den Fliehenden hart im
Rücken und drängte ſein bürſtendes Schwerdt im Blute der Feinde.
So Eleazar, der Held, ſo Jonathan. Keiner der Krieger
Raſtete jetzt; mit dem Mord ertönte des Siegers Gejauchze.
Tauſende lagen erwürgt, und deckten die Felder und Pfade. —

Doch an dem Zederngehölz, unfeene den Mauern Bethorons,
Stellt' Apollon ſich kühn zur Wehr; er hemmte der Seinen
Schmähliche Flucht, in dem Kampf mit Ehre zu ſterben entſchloſſen.
Juda ſäumte nicht, kam, und ſprang vor den muthigen Feind hin.
Dem Anſtürmenden hielt Apollon die ragende Lanze
Weithin entgegen; doch er ſchwang ſein blinkendes Eiſen;
Hieb entzwei den ragenden Schaft, und bohrte das Schwerdt ſo
Tief in des Gegners Bruſt, daß er ſank, und das Leben verhauchte
D'rauf entriß er ihm ſchnell das Schwert, das heut' in dem Feld er
Führete: um hinfort, in dem Kampf für den heiligen Glauben,
Für die Rettung des Vaterland's und die Sitten der Väter,
Solches zu führen, zum Ruhme für Israel, ſiegverherrlicht!
Aber in eiliger Haſt entflohn' die Trümmer des Heeres,
Das den Juden Vernichtung gedroht; nur Wenige kehrten
Heim in das Vaterland, den Ihren den Jammer zu künden. —

Sieh! — Mathathias Vollendung naht'; er fühlte des Todes
Schaurigen Hauch, und rufte vor ſich die theuern Erzeugten;
Heb ſich auf in dem Bett', und begann mit leiſerer Stimme:

„Nehmt den Segen zum Lohn, Geliebteſte! Möge Jehova
Euch behüten mit ewiger Huld: daß ihr, würdig der Väter,
Wandelt der Tugend Pfad', und in Unſchuld wirket das Gute.
Jammerſchwer iſt die Zeit, in der ihr lebet: der Hochmuth
Herrſcht in der Welt, und der Stolz erſinnet nur Schmach und Verderben.
Haltet feſt am Geſetz des Herrn; gedenket der Thaten
Eurer Väter, und ſuchet den Ruhm, der Ihnen zu Theil ward,
Auch um des Lebens Preis: dann lohnt euch ewiger Nachruhm!
Abraham heißt uns gerecht! da er treu in der Prüfung beſtanden!
Joſeph herrſchte mit Macht in Aegypten: weil er im Unglück,
So wie im Glück, Jehova's Geſetz verehrete! — Phines
Eiferte redlich für Gottes Wort: und des Prieſterthums Ehre,
Dauernd in ſeinem Geſchlecht, ward ihm zum Lohne gegeben!
Joſua that, wie Jehova gebot: und er wurde der Retter
Israels! — Kaleb ſprach vor allem Volke die Wahrheit:
Und er hatte ſein Erb' im verheißenen Lande des Segens!
David war barmherzig und mild: und ihm wurde die Herrſchaft,
Ihm und ſeinem Geſchlecht, gegeben auf ewige Zeiten!
Für Jehova's Wort entglühte der Thesbit Helias:
Und er wurde mit Blitz und Sturm g'en Himmel gehoben!
Weil Sidrach, Miſach und Abdenogo glaubten, ſo ward ihr
Glaube belohnt: ſie kamen gerettet hervor aus den Flammen!
Auch die grimmigen Leu'n bezähmte Daniels Unſchuld!
Alſo hinauf, in der dämmernden Frühe der heiligen Vorzeit,
Seht ihr Jene belohnt, die liebend Jehova vertrauten!
Fürchtet nie den Trotz und die dräuenden Worte des Sünders;
Seine Herrlichkeit iſt nur Staub, ſein Ende ſind Würmer:
Heute bläht er ſich auf, und hebt ſich empor in die Lüfte,
Morgen iſt er nicht mehr, denn tief in des dunkeln Grab's Nacht
Sank ſein wüthiger Trotz, und all' ſein ſtolzes Beginnen!
Auf! — erhebt euch mit Muth, geliebteſte Söhne! Jehova's
Mächtiger Arm ſchützt euch, ſo ihr treu verharrt dem Geſetze.
Simeon iſt erfahren und klug; mein Aelteſter werd' euch
Vater hinfort, ein Lenker im Grau'n des umnachteten Lebens.
Aber Judas, mein Held, Makkabäer geprieſen vor Allen
Meines Geſchlecht's, beherrſche das Feld der eiſernen Schlachten:
Euer tapferer Hort, erzogen im Lager der Krieger.
Mit den Beiden vereint ſei Jonathan, ſei Eleazar,
Und Jochanan, im Bruderbund. — Verſammelt Jehova's
Tapf're Verehrer alle, zum Kampf für die heilige Freiheit;
Rächet die Schmach des Vaterland's an den Feinden mit Nachdruck!" —

Als er geendet das Wort, da ſank er zurück auf die Kiſſen;
Sah mit ſegnendem Blick auf die Lieben, und hauchte den Geiſt aus
D'rauf in der Väter Grab, unferne den Mauern von Modin,
Brachten, im Trauerzug, die weinenden Söhne die Leiche.
Und in Israel ſcholl Wehklag' um den Vater des Volkes! —

Aber im jubelnden Ruf der Himmliſchen reicht' ihm vom Throne
Schon der Allerbarmer, voll Huld, den lohnenden Kranz ihm:
Da er, vertrauend auf Ihn, in dem nächtlichen Sturme des Lebens
Muthig ſtand, und den Frommen in ihm, zum erhebenden Troſt ward!

Zweiter Geſang.

Eleazar.

Hingebung.

Tief in des Gartens Grund, im Schatten der ſäuſelnden Palmen,
Saß Eleazar der Greis, und lächelte: heilige Wonne
Fühlend über die Stelle des Buch's, die er eben geleſen.
Aber die Stelle hieß: „Und Abraham lud auf den Rücken
Iſaak das Opferholz, und ließ die Knechte zurücke.
Als er bergan ſtieg, in den Händen tragend das Meſſer,
Und die Gluth: da folgt ihm ſein Sohn, erkoren zum Opfer,
Keuchend unter der Laſt. Sie gingen zuſammen und ſchwiegen.
Doch, nun rief der Sohn: „Mein Vater!" — Und dieſer — „Ich höre!"
Iſaak begann: „Da ſeh' ich die Gluth und das Meſſer, und nirgend
Wies ſich das Opfer noch; wo findeſt du ſolches, o Vater?"
Abraham drängte die Thräne zurück, und ſagte beklommen:
„Still, mein Sohn! ſchon wird ſich Gott erleſen das Opfer."
Sprach's; er ſah nicht zurück, und ſie ſtiegen empor auf Moria. —

„Himmliſche Unſchuld," dachte der Greis — „ein glänzendes Vorbild
Meines Erlöſers ſeh' ich in dir! Wie ſelig die Menſchen,
Welch' erwählt zu leiden für ihn, mit heiterem Blicke
Wandeln die Dornenbahn zu den Wonnegefilden des Himmels!"
Gar nicht ahnt' er jetzt, wie ſein die ſchrecklichſten Leiden
Harrten, die er ertrug, ein Held für den heiligen Glauben,
Und das hohe Geſetz der gottgefälligen Wahrheit.
Sieh! da kamen die Krieger geſandt, und pochten gewaltig
An die Thüre des ſtill und einſam lebenden Greiſes.
Freundlich öffnet' er jetzo die Thür', und ſagte verwundert:

„Waffen ſeh' ich gezückt, und des Kriegers drohende Miene?
Doch, was ſollen ſie hier, in des Friedens ſtiller Behauſung?
Den ihr ſucht, iſt ferne vielleicht: ihr fehltet das Haus nur." —

„Nein; wir ſuchen dich, Eleazar," — ſagte der Hauptmann,
Der die Krieger geführt — „Antiochos, Aſia's König —
Deiner denn auch? — entbot uns erſt: daß wir dich gefeſſelt
Führen vor ſeinen Thron und des Volk's verſammelte Menge.
Dort, wie Zeus dein Loos mit dem ewigwaltenden Schickſal
Ordnete, wird es dir geh'n: verhüllt iſt der Himmliſchen Rathſchluß!" —

Lächelnd ſprach Eleazar zu ihm: „Mich willſt du gefeſſelt
Vor Antiochos Thron und des Volk's verſammelte Menge
Führen, mich, den zitternden Greis? . . Ich folge dir willig." —

Und ſie führten ihn auf den Markt, wo Syriens König,
Sitzend auf goldenem Thron, im Kreis bewaffneter Schaaren,
Und unzähliges Volk's, den olympiſchen Göttern zu Ehren
Opfer zu bringen gebot, und ſie durch mancherlei Spiele
Ehrete: denn er gab dem ſiegenden Lenker des Wagens;
Dem, der weit vor Allen, die laſtende Scheibe geworfen;
Der mit dem Pfeil, von der Sehne geſchnellt, das ragende Ziel traf;
Der in dem Fauſtkampf Gegner beſiegt'; und dem hurtigſten Läufer;
Jeglichem gab er den Preis mit eigenen Händen zum Lohn hin.
D'rauf begann er und rief: „Ruhm ſei den unſterblichen Göttern
Von den Völkern gezollt; geſtürzt und auf immer vernichtet
Sei Jehova's Altar, und verflucht, wer dieſen verehrt:
Denn ich weih' ihn dem Tod in der Folter ſchrecklichſten Qualen." —

Schauder ergriff das Volk von Jeruſalem, als auf dem Markte
Laut ertönte des Schreckens Ruf. Schon opferten Viele

Digitized by Google

Scheuend Folter und Tod, als Feige, den nichtigen Götzen;
Mancher, dem wahren Gott Abtrünniger, wurde die Geißel
Seines Volks. So Jaſon, ein Mann unbändiger Ehrſucht,
Der für ſündiges Geld des Hohenprieſterthums Würde
Sich erſt jüngſt erkaufte vom Könige: jeglicher Tugend
Abhold; allem Schicklichen feind, und dem Laſter ergeben,
Wüthet' er frech g'en Vaterland und den Glauben der Väter!
Dieſer haßt Eleazar ſchon lang', deß' leuchtende Tugend
Seiner Seel' entſetzliche Nacht, und die gräßliche Schwärze
Seines Gemüths, nach mehr, noch erſchütternder, furchbarer, zeigte;
Allwärts auch des Würdigen Feind der unwürdige Menſch iſt!
Aber von Rach' empört, weil ihn Eleazar verworfen
Von dem Geſetz und unwürdig des Hohenprieſterthums, nannte,
Gab er Antiochos kund: „Eleazar ſchmähe des Königs
Herrſchaft laut, und ihn ſelbſt, weil er helleniſche Sitten
Rings in dem Land von Iſrael, er, ein Fremdling, gebiete." —

Jetzt, durch drängende Haufen heran, auf den wimmelnden Marktplatz
Führten die Krieger den Greis, und überall wich ihm die Menge,
Ehrfurchtsvoll, und ſeufzt' ob ſolch' entſetzlichem Schickſal
Des ehrwürdigen Mann's, dem Keiner in Iſrael gleich kam!
Jaſon ſtand auf den Stufen des Thron's, und lächelte grimmig,
Hohn der Hölle, der Verdammter Seelen bewillkommt,
Ihm entgegen; und doch ſah Jener, vergebend, nach ihm hin! —

Abgewandten Geſichts', des tiefaufgährenden Herzens
Wuth zu bergen, und ſtützend den Arm auf den goldenen Armſtuhl,
Saß Antiochos dort auf dem Thron; er rufte gebietend
Jaſon herbei, und ſprach: „Er opfere jetzt am Altare,
Zeus, dem Beherrſcher der Erd' und des Himmels, dem mächtigſten Gotte,
Hier vor allem Volk; auch allen unſterblichen Göttern
Zoll' er, tiefanbetend, Ruhm: ſo wird ihm vergeben.
Säumt' er, unſerem Herrſcherwink zu gehorchen in Demuth:
Dann auf die Folter mit ihm; in Qualen verhauch' er das Leben!"
Sprach's; da führte die Schaar den Helden des Herrn auf den Kampfplatz. —

Gegenüber dem Thron, auf ſieben Stufen erhöhet,
War das Steingebild des Olympiers. Ueber ihm wölbte
Eine Kuppel ſich auf, von Marmorſäulen getragen.
Von dem runden Altar, am Fußgeſtelle des Götzen,
Dampfte der Opferrauch empor, und erfüllte den Marktplatz
Weithin. Im ſchneeigen Kleid, mit der goldenen Binde gezieret,
Standen die Prieſter umher, und ſangen die Hymne des Opfers.
Doch, nun ſtieg der heilige Greis, in erſchütternder Hoheit,
Allen ſichtbar am Markt, auf des Tempels oberſte Stufe;
Wandte den Flammenblick, voll unausſprechlicher Anmuth,
Nach der ſtarrenden Menge hinab, und es preßte das Mitleid
Thränen ihm aus, die, ſchnell von ſeinen gerötheten Wangen,
Nach dem Buſen hinab, in ſchwimmenden Tropfen ſich drängten.
Doch, nun fuhr er betroffen zurück: die geöffneten Lippen
Bebten ihm; jetzt verloſch, jetzt flammte ſein Auge nur heller:
Wie der Mond, den, flugs, ein ſchwindendes Wölkchen verhüllet;
Jetzt umſchwebt' ihm den Mund ein Himmelslächeln; er ſtarrte
Vor ſich hin in die leere Luft — ſo däucht' es der Menge:
Denn ihm war Uriel, der Himmliſchen Einer, genahet,
Von dem Erbarmer geſandt. Mit goldenen Fittigen ſchwebt' er,
Eilend, herab; er trug herbei zwei goldene Schaalen;
Nahte dem ſtaunenden Greis, und lächelt' ihm mild in das Auge;
Dann begann er, und ſprach: — „Eleazar! neunzig der Jahre
Haſt du gelebt: nur Zehn ſind dir noch übrig zum Grabe.
Sieh', in der Linken hier, die Macht das irdiſche Leben
Weit hinaus zu dehnen, nach Wunſch; und, hier in der Rechten,
Nahen und qualvollen Tod, doch, kommenden Menſchengeſchlechtern
Noch zur Ermunterung, Wonne und Glück: was wählſt du von Beiden?'
Weit vorbog ſich der Greis, und zitterte, bebte vor Wonne,
Nach dem ſeligen Augenblick des unſterblichen Lebens!
Viel zu gering ein Leben voll Schmach; zu nichtig die Qualen
Achtend, und erſehnend im Tod den Beifall Jehova's,
Griff er ſchnell nach des Engels Recht'; entriß ihm die Schaale,
Hob ſie zum Mund, und trank, und fühlte ſich Wunder-geſtärket:
Freudig zu kämpfen den Kampf; zu vollenden die herrliche Laufbahn,
Und zu erringen, am Ziel, des Siegers lohnende Kränze! —

Alsbald flog aus der linken Hand des Engels die Schaale;
Stürzte zu Boden, zerbrach, und zerfiel zum nichtigen Staube;
Doch, der Unſterbliche ſchlang, im höheren Glanze, die Hände
Um Eleazars Nacken, und rief: „Ich werde dir nahen,
Muth einhauchend, im Kampf, und verſüßen die Stunde des Todes."
Sagt es mit lohnendem Blick, und ſchwand aus den Augen des Greiſes. —

Jaſon eilte herbei, das Opfer bereitete Schweinfleiſch
Ihm in den Mund mit Gewalt zu drängen, und ſagte: „Verzehr' es,
Den unſterblichen Göttern zum Ruhm, ſo will ich dich retten."
Aber er faßt ihn am Arm, und ſtieß ihn die Stufen hinunter.
Als er, im ſchrecklichen Zorn, nun flucht' und tobte vor Ingrimm,
Kam Nikanor heran, Feldoberſt in Syriens Heer'smacht,
Dem Eleazar einſt Huld flehend am Throne genaht war.
Dieſer führt ihn beiſeit, und ſagte mit ängſtlichem Blicke:

„Herrlicher Greis! gedenke der Zeit, wo wir uns am Hofe
Des Antiochos, den die Welt den Großen genannt hat,
Sah'n; der dich, den Geſandten des Volk's von Iſrael, ehrte;
Denke der Tage denn auch, die uns dort, im trauten Verein,
Selig entfloh'n, als ich beim Könige, des Eleazar
Freund, die Rechte des Volk's von Iſrael, nur ihm zu Liebe,
Kühn und muthig vertrat, und ihm erwirkte die Freiheit
Von unleidlicher Dienſtbarkeit, Schmach, und zermalmender Knechtſchaft.
Solches bedenk', o Greis! und ſchone dein Leben, ſo theuer
Deinem Volk, dem Könige ſelbſt und deinem Nikanor;
Schaue den Rettungsweg, und folg' ihm: wie das Geſetz dir
Gönnet des Fleiſches Genuß, laß' ſolches dir holen, und koſt' es
Am Altar des Olympiers, Zeus — ſo handelnd zum Schein nur!
Denn der Ruf: du habeſt der Opferſpeiſe genoſſen,
Macht den König dir hold, und du biſt gerettet auf immer.
Folge mir! Siehe mir rinnt der Schweiß, in glühenden Tropfen,
Von der Stirne herab: ich weiß: mit dem ernſten Gemüthe
Halteſt du feſt am ererbten Geſetz . . . doch will ich dich retten!
Schone dein Haupt, das allverehrte; habe doch Mitleid
Mit dir ſelber, dem Volk und dem treugeſinneten Freunde." —.

Alſo ſprach er bewegt, und Thränen umhüllten ſein Auge.
Doch, Eleazar ergriff ihn am Arm, und führt' ihn zurücke,
Nach dem Platz, wo er heute zu ſteh'n von Jehova erwählt war:
Denn er trat zu dem Bild des Olympiers; ſtand und bedachte
Jenen Vorzug, den ihm ſein Alter erworben; den Adel
Seines Geſchlecht's, deß' herrlichſte Zier ſein grauendes Haupt war,
Und die Jahre geſammt des frommen unſträflichen Lebens;
Dacht' es im edeln Gemüth, und ſprach, zu den Seinen gewendet:

„Iſraels Volk, merk auf! Mir bot unedles Mitleid
Rettung von Qualen, vom Tod: Erlaubtes ſollt' ich zum Schein nur
Koſten, und alſo erheucheln, zum Lohn ein ſchmähliches Leben.
Ich, den Frevel begehn? — Eleazar, der Lehrer des Volkes,
Er, der neunzigjährige Greis, erkaufe ſich Jahre,
Monden, Tage vielleicht, um ſolchen Preis der Verdammniß?
Und der Jugend weiſe den Pfad der niedrigen Falſchheit,
Der Verſtellung und Liſt; und der Wahrheit freche Verachtung
Lehre dem zartaufblüh'ndem Geſchlecht, durch ſündiges Beiſpiel?
Alſo Verwünſchung und Fluch ihn treff' im dunkelen Grab noch?
Nein, ich wähle den Tod von eurem geſchwungenen Mordbeil:
Denn nicht brächte mir ſolches Gewinn, wenn ich nur der Menſchen
Henkergewalt entrönn', und mich des erheuchelten Lebens
Freuete, da ich nicht hier im irdiſchen Leben, nicht jenſeits,
Gottes furchtbarer Hand entrönn', ein frevelnder Sünder!
Fort in den Tod! — Der Abend des heiter entſchwundenen Lebens,
Und der Himmel im rein und ſchuldlos pochenden Herzen,
Werd' auch jetzt nicht getrübt durch ſeelenverderbende Thorheit.
Jünglingen will ich zum Muſter ſteh'n: daß ſie, fürchtend Jehova's
Zorn allein, nicht fürchten den Trotz des ſterblichen Menſchen,
Der heut' wüthet und lärmt, und morgen verſtummt in dem Grab liegt;
Daß ſie wandeln die herrliche Bahn, die ich ihnen voranging:
Für das Geſetz, das Vaterland, und den Glauben der Väter,
Freudig aushauchend den Geiſt im heldenmüthigen Tode!" —

Sprach's, und eilte hinab, in den Tod zu gehen entſchloſſen.
Jaſon ſah mit höhnendem Blick nach dem Helden Nikanor

Digitized by Google

Der ihm Rettung erſann; da plötzlich wurde ſein Mitleid
Nun verwandelt in Haß, und ſein Erbarmen zur Blutgier,
Gegen den heiligen Greis, der ſein, ſo wähnte der Syrer,
Spottete. D'rauf erforſchet er ſchnell den Willen des Königs,
Der im empörten Gemüth ihm längſt nur Folter und Tod ſann,
Und jetzt wuthvoll rief: „Führt ihn zum ſchrecklichſten Tode!“
Alsbald, von dem Altar, hinaus zum dunkelen Stadtthor
Führten ſie ihn, und lautausweinend eilte das Volk nach.
Doch, Eleazar ſah, auf dem Todeswege, für ſich hin,
Starr mit flammendem Blick, und höherer Gluth auf den Wangen:
Denn der Unſterbliche ging vor ihm her; nach dem Greiſe zurücke
Hatt' er das Antlitz gewandt, das ſchimmernde: himmliſche Roſen
Streuend vor ihm auf den Weg: ſie hauchten wonnige Düfte! —

Draußen riſſen die Wüthriche jetzt Eleazar zur Erde;
Streckten die Glieder ihm aus, und ſchlugen, mit eiſernen Stäben
Ihm die Bein entzwei. — Er rief laut jammernd zu Gott auf:

„Schrecklich leid' ich, o Gott! — Allmächtiger, ſtärke den ſchwachen,
Bebenden Greis. Du weißt, o Herr! nicht wählt' ich des Treu'bruch's
Schmählichen Rettungsweg: ich wählte den Tod des Gerechten.
Löſ', o! gütig das Band des Seel' umengenden Fleiſches:
Daß ſie ſchweb' empor, und dir auf immer vereint ſei!“ —

Rief's! Der Unſterbliche hing jetzt über des ſterbenden Greiſes
Antlitz; ihm ſank vom Auge herab ein zitternder Tropfen,
Deß' ätheriſcher Glanz des Mitleids innige Wehmuth
Spiegelte; kühlt ihm, liebend die Gluth der thauenden Stirne
Mit dem fächelnden Schwung der goldenen Flügel, und hauchte ihm
Muth und Vertrau'n auf den Herrn, in die los ſich ringende Seele.
Wie von des Felſens Höh'n des Morgens ſchimmernder Nebel
Auf g'en Himmel ſich ſchwingt, und ſchnell in die bläulichen Lüfte
Fortzuſchweben ſich ſehnt; doch hält ihn des ragenden Berges
Scheitel noch feſt; er haftet mit zartem Fuß auf den Höhen:
Alſo ſchwebte der Geiſt Eleazars, ſich von dem Leib los
Ringend, empor, da in ſtets ermattendern Schlägen ſein Herzſchlag,
Jetzo nur leiſ' mehr zitterte, ſtand — und ruhte für immer!
Doch, nun ſtürzte der himmliſche Freund an die ſelige Bruſt ihm;
Drückte den Seelenkuß, unſterblichen Lebens Willkommen!
Ihm auf den Mund; ſie ſtanden entzückt in hehrer Umarmung
Und entſchwebten, vereint, den düſtern Gefilden der Erde! —

Seine ſterbliche Hülle, vom Staub und quellenden Blute
Reinigend, trug das Volk, mit Thränen hinaus an den Hochweg,
Und beſtattete ſie in dem felſummauerten Grabe!

Q.

Johann Gottlob von Quandt

wurde am 9. April 1787 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Kaufmann war. Auch er widmete ſich Anfangs dem Handelsſtande, wandte ſich aber bald auf Veranlaſſung des Hofrathes Rochlitz und Chevalier de Renty dem Studium der Kunſt zu, für welches er ſchon früh eine außerordentliche Vorliebe zeigte. In den Jahren 1813 und 1820 reiſte er nach Italien und übte die Kunſt nun auch praktiſch. Nach ſeines Vaters Tode ließ er ſich in Dresden nieder und ward in den Adelsſtand erhoben.

Außer vielen Aufſätzen in öffentlichen Blättern beſitzen wir von ihm:

Streiſereien im Gebiete der Kunſt auf einer Reiſe von Leipzig nach Italien im Jahre 1813. Leipzig u. Altenburg 1818—1819, 3 Thle.
Geſchichte der Kupferſtecherkunſt. Leipzig 1827.
Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und Kunſt. Gera 1829, 2 Thle.

Ein eben ſo feiner als durch gründliches Wiſſen und edeln Geſchmack ausgezeichneter Kunſtkenner, deſſen Schriften ihm ein bleibendes, ehrenvolles Denkmal ſetzen würden, auch wenn er nicht in anderer Weiſe durch unermüdliche Theilnahme und echte Liberalität das Gedeihen der ſchönen Künſte beförderte.

Konrad von Queinfurt,

Prediger zu Steinbach am Queiß, ſtarb im Jahre 1382 zu Löwenberg in Schleſien.

Er iſt der Verfaſſer des bis jetzt bekannten älteſten Kirchenliedes:

Du Lentze gut des Jares theures Quarte, in Greg. Corneri großem katholiſchen Geſangbuche. Wien 1631. 8.

R.

Gottlieb Wilhelm Rabener,

ein Enkel Juſtus Gottfr. R's, geboren am 17. September 1714 auf ſeines Vaters Landgute Wachau bei Leipzig. Seine Jugendbildung erhielt er auf der Fürſtenſchule zu Meißen, wo er mit Gärtner und Gellert in das vertrauteſte Verhältniß trat, welches auch in Leipzig fortdauerte, als er daſelbſt im Jahre 1737 die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren begann. Seine früh erwachte Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften und zur Poeſie erkalteten nicht, als er nach vollendeten

akademiſchen Studien im Jahre 1741 das Amt eines Steuerreviſors des leipziger Kreiſes erhielt und ſich ſo in das thätigſte Geſchäftsleben verſetzt ſah. Im Jahre 1753 wurde er Oberſteuerrath bei dem Oberſteuercollegium zu Dresden, wo er, nachdem er durch die traurigen Begegniſſe des ſiebenjährigen Krieges hart bedrängt worden, am 22. März 1771 ſtarb.

Wir beſitzen von ihm:

Satiren. 4 Th. 10te Auflage. Mit Titelvign. gr. 8. Leipzig 1751—55.

Das Mährchen vom erſten April. Aus dem Holländiſchen. 2te Auflage. 12. Leipzig 1756.

Briefe, von ihm ſelbſt geſammelt und nach ſeinem Tode, nebſt einer Nachricht von ſeinem Leben und ſeinen Schriften. Herausgegeben von Chr. Fel. Weiße. gr. 8. Leipz. 1772.

Sämmtliche Schriften. 6 Theile. Neue Aufl. (1r Th. mit des Verfaſſers Leben und Charakter v. Chr. F. Weiße) 8. Leipzig 1777.

Höchſt treffend urtheilt Bouterwek (Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit Th. XI. S. 175) über Rabener, indem er unter Andern von ihm ſagt: Seine Satire hat eine Würde, die von ſeinem perſönlichen Charakter ausging und ſeinen Zeitgenoſſen imponirte. Wie er im geſelligen Leben nie ernſthafter war, als da, wo man einen Luſtigmacher in ihm kennen zu lernen erwartete, ſo liegt auch den komiſchen Spielen ſeines Witzes ein moraliſcher Ernſt und eine innige Liebe zum Guten und Vernünftigen zu Grunde. Oefter noch als es dem wahren Satiriker ziemt, läßt er dieſen Ernſt auch unverſchleiert blicken. Aber die Würde ſeiner Satire hat keinen der finſtern Züge, die den Werken Swift's einen faſt menſchenfeindlichen Charakter zu geben ſcheinen. Eben ſo fremd iſt ihm die vornehme und wegwerfende Hofmeiſtermiene des ſelbſtgefälligen Boileau. Rabener's Satire iſt immer geſellig und faſt immer heiter, obgleich ſelten bis zum wirklichen Lachen ergötzend. Einen vorzüglichen Werth giebt ſeinen Schriften die kaum überſehbare Menge von Charakteren, die er treffend nach dem Leben gezeichnet hat. In dieſer Hinſicht hat er weder unter den ältern, noch unter den neueren Satirikern ſeines Gleichen, und bei Allem, was an dieſen Charaktergemälden veraltet und unintereſſant geworden iſt, bleibt ihnen genug Anziehendes und Lehrreiches für jedes Zeitalter übrig; denn unter dieſen moraliſchen Varietäten der menſchlichen Natur, finden ſich genug, die mit geringer Veränderung immer wiederkehren. Noch wichtiger für die deutſche Litteratur ſind Rabener's Satiren durch ihren Stil geworden. Eine beſſere Proſa ſchrieb damals Niemand in Deutſchland, obgleich Gellert und Leſſing, Jeder in ſeinem Charakter, eben ſo gut ſchrieben. — Die gefällige Natürlichkeit ſeiner Proſa iſt muſterhaft, außer wo ſie dem allgemeinen Geſchmacke der ſächſiſchen Schule zu ſehr nachgiebt, und den damals üblichen Converſationston, an dem man den Mann von feiner Lebensart erkennen ſollte, auch in Kleinigkeiten, zum Beiſpiel in der Umſtändlichkeit galanter Scherze, nachahmt. —

Eine Todtenliſte*)

von Nikolaus Klimen,

Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen.

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufſatz gefunden, welchen ich jetzt meinen Leſern mittheile. Unſer berühmter Klim hat ihn abgeſchrieben; ich kenne ſeine Hand genau, und es wird wohl Niemand zweifeln, daß es ſeine eigene Arbeit ſei, wenn man nur dieſes bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf ſeinen unterirdiſchen Reiſen die Gemüther der Menſchen vollkommen einſehen gelernt hatte. Als Künſtler beſaß er noch eben die Fähigkeiten, durch welche er ſich als Kaiſer in Quama anſehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf ſeine unterirdiſche Reiſebeſchreibung, in welcher man die deutlichſten Spuren finden wird, daß er als ein Philoſoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufſatz iſt ein Verzeichniß unterſchiedener Perſonen, welche ſeit ſeines Küſteramtes in Bergen geſtorben ſind. Er ſagt von einer jeden ſeine Meinung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in ſeinen Charakteren unparteiiſch geweſen ſein. Es wäre zu wünſchen, daß in allen Städten dergleichen Todtenliſten gehalten, und beim Schluſſe des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele ſeiner Mitbürger nach ihrem Tode beſſer kennen lernen, als man ſie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als hochedele, hochgelahrte, hochweiſe, ehrſame und tugendbelobte abgekündigt, welche bei ihrer Unwiſſenheit, bei ihrer niederträchtigen und lächerlichen Aufführung, keinen von dieſen Titeln verdient haben. Es iſt unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher ſich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliſte von der Art, wie gegenwärtige iſt, würden wir die Ehre der Wahrheit retten, und ich zweifle nicht, daß unſre Bürger dadurch wenigſtens eben ſo ſehr erbaut werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten geweſen, oder unehliche Kinder geboren worden. Ich will es dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ob meine Hoffnung gegründet ſei. Vielleicht bedauern ſie mit mir, daß gegenwärtige Liſte nicht vollſtändig, ſondern durch die Unachtſamkeit der klimiſchen Erben der Anfang, und vermuthlich ein großes Stück davon verloren gegangen iſt.

Bergen in Norwegen, am 10⸗21. des Wintermonats 1742.

B. Adelinſon.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — hochmüthig,
— — — — — — — — — — — — — geizig,
er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Anſehen ſeines langen Rocks zu danken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an Andern würden unerträglich geweſen ſein.

Guſtav Trolle. Durch den Tod dieſes Mannes verlor unſre Stadt mehr, als ſie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe; er nahm jederzeit an dem Glücke oder Unglücke ſeiner Mitbürger vielen Antheil, und wünſchte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur ſpottweiſe den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmale ſeiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich ließ er die Häuſer ſeiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überſchatten, und wenn der Himmel ſeine chriſtlichen Wünſche erhört hätte, ſo würden alle Rathsmänner in Bergen, vom Bürgermeiſter an bis auf den Stadtſchreiber, wenigſtens Neſtors Jahre erreicht haben. Bei jedem Todesfalle tauchte er ſeinen Kiel in bittre Salzen und herben Wehrmuth ein. Er ſchien ganz untröſtbar über den Tod des Kapellans, welcher drei Vornamen hatte, und alſo dem Berufe unſers Dichters ſehr einträglich war. Die Muſen unterhielt er in beſtändiger Bewegung, ſobald er die Feder eintunkte, ſobald ſtunden ſie alle neune auf ſeinem Zettel. Sie hatten auch Urſache gehorſam zu ſein; denn es war ein ſehr hitziger Mann. Wenn ſie nicht gleich kamen, und ihm bei ſeiner ſauren Arbeit vorſpannten: ſo ſchimpfte er ſo lange auf ſie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedicht auf mich, als ich zum Küſter an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigſtens acht Groſchen werth, und ich und meine Frau haben es nie ohne Thränen durchleſen können. Bei Hochzeitgedichten war er ſehr ſcherzhaft. Der Name des Bräutigams oder der Braut mochte noch ſo verwirrt klingen, ſo wußte er ihn doch ſo lange herum zu ziehen, bis er in demſelben einen Gedanken fand, der ſich zur Wiege ſchickte. Die Deutſchen haben ihm die Erfindung der Lebereime zu danken, welche er, zum erſtenmale an des Stadtſchulzens Geburtstage, aus dem Stegreife machte, da er ſo trunken war, daß er von ſeinem Verſtande nichts wußte. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für ſechzehn Groſchen ſchüttete er ſein ganzes Herz aus. Er ſtarb auch in großer Armuth, und hinterließ nichts, als einen Lorbeerkranz und einen zerriſſnen Mantel.

Suante Stuve, verwaltete das Stadtſchulzenamt zwanzig Jahre lang: ſeine Frau aber hatte das Directorium actorum. Dieſe machte auch die Abſchiede, und die Parteien mußten in ihrer Küche gegen einander verfallen. Wer daſelbſt nicht erſchien, der war fachfällig; wer aber den größten Braten ſchickte, der hatte das größte Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu ſein, ſo mußten die Parteien würfeln; derjenige gewann den Proceß, der die meiſten Augen warf. Der Stadtſchreiber war ſein Schwiegerſohn, und hatte bei ihm freien Tiſch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Bruder der ſpielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war früh-

*) Aus Rabener's Satiren, 1s Bdchen.

Digitized by Google

zeitig an unſerm **Brahe**. Schon im ſiebenten Jahre war er klüger als ſeine Aeltern und Lehrmeiſter; im vierzehnten verwickelte er ſich in gelehrte Streitigkeiten, und ſchrieb kritiſche Anmerkungen über die philoſophiſchen Bücher ſeiner Zeit, welches in Norwegen einen Lärmen machte. Er war heftig in ſeinen Meinungen, in ſeiner Schreibart ſpöttiſch, und wenn ihn ſein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgeſetzt war, ſo ſchonte er keines Menſchen. Auf ſeinen leiblichen Vater machte er Satiren. Er hatte eine ſo herzliche Neigung gegen ſich und ſeine Einfälle, daß er ſich lieber würde den Staubbeſen haben geben laſſen, als einen artigen Gedanken auf ſeinem Herzen und Gewiſſen behalten wollen. Er ſchrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leſer ſchwerer zu verſtehen war, als ihm zu machen. Die Proſodie war ſein Leibſtudium nicht, und die Grammatik für ſeine hohe Gelehrſamkeit zu niedrig. Im zwanzigſten Jahre ſpürte er eine merkliche Abnahme ſeines Verſtandes, und ward ſo kindiſch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe ſich damals ſelbſt gefühlt, und ſein herannahendes Ende vermuthet, dieſes will man aus einer Ode ſchließen, welche er unter dem Titel eines Schwanengeſangs der Nachwelt hinterlaſſen, und worinnen er von ſeiner muthwilligen Leier Abſchied genommen hat. Er ſtarb auch wirklich kurz darauf, und hinterließ eine große Anzahl Titel zu Büchern, die er hat ſchreiben wollen.

Guſtav Gripp, ein Rathmann, und eine gutherzige Seele; er hat in ſeinem Leben nicht widerſprochen, und ſagte zu allem, Ja. Niegends ſchlief er ſanfter, als auf der Rathsſtube, beſonders wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, ſein Gutachten zu ſagen, ſo weckte ihn ſein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeiſter.

Hans Erichſon, ein fleißiger Mann. Er war in Sammlung und Leſung alter Bücher unermüdet, lebte in ſeiner Studierſtube zwei und ſiebenzig Jahre, und ward nach ſeinem Tode nicht vermißt, weil er in ſeinem Leben der Welt mit nichts genützt hat. Unter ſeinen Papieren hat man einen Aufſatz gefunden, welcher den Titel führt: Unumſtößlicher Beweis, daß ein gründlich Gelehrter nicht für andre Leute, ſondern nur für ſich geſchaffen ſei.

Jugo Atrieus, ein geſchickter Arzt. Wer unter ſeinen Händen ſtarb, der ſtarb dogmatiſch. Er konnte aus dem Uringlaſe beſſer wahrſagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er Jemanden an den Puls fühlte, ſo war dieſes ein ſichres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von Allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder ſolche Weiber hatten, die ſich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete ſein Amt redlich. Alle ſeine Patienten kurirte er auf griechiſch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen dreien Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates geſtorben ſind. Man kann leicht glauben, daß die Geiſtlichkeit, ich, der Küſter, und andere Todtengräber dieſem fleißigen Manne viel zu danken haben.

Chriſtian Tywebe, hatte auf der hohen Schule zu Abo ſeine Wiſſenſchaften erlernt, war von einem unerſättlichen Hochmuthe, und doch dabei geizig, in ſeiner Freundſchaft unbeſtändig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyranniſch, in allen Arten wollüſtig, in ſeiner Religion leichtſinnig, im Uebrigen aber ein Philoſoph.

Claeß Horn, war ein Sohn des reichen **Johann Horn**, und ein Enkel des berühmten Gelehrten **Eirich Horn**. Ich nenne ſeine Vorfahren um deßwillen, weil ſein eigner Name nicht gar zu bekannt iſt. Er hatte einen natürlichen Abſcheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden beſtunden in zehntauſend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weiſe Vorſehung nicht mit dieſem Vorzuge begabet, ſo würde er ſeinem Vaterlande zu Laſt gereichet haben. Seine Berufsarbeit war dieſe, daß er aus dem Bette aufſtund und ſich wieder niederlegte. Er lebte neun und funfzig Jahr; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er ſchlief, ſo hat er ſein Alter nicht höher als auf neunzehn Jahre gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er einſah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hatte, welches nicht er, ſondern ſeine Voraltern durch ihren Fleiß verdient. Um deßwillen betrachtete er ſich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu ſeiner höchſten Nothdurft brauchte, das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch ſein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen ſollen, ſo würde er dieſes für einen Eingriff in fremde Güter angeſehen haben. Endlich ſtarb er, und hinterließ ſeine Schätze einem Vetter, welcher unſerm **Horn** die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zu Folge mußte ihm ein Leichenſtein geſetzt werden, auf den dasjenige kommen ſollte, was er in ſeinem Leben Rühmliches gethan hatte. Es ſteht alſo weiter nichts darauf, als dieſes, daß er geſtorben ſei.

Nilſon Seribbens. Dieſer gelehrte Mann hatte eine ganz beſondere Natur. Unter andern war es merkwürdig, daß bei ihm ſeine Gelehrſamkeit den Sitz im Magen hatte. Sobald ihn hungerte, ſo bald fing er auch an Bücher zu ſchreiben. Aus der Größe ſeiner Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefaſtet hatte. Ein Tractätchen von zweien oder dreien Bogen war ein untrügliches Merkmal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu eſſen gehabt, und wenn der Hunger recht nagend war, ſo ſchrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der großen Theurung im Jahre 1689 ſchrieb er die Univerſalchronik aller Nordſcheine, welche ſich ſeit dem Tode **Knuts** hatten ſehen laſſen, in zwölf Bänden, groß Quart, mit Figuren, nebſt einer Vorrede wider die unbußfertigen Atheiſten. Dieſes gelehrte Werk fängt ſchon an rar zu werden, weil es gleich in den erſten Jahren ſtark verbraucht worden iſt.

Johann Kyte, ein Advokat und geübter Mann, welcher alle casus in terminis gehabt hatte. Seinen Klienten konnte er es gleich an den Kleidern anſehen, ob ſie gerechte Sachen hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er ſehr ernſtlich zum Frieden, und ſchlug ihnen ſeinen Beiſtand ſchlechterdings ab; denn ſie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Weſſen er ſich aber einmal annahm, den verließ er nicht, ſo lange derſelbe noch einen Groſchen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil beſtund im Schwören. Er war auch ſelbſt vermögend, in einem Athem drei falſche Eide zu thun. Er verſtund ſich ſehr wohl auf die Kunſt, Zeugen zu machen. Der Schelmen und Diebe nahm er ſich recht väterlich an, und weſſen Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renommiſt. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht ſo dachten als er. Kein Gelehrter durfte ſich blicken laſſen, den er nicht mit der Feder in der Fauſt anfiel. Eigentlich hatte er ſich auf nichts gelegt; aber eben um deßwillen glaubte er, er ſei geſchickt Alles zu beurtheilen, es möchte ſein, aus welcher Disciplin es wolle. Er war aus Northolm gebürtig, und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht aus Northolm waren. Beſonders in Druckfehlern hatte er eine ſtarke Einſicht, worüber er ſich oftmals ſehr luſtig machte. In ſeiner Schreibart war er ſo ſpöttiſch wie ein Bootsknecht, und konnte ſchimpfen wie ein Kunſtrichter. Hätten ihn die unterirdiſchen Einwohner der Stadt Keba gehabt, ſo würde er auf ihrem gelehrten Kompſtagen der beſte Maſbakus geweſen, und wenigſtens für dreißigtauſend Riccatu verkauft worden ſein.

Urſel Sigrid. Wollte künftig jemand die Gemüthsbeſchaffenheit dieſer Frau beſchreiben, der würde in einer Perſon ſo viel verwirrte, und einander entgegenlaufende Charaktere finden, daß es unmöglich ſcheint, dieſelben auseinander zu wickeln, wofern man nicht in ihrem Lebenslaufe beſonders drei Zeitpunkte feſtſetzt.

Der erſte geht bis in ihr dreißigſtes Jahr. Was die Ausländer galant, und wie nach unſerer einfältigen Mutterſprache verbuhlt nennen, das fand man damals in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daſelbſt zuſammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer ſehr ſtrengen Abgötterei beſtund. Sie ließ ſich anbeten und ſchien doch unempfindlich dabei zu ſein. Man mochte ſie einen Tiger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen, oder donnerſchwangre Wolken heißen, ihre Bruſt mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen: bei Allem that ſie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbeter bewegten ſie nicht; ſie ſah dieſelben als einen Tribut an, welchen ihr ihre Sklaven ſchuldig wären und dieſe hielten es ſchon für ein großes Glück, wenn ſie nur in ihrer Gegenwart ſeufzen konnten. Viele brachte dieſe angenommene Sprödigkeit beinahe zur Verzweiflung. Sie ſchwuren, daß ſie nicht länger leben wollten, redeten von Gift und Dolch; ſie leben aber noch Alle, dem Himmel ſei Dank, bis auf dieſe Stunde friſch und geſund. Man wird an dieſer Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich verſichre, daß ich in meiner Jugend ſelbſt einer von denen geweſen bin, welche unter dieſen verliebten Feſſeln geſchmachtet haben. Ich will glauben, daß mir dieſes Geſtändniß eben zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß ich damals noch nicht Küſter an der Kreuzkirche, ſondern nur ein junger Menſch und Baccalaureus der Philoſophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechiſchen und lateiniſchen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir die gewiſſe Zuverſicht, die norwegiſchen Schönen würden eben ſowohl mit ſich reden laſſen, als jene. Ich wählte bei meiner erſten Anrede an dieſelbe, die zärtlichſte Stelle aus dem Anakreon: es ſchien aber nicht, als würde ſie dadurch ſehr gerührt. Ich ſtrich meine Verdienſte heraus, und erzählte ihr, daß ich drei Disputationen von den Pantoffeln der alten europäiſchen Völker gehalten hätte; dennoch blieb ſie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugniſſe, welche ich zu Kopenhagen, meines Fleißes und meiner Gelehrſamkeit wegen, von der philoſophiſchen und theologiſchen Facultät bekommen hatte; allein ich

Digitized by Google

glaube, ich würde den Greiſ, welcher mich auf den Planeten Nazar riß, eher dadurch bewegt haben, als die Unempfindliche. Ich beſchwur ſie bei dem Rocken der Parzen, ſie möchte mit mir Erbarmung haben; aber umſonſt. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieſer Name war mir ſo unerträglich, daß ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaßen zu den unterirdiſchen Einwohnern brachte. Dieſen Umſtand führe ich um deßwillen hier an, weil er die wahre Urſache meiner damaligen Tiefſinnigkeit iſt, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin und meinem guten Freunde, Magiſter Eduarden, vertraute: denn ich ſchämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen lateiniſchen Donatſchnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unſer Sigridin. Die bezeigte Grauſamkeit war ihrer Natur ſo ſehr zuwider, als der Abſchied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben ſo wohl von Fleiſch, als die Herzen andrer Frauenzimmer. Allein Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen und Diſputationen von Pantoffeln, waren freilich die Mittel nicht, durch welche man dieſelbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg konnte dieſe Spröde ſo zahm machen, als ein Lamm. Ich verſchweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unſerm Kirchenbuche gefunden habe. Der holſteiniſche Edelmann iſt noch vielen bekannt; er hätte freilich ſein Wort halten ſollen, doch hat er auch allemal bezahlt als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küſter, ſo dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldin bis in ihr dreißigſtes Jahr aus. Nunmehr kommt der andre Aufzug, und die Rolle, welche ſie darinnen bis in ihr vierzigſtes Jahr geſpielt hat, iſt nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreißigſte Jahr ſei bei der Schönheit dasjenige, was im menſchlichen Leben das große Stufenjahr heißt. Man wird wenig Schöne finden, welche daſſelbe überleben; ich beweiſe dieſes mit dem Exempel unſerer Sigridin. Um dieſe Zeit verlor ſich das Feuer ihrer Blicke, welches ſo viele Herzen in Flammen geſetzt hatte. Ihre Anbeter verſchwanden mit ihren Reizungen; man konnte ſie anſehen, ohne den Verſtand zu verlieren, und wenn ſie gleich unempfindlich that, ſo wollte doch Niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu ſeufzen an ſie. In öffentlichen Geſellſchaften war ſie bemüht, den Reſt ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigſtens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleien vorſagte, deren ſie ſeit langen Jahren gewohnt war; aber umſonſt. Man rechnete ſie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht anſehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Dieſe bezeigte Kaltſinnigkeit machte ſie unruhig; ſie ſuchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch koſten, was es wolle. Ihre verſtellte Sittſamkeit verlor ſich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverſchämt; ſie ſuchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was ſie nicht mit Liſt hatte erlangen können. Nunmehr fing ſie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehemals ihr zu Ehren alle Geſtirne und Mineralien in ſeinen Verſen verſchwendet hatte; dieſer leichtſinnige Dichter war ſo boshaft, daß er ſie die Chronik von Bergen nannte, und ihre ungezähmte Aufführung dergeſtalt lächerlich machte, daß die ganze Stadt mit Fingern auf ſie zeigte, und ſie nur die verliebte Alte hieß.

Di allgemeine Verſpottung brachte ſie in diejenigen Umſtände, in welchen ſie bis an ihren Tod geblieben iſt. Sie ſah ſich in ihren Abſichten betrogen, und hatte alle fleiſchliche Hoffnung verloren; deßwegen gerieth ſie in Verzweiflung und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige, ſchien ihr ein Abſcheu, und eine Mördergrube zu ſein; ſie ſeufzte, wenn ſie ein ſchönes Frauenzimmer ſah; ſie eiferte wider die unſchuldigſten Gefälligkeiten, die man artigen Perſonen erzeugte, denn dieſes, ſagte ſie, ſei der gerade Weg zur Hölle. Reinlichkeit und Putz hielt ſie für Eitelkeit und Lockungen des Satans. Die Haare ſtunden ihr zu Berge, wenn ſie tanzen ſah. Schwefel und Pech würde das Geringſte geweſen ſein, das ſie auf dieſe verſtockte Rotte würde haben herabfallen laſſen, wenn ſie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meinung war der jüngſte Tag vor der Thüre, als um ſelbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfingen, die ſündlichen Fantangen zu tragen. Von keinem Menſchen redete ſie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, beſonders aber das Frauenzimmer bei lebendigem Leibe. Widerfuhr Jemandem ein Unglück an ſeinem Körper oder an ſeiner Nahrung, ſo waren dieſes allemal augenſcheinliche Zorngerichte, welche über das böſe Geſchlecht hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmſte Urſache war, ſah ſie ſchon in der Hölle brennen, und der ſollte ſchlechterdings nirgends anders, als auf dem Miſthaufen ſterben; denn er war ein Greuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte Niemand mehr auf ſie ſehen; darum ſah ſie beſtändig gen Himmel. In Geſellſchaften mochte ſie Niemand haben; darum ging ſie einſam, und verſchloß ſich in ihr Kämmerlein und beſeufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie ſtarb endlich alt und lebensſatt, und hinterließ in den Naſen ihrer Mitſchweſtern einen ſtarken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch dieſe Erzählungen zu viel, ſo bin ich gewiſſermaßen zu entſchuldigen, denn ſie hat mir es in meiner Jugend auch ſauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulfo Humblus, ein lateiniſcher Mann, und geſchworner Feind ſeiner Mutterſprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegiſche Sprache in Aufnahme bringen, und gewiſſe Regeln der Schreibart feſtſetzen wollten. Ihm war es einerlei, ob er Duyter oder Titer ſchriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das erſte ſei recht, den hielt er wenigſtens für einen Grillenfänger. Wenn er aber ſah, daß Jemand im Lateiniſchen ein D für ein T ſetzte, ſo ſchlug er die Hände über den Kopf zuſammen, und vergoß die bitterſten Thränen über den Verfall der ſchönen Wiſſenſchaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweiſen konnte. Niemand verdiente, nach ſeiner Meinung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigſten einen auctorem classicum edirt hatte. Er ſchrieb eine kritiſche Unterſuchung der Frage: ob Horaz die triefenden Augen von dem Rauche ſeiner Oellampe, oder von den geſalzenen Fiſchen bekommen habe, die er in der Jugend bei ſeinem Vater gegeſſen. Er behauptete die erſte Meinung; und weil ſein College, der ehrliche Conrector der letzten Meinung zugethan war, ſo warf er einen ſo tödtlichen Haß auf ihn, daß er ſich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demſelben verſöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer der Grammatik konnte er ſich ärgern, daß er das Podagra bekam; und als ſein College, der Conrector, ein Programma in ſeiner Mutterſprache ſchrieb, ſo ereiferte er ſich dergeſtalt darüber, daß ihn das Podagra in den Leib trat, woran er auch ſtarb.

Stephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen ſeiner Mutter als ein gehorſamer Sohn gewandelt hat, bis an ſeinen Tod. Er wünſchte für ſein Vaterland zu ſterben, und kam deswegen niemals aus Bergen. Er hat ſeit ſeiner Kriegsdienſte allen Belagerungen und Schlachten beigewohnt; aber nur von Haus aus. Etlichemal geſchah es, daß er mit in's Feld rücken ſollte; ſobald er aber Ordre bekam, ſo überfiel ihn eine ſtarke Engbrüſtigkeit, und er überſchickte an ſeiner Stelle ein Atteſtat vom Stadtphyſikus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und an dieſer Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deswegen war er aber zu Hauſe nicht müßig: denn er trank alle Tage die Geſundheit des commandirenden Generals und ſeiner übrigen Kameraden, die im Felde ſtanden, deren Wohlſein er ſo zu Herzen nahm, daß er vielmals von ſeinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu ſonderbarem Troſte, daß er ſeine Hände niemals mit Blute befleckt hatte. Im Uebrigen war er kühn und unerſchrocken, und machte ſich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals ſeinen kriegeriſchen Beruf empfinden ließ. Es iſt eine bloße Verläumdung, daß ihm unſer Pfarrer Schuld gab, er ſei ein rechter Atheiſt, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geſchieht ihm zu viel; denn ich habe es ſelbſt gehört, daß er allemal über das andere Wort ſagte: Hol mich der Teufel! und daß er zu jeder Lüge ſchwur. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabei nicht ekel. Er gerieth einmal beim Spiel mit einem ſchwediſchen Offizier in Händel, welcher ihn herausforderte. Allein unſer ſanftmüthiger Wäderhat war im Mutterleibe verwahrloſt, daß ihm allemal Hören und Sehen verging, wenn er einen bloßen Degen erblickte: deswegen ſchlug er die Ausforderung vorſichtig ab, unter dem Vorwande: er ſei der einzige Sohn ſeiner Mutter, und der Stammhalter des wäderhatiſchen Geſchlechts; wenn ein Unglück geſchähe, ſo könnte die Nachwelt um ſeine Kinder kommen, worüber er ſich ein Gewiſſen machte, und mit einer Hand voll Blut ſei ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahr bekam er Befehl ſich ſchlechterdings marſchfertig zu halten, und weder ſeine Engbrüſtigkeit, noch andere natürliche Fehler vorzuſchützen. Dieſes war ein Donnerſchlag in ſeinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergeſtalt in alle Glieder, daß er bis an ſein ſeliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen ſeiner gebengten Mutter ſtarb, und in Frieden zu ſeinen Vätern verſammelt ward.

Curt Stemhill. Dieſer Mann hatte in ſeiner Jugend hohe Abſichten und eine vornehme Einbildung von ſeinem künftigen Glücke. Als er noch auf der Stadtſchule zu Bergen ſtudirte, dachte er wenigſtens regierender Bürgermeiſter in ſeinem Vaterlande zu werden. In dieſem ſchmeichelhaften Gedanken beſtärkte ihn der Aberglaube ſeiner Mutter, welche damals, als ſie mit dieſem Sohne ſchwanger gegangen war, geträumt hatte, ſie brächte einen Knaben mit einer ernſthaften Miene und einem ſehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Copenhagen lernte er mehr Menſchen kennen, als er in ſeiner Vaterſtadt

Digitized by Google

jemals geſehen hatte. Dieſes verringerte ſeine Hochachtung gegen ſich ſelbſt, und er erklärte ſich bei ſeiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtſchreiberdienſte vorlieb nehmen wallte. Allein auch in dieſer Hoffnung ſah er ſich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glück rechnen, daß er bei zunehmenden Jahren als Mägdleinſchulmeiſter an der Barfüßerkirche ſein Brod verdienen konnte; welchem Amte er auch bis an ſein Ende mit der größten Ernſthaftigkeit und unermüdeten Fäuſten vorgeſtanden hat. Demungeachtet glaubte er, der Traum ſeiner Mutter ſei erfüllt: denn ein regierender Bürgermeiſter habe höchſtens nur über Hals und Hand die Gewalt, ein Schulmeiſter hingegen herrſche mit unumſchränkter Macht über den ganzen Körper ſeiner Schulkinder.

Veit Segherſell, war aus einem adeligen Geſchlechte, und ein Todfeind aller Haſen und Füchſe. Mit Hunden und Pferden ging er um, als mit ſeines gleichen, und liebte ihre Geſellſchaft am meiſten, weil er unter ihnen die vernünftigſte Creatur war. Aus dem Umgange mit Menſchen machte er ſich nicht viel, den ſie redetrn allemal von Sachen, die er nicht verſtand. Mit der Bibel konnte er ſich gar nicht behelfen, deſto beſſer aber mit dem Erbregiſter, welches ſeine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er große Stücken, weil ihn ſein Pfarrer geſagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt; er wollte ſich es auch nicht ausreden laſſen, daß dieſer Nimrod ein Landedelmann in Aſſyrien geweſen wäre. Um die Geſchichte auswärtiger Völker und ſeines Vaterlandes bekümmerte er ſich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf ſeinen Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daß ein Mann wegen ſeiner Tapferkeit, wegen ſeiner Staatserfahrenheit oder wegen anderer Verdienſte, die er dem Vaterlande erzeugt hatte, in den Adelſtand erhoben ward; denn er ſagte, wenn ſolche Verdienſte einen Edelmann machten, ſo wäre ihm und ſeines Gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippſchaft nichts nütze. Seine Wirthſchaft war ſehr unordentlich beſtellt. War er nicht auf der Jagd, ſo ſaß er bei Tiſche, und alsdonn war er vermögend, ſeine ganze hochadelige Nachbarſchaft zu Boden zu ſaufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte ſie durch Proceſſe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber ſelbſt bald noch, weil er wegen Schulden ſeinem Verwalter das Gut überlaſſen, und den Reſt ſeines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nikolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fiſchen, und war zugleich ein Wechsler. Dieſe Lebensart ſtund ihm aber nicht länger an; er bemühte ſich alſo, Kapellan in der ſanoenſiſchen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienſt er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Menſch konnte begreifen, wie es zuginge. Er ſagte aber: wer in Bergen einen Dienſt haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lakei, oder ein Hahnrei ſein: folglich habe er einen dreifachen Beruf zu ſeinem Amte. Wer nur einen ſolchen Dienſt ſuche, zu dem er ſich ſchicke, der würde ſeinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutſcher könnte ein Amtmann, ein Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieſer gar leicht ein Kapellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne ſchmählen, und mit ſeinem Willen ſolle ihn Niemand um den Decem betrügen; mithin ſähe er nicht, was man an ihn auszuſetzen wolle.

Ulſo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er ſollte ſein Handwerk lernen: er ſtellte ſich aber ſo dumm dabei an, daß man gar bald ſah, er habe weder Witz noch Verſtand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte dieſe große Blödigkeit des Sohnes einigen ſeiner Collegen, welche alle der Meinung waren, er ſchickte ſich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieſer Entſchluß ward in's Werk gerichtet. Der dumme Sohn mußte ſtudiren; er lebte auch wirklich ſechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drei Jahre auf der Univerſität zu Copenhagen, ſodann abſolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück; zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr mußte ſein Vater ſo wenig, als andere Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen ſei. Er behielt ihn bei ſich, und war zufrieden, daß er ihn wenigſtens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufſicht über die Hühner an, welche er in der That mit großer Sorgfalt fütterte. Endlich ſtarb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten ſich über unſern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Die kümmerlichen Umſtände änderten ſich auf einmal. Ein lübeckiſcher Kaufmann, welcher ſein Vetter war, ſtarb unvermuthet, und hinterließ ihm ein anſehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Beſitze deſſelben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein großer Mann zu werden. Was er in ſeinem Kopfe vermißte, das fand er in dem Geldkaſten ſeines Vetters. Der Titel eines Standraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeit beſitze, jährlich drei tauſend Thaler Renten zu haben, und ein ſammtnes Kleid zu tragen, der habe Geſchicklichkeit genug, ein Standrath zu werden. Um deswillen fand er kein Bedenken, ſich dieſen Titel zu kaufen. Die Laſt, welche nunmehr Seine Excellenz, der Herr Standrath, auf ſeinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu ſehr, als daß er länger vermögend geweſen wäre, ſich auf den Füßen zu erhalten: er ſetzte ſich alſo in einen Wagen, und zwei muntre Pferde ſchienen recht ſtolz zu ſein, daß ihnen die Ehre gegönnt ward, dieſen theuern Mann, die Zierde des Vaterlandes, durch die Gaſſen zu ſchleppen. Er hatte ſich eine ernſthafte und tiefſinnige Geſichtsbildung zugelegt; in ſeinem Umgange that er ſehr geſchäftig; er hatte aber in der That jetzt weit weniger zu thun, als ehedem in ſeines Vaters Hauſe, weil er damals eine ganze Heerde Hühner füttern, nunmehr aber nur ſeinen Mops abrichten mußte, an dem er guten natürlichen Verſtand zu verſpüren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eiferſucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er verſicherte, daß er niemals an den Wiſſenſchaften einen Geſchmack gefunden, und gleich anfangs bei ſich gemerkt habe, daß er zu etwas Größerem als zu einem Schulfuchſe geboren ſei. Durch die Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß dergeſtalt geſchwächt, daß er ſich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bei denen er ehedem, nach des Vaters Tode, das Gnadenbrod gegeſſen hatte. Das konnte er ſich gar nicht einbilden, daß ſein Vater ein Schneider geweſen wäre; Adler erzeugten nur Adler, und kein Schneider einen Standrath. Er bedauerte das frühzeitige Abſterben ſeiner Mutter, welche ihm in dieſer Sache ein großes Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden; er las aber von den Gedichten, die ihm in Demuth zur Bezeugung unterthänigſter Devotion überreicht wurden, weiter nichts als den Titel. War dieſer recht anſehnlich und weitläufig, ſo ſagte er, es ſei ein Carmen von gutem Geſchmacke, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod iſt auch Niemanden ſo nahe gegangen, als den bergiſchen Muſen. Wäre alles dasjenige wahr geweſen, was in den Leichenverſen ſtand, ſo würde der Verluſt unerſetzlich ſein, welchen das Vaterland durch das Abſterben dieſes Mäcenaten erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, daß durch ſeinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegiſchen Reiche vorgegangen.

Carl Hunding. Dieſer Mann hatte durch das Glück und durch ſeinen unermüdeten Fleiß ein anſehnliches Vermögen erworben; gleichwohl ſeufzte er beſtändig über die nahrloſen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit ſeinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Menſch würde viel erſparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte ſich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine geſtickte Weſte hielt er für eine Todſünde. Seiner Meinung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daß ſie uns an den kläglichen Fall der erſten Aeltern, und an den Verluſt derjenigen Glückſeligkeit erinnern ſollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deswillen flickte er ſich weder Strümpfe noch Hoſen, und je mehr dieſe zerlöchert waren, deſto näher glaubte er dem Stande der Unſchuld zu kommen. Alle Ausgaben berechnete er nach Procenten, und betete nicht ein Vaterunſer umſonſt; denn die Gottſeligkeit, ſagte er, ſei zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal auf's Aeußerſte gebracht, und genöthigt, Ehren halber einen Thaler Geld zu verthun, ſo brach er es gewiß entweder dem Pfarrer, oder ſeinem Geſinde am Lohne wieder ab. Die Haut ſchauerte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Biſſen Brod anſprach. Nichts war unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche dieſe nichtswürdigen Müſſiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm ſeine Frau ein Kind zur Welt brachte, ſo oft klagte er, daß er in ſeiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären freſſende Kapitalien. Als ſie zum fünften Mal in die Wochen kam, ſo ſchien er ganz untröſtbar; da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, ſo gerieth er in eine ſolche Verzweiflung, daß er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und ſie nach der Mode erziehen ſollte, der müſſe bankerott werden, er ſei auch noch ſo ehrlich als er wolle. Starb ihm ein Kind, ſo war er allemal ſo vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewiſſe Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und ſie würde ſich haben ſehr elend behelfen müſſen, wenn ſie nicht ſchön ausgeſehen hätte; auf ſolche Weiſe aber fanden ſich verſchiedene Liebhaber ihrer Waare, und ſie verſtand ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieſes; er ſchien aber nicht eiferſüchtig zu ſein: denn er meinte, es müſſe Jedermann mit ſeinem Pfunde wuchern, ſo gut er könne; ſeine Frau thue nichts umſonſt, und was ihm dadurch an der Ehre abginge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute: er gewinne alſo mehr dabei, als er verliere. Er war mit ſeiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That ſein

Digitized by Google

Betrübniß darüber nicht bergen: doch zog er ſich nicht ſowohl die Schande, als die Vermehrung ſeiner Familie zu Gemüthe. Er wollte dieſe ungerathene Tochter enterben, als er hörte, daß ſie bloß aus Neigung gegen ihren Liebhaber dieſen Fehltritt begangen hatte. Da aber dieſer ſich erklärte, ſie zu heirathen, und zwar ohne Mitgift, ſo kam er auf einmal wieder zu ſich ſelbſt, und hielt dieſe Begebenheit für die glücklichſte in ſeinem Leben. Sein älteſter Sohn war ſehr liederlich, und verſchwendete mehr Geld, als der Vater erſparen konnte. Weil ihm dieſer keines gab, ſo borgte er bei andern Leuten, und wie der Vater niemals weniger als funfzehn Procent nahm, ſo mußte auch der Sohn allemal ſo viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte und ſtarb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verſtand noch verwirreter machte, als er bei geſunden Tagen geweſen war. Er redete von nichts als Intreſſen, von böſen Schuldnern und Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdiſchen abzuziehen und ihm Todesgedanken beizubringen; er wies ihn auf das theure Löſegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen, es thut nach jetzigem Cours nicht mehr als ein und drei Quart! Dieſes waren ſeine letzten Worte und er verſchied.

Stine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte ſehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieſer Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungeſunden Geblüte zuſchreiben wollten. Wenn ſie betete, ſo betete ſie mit Händen und Füßen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern ſehen; wie ſie denn über die Unbußfertigkeit der verſtockten Welt ſich dergeſtalt betrübte, daß ſie rothe Augen und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelſten Worte, und ſolche Formeln, welche etwas Verwirrtes in ſich faßten, waren ihre Kern- und Troſtſeufzer; ſie hielt dasjenige für die Sprache des Geiſtes, was die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft nicht verſtand. Die Liebe des Nächſten rechnete ſie zwar mit unter das Ceremonialgeſetz, gleichwohl that ſie den Armen im Urſulinerkloſter viel Gutes, weil es allemal von der Kanzel abgekündigt und dem chriſtlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeinde gedankt ward. Ihr Mann mußte ſehr viel bei ihr ausſtehen, denn wenn ſie betete ſo zankte ſie, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ſie ihm ſogar mitten in der Andacht einen Schlüſſel an den Kopf geſchmiſſen hat. Ihr Ehrgeiz war unerſättlich; wenn ſie auch bei dem Gottesdienſte auf die Knie fiel, ſo mußte es doch nach der Rangordnung geſchehen. Sie hatte die Gabe zu wahrſagen, und Geſichter zu ſehen. Das Geſchrei einer Krähe war ihr ſo verſtändlich, daß ſie allemal wußte wer davon ſterben würde. Heulte ein Hund unter ihren Fenſtern, ſo ward ſie dadurch mehr gerührt, als wenn unſer Kapellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn ſich ein Stern ſchneuzte, ſo fuhr es ihr in die Seele, und als ihr von faulen Eiern träumte, erſchrack ſie dergeſtalt darüber, daß ſie das Teſtament machte, und ſich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieſer Einbildung ſtärkte ſie ihr Mann auf alle erſinnliche Weiſe, und war dabei ſo glücklich, daß ſie einige Wochen darauf ſtarb.

Fiedler Frohton. Dieſes hoffnungsvolle Kind hat ſein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drei Tage. Sein Vater, ein Apotheker in Bergen, kann ſich über den frühzeitigen Verluſt dieſes tugendhaften Söhnleins noch jetzt nicht tröſten. Er fand einen recht männlichen Verſtand an demſelben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich ſein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieſes Kindes verriethen, ſeiner Meinung nach, eine große Seele. Wenn er auf ſeinem Stühlchen ſaß, ſo machte es eine ſo ernſthafte Miene, als ein Arzt, welcher bei dem Krankenbette ſitzt und zweifelhaft iſt, ob er den Patienten an Pulver oder an Tropfen ſterben laſſen will. Eben dieſe ernſthafte Miene hielt der aufmerkſame Vater für einen untrüglichen Beruf, daß ſein Sohn in Doctorem Medicinae promoviren müßte, nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upſala oder Kopenhagen geſchehen ſollte, welche Ungewißheit ihm viele ſchlafloſe Nächte machte. Schon im Geiſte ſtellte er ſich vor, wie anſehnlich der junge Herr Doctor Frohton in einer ſammtnen Weſte einhertreten, und den Glanz ſeines väterlichen Hauſes emporbringen würde. Aber auf einmal verſchwand dieſe ſüße Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Troſt, als dieſen, daß er unter ſeinen Händen ſtarb; denn er war eben im Begriffe, ihm das letzte Kliſtier zu ſetzen, als er verſchied. Sein Vaterland bedauerte er ſo ſehr, als ſich ſelbſt. War noch etwas vermögend ihn zu beruhigen, ſo waren die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben dieſe frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeite ſich um deswillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daß er über hundert Jahre leben kann, wenn der Verſtand der Geſundheit ſchädlich iſt.

Sivart Stärkotter, ein Aſtronomus, welcher am Tage die Sonne und des Nachts den Mond mit ſo unermüdetem Fleiße beſchaute, daß er zu nichts weiter geſchickt war, als an die Geſtirne zu ſehen. Bei den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels hat er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde und in dem Umgange mit Menſchen zu wiſſen nöthig iſt. Er war dadurch ſo tiefſinnig geworden, daß er ſeiner ſelbſt vergaß. Mehr als einmal geſchah es, daß er des Morgens im Schlafpelze und ohne Hoſen ausging. Wer ihm begegnete dem ſah er ſtarr in die Augen, ſchüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem dieſen wußte ſeine Seele nichts; der Körper bewegte ſich nur mechaniſch. Kurz vor ſeinem Tode ſah er mich in der Kirche; er ging auf mich los, packte mich bei der Halskrauſe und ſagte mit einer zerſtreuten mathematiſchen Miene zu mir: Die excentriſche Anomalie iſt der Bogen des excentriſchen Zirkels zwiſchen der Linie Apſidum; das ſollte Er lange wiſſen und ich ſchäme mich, daß es Ihm erſt jetzt ſagen muß. Darauf ging er wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken ſtehen, denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigſten erwürgen wollen. Er hat ſich vielmals des Nachts aus den Armen ſeiner Frau geriſſen, wenn ihm eine aſtronomiſche Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieſes ſehr unerträglich vor, und ſie hat zu gewiſſen Zeiten mehr über die Sterne geſeufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand ſie Gelegenheit die Abweſenheit ihres Mannes durch den Zuſpruch ſolcher Leute zu erſetzen, welche irdiſcher geſinnt waren, als jener. Je geſtirnter der Himmel war, deſto ungeſtörter blieb ſie in ihrem Vergnügen! und wenn der Mann eine Mondfinſterniß zu beſorgen hätte, ſo konnte ſie gewiß glauben, daß er an ſie nicht denken würde.

Verſuch eines deutſchen Wörterbuches.

Da einige Gelehrte unter uns ſo muthig ſind, und es wagen, ihrer deutſchen Mutterſprache ſich nicht weiter zu ſchämen, ſo werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Verſuch den Plan zu einem vollſtändigen deutſchen Wörterbuch zu entwerfen.

Ich habe empfunden, daß viele deutſche Wörter ſo unbeſtimmt ſind, daß oftmals derjenige, der ſie braucht, etwas ganz anders dabei denkt, als er eigentlich denken ſollte; und derjenige, der ſie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig ſein, daß die Gelehrten ſich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte feſt zu ſtellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, iſt unausſprechlich. Wir werden einander beſſer, und mit völliger Zuverläſſigkeit verſtehen; alle Zweideutigkeiten werden ſich verlieren, und mancher den man jetzt aus Mißbrauch einen geprieſenen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf ſei.

Ich erſuche meine Landsleute um ihren Beitrag zu dieſem Wörterbuche. Für mich allein iſt dies Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieſes Bekenntniß von mir ſelbſt thue. Bei denen, welche glauben, derjenige ſei noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigſtens ſechs Folianten ediren könne, bei dieſen werde ich mich durch meine Beſcheidenheit in ſchlechte Hochachtung ſetzen. Aber es ſei darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande, ſo wird es ſich alsdann ſchon zeigen, ob dieſe arbeitſamen Kreaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieſes Wörterbuches habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus den Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Abſicht deutlicher ſehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatiſche Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Real-Lexikon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bei einigen Artikeln zu weitläufig geweſen ſei, und Sachen ausgeführet habe, welche die Abſicht und die Gränzen eines Wörterbuches überſchreiten, ſo will ich dieſen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausſtreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweiſen, wo man deutlich ſieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da ſteht, und dennoch bleibt es Bayle's Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals auf's beſte empfehle, damit ich dieſes wichtige Werk durch ihre Beihilfe, ſo bald nur möglich zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichts bedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, iſt eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und

Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weiſe hat weder Verſtand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment iſt alſo eine höfliche Verſicherung des Andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen ſind, welche einander begegnen; und dieſes iſt auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Menſch ohne Geld, er mag ſo klug und geſchickt ſein, als er will, kann ſich nicht tief genug bücken, denn er iſt der geringſte unter allen ſeinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erſchaffen hat, daß er ſo lange ißt und trinkt, bis er ſtirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Geſtern ſah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in ſeiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bei zunehmendem Alter ſich von ſeinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn ſeit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Weſen ſechs Kinder wohl erzogen, und bei allen ſeinen Nachbarn den Ruhm eines ehrlichen Mannes hatte. Dieſer machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväteriſches, doch ſehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte ſeinen ehrenfeſten Nacken nur ein klein wenig, und überließ ſeinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus ſieht man die Verhältniſſe der Complimente eines Armen gegen einen Reichen ſehr deutlich. Ich aber ſah bei dieſer Gelegenheit noch dieſes daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieſes mag genug ſein von den Complimenten, ſo weit ſie die mechaniſche Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare ſind gewöhnlich, wenn wir ſprechen: *Ich bitte, dem Herrn mein Compliment zu machen;* und: *Machen Sie dem Herrn mein Compliment!* Was aber dieſes eigentlich heiße, das läßt ſich im Deutſchen gar nicht erklären, weil es ſelbſt im franzöſiſchen Grundtexte nichts bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorſamſt, ohne alle Complimente; wir ſind ja gute Freunde! Wenn ich dieſes nach dem rechten Sprachgebrauch überſetzen ſollte, ſo könnte es ungefähr alſo lauten: „Ich würde Sie für den gröbſten Menſchen von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich ſo gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir ſo viele Complimente zu machen.“

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigſter Diener; ich verharre Euer Hochedel. gehorſamſt ergebenſter ꝛc. *ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion* ꝛc. *ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu ſein Deroſelben* ꝛc. Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſetzen, ſo denken ſie dabei eben ſo wenig, als mein Schneider bei den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankrott machen will, und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibt: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidſchwur.

In alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und daher geſchah es auch, daß unſere ungeſitteten Vorfahren, die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſei etwas ſehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger dieſes Wort ſowohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben vorkommt, deſto weniger will es ſagen.

Einen Eid ablegen, iſt bei Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts Anderes, als eine gewiſſe Ceremonie, da man aufrechts ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verſpricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufſetzt. Mit einem Worte, es iſt ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment ſei, davon ſiehe *Compliment*.

Etwas eidlich verſichern, heißt an vielen Orten ſo viel, als eine Lüge recht wahrſcheinlich machen.

Van Höken, in ſeinem allzeit fertigen Juriſten, nennt den Eid *herbam botanicam*, und verſichert, *einem den Eid deferiren*, ſei nichts Anderes, als ſeinen klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen; und die Formel, *ſich mit einem Eide reinigen*, heißt ſo viel als den Proceß gewinnen: denn zu einem *Reinigungseide* gehört doch weiter nichts, als drei geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein ſogenanntes Gewiſſen hätte: ſo würde es doch nirgends an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines Beſſern belehren, und für ein billiges Geld aus ſeinem Irrthume helfen könnten.

Gott ſtraf mich! oder: *Der Teufel zerreiße mich!* iſt bei Matroſen und Musketirern eine Art eines galanten Scherzes und in Pommern lernte ich einen jungen Offizier kennen, der ſchwur auch ſo; doch ſchwur er niemals geringer, als wenigſtens *bei tauſend Teufeln*, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! iſt das gewöhnliche Sprichwort eines gewiſſen Narren, welcher gar zu gern ausſehen möchte, wie ein Freigeiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen wollte, der einen Himmel oder eine Hölle glaubte, und dennoch ſchwört er jeden Augenblick mit der wichtigſten Miene von der Welt, bei Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieſes eben ſo kräftig vor, als wenn unſer Münzjude *Jeſus Maria!* rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel ſagen, und wird die Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man ſie auch manchmal; aber eben daher kommt es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als *die Ehe brechen*. Und um deswillen iſt ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verſchiedenen Orten, beſonders in großen Städten, ſo viel, als ein Mann, der zu leben weiß. Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unſre Deutſchen werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzoſen beinahe gleich thun.

Ewig

iſt ein Wort, welches ein Jeder nach ſeinem Gutbefinden, und ſo braucht, wie er es für ſeine Umſtände am zuträglichſten hält. *Eine ewige Treue zu ſchwören*, wird gemeiniglich bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein dieſe Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchſtens vier Wochen darnach, und im letztverwichenen Herbſte habe ich einen jungen Ehemann gekannt, deſſen ewige Treue nicht völlig vierundzwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, iſt noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetiſche Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Perſonen, und es kömmt hierbei auf das Frauenzimmer ſehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauern ſoll: denn man will Exempel wiſſen, daß eine ſolche verliebte *Ewigkeit* auf einmal aus geweſen ſei, ſobald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu ſein, und angefangen, eine *ewige Gegenliebe* zu fühlen.

Wie es mit der Liebe iſt, ſo iſt es oftmals mit der Freundſchaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Geſellſchaft, wo ſehr ſtark getrunken ward, an Einem Abende *drei ewige Freundſchaften* überlebt habe. Wenn es hoch kömmt, ſo hält eine dergleichen ewige Freundſchaft nicht länger wider, als der Rauſch, welcher Schuld daran iſt; denn cessante causa, cessat effectus.

Einen ewigen Frieden ſchließen, iſt ein *Gallicismus*, bedeutet in der franzöſiſchen Sprache ſo viel, als bei uns ein Waffenſtillſtand, und mit einem Worte ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man ſeinen Vortheil dabei ſieht.

Sich verewigen, iſt unter einigen Gelehrten eine gewiſſe Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verſtandes etwas auf weißes Papier ſchreibt, und es dem Drucke übergiebt. Die *Schlüſſel zur Ewigkeit* hat alſo der Setzer, und die beſtehen aus gewiſſen bleiernen Buchſtaben, welche mit ſchwarzer Farbe beſtrichen, und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit ſterben (ſiehe *Unſterblichkeit*) beſteht in einer gewiſſen Krankheit, welche nicht ſowohl den Patienten ſelbſt, als vielmehr Andern beſchwerlich iſt. Gemeiniglich überfällt ſie junge Leute, und verliert ſich bei zunehmendem Alter; doch geſchieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet ſind, und alsdann iſt ſie nicht allein deſto gefährlicher, ſondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem ſolchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und ſcharfe Mittel dawider ſind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxismus nur ſtärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke ſehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Perſonen, welchen man auch nicht widerſprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beſte Mittel dawider ſoll dieſes ſein, wenn man, ſo oft ſich eine dergleichen preßhafte Perſon in der menſchlichen Geſellſchaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräuſches, der mit dergleichen Krankheit verknüpft iſt, nicht thut, als ob man ſie hörte, oder ſähe, oder das Geringſte von ihnen wüßte; auch ihren Namen bei keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böſes von ihnen ſpricht. Das Recept mag nicht unrecht ſein. Ueber die eigentlichen Urſachen dieſer Krankheit ſind die Arzneiverſtändigen unter einander noch ſehr ſtreitig. Einige halten ſie wegen der wunderlichen

Digitized by Google

Geberden, die der Kranke macht, und weil ſie, wie andere epidemiſche Krankheiten, zu gewiſſer Zeit und oft wieder kömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da ſie angemerkt haben, daß ſie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daumen ausbricht, wie es bei der fallenden Sucht gebräuchlich iſt. Ander glauben, ſie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält ſie für nichts Anderes, als für einen heftigen Magenkrampf, und der ſelige Hr. Geheimerath Hofmann in Halle nennt ſie das Autaefieber, im dritten Kapitel ſeiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verſtande dieſes Wortes reden, denn was es im eigentlichen Verſtande heißt, ſolches iſt bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen Verſtande ehrwürdig iſt, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen ſollte, deſſen Bedeutung in meinem Wörterbuche feſtzuſtellen. Im figürlichen Verſtande alſo heißt *ehrwürdig* ſo viel, als ſchwarz, und ein *ehrwürdiger Mann* ſo viel, als ein Mann in einem ſchwarzen Rocke. Ich gründe dieſe Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter dieſen Männern in ſchwarzen Röcken ſind viele, an denen man nicht das geringſte Ehrwürdige findet, als das ſchwarze Kleid. Ich könnte ſie mit Namen nennen, aber es iſt überflüſſig, denn ich weiß gewiß, ſie werden ſich bei Leſung dieſes Artikels ſelber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseiſer, und in unſerer Sprache das böſe Gewiſſen heißt. Meine Leſer dürfen alſo nur auf diejenigen ſchwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfaſſer dieſes Wörterbuches in die Ketzerrolle ſetzen, und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe, und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meine, und welche man gewiß für Laien anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet gingen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Worts *ehrwürdig* vorausſetze, ſo werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht, höchſtens zwölf pro Cent vorſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zur Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beiſpringt, und auf ein Pfand, das zwei Mal ſo viel werth iſt, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfriſt das Pfand eingelöſt werden, oder verfallen ſein ſoll: dieſer Mann wird künftig ein *ehrwürdiger Wucherer* heißen, denn ginge er nicht ſchwarz gekleidet, ſo wäre er kein ehrwürdiger, ſondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Geſetzen unſers Landes zu beſtrafen. *Ehrwürdige junge Herren* würde man wohl in Deutſchland nicht geſucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten ſollte, ſo natürlich weiß er die Rolle eines jungen Herrn unter ſeinem ſchwarzen Rocke zu ſpielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich ſein kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabaksdoſe und Manſchetten zu haben.

Ein ehrwürdiger Rauſch, iſt ein ganz neues Wort, aber eine ſehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterſcheiden ſollte, welcher von beiden Berauſchten der Schultheiß im Dorfe, oder Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürdigen nicht ſchwarz gingen.

Sich ein ehrwürdiges Anſehen geben, heißt bei dieſer Art Leuten ſo viel, als eine große Unterkehle und einen ſteifen Nacken machen, und *ein ehrwürdiges Amt bekleiden*, ſo viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hauſe ſelbſt thut und welche von Andern nicht getadelt werden dürfen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieſes mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verſtande, oder von ſolchen Männern genug ſein, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Weſen nicht dulden würde, wenn ſie nicht ſchwarze Röcke trügen. Wie wenig alſo dieſe Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verſtande verdienen, ſolches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einſehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre ſchwarze Kleidung und das Amt nähme, in welches ſie ſich geſchlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein: *Ein ehrwürdiges Amt ſuchen*, heißt in einigen Parochien ſo viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heirathen.

Gelehrt.

Das Wort *gelehrt* hat mit dem Worte *tugendhaft* beinahe ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen tugendhaft, Alle, die ſtudirt haben, wollen gelehrt ſein; aber, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die Wenigſten. Freilich liegt dieſer Fehler nicht an denen, welche ſich den Titel eines Gelehrten anmaßen, ſondern nur an etlichen eigenſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es ſei noch ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen einem Gelehrten und zwiſchen einem Manne, der keine Profeſſion oder kein Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen abſolvirt, und endlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergehen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche ſich den Wiſſenſchaften mit ganzem Ernſte widmen, die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerkſamkeit leſen, die höhern Wahrheiten durch eigenes Nachdenken unterſuchen, ſich bemühen, ihnen nach weiter nachforſchen, auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben, von der Gründlichkeit eines jeden Satzes ſich ſelbſt überführen wollen, Sachen, die in der Welt nichts nütze ſind, als höchſtens eine kritiſche Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und ſich auf ſolche Wiſſenſchaften legen, welche der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nutzen bringen, und welche dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen Anderer anzuwenden ſuchen? Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beinahe zu viel! Wenn das gelten ſoll, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrten-Lexikon, welche jetzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Oktavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fordert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch ſei. Verlangt man noch dieſes, was für ein kleines Häuflein wird aus unſerer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſchte mir nicht, dieſes Unglück zu erleben! Viele tauſend Menſchen würde man auf ſolche Art um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da ſie außer ihrer gelehrten Miene ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir in's Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann; ſo will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im Voraus liebreich ſein, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht, wenn ſich etwan Jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Profeſſor *Titus Manlius Vermicularis*. Es geht nunmehr in das drei und funfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Inſetzung ſeiner eigenen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten und der Nachwelt zur Warnung Donatſchnitzer geſammelt hat, und zwar, welches wohl zu merken iſt, aus den beſten lateiniſchen Schriften der gelehrten Männer unſrer Zeit. Der ehrliche Mann ſollte mich ſehr dauern, wenn man ſeine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit anſehen wollte. Ich kann es theuer verſichern, er thut dem gemeinen Weſen mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht den geringſten Schaden, und ich habe unter allen ſeinen Schriften nicht eine einzige geſehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat geſtanden hätte. Wie würde ſich mein beleſener Herr Oheim wundern, wenn über dieſe Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften ein ſo grauſames Urtheil ergehen ſollte! Er läßt ſich darauf todtſchlagen, daß er ein Gelehrter iſt! So oft er Jemanden auf ſeine grammatiſchen Wahrheiten tractirt: ſo oft heißt es immer über das andere Wort: prout nos docti loquimur! Denn das iſt wohl zu merken, was er redet, das klingt wie lateiniſch, und mit Niemandem ſpricht er deutſch, als mit ſeiner Magd und mit ſeinem Hausknechte, denn dieſe gehören zum Pöbel. Der gute Vetter, wenn er noch lange lebt, ſo bin ich nicht für ſeinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er ſoll bald ſterben: denn das Unglück hat ihn ein lateiniſches Programma zugeführt, in welchem er ſo viel himmelſchreiende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römiſchen Sprache entdeckte, daß ihn gleich bei Leſung der erſten Seite alle Sinne vergingen. Er ermannte ſich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keuchte, und im Geſichte ward er ganz ſchwarz. Es iſt noch wenig Hoffnung zu ſeiner Beſſerung da; wenn das Ding ſo fortgeht, ſo wird er noch an dieſem ketzeriſchen Programma elendiglich erſticken müſſen. Der gelehrte Mann!

Der hochedle, veſt, rechtshochgelahrte Herr D. *Valentin Vanno*, iſt mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er iſt Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgeſagt haben, daß er das Geringſte von der Rechtsgelahrſamkeit verſteht; aber er iſt doch Doctor. Sein ſeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verſtande nicht geſtorben iſt, war der gelehrte Doctor *Pancratius Vanno*. Seinen Herrn Vater habe ich noch

Digitized by Google

wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine ſo gelehrte Unterkehle, als zehen andre ſeines gleichen nicht hatten, und darum muſte er auch Doctor werden. Ihre Hochedeln, unſer Herr Banno hieß ſchon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief, und es iſt gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernſte geworden iſt, er würde ſonſt gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts ſein. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebſten Knaben! das iſt der leibhafte Papa! Er iſt kaum funfzehn Jahr alt, und kann ſchon lateiniſch leſen. Dieſer muß auch Doctor werden, und in Kurzem wird er es ſein! Die wackern Männer! Es ſteckt dieſer gelehrten Familie recht im Geblüte, daß ſie alle Doctor ſein müſſen. Und dennoch iſt es mir ſehr leid um ſie, ob ſie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, ſich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrſamkeit auch den Doctortitel ab, ſo werden ſie die betrübteſte Figur von der Welt vorſtellen! Wie ſehr würde ich meinen Leſern verbunden ſein, wenn ſie ſich alsdann dieſer verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schweſter Sohn, Georg Knut, iſt ein ſo grundgelehrter Mann, daß er die alten römiſchen Münzen weit beſſer kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verſchimmelter Nummus in die Hände fällt, ſo ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpax kaum ausſehen kann, wenn er feinſilbrige Zweidrittheile einwechſelt. Nur unlängſt iſt er in eine ſehr heftige Verbitterung mit einem andern auch ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter ſagte, ſie ſtelle die Venerem victricem vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeute die Venerem armatam der Lakedämonier. Auf beiden Seiten ward die Heftigkeit zum Höchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren dieſe großen Männer einig; ob ſie aber victrix oder armata ſein ſollte, das war noch ungewiß. Sie gingen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtand. Selbſt die Weiber dieſer beiden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch ſchimpften ſie einander ſo muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich war das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich in's Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter; er ließ die ganzen Streitſchriften zuſammen drucken, und war ſo liſtig, daß er auf das Titelblatt die Worte ſetzen ließ:

— — — — — — Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenes?

Ueber dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſogar ſeine Köchin allen Leuten erzählte, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabei zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den erſten ſein, welchen man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beinahe nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, iſt mein ſehr naher Vetter; aber er ſchämt ſich meiner, und ſeiner ganzen Freundſchaft: Denn er behauptet, trotz allen Genealogiſten, daß ſein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin geweſen ſei. Wer ſo liebreich ſein und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt und ſein Großvater ein guter ehrbarer Schneider geweſen, der wird ſein Todfeind. Der Küſter kam ſehr ſchlimm an, als er ihm dieſes aus dem Kirchenbuche beweiſen wollte. Das hat ein Schelm geſchrieben! rief er, und holte den Mabillon, damit er ſehen ſollte, daß ſein Kirchenbuch nicht die geringſte Beſchaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfordert würde. Gegenwärtig iſt er mit den politiſchen Affairen außerordentlich beſchäftigt. Er iſt ſehr franzöſiſch geſinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beinahe zu mächtig, den jenſeits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Fauſt, wenn er in Geſellſchaften von dem Prätendenten ſprechen hört: denn das läßt er ſich nicht ausreden, daß der Prätendent durch ſeine ſchlauen Anſchläge bis nach Edinburg gekommen iſt. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schleſien, denn er hat die Abſicht gar nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Rußland iſt er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn ſeit etlichen Tagen ſo tiefſinnig umhergehen ſehen, daß ich befürchte, es dürfte mit Nächſten eine große Meuterei wider die Czarinn auf ſeiner Studirſtube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troſte ſagen, daß ſich ſeine politiſche Gelehrſamkeit nicht weiter erſtreckt, als die vier Wände ſeiner Studirſtube gehen. Bei alle dem aber ſpricht er doch ſehr viel über Staatsſachen, und ſchreibt ſogar politiſche Monatsſchriften; doch werden ſie, dem Himmel ſei Dank! nicht gedruckt. Er behält ſie alle im Concepte, und ſagt: dieſes ſei ein heimlicher Schatz, welchen er ſeinen Kindern ſammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Anſprüche des Königs in Frankreich an das orientaliſche Kaiſerthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuſcripte, und nennt es in der Ueberſchrift, wie leicht zu glauben iſt, eine gründlich gelehrte Deduction. Sollte dieſer gründlich gelehrte Mann nicht noch in dieſem Jahre, wie ich doch faſt hoffe, in's Tollhaus geſperret werden, ſo werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall ſeiner Gelehrſamkeit gerathen ſollte, nach Frankreich zu bringen ſuchen, daß er alsdann in ſeinem vermeinten Vaterlande durch ein neues Project zur Univerſalmonarchie ſeinen Biſſen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weiß nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich ſtudirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig mit den Degen gehen geſehen; ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen, nach der er ihm in drei Jahren mehr als zweitauſend Thaler auf der Univerſität zu unterhalten gekoſtet hat. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen im Verzeichniß der jetzt lebenden Gelehrten. — Man wird doch nicht etwa mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das Geringſte! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann verſichern. In Leipzig heirathete er eine junge Magd: denn ſie wollte gern einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren ſie ſich ganz gut mit einander, und ſo lange ſie noch jung iſt, und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth, es mag mit dem Gelehrten im Uebrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt und häßlich werden, ſo läge freilich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſehr bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator ſollte er ſich, meines Erachtens, vortrefflich ſchicken. Er verſteht nichts; es iſt wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ſo beſchaffen iſt, daß man nicht eben darauf ſieht, wie geſchickt der Informator, ſondern nur, wie wohlfeil er iſt, ſo zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an ſeinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch wie ein Hahnrei, und das hat er ſeinem lieben Weibe zu verdanken; eine nothwendige Tugend, die ein Menſch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweiſen will. Er iſt ſo geduldig, man kann mir ſicher glauben, ſo geduldig iſt er, daß er ſogar mit der Frau im Hauſe gut wird auskommen können; und wer weiß denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch ſein Glück treibt, wenn er ſich gewöhnen kann, der Amme und der Köchin mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an dieſem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiſte Freude, und ich habe mir ſchon ein gewiſſes Haus in unſerer Stadt ausgeſehen, wohin ſich zu einem Informator kein Menſch beſſer ſchickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieſes ſind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünſchen, daß ſich Liebhaber zu ihren Künſten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberſchlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutſchland ſein müſſen, da allein in meiner Familie, welche doch die ſtärkſte nicht iſt, ſo viele ſind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Da ich bisher unterſucht habe, was eigentlich ein Gelehrter ſei; ſo muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: Es iſt ein gelehrtes Werk! aber die Begriffe, die ein Jeder dabei hat, ſind mehr unterſchieden. Was der Philoſoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantiſch vor, und ich habe einen finſtern Mathematiker geſehen, welcher in ſeinem Leben zum erſtenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatsſchrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrſamkeit wie mit der Religion. Ein Jeder hält nur die ſeinige für die wahre, alle andere Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieſes Wort iſt von einer ſo weitläufigen Bedeutung, daß es eine abſonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigſtens ſo viele Bände einnehmen dürfte, als die europäiſche Fama.

Gelehrter Wind; hiervon ſiehe mit Mehrerem die meiſten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, iſt ein Problema.

Digitized by Google

Menſchenfeind.

Unter dieſem Namen verſtehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrießlichen und mürriſchen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er ſie zu Menſchen gemacht hat, und welche niemals mißvergnügter ſind, als wenn ſie ſich in Geſellſchaft anderer Menſchen befinden. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dieſe Sittenlehrer Recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andere Bedeutung des Wortes *Menſchenfeind* ſtatt haben kann.

Ich ſetze, und zwar vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Menſch nichts Anderes iſt als ein Thier, welches nur ſich für vollkommen, alle andere menſchliche Thiere aber, die um daſſelbe herum ſind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen Andere niemals ausübt, die es doch von Andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erſchaffen iſt, nur ſeinetwegen erſchaffen iſt; welches ſich Mühe giebt, dasjenige zu ſcheinen, was es nicht iſt; welches ſehr mühſelig lebt, um elend zu ſterben; welches thöricht iſt, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu ſein, und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle dieſe Arbeiten vorſagt. Wer alſo ſo verwegen iſt, dieſes zu thun, der iſt ſein Feind.

Menſchenfeinde alſo ſind Leute, welche die Wahrheit ſagen. Ein häßliches Laſter, wodurch man die glückſelige Einbildung andrer Leute ſtört, und zugleich ſein eigenes Glück hindert.

Ein *Menſchenfeind* würde ich ſein, wenn ich ſagen wollte, daß Neran unter dem Vorwande ſeiner obrigkeitlichen Pflicht Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedrückter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider ſich reizte, und das Vermögen verlaſſener Mündel an ſich riſſe; daß dieſe noch in fünfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereien des Neran's wieder erzählen, und noch im Alter ſein Andenken verfluchen würden. Alles dieſes thut Neran; es iſt wahr. Ich aber hüte mich wohl dem Neran dieſes vorzuhalten, denn ich mag keines Menſchen Feind ſein. Einen Vater des Vaterlandes, einen Prieſter der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, ſo oft ich zu ihm komme, dieſes aber geſchieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabei. Wie Neran iſt, ſo ſind noch unzählig viele Andere, und ich würde von den größten Paläſten anfangen, und bis in die Hütten der geringſten Landmänner gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweiſen, daß man ein Menſchenfeind würde, ſobald man die Wahrheit ſagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bei den boshaften, gefährlichen, unbedachtſamen, verſtockten, ich weiß beinahe nicht, wie ich ſie arg genug ſchimpfen ſoll! mit einem Worte, bei den verhaßten Satirenſchreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, *Erbfeinde der Menſchen* zu ſein, und welche ſo unbeſonnen ſind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche Obrigkeit nicht Anſtalt macht, dieſe Menſchenfeinde auszurotten, ſo lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde ſicher ſein können, den angemaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und was das Schrecklichſte iſt, ſogar Leute, welche ſich durch den Bannſtrahl, den ſie in ihren drohenden Händen führen, beim Pöbel anſehnlich und furchtbar machen, werden dennoch dieſen verwegenen Menſchenfeinden nicht fürchterlich genug ausſehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran denken, wenn ich mir vorſtelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich ſein wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter dieſen ſatiriſchen Menſchenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichſten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menſchen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine ſolche Wahrheit, die man uns mit einer ſpöttiſchen Miene ſagt, denn oftmals ſind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen ſpottend nachahmet und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unſers ſchönen Geſchlechts muß ich erinnern, daß Alles, was ich bisher geſagt habe, von ihm nicht zu verſtehen iſt. Nichts auf der Welt iſt ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bei ihm iſt nur der ein Menſchenfeind, welcher ſchmeichelt. Brigitte iſt abergläubiſch, neidiſch und verleumdet ihren Nächſten; Flavia iſt verbuhlt, und überläßt ihre Gunſt an den Meiſtbietenden; Cäcilie iſt ſo hochmüthig, daß ſie ihrer reichen Nachbarin im Stande nicht im geringſten nachgeben würde, und ſollte ſie mit ihrem Manne auch Bettel-Brod eſſen müſſen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieſes Brigitten, Flavien und Cäcilien trocken unter die Augen zu ſagen, ohne von ihnen Menſchenfeind genannt zu werden. Sie werden ſich ſchämen, ſie werden ſich beſſern, ſie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank ſagen. So merklich ſind die Vorzüge, welche das Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur ſchwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewiſſen, ſind bei unterſchiedenen Leuten, die in öffentlichen Geſchäften ſtehen, eine gewiſſe Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben ſie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwiſchen aber ſind ſie doch ſo unentbehrlich, als dieſe, und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird alſo bei dergleichen Leuten ſo viel heißen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande ſeiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein *Unverpflichteter* zu thun nicht wagen darf, ohne ſeine Leidenſchaften zu verrathen. Weil in gewiſſen Gegenden ſowohl geiſtliche als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geſchenke und aufzuwendende Unkoſten, erlangt werden: ſo iſt es gar wohl zu verſtehen, was die *geleiſtete theure Pflicht* heißt; und alsdann wird der Ausdruck, *ſeine Pflicht ſorgfältig zu erfüllen ſuchen*, nichts Anderes ſagen, als wenn ich ſpreche: ſich ſorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von Andern ſo viel wieder zu preſſen, als das Amt gekoſtet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewiſſenhafter Richter ſprechen, wenn ihm der Beklagte Geſchenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewiſſenhaften Richters ſeine *Frau* Liebſte nicht *in Pflichten* ſteht, und ſich daher mit ſeinen Geſchenken zu dieſer wenden, wenn er anders von ihrem Manne ein *pflichtmäßiges Urtheil* verlangt. Ich habe einen Schöſſer gekannt, welcher das Expensbuch beſtändig vor ſich liegen hatte, und daher von ſich ſelbſt rühmte, *daß er ſeine Pflicht niemals aus den Augen ließe*; denn er glaubte, nur um deßwillen ſei er ein verpflichteter Schöſſer, daß er ſeinen Bauern liquidiren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: *pflichtmäßig arbeiten*, überſetzen. Aber das wäre ein erſchrecklicher Schnitzer wider den juriſtiſchen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewiſſen Amtmann weiſen. Wenn dieſer über die nahrloſen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt, ſo ſpricht er allemal: „Ein ehrlicher Mann kann es faſt nicht mehr ausſtehen. Lauter Arbeit ex officio! Bald Armenſachen! Bald „Bericht wegen brandbeſchädigter Unterthanen! Bald wegen herrſchaftlicher Sachen! Alles ex officio!“ Sachen alſo, davon in der Taxordnung nichts ſteht, ſind Sachen ex officia, und freilich ſind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verſtand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philoſophiſche Abhandlung zu ſchreiben, ſo wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man ſich auf dem Katheder von dem Worte: *Verſtand* macht.

Ich ſchreibe nicht für Pedanten, ſondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verſtand ſo viel, als Reichthum.

Ein Menſch ohne Verſtand, iſt nichts Anderes als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit Einem Worte, er kann der artigſte und nützlichſte Mann in der Stadt ſein, das hilft ihm alles nichts: der Verſtand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es iſt nicht für einen Dreier Verſtand darinnen! ſpricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieſet. Warum? mein Wirth iſt ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat als addiren, und er glaubt, wenn er die ſchönſte Ode auf die Börſe trüge, ſo würde er doch nicht einen Dreier dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verſtand, ſagt ein Liebhaber, der nur auf's Geld ſieht, wenn gleich ſein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lombre ſpielt, Knötchen macht, zum Fenſter hinaus ſieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinnen ſpottet. In Geſellſchaften, wo ſie keines von dieſem Allen thun kann, iſt ſie nicht im Stande etwas weiter zu ſagen, als ein trocknes Ja und Nein; und ſpielte ſie nicht mit ihrem Fächer, ſo würde man ſie für eine Statue anſehen. Aber das thut alles nichts, für ihren Liebhaber hat ſie doch viel Verſtand, denn ihre Mutter hat ihr ein ſehr ſchönes Vermögen hinterlaſſen.

Der Menſch hat einen ſehr guten natürlichen Verſtand, heißt ſo viel: Er hat von ſeinen Aeltern eine reiche Erbſchaft übernommen, und nicht nöthig gehabt, ſelbſt Geld zu verdienen.

Digitized by Google

Was alſo dieſes heißt: Er wuchert mit ſeinem Verſtande, das darf ich Niemandem erklären; es verſteht ſich von ſelbſt.

Ich bin der Dümmſte eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieſes hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreißigjährige Erfahrung die verſchiednen Grade des Verſtandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verſtande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tarif machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verſtand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verſtand;
12000 Thaler, ein feiner Verſtand;
30000 Thaler, ein großer Verſtand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verſtand;
100000 Thaler, ein engliſcher Verſtand;

und auf ſolche Weiſe ſteigt es mit jedem tauſend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum ſo klug war, als ſein Reitpferd. Er beſaß aber viermal hundert tauſend Thaler, und um deßwillen verſichert mich mein Correſpondent, daß er in ganz Mecklenburg beinahe der Verſtändigſte wäre.

Der Kerl hat ſeinen Verſtand verloren! wird man alſo von einem bankerotten Kaufmanne ſagen, und ich kenne Einige davon, welche dieſer Vorwurf weit mehr ſchmerzt, als wenn man ſagen wollte, ſie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieſes iſt noch der einzige Troſt für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthſchaft, und durch ihren eigenſinnigen Staat an dieſem Verluſte gemeiniglich die meiſte Urſache haben, dennoch ihren eingebrachten Verſtand, daß ich mich kunſtmäßig ausdrücke oder deutlich zu reden, eigenes Vermögen, und daher noch allemal ſo viel übrig behalten, als nöthig iſt, ſich und ihren unverſtändigen Mann auf das Bequemlichſte zu ernähren.

Juſtus Gottfried Rabener,

Großvater des Satirikers Gottl. Wilh. R., wurde im J. 1665 zu Sorau in der Niederlauſitz geboren. Er war Anfangs Conrector der Fürſtenſchule zu Grimma, darauf Gymnaſialrector zu Freiburg und zuletzt Rector der grimmaſchen Fürſtenſchule. Er ſtarb im Jahre 1699.

Außer mehreren lateiniſchen Diſſertationen ſchrieb er:

Nützliche Lehrgedichte. Dresden 1691.

Obwohl das Ziel, welches ihm vorſchwebte, ein höchſt lobenswerthes, namentlich für ſeine Zeit, zu nennen iſt, ſo zeichneten ſich doch ſeine Leiſtungen in dem Gebiete der didaktiſchen Poeſie weder durch Gedankenreichthum, noch durch Eleganz der Form vor der Maſſe aus.

Joachim Rachel,

geb. am 28. Febr. 1618 zu Lunden in Norder-Dithmarſen, ſtudirte zu Roſtock und Dörpt Philologie und wurde bald nach abſolvirten Studienjahren Rector zu Heiden in Dithmarſen. Gleiche Anſtellung erhielt er im Jahre 1660 zu Norden in Oſtfriesland und 1668 zu Schleswig, wo er am 3. Mai 1669 ſtarb.

Wir beſitzen von ihm:

Deutſche ſatiriſche Gedichte. Frankfurt 1664 u. öft. Neueſte Ausgabe von H. Schröder, Altona 1828.

Perſius und Juvenal waren die Vorbilder dieſes tüchtigen Mannes; ohne ſie jedoch pedantiſch und ſklaviſch nachzuahmen, wußte er ihnen mit kräftigem und geſundem Verſtande nachzuſtreben und die Thorheiten und Verirrungen ſeiner Zeit mit freiem Blick, männlicher Geſinnung und feſter Hand darzuſtellen. — Freilich iſt er oft derb, ja ſelbſt plump (doch ohne je gemein zu werden), und dem beſſeren Geſchmacke unſerer Tage werden ſeine Leiſtungen ſchwerlich ein Wohlgefallen ablocken. Betrachtet man aber das Jahrhundert, in welchem er, einer der erſten deutſchen Satiriker, ſchrieb, ſo wird man ſich leicht geneigt finden, jene Verſtöße zu entſchuldigen und der Correctheit und Reinheit ſeiner Diction gern vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Sechſte Satire *).

Gut und Böſe.

„Ich bin kein Kind nicht mehr!" darf wol ein Milchmaul ſagen,
„Was Gut und Böſe ſei, bedarf ich nicht zu fragen!
„Ich kenne Weiß und Schwarz!" — Glück zu, der Weisheit Sohn,
Du Thales unſrer Zeit, du mehr als Salomon!
Woher haſt du, o Held, den Urſprung doch genommen?
Du biſt der Mutter (traun!) nicht aus der Naſen kommen,
Wie ein gemeiner Rotz. Wo mich der Sinn nicht treugt,
So biſt du aus dem Haupt des Jupiter gezeugt,
Noch eh'r, als Pallas ſelbſt. Wo hat man deines Gleichen!
So weit die Sonne mag mit ihren Strahlen reichen,
Iſt Niemand ſo wie du, der, alles Zweifels frei,
So richtig wiſſen mag, was Gut und Böſe ſei.
Kein Menſch auf dieſer Welt wird ſeinem Leib' und Leben
Erwünſchen, was nicht dient, noch irgend danach ſtreben,
Das nur verderblich iſt, wo nicht ein falſcher Wahn
Den Gift für Zucker nimmt, und ſieht ein Unglück an
Als wär' es lauter Glück. Wo iſt ein Menſch auf Erden,
Der endlich ſatt genug an Reichthum könne werden?
Da doch der güldne Koth, das ſorgenſchwere Geld,
So manche Seel' erſäuft, ſo manchen Mann gefällt.
Was hat doch den Longin *) ſo plötzlich hingerichtet?
Nicht Caſſius ſein Bild, wie damals iſt erdichtet.
Was denn? das liebe Geld war größer als gemein,
Und ſeine Baarſchaft mehr als des Tyrannen ſein.
Hätt' auch der Seneca ſo plump nicht zugenommen,
Das warme Bad wär' ihm ſo übel nicht bekommen.
Hätt' ihn das gute Glück mit Gelde nur verſchont,
Der Schüler hätte nicht dem Meiſter ſo gelohnt.
Wer ſeinen Schatz, das Geld, zur Reiſe mit ſich träget,
Wie geht er voller Angſt! wenn nur ein Schilf ſich reget,
So führet er das Schwert. So oft ein Lüftchen weht,
So iſt kein Haar an ihm, das nicht zu Berge ſteht.
Er wünſchet tauſend Mal den rothgefärbten Morgen,
Das liebe Tageslicht, den Anſtand ſeiner Sorgen.
Wer ledig iſt, geht frei. Die Armuth iſt ſein Schutz,
Er ſingt ein fröhlich Lied, dem Mörder wie zum Trutz.
Wir ſehen mächtig ſtolz, wenn unſre Tafeln prahlen
Mit ſilbern Tiſchgeſchirr, und güldenen Pokalen,
Da doch viel beſſer iſt, nur Salz und ſichre Ruh.
Man richtet keinen Gift in ſteinern Schüſſeln zu.
Wo theurer Malvaſier im rothen Golde brennet,
Da fürchte die Gefahr, die Leib und Seele trennet.
Ein Schinken aus dem Rauch ſteht wider Hungersnoth,
Der ſüße Marzipan bringt oft den bittern Tod.
Wohl deme, deſſen Wunſch nicht weiter ſich erſtrecket
Als ſeine Nothdurft dient. Ob dich ein Pallaſt decket
Von Marmor oder Stroh, du wirſt nach meinem Sinn
Darum nicht höher ſein, nicht kürzer als vorhin.
Was hilft es, daß Lucull zur Tafel iſt geſeſſen,
Da hundert Trachten ſtehn? Er kann nur ſatt ſich freſſen.
Was ihm Geflügel, Wild, Paſteten, welſches Huhn,
Das Alles kann mir auch ein guter Stockfiſch thun.
Geſchweige, daß ihm Nichts nach Willen mag gerathen:

*) Aus Rachel's deutſchen ſatiriſchen Gedichten. Altona 1828.

*) Ein römiſcher Rechtsgelehrter, der eben ſo, wie der Philoſoph Seneca, auf des Kaiſers Nero Befehl getödtet wurde.

Digitized by Google

Dann iſt die Suppe ſalz, das Fleiſch zu ſehr gebraten,
Es mangelt hie und dort, bald Dieß, bald Jenes noch.
Da geht ein Wetter an, da fluchet man dem Koch
So Manchen in den Leib, als Juden ſind zu Prage,
Als Huren zu Florenz, als Stutzer in dem Haage *),
Da doch den armen Tropf allein der Ekel quält,
Und Nichtes auf der Welt, als nur der Hunger, fehlt,
Wenn noch der Magen nicht das Vorig' kann verdäuen,
Den Schmauß der letzten Nacht, und lieber wollte ſpeien,
Als wieder ſein gefüllt: welch Bißlein, welcher Trank
Kann ihm zu Willen ſein? wer kochet ihm zu Dank?
Da wird dem Leckermaul, dem ſonſten Nichtes fehlet,
Ein Hering abgeſtreift, ein Rettig nur geſchälet,
Ein friſcher Kopfſalat mit Eſſig vorgebracht,
Und alſo iſt Lucull und ich nun gleich gemacht:
Dieß trägt mein Garten auch! Ach, wie ein ſelig Leben
Führt der, dem ſeine Fauſt **) das täglich Brod kann geben,
Iſt vor der Sonnen wach, fängt Alles, was er kann,
Mit Gott und dem Gebeth und friſchen Händen an.
Wenn noch ein Reicher ſich in ſeinen Federn ſtrecket,
Greift er zu Käſ' und Brod, das ihm viel beſſer ſchmecket,
Als eingemachter Saft, als Ingver und Succad,
Und was in ſeinem Kram der Apotheker hat.
Dann wieder an ſein Werk, gehämmert und geſungen,
Mit Kindern, Weib und Magd, mit Knechten und mit Jungen,
Bis daß der halbe Tag iſt fleißig fortgebracht,
Der ihm von Neuem Luſt zur guten Mahlzeit macht.
Von ſolchem Leben weiß ein Reicher nicht zu ſagen,
Der nur in Ueppigkeit und lauter faulen Tagen
Die liebe Zeit zubringt, mit Müſſiggang ſich quält,
Und nur mit Ueberdruß die langen Stunden zählt.
Ihm ſchmeckt nicht Warm noch Kalt; kann ſchwerlich ſelber ſchließen,
Womit er ſeine Luſt will machen oder büßen.
Der arme Teufel ſtöhnt, von zarter Faulheit ſchwach,
Hat Alles, was er will, und Nichtes, was er mag.
Doch aber Dieſer iſt ſo groß nicht zu beklagen,
Frißt er jetzunder nicht, ſo hat er ſeinen Magen
Doch geſtern wohlgefüllt, und fügt es ſeinem Sinn,
So geht es wieder auf den alten Kaiſer hin.
Wie Mancher aber iſt, der von den reichen Schätzen
Nicht ein Mal in dem Jahr ſich redlich darf ergötzen,
Säuft Waſſer oder Wei, mauſt hart und ſchimmlicht Brod:
Der groſe Vorrath ſelbſt bringt ihn in Hungersnoth.
Zu Leuten kommt er nicht, er hütet ſich vor Schaden:
Denn wer zu Gaſte geht, der muß auch Gäſte laden.
Drum hält er ſich verſperrt, frißt ſeinen Kohl allein.
Darauf ich wahrlich nicht ſein Gaſt begehr' zu ſein.
Er iſt der Erben Fluch, wiewohl ſie alle ſchmeicheln,
Und, Dieſer mehr als Der, dem alten Knöchler heucheln,
Und ſehn erbärmlich zu, wenn ihm vor'm Fieber graut,
Als wie ein magrer Hund ein ſterbend Pferd anſchaut.
Hier aber weiß der Geiz ſich ſchön und rein zu machen,
Spricht: „Was? Soll denn ein Menſch nicht für die Seinen wachen?
„Ernähren Weib und Kind? verſorgen ſeinen Herd?
„So wär' er ja ein Bub', und nicht des Lebens werth!" —
Ja freilich! Aber Dieß hat auch beſcheidne Maße,
Viel beſſer iſt's, daß man was Ehrlichs hinterlaſſe,
Den Uebrigen zu Gut, als daß man herrlich leb',
Und endlich für den Sarg den letzten Thaler geb',
Und mach' ein Teſtament, dafür nicht viel zu danken,
Als nur, daß um den Reſt die Erben ſich nicht zanken.
Wer wohlgewonnen Gut den Seinen laſſen kann,
Der iſt vor aller Welt ein ehrenwerther Mann.
Du aber hörſt nicht auf zu kargen und zu faſten,
Und macheſt einen Gott aus deinem Silberkaſten!
Und ob des Geldes noch wär' tauſend Mal ſo viel,
So hat der ſchnöde Geiz doch weder Maß noch Ziel.
Nun, Lieber, ſage mir: Wenn etwa deine Kinder
Auch ſollten ſein wie du, ſo endeloſe Schinder;
Wozu das groſe Geld? Wozu die reiche Beut',
Im Fall man nimmermehr derſelben wird erfreut?
Doch hier iſt keine Noth. Auf einen guten Heger
Folge (wie das Sprichwort heißt) ein guter Säckelfeger.
Zwei Schelme müſſen ſein zu lang erſpartem Gut,
Der Eine, der's erwirbt, der Andre, der's verthut.
Was jener alte Narr in zwei Mal dreißig Jahren
Hat ſorglich beigelegt, kann durch die Gurgel fahren
In ſoviel Monatszeit: der Junker hat nun Geld,
Der Arbeit mag er nicht, er ſucht die friſche Welt,
Wo von dem ſüßen Wein die Becher überfließen,
Wo ſich die junge Burſch' in Fröhlichkeit degießen,
Wo Rauch und Pfeifen ſind, wo man beim guten Schmaus
Den Ofen, Stühl' und Tiſch zum Fenſter wirft hinaus.
Wo Jeder ſäuft und ſpeit, ſich ſchläget, ſingt und lachet,
Und naſſe Brüderſchaft ſo leichtlich bricht als machet;
Wo man beim Saitenſpiel mit Freuden tanzt und ſpringt,
Wo man Runda! Runda! auf zwanzig Stimmen ſingt;
Wo Venus Hofgeſind' um's Geld zu Dienſte ſtehen,
Wo Kartenſpiel und Brett in vollem Schwange gehen.
Es wird gehurt, geſchwelgt, gedoppelt, bis zuletzt
Auch Beutel, Hoſen, Wamms und Hut wird aufgeſetzt.
Da geht der Jammer an; da hebt er an zu denken,
Ob er den naſſen Hals will würgen oder henken.
Den Freunden kommt er nicht gerne zu Geſicht,
Das Graben wird ihm ſau'r, zum Handwerk taucht er nicht.
Nach langem Rath greift er zu Spieſſen, Wehr und Waffen,
Will das verlorne Geld durch's Eiſen wieder ſchaffen;
Gibt ſich beim Werber an, beut ſelber Leib und Blut,
Um einen Thaler feil, der ſo ein trefflich Gut
So ſchändlich umgebracht, und noch wol weiter gehen,
Und auch das Vorgebirg der guten Hoffnun ſehen,
Dann nach Sumatra zu, nach Zeilan, nach Javan,
Da, wo der Pfeffer wächſ't, dem ſchwarzen Morian,
Wiewohl nach Indien auch näher iſt zu kommen:
Nur fort, die Elbe lang den ſichern Weg genommen,
Bis auf die Veſtung *) zu, wo man die Wilden ſchleußt,
Wo man braſiliſch Holz mit eiſern Zähnen beißt.
Ein Andrer meint, daß er den Himmel eingenommen,
Wenn er vor aller Welt mag hoch zu Brette kommen,
Bei Fürſten ſein geſehn, in güldner Dienſtbarkeit
Und ſtolzer Sklaverei verbringen ſeine Zeit;
Hat gern, daß neben ihm das ganze Volk ſich beuge,
Und mit entblößtem Haupt bis auf die Erde neige,
Spricht lauter Stelzen-Wort'; erhebt, indem er ſpricht,
Die Augen hoch empor, kennt keinen Bruder nicht,
Noch einen alten Freund, der nur zu Fuße gehet,
Und jetzo neben ihm ein armer Ritter ſtehet:
Da er auf einem Gaul von tauſend Thaler ſitzt,
Der, wild von geiler Luſt, ſich hebet, ſchäumt und ſchwitzt.
Es laufen um ihn her die Pagen und Lakeien
(Von Jungen ſag' ich Nichts, es möchte Steine ſchneien),
Geſchnürt, gebrämt, geputzt, da keiner iſt ſo klein,
Der ihm nicht ſelber auch ein Herr bedünkt zu ſein.
Was ſollte Der nicht thun, der ſo ein Volk kann miethen,
Und nur mit einem Wink den Stutzern darf gebieten?
Er kennt ſich ſelber kaum, er hat den ſtolzen Staar
Er war nicht, der er iſt, er iſt nicht, der er war.
Und ob er muß geſtehn, daſern er nicht will lügen,
Daß er durch Weiß und Schwarz ſo hoch empor geſtiegen,
Doch hält er's ſehr verdeckt. Er meidet das Latein,
Ein jeglich ander Wort muß nur franzöſiſch ſein.
Franzöſiſch Mund und Bart, franzöſiſch alle Sitten,
Franzöſiſch Tuch und Wamms, franzöſiſch zugeſchnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft
Hat neulich **) aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das liebt dem Deutſchen zu. Sollt' ein Franzoſ' es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, die Schuh' an Händen tragen,
Die Stiefeln auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch
Anſtatt des Neſtelwerks — ein Deutſcher thät es auch.
Wer hätte wol erdacht, als Narren und Franzoſen,
Bei einem ſammtnen Rock die groben Leinwandhoſen?
Wenn ſelber Heraklit ***) den Plunder ſollte ſehn,
Er ließ' (mit Gunſt geſagt) vor Lachen einen gehn.
Ich ſag' jetzunder nicht von prächtigen Karoſſen,
Darauf Madame ſitzt, vor'm Regen ganz verſchloſſen,
Der Sonnen aufgedeckt; die Tochter neben ihr,
Der Kammerkatzen drei, ſechs Rappen oder vier.
Imgleichen meld' ich nicht von kleinen Polſter-Hunden,
Von Schmink' und Puderhaar, von Pflaſtern ohne Wunden †),
Von aller Kleider Pracht. Ich ziehe nicht herfür
Das marmorſteinern Haus, die riegelfeſte Thür,
Das Gips- und Bilderwerk, die Teppich' an den Wänden,
Und was nach fremder Art mit nicht gemeinen Händen

*) Wiederum ein Beweis, daß die Niederlande um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch das Land der Moden waren.

**) Fauſt ward damals für poetiſcher gehalten, als Hand.

*) Hier kann wol keine andere gemeint ſein, als Glückſtadt. Dann wäre das alte Zuchthaus daſelbſt vor 1616 erbaut, und anfänglich ein Irren- und Raſpelhaus geweſen. Das Erſte war es bekanntlich bis 1820, wo die Irrenanſtalt vor Schleswig eröffnet ward.

**) Dieſes Wort, ſo wie überhaupt der ſtarke Eifer des Dichters gegen die franzöſiſchen Moden, beweiſt, daß ſie damals noch nicht lange bei den Deutſchen bekannt waren. Wahrſcheinlich wurden ſie es durch den 30jährigen Krieg. Auch ſcheinen ſie damals nur noch bei den höheren Ständen Eingang gefunden zu haben.

***) Ein griechiſcher Philoſoph, der niemals gelacht haben ſoll.

†) Wieder eine Anſpielung auf die Mode der Schönpfläſterchen.

Digitized by Google

Iſt künſtlich ausgeführt, was der gemeine Mann
Nicht, als mit offnem Maul und Wunder ſehen kann;
Wer aber mit Vernunft das Dockenwerk' beſchauet,
Und nicht den Augen nur in ſolchem Handel trauet,
Wer neben dieſer Pracht auch merket die Gefahr,
Und nimmt ſo manchen Fall des hohen Glückes wahr,
Dem kommt ein Schrecken an. Gleichwie wir furchtſam ſtehen,
Und auf dem hohen Thurm den kühnen Decker ſehen:
Nicht Einer klimmt ihm nach, wir danken Gott allein,
Daß wir der Erden nah' und an dem Boden ſein.
Als Rom zur Dienſtbarkeit ſich nunmehr ſchon bekannte,
Und ehrte ſeinen Herrn, der ſich von Tiber nannte,
Da herrſchte neben ihm der mächtige Sejan,
Faſt ſeinem Kaiſer gleich, war Niemand unterthan.
Sejan ward hochgeehrt, Sejan ward angebethen,
Die Größeſten der Stadt darft' er mit Füßen treten,
Er war des Glückes Sohn, vor Allen hochgeſtellt,
Sejan, des Kaiſers Freund, das nächſte Haupt der Welt.
Sejan that, was er wollt', es war kein Widerſprechen;
Wer ihm gefiel, der konnt' den beſten Mann ausſtechen.
Er theilte Aemter aus; er ſetzte auf und ab;
Er ſchenkte, wem er wollt', den ſchwanken Rebenſtab;
Gab Regimenter weg. Er theilte die Vogteien
Den Landverwaltern aus. Es mußte ſich auch ſcheuen
Der Römer ganzer Rath. Dieß währte ſeine Zeit,
Bis daß von Capreis *) ein heimlicher Beſcheid
Ward in die Stadt geſandt. Sejan war ſchon verrathen,
Sejanus war verdammt, weiß nicht um was für Thaten.
Man ſagte, daß er ſelbſt dem Kaiſer nachgeſtellt:
Die That war ungewiß; das Urtheil war gefällt.
Sejani Bildniß ward vom Henker abgeriſſen,
Sejanus ward geſchleift, getreten mit den Füßen,
Gehöhnet, angeſpeit, zur Tiber hingebracht:
Dieß war der letzte Lohn, die Endſchaft ſeiner Macht! **)
Hie ſieheſt du, mein Freund, wie auf des Glückes Spitzen
Auch in dem höchſten Staat ſo fährlich iſt, zu ſitzen;
Wie großer Herren Gunſt ſo plötzlich bald zerbricht,
Wie leicht ein böſer Wurm den großen Kürbis ſticht.
Ich ſage von dem Neid: bevorab ſo die Herren,
Wenn ein Verläumder ſpricht, die Ohren weit aufſperren,
Dem Argwohn unterthan, als nach Tyrannen Art,
So iſt kein Biedermann bei ihnen lang verwahret;
Sie fallen plötzlich zu. Kaum iſt ein Wort geſprochen,
Es iſt ſobald geglaubt. Der Stecken iſt gebrochen,
Die Unſchuld iſt in Noth, ja um den Hals gebracht,
Indem der Neider ſteht und in das Fäuſtchen lacht.
Ich ſuch' das vor'ge Pfad, davon ich abgegangen,
Und ſag', daß Mancher wünſcht mit äußerſtem Verlangen,
Was ihm nur ſchädlich iſt, und daß er Solches thut,
Dieweil er nicht erkennt, was bös' iſt oder gut.
Wer aber mit Verſtand will für die Seinen ſorgen,
Der hält ſie dahin nur, daß ſie vom frühen Morgen
Bis in die ſpäte Nacht in Büchern emſig ſein,
Bevorab an dem Ort, wo Griechiſch und Latein
Aus allen Fenſtern raucht, wo Priscian ***) regieret,
Wo ein Orbilius †) den Birkenſcepter führet,
Bis daß der junge Herr ſchon ſeinem Dünkel traut,
Und den Palämon ſelbſt mit lautrem Trutz anſchaut.
Dann ſchicket man ihn fort auf hohe Fürſtenſchulen,
Um Kunſt und Wiſſenſchaft mit rechtem Ernſt zu buhlen,
Zu lernen in der Zeit, womit er wie ein Mann
Bevorab Gott, der Welt, und ihm ſelbſt dienen kann.
Und dieſes iſt der Ort, wo ſich die Jugend übet,
Wo Einer Gottes Wort, die hoh' Geheimniß, liebet;
Ein Andrer thut das Sein', erforſchet Tag und Nacht,
Was von Juſtinian zuſammen iſt gebracht;
Ein Anderr (wie es geht) wird von Natur getrieben,
Zu lernen, was Galen und Celſus vorgeſchrieben;
Ein Theil geht bei der Nacht, will aus den Sternen ſehn,
Was über funfzig Jahr und ferner ſoll geſchehn,
Wiewohl es etwan fehlt. Ein Andrer hat ſein Leben
Dem klugen Stagirit ††), und ſeiner Lehr' ergeben;
Ein Andrer rechnet aus der Winkel Maß und Zahl,
Und ſucht den Mittelſtrich mit einem ſpitzen Stahl;
Ein Andrer, und mit ihm der allermeiſte Haufen,
Will ſich mit aller Macht zu einem Doctor ſaufen,
Beut allen Helden Trutz: Wer nicht Beſcheiden thut,
Dem greift er mit der Fauſt, wie billig, auf den Hut.
Da müſſen Gläſer, Feu'r, Tabak und Pfeifen ſpringen,
Des Morgens fordert er den Feind vor ſeine Klingen:
„Heraus, du Hund! heraus —" verſucht dann in der That
All was ihm Maitre Alard für Kunſt gezeiget hat
In einem ganzen Jahr. Der Andre kann nicht weichen,
Muß mit dem Narren fort. Nach vielen blinden Streichen
Wird Einem ungefähr die Naſ' ein wenig wund:
Da ſäuft man wiederum auf einen neuen Bund.
Ein Andrer hat den Ruhm, daß er in allen Schmäuſen
Sich der Pennäle *) Feind und Geißel will erweiſen,
Theilt Naſenſtüber aus, ſchlägt einen Landesmann,
Der etwa drei Mal mehr, als er, verſteht und kann.
Ein Anderr läßt ſich wohl ſammt Dreien gar verſperren,
Und kürzet ſeine Zeit mit hochgebornen Herren,
Bringt ohne Zauberei in einem Schlafgemach
Den Cäſar, Hektor, Karl und David **) vor den Tag;
Setzt Geld und Bücher auf bei einer freien Zechen,
Darf wol den guten Papſt mit einem Bauern ſtechen,
Des Mannes ungeacht't, der Knecht Cyprin Romon
Schlägt ſeines Herren Weib. Ein Andrer gibt ſich an
Bei Meiſter Firlefanz, lernt ſpringen nach der Geigen;
Bald hat er ſeine Luſt auf's hölzern' Pferd zu ſteigen,
Bald muß das Meſſer her, verſuchet, wie ein Ei,
Ein Haaſ', ein Reh', ein Huhn, ein Fiſch zu theilen ſei.
Ein ſtiller Schleich-ins-Haus hält ſich zu Jungfer Käthen,
Kommt oftmals ihr zu Dienſt im Finſtern angeteeten,
Stimmt ſeine Lauten an, erhebet nach der Kunſt
Der Schönheit höchſten Preis und ſeines Herzen Brunſt.
So geht es dorten her; ſo pfleget man's zu treiben.
Der Vater wundert ſich, wo doch das Geld mag bleiben,
Das er dem Boten gibt. Doch Lieb' und Hoffnung macht,
Daß alle Rechnung nicht ſo eben wird bedacht.
Der Alt' verlanget nur, er wartet alle Tage,
Daß ſein Philippus auch das roth Barettlein trage ***),
Daß er in kurzer Zeit für Meiſter mag beſtehn,
Vor Allen ſei geſchickt, mit Künſten wohl verſehn;
Vor Allen tüchtig ſei, der ganzen Stadt zu nützen,
Die Unſchuld vor Gewalt und falſchem Unrecht zu ſchützen;
Ja, daß er mit der Zeit mag kommen in den Rath,
Da Mancher viel Verſtand und Witz von Nöthen hat.
Nun iſt ja freilich wahr, daß hier auf dieſer Erden
Mag nichtes Seligers von Gott gewünſchet werden,
Als Wiſſenſchaft und Kunſt, wofern dieß große Gut
Fällt auf ein frommes Herz. Wo aber ſtolzer Muth,
Wo Vorwitz und der Geiz ſich bei Gelahrten finden,
Da bleibt das Böſe nur, das Gute muß verſchwinden.
Wie wäre Müh' und Zeit viel beſſer angewandt,
Wenn Mancher weder Buch, noch Buchſtab hätt' erkannt!
Wenn ſelbſt Demoſthenes den Stahl hätt' angehitzet,
Und, wie ſein Vater that, bei'm Schmiedebalg geſchwitzet,
Da er zur Schulen ging; er hätt' ihm ſelber nicht,
Sammt vielen Tauſenden, ſolch Uebel zugericht't.
Obgleich der Tullius †) iſt gen Athen gekommen,
Und hat der Zungen Ruhm den Griechen abgenommen,
Welch Vortheil war dabei? Es ging ihm ebenfalls
Gleich wie des Schmiedes Sohn: das Maul zerbrach den Hals.
Wie Mancher will der Schrift Geheimniß wohl erwägen,
Will mehr, als Andre ſehn, die Ketzer widerlegen,
Vertiefet ſich ſo fern, wenn ihn der Vorwitz treibt,
Daß er dem Papſt ſo viel als einem Luther gläubt,
Dem Zwinglel nicht vielmehr; will alle Ding' ergründen,
Und je er weiter ſucht, je mehr iſt Nichts zu finden.
Zuletzt verwirft er's gar, und bleibt ein Lucian ††),
Der es mit Keinem hält, und nichts als zweifeln kann.
Und wie, wenn gute Lehr' und ungeſchicktes Leben,
(Wie leider oft geſchieht) einander widerſtreben?
Wenn Einer auf den Trunk mit großem Eifer ſchmäht,
Und ſelber mehren Theils in vollem Sauſe geht;
Ermahnet, wie man ſoll den Zorn und Rache meiden,
Und iſt ſo wunderzart, daß er kein Wort kann leiden;

---

*) Eine Inſel bei Neapel, wo der Kaiſer Tiber ſich in ſeinen letzten Jahren aufhielt.

**) Man vergleiche Juvenal a. a. O. V. 56—70, und man wird finden, daß Rachel auch hier ſeinen eigenen Weg gegangen iſt. Man ſehe auch die wörtliche Ueberſetzung von v. Canitz in deſſen Gedichten, Ausgabe von 1765, S. 297 u. 99.

***) u. †) Römiſche Sprachlehrer, von denen der Erſte im 6. Jahrhundert nach Chriſtus lebte, der Andere aber vor Chriſtus, zu den Zeiten des Cicero.

††) Ariſtoteles, deſſen Philoſophie im Mittelalter in hohem Anſehen ſtand; daher hier für Philoſophie überhaupt. Vgl. V. 307.

---

*) So hießen zu Rachel's Zeiten die angehenden Studenten, welche von den älteren vielfältig geneckt wurden, was man Pennalismus nannte.

**) Namen der vier Kartenkönige.

***) D. h. Doctor werde.

†) Der bekannte römiſche Redner Cicero, der, wie der berühmte griechiſche Redner Demoſthenes, gewaltſamer Weiſe ums Leben kam.

††) Ein ſatiriſcher Schriftſteller der Griechen aus dem zweiten Jahrhundert nach Chriſtus, der ſich über die Mythologie luſtig machte.

Spricht, wie man ſtolzen Sinn und Hofart fliehen ſoll,
Und iſt, bis über's Maul, deſſelben Laſters voll?
Wie reimet's ſich vor Gott (verzeih mir, daß ich frage)
Ein Paulus auf dem Stuhl, ein Stocknaer im Gelage?
Wo nicht des Prieſters That ſich reimet mit der Lehr',
Er ſchreie Jahrelang, man glaubt ihm nimmermehr.
Iſt Jemand weltgelehrt, der Rechten wie gefliſſen,
In Ränken abgeführt, und träget ſein Gewiſſen
Um Geld und Gaben feil, hat nichts als Vortheil lieb,
Was kann er anders ſein als ein vermummter Dieb?
Kommt er bei Fürſten auf, was weiß er nicht zu finden,
Das arme Bürgervolk bis auf den Grad zu ſchinden?
Macht Alles mit Gewalt und Liſten unterthan,
Und ſtreicht der Dienſtbarkeit die ſchönſten Farben an.
Hat ſich ein rauher Menſch in Arzenei begeben,
Er läßt den kranken Mann nicht lang' in Schmerzen leben;
Will er kein Gut mehr thun, ſo bringt er ihn zur Ruh',
Giebt ihm den letzten Trunk, und nimmt das Geld dazu.
Hat aber Jemand gar der Plauderkunſt geſchworen,
Und iſt, wie von Natur, zum Streiten nur geboren,
Ein ſteifer Haberecht; in allen Stücken ſchnell,
Der Nichts im Munde führt, als ſeinen Zabarell *),
Und Meiſter Wandersmann; der nie ſich läßt bedeuten,
Giebt kein gewonnen Spiel, hat Lieb' und Luſt zu ſtreiten.
Ein ſolcher macht ſich ſelbſt bei Jedermann verhaßt,
Und iſt auf Deutſch ein Narr, auf Griechiſch ein Phantaſt.
Wie Manchen hat ſogar der Dünkel eingenommen,
Daß er auch bei ſich ſelbſt nicht kann zu Schluſſe kommen,
Welch Anſehn, welcher Dienſt, welch Leben, welcher Stand
Nur ſeiner würdig ſei. Das ganze weite Land
Hat einen Kanzler nur, ſonſt wär' es nur ein Freſſen;
In einer Prieſterzunft ganz oben an geſeſſen,
Ein Probſt, ein Biſchof ſein, in einem ganz Stift,
Das iſt ein ſelten Glück, und das nur Einen trifft.
In einem Dorfe ſtehn, die Bauern-Kirche füllen,
Daß kann ein Jeder thun, der eine gute Brillen
In ſeinem Schulzen hat, ein Weir (?); ein Mennoniſt,
Der heute kaum getauft und Lehrer worden iſt.
So laß denn deine Kunſt in guten Schulen hören.
„Was, ich ein Schulfuchs? ich? Sollt' ich die Knaben lehren?
„Ein Brillenpauker ſein? der Bürger Schmach und Fluch?
„So wollt' ich, daß der Blitz den Ariſtotel ſchlug!
„Hab' ich zu ſolchem End' in meinen jungen Tagen
„Bei hellem Sonnenſchein die Fackel müſſen tragen,
„Den Schmauſern eingeſchenkt? die Backen groß gemacht?
„So manches Maul geſtillt? gedient ſo manche Nacht?"
So ſpricht Herr Dünkelgroß. In ſolchen hohen Sinnen
Verbleibt er, wie er iſt, weiß Nichtes zu beginnen,
Kriegt endlich einen Freund, beſucht ein fremdes Land,
Und ſingt das alte Lied, den Thüren wohl bekannt:
„Sit nomen domini, der Herr hat einen Becher
(Der Wirth, der iſt ein Schelm, er borget keinem Zecher).
„Von der Fortun' werd' ich, werd' ich getrieben um:
„Wilt du, mein edles Lied', wilt du mit mir, ſo kumm!" —
Da geht der theure Mann! Die Hoſen ſind zerriſſen,
Er löſchet wohl den Durſt, thut aber ſchmale Biſſen.
Ein lahmer Schuſter hat von einer Kunſt ſein Brod,
Der Siebenkünſtler geht, und leidet Hungersnoth.

Ich wollte weiter hin zu andern Sachen treten,
Da ſprach ein Freund zu mir: „Wo bleiben die Poeten?
„Das fromm' und ehrlich Volk?" — Ich ſagte rund und rein:
Wer fromm und ehrlich iſt, der kann kein Schelm nicht ſein.
Wenn aber ein Poet nur mit der Saue läutet,
Und gern auf ſchändlich' Ding' mit groben Poſſen deutet;
Wenn ſeine ganze Schrift nach böſem Leumund ſchmeckt,
Wenn er geheime Schmach der ganzen Welt entdeckt;
Wenn ſeiner Feder Ruhm beſteht in ſolchen Sachen,
Daß er mit bitterm Scherz nur Andre ſchwarz will machen:
Ein ſolcher Mann iſt werth zu tragen einen Kranz,
An Statt des Lorbeerzweigs, von einem Kälberſchwanz.
Zuletzt: Wer Gottes Geiſt in Demuth nicht erſuchet,
Der iſt mit aller Kunſt und Wiſſenſchaft verfluchet,
Strebt nur nach eitlem Ruhm, und (das der höchſte Stich
Der lautern Thorheit iſt) liebt Niemand mehr als ſich.

So viel der Köpfe ſind, ſo viel ſind auch der Sinnen;
Ein hitziges Geblüt läßt keine Müh' zerrinnen,
Macht ſich der Welt bekannt durch einen Heldenmuth,
Durch eine tapfre Fauſt, durch Kriege, Mord und Blut.
Es iſt ſein' höchſte Luſt, wenn Dörfer Städe und Flecken
Vor ſeinem Namen nur, als vor der Peſt, erſchrecken.
Wenn ein bedrängtes Volk, ein Reich, ein ganzes Land,
Wie lang es ſtehen ſoll, ſteht bloß in ſeiner Hand;
Wenn unter ſeiner Macht ſich Fürſten müſſen beugen,
Wenn er auch Gunſt und Glimpf mag Königen erzeigen
Wenn ſein berühmter Nam' durch alle Völker geht,
In allen Zeitungen Sennor Spanento *) ſteht,
Nun aber iſt ein Gott, der dieß und Alles ſiehet,
Und ohne deſſen Wink auf Erden nichts geſchiehet.
Nach ſeinem Willen geht das Schauſpiel dieſer Welt;
Er ſchafft es wieder ab, ſobald es ihm gefällt.
Es ſind wohl Andre mehr ſo hoch empor gekommen,
Und haben, ach wie bald! ſo plötzlich abgenommen.
Wie ſpielt die höchſte Macht ſo heimlich alle Ding',
Als ob ſie nirgend wär', und legt den Naſenring
Dem wilden Löwen an! Wie kann ein Menſch ſich ſträuben,
Und will die ganze Welt mit einer Fauſt zerreiben,
Kennt ſeinen Führer nicht; da doch der ſtolze Gaſt,
Wie groß und hoch er iſt, nur träget ſeine Laſt,
Gleich wie des Müllers Thier. Nach etwa wenig Tagen
So hat er wenig mehr, vielleicht wohl nichts, zu ſagen.
Wer war der große Held, der Tyrus Grenzen trug,
Der ſechszig tauſend Mann der beſten Römer ſchlug
In einem Treffen nur? Die Alpen mußten weichen,
Bis er das welſche Land durch Siegen konnt erreichen!
Welch Schrecken bracht' er mit! das Wörtlein Hannibal,
Das war dem ganzen Rom ein rechter Donnerknall.
Wie grimmig ſah' er aus? An Statt der Roſſ' und Wagen
Mußt' dieſen Polyphem ein Elephant forttragen,
Drauf ſaß dies Ungeheu'r, ſah um ſich nah' und fern
Mit einem Auge nur, als wie ein Unglücksſtern,
Der Nichts als Blut und Mord dem ganzen Lande bringet.
Was aber trägt ſich zu? Wie dieſer Welſchland zwinget,
So thut ein Held aus Rom den Afrikanern auch,
Und ſetzt das ganze Land in lauter Feu'r und Rauch;
Macht nieder, was er kann, der Römer Schimpf zu rächen,
Geht auf Karthago zu, läßt Stein und Mauern brechen.
Hie wird der Hannibal in großer Eil' berückt,
Der über Hals und Kopf aus Welſchland wieder zückt,
Die hochbedrängte Stadt, ſein Vaterland, zu retten,
Wird aber von der Macht des Feindes untertreten,
Geſchlagen, ausgeräumt, bis daß der große Held
Fein heimlich aus der Stadt ſich giebt in's Haſenfeld;
Sucht endlich ſeinen Schutz bei'm Syrer und Bithynen,
Will gern um guten Sold für ſchlechten Hauptmann dienen:
Bis er zu allerletzt durch den geſchmierten Ring **)
Den ſelbſterwählten Tod, den letzten Lohn, empfing.
Philippen großer Sohn war noch nicht halb vergnüget,
Ob er die ganze Welt faſt hatte durchgeſiegrt,
Bis daß der Zwingeland kam in die Ziegelſtadt ***),
Da ihn ein enger Sarg zuletzt beſchloſſen hat.
Wie ging's dem Kirbiskopf †), der mit dem großen Haufen
Und ſeiner Kriegesmacht die Ströme wollt' ausſaufen,
Der das gewalt'ge Meer mit Ruthen hauen ließ.
(Mich wundert, daß er ihm kein Brandmal geben ließ),
Der Amphitriten ſelbſt die Ketten wollt' anlegen;
Gebieten, daß kein Wind ſich feindlich ſollte regen.
Wie lief es endlich aus? O Stolz, o eitle Pracht!
Im einem Fiſcherkahn ward er davon gebracht.
Und war des Lebens froh, ließ ſeine Schwimmer ſinken,
Genöthigt von Neptun, mit großen ſtarken Tränken
Von Waſſer und von Blut, bis ihm ſein eigner Knecht
Zum allerletzten gab das unverhoffte Recht.
Wie mächtig war auch der, der Perſer, Gothen, Wenden,
Neapolis und Rom bezwang mit eignen Händen,
Der große Beliſar ††)? Dem weder Krieg noch Streit
Hat jemals obgeſiegt, wird durch den ſchlimmen Neid
So ſchändlich abgelohnt; dem Niemand abgebrochen,
Dem hat ein falſches Maul die Augen ausgeſtochen:
Geht ſeinem Leiter nach, ſucht endlich in der Noth
Ein Scherflein Kupfergeld, nimmt wohl ein Stücklein Brod.
Was aber darf ich noch die alte Mähr' erzählen,
Als ob es unſrer Zeit an Thorheit ſollte fehlen.
Man ſeh' den Trutz und Blitz, den falſchen Friedland †††) an,

*) Welchen von den verſchiedenen, zu ihrer Zeit berühmten, Schriftſtellern dieſes Namens der Dichter hier im Sinne hat, läßt ſich wohl nicht angeben. Ein Philoſoph Zabarella ſtarb 1589; ein anderer, früher lebender, machte ſich als Rechtsgelehrter einen Namen.

*) Italieniſch und ſpaniſch; zu deutſch: Herr Schreck. — Der Dichter zielt auf ein franzöſiſches Gedicht dieſes Titels, das von Joh. Riſt in's Deutſche überſetzt iſt. Hamburg 1635 u. 1640.

**) In welchem er Gift bei ſich führte.

***) Babylon, welche mit einer Mauer von Ziegelſteinen umgeben war. Hier ſtarb Alexander von Makedonien.

†) Er meint den Perſerkönig Xerxes.

††) Bekannter und berühmter Feldherr des oſtrömiſchen Kaiſers Juſtinian I. — An Marmontel's Beliſar, der mehrmals in's Deutſche überſetzt worden, brauch' ich wohl kaum zu erinnern.

†††) Wallenſtein, Herzog von Friedland, ermordet zu Eger 1634.

Den Schrecken deutſches Ohrs, den ungeheuren Mann,
Der täglich ſieben Mal ohn' einziges Bedenken
Ein fertigs Urtheil ſprach: „Laßt fort die Beſtie henken!“
Der Galgen war ſein Spiel, that ſonſten wenig mehr,
Als ob ein armer Menſch ein Pickelhering wär'.
Ich halte wahrlich nicht, daß dieſer Wütrich wußte,
Daß er auch menſchlich war, und daß er ſterben mußte,
Bis daß man endlich ihm zu Eger in der Nacht
Mit einer Partiſan den letzten Schlaftrunk bracht'.
Dieß iſt des Glückes Scherz, ſo pflegt es zu erheben,
Und endlich einen Stoß mit ſtarker Fauſt zu geben;
Ein ſolcher Würgehals und blutiger Tyrann,
Kommt ſelten ohne Blut zu Ceres Tochtermann.
Wer wollte nun den Staat ſo übergroßer Ehren,
Die wankelbare Pracht' ihm wünſchen und begehren,
Und ſuchen nicht viel mehr den ſichern Mittelſtand,
Der einmal Gut und Bös vernünftig hat erkannt? —
Nun iſt vor kurzer Zeit ein Poſſen mir geſchehen:
Ein alt, gekrümmtes Weib kam zitternd zu mir gehen,
Und bat ein Blechlein Geld. Ich gab ihr ganzer vier.
Ach wie voll Freuden war das alte Knochenthier.
„Gott laß Euch (ſprach das Weib) noch hundert Jahre leben,
„Und mir ſo mannich Mal ſo reichlich wieder geben.“
Ich lachte bei mir ſelbſt, daß dieſes Haut und Bein
Der langen Jammerzeit nicht ſollte müde ſein.
Wenn aber ich der Welt gemeinen Sinn bedenke,
Wer wünſcht nicht, daß ihm Gott ein hohes Alter ſchenke.
Hat Jemand einen Sohn, hat Jemand einen Freund,
Dem er das Beſte gönnt, und recht mit Treuen meint,
Er wünſchet, daß er mag den Neſtor übergeben
An langer Lebenszeit, die Hirſche ſammt den Krähen.
Da wird nicht nachgedacht, noch klüglich überlegt,
Welch eine ſchwere Laſt der ſchwache Puckel trägt,
Welch Elend, welchen Spott. Man ſieht die magern Wangen,
Die wie ein dürres Fell gleich einer Taſchen hangen,
Wie meine pflegt zu ſein, damit ich keinem Mann,
Wie böſ' ich immer bin, ein Aug' auswerfen kann.
Die Zähne taugen nicht, die Krumen mehr zu beißen,
(Wo ſonſten drei allein auch können Zähne heißen)
Und eben dieſe Zahl iſt leichtlich ausgerückt:
Er fürchtet, daß er ſie zuſammt der Papp' einſchluckt.
Die Augen ſtarren ihm, ſind immer trüb' und feuchte,
Und ſcheinen wie ein Horn in einer dunkeln Leuchte.
Er höret kaum ein Wort, wo du nicht zu ihm gehſt,
Und ihm mit lauter Stimm' recht in die Ohren bläſt.
Die Hände beben ihm, kann kaum die Neſtel finden,
So oft ihm nöthig iſt, die Hoſen aufzubinden,
Geſchweige, daß er ſanſt nicht gar iſt hinten feſt,
Und oftmals ungeſpannt die Ader ſpringen läßt.
Von Venus Reuterdienſt kann Grimmbart nicht mehr wiſſen,
Das Räthſel Oedipi kreucht fort auf dreien Füßen,
Wird oftmals nicht gewahr, wie feiſt die Naſe ſei,
Frißt, wie ein kleines Kind, den Rotz zuſammt dem Brei:
Und ob ein Alter gleich noch wär' bei guten Kräften
Geſchickt zu Rath und That, und ehrlichen Geſchäften,
Was muß er manches Kreuz, was muß er Unglück ſehn!
Wie manche Thränenfluth muß durch die Augen gehn!
Bald wird das ganze Land in Krieg und Mord geſetzet,
Geplündert, ausgeheert, bis auf das Hemd' geſchätzet:
Dann folget theuer Zeit, dann ſchwere Hungersnoth,
Zwei Brüder ſchlagen ſich nur um ein Bißlein Brod.
Bald kommt der Würgemann, der bleiche Tod, gelaufen,
Und nimmt die Menſchen hin bei ungezählten Haufen,
Sieht nicht, wer groß, wer klein, wer arm iſt oder reich,
In allen Ecken liegt ein' unbegrabne Leich'.
Bald wird ein liebes Kind zur Erden hingetragen,
Und das nicht ein Mal nur in ſo viel Jahr' und Tagen,
Dann auch das fünfte Weib. Bald kommt ein neues an:
Die Tochter kriegt ein Kind, wird Mutter ohne Mann.
Bald kommt ein' Feuersbrunſt, bald ſchwere Leibesſeuchen,
Im ganzen Haus iſt nichts, als Stöhnen oder Keuchen.
Bald bricht ein ſchlauer Dieb durch Fenſter oder Wand,
Bald geht ein Schuldner durch und ſucht ein fremdes Land.
Und wer kann alle Müh' und Jammer doch ausſprechen?
Des Unglücks iſt ſo viel, als Deutſche in den Zechen,
Als Haſen in dem Buſch, als Prahler ohne Muth,
Als Huren ungedeckt, als Junker ohne Gut.
So viel als Mohrenland hat Kakernüß' und Affen,
Als Heuchler ſind zu Rom und kahlgeſchorne Pfaffen,
Als Mücken in der Luft, zu Hofe falſche Ehr',
Als Titel ohne Grund, und ſonſten Nichtes mehr.
So viel als Löcher ſind in einem hären Siebe,
Als Schneider zu Paris, als auf der Mühlen Diebe,
Als England gute Schaaf', als Schweden Steine trägt,
Als Fickchen ſchwarze Flöh' mit beiden Daumen ſchlägt,
So viel als Härlein ſind in einer Zobelmützen,
Als Sperling' in dem Lenz, als Frösch' in allen Pfützen,
Als Köpfe ſonder Hirn, als Tropfen in dem Rhein,
Als Flüche bei dem Spiel, als Narren bei dem Wein.
Das zarte Weibervolk pflegt insgemein zu bitten
Um Schönheit der Geſtalt und Höflichkeit der Sitten.
Wie bäumt die Mutter ſich, wenn man ſie ſelig heißt
Und ihrer Trefflichkeit auch an der Tochter preiſt!
„Und warum nicht (ſpricht ſie), Latona trägt Gefallen,
„Weil ihre Cynthia die Schönſte iſt von Allen,
„Weil kaum die Venus ſelbſt den hohen Ruhm erreicht,
„Weil All, was himmliſch iſt, nur ihrer Schönheit weicht.“ —
Wie denn das liebe Volk gar leichtlich Alles gläubet,
Obſchon der Buhler ſcherzt, und ſeinen Spott nur treibet,
Obſchon er jeglich Haar von lauterm Golde nimmt,
Und in dem titlen Ruhm die Wahrheit überſtimmt.
Spricht, daß die zarte Haut ſei nicht zu unterſcheiden,
Vom ſchönſten Elfenbein und von der weißen Kreiden,
Daß ihrer Wangen Roth und purpurfarbne Tracht
Der Gärten höchſten Ruhm, die Roſen, ſchaamroth macht;
Daß ihrer Augen Glanz die Sternen übergehet,
Daß Phöbus nicht ſo klar im heißen Sommer ſtehet,
Daß der Korallen Blut nicht ſei den Lippen gleich,
Und daß der ſüße Mund ſei Zimmetrinden reich.
Es wird ein jeglich Wort als weiſ' und klug erhoben,
Daran mit Wahrheit doch nichts Sonders iſt zu loben:
Die lautre Eitelkeit, der lange Plaudertand
Wird nach der Schmeichelkunſt Beredſamkeit genannt.
Nun ſetz' ich dieſen Fall: Es ſei in allen Dingen
So überflüſſig gut, als dieſe Vögel ſingen,
Die Jungfrau ſei ſo ſchön, ein Wunder ihrer Zeit,
Ein Ruhm der ganzen Stadt, und aller Augen Neid,
Von Funfzigen bedient: dieß ſind nur ſolche Sachen,
Die eine Jungfrau ſtolz und übermüthig machen;
Sie wird der Arbeit feind, der Tugend wird ſie gram,
Liebt nichts als Müſſigang, als Spiegel, Pfriem und Kamm,
Geht den Gedanken nach, bis ſie ſich ganz ergeben,
Und kann nicht ruhig mehr ohn' ihren Diener leben.
Wenn alle Welt noch ſchläft, ſo lieget ſie und wacht,
Läßt wohl den Dieb ins Haus zu ſtiller Mitternacht,
Da Lieb' und Finſterniß zu aller Schande rathen,
Bis daß die böſe Luſt bricht aus in böſe Thaten.
Denn dieſes Sprichwort iſt ſo wahr als auch gemein,
Daß Schönheit, Ehr' und Zucht nicht oft beiſammen ſein;
Und ob es möglich iſt, daß ſie beiſammen wären,
(Wie denn geſchehen kann) ſo wird doch ihrer Ehren
Am meiſten nachgeſtellt. Des Collatinus Weib
Hat Nichts zu Fall gebracht, als nur ihr ſchöner Leib,
Wie züchtig ſie auch war. Man hat viel tauſend Ränke.
Durch eine ſchlaue Magd, durch Gaben und Geſchenke,
Wird manche Nacht gekauft. Bald ſteckt ein geiler Bock,
Ein junger Clodius *), in einem Frauenrock.
Wär' auch die Tyndaris der Ausbund aller Schönen,
Vor dieſem nicht geweſt, ſie wäre von Mycenen
So leichtlich nicht entführt, das waffenſchwanger Pferd,
Das hätte Troja nicht ſo elend umgekehrt.
So gar iſt alles Das, wonach die Menſchen trachten,
Ihr Wünſchen, ihr Gebet, für einen Fluch zu achten,
So gar ſind wir verkehrt an Willen, Herz und Muth,
So gar verſtehn wir nicht, was Böſ' ſei oder Gut.
„Wie ſoll man denn (ſprichſt du) vor Gott den Höchſten treten?
„Wie ſoll man, ſage mir, und warum ſoll man beten?“ —
Dafern du Rath begehrſt, ſo bitte das allein,
Was Er, der höchſte Gott, vermeinet Gut zu ſein.
Er weiß es, was dir dient; er meinet dich mit Treuen,
Er ſchenket, was dich nun und nimmer mag gereuen.
Kein Menſch iſt ſelber ihm ſo freundlich zugethan,
Als er, der höchſte Gott, der Alles weiß und kann.
Willſt du denn, daß ich dir was Sonderlichs beſchreibe?
So bitt' ein frommes Herz in einem friſchen Leibe,
Ein Herz, das Alles nicht auf Galg' und Rad hin wagt,
Doch auch in keinem Fall des Unglücks ganz verzagt,
Ein Herz, von böſer Luſt und Bitterkeit befreiet,
Das nicht ſo balde zürnt, als auf der That verzeihet;
Ein Herz, der Hofart feind, das ſich zuvor erkennt,
Eh' es den Köhler ſchwarz, den Sünder Bube nennt,
Ein Herz, das alle Zeit und ſorglich iſt gefliſſen,
Zu tragen vor der Welt und Gott ein gut Gewiſſen,
Der Seelen edlen Schatz, den Auszug aller Freud',

*) Man findet über dieſen ruchloſen Römer hinlängliche Auskunft in Cicero's Rede für den T. Annius Milo.

Digitized by Google

Der viel Mal übertrifft der Wolluſt Eitelkeit!
Woraus die wahre Ruh' und Freudigkeit entſtehet,
Daß Einer ſeinem Tod getroſt entgegen gehet,
Folgt dem Verhängniß gern, iſt fertig auf ein Wort:
Denn wer ſich lange ſperrt muß ebenwohl doch fort.

Will denn des Himmels Gunſt dir auch ein langes Leben,
Ja Reichthum, Macht und Pracht, Verſtand und Schönheit geben,
So nimm es auch vorlieb. Nur meide ſtolzen Muth,
Iſt nur das Herz nicht bös', ſo iſt es Alles gut.

Johann Gottlieb Radlof,

geboren zu Kleinlauchſtädt am 27. März 1775. Dr. der Philoſophie, hielt ſich nach zurückgelegten Univerſitätsjahren das Jahr 1805 hindurch im Hauſe Campe's zu Braunſchweig auf, wo er mit dieſem eine kritiſche Durchſicht von deſſen Verdeutſchungswörterbuche vornahm und lebte dann abwechſelnd in Leipzig, Heidelberg und Erlangen. Vom Jahre 1811 bis 1816 war er Diurniſt bei der Centralbibliothek zu München. Hierauf wählte er Frankfurt am Main zu ſeinem Aufenthaltsorte, bis er im Jahre 1818 als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Bonn berufen ward. Schon nach vier Jahren mußte er dieſe Stelle wegen eintretender Blindheit aufgeben, und ſeitdem lebt er als Privatgelehrter mit Penſion zu Berlin.

Er ſchrieb:

Geſetzgebung der deutſchen Sprache. München 1802.
Trefflichkeiten der deutſchen Mundarten. München 1811.
Frankreichs Sprach- und Geiſtestyrannei über Europa. München 1814.
Deutſchlands Ruhmhallen. München 1814.
Die Sprache der Germanen in ihren ſämmtlichen Mundarten. Frankfurt 1817.
Ausführliche Schreibungslehre der deutſchen Sprache. Frankfurt 1820.
Muſterſaal aller deutſchen Mundarten. Bonn 1821, 1822, 2 Thle.
Neue Unterſuchungen des Keltenthumes. Bonn 1822.
Deutſchkundliche Forſchungen und Erheiterungen. Berlin 1826, 1827, 3 Thle.

R. hat ſich große und bleibende Verdienſte um die gründliche Erforſchung des Weſens und Urſprungs der deutſchen Sprache erworben und namentlich die Dialekte derſelben, welche bisher nur theilweiſe, in einzelnen Monographieen behandelt waren, überſichtlich unterſucht, und ihr Verhältniß zu einander wie zu der Bücherſprache möglichſt feſtgeſtellt.

Radpert

lebte im zehnten Jahrhunderte und iſt der Verfaſſer des ſich handſchriftlich zu St. Gallen vorfindlichen

Leben des heiligen Gallus. In Verſen. S. Pezii thes. T. I. p. 3. u. Gerbert de cantu et musica. I. p. 349.

Näheres über ihn iſt nicht bekannt.

Hans Rudolph Räbmann

lebte in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts und war Diener am Worte Gottes zu Muri bei Bern. Sein Geburts- und Todesjahr ſind unbekannt.

Er ſchrieb:

Ein new luſtig ernſthaft poetiſch Gaſtmal und Geſpräch zweier Bergen, nemlich des Rieſens und Stockhorns. Bern 1606, 1620.

Eine poetiſche, mit didaktiſchen Sentenzen und hiſtoriſchen Schilderungen ausgeſchmückte Darſtellung der Schweiz, welche mehr wegen ihres Inhaltes als wegen ihrer äußeren Behandlung Aufmerkſamkeit verdient, und für den Geſchichtsforſcher nicht ohne alles Intereſſe iſt.

Eliſe Charlotte Rächler,

geboren am 14. Januar 1789 zu Nordhauſen, Tochter des im Jahr 1820 verſtorbenen Magiſter F. W. Ehrhardt, ehelichte 1822 einen Baumwollenfabricanten Rächler zu Nordhauſen, welcher früher Mitglied der evangeliſchen Brüdergemeinde zu Neudietendorf war. Sie ſtarb im Jahre 1828.

Von ihr erſchien:

Die Freundinnen oder das Geheimniß. Nordhauſen 1814.
Die Wahlverwandten zu Marienthal. Nordhauſen 1817.
Wieſenblumen. Nordhauſen 1819.
Die Wunderblume. Erzählung in ſechs Geſängen. In der Urania für 1820 u. A. m.

Warmes Gefühl, anmuthige Auffaſſung und Darſtellung und glückliche Behandlung der Form und Sprache ſind den Leiſtungen dieſer talentvollen, früh verſtorbenen Schriftſtellerin eigen, welche für ihr poetiſche Erzählung „Die Wunderblume" das Preisacceſſit gewann.

Digitized by Google

Die Wunderblume.

Poetiſche Erzählung in ſechs Geſängen

von

Eliſe Rächler.

Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.
Schiller.

Ueberlieferung.

Von einer alten Veſte,
Der Vorzeit ſtolzem Bau,
Begrüßen euch die Reſte,
Weit durch die Nachbarau,

In deren öden Hallen,
Umrankt von Immergrün,
Andächt'ge Hirten wallen,
So oft die Veilchen blühn.

Sie heben fromm die Hände
Zum hehren Gnadenbild,
Das aus erhaltner Blende
Herabblickt himmliſch mild.

Die Hochgebenedeite
Neigt ſich von ihrem Thron;
Hold lächelt ihr zur Seite
Der eingeborne Sohn.

Er hält, mit Himmelsgüte
Den Betern zugewandt,
Gar eine ſchöne Blüthe
In ſegenreicher Hand.

Und wem's bei der Betrachtung
Vom Blick wie Schuppen fällt,
Wer ſinniger Beachtung
Die Blume würdig hält,

Der pilgert durch die Trümmer
Der längſt verſunknen Zeit,
Wo dann in Lebensſchimmer
Ihn oft die Blum' erfreut.

Und wer mit reinem Streben
Sie aus den Trümmern pflückt,
Der iſt für's ganze Leben
Geſegnet und beglückt.

So aus dem Alterthume
Verpflanzt von Mund zu Mund,
Blieb von der Wunderblume
Die fromme Sage kund.

Und linde Lüfte führten
Sie von dem Wieſenplan
Dem Sänger zu, und rührten
Der Harfe Saiten an.

Erſter Geſang.

In finſtrer Mitternacht, durch Sturm und Regen,
Ging Raimund, ſeines Pfades ungewiß,
Dem Schimmer eines fernen Lichts entgegen,
Das dem Verirrten ein Aſyl verhieß;
Auch täuſcht' ihn keineswegs die reine Helle:
Er ſtand am Ziel vor einer Klausnerzelle.

Er klopft und fleht zugleich mit gutem Worte
Um Obdach in der grauſen Sturmesnacht.
Da öffnet ihm die ſchmal' und nieder Pforte
Ein Frauenbild in ſchwarzer Büßertracht;
Mit ſanftem Blick und abgehärmten Wangen
Eilt ſie, den Wandrer wirthlich zu empfangen.

Sie ſchürt am Herd die faſt erloſchnen Flammen,
Weiſ't ihm dabei das wärmſte Plätzchen an,
Und trägt von Speiſ' und Trank ſofort zuſammen,
Was nur ihr dürftger Vorrath bieten kann;
Drauf bringt ſie Laub und Moos zur Lagerſtätte,
Dem Müden weicher, als das weichſte Bette.

Und während er hier ſtärkt die matten Glieder,
Und ſüß erquickt im Arm des Schlafes ruht,
Sinkt Cöleſtine auf die Kniee nieder,
Und wachet über ihn mit treuer Huth;
Zum Kreuzesbild, wo die Gebendeite
In Schmerz verging, blickt ſie, die Schmerzgeweihte.

Und als der Tag mit roſig goldnen Säumen
Das Nebelkleid der Morgendämmrung ziert,
Entreißt der Schläfer ſich den bunten Träumen,
Nachſinnend, was ihn doch hierher geführt?
Noch iſt's, als ob die Gnomen ihn umringen,
Noch wähnt er ſich in ihren Zauberſchlingen.

Nein, denkt er, hier iſt keine Zauberhöhle,
Hier erizt kein Gold, hier prunkt kein eitler Schein
Im Staube fleht dort eine fromme Seele,
Und Alles iſt ſo einfach und ſo rein.
Man fühlt es recht in der Umgebung Mitte:
Hier waltet Gottesfurcht und bieder Sitte.

Und kaum gewahrt die fromme Cöleſtine,
Ihr Gaſt ſei allbereits vom Schlaf erwacht,
Als ſie ſofort mit liebevoller Miene
Sich wirthlich viel für ihn zu ſchaffen macht:
„Nehmt," ſpricht ſie, „ſo für lieb mit gutem Willen
Wohl möcht' ich beſſer Gaſtrechtspflicht erfüllen."

„Doch bieten dieſe unwirthbaren Wälder
Nur magre Koſt der armen Klausnerin:
Kein Obſtbaum winkt, kein Aehrenſchmuck der Felder
Verheißt der Mühe fröhlichen Gewinn,
Kein Wollenvieh iſt hier auf grüner Weide
Des Hirten Reichthum und der Hirtin Freude."

Bei dieſen Worten blickt der Jüngling trübe
Mit einem leiſen Seufzer niederwärts.
Voll heißer Sehnſucht und erwachter Liebe
Drückt er das Bild der Heimath an ſein Herz:
So nickte dort die Aehr' in Abendlüften,
So hüpfte dort das Lamm auf reichen Triften.

Denn jenſeits dieſer rauhen Waldeshöhen
Lacht' einer ſchönen Aue reizend Bild;
Kein reicher Feld war weit umher zu ſehen,
Der Menſch war dort ſo wie ſein Himmel mild;
Mit Kindlichkeit und ſonder viel Beſchwerde
Baut' er den Acker, weidet' er die Heerde.

Dort ſchwand der Lenz von unſers Reimunds Leben:
Ein alter Hirt nannt' ihn ſein liebes Kind;
Dem Knaben war ein zarter Sinn gegeben;
Die Außenwelt berührt' ihn warm und lind.
So ſchwebt er oft in ſinnig heitren Träumen,
Zum Engel ſchon verklärt, in lichten Räumen.

Einſt als um Mittag auf den grünen Matten
Die ſatte Heerde ruhend wiederkäut,
Entſchlummert er in einer Linde Schatten,
Die ihren Schutz ihn vor der Sonne beut,
Und, ſanft umſpielt von ihren Blüthenzweigen,
Sieht er ein Wunderbild herab ſich neigen.

Sie iſt's vor welcher er in der Kapelle
Auf jenem Berg in Andacht oft gekniet,
Die Mutter Gottes in der Strahlenhelle,
Aus der ſie freundlich auf ihn niederſieht,
An ihre Bruſt geſchmiegt voll Lieb' und Wonne
Hält ſie das Kindlein, leuchtend wie die Sonne.

Mit einem Blick, der Himmelshuld nur eigen,
Scheint ſich dem Träumenden von ihrem Thron
Die Himmelskönigin herab zu neigen,
Indeß auf ihren Wink ihr theurer Sohn
Mit holdem Lächeln eine Blum' ihm reichet,
Der kein' an Bau und Glanz und Schöne gleichet.

„Sie ſei zum Eigenthume dir gegeben,
Ertönt dabei das göttlich milde Wort,
Bewahreſt du ein kindlich reines Leben,
Blüht ſie dir hier, blüht ſie dir ſchöner dort;
Doch merke wohl, ich zeigr dir die echte,
Wohl dir, erkennſt du ſie nur als die rechte!"

Geblendet von der hohen Wunderſchöne
Des ſeltnen lebenvollen Traumgeſichts,
Hört der Erwachende noch ferne Töne,
Schaut lange noch die Glorie des Lichts,
Und nie empfundne ſüße Blumendüfte
Aus Edens Gärten wallen durch die Lüfte.

Digitized by Google

Seitdem nimmt eine tiefe Sabbathſtille
Des Hirtenknaben ganzes Weſen ein,
Das laute Spiel, der Jugendfreuden Fülle,
Kann fürderhin ihn wenig mehr erfreun;
Nur da weilt er, wo bunte Blumen ſprießen,
Im dunkeln Hain, auf ſchmelzbeſäten Wieſen.

Und ſchauen ihn die freundlich holden Sterne
Der Frühlingserde ſo bedeutend an,
So dünkt's ihn oft, als ob aus hoher Ferne
Sich, zart verſchleiert, kleine Englein nahn.
Er bittet dann: Zeigt mir die Wunderblume,
Die mir verheißen ward zum Eigenthume!

Doch ſolche Form, ſolch glühend Farbenleben,
Dergleichen ſelbſt aus Oſtens Thoren nur
Sich ſelten im Rubinenglanz erheben,
Zeigt ihm kein Blüthenkelch der ganzen Flur,
Und früh entbrannt im heißen Sehnſuchtstriebe
Zerſchmilzt ſein Herz in unnennbarer Liebe.

Bald ſteht der Jüngling einſam an dem Grabe
Des alten Hirten, den er Vater nennt,
Da greift er muthig nach dem Wanderſtabe,
Der Boden unter ſeinen Füßen brennt;
Er muß hinüber, jenſeits dieſer Auen
Das unbekannte Leben anzuſchauen.

„Von wannen mag der ſchöne Fremdling kommen?"
Fragt ſanfter ſtrahlend mancher Hirtin Blick;
Den freien Buſen fühlt ſie ſüß beklommen,
Heimkehrend kehrt die Ruh' ihr nicht zurück.
„O, daß er doch ſo ſchnell vorübereilte!
Wie ſelig, wenn auf dieſer Trift er weilte!"

Oft weilt er wohl und ſchaut mit trunknen Augen
Der reichen Schöpfung wundervolle Pracht,
Und möchte all die Schönheit in ſich ſaugen,
Die ihm von Berg und Thal entgegen lacht;
Bald aber treibt's ihn, weiter nachzudringen,
Vom Schönen ſich das Schönſte zu erringen.

So liegen denn der Heimath ſtille Triften
Gar bald in fernen Nebelflor verhüllt;
Schon klimmt ſein Fuß an ſteilen Felſenklüften,
Wo brauſend unter ihm der Bergſtrom ſchwillt,
Wo ſchwarze Tannen traurig einſam ſtehen
Und in die Felſengräber niederſehen.

Hier pranget nicht, wie auf der grünen Weide,
In tauſendfachem Schmelz der Blumen Schaar;
Kaum bietet noch die moosdurchflochtne Haide
Der Dauer freundlich Bild dem Wandrer dar,
Und drüben vor dem düſtern Höhlenſchlunde
Ragt Giftkraut aus dem moorig feuchten Grunde.

Wohl thöricht wär' es, hier das Gut zu hoffen,
Das aus des Himmels reinſten Fluren ſtammt.
Doch, wunderbar! dort, wo die Höhle offen
Den Eingang zeigt, ein röthlich Feuer flammt,
Dem Schilde ähnlich, von der Sonn' umſtrahlet,
Das, golden ſchon, ſich zwiefach golden malet.

Ein mächtger Reiz iſt ſolcher Gluth verliehen,
Die ſchauerlich aus dunkler Tiefe glänzt;
Hinab will uns der alte Erdgeiſt ziehen,
Wo Schein und Weſen an einander grenzt;
Bemüht, dem wahren Licht uns zu entführen,
Stellt falſches er an ſeines Hauſes Thüren.

Auch unſer Jüngling läßt ſich bald verlocken,
Schon ſchaut, ſchon horcht er in den Spalt hinein:
Welch holder Klang, gleich hellen Kirchenglocken,
Wie ſchön mag's in den weiten Hallen ſein!
Wie flimmern rings umher in Spiegelglätte
Die Lichtlein, wie in heilger Weihnachtsmette!

Und als er ſo mit Drang und doch mit Bangen
Den erſten Schritt in's Zauberreich gethan,
Rückt gleich, den ſchönen Fremdling zu empfangen,
Das Gnomenvolk in muntern Haufen an:
„Willkommen," ſingen ſie nach ihrer Sitte,
„Willkommen in des Erdballs reicher Mitte!"

„Sieh dich nur um, wie tauſend Schätze winken,
Gebiete nur, und alle ſind ſie dein!
Solch edle Zier, ſolch wunderholdes Blinken
Mag ſelten einen Sterblichen erfreun:
Nimm hin, ſo rufen ihn umringend Alle,
Der Schätze Preis, die Blume der Metalle!"

Und jubelnd ſchlingt, in bunten Zaubertänzen
Hinwirbelnd, Paar an Paar den wilden Reihn,
Und in der Ferne ſieht er ſilbern glänzen
In Zweig und Laub den ſchönſten Feenhain,
Und drinnen, wo die ſchönſten Zweige hangen,
In Silberpracht die goldne Blüthe prangen.

Soll ſie es ſein, das Kleinod ſeines Lebens?
Bewahret ihm der Erde innrer Kern,
Was er auf ihrer Fläche ſucht, vergebens?
Wirkt hier nicht auch die Schöpferkraft des Herrn?
Vielleicht ſoll er, umrungen von dem Böſen,
Das reine Gut aus ſeiner Knechtſchaft löſen.

So ſchließt der Jüngling mit beſtochnen Sinnen:
Geblendet, übertäubend innern Graus,
Streckt er, die goldne Blume zu gewinnen,
Die Hand ſchon gierig nach dem Zweige aus,
Als plötzlich, wie ein Hauch vorüber ſchwebet,
Ein leiſes Wehe! in den Lüften bebet.

Kein Donnerſchlag konnt' ihn ſo mächtig rühren,
Wie dieſes Seufzers zarter Klagelaut:
Als wollt' er ihn empor zum Himmel führen,
Als ruf' ihn ſo die längſt geliebte Braut,
So ließ er, wie auf eines Engels Winken,
Die ſchon gehobne Rechte ſtaunend ſinken.

Nichts ſah er mehr vom falſchen Zauberwerke,
Feſt nach der Höhe blieb ſein Blick gewandt,
Von nie gefühltem Muth, in voller Stärke,
Fühlt' er zur ſchönſten That ſein Herz entbrannt.
Da neigte ſich, von Ketten feſt gehalten,
Aus ſchroffer Höh' die ſchönſte der Geſtalten.

Hoch oben, wo ſich über unſre Fluren
Das Himmelszelt in heitrer Bläue ſpannt,
Hängt, aufgethürmt aus grauer Vorwelt Spuren,
Den Einſturz drohend, eine Schieferwand:
Wer weiß, welch Gräßliches ſie mag bedecken?
Wer kennt der Unterwelt verborgne Schrecken?

Ein weiter Spalt, mit ſtarken Eiſenſtäben
Genau verwahrt, zeigt eines Kerkers Spur.
Hier ſchmachtet rettungslos das ſchönſte Leben,
Das Meiſterbild der ſchaffenden Natur.
Ein zartes Mädchen ringt die ſchönen Glieder
In Feſſeln wund, und blickt auf Raimund nieder.

„Iſt's möglich," klagt ſie, „zeigen dieſe Grüfte
Mir eines Menſchen theures Angeſicht?
Ach, rette dich, ſuch deines Himmels Lüfte,
Eh dich die Feſſel ſiebenfach umflicht!"
„Nein, nein!" ruft Raimund, „dich erſt will ich retten:
Wo wär' ich frei, wüßt' ich dich hier in Ketten?"

Ihr Auge ſenkt ſich, heiße Thränen rollen,
Wehmüthig auf den harten Stein herab:
„Dank dir, mein Bruder, Dank dir für dein Wollen,
Für dieſen Troſt, den mir dein Mitleid gab;
Doch rette dich! mein Herz muß hier verbluten:
Was mich kann retten, bergen wilde Fluthen."

„O nenne mir das Kleinod, und erringen
Will ich's, und bärg' es auch die tiefſte See;
Sollt' ich mit allen Elementen ringen,
Beſiegen Fluth und Feuer, Tief' und Höh:
Für dich iſt's Luſt, das Schwerſte zu erſtreben,
Für dich iſt Sterben ſelbſt nur ſchöner Leben."

Sie ſieht, wie hoch entzückt ſein Auge ſtrahlet,
Die ſanfte Stirn verklärt edler Muth,
Die reinen unſchuldvollen Wangen malet
Der erſten Liebe heil'ge Roſengluth,
Und ſie vergißt des Kerkers bittre Leiden
Im Vollgefühl der ſchönſten aller Freuden.

Iſt's noch der Schreckensort? ſind's noch die Ketten,
Die ſie verzweifelnd lange Jahre trug?
Ein Engel nahet freundlich ſie zu retten,
Und daß er's will, iſt Troſtes ſchon genug;
Ja, wenn auch Alles unverändert bliebe,
Ein Engel mildert ihren Schmerz — die Liebe.

Sie bittet Raimund nochmals zu entweichen,
Bevor das böſe Blendwerk ihn umſtrickt:
„Nur der herrſcht frei in dieſen Zauberreichen",
So ſpricht ſie, „der die Wunderblume pflückt.
Mein war ſie einſt — durch Höllenliſt betrogen,
Verſchlangen ſie des Sees wilde Wogen."

Digitized by Google

Geen möcht' er weitre Kunde noch gewinnen,
Da nahet lärmend ſchon der Gnomentroß,
Und immer tiefer, immer mehr nach innen
Geht's drängend weiter. Da reißt er ſich los;
Mit hohem Muth, mit heiligen Gedanken
Weiſt er das niedre Völkchen in die Schranken.

Und eilt zurück, ſo lockend ſie auch ſingen:
„Flieh, ſchwacher Thor, nicht aus des Glückes Schooß;
Begehreſt du die Schöne zu erringen,
Kaufſt du ſie nur durch unſre Schätze los."
Er hört ſie nicht, ihm graut vor all dem Flimmern,
Und bald ſieht er des Himmels Sterne ſchimmern.

„Ich grüßt' entzückt die himmliſchen Vertrauten,"
Fuhr er der Klausnerin erzählend fort,
„Die freundlich jetzt auf mich hernieder ſchauten,
Wie in der Heimath, ſo am fremden Ort:
Ob ich mich gleich in einer Wildniß ſahe,
Doch fühlt' ich froh mich Gottes Himmel nahe."

Zwar rollt' es dumpf in Blitz durchzuckter Ferne,
Als rühre Gottes Zorn die Schöpfung an,
Erſchrocken ſchwanden mehr und mehr die Sterne,
Und finſtre Nacht umgab des Wanderers Bahn,
Doch winkt ihm leitend durch des Waldes Mitte
Gar bald das milde Licht aus eurer Hütte.

Zweiter Geſang.

So ſchloß, die Hand der Wirthin dankbar reichend,
Der Jüngling ſeines Abenteur's Bericht.
Sie hatt', erröthend bald und bald erbleichend,
Ihm zugehört, und barg es länger nicht,
Wie ſeine Wort' aus ihres Herzens Tiefen
So Leid als Luſt auf's neu' ins Leben riefen.

„Wär's möglich," rief ſie aus, „dürft' ich es hoffen,
Sie lebte noch, das vielgeliebte Kind,
Um welches, ſeit das Unglück mich betroffen,
Mir Tag und Nacht die bittre Thräne rinnt?
Sie lebt? nicht fruchtlos war mein heißes Flehen,
Und froh dürft' ich dem Ziel entgegen ſehen?"

„Ihr ſtaunt? — O Fremdling, hört aus meinem Munde,
Der lange Zeit voll tiefer Traurigkeit
Verſtummte, hört die thränenwerthe Kunde,
Und fühlt dann ſelbſt, wie euer Wort mich freut:
Denn ob wir auch den Gram in uns verſchließen,
Aus Herz in Herz muß ſich die Freud' ergießen.

In Dürftigkeit, verlaſſen von dem Gatten,
Den ſchnöde Habſucht, trügeriſche Luſt
Vom häuslich ſtillen Herd vertrieben hatten,
Nahm ich mein Knäbchen weinend von der Bruſt,
Gab's meiner Mutter, hörte noch ſein Lallen,
Hinwandelnd nach des Schloſſes Marmorhallen.

Dorthin war von der Fürſtin ich beſchieden,
Als ihres einz'gen Kindes Pflegerin.
Das theuerſte, was ſie beſaß hienieden,
Gab ſie vertrauend meiner Sorgfalt hin;
Und reich belohnten ihre milden Hände
Geringe Müh' mit königlicher Spende.

Doch wärmer, als erkauft mit Gut und Golde,
Liebt ich gar bald das mir vertraute Pfand;
Mein ganzes Weſen knüpfte an das holde
Geliebte Kind ein heilig feſtes Band:
Nichts wird von uns mit ſolcher Treu' umſchlungen,
Als das, was wir mit Lieb' und Schmerz errungen.

Das iſt der Mutterliebe heil'ges Weben
Der magiſche geheimnißvolle Bund,
In welchem alle Erdgeborne leben,
Der ew'gen Dauer felſenfeſter Grund.
Darum auch bindet mit gleich mächt'gem Triebe
Die Amm' an ihren Säugling Mutterliebe.

So hing ich an Adelens holden Blicken,
Nicht wußt' ich, ob mit Wonne oder Schmerz;
Den fernen Liebling drückt' ich voll Entzücken
Im Geiſte oft zugleich mit ihr an's Herz;
Wollt' ich mich ganz in Mutterluſt verſenken,
So mußt' ich mir als Eins die Beiden denken.

Und anmuthvoll, wie eine zarte Blüthe,
Des ſüßen Lebens ſich nur halb bewußt,
Im Roſenlichte der Geſundheit glühte
Das ſchöne Kind, der Aeltern höchſte Luſt,
Als ich nach einem hold verträumten Jahre
Mit ihm erſchien beim edlen Fürſtenpaare.

Und unter Küſſen, unter Freudenzähren
Ihm ſchmeichelnd, waren beide nur bedacht,
Des Kindes Glück wie meines zu vermehren,
Durch ihrer reichen Gaben edle Pracht.
Doch ſchien Adelen von den Schätzen allen
Am meiſten eine Blume zu gefallen.

Beim ſchönſten Baue in des Frühroths Glühen
Durchſtrahlt von Sonnengold und Aetherlicht,
Sah man ſie hold am zarten Stengel blühen,
Und ahnte eines Engels Angeſicht,
Das unter dieſer ſchönen Blumendecke
Sein Himmelsbild den Sterblichen verſtecke.

Gar leicht und ſicher findet das Verwandte
Des Kindes friſcher ungetrübter Blick:
Als hielte ſich das ſchöne, längſt gekannte,
Längſt ihr verheißne, nun gefundne Glück,
So hatt' Adele ſich das Schweſterweſen
Von all den andern Gaben auserleſen.

Sie hat gewählt! ſprach mit beſorgter Miene
Die Mutter, zum Gemahle hingewandt,
Sie hat gewählt! O treue Cöleſtine,
Nun hüteſt du ein doppelt köſtlich Pfand:
Denn weicht die Blume von Adelens Herzen,
Wird ſie das Opfer namenloſer Schmerzen.

Drum laß ſie nie aus unſers Parkes Grenzen!
Hier wird die Blume an des Kindes Bruſt
In immer gleicher Lenzesfriſche glänzen,
Zum holden Spiele unſchuldvoller Luſt.
Doch wehe! jenſeits dieſer ſtillen Mauern
Wird teufliſch lüſtern der Verderber lauern.

So ſprach die Fürſtin, und mit ſtillem Weinen —
Ihr ahnte wohl das ſchreckliche Geſchick —
Mit heißen Küſſen ſcheidend von der Kleinen,
Ging ſie in ihren Frauenſaal zurück.
Mich ſchreckte nichts: leicht war es ja, den Willen
Der liebebangen Mutter zu erfüllen.

Wo lacht' ein ſchöner Land, ein ſchönrer Himmel?
Wo gäb' es ſolch ein Leben, ſolch ein Blühn?
Der Pflanzen Trieb, der Thiere bunt Gewimmel,
Der Früchte Gluth, der Lauben üppig Grün —
Wo ſonſt auf Erden wär' es ſo? wo bliebe
Ein Wunſch, der uns aus dieſem Eden triebe?

So ſprach ich oft, die duft'gen Laubengänge
Durchwandelnd mit Adelen an der Hand.
Doch auch das Paradies wird uns zu enge,
Sind aus der Heimath wir dahin verbannt:
Oft mußt' ich ſehnſuchtsvoll nach meinen blauen
Geliebten Bergen in die Ferne ſchauen.

Das Knäbchen, meines Herzens Freud' und Kummer,
Erblickt' ich weinend oft im wachen Traum,
Und ſchloß die müden Augen mir der Schlummer,
Fand meine Sehnſucht nur noch weitern Raum,
Nicht ſelten ſah ich da des Kindes Leben
Bedroht, von tauſendfacher Noth umgeben.

So hör' ich einſt, in Thränen eingeſchlafen,
Ein kläglich Wimmern aus dem nahen Hain;
Ich horche ängſtlich auf, wie Pfeile trafen
Mich dieſe Tön', es muß mein Knabe ſein:
„O Mutter! rief's, hab' ich dich ganz verloren?
Bin ich nicht dein, haſt du mich nicht geboren?"

„Wie du, hab' ich die Heimath auch verlaſſen;
Doch nicht wie dir winkt mir ein gaſtlich Schloß,
Auf feuchter Erde werd' ich hier erblaſſen,
Dann biſt du meiner, ich der Schmerzen los —
O Mutter, hörſt du nicht? haſt mit dem armen
Von dir verlaßnen Kinde kein Erbarmen?"

Ich fahre auf, wie Marterſchrauben preſſen
Mich dieſe Worte, preßt mich ihr Gewicht:
„So ſoll mich Gott im Todeskampf vergeſſen,
Errett' ich dich mit dieſen Händen nicht!"
Halb ſinnlos taumt' ich fort, Adel' umſchlinget
Die Arme, die mit Fieberwahnſinn ringet.

Digitized by Google

Erſt als die Morgenkühlung ihre Schauer
Durch die nur leicht umhüllten Glieder goß,
Beſann ich mich — doch, Gott! wo war die Mauer?
Wohin entſchwand der Park? wohin das Schloß? —
)! weine nicht, bat mich die holde Kleine:
Hier iſt's ſo ſchön, auch ſind wir nicht alleine.

„Wo? wo?" — Des jungen Tages erſte Lichter
ſchellten allgemach den Aufenthalt,
ings um uns her erſtreckte ſich ein dichter,
on Bergen eingeſchloßner, Föhrenwald,
nd an des Sees graulichem Geſtade
ntſtiegen Kinder, zart geformt, dem Bade.

Ihr ſchlichtes Haar hing wie ein gelber Schleier
m ihr Gewand aus feuchtem Nebelflor,
ie ſangen wie zur hohen Morgenfeier
ie ſchönſten Weiſen in vereintem Chor;
dele hörte mit entzücktem Lauſchen
er Wellen Flüſtern und der Töne Rauſchen.

„O laß mich mit den lieben Schweſtern ſpielen,"
at ſie, mir ſchmeichelnd, und umfing auch ſchon
ie nächſten, welche taumelnd nach dem kühlen
mſchilften See pfeilſchnell mit ihr entflohn;
ie auch die Todesangſt mich mochte treiben,
ntkräftet mußt' ich bald zurücke bleiben.

Ach! ſehen mußt' ich, wie die Truggeſtalten,
es falſchen Elements heilloſe Brut,
as ſchöne Fürſtenkind umſchlungen halten,
ie ſie's hinabziehn in die grüne Fluth;
och ſchlugen glühend, in des Morgens Flammen,
ie Wogen lüſtern über ihr zuſammen.

Hinſtarrend nach der grauſen Unglücksſtätte,
rblick' ich nahe an des Ufers Rand
ie Blume ſchwimmend auf dem Wogenbette,
nd bebend ſtreck' ich aus nach ihr die Hand.
a ſchlagen abermals, wie Feuerflammen,
ie Wellen lüſtern über ihr zuſammen.

Wie könnten Wort' euch die Verzweiflung malen,
ie ſonder Raſt mich durch die Wildniß trieb?
h irrt' umher, verfolgt von allen Qualen,
is ich entkräftet endlich liegen blieb;
on Elend aufgezehrt, den Tod im Herzen,
rwartet' ich das Ende meiner Schmerzen.

Auf einmal dringt durch der Verzweiflung Toben,
urch dieſer Hölle ſiebenfache Nacht,
in mildes Friedenswort, ein Strahl von oben,
it Himmelstroſt, mit höh'rer Geiſtermacht;
h blick' empor und ſeh' mit ernſtem Schweigen
in greiſes Haupt zu mir herab ſich neigen.

„Unglückliche!" ſprach eine milde Stimme,
Was immer auch mit dir geſchehen ſei;
ntreiße dich des Wahnſinns wildem Grimme,
es böſen Feindes frecher Tyrannei.
Welch' Schreckliches auch laſt' auf deinem Leben,
ie ew'ge Huld will retten, will vergeben."

Da fand ich Thränen; knieend vor dem Greiſe,
kannt' ich ihm mein Leid und meine Schuld;
r hört' und tröſtete auf Engelweiſe
it Manneskraft, mit weiblicher Geduld;
rauf führt er tief mich in des Waldes Mitte
 ſeiner ſtillen gottgeweihten Hütte.

„Längſt ruht der Edle von des Lebens Mühen,"
uhr Cöleſtine hellen Blicks fort,
In ſtiller Gruft, wo Veilchen ſparſam blühen,
och reiche, ew'ge Kränze blühn ihm dort;
r wohnt bei denen, die den Zuruf übten:
eint mit dem Dulder, tröſtet die Betrübten!"

„Ihm dank' ich's, daß ich dieſes dunkeln Lebens
erworrnen Faden frevelnd nicht zerriß,
r war's, der mich den Preis des beſſern Strebens,
en Lohn des treuen Dulders ahnen ließ;
n ſeiner Lehr', in dieſer kleinen Zelle
and ich des Seelenfriedens reinſte Quelle."

So ſprach ſie lächelnd, gleichſam wiederkehrend
om Himmel zu der ſchön verjüngten Welt,
ie ihr, den ritterlichen Jüngling hörend,
it neuem Lebensmuth das Herz geſchwellt.
dele lebt! nichts irret ihr Vertrauen:
och hier wird ſie den Liebling wiederſchauen.

Doch mahnt ſie Raimund, mit Bedacht zu handeln,
Zu mäßigen der Jugend raſche Gluth,
Auf ſeinem ſtillen Wege fortzuwandeln,
Fromm zu erwarten das verheißne Gut:
„Dem Glauben, nicht dem ungeſtümen Dringen,
Wird," ſchließt ſie, „auch das Schwierigſte gelingen."

Dritter Geſang.

Indeſſen ruht die hohe Mittagsſonne
Erquickend auf des Waldes Schattennacht,
Als unſer Freund, voll ſüßer Hoffnungswonne,
Sich auf den Weg zur weitern Reiſe macht.
„Vergeßt nicht, wenn des Glückes Stern euch ſcheinet,
Daß hier die arme Cöleſtine weinet!"

So tönt ihr Abſchied von der Pfortenſchwelle
Dem Eilenden noch in der Ferne nach.
Und aufwärts ſteigt ſein Fuß, ihm euft die Helle
Der Gipfel, wie ein roſig heiterr Tag.
Dort, wo um ew'gen Schnee Rubinen glühen,
Dort, hofft er, wird das hohe Wunder blühen,

Wie ſtauneten die nie beſuchten Höhen
In ihrer greiſen Abgeſchiedenheit,
Den ſanften Hirtenjüngling hier zu ſehen,
Zu jedem Abenteuer kühn bereit;
Die Sonne ſelbſt auf ihrem Strahlenwagen
Blickt heller auf mit lächelndem Behagen.

Er ſieht ſie ſcheiden, ſieht mit Sternenkronen
Die ew'ge Götterhalle ausgeſchmückt:
„Ihr Geiſter dort auf euern lichten Thronen,
Iſt keiner, der voll Mitleid auf mich blickt?
Euch wär's ein Kleines, ihr erhabnen Mächte,
Daß mir ein Lüſtchen das Erſehnte brächte."

Er ſpricht's, und ſtarrt von ſeinem Felſenbette
Heißflehend in die Mitternacht hinaus,
Und gleich als ob's ein Geiſt vernommen hätte,
Erſchließt ſich jetzt das grauſe Rieſenhaus
Des Berges, und mit ſchütternd hohlen Tritten
Kommt feierlich ein Mann daher geſchritten.

Lang fließt das Kleid und reich an dunkeln Falten
Verhüllend bis zum Fuß um ihn herab;
Sein ernſtes Antlitz glänzt, die Hände halten
Geheimnißvoll den ſchlanken Zauberſtab.
Unheimlich faßt den Jüngling Geiſtergrauen,
Doch jener wandelt ſchnell es in Vertrauen.

„Wen hat, o Sterblicher dein Wort beſchworen?
Dein Uebermuth klopft an das Geiſterhaus:
Wer nahet ungeſtraft ſich ſeinen Thoren?
Wer, der's betrat, ging lebend je heraus?
Nur dem, der dieſen Stab vermag zu halten,
Neigt ſich der Kreis der geiſtigen Gewalten."

„Ich kenne dich, ich kenne dein Begehren,
Mein Blick verließ den Gottgeliebten nicht;
Es ſteht vor dir der Freund, dich zu belehren,
Die anzuzünden das verborgne Licht.
Drum folge mir zum innern Heiligthume,
Dort winket, dort allein die Wunderblume."

Wen lockte ſolch ein Ruf, ſolch ein Verheißen
Nicht an den Vorhang hin, der, halb geknüpft,
Im Dunkelhell das klare Wort des Weiſen
Mit Zauberſprüchen wunderbar verknüpft?
Es wächſt der Drang mit jenem ſüßen Grauen,
Das Unſichtbare ſichtbar anzuſchauen.

Auch Raimund folgt, von dieſer Macht umgarnet,
Dem alten Zaubrer zum geheimen Thor.
Noch einmal winkt ſein Stern, noch einmal warnet
Adelens Seufzer ſein getäuſchtes Ohr;
Sie eben ſieht er in der Zauberferne,
Ihr Bild allein wird ihm hinfort zum Sterne.

Voran geht ihm der Zaubrer durch die enge
Lichtloſe Pforte in der Felſenwand,
Und abwärts winden ſich gewölbte Gänge
Um eines bodenloſen Abgrunds Rand;
Der Alte ſchreitet ſicher, ihn umſchließet
Ein ſeltſam Licht, das auf den Pfad ſich gießet.

Digitized by Google

Und immer weiter geht's und immer tiefer,
Bald ſtrahlt's wie Feenhallen durch die Nacht,
Bald wandelt ſich zum finſtergrauen Schiefer
Der funkelnden Kryſtalle bunte Pracht;
Auf einmal ſtrahlen goldne Tempelſäulen:
Hier, ſpricht der Alte, wollen wir verweilen.

Tritt näher zu des Altars hohen Stufen,
Der dieſes Tempels heil'ge Tiefe ziert;
Umſonſt haſt du die Geiſter nicht gerufen:
Ihr König iſt's, der dich hierher geführt;
Biſt du es werth, wird ſich die Flamm' entzünden,
Und was du ſuchſt ſich frei aus ihr entbinden.

Der Jüngling ſteigt mit freudigem Vertrauen —
(Er darf ſich ja der hehren Stätte nahn:
Dem Reinen ſchafft das Heilige kein Grauen) —
Die weißen Stufen zum Altar hinan.
Der Alte neigt den Stab, mit Blitzesſchnelle
Schlägt da die Flamm' empor, die bläulich helle.

Und purpurn, wie die Roſ' im Frühroth glühet
In tauſendfach gebrochnem Farbenſpiel,
Umglänzt vom reinen Flammenlicht, erblühet
Dem Staunenden das heißerſehnte Ziel;
Jetzt ſinkt die Flamm', im eignen Strahlenſcheine
Geht ſie hervor die Blume der Geſteine.

Du kannſt noch zaudern fragt mit ſtrengem Blicke
Der Alte, wie? und ſolch ein Schatz iſt dein?
O ſchwacher Hirt! du bebeſt vor dem Glücke?
So kannſt du nimmer ſein Gebieter ſein!
O fliehe heim und weide deine Heerden —
Adelen wird ein andrer Retter werden.

Da packt es ihn, wie ſcharfe Geierkrallen:
Ein andrer? ſchwirrt es ſchneidend ihm durch's Ohr.
Eh müſſe dieſes Herz in Staub zerfallen!
Er ſpricht's, und edler Stolz hebt ihn empor,
Und ſchon will ſeine Hand die Blume faſſen —
Da ſcheint ihr Glanz ihm plötzlich zu erblaſſen.

Und warnend füllt, ſtatt jener ſüßen Düfte,
Womit die Himmelsblum' ihn angeweht,
Ein böſer Schwefeldampf des Tempels Lüfte,
Daß faſt der Athem ſeiner Bruſt entgeht:
„Hinweg!" ruft er, „hinweg! Du willſt mich täuſchen;
Nicht dieſe iſt's, die meine Wünſche heiſchen."

„Heil, dreimal Heil dem Lehrling, dem geprüften,
Der vor dem Meiſter würdevoll beſtand!"
Erſchallt es jauchzend in des Berges Klüften,
Und freundlich reicht der Zaubrer ihm die Hand:
„Sei mir gegrüßt, der Täuſchung Ueberwinder,
Bald nun der Wahrheit hochbeglückter Finder!"

Des Menſchen Glück, die Loſung ſeiner Tage
Beſtimmet ewig ihm ſein eignes Herz.
Das Schickſal hält nur die gerechte Wage,
Es füllt ſie an mit Freude oder Schmerz;
Die Blüthen winken, er darf ſie ergreifen,
Und die er wählet, wird zur Frucht ihm reifen."

„So ward auch dir die freie Wahl gegeben,
Und wohl, o Jüngling, wohl geziemt es dir,
Allein nach dem Lebendigen zu ſtreben.
Nur todter Glanz erwartete dich hier,
Und hätteſt du den ird'ſchen Schmuck erkohren,
War ewig dir der himmliſche verloren."

„Jetzt folge mir! Es naht die ernſte Stunde
Der Mitternacht, und deiner harren ſchon
Die edlen Ritter an der Tafelrunde,
Zu reichen dir des Lehrlings erſten Lohn;
Der letzte iſt die wahre Lebensblume,
Die einſt den Meiſter krönt mit ew'gem Ruhme."

So ſprechend, pocht er dreimal mit dem Stabe
Unfern des Altars an ein eiſern Thor,
Und gleich als wär's der Weg zum dunkeln Grabe,
Wohin ſich längſt kein Lebender verlor,
So raſſeln dumpf die eingewachſnen Riegel,
So öffnen ächzend ſich die ſchwarzen Flügel.

Und eine weite Halle ſchließt die Beiden
In ihr geheimnißvolles Dunkel ein;
Gar wunderlich bedeckt auf allen Seiten
Seltſame Bilderſchrift den grauen Stein;
Nur eine einz'ge Lampe wirft den matten
Gelbrothen Schein beleuchtend auf die Schatten.

An einem Tiſch, auf deſſen ſchwarzem Grunde
Der Thierkreis der Geſtirne funkelnd blitzt,
Um den ringsher in ſchauerlicher Runde
Die heil'ge Zahl der ſchwarzen Ritter ſitzt,
Aus dreimal drei und zweimal zwei geſchlungen,
Wird ernſt und feierlich dies Lied geſungen:

Erſte Drei:

Aus Nacht zum Licht, aus todtem Sein zum Leben,
Das iſt mein Ziel, dort ſtreb' ich wallend hin.

Zweite Drei:

Wer fern iſt, werde nah, was krumm iſt, eben:
Dies iſt das Werk, dem ich verpflichtet bin.

Dritte Drei:

Werd' ich zur Höhe einſt die Tief' erheben,
Dann krönt die Arbeit lohnender Gewinn.

Erſte Zwei:

Dann meſſen wir des Weltall's fernſte Fernen.

Alle:

Dann geht die Blum' uns auf aus dieſen Sternen.

Erſte Drei:

Haſt du der Zukunft Schleier aufgeſchlagen:
Was ſpricht die heilge Stunde dieſer Nacht?

Zweite Drei:

Die kühne Hoffnung darf ſich freudig wagen:
Die Lilie glänzt in nie geſchauter Pracht.

Dritte Drei:

Vom Hirtenſtabe wird ihr Kelch getragen,
Des fernen Morgens Roſenhimmel lacht.

Erſte und zweite Zwei:

Iſt Hirtenſtab und Lilie feſt verſchlungen —

Alle:

Triumph! Triumph! dann iſt das Ziel errungen!

So ſingt die ernſte Schaar, und hebt im Kreiſe
Sich ſchweigend dann von ihrem Sitz empor,
Und grüßt, ſich neigend auf geheime Weiſe,
Den Zaubrer, der zu Dienern ſie erkohr.
Er führet unſern Freund in ihre Mitte;
Auch den begrüßen ſie nach Ritterſitte.

Und heißen als Gefährten ihn willkommen,
Den ihnen längſt das Sternenbuch verhieß:
Dem Dunkel ſei das ſchönſte Licht entglommen,
Es dämmre ſchon der Pfad in's Paradies;
Ein frommer Hirt ſei einzig auserſehen,
Durch ihren Bund geſchützt, voran zu gehen.

So ſchicke dich denn an, den Pfad des Lebens
Den Pfad zu einer ſchöneren Natur,
Mit uns vereint zu wallen, — denn vergebens
Suchſt du die Wunderblum' auf dieſer Flur:
Nur in des Morgenlandes Götterhainen,
Der Wunder Heimath, mag auch dies erſcheinen.

Und Raimund hört die inhaltſchweren Worte,
Erleuchtet ſcheint die inner Dämmerung;
Erſchloſſen iſt die vorgeahnte Pforte
Des höhern Seins, er fühlt des Geiſtes Schwung,
Von Kindesfeſſeln fühlt er ihn entbunden,
Und jeden Keim zur freien Kraft gefunden.

Der Jüngling, der die Sprache, die gewandte,
Niemals geübt in ſeiner Einſamkeit,
Der nie die Kunſt beredter Zungen kannte,
Er redet jetzt, obwohl mit Schüchternheit;
Doch fehlt ihm nicht das Wort, um auszudrücken,
Wie hoch der Zukunft Bilder ihn entzücken.

Er ſchildert ſeiner Kindheit Maienmorgen,
Den Traum, der ihn das ſchönſte Glück gezeigt,
Sein fruchtlos Spähen, ſeiner Sehnſucht Sorgen,
Und wie er endlich dieſen Berg erreicht;
Nur Eins verſchweigt er, blos der Wange Glühen
Verräth der Liebe heiliges Erblühen.

Adele! jaucht das Herz in trunkner Wonne —
Denn ſicher hofft er nun ſie zu befrein —
O ſchönes Bild, du meiner Tage Sonne,
Dir, dir des Lebens höchſten Preis zu weihn!
Wo iſt noch die Gefahr? wo ſind die Plagen,
Darf ich um dich die kühne Reiſe wagen?

So wogt's in ſeiner Bruſt, die Lippen ſchweigen,
um Bündniß reicht den Rittern er die Hand;
ie ſchmücken ihn mit ihrem Bundeszeichen,
em wunderbar geknüpften Ordensband.
ie Zeit iſt um: ſei morgen reiſefertig,
o ſpricht der Alt', und meines Winks gewärtig.

Die Lamp' erliſcht, die Tafel ſammt den Rittern
ſt hui! verſunken, Nacht iſt rings umher;
in Rollen, wie von nahenden Gewittern,
in dumpfes Brauſen, wie ein zürnend Meer.
er alte Held, den Flammen rings umlecken,
ührt Raimund ruhig mitten durch die Schrecken.

Wer zählt die Stufen, die ihn aufwärts leiten,
urch manches Klippenthor, durch manche Kluft?
tzt ſcheint ein mildes Licht ſich zu verbreiten,
alſamiſch fächelt laue Frühlingsluft;
s ſäuſelt, wie auf ſtillen Blumenauen,
enn zarte Liebesthränen ſie bethauen.

Ein flüſternd Laubgeflechte wölbt die Decke,
in duftend Lager winkt auf weichem Moos:
ier ruhe, bis der Morgen dich erwecke,
o ſpricht der Führer, in des Schlummers Schooß;
ur Nachtigallenlieder wirſt du hören;
ichts außerdem wird deine Träume ſtören.

Mit dieſem Wort ſieht er den Zauberer gehen,
nd ſich in ſüßer Einſamkeit allein.
och weiß er ſelber kaum, wie ihm geſchehen:
ſt's wirklich? — ſollten bloße Träum' es ſein?
a, nur ein Traum ſcheint Alles zu zerfließen,
ndem ſich ſeine müden Augen ſchließen.

Auf's neu durchwandelt er die Gnomenhöhle;
er Silberhain, die goldne Blume blinkt;
on Banden frei begegnet ihm Adele,
ie ihm mit aufgehobnem Schleier winkt.
a plötzlich kommt mit drohender Geberde
er Zaubrer, und Adele ſinkt zur Erde.

Im Staube windet ſie die ſchönen Glieder,
n ſchrecklich angeſpanntem Nervenkrampf.
alt, ſteinern blickt der Zaubrer auf ſie nieder,
u freuen ſcheint ihn dieſer Todeskampf.
mſonſt ſucht Raimund zu ihr hin zu dringen:
es Alten Rieſenkraft weiß ihn zu zwingen.

Und ſchnell umringt die Schaar der ſchwarzen Ritter
en Neuverbündeten und reißt ihn fort.
r ſieht zurück, ein niederfallend Gitter
erbirgt vor ſeinem Blick den theuren Ort.
ur ſchwachen Seufzerlaut, nur mattes Stöhnen
ört er durch ſchallendes Gelächter tönen.

Da packt ihn wilder Schmerz, mit kräft'gem Ringen
erſucht er ſich vom Zwange zu befrein,
ls plötzlich mehr denn hundert blanke Klingen
charf ſauſend über ſeinem Haupte dräun.
r rafft ſich auf, dem Tode auszubeugen,
nd ſieht, erwacht, ſich unter Blüthenzweigen.

Vierter Geſang.

Mit ſanfter Gluth beſtrahlt die Morgenröthe
as grüne thaubeperlte Laubenzelt,
nd dicht davor glänzt auf dem Blumenbeete
ie ſchönſte kaum geträumte Feenwelt.
eſtreut mit Goldſtaub und mit Demantſande
hut ſich der Pfad in dieſem ſeltnen Lande.

Und plätſchernd lockt aus dunkeln Myrtenhecken
er lieblichſten Kaskade ſüßer Laut.
as ahnt die Bruſt? was mag ihr Silber decken?
elch holder Reiz hat ſich ihr anvertraut?
o heimlich lind, mit wolluſtvollem Wallen
og ſie die ſchönſte Nymphe nur umwallen.

Der Jüngling lauſcht. Soll er ſich weiter wagen?
egierde dränget, Scham hält ihn zurück.
it Jugendgluth und mit der Unſchuld Zagen
agt er durch die Gebüſche einen Blick,
nd was er ſieht — und wenns ein Seraph ſähe,
r ſchiede nicht aus einer ſolchen Nähe.

Denkt euch die reizendſte der ſchönen Frauen:
Ihr fragt, ob Lieb', ob Unſchuld ſie verſchönt?
Ihr wagt nicht, ſie begehrend anzuſchauen,
So heiß ihr euch an dieſen Buſen ſehnt;
Jetzt ſcheint ſie liebevoll ſich hinzugeben,
Jetzt ſcheint Veſtalenglanz ſie zu umſchweben.

So hebt von zarten Myrten halb verborgen,
Das ſchöne Bild ſich aus der Silberfluth.
Leiſ' athmend lauſcht der Hain, der junge Morgen
Blickt durch die Zweig' und brennt in höh'rer Gluth.
Und du, o Jüngling, deſſen reine Blicke
Solch Wunder nie noch ſah'n, du bebſt zurücke?

Du wagſt zu fliehn? — Vergebens! nicht entgangen
Der ſchönen Nymph' iſt ſolch ein Hochverrath,
Und doppelt, doppelt biſt du ſchon gefangen,
Die Strafe folgt der kühnen Frevelthat.
Sieh, wie, von ihrer Dienerſchaar begleitet,
Die Schöne zürnend dir entgegen ſchreitet.

Verwegner! ſchallt's mit klaren Silbertönen,
Was du gewagt, darf ſelbſt kein Götterſohn.
So wiſſe, nichts kann dieſen Frevel ſöhnen;
Ein ewiges Gefängniß iſt dein Lohn.
Hinweg — wie ſchwillt das Herz in ſeiner Nähe —
Hinweg, daß ich ſein Antlitz nicht mehr ſehe!

Sie winkt den Zofen: ihre Pulſe fliegen,
Tief hüllt ſie ſich in ihren Schleierflor.
Die Zofen öffnen drauf mit mildem Schmiegen
Dem ſchönen Fremdling ſeines Kerkers Thor.
So böſ' indeſſen, wie dies Urtheil ſcheinet,
Iſt es zuletzt denn doch wohl nicht gemeinet.

Ein hoher Saal mit zwanzig Marmorniſchen,
Durch deſſen Kuppel roſ'ge Dämmrung bricht;
Die ſchönſten Früchť auf reich beſetzten Tiſchen —
Gar fürchterlich iſt ſolch ein Kerker nicht.
Nehmt noch dazu, daß ſüße Melodien
Von Zeit zu Zeit durch jene Niſchen ziehen.

So eilen denn für unſern Freund die Stunden
In dieſer leidlichen Gefangenſchaft.
Die würz'gen Speiſen, die er vorgefunden,
Und im Pokal der feur'ge Rebenſaft,
Das Ruhebett, die ſeidnen Flaumenkiſſen,
Nichts läßt die Freiheit dringend ihn vermiſſen.

Der Abend dämmert; Traumgebilde wanken,
Die Ruh verſcheuchend, um ſein Lager her:
Bald iſt's, als ob ihn Myrtenzweig' umwanken,
Bald wird der Nymphe Quell zum Feuermeer;
Hinunter reißt ihn glühendes Verlangen —
Da fühlt er ſich vom weichſten Arm umfangen.

Er träumt nicht mehr: das ſind die Purpurdecken;
Die Kuppel iſt's, durch welche Hesper blinkt.
Er träumt nicht mehr: ſie kam ihn aufzuwecken,
Die an den Buſen des Erwachten ſinkt.
Iſminde, liſpelt ſie, kommt nur zu fragen,
Wie ihrem Gaſt die Feſſeln hier behagen.

Sein trunkner Blick irrt auf dem Wunderbaue
Der hingegoßnen reizenden Geſtalt.
Vergebung nicht, nein, Liebe ſpricht das blaue
Hellfeuchte Auge, ſüße Allgewalt
Der Schönheit ſpiegelt ſich in dieſen Zügen:
Sie iſt beſiegt, und weiß, ſie wird beſiegen.

Fürwahr! der grämlichſte der Sittenrichter,
Des ſchlauen Amors abgeſagtſter Feind,
Geſteht, nur insgeheim, dem mildern Dichter,
Daß dieſer Sieg ihm ſchier unfehlbar ſcheint.
Fürwahr! wenn unſer Held aus dieſen Flammen
Nicht rein hervorgeht, wer mag ihn verdammen?

Was hilft's, daß er der künftgen Nacht gedenket,
Der Reiſe, die an's hehre Ziel ihn mahnt?
Was ihm die Gegenwart verſchwendriſch ſchenket,
Hat ſolch ein Glück ſein Buſen je geahnt?
Ja, ſollt' er auch des Lebens Preis verſcherzen —
Des Lebens Wonne ruht an ſeinem Herzen.

Wo iſt der Warner vor zu ſpäter Reue?
Und fänd' auch wohl Gehör ſein treuer Mund?
Ach! ſelbſt der erſten Liebe heilge Treue
Verſinkt zuletzt im fernen Hintergrund:
Adelens Bild umwölken Götterhöhen,
Und um des Jünglings Tugend iſt's geſchehen.

Digitized by Google

Und als er jetzt im glühenden Umfangen
Adelen und die ganze Welt vergißt —
Entſetzen! da entfärben ſich die Wangen,
Die Purpurlippen, die er feurig küßt,
Und die Geliebt' im ſüßeſten Vereine
Erſtarrt zum kalten todten Marmorſteine.

Umſonſt verſuchen ſeine Flammentriebe,
Neu zu entzünden dieſe Schwanenbruſt,
Umſonſt der Seufzerhauch, der Kuß der Liebe —
Kalt bleibt das Steinbild, todt für Schmerz und Luſt;
Still ſteht das Herz, des warmen Lebens Regen,
Starr lächelt ihm die ſchöne Form entgegen.

Und an dem Buſen, der ſo feurig wallte,
Der ſelbſt im Steine noch zu athmen ſcheint,
Ruht, halb verblühet, in des Schleiers Falte
Der Gaben köſtlichſte für unſern Freund.
Wozu bedarf's da noch der weiten Reiſe?
Am Ziel iſt er ſchon hier auf ſchönre Weiſe.

Obgleich betäubt von Allem, was ſo eben
Geſchehen iſt, ſcheint doch der Blume Pracht
Auf einmal das befangne Herz zu heben,
Zu bändigen des Zanbers dunkle Macht:
Ein theures Denkmal der verblichnen Lieben
Iſt ihm im zarten Blumenkelch geblieben.

Er neigt ſich hin darnach mit jenem Schauer,
Mit welchem ein Vermächtniß uns erfüllt —
Die Freude des Beſitzes theilt die Trauer,
Die uns mit ihrem Schleierflor umhüllt —
So wagt auch Raimund kanm mit leiſem Schmachten
Die Blume als ſein eigen zu betrachten.

Und Leichen gleich in alten Sarkophagen,
Leiſ' angerührt von frommer Enkel Hand,
Die einen friſchen Kranz hinunter tragen
In ihrer Väter ſtilles Friedensland,
Wo täuſchend noch bekannte Züge winken,
Doch, kaum berührt, in Staub zuſammenſinken:

So ſinkt, verzehrt von unſichtbaren Flammen,
Der ſchönen Blume zarter Blätterbau,
Von Raimund kaum gefaßt, formlos zuſammen
In leichter Aſche unſcheinbares Grau —
Boshaft Gelächter ſchallt von allen Seiten,
Und ſchärft noch des Verluſtes Bitterkeiten.

Des Zaubrers Bild, zum ungeſchlachten Rieſen
Häßlich verzerrt, tritt grinſend vor ihn hin:
„Wie ſchön weißt du das Aechte zu erkieſen?
Wie ſicher wählt dein nubeſtechner Sinn?
Die Reiſ' in's Morgenland bringt nur Gefahren;
Die weiß die Gunſt der Nymphen zu erſparen."

Vermeßner Thor! der Elemente Geiſter
Beſchwört voll Uebermuth dein frevelnd Wort?
Gewürdiget von ihrem Herrn und Meiſter,
Betritt dein Fuß den nie betretnen Ort,
Die Werkſtatt der verborgenen Gewalten,
Wo ſich der Elemente Keim' entfalten."

Bald ſollteſt du mit ganz entbundnen Schwingen,
Vom Nebeldruck des Irdiſchen befreit,
In's Morgenland des Ewigſchönen dringen:
Da feſſelt knechtiſch dich die Sinnlichkeit?
So trage denn die ſelbſt geſchlungnen Ketten,
Der Geiſter Fürſt vermag dich nicht zu retten."

Er ſpricht's, der Schreckliche, und feindlich klirren
Die Feſſeln ſchon um unſers Raimunds Hand.
Was ihn umgiebt ſcheint ſchnell ſich zu verwirren;
Der Marmor wird zur düſtern Kerkerwand,
Zu feuchtem Moder ſeine Purpurdecken,
Und jeder holde Reiz zu Graus und Schrecken.

Und wie in jenen reizumflaßnen Stunden,
Iſt er auch jetzt mit ſeinem Schmerz allein;
Je voller er die höchſte Luſt empfunden,
Ach! um ſo tiefer fühlt er jetzt die Pein,
Die herbe Pein, durch eigenes Verſchulden,
Was ihn betrifft, ſtrafwürdig zu erdulden.

So quält er ſich in langen finſtern Nächten,
Die nie ein heitrer Morgenſtrahl durchbricht,
Vergeſſen von den falſchen Geiſtermächten,
Verlaſſen ſelbſt von Gottes mildem Licht.
Was mag ihn fürder vor Verzweiflung ſchützen?
Was mag die ſo geſchlagne Hoffnung ſtützen?

Dahin iſt ſeines Geiſtes hohes Streben,
Gelähmt des Hoffens kühner Adlerſchwung,
Bedeutungslos, zertrümmert liegt ſein Leben,
Sein Glaube ſinkt in matte Dämmerung:
Was ihm das innerſte Gemüth verheißen,
Das eben ſoll ihn in's Verderben reißen!

„O eile nur, dein Opfer hinzuſchlachten,
Vollende nur, du furchtbares Geſchick!
Nicht will ich mehr dir zu entfliehen trachten:
Das Leben iſt ja nur ein Augenblick!
Hervor, ihr Ungeheu'r! ihr giftgen Schlangen!
Eilt ſchleunig, eure Beute zu empfangen!"

Und ziſchend regt ſich's in des Kerkers Tiefen,
Und giftger Dunſt verpeſtet rings die Luft,
Scheuſale, die bis hieher ruhig ſchliefen,
Entwinden ſich der dumpfen Felſengruft,
Schwarzgelbe Ottern, dickgeſchwollne Drachen
Umzüngeln ihn mit aufgeſperrten Rachen.

Und ſchaudernd fühlt er ſchon des Todes Krallen,
Bevor ihn noch ein giftger Zahn bedräut,
Als in der Ferne leiſe Töne hallen,
Vor denen ſelbſt die Höllenbrut ſich ſcheut,
Sie taumeln ſtarr, bezaubert von dem ſüßen
Beſeelten Laut, zu des Gefangnen Füßen.

„Verzage nicht!" ſo iſt den Melodieen
Das Engelwort des Troſtes eingewebt,
„Verzage nicht, wenn deine Freuden fliehen,
Wenn über deinem Haupt Verderben ſchwebt.
Kann aus dem Glücke nur das Heil erblühen?
Keimt nicht das Korn, das dunkle Nacht vergräbt?
Ob auch der Erde Schichten dich bedecken.
Dein Gott kann dich zum heitern Licht erwecken."

So labte einſt im ausgedörrten Lande
Die Mutter Ismaels der erſte Strahl
Des Wunderquells, der aus dem heißen Sande
Herniederſprang in's ſtarre Felſenthal,
Wie unſern Freund in dieſer Schreckensſtunde
Der Troſtgeſang aus eines Engels Munde.

Und ſollt' er nicht die liebe Stimme kennen?
Vernahm er ſie nicht oft in ſchönrer Zeit?
Er wagt den theuren Namen kaum zu nennen,
Dem liebend ſich ſein ganzes Weſen weiht:
Wär's möglich, ſie, ſie wär' ihm treu geblieben?
Sie wollt' erbarmend noch den Schuld'gen lieben?

O ſchöne Hoffnung! ſchöner als die Freude!
Mit ihrem ganzen reichen Ueberfluß
Erſcheineſt du im grünen Frühlingskleide,
Und rührſt das Herz mit deinem Friedenskuß!
Und führſt es hin auf neue Lebensweide,
Du bringſt vom Himmel ihm des Vaters Gruß;
Selbſt, wenn's das ſchwerſte Leid, die Schuld getroffen,
Hältſt du den Pfad ihm in ein Eden offen.

So führt auch jetzt zu ihren Blüthenlauben
Die Himmelstochter unſern Freund empor,
Zur ſel'gen Unſchuld, zu dem frommen Glauben,
Den er im wilden Lebensdrang verlor,
Zu jener Lind' auf ſeiner Blumenwieſe,
Zu ſeiner Kindheit ſtillem Paradieſe.

Dort war dem reinen kindlichen Verlangen,
Vom Sturm der Leidenſchaften unentweiht,
Die Liebe Gottes freundlich aufgegangen,
In zarter, ihm verwandter Kindlichkeit.
Wie ſchön vor allem, was er je erblickte,
War jene Blume, die ihn da entzückte!

Ja, rief er aus, du zeigteſt mir die ächte,
Für falſchen Sinnentrug gab ich ſie hin!
Begierde blendet, und das Wahre, Rechte
Entgeht für immer dem umflorten Sinn:
Doch fühlt mein Herz, es giebt noch eine Quelle —
Die wäſcht das trübe Leben rein und helle!

Verſöhnung heißt ſie, göttliches Erbarmen,
Vertrauen zu der ew'gen Vaterhuld,
Die uns emporhebt mit allmächt'gen Armen,
Voll ſtarker Kraft, voll liebender Geduld:
Ja, Allerbarmer! mich auch willſt du retten,
Leicht wär' es dir, auf Roſen mich zu betten.

Digitized by Google

Leicht wär' es dir, daß dieſe Kerkerhöhlen
Zum Blumenhain ſich wandelten; doch nein,
Nur deine Weisheit möge für mich wählen,
Ich wünſche nichts, es iſt ja Alles dein:
Die Kräfte, die des Himmels Säulen halten,
Wie der Zerſtörung feindliche Gewalten.

So betet Raimund, und der ſüße Friede,
Der ſich dabei in ſeine Bruſt ergoß,
Der reine Nochhall von dem Engelliede,
Aus dem des Troſtes erſtee Strahl ihm floß,
Bekräftigt ſchon des Betenden Vertrauen,
Läßt heitrer ſchon ihn in die Zukunft ſchauen.

Fünfter Geſang.

Schon monche Nacht, ſchon mancher heitre Morgen
Mag ouf dee Oberwelt verſtrichen ſein,
Indeß in ſeinem Kerkee tief verborgen,
Verbannt vom Sternenlicht, vom Sonnenſchein,
Um den Gefangnen ſtetes Dunkel waltet,
Woraus ſich nie des Morgens Roſ' entfaltet.

Erſtarrt jedoch und ohne ihm zu ſchaden,
Bleibt jene Schlangendrut hinweggeſcheucht,
Auch wird ihm täglich auf verborgnen Pfaden
Von milder Hand ein wenig Brod gereicht;
Durch einen Felſenſpalt, durch den dee Regen
Sanft niederteopft, kommt ihm auch dieſee Segen.

So freudenleer, ſo dunkel ſeine Stunden
Auf ſolche Weiſ' an ihm vorüberziehn,
So freundlich ſieht, von Träumen ſanft umwunden,
Der Schlafende des Lebens Kränze blühn:
Oft ſieht er ſie, von Engeln rings umgeben,
Abelen freundlich zu ihm niederſchweben.

Aus einem ſolchen ſel'gen Traumgebilde
Schreckt ungewohnter Lärm ihn einſt empor.
Er ſchaut, er horcht umher, und eine wilde
Verhaßte Stimme dringet in ſein Ohr:
„Steh' auf! die Zeit der Prüfung iſt vorüber,
Noch heute geht's in's Morgenland hinübee!"

„Wos zauderſt du? Es harren die Gefährten,
Du haſt gebüßt, wos Sinnenwahn verbrach,
Des Glückes Sonne lächelt dem Bekehrten,
Der Ehre Kronz vergilt des Kerkers Schmach:
Ein Wort, und dieſer Block und dieſe Bande
Verwandeln ſich zum Theon im Morgenlande.

„Sprich nue: du willſt, und dieſe Ketten weichen!"
Doch Raimund, hoch in edlem Zorn entdeonnt,
Hebt ſich empor, ſo weit die Feſſeln reichen,
Und ſpricht, vertrauenvoll zu Gott gewandt:
„Der du im Schwachen mächtig biſt, erhöer
Dein Kind, daß es die Hölle nicht bethöre!"

Und drouf zum Zanbrer: „Hebe dich von hinnen:
Ich hab', Elender, nichts mit die gemein!
Durch dich möcht' ich den Himmel nicht gewinnen,
Weit lieber, frei von die, gefeſſelt ſein:
Ohnmächtiger! den Geiſt, dee ſich dem Böſen
Entringt, konnſt du nicht binden und nicht löſen."

„Kennſt du das Zeichen deß, der dich geſchlagen,
Das Siegspaniee, vor dem das Laſtee flieht?
Kannſt du des Kreuzes Purpurglanz ertragen?"
Er hält's ihm voe, und wilde Flammen ſprüht
Des Zaubrers Auge, ſeine Hände ballen
Sich krompfhaft zu, entſtellt zu wilden Krallen.

Wuthſchnaubend kehrt er unſerm Freund den Rücken:
„Ich komme wieder, grinzt ſein giftgee Hohn,
Den Heil'gen triumphirend zu erblicken;
Wie lacht mie jetzt das Herz im Leibe ſchon!
Sie ſind bereit die Schrauben und die Zangen,
Durch welche du zum Himmel magſt gelangen."

Er ſpricht's verſchwindend in den Finſterniſſen.
O Jüngling! Jüngling! zittert nicht dein Herz?
Bald bluteſt du am Marterpfahl zerriſſen;
Schon horret dein dee grimmge Folterſchmerz:
Du haſt gewagt, des Böſen Macht zu höhnen —
O welche Pein mog ſeine Rache ſöhnen!

Wohl ſchön und freundlich iſt das holde Leben
Auch in des Kerkers Abgeſchiedenheit;
Nicht freudig wied's dahin der Dulder geben,
Den's doch mit mancher Gabe noch erfreut;
Nicht gern mag's ſelbſt dee müde Greis verlaſſen —
Und Raimund ſollt' es liebend nicht umfaſſen?

Und ſie, die ja gleich ihm gefangen ſchmachtet,
Zu deren Rettee ee erkoheen ſchien,
Die Liebliche, nach dee ſein Weſen trachtet,
Soll eettungslos in Kerkernacht verblühn?
O ſoll ſein Streben ſo in nichts veeſinken —
Warum mußt' ihm die ſchönſte Hoffnung winken?

So fragt des Dulders leiſe Klageſtimme,
So zuckt dee Seufzer durch das Menſchenherz.
Nicht die Veezweiflung mit bewehrtem Grimme,
Die Wehmuth nue blickt weinend himmelwärts:
„Mein Gott, o muß es ſein? muß ich vergehen?
Dein Will' iſt gut — dein Wille mag geſchehen!" —

„Ich weiß, du retteſt mich, ſei's auch durch Sterben;
Du biſt das Leben, ich verzage nicht!
Der Seligkeiten Fülle werd' ich erben,
So wahe dein heil'gee Mund die Wahrheit ſpricht!
Muß auch das Bond von Seel' und Leib zerreißen,
Doch hälſt du ſichre, was du mie verheißen!"

So betend ſinkt ſein Angeſicht zue Erde;
Erquickend kühlt die Stirn der feuchte Stein;
Da ſchallt's, als ob die Thüe geöffnet werde;
Nicht feen mehe mögen ſeine Henkee ſein;
Vielleicht betrot ihe Fuß des Kerkers Schwelle —
Doch — welch ein Glanz! welch ungewohnte Helle?

Er trout den Augen kaum, die Felſenwände
Sind wie mit Sonnenfunken überſtreut:
„Bewaher mich voe neuem Trug, verblende
Den Schwachen nicht, ſo nah dee Ewigkeit!"
Doch hellee nue und ſtrahlender verkläret
Der Kreker ſich, wie jener Lärm ſich mehret.

„Sie ſind's! ſie ſinds! — Dee du als Menſch gelitten,
Veeloß mich jetzt nicht, weiche nicht von mie!
Du kennſt des Menſchen Ohnmacht, ſeinen Bitten
Wird die Gewährung und die Kraft von dir:
Nimm weg das Licht, und laß des Todes Schrecken
Die lang gewohnte Dunkelheit bedecken!"

Doch roſ'ger Schein, wie er den Morgen kündet
Und auf dem heitern Abend lieblich weilt,
Hat rings umher die Grabesnacht entzündet —
Und Beile klirren, das Verhängniß eilt —
Gelächter ſchallt, barbariſches Getümmel —
Doch Raimund hebet Aug' und Herz gen Himmel.

Und nun, o heil'ge Muſe, die dem Dichtee,
Das Göttliche zu malen, Muth verleiht,
Verleih' auch mie die kühnen Faebenlichter,
Den ſichern Schwung die zarte Lieblichkeit —
Es bebt die Hand, wie ſoll ich Züge finden,
Den Sieg dee frommen Demuth zu verkünden?

Hoch im Geſtein, bedeckt mit zartem Mooſe,
Tief, tief verſteckt in kühlee Schattennacht,
Sieht Raimund jetzt, gleich einee Alpeneoſe,
Die Wunderblum' in ihree vollſten Pracht;
Der Stengel wächſt, die ſchöne Purpurkrone
Neigt ſich heead, dem Gläubigen zum Lohne.

So duftete der Truggeſtalten keine,
Und weit an Schönheit ſtond ihr jede nach;
So rein, ſo makellos blüht nue die Eine:
Sie iſt's, die ihm dee ſchönſte Teaum verſpeach,
Die er vergebens in des Himmels Lüften
Geſucht, ſie blühet ihm in dieſen Klüften.

Zwae reicht die Hand, die ſchwere Feſſeln drücken,
Nicht da hinauf, wo ihe die Gabe winkt;
Doch ſollt' ihn auch nie ihr Beſitz entzücken,
Ihe Anblick ſchon iſt's, was ihm Frieden bringt:
Die Sehnſucht iſt geſtillt, das bange Hoffen —
Ee iſt am Ziel, ee ſieht den Himmel offen.

In ſel'ger Anſchauung, in tiefem Schweigen
Betrochtet er das Kleinod unverwandt,
Und wie ſich Herzen zu einandee neigen,
Neigt ſich die Blum' und ſinkt in ſeine Hand,
Und löſ't die Feſſel, löſ't des Geiſtes Schwingen
Den nie geahnte Kräfte ſchnell durchdringen.

Digitized by Google

Inzwiſchen ſchritt der Zauberer, begleitet
Von ſeinen Schergen, Rach' erfüllt daher.
Schon iſt zum Opfer Alles zubereitet,
Schon blitzt in ſeiner Hand das Mordgewehr —
Doch machtlos fällts aus des Verruchten Händen,
Als ihn der Blume heil'ge Strahlen blenden.

Der alte Berg erbebt in ſeinem Grunde,
Vertilgt mit einem Ruck iſt jede Spur
Des Zaubers; tief in eines Kraters Schlunde
Verſinkt der freche Sohn der Unnatur;
In wüſten Schachten nur, in öden Höhlen
Mag künftig Phantaſie von ihm erzählen.

Jetzt werfen auch die trügriſchen Gefährten
Des Unholds, ihres Ritterſchmucks entblößt,
Sich vor dem Sieger reuevoll zur Erden,
Ihm dankend, daß er ihre Schmach gelöſ't:
„O ſchone, fleht ein Greis mit Silberhaaren,
Der Armen, die gleich dir Gefangne waren!"

„Uns Alle lockte durch verſchiedne Ränke
Der Zaubrer vom geraden Wege ab,
Durch Ehrgeiz dieſen, jenen durch Geſchenke,
Bis jeder ſeinem Dienſte ſich ergab;
Mit Künſten, die wir ſelber nicht verſtanden,
Verſtrickt' er uns in ſeines Zaubers Banden."

Wie könnte unſer Freund, der hochbeglückte,
Die ſchwachen armen Brüder traurig ſehn?
Er hob ſie freundlich auf, dem Greiſe drückte
Er ſanft die Hand: „Laßt uns zuſammen gehn,
Sprach er voll Güte, kennet ihr die Pfade,
So kommt getroſt, uns leite Gottes Gnade!"

„Zu ihr! zu ihr! O ſehet ihr Adelen?
Die Einzige, die ſonder alle Schuld
Begraben ward in dieſen Schreckenshöhlen,
Seht ihr den ſanften Engel der Geduld?
Sie iſt die Königin, die Auserkohrne,
Ihr nur gehört die Blume, die verlorne."

Da füllt des Greiſes Auge ſich mit Thränen:
„Wohl hab' ich oft das zarte Kind geſehn;
Doch ſolltet ihr ſie noch hienieden wähnen,
So möchtet ihr umſonſt nur nach ihr ſpähn:
Der lange Kummer brach ihr ſchönes Leben,
Und nur als Engel mag ſie euch umſchweben."

So trifft der Blitz aus heitern Himmelshöhen,
Wie dieſe Kunde unſres Raimund's Herz.
„O laß mich, ſpricht er, dann die Stätte ſehen,
Wo ſie verging im langen Todesſchmerz! —
Ich ward gerettet? ich? — O Herr des Lebens!
Warum zu ſpät für ſie? warum vergebens?

So klagt er trauernd, und der biedre Alte
Führt' ihn durch manchen Gang, durch manche Kluft,
Und hielt zuletzt vor einem Felſenſpalte:
„Hier," ſprach er, „findet ihr Adelens Gruft."
Raimund drängt ſich hindurch; die milde Helle
Der Blume überſtrahlt die dunkle Zelle.

Und auf das dürft'ge Lager hingegoſſen,
In hoher Schönheit ſanft in ſich geſchmiegt,
Vom Schleier ſanfter Sittſamkeit umfloſſen,
Von Frömmigkeit und Unſchuld eingewiegt,
Erblickt er ſie, vom Schlummer leiſ' umfangen,
Den Hauch des Lebens auf den Roſenwangen.

Kein Wort, kein Laut entweiht das hehre Schweigen,
Der Selige kniet in der Ferne nur,
Wagt kaum, ſich lauſchend zu ihr hin zu neigen,
Leiſ' aufzuhaſchen ihres Athems Spur.
Und jetzt, als dürfe ſie nicht länger ſäumen,
Entreißt ſie ſich den ahnungsvollen Träumen.

So ſteigt dereinſt aus ſtillen Todtenhallen,
In welchen ſich entſeelter Staub verlor,
Wenn ſie vom Ruf der Gottheit wiederſchallen,
Das neue ſchönre Menſchenbild empor,
So mag, umſtrahlt von Himmelsglanz, dem Reinen
Der Herold ſel'ger Ewigkeit erſcheinen.

Erſt als das überirdiſche Entzücken
In menſchlich ſüßer Wonne ſanft zerfloß,
Als Aug' in Aug', aus liebeſel'gen Blicken
Beruhigung ſich in die Herzen goß,
Sank ſanft ihr Himmel zu der Erde nieder,
Kam Sprache des Vertrauns der Zunge wieder.

„So biſt du's, rief Adele, mein Befreier!
Du haſt geſiegt, den ich als todt beweint?
O du vom erſten Anblick ſchon mir theuer,
Mein einziger, mein hochgeliebter Freund!
Ja du, du biſt's! von Träumen zart gewebet,
Hat ſo dein Bild als Schutzgeiſt mich umſchwebet.

Schon in der frühſten Kindheit Wonnetagen
Hing liebend ich an ähnlicher Geſtalt,
Auf ihren Händen hat ſie mich getragen
Durch ſchöne Gärten, durch den Rieſenwald,
Bis mich die Kinder der kriſtallnen Wogen
Hinab in ihre feuchten Tiefen zogen.

Da ſah ich ſie zum letzten Mal: erwachend
Aus tiefem Schlaf der wirbelnd mich betäubt,
Erblickt' ich eine Nixenſchaar, die lachend
Sich um mich her in buntem Kreiſe treibt:
„Willkommen, riefen ſie — mir ſchien's zum Spotte —
Willkommen, Königin, in unſrer Grotte!"

Und knieten auf dem Waſſerteppich nieder,
Und hoben mich auf einen Muſchelthron.
Doch kaltes Zittern rann durch meine Glieder,
Die Lebenskraft war meiner Bruſt entflohn,
Und ſchaudernd fühlt ich ſchon die blauen Wellen
Erkältend bis zu meinen Füßen ſchwellen.

Und bald verwirrten ſich die bunten Bilder,
Und kreiſten ſonder Ordnung um mich her,
Und immer ſtürmender und immer wilder
Schien mir die Fluth, ein ungeheures Meer;
Jetzt ſank ich unter in des Strudels Toben —
Da riß mich eine Rieſenhand nach oben.

Aus langer Ohnmacht wach' auf weichen Kiſſen
Ich ſtaunend auf, gepflegt von ſchönen Fraun,
Die unter Schmeicheln, unter ſanften Küſſen
Mit frohem Lächeln auf mich niederſchaun:
„Sei uns gegrüßt, o du dem ſüßen Leben
Durch unſres Königs Weisheit neu gegeben!"

„Du warſt ſo krank und lagſt in böſem Fieber,
Dir unbewußt, in feuchter Grotte dort,
Da trugen wir zum Schloſſe dich herüber,
Auf ſein Geheiß, an dieſen ſtillen Ort,
Und lauſchten unter mütterlicher Pflege,
Ob neue Lebenskraft in dir ſich rege."

Den kleinſten Wunſch erfüllten mir die Frauen,
Sobald ihr Ohr ihn nur von mir vernahm.
Doch überfiel mich unbeſiegbar Grauen,
Als eines Tags der König ſelber kam:
Je mehr er Güte mir und Huld erzeigte,
Je mehr ſich ab von ihm mein Innres neigte.

Oft bat ich meine guten Pflegerinnen,
Wenn bang mein Herz von Sehnſucht überfloß,
Mit heißen Thränen, heimlich mich von hinnen
Zurück zu führen auf der Aeltern Schloß:
Ich wiſſe, hieß es, nicht, zu welcher Ehre,
Ich unter ihnen aufbehalten wäre.

Ach! nur zu früh, obgleich nach mehrern Jahren,
Erfuhr ich das mir zugedachte Glück,
Sah ich den tiefen Abgrund von Gefahren,
Der mich umgab, und ſchauderte zurück:
Der König, mir das ſchrecklichſte der Weſen,
Hatt' ach! zu ſeiner Gattin mich erleſen.

Was that er nicht, ſich Liebe zu erwerben?
Vergebens, ſeine Huld ward mir zur Pein;
Viel leichter dünkt' es mich, hülflos zu ſterben,
Als ſelbſt auf einem Thron mich ihm zu weihn.
Verzweifelnd, meinen Willen je zu brechen,
Bedroht' er mich, ſich unerhört zu rächen.

Und er hielt Wort: in dieſe Grabeshöhlen
Verſtieß mich grauſam des Erzürnten Hand;
Erfindriſch ſann er jetzt nur, mich zu quälen,
Wie er zuvor ſtets neuen Reiz erfand.
Oft fühlt ich mich zu ſchwach, mein Leid zu tragen;
Ach! keinem Menſchen, Gott nur konnt' ich's klagen.

Oft flüchtet' ich zu ihm mit ſtillem Weinen,
Da dämmert' es im trüben Hintergrund:
Ich ſah Vergangnes ſich mit Künft'gem einen;
Verklungne Sagen aus der Amme Mund,
Verwiſchte Farben einer ſeltnen Blüthe
Bewegten ſich im ahnenden Gemüthe.

Digitized by Google

Und aus der Ahnung wunderbarem Scheine
ſing endlich meines Schickſals Bild hervor:
ch ſah der Heimath friedlich ſtille Haine,
ie Blume, die ich in dem See verlor,
h einen Jüngling mit den Wogen ſtreiten,
ie die verlorne wieder zu erbeuten.

Du warſt es, du! Eh' dich mein Aug' erblickte,
ab' ich im Geiſte ſchon dich angeſchaut,
d wenn der Schmerz mich faſt zu Boden drückte,
ab' ich auf deine Hülfe noch gebaut;
ur dieſe Hoffnung, dieſen feſten Glauben
ermochte keine Macht mir je zu rauben.

Hier ſchweigt die Liebliche. Wie zarte Reben,
n Stamme, den ihr grünes Laub umhüllt,
hm holde Zierde leihend, ſich erheben —
ereinter Kraft und Schönheit edles Bild —
o hat auch ſie, vom Freundesarm umwunden,
ie hohe Stütze ihres Seins gefunden.

Sechster Geſang.

Den Liebenden ſchwand auch im Kerkergrabe
ie Zeit ſo ſchnell als wär's ein Myrtenhain.
ſorgt, daß Raimund gar verirrt ſich habe,
ral, ihn zu ſuchen, drum der Greis herein.
a machten ſie mit ihm ſich auf, und eilten
em Orte zu, wo die Gefährten weilten.

Und bald iſt auch der letzte Schacht erſtiegen;
ntzückt begrüßen ſie die Oberwelt. —
ewachſne Hügel, weite Fluren liegen
or ihrem Blick, vom Sonnenſchein erhellt:
d alle, auch die anderen Gefährten,
nbetend, weinend fallen ſie zur Erden.

Der Odem Gottes weht durch die Wipfel
alter Eichen, vom Orkan geſchont;
hrwürdig ſteigt des greiſen Berges Gipfel
is in die Wolken, wo der Adler thront,
d Baum und Staude, See und Felſen preiſen
inſtimmig Gott in tauſendfachen Weiſen.

Und als ſich ſo zum neu geſchenkten Leben
urch Dankgebet das Häuflein eingeweiht,
cht nach der Heimath eines Jeden Streben;
ald hat ſie das verſchiedne Ziel zerſtreut.
er Alte nur bleibt unſerm Paar zur Seite:
Vergönnet, ſpricht er, daß ich euch begleite."

„Zu lang' iſt's ſchon, daß von den theuern Meinen
n ſelbſt verſchuldet Unglück mich getrennt;
ie ein Geſpenſt würd' ihnen ich erſcheinen:
er weiß, ob ſelbſt mein Weib mich noch erkennt?
rum, edles Paar, gewähre meine Bitte,
ohin du gehſt zu folgen deinem Schritte."

Gern wird's gewähret. Doch nun nach welchem Ziele,
ach welcher Richtung geht die Reiſe fort? —
r Pfade ſind, der Gegenden ſo viele —
o liegt Adelens ſchöner Heimathsort?
rgeblich ſuchen irrend die Gedanken:
e Nebelbilder der Erinnrung ſchwanken.

Indem ſie ſo in Zweifel ſtehn, gedenket
r Jüngling ſeiner guten Klausnerin.
rt liegt ihr Wald, und ohne Zögern lenket
ach ſeinem Schatten er die Wallfahrt hin.
cht fern mehr iſt das Ziel, kaum tauſend Schritte,
d ſie erblicken ſchon die traute Hütte.

Der Alte, welcher ſich Philemon nennet,
d gar zu gern das Schweigen unterbricht,
hier nicht ganz ein Fremdling, er erkennet
n Wald, die Felſengruppen; ſeufzend ſpricht
von der Zeit, wo er ſie ſonſt geſehen,
d wie ihm hier ſein Unglück ſei geſchehen.

„Ach! drüben, wo ſich die Gebirge wenden,
o dieſer Gießbach ſanft durch Wieſen rinnt,
o in der Eb'ne dieſe Höhen enden,
rt dort verließ ich frevelnd Weib und Kind:
n Schatz war mir durch böſen Traum verheißen,
m alten Berggeiſt ſollt' ich ihn entreißen."

„Er wußte täglich heißer mein Verlangen
Durch Höllenliſt zu reizen, bis ich ſchwach,
In immer ärgerem Betrug gefangen,
Zuletzt in ſeinen Zaubernetzen lag:
Hin war die Freiheit, hin der Seele Frieden,
Vom Theu'rſten hatte Habſucht mich geſchieden."

Sonſt tröſten ihn, der ſo den Fehl gebüßet,
Die Liebenden, und durch den milden Blick
Des Mitleids wird ſein Kummer ſchon verſüßet,
Halb kehrt ſein alter Frohſinn ſchon zurück.
So ſtehn ſie, eh' ſie's denken, an der Schwelle
Von Cöleſtinens moosbedeckter Zelle.

Wie einſt ſchon öffnet ſie beſcheidner Bitte
Gaſtfreundlich ungeſäumt ihr kleines Haus;
Wie damals tritt, nach ſtrenger Nonnenſitte
Verhüllt, im Bußgewande ſie heraus,
Und — ſieht den Gaſtfreund; ahnendes Entzücken
Durchſchauert ſie: wen ſoll ſie noch erblicken?

Wahr iſt's, entſchwundner Jahre lange Reihe
Verwiſcht des Denkmals Schrift vom Marmorſtein;
Doch unauslöſchlich gräbet ächte Treue
Geliebte Züge unſerm Herzen ein:
Ein ſcharfer Blick, und, trotz der Jahre Walten,
Erkennt ſie die befreundeten Geſtalten.

Mein Lied verſtummt. Wie möcht' es würdig ſingen
Die Wonnen alle, die im Augenblick
Des Wiederſehens durch die Herzen dringen,
Das kaum geahnte namenloſe Glück?
O Cöleſtine trägſt du das Entzücken,
Adelen und den Gatten zu erblicken?

Und du Philemon, dem die lange Reue
Die braunen Locken vor der Zeit gebleicht,
Dem jetzt die Gattin, die bewährte, treue,
Verſöhnt die Hand zum treuen Bunde reicht,
Du wirſt, verjüngt, einſt mit beredtem Munde
Den Enkeln ſingen dieſe Weiheſtunde.

Bereitet euch indeß, ihr ſel'gen Herzen,
Bald reicht das Glück die vollſte Schal' euch dar!
Vergütet ſind bis jetzt nicht alle Schmerzen;
Gedenket an das edle Fürſtenpaar,
Das lange Jahr in tiefer Trauer ſchmachtet:
Noch iſt ſein reiner Himmel trüb' umnachtet.

Noch wallet ſchwarzer Krepp um jene Hallen,
Vordem mit Blumenkränzen überwebt;
Nicht Lautenklang, nicht Harfentöne ſchallen
Im ſtummen Saal, vom Seufzer nur durchbebt;
Geſtorben ſind der Haine muntre Lieder,
Schlaff ſinkt ſogar das Haupt der Blumen nieder.

Und heute vollends, heute fällt die Schwere
Des Kummers zwiefach auf der Aeltern Herz,
Denn heut umhüllen doppelt düſtre Flöre
Den lang getragnen und gerechten Schmerz,
An dieſem Tag', an welchem das vermißte
Geliebte Kind zuerſt das Licht begrüßte.

In ihrem Garten, zu den Lieblingsſtellen,
Wo ſie einſt ſpielte, wallet Arm in Arm
Das edle Paar, und heiße Thränen ſchwellen
Die Augen, matt geweint im langen Harm.
Da ſehen ſie den Edelknaben kommen,
Den zum vertrauten Dienſt ſie aufgenommen.

„Hab' Acht, Alexis, daß an dieſem Orte
Uns Niemand heut in unſrer Trauer ſtört!"
Verzeiht, ſpricht dieſer, an des Parkes Pforte
Verweilt ein Paar, das euch zu nah'n begehrt:
Von Anſehn arme Hirten, hoch in Jahren,
Sie hätten Frohes euch zu offenbaren.

„Für uns hat dieſes Leben keine Freuden,
Spricht ernſt der Fürſt, dies eile, lieber Sohn,
Die angelangten Fremden zu beſcheiden!
Gieb für den guten Willen reichen Lohn!
Nur laß uns weiter nichts von ihnen hören:
Du weißt ja, Niemand ſoll uns heute ſtören."

Alexis geht mit ehrfurchtsvollem Neigen,
Von einer Thräne glänzt ſein edler Blick.
Die Fürſtin aber ſpricht nach ernſtem Schweigen:
Ich wollt', er kehrte noch einmal zurück:
Mir iſt, als ſollt' ich das gebrochne Leben
Am ſchwächſten Halm, am Schatten ſelbſt erheben.

Digitized by Google

Wie glücklich ſeid ihr weichgeſchaffnen Frauen,
Erwiedert der Gemahl, euch bringt Gewinn
Ein Nichts, ein Schein; im Luftgebilde ſchauen
Oft eure Seherblicke tiefen Sinn.
Ich tadl' es nicht. Willſt du die Boten ſehen,
Will ich indeß im Wäldchen mich ergehen.

Schnell will die Fürſtin ihren Frauen rufen,
Da ſteigen ſchon die Fremden, Frau und Mann,
Mit Jugendſchnelligkeit die Marmorſtufen
Zum Tempel der Erinnerung heran.
Verſchleiert ſinkt das Weib und ſtumm zur Erde;
Er aber ſpricht mit freudiger Geberde:

Verzeih', erhabne Fürſtin, ein Erkühnen,
Das unſre Abſicht nur entſchuld'gen mag:
Ein ſeltner Traum iſt meinem Weib erſchienen,
Als dieſe Nacht ſie tief im Schlummer lag;
Es blühe, träumte ſie, die Wunderblume
In jener Kirche ſtillem Heiligthume.

Die Fürſtin lächelt mit wehmüth'ger Milde:
In jener Kirche dort, wo ich ſo oft
Vor dem geheiligten Madonnenbilde
Auf Gnade von der Himmliſchen gehofft?
Iſt's auch nur leerer Traum, doch laßt uns gehen,
Mich treibt das Herz, das Gnadenbild zu ſehen.

„Und wär' es mehr, als leerer Traum, und blühte,
Was du verlorſt, dort heilig aufbewahrt? —
Verwirf die Hoffnung nicht: die ew'ge Güte
Hat oft den Frommen ſeltnes Heil erſpart!“
So ſucht der Greis im raſchen Vorwärtsſchreiten
Auf nahes Glück die Fürſtin zu bereiten.

Auf einmal bleibt ſie, banger ahnend, ſtehen:
„Das ängſtlich Nahe, was es immer ſei,
Nicht ohne den Gemahl will ich es ſehen —
Er ſtehe mir mit ſtarker Seele bei —
Ich laß' ihn bitten, winkt ſie ihren Leuten,
Mich ſchleunig nach der Kirche zu begleiten.“

Er kommt; ſie reichet zitternd ihm die Rechte:
„O zürne nicht — ich hoff' auf einen Traum!
Doch wie? wenn er Unglaubliches uns brächte? —
Gott! — du erblaſſeſt — giebſt der Hoffnung Raum?“
So, tief ergriffen von der Ahnung Schauern,
Umfangen ſie die gothiſch düſtern Mauern.

Die ew'ge Lampe ſtreut nur matte Flimmer
Auf's ſtille Dunkel um den Hochaltar.
Von wannen aber kommt der helle Schimmer,
Das milde Licht, ſo ſchön, ſo ſonnenklar?
Woher der Wohlgeruch, wie Ambradüfte,
Balſamiſch ſtrömend durch des Tempels Lüfte?

Dorthin die Blicke, wo zu Gottes Ruhme
Der König wie der Hirt die Knie beugt!
Dort auf dem Hochaltare ſtrahlt die Blume,
Von Gottes Hand den Sterblichen gereicht,
Und ſeitwärts, auf den oft betretnen Stiegen,
Sieht man, verhüllt, zwei fromme Beter liegen.

Und auch das edle Fürſtenpaar ſinkt nieder,
Anbetend den, der täglich Wunder thut;
Die Hoffnung kehrt, der feſte Glaube wieder:
„Die Tochter iſt in ſeiner treuen Huth!“
Und eh der Ahnung Zuruf noch verklungen,
Hat ſie die ſchönre Wahrheit ſchon umſchlungen.

Wie aber ſoll des Sängers Mund erzählen,
Was unausſprechlich durch die Himmel tönt?
Der Herzen Einklang, dieſes Feſt der Seelen,
Das ſelbſt der Engel ſchönſten Tag verſchönt?
Das hohe Feſt, wo, von der Schwachheit Fehlen
Geläutert, mit dem Heiligen verſöhnt,
Sich Gottes Huld den Sterblichen entſchleiert,
Und ihren ſchönſten Sieg die Tugend feiert?

Noch einmal kehr aus dieſen Regionen,
O heil'ge Muſ', ins Erdenthal zurück,
Wo Engel nicht, nur gute Menſchen wohnen,
Verweile hier noch einen Augenblick,
Und ſtimme rein des Dichters blöde Leier
Für dieſer Stunde menſchlich ſchöne Feier!

Die Fürſtin kennt, als ſie den Flor entfaltet,
Beim erſten Blick der Tochter Angeſicht:
Obgleich zur hohen Jungfrau umgeſtaltet,
Entſchwanden ihr der Kindheit Züge nicht,
Und kaum bedarfs zum völligen Erkennen
Der holden Töne, die ſie Mutter nennen.

Sie ſchwankt betäubt in ſeligem Ermatten,
Der Ohnmacht Dämmerflor umwölkt den Blick
Minuten nur, geſtützt vom Arm des Gatten,
Kehrt ſchnell ihr neue Lebenskraft zurück.
Da liegt Adele zu der Aeltern Füßen,
Empor gehoben unter Segensküſſen.

Schon wird es laut, ſchon läuft die frohe Kunde
Durch's ganze Schloß, am ganzen Hof' umher:
Adele lebt! ſo ſchallt von Mund zu Munde
In jedes Ohr die unverhoffte Mähr.
Die Dienerſchaar, die Edeln, All' umringen
Die Glücklichen, den Glückwunſch darzubringen.

Ganz unbemerkt, gleich einem Nebelſterne,
Erblichen in des Hofes Sonnenpracht,
Steht Raimund traurig in beſcheidner Ferne,
Sein ſchöner Himmel ſinkt in trübe Nacht:
So nah dem Thron, wie dürft' er ihrem Kreiſe
Vertraulich nahen auf gewohnte Weiſe?

Da zieht er einen goldnen Ring, verborgen
Auf ſeiner Bruſt, vom ſchmalen Bande ab,
Denſelbigen, den an dem letzten Morgen,
Bevor er ſtarb, der alte Hirt' ihm gab:
Gieb ihr dies Pfand, ſie wird es nicht verſchmähen,
Spricht er zur Amme, im Begriff zu gehen.

Die aber ſinkt vor frohem Schrecken nieder:
„Mein Kind! ruft ſie, mein vielgeliebter Sohn!
Das biſt du! dieſer Ring giebt dich mir wieder!
O! iſt der Himmel hier auf Erden ſchon?“
Und auch Philemon kommt, und neues Leben
Iſt beiden im Geliebten Sohn gegeben.

Vergeſſen iſt der Hof mit ſeinem Schimmer:
„Komm, ſpricht die Mutter, komm auf unſre Flur,
Fort aus der fremden Welt! Wir ruhn auf immer
Vereint, beglückt am Buſen der Natur!
Da tritt, gehemmt vom jauchzenden Gedränge,
Die Fürſtentochter eilig aus der Menge:

„Und du verläſſeſt mich in dieſer Stunde?
Sagt ſie zu Raimund zärtlich hingewandt,
O komm, Geliebter, komm, daß unſerm Bunde
Der Segen werde von der Aeltern Hand!
Die Tugend blicke freudig auf zum Throne,
Von Gott gekrönt, verdient ſie jede Krone.“

Und ſtolzer ſchreitet ſie, von ihm geführet,
Jetzt durch die Reihen zu den Aeltern hin:
„Hier ſteht mein Retter, ſpricht ſie, ihm gebühret,
Nächſt Gott, der Dank, daß ich gerettet bin;
Von armen Hirten und doch hochgeboren,
War er zu Gottes Liebling auserkohren.“

„Wer iſt ſo reich, wer darf mit ihm ſich meſſen!
Hier wird die reichſte Pracht nur eitler Tand.
Er hat der Güter höchſten Preis beſeſſen:
Die Wunderblume lag in ſeiner Hand.
Zu fromm jedoch, ſich Ruhm von ihr zu leihen,
Beſchloß er, Göttliches nur Gott zu weihen.“

Die Rede macht den Fürſten ſchier verlegen:
„Iſt er ſo reich, o mein geliebtes Kind,
So ſprich, durch welches Gut, durch welchen Segen
Dein Retter noch ein höher Glück gewinnt?
Iſt's dieſes Land, ſind's meiner Väter Kronen?“
Nein, ſagt ſie ſanft, nur Liebe kann ihn lohnen.

Da knieen Beide, und des Vaters Milde
Bekräftigt ihrer Herzen ſchönen Bund,
Und vor dem heiligen Madonnenbilde
Geloben ſie ſich Treu mit Hand und Mund.
Die Blume aber ſcheint mit zartem Neigen
Sich ſegnend vom Altar herab zu beugen.

Wohl tönen fernher aus der Vorzeit Tagen
Aus dunkeln Klüften nur, wie Echoklang,
Der alten Kunde ſchaurig fromme Sagen,
Die euch mein Lied in ſchlichten Weiſen ſang.
Kein Stammbaum nennt des Fürſtenhauſes Namen;
Doch trug die Blume hundertfält'gen Samen.

Und nimmer iſt ſie ganz der Erd' entſchwunden,
In zarten Keimen ſproßt ſie hier und dort;
In ſtillen Hainen wird ſie noch gefunden,
Einſam erblüht am unſcheinbaren Ort;
In ihrer Nähe heilen alle Schmerzen,
Und Wunderkraft verleiht ſie frommen Herzen.

Raimar ſ. Rückert.

Auguſt Jakob Rambach,

geboren am 28. Mai 1777 zu Quedlinburg, Sohn des im Jahre 1818 als Hauptpaſtor an der St. Jakobikirche zu Hamburg verſtorbenen Johann Jakob R., Dr. der Philoſophie und Theologie, wurde im Jahre 1802 Diaconus an der St. Jakobikirche und 1819 Hauptpaſtor und Scholarch der St. Michaeliskirche zu Hamburg.

Er iſt der Verfaſſer folgender Schriften:

Ueber Luther's Verdienſt um den Kirchengeſang. Hamburg 1813.
Anthologie chriſtlicher Geſänge. Altona 1817—1833, 6 Bde.
Johann Jakob Rambach nach ſeinem Leben ꝛc. Hamburg 1818.
Predigtentwürfe. Hamb. 1820 ff. (jährl. eine Sammlung).

Ein eben ſo begeiſterter als lichtvoller Kanzelredner und trefflicher praktiſcher Geiſtlicher, hat ſich R. auch durch ſeine gründlichen, geiſtreichen und geſchmackvollen Forſchungen auf dem Gebiete des geiſtlichen Liedes einen höchſt geachteten Namen erworben.

Friedrich Eberhard Rambach,

geboren am 14. Julius 1767 zu Quedlinburg, Sohn des Hauptpaſtors an der St. Jakobikirche zu Hamburg, Johann Jakob R., wurde nach abſolvirten Studienjahren bald Subrector, im Jahre 1791 Prorector an dem Friedrichswerder-Gymnaſium zu Berlin und 1798 Profeſſor der Alterthumskunde an der Akademie der Künſte; 1803 erhielt er den Ruf als Hofrath und ordentlicher Profeſſor der Cameralwiſſenſchaft nach Dorpat und wurde 1822 Etatsrath. Er ſtarb im Auguſt 1826 während eines Aufenthaltes zu Reval.

Er ſchrieb außer mehreren Reden, äſthetiſchen u. a. Abhandlungen, Romanen (unter dem Namen H. Lenz und Ottokar Sturm) u. ſ. w.:

Theſeus auf Kreta, lyr. Drama. Leipzig 1791.
Die eiſerne Maske. Leipzig 1792.
Hiero und ſeine Familie. 2 Th. Berlin 1793.
Margot, Luſtſpiel. Deſſau 1793.
Die Fürſtin, Hofgemälde in 5 Act. Berlin 1793.
Ayle und Dſchabina. 2 Th. Zerbſt 1793.
Ritter, Pfaffen und Geiſter. Erzählung. 2 Theile. Leipzig 1793.
Der große Kurfürſt vor Rathenau, Schauſp. Berlin 1795.
Mythologie für Künſtler. 2 Th. Berlin 1796.
Vaterländ. Schauſp. 1r u. 2e Bd. 1s St. Berl. 1796 u. 1797.
Otto mit dem Pfeil, Schauſp. Berlin 1797.
Friedrich von Zollern, Schauſp. Berlin 1798.
Jahrb. der preuß. Monarchie. Berlin 1798—1801.
Schauſpiele. Leipzig 1798—1800.
Die drei Räthſel nach Gozzi. Leipzig 1799.
Odeum. Berlin 1800, 4 Th.
Vaterländiſches Taſchenbuch. Königsberg 1800.
Dionyſiaka. Berlin 1802.
Die Kuhpocken, dramat. Gemälde. Berlin 1802.
Dramatiſche Gemälde. Berlin 1803.
Fragmente über Deklamation. Berlin 1803, 2 Th.
Vaterländiſch-hiſtoriſches Taſchenbuch. 3 Thle. Königsberg 1803.
Nabob oder das Geheimniß, Schauſp. Berlin 1803.
Der Triumph des Frohſinns, Schauſp. Berlin 1803.
Die Terne oder Künſtlerglück, Nachſp. Berlin 1803.
Hermann. 1r Th. Die Teutoburger Schlacht. Riga 1813.

Rambach's dramatiſche Arbeiten, namentlich ſeine vaterländiſchen Schauſpiele, fanden zur Zeit ihres Erſcheinens großen Beifall und wurden auch auf der Bühne, vorzüglich in Berlin, nicht ungern geſehen, doch verſchwand die Theilnahme, deren ſie ſich erfreuten, bald wieder, was eines Theils wohl dem Mangel an Tiefe und Phantaſie, welcher in denſelben vorherrſcht, anderen Theils aber den Angriffen der romantiſchen Schule gegen die Beſtrebungen ihres Verfaſſers überhaupt zuzuſchreiben iſt. Sie ſanken daher bald in Vergeſſenheit, eben ſo wie die Romane und anderen poetiſchen Leiſtungen dieſes zwar keineswegs talentloſen, aber ſich doch nie über die Mittelmäßigkeit des Alltags erhebenden fruchtbaren Schriftſtellers.

Johann Jakob Rambach,

geboren zu Halle am 24. Februar 1693, der Sohn eines Tiſchlers, entſchloß ſich ſpät zum Studium der Theologie, da er Anfangs das Handwerk ſeines Vaters erlernen wollte, und vollendete daſſelbe auf der Univerſität zu Halle. Im Jahre 1719 habilitirte er ſich als Magister legens zu Jena, ward 1722 Adjunct der theologiſchen Facultät ſeiner Vaterſtadt und erhielt 1726 eine außerordentliche, aber ſchon im folgenden Jahre eine ordentliche Profeſſur und das Ehrendiplom eines Dr. theol. 1731 folgte er als Superintendent und erſter Profeſſor der Theologie einem Rufe nach Gießen, wo er am 19. April 1735 ſtarb.

Wir beſitzen außer vielen Predigten, Erbauungsſchriften und lateiniſchen Arbeiten von ihm:

Poetiſche Feſtgedanken. 4. Aufl. Jena 1726.
Geiſtliche Poeſieen. Gießen 1735.
Gießenſches Geſangbuch. Gießen 1735, 2 Th.

Ein für ſeine Zeit trefflicher und ausgezeichneter Kanzelredner und asketiſcher Schriftſteller, deſſen gelungene Kirchenlieder ſich, wenn auch hier und dort nach den Forderungen neuerer Zeit überarbeitet, in den meiſten Geſangbüchern evangeliſcher Gemeinden erhalten haben.

Friedrich Wilhelm Baſilius von Ramdohr,

geboren am 21. Julius 1752 zu Drübben in der Grafſchaft Hoya, wurde ſchon früh Hofgerichtsaſſeſſor in Hannover und 1787 Oberappellationsgerichtsrath in Celle. Im J. 1806 trat er in preußiſchen Staatsdienſt und wurde Kammerherr und Legationsrath; darauf practicirte er einige Jahre in Dresden und Merſeburg, und kam ſpäter als preußiſcher geheimer

Digitized by Google

Legationsrath und Reſident nach Rom, bis er im Jahre 1816 als wirklicher Geſandter nach Neapel ging, wo er am 26. Julius 1822 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Kaiſer Otto III., Trauerſp. Göttingen 1783.
Ueber Malerei und Bildhauerei in Rom. 3 Th. Leipzig 1787.
Studien zur Kenntniß der ſchönen Natur. Hannover 1792.
Beſchreibung der Gemäldegallerie des Freih. v. Brabeck zu Hildesheim. Hannover 1792.
Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künſten. 2 Th. Leipzig 1793.
Venus Urania. 4 Th. Leipzig 1798.
Moraliſche Erzählungen. 2 Th. Leipzig 1799.
Ueber die Organiſation des Advocatenſtandes. Hannover 1801.
Juriſtiſche Erfahrungen oder Repertorium der wichtigſten Rechtsmaterien, in alphabetiſcher Ordnung. 3 Bde. Hannover 1809.

Ausgezeichnet durch ſeine Kenntniſſe in den bildenden Künſten, wußte R. durch ſeine in anmuthiger und allgemein verſtändlicher Darſtellung vorgetragenen Urtheile und Anſichten ſeiner Zeit viel zur richtigen Auffaſſung und Aneignung des Schönen in der Kunſt beizutragen, wenn er auch hin und wieder Manches darin ſuchte und hineinlegte, das ihm urſprünglich fremd war. Als Dichter iſt er weniger bedeutend, doch zeichnet er ſich auch hier durch Eleganz und Feinheit in Behandlung der Form aus.

Karl Wilhelm Ramler,

geboren am 25. Februar 1725 zu Kolberg, bekleidete, nachdem er ſeine Schul- und Univerſitätsbildung zu Halle erhalten hatte, ſeit 1748 eine Profeſſur der ſchönen Litteratur am Cadettencorps zu Berlin, welche er aber im Jahre 1790 niederlegte und neben Engel die Mitdirection des Nationaltheaters übernahm. Zu Ende des Jahres 1796 legte er auch dieſes Amt nieder und lebte nun, als Mitglied der berliner Akademie und mit einer Penſion begnadigt, bis zu ſeinem am 11. April 1798 erfolgten Tode ganz ſeinen Freunden Götz, Kuh, Nicolay u. A.

Wir beſitzen von ihm:

Poetiſche Werke, herausgeg. von Göckingk. 2 Theile, Berlin 1800—1801.
Horazens Oden, überſ. Berlin 1800, 2 Th.
Lyriſche Blumenleſe. 2 Th. Leipzig 1779.
Martialis Sinngedichte. 5 Thle. Leipzig 1787—1788.
Fabelleſe. 3 Th. Berlin 1790.
Catull's Gedichte. Leipzig 1793.
Batteux' Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften. 4 Th. 5. Aufl. Leipzig 1803.

Am treffendſten über dieſen Dichter, der einſt außerordentlich gefeiert, jetzt höchſtens in Schulen noch geleſen und von Litterärhiſtorikern erwähnt wird, urtheilt Bouterwek (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit XI. 249) mit folgenden Worten: Ramler nimmt unter den neueren Odendichtern eine Stelle ein, auf der er nicht ſeines Gleichen hat, obgleich eben ſo weit unter Horaz, wie unter Klopſtock. Horaz war das Muſter, das er von ſeiner Jugend an raſtlos ſtudirt hat, und keinem neueren Dichter iſt die Nachahmung des Tons der Horaziſchen Ode in einem ſolchen Grade gelungen, dieſe lyriſche Feierlichkeit ohne Prunk, dieſe wahrhaft äſthetiſche Erhebung der Phantaſie über alles Gemeine, beſonders aber die hohe Eleganz der Sprache und des Stils in eben ſo natürlichen, als kunſtreich abgewogenen, eben ſo feinen, als kräftigen Worten, Wendungen und Bildern. Aber die Vollkommenheit des Stils iſt auch das größte Verdienſt der Oden Ramler's. Zu den philoſophiſchen Anſichten des Lebens, die den Oden des Horaz einen Inhalt geben, der ihre poetiſche Wirkung nicht wenig verſtärkt, konnte Ramler ſich nicht erheben. Eben ſo fremd war ihm die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, die Klopſtock's Oden von den Horaziſchen unterſcheidet. Ramler dichtete mit Begeiſterung; aber dieſe Begeiſterung war nur ein lebhaftes Spiel ſeiner Phantaſie, ſehr verſchieden von dem Geiſteszuſtande eines Dichters, der in lyriſchen Gedanken und Bildern Gefühle ausſpricht, von denen ſein Herz erfüllt iſt. — — — Mit einer ſolchen Begeiſterung, die nur in einer äſthetiſchen Aufwallung der Phantaſie beſtand, vertrug ſich denn auch leicht die kalte, aber äußerſt feine Kritik, mit welcher R. ſeine Gedichte zu überarbeiten und zu verbeſſern nicht müde wurde. Jedes Wort, jede Sylbe legte er ſo oft auf die kritiſche Goldwage, bis er endlich glaubte, nicht mehr bezweifeln zu können, daß Alles in der Ordnung ſei, und doch that er ſich ſelbſt nicht Genüge. Aber durch eben dieſes raſtloſe Streben nach vollendeter Glätte des Stils ſchadete er zuletzt ſich ſelbſt: denn in einigen ſeiner vorzüglicheren Oden hat er den kräftigen Ausdruck weggefeilt, um einen matteren, der ihm natürlicher und eleganter ſchien, an die Stelle zu ſetzen.

Fügen wir noch hinzu, daß Ramler durch ſeine anderweitigen Leiſtungen allerdings viel dazu beitrug, die Sprache und den Stil ſeiner Zeit auf eine höhere Stufe zu heben, im Uebrigen aber ſehr einſeitig verfuhr und dadurch, daß er rhetoriſchen Prunk und geſuchte Künſtlichkeit und Correctheit als die Hauptſache in der Poeſie betrachtete, auch eben ſo hemmend wirkte.

Gedichte von K. W. Ramler.

An die Feinde des Königs.

1760.

Wie lange ſchwingt die raſende Megäre
Die Fackel? Götter dieſer Welt,
Warum verfolgt ihr ihn, zu ſeiner eigenen Ehre,
Den unbezwungnen Held?

Macht keine dieſer tödtlichen Gefahren,
Womit ihr ſo ihn ringen ſaht,
Der Kronen keine, die mit Blut zu kaufen waren,
Macht keine Götterthat,

Kein glorreich übermanntes Ungeheuer
Euch endlich zur Verſöhnung Luſt?
So lange loderte der Rache ſchwarzes Feuer
In keines Gottes Bruſt.

Als Herkuls Arm den Löwen erſt erdrückte,
Der in Nemeens Felſen lag,
Und, mit der Panzerhaut bedeckt, ſein Rachſchwert zückte,
Und ſchnell, und Schlag auf Schlag,

Der Hydra, die ihn zu ermüden wagte,
Ihr immer wachſend Leben nahm,
Obgleich die Ferſen ihm ein kriechend Seethier nagte,
Das ging und wiederkam;

Und dann die falſche Brut der Stymphaliden,
Die wild aus ehrnen Schnäbeln ſchreien,
Mit ehrnen Klauen raubten, und den Kampf vermieden,
Aus Sumpf und Buſch zu ziehn

Ein Mittel ausgedacht (ſie zu erlegen
War nur ein Spiel für Herkuls Hand);
Und dann der Biſtoniden Roſſe, die den Segen
Der Felder weggebrannt,

Und Flammen athmend in die Hütten drangen,
Und ihren Schlund — ein hungrig Grab —
Mit Menſchen füllten, lebendig aufgefangen
Den wilden Thieren gab:

Digitized by Google

Da ſank der Zorn der reuerfüllteu Götter,
Und Juno, frei von Rachbegier,
Brach aus: Sohn Jupiters, der Sterblichen Erretter,
O! mehr ein Gott, als wir!

Genieß, genieß der Ruhe, dir entzogen,
Seit ich dieß Feuer angefacht,
Und aus den Himmliſchen, durch mich zum Haß bewogen,
Verfolger dir gemacht.

Genieß der Opfer, die von beiden Enden
Der Erde dankbar jedermann
Nach ſpät dir bringen wird, und nimm von meinen Händen
Den erſten Nıktar an.

An den öſterreichiſchen Fabius.

Nach dem Siege des Königs von Preußen bei Torgau in Sachſen.

Den 3. November 1760.

O Fabins! gereut dich nach drei Jahren
Deiu glücklicher Verzug?
Wo woren deine Felſen? waren
Die Felſen nicht ſteil genug?

Vergiſſeſt du, wie man bei Nacht dem Sieger
In's müde Lager ſtreift,
Und wie man eine Handvoll Krieger
Mit einem Ocean erſäuſt?

Und wie man bundsverwandte Nationen
Bequem zur Schlachtbank ſchickt,
Indem man, ſeines Heers zu ſchonen,
Von ſichrer Höh' weit nm ſich blickt? —

Wer nimmt ſich nun der Diener armer Staaten,
Der hohen Waſſen an,
Und ſtraſt den ſtolzen Potentaten,
Der, ſelbſt regieren will und kann?

Wer rächt die Feldherrn, die nach Ehre dürſten,
Nach Beute lüſtern ſind
An dieſem wunderbaren Fürſten,
Der ſeine Schlachten ſelbſt gewinnt?

Und ach! wer rächt die Zunft der ſchönen Geiſtee,
Nun du geſchlagen biſt,
An einem Könige, der Meiſter
In allen ihren Künſten iſt?

Weh deinem Pontifer, der ſtets die Laien
Mit Wundern hintergeht!
Er kann ja keinen Degen weihen,
Der wider Pallas Helm beſteht.

An die Könige.

1761.

Soll wider eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eine Sündfluth ein?
Und ſollen wieder alle Tempel und Trophäen
Berühmte Trümmer ſein?

Und alle Künſte ſpät aus Aſch' und Moder
Und Todtengrüften auferſtehn,
Und aus der Nacht des regelloſen Zuſalls oder
Auſ ewig untergehn?

Wenn nun die weiſe Vorwelt ausgeſtorben,
Das unerzogne Kindeskind
Ein Räuber iſt; die nicht zu Räubern angeworben,
Armſel'ge Pflüger ſind? — —

O ihe, verderblicher, als der entbrannte
Veſuv, als unterirdiſche
Gewitter! ihr des magern Hungers Bundsverwandte,
Dee Peſt Verſchwoeene!

Die ihr den ſchnellen Tod in alle Meere
Auſ Donnergaleonen bringt,
Und von Lisboa bis zum kalten Oby Heere
Zum Wechſelmorde dingt!

Und ach! mit Deutſchlands Bürgern Deutſchlands Bürger
Zerfleiſchet, einen beſſern Held,
Der Brennen weiſen König zu betrüben, Würger
Der Welt und Afterwelt!

Wenn eurer Mordſucht einſt ein Friede wehret,
Der jedem das geraubte Land
Und ſeine bangen Feſte wieder giebt, — verheeret,
Entvölkert, abgebrannt:

Ihr Könige, wie wird es euch nicht reuen
(Wo nicht die fromme Reue fleucht,
Durch Wolluſt, falſche Weisheit, lauter Schmeicheleien
Des Höflings weggeſcheucht),

Daß euer Stahl unmenſchlich Millionen
Urenkelſöhne niederſtieß:
Daß keiner, ſatt des Unglücks, ſeine Legionen
Das Blutfeld räumen hieß,

Und lieber, ſchuldlos tapfer, durch die Wogen
Des ſtillen Oceans den Pfad
Geſuchet, eine Welt entdeckt, ein Volk erzogen,
Wie Manko Kapak that,

Der neue Schöpfer ſeiner Vatererde:
Er theilte Feld und Binſenhaus
Und Weib und Kleid und Zucht und Götter einer Heerde
Zerſtreuter Wilden aus;

Und hieß dem frommen Volk ein Sohn der Sonne,
Gleich milde, wachſam ſo wie ſie,
Und ſo wie ſie des neugebornen Landes Wonne,
Und ewig jung wie ſie.

Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzuge.

Den 30. März 1763.

Er kömmt, um den du bebteſt, wann im Streite
Wohin ihn dein Verhängniß trug,
Der ehrne Donner von den Bergen ihm zur Seite,
Die Feldherrn niederſchlug;

Er, wider den mehr Feinde ſich geſellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und der mit unerſchrocner Seele ſich zwei Welten
Allein entgegen warf;

Dein König, o Berlin! durch den du weiſer
Als alle deine Schweſtern biſt,
Voll Künſte deine Thoee, Felſen deine Häuſer,
Die Flur ein Garten iſt;

Dein Vater, der dich in der Theurung nährte,
Er kömmt, mit Staub und Ruhm bedeckt,
Und hat die Zwietracht, die der Völker Mark verzehrte,
Zur Höll' hinabgeſchickt.

Fall' an ſein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Feeude; flieg an ſeine Bruſt,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Luſt

Dich reden läßt. Vermählte ſeiner Brüder,
Küßt ſein friedlich Angeſicht:
„Willkommen, Schutzgeiſt deines Volkes!" und ſagt wieder!
„Willkommen!" und mehr nicht.

Ihr Jungfraun deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorberhain,
Den Weg! miſcht Blumen, die der offnen Erd' entſteigen
Und frühe Blüthe drein!

Ihr edeln Mütter, opfert Spezereien,
Die Sabatha den Tempeln zollt,
Da, wo ſein goldner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

Heil uns, daß unſer Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So ſagt, ihr Jünglinge; Du, Chor der Alten, ſage:
Heil uns, daß wir das Ziel

So kronenwerther Thaten ſahn! wir ſterben
Von Wonne trunken: Friedrich
Bleibt hinter uns; ihr ſtolzen Enkel ſollt ihn erben,
Triumph! ſo ſag' auch ich:

Wenn unter lauter jubelvollen Zungen
Ein ſüßer Ton auch mir gerieth:
Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen geſungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

Digitized by Google

An die Muſe.

Willſt du den allgeprieſ'nen Zeus erhöhen,
Der ſein unſterblich Haupt bewegt,
Und den Olymp erſchüttert? oder Athenäen,
In dieſem Haupt gepflegt,

Die mit beſtählter Aeſche, immer müde,
Den Typhon, den Enceladus
Zurückwarf und mit undurchdringlicher Aegide
Die Felſen, ihr Geſchoß?

Singſt du den erſten König in die Saite,
Die Patareus dir aufgeſpannt?
Ihn? oder ſeinen Bruder? oder wählſt du heute
Den Guelfen Ferdinand?

In königlicher Weisheit unterwieſen,
Von Kriegestugend gleich erhitzt,
Sind Beide hoher Hymnen werth. — Bald ſinge dieſen
O Muſe! jenen itzt.

Wohlan denn! ſpanne deines Liedes Segel
Bis an den Wimpel auf, und ſprich:
Als der Monarch, den Sprea, Viadrus und Pregel
Anbeten, Friedrich:

Arminius, von Völkern angefallen,
Die Zwang und Neid und Wahn verbannt,
Mit ſeinem Donner nicht allgegenwärtig allen,
Nicht ewig widerſtand:

Da brach, genährt im ſorgeloſen Frieden,
Gleich einem neuen Meteor,
Das den Orion auslöſcht und die Tyndariden,
Prinz Heinrich's Geiſt hervor.

Als Jüngling ſchlief er ehmals in der Höhle
Aoniens, und war die Luſt
Der Muſen! nun erhöhn ſie ſeine Seele:
Mit unbewegter Bruſt

Hält er der Söhne Teuts verſchworne Heere
Zurück, bedeckt ſein Vaterland
(So ſteht ein Iſthmiſches Gebirge, trennt zwei Meere,
Wird zweier Völker Band);

Wirft plötzlich die Betäubten von den Höhen
Der Berg' herab; hemmt hier den Lauf
Des Blutvergießens, ſetzt den Oelkranz den Trophäen
Des großen Bruders auf. —

Wagſt du noch mehr zu ſingen? — daß der Sieger
So weit er in der Feinde Land
Mit ſeinem Lager flog, geſegnet, ſeine Krieger
Zum Wohlthun ausgeſandt?

Selbſt unerforſchlich, jeden Anſchlag kannte,
Früh thätig jeden hintertrieb? —
Nein! ſage, daß ihn Friedrich ſelbſt den Feldherrn nannte,
Der ohne Fehler blieb.

Der Triumph.

Schäme dich, Camill,
Daß du mit vier Sonnenpferden
In dein errettetes Rom zogſt!
Und du, Romuliſcher Heere
Glücklicher Sieger, o Julius!
Daß dich, umgeben mit Städten und Schlachten
Aus nachahmendem Silber
Und aus Indiſchem Elfenbein,
Und mit Adlern und Spolien
Deiner Brüder umgeben,
Zum hohen Capitol dein ſtolzer Wagen trug. —
Friedrich, ein Prinz der Brennen,
Ward angefallen von Völkern Hungariens,
Von Illyriens Reitern und Daciens:
Alle dem Zepter der Königin zinsbar,
Die Vindobonens ſaatenreiche Fluren,
Und die Belgiſchen Auen beherrſcht,
Und der Bojohämen Gebirge,
Und Heſperiens goldne Gärten;
Dieſer erhabenen Fürſtin,
Deren Wohlfahrt vom Ewigen
In ſieben Sprachen erflehet wird;
Deren Heere, geführt vom Stab' Eugens,
Ehmals unbezwinglich, und jetzt
Verbunden waren mit allen, die
An Mäotiſchen, Kaspiſchen, Finniſchen
Sunden wohnen, den rauhen
Samojeden und Oſtiaken,
Und dem Tartar am Sangarfluß:
Einer Monarchin dienſtbar, Einer,
Die den weiten Umkreis
Ihrer Welten nicht kennt.
Auch trat zu ihnen der Söhne Sarmatiens
Selbſterwählter König,
Und ſtellte ſeine Sachſen, ein treues Volk,
Mitten auf den Pfad des Siegers,
Unter eine Felſenburg.
Und die hohen Satrapen Germaniens
Fielen zahlreich dem Bunde bei.
Und die theuer erkauften Sueonen
Drangen aus dem beeiſ'ten Norden hervor:
Enkel der Helden, mit denen ein Jüngling
Europen und Aſien ſchreckte.
Und Gallien, das an zwei Meeren thront,
Deſſen Fahnen und Wimpel
Unter allen Himmeln wehn,
Ließ ſeinen Schwarm aus,
Gleich dem Heere ſchwirrender Grillen,
Die vor ſich blühende Fluren,
Und hinter ſich Wüſten ſehn. —
Aber, Thalia, laß ab
Die Flotten und Fußknecht' und Reiter zu zählen!
Friedrich, ſo ſage, bekriegt
Von ſcheelſüchtigen, oder getäuſchten,
Oder gezwungenen Fürſten,
Kehrte nach ſieben blutigen Jahren
So mächtig zurück, als er auszog,
Nur an Ehre größer,
Und triumphirte nicht. —
Siehe! er lenkt' unſern Ehrenbogen aus,
Und unſern golbbehängten Roſſen,
Und beſtieg den prahlenden Wagen nicht.
Denn ſich ſelbſt mit eines Gottes Zufriedenheit
Anſehn, iſt der Triumphe
Allerhöchſter; — und des Dichters
Allerhöchſter Triumph iſt,
Solchen König beſingen.
Drum ſchweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der Teiſche
Und Thebaniſche Päan
Keinem Golde feil,
Auch ſelbſt dem ſeinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von deinen Händen ausgelenkt,
Und, nicht gewöhnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So ſinge du doch den Brennusſöhnen
Ihren Erretter, unnachgeſungen.

An den Generallieutenant von Buddenbrock,

bei Ueberſendung einiger heroiſchen Oden.

Der du den Kriegsgeiſt in der Geſchichte liebeſt
Und in der Poeſie,
Und deutſche Redlichkeit bei welſcher Klugheit übeſt
(Die ſchwerſte Harmonie!),

Empfiehl, o Buddenbrock, mir nicht die Heldenſöhne
Von Sparta, Rom, Athen:
Verlange nicht durch mich auf väterlicher Scene
Dein Lieblingsvolk zu ſehn.

Ein Dichter, unerlöſ't von fremder Sorge, ſinget
Ein leichteres Gedicht.
Corneillens Diadem, Voltairens Kranz erringet
Der müde Kämpfer nicht.

Als Ludwig's Maler ſich des jüngern Ammons Züge
Durch Kodomannus Land
(Dem ſtolzen Gallier ein Vorbild eigner Siege)
Zu ſchildern unterwand:

Da richtete ſein Arm nicht Fechter ab, nicht Schützen,
Erzog nicht Roß und Mann;
Denn Künſte dieſer Art, ſo ſehr ſie Kriegern nützen,
Stehn tauſend Händen an.

Und hätt' ihm ſein Geſtirn ein doppelt Loos beſchieden
Dann wär' er früh erbleicht,
Dann hätt' er Babylon mit ſeinem Philippiden
Nicht im Triumph erreicht.

Digitized by Google

Freund deines Königes, nimm kleine Siegeslieder,
Nimm, was ich geben kann,
Ein Opfer Friedrich's und ſeiner tapfern Brüder,
Mein achtes Luſtrum an.

Abſchied von den Helden.

Nicht Friedrich's Helden, welche der Brenne liebt,
Schwerin und Heinrich, Bevern und Winterfeld,
Und jeder Gwelfe nur und Seidlitz
Sind der gewaltigen Hymne würdig;

Und Ziethen, mehr in Thaten als Worten groß,
Und Möllendorf, ein Schwerdt und ein Schild des Heers,
Bekannt mit allen kriegsverwandten
Künſten, der milderen Muſen Gaſtfreund,

Auch ihr, der Staaten friedliche Wächter, habt
Ein hohes Recht an unſere geflügelten
Geſänge; auch der tapfre Richter
Mächtiger Frevel und armer Unſchuld;

Auch deren Geiſt dem immer erneuerten
Geſchlecht der Menſchen Güter und Künſt' erfand;
Auch wer wachſam ſeinen Bürgern
Ueberfluß, Sitte, Geſundheit mittheilt.

Noch viele goldne Pfeile ruhn unverſucht
Im Köcher eines Dichters, der frühe ſchon
Sein Leben ganz den liederreichen
Schweſtern Uraniens angelobt hat;

Der, hoffend auf die Krone der Afterwelt,
Den bürgerlichen Ehren entſagete;
Der alle Wege, die zum Reichthum
Führen, verließ: ein zufriedner Jüngling.

Verleiht, bevor dieß Haupthaar der Reif umzieht,
Ein guter Gott mir Einen Aoniſchen
Mit Bächen und Gebüſch durchflochtnen
Winkel der Erde, ſo ſollen alle

Durch alle Winde fliegen, den Weiſeſten
Ein ſüßer Klang, dem Ohre des blöden Volks
Unmerklich. — Ungeſchwächt ſoll ihre
Töne der Brittiſche Barde trinken;

Sie ſollen hell den Himmel Auſoniens
Durchwirbeln (hell, o Flaccus, wie dein Geſchoß!);
Auch Galliens vergnügter Sänger
Höre den Nachhall nicht ohne Scheelſucht.

An den römiſchen Kaiſer
Joſeph den Zweiten.
1769.

Von deinen Siegen, Cäſar Germaniens,
Singt mein gerechtes Loblied den erſten Sieg:
Wie du, zu groß dem Eifergeiſte,
Preußens erhabenen König aufſuchſt,

In Landen aufſuchſt, welche ſein Schwert, ſein Glück,
Sein Recht vom Erbe deiner Erzeugerin
Getrennt, in ihm den weiſen Vater
Ehrend, den biederſten Freund eroberſt,

Und ſeiner Feldherrntugenden höchſte dir
Erſtrebſt, dein weites Reich zu befeſtigen,
Ihn ſelber nimmer zu bekämpfen:
Joſeph's des Völkererhalters Eidſchwur.

O, deiner Thaten erſte ſtrahlt herrlicher
In eines Gottes Augen, als Ilions
Und Babylons Eroberungen,
Oder die Schlachten der Zingiskane.

Geh' nun in deiner rühmlichen Laufbahn fort,
Und leuchte künftig (unter der glänzenden,
Gekrönten Reihe deiner Ahnherrn
Groß in den Künſten der Triumphirer,

In allen Friedenskünſten der größere)
Gleich dieſes Erdballs Sonne, bei Tauſenden
Des gränzeloſen blauen Aethers
Sichtbar allein und allein erwärmend.

An die Venus Urania.
Berlin, den 2. November 1770.

Göttin Liebe, dir weiht heute dein Agathon,
Unſers Eineas Sohn, ſeinen vollendeten
Tempel: Zeuch in dein Haus, Venus Urania,
Erſtgeborne des Himmels, ein!

Freude hüpfe voran, Unſchuld begleite dich,
Unauflöslich vereint folge dir, Arm in Arm
Holde Sanftmuth, und nie täuſchende Wahrheit und
Unbeſtechliche Treue nach.

Keine reinere Hand brachte dir Weihrauch dar,
Als dein Diener und Freund, mit ihm Arſinoe,
Ihm an Tugenden, ihm gleich an erhabnem Geiſt,
Ihm an beiderlei Grazien.

Keinen heiligern Sitz beut dir ein ſterblich Paar:
Ihn wird ſchaudervoll, ihn ewig die ſchmeichelnde
Aftergöttin, nach dir fälſchlich genannt, und ihr
Unholdinnengefolge fliehn!

Frechheit, blutlos von Stirn, Reue mit ſchlafender
Natter, Falſchheit verlarvt, Eiferſucht immer wach,
Und mit raſendem Dolch und mit Medeiſchem
Becher Rach' und Verzweiflung;

Wann der ſchädliche Trupp aus den Heſperiſchen
Myrten, oder von dir, eitles Lutetien,
Auszeucht, oder den Weg aus den Auranzien-
Hain der heißen Iberer nimmt,

Durch Teutonien irrt, dort ein beglücktes Volk
Zu verderben, das noch ſittſame Töchter zeugt,
Noch vom beſſeren Blut Siegmars entſproſſene
Biederherzige Söhne nährt.

Aber täglich begrüßt dich die Gerechtigkeit,
Die nun unter uns bleibt, dich die tief forſchende
Weisheit, leichtes Geſprächs, dich die verſchwiegene
Freundſchaft, deinen Huldinnen gleich.

Immer wechſelnd beſucht jede der Muſen dich:
Und zur glücklichen Zeit eilet die helfende
Muttergöttin herbei, welche die Lieblinge
Deines Buſens verewiget.

Nimm dein Heiligthum ein, Tochter des Himmels! hier
Sei dein erſter Altar! wohne bei dieſem Stamm,
Bis im Jahrbuch der Welt Friedrich, der Brennen Stolz,
Und am Himmel die Sonne ſtirbt.

Schlachtgeſang.
1778.

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht iſt unſer Krieg;
Uns führet Deutſchlands größter Held;
Uns folget Ehr' und Sieg.

Ihr Feinde zittert! unſer Heer
Hat Kriegeskunſt und Muth,
Iſt ſchneller mit dem Mordgewehr,
Und hegt der Väter Blut.

Wir ſtreiten noch den alten Streit:
Ein Mann verjaget vier.
Wir fragen nicht, wie ſtark ihr ſeid;
Wo ſtehn ſie, fragen wir.

Auf, Brüder! ſchlagt den ſtolzen Feind,
So kehrt ihr früh zurück:
Wer ſtarb, wird dann mit Recht beweint,
Wer lebt, hat Ruhm und Glück.

Der Knabe wünſcht ſich ſeinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der ſchützt als Krieger unſer Land,
„Der ſchütz' auch mich als Mann!“

Hört ihr der Stücke Donnerſchlag,
So grüßt ihn mit Geſang:
Euch lohnet dieſen einen Tag
Der Friede lebenslang.

Die Kugel treffe, wer ſich bückt,
Und ſcheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt,
Deß Nacken treff' ein Schwert!

Nein! eh ich fliehe, ſtürz' ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seid Rächer, wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland!

R e d e
am Geburtsfeſte des Kronprinzen
F r i e d r i c h W i l h e l m,
jetzt regierenden Königs von Preußen.

(Gehalten von einer Schauſpielerin auf dem königlichen Nationaltheater, den 3. Auguſt 1787.)

Sei gegrüßt an dem Tage, der dich der Preußiſchen Welt gab,
E r ſ t e r K ö n i g s ſ o h n! auf welchen die zärtlichen Augen
Eines Volkes gerichtet ſind, das mit dem redlichſten Eifer
Seinen Beherrſchern dient, und gleich den alten Teutonen
Nicht im Staube kriecht, wie die trägen Sklaven, die unter
Heißerer Sonne glühen. — Heil dir, o Prinz! der du jetzt noch
In der glücklichen Zeit lebſt, wo du von eigenen Sorgen
Frei, die Sorgen der Könige kennen lernſt, die Gefahren
Kennen lernſt, die fern und nah die Thronen umgeben;
Wo du, geführt von der K l u g h e i t und R e d l i c h k e i t, und von der eignen
Wiſſensbegierde getrieben, von allen Schriften der Weiſen,
Gleich der Biene, die feinſten Blumen genießeſt, und alle
Höhere Künſte lernſt, die den künftigen Staatsmann und Feldherrn
Bilden, aber auch nicht der vaterländiſchen Muſe
Unterricht verſchmähſt, die die feinſten Lehren oft lachend
Den Mitlachenden giebt, auch voll richtenden Ernſtes
Durch die Thaten der Vorwelt lehrt, heroiſche Tugend
Zur Nacheiferung aufſtellt. — Deinem Herzen noch theurer
Haſt du das neue nicht fabelhafte Vorbild, den großen
F r i e d r i c h, wie vormals Octavian den erhabenen Cäſar,
Den er Degen und Feder gleich glücklich führen ſah, dem er
Selbſt ſo nahe verwandt war, wie du dem vergötterten F r i e d r i c h,
Deſſen Degen und Feder den nordiſchen Himmel jetzt ausſchmückt. —
Und noch haſt du das lebende Muſter des P r e u ß i ſ c h e n T i t u s
D e i n e s a l l g e l i e b t e n V a t e r s. Wer unter den Fürſten
Dieſen Namen trägt, iſt der Gottheit wahreſtes Abbild.

Einſt und lange ſei du es der Nachwelt! die Tugenden alle
Leiten deine Schritte, du Liebling des Volks! und von allen
Die Verehrerin Gottes Euſebia, deine Vertraute!
Gehe denn deine Laufbahn fort, o B o r u ſ ſ i e n s H o f f n u n g!
Alle, die dich lieben, — und o! wer wird dich nicht lieben? —
Stimmen an mit mir: Es lebe B o r u ſ ſ i e n s H o f f n u n g!

C h o r.

Lebe, B o r u ſ ſ i e n s H o f f n u n g!
Deines Vaters Freude,
Deiner Mutter Stolz!
Lebe, B o r u ſ ſ i e n s H o f f n u n g,
Wonne der künftigen Welt!

Deine Schritte begleite
Aller Tugenden Chor!
Alle freundlichen Künſte
Folgen jouchzend dir nach!

Feiert den ſeligen Tag
Der ihn dem Lande gegeben,
Glückliche Söhne der Enkel,
Feiert den ſeligen Tag!

Lebe, B o r u ſ ſ i e n s H o f f n u n g!
Deines Vaters Freude,
Deiner Mutter Stolz!
Lebe, B o r u ſ ſ i e n s H o f f n u n g!
Wonne der künftigen Welt!

D e r T o d J e ſ u.
Eine geiſtliche Cantate.

Du, deſſen Augen floſſen,
So bald ſie Zion ſahn,
Zur Frevelthat entſchloſſen,
Sich ſeinem Falle nahn,

Wo iſt das Thal, die Höhle,
Die, Jeſu, dich verbirgt?
Verfolger ſeiner Seele
Habt ihr ihn ſchon erwürgt?

Sein Odem iſt ſchwach; —
Seine Tage ſind abgekürzet;
Seine Seele iſt voll Jammer;
Sein Leben iſt nahe bei der Hölle.

Gethſemane!
Wen hören deine Palmen hier
So bange, ſo verlaſſen klagen?
Wer ächzet hier die Seel' in tauſend Aengſten aus?...
Iſt das mein Jeſus? — Beſter aller Menſchenkinder,
Du zagſt? du zitterſt, gleich dem Sünder,
Dem die Gerechtigkeit das Todesurtheil fällt? —
Ach ſeht! er ſinket hin, der fromme Held,
Als trüg' er allen Zorn des Himmels, alle Plagen
Von einer ganzen Welt.
Sein Herz, in Arbeit, fliegt aus ſeiner Höhle.
Sein Schweiß rollt purpurroth
Die Schläf' herab. Er ruft: Betrübt iſt meine Seele
Bis in den Tod!
Laß, Vater, dieſe Stunde —
Laß ſie vorübergehn!
Nimm weg, nimm weg den bittern Kelch von meinem Munde! — —
Du nimmſt ihn nicht? — — Wohlan! dein Wille ſoll geſchehn.

Du Held, auf den die Köcher
Einſt Höll' und Tod geleert,
Du höreſt den, der, ſchwächer,
Am Grabe Troſt begehrt;
Du willſt, du kannſt ſein Schutzgott ſein.

Wann ich am Rande dieſes Lebens
Abgründe ſehe, wo vergebens
Mein Geiſt zurücke ſtrebt;
Wann ich den Richter kommen höre
Mit Wag' und Donner und die Sphäre
Von ſeinem Fußtritt bebt:
Wer will, wer kann mein Schutzgott ſein?

Du, Held, auf den die Köcher
Einſt Höll' und Tod geleert,
Du höreſt den, der, ſchwächer,
Am Grabe Troſt begehrt;
Du willſt, du kannſt ſein Schutzgott ſein.

Wen hab' ich in der letzten Pein?
Wer wird mir Rath und Troſt verleihn?
Mit neuer Hoffnung mich beleben?
Wer blickt voll Huld mich Schwachen an,
Wann mir kein Menſch mehr helfen kann,
Und ich der Welt muß Abſchied geben?
Wer ſchafft der trüben Seele Licht,
Thuſt du es, o mein Heiland, nicht?

Der Held erhebt ſich von der Erde,
Geſtärkt von Gott durch eines Engels Hand,
Und ſucht die Jünger auf, die ſeine Seele liebet.
Die Jünger hat ein Schlummer übermannt;
Hier liegen ſie geſtützt, mit trauriger Geberde,
Betrachtend ſteht der Menſchenfreund und ſpricht
Mit über ſie gehängtem holdem Angeſicht:
„Der Geiſt iſt willig, nur der Leib iſt ſchwach."
Und bückt ſich, Petrus Hand ſanft anzurühren, nieder:
„Auch du biſt nicht mehr wach?
„O! wacht und betet, meine Brüder!"

Ein Gebet um Muth und Freude,
Freud' im Tode, Muth im Leide,
Theilt die Wolken, dringt zum Herrn,
Und der Herr erhört es gern.

Klimm' ich zu der Tugend Tempel
Matt den ſteilen Pfad hinauf,
O! ſo ſporn' ich meinen Lauf
Nach der Wanderer Exempel,

Durch die Hoffnung jener ſchönen,
Ueber mir erhabenen Scenen,
Und erleichtre meinen Gang
Mit Gebet und mit Geſang.

Ein Gebet um Muth und Freude,
Freud' im Tode, Muth im Leide,
Theilt die Wolken, dringt zum Herrn;
Und der Herr erhört es gern.

Digitized by Google

Herr, höre die Stimme unſeres Flehens,
Wann wir zu dir ſchreien,
Wann wie unſere Hände erheben
Zu deinem heiligen Choe.

Es klingen Waffen, Lanzen blinken bei dem Schein
Der Fackeln; Mörder bringen ein,
Ich ſehe Mörder! — Ach! es iſt um ihn geſchehen.
Er aber, unerſchrocken nahet ſich
Den Feinden ſelbſt; großmüthig ſpricht ee: „Sucht ihr mich,
„So laſſet meine Freunde gehen.“
Die ſchüchternen Gefährten flieh'n auf dieſes Wort.
Ihn bindet man, ihn führt man fort.
Sein Petrus folgt, der einzige von allen;
Er folgt, zur Hülfe ſchwach, von fern;
Mitleidig folgt er ſeinem Heren
Zum ſchrecklichen Palaſte
Des hohen Prieſters Kajaphas. —
Was hör' ich hier? Ach! Petrus ſelber ſpricht
Ich kenne dieſen Menſchen nicht? —
Wie tief biſt du von deinem Edelmuth gefallen! —
Doch ſiehe! Jeſus wendet ſich,
Und blickt ihn an. Ee fühlt den Blick,
Er geht zeuück,
Er weinet bitterlich.

Ihr weichgeſchaff'nen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das ſtrafende Gewiſſen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Ihr thränenloſen Sünder, bebet!
Einſt, mitten unter Roſen hebet
Die Reu' den Schlangenkamm empor,
Und fällt mit unheilbaren Biſſen
Dem Frevler an das Herz.

Ihr weichgeſchaff'nen Seelen,
Ihe könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das ſtrafende Gewiſſen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Unſere Seele iſt gebeuget zur Erde.
O Wehe, daß wir ſo geſündiget haben!

Jeruſalem, voll Moedluſt, ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und unſer Söhn' und Töchtre!“
Du ſiegſt, Jeruſalem! und Jeſus blutet ſchon;
In Purpur iſt er ſchon des Volkes Hohngelächter:
Damit er ohne Troſt in ſeiner Martee ſei,
Damit die Schmach ſein Herz ihm breche.
Voll Liebe ſteht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt ſein Dornendiadem. —
Und eine Vatermörderhand faßt einen Stab,
Und ſchlägt ſein Haupt: ein Steom quillt Stirn' und Wang' herab. —
Seht, welch ein Menſch! — Des Mitleids Stimme
Vom Richtſtuhl des Tyrannen ſpricht:
Seht, welch ein Menſch! — und Juda hört ſie nicht;
Und legt dem Blutenden, mit noch nicht ſattem Grimme,
Den Balken auf, woran er langſam ſterben ſoll:
Er trägt ihn willig fort, und ſinkt ohnmächtig hin.
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verſchließen
Unaufgehaltne Thränen fließen.
Er aber ſieht ſich tröſtend um und ſpricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht!“

So ſtehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenſtrahlen:
So ſteht der Held aus Kanaan.

Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluthen heulen,
Ee mag der Erde Rand zerſplittern:
Der Weiſe ſieht ihn heitee an.

So ſtehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenſtrahlen:
So ſteht der Held aus Kanaan.

Zu deiner Eher will ich alle Plagen,
Schmach und Verfolgung ohne Murren tragen;
Nach deinem Beiſpiel will ich ſelbſt mit Freuden
Den Tod erleiden.

Da ſteht der traueige, verhängnißvolle Pfahl.
Unſchuldiger! Gerechter! hauche doch einmal
Die matt gequälte Seele von dir! — Wehe! Wehe!
Nicht Banden, Ketten nicht, ich ſehe
Geſpitzte Keile. — Jeſus reicht die Hände dar,
Die theuren Hände, deren Arbeit Wohlthun war.
Auf jeden wiederholten Schlag durchſchneidet
Die Spitze Nerv' und Ader und Gebein. Ee leidet
Es mit Geduld, bleibt heiter, und hängt da,
Zur Schmach erhöht, voll Blut, in Todesſchmerzen
Am Golgatha. —
Ihr Männer Iſraels, o! ruft in eure Herzen
Erbarmung! Laßt die Rach' im Tode ruhn! —
Umſonſt: die Väter höhnen ihn:
Ihr Hohn iſt bitter, grauſam fröhlich ihre Mienen.
Und Jeſus ruft: „Mein Vatee, ach: vergieb es ihnen!
„Sie thun unwiſſend, was ſie thun.“

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wiſſet, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeihn iſt meine Rache.

Die ihr mich im Unglück ſchmäht,
Hört mein ernſtliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache:

Jeſu, wir ſind deine Kinder;
Menſchenfreund, wie folgen dir!

Heilig iſt Gott Zebaoth!
Und erträgt den Miſſethäter
Mit erbarmender Geduld.

Mächtig iſt der Welten Gott:
Und erzeigt dem Hochverräther
Stündlich neue Gnad' und Huld.

Ihe nur eifert über Sünder,
Geauſam, Sünder, eifert ihr.

Feinde, die ihe mich betrübt,
Wiſſet, daß mein Heez euch liebt:
Euch verzeihn iſt meine Rache.

Die ihr mich im Unglück ſchmäht,
Hört mein ernſtliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache!

Jeſu, wir ſind deine Kinder;
Menſchenfreund, wie folgen die!

O! welch ein neuer Gräuel kränket
Den Heiligen in Iſrael? Wo find' ich ihn?
Hier unter Miſſethätern aufgehenket,
Woran erkenn' ich ihn? — —
An ſeinee Tugend. —
Schmach, Folter, Todesangſt vergißt er, und bedenket,
Maria, dein verlaßnes Alter, und ertheilt
Dem Freunde ſeines Buſens dieſen letzten, letzten Willen:
„O Jüngling! das iſt deine Mutter. — Dieſer eilt
(Ein Schüler Jeſu!) ſein Vermächtniß zu erfüllen:
Und Jeſus ſieht es an; —
Und wird noch mehr entzückt, und fühlet keine Wunden,
Weil er jetzt einen Strahl von Troſt den trüben Stunden
Noch eines reuerfüllten Sünders ſchenken kann.
Er kehrt ſein Antlitz hin zu dem an ſeiner Seite
Gekreuzigten Veebrecher, ihm zu prophezeihn:
„Ich ſage dir, du wirſt noch heute
„Mit mir im Paradieſe ſein!“

Singt dem göttlichen Propheten,
Der Unſterblichkeit verkündigt.

Singt dem himmliſchen Geſandten,
Der ein Paradies euch aufſchließt.

Singt dem großen Gottesſohne,
Der euch zu den Engeln abruft.

Erdenſöhne ſingt ihm Dank!

Die du von dem Staube flieheſt,
Und die rollenden Geſtirne
Unter deinen Füßen ſieheſt
Nun genieße deiner Tugend!

Steig' auf der Geſchöpfe Leiter
Bis zum Seraph!
Steige weiter,
Seele! — Gott ſei dein Geſang!

Seele! Gott ſei dein Geſang!

Digitized by Google

Singt dem göttlichen Propheten,
Der Unſterblichkeit verkündigt!

Singt dem himmliſchen Geſandten,
Der ein Paradies euch aufſchließt!

Singt dem großen Gottesſohne,
Der euch zu den Engeln abruft!

Erdenſöhne, ſingt ihm Dank!

Freuet euch alle, ihr Frommen!
Das Wort des Herrn iſt wahrhaftig;
Was er verheißet, das hält er gewiß.

Auf einmal fällt der ausgehaltene Schmerz
Des Helden Seele wüthend an: ſein Herz
Hebt die geſpannte Bruſt; — in jeder Ader wühlet
Ein Dolch; — ſein ganzer Körper fliegt
Am Kreuz empor; er fühlet
Des Todes ſiebenfache Gräuel; — auf ihm liegt
Die Hölle ganz; er kann ihn nicht mehr faſſen,
Den Schmerz, der ihn allmächtig drückt,
Er ruft: „Mein Gott! mein Gott! wie haſt du mich verlaſſen!“ — —
Auch dieſe finſtre Stunde rückt
Vorbei. Nun ſeufzet er: „Mich dürſtet.“ Ihn erfriſchet
Sein Volk mit Wein, den es mit Galle miſchet. — —
Nun ſteigt ſein Leiden höher nicht;
Nun triumphirt er laut und ſpricht:
„Es iſt vollbracht! empfang', o Vater, meine Seele!“
Und neigt ſein Haupt auf ſeine Bruſt, — und ſtirbt.

Es ſteigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er iſt nicht mehr!
Der Erde Tiefen ſchallen wieder:
Er iſt nicht mehr!

Erzittre, Golgotha! er ſtarb auf deinen Höhen.
O Sonne, fleuch! und leuchte dieſem Tage nicht!
Zerreiße, Land, worauf die Mörder ſtehen!
Ihr Gräber, thut euch auf! ihr Väter, ſteigt an's Licht!
Das Erdreich, das euch deckt,
Iſt ganz mit Blut befleckt.

Er iſt nicht mehr! ſo ſage
Ein Tag dem andern Tage:
Er iſt nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er iſt nicht mehr!

Ihr Augen, weint!
Der Menſchenfreund
Verläßt ſein theures Leben.
Künftig wird ſein Mund uns nicht
Lehren Gottes geben.

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Ihr Augen, weint!
Der Menſchenfreund
Sinkt unter tauſend Plagen.
Konnte ſeine ſanfte Bruſt
So viel Schmerz ertragen?

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Ihr Augen, weint!
Der Menſchenfreund,
Der Edle, der Gerechte,
Wird verachtet, wird verſchmäht,
Stirbt den Tod der Knechte.

Weinet nicht!
Er hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jeſu, tief gebückt,
Mit Thränen dieſen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unſer Opfer an!

Freund Gottes und der Menſchenkinder
Der ſeinen ewigen Geſetzen
Des Todes Siegel aufgedrückt,
Anbetung ſei dein Dank!
Den opfre Jedermann!

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jeſu, tief gebückt,
Mit Thränen dieſen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unſer Opfer an!

Franz Leopold Ranke,

geboren zu Wiehe an der Unſtrut im Jahre 1795, war ſeit 1818 Oberlehrer am Gymnaſium zu Frankfurt a. d. O. und lebt gegenwärtig als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Berlin.

Er ſchrieb:

Geſchichte der germaniſchen u. romaniſchen Völker von 1494—1535. 2 Th. Leipzig u. Berlin 1824.
Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber. Leipzig u. Berlin 1824.
Fürſten und Völker von Südeuropa im 16. u. 17. Jahrhunderte. 1r—4r Bd. Berlin 1827—36.
Die ſerbiſche Revolution. Hamburg 1829.
Ueber die Verſchwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Berlin 1831.
Hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift in Heften. Hamburg 1832 fgde.
Einzelne Abhandlungen, Vorträge u. ſ. w.

Einer der ausgezeichnetſten neueren deutſchen Hiſtoriker, der mit gründlichſter Quellenforſchung ſeltenen Scharfſinn, eine großartige Weltanſicht, Ruhe, Klarheit und eine [illegible] Darſtellung verbindet.

Albrecht von Raprechtsweil ſ. Minneſinger.

Chriſtian Friedrich Raßmann,

geboren am 3. Mai 1772 zu Münſter, war nach abſolvirten Studienjahren einige Zeit Lehrer an der Martiniſchule zu Halberſtadt, lebte dann daſelbſt und ſeit 1805 als Privatgelehrter zu Münſter, wo er im Jahre 1831 ſtarb.

Seine Schriften, welche theilweiſe unter dem pſeudonymen Namen Hortenſio erſchienen, ſind:

Abenderheiterungen. Quedlinburg 1815.
Auswahl neuer Balladen u. Romanzen. 4 Bde. Helmſtädt 1818.
Blumenleſe ſüdlicher Spiele im Garten deutſcher Poeſie. Berlin 1817.
Deutſcher Dichternekrolog. Nordhauſen 1818.
Ueberſicht der aus der Bibel geſchöpften Dic

Digitized by Google

tungen älterer und neuerer deutſcher Dichter. Eſſen 1830.
Gallerie der jetzt lebenden deutſchen Dichter, Romanſchriftſteller, Erzähler, Ueberſetzer aus den neuen Sprachen, Anthologen und Herausgeber belletriſtiſcher Schriften. Helmſt. 1818—21.
Lyriſche Gedichte. Halberſtadt 1797.
Geſchenk für Freunde des Eislaufs u. der Schlittenfahrt, in Geſängen deutſcher Dichter. Norden 1818.
Paul Gerhard. Dramat. Poſſe. Eſſen 1813.
Litterar. Handwörterbuch der verſtorbenen deutſchen Dichter und zur ſchönen Litteratur gehörigen Schriftſteller von 1137—1824. Leipzig 1826.
Heroiden der Deutſchen. Halberſtadt 1824.
Kalliope. Sammlung lyriſcher Gedichte. Münſter 1807.
Neuer Kranz deutſcher Sonette. Nürnberg 1820.
Kurzgefaßtes Lexikon deutſcher pſeudonymer Schriftſteller. Leipzig 1830.
Poetiſches Luſtwäldchen. Cöln 1817.
Maja. Sammlung vermiſchter Schriften. Osnabrück 1811.
Themigardia. Poet. Taſchenbuch auf das J. 1810—12. Münſter.
Münſteriſcher Epigrammencyclus. Eſſen 1810.
Neujahrsgabe für das Jahr 1815. Münſter 1815.
Pantheon deutſcher jetzt lebender Dichter und in die Belletriſtik eingreifender Schriftſteller. Helmſtädt 1823.
Pantheon der Tonkünſtler. Quedlinburg 1831.
Poetiſches Quodlibet. 1. Gabe. Eſſen 1824.
Die Romanzen und Balladen der neuern deutſchen Dichter. Quedlinburg 1834.
Auserleſene poetiſche Schriften. Frankfurt 1816.
Poetiſche Schriften. Leipzig 1811.
Münſterländiſches Schriftſteller-Lexikon. Lingen u. Münſter 1814—15.
Sonette der (Nord-) Deutſchen. 3 Th. Braunſchweig 1817.
Neue Sammlung triolettiſcher Spiele. Lpz. 1817.
Taſchenbuch auf das J. 1814. 1r Jahrg. Düſſeldorf.
Triolette der Deutſchen. Eſſen 1815.
Ueberſicht derjenigen ältern und neuern Dichter, welche Dichtungen nach der heil. Schrift geliefert haben. Helmſtädt 1819.
Deutſche Anthologie. 1s—87s Bändchen. Zwickau 1821—27.
Muſenalmanach aus Rheinland u. Weſtphalen. 1r—4r Jahrg. Hamm 1821—24 (mit Rouſſeau herausgegeben).
— für 1823. 3r Jahrg. Cöln.
Heſperiſche Nachklänge. Cöln 1824.
Reineke Fuchs. Zwickau 1820.
Aſtern. Altenburg 1824.
Frühlingsgaben. Quedlinburg 1824.
Faſtnachtsbüchlein. Hamm 1827.
Scenen aus Elyſium. Halberſtadt 1800.
Mimigardia. Poet. Taſchenbuch für 1810.
Katholiſche Andachten. Münſter 1806.
Epigrammencyclus. Duisburg 1809.
Sommerfrüchte. Münſter 1811.
Kritiſches Geſammtregiſter aller in den deutſchen Litteraturzeitungen ꝛc. enthaltenen Recenſionen. Leipzig 1820.

Ein fleißiger Compilator auf dem Gebiete der ſchönen Litteratur, deſſen eigene poetiſche Producte jedoch unbedeutend ſind und nur große Gewandtheit in Behandlung, beſonders der ſüdweſtlichen Formen, beurkunden.

Heinrich Rätel,

mit dem Beinamen: zum Sagou, lebte in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Er iſt der Verfaſſer von:

Die Hiſtori vom gulden Kalb Aaronis. Tragödie. Görlitz 1573.
Comedia von Konig Davids ungerathenem Sohn Abſolom. Leipzig 1603.

Seine dramatiſchen Leiſtungen im Geſchmack ſeiner Zeit ſind unbedeutend und ſtehen weit unter denen des Hans Sachs.

Joſeph Franz von Ratſchky

wurde am 22. Auguſt zu Wien geboren. Nach Beendigung ſeiner Univerſitätsſtudien erhielt er alsbald das Amt eines niederöſterreichiſchen Fleiſchaufſchlagsmanipulanten zu Wien, ward hierauf Hofkanzelliſt bei der böhmiſch-öſterreichiſchen Hofkanzlei daſelbſt, 1786 Gubernialſecretär in Lemberg und 1787 Präſidialſecretär bei der Landesregierung in Linz. Im Jahre 1791 ward er in gleicher Eigenſchaft an die Hofkammer nach Wien zurückberufen, bekleidete darauf von 1804 die Stelle eines Regierungsrathes und erſten Directors der Lottogefälleadminiſtration, bis er 1806 zum Hofrath bei der Finanzſection und kurz darauf zum Staatsrath ernannt wurde. Er ſtarb am 31. Mai 1810.

Wir beſitzen von ihm:

Weiß und Roſenfarb. Singſpiel. Wien 1773.
Wiener Muſenalmanach von 1777—96 (zuletzt mit Blumauer).
Bekir und Gulroni. Schauſp. Wien 1780.
Gedichte. Wien 1785 (N. A. 1791).
Der Theaterkitzel. Schauſp. Wien 1781.
Melchior Striegel. Epiſches Gedicht. Wien 1794 (N. A. 1799).
Neuere Gedichte. Wien 1804.
Apollonion Taſchenbuch. Wien 1807 u. 1808 (mit Leon u. Kreil).

R's komiſche Leiſtungen, beſonders ſein Melchior Striegel, ſind von bleibendem Werth, da ſie ſich reich an Witz und Laune zeigen, und mit anmuthiger Darſtellung große Correctheit der Sprache und Form verbinden.

Ratzeberger ſ. Wagenſeil.

Friedrich Ludwig Georg von Raumer,

geboren am 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Deſſau, ſtudirte zu Halle und Göttingen Cameralwiſſenſchaft und Geſchichte, ward 1801 Referendar bei der kurmärkiſchen Kammer in Berlin, 1802 Aſſeſſor, 1806 Domainenrath zu Wuſterhauſen bei Berlin und 1809 Regierungsrath in Potsdam. Im Jahre 1810 arbeitete er im Bureau des Staatskanzlers, Fürſten von Hardenberg, und erhielt 1811 die ordentliche Profeſſur der Geſchichte und Staatskunſt in Breslau. 1815

Digitized by Google

reiſte er nach Italien und wiederholte dieſe Reiſe in den Jahren 1816 und 1817 auf königliche Koſten. 1819 ward er als Profeſſor nach Berlin berufen, und 1830 reiſte er nach Paris. Gegenwärtig lebt er noch zu Berlin, häufig Reiſen in das Ausland machend.

Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir:

Das britiſche Beſteuerungsſyſtem. Berlin 1809.
CCI emendationes in Lahmanni et Gebhardii tabulas geolog. dynastiarum arabicarum et turcicar. Acced. 18 tab. recens composit. Heidelb. 1811.
Die Reden des Aeſchines u. Demoſthenes über die Krone. Ueberſ. Berlin 1811.
Handb. merkwürdiger Stellen aus den lat. Geſchichtſchreibern des Mittelalters. Breslau 1813.
Sechs Dialogen über Krieg und Handel. Hamburg 1816.
Herbſtreiſe nach Venedig. 2 Th. Berlin 1816.
Vorleſungen über die alte Geſchichte. 2 Theile. Berlin 1821.
Geſchichte der Hohenſtaufen u. ihrer Zeit. 6 Bde. Leipzig 1823 — 25.
Ueber die geſchichtliche Entwickelung d. Begriffe von Recht, Staat u. Politik. Leipzig 1826 (N. A. 1831).
K. W. Ferdin. Solger's Schriften und Briefwechſel. 2 Bde. Leipzig 1826 (mit L. Tieck).
Ueber die preußiſche Städteordnung. Lpz. 1828.
Zur Rechtfertigung u. Berichtigung vorſtehender Schrift. Leipzig 1828.
Hiſtoriſches Taſchenbuch. Leipzig 1829.
Briefe aus Paris u. Frankreich im Jahre 1830. 2 Bde. Leipzig 1831.
Briefe aus Paris zur Erläuterung d. Geſchichte des 16. u. 17. Jahrh. 2 Th. Leipzig 1831.
Geſchichte Europa's ſeit dem Ende des 15. Jahrh. 1r — 6r Bd. Leipzig 1832 — 38.
Polens Untergang. Leipzig 1832.
Ueber den Anſchluß Sachſens an die deutſchen Zoll- u. Handelsvereine. Leipzig 1833.
Beitr. zur neuern Geſchichte aus d. brit. Muſeum u. Reichsarchive. 5 Bde. Leipzig 1836 — 39.
England im Jahre 1835. 2 Th. Leipzig 1836.
Italien. Leipzig 1840.

Dieſer ausgezeichnete Hiſtoriker, welcher, bei höchſt bedeutenden Verdienſten um die Erforſchung der Geſchichte der mittleren und neueren Zeit, mit trefflicher Darſtellung eine ſeltene Eleganz des Stils und eine eben ſo hervorragende Feinheit des Raiſonnements verbindet, iſt in der jüngſten Zeit eben ſo häufig als heftig ſeiner politiſchen Anſichten wegen angegriffen und beſchuldigt worden, zu große Rückſichten auf die Maximen des Staates, dem er angehört, zu nehmen und ſeine Urtheile danach zu modeln. Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, ob ſeine Gegner Recht haben oder nicht, wenn ſie mit jenen Vorwürfen auch noch den einer zu großen ſchriftſtellerischen Productivität verbinden; unbeſtritten müſſen aber jene oben an ihm gerühmten Eigenſchaften anerkannt und viele ſeiner Werke, namentlich die Geſchichte der Hohenſtaufen, als claſſiſche Leiſtungen genannt werden, welche nicht allein ihrem Verfaſſer, ſondern der ganzen deutſchen Nation die größte Ehre bringen.

Großbritannien und Irland von dem Tode der Königin Eliſabeth bis zur Herſtellung Karls II.*). (1603 — 1660.)

Die Geſchichte Jakobs I. (1603 — 1625.)

Die Geſchichte Englands in der zweiten Hälfte des ſechzehnten und der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, zeigt einen ſo ſcharfen und merkwürdigen Gegenſatz, daß wir nur ungern (obgleich aus überwiegenden Gründen) die Erzählung derſelben unterbrochen haben. Wenn dort das Ganze durch das Uebergewicht des Geiſtes und Charakters der Königin Eliſabeth Leben und Zuſammenhang erhielt, wenn ſich faſt Alles auf ihre Perſon bezog und daſelbſt ſeinen Mittelpunkt fand, ſo löſet ſich dagegen hier, durch den Mangel hervorragender Perſönlichkeiten, das Vereinte auf und fällt nach entgegengeſetzten Richtungen auseinander. Ja jeder dieſer Richtungen offenbart ſich indeß ein ſo merkwürdiger Reichthum von Gedanken und eine ſo lehrreiche Folge von Abſtufungen und Uebergängen, daß man (abgeſehen von dem Umfange der Wirkungen) die Geſchichte der engliſchen Revolution ſchon deshalb für noch anziehender und mannichfaltiger erklären möchte als die franzöſiſche, weil dieſe zum Theil nur als eine Wiederholung deſſen erſcheint, was dort bereits ausgeſprochen und gethan war, und in ihr ferner von vorn herein alles Kirchliche und Religiöſe bei Seite geworfen ward, während es in England überall dem Politiſchen in den verſchiedenſten Geſtaltungen zur Seite ſtand. Schriebe uns der Plan unſeres Werkes nicht auch hier gebieteriſch gewiſſe Grenzen vor, ſo würden wir dieſer ungemein wichtigen Entwickelung neuer Gedanken, Anſichten und Grundſätze über Staat und Kirche, Königthum und Republik, bürgerliche Rechte und Pflichten, Beharren und Fortſchreiten u. ſ. w. gern noch mehr Raum gegönnt haben, da man hier nicht willkürlich zuſammendrängen kann, wie bei der Erzählung bloß äußerlicher Ereigniſſe oder erfolgloſer Kriege. Weil jedoch die Geſchichte der Regierung Jakobs I. weit weniger inhaltsreich und denkwürdig iſt, als die ſeines Sohnes Karls I., ſo ſei es erlaubt jene als eine Einleitung für dieſe zu behandeln und in aller Kürze nur die Hauptſachen, ohne ſtrenge Berückſichtigung der Zeitfolge zu erwähnen: nämlich zuerſt Jakobs Thronbeſteigung, Perſönlichkeit und Regierungsgrundſätze, und hierauf ſein Verhältniß zu fremden Staaten, zu Parlament und Kirche.

Die Gründe, welche gegen das Erbrecht der Maria Stuart waren aufgeſtellt worden, ließen ſich zum Theil auch wider Jakob I. anwenden; doch fanden nach dem Tode der Eliſabeth die wichtigſten ohne Zweifel keine Anwendung mehr.

In dem vom Parlamente beſtätigten Teſtamente König Heinrichs VIII., welches Viele noch als die Grundlage des engliſchen Thronerbrechts betrachteten, waren die Nachkommen ſeiner an den König Jakob VI. von Schottland verheiratheten älteren Schweſter Margarethe ganz mit Stillſchweigen übergangen, und, nach Abgang eigener Nachkommen, die Krone den Erben ſeiner jüngeren Schweſter, der Herzogin Marie Suffolk zugeſprochen. Deren Enkelinnen Katharine Grey und Eleonore Gräfin von Cumberland hätten demgemäß für ſich und ihre Kinder Anſprüche machen und zugleich hervorheben können: Jakob ſei Mariens Sohn, ein Fremder und von verhaßtem Stamme. Andererſeits erſchien dieſe, durch Nichts begründete Ausſchließung der älteren Linie, nur eine von den vielen Willkürlichkeiten jenes Königs, und Jakob (welcher durch keine eigene Schuld ſeine Rechte verwirkt hatte) war zweifelsohne der nächſte natürliche Erbe. Deshalb gab auch Eliſabeth (zur Anordnung der Erbfolge nicht minder berechtigt als Heinrich VIII.) ihre Zuſtimmung zu ſeiner Erhebung und ihr angeſehenſter Miniſter Cecil war ſchon früher in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland getreten. Ihm ſchloſſen ſich die übrigen Staatsmänner und Hofleute an, kein anderer Thronbewerber trat hervor, und Männer wie Raleigh, Cobham und Andere, welche meinten, man müſſe ſich gegen den Schotten vor der Krönung durch allerhand Bedingungen ſichern, waren als Gegner des Grafen Eſſex nicht beliebt. Auch hatte Eliſabeths lange, gemäßigte Regierung jede Beſorgniß vor übertriebenen Anſprüchen eines Königs den Engländern ganz aus den Augen gerückt.

Weil indeſſen keine Regierung ohne alle Mängel iſt und je länger ſie dauert, deſto mehr in jeder Veränderung eine Beſſerung vermuthen läßt, ſo freuten ſich auch Manche daß England endlich wieder von einem Könige beherrſcht werde, der im kräftigſten Lebensalter ſtehe (er zählte 36 Jahre) und durch mannichfache Erfahrungen beſſer als die meiſten Fürſten zum Herrſchen erzogen ſei. Hiezu kam, daß jede Partei die ungewiſſe Zukunft zu eigenem Vortheil deutete, und der beſonderen Vorliebe des neuen Königs gewiß zu ſein glaubte. So hofften z. B. die Katholiken auf mildere Behandlung und die Puritaner auf Einführung ihrer, zeither von Jakob bekannten Lehre in England; die Anhänger des biſchöflichen Syſtems endlich vertrauten darauf, daß ihre kirchlichen Grundſätze mit den politiſchen des neuen Königs übereinſtimmten.

Sobald der König alles Nöthige in Schottland angeordnet hatte, brach er auf von Edinburg nach London, ward überall mit Ehren und Freuden aufgenommen und den 25. Julius 1603, dem Tage des Apoſtels Jakob feierlich und auf eine Weiſe gekrönt, welche von der ehemaligen katholiſchen wenig abwich. Man kann annehmen (ſchreibt der franzöſiſche Geſandte Beaumont an Heinrich IV.), daß Bewegungen bei dieſem Thronwechſel verhindert worden ſind, durch den großen Gehorſam, welchen die verſtorbene Königin über ihre Unterthanen ſo kluger Weiſe gegründet und erhalten hat, durch das Beiſpiel ihrer Gerechtigkeit und Milde und den faſt vierundvierzigjährigen

*) Aus v. Raumer's Geſchichte Europas rc.

Digitized by Google

Frieden ihrer Regierung, durch das Sinken des verarmten und in Zaum gehaltenen Adels, durch den Reichthum des Verluſt fürchtenden Volkes, endlich durch die Schwäche und Uneinigkeit der Katholiken. — Als König Heinrich IV. ſagte: „ich wundere mich, daß mein Bruder drei Königreiche ſo mühelos erworben hat, während mir Eins ſo viel zu ſchaffen machte,“ antwortete der engliſche Geſandte: Jakob wundere ſich noch mehr wie Heinrich mit drei Weibern, Margarethe, Gabriele und Marie fertig geworden ſei.

Dieſe Ruhe und Zufriedenheit dauerte aber in England nur ungemein kurze Zeit, denn ſchon ſechs Wochen nach dem Tode der Königin Eliſabeth ſchreibt derſelbe Geſandte Beaumont: „Die Unzufriedenheit wächſt von Tage zu Tage aus verſchiedenen Gründen, und verbreitet ſich über alle Klaſſen von Menſchen.“

Insbeſondere zeigte der König ſo viel Vorliebe für die Schotten, daß dieſe ihren, über die Engländer zufällig gewonnenen Einfluß aus Ehrgeiz und noch mehr aus Eigennutz geltend zu machen ſuchten. Die Schotten (erzählen mehrere Schriftſteller) verzehren gleich Raupen das Königreich. Es gibt Nichts, was ſie nicht forderten und was man ihnen nicht bewilligte; dieſe goldenen Kälber aufzurichten koſtet mehr, denn alle Kriege der Königin Eliſabeth. — Die Eiferſucht der Engländer gegen die Schotten (erzählt Beaumont) vermehrt und erhitzt ſich dergeſtalt, daß daraus wohl einige Flammen hervorbrechen könnten. Denn die letzten ſind hungrig, geizig und übereilt; ſie benutzen die Gunſt des Königs, ſo lange ihnen dieſelbe zu Gebote ſteht, und ſuchen ſich in allen Aemtern feſtzuſetzen. Die Engländer hingegen wollen um ſo weniger etwas ihnen Nachtheiliges dulden, da ſie meiſt von des Königs Perſon ſchlecht erbaut ſind und laut äußern: ſie wären in Hinſicht auf ſeinen Ruf und die von ihm gefaßte Meinung betrogen worden. Einem iſt ſogar das Wort entfahren: man müſſe ſchottiſche, gleichwie ſiciliſche Veſpern halten. — Ungeachtet dieſer Unzufriedenheit mißglückte Cobham's und Raleigh's erneuter Verſuch Miß Arabella Stuart auf den Thron zu ſetzen, oder den König durch neue ſtaatsrechtliche Beſtimmungen einzuſchränken.

So lange zwiſchen England und Schottland der Gegenſätze und Verſchiedenheiten ſo viele fortdauerten, konnte indeß die Vereinigung beider Kronen auf ein Haupt und die Annahme des Titels eines Königs von Großbritannien, die Macht und das Glück der Völker nur wenig erhöhen; deshalb entwarf Jakob den Plan einer völligen Einigung und Verſchmelzung beider Länder zu einem einzigen Reiche. Den Meiſten erſchien jedoch das angeblich vereinigende, faſt zufällige Gebrecht Jakobs, ganz unbedeutend bei dem fortdauernden Gegenſatze der Sitten und Gewohnheiten, der kirchlichen Entwickelung und der geſammten Volksthümlichkeit. Engländer wie Schotten forderten und fürchteten zu viel, jeder Theil hielt ſeine Einrichtungen für allein wichtig und angemeſſen, und nannte den ſicheren Verluſt größer, als den möglichen Gewinn. Aus dieſen Gründen ward der umfaſſende Plan einer völligen Vereinigung von den Parlamenten verworfen und nur am 11. Auguſt 1607 die Erleichterung einiger Nebendinge hinſichtlich des Handels, der Ein- und Ausfuhr, der Grenzſperren, der Rechtspflege und dgl. angenommen. Es mußten noch viele Jahre vergehen und viele Vorurtheile und Leidenſchaften verſchwinden, ehe ſich Schotten und Engländer als Glieder eines größeren Ganzen fühlen lernten.

Statt eines kräftigen Königs, ſprachen Manche, haben wir eine ſchwache Königin bekommen und Großbritannien iſt kleiner geworden als England war.

In ſeiner äußern Erſcheinung und ſeinem Benehmen zeigte ſich Jakob I. nichts weniger als würdig und königlich. Von der Schönheit und dem einnehmenden Weſen Marieas hatte er nichts geerbt, und ſeine nordiſch rauhe Ausſprache ward dadurch noch unangenehmer, daß ſeine Zunge für den Mund zu dick war. Auch hinderte ſie ihn mit Anſtand und reinlich zu trinken. Sein Gang war von Natur oder durch Angewöhnung ungeſchickt und ſchwankend, und wenn Eliſabeth glaubte, daß Pracht, ſelbſt des Anzugs, ihrer königlichen Würde entſprechen müſſe, ſo verachtete Jakob alles Aeußere dergeſtalt, daß er z. B ſtets denſelben Schnitt der Kleider beibehielt und ſie erſt ablegte, wenn ſie ganz zerlumpt waren. Auch für Wiſſenſchaft und Kunſt fehlten ihm meiſt Urtheil und Geſchmack, und ſeine Gelehrſamkeit zeigte er faſt immer auf unpaſſende und pedantiſche Art. Schmeichler nannten ihn den Salomon ſeiner Zeit, während Andere ſchärfer und richtiger bemerkten: ſein Geiſt ſei ein Magazin für bedeutungsloſe Kleinigkeiten und er der weiſeſte Thor in der Chriſtenheit. Zwar ſagte Franz Bakon: „er beſitzt die Dreieinheit, welche man dem hochverehrten Hermes im Alterthume beilegte: die Macht und das Glück eines Königs, die Kenntniß und Erleuchtung eines Prieſters, und die Gelehrſamkeit und Vielſeitigkeit eines Philoſophen.“ In Wahrheit aber herrſchte er nie ſelbſt, eignete ſich von dem Prieſterlichen nur die damalige Streitſucht und Streitkunſt zu, und hielt in der Wiſſenſchaft meiſt nur feſt an dem Einſeitigen, Uebertriebenen und Unbrauchbaren. Seine Friedensliebe ruhte weſentlich auf der Furcht, und die nach raſchem Zorne zurückkehrende Milde auf phlegmatiſcher Läſſigkeit. Neben übertriebenen Forderungen für die königliche Würde, duldete er ſelbſt das Unanſtändige und ward in ſeinen Scherzen platt und gemein. Unter dem Scheine der Aufrichtigkeit ſuchte er oft zu täuſchen und ward (wie gewöhnlich) noch öfter durch Heuchler gelenkt und betrogen. Selten gewann wahres Verdienſt bei ihm Einfluß, und ſeine ſcheinbare Großmuth führte zunächſt in kindiſche, unwürdige Verſchwendung und dann zu ſchlechten Mitteln ſich Geld zu verſchaffen. Gegen die Weiber war er nicht bloß gleichgültig, ſondern grob; während er von ſeinen Lieblingen in ähnlicher Weiſe behandelt wurde und ſich und ihnen ſelbſt das Anſtößige und Ekelhafte erlaubte. Seine Leidenſchaft für Jagen und Trinken ſtand nicht mit kühnem Muthe und geiſtreicher Geſelligkeit in Verbindung, raubte ihm aber nur zu oft Luſt und Zeit, auch nur die dringendſten Geſchäfte abzumachen.

Jakobs Werke, verſchiedenen Inhalts, zeigen mehr Kenntniſſe als Urtheil, und mehr Schreibſeligkeit als Kenntniſſe. Die Auslegung der Offenbarung Johannis richtet ſich meiſt gegen Popſt und Katholiken; in der Dämonologie ſucht er zu erweiſen, daß eine ſchwarze Kunſt möglich und wirklich, alſo an Hexen, Geſpenſtern, böſen Geiſtern, Verträgen mit dem Teufel u. dgl. kein Mangel ſei. Auch unterſucht er ernſtlich: weshalb ſich der Teufel mehr mit alten Weibern als mit anderen Perſonen abgebe. Gern könnte man ihm dieſe Grillen verzeihen, hätte er ſie nur nicht zur Anwendung gebracht und eine große Zahl angeblicher Hexen und Zauberer hinrichten laſſen.

In ſeiner Schrift vom Rechte freier Monarchien fordert er einerſeits: jeder König ſolle, wie ein guter Vater, weiſe und milde regieren; verweiſt aber andererſeits alle förmlichen Mittel des Staatsrechts, wodurch man ſolche Weisheit und Milde hervorbringen, oder die entgegengeſetzten Eigenſchaften reinigen und zähmen will. Mit Recht knüpft Jakob die Lehre von Herrſchaft und Obrigkeit theoretiſch an eine höhere Quelle und an eine geheiligte Beglaubigung, denn ſobald ſie dem bloßen Belieben jedes Einzelnen und jedes Augenblicks preisgegeben wird, entweichen Sicherheit, Haltung und Gehorſam. Irrig ſtellt er aber bloß die Könige unter Gottes unmittelbare Obhut, während doch jede Kreatur in deſſen Hand ſteht und zu einer eigenthümlichen Art des Daſeins und der Entwickelung berechtigt iſt. Deshalb hat, ſowie der König, ſo auch der Unterthan, eigene unantaſtbare Rechte, und wenn dort (durch Uebertreibung der Analogie) Allmacht und Unfehlbarkeit für den König in Anſpruch genommen wird, entſpringt hier (durch natürliche Umkehrung) die gleich bedenkliche Lehre, daß ſich in den Meinungen der Maſſen immerdar Gottes Stimme ausſpreche. — Jede Form, jedes Recht, jedes Herkommen (dies behauptete Jakob) habe keine andere Wurzel als ſein Belieben, und das geſammte Staatsrecht gelte nur ſo lange, und inſofern er es nicht aufhebe. Alle Bürgſchaften der öffentlichen Verhältniſſe bezogen ſich hiernach allein auf die Perſon des Königs; wodurch allmälig die entgegengeſetzte Anſicht hervorgetrieben ward, welche (mit irriger Beiſeitſetzung aller perſönlichen und liebevollen Verhältniſſe zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen) lediglich in den Formen Rettung ſuchte. Eliſabeth ſprach (ungeachtet ihrer überlegenen Perſönlichkeit) nur von der Liebe und den guten Geſinnungen ihres Volkes; Jakob hingegen redete immer von Furcht, Gehorſam, Unterwerfung und behauptete: es ſei Aufruhr darüber zu ſtreiten, was ein König in der Fülle ſeiner Macht thun, oder nicht thun dürfe. Bisweilen ſetzte er zwar hinzu: er wollte nicht gegen Geſetz und Vernunft verfahren, — wohl aber wollte er doch allein entſcheiden, was geſetzlich und vernünftig ſei. — Welche Anſicht man nun auch über jene Theorien haben möge, gewiß verkannte Jakob die Verhältniſſe Großbritanniens ſowie ſeine eigene Stellung, wenn er andere Könige und Reiche zum Vorbilde nahm und dem franzöſiſchen Botſchafter ſagte: er und Heinrich IV. wären unumſchränkt in ihren Reichen und keineswegs von Rath oder Bewilligung ihrer Unterthanen abhängig. — Nicht bloß gegen ſeine Miniſter machte Jakob dieſe Anſichten und Grundſätze eigenſinnig geltend, ſondern er verſtattete ebenfalls ſeiner Gemahlin, der Königin Anna (einer Schweſter König Chriſtians IV. von Dänemark), faſt gar keinen Einfluß. Auch ward ihre Neigung ſich in die Geſchäfte zu miſchen, nicht durch Ueberlegenheit des Geiſtes unterſtützt, weshalb ſie es bei ſonſtigen Mißverhältniſſen zu ihrem Gemahl ſchon für einen Gewinn halten mußte, wenn er ſeine Lieblinge mit Rückſicht auf ihre Wünſche auswählte und Geld zu ihren leichtſinnigen Ausgaben anwies. Daß Prinz Heinrich von Wales Anlagen entwickelte und ebenfalls unbedingte Herrſchergrundſätze zur Schau trug, gewann ihm nicht (wie man erwarten ſollte) die Gunſt ſeines Vaters; vielmehr fürchtete und beargwöhnte ihn dieſer und beweinte ſeinen Tod weniger als das Volk, welches beſſere Zeiten von dem Prinzen erwartete.

Unter den Miniſtern Jakobs war Robert Cecil, Graf

Digitized by Google

von Salisbury, ſeinem Vater Burghley zwar nicht gleich an Umfang des Geiſtes und Kraft des Charakters, aber doch allen ſeinen damaligen Mitbewerbern und Nebenbuhlern weit überlegen durch Milde, Fleiß, Beredſamkeit, Geſchäftskenntniß und politiſchen Ueberblick. Man warf ihm ſeine frühere Feindſchaft gegen Eſſex und zu große Liebe des Geldes vor; allein Eſſex bereitete ſich ſelbſt den Untergang, und nie hat Eigennutz den Grafen Salisbury ſo von der rechten Bahn abgelenkt, wie ſeinen noch geiſtreicheren Genoſſen Franz Bakon. Auch war es allerdings ſehr ſchwer unter einem Könige, welcher, wie Jakob, unbedingten Gehorſam, ja Schmeichelei verlangte, ohne falſche Nachgiebigkeit Einfluß zu behalten. Wenn deßhalb Cecil den großartigen und heldenmüthigen Charakteren auch nicht beizuzählen iſt, dann doch jeden Falls den nützlichen und brauchbaren Staatsmännern. Gewiß wurden die öffentlichen Angelegenheiten nach ſeinem Tode (er ſtarb 1612) ſchlechter geleitet als vorher, und der unter Eliſabeths ernſter Regierung vorherrſchende Sinn für ſtrenge Pflichterfüllung und Unbeſtechlichkeit ſchwand unter den Staatsbeamten immer mehr.

Selbſt ein Mann von den größten Gaben des Geiſtes, Franz Bakon, ward überführt, er habe allen Geſetzen zuwider von den Parteien Geld genommen. Die, welche ihn entſchuldigen, ſprechen, daß ſchlechte Wirthſchaft und Nachgiebigkeit gegen ſeine Diener ihn ins Verderben gelockt, und er um Geldes willen wohl eigentlich keinen ganz ungerechten Ausſpruch gethan habe; indeß geſtand er ſelbſt, daß er ſich habe beſtechen laſſen und entſagte aller Vertheidigung. Deshalb verlor er ſeine Stelle, ward aller andern Aemter unfähig erklärt, in 40,000 Pfund Strafe genommen und zu Gefängniß auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt. Strafe und Gefängniß erließ ihm der König, aber Bakons Ehre war verloren, niedrige Schmeichelei verſchaffte ihm keinen Einfluß wieder, und das Mißverhältniß ſeines von der Natur ſo reich begabten Geiſtes und ſeines feigen, unwürdigen Charakters hätte ihm bei ernſter Selbſtprüfung noch größer und verdammlicher erſcheinen ſollen, als ſpätern Beurtheilern, die um ſonſtiger Verdienſte willen gern ſeine ſittliche Richtigkeit überſehen oder entſchuldigen möchten.

Ohne ſolche Lichtſeiten erſcheinen die eigentlichen Lieblinge des Königs. So Robert Carr, welchen bloß körperliche Schönheit und oberflächliche geſellige Talente empfahlen, während alle ächte Einſicht ihm fehlte und ſein Charakter den härteſten Vorwürfen unterliegt. Deßungeachtet erhob ihn Jakob zum Grafen von Somerſet, verſtattete ihm nach Salisbury's Tode den größten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und ſchenkte ihm, als er die liederliche, von ihrem Manne geſchiedene Gräfin Eſſex heirathete, einer Angabe zufolge, für eine Million Güter. Bei der Hochzeit trug die Gräfin eine Krone, welche man auf 400,000 Thaler ſchätzte, und auch des raſch bereicherten Grafen Kleider waren mit Edelſteinen überſät; ja Seidenzeug und Silberſtoff koſteten ihm für ſeine Vermählung 40,000 Thaler. Wie die meiſten Emporkömmlinge war Somerſet anmaßlich und grob, nicht bloß gegen Geringere und Gleichgeſtellte, ſondern ſelbſt gegen den König, welcher ſich aus ſo unwürdiger Sklaverei erſt frei machte, als der Graf und ſeine Gemahlin ihren ehemaligen Freund Overbury vergifteten, hauptſächlich weil er von dieſer der Wahrheit gemäß geſprochen hatte. Indeß büßten nur die niederen Theilnehmer den Frevel mit dem Tode, jene beiden Haupturheber hingegen wurden begnadigt, und lebten noch lange gehaßt und verachtet.

Ungewarnt durch dieſe und andere Erfahrungen erkor ſich Jakob einen neuen Liebling an Villiers, dem nachmaligen Herzog von Buckingham. Er war ſo ſchön als gewandt, tanzte am zierlichſten, lief am raſcheſten, und ſprang am höchſten. Er hatte die reichſte Kleiderkammer und die meiſten Liebſchaften, ließ ſich zuerſt von Menſchen in einer Sänfte tragen, und fuhr zuerſt in einem mit ſechs Pferden beſpannten Wagen. Mit Geſang, Tanz, Feſten, Aufzügen und Schauſpielen wußte er dem Könige die Zeit zu vertreiben und bot, wenn ſtärkere Reizmittel nöthig ſchienen, die Hand zu Unanſtändigkeiten und Gemeinheiten aller Art. Obgleich einerſeits ſo ſich ſelbſt preisgebend, war andererſeits ſein Stolz unbegrenzt, ſein Eigennutz ungemäßigt, und ſelbſt der König ſeinen Launen und Grobheiten ausgeſetzt. Geheimniſſe ſchlau entdecken, mit loſer Rede Gegner abfertigen und Hofränke gar fein durchführen, war anfangs ſeine Luſt; allen Schein von Beſcheidenheit und Mäßigung legte er indeß ab, ſobald er der Gunſt des Königs ganz gewiß zu ſein glaubte, oder vielmehr ſeine Herrſchaft über ihn feſt gegründet hatte. Aufrichtig war Buckingham mehr aus Heftigkeit als aus Wahrheitsliebe, freigebig mehr aus Hang zur Verſchwendung als aus Großmuth, Freund oder Feind ohne Wahl, Klugheit und Unterſcheidung. Daher gewann er keinen treuen Anhänger, ja er verſtand nicht einmal ſich tüchtige Gehülfen zu erziehen. Buckingham beſaß nur die geringen Anlagen eines bloßen Hofgünſtlings, keine eines ächten Staatsmannes, und leitete doch ſo lange die öffentlichen Angelegenheiten! Ueberall handelte er ohne Plan und Zuſammenhang; ihn leitete kein großes Intereſſe für das Wohl ſeines Vaterlandes, er war kein Mann des Volks, kein großer Geiſt, kein edler Charakter.

Eitelkeit und Anmaßung entzweite ihn mit dem Spanien beherrſchenden Olivarez; die Art, wie er der Königin Anna in Paris den Hof machte, verdroß Ludwig XIII., und die geiſtige Ueberlegenheit Richelieu's glaubte er witzig zurückgewieſen zu haben, wenn er ihn den Admiral des ſüßen Waſſers nannte. Mit Recht ſchrieb deßhalb Camerarius dem Kanzler Oxenſtierna: ſo lange Buckingham hier in England regiert, iſt nichts Gutes zu erwarten; und Andere ſprachen: die Günſtlinge ſind von Gott zur Züchtigung der Herrſcher und der Völker beſtimmt, und er bedient ſich ſtets der gottloſeſten zu dieſem ſchrecklichen Zwecke.

Daß ein König wie Jakob und Günſtlinge wie Somerſet und Buckingham nicht im Stande ſein würden, in Beziehung auf die fremden Mächte, Eliſabeths würdevolle und einflußreiche Stellung zu behaupten, ließ ſich vorausſehen. Doch ſchien im Allgemeinen Englands Aufgabe unverkennbar, nämlich die ſpaniſch-öſterreichiſche Uebermacht und die franzöſiſche Eroberungsluſt gleichmäßig in Schranken zu halten und die Unabhängigkeit der vereinigten Niederländer zu ſichern. Jakobs Anſicht von dieſen ward aber ſchon dadurch ganz unpolitiſch, daß er ſie ſeinen theoretiſch abſtracten Grundſätzen gemäß, ſchlechthin als Empörer betrachtete. Zum Theil in dieſer Beziehung ſchrieb Heinrich IV. ſeinem Botſchafter in London: „König Jakob zeigt ſich ſo leichtſinnig und gedankenlos in ſeinen Worten und Handlungen, daß man ſehr wenig darauf bauen kann. Er verhandelt in Rom, in Spanien und überall, gleichwie mit mir, ſchließt ſich aber in Wahrheit weder offen noch insgeheim Jemand an, ſetzt ſich wegen irgend einer Hoffnung, welche die Seinen ihm erregen, bald ſo bald anders in Bewegung, prüft aber weder den Grund noch Gehalt der Sache, ſo daß er ſich, wie ich vorausſehe, in allen Dingen wird täuſchen laſſen."

Jakobs Friedensliebe und die Beendigung des Kriegs wider Spanien mag man im Allgemeinen billigen, bald aber bemerkten alle Nachbarn, daß jene Friedensliebe nicht aus den rechten Gründen entſtand, weshalb der franzöſiſche Geſandte berichtet: „So lange Jakob lebt, wird er unter keiner Veranlaſſung jemals einen Krieg beginnen, ſondern den Frieden ſelbſt durch ſchlechte unverſtändige und beſchimpfende Mittel zu erhalten ſuchen. Er haßt den Krieg aus Gewohnheit, aus Grundſatz und von Natur, und will ihn (nach ſeinen Worten) meiden wie ſeine eigene Verdammniß. Denn er iſt geboren und erzogen mit einem niedrigen und ſchwachen Herzen, und bildet ſich ein (nach Weiſe der Fürſten, welche ſich der Religion, den Wiſſenſchaften und dem Müſſiggange ergeben), er könne nie gegen ſeinen Willen, durch Pflicht und Gewiſſen, und aus gewaltigen und geſetzlichen Gründen zum Kriege gezwungen werden. Hierzu kommt, daß er ſich wegen ſeiner Schwäche, Nachläſſigkeit und Unerfahrenheit den Geſchäften nicht gewachſen fühlt und ſich davon hält. Und ſo glaubt er nun, er könne ſie während des Friedens mit weniger Schande Anderen aufladen, ſeine Fehler leichter verdecken, und ſeiner Natur gemäß in aller Freiheit, der Ruhe und den Vergnügungen leben."

Niemand benutzte dieſe Sinnesart geſchickter als der ſpaniſche Geſandte Gondomar. Er ſchrieb ſpäter an Lermo: „ich habe den König Jakob ſo in den Schlaf gewiegt, daß weder das Geſchrei ſeiner Tochter und ihrer Kinder, noch die wiederholten Vorſtellungen und Bitten ſeiner Parlamente und Unterthanen ihn aufzuwecken vermögend ſind." Etwanigen Widerſpruch von Staatsbeamten beſeitigte Gondomar durch Geſchenke und Jahrgelder, welche anzunehmen damals faſt Niemand Bedenken trug. An den Frieden mit England, welcher die Holländer alles engliſchen Beiſtandes beraubte, hätte Spanien gern ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß geknüpft, welches jedoch zum Theil deshalb nicht zu Stande kam, weil man fürchtete, jene würden ſich dann ganz den Franzoſen in die Arme werfen. Erſt nachdem Holland 1609 den zwölfjährigen Waffenſtillſtand mit Spanien abgeſchloſſen hatte, gewannen alle auswärtigen Verhältniſſe eine friedliche Geſtalt und Jakob ahnete nicht, daß die unter großer Pracht am 24. März 1613 vollzogene Vermählung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Pfalzgrafen Friedrich ihm neue und größere Sorge bereiten werde. Zunächſt freute man ſich in England, daß der ſpaniſch-katholiſche Einfluß hierdurch gemindert, und der König ſtärker zu den Proteſtanten hingezogen ſei.

Als nun aber Friedrich im Jahre 1618 die böhmiſche Krone annahm, traten die Wünſche der kriegsluſtigen Engländer und die Furchtſamkeit des Königs in unlösbaren Widerſpruch. Auch konnte Jakob die Gewalt der Begebenheiten und Leidenſchaften nicht durch ſeine allgemeinen Grundſätze mäßigen oder beherrſchen. Daher ſein Schwanken und ein Benehmen, welches ihn den Vorwürfen aller Parteien ausſetzte. Einerſeits z. B. erklärte

Digitized by Google

er ſich gegen jede Uebertragung von Kronen unter religiöſen Vorwänden und durch den Willen des Volks, und andererſeits erlaubte er doch Werbungen und Geldſammlungen zum Beſten ſeines Schwiegerſohnes und im Widerſpruche mit ſeinem den Spaniern gegebenen Verſprechen. Jenen theoretiſchen Behauptungen trat unter Andern der Erzbiſchof Abbot entgegen und ſagte: Friedrich muß die böhmiſche Krone annehmen und folgen, wohin ihn Gott Schritt vor Schritt führt. Die Könige der Erde, welche ihre Macht dem Thiere gaben, ſollen die Hure verlaſſen und ſie in Jammer ſtürzen. Verſtändlicher als dieſe apokalyptiſchen Deutungen waren Spottgedichte und Spottbilder. So führte man in Brüſſel eine Poſſe auf, wonach Friedrich unterſtützt wurde von Dänemark mit 100,000 Pökelhäringen, von den Niederlanden mit 100,000 Butterbüchſen, und vom Könige Jakob mit 100,000 Abgeſandten. Man ſtellte dieſen dar mit heraushängenden leeren Taſchen und mit einem Schwerte an der Seite, was Viele trotz aller Anſtrengung nicht herausziehen konnten.

Zugegeben, daß es bedenklich war, Unterthanen im Kriege wider ihren alten Herrſcher zu unterſtützen, ſchwierig in Deutſchland mit fremder Kriegsmacht aufzutreten, und wünſchenswerth durch Unterhandlungen das Ziel zu erreichen, ſo hätte doch König Jakob nie ſeine Würde preisgeben und ſich in ein verächtliches Licht ſtellen ſollen. Dies geſchah (welch ein Abfall von der wahrhaft königlichen Eliſabeth), indem er laut eines Berichts des franzöſiſchen Geſandten, dem ſpaniſchen Botſchafter Gondomar ſagte: Sie haben Urſach Ihrem Herrn zu ſchreiben, ich ſei ein Verräther, ein gottloſer Mann ohne Treu und Glauben. Der Pfalzgraf iſt ein abſcheulicher Menſch, ein Uſurpator; ich gebe Ihnen mein königliches Ehrenwort, daß ich den unirten Fürſten nicht beiſtehen werde.“ — Und dennoch verſprach König Jakob um dieſelbe Zeit dem pfälziſchen Geſandten das Gegentheil!!

Die Spanier bezahlten den König mit gleicher Münze, was ſich am deutlichſten in den langen und langweiligen Verhandlungen zeigt, welche über die Verheirathung des Prinzen Karl von Wales mit der Infantin Marie, der Schweſter Philipps IV., gepflogen wurden. Bei der damaligen Stellung der politiſchen und religiöſen Parteien war eine ſolche ungewöhnliche Verbindung eines proteſtantiſchen Thronerben mit einer Prinzeſſin aus dem erſten katholiſchen Königshauſe allerdings von ungemeiner Wichtigkeit, und noch weit darüber hinaus erſtreckte ſich Hoffnung und Furcht in Hinſicht auf angekündigte, oder ſtillſchweigend vorausgeſetzte Zwecke. Jakob glaubte nach ſeiner eitlen Weiſe, daß, wenn er durch eine Tochter auf die Proteſtanten und durch eine Schwiegertochter auf die Katholiken wirke, ſo werde er überall als Schiedsrichter auftreten, die Stürme beſchwichtigen, den Frieden herbeiführen und ſeinem Schwiegerſohne mit ſpaniſcher Zuſtimmung die Pfalz wieder verſchaffen. Die Spanier ſtellten ſich hiezu bereitwillig, um den König von England und ſeine Unterthanen von kriegeriſchen Beſchlüſſen abzuhalten und Zeit zu gewinnen; wenn ſie aber auch (was gar nicht anzunehmen iſt) den ernſtlichen Willen gehabt hätten, jene politiſchen Plane zu unterſtützen, blieben ſie doch bei Oeſterreichs und Baierns beharrlichem Widerſpruch außer Stande ſie durchzuſetzen.

Mehr als die politiſche, trat die religiöſe Seite bei den Spaniern in den Vordergrund. Während nämlich eine Partei heftig tadelte, daß man eine rechtgläubige Prinzeſſin in die Sündenwelt der Ketzer hinausſtoßen wolle, betrachtete die andere den Heirathsplan wie eine göttliche Fügung, um dadurch den Katholicismus in England herzuſtellen und die Verbindung mit Rom wieder anzuknüpfen. Dieſe untereinander widerſprechenden Anſichten und Zwecke, der Wunſch zu täuſchen und die Furcht getäuſcht zu werden, zogen die Verhandlungen ſo ſehr in die Länge, daß Buckingham, Karls Ungeduld benutzend, den Plan entwarf: der Prinz ſolle ſelbſt nach Madrid eilen und ritterlich die Prinzeſſin gewinnen! Jakobs Bedenken wurden zurückgewieſen, ſeine Einwilligung faſt erzwungen und der ſpaniſche förmliche Hof durch des Prinzen Ankunft aufs Aeußerſte überraſcht. — Dieſer Beſchluß (ruft der venetianiſche Geſandte Valareſſo aus) iſt ein Abgrund unbegreiflicher Wunder, ein Labyrinth ohne Eingang und Ausgang, gebilligt von Niemand, ohne Vorbild in der alten und neuen Geſchichte. Er ſtreitet mit dem wahren Intereſſe des Königs, des Reichs, des Prinzen, Buckinghams. Wenn (wie Einige behaupten) Gondomar ſagte: die Heirath werde zu Stande kommen, wenn der Prinz nach Spanien gehe, ſo wollte er wohl nur die Unmöglichkeit jener Verbindung durch die Unmöglichkeit dieſer Reiſe ausdrücken.

Man behandelte den Prinzen in Madrid mit großer Auszeichnung, ſo lange man glaubte, er werde katholiſch werden und ſteigerte hier, wie in Rom, die religiöſen Forderungen und Bedingungen immer mehr, weil man glaubte, Karl habe durch ſeine Uebereilung jeden Rücktritt unmöglich gemacht. Ja Olivarez erklärte rund heraus: wir müſſen annehmen, daß ſeine Hoheit, als ſie die Reiſe antraten, beſchloſſen hatten, zu unſerer Kirche überzugehen. Karl gab in der That ſehr Vieles nach, und am 26. November 1623 kam endlich die päpſtliche Dispenſation in London, jedoch mit dem Zuſatze an: ſie ſei nichtig, ſobald nicht alle Punkte erfüllt würden. Allein ſchon die erſte Bedingung: den Katholiken in England Duldung und freie Religionsübung zuzugeſtehen, war bei der damaligen leidenſchaftlichen Sinnesart ganz unausführbar. Obgleich alſo König Jakob die Heirathspunkte beſchwor und ein großes Feſt gab, wobei (laut Herkommens) der Nachtiſch preisgegeben und Teller und Schüſſeln zum Beweiſe großer Freude zerſchlagen wurden, waren doch weſentliche Hinderniſſe noch unbeſeitigt und neue entſtanden in Madrid.

Der ſpaniſchen Hofordnung gemäß ſah Karl die Infantin nur ſelten und verſtohlen, weshalb er (den Liebhaber dem Prinzen voranſtellend) einſt mit Buckingham über eine Mauer ſprang um ſie in ihrem Garten zu ſprechen. Dies ward indeſſen ſehr übel vermerkt und Buckinghams vorlautes, ſelbſt den Prinzen nicht ſchonendes Benehmen, von den ernſteren Spaniern als unanſtändig bezeichnet. Noch übler, daß Buckingham ſich mit dem in Spanien ſo mächtigen Olivarez ganz überwarf und ihm in Gegenwart des Prinzen und König Philipps ſagte: des letzteren Gnade erkenne er auf jede Weiſe an, dem Miniſter ſei er dagegen weder Dank noch Freundſchaft ſchuldig. Olivarez antwortete: dies gelte ihm gleich, beharrte aber mit den befragten Theologen dabei: die kirchlichen Punkte müßten vor der Heirath vollzogen und den Katholiken in England ſo viel Rechte eingeräumt ſein, als anderwärts den Proteſtanten durch Rudolf, Matthias und Heinrich IV. bewilligt worden.

Mit derſelben Leidenſchaftlichkeit, mit welcher Buckingham früher die Heirath durchſetzen wollte, ſuchte er dieſelbe jetzt zu hintertreiben, kehrte mit Karl nach England zurück, klagte (die dem Prinzen und ihm günſtige Stimmung des Volks und Parlaments benutzend) den Grafen Briſtol mit Unrecht an, daß er früher die Sache in Madrid ſchlecht geleitet habe, maß alle Schuld dem ſpaniſchen Hofe bei, und ſetzte durch, daß jede Verbindung mit demſelben abgebrochen, ja ihm zuletzt der Krieg erklärt wurde. — Die Spanier (ſagt Valareſſo) verachten aber dieß Reich als ſchwach, arm, uneinig, gelenkt von einem furchtſamen Könige und einem unerfahrenen Prinzen; ſie ſpotten ihres Zornes und reden von einem Aufſtande der Mäuſe gegen die Katzen. So weit war England ſeit Eliſabeths Regierung und dem glorreichen Jahre 1588 geſunken!

Betrachten wir jetzt die inneren Angelegenheiten, ſo erſcheinen die Mißverhältniſſe nicht geringer. Zuvörderſt traten die Grundſätze des Königs über ſeine unbeſchränkte Gewalt und die Anſprüche der Parlamente auf Theilnahme an der Regierung in ſolchen Gegenſatz, daß eine Verſtändigung kaum möglich blieb. Nun iſt zwar bemerkt worden: des Königs Despotie ſei bloß ſpeculativer, alſo ſehr unſchuldiger Art geweſen, allein der Kampf wider dieſelbe war ſchon um deswillen pflichtmäßig und nothwendig, weil die ſtillſchweigende oder ausdrückliche Anerkenntniß jener Grundſätze die Tyrannei legaliſirt und alle ſtaatsrechtlichen Freiheiten ſo preisgegeben hätte, daß jeder kraftvollere König ſich darauf würde berufen haben. Ferner blieben Jakobs Anſichten keineswegs bloß ſpeculativ, ſondern wurden ſehr praktiſch, wenn er aus eigener Macht die Berufung des Parlaments unterließ, Stimmrechte verlieh, auf die Wahlen den beſtimmteſten Einfluß übte, alle Berathungen über Staatsangelegenheiten unterſagte, oder doch mißbilligte, und Mitglieder des Parlaments für Aeußerungen verhaften und ſtrafen ließ, welche keineswegs über den Kreis heilſamer Befugniſſe hinausgingen.

Nicht unnatürlich gerieth das Parlament (zum Theil durch den König aufgereizt) auch ſeinerſeits in Uebertreibungen und Leidenſchaften, und von den Bemühungen ſeine bisherigen Rechte zu behaupten, kam es um ſo eher auf den Gedanken, dieſelben zu erweitern, weil Jakob offenbar darauf ausging, ſie zu verringern, oder als bloß willkürliche Gaben ſeiner Gnade zu bezeichnen. Auch kann ja zuletzt in keinem lebendigen Staate die Unbeweglichkeit der Rechte und Verhältniſſe als höchſtes Ziel der Weisheit und Glückſeligkeit aufgeſtellt werden. Gerade daraus, daß Jakob vom Jahre 1609 bis 1620 (mit Ausnahme einer zweimonatlichen Sitzung im Jahre 1614) kein Parlament berief, und in den dreizehn letzten Jahren ſeiner Regierung faſt gar keine förderlichen Geſetze gegeben wurden, aus dieſem thörichten Stillſtande erwuchſen großentheils die ſpäteren, deſto heftigeren Bewegungen.

Schon mit ſeinem erſten, am 31. December 1609 aufgelöſten Parlamente gerieth Jakob in Streit über Geldbewilligungen, Rechtskraft ſeiner Proclamationen und Begrenzung ſeiner geiſtlichen Gewalt. Bei der Eröffnung des zweiten Parlaments (den 7. April 1614) verſprach Jakob (unter tadelnden Hinweiſungen auf das Verfahren des erſten Parlaments), er werde ſeinerſeits alles Mögliche thun, und wünſche, daß ſie einträchtig wirken und ſingen möchten ecce quam bonum. — Bald aber wandten ſich die Dinge wie das erſte Mal, weshalb der König, als er ſah, daß das Parlament eigene Wünſche und Beſchwerden voranſtellte, und keineswegs das von ihm Geforderte raſch

Digitized by Google

bewilligte, daſſelbe Anfangs Junius übereilt auflöſte, obgleich dadurch an ſechzig bereits eingeleitete Bills unerledigt blieben. Seitdem ſuchte er mit den gewöhnlichen Einnahmen auszukommen, oder auf Nebenwegen Geld herbeizuſchaffen, was große Unzufriedenheit erregte und endlich 1620 zu einer Berufung des dritten Parlaments zwang. In ſeiner Eröffnungsrede ſagte Jakob: er habe ihnen oft gepfiffen, aber ſie hätten nicht getanzt, oft getrauert, aber ſie hätten nicht mitgeklagt. Jetzt hege er jedoch die beſten Hoffnungen für die Zukunft. Hierauf ſetzte er auseinander, was nach ſeiner Anſicht das Parlament und deſſen Zweck ſei und verſprach die proteſtantiſche Lehre, ungeachtet des ſpaniſchen Heirathsplanes, zu ſchützen. Er habe die mangelhafte Verwaltung überall gebeſſert und nur wenig Gelder verlangt und bekommen, obgleich ihm die pfälziſchen und böhmiſchen Angelegenheiten manche Ausgabe verurſacht hätten.

Das Parlament bewilligte hierauf eine namhafte Summe, und erhob gemäßigte Beſchwerden über einige Monopole, Entbindung von peinlichen Geſetzen und dergl. Dieſe Einigkeit mit dem Könige dauerte indeſſen auch diesmal nicht lange, vielmehr trieb die Verhaftung eines Parlamentsgliedes und das, wie man glaubte, unzeitige und feindliche Unterbrechen der Sitzung zu härteren Aeußerungen über die Führung der auswärtigen Angelegenheiten und die Behandlung der Katholiken in England. Ein ſich hieran reihender Schriftwechſel endigte damit, daß das Parlament dem Könige zwar für alle Güte und alle Bewilligungen dankte, jedoch folgende Erklärung in die Bücher des Unterhauſes eintragen ließ: die Freiheiten und Rechte des Parlaments ſind ein altes, nicht zu bezweifelndes Geburtsrecht und Erbtheil der Engländer, und alle wichtigen und dringenden Angelegenheiten in Staat und Kirche, ſowie die Entwerfung von Geſetzen und die Abſtellung von Mißbräuchen ſind die ganz eigenen Gegenſtände der Berathungen und Beſchlüſſe des Parlaments. Hierüber können die Mitglieder in der ihnen beliebigen Ordnung frei ſprechen, und dürfen deshalb nicht zur Unterſuchung gezogen werden.

Wegen dieſer Erklärung zürnte König Jakob ſo ſehr, daß er dieſelbe eigenhändig durchſtrich und aus den Büchern des Unterhauſes in Gegenwart des ganzen Geheimenrathes und aller Richter am 30. December 1621 hinwegnehmen ließ. Denn

Erſtens ſei er nicht geſonnen Herkommen und Rechte zu verkürzen, werde aber eben ſo wenig eine zweideutige, für die königlichen Rechte bedenkliche Faſſung dulden.

Zweitens ſei der zu jener Erklärung gewählte Zeitpunkt ganz unpaſſend, da er eben die Forderungen des Parlaments bewilligt und daſſelbe ihm dafür gedankt habe.

Drittens ſei dieſelbe an einem Nachmittage übereilt durchgetrieben worden, wo kaum ein Drittel der Mitglieder gegenwärtig geweſen wäre.

Acht Tage ſpäter, den 6. Januar 1622, löſte der König mit Beiſtimmung ſeines ganzen Rathes das Parlament auf und machte die Gründe ſeines Verfahrens bekannt. Sie hätten (hieß es z. B.) ungebührlich von fremden Herrſchern geſprochen und Zeit verdorben mit unnützen Unterſuchungen über ihre Privilegien und die Rechte des Königs. Obgleich dieſer das Parlament aufgelöſt habe, gedenke er doch gut zu regieren und bei einer günſtigen Gelegenheit ein neues zu berufen. — Manche der kühnſten Sprecher im Ober- und Unterhauſe wurden bald darauf unter allerhand Vorwänden aus England hinweggeſchickt, Andere (wie Oxford, Southampton, Coke, Philips, Selden und Pym) auf kürzere oder längere Zeit verhaftet.

Dieſe Maßregeln hatten aber nur zur Folge, daß der Umfang der königlichen Rechte immer ſchärfer unterſucht und jeder Beſtrafte für einen Märtyrer der guten Sache gehalten wurde.

Zum Theil deshalb eröffnete Jakob ſein letztes Parlament am 19. Febeuar 1623 mit einer zutraulichen Rede, in welcher er die ſpaniſchen und pfälziſchen Angelegenheiten berührte und vor übertriebenen Unterſuchungen und Zweifeln warnte. Er wolle ihnen nicht zu nahe treten, ſie möchten aber auch ein Gleiches thun und ihm als einem milden Könige vertrauen. Das Unterhaus erklärte ſich lebhaft gegen die Katholiken, rieth die Verhandlungen über die Heirath einer Infantin abzubrechen und bewilligte endlich Geld zu einem Kriege wider Spanien. Katholiſche Lords, welche ſich weigerten die vorgeſchriebenen Eide zu leiſten, wurden vom Oberhauſe ausgeſchloſſen, wogegen ſich die Zahl der Glieder des Unterhauſes dadurch erhöhte, daß allmälig 14 Ortſchaften durch den König das Recht erhielten, Abgeordnete in das Unterhaus zu ſenden.

Dieſes letzte Parlament Jakobs vernichtete mit königlicher Bewilligung alle Monopole und ſtellte dabei einen Grundſatz auf, aus welchem großentheils alle britiſche Freiheit erwachſen iſt, nämlich: daß jeder Engländer thun könne, was er wolle, ſobald er dadurch den Rechten ſeiner Mitbürger nicht zu nahe trete, und daß weder der König, noch ein öffentlicher Beamter, ſondern allein das Geſetz dieſe Freiheit beſchränken könne.

Ein allgemeiner Satz dieſer Art erlaubte jedoch im Einzelnen verſchiedenartige Deutung und Anwendung; wenigſtens löſte er nicht alle damals hervorkeimenden Zweifel. So glaubte z. B. der König, er dürfe Handelsſteuern auflegen, weil er Handelsverträge ſchließe, und klagte in dem Maße über den Geiz des Parlamentes, als dies ſeine ſchlechte Wirthſchaft und Verſchwendung rügte. Jener bemerkte ferner: die Maſſe der Domainen ſei verringert, der Silberwerth ſinke und man könne die ſteigenden Ausgaben nicht mit den alten Einnahmen beſtreiten; dieſes erwiederte: zu wahrhaft nützlichen Ausgaben werde man das Geld nicht verweigern und die Abgeneigtheit des Bewilligens entſtehe gutentheils daher, daß der König Beſſerungen anderer Art zurückweiſe, und, um ſeine Verlegenheit zu beſeitigen, Domainen verkaufe, neue Monopole verleihe, minderjährige Lehnsleute durch ſeine Vormundſchaft bedrücke, übertriebene Geldſtrafen auflege oder zahlreiche Standeserhöhungen vornehme, welches Alles mit dem Buchſtaben oder dem Sinne der Geſetze ſtreite.

Nicht beruhigender als die bürgerlichen, erſchienen die kirchlichen Verhältniſſe. Einerſeits nämlich klagten die Katholiken, daß Jakob ihre Hoffnungen getäuſcht habe, ihnen nirgends Duldung verſtatte und in einem zu London erſchienenen Glaubensbekenntniſſe den Papſt als Antichriſt, ſowie die tridentiner Kirchenverſammlung als thöricht und blutgierig bezeichnet werde; andererſeits beſchwerten ſich die Proteſtanten, daß er ihren Gegnern viel zu viel bewillige, und ihre Glaubensgenoſſen in Böhmen und Deutſchland feige preisgebe. Beide Theile hatten in ſo fern Recht, als es dem Könige an Einſicht und Charakterkraft mangelte, den richtigen mittleren Weg aufzufinden und mit Ueberlegenheit darauf zu beharren. So entſtand ſeine Nachgiebigkeit gegen Rom weit mehr aus Furcht vor jeſuitiſchen Ränken und Mördern, als aus innerer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Heilſamkeit einer größeren und allgemeineren Duldung. Verfolgte er doch die unglücklichen Arminianer ſelbſt in den Niederlanden, weil ihr Syſtem hinſichtlich einiger Lehrſätze von dem ſeinigen abwich.

Die Jeſuiten, welche laut ihres eigenen Eingeſtändniſſes ſelbſt während der Regierung Eliſabeths wirkſam waren, erhöhten jetzt ihre Thätigkeit in England, Schottland und Irland, und ſandten aus ihren Erziehungsanſtalten in Spanien, Italien und den Niederlanden gar manchen Zögling übers Meer. Ihre Hoffnungen wurden aber zu Schanden, als Catesby, Piercy und mehrere fanatiſche Katholiken ſich verſchwuren, den König nebſt dem ganzen Parlamente in die Luft zu ſprengen. Alles war hierzu gar vorſichtig angeordnet, und es fehlten nur noch zwölf Stunden bis zur Vollziehung der That, als der katholiſche Lord Monteagle einen Warnungsbrief erhielt: er möge nicht im Parlament erſcheinen, weil ein plötzlicher, ungeheurer Schlag von unſichtbarer Hand bevorſtehe. Graf Salisbury, welchem Lord Monteagle jenen Brief mittheilte, überließ dem Könige das Verdienſt zuerſt an Pulver gedacht zu haben. Die angeſtellte Unterſuchung erwies den ruchloſen Plan nur zu vollſtändig. Einige Theilnehmer entflohen, andere wurden ergriffen und hingerichtet, keiner aber zeigte Reue; ſo groß war der Aberglaube über die Verdienſtlichkeit des ungeheuren Frevels. Jeſuiten ſollen jeden darüber noch etwa vorhandenen Zweifel zu heben geſucht und den Verſchworenen Abendmahl und Losſprechung ertheilt haben. Garnet, ihr Provinzial, ward hingerichtet, weil er von der Verſchwörung Kenntniß beſaß, ſie aber nicht anzeigte.

Obgleich jeder rechtſchaffene Katholik den heilloſen Plan verdammte, waren alle Leidenſchaften ſo ſehr aufgeregt, daß nicht bloß Jeſuiten und katholiſche Geiſtliche nochmals bei Lebensſtrafe verwieſen, ſondern von jedem Unterthan ein neuer allgemeiner Eid (of allegiance) zur Sicherung des Königs verlangt wurde. Manche Katholiken glaubten ihn ſchwören zu können, da er nur bürgerliche Ordnung und Gehorſam bezweckt, andere verweigerten ihn mit Bezug auf eine Erklärung Papſt Pauls V. Dieſe Weigernden wurden von allen Aemtern ausgeſchloſſen, Beſuch des proteſtantiſchen Gottesdienſtes und Genuß des Abendmahls bei Strafe anbefohlen und eine Hausſuchung nach katholiſchen Büchern, Reliquien u. dgl. angeordnet. Jakobs löbliche Behauptung: man dürfe die Strafen der Verſchwörung nicht mittelbar auf unſchuldige Katholiken ausdehnen, hatte kein Gewicht und galt Vielen für Aberglauben und Götzendienſt.

Die hohe, dem Namen nach herrſchende Kirche ſtrebte auf alle Weiſe danach, Uebereinſtimmung der Lehre und der kirchlichen Verfaſſung aufrecht zu erhalten, und unterſtützte überall die unbedingten Anſprüche des Königs, theils aus innerer Ueberzeugung, theils um bei ähnlichem Bemühen ſeines Beiſtandes gewiß zu ſein. Faſt alle engliſche Biſchöfe ſprachen von ihm in Ausdrücken unbegrenzter Verehrung und leiteten ſein Recht und ſein Thun unmittelbar von Gott ab, während ſie vom Parlamente mit wenig Achtung redeten, oder gar den

Digitized by Google

Königs Unbeſchränktheit auch auf willkürliche Beſteuerung aus-dehnten.

Dieſe Anſichten, die ſteigende Gewalt der geiſtlichen Commiſſion, ſo wie der weltliche Sinn und die Genußliebe mancher höheren Geiſtlichen vermehrte die Heftigkeit und die Macht der Puritaner. Man nannte ſie Vertheidiger der kirchlichen Freiheit, Bekenner der reinen vom Arminianismus unverfälſchten Lehre Calvins und lobte die regelmäßige Sittlichkeit ihres Lebens. Eifrige Anhänger der hohen Kirche hingegen äußerten: der Puritanismus iſt ein Deckmantel für die Nichtsnutzigen und für gewiſſenhafte Männer kaum mehr als eine Narrenkappe. So ſteht die hohe Kirche in der rechten Mitte zwiſchen zwei apokalyptiſchen Thieren, dem Puritanismus und Papismus.

Allerdings legten die Puritaner übertriebenes Gewicht auf gewiſſe von ihnen mißbilligte Aeußerlichkeiten (z. B. das Kreuz bei der Taufe, den Ring bei der Trauung, das Kniebeugen beim Namen Jeſus und den Gebrauch des Chorhemdes), allein ihre Gegner waren in dieſen Beziehungen eben nicht duldſamer, und für ſchärfer Sehende offenbarte ſich allerdings ein tieferer und allgemeinerer Gegenſatz zwiſchen ihnen und der hohen Kirche. Ueberzeugt, daß Religionsgeſpräche weit öfter die Spaltungen erweiterten, als Frieden erzeugten, hatte ſie Eliſabeth immer verhindert; Jakob hingegen bot auf den Grund umſtändlicher Klagen der Puritaner hierzu die Hand, theils weil er die Wahrheit zu fördern hoffte, theils weil er ſich ſelbſt als Theologen und Redner zeigen wollte. Bei der Eröffnung dieſes Religionsgeſpräches zwiſchen Epiſkopalen und Puritanern zu Hamptoncourt (Januar 1605) erklärte der König ſeine Achtung vor der beſtehenden Kirchenverfaſſung und ſeine Abneigung dieſelbe zu ändern; doch könnten Mißbräuche eingeſchlichen ſein, welche Beſſerungen nöthig machten, auch ſei die Verhandlung jedenfalls nützlich, um das Geſchrei der Unruhigen zu beſeitigen. Als nun aber die Puritaner auf ihren Meinungen beharrten, obgleich ſich der König oft ſelbſt in das Geſpräch miſchte, kamen ſeine Anſichten ſchärfer an das Tageslicht: er wolle die Zahl der Geſetze und kirchlichen Vorſchriften nicht vermehren, oder die Glaubensbücher mit theologiſchen Spitzfindigkeiten anfüllen. Königthum und Presbyterianismus vertrügen ſich ſo wenig wie Gott und Teufel, denn Hans und Kunz kämen nach dieſer Lehre zuſammen und kritiſirten unverſtändig jeden König und jede Regierung. Er wiſſe wie die Presbyterianer ihn und ſeine Mutter behandelt hätten, und wie wahr der Satz ſei: kein Biſchof, kein König. — In Bezug auf dieſe Aeußerungen ſagte Erzbiſchof Whitgift: er ſei überzeugt, durch den König ſpreche der Geiſt Gottes; und der Biſchof Bankroft fügte hinzu: ich kann bezeugen, daß mein Herz von Freude überfloß, weil der allmächtige Gott uns aus beſonderer Gnade einen König geſchenkt hat, wie es ſeit Chriſti Zeit keinen gab. In einer amtlichen Vorſtellung ward endlich erklärt: die hohe Kirche ſei in allem Weſentlichen rein und tadellos befunden worden, und (mit Ausnahme einiger geringen Abänderungen am Gebetbuche) müſſe Alles beim Alten bleiben. Später ward befohlen: Niemand ſolle über Dinge predigen, welche in den 39 Artikeln nicht erwähnt wären, und eben ſo wenig über Vorherbeſtimmung, Gnadenwahl, geiſtliche Rechte des Königs u. ſ. w.

Die Puritaner klagten allgemein, daß einſeitig und ohne Zuziehung des Parlaments, bloß durch königliche Proklamationen, wider ſie entſchieden ſei; uneinig aber waren ſie: ob man ſich den Beſtimmungen unterwerfen und die engliſche Kirche für eine ſolche halten könne, aber ob man ſie als ein Glied des Antichriſts betrachten müſſe? Viele der ſtrenger Geſinnten wanderten nach den Niederlanden und nach Amerika aus, und zurückbleibende Widerſpenſtige wurden beſtraft oder entſetzt; doch gewann im Ganzen die hohe Kirche nur ſehr wenig durch dieſes ſtrenge Abſchließen und Ausſchließen, und noch ſchroffer ſtellten ſich ihr die Puritaner in Schottland entgegen.

Dieſe trachteten nach einer von jeder weltlichen Oberleitung durchaus unabhängigen Kirche, ohne alle Abſtufung der Würden und mit einem von Kunſt und Ceremonien ganz entfernten Gottesdienſte. Der daran ſich knüpfende Ernſt des Lebens und der Lebensanſichten ging bei Einigen in wilde Schwärmerei, bei Anderen in finſtere Melancholie über. Und ſelbſt die gemäßigteren Geiſtlichen hielten es für ihre Pflicht: den Wandel des Königs, der Königin und ihrer Günſtlinge, die Verwaltung der Miniſter, ſowie alle öffentlichen Angelegenheiten ſchonungslos zu beurtheilen, und darüber von der Kanzel herab zum Volke zu ſprechen. Sie erweiterten ihre Gerichtsbarkeit, mehrten und ſchärften ihren Bann, den die weltliche Macht anerkennen müſſe und ſelbſt dann nicht aufheben dürfe, wenn er ungerechter Art ſei. So bannte eine Synode im Jahre 1593 alle katholiſchen Lords ohne Rückſicht auf des Königs Einrede, und ſtellte ihnen nur die Wahl ſich zu bekehren oder das Land zu verlaſſen.

Dies Alles ſtand mit den Grundſätzen Jakobs in dem grellſten Widerſpruche; er ſuchte deshalb die niedere Geiſtlichkeit theils durch Bewilligungen, theils durch Drohungen auf ſeine Seite zu bringen, gewann manche niedere Barone, die ſeit dem Jahre 1584 für die Grafſchaften im Parlamente erſchienen, ſowie diejenigen unter den Lords, welche Kirchengüter zu erwerben wünſchten oder deren Herausgabe befürchteten.

Zu dieſer Zeit erhielt die Geiſtlichkeit gewiſſermaßen eigene Vertreter im Parlamente. Die allgemeine Verſammlung ſchlug nämlich zu jeder Stelle ſechs Perſonen vor, aus welchen der König eine erwählte. Doch durften dieſe Stellvertreter ohne beſonderen Auftrag Nichts in Anregung bringen oder genehmigen, was der Kirche nachtheilig werden könnte; ſie blieben nur ein Jahr in ihrem Amte und waren der allgemeinen Verſammlung der Geiſtlichen verantwortlich. Während Manche derſelben in dieſer parlamentariſchen Wirkſamkeit einen Gewinn für die Kirche ſahen, verwarfen Andere mit Heftigkeit jede Theilnahme an weltlichen Reichsverſammlungen; denn ſie führe, wo nicht zu einer Unterwerfung der Kirche unter den Staat, doch über kurz oder lang zu einer Herſtellung der Biſchöfe. Faſt Alle traten Buchanan's Grundſatze bei: daß Fürſten wegen ihrer Verbrechen gleichwie der geringſte Unterthan den Gerichten verantwortlich ſind, und im Fall des Widerſtandes mit den Waffen dürfen gezwungen und abgeſetzt werden.

Bis zu ſeiner Thronbeſteigung in England ſah ſich Jakob gezwungen, ungemein vorſichtig und gemäßigt gegen die Presbyterianer zu verfahren; während der folgenden Jahre traten aber ſeine kirchlichen Plane immer beſtimmter hervor und wurden durch Mittel jeder Art (Lob, Belohnungen, Beſtechungen, Drohen, Abſetzen und Verbannen), oft mit Verletzung vieler Formen befördert. Die Kirche ſollte ſich dem Staate unterordnen und keine geiſtliche Verſammlung ohne königliche Genehmigung berufen werden. Die Biſchöfe erhielten (1606 — 1610) meiſt ihre Güter und ihre Sitze im Parlamente zurück und wurden Häupter der Verſammlungen: jeder Prieſter ſollte ihnen Gehorſam ſchwören, Niemand aber über die Kirchenverfaſſung und dieſe neue Anordnungen predigen.

Im Jahre 1617 ſetzte der König ferner manche Aenderung ſowie Beſchluß durch: was er mit Rath der Erzbiſchöfe, Biſchöfe und einer hinreichenden Zahl von Geiſtlichen anordne, ſolle Geſetz ſein. Gleichzeitig führte er in ſeiner Kapelle den Chor, die Orgel und manches andere früher Abgeſchaffte wieder ein, und brachte am 25. Auguſt 1618 die Kirchenverſammlung zur Annahme der ſogenannten fünf Artikel von Perth. Sie ſetzen feſt: 1) das Abendmahl wird knieend empfangen; 2) es darf an Kranke in ihren Wohnungen vertheilt werden; 3) Privattaufen ſind erlaubt; 4) achtjährige Kinder dürfen confirmirt und 5) gewiſſe Feſttage ſollen gehalten werden.

Dieſe Punkte erſchienen Vielen um ſo bedenklicher, da in ihnen manche ſchwierige und ſtreitige Lehre nur angedeutet war oder verborgen lag; ſo z. B. über die wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahl, über die Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit, über die Gewalt der Biſchöfe u. ſ. w. Dennoch wurden dieſe Artikel vom Parlamente im Jahre 1621 mit einer Mehrheit von 27 Stimmen beſtätigt, nachdem der königliche Beauftragte erklärt hatte, es ſollten keine weiteren Neuerungen eintreten. Seitdem wuchs überall die königliche und die biſchöfliche Macht; ja bloße Eingaben und Vorſtellungen an das Parlament galten ſchon für aufrühreriſch. Wenn die frühere prieſterliche Demokratie oft finſterer Strenge, Anmaßung und Unruhe zeigte, ſo die neue biſchöfliche Ariſtokratie oft ſittliche Ausartung und neben Knechtſinn eine Herrſchſucht anderer Art. Daher ſchrieb Jakob den Biſchöfen: der ungehorſame, aufrühriſche, rebelliſche Haufe muß gehorchen, ſonſt widerſteht er Gott, ſeinem natürlichen Könige und den Geſetzen des Landes. Das Schwert iſt in Eure Hand gegeben, geht deshalb drauf los, gebraucht es und laßt es nicht länger ruhen.

Weder Jakob noch ſeine Gegner hatten einen Begriff von dem Weſentlichen des allen Bekenntniſſen zu Grunde liegenden Chriſtenthums und von einer ächten Duldung; ja Alle hielten das Daſein zweier abweichenden Anſichten in einem Staate für verderblich und verdammlich, und jeder verlangte die ganz ausſchließende Herrſchaft ſeiner Meinung. In Streit- und Spottſchriften vertheidigte man dieſelbe mit ſolcher Heftigkeit, daß die Regierung mehrere Male ernſte Maßregeln dawider ergriff. Sie blieben aber meiſt erfolglos, und Staat und Kirche wurden der Gegenſtand immer ſchärferen Tadels. Von puritaniſcher Seite traf derſelbe unter Anderem eine königliche Verfügung von 1618 über die Feier des Sonntags. Laut der Schrift ein Doktors Bound ſollte an demſelben keine Hochzeit oder anderes Feſt ſtattfinden, keine andere als geiſtliche Beſchäftigung eintreten, höchſtens mit einer Glocke geläutet und Scherz und heitere Reden wie Sünde betrachtet werden. Ob nun gleich jene Verfügung Jakobs, die Geſellſchaften, Spiele und Erholungen nur in den Stunden erlaubte, wo Sonntags kein Gottesdienſt gehalten wurde, und nur diejenigen Perſonen zuließ, welche bereits die Kirchen beſucht hatten, nahmen Sabbatarier und Puritaner dennoch hieran den größten Anſtoß. Umgekehrt

heißt es in einer Spottſchrift wider die letzten: im Fall Gott und ſeine Engel am jüngſten Tage in ihren ſchönſten weißen Kleidern herabkämen, würden die Puritaner dennoch davonlaufen und ſchreien, daß die Gräuel der Kapellkinder auf ſie eindrängen.

Zu ſo vielen allgemeinen Gründen der Unzufriedenheit und Auflöſung traten damals noch manche einzelne Beſchwerden und Ungerechtigkeiten. So z. B. die Behandlung des ſtolzen und heftigen, aber ungemein geiſtreichen Walter Raleigh. Seine Feindſchaft gegen Eſſex hatte ihn bei dem Volke, ſein Haß gegen die Schotten bei dem Könige Schaden gethan. Obgleich er, ungeachtet mancher Uebertretung vorgeſchriebener Formen, der eigentlichen Theilnahme an Cobham's Verſchwörung nicht überführt wurde, blieb er zehn Jahre in der Haft, bis er durch Lady Villiers dem neuen Günſtling Buckingham 1500 Pfund zahlte. Eine von ihm hierauf geleitete, allerdings widerrechtliche Unternehmung gegen ſpaniſche Beſitzungen mißglückte und ward (als der Einfluß Gondomars in London wieder wuchs) als Verrath betrachtet, obgleich Etliche behaupten, daß der König Jakob der Sache keineswegs ganz fremd geweſen ſei. Weil indeß die neue Anklage keine ſchwere Strafe herbeiführte und die Spanier in ihrer Verfolgung nicht nachließen, ward der alte erloſchene Prozeß nochmals aufgenommen und unter Bakons feiger Beiſtimmung beſchloſſen, das frühere Todesurtheil (ohne Rückſicht auf die zwar nicht ausdrückliche, aber doch ſtillſchweigend eingetretene Begnadigung) zu vollziehen. Das Volk, obgleich früher dem Raleigh abgeneigt, zeigte löbliches Mitleiden und zürnte den Richtern, wie dem von den Spaniern beherrſchten Könige. Doch hatten dieſe, abgeſehen von dem Erzählten, noch einen beſonderen Grund des Haſſes wider den Verurtheilten. Er führte nämlich in Irland den Oberbefehl, als gefangene Spanier mit kaltem Blute niedergehauen wurden, weil ſie keinen Auftrag von Philipp II. vorzeigen konnten und deshalb alſo wie Räuber zu betrachten wären.

Wie alles Größere verſchwand auch der Glanz und der Anſtand, welcher am Hofe Eliſabeths herrſchte, nur zu ſchnell, ohne daß Jakob es irgend verſtand ſich in anderer Weiſe beliebt zu machen.

Anſtatt, wie Eliſabeth, allen Unterthanen zugänglich zu ſein, zürnte der König jedem, welcher ſich ihm nahte, weshalb jemand ſeinem Jagdhunde eine Vorſtellung um den Hals hing, mit der Bittſchrift: Liebſter Köter, wir bitten Sie mit dem Könige über unſere Angelegenheit zu ſprechen, denn er hört Sie täglich, uns aber niemals!

Der franzöſiſche Geſandte Beaumont ſchrieb über die damaligen Verhältniſſe ſeinem Hofe: Ich erkenne ſo verſchiedenen Samen von Krankheiten in England, es brütet ſo viel in der Stille und ſo viele Ereigniſſe erſcheinen unausbleiblich, daß ich behaupten möchte: von jetzt auf ein Jahrhundert werde dieß Reich von ſeinem Glücke ſchwerlich einen andern Mißbrauch machen, als zu ſeinem eigenen Schaden. — Ich kann Euer Majeſtät verſichern, daß Sie eher Grund haben König Jakobs verkehrtes Benehmen und ſeinen Untergang zu ahnen und zu bemitleiden, als ſeine Macht zu fürchten. Der Muth der Engländer iſt in der Gruft der Eliſabeth mit begraben. Wie muß der Staat und die Lage eines Fürſten beſchaffen ſein, den die Prediger öffentlich auf der Kanzel heruntermachen, den die Stadtkomödianten auf der Bühne darſtellen, deſſen Frau dieſen Schauſpielen beiwohnt, um ihn auszulachen, dem das Parlament trotzt und ihn verachtet, und der allgemein von ſeinem ganzen Volke gehaßt wird. Seine Laſter ſchwächen ſeinen Geiſt; wo er als König ſprechen will, fährt er zu wie ein Tyrann, und wo er ſich herabläßt, wird er gemein. Unter ſcheinbaren Titeln ſucht er ehrloſe Handlungen zu verbergen, und weil ihn die Kraft zu dieſen verläßt, weidet er ſeine Augen da, wo er ſeine übrigen Sinne nicht mehr befriedigen kann. Das Ende von Allem iſt endlich jedesmal der Becher. — Nichts geſchieht hier nach der Regel und Vernunft, ſondern nach dem Belieben Buckinghams, dieſes jungen, unwiſſenden, durch Gunſt verblendeten, durch Leidenſchaft fortgeriſſenen Menſchen. Die allerwichtigſten und dringendſten Angelegenheiten können dieſen König nicht dahin bringen, ihnen nur einen Tag, ja auch nur eine Stunde zu weihen oder ſeinen Vergnügungen abzubrechen. Er bekümmert ſich nicht darum, was man von ihm urtheilt, oder was nach ſeinem Tode aus dem Reiche werden ſoll. Ich glaube eine zerbrochene Flaſche Wein oder ein ähnliches Nichts liegt ihm mehr am Herzen, als der Untergang ſeines Schwiegerſohns und das Elend ſeiner Enkel!

Einige dieſer Aeußerungen möchte man gern der Abneigung eines Fremden oder der übertriebenen Strenge eines trübſchauenden Beobachters zuſchreiben — doch ſagt ſelbſt der Engländer Burnet: kein König konnte weniger geachtet und bei ſeinem Tode weniger beklagt werden. England (welches eine ſo große Rolle ſpielte, und deſſen Königin Eliſabeth Schiedsrichterin innerhalb der Chriſtenheit, ja das Wunder ihrer Zeit war, ſank unter dieſer Regierung in dunkle Nacht und König Jakob ward der Spott ſeiner Zeit. Während hungrige Schriftſteller ihn daheim über alle Maßen prieſen, betrachtete ihn das ganze Ausland als einen Pedanten ohne Urtheil, Muth und Feſtigkeit und als einen Knecht ſeiner Günſtlinge. — Hiemit übereinſtimmend äußert Lord Littleton: König Jakob beſaß weder Muth noch Geſchicklichkeit, noch Gewandtheit, und ward gleichmäßig verachtet im Inlande und Auslande. Gewiß erſchien ſein Tod (er ſtarb den 6. April 1625 im neunundfunfzigſten Jahre ſeines Alters) den Meiſten als ein Glück, und Wenige ahneten, daß die unvertilgbaren Keime größerer Umwälzungen bald mit verdoppelter Kraft hervorbringen würden.

Ernſt Benjamin Salomo Raupach,

geboren am 21. Mai 1784 zu Straupitz, einem Dorfe unweit Liegnitz in Schleſien, der Sohn eines Predigers, beſuchte das Gymnaſium zu Liegnitz und ſtudirte ſeit dem Jahre 1801 zu Halle Theologie. Nach zurückgelegten Studien ging er 1804 nach Petersburg, wo er bis zum Jahre 1814 als Erzieher in Familien thätig war, darauf anderthalb Jahr in Petersburg privatiſirte und 1816 bei der daſigen Univerſität als Hofrath und ordentlicher Profeſſor der philoſophiſchen Facultät angeſtellt wurde. Außer rein philoſophiſchen Disciplinen lehrte er ſeit dem Jahre 1817 auch deutſche Litteratur und Geſchichte. In Folge einer über ihn und andere Lehrer der Univerſität verhängten Unterſuchung (1821) verließ er 1822 Rußland und erhielt ſpäter die geforderte Entlaſſung. Von dieſer Zeit an lebte er, eine Reiſe nach Italien abgerechnet, bald hier bald dort in Deutſchland, doch iſt ſein Aufenthalt immer am längſten in Berlin geweſen.

Von ſeinen vielen Schriften, welche theilweiſe unter dem pſeudonymen Namen Lebr. Hirſemenzel erſchienen, ſind zu nennen:

Dramatiſche Werke ernſter Gattung. 12 Bde. Hamburg 1830—35.
Dramatiſche Werke komiſcher Gattung. 4 Bde. Hamburg 1829—36.
Die Bekehrten. Luſtſp. Hamburg 1827.
Die feindlichen Brüder, oder Homöopath und Allopath. Poſſenſp. Hamburg 1834.
Denk' an Cäſar. Poſſenſp. Hamburg 1832.
Dramatiſche Dichtungen. 2. A. Liegnitz 1821.
Erzählende Dichtungen. Leipzig 1820.
Die Erdennacht. Dramat. Gedicht. Leipzig 1820.
Erzählungen. Leipzig 1833.
Die Freunde. Trauerſp. Leipzig 1825.
Die Gefeſſelten. Dramat. Dichtung. Leipzig 1821.
Genoveva. Trauerſp. Hamburg, 1834.
Lebr. Hirſemenzels, eines deutſchen Schulmeiſters Reiſe aus und über Italien. Leipzig 1823.
Die Königin. Dramat. Gedicht. Leipzig 1822.
Kritik und Antikritik. Luſtſp. Hamburg 1827.
Laßt die Todten ruhen! Luſtſp. Hamb. 1826.
Die Leibeignen. Trauerſp. Leipzig 1826.
Der Liebe Zauberkreis. Dramat. Gedicht. Hamb. 1836.
Der Müller und ſein Kind. Volksdrama. Hamb. 1835.
Napoleon der Tyrann, der Unterdrücker und Verderber Deutſchlands. Dresden 1813.
Der Naſenſtüber. Poſſe. Hamb. 1835.
Der Nibelungen-Hort. Tragödie. Hamburg 1834.
Rafaele. Trauerſp. Hamb. 1828.
Robert der Teufel. Romant. Schauſp. Hamb. 1834.
Schelle im Monde. Mährchen. Hamb. 1833.
Die Schleichhändler. Luſtſp. Hamb. 1830.
Das Sonett. Luſtſp. Hamb. 1833.
Der Stiefvater. Luſtſp. Hamb. 1833.
Taſſo's Tod. Trauerſp. Hamb. 1835.

Digitized by Google

Timoleon der Befreier. Dramat. Gedicht. Petersburg 1814.
Die Tochter der Luft. Myth. Tragödie. Hamb. 1829.
Vormund und Mündel. Schauſp. Hamb. 1835.
Der Wechsler. Luſtſp. Hamb. 1830.
Der Zeitgeiſt. Poſſenſp. Hamb. 1835.

Außerdem lieferte Raupach noch Beiträge zu den Jahrbüchern deutſcher Bühnenſpiele, zu v. Kotzebue's Almanach und vielen andern periodiſch erſcheinenden Werken.

Ueber dieſen, in neueſter Zeit vielfach angefeindeten Dichter urtheilt Menzel in ſeiner deutſchen Litteratur (2. A. Bd. 4, S. 253) eben ſo unparteiiſch als treffend und wahr, mit folgenden Worten: Seit Schiller hat kein tragiſcher Bühnendichter ſo viel Glück im Publicum gemacht, wie Raupach, und ſeit Kotzebue hat keiner ſo viel Stücke geſchrieben. Er liefert jetzt in jedem Jahre beinahe ein Dutzend. Ohnſtreitig zeichnet ihn eine große Bühnenkenntniß, eine leichte Behandlung des Sceniſchen, eine feine Berechnung des Effectes aus; aber um den letztern zu erproben, iſt er auch jeden Augenblick bereit, die poetiſche Wahrheit und Würde aufzuopfern. Sein Fehler iſt, daß er nur Effectſtücke ſchreibt, und doch immer Charakterſtücke ſchreiben will. Seine Luſtſpiele ſind beſſer als ſeine Trauerſpiele, weil die Komik jene Effectſucht viel beſſer verträgt. Doch bringt er auch hier durch zu viele Mittel eine kleinere Wirkung hervor, als er bei mehr Oekonomie hervorbringen würde. Sein Streben zu frappiren iſt überall zu ſichtbar. Es iſt eine faſt beleidigende Abſichtlichkeit in allen ſeinen Werken und nirgends blickt eine Naivetät des Genies, eine jener göttlichen Nachläſſigkeiten heraus, ohne die uns keine Dichtung erquicklich iſt, weil ein Kunſtwerk durchaus wie ein Naturwerk ausſehen muß, wenn es uns recht ergreifen ſoll. — Uebrigens entlehnt er ſeine Effecte, und es iſt unmöglich bei ihm, wie bei andern großen Tragikern, einen Kern von Originalität feſtzuhalten. Im Trauerſpiel wechſelt er mit der feierlichen Declamation Schiller's, mit der humoriſtiſchen Bilderfülle Shakſpeare's, mit der kalten Vornehmigkeit Goethe's, mit der hinreißenden Innigkeit und Dringlichkeit Calderon's ab, doch fühlt man, daß dieſe Sprache nur die mattere Nachahmung bekannter Originale iſt, und dies Gefühl wird peinigend, wenn bisweilen ſogar wörtlich Phraſen aus berühmten Dichtern bei ihm wiederkehren, oder wenn er einen höhern Ton affectirend, als ihm natürlich iſt, in Galimathias und albernen Schwulſt, oder auch plötzlich aus dem hohen Ton in den gemeinen fällt. In ſeinen Luſtſpielen wechſelt er ganz auf dieſelbe Weiſe mit der Nachahmung der verſchiedenſten Originale ab, unter denen der bequeme und leichtfertige Kotzebue und ſogar die wiener Poſſe neben Goldoni's Feinheit und Shakſpeare's ſchweren Witzen und überkünſtelten Metaphern wieder zu erkennen ſind, was denn freilich eine ſehr heterogene Miſchung giebt.

Iſidor und Olga.

Fünfter Act.

Erſte Scene.

(Ein Gemach der Gräfin. — Abend.)

Gräfin Olga. Madame Duval tritt eben ein.

Duval.

Seid Ihr nun endlich ſichtbar? Warum hattet
Ihr Euch denn eingeſchloſſen, liebe Gräfin?

Olga.

Um ungeſtört zu beten. Uebrigens
Bin ich jetzt nicht mehr Gräfin, gute Duval.

Duval.

Nicht Gräfin mehr? wie ſo?

Olga.

Vor ein'gen Stunden
Hab' ich dem Fürſten meine Hand gereicht.

Duval.

Ihr ſcherzt.

Olga.

Fürwahr! es iſt ein Tag dazu!
Iſt Tod und Leben Scherz?

Duval.

So wär' es Ernſt?

Olga.

Ja: nach dem Abendgottesdienſt hat uns
Der Prieſter eingeſegnet.

Duval.

Iſt es möglich?
Das alſo Eure Ohnmacht, Eure Angſt
Und Eure Thränen? darum wolltet Ihr
Allein mit Marpha in die Kirche gehn?

Olga.

Ja, darum. Seid nicht böſe, theure Freundin,
Daß ich Euch ein Geheimniß draus gemacht.
Solch ein Entſchluß erhebt vollendet ſich
Aus des Gemüthes Tiefen, wo, von Selbſtſucht
Und Menſchenklugheit nicht geſtört, der Geiſt
Des Ew'gen in uns wirkt. Ihr hättet mir
Gerathen, mich gewarnt, mir zu bedenken
Gegeben, und mich fruchtlos nur gequält.

Duval.

O! warum habt Ihr das gethan?

Olga.

Ich mußte:
Denn ſo allein war dieſer Streit zu ſchlichten,
Der mit der Schrecken ärgſtem mich bedrohte.
Der Preis war meine Hand.

Duval.

O der Tyrann!

Olga.

Er iſt jetzt mein Gemahl.

Duval.

Ach! Euer Zittern
Und Zagen hätt' Euch davor warnen ſollen.

Olga.

Ich bat den Vater droben — und er iſt
Uns näher in der Noth — ich fleht' ihn an,
Wenn mein Entſchluß nicht Gnade vor ihm fände,
In meinem Geiſt den Warner mir zu wecken — —
Doch es blieb ſtill in mir. — Ich leugne nicht,
Daß ich geweint, gezittert und gezagt:
Denn nur nach ſchwerem Kampf gelingt's der Sonne
Des heiligern Entſchluſſes, das Gewölk
Der Neigungen und Wünſche zu zerſtreun.
Doch während des Gebetes ſchon verſchwand
Die Angſt, und jedes: „Herr, erbarme Dich!“
Beruhigte des Herzens Fieberpuls,
Und bei der heil'gen Handlung, dünkte mich,
War ich gefaßter, muthiger, denn er.
Jetzt, da der Schritt gethan iſt, ich mein Herz
Noch einmal vor dem Ew'gen ausgeſchüttet,
Bin ich vollkommen ruhig, denn ich weiß,
Daß meine That nach ſeinem Willen iſt:
Er wollt' es ſo! ſind ſeine Weg' auch dunkel,
Es ſind doch ſeine Wege.

Duval.

Nein, o nein!
Solch' unnatürliche Verbindung wird
Und kann ja nimmer gute Früchte bringen.

Olga.

Es iſt wohl wahr: in eine finſt're Nacht
Seh' ich hinaus, wenn ich die Zukunft denke;
Doch muthig will ich ſchreiten in die Nacht,
Auf Gott vertrauend, daß er ſeine Sterne
Wird leuchten laſſen über meinen Pfad.
Ihr aber, gute Duval, ſolltet nicht
Durch Unglücksprophezeihung meinen Muth
Erſchüttern wollen: ich bedarf der Kraft,
Das Unabänderliche zu ertragen.

Duval.

Iſt's unabänderlich? das iſt die Frage:
Iſt ſolch' erzwungene Verbindung gültig?

Olga.

Erzwungen nicht: denn keine Todesfurcht
Hat mich geſcheeckt, und wär' es auch geſchehn,
Hätt' eher ich den Tod umarmen müſſen,
Als frevelnd ſpielen mit dem Sacrament.
Das war der gröſte Kampf: ob ich den Bund,
Den noch das Herz nicht, nur der Wille ſchloß,
Vom Sacrament beſiegeln laſſen dürfte.
Ich hab's gewagt, und meiner Seele Heil
Liegt nun in der Erfüllung des Gelübdes:
Ich will wein Herz nun zwingen, ſich zu dem
Zu wenden, dem ich es gelobt, es zwingen
Zu achten ihn, zu ehren, ihn — — — ja — ja! —
Zu lieben.

Dnval.

Guter Gott! wie würdet Ihr
Das je vermögen? Ach! ich fürcht' — ich fürchte —

Olga.

Ich weiß es, was Ihr fürchtet. Eure Furcht
Iſt meine Hoffnung, Gute — daß mein Herz — —
Ja — daß mein Herz im Kampfe brechen wird. —
Allgüt'ger! wenn die Hoffnung ſündlich iſt,
Vergieb ſie deinem ſchwachen Kind': ich will
Gewiß nichts thun, damit es früher breche,
Als Du ihm ſelbſt gebieteſt ſtill zu ſteh'n. —
(Pauſe.)
Noch einer ſchweren Stunde nah' ich mich.

Duval.

Was nach, nm Gattes willen!

Olga.

Ich erwarte
Den armen Iſidor; ich lud ihn ein,
Will ſelbſt ihm ſeinen Freibrief übergeben.

Duval.

Müßt Ihr auch dieſe Qual Euch auferlegen?

Olga.

Ich muß. Erſt war mein Vorſatz, ihm zu ſcheeiben;
Doch fühlt' ich bald, es wäre hart und feig',
Die letzte Pflicht, wie ſchmerzlich ſie auch ſei,
Dem Freunde zu entziehn, um mich zu ſchonen.
Vielleicht auch ſtimmt mein Wart ihn zur Ergebang,
An der's zum Unglück immer ihm gebrach.
(Ein Bediente tritt ein.)

Bediente.

Iſidor, Ew. Erlaucht.

Olga.

Ich laſſe bitten.
(Der Bediente geht ab. Olga reicht Madame Duval die Hand.)
Gute Nacht, wenn wir
Uns heut nicht wiederſehn.

Duval (ſie umarmend).

Gott ſei mit Euch.

Olga.

Er iſt es; wie mein Herz auch ängſtlich ſchlägt,
Ich fühle ſeinen Frieden in der Seele.
(Madame Duval entfernt ſich; gleich darauf tritt Iſidor ein.)

Iſidor.

Ihr habt mich rnfen laſſen.

Olga.

Ja, und habe
Schon lang' auf Euch geharrt, mein theurer Freund.

Iſidor.

Entſchuldigt mich! Denn eh' ich var Euch träte,
Wallt' ich die Rechnung ſchlieſſen über mich,
Um klar zu wiſſen —, was nach der Verheerung
Der beiden Tage —, mir nach übrig bliebe.
Die Rechnung iſt geſchloſſen, ich bin hier.

Olga.

(Ihm eine Schrift übergebend.)
Hier iſt die Schrift, die man Euch ungerecht
Verweigert hat, ich glanbt', Ihr würdet ſie
Am liebſten aus der Freundin Hand empfangen.

Iſidar.

(In die Schrift blickend.)
Mein Freibrief iſt's? Den konnt' ich freilich nur
Von Euch empfangen, da Ihr ihn gekauft.

Olga.

Ihr wißt — — — —?

Iſidar.

Es ward mir kund, um welchen Preis
Ihr mich habt losgekauft. Ich ſallt' Euch danken;
Doch Thaten giebt's von ſo beſond'rer Farbe,
Daß nichts, auch ſelbſt kein Dank ſich dazu ſchickt.
Die That iſt überſchwänglich; doch ich habe
Für Ueberſchwängliches jetzt wenig Sinn.

Olga.

In dieſen Worten hör' ich nicht den Freund.
Das ſpricht der Geiſt nicht, deſſen reiches Licht
Mir Welt und Leben einſt ſa ſchön erleuchtet.

Iſidar.

Wie viel verwandelt aft ein Augenblick!
Und wie viel Augenblick' in ſieben Stunden!
Und eine Stund' in Ketten zugebracht,
Wiegt an Gedanken leicht ein Leben auf.

Olga.

O dieſe kalte bitt're Sprache nicht!
Sie thut mir furchtbar weh, mein theurer Freund;
Das hab' ich nicht vrebient. Schwer war der Kampf —
O fraget Euer Herz — es war ein Kampf
Der blut'gen Thränen: doch die Ueberzeugung,
Daß eine höh're Hand das Leben lenkt,
Daß ſie uns unſ're Wünſche nue verſagt,
Weil ſie der ew'gen Weisheit widerſtreben,
Die Ueberzeugung gab mir Kraft zum Siege.
O nehmt auch Ihr ſie auf in Euer Herz,
Und gebet nicht, weil Ihr ein Gut verloren,
Das ganze Leben als verloren anf.

Iſidar.

Ihr ſeid im Irrthum, Gräfin, wenn Ihr glandt,
Schmerz über Eueren Verluſt, Verzweiflung
Der Liebe ſprech' ans mir: das iſt vorüber.
Als ich im Sclavenrocke var Euch ſtand,
Ihr mich und Euer Herz verleugnen mußtet,
Ich unter ſeines Hohnes Folter Euch
Erſeufzen hört', und doch in der Verhöhnung
Ein ſchwaches Vorbild nur des Looſes ſah,
Das Euch an meiner Hand einſt treffen würde,
Gab ich Euch auf; und wäre mir die Freiheit
Geworben in dem Augenblick, bewaffnet
Zum Selbſtmoed hätt' ich eher meine Hand,
Als ſie befleckend in die Eurige
Gelegt.

Olga.

O! der unſel'gen Uebertreibung!

Iſidar.

Ich bitt' Euch, laßt mich reden; dieſe Gunſt
Gewährt mir noch: denn Ihr ſollt wich verſtehn.
Ein Sclavenkleid hat man mir angelegt,
Wie ein geſchmücktes Halsband einem Hund,
Gezwungen hat man mich zum Sclavendienſt,
Euch zu demüthigen durch meine Schmach:
Ich hab' es, um der Peitſche zu entgehn,
Ertragen müſſen. Knecht'ſche Züchtigung
Hat man mir angedroht, mit Fäuſten hat
Man mich geſchlagen, endlich mich verdammt
Zu einer Strafe, die — Ihr wähnt vielleicht,
Ihr hättet mich befreit? — O nein! die Schmach,
Den Seelenkrampf, den Abſcheu var mir ſelbſt,
Den innern Tod — die Schrecken dieſer Strafe —
Hab', im Gedanken an die Möglichkeit
Ich ſchon erlitten: nur der viehiſchen
Behandlung, die das ſchreckliche Geſetz
Mir zuerkannt, der habt Ihr mich entzogen —
Uw welchen Preis? dem rahen freveln Knaben
Geopfert habt Ihr Euch, und meine Liebe
Hat nicht nur Hohn und Schande, nein! anch Angſt,
Endloſen Jammer über Euch gebracht. —
Warum das Gräßliche? Weil ich gefrevelt?

Digitized by Google

O nein doch! nein! — weil ich geboren bin.
Verworfen war ich, eh' ich war — verflucht,
Ein Wurm zu ſein, den man mit Füßen tritt,
Der Ekel nur erregt. Das Selbſtgefühl,
Womit der Menſch im Geiſtesleben wurzelt,
Es iſt dahin — und ich verachte mich.

Olga.

O Phantaſieen des empörten Stolzes!
Mein Freund! Mein theurer Freund! wie ſolltet Ihr,
Weil Ihr unglücklich ſeid, Unwürdiges
Erlitten ohne Schuld, Euch ſelbſt verachten?

Iſidor.

Das faßt Ihr nicht: denn dieſe Scheidewand
Iſt unverwüſtlich zwiſchen Mann und Weib:
Keuſchheit iſt Eure, Freiheit unſre Ehre;
Der Knecht iſt ehrlos, Knechtſchaft iſt Vernichtung.

Olga.

Gewaltthat war's: Ihr war't und ſeid ja frei;
Legt Euerm Geiſt nicht ſelber Feſſeln an!
Ihr habt Verluſt erlitten; aber liegt
Nicht noch vor Euch der ganzen Schöpfung Fülle?
Ihr ſeid noch jung, und — wenn Ihr wollt — auch reich — —

Iſidor.

Nicht! werft mir eine Bettlergabe zu.
Was dürfte den Verworfenen noch kränken?

Olga.

O hab' ich denn kein Recht an Euer Schickſal?
Nun wohl, verwerft mich! wendet nur den Blick
Von dem Vergangnen auf die Zukunft ab!
Kehrt wieder in das ſchöne Land, wo wir
So glücklich waren, trinkt Vergeſſenheit
In ſeiner milden Luft, des Himmels Glanz,
Der Erde Blühen wird die Nacht zerſtreu'n,
Die Euern Geiſt umdüſtert; Eure Kunſt — —

Iſidor.

Auch die entehren? um des innern Todes
Abbild hervorzubringen? Nein! — vorbei! —
Ich muß auf anderm Weg' mich wiederfinden.
Habt Ihr noch etwas zu befehlen, Herrin?

Olga.

Nein, theurer Freund, ſo können wir nicht ſcheiden. —
Es iſt ein Abſchied für das Leben: laßt
Den einz'gen Troſt mir, Euch gefaßt zu wiſſen.
Was auch verloren ſei, das Höchſte kann
Euch ja kein Schickſal rauben. Wie das Leben
Sich auch geſtalten mag, Ihr bleibt ein Werk
Des Ewigen, ein Geiſt von ſeinem Geiſt,
Ein Kind des güt'gen Vaters, ein Theilnehmer
An der Erlöſung, ein Berufener
Zur Seligkeit. Wer kann die Würd' Euch rauben?
Wer kann verhindern Eures Geiſtes Flug
(auf das nahe Fenſter deutend)
Zu jenen Sternen, die dort ewig leuchten?

Iſidor.

Sie leuchten. Doch warum nur ſie? warum
Nicht auch die vielen Millionen Erden,
Die wie an Sklavenfeſſeln ſie umkreiſen?
Warum? — — Habt Ihr nach etwas zu befehlen?

Olga.

Das Wichtigſte, — das Höchſte! Ehrt in Euch
Den Freund, den liebend ſich mein Herz erkor,
Um den es nun gebrochen iſt — den Freund, —
Den ich nur aufgab — für des Lebens Stunde —
Dort aber — hört Ihr's? — dorten wieder finden, —
Und — wieder lieben will. — — Nichts, Iſidor,
Mein theurer Freund, nichts, was auf ewig uns
Jenſeits des Lebens ſchiede — nichts! — Das iſt
Die letzte Bitt' an Euch — mein letzter Wille.

Iſidor.

Lebt wohl. (Er geht raſch ab.)

Olga, allein.

(Pauſe.)

In Deine Hand befehl' ich ſein Geſchick,
Allmächtiger! regiere Du ſein Herz,
Und laß mein Opfer nicht vergebens ſein! — —
Ach, Furcht und Angſt ſind wieder eingekehrt
In dieſe kranke Bruſt — die Pulſe fliegen —
Ach! ſchwer läßt ſich das Irdiſche beſiegen. —
Ich will hinaus gehn in die ſtille Nacht,
Wo ich die Gegenwart des Ew'gen fühle:
Die Sterne ſagen, daß ſein Auge wacht,
Und wie ſein Athem ſtärkt die Abendkühle.
(Sie geht ab.)

Zweite Scene.

(Des Fürſten Schlafzimmer, im Hintergrunde rechts ſein Bette mit Vorhängen.)

Oſſip kömmt.

Bei Gott, ein luſtiger Hochzeittag! Ich ſchwöre ſonſt nicht bei Gott, der uns verworfen hat; aber jetzt ſchwöre ich bei Gott, es iſt ein luſtiger Hochzeittag, wie der meiner Arinia. —

(Gen Himmel ſprechend.)

Siehſt Du, Fürſt Peter Juriewitſch, ich bin jetzt hier mächtiger, als Du; der Wurm, den Du mit Füßen getreten, hat die Pfoſten Deines Hauſes zernagt, und es ſtürzt zuſammen. Siehſt Du, Peter Juriewitſch, man muß auch den Wurm nicht treten.

(Er ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl.)

Hier will ich ihn erwarten, um ihm den Abendtrunk zu reichen — Wermuth und Galle — ein Schlaftrunk wird's nicht werden. Soll auch nicht; ich habe wohl hundert Nächte nicht geſchlafen. So eine Nacht ohne Schlaf, aber voller Verzweiflung, iſt ein Vorſchmack der Hölle, und zu keiner Zeit kommen ſo viele böſe Gedanken zur Reiſe, als in ſo einer Nacht. Er ſoll nicht ſchlafen. — — Ich glaube, er kommt.

Oſſip ſtellt ſich, als wenn er ſchliefe. Der Fürſt, mit aufgeriſſenem Buſen, tritt ein, ohne ihn zu bemerken.)

Fürſt.

Gluth! — alles Gluth! — die Luft ein Feuerſtrom —
Der Thau nur ſiedend Waſſer — als ob ſich
Der Tiefe Feuerbrunnen aufgethan,
Die Erd' in Feuer untergehen ſollte. —
O ſchwebt' ich wieder auf dem wilden Meer!
Da kühlt der Wogen Bad, da kühlt der Sturm.
(Er bemerkt Oſſip und betrachtet ihn eine Weile von weitem.)
Ich glaub', er ſchläft.
(Er nähert ſich ihm.)
Ja, bei der Höll' — er ſchläft!
Ein Herz voll gift'gen Haſſes — und er ſchläft;
In ſeinem Leben keine gute That,
Doch eine Unzahl böſer — und er ſchläft. —
Nun, wenn er ſchlafen kann, und ruhig ſchläft,
Und nicht erduldet böſer Träume Qual;
Und wenn der Tod ein feſt'rer Schlaf nur iſt,
Was grauſet doch dem Sünder vor dem Tode?
(Er ſchüttelt ihn.)
Wach' auf!

Oſſip.

(Springt auf, ſtellt ſich aber ſchlaftrunken.)

Ach Gott — Ew. Erlaucht — vergebt — vergebt, — was befehlt Ihr?

Fürſt.

Iſt das der Ort für deinen Schlaf?

Oſſip.

Ach Himmel! ich glaubte, Ew. Erlaucht würde nicht nach Hauſe kommen, würde bei der ſchönen Braut bleiben.

Fürſt.

Schweig, frecher Narr! Ich will zu Bette gehn.

Oſſip.

Nicht möglich! Ew. Erlaucht will hier ſchlafen? Ach, nun merke ich es: Ihr ſcherzt.

Fürſt (ihn bei der Bruſt faſſend).

Verfluchte Schlange! — Doch —
(er ſchleudert ihn bei Seite)
Du biſt betrunken.

Oſſip.

Betrunken nicht, Ew. Erlaucht, aber getrunken habe ich auf Euer Wohl und auf das Wohl unſerer neuen Herrin: und das war meine Schuldigkeit. Ein ſchlechter Unterthan, der ſich nicht etwas zu Gute thut am Ehrentage ſeines Herrn, und heute iſt ja Euer Ehrentag. Dabei wollte ich auch meinen Gram vertrinken, denn heute iſt auch meiner Arinia Sterbetag. Wunderlich genug: ein Hochzeitstag und ein Sterbetag — als wenn

Digitized by Google

ſich das zuſammen ſchickte. Ja, die arme Axinia, die wurde auch ſo ſchonungslos gezwungen.

Fürſt.

Auch ſchonungslos gezwungen? Böſewicht,
War'ſt Du nicht Heifers Helfer bei dem Werk?
Du ſchloſſeſt den verfluchten Handel ab.

Oſſip.

Natürlich. Ein Leibeigener muß zum Vergnügen ſeines Herrn thun, was er kann; iſt es Sünde, ſo fällt ſie auf den Herrn. Ich ſagte es wohl, Ihr ſolltet bedenken — —

Fürſt.

Iſt Iſidoe ſchon abgeeriſ't?

Oſſip.

Vermuthlich: ſeine Pferde ſind wenigſtens ſchon lange fort. Wäre ee aber auch zehntauſend Werſt von hier, odee läge er im Grabe, er bliebe doch für Euch ein Stein des Anſtoßes; das hättet Ihr bedenken ſollen, wie ich ſagte.

Fürſt.

Wahr! Wahr! Er ſelber, ſeines Namens Laut,
Sein Schatten — ſein Gedächtniß — Alles Eins —
Ein Fels auf ewig zwiſchen ihr und mir. —
O warum hatt' ich nicht den Muth und hielt
Die Lichterſcheinung, din Gedanken feſt,
Ihr zu entſagen: ſelig wär' ich ja
Geweſen in dem Anſchau'n ihres Glücks
Bei ihres Dankes ſüßen Melodie'n.

Oſſip.

Ich fürchte nue, die Seligkeit hätte nicht über eine Stunde vorgehalten.

Fürſt.

Recht! Recht! Ich konnte nicht — hätt' ich gekonnt —
Ein Teufel wär' ich, hätt' ich's nicht gethan.
Jetzt nenn' ich ſie doch mein, darf denken nun,
Daß ſie mir angehört, darf werben nun
Um iher Lieb' — und einſt — ſie hat's gelobt
Im Sacrament, ihe Herz zu überwinden.

Oſſip.

Ei ja! in der Angſt verſpeicht man auch das Unmögliche.

Fürſt.

Schweig', giſt'ge Zunge, ſchweig! Was kann der Molch
Vom Glanz der Sonne, was Dein grollend Herz
Von eines frommen Herzens Allmacht wiſſen? —
O ſie iſt eine Heil'ge! Blaß und ſchön
Lag ſie mit Inbrunſt betend am Altar;
Nicht nur der Mund, ihr Blick und jeder Zug
Des Angeſichtes ſprach zum Ewigen;
Zu Sternen wurden des Gebetes Worte
Und ſtiegen leuchtend auf zu Gottes Thron.
Ich hörte leiſe ſie mitſprechen: „Heer,
Erbarme Dich!" und nun hab' ich gefühlt,
Was es bedeutet: „Herr, erbarme Dich!"
Wer ſo kann ſprechen: „Herr, erbarme Dich!"
Der iſt erhört, dem geht der Himmel auf,
Den drückt kein Leiden mehr und keine Schuld.
Als uns der Prieſter auf den Teppich winkte,
Mit feſtem Scheitt, als führten unſichtbar
Die Engel Gottes, demuthsvoll, doch hehr,
Das Auge glänzend vom errung'nen Siege,
Trat ſie hinzu: ich bebte neben ihr;
Feig' zitterte mein Ja, das ihre klang
So feſt und ruhig, wie ein Segensſpruch.
Und dieſe Heil'ge wäre mein, ganz mein
In heil'ger Lieb', nnd Mond und Jahr verrönn',
Und alle Zeit, und ſie wär' immee mein,
Und ſel'ger, als die Sel'gen Gottes, ich,
Wenn er nicht lebte — er — mein böſer Geiſt.

Oſſip.

Ja wohl! er hätte gar nicht ſollen geboren werden.

Fürſt.

Warum erblickten Beide wir das Licht?
Warum denn blieb nicht Einer in dee Nacht
Des Weſenloſen? denn kein Friede iſt
Nun zwiſchen uns, im Leben und im Tode.

(Eine Tapetenthür öffnet ſich; Iſidor tritt herein.)

Iſidor.

Vielleicht doch Fried' im Leben durch den Tod.

Fürſt.

Du hier?

Iſidor.

Du wollteſt mich nicht ſehn: warum
Blieb dieſer Durchgang offen?

Fürſt.

Und was willſt — — —

Iſidor.

Das ſollſt Du hören. Oſſip, geh!

Fürſt.

Du bleibſt.

Iſidor.

Auch das!

(zu Oſſip.)

So tritt in jenen Winkel dort!
Der erſte Laut, die leiſeſte Bewegung,

(er zieht eine Piſtole aus dem Buſen)

Bringt Dir den Tod.

Fürſt.

Kömmſt Du als Mörder her?

Iſidor.

Schweig, junger Frevler, ſchweig und höre mich!
Du weißt, was Du gethan: Du haſt das Mark
Des Lebens mir zerſtöet; geplündert haſt
Du meine Seele, daß ſie nackend iſt,
Wie in der Stunde der Geburt. Mein Geiſt
Iſt nue ein finſt'rer Rachgedanke noch,
Der, ob der wüſten Stätte meines Seins,
Ein ſchwarzer Aar, nach Beute krächzend ſchwebt.
Drum Rache will ich, Rache ford'ee ich!

(er zieht eine zweite Piſtole hervor und reicht ſie dem Fürſten)

Nimm!

Fürſt.

Fort! Fort! Du biſt von Sinnen!

Iſidor.

Wäe' ich das,
Lägſt Du zerſchmettert ſchon in Deinem Blut.
Nicht Mord, Entſcheidung will ich, und von dem,
Der wählet und verwieſt, wie's ihm gefällt.
Entſcheid' er zwiſchen uns, ob Beide wir,
Ob Einer fallen ſoll; doch Einee muß:
Denn leben können wir nicht Beide mehr.
Fall' ich — ſo iſt's vorüber: — Du — ſo ſtirbt
Die Höll' in meiner Bruſt — und ob auch fern —
Auf ewig fern von ihr, ich weiß ſie doch
Von Dir erlöſ't und von dem Fluch des Meineids,
Den Du vor Gott ihe abgezwungen haſt.

(ihm wieder die Piſtole reichend)

Nimm! Nimm!

Fürſt.

(haſtig darnach greifend)

Gieb hee, ich fühl's, wir können nicht
Mehr Beide leben. Ja — Du biſt dee Fluch,
Den mir mein Vater hinterlaſſen hat;
Die Geißel Du des ungeechten Herrn,
Der an den Kindern rächt der Väter Schuld.
Laß uns denn looſen mit den eh'rnen Würfeln,
Wer weichen ſoll.

(ſich zurechtſtellend)

Du biſt beleidigt; — ſchieß!

Iſidor.

Nichts! keinen Vortheil will ich! Sein und Nichtſein —
Die Waage ſteht —. — Hier eine Kugel noch —
Bei ihrem Falle ſchießen wir zugleich.

Fürſt.

Es ſei!

(Sie ſtellen ſich; Iſidor läßt die Kugel fallen; ſie ſchießen zugleich und Beide ſtürzen todt zu Boden.)

Oſſip.

(In die Mitte tretend und auf den Fürſten deutend)

Axinia!

(Petrow, Fedor, Bediente ellen herbei.)

Petrow.

Gott! Gott! was iſt geſchehn?

Oſſip.

Sie ſpielten Würfel,
Und Beibe haben in dem Spiel verloren!

(Er kniet neben Iſidor nieder.)

Digitized by Google

Petrow.
(Zu einem Bedienten.)
Zu Pferde! ſchnell! Schaff' einen Wundarzt her!
(Ein Bediente geht ab.)

Fedor.
(der ſich mit dem Fürſten beſchäftigt)
Hier iſt wohl Menſchenhülfe nicht vonnöthen;
Der Tod hat ſchon geholfen.

Oſſip.
Armer Vetter!
So ſollt's nicht kommen. Grüß' Xrinia!
(Olga ſtürzt athemlos herein.)

Olga.
Ich hörte ſchießen; — was —
(die Gefallenen erblickend)
Barmherziger Gott!
(Sie wirft ſich neben Iſidor'n nieder.)
O Hülfe! Hülfe!

Petrow.
Ein Bot' iſt ſchon geſandt.

Olga.
Stirbſt Du, mein Freund? Stirb nicht, mein ſüßer Freund!
Nimm meinen Hauch in Deinem Buſen auf!
Er wird ihn ſanft und liebevoll bewegen.
Könnt' ich Dir geben meiner Augen Licht!
Was frommt's dem Auge, das Dich nicht mehr ſchaut.
(Iſidor erholt ſich.)
Er lebt! o Gott! Er lebt!

Iſidor.
Du hier? — O, nun —
Iſt Alles gut. — Vergieb! — Jetzt meinen Dank —
(ihre Hand langſam an ſeine Lippen führend)
Jetzt heißen Dank — für Deine ſchöne Liebe,
Die Leben nicht — doch ſüßern Tod mir gab.

Olga.
O nenn' ihn nicht! er darf Dich nicht berühren,
Der kalte Blüthenräuber. Du biſt mein!

Iſidor.
O Du Geliebte! — Hätt' ich auch — ein Leben —
Voll Glück und Leben neben Dir — gelebt; —
Die letzte Hoffnung wäre doch geblieben — —
In Deinem Arm — an Deiner Bruſt zu ſterben — —
Und — nicht — zu früh — — wird — ſchöne Hoffnung — wahr.
(Er ſtirbt.)

Olga.
Er ſtirbt! Er ſtirbt! — — Du biſt allmächtig, Gott:
Hilf mir, wenn Du die Liebe nicht verwirfſt.
(Pauſe.)
Schlaf wohl, mein armer thränenwerther Freund
Bis zu dem Morgen der Vereinigung. —
Wir haben viel gelitten um einander;
Verdienen wohl ein ſelig Wiederſehn.
Die Freiheit meiner Unterthanen ſoll
Dein Denkmal ſein: die Seufzer will ich ſtillen,
Die Thränen trocknen, und mit Lieb' und Glauben
Und gutem Werk nach der Vergeltung ſtreben,
Dort liebend und geliebt mit Dir zu leben.
(Sie ſteht auf und erblickt die Leiche des Fürſten.)
Ha! blut'ger Lohn — — — — —
(Sie hält plötzlich inne und wendet ſich zum Himmel.)
Vergieb uns unſ're Schuld,
Wie wir vergeben unſern Schuldigern!

Gottfried Peter Rauſchnick,

geboren am 10. September 1778 zu Königsberg, ſtudirte dort Jurisprudenz und Philoſophie und ward bei der Claſſificationscommiſſion in Neuoſtpreußen angeſtellt. Er begab ſich 1807 nach Königsberg zurück, kaufte ein Landgut und widmete ſich der Landwirthſchaft; ſpäter reiſte er, nachdem er ſein Vermögen eingebüßt, um einige Reſte zu retten, nach Holland, den Rheingegenden und der Schweiz, und privatiſirte dann von 1815 bis 1819 in Frankfurt am Main, in Mainz und endlich in Bonn. Hierauf übernahm er 1819 die Redaction der allgemeinen Zeitung in Elberfeld; 1820 erwarb er ſich auf der Univerſität Marburg den Doctorgrad, legte 1822 die Redaction der elberfelder Zeitung nieder und übernahm die Redaction der in Schwelm erſcheinenden Zeitſchrift Hermann. 1827 ging er nach Leipzig, wo er 1835 ſtarb.

Er ſchrieb (zuweilen unter dem pſeudonymen Namen Phil. Roſenwald):

Bemerkungen eines Ruſſen über Preußen. Mainz 1817.
Maleriſche Anſichten u. Bemerkungen auf einer Reiſe durch Holland ꝛc. 2 Th. Mainz 1818.
Geſpenſterſagen. 2 Th. Marburg 1818.
Königskerzen. 2 Th. Mainz 1819.
Päonien. 2 Th. Mainz 1820.
Kaiſerkronen. 2 Th. Elberfeld 1820.
Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte der Vorzeit. Marburg 1822.
Handbuch der europ. Staatengeſchichte. 2 Th. Schmalkalden 1824.
Geſchichte der Deutſchen für Schulen. Schwelm 1826.
Lehrbuch der Weltgeſchichte. Koblenz 1827.
Chronolog. Handbuch der Weltgeſchichte. Erfurt 1828.
Specialgeſchichte der deutſchen Staaten. 1r Th. Mainz 1828.
Hauschronik der Deutſchen. 3 Th. Leipzig 1828—1829.
Das Bürgerthum und Städteweſen der Deutſchen im Mittelalter. 3 Th. Dresden 1829.
Hiſtoriſche Bilderhalle. 2 Bde. Meißen 1830.
Denkwürdige Handlungen, Reden und Schickſale berühmter Männer des Alterthums. Berlin 1831.
Geſchichte der deutſchen Hanſe. Dresden 1830, 2 Bde. in 8.
Geſchichte des deutſchen Adels. Dresden 1830, 4 Bdchen.
Allgemeine preußiſche Hauschronik. Halle 1831 flg., 13 Hefte.
Handbuch der Mythologie. Leipzig 1832.
Züge aus dem Pfaffenthum der Deutſchen. Leipzig 1833.
Marſchall Vorwärts. Leben Blücher's. Iſerlohn 1836.
Geſchichte der deutſchen Geiſtlichkeit im Mittelalter. Leipzig 1836.

Gute Erfindung, anmuthige Darſtellung, Innigkeit und Wärme treten in R's Erzählungen vortheilhaft hervor und erwarben ihnen viele und geneigte Leſer. Ein größeres Publicum fanden indeſſen noch die hiſtoriſchen Leiſtungen deſſelben Verfaſſers, da er hier mit gutem und klarem Vortrage einen angemeſſenen Ton und lebhafte Schilderung zu verbinden wußte, doch bleibt ihr Werth immer untergeordnet, da ſie, meiſt aus ſecundären Quellen geſchöpft, nicht das Reſultat ſelbſtſtändiger Forſchung ſind.

Chriſtian Günther Rautenberg,

geboren zu Braunſchweig im Jahre 1728, erſter Prediger der Martinskirche zu Braunſchweig, Bruder des durch ſeine moraliſchen und ſatiriſchen Verſuche bekannten Albrecht Friedrich Guſtav R. (geſt. zu Hannover 1780). Er ſtarb am 2. Februar 1776.

Wir beſitzen von ihm:

Sammlung einiger Predigten. 2 Th. Braunſchw. 1765. N. A. 1777.
Hume's Verſuch über den erſten Grundſatz der Sittlichkeit. Ueberſ. Braunſchweig 1768.
A. Smith's Theorie der moraliſchen Empfindungen. Ueberſ. Braunſchweig 1770.

Ein Nachfolger Mosheim's zeichnete ſich R. bei ſeinen Kanzelvorträgen vortheilhaft durch Klarheit, Innigkeit und Wärme des Gefühls aus.

Paul Rebhun,

geboren zu Ende der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war Anfangs Schullehrer zu Plauen, bis er ums Jahr 1546 Paſtor zu Oelsnitz im Meißniſchen und darauf Superintendent im Amte Voigtsberg ward. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

Er ſchrieb:

Ein geiſtlich Spiel von der gottfürchtigen und keuſchen Frau Suſannen. Zwickau 1536 u. 1544.
Ein Hochzeitſpiel auf die Hochzeit zu Cana in Gallilä geſtellet. 1538.

Seine dramatiſchen Arbeiten zeichnen ſich weiter nicht vor den vielen ähnlichen Verſuchen jener Zeit aus, als daß ſie in der Form nach antikem Muſter mit großem Fleiße gebildet ſind und der Verfaſſer ſich nicht allein mit Zählung der Sylben in den Verſen begnügt, ſondern auch die Längen und Kürzen mißt und ſie regelmäßig mit einander wechſeln läßt.

Andreas Georg Friedrich von Rebmann

wurde am 24. November 1768 zu Sügzenheim bei Erlangen geboren, ſtudirte zu Erlangen Jurisprudenz und lebte darauf in den Jahren 1792 und 1793 in Leipzig und Dresden, wo er als Jacobiner verdächtig ward. Im Jahre 1794 wandte er ſich nach Erfurt, legte daſelbſt eine Leihbibliothek an und gab mehrere Schriften heraus, in denen ſich revolutionäre Grundſätze äußerten. Er ſah ſich bald genöthigt, von Erfurt zu flüchten und lebte nun in Altona und Amſterdam. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris wurde er von da verwieſen. Er wurde nun zerbſtiſcher Rath zu Erlangen, ſpäter zweiter Criminalrichter bei dem Obertribunal zu Mainz, 1803 Präſident des peinlichen und Specialgerichts und 1811 Präſident des kaiſerlichen Gerichtshofes zu Trier. Im J. 1816 ward ihm das Amt eines Präſidenten des Oberappellationsgerichtes in Kaiſerslautern, er trat darauf in den baieriſchen Staatsdienſt und erhielt eine gleiche Stellung in Zweibrücken. Er ſtarb am 16. September 1824 in Wiesbaden.

Von ſeinen zahlreichen, größtentheils anonymen Schriften nennen wir:

Heinrich von Neideck. 2. Aufl. Erlangen 1791.
Briefe über Erlangen. 2 Th. Frankfurt 1792.
Nelkenblätter. 4 Th. Leipzig 1792—95.
Empfindſame Reiſe nach Schilda. Leipzig 1793.
Albrecht der Friesländer. Leipzig 1793.
Hans Kiekindiewelts Reiſe. Leipzig 1794.
Wahrheiten ohne Schminke. Deutſchland 1794.
Leben u. Thaten des jüngern Herrn von Münchhauſen. Thorn 1795.
Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutſchlands. 2 Th. Altona 1796.
Das neue graue Ungeheuer. 10 St. Altona 1795—1797.
Geſchichte meiner Verfolgungen. Amſterd. 1796.
Haideblümchen. Hamburg 1796.
Frankreichs politiſche Verhältniſſe. 3. Aufl. Paris 1797.
Die fünf Männer. Altona 1797.
Holland u. Frankreich. 2 Th. Paris 1797.
Obſcurantenalmanach. Altona 1798.
Damian Heſſel und ſeine Raubgenoſſen. 3. Aufl. Mainz 1811.
Magazin für deutſche gerichtliche und Polizeibeamten. 6 Hefte. Mainz 1812—1813.

R. ſuchte zu ſeiner Zeit als politiſcher und belletriſtiſcher Schriftſteller eine Rolle zu ſpielen und Aufſehen zu erregen, was ihm zwar inſofern gelang, daß er ſich dadurch Verfolgungen zuzog, welche er ſpäter ausführlich beſchrieb, ſich aber weiter nicht zu Ruhm und Ehre verhalf. Von ſeinen Schriften erhebt ſich keine über die Mittelmäßigkeit.

Eliſabeth Charlotte Conſtantia, gewöhnlich Eliſa, von der Recke,

geboren am 20. Mai 1756 auf dem Gute Schönburg in Kurland, Tochter des Grafen Medem, Schweſter der verſtorbenen Herzogin Dorothea von Kurland, erhielt, da in ihrem zweiten Lebensjahre ihre Mutter bereits geſtorben war, im Hauſe ihrer Großmutter eine ſehr ungünſtige Erziehung, bis ſie ſich von ihrem 11. Lebensjahre an unter der Pflege und Leitung ihrer Stiefmutter, der dritten Gemahlin ihres Vaters, an Körper und Geiſt auf eine auſſerordentliche Weiſe kräftigte. Ihre im Jahre 1771 mit dem Freiherrn von der Recke geſchloſſene eheliche Verbindung war eine reine Convenienzheirath und wurde bereits im Jahre 1776 wieder gelöſt. Sie lebte nun in Mietau und auf Reiſen. Der im J. 1777 erfolgte Tod ihrer Tochter und ihres Bruders, Friedrich von Medem, welcher ſich um ihre geiſtige Bildung großes Verdienſt erwarb, gab ihrem von Natur frommen Gefühle eine myſtiſche Ueberſpanntheit und vermochte ſie zum Glauben an die Gaukeleien des berüchtigten Caglioſtro: daß es möglich ſei, mit geliebten Verſtorbenen in Rapport zu treten. Dieſe myſtiſchen Ideen wurden erſt aus ihr verbannt, als ſie ſich ihrer Kränklichkeit halber genöthigt ſah, das Karlsbad zu gebrauchen, wo ſie mit Bode, Bürger, Nicolai, Spalding, Struenſee, den Gebrüdern Stolberg, Teller, Zöllner u. A. in einen freundſchaftlichen Verkehr trat. Ihre damals viel Aufſehen erregende Schrift über Caglioſtro, welche die Kaiſerin

Digitized by Google

Katharina in's Ruſſiſche überſetzen ließ, veranlaßte eine kaiſerliche Einladung nach Petersburg und verſchaffte ihr den Nießbrauch des Gutes Pfalzgrafen in Kurland. Hier lebte ſie etwas ſorgenloſer in einer einfachen Bauernhütte als Lehrerin und Pflegerin junger Mädchen. Fortdauernder Nervenſchwäche wegen mußte ſie aber bald unter Tiedge's Begleitung eine Reiſe nach Italien unternehmen, von welcher ſie erſt im Jahre 1806 wieder zurückkehrte. Sie lebte nun abwechſelnd in Löbichau bei Altenburg, Nachod, Sagan, Altenburg, Berlin, Dresden und anderen Orten, den Sommer über jedoch faſt jedes Jahr in Karlsbad. Seit 1818 ließ ſie ſich für immer in Dresden nieder und ſtarb daſelbſt am 13. April 1833.

Sie ſchrieb, theils unter dem pſeudonymen Namen: Eliſa:

Ueber Cagliaſtro. Mietau 1779.
Etwas über den Oberhofprediger Stark in Darmſtadt. Berlin 1788.
Bruchſtücke aus dem Leben C. F. Neanders. Berlin 1804.
Eliſens geiſtliche Gedichte. Herausgeg. von J. A. Hiller. Leipzig 1783.
Eliſens und Sophiens (Schwarz, geb. Becker) Gedichte. Herausgeg. von F. L. Schwarz. Berlin 1789.
Kurlands Nekrolog. Mietau 1805.
Gedichte. Herausgeg. von C. A. Tiedge. 2. Aufl. Halle 1816.
Tagebuch einer Reiſe durch einen Theil Deutſchlands und durch Italien in den J. 1804—1806. Herausgeg. von K. A. Böttiger. 4 Bde. Berlin 1815—1817.
Anhang zu den Gedichten für die Beſitzer der erſten Auflage. Halle 1816.
Familienſcenen. Schauſp. Leipzig 1826.
Gebete u. religiöſe Betrachtungen. Berlin 1826.
Geiſtliche Lieder, Gebete und religiöſe Betrachtungen. Leipzig 1833.

Tiefes Gefühl, echte Frömmigkeit, Wärme und ſeltener Wohlklang erwarben den Poeſieen dieſer trefflichen Frau und vorzüglich den religiöſen Gedichten derſelben viele Freunde. Ihre proſaiſchen Leiſtungen zeichnen ſich gleichfalls durch Wahrheit und Reinheit der Empfindungen und hohe geiſtige Bildung aus, ſtehen aber ihren Dichtungen nach.

Wonne der Andacht*).

Seligſte der Lebensſtunden,
Wenn der Geiſt zu Gott ſich ſchwingt!
Ganz mit Herrlichkeit umringt,
Hat dich meine Seel' empfunden,
Wenn ſie ſinnend, fern und nah,
Gottes ew'ge Liebe ſah!

Schmückte die nicht unſre Fluren?
Schmückte ſie den Himmel nicht
Mit dem Sonn'n- und Sternenlicht,
Mit den glänzenden Naturen,
Wo in Gottes Wiederſchein
Sich die höhern Geiſter freun?

Stattete nicht zum Genuſſe
Gottes Huld dies Erdenthal,
Wie zu einem Liebesmahl,
Aus mit einem Ueberfluſſe,
Welcher, unverſiegbar mild,
Aus des Lebens Urnen quillt?

O, du Weſen aller Weſen!
Deine Güt' und Herrlichkeit
Füllt das weite Reich der Zeit.
Auch der Menſch iſt auserleſen,
Von der niedern Erde ſchon
Aufzuſchau'n zu deinem Thron.

Seligſte der Lebensſtunden,
Du entflammeſt mein Gemüth!
Meine ganze Seele glüht!
Dieſe Erd' iſt mir entſchwunden!
Vorgefühl der Himmelsluſt
Füllt und hebet meine Bruſt.

*) Lied von E. v. d. Recke.

Karl Chriſtian Redkert

wurde im Jahre 1739 zu Minden geboren, war Stadtſecretär zu Spandau und darauf landgräflich homburgiſcher und fürſtlich hohenzollerſcher Reſident und geheimer Legationsrath, wie auch Ritter des Ordens der Vorſehung zu Berlin. Er ſtarb am 20. Februar 1800.

Wir beſitzen u. A. von ihm:

Vermiſchte Schriften. 3 Th. Münſter u. Hamm 1770—1773.
Wintergemälde. Berlin 1777.
Lieder meiner Muſe. Berlin 1782.

Geßner war ſein Vorbild, den er auf das Aengſtlichſte nachahmte und daher nichts Selbſtſtändiges lieferte, einige gelungene, jedoch unbedeutende Lieder ausgenommen.

Auguſt Wilhelm Rehberg,

geboren am 13. Januar 1757 zu Hannover, ſtudirte zu Göttingen Jurisprudenz und ward nach abſolvirten Univerſitätsjahren 1783 Regierungsſecretär zu Osnabrück, 1786 geheimer Kanzleiſecretär zu Hannover, 1794 Oberlicentinſpector, 1801 Director des Intelligenzcomptoirs und 1806 Hofrath. Unter der weſtphäliſchen Regierung erhielt er das Amt eines Steuerdirectors und nach Aufhebung derſelben 1814 das eines geheimen Cabinetsraths. Im Jahre 1821 legte er ſeine Stelle nieder und lebte nun abwechſelnd zu Linden bei Hannover, Dresden, Göttingen, ſeit 1828 in Rom und ſpäter wieder in Göttingen. Er ſtarb am 9. Auguſt 1836.

Wir beſitzen von ihm:

Ueber das Weſen und die Einſchränkungen der Kräfte. Leipzig 1779.
Kato. Baſel 1780.
Philoſophiſche Geſpräche über das Vergnügen. Nürnberg 1785.
Ueber das Verhältniß der Metaphyſik zur Religion. Berlin 1785.
Prüfung der Erziehungskunſt. Leipzig 1792.
Unterſuchungen über die franzöſiſche Revolution. 2 Th. Hannover 1783.
Appellation an den geſunden Menſchenverſtand gegen Fichte's Appellation an das Publicum. 1799.
Ueber den deutſchen Adel. Göttingen 1803.
Ueber die Staatsverwaltung deutſcher Länder. Hannover 1807.
Machiavelli's Buch vom Fürſten. Hannover 1810.
Ueber den Code Napoleon. Hannover 1814
Sämmtliche Schriften. Hannover 1828 ff.

Rehberg war einer der entſchiedenſten, ſcharfſinnigſten und geiſtreichſten Gegner der franzöſiſchen Nation, welche er

Digitized by Google

von einem hohen allgemein menſchlichen Standpunkte aus auffaßte und mit den Waffen ruhigen Nachdenkens angriff, ohne ſich den Fortſchritten der Menſchheit im geiſtigen Leben der Völker entgegen zu ſtellen, ſondern dieſe vielmehr aus allen Kräften auf geſetzlichem Wege nach genauer Prüfung befördernd. Er bekämpfte daher Mißbräuche, wo er ſie fand, mit Klarheit und Kraft, zeigte, daß er reiche Welterfahrung mit echter Wiſſenſchaftlichkeit verband, und erhielt ſich ſtets unabhängig und vollkommen unpartheiiſch in ſeinem Urtheil. Unter den deutſchen Publiciſten wird ſein Name daher ſtets zu den geſchätzteſten gehören.

Philipp Joſeph von Rehfues

ward am 2. October 1779 zu Tübingen geboren, lebte anfangs als Dr. philosoph. daſelbſt, ging aber 1801 als Hauslehrer nach Livorno und ward 1807 als Bibliothekar des damaligen Kronprinzen von Württemberg nach Stuttgart berufen. Im Jahre 1814 ward er preußiſcher Hofrath und Kreisdirector in Bonn, 1818 außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter an der Univerſität und 1819 Regierungsrath und Commiſſarius der Univerſität. Im Jahre 1829 erhob man ihn in den Adelsſtand.

Er iſt Verfaſſer der Schriften:

Ueber den jüngern Philoſtratus. Tübingen 1799.
Alfieri's Trauerſpiel (mit Tſcharner). 1 Th. Berlin 1804.
Plato in Italien. 3 Th. Tübingen 1808.
Gemälde von Neapel. 3 Th. Zürich 1808.
Briefe aus Italien. 4 Th. Zürich 1809.
Süddeutſche Miscellen. 4r Jahrg. Tübingen 1811—1814.
Die Brautfahrt in Spanien. 2 Th. Berlin 1811.
Beſchreibung ſeiner 1808 über Tyrol, Oberitalien, Schweiz und Frankreich gemachten Reiſe. Frankfurt 1812.
Spanien. 4 Th. Frankfurt 1813.
Reden an das deutſche Volk. Nürnberg 1814.
Die Oriflamme. Nancy 1814.
Ueber das Zunftweſen. Bonn 1818.
Scipio Cicala. 4 Bde. Leipzig 1832.
Die Belagerung des Kaſtells von Gozzo. 2 Bde. Leipzig 1834.
Die neue Medea. 3 Bde. Stuttgart 1836.
Einzelne Aufſätze, Erzählungen u. ſ. w. in Zeitſchriften, Taſchenbüchern u. ſ. w.

Ein durch Wiſſenſchaft und Leben überaus reich begabter Schriftſteller, deſſen Werke über Italien und Spanien die genaueſte Kenntniß der Dinge und Zuſtände mit eleganter und feinſinniger Darſtellung verbinden. Seine Reden an das deutſche Volk zeigen bei großer Begeiſterung und Kraft Klarheit und Beſonnenheit, gehoben durch eine treffliche Diction. Ebenſo beurkunden ſeine hiſtoriſchen Romane große Combinationsgabe, gute Charakterzeichnung, Reichthum der Situationen und Fülle der Begebenheiten, obwohl denſelben von mancher Seite der Vorwurf gemacht worden, daß es ihnen an innerer Wärme und dem eigentlichen poetiſchen Hauche fehle und ſie mehr ein Werk des Verſtandes als wirklicher dichteriſcher Schöpfungskraft ſeien.

Abenteuer auf einer Reiſe durch die Abruzzen *).

Erſtes Capitel.

Die kleine Reiſegeſellſchaft, die wir begleiten, iſt bereits mehrere Tage von Neapel entfernt. Sie hat die Grenzen der Provinz Abruzzo überſchritten, und befindet ſich in Gebirgsgegenden, welche den fruchtbaren, reich bebauten und übervölkerten Ebenen und ſanften Hügeln der Terra di Lavoro durchaus unähnlich ſind. Die höhere Lage des Landes, ſeine vielen Wälder und der Strich der Gebirge, deren Kamm die Wolkenſcheidung eines ſchmalen, zwiſchen zwei Meeren gelegenen, Landes bildet, verleihen ſeinen klimatiſchen Verhältniſſen einen Charakter, der ſich vielleicht nur mit den gebirgigſten Schweizerlandſchaften vergleichen läßt. Die Wolken von beiden Meeren und Küſten ſammeln ſich an ſeinen Firnen, und ſinken in Thau oder Regen an der Seite nieder, wo ſie ihre Schranke gefunden. Morgens und Abends ſteigen Nebel empor aus den Forſten und Schluchten, und nähren die zahlloſen Gewäſſer, die als kryſtallhelle Bäche über den üppigen Grasteppich der Thäler wegeilen, um ſich als ſchäumende Cascaden in die dunkeln Klüfte zu ſtürzen, oder ſtille ſich zu bergen in den geheimnißvollen Seen der reich umſchatteten Gründe. Die fetteſten Weidetriften laufen an den mäandriſchen Bächen hin, und bedecken die offenen Höhen zwiſchen den Urforſten. Die üppigſte Vegetation lacht über Berg und Thal, und wuchert ſelbſt an den gewaltigen Felsmaſſen empor, auf die ſich jene Leiſten häufig abſchneiden. Man erblickt meiſt nur einzelne, niedrige ſteinerne Hütten mit Schieferdächern, welche durch ſchwere Steine gegen die heftigen Winde geſchützt ſind. Die ſchwache Bevölkerung beſteht in armen Hirten, die mit ihren Heerden das einförmige Grün der Weiden, und mit der einfachen Muſik ihrer Schalmeien die tiefe Stille derſelben unterbrechen. Man kann halbe Tage reiſen, ohne einem Wanderer zu begegnen, und wenn es geſchieht, ſo eilt er ſcheu vorüber. Nur in ſtarker Begleitung durchzieht hie und da ein Reicher das Land, welches von jeher eine ſichere Zuflucht für Räuber und Verbannte gegolten. Anſehnlichere Maſſen von Bevölkerung ſammeln ſich nur an großen Kirchenfeſten zu Ehren von Heiligen, die ein beſonderes Anſehn genießen. Alsdann herrſcht auch die vollkommenſte Sicherheit in der ganzen Gegend. Die grauſamſten Mörder und Räuber ſind die eifrigſten Theilnehmer ſolcher Feſte, und hoffen, ſich mit dem Himmel durch die Andachtübungen einiger Tage für die Verbrechen eines ganzen Jahres abzufinden.

Unſere Reiſegeſellſchaft iſt offenbar auf die Tage der Unſicherheit eingerichtet. Ein ſogenannter Campiere eröffnet den Zug auf einem hitzigen Hengſte, der ſeinen ganzen Weg durch den Schaum bezeichnet, welchen er von Zeit zu Zeit mit dem aufgeſchnellten Kopf von dem Gebiſſe ſchleudert. Der Mann hat einen ſolchen Vorrath von Waffen aller Art auf ſich, neben und hinter ſich, daß er es mit einem anſehnlichen Trupp aufnehmen dürfte, wenn er ſie alle zugleich brauchen könnte. Vor ihm auf dem Sattelknopfe, der ihm faſt an die Bruſt reicht, liegt ein kurzer, aber weit geöffneter Stutzer, aus deſſen Doppelmündung ſich in einem Augenblicke Tod und Verderben unter den größten Haufen verbreiten läßt. So eben hat der Reiter die große Pfanne deſſelben mit friſchem Pulver verſehen, und bläßt noch die Aſche von der Lunte, womit er das Gewehr losſchießen muß.

Die Gegend, in der ſich der Zug befindet, iſt jedoch von der Art, daß mit aller Vorſicht keine Sicherheit zu gewinnen ſteht. Der ſchmale Weg zieht ſich zwiſchen einem reißenden Waſſer und einer, ſenkrecht abgeſchnittenen, Felswand hin, und das andere Ufer bedeckt ein dunkles Gehölz, aus dem man unbemerkt und ſicher jeden Vorübergehenden mit dem Geſchoſſe treffen kann. Dazu kommt, daß bei den ſteten Krümmungen des Weges die Annäherung der Gefahr nicht früher zu bemerken iſt, als bis der Kampf mit ihr unvermeidlich geworden; ja wie man ſich auch hüten muß, Lärm zu machen, damit nicht entferntere Räuber herbeigelockt werden.

Der Campiere hat den Reiter hinter ihm auf die Nothwendigkeit verdoppelter Vorſicht und Wachſamkeit aufmerkſam gemacht. Nachdem ſolcher die großen Piſtolen an ſeinem Sattel in Ordnung gebracht, faßt er die eine mit der rechten Hand, um im Augenblicke feindlicher Erſcheinung losdrücken zu können, während er die andere zwiſchen dem Sattelknopf und ſeinem Bauche hält. Er iſt außerdem mit einem Dolch und einem kurzen, zweiſchneidigen Schwert verſehen, und hat er auch nicht das Anſehn eines Eiſenfreſſers, wie der Campiere, ſo mag er leicht, wenn es zur Entſcheidung kommt, mehr Gewandtheit, und gewiß größeren Muth beweiſen. Unſere Leſer trauen es ihm vielleicht ſelber zu, wenn ſie wiſſen, daß dieſer zweite Reiter der Steuermann Jaffier iſt.

Hinter ihm kommen zwei Sänften, deren jede von einem Paar Maulthiere getragen wird. Die Vorhänge derſelben ſind geſchloſſen; ſo daß ſich über ihren Inhalt noch nicht berichten

*) Aus Urania f. d. J. 1835.

Digitized by Google

läßt. Ihnen folgt eine ſtark verſchleierte Frau in ganz ſchwarzem Anzug auf einem Saumthier, das von einem Führer geleitet wird. Vier andere, ſchweebepackte Thiere ſchlendern unbekümmert um alle Gefahr hinterher. Deſto gerüſteter auf ſie iſt der Campiere, welcher den Zug ſchließt. Er zeichnet ſich vor ſeinem Kameraden durch eine eiſerne Sturmhaube und einen Bruſtpanzer aus, und ſcheint ſich mehr auf die Gewehre für Hieb und Stich, als auf Feuerwaffen zu verlaſſen. Auch hat er den langen Degen bereits gezogen, um keinen Augenblick mit dem Gebrauche zu ſäumen, wenn er nöthig werden ſollte.

„Ihr könnt Euren Bratſpieß nur ſtecken laſſen, Gevatter Barnabas," ſpricht der Maulthiertreiber zu dem Campiere, als er beim Umwenden den Degen des Letztern entblößt ſieht; „ich ſag' Euch, Ihr werdet heute nichts an ſeine Spitze bekommen. Es iſt eine panzerhafte Zeit; dennoch ſteht ſie auch noch unter Wind und Wetter, wie die alten Tage, von denen ſie erzählen, daß man um das halbe Geld, was in der unſrigen ein Maulthier koſtet, ein Paar kaufen konnte. Und dann war doch kein ſtätiges darunter!"

„Deshalb haſt Du wol die Waffen zu Hauſe gelaſſen?" erwiederte der Campiere mit verächtlichem Tone.

„Dann wüßt' ich wenigſtens, wo ich ſie wieder holen ſollte, wenn ich ſie brauchte. Ich ſage Euch, unſer Eins iſt nirgends zu Hauſe; und darüber muß man froh ſein. Wär' ich irgendwo zu Haus, ſo hätt' ich auch keinen Verdienſt, wenn ich nicht Sklavenarbeit verrichten wollte, und dazu, nehmt mir nicht übel, hab' ich ſo wenig Luſt und Liebe, als Ihr zur Galeerenarbeit. Wißt Ihr auch Gevatter, wo wir am Ende Alle zu Haus kommen?"

„Wer kennt das Land nicht, wo die Hühneraugen nicht mehr ſchmerzen, wenn auch ein Pferd darauf tritt? Aber es iſt ein ſchimmlichter Spaß!"

„Es iſt bitterer Ernſt, ſag' ich Euch. Wer da zu Haus iſt, dem thun weder Zähne noch Hühneraugen mehr wehe. Und dennoch kann man es nicht gewiß wiſſen. Aber warum kann man es nicht wiſſen, Gevatter? Das erklärt mir einmal!"

„Sprich leiſer, oder ſchweige lieber ganz. Dies iſt überhaupt das Beſte für Dich, wenn Deine Beſtien raſchen Gang halten."

„Ich ſag' Euch, Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Gevatter —"

„Alberner Schuft," antwortete der Campiere mit Verachtung. „Zu meinem Stand paßt die Furcht gerade, wie die Höflichkeit zu dem Deinigen. Wenn ich vorſichtig bin, ſo iſt es nicht für mich, ſondern für Diejenigen, deren Schutz mir obliegt."

„Ich ſag' Euch, Ihr könnt die Vorſicht und die Nachſicht hier ſparen. Stößt Euch heut' etwas zu, ſo kommt es wenigſtens nicht von Menſchenhänden; dafür ſteh' ich Euch."

„Woher denn ſonſt?"

„Was weiß ich? Aber das ſag' ich Euch, und Ihr dürft mir es glauben. Der Battiſtiello unternimmt nichts beim Scirocco. Und hat er nicht Recht, der Battiſtiello!"

„Was ſprecht Ihr vom Battiſtiello," rief Zoë, die plötzlich den Kopf aus dem Vorhang der zweiten Sänfte herausſtreckte.

„Ihr könnt heute ganz ruhig ſein, Signorina," erwiederte der Maulthiertreiber. „Für morgen will ich nicht ſtehen; denn in der Nähe iſt er. Darauf kann ich ſchwören. Hab' ich doch um Mittag ſeinen großen weißen Pudel über den Weg laufen ſehen, und da war er gewiß nicht ferne."

„Heiliger Spiridion, ſteh' uns bei!" rief Zoë. „Ich hab' es ja geſagt, daß es uns ſchlimm gehen würde in dieſem, von Gott verfluchten, Lande! Laßt mich ausſteigen! In dem Unglückskaſten will ich wenigſtens nicht ſterben."

„Ich ſag' Euch, Ihr braucht heute nicht bange zu ſein, Signorina," ſprach der Maulthiertreiber. „Hätten ſie's auf Euch abgeſehn, wär' es auch jetzt ſchon zu ſpät."

„Ich will ausſteigen! Ausſteigen will ich!" rief ſie aufs Neue.

„Nun, wenn Ihr nicht hören wollt, ſo thut, was Ihr nicht laſſen könnt," antwortete Jener, und ergriff den Zaum des vordern von ſeinen Thieren, um es anzuhalten.

„Vorwärts!" befahl der Campiere von hinten; „hier iſt keine Stelle zum Anhalten. Ihr müßt Euch beruhigen, Signoria, wenn Ihr nicht aus einer ungewiſſen Gefahr eine gewiſſe machen wollt."

„Steuermann Jaffier!" ſchrie Zoë jetzt aus vollem Halſe.

„Was befehlt Ihr, Donna Zoë?" erwiederte dieſer.

„Kommt und haltet die Beſtien an, damit ich aus dem unglücklichen Kaſten herauskommen kann."

„Es iſt unmöglich, hier anzuhalten," entgegnete Jaffier, indem er ſich auf dem Sattel nach ihr umdrehte. „Auch wüßt' ich nicht, wie ich an den übrigen Thieren vorbeikommen ſollte, um zu Euch zu gelangen." —

Jaffier und die ihr näher Stehenden mochten indeß ſagen, was ſie wollten, Zoë beruhigte ſich durchaus nicht, und fing an, dem Erſten die bitterſten Vorwürfe zu machen. „Was wird der Capitain ſagen," rief ſie aus, „wenn er erfährt, daß Ihr mich den Räubern abſichtlich in die Hände geliefert?" —

Unter allen dieſen und andern Reden, in welchen Zoë den Eigenſinn und die Furchtſamkeit eines verzogenen Kindes an den Tag legte, war man jedoch immer weiter vorwärts gekommen. Auf einmal öffnete ſich der Weg in ein kleines, anmuthiges Thal, und Jaffier benutzte den freien Raum, um an ihre Sänfte zu reiten, und ſie zu bitten, den Zug doch nicht in der verdächtigſten Gegend ohne Noth und Zweck aufzuhalten. Als ſie aber demungeachtet darauf beſtand, erklärte er geradezu, daß er ihrem Willen nicht entſprechen würde, und der Billigung des Capitains gewiß wäre.

Nach vielen harten Worten, die indeß nicht mehr fruchteten, als die früheren, brach die reizende Frau endlich in Thränen aus. Nun ließ ſich auch Lauretta vernehmen, die ihr bisher ruhig gegenüber geſeſſen. Sie fing an zu weinen, und verlangte gleichfalls auszuſteigen.

Jaffier ſprengte einen Augenblick an die erſte Sänfte, und kehrte wieder zurück, nachdem er einige Worte mit der Perſon in derſelben gewechſelt. Er befahl dem Maulthiertreiber, die Thiere anzuhalten, und dieſer gehorchte auch trotz der heftigſten Einwendungen der beiden Campieri. Daß die Maulthiere und Pferde abgezäumt würden, gaben die Letztern indeß durchaus nicht zu. Es ſei unſicher in der Gegend, ſagten ſie; der Tag neige ſich bereits dem Abend zu, und der geringſte Zeitverluſt würde es unmöglich machen, die Herberge zu erreichen, in der ſie die Nacht ohne Gefahr zubringen könnten. Außerdem ſtiegen in dieſen feuchten Thälern manchmal vor Sonnenuntergang Nebel auf, in denen ohnedies kein Weg mit Sicherheit zu verfolgen wäre.

Zoë ſchien jedoch für nichts Anderes Sinn zu haben, als für die Luſt, ſich in das ſchöne Gras zu legen unter den ungeheuren Kaſtanienbaum, der in geringer Entfernung vom Wege ſtand. Und ſo machte die Geſellſchaft denn Halt unter ihm. Zoë ſprang ganz vergnügt aus der Sänfte, und Lauretta folgte ihr. Die Unbekannte in der andern Sänfte blieb jedoch ſitzen; nur trat die ſtark verſchleierte Frau in dem ſchwarzen Anzug, welche gleichfalls abgeſtiegen war, zu ihr, und nahm, als Beide einige Worte gewechſelt, in ſcheuer Entfernung von den Andern Platz im Graſe.

Nachdem ſich's Zoë recht bequem gemacht auf dem zarten, aber üppigen Raſen, mußte Jaffier die Mundvorräthe abpacken laſſen, welche die Reiſenden mitführten. Die Campieri erneuerten ihre Einwendungen gegen Anſtalten, die noch weitere Zögerungen zur Folge haben mußten, und die reizende, junge Frau wurde jetzt nur um ſo erfinderiſcher, ihre Ungeduld auf die Probe zu ſtellen. Die Waſſerflaſche ſollte aus dem Fluſſe gefüllt werden, neben dem ſich der Weg eine Zeit lang hingezogen. Man war bereits ziemlich weit davon entfernt; dennoch eilte Jaffier, ihren Wunſch zu erfüllen. Aber ſie fand das Waſſer von ſchlechtem Geſchmack, und verlangte, daß er ihr anderes aus einer der vielen klaren Quellen herbeiſchaffen ſollte, an denen ſie den Tag über vorbeigekommen. Da machte ſich der Maulthiertreiber, welcher am wenigſten Eile zu haben ſchien, unaufgefordert mit der Flaſche auf den Weg, um eine ſolche Quelle zu ſuchen. Er war der Geſellſchaft kaum aus dem Geſicht, ſo ſprach der ältere Campiere zu Jaffier'n: „ich traue dieſem ſchielenden Burſchen nichts Gutes zu. Seht Ihr nicht, wie er gleich bei der Hand iſt, wenn es auf Zögerung ankömmt? Ich möchte nicht dafür ſtehen, daß er nicht mit den Räubern unter Einer Decke ſpielt. Habt Ihr gehört, daß er den Hund des Battiſtiello kennt? Wer den Hund kennt, kennt auch den Herrn, und wenn der Herr ein Räuber iſt, und er fürchtet ſich nicht vor ihm, ſo weiß man ſchon, was man davon zu halten hat. Bei St. Chriſtoph, es iſt ein ſchielender Schurke, von dem nichts als Böſes zu erwarten ſteht!" —

Zoë, welche dieſe Bemerkung gehört hatte, ſprang jetzt auf einmal von ihrem weichen Sitz auf, und verlangte, daß die Reiſe augenblicklich weiter fortgeſetzt werden ſollte. „Ja, ja," rief ſie; „dieſer Menſch hat kein gutes Geſicht. Er wird uns an die Räuber verrathen. Laſſet uns eilen, damit wir ihn loswerden —"

„Wollt Ihr die Reiſe zu Fuße fortſetzen, Signora?" ſagte der andere Campiere ärgerlich. „Oder glaubt Ihr, daß er uns weniger verrathen werde, wenn wir ihm ſeine Thiere mitnehmen und ihn hier zurücklaſſen?" —

Zoë beſtand darauf, daß man ſich ſogleich auf den Weg machen müßte, und fiel in die übelſte Laune, als ihr eine entſchiedene Weigerung entgegengeſetzt wurde. Zuletzt ſtieg ſie in ihre Sänfte, zog die Vorhänge zu, und ſtieß die Waſſerflaſche mit Verachtung weg, als der Maulthiertreiber ſolche nach einer ziemlich langen Zeit, während der die beiden Campieri's mit der größten Ungeduld unaufhörlich nach ihm ausgeſehen, gefüllt zurückbrachte.

Digitized by Google

„Bei Sanct Bernhardin von Siena,“ brummte der Letztere, nachdem er ſelbſt einige gute Züge aus der Flaſche gethan: „ich ſage, ſtöriſch iſt ein Maulthier; aber ſo ein Weib iſt ſtöriſch und unvernünftig zugleich. Und dennoch darf man ihm den Stock nicht um den Kopf ſchlagen, wie gern man es auch thun, und wie gut es ihm auch bekommen möchte!“

Die Campieri ſetzten ihre Roſſe in raſchen Gang, und erieben auch die Maulthiere vorwärts. Wirklich zeigte ſich bald, wie nöthig die Eile früher geweſen, und wie unzureichend ſie nun geworden war. Schon ſtiegen leichte Dünſte auf den nächſten Wieſengründen empor, und wurden immer dichter, während ſich der Himmel gegen Weſten vergoldete, und keinen Zweifel übrig ließ, daß die Sonne, die in dieſen tiefen Thäleen nicht mehr ſichtbar war, ihrem Untergang nahe ſtand. Bald wurden die Dünſte zu dichten Nebeln, und verhüllten die Landſchaft rings um die Reiſenden. Da der Weg über friſch abgeweidetes Wieſenland hinging, auf welchem kein eigentlicher Pfad war, ſo wollte ſich der Maulthiertreiber an die Spitze des Zuges ſtellen, um die Richtung zu halten. Die Campieri fanden ihr Mißtrauen dadurch beſtätigt, und befahlen ihm ohne Umſtände, daß er bei den Sänften bleiben ſollte. Er folgte ihren Weiſungen augenblicklich, verſicherte ihnen jedoch zugleich, daß er für ſeine Perſon nichts von den Räubern zu fürchten habe, und ihm vollkommen gleich ſei, wo er ſein Nachtquartier finde.

Nachdem die Geſellſchaft ihren Weg eine gute Weile fortgeſetzt, wurde der Nebel dichter, und ſtieg immer höher empor an den Bergen, an deren Spitzen bereits die letzten Sonnenſtralen verſchwunden waren. Allmälig wurde das Rauſchen eines ſtarken Gewäſſers hörbarer, und bald ließ ſich nicht mehr bezweifeln, daß ſich der Zug in ſeiner Nähe befand. Zum Glück war es noch eben helle genug, um das tief ſtrömende Bergwaſſer zu erkennen, an deſſen ſteilem Ufer die vorderen Thiere mit einemmal ſtille hielten. Die Campieri freuten ſich jedoch über dieſe Nachbarſchaft; ſie glaubten das Waſſer zu kennen, und meinten, daß ſie nur an ſeinem Ufer hinzuziehen brauchten, um das Nachtquartier zu erreichen. Der Maulthiertreiber war mit den Sänften etwas zurückgeblieben, und beeilte ſich immer weniger, den Andern zu folgen. „Was brauch' ich zu eilen, um wieder umzukehren?“ erwiederte er, als ihn Jaſſier wiederholt antrieb. „Ich ſage, am klügſten wär' es, die weiſen Herren allein ziehen zu laſſen; bald genug wird ihnen der Moraſt ihr Ziel geſteckt haben.“ —

Und in der That waren ſie nur noch eine kurze Strecke weiter gezogen, als die Thiere mit jedem Schritte weicher auftraten, und bald tiefer und immer tiefer einſanken. An eine Richtung des Wegs war jetzt nicht mehr zu denken; es kam nur darauf an, feſten Boden zu gewinnen und zu behaupten. Aber die mancherlei vergeblichen Verſuche verwirrten die Reiſenden ohne Ausnahme dermaßen, daß ſie bald ungewiß wurden, ob ſie nicht dahin zurückkehrten, woher ſie gekommen waren.

Jetzt forderten die Campieri den Maulthiertreiber von ſelbſt auf, daß er ſich an die Spitze des Zuges ſtellen möchte. „Ich ſag' Euch, es würd' Euch wenig helfen,“ antwortete dieſer. „Wir ſind in einer Gegend, wo ich noch nie geweſen bin, und weiß meine Antonella keinen Rath, ſo können wir das Nachtquartier nur geradezu unter dem nächſten, beſten Baume nehmen. Wäre der giftige Nebel nicht, möchte mir auch wenig daran gelegen ſein.“ —

Unter ſeiner Antonella verſtand der Mann das vorderſte von den beiden Maulthieren, welche Zoë's Sänfte trugen. Als der Zug anhielt, um der Antonella den Vortritt zu laſſen, bog ſich die junge Frau aus ihrer Sänfte heraus, und beſchwor erſt Jaſſier'n, und dann die übrigen Alle, ſie nicht der Gefahr auszuſetzen, plötzlich in einem Sumpfe zu verſinken, oder in ein Bergwaſſer hinunterzuſtürzen. Ja, ſie brach in lautes Weinen aus, als man von ihrem Einwand keine Kunde nahm, ſondern die Antonella ohne Weiteres mit ihr vorwärts zog.

Nach einer guten Weile begann der Nebel von Oben herab ſich zu erhellen, und in wenigen Minuten war er vor dem klaren Mondlichte zu Boden geſunken. Bald befand ſich auch die Geſellſchaft auf einem Pfade, der ſtark gebraucht ſchien. War man nun aber einer Sorge ledig, ſo ſtellte ſich eine andere ein, und kehrten alle Beſorgniſſe wegen der Räuber zurück. Die Campieri erkannten die Landſchaft durchaus nicht mehr, in der ſie ſich befanden, und machte der Maulthiertreiber gleich bemerklich, daß der Mond links vor ihnen ſtehe, und folglich die Hauptrichtung des Weges nicht verloren ſei, ſo geſtand er doch, daß ihm die Gegend völlig unbekannt vorkomme. „Nur ſeh' ich wohl,“ ſetzte er hinzu, „daß wir nicht weit von Menſchenwohnungen ſein können. Ich erblicke Spuren von Kühen, und ich ſage, wo eine Kuh iſt, da kann der Stall nicht ferne ſein.“ —

Der Zug verfolgte nun den Weg im Thale fort, daß allmälig aufſtieg, und immer enger und enger wurde. Bald war das Mondlicht nur noch an den Spitzen der Höhen ſichtbar, welche den engen Horizont begrenzten, und die Luft wurde ſo friſch, daß die Reiter abſtiegen, um ſich durch das Gehen zu erwärmen. Nun ließ auch die Unbekannte in der zweiten Sänfte halten, um ihrem Beiſpiel zu folgen. Die verſchleierte Frau ſtieg gleichfalls ab; nur Zoë und Lauretta blieben in der ihrigen ſitzen.

Das Brüllen einer Kuh verkündigte die Nähe von menſchlichen Wohnungen, und in Kurzem ward ein großes Gebäude hinter den Kaſtanien ſichtbar, unter welchen der Weg eine Zeit lang fortführte. Dem Anſehn nach war es eine alte Burg, und gewährte in ſofern einige Beruhigung, als Gebäude der Art nicht den Räubern zum Aufenthalt zu dienen pflegen. Indeß wurde dieſer Troſt immer zweifelhafter, je näher man kam. Der Einbau war zuſammengeſtürzt, und der heitere Mondhimmel brach durch die meiſten Fenſter der Thürme, und ſelbſt der Hauptmaſſe des Gebäudes. Bei dem beſchränkten Horizont mußte man fürchten, daß ſich die niedrigeren Theile deſſelben nicht in beſſerem Zuſtande befinden möchten, und man ſich nur den Ruinen eines der Zufluchtsorte näherte, welche ſich die Bewohner Italiens im Laufe der vielen Stürme, die ſeit dem Sinken der römiſchen Macht über ihr ſchönes Land gekommen ſind, in den Gebirgen deſſelben gebaut haben.

Dieſe Beſorgniß ſchwand jedoch auf einmal, als ſich durch eine offene Thüre der Blick in eine große Hausflur öffnete, wo im ungeheuren Kamine des Hintergrundes ein lebhaftes Feuer brannte. Niemand ſchien jedoch den Gäſten entgegen kommen zu wollen, und die Campieri ſchlugen Jaſſier'n vor, erſt allein einzutreten, und nachzuſehen, welche Sicherheit hier zu finden ſei. Machten ſie ſelbſt den Verſuch, meinten ſie, und es befänden ſich Räuber in dem Gebäude, ſo würden die Feindſeligkeiten augenblicklich beginnen, und der Vortheil des Angriffs ganz auf der Seite Derer ſein, welche bereits Meiſter des Platzes wären. Gegen einen Einzelnen dürften ſie ſchwerlich gleich etwas unternehmen, und man gewänne Zeit zur Verſtändigung; geſchäh' es aber auch, ſo müßte ihre plötzliche Erſcheinung zu ſeiner Hülfe nur um ſo nachdrücklicher wirken, je unerwarteter ſie käme.

Jaſſier fand in der ungeheuren Hausflur Niemand, als eine alte Frau, die auf der niedrigen Mauer neben dem Feuer ſaß, und eben eingenickt war. Da ſie durch ſeine Annäherung nicht wach wurde, ſo gewann er Raum, ſich umzuſehen. Außer wenigen, zur Viehzucht gehörigen, Geräthſchaften bemerkte er jedoch nichts Auffallendes in dem großen Gewölbe, als einige Reiterſättel mit ſchweren Piſtolenhulftern, welche an der Wand hingen. Eine ſteinerne Treppe führte in die oberen Räume des Gebäudes, aus welchen man durch mehrere Fenſteröffnungen in die Hausflur hinunterſehen konnte.

Als die alte Frau auf ſein wiederholtes Räuſpern nicht aufwachte, ſo klopfte Jaſſier ihr endlich ſanft auf die Schulter. Sie hob den Kopf empor, und richtete den trüben Blick, wie blinzelnd, auf den Unbekannten, der vor ihr ſtand. Indeß erſchrak ſie nicht im geringſten, ſondern antwortete ihm Mehreres, das er nicht verſtand. Wie es ſchien, ging es ihr mit ſeiner Sprache nicht beſſer; doch gewann ſie ſichtbarlich Zutrauen zu ihm, und würde es vielleicht noch deutlicher geäußert haben, wäre nicht der Eine von den Campieri's eingetreten. Dieſer redete ſie in ihrer Provinzialmundart an; es geſchah in einem unſanften Tone, und wahrſcheinlich in Ausdrücken, die ihr mißfielen. Wenigſtens zog ſich ihr, ohnedies faltenreiches, Geſicht in immer engere Falten zuſammen, und gewann ihr kleines, graues Aug' ein unheimliches Feuer, das zuvor nicht bemerkbar geweſen.

Wie ſich gleich ergab, ſo erwiederte ſie dem Campiere, daß nichts für Menſchen und Thiere vorräthig ſei, und die Geſellſchaft am beſten thun würde, den Weg im Mondſchein nach dem nächſten Orte fortzuſetzen, welcher nicht ſehr ferne läge. Der Campiere wies jedoch auf die Sättel an der Wand, und ſchwor, daß, wo Pferdeſättel, auch Pferdefutter vorhanden ſein müſſe, und er es ſchon zu finden wiſſen werde. Mit jedem Worte des Mannes ſchien das kleine Geſicht der alten Frau ſpitziger, und die Zahl ſeiner Falten größer zu werden; deſto beſſer wirkte Jaſſier's offenes Geſicht und ſanfte Rede auf ſie. Sie ergriff einige lange Späne, ſteckte einen davon am Feuer an, und gab dem Campiere ein Zeichen, ihr zu folgen. Da die Thiere Jaſſier's ſchon halb abgepackt waren, ſo bedeutete ſie ihm mit zwei Worten, daß er die Roſſe gleich mitnehmen ſollte, und führte ihn und ſeinen Kameraden in einen Stall, unmittelbar neben dem Eingang, wo gerade Platz für Beider Thiere war. Den Maulthiertreiber, zu dem ſie mehr Zutrauen zu haben ſchien, forderte ſie auf, ihr mit den übrigen Thieren zu folgen. Sie nahm den Weg nach einem Hintergebäude, wo ein Stall war. Eine einzige Kuh mit einem, kürzlich geworfenen, Kalbe ſtand hier, und Maulthiere und Pferde fanden vollkommen Raum. Sie ſteckte den brennenden Span, der ihr zur Lampe gedient hatte, in die Mauer, und verſprach dem Maulthiertreiber, daß ſie auch für Futter ſorgen wolle.

Als Jaſſier wieder in die Hausflur zurückkam, fand er ſeine Reiſegeſellſchaft bereits vor dem Feuer ſitzend. Und jetzt kam

Digitized by Google

der Leſer auch nicht länger zweifeln, daß Donna Laura die Unbekannte in der einen Sänfte, und ihre Duegna Roſina die tiefverſchleierte Frau auf dem Maulthiere war. Lauretta wiegte ſich auf Zoë's Schooß, und freute ſich der lebhaften Flamme, die in den Kamin hinaufſchlug. Mit ihrem gewöhnlichen Ernſte blickte Laura vor ſich hin, und nahm keinen Theil an der lebhaften Unterhaltung, welche bald zwiſchen jenen Beiden entſtand.

Die Reiſegeſellſchaft war darauf eingerichtet, unterwegs ſelten zu eſſen zu finden, und hielt ſich an die Vorräthe, welche ſie mit mitgebracht. Der Maulthiertreiber kam nur noch ein Mal zum Vorſchein, und rieth, ſich zeitig zur Ruhe zu begeben. „Wir haben morgen eine ſtarke Tagereiſe,“ ſchloß er, „und ich ſage, wo man nicht einkehren ſollte, kann man nicht frühe genug aufbrechen.“ —

Zoë verlangte eine Erklärung dieſer Aeußerung; zur Antwort erinnerte der Mann an ein Sprüchwort ſeines Gewerbes, welches beſagte: kehre nicht ein in den Stall, den du nicht kennſt, und weile nur in dem Hauſe, wo du willkommen biſt.

Der Rath war ſchon an ſich ſo gut, daß es keiner weitern Erklärung bedurfte, um ſich darnach zu achten. Die Frauen folgten der Alten, welche ſie die ſteinerne Treppe hinauf über einen langen Gang weg nach einem Gemach führte, deſſen ſämmtliche Bequemlichkeiten in einigen Haufen Heu und ein Paar Dutzend Schafpelzen beſtanden, die in einer Ecke lagen. Da ſie die nöthigen wollenen Decken bei ſich hatten, ſo konnte ein Lager bereitet werden, das, nach Maßgabe der Zeit und Umſtände, befriedigen durfte. Auch fanden ſich Mittel, um die einzige Fenſteröffnung, an welcher ſogar der der Laden fehlte, wenigſtens zu verhängen.

Jaffier wollte die Alte nach der Hausflur begleiten, um ſein Nachtlager auf der niedrigen Mauer zu nehmen, die an den Wänden derſelben hinlief. Aber ſie winkte ihm, daß er ihr nach einem anderen Gemache in der Nähe folgen möchte. Es war ein kleines, niedriges, ziemlich reinliches Gewölbe, in deſſen Ecke ein Haufen Heu, gleichfalls mit Schafpelzen bedeckt, lag. Die beiden Fenſteröffnungen ließen ſich indeß nicht verſchließen; glücklicher Weiſe gingen ſie nicht ins Freie, ſondern in die Hausflur hinunter. Ehe ſich die Frau von ihm trennte, ſuchte ſie ſich ihm noch verſtändlich zu machen, und wiederholte, was ſie ſagte, ſo lange, bis er ſie durch die Verſicherung beruhigte, daß er Alles wohl gefaßt habe.

Als er, bevor er ſich zur Ruhe begab, noch einen Blick in die Hausflur niederwarf, hatte die Alte ihren Platz am Kamin wieder eingenommen, und ſchien bereits eingeſchlummert. Er ſäumte nun auch nicht länger, und fiel, nachdem er ſein Gebet verrichtet, ſchnell in einen tiefen Schlaf.

Nach mehreren Stunden Ruhe, die er genoſſen, wachte er auf, geweckt, wie er meinte, durch das laute Lachen und Reden mehrerer Perſonen in der Nähe. Es bedurfte nur weniger Augenblicke für ihn, um ſich zu beſinnen, wo er war; aber eben ſo ſchnell fiel ihm auch durch die offene Fenſteröffnung die ſtarke Helle an dem Gewölbe und der gegenüberſtehenden Mauer auf. Bald blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß ſich noch andere Geſellſchaft in dem Haus eingefunden.

Er erhob ſich, warf einen Blick hinunter in die Hausflur, und traute ſeinen Augen kaum bei der Scene, die ſich ihm darſtellte. In der Nähe des Kamins war eine Tafel, reichlich beſetzt mit Speiſen und Weinflaſchen. Vier mannshohe, ſilberne Candelaber mit koloſſalen brennenden Wachslichtern ſtanden um dieſelbe herum, und eben ſo viele kleinere Leuchter von dem nämlichen Metalle mit Kerzen von verhältnißmäßiger Größe zierten den Tiſch. Dadurch und durch das gewaltige Feuer im Kamin war das Gewölbe bis in alle ſeine Winkel beleuchtet.

An der Tafel ſelbſt ſaßen vier Perſonen, welche den Schüſſeln und Flaſchen allem Anſchein nach bereits kräftig zugeſprochen hatten. Es war ein Biſchof im vollen Ornate ſeiner Würde, umgeben von ſeinen Hausgeiſtlichen. Vor ihm kniete ein Fünfter, welcher das Anſehn eines Soldaten hatte, mit dem Rücken gegen das Feuer gewendet. Sonderbarer Weiſe trugen die Uebrigen mächtige Zwickelbärte, wie der Letzte, dergleichen man zu der Zeit in Italien nur an Soldaten, und nie an Geiſtlichen ſah.

War der Anblick dieſer Geſellſchaft ſchon höchſt befremdend für Jaffier, ſo wurde er es noch mehr, als er weiter vernahm, was unter den ſeltſamen Gäſten vorging.

Der Knieende ſchien eben ein Bekenntniß geendigt zu haben; denn der Biſchof fiel mit den Worten ein: „verſtockter Sünder! Du haſt die größten Miſſethaten, welche Du begangen, verſchwiegen!“

„Ach, hochwürdiger Biſchof,“ erwiederte der Knieende mit einem lauten, ſonderbar klingenden Seufzer, „wo könnt' ich Worte genug finden, um alle meine Sünden zu bekennen? Ihr müßtet fürwahr den ganzen Gnadenſchatz der Kirche für mich allein aufwenden, wenn Ihr mir die Abſolution dafür geben wolltet. Ja, wenn ich viel Böſes gethan, ſo habe ich noch mehr Gutes unterlaſſen. Ich will es nur bekennen, wie ſchwer die Reue darüber auf meiner Seele laſtet! Vor acht Tagen, als ich bei dem Feſte des heiligen Cöleſtin zu Aquila war, erſah ich einen günſtigen Augenblick, wo ich den ganzen, wohlgefüllten Opferſtock des Doms ausleeren konnte. Ihr wißt, welchen gottgefälligen Gebrauch ich von dem Gelde machen ſollte; ja, ich bedurfte deſſelben dringend, da mich die Roſa Sfinzia ſchon in die dritte Woche um ein goldenes Kreuz zu ihrem Halsband plagt. Aber die Furcht vor dem Teufel machte mich ſchwach; ich drückte die Augen zu, und verließ eiligſt den Dom, um mir die Verſuchung ganz aus dem Sinne zu ſchlagen.“ —

„Du biſt ein ſündhafter Thor,“ fiel der Biſchof ein, „der mit ſeinen Gaben nicht zu wuchern, und die Gelegenheit, die ihm Gott und ſeine Heiligen anbieten, nicht zu benutzen verſteht! Welche ſchöne Figur würde das goldene Kreuz auf dem ſchwanenweißen Buſen der Roſa Sfinzia machen? Es müßte den Heiland ſelbſt verführen, ſich aufs Neue an demſelbigen kreuzigen zu laſſen, und uns damit vollends von allen Sünden zu erlöſen, auf daß wir unmittelbar von Wein, Weibern und Spiel in das Paradies eingehen könnten.“

„Vergebet meiner Thorheit und Sündhaftigkeit, heiliger Biſchof,“ fuhr der Knieende fort; „ich will mich jeder Buße unterziehen, die Ihr mir auflegen möget.“

„So gelobe mir denn, daß Du den ſilbernen Leuchter, welcher Dir zufallen wird, dazu verwenden willſt, der frommen Roſa Squinzia auf den ſchneeweißen Calvarienberg ihres Buſens ein goldenes Kreuz zu pflanzen, ſo ſchwer und ſchön, als es ſich nur in Sulmona finden läßt.“ —

„Ach, hochwürdiger Biſchof,“ rief ein Anderer von den am Tiſche Sitzenden aus, indem er aufſtand, und ſich gleichfalls auf die Knie warf; „auch auf mir laſten ſo große Unterlaſſungsſünden, daß aller Wein, den ich zu mir genommen, nicht hinreichen will, um ſie von meiner Seele wegzuſchwemmen.“

„So zieh' doch den geiſtlichen Rock aus,“ fiel ein Dritter ein, „bevor Du den ruchloſen Spaß fortſetzeſt. Laß' ihn den Rock ausziehen, Hauptmann; es iſt der Gottloſigkeit ohnedieß genug, und ich meine, der Giuliano könnte mit den beiden Prieſtern, deren Blut er ſich heut' auf die Seele geladen, zufrieden ſein.“

„Du biſt ein weichmüthiger Narr, Benedetto,“ antwortete der Biſchof. „Du haſt Deine Schneidersnatur noch immer nicht ganz ausgezogen, und glaubſt, daß die Kraft des Menſchen in den Kleidern ſtecke. Meinetwegen mag er den Prieſterrock nur immer ausziehn; ſein Bekenntniß wird nur um ſo aufrichtiger ſein. So ſtreife denn ab die fromme Hülle, Bruder Giuliano, und laß den ganzen Sünder, wie er leibt und lebt, zum Vorſchein kommen.“

„Es ſind ſchafsmäßige Skrupel,“ ſprach dieſer, „deren man ſich bei leerem Magen, in ſchlafloſen Nächten, auf einſamem Lager nicht immer entſchlagen kann. Aber zwiſchen Flaſchen und Bechern und fröhlichen Geſellen, bei meiner armen Seele, man muß eine Rüde ſtatt eines Männerherzens im Leibe haben, und die Nähnadel lieber, als den Dolch führen, um mit ſolchen Lumpen an ſeinem und an Anderer Gewiſſen flicken zu wollen!“

„Elender Halunke, der Du biſt,“ rief der Benedetto, indem er den Becher mit Heftigkeit auf den Tiſch ſtieß, und aufſtehen wollte. „Meinſt Du, ich habe die Feigheit nicht geſehn, womit Du den Hieben des Campiere ausgewichen biſt? Dafür haſt Du Deine Tapferkeit deſto muthiger an dem alten Biſchof ausgelaſſen, der Dir nichts als ſeine zitternden Hände entgegen hielt. Am warmen Feuer und hinter vollen Flaſchen iſt es keine Kunſt, ein Held zu ſein! Ich habe meinen Mann geſtellt, ſo gut als irgend Einer unter Euch, und der Prieſter, der ſich am kräftigſten wehrte, und der Campiere, dem Du ſo klug aus dem Wege gegangen biſt, haben vor mir ins Gras beißen müſſen. Bin ich ein Schneider geweſen, ſo brauch' ich mich deß nicht zu ſchämen; es iſt immer ehrenvoller, als ein Mönch geweſen zu ſein, und alle ſeine Gelübde gebrochen zu haben. Aber ein Gewiſſen hab' ich! Ja, bei allen Teufeln, das hab' ich, und Du ſollſt den Spaß nicht fortſetzen, ohne den Prieſterrock abgelegt zu haben! Bei der heiligen Schüſſel von Loreto, wenn Du beichten willſt, ſo ſollſt Du es als Laie, und nicht als Geiſtlicher thun!“

„Nichts iſt billiger, als dies,“ fiel der Vierte ein, der bisher geſchwiegen. „Eigentlich hätten wir die dumme Mummerei wol unterlaſſen können. Ich ziehe meinen Rock auch aus.“

„Nun ſo wirf den Pfaffenkittel von Dir, Giuliano,“ ſprach der Biſchof; „es iſt nicht der Mühe werth, daß ſich brave Kameraden über eine Eſelshaut entzweien.“ —

Der Giuliano zog ſeinen Rock aus, indem er ſagte: „bei meiner Seele, ich thu' es nur dem Coſtanzo zu Lieb! Dir aber will ich den feigen Halunken ſchon eintränken bei Gelegenheit. Warte nur!“ —

Als die Beiden die langen Leibröcke abgelegt hatten, kamen ſtattliche Soldatenanzüge, wie ſie in den Sitten der Zeit waren, zum Vorſchein.

„Kann ich anfangen?“ fragte Giuliano, indem er niederkniete.

„Du magſt Dein reuevolles Bekenntniß nur ablegen,“ erwiederte der Biſchof. „Hoffentlich hat die heilige Kirche, deren Tröſtungen in meine Hand gelegt ſind, noch Reichthum genug von Gnaden, um auch dieſe Schulden von Deinem Haupte zu nehmen.“

„Geſtern Abend,“ begann der Knieende, „als ich von Scanno zurückkehrte, begegnete ich im Gehölze der Bellnecia von Sulmona. Keine Chriſtenſeele war weit und breit zu erblicken, und ich konnte ſie zu unſerem Glauben bekehren, ohne die geringſte Störung des frommen Werkes fürchten zu dürfen. Da ſchnürte mir der Satan den Hals zu, und band mir Hand und Zunge, daß ich weder den Mund zu öffnen, noch einen Finger zu rühren wagte. Sie kehrte nach Hauſe zurück, wie ſie es verlaſſen, und unter der Thüre wandte ſie ſich mit ſpöttiſcher Miene gegen mich, als ob ſie ſagen wollte: dieſe Gelegenheit kommt Dir nicht wieder!“

„Und ſie ſoll Dir auch nicht wieder kommen,“ ſprach der Biſchof. „Die guten Gelegenheiten kehren nur bei Denen öfters ein, welche ſie zu benutzen verſtehn. Uebrigens werd' ich das Verſäumte in den nächſten Tagen gut machen, und der ſchmucken Dirne beweiſen, daß Dein Hauptmann die Gelegenheiten nicht nur beſſer zu benutzen, ſondern, daß er ſie auch herbeizuführen weiß. Verdient nun auch ſchon dergleichen ſündhafte Thorheit und thörichte Sündhaftigkeit keine Vergebung, ſo ſoll der reiche Quell der Gnaden doch nicht umſonſt für Dich gefloſſen ſein; darum leg' ich Dir zur Buße auf, daß Du Wache hältſt an der Thüre, während ich an der Bekehrung der reizenden Sünderin arbeite.“ —

Die ganze Geſellſchaft brach in ein wieherndes Gelächter aus, in das der Giuliano einſtimmte, indem er aufſtand, und einen großen Becher leerte.

„Aber die ſchwerſte Sünde hat er doch weislich verſchwiegen,“ begann der Fünfte, welcher bisher mit einem ſataniſchen Lächeln zugehört hatte.

„Bei Sanct Pamphilius, ich weiß nicht, was Du meinſt, Pedrillo,“ verſetzte Giuliano, indem er ſeinen Platz am Tiſche wieder einnahm.

„Wie? Haſt Du den Pfarrer von Pratola vergeſſen, welchem Du den Tag zuvor in dem nämlichen Gehölze begegnet biſt?“

„Wer kann auch an alle ſeine Sünden denken? Bei Sanct Pamphilius, es war ein dummer Streich von mir.“ —

„Und Du ließeſt ihn ungeſchoren ſeine Straße ziehen, nachdem Du ihm ſo oft den Tod geſchworen?“ fragte der Biſchof.

„Was willſt Du, Hauptmann?“ verſetzte der Giuliano. „Ich hatte die Hand ſchon am Dolche, da fielen mir ſeine weißen Haare ins Auge. Sie brachten mir die Haare meines Vaters in Erinnerung.“ —

„Laß Deinen Vater aus dem Spiele, ruchloſer Halunke!“ rief der Benedetto, den Vorigen mit der größten Heftigkeit unterbrechend. „Du haſt den braven Alten ſo wenig zum Vater verdient, als ich den meinigen!“

„Aber eine Buße gebührt ihm doch für dieſe Mattherzigkeit,“ fiel der Pedrillo ein.

„Du haſt ganz recht, mein frommer Bruder,“ erwiederte der Biſchof. „Es iſt eine ſchwere Sünde, und ſie ſoll ihm fortbrennen auf der Seele, bis er ſie mit dem Blut eines andern Pfaffen ausgelöſcht hat.“ —

Unſere Leſer mögen das Erſtaunen, ja, das Entſetzen von Jaſſier ermeſſen, als er dieſe ſchändlichen Gottesläſterungen hörte, die er ſich bei dem Anzuge Derer, welche ſie ausſtießen, geraume Zeit gar nicht zu erklären wußte. Am Ende fand er freilich keine andere Löſung des Räthſels, als daß es eine Geſellſchaft von Räubern ſein müſſe, die, ſo eben von einer ihrer blutigſten Thaten zurückgekehrt, ihren Scherz mit der Erinnerung an dieſelbe trieben. Indeß wurde ſeine Aufmerkſamkeit ſchnell durch die alte Frau in Anſpruch genommen, die er für die einzige Bewohnerin der verfallenen Burg gehalten. Sie ſtürzte wie eine Furie aus dem Seitengewölbe heraus, ſtellte ſich vor die Zechbrüder, und redete ſie mit der größten Heftigkeit an. Ob er ihre Worte gleich nicht verſtand, ſo ließ doch ihr Ton, ihre geballte Fauſt und das Benehmen der Letztern keinen Zweifel übrig, daß ſie ihnen die größten Vorwürfe machte über die Ruchloſigkeiten, welche ſie mit angeſehn und angehört hatte.

Bei dieſer Erſcheinung brach die ganze Geſellſchaft in das lauteſte Gelächter aus. Der Eifer der alten Frau ſchien die trunkenen Geſellen höchlichſt zu beluſtigen, und während die Unglückliche in eine Hitze gerieth, die an Wuth grenzte, ſo daß ihr der Schaum vor dem Munde ſtand, betrachteten ſie ſie mit lachendem Geſichte, wie man eine Schauſpielerin anſieht, welche in den Uebertreibungen einer leidenſchaftlichen Rolle ihre Wirkung ſucht, und gerade den entgegengeſetzten Zweck erreicht. Als ſie aber in der höchſten Steigerung ihrer Heftigkeit an den Kamin trat, und einen Feuerbrand ergreifen wollte, um ihn unter die Tiſchgeſellſchaft zu ſchleudern, ſprach der Räuberhauptmann zu Denen, welche neben ihm ſaßen: „faſſet die alte Thörin und ſperret ſie in eines der hintern Gewölbe, damit die Ruhe der Reiſenden, welche unter dieſem Dache ſind, nicht geſtört werde.“

„Wär's nicht beſſer, Hauptmann,“ erwiederte der Giuliano, „wenn wir ihnen den Garaus machten, während ſie im erſten Schlafe liegen? Dann könnten wir noch eine Zeitlang unſern Scherz mit der Alten treiben und uns nachher ruhig aufs Ohr legen.“

„Da haſt Du's, Hauptmann,“ fiel der Benedetto ein. „Im erſten Schlafe wehren ſie ſich nicht, und da iſt er gleich mit dem Morden bei der Hand.“

„Bei Santa Lucia, der Giuliano hat Recht,“ ſprach Pedrillo. „Mordet ſich's im Schlafe am leichteſten, ſo ſtirbt ſich's auch am leichteſten im Schlafe.“

„Es iſt des Mordens genug für heute,“ antwortete der Räuberhauptmann. „Ich will heute kein Blut mehr ſehen!“

„Ich bin auch Deiner Meinung, Battiſtiello,“ ſtimmte der Coſtanzo bei. „Wein und Blut paßt nicht zuſammen, und ich meine, wir haben Beides heute nicht geſpart.“

„Du haſt die ſchweren Päcke nicht ins Auge gefaßt, Coſtanzo,“ bemerkte Pedrillo; „ſonſt würdeſt Du anders reden.“

„Beim heiligen Victorinus, ich will heute nichts mehr von Morden hören,“ ſprach der Hauptmann, „und wäre der Schatz des Vicekönigs ſelber zu gewinnen.“

„Was fällt Dir ein, Bruder?“ fragte Giuliano. „Haſt Du darum heut' einem Biſchof den Garaus gemacht, um mit ſeinem Ornate auch ſeine Alteweibergeſinnung anzulegen?“

„Mit allem Reſpect vor dem Hauptmann ſei's geſagt,“ rief Pedrillo; „reißt ihm die geſtickten Lappen vom Leibe. Er ſieht ohnedies darin aus, wie ein Dolch, der in einem Schafkäſe ſteckt.“ —

Der Nächſte neben dem Hauptmann wollte Ernſt machen, da ſtand dieſer mit Haſt auf, hob den langen, gezückten Dolch in die Höhe und ſchwor: „beim heiligen Victorinus, wer dieſes Gewand berührt, der iſt ein Kind des Todes! Halte ſich Jeder ferne von mir! An dieſer Hand klebt Prieſterblut, und was ſie gethan, hab' ich ſchon ſchwer genug gebüßt durch den Verluſt meines treuen Pudels. Eh' ich dieſe Hand abgewaſchen in Beicht' und Buße, ſoll kein anderer Tropfen unſchuldigen Bluts vor meinen Augen vergoſſen werden?“

„Wie? Wir ſollen unſer Handwerk einſtellen,“ fragte Pedrillo, „bis Du einen Pfaffen gefunden, der Dich abſolviren will? Da wirſt Du lange ſuchen, und wir werden darüber Hungers ſterben können! Fort mit dieſer pfäffiſchen Mummerei!“ ſetzte er hinzu, indem er ſich den ſchwarzen Prieſterrock vom Leibe riß und in das Kaminfeuer warf. „Es war ein dummer Scherz, den wir trieben, und dumme Scherze pflegen ein böſes Ende zu nehmen.“

„Es iſt ein Scherz, ſo gut als ein anderer,“ ſprach der Giuliano, „und ich ſehe nicht ein, warum wir nicht ein wenig luſtig ſein ſollten, wenn wir des Tages Laſt und Hitze getragen.“

„In den Flaſchen wohnt die Luſt und nicht im Prieſterrock, das kann Euch jeder Pfaffe bezeugen,“ rief der Räuber, der zuerſt gebeichtet hatte, und ſchleuderte den Rock, welchen der Giuliano zuvor ausgezogen, in die Flammen. „Fort mit der albernen Mummerei!“

„Puh, wie die Pfaffenröcke ſtinken!“ rief der Coſtanzo. „Es iſt lauter Heuchelei und Geiz, die im Rauch aufgehn!“

„Ich ſage Dir, Hauptmann,“ ſprach Pedrillo, der ſich inzwiſchen ein Glas um das andere eingeſchenkt hatte. „Ich kann Dich nicht länger in dieſem Hanswurſtrocke ſehen. Ein Hundsf…, dem ein gutes, ledernes Reiterwamms nicht lieber iſt, als ein Pfaffenrock, und wenn es der Rock des Papſtes ſelber wäre!“

„Laſſet den Papſt aus dem Spiel,“ antwortete der Räuberhauptmann. „Haben wir's mit Gott und ſeinen Heiligen verdorben, wollen wir wenigſtens den Papſt zum Freund behalten.“

„Du haſt Recht, Hauptmann,“ fiel Coſtanzo ein; „deshalb eben mußt Du den Biſchofsrock ausziehn. Er ſtiftet nur Unzufriedenheit unter uns.“

„Das heiß' ich doch einen Grund, der ſich hören läßt,“ erwiederte der Hauptmann. „Es kommt Alles auf die Art an, wie man eine Sache vorbringt. — So —“ ſetzte er hinzu, nachdem er den biſchöflichen Ornat von ſich geworfen. „Jetzt iſt Euer Willen geſchehen; nun thut Ihr auch den meinigen.“

„Du weißt, Bruder,“ ſprach der weinſelige Pedrillo; „Du brauchſt nur zu ſagen, was Du willſt. Ich für meinen Theil ſtoße dem Papſt ſelber meinen Dolch in den Leib, wenn ich Dir damit eine Fliege von der Naſe halten kann. Aber Eines mußt Du mir erlauben, Herzens-Battiſtiello,“ ſetzte er hinzu, indem er den Hauptmann um den Hals faßte und ihn mit der täppiſchen Weiſe der Trunkenen koſte.

„So ſetze Dich doch, Pedrillo,“ erwiederte Dieſer, und ſuchte

Digitized by Google

ſich von ihm loszumachen. „Ich weiß ſchon, was Du willſt. Es iſt Dir Alles erlaubt; Du kannſt heute ſo viel Wein in Dich hineinſchütten, als Du nur Raum in Dir haſt."

„Bei Deinem ſeligen Pudel, Du irrſt Dich, Goldhauptmännchen," fuhr der Andere fort, während er mit der ſchwankenden Hand einen Becher faßte, und, nachdem er ihn halb verſchüttet, zum Munde führte. „Es war ein treues Thier, Dein ſeliger Pudel, bei meiner armen Seele, ein treues Thier, und ſein ſchönes, weißes Fell werd' ich in meinem Leben nie vergeſſen. Es machte eine köſtliche Figur in dem roſenfarbenen Blute. Schau, Herzensburſche, ich muß heute noch Blut ſehn, ſonſt kann ich meinen Durſt nicht löſchen!"

„So laß' uns denn gewähren, Hauptmann," ſtimmte der Giuliano ein. „Du brauchſt ja nicht mitzugehn. Der Pedrillo und ich, wir können die Sache allein abthun."

„Ich hab' es Euch ſchon geſagt," antwortete der Hauptmann. „Mein Willen iſt, daß heute kein Dolch mehr gezogen wird; es müßte denn zur Nothwehr geſchehn. Wollt Ihr den Reiſenden morgen auf der Straße aufpaſſen, ſo macht mit ihnen, was Euch gefällt. Nur in dieſem Hauſe darf kein Blut mehr vergoſſen werden. Meinen armen Pudel aber ſoll das beſoffene Schwein nicht mehr in den Mund nehmen, eh' es nüchtern geworden iſt und ſich gebeichtet hat."

„Du biſt ein Narr," ſprach der Pedrillo mit dem Ausdruck von Albernheit, Hohn und Mitleiden im Angeſicht, wie er den Betrunkenen in ſolcher Stimmung eigen iſt. „Ich werde thun, was mir beliebt, und um Deine Hauptmannſchaft bekümmere ich mich nicht ſo viel" — bei dieſen Worten hielt er ihm zween Finger wie ein Horn hin, — „Du biſt lange genug Hauptmann geweſen. Der Giuliano ſoll unſer Hauptmann ſein! Komm, Herzensbruder, und thu' mir Beſcheid — ſo — jetzt commandire nur; ich bin fertig, und ſtoße hin, wo Du willſt!" —

Mit dieſen Worten hatte der Betrunkene einen weitern Becher geleert und den bloßen Dolch um ſein Haupt geſchwungen. Giuliano aber war aufgeſtanden und hatte ſeinen Dolch gleichfalls gezogen. „Ich dachte, es ging Einer von Euch mit," ſprach Dieſer; „ſonſt macht mir der Pedrillo Lärmen, eh' es nöthig iſt."

„Ich bin von der Partie," ſagte der Räuber, den wir zuerſt knieend gefunden. „Laß mich mitgehn, Hauptmann; ſonſt gibt es eine dumme Geſchichte."

„Du kennſt den feigen Halunken," ſprach der Benedetto; „er hat nicht einmal den Muth, Jemand im Schlafe zu morden." —

„Schweige, Schneiderſeele" — rief der Giuliano.

„Ruhig, ſag' ich," befahl der Hauptmann, „und die Dolche eingeſteckt! Das betrunkene Schwein aber führt auf die Seite und laßt es ſeinen Rauſch ausſchlafen!" —

Unſere Leſer werden uns ohne Zweifel danken, wenn wir dieſe Scene ekelhafter Verworfenheit ſo ſehr als möglich abkürzen. Der Betrunkene ließ ſich auch gar nicht ſo leicht zur Ruhe bringen, und der Hauptmann, welcher im Anfang Gewalt brauchen wollte, entſchloß ſich am Ende, um Lärmen zu vermeiden, zu einem gelindern, aber ſicherern Mittel ſeiner los zu werden. Er trank ihm einen Becher um den andern zu, und füllte ihn dermaßen mit Wein an, daß er ſich nicht mehr aufrecht halten konnte. Darauf ließ er das Gewölb', in das man die Alte zuvor hineingeſtoßen, wieder öffnen, und befahl ihr, den Betrunkenen nach ſeinem Lager zu ſchaffen. So wurde dieſer, welcher nun erſt in einen wahrhaft viehiſchen Zuſtand verfiel und die alte Unglückliche auf das Roheſte zu koſen anfing, von ihr mehr fortgeſchleppt, als geführt, und in einem der Seitenräume zur Ruhe gebracht. Wenigſtens hörte man bald nichts mehr von ihm, und kam die Alte wieder zum Vorſchein, um ihren frühern Platz am Feuer einzunehmen.

Jaffier hatte keinen Zug und kein Wort von dieſer ganzen Scene verloren, und Jeder mag ſich in ſeine Lage denken, als er wenige Schritte von ſich und von ſolchen Menſchen den Gedanken verhandeln hörte, ihn und ſeine Reiſegefährtinnen umzubringen. Denn nachdem Pedrillo entfernt war, beſtand Giuliano immer noch auf ſeinen Vorſchlag, und ließ um ſo weniger ab, da der Räuber, welcher ihm zuvor ſchon ſeine Begleitung angetragen, mit ihm einſtimmte, und bald auch der Coſtanzo, des lieben Friedens wegen, wie er ſagte, ihr Verlangen unterſtützte. Dieſer Streit wurde nur eine Augenblicke dadurch unterbrochen, daß der Benedetto Geräuſch, wie von Pferdehufen, zu hören vermeinte. Die Räuber zogen ihre Dolche und eilten vor die Thüre; ſo daß das Gewölb' auf einige Augenblicke leer wurde. Jetzt ſprang die Alte mit jugendlicher Kraft von ihrem Sitz auf. Sie öffnete eine kleine Schrankthür in der Wand, nahm eine Handvoll Salz, wie Jaffier'n däuchte, aus einer Schachtel und warf es in den großen Weinkrug, welcher auf dem Tiſche ſtand. Darauf ſetzte ſie ſich an ihre vorige Stelle, und nickte ſogleich ein.

Nach einer Weile kamen die Räuber wieder und fuhren in ihrem Geſpräch über das angebliche Geräuſch fort. Alle meinten, daß es nichts geweſen ſei; Benedetto aber beſtand darauf, und Giuliano widerſprach ihm nur um ſo heftiger. Zuletzt entſchied der Hauptmann, daß Vorſicht und Wachſamkeit nichts ſchaden könnten, und Benedetto, welchem die Schadenfreude aus den Augen ſtrahlte, ſchlug vor, daß der Giuliano, weil er doch nichts fürchte, die Runde um die Burg machen ſollte. Nach einer halben Stunde, erbot er ſich, ihn abzulöſen.

Da der Hauptmann dies genehmigte, ſo blieb dem Letztern nichts weiter übrig, als zu gehorchen. „Das beſoffene Schwein hat alle Flaſchen geleert," ſprach er mit wahrem Ingrimm in dem tückiſch glänzenden Aug', indem er ſich einen Becher Weins einſchenken wollte. „Die Nacht iſt kalt, und ohne einen tüchtigen Trunk im Leibe mag der Satan umſonſt und um nichts die Runde draußen machen!"

„Sei unbeſorgt, Bruder," tröſtete ihn Benedetto mit ſpöttiſchem Lächeln. „Wenn's nur auf den Wein ankömmt, ſo kannſt Du Dich noch zum Löwen trinken. Da ſteht ein ganzer Krug voll; Pedrillo ſelbſt hätte für einen zweiten Rauſch genug daran." —

Giuliano warf dem Sprecher einen Blick zu, in welchem der Ausdruck von Haß und Grimm in die furchtbarſte Drohung verſchmolzen. Ohne ein Wort zu erwiedern, füllte er ſich einen großen Becher voll; aber indem er ihn mit den Lippen berührte, ſchien er zu ſchaudern. Dennoch trank er, ſetzte jedoch gleich wieder ab, als ob ihm der Wein widerſtände. Indeß ſchien er ſich Gewalt anzuthun; er führte den Becher aufs Neue nach dem Munde und leerte ihn mit Einem Zuge.

Die Alte, welche den Trinker nicht aus dem Auge verloren, ſtand jetzt auf und trat an die Thüre, wie wenn ſie ihm ſolche öffnen wollte. Ihr Geſicht ſchien ganz verändert. Die zahlloſen kleinen Falten deſſelben waren verſchwunden; Alles hatte mehr Breite gewonnen. Faſt hätte man Freude leſen ſollen in den ſpitzigen Zügen.

Nachdem der Benedetto hinausgegangen war, ſetzten ſich die Uebrigen wieder, und Coſtanza rückte aufs Neue mit ſeinem Vorſchlag heraus, die Reiſenden umzubringen. Der Hauptmann, welcher, ſeit er in der freien Luft geweſen war, die Wirkung des Weins, den er zu ſich genommen, viel ſtärker zu fühlen ſchien, begann jetzt ganz wehmüthig zu werden und von dem ruchloſen Leben zu reden, welches ſie lange genug geführt hätten. Es wäre nun Zeit, meinte er, ihr Handwerk aufzugeben und in ein Kloſter zu gehn. „Zuletzt müſſen wir uns doch bekehren," ſprach er. „Wollen wir es anſtehn laſſen, bis wir mit dem Strick um den Hals keine andere Wahl mehr haben? Welche Freude könnt' ich auch noch auf der Straße finden, wenn ich meinen treuen Pudel nicht mehr neben mir ſehe! O du treues Thier." —

Mit dieſen Worten fing er an zu weinen, daß ihm die Thränen von den Wangen floſſen.

„Schenkt ihm ein," rief der Coſtanzo. „Er fällt in ſeine reumüthige Grillen, wie immer, wenn er nur halb ins Trinken hineingerathen iſt."

„Ich ſag' Euch," fuhr der Räuberhauptmann weinend fort, und ſtieß den Becher, welchen ihm der Andere voll gereicht, von ſich; „es iſt ein ſündhaftes Leben, das wir führen. Ich ſpür' es jetzt erſt, da ich das Prieſtergewand abgelegt habe. Es war mir ordentlich unſchuldig darin zu Muthe."

„Sei kein Narr, Battiſtiello, und trink" — redete ihm der Vorige zu, und reichte ihm ſeinen Becher aufs Neue.

Aber der Hauptmann trank nicht mehr, ſondern wurde immer eifriger in ſeinen Vorſchlägen zur Beſſerung, je mehr er von den Andern ausgelacht wurde. Endlich rief der Coſtanzo aus: „Laßt uns die Beute theilen!" —

Dieſer Vorſchlag gab der Stimmung der Räuber auf einmal eine andere Richtung, und auch der Hauptmann, deſſen Zunge zu ſtammeln anfing, widerſetzte ſich nicht. Im Augenblick war der Tiſch von Tellern und Flaſchen geleert, und der Inhalt der erbeuteten Päcke auf demſelben ausgeleert. Zum unangenehmen Erſtaunen Aller fanden ſich jedoch nur Kirchengeräthſchaften verſchiedener Art darin, und die ſilbernen Leuchter und der biſchöfliche Ornat waren ſo ziemlich die einzigen Gegenſtände, die einen beſonderen Werth in den Augen der Räuber zu haben ſchienen.

Da ſie ſich ſo ſehr in ihrer Erwartung getäuſcht fanden, ſo ſchlug der Coſtanzo aufs Neue vor, den Reiſenden im Hauſe ſogleich den Garaus zu machen und ihr Gepäck mit zu vertheilen. „Wo Weiber ſind," ſprach er, „da fehlt es nicht an koſtbarem Schmuck, und wenn man in Sänften reiſet und ſo viele Mantelſäcke bei ſich hat, pflegt auch der wohlgeſpickte Beutel nicht zu fehlen." —

Der Capitain, dem das Sprechen immer ſchwerer wurde, ſchien ſich jetzt recht eigentlich zuſammen zu nehmen, und that einen furchtbaren Schwur, wenn in dieſer Nacht noch Blut fließen ſolle, ſo müſſ' es das Blut Deſſen ſein, der einen Dolch

Digitized by Google

ohne ſeinen Befehl zückte. Da er aber zugleich zu wanken anfing, ſo gab der Coſtanzo den Andern einen Wink, als ob er ihnen ſagen wollte, ſie brauchten ſich nur noch eine kurze Weile zu gedulden, ſo würd' er ſich um ihr Thun und Laſſen nichts mehr bekümmern.

In dieſem Augenblick ließ ſich von Außen ein ſo kläglicher Schrei vernehmen, als ob Angſt und Schmerzen ihre vereinte Kraft in demſelben aufgeboten hätten. Der Räuberhauptmann ſchien auf einmal zu ſeiner vollen Beſinnung zurückzukehren; denn indem er mit gezogenem Dolch und feſtem Schritt nach der Thüre ſprang und die Uebrigen ihm folgten, wandte er ſich unter derſelben um, und befahl dem Benedetto, welcher einen Feuerbrand aus dem Kamin geriſſen hatte, ſolchen in denſelben zurückzuwerfen. „Haſt Du Dein Handwerk nicht beſſer gelernt?“ rief er. „Sollen wir Schuß und Hieb ins Dunkle thun und dem Feinde zu ſeinen Schüſſen und Hieben auf uns leuchten?“

Der Räuber fühlte den Vorwurf und ſchleuderte den Feuerbrand von ſich. Im Nu war das Gewölbe von den Räubern leer, und Niemand, als die alte Frau darin zurückgeblieben.

Aber jetzt verließ auch dieſe ihren Sitz, ohne jedoch den Räubern zu folgen. Mit einer, über ihr Alter gehenden, Heftigkeit warf ſie ſich vor einem der großen Candelaber auf die Knie, hob die krampfhaft gefalteten Hände empor und ſtimmte, wie es ſchien, ein heißes Gebet an. Es lag ein Ausdruck von ſtolzer Freudigkeit in ihrem Geſicht, der mit der Scene außer dem Hauſe gar nicht in Einklang zu bringen war.

Denn das Geſchrei ließ ſich immer ſtärker und ſchneller hinter einander vernehmen. Es war offenbar der Ausbruch der heftigſten körperlichen Schmerzen eines einzelnen Menſchen. Indeß dauerte es nur kurze Zeit, ſo wurde die Stimme des Schreienden ſchwächer und verwandelte ſich in ein klägliches Geſtöhne. In demſelben Verhältniß ſchien der freudige Ausdruck in dem Antlitz der betenden Alten zu wechſeln.

Die Schmerzenslaute kamen näher und die Stimmen der Räuber wurden hörbar. Jaſſier's Ungewißheit dauerte nicht lange. Die Räuber kamen und brachten den Giuliano geſchleppt, der nur noch leis ächzte. Sie legten ihn auf den Boden, und ſtießen die Alte heftig an, daß ſie helfen ſollte. Sie ſprang auf, legte einen irdenen Teller an das Feuer, und ergriff ein Tuch vom Tiſch, um ſolchen damit zu umwickeln und ihn dem Kranken auf den Bauch zu legen. Dieſer krümmte ſich wie ein Wurm am Boden; doch dauerte ſeine Qual nicht lange. Er bäumte ſich noch einmal mit dem Bauch krampfhaft in die Höhe, und verſchied mit einem Ton, in welchem alle Verzweiflung körperlicher Schmerzen und der entſetzlichſten Gewiſſensangſt vereinigt ſchien.

Dieſer Tod erſchütterte die Räuber ſichtbarlich auf das Tiefſte; nur der Benedetto betrachtete den Leichnam, welcher mit den vorgetriebenen Augen der heraushängenden Zunge einen gräßlichen Anblick darbot, mit Gleichgültigkeit.

„Wir müſſen der Alten ſeinen Antheil an unſrer Beute laſſen,“ brach der Räuberhauptmann endlich das Schweigen, „damit ſie dem Unglücklichen für ein chriſtliches Begräbniß und für ein Dutzend Seelmeſſen ſorgt.“

„Das iſt nicht nöthig, Hauptmann,“ erwiederte Benedetto. „Ich ſtehe Dir dafür, er hat Geld genug in der Taſche, um die Koſten ſeiner Höllenfahrt ſelbſt beſtreiten zu können.“

„Ich meine, Dein Haß dürfte dem armen Teufel nun wol Ruhe gönnen,“ ſagte Coſtanzo. „Wie magſt Du auch glauben, daß ihm die Gecia Zurla einen Pfennig in der Taſche gelaſſen? Geſchweige ſo viel Gold, wie bei unſer Einem nöthig iſt für ein ehrliches Begräbniß.“

„Es kommt auf die Unterſuchung an,“ verſetzte der Benedetto, und kniete zu dieſem Zweck neben dem Todten nieder.

„Wo ſuchſt Du denn?“ fragte der Coſtanzo. „Wer wird eine Taſche in der Weiche haben? —

Der Andere ließ ſich jedoch nicht irre machen. Nach kurzem Herumtaſten zog er auch wirklich aus einer Seitentaſche, welche der Todte im Futter ſeines Wamms hatte, einen ſchweren Beutel hervor und reichte ſolchen dem Hauptmann.

„Reſpect vor der edlen Schneiderkunſt!“ ſprach Dieſer, indem er den Beutel in der Hand wog. „Bei Sanct Victorinus, dieſen Schatz hätte Keiner von uns zu heben verſtanden! Aber laſſet uns ſehen, wie groß der Reichthum iſt!“ —

Mit dieſen Worten ſchüttete der Hauptmann den ganzen Inhalt des Beutels auf einen Fayenceteller aus.

„Sagt' ich's nicht?“ ſprach der Benedetto triumphirend, „daß der feige Schurke ſich den Ring des Biſchofs zugeeignet? Aber Du wollteſt es mir nicht glauben, Hauptmann.“

„Wer ſoll' auch denken, daß ein Räuber ein ſolcher Schurke ſein könnte? Bei Sanct Victorinus, der Ring iſt werth, die Hand der Herzogin von Oſſuna zu ſchmücken.“

Mit dieſen Worten hielt er das Kleinod, in welches ein großer, herrlicher Saphir gefaßt war, vor die Flamme einer Kerze und ließ ihr Licht durch alle ſeine Facetten brechen. —

„Du wirſt ſehen, daß das Kreuz des Biſchofs auch nicht fern' iſt,“ ſprach Benedetto, und begann aufs Neue an dem Leichnam herumzutaſten. Seine Vermuthung beſtätigte ſich auch gleich, und er brachte ein ſchweres, goldenes, mit koſtbaren Steinen beſetztes Biſchofskreuz unter dem Hemde des Todten hervor.

„Bei Sanct Victorinus!“ rief der Hauptmann, und nahm das Kreuz aus der Hand des Finders. „Da haben wir's! Und der diebiſche Schurke meinte noch, Du hätteſt ihm Gift gegeben,“ ſetzte er, gegen den Benedetto gerichtet, hinzu. „Lag das Kreuz nicht in ſeiner linken Weiche?“ —

Als dieſer es bejahte, fuhr er fort: „da war auch ſein Hauptſchmerz! Aber nun wären wir noch ärgere Thoren, da er ein Schurke war, hälfen wir ihm zum Danke noch aus dem Fegfeuer. Sorgen wir lieber, nicht ſelber hinein zu gerathen! Wenn es Euch recht iſt, Kameraden, ſo verehren wir das Kreuz der Mutter Gottes von Loreto. Das kann uns gegen Galgen, Fegfeuer und Hölle ſchützen!“ —

Dieſer Vorſchlag fand allgemeine Zuſtimmung, und da der Hauptmann wieder vollkommen bei Sinnen war, ſo gedachte Keiner mehr des Vorſchlags wegen der Reiſenden. Vielmehr machten ſie Alle Anſtalt, ſich zur Ruhe zu begeben. Der Hauptmann nahm zuerſt ſein Lager auf der niedrigen Mauer, die an der Wand hinlief, und die Andern wollten eben ſeinem Beiſpiel folgen, als er ausrief: „ſchafft mir den todten Schuft aus den Augen! Er liegt eben ſo warm vor der Thüre!“ —

Die Andern verlangten, daß die Alte den Leichnam hinaustragen ſollte. Sie weigerte ſich jedoch auf das Hartnäckigſte, und da ſie auch offenbar zu ſchwach war, ſo legten der Coſtanzo und ſeine Kameraden Hand an den Todten und trugen ihn hinaus. Der Benedetto äußerte den größten Widerwillen, ihn noch einmal zu berühren; dafür nahm er einen Feuerbrand aus dem Kamin und trat ihnen voran.

„Ich wußte wohl, daß ich dem Schuft heute noch in die Hölle leuchten mußte,“ ſprach er lachend gegen den Hauptmann; „nur war ich mit meiner Dienſtfertigkeit ſchneller bei der Hand, als ihm lieb war.“ —

Nach ihrer Rückkehr ſtreckten ſich dieſe gleichfalls auf die Mauer nieder, und bald war von Allen nichts mehr hörbar, als ihr lautes Schnarchen. So ferne lag dieſen Menſchen noch das Bewußtſein ihrer Verworfenheit, daß ſie den Schlaf mit einer Schnelligkeit fanden und mit einer Ruhe genoſſen, nach welcher die Unſchuld ſo oft vergebens ſeufzt. Jaſſier, der jede ihrer Bewegungen beobachtet, und nur auf den Augenblick lauerte, wo Alle feſt eingeſchlafen ſein würden, war ſelbſt erſtaunt, als er ſo ſchnell die Beruhigung gewann, deren er bedurfte.

Nachdem er verſichert zu ſein glaubte, daß die Räuber ſämmtlich in tiefem Schlafe lagen, ſchlich er ſich fort, um das Gemach der Frauen aufzuſuchen. Glücklicher Weiſe brach der helle Mondſchein durch ein eingeſtürztes Stück des Daches in den breiten Gang ein, welcher nach demſelben führte. Sein leiſes Pochen wurde ſogleich gehört und ſein flüchtiges Wort erwiedert, als er zum ſchnellen Aufbruch ermunterte. Die Frauen hatten den Lärmen der Räuber vom Anfang an gehört und vor Angſt kein Auge geſchloſſen.

Jetzt blieb noch die ſchwere Aufgabe zu löſen, wie ſie zu ihren Thieren gelangen ſollten, die im Hintergebäude ſtanden. Vielleicht gab es einen Ausgang in der Nähe; aber wie ihn finden in der Nacht, ohne Licht, und bei der Nothwendigkeit, jedes Geräuſch zu vermeiden? In der That blieb kein Ausweg übrig, als das Wagſtück, welches Jaſſier vorſchlug, ſich gerade durch die Hausflur zu ſchleichen, in welcher die Räuber lagen. Laura erklärte ſich im Augenblick bereit dazu; aber Zoë fand das Unternehmen zu gefährlich. Umſonſt verſicherte ihr Jaſſier, daß unter allen Gefahren, welche ſie bedrohten, dieſe noch die geringſte und das vorgeſchlagene Wagſtück das einzige Mittel ihrer Rettung ſei. Erſt als Laura den Weg ohne Weiteres antrat und Jaſſier Miene machte, ihr zu folgen, ſchien ſie andern Sinnes zu werden. Sie ergriff Lauretta's Hand, und folgte in einiger Entfernung; aber ſie beſchleunigte ihre Schritte erſt, als ſie die Andern ſchon glücklich an der Hausthüre angelangt ſah. Jaſſier warf jetzt noch einen Blick in die Hausflur zurück, da ſah er die Alte einen Feuerbrand aus dem Kamin reißen, und in das offene Nebengewölbe ſchleudern, das er mit Heu und Reißerbündeln angefüllt wußte. Es war die großmüthige Regung eines einzigen Moments, die ihn zurücktreiben wollte; denn er erkannte ſogleich, daß es der Eile jetzt mehr als jemals bedurfte. Glücklich erreichte er auch mit den Frauen den Stall im Hintergebäude, wo ſie den Maulthiertreiber bereits beſchäftiget fanden, ſeine Thiere aufzuzäumen. Ob er, da er die Gefahr gemerkt hatte, dieſe erſt marſchfertig machen, und dann die Reiſenden wecken, oder ob er allein aufbrechen wollte, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Wenigſtens wußte er, daß die Ca-

Digitized by Google

pieri ſchon vor Mitternacht in der Stille aufgebrochen waren, und hätte leicht ihr Beiſpiel ihn verführen können. Jaffier, welcher ſie mit eigener Gefahr auffordern wollte, zu folgen, maß dem Maulthiertreiber nicht gleich Glauben bei, und beruhigte ſich kaum, als er ihm verſicherte, die Campieri's und die Räuber ſpielten häufig unter Einer Decke, und die ihrigen ſeien ſo feige Memmen, daß ſie nothwendig Spitzbuben ſein müßten, um ihre Haut nur einigermaßen ſicher zu ſtellen in dieſem Lande.

Die kleine Geſellſchaft verließ glücklich die Räuberhöhle, in die ſie gerathen war, und ſchlug den Weg durch das enge Thal ein, welches ſich hinter dem Haus in die Höhe zog. Auf beiden Seiten durch einen hohen Wald begrenzt, gewährte ſolches den Vortheil, daß ſie ſich in demſelben verbergen konnten, ſobald ſich irgend eine Gefahr zu nähern ſchien. Der Maulthiertreiber hatte die zweckmäßige Vorſicht gebraucht, die Schellen ſeiner Thiere mit Heu zu verſtopfen, und da es immer auf Wieſengrunde fortging, ſo zog die kleine Geſellſchaft ſo leis einher, daß ſie durch kein Geräuſch verrathen werden konnte. Zudem warfen die Bäume ihre ſchwarzen Schatten über ſie, und gewährten ihnen eine Verborgenheit, welche beruhigend geweſen wäre, hätten ſie den Weg gekannt, auf dem ſie ſich befanden. Zoë'n genügte ſie wenigſtens gar nicht. Mehr als einmal, bog ſie ſich angſtvoll aus ihrer Sänfte heraus, um nach Jaffier'n zu rufen, und ſo hätte ſie die Gefahr nothwendig herbeiziehen müſſen, wäre ſie in der Nähe geweſen.

Auf einmal wurden die Reiſenden durch einen hellen hochrothen Schein erſchreckt, welcher die Bäume vor ihnen erhellte, und jeden Augenblick ſtärker wurde. Jaffier hielt an und blickte um ſich, woher die Wirkung kam. Da ſah er unten in der Tiefe das alte Gebäude, aus dem ſie eben entflohen waren, in lichten Flammen ſtehen. Es enthielt, wie es ſchien, große Vorräthe von Heu und Holz; denn das Feuer loderte mit ſolcher Gewalt von allen ſeinen Zinnen in die Höhe, daß die ganze Gegend weit umher faſt zu Tageshelle erleuchtet wurde.

„Ich ſage," ſprach der Maulthiertreiber, „die Alte hat den Schurken ein ſtattliches Fegefeuer angerichtet, und bei Sanct Bernhardin von Siena, ich würd' es nicht löſchen, wenn ich auch könnte!"

Friedrich Rehm,

geboren am 27. November 1792 zu Immichenheim in Kurheſſen, habilitirte ſich frühzeitig als Privatdocent an der Univerſität Marburg, wurde 1819 außerordentlicher und 1820 ordentlicher Profeſſor der Geſchichte und dritter Univerſitätsbibliothekar daſelbſt.

Er ſchrieb:

- M. C. Curtius' Grundriß der Univerſalhiſtorie. Fortgeſetzt. 2te Ausgabe, Marburg 1819.
- Handbuch der Geſchichte des Mittelalters. Marburg u. Kaſſel 1821 flg., 4 Bde.
- Lehrbuch der Geſchichte des Mittelalters. Marburg 1826.
- Lehrbuch der hiſtoriſchen Propädeutik. Marburg 1830.
- Geſchichtlicher Rückblick auf die allgemeinen Grundlagen und die Hauptepochen in der Entſtehung der conſtitutionellen Repräſentativverfaſſungen der europäiſchen Völker. Marburg 1831.
- Abriß der Geſchichte des Mittelalters. Kaſſel 1840.

Fleiß, Sachkenntniß, gründliches Quellenſtudium und gute Darſtellung haben dieſem ausgezeichneten Gelehrten eine angeſehene Stellung unter den deutſchen Geſchichtsforſchern angewieſen.

Johann Friedrich Reichard,

geboren am 25. November 1751 zu Königsberg, ſtudirte daſelbſt und zu Leipzig Jurisprudenz und wurde, nachdem er mehrere große Reiſen gemacht, zuerſt Secretär bei der Domainenkammer, bis er im Jahre 1775 Kapellmeiſter zu Berlin ward. Er ſtand in großer Gunſt bei Friedrich Wilhelm II. und machte nun Reiſen nach Paris und Italien. Wegen der im Jahre 1793 von ihm herausgegebenen vertrauten Briefe erhielt er ſeine Entlaſſung und lebte nun auf ſeinem Gute in Giebichenſtein, ſpäter in Hamburg, wo er das Journal „Frankreich" herausgab. Im J. 1797 begnadigte ihn der König wieder und ernannte ihn zum Salinendirector zu Schönebeck bei Magdeburg. 1808 erhielt er vom Könige von Weſtphalen die Stelle eines Directors des deutſchen und franzöſiſchen Theaters zu Kaſſel, welche er jedoch in demſelben Jahre ſchon wieder aufgab, um auf ſeinem Gute der Muſik zu leben. Er ſtarb daſelbſt im Jahre 1814, am 27. Juli.

Außer vielen Compoſitionen und mehreren von ihm redigirten Zeitſchriften beſitzen wir von ihm:

- Briefe eines aufmerkſamen Reiſenden, die Muſik betreffend. Frankfurt u. Leipzig, 1774, 1776, 2 Thle.
- Ueber die deutſche komiſche Oper. Hamburg 1774.
- Ueber die berliniſche Muſik. Hamburg 1775.
- Der Weltbürger. Luſtſpiel nach Goldoni. Berlin 1780.
- Liebe nur beglückt. Siegsſchauſpiel. Deſſau 1781.
- Frankreich. Altona 1795—97.
- Deutſchland. Berlin 1696. 12 St.
- Jachhei. Liederſpiel. Kunſt und Liebe. Liederſpiel. Liebe und Treue. Liederſpiel. Berlin 1800.
- Vertraute Briefe aus Paris. Hamburg 1805, 3 Thle.
- Vertraute Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe nach Wien. Amſterdam 1810, 2 Thle.

Seine trefflichen Compoſitionen, namentlich Göthe'ſcher Gedichte, welche noch immer gern geſungen werden, haben ihm einen dauernderen Ruhm erworben, als ſeine Schriften, obwohl auch dieſe, wegen der Beobachtungsgabe, des Scharfſinns und der gefälligen Darſtellung, die der Verfaſſer in denſelben entwickelte, zu ihrer Zeit gern geleſen wurden und in einzelnen Fällen, wenn gleich nur vorübergehend, Aufſehen erregten.

Heinrich Auguſt Ottokar Reichard,

geboren am 3. März 1751 zu Gotha, ſtudirte zu Göttingen, Leipzig und Jena die Rechte, trieb aber nebenbei die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte mit größtem Eifer. Nach zurückgelegten Univerſitätsjahren erhielt er vom Herzog Ernſt II., als dieſer das Hoftheater errichtete, die Direction deſſelben und die Aufſicht über die herzogliche Privatbibliothek. Durch ſolche Verhältniſſe kam er mit ſeinem Fürſten in die nächſte Berührung; dieſer gewann ihn lieb und verflochte ihn in viele intereſſante Verbindungen, unter welchen die der Freimaurerei noch lange von ihm gepflegt wurde. Im Jahre 1785 wurde

er Rath, 1799 Kriegscommiſſionsrath und ſpäter, nachdem er mehrere große Reiſen durch Europa gemacht hatte, geheimer Kriegsrath und Kriegsdirector. Er ſtarb am 17. October 1828.

Er verfaßte außer zahlreichen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen:

Nonnenlieder. 1772.
Kleine Poeſieen. 1772.
Geſchichte meiner Reiſe nach Pyrmont. Leipz. 1772.
Launen und Einfälle. 1773.
Theaterkalender. Gotha 1775—1800.
Theaterjournal. Gotha 1777—84, 22 St.
Olla Potriba. Berlin 1778—97.
Nacht und Ungefähr. Luſtſpiel. Meiningen 1778.
Bibliothek der Romane. Riga 1778—94, 21 Thle.
Theater der Ausländer. Gotha 1779—81, 3 Thle.
Sittliche und natürliche Geſchichte von Tunkin. Leipzig 1779.
Blauauge. Mährchen. Leipzig 1780.
Novellen. Leipzig 1781.
Briefe auf einer Reiſe nach Rom. Riga 1784—85. 2 Thle.
Kleine Reiſen. Berlin 1785 ff. 8 Thle.
Revolutionsalmanach. Göttingen 1793—1803.
Hiſtoriſcher Kalender für 1797. Berlin.
Der Paſſagier auf der Reiſe. 6te Aufl. Weimar 1826.
Guide des Voyageurs. 9te Aufl. Weimar 1822, 2 Thle.
Handbuch für Reiſende aus allen Ständen. 2te Auflage, Leipzig 1793.
Maleriſche Reiſe durch einen großen Theil der Schweiz. Neueſte Aufl. Gotha 1827.

Große Beleſenheit, gute Auffaſſung, eine angemeſſene Darſtellung und lebhaftes Intereſſe für geiſtige Erſcheinungen, verbunden mit regem Sammlerfleiße und umſichtiger Genauigkeit, erwarben R's Namen als Schriftſteller zu ſeiner Zeit einen geachteten Klang. Seine Reiſehandbücher werden noch jetzt ſehr viel benutzt, da fortwährend neue Auflagen derſelben mit zeitgemäßen Aenderungen und Zuſätzen erſcheinen.

Püterich von Reicherzhauſen,

ein Ritter aus dem Oeſterreichiſchen, ſchrieb im Jahre 1462 eine poetiſche Epiſtel an eine öſterreichiſche Prinzeſſin, in welcher er ihr ein Verzeichniß der alten Rittergedichte mittheilt. Dieſen merkwürdigen Ehrenbrief gab J. C. Adelung mit litterariſchen Erläuterungen (Leipzig 1788) heraus.

Johann Joſeph Reiff

ward am 11. December 1793 zu Cobern an der Moſel bei Coblenz geboren, erhielt, da er ſich früh durch glückliche Anlagen bemerkbar machte, eine treffliche Erziehung und widmete ſich, nachdem er ſeine Vorbildung auf dem Gymnaſium zu Coblenz vollendet, 1813 der Forſtwiſſenſchaft. Später trat er in das Fach der Domänen-Adminiſtration über und ward Archivbeamter, ſo wie ſpäter Kanzlei-Inſpector der königl. preußiſchen Regierung zu Coblenz, wo er in dieſer Eigenſchaft gegenwärtig noch lebt.

Er gab heraus:

Panorama von Coblenz. Coblenz 1821.
Die Todtenfeier. Trauerſpiel. Coblenz 1824.
Otto von Rheineck. Trauerſpiel. Coblenz 1828.
Der ſchlafende Räuber. Oper. Coblenz 1829.
Alfred der Große. Oper. (Aufgeführt in Coblenz).
Viele Lieder, in Zeitſchriften abgedruckt und componirt von Zelter, Neumann, Ries, Weber u. A.

Ein geiſt- und gemüthvoller Dichter, deſſen dramatiſche Arbeiten ſich freundlichen Beifall erwarben; noch größere Verbreitung fanden aber ſeine lyriſchen Poeſieen, vorzüglich ſeine rheiniſchen Nationallieder, welche ſich durch Wärme, Innigkeit, Redlichkeit der Geſinnung und vollendete Form viele Freunde gewannen.

Das Leben am Rhein.

(Gedicht von J. J. Reiff.)

Preiſet die Reben!
Hoch preiſet den Rhein!
Froher kann's Leben
Im Himmel nicht ſein!
Uebrall Freude, Geſänge und Wein —
Glücklich fürwahr iſt das Leben am Rhein.

Fröhliche Lieder
Und heiterer Scherz,
Freundſchaft, ſo bieder,
Und redlich das Herz,
Eintracht und Frohſinn im trauten Verein —
Glücklich fürwahr iſt das Leben am Rhein.

Freunde der Fernen,
O kehrt bei uns ein:
Hier ſollt ihr lernen
Recht fröhlich zu ſein.
Kommet, o kommt und geſteht es nur ein:
Glücklich fürwahr iſt das Leben am Rhein.

Auf denn! der freie,
Der mächtige Rhein
Giebt euch die Weihe
Des Lebens im Wein.
Herzlichkeit iſt hier kein täuſchender Schein —
Glücklich fürwahr iſt das Leben am Rhein.

Wer noch ſo ferne
Gewandert mag ſein,
Saget es gerne:
Es iſt nur ein Rhein.
Fremdlinge räumen es offen uns ein:
Glücklich fürwahr iſt das Leben am Rhein.

Ländchen der Wonne
An Freuden ſo reich!
Unter der Sonne
Iſt keines dir gleich;
Du biſt die Heimath des Frohſinns allein —
Glücklich fürwahr iſt das Leben am Rhein.

Land, du geliebtes,
Wie biſt du ſo ſchön!
Gleiches nur giebt es
In himmliſchen Höh'n;
Schöner doch kann es dort oben kaum ſein —
Glücklich fürwahr iſt das Leben am Rhein.

Ländchen der Reben,
Dem Fürſten ſo treu!
Keines kann's geben,
Das treuer noch ſei.
Das iſt der Stolz, ein Rhenaner zu ſein —
Glücklich fürwahr iſt das Leben am Rhein.

Digitized by Google

Segen und Frieden
Und reichlich Gedeih'n,
Sei dir beſchieden
O Ländchen am Rhein!
Segen den Reben! ſie geben den Wein —
Glücklich fürwahr iſt das Leben am Rhein.

Schaut! in dem Becher
Glänzt perlend der Wein.
Auf denn! ihr Zecher! —
Es lebe der Rhein!
Sterbend noch ſoll unſer Wahlſpruch es ſein:
Vivat das fröhliche Völkchen am Rhein!

Hermann Samuel Reimarus,

geboren am 22. December 1694 zu Hamburg, ſtudirte zu Jena und wurde daſelbſt Magiſter und Adjunctus der philoſophiſchen Facultät. Hierauf ward er Privatdocent zu Wittenberg und nach einer Reiſe durch Belgien erhielt er im J. 1723 das Rectorat zu Wismar. Im Jahre 1727 wurde er Profeſſor der griechiſchen Sprache und Mathematik an dem akademiſchen Gymnaſium zu Hamburg und ſtarb daſelbſt am 1. März 1768.

Er ſchrieb:

Die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion. 7te Auflage. Hamburg 1793.
Die Vernunftlehre. 5te Aufl. Hamburg 1790.
Betrachtungen über die Kunſttriebe der Thiere. 4te Aufl. Hamburg 1798.
(Fragmente eines Ungenannten aus der wolfenbüttelſchen Bibliothek. Herausgegeben von G. E. Leſſing. Berlin 1778, 1788.)

Ein geiſtvoller, klarer Denker, deſſen philoſophiſche Schriften, vorzüglich ſeine natürliche Religion, zu jener Zeit großes Aufſehn machten, außerordentlich nützten und wegen ihrer faßlichen Darſtellung allgemein geleſen wurden. Eben ſo bedeutend iſt ſein treffliches Werk über die Kunſttriebe der Thiere, in welchem er die ſchärfſte Beobachtungsgabe mit dem lichtvollſten Vortrage verbindet. Daß er wirklich der Verfaſſer der bekannten Wolfenbüttelſchen Fragmente ſei, iſt bis jetzt noch nicht als ganz gewiß ermittelt.

Die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion

von

Hermann Samuel Reimarus.

Die neunte Abhandlung.

Worin die Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorſehung gezeigt wird.

§. 1.

Laſſet uns die irrigen Vorſtellungen, welche gegen die göttliche Vorſehung Zweifel erregen, nach einander durchgehen. Der erſte Einwurf iſt ſehr alt: Wenn ein Gott, wenn eine Vorſehung iſt, woher kömmt denn die Unvollkommenheit und das Böſe in der Welt? Er ſetzet eines Theils ganz recht zum Grunde, daß aus Gottes Weſen und Eigenſchaften an ſich nichts Unvollkommenes oder Böſes, ſondern lauter Gutes, herzuleiten ſei; und das iſt genug zu Gottes Rechtfertigung. Aber anderntheils fehlet er darin ſehr, daß er das Weſen und die Natur des Geſchöpfs gar nicht in Betrachtung zieht, was dieſelben leiden oder in ſich ſchließen. Beides muß gegen einander gehalten werden, wenn man urtheilen will, wie viel Vollkommenheit der unendliche Schöpfer den endlichen Dingen außer ſich hat mittheilen können.

Wir würden ja eben ſo verfahren, wenn wir des verſtändigſten und beſten Künſtlers Werk in Thon und Erde unterſuchen wollten: daß wir nicht allein aus der Vollkommenheit des Verſtandes und der Wiſſenſchaft des Künſtlers, wie auch aus ſeinem guten Willen und Abſicht immer fortſchlöſſen, wie das Werk beſchaffen ſein müßte; ſondern auch die Natur des Thons mit in Erwägung zögen, was, vermöge derſelben, möglich ſei. Wenn wir den vollkommenſten Regenten als den Stifter einer gewiſſen Republik betrachten, ſo werden wir uns ja nicht, aus dem einzigen Begriffe des Regenten ſelbſt, eine platoniſche Republik in elyſiſchen Feldern vorſtellen, ſondern auch die Lage und Natur des Landes, die Fähigkeit, Eigenſchaft und Neigung des Volkes, mit in Betrachtung nehmen, um zu ſehen, was der vollkommenſten Weisheit eines Regenten, bei einem ſolchen Volke, in einem ſolchen Lande, anzuordnen gemäß wäre. Warum betrachtet man denn Gott nicht auch als den herrlichſten Werkmeiſter, aber in zerbrechlichen Gefäßen? als den weiſeſten Regenten, aber über endliche Geſchöpfe? ſo bliebe dem höchſten Weſen ſeine Ehre, bei aller Unvollkommenheit der Natur.

Es iſt der Vernunft entgegen, daß man das Verhältniß zweier Dinge gegen einander nicht nach beider Natur und Weſen betrachtet, und man muß auf ſolche Art nothwendig in mancherlei Widerſpruch verwickelt werden. So ſind denn einige Menſchen dahin verfallen, daß ſie wegen der Unvollkommenheit und des Böſen in der Welt keine Vorſehung, keine Schöpfung, keinen Gott erkennen wollen, ſondern die Welt und Natur für das erſte ſelbſtändige Weſen gehalten haben. Welche Thorheit! Sie konnten nicht begreifen, daß ein Werk des erſten ſelbſtändigen Weſens irgend eine Unvollkommenheit oder Böſes an ſich haben könnte, und nun können ſie begreifen, daß das erſte ſelbſtändige Weſen ſelbſt, nämlich die Welt, welche ſie dafür halten, alle dieſe Unvollkommenheiten und dieſes Böſe unter ſeinen weſentlichen Eigenſchaften in ſich faſſet.

Andere haben aus der Welt ein Werk gemacht, das von zweien ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen, aber ganz widrigen Weſen, einem guten und einem böſen, entſtanden, ſo daß daher Gutes und Böſes in der Welt unter einander gemiſcht wäre. Aber auch dadurch wird die Unvollkommenheit und das Böſe von der Welt in den Werkmeiſter ſelbſt verſetzet, und noch dazu die Vollkommenheit des beſten Weſens eingeſchränkt und abhängig gemacht. Wie kann denn ein nothwendiges, unendliches Weſen zwiefach und verſchieden ſein; wie können ſie beide einen unendlichen Verſtand, Willen und Macht haben, da doch das eine nicht denket, will und kann, wie das andere. Ihre Einſicht, und ihr Zweck laufen wider einander: das eine will das Gute, das andere das Böſe: das eine hat ſo wenig Macht, als das andere, ſeinen Willen gänzlich zu Stande zu bringen. Sie werden dennoch bei dem ſtreitenden Willen entweder eins, ein jedes das Seine zu dem Werke beizutragen; oder das Eine kann doch nicht hindern, daß dasjenige, was es gemacht hat, von dem Andern wieder verdorben wird. Welche Begriffe! wie haben die Menſchen ſo blind ſein können, dergleichen Gemenge in ihren Gedanken zu beherbergen? oder wie hat ein geſcheuter Mann neuerer Zeit ſeinen Witz verſchwenden mögen, dieſer Meinung eine Farbe zu geben?

§. 2.

Es gereichet dem Herrn von Leibnitz zum unſterblichen Ruhme, daß er dieſen Nebel, der die Menſchen ſo lange auf die gefährlichſten Irrwege verleitet hatte, durch ein neues Licht vertrieben, und einen richtigen Mittelweg gewieſen hat, der uns bei aller unſerer Unvollkommenheit dennoch zu dem vollkommenſten Weſen führt.

Ein unendlicher Verſtand eines ſelbſtändigen Weſens konnte ſich nichts außer ſich als möglich vorſtellen, ohne nur eingeſchränkte, veränderliche, abhängige Dinge. Denn wenn ihnen nichts an Vollkommenheit mangeln ſollte; wenn ſie ohne weſentliche Schranken, unveränderlich, unabhängig, nothwendig, ſelbſtändig, ewig ſein ſollten; wie könnten ſie denn als ſolche gedacht werden, die bloß durch Gott, als das erſte Weſen, ihre Wirklichkeit erhalten müßten? Wenn alſo nichts außer Gott, als eingeſchränkte Dinge zu denken waren: ſo konnte auch bloß die verſchiedene Möglichkeit der Schranken, eines jeden Dinges beſonderes Weſen beſtimmen; nicht anders, als es ſich in den Figuren verhält, davon ſo viele, verſchiedener Art und Weſens, möglich ſind, als die Einſchränkung eines Raumes Verſchiedenheit leidet.

Aber eben darum, weil ein jedes außer Gott mögliches Ding ſeine eigene weſentliche Schranken der Vollkommenheit ha-

Digitized by Google

den muſste, und ohne dieſelben eben ſo wenig das ſein konnte, was es iſt, als ein Dreieck ein Dreieck ſein, und doch die Eigenſchaften eines Zirkels haben kann: ſo folget auch, daß etwas außer jedes Dinges Schranken der Vollkommenheit war, das ihm nach ſeinem Weſen unmöglich zukommen konnte. Wenn Fleiſch die Härte und Feſtigkeit hätte, welche Stahl und Eiſen hat, ſo würde es nicht biegſam und kein Fleiſch mehr ſein können. Wenn ein Baum, ein leblos Ding, Empfindung hätte, ſo würden ſie zu den Thieren gehören. Wenn der Hund Vernunft beſäße und ſprechen könnte, ſo müſsten wir ihn für ein Mittelding zwiſchen Menſchen und Thieren halten. Und wenn wir Engelverſtand hätten, ſo würden wir aufhören, Menſchen zu ſein. Jedem ſind ſeine Schranken ſo weſentlich als den Figuren. Ein Dreieck kann nicht ohne Mangel der vierten Seite und des vierten Winkels, und alſo nicht als ein Viereck gedacht werden. Und ein Viereck iſt nicht ohne Mangel der Ründe eines Zirkels möglich. Demnach konnte Gottes Verſtand jedes außer ihm mögliche eingeſchränkte Ding nicht ohne Mangel einer andern oder mehreren Vollkommenheit gedenken.

Eben dieſer weſentliche Mangel einer anderen oder mehreren Vollkommenheit, welcher von allen eingeſchränkten Dingen gedacht werden muß, enthält auch die Möglichkeit des Böſen, ſowohl des natürlichen, als des ſittlichen. Denn wenn Dinge mit eingeſchränkten Kräften von einander abhängen, ſo muß auch möglich ſein, daß das ſchwächere von dem ſtärkeren überwältiget, verdorben und zernichtet wird; oder daß es ſich in ſich ſelbſt durch ſeine widrigen Kräfte aufreibt. Blumen und Pflanzen waren nicht möglich, ohne daß zugleich ihre Vernichtung durch äußere und innere Kräfte möglich wäre. Das Fleiſch der Thiere konnte nicht unbiegſam hart ſein, und ohne Nahrung beſtehen, aber eben daher auch von Quetſchung, Wunden, Krankheit und Tode nicht gänzlich frei ſein. Sollten ſolche Seelen ſein, als der Menſchen und Thiere ſind: ſo muſsten auch ihre Vorſtellungen von einem organiſchen Körper abhängen; folglich muſste auch ein Mangel dieſes oder jenes Sinnes, oder ein Wahnwitz bei ihnen möglich ſein. Ein eingeſchränkter Verſtand, der vieles gar nicht, anderes dunkel, das meiſte undeutlich vorſtellet, iſt nach dem Maße ſeiner Schranken, mehr oder weniger, der Unwiſſenheit, Verwirrung und dem Irrthume unterworfen. Daher können ſich die Mängel auch in der Vorſtellung des Guten und Böſen äußern, und das Böſe ſtatt des Guten gewählet, das Gute als ein Böſes verworfen werden. Es iſt alſo offenbar, daß eine Welt von lauter eingeſchränkten Dingen ohne Möglichkeit des natürlichen und ſittlichen Böſen nicht zu gedenken ſei, und daß beſonders die Glückſeligkeit der Lebendigen nicht höher, dauerhafter und reiner ſein konnte, als jedes eingeſchränkte Weſen litte.

§. 3.

Was ſollte nun die vollkommenſte Weisheit und Vorſehung thun? Sollte Gott nach derſelben lieber gar keine Welt ſchaffen, damit nicht auch etwas Böſes zur Wirklichkeit käme? Das hieße ja, wegen des Mangels einer Vollkommenheit, die unmöglich war, alle mögliche Vollkommenheit weglaſſen; wegen des zufälligen Böſen, auch das weſentliche Gute aufheben; wegen der Endlichkeit und Schranken des Lebens und der Luſt, gar niemandem Leben und Luſt gönnen.

Würde man den Fürſten für weiſe, gütig und mächtig halten, oder ihm eine dieſen Vollkommenheiten gemäße Vorſehung zuſchreiben, der deswegen ſein Land nicht bevölkerte, und keine Städte, Flecken und Dörfer anlegte, weil nicht alle darin gleich vornehm, reich und bequem ſein, oder gleich lange geſund und vergnügt leben könnten? weil einer hie und da verwundet werden oder erſaufen möchte; ja alle endlich doch ſterben müſsten? weil Betrug, Diebſtahl, Mord, Ehebruch, bei dieſen Einwohnern nicht gänzlich ausbleiben würden? Nein, ein weiſer, gütiger und mächtiger Regent ſtiftet ſo viel Gutes, als möglich iſt, und machet gegen den Mangel und das Böſe alle mögliche Vorkehrung. Er bekömmt dadurch die edle Freude, ſein Land mit Leben, Nahrung, Ueberfluſſe, mit Künſten, Wiſſenſchaften und guten Sitten, mit Luſt, Vergnügen und Glückſeligkeit dergeſtalt zu erfüllen, daß aller Mangel und Kummer dabei verſchwinden, und daß einiger Faulen und Boshaften muthwilliges Verderben gegen der übrigen Bürger und des ganzen Staats Wohlfahrt für Nichts zu achten iſt.

Wie wäre es denn der göttlichen Weisheit und Güte gemäß geweſen, die Schöpfung ſo vieler möglichen Vollkommenheiten, wegen der ihrem Weſen anklebenden Unvollkomenheit, zu unterlaſſen? Eine Welt, die alle mögliche Lebendige in ſich faſſet, begreift alle innere Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit, die möglich iſt, und alle damit übereinſtimmende äußere Vollkommenheit und Schönheit; ſo, daß darin ſtets alle Stufen des Vergnügens, nach allen möglichen Arten des Lebens, durch Sinne, Triebe, Bewegung, Nahrung, Fortpflanzung, Verſtand, Witz, Einſicht, Liebe und alle höhere Kräfte genoſſen werden. Dieſe alſo wirklich zu machen, und allem, was einer Luſt fähig war, Leben und Glückſeligkeit nach ſeiner Art zu gönnen, das iſt der große Zweck des Schöpfers geweſen.

Hienach iſt der ganze Bau der Welt auf's weiſeſte eingerichtet, und die Natur der lebloſen Dinge iſt ſtets für das Wohl der Lebendigen, ohne unſer Denken und Zuthun, arbeitſam. Die mechaniſchen Regeln, wornach ſowohl in den großen Weltkörpern, als auf unſerm Erdboden, alle ſichtbare Begebenheiten erzeuget werden, ſtimmen an ſich mit dieſer Abſicht unverbeſſerlich überein. Die körperlichen Werkzeuge des Lebendigen, zum ſehen, hören, riechen, ſchmecken, fühlen, zum bewegen, nähren, zeugen, ſprechen, ſind mit wunderbarer Kunſt zum Genuſſe der Luſt gebildet. Die inneren Kräfte der Seele, die anerſchaffenen Fertigkeiten und Künſte der Thiere, die eingepflanzten Regeln, wornach ſich unſere Vorſtellung, Einbildungskraft, Erinnerung, unſer Bewußtſein, unſer Verſtand und Wille richtet, zielen alle gerades Weges auf die Erlangung einer jedes Natur gemäßen Glückſeligkeit. Was alſo von dieſem Ziele in der Welt abweicht, das kömmt nicht von dem, was Gott zur Wirklichkeit gebracht hat und erhält (denn das iſt alles untadelich, gut und vollkommen) ſondern von den weſentlichen Schranken der Dinge, das iſt, von dem Mangel ſolcher Vollkommenheit, die das Weſen der Dinge nicht litte. Es iſt nicht die ordentliche Wirkung der Kräfte und ihrer Regeln, noch die gerade Abſicht Gottes, ſondern eine zufällige Begebenheit, welche ein Zuſammenlauf der natürlichen Kräfte und Regeln, wegen der weſentlichen Schwäche endlicher Dinge, veranlaſſet.

In einer ſolchen Welt muß dennoch das Gute überſchwenglich herrſchen, weil es in der ganzen Einrichtung und Natur, ſo ferne ſie in einer Wirklichkeit beſteht, gegründet iſt. Das Böſe muß alſo weit überwogen werden, weil es nicht weitern Grund hat, als in denen Fällen, welche die Schranken der Dinge, oder eine Abweſenheit mehrerer wirklichen Vollkommenheit, veranlaſſen. Ja, ſelbſt das Böſe muß ſich zum Guten lenken, und ein Mittel der Vollkommenheit des Ganzen, oder auch einzelner Dinge und ihrer Arten und Geſchlechter werden: weil es nur zufälliger Weiſe, ſelbſt aus den Regeln des Guten entſpringt, und demnach ſeine Richtung zum Guten allezeit behält. So war es denn auch den Regeln der höchſten Weisheit und Güte gemäß, ſolche Abweichungen zuzulaſſen, da ſie in der Vollkommenheit des Ganzen verſchwinden, und ohne Aufhebung des Guten nicht wegbleiben konnten, ſondern vielmehr zu deſſen Beförderung das Ihrige beitragen.

§. 4.

Es iſt aber zweitens offenbar, daß ſolche Menſchen, welche die Schöpfung und Vorſehung meiſtern, oft nach ihrem engen Erkenntniſſe, und nach ihrer kurzen Einſicht von der Verbindung der Dinge, für unvollkommen und böſe erklären, was in der That gut iſt, und was zur Vollkommenheit ſowohl des Ganzen, als der Geſchlechter, Arten und einzelnen Dinge gereichet. Daher es denn auch geſchieht, daß ſie das Böſe in der Welt nach ihren irrigen Gedanken vermehren und vergrößern, und das Uebergewicht des Guten deſto weniger einſehen.

Eines Theiles ſind ſehr viele Dinge in der Welt, deren Abſicht, Nothwendigkeit, Nutzen und Uebereinſtimmung mit den andren keines Menſchen Verſtand überſehen kann. Es gehört ein unendlicher Verſtand dazu, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der ganzen Welt, im Großen, im Kleinen, dem Raume und der Zeit nach zu beurtheilen. So ſehr wir nun von ſolcher Einſicht entfernet ſind, ſo vermeſſen iſt es auch, etwas für unnütze, unvollkommen oder böſe zu erklären, bloß weil man nicht weiß, wozu es gut ſein ſollte. Es kann in einem niedrigen Geſichtspunkte lauter Unordnung zu ſein ſcheinen, was ein erhabenes Auge billiger für Schönheiten hält. Wie? wenn ein Hund, mit ſeinem an der Erde ſchwebenden Kopfe, des ſchönen Gartens Schönheit ſich getraute zu überſehen: würde er nicht allenthalben Mängel und verkehrtes Weſen darin zu finden vermeinen; zumal, wenn er ſich einbildete, daß der Garten bloß für ihn angelegt ſein müßte? Würden ihm nicht die Beeten, Stauden, Töpfe, Bildſäulen, Hecken und Lauben, ja ſelbſt die Blumen und Fruchtbäume, allerwärts im Wege ſein, wenn er mit ſeinem Gatten wild herumſchwärmen wollte? unterdeſſen, da des Herrn ſcharfes Auge aus ſeinem Altane alle Schönheit dieſer künſtlichen und nutzbaren Einrichtung mit dem größten Vergnügen auf einmal überſieht. Wie wollten wir Menſchen, die wir an der Erde kleben, von dem wahren Verhältniſſe der Dinge in der ganzen Welt richtiger urtheilen?

Aus dem, was wir von der Vollkommenheit ſo vieler Dinge klärlich wiſſen, ſchließen wir weit vernünftiger und billiger auf das, was wir nicht wiſſen, daß es gleichfalls nutzbar und gut ſein werde; als daß wir, wider die erkannte Beſchaffenheit ſo vieler Dinge, von andern, lediglich wegen unſerer Unwiſſenheit, gedenken wollten, als ob ſie unnütze, unordentlich, unvollkommen und böſe ſein ſollten. Demnach hat das Tadeln der Schö-

Digitized by Google

pfung und Vorſehung, auch in den beſondern Fällen, wo kein Menſch die Güte der Dinge beweiſen kann, den gerechten Vorwurf des Unverſtandes gegen ſich.

Wie viele aber haben nicht ſchon ihre thörichte Uebereilung im Tadel der Natur verrathen, da ſie manches aus bloßer Unwiſſenheit für unnütze und böſe erkläret, davon man jetzt klärlich zeigen kann, daß es allerdings nützlich, und, wie zur Erhaltung der Menſchen oder Thiere, ſo auch zur Vollkommenheit des Erdbodens, überaus nöthig ſei? Wenn Lucretius, nach Epicurs Anweiſung, darthun will, daß die Natur der Dinge nicht von Gott ſein könne, weil ſie ſo viele Fehler hat: ſo beruft er ſich gleich Anfangs darauf, daß Berge, Felſen, Wälder, Seen und Meere ſo vielen Platz unnützer Weiſe einnähmen, ja daß zwei Theile des Erdbodens vor gar zu großer Kälte und Hitze ganz unwohnbar wären *). Sehet theils eine große Unwiſſenheit, theils einen verwegenen Schluß aus derſelben! Er wußte nicht, daß die warmen und kalten Länder bewohnt und wohnbar wären, welches jedoch ſchon zu ſeiner Zeit vielen bekannt war. Unterdeſſen war er doch nicht befugt, ſo zu folgern: ich weiß nicht, daß die Länder bewohnt ſind, alſo ſind ſie es auch nicht; ich kann nicht begreifen, wies möglich ſein ſollte, daß Menſchen die ſtrenge Kälte und Hitze aushielten; alſo kann das auch nicht geſchehen; alſo iſt der Erdboden nicht nach weiſem Rathe und Vorſehung eingerichtet. So müſſen ſich die Menſchen vergehen, und ſelbſt lächerlich machen, die ſich erkühnen, den Mangel ihrer Einſicht zum Grunde eines Tadels der Werke Gottes zu legen. Wir wiſſen heutiges Tages noch genauer und gewiſſer, als die Alten, daß der Erdboden von den wärmſten Gegenden an, bis auf einen ſehr hohen Grad der Kälte, ſeine Einwohner habe und haben könne. Wir genießen die Vortheile mit ſo vielen nutzbaren und angenehmen Dingen, die uns aus Oſt- und Weſtindien, aus Norwegen, Island, Grönland und Sibirien zugeführet werden. Wir bewundern demnach vielmehr die weiſe Vorſorge Gottes für uns Menſchen, daß er uns eben dadurch zu Herren des ganzen Erdbodens machen wollen, da unſrer Natur ſich zu aller Koſt und Luft in allen Gegenden gewöhnen kann; wenn hingegen die unvernünftigen Thiere in einem kleinen Erdſtriche eingeſchränkt ſind, weil ſie nicht allerwärts ihr Futter finden, noch alle Luft vertragen können.

Der große Nutzen, welchen die Berge leiſten, kann auch nunmehr genugſam bekannt ſein. Denn außer, daß es dem Auge ſo angenehm als prächtig läßt, den ſteten Wechſel von Bergen, Hügeln, Thälern, Wieſen und Feldern zu ſchauen, ſo ſind die Berge mehrentheils ein bequemer Aufenthalt für ſo viel Menſchen und Vieh, die daſelbſt ſichere Wohnung, reine und geſunde Luft, und reichlichen Unterhalt finden. Manche Thiere, nützliche Gewächſe und Bäume, könnten gar nicht auf dem Erdboden ſein, wenn nicht hohe Berge wären, als auf welchen allein ihre Natur ihnen zu leben und zu wachſen verſtattet. In dem Inneren der Berge werden uns allerlei nutzbare und köſtliche Metalle, Edelgeſteine, Werkſtücke und Erdgewächſe erzeuget. Sie geben an ſich der äußeren Erdrinde eine Feſtigkeit, zumal, wo ſie in einer zuſammenhängenden Kette fortgehen; ſie ſind guten Theils eine Vormauer gegen die Wuth des Waſſers oder der Winde, und, was das vornehmſte iſt, ſo ſaugen ſie aus dem Dunſtkreiſe die Feuchtigkeit an ſich, daß hernach von ſolchem durchgeſickerten Waſſer, das aus den Bergen rinnet, alle Quellen, Bäche und Ströme ihren Urſprung, Schuß und Lauf über den ganzen Erdboden, zu deſſen Befruchtung und Schiffbarkeit, wie auch zum Getränke, und zu Geneſmitteln der Brunnen und Bäder, nehmen. Selbſt die rauhen Eisberge, deren Gipfel von ſtetem Schnee und Eiſe ſtarren, ſind Schatzkammern dieſer nöthigen Feuchtigkeit, welche ſie in haushälteriſche Verwahrung nehmen, und uns nach und nach zum Gebrauche, ſo viel nöthig iſt, geſchmolzen zufließen laſſen.

Ein Poete kann ja wohl, aber ein Weltweiſer müßte nicht an den Gebirgen einen Abſcheu finden, und ſich den Erdboden, wenn er allenthalben eben wäre, gleichſam als ein Paradies vorſtellen. Denn es iſt aus den jetzt angeführten Gründen leicht zu begreifen, daß alsdann alle die angeregten Vortheile wegfallen, und dagegen der Erdboden in einem Sumpf und Moraſt ſtehender Waſſer verwandelt ſein würde, darauf wegen der ſtinkenden und ſchädlichen Ausdünſtungen kein Menſch oder Thier dauren, noch von einem Orte zum andern kommen könnte. Wenn man aber auch unſerer Erde, wegen beſtändiger Abnahme der Berge eine vollkommene Ebene, auf künftige Zeiten, verkündigte: ſo bin ich deßfalls unbeſorgt. Die weiſe Vorſehung, welche die jetzigen Berge und Felſen, durch natürliche Mittel, aus der Tiefe der See, mit allen darin beſchloſſenen Muſcheln, zu der jetzigen Höhe erhoben, hat das Spülen des Regens und das Wühlen des Meeres ſo abgemeſſen, daß es nicht nur Verſchlämmung des Erdbodens ausſchlagen kann, ſondern daß durch eben die natürlichen Mittel ſich noch jetzo, obwohl unvermerkt, die Berge wieder ſo viel erheben, als nöthig ſein wird.

Auf die Klage von dem vielen Waſſer der Seen und Meere, welches unſere Erdfläche unnützer Weiſe bedecken ſoll, will ich nur kürzlich dieſes zur überführenden Antwort ſagen, daß das Maß des Regens, Schnees und Thaues genugſam beweiſt, es ſei des Waſſers auf der Erdfläche nicht zu viel. Denn es iſt unleugbar, daß der Regen, Schnee und Thau von den Ausdünſtungen der Flüſſe, Seen und Meere, nach dem Verhältniſſe ihrer Oberfläche, entſtehen. Da wir nun des Regens, Schnees und Thaues, in Abſicht auf die Befruchtung des Erdbodens, nicht zu viel haben: ſo folget auch unwidertreiblich, daß die Flüſſe, Seen und Meere nicht unnöthiger Weiſe, das iſt, zu viel Platz auf der Erdfläche einnehmen; ſondern daß ſich auch darin die weiſeſte Vorſehung des Schöpfers offenbaret, da er das Maß der natürlichen Urſachen ſo genau nach dem abgezielten Nutzen, auf alle künftigen Zeiten, abgewogen. Wenn alſo das Waſſer in eine engere Oberfläche eingeſchränkt wäre: ſo würde zu wenig ausdünſten, folglich auch zu wenig Regen, Schnee oder Thau fallen, mithin würde der Erdboden an ſehr vielen Orten dürre und unfruchtbar werden, ſo wie er gegentheils, bei dem Mangel der Berge, einer ſchlammichten Ueberſchwemmung bloßgeſtellt geweſen wäre. Er würde alſo in beiden Fällen unwohnbar ſein; und die Menſchen verrathen ihren Unverſtand, welche eben das, was ihnen ſelbſt und anderen Thieren gut und höchſt nöthig war, für böſe und überflüſſig erklären. Zu geſchweigen, daß der Schöpfer in den Meeren ſelbſt, nach ſeinem großen Zwecke, deſto mehr Lebendige, und mehr, als auf dem Lande ſein könnten, unterhält. Gewiß haben wir Menſchen noch nicht zu klagen, daß nicht Raum genug für uns auf der Erdoberfläche geblieben ſei. Denn es könnten noch weit mehr Menſchen darauf wohnen und Nahrung finden.

§. 5.

Es iſt ferner eine ungegründete Klage des Lucretius wider die Natur, oder vielmehr wider die Vorſehung, daß die übergebliebene Erdfläche uns nicht von ſelbſt Früchte darreiche, ſondern mit Dornen und Büſchen überzogen ſei, ſo daß ſie erſt mit ſchwerer Arbeit bereitet werden müßte; dabei dennoch die hoffnungsvolle Saat entweder von Hitze oder Regen, oder Kälte, oder Sturmwinden verdürbe *).

Wie ſchlecht kennet doch Lucretius der Menſchen Natur! Wie wenig weiß er den Werth der Arbeit zu ſchätzen! Wenn uns alle Früchte ohne Bemühung in den Mund wüchſen: ſo würde eine allgemeine Faulheit, und ein durchgängiger Müſſiggang entſtanden ſein, weil Niemand für ſeine Nothdurft zu ſorgen gehabt hätte. Eine ſolche Lebensart würde alle edleren Kräfte der Menſchen einſchläfern und erſticken, daß ſie auf keine Künſte und Wiſſenſchaften dächten, weil ſie dazu nicht einmal den erſten Trieb von der Nothdurft empfingen. Das Band menſchlicher Geſellſchaft, die Stände und die Abhängigkeit eines von dem andern, würde aufgehoben werden weil ſelbſt die Kinder ihre Nahrung nicht mehr von dem Fleiße ihrer Aeltern erwarten dürften, vielweniger nachmals anderer Menſchen nöthig hätten, ſondern ein Jeder für ſich leben könnte, ohne dem andern gehorſam, gefällig und dienſtfertig zu werden. Es würde mithin das ganze menſchliche Geſchlecht in eine rohe, wilde und viehiſche Lebensart verfallen ſein, und ein jeder, wie bei den Thieren geſchieht, wenn ſie der Muttermilch entwachſen ſind, und der Fütterung der Aeltern nicht mehr bedürfen, für ſich in die Welt dahinlaufen, ja von den Aeltern ſelbſt weggewieſen werden.

Wir haben es der Nothdurft allein zu verdanken, daß ſich die menſchlichen Vorzüge in uns hervor gethan, daß unſer Witz zur Erfindung erweckt worden, und daß wir nun theils im Aeußerlichen bequemer leben, und mehr ſinnliches Vergnügen genießen, als das Vieh; theils auch, daß wir geſellig, vernünftig und ſittſam geworden ſind, und daß Künſte und Wiſſenſchaften unter uns blühen. Die Arbeitſamkeit iſt überhaupt dem Menſchen gut, heilſam und nöthig. Wenn ſeine regen Kräfte ſich mit nichts beſchäftigen, ſo iſt er ſich ſelbſt eine Laſt, ſo wird ihm die Zeit lang, ſo verfällt er in eine dumme Unwiſſenheit, in eine faule und niederträchtige Wolluſt und allerlei andere Laſter. Eine Arbeit hingegen iſt ſeinem natürlichen Bemühen gemäß, und vergnüget ihn, wenn ſie geräth und Nutzen ſchaffet; ja deſto mehr, je mehr Schwierigkeiten dabei zu überwinden ſind, und je mehr Kunſt, Witz, Nachdenken, Vorſicht, Wiſſenſchaft dabei angewandt worden.

Was inſonderheit die Landarbeit beim Acker-, Garten- und Weinbau, oder bei der Viehzucht betrifft: ſo dürfen ſich die wenigſten Menſchen damit bemühen. Es iſt durch Witz und Ordnung dahin gebracht worden, daß die Arbeit eines kleinen Theiles der Menſchen zureichet, für das ganze Geſchlecht genugſame

*) Lucretius V. 196 seq.

*) Lucretius V. 207 seq.

Digitized by Google

Lebensmittel zu ſchaffen, und daß die übrigen ſich mit andern guten Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftigen können. Unterdeſſen haben ſich die edelſten Gemüther aus der Landwirthſchaft eine Luſt gemacht: der Bauer ſelbſt hat auch ſeine Freude, und ſieht ſeinen Fleiß mit Vergnügen gedeihen. Die jugendliche Gewohnheit macht ihm die grobe Arbeit leicht, und wir, die wir dergleichen nimmer angreifen, legen demſelben die Empfindung, welche wir davon haben würden, fälſchlich bei. Wenn nicht manche Bauern faul und dumm wären, und ſo ſehr an der alten Gewohnheit hingen, als daß ſie allerlei Verſuche zur Verbeſſerung machen ſollten: ſo würden ſie auch die Früchte ihres Fleißes reichlicher ſammeln. Die Witterung und andere Zufälle, welche dem Landmanne oft zuwider ſind, haben ſonſt in der Verbindung der Dinge ihren großen Nutzen, und wenn ſie das Wachsthum auf der einen Erdart hindern, ſo fördern ſie dagegen daſſelbe auf andern. Dadurch wird die Fruchtbarkeit überhaupt durch alle Länder und Landarten, und für das ganze menſchliche Geſchlecht, zur Gleichheit gebracht: der Mißwachs hält auch in jedem Striche ſeinen Kreislauf, da man ein Jahr in's andere rechnen muß. Und überhaupt wäre es nicht gut, wenn nicht etwas von der Arbeit verloren ginge, und wenn die Natur das Bemühen des Landmannes, nach ſeinem Wunſche, ſo gar ergiebig vergölte. Wie würde er denn nicht ſelbſt klagen, daß das Korn und die Früchte zu wohlfeil wären!

§. 6.

Lucretius beſchweret ſich weiter über die Vorſehung, daß ſo viele dem Menſchen ſchädliche Thiere in der Welt ſind; daß wir nackend, weinend, ohne Waffen und ohne Vermögen, uns ſelbſt zu erhalten, auf die Welt kommen, und noch vieles Unglück im Leben auszuſtehen haben; dagegen die Thiere ihre beſtändigen Kleider und Waffen mitbringen, keines Spielzeuges, keines liebkoſenden Lallens der Ammen, keines Wechſels der Kleidung, keiner Mauern und Städte bedürfen, und ihr Futter bereitet vor ſich finden *).

Aber darum ſind ſie auch unvernünftig Vieh, und bleiben in den engen Schranken einer niedrigen Glückſeligkeit ſtehen. Uns hingegen war die natürliche Bedürfniß nöthig, daß wir geſprächig, vernünftig, künſtlich, weiſe, geſellig, umgänglich, liebreich, tugendhaft und vorzüglich glücklich würden, und in aller Vollkommenheit immer höher ſteigen möchten. Hätten wir nach der Muttermilch keiner weiteren Handreichung und Hülfe nöthig: ſo würden wir, wie die Thiere, für uns leben, keine Sprache lernen, und ohne dieſelbe keinen Gebrauch unſerer Vernunft machen, noch Unterricht genießen können; folglich auch kein deutliches Bewußtſein, kein Erkenntniß von uns und andern Dingen, keine Kunſt oder Wiſſenſchaft, keine Bequemlichkeit des Lebens, kein höheres Vergnügen des Gemüthes erhalten; vielweniger zu irgend einer Sittlichkeit erzogen werden. So aber macht der hülfsbedürftige Zuſtand der Kinder, daß ſich die Alten aus Liebe und Mitleid ihrer annehmen, und daß ſich die Kinder, aus Empfindung ihres Mangels und aus Furcht vor Gefahr zu den Aeltern halten, und ſich nach ihrem Beiſpiele und nach ihrer Vorſchrift zur Sprache, zum Gebrauche der Vernunft, und zur Sittlichkeit gewöhnen, daß ſie in allem guten Erkenntniß Unterricht empfangen, tüchtige Menſchen und Bürger werden, und in einer anſtändigen Lebensart ihr eigen Glück bauen und auf ihre Kinder fortpflanzen.

Sie können dabei alles deſſen, was die Thiere voraus zu haben ſcheinen, gerne entbehren. Sie brauchen weder angeborne Haare, noch Federn zur Kleidung, weder Zahn noch Klaue, oder Schnabel, zur Wehre und Waffen, weder ſchärfere Sinne, noch eine gewiſſe angeerbte Kunſt zu ihrer Nahrung und Erhaltung. Sie würden vielmehr durch ſolche Naturgaben nur in einen niedrigen Grad ſinnlicher Vollkommenheit eingeſchränket ſein. Ihre Sinnen, ihr Verſtand und ihre Hände ſind allein genug, Kleider, Waffen, Häuſer, Nahrung, Werkzeuge, nicht nur zur Nothdurft und Sicherheit, ſondern auch zur Gemächlichkeit und Ergötzung, zum Wohlſtande und zum Ueberfluſſe zu verſchaffen; alle mögliche Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft zu erhalten; alles was in den Reichen der Natur iſt, ſich zu Nutze zu machen, und unter einander Geſelligkeit, Umgang, Geſpräch, Freundſchaft und Vergnügen zu ſtiften.

Demnach iſt eben der Mangel, worüber Lucretius die Vorſehung anklaget, der wahre Grund unſerer vorzüglichen Glückſeligkeit, und das beſte Mittel, was die göttliche Weisheit und Güte erwählen konnte, die menſchlichen Fähigkeiten zu ihrem eigenen Wohl zu treiben. Wenn alle Menſchen ihre Fähigkeit nach dieſer Abſicht gebrauchten: ſo würde von hundert jetzigen Elenden kaum ein Paar überbleiben, welche die Schuld ihres Unglücks mit Recht von ſich abwälzen, und auf ihr Schickſal ſchieben könnten; oder deren übrige Widerwärtigkeiten nicht durch weit mehr Gutes verſüßet, und dadurch das Leben erträglich und angenehm gemacht würde.

Ich muß hierbei überhaupt anmerken: daß, wenn auch eine mehrere Vollkommenheit, als jedem Dinge nach ſeinen weſentlichen Schranken, jedem Thiere nach ſeiner Art des Lebens zukömmt, möglich wäre, dieſelbe ihm dennoch vielmehr ſchaden würde; und alſo der Mangel einer mehreren Vollkommenheit ſo ferne nichts Böſes, ſondern was Gutes ſei.

Ein Hund iſt jetzt, bei ſeinem Hundesverſtande, vergnügt mit dem Brocken, die von des Herrn Tiſche fallen: er ſuchet ſie wohl gar aus dem Sande und Staube begierig heraus. Es hindert nicht, daß er draußen liegen muß, daß er durch Schläge gewöhnt wird, dem Befehle zu gehorchen: er iſt gleich munter, und freuet ſich ungemein zu ſeinem Herrn, und zu einer guten Mine, die er bekömmt. Gebet ihm aber Menſchenverſtand, und ſehet, wie alle ſeine Glückſeligkeit verſchwinden wird. Was denkt er? ich ſoll die ganze Nacht über wachſam ſein, und muß dabei frieren? alles im Hauſe ſchläft auf weichen Betten, ich allein muß mich auf hartem Holze und Steinen behelfen? ich diene, ohne Lohn und Kleidung zu bekommen, für die bloße Koſt, und kaum giebt man mir ſo viel als zur Sättigung, oder wenn ich ja was bekomme, ſo muß ich als Gnadenbiſſen annehmen, was andere nicht mögen, und was ſie im Sande und Unflath herumgekehrt haben? ich thue mein Beſtes, jeden zu liebkoſen, und doch muß ich mich unverſchuldet nach dem Eigenſinne der Kinder und des Geſindes rupfen und prügeln laſſen? das iſt nicht länger auszuhalten. Kurz, er läuft davon; er kehrt in zehn Häuſer ein, und wird aus zehn Häuſern wieder weggejagt: wo man ihn aber noch aus Barmherzigkeit aufnimmt, da findet er's allenthalben noch ſchlechter. Er läuft nunmehr ohne Herrn allenthalben herum, und ſtiehlt ſein Brodt, ſo gut er kann, wird aber darüber bald lahm geprügelt. Ja, daß ich doch Hände, daß ich doch Sprache hätte! denket er, ich wollte mich ſo nicht placken laſſen. Er fluchet auf ſein Schickſal, das ihn ſo hat laſſen geboren werden, er ſtirbt vor Hunger und Verdruſſe mit ſeinem Menſchenverſtande.

Sehet hierin, was wir machen, wenn wir die Welt, und jedes Ding darin, wollen beſſer haben, als wie es ſein kann, und wie es die göttliche Vorſehung geordnet hat. Es iſt bloß ein irriger Wahn und eine Schwachheit des Verſtandes. Das was wir beſſer heißen, würde gerade dasjenige ſein, welches den Zuſtand der Dinge verdürbe: und was uns eine Unvollkommenheit oder etwas Böſes zu ſein dünket, iſt eben dasjenige, was zur Vollkommenheit der Dinge gehöret, und nach reiferer Einſicht gut zu nennen iſt.

§. 7.

Ich könnte noch mehrere dergleichen Vergehungen namhaft machen, da man dieſes und jenes in der Welt mit böſen Augen anſieht, das doch in der That untadelich und nach den Regeln der höchſten Weisheit und Güte beſtimmt iſt. Allein, wer ſich die Dinge nicht willkürlich verkehrt vorſtellen will, der kann nach obiger Anleitung entweder leicht einſehen, was zur weſentlichen Vollkommenheit der Dinge gehöre, und was für Gutes darin liege, oder, ſo es ihm an ſolcher Einſicht mangelt, ſo wird er ſich auch beſcheiden, daß er aus ſeiner Unwiſſenheit keinen widrigen Schluß ziehen könne, der ſo vielen klar erkannten Wahrheiten widerſpricht.

Jetzt will ich einen ſehr gemeinen Irthum bemerken, welcher den Menſchen noch bis auf den heutigen Tag die Werke der Schöpfung und Vorſehung ganz verſtellt. Sie ſetzen ihr Geſchlecht, ja jeder ſich allein, zum allgemeinen Mittelpunkte und äußerſten Ziele aller übrigen Dinge. Was ihnen denn nicht offenbar und unmittelbar vortheilhaft iſt, das dünket ihnen überflüſſig und unnütze zu ſein: und was nicht mit ihren Wünſchen übereinſtimmet, das erklären ſie für unordentlich und böſe.

Daher kömmt es denn inſonderheit, daß ſie ſich nicht darein finden können, warum ſo viele verächtliche Würmer, Inſecten und Geſchmeiß, ja ſo viele unbequeme, giftige und ſchädliche Thiere in der Welt ſind; warum ſie nicht allein einander freſſen, ſtechen, ſaugen, und ihr Leben auf Unkoſten anderer erhalten müſſen, ſondern auch den Menſchen zur Laſt fallen, ihre Arbeit und Mühe vernichten, ihnen Unluſt und Schmerzen verurſachen, oder wohl gar gefährlich werden. Anderer Dinge und Begebenheiten in der Welt, die ihren Abſichten entgegen ſind, zu geſchweigen.

Wenn wir Menſchen aber allein die unermeßliche Größe der göttlichen Abſichten erfüllen könnten; allein verdienten, daß um unſertwillen eine Welt erbauet würde; allein verlangen könnten, daß ſich alles Mögliche nach uns richten ſollte; ſo möchten wir mit einigem Schein des Rechtens viele Dinge aus der Natur verbannen, und eine andere Einrichtung nach unſerm Eigenſinne machen. Aber das iſt nicht der rechte Geſichtspunkt, worin wir uns zur Betrachtung der Welt ſtellen, darin muß uns nothwendig vieles unordentlich und verkehrt vorkommen. Das Daſein

*) Lucretius V. 219 seq.

Digitized by Google

anderer möglichen Lebendigen hat einerlei Grund mit dem unſrigen in der groſſen Abſicht des Schöpfers; es trägt das Seinige gleichfalls zur Vollkommenheit des Ganzen bei, und machet, daß der Erdboden, daß die Welt allenthalben mit reger Kraft und Empfindung erfüllet wird. Die Kette der möglichen Lebendigen, der Zuſammenhang der Dinge, kann keine Lücken leiden, kann nicht zerrüttet und zerriſſen werden: und wenn wir es recht betrachten, ſo iſt in dem Weltgebäude kein Stein umſonſt, nichts ſo geringe und niedrig, das nicht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörte, und demnach nicht auch, wenigſtens mittelbar, mit jeder Dinge Daſein und Wohl übereinſtimmete

Wie? wenn ein vornehmer und bemittelter Mann ſich in einer groſſen Stadt niederließ, um da recht bequem und vergnügt zu leben; würde er vernünftig, billig und bei ſich ſelbſt wohl handeln, wenn er ſich einbildete, daß um ſeinetwillen alles in der ganzen Stadt da ſein oder nicht da ſein müßte? Auf die Weiſe möchte er etwa von den Gelehrten denken: was ſollen die unnützen Grillenfänger in einem Staate? ſie zanken ſich nur unter einander um nichts; ſetzen den Leuten allerlei neue Meinungen in den Kopf, und wollen dabei allen vorgezogen ſein. Bei den Kaufleuten und Krämern, möchte ihm das Gedränge, da einer dem andern den Gewinn vor dem Maule wegzunehmen und ihn zu übervortheilen ſuchet, zuwider ſein. Das ewige Getöſe und Geklapper ſo vieler Handwerker und Arbeiter, das grobe Geſchrei ſo vieler Bauern, und anderer, die ihre Waare öffentlich feilbieten, würde er vielleicht aus ſeiner Nachbarſchaft und aus der Stadt wünſchen. Schmierige und ſchmutzige Handthierungen, oder die Dampf und Geſtank machen, wären ihm vollends verhaßt und abſcheulich: Lumpenſammler, Scherenſchleifer, Tabletenkrämer, Obſtweiber, Matroſen und dergleichen, möchte er für unnütz und verächtlich Bettelvolk anſehen. Saget mir, würde ein ſolcher Mann die Vollkommenheit dieſer Stadt aus dem rechten Geſichtspunkte betrachten, und ſich ſeinen Aufenthalt darin ſelbſt vergnügt machen? Vernünftiger dächte er ſo: hier iſt alles fein lebendig, munter und voller Menſchen: ſie müſſen doch leben können. Wie finden ſo viel tauſend und tauſend Leute von allerlei Stande und Lebensart an einem Orte ihr Auskommen! Es iſt ein Vergnügen, zu ſehen, wie emſig ein jeder iſt, ſein Brod zu verdienen, und wie er ſich befleißt, es dem andern zuvor zu thun. Da kann ja wohl nichts auf der Welt erdacht werden, was hier nicht zu haben wäre. Das muß ein weiſer Regent ſein, der alle möglichen Waaren, Handthierungen, Künſte und Wiſſenſchaften in einem Staate zu verbinden gewußt; darin ein jeder dem andern dienet, und von dem andern ſeinen Unterhalt und ſeine Bequemlichkeit erhält.

Dieſes iſt auch der rechte Geſichtspunkt, in welchem wir die Vollkommenheit der Welt einſehen können. Wir wohnen in einer groſſen Stadt Gottes, die um ſo viel blühender zu achten, je volkreicher ſie iſt, und je weniger darin ein Stand, eine Lebensart und Handthierung mangelt. Die gütigſte Vorſehung des weiſeſten Regenten erſtrecket ſich über alle: er hat ſie alle herein geſetzt, und ihnen das Bürgerrecht gegeben. Die Anlage der Wohnungen, die Geſetze und Verordnungen, die Nahrung und Zuſuhr ſoll allen zu ſtatten kommen, und eines dem andern nützlich ſein. Wir Menſchen ſind in dieſer Stadt mittleren Standes, ja in unſerm Sprengel die Vornehmſten. Wir müßten aber ſchlechte Bürger ſein, und an dem allgemeinen Wohl keinen Theil nehmen, folglich uns auch von den edelſten Abſichten unſers gemeinſchaftlichen Regenten ſehr entfernen, wenn wir nicht leiden könnten, daß ſo viele geringere Mitbürger neben uns wohnen, ſich nähren, fortpflanzen und nach ihrer Art fröhlich ſind. Wenn man bedenket, wie viele und groſſe Wohnplätze Gott für die Lebendigen in den Weltkugeln angeleget; wie viele und mancherlei Einwohner er in dieſer groſſen Stadt erhalte und regiere; wie er allen und jeden Liebe und Luſt zum Leben eingepflanzet; wie er allen, bis auf die niedrigſten, rege Leibeskräfte, allerlei Kitzel der Sinne, Nahrung mit Wohlſchmacke, Neigung zum Gatten, Vergnügen an ihren Jungen, manchen auch noch höhere Ergötzungen gegeben: ſo wird man nicht zweifeln, daß in allen möglichen Arten des Lebens auch alle mögliche Luſt genoſſen werde. Wenn gleich nicht ein jedes Geſchöpf aller Arten und Stufen der Luſt fähig iſt, ſo weiß es auch von keiner beſſeren, es iſt mit derjenigen, die ſeiner Natur gemäß iſt, zufrieden und erfüllet ſeine Triebe in ſüßer Beſchäftigung.

Ich habe oft meine Betrachtung über die geringſten Thiere, ſo ferne ſie auch Leben und Empfindung haben, und nach ihrer Art einer Luſt und Glückſeligkeit fähig ſind. Wenn ein Schwarm Mücken unter einander ſpielet; wenn die Bienen durch Blumen und Heide emſig herumflattern, um Honig und Wachs zum gemeinen Beſten des Stockes zu ſammeln; wenn die Vögel durch Büſche und Bäume rauſchen, zwitſchern, oder eine Gattin locken; wenn der Hund über ſeines Herrn Ankunft, oder im grünen Felde, von tauſend Freuden außer ſich, zehnmal hin und wieder läuft, wenn ein Kätzlein mit dem andern in hunderterlei artigen Stellungen, Springen und Haſchen, ſcherzend die Zeit vertreibt; wenn eine Sau ſich ſo willig hinleget, und ſich von ihren ſaugenden Ferkeln zerwühlen läßt: ſo ergötze ich mich an der unſchuldigen Luſt der Thiere, und ſtelle mir die Vielheit und Mannigfaltigkeit derſelben, wie ſie von der unzählbaren Menge und Verſchiedenheit der Lebendigen auf dem ganzen Erdboden, ja allenthalben in den groſſen Weltkörpern empfunden wird, mit Entzücken vor. Ich denke an den groſſen Schöpfer, der aller ſeiner Geſchöpfe Luſt mit anſchauendem Erkenntniſſe gegenwärtig vor ſich hat, und in derſelben den erhabenen Zweck ſeiner Schöpfung nicht ohne eigene Luſt bewirket ſieht. Ich ſchwinge mich in dieſe göttliche Vorſtellung, als den wahren und einzigen Geſichtspunkt, aus welchem ſich die Welt in ihrem ganzen Zuſammenhange und in ihrer rechten Vollkommenheit zeiget. Ich gönne nun allen, auch den niedrigſten Geſchöpfen, das Leben, und ſehe, daß, wie wir Menſchen im Zuſammenhange des Möglichen auf einer mittleren Stufe der Vollkommenheit ſtehen, jedoch ſelbſt noch einer höheren fähig ſind und von Natur darnach ſtreben, ſo Millionen andere Geſchöpfe von noch höherer Vollkommenheit und Luſt in der Welt ſein müſſen, die nichts in der göttlichen Abſicht leer laſſen, und aller noch über unſern jetzigen Zuſtand möglichen Glückſeligkeit, außer der unendlichen, genießen.

§. 8.

Wir würden aber auch unſer eigen Beſtes in der Verknüpfung der Dinge nicht einſehen, wenn wir nur mit denen wenigen Thieren, die uns unmittelbar Nutzen ſchaffen, und zu Dienſte ſind, allein in der Welt ſein wollten. Denn wie in einer Stadt ein Handwerk ohne das andere, und das andere ohne ein drittes, und das dritte ohne ein viertes, und endlich keines ohne alle, zu ſeiner Vollkommenheit gelangen kann; ſo daß jedes der geringſten, bis auf den Gaſſenfeger, Weißgerber und Schinder, dennoch ſeinen Einfluß in das gemeine und beſondere Beſte giebt: ſo trägt auch eines jeden Thieres Daſein, in der Verknüpfung der Dinge, nicht nur zur Vollkommenheit des Ganzen, ſondern auch zur Erhaltung und Bequemlichkeit anderer, theils unmittelbar, theils mittelbar, am meiſten aber für uns Menſchen, bei, die wir über alle herrſchen, und uns alle wiſſen zu Nutze zu machen.

Wie ſchlecht würde der die Verbindung unter uns Menſchen ſelbſt überſehen, der da meinete, er hätte nur ſeiner Nachbaren allein nöthig, die andern könnten ſeinethalben aus der Welt ſein. Nein: dort in Amerika pflanzet, wartet und preſſet jetzt ein Mohr das Zuckerrohr für dich: dort gräbt ein Sklav in Braſilien das Gold und Silber, welches du brauchen wirſt: dort bereitet ein Ruſſe die Juchten zu deinen Stühlen: dort fährt ein Bergmann in Schweden nach ſeiner Grube, Eiſen und Kupfer zu deinem Hauſe und Geräthe zu holen. Der Chineſe iſt emſig, dir den feinſten Thee und Porzellan zu ſchaffen. Der Indianer nimmt mit Reis vorlieb, damit er deine Speiſen mit allerhand Gewürze ſchmackhaft mache. Der Grönländer, der Matroſe ſchlägt die Robben, fängt die Wallfiſche mit ſeiner Mühe und Gefahr zu deinem Gebrauche, ohne daß du es bedenkeſt und weißt. Und ehe du nur dein Schälchen Thee und Kaffee mit einer Pfeiſe Taback trinken kannſt, ſo hat die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts nicht nur der jetzt, ſondern auch der vormals Lebenden, müſſen da und beſchäftiget ſein.

Laſſet uns den auch vernünftig bedenken, daß der Schöpfer, welcher eine ſo genaue Verbindung unter dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, ohne ihr Denken, zu aller Vortheile geſtiftet hat, auch unſere Nebengeſchöpfe nicht umſonſt mit uns auf einem Erdboden beſchloſſen habe. Auch dir ſammlet die Biene, und ſpinnet der Seidenwurm, für dich nähret ſich die Cochenille, die Ameiſe, die ſpaniſche Fliege und jenes Inſect, das die Feigen zur Reiſe bringet. Wenn du gleich andere Mücken, Würmer und Inſecten nicht ſelber iſſeſt oder braucheſt, ſo ſpeiſet ſie doch der Vogel, der dir ſingt, oder auf deinen Tiſch kömmt, und der Fiſch, der deine Mahlzeiten angenehmer machet, ja manches Schwein, das zu deiner Tafel in die Maſt getrieben wird, oder der Wallfiſch, der dir ſein Fett und ſeine Barten dergiebt. Du beherrſcheſt und beſtreiteſt ſie alle, und dein Verſtand kann aus allen Vortheil ziehen. Wenn du aber auch ſonſt keinen Nutzen von ihnen zu erzwingen weißt, ſo laß ſie dich, durch Betrachtung ihrer wunderbaren Bildung, Bewegung, Triebe, Nahrung, Fortpflanzung, des groſſen Schöpfers unendliche Weisheit und Güte lehren. Gönne denen das Leben, die es aus einer Hand haben, woraus du das deine empfangen, die die Welt, durch ihre Luſt und Freude, mit mehreren Vollkommenheiten erfüllen, ja, die dich ſelbſt weiſer und klüger machen, wenn ſie dir ein Spiegel der Gottheit werden.

§. 9.

Ja, denket wohl mancher, die andern Thiere möchten immerhin in der Welt ſein, wenn ſie dem Menſchen nur nicht zum Theil Verdruß und Schaden thäten. Wozu aber ſo viel Geſchmeiß,

Digitized by Google

das Saat, Gewächſe, Eßwaaren, Kleider und Häuſer verdirbt? das uns ſticht und uns das Blut ausſauget? wozu ſo viele giftige Schlangen, Kröten und Scorpionen? wozu die wilden reiſſenden Wölfe, Bären, Löwen, Tiger und dergleichen, die uns entweder ſelbſt, oder dem uns nützlichen Viehe, gefährlich oder ſchädlich ſind.

So vernünftig auch die Frage, und die darunter ſteckende Beſchwerde über die Einrichtung und Verknüpfung der Dinge, ſcheint: ſo beruhet ſie dennoch auf eben denſelben Fehlern der Unbilligkeit, und des Mangels der Einſicht, welche vorhin bemerkt ſind. Beides äuſſert ſich darin, daß wir in der Welt, das iſt, in einem Wohnplatze aller möglichen Lebendigen, ſein, und doch die Welt für uns allein haben, und nicht das geringſte Ungemach von unſern Nachbarn erdulden wollen; ingleichen, daß wir wegen des Ungemachs, das uns etwa in die Sinne fällt, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Dinge leugnen, weil dieſelbe uns ſo offenbar nicht ſind. Dieſes gleicht der Beſchwerde jenes reichen Mannes, der in einer volkreichen Stadt wohnen will, da alles zu haben iſt, und alle mögliche Handthierungen ſind; aber da keiner von den Einwohnern ſeine Ruhe und Bequemlichkeit ſtören ſoll. Er will eiſerne und kupferne Gefäſſe haben, aber das Getöſe der Schmiede kann er nicht vertragen; er will allerlei Eßwaaren vor der Thüre kaufen, aber das Geſchrei der Bauern, welche ſie feil bieten, kann er nicht leiden; die Fleiſchbank ſoll in der Nähe ſein; Butter Hering, Stockfiſch, Klippfiſch, Zucker läßt er zwar von ſeinen Nachbarn holen, aber den Geſtank, Dampf und Schmauch, der damit verknüpfet iſt, verabſcheuet er; die Gaſſen ſollen rein ſein, aber der ſchmutzige Dreckfeger ſoll vor ſeinen Augen den Koth und Staub nicht auskehren; die Kaufleute und Krämer ſollen ihn mit allerhand Waaren verſorgen, aber ſie müſſen keinen Vortheil von ihm nehmen. Die Betrüger und Diebe müßten gar ausgerottet ſein, in Feuersgefahr müßte ihn niemand ſetzen, die Dachziegeln müßten nirgend herunter wehen u. ſ. w.

Es iſt ſchon ausführlich gezeiget worden, daß die Welt um der Lebendigen willen ihr Daſein hat, und daß in dieſer Naturkette keine Lücke ſein kann, ſondern, wenn eins und anderes ſein ſoll, daß auch alles Mögliche in dem Zuſammenhange der Dinge ſein müſſe, und daß dieſes den Vollkommenheiten des Schöpfers ſowohl, als der Welt, gemäß ſei. Wer alſo in der Welt ſein will, der muß auch wollen, daß alle andern möglichen Dinge, welche einerlei Grund ihrer Wirklichkeit mit ihm ſelbſt haben, neben ihm ſind. Daß wir alſo mit einigen wenigen Thieren, die uns anſtehen, allein eine Welt ausmachen wollten, iſt ſo unverſtändig als unbillig. Alle die uns verachteten und verhaßten Thiere gehören mit zu den möglichen Lebendigen; denn wir ſehen, daß ſie wirklich ſind. Sie gehören alle mit zur Welt, als einem Syſtem aller möglichen Lebendigen, und zu deren Vollkommenheit. Ein jedes derſelben will auch leben, und hat Luſt von ſeinem Leben, ſowohl als wir. Wenn nun ihre Verbindung mit uns in einem Wohnhauſe, oder einer groſſen Stadt, vermöge unſerer weſentlichen Schranken, einiges Ungemach mit ſich bringet, wie wollen wir uns mit Recht beſchweren, daß wir durch das Daſein ſo vieler andern und ganz verſchiedener Thiere in einiges Gedränge und einige Ungelegenheit kommen.

Wir Menſchen haben bei dieſer göttlichen Ordnung im Reiche der Thiere am allerwenigſten zu klagen, indem wir ſelbſt eins von den allergefräſſigſten Thieren ſind, und alle übrigen Thiere leicht abwehren, vertreiben, übermeiſtern, fangen, zähmen und zu beliebigem Nutzen anwenden. Wenn wir alſo nicht unverſtändig und undankbar ſind, ſo müſſen wir eine beſondere und gütige Vorſehung Gottes für uns erkennen, da er uns, bei der wehr- und waffenloſen Bildung unſers Leibes, genugſam Verſtand und Witz gegeben hat, alle Mittel zur Beherrſchung anderer Thiere zu erfinden, und Hände womit wir die nöthigen Werkzeuge bereiten können. Wir gebrauchen uns demnach ſo mancher Thiere zum pflügen, ziehen, tragen, reiten, jagen, mahlen, dreſchen, ſtreiten; wir halten, fangen, fiſchen und ſchieſſen ſie zu unſerer Nahrung; wir bedienen uns ihrer Haare, Federn, Wolle, Felle und Seide zu unſerer Kleidung; wir unterhalten ſie zu unſerm Zeitvertreibe und Vergnügen; wir betrachten ihr Auswendiges und Inwendiges zu unſerer Belehrung im Erkenntniſſe der Natur und unſer ſelbſt, ja unſers gemeinſchaftlichen Schöpfers.

Was beſonders die ſchädlichen Thiere betrifft: ſo haben die Menſchen den Vortheil, daß ſie ſich zu aller Luft und Speiſe gewöhnen, und folglich den ganzen Erdboden beſetzen können; da denn die groſſen reiſſenden Thiere weichen und verjagt, andere gar ausgerottet werden. Die allermeiſten derſelben haben einen natürlichen Scheu vor einem Menſchen, man kann ſie mit Gewehr erlegen, oder ihrer auch mit Liſt und leichten Mitteln los oder habhaft werden, und es iſt ein ſehr ſeltener Fall, daß ein Menſch das Unglück hat, den reiſſenden Thieren in die Klauen zu gerathen. Es iſt ein groſſer Beweis der göttlichen Vorſehung in dieſem Stücke, daß ſich ſolche Thiere nicht ſtark vermehren, daß ſie lange hungern können, daß ſie ſelbſt einander aufreiben, und in gebührenden Schranken halten. Von den giftigen Thieren wird mehr Geſchrei gemacht, als es in der That iſt, und ich werde nicht wider die Wahrheit reden, wenn ich ſage, daß ſich ſolche Leute am meiſten darüber beſchweren, die wohl ihr Lebtage keine giftige Schlange und keinen Scorpion lebendig geſehen haben, und höchſtens von einem Flohe, einer Mücke oder Weſpe geſtochen ſein mögen.

Die Inſecten, Vögel und Mäuslein thun allerdings den Früchten und der Saat Schaden. Aber wenn ſie nicht wären, ſo würde manches andere Thier nicht leben können, welches denen Menſchen zu Nutze kömmt. Wenn alle Saat unbeſchädigt aufwüchſe, und unverzehndert in die Scheune und zum Verkauf käme; ſo würde der Bauer über die allzureiche Erndte und den wohlfeilen Preis klagen. Wenn alle Blüthe an den Bäumen zur reifen Frucht gediehe, ſo würden ſie den Baum entkräften, und viel zu klein und unbrauchbar werden. Siehe, das Ueberflüſſige iſt, nach der göttlichen Vorſehung, für die Mäuslein, Vögel, Würmer und Raupen gewachſen; es bleibt für die Menſchen ein zureichender Vorrath nach; der Preis bleibt mäßig und lohnet ſeinen Arbeiter; die Frucht wird nun gröſſer und ſchmackhafter. Wenn Menſchen vorausſehen könnten, und ihr Beſtes verſtünden, ſo würden ſie ſelbſt auf manchen Baum Raupen hinauf tragen, und zuweilen Mäuſe und Vögel in's Land einladen, daß ſie ihnen den Ueberfluß der Natur verzehren hülfen. Es iſt ihnen gut und heilſam, daß ſie in beſtändiger Emſigkeit und Vorſicht erhalten werden, und daß ſie nicht mit allzuweniger Arbeit ſo viel ſchaffen und gewinnen. So ſchädlich es für uns ſein würde, wenn des Goldes und Silbers zu viel in der Welt wäre, ſo viel Unordnung würde auch entſtehen, wenn aller Reichthum der Natur den Menſchen zu Nutzen käme, und wenn der Landmann mit eines Jahres Arbeit mehrerer Jahre Vorrath gewönne. Die weiſeſte Vorſehung hat dieſes allein zum Gleichmaße bringen können, und gute und ſchlechte Jahre ſo unter einander zu miſchen gewußt, daß die Menſchen in ſteter Arbeit unterhalten werden, aber daß es auch den Fleißigen an Belohnung, und überhaupt allen an Nahrung nicht gebricht. Darin müſſen wir auch die milde Fügung mit der Witterung bewundern, daß, wenn einmal das Ungeziefer von Heuſchrecken, Mäuſen und dergleichen einem Lande die äuſſerſte Verheerung zu drohen ſcheint, dabei alle menſchliche Vorſicht unzulänglich ſein würde, die künftige Brut auf's folgende Jahr auszurotten, bald darauf eine ſolche Witterung kömmt, welche alles Geſchmeiß verjaget, alle Brut erſticket, und, ſo zu reden, ausfeget. So ſehen wir jährlich bei allen Inſecten in Gärten und Feldern, daß bald dieſe, bald jene Art überhand nimmt, die hingegen im nächſten Jahre durch eine andere Witterung unterdrückt und in engere Schranken gebracht wird.

§. 10.

So ſehr wir Menſchen aber wider den Schaden von andern Thieren durch die göttliche Vorſehung verwahret ſind, ſo ſehr möchte man ſich wundern, wie es der Güte des Schöpfers gefallen mögen, unter den Thieren ſelbſt eine ſolche natürliche Ordnung zu ſtiften, daß eins von dem andern ſeine Nahrung ſuchen, und alſo das andere verzehren muß. Warum ſind nicht alle Thiere unſchädlich? Warum iſt ihre Natur nicht ſo beſchaffen, daß ſie ihre Nahrung von lebloſen Dingen ſuchen? Warum muß ein beſtändiger Krieg, lauter Mord und Blutvergieſſen unter ihnen ſein? Es kann ſein, daß dieſes einigen Menſchen gar keinen Anſtoß giebt, die gegen ihre Nebengeſchöpfe gar zu unempfindlich, oder wohl grauſam ſind, aber vielleicht haben auch andere ein gar zu zärtliches Herz gegen die Thiere, ſo ferne ſie ſich dieſelben als empfindende Weſen vorſtellen, und ſich ihren Schmerz und Tod in Gedanken anmaſſen. Wir müſſen aber nicht das Herz und deſſen angenommene Neigung, ſondern die Vernunft hiervon urtheilen laſſen.

Wenn man ſich eine ſolche Ordnung vorſtellete, daß alle Thiere auf dem ganzen Erdboden von lauter lebloſen Dingen ihre Nahrung haben ſollten: ſo iſt offenbar, daß nicht der zehnte Theil von Lebendigen bei uns ſein könnte, und daß ſie doch alle, eben ſowohl wie jetzt, endlich ſterben müßten. Das erſtere erhellet aus der Menge der Raubthiere, unter den Inſecten, Vögeln, Vierfüſſigen und inſonderheit unter den Fiſchen. Denn entweder müßten dieſe alle fehlen, oder, wenn an deren Statt andere Arten ſein ſollten, die ſich bloß mit Kräutern und Wurzeln behülfen, ſo würde folgen, daß ſie den ganzen Erdboden verwüſteten und kahl macheten. Gewiß, was jetzt auf Wieſen, Aeckern, Bäumen und Stauden wächſt, dienet Alles, theils Menſchen, zahme und wilde Thiere, Vögel und Inſecten zu nähren, theils die Pflanzen und deren Früchte zu decken. Sollten nun auch die Raub- und reiſſenden Thiere an gleiches Futter gewieſen ſein, ſollten die groſſen Raubvögel bei Tage und bei Nacht auf unſere Saatäcker, Küchen- und Fruchtgärten fallen, ſo würde

Digitized by Google

keine Erndte für uns überbleiben, ſo würden alle Pflanzen verzehret, oder wenigſtens ihrer Blätter, Blüthen und Früchte beraubt werden, und in einigen Jahren ganz vergehen, mithin auch eine allgemeine Hungersnoth und Sterben unter den Thieren erfolgen. Die Menſchen würden auch für ſich die größte Noth haben, ſich zu erhalten, wenn ſie nicht nebſt den Erdgewächſen auch andere Thiere eſſen ſollten, und wenn die, welche ſie eſſen, ſich nicht zuvor von andern Thieren genähret hätten. Und wie würden vollends die zahlreichen Schaaren der Fiſche und Inſecten von dem wenigen Mooſe und Kraute, das im Waſſer wächſt, unterhalten werden können?

Es iſt alſo offenbar, daß der Erdboden in allen ſeinen Elementen viel öder, und des größten Theils ſeiner Einwohner beraubt ſein würde; welches der Vollkommenheit der Welt und dem Endzwecke der Schöpfung entgegen iſt. Und dennoch würde für die überbleibenden Thiere nichts bei ſolcher Ordnung gewonnen. Denn ſie müßten doch natürlicher Weiſe alle ſterben, weil nach den ordentlichen Geſetzen der Bewegung eine ſolche Maſchine eines organiſchen Körpers, als die Thiere haben, nicht ewig beſtehen kann, und ſie würden eines natürlichen Todes nun viel langſamer und ſchmerzhafter ſterben, als wenn ſie auf einmal von ihren Feinden hingerückt und überwältigt werden. Ja, aus dem natürlichen Tode würde noch ein neues Ungemach für die Nachbleibenden entſtehen, wenn die hin und wieder umgefallenen Aeſer der Landthiere, und die herumtreibenden todten Fiſche Luft und Waſſer mit ihrem Geſtanke und mit ihrer Fäulung anſteckten, indem ſie von keinem fleiſchfreſſenden Thiere verzehret würden: woraus denn nothwendig unter den lebendigen Ekel, Krankheit und Peſt entſtehen müßte.

Es iſt alſo eine weiſe und gute Ordnung in der Natur, daß ſich manche Thiere von andern nähren. Die Welt wird dadurch mit einer weit größern Mannigfaltigkeit und Menge von Lebendigen, und ſodann mit allerhand Art von Luſt und Vergnügen erfüllet; welches ſie deſto vollkommener machet. Die Nahrung iſt nunmehr für alle zureichender, da ſie nicht bloß in dem Pflanzenreiche geſuchet werden darf. Eine jede Thierart wird, vermittelſt dieſer Ordnung, in gemäßigten Schranken gehalten, daß bloß ihr Ueberfluß beſchnitten wird, und ſie weder zu ſehr zunehmen, noch auch vertilget werden kann. Den leidenden Thieren geſchieht dadurch nicht mehr Böſes, als daß ſie ſterben; welches ihnen doch nach dem Laufe der Natur hätte begegnen müſſen, und welches ihnen auf die Art noch weit ſchmerzhafter geweſen wäre. Sie genießen unterdeſſen ihres Lebens, ſo lange ſie es haben, ohne alle Beſorgniß und Furcht des Zukünftigen. Der bevorſtehende Tod benimmt ihrer Zufriedenheit nichts, weil ſie durch keine Vorſtellung des zukünftigen Endes oder der Gefahr beunruhiget werden; ſie ſterben, ohne zu wiſſen, daß ſie ſterben. Ihr entſeelter Leichnam bleibt nicht zum Geſtanke und Scheuſale anderer liegen, ſondern wird bald auf's neue wieder beſeelt, indem er alſobald durch die Nahrung in die Gemeinſchaft des Lebens tritt. Unterdeſſen verneuert und vervielfältiget ſich eine jede Art der Sterblichen im beſtimmten Verhältniſſe durch die Erzeugung neuer Geſchlechter, und die Welt bleibt nicht allein ſtets gleich lebhaft an Thieren, ſondern die edleren, nämlich die Menſchen, und die unſchädlichen zahmen und wilden, nehmen zu, und die Welt wird noch vollkommener als ſie geweſen.

Man muß dabei die unendliche Vorſicht des Schöpfers bewundern, der den Raubthieren nicht mehr Fruchtbarkeit, Waffen, Stärke, Liſt, Geſchwindigkeit und Fraß beigeleget, als zur Verzehrung des Ueberfluſſes anderer Geſchlechter und der Aeſer ihrer Todten nöthig war; hingegen aber die leidenden und unſchädlichen, wo nicht mit Waffen und Stärke, dennoch mit ſo viel Furchtbarkeit, Liſt oder Geſchwindigkeit verſehen hat, daß allezeit ſo viele der Gefahr entgehen, als zum gebührenden Verhältniſſe der Thiere unter einander gehöret. Keine Art wird demnach zu ſehr verdränget, vermindert oder gar ausgerottet, keine nimmt zum Untergange anderer überhand.

Dieſes beweiſt eine Vorſehung, welche die Begebenheiten, in der Folge der Dinge, nicht bloß unbeſtimmt, und insgemein überdacht, ſondern alle einzelnen Fälle aller künftigen Zeiten, nach den natürlichen Wirkungen, genau abgewogen und berechnet hat: wie viele und welche Thiere jeder Art, an jedem Orte und zu jeder Zeit, nach dem gegebenen Maße ihrer Vermehrung, Kräfte, Waffen, Liſt oder Geſchwindigkeit, in der Verknüpfung der Dinge, ihren Feinden entkommen würden, damit ein beſtändiges Verhältniß unter allen bliebe. Wäre nicht jeder einzelner Fall in dem allgemeinen vorausgeſehen: ſo würde der beſondere wirkliche Erfolg der Begebenheiten einem blinden Zufalle überlaſſen ſein, und ſo wäre das Gleichgewicht in dem Thierreiche längſt geſtört und aufgehoben, und manche Art würde zu volkreich, manche zu gering geworden und vergangen ſein.

§. 11.

Gleichwie wir Menſchen nun eine beſondere Vorſehung des Schöpfers über uns erkennen müſſen, daß er uns ſo viele Vorzüge vor den Thieren zugeſtanden hat, nicht aber verlangen können, daß die Welt allein um unſertwillen ſein ſollte: ſo wäre es auch eine unbedachtſame Forderung, daß wir lauter gute Tage in der Welt haben, und ſonſt keine Vorſehung über uns erkennen wollten. Denn eine ſolche Welt und Lebensart, darin dem Menſchen nichts Widriges, ſondern lauter Luſt und Freude begegnete, wäre nicht allein unmöglich, ſondern uns auch ſelbſt nicht zuträglich.

Laſſet uns einmal eine beſſere Welt für uns, wenigſtens in Gedanken, bauen, und ſehen, ob ſie für ſich und mit unſerm Wohl beſtehen könne. Es ſoll uns darin kein Blitz, kein Sturm, kein Erdbeben, keine Ueberſchwemmung treffen oder ſchrecken. Nicht Hitze, nicht Kälte ſoll zu unſerer Beläſtigung zunehmen, ſondern allerwärts und allezeit ſoll angenehmes Wetter ſein, regnen und wehen, wenn und wie wir es verlangen. Auf der Erde finden ſich nun keine Wüſten, Sand, Moor, Haide, Felſen, die Berge laſſen ſich herunter, Unkraut, Dornen und Diſteln verſchwinden, der Boden wird überall eben und fruchtbar, ſo, daß er ſeine Einwohner mit wechſelnder Schönheit anlachet. Man weiß von keinem Mißwachſe, ſondern alle Jahre bezahlen uns die Einſaat und Pflanzung mit dem reichſten Wucher. Wenn wir ja das Ungeziefer, nebſt den giftigen und reißenden Thieren, dulden, ſo wollen wir ſie in eine große Inſel verweiſen. Menſchen und Vieh müſſen keinen Fehl oder ſchwache und ungeſtalte Körper gebären. Ueber Armuth, Schmerz und Krankheiten werden keine Klagen geführet, ſondern was nur irgend Sinne und Gemüth ergötzen kann, das wird allenthalben in ſteter Geſundheit, Luſt und Ueberfluſſe genoſſen. Die Vorſtellung des Todes ſoll uns auch nicht quälen: man kann nach eigenem Gefallen entweder beſtändig hier leben oder ſanft einſchlafen. Ich weiß nicht, ob ich auch die heftigen Leidenſchaften und Laſter aus der Welt verbannen ſoll, und ſtatt deren lauter Tugend einführen: denn vielleicht möchten, nach Manches Sinne, jene eher, als dieſe, zur beſten Welt und zu den güldenen Zeiten gehören.

Allein, träumen wir denn nicht, wenn wir ſo denken? Nehmen wir nicht lauter widerſprechende Dinge für Möglichkeiten an? Die Erde kann ja nicht eben ſein, und doch mit fließenden Bächen und Strömen gewäſſert werden: ſie kann nicht einerlei fruchtbaren Boden haben, und doch allerlei Kräuter, Pflanzen, Bäume und Früchte tragen. Sie kann nicht Leimen, Sand, Kreide, Torf, Kohlen, Salz, Steine, Kalk, Kieß, Schwefel, Vitriol, Mineralien, Metalle, Geſundbrunnen und Bäder hergeben, ohne daß ſie aus verſchiedenen Theilen und Schichten zuſammengeſetzt ſei, und daß ſich hier und da eine Gährung und Entzündung äußere, welche ein Erdbeben nach ſich zieht. Sie kann nicht mit einem Luftkreiſe umgeben ſein, und doch keine Ausdünſtungen aufſteigen laſſen, welche Blitz, Wind und allerlei Wetter verurſachen. Wollen wir vom Monde Licht, nebſt Ebbe und Fluth, genießen, ſo müſſen wir auch von ſeinem Drucke oder Anziehen Stürme und Ueberſtrömungen annehmen. Soll die Sonne auf- und untergehen, Frühling, Sommer und Herbſt machen, und die Erde allenthalben wohnbar ſein, wie können wir einerlei Wärme und Wetter verlangen? Wie ſoll zu gleicher Zeit für die Wäſcherin die Sonne ſcheinen und für den Landmann Regen fallen? für das magere Land ein feuchtes, für das fette ein trockenes Jahr werden? für den auslaufenden Schiffer ein Oſtwind, für den einkommenden ein Weſtwind wehen?

Wir aber ſelbſt können ja nicht Menſchen, und doch von Natur unſterblich ſein; einen organiſchen Leib zu unſerm Werkzeuge brauchen, ohne daß er den mechaniſchen Geſetzen, dem Mißwachſe, der Schwäche und Krankheit, dem Tode und der Verweſung unterworfen wäre: wir können nicht zugleich Menſchen- und Mückenaugen haben, die zugleich ein Mikroſkopium und ein Fernglas wären; nicht Ohren, die Alles von Ferne und doch ohne Verwirrung höreten. Wie reimten ſich unſere zarten Empfindungen und geſchlanken Glieder mit einer eiſenharten Unempfindlichkeit gegen allen Schmerz und alle Verletzung?

Geſetzt aber, daß dergleichen Welt- und Lebensart möglich wäre: würde dieſer Zuſtand für uns gut ſein? Ich zweifele daran ſehr. Man wünſchet die Erde ſo ſchön, daß ſie vor Schönheit unwohnbar ſein würde. Das beſtändige angenehme Wetter, ohne Blitz, Sturm und Fluthen, wird Luft und Waſſer anſtecken, daß keine lebendige Seele dauren kann, und wird alle Pflanzen übertreiben und erſticken, daß keine Frucht oder Saat zur Reife gedeihet. Die ebene Erdfläche wird ein artiger Moraſt werden, weil man die Berge, Felſen und Gletſcher verwünſcht hat. Dem fruchtbaren Boden wird es an tauſenderlei nöthigen Pflanzen und Bäumen, an Haide, Torf, Kohlen Sand, Leimen, Kreide, Kalk, Steinen und allen Mineralien gebrechen. Und wo will man endlich mit allem Ueberfluſſe hin, der die Menſchen träge, wollüſtig und viehiſch machet? Warum will man Dürftigkeit und Armuth verbannen, da ſie doch das feſteſte Band der menſchlichen Geſellſchaft knüpfen, und ohne ſie aller Unter-

Digitized by Google

ſchied der Stände aufhören, Keiner dem Andern dienſtbar ſein, Keiner auf Erfindungen und Künſte denken, das iſt, Alle arm und elend ſein würden.

Stete ſinnliche Luſt iſt der menſchlichen Natur eben ſo wenig gemäß: ein täglicher Zucker höret auf, ſüß zu ſchmecken, und erwecket bald Ekel und Unluſt: die körperlichen Nerven können den anhaltenden Kitzel nicht vertragen, und werden dadurch geſchwächet: das Gemüth aber wird inſonderheit dadurch entkräftet und in fauler Wolluſt begraben. Wir können jetzt kaum die guten Tage vertragen, da noch Regen mit dem Sonnenſcheine wechſelt: wie viel weniger würde uns eine lautere Heiterkeit dienen! Müßiggang, Trägheit, Schwelgerei, Geilheit, Dummheit, Unwiſſenheit, Thorheit, Uebermuth, Stolz, Zank und Unverträglichkeit würden die Folgen eines ſolchen Lebens ſein. Arbeit, Mühe, Widerwärtigkeit ſtärken und ſchärfen hingegen unſere Kräfte des Leibes und Gemüthes, und halten uns von mancher Ausſchweifung und Laſtern ab. Die Unluſt, welche ſich in unſere Fröhlichkeit miſchet, erhöhet ſogar ihre Empfindung, wie der Winter den Frühling, das Gewitter den Sonnenſchein, der Schatten die Farben, der Uebelklang die Uebereinſtimmung der Töne. Oft iſt ſie auch eine zwar bittere, doch heilſame Arzenei, die uns zur Geſundheit gerichet und unſere Begierden wieder in Ordnung bringet. Wenn wir uns nur ſelbſt kein Böſes zuziehen, und weiſe ſind, ſo wird bei allem Wechſel von Leid und Freude eine ſolche Miſchung bleiben, die uns das Leben nicht einmal erträglich, ſondern auch angenehm machet.

§. 12.

Diejenigen, welche überhaupt dem menſchlichen Leben ein überwiegendes Elend zuſchreiben, ſcheinen mir deſſen Werth nach den Wünſchen einer übertriebenen oder weichlichen Wolluſt zu ſchätzen, welche immer in vollem Kitzel der Sinne ſein will, und ſobald derſelbe aufhöret, oder durch ein kleines Ungemach geſtöret wird, ſchon heftig zu klagen anfängt. Sie ſcheinen die ſanfte Ruhe und Ergötzung nicht zu kennen, welche von der Beſchäftigung mit einer nützlichen Arbeit, von der Betrachtung der Natur und der darin offenbarten Weisheit und Güte ihres Urhebers, von der Einſicht der Wahrheiten, von Witze und Erfindung, von einer weiſen und klugen Aufführung und von der Zufriedenheit des Gewiſſens über die Erfüllung ſeiner Pflicht entſteht. Sie ſcheinen nichts von der Hoffnung eines noch beſſeren Lebens in den Genuß des gegenwärtigen einfließen zu laſſen, und, da ihnen dieſes Leben, nach ihrer Natur, nicht volle Genüge thun kann, daſſelbe gar zu verachten.

Man beziehet ſich gegentheils, wie mich dünket, mit Unrecht auf aller Menſchen Urtheil und Empfindung, weil Keiner ſein voriges Leben noch einmal anzufangen verlangen würde, wenn er eben das Uebel, welches er ausgeſtanden, von Neuem wieder ausſtehen ſollte. Denn eines Theils iſt dieſes, was zum Grunde geleget wird, der Wahrheit nicht gemäß, andern Theils wird fälſchlich daraus geſchloſſen.

Vernunft und Erfahrung laſſen uns nicht anders denken, als daß die meiſten Menſchen ihr voriges Leben gern wieder anfangen würden, wenn ſie ſichs als möglich vorſtelleten. Denn die Natur hat einem Jeden eine ſtarke Liebe zum Leben eingepflanzet; ſo daß wohl Einige deſſen Erhaltung mit vielem Schmerze erkaufen würden, wenn es ihnen frei ſtünde. Da nun die meiſten Menſchen ihr Leben in einem mittelmäßigen und erträglichen Zuſtande zubringen, Viele auch glücklich, reich, geehrt, geſund geweſen ſind: was ſollte ſie menſchlicher Weiſe bewegen, ihr voriges Leben ſo ſehr zu haſſen? Die fröhlichen Jugendjahre und die vollen Kräfte des mittlern Alters wünſchen ſich ja Viele wirklich wieder, ungeachtet ſie ihres eingemiſchten Leidens nicht vergeſſen haben: und ſelbſt diejenigen, denen im höheren Alter das ganze menſchliche Leben ſo elend, eitel und betrübt vorkömmt, würden es vielleicht, wenn der Tod ſie im Ernſte erlöſen wollte, ſo machen, wie jener Holzträger in der Fabel. Es giebt ja, leider! Viele, die kein zukünftiges Leben glauben, oder nicht daran gedenken: warum entleiben ſich die denn nicht Alle, wenn ſie es für beſſer halten, todt zu ſein, als zu leben? warum ſehen ſie vielmehr den Tod als das Allererſchrecklichſte an?

Aber ich will zugeſtehen, daß es einige Menſchen giebt, die ihr voriges Leben nicht wieder verlangen würden: dennoch folgete daraus nicht, daß ſie es darum thäten, weil ſie eine genaue Berechnung von aller empfundenen Luſt und Unluſt gemachet, und die Unluſt weit größer gefunden hätten. Etliche können wohl im Affecte bei gegenwärtiger Empfindung oder Erinnerung eines gewiſſen Leides und Verdruſſes in eine ſtarke Verwünſchung ihres Lebens ausbrechen: aber, wenn ſich die ungeſtüme Bewegung geleget hat, ſo ſind ſie anderes Sinnes. Andere haben, ihrer Meinung nach, noch eine gute Zeit zu leben vor ſich, und richten alsdenn, wenn ſie darauf ſehen, ihr Verlangen mehr auf das Zukünftige und auf die Hoffnung des Beſſeren. Denn wir ſuchen und hoffen, nach unſerer Natur, immer vollkommener und glücklicher zu werden; und in der Betrachtung iſt leicht zu begreifen, daß ein Menſch die niederen Stufen nicht gern noch einmal ſteigen will. Es geht ſolchen wie den Reiſenden, die noch manchen ſchönen Ort zu beſuchen vor ſich haben. Die werden bei der Begierde nicht gern umkehren und die vorigen Oerter noch einmal durchreiſen wollen. Aber daraus folget nicht, daß ihnen ihre vorige Reiſe mißfallen habe. Dieſes iſt noch vielmehr von denen zu ſagen, welche an dem Ende ihrer Zeitlichkeit einen ernſtlichen Blick in jene frohe Ewigkeit thun, und, in Vergleichung beider, die bevorſtehende lautere und höhere Freude mit einer vermiſchten und niedrigen nicht wieder vertauſchen wollten.

Wenn man die Glückſeligkeit des menſchlichen Lebens nicht ſowohl nach dem äußerlichen Glanze der Mittel und Ehre, als nach der Empfindung der Luſt, mißt: ſo iſt unter den Menſchen, wes Standes und welcher Umſtände ſie auch ſonſt ſein mögen, kein großer Unterſchied. Geringe und Arme eſſen und trinken ihre wohlfeile Koſt mit eben ſo vielem Wohlgeſchmacke, als der Reiche und Vornehme ſeine theuren Leckerbiſſen; ſie freuen ſich über Kleinigkeiten ja ſo ſehr, als ein König über Siege und eroberte Länder. Die Gewohnheit machet ihnen Arbeit und Mühe leicht, welche Andern ſo ſauer wird, und ſelbſt die Widerwärtigkeiten ſchärfen und erhöhen eine geringe Luſt, welche dazwiſchen kömmt. Was iſt daran gelegen, ob ſie ihre Luſt und ihr Vergnügen aus prächtigen und koſtbaren, oder aus ſchlechten und täglichen Dingen ſchöpfen, wenn ſie nur eben ſo viel Luſt und Vergnügen haben können, als der Glücklichſte?

Die Weisheit giebt allein, bei ſolcher Gleichheit der Menſchen, einen Vorzug. Weil wir nämlich, nach unſerer Natur, nicht anders, als durch niedrige Stufen, zu einer höheren Vollkommenheit und Glückſeligkeit kommen können: ſo verachtet und vergället ein Weiſer das jetzige Leben und ſeinen Stand nicht durch thörichte Erfindungen zur Betrübniß und Klage. Er weiß, er iſt in der natürlichen Empfindung der Luſt nicht ſchlimmer daran, als die Größten und Reichſten; er genieße alſo des gegenwärtigen Guten und ſtöret ſich den Genuß nicht mit neidiſcher oder voreiliger Vorſtellung eines größeren Guten, das er nicht beſitzt oder das Andere beſitzen. Er verachtet ſelbſt die ſinnlichen Ergötzungen nicht; aber er weiß ſie, durch klugen Gebrauch, unſchädlicher, ſchmackhafter und feiner zu machen: er bemühet ſich jedoch, vornehmlich die Vollkommenheiten in andern Menſchen, in der Natur und in deren großem Urheber einzuſehen, und darnach ſeinen Verſtand zum wahren und feſten Erkenntniſſe nützlicher Wahrheiten und ſein Herz zur Liebe, Tugend und Zufriedenheit zu bilden. Und dieſes ſichert ihn vor Thorheiten, Verdruſſe und Reue; es beglücket ſein Leben mit einem höheren und reineren Vergnügen, das niedrigen Seelen unbekannt bleibt; es ſetzet ihn über die widrigen Zufälle ſeiner zerbrechlichen Natur, und gönnet ihm, unter ſteter Verſicherung von der weiſeſten und gütigſten Obhut des allerhöchſten Weſens, einen Vorſchmack von einer künftigen größeren Glückſeligkeit, dazu er beſtimmet iſt.

§. 13.

Ein Weiſer wird aber keine wunderthätige Vorſehung in der Welt von Gott erwarten oder verlangen, noch ſich daran ſtoßen, wenn es das Anſehen hat, daß auch die Frommen einigen widrigen Zufällen in der Verknüpfung der Dinge unterworfen ſind; oder, daß die Laſterhaften nicht gleich auf der Stelle geſtraft werden, ſondern wohl gar vor Andern glücklich zu ſein ſcheinen. Er weiß fürs Erſte, wie oft man ſich in ſolchen Begebenheiten trügt, als ob es den Frommen ſo häufig übel und den Gottloſen wohl gehe; und in den ſeltenen Fällen, wo es Wahrheit hat, erkennet er doch, daß die Zulaſſung ſolcher widrigen Begebenheiten der weiſeſten Vorſehung gemäß ſei und von derſelben zum Guten gelenket werde.

Wer die Menſchen und ihre Zufälle genauer unterſuchet, der wird finden, daß von der meiſten Gemüthsbeſchaffenheit, Aufführung und Zuſtande falſch geurtheilet wird. Sie ſind mehrentheils entweder nicht fromm, oder ſelbſt ſchuld an ihrer Widerwärtigkeit, oder auch in der That nicht unglückſelig.

Wenn wir ſehen, daß ein wunderlicher Heiliger mit ſeinen Grillen oder mit ſeinem unzeitigen Eifer anläuft; daß ein unruhiger Kopf ſeine vermeintlich gerechte Sache, zu ſeinem Schaden, zu weit treibt; daß Mancher, ohne Fleiß, Vorſicht, Geſchicklichkeit und ordentliche Haushaltung, blos mit Beten, Leſen, Kirchengehen ſeine Nahrung vergeblich ſuchet; daß ein Anderer, bei ſeiner Einfalt und Unwiſſenheit, ohne Beförderung bleibt; daß dort ein Eigenſinniger, Mürriſcher, Zankſüchtiger viele Feinde hat: werden wir ſolchen Leuten eine ächte Frömmigkeit und Tugend beilegen und ihren Klagen Recht geben können, daß ſie unverſchuldet leiden?

Die meiſten Menſchen ſind blind gegen ihre Fehler, und daher geneigt, ihre eigene Schuld von ſich ab und auf Andere, oder aufs Unglück, auf ein Schickſal, auf die Vorſehung zu wälzen; dagegen aber ſich fälſchlich alle Fähigkeit, Vollkommenheit

Digitized by Google

und Tugend, inſonderheit die Frömmigkeit, zuzueignen. Allein, ſie haben mehrentheils einen irrigen Begeiff von dieſer groſſen Pflicht und deren Belohnung. Denn ſie bilden ſich ein, daß entweder der äuſſerliche Gottesdienſt, oder doch die Verehrung Gottes, Alles ausmache, was Gott von ihnen fordert, und daß ſie dadurch ſchon an ſich allen Segen verdienten, ſie möchten ſich übeigens betragen, wie ſie wollten. Die göttliche Ordnung erheiſchet eben auch die Pflichten gegen andere Menſchen und gegen uns ſelbſt; und zwar, was uns ſelbſt betrifft, daß wir nicht allein unſern Willen, ſondern auch unſern Verſtand und äuſſerlichen Zuſtand beſſern; daß wir vernünſtig, weiſe, klug, vorſichtig werden, was Rechtſchaffenes meiſterlich lernen, emſig und fleiſſig ſind und uns andern Menſchen nütze und gefällig machen. Wer dieſes verſäumet, oder auch das Gegentheil thut, der kann nicht ſagen, daß er ſich der göttlichen Ordnung gemäß bezeige, und ſo ferne Gott ſeinen Gehorſam, Furcht oder Dienſt leiſte. Was Wunder iſt es denn, daß ihr Betragen ſeine natürlichen Folgen hat? oder wie kann man ſolche Begebenheiten unter diejenigen zählen, welche einen Anſtoß gegen die göttliche Vorſehung geben?

Können ſich aber die Menſchen nicht eben ſowohl in dem Urtheile, daß Einer laſterhaft und gottlos ſei, irren, als ſie der Schein einer Frömmigkeit, oder ihre Eigenliebe, trügt? Es wäre zu wünſchen, daß nur der Pöbel alle diejenigen, welche weltlichen Standes ſind, für Weltlichgeſinnte, alle Juriſten für böſe Chriſten, alle Naturforſcher für Naturaliſten, alle Mathematiker für Atheiſten, alle Reiche und Vornehme für ungerecht und gottlos hielte. Allein, vielleicht ſind auch Klügere nicht gänzlich von ſolchen Vorurtheilen frei, und oft miſchet ſich ein Neid oder eine beſondere Zwiſtigkeit mit in das liebloſe Urtheil ein. Geſetzt aber, man kann ſolche Leute, denen es wohl geht, nicht eben unter die Frommen und Tugendhaften rechnen: ſind ſie darum alſobald gottlos und laſterhaft zu nennen? Es giebt einen mittleren Zuſtand in der ſittlichen Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Manche Menſchen ſind nicht völlig gut, aber auch nicht völlig böſe zu nennen; und ſolche können doch viel natürliches Gutes und viele Geſchicklichkeit, Klugheit, Emſigkeit, Dienſtfertigkeit und dergleichen löbliche Eigenſchaften an ſich haben. Sollen ſie darum alle natürliche Belohnung verlieren, weil ſie nicht alle Tugenden, und beſonders die höchſte, beſitzen? oder kann man ſie mit Recht zum Beiſpiele der Gottloſen ſtellen? oder kann Gott, nach ſeiner weiſen Vorſehung, eines ſeiner Kinder, dem es nöthig thut, nicht mit Schärfe ziehen, das andere mit der Güte leiten?

Hierzu kömmt noch, daß Viele ſich von der Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit eine falſche Vorſtellung machen, als ob es auf den äuſſerlichen trüglichen Schein, und nicht auf das Vergnügen des Gemüthes, ankäme. Wer die Glückſeligkeit auf groſſen Reichthum, Pracht, Ehre, vornehmen Stand oder Wohlleben ſtellet, der machet Andere in ſeinen Gedanken glücklich, die es bei allem Ueberfluſſe der äuſſerlichen Glücksgüter, dennoch wegen Mangels der Zufriedenheit und wegen vieler Unruhe und Mißvergnügens, in der That nicht ſind: ſich ſelbſt aber machet er unglücklich, wenn er nicht Alles nach ſeinem Wunſche erhält: zumal, wenn er es meinet, mehr als Andere verdient zu haben, und dagegen das Gute, was er in ſeinem mittelmäßigen Zuſtande beſitzt, nicht erkennet oder genieſſt, ungeachtet ihm die Vorſehung ſo viel gegönnet, daß er könnte zufrieden ſein, und keine Urſache hätte zu klagen.

Aber ſelbſt das vermeinte Böſe, was dem Menſchen begegnet, verdienet ſo ferne den Namen nicht, als es ihm entweder den Weg zum Glücke bahnet, oder als eine bittere Arzenei heilſam und nöthig iſt, daß er ſich nicht überhebe und ausſchweiſe. Wie Mancher wäre nicht glücklich geworden, wenn er nicht unglücklich geweſen wäre? Hingegen bezeuget alle Geſchichte, daß vielen Laſterhaften ihr anſcheinendes Glück nur zum Falle gereichet habe, und ſo ferne nicht für ein Glück zu achten ſei. Wenn wir auch wiſſen ſollten, mit welcher unempfindlichen Gewohnheit die Meiſten ihre Glücksgüter genieſſen; wie hochmüthig, üppig, wollüſtig ſie durch ſtete gute Tage, und wie zärtlich ſie gegen die geringſte Unluſt werden; wie viel Verdruß ſich verborgener Weiſe auch in die Palläſte einſchleicht, und wohl gar bis zu den Thronen klimmet; mit welcher inneren Unruhe, Scham, Reue und Furcht das böſe Zeugniß des Gewiſſens die Laſterhaften züchtiget: ſo würden wir ihnen gewiß ſolche trügende Glückſeligkeit nicht mißgönnen.

§. 14.

Was aber die Fälle betrifft, da den wirklich Unſchuldigen und Frommen etwas wahrhaftig Böſes, den wirklich Laſterhaften und Gottloſen etwas wahrhaftig Gutes begegnet: ſo kann man dabei vernünſtiger Weiſe keine wunderthätige und übernatürliche Vorſehung verlangen, ſondern höchſtens nur daraus ſchlieſſen, daß beide widrige Begebenheiten zugelaſſen, weislich zum Guten gelenket und zu ſeiner Zeit nach Verdienſte vergolten werden.

Es giebt viele Menſchen, die ſich ſolchen Begriff von der beſonderen Vorſehung machen: Gott müßte, ſo oft die Unſchuldigen und Frommen in der Verknüpfung der Dinge mit einem Unfalle bedrohet würden, denſelben auſſerordentlich von ihnen abkehern und ihnen dagegen lauter Gutes wiederfahren laſſen: die Laſterhaften aber müßte er alles Glückes berauben und mit gegenwärtiger Strafe belegen. Allein, eine ſolche Vorſehung wäre Beides, den Vollkommenheiten Gottes und ſeiner Werke entgegen und den Menſchen ſelbſt nicht zuträglich.

Würde Gott, in der Zeit, um einzelner Menſchen willen, etwas in der einmal beliebten Ordnung der Natur ändern: ſo müßte er nicht Alles voraus geſehen und überleget haben; ſo müßten ſeine erſteren oder letzteren Einſichten und Rathſchlüſſe nicht die beſten ſein, und er würde aus Mangel des Verſtandes oder des Willens eine Ordnung beliebt haben, die täglich an allen Orten einer Verbeſſerung bedürfte. Das widerſpricht aber der Unendlichkeit ſeiner Vollkommenheiten. Zudem, ſo würde durch die Veränderung der weiſeſten Einrichtung und Naturgeſetze weit mehr Gutes verhindert, und ſtatt eines Böſen weit mehr Böſes eingeführet werden. Denn man darf nicht gedenken, daß etwas der Natur und dem Weſen eines Dinges entgegen geſchehen könne, deſſen Aenderung ſich nicht weiter erſtreckte, als auf den kleinen Theil, worin es geſchähe. Es hängt Alles in der Welt zuſammen, und eine Veränderung muß die andere, ja viele mehrere nach ſich ziehen. Wenn nun die Kräfte und das Weſen der lebendigen und lebloſen Dinge die Mittel ſind, wodurch ſo viel Gutes in der Welt geſtiftet wird: ſo folget auch, daß eine auſſerordentliche Veränderung in den Begebenheiten der Natur, die dem erſten Zwecke nicht gemäß iſt, viel Gutes aufhebet, und dagegen mehr Böſes einführet, als dadurch verhindert würde. Je öfterer aber die Ordnung der Natur zerrüttet und geſtöret würde, deſto mehr würde auch die Uebereinſtimmung und Vollkommenheit der Welt geſchmälert. Nicht anders, als wie in einer bürgerlichen Geſellſchaft keine Ausnahme von den Geſetzen, bei dieſer oder jener einzelnen Perſon, geſchehen kann, ohne daß es Folgen nach ſich ziehe, und öftere Ausnahmen den Geſetzen ſelbſt ihre Kraft benehmen und die ganze Verfaſſung des Staats umkehren.

Wie? wenn denn nach eben den Regeln, wodurch ſo viele geſunde Körper gebildet werden, unter etlichen hundert Geburten, zufälliger Weiſe, ein Preßhafter, unter vielen tauſenden eine Mißgeburt hervorkommen wollte; wenn ein unſchuldig Kind durch Verwahrloſung ſeiner Wärterin Schaden leiden oder erdrückt werden würde; wenn ein frommer Mann von einem herabfallenden Ziegel gequetſchet, von einem tollen Ochſen geſtoſſen, durch eine Feuersbrunſt ſeiner Güter beraubet, von einem Feinde verwundet, vom Blitze erſchlagen, von der See verſchlungen werden möchte: ſollte denn Gott alſobald in die Natur gewaltſam einbrechen, die Regeln, wornach ſo viele geſunde Körper gebildet werden, wodurch das Wachsthum und Leben der Menſchen und Thiere befördert wird, wornach ſich alle mechaniſche Bewegung in der Welt und der freie Wille richtet, hemmen, ſtören, ändern? Dadurch würde das Weſen und die Natur der Dinge ſelbſt aufgehoben und für ein Uebel Millionen geſtiftet.

§. 15.

Aber, wenn es auch die Vollkommenheit Gottes und ſeiner Werke zulieſſe, daß Gott eine ſo wunderthätige Vorſehung über die Frommen und Gottloſen äuſſerte: ſo würde es doch den Menſchen ſelbſt nicht erſprieſſlich, noch ihrer Vollkommenheit und Tugend förderlich ſein. Selbſt die Meinung, daß eine ſolche wunderthätige Vorſehung ſei, iſt den Menſchen höchſt ſchädlich: was würde nicht die Sache an ſich ſein? Denn wie Viele ſchöpfen nicht aus ſolcher falſchen Einbildung ein unzeitiges Vertrauen zu der göttlichen auſſerordentlichen Hülfe und Obhut, daß ſie die natürlichen Mittel der Weisheit, Klugheit, Behutſamkeit, ja Pflicht und Tugend in ihren Handlungen darüber verſäumen? Bei aller ihrer Nachläſſigkeit, Unvorſichtigkeit und Thorheit verlaſſen ſie ſich dennoch auf den göttlichen Segen und Beiſtand; welches nichts Anderes iſt, als glauben, daß Gott ihrenthalben alle Augenblicke Wunder thun werde. Solche Leute ſchlieſſen auch wohl umgekehrt: es geht mir beſonders wohl, es gelingt mir dies und das; alſo hat es Gott um meinetwillen auſſerordentlich ſo gefüget, alſo muß ihm mein Wandel gefallen; da doch aus ihren Handlungen ſelbſt nichts weniger zu urtheilen iſt, als daß ſie den göttlichen Vorſchriften gemäß leben ſollten. Man kann denn auch leicht gedenken, wie unvernünftig und liebslos dergleichen Menſchen von andern urtheilen, wenn ihnen etwa widrige Begebenheiten zuſtoſſen. Aus eben der irrigen Vorſtellung von der beſondern Vorſehung geſchieht es, daß einige ſonſt nicht böſe Menſchen mit ihrem Gebete, ſo zu reden, den Himmel zu ſtürmen gedenken und Gott andere Rathſchlüſſe gläubigſt abzwingen wollen, als ſeine ewige Weisheit feſtgeſetzet hat; da ſie vielmehr ihre Pflicht ſorgfältig thun und den Erfolg der göttlichen Vorſehung in gelaſſenem Vertrauen empfehlen ſollten.

Digitized by Google

Hieraus ſieht man ſchon, wenn eine ſolche wunderthätige Vorſehung wirklich wäre, als ſich Manche träumen laſſen, daß ſie nichts Gutes unter den Menſchen ſtiften würde. Wenn mit der Frömmigkeit lauter gute Tage, Geſundheit, Wohlſtand, Ehre, Freundſchaft und Glück, mit der Gottloſigkeit hergegen ſtets Krankheit, Armuth, Schande, Feindſchaft, Haß und alles Unglück verknüpft wäre: ſo würden die, welche ſonſt noch tugendhaft werden möchten, aus allzugroßem Vertrauen auf ſolche Vorſehung, ihre natürliche Fähigkeit, ſich vollkommen und glücklich zu machen, nicht gebrauchen, ihre Pflicht verſäumen und übertreten, in ihren Handlungen und Gebete verwegen werden, wenigſtens die Tugend nicht ſowohl um ihres innern Werthes, als um des äußeren Lohns willen, lieben und üben. Dagegen würden die, welche ein böſes Herz haben, zwar vielleicht durch Furcht einer gegenwärtigen außerordentlichen Strafe von ihrer Büberei abgeſchrecket; aber ihr Wille und Gemüth würde nicht geändert oder gebeſſert, ſondern nur unter beſtändiger Furcht gehalten. Durch Beides aber würde die aufrichtige willige Neigung zur Pflicht und Tugend, die innere Vollkommenheit der Menſchen, und aller Unterſchied zwiſchen Tugendhaften und Laſterhaften aufgehoben.

Die lockere Verbindung der äußerlichen Belohnungen des Glückes und der äußerlichen Strafen des Unglückes mit Tugenden und Laſtern iſt demnach weiſe und gut, damit die Menſchen ihre Pflicht nicht knechtiſch thun, ſondern Tugend als Tugend, um ihres inneren Werthes willen, hauptſächlich lieben, Laſter als Laſter, wegen ihrer inneren Häßlichkeit, vornehmlich haſſen möchten. Es iſt auch nicht zu befürchten, daß ſolche Verknüpfung der Dinge, welche die Frommen vom Unglücke nicht ganz frei machet, und den Gottloſen nicht alles Glück abſchneidet, die Menſchen vom Guten abſchrecken und zum Böſen reizen könne. Denn weil das Unglück, eben darum, daß es nur ein Unglück iſt, nicht für eine Folge und Wirkung tugendhafter Handlungen angeſehen werden kann: ſo giebt es auch keinen Bewegungsgrund, die Tugend zu meiden. Und weil das Glück, eben darum, daß es ein bloßes Glück iſt, nicht in der Gewalt des Laſterhaften ſteht: ſo kann Niemand denken, wenn ich ein Schelm werde, ſo müſſen mir lauter Gewinne in Lotterien und gute Erbſchaften zufallen.

§. 16.

Hieraus iſt genugſam zu erkennen, daß es auf alle Weiſe der höchſten Weisheit und Güte gemäß geweſen, die widrigen Begebenheiten des Glückes und Unglückes in der Verknüpfung der Dinge zuzulaſſen; in ſo ferne durch deren außerordentliche Aenderung unendlich mehr Böſes in die Natur und unter die Menſchen ſelbſt würde eingeführet werden. Es erhellet alſo auch, daß dieſes mit Gottes allgemeiner und beſonderer Vorſehung gar wohl beſtehe und ihr gar nicht zur Laſt gereiche.

Der eigentliche Zweck Gottes iſt nicht, weder ſeinen lebendigen Geſchöpfen überhaupt Böſes widerfahren zu laſſen, und beſonders die frommen Menſchen unglücklich, die Gottloſen glücklich zu machen, die Tugend zu unterdrücken, die Laſter zu reizen, oder zu verſtatten, daß es Einer ſo gut habe wie der Andere. Es iſt auch nicht mehr Böſes in der Welt zugelaſſen, als was die weſentlichen Schranken endlicher Dinge in der vorſichtigſten Verknüpfung unvermeidlich nach ſich ziehen, und ohne welches Zulaſſung nur mehr Gutes gehindert, mehr Böſes befördert ſein würde. Dagegen liegt in der Hervorbringung aller möglichen Lebendigen, und in der Uebereinſtimmung aller Einrichtung, Kräfte und Regeln mit dem Wohl der Lebendigen, der wahre Zweck des Schöpfers vor Augen: daß ſo viel und ſo mancherlei Vollkommenheit, Gutes, Luſt und Glückſeligkeit in der Welt geſtiftet und genoſſen werden ſoll, als nur möglich iſt. Alles, was von Gott zur Wirklichkeit gebracht iſt, geht gerade auf dieſen Zweck. Der ganze Bau der Welt, die Vertheilung der Materie in eine Menge lichter und finſterer Kugeln, die Bewegung der himmliſchen Körper, die Abwechſelung von Tag und Nacht, von Jahren und Jahreszeiten, die Mannichfaltigkeiten der Erden und Erdgewächſe, die Fruchtbarkeit der Pflanzen und Thiere, die mechaniſchen Kräfte und Regeln, die Bildung der thieriſchen Körper und ihrer ſinnlichen Werkzeuge, die Triebe, Fertigkeiten und Künſte, welche ihren Seelen eingepflanzt ſind: Alles iſt gerade auf die Erhaltung und auf die Luſt der Lebendigen gerichtet, Alles iſt nicht allein untadelich, ſondern unverbeſſerlich.

Des Menſchen Natur iſt beſonders gemachet, den ganzen Erdboden zu bewohnen, alle Thiere zu beherrſchen, Alles zu ſeinem Nutzen und Vergnügen anzuwenden. Er genießt nicht allein derſelben ſinnlichen Luſt, welcher die Thiere genießen, ſondern er kann ſie auch durch ſeinen Witz vervielfältigen, ſchärfen und erhöhen: er hat vor Andern eine Einſicht und Empfindung von Ordnung, Proportion, Uebereinſtimmung, Vollkommenheit, Schönheit, Weisheit, Kunſt, Geſelligkeit, Menſchenliebe, Tugend, Sittlichkeit und Religion: die natürlichen Regeln ſeines Verſtandes bringen ihn auf den Weg der Wahrheit; die natürlichen Regeln ſeines Willens führen ihn zu nichts, als zum Guten und zur Glückſeligkeit, und er hat ein Vermögen und Verlangen, immer bis ins Unendliche vollkommener und glücklicher zu werden.

Nun iſt es des Menſchen Sache, ſich deſſen auch ſo viel zu gebrauchen, als es möglich iſt. Bewegungsgründe dazu hat der Schöpfer ſchon genug in ſeine Seele geleget. Mit dem Erkenntniſſe der Wahrheit und Vollkommenheit, mit der Ausübung von Pflicht und Tugend, hat er ein ſüßes Vergnügen, und eine innere Beruhigung und Zufriedenheit, als eine eigenthümliche Belohnung, verknüpft, welche über Alles geht und ihm nimmer fehlſchlägt. Ueberdem iſt eine ſolche Verknüpfung in der Natur und unter den Menſchen ſelbſt gemachet, daß ſolche Bemühungen, welche der göttlichen Abſicht gemäß ſind, nämlich Erkenntniß, Weisheit, Kunſt, Mäßigkeit, Fleiß, Treue, Liebe, Dienſtfertigkeit, Frömmigkeit u. ſ. w., an ſich ſelbſt, nothwendig, angenehme Folgen und Wirkungen von Geſundheit, Wohlſtand, Ehre, Freundſchaft haben müſſen, welche wir als äußere Belohnungen guter Handlungen anzuſehen haben, die uns die Vorſehung, mit Abſicht auf unſer Beſtes, beſtimmet hat, und die ſelten ausbleiben.

Wir können alſo nicht anders denken, als daß auch Glücks- und Unglücksfälle, welche nicht von unſern Handlungen, ſondern von Gottes allgemeiner Verknüpfung der Dinge entſtehen, wenn ſie gleich widrig ſcheinen möchten, dennoch, nach eben der weiſen und gütigen Vorſehung des Schöpfers, eine Verbindung mit unſerm Betragen, und zwar zu unſerm Wohl, haben müſſen. Denn es kann in dem Laufe der Natur nichts ſo geringe ſein, das Gott nicht vorhero geſehen und beliebt hätte; und er kann nichts belieben, als was Gutes, oder auch nur zulaſſen, als aus guter Abſicht. Demnach muß auch die Verknüpfung der Glücks- und Unglücksfälle mit verſchiedener Menſchen Betragen was Gutes zur Abſicht haben und zum Mittel deſſelben angewandt ſein. Und es folget umgekehrt, daß alles Gute, was aus der Verknüpfung des Glückes und Unglückes mit verſchiedenen Menſchen Betragen entſteht oder entſtehen kann, göttliche Abſicht ſei.

§. 17.

Wir mögen uns demnach eines Theils nur ſelber fragen, was für Vortheile aus den Glücks- und Unglücksfällen entſtehen oder entſtehen können: ſo werden wir die Abſichten Gottes ſo ferne erreichen. Uebrigens aber müſſen wir uns, vornehmlich in beſondern Fällen, erinnern, daß wir Menſchen nicht vermögend ſind, den Zuſammenhang jeder Begebenheit mit dem Nutzen einzelner oder mehrerer, oder gar aller Menſchen einzuſehen; und wir haben dennoch nicht Urſache, anders zu denken, als daß ſie nach weiſem Rathe und Fügung zum Beſten verhängt oder zugelaſſen ſind. Denn wir müſſen dieſe Begebenheiten billig ſo betrachten, als die Werke der Natur, weil ſie von einem und demſelben Urheber, nach einerlei Abſicht und Regeln der Weisheit, entſtanden ſind. Da lehret uns nun Erfahrung und Vernunft in tauſend Beiſpielen, daß die Theile der Thiere, Pflanzen, und des ganzen Erdbodens, die Naturkräfte und Geſetze der Bewegung, die Einrichtung und Zuſammenfügung der großen Weltkörper, die Ordnung und der Lauf der Veränderungen in der Welt, nicht umſonſt ſei, ſondern Alles ſeinen Nutzen für die Lebendigen habe. Wenn wir aber den Gebrauch und Nutzen eines Theiles der Pflanzen und thieriſchen Körper, oder einer andern Sache und Geſchichte in der Natur nicht errathen können: was denken wir denn vernünftiger Weiſe? ſchließen wir, daß die Sache deswegen gar keinen Nutzen habe, weil wir ihn nicht wiſſen und einſehen? Nein, wir ſetzen vielmehr zur Regel: in der Natur iſt und geſchieht nichts umſonſt; Alles hat ſeinen Nutzen, ob wir ihn gleich nicht wiſſen. Nun gehen ja die Glücks- und Unglücksfälle auch natürlich zu, und ſie ſind nicht anders als Begebenheiten der Natur anzuſehen. Wir heißen ſie nur Glück und Unglück, wegen unſerer Unwiſſenheit, weil wir ſie nicht vorausſehen, oder ihre Verknüpfung mit den Urſachen und Abſichten wiſſen. Vor Gott iſt aber nichts Glück oder Unglück, ſondern Alles in ſeiner Vorwiſſenheit ſo gewiß, als die Sonnen- und Mondfinſterniſſen, Jahreszeiten und Witterungen ſind. Müſſen ſie denn nicht eben ſo, wie dieſe Begebenheiten, in dem göttlichen Rathſchluſſe zureichenden Bewegungsgrund, Abſicht, Regel und Nutzen haben?

Ich brauche nicht viel von den Glücks- und Unglücksfällen zu ſagen, da Fromme Gutes und Gottloſe Böſes trifft: denn die geben der Vorſehung gar keinen Anſtoß, ſondern beſtätigen ſie vielmehr. Unterdeſſen machen ſich diejenigen hauptſächlich dergleichen Fälle zu Nutze, die das Gute nicht als ein Ungefähr, ſondern als ein Gnadengeſchenk ihres Schöpfers annehmen, das ſie zur Dankbarkeit, Liebe und Gehorſam gegen ihn, zu mehrerer Gutthätigkeit gegen andere Menſchen und zum beharrlichen Vorſatze der Tugend ermuntern ſoll. Die Unglücksfälle hingegen machen ſich die zu Nutze, welche ſie für eine göttliche Züchtigung

Digitized by Google

und Warnung anſehen und ſich forthin ſeinen Abſichten gemäſſer zu leben entſchlieſſen.

So werden wir auch diejenigen Fälle leichtlich mit der beſondern Vorſehung zuſammen reimen, da eben das Unglück den Frommen ein Mittel zum Glücke, das Glück hingegen den Gottloſen zum ſchwereren Falle gediehen iſt. Denn wenn uns gleich ſolche Begebenheiten anfänglich wunderbar und widrig ſcheinen, ſo kann doch die Auflöſung und das Ende ſolcher Geſchichte, wenn wir es abſehen können, nicht anders, als gefallen. Ein Fremder nimmt an ſolchem Ausgange, ſogar auf der Schaubühne, geſchweige in den wirklichen Begebenheiten, mit Freuden Theil, wenn er die Tugend endlich belohnet und die Laſter dennoch zuletzt geſtraft ſieht. Was muß es aber nicht für eine innere Genugthuung für denjenigen ſelbſt ſein, der mitten im Unglücke Pflicht und Gewiſſen ſtandhaft beobachtet und ſein Vertrauen zu der göttlichen Vorſehung nicht weggeworfen hat; wenn endlich die Beſtändigkeit ſeiner Tugend deſto reichlicher gekrönet wird.

§. 18.

Was kann aber das Böſe für Nutzen haben, ſo ferne es, ohne folgende Vergütung, Unſchuldige und Fromme trifft? Mich dünket, wer die Verknüpfung in der Welt und die Natur der Menſchen nur ein wenig mit Bedacht betrachtet hat, der muß leicht einſehen können, daß das Böſe, welches den Schranken der Dinge anhängt, in der Ordnung und dem Laufe der Natur allenthalben zum Mittel des Guten angewandt ſei.

So unzählig verſchiedene Dinge, mit verſchiedenen Kräften und Bemühungen, müſſen nothwendig einander alle Augenblicke entgegen arbeiten. Sie ſind aber in eine ſolche Verbindung gebracht, wie von einem geſchickten Baumeiſter die Steine eines Gewölbes zuſammen gefüget werden, daſelbſt eines jeden Steines Neigung zum Sturze und Falle die Feſtigkeit des Gewölbes und ganzen Gebäudes machen hilft. Das Bemühen eines jeden Stäubchens, Tropfens und Luftkügelchens, ſich nach einem und demſelben Punkte zu bewegen und ſeine Nachbarn zu verdrängen, giebt der Erde ihre Figur und Feſtigkeit, dem Waſſer ſeine Waſſerwagsregel, der Luft ihren uns ſo nützlichen Druck. Die ſtreitenden Bemühungen der Planeten, auf die Sonne zu fallen, und der Sonne, ſie abzuhalten, verurſachet und erhält ihre richtige Wirbelung und ihren ordentlichen Lauf. Das Toben der Elemente in unſerm Luftkreiſe, welches nothwendig von den verſchiedenen Ausdünſtungen entſtehen mußte, geht mit der folgenden fruchtbaren Witterung ſchwanger. Die Vergänglichkeit der organiſchen Körper von Pflanzen und Thieren wird zur Erzeugung und Erhaltung anderer angewandt. Alles iſt ſeiner Natur nach verweslich und verderblich, aber in der ganzen Natur verdirbt nichts umſonſt.

Wir Menſchen ſind insbeſondere ſo geartet, daß uns unſere Unvollkommenheit eine Stufe zur Vollkommenheit werden muß, die entweder dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, oder einzelnen Perſonen, erſprießlich iſt. Wir kommen nackt, ohne Waffen, Wiſſenſchaft und Vermögen, uns zu erhalten, auf die Welt; aber eben dieſer Mangel wird das Mittel der Geſelligkeit, Sprache und Uebung der Vernunft. Erſt mußten die Menſchen Noth und Kummer leiden, ehe ſie zur Erfindung der Künſte und Wiſſenſchaften erweckt werden konnten: erſt rohe und wild gegen einander verfahren, ehe ſie ſich ein friedfertiges, ſittſames und bürgerliches Leben beſſer gefallen ließen. Barbarei, Aberglauben, Religionsverfolgung, Hexenproceſſe über Unſchuldige und dergleichen mußten zuvor aufs Höchſte ſteigen, ehe ſie Allen konnten zum Abſcheue werden. Hätte ſich nicht ſo Mancher, zu ſeinem Schaden, in die See und unter die Erde gewaget, ſo wären uns noch Schifffahrt und Handlung, Eiſen und alle Reichthümer der Erde verborgen. Noch müſſen wir manche Abwege der Irrthümer durchwandern, ehe wir den rechten Weg der Wahrheit finden: erſt durch viele Beiſpiele der Unbehutſamkeit gewarnet werden, ehe wir die Mittel der Vorſicht brauchen, erſt manchen Schaden erdulden, ehe wir den gewünſchten Vortheil ziehen können. Wenn wir überhaupt alles Gute bedenken, was jetzt in Wiſſenſchaften, Künſten, Geſetzen, Polizei, Landwirthſchaft, Handlung und Bequemlichkeit des Lebens den Menſchen zu ſtatten kömmt: ſo werden wir finden, daß es faſt durchgehends eine Frucht des vorhergegangenen Böſen ſei. Und es iſt kein Zweifel, daß noch viel Böſes unter uns waltet, welches noch mit einem verborgenen allgemeinen Guten ſchwanger geht.

Es werden zuweilen preßhafte Kinder, ja Mißgeburten erzeuget. Aber zu geſchweigen, daß ſie uns Manches in der Zergliederungskunſt und von dem Gebrauche der Theile entdeckt haben; ſo würden wir auch ohne ſolche Fälle meinen, die geſunde Bildung könne nicht anders ſein. Nun lernen wir, daß auch Regeln möglich ſind, nach welchen lauter Mißgeburten entſtanden, daß die Natur nichts ſchlechterdings Nothwendiges ſei, und daß wir unſere Geſundheit einem weiſen Schöpfer zu danken haben, der uns ſo vollkommen gebildet. Es ſteht dahin, ob nicht die Menſchen einmal daraus lernen werden oder lernen ſollen, daß es beſſer wäre, ſolche Mißgeburten, die ſich nur ſelbſt zur Qual und Andern zum Scheuſale leben würden, nicht zu erziehen, ſondern, nach obrigkeitlichem Urtheile, in der erſten Kindheit, wenn ſie noch von ſich ſelbſt nicht wiſſen, durch einen ſanften Tod wieder einſchlafen zu laſſen. Manches Kind wird von ſeiner Amme oder eigenen Mutter im Schlafe erdrückt, von der Wärterin verwahrloſet oder durch unnöthigen Zwang der Glieder verrenket und verletzt. Was klagen wir aber die Vorſehung an, daß ſie die Luft dem Menſchen zum Leben ſo nöthig gemachet, oder daß ſie die ſorgloſen Ammen und Mütter nicht übernatürlich erwecket, oder daß ſie den Wachsthum des Leibes nicht gegen den unnatürlichen Zwang bewahret? Laſſet uns vielmehr lernen, behutſamer und ſorgfältiger zu werden. Laſſet uns ein Schutzmittel für die Kinder gegen die Schläfrigkeit ihrer Säugerinnen erfinden, oder vielmehr, was ſchon erfunden iſt, einführen und gemeiner machen. Laſſet uns der Natur in ihrem Wachsthume keine unnöthige Pflege und thörichte Feſſel anlegen, da wir offenbar ſehen, daß bei den Ständen und Völkern die zarten Leiber am ſtärkſten und geſundeſten aufwachſen, bei welchen ſie die wenigſte Wartung und den wenigſten Zwang haben.

Die göttliche Vorſehung iſt zwar ſo gütig gegen die Menſchen geweſen, daß ſie eine ſolche Verknüpfung unter ihnen gemachet, wo ſelbſt ihre Vergehungen, Thorheiten und Laſter dem ganzen Geſchlechte, oder der bürgerlichen Geſellſchaft, zum Vortheile gereichen müſſen. Die bloſe Eigenliebe eines jeden Mitgliedes muß, wenn Einer nur die geringſte Vernunft dabei brauchet, eben ſolche Handlungen hervorbringen, welche er auch aus Menſchenliebe und bürgerlicher Pflicht hätte thun ſollen; weil er wohl einſehen kann, daß er ſein Wohl durch keine andere Mittel in der Geſellſchaft zu befördern fähig ſei, als durch ſolche, wovon auch andere Menſchen Nutzen haben. Selbſt die Laſter, als Wolluſt, Ueppigkeit, Eitelkeit, Verſchwendung, Geiz, Dieberei u. ſ. w., ernähren die Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes, nicht ſoferne es Laſter ſind, aber weil an ſich eine bürgerliche Geſellſchaft ohne Laſter nicht beſtehen könnte, und ohne dieſelbe nicht noch beſſer daran ſein ſollte, ſondern weil Gott die Verknüpfung unter den Menſchen ſo weislich gemachet, daß ſelbſt ihr unſinniges Betragen, wider ihren Dank und Willen, denen Nebenmenſchen zum Guten gereichen muß. Allein, die Menſchen müßten auch, nach göttlicher Abſicht, ſelbſt das Ihrige thun und aus dem Böſen Vortheil ziehen lernen; ſo weit es in ihrer Macht iſt; das iſt, auf ſolche Verordnungen und Mittel ſinnen, wodurch, ohne ſolch Böſes, eben derſelbe und noch weit größerer Vortheil erwüchſe. Es iſt auch faſt kein Zweifel, daß durch weiſe Regenten und Landesväter dergleichen immer mehr wird veranſtaltet werden, wodurch dem Müßiggange, der Bettelei und Dieberei, dem Betruge, der Liederlichkeit und andern Laſtern zeitiger geſteuret, eine beſſere Erziehung und Sittlichkeit eingeführet, und den Unterthanen, ohne ſclaviſchen Zwang und Unterdrückung, mehrere Gelegenheit zum Wohlſtande gegeben werden möge. Denn unter Allem, was der Menſchen wahrer Glückſeligkeit in der Welt entgegen iſt, machet unſtreitig dasjenige den allergrößten Theil aus, was aus der Menſchen eigener Thorheit entſteht, oder da ein Menſch dem andern ſchadet, welches beides der Vorſehung nicht zur Laſt fallen kann.

§. 19.

Bisher habe ich gezeigt, wie das Böſe, durch göttliche Vorſehung, zum Mittel des allgemeinen Guten angewandt werde. Nun will ich noch mit wenigem zeigen, was einzelne Menſchen ſelbſt von dem Böſen, das ſie wider ihr Verſchulden trifft, für Nutzen haben oder haben können: dabei ich jedoch überhaupt erinnern muß, daß das eine Unglück mehr dieſen, das andere mehr jenen Nutzen verſchaffe.

Der erſte Nutzen äußert ſich im Verſtande des Menſchen. Unglück, Noth, Armuth, Elend machen klug, weiſe, vorſichtig, erfinderiſch, kunſtreich: wie hergegen das Glück träge, unwiſſend, unverſtändig, thöricht.

Der zweite Nutzen betrifft den Willen. Es bewahret vor Hochmuth, Stolz, Verachtung Anderer, Ueppigkeit, Wolluſt, Faulheit und allerlei Ausſchweifungen: und machet dagegen arbeitſam, ordentlich, mäßig, geduldig, umgänglich, demüthig, dienſtfertig, mitleidig.

Der dritte Nutzen zeigt ſich in der Zufriedenheit des Gemüthes. Unglück und Elend verurſachen, daß wir das Gute im Leben, wenn es auch geringe iſt, deſto mehr ſchmecken und empfinden, aber gegen die widrigen Zufälle hart werden. Dagegen das Glück Gelegenheit giebt, daß Menſchen das viele Gute nur in unempfindlicher Gewohnheit genieſſen und gegen die geringſte Unluſt deſto zärtlicher werden. Es ſteht dahin, ob Manche, zumal Laſterhafte, den Ueberfluß ſo mancher Glücksgüter mit eben ſo großem Vergnügen und ungeſtörter Zufriedenheit genießen, als ein Weiſer und Tugendhafter ſelbſt von der Linderung ſeines Schmerzes und Elendes gerühret wird oder ſich an Kleinigkeiten

Digitized by Google

zu ergötzen weiß, ohne der Vortheile zu gedenken, die ihm ſeine Weisheit, Tugend, ſein gutes Gewiſſen und die Religion an ſich gewähret.

Der vierte Vortheil bezieht ſich auf die menſchliche Geſellſchaft. Die Leute, die Allerlei verſuchet haben und durch manche Noth geübt ſind, werden die beſten Bürger, weil ſie nämlich arbeitſam, ordentlich, mäßig, geduldig, verträglich, demüthig, mitleidig, dienſtfertig geworden ſind. Und dieſes ſind Tugenden, die nicht allein Andern gute Beiſpiele geben und dem gemeinen Weſen erſprießlich ſind, ſondern die auch dem, welcher ſie an ſich hat, Liebe, Mitleid, Gunſt, Lob und Beiſtand verſchaffen, weil er ſich, ſelbſt im Unglücke, klug, vernünftig und tugendhaft beweiſt.

Ich will fünftens noch mancherlei anderen Nutzen des Unglückes zuſammen faſſen; daß es Tugendhafte von Laſterhaften unterſcheidet; daß ſie die Belohnung der Tugend nicht im Aeußerlichen, ſondern in der Tugend ſelbſt, in der Pflicht und dem guten Gewiſſen ſuchen; daß ſie deſto fleißiger an Gott denken und ihr Vertrauen auf ſeine weiſe Führung ſchärfen; daß ſie ihre Gedanken und Hoffnung deſto eifriger auf ein beſſeres Leben richten, deſto weniger furchtſam ſind vor dem Tode, deſto williger ſterben.

Ueberhaupt iſt gewiß, daß es uns Menſchen, in dieſem Zuſtande, nicht erſprießlich ſein würde, wenn wir lauter reines Glück und gute Tage hätten. Wie aber gar Wenige in einem hohen Grade glücklich zu nennen ſind: ſo ſind hergegen auch ſehr wenige Menſchen, die in einem hohen Grade und ohne ihre eigene Schuld und Verſehen unglücklich wären. Der meiſten Menſchen Zuſtand iſt mittelmäßig und gemiſcht, und den muß man, was das Vergnügen betrifft, nicht nach dem äußerlichen Scheine der Geburt, des Standes, Ranges, Reichthumes u. ſ. w. ſchätzen. Es iſt eine große Wahrheit, die ſowohl zur Vertheidigung der göttlichen Vorſehung, als zum Troſte der Niedrigen dienet, daß, ſo ungleich die äußerlichen Glücksgüter ausgetheilet ſcheinen, dennoch die Luſt und das Vergnügen Allen und Jeden am wohlfeilſten und in ziemlich gleicher Maaße dargeboten werde. Da heißt es in Wahrheit, wie von dem Manna der Iſraeliten: der hatte nichts über, der viel geſammlet hatte, und der nichts drunter, der wenig geſammlet hatte; ſondern ein jeglicher hatte geſammlet, ſo viel er für ſich eſſen konnte. Die Weisheit allein giebt wahren Geſchmack der Süßigkeit und das Uebermaaß des Vergnügens, das auch die eingemiſchten Bitterkeiten dämpfen kann.

§. 20.

Unterdeſſen will ich nicht leugnen, daß es einige ſeltene Fälle eines großen Unglückes giebt, da ein Menſch, welchen es trifft, ein wenig zeitiger denken muß, was wir Alle im Alter und gegen das Ende des Lebens zu denken erinnert werden, daß wir nicht hauptſächlich für dieſes Leben gemacht ſind. Denn wir mögen noch ſo lange und noch ſo glücklich gelebet haben, ſo finden wir doch, wenn es vorbei iſt, daß es vorbei und einem bloßen Traume ähnlich ſei. Unſere Augen ſehen natürlicher Weiſe vorwärts ins Weitere, unſere Begierden erſtrecken ſich aufs Zukünftige, und dieſes um ſo viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige befriedigt. Wenn alſo die Tage kommen, die einem nicht gefallen, es ſei wegen ſchwächlichen Alters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks: ſo kann doch die Hoffnung eines beſſeren und dauerhafteren Lebens das gegenwärtige Leid verſüßen. Hat uns nun die Vorſehung dazu beſtimmt, und wird ſie denen beſonders, welche hier einen ſchweren Stand gehabt, für ihre Geduld und Treue Rechnung halten: ſo haben wir in keinen, auch den ſchlimmſten Zufällen über die Vorſehung zu klagen, als Menſchen, die keine Hoffnung haben: ſo wenig, als wir die Laſterhaften in ihrem kurzen Glücke beneiden dürfen, da ſie zu einer deſto größeren Strafe aufbehalten ſind.

Wenn ſich Menſchen ihre Unſterblichkeit aus dem Sinne zu reden bemühen, ſo zeigen ſie ſchon dadurch, daß ſie laſterhaft ſind und unnatürlich denken. Denn wenn ſie das böſe Gewiſſen nicht mit künftiger Strafe bedrohete, ſondern ſie ſich vielmehr nach ihrer Aufführung eine unaufhörliche Seligkeit verſprechen könnten: ſo möchten ſie ja wünſchen, daß die Seele unſterblich wäre. Wenn ſie aber bedächten, daß das Verlangen nach einer unaufhörlichen Glückſeligkeit, bei einer Kreatur, welche Vernunft hat und ſich vermöge derſelben ihre zukünftige Dauer vorſtellen kann, aus den eingepflanzten Regeln des Verſtandes und Willens nothwendig fließe: ſo würden ſie einſehen, daß ſolch Verlangen nichts anders, als den Zweck des Urhebers unſerer Natur vorſtelle, und beides deſſen Vollkommenheiten als unſerm Weſen und ganzen Bemühen gemäß ſei. Sind Andere, welche den Laſtern und der Sinnlichkeit nicht ſo ſclaviſch dienen: ſo wünſchen ſie doch wenigſtens von dieſer Wahrheit überzeugt zu ſein, und fühlen in ſich die Stimme der Natur, welche ſie ihre Begierden über das Ziel dieſes Lebens ins Unendliche erſtrecken heißt: indem ihnen alle Ergötzlichkeiten der Welt, und ſelbſt die vernünftigſten, ſo oft ſie an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun wollen, ſondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht ſein, daß ich dieſe Wahrheit klar und deutlich erweiſe, welche nicht allein unſer gegenwärtiges Leid verſüßet und verkürzet, ſondern auch alle unſere Glückſeligkeit, deren wir in dieſem Leben zu genießen fähig ſind, reiniget und erhöhet, alle Religion verſiegelt und uns auch im Tode getroſt machet.

Georg Reinbeck,

geboren am 11. October 1768 zu Berlin, wurde nach zurückgelegten Studienjahren Hauslehrer zu Petersburg, 1795 Profeſſor der Aeſthetik und deutſchen Sprache an der daſigen deutſchen Hauptſchule und kurze Zeit darauf Mitdirector und Regiſſeur des neu errichteten deutſchen Theaters. Im Jahre 1805 bereiſte er Deutſchland, ließ ſich 1807 in Stuttgart nieder und ward 1811 württembergiſcher Hofrath und Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur am Obergymnaſium zu Stuttgart, ſowie ſpäter Oberbibliothekar daſelbſt.

Wir beſitzen von ihm:

Schauſpiele. Leipz. 1805.
Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe von Petersburg nach Deutſchland. 2 Th. Leipz. 1806.
Erzählungen. Leipz. 1808. Neue Aufl. 1817.
Heidelberg und ſeine Umgebungen. Tübingen 1808.
Winterblüthen. 2. Aufl. Leipz. 1817.
Blüthen der Muſe. 16 Bdchn. Eſſen 1813.
Handbuch der Sprachwiſſenſchaften. 2. Aufl. 4 Th. Eſſen 1819 ff.
Sämmtliche dramatiſche Werke. 6 Th. Heidelberg und Koblenz 1817—22.
Gedichte. Leipz. 1819.
Deutſche Sprachlehre. 5. Aufl. Stuttg. 1821.
Abendunterhaltungen. 2 Th. Eſſen 1822.
Regellehre der deutſchen Sprache. Eſſen 1821.
Vorhalle zum deutſchen Schriftenthum. Stuttg. 1827.
Lebensbilder. 3 Th. Eſſen 1829.
Abriß der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt und ihrer Litteratur. Eſſen 1830.

Innige Gemüthlichkeit, Geſundheit der Empfindung, Eifer für Wahrheit und Recht, Klarheit und Anmuth der Darſtellung zeichnen die poetiſchen Arbeiten dieſes trefflichen Mannes vortheilhaft aus, obwohl die meiſten ſich nur in der Sphäre des täglichen Lebens bewegen. Als Grammatiker hat er ſich gleichfalls einen geachteten Namen erworben.

Franz Volkmar Reinhard,

eines Predigers Sohn, geboren am 12. März 1753 zu Vohenſtrauß bei Sulzbach, ſtudirte, nachdem er ſich im älterlichen Hauſe und darauf auf der Schule zu Regensburg für die Univerſität vorbereitet hatte, von 1773 zu Wittenberg, woſelbſt er auch 1777 Magiſter und 1780 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie wurde. Der große Beifall, welchen ſeine Vorleſungen fanden, verſchafften ihm in Kurzem auch die ordentliche Profeſſur, und ſein ſeltenes Talent

Digitized by Google

für Kanzelberedſamkeit veranlaßte die ſächſiſche Regierung, ihn im Jahre 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconſiſtorialaſſeſſor nach Dresden zu berufen. Er ſtarb daſelbſt am 6. September 1812. Sein Leben beſchrieb K. A. Böttiger (Dresden 1813, 2. Aufl. 1816), F. A. Köthe (Jena 1812), K. L. H. Pölitz (2 Th. Dresden 1813—15) u. A.

Die wichtigſten ſeiner Schriften ſind:

Verſuch über den Plan, den der Stifter der chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchen entwarf. Wittenberg u. Zerbſt 1781 u. ö.
Predigten. 2 Th. Wittenberg u. Zerbſt 1786.
Predigten von 1795—1812. 35 Th. Sulzbach 1796—1813 u. ö.
Beiträge zur Schärfung des ſittlichen Gefühls. 2. Aufl. Leipz. 1813.
Predigten zur häuslichen Erbauung. Herausgeg. von Hacker. 4 Th. Sulzbach 1813.
Sämmtliche Reformationspredigten. Herausgeg. v. Berthold und Engelhard. 3 Th. Sulzbach 1821—24.
Syſtem der chriſtlichen Moral. 5 Th. Wittenberg 1788—1815 u. ö.
Geſtändniſſe, meine Predigten und Bildung zum Prediger betreffend. Sulzb. 1810; 2. Aufl. 1811.
Ueber das Wunderbare und die Verwunderung. Wittenberg 1782.
Ueber den Kleinigkeitsgeiſt in der Sittenlehre. N. A. Meißen 1817.

Der berühmteſte deutſche Kanzelredner ſeiner Zeit und einer der bedeutendſten Verfechter des älteren Rationalismus. Seine Predigten zeichnen ſich durch ſtreng logiſche Anordnung, klare, lebendige, allgemein faßliche Darſtellung, Würde und Kraft, neben inniger Wärme ſo glanzvoll aus, daß ſie ſtets als Muſterbilder gelten werden.

Von der Erfahrung, daß man den beſten Menſchen gewöhnlich erſt dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man ſie nicht mehr hat. —

Eine Predigt von F. V. Reinhard.

Am Sonntage Cantate*).

Evangelium: Joh. 16. V. 5—15.

Wenn die Geſchichte Jeſu, unſers Herrn, irgend etwas auffallen und befremden muß, M. Z., ſo iſt es gewiß ſein frühes, und zwar vorſätzliches Scheiden. Es vereinigt ſich bei demſelben Alles, was man unerwartet und räthſelhaft nennen kann. Daß Jeſus ſeinem Tode freiwillig entgegenging, und ihn gleichſam ſuchte, iſt unſtreitig. Er hätte ihm ausweichen können, wenn er gewollt hätte; noch in der Nacht, in der man ihn verhaftete, war es in ſeiner Macht, zu entfliehen, und den Anſchlag ſeiner Feinde, nebſt der Verrätherei ſeines treuloſen Jüngers zu vereiteln. Aber er ſagt es ſeinen Jüngern ausdrücklich: ſeine Stunde ſei nun gekommen, und er gehe zum Vater; er begiebt ſich wohlbedächtig an den Ort, wo ihn der Verräther mit ſeiner Schaar anzutreffen hofft, und überläßt ſich derſelben ohne allen Widerſtand. Und doch befand er ſich in den Jahren der munterſten Kraft und blühendſten Geſundheit; doch hatte er für ſeinen Endzweck nicht länger, als drei Jahre lang, öffentlich gewirkt; das, was er ausgerichtet hatte, konnte man kaum eine Vorbereitung, kaum eine Anregung der unermeßlichen Veränderung nennen, die er hervorbringen wollte; ſeinen Mitbürgern war er entweder gleichgültig, oder ein Räthſel, und der übrigen Welt noch völlig unbekannt; er wußte es, daß es ihm noch nicht einmal bei ſeinen vertrauteſten Freunden gelungen war, ſich verſtändlich zu machen, und Sinn und Gefühl für die Sache, mit der er umging, in ihnen zu wecken. War es bei ſolchen Umſtänden rathſam, abzutreten, und ſich auf immer zu entfernen? Konnte die Ausführung ſeiner Unternehmung Männern überlaſſen werden, die nicht einmal wußten, was er eigentlich gewollt habe? Hätte er nicht, ſo lang es möglich, ſelbſt wirken, und wenigſtens die Fortſetzer ſeiner Sache zweckmäßiger bilden ſollen? War es bei der Eilfertigkeit, mit der er ſein Ende beſchleunigte, und bei den mißlichen Umſtänden, in welchen er ſeine Angelegenheiten zurückließ, denn auch berechtigt, im Gebete zu Gott zu ſagen: ich habe dich verklärt auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben haſt, daß ichs thun ſollte?

Der Erfolg, das läßt ſich nicht läugnen, M. Z., der Erfolg hat Jeſum gerechtfertigt; nimmermehr würde ſeine Sache ſo ſchnell und glücklich geſiegt und die Allgemeinheit und die Ausbreitung gewonnen haben, durch die ſie ſich auszeichnet, wenn er ſich länger auf Erden verweilt hätte; eben dieſer, wie es ſchien viel zu frühe, und ſeine Unternehmung vernichtende Tod, war das wirkſamſte Beförderungsmittel derſelben: und er hatte vollkommen recht, wenn er das Werk, das ihm für ſeine Perſon und zu eigener Ausführung gegeben war, für vollendet erklärte, als er ſcheiden wollte. Niemand glaubte, es ſei ein glücklicher Zufall geweſen, daß alles ſo gut ging, haltbare Gründe, warum er ſich dem Tode ſo früh und unerwartet preisgab, habe Jeſus eigentlich doch nicht gehabt. Die evangeliſchen Texte, mit deren Erklärung wir uns bis zu dem bevorſtehenden Pfingſtfeſte beſchäftigen, ſind im Grunde nichts anders, als eine weitläuftige Auseinanderſetzung der Urſachen, warum er ſeine Freunde jetzt ſchon verlaſſen, warum er zu einer Zeit ſterben müſſe, wo ihnen ſeine Gegenwart ſo unentbehrlich ſcheine. Und wie wichtig ſind dieſe Urſachen, M. Br., wer kann ſie unparteiiſch erwägen, ohne ſie entſcheidend zu finden; wer kann ihn ſprechen, wer kann ihn ſeine Abſichten, Geſinnungen und Erwartungen enthüllen hören, ohne von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen zu werden, ohne gerade in dieſem frühen, ſchnellen und vorſätzlichen Scheiden die tiefſte Weisheit, den reinſten Eifer für die Sache des Guten, das großmüthigſte Wohlwollen gegen die Menſchen und den wichtigſten Gehorſam gegen Gott, ſeinen Vater zu erkennen.

Unter den mannichfaltigen Gründen ſeines Entſchluſſes, die er in der letzten vertraulichen Unterredung mit ſeinen Jüngern entwickelt, verdient der, welchen das heutige Evangelium enthält, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Er ſagt es nehmlich ſeinen Freunden frei heraus, er würde nichts dabei gewinnen, wenn er länger in ihrer Mitte, und vor den Augen ſeines Volks bleiben wollte; volle Gerechtigkeit werde man ihm erſt dann widerfahren laſſen, erſt dann werde man ihn richtig verſtehen, gebührend ſchätzen und mit Dankbarkeit benutzen, wenn man ihn nicht mehr haben werde. Er iſt auffallend, dem erſten Anblicke nach befremdend, dieſer Gedanke, m. Z.; aber wie wahr iſt er, wie ſo ganz aus der Erfahrung und einer tiefen Kenntniß der menſchlichen Natur geſchöpft; wie häufig, ich möchte faſt ſagen, wie traurig ſehen wir ihn noch immer durch die Beiſpiele aller derer beſtätigt, derer die Welt gleichſam nicht werth iſt; die ſich durch die Größe ihres Geiſtes, durch die Wohlthätigkeit ihrer Plane, durch ihren Eifer für das Gute über das Alltägliche und Gemeine erheben, und in die Fußſtapfen treten, die Jeſus Chriſtus gelaſſen hat. Ach, ſie werden gewöhnlich verkannt, wie ihr Herr und Meiſter, ſo lange ſie da ſind; wohl gar gehaßt und verfolgt, wie er; und man wird erſt billig gegen ſie, man kommt erſt von ſeinem Irrthume zurück, wenn man ſie nicht mehr hat. Sie mag traurig, ſie mag demüthigend für unſer Herz ſein, die Betrachtung, m. Br., auf die uns das heutige Evangelium führt; aber ſie iſt nöthig und nützlich; ſie iſt erweckend für Alle, die ſich's bewußt ſind, daß ſie Chriſti Geiſt und Sinn haben; ſie iſt belehrend und warnend für die, welche unbillig oder leichtſinnig genug ſind, dieſen Geiſt und Sinn zu verkennen. Urſachen genug, warum wir dieſe Stunde dazu anwenden ſollen, dieſe Betrachtung fortzuſetzen. Er, der auch beim Scheiden keinen andern Endzweck hatte, als unſere Rettung und Seligkeit, ſei mit uns, und ſegne unſer Vorhaben. Wir flehen darum in ſtiller Andacht.

Evangelium: Joh. 16. v. 5—15.

Wahres Zutrauen, gerechtes Anerkennen ſeiner Unſchuld und Würde, wirkliches Gelingen ſeiner großen Sache erwartet Jeſus nach dem vorgeleſenen Evangelio erſt dann m. Z., wenn man ihn nicht mehr haben werde; dieß iſt der Hauptgedanke, der in dieſem ganzen Abſchnitte ſeiner Abſchiedsrede herrſcht. Ich ſage euch die Wahrheit, ſpricht er zu ſeinen Jüngern, es iſt euch gut, daß ich hingehe, denn ſo ich nicht hingehe, ſo kommt der Tröſter nicht zu euch; ſo ich aber hingehe, will ich ihn zu euch ſenden. Für unmöglich hält er es alſo, daß ſeine Freunde, ſo lange ſie ihn vor Augen hätten, ſo lange ſie wüßten, er ſei noch auf Erden, zu jenen richtigen Einſichten von ihm und ſeiner Sache gelangen könnten, die ihnen der Geiſt Gottes nach ſeinem Abſchiede geben würde; er erklärt ſeine Entfernung von ihnen für die einzige Bedingung ihrer wahren Erleuchtung. Und was erwartet er von

*) Aus Reinhard's Predigten aus dem Jahre 1800. Sulzbach 1806.

Digitized by Google

dem neuen Geiſt, den ſie dann erhalten ſollten, der ſie in alle Wahrheit leiten würde? Und wenn derſelbige kommt, ſagt er, der wird die Welt ſtrafen um die Sünde, und um die Gerechtigkeit, und um das Gericht. Um die Sünde, daß ſie nicht glauben an mich; nun wird man erſt einſehen lernen, will er ſagen, wie unrecht man daran that, mich und meine Lehre zu verwerfen. Um die Gerechtigkeit aber, fährt er fort, daß ich zum Vater gehe, und ihr mich fort nicht mehr ſehet; auch meine Unſchuld wird nun klar werden; weil man es nicht länger wird läugnen können, ich ſei bei Gott, und von ihm zur Herrlichkeit erhoben. Um das Gericht, ſetzt er endlich hinzu, daß der Fürſt dieſer Welt gerichtet iſt; nun wird auch meine Sache ſiegen, und die Macht des Böſen auf Erden geſtürzt werden. Wundert euch nicht, m. Z., daß er den Hingang, von welchem er hier redet, daß er ſeinen Tod anderwärts ſeine Verklärung nennt; es iſt offenbar, erſt dann, wenn er nicht mehr da ſein werde, erwartete er volle Gerechtigkeit; er war überzeugt, erſt dann werde man ihn für den erkennen, der er ſei. Wie wahr und richtig dieſe Vorherſagung war, iſt am Tage; ſie iſt mit einer Genauigkeit erfüllt worden, die alle Erwartungen übertraf. Sie erinnert aber auch daran, daß dieß mehr und weniger das Schickſal aller derer iſt, die Gutes auf Erden wirken; und ich habe ſchon geſagt, daß ich dieſer wichtigen Betrachtung die gegenwärtige Stunde widmen würde. Von der Erfahrung, daß man den beſten Menſchen gemeiniglich erſt dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man ſie nicht mehr hat, werde ich nämlich dießmal reden. Laſſet uns zuerſt den Inhalt dieſer Erfahrung erwägen, und ſehen, worin ſie beſteht. Laſſet uns ſodann nach ihren Urſachen forſchen, und unterſuchen, woher dieſes widerſinnige Verhalten der Menſchen rühren mag. Zuletzt laſſet uns über die Wichtigkeit dieſer Wahrheit nachdenken, und den Gebrauch beſtimmen, welchen wir davon machen ſollen.

Es iſt bekannt, man ſieht es als etwas an, das ſich unaufhörliche bewährt, daß man den beſten Menſchen gemeiniglich erſt dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man ſie nicht mehr hat, wenn man entweder von ihnen getrennt iſt, oder ſie durch den Tod auf immer verliert. Aber man überlegt nicht immer, was dieſe Erfahrung eigentlich ausſagt, und wie vielbefaſſend ihr Inhalt iſt, und es iſt daher nöthig, daß wir vor allen Dingen dieſen Inhalt genau erwägen. Wenn wir nämlich behaupten, volle Gerechtigkeit laſſe man den beſten Menſchen gemeiniglich erſt dann widerfahren, wenn man ſie nicht mehr habe, ſo ſoll dieß anzeigen, man pflege ſie erſt nach der Trennung von ihnen, erſt nach ihrem Tode, richtig zu verſtehen, gebührend zu ſchätzen und dankbar zu benutzen. Laſſet mich dieſe drei Punkte nur mit Wenigem erläutern.

Es iſt nur allzuwahr, daß man die beſten Menſchen gemeiniglich dann erſt richtig verſtehen lernt, wenn man ſie nicht mehr hat. Wie ſehr dieß bei Jeſu der Fall war, beweiſet ſeine ganze Geſchichte. Der großen Menge ſeiner Mitbürger war faſt Alles räthſelhaft und befremdend, was er vortrag; mit ſehenden Augen, ſagte er von ihnen, ſehen ſie nicht, und mit hörenden Ohren hören ſie nicht; denn ſie verſtehen es nicht. Die Gelehrten ſeiner Nation fanden ſeine Lehre ſogar anſtößig; ſie konnten ihn noch weit weniger faſſen, als die Ununterrichteten und Unbefangenen. Ich bin zum Gericht auf die Welt kommen, rief er daher mit einer Art von edlem Unwillen, auf daß, die da nicht ſehen, ſehend werden, und die da ſehen, blind werden. Selbſt über ſeine Vertrauten, ſelbſt über die, die er ſo ſorgfältig unterrichtet hatte, kam der Geiſt der Wahrheit nicht eher, als bis er zum Vater gegangen war. So ich nicht hingehe, ſagt er im Evangelio, ſo kommt der Tröſter nicht zu euch; wenn aber jener, der Geiſt der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Und in der That, erſt nachdem der Tod Jeſu dem Geiſte ſeiner Freunde eine andere Richtung gegeben, erſt nachdem ſeine Abweſenheit ſie genöthigt hatte, ſelbſt nachzudenken, und ſeine Aeußerungen, und ſeine Geſchichte in genauere Ueberlegung zu nehmen: nun erſt ging ihnen ein Licht auf, nun erſt lernten ſie einſehen, was er gewollt habe, nun erſt wurden ſie fähig, in ſeine Abſichten einzugehen, und die Fortſetzer ſeines großen Werkes zu werden. Wo iſt in der ganzen Geſchichte ein weiſer Mann, ein Zeuge der Wahrheit, ein Wohlthäter ſeiner Brüder, dem nicht etwas Aehnliches widerfahren wäre? Hätten gerade die, welche den Umfang der menſchlichen Erkenntniß erweiterten und neue Wahrheiten lehrten, zu allen Zeiten ſo viel Widerſpruch finden, hätten ſie ſo angefeindet und verläſtert, hätten ſie wohl gar zu Schlachtopfern des Aberglaubens und eines blinden Eifers gemacht werden können: wenn man ſie, ſo lange ſie da waren, gehörig verſtanden hätte; hat man nicht den meiſten von ihnen erſt dann gehuldiget, und ihren Unterricht angenommen, wenn ſie nicht mehr vorhanden waren? Werden die wichtigſten Erinnerungen, die weiſeſten Rathſchläge, die heilſamſten Warnungen nicht gewöhnlich mit Gleichgültigkeit aufgenommen, wohl gar verſchmäht und verſpottet; und oft erſt dann, wenn der Mund derer, die ſie gaben, ſchon lange verſtummt iſt, richtig eingeſehen und empfunden? Nehmet eure eigene Erfahrung zu Hülfe; ſollte euch in eurer Jugend von euern Eltern, von euern Lehrern und Freunden, von andern Menſchen, die eurer Achtung werth waren, nicht Manches geſagt, nicht mancher Wink ertheilt, nicht manche Regel gegeben worden ſein, bei der ihr lange nichts denken konntet, die euch wohl gar falſch und widerſinnig vorkam? Iſt es euch aber in der Folge bei zunehmenden Einſichten und Erfahrungen nicht oft auf einmal klar geworden, wie bedeutend jene Winke, wie heilſam jene Regeln waren; habt ihr es nicht mit Beſchämung erkannt, wie unrecht ihr hattet, ſie zu bezweifeln, oder zu verachten; habt ihr es denen, die ihr lange mißverſtanden hattet, nicht oft im Grabe noch gedankt, daß ſie euch ſo Manches mittheilten, das ihr jetzt erſt einleuchtend und wahr findet? Schon darum läßt man den beſten Menſchen gemeiniglich erſt dann volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn man ſie nicht mehr hat, weil man alsdann erſt anfängt, ſie richtig zu verſtehen.

Und mithin auch gebührend zu ſchätzen. Wie wenig man Jeſu die Achtung bewies, die ihm gebührte, ſo lange man ihn mit Augen ſah, wiſſet ihr Alle. Mußte er nicht das größte Widerſprechen von den Sündern erdulden? Sah der Stolz der Vornehmen und Gelehrten nicht mit Verachtung auf ihn herab? Ueberhäufte Neid und Verläumdung ihn nicht mit Läſterungen aller Art? Vergoß ſein undankbares Vaterland nicht zuletzt ſein Blut, und behandelte ihn als einen Miſſethäter? Freilich war dieß der Weg zu ſeiner Verklärung. Die Welt wurde nun geſtraft, wie es im Evangelio ausgedrückt iſt, um die Gerechtigkeit. Sein Blut war kaum gefloſſen, er war kaum verſchwunden aus der ſinnlichen Welt: ſo lernte man einſehen, wie ſehr man ſich geirrt hatte; ſo erkannte man mit Beſchämung und Reue ſeine Unſchuld und Würde; ſo ſanken unzählige von denen, die ihn geläſtert hatten, anbetend vor ihm nieder, und verehrten in ihm ihren Heiland und Retter. Aber war es nicht demüthigend für Alle, die ſo unrichtig geurtheilt hatten, daß er erſt ſterben, erſt das bedauernswürdigſte Schickſal erfahren mußte, ehe man ſeinen Werth ſchätzen, ehe man ſeine unendliche Würde fühlen lernte? War dies das Loos des Sohnes Gottes, das Loos deſſen, der Alles in ſich vereinigte, was die innigſte Achtung einflößen und die tiefſte Ehrfurcht erwecken konnte: werden gewöhnliche Menſchen, wie gut ſie auch ſein, welche Verdienſte ſie ſich auch erwerben mögen, etwas Anders erwarten dürfen? Ach, euch wirklich hochachten, euern Vorzug, euern wohlthätigen Einfluß, eure Unentbehrlichkeit ganz empfinden, ihr Alle, die ihr jetzt Gutes wirket, wird man erſt dann, wenn ihr nicht mehr da ſein werdet; wenn das fehlen und vermißt werden wird, was ihr jetzt leiſtet; wenn man Gelegenheit haben und genöthigt ſein wird, euch mit Denen zu vergleichen, die an eure Stelle treten und euch erſetzen ſollen! Wie viel achtungswerthe treue Gatten, wie viel edelgeſinnte Freunde, wie viel wohlthätige Lehrer und Rathgeber, wie viel weiſe und unermüdete Geſchäftsmänner, wie viel gerechte, ordnungsliebende Regenten ſind mit Gleichgültigkeit und Kälte, wohl gar mit Verachtung und Widerwillen betrachtet worden, ſo lange man ſie vor ſich hatte, und ihren Einfluß fühlte. Aber wie manche ſpäte Thräne iſt euch gefloſſen, ihr Verkannte; in welche Lobſprüche hat ſich nach eurem Tode der Tadel verwandelt, der euer edles Herz ſo oft kränkte; wie ſchwer hat man dafür gebüßt, daß man das Glück, euch zu haben, ſo wenig empfand; mit welcher Demüthigung und Wehmuth hat man den Unterſchied wahrgenommen, der ſich zwiſchen euch und ſo vielen findet, die an eure Stelle getreten ſind! Es iſt nichts gewöhnlicher, als daß man gute Menſchen erſt gebührend ſchätzen lernt, wenn man ſie nicht mehr hat.

Und ſo iſt es denn kein Wunder, daß man ſie endlich auch dann erſt dankbar zu benutzen anfängt. Erſt nach dem Hingange Jeſu zum Vater ſoll der Geiſt der Wahrheit nach unſerm Evangelio ſtrafen um das Gericht; dann ſoll es erſt klar werden, daß die Gewalt des Böſen zerſtört ſei, und das Gute den Sieg erhalte. Ihr wiſſet, wie pünktlich dieß erfüllt worden iſt. Wie wenig konnte Jeſus ausrichten, ſo lange er noch ſelber lehrte; wie wenig war man geneigt, ſich durch ihn beſſern zu laſſen, und das Heil anzunehmen, welches er darbot! Aber wurde die Menge derer, die nach ſeinem Tode auf ſeine Seite traten, nicht bald unzählbar; empfand man es nun nicht deſto lebhafter, was man ihm zu danken hatte; wurden ihm nun nicht glückliche Bekenner geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe? Merket auf den Gang der Dinge, ihr werdet überall Wohlthäter der Menſchen antreffen, die ſich vergeblich anzuſtrengen ſcheinen, ſo lange ſie da ſind, die mit Allem, was

Digitized by Google

ſie mühſam erringen, faſt gar keinen Nutzen ſchaffen. Aber wartet die Zeit ab, wo ſie zu dem zurückgekehrt ſein werden, der ſie geſandt hatte, und ihr werdet wahrnehmen, daß man die Rathſchläge endlich billigt und befolgt, die ſie lange tauben Ohren gepredigt hatten; daß man von den Erfindungen endlich Gebrauch macht, die man ſonſt nicht achtete, oder wohl gar geringſchätzte; daß man nach den Vortheilen und Bequemlichkeiten endlich greift, die ſie nachgewieſen, oder herbeigeſchafft haben; daß man die Einrichtungen und Anſtalten endlich unterſtützt und fortſetzt, die von ihnen getroffen worden ſind; daß man endlich unparteiiſch, redlich und vernünftig genug wird, ihr wohlthätiges Daſein für das zu erkennen, was es war, und die Segnungen zu genießen, die ſie zurückgelaſſen haben. Und ſo iſt es denn eine Erfahrung, die ſich unaufhörlich beſtätigt, daß man den beſten Menſchen volle Gerechtigkeit gemeiniglich erſt dann widerfahren läßt, wenn man ſie nicht mehr hat.

Unerwartet und widerſinnig, das läßt ſich unmöglich läugnen, iſt das Verhalten, m. Z., welches ich bisher beſchrieben habe. Aber um ſo mehr dringt ſich die Frage auf, **woher es wohl rühren, welche Urſachen es haben mag?** Dieſe Urſachen ſind nun zwar theils ſehr mannichfaltig und abwechſelnd, theils ungemein zahlreich. Die meiſten liegen jedoch **in der Unfähigkeit, die ſolchen Menſchen nicht ſogleich folgen kann; in den Vorurtheilen, mit welchen man ſie anſieht, und in den Leidenſchaften, welchen ſie im Wege ſind, ſo lange ſie leben.**

Ja, m. Br., ſchon **aus Unfähigkeit, weil man ihnen nicht ſogleich folgen kann**, läßt man den beſten Menſchen gemeiniglich erſt dann volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn man ſie nicht mehr hat. So ſehr ſich auch Jeſus herabließ, ſo ſehr er auch jedes Mittel anwendete, ſeinen Mitbürgern faßlich zu werden: wer, ſagt es ſelbſt, wer hatte unter dieſem unwiſſenden, verblendeten Volke die Kraft, die Wahrheit, welche er vortrug, ſogleich zu verſtehen und aufzunehmen; wer war in dieſem laſterhaften, verſunkenen Zeitalter fähig, ſich ſogleich zu der ſittlichen Hoheit und Würde emporzuſchwingen, auf die er hinzeigte? Selbſt ſeinen Vertrauten, an deren Bildung er ſo lange gearbeitet hatte, muß er im Evangelio freimüthig bekennen: **ich habe euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnets jetzt nicht tragen.** Wie noch weit größer war dieſe Unfähigkeit bei denen, die ihn weniger kannten, die ſeinen Unterricht nur zuweilen hörten, zu denen er blos in Gleichniſſen reden konnte, um nicht mißverſtanden zu werden! Ach, es iſt offenbar, m. Br., die beſten Menſchen haben mehr oder weniger etwas an ſich, was der großen gemeinen Menge auffallend und fremde ſein muß, eben darum, weil ſie beſſer ſind, als andere, paſſen ſie nicht in die gewöhnlichen Verhältniſſe; man verſteht ſie nicht, weil ſie ſich auf einer Höhe befinden, die man nicht erreichen kann. Habt ihr nicht ſelber ſo manchen eurer Lehrer, ſo manchen eurer Wohlthäter, ſo manchen ausgezeichneten Menſchen blos darum lange verkannt, und ihn viel zu wenig oder gar nicht geſchätzt, weil ihr noch zu ſchwach waret, ihn zu faſſen, und den Werth deſſen zu fühlen, was er für euch that? Aber bei Tauſenden, m. Z., bei Tauſenden verliert ſich nach und nach dieſe Unfähigkeit; man erholt ſich allmählig von dem erſten widrigen Eindruck, den die ungewohnte Größe guter Menſchen auf das Heer der Schwachen macht; man fängt an ſich zu beſinnen, und bei geſtärkten Kräften, bei zunehmender Reife Alles anders zu finden, als zuvor. Dann kommt die Zeit, m. Br., wo der Geiſt der Wahrheit die noch immer verklärt, welche verkannt wurden, wie Jeſus; dann möchte man Manchen, den man im Leben wenig geachtet, oder wohl gar beleidigt hatte, gern mit Thränen um Verzeihung bitten, wenn man nur könnte; dann wundert man ſich zuweilen ſelbſt darüber, wie man mißverſtehen, was ſo deutlich, wie man geringſchätzen, was ſo wichtig, wie man ungenützt laſſen konnte, was ſo heilſam war?

Doch noch weit wirkſamer und ſchädlicher, als dieſe Unfähigkeit iſt, **ſind die Vorurtheile, mit welchen man die beſten Menſchen anzuſehen pflegt.** Sie denken anders, als man gewöhnlich denkt, und widerlegen die herrſchenden Irrthümer; ſie fühlen anders, als man gewöhnlich fühlt, und beſchämen den herrſchenden Eigennutz; ſie handeln anders, als man gewöhnlich handelt, und verurtheilen die herrſchenden Laſter. Iſt es alſo zu verwundern, daß man ſie ſonderbar, unbegreiflich, wohl gar anſtößig findet, daß Alles wider ſie eingenommen iſt, was nach den einmal geltenden unrichtigen Meinungen urtheilt, empfindet und handelt? Und dabei bemerket, auch bei den beſten Menſchen giebt es Umſtände, die ihnen in den Augen der großen Menge nachtheilig werden, ſo unſchuldig ſie auch ſein mögen. Mußte nicht der Sohn Gottes ſelber rufen: **ſelig iſt, der ſich nicht an mir ärgert,** der ſich nicht an meine Niedrigkeit und Armuth ſtößt! Iſt es nicht dieſe Niedrigkeit, dieſer Mangel an Anſehen; iſt es nicht der Unterſchied des Standes, des Volks, der Religion und Schule; ſind es nicht die tauſend Kleinigkeiten, über die man wegſehen, die man gar nicht in Berechnung bringen ſollte, was oft die beſten Menſchen noch immer um allen Einfluß bringt, ſo lange ſie leben, was ſie Allen verächtlich macht, die Vorurtheilen ergeben ſind? Setzet noch hinzu, daß auch der Beſte nicht ganz tadelfrei iſt; daß auch die ehrwürdigſten Menſchen manche auffallende Eigenheit, manche kleine Schwachheit, manchen wirklichen Fehler an ſich haben, und daher denen, die ſich nicht über jedes Vorurtheil wegſetzen können, anſtößig bleiben, ſo lange ſie Alles mit Augen ſehen. Aber kein Vorurtheil, m. Z., hält die ſchwere Probe der Zeit aus; wird man alſo die, welche man aus Vorurtheil verkannte, nicht mit der Zeit ſchätzen lernen! Die auffallenden äußern Umſtände, durch welche gute Menſchen dem Parteiiſchen und Eingenommenen anſtößig ſind, ſo lange ſie leben, verlieren alle Kraft, wenn die Entfernung, oder der Tod ſie vernichtet; wird man alſo dann nicht anfangen, freier zu urtheilen, und von der ehemaligen Verblendung zurückkommen? Die Schwachheiten und Fehler endlich, die auch guten Menſchen noch anhängen, verſchwinden gleichſam aus den Augen, ſobald das Grab ſie aufnimmt; dann bleibt blos das reine, unvergängliche Bild ihrer Tugend und wohlthätigen Wirkſamkeit übrig; es wird alſo immer leichter, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; auch nicht einmal durch die kleinen Flecken wird man dann weiter geſtört, die ein verwöhntes Gefühl ſonſt beleidigten.

Aber mehr noch als Unfähigkeit und Vorurtheile verurſachen **die Leidenſchaften, welche guten Menſchen im Wege ſind, ſo lange ſie leben,** daß man ſie gemeiniglich erſt ſchätzt, wenn man ſie nicht mehr hat. Was that nicht der Stolz der Schriftgelehrten, den Jeſus beſchämte, die Heuchelei der Phariſäer, die er entlarvte, die Selbſtſucht der Prieſter und Oberſten, die er beſtrafte, die Laſterhaftigkeit und Sinnlichkeit der großen Menge, die er angriff, was verſuchten und wagten dieſe Leidenſchaften nicht, ihn verdächtig und verhaßt zu machen, ſo lange er öffentlich wirkſam war; hörte man auf, ſich ihm zu widerſetzen, hörte man auf, Anſchläge der Unterdrückung wider ihn zu machen, bis man ſeinen Zweck erreicht und ihn ans Kreuz gebracht hatte? Laſſet uns eingeſtehen, m. Br., gute Menſchen ſind, ſo lange wir ſie in unſrer Mitte haben, ſo lange ſie auf uns wirken können, uns bald läſtig durch ihren Ernſt, bald hinderlich bei unſern Abſichten, bald nachtheilig für unſern Ehrgeiz, bald beſchämend für unſere Sinnlichkeit, bald drückend durch ihre Größe; unſerer Unvollkommenheit uns bewußt, iſt uns in ihrer Gegenwart, gleichſam nicht wohl, und wir wiſſen uns nicht anders zu helfen, als daß wir uns gegen ihre Vorzüge verblenden, als daß wir ſie mit Gleichgültigkeit und Kälte, oder wohl gar mit Verachtung und Widerwillen behandeln. Aber wenn ſie nun aufhören, unſern Leidenſchaften weiter im Wege zu ſein, wenn ſie aus allen irdiſchen Verbindungen herausgenommen, nichts weiter zurücklaſſen, als ihr ehrwürdiges Beiſpiel, als die heilſamen Folgen ihrer Tugend, als die wohlthätigen Veränderungen und Anſtalten, die durch ihre Anſtrengung zu Stande gekommen ſind; wenn wir nichts mehr von ihnen zu fürchten haben, aber wohl durch ſie gewinnen können: werden wir auch dann noch fortfahren, ſie anzufeinden; verwandelt ſich dann nicht oft plötzlich die vorige Geringſchätzung in reine Achtung, der vorige Tadel in lautes Lob, der vorige Widerwille in Dankbarkeit und Rührung? Es iſt begreiflich, m. Br., es iſt ſehr begreiflich, wie es zugeht, daß man ſelbſt den beſten Menſchen gemeiniglich erſt dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man ſie nicht mehr hat; oft wird man nur langſam und ſpät fähig, ſie zu verſtehen, und ſie zu ſchätzen; und zu mächtig ſind unſere Vorurtheile und Leidenſchaften, als daß wir nicht Zeit nöthig hätten, uns von ihrem Einfluſſe loszureißen und unſer Urtheil über Menſchen, die beiden ſo anſtößig ſind, zu berichtigen.

Es iſt nicht zu verkennen, daß uns die Erfahrung, deren Inhalt und Urſachen wir bisher erwogen haben, in mehr als einer Hinſicht **wichtig ſein muß;** laſſet mich **über den Gebrauch, welchen wir davon machen ſollen,** das Nöthige noch beifügen.

Zu unſerer Demüthigung, das fällt ſogleich in die Augen, **zu unſerer Demüthigung müſſen wir ſie anwenden,** wir müſſen es mit Beſchämung und Rührung erkennen, wenn wir uns ſelbſt an guten Menſchen ſo verſündigt haben, oder noch verſündigen. Daß Jemand unter uns wäre, der nie Gelegenheit gehabt hätte, in der Nähe von Menſchen zu ſein, die ſeine Achtung verdienten, und ihm Gutes thaten; von denen er lernen, deren Rath er befolgen, deren Werth er erkennen ſollte: nein, das kann ich nicht glauben; es denke nur Jeder zurück an die Verbindungen, in welchen er von Jugend auf geſtanden hat; es ſehe ſich nur Jeder in denen um, in welchen er noch ſteht, ſie werden ihm bald in die Augen fallen, die weiſen Führer, die Gott ihm gab, die ehrwürdigen Muſter,

Digitized by Google

die Gott ihm zeigte, die menſchenfreundlichen Wohlthäter, die ſich ſeiner annahmen, oder annehmen wollten, die edlen, merkwürdigen Menſchen, die ſeine Aufmerkſamkeit an ſich riſſen, deren ausgezeichnete Größe auch auf ihn Eindruck macht. Aber wie haben wir euch angeſehen, ihr Alle, deren heiliges Bild ſich unſerm Geiſte darſtellt, wie haben wir uns gegen euch verhalten, was ſind wir durch euch geworden? Sind wir immer fähig geweſen, euch zu verſtehen, oder iſt uns eure Weisheit, euer heilſamer Rath, eure gutgemeinte Warnung lange Thorheit geblieben? Sind wir immer billig genug geweſen, euch zu ſchätzen, oder hat unſer Leichtſinn euch verachtet, unſere Unbeſonnenheit euch betäubt, unſere Widerſpenſtigkeit euch wohl gar gekränkt? Sind wir willig genug geweſen, euch zu benutzen; oder war Alles vergeblich, was ihr für uns thatet; ſchien Alles verſchwendet, was ihr uns erzeigtet; mußte ſich euer thränenvolles Auge ſchließen, mußte euer bekümmertes Herz brechen, ehe ihr unſere Beſſerung ſahet, ehe wir euch Gerechtigkeit widerfahren ließen? Ach! es unterſuche doch Jeder, wie ſein Gewiſſen dieſe Fragen beantwortet! Ich fürchte, es wird Keinen ganz frei ſprechen; es wird Jedem Gräber nachweiſen, die er mit Thränen der Wehmuth und Reue benetzen ſollte, weil ſie Edle verſchließen, an denen er ſich verſündigt hat, deren Werth er nun erſt einſieht und anerkennt. Denn ſoll nicht jeder Fehler dieſer Art uns tief beugen, m. Br., hat er nicht allezeit Urſachen, die demüthigend für uns ſind? War es unſere Unfähigkeit, was uns gegen gute Menſchen gleichgültig machte, ſo lange ſie in unſerer Mitte waren: ſollen wir einer ſolchen, faſt immer verſchuldeten Schwachheit uns nicht ſchämen? Waren es Vorurtheile, was uns über den Werth guter Menſchen verblendete, und uns wider ſie einnahm: ſollen wir eine ſo traurige, durch unſere Nachläſſigkeit entſtandene Verblendung nicht innig bedauern? Waren es vollends Leidenſchaften, was uns unbillig und undankbar gegen gute Menſchen werden ließ, was uns noch immer verleitet, ungerecht und boshaft gegen ſie zu verfahren: haben wir dann nicht die größte Urſache, über uns ſelbſt zu erſchrecken, und es mit der tiefſten Wehmuth zu erkennen, daß wir nichts weniger in uns wahrnehmen, als den Sinn wahrer Bekenner Jeſu? Zu unſerer Demüthigung, zu unſerer Beſchämung ſoll uns die Erfahrung dienen, daß man den beſten Menſchen gemeiniglich erſt dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man ſie nicht mehr hat.

Allein ſie muß uns auch **Troſt und Ermunterung werden, wenn wir uns bei unſerm Eifer für das Gute verkannt und mißverſtanden ſehen**; denn wie ſchmerzhaft und traurig ſie auch beim erſten Anblick iſt, dieſe Erfahrung; wie wehe es auch guten Menſchen thun mag, bei allem Eifer für das Gute weder gehörig gefaßt, noch richtig geſchätzt, noch dankbar benutzt zu werden, und die Welt verlaſſen zu müſſen, ohne noch Gerechtigkeit gefunden zu haben: erwäget ſie ruhig und genauer, dieſe niederſchlagende Erfahrung, ihr Alle, die ihr in dem Falle ſeid, ſie bei euch ſelbſt beſtätigt zu finden, erwäget ſie ruhig und genauer, und ſie wird eine Quelle der Ermunterung und des Troſtes für euch werden. Wie! es ſollte nicht herzerhebend und beruhigend für euch ſein, daß ihr euer Schickſal mit den weiſeſten und beſten Menſchen, die jemals auf Erden gelebt haben, daß ihr es mit dem Sohne Gottes ſelbſt gemein habt? Sind die Edelſten unſeres Geſchlechts nicht in eben dem Grade mißverſtanden, gering geſchätzt, wohl gar verfolgt worden, in welchem ſie groß waren, und über das Gemeine ſich erhuben; hat man den Sohn Gottes nicht ſo verkannt, daß man ihn als einen Miſſethäter an das Kreuz ſchlug? Wolltet ihr aber in dieſer Geſellſchaft nicht lieber leiden, als ohne innern Werth unangefochten und glücklich ſein? Und iſt denn Jedermann unbillig gegen euch? Giebt es nicht ſchon jetzt eine Zahl verſtändiger Menſchen, die euch verſtehen und faſſen, die euch ſchätzen und lieben, die durch euch beſſer und glücklicher werden? Läßt euch der, welcher euch würdigt, in der Gemeinſchaft ſeines Sohnes Gutes auf Erden zu ſchaffen, nicht ſchon hier manche Frucht eurer Anſtrengungen ſehen, nicht ſchon hier ſo Manchen finden, der mit Achtung und Zärtlichkeit an euch hängt, von dem ihr wenigſtens hoffen könnt, er werde zu ſich ſelber kommen; der gute Saame, den ihr in ſein Herz werfet, werde künftig keimen und Früchte bringen? Muß euch endlich nicht die Zukunft tröſten? Sehet ihr nicht, daß man nicht immer ungerecht bleibt; daß eine Zeit kommt, wo man verſtändiger, billiger und dankbarer wird, daß ihr noch wirket, daß ihr dann am meiſten wirken werdet, wenn man euch nicht mehr haben wird; ſoll es euch nicht rühren, daß man euer Andenken am innigſten ehren, daß man einſt mit Thränen der edelſten Wehmuth und der größten Erkenntlichkeit an eurem Bilde hängen wird, wenn man Euch im Leben verkannt hat, und unbillig gegen euch geweſen iſt? Fahret fort, Gutes zu thun und nicht müde zu werden; richtet eure Augen auf den Anfänger und Vollender eures Glaubens, dem eben die Welt, die ihn verachtet, und an das Kreuz geſchlagen hatte, anbetend zu Füßen ſank, ſobald er zum Vater gegangen war. Wohl euch, wenn ihr ihm folget; dann wird es euch und denen, an die ihr wirket, gut ſein, daß auch ihr hingehet; dann wird auch in eure Sache der Geiſt der Wahrheit kommen, und euch verklären, und euch die Gerechtigkeit verſchaffen, die euch jetzt verſagt wird. **Selig, ſelig ſind die Todten, die ſo ſterben; denn ſie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.** Amen.

Karl von Reinhard,

geboren am 20. Auguſt 1769 zu Helmſtädt, ſtudirte zu Helmſtädt und Göttingen, wurde hierauf Hofmeiſter des Grafen Stolberg-Wernigerode und lebte dann ſeit 1792 als Privatdocent, ſpäter als Aſſeſſor der theologiſchen Facultät zu Göttingen. Im J. 1806 ward er herzoglich ſächſiſcher Hofrath, hielt ſich ſodann in Ratzeburg, Hamburg und Altona auf und privatiſirte ſeit 1824 in Berlin. Später zog er ſich nach Zoſſen zurück, wo er am 25. Mai 1840 ſtarb.

Er ſchrieb:

- **Ueber die jüngſten Schickſale der alexandriniſchen Bibliothek.** Göttingen 1792.
- **Gedichte.** 2r Th. Göttingen 1794. 3r Th. Münſter 1803.
- **Neue Gedichte.** Altona 1819.
- **Göttinger Muſenalmanach für 1795—1805.**
- **Entwurf der Theorie und Litteratur des deutſchen Stils.** Göttingen 1797.
- **Romanenkalender.** Göttingen u. Leipzig 1798—1803.
- **Polyanthia.** Taſchenbuch für 1807. Münſter. N. A. 1812.
- **Idyllen und ländliche Erzählungen von Petigny geb. Levesque.** Aus dem Franz. 2 Th. Lübeck 18[illegible] N. A. 1812.
- **Ratzeburger litterariſche Blätter.** 1808—1810.
- **Den Manen Klopſtock's.** Aus d. Latein. des Grafen F. L. v. Moltke. Altona 1808.
- **Deutſches Fremdwörterbuch.** 3 Bde. N. A. Altona 1817.
- **Neue Erzählungen.** Altona 1821.
- **Romane, Erzählungen und Novellen.** 2 Theile. Berlin 1829.
- **Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte.** 4 Th. Berlin 1829.

R. gehört zu den jüngeren Anhängern des Göttingiſchen Dichterbundes und ſchritt auf dem von dieſem eingeſchlagenen Pfade nicht ohne Erfolg fort. Leichtigkeit, Innigkeit und Natürlichkeit zeichnen vorzüglich ſeine lyriſchen Poeſieen, ſowie Klarheit, Eleganz und Geſchmack ſeine proſaiſchen Leiſtungen aus. Auch als Aeſthetiker und Litterarhiſtoriker hat er ſich mannichfache Verdienſte erworben.

Digitized by Google

Karl Friedrich Graf von Reinhardt,

geboren am 2. September 1761 zu Schernberg im Württembergiſchen, eines Predigers Sohn, ſtudirte zu Tübingen Theologie und Philologie und wurde, nachdem er kurze Zeit zu Balſtingen vicarirt hatte, Hauslehrer in einem Handelshauſe zu Bordeaux, dann Secretär im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Im Jahre 1796 ward er franzöſiſcher Geſandter in Hamburg, Lübeck und Bremen, 1797 in Florenz und 1798 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten unter Napoleon. Im Jahre 1799 wurde er Geſandter in der Schweiz, 1802 wiederholt in Hamburg und ſeit 1817 in Kaſſel bei dem Könige von Weſtphalen und in den Adelsſtand erhoben. Unter Ludwig XVIII. hatte er einige Zeit das Directorium in Talleyrand's Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, flüchtete aber nach Napoleon's Rückkehr von Elba auf ſein in der Nähe von Köln belegenes Gut und wurde nach dem zweiten pariſer Frieden Graf und Geſandter bei dem Bundestage zu Frankfurt am Main. Dieſen Poſten verlor er im Jahre 1829, weil er Proteſtant war, wurde aber dafür nach der Julirevolution 1830 Geſandter in Dresden. Er ſtarb zu Paris am 25. December 1837.

Außer mehrfachen Journalbeiträgen haben wir von ihm:

Gedichte des Tibull, nebſt einer Probe aus Properz, den Kriegsliedern des Tyrtäus und einem Anhang eigner Gedichte. Zürich 1783.
Epiſteln von Reinhardt und Lenz. Zürich 1785.

R's wahre Verdienſte ſind auf einem anderen Felde zu ſuchen und fallen der Weltgeſchichte anheim. — In ſeinen poetiſchen Jugendarbeiten zeigt ſich Feinheit des Geſchmacks, Klarheit, Anmuth der Darſtellung und warmes Gefühl.

Chriſtian Ernſt Gottlieb Jens Reinhold,

geboren am 18. October 1793 zu Jena, Sohn von K. L. Reinhold, wurde im Jahre 1819 Privatdocent zu Jena, 1820 Subrector am Gymnaſium zu Kiel. Im Jahre 1822 habilitirte er ſich daſelbſt als Privatdocent, erhielt 1824 einen Ruf als ordentlicher Poſeſſor der Logik und Metaphyſik zu Jena und ward 1829 weimariſcher Hofrath und im Jahre 1818 geheimer Hofrath.

Er ſchrieb u. A.:

Verſuch einer Begründung und neuen Darſtellung der logiſchen Formen. Leipzig 1819.
Berichtigung von Mißverſtändniſſen in Fries' Vertheidigung ſeiner Lehre von der Sinnenanſchauung. Leipzig 1820.
Grundriß eines Syſtems der Erkenntniß- und Denklehre. Schleswig 1823.
K. Leonhard Reinhold's Leben und literariſches Wirken. Jena 1825.
Logik. Jena 1826.
Beitrag zur Erläuterung der Pythagoräiſchen Metaphyſik. Jena 1827.
Handbuch der allgemeinen Geſchichte der Philoſophie. 2 Th. Gotha 1828—29.
Die Wiſſenſchaften der praktiſchen Philoſophie im Grundriſſe. 3 Abth.: a) Philoſophiſche Rechtslehre; b) Ethik und c) Religionsphiloſophie. Jena 1837.
Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie. 2te Aufl. Jena 1839.
Lehrbuch der philoſophiſch-propädeutiſchen Pſychologie und der formalen Logik. 2te Auflage. Jena 1839.

Ein äußerſt ſcharfſinniger und gründlicher Denker, der unabhängig ſeinen eigenen Weg einſchlug auf dem Gebiete der Philoſophie und trotz den Anfeindungen der Schulphiloſophen beharrlich auf demſelben weiter ſchritt. Was er Neues durch ſeine Forſchungen und Unterſuchungen zu Tage förderte, iſt hier zu entwickeln nicht der Ort; es muß genügen, darauf hinzudeuten, daß er mit jenen oben gerühmten Eigenſchaften eine überaus klare, lichtvolle, allgemein verſtändliche und ſeinem Gegenſtande höchſt angemeſſene Darſtellungsweiſe verbindet und auch hier manchem Gefeierten des Tages als Vorbild dienen könnte.

K. L. Reinhold's Theorie des Vorſtellungsvermögens *).

Nachdem Reinhold zur Empfehlung der Kritik der reinen Vernunft, zur Beförderung des Verſtändniſſes ihrer Bedeutung, und demnach zur Einführung der von dieſem unvergänglichen Denkmale des deutſchen Tiefſinnes ausgehenden neuen Periode in der Philoſophie ſo erfolgreich zu wirken begonnen, war er auch der Erſte, welcher auf der von Kant eingeſchlagenen und dem damaligen Zeitalter vorgezeichneten Bahn der ſpeculativen Forſchung einen Fortſchritt unternahm. Zu einer Zeit, da es noch für ein rühmliches Verdienſt gelten durfte, den Zuſammenhang der Kantiſchen Lehrbegriffe und ihr Verhältniß zu den früheren Philoſophemen mit Klarheit zu durchſchauen, verſuchte Reinhold zuerſt, mehr als dies zu leiſten, und die von ihm mit muſterhafter Schärfe und Beſtimmtheit aufgefaßten transcendentalen Beſtimmungen Kant's, den Erforderniſſen des vollendeten Vernunftſyſtemes gemäß, tiefer zu begründen und aus einem oberſten Principe mit ſtrenger Folgerichtigkeit abzuleiten.

Er bildete nämlich bei dem Nachdenken über die Urſachen der mancherlei Mißverſtändniſſe, auf denen nach ſeinem Dafürhalten die Einwürfe gegen die Kritik der reinen Vernunft größtentheils beruhten, die Anſicht in ſich aus: Kant habe zwar die in dem menſchlichen Erkennen zuſammenwirkenden Grundthätigkeiten und deren Geſetze entdeckt, aber in Bezug auf die Gültigkeit ſeiner Annahmen und Folgerungen eine wichtige Frage unbeantwortet gelaſſen, die doch zur Entſcheidung gebracht werden müſſe, bevor dieſe Gültigkeit eine allgemeine Anerkennung finden könne. Die Kritik gehe von der zweifelloſen Thatſache aus, daß ſowohl reine Vernunfterkenntniſſe, als Erfahrungskenntniſſe in uns vorhanden ſind, und mache es ſich zur Aufgabe, die Möglichkeit beider Erkenntnißarten zu erklären, um ihre Beſchaffenheit, ihren Umfang und ihre Beziehung auf einander vermöge einer ſolchen Erklärung feſtzuſetzen. Sie zeige, wie die Erfahrung in uns nur dadurch möglich ſei, daß ein vermittelſt Anregung unſerer Sinnlichkeit uns gegebener Wahrnehmungsſtoff durch die Selbſtthätigkeit des Verſtandes nach gewiſſen Geſetzen zu einer geordneten Erſcheinungswelt geſtaltet werde, und ſie beſtimme hiernach das Eigenthümliche der mathematiſchen und der philoſophiſchen reinen Erkenntniß, und ihr wahres Verhältniß zu der empiriſchen. Hierbei befolge ſie zur Hervorbringung des reinen transcendentalen Wiſſens, welches ihren Inhalt ausmache, die Methode, daß ſie die in unſerem Inneren vor aller Erfahrung vorhandenen urſprünglichen Vermögen und Weiſen des Erkennens in einer Abſtraction von den Verſchiedenheiten des zufälligen Inhaltes unſerer Vorſtellungen und in einer Reflexion auf die zurückbleibende gleiche und nothwendige Form derſelben auffaſſe. Nun gehe ſie bei allen ihren Unterſuchungen von der Vorausſetzung aus, daß überhaupt kein anderer objectiv exiſtirender Gegenſtand für unſer theoretiſches Erkennen vorhanden ſein könne, als ein ſolcher, deſſen Stoff durch die Affection der Sinnlichkeit uns dargeboten werde. Aber eben dieſe Grundannahme ſei bei Kant eine unbewieſene Hypotheſe geblieben. Die Frage: „warum dies ſich ſo verhalte," oder die hier gleichbedeutende: „woher wir es denn mit Zuverläſſigkeit wiſſen, daß unſer Geiſt in allem ihm erreichbaren Erkennen objectiv realer Gegenſtände an einen ſinnlichen Stoff und an die von Kant entdeckten Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes gebunden ſei," dürfen wir keinesweges für eine ſchon genügend in der Kritik beantwortete halten, weil dieſe hierauf nur die Erwiederung ertheile, daß allein in einer ſolchen Weiſe die wirkliche Erfahrung für den Menſchen Möglichkeit beſitze. An dieſer Erwiederung, wenn ſie

*) E. Reinhold „Handb. d. allgem. Geſch. d. Philoſophie" (S. 140 flg.).

als ein Beweis für die Zuverläſſigkeit der Kantiſchen Theorie geltend gemacht werden ſollte, würde der logiſche Fehler der ſogenannten Erſchleichung unverkennbar ſein. Daher trete uns in jener Frage ein durch die Kantiſche Zergliederung des Erkenntnißvermögens nur vorbereitetes und noch nicht aufgelöſtes Problem entgegen, deſſen Löſung der Endpunkt ſei, zu welchem die philoſophirende Vernunft auf dem Wege der analytiſchen Unterſuchung gelangen könne. Obgleich Kant auf eine keiner Berichtigung fähige Weiſe den Umfang des menſchlichen Erkennens aus den in unſerem Inneren verborgenen Bedingungen deſſelben abgeleitet, ſo ſei dennoch den Erforderniſſen der wiſſenſchaftlichen Darſtellung der Erkenntnißtheorie von ihm nicht Genüge geleiſtet, ſo habe er denjenigen, welche ſein großes Unternehmen nicht blos dem Buchſtaben nach, ſondern dem Geiſte nach zu würdigen verſtehen, ein nicht unwichtiges Geſchäft in der Vollendung ſeines Syſtemes übrig gelaſſen. Der angegebene Punkt, welcher von ihm zwar mit Recht, jedoch ohne Beweis, angenommen worden, und der nur in den Augen der Wenigen, die noch ſeinem Vorgange durch den mühſamen Weg der Analyſis glücklich ſich hindurchgearbeitet, gleiche Evidenz, wie für ihn ſelbſt, enthalten könne, müſſe zum Folgeſatz unbeſtreitbarer Prämiſſen gemacht, kurz, die letzten Gründe, von denen Kant, ohne daß ſie in ihm zum deutlichen Bewußtſein gelangten, bei ſeinen transcendentalen Lehren geleitet worden, müſſen aufgeſucht und in oberſten Grundſätzen ausgeſprochen werden. Alsdann werde es allen Denkern gelingen, auf dem viel leichteren, auf dem ſynthetiſchen Weg, ausgehend von den höchſten Principien der philoſophiſchen Selbſterkenntniß, die befriedigende Einſicht in die Wahrheit der Kantiſchen Erkenntnißlehre zu gewinnen. Hierdurch ſei die Idee einer Wiſſenſchaft hervorgehoben und feſtgeſtellt, welche dieſe höchſten Principien aus dem menſchlichen Geiſt entwickle und die Lehrſätze ſowohl der theoretiſchen, als der praktiſchen Philoſophie aus ihnen ableite *). Dieſe Wiſſenſchaft, die „Theorie des Vorſtellungsvermögens,“ werde die eigentliche „Elementarlehre oder Fundamentallehre der geſammten Philoſophie“ ſein, während die Kritik der reinen Vernunft nach dem Plan ihres Verfaſſers nur als eine Propädeutik der Metaphyſik ſich geltend machen wolle **).

Alles, behauptet die Reinholdſche Theorie des Vorſtellungsvermögens, was die Kritik der reinen Vernunft über den Unterſchied zwiſchen dem Transcendentalen und dem Empiriſchen in der Erkenntniß, und zwiſchen den verſchiedenen Arten der Vorſtellungen lehrt, muß zu dem richtigen Begriffe der „Vorſtellung überhaupt“ führen, der hierbei undeutlich vorausgeſetzt wird. Es iſt erforderlich, daß die Gattungsmerkmale der Vorſtellung deutlich von uns gedacht ſein, ehe die Merkmale der Hauptarten unſeres Vorſtellens, alſo der Sinnlichkeit, des Verſtandes und der Vernunft, mit hinlänglicher Genauigkeit und Sicherheit von uns feſtgeſtellt werden können. Zunächſt iſt alſo die Beſchaffenheit der „bloßen Vorſtellung,“ in ihrer Unabhängigkeit von der Beſchaffenheit des vorſtellenden Ichs und der vorgeſtellten Gegenſtände, zu beſtimmen. Wenn gleich die Sinneswahrnehmungen, die Verſtandesbegriffe und die Vernunftideen nicht in Rückſicht deſſen, was ſie gegenſeitig von einander unterſcheidet, aus der „Vorſtellung überhaupt“ ſich ableiten laſſen, ſo iſt doch ihr gemeinſchaftlicher Charakter, durch welchen ſie eben Vorſtellungen ſind und der keineswegs von ihrer beſonderen Eigenthümlichkeit abhängt, nur aus dem allgemeinen Weſen der Vorſtellung erklärbar. Gerade nun dieſer gemeinſchaftliche Charakter muß erfaßt werden, um aus ihm die Nothwendigkeit des großen Hauptreſultates der Kritik: „daß die Dinge an ſich nicht erkennbar ſind“ und der daſſelbe herbeiführenden Lehren vom Raum und von der Zeit, von den Kategorieen und von den Formen der Ideen zu deduciren ***).

Die Vorſtellung kommt urſprünglich nur im Bewußtſein und durch das Bewußtſein vor. Dieſes zeigt ſich daher als die Quelle, zwar nicht der Vorſtellung ſelbſt, aber doch des richtigen urſprünglichen Begriffes von ihr. Es iſt derjenige Zuſtand des Gemüthes, welcher für jede Erkenntniß, Einſicht und Ueberzeugung eine Bedingung und einen Beſtandtheil ausmacht, und muß deshalb unter den Ueberzeugungen, welche Thatſachen ſind, für die erſte und allgemeinſte gelten. Die Begriffe des reinen und erfahrungsmäßigen Bewußtſeins unſer ſelbſt und der Außenwelt ſetzen den Begriff des „Bewußtſeins überhaupt“ voraus, wenn ſie ſowohl in ihrem Zuſammenhange, als in ihrem Unterſchiede richtig gedacht werden ſollen *).

In dieſem ganz allgemeinen Begriffe wird theils etwas gedacht, welches ſich bewußt iſt, das „Subject des Bewußtſeins,“ theils etwas, deſſen ſich jenes bewußt iſt, das „Object des Bewußtſeins,“ theils endlich etwas, wodurch das Subject des Objectes ſich bewußt iſt, die „Vorſtellung.“ Hiernach lautet derjenige Satz, welcher unmittelbar die Thatſache ausdrückt, die im Bewußtſein vor ſich geht: im Bewußtſein wird die Vorſtellung durch das Subject vom Subject und Object unterſchieden und auf beide bezogen. Aus ihm ergeben ſich die urſprünglichen Begriffe der Vorſtellung des Objectes und des Subjectes. Die Vorſtellung erſtlich iſt hiernach dasjenige, wodurch das Subject ſich eines Objectes bewußt, und was daher im Bewußtſein vom Object und Subject unterſchieden, aber auf beide bezogen wird. Das Object zweitens iſt das im Bewußtſein durch das Subject von dem Subject und von der Vorſtellung Unterſchiedene, welches auf die letztere, inſofern ſie vom Subject unterſchieden worden, ſich bezieht. Endlich das Subject iſt das durch ſich ſelbſt im Bewußtſein von der Vorſtellung und von dem Object Unterſchiedene, und als Gegenſtand der von dem Object unterſchiedenen Vorſtellung Anerkannte. Das Vermögen, aus welchem die Möglichkeit der bloßen Vorſtellung entſpringt und welches in der Urſache der Vorſtellungen, alſo in demjenigen, was den Grund ihrer Wirklichkeit enthält, vor allem Vorſtellen vorhanden ſein muß, iſt „das Vorſtellungsvermögen überhaupt.“ Es kann zwar nicht außerhalb der vorſtellenden Kraft und außerhalb der Sinnlichkeit, des Verſtandes und der Vernunft vorhanden ſein. Aber ſein Begriff läßt ſich nicht aus dieſer Kraft, ſondern blos aus ihrer Wirkung, nämlich aus der bloßen Vorſtellung, und zwar nur aus dem durch den Satz des Bewußtſeins beſtimmten Charakter derſelben ableiten **).

Die bloße Vorſtellung muß aus etwas beſtehen, wodurch ſie ſich auf das Object und das Subject beziehen und von beiden unterſcheiden läßt. Beide werden aber außerdem gegenſeitig von einander im Bewußtſein unterſchieden. Folglich kann auch in der Vorſtellung nicht Eins und Daſſelbe den Grund ihrer Beziehung auf das Object und auf das Subject enthalten. Hieraus ergiebt ſich, daß in ihr zwei verſchiedene Beſtandtheile vereinigt ſein müſſen, auf deren Unterſchied und Zuſammenhange die „Natur oder das Weſen einer bloßen Vorſtellung“ beruht. Das Eine, was ſich in ihr und wodurch ſie ſich auf das Object bezieht, heißt ihr „Stoff.“ Das Andere dagegen, was ſich in ihr und wodurch ſie ſich auf das Subject bezieht, heißt ihre „Form.“ Für jede Vorſtellung muß der Stoff dem Subjecte gegeben und die Form durch das Subject hervorgebracht ſein; daher wird durch die Möglichkeit der Vorſtellung überhaupt eine „Receptivität“ und eine „Spontaneität“ im Subjecte vorausgeſetzt ***). Die Vorſtellung ſelbſt iſt hiernach weder blos dem Menſchen gegeben, noch blos von ihm hervorgebracht, ſondern ſie iſt vermöge ſeiner Receptivität und Spontaneität von ihm erzeugt. Wenn die Unterſcheidung des Vorſtellenden und des Vorgeſtellten durch die Vorſtellung im Bewußtſein möglich ſein ſoll, ſo muß der Stoff der Vorſtellung ein „Mannigfaltiges“ und die Form der Vorſtellung „Einheit des Mannigfaltigen“

*) Reinhold's erſter Verſuch, die angegebene Idee einer wiſſenſchaftlichen Vollendung des Kriticismus auszuführen, war ſeine 1789 erſchienene Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens. In den folgenden Jahren, bis er ſpäter ſelbſt von der Unhaltbarkeit dieſer Theorie ſich überzeugte, war er bemüht, ſie theils von mehreren bald an ihr wahrgenommenen Mängeln zu reinigen und ſie vollſtändiger auszuführen, theils ſie gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche von vielen Seiten, von Anhängern und Gegnern der Kantiſchen Lehre gegen ſie gerichtet wurden. Die zu dieſem Zwecke von ihm verfaßten Schriften ſind: 1) der erſte Band ſeiner Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverſtändniſſe der Philoſophen, 1790; 2) über das Fundament des philoſophiſchen Wiſſens, 1791; 3) der zweite Band der genannten Beiträge, 1794.

**) Verſ. einer neuen Theorie des Vorſtellungsv. Vorrede S. 58—68. Vergl. ferner „Ueber das Bedürfniß, die Möglichkeit und die Eigenſchaften eines allgemeinen erſten Grundſatzes der Philoſophie,“ in den Beiträgen zur Berichtigung u. ſ. w. 1r Bd. S. 169—142. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Metaphyſik, im 2. Th. der vermiſchten Schriften, S. 248—257.

***) Verſ. einer neuen Theorie des menſchl. Vorſtellungsv. 1r Bd. §. V. Verm. Schriften. 2r Th. S. 257. Beiträge zur Berichtigung u. ſ. w. 1r Bd. S. 142—164.

*) Verm. Schriften. 2r Th. S. 257—260. Beitr. zur Berichtig. u. ſ. w. 1r Bd. S. 159—162.

**) Neue Darſtellung der Hauptm. d. Elementarph. in d. Beitr. zur Bericht. u. ſ. w. S. 167—176. Verm. Schriften. 2r Th. S. 260—263.

***) Reinhold gibt für dieſen Hauptſatz ſeiner Theorie folgenden Beweis. In der Vorſtellung iſt der Stoff dasjenige, wodurch ſie dem Object als dem Vorgeſtellten entſpricht, und die Form dasjenige, wodurch ſie dem Subject als dem Vorſtellenden angehört. Der Stoff muß alſo von der Form in dieſer Eigenſchaft ſich unterſcheiden. Die Form muß Eigenthum des Subjectes ſein, inwiefern daſſelbe im Bewußtſein als die Urſache der Vorſtellung ſich verhält, und der Stoff kann dem Vorſtellenden in dieſer Beziehung nicht zukommen. Jene iſt eine Wirkung des Vorſtellenden, was dieſer nicht iſt. Gleichwohl muß der Stoff in jeder Vorſtellung nothwendig vorkommen, und muß daher dem vorſtellenden, an ihm die Form hervorbringenden Subjecte gegeben ſein. Die Vorſtellung wird im Bewußtſein auch auf das Subject bezogen, kann aber demſelben unmöglich in gleicher Weiſe rückſichtlich auf Stoff und auf Form angehören. Der Stoff kann dem Subjecte nur als etwas auf das Object ſich Beziehendes, und inſofern dem Subjecte nicht urſprünglich Eigenes, ſondern Gegebenes beigelegt werden; die Form hingegen, mithin dasjenige, wodurch aus dem Stoffe die Vorſtellung geworden iſt, muß ein urſprüngliches Eigenthum des Subjectes ſein, welches kein vorſtellendes genannt werden dürfte, wenn es nicht Vorſtellungen in ſich erzeugte. Demzufolge beruht die Möglichkeit des Bewußtſeins, als des doppelten Bezogenwerdens der Vorſtellung auf das Object und auf das Subject, darauf, daß der Stoff in der Vorſtellung, als das Gegebene, von der Form, als dem Hervorgebrachten, ſich unterſcheidet.

Digitized by Google

ſein. Denn nur zufolge ihres Stoffes bezieht ſich die Vorſtellung auf das im Bewußtſein durch ſie zu Unterſcheidende, auf das Object, und nur zufolge ihrer Form auf das im Bewußtſein durch ſie Unterſcheidende, auf das Subject. Mithin iſt es die in der Vorſtellung dem Stoff als ſolchem angehörige Beſchaffenheit, welche den Grund für die Möglichkeit der Unterſcheidung des Objectes von dem Subject enthalten muß. Nun kann aber der Grund für die Möglichkeit einer Unterſcheidung lediglich in der Mannigfaltigkeit liegen, und ſo kommt dieſe dem Stoffe der Vorſtellung mit Nothwendigkeit zu. Ferner muß der Stoff von der Form, das Hervorgebrachte von dem Gegebenen, das auf das Object Bezogene von demjenigen, was ſich auf das Subject bezieht, weſentlich verſchieden ſein. Aber von dem Mannigfaltigen überhaupt unterſcheidet ſich nur die Einheit. Deshalb beſteht die Form der Vorſtellung nothwendig in der Einheit des Mannigfaltigen. Hiernach bezieht ſich die Vorſtellung von der Seite der in ihr hervorgebrachten Einheit auf das Subject, auf dasjenige, was im Bewußtſein als das Unterſcheidende, als das blos Thätige auftritt, und von der Seite des in ihr gegebenen Mannigfaltigen auf das Object, welches im Bewußtſein als das vom Subject Unterſchiedene ſich verhält, dem der beſtimmbare Stoff der Thätigkeit angehört *). Die Receptivität iſt die Fähigkeit, ein Mannigfaltiges zu empfangen. Im Vorſtellungsvermögen iſt die Mannigfaltigkeit des Stoffes als diejenige Eigenſchaft deſſelben beſtimmt, welche allein es möglich macht, daß er empfangen werden kann. Sie heißt die „Form der Receptivität" und macht das Weſen der Receptivität als eines Beſtandtheiles des Vorſtellungsvermögens aus. Dagegen beſteht die Spontaneität in der Fähigkeit, an dem gegebenen Mannigfaltigen Einheit hervorzubringen, alſo daſſelbe zu verknüpfen. Die im Vorſtellungsvermögen beſtimmte und im Verknüpfen ſich äußernde Handlungsweiſe heißt die „Form der Spontaneität," und macht das Weſen der Spontaneität als eines Beſtandtheiles des Vorſtellungsvermögens aus. Beide Formen ſind für das vorſtellende Subject in und mit dem Vorſtellungsvermögen, deſſen Weſen ſie bilden, gegeben und folglich vor aller Vorſtellung vorhanden **).

Die Veränderung, welche in dem Subjecte dadurch vorgeht, daß ſeiner Receptivität ein Stoff gegeben wird, heißt das „Afficirtwerden," und die Handlung, durch welche der Stoff dargeboten wird, heißt das „Afficiren." Der Stoff iſt „ſubjectiv beſtimmt," indem er durch die Form der Receptivität, und er iſt „objectiv beſtimmt," indem er durch das Object, dem er in der Vorſtellung entſpricht, ſeine Beſtimmung erhält. Wenn ſeine objective Beſchaffenheit in der Receptivität lediglich von dem Afficirtwerden abhängt, ſo wird er hierdurch „beſtimmt;" wenn dagegen ſein bloßes Vorhandenſein in der Receptivität von dem Afficirtwerden abhängt, ſo wird er hierdurch „gegeben." Iſt er nicht nur hinſichtlich auf ſein Vorhandenſein in der Receptivität als Stoff, ſondern auch hinſichtlich auf ſeine objective Beſchaffenheit durch das Afficirtwerden beſtimmt, ſo heißt er ein „empiriſcher," und die aus ihm entſtandene Vorſtellung heißt gleichfalls eine „empiriſche." Der empiriſche Stoff iſt entweder ein „ſubjectiver," wenn er ſeiner Beſchaffenheit nach durch ein Afficirtwerden von innen, alſo durch eine Handlung des ſeine Receptivität afficirenden Subjectes, oder er iſt ein „objectiver," wenn er durch ein Afficirtwerden von außen, durch etwas vom Subjecte Verſchiedenes, beſtimmt iſt. Derjenige Stoff, der rückſichtlich auf ſeine objective Beſchaffenheit nicht durch ein Afficirtwerden, ſondern durch das Vorſtellungsvermögen, und welcher blos rückſichtlich auf ſein Vorhandenſein in der Receptivität durch das Afficirtwerden von innen beſtimmt iſt, heißt der „reine, a priori beſtimmte" Stoff, und die aus ihm entſtandenen Vorſtellungen, welche die Formen der Vorſtellungen zu ihrem Gegenſtande haben, heißen „reine oder apriociſche" Vorſtellungen ***).

Das Bewußtſein überhaupt beſteht im Bezogenwerden der Vorſtellung durch das Subject auf Object und Subject, und iſt von dem Vorſtellen unzertrennlich. Es iſt „klar," inſofern es ein Bewußtſein der Vorſtellung iſt, „dunkel" dagegen, wenn man ſich einer Sache bewußt wird, ohne der Vorſtellung, durch welche dies geſchieht, insbeſondere und als einer ſolchen ſich bewußt zu werden, es iſt „deutlich," inſofern es Bewußtſein des Vorſtellenden als eines ſolchen, mithin Selbſtbewußtſein iſt. Das Bewußtſein heißt „Erkenntniß," wenn ſein Object weder eine bloße

*) Als Beſtätigung, fügt Reinhold hinzu, mag noch Folgendes dienen. Wenn ein Gegenſtand erkannt werden ſoll, muß er ſich von anderen Gegenſtanden unterſcheiden laſſen. Dies iſt nur dadurch möglich, daß er verſchiedene Beſtimmungen enthält, daß er ein Inbegriff mannigfaltiger Merkmale iſt. Es muß ihm alſo in der Vorſtellung, durch die er erkennbar ſein ſoll, ein Mannigfaltiges entſprechen. Das, was dem Gegenſtand in einer Vorſtellung entſpricht, iſt aber der Stoff. dieſer kann folglich nur ein Mannigfaltiges ſein.

**) Beitr. zur Berichtig. S. 160—204.

***) A. a. O. S. 209—215.

Vorſtellung, noch das Vorſtellende, ſondern ein von beiden unterſchiedenes Vorgeſtelltes iſt *).

Zur Erkenntniß gehören zwei verſchiedene Arten von Vorſtellungen, die eine, welche unmittelbar, und die andere, welche vermittelſt jener auf den Gegenſtand bezogen wird. Die erſte heißt „Anſchauung," und die zweite „Begriff." Wenn der Stoff der Anſchauung ſeiner objectiven Beſchaffenheit nach durch die bloße Affection in dem Vorſtellenden beſtimmt iſt, ſo heißt ſie eine „ſinnliche," wenn er dagegen nach dieſer Beſchaffenheit nur durch das Vorſtellungsvermögen beſtimmt iſt, ſo heißt ſie eine „intellectuelle." Sie iſt eine „äußere," inſofern ſie durch eine Affection von außenher entſteht. Dann bezieht ſie ſich auf einen Gegenſtand, der weder als eine Vorſtellung noch als das Vorſtellende, ſondern nur als ein von beiden unterſchiedenes Object aufgefaßt werden kann. Jede äußere Anſchauung iſt ſinnlich und das Vermögen derſelben heißt der „äußere Sinn." Die „innere Anſchauung nimmt aus einer Affection von Innen ihren Urſprung. Beſteht ihr Stoff in dem Afficirtwerden ſelbſt, ſo heißt ſie eine „innere ſinnliche Anſchauung" und bezieht ſich auf einen Gegenſtand, der nur als eine Vorſtellung von uns aufgefaßt werden kann. Das Vermögen ſolcher Anſchauungen iſt der „innere Sinn." Wir ſtellen uns Alles im Raume vor, was uns als außerhalb unſer ſelbſt erſcheint, und Alles in der Zeit, was wir als von außen her gegeben in uns aufnehmen. Unſeren Leib betrachten wir als ein Außending, indem wir ihm zuſchreiben, daß er einen Theil des Raumes erfüllt, and unſer eigenes empiriſches Wirken und Leiden vermögen wir nur als eine erfüllte Zeit, als eine Veränderung in uns ſelbſt anzuerkennen. Die Receptivität unſerer reinen Sinnlichkeit beſteht in dem Vermögen, durch ein Mannigfaltiges unter der Form des Außereinanderſeins angeregt zu werden, und ihre Spontaneität in dem Vermögen, Einheit in dieſes Mannigfaltige zu dringen, und alſo die Stetigkeit zu erzeugen. Die „reine Form der ſinnlichen Vorſtellung überhaupt" iſt die Einheit des außereinander befindlichen Mannigfaltigen; die „Form der Vorſtellung des äußeren Sinnes" iſt die Einheit der im Außereinanderſein beſtehenden Form des Mannigfaltigen, inſofern es von außen her gegeben iſt, alſo die Stetigkeit nach allen drei Dimenſionen, „der bloße Raum;" die „Form der Vorſtellung des inneren Sinnes" iſt die Einheit der im Außereinanderſein beſtehenden Form des Mannigfaltigen, inſofern es durch Auffaſſung dem Subjecte gegeben iſt, alſo die Stetigkeit in der Aufeinanderfolge, „die bloße Zeit." Der Gegenſtand einer empiriſchen Anſchauung, welcher nur unter den a priori in unſerer Seele beſtimmten und folglich nur unſerer Subjectivität und nicht dem Ding an ſich eigenthümlichen Formen der Anſchauung vorgeſtellt werden kann, heißt die „Erſcheinung." Uns ſind hiernach nichts als Erſcheinungen empiriſch erkennbar, und Raum und Zeit ſind weſentliche Bedingungen aller Erſcheinungen, aber nicht der Dinge an ſich **).

Die urſprünglich aus ſchon vorhandenen ſinnlichen Vorſtellungen durch die Thätigkeit des Subjectes erzeugte Vorſtellung iſt der „Verſtandesbegriff." Sein Stoff iſt das durch Sinnlichkeit bereits vorgeſtellte Mannigfaltige, und ſeine Form die Einheit deſſelben, welche als Einheit des Vorgeſtellten die „objective Einheit" heißt. Die ſinnliche Vorſtellung hat zwar ein Object, jedoch wird dieſes im Bewußtſein nicht als ſolches vorgeſtellt. Denn als Anſchauung auf ihr Object bezogen, wird die ſinnliche Vorſtellung in unſerem Bewußtſein von ihm nicht unterſchieden. Deshalb kann aus ihr allein, ohne das Hinzutreten des Begriffes, keine Erkenntniß hervorgehen. Das Vermögen des Subjectes, ſich bloßer Objecte als ſolcher bewußt zu werden, iſt der „Verſtand." Inwiefern mit dem Ausdruck „Object" die durch Verbindung des vorgeſtellten Mannigfaltigen hervorgebrachte Einheit bezeichnet wird, inſofern ſetzt der Verſtand ſelbſt durch die allgemeine Form ſeiner Vorſtellung die Objecte. Aber er thut dies nur, indem er bereits vorhandene Vorſtellungen, und zwar ſolche verknüpft, zu denen uns der Stoff von außen her gegeben ſein muß. Er hängt demnach rückſichtlich auf die bloße Möglichkeit, ein Object als außer uns befindlich vorzuſtellen, von der Sinnlichkeit ab. Die ihm eigenthümlichen beſonderen Verknüpfungsarten, die in ihm ſelbſt gegründeten Modificationen der objectiven Einheit, „die Kategorieen," beſitzen aus dieſem Grunde nur durch die reine Sinnlichkeit und durch die Beziehung auf unſeren empiriſchen Zuſtand, welche in den Schematen vermittelt wird, eine objective Realität ***).

Die Vorſtellung, welche durch Vereinigung von Verſtandesbegriffen erzeugt wird, iſt die „Idee," und das Vermögen, Ideen zu erzeugen, heißt die „Vernunft." Der unmittelbare

*) A. a. O. S. 216—223.

**) A. a. O. S. 233—234. Verm. Schriften. 2r Th. S. 265—266. Theorie des Vorſtellungsv. III. Bd. §. LII — LXVI.

***) Verm. Schriften. 2r Th. S. 266—268. Theorie des Vorſtellungsv. III. Bd. §. LXVII — LXXVII.

Digitized by Google

Stoff der Ideen beſteht aus dem Mannigfaltigen, welches in der Form des Verſtandes und durch dieſelbe gegeben iſt. Dieſes findet unabhängig von dem Mannigfaltigen ſtatt, welches ſowohl in den ſinnlichen Vorſtellungen, als in den Begriffen enthalten iſt, und unterſcheidet ſich weſentlich von Beidem, indem es auf den bloßen Verknüpfungsarten des Verſtandes beruht. Daher iſt die „Form der Idee" die abſolute, von allen außerhalb der Spontaneität befindlichen Bedingungen unabhängige Einheit. Die Verknüpfungsarten des Verſtandes, welche die Vernunft auf Einheit bringt, werden entweder vermittelſt der Sinnlichkeit auf den empiriſchen Zuſtand des Subjectes, auf die Materie der Erfahrung, bezogen, in welchem Falle die Ideen „empiriſche" heißen, oder ſie werden als Handlungsweiſen des Subjectes lediglich auf das reine Subject bezogen, in welchem Falle die Ideen „reine" genannt werden. Durch reine Vernunft werden keine realen Objecte vergegenwärtigt. Die Vorſtellung dieſer Objecte kommt als ausſchließlich eigenthümliches Geſchäft dem mit der Sinnlichkeit zuſammenwirkenden und an die Sinnlichkeit gebundenen Verſtande zu. Deswegen verſtatten die Ideen, welche nur vermittelſt der Vorſtellungen des Verſtandes auf ſolche Gegenſtände ſich beziehen, keinen die Gegenſtände der Wirklichkeit ſelbſt im Bewußtſein „conſtituirenden," ſondern blos einen die Erkenntniſſe „regulirenden" Gebrauch *).

Es gibt noch ein beſonderes Selbſtbewußtſein, durch welches ſowohl das reine, als das empiriſche vorausgeſetzt wird, während es nicht blos aus der Verbindung beider beſteht, das „moraliſche Selbſtbewußtſein" oder das „Gewiſſen." Dieſes enthält die Forderung der Vernunft an das empiriſche Subject: die bloße Vernunftmäßigkeit als den Grund der Befriedigung, und die Vernunftwidrigkeit als den Grund der Nichtbefriedigung der Begierden anzunehmen und geltend zu machen. Durch daſſelbe ſind wir uns des Sollens bewußt, was ohne Willensfreiheit unmöglich wäre. Das Vermögen, dieſem Geſetz entweder gemäß oder zuwider zu handeln, und folglich die Vernunft entweder als Zweck oder als bloßes Mittel der Begierden zu gebrauchen, iſt von der Selbſtthätigkeit der Vernunft verſchieden. Die letztere hat nur eine einzige und innerlich nothwendige Handlungsweiſe, die Form der abſoluten Einheit; jenes hingegen übt zwei ihm gleich mögliche Handlungsweiſen, beſtimmt ſich alſo ſelbſt nicht blos zum wirklichen Handeln, ſondern auch zu der Art ſeines Handelns und iſt deshalb allein im ſtrengſten Sinne des Wortes die „Freiheit des Willens" zu nennen. Ohne ſie würde das reine Subject blos als Vernunft denkbar ſein, welche ſich ſelbſt vorſtellen würde, weil ſie als reine Vernunft ſich ſelbſt vorſtellen muß, während ſie an dem reinen Verſtand und der reinen Sinnlichkeit nur das Verhältniß derſelben zum empiriſchen Vorſtellungsvermögen anerkennt. Aber indem dem Subjecte die Freiheit zukommt, iſt daſſelbe nicht bloße Vernunft, ſondern hat es Vernunft. Als Subject der Willensfreiheit muß es nicht nur reine, ſondern auch empiriſche Vernunft und die übrigen Vermögen beſitzen, welche von dieſer vorausgeſetzt werden. In theoretiſcher Rückſicht iſt das reine Subject blos dadurch ein reales, daß es in ſeinem Zuſammenhange mit dem empiriſchen dem Selbſtbewußtſein zu Grunde liegt. Der Geiſt wird nur als Seele, und dieſe wird nur in ihrem Verhältniſſe zum Leibe theoretiſch erkennbar. In praktiſcher Rückſicht dagegen iſt das Subject, durch ſeine zufolge des Sittengeſetzes ihm gewiß werdende Freiheit, zwar nicht im Daſein, aber im Handeln von dem Zuſammenhange mit einem Leib unabhängig, ſetzt zur Erfüllung des Sittengeſetzes die endloſe Fortdauer dieſes Zuſammenhanges voraus, und kann ſich nur als „unſterbliche Seele" denken. In theoretiſcher Hinſicht iſt kein anderes abſolutes Subject erkennbar, als die reine Vernunft, und dieſe wird lediglich in der Eigenſchaft des transcendentalen Vorſtellungsvermögens und folglich in ihrer Verbindung mit dem empiriſchen Geiſtesvermögen erkannt. Daher iſt auch aus dem theoretiſchen Geſichtspunkte keine Ueberzeugung von Gott möglich. Hingegen in praktiſcher Hinſicht hört die Vernunft auf, das Subject ſelbſt zu ſein, und überläßt dieſen Rang der Willensfreiheit. Nun iſt das Subject nur in Rückſicht auf die Richtung ſeines Willens frei und bedarf der empiriſchen Materialien ſeines Handelns. Folglich wird durch die äußere Möglichkeit der Erfüllung des Sittengeſetzes eine durchgängige und keineswegs von der Freiheit des Subjectes abhängige Uebereinſtimmung der phyſiſchen Geſetze mit den moraliſchen, und mithin ein moraliſcher Urheber der Natur vorausgeſetzt. So erhält die Vernunft durch das Bewußtſein des Sittengeſetzes den Charakter eines freien und endlichen Weſens, welches in Anerkennung des Verhältniſſes zwiſchen ſeiner Endlichkeit, ſeiner Freiheit und ſeiner Vernünftigkeit nicht umhin kann, das Daſein eines unendlichen freien und vernünftigen Weſens anzunehmen **).

*) Verm. Schriften. 2r Th. S. 268—270. Theorie des Vorſtellungsv. III. Bd. §. LXXVII — LXXXVI.

**) Verm. Schriften. 2r Th. S. 270—274. Vergl. Theorie des Vorſtellungsv. III. Bd. §. LXXXVI — LXXXVIII.

Wenn man, wie es ſich gebührt, das Verdienſtvolle und für die Fortbildung der Philoſophie Förderliche dieſer Theorie in der oben bereits angedeuteten Hinſicht erwägt *), ſo erſcheint es dadurch nicht aufgehoben oder auch nur geſchmälert, daß Reinhold ſpäter ſich ſelbſt von ihrer Unhaltbarkeit überzeugte und mit der Wahrheitsliebe und Selbſtverläugnung, die eines Philoſophen würdig iſt, dies öffentlich erklärte. Die Einwürfe, welche von mehreren achtungswerthen Denkern gegen dieſelbe vorgebracht wurden, unter denen die bedeutendſten von G. E. Schulze in deſſen anonym erſchienenem „Aeneſidemus" **) herrühren, veranlaßten Reinhold nur zu dem Beſtreben, den an ihr gerügten Mängeln abzuhelfen, und führten ihn keineswegs zu einem gänzlichen Aufgeben ſeines Unternehmens. Hierzu bewog ihn Fichte's 1794 in ihrer erſten Grundlage an das Licht getretene Wiſſenſchaftslehre, welche ihm als der wirklich gelungene Verſuch erſchien, die von Kant aufgeſtellten transcendentalen Formen und Geſetze des Erkennens aus einem ihnen angemeſſenen Princip ſyſtematiſch abzuleiten. Reinhold überzeugte ſich, indem er die Gültigkeit jener Formen und Geſetze noch immer nicht in Zweifel zog, daß der ſeiner Elementarlehre mit der Kritik der reinen Vernunft gemeinſchaftliche Grundfehler durch die Fichteſche Begründung der letzteren glücklich gehoben worden ſei. Dieſen Fehler erblickte er darin, daß bei der Deduction der Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes das auf Anregung der Sinnlichkeit beruhende Gegebenſein des Wahrnehmungsſtoffes vorausgeſetzt, und demnach die Bedeutung aller transcendentalen Beſtimmungen auf eine mit dem Widerſpruche behaftete Weiſe von einer blos empiriſchen Thatſache abhängig gemacht worden war. Denn es konnte hiernach ſowohl in ſeiner eigenen, wie in der Kantiſchen Theorie, die Hypotheſe eines auf die Sinnlichkeit einwirkenden „Dinges an ſich" nicht entbehrt und dennoch mit Folgerichtigkeit nicht zugelaſſen werden. Nahm man das Anregende für ein bloßes Noumenon, für ein Gedankending, ſo konnte es nicht als die wirkliche Urſache der in uns hervorgebrachten Empfindungen betrachtet werden. Hielt man es dagegen für etwas in der That außer uns Vorhandenes und ſchrieb man ihm Eindrücke auf die Sinnlichkeit zu, ſo mußten ihm die Prädicate der Exiſtenz und der Cauſalität beigelegt werden, welche doch bloße Formen unſeres Denkens des Wahrgenommenen und allein auf Erſcheinungen anwendbar ſein ſollen ***). Dergeſtalt wurde Reinhold von dem Standpunkte ſeiner Elementarlehre zu dem der Fichteſchen Wiſſenſchaftslehre hingezogen, weil er in der letzteren diejenige Vollendung der kritiſchen Philoſophie fand, um die es ihm ſeit dem Beginne ſeiner Bearbeitung der Theorie des Vorſtellungsvermögens einzig zu thun geweſen war, und weil ihm dieſe Vollendung für nichts Geringeres galt, als für die Vollendung des einzig gültigen philoſophiſchen Syſtemes †). Doch zeigte er ſich nicht als einen unbedingten Anhänger der Fichteſchen Vorſtellungsart, und gab ſich ihr keineswegs mit Verläugnung der Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes hin. Er behauptete dieſe auch damals auf eine ſeines Kopfes und ſeines Herzens würdige Weiſe, indem er eine mittlere vergleichende Stellung zwiſchen der Fichteſchen Wiſſenſchaftslehre und der Jacobiſchen Glaubenslehre einnahm, und zwar den transcendentalen Standpunkt Fichte's für den einzig möglichen zum Behufe der Entwicklung der reinen Vernunfterkenntniß, den antidogmatiſchen Jacobi's aber für den urſprünglichen der natürlichen lebendigen Ueberzeugung des Gewiſſens hielt, in der Meinung, daß der eine den anderen nicht entbehrlich mache, ſondern daß jeder für ſich einſeitig nur einen Theil der intellectuellen Bedürfniſſe des Menſchen berückſichtige und befriedige, und den anderen zum vollſtändigen Bewußtſein der überſinnlichen Verhältniſſe ergänze. Gleich Anfangs nämlich verkannte Reinhold nicht das Unbefrie-

*) Mit Recht wies in der damaligen Zeit Schelling darauf hin, wie wichtig es geweſen ſei, die Hauptfrage der Kantiſchen Kritik, die Möglichkeit der ſynthetiſchen Urtheile a priori betreffend, in der höheren Abſtraction aufzuſtellen, in welcher die Reinholdſche Elementarlehre ſie gefaßt und zu beantworten geſucht, und bemerkte dabei, daß man ſehr wenig Einſicht in den nothwendigen Gang aller Wiſſenſchaften verrathen würde, wenn man dieſes Verſuches auch dann, wann die Philoſophie weiter vorgerückt ſei, nicht mit der größten Achtung gedenken werde. S. Schelling „Vom Ich als Princip der Philoſophie" u. ſ. w. §. 3, Anm. Im gleichen Sinn äußerte Fichte, daß nach dem genialiſchen Geiſte Kant's der Philoſophie kein höheres Geſchenk hätte gemacht werden können, als durch den ſyſtematiſchen Geiſt Reinhold's, deſſen Elementarlehre immer einen ehrenvollen Platz behaupten werde auch bei den weiteren Fortſchritten, welche die Philoſophie nothwendig machen müſſe. S. Fichte „über den Begriff der Wiſſenſchaftslehre" u. ſ. w. Vorrede.

**) Aeneſidemus oder über die Fundamente der von dem Hrn. Profeſſor Reinhold in Jena gelieferten Elementarphiloſophie, nebſt einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik. 1792.

***) Verm. Schriften. 2r Th. S. 322—323.

†) In der Abhandlung „über den gegenwärtigen Zuſtand der Metaphyſik und der transcendentalen Philoſophie überhaupt," welche den größeren Theil des 1797 herausgekommenen zweiten Bandes der Auswahl ſeiner vermiſchten Schriften einnimmt, und in dem Vorberichte zu dieſem Bande ſprach Reinhold ſeine Anerkennung der Unzulänglichkeit ſeiner Elementarlehre und der Gültigkeit der Wiſſenſchaftslehre in der Eigenſchaft eines Fundamentes der theoretiſchen und praktiſchen Theiles der Kantiſchen Philoſophie aus.

digende des Fichteſchen Lehrbegriffes in Bezug auf die Ableitung der Grundwahrheiten der Religion. Aber ſein Begriff blieb noch eine Zeitlang befangen von den Kantiſchen Anſichten über die Zeit und den Raum, über die Kategorieen und ihren Schematismus; ihm galten daher noch die in dem menſchlichen Bewußtſein vernommenen Beſtimmungen des Seins für etwas nur Subjectives, für bloße Modificationen unſerer Erkenntnißthätigkeit. Deshalb hatte jene Anerkennung, ſo lange ſeinem Begriffe dieſe Befangenheit blieb, keine andere Folge, als daß er in Hinſicht der Vorſtellungen von Gottes Sein und von Gottes Verhältniſſe zur Welt und Menſchheit einen unvermeidlichen Gegenſatz zwiſchen der erworbenen künſtlichen Denkweiſe der Speculation und zwiſchen der urſprünglichen natürlichen Denkart des Gewiſſens annahm. Für unſeren philoſophiſchen Vernunftgebrauch, dachte er mit Fichte, erſcheine nichts in der Eigenſchaft eines Realen, als was ſich durch ihn wiſſen und begreifen laſſe, folglich nichts, als unſere eigene Geiſtesthätigkeit. Daher könne in dem ſpeculativen Denken der Glaube an Gott nur als Glaube an die moraliſche Weltordnung aufgefaßt und erklärt werden, welcher aus unſerem nothwendigen Bewußtſein unſerer inneren Freiheit und der für dieſe Freiheit gegebenen Zweckmäßigkeit unſeres Handelns entſpringe. Gott, als Realgrund alles Endlichen und durch die Speculation Erklärbaren, als Schöpfer der Natur und der moraliſchen Weltordnung, als Urquell des Lebens und aller Wirkſamkeit, ſei aus dem transcendentalen Geſichtspunkte nicht denkbar und könne aus ihm nicht von dem Menſchen erfaßt werden. Demzufolge aber nahm Reinhold mit Jacobi an, die Vernehmung des Göttlichen liege in der Region eines dem philoſophiſchen Wiſſen, wie allem Wiſſen überhaupt, ſchlechthin unzugänglichen, von der Allmacht ſelbſt auf eine uns unbegreifliche Weiſe in uns bewirkten Glaubens. In der Seele des wahren Philoſophen, dachte ſich nun Reinhold in ſeiner Vermittlung des Gegenſatzes zwiſchen der Wiſſenſchaftslehre Fichte's und der Glaubenslehre Jacobi's, beſtehe das ſpeculative Wiſſen und der religiöſe Glaube ganz unabhängig von einander und dennoch in vollkommener Harmonie und in einem nahen gegenſeitigen Verhältniſſe. Das Wiſſen habe von dem Glauben alle vernunftwidrige Zuſätze und blos ſcheinbare rationale oder empiriſche Beweiſe abzuhalten, und ihn, ſoweit er erklärlich ſei, aus dem Weſen der Sittlichkeit abzuleiten. Da aber die moraliſche Weltordnung ſelbſt ohne eine gläubige und gewiſſenhafte Geſinnung als ein bloßes Ideal, als ein Product der Imagination erſcheinen müſſe, ſo werde durch den Glauben das philoſophiſche Erkennen über den Charakter der leeren Speculation erhoben und mit der ihm zukommenden Realität ausgeſtattet *).

Die ſpäteren philoſophiſchen Beſtrebungen Reinhold's, ſo achtungswürdig ſie auch in jeder Hinſicht ſind, eignen ſich zu keiner genauern Darſtellung in dem Zuſammenhang unſerer Schilderung. Denn ſie haben nicht zu dem Reſultat eines gereiften Syſtemes, ſondern nur zu Andeutungen und Keimen eines eigenthümlichen erkenntnißtheoretiſchen und metaphyſiſchen Lehrbegriffes geführt, welcher erſt eine ihm angemeſſene Ausbildung durch einen in ſeine Sphäre eingehenden und der Sache gewachſenen Denker erhalten muß, bevor er darauf Anſpruch machen kann, an die Reihe der philoſophiſchen Verſuche von höherer Bedeutung ſich anzuſchließen. Was Reinhold für die Mittheilung deſſelben gethan, iſt aus manchen Gründen ohne irgend eine ſichtbare Einwirkung auf das Zeitalter und von den Meiſten unter ſeinen philoſophirenden Zeitgenoſſen unverſtanden, ja unbeachtet geblieben. Wir geben daher hier nur anhangsweiſe eine kurze Ueberſicht des Ganges, den ſeine philoſophiſchen Unterſuchungen ſeit der Herausgabe der angeführten „Sendſchreiben“ genommen und bis an ſein Lebensende behauptet.

In ſeiner von uns bemerkten Annahme einer Offenbarung Gottes für das menſchliche Wahrheitsgefühl, welche der Erklärung und Begründung durch den Kantiſch-Fichteſchen Idealismus nicht zugänglich ſei, blickt augenſcheinlich eine nur noch nicht zur Deutlichkeit gelangte Wahrnehmung des Ungenügenden in dieſem Löſungsverſuche der philoſophiſchen Probleme durch. Es bedurfte daher nur der Ausſicht auf die Möglichkeit, die er lange als Anhänger der kritiſchen Philoſophie verkannt hatte, die Vernunftforſchung vermittelſt einer bisher verborgen gebliebenen wiſſenſchaftlichen Methode über den Standpunkt der auf objective Erkenntniß verzichtenden Subjectivität zu erheben, um in ihm Zweifel an der Gültigkeit der Kantiſchen Erkenntnißlehre zu erwecken und ihn zu der neuen Bahn der philoſophiſchen Speculation hinzuleiten. Noch vor dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts, im Spätherbſte 1799, gelangte er zur Kenntniß des vor Kurzem herausgekommenen „Grundriſſes der erſten Logik“ von C. G. Bardili. So unzufrieden er auch mit dem Ton und der ganzen Darſtellungsweiſe dieſes Buches war, ſo erregte doch in hohem Grade ſeine Aufmerkſamkeit der Hauptgedanke deſſelben und erſchien ihm, je mehr er ihn erwog, in einem deſto helleren Licht als wahr und wichtig, ein Gedanke, dem er ſchon ſehr nahe gekommen war durch ſeine in den beiden „Sendſchreiben“ ausgeführte Behauptung: daß in dem menſchlichen Weſen eine Kraft ſei, das über die Natur erhabene Sein Gottes auf eine über die Selbſtthätigkeit unſerer individuellen Vorſtellung erhabene Weiſe zu vernehmen. Er fand nämlich, daß die Beſtimmungen der Bardili'ſchen Logik auf die Anſicht hindeuteten: die Vernunft an ſich ſelbſt oder die allgemeine Denkthätigkeit ſei die Manifeſtation Gottes und das Princip alles Seins und Erkennens. Sie äußere ſich ſowohl in dem Sein der Dinge, als in unſerem Bewußtſein, wo ihre Aeußerung durch das ſinnliche Vorſtellen bedingt werde und mit demſelben verbunden den Charakter des menſchlichen Denkens annehme, zunächſt durch das Ordnen des Mannigfaltigen, durch Ableitung des Vielen aus der quantitativen Einheit, der Folgen aus den Gründen, der Wirkungen aus den Urſachen und Zwecken, der Handlungen aus den Abſichten, und hierauf durch Unterordnung der quantitativen Einheit unter die abſolute Einheit, der Gründe unter den Urgrund, der Urſachen unter das Urweſen, der Abſichten und Zwecke unter den Endzweck, alſo des geordneten Weltganzen unter das ſchlechthin einzige und unvergleichbare Eine, in welchem und durch welches Alles berechnet, begründet, beabſichtigt und bewirkt ſei. Hiernach müſſe dem „Idealen“ oder demjenigen, was in unſerem Denken als das Unbedingte, Nothwendige und Allgemeine ſich kundgibt, das wandelloſe „Reale“ oder die ewige Ordnung des wahren Seins vollkommen entſprechen, und es ergebe ſich für die philoſophiſche Wahrheitsforſchung das Problem, in einer Analyſis der reinen Vernunftideen die allgemeinen unwandelbaren Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſe des Seins mit Deutlichkeit zu entwickeln. Das auf dieſer Analyſis beruhende metaphyſiſche Syſtem, zu welchem Bardili den erſten leitenden Gedanken hergegeben und welches Reinhold mit dem Namen des „rationalen Realismus“ bezeichnete, ſuchte letzterer in verſchiedenen Darſtellungen, die er in ſeinen Beiträgen zur leichteren Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie bekannt machte, mit immer größerer Genauigkeit und Folgerichtigkeit der Begriffe auszubilden. Später fand er, ohne jedoch die ſeinem rationalen Realismus eigenthümliche Auffaſſung des Verhältniſſes zwiſchen dem Denken und dem Sein deshalb aufzugeben, daß ihm jene Darſtellungen aus dem Grunde mißlungen ſein, weil er das Charakteriſtiſche der verſchiedenen Bedeutungen, welche eine und dieſelbe Begriffsbezeichnung in der Sprache der formalen Logik, der Metaphyſik und des erfahrungsmäßigen Denkens beſitze oder doch beſitzen müſſe, nicht gehörig unterſchieden habe. Er bemerkte eine Vieldeutigkeit derjenigen gleichnamigen Begriffe, welche in den drei angegebenen Sphären ihres Gebrauches die allgemeinſte und wichtigſte Bedeutung beſitzen, nebſt einer hiermit zuſammenhangenden Unbeſtimmtheit der ſinnverwandten philoſophiſchen Begriffe, und er glaubte, den wahren Sinn und den wahren Zuſammenhang der metaphyſiſchen Ideen nur dadurch feſtſtellen zu können, daß er jene Vieldeutigkeit und Unbeſtimmtheit aufdecke und durch genaue Unterſcheidungen aufhebe. In dieſer Abſicht ſchrieb er ſeine „Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften,“ welche in enger Verbindung mit einer allgemeinen Kritik der philoſophiſchen Terminologie überhaupt aus dem Geſichtspunkte der Sinnverwandtſchaft der Wörter und der Gleichnamigkeit der Begriffe, und mit einer Aufſtellung der wichtigſten Claſſen ſinnverwandter Wörter und gleichnamiger Begriffe in der Logik und Metaphyſik eine neue Ausführung der ihm ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit der Bardili'ſchen Denklehre vorſchwebenden Idee eines Syſtemes der reinen Vernunftideen enthält. Ein innerer Grund der Unverſtändlichkeit und Wirkungsloſigkeit dieſes einen ſehr werthvollen Gehalt in einer unſcheinbaren Hülle verbergenden Werkes liegt darin, daß in ihm die metaphyſiſchen Begriffsbeſtimmungen nur in der Geſtalt von Namenerklärungen gegeben, und die analytiſchen Nachweiſungen, wie der menſchliche Geiſt zu den hier aufgeſtellten metaphyſiſchen Begriffen gelange und gelangen müſſe, vernachläſſigt worden ſind. Zur näheren Erörterung der erkenntnißtheoretiſchen Anſichten, die in der Synonymik überall vorausgeſetzt und nur hier und da angedeutet worden waren, gab Reinhold einige Jahre ſpäter ſeine „Unterſuchung und Beſchreibung des menſchlichen Erkenntnißvermögens“ heraus. In dieſer Schrift iſt die Meinung zu Grunde gelegt, daß durch die Sprache derjenige Zuſammenhang zwiſchen der Sinnlichkeit und zwiſchen dem Denkvermögen in der menſchlichen Seele vermittelt werde, auf welchem das uns eigenthümliche Erkennen beruhe, und hiernach werden in ihr die Functionen des ſinnlichen Wahrnehmungsvermögens und die verſchiedenen Modificationen des Denkens geſchildert, inſofern daſſelbe theils in der Erfahrung, theils im Gewiſſen, theils im Streben nach dem philoſophiſchen Wiſſen ſich

*) Die bezeichnete Vermittelung der Anſichten Fichte's und Jacobi's wurde von Reinhold ausgeſprochen in der Abhandlung „über die Paradoxien der neueſten Philoſophie,“ Hamb. 1799, und in den beiden „Sendſchreiben an Lavater und an Fichte über den Glauben an Gott,“ welche in dem nämlichen Jahre ebendaſelbſt erſchienen.

Digitized by Google

äußert. Aber es fehlte die zureichende Auseinanderſetzung der Art und Weiſe, wie jener Zuſammenhang durch die Sprache vermittelt wird, es mangelt die erſchöpfende Zergliederung der menſchlichen Erkenntnißthätigkeiten und die Conſtruction derſelben aus ihren durch Zergliederung gefundenen Elementen. Demzufolge ſind in dieſem Buche die erkenntnißtheoretiſchen Annahmen und Beſtimmungen nicht gehörig abgeleitet und bewieſen, weshalb es auch nicht recht dazu geeignet war, die Aufmerkſamkeit des philoſophiſchen Publicums auf die ſchon in der Synonymik mitgetheilten Hauptreſultate der Forſchungen Reinhold's zu lenken. Seine letzte Schrift, welche den Titel führt: „die alte „Frage, was iſt die Wahrheit? bei den erneuerten Streitigkeiten über die göttliche Offenbarung und die menſchliche Vernunft in nähere Erwägung gezogen *)," enthält zwar in wiſſenſchaftlicher Beziehung nichts Anderes, als was in der Synonymik bereits zur Sprache gebracht worden. Aber ſie legt die aus dieſem Werke hervorgehenden Grundſätze rückſichtlich auf das Weſentliche der Religion und Moral in gemeinfaßlichen Erörterungen dar, ſie zeigt, daß die Frage über das Verhältniß unſerer Vernunft zu der göttlichen Belehrung des Menſchengeſchlechtes nur gelehrte Streitpuncte betreffe, die nicht vor das Volk zu ziehen ſein, und ſie giebt über die allgemeine, innere Offenbarung Gottes in dem menſchlichen Gemüth und Geiſt einen lehrreichen Aufſchluß, durch welchen auf der einen Seite die Bedeutung und Gültigkeit der ſogenannten poſitiven, in der Erfahrung durch geſchichtliche Thatſachen und durch heilige Bücher vermittelten Offenbarung, und auf der andern Seite die Bedeutung und Gültigkeit der Vernunftthätigkeit zum Behufe der reinen Auffaſſung und Bewahrung der Religionswahrheiten auf eine ſehr anſprechende und befriedigende Weiſe feſtgeſtellt und einleuchtend gemacht wird.

Karl Leonhard Reinhold,

geboren am 26. October 1757 zu Wien, trat ſchon im Jahre 1772 als Novize in das Jeſuitencollegium ſeiner Vaterſtadt und im Jahre 1774, nachdem jener Orden aufgehoben, in das Benedictinerkloſter. 1780 ward er Novizenmeiſter und Lehrer der Philoſophie und Mathematik, doch ſchon im Jahre 1783 entledigte er ſich der ihn drückenden Feſſeln und floh nach Leipzig. Im folgenden Jahre begab er ſich nach Weimar, wo er mit Wieland in die engſte Verbindung trat und Mitredacteur des Mercur wurde. 1785 erhielt er vom Herzoge das Prädicat Rath und 1787 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie zu Jena, worauf er 1791 als ordentlicher Profeſſor einrückte. Im Jahre 1794 folgte er einem ehrenvollen Rufe nach Kiel. 1816 wurde er zum Etatsrathe ernannt. Er ſtarb am 10. April 1823. Seine Biographie gab ſein Sohn Chriſtian Ernſt Gottlieb Jens Reinhold 1825 zu Jena heraus.

Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir:

Allgemeine Damenbibliothek. 6 Th. Leipz. 1785 — 89.
Herzenserleichterung über Lavater's Glaubensbekenntniß. Leipzig 1785.
Die hebräiſchen Myſterien. Leipzig 1785.
Ueber die nähere Betrachtung der Schönheiten eines epiſchen Gedichts. Jena 1788.
Verſuch einer neuen Theorie des Vorſtellungsvermögens. 2. Ausg. Jena 1795.
Briefe über die Kantiſche Philoſophie. 2 Th. Leipz. 1790 u. 1792.
Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverſtändniſſe der Philoſophie. 2 Th. Leipzig 1790 u. 91.
Auswahl vermiſchter Schriften. 2 Bde. Jena 1796.
Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundſätze der Moralität. Lübeck 1798
Ueber die Paradoxien der neuſten Philoſophie. Leipzig 1799.
Sendſchreiben an Lavater und Fichte. Leipzig 1799.
Beiträge zur leichtern Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie. 6 Hfte. Hamburg 1801—1803.
Bardili's und Reinhold's Briefwechſel. München 1804.
Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in der Philoſophie. Kiel 1812.
Das menſchliche Erkenntnißvermögen. Kiel 1816.
Was iſt Wahrheit. Alt. 1820.
Ueber Religion, Glauben, Wiſſen ꝛc. Hamburg 1828.

Was der ältere Reinhold als Anhänger Kant's für die Verbreitung und weitere Ausbildung des Syſtems ſeines Meiſters wirkte, wird von ſeinem Sohne ausführlich in deſſen Geſchichte der Philoſophie (Gotha 1830. Th. II. H. II. S. 140 flg.) dargelegt und iſt, dem vorigen Artikel beigefügt worden. — Wir müſſen hier um ſo mehr darauf verweiſen, als die uns gezogenen Schranken, jedes tiefere Eingehen in Gegenſtände dieſer Art, verwehren. — Unermüdliches Forſchen nach dem Wahren, tiefe Redlichkeit, geiſtvolle Auffaſſung und eine klare, verſtändliche Darſtellung weiſen, abgeſehen von ſeinen ſtreng philoſophiſchen Leiſtungen, Reinhold einen hohen Rang unter den Schriftſtellern unſerer Nation an. Daß er mehr receptiv als productiv war und in ſeinem Syſteme ſchwankend, ſich ſpäter zu Fichte und Bardili wandte, lag gerade in ſeinem unermüdlichen Streben, das Rechte zu finden, und darf ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. — Seine rege Thätigkeit erlahmte ſelbſt in ſeinem hohen Alter nicht, und es giebt wenige öffentliche Lehrer, die durch Rede und Schrift ſo lange ſegensreich gewirkt haben, wie er. Wir theilen hier eine weniger bekannte freimaureriſche Rede des trefflichen Mannes mit, welche ſeinen reinen Charakter eben ſo klar wie ſeine ausgezeichnete Darſtellungsweiſe zur Anſchauung bringt.

Rede am Feſte Johannis des Täufers 1809 in der □ Amalia, im Orient von Weimar gehalten von dem Bruder Reinhold aus Kiel.

Mit allen über der ganzen Erde zerſtreuten Brüdern ſind wir heute verſammelt, um nach Vorſchrift und Herkommen das Feſt unſers Bundes zu feiern; und mit den Auserwählten unter der Menge der Berufenen feiern wir daſſelbe im Geiſte und in der Wahrheit dadurch, daß wir uns den Endzweck unſers Bundes ausdrücklicher ins Gedächtniß zurückrufen, heller mit dem Verſtande auffaſſen und inniger zu Herzen nehmen.

Eine merkwürdige Beziehung auf dieſen Endzweck geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß unſre Stiftungsfeier am Feſttage Johannes des Täufers begangen wird. Unverkennbar iſt dadurch der Vorläufer Jeſu als Vorbild unſers eigenthümlichen Berufes als Freimaurer aufgeſtellt, und iſt das Verhältniß, in welchem das Weſen der Freimaurerei zum Weſen der Menſchheit ſtehen muß, durch das Verhältniß angedeutet, in welchem dieſer große Mann zu jenem göttlichen Manne geſtanden hat, durch deſſen Leiden, Lehre und Tod in der ſeligmachenden Wahrheit: „daß das Weſen der Menſchheit in der Verwandtſchaft mit der Gottheit beſtehe, das wichtigſte aller Geheimniſſe geoffenbart worden iſt. Gleichwie der erſte Zeuge und Verkündiger des Erſtgebornen unter den Kindern des himmliſchen Vaters," ſo ſoll auch der Freimaurer ſich von der Welt abſondern, durch welche das Weſen der Menſchheit verkannt und verläugnet wird; und er ſoll daſſelbe in der Abgeſchiedenheit von den Kindern dieſer Welt durch Kopf und Herz erkennen, und durch Wort und That bekennen lernen.

Die Freimaurerei iſt keineswegs jenes Weſen ſelbſt, welches vor ihr geweſen iſt, und welchem ſie ſich ſelbſt, nicht weniger als alles Uebrige unterordnet. — Aber ſie ſoll der lebendigen Anerkennung deſſelben den Weg bereiten. In dieſer Anerkennung beſteht das Licht, welches die Freimaurerei ihren Eingeweihten ſehen läßt, das Licht, welches den wahren Menſchen erleuchtet, und der Welt unbekannt iſt; und das Wort Menſchheit, das durch den Mißbrauch, den die Weltklugen und Weltweiſen damit zu treiben gewohnt ſind, ſeine wahre und weſentliche Bedeutung verloren hat, iſt das geheimnißvolle Wort, welches der Freimaurer ſuchen und finden ſoll.

Der wahre Menſch iſt etwas ganz Anderes, als was insgemein unter dieſer Benennung verſtanden wird. Es iſt die eigen-

Digitized by Google

thümlichſte Eigenthümlichkeit der wahren Menſchheit, daß ihr der *Unterſchied* und *Zuſammenhang* des Ueberſinnlichen mit dem Sinnlichen, des Inneren mit dem Aeußern, und des Endzweckes mit den Mitteln nicht nur nicht fremd iſt, ſondern daß ihr derſelbe als das *heilige Verhältniß* am Herzen liegt, in welchem die Wahrheit des Erkennens und des Seins und die Rechtſchaffenheit des Wollens und des Handelns beſteht. Hingegen iſt es der Gemeinheit der insgemein ſogenannten Menſchen eigenthümlich, daß ihr das beſagte Verhältniß entweder gänzlich unbekannt bleibt, oder daß ſie daſſelbe verkennt und mißdeutet. Inwiefern ſie überhaupt nur für das Sinnliche ohne das Ueberſinnliche, nur für das Aeußere ohne das Innere, nur für Mittel und untergeordnete Zwecke, ohne den Endzweck, Sinn und Verſtand hat, und inwiefern ſie in ihrer Befangenheit durch das Eine und in ihrer Achtloſigkeit gegen das Andere unverſchleiert und ungeſchmückt in dem Pöbel aller Stände hervortritt; in ſofern iſt die ungebildete, rohe, gemeine Gemeinheit. Inwiefern ſie aber das Eine und das Andere, bald unter dem Scheine daſſelbe zu unterſcheiden, trennt, oder in Widerſpruch ſetzt, und bald unter dem Scheine daſſelbe zu vereinigen, gleichſetzt oder vereinerleiet; in wiefern ſie die feineren Eigenthümlichkeiten des Sinnlichen für das Ueberſinnliche, die weniger handgreiflichen Merkmale des Aeußeren für das Innere, und untergeordnete Zwecke für den Zweck aller Zwecke annimmt; und in wiefern ſie durch den erkünſtelten Schein des Ungemeinen ſich verſchleiernd und zierend in der gelehrten und in der feinen und großen Welt ſich hervorthut: in ſofern iſt ſie die verbildete, vornehmthuende, ungemeine Gemeinheit.

Sonach beſteht das Weſen der Gemeinheit überhaupt in der Denkart und Geſinnung derjenigen, welche nur dem Handgreiflichen und Sichtbaren ausſchließend wirkliches Sein einräumen, und die ſchon vom *Platon*, im *Theätet*, unter dieſem Charakter beſchrieben, und mit dem Namen der Uneingeweihten, Unheiligen, *Profanen*, bezeichnet worden ſind. Nicht nur da, wo der ſogenannte gemeine Mann, erſchöpft durch die dringende Sorge für den lebendigen Leib, nichts Höheres zu fühlen und zu denken vermag, als daß er ſich nähren, kleiden, beherbergen, oder was in ſeiner Sprache daſſelbe heißt, daß er *leben* müſſe, iſt das Gemeine und Profane, einheimiſch. Daſſelbe iſt auch dort, und zwar noch tiefer eingewurzelt, anzutreffen, wo die Verfeinerung, Vervielfältigung, Verzierung, und ſelbſt die Verſchönerung der ſinnlichen Bedürfniſſe und Genußmittel die einzige, oder doch die hauptſächlichſte, Angelegenheit ausmacht, wo die Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge und Gegenſtände des Genuſſes für die eigenthümlichſte *Veredlung* des menſchlichen Lebens gilt, und die ſchwelgeriſche Muße des Reichbegüterten das *hohe Leben* genannt wird.

Am tiefſten iſt das Gemeine und Profane dort eingewurzelt, wo *daſſelbe* auf das Ungemeine und Höhere die lauteſten und ſtolzeſten Anſprüche macht, wo der Feldherr und der Staatsmann in der Kenntniß und Geſchicklichkeit Völker durch Feuer und Schwert zu überwältigen, und durch Liſt und Gewalt zu beherrſchen, den erhabenſten Beruf eines Menſchen zu finden und auszuüben glaubt, — wo der Gelehrte das beſondere Fach des Wiſſens, welches er eben zu bedienen hat, mit Herabſetzung der übrigen für das wichtigſte unter allen hält und geltend macht, — wo der Virtuoſe, im ſtolzen Genuſſe ſeiner Wirkſamkeit und ſeiner Werke, das höchſte Leben der Menſchheit zu leben wähnt, und auf den Gelehrten, den Staatsmann und den Feldherrn mitleidig herabſieht, — wo der Künſtler und der Kunſtfreund den Tempel des Geſchmacks, der nur den Vorhof zum innerſten Heiligthume der Humanität iſt, für dieſes Heiligthum ſelber, Religion und Moralität für bloße Aufgaben zu unterhaltenden Compoſitionen, und das Weſen der Wahrheit aufs höchſte für die Seele einer Grazie anſieht, die keine andere Beſtimmung habe, als die Reize eines ſchönen Leibes zu beleben, — wo endlich der Weltweiſe von Profeſſion denjenigen Schein der Wahrheit, der eben ſeinem Eigendünkel am meiſten ſchmeichelt, und durch den er am meiſten zu glänzen hofft, für das Weſen der Wahrheit annimmt, durch Witz und Scharfſinn in einem blendenden Lehrgebäude verarbeitet, und zum ewigen Denkmal der Ueberlegenheit ſeines ſpeculirenden Ichs über jedes Andere aufſtellt.

Ueberhaupt macht Entfernung von dem Weſen der Menſchheit den gemeinſchaftlichen Charakter aller, noch ſo verſchiedener, Erſcheinungen der gemeinen und der vornehmen Gemeinheit aus; und wenn es dem Taglöhner, dem Landbauer, dem Handwerker, dem gemeinen Soldaten, dem Dienſtboten an Zeit, Gelegenheit und Antrieb gebricht, um ſich zum Gefühle und Begriffe jenes Weſens zu erheben: ſo bleiben hinter dieſem Ziele, und zwar mehr aus Willkür als aus Noth, auch diejenigen zurück, welche ſich durch äußere Umſtände begünſtigt, über die gemeine Menſchheit erhaben dünken, und in deren Perſonen dem Feldherrn, dem Staatsmanne, dem Gelehrten, dem Künſtler, dem Weltweiſen — das Weſen der Menſchheit untergeordnet oder, da ſich daſſelbe nicht unterordnen läßt, aufgeopfert wird.

Das Weſen der Menſchheit offenbart ſich an den Individuen, welche für daſſelbe reif geworden, und dadurch zum wahren Menſchenleben erwacht ſind, zunächſt in demjenigen *Beſtreben* nach Wahrheit und Recht, welchem *jedes* Andere, folglich auch das *Beſtreben* nach Schönheit, Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit nicht zwar aufgeopfert, aber ausdrücklich und abſichtlich *untergeordnet* iſt.

Die Wahrheit wahrhaftig erkennen, und in Kraft dieſer Erkenntniß, das heißt, recht handeln, iſt die erſte Angelegenheit des wahren Menſchen als ſolchen; und dieſer glaubt und bekennt daher durch Denkart und Geſinnung, Wort und That: daß das Streben nach Wahrheit und Recht das Einzige ſei, was in und durch ſich ſelber und unter allen Umſtänden und ohne alle Ausnahme gut iſt; das Einzige, was durch keinen Zufall weder gegeben, noch genommen, durch keine Freigebigkeit der Natur und des Glückes vermehrt, und durch keine Kargheit von Beiden vermindert werden kann; das Einzige, dem alle Gaben der Natur und des Glückes ihren wahren Werth verdanken, und wodurch die ganze Stufenleiter des Wünſchenswerthen und Wiſſenswürdigen beſtimmt wird; das Einzige, das den Zweck aller Zwecke, den Endzweck, ausmacht, dem Genuß und Arbeit, Beſitz und Gewerb, Kunſt und Wiſſenſchaft, — wenn dieſes Alles nicht gemißbraucht werden ſoll, — als bloßes Mittel unterworfen werden muß; das Einzige, wodurch dem Menſchen das wahre Wohlbefinden zugeſichert, jedes Unglück unſchädlich und heilſam gemacht, und jedes Glück zur Glückſeligkeit erhoben wird; das Einzige, wodurch ſich der Menſch ſeiner Verwandtſchaft mit dem denkenden Urweſen unmittelbar bewußt wird, in dem Schöpfer und Beherrſcher des Weltalls ſeinen Vater, und in den vernünftigen Bewohnern aller Weltkörper ſeine Brüder erkennt; das Einzige endlich, wodurch ihm bei ſeiner Sterblichkeit als Bewohner dieſer Erde ſichere und heitere Ausſicht auf ein Leben jenſeits des Grabes eröffnet wird, welches für ihn ſchon dieſſeits durch die wahre, und eben darum ewige, Liebe der Wahrheit und des Rechtes angefangen hat.

Die durch dieſes Glaubensbekenntniß ſich ausſprechende, und in der Einhelligkeit der Gefühle und der Begriffe beſtehende, lebendige Ueberzeugung iſt der ſeligmachende Glaube des reifen Menſchen, das Lebenslicht und die Lebenswärme ſeines unſterblichen Geiſtes. Der Gewiſſenhafte findet dieſe Ueberzeugung *im Gewiſſen*, das heißt, in demjenigen Bewußtſein, welches vor jedem andern wahre Gewißheit hat, weil es durch die Wahrheit, die in demſelben von ſich ſelbſt zeuget, unmittelbar gewiß iſt. Der Stifter des Chriſtenthums hat der Erſte dieſe Ueberzeugung in ihrer Lauterkeit und Lebendigkeit öffentlich verkündigt, und insbeſondere in den Ausſpruch zuſammengefaßt: *Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott anſchauen.* Die Philoſophie, welche kein erkünſtelter Wahn des Eigendünkels iſt, maßet ſich keineswegs an, dieſe Ueberzeugung zu begründen, die eher iſt, als ſie ſelber, und die von dem Gefühle der Wahrheit ausgeht, zu welchem der Begriff erſt hinzu kommen kann. Aber es iſt die eigenthümlichſte Beſtimmung und das erhabenſte Geſchäft der wahren Philoſophie, die Gefühle des Ueberſinnlichen gegen die Verdunklung und Mißdeutung durch Begriffe zu verwahren, den Unterſchied des Glaubens des Gewiſſens von Aberglauben und Unglauben wiſſenſchaftlich darzuthun, die Eintracht des Kopfes mit dem Herzen durch deutliche Erkenntniß ſicher zu ſtellen, und ſonach zwar nicht die *Grundfeſte*, aber die *Schutzwehr* des *Einen* zu ſein, das der Menſchheit Noth iſt.

Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß auch die Freimaurerei keineswegs im ausſchließenden Beſitze dieſes Einen ſich befinden, und daß durch dieſelbe weder das Chriſtenthum noch die Philoſophie, welche über dieſes Eine vollkommen einverſtanden ſind, entbehrlich werden können. Die dem Freimaurer eigenthümlichen Kenntniſſe, können weder über den Inhalt der Ueberzeugung, durch welche das Weſen der Menſchheit ſich offenbart, hinausgehen, noch hinter denſelben zurückbleiben; und ſie können weder in einer Anſicht des Chriſtenthums beſtehen, welche der wahren Philoſophie, noch in einem angeblich philoſophiſchen Wiſſen, das dem wahren Chriſtenthume widerſpricht. Für den Fanatismus des Aberglaubens iſt die Freimaurerei eine geheime Pflanzſchule der Kunſt, das Unbegreifliche zu begreifen, das Unſichtbare zu ſehen, und das Unmögliche wirklich zu machen. Für den Fanatismus des Unglaubens iſt ſie eine geheime Pflanzſchule derjenigen Aufklärung, welche den Glauben des Gewiſſens mit dem Aberglauben verwechſelt und verwirft. Für den Indifferentismus, welchem Glaube, Aberglaube und Unglaube für Einerlei gilt, iſt ſie nichts weiter als eine Club-Geſellſchaft, die ſich von den Uebrigen durch ihr geheimnißvolles Anſehen, durch Almoſengeben, und durch die ausgebreiteten Bekanntſchaften, die ſie veranlaßt, auszeichnet. Aber für den geſunden Verſtand des gewiſſenhaften Mannes kann ſie nichts Geringeres und nichts Höheres ſein, als

eine Anſtalt zur Erweckung, Belebung und Fortpflanzung des Glaubens, der vom Weſen der Menſchheit ausgeht und auf daſſelbe zurückführt.

In dieſer allein und wahrhaft ehrwürdigen Eigenſchaft unterſcheidet die Freimaurerei das beſagte Weſen abſichtlich und ausdrücklich von allen den Zufälligkeiten, durch welche daſſelbe im gemeinen Leben unkenntlich und unwirkſam wird. Ihre Myſterien beſtehen lediglich in der äußeren Darſtellung der Erhabenheit des Berufes *vor Allem* nach Wahrheit und Recht zu ſtreben, folglich ein wahrer Menſch zu werden, über alle beſonderen Berufsarten, welche nur unter Jenem, und durch Jenen allein, probehaltige Schätzbarkeit, inneren Werth und wahre Würde annehmen und behaupten können. Der Tempel, den ſie baut, bewohnt, und bewahrt, iſt der Anerkennung, dem Genuſſe und dem Bekenntniſſe derjenigen *brüderlichen Gleichheit* geheiliget, welche unter allen wahren Menſchen durch ihren gemeinſchaftlichen Beruf ſtattfindet, und welche nur in dem Auge der gemeinen und vornehmen Gemeinheit, oder was daſſelbe heißt, im Urtheile der Welt, theils durch die bürgerlichen Unterſchiede der Stände, theils durch die natürlichen Unterſchiede der Glücksgüter, und der Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten des Kopfes aufgehoben iſt.

Dieſe nichts weniger als gemeine Freimaurerei ſetzt freilich ſchon Männer voraus, denen das Weſen der Menſchheit am Herzen liegt, Männer, deren Bewußtſein bereits zu klaren Gefühlen und richtigen Begriffen des wahren Menſchenwerthes erwacht iſt. — Wozu alſo erſt eine beſondere Erziehungsanſtalt für dieſe Mündigen? Wozu ein beſonderes Bündniß, wozu Zeichen und Symbole, um eine Ueberzeugung zu unterſtützen, welche jeder Verbündete ſchon mit ſich in den Bund bringen muß, und die nur aus ſeinem eigenen Gewiſſen hervorgehen kann? — Dazu, meine Brüder, auf daß dieſe Ueberzeugung, welche von außenher auf ſo mannichfaltige Art erſchwert, angefochten, erſchüttert wird, auch von außenher erleichtert, angeregt, feſtgehalten werde. — Dazu, meine Brüder, auf daß auch die Anerkennung des Weſens der Menſchheit durch eine ihr angemeſſene Aeußerung ſich abſichtlich und ausdrücklich ausſpreche; da es überhaupt für den Menſchen kein Inneres ohne ein Aeußeres, keinen Geiſt ohne Buchſtaben, keinen Gedanken ohne Wort giebt.

Wenn die rohe Gemeinheit nichts als das Aeußere kennt und liebt, den Geiſt über dem Buchſtaben verliert, und mit Worten ohne Gedanken ſpielt; ſo zeichnet ſich die verbildete dadurch aus, daß ſie im Wahne ihres Eigendünkels auch wohl das Innere ohne das Aeußere wahrnehmen, den Geiſt ohne Buchſtaben auffaſſen und feſthalten, das Ueberſinnliche ohne Bilder anſchauen, und ohne Worte denken zu können wähnt. Darum werden dieſelben Aufklärer und Aufgeklärten, welche theils die Religion überhaupt für einen Wahn des Pöbels anſahen, der durch Symbole und Ceremonien dem Aberglauben huldigt, theils aber nur eine angebliche Religion der Mündigen anerkennen, die in dem Entbehren und Verwerfen aller Symbole und Ceremonien ihr Weſen hat, — auch die Freimaurerei mit den Mißbräuchen der Freimaurer vereinerleien, und die derſelben eigenthümliche ſymboliſche Darſtellungen des Weſens der Menſchheit theils als Thorheiten, theils als Aergerniſſe verſchreien. Der wahrhaft aufgeklärte Menſch hingegen verſteht ſich auf den Unterſchied und Zuſammenhang des Geiſtes und des Buchſtabens, durch die Unterordnung des Buchſtabens, als des Mittels, unter den Geiſt, als den Endzweck; und er weiß, daß das Ueberſinnliche Weſen der Menſchheit ſich ſo wenig, als irgend ein anderer überſinnlicher Gegenſtand, nicht ohne eine beſondere ſinnliche Bezeichnung anerkennen läßt. Je näher ihm jenes Weſen am Herzen liegt, deſto lebendiger fühlt er das Bedürfniß, ſich daſſelbe auch durch den vernunftmäßigen Gebrauch der Einbildungskraft in zweckdienlichen Bildern zu vergegenwärtigen, und durch immer wiederkehrende Anregung von außen nicht weniger, als durch fortwährende Erneuerung im Innern, ſeinen Glauben und ſeine Liebe gegen die Verdunklung und Verkältung zu verwahren, denen beides in der ſogenannten Welt unvermeidlich ausgeſetzt und unterworfen iſt. Indem er endlich ſeine Anſicht der Wahrheit, als die ſeinige, von der Wahrheit, als ſolcher, zu unterſcheiden beſcheiden genug iſt, indem er die Täuſchungen durch die Selbſtliebe nicht weniger kennt und fürchtet, als er der Wahrheit glaubt und vertraut, wird es ihm zu einem dringenden Bedürfniſſe, ſeine individuelle Denkart und Geſinnung durch Mittheilung und Theilnehmung an der Denkart und Geſinnung anderer wahrer Menſchen zu veredeln, und das Licht ſeines Geiſtes und die Wärme ſeines Herzens durch die hellere und höher auflodernde Flamme zu verſtärken, die aus den vereinigten Gemüthern gleichdenkender und gleichgeſinnter Freunde der Wahrheit und des Rechtes emporſteigt.

Durch dieſes gemeinſchaftliche Bedürfniß angetrieben, werden ſich dieſe Geiſtesverwandten zu allen Zeiten einen ſtillen Zufluchtsort aufſuchen müſſen, wo ihr Glaube und ihre Liebe ungeſtört, und ungeſcheut und vollſtändig ſich ausſpreche, und durch dieſes Ausſprechen ſich verkläre, verdeutliche und verſtärke. Am unentbehrlichſten aber wird ihnen ein ſolcher Zufluchtsort in einem Zeitalter werden müſſen, in welchem der *Egoismus*, nachdem er im Schooße der ſinnlichen Cultur zur vollen Reife gelangt iſt, ſich ausdrücklicher als je für das Weſen der Menſchheit ausgiebt, — wo das Unrecht ſeine Uebermacht durch Liſt und Gewalt, und die Lüge ihr Blendwerk durch Schmeichelei gegen das Glück und Verläumdung des Unglücks öffentlicher als je ausſpricht, — und die Gefahr der Menſchen, *an der Menſchheit irre zu werden*, aufs höchſte geſtiegen ſcheint.

Während der beiſpielloſen Periode der neueſten Weltgeſchichte, welche mit der franzöſiſchen Revolution begonnen hat, und nur mit der europäiſchen ſich endigen kann, ſind die Denkarten und Geſinnungen, ſo weit ſich dieſelben durch die öffentlichen Meinungen und Handlungen ankündigen, zugleich mit den bisherigen Verfaſſungen und Verwaltungen der Staaten, mehr oder weniger vom Grunde aus erſchüttert worden. Die Bande des Herkommens und der Gewohnheiten, durch welche die Anſichten und Leidenſchaften an die vorige Ordnung der Dinge gebunden waren, ſind durch die unwiderſtehliche Macht der ſiegenden Gewalt zerriſſen worden, und das dem Kriege eigenthümliche Recht des Stärkern iſt eine geraume Zeit hindurch der einſtweilige Beſtimmungsgrund der menſchlichen Schickſale und die Triebfeder geworden, welche die Gemüther durch Furcht und Hoffnung in Bewegung ſetzt. Dadurch und durch den gewaltſamen Tod, die Verſtümmlung, die Beraubung, die Mißhandlung, die Bedrückung von Millionen, mit Einem Worte, durch die Uebel, welche von Menſchen dem Menſchen zugefügt, vorzugsweiſe die Gräuel ſind und heißen, ſind nach und nach die Gefühle des Menſchenwerths abgeſtumpft und verkältet, und die Begriffe des Menſchenwerths verwirrt und verdunkelt worden. Dieſer Erfolg war um ſo unvermeidlicher und ausgebreiteter, weil die Ereigniſſe, welche ihn herbeiführten, in der Zeit eintraten, da Europa den höchſten Grad ſeiner bisherigen Cultur erreicht hatte. Insbeſondere hatte ſich für die deutſche Sprachgenoſſenſchaft während des Friedens nach dem ſiebenjährigen Kriege, jene Epoche der verbeſſerten Sprache und Litteratur eingefunden, welche mit den goldenen Zeitaltern der Italiener, Franzoſen und Engländer wetteiferte, und jedes derſelben ſchon darum übertreffen mußte, weil ſie ſich die Erzeugniſſe Aller zu Nutzen machte. Daß in dieſem glänzenden Zeitraume auch bei uns die Künſte und Wiſſenſchaften vielmehr als Werkzeuge der *Geſchicklichkeit*, als der *Sittlichkeit* bearbeitet wurden, war um ſo weniger bemerklich, je mehr man dieſe beiden Arten der Cultur unter dem gemeinſchaftlichen Namen der *Aufklärung* verwechſelte. Daher jene übertriebene Schätzung der Beſchaffenheit und des Grades der höheren Geiſtesbildung der Deutſchen, und jene ungemeſſenen und vermeſſenen Erwartungen, welche durch die bald darauf plötzlich hereinbrechende Gewalt erſchütternder Begebenheiten niedergeſchlagen, der Hofnungsloſigkeit, der Verzweiflung und der gefühlloſen Gleichgültigkeit Platz gemacht haben. An die Stelle des noch vor Kurzem ſich ſo ſtolz ankündigenden Vertrauens theils auf die fortſchreitende Veredlung der Menſchheit, theils auf den beſondern Beruf der deutſchen Rechtlichkeit und Gründlichkeit, dieſe Veredlung auf eine ausgezeichnete Weiſe zu befördern, herrſcht gegenwärtig unter den Deutſchen theils die bange, jedes höhere Intereſſe verſchlingende, Sorge für bedrohtes Leben und Eigenthum, theils das entnervende Gefühl der Ohnmacht und Wehrloſigkeit eines beſiegten Vaterlandes, theils aber auch das Beſtreben, aus den Zeitumſtänden Vortheil zu ziehen, und an der Beute, der Macht und dem Glanze der Sieger Theil zu nehmen. Während die Lenker der öffentlichen Ueberzeugung im Lehrſtande immer allgemeiner und lauter dem Glücke huldigen, die Künſte und Wiſſenſchaften immer auffallender nach dem Sinne der neuen Brodherren der Künſtler und Gelehrten ſich ausdrücken lernen, und ſelbſt Religion und Moralität als Werkzeuge und Verzierungen der Gewalt auftreten müſſen: greift unter allen Ständen das ſchlimmſte und gewiſſeſte Kennzeichen des Abfalls der menſchlichen Individuen vom Weſen der Menſchheit immer weiter um ſich, der *Indifferentismus*, welcher der höchſten Stufe der Verbildung mit der unterſten der Rohheit gemein iſt, in dem *Nichtachten* des ewigen Unterſchiedes zwiſchen Recht und Gewalt, Pflicht und Zwang, Gott und Natur, Vernunft und Sinnlichkeit beſteht, und der als der populäre Indifferentismus in der *Unwiſſenheit jenes Unterſchiedes*, als die ſpeculative Indifferenzlehre der modernen Weltweisheit in der eingebildeten *Anſchauung des Nichtunterſchiedes* ſein Weſen hat.

Allein ſo gewiß als der beſagte *Unterſchied* ewig iſt, und das Weſen der Wahrheit ſelbſt ausmacht, und ſo gewiß das denkende Urweſen über dem Weſen der Dinge und dem Wechſel ihrer Erſcheinungen waltet: eben ſo gewiß iſt auch der gegenwärtigen, theils wilden, theils methodiſchen Verwirrung aller nicht in die Sinne fallenden, aber der Vernunft weſentlichen Unterſchiede ein Ziel geſetzt, welches ſelbſt durch die Größe der Verwirrung ſchneller herbei geführt wird. In den Gemüthern der Wenigeren deren Glaube an Wahrheit und Recht die ſchwere Probe dieſer

Digitized by Google

Zeit überſtanden, und eben darum an Feſtigkeit, Lauterkeit und Lebendigkeit gewonnen hat, iſt die ſicherſte Bürgſchaft und die wirkſamſte Gewährleiſtung der beſſeren Zukunft aufbewahrt. Ungeblendet ſowohl durch die finſteren Erſcheinungen des Unglücks, als auch durch die glänzenden des Glücks haben dieſe Erprobten und Treubefundenen das Wandelbare beſtimmter als je von dem Unwandelbaren unterſcheiden und demſelben unterordnen gelernt, und mit unerſchütterlichem Vertrauen erwarten ſie den Sieg der Wahrheit und des Rechtes über Täuſchung und Willkür, den ihre Ueberzeugung und Rechtſchaffenheit herbeiführen hilft. Bei dem ſo ſchneidend hervorgetretenen Contraſte des durch Eigendünkel und Gewaltſamkeit herrſchenden Egoismus haben ſie ſich einander in ihrer gemeinſchaftlichen Denkart und Geſinnung, auch ohne ſich perſönlich zu kennen, beſtimmter als je von den Weltleuten unterſcheiden, und inniger achten und lieben gelernt. Wie konnten ſie ſäumen, einander aufzuſuchen, und ausdrücklich den Bund für Wahrheit und Recht zu ſchließen, der, indem er ſich jetzt mehr als je durch Wort und That äußern muß, nicht mehr bloß ſtillſchweigend unter ihnen beſtehen kann, der den Anmaßungen der Selbſtſucht die beſcheidene und ruhige Kraft der Ueberzeugung und der Rechtſchaffenheit entgegenſtellt, und der ſelbſt den Weltleuten unverdächtig bleiben muß, weil er es ihnen ausſchließend überläßt, Gewalt durch Gewalt und Täuſchung durch Täuſchung zu bekämpfen. Im ſtillen Heiligthume dieſes Bundes erhebt und entwickelt ſich das höhere Menſchenleben, welches im Gewühle und Geräuſche des gemeinen Weltlebens verloren geht, eröffnet ſich eine unverſiegbare Quelle des Troſtes und der Erheiterung für eine troſtloſe und dunkle Gegenwart, und ſammelt ſich ein unverlierbarer Schatz gereinigter Gefühle und berichtigter Begriffe, zum Behufe einer tröſtlichen und heiteren Zukunft. — Mit Einem Worte, meine Brüder! Dieſer Bund der Einverſtandenen über Wahrheit und Recht iſt, was die Freimaurerei vernünftigerweiſe ſein kann und ſoll, und was dieſelbe werden muß, wenn ſie nicht, der rohen und verbildeten Gemeinheit überlaſſen, immer tiefer unter die Werkzeuge der Entartung und Verſchlimmerung herabſinken, ſondern zum Werkzeuge der Verbeſſerung und Veredlung verbeſſert und veredelt werden ſoll.

Insbeſondere kann allein der beſchriebene Bund den klar und deutlich gedachten Endzweck ausmachen, durch welchen ſich die S. E. W. Große Provinzial □ in Hamburg und die unter ihr vereinigten Schweſter □□ von den Syſtemen, die entweder wirklich andere Zwecke haben, oder denen der beſagte Endzweck nur dunkel und verworren vorſchwebt, zu unterſcheiden ſtreben. Nur als ein Mitglied jenes Bundes weiß der Freimaurer wirklich, was er will, und will auch wirklich, was er weiß, und weiß und will nichts Geringeres und nichts Größeres, als daß er berufen ſei, das Ebenbild der Gottheit im Weſen der Menſchheit zu offenbaren, in dieſem Sinne wahrer Menſch zu werden, und das wahre Menſchwerden befördern zu helfen; ſo daß von ihm gelten könne, was im Evangelium des heutigen Feſttages von Johannes dem Täufer geſchrieben ſteht: „Du wirſt ein Prophet des Höchſten genannt werden, denn du wirſt einhergehen vor demſelben, daß du ſeinen Weg bereiteſt, und die Erkenntniß des Heils gebeſt ſeinem Volke.“

So wachſe dann auch unter dem Segen des höchſten Baumeiſters die in dieſem Geiſte wiedergeborne Sehr Ehrwürdige □ Amalia im Oriente von Weimar, werde immer ſtärker in dieſem Geiſte, und bleibe in ihrer Abgeſchiedenheit nicht weniger von dem gemeinen freimaureriſchen als von dem übrigen profanen Volke, bis endlich das Weſen der Menſchheit aufgehört haben wird, den Weiſen und Mächtigen dieſer Welt ein Geheimniß zu ſein.

Heinrich Friedrich Ludwig Rellſtab,

geboren zu Berlin am 13. April 1799, Sohn eines Muſikalienhändlers, ging 1813 als Freiwilliger in preußiſche Kriegsdienſte, ward ſpäter Grenadier-Officier, nahm aber 1824 ſeinen Abſchied, und lebt ſeitdem als Schriftſteller und Theilhaber der Laue'ſchen Buchhandlung in Berlin.

Außer vielen Journalartikeln ſchrieb er theils unter dem pſeudonymen Namen Freimund Zuſchauer, theils unter ſeinem wirklichen:

- Griechenland's Morgenröthe in neun Gedichten. Heidelberg 1822.
- Karl der Kühne. Trauerſpiel. Berlin 1824.
- Sagen und romantiſche Erzählungen. Berlin 1825—1829, 3 Bdchen.
- Ueber das Leben und die Werke Walter Scott's. Berlin 1826.
- Henriette oder die ſchöne Sängerin. Leipzig 1826.
- Gedichte. Berlin 1827, 16 Bdchen.
- Ueber mein Verhältniß als Kritiker zu Spontini. Leipzig 1827.
- Algier und Paris im Jahre 1830. Berlin 1830—1831, 3 Bde.
- Erzählungen, Skizzen und Gedichte. Berlin 1833, 3 Bde.
- Der Wildſchütz. Roman. Berlin 1835.
- 1812. Hiſtoriſcher Roman. 2te Aufl. Leipzig 1836, 4 Bde.
- Genre- und Fresco-Skizzen aus Berlin und Athen. Leipzig 1836.
- Blumen- und Aehrenleſe aus meinem jüngſten Arbeits-Luſtrum. Leipzig 1836, 2 Thle.
- Empfindſame Reiſen. Leipzig 1836.
- Berlin. Eine Wochenſchrift. 1r Jahrg. Berlin 1835.
- Berlin und Athen. Eine Zeitſchrift. 1r Jahrgang. Berlin 1836.
- Iris im Gebiete der Tonkunſt. 1r — 7r Jahrgang. Berlin 1830 — 1836.
- Scherz und Ernſt. Leipzig 1837.
- Einzelne Aufſätze, Erzählungen u. ſ. w. in Journalen u. ſ. w.

R. hat ſich ſowohl als gründlicher und geſchmackvoller Kritiker auf dem Gebiete der Muſik, wie als talentvoller und geiſtreicher Erzähler und Humoriſt einen geachteten Namen erworben. Lebendigkeit der Auffaſſung gute Charakterzeichnung, gefällige und elegante Darſtellung ſind ihm eigen, doch vermißt man, namentlich in ſeinen hiſtoriſchen Romanen Eins, deſſen Mangel, trotz allen anderen ihm verliehenen Gaben, ſtets fühlbar bleibt, und das Menzel (deutſche Litteratur Nr. 303) ſehr richtig mit den Worten bezeichnet: „die tiefen Schatten der Leidenſchaften fehlen.“

Der Goldſchmied von Augsburg*).

Eine Erzählung.

1.

In einer Weinſtube zu Nürnberg, die die Fenſter gerade nach der Hauptthür der St. Sebaldus-Kirche hinaus hatte, ſaßen im Maien des Jahres 1495 etliche muntere Geſellen beim Becher edlen Steinweins, und zwar am Oſterſonntag und noch dazu während der Meſſe; denn auch damals waren weder die Weinwirthe noch ihre Gäſte die frömmſten Leute in der Stadt. Unter ihnen befand ſich ein Fremder, ein gar reicher und ſtattlicher junger Mann aus Augsburg, Namens Bernhard, der die edle, damals viel höher als jetzt geſchätzte Kunſt der Gold- und Silberſchmiederei trefflich verſtand. Er war nach Nürnberg gekommen, um etliche koſtbare Stücke ſeiner Arbeit zu verkaufen, dagegen aber auch Edelſteine, Gold und Elfenbein einzuhandeln, die er in Nürnberg beſſer haben konnte, als in Augsburg; denn damals verkehrten die Nürnberger noch viel mit den Venetianern, und von allem, was Arabien und Indien Koſtbares lieferte, traf man bei ihnen den reichſten Markt. Das war alſo die Urſache, aus der Herr Bernhard die Reiſe nach Nürnberg gethan hatte; in's Weinhaus war er aber gegangen, um auf einen abgeſchloſſenen Handel mit einem Juwelenhändler, Namens Herbert, einen Becher Firnewein zu trinken. Herbert ſaß ihm zur Seite, und beide ſchauten abwechſelnd bald in's Glas, bald durch's Fenſter nach der Kirchthür. Jetzt ſchlug die Thurmuhr eilf, die Thür öffnete ſich, und die fromme Menge drängte ſich bunt daraus hervor.

*) Aus Rellſtab's Sagen und Erzählungen. 3s Bdchen. Berlin 1829.

Digitized by Google

„Der Daus,“ rief Bernhard, „ich weiß mir wahrhaft kein beſſ'res Vergnügen, als an einem Sonntage die geputzten Mädchen und Frauen aus der Kirche kommen zu ſehn. Und wenn noch dazu die Sonne ſo hell am blauen Himmel ſcheint wie heut, und die Bäume ſo friſch grün an der alten Mauer ſtehen, und die Luft ſo milde iſt, und die Glocken ſo hell läuten, da möcht ich, bei meinem Schatzpatron! vor Vergnügen tanzen. — Noch eine Flaſche Steinwein!“

„Gelt?“ ſchmunzelte der alte Herbert, „Augsburg iſt eine ſchöne Stadt, aber Nürnberg hat hübſchere Mädchen!“

„Pah!“ entgegnete Bernhard, die Augsburgerinnen ſind auch nicht von Holz! Da iſt zum Beiſpiel ...“

„Halt!“ rief Herbert dazwiſchen, „nennt mir keine, denn es werden nicht fünf Minuten verſtreichen, ſo reut es Euch. Hier neben an wohnt ein Mädchen, ſie muß auch gleich aus der Kirche kommen, wenn Ihr die geſehen habt, ſo ſchwört Ihr, daß die Augsburgerinnen Zigeunerinnen ſind; darauf verwett' ich ein Ohm Steinwein.“

„Ihr meint die ſchöne Eliſabeth, nicht ſo, Herr Herbert?“ ſprach der Schenkwirth dazwiſchen, „die Tochter von meinem Nachbar dem Schmied? Das glaub' ich! das iſt ein Mädel! Aber aufgepaßt, eben tritt ſie aus der Kirchthür. Die mit dem nußbraunen Haar, im ſchwarzen Corſett, mit dem goldnen Kreuz am Kettlein um den Hals! Seht Ihr, Herr Bernhard?“

„Die mit dem Gebetbuch in der Hand?“ fragte der Augsburger.

„Richtig! Nun?“ rief Herbert.

„Je nun,“ erwiederte Bernhard, der in's Fenſter getreten war, „ſie iſt nicht häßlich! — Sie iſt recht hübſch! — Der Tauſend das ſind ein paar Augen! Und ein Wuchs! — Jetzt da ſie näher kommt, ſieht man's erſt! — Meiner Treu ſie iſt ſchön! Und wie ſie ſich hält! So ſittſam und doch ſo frei! — Und nun bemerk' ich's erſt recht, die Purpurlippen! Und wie ſie damit lächeln kann! Jetzt eben, als ſie die alte Hexe grüßte, die vorüber ging, habt Ihrs geſeh'n?“ Um die ſchöne Nürnbergerin weiter zu verfolgen, lehnte ſich Bernhard zum Fenſter hinaus.

„Der iſt weg!“ ſprach Herbert leiſe und lächelte den Wirth pfiffig an.

„Glaub's auch,“ bekräftigte dieſer, „ich bin ordentlich ſtolz auf die Nachbarſchaft des alten Schmieds!“ Indem drehte ſich Bernhard um, und fragte: „Wohnt ſie in dem Hauſe, wo ſie hineingegangen iſt?“ „Freilich,“ erwiederte der Wirth, „ſie iſt die Tochter eines Waffenſchmieds, der ſich Meiſter Reinhold nennt.“ Während der Wirth die Antwort gab, hatte Bernhard ſchon ſein Barett aufgeſetzt, und machte Miene, der Schönen gleich einen Beſuch zu machen. Allein der alte Herbert hielt ihn feſt und fragte: „Seid Ihr toll, Herr Bernhard? Der alte Schmied würde Euch zur Werkſtätte hinaus führen! Ich ſtehe nicht dafür, daß er Euch nicht für einen Amboß nähme, und ſeinen ſchwerſten Hammer auf Euch probirte. Sacht, ſacht! Iſt das bei Euch in Augsburg ſo Sitte, daß man den Mädchen, die aus der Kirche kommen, in die Kammer nachgeht?“

„Geht zum Teufel!“ fuhr Bernhard auf, „wie ſoll man ſie denn kennen lernen?“

„Nur Geduld,“ fuhr Herbert gelaſſen fort, „dazu ließe ſich wohl noch anderer und beſſerer Rath erſinnen. Heut' iſt Sonntag, da wird ſie mit ihrem Vater ſpazieren gehen, entweder auf der Vogelwieſe, oder vielleicht am Dutzendteich, oder hinaus auf die Straße nach Feucht oder ...“

„Daß Euch der Teufel hole mit Eurem Oder! Oder, oder, oder! Ich kann mich doch nicht in ſieben und ſiebenzig Arme ſpalten, wie ein Polyp, und überall umher kreuzen? Und ſehen will ich ſie, darauf verpfänd' ich meinen Handſchlag.“

„Ich wüßte einen Vorſchlag, ſprach der Wirth; „nehmt Euer Mittagsmahl hier bei mir ein, und nach Tiſche ſetzen wir uns vor die Thür, auf die ſteinerne Bank. Wenn dann Meiſter Reinhold mit der Tochter aus dem Hauſe tritt, ſo wollen wir ſchon ſehen, welchen Weg ſie einſchlagen, und dann ſchlendert Ihr ſo von weitem ſacht hinter her!“

„Topp,“ rief Bernhard, „ich bin's zufrieden; und Ihr ſeid mein Gaſt, Herr Herbert!“ — So geſchah's. Die Mahlzeit war nach Art der luſtigen Zechbrüder laut und fröhlich; mancher Scherz auf den verliebten Augsburger ging beim Wein mit unter. Doch ſchien es, als ſei Herr Bernhard ernſthafter als gewöhnlich; er brach auch gegen ſeine Gewohnheit die Tafel früher ab, und kränkte dadurch den alten Herbert, der bei einer Flaſche noch gern ein Weilchen geſeſſen hätte. Aber Bernhard wollte vor der Thür ſitzen. Es war das ſchönſte Wetter von der Welt, und kein Zweifel daran, daß Meiſter Reinhold einen Spaziergang machen werde. Nur ſäumte er dem ungeduldigen Augsburger ein wenig zu lange. Rechts und links traten ehrbare Bürger mit ihren geputzten Töchtern heraus und gingen vorüber. Alle grüßten freundlichſt, und die Mädchen ſahen ſich wohl verſtohlen noch einmal nach dem ſtattlichen Fremden um, deſſen grünſammtnes Wamms mit weißer Seide geſchlitzt und reich mit Gold geſtickt war. Allein Bernhard, der ſonſt den Blicken artiger Kinder wohl zu begegnen wußte, ſchaute jetzt nur nach der Thür des alten Schmiedes. Endlich ging ſie auf, und ein ſtattlicher großer Mann mit ſchwarzem Bart und Haar trat, von einem ſchlanken Mägdlein begleitet, hervor. Es waren Meiſter Reinhold und ſeine Tochter Eliſabeth. Der Vater, zugleich Rathsherr, trug ſich nach Art der Nürnberger Bürger ſchwarz, mit einem Mantel von gleicher Farbe. Ein breiter Spitzenkragen zierte ſeinen Hals; an den Stiefeln hatte er, ſonſt gegen die Sitte der Bürger, Spornen; allein er war früher Reiter geweſen, und wollte deßhalb nicht von der Gewohnheit laſſen, ſo ſehr auch die Rathsherren von Nürnberg ihre Naſen rümpften. Es hatte ſogar einmal einer ein Wort darüber geſagt, allein Meiſter Reinhold wußte dem ſpitzen Redner mit Geſchicklichkeit einen ungeſchickten Tritt auf den Fuß beizubringen, und ihm dabei mit dem Spornrade das Fußblatt ſo zu ritzen, daß das helle Blut über den Strumpfzwickel lief. Seit der Zeit ſtichelte Niemand mehr auf des Schmieds Spornen, denn die Spornen ſtichelten doch zu beißend wieder. In dieſer halb kriegeriſchen Tracht ſchritt der Meiſter vorüber, ſeine Tochter am Arm, die den Gruß der Bürger mit niedergeſchlagenen Augen erwiederte.

„Sie gehen nach der Vogelwieſe,“ raunte Herbert dem Augsburger in's Ohr, „ſonſt hätten ſie ſich rechts gedreht.“

„So laßt uns nach,“ erwiederte Bernhard, und ſetzte ſein Barett mit dem neuen Federſchmuck zurecht.

„Hütet Euch nur mit dem Schmiede Lärmen anzufangen,“ warnte der vorſichtige Juwelenhändler, „er iſt ein Teufelskerl und ſtolz auf ſeine Schmiedearbeit, als wenn das die erſte Beſchäftigung in der Welt wäre.“

„Laßt mich nur machen,“ erwiederte Bernhard, zupfte ſeinen Kragen zurecht, und hing ſich an Herberts Arm. Sie gingen.

2.

Eliſabeth war der Stern, nach dem die beiden Abenteurer ihr Steuerruder richteten. Sie leuchtete wirklich in dem Sonntagsſtaat recht lieblich blinkend vor ihnen her. Das kirchlich ſchwarze Gewand hatte ſie abgelegt, und war jetzt in heitern Farben gekleidet. Ein Paar der feinſten Saffianſchuhe, nach damaligem Gebrauch mit Perlen geſtickt, zierten den netten Fuß, der die ſchlankeſte Geſtalt trug, die je über die Gaſſen von Nürnberg gegangen war. Den Leib umſchloß ein knappes Mieder von violetter Seide, mit feinen, goldnen Schnüren beſetzt, das gegen ihr blendend weißes, leinenes Gewand, wozu ſie ſelbſt den Faden geſponnen, wohlkleidend abſtach. Den weißen Nacken umgab ein feiner Spitzenkragen, aus dem das Köpfchen ſo zierlich hervor ragte, wie ein Tauſendſchönchen aus dem grünen Raſenbeet. Nach der Sitte der Zeit trug ſie ein breites, goldenes Stirnband, unter dem das Haar geſcheitelt war; hinten aber hatte ſie die reichen Zöpfen aufgebunden, und mit einer künſtlich gearbeiteten, goldnen Nadel in Geſtalt eines Pfeils befeſtigt. So ſorgfältig, ſonntäglich geſchmückt, ging ſie ſittig neben dem Vater. — Bernhard ſprach leiſe zu Herbert: „Sie iſt ein Engel, und ſo nett gekleidet, wie ein Edelfräulein auf dem Turnier.“ Der Alte nickte beifällig, legte den Zeigefinger, Stille gebietend, auf den Mund, und verzögerte Bernhards beſchleunigten Schritt. Aber nicht ſie allein fanden Eliſabeth's Anzug zierlich, ſondern auch alle Nürnberger, die an ihr vorüber gingen, betrachteten ſie mit halb erſtaunten, halb verlangenden Blicken. Denn Meiſter Reinhold hatte viele blanke Kronthaler im Seckel, und Eliſabeth war ſein Stolz und ſein Augapfel. Wenn er ihr alſo eine Freude machen, und zugleich ſich ſelbſt daran erquicken konnte, ſparte er die blanken Thaler nicht, und es war faſt keine Kaufmannstochter in der ganzen reichen Stadt Nürnberg, die nicht mit Eliſabeth, der ſchönen Schmiedstochter, die Kleidung getauſcht hätte; — vollends aber das Geſicht nebſt Zubehör. — So gelangte man an's Thor. Draußen war ſchon alles bunt und laut von Spaziergängern; denn keiner wollte den ſonnigen Maitag, der ſich heiter unter dem blauen Himmel lagerte, vorüber ziehen laſſen, ohne ihn zu begrüßen. — Als Bernhard die bunte, wogende Menge ſah, rief er: „Freund Herbert, ich bin vergnügt, wie der Kaiſer! Aber jetzt laßt uns auch keck ſein, damit wir dem alten Schmied näher kommen, — ſonſt, hol' mich der Geier, ſeh' ich mich hier nach einer andern hübſchen Dirne um.“

„Seht Euch nur um,“ entgegnete Herbert ruhig, „wenn ihr eine findet, die mit Jungfer Eliſabeth Stich halten kann, ſoll mir's lieb ſein. Aber mit dem Meiſter Reinhold geht die Sache ſo geſchwind nicht; auf der Vogelwieſe wollen wir ſehn was zu thun iſt.“

„Ich wollte, daß ...“ fuhr Bernhard auf. „Ihr ſeid ſo vorſichtig, als wenn wir um Juwelen handelten!“

„Handeln auch darum,“ erwiederte Herbert noch kaltblütiger

Digitized by Google

und ſtrich ſich den Bart, „ſo leicht iſt der Abſchluß nicht gemacht. Seht einmal, Jungfer Eliſabeth iſt nicht ein Juwel, ſie iſt ein wahres Schmuckkäſtchen. Ihre Augen ſind ein paar Saphire, Rubinen von beſſerm Feuer als ihre Lippen hab' ich noch nicht geſehen, Perlen wie ihre Zähnchen ſind hoch im Preiſe, und wenn ſie gar ein Thränchen vergießt, ſo weint ſie Diamanten von einem Waſſer . . .“

„Von Eis, ſeid Ihr,“ ſchrie Bernhard auf. „Ihr Nürnberger Poet! Was iſt das für eine Weiſe? Etwa die güldene Stern-Weis oder die Veilchen-Weis, oder die geblümte Paradies-Weis?“

„Meine Weiſe, und hier iſt die Vogelwieſe, die Poeſie habe ich in Spanien gelernt,“ erwiederte Herbert trocken. „Spaniſch kam ſie mir auch vor, bei St. Sebaldus! Doch Gott ſei Dank, daß wir auf dem Platze ſind.“

„Und nun?“

„Nun wollen wir ein wenig umher ſchlendern und dann dem Alten ganz zufällig begegnen. Ich will Euch als einen Fremden mit ihm bekannt machen, dann ein Geſpräch mit ihm anfangen, und es Euch überlaſſen mit der ſchönen Tochter auch ein Wörtchen zu reden.“ So geſchah es. — Man hatte Zelte im Freien aufgeſchlagen, wo Wein und mancherlei andere Erfriſchungen feil geboten wurden; denn die Nürnberger liebten damals das Faſten eben ſo wenig als jetzt irgend eine andere Nation oder Stadt. Vor den Zelten ſtanden Bänke, Seſſel und Tiſche, an denen ſich das bunte Gewühl vorbei trieb. Dort hatte auch Meiſter Reinhold Platz genommen, und ſah vergnügt die Leute an, ob ſie ſeine Tochter wohl wieder anſähen. Und wenn ſich ſo Einer oder der Andere zwei-, dreimal nach Eliſabeth umſchaute, dann ſchmunzelte er und dachte ſein Theil. Jetzt kamen auch unſere beiden Spaziergänger heran.

„Gott grüß' Euch Meiſter Reinhold!“ hub er an. „Wie geht's? Finden wir wohl hier noch ein Plätzchen?

„Ei was ſolltet Ihr nicht,“ erwiederte der Schmied, „wir rücken ein wenig zuſammen.“

„Ich mache Euch Platz,“ ſprach ein ältlicher Mann, der neben Reinhold geſeſſen hatte, und ſtand auf. Herbert nahm die verlaſſene Stelle ein, und ſaß dem Schmied zur Linken; rechts hatte dieſer die Tochter, die dem Vater ein wenig näher gerückt war. Dadurch hatte ſich ein Plätzchen für unſern Augsburger geöffnet, und wie der Blitz ſchoß er darauf zu und ſaß jetzt an Eliſabeths rechter Hand. Der dadurch abgeſchnittene Nachbar der ſchönen Nürnbergerin ſtand, ſichtlich verdrießlich, auf und ging fort. — Indeß konnten die Plätze nicht beſſer vertheilt ſein. Herberts Geſpräch mußte nun die Augen des Vaters abwärts ziehen, und Bernhard konnte ungeſtört mit der Tochter plaudern. Zuvor machte der Juwelenhändler ihn indeſſen mit dem Schmiede bekannt, und ſprach: „Seht hier, Meiſter Reinhold, einen Genoſſen Eurer Kunſt, nur mit dem Unterſchiede, daß er in Gold, und Ihr in Eiſen arbeitet. Der Herr iſt aus Augsburg und nennt ſich Meiſter Bernhard.“

„Es freut mich, Euch kennen zu lernen,“ ſprach Reinhold; „gehört hab' ich ſchon von Euch, wiewohl ich mich ſonſt um die kleinen Arbeiter in Gold wenig bekümmere. Ich denke immer, es iſt männlicher mit Stahl und Eiſen zu thun zu haben; doch Eure Kunſt in Ehren.“ Bernhard ließ nicht gern auf ſeine Beſchäftigung ſchelten, doch nahm er's diesmal nicht ſo genau und ſprach: „Wohl wahr! Eure Arbeit iſt für den Krieg und für die Männer; unſere mehr für den Frieden und für die ſchönen Frauen.“ Dabei warf er einen Blick auf Eliſabeth, die, leicht erröthend, ihr Auge von ihm auf den Boden wandte.

„Sagt mir doch, Meiſter Reinhold,“ begann jetzt Herbert, der des Alten Schwächen kannte, „iſt es denn wahr, daß ein Türkenkrieg ausbrechen ſoll? Ihr ſeid im Rath und überdies ein Mann, der viele Leute kennt, und oft die erſten Neuigkeiten erfährt; erzählt mir doch ein wenig; rüſtet ſich der Kaiſer Maximilian wirklich, und wird er bei uns durchreiſen, wie man ſpricht?“

„Davon läßt ſich viel ſagen,“ erwiederte Reinhold, indem er ſich den Bart ſtrich, begann zu reden, und ſagte auch wirklich viel. Wir wollen es aber alles überhören, und uns einmal hinter Eliſabeth und Bernhard ſtellen, um zu erfahren, ob ſie auch ſo viel ſprechen. Wenn es auch nicht viel Worte waren, ſo ſagten die Worte doch viel, und noch mehr wußte Bernhard mit Blicken anzudeuten, worauf Eliſabeth eigentlich nichts erwiederte, aber doch nicht erzürnt darüber ſchien. Ihr Geſpräch nahm etwa folgenden Gang.

3.

Bernhard. Ihr werdet auf mich zürnen, ſchöne Jungfrau Eliſabeth, daß ich Euch von Eurem Nachbar getrennt habe. Der Zufall hat es für mich ſo glücklich eingerichtet . . .

Eliſabeth. Ich kannte den Mann gar nicht, der hier neben mir ſaß; und wenn auch, ſo würde ich doch deshalb nicht zürnen, daß Ihr Euch zu uns ſetzt. Aber Ihr wollt gewiß gern neben dem Vater ſitzen; wir können ja tauſchen. Männer reden gern mit ihres Gleichen.

Bernhard. Bewahre mich mein Schutzpatron! Ich kümm're mich wenig um Kaiſer und Reich, ſchöne Eliſabeth; ſo wie meine Arbeit nur für die Frauen beſtimmt, ſo zieht mich mein Sinn auch mehr zu der Unterhaltung mit ihnen, als mit Männern.

Eliſabeth. An mir werdet Ihr wenig Freude haben, ich weiß von nichts zu reden. Ich verlaſſe ſelten das Haus, und da erfährt man nicht viel. Ihr ſeid wohl gereiſt?

Bernhard. In Süden und Norden. Zuletzt hat mir's aber in der Mitte zwiſchen beiden am beſten gefallen.

Eliſabeth. Da könnt Ihr gewiß viel erzählen, was Ihr alles Schönes geſehen habt.

Bernhard. Mancherlei! Aber das Schönſte hier in Nürnberg.

Eliſabeth. Gewiß St. Sebaldus Grab.

Bernhard. Nein, aber nahe dabei.

Eliſabeth. Die neuen Apoſtel vom Meiſter Albrecht?

Bernhard. Auch nicht.

Eliſnbeth. Jetzt hab' ich's, das Bild der Jungfrau Maria.

Bernhard. Nein, die Jungfrau Eliſabeth.

Eliſabeth. Eliſabeth? die heilige Eliſabeth?

Bernhard. Nicht die heilige Eliſabeth meine ich, ſondern die fromme.

Eliſabeth. Die fromme?

Bernhard. Nun ja, ſie geht fleiſſig in die Meſſe. Heut war ſie in St. Sebaldus.

Eliſabeth. O geht, Ihr ſpottet!

Bernhard. Gewiß ich kenne nichts Schöneres! — Bei dieſen Worten wollte Bernhard die Hand ſeiner Nachbarin küſſen, allein ſie ließ gerade einen Strauß von Maienblumen, mit dem ſie geſpielt hatte, fallen, und bückte ſich darnach. Bernhard aber hatte ihn geſchwinder.

Bernhard. Jetzt geb' ich Euch den Strauß nicht wieder!

Eliſabeth. O, Herr Bernhard, Ihr müßt!

Bernhard. Wenn er mir aber gar zu lieb wäre?

Eliſabeth. Er welkt ſchon, — wenn er friſcher wäre . . .

Bernhurd. So wolltet Ihr mir ihn ſchenken?

Eliſabeth. Gebt ihn nur erſt wieder.

Bernhard. Da iſt er! Aber nun bitt' ich etwas.

Eliſabeth. Und das wäre?

Bernhurd. Zweierlei. Erſtlich, daß Ihr bis morgen den Strauß aufbewahrt; und dann — gönnt mir das Veilchen, das Ihr am Buſen tragt.

Eliſubeth. Warum ſoll ich ihn bis morgen bewahren?

Bernhard. Ich habe einen Zauber darüber geſprochen. Morgen blüht in der Mitte ein wunderſeltenes Blümchen daraus auf. Aber nicht eher als morgen; und Ihr müßt ihn ſorgfältig tragen, daß die Blüthen immer oben bleiben. Und meine andere Bitte?

Eliſabeth. Ihr ſcherzt wohl. Ein Wunderblümchen?

Bernhard. Und meine andre Bitte?

Eliſnbeth. Wenn das mit dem Wunderblümchen gewiß wäre!

Bernhard. Gebt nur Acht. Ich habe den Samen dazu hineingehaucht. Wenn Ihr aber den Strauß verkehrt tragt, ſo verſtreut er ſich. Vor morgen dürft Ihr auch nicht hineinſehn, ſonſt wird aus Allem nichts. Das Veilchen?

Eliſabeth. Ihr ſeid ein wunderlicher Herr; was ihr nur für Scherze treibt! Ihr denkt wohl, ich glaube daran?

Bernhurd. Nur bis morgen geduldet Euch, mir zu Gefallen. Es iſt ein Kunſtſtück, das ich in Italien lernte. Ich zahlte einen hohen Preis zum Lohn dafür, darum mach' ich's auch nicht wohlfeil. Zahlt mir das Veilchen!

Eliſabeth nahm es mit einem anmuthigen Erröthen lächelnd von der Bruſt und reichte es ihm; er nahm es und wußte dabei geſchickt die Hand des ſchönen Mädchens zu drücken.

„Daß dich der Donner!“ fuhr der Schmied auf, und Eliſabeth erſchrack wie vom Blitz getroffen, „daß dich der Tauſend! So reich ſind die Herrn Fugger? Was Ihr ſagt! Geht, Ihr ſcherzt wohl!“

„Fragt Meiſter Bernhard, der iſt ja von Augsburg,“ entgegnete Herbert, und Bernhard, froh, daß der Ausruf nicht ihm und der Tochter gegolten, erwiederte raſch ohne zu wiſſen, was Herbert behauptet hatte:

„Ja, ja, Meiſter Reinhold, ſo iſt's, die Herren Fugger ſind ganze Leute. Von ihren Schätzen könnte man einen halben Tag erzählen. Und wenn Ihr erſt die Fuggerei ſehn ſolltet! Das iſt ein Gebäude, in dem die halbe Stadt Nürnberg wohnen kann.“

„Hm" brummte der Schmied, „Nürnberg iſt doch auch kein Dorf! Aber das müßt Ihr mir einmal ausführlich beſchreiben. So etwas höre ich für mein Leben gern!

„Bei einer Flaſche Steinwein, Meiſter Reinhold, könnte ich das noch heut Abend thun, wenn Ihr mein Gaſt ſein wollt," erwiederte Bernhard. „Im Haus zur goldnen Traube iſt der Wein nicht übel."

„Topp!" rief der Schmied, „ich komme. Der Traubenwirth iſt mein Nachbar, der darf uns keinen ſchlechten Wein vorſetzen.

„Das laßt meine Sorge ſein," rief Bernhard, „fragt einmal unſern Freund Herbert, ob wir auf den Handel gut oder ſchlecht getrunken haben."

„Gut, ſehr gut," ſprach Herbert ernſthaft, „drum hoffe ich, daß wir heut Abend beſſer, viel beſſer trinken werden. Aber jetzt laßt uns noch ein wenig auf und abgehen, bis die Sonne Ade ſagt. Sind die Leute ſo lange bei uns vorbei gegangen, können wir's ihnen auch einmal zu Gefallen thun, und uns begaffen laſſen."

Sie gingen. Bernhard wäre gern neben Eliſabeth hinter den beiden Alten hergegangen, allein dieſe hatte ſich an den Vater angeſchloſſen, dem ſich Herbert auf der andern Seite in den Arm hing. Natürlich zog ſich Bernhard auf die Seite der ſchönen Tochter, aber im Gedränge konnte man oft nicht gut zu Vieren gehen und ſo wurde er häufig abgeſchnitten. Daher konnte er auch das Geſpräch, das einmal ſo gut im Gange geweſen war, nicht wieder recht in den alten Fluß bringen. Doch bemerkte er wohl, daß die ſchöne Nachbarin nicht unwillig auf ihn ſei, und als ein Mann, der mit dem andern Geſchlecht im Vaterlande wie in der Fremde viel umgegangen war, wußte er wohl, daß es ſchon viel iſt, wenn ein Mädchen bei ſolchen Gelegenheiten nicht ausweiche. Daher war er guten Muths und dachte, hoſt du nur erſt einen Anker feſt, die andern ſollen ſchon Grund faſſen. Wir wollen ſehen, wie es ihm damit ging. —

Die Sonne ſchimmerte jetzt ſchon mit dunkelrothen Strahlen durch die Büſche, die Schatten der Bäume fielen lang und ſanftblau über die warmen Matten der Vogelwieſe, und die luſtigen Leute verzogen ſich allgemach, weil die altbürgerliche Sitte um ſieben Uhr ſpäteſtens die Rückkehr nach Hauſe verlangte. Dazu ſchickten ſich auch unſere Bekannten an. Vor der Thür des Schmieds trennten ſie ſich; denn Meiſter Reinhold nahm ſein Nachteſſen erſt mit der Tochter und den Geſellen ein, bevor er in die Traube kam. Als Eliſabeth hinter dem Vater in die Hausthür trat, ſah ſie ſich noch einmal nach dem Fremden um, der ihr nur zu wohl gefallen zu haben ſchien. Bernhard war nicht der Mann, der ſo etwas unbemerkt ließ, oder gar unbenutzt. Darum hob er mit einem bedeutenden Blick das Veilchen hoch und führte es an die friſchen Lippen; aber Eliſabeth drehte raſch und hocherröthend das Köpfchen weg, und zog die Hausthür hinter ſich zu. —

„Die iſt mein!" rief Bernhard frohlockend und ſprang hoch in die Luft.

„Wenn der Alte ſie Euch giebt," entgegnete Herbert trocken.

„Das müßte doch mit dem Teufel zugehen," fuhr der Augsburger auf; „warum ſollte er ſie mir abſchlagen?"

„Warum? Ich weiß nicht, aber er wird wohl Urſache finden, wenn er will."

„Nun laßt ihn mich nur erſt beim Becher haben, dann wollen wir weiter ſehn." Mit dieſen Worten traten ſie in's Gaſtzimmer der goldenen Traube, und brachen vor der Hand das Geſpräch ab.

4.

In der Ecke des Zimmers nahmen ſie Platz an einem ſaubern, mit Holz ausgetäfelten Tiſche, um den ſich im halben Kreiſe eine eichene Bank zog. Der Abend war lau, und die Luft mit ſüßem Frühlingsdufe erfüllt. Daher ließen ſie die Fenſter öffnen, um recht im friſchen Zuge des leichten Abendwindes zu ſitzen; denn beſonders Bernhard fand es unbeſchreiblich heiß. Eben deshalb ließ er auch eiligſt einen kühlen Trunk edlen alten Weins bringen, der die Lippen recht duftig und friſch benetzte. Nach kurzer Zeit kam auch der Schmied, dem der Abendtiſch zu Hauſe heut nicht ſo behaglich geweſen ſein mochte als ſonſt, wo er Sonntags wohl eine, auch zwei Stunden mit ſeinen Geſellen beim Becher zu verſchwatzen pflegte. Aber heut reizten ihn die Erzählungen des Fremden, und beſonders hörte er gern von großen Schätzen, prächtigen Schlöſſern und dergleichen mehr, obwohl er eben nicht habſüchtig war; — ſprach er aber ſelbſt, ſo war es immer von ſeinen Abenteuern als Reiter, von der edlen Waffenſchmiedekunſt und der Würde eines Rathsherrn von Nürnberg. — Die drei Zecher waren ziemlich laut an ihrem Tiſche. Bernhard erzählte von Augsburg, von den Fuggers, von ihren Fabriken, Gebäuden, Waarenlagern und dergleichen, was Reinhold gern hörte, der einmal über das andre ausrief: „Der Tauſend! Potz alle Welt! Iſt's möglich! Bei St. Georg! Unerhört!" und dergleichen Redensarten der Verwunderung mehr. Herbert dagegen ſchlug häufig auf den Tiſch, und betheuerte die Wahrheit der Erzählung ihres Wirthes. Noch häufiger indeß hoben alle Drei die Gläſer an den Mund und tranken, der Eine, um ſich zum Erzählen, der Andre zum Bekräftigen, und der Dritte zum Verwundern zu ſtärken. Wie Bernhard aber gar vortrug, daß der Kaiſer Maximilian nächſtens nach Augsburg kommen und bei den Herren Fugger wohnen werde, da rief der Schmied aus: „Nun bei St. Sebaſtian! ſolch' einen Kaufmann laß ich gelten; ja, wenn man's ſo treibt, ſo iſt's ein edler Stand."

„Er ſoll leben!" rief Herbert, „hoch!" Die Gläſer klangen, und der Jubelruf ſchallte durch das Zimmer. Jetzt, meinte Bernhard, ſei der rechte Zeitpunkt nahe, wo er auf den Buſch klopfen dürfe. Er fing alſo an. „Nicht wahr, Vater Reinhold, wenn ſo ein Freier käme, dem ſchlügt Ihr Eure Tochter nicht ab?"

„Hm!" entgegnete der Alte, indem er ſich das bärtige Kinn ſtrich, „lieber wäre mir's doch, wenn ein tüchtiger Waffenſchmied käme!" Dieſe Antwort hatte Bernhard nicht vermuthet, daher fuhr er heftig auf: „Ich glaube, Ihr ſeid toll! So ein Mann und ein Schmied!"

„Hört einmal!" fuhr der Alte auf „kommt mir nicht zu nah'! Wißt Ihr, daß die Schmiede vor Zeiten die angeſehenſten Leute nach dem Könige waren? Habt Ihr von dem Schmied Asmundur geleſen? Das war ein Mann . . ."

„Fabeln, alte Mährchen und Hiſtörchen!" lachte Bernhard auf; doch Herbert ſtieß ihm in die Seite, daß ihm der Athem ſtockte.

„Fabeln?" ſprach der Schmied, „und wenn auch; deswegen bleibt der Stand doch der erſte unter allen Ständen. Denn was iſt das Beſte, was ein Ritter, und wenn er der Kaiſer wäre, hat? Antwort: Sein Schwert, und das mache ich!"

„Nein!" rief der erhitzte Bernhard, „Seine Krone, und die mach' ich!"

„Ihr?" rief Reinhold im gedehnten Tone, „Ihr — Ihr werdet doch Eure Fieriſanz-Arbeit für Frauenzimmer-Ohren und Hälſe nicht mit unſ'rer Männerarbeit vergleichen? Was machen wir? Schwerter, Schilde, Helme . . ."

„Und Hufeiſen!" rief Bernhard erhitzt.

„Ja," fuhr der Schmied auf, „für das edelſte Thier in der Welt, für das Kriegsroß!"

„Oder für den Mauleſel eines Krämers," lachte Bernhard.

„Mauleſel?" ſchrie der Schmied, „daß dich der Donner! Mauleſel! das hat mir noch kein Menſch geſagt!" Herbert, der vergeblich dem von Wein erhitzten Bernhard unterm Tiſche faſt die Fußzehen entzwei geſtampft hatte, legte ſich dazwiſchen und ſprach: „Halt, halt, halt! Liebe Freunde, was erhebt Ihr für einen Lärmen und Streit? Muß der Wirth nicht denken, ſein Wein ſei zu gut, wenn ein paar Becher euch ſo in's Feuer jagen? So alte Trinker ſollten doch vorſichtiger ſein! Und um was ſtreitet Ihr denn? Giebt es beim Becher Rang und Stand? Ihr ſeid Meiſter Reinhold, das iſt Meiſter Bernhard, und ich bin Meiſter Herbert. Damit Punctum. Ob wir in Gold, Kupfer, Zinn, Eiſen, Holz oder Leder arbeiten, das dürfen wir gar nicht wiſſen, ſo lange der Wirth Wein im Keller hat. He, die Becher hoch! Es ſollen die ſchönen Mädchen leben, das iſt der erſte Stand in der Welt!"

„Recht ſo," rief Bernhard, der ſich jetzt wieder beſonnen hatte, „und vor allem Eure Tochter, Meiſter Reinhold, das iſt wieder die erſte in ihrem Stande!" Der Schmied ſah noch etwas mürriſch aus, allein er nahm den Becher in die Hand, und ſtieß mit an. Schon beim Klange des Weingrußes glättete ſich eine kleine Falte ſeiner Stirn. Als er aber erſt den Rand des Pokals an den Mund gebracht hatte, und langſam, bedächtig auf Bernhards Ruf: „ausgetrunken," die Tiefe des Gefäßes zu ergründen begann, da verzog mit jedem Schluck eine Stirnfalte zu einer Wangenfalte, ſo daß es faſt ausſah, als theile die goldne Sonne des Weins die Wolken auf dem Himmel ſeines Geſichts, und lache freundlich in der Mitte, während ſich die ſchwarzen Nebelſtreifen an dem Horizont ſeiner Wangen lagerten. Als er den Becher abſetzte, war die Stirn glatt wie ein Spiegel, und der Mund lächelte in ziemlicher Weite.

Bernhard hatte dem Steigen des Barometers mit ſichtlichem Vergnügen zugeſehen. Jetzt, dachte er, iſt gut Wetter geworden, und du kannſt deine Freiersreiſe noch einmal antreten. Er begann vorſichtig einzuleiten, ſprach von ſeinem Anſehn und Vermögen in Augsburg, erwähnte, wie man ihm hier und da in ſeiner Vaterſtadt zu verſtehen gegeben habe, daß man ihm eine hübſche Tochter oder Schweſter wohl zur Frau geben würde, und dergleichen mehr.

„Ei, aber warum heirathet Ihr denn nicht, Ihr wilder Junggeſell?" rief der Schmied, „es thäte Euch gut, glaubt mir das. Seht, ich war auch ſo ein Spring-durch-die-Welt, aber

Digitized by Google

ich hab' eh mein Seel' nicht bereut, daß ich meine ſelige Eliſabeth genommen habe; es war eine Frau wie ein Engel. Drum friſch dran junger Geſell, und lieber heute als morgen!“ Als Bernhard den Alten in dieſem Tone reden hörte, ſchlug ihm das Herz vor Luſt, denn nichts war klarer, als daß der Schmied ihm halben Weges entgegen kam. Daher fuhr er in ſeiner Freude heraus, und bemerkte es gar nicht, daß der ungeſchickte Herbert ihn wieder auf den Fuß trat.

„Es iſt wahr, Ihr habt Recht; und da Ihr mir ſelbſt ſo zuredet, und eben Euer ſelige Hausfrau ſo hoch gerühmt habt, wie wäre es, Vater Reinhold, wenn Ihr mir die Tochter einer ſo braven Mutter gäbet?“ Dabei wollte er dem Schwiegervater um den Hals fallen, allein der ſtand auf, und fragte mit einem langen Geſicht, daß wieder alle Falten oben auf der Stirne hatte:

„Tochter? Welche Tochter? Meine Tochter? Sachte, mein Freund! So raſch gäbe ich ſie Keinem in der Welt; aber Ihr, nichts für ungut, bekommt ſie gar nicht. Meine Tochter darf nicht unter ihrem Stande heirathen, ſie muß einen Waffenſchmied haben, oder geht in's Kloſter. Jetzt legt Euch nieder und ſchlaft Euren Rauſch aus. Gute Nacht!“ Damit ſetzte er ſeinen Becher nieder und ſein Barett auf, und drehte ſich nach der Thür. Bernhard ſtand wie vom Blitze getroffen; allein Herbert erhob ſich von ſeinem Sitz, begleitete den Schmied bis an die Thür, und ſagte halb laut, daß es Bernhard hören konnte: „Das habt Ihr recht gemacht, Altmeiſter und Rathsherr; der junge Burſch iſt etwas eitel, da muß man ihn ablaufen laſſen. Nun ſchlaft wohl, und grüßt Jungfer Eliſabeth; wenn Ihr's ihr erzählt, wird ſie gewiß von Herzen über den Augsburger lachen.“ Dabei ging der Schmied hinaus, und Herbert wandte ſich zu Bernhard um. Der fand eben ſeine Sinne wieder, und fuhr auf den Juwelenhändler los.

„Wart, Du alter Spitzbube! Meinſt Du, ich hätte nicht gehört, was Du eben zu dem verteufelten Narren von Schmied geſagt haſt? Aber Du ſollſt es bereuen!“ Bei dieſem Worte wollte er ihn faſſen; allein Herbert ſtemmte die Arme in die Seite und ſchlug ein helles Gelächter auf. Das brachte den Augsburger wieder außer Faſſung, und er ſtand zum zweiten Mal vor dem lachenden Alten, wie wenn er von Stein geweſen wäre. Endlich ſchöpfte dieſer Athem und fing an: „Ihr ſeid doch noch ein Neuling in der Welt, trotz Eurer Reiſen. Könnt Ihr Euch denn einbilden, daß ich dem Schmied Recht gebe? Und wenn ich's auch thäte, daß ich's ſo vor Euren Ohren thun würde, daß mir nachher um meine Ohren bang ſein müßte? Wenn ich das dem alten Narren nicht geſagt hätte, ſo traute er mir nicht mehr über die Schwelle. So aber denke ich Euch wohl noch nützlich zu werden, und wo möglich dem Schmied eine Naſe zu ſchmieden, die er ſich nicht Sonntags zum Staat aufſetzen wird. Kommt einmal her, und laßt uns bei dem Reſt der Flaſche noch ein Wörtchen reden.“ Das thaten ſie. — Wir wollen indeß nicht zuhören, ſondern uns zu der ſchönen Eliſabeth begeben, und ſehen, womit ſie ſich, indeſſen ſie ſo allein war, die Zeit verkürzt haben mag.

5.

Mit ſichtlicher Zerſtreutheit hatte Eliſabeth den Abendtiſch des Vaters beſorgt; ſie, die ſonſt nie etwas fehlen ließ, war heut vergeßlich und unaufmerkſam. Als ſie die Schüſſel aufgetragen hatte, und das Gebet geſprochen war, ergab ſich's, daß Meſſer und Gabel fehlten, und als der Alte den Wein aus ſeiner Kanne einſchenken wollte, war ſie leer. Unangenehmer konnte man ihn nicht überraſchen. Er fuhr mit einem erſtaunten: „Was zum Geier!“ wie erſchrocken vor dem leeren Gefäß zurück, und Eliſabeth erröthend bis an die Augen, ſprang raſch wie ein Reh auf, und flog in den Keller, um es zu füllen. Auf dem Rückwege weiß ich nicht, weßhalb ſie den Maienblumenſtrauß, den ſie in einem zierlichen Glas mit Waſſer auf das Fenſter geſtellt hatte, mit halbgewendetem Geſicht betrachtete. Allein ſie that es, und ſo geſchah es, daß ſie nicht recht auf ihren Weg achtete, mit dem zierlichen Füßchen an einen Stuhl ſtieß, und ſicherlich gefallen wäre, hätte ſie nicht Ehrenfried, der Altgeſell, gehalten. Zum Dank dafür erhielt er auch den Wein, der für den Vater beſtimmt war, denn Eliſabeth beſchüttete ihn damit ſo, daß er aufſtehen und das Wamms wechſeln mußte. Dieſer Unfall ſchien ſie ſo in Verwirrung geſetzt zu haben, daß ſie während des ganzen Nachteſſens die Gedanken nicht recht beiſammen hatte, denn unter andern Antworten, die ſie halb und verkehrt gab, erwiederte ſie auch dem Vater, der ſie dreimal fragte: „Was iſt das für Wein?“ endlich „Ein Augsburger.“ Hat man wohl ſein Lebtag von dieſer Sorte gehört? — Niemand war froher als ſie, da die Mahlzeit geendet, und ſie allein war. Jetzt ging ſie in ihr Stübchen hinauf, das in den mit alten Linden bepflanzten Hof ſah, und ſetzte ſich dort am offenen Fenſter mit ihrem Spinnrade nieder. Vor ihr ſtand in einem zierlichen Glaſe der Maienblumenſtrauß.

„Warum ſoll ich ihn denn erſt morgen genau betrachten?“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und ſah ihn ziemlich ſcharf an, „ich glaube doch nicht an das Kunſtſtück. Solche gereiſte Leute haben uns einfältige Bürgermädchen immer zum Beſten, und halten uns noch für leichtgläubiger, als wir ſind. — Wenn ich nur wüßte, ob der Fremde auch ſo iſt? Er hatte doch ſo etwas Redliches in ſeinen Augen, und lächelte gar nicht ſtolz, ſondern recht gutmüthig. — Aber wie ungleich ſpinn' ich heut; ach und wie wenig iſt erſt fertig! Nun geſchwind, jetzt will ich einmal recht fleißig ſein; eben ſchlägt die Thurmuhr von St. Sebaldus die ſiebende Stunde an. Um acht muß ich fertig ſein; ſo lange kann ich auch noch ſehen. Die Sonne geht zwar ſchon unter, denn die Thurmſpitze und das Zifferblatt ſind glühend roth, aber ich muß doch noch fertig werden, und dann — ſeh' ich den Strauß an!“ Jetzt drehte ſich das Rädchen flink und ſchnurrend um, und Eliſabeths kleiner Fuß hob ſich im raſchen Takt dazu; man ſah ihr recht die Freude an, wie des Flachſes immer weniger wurde; und doch war ihre Ungeduld zuletzt faſt unüberwindlich, denn ſie wurde gar zu begierig zu ſehen, was der Fremde mit dem Blumenſtrauß gemacht hätte, wollte aber doch ihr Wort ſich ſelbſt nicht brechen. Um ſich die Zeit zu verkürzen, ſang ſie, als es dunkler wurde, ein Spinnerliedchen, das ſo lautete:

Hör mir zu, mein liebes Rädchen!
Frage dich:
Dreht wohl jetzo dich ein Mädchen
Raſch wie ich?
Sonſt ſchalt Mütterchen mich läſſig,
Oft warſt du mir ſelbſt gehäſſig,
Iſt's denn jetzt der Fleiß allein,
Der mich heißt ſo emſig ſein? —

Dreh dich ſchneller, liebes Rädchen,
Schneller um!
Fragſt: „Warum ſo eilig, Mädchen?
Ja, warum?
Magſt du mich nur immer fragen,
Ach, ich kann es dir nicht ſagen,
Kenne ſelbſt nicht, was mir fehlt,
Nicht die Urſach', die mich quält.

Horch einmal mein liebes Rädchen!
Ohne Scherz,
Sprich, ſchlug je wohl einem Mädchen
So das Herz?
Wie mein Herz mit ſteten Schlägen,
Müſſen Hand und Fuß ſich regen;
Ach, an aller Ungeduld,
Glaub ich, iſt das Herzchen ſchuld!

Nun genug, mein liebes Rädchen!
Stehe ſtill!
Weißt du, was ich kindiſch Mädchen
Jetzo will?
Nicht mich freu'n an Garnes Glanze,
Nicht zur Nachbarin, zum Tanze —
Wunderlich bin ich bethört,
Träumen will ich ungeſtört.

Mit dem Glockenſchlag acht ſang ſie den letzten Ton des Liedes, und wand das letzte Garn ab. Nun griff ſie nach den Blumen, und bog mit einer halben Ahnung deſſen, was ſie finden würde, die weißen Blüthen auseinander. Wirklich glänzte es ihr aus der grünen Dämmerung mit wunderbarem Schimmer entgegen.

„Wär' es möglich,“ dachte ſie, „ſollte er ein ſolcher Schwarzkünſtler ſein?“ Sie löſte haſtig das Band, mit dem der Strauß gebunden war, um die Wunderblume zu ergreifen. Doch ſie täuſchte ſich, denn ſie fand nichts; aber indem ſie die Stengel los ließ, hörte ſie etwas auf den Boden fallen. Eiligſt bückte ſie ſich darnach, konnte es aber, da es ſchon dunkel wurde, nicht auffinden. Sie mußte wiſſen, was es war. Daher ging ſie geſchwind hinab, zündete die Lampe an, und durchſuchte das ganze Kämmerchen; endlich fand ſie am Fuß ihres Spinnrades zu ihrem Erſtaunen einen prachtvollen Ring mit einem köſtlichen Rubin. Darüber gerieth ſie in nicht geringe Verlegenheit, denn das durfte ſie doch dem Vater nicht verſchweigen, und eine leiſe Ahnung ſagte ihr, daß der nicht ſonderlich vergnügt über den Fund ſein werde. Sie betrachtete daher das wunderbar ihr zugekommene Kleinod mit einem Gemiſch von Freude, Bangigkeit und Wehmuth, und endlich trübte eine Thräne ihr blaues Auge. In dem Augenblick raſſelte ein Schlüſſel in der Hausthür; ſie vermuthete mit Recht den Vater, löſchte, der Himmel weiß aus welchem dunklen Antriebe, ihre Lampe aus, und ging leiſe zu

Bett. Aber ſie konnte lange nicht einſchlafen, und ſagte einmal über's andere: „Gewiß iſt die laue Frühlingsnacht Schuld daran, daß mich der Schlaf flieht; mir iſt auch gar zu warm.“ Was mich betrifft, ſo will ich das glauben, und die gutmüthigen Leſerinnen glauben es gewiß auch. Ein kleiner Theil ihrer Unruhe aber, das kann ich doch nicht verſchweigen, kam davon her, daß ſie darüber nachſann, wie ſie wohl auf die beſte Weiſe ihrem Vater den Fund des Ringes beibringen möchte, denn ſie hatte nicht Luſt, ihm das ganze Geſpräch mit Bernharden zu wiederholen, was auch gewiß für ſie eben ſo langweilig geweſen wäre, als es für die Leſer ſein möchte, wenn ich es thäte. Es iſt daher ein wahres Glück, daß ſie es anders anfing; wie? erfahren wir im nächſten Capitel.

6.

Als ſie am andern Morgen aufſtand, war man in der Schmiede ſchon geſchäftig. Die Hammerſchläge ſchallten hell herauf, und ein ſchwarzer wolkiger Rauch zog am Sebaldus-Thurm darüber. Das erinnerte Eliſabeth daran, daß es wohl Zeit ſein möchte, dem Vater und den Geſellen den Frühtrunk hinunter zu bringen. Sie füllte daher einige Becher mit Wein, legte Brod dazu, und ſtellte alles auf einen großen ſilbernen Teller, den der Vater ſehr in Ehren hielt, weil ihm darauf die ſelige Frau am Hochzeitmorgen den erſten Frühtrunk gebracht hatte. Außer dieſen Zubereitungen vergaß ſie aber nicht, ſich den Maiblumenſtrauß vorzuſtecken, und den Ring wieder zwiſchen die Blüthen zu verbergen. Jetzt nahm ſie den Teller mit den Bechern, und ging hinunter in die Schmiede. — Wenn die Arbeiter ſie von weitem über den Hof kommen ſahen, freueten ſie ſich, nicht bloß weil jetzt eine Pauſe in der Arbeit gemacht wurde, und ein guter Trunk ſie erquickte, ſondern auch, weil ſie Alle gar zu gern von der ſchönen Eliſabeth den Morgengruß erhielten. Es war ſtets ein förmlicher Streit unter ihnen, wer den freundlichſten Blick des ſchönen Mädchens bekommen hatte; denn Jeder behauptete Abends, er ſei es geweſen. Eigentlich aber war keiner ausgezeichnet worden, ſondern Eliſabeth ſah nur immer ſo unbeſchreiblich gütig und wohlwollend aus, daß Einer leicht glauben konnte, er werde vor Allen ausgezeichnet, wenn er auch nicht zu den eitlen Männern gehörte. Diesmal aber war es unverkennbar, daß Ehrenfried, der Altgeſell, wegen des geſtrigen Unfalls mit beſonderer Güte bedacht wurde; ja Eliſabeth ſprach ſogar einige Worte mit ihm, obwohl ſie aus natürlicher Scheu von dem Vorfall ſelbſt nichts erwähnte. Wer es nicht gewußt hätte, und eine Minute ſpäter in die Schmiede getreten wäre, müßte übrigens blind geweſen ſein, wenn er nicht bemerkt hätte, daß Ehrenfried vergnügt wie ein König gegen ſeine Kameraden ausſah. Allein dieſe Freude verkehrte ſich bald in Verdruß und Zank. Der alte Reinhold fragte nämlich ſeine Tochter: „Ei wie kommt es denn, Eliſabeth, daß Du einen welken Strauß am Mieder haſt? Hätteſt doch auch wohl ein paar friſche Blumen vorſtecken können.“ Dieſe Frage hatte Eliſabeth voraus geſehen, denn ſie pflegte jeden Tag im Sommer einen friſchen Strauß zu tragen. Allein das war es gerade, was ſie wollte. Sie ſah aber wie befremdet auf den Buſen herab, und ſprach:

„Friſche Blumen? Ja ſo, das habe ich ganz vergeſſen!“ Indem ſtreifte ſie die Glöckchen mit den zarten Fingern ab, und ſagte: „Es iſt wahr, ſie ſind ganz welk, ich will mir gleich andere pflücken.“ Plötzlich aber rief ſie verſtellt erſtaunt aus: „Ei mein Himmel, was iſt denn das? Das iſt ja gar ein Ring!“

„Ein Ring?“ brummte der Vater, „wie käme der in den Strauß?“

„Ach ich beſinne mich,“ fuhr Eliſabeth verſtellt fort, „geſtern ſah ich dieſen Ring am Finger des Herrn von Augsburg. Er ſpielte öfters damit. Gewiß hat er ihn, als er mir meinen Strauß, den ich einmal fallen gelaſſen, aufhob, unverſehens hineinfallen laſſen. Ein Glück, daß er nicht verloren gegangen iſt.“ Der Schmied hörte erſtaunt zu, ſchien aber die Wahrheit, oder gar noch mehr zu ahnen. Doch fragte er, ohne ſich zu verrathen, weiter. „Unverſehens? Hinein fallen laſſen? Das wäre ja ſehr ſeltſam! Zeig' doch einmal her.“ Eliſabeth reichte ihm den Ring nicht ohne ſichtliche Verwirrung. Alle Geſellen waren aufmerkſam geworden, vorzüglich Ehrenfried. Als Reinhold den Ring in der Hand hatte, griff er nach einem ſchweren Hammer, legte den Ring auf den Amboß, und ſchlug darauf, daß er in kleine Stücke ſprang. Alle verwunderten ſich, aber Eliſabeth rief unwillkührlich aus: „Um Gotteswillen, Vater, was thut Ihr!“ Aber der Schmied ſchien durch den Schlag plötzlich in die heftigſte Wuth verſetzt zu ſein.

„Du unverſchämte Dirne,“ ſchrie er ſeine Tochter an, daß ſie zuſammenſchreckte, „meinſt Du, ich merke nicht, was dahinter ſteckt? Aber ich will Dir ſolche Streiche austreiben, und ſollte es mit dem Hammer hier geſchehen!“ Dabei hob er den ſchweren Hammer drohend empor, und Eliſabeth halb ohnmächtig vor Schreck, ſank weinend vor ihm nieder; Ehrenfried aber, dem der holdſelige Blick des ſchönen Mädchens noch wie Feuer im Blute lag, ſprang dazwiſchen, und riß dem Meiſter den Hammer weg und rief: „Seid Ihr raſend geworden?“ Das brachte den Schmied vollends außer Faſſung. Wüthend riß er ſich von Ehrenfried los, griff nach einem eben fertig gewordenen Schwert, das auf dem Tiſche lag, und rief: „Unverſchämter Burſch! Du wilſt Hand an Deinen Meiſter legen? Dich ſoll ja! —“ und dabei holte er mit dem Schwerte aus, daß es wahrlich nicht wie Scherz ausſah. So verſtanden es auch die beiden andern Gehülfen nicht, die in der Schmiede waren, ſondern ſprangen hinzu, fielen ihm von hinten in den Arm, und entwanden ihm das gefährliche Werkzeug. Die arme Eliſabeth war einer Ohnmacht nahe; weinend wollte ſie ſich an den Hals des Vaters werfen, doch er ſtieß ſie unwillig zurück, und rang mit denen, die ihn hielten. Allein dieſe verſicherten, ſie würden ihn nicht eher loslaſſen, bis er verſprochen hätte, ſich ruhig zu verhalten. Das that er denn endlich und wurde nun frei. Als er jetzt losgelaſſen war, ſchien ſeine augenblickliche Wuth zwar gedämpft, allein deſto tiefer der Grimm bei ihm Wurzel geſchlagen zu haben.

„Den Augenblick hinaus auf Deine Kammer!“ ſprach er rauh zu der Tochter. Dieſe hielt es jetzt für das Beſte, dem Zürnenden auszuweichen. Unter heftigem Weinen verließ ſie daher die Schmiede, in der es plötzlich ſo todtenſtill war, daß man ihr unterdrücktes Schluchzen wohl hören konnte. Als ſie hinaus war, ſprach der Schmied lange kein Wort. Endlich aber ſagte er: „Mit Geſellen, die ſich an ihrem Meiſter vergreifen, mag ich nichts zu thun haben. Ihr geht Alle augenblicklich fort, und ich rathe Euch wohlmeinend, daß ſich Keiner mehr in meinem Hauſe ſehn laſſe, ſonſt möchte ich ihn mit Unglimpf vor die Thüre bringen.“ Keiner erwiederte ihm etwas, ſondern ſie gingen ſchweigend hinaus auf ihre Kammern und nahmen ihre Sachen zuſammen, um ſogleich auf die Wanderung zu ziehn. Doch gingen ſie ungern, denn außerdem daß es ihnen bis jetzt im Hauſe wohl ergangen war, und ſie ſich auch gut mit dem Meiſter geſtanden hatten, wurde ihnen Allen das Herz traurig, wenn ſie bedachten, daß ſie nun auf immer von dem freundlichen Morgengruß der holdſeligen Eliſabeth ſcheiden ſollten. Ehrenfried ſah ſogar mehrmals nach ihrem Fenſter hinüber und fuhr ſich dann mit der Hand über die Augen: vermuthlich hatte ihn die Sonne geblendet. Er pfiff hierauf eine Weiſe, und packte endlich ſein Bündel. Endlich waren ſie alle drei fertig, nahmen den Reiſeſack auf den Rücken, und gingen hinunter in den Hof. Als ſie vor der Schmiede vorbeigingen, ſaß Reinhold auf dem Heerde, und blickte verdrießlich vor ſich hin. Das Feuer war erloſchen; der Ort, der vor einer Stunde noch ſo lebendig von munterer Arbeit geweſen war, ſah faſt öde aus. Sie konnten es doch nicht laſſen und riefen ihm zu: „Lebt wohl, Meiſter Reinhold!“

Er antwortete: „Glückliche Reiſe!“ Es war, ſo ſchien es, ihm auch nicht fröhlich zu Sinne. Jetzt waren ſie unter Eliſabeths Fenſter; da dachte Ehrenfried bei ſich: „So ganz ohne Abſchied fortgehn, das wäre doch zu unfreundlich!“ Er faßte ſich daher ein Herz, und rief hinauf: „Grüß' Euch Gott, Jungfer Eliſabeth, lebt herzlich wohl!“ So thaten auch die Andern. Eliſabeth kam an's Fenſter, ſah mit verweinten Augen heraus, und fragte erſtaunt: „Wo wollt Ihr denn hin, guter Ehrenfried?“

„Wir gehen auf die Wanderſchaft,“ rief er hinauf, „lebt recht herzlich wohl!“ „Lebt wohl!“ riefen auch die beiden Andern. Aber Eliſabeth konnte vor Thränen nicht antworten, ſondern winkte nur mit dem Tuche, und hielt ſich die Augen mit der Hand zu. Der jüngſte Geſell aber ſtimmte das Lied an:

> Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!
> Ade!

Und ſo zogen ſie ſingend davon, und die Töne drangen wehmüthig noch aus der Ferne in Eliſabeths Ohr.

7.

Bis es Zeit wurde, das Mittagsmahl zu bereiten, blieb Eliſabeth traurig in ihrem Kämmerlein; dann ging ſie endlich ſchüchtern hinunter in die Küche. Im Hofe begegnete ſie dem Vater, der ſie finſter anſah und ſprach: „Wir eſſen heut Beide allein!“ Mit dieſen Worten ging er in die Schmiede, und ſah ſich weiter nicht um. Eliſabeth beſchäftigte ſich nun mit der Anordnung des Mittagstiſches, und bemühte ſich vor der Magd ruhig zu erſcheinen, damit die vielen Fragen der gutmüthigen Alten ſie nicht quälen möchten. Nach einiger Zeit ſchellte es an der Hausthür; es war Herr Herbert, welcher herein trat. Eliſabeth erſchrak faſt, doch wußte ſie ſich kaum einen Grund davon anzugeben; dennoch war ſie ſehr unruhig, als ſie ſah, daß der alte Kaufmann zu ihrem Vater in die Schmiede hinab ging, und dort lange mit ihm ſprach. Endlich kamen Beide Arm in Arm zurück, und der Vater ſah wieder ziemlich freundlich aus; das

Digitized by Google

ſchien ein gutes Zeichen, und war der Tochter in jedem Falle lieb. Aber ach! diesmal hatte er keine erfreuliche Urſache, denn was den Vater heiter machte, machte die Tochter betrübt. Herbert hatte mit faſt höhniſchem Lachen dem alten Schmied erzählt, daß der Augsburger Sauſewind heut in aller Früh verdrießlich davon geritten ſei. Als jetzt beide Männer durch die Hausflur an der Küchenthür vorüber gingen, rief Herbert hinein: „Guten Morgen, Jungfer Eliſabeth! Der Herr aus Augsburg läßt Euch grüßen; heut iſt er abgereiſt.“ Dazu lachte er auf eine Weiſe, daß Eliſabeth kaum ihren Unwillen und ihre Thränen unterdrücken konnte; doch nahm ſie ſich zuſammen, und erwiederte möglichſt gleichgültig: „Schönen Dank für den Gruß.“ Darauf wandte ſie ſich ſchnell um, und machte ſich in der Küche ein Geſchäft. Herbert ging.

So kam noch gerade der Mittag heran, den weder Vater noch Tochter herbei zu wünſchen ſchienen. Sie ſaßen einander ſtill gegenüber, Reinhold verdrießlich, Eliſabeth traurig; aber Keines ſprach von dem Vorfallenen, weil der Eine nicht Luſt dazu, die Andere nicht den Muth hatte.

Auf dieſe Weiſe verſtrichen einige Wochen, während welcher Eliſabeth viel an den ſchönen Mann aus Augsburg dachte, und ſich innerlich grämte, daß er ſo ſchnell abgereiſt war, und ſie kaum eines Grußes gewürdigt hatte. „So iſt er alſo auch von der leichten, flatterhaften Weiſe, wie die meiſten ſind, die weit in der Welt herum kommen,“ ſeufzte ſie bei ſich, und wollte die Gedanken an ihn verbannen. Aber vergeblich; ja ſie konnte es ſogar nicht laſſen, wenn ſie aus der Meſſe kam, die ſie täglich beſuchte, hinüber nach den Fenſtern des Wirthshauſes zur goldnen Traube zu blicken, ob er nicht vielleicht dort ſtände. Indem ſie dies eines Nachmittags that, und zwar ſo, daß es bemerkt werden konnte, ſagte plötzlich eine Stimme neben ihr: „Er iſt nicht hier, aber er läßt Euch grüßen!“ Eliſabeth erſchrack; Herbert ſtand vor ihr. Er zog ein Blättchen aus dem Buſen und fragte: „Könnt Ihr ſchweigen und leſen, ſo will ich Euch dies Blättchen zuſtellen, wo nicht, ſo behalt' ich's.“ Eliſabeth ſprach: „Wenn nichts Böſes darin ſteht, Herr Herbert, ſo kann ich ſchweigen; und leſen hat mich die Aebtiſſin des Kloſters, wo ich erzogen bin, gelehrt.“

„So ſeid aufmerkſam auf Alles, was zu Euch in's Haus kommt,“ ſagte Herbert, grüßte und ging vorbei. Gegen Abend ſchellte es an der Thür. Ein kleiner Knabe bot Waldbeeren feil. Eliſabeth ließ die Magd davon ausnehmen. Während deſſen zog der Knabe ein Tüchlein aus dem Buſen, und warf dabei ein Blättchen auf die Erde, das er nicht aufhob. Eliſabeth trat näher und ſtellte den Fuß darauf; der Knabe winkte ihr zu. Während die Magd damit beſchäftigt war, den gewandten Boten abzufertigen, bückte ſich Eliſabeth unvermerkt hinunter, als drücke ſie der Schuh, und hob das Blättchen auf, das ſie einſam in den Buſen verbarg. Kaum konnte ſie die Zeit erwarten, daß ſie heimlich in ihrem Kämmerchen war. Dort zog ſie mit bebendem Verlangen das Blättchen hervor und las. Es war ein Brief Bernhard's an Herbert, aus dem wir nur die Stelle ausſchreiben, wegen welcher er wichtig für Eliſabeth war. Es hieß nämlich:

„Wenn Ihr die ſchöne Eliſabeth ſeht, ſo grüßt ſie auf's innigſte von mir. Ihr Bild ſchwebt beſtändig vor meinen Augen, ihre Stimme tönt noch in meinem Ohr. O, wenn ich wüßte, daß ſie mir nicht zürnte, ſo würde ich Euch bitten, guter Herbert, ihr zu ſagen, daß ich ſie auf's herzlichſte liebe, und wenn ſie mir nur halb ſo viel Gegenliebe ſchenkte, ſo wollte ich mich wohl getrauen, ihre Hand zu erwerben, trotz dem, daß ihr Vater ſie mir ſchon verſagt hat. — Aber ach, was ſchwatze ich, und ſchreibe da! Wie wär es denn möglich, daß die Holdſelige mich liebte! Sagt ihr lieber nichts, und laßt mich meinen Schmerz und meine Trauer allein tragen.“

Hundertmal las Eliſabeth die Zeilen von neuem, und jedes Mal pochte das Herz ihr ſtärker dabei, und wenn ſie an die Stelle kam: „Wie wäre es denn möglich, daß die Holdſelige mich liebte!“ drangen ihr die Thränen in's Auge, und ſie ſeufzte für ſich: „Ach, und wie lieb hab' ich ihn gewonnen!“ Jetzt hätte ſie Alles um ein Geſpräch mit Herbert gegeben. Tauſend Fragen hatte ſie zu thun, tauſend Grüße wollte ſie ſagen; vorzüglich aber drängte es ſie zu wiſſen, was es mit der Werbung und dem Verſagen ihrer Hand durch den Vater, für eine Bewandtniß habe.

Dieſe Unruhe trug Eliſabeth über vier Wochen, denn Herbert ließ ſich weder im Hauſe ſehen, noch traf ſie ihn an, wenn ſie in die Meſſe ging oder zurückkehrte. So kam der Pfingſtſonntag heran. An dieſem Tage war ſie gewiß, mit ihrem Vater einen Spaziergang, entweder auf die Vogelwieſe, oder an den Dutzendteich, oder nach Feucht, oder wohin ſonſt der vergnügliche Nürnberger geht, zu machen. Da, hoffte ſie, werde ihr Herbert gewiß begegnen. So geſchah es auch. Er kam ihnen auf dem Marktplatze entgegen, und grüßte den Meiſter Reinhold freundlichſt. Dann redete er ihn an, und ſprach: „Wollt Ihr, Meiſter, heut Abend bei mir mit einigen alten Freunden ein neues Faß alten Weins anzapfen helfen, ſo ſollt Ihr mir willkommen ſein. Man muß doch das Pfingſtfeſt feiern.“ Reinhold pflegte zu dergleichen Einladungen niemals Nein zu ſagen, und verſprach daher zu kommen. — Ein Blick des alten ſchlauen Mannes belehrte Eliſabeth, daß dieſe Einladung ſie auch ein wenig angehe, und voller Erwartung und Hoffnung ging ſie mit dem Vater weiter. — Der Vater vermied den Weg nach der Vogelwieſe, und zog ſich mit einem Strom der bunten Menge nach dem Dutzendteich, der ſchon damals als Spaziergang beliebt war. Doch ſo gern Eliſabeth ſonſt an ſolchen Orten verweilte, ſo wenig kümmerte ſie ſich heute darum, daß alle junge Leute ſich drängten, ſie zu ſehen, und wieder von ihr geſehen zu werden. Zwar grüßte ſie freundlich, wie immer, allein ſie wußte kaum wen, ſo wenig gab ſie darauf Acht. Doch der Vater war wiederum ſtolz auf ſeine Tochter, und freute ſich, daß ſich ſo viele Köpfe nach ihr umdrehten. Er konnte es endlich nicht unterlaſſen zu ſagen: „Ich lobe mir doch unſ'er Nürnberger; es ſind die ſchmuckſten jungen Leute in ganz Deutſchland; Schade nur, daß ich keinen weiß, der ein tüchtiger Waffenſchmied iſt, dem wollte ich ...“

„Was wolltet Ihr?“ fragte Eliſabeth ängſtlich.

„Je nun,“ antwortete der Schmied, „dem wollte ich recht gern ... aber der Tauſend,“ unterbrach er ſich, „es wird ſpät, — laß uns eilen, daß wir nach Haus kommen, ſonſt komme ich zu ſpät zu dem alten Herbert.“ — So kehrten ſie um, und Eliſabeth erfuhr doch nicht, was der Vater mit einem jungen tüchtigen Waffenſchmied wollte; aber ſie errieth es ſo gut, wie jede Leſerinn. Daher brauche ich's wohl nicht erſt zu ſagen.

8.

Sie kamen nach Haus; der Vater nahm eiligſt das Nachteſſen ein, und ging dann, wohin er geladen war. Eliſabeth mußte eine halbe Ahnung von dem haben, was geſchehen ſollte, denn ſie horchte ängſtlich hinter dem Fenſtervorhang auf jeden Fußgänger, der auf der Straße ſich hören ließ, in der Erwartung, es werde an ihre Thür pochen. Endlich kam etwas mit raſchem Jünglingsſchritt. Ihr ſchlug das Herz, denn gerade ſo war er gegangen; ſie lauſchte. Es ſchellte, aber ſo ſtark, daß die Glocke ſich noch nicht wieder beruhigt hatte, als Eliſabeth ſchon den öffnenden Schlüſſel umdrehte. Das ſah ihm doch nicht ähnlich. Im Aufſchließen dachte ſie: „Wenn er's iſt, ſo läſſeſt du ihn doch nicht ein, denn der Vater iſt nicht zu Haus.“ Bebend öffnete ſie. Ein ſchlanker Mann von Bernhard's Geſtalt ſtand in der Dämmerung vor ihr; ſchon glaubte ſie ſicher zu ſein, als ſich plötzlich eine rauhe, fremde Stimme hören ließ, die nach ihrem Vater fragte. Sie war ſo überraſcht, daß ſie faſt nicht die Worte heraus bringen konnte: „Der Vater iſt nicht daheim.“ Das ſchien den Fremden zu verdrießen; er drehte ſich ſeitwärts, und ſchien ſich zu beſinnen, was er thun ſollte. Dabei hatte Eliſabeth Gelegenheit zu bemerken, daß er zwar ein junger Mann, aber doch viel älter als Bernhard, auch größer und kräftiger war. Uebrigens hatte er in der Geſtalt wirklich einige Aehnlichkeit mit ihm; doch ſein Weſen war ganz ein anderes, denn er betrug ſich rauh, und ſchien ſich auf den großen ſchwarzen Bart, den er trug, etwas einzubilden.

„Alſo nicht zu Haus!“ brummte er. „Wo treff' ich ihn denn an?“ Eliſabeth wollte antworten, als der eben hinzu tretende Herbert ihr die Mühe abnahm; denn er fing die Rede auf, und erwiederte: „Wenn Ihr morgen in der Frühe hier anſprecht, ſo iſt der Meiſter für Euch zu Hauſe; heut am Feiertag könnt Ihr Ihn nicht ſprechen.“ Der Unbekannte ſah ſich um, und ſprach: „Nun wohl, ſo komme ich morgen; gute Nacht, Meiſter.“ Daraus konnte man ſehn, daß er Herbert für den Schmied hielt. Eliſabeth war eigentlich unangenehm durch Herbert's Kommen überraſcht, denn ſie hatte noch immer in der Stille gehofft, Bernhard ſelbſt werde ſich zeigen. Anderer Seits freute ſie ſich aber, daß ihre Tugend mit der Verſuchung verſchont geblieben war, denn ſie fühlte doch, daß ſie ſchwerlich widerſtanden haben würde. Den Eintritt des alten Herbert konnte ſie, ohne ihren Ruf zu gefährden, wohl geſtatten. Der hinterbrachte ihr denn nun Alles, was zwiſchen Reinhold und Bernhard vorgefallen war und wir bereits wiſſen, und ſo erklärte ſich ihr der Jähzorn des Vaters. Um ſo weniger ſah ſie aber die Möglichkeit ein, daß ſich jemals ein glückliches Verhältniß für ſie entwickeln werde. Doch Herbert tröſtete und verſprach ſeinen Beiſtand. „Und ein gewiſſer Jemand,“ fügte er lächelnd hinzu, „iſt auch nicht gar weit, und läßt vor der Hand ſo von ſich hören.“ Dabei nahm er ein Päckchen aus dem Buſen, das er Eliſabeth überreichte. Sie zögerte es anzunehmen, doch Herbert's Gründe und ſeine Behauptung, daß eine ehrliche Werbung von jedem Mädchen angenommen werden dürfte, wenn der Vater auch Anfangs die Stirn darüber runzle, beſiegten ſie endlich. Sie entfaltete das

Papier, in dem das Päckchen eingeſchlagen war, und fand ein zierliches Schmuckkäſtchen, in welchem ein goldener Ring, ein Kettchen und eine Buſennadel lagen, alles auf's feinſte gearbeitet, wie es eine Edelfrau nicht beſſer wünſchen konnte. Das Beſte war aber ein Brieſchen auf geråndeltes Pergament zierlich geſchrieben. Wir betrachten die Sächelchen nachher, und leſen dazu was auf dem Pergament ſtand. Vor der Hand genüge uns Herberts Nachricht, daß Bernhard in wenigen Tagen wieder nach Nürnberg kommen werde, und Eliſabeth auf's herzlichſte bitte, ihm ein Geſpräch nicht zu verſagen. Doch dazu konnte ſie ſich nicht entſchließen; Herbert mußte gehn, ohne die Verſicherung dazu erhalten zu haben, nahm aber doch mit den Worten Abſchied: „Wenn er nun aber zu Euch käme, ſchöne Eliſabeth, würdet Ihr ihn dann verrathen?" Eliſabeth ſchlug die Augen erröthend nieder und ſprach: „Lieber Herbert, quält und ängſtigt mich nicht. Ihr wüßt wohl recht gut, wie die Liebe ein armes Mädchen ſo leicht zum Unrecht verführen kann. Helft meinen Vater erweichen, aber beredet mich nicht zu einer That, die alle Süßigkeit der Liebe verbittern könnte. Herrn Bernhard aber grüßt von mir, und ſagt ihm, daß mein Herz ..." hier ſtockte ſie, und verhüllte die ſchönen blauen Augen mit ihrem Tüchlein. — Herbert ging. Als Eliſabeth allein war, brach ſie in Thränen aus, von denen ſie nicht wußte, ob ſie ſie ſüß oder ſchmerzlich nennen ſollte; ſie waren beides. Endlich wurde ſie etwas ruhiger, und betrachtete nun die Geſchenke, die ihr der Geliebte geſendet hatte. Es war ein feines Goldkettchen, wie man ſie damals nur in der berühmten, kunſtreichen Stadt Venetia verfertigen konnte, ein Ring mit einem herzförmigen Rubin und eine Buſennadel, deren Knopf durch ein Vergißmeinnicht gebildet wurde. Dazu hatte Bernhard auf das Pergament einen Gruß an ſein holdes Liebchen geſchrieben, der ſo lautete:

Schüchtern ſend' ich Dir das gold'ne Spielwerk,
Hoffe kaum, daß Du's betrachten werdeſt.
Doch die Hoffnung ſchmeichelt mir ſo lieblich,
Will nicht von mir weichen, drängt mich immer
Neu verſuchend nahe mir zum Herzen,
Daß ich ihrer Lockung endlich glaube,
Wiſſend wohl, daß ſie mich täuſchen möchte.
Denn wie ſcheu ſie iſt, und furchtſam zagend,
Will ſie doch den Muth nicht ſinken laſſen.
Wie ein Flämmchen vor dem rauhen Winde
Ewig flieht und ewig wiederkehret,
So entflattert ſie und kehrt mir wieder,
Hängt an meiner Liebe treuem Glühen,
Wie der Schmetterling an zarter Roſe,
Die er, oft geſcheucht, ſtets wieder ſuchet. —
Und ſie redet ſchmeichleriſch betrügend,
Weiß mir holde Bildchen vorzuzaubern,
Daß das Herz in ſehnſuchtsvoller Wehmuth
Endlich glaubt, was ſie ſich gaukelnd träumet.
Und ſo ſpricht ſie: „Wenn Du Liebchen ſäheſt,
„Wie ſie mit den ſanften holden Augen
„Freundlich auf den kleinen Gaben weilet,
„Prüfend ſie mit zartem Finger rühret,
„Und dann lieblich lächelt, wie zufrieden —
„O Du würdeſt ſchnell den Ring, das Kettlein,
„Auch die Buſennadel ſchnell ihr ſenden,
„Nicht mehr zögernd ſteh'n und dich bedenken.
„Wär' ich eins der kleinen gold'nen Dinge,
„Wahrlich unverſöhnlich würd' ich zürnen,
„Ließeſt Du mich einſam, trauernd liegen,
„Gäbſt mir keine ſchöne, liebe Herrin.
„Soll das Kettchen ſüßer Luſt entbehren,
„Um den ſchlanken Hals ſich ihr zu legen?
„Liebend trau ihr an das Herz zu ſinken,
„Um zu horchen, ob's für dich wohl poche?
„Warum ließ der Ring von rauhen Händen
„Willig ſich, doch ſtets unwillig, krümmen!
„Warum ſcheute er nicht ſchwere Hämmer,
„Selber nicht des Feuers heiße Gluthen,
„Hätt' er nicht gehofft auf weichem Kiſſen
„Ihrer Hand zuletzt belohnt zu ruhen;
„Dankbar dächt' er dort gewiß auch deiner,
„Böte ſeine Dienſte deinem Liebchen,
Schaute ſie bedeutſam an, und ſpräche:
„„Weißt Du, Herrin, wohl, wozu ich diene?
„„Bin ich nicht das Pfand getreuer Liebe,
„„Ihres Bundes heilig dauernd Zeichen?""
„Und wie konnteſt du's ihm jemals lohnen,
„Wenn die Holde endlich ſpräche: „„Ringlein,
„„Wohl biſt du des Bundes heilig Zeichen,
„„Darum trag' ich dich an meiner Linken,
„„Die zunächſt erfähret von meinem Herzen."" —
„Und nun hör' ich gar die Buſennadel
„Traurig fragen: „„Haſt mich ſelbſt gebildet
„„Aus dem Blümchen mit dem holden Namen,
„„Und doch willſt Du meiner nicht gedenken,
„„Willſt, Du ſelber, mein zuerſt vergeſſen,
„„Mich nicht ſenden an Dein ſüßes Liebchen? —
„„Sende mich nur immer, o gewißlich
„„Weiſ't ſie mich nicht ab, wenn ich erſcheine;
„„Ring und Kettlein, das ſind Liebesboten,
„„Aber ich bin eine Liebesbitte,
„„Und die Bitte findet milde Herzen.
„„Dicht an ihrem Herzen will ich wohnen,
„„Flüſternd will ich's täglich zu ihr ſagen,
„„Was mein Name Liebes, Holdes flehet,
„„Und will lauſchen, ob's dann ſtärker klopfet.""

Alſo ſpricht die Träumerin, die Hoffnung.
Und wie leicht mag ſie mein Herz bereden,
Daß ſie weiß, was es ſo gerne möchte,
Daß es ihrem Schmeichelworte trauet!
Darum, glaubend halb, und halb verzagend,
Thu' ich endlich, wie ſie ſtets mich reizet.
Doch hab' ich gefehlt und ſie geirret,
So verklage ich die böſen Sterne,
Daß ſie mich auf falſchen Pfad geleitet.
Nein, ich will's nicht glauben, will's nicht denken! —
Der Pilot ſchaut nach den Zwillingsſternen,
Und ſie leiten ihn durch wüſte Meere;
Sollten mich zwei treue, holde Sterne,
Die ſo freundlich, die ſo lieblich blinken,
Heller als das Gold und edle Steine,
Die in Ring und Kettlein glänzend ſchimmern,
Heller ſelbſt als jene an dem Himmel,
Die der Schiffer Nachts beruhigt anblickt,
(Denn ſie täuſchen nicht, weil er vertrauet)
Sollten ſie mich in die Wüſte locken,
Daß ich einſam ſeufzend dort verſchmachte?

Voller Freude über die Zeilen, die ihr Liebe und Zartheit zugleich auszudrücken ſchienen, küßte ſie das Briefchen einmal über's andere. Dann zündete ſie die Lampe an, und ſetzte ſich vor einen kleinen Spiegel, den ſie von ihrer Mutter geerbt hatte, um zu verſuchen, ob ihr die Geſchenke wohl gut ſtehen würden. Sie warf das Halstuch ab, und enthüllte den ſchlanken, blendend weißen Nacken, den ſie mit dem goldnen Kettchen umſchlang, das in zarten Linien auf dem weißen, weichen Grunde ſich hinſchlängelte. Hierauf, als wollte ſie ſich zu einer Hochzeit putzen, legte ſie ihr feinſtes Tüchlein um, aber ließ es nur eben über die Schultern fallen, damit der goldne Halsſchmuck nicht verſteckt würde, und befeſtigte es oben mit der zierlichen Nadel. Dann ſteckte ſie den Ring an den Finger, und zupfte nun mit dieſer Hand bald das Kettchen, bald das Tuch zurecht, während ſie ſich mit der andern dazu beleuchtete. Geſchickt brachte ſie bald den Rubin mit der Nadel, bald dieſe mit der Kette, bald alle drei Kleinodien zuſammen, um zu verſuchen, wie eines durch das andere gehoben würde; und wenn es recht glänzte und blitzte, lächelte ſie ſo lieblich und freudig dazu, daß ich die ganze Erzählung darum gäbe, wenn mir ein Maler ein Bildchen davon machen wollte. Aber für ſo ſchlechten Preis arbeitet mir das gewiß Keiner. Doch die Thurmuhr von St. Sebaldus ſchlug zehn Uhr, und erinnerte die ſchöne Nürnbergerin, daß es endlich Zeit ſei, ſich zur Ruhe zu begeben, beſonders damit dies Capitel geſchloſſen werden könne.

9.

Am andern Morgen hörte Eliſabeth ihren Vater im Hofe mit Jemand ſprechen, deſſen Stimme ihr bekannt zu ſein ſchien. Sie horchte ſchärfer, und erkannte endlich den Fremden von geſtern Abend. „Vermuthlich ein Geſell," dachte ſie, „der bei uns in Arbeit treten will," und irrte ſich nicht. Meiſter Reinhold hatte jetzt nämlich ſechs Wochen allein arbeiten müſſen, denn da er ſeine Geſellen ſämmtlich fortgeſchickt hatte, waren ſo ſchnell gute Arbeiter nicht wieder aufzufinden geweſen. Daher kam es ihm ſehr gelegen, daß der Zufall ihm einen tüchtigen Gehülfen zuführte. Der neue Geſell nannte ſich Walther; er war auf der Landſtraße zufällig dem wandernden Ehrenfried begegnet, und von dieſem brachte er einen Gruß. Das freute den alten Schmied doppelt, denn er hatte den Ehrenfried ungern verloren. Daher nahm er den Ankömmling mit Freuden auf. Doch Walther ſagte zu ihm: „Im Anfang Meiſter, werdet Ihr Nachſicht mit mir haben müſſen, denn ſeht, es iſt wohl drei oder vier Jahre her, daß ich nicht gearbeitet habe. Ich befand mich damals gerade in Böhmen; es gab Krieg mit den mähriſchen Nachbarn, ich hatte mich eben mit meinem Meiſter erzürnt, und dachte: Ei, man muß allerlei verſuchen, und ward Reiter. Das bin ich denn bis vor kurzem geweſen, und dabei, wißt Ihr

Digitized by Google

wohl, geht die Kunſt nicht vorwärts. Ich verlange daher auch keinen Lohn, ſondern will mich auf ein halbes Jahr umſonſt bei Euch verdingen." Der Schmied war froh, einen Kriegskameraden zum Geſellen zu bekommen, und meinte daher, es werde ſich bald mit der Arbeit wieder finden, man müſſe nur von vorn herein wieder lernen. So ſchloſſen ſie ihren Handel, Walther legte den Ranzen ab, und faßte den Hammer, und in wenigen Minuten arbeiteten Beide ſchon rüſtig zuſammen. Der neue Geſell ſchien ſein Handwerk zwar zu verſtehen, allein es gebrach ihm, wie natürlich, an Fertigkeit in der Ausführung. Doch da Reinhold Nachſicht hatte, war er gutes Muths und rief: „Meiſter, ich fühle ordentlich, wie ich's mit jedem Hammerſchlag gewohnter werde. Laßt ſechs Wochen vorbei ziehen, ſo bin ich wieder der Alte; ich will ein reiſer Schmiedegeſell ſein, ehe das Korn reif wird!"

Die Frühſtückſtunde kam heran. Der Schmied ſprach: „Halt! Jetzt wird ein wenig ausgeruht." Dann trat er vor die Schmiede hinaus, und rief: „Eliſabeth, Frühſtück für unſrer zwei!"

„Aha," ſprach Walther, „jetzt werde ich doch auch Eure weit berühmte Tochter zu ſehen bekommen!"

„Berühmt?" ſchmunzelte der Schmied, „der Ehrenfried wird Euch wohl davon erzählt haben; ſonſt wüßt ich nicht, wo der Ruhm herkommen ſollte."

„Der Ehrenfried? Erzählt?" entgegnete Walther: „Das war der Letzte, der mit mir davon ſprach. In ganz Schwaben, Franken und Baiern kennt jeder Schmiedegeſell den Meiſter Reinhold und ſeine ſchöne Tochter Eliſabeth."

„Das wäre!" rief der Alte vergnügt.

„Freilich," antwortete Walther: „glaubt Ihr denn, daß hier ein wandernder Geſell anſpricht, der nicht im Reich weiter davon erzählte? Ein Mädchen wie die ſein ſoll, ſieht man nicht alle Tage! Da kommt ſie, das muß ſie ſein, bei meinem Reiterſchwert!" Eliſabeth trat in die Schmiede; ſie trug den Frühtrunk. Den Vater grüßte ſie freundlich, doch den Fremden nur höflich; ſie hatte noch einen kleinen Groll von geſtern auf ihn, weil er ſie ſo getäuſcht hatte, auch mißfiel ihr ſein rauhes Kriegsweſen. Daher ſah ſie ihn nur halb an, und verließ die Schmiede geſchwind wieder. Kaum war ſie fort, ſo rief Walther: „Nun, Meiſter, geſchwind an's Werk; ſo ein Anblick ſtärkt mehr wie alter Wein; jetzt ſollt Ihr ſehen, wie die Arbeit von Statten gehn wird." Wirklich fing er auch an, mit dem ſchwerſten Hammer ſo raſch und gewaltig zu arbeiten, daß Reinhold ſagte: „Der Tauſend, Ihr ſeid ein ſtarker Burſch! Den Hammer könnte ich kaum ſo leicht führen. Wenn Ihr nur erſt etwas wieder in die Uebung kommt, da müßt Ihr ein tüchtiger Arbeiter werden."

Der Mittag kam heran; in den wenigen Stunden war Walther dem Meiſter ſchon ordentlich lieb geworden. Daher ſprach er bei Tiſch zur Tochter: „Höre, Eliſabeth, wir haben ſo lang allein gegeſſen, ich bin ordentlich froh, daß ich wieder einen tüchtigen Gehülfen bei mir habe. Hol' uns doch eine Kanne Firnewein: wir wollen uns zum Willkommen etwas zu gute thun." Eliſabeth that es, credenzte den Wein, ſetzte ſich aber dann ſeitwärts mit ihrem Spinnrade, und hing ihren Gedanken nach. Von Zeit zu Zeit warf ſie einen Blick auf Walther, und ſuchte heraus zu bringen, was ihr ſo bekannt an ihm vorkomme. Endlich fand ſie, daß er eine entfernte Aehnlichkeit mit Bernhard auch in den Geſichtszügen habe. Nur war bei ihm alles viel größer und koloſſaler, und das ganze Weſen des Menſchen hatte etwas unſäglich rauhes, ja rohes, wiewohl er gutmüthig ſchien. Seine braune, ſonnverbrannte Geſichtsfarbe, ſein ſtruppiger Bart und Augenbraunen, und die wilden Augen ſelbſt gaben ihm ein mehr furchtbares, als männliches Anſehen; und wie aus ſeinen Zügen, ſo ſchien auch aus ſeiner rauhen Sprache, ſeinem lauten Gelächter, eine durch den Krieg und deſſen Grauſamkeit ſehr verwilderte Seele hervor zu gehen. Der Eindruck war nicht gerade unangenehm, doch ſchreckte er zurück. Bei dem Vater ſchien es ſich aber umgekehrt zu verhalten, und es kam Eliſabeth vor, als wäer der neue Ankömmling ihm lieber, je wilder er ſich äußerte. Er erzählte eben von ſeinen Feldzügen; und obwohl er nicht prahlte, wußte er doch manchen Umſtand einzuſtreuen, der deutlich zu erkennen gab, daß er das Schwert nicht ohne Glück und Muth geführt habe. Der alte Schmied wurde endlich ganz begeiſtert, hob den Becher auf, und ſtieß mit dem Geſellen an: „Auf das Wohl der Kriegsknechte und Feldkameraden!" Walther that aus dem vollen Becher Beſcheid, ſetzte aber hinzu: „und auf das Wohl aller ſchönen, tugendhaften Jungfrauen," und ſah dabei Eliſabeth mit einem verſtohlnen Blick an. Das machte ihr wenig Freude, und es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob ſie aus Scham oder Verdruß roth wurde. Es ſchien ihr ſehr keck von dem Fremden, daß er gleich ſo vertraut auftrat, als ſei er ſchon lange Jahre im Hauſe; doch der Vater fand die Geſundheit äußerſt paſſend, leerte ſeinen Becher und umarmte den neuen Geſellen; das hatte er noch mit keinem gethan. Eliſabeth fing an ſehr bange zu werden; denn wenn der Vater einmal einen Liebling hatte, wer weiß, was ihr dann bevorſtand! — Viele Leiden ſtanden ihr bevor, denn was ſie fürchtete, traf ein. — Der Vater gewann mit jedem Tage den neuen Geſellen lieber, und äußerte dies ſo oft und ſo bezüglich gegen Eliſabeth, daß dieſe ganz außer Zweifel darüber war, daß er die Abſicht hege, ihr den wilden Geſellen zum Eheherrn zu geben. Ja, die ganze Zeit ließ ſich auch weder Herbert, noch Bernhard vernehmen, ſo daß die Arme ſehr traurig wurde. So ſaß ſie eines Abends bei'm Spinnrade in der Ecke des Zimmers, während der Vater auf und nieder ging, wie es ſchien, in der Abſicht etwas zu ſagen, wozu er ſich Worte und Gedanken erſt gehörig ordnete. Endlich fing er an: „Der Walther iſt doch ein wackerer Menſch; er arbeitet ſo eifrig, wie ich noch nie geſehen habe. Arm iſt er auch nicht, er hat im Kriege eine hübſche Beute gemacht; es kann ihm nicht fehlen, er wird einmal eine Frau ſtattlich erhalten können." Eliſabeth bückte ſich, um eine Thräne zu verbergen. Der Vater bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, denn er fuhr fort: „Wenn ich mir einen Schwiegerſohn wünſchte ..." In dem Augenblick ſchallte ein Trompetenſtoß auf dem Markte, und Walther kam eiligſt herein: „Meiſter, wißt Ihr was Neues? der Kaiſer Maximilian kommt morgen hier an. Er reiſt hier durch, nach Augsburg."

„Nach Augsburg?" fragte Eliſabeth raſch, und ſchwieg erſchrocken.

„Freilich Jungfer," erwiederte Walther, „dort wird er bei den Herren Fugger wohnen!" Der Schmied war über die wichtige Nachricht anfangs ganz erſtaunt, beſonders da ſie ihm wie ein Kanonenſchuß in die Flanke ſeiner Operationen gefahren war. Jetzt aber überſah er die Wichtigkeit der Sache, und ſprach gravitätiſch: „Nun wird es für die Rathsherrn von Nürnberg was zu denken geben! Wann kommt der Kaiſer?"

„Morgen, zu Mittag, zu Abend, wer weiß; eben ſind etliche Reiter angekommen, die es der Stadt anzeigen."

„So muß ich in den Rath," ſagte der Schmied, und langte nach ſeinem Feiertagswamms. Walther aber rief: „Und ich will auf den Markt, um die Reiter zu ſehen; vielleicht kenne ich einen davon." So verließen Beide das Haus.

10.

Eliſabeth ſaß nun allein, und überließ ſich allen traurigen Gedanken, die aus ihrer Lage entſprangen; darüber wurde es dunkel, ſie ging hinauf in ihre Kammer. Dort langte ſie die Geſchenke Bernhard's hervor, und betrachtete ſie wehmüthig. Durch die Zweige einer alten Linde, die im Hofe gerade vor ihrem Fenſter ſtand, konnte ſie hinüber nach Walther's Fenſtern ſehen, in denen ſie Licht erblickte. Vermuthlich, dachte ſie, denkt er ſpät nach Hauſe zu kommen, und hat ſich die Lampe angezündet. Ach, wenn er doch nicht wieder kommen wollte! Es war ihr, als müßte ihr im Dunkeln wohler ſein; daher löſchte ſie das Licht aus, ſetzte ſich an's Fenſter, und ſah, das Haupt in die Hand ſtützend, traurig in die duftenden blühenden Zweige der Linde hinein, hinter der das Licht gegenüber ſchimmerte. Plötzlich tönte es leiſe aus dem belaubten Dunkel des Baumes, wie wenn Jemand in eine Laute griffe. Eliſabeth erſtaunte. Aber wer beſchreibt ihre Empfindung, als ſie auch ihren Namen leiſe rufen hört, und da ſie ſchüchtern fragt: „Ruft mich Jemand?" Bernhard's wohl erinnerliche Stimme ihr entgegen tönt, die ſie mit ſanftem Laut anredet: „Holde Eliſabeth, wacht Ihr noch? O laßt mich nur wenige Worte zu Euch ſprechen." Noch ehe ſie geantwortet hatte, ſaß er ſchon auf dem ſchwankenden Zweige vor ihrem Fenſter. Doch er ſchwebte in augenſcheinlicher Gefahr hinab zu ſtürzen, da die Laſt dem Zweige zu ſchwer war, und dieſer ſich daher hinab beugte, daß Bernhard kaum zu Eliſabeth hinauf reichen konnte. In der Beſorgniß, ihn verunglücken zu ſehen, reichte ſie ihm helfend ihre Hand, die er heftig ergriff, ſich mit der andern um das Kreuz des Fenſters klammerte, und ſo, ohne um fernere Erlaubniß zu bitten, ſich auf den äußerſten Rand deſſelben ſchwang.

„Um Gottes willen," rief jetzt Eliſabeth, „was thut Ihr? Wenn Euch Jemand hier erblickte, ſo wäre ich verloren; entfernt Euch ſchnell, und naht mir niemals wieder auf dieſe Weiſe." Bernhard erwiederte: „Süße Eliſabeth, zürnt mir nicht, ſondern bedenkt, in welcher Angſt die verzweifelte Liebe iſt. Euer Wort kann mich jetzt ſelig machen, oder zur Verzweiflung bringen. Laßt mich einen Augenblick zu Euch ein, denn gegenüber erblicke ich noch Licht, und würden wir entdeckt, es wäre Euer Verderben wie das meine." Ehe das unſchlüſſige Mädchen entſcheiden konnte, war er ſchon eingedrungen, und lag, Verzeihung flehend, zu ihren Füßen, indem er ihre Hand, die er noch immer feſt hielt, mit tauſend glühenden Küſſen bedeckte. Dann erzählte er, wie er mit Lebensgefahr über das Dach des Nachbarhauſes (es war der Gaſthof zur goldenen Traube) auf die Linde und von

Digitized by Google

dort herab gekommen ſei. Doch die Liebe habe ihm Muth gegeben, denn die äußerſte Nothwendigkeit fordre, ſich ihr zu nahen, da ſowohl Herbert, als der Wirth zur Traube ihm geſagt hätten, daß ſich ihr Vater laut geäußert habe, er werde ſeine Tochter mit nächſtem einem Waffenſchmied, der jetzt bei ihm arbeite, vermählen.

„Iſt das wahr, Eliſabeth? Willſt du einem Andern Deine Hand reichen? Rührt Dich meine innige aufrichtige Liebe nicht?" Eliſabeth weinte heftig, ließ ihm die Hand, die er an ſeine Lippen preßte, und widerſtrebte nur leiſe, als er ſeinen Arm um die ſchöne Geſtalt legte, und ſie feſt an ſich drückte. Jetzt bot Bernhard alle Künſte der Ueberredung auf, um ſie zu bewegen, mit ihm zu entfliehn. Doch die kindlich fromme Eliſabeth widerſtand mit unüberwindlicher Feſtigkeit, und ſetzte allen ſeinen dringenden Beſtürmungen nur die ſanften, unter tauſend Thränen mühſam gewonnenen Worte entgegen: „Ich will Dich lieben, treu und rein, aber meinen Vater kann ich nicht verlaſſen!" Endlich gab Bernhard die Hoffnung auf, ſeinen Zweck zu erreichen, und ſprach finſter vor ſich hin: „So hätt' ich denn nichts mehr zu hoffen in der Welt! Nun iſt mir auch Alles gleich, Vaterland und Haus und Hof und Freunde. Morgen kommt der Kaiſer, mit dem will ich in den Türkenkrieg ziehn. Meine Mutter hat Unglück mit ihren Söhnen; mein Bruder iſt auch in die Welt gezogen, weil ſein wilder Sinn ihm nach Abenteuern ſtand; er iſt nicht wieder gekommen, — ich will auch nicht heimkehren. Lebt wohl, Eliſabeth! Wenn Ihr froh auf der Hochzeit tanzet, dann gedenkt meiner; vielleicht bohrt mir dann gerade ein feindlicher Reiter das Schwert in die Bruſt. Ach, Ihr thut meinem Herzen noch viel weher!" Damit ſchwang er ſich zum Fenſter hinaus auf den Baum, ſtieg immer höher in den Gipfel, und verſchwand bald aus Eliſabeths Augen. Sie aber ſetzte ſich auf's Bett, und weinte bitterlich. Nach einigen Minuten hörte ſie die Hausthür öffnen; Walther trat ein, und ging nach ſeiner Kammer hinauf. — Er ſchien ſehr vergnügt, denn er ſummte ein Liedchen für ſich, und ſtieg muntern Schritts die Treppe hinan. Bald kam auch der Vater zurück; dann wurde Alles ſtill.

Am andern Morgen war die ganze Stadt Nürnberg in froher Bewegung. In allen Werkſtätten ruhte man, denn die Ankunft des Kaiſers war ein Feiertag. Meiſter Reinhold hatte ſich ſtattlich herausgeputzt, und rief Walthern und ſeine Tochter, um ihn hinaus vor's Thor zu begleiten, wo er den Kaiſer als Rathsherr empfangen helfen mußte. Die Straßen wogten vom Gedränge der Menſchen. Aus den Häuſern hingen Teppiche und Blumenkränze herab; fröhliche Geſichter guckten aus allen Fenſtern, beſonders aber aus den Häuſern auf dem Marktplatz, wo ein Kopf ſich über den andern drängte, um die Anſtalten, die zum Empfang des hohen Gaſtes gemacht waren, zu ſehen. Ein brauſendes Gemurmel verworrener Stimmen rauſchte durch die Straßen, Reiter ſprengten auf und nieder, Kinder jubelten, Mädchen lachten und neckten ſich mit ihren Freiern; Alles war in lautem Getümmel und losgelaſſener Freude. Nur Eliſabeth ging ſtill, blaß und traurig neben ihrem Vater her, der vor Eifer und Wichtigkeit indeß von ihrer Stimmung nichts gewahr wurde. Sie ſah vor ſich hin, und mochte gar nicht daran denken, daß der gefürchtete Liebling ihres Vaters an ihrer Seite ging. Endlich fing dieſer, da manche Bemerkung über den Jubel des Feſtes von Eliſabeth überhört worden war, folgender Maßen an: „Seht, Jungfer Eliſabeth, das iſt heut Alles recht fröhlich und munter, und in zwei Monaten, wenn der Krieg ausbricht, wer weiß, wie viele Mädchen, die jetzt mit lachenden Geſichtern aus den Fenſtern ſehen, alsdann mit thränenden Augen ſtill im Kämmerchen ſitzen werden. Damals als ich in's Feld zog, war zu Prag auch zuvor ein Volksfeſt; da hättet Ihr aber ſehen ſollen, wie die Stadt ſich in einer Woche geändert hatte. Wenn unſer Eins ſo in die Welt hinaus zieht, und alles verläßt, es thut wohl weh; aber wer daheim bleibt, hat's doch oft noch ſchlimmer." Darauf ſummte er ein Reiterlied und guckte nach dem Fenſter eines Hauſes hinauf, aus dem lauter fröhliche Augen hübſcher Mädchen blickten. Eliſabeth hatte ſich durch ſeine Rede wunderbar getroffen gefühlt, denn ſie dachte an das, was geſtern Bernhard geäußert. Fragenden Blicks ſah ſie daher an Walther hinauf, und plötzlich leuchtete es ihr wie ein Blitz in die Seele: „Es iſt ſein Bruder!" Sie prüfte ſeine Geſichtszüge ſcharf, und fand jetzt die größte Aehnlichkeit mit Bernhard, ſo auffallend, daß ſie nicht begriff, wie ſie es nicht ſchon früher geſehen; ja wenn ſie ſich den Bart und das Verwilderte der Züge wegdachte, und ein paar Jahre abrechnete, ſo kam es ihr vor, als könnten ſie Beide verwechſelt werden. Das ſchoß ihr wie ein Stein auf's Herz; ſie wußte nicht, ſollte ſie ſich freuen, oder erſchrecken. Schon hatte ſie die Frage nach Bernhard auf den Lippen, allein ihre jungfräuliche Scheu hielt ſie zurück, und ſie verwandelte ihre Worte in die ſcheinbar gleichgültige Erkundigung: woher er gebürtig ſei? Er ſchien nicht darauf zu hören, daher fragte ſie ängſtlicher zum zweiten Mal. Da drehte er ſich um, ſah ſie finſter an und ſprach: „Fragt nicht darnach, ich möchte es am liebſten ſelbſt vergeſſen."

„Guten Morgen, Kinder," rief eine Stimme dazwiſchen; „nun wie ſteht's, wie geht's? Was habt Ihr für Anſtalten zum Empfang des Kaiſers getroffen?" Es war Herbert. Eliſabeth erſchrak vor ſeinem Anblick und wagte kaum, ihn anzuſehen. Doch er fuhr munter fort, dies und jenes zu ſprechen, Scherze zu machen, kurz ſich ganz in der Weiſe zu betragen, wie der Tag alle übrigen Bewohner Nürnbergs geſtimmt hatte. Während des Geſprächs kamen ſie aber unerwartet immer mehr in's Gedränge, ſie wurden hier und dort geſtoßen, gedrückt, geſchoben, ſo daß ſelbſt das Anſehen des Meiſter Reinhold, der unaufhörlich rief: „Bürger, laßt doch Euren Rathsherrn auf ſeinen Poſten!" ihm keine Bahn mehr verſchaffen konnte. Als ſich Eliſabeth jetzt nach Walther umſehen wollte, da war er, vermuthlich durch die treibende Menge abgedrängt, verſchwunden. Sie befanden ſich ſchon nah' am Thore, wo der Schmied auf einer Erhöhung nebſt den übrigen Rathsherrn Platz nehmen ſollte. Deshalb fragte auch er jetzt nach Walther, den er nicht ohne Nebenabſichten zum Begleiter Eliſabeths mitgenommen zu haben ſchien. Es kam ihm ſehr ungelegen, daß er verſchwunden war. Doch Herbert bot ſich zum Führer und Beiſtand des ſchönen Mädchens an, und dieſe, obwohl ſie bemerkte, daß er nicht zufällig mit ihr zuſammen gekommen ſei, wußte doch nicht, wie ſie das vermeiden ſollte, obgleich es ſie ängſtigte. So empfing ſie denn ſeinen dargebotenen Arm, und ließ ſich von ihm geleiten, während ihr Vater ſeinen Ehrenplatz einnahm.

11.

Er führte ſie vor das Thor hinaus, wo die Menge ſich freier verbreitete. Kaum waren ſie ein wenig aus dem Gedränge, auf einen Hügel an der Seite getreten, als er auch ſchon begann: „Kind, Kind, was machſt Du für Dinge! Du ſtürzeſt einen armen Menſchen aus reinem Eigenſinn in's Unglück. Weißt Du, daß der junge, reiche, ſchöne Mann in den Türkenkrieg will? Gleich heut früh hat er ein Pferd gekauft, um dem Kaiſer entgegen zu reiten, und ihn um einen Ritterdienſt zu bitten. Es wird dich reuen, wenn einmal die Nachricht kommt, daß er von einem Muſelmanne niedergehauen, oder was noch ſchlimmer, gefangen iſt, und ſein Leben in Ketten verſchmachten muß. Dann wirſt Du ſagen: Wäre ich doch lieber nachgiebig geweſen! Der Vater würde ſich ja wohl haben verſöhnen laſſen! — Töchterchen, ich glaube, Du haſt übel gethan!" Eliſabeth brach in helle Thränen aus, und konnte nicht antworten. Da rief Herbert plötzlich: „Sieh, ſieh, da kommt er!" Wirklich erblickte ſie in einiger Ferne einen ſtattlichen Reiter, der hoch aus dem Volke hervorragte. Als er näher kam, erkannte ſie, daß es Bernhard ſei. Er trug einen reich verzierten Helm mit dunklem Roßſchweif, ein Reiterwamms mit Gold geſtickt, einen blanken Bruſtharniſch, ein breites, langes Schwert, und eine ſtattliche Lanze. Kein Ritter konnte prächtiger ausſehen. Das ſchöne Pferd ging ſtolz unter ihm, doch er hielt die Zügel nur nachläſſig in der Hand, und ſah ſtumm und traurig vor ſich nieder. Daher bemerkte er auch weder Herbert noch Eliſabeth, ſondern ritt ohne ſich umzuſehen vorbei, die Straße hinauf, die der Kaiſer kommen mußte. Doch Herbert rief ihm nach: „Guten Morgen, Herr Bernhard! Ei wohin denn?" Da ſah er ſich langſam um, und als er Eliſabeth erblickte, fuhr er mit der Hand über die Augen, warf das Helmviſir hinunter, gab dem Roſſe die Spornen und ſprengte raſch davon. Eliſabeth war einer Ohnmacht nahe. Die Angſt um den Geliebten, die Entdeckung, die ſie gemacht zu haben glaubte, der Streit zwiſchen Pflicht und Gefühl, alles zuſammen bedrängte ſie ſo, daß ſie faſt unterlegen wäre. Doch nahm ſie alle Kräfte zuſammen, und bat Herbert nur, ſie ein wenig abwärts zu führen. In einem Gebüſch am Wege ſetzte ſie ſich auf den Raſen. Herbert, der von ihrem Unglück gerührt war, ſprach ihr tröſtend und ermuthigend zu, und verſprach ihr, Bernhard innigſt zu bitten, daß er nicht in den Krieg ziehen ſolle. Sie bedachte ſich, ob ſie Herbert ihre Vermuthungen wegen Walthern geſtehen ſollte; doch ſchienen ſie ihr noch zu ungewiß, als daß ſie davon zu ſprechen wagen durfte. — Gegen Mittag kam der Kaiſer. Er wurde mit unermeßlichem Jubel empfangen. Jauchzend umringte das Volk ſein Pferd; die Mädchen bewarfen ihn mit Blumen, und alles rief fortwährend: „Es lebe Maximilianus, unſer Herr und Kaiſer!" Selbſt Eliſabeths beklemmte Bruſt erweiterte ſich in dieſem großartigen Gefühl der Freude und allgemeiner Liebe zu dem verehrten Herrſcher, und ſie fühlte, daß eine große Theilnahme am Vaterlande, ſelbſt bei einem tiefen Schmerz, und ſogar in der Frauenbruſt, eine heilende Kraft übe. — Herbert geleitete ſie nach Hauſe zurück. Nach einer kurzen Zeit kam auch ihr Vater; Walther aber hatte den Meiſter gebeten, den Feiertag für ſich nutzen zu dürfen, und ließ ſich daher nicht ſehen. Reinhold war

Digitized by Google

zu voll von der Begebenheit des Tages, als daß er für etwas anderes Sinn oder Aufmerkſamkeit gehabt hätte. Daher bemerkte er von Eliſabeths Stimmung nichts, und ſie ſelbſt war zu furchtſam und weiblich ſcheu, als daß ſie von etwas hätte ſprechen ſollen, das doch nur in ihrer Vermuthung, wenn auch noch ſo wahrſcheinlich, beſtand. Nach Tiſch ging der Schmied in den Rath, weil über die Ehrenbezeigungen, die beim Abſchied des Kaiſers Statt finden ſollten, noch geſprochen werden mußte. Eliſabeth begab ſich daher auf ihr Stübchen, um dort ganz ungeſtört ihren Gedanken nachzuhängen. Als ſie die Thür öffnete, ſah ſie auf ihrem Seſſel ein weißes Blatt; es war ein Brief. Sie entfaltete ihn, und las mit Erſtaunen:

„Ihr werdet vielleicht böſe ſein, Jungfer Eliſabeth, wenn ich Euch frei herausſage, wie mir's um's Herz iſt. Ich liebe Euch herzinnig, und ſo Gott mir helfe, getreu. Viel Worte ſind nicht mein Weſen, aber ich glaube nicht, daß Ihr Vorwand ſuchen werdet, einen Freier abzuweiſen, der die Gunſt Eures Vaters beſitzt, und der es von Herzen wohl mit Euch meint. Werdet meine liebe Hausfrau und Ehegenoſſin! Ihr könnt einem Mann manches Leid ſeiner Jugend, das ihn von Haus und Hof, von Vater, Mutter und Geſchwiſter hinaus in die Fremde getrieben, verſüßen. Bedenkt Euch drei Tage, und entſcheidet dann, aber nicht eher.

Walther."

Dieſe Zeilen ſteigerten Eliſabeths Unglück auf das Höchſte, denn ſo konnte er nicht ſchreiben, wenn die Einwilligung ihres Vaters nicht gewiß war, und ſo ſicher wie er dieſe hatte, wurde es ihr jetzt, daß er der unglückliche Bruder Bernhards ſei. Was ſollte ſie nun thun? Sie überdachte hin und her, wie ſie das bittre Leid verhüten oder doch wenigſtens mildern ſolle; allein vergeblich; ſie fand keinen Ausweg. Während ſie noch in trübe Betrachtungen verloren darüber nachſann, rauſchte es plötzlich in den Blättern der Linde, und ſiehe, ein Blumenſtrauß fiel in die Zweige dicht vor ihr Fenſter. Ahnend langte ſie ihn herein; ſie fand ihn mit einer Bleikugel beſchwert, vermuthlich damit er ſicherer fallen ſollte, und darin wie ſie richtig muthmaßte, ein Briefchen von Bernhard. Ach wie ſahen dieſe Züge ſie ſo ganz anders an, als was ihr Walther geſchrieben. Sie las bebend und mit ſtrömenden Thränen:

„O meine über Alles geliebte Eliſabeth, was verlangſt Du von mir! Wo ſoll ich bleiben, da Du mich zurückweiſeſt, wenn es nicht in der weiteſten Ferne iſt? Glaube mir, wenn ich Dich nicht beſitzen kann, iſt das Leben kein Glück für mich. Laß mich nur fallen, in unbekannter Fremde; es wird dort, wie hier, niemand um mich weinen, denn es liebt mich niemand. Aber doch, Du biſt mir wohl gut, Du ſchenkſt mir vielleicht eine Thräne. Während ich das ſchreibe, dämmert mir noch einmal die Hoffnung auf, daß Du mich lieben könnteſt. Drei Tage will ich Deines Beſcheides harren; ſchweigſt Du aber bis dahin, oder wiederholſt Du, was mir das Herz bricht, ſo lebe dann auf ewig wohl, und laß mich ſterben: das iſt mir am beſten.

Dein heiß liebender Bernhard."

Welch eine Glut der Liebe ſprach aus dieſen Worten, gegen den rauhen, obwohl gutherzigen Brief Walthers. Tauſendmal las, küßte, benetzte ſie das Blatt mit Thränen. Was ſollte ſie antworten? Unten ſtand angemerkt, ſie möge ihre Antwort, ſobald es zu dunkeln anfinge, in demſelben Blumenſtrauß an die Hausthür legen. Bis Abend ſann ſie darüber nach, was ſie thun ſollte. Endlich ſchrieb ſie mit zitternder Hand:

„Mein ganzes Herz iſt Dein, warum willſt Du es auf den Tod betrüben? O ziehe nicht fort, bleibe hier, verlaß mich nicht in großer Bedrängniß! Es wirbt ein Anderer um mich, der, den Du und der gute Herbert vermuthen; was mich aber auf den Tod ängſtigt — ich fürchte, es iſt Dein verlorner Bruder. In dreien Tagen ſoll ich mich entſcheiden. Das verſprech' ich Dir, ich will meine Hand nicht an den verſchenken, den ich nicht liebe, aber folgen kann ich Dir nicht. Rede Du noch einmal zum Vater, gewiß wirſt Du ihn erweichen, und meine Thränen ſollen Dir beiſtehen. Vor allem aber forſche nach, ob der Dein Bruder iſt, der um mich freit, und gieb mir bald, bald Antwort. Bis dahin bleibe ich Dir ſchweigend getreu! Ich bitte den Himmel um eine milde Löſung dieſer bangen Verwirrungen.

Deine treu liebende

Eliſabeth."

Sie wickelte den Brief in die Blumen, und legte ihn vor die Hausthür. Bald darauf kam der Vater nach Hauſe. Kaum hatte dieſer die Thür hinter ſich geſchloſſen, als es heftig daran pochte. Eliſabeth erſchrak, denn ſie fürchtete etwas Böſes; ſelbſt der Vater war verwundert. „Hm! Wer mag das ſein," murmelte er für ſich, indem er ſich umwendete, „wer mag denn noch ſo ſpät kommen?"

12.

Als er die Thür geöffnet hatte, ſtand ein kaiſerlicher Reitersmann vor ihm, der ein großes, prächtiges Schwert in der Hand hatte. Der grüßte den Schmied höflich und ſprach: „Ihr werdet zürnen, Meiſter, daß ich Euch noch am ſpäten Abend ein Stück Arbeit bringe; aber dießmal dürft Ihr's ſchon nicht abſchlagen, da es für unſern Herrn und Kaiſer iſt. Seht, das iſt ſein Prachtſchwert, das er zu Augsburg nothwendig braucht. Das lag auf dem Rüſtwagen. Der iſt aber geſtern umgeſtürzt, und dabei iſt dieß Schwert gebrochen. Ihr müßt uns daher ſchon bis morgen früh eine neue Klinge von gleicher Schönheit einſetzen, oder dieſe zuſammen ſchweißen, daß ſie bis Augsburg hält. Der Kaiſer hat beſonders verlangt, daß Ihr die Arbeit übernehmen ſollt, weil ihm Eure Geſchicklichkeit gerühmt worden iſt. Macht Eure Sache gut, dann wird Euch Euer Lohn nicht entgehen, denn er iſt ein freigebiger Herr, und hält auf ſchöne Waffen."

„Nicht um des Lohnes willen, um des Kaiſers und meiner Schuldigkeit willen werde ich die beſte Arbeit machen," rief der Schmied. „Seid nur morgen bei Zeiten hier, es ſoll alles fertig ſein!"

„So gehabt Euch wohl," entgegnete der Kriegsmann und ging. Dem Schmied war der Auftrag höchſt ehrenvoll. Davon konnte er doch noch ſeinen Kindeskindern erzählen, und wenn er fragte: „Wer hat die Klinge in Kaiſer Maximilians Prachtſchwert gemacht?" ſo mußten ſie antworten: „Unſer Großvater, Meiſter Reinhold, der Rathsherr und Waffenſchmied." Bei dem Gedanken ſprang er vor Freuden in die Höhe.

„Eliſabeth," rief er, „geſchwind beſorge mir einen guten Nachttrunk, den brauch' ich zur Arbeit; hol' aber vom beſten Wein; dann magſt Du immer ſchlafen gehen!" So geſchah es. Der Meiſter zündete Kohlen an, ſetzte die Bälge in Bewegung, und legte den beſten Stahl, den er hatte, in die Flamme. Während er ſo beſchäftigt war, kam Walther nach Hauſe; der verwunderte ſich nicht wenig, den Meiſter bei der Arbeit zu finden. Als er aber hörte, weshalb, da war er gleich bereit, Hülfe zu leiſten. Zuvor betrachtete er aber das Schwert des Kaiſers und ſprach: „Meiſter, das wird ein bös Stück Arbeit ſein, die Klinge iſt damascirt und ganz mit Silber eingelegt; Ihr habt ſie wohl noch nicht betrachtet?" Jetzt trat der Schmied näher, und ſah nun erſt das Wunder von Arbeit.

„Bei St. Sebaſtian," rief er, „das weiß ich nicht zu machen, und zuſammen ſchweißen läßt ſich das auch nicht. Hier hat ja der Silberſchmied mehr zu thun als der Waffenſchmied."

„Ja," erwiederte Walther, „das iſt eine morgenländiſche Arbeit, von der wir Deutſche wenig verſtehen. Etwas habe ich zwar auch davon gelernt, in Venedig, wo ein Meiſter war, der das verſtand; doch hab' ich's nicht geübt, weil uns das ſo ſelten vorkommt." Nun ſtand der Schmied und rieb ſich die Stirn; die ganze Hoffnung, daß der Kaiſer eine Klinge von ſeiner Hand führen würde, war zu Waſſer geworden. Endlich ſprach Walther: „Je nun, Meiſter, ich will's verſuchen. Schmiedet Ihr eine Klinge von reinem Stahl, ich will indeß eine mit Silber einlegen. Zwar brauche ich Stempel, um die Figuren einzuſchlagen, allein die will ich mir zu verſchaffen ſuchen." Niemand war froher, als der Schmied, er fiel dem Geſellen um den Hals und rief: „Wenn du mir das zu Stande bringſt, ſo gebe ich Dir was Du forderſt, und wenn es mein halbes Vermögen wäre."

„Je nun," erwiederte Walther, „eine Bitte hätte ich ſchon, wenn Ihr nicht böſe würdet."

„Gerad heraus! Machſt Du mir die Klinge, ſo erfülle ich ſie, — wenn ich kann, verſteht ſich, — oder ich will nicht wieder ehrlich im Rath zu Nürnberg ſitzen. Nun was iſt's?"

„Meiſter," ſprach jetzt Walther, „Eure Tochter gefällt mir wohl; ich bin ihr von Herzen gut. Ich glaube, ſie iſt mir auch nicht böſe; mein Handwerk verſteh' ich, arm bin ich nicht." Hier unterbrach ihn der Schmied und rief: „Du ſollſt ſie haben, auf mein Wort, und morgen will ich Euch verloben!"

„Topp!" rief Walther und ſchlug ein, „ſo ſchaffe ich Euch die Klinge, und ſollt' es mein Leben koſten." Darauf umarmte er den Schwiegervater, und ging dann eiligſt fort, um ſich die nöthigen Werkzeuge zu ſchaffen. In einer Viertelſtunde kam er wieder, hatte mehrere Stempel bei ſich, und rief frohlockend: „Meiſter, beſſer konnte es nicht glücken; hier habe ich von einem Goldſchmied den Stempel zu des Kaiſers Wappen, und den doppelten Reichsadler bekommen. Was paßt beſſer auf ein Kaiſerſchwert? Nun fröhlich an die Arbeit." Jetzt hämmerten beide freudig darauf los, Reinhold eine Hohlklinge vom beſten Stahl für den Nothfall, Walther was er verſprochen hatte. Dem Letztern gerieth die Arbeit nach Wunſch, und als der Tag

Digitized by Google

graute, hatte er eine Klinge fertig, die nicht ſchöner gewünſcht werden durfte. Der Schmied umarmte ihn voller Freuden, und erneuerte ſein Verſprechen.

„Damit," rief er aus, „wollen wir die Eliſabeth überraſchen, wenn wir von dem Abſchiedsgeleit des Kaiſers zurück kommen. Die wird ein paar Augen machen! Der alte Herbert muß auch dabei ſein, und noch ein paar Zeugen, außer dem Herrn Pfarrer! Juchhe! Das ſoll ein luſtiger Tag werden." Das Einſetzen der Klinge ließ ſich aber Meiſter Reinhold nicht nehmen; etwas wollte er doch ſelbſt dabei gethan haben. Als er ſie nochmals betrachtete, ſah er, daß in einem verſchlungenen Kranze der Name Reinhold ſtand, den Walther beſcheiden ſtatt des ſeinigen eingeſchlagen. Das freute ihn doppelt, und er lobte den wackern Schwiegerſohn deshalb nochmals insbeſondere; dann ging er an's Werk. Aber, o weh! die Freude verkehrte ſich in Leid, denn wie er mit dem goldnen, mit Edelſteinen beſetzten Griff etwas unſauber nach Art der Schmiede verfuhr, da brach er unverſehens einige Edelſteine aus der Faſſung. Jetzt war guter Rath theuer, denn der Bothe, der das Schwert abholen ſollte, konnte jede Minute kommen, und welcher Goldſchmied hätte ihm das ſo ſchnell in Nürnberg gemacht, beſonders da er mit allen nicht freundſchaftlich ſtand. Walther beſah den Schaden, ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ſprach endlich: „Ich will noch einmal meine Kunſt verſuchen; als Knabe habe ich der Arbeit oft zugeſehen, aber was hilft das, wenn man die Handgriffe nicht kennt. Zufällig habe ich von da, wo ich die Stempel geliehen, auf den Nothfall, zum Glück auch eine feine Zange mitgebracht. Kaum glaub' ich aber, daß ich damit zu Stande komme."

„Beſter Walther," ſprach der Schmied liebkoſend, „gib Dir nur rechte Mühe, dann ſoll auch die Hochzeit ſein, wann Du willſt; nur dießmal laß uns nicht ſtecken." Walther ſetzte ſich dabei; er ſchien zu Allem Geſchick zu haben, denn auch dieſe Arbeit glückte ihm ſo, daß er nach einer halben Stunde aufſtand, dem ängſtlich zuſehenden Schmied auf die Schulter klopfte und ſagte: „Gott ſei Dank, Vater, es iſt geglückt; nun ſind wir fertig!" Der Schmied fiel ihm um den Hals, und rief: „Du biſt ein Tauſendkünſtler, ein Goldjunge, ein Diamant von Schwiegerſohn! Ob ich's der Eliſabeth gleich ſage?"

„Nein, um's Himmels willen nicht," rief Walther, „wir müſſen ſie mit der ganzen Feſtlichkeit überraſchen. Erſt geleiten wir den Kaiſer, dann holen wir den Herrn Pfarrer und die Zeugen ab, führen ſie vorn in Euer Zimmer, und dann erſt rufen wir ſie aus der Küche, oder ihrer Kammer, oder wo ſie ſonſt ſtecken mag, und ſie tritt ganz überraſcht in die Verſammlung, vor der ſie mir verlobt werden ſoll. Meint Ihr nicht auch ſo, Vater?"

„Wie Du willſt, Herzensjunge," rief der Schmied, „ja ſo iſt's auch am beſten." — Man ſieht wol, daß Walther kein rechtes Zutrauen hatte, ſondern die arme Eliſabeth durch eine Ueberraſchung am ſicherſten zu gewinnen dachte. Jetzt pochte es an die Thür; es war der Kriegsknecht. Er ſtaunte über die herrliche Arbeit, und rief aus: „Wahrlich, das hätte ich in Deutſchland nicht erwartet; das wird Euch Lobſprüche von unſerm Herrn und Kaiſer eintragen, Meiſter Reinhold." Reinhold wollte ehrlich geſtehen, wer die Arbeit gemacht habe, allein Walther fiel ihm in's Wort, und meinte, er dürfe nicht länger ſäumen, ſondern müſſe ſich in ſein Feiertagswamms werfen, um auf ſeinen Poſten als Rathsherr zu gehen. Das geſchah denn auch ſogleich. Ganz Nürnberg war ſchon wieder in Bewegung, um den Kaiſer abreiſen zu ſehen. War auch die Luſt nicht ſo groß, wie beim Empfang, ſo hatte doch auch das Geleite etwas feierlich Freudiges. Alle Glocken tönten, Fahnen wehten von den Thürmen, das Volk wogte auf den Straßen, die Fenſter waren überfüllt mit Zuſchauern, und in jedem Auge las man Segenswünſche für den guten Kaiſer, der das Schwert gegen den Erbfeind des Reichs ziehen wollte. Am Thore überreichte der Magiſtrat durch die Hände des Bürgermeiſters dem fürſtlichen Herrſcher ein Gedicht, von einem reimzünftigen Nürnberger Meiſterſänger verfaßt, worin das Heil der Stadt geſchildert wurde, das ihr durch die Beherbergung des Kaiſers geworden ſei. Der Kaiſer dankte mit freudiger Huld, und fragte dann: „Wo iſt Meiſter Reinhold, der Waffenſchmied?" Meiſter Reinhold nahm ſein Barett ab, und verneigte ſich ehrfurchtsvoll.

„Ihr habt mir ein ſchönes Schwert gefertigt, Meiſter Reinhold, nehmt meinen Dank und dies Andenken dafür," ſprach der Kaiſer, hing dabei dem vor Ueberraſchung und Verwunderung ganz ſtumm gewordenen Meiſter eine goldene Kette um, und ritt von dannen, bevor der Schmied noch danken und erzählen konnte, wer eigentlich der Verfertiger der Klinge geweſen.

Alle Rathsherren umringten den Collegen, und wünſchten ihm Glück zu dem Zeichen der kaiſerlichen Huld. Reinhold wußte kaum, wo er vor Freuden bleiben ſollte. Er dachte jetzt nur an den Lohn, den er dem wackern Walther verſprochen, und eilte, um ihn damit zu erfreuen. Er hatte gehofft, ihn unter der Menge zu finden, allein vergeblich; doch ſtieß er auf Herbert und den Wirth zur goldnen Traube, die er Beide zu ſich nach Haus zur Verlobung einlud. Herbert machte ein paar erſtaunte Augen, und wurde dann ſichtlich verdrießlich. Als Reinhold nach der Urſache fragte, ſagte er: „Es freut mich zwar, daß Euer Tochter Hochzeit macht, und einen ſo wackern Mann bekommt; allein ich muß Euch nur ſagen, heut früh war Bernhard von Augsburg bei mir, der mich ſehr dringend gebeten hat, doch ein Wort für ihn bei Euch zu ſprechen, da er Eure Tochter ſo herzinniglich liebt."

„Was!" rief der Schmied, „geht mir mit dem Pfuſcher, dem Ringdreher! Was kann ſo ein Goldarbeiter für ein Mann ſein? Seht hier die Kette an; ſolche Leute dürfen um meine Tochter freien, die eine ſolche Kette vom Kaiſer durch ihre Arbeit erwerben können, aber nicht ſo ein Frauenzimmerheld, der dergleichen Arbeit macht. Nein, daraus wird nichts, das ſagt dem Herrn nur."

„Sagt's ihm ſelbſt," erwiederte Herbert, „eben kommt er auf uns zu, und ich wette, er redet Euch an." Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als der junge Bernhard mit einem Geſicht, auf dem ſich Bangigkeit und Unruhe nur zu deutlich malten, vor den Schmied hintrat und ihn anredete: „Meiſter ich bitt' Euch um Gottes Willen, gönnt mir ein paar Worte!"

„Geht mir!" rief der Schmied, „ich weiß ſchon, was Ihr wollt. Daraus kann ein für allemal nichts werden; meine Tochter iſt ſchon verſagt. Sie bekommt einen wackern Mann, der eine Ehrenkette vom Kaiſer verdient, die Ihr — nun ich will Euch nicht kränken, aber das merkt Euch, mit Eurem Anliegen iſt es nichts. Heute iſt Verlobung, und über acht Tage, oder wann mein Schwiegerſohn will, Hochzeit. Geht, und ſeht Euch wo anders um; Ihr ſeid überhaupt noch viel zu jung zum Heirathen."

„Aber Eure Tochter liebt mich . . ."

„Das iſt nicht wahr," fuhr der Schmied auf, „das kann nicht wahr ſein, das darf nicht wahr ſein! Ihr denkt, weil Ihr Euern Ring da nicht zurück bekommen habt? Das Ding da hängt wo anders; den hab' ich mit meinem ehrlichen Hammer zerſchlagen, und das hat meine Tochter gut geheißen!"

„Wenn Ihr mir Eure Tochter nicht gebt, ſo ſtürze ich mich in's Waſſer!" rief Bernhard mit der Miene eines Verzweifelten, und faßte den Schmied hart an die Schulter. Der ſtieß ihn kräftig zurück, und rief: „Thut nach Belieben, das Bad wird Eure Fieberhitze abkühlen; aber mich laßt ungeſchoren." Dabei machte er ſich von ihm los, und ging zu ſeinen Gefährten. Bernhard aber eilte verſtörten Geſichts die Straße hinab.

„Er verdirbt mir ordentlich die gute Laune, der Hans Haſenfuß," brummte der Schmied, und Herbert ſtimmte ein: „Freilich ein Windbeutel ſcheint er mir auch, und ich glaube, er wird ſich raſch genug faſſen; aber ein guter Kerl iſt er doch!"

„Pah!" rief der Traubenwirth, „den kenne ich beſſer! Wenn der nicht heute Abend beim Becher noch vergnügter iſt als wir, ſo will ich keinen Gaſt mehr in meinem Hauſe ſehen. Darüber laßt Euch kein graues Haar im Bart wachſen, Meiſter Reinhold." Das ſtellte die gute Laune des Nürnberger Altmeiſters wieder her, und die drei Kumpane gingen nun fröhlich nach der Pfarrerwohnung. Dort holten ſie den geiſtlichen Herrn ab, der bei der Verlobung, wenn auch nicht von Amts wegen, doch nach altem Gebrauch zugegen ſein mußte. Er warf ſich in ſeinen Ornat, und folgte mit Vergnügen, denn er war Freund und Kenner des alten Weins, den der Schmied bei feſtlichen Gelegenheiten nicht ſchonte. Vor der Thür ſtießen ſie auf Walther, der eben vorbeiging.

„Das trifft ſich ja herrlich!" jubelte Reinhold. „Nun laßt uns nach Hauſe gehen; ich bin ordentlich närriſch vor Neugier, was die Eliſabeth für Augen machen wird." Die Männer kamen in des Schmieds Wohnung an; Eliſabeth war auf ihrer Kammer. Der Vater rief ſie hinunter. Als ſie ins Zimmer trat, und den geiſtlichen Herrn erblickte, wurde ſie ein wenig blaß, aber ein Blick auf Herbert gab ihr Muth und Farbe wieder. Doch wußte ſie nicht recht, was ſie zu dem ſeltſamen Geſicht des Vaters ſagen ſollte, der ſie von oben bis unten betrachtete, und dann beim Kopfe nahm und küßte. Seine Worte endigten ihre Ungewißheit nur zu ſchnell.

„Töchterchen," ſagte er, „heut iſt Deinem Vater Freude und Ehre wiederfahren, und ſo Gott will, ſoll's Dir auch ſo werden. Sieh' hier unſer wackrer Walther hat mir durch ſeine Beihülfe dieſe goldene Kette verdient, die mir der Kaiſer eigenhändig umgehangen. Dafür habe ich ihm auch etwas verſprochen, — nun rathe einmal was?"

„Wie könnte ich das," entgegnete Eliſabeth zitternd.

Digitized by Google

„Ein Bild habe ich ihm verſprochen,“ lächelte er, ein Bild, ſo hübſch Meiſter Albrecht jemals eins nuf Gold gemalt hat. Schau her!“ dabei faßte er die Tochter, und drehte ſie ſo var den Spiegel, daß ſie ſich erblicken mnßte. Aber in dem Augenblicke, wo ſie ſich ſah, erblaßte ſie und ſank ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück. Walther ſprang hinzu, der Pfarrer faßte nach einem Stuhl, Herbert rief nach kaltem Waſſer, kurz alles kam ihr zu Hülfe. Nach einigen Minuten erholte ſie ſich, ſah nmher und brach dann in einen Strom von Thränen aus, der nlle ihre Bemühungen zu ſprechen vereitelte. Jezt wurde dem Schmied doch etwas bange zn Muthe, und er fing an zu merken, daß ſeine Wünſche nicht die der Tochter waren. Doch hatte er noch die leiſe Hoffnung, daß alles nur eine unvermuthete Folge der Ueberraſchung ſei. Daher rief er einmal übers andre: „Nun ſa ſprich doch Mädchen, freuſt Du Dich denn nicht?“ Endlich gewann ſie Athem zur Rede nnd brachte mühſam die Worte hervor: „Liebſter Vater, wenn Ihr mich nicht ganz unglücklich machen wallt, ſa zwingt mich nicht zu dieſer Heirath.“

„Was,“ rief der Schmied, „unglücklich machen? Heißt das unglücklich werden, wenn man einen wackern Mann bekommt? Will Dich der unglücklich machen, der die Freude und das Glück Deines Vaters gemacht hat? Du Undankbare! Soll ich wortbrüchig werden?“ Eliſabeth wollte ihm zu Füßen ſinken, doch Walther hielt ſie zurück und ſprach: „Nein, Jungfer, unglücklich machen will ich Euch nicht; aber geſteht nur, daß Ihr einen Andern lieber habt.“ Eliſabeth nannte nnter Thränen Bernhards Namen. Darüber gerieth Reinhold in den heftigſten Zorn, und machte ſich in Verwünſchungen gegen den Goldſchmied Luft. Walther aber hemmte ihn darin, und ſprach: „Meiſter, ich mnß Euch ſagen, der Mann, den Eure Tochter genannt hat, iſt mir ſehr nahe verwandt, und es thut mir leid, daß ich ſeinem Glück im Wege bin. Doch gebe ich Euch Euer Wart nach nicht zurück, und frage Euch hiemit feierlichſt noch einmal, ob Ihr mir Euer Tachter mit Wort nnd Handſchlag gelobt, wenn es mir gelingt, ihre Gunſt von dem Galdſchmied Bernhard ab und auf mich zu wenden?“

„Hofft das nimmermehr!“ rief Eliſabeth; und der Vater: „Darauf habt Ihr mein Wart, nnd ich rufe dieſe Herren als Zeugen auf!“ Der Handſchlag befeſtigte den Bund. Walther aber wandte ſich zn der weinenden Eliſabeth und ſprach: „Wenn Ihr nicht gern einwilligt, meine Hausfrau zu werden, ſa gebe ich Eurem Vater ſein Wort zurück, nehmt darauf meinen Handſchlag auch; und ein Schuſt, der ſein Verſprechen, unter welchem Vorwande es ſei, nicht hält.“ Eliſabeth reichte ihm die Hand, nnd ſah ihn durch ihre Thränen recht freundlich an. „Gut, ſo wäre alles in Ordnung,“ ſprach jezt Walther; „nun will ich Euch ſagen, wie ich mit Herrn Bernhard aus Augsburg verwandt bin.“

„Ihr ſeid ſein Bruder!“ fiel Eliſabeth raſch ein.

„Nicht ganz,“ erwiederte Walther, „ſondern ich bin ihm noch etwas näher verwandt, denn — ich bin es ſelbſt.“ Dabei nahm er ſeinen Bart nnd ſeine Perücke ab, und änderte plötzlich die rauhe Sprache.

„Dieſe Herren hier,“ auf Herbert und den Traubenwirth zeigend, „waren im Einverſtändniß, nnd hier draußen ſteht noch Jemand, dem ich mein Bischen Schmiedekunſt verdanke.“ Er öffnete die Thür, und Ehrenfried, der wohlbekannte Altgeſell, ſtand var dem erſtaunten Meiſter, der ſich die Augen mit beiden Händen rieb, und gar nicht wußte, wie ihm geſchah. Eliſabeth wurde vor Ueberraſchung, Freude und banger Erwartung bald roth, bald blaß; aber Bernhard trat auf ſie zu, und ſprach: „Vergiebſt Du mir den Betrug, durch den ich Dich gewonnen habe? Ich mußte Dir ſchon ein paar bange Stunden machen, um Dich recht ſicher zu gewinnen.“ Eliſabeth ſtand zögernd und blickte anf den Vater. Der aber rief plötzlich: „Nun, Mädchen, ſa fall ihm dach um den Hals, ehe er ſich wieder verwandelt, der Teufelskerl; Dir iſt er ja ſa doch lieber!“ Die Liebenden lagen einander in den Armen; der Schmied nahm Beide beim Kopf und küßte ſie ungeſtüm. Herbert und der Traubenwirth tanzten vor Vergnügen, und Ehrenfried lächelte ſelbſtzufrieden dazwiſchen. Endlich fragte Herbert: „Iſt ein Goldarbeiter auch ein braver Kerl?“

„Ja!“ rief der Schmied. Dann fragte der Wirth: „Habe ich meine Wette gewonnen, daß Der heut vergnügter beim Becher ſizt, nls wir?“

„Ja!“ rief der Schmied noch lauter und fröhlicher. Darauf fragte Ehrenfried: „Darf ich wieder bei Euch arbeiten, Meiſter?“

„Ja!“ rief der Schmied ans valler Bruſt, und nahm ihn beim Kopf und küßte ihn. Endlich fragte auch das Pärchen: „Wollt Ihr uns Euren Segen geben, Vater?“ Und der Schmied rief dreimal, was ſeine Bruſt aushalten kannte: „Ja, ja, ja!“

Julius Auguſt Renner,

geboren zu Braunſchweig im Jahre 1736, war daſelbſt Profeſſor und Director des Intelligenzweſens, ſeit 1787 aber braunſchweigiſcher Hofrath und ordentlicher Profeſſor der Geſchichte und Statiſtik zu Helmſtädt. Er ſtarb am 26. Auguſt 1803.

Er hinterließ außer mehreren Ueberſetzungen:

Geſchichte des Papſtthums. Braunſchweig 1770.
Handbuch der Geſchichte neuerer Zeiten. Braunſchweig 1771.
Ausführliches Handbuch der ältern Geſchichte. Braunſchweig 1775. 1795.
Amerikan. Archiv. Braunſchweig 1777. 1778.
Handbuch der allgemeinen Geſchichte. 3 Thle. 4te Aufl. Braunſchweig 1802.
Lehrbuch der Staatskunde. Braunſchweig 1786.
Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte. Halle 1800.

Ein fleißiger, treuer und gewiſſenhafter Hiſtoriker, bemühte ſich R. mit der Darſtellung der politiſchen Geſchichte zugleich die der Bildungsgeſchichte der Menſchheit zu vereinigen; es fehlte ihm aber hierzu das tiefere, geiſtige Eindringen in ſeinen Stoff, und ſeine Leiſtungen blieben daher unzureichend.

Kaspar Friedrich Renner,

geboren am 20. März 1692 zu Münden, Sohn eines dortigen Arztes, wurde 1717 hannöverſcher Intendant und 1733 Stadtvoigt in Bremen. Seine litterariſchen Arbeiten erſchienen unter dem pſeudonymen Namen: Franz Heinrich Sparre. Er ſtarb am 21. Mai 1772.

Er ſchrieb:

Hennynk de Han (Fortſetzung des Reinecke Fuchs) 1732, wieder abgedruckt in ſeiner
Sammlung van Gedichten. 1752. Auch gab er das altdeutſche Gedicht aus den Zeiten der Minneſänger:
Die Winsbeckin, 1760 heraus.

Ein witziger Kopf, deſſen Hennynk de Hahn, als Fortſetzung des Reineke Fuchs, ſich würdig ſeinem Vorbilde anreiht, und von äußerſt glücklichem Talent und lebendiger Auffaſſungsgabe zeigt.

Digitized by Google

Friedrich Gabriel Reſewitz,

geboren im Jahre 1725 zu Berlin war Anfangs Prediger zu Quedlinburg, kam 1767 als Prediger an die (deutſche) Petrikirche nach Kopenhagen, und ward 1774 Abt des Kloſters Bergen, Conſiſtorialrath und Generalſuperintendent zu Magdeburg. Er ſtarb am 29. October 1806.

Wir beſitzen von ihm:

Conybare, Vertheidigung der geoffenbarten Religion gegen die Einwendungen eines anonymen Schriftſtellers. Aus dem Engliſchen. Berlin 1760.

Ueber die Erziehung des Bürgers. Kopenhagen 1773.

Vorſchläge, Gedanken und Wünſche zur Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung. Berlin 1777—1785, 5 Bde.

Praktiſche Logik. Berlin 1785.

Predigten. Neue Aufl. Kopenhagen und Leipzig 17??, 4 Bde.

Predigten für die Jugend. Leipzig 1779—82, 2 Thle.

R. zeichnete ſich ſowohl als Pädagog wie als Kanzelredner zu ſeiner Zeit höchſt vortheilhaft aus. Einfachheit, Klarheit und Verſtändlichkeit, zu denen ſich in ſeinen Predigten noch Wärme des Gefühls und edle Würde geſellen, ſind allen ſeinen Schriften eigen.

Joſeph Friedrich Freiherr von Retzer,

geboren am 25. Junius 1754 zu Krems im Oeſterreichiſchen, erhielt ſeine Jugendbildung auf dem Thereſianum zu Wien und wurde 1774 Hofkammerconcipiſt. Kurze Zeit nachher erhielt er die Stelle eines Hofconcipiſt bei der Hofſtelle, wurde 1782 Cenſor der ausländiſchen Litteratur und 1788 Präſidial- und Hofſecretär. Er ſtarb am 17. October 1824 zu Wien.

Von ſeinen Schriften ſind zu nennen:

Gedichte aus dem k. k. Thereſianum. Wien 1774.

Metaſtaſio. Eine Skizze. Wien 1782.

Der Beichtvater und der junge Geiſtliche als Beichtkind. Wien 1785.

Sieben Gedichte. Berlin 1806.

Ein feinſinniger, geſchmackvoller Mann, deſſen ſchriftſtelleriſche und poetiſche Arbeiten ſich um dieſer Eigenſchaften willen bedeutend vor den Leiſtungen ſeiner gleichzeitigen Landesgenoſſen auszeichnen.

Adam Reuſsner,

ein Schüler Reuchlin's, ward im Jahre 1471 geboren, ſtand eine lange Reihe von Jahren vielen Hof- und Gerichtsämtern vor und lebte ſpäter als Privatmann zu Frankfurt a. Main. Er ſtarb 1563.

Er ſchrieb:

Beſchreibung der Stadt Jeruſalem. Straßburg 1525. Augsburg 1536, 1544. Fol. (Im dritten Bande befindet ſich das Kirchenlied: In dich hab' ich gehoffet, Herr.)

Eine für ſeine Zeit wackere und tüchtige Arbeit, welche von unſeren Vätern gern und viel geleſen wurde. Noch länger als dieſelbe hat jedoch das eben angeführte geiſtliche Lied den Namen des Verfaſſers im Andenken erhalten.

Leonhard Reynmann,

lebte in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, und iſt Verfaſſer von:

Wetterbüchlein. Augsburg 1511, 4.

Nativitätskalender. Nürnberg 1515, 4.

Rhabanus Maurus,

geboren 776 zu Mainz, Schüler Alkuin's, war Anfangs Abt im Kloſter Fulda, ſpäter Erzbiſchof von Mainz. Er hat großes Verdienſt um das Schulweſen und die Ausbildung der deutſchen Sprache. Er ſtarb 856.

Er ſchrieb ein:

Lateiniſch-deutſches Gloſſar über das alte und neue Teſtament (S. Eccard. Comment. T. II. p. 950—76. — Spec. gloss. lat. ed. Diecmann. Brem. 1721. — Docen Miscell. Th. I. S. 153 flg.).

Glossae latino-barbaricae de partib. hum. corp. in Goldast Scriptor. rer. alem. T. II. p. 64 seq.

Johann Gottlieb Rhode,

im Jahre 1762 in der Gegend von Halberſtadt geboren, war nach abſolvirten Studienjahren Privatlehrer in Braunſchweig, ging 1789 als Hofmeiſter nach Altharm in Eſthland und errichtete darauf ein Erziehungsinſtitut zu Reval. Im Jahre

1797 gab er daſſelbe auf und ließ ſich nach einer größeren Reiſe durch Deutſchland in Berlin nieder. 1800 ging er als Hauslehrer nach Breslau, wurde 1804 Schauſpieldirector daſelbſt, 1809 Profeſſor an der Kriegsſchule und Redacteur der Korn'ſchen Zeitung und ſtarb den 18. April 1827.

Von ſeinen Schriften nennen wir:

Pragmatiſche Geſchichte des Religionszwanges unter deu Proteſtanteu in Deutſchland. Frankfurt u. Leipzig 1790.
Für meine Zeitgenoſſen. Revol 1790.
Spielereien von Maler Anton. Alt. 1798.
Reiſe durch einen Theil Rußlands und Deutſchlands. Alt. 1798.
Oſſian's Gedichte. 3 Th. N. A. 1817.
Ueber das Alter des Thierkreiſes. Breslau 1809.
Ueber Alter und Werth einiger morgenländiſchen Urkunden. Breslau 1817.
Beiträge zur Alterthumskunde. 2 H. Berl. 1819.
Ueber den Anfang unſrer Geſchichte. Bresl. 1819.
Die heilige Sage der Baktrer, Meder und Perſer. Frankfurt 1820.
Beiträge zur Pflanzenkunde der Vorwelt. 2 H. Breslau 1821.
Ueber religiöſe Bildung, Mythologie und Philoſophie der Hindus. 2 Bde. Leipzig 1824.

Durch die Richtung der romantiſchen Schule in Deutſchland vorzüglich angeregt, wandte ſich R. beſonders Forſchungen über die älteſte Sagengeſchichte der Menſchheit zu und förderte hier, von gründlichem Wiſſen und ſeltenem Scharfſinn unterſtützt, Bedeutendes zu Tage, doch ſind ſeine kühnen Hypotheſen nicht immer haltbar, und er geht in ſeinen Combinationen mitunter viel zu weit. Eleganz, Würde der Darſtellung und Geſchmack ſind auch ſeinen übrigen Werken eigen. Vortrefflich iſt ſeine Ueberſetzung des Oſſian.

Blicke auf die Geſchichte der heiligen Sage und der Religion des Zendvolks überhaupt, nach Anleitung der Zendſchriften; und allgemeine Vergleichung der Hauptlehren des Hinduſyſtems mit dem Zendſyſtem *).

Wir haben im vorigen Abſchnitt die Wohnſitze des Zendvolks, wo, und die vornehmſten Naturbeſchaffenheiten deſſelben, unter welchen das Sagenſyſtem dieſes Volks ſich ausbildete, kennen gelernt. Noch eine vorbereitende Unterſuchung iſt nöthig, ehe wir uns an die Aufſtellung und Beleuchtung der heiligen Sage ſelbſt wagen dürfen.

Woher hat das Zendvolk ſeine heiligen Sagen und das ganze, darauf gebaute Religionsſyſtem? Hat ſich dies Alles unter dem Volke urſprünglich ſelbſt entwickelt, oder iſt es entlehnt? Wer war der erſte Verkündiger der Ormuzdlehre? Wa und wann trat er auf? Was hat Zoroaſter für Einfluß auf dies Religionsſyſtem? Wo und wann begann er die Reformation deſſelben? Es leuchtet ein, wie wichtig die Beantwortung dieſer Frage für den Zweck unſerer Unterſuchung iſt.

In den Zendbüchern wird das alte Religionsſyſtem der Ormuzddiener, das erſte Geſetz, oft und beſtimmt von dem jüngern, vollkommnern, durch Zoroaſter gegebenen Geſetz, unterſchieden. Die Bekenner des ältern Geſetzes heißen Peiſchdadians oder Poeriodekſchans [1]) und werden als unſchuldige, gottfürchtende Menſchen beſchrieben, welche die Offenbarung Ormuzd durchs Ohr empfingen [2]), d. i. durch mündliche Ueberlieferung, weil erſt Zoroaſter das ſchriftliche Geſetz verfaßte.

Wenn die Zendbücher nun auch den Unterſchied zwiſchen dem ältern und jüngern Geſetz nicht deutlich angeben, ſo vermag doch der aufmerkſame Leſer ihn wohl aufzufinden. Bei fortgeſetztem Forſchen entdeckt er, daß in jenen Schriften eigentlich ſelbſt in Bezug auf den bloßen Naturdienſt, zwei Syſteme neben einander liegen; eines, welches die Spuren des höchſten Alterthums in ſich trägt, welches faſt blos ſinnlich, auf das Anſchauen des Himmels, die Beobachtung des Wechſels von Licht und Dunkelheit; des Laufs der Geſtirne und der damit eintretenden Erſcheinungen der Natur in jenen Länderſtrichen u. ſ. w. gegründet iſt; und ein zweites, offenbar jüngeres, allegoriſch-ſymboliſches Syſtem, wodurch das ältere, erklärt, verfeinert und überall zu einer moraliſchen Tendenz hingeführt wird. Wir werden in der Folge bei der Entwicklung einzelner Sätze und Lehren für das hier Geſagte überzeugende Beweiſe beibringen.

Die Fragen: ob die heiligen Sagen und das darauf gegründete höhere Religionsſyſtem, ſich urſprünglich unter dem Zendvolk gebildet haben; ob ſie von andern Völkern entlehnt, oder mit andern uns bekannten Sagenſyſtemen verwandt ſind? läßt ſich erſt mit Gewißheit entſcheiden, wenn wir die gleichzeitigen heiligen Sagen, z. B. der Hindu und Chineſen auf eine ähnliche Weiſe erforſcht und aufgeſtellt haben. Jetzt wollen wir uns allein an das Zendvolk halten und unterſuchen: durch wen, wo und wann wurde dieſem Volk ſowohl das ältere als das jüngere, vollkommnere Geſetz bekannt gemacht? — Entblößt von von allen übrigen Hülfsquellen, ſind wir hier allein auf den Inhalt der noch übrigen Zendſchriften beſchränkt, die, ihre religiöſen Zwecke verfolgend, nur nebenher hiſtoriſche Notizen enthalten; doch fehlt es gerade über dieſen Gegenſtand nicht an beſtimmten Winken.

Der erſte, welcher dem Zendvolk die Offenbarung Ormuzd, das Lichtgeſetz bekannt machte, war der Prophet Heomo, oder Hom, welcher ſchon zu Zoroaſter's Zeiten eine große Verehrung genoß und höchſt wahrſcheinlich der Homanes iſt, von dem die Griechen uns als von einem bei den Perſern verehrten Dämon Manches erzählen. „Du biſt erſter, o Großer Heomo, ſagt Zoroaſter, dem Ormuzd Evangoin und Sadere, Kleider des Heils vom Himmel gekommen, mit dem reinen Geſetz, der Mazdeiesnans (Ormuzddiener) gegeben hat [3]).“ Heomo wird hier ſchlechthin als der erſte Prophet, der erſte Lehrer des Ormuzdgeſetzes dargeſtellt.

Wer war nun dieſer Heomo oder Hom, und wo trat er als erſter Lehrer des Lichtgeſetzes auf? Nach der geographiſchen Lage der Urſitze des Zendvolks und der ſich darauf gründenden hiſtoriſchen Anſicht, welche wir im erſten Abſchnitt gegeben haben, müſſen wir uns dies Volk in den hohen Thälern des mittlern Aſiens und auf den daran grenzenden Hochflächen, noch vielleicht mit den Brahmanen und wer weiß mit wie viel Urſtämmen anderer Völker, als ein Volk denken, das urſprünglich eine Sprache redete und eine Religion hatte. Mit der Zeit trennte ſich das Volk in Völker, die Sprache theilte ſich in immer mehr abweichende Dialekte; die Religion zerfiel in Religionen; mehr oder minder von einander abweichend, je nachdem in den verſchiedenen Länderſtrichen, wohin die Völker ihre Wohnſitze verlegten, die Erſcheinungen der Natur und die Einwirkungen der Naturkräfte einen verſchiedenen Charakter annahmen. Hier war nun Heomo der erſte, der unter dem Zendvolk als Prophet des Chore mezdao, d. i. des großen Herrn der Natur auftrat, und der Religion ſeines Volks ihren eigenthümlichen Charakter gab. Nach den Zendſchriften war er ein Arier im engern Sinn und in Eeriene-Veedjo geboren. Manche Ausleger der Zendſchriften ſind anderer Meinung. Herder's Hypotheſe, welcher Hom für eins mit dem angeblichen ältern Zoroaſter hält, und in dieſem überhaupt nur ein religiös-bürgerliches Symbol findet, werden wir bei der Unterſuchung über Zoroaſter widerlegen. Aber ſelbſt Anquetil du Perron und Kleuker ſind nicht einig mit ſich ſelbſt, ob ſie den Hom für einen Menſchen oder einen höhern Genius halten ſollen. Bald nenne ihn Kleuker „einen patriarchaliſchen Weiſen [4]),“ bald einen „Schutzized [5]).“ Nach den unzweideutigen Zeugniſſen der Zendſchriften aber, die hier allein entſcheiden müſſen, war Heomo ein bloßer Menſch. Er heißt zwar „der vom Himmel Herabgekommene,“ der „Ormuzdgeborne [6]),“ allein dieſe Benennungen bezeichnen ihn noch keineswegs als ein höheres Weſen. Die Feruers aller Menſchen ſind Ormuzdgeborne, und alle ſteigen vom Himmel herab, um ſich mit dem menſchlichen Körper zu vereinigen, wie wir nachher zeigen werden.

---

*) Aus Rhode's: Die heilige Sage der Baktrer ꝛc. Frankfurt a. M. 1820.
1) Zend-Aveſta von Kleuker. B. II. S. 361.
2) Zend-Aveſta v. Kl. B. I. S. 97. Izeſchne Ha I.
3) Izeſchne Ha IX. Z. A. B. I. S. 118.
4) Anhang zum Zend-Aveſta. B. 2. S. 121.
5) Anh. zum Z.-A. Th. 3. S. 68.
6) Jeſcht-Mithra. C. 23. Z.-A. B. 2. S. 231.

Im Vendidad wird Heomo auf eine entſcheidende Weiſe mit Zoroaſter völlig gleich geſtellt. „Hom," heißt es, „war anfänglich Mittel gegen phyſiſches und moraliſches Uebel; in den letzten Zeiten iſt es Zoroaſter durch ſeine Sendung [7])." Dieſe Stelle iſt von großer Wichtigkeit; nicht allein, daß Hom darin als ein Zoroaſter völlig gleicher Lehrer und Prophet charakteriſirt wird, ſondern weil ſein Prophetenamt und der Zweck ſeiner Sendung deutlich ausgeſprochen wird. Er ſollte ein Mittel gegen phyſiſches und moraliſches Uebel ſein. Alles phyſiſche Uebel in der Welt, iſt nach den Zendbüchern Folge des moraliſchen Uebels und rührt von Ahriman und ſeinen Devs her, ſelbſt alle körperlichen Krankheiten des Menſchen. Der Prophet Ormuzd, welcher die Devs bezwang, mußte auch die von ihnen herrührenden Krankheiten heilen können: wir werden dieſen Gegenſtand in der Folge weiter ausführen.

Offenbar läßt ſich Kleuker durch den großen Wirkungskreis, welcher Hom beigelegt wird, verleiten, ihn für ein höheres Weſen zu halten. Er iſt der Prieſter Ormuzd, der auf Albordj, d. i. in Ormuzd Reſidenz, Lobgeſänge zu Ormuzd und Bahmans Ehre anſtimmt [8]). Er iſt der Schutzgeiſt und goldglänzende König Albordjs [9]). Der Schutzgeiſt der Waſſer, die er von Albordj ausfließen läßt, der Schutzgeiſt aller Waſſer [10]). Alles dies wird uns begreiflich, wenn wir aus Bun-Dehesch lernen, daß man allen Provinzen von Iri, verſtorbene Menſchen, Helden und Propheten als Schutzgeiſter vorſetzte, und ſelbſt Zoroaſter nach ſeinem Tode als das Haupt und der oberſte aller dieſer Schutzgeiſter verehrt wurde [11]). Eben ſo wurde Hom nach ſeinem Tode als Schutzgeiſt der Berghöhen, wo er ſeine Lehre predigte, ſelbſt als Schutzgeiſt des Albordj verehrt, weil dieſer der höchſte Gipfel jener Höhen war. Man betrachtete ihn als den Schutzgeiſt aller Waſſer; weil alle bedeutenden Ströme jenes Landes von jenen Gebirgen herabfloſſen. Daß er als der erſte Lehrer des Ormuzdgeſetzes, als ein beſonderer Prieſter dieſes Gottes, der bei ihm vorzüglich in Gnaden ſtand, auch von dem Volk vorzüglich angerufen und verehrt wurde, fließt aus dem ganzen Syſtem von ſelbſt.

Erklärt man im Geiſt der Zendbücher, was weiter von Hom geſagt wird, ſo verliert er das Wunderbare und Auffallende. „Du giebſt," heißt es von ihm im Vispered, „Sieg und Größe dem Haupt (König), erhebſt den Gottgeſinnten das Gewiſſen, haſt groß gemacht alle, die nicht mehr ſind und wirſt groß machen alle, die noch kommen; machſt groß alle Izeds und Amſchaspands, die reinen Könige, die leben in Ewigkeit und wohlthun in Ewigkeit und unter Bahmans Schutze ruhn [12])."

Aus Ormuzd Wort, dem reinen Geſetz des Lichts, fließt alles Heil, alles Glück. Hom lehrte dies Geſetz zuerſt, und ſo wird alles Gute, alles Heil durch ihn. So macht er groß alle, die geweſen ſind und wird groß machen, die noch kommen werden, durch ſeine Lehre; ſo machte er groß alle Amſchaspands und Izeds, weil er zuerſt unter den Menſchen die Verehrung derſelben verbreitete. Daß die Wirkungen, welche Hom hier zugeſchrieben werden, keinen andern Sinn haben, geht aus dem ganzen Geiſt der Zendlehre, den wir bald näher kennen lernen werden, von ſelbſt hervor. Der Ormuzddiener betet zu der Erde, weil ſie ihn durch ihre Früchte nährt, er betet zu dieſen Früchten, weil er Nahrung aus ihnen zieht; er betet zum Waſſer, weil es die fruchttragenden Pflanzen nährt, und zu dem Schutzgeiſt des Waſſers, weil er es vom Albordj herabfließen läßt; aber in allem betet er nur Ormuzd an, der das Alles ſelbſt, und der Träger des Alles zugleich iſt [13]); gleichwohl ſieht er in Ormuzd ſelbſt nur ein Werkzeug, oder das ſichtbare, erkennbare Werkzeug des Unendlichen!

Eben ſo erklärlich iſt die ſonderbare Verwechſelung oder myſtiſche Zuſammenſchmelzung des Propheten Hom mit der Pflanze Hom [14]). Der Prophet war vermöge ſeines Amts, wie wir oben geſehen haben, auch Mittel gegen phyſiſches Uebel, d. i. Arzt. Außer dem Wort Ormuzd, das bei Krankheiten als ein wirkſames Heilmittel betrachtet wurde, bediente man ſich auch wirklicher Arzneien. Dieſe ſcheint der Prophet Hom vorzüglich aus einer Pflanze bereitet zu haben, die nach ſeinem Tode ſeinen Namen erhielt, als heilig betrachtet und als Baum und Quell des Lebens verehrt wurde. Jeder Körper hat nach der Zendlehre ſeinen Schutzgeiſt, der ihn durchdringt, beſeelt, und von dem ſeine Kraft und Erhaltung abhängt. So wurde Hom nach ſeinem Tode als der Schutzgeiſt der nach ihm genannten heiligen Pflanze verehrt, und es wird verſtändlich, wenn er zu Zoroaſter redend eingeführt wird und ſagt: „ich bin der reine Hom, der dem Leben Dauer giebt [15]), wer zu mir redet, wer mich iſſet, mit Feuerbrunſt zu mir ruft, und demüthiges Gebet mir opfert, der nimmt von mir die Güter dieſer Welt [16])." Die Forderung der Anrufung und des Gebets liegt in dem Geiſt des Syſtems, das zu der ganzen Natur zu beten beſiehlt; wo jeder zu allen Feruers und den Seelen aller Verſtorbenen betet [17]). Der Schutzgeiſt Hom giebt und iſt ſelbſt die Heilkraft der Pflanze Hom; das Verſprechen der Güter dieſer Welt bezieht ſich vorzüglich auf das Waſſer, deſſen Schutzgeiſt Hom auf Albordj iſt, und dem man die Gewährung aller Güter und Reichthümer zuzuſchreiben pflegte [18]).

So unbezweifelt Hom in den Zendbüchern als ein Menſch, und erſter Lehrer der Zendbücher erſcheint, ſo iſt es doch kein Wunder, daß die mit den Eigenthümlichkeiten der Zendlehre ſo wenig bekannten Griechen, etwas ganz Anderes und einen Dämon daraus machen. Alles, was der Grieche anbetete und angebetet ſahe, war ihm eine Gottheit oder Dämon, alſo auch der vielverehrte Hom. Daß aber Anquetil du Perron und Kleuker, ſchon bekannt mit den Zendſchriften, jene Ideen griechiſcher Schriftſteller in die Zendbücher hineinzutragen ſuchten und aus dem Propheten Hom ein, dem Geiſt der Zendlehre völlig fremdes Weſen machen, iſt in der That kaum begreiflich. Die Griechen nennen den Heomo (im Zend) oder Hom (im Parſi) Homanes; die Identität dieſer Namen iſt von allen Auslegern anerkannt. Strabo iſt der erſte Grieche, der des Homanes gedenkt. Er ſpricht von Gebräuchen, welche vorzüglich in den Tempeln der Anaïs und des Homanes beobachtet würden, und ſetzt hinzu: daß das Bildniß des Homanes in feierlichen Aufzügen getragen werde [19]). An einem andern Ort ſpricht er von einem Tempel der Saker in Kappadokien, der den perſiſchen Dämonen: Anaïs, Homanes und Anandrates geheiligt war, die hier einen gemeinſchaftlichen Altar hatten [20]).

Strabo nimmt hier die ihm ganz fremden Gegenſtände nach griechiſchen Begriffen und Vorſtellungsarten. In Griechenland hatte jede Gottheit ihren Tempel und jeder Tempel ſeine Gottheit. Eben ſo glaubte der Grieche es auch in Perſien zu finden, ob es gleich mit dem Geiſt der Perſerreligion in wahrem Widerſpruch ſteht, daß irgend ein höheres Weſen, ſo ſehr es auch verehrt wurde, einen beſondern Tempel habe. In den Pyräen oder Feuertempeln wurde vor dem heiligen Feuer zu allen Weſen des Himmels und der Erde, zu der ganzen Natur gebetet, wie die im Zend-Aveſta vorhandenen vielen Liturgien unwiderleglich beweiſen. Daß alſo drei höhere Weſen, oder Genien einen Altar hatten, nach der Anſicht der Griechen, kann nicht auffallen; ſie hatten eigentlich gar keinen, denn der Altar gehörte dem heiligen Feuer, vor dem zu allen Mächten gebetet wurde. Es kann indeß wohl möglich ſein, daß an den Grenzen anderer Völker, wo mit der Zeit Sprache, Gebräuche und Begriffe in einander floſſen, auch die Religionsgebräuche ſich näherten und Perſer ihre Pyräen außer dem heiligen Feuer auch beſondern Gottheiten geweiht haben können. Strabo's Nachricht vom Homanes, deſſen Bild in einem Tempel aufbewahrt wurde, ſcheint dies zu beſtätigen. Bildniſſe der Götter, in griechiſchem Sinn, nämlich der Verehrung aufgeſtellt, hatten die Perſer gewiß nicht, obwohl die Mauern zu Perſepolis beweiſen, daß ſie Abbildungen höherer Weſen als ſinnvolle Zierrathen liebten.

Es ſcheint nun zwar ganz natürlich, die Nachrichten des Strabo auf dieſe Weiſe aus dem Geiſt der alten Perſerreligion zu erklären und zu berichtigen; allein Anquetil du Perron und Kleuker ſind ganz anderer Meinung. Nicht die Zendbücher werden hier zu Rathe gezogen, ſondern die frühern Ausleger der Griechen; große, gelehrte Männer, die aber die Zendſchriften nicht kannten, und den ganzen Magismus nur durch die Augen der Griechen und der noch ſpätern Römer betrachteten. Da bringt denn endlich Kleuker mit Waßins heraus: Homanes ſei ein Symbol der Sonne, eine Art von Apoll, oder die männliche Urkraft des Feuers u. ſ.

7) Vendidad Farg. XX. Z.-A. B. 2. S. 381
8) Jeſcht-Mithra C. 23. Z.-A. B. 2. S. 231.
9) Izeſchne Ha LIV—LXVI.
10) Ebendaſelbſt.
11) Bun-Dehesch XXIV. Z.-A. B. 3. S. 99.
12) Vispered C. X. Z.-A. B. 1. S. 249.
13) Siehe den ganzen Jeſcht-Ormuzd.
14) Wahrſcheinlich Ὡμανος der Griechen.
15) Im Zend heißt es: duroscho. Kleuker überſetzt: Lebgeber, Todentferner — wörtlich: dem Leben, Sein, Dauer gebend.
16) Izeſchne Ha IX. Z.-A. B. 1. S. 114.
17) Siehe den ganzen Jeſcht-Farvardin. Z.-A. B. 2. S. 246.
18) Siehe den Jeſcht-Aban (Ized des Waſſers). Z.-A. B. 2. S. 195.
19) Strabo Geogr. lib. XV. — ξοανον του Ὡμανου πομπευει —
20) Strabo Geogr. lib. XI.

Digitized by Google

w. [21]). Meinungen, welche bei der richtigen, ſo klar aus den Zendſchriften hervorgehenden Anſicht, von ſelbſt ohne weitere Beleuchtung wegfallen. Die genannten Erklärer geben ſich auch viele Mühe mit den beiden andern von Strabo angeführten Namen, Annis und Anandrates. — Annis bezeichnet den Planeten Venus, wie wir in der Folge ſehen werden; Anandrates ſcheint uns vielleicht nur eine Verſtümmelung oder Umänderung von dem ſo oft in den Zendbüchern vorkommenden Avan (des Waſſers) zu ſein. Wenigſtens findet ſich die Zuſammenſtellung dieſer drei Weſen, des Mithra (Anais) als Princip der Fruchtbarkeit, des Hom (Homanes) als Schutzgeiſt des Waſſers, und des Avan (des Waſſers) ſelbſt, in den Zendbüchern ſehr oft [22]).

Wir kehren zu unſerm Gegenſtande zurück. Auch die Zeit, wann Hom ſeine Lehre verkündigte, wird im Allgemeinen in den Zendbüchern angegeben. „Wer iſt, o Hom, fragt Zoroaſter, der erſte Sterbliche, der in der geſchaffnen Welt durch Anrufung und Demüthigung vor dir, bekommen hat, wonach er ſich ſehnte? Hom antwortete: Vivengham, der Vater Dſjemſchids war der erſte Sterbliche, der u. ſ. w. [23]).“ Alſo unter Vivengham, vor der Auswanderung des Volks unter Dſjemſchids wurde Homs Lehre angenommen. Dadurch iſt zugleich der Ort, wo Hom lehrte, beſtimmt. Doch dieſer Ort wird noch genauer angegeben. „Nachdem du dich, heißt es, mit Evanguin umgürtet hatteſt (d. i. dich als Prieſter Ormuzd ankündigteſt), verkündigteſt du auf erhabenen Gebirgen das Wort [24]).“ In dem hohen Gebirgslande alſo, ehe Dſjemſchid und das Volk in die niedrigern Thäler und Flächen auswanderten, wurde durch Hom das erſte Geſetz verkündigt. Dadurch wird nun begreiflich, daß ſein Name ſich auch in den indiſchen Sagen und Gebräuchen erhalten konnte und als eine myſtiſche Gebetsformel ſowohl bei den Tibetanern als Brahmanen und ſelbſt entfernten tatariſchen Stämmen bis auf den heutigen Tag in Gebrauch iſt [25]).

Hom ſcheint ganz vorzüglich die feierliche Anrufung der Natur und der lebendigen Naturweſen insbeſondere unter dem Zendvolk gelehrt zu haben. Dies ſcheint aus einer Stelle im Izeſchne hervorzugehn, wo Zoroaſter ſagt:

„Das Wort, das Du (Hom) geſprochen, iſt hochberühmt: Ich bitte die Geſchöpfe des Lebens, damit die Geſchöpfe des Lebens mich wieder bitten; ich rede zu den Geſchöpfen des Lebens und rufe ihnen mit Größe. Ich nähre die Geſchöpfe des Lebens, und halte ſie in gutem Stand. Sie ſind es, die mir Nahrung geben und Lebenselemente [26]).“

Dies hochberühmte Wort Homs, das ſich vielleicht als ein religiöſes Lied im liturgiſchen Gebrauch bis auf Zoroaſter erhalten hatte, iſt ein ſchöner Ueberreſt des höchſten Alterthums, der zugleich einen ſprechenden Charakterzug der Lehre Homs giebt. Nichts leuchtet daraus hervor, als Verehrung der Natur, wie ſie die Grundlage des Naturdienſtes der Zendbücher iſt, in ihrer erſten kindlichen Einfalt, doch nicht ohne ſymboliſche Deutung.

Hom ſcheint auch dem äußern Gottesdienſt, wie die heilige Sage ihn fordert, und den mannigfachen religiöſen Gebräuchen zuerſt eine beſtimmte Form gegeben zu haben. Daß er zuerſt die prieſterliche Kleidung trug, geht daraus hervor, daß es heißt: Ormuzd habe ſie ihm vom Himmel gebracht. Auch die Feueraltäre, wenn ſie nicht noch älter waren, ſcheinen ihm ihre Einrichtung zu verdanken; denn ſchon Dſjemſchid führte bei ſeiner Einwanderung überall die rothglänzenden Feuer ein; daß auch die Liturgien von ihm eingerichtet wurden, ſcheint obiges Fragment anzuzeigen. Wie weit ſein Einfluß ſich auf die Ceremonien beim öffentlichen Gottesdienſt, bei Reinigungen, Opfern u. ſ. w. erſtreckte, iſt nicht zu beſtimmen, da vieles davon unſtreitig ſchon älter iſt, als Hom, wie die Uebereinſtimmung mit den Gebräuchen der Hindu beweiſet.

Hom ſcheint indeß über dies alles nichts ſchriftlich verfaßt zu haben, weil es ausdrücklich heißt: daß alle, die unter dieſem erſten Geſetz gelebt haben, die Offenbarung Ormuzd durchs Ohr empfingen [27]). Dies war auch wohl für die unſchuldigen, gottgeſinnten Menſchen, wie die Zendbücher ſie nennen, die mit ihren Heerden auf den Höhen Aſiens herumzogen, hinreichend; allein mit der Auswanderung Dſjemſchids trat eine ganz andre Lage der Dinge ein. Das Volk ging von dem einfachen Hirtenleben durch Ackerbau und feſte Wohnſitze zur Civiliſation über, und ſo entwickelten ſich in dem Zuſammenleben in Dörfern und Städten neue Bedürfniſſe, neue Anſichten, neue Laſter, und daher mochte ſich eine neue, erweiterte Geſetzgebung als höchſt nöthig aufdringen. Daher läßt Zoroaſter, im Anfange des Vendidad, Ormuzd ſchon dem König Dſjemſchid als dem Stifter der neuen Lebensform des Volks, den Auftrag geben: das vollkommnere Geſetz einzuführen; allein der große König fand ſich zu dieſem erhabenen Geſchäft zu ſchwach, und ſo blieb es bei der erſten unvollkommnen Geſetzgebung des Hom, bis Zoroaſter durch ſeine Sendung die Mängel derſelben ergänzte und ſeine Lehre durch ſchriftliche Abfaſſung befeſtigte.

Wer war nun, unwillkührlich dringt ſich dieſe Frage auf, Zoroaſter? Wo und wann trat er als Prophet, als Erweiterer und Reformator der von Hom gelehrten Religion Ormuzd auf? Die Beantwortung dieſer Frage iſt mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. Bekanntlich läugnen einige Gelehrte, wie Herder, ſelbſt das Daſein eines Zoroaſter, und finden in ſeinem Namen nur ein religiös-bürgerliches Symbol [28]). Andre nehmen nach den verſchiedenen Angaben der Griechen, zwei oder mehrere Zoroaſter an, wie Anquetil du Perron, Foucher, Kleuker [29]) und Andere. Der Ort, wo er auftrat, wird eben ſo verſchieden angegeben, als die Zeit, wann er auftrat.

Ehe wir uns mit den Beurtheilungen dieſer verſchiedenen Meinungen beſchäftigen, wollen wir uns bemühen, zu beſtimmen: wer und was war Zoroaſter nach den ihm ſelbſt zugeſchriebenen Zendbüchern? Im Vendidad, einem unbezweifelt alten Zendbuche, wird Zoroaſter immer in der dritten Perſon, redend und im Geſpräch mit Ormuzd begriffen, dargeſtellt. Er fragt Ormuzd um alle religiöſen und bürgerlichen Einrichtungen ſeines Volks, und erhält auf ſeine Fragen die ausführlichſten Antworten. Endlich gibt Ormuzd ihm den Befehl: dieſen Vendidad, d. i. dieſe ihm gegebene Offenbarung, in dem geſetzdurſtigen Ari-ema bekannt zu machen. — Nach allen innern und äußern Merkmalen dieſes Buchs, iſt eben der Zoroaſter, der ſich ganz der Sitte des Orients gemäß in der dritten Perſon nenne, ſelbſt Verfaſſer deſſelben; auch wurde er von dem Volk, unter welchem dieſes Buch als Geſetzbuch galt, und von den Nachkommen deſſelben bis auf den heutigen Tag, als Verfaſſer deſſelben anerkannt.

Dieſem zufolge war Zoroaſter ein Arier, der ſeinen Landsleuten eine, von Ormuzd empfangene Offenbarung bekannt machte. Eben dies wird von ihm in den übrigen Zend- und Pehlwiſchriften übereinſtimmend und unzählige Mal wiederholt, beſtätigt und durch manche Umſtände erweitert. Seine Eltern, ſeine Weiber und Kinder, der König, unter welchem er lebte, und mehrere ſeiner Zeitgenoſſen werden ſehr häufig mit Namen genannt.

Wenn Herder unter den Zendſchriften einen großen Unterſchied macht, und nur den Vendidad als älter anerkennen will, alles Uebrige aber in und unter die Zeit der Saſſaniden herabſetzt [30]), ſo iſt dies nur ein Beweis von dem flüchtigen, unaufmerkſamen Blick, mit welchem er jene Schriften durchlief, ohne in ihren Geiſt einzudringen. Als Grund für dieſe Meinung behauptet er: Zoroaſter erſcheine im Vendidad noch ganz anders, als in den Liturgien; hier ſei er noch ein einfacher Prophet, dort ſei er ſchon canoniſirt, und mit dem Schimmer der Heiligkeit umgeben. Dieſe Behauptung iſt unrichtig, denn nirgend wird Zoroaſter in den Liturgien ſo hoch geſtellt, als im Vendidad ſelbſt. „Der überſtolze Ahriman, heißt es, wollte mir (Ormuzd) ins Antlitz ſprechen. Er hatte noch nicht geſehen den heiligen Zoroaſter, mit Glorie um und um. Dieſer Höllendev, des argen Geſetzes Vater, ſahe Zoroaſter nur mit einem Gedankenblick, und fuhr zuſammen; daß Zoroaſter ihn unter die Füße treten, und als Sieger reich einher gehen würde, das ſah er [31]).“ Auf dieſe Darſtellung Zoroaſters, als des glorreichen Beſiegers und Zertreters Ahrimans, durch ſeine Heiligkeit und die empfangene Offenbarung gründen ſich alle Erhebungen und alle Lobſprüche, welche ihm in den Liturgien beigelegt werden. Wir beziehen uns übri-

21) Anhang zum Zend-Aveſta B. 2. S. 69. Alſo im Grunde eines mit Mithra, der nach Julius Firmicus gleichfalls die männliche Kraft des Feuers ſein ſoll.

22) Ieſchi-Mithra, Ieſchi-Avan: auch Izeſchne Ha IX.

23) Izeſchne Ha IX. Kleuker hat dieſe Stellen überſehen, wenn er (Zend-Aveſta B. II. S. 10) behauptet: Hom ſei der Zeitgenoß und Geſetzgeber Dſjemſchids geweſen. In allen Zendſchriften findet ſich kein Beweis für dieſe Behauptung.

24) Izeſchne Ha IX. Z.-A. B. 1. S. 118.

25) Abhandlungen über die Geſchichte und Alterthümer Aſiens. Aus dem Engl. v. Kleuker. B. 3. S. 477.

26) Izeſchne Ha X. Z.-A. B. 1. S. 123.

27) Zend-Aveſta B. 1. S. 97.

28) Perſepolitaniſche Briefe An Zoroaſter S. 291 und an Hom p. 306.

29) Die erſte Veranlaſſung zu dieſer Meinung giebt Plinius (Hist. nat. L. XXX. c. 1.) durch eine bloße Vermuthung. — Sed unus hic (Zoroaster) fuerit, an postea et alius, non satis constat. —

30) Perſepolitaniſche Briefe. S. 293 — 294. Die Abfaſſung des Vendidad ſetzt er unter Darius Hyſtaspis.

31) Vendidad Farg. XIX. Z.-A. B. 2. S. 375.

Digitized by Google

gens hier auf das, was über dieſe Schriften in der Einleitung geſagt worden iſt.

Die durch Zoroaſter gegebene Offenbarung oder Erweiterung einer ſchon aus Homs Zeiten vorhandenen Offenbarung, die gegen die ältere Religion Homs in einem ähnlichen Verhältniß, wie das Chriſtenthum zum Judenthum ſteht, wurde von einem großen und mächtigen Volk angenommen, welches Zoroaſter als einen göttlichen Lehrer verehrte; die von ihm gelehrte Religion dauerte als Zoroaſters Lehre durch Jahrtauſende, und erhält ſich unter den Ueberreſten jenes Volks noch bis auf den heutigen Tag.

Alles, was die Zendbücher nun von Zoroaſter in Bezug auf die Ormuzdreligion ſagen, wird durch die unverdächtigſten Zeugniſſe griechiſcher Schriftſteller beſtätigt. Denn ſo ſehr dieſe auch in einzelnen Umſtänden von einander abweichen, ſo ſtimmen ſie doch im Allgemeinen und in der Hauptſache mit den Zendbüchern auf das vollkommenſte überein, und erkennen im Zoroaſter den großen Lehrer der alten Perſerreligion. Kleuker hat in ſeinem Anhange zum Zend-Aveſto faſt alle Zeugniſſe von Zoroaſter geſammelt. Und liegt etwa in dem Allen was Unwahrſcheinliches. Etwas, das mit dem Geiſt des Alterthums und des alten Morgenlandes insbeſondre ſtritte? Keinesweges, und hier ſprechen gerade die innern Gründe für die Wahrheit des Geſagten am lauteſten, wie ſich nach der Entwickelung des Syſtems ſelbſt vollſtändig offenbaren wird.

Gleichwohl kann ein Schriftſteller wie Herder in den oben angeführten Briefen behaupten: „Ein Zoroaſter, wie die Zendbücher ihn vorſtellen, wie die Griechen von ihm reden, hat nie gelebt. Ein Magier, Namens Sapetman, mußte unter dem Darius Hyſtaspis das Inſtitut der Magier, und die alte Perſerreligion reformiren, und erhielt daher den Beinamen: Zoroaſter, d. i. Glanzſtern. Dieſer Name wurde zugleich auf ein viel älters Weſen, auf Hom, dem Homanes der Griechen übertragen. Dies war eigentlich der alte Zoroaſter. Allein ſo wie die Zendbücher von dieſem Hom reden, hat er nie gelebt. Er war vielleicht der erſte Lehrer des Magismus, wurde aber in ein religiös-bürgerliches Symbol verwandelt, u. ſ. w. [32])."

Fragen wir nach den Gründen dieſer auffallenden Behauptungen, ſo fließen ſie mehr aus den Anſichten unſeres philoſophirenden Zeitgeiſtes, als aus der Geſchichte; ja noch mehr, ſie ſtehen mit der wirklichen Geſchichte in mancherlei Widerſprüchen.

Es gehört zum Ton unſerer neueſten Hiſtoriker, mit leichtſinniger Willkühr das Heiligthum der alten Geſchichte zu entweihen. Nach vorher entworfenen Planen conſtruirt man die Vorwelt, und alles, was ſich nicht fügen will, was im höchſten Alterthum uns ſchwer wird zu verſtehen, was nur mit Mühe und tiefer Kenntniß der Vorwelt ſich in Gedanken und Sprache unſerer Zeiten übertragen läßt, iſt Hieroglyphe, Allegorie, Symbol. Leicht und mühelos iſt dieſe Erklärungsart freilich. Wir haben dabei nur nöthig, nach unſerer eigenen Denk- und Beobachtungsart zu ſchließen, ohne uns darum zu bekümmern, wie man in den entfernteſten Jahrhunderten dachte und beobachtete. Denn man wird doch in der That leicht fertig, wenn man in der alten Perſerreligion, in dem, vom ganzen Alterthum bewunderten, Magismus, nichts findet als einen — Kalender, und in dem hochberühmten Weltherrſcher Dſjemſchid nichts, als eine Hieroglyphe des Sonnenjahrs [33]). Was berechtigt uns aber zu dieſem willkührlichen Verfahren? Wenn in der alten Zendſage Dſjemſchid über die ganze Erde herrſcht, weil damals Ari für ſeine Bewohner noch die ganze Erde war; weil ſpätere Dichter das Leben dieſes alten Königs mit fabelhaften Erzählungen und orientaliſchen Mährchen ausſchmücken; hat er deßwegen gar nicht gelebt? Weil auswärtige Schriftſteller (Griechen) das Zeitalter Zoroaſters ſo ſehr verſchieden und widerſprechend angeben, weil gleichfalls neuere Dichter ſein Leben in Gedichten beſungen und mit Fabeln und Wundern überladen haben, hat er deßhalb gar nicht gelebt? iſt nur ein Symbol?

Wir haben oben geſagt: was in Herders Gründen hiſtoriſch ſei, ſtehe mit der wirklichen Geſchichte im Widerſpruch, dies müſſen wir noch beweiſen. „Guſtasp — der König, unter dem Zoroaſter lebte, heißt Pferdebehorcher, und dies iſt eine deutliche Anſpielung auf Darius Hyſtaspis. Daß nur dieſer unter dem Ke-Guſtasp zu verſtehen ſei, gehe aus dem Ganzen hervor. Nur dieſer König konnte ein ſo großes Intereſſe daran haben, das Inſtitut der Magier und die alte Religion der Perſer zu reformiren. Deßhalb wird in den Zendſchriften die Sage des alten Dſjemſchid ſo herausgehoben, und vieles auf ihn zurückgeführt, weil Darius behauptete: aus dem Stamme Dſjemſchids (der Achämeniden) zu ſein."

Wir bemerken hier zuerſt, daß der Name Guſtasp ganz willkührlich als Pferdebehorcher überſetzt iſt, um darin eine Anſpielung auf Darius Hyſtaspis zu finden. Der Name Guſtasp, eigentlich Veſchtasp, iſt aus den Wörtern: veſch, der da weiß, oder: verſtändig, und: asp, aspo, Pferd, zuſammengeſetzt, und heißt alſo buchſtäblich: ein Pferdeverſtändiger, Pferdekenner. Faſt auf allen Seiten der Zendſchriften ſtoßen wir auf Namen, die mit asp, Pferd, zuſammengeſetzt ſind; wir erinnern hier an Lohrasp, den Vater des Veſchtasp, an Guerſchasp, Diamasp und eine Menge anderer, welche alle nichts beweiſen, als die allgemeine Gewohnheit, Namen von Pferden herzunehmen, welches auf den großen Werth hindeutet, welchen dieſe Thiere bei dem kriegeriſchen Nomadenvolk hatten. Wir wiſſen wohl, was Anquetil du Perron und Andere für die Meinung geſagt haben: Zoroaſter habe unter Darius Hyſtaspis gelebt und Ke-Guſtasp ſei alſo kein Anderer, als eben Darius Hyſtaspis; allein alle ihre Gründe heben den Widerſpruch nicht auf, in welchem dieſe Meinung mit den Zendbüchern ſteht. Darius war aus dem Geſchlecht Dſjemſchids, aber gab vor, daraus herzuſtammen; Ke-Guſtasp wird wiederholt als „ein Zweig der Keans, als ein Keanier" gepreiſen [34]) und gehörte alſo zu der zweiten Dynaſtie der Perſer.

Die Zuſammenſchmelzung eines ältern Zoroaſter mit Hom gehört eigentlich Anquetil du Perron, der ſie in ſeiner Abhandlung über das Zeitalter Zoroaſters verſucht [35]), und von ihm haben ſie Kleuker und Herder entlehnt. Der einzige Grund, worauf dieſe Behauptung ſich ſtützt, iſt die große Verſchiedenheit in den Angaben alter Schriftſteller über das Zeitalter Zoroaſters, und die Unmöglichkeit, manche Erzählung von dieſem Weiſen mit irgend einem beſtimmten Zeitraum, am wenigſten mit der Regierung des Darius Hyſtaspis, unter dem nun Zoroaſter durchaus gelebt haben ſoll, zu vereinigen. Da bot nun der Heomo der Zendbücher eine, lange vor Zoroaſter bekannte, Perſon dar, auf die man glaubte einen Theil der Angaben beziehen zu können. Heoma oder Hom, führt im Zend zuweilen den Beinamen Zäeré, der Goldne oder Goldglänzende; und ſo glaubt Anquetil, daß wohl die Griechen dies Zäeré mit dem Zeretoschtro (Zoroaſter) verwechſelt haben könnten, doch giebt er das Ganze nur für „eine Vermuthung, die auch falſch ſein könne."
Allein Herder und Kleuker nehmen dieſe Vermuthung, ohne irgend einen neuen Grund anzuführen, als Gewißheit; denn ein Grund iſt es doch wohl nicht, wenn Kleuker ſagt: „weil der „Name Zoroaſter den Griechen das höchſte Namzeichen des „perſiſchen Propheten, Geſetzgebers und Bildners ſeines Volks „war, ſo nannten ſie den Erſten wie den Letzten [36])."

Wir müſſen hier noch einige Bemerkungen über den Namen Zoroaſter ſelbſt folgen laſſen, weil Herder aus einer unrichtigen Erklärung deſſelben Gründe für ſeine Behauptungen herzuleiten ſucht. Der Zendname des Propheten iſt: Zeretoschtro oder Zeretoschtré, woraus im Pehlwi Zeratescht oder Zertoscht, im Parſi Zerduscht und von den Griechen Zoroastres, Zabratas, Zarasdes und Zaratas gemacht wurde. Anquetil erklärt den Namen aus den beiden Zendwörtern Zeré, Gold, und taschtré oder teschtré, ein Stern, alſo Goldſtern; Herder, für deſſen ſymboliſirende Ideen dieſe Erklärung nicht unwichtig war, nahm ſie ohne weitere Unterſuchung als erwieſen an, gleichwohl iſt ſie durchaus unrichtig. Zeré heißt zwar Gold, aber keinesweges taschtré, oder wie es eigentlich heißt: testréehétsché, ein Stern. Das Wort kommt freilich als Eigenname von einem Stern oft vor, aber Anquetil ſelbſt überſetzt es hier durch: Lauſer [37]). Wie iſt es nun möglich, dieſes nomen proprium eines Sterns, für ein Appellativum, für Stern überhaupt zu nehmen? Wäre das toschtré in den Namen mit testréehétsché wirklich gleichbedeutend, ſo müßte doch überſetzt werden: Goldlauſer, woraus ſich für den alten Seher eigentlich kein Sinn ergiebt, und es ſcheint, daß Anquetil beide Worte ohne Grund als gleichbedeutend genommen habe.

Nehmen wir nun keine Rückſicht auf die Abweichungen in den Angaben der Zeit Zoroaſters, wovon in der Folge mehr geſagt werden wird, und worauf im Grunde ſich alle Annahmen von mehreren Perſonen, die den Namen Zoroaſter führen ſollen, ſtützen, was bleiben für Gründe übrig? Die Zendbücher kennen ſchlechterdings nur einen Zoroaſter, und die Griechen, welche ſeiner gedenken, ſo ſehr ſie auch in der Zeit und einigen andern Dingen von einander abweichen, reden doch immer von

32) Siehe Herders Perſepolitaniſche Briefe an Hom und an Zoroaſter.

33) Herder in den eben angeführten Briefen.

34) Izeſchne Ha XLV. Z.-A. B. 1. S. 183.

35) Anhang zum Zend-Aveſta B. 1. S. 338. u. B. 2. S. 19.

36) Zend-Aveſta. B. II. S. 10.

37) Zend-Aveſta. B. 1. S. 93.

Digitized by Google

ihm, als von einem Lehrer des Magismus, ſo wie die Zendbücher ihn ſchildern. Die Griechen, welche des Heomo als Homanes erwähnen, unterſcheiden ihn ſorgfältig vom Zoroaſter; dieſer iſt ihnen ein bloßer Menſch und Weltweiſer, jener ein Dämon.

Alles zuſammengenommen ließen ſich alſo die Fragen: wer und was war Zoroaſter, allerdings beſtimmt und ſo beantworten: Er war ein Arier, der während der Regierung des Königs Beſchtasp unter ſeinem Volk in Ari als ein Prophet Ormuzd auftrat, und die früher von Hom gelehrte Religion erweiterte und reformirte. Nehmen wir die Familiennachrichten dazu, welche in den übrigen Zendbüchern enthalten ſind, ſo hieß ſein Vater Poroſchasp, deſſen Geſchlecht in einer, dem Bun-Dehesch angehangenen Genealogie auf zwölf Generationen hinaufgeführt, und Zoroaſter als ein Zweig der Familie der alten Könige von Ari dargeſtellt wird, eine Nachricht, die in Bezug auf Juſtin nicht ganz unbedeutend iſt, weil dieſer Geſchichtſchreiber den Zoroaſter einen König von Baktra nennt [38]). Seine Mutter hieß Dogdo; er hatte drei Frauen, und von den beiden erſten drei Söhne und drei Töchter, die alle mit Namen genannt werden [39]). Legen wir auf das eben genannte Geſchlechtsregiſter im Bun-Dehesch einigen Werth, ſo lebte Zoroaſter etwa vierhundert Jahre nach Hom.

Obwohl der Geburtsort Zoroaſters ziemlich gleichgültig iſt, ſo wollen wir doch einige Blicke auf dieſen Gegenſtand werfen, weil es doch auf ſeine ganze Bildung Einfluß haben konnte, in der Nachbarſchaft welcher Völker er erzogen wurde. Alle Nachrichten kommen darin überein, daß er in Ari geboren ſei. Im Jeſcht-Farſardin heißt es: „Zoroaſter iſt gebildet mitten in den Provinzen Irans“ (Aris) [40]). Man wußte alſo nichts von einer Reiſe in auswärtige Länder, z. B. nach Babylon, wo Kleuker ihn zu den Chaldäern in die Schule ſchickt. Im Bun-Dehesch wird ſein Vaterland genauer angegeben. „Poroſchasp, heißt es, zeugte Zoroaſter in Heedineſch [41]).“ Heden, oder Heedineſch iſt der alte Name einer Provinz des Zendreichs, deren geographiſche Lage nicht genau beſtimmt iſt. Anquetil du Perron bringt dieſelbe durch folgenden Schluß heraus: In einem andern Fragment des Bun-Dehesch wird geſagt: Zoroaſter ſei in Eeri-ene-Veedjo geboren. Nun lag dies ſeiner Meinung nach in Georgien, zwiſchen den Flüſſen Araxes und Cyrus; da Zoroaſter zugleich in Heden geboren ſein ſoll, ſo mußte dieſe Provinz zu Eeri-ene-Veedjo gehören, und kann folglich nur in Aderbedjan geſucht werden [42]). Daß dies wirklich die wahre Lage iſt, meint er, gehe daraus hervor, daß Urmi, die wirkliche Vaterſtadt Zoroaſters, in Aderbedjan liegt. Da nun aber, wie wir gezeigt haben, Eeri-ene-Veedja nicht in Georgien liegt, kann auch Heden, wenn es einen Theil deſſelben ausmachte, nicht in Aderbedjan liegen, und Urmi kann nicht die Vaterſtadt Zoroaſters ſein.

Für die Meinung, daß Urmi die Vaterſtadt Zoroaſters ſei, ſtellt Anquetil du Perron mehrere Gründe auf, und Kleuker, Herder und Heeren nehmen dieſe Beſtimmung als richtig an. Den Werth der neuern Zeugniſſe, worauf er ſich mit Hyde und Beauſobre beruft, haben wir ſchon bei der Beſtimmung von Eeri-ene-Veedjo kennen gelernt. Noch weniger kann die von ihm, aus Zerduſt-Namah angeführte Reiſe des Propheten nach Balkh hier beweiſen. Die Lage dieſer Stadt, glaubt er ferner, macht es erklärlich, warum die Alten Zoroaſter bald einen Meder, bald einen Perſer, oder Medo-Perſer nennen. Es möchte doch ſchwer fallen, dieſe verſchiedenen Benennungen aus der Lage von Urmi befriedigend zu erklären, da ſie ſich aus der von uns aufgeſtellten Ableitung und Verwandtſchaft dieſer Völker von ſelbſt verſtehn.

„Ariema, Urmio, oder Urmi und Arimat oder „Arima, ſagt Anquetil ferner, ſind daſſelbe; der Unterſchied liegt nur in den Vokalen, die willkührlich umgewechſelt werden.“ Wir wollen gar nicht leugnen, daß der Name Urmi im Grunde einerlei iſt mit Ari, oder Ariema; aber was folgt daraus? Billig hätte Anquetil dabei bemerken ſollen, daß dieſer Name als Urmi eine Stadt in Aderbedjan, aber als Ari-ema ein großes Land bedeutet; wodurch faſt alle Gründe von ſelbſt wegfallen, welche vorzüglich Herder aus dieſer Gleichheit der Namen herleitet. Wenn am Schluß des Vendidad Zoroaſter in das geſetzverlangende Ari-ema geſandt wird, ſo verſteht darunter nun Herder die Stadt Urmi, weil in dieſer Stadt ein berühmtes Inſtitut der Magier exiſtirte [43]). Allein das Ari-ema, wohin Zoroaſter geſendet wird, iſt keine Stadt, ſondern ganz gleichbedeutend mit Ari (Iran oder Irman), das ganze von dem Zendvolk bewohnte Land, wie eine Stelle im Izeſchne außer allen Zweifel ſetzt, wo es heißt: „Schütze Ariema, dieſes Land, „dein Eigenthum [44])!“

Heedeneſch oder Heden liegt alſo nicht in der Gegend der Stadt Urmi, und ſcheint im Bun-Dehesch wirklich für gleichbedeutend mit Eeri-ene-Veedjo genommen zu werden; da wir nun die Lage deſſelben beſtimmt haben, ſo iſt es auch die von Heden. Kleuker macht bei dieſem Heden auf die Aehnlichkeit mit dem Eden des Moſes aufmerkſam. Eden heißt Luſt, Anmuth; Heden im Pehlwi und im Arabiſchen gleichfalls. Heedeneſch iſt alſo ein Ort der Ruhe, der Anmuth. In der That ſcheint dies Heden der Zendbücher mit dem Eden des Moſes verwandt zu ſein, und erinnert von ſelbſt durch den Namen an die Beſchreibung von Eeri-ene-Veedja im erſten Fargard des Vendidad.

Wir gehen jetzt zu einer andern, wichtigern Frage über: wann lebte Zoroaſter? Die Zeugniſſe der Griechen, welche Anquetil du Perron, Kleuker und Bailly [45]) geſammlet haben, geben die Zeit ſo verſchieden an, daß nichts daraus zu ſchließen iſt, als die Ungewißheit, in welcher man ſchon in den früheſten Zeiten über dieſen Gegenſtand war. Nach Plinius ſetzte Eudoxus den Zoroaſter 6000 Jahr vor den Tod des Plato; alſo 6348 Jahr vor unſerer Zeitrechnung; und Hermodor, der Platoniker, und Hermipp 5000 Jahr vor den trojaniſchen Krieg, alſo 6209 Jahr vor unſerer Zeitrechnung [46]). Diogenes Laertius läßt ihn 600 Jahr vor dem Feldzuge des Xerxes, alſo 1080 Jahr vor unſerer Zeitrechnung leben. Suidas ſetzt ihn 500 Jahr vor den trojaniſchen Krieg, alſo 1709 Jahr vor Chriſtus [47]). Sagen alle dieſe verſchiedenen Angaben etwas Anderes, als daß Zoroaſter in einer ſehr frühen, unbeſtimmten Zeit gelebt habe? Nichts läßt ſich aus dieſen großen, abweichenden Zahlen mit Gewißheit ſchließen, als eben dies.

Wer Luſt hat, mehreres, was über dieſen Gegenſtand bei den Alten vorkommt, verglichen mit den Erklärungen und Hypotheſen der neuern Hiſtoriker zu leſen, findet in Anquetil du Perrons Abhandlung über das Zeitalter Zoroaſters das Wichtigſte geſammlet [48]). Es liegt indeß ganz außer unſerm Zweck alle dieſe verſchiedenen Meinungen zu prüfen; nur auf einige müſſen wir Rückſicht nehmen, um unſre eigne Erklärung begründen zu können. Wir nehmen dabei mit Heeren und dem klaren Sinn der Zendbücher gemäß, nur einen Zoroaſter an, nämlich den Reformator der älteſten Perſerreligion, dem die Abfaſſung der Zendſchriften zugeſchrieben wird.

Bailly, nach ſeiner eignen willkührlichen Methode, die Jahre der alten Schriftſteller, bald als wirkliche Jahre, bald als Vierteljahre, bald als Monate, Tage oder halbe Tage zu nehmen, bis die Zahl herauskommt, welche er wünſcht, bringt für Zoroaſter aus den großen Zahlen der Griechen auch glücklich das Jahr 2459 vor unſerer Zeitrechnung heraus, welches eben in ſeine Hypotheſe paßt. [49]).

Hyde ſetzt Zoroaſter unter die Regierung des Darius Hyſtaspis; Anquetil du Perron iſt derſelben Meinung und bringt mit einem Aufwande von Gelehrſamkeit aus orientaliſchen Quellen das Jahr 589 vor Chriſtus als das Geburtsjahr Zoroaſters heraus. Kleuker und Herder traten dieſer Meinung bei; wie auch Johannes Müller in ſeiner Vorrede zu Herders Denkmalen der Vorwelt [50]). Mit mehr hiſtoriſcher Kritik verſteht Faucher unter Ke-Guſtasp, dem Zoroaſter ſein Geſetz überreicht, Cyaxares den erſten, und widerlegt die Meinung: daß Ke-Guſtasp und Darius Hyſtaspis eine Perſon ſei, mit treffenden Gründen [51]). Dieſer Meinung tritt Tychſen bei und im Ganzen auch Heeren. Nachdem dieſer ſcharfſinnige Geſchichtsforſcher gezeigt hat, „daß es alle hiſtoriſche Probabilität leugnen heiße,“ wenn man Zoroaſter zum Zeitgenoſſen des Darius Hyſtaspis mache, findet er es wahrſcheinlich, daß unter Ke-Guſtasp Cyaxares I. zu verſtehen ſei, „wenn man nicht das Zeitalter Zoroaſters in eine Periode hinaufrücken

38) Justin. lib. I. c. 1.
39) Bun-Dehesch XXXIII.
40) Zend-Aveſta. B. II. S. 19.
41) Bun-Dehesch XXXIII. Z.-A. B. 3. S. 118.
42) Zend-Aveſta. B. 2. S. 53.
43) Herders Werke zur Philoſ. und Geſchichte. B. I. S. 203.
44) Izeſchne Ha XLVII. Z.-A. B. 1. S. 189.
45) Geſchichte der alten Sternkunde. B. 2. S. 135.
46) Plinius. H. natur. lib. XXX. 1.
47) Unter den Wörtern: Astronomia und Zoroaster.
48) Zend-Aveſta. B. 2. S. 327.
49) Baillys Geſchichte der alten Sternkunde. B. 2. S. 138.
50) Herders Werke zur Piloſ. und Geſchichte. B. I. S. X.
51) Anhang zum Zend-Aveſta von Kleuker. B. 2. S. 65.

wolle, welche gänzlich außer den Grenzen der bekannten Geſchichte liege [52]).“

Nach einer wiederholten Prüfung aller hier in Betracht kommenden Gründe, müſſen wir, was Heeren hier nur als problematiſch andeutet, als Reſultat aufſtellen und behaupten: daß Zoroaſter nicht unter der Regierung Cyaxares des Erſten gelebt haben könne, ſondern höher hinauf, in eine, unſerer Geſchichte bisher unbekannte Periode geſetzt werden müſſe. Vorläufig nehmen wir noch mit Heeren an, daß Guſtasp, unter welchem Zoroaſter auftrat, in Baktra (Balkh) regierte und hier alſo eigentlich von einem baktriſchen Reich die Rede iſt. In der That ſind hier alle Zeugniſſe der ältern und neuern Orientalen, mit den Angaben der Zendbücher ſelbſt ſo übereinſtimmend, daß man dieſen Punkt wohl als entſchieden anſehen kann.

Es kommt nun vorzüglich darauf an, zu unterſuchen, ob die in den Zendbüchern enthaltenen Nachrichten und Thatſachen, wie die ganze Anſicht des geſelligen Lebens, welche in denſelben herrſcht, mit den Nachrichten, welche wir von Cyaxares I. haben, und ſeinem Zeitalter, ſo wie wir es durch die Griechen kennen, in Uebereinſtimmung zu bringen ſind? Wir machen hier noch einmal auf die ſchon angedeuteten Punkte aufmerkſam:

1) auf den Umſtand, daß in den Zendſchriften die Namen Meder, Perſer, oder Medien und Perſis gar nicht vorkommen. Wenn auch hie und da Provinzen vorkommen, wie im erſten Fargard des Vendidad, ſo iſt keine darunter, auf welche irgend das Verhältniß angewendet werden könnte, welches zwiſchen Medien und Perſis ſtattfand. Wie wollte man dies Stillſchweigen erklären, wenn Zoroaſter unter Cyaxares I. auftrat, wo Meder und Perſer in dem Verhältniß eines herrſchenden Volks und eines beherrſchten gegen einander ſtanden? Das Volk, unter dem die Verfaſſer der Zendbücher lebten, war eins, es waren Arier, das Volk Ormuzd.

2) Die Zendſchriften ſind überall mit Zügen aus der frühern Geſchichte des Volks, unter welchem die Verfaſſer lebten, angefüllt. Aber dieſe Züge und Anführungen wichtiger Begebenheiten werden nie ihrer ſelbſt wegen erzählt, ſondern die Verfaſſer haben dabei ganz andre, und immer religiöſe Zwecke. Die älteſten Bruchſtücke im Vendidad ſind Ormuzd ſelbſt in den Mund gelegt als Beweiſe ſeiner Sorge für das Volk; überhaupt wird durch die Geſchichte nur die Güte, Macht und Weisheit der Gottheit anſchaulich gemacht; daher iſt jeder Schriftſteller voll von der Geſchichte ſeines Volks, weil ſie ihn in ſeinem Glauben ſtärkt und ſeine Hoffnung belebt, und in jeder Schrift ſind daher Anſpielungen auf alle Hauptbegebenheiten des Volks zu finden. So heißt es im Jeſcht-Avan: „Lobpreis „dem Waſſer, Dſjemſchids Wohlthäter — der eines groſen „Volks Krone war, das ihn zum Gipfel des Glanzes erhob“ — „Lobpreis dem Waſſer das Zohak — hundert treffliche Roſſe, „tauſend Rinder u. ſ. w.“ — — „Lobpreis dem Waſſer, das alle „Wünſche Feriduns des ſtarken erfüllt hat u. ſ. w.“ Eben ſo wird an mehren Stellen aller frühern Könige und Helden des Volks gedacht [53]) und alle dieſe Namen, mit Anſpielungen auf die Begebenheiten, in welche ſie verwickelt waren, kommen wiederholt und in den verſchiedenſten Wendungen vor [54]). Von den Zeitgenoſſen der Verfaſſer wird noch häufiger und in den mannigfaltigſten Beziehungen geredet, jedoch faſt immer im Gebet, um von Ormuzd Gnade und Segen für ſie zu erflehen [55]).

Bei dieſer augenſcheinlichen Beſchaffenheit der Zendſchriften, iſt das gänzliche Stillſchweigen von der groſen Nationalbegebenheit, die unter Cyaxares dem Erſten noch in ſo friſchem Andenken ſein mußte, die Abſchüttlung des Jochs der Aſſyrer, allerdings von Wichtigkeit. Dem Geiſt jener Schriften zufolge hätten die Verfaſſer derſelben, als einer Wohlthat Ormuzd erwähnen müſſen, wenn ihnen dieſelbe bekannt geweſen wäre. Endlich

3) Cyaxares I. reſidirte in dem, von ſeinem Groſvater erbauten Ekbatana; Guſtasp iſt der fünfte in der Dynaſtie der Keanier; Cyaxares der dritte vom Geſchlecht des Dejoces; welche Widerſprüche! Ehe wir verſuchen, ſie aufzulöſen, wollen wir noch einige Blicke auf die Anſicht des Lebens überhaupt, ſo wie ſie aus den Zendſchriften hervorgeht, werfen, und ſie mit den uns bekannten Nachrichten von Cyaxares I. vergleichen.

Der Grad der geſelligen Kultur eines Volks ſpricht ſich vorzüglich in ſeinen Begriffen von Reichthum aus. Wenn ein Volk von dem umherſchweiſenden Nomadenleben zu feſten Wohnſitzen übergeht, und ſo Jagd und Viehzucht zum Theil mit dem Ackerbau vertauſcht, wie dies bei dem Zendvolk offenbar der Fall war, ſo müſſen ſeine Begriffe von Reichthum eine groſe Veränderung erleiden. Der Nomade kennt keinen andern Reichthum, als ſeine Heerden. Die Menge ſeiner Kameele, Pferde, Rinder, Schaafe u. ſ. w. und der Reichthum ſeiner Gefilde an Wild machen ſein Vermögen aus. So wie er ſich feſtſetzt, nehmen nach und nach Häuſer, Grundſtücke, Gold und Silber die erſte Stelle ein. Nicht mehr nach der Zahl ſeiner Heerden, ſondern nach der Pracht und Gröſe ſeiner Palläſte, nach ſeinen Gütern und Kapitalien wird ſein Reichthum beſtimmt. Dieſe Anſichten ſind zu deutlich durch ſich ſelbſt, als daß ſie einer weitern Ausführung bedürften.

Sehen wir nun in dieſer Hinſicht die Zendſchriften an, ſo lebten ihre Verfaſſer offenbar in einer Periode, wo das Volk noch faſt keine andere Art des Reichthums kannte, als der in Viehheerden, ſchönen Teppichen und Kleidern beſtand. Wie ſchön paßt dazu Strabo's Nachricht von den alten Baktriern und Sogdianern, daß in alten Zeiten ihre Gewohnheiten in nichts von den Gewohnheiten der Nomaden verſchieden geweſen [56]). Nie wird der Reichthum oder die Wohlhabenheit eines Mannes anders geſchätzt, als nach der Zahl ſeiner Heerden und der Menge des Wildes auf ſeinen Gefilden. Zwar iſt ſchon ſeit Dſjemſchids Zeiten die Rede von feſten Wohnſitzen, Dörfern und Städten, ſelbſt von einer groſen Stadt, der Reſidenz Guſtasps, aber ſelbſt in den Städten ſcheinen die Bürger noch vorzüglich von der Viehzucht gelebt zu haben; weil nie von einem andern Reichthum die Rede iſt, als der nach dieſem Maßſtabe geſchätzt wird. Daher verſpricht Ormuzd Zoroaſter im Vendidad: „diene mit Ehrfurcht dem Reinen, Heiligen und Guten, und „ich will dir ſtündlich ſchenken tauſend ſtarke Kameele mit breiter Bruſt.“

„Diene mit Ehrfurcht dem Reinen, Heiligen und Guten, „und ich will dir ſtündlich ſchenken tauſend fette Ochſen, die „dich tragen ſolten auf deinen Reiſen.“

„Diene mit Ehrfurcht u. ſ. w. — ich will dir ſtündlich „ſchenken tauſend junge und ſchwangere Haſen [57]).“

„Diene mit Ehrfurcht u. ſ. w. — ich will dir in reichem „Ueberfluß geben Korn und vollflieſende Bäche [58]).“

Alles deutet hier noch auf einen Zuſtand hin, wo das Volk noch ſehr an dem Nomadenleben hängt. Groſe Reiſen werden noch mit der ganzen Habe gemacht, und Ochſen dienen zur Fortſchaffung.

Dieſe Begriffe von Reichthum und Wohlhabenheit kommen überall zum Vorſchein. Man leſe die Bitten um Reichthum, und die Beſchreibung deſſelben im Jeſcht-Avan. Avan ſchenkt Dſjemſchid hundert köſtliche Pferde, tauſend Rinder und zehntauſend kleine Thiere. Eben dieſer Reichthum wird Feridun, Guerſchasp, und Ke-Kaus zu Theil, und, fügt der Bittende hinzu, „gieb mir von jetzt an gleiches Glück [59])!“ Noch mehr wird die Idee von Reichthum in der 30ten Carde dieſes Jeſcht entwickelt, wo es heißt: „Vollende meine Wünſche! „mir werde reiner Leib und alles Nöthige! Verleihe groſe Teppiche des Goldes wie die Decken der Keanier! Gieb zehntauſend „ſchön gemachte Kleider! Sei Mehrer der Geſchöpfe, der männ„lichen und weiblichen — des Stiers — hab Acht aufs lebens„volle Roß! Sei gütig in Geſchenken von zehntauſend Kameelen! Gieb Ueberfluß an Thiergeſchöpfen, die ſich mehren u. ſ. w.“ — In allen dieſen iſt die Anſicht des Nomaden vorherrſchend. Schön gemachte Kleider, glänzende Teppiche, groſe Heerden und Geſundheit — weiter erſtrecken ſich ſeine Wünſche nicht. Wie eng iſt noch der Kreis der Bedürfniſſe gezogen! und nirgend findet ſich in den Zendſchriften ein Widerſpruch mit dieſen Begriffen; ſie kommen überall zum Vorſchein, wo die Gelegenheit es fordert.

Noch bezeichnender ſind in dieſer Hinſicht die Geſetze eines Volks, und hier öffnet ſich für unſre Unterſuchung im Vendidad, dem religiöſen und bürgerlichen Geſetzbuche, eine reiche Quelle. Die Geſetze, wodurch das Volk gebildet und regiert werden ſollte, müſſen nothwendig ſeinem Zuſtande angemeſſen ſein und ein treues Bild ſeines geſelligen Lebens geben.

Der Vendidad, als Geſetzbuch, zerfällt von ſelbſt in drei Abſchnitte, die von dem Verfaſſer zwar angedeutet, aber weder ſyſtematiſch geordnet, noch ſcharf von einander geſondert ſind.

Erſte Abtheilung: Geſetze in Beziehung auf Lebensweiſe und Broderwerb des Volks überhaupt. Fargard III. Wir werden in der Folge zu zeigen ſuchen, daß dieſe, aus zehn Geboten beſtehende Haustafel älter ſei, als Zoroaſter und die

52) Heerens Ideen über u. ſ. w. B. 1. S. 502.
53) Zend-Aveſta. B. 2. S. 177 u. ſ. w.
54) Zend-Aveſta. B. 2. S. 218, 150. 147. u. ſ. w.
55) Zend-Aveſta. B. 1. S. 185. 193. u. ſ. w.

56) Strabo Geogr. lib. XI. p. 517. ed. Cas.
57) Enomeiehe, Haſen oder alle kleine Thiergattungen.
58) Vendidad Farg. XXII. Z.-A. B. 2. S. 353.
59) Zend-Aveſta. B. 2. S. 197.

Abfaſſung des Vendidad; daß ſie aber hier als ein altes ſchon vorhandenes Geſetz die erſte Stelle einnimmt.

Zweite Abtheilung: Geſetze in Beziehung auf geſellige und bürgerliche Pflichten, vorzüglich Fargard IV.

Dritte Abtheilung: Religiöſe Vorſchriften in Beziehung auf Reinigungen des Körpers und alles deſſen, was den Körper umgiebt und womit er in Berührung kommt u. ſ. w. Dieſe machen den größten Theil dieſes Buchs aus.

Der Zweck aller Geſetze des erſten Abſchnitts iſt klar ausgeſprochen: das Volk ſoll Ackerbau und die damit verbundene Viehzucht treiben. Die hier gegebenen Vorſchriften beziehen ſich ſämmtlich auf die erſte Urbarmachung eines nach unangebauten Landes. Daher iſt das erſte Geſetz: „die „Erde zu ebnen, Getreide, Kraut und Bäume in ſie zu pflanzen, „dem Erdreich, das kein Waſſer hat, welches zu geben, und das „zu trocknen, welches zu viel hat;" und das zweite Geſetz iſt: „auf der geebneten (urbar gemachten) Erde, Thiere des Hauſes „und des Feldes ſich in Fruchtbarkeit mehren zu laſſen." Daher iſt der reinſte Punkt des Geſetzes: „ſtarken Saamen in die „Erde ſtreuen," und wer dies thut: „hat den weiten Umfang „des Geſetzes erfüllt." Doch heißt es auch: „daß Dörfer und „Flecken vergrößern, ein Werk ſei, das eines Menſchen von gutem Verſtande würdig und nützlich iſt [60])."

Wenn wir auch annehmen, daß dieſe Haustafel von zehn Geboten älter iſt, ſo mußte ſie doch zu Zoroaſters Zeiten nicht allein noch paſſend, ſondern auch nöthig ſein, weil er ſie an die Spitze aller Geſetze ſtellt.

Die Geſetze des zweiten Abſchnitts beſtehen in den einfachſten Vorſchriften des bürgerlichen Lebens. „Wenn jemand ſein „Wort giebt und nicht hält; wenn er die Hand darauf giebt, „und doch nicht hält — wenn er undankbar gegen ſein Vieh iſt „— wenn er ſeinen Lehrer nicht belohnt — wenn er den Vorſatz hat, einen Andern zu ſchlagen; wenn er ihn wirklich ſchlägt; „wenn er ihn blutig ſchlägt, wenn er ihm ein Glied zerbricht u. ſ. w." Alle dieſe Verbrechen haben ihre beſondern Benennungen und werden in dieſem Leben mit Streichen von Riemen, aus Kameel- oder Pferdehäuten, beſtraft, die oft über tauſend ſteigen; aber auch durch eben ſo viele Derems abgekauft werden können [61]); oder nach dem Tode durch eben ſo viele Jahre Höllenſtrafe. Welche Einfachheit! Keine Anſpielung auf Verhältniſſe, welche jede höhere Kulturſtufe nothwendig macht. Selbſt der Eid ſcheint dem Geſetzgeber noch ganz unbekannt geweſen zu ſein; ſo wie der Gebrauch der Schrift im geſelligen Leben.

Einen ſehr intereſſanten Blick in den bürgerlichen Zuſtand des Volks überhaupt gewähren die Vorſchriften für Aerzte. Der Arzt bildet ſich ſelbſt. Dreimal muß er ſeine Kunſt an Leuten verſuchen, die nicht Ormuzddiener ſind. Sterben alle drei Patienten, oder werden auf ſeine Mittel nur noch kränker, ſo darf er bei Todesſtrafe nicht weiter kuriren. Werden die drei Kranken geſund, ſo darf er nun auch Ormuzddiener heilen, und ſeine Belohnung iſt durch das Geſetz genau beſtimmt. Heilt er einen Prieſter, ſo muß dieſer blos ein feierliches Gebet für ihn thun. Der geheilte Hausvater giebt ihm ein kleines Thier, der Vorſteher einer Straße ein Mittelthier, der Vorſteher einer Stadt ein großes Thier, und das Haupt einer Provinz zahlt viermal ſo viel. Heilt er die Frauen der genannten Perſonen, ſo ſteigt ſeine Belohnung von einem Eſel bis zum Kameel. Auch Thiere muß er heilen, wenn ſie krank ſind, und da ſinkt ſeine Belohnung nach der Wichtigkeit des Thiers bis auf „ein Stück „Fleiſch" herab.

Außer dem Blick in die bürgerliche Verfaſſung, wo es Häupter und Vorſteher der Provinzen, Städte, Dörfer und einzelner Straßen giebt, beweiſen dieſe geſetzlichen Beſtimmungen überhaupt noch, daß das Geld oder Metall noch nicht als gewöhnliches Tauſchmittel unter dem Volk eingeführt war. Noch entſcheidender geht dies aus folgenden Beſtimmungen hervor. Zur Sündentilgung wird unter Umſtänden ein Ochs gegeben, der eine ſilberne Glocke am Halſe trägt; auch nach den Umſtänden eine goldene Glocke. Der Werth dieſer Glocken wird ſo beſtimmt: die ſilberne muß den Werth eines ſchönen jungen Pferdes, die goldene den Werth eines jungen ſchönen Kameels haben [62]). Das Hausthier nach ſeiner Brauchbarkeit, giebt alſo ſelbſt den Maßſtab, den Werth des Metalls zu beſtimmen; ob man gleich Geld kannte, und zuweilen ſtatt des Viehs annahm, doch ohne eine gewiſſe Beſtimmung des Metallwerths; denn wer keine Thiere geben kann, heißt es, giebt Geld, ſo viel ſeine Umſtände leiden [63]).

Bei dieſer großen Einfachheit ſieht man die Keime der aufblühenden Kultur. Man hat Eiſen- und Kupferſchmiede, Zinngießer, Gold- und Silberarbeiter; man hat goldene, ſilberne und irdene Gefäße; Dolche, Schwerdter und Panzer; geputzte Sättel mit ſilbernen Knöpfen und dreißig Dingen verziert; Bogen mit Steinen und Verzierungen u. ſ. w. [64]). Das Bild, welches durch dies alles von dem Zuſtande des Volks entworfen wird, iſt zu ſprechend, als daß wir nöthig hätten, es noch weiter auszumalen. Vergleichen wir daſſelbe mit der Stufe der geſelligen Bildung unter Cyaxares I., ſo zeigt ſich eine große Verſchiedenheit. Nach Kteſias fanden es die Aſſyrer in Baktrien ſchon ganz anders. Die Hauptſtadt war groß und ſtark befeſtigt, die Einwohner reich an Gold und Silber [65]). Nachdem das Volk die Herrſchaft der Aſſyrer abwarf, leſe man beim Herodot die Einrichtungen, welche Dejoces nach der Erbauung von Ekbatana traf, und ſie verrathen gleichfalls eine ganz andre Lebensanſicht, einen ganz andern bürgerlichen Zuſtand des Volks [66]). Alles hängt ſchon an feſtem Eigenthum und zeigt einen ganz andern erweiterten Geſichtskreis.

Es kommen ferner in den Zendbüchern häufig Anſpielungen auf die Verhältniſſe des Staats zu ſeinen Nachbarn, und Nachrichten von Kriegen und Schlachten. Aber nur von den Turaniern, gegen Norden, und von den Indiern, über den Indus hin, iſt die Rede; auch der Tazians wird oft gedacht; doch kommt nirgend eine Anſpielung vor, daß in der Gegend über den Tigris und Euphrat hin große Staaten vorhanden geweſen; nirgend wird der mächtigen Ninive, noch des weltberühmten Babylons gedacht. Wie war dieſe Uebergehung möglich, wenn damals dieſe Städte und Reiche ſchon vorhanden waren?

Was man hier entgegen ſetzen könnte, ſind die hie und da in den Zendſchriften und im Bun-Dehesch eingeſtreuten Nachrichten von Zohak dem Tazian, der über zehntauſend Provinzen herrſchte, tauſend Kräfte hatte u. ſ. w. und den die neuperſiſchen Schriftſteller zu einem Araber machen. Dieſer müßte dann, wenn die Angabe richtig wäre, bis an den Euphrat und Tigris hin ein großes arabiſches Reich beherrſcht haben, und man könnte auf die Idee kommen, in ſeinem Reich das alte aſſyriſche Reich zu ſuchen, da er, wie die Aſſyrer, ſich das Zendreich eine Zeit lang unterwarf. Wir wollen ſehen, was die Zendbücher darüber enthalten.

Der Name Zohak kommt in den Zendbüchern und Bun-Dehesch offenbar in mehrfacher Bedeutung vor. Er ſcheint

1) einen wirklichen Fürſten und Beherrſcher der Tazians zu bezeichnen, der ſehr mächtig war, das Zendvolk angriff und glücklich war, bis er von Feridun geſchlagen wurde. Wenn

2) von Zohak im Bun-Dehesch, wie von neuperſiſchen Schriftſtellern geſagt wird, daß er tauſend Jahr regiert habe, ſo wollen die Ausleger unter Zohak eine ganze Dynaſtie verſtehen, welche tauſend Jahre über Perſien geherrſcht habe. Uns ſcheint die Sage von der tauſendjährigen Regierung Zohaks einen ganz andern Grund zu haben. In dem letzten, in Pehlwi geſchriebenen Aufſatz des Bun-Dehesch werden die zwölf Zeichen des Thierkreiſes aus der Geſchichte der Welt und der Perſer erklärt. Die zwölftauſend Jahre der Weltdauer ſind in den zwölf Zeichen abgebildet, und ihren Hauptbegebenheiten nach, in den Bildern ſymboliſch dargeſtellt. Der Scorpion bezeichnet hier Zohak, und da dies Zeichen nun tauſend Jahre umfaßt (regiert) ſo muß auch Zohak tauſend Jahre regieren. Die Uebertragung der ſymboliſchen Regierung des himmliſchen Zeichens auf die Geſchichte, fällt hier deutlich in die Augen und giebt zu richtiger Erklärung ähnlicher Behauptungen Anlaß.

Wenn es nun 3) von Zohak heißt: „daß er drei Münde, „drei Gürtel, ſechs Augen und tauſend Kräfte habe; daß er „an Gewalt und Grauſamkeit über den Devs, grundargen Darudjs und Darvands dieſer Welt ſtehe; daß Feridun ihn „zwar zertreten habe [67]), ihn aber nicht tödten konnte, daß er „ihn nur am Gebirge Damavand, (oder Darnavand) feſſelte, wo er bis ans Ende der Welt lebendig bleibe [68])," ſo iſt wohl klar, daß der Name hier eine ſymboliſche Bedeutung haben müſſe.

Es wäre überflüſſig, die Märchen aller neuperſiſcher und arabiſcher Dichter und Schriftſteller, welche aus dieſer Ueberlie-

60) Farg. III. Z.-A. 2. S. 309—313.

61) Was eigentlich ein Derem ſei, iſt nicht zu beſtimmen. Die jetzigen Parſen halten es theils für ein kleines Gewicht, theils für eine kleine Münze. Das letzte iſt nicht wahrſcheinlich, da im Vendidad, obgleich des Geldes einmal gedacht wird, der Werth des Goldes und Silbers doch nach dem Werth der Hausthiere geſchätzt wird.

62) Vendidad Farg. XIV. Z.-A. B. 2. S. 363.

63) Vendidad Farg. IX. Es wäre auch hier noch zu unterſuchen, ob das Wort der Urſchrift wirklich Geld bedeutet, und in dem Sinne, wo es als Tauſchmittel gebraucht wird.

64) Vendidad Farg. XIV. Z.-A. B. 2. S. 363.

65) Diodor. Lib. II. 7.

66) Herodot. I. 98.

67) Zend-Aveſta. B. 1. S. 115. 176 u. ſ. w.

68) Zend-Aveſta. B. 1. S. 147.

Digitized by Google

ferung entſprungen ſind, hier anzuführen und zu widerlegen. Sie laſſen alle Zohak aus Arabien kommen. Der Teufel, der ſich als Koch bei ihm vermiethete, küßte ihn einſt auf beide Achſeln, und nun wuchs aus jeder ein Schlangenkopf hervor, der mit Menſchengehirn gefüttert werden mußte. Dieſer Zohak, der nun freilich drei Münde und ſechs Augen hatte — wobei man aber doch nicht einſieht, wie er die drei Gürtel getragen habe — griff den von Ormuzd abgefallenen Dſjemſchid an (von dieſem Abfall wiſſen die Zendbücher gleichfalls nichts) verjagte ihn, tödtete ihn endlich und beherrſchte Perſien tauſend Jahre. Nun ſtand Feridun auf, beſiegte und feſſelte ihn am Gebirge Damavand, wo er bis zum Ende der Welt lebendig liegt.

Dieſe neuern Dichter ahneten gar den Sinn der alten Ueberlieferung nicht, und deuteten ſie ganz willkührlich. In den Zendſchriften findet ſich nicht die leiſeſte Anſpielung, daß Zohak Schlangenhäupter gehabt habe. Die ganze Fabel ſetzt auch den Fall Dſjemſchids voraus, dem, wie wir ſchon geſehn haben, die Zendbücher geradehin widerſprechen.

Zohak mit drei Münden, ſechs Augen, drei Gürteln, tauſend Kräften u. ſ. w. iſt offenbar nichts, als das Symbol der Brahmanenlehre, die Abildung der indiſchen Trimurtas, wie ſie in den alten Felſentempeln zu Elephanta noch jetzt zu ſehen iſt [69]). Ja ſelbſt die Idee der beiden Schlangenköpfe, die der Fabel nach auf Zohaks Schultern ſtanden, kann von jenen indiſchen Abbildungen entlehnt ſein. Mit Recht bemerkt Heeren, daß in den älteſten Zeiten im nördlichen Indien und gegen den Indus hin, vorzüglich Schiven verehrt worden ſein müſſe, welches die Bildwerke bei Niebuhr außer Zweifel ſetzen [70]). Nun ſind Schlangen das allgemeine Symbol des Schiven und auf der unten angeführten Platte bei Niebuhr, hält der Gott in jeder Hand eine Schlange gegen die Schultern empor, ſo, daß ſein Kopf zwiſchen zwei Schlangenköpfen ſteht, gerade, wie die Fabel vom Zohak ſagt. Die drei Gürtel bekommen durch dieſe Deutung gleichfalls einen Sinn. Sie ſind entweder die Gürtel, wie ſie jede indiſche Gottheit, wie jeder Brahmin trägt, oder ſie bezeichnen die drei Gürtel, welche Schiven allein trägt, wobei man das Bild dieſes Gottes dann für die Abbildung der Trimurtas überhaupt genommen hätte. Schiven trägt, außer dem allgemeinen Gürtel noch einen zweiten, aus Todtenköpfen zuſammengeſetzt, über die Schulter (Zohaks Schlangenhäupter nähren ſich mit Menſchenhirn) und einen dritten um den Leib, der ihm auch nackt nie fehlt [71]). Zohak, der Tazian, ſcheint auf ſeinem Zuge in das Land des Zendvolks, die Lehre Brahma's, die Verehrung der dreihauptigen Gottheit, verbreitet zu haben; Feridun ſchlug ihn, wehrte der weitern Verbreitung derſelben, feſſelte dies Bild Zohaks; doch bleibt er lebendig bis ans Ende der Welt; nämlich in der Verehrung Brahmas.

An welche Grenze des Zendreichs nun Zohak und ſeine Tazians zu ſetzen ſind, geht aus dieſer Erklärung von ſelbſt hervor [72]).

Da nun die letzte Spur eines von Ari nordweſtlich gelegenen Reichs wegfällt, wollen wir ſehen, wie die übrigen Nachrichten der Zendbücher, mit den Nachrichten der Griechen und Hebräer zuſammenſtimmen. Die Zendbücher verbreiten Licht genug über das Volk, unter welchem ihre Verfaſſer lebten, um dieſe Vergleichung anſtellen zu können. Die Geſchichte dieſes Volks wird von der erſten Bildung deſſelben an, zwar nicht ausführlich, oder in fortlaufender Erzählung, aber doch in gewiſſen Hauptzügen, einfach und mit innerer Wahrſcheinlichkeit erzählt. Alles, was von der Gründung des Staats unter Dſjemſchid an, bis auf die Zeit, in welcher die Verfaſſer leben, in jenen Zügen ſichtbar wird, es betreffe nun innere Einrichtungen und Geſetze oder äußere Verhältniſſe des Staats, ſtimmt unter einander auf das vollkommenſte überein.

Welch ein Räthſel — wir müſſen dieſe Fragen noch einmal wiederholen —, daß in allen dieſen Schriften, weder die großen Städte Ninive und Babel, noch die mächtigen Reiche, die hier vorhanden geweſen, irgend erwähnt werden? Welch ein Räthſel, daß die Namen: Meder und Perſer gar nicht vorkommen, ſondern daß zu jener Zeit offenbar beide Völker in ein Volk vereinigt, unter eingebornen Königen leben, die aber weder in Medien, noch Perſis, ſondern in Baktra reſidiren! Kann man ſichs bei der augenſcheinlichen Beſchaffenheit der Zendſchriften, die wir oben gezeigt haben, nur als möglich denken, daß die Trennung dieſes Volks in Meder und Perſer, deren Sprachen in verſchiedene Dialekte ausgeartet waren, daß die Vernichtung des mediſchen und baktriſchen Reichs durch die Aſſyrer, die damit verbundene Unterjochung des ganzen Volks, die Abſchüttlung dieſes Jochs und die Wiederherſtellung der Freiheit, die Theilung in mediſche und perſiſche Reiche, der Kampf beider und die Gründung der eigentlichen Perſerherrſchaft überhaupt ſchon geſchehen ſein konnten, ohne daß in den Zendſchriften die geringſte Anſpielung darauf vorkäme? Konnten die Verfaſſer bei dem ganz unläugbaren Zweck, bei jeder Gelegenheit die Religion durch die Geſchichte des Volks zu unterſtützen, dieſe höchſt wichtigen Begebenheiten unberührt laſſen? Vergleicht man nun mit unpartheiiſcher Prüfung die in den Zendbüchern enthaltene Geſchichte mit den Nachrichten des Ktesias und Herodot und aller übrigen alten Geſchichtſchreiber, ſo wird man ſchlechthin gezwungen, anzunehmen:

> daß die Verfaſſer der Zendſchriften in dem alten baktriſchen Reiche lebten, und die Geſchichte ihres Volkes erzählen, ehe es von den Aſſyrern unterjocht wurde.

Es fällt in die Augen, daß unſre älteſte Geſchichte durch die Zendnachrichten eine ganz andere Geſtalt erhält und, wenn man auch, und zwar mit Recht, alle Zahlen der neuperſiſchen Schriftſteller für dieſe älteſte Geſchichte verwirft, dieſelbe doch zu einer erſtaunlichen Höhe hinaufſteigt. Bemerkt zu werden verdient daher, daß bei dieſer alten Geſchichte des Zendvolks an die fabelhaften Zahlen der Sineſen und Hindu gar nicht gedacht werden kann. Wenn die Zendſchriften auch nicht auf die Zeitrechnung in der Geſchichte hindeuten, was ganz außer ihrem Zwecke lag, ſo geht doch ſo viel aus dem Religionsbegriff derſelben mit Beſtimmtheit hervor: daß die Verfaſſer dieſer Schriften im dritten Jahrtauſend, nach der Werdung des Menſchengeſchlechts zu leben glaubten; denn mit dem Anfange des dritten Zeitalters, welches aus dreitauſend Jahren beſteht, traten die Menſchen in die Welt. In dieſen dreitauſend Jahren herrſchen Ormuzd und Ahriman gemeinſchaftlich, und dieſe gemeinſchaftliche Herrſchaft dauerte noch fort; folglich waren die dreitauſend Jahre des Zeitalters noch nicht verfloſſen. Selbſt die Chronologien der neuern Perſer, ſo ſehr ſie geſchichtlich von den Zendbüchern abweichen, zählen ſelten von

---

69) Niebuhrs Reiſe. Th. II. S. 33 und Pl. V.

70) Heerens Zuſätze zur 3ten Ausgabe ſeiner Ideen. Th. I. S. 20. u. ſ. w.

71) Niebuhrs Reiſe Th. II. Pl. V. VI. VII. VIII. IX. X. u. XI.

72) Da dies lange geſchrieben war, erhielten wir die Geſchichte der engliſchen Geſandtſchaft an den Hof von Kabul im Jahr 1808 von M. Elphinſton (überſetzt von Rühs. Weimar 1817.). Hierin findet ſich B. I. S. 241 folgende merkwürdige Notiz, wodurch unſere obige Behauptung von Zohaks Vaterland ſehr beſtätigt wird. „Diejenigen (Afghanen) welche die Gebirge von Ghor bewohnten, behaupteten ihre Unabhängigkeit und wurden von einem Könige aus ihrem Stamme beherrſcht, der „ſeine Abkunft durch eine lange Reihe von Königen vom Sohak, einem „der früheſten Beherrſcher Perſiens, herleitete.“ Daß dieſer Sohak mit dem Zohak der Zendbücher eins ſei, iſt daraus klar, daß auch die neuperſiſchen Schriftſteller den Zohak zu einem Pïſchdadier und wirklichen König von Perſien machen, obwohl die Zendſchriften das Gegentheil ſagen. Zohak hinterließ in der Gegend, wo ſeine Herrſchaft blühte, eben den Ruhm, wie Dſjemſchid in Iran, weil die Fürſten jener Gegend eben ſo ihr Geſchlecht von ihm herzuleiten ſuchten, wie die ſpätern Könige von Perſien von dem Weltherrſcher Dſjemſchid.

Wenn Elphinſton unmittelbar nach den oben angeführten Worten fortfährt: „Dieſe Genealogie (von Sohak) obgleich von Mirkond angeführt, und von Ferishta beſtätigt, kann wenigſtens als zweifelhaft betrachtet werden. Aber iſt es gewiß, daß die Fürſten von Ghor, zu dem „Afghanenſtamm der Surier gehörten und daß man im eilften Jahrhundert ihrer Dynaſtie ein hohes Alter zuſchrieb,“ ſo iſt dabei merkwürdig, daß ganz in der Nähe der Gegend, wohin wir im vorigen Abſchnitt das Sur der Zendbücher ſetzten, noch jetzt ein Afghanenſtamm, unter dem Namen der Surree vorhanden iſt.

In Bezug auf das Volk der Tazians der Zendbücher findet ſich in jener Reiſe eine nicht minder wichtige Notiz. Von dem, in eben den Gegenden, wohin wir die Tazians ſetzten, noch ſehr lebenden Volke der Tadſchiks, ſagt Elphinſton: „Die Tadſchiks ſind nicht, wie die meiſten andern Völker, in ein Ganzes vereinigt, oder auf ein Land beſchränkt, ſondern ſie ſind „unverbunden über einen großen Theil Aſiens zerſtreut, und mit den Usbecken „in dem größten Theil ihrer Beſitzungen vermiſcht, auf dieſelbe Art wie mit „den Afghanen“ — „Man findet ſie auch im chineſiſchen Turkeſtan, und in „deſſen unabhängige Regierungen in den gebirgigen Ländern von Karrateegin, Darwas, Waskia und Badakſchan. Außer in dieſen ſtarken Ländern „und einigen wenigen abgeſonderten Oertern, findet man ſie nie in beſondern „Gemeinden, ſondern mit dem herrſchenden Volke in dem Lande, das ſie bewohnen, vermiſcht; und gemeiniglich tragen ſie die Kleidung und haben die „meiſten Gebräuche deſſelben.“ (Siehe B. I. S. 485.) —

Sollten dieſe Tadſchiks nicht die Nachkommen jener alten Tazians ſein? Sind ſie vielleicht ein ſich früh von dem Hauptſtamm abſondernder Stamm der Afghanen, da alte Afghanenfürſten ihre Herkunft von Sohak, dem Tazian, ableiten? Der Charakter der Tadſchiks, wie Elphinſton ihn ſchildert, gleicht dem der alten Tazians ſehr. Auch von dieſen waren einige Ormuzddiener, oder Verehrer des Brahma, oder Dewsanbeter. Sie hatten ſich einmal über die Oerter Irans verbreitet, wurden aber wieder daraus vertrieben u. ſ. w. Auch die Aehnlichkeit der Namen führet auf dieſe Vermuthung, die, wenn ſie ſich beſtätigen ſollte, unſern obigen geographiſchen Beſtimmungen ganz entſpricht. Es iſt daher von keinem Gewicht, wenn Elphinſton nach der Angabe junger perſiſcher Wörterbücher, in welchen das Wort; Taſi (Pehlwi) einen Araber bedeutet, annimmt: die Tadſchiks wären aus einer Vermiſchung der Araber und Perſer entſtanden.

der Schöpfung der Menſchen an bis auf Zoroaſter über dreitauſend Jahre.

Wir können uns hier nicht auf eine Widerlegung der faſt allen neuern Geſchichtſchreibern eigenen Meinung einlaſſen: die Piſchdadians der Perſer in Ninive, unter den aſſyriſchen Königen zu ſuchen; eine Meinung, die ſich ſchon dadurch widerlegt, daß auch nicht ein Name oder eine Begebenheit nachgewieſen werden kann, die eine Wahrſcheinlichkeit begründete. Alles, worauf ſie ſich ſtützt, iſt, daß man den Nachrichten des Moſes zu Folge, keine ältere Könige glaubten annehmen zu dürfen, obgleich alle Nachrichten der Griechen bezeugen: daß in Baktra ein älteres Reich beſtand, welches von den Aſſyreern erobert wurde. Auch über die entgegengeſetzte Meinung, welche W. Jones nach einer mündlichen Erzählung aus dem Dabiſtan des Mohſan mittheilt, daß nämlich ſchon vor den Piſchdadians in Iran eine mächtige Dynaſtie geherrſcht habe, können wir nur im Allgemeinen bemerken: daß ſie höchſt wahrſcheinlich auf einem bloßen Irrthum beruht. W. Jones ſetzt die Piſchdadians ſchlechthin nach Ninive; folglich mußte vor ihnen ſchon (in Baktra oder Iran) eine mächtige Dynaſtie herrſchen, die aber, wie aus den Zendbüchern klar hervorgeht, wohl nur die wahren Piſchdadians und Keans ſelbſt ſind [73]: Auch die ſchwierigere Frage läßt ſich auflöſen, woher es komme, daß die Zeit der aſſyriſchen Herrſchaft, in der perſiſchen Geſchichte als eine völlige Lücke erſcheine? Eigene hiſtoriſche Werke ſcheinen die alten Perſer nicht gehabt zu haben. Ihre Geſchichte lag in den Tagebüchern und Annalen ihrer Könige, von welchen uns überall nichts übrig geblieben iſt, als was aus denſelben in die heiligen Bücher überging. Aber der Kanon dieſer wurde ſchon vor, oder wenigſtens mit dieſer Eroberung geſchloſſen und ſo das einzige Mittel abgeſchnitten, wodurch uns Nachrichten hätten zufließen können [74]. Die älteſten Annalen gingen wahrſcheinlich ſchon bei der Eroberung durch die Aſſyrer verloren; was aus den jüngern ſich erhalten hat, finden wir in den aus Kteſias geſchöpften Nachrichten (die uns den Verluſt jener Quellen um ſo mehr bedauern laſſen, da wir durch nähere Bekanntſchaft mit dem alten Morgenlande dieſe Nachrichten immer mehr ſchätzen lernen) und im Herodot; die Annalen ſelbſt ſcheinen in dem Brande von Perſepolis, aber überhaupt bei dem Zuge Alexanders verloren gegangen zu ſein.

Die neuern Perſer fanden von ihrer frühern Geſchichte nun nichts, als was in den Zendſchriften enthalten iſt, und was von jüngern Zeiten in Volksſagen ſich erhalten, oder aus fremden Schriftſtellern wieder zu ihnen herüber kam. Hier ſind vorzüglich die Nachrichten der Hebräer wichtig, die ihnen, obwohl in der Umwandlung durch die Araber, mit dem Islam zukamen, und von ihnen, wie von den Chriſten, als Grundlage aller alten Geſchichte betrachtet wurden. Selbſt der Inhalt der Zendbücher — deren Sprache man nicht mehr verſtand — geſtaltete ſich als Sage, und ſo bildete ſich das unzuſammenhängende Gemiſch von Geſchichte, Sage und Fabel, was in den neuperſiſchen Schriften und Gedichten zu finden iſt.

Vergleichen wir nun die Nachrichten der Zendbücher mit den Nachrichten der Griechen, ſo reihen ſie ſich ſo natürlich an einander, und bilden eine ſo zuſammenhängende Geſchichte, daß hier in der That mehr als Zufall, daß innere Wahrheit der erzählten Begebenheiten zu Grunde zu liegen ſcheint. Alles zuſammengenommen, läßt die Geſchichte des Volks ſich in folgende Hauptpunkte zuſammenfaſſen.

1) Dſjemſchid gründete den Staat Iran, und baute die große Herrſcherburg in Ver (Perſis).

2) Hier ſcheinen ſeine Nachfolger, die erſte Dynaſtie, oder die Piſchdadier reſidirt zu haben; wenigſtens wurde, wie wir oben geſehn haben, Feridun hier noch geboren.

3) Feridun hatte mehrere Kinder, ſie wurden uneins, und das große Reich zerfiel in zwei Reiche, welche durch den Oxus von einander getrennt wurden; in Tur, Turan, von Tur, dem älteſten Sohne Feriduns ſo genannt, welches jenſeits dieſes Fluſſes lag, und Iran, welches dieſſeits gelegen war. Anfänglich ſcheint Turan das mächtigere Reich geweſen zu ſein und Iran in Abhängigkeit erhalten zu haben. Nach einer jüngern Pehlwiſchrift ermordet: Tur ſeinen Bruder Irets, der in Iran herrſchte, und alle ſeine Söhne; allein eine Tochter war entkommen; von der ſtammte Minotſcher her, ein berühmter Held unter den Piſchdadians, der den Tur ſchlug und das Reich Iran wieder herſtellte [75]. Beide Reiche beſtanden nun neben einander, aber in beſtändigen Fehden begriffen, wovon unzählige Anſpielungen in den Zendſchriften vorkommen.

4) Gleich nach Minotſcher tritt in Iran mit Ke-Kobad die Dynaſtie der Keans auf, ohne daß ſich aus den Zendſchriften beſtimmen läßt, wie ſie auf die Piſchdadians folgen. Vielleicht ſtammen ſie von Minotſcher, alſo nur in weiblicher Linie von Dſjemſchid ab; vielleicht liegt der ganze Unterſchied nur in dem Titel Ke (König) den von Kobad an alle Beherrſcher Irans führen. Unter Ke-Veſchtasp, dem fünften Kean, lebte Zoroaſter und theils mit, theils nach ihm die übrigen Verfaſſer der Zendſchriften.

Nun enden die Nachrichten dieſer Bücher, und die Nachrichten der Griechen ſchließen ſich daran. Es vereinigt

5) Ninus die Völker — welche vielleicht vom Kaukaſus herabkamen — am Tigris, erbaut Ninive und ſtiftet einen erobernden Staat. Das ganze Vorderaſien, endlich das große Zendreich ward unterjocht. Jedoch koſtete dies große Anſtrengungen; die Aſſyrer fanden in Baktrien einen eingerichteten Staat, tapfere Heere und eine befeſtigte Hauptſtadt, Baktra oder Balkh. Da dieſe endlich fiel, war die Beute an Gold und Silber ſehr groß. So wie die Zendbücher das Volk ſchildern, mußte es bald zu der Stufe von Macht und Bildung emporſteigen, auf der die Aſſyrer es fanden.

6) Die Eroberer theilten das große Reich in drei Provinzen, Baktrien, Medien und Perſis; jede bekam ihren beſondern Statthalter oder Satrapen, der ſie unabhängig von den andern regierte. Nach Kteſias dauerte dieſer Zuſtand der Theilung eintauſenddreihundert, nach Herodot fünfhundertundzwanzig Jahre [76], immer lange genug, eine Trennung in verſchiedene Völker, die wahrſcheinlich ſchon durch verſchiedene Dialekte vorbereitet war, zu vollenden; ſchon phyſiſch ſind dieſe drei Theile durch bedeutende Bergketten von einander getrennt.

7) Die Bewohner dieſer drei Provinzen warfen das aſſyriſche Joch wieder ab, und erkämpften ihre Unabhängigkeit zurück.

8) Die Baktrier und Meder ſchmolzen bei dieſer Revolution wieder in ein Volk zuſammen. Der neue Beherrſcher war ein Meder und die Reſidenz wurde nach Ekbatana verlegt; eine Maßregel, welche die Lage des Staats wohl nothwendig machte.

9) Die Perſer trennten ſich von den übrigen, um, wie es ſcheint, einen Staat für ſich zu bilden, wurden aber bald von den mediſchen Königen bezwungen.

10) Durch Kyros wurden die Perſer das herrſchende Volk, und von nun an iſt die Geſchichte zuſammenhängend.

Vergleichen wir nun den ganzen Inhalt der Zendbücher und insbeſondere die bürgerliche Geſetzgebung im Vendidad, mit dem Zuſtande des Volks unter den eigentlichen Perſermonarchen, welch ein ungeheurer Abſtand! Wer kann ſich dieſen Vendidad mit ſeinen einfachen, treuherzigen Geſetzen, die alle ſich entweder auf religiöſe Gebräuche, oder auf die einfachſten Verhältniſſe der Menſchen beziehen; wo nicht die geringſte Spur von Verhältniſſen vorkommt, die ſonſt Luxus und Armuth unter allen Völkern ſo bald hervorbringen; wer kann ſich dieſen Vendidad als ein Geſetzbuch unter Darius Hyſtaspis denken? Man vergleiche die Reden der Staatsmänner vor der Thronbeſteigung des Darius, wie Herodot ſie aufbewahrt hat, mit dieſem Vendidad, und wir wiederholen noch einmal: welch ein ungeheurer Abſtand [77]! Daß dieſe Vergleichung mit dem Zuſtande des Volks unter den Meder-Königen nicht beſſer ausfällt, haben wir ſchon oben geſehn.

Nach dieſer Unterſuchung erhalten die Zendſchriften und Zoroaſter, dem ein Theil derſelben zugeſchrieben wird, ein ſehr hohes Alter, und ſteigen ſelbſt fünf — bis ſechshundert Jahre über Moſes hinauf. Zoroaſter kommt dann in der That dem Zeitpunkt näher, den ſo viele griechiſche Schriftſteller ihm anweiſen; und warum, fragen wir hier wieder, ſollte dies nicht möglich ſein? Sind etwa die Grenzen ſo genau beſtimmt, über welche hinaus ſchriftliche Urkunden nicht reichen können? Liegt irgend etwas in den ächten Zendſchriften, was dieſem hohen Alter widerſpräche? Gewiß nicht. Es athmet aus ihnen der Geiſt des höchſten Alterthums; wir finden darin den Gang der früheſten Entwicklung des menſchlichen Geiſtes und deutliche Aufſchlüſſe über die Bildung mancher alten Religionsbegriffe, worüber uns ſelbſt Moſes im Dunkeln läßt.

Das eigentliche Zeitalter Zoroaſters läßt ſich indeß auch jetzt nur negativ beſtimmen. Giebt man den Zendſchriften, den

---

73) Abhandlungen über die Geſchichte und Alterthümer Aſiens — v. W. Jones, überſetzt von Kleuker B. 1. S. 95. vergl. mit B. 2. S. 90. Da wir, engliſchen Nachrichten zufolge, bald eine engliſche Ueberſetzung des Dabiſtan zu erwarten haben, wird dieſe Frage leicht entſchieden werden können.

74) Die neuern Gebete und einige Bruchſtücke des Bun-Deheſch, welche von den jetzigen Parſen als zu den heiligen Büchern gehörig betrachtet werden, können die Behauptung von der frühern Schließung des Kanons nicht aufheben.

75) Zend-Aveſta. B. 2. S. 199. 200. 205.

76) Herodot I. 95. Siehe auch Larchers Chronol. Verſuche, C. 11.

77) Herodot III. 80—88. Daß Herodot dieſe Reden nicht erdichtet hat, können wir ſeiner Verſicherung glauben; wären es perſiſche Erdichtungen, müßten ſie doch wahrſcheinlich unter dem Darius erdichtet ſein, und bewieſen hier denn doch, was ſie ſollen.

Digitized by Google

Nachrichten des Herodot, Kteſias und Diodor für jene frühen Zeiten einigen hiſtoriſchen Werth, ſo kann Zoroaſter nicht nach dem Jahre 2126 vor unſerer Zeitrechnung (wenn man die gewöhnliche Chronologie gelten läßt —) d. i. nicht nach der Gründung des aſſyriſchen Reichs gelebt haben.

Wir haben geſehn, wie uns faſt Alles bei dieſem Zendvolk, ſeine Sprache, ſeine erſten Wohnſitze, ſeine früheſten Kriege u. ſ. w. in die Nachbarſchaft der Hindu hinweiſt. Sollten ſeine heiligen Sagen, ſein ganzes darauf gebautes religiöſes Syſtem, nichts Gemeinſames mit den Sagen und dem Syſtem der Brahmanen haben? Die Frage drängt ſich von ſelbſt auf, und zum Glück fehlt es nicht an Hilfsmitteln, dieſe Vergleichung anzuſtellen, deren Reſultate überhaupt für unſere Unterſuchung von großem Werth ſein müſſen, und in der Entwicklung des Zendſyſtems ſelbſt, bei der fragmentariſchen Beſchaffenheit der Quellen, zu wichtigen Aufſchlüſſen führen können.

Schöpften vielleicht beide Völker ihre heiligen Sagen und ihr religiöſes Syſtem aus einer ältern Quelle oder borgte eins von dem andern? Was haben ſie in ihren Syſtemen Gemeinſames, wie ſind ſie verſchieden? Dieſe Fragen müſſen unterſucht werden. Wir nehmen dabei die Religionsſyſteme, wie ſie in den uns bekannten Schriften der Brahmanen offen da liegen und klar aus dem Zend-Aveſta hervorgehn, ohne uns vorläufig auf die Unterſuchung einzulaſſen, ob in Hinſicht des Zendſyſtems die Lehren ſchon in dem erſten Geſetz lagen, oder ob ſie erſt von Zoroaſter eingeführt wurden; eine Frage, die in der Folge, bei einzelnen Lehren oft unterſucht werden wird. Eben ſo werden wir bei dem Syſtem der Hindu vor jetzt die Frage nicht berühren: ob eine Lehre ſchon in den älteſten heiligen Schriften der Hindu enthalten ſei, oder ob ſie ſich erſt in ſpätern Zeiten daraus entwickelte? Genug, wenn ſie ſich wirklich, als auf die Vedas gegründete Lehre erweiſen läßt.

Jedes Religionsſyſtem hat gewiſſe Hauptlehren, die als Pſriler betrachtet werden können, auf welchen das ganze Gebäude ruht. Nur dieſe Hauptpunkte ſind es, die in einer Vergleichnng, wie wir ſie jetzt zwiſchen den beiden Syſtemen anſtellen wollen, neben einander geſtellt werden müſſen, denn nur ſie können über die innere Verwandtſchaft zweier Syſteme entſcheiden. Man wird in den hier aufgeſtellten Punkten die Grundpfeiler aller geoffenbarten Religionen überhaupt erblicken und ſich von der Wichtigkeit der Erkenntniß jener Urſyſteme, aus denen ſich ſo ſichtbar alle neuern Religionsſyſteme entwickelt haben, überzeugen.

Erſte Hauptlehre.

Es iſt ein ewiges, höchſtes, nothwendiges, heiliges, allmächtiges Weſen, Brahma oder Zervane Akerene, d. i. der Ewige, Anbeginnloſe genannt, von dem alles, was da iſt, ſeinen Urſprung, in dem alles ſeinen letzten Grund hat.

Dieſe Lehre liegt klar und unwiderleglich in beiden Syſtemen. Für das Hinduſyſtem bedarf es wohl keines ausführlichen Beweiſes, für das Zendſyſtem werden wir ihn in der folgenden Abtheilung ausführlich liefern. In den Schriften beider Völker tritt in einer ſich ſpäter entwickelnden Anſicht der Pantheismus hervor. Klarer in den Hinduſchriften; doch auch ſehr entſchieden in den Zendſchriften, vorzüglich in dem vortrefflichen Jeſcht-Ormuzd. In Ormuzd offenbart ſich nun Zervane Akerene, und Ormuzd ſagt von ſich: „ich bin das „All und der Träger des Alls.“

Zweite Hauptlehre.

Das unendliche Weſen brachte im Urbeginn mehre große göttliche Weſen hervor, denen es ſoviel von ſeiner Größe, ſeinen Eigenſchaften, ſeiner Macht und Herrlichkeit mittheilte, als möglich war.

Dieſe Lehre macht einen Hauptpunkt in beiden Syſtemen aus, und es iſt von der höchſten Wichtigkeit, den Gang zu verfolgen, wie in jedem Syſteme in der Bildung dieſer Lehre ſich ſein unterſcheidender Charakter ausſpricht. Es wird darin ſichtbar, wie jedes Syſtem urſprünglich von ſinnlichen Anſchauungen und Verehrung von Naturweſen, zu allgemeinen höhern und geiſtigen Ideen übergeht und in dieſem Uebergange eins von dem andern ſich trennt.

Der Hauptgegenſtand der Verehrung beider Völker, war die Sonne. Beim Zendvolk entwickelte ſich — wie wir in der Folge zeigen werden — in der Verehrung derſelben die Idee von Ormuzd, als Princip des Lichts, das in einer zweiten, höhern Anſicht auch Princip des Guten wurde. Nun trat durch den Gegenſatz in der Natur, Licht und Finſterniß, Gut und Böſe, der Dualismus hervor, und man nahm zwei große Weſen an, Ormuzd, Princip des Lichts und des Guten, und Ahriman, Princip der Finſterniß und des Böſen, denen ſich nun alles unterordnen mußte. Nicht ſo bei den Hindu. Hier wurde die Sonne — wie aus den von Colebrooke überſetzten Stücken des Rigveda [78]) klar hervorgeht — als Princip des Lichts, als Brahma verehrt. Allein in der zweiten, höhern Anſicht, wurde Brahma, nicht als Princip des Guten, ſondern als Princip, oder vielleicht richtiger als Symbol des Verſtandes betrachtet. In dieſer erſten Abweichung in Bezug auf die Sonne, liegt die Wurzel aller übrigen Abweichungen und Verſchiedenheiten beider Syſteme.

Nach der Sonne wurde von beiden Völkern die Luft verehrt. Im Zendſyſtem nimmt ſie als Seroſch in gewiſſer Hinſicht den zweiten Platz nach Ormuzd ein, doch demſelben weit untergeordnet. Nicht ſo bei den Hindu. Hier nimmt die Luft, Wiſchnu, als Princip der Erhaltung aller Dinge, als erhaltende Naturkraft einen höhern Rang ein, als Brahma ſelbſt. Das dritte Naturweſen, das von beiden Völkern allgemein verehet wurde, war das Feuer. Im Zendſyſtem nimmt es zwar einen hohen, aber doch als bloße Körperhülle des Lichts — Ormuzd — oder als „Sohn Ormuzd“ einen dieſem ſehr untergeordneten Platz ein. Nicht ſo bei den Hindu. Hier verband man mit dem Feuer, Schiven, das Princip der Wärme. Daher iſt dieſer Gott, als Feuer, Princip der Zerſtörung, als Wärme, Princip aller Fruchtbarkeit. Daher heirathet in der Mythologie Schiven (das Feuer) die Bavani, die große Göttermutter, nachdem ſie in der Welt körperlich erſcheint: das heißt; die Liebe, welche dem Unendlichen beiwohnt, durch welche er alle Weſen hervorbrachte, offenbart in der Körperwelt ſich als Wärme im Feuer. Nach dieſer Anſicht treten bei den Hindu drei große göttliche Weſen, als Dreiheit, als Trimurtas auf.

Dritte Hauptlehre.

Eins oder mehre der erſtgeſchaffnen Weſen, fielen durch Mißbrauch ihrer Freiheit von ihrem Schöpfer ab, wurden böſe und Urquell alles Böſen in der Welt.

Die Grundidee: alles moraliſche und phyſiſche Uebel, urſprünglich von dem freiwilligen Abfall höherer Geiſter herzuleiten, iſt in beiden Syſtemen dieſelbe, nur nach der ſchon angedeuteten verſchiedenen Richtung eines jeden auch verſchieden ausgebildet. In dem Zendſyſtem fällt Ahriman allein ab, und bringt nun das ganze Heer der böſen Geiſter, Devs oder Teufel hervor; ſo wie alle guten Geiſter von Ormuzd geſchaffen werden. Im Syſtem der Hindu bringt der Ewige ſelbſt die ganze Geiſterwelt hervor, die in unendliche Schaaren getheilt, und gewiſſen Oberhäuptern untergeordnet iſt. Von dieſen Oberhäuptern fällt nun eins, Moiſaſur mit Namen, ab, und verführt zugleich die ganze unter ihm ſtehende Schaar der Geiſter; alle werden Teufel.

Vierte Hauptlehre.

Das unendliche Weſen beſchloß nun die ſichtbare materielle Welt durch ſeine erſten Machthaber ſchaffen zu laſſen, und ſie wurde geſchaffen.

In beiden Syſtemen geht der Körperwelt, die erſt in einer beſtimmten Zeit eintritt, ein lange vorher dauernder Geiſterſtaat Gottes voraus, in welchem die Gründe zur Schöpfung der Körperwelt ſich entwickelten. Denn ſo folgt nun die

Fünfte Hauptlehre.

Der Zweck der Schöpfung der Körperwelt iſt kein andrer, als durch ſie die von ihrem Schöpfer abgefallenen Weſen

78) Asiat. Res. Vol VIII. p. 377. seq.

Digitized by Google

wieder zurück zu führen, ſie wieder gut, und dadurch alles Böſe auf ewig verſchwinden zu machen.

Dieſe wichtige Lehre, die theils umſtändlich entwickelt und ausgeſprochen wird, wie im Schaſtah des Brahma, theils angedeutet, wie in den jetzt noch vorhandenen Zendſchriften, liegt offenbar in beiden Syſtemen als Baſis des eigenthümlichen Religionsgebäudes zu Grunde. Die Körperwelt iſt nur der Kampfplatz zwiſchen Gut und Böſe; überall reibt das Böſe in ihr dadurch, daß es ſeinen Gipfel erreicht, ſich ſelbſt auf, und das Gute ſiegt endlich. Mit Erreichung des Zwecks, mit Vernichtung des Böſen hört auch das Mittel, die Körperwelt, wieder auf; ſie wird vernichtet und alles kehrt in das ewig ſelige Reich der Geiſter zurück; doch modificirt durch die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, in einer neuen geiſtigern Welt, die aus der vernichteten hervorgeht, welche Lehre vorzüglich im Zendſyſtem hervortritt.

Sechſte Hauptlehre.

Der Ewige hat zur Dauer der Körperwelt einen Zeitraum von zwölftauſend Jahren beſtimmt, welcher in vier Zeitalter abgetheilt iſt. In dem erſten Zeitalter herrſcht das gute (erhaltende) Princip allein; im zweiten wird das böſe (zerſtörende) Princip ſchon wirkſam, doch untergeordnet; im dritten herrſchen beide gemeinſchaftlich; im vierten hat das böſe (zerſtörende) die Oberhand, und führt das Ende der Welt herbei.

Dieſe Lehre liegt in beiden Syſtemen, doch iſt ſie in jedem etwas verſchieden beſtimmt. Die Perſer machen jedes Zeitalter dem andern gleich, und ſetzen alſo jedes auf dreitauſend Jahre; wobei ſie nach gewöhnlichen Sonnenjahren rechnen. Die Hindu ſetzen das Verhältniß der Zeitalter gegen einander, wie die Zahlen: 4. 3. 2. 1. ſo, daß das letzte nur ein Viertel des erſten ausmacht, und rechnen dabei nach Jahren der Deota (Götter), in welchen ein irdiſches Sonnenjahr nur ein Tag iſt.

Siebente Hauptlehre.

Die Regierung der Welt hängt zwar im Allgemeinen von dem unendlichen Weſen ab, das alles nach ſeiner Weisheit durch ſeinen Rathſchluß beſtimmt; die beſondere Verwaltung iſt aber zunächſt den erſten großen Weſen, und von dieſen wieder einer Menge vermittelnder Weſen, Erzengeln, Engeln und Schutzgeiſtern übertragen, die einander zu- und untergeordnet ſind, und in denen ſich oft Naturweſen und Naturkräfte nicht verkennen laſſen.

Dieſe, beiden Syſtemen gemeinſchaftliche Lehre, führt in der nähern Ausbildung die größten Verſchiedenheiten und Eigenthümlichkeiten herbei; und der einfache Ernſt des Zendvolks macht mit dem leichten, phantaſievollen Mythenſpiel der Hindu, einen auffallenden Contraſt. In beiden Syſtemen kommt dabei, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, eine phyſiſche Anſicht zum Vorſchein, und durch die erhabene Offenbarungsſage ſchimmert der ältere einfache Naturdienſt hervor. Wir werden in der Folge unſerer Unterſuchung dieſen Gegenſtand ausführlich abhandeln.

Achte Hauptlehre.

Die Seelen der Menſchen ſind vom Anfange der Schöpfung an als geiſtige, ſelbſtſtändige, freihandelnde Weſen vorhanden. Sie müſſen ſich bloß auf der Erde mit einem Körper vereinigen, um eine Prüfungswanderung im Kampf gegen das Böſe zu machen. Nach dem Tode, wo ſie ewig fortleben, werden die Guten in den Wohnſitzen der ewig ſeligen Geiſter belohnt, die Böſen in den Wohnſitzen der Teufel, der Hölle beſtraft.

Dieſe Grundidee vom Menſchen gehört zu den Hauptpfeilern beider Syſteme, worauf ſich vorzüglich ihre ſtrenge, alles umfaſſende Moral gründet; doch iſt ſie in jedem Syſtem völlig verſchieden ausgebildet. In der Hinduſage ſind es die gefallnen Geiſter ſelbſt, welche auf der Erde mit Körpern ſich verbinden müſſen, um ſich zu reinigen, jede Prüfung zu beſtehen und ſo gebeſſert zu ihrem Schöpfer zurück zu kehren. In der Zendſage ſind es treugebliebne Geiſter, Feruers, welche bloß in die Körper ſich einſchließen, um in dem Kampf gegen das Böſe ſich zu verherrlichen; aber wenn ſie unterliegen und ſelbſt böſe werden, durch die ſie treffende Strafe ſich bekehren und zum Guten zurückkehren.

Neunte Hauptlehre.

Was den Menſchen ihren Kampf auf der Erde erſchwert, ſind die Devs, Teufel oder böſen Geiſter, welche ſie Tag und Nacht umlauern, um ſie zum Böſen zu verführen. Aber der Schöpfer hat ſich des ſchwachen Menſchen erbarmt, und ihm ſeinen Willen in einer, von erleuchteten Propheten ſchriftlich verfaßten Offenbarung kund gethan. Befolgt der Menſch dieſen Willen ſeines Schöpfers, ſo gewinnt er dadurch Kraft, nicht allein den Verführungen der Teufel zu widerſtehen, ſondern ſich auch durch Heiligkeit ſchon in dieſem Leben zu einer innigen Vereinigung mit der Gottheit zu erheben.

Dieſe Lehre wird faſt auf allen Seiten der Hindu- und Zendſchriften, mit aller Kraft der Ueberzeugung vorgetragen und völlig ſo dargeſtellt, wie in den Schriften des neuen Teſtaments.

Zehnte Hauptlehre.

Im letzten Zeitraum, gegen das Ende der Welt, wo das böſe Princip die Oberhand hat, und das Gute ganz von der Welt zu verſchwinden ſcheint, wird Gott den Menſchen einen Erlöſer ſenden, der dem Böſen wehrt, Tugend und Gerechtigkeit wieder herrſchend macht und das Reich der böſen Geiſter zerſtört, indem er das Reich Gottes verherrlicht.

Dieſer tröſtende Glaube gehört beiden Syſtemen an. Die Hindu erwarten dieſen Heiland in der zehnten Avatar, oder Menſchwerdung des Wiſchnu, in der Geſtalt des Kalei; die Parſen in dem Propheten Soſiaſch. Wir werden die Lehre und die Weiſſagungen von Letzterem in der Folge unſrer Unterſuchung umſtändlich prüfen.

Eilfte Hauptlehre.

Sind die zur Weltdauer beſtimmten zwölftauſend Jahre verfloſſen, ſo wird die Erde durch Feuer vernichtet werden, aber eine neue, ſchönere, geiſtigere Erde tritt an ihre Stelle.

Auch dieſe Lehre iſt beiden Syſtemen gemein, doch in jedem verſchieden ausgebildet. Nach der Meinung der Hindu folgen mehre Schöpfungen auf einander, zwiſchen welchen die Erde jedesmal vernichtet oder in Atome aufgelöſt wird. Dieſe Auflöſungen geſchehen wechſelsweiſe, einmal im Waſſer, das andremal im Feuer. Die vorige Auflöſung wurde durch Waſſer bewirkt, die nächſte geſchieht im Feuer. Die Zendſchriften weichen von dieſen Vorſtellungen ab und bleiben der Idee von dem Zweck der Körperwelt getreuer. Die Körperwelt wird nur einmal geſchaffen und nur, wenn ihr Zweck erreicht und das Böſe durch ſie vernichtet iſt, einmal wieder zerſtört, und dies geſchieht durchs Feuer. Die neue Erde, welche dann an ihre Stelle treten wird, iſt eigentlich nicht mehr irdiſch: ſie iſt vollkommen, ohne Mängel, ganz Licht und ohne Schatten, und wird den, auch dem Körper nach auferſtandenen Menſchen und wiederbekehrten Geiſtern zum ewig ſeligen Wohnſitz dienen.

Betrachten wir nun die hier aufgeſtellten Grundlehren beider Syſteme, und die Hindeutungen auf die verſchiedene Ausbildung derſelben genauer; ſo ergiebt ſich klar: daß die heiligen Sagen beider Völker, und die Grundlehren, welche daraus herfließen, aus einer Quelle gefloſſen ſind; daß aber beide, unter den Völkern, welche ſie bewahren, unabhängig von einander, eine eigenthümliche Ausbildung erhalten haben. In manchen dieſer Eigenthümlichkeiten ſpiegelt ſich das Land, der Himmels-

ſtrich, unter welchem jedes dieſer Völker ſich ausbildete, und tauſend davon abhängende Oertlichkeiten ſo klar und bezeichnend, daß keine anderen Urſachen hier eingewirkt zu haben ſcheinen.

Wenn nun das Urſyſtem, aus welchem beide Völker ſchöpften, vorzüglich nur in den Grundkeimen das enthielt, was beiden Syſtemen gemeinſchaftlich geblieben iſt, ſo muß man erſtaunen über das Erhabene und Tiefe, womit das ganze, moraliſche Sein des Menſchen aufgefaßt, die Fragen ſeines Verſtandes genügend beantwortet, ſein Sehnen in endloſe Zukunft geſtillt, und er ſelbſt durch ſeinen Glauben über die ganze Körperwelt erhoben wird! Alles, was ihn hier beengt, drückt und plagt, iſt ja nur ein Mißklang in der ewigen Harmonie des Guten, der bald verklingen wird! Nur Prüfung, nur Kampf iſt dies Alles, aber ein herrlicher Sieg gewiß. Woher, ſo muß man mit Staunen fragen, hatte jenes rohe Urvolk dieſe heilige Sage, die durch alle folgenden Geſchlechter ſich hinziehend, bald trüber, bald heller, aber immer den Menſchen belehrend, tröſtend, erhebend und beſſernd erſcheint? Mag der Philoſoph dies Räthſel zu löſen wagen; der Geſchichtsforſcher wird es ſchwerlich erreichen.

Konrad Gottlieb Ribbeck

wurde am 21. März 1753 zu Stolpe in Hinterpommern geboren, ſtudirte zu Halle Theologie und erhielt im Jahre 1779 eine Lehrerſtelle am Cadettencorps ſeiner Vaterſtadt. Im Jahre 1781 wurde er Prediger zu Wilsleben bei Halberſtadt, 1786 daſſelbe an der Heiligen-Geiſtkirche zu Magdeburg, 1801 Conſiſtorialrath, 1805 Oberſchulrath, Propſt und Inſpector der Nikolaikirche zu Berlin und 1806 Doctor der Theologie. Er ſtarb am 3. Juli 1826.

Wir beſitzen von ihm:

Predigten. 6 Th. Leipzig 1789—1804.
Predigten über Unſterblichkeit. Magdeburg 1798.
Magazin neuer Feſt- und Caſualpredigten. 10 Th. Magdeburg 1799—1808.
Predigten für Familien. 3 Th. Magdeburg 1798—1800.
Reden bei Schulprüfungen. Magdeburg 1802.
Neues Magazin von Feſt- und Gelegenheitspredigten (mit Hanſtein). 5 Th. Magdeburg 1809—1814.
Predigt zum Gedächtniß Hanſtein's nebſt einer Elegie. Berlin 1821 ꝛc.

Einer der vorzüglichſten Kanzelredner ſeiner Zeit, vereinte R. in ſeinen Vorträgen Wärme und Tiefe des Gefühls, innige Empfindung, Klarheit der Begriffe und eine eben ſo correcte wie elegante Diction.

Michael Richey,

geboren am 1. October 1678 zu Hamburg, ſtudirte zu Wittenberg, wurde 1704 Rector des Gymnaſiums zu Stade, gab dieſes Amt jedoch im Jahre 1713 auf und erhielt 1717 die Profeſſur der Geſchichte und griechiſchen Sprache an dem akademiſchen Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb am 10. Mai 1761.

Wir beſitzen von ihm:

Deutſche Gedichte. Herausgeg. von G. Schütz. 3 Bde. Hamburg 1764.
Idioticon Hamburgense. 2. Auflage. Hamburg 1755.

R. gehörte zu den Nachfolgern der zweiten Schleſiſchen Schule in Niederſachſen und fröhnte im Allgemeinen demſelben falſchen Geſchmacke, doch war er nicht ohne Talent in der Behandlung der Form, und ſeine ziemlich correcten Poeſieen athmen im Ganzen mehr geiſtige Geſundheit und Mäßigung als die Leiſtungen ſeiner Zeitgenoſſen. Sein Hamburgiſches Idiotikon iſt eine fleißige Arbeit.

Chriſtoph Gottlieb Richter,

geboren am 17. Sept. 1717 zu Nürnberg, ſtudirte zu Altorf und Marburg, wurde im Jahre 1743 Licentiat der Rechte und practicirte und ſchriftſtellerte nun zu Nürnberg und Regensburg. Nachdem er wegen einer von ihm ausgeſtellten falſchen Urkunde einige Jahre im Zuchthauſe zugebracht hatte, lebte er zu Fürth und zuletzt in ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb am 23. September 1774.

Er ſchrieb unter Andern:

Die Bücher der Chronika von den Kriegen der Franzoſen mit Thereſia. Prag 1774.
Die Bücher der Chronika der Könige von England. 1744.
Chronika der Königin zu Ungarn. Frankfurt und Leipzig 1744.
Die Bücher der Chronika Herzogs Karl von Lothringen. Frankfurt 1744.
Die Bücher der Chronika Friedrichs, Königs von Preußen. 1744.
Das Buch Joſua, des Erretters der Königin von Ungarn. 1745.
Chronika Joh. Adolphs. 1745.
Lebens- und Staatsgeſchichte Maria Thereſia's. 5 Th. Nürnberg 1745—47.
Jebithuns Geſchichte der Kinder von Preußen. 1746.

R. zeichnete ſich dadurch aus, daß er den von Luther für die Bibel eingeführten Stil in ſeinen Schriften nachahmte, was ihm zwar viele Leſer gewann, ihn aber doch nicht davor ſchützte, ſehr bald in gänzliche Vergeſſenheit zu gerathen.

Johann Andreas Leberecht Richter,

geboren am 9. November 1772 zu Deſſau, ſtudirte in Leipzig und Jena Theologie und Mathematik, hielt an der Univerſität letzterer Stadt ſeit 1794 Vorleſungen, kehrte jedoch 1796 nach ſeiner Vaterſtadt zurück und wurde im Jahre 1800 Subrector, im Jahre 1808 Conrector und 18.. Rector an der Hauptſchule daſelbſt.

Digitized by Google

Er ſchrieb:

- Neues Realſchullexikon. Herausgeg. v. C. P. Funke. 5 Th. Braunſchweig 1800—5.
- Phantaſieen des Alterthums. 2 Bde. Leipzig 1808. N. Aufl. 3 Bde. 1816—20.
- Ueber den animaliſchen Magnetismus. Leipz. 1818.
- Das Chriſtenthum und die älteſten Religionen des Orients. Leipzig 1819.
- Ueber den Einfluß der Aſtronomie auf die Kultur der menſchlichen Geſellſchaft. Leipzig 1822.

Ein geiſtvoller Gelehrter, der durch ſeine feine und geſchmackvolle Auffaſſung und Behandlung antiker Mythen ſich einen ſehr geſchätzten Namen in der litterariſchen Welt erworben hat.

Johann Gottfried Richter,

geboren am 26. November 1763 zu Leipzig, hielt ſich ſeit 1784 als Hauslehrer und Privatgelehrter in Moskau auf, ward ruſſiſcher Rath, kehrte 1804 nach Sachſen zurück und lebte nun als weimariſcher Hofrath abwechſelnd in Leipzig und Dresden, bis er ſich 1808 in Eilenburg niederließ. Er ſtarb im Jahre 1829.

Von ſeinen Schriften nennen wir:

- Moskwa. Eine Skizze. Riga 1799.
- Briefe eines reiſenden Ruſſen, von Karamſin. Ueberſ. 6 Th. Leipzig 1799—1802.
- Karamſin's Lobrede auf Katharina II. Riga 1802.
- Ruſſiſche Miscellen. 3 Th. Leipzig 1803 u. 1804.
- Karamſin's Erzählungen. Ueberſ. Leipzig 1800.
- P. Suwarokoff's Reiſe durch die Krimm u. Beſſarabien im Jahre 1799. Leipzig 1802.
- Mährchen, aber geheime Geſchichte des Hofes zu Heded. Leipzig 1802.
- Sitten, Kleidungen und Gebräuche der Ruſſen aus den niedern Ständen (mit J. G. H. Geißler). 2 H. Leipzig 1805.
- Spiele und Beluſtigungen der Ruſſen aus den niedern Volksclaſſen. Leipzig 1805.
- Maleriſche Darſtellungen der Sitten, Gebräuche und Luſtbarkeiten bei den ruſſiſchen, tartariſchen, mogoliſchen und andern Völkern des ruſſiſchen Reichs. 4 H. Leipzig 1806.
- Straſen der Ruſſen. Leipzig 1807.
- Anſichten und Beſchreibungen von St. Petersburg und Moskwa. Leipzig 1810.
- Altruſſiſche Mährchen. Leipzig 1817.

Richter erwarb ſich vielfache Verdienſte um die nähere Kenntniß des ruſſiſchen Reiches und der ruſſiſchen Litteratur in Deutſchland, ſowohl durch eigene wackere Arbeiten, wie durch gute Ueberſetzungen.

Joſeph Richter,

geboren am 1. März 1740 zu Wien, Profeſſor und zuletzt Privatgelehrter daſelbſt, ſtarb am 16. Juni 1813.

Er ſchrieb unter Andern:

- Gedichte zweier Freunde. Wien 1775.
- Reiſe von Wien nach Paris. Wien 1781.
- ABC-Buch für große Kinder. Wien 1782.
- Bildergallerie katholiſcher und klöſterlicher Mißbräuche. 2 Th. Frankfurt und Leipzig 1784.
- Neue Legenden der Heiligen. 2 Th. Salzb. 1784.
- Die Brieftaſche. 50 St. Wien 1783—84.
- Briefe eines Eipeldauers an ſeinen Vetter in Krakau. Wien 1785.
- Leben Friedrichs II. 4 Th. Wien 1789.
- Der deutſche Gevatter Matthies. Leipzig 1791.
- Theaterſtücke. Wien 1792.
- Briefe eines Eipeldauers über d' Wienſtadt. 16 H. Wien 1794.
- Gedichte. 3 Bdchn. Wien 1794. 1795.
- Luſtſpiele. Wien 1802.
- Friedenspredigt, im Ton des Abraham a St. Clara. Wien 1809.

Ein fader und geiſtloſer Satiriker, deſſen Schriften wohl ein vorübergehendes Aufſehn erregten, der aber wegen ſeiner boshaften Angriffe ſchon bei Lebzeiten ſehr verachtet und nach ſeinem Tode bald vergeſſen wurde.

Johann (Jean) Paul Friedrich Richter

ward am 21. März 1763 zu Wunſiedel geboren, wo ſein Vater Tertius und Organiſt war, fand, nachdem derſelbe als Prediger von Joditz nach Schwarzenbach an der Saale verſetzt worden war, frühzeitig Gelegenheit, ſeine ſehr bald erwachte große Wißbegierde zu befriedigen, indem ihm ein benachbarter Landgeiſtlicher bereitwilligſt ſeine nicht unbedeutende Bibliothek zur Benutzung überließ. Von ſeiner vielſeitigen Polyhiſtorie zeugen ebenſowohl ſeine früheren als letzten Schriften hinlänglich. Im Jahre 1779 bezog er das Gymnaſium zu Hof, und ſchon im folgenden Jahre wandte er ſich nach Leipzig und widmete ſich dem Studium der Theologie, an welchem er jedoch wenig Vergnügen fand. Nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn erhielt er eine Hauslehrerſtelle zu Töpen bei Hof, die er indeſſen bald wieder aufgab und zu ſeiner Mutter nach Hof ging, mit dem feſten Vorſatze, ſich nun ferner ausſchließlich der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zu widmen. Das Erſcheinen ſeiner „unſichtbaren Loge," Berlin 1793, verſchaffte ihm die Achtung und Freundſchaft eines Gleim, Herder, J. H. Jakobi, G. Ch. Otto u. A., und es eröffneten ſich ihm nun auch für ſein häusliches Glück erfreuliche Ausſichten, als er ſich nach einem längern Aufenthalte zu Berlin, im Jahre 1800 und 1801, mit Karoline Mayer, der Tochter des geheimen Rathes und Profeſſors der Medicin, ehelich verbunden hatte. Er lebte nun abwechſelnd in Koburg, Meiningen, Weimar und andern Orten, bis er ſich endlich Baireuth zu ſeinem feſten Wohnſitz erkohr. Der Herzog von Hildburghauſen verlieh ihm den Titel eines Legationsrathes, und der Fürſt Primas, Freiherr von Dalberg, ertheilte ihm eine nicht unanſehnliche Penſion, welche in der Folge der König von Baiern auszuzahlen übernahm. Seine ununterbrochene litterariſche Thätigkeit ſtörte im Jahre 1824 eine bedeutende Augenſchwäche, zu welcher ſich überdieß eine große Abnahme ſeiner phyſiſchen Kräfte geſellte, in Folge deren er am 14. November 1825 ſtarb. Als Schriftſteller führte er den Namen Jean Paul.

Seine Schriften, von welchen im Jahre 1826 bei Reimer in Berlin eine Geſammtausgabe in 60 Bänden und im Jahre 1840 eine mit Genauigkeit beſorgte neue Auflage erſchien, ſind nach der chronologiſchen Folge ihres erſten Erſcheinens folgende:

Digitized by Google

Grönländiſche Proceſſe. 2 Th. Berlin 1783—85.
Auswahl aus des Teufels Papieren. Gera 1789.
Die unſichtbare Loge. 2 Th. Berlin 1793.
Heſperus. 4 Th. Berlin 1795.
Leben des Quintus Fixlein. Berlin 1796.
Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke. 2 Th. Berlin 1796—98.
Das Campanerthal. Erfurt 1797.
Der Jubelſenior. Leipzig 1797.
Der Traum und die Wahrheit. 1797.
Biographiſche Beluſtigungen. 2 Th. Berlin 1796.
Palingeneſien. 2 Th. Gera 1798.
Briefe und bevorſtehender Lebenslauf. Gera 1799.
Titan. 4 Th. Berlin 1800—3.
Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer. Bremen 1801.
Kleine Schriften. 2 Th. Jena 1804.
Flegeljahre. 4 Th. Stuttgart 1804—5.
Vorſchule der Aeſthetik. 3 Th. Hamburg 1804.
Freiheitsbüchlein. Stuttgart 1805.
Levana. 2 Th. Braunſchweig 1807.
Friedenspredigt an Deutſchland. Heidelberg 1808.
Des Feldpredigers Schmelzle Reiſe nach Flätz. Stuttgart 1808.
Dr. Katzenbergers Badereiſe. 2 Th. Heidelberg 1809.
Dämmerungen für Deutſchland. Stuttgart 1809.
Herbſtbluminen. 3 Th. Stuttgart 1810—20.
Leben Fibels. Nürnberg 1812.
Mars und Phöbus Thronwechſel. Stuttg. 1814.
Muſeum. Stuttgart 1814.
Politiſche Faſtenpredigten. Stuttgart 1817.
Ueber die deutſchen Doppelwörter. Stuttg. 1820.
Nikol. Marggraf. 3 Th. Berlin 1820—22.
Kleine Bücherſchau. 2 Th. Breslau 1825.
Nachſchule der Aeſthetik. Breslau 1825.
Selina. 2 Th. Stuttg. 1826.
Politiſche Nachklänge. Herausgegeben v. E. Förſter. Heidelberg 1832.

Eins der beſten Urtheile, welche je über dieſen eigenthümlichen und bedeutenden Geiſt gefällt worden, ſpricht Menzel in ſeiner deutſchen Litteratur (Th. IV. S. 63) in folgenden Worten aus, die wir hier deshalb ganz folgen laſſen, weil wir einige geringfügige Nebenſachen abgerechnet, mit anderen Ausdrücken nur daſſelbe zu ſagen wußten, ſo ſehr ſtimmen wir in unſerer Anſicht mit der ſeinigen überein: Ein ihm (Hippel, ſ. d. A.) nahe verwandter Geiſt, den aber ein noch reicheres und glänzenderes Talent begünſtigte, war der ſo allgemein von den Deutſchen geliebte Jean Paul, neben Göthe unſtreitig das größte Talent für Darſtellung des modernen Lebens. Göthe und Jean Paul ſind die eigentlichen Dioskuren der modernen Gattung. Beide ſchildern das Leben, in dem ſie ſelber lebten, aber nach zwei verſchiedenen Anſchauungsweiſen. Goethe beliebäugelte, billigte, pries dieſes Leben, und faßte daſſelbe in ſeiner Einheit als ein Ganzes auf; Jean Paul dagegen ſah es humoriſtiſch, halb mit Wehmuth, halb mit Spott an, und faßte es in ſeiner Zerriſſenheit, in dem unendlichen Widerſpruch auf, der durch daſſelbe hindurchgeht, und der eben unſre Zeit ſo ſehr von dem in ſich ſichern und befriedigten Mittelalter unterſcheidet. Auch darin ſtimmen beide Dichter überein, daß ſie ſo vielſeitig waren und gern ihre Perſönlichkeit vorwalten ließen, ſich ſelbſt gern zum Gegenſtande ihrer Darſtellung machten. Göthe war vielſeitig, weil es das Talent iſt, und ſtellte ſich in ſeinen Liebhabern und Helden gern ſelbſt dar, weil alle Virtuoſen ſich gern im Spiegel beſehn. Jean Paul war vielſeitig, weil die humoriſtiſche Weltanſicht durch alles hindurchdringt, und er zeichnete gern ſich ſelbſt, weil in der Selbſterkenntniß der Schlüſſel zu aller Menſchenkenntniß liegt, und weil er als ächter Humoriſt die tragikomiſche Doppelnatur der Außenwelt nur die ſeines eigenen Innern wiederſpiegeln ſah.

Dieſe Doppelnatur iſt das Unterſcheidende bei Jean Paul. Ihr erſtes Moment iſt die Senſibilität, die leidende Empfindung, die wieder doppelt, theils zur tragiſchen Wehmuth und erhabenen Klage ſich ſteigert, theils in idylliſcher Empfindſamkeit und kindlicher Rührung ſich beſänftigt. Hierin ſpricht ſich ein ächt muſikaliſches Steigen und Fallen der Empfindung aus. Bald vernehmen wir bei Jean Paul die Klage und den tiefen Schmerz über die Schwäche der menſchlichen Natur, über das irdiſche Elend, über das Laſter und die Unnatur, beſonders der verderbten geſelligen Verhältniſſe, und er ſchildert jede Art des modernen Jammers und der modernen Verruchtheit, mit den lebendigſten und wahrſten Farben und mit der innigſten Empfindung. Bald geht ſein heißer Schmerz in ſanfte Wehmuth über und er rettet ſein beleidigtes Zartgefühl in die Unſchuldswelt, welche dicht an der wilden Heerſtraße des Lebens noch immer ihre kleinen idylliſchen Gärten baut. Er ſchildert unverdorbene Seelen, Kinder, reine Menſchen, das Land- und Stillleben. Doch herrſcht auch in dieſen Schilderungen immer ein Zug entweder von Wehmuth, oder in der andern Richtung, von ſcherzender Ironie.

Das zweite Moment jener Doppelnatur iſt der Spott, der mehr männlicher Natur ſich über die Welt und den eignen Schmerz erhebt, und dieſelben Mängel und Laſter, die dem Dichter ſolche wehmüthige Empfindungen aufgedrungen, mit den Waffen des Witzes thätig angreift. Auch in dieſem Spott unterſcheiden wir eine ſteigende und fallende Bewegung. Bald verſteigt ſich der Dichter bis zum bitterſten Sarkasmus, bis zu einer auf die Knochen brennenden Satire, bald ſpielt er nur mit heiterer Ironie. Jener Sarkasmus iſt am häufigſten mit ſeinem tragiſchen Schmerz, dieſe Ironie am häufigſten mit ſeiner idylliſchen Empfindſamkeit gepaart.

Beide Momente durchdringen ſich faſt in allen Darſtellungen Jean Paul's dergeſtalt, daß er oft auf derſelben Seite die rührendſten Schilderungen mit den lächerlichſten wechſeln läßt. Man hat ihm dies zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und ſeine größte Wirkung beſteht. Scheidet man die Doppelnatur des Humors, ſo hört ſein Weſen auf. Im Humor durchdringen ſich die beiden Gegenſätze ſo innig, daß die Sprache nicht einmal im Stande iſt, dieſe innige Verbindung oder den ſchnellen Wechſel der Empfindungen treu genug auszudrücken.

Mit größerem Rechte macht man Jean Paul den Vorwurf, ſeine Darſtellung ſei da, wo ſie doch objectiv ſein ſolle, zu wenig objectiv, namentlich in der Wahrheit und Haltung ſeiner Charaktere. Es iſt nicht zu läugnen, daß manche ſeiner Helden und Heldinnen, beſonders die ernſthaften und rührenden oder idealiſirten, und wieder beſonders im Titan, zu wenig innere Wahrheit und Natürlichkeit haben, zu auffallend blos gedichteten, nicht wirklichen Weſen ähnlich ſehen; aber auch hier kann man den Dichter entſchuldigen. Es lag nicht in ſeinem Plane und nicht im Weſen ſeiner Poeſie, Einheiten zu geben. Wo ſie bei ihm vorkommen, erſcheinen ſie nur als äußere Rahmen für die Fülle ſeiner Sentiments und Witze. Dieſe ſind die Hauptſache. Der Humor verfährt überall analytiſch, und zerſetzt die gegebene Einheit des Lebens, wie der Charaktere. Er dringt mit der Empfindung in die tiefſten Falten der feinſten Theile ein. Nur indem Jean Paul die äußere Haltung aufgiebt, kann er in ein pſychologiſches Detail eingehen, und wenn er wirklich ſeine Charaktere gehörig hätte abrunden und in die Anordnung ſeiner Romane mehr Symmetrie und Proportion bringen wollen, ſo würde er von ſeinem ſchönſten und reichſten Detail, von ſeinen Ausſchweifungen und Epiſoden gerade das Beſte haben wegſchneiden müſſen. Ueberdem herrſcht im Humor die ſubjective Anſicht durchgängig vor, und es wäre einſeitig, zu den Schönheiten, welche ſie darbietet, noch andere zu verlangen, welche mit ihr im Widerſpruche ſtehen, und welche wir bei andern Dichtern ſuchen und finden können. Was man übrigens von der Fehlerhaftigkeit ſeiner allzu häufigen und gelehrten Metaphern geſagt hat, ſo kann man dieſelbe wohl

Digitized by Google

…geben, ohne ſich allzuſehr daran zu ſtoßen. Wir würden …en jedem ſeine Manier verzeihen, wenn er nur ein Jean …aul wäre, und ein Fehler des Reichthums iſt immer beſſer, …s einer der Armuth.

Das Rühmlichſte, was wir Jean Paul nachſagen …üſſen, und was ihn mit den edelſten Männern der Na…on in eine Reihe ſtellt, iſt der Adel ſeiner Geſinnung, …ine reine Tugend und das Feuer edler Leidenſchaft, der …liſche Ingrimm gegen das Laſter, jene erhabenen Eigen…haften des Charakters, die er vorzüglich mit Schiller ge…eilt hat. Auch Jean Paul ſtellt wie Schiller überall die …nſchuld dem Laſter gegenüber, und das Recht dem Un…cht. Es iſt faſt kein Gebrechen der Zeit, das ſein Scharf…ick nicht entdeckt, vor dem ſein liebevoller Sinn nicht …eundlich gewarnt, oder das ſein geiſtreicher Spott nicht …effend gegeißelt hätte. Es iſt aber auch nichts Unſchul…ges und Schönes und keine Tugend dieſer Zeit, die …an Paul nicht erkannt und in rührenden Bildern zu …uſtern aufgeſtellt hätte. Er fand an Allem die lichte und …r dunkle Seite heraus, und es giebt wenige Zeitgenoſſen, …e ihre Zeit ſo fein beobachtet und ſo richtig gewürdigt …ben.

Manche finden dieſen liebenswürdigen Dichter zu weich …nd zu weiblich, und ärgern ſich an ſeinen zu häufigen …ührungen. Es iſt wahr, ſein weiches Herz ſchwärmt …weilen, und ſeine Empfindung leidet nicht ſelten an über…iebner krankhafter Reizbarkeit; doch überläßt er ſich dieſer …ßen Melancholie nur dann, wenn er ungeſtört für ſich em…findet, und ſie weicht einer tüchtigen männlichen Erhebung …gleich, wenn ihn eine höhere Idee aufruft, zu belehren …der zu ſtrafen. Von Natur weich geſchaffen, wird er doch …ännlich ſtark durch jede fromme und ſittliche Idee, und …ann fehlt ihm nie die Leidenſchaft der Tugend, die edle Zar…esgluth und die rückſichtsloſe Wahrheitsliebe. Die ihm an…eborne Sanftmuth aber erzeugt bei ihm eine Toleranz, wie …e in unſrer Zeit ſehr ſelten geworden iſt, jene Duldung …ämlich, die ohne indifferent zu ſein, doch über alle Par…iungen hinweg ſieht und das Gute überall anerkennt, wo …s auch gefunden werden mag. In dieſer Duldung kommt …ean Paul dem großen Herder am meiſten gleich. Trotz ſei…es unermeßlich reichen Witzes, mißbraucht Jean Paul dieſe …efährliche Waffe doch niemals, und ſeine Gewiſſenhaftigkeit …t deßfalls nicht genug zu rühmen. Er iſt der friedfertigſte, …alſte unter unſern Dichtern, und doch zugleich derjenige, …r das unvergleichlich reichſte Arſenal von Witz und Dia…ktik für die Polemik beſaß. Von ihm, der Alles hatte, um …n dieſer Zeit der wahre advocatus diaboli zu ſein, müſſen …ir ſagen, er war der ſanfteſte und unſchuldigſte unter allen …nſern Dichtern. Keiner hätte ſolch ein Teufel ſein können, …nd keiner war ſo ein frommer kindlicher Engel, wie er.

Auch war es offenbar nur die Liebe, die Ueberfülle des …ärmſten Gemüths, die ſeine Phantaſie beſtändig elektriſirte. …lles glänzte an ihm, weil er alles mit Liebe anſah, wie der …räutigam die Braut. Sein ewig loderndes Feuer dämpfte …lbſt das Alter nicht. Seine Seele war ein Prisma, das …berall, im Sumpf wie auf den Sonnenhöhen des Lebens …elfarbige Regenbogen um ſich zauberte, immer gleich bunt, …bhaft, blühend und kräftig. Auch auf dem geringſten Zet…l von ihm über die geringſten Gegenſtände haben die …chmetterlingsflügel ſeiner Phantaſie ihren bunten Glanz ab…edrückt. Alles geſtaltete ſich ihm zu einem poetiſchen Bilde …der zu einer witzigen Antitheſe. Was ihn nur berührte, ent…ckte ihm den elektriſchen Götterfunken des Genies.

In beinahe allen Werken Jean Paul's tritt ein ächt deut…her Zug charakteriſtiſch hervor. Gutmüthigkeit, mit hoher …nd reicher Bildung gepaart, aber unpraktiſch und in tauſend …erlegenheiten des gemeinen Lebens. So wie in Göthe's Wer…en überall der Held ein ſentimentaler Don Juan iſt, der die …amen mit hohem Gefühle doch nur wie Pferde dreſſirt und abgefeimt in allen Künſten des Egoismus iſt, eben ſo begegnet uns in den Werken Jean Paul's ſein Gegenbild, ein unſchuldiger, ſchüchterner Jüngling, voll Seele, die aber, wie eine Senſitive, vor jeder Berührung zuſammenfährt, voll Geiſt, den er aber nicht, oder nur an unrechten Orten anzubringen weiß. Dort der frühgeſchulte frankfurter Patrizier, hier der naive Knabe vom Fichtelgebirge. Dort franzöſiſche Kochkunſt, hier die ächt deutſche Genügſamkeit.

Es iſt etwas unendlich Rührendes um dieſe treuherzigen Jean Paul'ſchen Jünglinge, die ſich ſo oft lächerlich machen. Es iſt ſo viel Wahres darin. Sie haben ſo viele Vorbilder in der Wirklichkeit, wenigſtens gehabt. Bei frommer und ſittlicher Erziehung, bei beſcheidener Armuth war dieſe Jungfräulichkeit einem großen Theil unſerer Jugend eigen und iſt noch jetzt häufig zu finden. Das kriegeriſche Element fehlte, keine ſchmetternde Trompete rief den Jüngling ins öffentliche Leben, keine freudige Luſt. Im engen Familienkreiſe aufgewachſen, an einſame Studien gewieſen, durch die Willkür der Gewalt, durch das Uebergewicht der Gunſt über das Verdienſt, durch die ariſtokratiſchen Sitten überall zurückgeſchreckt und eingeſchüchtert, gutmüthig von Natur und gern im Herkömmlichen ein göttliches Geſetz verehrend, gab es wirklich eine Menge gebildete, tiefgemüthliche Jünglinge, die ganz ſo waren, wie Jean Paul ſie ſchildert, und die wenigſtens beweiſen, daß die urſprünglich edle deutſche Natur trotz aller politiſchen Demoraliſirung, trotz aller Verweichlichung und ſyſtematiſcher Entnervung ſich doch immer zu behaupten weiß. Unſchuld, Scham, richtiges Gefühl für das Große und Schöne, tiefe Scheu vor dem Gemeinen wird immer neu geboren, iſt wie von ſelber da, und gehen dieſe guten Eigenſchaften der Jugend auch am Ende in die ſchlechten des Alters über, werden ſie am Ende von der Uebermacht der herrſchenden Gemeinheit verſchlungen, ſo bedarf es doch nur einer großen Anregung von Außen, um das zarte Gefühl für Scham und Ehre, was lange Zeit, wie bei den Jean Paul'ſchen Jünglingen, nur weiblich, ſcheu, ja furchtſam erſchien, plötzlich in eine männliche Begeiſterung und in kriegeriſchen Zorn zu verwandeln.

Meine Chriſtnacht *).

Was mich geſtern ſo ſanft anklang wie das gewöhnliche Feſteinläuten, waren drei fremde Kinder, die ich belog. Ich geſteh' es, Recenſenten und Atheiſten, ich befeſtigte die drei gläubigen Jünger, ſo ſehr ich konnte, im erwieſenen Irrthum eines exiſtirenden — Chriſtkindleins; es fliege hoch und golden (macht' ich ihnen weiß) über die Häuſer und ſchaue herab auf gute und böſe Thaten der Kinder und belohne jene und beſtrafe dieſe. Ich zeigte ihnen ohne Bedenken eine entfallne Pfauenfeder (wie man in mittlern Zeiten des Erzengels Michael Federkiele wies), da es auf der umkreiſenden Thurmfahne die Schwingen ausdehnte und wieder zuſammenſchlug....

Es iſt kindiſch und pedantiſch, aus Kindern freudige Irrthümer auszujäten, die nur Roſenabſenker und keinen Neſſelſaamen tragen können. Jagt den Ruprecht fort, aber laſſet das magiſche Chriſtuskind mit grüngoldenem Gefieder zwiſchen den wiederſcheinenden Dezemberwolken ziehen; denn jener richtet ſich einmal grimmig mit gezähnten Tatzen im Fieber auf, aber dieſes fliegt einmal vergoldend und anlächelnd durch einen dunkeln Traum und durch die letzten Abendnebel auf dem Sterbebette und durchbricht mit hellen laufenden Goldpunkten den finſtern Dunſt. —

Der hohe Glaube der Kinder an ein Menſchenwort und alſo ihre Bereitwilligkeit, grobe Täuſchungen gläubig anzunehmen, iſt ſo groß, und ſo thätig als ihre — herumgreifende Aufmerkſamkeit, die das gemalte blinde Thor der Täuſchung trotz der Thorſperre öffnen will; — und daher kömmt es, daß der Verfaſſer des Jubelſeniors, als er noch Huſar (ich meine im Huſarenpelz,) war, nicht vermochte, aus allen gepackten Körben und aus allen Zubereitungen zum Chriſtgeſchenk und aus allen

*) Jean Paul's Werke. Erſtes Bändchen.

Gerüchen des angemalten Spielzeugs und des heißen Backwerks und aus dem Augenſchein ſelber (da er wirkliche Menſchen beſcheeren ſah) herauszubringen, daß niemand weiter die Hand in dieſem glücklichen Spiele habe, als eben Menſchen; ich nahm wenigſtens gleich einem Theologen an, das Chriſtuskind greiſe, da ich die unmittelbare Einwirkung aufgehoben ſah, zur mittelbaren und ſchenke durch fleiſcherne Erdenhände. Und dann, als auch dieſer bunte Nebel zu Waſſer wurde, ſo gab ich keinen Graſchen für's ganze Geſchenk. Ich erinne' mich noch wohl meiner dermaligen erſchlaffenden öden — Entzauberung:.. und ſo wird mein Geiſt und jeder Geiſt, auf den die unſichtbare Luftſäule des Lebens in unſerer Erdentiefe herunter drückt, ewig ſeine Arme und Flügel nach einem höhern Aether ausſtrecken — ewig wird unſer armes in die Klauſur der Bruſt, in den Block des ſchweren Erdenbluts, in die Laufbänder der Nerven gefeſſeltes dumpfes Herz ſich ſträubend und ſchwellend und oft brechend gegen das Element aufſchließen, in dem es ſchlagen ſoll — denn die Unermeßlichkeit iſt unſer Ort, und die Ewigkeit iſt unſere Zeit, und das Geſchöpf iſt nur der Vorläufer unſers geliebten Schöpfers. — —

O daher verliert jene Jugendzeit, wo die Wirklichkeit größer und lichter war als der gedrückte enge Wunſch in der Kinderbruſt, niemals ihren Schein; dort war es ſchön, da über den kleinen Kopf ſich noch kein größerer Himmel wölben konnte, als der über ihm ſtand, und da wir noch aus der Morgenluft (unſerer Lebensluſt) unſere Luſtſchlöſſer d. h. unſere Luftſchlöſſer bauen durften . . . dort war es ſchön, wo uns noch der Schlafrock des Vaters ſo warm und dicht umhüllte wie der Mantel des Schlafes, wo die Erde noch die Phantaſie, nicht dieſe jene bevölkerte, und wo wir uns ſtatt der Ewigkeit nichts wünſchten als Jahre und nichts Höheres ſein wollten als Aeltern . . .

Daher grub ich mir geſtern, als die Nacht meinen Luſtgang und Himmelsweg der Gaſſe ſperrte, auf den Stubendielen das verfahrne Gleis von neuem auf, das der Laufwagen meiner kindiſchen Jahre mit den Ezechielsrädern eines Himmelswagens gezogen hatte. Alles ruhte neben mir und in mir, — überall ſetzte ich, gewiſſer als ſonſt, beglückte Sterbliche voraus — das Treiben der häuslichen Arbeit hatte aufgehört, die weiblichen Brandungen waren geglättet, die Fenſter- und Bettvorhänge hingen und gleiſten, der Meeresboden der ſandigen Stube blinkte, die Mehl-Barren oder geknäterten Backtöcher und Wellbäume rauchten aus und wurden kalt, alles Geliebte ſaß um mich und hoffte — ich lief und hoffte — ja ich ſah den Paradiesvogel der Freude neben dem Adventsvogel*) fliegen und uns mit dem regen ſchillernden Gefieder blenden. — —

In einem ſolchen Enthuſiasmus war mir's unmöglich, ein geringeres Buch zu ergreifen als die — Fibel. Wenige Bücher, die ich taufe oder mache, leſ' ich mit ſolchem Entzücken als dieſes am häufigſten aufgelegte Werklein, dieſer vergoldete Thürgriff an allen Univerſitäts- und Lehr- und Lerngebäuden. Ich mache mir mein Entzücken dadurch begreiflich, daß ich es aus dem großen alten ableite, womit ich das erſte Abc-Buch mit ſeiner goldnen Metallſchrift auf der hölzernen bunten Flügeldecke in meinen kindlichen Händen glänzen ſah. Schon das Innere des Buchs, nämlich die 24 Buchſtaben ſind mir nicht gleichgültig, da ich von ihnen lebe, indem ich ſie blos gehörig wie Karten oder Looſe miſche; aber doch zieht mich das Werkchen ſtärker an, wenn es zu iſt und ich das goldne Abc aus meinem goldnen Zeitalter auf dem Letterholz der Schaale vor mir flimmern ſehe wie einen durchbrochenen illuminirten Namenszug auf einem Ehrenbogen. — Aber da ich geſtern die mit Goldfarbe aufgefriſchten Trümmer der Vergangenheit beſchaute, ſo wurde mir plötzlich wie einem, der aus einem langen Schlaf erwacht und mir kam vor, ich hätte nur eine Stunde geſchlafen, nämlich gelebt, — ich fragte mich, kann denn die Zeit ſo weit zurückgeſunken ſein, deren Grabſchrift in erhobenen metallenen Lettern ſo hell oar und in dir ſteht, — iſt denn der Tag des Lebens nicht blos wie der Chriſtabend, ſo dunkel und kalt, ſondern auch eben ſo kurz. — —

Aber ich gab mir ſelber ein Trauerreglement und ließ, um meine vier Gehirnkammern nicht ſchwarz auszuſchlagen, über dieſe, wie über eine dunkle Kammer die gefärbten lebendigen Morgenbilder aller der Freuden ziehen, die jetzt um andere Länder flattern. Ich verſetzte mich, ſtatt in alle Gaſſen, nun in alle Zonen. Ich konnte mit Gewißheit zu mir ſagen: in dieſer Stunde raſten tauſend Müde — tauſend Säuglinge ſchlummern trunken an den ſanft herüberſinkenden Müttern ein — jetzt ſteigt die Sonne wie das Haupt des Meergottes aus dem entzündeten Meere und wirft Roſen auf Inſeln und dieſe beſchauen ihre bekränzten Ufer im Zauberwaſſer — und in dieſer Minute weicht ſie von den breiten Aerndten andrer Länder und verſteckt ſich hinter Orangenwipfel, dann hinter Waizenähren und zuletzt hinter drei Roſen voll Laub und ſtrahlet endlich verſchleiert nur in der gerührten Seele eines nachblickenden Dichters fort. — Wie viel Liebende fallen in dieſer Stunde einander an's Herz! Wie viele Getrennte erblicken ſich wieder! Wie viele Kinder ſchlagen jetzt unter unſern Waiſen zum erſtenmale die Augen auf und ihre Aeltern lächeln ſtatt ihrer! Welchen ſchönen Perlenbach von Freudenthränen ſieht jetzt der glückliche Genius der Erde unter Nachtigallentönen und Freudenfeſten niederfallen! — Ach wie freudig ſeh' ich die bunte Roſen- und Blumenkette heller abgetrockneter Augen und wonnevoller Herzen um die Erde gehen! Und o du guter Genius, gehör' ich denn, indem ich's ſehe, nicht auch dazu?" —

Ach, ich riß mich bald vom bekränzten Zuge ab, weil meine aufgerüttelte Phantaſie mir auch einen zweiten parallelen Trauernden zeigte, der geſenkt und in Flor gehüllt, ſchweigend oder klagend durch das enge Theater geht. Aber ich will euch nicht in das dunkle Trauerbilder-Kabinet hineinführen, das ich mit den Nachtſtücken des Trauergefolges dieſer Stunde behing, und worin ich es malte, wie viele Wunden und Gräber in dieſer Minute gemacht werden — wie viele Seufzer ſteigen — wie viele unſerer Geſchwiſter erbleichen — wie viele geſchieden, verlaſſen, verachtet, zertreten und durchbohrt werden. . . . . . . Nein, dieſe Trophoniushöhle, dieſen düſtern Trauerſaal ſchließe die Hoffnung zu. — Aber in dieſer aus Schmerz und Wonne zuſammengemiſchten Wehmuth, die, das kraftlos, gegen die tiefen Gewitterwolken der Leiden, wie gegen die phyſiſchen, kein Mittel auf dem Lebenswege kennt, als ſich hinzulegen in die ſicherſte und letzte, aber kälteſte und engſte Höhle, bald aber ſich lieber mit lächelnden Schmerzen aufrichtet und im Gewölke des Grams das Bild des Unendlichen und ſeines Himmels leichter erkennt, wie wir die kleinen Sonne nur im überflorten Spiegel betrachten, — — in dieſem vermengten Zuſtande voll kämpfender Träume ſucht' ich Schlummer auf, der mit einem leichten kürzern Traume den Zwiſt der andern ſchlichtet.

Aber ich fand ihn nicht. Die Winterſtunden zogen träge mit ihren langen Schatten vorüber. Meine innern Bilder wurden von elektriſchen Funken lichter und reger und bewegten ſich endlich im ſchwarzen Raum der Nacht, anfangs vor den geſchloſſenen Augen, dann vor den geöffneten. Ich ſah ſehnlich der erleuchtenden Morgenſtunde des heutigen Tages wie einem bethaueten Frühling entgegen.

Ich ging an's Fenſter, um den Nachtfroſt als Alpenſchnee in den heißen Zaubertrank meiner Phantaſieen zu werfen; auch wollt' ich die nahe gewöhnliche Chriſtnachtsmuſik, die vom umwehten eiſernen Thurmgeländer über taube Häuſer geblaſen wird, näher und voller austrinken. Unten vor mir lag eine ſchlafende Gaſſe erloſchener Beinhäuſer — über die Bleiche aus Schnee zog die ſchwarze Trauerſchleppe des geſchmolzenen Stromes den langen Faltenwurf — nackte Bäume vergitterten die weiße Ebene mit ihren ſchwarzen Gerippen, und der breite Trauerrand düſterer Wälder endigte die weichen Hügel — über den blauſchwarzen Himmel wurde aufgelöſtes Gewölke, gleichſam vergößerte Schneeflocken, getrieben und um die ewigen tiefen Sonnen goukelte der flatternde Dunſt der Erde.

Als der Nachtwind, der einzige lebendige Athem der Natur, meine erhitzte Stirn und meine geſchloſſenen Augen fächelnd überſpielte und ſich wie Frühlingsland um Träume aufblätterte, ſo kamen wahre Träume und der ſtarke Schlaf.

Der Traum und das Alter ſpielen den Menſchen in die Kindheit zurück, und in der kalten Nacht von beiden überkriecht das lichtſcheue Erdgewürm des kindlichen Wahnes wieder das Herz. — Mir träumte, ich ſtiege auf den höchſten Eisberg der Erde, um auf ſeinem Gipfel knieend mein Ohr an das verſchloſſene Kirchen- und Gottesackerthor der Zukunft dieſes Jahres zu legen und ſie zu belauſchen. Unter dem Eisberge lagen die Städte und Kirchhöfe der Erde weit umher in dämmernder Tiefe; Alles ſchlief, nichts leuchtete, nichts regte ſich, und die ganze Erde war von einer Stadt zur andern, wie vom Krater des Grabes, mit ſtiller Aſche hoch beſchneit.

Aber als ich gen Himmel ſah, ſo zogen die zuckenden Sternbilder und verfolgten einander. Jedes Bild malte mit zuſammenſchließenden Strahlen, wie mit ſprühenden Gewitterwolken ſeinen lichten Umriß in's Blaue. Der Himmel bewegte ſich unter dem Kampf der funkelnden regen Geſtalten. Der Drache zog am Gipfel des Himmels herauf und verſchlang die Sternen ſeiner Bahn und den Polarſtern. — Am erhabenen Orte lagen nagend der Skorpion und der Hund, und der Krebs durchbohrte mit ſeinen zwei Scheeren die Zwillinge, und an der Jungfrau hackte der Rabe, und die Waſſerſchlange hielt ſich aufgebäumt auf der Flucht zurück.

Die Geiſterſtunde rückte immer näher. Unaufhörlich ſprachen die Glocken unter mir und ſchlugen jede Minute zur eilften

*) Die Norweger glauben, er komme nur am vierten Advent.

Digitized by Google

Stunde. Ich ſchaute furchtſam nur auf die entſchlummerte, ein-eſchattete Ebene nieder. Endlich ſchlugen alle Uhren die ſechs-igſte Minute aus, und die Geiſterſtunde ging an. Da fuhr ein Sturm unter der Erde am Horizont herauf, und erſchütterte die ufgehenden Sternbilder und trieb ſie auf die Erde herein, und ie Todtenaſche drehte ſich auf, und die wandelnden Bilder blitz-n durch das Aſchegeſtöber, — und die lichten Geſtalten waren eiſter — und beſtanden aus Augen.

Die Lichtgeiſter zogen die Todtenaſche an und verhüllten ſich t ſie und formten Menſchenkörper daraus und Geſtalten, die ich nnte. Sie ſpielten das Getümmel des Lebens nach; — die eiſter im Staube weinten wie die ſchlafenden Menſchen, und ndere lachten mit den Aſchenlippen; ſie machten Gräber und gten Kindergeſtalten hinein, andere hielten Mutterarme auf nd drückten kleine Weſen an die kalte Bruſt. — Dann trieb ne neue Windsbraut die Todtenſtaubwolke aus den weiſſen, dür-n Schlachtfeldern der vorigen Jahre heran. Und die blinken-n Geiſter wickelten ſich in den Heerrauch und ſpielten verkör-ert mit altem ruhenden Staube grimmig die künftigen Schlach-n vor, und die fallenden Krieger ſtöhnten nur im Fallen, aber us der Aſche floſſen keine Thränen und kein Blut.

Und da ich voll Klage meine Augen auf zum Himmel hob nd betete: O Vater des Troſtes, gib den armen wahnſinni-en Menſchen „Friede und Liebe," ſo ſah ich den geſtirn-n Drachen zwiſchen dem Arkturus und Kynoſura die Flügel ie Wolken aufſchlagen und herunterziehen; — und wie er glü-end tiefer ſank, ſo fiel der Berg aus Eis geſchmolzen ein, und ie nahe Aſche flatterte um mich, und eine ſpielende Geſtalt ollte in meinen Körper dringen, um mein Vergehen nachzu-elen, und die nahe Erde, dieſer Aſchenzieher unſers warmen taubes, ergriff mich, und dem hängenden Drachen entfiel auf ein Herz ein glühender Stern. — Da war mein Geiſt befreit nd loderte empor über zerbrochenes, auf die Erde gebautes Ge-äuſe. — Ich ſchwebte feſt und unbewegt über den Strudeln er rollenden Erde, und die umlaufende Welt führte ihre Länder nd Völker unter mir vorbei. O wie viel Jammer und wie viel onne flohen vorüber! Bald wälzte die Kugel ein ſtürmendes reitendes Meer und taumelnde Schiffe mit angeketteten nachflie-enden Särgen vorbei, — bald ein perſiſches Thal, glühend en Nelken und Lilien und Narziſſen und hängenden Blumen-ärten auf Pfirſichſtämmen; — Schlachtfelder voll umklammern-er Würgengel verfolgten duftende Gärten mit umarmenden eichem Geliebten; — bald kamen zwei Arme, die das ſtau-ende Entzücken, bald zwei andere, die der Jammer aufhob; — nd die Kugel zeigte mir auf ihren weichen Blumen den glück-chen Schäfer, und unter ihm den liegenden, gleich nur einer bendig beerdigten Leiche arbeitenden Bergmann und Minen-leger; — Regenbogen auf erkälteten Gewittern und auf erha-enen Waſſerfällen, niederbrennende Städte unter Donnerwettern, nd ſchillernde im Morgenthaue; die Todtenglocke ſummte in as Freudengeläute, das Morgenroth zerfloß in's Abendroth, nd die reiſſende Kugel rückte das an ihr hängende Menſchenge-ſchlecht, Alles, ſeine verweinten, erhabenen, zerdrückten, verwe-nden Geſtalten, und alle unſere Thränen und Kränze und iegbetten und Spiele zuſammen, und der Schmerz und die eligkeit riefen neben einander, fliehend: ich bin ewig. —

Da ſtand in meinem Geiſte der Stolz und die Kraft der nſterblichkeit auf, und er ſagte: Eile hinab, ſchmutzige Kugel, it deinen geflügelten Freuden; du biſt viel zu vergänglich r einen Unſterblichen!

Als aber der wegziehende Erdkreis ſeine Sonnen hinter ihr, und als mein gereiftes Auge um die andern Sonnen tauſend rden ſchwimmen und alle dunkeln Klumpen mit der umgewälz-n Nachbarſchaft der Paradieſe und der Gräber, des Jammers d des Jubels eilen ſah, ſo brach meine Bruſt unter der Ver-zweiflung, und ich rief aus: „Unendlicher, ſind denn deine End-hen nirgends glücklich? O wenn wird denn die ermüdende Seele ſättigt?"

Ein ſanftes Tönen antwortete: „Auf keiner Erde — aber ach dem Sterben — bei der unendlichen Liebe, bei der un-dlichen Weisheit." — Und hier kehrte die Erde von ihrem ahre zurück und flog oben von der Sonne herab, und das Tö-n ſang ſchöner und leiſer nach: „Gehe auf deine Erde, du biſt ch nicht geſtorben." Und hier wurde aus allen in der Tiefe egenden Welten ein zitterndes Glockenſpiel, und meine ge-öſtete Seele ſtieg der alten niederfallenden Erde ſanft gezo-n entgegen, — und ein funkelnder Zirkel aus zwei verknüpf-n Regenbogen war um ihr rundes Ufer gelegt; — und ſie riß ch erſchüttert zu ſich, und ich wachte auf . . . . .

Um den Thurm flogen die heiligen Töne des Chriſtmorgens d der Morgenwind brachte ſie ſchweigend — unter mir ging e finſtere Strom mit ſeinen alten Wellen und mit ewigen Tö-n — die Sternbilder des Himmels ſtanden feſt und hell, die olken lagen vom Nachtwind gethürmt und von der tiefen her-fſtehenden Sonne geſäet, bergig in Oſten — und in einigen der nächſten Häuſer waren ſchon die Frucht- und Zuckerbäume angezündet, und die von der Muſik zu bald geweckten Kinder hüpften um die brennenden Zweige und um das verſilberte Obſt.

Ueber das Immergrün unſerer Gefühle *).

„Wie enge iſt das warme Leben, und wie breit ſeine Winterſeite! Kannſt du die Entzückungen, welche überwältigend und mit dem Verſprechen der Unſterblichkeit in deinem Herzen geherrſcht, dir den nächſten Tag wieder zurückführen, wenn ſie dem Gegenſtande nachgeſtohen ſind? Wie viel bleibt dir von der Seligkeit, welche dir eine Landſchaft, ein Glück, eine Muſik, eine Stunde der Freundſchaft und Liebe gegeben, in deiner Erinnerung zurück? Höchſtens warme Schatten deiner Vergangenheit; ein mattes Nachſchimmern hängt ſich an den erneuerten Gegenſtand, und die Entzückung, die vorher ſo gewaltſam dein Herz erſchütterte, erregt nur ein leiſes Nachzittern voll Sehnſucht, die eben der lebendige Zeuge iſt, wie wenig du behalten haſt. Da wir für die äußere Welt der Sinnen, für die innere der Vorſtellungen ein ewiges Repetirwerk am Gedächtniß beſitzen, und da die Bilderreihen des Kopfs ihren Nebenregenbogen haben, ſo bilden wir uns ein, auch die Flammen des Herzens würfen, gleich dunkeln Körpern, Schatten von ſich und Schattenriſſe. Allein wenn uns aus einem ganzen feurigen Frühling des Lebens, eine in drei Minuten zuſammenzupreſſende Erinnerung und nicht vielmehr Reichthum des Nachgefühls übrig bleibt, als aus den Paradieſen des magnetiſchen Schlafs nach dem Erwachen, ſo geſteht: das Herz hat kein Echo. Nur ſtarkes Schmerzgefühl wiedererzeugt ſich feſt mit aller Größe in der Erinnerung; die Locke und das Kleid eines Verlornen bringt dir vielleicht die erſte Trauer in voller Stärke wieder, obgleich die Locke und das Kleid eines geliebten Menſchen wenig von der vergangenen Entzückung erneuert, vielleicht darum, weil außerhalb der Kunſt der geiſtige Schmerz ſtärker und häufiger iſt, als der geiſtige Zauber, wie die körperliche Pein des Gefühls eindringender, als jede Luſt deſſelben. Und ſo dauert denn ſo oft unſer Nachwinter länger, als unſer Nachſommer."

— Man wird leicht nach den „Gänſefüßen oder Anführungszeichen" erwarten, daß ich alles dieſes widerlegen werde, aber ich unterſchreib' es vielmehr und füge ſogar noch Folgendes dazu: Wenn der Menſch den durchflogenen Seelenhimmel auch nur Eines Tages rein wieder nachbauen und aufwölben könnte im Kopfe, ſo ſtänden ihm in einem Jahre ſo viel Himmel offen, als der Ketzer Baſilidos annahm, nämlich 365; und dann könnte der Gegenſtand, der den erſten Himmel ſchaffen mußte, ſo entbehrlich ſein, als der Lehrer dir bei dem Fortgenießen einer Wiſſenſchaft, die er dir zum erſtenmal gegeben. — Vielleicht auch gehört es eben zu den unüberwindlichen Reizen der höhern, zärtern Liebe, daß der Geliebt-Liebende auch in der Entfernung vom Gegenſtande und ohne Malerei der Erinnerung noch ein lindes laues Fortwehen der Feierſtunden am Herzen fortfühlt, wie zuweilen in manchen himmliſchen Abenden des Frühlings alle Gaſſen der Stadt, in welchen kein Garten wächſt, ein Blüthenduft durchzieht, den die ganze warmblühende Umgegend zuhaucht. Dieſes ſanfte, der Liebe eigene Fortfreuen, ohne den Gegenſtand und ohne die heißen Sonnenblicke der Entzückungen, iſt wie das fortdauernde Umſpülen der Bruſt durch einen ätherblauen Tag und eine friſchgrüne unabſehliche Landſchaft.

Gleichwohl kann ich allen vorigen Klagen über das Nachdenken der Gefühle einen Troſt zur Antwort geben, den Troſt ihrer Auferſtehung durch die Kunſt. Wenn der Gegenſtand entwich und ihm dann nachſtarb die begeiſterte Stunde, die er gegeben, ſo tritt die Kunſt zu uns und weckt das Geſtorbene auf; die Malerei giebt uns den Gegenſtand zurück und damit die begeiſterte Stunde, — die Tonkunſt giebt die Begeiſterung und damit den Gegenſtand, — die Dichtkunſt giebt beide wechſelnd.

Wenn die Malerei das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feſtſtehen: ſo blickt die Zauberlandſchaft, das Zauberauge, die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchſten Freuden um, und die Sonne ſteht vor dem Maler (anders als vor dem tödtenden Joſua) nur ſtill, um dem wärmern Leben fortzuleuchten.

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten ſich an einander reihen, um dir nur eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von unſichtbaren Händen empfängſt! Habe groß und ſelig geweint, wie du nur willſt: die Tonkunſt ſpricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Thränen wieder.

Und dann endlich giebſt du, gute Dichtkunſt — mit dem ganzen Reichthum beider Schweſterkünſte — die Menſchen und die Entzückungen verklärt lebendig zurück, die jede Erinnerung

*) Jean Paul's Werke. Erſtes Bändchen.

Digitized by Google

nur todt wiedergebären kann, und in deinem Spätroth kehrt jedes Frühroth des Lebens um. Dem Menſchen, welcher große Stunden des Lebens dunkel in der Bruſt trägt, aber ohne die Kraft, ſie wieder zu beleben und zu erleuchten, wiederholt ſie die Geſtalten, die ihn ergriffen, die Töne, die er nie vergeſſen wollte, und die Erde und den Himmel, welcher nur Einmal ſo für ihn dageſtanden.

In ihren Umriſſen des Lebens verſchwinden die Ungleichheiten deſſelben wie der Erdſchatten am Monde ſich rundet und ſeine Berge verbirgt. Ja, ſie thut nicht die alten Paradieſe, die ſich hinter uns zugeſchloſſen, ſondern auch neue auf, in die wir gehen können, und auf ihren leichten Wolken finden unſere Seelen, wie Oſſians Geiſter auf ihren, einen Himmel wieder. So klage denn nicht über die Flüchtigkeit der Freuden, da ihnen die Kunſt ihre Ewigkeit leiht. Oder wenn du noch klageſt, daß die Entzückung und die Begeiſterung nur ſo lange dauere, als der Gegenſtand, der ſie ſchafft, verweilt: ſo erfreue und begeiſtere dich an einem Gegenſtand, der niemals von dir weichen kann, er iſt zugleich auch der größte und der ſchönſte, und hat dir Alles gegeben, dich und ſich.

* • *

Eine andere verwandte Klage über das Alter der Gefühle durch Jahre widerleg' ich gern, ſo wie jede unnütze Furcht der Menſchen; und ich gewinne gern, wo es nur angeht, allen Monden unſers Lebens die Sonnenſeite ab.

Nur ein enges Herz wächſt nicht, aber ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieſes dehnen ſie aus. Nur irret der Menſch zweimal über die warme Tiefe ſeiner Gefühle.

Das eine Mal iſt, wenn ſie da ſind in aller Kraft, aber zugleich in Ruhe. Empfindeſt du wohl für deine Kinder im Treiben des Wochenlebens, im Kühlbleiben durch Gebote, und vielleicht durch Rügen und Fürſorgen und in den tagelangen Entfernungen oder im Vergleichen des einen Kindes mit dem andern, empfindeſt du jene Liebegluth für ſie, welche aus der ausgeſtreuten Aſche des Alltagslebens ſogleich in helle Flamme vorbricht, wenn dein Kind unſchuldig leiden muß oder ſterben will? — Aber dann war deine Liebe ja früher da, als der Schmerz des Kindes und deiner. Wie erſcheint in der Ehe und in der Freundſchaft das Herz, das im gewöhnlichen Nebeneinanderleben nur heimlich ſchlägt und wärmt, in den beiden Stunden, worin mir der Menſch am meiſten gefällt, bei dem Abſchiede und bei der Ankunft, mit aller ſchönen Gewalt der langgenährten Gluth, ſo wie die Gletſcher — wenn ein ſolches poetiſches Gleichniß verſtattet iſt — nur bei Sonnenauf- und bei Untergange durchſichtig und roſenroth lodern, im Taglicht aber dunkel und grau daſtehen.

Vielleicht liebt ſogar der Menſchenfeind, ja der größte Selbſtſüchtige unbewußt; man entrücke ihm die ganze Menſchenwelt bis auf das kleinſte Kind, und frage dann ſein Herz. Verwechſelt nur nicht immer ſo voreilig Erkältung gegen einen, gegen zehn, gegen viele, mit Erſtarrung gegen alle.

Und ſo liegt denn ein Goldſchatz von Liebe wenig ſichtbar als bis auf ein kleines Flämmchen in der Bruſt, bis ihn endlich ein Geiſterwort hebt und der Menſch den alten Reichthum entdeckt. Auch freuet es mich noch recht, daß das Herz gerade durch die Gewohnheit des Beiſammenſeins — ſie, die ſonſt alle Reize und Genüſſe entblättert und kahl macht — im Stillen Nahrung zur Liebe ſammelt, wie der Diamant auch unter dem Waſſer Licht zum Ausſtrahlen einſaugt, und daß die Liebe gerade durch die Zeit, die den Haß abſtumpft, ſo lange unſcheinbar erſtarrt, bis ſie mit allem Glanze in der Gefahr einer Trennung auf einmal ihren Anwuchs zeigt; denn die Gewohnheit trägt die Farben der Liebe auf, wie die Kalkmalerei die übrigen; eine nach der andern wird eingeſogen und verſchwindet, und auf die unſichtbare kommt wieder eine, bis zuletzt ein dauerhaftes Glanzbild auferſteht und vortritt.

Ein andermal glaubt der Menſch ſich vom Alter erkältet, weil er in ihm blos für höhere Gegenſtände entbrennen kann, als ſolche, die ihn früher erwärmten. Es iſt aber gar nicht wahr, was doch zuweilen der Landſchaftfreund, der Prediger, der Dichter, der Schauſpieler, der Tonkünſtler fürchtet, daß an den Jahren ihre Empfindung für Natur, Kunſt und Herz erlahme, blos weil ſie von den Gegenſtänden ihrer jungen Jahre ſchwächer ergriffen werden in ihren alten. Du weineſt freilich jetzo, wie ich, ſeltner im Schauſpiel und vor der Tonmuſe als ſonſt; aber gebt uns das rechte Gedicht, und gebt mir eine in Mannheim dargeſtellte Veſtalin von Spontini, ſo will ich mich loben, wenn ich eben ſo viel Gewalt über meine Rührung behaupte, als dieſe über mich. Die Jugend iſt noch dunkles Wachs, das ſchon vor kargen Sonnenſtrahlen zerfließt, indeß das weißgemachte von ihnen kaum erwärmt. Der reife und überreife Mann flieht ſogar die Thräne, die der Jüngling ſucht; aber nur weil ſie zu heiß aus ihm dringt und zu langſam trocknet.

Eben ſo wähle, guter Himmel, einen Menſchen von meinem Alter und meinem Herzen und meiner lebenlangen Armuth an erhabenen Landſchaften, und führe ihn in die rheiniſchen, und bringe ihn auf das ziehende lange Meer des Rheins, der zwiſchen zwei Weingebirgen, wie zwiſchen geſegneten Welttheilen, nur Luſtſitze malt und ſich Eilande zum Umarmen ſchafft, und laſſe ſogar noch den Nachflor des Abendroths in ihm blühen: wahrlich, in dem alten Menſchen wird wieder die Jugend ſpiegeln und das ſtille Meer der Unendlichkeit, die uns in den tiefſten und größten Himmel hinunter ſehen läßt. Oder wenn ein gütiges Schickſal einen Mann von ſo vielen Jahren und von ſo wenigen Kunſtkenntniſſen, als ich habe, und von derſelben Phantaſie in das altdeutſche Bilderkabinet der kunſtgaſtfreien Gebrüder Boiſſerée einführte, und wenn er darin (noch dazu hat er vorher zur Einweihe die ſterbende Marie des van Eyk geſehen) das Gottſtück ſeines Schülers, den Chriſtuskopf, vor das Auge bekommen, und wenn er nun in das Uebermenſchliche des Bildes ſo nahe blicken müßte, deſſen Augen Weltrichter ſind und deſſen Züge nur menſchenverwandt, aber nicht völkerähnlich, ſondern völkerherrſchend, und wie er erſt nach der Demüthigung vor der göttlichen, im Künſtlergeiſte zum zweitenmale Menſch gewordenen Geſtalt endlich den Troſt gewonnen hätte, in die tiefen Liebesquellen der Augen und Lippen zu ſchauen: ſo weiß ich, wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erſchüttern und dann zerſchmelzen würde; denn ich war ein ſolcher Glücklicher.

Gedächtniß, Witz, Phantaſie, Scharfſinn können ſich im Alter nicht verjüngen, aber das Herz vermag es mit ſich; und damit ihr's glaubt, denkt daran, wie Dichterherzen noch in ihrem Herbſt und Winter glühen, ein Klopſtock, Herder, Gleim, Wieland, Rouſſeau.

Der Name Rouſſeau erinnert noch an die Liebe im engern Sinn. Und dieſe tröſtet und wärmt vielleicht öfter ein altes Herz, als ſie ſich ausſpricht, was auch nicht immer zur Liebe nöthig iſt. Wer im Alter ganz die Liebe miſſen kann, hatte in der Jugend die rechte nicht, für welche es keine Jahre giebt, ſo wie im Winter nur vertrocknete Zweige, aber nicht Sprößlinge ſich mit Eis überziehen. Schmerzhaft ſchlüge auch Jedem das liebende Herz, wenn er denken müßte, es ſchlage der Erkältung entgegen, nur einige Jahrzehende bleib' es und ſterbe darauf in langen Jahrzehenden kalt fort. Aber die Liebe wird ſich oft verhehlen und einen Theil ihrer Wärme verſchämt hinter Kindern und Enkeln verbergen; und die letzte Liebe iſt vielleicht ſo verſchämt als die erſte.

Aber ſoll denn Liebe im Alter, ſobald ſie auf keine andern Vorrechte der Jugend Anſpruch macht, immer nur lächerlich ſein? Warum ſoll das Liebeleben, das bei den beſſern Menſchen ſtets nur geiſtig und mit dem Innern anfängt, nicht auch mit dem Innern ſchließen dürfen? Iſt es denn ſo lächerlich, wenn ein veraltetes Auge ſeelenvoll anblickt, und die Erinnerungen aller Frühlinge errathen läßt? Ja, wenn es ſogar naß würde, aber nicht zu ſehr, ſondern nur aus halber Freude und aus halbem Nachgefühl, wäre nicht auch dieß zu verzeihen? Und darf denn keine alte Hand eine junge drücken, wenn ſie damit kein anderes Zeichen geben will, als dieß: auch ich war in Arkadien, und auch Arkadien blieb in mir? Denn die Jugend des Geiſtes iſt ewig, und die Ewigkeit iſt Jugend, und Liebe giebt, wie die Ambroſia der alten Dichtung, ſüßeſte Koſt und Unſterblichkeit zugleich. Der Körper iſt der Blumenſtab der Liebe; aber nur der Stab, nicht die lebendige Blume vermodert im irdiſchen Boden.

Wenn indeß die Gefühle jedem Alter gerettet bleiben: ſo behalten doch nicht alle Zeichen derſelben die nämliche Freiheit, ob ich gleich zu den Menſchen ſagen möchte: „Schonet jede wahre Liebe, unter welchen Zeichen ihr ſie auch antrefft, und verlacht die Ausbrüche eines ſeligen Herzens nicht frecher, als ihr es bei denen eines jammernden wagt.“ Da dem gemeinen Menſchen eigentlich alle Zeichen einer Liebe, wovon er nur Zuſchauer und nicht Gegenſtand iſt, ſchon in der rechten Blüthezeit des Lebens lächerlich und tadelhaft erſcheinen: ſo ſchreibt er ſich deſto mehr Recht zu ſeiner lachenden Kälte zu, wenn er außer der gewöhnlichen Jahrzeit die Vergißmeinnicht der Liebe antrifft. —

Erinnerungen

aus den

ſchönſten Stunden für die letzten *).

„Gib mir, hat in der abgematteten Dürre der Krankheit Herder ſeinen Sohn, einen großen Gedanken, damit ich mich

*) Jean Paul's Werke. Erſtes Bändchen.

Digitized by Google

erquickt!“ — Was aber halten wir gewöhnlich den liegenden Gefangenen im dunkeln Krankenbette vor, wenn vor ihnen der Glanzthau auf ihrem Leben dunkelgrau geworden? Nichts, als noch einige Schreckbilder mehr, ſtatt erhellender Sternbilder. Seltſam und hart iſt es freilich, daß ſich gerade um den Todtkranken Klagen und Rührungen verſammeln und frei ausſprechen, welche man ſonſt dem Geſunden bei ſeiner Stärke verhehlt; ordentlich, als ſolle der Sterbende die Geſunden aufrichten. Da ſteht im ſchwülen Krankenzimmer keine Seele vor dem kraft- und farbenloſen Geſichte, die auf ihm ein heitres Lächeln erweckte, ſondern Beichtväter und Rechtsgelehrte und Aerzte, die alles befehlen, und Verwandte, die alles bejammern. Da ſteht kein kräftiger, über die eigene Trauer erhöhter Geiſt, der in die niederliegende, nach Freudenladung durſtige Seele die alten Frühlingswaſſer froher Erinnerung leitete, und dieſe mit den letzten Entzückungen vermählte, welche in Sterbenden das Heranſchweben eines andern Lebens vorbedeuten; ſondern da wird das Krankenbette zum deckelloſen Sarge eingeengt; das Leben wird dem, der aus ihm ſcheiden ſoll, durch weinende Lügen der Geneſung, oder durch Worttrauer höher, und die Bahre als ein Blutgerüſt aufgeſtellt, — und in die Ohren, welche noch lebendig bleiben, wenn die Augen ſchon geſtorben ſind, werden die ſcharfen Mißtöne des Lebens nachgeſchickt, anſtatt daß das Leben nur, wie ein Echo, in immer tiefere, aber weichere Töne verwehen ſollte. Und doch hat der Menſch das Gute in ſich, daß er ſich der kleinſten Freude, die er einem Sterbenden mitgab, lieber erinnert und rühmt, als vieler größern, die er an Geſunde austheilte; vielleicht auch noch darum, weil er nur im letzten Falle noch zu verdoppeln und nachzuholen vermag, wiewohl der Sterbliche beherzigen ſollte, wie leicht jede Freude könne als eine letzte gegeben oder empfangen werden.

Es würde alſo unſer Lebensaustritt viel ſchmerzlicher ſein als unſer Eintritt, wenn nicht die gute Mutter Natur, wie überall, voraus gelindert hätte, um ihre ſchlaftrunknen Kinder auf ihren wiegenden Armen ſanft aus einer Welt in die andere zu tragen. Denn in den vorletzten Stunden läßt ſie um den Heißbeweinten einen Panzer von Gleichgültigkeit gegen die zurückbleibenden Menſchen gefrieren, und in den nächſtletzten umſchwimmen und umſpülen das Gehirn — wie die Nachrichten der erweckten Scheintodten, und die Mienen und Töne vieler Sterbenden beſtätigen — weiche Wonnewogen, welche auf der Erde mit keinen andern ſo viele Aehnlichkeit haben, als mit den Frohgefühlen, warin die magnetiſchen Kunſttodten ſich geneſend baden. Noch wiſſen wir nicht einmal, wie hoch ſich die Sterbewonnen, da wir ſie nicht in ihrer Vollendung, ſondern durch belebte Scheintodte, und alſo nur in ihrer Unterbrechung kennen, noch zu ſteigern vermögen, und ob nicht eben fortwachſende Entzückungen und Verzückungen, die mehr Leben verbrauchen, als die Zuckungen des Schmerzes, in einem unbekannten Himmel das unſterbliche Leben löſen von dem gemeinen hieſigen. Es gibt eine wichtige ungeheure Weltgeſchichte, die der Sterbenden; aber auf der Erde werden uns ihre Blätter nicht aufgeſchlagen. — —

Im Dörfchen Heim wohnte Gottreich Hartmann bei ſeinem alten Vater, einem Geiſtlichen, den er glücklich machte, ob dieſer gleich alles, was er geliebt, überlebt hatte. Gottreich verwaltete für ihn das Predigeramt, nicht ſowohl, um ſeinen wenig alternden Kräften beizuſtehen, als um der eigenen feurigen Luſt, und dadurch dem Greiſe die eigenthümliche Freude zu machen, daß der Sohn den Vater erbaute.

In ihm drängte und klopfte nur ein Geiſt, der dichteriſch blühen will; er war aber nicht, wie die meiſten dichteriſchen Jünglinge, ein Knollengewächs, das einige dichteriſche Blumen treibt, und, nach deren Abfallen, unter der Erde unſcheinbare grobe Früchte anſetzt: ſondern er war ein Baum, der ſeine ſüßen, bunten Blüthen mit ſüßen Früchten krönte, und dieſe Blüthentriebe wurden noch von der Wärme der neuern Dichtermonate gelockt.

Sein Vater war von ähnlichen Kräften zum Dichter berufen, aber nicht von der Zeit begünſtigt; denn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mußte mancher Kunſtgeiſt, der fliegen konnte, bloß auf der Kanzel, oder auf dem Lehr- und auf dem Richterſtuhle bleiben und haften, weil der älterliche Bürgerſtand ſeine Kinder auf jeder Ebene und in jedem Thale beſſer zu weiden glaubte, als auf dem ſpitzen Muſenberge. Jedoch zurückgedrängter Dichtergeiſt wendet ſich, wenn er nicht in Schöpfungen ſich verhauchen darf, deſto inniger heißer und ſchmückend auf das eigene Herz zurück; die unausgeſprochenen Gefühle reden, wie Stimmen, lebendiger durch Bewegung, und die Thaten drücken Bilder aus. Auf dieſe Weiſe lebt der Dichter leicht ſo lange, wie der Menſch ſelber, der zu deſſen Geſchöpfe und Stoffe wird. So durchdauert der weiche kurzlebige Schmetterling — wie früher als Puppe — den langen harten Winter, wenn er im Sommer nicht hat zeugen können.

Aehnliches widerfuhr dem alten Hartmann, aber ſchöner, weil die jungfräuliche Dichterſeele in der Kanzel, als ihrer Nonnenzelle, wohnen durfte, und die Zwillingsſchweſtern, Religion und Dichtkunſt, einander ſo nahe und helfend beiſammen leben konnten. Wie rein und ſchön iſt die Stelle eines Geiſtlichen! Alles Gute liegt um dieſe herum: Poeſie, Religion, Seelenhirtenleben, indeß andere Aemter dieſe Nachbarſchaft ſo dunkel verbauen.

Sohn und Vater lebten ſich ſo immer tiefer in einander hinein, und auf der Stelle der kindlichen und väterlichen Liebe erwuchs eine ſeltne Freundſchaft eigner Art. Denn nicht blos mit der Wiedergeburt der verlornen Dichterjugend erquickte ihn der Sohn, ſondern mit der andern noch ſchönern Aehnlichkeit des Glaubens. In frühern Zeiten konnte ein Greis, der ſeinen Sohn in die theologiſchen Hörſäle hinaus ſchickte, niemand zurück erwarten, als einen Bilder- und Himmelsſtürmer alles deſſen, was er in ſeinem Amte auf dem Altare bisher altgläubig angebetet hatte; der Sohn kam als Heidenbekehrer oder Antichriſt des Vaters nach Hauſe. Es mag damals väterliche Leiden gegeben haben, welche, obwohl verſchwiegener, doch tiefer waren, als mütterliche. — Jetzt iſt es zuweilen beſſer. Gottreich war, ob er gleich mit der gewöhnlichen, kleinen, üppigen Freigeiſterei des Vorjünglings auf die hohe Schule ging, — doch mit dem Glauben ſeiner Väter und ſeines Vaters von den jetzigen Lehrern zurückgekommen, welche die Gefühle der alten Theologie vor den Auflöſungen der Aufklärer bewahren lehrten, ſie nur dem Lichte, das bei Menſchen, wie Gewächſen, und dem äußern Wachſen dienlich iſt, nicht aber die Wurzeln ſchädlich entblößten.

So fand nun der alte Vater ſein altes chriſtliches Herz an der Bruſt ſeines Gottreichs mit jüngern Schlägen wieder, und die Rechtfertigung ſeiner lebenslangen Ueberzeugungen und ſeiner Liebe zugleich. Wenn es weh thut, zugleich zu lieben und zu widerſprechen, und den Kopf abzubeugen, indem man ſich mit der Bruſt zuneigt, ſo iſt es deſto ſüßer, ſich und ſeinen Glauben durch eine jüngere Zeit fortgepflanzt zu finden. Das Leben wird dann eine ſchöne Sternennacht, wo kein altes Geſtirn untergeht, ohne daß ein neues aufſteigt.

Gottreich hatte ein Paradies, in dem er blos als Gärtner deſſelben für den Vater arbeitete, und dieſem zugleich Gattin, Bruder, Freund Alles war, was ein Menſch zu lieben hat.

Jeder Sonntag brachte ihm eine neue Freude, nämlich eine neue Predigt, die er vor dem Vater halten konnte. So viele Kräfte, beſonders poetiſche, bot er im Kanzelvortrage auf, daß er faſt mehr für die Erhebung und Rührung des Vaters, als für die Erleuchtung der Gemeinde zu arbeiten ſchien; wiewohl er doch nicht ganz mit Unrecht annahm, daß dem Volke, wie den Kindern, höhere Zumuthungen des Verſtehens gedeihlich ſind, und forthelfen, und daß man nur am Unerſtiegenen ſteigen lerne. Ein naſſes Auge, oder ſchnell betendes Händefalten des Greiſes, machte den Sonntag zu einem Feſte der Himmelfahrt; und im ſtillen kleinen Pfarrhauſe wurden oft Freudenfeſte begangen, deren Feier Niemand verſtand und Niemand vernahm. Wer Predigten halten oder hören für eine matte Freude anſieht, wird freilich noch weniger die andere begreifen, mit welcher beide Freunde ſich über die gehaltene und über die nächſte unterhielten, als wäre eine Kanzelkritik ſo wichtig, wie eine Bühnenkritik. Der Beifall und die Liebe eines kräftigen Greiſes, wie Hartmann, welchem auf den kalten Höhen der Jahre nicht die geiſtigen Glieder erſtarrten, mußten einen Jüngling, wie Gottreich, ſtark ergreifen, welcher, leiblich und geiſtig zärter und dünner gebaut, in ſchnellerer und höherer Flamme aufſchlug.

Zu dieſen beiden Glücklichen trat noch eine Glückliche. Juſta, eine doppelte Waiſe — Herrin ihres Vermögens und aller ihrer Verhältniſſe — hatte das ganze väterliche Kaufhaus in der Stadt verlaſſen und verkauft, und war in's obere Stockwerk des ſchönſten Bauerhauſes gezogen, um dem Lande nicht halb, ſondern ganz zu leben. Juſta that Alles in der Welt ganz, nur aber manches noch mehr, als ganz, nämlich etwas darüber, wenigſtens da, wo Großmuth anzubringen war. Das erſte, was ſie im Dörfchen Heim vornahm, nachdem ſie den ſanften Gottreich und deſſen fromme Dichterangen geſehen, und vier oder fünf Lenzpredigten von ihm angehört hatte, war, daß ſie ihm ihr tugendtrunkenes Herz geradezu gab, doch aber die Hand bis auf die Zeit zurückbehielt, wo mit dem großen Weltfrieden zugleich ihr Bund geſchloſſen werden konnte. Ueberall that ſie lieber das Schwere, als das Leichte. Ich wünſchte, es wäre hier der Ort, das Maileben abzumalen, das in dem niedrigen Pfarrhauſe neben dem niedrigen Kirchthurme unter Juſta's Händen blühte, — die Morgen, wo ſie aus ihrem Häuschen zur Anordnung des Tages in das Pfarrhaus flog, — die Abende im Pfarrgärtchen, das nicht nur zwölf Beete in ſich hatte, ſondern auch eine Menge durchwäſſerter Auen um ſich, der fernen Hügel und Sterne gar nicht zu gedenken, — das Ineinander-

ſpielen dreier Herzen, wovon keines in ſo reinen und engen Umgebungen etwas anders kennen und fühlen konnte, als nur allein das Schönſte, und bei denen Gut- und Frohſinn bloß zum täglichen Lebenswandel gehörte. Jeder Sitz war ein Kirchenſtuhl und Alles geiſtlich, und der Himmel bloß ein größeres Kirchengewölbe.

In manchem Dörfchen, in manchem Hauſe mag ſich ein wahres Eden verſtecken, das nie genannt und geſchildert ward, weil die Freude ihre zarteſten Blumen gern überlaube und zudeckt. Gottreich ruhte in einer ſolchen Dichterfülle der Wonne und Liebe — der Dichtkunſt und der Frömmigkeit — des Frühlings und der Vergangenheit und der Zukunft, daß er ſich heimlich fürchtete, ſein Glück anders auszuſprechen, als betend. Nur im Gebete, dachte er, darf der Menſch Alles ſagen, ſein Glück und ſein Unglück. — War denn nicht ſogar der Vater beglückt und bekam ein warmes Alter, keinen Winterabend, ſondern einen Sommerabend ohne Finſterniß und Froſt, obgleich die Sonne ſeines Lebens ziemlich tief hinter dem Grabhügel geſunken war, unter welchem ſeine Gattin ſich ſchlafen gelegt hatte.

Nichts erinnert einen edlen Jüngling ſo leicht an die letzten Stunden des Lebens, als gerade die ſchönſten, die innig froheſten. Gottreich mußte in einem ſo ſeltenen Zuſammenduften und Zuſammenglänzen aller Freudenblumen, gerade in der friſchen thauigen Morgenzeit des Lebens, ſchon unter dem Morgenſterne des Lebens daran denken, daß ihm dieſer einmal als Abendſtern deſſelben erſcheinen werde. Da ſagte er zu ſich: „Alles ſteht jetzt ſo klar und feſt vor mir, Schönheit und Seligkeit des Lebens, — der Glanz des Weltalls, — der Schöpfer, — der Werth und die Größe des Herzens, — die Sternbilder ewiger Wahrheiten, — der ganze geſtirnte Ideenhimmel, der den Menſchen beſtrahlt und zieht und hält. — — Wenn ich nun aber einmal alt bin und im matten Sterben, wird mir nicht Alles anders, ergraut und ſtarr erſcheinen, was jetzt ſo lebendig und blühend vor mir rauſcht? — Denn gerade, wenn der Menſch nahe an dem Himmel iſt, in welchen er ſo lange geſchaut hat, hält der Tod den matten Augen das Sternrohr verkehrt vor, und läßt ſie in einen leeren, fernen, ausgelöſchten ſehen. Aber iſt dies denn recht und wahr? Ergreifen meine blühenden, oder meine welkenden Kräfte richtiger und feſter die Welt? — Werde ich künftig mehr Recht haben, wenn ich nur mit halbem Leben empfinde und denke und hoffe, jedes ſcharfen Blickes und heißen Gefühls unfähig; oder habe ich jetzt mehr Recht, wo mein ganzes Herz warm iſt, mein ganzer Kopf heiter, alle Kräfte friſch? — Daß ich jetzt mehr Recht habe, erkenne ich, und gerade wieder dies erkenne ich jetzt am gewiſſeſten. So will ich dieſe herrliche Tagzeit der Wahrheit aufmerkend durchleben, und ſie hinübertragen in die dunkle Abendzeit, damit ſie mein Ende erleuchte!“

In den ſchönſten Maiſtunden, wo Himmel und Erde und ſein Herz zu einem vollen Dreiklange zuſammenſchlugen, gab er daher den feurigen Gefühlen feurige Worte, um ſie ſchriftlich feſt zu behalten und aufzubewahren, unter der Aufſchrift: Erinnerungen aus den ſchönſten Stunden für die letzten. Mit dieſen Anſichten ſeines ſeligſten Lebens wollte er ſich einmal auf dem letzten Lager erquicken, und in das Jugendfrühroth aus dem Spätroth hinüberſehen.

So wohnten die drei Menſchen, ſich immer inniger an einander erfreuend, in ihrem warmen Glücke, als endlich die Streit- und die Siegeswagen des heiligen Krieges anfingen über die Erde zu rollen. Jetzt ward aus Gottreich ein verwandelter Menſch; gleichſam ein junger Zugvogel, welcher, obwohl mit heißen Ländern unbekannt, ſich ſehnſüchtig abarbeitet in ſeinem warmen Gefängniſſe, weil er den ältern Zugvögeln nachzufliegen angetrieben iſt. Die thätigen Kräfte in ſeiner Natur, die bisher nur ſtill ſeinen poetiſch-redneriſchen hatten zuhören müſſen, ſtanden auf, und es war ihm, als ſuchten die Flammen der Begeiſterung, die bisher, wie die aus einem Naphthaboden, vergebens in die leere Luft geſtiegen waren, einen Gegenſtand zum Ergreifen. Nur wagte er nicht, dem Vater die Trennung vorzutragen, ſondern er quälte und labte ſich bloß innerlich mit der Vorſtellung ſeines Mitziehens und Mitkämpfens. Allein ſeiner Juſta vertraute er den Wunſch; aber ohne ihn von ihr gebilligt zu hören, weil ſie die Einſamkeit des Vaters zu hart fand. Dieſer aber, begeiſtert wie Sohn und Braut für den Krieg, ſagte, Gottreich möge hinziehen, der es ſchon lange gewollt, und nur aus Liebe ihn geſchont. Er hoffe ſchon mit Gottes Hülfe auf ein Jahr ſein Predigtamt verſehen zu können; — und ſo thue er ſelber doch auch noch etwas für das Vaterland.

Gottreich flog fort, im Vertrauen auf den Herbſtflor von Kräften in ſeines Vaters Leben. Er war gemeiner Krieger, und, wo er konnte, Prediger zugleich. Eine neue Laufbahn erneuert zugleich die Kräfte, und Jeder bezeichnet ſie mit größern Schritten. Ob nun gleich dem Jüngling das Schickſal die Wunde verweigerte, die er ſo gern in den künftigen Frieden ſeines Standes gleichſam als einen Brennpunkt der ſchönen heißen Jugendtage, mitgebracht hätte, ſo war es doch Glück genug, an den Kämpfen Theil nehmen zu können und gleichſam wie ein alter Republikaner mit einem ganzen Volke für gemeinſchaftliche Zwecke mitzuſtreiten.

Als endlich der ſchönſte Mai, den jemals Deutſchland mit Siegen erwarb, in Siegs- und Friedensfeſten mehr als eines Volkes gefeiert ward, ſo wollte der Jüngling dieſe Feiertage nicht ſo fern von ſeinen liebſten Menſchen begehen, ſondern in ihrer Nähe, ſeine Freuden durch ihre verdoppeln. Er begab ſich auf den Weg nach Heim. Tauſende haben hinter und vor ihm damals die Reiſe gemacht, welche durch befreite Länder aus einer beglückten Vergangenheit in eine beglückte Gegenwart zogen; aber wohl nicht Viele ſahen, wie Gottreich, unterwegs einen ſolchen reinblauen Himmel auf den Bergen ihrer Heimathsthäler, in welchem auch kein altes Sternchen fehlte, ſondern jedes blitzte. Juſta hatte ihm früher die kleinen Zeitungen des Pfarrhauſes geſchickt, wie ſie ſich ſehne und der Vater ſich freue, und wie der Greis die Arbeiten des Amtes unverſehrt überſtanden, manche Predigten ſogar ihm nachzuhalten geſucht, und ſo weiter; und wie ſie ihm noch ſchönere Freudengeheimniſſe aufbewahre. Unter dieſe gehörte vielleicht eins, das er nicht vergeſſen hatte, nämlich ihr Verſprechen, ihm nach dem großen Frieden ihre Hand zu geben.

Mit ſolchen Ausſichten genoß er vom Pfingſtfeſte ſchon den heiligen Abend, wo er vor Sonnenuntergang in Heim eintreffen wollte, um dem alten Manne unerwartet alle Geſchäfte abzunehmen, und die ruhigſten Feſttage zu bereiten.

Da er ſich ſo das heutige Wiederſehn dachte, und die Berge des Vaterdorfes, in welchem er nach wenigen Stunden ſeine beſten Herzen an das ſeinige ſchließen ſollte, immer deutlicher in dem blauen Himmel ſtanden, ſo klangen ſeine „Erinnerungen aus den ſchönſten Stunden für die letzten“ wieder ſeiner Seele vor, und er konnte ſich nicht enthalten, noch unterwegs unter ſie das hieſige Wiederſehn der Menſchen zu malen.

Ihm nach zog ein mehr waſſer- als feuerſchwangeres Gewitter aus Oſten ſeiner Heimath zu, vor welchem er ſich — zumal da ihn der Feldzug durch die Donnerwolken auf dem Erdboden mit den ſchönern am Himmel ausgeſöhnt und befreundet hatte — als ein froher Bote vorauszugehen ſchien, weil nach den Waſſern der warmen Wolken der zerlechzte Boden, die umgebogenen Blumen, die vergelbenden Kornſpitzen ſo lange durſtend geſchmachtet hatten. Ein Eingepfarrter aus Heim, der in der Ferne ackerte, drückte durch Gruß und Zeichen ſeine Freude aus, daß endlich ſowohl er, als ein Regen komme.

Nun ſah er ſchon den kurzen Kirchthurm aus der Erde keimen, und er trat in die Küſte des Thales, worin das Pfarrhaus lag, von der Abendſonne hell errödhet. An jedem Fenſter hoffte er ſeine Braut zu ſehen, die den Sonnenuntergang, eh ſich das Gewitter über ihn hing, anſchauen würde; in der Nähe hoffte er die Fenſter offen, und in der Feſtſtube Pfingſtbirken zu erblicken; aber er fand nichts.

Endlich trat er in das ganz ſtille Pfarrhaus, und öffnete langſam die vertraute Thüre. Das Zimmer war leer, aber über ſich hörte er Bewegung. Als er das mit Abendglanz gefüllte obere Zimmer aufmachte, kniete Juſta betend am Bette ſeines Vaters, welcher halb aufrecht mit dem hagern, ſtarkknochigen Angeſichte der Abendſonne entgegen gerichtet ſaß, in ſeltſamer Anfärbung der Krankenbläſſe. Ein Sturz der Geliebten an ſein Herz und ein Ach war der ganze Empfang. Der Vater aber reichte ihm langſam die gelbe dürre Hand entgegen und ſagte abgemattet: „Du kommſt eben zu der rechten Zeit,“ ohne zu beſtimmen, ob er Predigen oder Scheiden meine.

Juſta erzählte mit wenigen Worten, wie dem alten Manne, der ſich durch Arbeiten übernommen hatte, auf einmal Körper und Geiſt zuſammengeſunken ſei, und wie er an nichts Theil nehme, und ſich doch ſehne nach Theilnehmern, und wie er mit abgeſchnittenen Flügeln auf dem Boden, wie ein dürſtend Kind, aufblickte, um Erhebung flehend. Das ſchwere Gehör des Alten hatte ihr dieſen Bericht in ſeiner Gegenwart erlaubt.

Gottreich erfuhr die Beſtätigung bald ſelber. Er hätte, da er mit dem Nachglanze der Schlachtfeuer in der Bruſt gekommen war, gern die Siegesfeier, die als rothe Abendwolken den ſchönen Tag Europa's verkündigten, vor das alte, ſonſt ſo ſtarke, Herz gerückt; aber er hörte keine Frage und keinen Wunſch darnach. Der Greis hielt ſein Auge an der Sonne feſt, bis dieſe endlich vom Gewitter überfluthet wurde. Auch der Krieg am Himmel ergriff, wie es ſchien, ihn wenig, und durch das dicker werdende Eis des Sterbens brach der Glanz des Lebens nur trübe. Der Sterbende kennt keine Gegenwart, nur Zukunft und Vergangenheit.

Plötzlich wurde die ganze Gegend düſter, alle Lüfte ſtockten, gedrückt wartete die Erde. Da fiel ein Regenſturz und ein

Digitized by Google

Donnerſchlag. — Feuer hatte um den Greis geſtrahlt, und er ſah verändert und verwundert umher. — „Ich höre, ſagte er, ja den Regen wieder. — Sprecht ihr Kinder bald; denn ich werde bald gehen."

Vielleicht hatte die Donnererſchütterung ſein Gehör wieder geſtimmt; aber noch wahrſcheinlicher hatte der Blitz durch einen Streifſchlag ſein ganzes Weſen, wie Magnetpole, umgeſchaffen, und ſeinen Körper der Auflöſung, wie ſeinen Geiſt der Vollendung genähert. Beide Kinder umſchlangen ihn; aber er war zu ſchwach, ſie zu umarmen.

Als jetzt die warmen Heilquellen der Wolken die kranke Erde badeten, vom ſtrömenden Baume bis zum Gräschen herab, und als der leuchtende Himmel nur mild ſchimmerte, wie eine Freudenthräne, und die Donner nur auf den fernen Gebirgen einander befriegten, ſo zeigte der Kranke hinauf und ſagte: „Siehe die Herrlichkeit Gottes. — Ach, mein Sohn, ſtärke jetzt zu guter Letzt meinen matten Geiſt mit etwas Geiſtlichem. Aber keine Bußermahnungen; ich bin mit meinem Gott in Richtigkeit. Sage mir etwas recht Liebreiches von dem Allmächtigen und von ſeinen Werken, wie in deinen Frühlingspredigten."

Da gingen dem Sohne die Augen ſchmerzlich über, weil ihm der Gedanke kam, daß er ſeine „Erinnerungen aus den ſchönſten Stunden für die letzten," welche er bloß für ſein eigenes Sterben aufbewahrt hatte, am Sterbebette ſeines Vaters vortragen ſollte. Und als er dieſes ihm geſagt, antwortete der Greis: eile, Sohn! Und dieſer fing an mit bebender Stimme:

„Denke daran in der dunklen Stunde, daß der Glanz des Weltenalls einſt deine Bruſt gefüllt, und daß du erkannt haſt die Größe des Seins. Haſt du nicht in die halbe Unendlichkeit hinein geſehen, in den geſtirnten Himmel, und am Tage in die andere? Denke den nichtigen Raum weg, und deine verdeckende Erde; ſo umwölben dich, wie einen Mittelpunkt, Welten über dir, um dich, unter dir, — alle treibend und getrieben, — Glanz in Glanz, — Größe an Größe gedrängt, — alle Sonnen zu einem Sonnenball an dich heran gepreßt, — dränge dich und reiße dich Ewigkeiten lang durch die Allſonne, du kommſt nicht heraus in leeren und finſtern Raum. Das Leere wohnt nur zwiſchen den Welten, nicht um die Welt."

„Denke daran in der dunkeln Stunde, an die Zeiten, wo du in der Entzückung zu Gott beteteſt, und wo du ihn dachteſt, den größten Gedanken der Endlichen, den Unendlichen." —

Der Greis faltete ſeine Hände und betete ſtill.

„Haſt du nicht das Weſen erkannt und gefühlt, deſſen Unendlichkeit nicht nur in Macht und Weisheit und Ewigkeit beſteht, auch in Liebe und Gerechtigkeit? Kannſt du vergeſſen die Tage, wo ſich der blaue Taghimmel und der blaue Nachthimmel dir als die blauen Augen aufthaten, mit welchen der ſanfte Gott dich anblickte? — Haſt du nicht die Liebe des Unendlichen empfunden, wenn ſie ſich in ihren Widerſchein verbarg, in liebende Menſchenherzen; wie die Sonne ihren hellen Tag nicht nur auf den nahen Mond für unſere Nächte wirft, ſondern auch auf den Morgen- und Abendſtern, und auf die fernſten Wandelſternchen der Erde?"

„Denke daran in der dunklen Stunde, wie dir im Frühling deines Lebens die Gräber nur als die Bergſpitzen einer fernen neuen Welt erſchienen, und wie du, mitten in der Fülle des Lebens, den Werth des Todes erkannteſt. Die Erfrornen des Alters wärmt der Schneehügel des Grabes in ein neues Leben auf. Wie ein Schiffer von dem kühlen, winterlichen, öden Meere plötzlich auf einer Küſte ausſteigt, die im warmen, vollen Frühlinge blüht, ſo landen wir, durch einen einzigen Stoß unſers Schiffes, nach unſerm Winter auf einmal im ewigen Frühlinge an."

„Freue dich in der dunkeln Stunde, daß dein Leben im großen weiten Leben wohnt. Der Erdkloß des Erdballs iſt göttlich angehaucht. Nun wimmelt eine Welt, und jedes Baumblatt iſt ein Land der Seelen. Jedes kleine Leben würde erfrieren und ſinken, würde es nicht vom ringsum wallenden Leben gewärmt und getragen. Das Meer der Zeit leuchtet, wie das Meer der Räume, durch zahlloſe lichte Weſen; und Sterben und Entſtehen ſind nur die Feuerthäler und Feuerberge des ewig wogenden Ozeans. Es gibt kein Todtengerippe; was ſo ſcheint, iſt nur ein anderer Leib. Ohne allgemeines Lebendigſein gäbe es nur einen weiten unendlichen Tod. An den Alpen der Natur kleben wir als Mooſe, die an ihren hohen Wolken ſaugen; der Menſch iſt der Schmetterling, der auf dem Chimboraſſo flattert, und hoch über dem Schmetterlinge ſchwebt der Condor; aber gleich viel, klein oder groß, der Rieſe und das Kind, wandeln ſie frei in Einem Garten, und die Eintagsfliege führt ihre unendlich lange Ahnenreihe durch alle Stürme und Feinde bis zu den Voreltern zurück, die einſt über den Flüſſen des Paradieſes vor der Abendſonne ſpielten. — Vergiß den Gedanken nie, der ſich jetzt vor dir ſo hell ausbreitet, daß das Ich die grimmigſten Geiſterleiden, die glühendſten Geiſterfreuden unverſehrt ausdauert, indeß der Leib unter großen Körperſchmerzen und Reizen auseinander weicht. So gleichen die Seelen den Irrlichtern, welche im Sturme und Regenwetter ſich unerloſchen bewegen."

„Kannſt du es vergeſſen in der dunkeln Stunde, daß es große Menſchen gab, und daß du ihnen nachzieheſt? Erhebe dich durch die Geiſter, welche auf ihren Bergen ſtanden, und die Gewitter des Lebens nur um, nie über ſich hatten! Rufe dir zurück die Thronfolge der Weiſen und der Dichter, welche Völker nach Völkern begeiſtert und erleuchtet haben."

„Sprich von unſerm Erlöſer," ſagte der Vater.

„Denke an Jeſus Chriſtus in der dunkeln Stunde, der ſie auch gehabt, an dieſen ſanften Mond der unendlichen Sonne für die menſchlichen Nächte. Das Leben ſei dir heilig und das Sterben; denn er hat beides mit dir getheilt. Seine milde und hohe Geſtalt blicke dich an im letzten Dunkel und zeige dir ſeinen Vater."

Ein ſanftes Donnern wandelte jetzt über die dämmernden lichtern Wetterwolken, und die Abendſonne füllte allmählich das Gewölke mit ſchönerm Feuer.

„Denke daran in der letzten Stunde, wie das Herz des Menſchen lieben kann; — kannſt du vergeſſen die Liebe, worin ein Herz Millionen Herzen erſetzt, und die Seele ein Leben lang ſich von einer Seele nährt und belebt, wie die hundertjährige Eiche dieſelbe Stelle mit ihren Wurzeln feſthält, und aus ihr hundert Frühlinge hindurch neue Kräfte und Blüthen ſaugt." —

Meinſt du mich auch? ſagte der Vater. —

„Auch ich denke an meine Mutter," ſagte der Sohn. Juſta zerſchmolz in ihren Thränen, weil ſie hörte, wie der Geliebte mit ihren Tagen der Liebe ſich in ſeinen letzten Stunden erfreuen wollte; und der Vater ſagte leiſe, an ſeine Gattin denkend: „Wiederſehn, Wiederſehn!"

„So denke daran," fuhr er fort, „in den letzten Stunden an die unſterblichen, wo das Leben ſchön und groß war, — wo du freudig im Frühlinge weinteſt, wo du emporgehoben beteteſt, und wo dir Gott erſchien, — wo du das erſte und das letzte Herz der Liebe fandeſt, — und ſchließe froh das Auge zu!"

Plötzlich zerſpaltete ſich das Gewitter in zwei hohe ſchwarze Berge, und die tiefe Sonne ſah dazwiſchen, wie aus einem Thal zwiſchen Felswänden, liebreich mit ihrem freudeglänzenden Mutterauge die Erde wieder an. Da ſagte der erſterbende Greis: „welche Blitze!"

„Es iſt die Abendſonne, mein Vater!"

— „Ja, ich ſehe ſie wieder und noch heute" — fuhr der Vater fort, meinte aber die lang entſchlafene Gattin. Jetzt war der Sohn vor Bewegung nicht vermögend, die Seligkeit des irdiſchen Wiederſehns, welche er heute unterwegs vorausgenoſſen und beſchrieben hatte, dem Vater auszumalen, und es zu ſagen, wie das Wiederſehn die Liebe auf höherer Stufe neu anfängt, und, wenn das erſte Sehen nur in eine Zukunft verſchwamm, der Wiederblick in die Blüthen der Zukunft die Früchte der Vergangenheit in einen Strauß zuſammen bindet. Wie hätte er den Reiz des irdiſchen Wiederſehns dem Sterbenden zeigen können, welcher ſchon den Glanz des Ueberirdiſchen zu ſchauen anfing!

Erſchrocken fragte er: Vater, wie iſt dir? — „Ich denke daran in der dunkeln Stunde, — ja daran, und daran, — und das Sterben iſt auch ſchön, und das Abſcheiden in Chriſto," murmelte für ſich der Greis, und griff nach Gottreichs Hand, doch ohne ſie zu drücken; denn es war nur das gewöhnliche Flockenleſen der Scheidenden. Er glaubte immer den Sohn noch reden zu hören, und ſagte immer verklärter und entzückter: „o du mein allgütiger Gott!" Die Nebenſonnen des Lebens waren ausgelöſcht und nur die Sonne ſelbſt ſtand noch in ſeiner Seele, — Gott!

Auf einmal erhob er ſich, und breitete mit Kraft die Arme aus und rief: „Dort ſtehen die drei ſchönen Regenbogen über der Abendſonne; ich muß der Sonne nach, und auch mit hindurchgehen." Da ſank er zurück, und war vorüber und hinüber. Erſt jetzt ging die Sonne unter, und ſchimmerte noch im Sinken in einem weiten Regenbogen im Morgen. —

„Er iſt doch," ſagte Gottreich mit ſtockender Stimme zu Juſta, „unter lauten großen frommen Freuden von uns zu ſeinem Gott gegangen; weine alſo nicht zu ſehr, Juſta!" Aber nun entſtürzten ihm ſelber alle nur bisher feſtgehaltenen Thränen in Strömen, und er drückte die Hände des Todten auf ſeine heißen Augen. Es wurde dunkel, und ein warmer Regen träufelte leiſe auf die dämmernde Erde. Beide Liebende verließen die ſtille Geſtalt, und weinten ſanfter ihrer Sonne nach, die aus den Gewitterwolken des Lebens mit freundlichem Glänzen zu einem andern Morgen gezogen war.

Digitized by Google

Die Vernichtung*).

Eine Viſion.

Jede Liebe glaubt an eine doppelte Unſterblichkeit, an die eigne und an die fremde. Wenn ſie fürchten kann, jemals aufzuhören, ſo hat ſie ſchon aufgehört. Es iſt für unſer Herz einerlei, ob der Geliebte verſchwindet, oder nur ſeine Liebe. Der Zweifler an unſerer Ewigkeit leidet, wenn ein ſchönes Herz vor ihm auf ewig auseinander bricht, wenigſtens der Vollkommenheit deſſelben, um es fortzulieben, in einem höchſten Weſen Unvergänglichkeit, und findet den Liebling, der unter der dunkeln Erde zuſammenſinkt, in einem durchbrochenen Sternbilde am Himmel wieder.

Der Menſch, der ſich immer zu ſelten und Andere zu oft befragt, hegt nicht nur heimliche Neigungen, ſondern auch heimliche Meinungen, deren Gegentheil er zu glauben wähnt, bis heftige Erſchütterungen des Schickſals oder der Dichtkunſt vor ihm den bedeckten Grund ſeines Innern gewaltſam entblößen. Daher wird es uns leicht, die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes kalt zu leſen, oder gar die Vernichtung anzunehmen und zu begehren; aber wir zittern, wenn unſer Herz uns den grauſamen Inhalt des Wahns aufdeckt, daß die Erde, in die wir alle unſer geſunkenes Haupt zur Ruhe legen wollen, nichts ſei, als der breite Enthauptungsblock der bloſſen, gebückten Menſchen, wenn ſie aus dem — — Gefängniß kommen. Alsdann zündet (wie öfter) die Wärme des Herzens wieder Licht in der Nacht des Kopfes an, ſo wie Thiere, die das Leben durch einen elektriſchen Funken verloren, der in den Kopf ſprang, es durch einen zweiten wieder finden, den man in die Bruſt leitete! **) — —

Ottomar lag im äußerſten Hauſe eines Dorfs, aus dem man die Ausſicht auf ein noch unbegrabnes Schlachtfeld hatte, an einem giftigen Faulfieber ohne Hoffnung darnieder. In jeder Nacht trieb ſein heißes, erſchüttertes Herz das aufgelöſte Blut, wie einen Höllenfluß voll zerriſſener, ungeheurer Bilder vor ſeinem Geiſte vorbei, und der dunkle, reißende Strom aus Blut ſpiegelte den durchwühlten Nachthimmel, und zerſtückte Geſtalten und zerrinnende Blitze ab. Wenn der Morgen kühlend wieder kam, und wenn das Gift des Fiebertarantelſtichs aus dem müden Herzen verflogen war, ſo tobte vor ihm das unbewegliche Gewitter des Kriegs mit unaufhörlichen Blitzen und Schlägen; und dieſe blutigen, durchbohrten Bilder ſtanden dann in ſeinen mitternächtigen Phantaſien vor ihm als Leichen auf.

In der Mitternacht, die ich jetzt beſchreiben will, erreichte ſein Fieber die kritiſche und ſteile Höhe zwiſchen dem Grabe und dem Leben. Seine Augen wurden Vergrößerungsſpiegel in einem Spiegelzimmer, und ſeine Ohren Hörröhre in einem Sprachgewölbe — ſein Krankenwärter ſtreckte Rieſenglieder vor ihm aus — die wimmelnden Geſtalten des übermalten Bettvorhangs wurden dick und blutroth, und ſchoſſen auf, und fielen in einem Schlachtgetümmel einander an — eine ſiedende Waſſerhoſe zog ihn in ihren ſchwülen Qualen hinauf, und rückte ihn brauſend und wetterleuchtend über Meere weiter — und unten aus dem tiefſten Innern krochen kleine ſcharfe Geſpenſter, die ihm ſchon in dem Fieber der Kinderjahre verfolgt hatten, mit klebrigen kalten Krötenfüßen an der warmen Seele herauf und ſagten: wir quälen dich allemal! —

Plötzlich, als das verfinſterte Herz ſich aus dem heißen Krater des Fiebers zurückrollend hinauf arbeitete, überzog die Stubendecke der gelbe Widerſchein einer nahen Feuersbrunſt. Sein trocknes heißes Auge ſtarrte halbgeſchloſſen die durchſichtigen Bilder ſeines Vorhangs an, die mit der fernen Lohe flatterten. Auf einmal dehnte eine Geſtalt ſich unter ihnen aus mit einem leichenweißen und unbeweglichen Angeſichte, mit weißen Lippen, mit weißen Augenbraunen und Haaren. Die Geſtalt ſuchte den Kranken mit gekrümmten, langen Fühlhörnern, die aus den leeren Augenhöhlen ſpielten. Sie wiegte ſich näher und die ſchwarzen Punkte der Fühlhörner ſchoſſen, wie Eisſpitzen, wehend um ſein Herz; hier trieb es ihn mit kalten Anhauchen rückwärts, und rückwärts durch die Mauern und Felſen, und durch die Erde, und die Fühlhörner zuckten wie Dolche um ſeine Bruſt; aber wie er rückwärts ſank — brach die Welt vor ihm ein — der Scherben zerſchlagener Gebirge, der Schutt ſtäubender Hügel fiel danieder — und Wolken und Monde zerſtoſſen, wie fallender Hagel, im Sinken — die Welten fuhren in Bogenſchüſſen über die leichenweiße Geſtalt herab, und Sonnen, von ergriffenen Erden umhangen, ſanken in einem langen, ſchweren Fall darnieder — und endlich ſtäubte noch lange ein Strom von Aſche nach.

Weiße Geſtalt, wer biſt du? fragte endlich der Menſch. „Wenn ich mich nenne, ſo biſt du nicht mehr,“ ſagte ſie, ohne die Lippen zu regen, und kein Ernſt, keine Freude, keine Liebe, kein Zorn war noch auf dem marmornen Geſichte geweſen, und die Ewigkeit ging vorüber und veränderte es nicht. Sie drängte ihn auf einen engen Steig, der aus den Erdſchollen gemacht war, die unter das Kinn des Todten gelegt worden; der Weg durchſchnitt ein blutiges Meer, aus welchem graue Haare und weiße Kinderfinger, wie Blüthen an Waſſerpflanzen, blickten, und er war mit brütenden Tauben und naſſen Schmetterlingsflügeln, und Nachtigalleneiern und Menſchenherzen überdeckt. Die Geſtalt zerquetſchte alle durch Darüberſchweben, und ſie zog ihren langen, grauen, auf dem weiten Blute ſchwimmenden Schleier nach, der aus den naſſen Schleiern gemacht war, die über den Augen der Todten gelegen. — Die rothen Wogen ſtiegen um den bangen Menſchen auf, und der einkriechende Weg ging nur noch über kalte, glatte Erdſchwämme, und endlich bloß über eine lange, kühle, glatte Natter.

Er glitt herab, aber ein Wirbelwind wandte ihn herum, vor ihm breitete ſich unabſehlich eine ſchwarze Eisſcholle aus, auf der alle Völker lagen, die auf der Erde geſtorben waren, ſtarre, eingefrorne Leichenheere — und tief unten im Abgrund läutete ein Erdbeben ſeit der Ewigkeit ein kleines geborſtenes Glöckchen; es war die Todtenglocke der Natur. — — „Iſt das die zweite Welt?“ fragte der troſtloſe Menſch. Die Geſtalt antwortete: „Die zweite Welt iſt im Grabe zwiſchen den Zähnen des Wurms.“ — — Er blickte auf, um einen tröſtenden Himmel zu ſuchen, aber über ihm ſtand ein feſter, ſchwarzer Rauch, das ausgebreitete Bahrtuch, das zwiſchen den Weltenhimmel und zwiſchen dieſe düſtere, froſtige Lücke der Natur gezogen war; und der Schutthaufen der Vergangenheit dampfte aus der Tiefe auf, und machte das Leichentuch ſchwärzer und breiter. — — Jetzo lief der Widerſchein einer herabfallenden, entzündeten Welt mit einem rothen Schatten über die finſtere Decke, und eine ewige Windsbraut verwehte ſinkende Klagſtimmen herein.

„Wir haben gelitten, wir haben gehofft; aber wir werden gewürgt. — Ach, Allmächtiger, ſchaffe nichts mehr!“

Ottomar fragte: wer vernichtet ſie denn? — Ich, ſagte die Geſtalt, und trieb ihn unter die eingefrornen Leichenheere, unter die Larvenwelt der vernichteten Menſchen. Wenn die Geſtalt vor einer entſeelten Maske vorüber ging, ſo ſpritzte aus dem zugefallenen Auge ein blutiger Tropfen, wie ein Leichnam blutet, wenn ihm der Mörder nahe tritt. Er wurde unaufhaltſam durch das ſtumme Trauergefolge der Vergangenheit hindurch geführt, durch die morſche Weſenkette, durch das Schlachtfeld der Geiſter. Da er ſo vor allen eingeäſcherten Geſchwiſtern ſeines Herzens vorbei ging, in deren Angeſicht noch die zerriſſenen Hoffnungen der Vergeltung ſtanden — und vor den armen Kindern mit glatten Roſenwangen, und mit dem erſtarrten erſten Lächeln, und vor tauſend Müttern, mit den eingeſargten Säuglingen auf dem Arm — und da er ſah die ſtummen Weiſen aller Völker, mit der erloſchenen Seele und mit dem erloſchenen Licht der Wahrheit, die unter dem über ſie geworfenen Leichentuche verſtummt, wie Singvögel, wenn wir ihr Gehäuſe mit einer Hülle verfinſtern — und da er ſah die verſteinerten Leidtragenden des Lebens, die Unglücklichen, welche gelitten, bis ſie ſtarben, und die Andern, die ein kurzes Entſetzen zerriß — und da er ſah die Angeſichte derer, die vor Freude geſtorben waren, und denen noch die tödtliche Freudenthräne hart im Auge hing — und da er ſah alle Frommen der Erde ſtehen mit den eingedrückten Herzen, worin kein Himmel und kein Gott und Gewiſſen mehr wohnte — und da er ſah wieder eine Welt herunter fallen, und ihre Klagſtimmen herüber weheten: „O wie vergeblich, wie ſo nichtig iſt der Jammer und der Kampf und die Wahrheit und die Tugend des Lebens geweſen!“ — und da endlich ſein Vater mit der eiſernen Kugel erſchien, welche die Leichen des Weltmeers einſenkt, und da er aus dem weißen Augenliede eine Blutzähre drückte, ſo rief ſein zu kaltem Grimm gerinnendes Herz: „Geſtalt aus der Hölle, zertritt mich nur bald; das Vernichten iſt ewig, es leben nur Sterbende und du. — Leb' ich noch, Geſtalt?“

Die Geſtalt trieb ihn fort an den Rand des immer weiter gefrierenden Eisfelds. In der Tiefe ſah er den Schutt von Gehäuſen zerdrückter Thierſeelen, und in den Höhen hingen zahllos die Eisſtrecken, mit den Vernichteten aus höhern Welten, und die Leiber der todten Engel waren oft aufrechte Sonnenſtrahlen, oft ein langer Ton, oder ein unbeweglicher Duft. — Bloß über der Kluft, nahe dem Todtenreiche der Erde, ſtand allein auf einer Eisſcholle ein verſchleiertes Weſen — und als die weiße Geſtalt vorüber zog, hob ſich ſelber der Schleier auf — es war der todte Chriſtus, ohne Auferſtehung, mit ſeinen Kreuzeswunden, und ſie floſſen alle wieder, wegen der Nähe der weißen Geſtalt! — —

Ottomar ſtürzte auf die brechenden Knie, und blickte auf zum ſchwarzen Gewölke und betete: „O großer Gott, bringe mich wieder auf meine gute Erde, damit ich wieder vom Leben

*) Jean Paul's Werke. Erſtes Bändchen.

**) Reimarus neuere Werke vom Blitz.

Digitized by Google

träume!“ und unter dem Beten flohen die rothen, blutigen Schatten geſtürzter Erden über das weite Leichentuch aus fiſtem Rauch. Jetzt ſtreckte die weiße Geſtalt ihre Fühlhörner verlängert wie Arme gen Himmel und ſagte: „Ich ziehe die Erde herab, und dann nenne ich mich dir.“ —

Indem die Fühlhörner mit ihren ſchwarzen Enden immer höher ſtiegen und zielten, wurde ein kleiner Spalt des Gewölkes licht; dieſer riß endlich aus einander, und unſere taumelnde Erde ſank fliehend hindurch, gleichſam zum ziehenden, greifenden Rachen einer Klapperſchlange herab. Und indem die umnebelte Kugel näher fiel, regnete es Blut und Thränen in ihr rothes Meer, weil Schlachten und Martern auf ihr waren.

Die graue, enge Erde ſchwankte durchſichtig, mit ihren regen, jungen Völkern, nahe über den ſtarren, todten Völkern — ihre Axe war ein langer Sarg aus Magnetſtein, mit der Ueberſchrift: Die Vergangenheit; und im Erdkern ſchwebte ein rundes Feuer, das den Schlüſſel des langen Sarges ſchmolz; — die Lilien- und Blüthenbeete der Erde waren Schimmel — ihre Fluren waren die grüne Haut auf einer feſten Moderlache — ihre Wälder waren Mooſe und ihr ſpitzer Alpengurt ein Stachelrad, ihre Uhren ſchlugen in einem fort aus, und die Stunden wurden eilig Jahrhunderte, und kein Leben dehnte die Zeit aus — man ſah die Menſchen auf der Erde wachſen, und dann roth und lang werden, und dick und grau ſich bücken und hinlegen. Aber die Menſchen auf der Erde waren ſehr zufrieden. — Aus ihr ſprang wohl der Todesblitz regellos unter den ſorgloſen Völkern umher, bald auf das heiße Mutterherz, bald auf die glatte, runde Kindesſtirn, bald auf die kalte Glatze, oder auf die warme Roſenwange. Aber die Menſchen hatten ihren ſanften Troſt; die ſterbenden Geliebten, die begrabenden und die weinenden Augen hingen leicht an den brechenden, Freund an Freund, Aeltern an Kindern, und ſie ſagten: ſo zieht nur hin, wir kommen ja wieder zuſammen hinter dem Tode und ſcheiden nicht mehr!

„Ich will dir zeigen, ſagte die Geſtalt, wie ich ſie vernichte.“ Ein Sarg wurde durchſichtig — im weichen Gehirn des darin zuſammen fallenden Menſchen blickte nach das lichte Ich, vom Moder überbauet, von einem kalten, finſtern Schlaf umwickelt und vom zerſprungenen Herzen abgeſchnitten. Ottomar rief: „Lügende Geſtalt, das Ich glimmt noch, — wer zertritt den Funken?“ — Sie antwortete: „Das Entſetzen! — Sieh' hin!“ Eine Dorfkirche hatte ſich geſpaltet; ein bleierner Sarg ſprang auf, und Ottomar ſah ſeinen Körper darin abbröckeln und das Gehirn berſten; aber kein lichter Punkt war im offenen Haupte. Nun machte die Geſtalt ihn ſtarr, und ſagte: „Ich habe dich aus dem Gehirn herausgezogen — du biſt ſchon lange geſtorben,“ — und umgriff ihn ſchnell und ſchneidend mit den kalten, metallenen Fühlhörnern und liſpelte: „Entſetze dich und ſtirb, ich bin Gott.“

Da ſtürzte eine Sonne herein, die den weiten Himmel einnahm, zerſchmelzte die Eiswüſte und das Larvenreich, und flog ihren unendlichen Bogen brauſend weiter, und ließ eine Fluth von Licht zurück, und der durchſchnittene Aether klang mit unermeßlichen Saiten lange nach. Ottomar ſchwamm im Aether, rings mit einem undurchſichtigen Schneegeſtöber aus Lichtkügelchen übergaſſen; zuweilen ſchnitt der Blitz einer fliegenden Sonne durch die weiße Nacht hinab, und eine ſanfte Gluth wehte dann vorüber. Der dichte weite Lichtnebel wallete auf den Tönen des Aethers, und ſeine Wogen bewegten den Schwebenden. Endlich ſank der weite Nebel in Lichtflocken nieder — und Ottomar ſah die ewige Schöpfung rings um ſich liegen, über ihm und unter ihm zogen Sonnen, und jede führte ihre blumigen Erdenfrühlinge an ſanften Strahlen durch den Himmel.

Der zuſammengeſunkene Sonnenduſt wallete ſchon weit im Aether als eine blitzende Schneewolke hinab, aber den Sterblichen hielt noch im Himmelsblau ein langer Lautenton auf ſeinen Wellen empor; da hallete es plötzlich durch den ganzen grenzenloſen Aether hindurch, als lieſe die allmächtige Hand über das Saitenſpiel der Schöpfung hinüber. In allen Welten war ein Nachklang wie Jauchzen; unſichtbare Frühlinge flogen mit ſtrömenden Düſten vorüber; ſelige Welten gingen ungeſehen, mit dem Liſpeln einer übervollen Wonne nahe vorbei; neue Flammen flatterten in die Sonnen; das Meer des Lebens ſchwankte, als höbe ſich ſein unermeßlicher Boden: ein warmer Sturm wühlte Sonnenſtrahlen und Regenbogen, Freudenklänge und Wolken aus Roſenkelchen unter einander. — Auf einmal wurd' es in der Unermeßlichkeit ſtill, als ſtürbe die Natur an einem Entzücken — ein weiter Glanz, als wenn der Unendliche durch die Schöpfung ginge, lief über die Sonnen, über die Abgründe, über den bleichen Regenbogen der Milchſtraße und über die Unermeßlichkeit — und die ganze Natur bewegte ſich in einem ſanften Wallen, wie ſich ein Menſchenherz bewegt und hebt, wenn es verzeihen will. — Da that ſich vor dem Sterblichen ſein Innerſtes, wie ein hoher Tempel auf, und im Tempel war ein Himmel, und im Himmel eine Menſchengeſtalt, die ihn anblickte, mit einem Sonnenauge voll unermeßlicher Liebe. Sie erſchien ihm und ſagte: „Ich bin die ewige Liebe, du kannſt nicht vergehen;“ und ſie ſtärkte das zitternde Kind, das vor Wonne ſterben wollte. Der Sterbliche ſah durch heiße Freudenthränen dunkel die unnennbare Geſtalt — ein nahes, warmes Wehen ſchmelzte ſein Herz, daß es zerfloß in lauter Liebe, in grenzenloſe Liebe — die Schöpfung drang erblaſſend, aber nah, an ſeine Bruſt — und ſein Weſen und alle Weſen wurden eine einzige Liebe — und durch die Liebesthränen ſchimmerte die Natur als eine blühende Aue herein, und die Meere lagen darauf wie dunkelgrüner Regen, und die Sonnen wie feuriger Thau — vor dem Sonnenfeuer des Allmächtigen ſtand die Geiſterwelt als Regenbogen, und die Seelen brachen von einem Jahrtauſend in's andere tropfend, ſein Licht in alle Farben, und der Regenbogen wankte nie, und wechſelte nur die Tropfen, nicht die Farben. —

Der Alliebende ſchaute an ſeine volle Schöpfung, und ſagte: „ich lieb' euch alle von Ewigkeit — ich liebe den Wurm im Meer und das Kind auf der Erde, und den Engel auf der Sonne. — Warum haſt du gezagt? Hab' ich dir nicht das erſte Leben ſchon gereicht, und die Liebe, und die Freude, und die Wahrheit? Bin ich nicht in deinem Herzen?“ —

Da zogen die Welten mit ihren Todtenglocken vorüber, aber wie mit einem Kirchengeläute von Harmonikaglocken zu einem höheren Tempel, und alle Klüfte waren mit Kräften, und jeder Tod mit Schlaf gefüllt.

Nun dachte der Ueberglückliche, ſein dunkles Erdenleben ſei auch geſchloſſen; aber tief unten ſtieg die in Gewölk gekleidete Erde herauf, und zog den Menſchen aus Erde wieder in ihre Wolken hinein. Der Alliebende hüllte ſich wieder in das All. Aber ein Schimmer lag noch auf einem langen Eisgebirge weit hinter den Sonnen. Die hohen Eisberge floſſen am Schimmer ſtrahlend aus einander, gebückte Blumen flatterten angeweht über die zerſchmolzene Mauer auf, ein unabſehliches Land lag aufgedeckt im Mondlicht, weit in's Meer der Ewigkeit hinein, und er ſah nichts darin, als unzählige Augen, die herüber blickten und ſelig weinend glänzten, wie ein Frühling voll warmen Regens unter der Sonne funkelt, und er fühlte am Schauen und am Ziehen ſeines Herzens, daß es Alle ſeine, daß es Alle unſere Menſchen waren, die geſtorben ſind.

Der Sterbliche blickte, ſchneller auf die Erde zufallend, mit erhobenen, betenden Händen nach der Stelle im Himmelblau empor, wo der Unendliche ſeinem Herzen erſchienen war — und ein ſtiller Glanz hing unverrückt an der hohen Stelle. Und als er noch ſchwerer den erleuchteten, weichenden Dunſt unſerer Kugel betrat und zertheilte, ſtand noch immer der Glanz im Aether feſt, nur tiefer an der umrollenden Erde . . .

Und da er unſern kalten Boden berührte, erwachte er; aber der feſte Glanz ſtand im blauen Oſten noch, und war die — Sonne.

Der Kranke ſtand unten im Garten, der erſte herbe, giftige Traum hatte ihn hinab gedrängt — die Morgenluft wehte — das Feuer war gelöſcht — ſein Fieber war geheilt, und ſein Herz in Seelenruhe.

Und wie die Qual des Fiebers den hölliſchen, und der Sieg der Natur den himmliſchen Traum geboren, und wie wieder der folternde Traum den Scheidepunkt, und der labende die Geneſung beſchleunigt hatte, ſo werden auch unſere geiſtigen Träume unſere Seelenfieber nicht blos entzünden, ſondern auch kühlen und heilen, und die Geſpenſter unſeres Herzens werden verſchwinden, wenn wir von ſeinen Gebrechen geneſen.

Der doppelte Schwur der Beſſerung *).

H e i n r i c h war ein funfzehnjähriger Jüngling, daß heißt, voll guter Vorſätze, die er ſelten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereuete; er hatte ſeinen Vater und ſeinen Lehrer innig lieb, aber ſeine Vergnügungen oft ſtärker; er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht ſeinen Willen; und ſeine aufbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm ſelber. So irrte ſchmerzlich ſein Leben zwiſchen Bereuen und Sündigen umher; und zuletzt nahm ſein langer Wechſel zwiſchen guten Entſchlüſſen und verderblichen Fehltritten ſeinen Freunden und ſogar ihm die Hoffnung der Beſſerung.

Jetzt kam dem Grafen, ſeinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reiſen, wo die Irrwege des Laſters immer blumiger und abſchüſſiger werden und wohin keine zurückziehende Hand keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche ſinken und endlich mit einer beſudelten,

*) Jean Paul's Werke. Drittes Bändchen.

entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und Alles verloren, ſogar den Widerſchein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, ſanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft ſeiner Gemahlin ſtand gleichſam unter dem Fußboden ſeines Lebens und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen ſuchte. — Jetzt wurd' er an ſeinem Geburtstag und vielleicht durch dieſen krank, ſo wenig ertrug die gelähmte Bruſt einen Tag, wo das Herz ſtärker an ſie ſchlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht ſank, ſo ging der gequälte Sohn in das engliſche Wäldchen, worin das Gradmal ſeiner Mutter und das leere war, das ſein Vater ſich in der Leichenklage hatte bauen laſſen; und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiſte den Krieg mit ſeinem Jähzorn und mit ſeinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „Die dünne Erde, die deinen Vater hält und ihn vom Staube deiner Mutter abſondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenig Tagen und dann ſtirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, und er kommt zu deiner Mutter und kann ihr nicht ſagen, daß du beſſer biſt." O da weint' er heftig; aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne dein Beſſern?

Nach einigen Tagen erhob ſich der Vater wieder und drückte im kränklichen Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Bruſt. Heinrich berauſchte ſich in der Freude über die Geneſung und über den Kuß — er wurde froher und wilder — er trank — er verwilderte mehr — ſein Lehrer, der die ſieche Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen ſuchte, beſtritt das Aufſchwellen des Freudentaumels — Heinrich wurde glühend den Geboten ungehorſam, die er für keine weichen, väterlichen hielt — und da der Lehrer ſie ſtark und nothwendig wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des ſtrengen Freundes zu tief — und da flog auf das ſo oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde und ſank auf das Krankenbette zurück.

Ich will euch, liebe Kinder, weder Heinrichs Gram, noch Schuld abmalen; aber ſchließt in das ſtrenge Urtheil, das ihr über die ſeine ſprechen müßtet, auch jede ein, die ihr vielleicht auf euch geladen, ach, welches Kind kann an das Sterbebette ſeiner Aeltern treten, ohne daß es ſagen muß: „Wenn ich Ihrem Leben auch keine Jahre nahm, o! ſo koſt' ich ihnen doch Wochen und Tage! — Ach die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, hab' ich vielleicht ſelber gegeben oder verſtärkt, und das liebe Auge, das ſo gern noch eine Stunde lang in's Leben blicken wollte, drücken ja bloß meine Fehler früher zu!" — Aber der wahnſinnige Sterbliche begehet ſeine Sünden ſo kühn, blos weil ſich ihm ihre mörderiſchen Folgen verhüllen; — er kettet die in ſeine Bruſt eingeſperrten, reißenden Thiere los, und läſſet ſie in der Nacht unter die Menſchen dringen, aber er ſiehe es nicht, wie viele Unſchuldige das losgebundene Unthier ergreife und würge.

Leichtſinnig wirft der wilde Menſch die glimmenden Kohlen ſeiner Sünden umher, und erſt, wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von ſeinen eingelegten Funken, und die Rauchſäule zieht als eine Schandſäule auf ſein Grab und ſteht ewig darauf.

Heinrich konnte, ſobald die Hoffnung der Geneſung verſchwand, die zerfallende Geſtalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anſchauen; er hielt ſich blos im nächſten Zimmer auf und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben ſpielten, wie ein Miſſethäter ſtill und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerſchmetternden Schrei: Er iſt todt! —

Endlich mußt' er vor den Kranken kommen, um Abſchied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen; aber der Vater gab ihm nur ſeine Liebe, aber nicht ſein Vertrauen wieder und ſagte: „Aendere dich, Sohn, aber verſprich es nicht."

Heinrich lag niedergedrückt von Schaam und Trauer im Nebenzimmer, als er wie erwachend ſeinen alten Lehrer, der auch der Lehrer ſeines Vaters geweſen, dieſen einſegnen hörte, als ziehe ſchon die längſte Nacht um das kalte Leben: „Schlummere ſüß hinüber," ſagte er, „du tugendhafter Menſch, du treuer Schüler! Alle guten Vorſätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine ſchönen Thaten müſſen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich hörest und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung iſt."

Der Kranke konnte ſich unter dem ſchweren über ihn gewälzten Eiſe der Ohnmacht nicht ermannen, die gebrochenen Sinnen hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes und er ſtammelte: „Heinrich, ich ſehe dich nicht, aber ich höre dich; lege deine Hand auf mich und ſchwöre es, daß du beſſer wirſt." Er ſtürzte herein zum Schwur; aber der Lehrer winkte ihm und legte ſeine Hand auf das erkaltende Herz und ſagte leiſe: ich ſchwöre in Ihrem Namen.

Aber plötzlich fühlt' er das Herz geſtorben, und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh, Unglücklicher," ſagt er, „er iſt ohne Hoffnung geſtorben."

Heinrich floh aus dem Schloß. O wie hätt' er eine Trauer ſchauen oder theilen dürfen, die er ſelber über die väterlichen Freunde gebracht? Er ließ ſeinem Lehrer blos das Verſprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er in's engliſche Wäldchen, und ſah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchſchneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere, künftige Schlummerſtätte des Vaters zu berühren; — er lehnte ſich blos an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch ſeine Schuld geſtorben war, das mütterliche, das ſchon lange ſtille ſtand im Staube der zerfallenden Bruſt. Er durfte nicht weinen, und nicht geloben, ſchweigend, gebückt und ſchwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Verluſtes und der Schuld — jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Aehrenleſe entgegen lief — jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke — jede Gruft war ein Grab — jeder Zeiger wies, wie auf jener königlichen Uhr*), nur auf die letzte väterliche Stunde.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunkeln Tagen voll Reue und Pein ſehnt' er ſich zum Freunde des Vaters zurück und ſchmachtete, ihn durch die Erſtlinge ſeiner Veränderung zu tröſten. Der Menſch feiert ſeinen Geliebten ein ſchöneres Todtenfeſt, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er ſeine vergießet, und der ſchönſte Blumen- und Cypreſſenkranz, den wir an theure Gradmäler hängen können, iſt ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

Er wollt' erſt Nachts mit ſeiner Schaamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen ging, ſtand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes ſchauerhaft zwiſchen dem lebendigen Zweig, wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zuſammengebrannten Dorfes ſchwimmt. Er lehnte das ſinkende Haupt an die harte, kalte Säule und konnte nur dumpf und ſprachlos weinen, und im dunkeln mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke ſichtbar. Hier ſtand er verlaſſen; keine ſanfte Stimme ſagte: weine nicht mehr! — Kein Vaterherz zerſchmolz und ſagte: Du biſt genug geſtraft. Das Rauſchen der Wipfel ſchien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieſes ſo Unwiederbringliche im Verluſte lagerte ſich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt.

Endlich erblickte er nach dem Fall einer Thräne einen ſanften Stern am Himmel, der milde, wie das Auge eines himmliſchen Geiſtes, zwiſchen die Wipfel hereinblickte; da kam ein weicherer Schmerz in die Bruſt, er dachte an den Schwur der Beſſerung, den der Tod zerriſſen hatte, und nun ſank er langſam auf die Knie und blickte zum Sterne hinauf und ſagte: „O Vater, Vater!" (und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme) „Hier liegt dein armes Kind an deinem Grabe und ſchwöret dir. — Ja, reiner, frommer Geiſt, ich werde anders werden; nimm mich wieder an: — — Ach könnteſt du ein Zeichen geben, daß du mich gehöret haſt."

Es rauſchte um ihn; — eine langſame Geſtalt ſchlug die Zweige zurück und ſagte: „ich habe dich gehört und hoffe wieder!" Es war ſein Vater.

Das Mittelding zwiſchen Tod und Schlaf, die Schweſter des Todes, die Ohnmacht, hatte wie ein geſunder, tiefer Schlummer ihm das Leben wieder beſcheeret, und er war dem Tode wieder entgangen. Guter Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und ſüßer überſtrömen können, als in dieſer Auferſtehungsminute, wo dein vom ſchärfſten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem beſſern an deines ſank und dir die ſchönſte Hoffnung eines Vaters brachte! —

Aber, indem der Vorhang dieſer kurzen Scene fällt, ſo frag' ich euch, geliebte junge Leſer: habt ihr Eltern, denen ihr die ſchönſte Hoffnung noch nicht gegeben habt? O dann erinnere ich euch wie ein Gewiſſen daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Troſt habt und wo ihr ausrufet: „Ach ſie haben mich am meiſten geliebt, aber ich ließ ſie ohne Hoffnung ſterben, und ich war ihr letzter Schmerz!"

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen**).

„Ein alter Menſch ſtand in der Neujahrsmitternacht am Fenſter und ſchaute mit dem Blick einer langen Verzweiflung

---

*) Im château royal zu Verſailles war ſonſt eine Uhr, die, ſo lange als der König lebte, ſtand und auf die Todesſtunde des vorigen zeigte und nur ging, wenn wieder einer ſtarb (ſ. Sander's Reiſe I. Bd.). Ein ſchöneres memento mori als irgend eines! —

**) Jean Paul's Werke. Drittes Bändchen.

Digitized by Google

auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel und herab auf die ſtille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand ſo freuden- und ſchlaflos war, als er. Denn ſein Grab ſtand nahe an ihm, es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Bruſt voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine ſchönen Jugendtage wandten ſich heute als Geſpenſter um und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn ſein Vater zuerſt auf den Scheideweg des Lebens geſtellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Erndten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfshügel des Laſters hinabzieht, in eine ſchwarze Höhle voll heruntertropfendem Gift, voll zielender Schlangen und finſterer, ſchwüler Dämpfe.

„Ach die Schlangen hingen um ſeine Bruſt und die Gifttropfen auf ſeiner Zunge und er wußte nun, wo er war.

„Sinnlos und mit unausſprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, ſtelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!

„Aber ſein Vater und ſeine Jugend waren längſt dahin. Er ſah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöſchen, und er ſagte: es ſind meine thörichten Tage! — er ſah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle ſchimmern und auf der Erde zerrinnen: das bin ich, ſagte ſein blutendes Herz und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

„Die lodernde Phantaſie zeigte ihm ſchleichende Nachtwandler auf den Dächern und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerſchlagen auf, und eine im leeren Todtenhauſe zurückgebliebene Larve nahm allmälig ſeine Züge an.

„Mitten in dem Krampf floß plötzlich die Muſik für das Neujahr vom Thurm hernieder wie ferner Kirchengeſang. Er wurde ſanfter bewegt — er ſchauete um den Horizont herum und über die weite Erde und er dachte an ſeine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und beſſer als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und geſegnete Menſchen waren, und er ſagte: O ich könnte auch wie ihr dieſe erſte Nacht mit trocknen Augen verſchlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach ich könnte glücklich ſein, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Neujahrs-Wünſche und Lehren erfüllet hätte.

„Im fieberhaften Erinnern an ſeine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte ſich die Larve mit ſeinen Zügen im Todtenhauſe auf — endlich wurde ſie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geiſter und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling, der in der Stellung des ſchönen Jünglings vom Kapitol ſich einen Dorn auszieht und ſeine vorige blühende Geſtalt wurd' ihm bitter vorgegaukelt.

„Er konnt' es nicht mehr ſehen — er verhüllte das Auge — tauſend heiße Thränen ſtrömten verſiechend in den Schnee — er ſeufzete nur noch leiſe, troſtlos und ſinnlos: komme nur wieder, Jugend, komme wieder!" . . . .

— Und ſie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht ſo fürchterlich geträumt; — er war noch ein Jüngling. Nur ſeine Verirrungen waren kein Traum geweſen; aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den ſchmutzigen Gängen des Laſters umkehren und ſich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die in's reine Land der Erndten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leſer, um, wenn du auf ſeinem Irrweg ſtehſt! Dieſer ſchreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einſt jammervoll rufen würdeſt: komme wieder, ſchöne Jugend — ſo würde ſie nicht wieder kommen.

Der Traum einer Wahnſinnigen *).

Linta — eine Jungfrau, Dichterin, Schweſter und Braut — hatte in das Kriegsfeuer hinein Alles ziehen ſehen müſſen, was ihr theuer geweſen, zwei Brüder und den Bräutigam. Leicht iſt's dem Manne, im feurigen Getümmel aller Sinnen und Kräfte und im allgemeinen Zornrauſche ſeine oft erſt nachgefühlten Wunden auszuhalten, oder im weiten Sterben mitzuſterben; die Mutter aber, die zu Hauſe bleibt, und die Schweſter und die Geliebte, welche alle ſich mit ſtarren Augen und Körpern vor die Pfeile des Unglücks ſtellen müſſen, und welche warten ohne Erwartung, dieſe bluten ungeſehen und ungeheilt in allen Kriegen viel ſchmerzhafter. Wenn der künftige Tod mit ſeinen Siegs- oder Pulverwagen vor ihren Fenſtern vorüberzieht, wenn die Feldmuſik des Feindes vorüberjubelt; wenn die Waffen, welche die geliebte Bruſt durchſtoßen ſollen, geſchliffen in die naſſen Augen blenden, und wenn endlich ein feindlicher Donner dem andern begegnet, dann iſt kein fernes Herz mehr glücklich, als ein todtes, dann gehen alle Kugeln, die das geliebte nicht treffen, vom Schlachtfelde her durch das liebende; und die ganze Zeit iſt nur Ein Schmerz, den kein Sieg abwendet, ſondern verdoppelt; denn jede gleichſam blutſchwarz geſiegelte Zeitung enthält nur namenloſen Tod. Werfe die Liebende immer die Zeitungen weg, ihr Nachttraum bringt ihr doch wahre oder falſche, aber meiſtens blutige.

Linta bekam ſolche Nachtblätter früher als die Tagblätter; jeder Traum tödtete eine Freude in ihrem Herzen. Nach drei ſchwarzen Weiſſagungen kam Eine Erfüllung: ihr älteſter Bruder war geſtorben, obwohl nicht getödtet. Ihr Schmerz ließ ihr noch zwei Hoffnungen. Aber bald wurde ihr wieder eine ausgelöſcht: ihr zweiter Bruder, der Waffengenoß ihres Bräutigams, war gefallen auf dem Schlachtfelde, dem rechten Saatfelde des Todes, worauf ſelten mehr geerndtet wird, als ein kümmerlicher, ſeufzender Friede.

Jetzt ſchloß das zweimal getroffne Herz das Wundenblut in ſich ein und kochte es zu Feuergift. „Der Dritte iſt auch todt," ſagte ſie, „er ſtirbt ja jede Nacht einmal vor mir; denn aller guten, aller böſen Dinge ſind drei." Der Wahnſinn zog ſie in ſeine Strudel unter ſeine Furienlarven hinunter. O gäb' es doch eine Kunſt, für das geängſtete Leben nur einen roſenfarbnen Wahnſinn zu erfinden! Warum muß, wenn die Wirklichkeit alle Güter niedergebrannt hat, noch der Traum über uns einen fortflammenden wilden Nordſchein entzünden, und das Meduſenhaupt des Wahnſinns die Wunde verſteinern? —

Das Sonderbare an Linta's Wahnſinn war, daß bei ihr, welche im Wachen mehr ſtill und matt umſchlich, erſt im Traum, der ſelber ein täglicher Wahnſinn iſt, ſich ihr Bangen verdoppelte. Ihr Stöhnen, ihre Wehworte und Geſichtszuckungen im Schlafe ſagten deutlich an, welche greuliche in einander geworfene Geſtalten der Traum aus den Fluthen heraufſpiegle, die ſo tief ihr Leben bedeckten. Sie erwachte ſtets bei Sonnen-Untergang wie eine Nachtviole, ſie mochte viel oder wenig geſchlafen haben. Die Nacht brachte ſie damit zu, daß ſie andern, oder auch nur ſich ihre grauſen Dichterträume erzählte. Leider warf dann der Traum ſeine Schattenſpiele weit in's Leben heraus, und ſie ſah bald den Bräutigam, bald die Brüder vor ſich ſtehen. Am meiſten wurde ſie gequält und verwirrt, daß ſie den dritten Todten, den Bräutigam, nicht beweinen konnte; ſtundenlang ſah ſie ihr heiß trocknes Auge vor dem Spiegel an, in der Hoffnung auf einen einzigen labenden Tropfen. Oft rief ſie im Traume, „nur noch eine Thräne, o Gott! Nur noch dieſe gib dem Auge, dann verwelk' es — ach ich habe ja wahrlich nur zweimal geweint."

Aber das Schickſal dachte ihr eine ſüßere Thräne zu; nämlich ihr geliebter Alexander kehrte blühend aus dem vulkaniſchen Herde des Krieges zurück. Er wollte der Braut ſein erbeutetes Leben mitbringen und weihen; aber wie ſollte er den wahnſinnigen Augen wahrhaft erſcheinen, denen er bisher ſo oft blos nachgemacht vorgeſpiegelt worden? Sie kann ja, ſagte die Mutter, bei ſeinem Anblicke ſchreien, ich ſehe meinen Bräutigam und einen Bruder, wo iſt denn der dritte? Die Mutter führte (zum Beweiſe) jene Schauergeſchichte an, daß eine Wahnſinnige, die immer ihre verlorne Freundin als Wiederkömmlingin des Todes am Tiſche ſitzen ſehen, auf einmal mit dem Schrei: da ſind zwei! todt niedergefallen, als man ein lebendiges Ebenbild der Freundin ihr vor die Augen gebracht hatte. Aber der Liebhaber ſagte, „wagen muß man auch im Frieden — man ändere nur ihre Träume — und wie? — durch Muſik, die ſie ja ſonſt ſo liebte. Sie erwache in den ſchönſten Umgebungen. Ich will Alles anordnen. Dann tret' ich an der Hand der theuern Mutter vor ſie. Man hat die Unglückliche ja bisher ſchlafen und träumen laſſen, wie ſie gewollt. Alſo, ohne Umſtände! Bei Gott, ich kenne ſie"

Die Mutter gab das milde Vorbereiten zu. Einige Stunden vor Sonnenuntergang ſank Linta in Schlaf. Man trug ſie in ein Zimmer, welches der Abendhimmel mit allen ſeinen Roſen füllen konnte. In drei Zimmern hinter einander wurden Flöten, Harfen, Singſtimmen ſo verlegt, daß ſie durch bloße Fernen ſich einen gegenſeitigen Widerhall zuſpielten. Sie durften mit ihren Zaubermitteln nicht ausſetzen, weil eben die Muſik in ihrer reine ſelige Unendlichkeit am leichteſten die Unendlichkeit unſerer Qualen auflöſet, und der Ton von jeher die reißenden Thiere des Wahnſinns und Weh's bezwong. Das Schlafzimmer wurde mit Blumen ausgelegt, Schmetterlinge ließ man hin und her fliegen, und Nachtigallen draußen ſpielten von ſelber mit ihrem Liebesjubel in das Menſchengetön. Nur die Spiegel wurden als die Hintergründe und Wohnſtätten von Scheinerſcheinungen abgenommen. Bei Sonnen-Untergang wollte nun Alexander, ſobald Linta's Geberde und Rede die beruhigtere Seele anſagte, an der Hand der Mutter, als der Bürgin der Wirklichkeit, vor ſie treten und ſagen, daß er noch lebe und liebe.

Als die Hörſtumme die erſten Töne vernahm, ſchien ſie mit

*) Jean Paul's Werke. Drittes Bändchen.

Digitized by Google

beiden Händen dieſe oder ihe Geträumtes von ſich abzuwehren'; dann kam Krieg in's blaſſe thränenloſe Angeſicht — ein Schmerz nach dem andern zag ſeine Furche auf der zarten Schönheit und wühlte in den Lilien ihres Angeſichts. Einmal ſagte ſie: a wohl mie, daß ich weine, und trocknete das Auge; aber es wae keine Thräne darin, ſandern nur die Mutter und der Geliebte weinten. — Eadlich aber eief ſie: „o ſag' das zu mir wieder, Alexander! Heile, heile, wunde Seele!“ da löſete ſich ihre harte Wetterwolke in ſanften warmen Regen und die Thränen überfloſſen das ganze Angeſicht, aber ſie bewegte keine Hand, ſie abzutrocknen. Dann ſang ſie, könnt' ich droben ſtehen und mit Euch ſingen! — und wußte nicht, daß ſie ſchon ſang.

Als endtich die Sonne verſank, ſchlug ſie die Augen auf und ſagte, ob ſie gleich ihre Hand zugeſchloſſen hielt: „Alexander, ich halte deine Hand in meiner.“ Er trat ſchnell vor ſie, und faßte ihre Hand in ſeine, und die Mutter nahm die andere, und er ſagte: ſieh deinen Freund und deine Mutter an, Geliebte! — — Sie blickte ſtare in's Abendroth — dann auf die Menſchen — höete die Flöten — weinte ſehr, aber lächelnd — und ſank an den Geliebten! — und fragte, iſt denn der Traum erfüllt? — und dann ſank ſie an die Mutter und ſagte: ich glaube, ee iſt erfüllt. — „Bei Gott!“ ſagte Alexander, der einen ſchönea errieth.

Nachdem die erſten Entzückungen über ihre Geneſung vorüber waren, erzählte ſie den wunderbaren Traum, bat aber, daß unter dem Erzählen die Töne aufhörten, da ſie doch immer noch krank ſei, und die Töne im Wachen ſo tief eindeängen.

Sie erzählte, der Traum kennt nicht Land und Zeit; ich war eben da. Aber wie? Drei Höllenflüſſe ſchlängelten ſich ſteilrecht untee der Sonne hinauf. — Weit hinter unſerm Himmel ſtand ein ganz ätherſchwarzee Himmel voll feſtgehaltener Welten, die noch nicht gingen, ſie nannten es die Vor-Ewigkeit. Mir war, als umkreiſete im Finſtern der Jammer und ſein Geſpenſt mich immer näher. Da ging die hieſige Sonne auf, und hatte eine Furienmaske und hinter ihe kam das erſte Mondviertel als Schlangenkamm; ſogleich flogen und ſpieltea geflügelte Eintags-Menſchen im Morgenſteahl, und ſanken ſo wie die Geſtirne ſtiegen. Ich ſah das Thor der Ewigkeit, ein ſchönee Jüngling, den ich von ferne lieben mußte, trat hinan, man beachte ihm den Thorſchlüſſel, ſogleich fiel er nerſtäubend danieder und dann ging ee hinein in die Ewigkeit. Darauf kam dee ordentliche große Tod auf nier kleinen banten Schmetterlingsflügeln und ſagte, er halte ſeine Elephantenjagd nach Welten; aber er warf Sonne nach Sonne wie Früchte gauz herab, und nur ihre Erden zerſtäudten ſchon unterwegs. —

Da kamen plötzlich meine Brüder, und grüßten mich nicht, ſondern der eine ſagte ſehe ernſt, hörſt du nichts? Jetzt hört' ich aus dem Boden herauſ, dee ein Gottesacker voll tebendig Begrabener war, ein verworrenes Gemurmel und Durcheinanderſtöhnen von Scheinleichen, und oben auf den Bergen umher ſtanden unzählige Zwerge, und lachten laut über Alles, und tanzten lebhaft zuſammen. „Sieh dich doch endlich um!“ ſagte der zweite Bruder ganz zornig. Hinter mie ſtanden viele Schatten, und tranken mir aus Aſchenkrügen zu, ſie hatten aber keine Kraft zur Stimme, ſondeen warteten auf den großen Aſchenregen, worein ſie mit der Zunge ihre Gedanken leſerlich ſchreiben wollten. Da ſtrich ſchnell durch die weichen Schatten eine hohe Jünglingsgeſtalt, aber ganz eingeſchleiert, ſogar Hände and Füße, und hielt ein Buch. „Welche Zeit iſt's, Freunde?“ fragte die Geſtalt mit ſüßee Stimme meiae Brüder . . . . .

„Alle Sonnenuhren ſind rückwärts gegangen und zeigen auf Null,“ rief ein ſpringendee Zweeg auf einem ganz fernen Gebirge. „Es iſt nicht wahr,“ ſagte die Geſtalt, und dee Zwerg ſtürzte vom Gebieg.

„Du armes Herz,“ ſagte ſie dann wie ein Lautenton zu mie, „du haſt jetzt einen ſchweeen Traum; aber hiee hab' ich das Traumbuch; Träume bedeuten ſtets ihe Gegentheil; bitte Gott um die ſchlimmſten, ſo wied es die wohlgelingen, bei'm Erwachen.“ — Ach du, ach du! ich kenne dich gewiß! eief ich. — „Nenne keine Namen, befahl ſie ſtark, ſonſt erwacht Alles, vorzüglich der Teufel.“ — Die Schatten ſchienen verſchwunden, meine Brüder ſchritten weit von mir auf Felſenſpitzen auseinander zu, und konnten ſich nirgends erlangen und traten rückwärts, und die meiſten Zwerge wurden erquetſcht. Wir beide wateten ſchwer und ſchwerer; das Ungeheuere oder das Nichts umgeiff, durchgriff mein Leben, und ich weinte beklommen, aber immer nur ſchwül in's anſchwellende Herz zurück. „Ich höre endlich das böſe Gruben-Alpenhorn, aber du noch nicht; a ſchön! ſchön geträumt nach dem Traumbuche!“ ſagte die Geſtalt, und ihe Schleier ſchleppte immee länger und weiter um ſie. Neugeborne Kinder mit Kränzen aus Giftblumen lagen am Wege. „O niel verſprechend!“ ſagte die Geſtalt. In einem Garten machten Kinder Blasmuſik und die Greiſe mußten danach tanzen und zwar in ihre Gräbee hinein, bis man nur noch den darin hüpfenden Kopf wahrnahm, und endlich gar nur das Verweſende, das, ſo gut es konnte, ſtäubend fortwirbelte. — „Sehr gut, ſagte die Jünglingsgeſtalt zu mir, nur weinſt du mir nicht genug; richte dich doch genauer nach dem Traumbuch; etwas anders und gefährlicheres wären Freudenthränen!“

Darauf fanden wir in einem Thale zwei mit Dolchſpitzen gekrönte Tyrannen an den beiden Felswändea langgeſtreckt herunter liegen, welche ſich mit einander freundlich beſprachen; aber jedes Wort wurde ein lebendiges Thiee und fuhe herunter bald als ein Wolf, als ein Tiger, als eine Kröte oder als ein Geier. Sie lagen auf zwei durchſichtigen Bergen, deren Goldadern und Silberadern zerſprangen, ſo daß aus den einen Blut, aus den andern Thränen floſſen. Endtich ſchüttelten ſich beide Tyrannen die Hände, aber jeder that es mit einer fremden abgehauenen Hand, der eine hatte die weiße eines weißen Mohren, der andere die ſchwarze eines Blaufärbers. Jetzt riß mich der Jüngling aus der Bergkluft und ſagte: „da iſt's!“ Ich ſah einen ſchwarzen Bühnenvorhang, der vom Himmel auf die Erde hing, und eine Hölle war künſtlich darauf gemalt; um ihn gaukelte emſig der Sturmſchmetterling und verlangte durchaus hinein.

Jetzt hörte auch ich das böſe Alpgruben-Horn und der Vorhang fuhr gen Himmel.

Auf einer unabſehlichen Ebene ſtanden zwei Kriegsheere einander ſtill gegenüber; ſie beſtanden aber blos in den aus den Siegesheeren der Erde nach Hauſe ziehenden Verſtümmelten, nur lauter Menſchen mit einem Arme, einem Auge, mit weitea Wunden; und ich ſah durch tauſend hinter einander geſtellte Wunden die Steene deutlich blitzen. Jetzt begannen ſie die ſogenannte ſtumme Schlacht mit Windbüchſen — man hörte nichts, nur Geſtalt nach Geſtalt ſtürzte um, und jede drückte ſich ſelber mit ihrer Hand die Augea zu. Aus einer lieblich-hellen Wolke bot eia Arm ſich wie zur Hülfe an, aber er war dreimal zerbrochen und blutete. Die Sternenflecken waren weiße Flecken des Himmelstigers und hoch oben auf der Sonne ſtand ſtill der alte Baſilisk hinter einem Iſis-Schleier. Aengſtlich blickten alle hinauf, weit ſie ſtarben, ſobald er ſich aufdeckte, und die Welt anſah. Da trat in meiner Bangigkeit der Ur-Teufel vor mich, der taubſtumm war; mit den Grauslauten der Stummen, mit ihren wilden Geberden quälte er ſich vergeblich ab, um mir unſäglichen Jammer deutlich anzuſagen; und winkte immer zum Baſilisken hinauf, um ſich faßlich zu machen; endlich da ich noch nicht genug veezweifelte, geiff er mit einer Kralle, die ſich unaufhörlich verlängerte, hinauf zum verſchleierten Drachen, um den Schleiee von deſſen alltödtenden Augen zu reißen.

„Liuta, nun biſt du erlöſet, wach' auf!“ ſagte der Jüngling. Und ich träumte, daß ich erwachte. Im Scheinerwachen ſtand er noch bei mir, aber ohne Schleier, und ich erkannte ihn längſt. Wir ſtanden beide auf einer kryſtallenen Gondel, die ſich auf einem Meere von weichen Tulpen wie auf Wogen bewegte, und zwei große Schmetterlingsflügel wehten als Segel, und Flötentöne hauchten uns auf den Blumenglocken weiter.

„Leb' ich oder du?“ ſagt' ich. „Du und ich (ſagte der Jüngling), heile, heile, wunde Seele!“ — O ſag' es immer fort, rief ich; er ſagte es fort, aber ſeine Laute ſenkten mich in ſüßes tiefes Sterben hinunter, und immer ſüßer und tiefer; meine Augen ſchloß ſein Tönen, aber ich ſah ihn durch die Augenlieder — ich that ſie auf voll Freudentheänen; aber ich ſah ihn durch die Thränen; — ich trocknete ſie, da war ſein Blick mein Kuß. Der Himmel über uns war geſtirnt blos mit weißen Perlen, nur das Zwillingsgeſtirn blickte immer heller und lebendiger, und ſah mich am Ende wie vier alten Brüder-Augen an, und vor dem Monde zog eine weiße Aurora voraus. Wir flogen, wir glitten zwiſchen Inſeln hin, und ich ſang im Fliegen: hätt' ich tauſend Herzen, hätt' ich tauſend Leben, nur Einem Herzen, Einem Leben gäb' ich Alle hin, und der Jüngling ſah mich an und ſagte: „könnt' ich deine Hand jetzt nehmen! Aber auf dem Meere iſt es uns verboten, warte auf das feſte Land“ — Wir eilten nun zwiſchen den Paradiesinſeln hindurch. Auf einer wohnten Roſen, und feierten ihe Roſenfeſt und opferten die Doenen. — Auf einer ſangen Nachtigallen auf Flötenzweigen ruhend, and die Flöten klangen ihnen von ſelber nach und die Adler ſchlugen ſtark die Lauten mit Flügeln. — Auf einer herrſchten die Blumen, und Maienblumen führten die Kinder, und Lilien die Jungfrauen. — Eine Inſel voll Wonneſeufzer kam, aber ſie ſchwamm ſelber vor uns vorüber; ihr floſſen lange weiße Roſenwogen nach, und rothe walleten ihr entgegen, und endlich ſtand ſie überbauet als Roſenlaube, mitten im Meere feſt.

Als wir vor einem Vorgebirge mit ewigem Schnee vorüber waren, fiel plötzlich auf den ganzen Himmel ein bunter Glanzthau.

Wo iſt denn die Sonne dazu? feagt' ich. „In der Bruſt, ſagte der Jüngling, iſt die Urſonne; ſieh wie ſich in der Nähe die Urſonnenblumen nach deinem Herzen wenden.“ Und die Vergißmeinnicht auf ſeiner Bruſt bewegten ſich heftig nach den Schlägen meines Herzens.

„O wie meine Blumen nachzittern! (ſagte der Jüngling)

Digitized by Google

Warum zittert denn dein Herz ſo ſehr" Ich antwortete: es zit-ert nur als eine Saite, die ſich unſichtbar macht, um lange ohlzulauten, wenn die Hand der Harmonie ſie hart anſchlägt. Da ſah mich der Jüngling ſeltſam an, aber ſchön; und eine hräne kam aus ſeinem Auge, aber ſie fiel nicht weiter, ſondern ob ſich in den Himmel und wurde groß und hing als Silber-ölkchen im Blau. Was ſah ich droben? Da richteten ſich alle Wolken am Horizont als menſchliche Geſtalten auf und ſtanden ls weiße Bräute am Himmel und gleichſam wie Memnonsbil-er ſangen alle Bräute hernieder als ſie roth beglänzt wurden, nd ſie löſten das bange Herz. „O könnt' ich droben ſtehen nd mitſingen, und mit den andern Wolken ſonnig und thauig us einander fließen," rief ich. „O das nicht, Liuta! ſagte der üngling; ſieh doch lieber dort das lange Ufer grünen, wo ich eine Hand berühren darf." Da flog plötzlich aan dem langen fer eine Lerche auf uns her und ſang ihr altes Erdenlied, ob ohl im Ewigkeitsblau; nun ſchwanden mir Himmel und In-lin; denn die Lerche ſang unſere Erden-Frühlinge zurück and raus, und das Herz brannte in einheimiſchem Leben und die erſten Freuden kehrten um.

Und auf dem Ufer, woher die Lerche kam, ergnete es Blu-mdüfte, und aus dem Hintergrund hob ſich ein Regenbogen mmer ſchneller, unter welchem das Bild eines erhabnen Ange-ſichts wie unter einem Siegsbogen ſtand. „Siehſt du nicht das Pfauenrad des Paradiesvogels höher ſteigen, und wie es Kolibri 's Funken ausſpeitze? (ſagte der Jüngling.) Stürz' mir nach i's Meer aus Roſenöl und eile an's Ufer, eh' der ſteigende rennende Kreis des Erdenvogels uns blendet.

Und ich ſtürzte nach, und wir ſchwammen und meine Freu-enthränen glitten mir im Roſenöle ſchimmernd nach. — Als ir an das Ufer ſtiegen, ſtand der Bogen als eine runde Sonne , die den halben Himmel bedeckte; Glanz auf Glanz über-ſchleierte den Jüngling: er aber faßte meine Hand und ich er-wachte, da faßte er meine Hand.

Leben

es vergnügten Schulmeiſterleins Maria Wuz in Auenthal *).

Eine Art Idylle.

Wie war dein Leben und Streben ſo ſanft und meerſtille, a vergnügtes Schulmeiſterlein Wuz! Der ſtille blaue Himmel nes Nachſommers ging nicht mit Gewölk, ſondern mit Duft um in Leben; deine Epochen waren das Schwanken und dein Stre-n war das Umlegen einer Lilie, deren blätteraufſtehende Blumen is einander flattern — und ſchon außer dem Grabe ſchlieſeſt u ſanft.

Jetzt aber, meine Freunde, müſſen vor allen Dingen die ſtühle um den Ofen, der Schenktiſch mit dem Teinkwaſſer an ſere Kniee gerückt und die Vorhänge zugezogen und die Schlaf-ützen aufgeſetzt werden und an die grand monde über der Gaſſe über und an's palais royal muß keiner aon uns denken, blos eil ich die ruhige Geſchichte des vergnügten Schulmeiſterleins zähle — und du, mein lieber Chriſtian, der du eine einath-ende Bruſt für die einzigen dephlogiſtiſirten und ſtärkenden Freuden s Lebens, für die häuslichen haſt, ſetze dich auf den Arm des tuhls, aus dem ich heraus erzähle und lehne dich zuweilen ein nig an mich! du machſt mich gar nicht irre.

Seit der Schwedenzeit waren die Wuze Schulmeiſter in uenthal, und ich glaube nicht, daß Einer vom Pfarrer oder von ner Gemeinde verklagt wurde. Allemal acht oder neun Jahre ch der Hochzeit verſahen Wuz und Sohn das Amt mit Ver-ind — unſer Maria Wuz dozirte unter ſeinem Vater ſchon das BC, in der er das Buchſtabiern erlernte, das nichts taucht. er Charakter unſers Wuz hatte wie der Unterricht anderer chulleute etwas Spielendes und Kindiſches, aber nicht im Kum-er, ſondern in der Freude.

Schon in der Kindheit war er ein wenig kindiſch. Denn gibt zweierlei Kinderſpiele, kindiſche und ernſthafte — die ernſt-ften ſind Nachahmungen der Erwachſenen, das Kaufmanns-oldaten-Handwerks-Spielen — die kindiſchen ſind Nachäffun-n der Thiere. Wuz war beim Spielen nie etwas Anderes als Haaſe, eine Turteltaube oder das Junge derſelben, ein Bär, Pferd, oder gar der Wagen daran. Glaube mir; ein Seraph ndet auch in unſern Kollegien und Hörſälen keine Geſchäfte, ndern nur Spiele und, wenn er's hoch treibt, jene zweierlei Spiele.

Indeß hatt' er auch, wie alle Philoſophen, ſeine ernſthafte-n Geſchäfte und Stunden. Setzte er nicht ſchon längſt — ehe die brandenburgiſchen erwachſenen Geiſtlichen nur fünf Fäde von buntem Ueberzug umthaten — ſich dadurch über große Vor-theile weg, daß er eine blaue Schürze, die ſeltner der geiſt-liche Ornat als der in ein Amt tragende Dr. Fauſt's Mantel guter Kandidaten iſt. Vormittags übte ſich warf und in dieſem koulenrten Meßgewand der Magd ſeines Vaters die aielen Sünden aorhielt, die ſie um Himmel und Hölle brin-gen konnten? — ja er griff ſeinen eigenen Vater an, aber Nach-mittags, denn wenn er dieſem Kober's Kabinetsprediger aor-las, war's ſeine innige Ferude, dann und wann zwei, drei Worte oder gar Zeilen aus eigenen Ideen einzuſchalten und dieſe In-terpolation mit weg zu leſen, als ſpräche H. Kober ſelbſt mit ſeinem Vater. Ich denke, ich werfe durch dieſe Perſonalie aie-les Licht auf ihn und ein Spaß, den er ſpäter auf der Kanzel trieb, da er auch Nachmittags den Kirchengängern die Poſtille an Pfarrers Statt aorlas, aber mit ſo aiel hineingeſpielten eig-nen Verlagsartikeln und Fabrikaten, daß er dem Teufel Schaden that und deſſen Diener rührte. „Juſtel, ſagt' er nachher um 4 Uhr zu ſeiner Frau, was weißt du unten in deinem Stuhl, wie prächtig es einem oben iſt, zumal unter dem Kanzelliede."

Wir können's leicht bei ſeinen ältern Jahern erfragen, wie er in ſeinen Flegeljahren war. Im December aon jenen ließ er allemal das Licht eine Stunde ſpäter beingen, weil er in dieſer Stunde ſeine Kindheit — jeden Tag nahm er einen andern Tag — rekapitulirte. Indem der Wind ſeine Fenſter mit Schneevor-hängen aerfinſterte und indem ihn aus den Ofenfugen das Feuer anblickte, ſo drückte er die Augen zu und ließ auf die gefrornen Wieſen den längſt vermoderten Frühling niederthauen; da bauete er ſich mit der Schweſter in den Heuſchober ein und fuhr auf dem architektoniſch gewölbten Heugebiege des Wagens heim und rieth droben mit geſchloſſenen Augen, wo ſie wohl nun fahren. In der Abendkühle, unter dem Schwalben-Scharmuziren über ſich, ſchoß er, froh über die untere Entkleidung und das Desha-bille der Beine, als ſchreiende Schwalbe herum und mauerte ſich für ſein Junges — ein hölzerner Weihnachtshahn mit angepich-ten Federn war's — eine Koth-Rotunda mit einem Schnabel aon Holz und trug hernach Bettſtroh und Bettfedern zum Neſt. Für eine andere palingeneſirende Abendſtunde wurde ein prächtiger Trinitatis (ich wollt' es gäbe 365 Trinitatis) aufgehoben, wo er am Morgen im tönenden Lenz um ihn und in ihm, mit läu-tendem Schlüſſelbund und durch's Dorf in den Garten ſtolzirte, ſich im Thau abkühlte und das glühende Geſicht durch die tropfende Johannisbeerſtaude drängte, ſich mit dem hochſtämmi-gen Graſe maß und mit zwei ſchwachen Fingern die Roſen für den H. Senior und ſein Kanzelpult abbrechte. An eben dieſem Trinitatis — das war die zweite Schüſſel an dem nämlichen December-Abend — quetſchte er, mit dem Sonnenſchein auf dem Rücken, den Orgeltaſten den Choral „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr" ein oder ab (mehr kann er noch nicht) und ſtreckte die kurzen Beine mit vergeblichen Approchen zur Parterre-Taſtatur hinunter und der Vater riß für ihn die richtigen Regiſter her-aus. — Er würde die ungleichartigſten Dinge zuſammenſchütten, wenn er ſich in den gedachten zwei Abendſtunden erinnerte, was er im Kindheits-Dezember aarnahm; aber er war ſo klug, daß er ſich erſt in einer dritten darauf beſann, wie er ſonſt Abends ſich auf's Zuketten der Fenſterläden freuete, weil er nun ganz geſichert aor allem in der lichten Stube huckte, ob er ſich gleich aor der äußern Perſpektive des die Stube abſpiegelnden Fenſters in Acht nahm; wie er und ſeine Geſchwiſter die abendliche Ko-cherei der Mutter ausſpionirten, unterſtützten und unterbrachen, und wie ſie mit zugedrückten Augen und zwiſchen den Bruſtwehr-Schenkeln des Vaters auf das Blenden des kommenden Lichts ſich ſpitzten und wie ſie, in dem aus dem unabſehlichen Gewölbe des Univerſums herausgeſchnittenen oder hineingebauten Kloſet ihrer Stube ſo beſchirmet waren, ſo ſatt, ſo wohl .... Und alle Jahre, ſo oft er dieſe Retourfuhre ſeiner Kindheit und des Wolfsmonats darein, veranſtaltete, vergaß und erſtaune' er — ſobald das Licht angezündet wurde — daß in der Stube, die er ſich wie ein Loretto-Häuschen aus dem Kindheits-Kanaan herüber holte, er ja gerade jetzt ſäße. — So ſchreibt er wenigſtens ſelber dieſe Erinnerungs-hohen-Opern in ſeinen Rouſſeauiſchen Spaziergängen, die ich da vor mich lege, um nicht zu lügen. ....

Allein ich ſchnüre mir den Fuß mit lauter Wurzelngeflecht und Dickicht ein, wenn ich's nicht dadurch wegreiße, daß ich einen gewiſſen äußerſt wichtigen Umſtand aus ſeinem männlichen Alter herausſchneide und ſogleich jetzt aufſetze; nachher aber ſoll ordent-lich a priori angefangen und mit Schulmeiſterlein langſam in den drei aufſteigenden Zeichen der Altersſtufen hinauf und auf der andern Seite in den drei niederſteigenden wieder hinabgegangen werden — bis Wuz am Fuße der tiefſten Stufe aor uns in's Grab fällt.

Ich wollte, ich hätte dieſes Gleichniß nicht genommen. So oft ich in Laaater's Fragmenten oder in Comenii orbis pictus oder an einer Wand das Blut- und Trauergerüſte der ſieben Le-

---

*) Jean Paul's Werke. Drittes Bändchen.

Digitized by Google

bensnationen beſah — ſo oft ich zuſchaute, wie das gemalte Geſchöpf, ſich verlängernd und ausſtreckend, die Ameiſen-Pyramide aufklettert, drei Minuten droben ſich umblickt und einkriechend auf der andern Seite niederfährt und abgekürzt umkugelt auf die um dieſe Schädelſtätte liegende Vorwelt — und ſo oft ich vor das athmende Roſengeſicht voll Frühlinge und voll Durſt, einen Himmel auszutrinken, trete und bedenke, daß nicht Jahrtauſende, ſondern Jahrzehnde dieſes Geſicht in das zuſammen geronnene zerknüllte Geſicht voll überlebter Hoffnungen ausgedorret haben . . . . aber indem ich über Andere mich betrübe, heben und ſenken mich die Seufzer ſelber, und wir wollen einander nicht ſo traurig machen!

Der wichtige Umſtand, bei dem uns, wie man behauptet, ſo viel daran gelegen iſt, ihn voraus zu hören, iſt nämlich der, daß Wuz eine ganze Bibliothek — wie hätte der Mann ſich eine kaufen können — ſich eigenhändig ſchrieb. Sein Schreibzeug war ſeine Taſchendruckerei; jedes neue Meßprodukt, deſſen Titel das Meiſterlein anſichtig wurde, war nun ſo gut als geſchrieben oder gekauft, denn es ſetzte ſich ſogleich hin und machte das Produkt und ſchenkt es ſeiner anſehnlichen Büccherſammlung, die wie die heidniſchen, aus lauter Manuſkripten beſtand. Z. B. kaum waren die phyſiognomiſchen Fragmente von Lavater da, ſo ließ Wuz dieſem furchtbaren Kopfe dadurch wenig voraus, daß er ſein Konzeptpapier in Quarto brach und drei Wochen lang nicht vom Seſſel wegging, ſondern an ſeinem eigenen Kopfe ſo lange zog, bis er den phyſiognomiſchen Fötus heraus hatte — (er bettete den Fötus auf's Bücherbret hin) — und bis er ſich den Schweizer nachgeſchrieben hatte. Dieſe Wuziſchen Fragmente übertitelte er die Lavaterſchen und merkte an, „er hätte nichts gegen die gedruckten, aber ſeine Hand wäer hoffentlich eben ſo leſerlich; wenn nicht beſſer als irgend ein Mittel-Fraktur-Druck." Er war kein verdammter Nachdrucker, der das Original hinlegt und oft das Meiſte daraus abdruckt, ſondern er nahm gar keines zur Hand. Daraus ſind zwei Thatſachen vortrefflich zu erklären, erſtlich die, daß es manchmal mit ihm haperte und daß er z. B. im ganzen Feder'ſchen Traktat über Raum und Zeit von nichts handelte, als vom Schiffs-R a u m und der Z e i t, die man Menses nennt. Die zweite Thatſache iſt ſeine Glaubensſache; da er einige Jahre ſein Repoſitorium auf dieſe Art vollgeſchrieben und durchſtudiret hatte, ſo nahm er die Meinung an, ſeine Schreibbücher wären eigentlich die kanoniſchen Urkunden, und die gedruckten wären bloſe Nachſtiche ſeiner geſchriebenen; nur das, klugt' er, könn' er — und böten die Leute ihm Balleien dafür an — nicht heraus kriegen, wienach und warum der Buchführer das Gedruckte allzeit ſo ſehr interpolire und umſetze, daß man wahrhaftig ſchwören ſollte, das Gedruckte und das Geſchriebene hätten doppelte Verfaſſer, wüßte man's nicht ſonſt.

Es war einfältig, wenn etwa ihm zum Poſſen ein Autor ſein Werk gründlich ſchrieb, nämlich in Querfolio — oder witzig, nämlich in Sedez; denn ſein Milmeiſter Wuz ſprang den Augenblick herbei und legte ſeinen Bogen in die Quere hin oder krempte ihn in Sedezimo ein.

Nur e i n Buch ließ er in ſein Haus, den Meßkatalog; denn die beſten Inventarienſtücke deſſelben mußte der Senior am Rande mit einer ſchwarzen Hand beſtempeln, damit er ſie hurtig genug ſchreiben konnte, um das Oſtermeß-Heu in die Banſe des Repoſitoriums hinein zu mähen, eh' das Michaelis-Grummet herausſchoß. Ich möchte ſeine Meiſterſtücke nicht ſchreiben. Den größten Schaden hatte der Mann davon — Obſtruktion zu halben Wochen und Strangurie auf der andern Seite — wenn der Senior (ſein Friedrich Nikolai) zuviel Gutes, das er zu ſchreiben hatte, anſtrich und ſeine Hand durch die gemalte anſpornte; und ſein Sohn klagte oft, daß in manchen Jahren ſein Vater vor litterariſcher Geburtsarbeit kaum nieſen konnte, weil er auf einmal Sturm's Betrachtungen, die verbeſſerte Auflage, Schiller's Räuber und Kant's Kritik der reinen Vernunft, der Welt zu ſchenken hatte. Das geſchah bei Tage; Abends mußte der gute Mann nach dem Abendeſſen noch gar um den Südpol rudern und konnte auf ſeiner Kookiſchen Reiſe kaum drei geſcheute Worte zum Sohne nach Deutſchland herauſreden. Denn da unſer Encyklopädiſt nie das innere Afrika oder nur einen ſpaniſchen Mauleſel-Stall betreten oder die Einwohner von beiden geſprochen hatte, ſo hatt' er deſto mehr Zeit und Fähigkeit, von beiden und allen Ländern reichhaltige Reiſebeſchreibungen zu liefern, — ich meine eine ſolche, worauf der Statiſtiker, der Menſchheits-Geſchichtsſchreiber und ich ſelber fußen können, — erſtlich deßwegen, weil auch andere Reiſejournaliſten ihre Beſcheribungen ohne die Reiſe machen, — zweitens auch, weil Reiſebeſchreibungen überhaupt unmöglich auf eine andere Art zu machen ſind, angeſehen noch kein Reiſebeſchreiber wirklich vor oder in dem Lande ſtand, das er ſilhouettirte; denn ſo viel hat auch der Dümmſte noch aus Leibnitzens vorherbeſtimmter Harmonie im Kopfe, daß die Seelen, z. B. die Seele eines Förſters, Brydone, Björnſtähls, insgeſammt ſeßhaft auf dem Iſolirſchemel der verſteinerten Zirbeldrüſe — ja nichts anders von Südindien oder Europa beſchreiben können, als was jede ſich davon ſelber erdenkt und was ſie, bei'm gänzlichen Mangel äußerer Eindrücke, aus ihren f ü n f K a n k e r - S p i n n w a r z e n vorſpinnt und abzwirnt. Wuz zerrete ſein Reiſejournal auch aus niemand anders als aus ſich.

Er ſchreibt über Alles, und wenn die gelehrte Welt ſich darüber wundert, daß er fünf Wochen nach dem Abdruck der Wertherſchen Leiden einen alten Flederwiſch nahm und ſich eine harte Spuhle auszog und ſtehenden Fußes ſie ſchrieb, die Leiden, ganz Deutſchland ahmte nachher ſeine Leiden nach —, ſo wundert ſich Niemand weniger über die gelehrte Welt, als ich; denn wie kann ſie Rouſſeau's Bekenntniſſe geſehen oder geleſen haben, die Wuz ſchrieb und die dato noch unter ſeinen Papieren liegen? In dieſen ſpricht aber J. J. Rouſſeau oder Wuz (das iſt einerlei) von ſich, allein mit andern Worten: „Er würde wahrhaftig nicht ſo dumm ſein, daß er Federn nähme und die beſten Werke machte, wenn er nichts brauchte als bloß den Beutel aufzuſinden und ſie zu erhandeln. Allein er habe nichts darin als zwei ſchwarze Hemdknöpfe und einen kothigen Kreuzer. Woll' er mithin etwas Geſcheutes leſen, z. B. aus der praktiſchen Arzneikunde und aus der Kranken-Univerſalhiſtorie, ſo müſſ' er ſich an ſeinen triefenden Fenſterſtock ſetzen und den Bettel erſinnen. An wenn wollt' er ſich wenden, um den Hintergrund der Freimaurergeheimniſſe auszuhorchen, an welches Dionyſius-Ohr mein' er, als an ſeine zwei eigenen? Auf dieſe, an ſeinen eigenen Kopf angebohrten, hör' er ſehr, und indem er die Freimaurer-Reden, die er ſchreibe, genau durchleſe und zu verſtehen trachte, ſo merk' er zuletzt allerhand Wunderdinge und komme weit und rieche im Ganzen genommen Lunten. Da er von Chemie und Alchemie ſo viel wiſſe, wie Adam nach dem Fall, als er Alles vergeſſen hatte, ſo ſei ihm ein rechter Gefallen geſchehen, daß er ſich den annulus Platonis geſchmiedet, dieſen ſilbernen Ring um den Blei-Saturn, dieſen Gyges-Ring, der ſo vielerlei unſichtbar mache, Gehirne und Metalle, denn aus dieſem Buche dürft' er, ſoll' er's nur einmal ordentlich begreifen, frappant wiſſen, wo Bartel Moſt hole." — Jetzt wollen wir wieder in ſeine Kindheit zurück.

Im zehnten Jahr verpuppte er ſich in einen mulattenfarbigen Alumnus und obern Quintaner der Stadt Scherau. Sein Examinator muß mein Zeuge ſein, daß es keine weiße Schminke iſt, die ich meinem Helden anſtreiche, wenn ich's zu berichten wage, daß er nur noch ein Blatt bis zur vierten Deklination zurückzulegen hatte und daß er die ganze Geſchlechts-Exzeption thorax caudex pulexque vor der Quinta wie ein Wecker abrollte — blos die Regel wußt' er nicht. Unter allen Niſchen des Alumneums war nur eine ſo geſcheuert und geordnet, wie die Prunkküche einer Nürnbergerin; das war ſeine: denn zufriedene Menſchen ſind die ordentlichſten. Er kaufte ſich aus ſeinem Beutel für zwei Kreuzer Nägel und beſchlug ſeine Zelle damit, um für alle Effekten beſondere Nägel zu haben, — er ſchichtete ſeine Schreibbücher ſo lange, bis ihre Rücken ſo bleirecht auf einander lagen, wie eine preußiſche Fronte, und er ging bei'm Mondſchein aus dem Bette und viſirte ſo lange um ſeine Schuhe herum, bis ſie parallel neben einander ſtanden. — War alles metriſch, ſo rieb er die Hände, riß die Achſeln über die Ohren hinauf, ſprang empor, ſchüttelte ſich faſt den Kopf herab und lachte ungemein.

Eh' ich von ihm weiter beweiſe, daß er im Alumneum glücklich war, will ich beweiſen, daß das kein Spaß war, ſondern eine herkuliſche Arbeit. Hundert ägyptiſche Plagen hält man für keine, blos weil ſie uns nur in der Jugend heimſuchen, wo moraliſche Wunden und komplizirte Frakturen ſo hurtig zuheilen, wie phyſiſche — grünendes Holz bricht nicht ſo leicht wie dürres entzwei. Alle Einrichtungen legen's dar, daß ein Alumneum ſeiner älteſten Beſtimmung nach ein proteſtantiſches K n a b e n - K l o ſ t e r ſein ſoll; aber dabei ſollte man es laſſen, man ſollte ein ſolches Präſervations-Zuchthaus in kein Luſtſchloß, ein ſolches Miſanthropin in kein Philanthropin verwandeln wollen. Müſſen nicht die glücklichen Inhaſtaten einer ſolchen Fürſtenſchule die drei Kloſtergelübde ablegen? Erſtlich das des G e h o r ſ a m s, da der Schüler-Guardian und Novizenmeiſter ſeinen ſchwarzen Novizer das Spornrad der häufigſten, widrigſten Befehle und Mortificationen in die Seite ſtiche. Zweitens das der A r m u t h und der Enthaltſamkeit, da ſie nicht Kruditäten und übrige Brocken, ſondern Hunger von einem Tage zum andern aufheben und übertragen; und K a r m i n a t i vermöchte ganze Invalidenhäuſer mit dem Supernumerär-Magenſaft der Konviktorien und Alumneen auszuheilen. Das Gelübde der K e u ſ c h h e i t thut ſich nachher von ſelbſt, ſobald ein Menſch den ganzen Tag zu laufen und zu faſten hat und keine Bewegungen entbehrt als die periſtaltiſchen. Zu wichtigen Aemtern muß der Staatsbürger erſt gehänſelt werden. Verdient denn aber blos der katholiſche Novize zum Mönch geprügelt, oder ein elender Ladenjunge in Bremen zum Kaufmannsdiener geräuchert, oder ein ſittenloſer Südamerikaner zum Kaziken durch beides und durch

Digitized by Google

mcher in meinen Exzerpten ſtehende Qualen appretirt und ſublimirt zu werden? Iſt ein lutheriſcher Pfaerer nicht eben ſo wichtig und ſind ſeiner künſtigen Beſtimmung nicht eben ſo gut ſolche übende Martern nöthig? Zum Glück hat er ſie; vielleicht mauerte die Vorwelt die Schulpforten, deren Konklaviſten insgeſammt wahre Knechte der Knechte ſind, blos ſeinetwegen auf, denn andern Fakultäten iſt mit dieſer Kreuzigung und Raddrechung des Fleiſches und Geiſtes zu wenig gedient. — Daher iſt auch das ſo oft getadelte Chor-, Gaſſen- und Leichenſingen der Alumnen ein recht gutes Mittel, proteſtantiſche Kloſterleute aus ihnen zu ziehen — und ſelbſt ihr ſchwarzer Ueberzug und die kanoniſche Mohren-Enveloppe des Mantels iſt etwas Aehnliches von der Mönchskutte, daher ſchießen in Leipzig um die Thomasſchüler, weil einmal die Geiſtlichen die Perücken-Wammen anhängen müſſen, wenigſtens die Herzblätter eines aufkapſenden Perückchens herum, das wie ein Pultdach oder wie halbe Flügeldecken ſich auf dem Kopfe umſieht. In den alten Klöſtern war die Gelehrſamkeit Strafe; nur Inkulpaten mußten da lateiniſche Pſalmen auswendig lernen oder Autores kopiren — in guten Armenſchulen wird dieſes Strafen nicht veenachläſſigt und ſparſamer Unterricht wird da ſtets als ein unſchuldiges Mittel angeordnet, den armen Schüler damit zu züchtigen und zu mortiſiziren . . . .

Blos dem Schulmeiſterlein hatte dieſe Kreuzſchule wenig an; den ganzen Tag freuete er ſich auf oder über etwas. „Vor dem Aufſtehen," ſagt er, freu' ich mich auf das Frühſtück, den ganzen Vormittag auf's Mittagseſſen, zur Veſperzeit auf's Veſperbrod — und ſo hatte der Alumnus Wuz ſich ſtets auf was zu ſpitzen." Trank er tief, ſo ſagt' er: „das hat meinem Wuz geſchmeckt," und ſtrich ſich den Magen. Nieſete er, ſo ſagt' er: „helf dir Gott, Wuz!" — Im fieberfroſtigen Novemberwetter ſetzte er ſich auf die Gaſſe mit der Vormalung des warmen Ofens und mit der närriſchen Freude, daß er eine Hand um die andere unter ſeinen Mantel wie zu Hauſe ſteckte. War der Tag gar zu toll und windig — es gibt für uns Wichte ſolche Hatztage, wo die ganze Erde ein Hatzhaus iſt und wo die Plagen wie ſpaßhaft gehende Wofſerkünſte uns bei jedem Schritte anſpritzen und einſeuchten — ſo war das Meiſterlein ſo pfiffig, daß es ſich unter das Wetter hinſetzte und ſich nichts darum ſchor; es war nicht Reſignation, die das unnermeidliche Uebel aufnimmt, nicht Apathie, die das ungefühlte trägt, nicht Philoſophie, die das verdiente verdauet, oder Religion, die das belahute verwindet, ſondern der Gedanke an's warme Bett war's. „Abends, dacht' er, lieg' ich auf alle Fälle, ſie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen, wie ſie wollen, unter meiner warmen Zudeck' und drücke die Naſe ruhig an's Kopfkiſſen, acht Stunden lang." — Und kroch er endlich in der letzten Stunde eines ſolchen Paſſionstages unter ſein Oberbett, ſa ſchüttelte er ſich darin, krempte ſich mit den Knieen bis an den Nabel zuſammen und ſagte zu ſich: „Siehſt du, Wuz. es iſt doch vorbei."

Ein anderer Paragraph aus der Wuziſchen Kunſt, ſtets fröhlich zu ſein, war ſein zweiter Pfiff, ſtets fröhlich aufzuwachen — und um das zu können, bedient' er ſich eines dritten, und hob immer nom Tage vorher etwas Angenehmes für den Morgen auf, entweder gebackne Klöſe oder eben ſa viel äußerſt gefährliche Blätter aus dem Robinſon, der ihm lieber war als Homer — oder junge Vögel aber junge Pflanzen, an denen er am Morgen nachzuſehen hatte, wie Nachts Federn und Blätter gewachſen.

Den dritten und vielleicht durchdachteſten Paragraphen ſeiner Kunſt, fröhlich zu ſein, arbeitete er erſt aus, da er Sekundaner ward:

er wurde verliebt. —

Eine ſolche Ausarbeitung wäre meine Sache . . . . Aber da ich hier zum erſtenmale in meinem Leben mich mit meiner Reiskohle an das Blumenſtück gemalter Liebe mache, ſo muß auf der Stelle abgebrochen werden, damit fortgeriſſen werde Margen um 6 Uhr mit weniger niedergebranntem Feuer. —

Wenn Venedig, Rom und Wien und die ganze Luſtſtädtebank ſich zuſammenthäten und mich mit einem ſolchen Karneval beſchenken wollten, das dem beikäme, welches mitten in der ſchwarzen Kantorsſtube war, wo wir Kinder non 8 bis 11 Uhr forttanzten (ſo lange währte unſre Foſchingszeit, in der wir den Appetit zur Faſtnachts-Hirſe verſprangen); ſo machten ſich jene Reſidenzſtädte zwar an etwas Unmögliches und Lächerliches — aber doch on nichts ſo Unmögliches, als wenn ſie den Alumnus Wuz den Faſtnachtsmergen mit ſeinen Karnevalsluſtbarkeiten wiedergeben wollten, da er als unterer Sekundaner auf Beſuch, in der Tanz- und Schulſtube ſeines Vaters am Morgen gegen 10 Uhr ordentlich verliebt wurde. Eine ſolche Faſchingsluſtbarkeit — trautes Schulmeiſterlein, wa denkſt du hin? — Aber er dachte an nichts hin als zur Juſtina, die ich ſelten oder niemals wie die Auenthaler Juſtel nennen werde. Da der Alumnus unter dem Tanzen (wenige Gymnaſiaſten hätten mitgetanzt, aber Wuz war nie ſtolz und immer eitel) den Augenblick weg hatte, was — ihn nicht einmal eingerechnet — an der Juſtel wäre, daß ſie ein hübſches gelenkiges Ding und ſchon im Briefſchreiben und in der Regel de Tri, in Brüchen und die Pathin der Frau Seniorin und in einem Alter von funfzehn Jahren und nur als eine Gaſttänzer ſeines Orts, was in ſolchen Fällen zu thun iſt, er wurde, wie geſagt, verliebt, — ſchon bei'm erſten Schleifer flogs wie Fieberhitze an ihn, — unter dem Rangiren zum zweiten, wo er ſtillſtehend die Inlage ſeiner rechten Hand bedachte und befühlte, ſtiegs unverhältnißmäßig, — er tanzte ſich augenſcheinlich in die Liebe und in ihre Garne hinein, — als ſie noch dazu die rothen Haabenbänder aus einander fallen und ſie ungemein nachläſſig um den nackten Hals zurückflattern ließ, ſo vernahm er die Baßgeige nicht mehr — und als ſie endlich gar mit einem rothen Schnupftuch ſich Kühlung vorwedelte und es hinter und nor ihm fliegen ließ, ſo war ihm nimmer zu helfen, und hätten die nier großen und die zwölf kleinen Propheten zum Fenſter hineingepredigt. Denn einem Schnupftuch in einer weiblichen Hund erlag er ſtets auf der Stelle ohne weitere Gegenwehr, wie der Löwe dem gedrehten Wagenrade und der Elephant der Maus. Dorfkoketten machen ſich aus dem Schnupftuch die nämliche Feldſchlange und Kriegsmaſchine, die ſich die Stadtkoketten aus dem Fächer machen; aber die Wellen eines Tuchs ſind gefälliger, als das knackende Truthahns Radſchlagen der bunten Streitkolbe des Fächers.

Auf alle Fälle kann unſer Wuz ſich damit entſchuldigen, daß ſeines Wiſſens die Oerter öffentlicher Freude das Herz für alle Empfindungen, die oiel Platz bedürfen, für Aufopferungen, für Muth und auch für Liebe weiter machen; — freilich in den armen Amts- und Aebeitsſtuben, auf Rathhäuſern, in geheimen Cabinetten liegen unſere Herzen wie auf eben ſo vielen Weltböden, Darröſen und runzeln ein.

Wuz trug ſeinen mit dem Gas der Liebe angefüllten und emporgetriebenen Herzballon freudig in's Alumneum zurück, ohne jemand eine Sylbe zu melden, am wenigſten der Schnupftuch-Fahnenjunkerin, nicht aus Scheu, ſondern weil er nie mehr begehrte als die Gegenwart, er wor nur froh, daß er ſelbſt verliebt war und dachte an weiter nichts. . . . .

Warum ließ der Himmel gerade in die Jugend das Luſtrum der Liebe fallen? Vielleicht weil man gerade da in Alumneen, Schreibſtuben und andern Giſthütten keucht, da ſteigt die Liebe wie aufblühendes Geſträuch an den Fenſtern jener Marterkammern empor, und zeigt in ſchwankenden Schatten den großen Frühling non außen. Denn er und ich, mein Herr Präfektus und auch Sie, verdiente Schulmeiſter des Alumneums, wie wollten mit einander wetten. Sie ſollen über den vergnügten Wuz ein Härenhemd ziehen (im Grunde hat er eins an) — Sie ſollen ihn Irions Rad und Syſiphus Stein der Weiſen und den Laufwagen Ihres Kindes bewegen laſſen — Sie ſollen ihn halb todt hungern oder prügeln laſſen — Sie ſollen einer ſo elenden Wette wegen (welches ich ihnen nicht zugetraut hätte), gegen ihn ganz des Teufels ſein; Wuz bleibt doch Wuz und praktizirt ſich immer ſein Bischen nerliebter Freude in's Herz, vollends in den Hundstagen! —

Seine Kanikularferien ſind aber vielleicht nirgends deutlicher beſchrieben als in ſeinen „Werther's Freuden," die ſeine Biographen faſt nur abzuſchreiben brauchen. — Er ging da Sonntags nach der Abendkirche heim nach Auenthal und hatte mit den Leuten in allen Gaſſen Mitleiden, daß ſie da bleiben mußten. Draußen dehnte ſich ſeine Bruſt mit dem aufgethaueten Himmel nor ihm aus, und halb trunken im Concertſaal aller Vögel horcht' er wollüſtig bald auf die gefiederten Sopraniſten, bald auf ſeine Phantaſieen. Um nur ſeine über die Ufer ſchlagenden Lebenskräfte abzuleiten, galopirte er oft eine halbe Viertelſtunde lang. Da er immer kurz nor und nach Sonnenuntergang ein gewiſſes, wollüſtiges trunknes Sehnen empfunden hatte, — die Nacht aber macht wie ein längerer Tod den Menſchen erhaben und nimmt ihm die Erde, — ſo zaubert er mit ſeiner Landung in Auenthal ſo lang, bis die zerfließende Sonne durch die letzten Kornfelder nor dem Dorfe mit Goldfäden, die ſie gerade über die Aehren zog, ſein blaues Röckchen ſtickte und bis ſein Schatten an dem Berg über den Fluß wie ein Rieſe wandelte. Dann ſchwankte er, unter dem wie aus der Vergangenheit herüberklingenden Abendläuten in's Dorf hinein und war allen Menſchen gut, ſelbſt dem Präfektus. Ging er dann um ſeines Vaters Haas und ſah am obern Kapfenſter den Widerſchein des Mondes und durch ein Parterre-Fenſter ſeine Juſtina, die da alle Sonntage einen ordentlichen Brief ſetzen lernte . . . . o wenn er dann in dieſer paradieſiſchen Viertelſtunde ſeines Lebens auf funfzig Schritte die Stube und die Briefe und das Dorf non ſich hätte wegſprengen und um ſich und die Briefſtellerin blos ein einſames Tempe-Thal hätte ziehen können, — wenn er in dieſem Thale mit ſeiner trunkenen Seele, die unterwegs um alle Weſen ihre Arme ſchlug, auch an das ſchönſte Weſen hätte fallen dürfen und er und ſie und Himmel und Erde zurückgeſunken und zerfloſſen wären nor einem flammenden Augenblicke und Fokus menſchlicher Entzückung . . . .

Indeſſen that er's wenigſtens Nachts um eilf Uhr, und vorher ging's auch nicht ſchlecht. Er erzählte dem Vater, aber im Grunde Juſtinen, ſeinen Studienplan und ſeinen politiſchen Einfluß; er ſetzte ſich dem Tadel, womit ſein Vater ihre Briefe korrigirte, mit demjenigen Gewicht entgegen, das ein ſolcher Kunſtrichter hat, und er war, da er gerade warm aus der Stadt kam, mehr als einmal mit Witz bei der Hand, — kurz unter dem Einſchlafen hörte er in ſeiner tanzenden taumelnden Phantaſie nichts als Sphärenmuſik.

Freilich du, mein Wuz, kannſt Werthers Freuden aufſetzen, da allemal deine äußere und deine innere Welt ſich wie zwei Muſchelſchalen an einander löthen und dich als ihr Schalthier einfaſſen; aber bei uns armen Schelmen, die wir hier am Ofen ſitzen, iſt die Außenwelt ſelten der Ripiniſt unſrer innern fröhlichen Stimmung, — höchſtens dann, wenn an uns der ganze Stimmſtock umgefallen und wir knarren und brummen oder in einer andern Metapher, wenn wir eine verſtopfte Naſe haben, ſo ſetzt ſich ein ganzes mit Blumen überwölbtes Eden vor uns hin, und wir mögen nicht hineinriechen.

Mit jedem Beſuche macht das Schulmeiſterlein ſeiner Johanna-Thereſe-Charlotte-Mariana-Klariſſa-Heloiſe-Juſtel auch ein Geſchenk mit einem Pfefferkuchen und einem Potentaten; ich will über beide ganz befriedigend ſein.

Die Potentaten hatt' er in ſeinem eigenen Verlage; aber wenn die Reichshofraths-Kanzlei ihre Fürſten und Grafen aus ein wenig Dinte, Pergament und Wachs macht, ſo verfertigte er ſeine Potentaten viel koſtbarer, aus Ruß, Fett und hundert Farben. Im Alumneum wurde nämlich mit den Rahmen einer Menge Potentaten eingeheizet, die er ſämmtlich mit gedachten Materialien ſo zu kopiren und zu repräſentiren wußte, als wär' er ihr Geſandter. Er überſchmierte ein Quartblatt mit einem Endchen Licht und nachher mit Ofenruß — dieſes legte er mit der ſchwarzen Seite auf ein anderes mit weißen Seiten — oben auf beide Blätter that er irgend ein fürſtliches Portrait — dann nahm er eine abgebrochene Gabel und fuhr mit ihrer drückenden Spitze auf dem Geſichte und Leibe des regierenden Herren herum — — dieſer Druck verdoppelte den Potentaten, der ſich vom ſchwarzen Blatt auf's Weiße überfärbte. So nahm er von allem, was unter einer europäiſchen Krone ſaß, recht kluge Kopien; allein ich habe niemals verhehlet, daß ſeine Okulir-Gabel die ruſſiſche Kaiſerin (die vorige) und eine Menge Kronprinzen dermaßen aufkratzte und durchſchnitt, daß ſie zu nichts mehr zu brauchen waren als dazu, den Weg ihrer Rahmen zu gehen. Gleichwohl war das ruſſiſche Quartblatt nur die Bruttafel und Aetzwiege glorwürdiger Regenten, oder auch der Streich- oder Laichteich derſelben, — ihr Streckteich aber, oder die Appreturmaſchine der Potentaten war ſein Farbkäſtchen, damit illuminirte er ganze regierende Linien und alle Muſcheln kleideten einen einzigen Großfürſten an, und die Kronprinzeſſinnen zogen aus der nämlichen Farbenmuſchel Wangenröthe und Schminke. — — Mit dieſen regierenden Schönen beſchenkte er die, die ihn regierte und nicht wußte, was ſie mit dem hiſtoriſchen Bilderſaal machen ſollte.

Aber mit dem Pfefferkuchen wußte ſie es in dem Grade, daß ſie ihn aß. Ich halt' es für ſchwer, einer Geliebten einen Pfefferkuchen zu ſchenken, weil man ihn oft kurz vor der Schenkung ſelber verzehrt. Hatte nicht Wuz die drei Kreuzer für den erſten ſchon bezahlt? Hatte er nicht das braune Rektangulum ſchon in der Taſche? war er nicht damit ſchon bis eine Stunde vor Auenthal und vor dem Adjudikationstermin gereiſet? ja wurde die ſüße Votiv-Tafel nicht alle Viertelſtunde aus der Taſche gehoben, um zu ſehen, ob ſie noch viereckig wäre? das was eben das Unglück, denn bei dieſem Beweis durch Augenſchein, den er führte, brach er immer wenige und unbedeutende Mandeln aus dem Kuchen — dieſes that er öfters — darauf machte er ſich (ſtatt an die Quadratur des Zirkels) an das Problem, den quadrirten Zirkel wieder rein herzuſtellen und biß ſauber die vier rechten Winkel ab und machte ein Achteck, ein Sechzehneck, — darauf war nach dieſen mathematiſchen Elaborationen das Vieleck vor keinem Mädchen mehr zu produziren, — darauf that Wuz einen Sprung und ſagte: „ach ich eſſ' ihn ſelber" und heraus war der Seufzer und hinein die geometriſche Figur. — Es werden wenige ſchottiſche Meiſter, akademiſche Senate und Magiſtranten leben, denen nicht ein wahrer Gefalle geſchähe, wenn man ihnen zu hören gäbe, durch welchen Maſchinengott ſich Wuz aus der Sache zog, — — durch einen zweiten Pfefferkuchen that er's, den er allemal als einen Wand- und Taſchennachbar des erſten mit einſteckte. Indem er den einen aß, landete der andere ohne Läſionen an, weil er allzeit eine Doublette kaufte, damit ſie als Brandmauer und Kronwache den andern beſchützte. Das aber ſah er in der Folge ſelber ein, daß er — um nicht einen Torſo oder Atom nach Auenthal zu transportiren — die Kronruppen oder Pfefferkuchen von Woche zu Woche vermehren müſſe.

Er wäre Primaner geworden, wäre nicht ſein Vater aus unſerm Planeten in einen andern oder in einen Trabanten gerückt. Daher dacht' er die Melioration ſeines Vaters nachzumachen und wollte von der Sekundanerbank auf den Lehrſtuhl rutſchen. Der Kirchenpatron, Herr von Ebern, drängte ſich zwiſchen beide Gerüſte und hielt ſeinen ausgedienten Koch an der Hand, um ihn in ein Amt einzuſetzen, dem er gewachſen war, weil es in dieſem eben ſo gut wie in ſeinem vorigen, Spanferkel*) todt zu peitſchen und zu appretiren, aber nicht zu eſſen gab. Ich hab' es ſchon in der Reviſion des Schulweſens in einer Note erinnert und H. Gediken's Beifall davon getragen, daß in jedem Bauernjungen ein ausgewachſener Schulmeiſter ſtecke, der von einem Paar Kirchenjahren groß zu paraphraſiren ſei, — daß nicht bloß das alte Rom Welt-Konſuls, ſondern auch heutige Dörfer Schul-Konſuls vom Pfluge und aus der Furche ziehen können, — daß man aber ſo gut von Leuten ſeines Standes hier unterichtet, als in England gerichtet werden könne, und daß gerade der, dem jeder das meiſte Scibile verdanke, ihm am ähnlichſten ſei, nämlich jeder ſelbſt, — daß wenn eine ganze Stadt (Norzia an dem appenniniſchen Gebirge) nur von vier ungelehrten Magiſtratsgliedern (li quatri illiterati) ſich beherrſchen laſſen will, doch eine Dorfjugend von einem einzigen ungelehrten Mann werde zu regieren und zu prügeln ſein — und daß man nur bedenken möchte, was ich oben im Texte ſagte. Da hier die Note ſelber der Text iſt, ſo will ich nur ſagen, daß ich ſagte, eine Dorfſchule ſei hinlänglich beſetzt. Es iſt da 1) der Gymnaſiarch oder Paſtor, der von Winter zu Winter den Prieſterrock umhängt und das Pädagogium beſucht und erſchreckt; — 2) ſteht in der Stube das Rektorat, Konrektorat und Subrektorat, das der Schulhalter allein ausmacht; — 3) als Lehrer der untern Klaſſen ſind darin angeſtellt die Schulmeiſterin, der, oder keinem Menſchen die Kallipädie der Töchterſchule anvertraut werden kann, ihr Sohn als Terzius oder Lümmel zugleich, dem ſeine Eleven allerhand leihen und ſpendiren müſſen, damit er ſie nicht aufſagen läſſet, und der, wenn der Regent nicht zu Hauſe iſt, oft das Reichsvikariat des ganzen proteſtantiſchen Schulkreiſes auf den Achſeln hat; — 4) endlich ein ganzes Raupenneſt Kollaboratores, nämlich Schuljungen ſelber, weil da, wie im halliſchen Waiſenhauſe, die Schüler der obern Klaſſe ſchon zu Lehrern der untern groß gewachſen ſind. — Da man bisher aus ſo vielen Studierſtuben heraus nach Realſchulen ſchrie, ſo hörten's Gemeinden und Schulhalter, und thaten das Ihrige gern. Die Gemeinden laſen für ihre Lehrſtühle lauter ſolche pädagogiſche Streiſe aus, die ſchon auf Schneiders-Schuſters-Schemeln ſeßhaft waren und von denen alſo etwas zu erwarten war — und allerdings ſetzen ſolche Männer, indem ſie vor dem aufmerkſamen Inſtitut Röcke, Fiſchreuſen und Alles machen, die Nominalſchule leicht in eine Realſchule um, wo man Fabrikate kennen lernt. Der Schulmeiſter treibt's noch weiter und ſinnt Tag und Nacht auf Realſchulhallen; es giebt wenige Arbeiten eines erwachſenen Hausvaters oder ſeines Geſindes, in denen er ſeine Dorfſtoa nicht beſchäftigt und übt, und den ganzen Morgen ſieht man das expedirende Seminarium hinaus und hinein jagen, Holz ſpalten und Waſſer tragen u. ſ. w., ſo daß er außer der Realſchule faſt gar keine andere hält, und ſich ſein Bischen Brod ſauer im Schweiße ſeines — Lyzeums verdient... Man braucht mir nicht zu ſagen, daß es auch ſchlechte und verſäumte Landſchulen gäbe; genug, wenn nur die größere Zahl alle die Vorzüge wirklich aufweiſet, die ich ihr jetzt zugeſchrieben.

Ich mag meine Fixſternaberration mit keinem Wort entſchuldigen, das eine neue wäre. Herr v. Ebern hätte ſeinen Koch zum Schulmeiſter inveſtiret, wenn ein geſchickter Nachfahrer des Kochs wäre zu haben geweſen, er war's aber nicht, und da der Gutsherr dachte, es wäre vielleicht gar eine Neuerung, wenn er die Küche und die Schule durch Ein Subjekt verſehen ließe, — es war vielmehr die Trennung und Verdopplung der Schul- und Herrendiener eine viel größere und ältere, denn im neunten Sekulum mußte ſogar der Pfarrer der Patronatskirche zugleich dem Kirchenſchiffspatron als Bedienter aufwarten und ſatteln ꝛc.**) und beide Aemter wurden erſt nachher, wie mehrere, von einander abgeriſſen, — ſo behielt er den Koch und vozirte den Alumnus, der bisher ſo geſcheidt geweſen, daß er verlebt geblieben.

Ich ſteuere mich ganz auf die rühmlichen Teſtimonien, die ich in Händen habe, und die Wuz vom Superintendenten auswirkte, weil ſein Examen vielleicht eines der rigoröſeſten und glücklichſten war, die ich in neueren Zeiten noch gehört. Mußte nicht Wuz das griechiſche Vaterunſer vorbeten, indeß das Examinationskollegium ſeine ſammtnen Hoſen mit einer Glasbürſte auskämmte? — und hernach das lateiniſche Symbolum Athanasii? konnt' er nicht die Bücher der Bibel richtig und Mann für

*) Die bekanntlich beſſer ſchmecken, wenn man ſie mit Ruthenſtreichen tödtet.

**) Lange's geiſtliches Recht, S. 334

Digitized by Google

Mann vorzählen, ohne über die gemalten Blumen und Taſſen auf dem Kaffeebrete ſeines Examinators zu ſtolpern? mußt' er nicht einen Betteljungen, der bloß auf einen Pfennig auſſah, herumkatechiſiren, obgleich der Junge gar nicht wie ſein Unterexaminator beſtand, ſondern wie ein wahres Stückchen Vieh? mußt' er nicht ſeine Fingerſpitzen in fünf Töpfe warmes Waſſer tunken, und den Topf ausſuchen, deſſen Waſſer warm und kalt genug für den Kopf eines Täuflings war? und mußt er nicht zuletzt drei Gulden and ſechsunddreißig Kreuzer erlegen?

Am 13. Mai ging er als Alumnus aus dem Alumneum heraus und als öffentlicher Lehrer in ſein Haus hinein, und aus der zerſprengten ſchwarzen Alumnuspuppe brach ein bunter Schmetterling von Kantor in's Freie hinaus.

Am 9. Junius ſtand er vor dem Auenthaler Altar und wurde kopulirt mit der Juſtel.

Aber der eliſäiſche Zwiſchenraum zwiſchen dem 13. Mai und dem 9. Julius! — für keinen Sterblichen fällt ein ſolches goldnes Alter von acht Wochen wieder vom Himmel, bloß für das Meiſterlein funkelte der ganze niedergethauete Himmel auf geſtirnten Auen der Erde, — du wiegteſt im Aether dich und ſaheſt durch die transparente Erde dich rund mit Himmel und Sonnen umzogen und hatteſt keine Schwere mehr; aber uns Alumnen der Natur fallen nie acht ſolche Wochen zu, nicht eine, kaum ein ganzer Tag, wo der Himmel über und in uns ſein reines Blau mit nichts kolorirt, als mit Abend- und Morgenroth, — wo wir über das Leben wegfliegen und Alles uns hebt, wie ein freudiger Traum, — wo der unbändige ſtürzende Strom der Dinge uns nicht auf ſeinen Katarakten und Strudeln zerſtößet und rüttelt und rädert, ſondern auf blinkenden Wellen uns wiegt und unter hineingebognen Blumen vorüberträgt, — ein Tag, zu dem wir den Bruder vergeblich unter den verlebten ſuchen, und von dem wir am Ende jedes andern klagen: ſeit ihm war keiner wieder ſo.

Es wird uns allen wohlthun, wenn ich dieſe acht Wonnewochen oder zwei Wonnemonate weitläufig beſchreibe. Sie beſtanden aus lauter ähnlichen Tagen. Keine einzige Wolke zog hinter den Häuſern herauf. Die ganze Nacht ſtand die rückende Abendröthe unten am Himmel, an welchem die untergehende Sonne allemal wie eine Roſe glühend abgeblühet hatte. Um ein Uhr ſchlugen ſchon die Lerchen, und die Natur ſpielte und phantaſirte die ganze Nacht auf der Nachtigallen-Harmonika. In ſeine Träume tönten die äußeren Melodien hinein, und in ihnen flog er über Blüthenbäume, denen die wahren vor ſeinem offnen Fenſter ihren Blumenathem lieben. Der tagende Traum rückte ihn ſanft wie die liſpelnde Mutter das Kind, aus dem Schlaf in's Erwachen über, und er trat mit ſäugender Bruſt in den Lärm der Natur hinaus, wo die Sonne die Erde von neuem erſchuf und wo beide ſich zu einem brauſenden Wolluſt-Ozean in einander ergoſſen. Aus dieſer Morgengluth des Lebens und Freuens kehrte er in ſein ſchwarzes Stübchen zurück und ſuchte die Kräfte in kleinern Freuden wieder. Er war da über Alles froh, über jedes beſchienene Fenſter, über die ausgefegte Stube, über das Frühſtück, das mit ſeinen Amtsrevenüen beſtritten wurde, über ſieben Uhr, weil er nicht in die Sekunda mußte, über ſeine Mutter, die alle Morgen froh war, daß er Schulmeiſter war und ſie nicht aus dem vertrauten Hauſe mußte.

Unter dem Kaffee ſchnitt er ſich außer den Semmeln die Federn zur Meſſiade, die er damals, die drei letzten Geſänge ausgenommen, gar ausſang. Seine größte Sorgfalt verwandte er darauf, daß er die epiſchen Federn falſch ſchnitt, entweder wie Pfähle, oder ohne Spalt, aber mit einem zweiten Extraſpalt, der hinaus nieſete; denn da Alles in Hexametern, und zwar in ſolchen, die nicht zu verſtehen waren, verfaſſet ſein ſollte, ſo mußte der Dichter, da er's durch keine Bewegung zur geringſten Unverſtändlichkeit bringen konnte, — er faſſete allemal den Augenblick jede Zeile und jeden pes, — aus Noth zum Einfall greifen, daß er die Hexameter ganz unleſerlich ſchrieb, was auch gut war. Durch dieſe poetiſche Freiheit bog er dem Verſtehen ungezwungen vor.

Um eilf Uhr deckte er für ſeine Vögel, und dann für ſich und ſeine Mutter den Tiſch mit vier Schubladen, in dem mehr war, als auf ihm. Er ſchnitt das Brod, und ſeiner Mutter die weiße Rinde vor, ob er gleich die ſchwarze nicht gern aß. O, meine Freunde, warum kann man im hôtel de Bavière und auf dem Römer nicht ſo vergnügt ſpeiſen, als am Wuziſchen Ladentiſch? — Sogleich nach dem Eſſen machte er nicht Hexameter, ſondern Kochlöffel, und meine Schweſter hat ſelber ein Dutzend von ihm. Während ſeine Mutter das wuſch, was er ſchnitzte, ließen beide ihre Seelen nicht ohne Koſt; ſie erzählte ihm die Perſonalia von ſich und ſeinem Vater vor, von deren Kenntniß ihn ſeine akademiſche Laufbahn zu entfernt gehalten — und er ſchlug den Operationsplan und Bauriß ſeiner kräftigen Haushaltung beſcheiden vor ihr auf, weil er ſich an dem Gedanken, ein Hausvater zu ſein, gar nicht ſatt käuen konnte. „Ich richte mir — ſagte er — mein Haushalten ganz vernünftig ein, — ich ſtell' mir ein Sangſchweinchen ein auf die heiligen Feiertage, es fallen ſo viele Kartoffeln- und Rübenſchalen ab, daß man's damit fett bringt, man weiß kaum wie, — und auf den Winter muß mir der Schwiegervater ein Füderchen Büſchel (Reisholz) einfahren, und die Stubenthüre muß total gefüttert und gepolſtert werden, — denn, Mutter! unſereins hat ſeine pädagogiſchen Arbeiten im Winter, und es hält da keine Kälte aus." — Am 29. Mai war noch dazu nach dieſen Geſprächen eine Kindtaufe, — es war ſeine erſte — ſie war ſeine erſte Revenüe und ein großes Sportularium hatte er ſich ſchon auf dem Alumneum dazu geheftet, — er beſah und zählte die paar Groſchen zwanzigmal, als wären ſie andere, — am Taufſtein ſtand er in ganzer Parüre, und die Zuſchauer ſtanden auf der Empor und in der herrſchaftlichen Loge im Alltagsſchmutz; — „es iſt mein ſaurer Schweiß," ſagt' er eine halbe Stunde nach dem Aktus, und trank vom Gelde zur ungewöhnlichen Stunde ein Röſel Bier. — Ich erwarte von ſeinem künftigen Biographen ein paar pragmatiſche Fingerzeige, warum Wuz blos ein Einnahme- und kein Ausgabebuch ſich nähte und warum er in jenem oben Thaler, Groſchen, Pfennige ſetzte, ob er gleich nie die erſteren Münzſorte unter ſeinen Schalgefällen hatte.

Nach dem Aktus und nach der Verdauung ließ er ſich den Tiſch hinaus unter den Weichſelbaum tragen, und ſetzte ſich nieder und boſſirte noch einige unleſerliche Hexameter in ſeiner Meſſiade. Sogar während er ſeinen Schinkenknochen als ſein Souper abnagte und abfeilte, befeilte er noch einen und den andern epiſchen Fuß, und ich weiß recht gut, daß des Fettes wegen mancher Geſang etwas gedlet ausſiehet. Sobald er den Sonnenſchein nicht mehr auf der Straße, ſondern an den Häuſern liegen ſah, ſo gab er der Mutter die nöthigen Gelder zum Haushalten und lief in's Freie, um ſich es ruhig auszumalen, wie er's künftig haben würde im Herbſte, im Winter, an den drei heiligen Feſten, unter den Schulkindern und unter ſeinen eignen.

Und doch ſind das bloß Wochentage; der Sonntag aber brennt in einer Glorie, die kaum auf ein Altarblatt geht. — Ueberhaupt ſteht in keinen Seelen dieſes Jahrhunderts ein ſo großer Begriff von einem Sonntage, als in denen, die die meiſten Schulmeiſter haben; mich wunderts gar nicht, wenn ſie an einem ſolchen Courtage nicht vermögen, beſcheiden zu verbleiben. Selbſt unter Wuz konnte ſich's nicht verſtecken, was es ſagen will, unter tauſend Menſchen allein zu orgeln, — ein wahres Erbamt zu verſehen und den geiſtlichen Krönungsmantel dem Senior über zu henken and ſein Valet de fantaisie und Kammermohr zu ſein, — über ein ganzes von der Sonne illuminirtes Chor Territorialherrſchaft zu exerziren, als amtirender Chormaire auf ſeinem Orgel-Fürſtenſtuhl die Poeſie einer Parochie noch beſſer zu beherrſchen, als der Pfarrer die Proſa derſelben kommandirte — und nach der Predigt über das Geländer hinab völlige fürſtliche Befehle sans façon mit lauter Stimme weniger zu geben, als abzuleſen .... Wahrhaftig, man ſollte denken, hier oder nirgend thät' es Noth, daß ich meinem Wuz zuriefe: „bedenke, was du vor wenig Monaten wareſt! Ueberleg', daß nicht alle Menſchen Kantores werden können, und mach' dir die vortheilhafte Ungleichheit der Stände zu Nutze, ohne ſie zu mißbrauchen und ohne darum mich und meine Zuhörer am Ofen zu verachten." — — Aber nein! auf meine Ehre, das gutartige Meiſterlein denkt ohnehin nicht daran, die Bauern hätten nur ſo geſcheidt ſein ſollen, daß ſie dem ſchnackiſchem, lächelndem, trippelndem, händereibendem Dinge in's galleloſe überzuckerte Herz hineingeſehen hätten, was hätten ſie da ertappt? Freude in deinen zwei Herzenskammern, Freude in deinen zwei Herzensohren. Du numerirteſt bloß, gutes Ding! das ich je länger je lieber gewinne, deine künftigen Schulbuben und Schulmädchen in den Kirchenſtühlen zuſammen und ſetzteſt ſie ſämmtlich in deine Schulſtube und um deine winzige Naſe herum und nahmeſt dir vor, mit der letzten täglich Vormittags und Nachmittags einmal zu nieſen und vorher zu ſchnupfen, bloß damit dein ganzes Inſtitut wie beſeſſen auffuhre und zurief: Helf Gott, Herr Kantor! die Bauern hätten ferner in deinem Herzen die Freude angetroffen, die da hatteſt, ein Setzer von Foliozifferen zu ſein, die ſo lang ſind, wie die am Zifferblatte der Thurmuhr, indem du jeden Sonntag an der ſchwarzen Liedertafel in öffentlichen Druck gabſt, auf welcher Pagina das nächſte Lied zu ſuchen ſei — wir Autores treten mit ſchlechterem Zeuge im Drucke auf; — ferner die Freude, deinem Schwiegervater und deiner Braut im Singen vorzureiten, und endlich deine Hoffnung, den Bodenſatz des Kommunionweins einſam auszuſaufen, der fatal ſchmeckte. Ein höheres Weſen muß dir ſo herzlich gut geweſen ſein wie das referirende, da es gerade in deinen achtwöchentlichen Eden-Luſtrum deinen gnädigen Kirchenpatron kommuniciren hieß, denn er hatte doch ſo viel Einſicht, daß er an die Stelle des Kommunionweins, der Chriſti Trank am Kreuz nicht unglücklich nachbildete, Chriſti Thränen aus ſeinem Keller ſetzte; aber welche Himmel dann nach dem Trunk des Bodenſatzes in alle deine Glieder zogen .... Wahrlich jedesmal will ich wieder in Exklamationen verfallen — aber warum macht mir und vielleicht Euch dieſes ſchulmeiſterlich

Digitized by Google

vergnügte Herz ſo viel Freude? Ach es muß daran liegen, daß wir ſelber ſie nie ſo voll bekommen, weil der Gedanke der Erdeneitelkeit auf uns liegt und unſern Athem drückt und weil wir die ſchwarze Gottesackererde unter den Raſen- und Blumenſtücken ſchon geſehen haben, auf denen das Meiſterlein ſein Leben verhöpſt! —

Der gedachte Kommunionwein mouſſirte noch Abends in ſeinen Adern, und dieſe letzte Tagszeit eines Sabbaths hab' ich noch abzuſchildern. Bloß am Sonntag durft' er mit ſeiner Juſtine ſpazieren gehen; vorher nahm er das Abendeſſen beim Schwiegervater ein, aber mit ſchlechtem Nutzen, ſchon unter dem Tiſchgebet wurde ſein Hundshunger matt und unter den Allotriis darauf gar unſichtbar. Wenn ich's leſen könnte, ſo könnt' ich das ganze Konterfei dieſes Abends aus ſeiner Meſſiade haben, in die er ihn ganz wie er war, im ſechsten Geſang hineingeflochten, wie alle große Skribenten ihren Lebenslauf, ihre Weiber, Kinder, Aecker, Vieh in ihre opera omnia ſtricken. Er dachte, in der gedruckten Meſſiade ſtände der Abend auch. In ſeiner wird es epiſch ausgeführet ſein, daß die Bauern auf den Rainen wateten und den Schuß der Halme maßen und ihn über das Waſſer herüber als ihren neuen wohlverordneten Kantor grüßten, — daß die Kinder auf Blättern ſchalmeiten und in Batzen-Flöten ſtießen und daß alle Büſche und Blumen- und Blüthenkelche vollſtimmig beſetzte Orcheſter waren, aus denen Allen etwas heraus ſang oder ſumſete oder ſchnurrte — und das Alles zuletzt ſo feierlich wurde, als hätte die Erde ſelber einen Sonntag, indem die Höhen und Wälder um dieſen Zauberkreis rauchten und indem die Sonne gen Mitternacht durch einen illuminirten Triumphbogen hinunter, und der Mond gegen Mittag durch einen blaſſen Triumphbogen herauf zog. O du Vater des Lichts! mit wie viel Farben und Strahlen und Leuchtkugeln faſſeſt du deine bleiche Erde ein! — Die Sonne kroch jetzt ein zu einem einzigen rothen Strahle, der mit dem Wiederſchein der Abendröthe auf dem Geſichte ſeiner Braut zuſammenkam; und dieſe, nur mit ſtummen Gefühlen bekannt, ſagte, daß ſie in ihrer Kindheit ſich oft geſehnet hätte auf den rothen Bergen der Abendröthe zu ſtehen und von ihnen mit der Sonne in die ſchönen rothgemalten Länder hinunter zu ſteigen, die hinter der Abendröthe lägen. Unter dem Gebetläuten ſeiner Mutter legt' er ſeinen Hut auf die Knie und ſah ohne die Hände zu falten an die rothe Stelle am Himmel, wo die Sonne zuletzt geſtanden, und hinunter in den ziehenden Strom, der tiefe Schatten trug; und es war ihm als läutete die Abendglocke die Welt und noch einmal ſeinen Vater zur Ruhe — zum erſten und letzten Male in ſeinem Leben ſtieg ſein Herz über die irdiſche Scene hinaus — und es rief, ſchien ihm, etwas aus den Abendtönen herunter, er würd' jetzt vor Vergnügen ſterben .... Heftig und verzückt umſchlang er ſeine Braut und ſagte: „Wie lieb hab' ich dich, wie ewig lieb!" Vom Fluſſe klang es herab wie Flötengetön und Menſchengeſang zog näher, außer ſich drückt er ſich an ſie an und wollte vereinigt vergehen und glaubte, die Himmelstöne hauchten ihre beiden Seelen aus der Erde weg und duftete ſie wie Thaufunken auf den Auen Edens nieder. Es ſang:

> O wunderſchön iſt Gottes Erde
> Und werth, darauf vergnügt zu ſein!
> D'rum will ich, bis ich Aſche werde,
> Mich dieſer ſchönen Erde freu'n.

Es war aus der Stadt eine Gondel mit einigen Flöten und ſingenden Jünglingen. Er und ſie gingen am Ufer mit der ziehenden Gondel, und hielten ihre Hände gefaßt und Juſtine ſuchte leiſe nachzuſingen, und der Himmel und die Entzückung gingen neben ihnen. Als die Gondel um eine Erdzunge voll Bäume herumſchiffte, hielt Juſtine ihn ſanft an, damit ſie nicht nachkämen, und da das Fahrzeug dahinter verſchwunden war, fiel ſie ihm mit dem erſten erröthenden Kuſſe um den Hals .... O unvergeßlicher erſter Junius! ſchreibt er. — Sie begleiteten und belauſchten von weitem die ſchiffenden Töne; und Träume ſpielten um Beide, bis ſie ſagte: es iſt ſpät und die Abendröthe hat ſich ſchon weit herum gezogen, und es iſt Alles im Dorfe ſtill. Sie gingen nach Hauſe; er öffnete die Fenſter ſeiner mondhellen Stube und ſchlich mit einem leiſen Gutenacht bei ſeiner Mutter vorüber, die ſchon ſchlief. —

Jeden Morgen ſchien ihn der Gedanke wie Tageslicht an, daß er dem Hochzeittage, den achten Juni, ſich um eine Nacht näher geſchlafen; und am Tage lief die Freude mit ihm herum, daß er durch die paradieſiſchen Tage, die ſich zwiſchen ihn und ſein Hochzeitbett geſtellt, noch nicht durch wäre. So hielt er wie der metaphyſiſche Eſel den Kopf zwiſchen beiden Heubündeln, zwiſchen der Gegenwart und Zukunft, aber er war kein Eſel oder Scholaſtiker, ſondern graſete und rupfte an beiden Bündeln auf einmal .... Wahrhaftig die Menſchen ſollten niemals Eſel ſein, weder indifferentiſche, noch hölzerne, noch bileamitiſche, und ich habe meine Gründe dazu .... Ich breche hier ab, weil ich noch überlegen will, ob ich ſeinen Hochzeittag abzeichne oder nicht. Data hab' ich übrigens dazu ganze Stöße. — —

Aber wahrhaftig, ich bin weder ſeinem Ehrentage beigewohnt, noch einem eigenen; ich will ihn alſo beſtens beſchreiben und mir — ich hätte ſonſt gar nichts — eine Luſtparthie zuſammen machen.

Ich weiß überhaupt keinen ſchicklichern Ort oder Bogen als dieſen dazu, daß die Leſer bedenken, was ich ausſtehe die magiſchen Schweizergegenden, in denen ich mich lagere, — die Apollo's und Venusgeſtalten, denen ſich mein Auge anſaugt — das erhabene Vaterland, für das ich das Leben hingebe, das es vorher geadelt hat, — das Brautbett, in das ich einſteige, Alles das iſt von fremden oder eigenen Fingern blos — gemalt mit Dinte oder Druckerſchwärze; und wenn nur du, du Himmliſche, der ich treu bleibe, die mir treu bleibt, mit der ich in arkadiſchen Julinächten ſpazieren gehe, mit der ich vor der untergehenden Sonne und vor dem aufſteigenden Monde ſtehe und um deren willen ich alle deine Schweſtern liebe, wenn nur du — wäreſt; aber du biſt ein A l t a r b l a t t und ich finde dich nicht.

Dem Nil, dem Herkules und andern Göttern brachte man zwar auch wie mir nur nachboſſirte Mädchen dar; aber vorher bekamen ſie doch reelle.

Wir müſſen ſchon am Sonnabend in's Schul- und Hochzeithaus gucken, um die Prämiſſen dieſes Rüſttags zum Hochzeittag ein wenig vorher wegzuheben, am Sonntag haben wir keine Zeit dazu; ſo ging auch die Schöpfung der Welt (nach den älteſten Theologen) darum in fünf Tagwerken und nicht in Einer Minute vor, damit die Engel das Naturbuch, wenn es allmählig aufgeblättert würde, leichter zu überſehen hätten. Am Sonnabend rennt der Bräutigam auffallend in zwei corporibus piis aus und ein, im Pfarr- und Schulhaus, um vier Seſſel aus jenem in dieſes zu ſchaffen. Er borgte dieſe Geſtelle dem Senior ab, um den Kommodator ſelbſt darauf zu weiſen als ſeinen Hierarchen, und die Seniorin als Frau Pathin der Braut, und den Subpräfektus aus dem Alumneum und die Braut ſelbſt. Ich weiß ſo gut als Andere, in wie weit dieſer miethende Luxus des Bräutigams nicht in Schutz zu nehmen iſt, allerdings papillotirten die gigantiſchen Miethſtühle (Menſchen und Seſſel ſchrumpfen jetzt ein) ihre falſchen Rindshaar-Touren an Lehne und Sitz, mit blauem Tuch, Milchſtraßen von gelben Nägeln ſprangen auf gelben Schnüren als Blitze herum und es blieb gewiß, daß man ſo weich auf den R ä n d e r n dieſer Stühle aufſaß, als trüge man einen Doppelſteiß, — wie geſagt, dieſen Steiß-Luxus des Gläubigers und Schuldners hab' ich niemals zum Muſter angeprieſen; aber auf der andern Seite muß doch jeder, der in den „S c h u t z v o n P a r i s" hineingeſehen, bekennen, daß die Verſchwendung im Palais royal und an allen Höfen offenbar eben ſo groß iſt. Wie werd' ich vollends ſolche Methodiſten von der ſtrengen Obſervanz auf die Seite des Großvater oder Sorgenſtuhls Wuzens bringen, der mit vier hölzernen Löwentatzen die Erde ergreift, welche mit vier Querhölzern — den Sitz-Konſolen munterer Finken und Gimpel — geſponzelt ſind, und deſſen Haar-Chignon ſich mit einer geblümten ledernen Schwarte mehr als zu prächtig befiehlt, und welcher zwei hölzerne behaarte Arme, die das Alter wie menſchliche, dürrer gemacht, nach einem Inſaß ausſtreckt? .... Dieſes Fragezeichen kann manchen, weil er die langen Perioden vergeſſen, frappiren.

Das zinnerne Tafel-Service, das der Pädagog noch von ſeinem Fürſtbiſchof holte, kann das Publikum bei'm Auktionsproklamator, wenn's anders verſteigert wird, beſſer kennen lernen, als bei mir; ſo viel wiſſen die Hochzeitgäſte, die Saladiere, die Sauciere, die Aſſiette zu Käſe und die Senfdoſe war ein einziger Teller, der aber vor jeder Rolle einmal abgeſcheuert wurde.

Ein ganzer Nil und Alpheus ſchoß über jedes Stubenbret, wovon gute Gartenerde wegzuſpülen war, an jede Bettpfoſte und an den Fenſterſtock hinan, und ließ den gewöhnlichen Bodenſatz der Fluth zurück — S a n d. Die Geſetze des Romans würden verlangen, daß das Schulmeiſterlein ſich anzöge und ſich auf eine Weiſe unter eine wogende Zudeck von Gras und Blumen ſtreckte, und dadurch einen Traum der Liebe nach dem andern hindurch ſänk' und bräche — allein er rupfte Hühner und Enten ab, ſpaltete Kaffee- und Bratenholz und die Braten ſelbſt, kredenzte am Sonnabend den Sonntag, und dekretirte und vollzog in der blauen Schürze ſeiner Schwiegermutter funfzig Kuchen-Reglements und ſprang, den Kopf mit Papillotten gehörnt und das Haar wie einen Eichhörnchenſchwanz emporgebunden, hinten und vorn überall herum, „denn ich mache nicht alle Sonntage Hochzeit" ſagte er.

Nichts iſt widriger als hundert Vorläufer und Vorreiter zu einer winzigen Luſt zu ſehen und zu hören; nichts iſt aber ſüßer, als ſelber mit vorzureiten und vorzulaufen, deine Geſchäftigkeit, die wir nicht bloß ſehen, ſondern theilen, macht nachher das Vergnügen zu einer von uns ſelbſt geſäeten, beſprengten und aufgezogenen Frucht, und obendrein befälle uns das Herzgeſpann des Paſſens nicht.

Aber, lieber Himmel, ich brauchte einen ganzen Sonnabend,

Digitized by Google

um dieſen nur zu rapportiren, denn ich thut nur einen vorbeifliegenden Blick in die Wuziſche Küche — was da zappelt! was da raucht! — Warum iſt ſich Mord und Hochzeit ſo nahe, wie die zwei Gebote, die davon reden? Warum iſt nicht bloß eine fürſtliche Vermählung oft für Menſchen, warum iſt auch eine bürgerliche für Geflügel eine Pariſiſche Bluthochzeit?

Niemand brachte aber im Hochzeithaus dieſe zwei Freudentage mißvergnügter und fataler zu, als zwei Stechfinken und drei Gimpel, dieſe inhaftirte der reinliche und vogelfreundliche Bräutigam ſämmtlich — vermittelſt eines Treibjagens mit Schürzen und geworfenen Nachtmützen — und nöthigte ſie, aus ihrem Tanzſalon in ein paar Drathkarthauſen zu fahren und an der Wand in Manſarden ſpringend herabzuhängen.

Wuz berichtet ſowohl in ſeiner „Wuziſchen Urgeſchichte“ als in ſeinem „Leſebuch für Kinder mittlern Alters,“ daß Abend um ſieben Uhr, da der Schneider dem Hymen neue Hoſen und Gilet und Rock anprobirte, ſchon Alles blank und metalliſch und neugeboren war, ihn ſelber ausgenommen. Eine unbeſchreibliche Ruhe ſitzt auf jedem Stuhl und Tiſch eines neugeſtellten brillantirten Zimmers! In einem chaotiſchen denkt man, man müſſe noch dieſen Morgen ausziehen aus dem aufgekündigten Logement.

Ueber ſeine Nacht (ſo wie über die folgende) fliegen ich und die Sonne hinüber und wir begegnen ihm, wenn er am Sonntage, geröthet und elektriſirt vom Gedanken des heutigen Himmels, die Treppe hinaufläuft in die anlachende Hochzeitſtube hinein, die wir alle geſtern mit ſo vieler Mühe und Dinte aufgeſchmückt haben, vermittelſt Schönheitswaſſers — mouchoir de Vénus und Schminklappen (Waſchlappen) — Puderkappen (Topf mit Sand) und anderem Toiletten-Schiff und Geſchirr. Er war Nachts ſiebenmal aufgewacht, um ſich ſiebenmal auf den Tag zu freuen, und zwei Stunden früher aufgeſtanden, um beide, Minute für Minute, aufzueſſen. Es iſt mir, als ging ich mit dem Schulmeiſter zur Thür hinein, vor dem die Minuten des Tages hinſtehen wie Honigzellen, — er ſchöpft eine um die andere aus und jede Minute trägt einen weitern Honigkelch. Für eine Penſion auf Lebenslang iſt dennoch der Kantor nicht vermögend, ſich auf der ganzen Erde ein Haus zu denken, in dem jetzt nicht Sonntag, Sonnenſchein und Freude iſt; nein. — Das zweite, was er unten nach der Thüre aufthat, war ein Oberfenſter, um einen auf- und niederwallenden Schmetterling — einen ſchwimmenden Silberflitter, eine Blumenfolie und Amors Ebenbild — aus Hymens Stube fortzulaſſen. Dann fütterte er ſeine Vogelkapelle in den Bauern zum Voraus auf den lärmenden Tag, und fiedelte auf der väterlichen Geige die Schleifer zum Fenſter hinaus, an denen er ſich aus der Faſtnacht an die Hochzeitnacht herangetanzt. Es ſchlägt erſt fünf Uhr, mein Trauter, wir haben uns nicht zu übereilen! Wir wollen die zwei Ellen lange Halsbinde (die du dir auch, wie die Braut antanzteſt, indem die Mutter das andere Ende hält) und das Zopfband glatt um haben noch zwei völlige Stunden vor dem Läuten. Gern gäb' ich den Großvaterſtuhl und Ofen, deren Aſſeſſor ich bin, gratis hin, wenn ich mich und meine Zuhörerſchaft jetzt zu transparenten Sylphiden zu verdünnen wüßte; damit unſere ganze Brüderſchaft dem zappelnden Bräutigam ohne Störung ſeiner ſtillen Freude in den Garten nachflöge, wo er für ein weibliches Herz, das weder ein diamantenes, noch ein welſches iſt, auch keine Blumen, die es ſind, abſchneidet, ſondern lebende, — wo er die blitzenden Käfer und Thautropfen aus den Blumenblättern ſchüttelt und gern auf den Bienenrüſſel wartet, den zum letztenmal der mütterliche Blumenbuſen ſäugt, — wo er an ſeine Knaben-Sonntagsmorgen denkt und an den zu engen Schritt über die Beete und an das kalte Kanzelpult, dem der Senior ſein Bouquet gab. Gehe nach Haus, Sohn deines Antezeſſors, und ſchaue am achten Junius dich nicht gegen Abend um, wo der ſtumme ſechs Fuß dicke Gottesacker über manchen Freunden liegt, ſondern gegen Morgen, wo du die Sonne, die Pfarrthüre und deine hineinſchlüpfende Juſtine ſehen kannſt, die die Frau Pathe nett ausfriſiren und einſchnüren will. Ich merk' es leicht, daß meine Zuhörer wieder in Sylphiden verflüchtigt werden wollen, um die Braut zu umflattern; aber ſie ſieht's nicht gern.

Endlich lag der himmelblaue Rock — die Livreefarbe der Müller und Schulmeiſter — mit geſchwärzten Knopflöchern und die plättende Hand ſeiner Mutter, die alle Brüche hob, am Leibe des Schulmeiſterleins und es darf nur Hut und Geſangbuch nehmen. Und jetzt — ich weiß auch, was Pracht iſt, fürſtliche bei fürſtlichen Vermählungen, das Kanoniren, Illuminiren, Exerziren und Friſiren dabei; aber nur mit der Wuziſchen Vermählung muß man dergleichen nie zuſammenſtellen, ſehet doch dem Mann hintennach, der den Sonnen- und Himmelsweg zu ſeiner Braut jetzt geht, und auf den andern Weg drüben nach dem Alumneum ſchaut und denkt: „wer hätt's vor vier Jahren gedacht;“ ich ſage, ſehet ihm nach; thut es nicht auch die Auenthaler Pfarrmagd, ob ſie gleich Waſſer trägt, und hängt einen ſolchen prächtigen vollen Anzug bis auf jede Franze in ihren Gehirn- und Kleiderkammern auf? Hat er nicht eine gepuderte Naſen- und Schuhſpitze? Sind nicht die rothen Thorflügel ſeines Schwiegervaters aufgedreht, und ſchreitet er nicht durch dieſe ein, indeß die von der Haarkräuslerin abgefertigte Verlobte durch das Hofthürchen ſchleicht? Und ſtoßen ſie nicht ſo meublirt und überpudert auf einander, daß ſie das Herz nicht haben, ſich guten Morgen zu bieten? Denn haben Beide in ihrem Leben etwas Prächtigers und Vornehmeres geſehen, als ſich einander heute? Iſt in dieſer verzeihlichen Verlegenheit nicht der lange Spahn ein Glück, den der kleine Bruder zugeſchnitzt und den er der Schweſter hinreckt, damit ſie darum wie um einen Weinpfahl die Blumenſtaude und Geruchsquaſte für des Kantors Knopfloch winde und gürte? Werden neidſüchtige Damen meine Freunde bleiben, wenn ich meinen Pinſel eintunke und ihnen damit vorkolorirte die Parüre der Braut, das zitternde Gold ſtatt der Zitternadel im Haar, die drei goldenen Medaillons auf der Bruſt mit den Miniaturportraits der deutſchen Kaiſer *) und tiefer die in Knöpfe zergoſſenen Silberbaaren? .... ich könnt' aber den Pinſel faſt Jemand an den Kopf werfen, wenn mir beifällt, mein Wuz und ſeine gute Braut werden mir, wenn's abgedruckt iſt, von den Koketten und anderem Teufelszeuge gar ausgelacht; glaubt ihr denn aber, ihr ſtädtiſchen deſtillirten und tättowirten Seelenverkäuferinnen, die ihr Alles an Mannsperſonen meſſet und liebt, ihr Herz ausgenommen, daß ich oder meine meiſten Herren Leſer dabei gleichgültig bleiben könnten, oder daß wir nicht alle eure geſpannten Wangen, eure zuckenden Lippen, eure mit Witz und Begierde ſengenden Augen und eure jedem Zufall gefügigen Taillen, mit Spaß hingeben für eine einzige Scene, wo die Liebe ihre Strahlen in dem Morgenroth des Schämens bricht, wo die unſchuldige Seele ſich vor jedem Aug' entkleidet, ihr eignes ausgenommen, und wo hundert innere Kämpfe das durchſichtige Angeſicht beſeelen, und kurz, worin mein Brautpaar agirte, da der alte luſtige Kauz von Schwiegervater beider gekräuſelten und weißblühenden Köpfe habhaft wurde und ſie geſcheut zu einem Kuß zuſammen lenkte? Dein freudiges Erröthen, lieber Wuz! — und dein verſchämtes, liebe Juſtine! —

Wer wird überhaupt dieſen und dergleichen Sachen kurz vor ſeinen Sponſalien ſchärfer nachdenken und nachher delikater agiren als gegenwärtiger Biograph ſelbſt?

Der Lärm der Kinder und Büttner auf der Gaſſe und der Recenſenten in Leipzig hindern den Biographen, alles ausführlich herzuſetzen, die prächtigen Eckenbeſchläge und dreifachen Manchetten, womit der Bräutigam jede Zeile des Chorals verſah — den hölzernen Engelsfittich, woran er ſeinen Kurhut zum Chor hinaus hing — den Namen Juſtine an den Pedalpfeifen — ſeinen Spaß und ſeine Luſt, da ſie einander vor der Kirchenagende (der goldenen Bulle und den Reichsgrundgeſetzen des Eheregiments) die rechten Hände gaben, und da er mit ſeinem Ringfinger ihre holde Hand gleichſam hinter einem Bettſchirm neckte — und den Eintritt in die Hochzeitſtube, wo vielleicht die größten und vornehmſten Leute und Gerichte der Erde einander begegneten, ein Pfarrer, eine Pfarrerin, ein Subpräfektus und eine Braut. Es wird aber Beifall finden, daß ich meine Beine auseinander ſetze und damit über die ganze Hochzeittafel und Hochzeittriſt und über den Nachmittag wegſchreite, um zu hören, was ſie Abends angegeben — einen und den andern Tanz giebt der Präfektus an. Es iſt im Grunde ſchon Alles außer ſich — ein Tabaks-Heerrauch und ein Suppendampfbad wogt um drei Lichter und ſcheidet einen vom andern durch Nebelbänke — der Violonzelliſt und der Violiniſt ſtreichen fremdes Gedärm weniger als ſie eignes füllen — auf der Fenſterbrüſtung guckt das ganze Auenthal als Gallerie zappelnd hinein und die Dorfjugend tanzt draußen dreißig Schritte von dem Orcheſter entfernt, im Ganzen recht hübſch — alte Dorf-La Bonne ſchreitt ihre wichtigſten Perſonalien der Seniorin vor und dieſe nieſet und huſtet die ihrigen los, jede will ihre hiſtoriſche Nothdurft verrichten und ſieht ungern die andere auf dem Stuhle ſeßhaft — der Senior ſieht wie ein Schoßjünger des Schoßjüngers Johannes aus, welchen die Maler mit einem Becher in der Hand abmalen, und lacht lauter, als er predigt — der Präfektus ſchirßet als Elegant herum und iſt von Niemand zu erreichen — mein Maria plätſchert und fährt unter in allen vier Flüſſen des Paradieſes, und des Freudenmeers Wogen heben und ſchaukeln ihn allmächtig — bloß die eine Brautführerin (mit einer zu zarten Haut und Seele für ihren ſchwielenvollen Stand) hört die Freudentrommel wie von einem Echo gedämpft und wie bei einer Königsleiche mit Flor bezogen, und die ſtille Entzückung ſpannt in Geſtalt eines Seufzers die einſame Bruſt — mein Schulmeiſter (er darf zweimal im Küchenſtück herumſtehen) tritt mit ſeiner Trauungshälfte unter die Hausthür, deren dessus de porte ein Schwalben-Globus iſt, und ſchauet auf zu dem ſchweigenden glimmenden Himmel über ihm und denkt, jede große Sonne gucke herunter wie ein Auenthaler und zu ſeinem Fenſter hinein .... Schiffe fröhlich über deinen

*) In manchen deutſchen Gegenden tragen die Mädchen drei Dukaten am Halſe.

Digitized by Google

verdunſteten Tropfen Zeit, da kannſt es; aber wir können's nicht alle, die eine Brautführerin kann's auch nicht — ach wär' ich wie du an einem Hochzeitmorgen dem ängſtlichen, den Blumen abgefangenen Schmetterling begegnet, wie du der Biene im Blüthenkelch, wie du der um ſieben Uhr abgelaufenen Thurmuhr, wie du dem ſtummen Himmel oben und dem lauten unten, ſo hätt' ich ja daran denken müſſen, daß nicht auf dieſer ſtürmenden Kugel, wo die Winde ſich in unſre kleinen Blumen wühlen, die Ruheſtätte zu ſuchen ſei, auf der uns ihre Düfte ruhig umfließen, oder ein Auge ohne Staub, ein Auge ohne Regentropfen, die jene Stürme an uns werfen — und wäre die blitzende Göttin der Freude ſo nahe an meinem Buſen geſtanden, ſo hätt' ich doch auf jene Aſchenhäufchen hinüber geſehen, zu denen ſie mit ihrer Umarmung, gebürtig aus der Sonne und nicht aus unſern Eiszonen, ſchon die armen Menſchen verkalkte — und o wenn mich ſchon die vorige Beſchreibung eines großen Vergnügens ſo traurig zurückließ, ſo müßt' ich, wenn erſt du, aus ungemeſſenen Höhen in die tiefe Erde reichende Hand! mir eines, wie eine Blume auf einer Sonne gewachſen, hernieder brächteſt, auf dieſe Vaterhand die Tropfen der Freude fallen laſſen und mich mit dem zu ſchwachen Auge von den Menſchen wegwenden ....

Jetzt, da ich dieſes ſage, iſt Wuzens Hochzeit längſt vorbei, ſeine Juſtine iſt alt und er ſelber auf dem Gottesacker; der Strom der Zeit hat ihn und alle dieſe ſchimmernden Tage unter vier-, fünffache Schichten Bodenſatz gedrückt und begraben; — auch an uns ſchlägt dieſer beerdigende Niederſchlag immer höher auf, in drei Minuten erreicht er das Herz und überſchichtet mich und euch.

In dieſer Stimmung ſinne mir keiner an, die vielen Freuden des Schulmeiſters aus ſeinen Freudenmanuale mitzutheilen, beſonders ſeine Weihnachts-, Kirchweih- und Schulfreuden — es kann vielleicht noch geſchehen in einem Poſthumus von Poſtſkript; das ich nachliefere, aber heute nicht! heute iſt's beſſer, wir ſehen den vergnügten Wuz zum letztenmal lebendig und todt und gehen dann weg.

Ich hätte überhaupt — ob ich gleich dreißigmal vor ſeiner Hausthür vorübergegangen war — wenig vom ganzen Manne gewußt, wenn nicht am 12. Mai vorigen Jahres die alte Juſtine unter mir geſtanden wäre und mich angeſchrieen hätte: „ob ich keine Bücher machte?" — „Warum nicht, ſagt' ich, dem deutſchen Publiko ſcheuk' ich deren immer." — „Wenn ich nur eine Stunde zu ihrem Alten herein kommen möchte, mit dem's ſo ſchlecht ausſähe."

Der Schlag hatte dem Alten, vielleicht weil er eine Flechte, Thalers groß, am Nacken hinein geheilt, oder vor Alter die linke Seite gelähmt. Er ſaß im Bette an einer Lehne von Polſtern und Unterröcken und hatte ein ganzes Waarenlager das ich ſogleich ſpezifiziren werde, auf dem Deckbette vor ſich. Ein Kranker thut wie ein Reiſender — und was iſt er anders — ſogleich mit Jedem bekannt, ſo nahe mit dem Fuße und Auge an erhabenern Welten macht man in dieſer räudigen keine Umſtände mehr. Er klagte, es hätte ſich ſeine Alte ſchon ſeit drei Tagen nach einem Bücherſchreiber umſchauen müſſen, hätt' aber keinen ertappt außer jetzt: „er müßt' aber einen haben, der ſeine Bibliothek übernähme, ordnete und inventirte und der an ſeine Biographie, die in der ganzen Bibliothek wäre, ſeine letzten Stunden, falls er ſie jetzt hätte, zur Komplettirung gar hinanſtieße, denn ſeine Alte wäre keine Gelehrtin und ſeinen Sohn hätt' er auf drei — Wochen auf die Univerſität Heidelberg gelaſſen."

Seine Runzeln-Ausſaat gab ſeinem runden, kleinen Geſichtchen äußerſt fröhliche Lichter; jede Runzel ſchien ein lächelnder Mund; aber es gefiel mir und meiner Semiotik nicht, daß ſeine Augen blitzten, ſeine Augenbraunen und Munddecken ſo zuckten und ſeine Lippen ſo zitterten.

Ich will mein Verſprechen der Spezifikation halten; auf dem Deckbette lag eine grüntaftne Kinderhaube, wovon das eine Band abgeriſſen war, eine mit abgeriſſenen Goldflitterchen überpichte Kinderpeitſche, ein Fingerring von Zinn, eine Schachtel mit Zwergbüchelchen in 12. Format, eine Wanduhr, ein beſchmutztes Schreibbuch und ein finkenkloben fingerslang. Es waren die Ruinen und Spätlinge ſeiner verſpielten Kindheit; die Kunſtkammer dieſer ſeiner griechiſchen Alterthümer war von jeher unter der Treppe geweſen, — denn in einem Haus, das der Blumenkübel und Treibkaſten eines einzigen Stammbaumes iſt, bleiben die Sachen Säkula lang in ſeiner Stelle ungerückt — und da es von ſeiner Kindheit an ein Reichsgrundgeſetz bei ihm war, alle ſeine Spielwaaren in chronologiſcher Ordnung aufzuheben, und da kein Menſch das ganze Jahr unter die Treppe guckte, als er, ſo konnt' er auch am Rüſttage vor ſeinem Todestage dieſe Urnenkrüge eines ſchon geſtorbenen Lebens um ſich ſtellen und ſich zurückfreuen, da er ſich nicht mehr vorausfreuen konnte. Du konnteſt freilich, kleiner Maria, in keinen Antikentempel zu Sansſouci eintreten und darin vor dem Weltgeiſt der ſchönen Natur der Kunſt niederfallen; aber du konnteſt doch in deine Kindheits-Antiken-Stiftshütte unter der finſtern Treppe gucken und die Strahlen der auferſtehenden Kindheit ſpielen, wie des gemalten Jeſuskindes ſeine im Stall, an den düſtern Winkeln! O wenn größere Seelen als du, aus der ganzen Orangerie der Natur ſo viele ſüße Säfte und Düfte ſögen, als du aus dem zackigen grünen Blatte, an das dich das Schickſal gehangen, ſo würden nicht Blätter, ſondern Gärten genoſſen, und die beſſern und doch glücklichern Seelen wunderten ſich nicht mehr, daß es vergnügte Meiſterlein geben kann.

Wuz ſagte, und bog den Kopf gegen das Repoſitorium hin, „wenn ich mich an meinen ernſthaften Werken matt geleſen und korrigirt, ſo ſchau ich ſtundenlang dieſe Schnurrpfeifereien an, und das wird hoffentlich einem Bücherſchreiber keine Schande ſein."

Ich wüßt' aber nicht, womit der Welt mehr gedient iſt, als wenn ich ihr den räſonnirenden Katalog dieſer Kunſtſtücke und Schnurrpfeifereien zuwende, den mir der Patient zuwandte. Den zinnernen Ring hatt' ihm die vierjährige Mamſell des vorigen Paſtors, da ſie mit einander von einem Spielkameraden ehrlich und ordentlich kopulirt wurden, als Ehepfand angeſteckt, — das elende Zinn löthete ihn feſter an ſie, als edlere Metalle edlere Leute, und ihre Ehe brachten ſie auf vier und funfzig Minuten; oft wenn er nachher als geſchwärzter Alumnus ſie mit nickenden Federnſtandarten am dünnen Arm eines geſprenkelten Elegant ſpazieren gehen ſah, dacht er an den Ring und an die alte Zeit. Ueberhaupt hab ich bisher mir unnütze Mühe gegeben, es zu verſtecken, daß er in Alles ſich verliebte, was wie eine Frau ausſah; alle Fröhliche ſeiner Art thun daſſelbe, vielleicht können ſie es, weil ihre Liebe ſich zwiſchen den beiden Extremen von Liebe aufhält und beiden abborgt, ſo wie der Buſen der Uebergang, das Band und der Kreple der platoniſchen und der epikuriſchen Reize iſt. — Da er ſeinem Vater die Thurmuhr aufziehen half, wie vor Zeiten die Kronprinzen mit den Vätern in die Seſſionen gingen, ſo konnte ſo eine kleine Sache ihm einen Wink geben, ein lackirtes Käſtchen zu durchlöchern und eine Wanduhr daraus zu ſchnitzen, die niemals ging; inzwiſchen hatte ſie doch, wie mehre Staatskörper, ihre langen Gewichte und ihre eingezackten Räder, die man dem Geſtelle nürnbergiſcher Pferde abgehoben und ſo zu etwas Beſſerem verbraucht hatte. — Die grüne Kinderhaube, mit Spitzen gerändert, das einzige Ueberbleibſel ſeines vorigen vierjährigen Kopfes, war ſeine Büſte und ſein Gypsabdruck vom kleinen Wuz, der jetzt zu einem großen ausgefahren war. Alltagskleider ſtellen das Bild eines todten Menſchen weit inniger dar, als ſein Portrait, — daher beſah Wuz das Grün mit ſehnſüchtiger Wolluſt und es war ihm, als ſchimmere aus dem Eiſen des Alters eine grüne Raſenſtelle der längſt überſchneiten Kindheit vor; „nur meinen Unterrock von Flanell ſollt' ich haben, der mir allemal unter den Achſeln umgebunden wurde." — Mir iſt ſowohl das erſte Schreibbuch des Königs von Preußen, als das des Schulmeiſters Wuz bekannt und da ich beide in Händen gehabt, ſo kann ich urtheilen, daß der König als Mann und das Meiſterlein als Kind ſchlechter geſchrieben: „Mutter, ſagt' er zu ſeiner Frau, betracht' doch, wie dein Mann hier (im Schreibbuch) und wie er dort (in ſeinem kalligraphiſchen Meiſterſtück von einem Lehrbrief, den er an die Wand genagelt) geſchrieben: ich freſſ mich aber noch vor Liebe, Mutter!" Er prahlte vor Niemand, als vor ſeiner Frau; und ich ſchätze den Vortheil ſo hoch, als er werth iſt, den die Ehe hat, daß der Ehemann durch ſie noch ein zweites Ich bekommt, vor dem er ſich ohne Bedenken recht herzlich loben kann. Wahrhaftig, das deutſche Publikum ſollte ein zweites Ich von uns Autoren abgeben! — Die Schachtel war ein Bücherſchrank der lilliputiſchen Traktätchen in Fingerkalender-Format, die er in ſeiner Kindheit dadurch edirte, daß er einen Vers aus der Bibel abſchrieb, es heftete und blos ſagte: „abermals einen recht hübſchen Kober*) gemacht!" andere Autores thun das auch, aber erſt wenn ſie herangewachſen ſind. Als er mir ſeine jugendliche Autorſchaft referirte, bemerkt' er, als ein Kind iſt man ein wahrer Narr; es ſtach aber doch ſchon damals der Autortrieb heraus, nur freilich in einer unreifen und lächerlichen Geſtalt," und belächelte zufrieden die jetzige. — Und ſo ging's mit dem Finkenkloben auch; war nicht der fingerslange Finkenkloben, den er mit Bier beſtrich und auf dem er die Fliegen auf den Beinen fing, der Vorläufer des armslangen Finkenkloben, hinter dem er im Spätherbſt ſeine ſchönen Stunden zubrachte, wie auf ihm die Finken ihre häßlichſten? Das Vogelſtellen will durchaus ein in ſich ſelbſt vergnügtes ſtilles Ding von Seele haben.

Es iſt leicht begreiflich, daß ſeine größte Krankenlabung ein alter Kalender war, und die abſcheulichen zwölf Monatskupfer deſſelben. In jedem Monate des Jahres machte er ſich, ohne

*) Kober's Kabinetsprediger — in dem mehr Geiſt ſteckt (freilich oft ein närriſcher) als in zwanzig jetzigen ausgelaugten Predigtſtartelen.

Digitized by Google

e einem Gallerieinſpektor den Hut abzunehmen oder an ein Werkabinet zu klopfen, mehr maleriſche und artiſtiſche Luſt, andere Deutſche, die abnehmen und anklopfen. Er durch-nderte nämlich die eilf Monats-Vignetten — die des Monats, nn er wanderte, ließ er weg — und phantaſirte in die Holz-mitteſeenen Alles hinein, was er und ſie brauchten. Es mußte freilich in geſunden und kranken Tagen lezen, wenn er im mer-Winterſtock auf dem abgerupften, ſchwarzen Baum her-ſtieg und ſich (mit der Phantaſie) unter den an der Erde ſdrückenden Wolkenhimmel ſteckte, der über den Winter-laf der Wieſen und Felder wie ein Betthimmel ſich herüber-mmte, — der ganze Junius zog ſich mit ſeinen langen Tagen langen Gräſern um ihn herum, wenn er ſeine Einbildung Juniuslandſchafts-Holzſchnitt ausbrüten ließ, auf dem kleine nzchen, die nichts als Vögel ſein ſollten, durch das graue uckpapier flogen und auf dem der Holzſchneider das fette Laub-rk zu Blätterſkeleten mazerirte. Allein wer Phantaſie hat, cht ſich aus jedem Fetzen eine wunderthätige Reliquie, aus em Eſelskinnbacken eine Quelle; die fünf Sinne reichen ihr r die Kartons, nur die Grundſtriche des Vergnügens oder ſvergnügens.

Den Mai überblätterte der Patient, weil der ohnehin um s Haus draußen ſtand. Die Kirſchblüthen, womit der Wonne-nd ſein grünes Hoor deſteckt, die Maiblümchen, die als Vor-troſm über ſeinem Buſen duften, deroch er nicht — der Geruch r weg, — aber er deſah ſie und hatte einige in einer Schüſſel bei ſeinem Krankenbette.

Ich habe meine Abſicht klug erreicht, mich und meine Zu-rer fünf oder ſechs Seiten von der traurigen Minute wegzu-hren, in der vor unſer Aller Augen der Tod vor das Bett un-res kranken Freundes tritt und langſam mit eiskalten Händen ſeine warme Bruſt hinein dringt und das vergnügt ſchlagende erz erſchreckt, fängt und auf immer anhält. Aber endlich mmt die Minute und ihr Begleiter doch.

Ich blieb den ganzen Tag und ſagte Abends, ich könnte achts wachen. Sein lebhaſtes Gehirn und ſein zuckendes Ge-ſicht hatten mich feſt überzeugt, in der Nacht würde der Schlag h wiederholen; es geſchah aber nicht; welches mir und dem chulmeiſterlein ein weſentlicher Gefallen war. Denn es hatte ir geſagt — auch in ſeinem letzten Traktätchen ſteht's — nichts äre ſchöner und leichter, als an einem heitern Tage zu ſterben, die ele ſähe durch die geſchloſſenen Augen die hohe Sonne noch und ſteige aus dem vertrockneten Leib in das weite blaue Lichtmeer außen; hingegen in einer finſteen brüllenden Nacht aus dem rmen Leibe zu enüſſen, den langen Fall in's Grab ſo einſam thun, wenn die ganze Natur ſelber da ſäße und die Augen erbend zuhälte — das wäre ein zu harter Tod.

Um halb zwölf Uhr kamen Wuzen's zwei beſte Jugend-freunde noch einmal vor ſein Bette, der Schlaf und der Traum, m von ihm gleichſam Abſchied zu nehmen. Oder bleibt ihr nger, und ſeid ihr zwei Menſchenfreunde es vielleicht, die ihr n ermordeten Menſchen aus den blutigen Händen des Todes t und auf euern wiegenden Armen durch die kalten unterirdi-ſchen Höhlungen mütterlich traget in's helle Land hin, wo ihm ne neue Morgenſonne und neue Morgenblumen in waches Leben uchen?

Ich war allein in der Stube — ich hörte nichts, als den themzug des Kranken und den Schlag meiner Uhr, die ſein rzes Leben wegmaß, — der gelbe Vollmond hing tief und groß Süden und bereiſte mit ſeinem Todtenlichte die Maiblümchen s Mannes und die ſtockende Wanduhr und die grüne Haube s Kindes, — der leiſe Kirſchbaum vor dem Fenſter malte auf dem rund von Mondslicht aus Schatten einen bebenden Baumſchlag die Stube, — am ſtillen Himmel wurde zuweilen eine fackelnde ternſchnuppe niedergeworfen und ſie verging wie ein Menſch — fiel mir bei, die nämliche Stube, die jetzt der ſchwarz ausge-ſchlagene Vorſaal des Grabes war, wurde morgen vor drei und vier-zig Jahren am 13. Mai vom Kranken bezogen — und am dieſem age gingen ſeine elyſäiſchen Acht-Wochen an, — ich ſah, daß r, dem damals dieſer Kirſchbaum Wohlgeruch und Träume gab, et im drückenden Traume geruchlos liege und vielleicht noch ute aus dieſer Stube auszieche, und daß Alles, Alles vorüber und niemals wieder komme .... und in dieſer Minute fing uz mit dem ungelähmten Arme noch etwas, als wollt' er ei-n entfallenden Himmel erfaſſen — und in dieſer zitternden Mi-nute kniſterte der Monatszeiger meiner Uhr und fuhr, weil's zwölf Uhr war, vom zwölften Mai zum dreizehnten über .... Der Tod ſchien mir meine Uhr zu ſtellen, ich hörte ihn den Menſchen und ſeine Freuden käuen, und die Welt und die Zeit ſchien in einem Strom von Moder ſich in den Abgrund hinab zu bröckeln! ....

Ich denke an dieſe bebende Minute bei jedem mitternächtli-chen Ueberſpringen meines Monatszeigers; aber ſie trete nie mehr unter die kurze Reihe meiner übrigen Minuten.

Der Sterbende — er wird kaum dieſen Namen lange mehr haben — ſchlug zwei lodernde Augen auf und ſah mich lange an, um mich zu kennen. Ihm hatte geträumt, er ſchwankte als ein Kind ſich auf einem Lilienbeete, das unter ihm aufgewallet — dieſes wäre zu einer emporgehobenen Roſenwolke zuſammenge-floſſen, die mit ihm durch goldene Morgenröthen und über rau-chende Blumenfelder weggezogen wäre, — die Sonne hätte mit einem weißen Mädchenangeſicht ihn angelächelt und angeleuchtet, und wäre endlich in Geſtalt eines von Strahlen umflogenen Mädchens ſeiner Wolke zugeſunken und er hätte ſich geängſtigt, daß er den linken gelähmten Arm nicht um und an ſie bringen können, — darüber wurd' er wach aus ſeinem letzten oder viel-mehr vorletzten Traum, denn auf den langen Traum des Lebens ſind die kleinen bunten Träume der Nacht wie Phantaſieblumen geſtickt und gezeichnet.

Der Lebensſtrom nach ſeinem Kopfe wurde immer ſchneller und breiter, er glaubte immer wieder vergnügt zu ſein; den Mond hielt er für die bewölkte Sonne; es kam ihm vor, er ſei ein fliegender Taufengel, unter einem Regenbogen an eine Dotter-blumen-Kette aufgehangen, in unendlichen Bogen auf- und nie-derwogend, von der vierjährigen Ringgeberin über Abgründe zur Sonne aufgeſchaukelt .... Gegen vier Uhr Morgens konnte er uns nicht mehr ſehen, obgleich die Morgenröthe ſchon in der Stube war, — die Augen blickten verſteinert vor ſich hin — eine Geſichtszuckung kam auf die andere — den Mund zog eine Ent-zückung immer lächelnder aus einander — Frühlings-Phantaſien, die weder dieſes Leben erfahren, noch jenes haben wird, ſpielten mit der ſinkenden Seele — endlich ſtürzte der Todesengel den blaſſen Leichenſchleier auf ſein Angeſicht und hob hinter ihm die blühende Seele mit ihren tiefſten Wurzeln aus dem körperlichen Treibkaſten voll organiſirter Erde .... Das Sterben iſt erha-ben; hinter ſchwarzen Vorhängen thut der einſame Tod das ſtille Wunder und arbeitet für die andere Welt und die Sterblichen ſtehen da mit naſſen, aber ſtumpfen Augen neben der überirdi-ſchen Scene ....

„Du guter Vater, ſagte ſeine Wittwe, wenn dir's Jemand vor drei und vierzig Jahren hätte ſagen ſollen, daß man dich am dreizehnten Mai, wo deine Acht-Wochen angingen, hinaustragen würde." — „Seine Acht-Wochen, ſagt' ich, gehen wieder an und währen länger."

Da ich um eilf Uhr fortging, war mir die Erde gleichſam heilig und Todte ſchienen neben mir zu gehen; ich ſah auf zum Himmel, als könnt' ich im endloſen Aether nur in Einer Richtung den Geſtorbenen ſuchen; und da ich oben auf dem Berge, wo man nach Auenthal hineinſchaut, mich noch einmal nach dem Leidenstheater umſah, und da ich unter den rauchenden Häuſern bloß das Trauerhaus unbewölkt daſtehen und den Todten-gräber oben auf dem Gottesacker aushauen ſah, und da ich das Leichenläuten ſeinetwegen hörte, und daran dachte, wie die Wittwe im ſtummen Kirchthurm mit rinnenden Augen das Seil unten reiße, ſo fühlt ich unſer aller Nichts, und ſchwur, ein ſo unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen.

Wohl dir, lieber Wuz, daß ich — wenn ich nach Auenthal gehe und dein verraſetes Grab aufſuche, und mich darüber küm-mere, daß die in dein Grab beerdigte Puppe des Nachtſchmetter-lings mit Flügeln daraus kriecht, daß dein Grab ein Luſtlager bohrender Regenwürmer, rückender Schnecken, wirbelnder Amei-ſen und nagender Räupchen iſt, indeß du tief unten allen dieſen mit unverrücktem Haupte auf deinen Hobelſpähnen liegſt und in-deß keine liebkoſende Sonne durch deine Breter und deine mit Leinwand zugeleimten Augen bricht — wohl dir, daß ich dann ſagen kann: „Da er noch das Leben hatte, genoß er's fröhlicher, wie wir alle."

Es iſt genug, meine Freunde, — es iſt zwölf Uhr, der Monatszeiger ſprang auf einen neuen Tag und erinnerte uns an den doppelten Schlaf, an den Schlaf der kurzen und an den Schlaf der langen Nacht ....

Theodor Friedrich Maximilian Richter,

eboren am 2. December 1784 zu Limbach bei Dresden, lebt gegenwärtig als Sprachlehrer zu Dresden, nachdem er ſeit 1805 mehrere ſehr bedeutende Seereiſen gemacht, dann in Meſſina Handelsgeſchäfte getrieben und zuletzt bei dem engli-ſchen Commiſſariat auf der Inſel Malta angeſtellt gewe-ſen war.

Digitized by Google

Wir beſitzen von ihm:

Reiſen zu Waſſer und zu Lande. Dresden 1805—17. Für die Jugend bearbeitet. 10 Bde. Dresden 1821 — 29. Taſchenausgabe. 10 Bde. Dresden 1830.

Die von ihm gelieferten Reiſebeſchreibungen haben das Verdienſt einer ſehr anſchaulichen und lebendigen Darſtellung, ſo daß ſie ein großes Publicum fanden, und ihre Bearbeitung für die Jugend dieſer eine treffliche Unterhaltung darbot.

Julie Freiin von Richthoſen,

geboren am 2. März 1785 zu Pillau in Oſtpreußen, Tochter des damaligen Hauptmanns zu Pillau, nachherigen geheimen Rathes und Regierungsdirectors zu Küſtrin (geſtorben 1807), vermählte ſich im Jahre 1802 mit dem Baron von Richthoſen zu Küſtrin und bezog darauf mit ihm ſeine Güter bei Danzig. Gegenwärtig lebt ſie in Danzig.

Sie ſchrieb:

Die Katalonierin. 2 Bde. Berlin 1813.
Der Geiſterrath. Berlin 1818.
Helas und Helianor. 2 Bde. Danzig 1824.
Die Orientalin. Breslau 1825.
Sporinen. 2 Th. Breslau 1825 u. 26.
Emilie von Rellow. 2 Th. Leipz. 1827.
Zanina. Leipz. 1827.
Die Verſtoßene. Königsberg 1828.
Der Onkel. 2 Th. Leipzig 1828, u. ſ. w.

Eine reiche Erfindungsgabe, Wärme des Gefühls, feine Menſchen- und Weltkenntniß und eine gelungene Darſtellung haben den Romanen dieſer Dame, vorzüglich der Katalonierin und Zanina, viele Freunde erworben.

Friedrich Reinhard Ricklefs,

geboren am 26. October 1769 zu Ovelgönne im Herzogthum Oldenburg, war Anfangs Profeſſor, ſpäter Rector des Gymnaſiums zu Oldenburg und ſtarb am 11. Februar 1827.

Wir beſitzen von ihm:

Darſtellung der Menſchengeſchichte ꝛc. 2 Bde. Oldenburg 1806 — 14.
Erläuterungen zur Darſtellung der ältern Menſchengeſchichte. 2 Bde. Oldenburg 1807 u. 1810.
Germania, Zeitſchrift für Deutſchlands Gemeinwohl. 3 Bde. Oldenb. 1813 — 15.
Chronologiſche Tabellen über alle 4 Welttheile. Hannover 1818.
Schulreden. Oldenburg, 1821.

Ein tüchtiger Schulmann, deſſen Reden zu den beſten Leiſtungen auf dieſem Gebiete gehören, und deſſen hiſtoriſche Arbeiten ſich durch Gründlichkeit und Fleiß auszeichnen.

Friedrich Juſtus Riedel,

geboren am 10. Julius 1742 zu Vieſelbach ohnweit Erfurt, widmete ſich zu Jena, Leipzig und Halle dem Studium der Rechte, beſchäftigte ſich jedoch vorzugsweiſe mit der Philoſophie, und erhielt im Jahre 1768 die Stelle eines Profeſſors der Philoſophie zu Erfurt. 1772 ging er als Lehrer der Eleven der Kunſtakademie, unter dem Titel kaiſerlicher Rath, nach Wien, verlor jedoch durch ſein ungeregeltes Leben dieſe Stelle bald wieder. Nach dem Tode der Kaiſerin Maria Thereſia ward er Vorleſer des Fürſten Kaunitz. In Folge ſeiner früheren Ausſchweifungen verfiel er in Wahnſinn und ſtarb im Hospital am 2. März 1785.

Er ſchrieb:

Satiren, Epiſteln, komiſche Gedichte, Dramen u. ſ. w. Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Jena 1767. N. A. Wien und Jena 1774. Seine ſämmtlichen Schriften erſchienen in 5 Theilen zu Wien in den Jahren 1786 u. 1787.

R. war als Kritiker und Philoſoph eigentlich nur Eklektiker, aber ein witziger und ſcharfſinniger Kopf, voll Geiſt und Geſchmack, nur zu oberflächlich und flüchtig, und zu ſehr zu einem leichten, witzelnden Vortrage geneigt, durch den er die Wirkung ſeiner vielen guten Bemerkungen und Anſichten über das Schöne und über Gegenſtände der Kunſt ſelbſt wieder lähmte und zerſtörte. Seine Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften bleibt ſeine beſte Leiſtung, und verdiente noch jetzt, um der geiſtigen Geſundheit willen, die in derſelben vorherrſcht, nicht ganz in Vergeſſenheit zu gerathen. — Als Dichter iſt R. dagegen unbedeutend.

Sechſter Brief.

An den Herrn Geheimen-Rath Klotz*)

(Ueber die Satire.)

Ein Beſuch vom Apoll mit allen ſeinen Muſen wäre mir nicht ſo lieb geweſen, als mir der Ihrige war, Ihre Muſe mit dazu gerechnet, mein Theuerſter Freund! Glauben Sie ja nicht, daß ich immer ſo vergnügt bin, als Sie mich in dieſen glücklichen acht Tagen geſehen haben. Verſcheucht wurde mein böſer Dämon durch Ihre Gegenwart; aber er lauſchte im Winkel, um mich zu überraſchen, ſobald Sie ſich in den Wagen geſetzt hatten und fortgefahren waren. Jetzt beſitzt er mich wieder wie vorher und ich kann ihn nur dadurch auf eine Zeitlang fortjagen, daß ich zuweilen mit Herrn Meuſel und Hetel über die böſen Skribenten lache, zuweilen die Geſellſchaft in dem Hauſe des Herrn B. beſuche, in welcher wir ſo vergnügt waren, und wenn ich allein bin, entweder an Sie und meine andern Freunde denke und ſchreibe, oder den Kunſtrichtern dieſe kritiſchen Briefe hinwerfe, in welchen ich alles ſage, was ich ſeit einigen Jahren nur zu denken gewagt habe. Bei dieſen Briefen begnüge ich mich bloß mit dem Vergnügen, welches uns die Zeugung geiſtlicher Kinder verſchaffet; übrigens gebe ich ihnen meinen väterlichen Segen und überlaſſe ſie dem Schickſale, was ſie verdienen.

Wenn ich nicht daran dächte, daß dieſer Brief ſollte gedruckt werden und daß dem Publicum mit Privatangelegenheiten der Schriftſteller wenig gedient iſt; ſo würde ich mit Ihnen von nichts als von unſerer Freundſchaft reden, die mir ohngefehr ſeit einem Jahre (denn ſo lange iſt es, wo ich nicht irre) meine Tage verſüßt hat. Jetzt bereue ich erſt die Zeit, die ich vor acht Jahren an einem Orte mit Ihnen ohne Sie zugebracht habe, ohne Sie anders als von Perſon und durch Ihre Schriften zu kennen; und ich ärgere mich, dasjenige ſieben Jahre entbehrt zu haben, was ich erſt ſeit Einem Jahre genieße.

*) Aus Riedel: Ueber das Publicum. Briefe an einige Glieder deſſelben. Jena 1768.

Digitized by Google

Gern wollte ich, um Ihnen keinen leeren Brief zu ſchreiben, einen kleinen Amor mit einſchlieſſen, von der Art, wie Herr Gleim und unſer Jacobi einander ſie zuſchicken. Aber ſie wiſſen es ſelbſt, wie wenig dieſer loſe Gott für mich gemacht iſt und wie ſehr er für meinem Schreibetiſche erſchrickt, wo er lauter Gegenſtände antrifft, die für einen ſo leichtſinnigen Buben nicht gemacht ſind.

Vor mir, mit meinem Hutcheſon,
Mit Lamberts tiefem Organon,
Mit meinem lieben Mendelsſohn
Und Lock und Abbt und Iſelin
Muß jeder kleine Amor fliehn,
Fliehn zu Jacobi, oder Gleim;
Und flöh er nicht zu dem, ſo flöh mich auch der Reim.

Aber ſtatt des Amors ſchicke ich Ihnen einen kleinen Satyr, zur Geſellſchaft des größern, der Sie immer begleitet. Ich kann ihn, ſeitdem ich eine philoſophiſche Bibliothek ſchreibe, nicht weiter brauchen; aber Sie wird er vielleicht mit ſeinen drollichten Sprüngen bei müßigen Stunden beluſtigen. Ein Tauſendkünſtler iſt er; geſchickt, ſich alle möglichen Geſtalten zu geben und zu ſein, wie man ihn haben will.

Oft hat er's Baudeln nachgemacht;
Oft Schönaichs Hermann ausgelacht;
Oft ſpielt er den Antikritikus,
Und (mit Erlaubniß) auch manchmal den Kritikus,
Und oft den Metaphyſicus.
Troz Wagnern, kann er demonſtriren;
Wie Hudemann, durch Trauerſpiele rühren;
Troz Bodmern antikritiſiren;
Wie Schwarz, Virgile traveſtiren;
Und, wie der andre Schwarz in Xanten, recenſiren.

„Auch ſchlechte Verſe ſchmieren?“ werden Sie ſagen. Mag ich doch! Genug den Satyr ſollen Sie behalten, Sie mögen wollen, oder nicht. Aber nicht ihn allein ſchicke ich; damit Sie ihn beſſer kennen lernen, ſo ſende ich Ihnen zugleich ſeine ganze Genealogie; an ſeine Anverwandten, die Sie ohnehin ſchon kennen, darf ich Sie nur wieder erinnern.

Seine Vorfahren waren anfangs wild und ſchwärmten in den Wäldern herum. Die ärgerliche Chronik der damaligen Zeiten beſchuldiget ſie, daß ſie den Nymphen nachgegangen wären, wovon aber meine Nachrichten nichts Zuverläſſiges melden. Das weiß ich, daß ſie, ohngefähr im dreißigſten Jahrhunderte der Welt, mit den Muſen eine Bekanntſchaft errichteten, die ſo vertraulich war, daß ſie das Vorurtheil widerlegte, als wären dieſe Frauenzimmer beſtändige Jungfern geblieben. Ihre Winkelehen waren ſehr fruchtbar und die meiſten von den erzeugten Kindern, die gerade Mitteldinge zwiſchen der Rauhigkeit ihrer Väter und der Artigkeit ihrer Mütter waren, geſellten ſich zu den Menſchenkindern, wandelten unter ihnen und verſpotteten ſie. Das lezte thaten ſie durch ihre Freunde, die ſie ſich, ſo ſehr ſie auch noch Bockfüßler waren, mit ihrer einſchmeichelnden Drolligkeit allemal zu erwerben wußten. Der Genius, welcher dem Sokrates immer gegenwärtig war und ihm ſeine Einfälle ins Ohr ſagte, war, wie ich gewiß weiß, nichts anders, als ein kleiner Satyr, welchen ſein Vater, deſſen Namen ich in meinen Papieren nicht finde, mit der Muſe Erato gezeugt hatte. Sokrates gewann ihn lieb, weil er ein guter Knabe war, leichtfertig ohne Boßheit, luſtig ohne Ausgelaſſenheit, ſpöttiſch, um zu beſſern, nicht um zu beleidigen. Ein anderer von dieſem Geſchlechte, welchen Thalia geboren hatte, verband ſich auf eine geiſtige Weiſe mit dem Ariſtophanes und lehrte dieſem das grobe Komiſche, womit er uns manche Grille, und manchem ernſthafteren Manne Wehklagen abtreibet. Ein dritter, Calliopens Sohn, wagte es, den erhabenen Homer umzuſchaffen und ſeine Leyer zu Scherz und Laune herabzuſtimmen. Es gelang ihm und Homer ſang, mit Erlaubniß aller Kunſtrichter, die das Gegentheil ſagen, nach dem Zorne des Achills den Krieg der Fröſche mit den Mäaſen. Ein vierter, der Sohn der Euterpe, verbarg ſich lange, um die Welt ungeſehen betrachten zu können, bis es ihm endlich einfiel, ſich mit einem Römer zu verbrüdern. Er war es, welcher dem Lucilius die Verſe vorſagte, die dieſer für ſeine eigene Arbeit ausgab; und wenn dieſe Verſe ſchlecht ſind, ſo muß man bedenken, daß es die Uebungsſtücke eines Satyrs waren, der jezt erſt anfing, eine menſchliche Sprache zu reden.

Dies ſind die vier Stammväter unſers ganzen heutigen ſatyriſchen Geſchlechts, deren Abkömmlinge ſich durch alle poetiſche Welttheile verbreitet haben. Diogenes, Ariſtipp, Petronius, Lucian, Apulejus, Julian, Rabelais, Scarron, Cervantes, Buttler, Swift, Fielding, Sterne, Voltäer, la Fontäne, und von unſern Landsleuten Schupp, Moſcheroſch, Liſcow, Rabener und Wieland — dies ſind die glücklichen Sterblichen, mit welchen ſich die Kinder und Kindeskinder des Sokratiſchen Dämons verbrüderten, unter welchen einige die erſte Geſtalt ihres Ahnherrn unverändert behielten, andere aber ſie unter verſchiedenen Mummereien verſteckten. Vom Satyr Lucilius wurden gezeugt Horaz, Perſius, Juvenal, Regnier, Boileau, Churchill, Rachel, Canitz, Haller, und unter ſeine Angehörigen rechnen ſich auch Catull, Martial, Owen, Wernike, Käſtner und Leßing. Taſſo, Pope, Zachariä und Duſch kommen aus den Lenden des luſtigen Homeriſchen Genius. Und Menander, Plautus, Terentius, Moliere, Goldoni, Weiße und eine Menge anderer Namen ſind durch den Satyr des Ariſtophanes berühmt worden, deſſen Nachkommen unter der Zucht dieſer Männer verfeinert und zur guten Lebensart gewöhnt worden.

Alle Catonen und ernſthafte Weiſe mit Bärten und ohne Bärte, die Zenonen, die Chryſippe, die Seneca und, mit Erlaubniß, auch die Baſedowe bitte ich um Vergebung, daß ich es gewagt habe, den cyniſchen Diogenes in die Sokratiſche Geſellſchaft zu dringen und ſeine hündiſche Laune als ein Erbſtück des weiſeſten unter allen Sterblichen zu betrachten. Wenn man viel Wiz haben muß, um die Menſchen auf eine ſolche Art anzubellen, wie Diogenes, ſo gehört zugleich viel Selbſtverleugnung dazu, in eine ſolche Lage ſich zu verſetzen, wo man gewiß weiß, daß das erſte Gelächter nothwendig auf uns ſelbſt zurückfallen muß. Von beiden Seiten iſt mir Diogenes ein merkwürdiger Mann, wenn gleich ſein Satyr zuweilen auf dem Karren des Theſpis herum fuhr, wenn er gleich gute Sitten verwarf, um Tugend zu predigen, wenn gleich unter ſeinem zerriſſenen Mantel eine ehrgeizige Seele gewohnt und er den Hochmuth des Plato nur durch einen andern Hochmuth mit Füßen getreten hätte; oder mit andern Worten; wenn er gleich bei aller ſeiner Laune und Philoſophie noch ein Menſch war, mit einem menſchlichen Herzen und mit menſchlichen Fehlern.

Wer aber den Bettler nicht ſehen mag, dem wird vielleicht der Philoſoph nach der Mode, der Hofmann, der Kenner der feinen Welt, dem wird Ariſtipp unſtreitig beſſer gefallen, der Diogenes im ſeidenen Rocke, ſo wie Diogenes ein Ariſtippus im Schmutze war. Wenn verſchiedene Wege nach einem Orte führen, ſo wählet ſich ein jeder denjenigen, welcher für ihn nach ſeiner beſondern Neigung und Denkungsart der bequemſte iſt und welchen ihm ſeine Umſtände am erſten erlauben.

Der wehet den Fliegen mit dem Stock, und jener mit dem Fächer;
Der trinkt ſein Waſſer aus der Hand, der Wein aus ſeinem Becher.

Diogenes war zu unbiegſam, zu wenig zum Zwange geſchaffen, um ſeine Lebensart in die Falten des Hofs, der Mode und des willkürlichen Wohlſtandes zu dringen. Ariſtipp war zu zärtlich gebildet, um auf dem Markte, oder in einer Halle zu übernachten und die Schimpfreden des niedrigen Pöbels und die Verachtung des Vornehmern zu ertragen. Beide hatten vielleicht im Grunde ein gutes Herz, welches noch immer mit einer, oft ſelbſt ausſchweifenden, Ehrbegierde vergeſellſchaftet ſein kann. Dieſe trieb beide, ſich hervorzuthun, und jenes, ihre Mitbürger zu beſſern und Gutes zu ſtiften. Der eine wählt ſich zum Schauplatze den Hof des Dionyſius und der andere ſein Faß. Die Laune eines jeden Menſchen iſt ein Chamäleon, welches von den umliegenden Gegenſtänden eine Farbe annimmt; ſie wird alſo auf der Oberfläche eine Verſchiedenheit zeigen, da ſie doch im Grunde einerlei iſt.

Dies iſt die Urſache, weßwegen launiſche Schriften vielleicht unter allen am ſchwerſten zu beurtheilen ſind. Humor iſt überhaupt thörichte Weisheit; und was uns andern oft der gröſte Fehler ſcheint, das iſt vielleicht in Rückſicht auf die Lage des Verfaſſers zweckmäßig und bei ihm die gröſte Schönheit.

Man hat den Petronius wegen der ſchlüpfrigen Bilder und Erzählungen getadelt, die ſein Buch für die Jugend gefährlich machen. Ein billiger Richter wird dieſen Autor leicht entſchuldigen, der mitten in dem Getümmel der Höflinge eines einfältigen Claudius und eines viehiſchen Nero lebte, der ſelbſt eine Zeitlang der Aufſeher über die Luſtbarkeiten des Hofs war und der noch weit unreiner müßte geſchrieben haben, um ſeine Schilderungen den Originalen völlig ähnlich zu machen. Für uns mag immer ſein Buch allzu unzüchtig ſein; der unterſte Kammerjunker in Nerons Gefolge wird geurtheilt haben, daß es viel zu züchtig ſei.

Vergleichen Sie, mein Freund, drei Schriftſteller mit einander, die über ähnliche Sachen, oder in einer ähnlichen Laune geſchrieben haben; den Eſel des Apulejus mit dem Eſel von Lucian, und die Geſpräche des leztern mit Julians Kayſern. Apulejus, erſt in den Geheimniſſen der abergläubiſchen Prieſter eingeweiht, dann Sachwalter zu Rom, gab ſeinen Schriften aus der heiligſeinſollenden Mythologie der heidniſchen Pfaffen und dem Advocatengeſchmacke der Römer, eine vermiſchte Tinktur, die durch den Mechanismus ſeines eigenen Kopfs ziemlich originell ward. Daher ſeine dämoniſchen Erzählungen vom Sokratiſchen Genius im Ernſte, und ſeine Hexenmährchen im Scherze;

daher die Weitſchweifigkeit im Denken und im Schreiben; daher endlich auch einige Chicanerien im Schlieſſen, die ich für nichts anders als für Advocatenſtreiche annehmen kann. Ein plumper Scribent ſcheint er uns allemahl, wenn wir ihn mit dem Samoſatenſer vergleichen, der ſich frühzeitig gute Einſichten in die feinern Künſte erworben, ſtatt hieroglyphiſcher Mummereien die beſſern Werke des Alterthums und die Welt ſtudirt und dadurch ſeinen Geſchmack ausgebildet hatte. Eben die Fabel, welche dem Apulejus Stoff zu einem ziemlichen Bande gegeben hatte, erzählt Lucian auf einigen Blättern, weniger verwickelt, aber auch weniger ermüdend und mit mehrerm Salze. Julian hat ihn unſtreitig gut nachgeahmt; allein Julian war nicht blos Schriftſteller, der ſeine Kayſer von fern betrachtete, er war das ſelbſt, was jene geweſen waren; ein anderer hätte das Geſpräch nicht ſchreiben können, nicht ſchreiben dürfen. Er urtheilt alſo geradezu, wo ſich Lucian hinter die Ironie würde verſteckt haben, und ſtreut hiernächſt Erläuterungen und Lehren ein, die jener uns würde hinzudenken laſſen. Ich zweifle, ob der Merkur in der Feder des Samoſatenſers den pathetiſchen Abſchied würde genommen haben, mit welchem er ſich dem Julian empfiehlt: *Σοι δε δεδωκα τον πατερα Μιθραν ἐπιγνωναι· συ δε ἀυτου των ἐντολων ἐχου, πεισμα και ὁρμον ἀσφαλη ζωντι τε σεαυτῳ παρασκευαζων, και ἡνικα ἀν ἐντευθεν ἀπιεναι δεῃ, μετα της ἀγαθης ἐλπιδος, ἡγεμονα θεον ἐυμενη καθιστας σεαυτῳ.*

Immer einen kleinen Sprung, den kleinſten, den ein Briefſchreiber machen kann, vom Julian und Lucian herunter zum Rabelais. Wenigſtens iſt es gewiß, daß kein Lucianiſcher Eſel poſſirlicher ſein kann, als der groſſe Gargantua und Meiſter Jonot von Braccomabo. Wer anders zu den Zeiten des Rabelais durfte es wohl wagen die Pedanterey der Gelehrten, den Stolz der Herren vom Schlüſſel und vom Degen, das lächerliche verſchiedener Moden und andere Ungereimtheiten in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen, als der luſtige Doctor Franz, der gern andere über ſich lachen ließ, um deſto ſicherer über ſie zu lachen *)? Scarron iſt gewiß weit unter ihm; ſeine ſchöne Frau und ſein häßlicher Körper waren zwei Dinge, die er ſehr nöthig hatte, um andere zu beluſtigen, und in ſeinen Schriften iſt er derjenige Scarron nicht, der wie eine Marionnetencaricatur auf dem Tiſche ſaß und mit Marquis umgeben war. So lange bis die Franzoſen einen beſſern bekommen, ſoll immer Rabelais ihr Cervantes ſein. Der Spanier iſt regelmäßiger, weniger ausſchweifend, correcter; ſeine Ironie iſt feiner, gleichförmiger, witziger und ſein Held wahrſcheinlicher, als der abentheuerliche Gurgelſtroßa. Dafür hat der Franzoſe mehr Feuer; ſeine Phantaſie iſt lebhafter und ſelbſt in ihren Ausſchweifungen ergötzend, und die Drolligkeit ſeiner Schreibart hat eigne Reize für den, welcher die Sprache verſteht. Ich möchte ihn mit Buttlern vergleichen, wenn ich doch einmal vergleichen ſoll; Sie aber, mein Freund, wiſſen meine Prädilection für den Hudibras, die leicht bei einer Parallele dem Pantagruel ſchaden möchte. Sie wiſſen, wie lange ich ſchon an einer deutſchen Versart gekünſtelt habe, durch welche man denjenigen Ton ausdrücken könnte, den ich nicht anders als den Hudibraſtiſchen zu nennen weiß. Aber auch das wiſſen Sie, daß es mir nicht gelungen iſt; die Strophen, welche ich vor einiger Zeit Ihnen zuſchickte, ſind zu nichts nütze und ich bitte Sie, das Ding ganz zu unterdrücken. Vielleicht waren nur die drei Zeilen erträglich:

Indeß paſaunt der Pfaff ins Land,
Und ſchlägt die Trommel mit der Hand
Auf ſeinem Kanzelpult.

Aber auch hier iſt der Sinn des Originals nicht vollkommen übergetragen; und der Ton der Kriegslieder iſt nicht der, in welchen die Buttleriſche Muſe deutſch ſingen muß. Vielleicht wären zu dieſer Abſicht unſere Knittelverſe am meiſten geſchickt; allein der Deutſche iſt zu delicat und wer würde unter uns ein Werk leſen wollen, welches aus zwölftauſend Knittelverſen zuſammengeſetzt wäre. Caſtriren müßte man den Dichter ohnehin, damit der feinere Geſchmack und der Wohlſtand nicht beleidiget würde. Aber dann wäre unſer Ritter nicht Hudibras mehr, wenn man ihm z. B. das Pack von ſeinen Hintern nehmen wollte, welches er auf dem Rücken trug, oder ſeine Speiſekammer, die ich nicht nennen mag, und in welcher er ſo viele und mancherlei Lebensmittel verbarg, daß es uns bei der Erzählung ganz ſchlimm wird.

Den unſterblichen Swift hat jemand den engliſchen Rabelais genennt: ein anderer hat es übel genommen; nun kann ein dritter kommen und den erſten vertheidigen. Freilich war der Dechant nicht der Luſtigmacher in Geſellſchaften wie der Doctor; jener iſt reicher an mannichfaltigen Erfindungen, beißender in ſeinen Satiren, tiefer und eindringender, weniger pöbelhaft und überhaupt klaſſiſcher. Aber bei beiden iſt, im Groſſen betrachtet, einerlei Wendung des Kopfes, die Dinge immer von der lächerlichen Seite zu betrachten, und eine Laune, für welche auch die unwichtigſten Dinge wichtig werden. Nur lacht Rabelais faſt immer ſelbſt; Swift aber ſieht ſein einfältig ernſthaft aus und läßt ſeine Leſer lachen.

Mein Steckenpferd darf ich nicht vergeſſen, wenn Sie gleich nicht völlig damit zufrieden ſind, meinen lieben Sterne. „Aber der Triſtram Shandy iſt ein abentheuerliches Buch.“ — Gut! laſſen Sie mir einmal einen Menſchen alle ſeine Einfälle, ſeine Projekte, ſeine Gedanken, ſeine Wünſche, ſeine Luftſchlöſſer aus ſeiner Seele abſchreiben; zur Probe nur einige Wochen — und ſagen Sie dann, ob Sie nicht einen neuen Triſtram haben werden, nur freilich auf eine andere Art. Aus dieſem Geſichtspuncte betrachte ich das Buch: es iſt ein Beitrag zu einem Regiſter über das menſchliche Herz, und ich kenne Leute, die mehr Pſychologie daraus wollen gelernt haben, als aus dicken Bänden, in welchen man die Empfindung vorher tödtet, um ſie hernach mit mehrerer Muße zu anatomiren. Ein jeder Humoriſt ſetzt bei dem Leſer gewiſſe Stunden voraus, in welchen er muß geleſen werden, um zu gefallen. Swift ſelbſt macht mich zu gewiſſen Zeiten ernſthaft; und Sternen nehme ich dann zur Hand, wenn ich ſo mürriſch bin, daß ſelbſt Buttler mich nicht bis zum Lachen kitzeln kann. Bin ich wieder aufgeheitert, ſo iſt Fielding für mich ein vortrefflicher Mann, und ich finde in ihm oft die Räder von der Uhr, deren Zifferblatt mir Sterne gewieſen hatte; oft iſt es umgekehrt; oft iſt der eine der Commentar über den andern, und oft ſind ſie nur dadurch verſchieden, daß Sterne die kleinen Thorheiten, Fielding aber die gröſſern abſchildert, welche auf das ganze Glück und Unglück des Menſchen einen Einfluß haben. Der Romandichter vergröſſert die Tugenden und der Satiricus die Laſter der Menſchen. Fielding erwählt den Mittelweg und giebt uns das menſchliche Herz, ſo wie es iſt, in ſeiner wahren Geſtalt, mit allen ſeinen Mängeln, ohne das Gute zu verſchweigen, was ſich noch immer daran befindet. Pamela rührt mich, aber ſie beſſert mich nicht, weil ich faſt die Unmöglichkeit fühle, ſie zu erreichen. Ueber den Ritter von der traurigen Geſtalt lacht man; aber nur ſelten denkt man die Beziehung, welche die Satire auf uns haben kann, und mancher iſt ſelbſt Donquichotte, der Donquichotten verlacht. Aber Tom Jones rührt, beluſtiget uns zuweilen und thut, weil wir ihn überall mit unſerm Gefühl begleiten können, eine weit dauerhaftere Wirkung auf unſer Herz; er kann es beſſern.

Wenn die Franzoſen keinen Sterne, keinen Fielding haben, vielleicht nicht haben können, ſo wollen wir ihnen dafür ihren Lafontäne laſſen, mit dem der Engländer keinen Landsmann vergleichen kann. Fontänens Laune ein bloſſes Werk und Meiſterſtück der Natur, gefällt, ohne gefallen zu wollen. Er verbirgt Weisheit unter Einfalt, wird oft ernſthaft, wo er nur ſpielen will, und luſtig, wo er die ernſthafte Miene annimmt; er ſpottet, ohne es ſich vorgeſetzt zu haben, und ſatiriſirt, ohne zu beleidigen. Ihn nachahmen, ohne ſeine natürliche Laune zu haben, das heißt mit einer männlichen Geſtalt und Stellung die Poſituren eines Kindes am Gängelwagen nachmachen.

Wer Voltärens Candide noch nicht geleſen hat, der ſoll ihn leſen, um ſich zu überzeugen, daß auch ein Franzoſe eine Art von brittiſcher Laune haben kann. Hierzu ſeinen jungen Huronen, ſeinen Babe und andere Produkte ſeines unerſchöpflichen Genies! Aechte Ironie, Sokratiſche Würze und attiſches Salz kann man einem Voltäre nicht abſprechen, ohne zu verrathen, daß man es ſelbſt nicht kennt. Seine Charaktere ſind gewiß nicht unnatürlich, wenn man das Uebertriebene abziehet, welches der Satiricus hinzuzuſetzen befugt iſt.

Ob aber auch die Deutſchen Laune haben? dieſe Frage ſcheint ziemlich überflüſſig zu ſein, nachdem wir die Schriften der Liscowe, der Rabener, der Wielande, der Möſer, von Thümmel, Hermes und anderer bekommen haben. Allein ich getraue mir die Frage dennoch mit ja zu beantworten, geſetzt auch, dieſe unſterblichen Werke wären niemals erſchienen. Der Deutſche hat wenige Laune im Charakter; dafür aber iſt er der biegſamſte Menſch und der gelenkigſte Nachahmer.

Ut inus est cerae, mollis cedensque sequatur.

Leicht wird es ihm alſo, ſich in einen fremden Charakter zu ſetzen und Humoriſt als Schriftſteller zu werden, wenn er es als Menſch auch nicht iſt. In einem Verzeichniß ſatiriſcher Schriften finde ich einige hundert deutſche Scribenten, die faſt niemand mehr nennt, und unter dieſen manche, die nicht zu verachten ſind *). Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt ſah wem-

*) Sogar Fiſcharts deutſche Ueberſetzung des Rabelais iſt mit vieler Laune gemacht; nämlich Laune wie wir ſie von Huldreich Elloposkleros im Jahre 1617 verlangen können. Ich wünſchte, daß der deutſche Ueberſetzer des Hudibras dieſe affentheurliche, naupengeheurliche Geſchichtklitterung geleſen und ſtudirt hätte: der deutſche Buttler würde noch einmal ſo komiſch geredet haben, als er jetzt ſpricht.

*) Das Buch heißt: Schreiben eines guten Freundes an ſeinen guten Freund, worinnen er ihm einen Beitrag zu ſeiner edirenden Bibliotheca ſatyrico moralis mittheilet. 1746.

Digitized by Google

derliche und wahrhaftige Geſichte, in welchen aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei, Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellt und geſehen werden. Und Johann Balthaſar Schupp, welches wir wohl merken wollen, eifriger Seelſorger zu Hamburg ſchrieb Satiren, welche viele Kenntniß der damaligen Welt, ziemliche Gelehrſamkeit und Erfahrung, einen guten Witz und oft eine ſehr urſprüngliche Laune verrathen. Von dieſen Materien rede ich weitläuftiger in der Geſchichte der Laune, die ich Ihnen, mein Freund, vor einiger Zeit verſprochen habe.

Lucilius hob eine neue Epoche der Satire an.

> Ense velut stricto quoties Lucilius ardens
> Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
> Criminibus, tacita sudant praecordia culpa.
> Inde irae et lacrimae.

Mag ihn doch immer Horaz geſcholten haben; wir lieben ihn, ohne ihn ſehr zu kennen, weil ohne ihn vielleicht ſelbſt Horaz, als Satiricus, ein Unding wäre. Und den wollen wir nicht entbehren, den Mann mit dem philoſophiſchen Kopfe, mit dem ſanften Scherze und der Sokratiſchen Laune, der oft in einem ſchleichenden Tone uns unſre Wahrheiten wie im Vorbeigehen ſagt. Vielleicht leſen wir eben ſo gern den Perſius, wenn wir nur von allen den kleinen Anekdoten unterrichtet wären, auf die er anſpielt, und von Roms ärgerlicher Chronik, die er immer im Sinne zu haben ſcheint. Es iſt zu bewundern, daß dieſer Autor ohne einen ſolchen Commentar, wie der über die Duncias, auf die Nachwelt gekommen iſt; denn perſönliche Satiren pflegen ſonſt zu verſchwinden und bald unterzugehen, ſo groß auch die Begierde war, mit welcher ſie anfänglich geleſen wurden. Mit einer ſolchen Erklärung aber würden wir ihn höher ſchätzen und vielleicht ihm eine Stelle neben unſerm Horaz einräumen. Juvenal iſt für mich kein Satiricus; er iſt ein aufgebrachter Prediger, der ſehr oft wider ſolche Laſter ſchreit, die für den bürgerlichen Richter, nicht für das Forum des Satiricus gehören. Die Geiſel der Satire ſei eigentlich das Supplement der ordentlichen geſetzlichen Strafen; wo dieſe aufhören, dort fange jene an. Ueberhaupt wollen wir über Thoren uns nicht eben ärgern; wir wollen über ſie lachen.

Wenn es gewiß iſt, was einige franzöſiſche Kunſtrichter uns verſichern, ſo haben ſie an ihrem Boileau, mehr als die Römer an allen ihren Satirenſchreibern zuſammengenommen. Ich vermiſſe an ihm die Philoſophie und die feine Laune des einen, das Körnige und Nachdrucksvolle des andern, und das Feuer des dritten. Was ihm übrig bleibt, iſt die feine Verſification, durch welche er Sentenze in Einen oder wenige Verſe einſchließt, denen die Nation in der Folge das Bürgerrecht unter ihren Sprüchwörtern ertheilt hat, und nächſt der Verſification der gute geſunde Menſchenverſtand in den Urtheilen, die er über die Gegenſtände ſeiner Satiren, beſonders die elenden Poeten, ergehen läßt. Regnier war vielleicht ein größerer ſatiriſcher Kopf als Boileau, nur der Mangel an kritiſchen Freunden und das noch unaufgeklärte Seculum hinderten ihn, ein größerer Schriftſteller zu werden.

In dieſem Jahrhunderte haben wir unter unſern brittiſchen Nachbaren einen Dichter geſehen, deſſen erſte Verſuche in der ſchildernden Dichtkunſt nichts weniger als einen zweiten Horaz ankündigten, und der nach einiger Zeit mit ſo ſtarken Schritten auf der Horaziſchen Laufbahn forteilte, daß er ſeinen Vorläufer einhohlte und, wie einige wollen, überlief. Es iſt Pope, der unter allen Gattungen der Dichtkunſt, in welchen er gearbeitet hat, gewiß nächſt der lehrenden, in dieſer am meiſten Pope iſt; nicht ſo attiſch, wie Horaz, aber philoſophiſcher als dieſer, tiefdenkender und ein beſſerer Verſificateur. Churchill übertrifft ihn nur an Galle und an Verwegenheit; und dieſe Eigenſchaften können leicht das Gute, was er wirklich hat, mit in die Vergeſſenheit hinabſchleppen.

Schade für unſern Rachel, daß er nicht in dieſen Zeiten zu leben beſtimmt war, in welchen der Geſchmack der Deutſchen ſeine Bildung erhalten hat. Für unſern Regnier hat man ihn erkannt; er konnte mehr als Boileau werden, wenn er in beſſere Tage gekommen wäre. Jetzt muß uns Caniz ſtatt aller ſein: denn Haller ſatiriſirt als Lehrdichter nur im Vorbeigehen und die Satire iſt ihm das, was dem Satiricus die moraliſche Sentenz iſt; Löwen iſt in einem andern Fache glücklicher und ſcheint überhaupt ſeinen Satyr verabſchiedet zu haben; und von jüngern Dichtern müſſen wir es erſt erwarten, ob ſie durch beſſere Werke die gute Meinung beſtätigen werden, die wir durch das günſtige Urtheil der Kunſtrichter von ihnen zu faſſen ſind bewogen worden.

Wir wollen immer in dieſe ſatiriſche Legion auch die Epigrammatiſten rechnen. Denn ihre meiſten Einfälle ſind beißend und non passunt, nisi pruriant, placere. Vielleicht können es hier die Deutſchen am erſten mit den Ausländern, ſelbſt vielleicht mit den Alten, annehmen. Die Anthologie enthält unter vielen vortrefflichen Stücken auch viele mittelmäßige. Catull iſt vielleicht der naivſte Sinndichter; aber oft wird ſeine Naivete Grobheit und er unternimmt es umſonſt, ſich durch den ſophiſtiſchen Unterſchied zwiſchen der Keuſchheit des Dichters und des Gedichts zu vertheidigen. Ihm zu Ehren verbrannte Naugerius den Martial; in meinem Schranke ſtehen ſie beide neben einander und vertragen ſich gut. Dagegen habe ich den Owen hinweggeworfen, in welchem man zu viel Wortſpiele und ſchlechten Witz durchwaten muß, um etwas zu finden, was die Mühe belohnet. Wenn ich nun dieſe in die Eine Wagſchale lege und noch das hinzu, was die Franzoſen und Italiäner Erträgliches haben, dann in die andere unſern Logau, Wernicke, Käſtner, Leßing, Ewald und verſchiedene andere, ſo denke ich ein ziemliches Gleichgewicht zu erhalten.

Ich verlaſſe dieſe Geſellſchaft; denn ich höre in Gedanken eine Stimme, die mir in einem feierlichen Tone zuruft!

> *Δηριν ἀπειρεσιην, πολεμοκλονον ἐργον Ἀρηος*
> *Ἐυχομενας μεροπεσσιν ἐς ὀυατα πασι βαλεσθαι,*
> *Πως μυες ἐν βατραχοισιν ἀριστευσαντες ἐβησαν,*
> *Γηγενεων ἀνδρων μιμουμεναι ἐργα γιγαντων.*

Nämlich Homer, nachdem er den Zorn des Achilles, und Ulyſſes Abentheuer beſungen hatte, ward ernſthafter Geſänge überdrüßig; er ließ alſo die Leyer zwar, wie ſie vorher geſtimmt war, ſang aber, auf Anrathen des Satyrs, der ſich zu ihm geſellte, ſtatt erhabener Thaten, Kleinigkeiten und unwichtige Begebenheiten hinein: und ſo entſtand die komiſche Epopöe. Ich weiß nicht, ob die Batrochomyomachie allegoriſch iſt; das weiß ich, daß ſie es in dem Verſtande, wie ſie Herrmann von der Hardt erklärt hat, gewiß nicht iſt: ich ſehe das Gedicht für ein Spielwerk des Poeten an, welches er gemacht hat, da ſeine epiſche Muſe ausruhte und der kleine ſcherzende Satyr ihre Stelle vertrat. Was unterdeſſen von der Hardt über den Homer ſagt *), das gilt mit beſſerm Rechte vom Taſſoni. Das geraubte Siegel, welches den Streit zwiſchen den zwei kleinen italiäniſchen Republiken verurſachte, hat Smollet geſehen; es wird als ein Siegeszeichen und Palladium aufbewahrt. Ein Siegel und ein Eimer heißen beide Secchia; dies gab dem Dichter Anlaß zu ſeiner komiſchen Erfindung, und ſein ganzes Stück ward allegoriſch. Der Pult hingegen von Boileau iſt wieder nur eine einfache Handlung, bloß mit Maſchinerien verziert, und ohne fernere Bedeutung. Vielleicht aber war Deſpreaux zu etwas anders als zur ſcherzhaften Epopöe geſchaffen. Seine Maſchinen ſind gezwungen, die ganze Ausführung ermüdend und der Scherz nicht ſelten ſteif. Verſchiedene Männer von Geſchmack haben mich verſichert, daß es ihnen unmöglich ſei, den Lütrin ganz zu leſen; mir geht es, im Vertrauen geſagt, beinahe eben nicht beſſer.

Pope iſt hier wieder Original, ſoviel man es ſein kann. Selbſt ſeine Maſchinen ſind neu, ſein Plan vortrefflich, ſein Scherz trägt das Gepräge der guten Lebensart und iſt höflich, ohne matt zu werden. Zachariä und Duſch haben dieſen Weg unter uns betreten und nebſt der Anlage größtentheils auch die Popiſche Maſchinerie beibehalten. Der eine hat ſein gebührendes Lob ſchon von andern erhalten; der zweite iſt vielleicht zu ſtreng beurtheilt worden: und beide haben durch mehrere Werke des Witzes ſich ſo viele Verdienſte um unſere Litteratur erworben, daß ihr Ruhm nicht eben auf einigen gelungenen oder mißlungenen Scherzen beruhet.

Der dramatiſche Satyr unterſcheidet ſich noch auf verſchiedene Weiſe von den bisher beſchriebenen Geſchlechtern. Aus den Händen des Cratinus und Eupolis empfing ihn Ariſtophanes, zog ihn groß und gab ihm einige Sitten, ob er gleich noch immer Spuren ſeiner Ausgelaſſenheit zeigte. Mit Gunſt der Herren Cicero, Plutarch, Rapin, Brumoy und anderer, möchte ich doch wohl den Ariſtophanes wider die meiſten Vorwürfe vertheidigen, die man ihm zu machen pflegt.

Ich finde ſeine Schreibart den Sachen überaus angemeſſen, wenn ſie gleich Plutarch ſtrotzend und ſchwankend nennt. Madame Dacier, als Frauenzimmer, mochte behaupten, man könne ihn kaum ohne Beleidigung der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit überſetzen; konnte der heilige Chryſoſtomus ihn leſen, warum wie

---

*) Canlat Homerus hoc ridiculo Carmine Graecorum bellum, Myonnes inter et Trachinius. — Pro familiari veteris orbis allusione, quae — ex nominum sono — elegantes gigneret appellationes, Μυωνες, Myonenses a Poeta vocati μυες, mures; Τραχινιοι nominati βατραχοι, ranae — uti quondam lusum in Erasmum, qui barbariem arroserat, erasmus. Eine feine Erklärung, die dem Homer, wenn ſie wahr wäre, gerade ſo viele Ehre machen würde, als ſie jetzt dem Geſchmacke ihres Erfinders macht!

Digitized by Google

nicht? Daß ſeine Satiren perſönlich ſind, verdenke ich ihm deſto weniger, weil er in dieſem Punete der damaligen Gewohnheit folgte. Sein

Βρεκεκεκεξ, κοαξ, κοαξ,

vergebe ich ihm auch; was andere ſcurriliſch nennen, das dünkt mir das ſtarke komiſche zu ſein, und ſo bliebe mir nur allenfalls ſein Ausfall auf den Sokrates noch zu rechtfertigen übrig, den ich aber nicht rechtfertigen mag, ob ich gleich in den Wolken noch immer viele Züge finde, für die ich den Verfaſſer küſſen möchte. Wenn z. B. im zweiten Auftritte Strepſiades, nachdem er das ganze Syſtem von der Flohmuſik angehört hat, daraus den naiven Schluß ziehet:

Σαλπιγξ ὁ πρωκτος ἐστιν ἀρα των ἐμπιδων;

ferner einen Ausruf von der Glückſeligkeit desjenigen hinzufügte, der dieſes Inſtrument finden würde und endlich alles auf ſeine eigenen Umſtände anwendet: ſo möchte ich den Cato ſehen, den dieſe Stelle nicht zum Lachen bewegen könnte. Ariſtophanes iſt beiſſend, aber faſt immer auf eine luſtige Art; lächerliche Gegenſtände weiß er von der lächerlichſten Seite vorzuſtellen und, welches man faſt allein mit Grund an ihm tadeln möchte, oft ſolchen Dingen ein komiſches Anſehn zu leihen, die an ſich wichtig und ernſthaft ſind. Wenn ſeine Stücke nicht nach den Regeln des Hedelin gebildet ſind, ſo muß man bedenken, daß Ariſtophanes einige Jahre vor dieſem gelebt hat und alſo genöthigt war, der bloßen Natur zu folgen.

Die Zeugniſſe der Alten den Menander betreffend, wie ſie Clericus geſammelt hat, gehen mir wenig an; aus ſeinen Fragmenten zu urtheilen, war er correcter, moraliſcher, regelmäßiger, als Ariſtophanes, reicher an Sentenzen, vielleicht aber ärmer an Genie. Wenn Ariſtophanes ſeine Bemerkungen aus den Tiefen des menſchlichen Herzens heraushebt, ſo gaukelt mir dafür Menander nach Antitheſen, die oft ſeicht oben abgeſchöpft, oft ganz falſch ſind. Folgende Maxime fällt mir ſogleich in die Augen, da ich das Buch aufſchlage:

Πρωτος ἰνρων διατροφην πτωχῳ τεχνην,
Πολλους ἐποιησεν ἀθλιους. ἀπλουν γαρ ἠν
Τον μη δυναμενον ζην ἀλυπως, ἀποθανειν.

Es iſt alſo beſſer, wir ſterben alle, weil wir doch einmal Menſchen ſind, die niemals ohne alles Ungemach leben können.

Im ganzen Scaliger habe ich kein geſchmackvolleres Urtheil geleſen, als das über den Plautus und über den Terenz. Man betrachtet ihre Werke entweder von der Seite der komiſchen Kunſt, oder der Schreibart. Wir, die wir das Genie eines Verfaſſers in ſeinen Schriften ausgedrückt leſen wollen, werden allemal den Plautus bewundern, in der Anlage und Ausbildung ſeiner Fabel, in den Charakteren, ſelbſt im Dialog; Terenz muß bei einer Vergleichung, die aus dieſem Geſichtspunkte angeſtellt wird, nothwendig verlieren. Wenn wir aber Latein lernen wollen, ſo ſind wir genöthigt, den ganzen Sprachſchatz aus den alten Schriftſtellern zuſammen zu betteln, und dann iſt der correcte Terenz freilich mehr werth, als Plautus mit ſeinem Salze, welches oft für uns unſchmackhaft iſt. Quantam propter animi voluptatem tribuerent Plauto prisci, tantum aetas nostra ob linguae cultum Terentio. Ille igitur illorum secunda fortuna commendatus, hic nostra miseria magnus factus est. Nam equidem Plautum ut Comicum, Terentium ut loquutorem admirabor. Quamquam in Plauto quidem quicquam est, quod obiicias praeter antiquitatem. Sui namque temporis hominibus fabulas dedit ille. Terentius vero, ut abscederet ab illa, quam affectavit, puritate; discessit ab ea, quam praestare oportuit, comitate: ut rebus verba Plautus, hic res verbis accommodasse videatur.

Faſt möchte ich eine ähnliche Parallele ziehen zwiſchen Moliere und ſeinen Nachfolgern auf dem franzöſiſchen Theater, zwiſchen Shakſpeare und gewiſſen correctern engliſchen Dichtern. Mit Boileau's Erlaubniß, ſelbſt Scapin mit ſeinem Sacke gefällt mir, und ich wage es nicht, deswegen einen Poeten zu tadeln, der unter andern Abſichten auch die haben muß, populo ut placeret. Was der deutſche Hanswurſt auf eine ſo launiſche Art zur Vertheidigung ſeiner Pritſche und ſeines Steckenpferdes, des Groteskkomiſchen geſagt hat, zu einer Zeit, da ihn Gottſched aus den Provinzen Deutſchlands in die Hauptſtadt verwieſen und dafür ſeinen Afterbruder mit Bedientenmontur auf das Theater gebracht hatte; damit rechtfertige ich ſeinen Großvater Scapin und ſeinen nahen Anverwandten Falſtaff, der ſich fürchtete, in der Themſe aufzuſchwellen und ein Berg von Menſchenfleiſch zu werden. Hanswurſt iſt gerade der Diogenes, der ſich närriſch ſtellt, um die Thorheiten anderer deſto lebhafter zu malen, wie ein kluger Vater die unanſtändigen Poſituren ſeines Kindes nachmacht, damit es wie im Spiegel ſich ſehe und beſſere. „Wollte Gott, daß Hanswurſt ſeine Perſon allein auf dem Theater vorſtellte! Aber wie viele große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurſt, oder welches noch ein wenig ärger iſt, durch Hanswurſt aufführen geſehen!“ — Warum ſoll nun der arme Hanswurſt nicht auf der Schaubühne erſcheinen, da er auf dem Theater der Welt eine ſo hervorſtechende Rolle ſpielet.

Wenn wird einmal der deutſche Moliere, oder Goldoni aufſtehen? Oder, wenn er aufſtehen ſollte, wie bald wird er durch unſere fehlerſuchende, allzudelicate und allzukritiſche Kritik wieder zu Boden gedrückt werden? Gellert, Schlegel, Leſſing, Weiße, Löwen, Krüger ſtehen nahe am Ende der Laufbahn; aber wie ſind ihre wenigen Stücke gegen die Heere unſerer Nachbarn! Dagegen haben wir aber, dem Himmel ſei Dank, andere Schätze, deren keine Nation außer der unſrigen ſich rühmen kann, poetiſche Schauſpiele und theatraliſche Schriften von Johann Jacob Bodmer. —

Hier haben Sie, mein Freund, die ganze Sippſchaft des kleinen Satyrs, den ich Ihnen überſende; fragen Sie ihn ſelbſt, zu welcher Linie er gehöret. Er iſt ein feiner geſchmeidiger Junge, nimmt allerlei Geſtalten an, wie der Amor, deſſen Geſchichte Sie ſo unnachahmlich beſchrieben haben: macht bald eine ernſthafte Mine, als wenn er predigen wollte, und niemand glaubt, daß es ſein Ernſt ſei; bald ſcherzt er ſanft, aber mit einem ſchalkhaften Lächeln; bald zeigt er ein Carricaturgeſicht, wie der Oncle Toby, und bald dringt er ſich in die Gemeinde der Narren, drückt die Augen zu, peitſcht mitten unter ſie und lacht, wenn einer ſchreit, der ſich getroffen fühlt. Machen Sie nun aus ihm, was Sie wollen.

Sind Sie froh, daß ich mit meiner Rhapſodie von einem Briefe zu Ende bin? Vermuthlich haben Sie in Lauchſtedt angenehme Geſellſchaft; denn ſeit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Ihnen geſehen. Vergeſſen Sie mich nicht und leben Sie wohl!

Friedrich Riederer

lebte um's Jahr 1493 und ſchrieb die beiden älteſten bekannten rhetoriſchen Werke unter dem Titel:

Spiegel der wahren Rhetorik. Freiberg 1493. Fol. Straßburg 1509, 1517, Fol.

Riedeſel

ſtarb nach dem Jahre 1341 und ſchrieb eine

Heſſiſche Chronik, welche ſich nach Gerſtenbergers Auszug in F. C. Schmincke's Moniment. hassiac. T. I. a. b. findet.

Georg Riegler,

geboren am 21. April 1778 zu Hochſtädt an der Aiſch, wurde im Jahre 1807 Kaplan zu Aub bei Ochſenfurt, 1816 Cooperator an der St. Burkardskirche zu Würzburg und 1823 Profeſſor der bibliſchen Exegeſe am königlichen Lyceum zu Bamberg.

Von ſeinen Schriften ſind zu nennen:

Digitized by Google

Buch Ruth. Ueberſ. Würzburg 1812.
Klagelieder des Jeremias. Erlangen 1814.
Sechs Faſtenpredigten. Bamberg 1818.
Feſt- und Gelegenheitspredigten. Bamberg 1818, 2 Hefte.
Kritiſche Geſchichte der Vulgata. Sulzbach 1820.
Evangel. Hülfsmittel in menſchlichen Uebeln. Sulzbach 1822.
Gebetbuch für katholiſche Chriſten. Sulzbach 1824.
Chriſtliche Moral. Augsburg 1824—27, 4 Thle.

Aechte Aufklärung, auf Vernunft und Wärme des Gefühls begründeter Liberalismus, Scharfſinn und wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit weiſen dieſem wackern Manne einen ausgezeichneten Rang unter den deutſchen katholiſchen Theologen an.

Friedrich Wilhelm Riemer,

geboren am 19. April 1774 zu Glatz, erhielt ſeine Bildung in Breslau, ging mit Wilhelm von Humboldt als Erzieher nach Italien, kehrte mit Fernow zurück, ward bei Goethe Erzieher und nach neunjährigem Aufenthalte in deſſen Hauſe im Jahre 1812 Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar. Im J. 1820 legte er jedoch ſeine Stelle wieder nieder, um ſich als Privatgelehrter ganz dem Studium der griechiſchen Sprache und der Poeſie zu widmen, und ward dann Oberbibliothekar und G. S. Hofrath.

Von ſeinen Schriften nennen wir:

Blumen und Blätter (unter dem pſeudonymen Namen Silvio Romano). Leipzig 1816—19, 2 Bde.
Gedichte. Jena 1826, 2 Thle.

Warmes Gefühl, Anmuth und Kraft, ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form, verbunden mit treffendem Witz und ſtrenger Correctheit, geben R's lyriſchen Poeſien, vorzüglich in den mit dem glücklichſten Erfolge behandelten ſüdlichen Weiſen, einen bleibenden Werth.

Sonettenkranz*).

I.

So lebt mit Lippe Liebe treu im Bunde,
Wie Zwillingsſchweſtern ſtät zuſammenhalten:
Und ging die Eine liebevoll zu Grunde,
Wird liebevoll die andre mit erkalten.

In ihrer Freundſchaft trauter Dämmerſtunde
Mag Liebe gern ihr Wohl und Weh entfalten;
Die Lippe ſchafft, daß jene bald geſunde
Und will ſo Wonn', als Leid, zum Laut geſtalten.

Es kann die Muſe wohl zuerſt bezeugen,
Wie Liebe ſich und Lippe treu vermählen:
Sind ſie es nicht, die je ein Lied erbauten,

Wo Seel' und Leib ein neues Daſein zeigen?
So mag mit Lieb' und Lippe ſie erzählen:
Wie holder Einklang lebt in ihren Lauten.

II.

Wie holder Einklang lebt in ihren Lauten,
Einhällig ſo in ihrem Thun und Laſſen
Sind Lieb' und Lippe, ſchweſterliche Lauten,
Die in Geſtalt und Ton zuſammenpaſſen.

So ſollten Seel' und Leib ſich auch erfaſſen,
Als einſt Dämonen ſie zuſammentrauten,
Und eher nicht eins von dem andern laſſen,
Bis ſie zugleich am Lebensziel ergrauten.

Als treue Freundin ſuchet drum zur Stunde
Der Liebe Willen Lippe auszurichten,
Mit Wort und That zu dienen iſt ihr Trachten;

Und Liebe liebt auf ihren Dienſt zu achten,
Und lauſcht entzückt, was jene will berichten:
Die Lippe giebt der Liebe liebſte Kunde.

III.

Die Lippe giebt der Liebe liebſte Kunde,
Wo wäre der ein Zeugniß jemals lieber?
Sie ſiegelt's ſo mit ihrem Roſenmunde
Und drückt es warm bis in die zartſte Fiber.

Auch in ſo manche ſtille Seelenwunde
Fließt von der Lippe Troſtesbalſam über:
Daß Herz vom Schmerz, vom Unmuth Muth geſunde,
Flößt Lippe Zauber-Wort und -Trank hinüber.

Wie Augen glauben nur, was Augen ſchauten,
Giebt Lippe ſo der Liebe Ueberzeugung,
Wenn Wort um Wort und Gunſt um Gunſt ſie brachte:

Drum heiſchen ewig ſie Zuſammenneigung:
Die Lippe fühlt, was Liebe für ſie dachte,
Die Liebe liebt die Lippe zur Vertrauten.

IV.

Die Liebe liebt die Lippe zur Vertrauten,
Das Liebſte ſoll die Liebſte nur erfahren;
Hätt' ein Geheimniß wohl ſie vor der trauten,
Der eingeweihten Schweſter zu bewahren?

Das holde Licht des innerlich Geſchauten,
Die ſüßen Strahlen, die ihr wiederfahren,
Die Wonnezähren, die ihr Herz bethauten,
Das mag der Lippe ſie gern offenbaren.

Sie kündet's ihr in lauter Pulſe Schlägen,
Sie flüſtert's ihr in leiſen Seufzerhauchen,
Sie ſpiegelt's ihr in ſtiller Träume Runde;

Und allen Stunden weiß ſie's einzuhauchen,
Dem Tag, der Nacht, dem Sonnenſchein, dem Regen,
Was Liebe lebt im ſtillen Herzensgrunde.

V.

Was Liebe lebt im ſtillen Herzensgrunde,
Vergleicht ſich nur den höchſten Wundermächten:
Der Perlen Thau im tiefen Meeresſchlunde,
Juwelenblüth' in finſtern Bergesſchächten,

Der Iris Farbduft in des Aethers Runde,
Dem Licht des Pols in hehren Mitternächten,
Dem Sphärenklang in Aeolidens Munde,
Dem ew'gen Reigen, den die Sterne flechten!

Doch was nur ſcheu entblickt des Auges Pforten,
Wenn Gegenblicke forſchend es erſchauten,
Was auf die Wange ſteigt in höhern Gluthen,

Was ſich entzieht Gedanken, ſo wie Worten,
Und nur erſcheint als Hoffen, Ahnen, Muthen,
Das labt die Lippe leiſe zu verlauten.

VI.

Das labt die Lippe leiſe zu verlauten,
In ihrer Sprach' und Weiſe auszudrücken,
Was früher ſtill mit Winken und mit Blicken
Die Augen ſichtbar unſichtbar vertrauten;

Ja was die Arme ſich noch kaum getrauten,
Des Feſtumfangens brünſtiges Entzücken
Darf Lippe flugs von Lippe kühner pflücken,
Wie ſich Gelegenheit und Gunſt erſchauten.

Und dieſer harrt ſie unter leiſem Spähen
Und oft durchzuckt von wonnevollem Beben,
Als ſchwebte ſie an jähen Abhangs Schlunde;

Nicht eher öffnet ſich ihr ſtummes Flehen,
Nicht eher tritt ihr heißer Wunſch in's Leben,
Bis Lieb' und Lippe Eins zur guten Stunde.

*) Aus Riemer's Gedichten.

VII.

Bis Lied' und Lippe Eins zur guten Stunde,
Nicht eher kann die Glorie erſcheinen,
Wo zu der Seligkeiten Vorempfunde
Sich Huld und Gegenhuld zugleich vereinen.

Nicht anders iſt's in der Geburten-Stunde:
Es müſſen Erd' und Himmel günſtig meinen,
Geſtirne hold und mild zuſammenſcheinen,
Das ſich ein freundlich Daſein glücklich runde.

O hohes Wunder, Gipfel der Geſchicke!
Nicht können Wort und Ton dich wiedergeben,
Zu irdiſch iſt Geliſpel noch von Flauten:

Wenn ſo die Seelen in einander ſchweben,
Wenn Lied' und Lippe wie im Silberblicke
Im holden Kuſſe ſtumm zuſammeulanten.

VIII.

Im holden Kuſſe ſtamm zuſammenlauten
Sieh Lied' und Lippe, wie mit Blitzesſtrahle,
Und feiern wonnentzückt die Göttermahle
In ſprechender Geberd', in ſtummen Lauten!

Es gleicht der Kuß lebendigem Pokale
Der Traube, der von Schöpferhand gebauten,
Ein Labetrank, den Elemente brauten,
Mit Purpurnektar Eins die Purpurſchale!

O heil'ge Knoſpe, Blume, Frucht der Liebe,
Wen ſeligſt du nicht zum Olymp der Wonnen,
Ob er nur einmal deinen Zauber nippe!

In dir verklären ſich die ſchönſten Triebe:
Was je nur Herz empfunden, Geiſt geſonnen,
Was Liebe Liebliches nur lobt der Lippe.

IX.

Was Liebe Liebliches nur lobt der Lippe,
Nicht Worte ſprechen's, ſtreng begrenzt in Tönen:
Sind Worte anders, als ein nackt Gerippe
Für jenes Urbild ſelbſt des Guten, Schönen?

Mehr, als des Baumes blätterlos Geſtrippe,
Statt goldner Früchte, die ihn ſchmückend krönen?
Begeiſtrung ſelbſt vom Quell der Aganippe,
Spricht nicht der Liebe namenloſes Sehnen.

Drum was von keinem Sinne wird beſchrieben,
Doch jedem Sinn iſt zu Genuß und Spiele:
Dem Auge Farb' und Licht, nnd Klang dem Ohre,

Und Duft, Geſchmack und wonnige Gefühle,
Das alles, einzeln und vereint zum Flore,
Das liebt aach lipplich Lippe zu gelieben.

X.

Das liebt auch lippiich Lippe zu gelieben,
In nächſter Näh' ihm an ſich zugeſellen,
Es zu umſpielen mit erneuten Wellen,
Was je die Lieb' ihr Liebliches beſchrieben.

O allbeglückendſter von unſern Trieben!
Aus dem allein des Daſeins Freuden quellen:
Was iſt das Leben, als ein Angeſellen,
Im Mitgenießen, wie im Mitbetrüben?

Wie Körper ſich dem Körper angewinne,
Iſt aller Weſen liebevolles Streben:
Was iſt und wirkt, umfaßt ein Leib auf Erden.

Drum auch der Lippe ſoll Erſehntes werden,
Dem Geiſtigen ſich Grenze ſichtbar weben,
Daß wie ſie leiblich iſt, auch leiblich minne.

XI.

Daß wie ſie leiblich iſt, auch leiblich minne,
Iſt holder Lippe liebliches Verlangen:
Der Roſe gleicht ſie an Geſtalt und Prangen,
So deutet auch die Roſe ſie im Sinne.

Iſt Roſe nicht ein treues Bild der Minne?
Was tief in ihrem Innern aufgegangen,
Erröthend wiederſcheint von zarten Wangen,
Iſt's nicht die Gluth, die wohnt dem Buſen inne?

Liebt Roſe nicht das Lippenſpiel zu üben,
Wenn ſie zum Kuß die junge Blüthe mündet
Und ſo dem Weſt ihr innig Selbſt verkündet?

Wie aus der Bruſt der ſüße Athem ſteiget,
Ihr holder Mund ſich nach dem ſeinen neiget,
So wird zu Lippe Liebe ſtets getrieben.

XII.

So wird zu Lippe Liebe ſtets getrieben,
Daß ſie in ihr ſich ſelber will ergreifen:
In ihr allein kann Frucht der Blüthe reifen,
Hier iſt der Gipfel der Natur beſchrieben.

In Euch, Ihr Lippen, roſ'ge Zauberreifen,
Steht feurig alles Lebens Wort geſchrieben!
Mit Eurer Züge magiſchen Getrieben
Knüpft Herz an Herz ſich durch lebend'ge Schleifen.

Zu Ihr, des gleichen Blutes holder Sippe,
Geht all der Liebe Sinnen, Sehnen, Trachten,
In ihr ſich ſelbſt und all ihr Glück zu finden.

So holder Leib muß ſich mit ihr verbinden,
Sie würde ſtets in eignen Qualen ſchmachten,
Verſagt der Liebe liebſten Dienſt die Lippe.

XIII.

Verſagt der Liebe liebſten Dienſt die Lippe,
Der Seelen Tauſch und geiſtiges Umarmen,
Soll eins am andern ſtärker nicht erwarmen;
Wird Lippe noch zuletzt der Liebe Klippe!

Dann komme Genius mit der ſtrengen Hippe!
Damit ſie einſam nicht an Troſt verarmen,
Gieb beiden dann mit gleichem Huld-Erbarmen
Das treue Loos von Odoard und Gildippe!

Dann was auch Parze in den Faden ſpinne,
Von Glück und Macht und Ehr- und Ruhmgepränge,
Schaum iſt doch alles nur und nicht'ger Dunſt.

Zum Leben macht's allein der Lippe Gunſt,
Und ohne die, auch bei Tithonus Länge,
Wird Lied' und Lippe nie ſich Lebens inne.

XIV.

Wird Lied' nnd Lippe nie ſich Lebens inne,
Dann iſt's, als wären beide nicht geboren,
Für ſich, für alles lebenslos verloren
Kommt keine je der andern zu Gewinne.

Denn wie die Seele hat zum Dienſt die Sinne,
Fünf treue Diener, ſich zunächſt erkoren —
Sie gehet aus und ein in dieſen Thoren
Und thront in des Palaſtes höchſter Zinne —

So iſt die Liebe gleich des Leibes Seele,
Und Lippe gleich dem dienſtgewohnten Leibe,
Durch den ſie ſo verkünde, wie erkunde:

Daß ſolcher Seele nun der Leib nicht fehle,
Und ſolchem Leibe treu die Seele bleibe;
So lebt mit Lippe Liebe treu im Bunde.

XV.

Meiſter-Sonett.

So lebt mit Lippe Liebe treu im Bunde,
Wie holder Einklang lebt in ihren Lauten:
Die Lippe giebt der Liebe liebſte Kunde,
Die Liebe liebt die Lippe zur Vertrauten.

Was Liebe lebt im ſtillen Herzensgrunde,
Das ladt die Lippe leiſe zu verlauten,
Bis Lied' und Lippe Eins zur guten Stunde
Im holden Kuſſe ſtumm zuſammenlauten.

Was Liebe Liebliches nur lobt der Lippe,
Das liebt auch lipplich Lippe zu gelieben,
Daß wie ſie leiblich iſt, auch leiblich minne.

So wird za Lippe Liebe ſtets getrieben;
Verſagt der Liebe liebſten Dienſt die Lippe,
Wird Lied' und Lippe nie ſich Lebens inne.

Johann Riemer,

geboren am 11. Februar 1648 zu Halle, ſtudirte zu Jena Theologie, wurde im Jahre 1678 Profeſſor am Gymnaſium zu Weißenfels, darauf Paſtor zu Oſterwiek, 1690 Superintendent zu Hildesheim und im Jahre 1704 Hauptpaſtor zu St. Jakob in Hamburg. Er ſtarb am 10. September 1714.

Wir beſitzen von ihm:

Reime dich oder ich freſſe dich. Nordhauſen 1673.
Der Erzverläumder und Eheteufel von Schottland. Weißenfels 1679.
Der Regenten beſter Hofmeiſter oder luſtiger Hofparnaſſus. Leipzig 1679—81. Weißenfels 1712.
Luſtige Redekunſt. Merſeburg 1681. Leipzig 1717.
Luſtredner. Merſeburg 1689.
Sternredner. Merſeburg 1690.

Ein talentvoller Kopf, der ſich jedoch in der Wahl ſeiner Mittel vergriff, und in ſeinen ernſten Schriften durch Schwulſt und Uebertreibung zu ſehr dem falſchen Geſchmack ſeiner Zeit huldigte; weit glücklicher iſt er in ſeinen ſatiriſchen Leiſtungen.

Georg Wilhelm Otto von Ries,

geboren im Jahre 1763 zu Hanau, lebte Anfangs in Kopenhagen, ſeit 1808 zu Rumbeck bei Halle, worauf er königlich däniſcher Hauptmann und Adjutant des Kronprinzen, auch Kammerherr zu Altona wurde.

Er ſchrieb:

Gedichte. Herausgeg. von A. Friedrichſen. Kopenhagen 1792.
Balladen, Gedichte und kritiſche Verſuche. Kopenhagen 1817.
Adolph Stelzfuß. Gedicht. Altona 1818.
Die Sage vom Meiſter im Oſten. Gedicht. Altona 1821.
Knittelgedichte, Erzählungen, Schwänke und ernſte Balladen. Altona 1822.

Ein leichtes und gefälliges Talent voll Witz und Laune, das ſich mit dem meiſten Glücke in komiſchen und ſatiriſchen Poeſieen zeigte.

Freude und Schmerz*).

„Sag' mir doch mein liebes Bübchen:
Biſt du dieſer Leute Kind?
Nimm den Kringel, lieber Knabe!
Sprich, wer deinr Aeltern ſind?
Mir iſt's, als fänd' ich in dieſen Zügen,
Was längſt ich geſucht und eher geſehn;
Wenn Hoffnung und Ahnung mich nicht trügen,
So ſollſt nicht mehr auf dem Seile du gehn."

„Guter Mann, will dir's vertrauen;
Bin nicht dieſer Tänzer Kind: —
Aber ach! — ich werd' geſchlagen,
Sag' ich, wer die Aeltern ſind.
So muß ich tanzen und muß mich verdrehen,
Dazu muß ich lächeln und freundlich ſein:
Und fall' ich nnd kann onf dem Seile nicht gehen,
So krieg' ich Schläge und darf nicht ſchrein.

„Bazzo hebt mich bei den Haaren,
Daß ich ſpringe in die Höh'
Roſa kneift mich, wenn ich ſchwankend
Auf der glatten Kugel ſteh',
Und hab ich am Abend etwas vergeſſen,
Und klatſcht man mir mit den Händen nicht,
So krieg' ich nur hartes Brod zu eſſen,
Und eine Trommel über's Geſicht.

„Doch wenn ich zum Teller ſommir,
Und es hat was eingebracht,
Giebt man mir ein Schälchen Kaffee,
Darf ich in das Bett zur Nacht. —
Sonſt ſpart' mir die Mutter die ſchönſten Biſſen
Und wiegte auf ihrem Schooße mich ein,
Und küßt' mich mein Vater und konnt' mich nicht miſſen,
Und gab mir aus ſeinem Glaſe den Wein.

„Wenn's die gute Mutter wüßte,
Wie ich oft ermüdet bin,
Meine Mutter würde weinen!
Ach, ſie ſtürb' vor Jammer hin!
Und ſollt' es mein lieber Vater vernehmen,
Was man noch heut' ſeinem Fränzel gedroht,
Er würde die Büchſe vom Balken nehmen,
Er käme gewiß, und ſchöſſe ſie todt!

„Wenn Ihr mich nicht wollt verrathen:
Vater wohnt am tiefen See;
Vater hat wohl ſchöne Kleider,
Und vier Betten, weiß wie Schnee.
Und wird des Sonntags zur Kirche gegangen,
Gehn Bruder und ich mit dem grünen Rock,
Und Mutter geht mit güldenen Spangen,
Und Vater mit ſilbernem Knopf auf dem Stock.

„Und am Tag', wo wir geboren,
Leget ſie die Kette an,
Die der Vater mit der Büchſe,
Bei dem Hirſche ihr gewann.
Und alle Jahre zum Scheibenſchießen
Kriegt Bruder und ich ein neues Kleid;
Und wenn ſie den Vater als König begrüßen,
Dann" — „Kind, du macheſt die Freude mir leid!" —

„Sieh! ich ging aus Vaters Garten,
Suchte Steinchen mir am See,
Und da fiel ich in die Tiefe,
Nur mein Hut blieb in der Höh'!
Da bin ich im Waſſer in Schlaf geſunken,
Und wie ich erwachte, da war ich am Land.
Sie ſagten: weil ich aus dem See getrunken,
Gehört' ich ihnen, ſei ihnen verwandt.

„Vater ſei ſchon längſt geſtorben,
Mutter lebe auch nicht mehr,
Und ich ſei wohl hundert Meilen
Aus dem fremden Lande her.
Thu' ich mich um Vater und Mutter betrüben,
So machen ſie Beide ein ſchrecklich Geſicht,
Uad ſagen: ich müſſe ſie Beide lieben,
Ich hab' keinen Vater und Mutter nicht."

„Grün und roth will ich dich kleiden,
Wie ich dich im Bild' geſehn,
Und wir fahеen ſieben Meilen;
Sollſt mit mir zum Vater gehn.
Doch Eins, mein Bübchen, das mußt du verſprechen;
Dein Bruder iſt todt, dein Vater iſt krank,
Drum, nenn nicht den Bruder! — Das Herz möcht' ihm brechen; —
Dann lobt dich die Mutter und weiß es dir Dank." —

Sieh da liegt am See das Städtchen,
Und der Knabe ſpringt voraus.
Wie in's alte Neſt der Vogel,
Schlüpft er in des Vaters Haus.
Herr Walter ſieht's und ſtürzt auf die Diele!
Die Mutter giebt einen lauten Schrei! —
War's Freude? War's Schmerz? Warens beid: Gefühle?
Und brach es Herrn Walters Herz entzwei?

*) Aus v. Ries „Balladen, Gedichte ꝛc."

Zitternd leget ſie den Knaben
An's noch noch warme Vaterherz,
Und erweckend und erweichend,
Wirkt es Freude hier und Schmerz.

Zum erſten Mal ſeit jenem Tage
Strahlt aus dem Aug' ihm ein freundlicher Blick:
Zum erſten Mal kehrt erleichternde Klage
Und Thräne und Wort Herrn Walter zurück.

Kaspar Riesbeck,

geboren am 19. Mai 1749 zu Höchſt bei Mainz, ſtudirte zu Mainz und Gießen Juriſprudenz und lebte nun bald in Frankfurt, Hanau, Mainz, Darmſtadt, bald an andern Orten. Hierauf wurde er eine Zeitlang Schauſpieler, ging im Jahre 1779 nach Zürich, ſich von Schriftſtellerei nährend, und wandte ſich endlich 1783 nach Aarau im Kanton Bern, woſelbſt er auch am 9. Februar 1786 ſtarb.

Außer mehreren Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen beſitzen wir von ihm:

Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland. Zürich 1783, 2te Aufl. 1784, 2 Thle.
Briefe über das Mönchsweſen. 2r, 3r und 4r Bd. (1r Bd. von la Roche und Brechter.) Zürich 1779—81. Neue Aufl. 1787.

Ein mit Geiſt und Witz begabter Mann, der in ſeinen Schriften auf angemeſſene Weiſe das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wußte.

Franz Joſeph Sigmund Graf von Rieſch,

geboren am 1. Januar 1794 zu Dresden, lebt als königl. preußiſcher Kammerherr abwechſelnd in Wien und Berlin.

Er ſchrieb außer vielen Beiträgen für Zeitſchriften, in welchen er den Namen Franz Seewald annahm:

Germanicus. Trauerſpiel. Berlin 1818.
Blüthenkränze der Phantaſie. Berlin 1819.
Bühnenſpiele. Wien 1820, 4 Thle.

Eine lebhafte Phantaſie, gute Charakterzeichnung, geiſtige Feinheit und richtige Auffaſſung des Lebens, verbunden mit correcter und eleganter Diction, haben den Leiſtungen dieſes talentvollen Schriftſtellers viele Freunde erworben.

Thüring von Ringolfingen,

aus Bern gebürtig, bearbeitete im Jahre 1456 nach dem Franzöſiſchen die Meluſine, gedr. o. O. u. J. Fol.; Augsburg 1474, Fol.; o. O. 1478, Fol.; Heidelberg 1491, Fol.; Straßburg 1506, Fol.; Straßb. 1577, 8. u. öft.

Bartholomäus Ringwaldt,

geboren im Jahre 1531, wurde um 1578 Prediger zu Langfeld in der Mark Brandenburg und ſtarb nach 1595.

Wir beſitzen von ihm:

Die lautere Wahrheit. Frankf. a. d. O. 1585 u. öft. N. A. von J. W. Brodtkorb, Langenſalza 1700.
Chriſtliche Warnung des treuen Eckarts. Frankfurt a. d. O., 1588 u. d. N. A. Berlin 1738. Niederſächſiſch, Hamburg 1598.
Epithalaminm vom Zuſtande eines betrübten Wittwers. Frankfurt 1595. N. A. v. C. F. Eberhard, Leipzig 1797.
Zuſtand des Himmels und der Höllen. Hamburg 1591, 1597.
Handbüchlein geiſtlicher Lieder. Nürnberg 1598, 12.

Geiſtige Geſundheit, tüchtige Geſinnung, Kraft und Lebendigkeit des Vortrags, eine naive Weltanſicht und Talent in Behandlung der Form zeichnen dieſen Dichter aus, deſſen didaktiſche Poeſieen unbedingt als die beſten jener Zeit zu betrachten ſind; namentlich wurde „die lautere Wahrheit" von unſern Voreltern viel geleſen und hochgeſchätzt. Als geiſtlicher Liederdichter iſt R. weniger glücklich, doch haben mehrere ſeiner Lieder bis auf den heutigen Tag in den Geſangbüchern der evangeliſch lutheriſchen Gemeinden ihre Stelle erhalten.

Die 9. Gebür eines KriegsMannes, als nemlich, daß er ſich nicht voll ſauffen ſoll.

Du KriegsMann merck auch eben das,
Daß du nicht ſeyſt ein Bruder naß,
Der ſtets wie ein verſoffne Flieg,
Im BierFaß für dem Zapffen lig,
Vnd nicht kan eh recht luſtig ſeyn,
Er ſtecke denn voll Bier vnd Wein.

O nein mein KriegsMann thu das nicht,
Sondern bedenck dein Eydes Pflicht,
Vnd wiß daß kein beſchanckter Mann
Vernünfftiglich gebähren kan.

Ein Voller iſt vngeſchickt.

Dann wann ein Menſch ſich hat beſoffn,
So ſtehn all ſein Gebrechen offn,
Weiß ſelber nicht vou von ſeinem Sinn,
Vnd redt ohn all Bedacht dahin.

Darzu ſo iſt er vngeſchickt,
Vnd im Verſtande gar verrückt,
Zu ſchaffen mit beſcheidnem Muth,
Was wol ſein Ampt erfordern thut.

Man ſoll den Trunck meiden.

Darumb vermeid den harten Trunck,
Daß du nicht thuſt ein NarrenSprung,
In Wort vnd Wercken vberfahrſt,
Vnd dein Verbrechen offenbarſt:

Oder kömpſt wider deinen Danck,
Mit Leuten etwa in ein Zanck,
Oder durch Vnfall mancherley,
Brechſt Schenckel oder Arm entzwey.

Die Türcken ſauffen ſich nicht voll.

Die ſchlimmen Türcken weiſt du wol,
In Bier noch Wein ſich ſauffen voll,
Sondern ſich deſſen Laſter ſchemn,
Viel mehr ihr Sach in achtung nemn,

*) Aus B. Ringwaldt's: die lautere Wahrheit. Erfurt (1610).

Digitized by Google

Vnd trachten, wie ſie mit Verſtandt,
Dem Feind begegnen in dem Sand.

Vermahnung an die Teutſchen.

Das thut ihr frommen Teutſchen auch,
Begebet ewern böſen Brauch,
Mit dem Geſäuff, vnd betet liebr,
Als abgeſandte KirchenGliedr.

Die da den Türcken mit den Waffn,
Im VngerLande ſollen ſtraffn,
Vnd ſeim vermeſſnen Widerſprechn,
Erlegen vnd zu Boden brechn.

Wo ihr nun werdet wie die Chriſtn,
Euch widern Feind bedächlig rüſtn,
Fein nüchtern leben, fleißig betn.
Vnd vnerſchrockn an ihn trettn.

Als werdet ihr an allen Seiten
Mit Chriſto gar gelücklich ſtreitn,
Vnd ewre Feind, das mag ich ſagn,
Für Leibe in ein BockHorn jagn.

Wo aber ihr das Sauffen noch,
Antreiben werdet durch die Woch,
Flugs in euch gieſſen wie die Schwein,
Vnd wenig Abend nüchtern ſeyn.

So werdet ihr mit ſolchem Schlingn,
Geringe Ehr vom Türcken bringn,
Vnd euch nur ſelber mit dem Lebn,
Dem Feind in ſeine Hand begebn.

Dann ihr beſchemt nur ewren Gott,
Verachtet willig ſein Gebot,
Vnd mit dem Sauffen ihn zuplagt,
Daß er euch alle Hülff verſagt.

Klage vber der Teutſchen Geſäuffe.

Ach wenn die Teutſchen Knecht vnd Herrn,
Nicht leider ſo verſoffn wern,
So wer kein ſchöner Nation,
Vnter des weiten Himmels Thron.

Aber das Sauffen macht ſie gar
Zu Narren, daß ſie Gott bewahr.
Daß ſie nicht kennen ihre Krafft,
Nach angeborner Leibenſchafft,
Beweiſen, noch mit ihrem Degn,
(Als wol vor zeiten) Ehr einlegn.

Sondern das Sauffen (wie man hört)
Sie offt im Kopffe ſo bethört,
Daß ſie einander ſelber ſchwechn,
Verlähmen vnd zu tode ſtechn.

Vnd weil das Sauffen (wie ihr wiſt)
Ein Mutter aller Laſter iſt,
Daraus viel HertzenLeide entſpringt,
Wie die Erfahrung mit ſich bringt,
Als rath ich einem Jederman,
Von ſolcher Sünden abzulan,
Eh dann jhm eins in voller Weiß,
Der Teuffel einen Poſſen reiß.

Die 9. Application,

darinnen vermeldet, was die Vollheit für Früchte trage.

Vnd damit mög ein jeder wiſſn,
Was aus der Vollheit kann entſprieſſn,
Vnd was ſie wol bey hellem Tag,
Vnd bey der Nacht für Früchte trag.

Als wil ich hie mit ernſter Trew,
Eim Jederman zu einer Schew,
Dieſelben Schäden vnd Gefahr,
Beſchreiben vnd erzehlen gar.

Was Vollſauffen wircke.

Vollſauffen Leibes Krafft zubricht,
Wirckt Ohrenklang vnd roth Geſicht,
Erweckt die Flüß, beſchwert das Häupt,
Vernunfft vnd alle Sinn betäubt,
Bringt HändeBeben, dicke Bein,
Darr, WaſſerSucht vnd Zipperlein,
Vnd ſetzt ins Hauß mit SeelGefahr,
Ein vnverſehne TodtenBahr.

Item, Es gibt viel Zänckerey,
Gottslöſtern, Wunden, Hurerey,
Daneben groß Vergeſſenheit,
Viel Vnluſt vnd Leichtfertigkeit.

In Summ: Es gibt groß Vnbedacht,
Ein Chriſten zu eim Heiden macht,
Daß er des Betens gar vergißt,
Vnd ein Figur des Teuffels iſt,
Wie ich euch das mit Worten klar,
Genug wil machen offenbahr.

Beſchreibung

eines rechten Vollſäuffers, wie er es pfleget zu treiben.

Ein Säuffer der den gantzen Tag,
Mehr hat geſoffen, dann er mag,
(Verſteh nach Fordrung der Natur)
Der iſt ein arme Creatur.

Dann er ſein ſelbſt zu keiner Friſt,
In Wort vnd Wercken mächtig iſt,
Schnaubt wie ein Saw, bald wie ein Rind,
Geht in die quer, als wer er blind.

Deßgleichen iſt der Eſel ſtoltz,
Grob mit dem Maul, ſtarrt wie ein Holtz,
Leſt ſich nicht weiſen, noch was ſagn,
Sondern wil einen jedern ſchlagn.

Darumb er auch gewaltig flucht,
Siht wie der Teuffel, ſchnarcht vnd pocht,
Oder ja wider Ehr vnd Zucht,
Im Finſtern ſeines gleichen ſucht.

Vnd wann er ſich dann auff die letzt,
Wie ein Beſeſſner niderſetzt,
Oder gar auff ſein Lager fällt,
Mit Gott ein gering Geſpräch helt.

Sondern dem Bacho wolgemuth,
Ein Zimmetrinden opffern thut.
Von manchen Stücken groß vnd klein,
Aus ſeinem edlen Magen rein.

Daſſelbig ſchütt er bunt vnd krauß,
(Mit Züchten) hauffenweiß heraus,
Vnd ſtöhnt in ſolcher Huckeley,
Als wer jhm Halß und Bauch entzwei.

Darauff ſo ſchläfft er wie ein Schwein,
Mit hartem Schnarchen ſauber ein,
Vnd reucht ſo niedlich umb den Kopff,
Wie in dem Neſt der Wiedehopff.

Vnd wenn er wieder aufferwacht,
Des ſchönen Handels ſelber lacht,
Macht ſich aus ſeinem Stanck herfür,
Vnd geht ſich waſchen an die Thür.

Da er denn kreiſtet, ſpützt und huſt,
Beklaget ſeine liebe Bruſt,
Dazu die Knochen in gemein,
Vnd hette gerne BrandtenWein.

Darnach ſo geht er was ſpaciern,
Was er gethan zu meditirn,
Vnd wie er ſeine Zohten wol
Entſchüldign vnd beſchönen ſoll.

Vnd eben, weil er ſolchs erforſcht,
Bekömpt er einen harten Dorſt,
Den er ein etlichmal beklagt,
Vnd endlich zu dem Wirte ſagt.

Ach gebt mir doch ein Biſſen Brodt,
Ich leid von Durſt gewaltig noth,
Der Kopff der wil mir immer nidr,
Mir wird nicht baß, ich ſauff denn widr.

Vnd wenn mans bringt, ſo nimpt er bald,
Ein etlich Mund voll Speiſe kalt,
Vnd thut darauff ein Träncklein klar,
Daß jhm die Augen trieffen gar.

Vnd ſpricht, Aha der gieng wol ein,
(Auff dein verſoffen Herz ich meyn,)
Pfu dich, ſolt du ein Chriſte ſeyn.

Das geht darnach ſo wider an,
Bey manchem wolgeachten Mann,
Vnd wehret offt drei Tag vnd Nacht,
(Meinſt du daß Chriſtus drüber lacht.)

Mancher ſpeyet, und ſeuffet wider an.

Gar mancher iſt denn ſo nerruckt,
Daß, wenn er hat zu niel geſchluckt,
So geht er nauſſen vnd ſich zwingt,
Daß all Materi von jhm ſpringt,
Die er hat nbrig eingenommn,
Vnd thut darnach ſein wiederkommn,
Setzt ſich zu Tiſch, ſäufft wieder an,
Wie ein beſchmutzter naſſer Han,
Der gröber iſt als eine Kuh,
Vnd bring ein andern auch darzu.

O du recht garſtig loſe Saw,
Verehrſt du alſo Gottes Baw,
Den Tempel der Dreyeinigkeit,
Mit deiner Vnbeſcheidenheit.

Befürchtſt du nicht, daß dieſen Spott
An dir einmal der fromme Gott,
Möcht vnverſehns erſchrecklich rechn,
Vnd dir die Gurgel lahn zuſtechn.

Ach lieber Gott was macht die Welt,
Daß ſie groß Schand für Ehre helt,
Vnd was wol gut nnd Chriſtlich wer,
Verachtet, als ein Weiber Mähr.

Wie man am Sauffen das erſicht,
Welchs hin vnd her wird auffgericht,
Vnd hochgerühmt von Jederman,
Wer das nicht kan, iſt ausgethan.

Vollſauffen iſt die gröſte Kunſt.

Wenn jetzt die Leut zuſammen komn,
So wird das Sauffen fürgenomn,
Das muß bey allen in gemein,
Die aller gröſt Verehrung ſeyn.

Da mancher denn wird ſo aerehrt,
Daß er ſchier weder ſiht noch hört,
Darzu die Bein nicht kan erhebn,
Noch mit der Zungen Antwort gebn.

Des Morgens wirds mit aller Macht,
Vom Wirt gepreiſet nnd belacht,
Daß er dem Gaſt gantz wolgeacht,
Ein guten Rauſch hab beygebracht.

Wenn aber das dem Gaſt gelingt,
Daß er den Wirt zu Boden ſchlingt,
So kutzelt er ſich gleich damit,
Vnd rühmt ſich offt in ſeinem Ritt.

Sih alſo iſt in allem Ordn,
Das Sauffen ein Gewohnheit wordn,
Daß man es auch im Hertzen ſtill,
Für keine Sünd mehr halten wil.

Sondern einander vberall,
Diß Laſter treiben zu gefall,
Vnangeſehn daß Paulus ſpricht,
Kein Trunckenbolt den Himmel ſicht.

D. Philip. Melanthon. Spruch.

Darumb denn auch Philippus klar,
Rechtſchaffen hat geredet war,
Daß er gar manchmal angebrochn,
Hat dieſe dürre Wort geſprochn,

Die Teutſchen (daß es Gott erbarm)
Die freſſn and ſauffn einander arm,
Darzu gebrechlich, kranck nnd todt,
Vnd aus der Welt in jene Noth.

Welchs in der Wahrheit wol geredt,
Wenn man den Worten gläuben thet,
Aber die Welt hat jhre Art,
Ohn all Bedacht des Sauffens wart,
Vnd wenn ſie drüber Gut vnd. Lebn,
Vnd dort den Himml ſolt vbrgebn.

Du Chriſt merck aber ſolches wol,
Vnd ſey ja nimmermehr ſo toll,
Daß du dir wolliſt mit jhrem Schein,
Die Gſellſchafft laſſen lieber ſeyn,
Als Leibs Geſundheit nnd darzu
Dein Nahrung vnd des Himmels Ruh.

Sondern nielmehr mit allem Fleiß,
Augen, Hand vnd Fuß von dir reiß,
Vnd halts mit Gott dem beſten Freund,
Der alle Ding non Hertzen meynt.

Aus Vollſauffen kömpt nichts Guts.

Daß aber lieber Bruder fromm,
Kein Gutes aus dem Sauffn komm,
Das will ich dir in allem gar,
Jetzt ferner machen affenbar.

Vollſauffen beingt Armut.

Zum erſten, bringt es dir Beſchwer,
Es macht Taſch, Küch and Keller leer,
Vnd wirfft gewaltig aus dem Hauß,
Bett, Keſſel, Kann vnd Schüſſel aus.

Zum andern löcherts auch das Dach,
Verfäult die Wend vnd all Gemach,
Erduldet weder Ochs noch Pferd,
Vnd ſchafft ein kalten Fewer Herd.

Item wie ich geſehen hab,
So zeucht es gute Kleider ab,
Gibt hänffen Schauben, döſe Schuh,
Verachtung nnd aiel Spott darzu,
Vnd endlich dieſen harten Klapp,
Ein KuhStrick aber BettelStab.

Trunckenheit eeöffnet Heimligkeit.

Ja die vergeſſne Trunckenheit,
Eröffnet Hertzens Heimligkeit,
Vnd alles was darinnen ſteckt,
An Gut nnd Böſem auffentdeckt.

Manch guter Mann recht Ehrenveſt,
Beym Trunck ein Wörtlein fahren leſt,
Welchs jha hernach zur nüchtern Zeit,
In ſeinem Hertzen ſehr gerewt.

Ein Menſch wird ln voller Weiſe erkandt

Beym Trunck ſo wird nach aller Hand,
Eins Menſchen Eigenſchafft erkandt,
Da hört, vernimpt nnd merckt man frey,
Wozu er wol geneiget ſey.

Vnd wer wil wiſſen nnd erfahrn,
Was mancher trag in ſeinen Haarn,
Vnd was er wol auff ſeia Manier,
Verborgen in dem Schilde führ.

Der mach jha nur rechtſchaffen voll,
So wird er bald vermercken wol,
Was in jhm ſteckt zu guter Maß
Ob er ein Fuchs ſey, oder Haß.

Wol aber dem, der das verſteht,
Dem Bacho aus dem Wege geht,
Vnd wider (wenn er Hitze fühlt)
Mit abſpacieren ſich erkühlt,
Oder bei Zeit ſich macht zu Beth,
Vnd ſein Gebrechen nicht verrhät,
Denn ohn Gebrechen Weib noch Mann,
Auf dieſer Erden leben kan.

Mancher iſt nüchtern fein beſcheiden, aber in voller Weiſe ſehe vergeßlich.

Gar mancher weiß zur nüchtern Zeit,
Von ſich zu geben gut Beſcheid,
Iſt trew, verſtendig, fromm nnd gut,
Den Jederman liebkoſen thut.

Wenn aber jhn der Trunck erſchleicht,
All ſein Verſtändeniß non jhm weicht,
Redt ſehr vergeſſen, ſpringt nnd ſchreyt,
Geberet närriſch, maledeyt,
Vnd ſchlägt gefährlich nmb ſich her,
Als wenn kein Gutes in jhm wer.

Eia ſolcher Menſch ſoll ſonderlich,
Der Vollerey enthalten ſich,
Vnd dran gedencken wie es geh,
Wenn er jhm thu mit Trincken weh.

Digitized by Google

Auff daß er nicht in voller Weiß,
Für Leuten ſeine Ehr beſchmeiß,
Noch kommen möcht in ſolch Gefahr,
Die jhm köndt ſchaden manches Jahr.

…e etliche trincken einander auf der Herren Geſundheit zu.

Ihr viel ſich auff das Sauffn legn,
Der Herrſchaft jhr Geſundheit wegn,
Vnd ſolche Ding ſo hart betreibn,
Daß etlich drüber ſitzen bleibn.

Welch Thorheit vnd hoch Vngeberd,
Ein groſſe Sünd iſt auff der Erd,
Die billich alle Potentatn,
Den Ihren ſollen widerrahtn.

Denn Gott allein eim jederman,
(Vnd nicht der ſo wol ſauffen kan,)
Das Leben vnd geſundes Blut,
Verleihen vnd erhalten thut.

Darumb jhr Hoffleut Ehren werth,
Einander nicht mehr ſo beſchwert,
Mit Söffen, als wohl offt geſchehn,
Daß mancher nicht hat können ſtehn.

Sondern (was einen jedern dünckt)
Euch bey einander fröhlich trinckt,
Halt fein Geſpräch, vnd geh darnach,
Ein jederman in ſein Gemach.

Als werdet jhr nach meinem Schreibn,
Gar lang geſund vnd einig bleibn,
Darzu den Herrn in allen Fälln,
Das jhr zu rechter Zeit beſtelln.

Von mancherley Art der Trunckenen.

Mancher iſt naſenweiſe.

Gar mancher wenn er truncken ſitzt,
Daß er davon wird recht erhitzt,
So vberkömpt er rechte Finn,
Vnd wird gar klug in ſeinem Sinn.

Vnd wil als denn viel jrrig Sachn,
Bey Bier vnd Wein zu rechte machn.
Sitzt ſtacheln als ein neidiſch Hund,
Vnd plaudert erſt von Hertzen Grund.

Ja was er lang bey ſich getragn,
Das thut er heuffig von jhm ſagn,
Mit vielem Laſter mannigfalt,
Vnd dräwet auch zu ſchlagen bald.

Eim ſolchen Narrn vnd vollen Zapffn,
Solt man bißweilen die Naſen Klappn,
Daß er nicht mehr mit Vnbedacht,
So vnverſchempt die Leut ausmacht.

Mancher rühmet ſeine Schande.

In Vollheit giebt ſich mancher bloß,
Beicht tapffer vngemartert loß,
Von vielen groſſen BubenStücken,
Die er nach ſeinen argen Tücken,
An manchen Orten früh vnd ſpat,
Vergeßner Weiß geübet hat.

Mit welchen Worten dieſer Helbt,
Sich ſelber für den Leuten ſellt,
Vnd öffentlich bekennet frey,
Was wol von jhm zu halten ſey.

Mancher diſputiret.

Etlicher wird denn ohne Fug,
In ſeiner vollen Weiſe klug,
Daß er anhebt ein groß Geſchrey,
Zu diſputiren mancherley.
Vnd wil mit groſſem Jubilien,
Ein jederman zu Waſſer führn.

Da doch der Doctor hoch vermeſſn,
Gar offtmals wenig hat vergeſſn,
Von Sachen, die ſein ſtoltzer Muth,
Verfechten oder ſtraffen thut.

Mancher leuget.

Ein ander wenn er hat geſoffn,
Hielt jmmer ſeine Klapper offn,
Sitzt ſich berühmen fort vnd fort,
Vnd fellt eim jedern in das Wort.

Darnach ſo procedirt er fein,
Lengt weidlich in das Reich hinein,
Vnd ſagt in ſeinem dicken Bart,
Von groſſen Streichen mancher Art.

Als nemlich daß er hat geſtrittn,
Zu Land vnd Waſſer viel erlittn,
Vnd eins bey Nacht in ſtillen Sittn,
Sey vmb Venedig hingerittn.

So wol auch bey den ſchwartzen Morn,
In Winters Zeiten bald erfrorn,
Als er mit einem groſſen Hauffn,
Von jhnen vbers Eiß gelauffn.

Item, in Portugalien,
Schweitz, EngLand vnd Italien,
Bey manchem Herrn am Tiſch geſeſſn,
Mit jhm vom wilten Kater geſſn,
Vnd drauff getruncken Linſen Bier,
(Je leug daß dich die Hunde rühr.)

Ein ſolchen weit verſuchten Mann,
Der ſo gewaltig ſchieſſen kan,
Solt man aus vnbekandtem Weiſſn,
Den Juncker von Mentiris heiſſn.

Etlicher ſtocket vnd tribulirt die Leute.

Etlicher ſtockt denn bey dem Bier,
Nimpt einen nach dem andern für,
Efft einen hie, den andern da,
Und kömpt gar manchem eben nah.

Zu dem hat er ein garſtig Maul,
Redt vnverſchempt von Zothen ſaul,
Verſchonet weder Groß noch Klein,
Vnd achtets jhm ein Ehr zu ſeyn.

Mit welchem ſeinem groben Mund,
Er offt viel gute Leut verwundt,
Vnd auff die letzt zuwegen bringt,
Daß Hadder vber Tiſch entſpringt,

Darumb man auch den Vnvernunfft,
Nicht bitten ſoll in eine Zunfft,
Wo gute Leut im HErren ſein,
Gedencken guter Ding zu ſeyn.

Etlicher gibt Freyens für.

Etlicher wil denn Hochzeit machn,
Schafft guten Leuten was zu lachn,
Setzt ſich zur Jungfraw guter maß,
Vnd mit derſelben löffelt was.

Da er ſich denn gar lieblich ſtellt,
Sie jmmer bey den Händen helt,
Ihr auch zu Ehrn ein Liedlein ſingt,
Vnd rückt den Jecken, daß es klingt.

Ja er ſpricht jhr gar freundlich zu,
Erſeufftzet hart in einem Nu,
Vnd vnterm Reden wol geſchickt,
Ihr offtmals in die Augen blickt.

Vnd ſpricht mein liebes Jümpferlein,
Ihr gefallt mir ja ſo mächtig ſein,
Nach aller Luſt im Hertzen mein,
Ich wolt, daß jhr möcht meine ſeyn.

In Summ, er iſt der ſchönſte Han,
Wil niemand mehr zur Jungfraw lan,
Sondern mit jhr nur tantzt allein,
Vnd will nun halber Bräutgam ſeyn.

Des Morgens aber leſt ers bleiben,
Thut wieder einer andern ſchreibn,
Wenn er getruncken als ein Freund,
Vnd keine doch mit Hertzen meynt.

Ey was thet ſolchem Ebenthewr,
Vnd liederlichen AbendFrewr,
Der gute Leut in ſeinem Muth,
Wie in Vergeßner äffen thue.

Digitized by Google

Als bald bei Nacht ein gute Haut,
In voller Weiſe angetrawt,
Daß er nicht mehr in ſeinem Mund,
Gutherzig Leut veriren kundt.

Wie er denn auch zu letzt ein̊ Frucht,
Bekömpt, die ziemlich iſt verſucht,
Denn wer die Leut mit Spott bemahlt,
Der wird mit gleicher Müntz bezahlt.

Etlicher ſteilet ſich wie ein Aff.

Etlicher wenn er hat getrunckn,
Redt wie ein StockFiſch nach gebunckn,
Weiß ſich mit Gauckeln, Tantzn, Reign
Gleich wie ein Affe zu erzeign,
Jetzt läuft er hin, jetzt wider her,
Sibt vber Achſel, in die quer,
Vnd wie ein rechter Haſe friſch,
Springt vber Siedel, Benck vnd Tiſch,
Mit welchen Poſſen er die Leut,
Vielmehr im EhrGelach erfrewt,
Als wol ein Pfeiffer mit dem Sack,
In ſeiner beſten Kunſt vermag.

Etlicher iſt beym Trunck andächtig.

Ein ander denn in voller Weiß,
Andächtig zu erſeufftzen weiß,
Redt viel von Gott, vnd thut darnebn,
Die Hände gegen Himmel hebn,
Als wer er voller Heiligkeit,
Vnd iſt Bier vnd Barmhertzigkeit.

Item, er iſt denn nichtes feſt,
Den ZitterPfennig fahren leſt,
Vnd gibts heraus nach aller Ehr,
Des Morgens aber rewts jhn ſehr.

Deßgleichen redt er ohne Liſt,
Sagt alles raus, was in jhm iſt,
Vnd alle Ding ſo hertzlich meynt,
Daß er darüber Threnen weint.

Welchen ich für den beſten halt,
Vnter den Trunckenen mannigfalt,
Denn er zu letzt gleich wie ein Schaaff,
Gedültig ſinckt in einen Schlaff.

Etlicher Voller gehet mauſen.

Etlicher ſchleicht denn aus ſpacirn,
Gefaſte Luſt zu deponirn,
Verirt ſich auff der rechten Straß,
Vnd hette gern, ich weiß nicht was.

Ey was thet einer ſchlimmen Katzn,
Am Speck verſchneiden jhre Tatzn,
Die jhrer rechten Speiß vergiſt,
Vnd gern von frembdem Fleiſche friſt.

Alſo ſolt man auch dieſem Thorn,
Der hin kreucht, wo er nichts verlohrn,
Vnd etwa wil vom Braten naſchn,
Sein LeckerMaul mit Rungen waſchn.

Auf daß er werde fein bewogn,
(Als einer, der wol abgezogn)
Ein andermal das abzuſtehn,
Vnd vom Gelach nach Hauß zu gehn.

Etlicher iſt in voller Weiſe ein Löwe.

Etlicher wird dann gar verkahrt,
Verhält ſich nach der Löwen Art,
Will einen jedern Menſchen freſſn,
Vnd thut gleich wie er wer beſeſſn.

Da er denn auch zuwegen bringt,
Daß mancher zu jhm nauſſen ſpringt,
Vnd an jhn ſetzt ſein beſte Krafft,
Daß runter fleuſt der rothe Safft.

Ja, man weiß daß dergleichen Thier,
Einander mit Büchß vnd Rappier,
In voller Weiß, ohn all Gebet,
Erwürget haben auf der Stätt.

Schaw dieſe Schandfleck vngeſtalt,
Jetzt nach einander her gezahlt,
Die kommen all vom Sauffen, her,
Iſt ſolches nicht ein Laſter mehr?

Darumb vermeid du frommer Chriſt,
Diß Laſter, wo du witzig biſt,
Vnd laß dich keinen Mann erkauffn,
Jhm zu gefalln dich voll zu ſauffn.

Damit der Feind durch dieſes Mittl,
Dir nicht verehr ein plotzen Kittl,
Noch etwa ſonſt zur Vngebür,
Dich in ein groß Betrübnis führ.

Martin Rinkart

oder Rinckhard ward am 27. April 1586 zu Eilenburg geboren, war Anfangs Prediger zu Eisleben und Erdeborn und zuletzt Archidiaconus zu Eilenburg. Er ſtarb am 8. December 1649. Seine Biographie lieferte Profeſſor Plato (Leipzig 1829).

Von ſeinen Schriften nennen wir nur:

Der eislebiſche chriſtliche Ritter. Drama. Eisleben 1613.

Der Münzeriſche Bauernkrieg. Tragödie. Leipz… 1625.

Viele geiſtliche Liederſammlungen u. ſ. w.

Seine dramatiſchen Arbeiten ſind nicht ohne … Kraft, aber es fehlt ihm an Gewandtheit und Leichtig… den Stoff zu handhaben und zu beherrſchen. Glücklicher … er in ſeinen geiſtlichen Liedern, von denen manche noch … in der proteſtantiſchen Kirche geſungen werden.

Johann Riſt

ward am 8. März 1607 zu Ottenſen geboren, ſtudirte zu Rintein, Roſtock, Leipzig, Utrecht und Leyden Theologie und beſchäftigte ſich nebenbei auch mit den mathematiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften, nachdem er ſeinen Schulcurſus zu Hamburg und Bremen gemacht hatte. Er ward hierauf Prediger zu Webel an der Elbe, herzoglich mecklenburgiſcher Kirchenrath, Pfalzgraf und gekrönter Dichter. Im Jahre 1660 ſtiftete er den Schwanenorden. Er ſtarb am 31. Auguſt 1667.

Er ſchrieb:

Musa teutonica. 3 Th. Hamburg, 1640.
Himmliſche Lieder. Lüneburg, 1644, 1652.
Das Friede wünſchende Deutſchland. Ham… 1647.
Neue himmliſche Lieder. Lüneburg, 1651.
Sabbathiſche Seelenluſt. Lüneburg, 1651.
Das Friede jauchzende Deutſchland. Schauſp… Nürnberg, 1653.
Luſt- und Freudenſpiel. 1654, o. O.
Frommer und gottſeliger Chriſten alltägl… Hausmuſik. Lüneburg, 1654.
Muſikaliſche Feſtandachten. Lüneburg, 1655.
Muſikaliſches Seelenparadies. 2 Th. Lüne… 1662.
Hochheilige Paſſionsandachten. Hamburg, 16…
Deutſcher Parnaß. Kopenhagen, 1668.

Streng genommen war R. nicht mehe als ein Reimer, ce das Talent beſaß, gewöhnliche alltägliche Gedanken in orrecte und fließende Verſe zu bringen. Seine Muſter wa- rn die Holländer, die er ſehr hoch verehrte und denen gleich a kommen ee ſich vor allen Dingen beſtrebte. Aber ſelbſt inter dieſen ſteht ee durch noch größere Breite der Daeſtel- ing und Plattheit zurück. — Seine Feuchtbaekeit und ine Verbindungen machten ihn zu ſeiner Zeit beeühmt; jetzt t er ſchon lange gänzlich vergeſſen und nue Litterärhiſto- ker erwähnen ſeiner als Stifter der Speachgeſellſchaft „der ſchwanenoeden an der Elde," welche jedoch nicht lange ſtand.

Schrecken der Ewigkeit*).

O Ewigkeit, du Donnerwort!
O Schwert, das durch die Seele bohrt!
O Anfang ſonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende;
Mein ganz erſchrocknes Herz erbebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt.

O Ewigkeit, du machſt mir bang.
O Ewig, Ewig iſt zu lang',
Hie gilt fürwahr kein Scherzen.
Drum, wenn ich dieſe lange Nacht
Zuſamt der großen Pein betracht',
Erſchreck' ich recht von Herzen;
Nichts iſt zu finden weit und breit
So ſchrecklich als die Ewigkeit.

Was acht' ich Waſſer Feu'r und Schwerdt?
Dieß alles iſt kaum nennenswerth,
Es kann nicht lange dauren.
Was wär' es, wenn gleich ein Tyrann,
Der funfzig Jahr kaum leben kann,
Mich endlich ließ vermauren?
Gefängniß, Marter, Angſt und Pein,
Die können ja nicht ewig ſein.

Wenn der Verdammten große Qual
So manches Jahr, als an der Zahl
Hie Menſchen ſich ernähren,
Als manchen Stern der Himmel hegt,
Als manches Laub die Erde trägt,
Noch endlich ſollte währen:
So wäre doch der Pein zuletzt
Ihr recht beſtimmtes Ziel geſetzt.

Nun aber, wenn du die Gefahr
Viel hundert tauſend, tauſend Jahr
Haſt kläglich ausgeſtanden,
Und von den Teufeln ſolcher Friſt
Ganz grauſamlich gemartert biſt,
Iſt doch kein Schluß vorhanden;
Die Zeit, die niemand zählen kann,
Die fänget ſtets von neuem an.

Ach Gott, wie biſt du ſo gerecht!
Wie ſtrafſt du einen böſen Knecht
So hart im Pfuhl der Schmerzen
Auf kurze Sünden dieſer Welt
Haſt du ſo lange Pein beſtellt!
Ach, nimm dieß wohl zu Herzen,
Betracht' es oft, o Menſchenkind:
Kurz iſt die Zeit, der Tod geſchwind!

Ach fliehe doch des Teufels Strick!
Die Wolluſt kann ein'n Augenblick
Und länger nicht ergötzen.
Dafür willt du dein' arme Seel'
Hernachmals in des Teufels Höll',
O Menſch, zu Pfande ſetzen?
Ja ſchöner Tauſch! Ja wohl gewagt,
Das bei den Teufeln wird beklagt!

So lang' ein Gott im Himmel lebt
Und über alle Wolken ſchwebt,
Wird ſolche Marter währen.
Es wird ſie plagen Kält' und Hitz',
Angſt, Hunger, Schrecken, Feu'r und Blitz,
Und ſie doch nie verzehren;
Dann wird ſich enden dieſe Pein,
Wenn Gott nicht mehr wird ewig ſein.

Wach' auf, o Menſch, vom Sündenſchlaf;
Ermuntre dich, verlornes Schaf,
Und beſſer bald dein Leben!
Wach' auf! es iſt doch hohe Zeit;
Es kommt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben.
Vielleicht iſt heut der letzte Tag;
Wer weiß noch, wie man ſterben mag?

O Ewigkeit, du Donnerwort!
O Schwerdt, das durch die Seele bohrt!
O Anfang ſonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit!
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende.
Nimm du mich, wenn es dir gefällt,
Herr Jeſu, in dein Freudenzelt!

Auguſt Heinrich Ritter,

oren 1791 zu Zerbſt, ward außerordentlicher Profeſſor der Univerſität zu Berlin, ſpäter ordentlicher Profeſſor Kiel, und ging dann in gleicher Eigenſchaft nach Göt- en.

Schriften:

- Welchen Einfluß hat die Philoſophie des Car- teſius auf die des Spinoza gehabt ꝛc.? Leip- zig 1817.
- Geſchichte der ioniſchen Philoſophie. Berlin 1821.
- Geſchichte der Pythagoreiſchen Philoſophie. Ham- burg, 1826.
- Die Halbkantianer und der Pantheismus. Berlin 1827.
- Logik. 2. Aufl., Berlin 1829.
- Geſchichte der Philoſophie. 4 Th., Hamb. 1829 fgde.
- Ueber die Erkenntniß Gottes in der Welt. Ham- burg 1836.
- Kleine philoſophiſche Schriften. Kiel 1839.
- Ueber das Böſe. Kiel 1839.
- Einzelne Abhandlungen, Recenſionen u. ſ. w.

Gründliche und beſonnene Forſchung, klare und licht- volle Darſtellung, eine ruhige und milde, aber ſcharfſinnige Beurtheilung und reiches ausgebreitetes Wiſſen haben R. na- mentlich für ſeine Arbeiten in der Geſchichte der Philoſophie einen ſehr geachteten Namen erworben, der für manche Theile dieſer Wiſſenſchaft beginnt als Autorität zu gelten, während ſeine ſpeculativen Unterſuchungen hin und wieder entſchiedene Gegner fanden.

*) Aus Riſt's neuen himmliſchen Liedern.

Johann Daniel Ritter,

geboren am 16. October 1709 zu Slanz bei Breslau, ſtudirte zu Leipzig Jurisprudenz, ward daſelbſt 1735 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, 1742 Profeſſor der Geſchichte und 1754 des Staatsrechts, Hof- und Juſtizrath zu Wittenberg. Er ſtarb am 15. Mai 1775.

Seine Schriften ſind:

Geſchichte des oriental. Kaiſerthums. Leipz. 1768.
Geſchichte und Nachrichten von Numidiern, Mauritaniern ꝛc. Leipzig 1772.
Geſchichte der alten Gallier. Leipzig 1774.
Aelteſte meißniſche Geſchichte bis auf Heinrich den Erlauchten. Herausgegeben von Schröckh. Leipz. 1780.
Geſchichte der germaniſchen Völker. Leipzig 1783.

Gründlichkeit und Fleiß, aber Mangel an Geiſt und Geſchmack ſind ſeinen Schriften eigen, und weiſen ihm daher nur einen untergeordneten Rang unter den deutſchen Hiſtorikern an.

Karl Ritter,

geboren zu Quedlinburg im Jahre 1779, ſtudirte 1797 und 98 zu Halle, lebte erſt eine Zeitlang zu Schnepfenthal, ward darauf Erzieher im Bethmann'ſchen Hauſe zu Frankfurt a. M. und beſuchte als ſolcher mit ſeinen Zöglingen die Univerſität und mehrere Länder. Im Jahre 1809 ward er Adjunct, 1818 Profeſſor der Geſchichte am Gymnaſium zu Frankfurt und 1820 Profeſſor der Geographie und Studiendirector am Cadettencorps zu Berlin.

Von ſeinen Schriften nennen wir nur:

Europa, geogr. ſtatiſt. Gemälde. Frankf. 1804—7. Neue Aufl. 1811.
Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geſchichte des Menſchen. Berlin 1817—18 fgde. 8 Thle. 2te Aufl. einzelner Bde 1822 fgde.
Vorhalle europäiſcher Völkergeſchichte. Berlin 1820.
Einzelne Abhandlungen, Karten mit erklärendem Texte u. ſ. w.

Durch ſeine kühne und geiſtvolle Behandlung der Erdkunde, welche er mit den Naturwiſſenſchaften und der Geſchichte in enge Verbindung brachte, hat R. der Behandlung dieſer Wiſſenſchaft eine neue Bahn in Deutſchland gebrochen und ſich außerordentliche Verdienſte um dieſelbe erworben.

Thaddäus Anſelm Rixner

ward am Ende des vorigen Jahrhunderts in Baiern geboren, war früher Profeſſor am Lyceum zu Paſſau, und iſt gegenwärtig in gleicher Function zu Amberg angeſtellt.

Er ſchrieb:

Verſuch einer neuen Darſtellung der uralten indiſchen All-Eins-Lehre. Nürnberg 1808.
Aphorismen der geſammten Philoſophie. Sulzbach 1818, 2 Bde.
Leben und Meinungen berühmter Phyſiker am Ende des ſiebenzehnten Jahrh. (mit T. Siber). Sulzbach 1819—26, 7 Hefte.
Handbuch der Geſchichte der Philoſophie. Sulzbach 1822. Neue Aufl. 1829, 3 Thle.
Weisheitsreden und Witzſprüche aus Hamann und Kant's Schriften. Amberg 1829.
Dieſelben aus Hippel und Jean Paul. Amberg 1831.
Geſchichte der Studienanſtalt zu Amberg. Sulzbach 1832.

Ein Schüler Schelling's, zeichnete ſich R. durch ſyſtematiſche Darſtellung und gründliche ſelbſtſtändige Forſchungen, namentlich in dem Gebiete der Geſchichte der Philoſophie rühmlich aus.

Ernſt Friedrich Ludwig Robert,

geboren am 16. December 1779 zu Berlin, von jüdiſchen Aeltern, ein Bruder der berühmten Rahel, ſtudirte daſelbſt und zu Halle und machte nach zurückgelegten Univerſitätsjahren eine Reiſe durch Holland und Frankreich, worauf er als Privatgelehrter anfangs in Karlsruhe, ſpäter in Berlin lebte, und dann wieder nach Karlsruhe ging, wo er 1832 ſtarb.

Von ſeinen Schriften nennen wir:

Die Sylphen. Oper. Leipzig 1804.
Omaſis oder Joſeph in Aegypten. Hiſtoriſches Drama aus d. Franzöſiſchen des Baour-Lormian. Berlin 1808.
Kämpfe der Zeit. Gedichte. Tübingen 1817.
Die Macht der Verhältniſſe. Trauerſp. Tüb. 1819
Die Tochter Jephtha's. Trauerſp. Tübingen 1820.
Kaſſius und Phantaſus. Erzromantiſche Komödie. Berlin 1824.
Staberl in höhern Sphären. Poſſe. Karlsruhe 1826.
Der Berliner in Spanien. Luſtſpiel. Berlin 1829.
Einzelne Erzählungen, Luſtſpiele, Gedichte u. ſ. w. in Almanachen, Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein ſehr glückliches und gewandtes Talent, voll Geiſt und Leben, das ſich vorzüglich der ſatiriſchen und epigrammatiſchen Richtung zuwandte, mit reichem Witz und ſprudelnder Laune, die Gebrechen des Tages geißelte, aber auch ernſte Gegenſtände mit Gefühl und Wärme zu behandeln verſtand. In ſeinen Kämpfen der Zeit weht echte, männliche Begeiſterung für eine große Sache, gehoben durch Phantaſie und treffliche Behandlung der Form. Seine Tragödie „Die Macht der Verhältniſſe" gehört zu den beſten deutſchen bürgerlichen Trauerſpielen, und hat ſich mit Beifall auf der Bühne erhalten. Auch im Gebiete der Erzählung hat er manches Gelungene hinterlaſſen.

Das ſchwarze Käſtchen.

Eine wunderbare Hiſtorie von Ludw. Robert.

Dreißig Jahre waren kaum verfloſſen, ſeitdem Vasco da Gama, der berühmte Seefahrer, die neue Straße nach Indien aufgefunden hatte, als man ſchon anfing, eine der bedenklichſten Wirkungen dieſer Entdeckung in unſerm Welttheile zu verſpüren. Der indiſche Handel nämlich ſteuerte dem verderblichen Luxus mit großer Staatsklugheit, indem er ſich menſchenfreundlich bemühte, Ueberfluß und Pracht in das gemeinſte, unentbehrliche Bedürfniß zu verwandeln.

Digitized by Google

Unter den portugieſiſchen Schiffen, welche damals nach dem ſüdlichen Aſien fuhren, zeichnete ſich eines durch ſeine neu erfundene, gute Bauart und eine noch nie geſehene Größe beſonders aus. Es war von einer Geſellſchaft der reichſten Kaufleute in Liſſabon ausgerüſtet und mit Erzeugniſſen europäiſchen Kunſtfleißes beladen, um dafür köſtliche Gewürze und prächtige Stoffe von den fernen Ufern des Ganges zurück zu holen. Mit günſtigem Winde ſahen es die Beſitzer aus dem Hafen laufen, blieben auf den Werften ſtehen, bis ſich die ſchimmernden Segel in blauer Ferne verloren, gingen dann nach Hauſe, und träumten in der Nacht nach ihren verſchiedenen Temperamenten, der Eine von Sturm, der Andere von Sonnenſchein. Unterdeſſen war das Schiff ſchon viele, viele Meilen in See, der Himmel heiter, der Wind günſtig und Alles froh und guter Dinge, bis auf einen jungen Abenteurer, einen wunderſchönen Jüngling, der vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben nichts als Himmel und Waſſer ſahe, und dem daher von der Seekrankheit gar übel zugeſetzt wurde. Des Jünglings Diener, ein rühriger Greis von mehr als ſechzig Jahren, mit langem, weißem Barte, und ſonderbar phantaſtiſch gekleidet, ſahe ſeinen Herrn nicht ſobald krank, als er flugs in allen ſeinen Taſchen geſchäftig ſuchte, endlich zwei alte Münzen hervor brachte, eine goldene und eine von Blei, einen kryſtallenen Becher mit Seewaſſer füllte und ſich mit dieſen Utenſilien, ſammt einer brennenden Ampel, in ein kleines Kämmerlein des Schiffes begab, indem er nicht verſäumte, die Thür hinter ſich feſt zu verſchließen. Was er da unten vornahm, iſt nicht bekannt, aber man hörte bald ein Brauſen aus der Kammer herauf ſchallen, ein Kniſtern und Knallen, als ob ein Wald junger Bäume in Brand gerathen wäre. Eine Stunde lang mochte dieſer Lärmen gedauert haben: als Alles mit einem Mal todtſtill wurde, der Alte die Thüre aufſchloß und die ſchmalen Stiegen des Schiffes mühſam herauf ſchritt. In der linken Hand hielt er den Becher voll Seewaſſer, in der Rechten die beiden alten Münzen, und trat ſo feierlich vor ſeinen bleichen Gebieter. — „Hier iſt ein Tropfen Stärkung!“ ſprach er und reichte dem Jüngling das Kryſtallgefäß. Stillſchweigend nahm es dieſer; der Greis berührte die Flüſſigkeit mit den beiden Münzen, und zwei helle Flammen, eine rothe und eine blaue flatterten hoch aus dem Becher hervor, den nun der ſchöne Jüngling, ohne ſich darüber nur im Geringſten zu verwundern, zum größten Erſtaunen des umſtehenden Schiffsvolks bis auf den letzten Tropfen leerte.

In weniger als zwei Minuten blühten die Roſen der Geſundheit auf den Wangen des Geheilten, der nun froh und fröhlich auf dem Verdecke wie ein junges Reh umher ſprang und mit den geübteſten Schiffbuben um die Wette in die hohen Maſtkörbe kletterte.

Seit dieſem Vorfalle bekam man auf dem Schiffe einen gewiſſen Reſpekt vor den beiden Reiſenden, wozu der Umſtand nicht wenig beitrug, daß Keiner weder ihren Namen noch ihr Vaterland zu nennen wußte. Zwar wollte ein alter Matroſe behaupten, er habe den Greis ſchon ehemals in Indien geſehen; der Oberſteuermann ſchwor bei allen Heiligen, der Jüngling wäre ein ſchottiſcher Prinz und aus ſeinem Vaterlande verbannt, worin ihm auch der Kapitän beipflichtete; nur wollte dieſer wiſſen, daß ihn die Liebe aus Schottland vertrieben und daß er das Bild ſeiner Prinzeſſin an diamantener Kette auf bloßer Bruſt trüge; im Grunde aber wußte Keiner, was an der Sache recht war, daher man ſich, wie überall in ſolchen Fällen, mit Hypotheſen begnügen mußte.

Das Schiff war mit ſo ununterbrochen günſtigen Winden geſegelt, daß es ſich eines Abends, ehe man es vermuthete, ſchon auf der Höhe des grünen Vorgebirges befand; und auch dieſer Abend war ſo heiter, daß, bevor noch der Vollmond ſeine Silberſtrahlen ſenkrecht auf die wallende Meerfluth warf, Kapitän und Steuermann und Matroſen, ſammt dem ſchönen Unbekannten, ſich des Schlafs in den wiegenden Hangematten erfreuten. Nur der Unterſteuermann ſtand ruhig am Ruder; zwei Matroſen bewachten die Segel und der alte Diener des Jünglings ſaß auf dem Verdecke und las bei Mondenſchein in einem großen Buche, indem er von Zeit zu Zeit bald nach den Sternen im Norden, bald, über Bord gelehnt, in die See ſchaute. Mit einem Male ſprang er hoſtig auf und rief den Matroſen ängſtlich zu: „Weckt mir den Kapitän, gleich, gleich! weckt mir den Kapitän!“ — Die Matroſen gehorchten ſtumm und augenblicklich, ſo ſehr war ihnen der ängſtliche Blick und die zitternde Stimme des ſonſt ſo ruhigen Greiſes ans Herz gedrungen. — „Könnt' ich Euch den Sinn hier dieſer Zahlen und Zeichen verſtehen lehren,“ ſo ſprach der Alte zu dem Kapitän, der halb ärgerlich, halb verwundert, ihm nun gegenüber ſtand: „ſo würdet Ihr ſchnell und pünktlich thun, was ich Euch rathen werde; unmöglich iſt dieß, und ich kann Euch alſo nur bitten, nur bei Eurer eigenen Wohlfahrt Euch beſchwören, meinen Worten Glauben beizumeſſen. — Schaut dort hin, vom Siebengeſtirn nordweſtlich, wo das Gewölk die Fluth berühret. Seht Ihr dort den blaßgelben, ſichelförmigen Streif? Sind ſieben Mal ſieben Minuten ſieben Mal verſtrichen: ſo iſt der Sturm hier, der dort ſchon wüthet und der Sonne entgegen raſ't. Nicht Arbeit, nicht Wiſſenſchaft, nicht Gebet kann Euch alsdann vom Untergange, vom Tode erretten. Seit ſiebenhundert Jahren hat die See nie ſolch ſchrecklich wirbelnden Orkan hinſtürmend über ihren bebenden Rücken gefühlt, und ſieben Tage wird er ununterbrochen heftig wüthen. Nun hört meinen Rath. Lenkt Euer Schiff ſtock-öſtlich und ſteuert dem Lande zu, noch iſt es Zeit, in fünf Stunden können wir die Küſte erreicht und in einer Bucht, die ich kenne, die Anker geworfen haben, um alldort in Sicherheit ſieben Tage zu harren, bis das Unwetter ſich gelegt.“ — „Seid Ihr verrückt?“ ſagte der Kapitän. „Ich mache jetzt zum dritten Male die Reiſe nach Indien und habe nie ſolch guten günſtigen Himmel gehabt. Lebt wohl! Ich gehe zu Bette und verzeihe Euch Eure Grillen Eures Alters wegen.“ — „So geht mit Gott!“ ſprach Jener; „aber nach der Küſte des grünen Vorgebirges kommt Ihr doch nur 58 Minuten ſpäter.“ — „Wie das?“ fragte der Kapitän; und „als Leiche!“ gab ihm der ernſte Greis ſchauerlich zur Antwort.

Das Wort Leiche verſteinerte den Seehelden einiger Maßen, und daher wollte er eben den Mund öffnen und den Droher fragen, ob er unter Leiche eine wirkliche, kalte, weiße Leiche verſtände, die ſich ohne Widerrede müſſe begraben laſſen, als Jener ihm zuvorkam und alſo begann: „Um wie viel iſt Euch Euer kleinſtes Schiffsboot feil? Fordert, und ich gebe Euch noch ein Mal ſo viel, als Ihr verlangt.“ — Da verſtand der Schiffspatron gar wohl, wozu der großmüthige Käufer das Boot gebrauchen wolle, und ohne ihm zu antworten, küßte er den Saum ſeines blauen Gewandes, ließ ſeine Pfeiſe drei Mal gellend erſchallen und flugs kam alles Schiffsvolk, jung und alt, die Stiegen hinauf geſtolpert, und ſtand in Reihe und Glied, Befehle erwartend. Das Schiff wurde gewendet, alle Segel aufgezogen, und pfeilſchnell flog es gen Oſten. Vier Stunden ungefähr mochte es die ſchäumenden Fluthen rauſchend durchſchnitten haben, als die Sonne heiter aufging und man bei ihren erſten Strahlen ſchon die Farben der afrikaniſchen Küſte mit bloßem Auge unterſcheiden konnte. „Zieht die Segel ein!“ rief der Kapitän; „wir werden auf den Strand getrieben!“ und „Zieht die Segel nicht ein!“ ſagte ruhig der Alte, ergriff das Steuer und regierte zu Aller Verwunderung das Schiff mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß man, ehe eine Stunde verging, ſchon in einer geräumigen Bucht, von hohen Felſen gegen den Wind geſchützt, die Anker geworfen hatte.

Der ſchöne Jüngling lag während aller dieſer Ereigniſſe ruhig in ſeiner Hangematte, entweder in goldnen Träumen von dem nahen Glücke, welches ihm ſein weiſer Diener verheißen hatte, oder betrachtete auch wohl das ſchöne Bild, welches, der Sage nach, an diamantener Kette hangen ſollte; da es aber auf dem Schiffe andere Dinge zu thun gab, als ihn zu belauſchen, ſo iſt hierüber nichts Gewiſſes zu berichten. Jetzt erſchien er auf dem Verdecke und wunderte ſich eben ſo wenig über die unerwartete Landung, als er früherhin ohne das geringſte Zeichen von Erſtaunen den brennenden Becher geleert hatte.

Man ſtieg auf den Rath des Alten ans Land, weil er verſicherte, das Schiff würde nicht gefährdet werden, und es beſſer ſei, den ſiebentägigen Sturm in einer bequemen Felshöhle abzuwarten, die, ſeinem Vorgeben gemäß, kaum tauſend Schritte vom Strande entfernt ſein ſollte. Als der Kapitän den Matroſen befahl, ſich mit Lebensmitteln zu verſehen, verbot es der Alte und ſagte, es würde ſich dort ſchon Alles finden. — Drauf führte er die Geſellſchaft durch enge Felswege ins Land hinein, und ehe ſich noch irgend Einer die ängſtliche Frage: wohin dieſer öde Weg führen möchte, beantworten konnte, war man in einem lieblichen Thale angelangt, das von Orangen- und Mandelblüthen duftete. In der Mitte deſſelben ſtand ein himmelhoher Obelisk von ſchwarzer Lava; rechts am Fuße deſſelben ſaß eine weibliche Geſtalt auf einem Thron; links ſtand ein Landmann in ſchottiſcher Bauerntracht, welcher einen Pflug, mit mächtigen Stieren beſpannt, führte. Beide Statuen waren vom ſchönſten, weißen Marmor; ein mächtiges Neſt aber, woraus ein Storch mit langem Halſe hervor ſchaute, und welches, ſtatt des Knaufes, die hohe Spitze des Obelisks verzierte, war von gediegenem Golde. Mehr als tauſend Schritte im Umkreiſe war das Denkmal mit einem künſtlich gearbeiteten Gitterwerke umgeben, daran weder ein offener Eingang noch eine Thüre zu ſehen war. Dennoch hatte der Greis ſeine Reiſegefährten dicht vor dieſes Gitter hingeführt. Er holte wieder ſeine alten Münzen hervor, nahm in jede Hand eine, berührte mit beiden die Stäbe des Geländers, welches ſogleich, laut klingend, in die Erde ſank, ſo daß keine Spur mehr davon zu ſehen war. Darauf trat er an das achteckige Fußgeſtell, holte ein Hämmerlein hervor und ſchlug mit demſelben

gegen die klingende Säule. Der helle Silberton war noch nicht verhallt, als ſich die eine Seite des Achtecks, gleich einer ſteinernen Thür, leiſe aufthat, aus welcher ein Greis, ihm ähnlich wie ein Zwillingsbruder, gerade ſo gekleidet wie er, hervor ging, ihn umarmte, indem er freudig ausrief: „Friede ſei mit Dir! Deine Ankunft geſegnet! Du bringſt ihn, welches Feſt erwartet Euer an den Ufern des Glutſtroms!“ „Heil! Heil!“ erſcholl es aus dem Gewölbe empor. Der Jüngling war indeß vor der Statue des pflügenden Bauern auf die Knie geſunken, und der nebenſtehende Oberſteuermann behauptete, daß er dabei ausgerufen habe: „Sei mir gegrüßt, Bild meines königlichen Stammherrn!“ wodurch er nun völlig in der Meinung beſtärkt wurde, daß der ſchöne Abenteurer ein Prinz aus dem königlichen Blute der Beherrſcher Schattlands ſein müßte, obgleich der Verfaſſer dieſer Blätter, der auch nicht weit davon ſtand, und von dem bald die Rede ſein wird, ſehr daran zweifelt. Die reſpektvolle Schiffsgeſellſchaft ſtand noch in höchſter Verwunderung mit ungeſchloſſenem Munde da, indem der Eine in die dunkle Oeffnung des Obelisken, der Andere nach dem wunderbaren Storchneſte blickte, als ſich die Sonne ſo plötzlich verfinſterte, als ob ihr uraltes Goldlicht für immer verlöſchen ſollte; Regen rauſchten, Blitze zuckten, Donner brüllten und Winde heulten ſo fürchterlich, daß auch, ohne den ladenden Wink des Alten, gewiß Jeder ſeinem Inſtinkte gefolgt wäre, um ſich in dem geräumigen Monumente vor den erzürnten Elementen zu verbergen.

Doppelt groß war daher die Freude, als ein halbes Dutzend Mohren, in Goldſtoff und grünem Sammet prächtig gekleidet, Jeder mit einer brennenden Fackel in der Hand, erſchienen, und der Geſellſchaft ehrerbietig vorleuchteten, die auf breiten, bequemen Marmorſtufen ungefähr zwanzig Klofter tief in ein unterirdiſches Bauwerk hinab ſtiegen, das man eher eine Stadt, als einen Palaſt nennen konnte. Durch Säulengänge von den koſtbarſten Steinen, über Brücken von edlen Metallen war man gemächlich geſchritten, als man ſich endlich auf einem freien Platze befand, der tauſendfarbig erleuchtet war, ohne daß man irgend eine Fackel oder Ampel ſahe, die dieſen ſonnenhellen Glanz von ſich geſtrahlt hätte. Der Platz war rings mit Gebäuden umgeben und mit einer doppelten Reihe von Bäumen umpflanzt, die ſelbſt der weit gereiſte Naturkundige Don Maria de Colibradas, der Schreiber dieſer Zeilen, ein Zwerg von edler Geburt und Zeuge dieſer wunderbaren Auftritte, nicht zu nennen weiß. Die Blätter dieſer palmenartigen Gewächſe ſchienen von Smaragd, die Früchte von Gold zu ſein, waren es aber nicht, denn man konnte ſowohl die einen, als die andern genießen und mit ihrem aromatiſchen Geſchmack den Gaumen erfreuen und das Herz ſtärken. Unſere Reiſenden waren ſchon ſo ſehr an ſeltſame Erſcheinungen gewöhnt, daß ſie ſich über alle dieſe Herrlichkeiten gar nicht mehr verwunderten, ſo wenig, als ein Landmann ſtaunt, wenn aus einem Olivenkern ein Oelbaum wird, oder ein Heiligenbild die Augen verkehrt. Daher machte es wenig Eindruck auf ſie, als jetzt ein ungeheures, elephantenartiges Thier, auf deſſen mächtigen Rücken ein gewaltiger Rieſe als Lenker ſaß, mit langſamen Schritten zwar, aber vermöge der haushohen Beine doch ſchneller, als das ſchnellſte Roß heran gegangen kam. Es zog ein Gebäude hinter ſich her, groß wie eine Kirche, aus unbekannten Stoffen zuſammen gefügt, und ſtand mitten auf dem Platze, auf Befehl ſeines Reiters, ſtill.

Sechs Edelknaben, in blauem Sammet mit Silber verbrämt, traten aus dem ſchön verzierten Portale des ambulanten Palaſtes hervor, ſtanden ehrerbietig da und ſchienen Befehle zu erwarten. Da erhob der graue Diener des ſchönen Jünglings das Wort und ſprach alſo: „Werthe Reiſegefährten und Euch beſonders, Herr Kapitän, grüße ich hiermit zum Abſchied und ſage Euch Dank, daß Ihr mich, ſammt meinem Gebieter an den Ort unſerer Beſtimmung gebracht habt. Wartet den ſiebentägigen Sturm hier ab; Ihr werdet bewirthet werden, ſo gut es in einem, hundert Meilen von der Hauptſtadt gelegenen Gränzflecken möglich iſt; am achten Tage Morgens mögt Ihr Eure Fahrt fortſetzen, und hoffentlich wird ſie dann glücklich und geſegnet ſein. — Was Eure Mühe betrifft, ſo habe ich ſie reichlich bezahlt, indem ich Euch das Leben gerettet, welches Ihr, ohne meinen Rath, unvermeidlich in dem fürchterlichen Sturme, der jetzt wüthet, würdet verloren haben; wollt Ihr aber überdieß ein reiches Frachtlohn gewinnen, ſo führt den Auftrag aus, den Euch mein Bruder hier vor Eurer Abreiſe anvertrauen wird. — Ich würde Euch noch manches höfliche Wort ſagen, aber die Zeit iſt mir knapp zugemeſſen. Ich muß ſchon heute Abend in der Reſidenz ſein. Alſo lebt wohl!“

Dieß geſagt, nahm er den Jüngling bei der Hand, führte ihn in das Portal des koloſſalen Reiſewagens, die Pagen folgten, der Rieſe ſtachelte das Thier mit einer goldenen Lanze, es ſetzte ſich in Galopp, und ſchnell und ohne Geräuſch gleitete der mächtige Palaſt auf dem ſpiegelglatten Kryſtallpflaſter dahin und war den Umſtehenden aus den Augen, als ob er verſchwunden wäre.

Einem Jeden wurde nun von dem freundlichen Alten, der kaum von ſeinem Bruder zu unterſcheiden war, ein beſonderes Haus auf dem großen Platze zur Wohnung angewieſen. Die Schiffsekipage beſtand aus drei und vierzig Mann, und zwei und vierzig waren bereits in den zwei und vierzig Häuſern, die den Platz umgaben, einquartiert, als der Alte zu ſeinem großen Aerger ſahe, daß man den Verfaſſer dieſer Schrift, ſeiner Kleinheit halber überſehn hatte. — „So hat ſich mein Bruder doch geirrt,“ ſagte er ärgerlich; ſo geht's, wenn man nicht nach Allem ſelbſt eigenhändig ſieht. Auf den Platz Nr. 43 hätten wir hingehört, was ſoll ich nun mit Euch Maikäferkönig anfangen? — „Laßt Euch deßhalb kein graues Haar wachſen!“ entgegnete der Zwerg dem Greiſe. „Ich will ſchon Unterkommen finden; der Kapitän iſt mein Freund und wird mir gewiß in dem ungeheuern Palaſt dort drüben ein paar Dutzend Stuben zu meiner Bequemlichkeit überlaſſen.“ Das iſt bei uns nicht Sitte,“ ſprach der Alte; „lieber will ich mich für ein paar Tage einſchränken und Euch in meinem Hauſe bewirthen.“

Drauf nahm er den Verfaſſer raſch auf den Arm, ſtampfte drei Mal auf den Boden, und ſie ſanken Beide, wohl eine kleine Viertelſtunde lang, einen dunkeln Schlund hinunter. Der Zwerg war von der ſanften Bewegung und von wunderſamen Tönen, die er klingen hörte, wie ein Kind auf dem Arm ſeiner Mutter, eingeſchlafen, und als er aufwachte, befand er ſich in einer goldenen Wiege, die von einer ſchönen, weiblichen Geſtalt geſchaukelt wurde und in einem Kabinette ſtand, das bei aller Pracht und Zier doch nur heimlich und behaglich ſchien.

„Hier zu Lande muß es keine Zwerge geben,“ dachte der Kleine bei ſich ſelbſt, „und ſo hat man mich für ein Kind gehalten, in eine Wiege gelegt und mir eine Amme zugeſellt, die mir vermuthlich Küche und Keller ſein und alle meine kindiſchen Bedürfniſſe befriedigen ſoll.“ Während dieſer Gedanken und noch anderer ſah er die Amme ununterbrochen an, die immerfort wiegte, mit ſüßer Stimme ein naives Eia Popeia ſang und ſo ſchön war, daß ſie bei dem Zwerge Gefühle erregte, wie ſie wohl noch nie ein Kind für ſeine Amme empfunden hat. Er wollte eben eine förmliche Liebeserklärung herſtottern, als es ihm einfiel, daß ſich die Amme darüber erſchrecken, das Kind für toll halten und um Hilfe rufen könnte; daher beſann er ſich eines Beſſern und ſprach mit ſeiner, kleiner Stimme: „Liebe Amme, willſt Du mir nicht die Bruſt geben?“ Aber die ſchöne Geſtalt ſchien nicht darauf zu achten, verſtand ihn nicht oder wollte ihn nicht verſtehen. So oft auch der ſchlaue Zwerg ſein: „Liebe Amme, willſt Du mir nicht die Bruſt geben?“ wiederholte, ſie hörte nicht darauf und ſang und wiegte fort. Da verlor er endlich die Geduld und kroch mühſam aus der hohen Wiege heraus, um nach den neueſten Grundſätzen der älteſten Kunſt, nämlich der zu lieben, dasjenige zu erhalten, was man ihm zwar nicht gewährt, aber auch eben nicht abgeſchlagen hatte. Er näherte ſich der hohen Geſtalt, der er kaum bis an das Knie reichte und: „Nimm mich auf den Schooß, liebe Amme, ich bin müde!“ ſagte er. Da die Schöne aber immer fort wiegte und ſang, ſo zupfte er ſie erſt leiſe, dann etwas heftiger am Rock, wodurch ſie ſich aber nicht im Geringſten von ihren Verrichtungen ſtören ließ. „Kurios!“ dachte der Zwerg, ſchob mit großer Mühe einen Lehnſtuhl heran und kroch mit deſſen Hilfe auf ihren Schooß, hätſchelte und ſtreichelte ſein Liebchen auf mannichfache Weiſe, welches ſich dieſe aber ſo ruhig gefallen ließ, daß ſich dadurch die zudringliche Liebe ihres feurigen Schooßkindes merklich abkühlte. Er konnte nicht begreifen, wie man ſo kalt gegen ihn ſein könne und rief endlich ärgerlich: „Ei, ſinge ein anderes Mal weiter!“ indem er der Dame mit flacher Hand den ſchönen Mund zuhielt. Plötzlich ſaß die Figur ſtarr und ſteif da. Der Zwerg hatte die Feder an der Oberlippe des künſtlichen Werks berührt, und wurde nun zu ſeiner großen Beſchämung gewahr, daß er ſein leicht zu entflammendes, leider nur allzu gefühlvolles Herz einem Automaten geſchenkt hatte. Mißmuthig rannte er nun die Stube auf und ab, ſchimpfte ſich laut aus, pfiff und fluchte und tröſtete ſich endlich damit, daß er nicht der Erſte ſei, der in eine Maſchine ſeine ſchönſten Hoffnungen geſetzt hätte, und auch vermuthlich nicht der Letzte ſein würde, der eines ſolchen Irrthums halber büßen müſſe. Geſunde Menſchen bekommen nach einem bedeutenden Aerger Appetit; es war daher nicht zu verwundern, daß der Kleine jetzt haſtig eine Schnur zog, um ſich einen Diener herbei zu ſchellen. Auch trat ſogleich ein Page herein, der, wie die oben erwähnten, in blauen Sammet und Silber gekleidet war und einen goldenen Trichter mit der rechten Hand in das linke Ohr hielt. — „Frühſtück holen!“ rief lakoniſch

der Zwerg, und ſchnell wandte ſich der Page und kam mit vier andern zurück, die in prächtigen Gefäßen allerlei Erfriſchungen herbei trugen und ſie auf einem niedlichen Tiſchchen ordneten, welches zwei Heiducken herein getragen hatten; ein Lehnſtuhl wurde herangeſchoben und der unglückliche Liebhaber aß und trank wie ein Verzweifelter. Er langte eben zum dritten Male nach dem Pokale, als der blaue Greis eintrat, ihn freundlich grüßte, ſich neben ihn ſetzte und höflich begann: „Ich ſtöre doch nicht; ich ſahe die Diener im Hauſe hin und her laufen und vermuthete daher, daß Ihr ſchon wach wäret.“ „Zu Befehl!“ ſagte der Eſſer und wollte ſeinem Wirthe durch den kalten barſchen Ton zeigen, daß er eben nicht ſehr mit ihm zufrieden ſei. Aber dieſer nahm ſeine Rede buchſtäblich und ſagte gutmüthig: „Hier in dieſem Lande wird nicht befohlen.“ „Das thut mir Leid,“ erwiederte der Zwerg; „denn ſonſt würde ich Euch befehlen, mir zu ſagen, weshalb man mich ſo ſchnöde verirt hat? Heißt das Achtung vor den Wiſſenſchaften haben, mir, einem Gelehrten, einen Automat zur Amme oder zu Gott weiß was zu geben?“ — „Habt Ihr die Maſchine für etwas Anderes genommen, als wozu ſie beſtimmt iſt,“ entgegnete der Alte, „ſo iſt das Eure Schuld; ich habe das Uhrwerk noch geſtern erſt unterſucht und ich bin überzeugt, daß nach dem Takte gewiegt und keine Note verfehlt wurde. Ueberdieß hättet Ihr Euch in der Anſchauung der ſchönen Geſtalt, die von dem geſchickteſten Bildner des Reiches verfertigt iſt, genugſam ergötzen können.“ —

„Schon gut, lieber Herr Plato,“ ſagte der Zwerg, „laſſen wir dieſen Uhrſtreit ruhen; Ihr habt Euch über mich luſtig machen wollen, und es iſt Euch gelungen; aber ich werde Euch ſchon zeigen, wie ein Gelehrter ſolche unwürdige Behandlung durch Wort und Schrift zu rächen weiß!“

„Wollt Ihr beſſer als der König bedient ſein?“ ſagte ruhig der Greis; und: „Muß ſich Euer König mit Automaten behelfen?“ erwiederte höhniſch der Zwerg, „mit kalten Automaten, wenn er Menſchen nöthig hat?“

„Die Menſchen werden in dieſem Lande der Weisheit zu ſehr geachtet,“ hob der Alte jetzt gravitätiſch an, „als daß wir ſie zu Sklavendienſten erniedrigen ſollten. Unſer ganzes Volk beſteht aus Gelehrten und Künſtlern; Prieſter iſt Jeder, und das Recht üben Alle. Darum werdet Ihr Pfaffen und Richter umſonſt unter uns ſuchen; und da die Thiere des Landes bekämpft, ſeine Grenzen geſichert ſind, und Friede und Glück im Innern herrſchen, ſo iſt das Wort Krieger ein bedeutungsloſer Klang bei uns geworden. Staatsdiener ſind die Weiſeſten und Geſchickteſten des Reiches, und der Weiſeſte unter den Weiſen iſt König, ſo wie die Schönſte der ſittſamen Weiber ſeine Gattin wird, wenn ſie vorher einen Beweis uneigennütziger Liebe an den Tag gelegt hat. Was Ihr in Eurem Lande das Volk nennt, und welches Ihr, wenn Ihr die Hand auf's Herz legt, als den Uebergang vom Thiere zum Menſchen betrachtet, die unglückliche Klaſſe der Laſttragenden, die im Schweiße des Angeſichts kaum ſo viel täglich gewinnt, um den folgenden Tag wieder fortarbeiten zu können; die unglücklichen Feldbauer, die noch unglückſeligeren Handwerker, die Ihr, um ſie zu tröſten, zuweilen auch Künſtler nennt; endlich das Heer der Kopiſten, die ſich bald für Staatsdiener, bald für Autoren halten, ſammt den Gefährten ihrer mechaniſchen Lebensweiſe, die Banden der Domeſtiken und Sklaven; alle dieſe Halbmenſchen ſind in unſerm Staate entbehrlich geworden, weil wir die Kunſt erſonnen haben, ſie durch Maſchinen zu erſetzen. Automate pflügen und ſäen bei uns; Automate ſchmieden und zimmern und wirken und nähen; Automate kalkuliren auf der Oberrechnungskammer, und Automate warten uns mit unermüdlicher Sorgfalt auf, widerſprechen nie und ſchicken ſich in unſer Launen, denen auch leider der Weiſeſte unterworfen iſt.“ Bei dieſen Worten drehte ſich der Deklamator ſchnell um, gab dem hinter ihm ſtehenden Heiducken eine derbe Maulſchelle, wodurch ſich die linke Bruſt deſſelben, wo das Herz liegt, öffnete, und der lächelnde Zwerg wurde durch dieſe oft gewünſchte Thür das unendlich künſtliche Räderwerk der Maſchine gewahr, wovon er nicht das Geringſte begriff und es daher mit hergebrachten Redensarten höchlich bewunderte.

„Wenn ich auch,“ ſagte er kurz darauf, „Vieles von Euren Lobeserhebungen des Staats abrechne, indem gewiß die Vaterlandsliebe großen Theils Euch zu Eurem preiſenden Stil verholfen hat: ſo muß es dennoch gar nicht übel in Eurem Reiche ausſehen, und ich wünſchte es wohl ein paar Jahre lang zu bereiſen, wenn Ihr mir verſprächet, mich nach Verlauf derſelben geſund und wohlbehalten nach Portugal zurück zu bringen; ich könnte alsdann die Verfaſſung Eures Staatskörpers beſchreiben und leichtlich Nutzen ſtiften und ſchweres Geld verdienen.“

Aber dieſes Geſuch wurde ihm in Gnaden abgeſchlagen, indem ein Landesgeſetz jedem Fremden verbot, über zwanzig Meilen weit ins Land zu reiſen. Er forderte menſchliche Geſellſchaft, aber auch dieſe wurde ihm nicht bewilligt, indem man ihn verſicherte, daß er mit den ſublimirten Einwohnern dieſes Reichs ſich eben ſo wenig unterhalten würde, als er ihnen nothwendiger Weiſe Langeweile erregen müßte. Was war zu thun? Er unterwarf ſich ſeinem Schickſale, aß und trank, ließ ſich wiegen und ſchlief. Die ſchöne Amme aber hatte er vorſichtiger Weiſe mit einem Tafeltuche verhangen, um nicht aufs Neue verſucht zu werden. Aber da der Menſch nicht immer eſſen, trinken oder ſchlafen kann, ſo ſchrieb der Verfaſſer zu ſeiner Erholung in den ſieben einſamen Tagen, die er hier verleben mußte, ſeine Reiſegeſchichte ſo auf, wie ſie der Leſer wahrſcheinlich eben geleſen hat, ohne jedoch die wunderbaren Zimmer oder den noch mehr wunderbaren Garten des Palaſtes weitſchichtig zu beſchreiben, von welchem letztern er bloß ſagen will, daß er wenigſtens zehn Mal ſchöner, als alle beſchriebenen war.

Am Morgen des achten Tages, als die Alabaſterlampen des Schlafzimmers eben anfingen, einen roſenfarbigen Schimmer von ſich zu ſtrahlen, zum Zeichen, daß jetzt Aurora die Nacht überwunden habe, lag der Zwerg ſchon mit offenen Augen in ſeiner Wiege und horchte der ſüßen Stimme ſeiner herzloſen Sklavin; ſchon wollte er ihr im ſeligen Entzücken das übergeworfene Tuch vom Antlitz nehmen, ſo ſehr hatte der Verſucher wieder ſeine Vernunft umnebelt, als die Thür aufging und der blaue Alte herein trat. „Auf, auf!“ rief er, „die Gefährten warten ſchon; der Sturm iſt vorüber, Eures Bleibens iſt nicht länger hier!“ Der Schläfer gähnte, reckte ſich, drehte ſich auf den weichen Pfülen, aber da traten die Pagenmaſchinen ein, hoben ihn unbarmherzig aus den Federn, kleideten ihn im Nu an und reichten ihn dem Greiſe, der ihn auf den Arm nahm und davon trug. Sie waren durch manche Zimmer endlich in eine reinliche Küche gekommen, in deren Mitte ein Feuerherd, von einem einzigen glänzenden Rubin gehauen, ſtand. Auf dieſen ſtieg der Alte, den Kleinen im Arm, und nachdem er drei Mal mit dem Fuße geſtampft hatte, gelangten ſie den Schornſtein hinauf und auf denſelben Platz, wo ſie vor ſieben Tagen verſunken waren.

Die Gefährten ſtanden ſchon reiſefertig und der Zug ging rückwärts denſelben Weg über Brücken und unter Säulengängen, und aus der ſteinernen Thüre des Monuments gerade ſo hinaus, wie ſie herein gekommen waren. Als ſie ſich jetzt zwiſchen dem Denkmale und dem ſilbernen Gitterwerke befanden, rief eine laute Stimme: „Halt!“ und wie ſie ſich umſahen, war es der Alte, der in dem goldenen Storchneſte auf der Spitze des Obelisken ſtand. Er hielt in der einen Hand ein Käſtchen von Ebenholz und in der andern eine hohe und verhältnißmäßig dicke Goldſtange. „Es verſpreche der Kapitän,“ rief er, „dieſes Käſtchen an ſeine Adreſſe abzuliefern, ohne es zu eröffnen: ſo wird ihm dieſe Goldſtange zum Lohne, der Tod aber, wenn er es öffnet oder verliert.“ — „Danke gehorſamſt,“ erwiederte derſelbe, „auf dieſe Bedingung nehme ich keine Fracht ein; ich bin ein ehrlicher Mann und daher iſt mir mein Leben lieb.“ — „Wer will die Fracht verdienen?“ rief der Alte, und da Alles ſchwieg, erbot ſich endlich der kühne Verfaſſer, das Wageſtück zu beſtehen. Darauf ließ der Alte das Käſtchen ſammt der Goldſtange an einem blauen, ſeidenen Tau herunter, und kaum hatte er „Lebt wohl!“ geſagt, als der Obelisk, die beiden Statuen und das Gitterwerk in die Erde verſunken waren, ſo daß von allen dieſen Wunderwerken auch nicht eine Spur mehr übrig blieb. Vier mitleidige Matroſen boten ſogleich dem reichen Zwerge ihre Dienſte an und trugen auf breiten Schultern den ſchweren goldenen Schatz nach dem Strande; das leichtere Käſtchen aber hatte der kleine Gelehrte ſelbſt unter den Arm genommen und watſchelte keuchend dicht hinter den Trägern nach der Felsbucht, wo das Schiff unbeſchadet vor Anker lag.

Ein friſcher Wind vom Lande wehte günſtig in die ſchwellenden Segel und man hatte die grünen Vorgebirge bereits aus den Augen verloren, als der Kapitän ſeinen winzigen Paſſagier freundſchaftlich bei der Hand nahm und ihn vertraulich fragte: „Ob man wohl wiſſen dürfte, für welchen europäiſchen Potentaten das Käſtchen denn eigentlich beſtimmt wäre?“ Da ſchlug ſich das Männchen vor die breite Stirn und ſagte mißmuthig: „Ich fürchte, ich fürchte, — ich habe mich in einen böſen Handel eingelaſſen; denkt Euch nur, es iſt auf dem Teufelskäſtchen weder eine Aufſchrift zu leſen, noch ein Brief daran gehängt, der mir anzeigte, wo ich das Ding abzugeben habe.“ — „Ihr ſeid zu bedauern!“ ſagte der Kapitän und ſtrich ſich, froh und über ſeine Klugheit ſelbſt zufrieden, das Kinn. „So geht's Euch Gelehrten,“ fuhr er fort; „Ihr ſteckt in Euren Stuben, ſpintiſirt es aus, an welcher Krankheit eine ägyptiſche Mumie geſtorben ſei, oder was der grauſame Kaiſer Nero gedacht haben mag, als er den ſchönen Alcibiades zum Tode verurtheilte, und wißt dergleichen theoretiſches Zeug Euch perfekt an den Fingern herzuzählen; aber in

Digitized by Google

der wirklichen Welt? ja da heißt es praktiſch ſein, geſunden Menſchenverſtand haben; doch davon verſteht ihr ſo wenig, als ich von Muſik!“ Bei dieſen Worten ging er an das Steuer, Befehle zu geben, und verdutzt und melancholiſch blieb der Zwerg ſtehen, der, weil er eben in Sorge und Noth war, den Gemeinplatz des Kapitäns nicht ſo leicht fand, als vielleicht der ruhige Leſer. Im Gegentheil — er nahm ſich die Sache ſehr zu Herzen, konnte vor Angſt weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen, und wäre, aus Furcht zu ſterben, vielleicht gar geſtorben, wenn ihn nicht dieſe Furcht vor dem Tode glücklicher Weiſe vom Tode gerettet hätte.

In einer Nacht nämlich, als er den tröſtenden Schlaf vergebens herbei wünſchte, als er mit offenen Augen furchtbare Dinge von ſeinem nahen Tode träumte, ſprang er endlich haſtig auf, holte das Käſtlein unter ſeinem Kopfkiſſen hervor, nahm ſein Mikroſkop und betrachtete das Corpus delicti von allen Seiten, um mit Hilfe des Glaſes die gewünſchte Adreſſe zu finden, die er mit unbewaffneten Augen ſchon ſo oft vergeblich geſucht hatte. Aber eine doppelte Schwermuth befiel ihn, erſtlich, weil er mit aller erſinnlichen Mühe nichts gefunden, und zweitens, weil er ſich auf den Einfall, mit dem Mikroſkop zu ſuchen, nicht wenig eingebildet hatte. Dennoch glaubte er auf der Mitte des Deckels ein kleines Silberpünktchen gewahr zu werden, welches das Glas nicht größer, als ein glänzendes Sonnenſtäubchen ſehen ließ. Für ein ſolches hielt er es auch und wollte, weil er, wider die Gewohnheit ſeiner Landsleute, die Reinlichkeit ſehr liebte, es wegwiſchen. Allein kaum berührte er dieſe geheime Feder, als eine tiefe Baßſtimme laut und vernehmlich aus dem Kaſten heraus rief: „An den P. P. Bauer John Smith in dem letzten nördlichen Hauſe des Königreichs Schottland, zum Lohne für den im Storchenneſte gefundenen Knaben eigenhändig zu übergeben!“ — Der Zwerg wollte ſeinen eigenen Ohren nicht trauen, drückte noch ein Mal an die Feder, allein das Uhrwerk war vermuthlich abgelaufen, der Kaſten ſchwieg mäuschenſtill. Da holte der vorſichtige Kleine ſeine Brieftaſche hervor, ſchrieb ſich die Adreſſe genau auf und bewahrte ſie eben ſo ſorgfältig, aber glücklicher Weiſe unter minder ſchwierigen Umſtänden, als Camoens das Manuſcript ſeiner Luiſiade. Um aber den Kapitän zu ärgern, nahm er weißen Farbeſtoff, ſchrieb damit zierlich auf das Käſtchen: An den kühnen, kleinen Gelehrten Don Maria de Colibrados und verſicherte, herrliche Schätze darin gefunden zu haben, die er aber, ſo gern er es auch wollte, nicht zeigen dürfe.

Das Schiff vollendete nun, wie es der Alte prophezeit hatte, glücklich ſeine Reiſe und lief nach dreißig Monden, reich beladen, in den Hafen von Liſſabon ein, zu großer Freude ſämmtlicher Theilhaber, beſonders aber der melancholiſchen, die ſich nun, nachdem ſie ihre Waaren in Sicherheit gebracht hatten, mit dem größten Vergnügen über ihre unnütze Angſt auslachen ließen.

Während der ganzen Reiſe fiel nichts Bemerkenswerthes vor, außer demjenigen vielleicht, was wir ſo eben erzählt haben, und überdieß noch zwei andere Kleinigkeiten, die wir berichten wollen. Die erſte iſt: daß in den langen Nächten der Zwerg oft Stunden lang in ſeiner Hangematte lag und nicht einſchlafen konnte, und daß er ſich in ſolchen trübſeligen Momenten gar oft das ſchöne Automat zurück wünſchte, woraus der Vernünftige lernen kann, zu welcher Genügſamkeit es der Menſch bringen kann, wenn ein heilſames Mißgeſchick ihn in die Schule der Entbehrung nimmt. Die zweite Kleinigkeit iſt dieſe: daß ſich Don Maria in Indien eine gäliſche Grammatik kaufte und auf der Rückreiſe dieſe Sprache ſtudirte, um mit dem Bauer John ſchottiſch ſprechen zu können; ein Umſtand, der für die Geſchichte von den wichtigſten Folgen ſein wird.

Zwei volle Monate brauchte nun der gelehrte Colibrados, um verſchiedene Geſchäfte in ſeinem Vaterlande in Ordnung zu bringen. Er mußte nämlich ſeine Goldſtange ausprägen laſſen, ſich dafür Paläſte und Rittergüter kaufen, hie und da einige arme Verwandte beſchenken, und weil er zum Mitgliede verſchiedener gelehrter Geſellſchaften gewählt wurde, ſeine Antrittsreden in den Hörſälen halten und dem innern Ausſchuß dieſer Akademien große Gaſtereien geben.

Als er alle dieſe verdrießlichen Geſchäfte vollendet hatte, ließ er einen bequemen Reiſewagen vor die Thür kommen und fuhr mit einem großem Gefolge aus ſeiner Vaterſtadt, indem er nicht vergeſſen hatte, das Käſtchen wohl zu bewahren, und mehr Empfehlungsbriefe bei ſich hatte, als Tage im Jahre ſind. Es ging gerade auf Madrid los, und da der Ruf ſeines ſeltenen Werthes ihm ſchon voraus geeilt war, ſo hätte er nicht einmal die Empfehlungsbriefe nöthig gehabt, um von dem König von Kaſtilien zur Würde eines Granden von Spanien erhoben zu werden. Als man ihm die Kette des goldenen Vließes umhing, bemerkte der Verfaſſer, daß er die Arbeit daran ſehr theuer bezahlt habe, und machte während dieſer Gedanken ein ſo albernes Geſicht, daß er ſelbſt gleichſam wie das Lamm ausſah, dem man das Fell über die Ohren gezogen hatte. „Das ſoll der letzte dumme Streich ſein, den ich gemacht habe!“ ſagte er zu ſeinem Kammerdiener, der ihm des Abends auskleiden half und mit großer Bewunderung die Ordenskette in der Hand hielt. „Morgen reiſen wir ab und zwar incognito, daß ſich Keiner von Euch unterſteht, mich auf der Reiſe Excellenz zu nennen; ich kann mein Geld beſſer brauchen.“

Wie geſagt, ſo gethan. Den andern Morgen reiſte er in aller Stille von Madrid ab und über Frankreich und England nach Schottland, ohne daß ihm auf der ganzen Reiſe auch nur das Geringſte von Bedeutung begegnet wäre, indem er überall nur die gute Geſellſchaft ſah.

Alſo ohne irgend ein Abenteuer zu beſtehen, gelangte er endlich an die nördliche, äußerſte Spitze von Schottland. Eine Reihe hoher Granitfelſen ſchützet dort das Land gegen die Angriffe der ſtets vom Nordwinde aufgereizten Meeresfluth; der höchſte dieſer Felſen ſtreckt ſeinen vor Alter gebogenen Rücken weit über die See hin, und auf dem Gipfel deſſelben ſtand ein reinliches Häuschen, welches man dem kleinen Herrn mit allem Rechte als das nördlichſte des Königreichs beſchrieben hatte.

Er ließ den Wagen unten halten, ſtieg mit Mühe einen in Felſen gehauenen Weg hinauf, klopfte an die Hausthür und ein junges, roſenwangiges Mägdlein, kaum 17 Jahre alt, öffnete und trat einige Schritte ſcheu zurück, als ſie den ganz in Goldſtoff gekleideten Zwerg, mit dem ſchwarzen Käſtchen unter dem Arm, erblickte.

„Wohnt hier der P. P. Bauer John Smith?“ fragte der Verfaſſer auf gut gäliſch, und: „So heißt mein Vater!“ antwortete das ſchöne Mädchen, nachdem ſie tief Athem geholt und ſich dadurch etwas von ihrem Schrecken erholt hatte, welches Athemholen aber das eitle Männchen, das ſich einbildete, die Weiber von A bis Z zu kennen, für ein ſehr gutes Omen nahm. „Fürchte Dich nicht, Ebenbild der ſchaumentſtandenen Göttin,“ ich bin ein ehrlicher, reicher Mann und wünſchte, Deinen Vater zu ſprechen.“

„Der iſt in die Stadt gegangen, um ſeine Fiſche zu verkaufen,“ antwortete die Schöne; „aber wenn Ihr in einer Stunde wieder vorfragen wollt: ſo werdet Ihr ihn gewiß zu Hauſe treffen.“

„Alſo ein Fiſcher?“ ſagte der Gelehrte. „Willſt Du mir nicht erlauben, vierte der Granden, ihn drin im Hauſe zu erwarten, der Nebel hier im Freien greift mir die Bruſt an!“ Und als das Mädchen meinte, daß es ſich nicht zieme, einen fremden Mann in Abweſenheit ihres Vaters zu beherbergen, lachte der Zwerg vor Freude laut auf und verſicherte bei ihren ſchönen Augen, daß er keines Weges zu den gefährlichen Männern gehöre; meinte aber in ſeinem Sinne, eben durch dieſe Beſcheidenheit recht gefährlich zu werden; doch die Schöne ſah, daß der Mann Recht hatte und führte ihn ohne weitere Umſtände ins Haus. Hier entſpann ſich zwiſchen Beiden ein Geſpräch, worin der galante Zwerg nicht verſäumte, die ſchöne Jungfrau mit allen Göttinnen, Halbgöttinnen und Nymphen zu vergleichen, die ſich in der heidniſchen Geſchichte nur irgend einen Ruhm erworben, da aber das Mädchen von der Mythologie nichts verſtand und ganz gleichgiltig bei ſeinen ſchönen Phraſen blieb: ſo erklärte er ſie in ſeiner Seele für kalt und unempfindlich, und meinte, es wäre doch Schade, daß er immer mit Automaten zuſammen träfe. Er mußte ſich nun bequemen, von gleichgiltigen Dingen zu reden und erfuhr unter Andern, daß die Mutter des Mädchens ſchon ſeit 10 Jahren begraben und ſie nun die einzige Stütze ihres armen Vaters ſei, beſonders ſeitdem ihr Milchbruder, eine arme Waiſe, die der Vater aus Mitleiden ins Haus genommen habe, vor 12 Monaten, 45 Wochen, 6 Tagen, weniger 5 Minuten auf und davon gegangen wäre.

Die letzte chronologiſche Genauigkeit befremdete den kleinen Gelehrten und er unterließ nicht, ſeine ſchöne Wirthin ihres vortrefflichen Gedächtniſſes wegen zu loben, indem er ihr anrieth, Geſchichte zu ſtudiren, da es in dieſer Wiſſenſchaft hauptſächlich auf ein gutes Memorium ankomme. Doch das Mädchen meinte, daß ſie ſonſt eben keine ausgezeichnete Erinnerungskraft beſäße, daß es doch aber ganz natürlich wäre, die Minute zu wiſſen, in welcher ihr Liebhaber ſie verlaſſen habe. — „Dein Liebhaber?“ rief der verwunderte Zwerg aus; „wahrhaftig, ich glaubte Dich nicht fähig zu lieben.“ — „Wie kommt Ihr mir vor!“ erwiederte das muntere Mädchen. — „Ich werde auf Pfingſten 17 Jahr; ich liebe ſchon ſeit länger als 10 Jahren und ſeit 2 Jahren weiß ich's, daß ich liebe, und recht herzlich.“

„Wenn dem ſo iſt,“ entgegnete Jener, „wie ich's für einen Moment annehmen will: ſo möcht' ich Dich faſt fragen, wie Du, qua verliebtes Weſen, in Abweſenheit der lieſten

Digitized by Google

Hälfte Deines Selbſt, es über Dein ſein fühlendes Herz zu vermögen im Stande biſt: ſo ſehr durch —"

„Ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen," fiel die Schöne ein; „ich war auch, ſeit der Zeit mein Liebſtes in der Welt mich verlaſſen hat, eben nicht ſehr munter; aber heute iſt ein großer Feſttag für mich; denn als mein Kaly mich beim Abſchiede das erſte Mal in ſeine Arme ſchloß und dann zu Pferde ſtieg, rief er mir noch vom fliehenden Roſſe zurückgewendet zu: Sind ſieben Mal ſieben Wochen zwei Mal verſtrichen: ſo bekommt meine Braut Nachricht von mir; nun werdet Ihr wiſſen, daß ſieben Mal ſieben Wochen zwei Mal genommen 686 Tage oder 12 Monate, 45 Wochen und 6 Tage ſind. So lange iſt es her, daß mein Bräutigam fort iſt, und es kann nicht zwei Minuten mehr dauern: ſo muß ich von ihm Nachricht haben; denn pünktlich ſein Wort zu halten hat er nie in ſeinem Leben —" Sie wollte eben das Wort verſehlt ausſprechen, als ein bräunlicher Mann von einigen und vierzig Jahren, mit einem leeren Fiſchernetz auf den Schultern, in die Stube trat, auf welchen ſie freudig los ſprang und ihn mit der Frage: ob er ihr Nachricht von ihrem Kaly bringe, herzlich umarmte.

„Du wirſt noch über Deine Rechnerei den Verſtand verlieren, närriſche Dirne!" erwiederte der Fiſcher. „Wer weiß, wo den Wildfang der Wind hingeführt hat; à propos," fuhr er fort und holte aus ſeiner Taſche eine Wurſt hervor, „Muſje David, des Schlächters älteſter Sohn, läßt Dich fein höflich grüßen und ſchickt Dir hier Etwas zum neuen Jahr; er wird morgen ſelbſt vorfragen, denn er muß hier vorbei, wenn er nach Loch Katrine geht, Schweine zu kaufen."

Während dieſer Rede war das Mädchen in einen Winkel geſchlichen und ſaß da und weinte bitterliche Thränen, und als der Fiſcher ärgerlich auf ſie los ging, trat der kleine Grande zwiſchen Beide und redete den grauſamen Vater, der ſich höchlich über den goldenen Zwerg verwunderte, alſo an: „Allem Vermuthen nach ſeid Ihr der P. P. Bauer John Smith." — „Ja," antwortete dieſer, „der bin ich! Was ſteht zu Befehl?" — „Das werde ich Euch gleich ſagen," ſprach der Verfaſſer, „wenn Ihr mir erſt werdet bewieſen haben, daß Ihr ein Bauer ſeid: denn bis jetzt bin ich gezwungen, Euch für einen Fiſcher zu halten." — „Ich bin kein Bauer," erwiederte der Fiſcher, „allein ich werde in der Gegend der Bauer Smith genannt, weil ich hier am Strande dieß hölzerne Haus und zwar mit eigenen Händen, ohne die geringſte fremde Hilfe, erbaut habe." — „So führt Ihr einen großen Titel," ſprach lächelnd der Zwerg, „Bauer, Fiſcher und Schmidt, und ich weiß nun, worauf ſich das P. P. in Eurer Adreſſe bezieht." Und mit dieſen Worten überreichte er ihm das ſchwarze Käſtchen eigenhändig, wie es die Baßſtimme befohlen hatte. Der Fiſcher wollte wiſſen, von wem dieß Geſchenk komme; der Zwerg aber entſchuldigte ſich ſehr höflich, daß er dieß nicht zu ſagen wiſſe, erzählte aber ſeinem Wirthe eine Geſchichte, die wir nothwendiger Weiſe dem Leſer auch berichten müßten, wenn es nicht zum Glück dieſelbe wäre, die er auf den umgeſchlagenen Blättern ſo eben geleſen hat.

Als der Zwerg ſeine Erzählung vollendet hatte, weinte das roſige Mädchen noch immer, aber Thränen der Freude, denn ſie hatte ertraulich in der Beſchreibung des ſchönen Jünglings ihren Kaly erkannt, und auch den blauen Alten wußte ſie zu deuten, obgleich ihr Vater nie etwas von dem Letztern gehört hatte, und auch nicht im Geringſten vermuthete, daß die Schatulle von ſeinem Pflegeſohn käme.

„Wir müſſen doch zuſehen, was in dem Dinge iſt!" fing er endlich an. Aber alle Mühe war vergebens, das Käſtchen ging nicht auf; man wollte eben zum Brecheiſen ſeine Zuflucht nehmen, als die ſchlaue Liebende freudig ausrief: „Da liegt ja ein Schlüſſel unter dem Tiſche, vielleicht paßt der." Dieſes goldene Schlüſſelchen hatte ihr beim Abſchiede der Jüngling zum Andenken gelaſſen und ſie es ſeit der Zeit nie von ihrem Buſen; aber jetzt lag es unter der Tafel, und unbefangen und gleichſam verwundert holte ſie es hervor. Der Zwerg, der nicht umhin konnte, zu ſehen, wie ſie es unter den Tiſch geworfen, war ſo artig, es nicht bemerken zu wollen, und ſagte nur bedeutend lächelnd, als der Schlüſſel paßte und das Käſtchen aufging, einen Witz, welcher nicht der Mühe werth iſt, wiederholt zu werden. Das Erſte, was man in dem zierlichen Behältniſſe erblickte, war ein Blatt, das auf einem weißen Gewande lag und worauf ſtand: Für meine Braut, die ich, wenn ſieben Mal ſieben Wochen zwei Mal verſtrichen ſind, heim hole, unterzeichnet: Kaly. Als die Schöne dieß geleſen, fiel ſie auf ihre Kniee, dankte mit einem frohen Blicke dem Himmel, und im Taumel der Entzückung umarmte ſie in dieſer Stellung den nebenſtehenden Zwerg, der vor Freude über dieſes unerwartete Glück in eine tiefe Ohnmacht ſank, woraus ihn aber der Fiſcher bald erweckte, indem er ihm einen Kübel voll Waſſer mit allen kleinen Fiſchen, die darin zum Mittagsmahl aufbewahrt wurden, über den Kopf goß.

Nach dieſer ſentimentalen Epiſode ſchritt man zu weiterer Unterſuchung des Käſtchens und fand unter dem Titel: Brautſtaat, einen vollſtändigen Frauenanzug. Es fehlte nicht das Geringſte, und vom Oberkleide an, das von den herrlichſten Spitzen gearbeitet war, bis zu den geſtickten Strumpfbändern herab, lag Alles ſauber geordnet da, Ohrringe, Hals- und Armbänder von Diamanten waren nicht vergeſſen; aber was am meiſten auffiel und die arme Braut ſelbſt erſchreckte, war eine Königskrone von Edelſteinen, die ihr tauſenfarbig in die verſchämten Augen blitzte.

Nun kam die Reihe an den Fiſcher. Sein Geſchenk beſtand in einem ledernen Beutel, auf deſſen Etikette ſtand: An meinen Pflegevater, Koſtgeld für 19 Jahre, und in demſelben fand man lauter kleine, goldene Fiſche mit diamantnen Augen, wohl tauſend an Zahl. Damit war der Kaſten aber noch nicht leer. Unter dem Beutel lag ein Brief an den P. P. Bauer John Smith; unter dem Briefe ein Manuſkript mit der Aufſchrift: Geſchichte des ſchottiſchen Landmanns Edwin und des Storchs, und unter dieſem ein großer Stoß Papiere unter den Titel: Beſchreibung einiger nützlichen Maſchinen; darauf kam der Boden des Kaſtens.

Als man ſich jetzt genugſam gewundert hatte; der Bauer Smith über die goldenen Fiſche, und ſeine ſchöne Tochter über die Königskrone, indem ſie verſchämt ſchwieg; der Vater aber gar nicht aufhören konnte, den braven Jungen, den dankbaren Kaly, zu loben, meinte der gelehrte Colibrados, daß der Bauer den Brief erbrechen und leſen ſollte, was ihm ſein Pflegeſohn ſchreibe; und da der Fiſcher dieſen Rath ſehr vernünftig fand, löſte er das Siegel, ſah in das Schreiben und reichte es dann ſeiner Tochter, indem er ihr ſagte: „Da lies mir das Zeug vor, Du haſt ja dergleichen gelernt." Dieſe aber hatte nicht ſobald die ſchönen Augen auf das Blatt geheftet, als ſie ſeufzend erklärte, daß dieß nicht die Hand ihres geliebten Freundes wäre; dennoch aber fing ſie an, folgender Maßen zu leſen:

„Wir, durch die Weisheit und Gnade Gottes, König der Könige, Beherrſcher des Kernes der Welt und ohne unſere anderen Provinzen zu nennen, Fürſt unſerer weiſen Republiken Ga, Ni, Lo, Fa und Ru, thun dem Fiſcher und Bauer John Smith Folgendes kund und zu wiſſen: Für die treue Pflege, ſo er einem uns theuern Freunde, dem Jüngling Kaly, hat angedeihen laſſen, mag er ſich des guten Fiſchfangs in dem ledernen Beutel erfreuen, und hoffen, daß wir alle ſieben Jahre ihm einen ſolchen kleinen Nothpfennig bis ans Ende ſeines Lebens werden zukommen laſſen. Dagegen heiſchen wir aber, daß er das Haus, welches er jetzt bewohnt, nicht eher verlaſſe, als bis ſieben Mal ſieben Wochen zwei Mal verſtrichen ſein werden. An dem letzten Tage dieſer beſtimmten Zeit ſoll ſeine Tochter am frühen Morgen ihren ſchönen Leib in der See baden, darauf den überſendeten Brautſchmuck anlegen, die Königskrone auf ihr Haupt ſetzen und in Demuth ihr Schickſal und ihre Prüfung, vielleicht ihr Glück erwarten. David, des Schlächters Sohn, ſoll aber nie wieder in ihrer Gegenwart genannt werden. — Die Geſchichte des ſchottiſchen Landmanns Edwin und des Storches mag Euch, jedoch ſteht ſolches in Eurem freien Belieben, die langen Abendſtunden verkürzen. — Was aber die andern verſiegelten Schriften, unter der Aufſchrift: Beſchreibung einiger nützlichen Maſchinen, betrifft: ſo verbieten wir Euch bei unſerm königlichen Zorne, ſie zu leſen oder auch nur zu erbrechen. Ihr werdet ſie in das Käſtchen verſchließen und ſolches vom Meere 40 Ruthen weit, 40 Schuhe tief heimlich vergraben, auf daß dieſes Saatkorn zu ſeiner Zeit herrliche Früchte trage. — Bedenkt, daß der Arm des Königs der Könige weit reicht, und thut, wie ich Euch geboten. Worauf wir Euch in die Gnade des Himmels empfehlen wollen. Gegeben zu Gn in unſerem königlichen Palaſte an den Ufern des Glutſtroms, im Jahre der Weisheit 18507 und der Beſiegung der Schlange des 19ten."

Der Name des Fürſten war ſo undeutlich geſchrieben, das ihn weder das Mädchen, noch der Zwerg zu entziffern vermochten.

Ehrfurchtsvoll und mit gefalteten Händen hatte der Fiſcher das königliche Mandat angehört, welches ihm ſeine Tochter mit möglichſt pathetiſcher Stimme vorgeleſen hatte; beſonders wurde die Stelle, wo von dem Schlächtersſohne die Rede war, ungemein diktatoriſch vorgetragen, ſo daß Smith den Himmel zum Zeugen nahm und ſich höchlich verſchwor, Alles genau zu halten und zu vollführen, was ihm der gnädige Fürſt geboten habe. — Vater und Tochter umarmten ſich herzlich und der gutmüthige Verfaſſer war eben in ſüßen Betrachtungen über die Kindesliebe vertieft, als ſich ein neuer Streit unter den friedlichen Seelen erhob.

Das neugierige Mädchen nämlich ſtand vor dem Käſtchen und blätterte ein wenig in der Geſchichte des ſchottiſchen Landmanns und des Storches, als ihr der ſtrenge Bauer die Rolle aus den Händen nahm und ſie fragte: „Wie oft er es ihr noch verbieten ſolle, Romane zu leſen?“ Alle Ausflüchte halfen nichts; zum Beiſpiel, daß dieß eine wahre Geſchichte und kein Roman ſei; oder daß ihr Bräutigam ſelbſt ihr die Schrift zur Zeitverkürzung geſchickt hätte, oder ſonſt dergleichen. Der eigenſinnige Bauer holte aus, warf, und ſicher wäre die koſtbare Rolle ins Feuer geflogen, wenn der kleine Grande, der am Kamine ſtand, ſolche nicht glücklicher Weiſe, gleichſam aus gelehrtem Inſtinkte, aufgefangen hätte. „Die Schrift iſt mein!“ rief jetzt freudig der kleine Gelehrte, indem er dieſe Pergamentrolle gleich einem Feldherrnſtabe bewegte; „die koſtbare Handſchrift iſt mein, das will ich aus ein und zwanzig Rechtsgründen demonſtriren. Erſtlich habe ich ſie aus unvermeidlichem Flammentode errettet; zweitens ſagen die Pandekten“ . . . — „Ich ſchenke Euch Eure Beweiſe,“ unterbrach ihn der Fiſcher, „und den Roman obendrein; derlei leidige Liebesgeſchichten ſind nichts, als hölliſche Reuſen, worin der Satan die Unſchuld fängt.“ Die ſchöne Jungfrau vertheidigte nun Dichtkunſt und Liebe, berief ſich auf das königliche Mandat, und hemmte nur dann erſt den Fluß ihrer begeiſterten Rede, als Don Maria ihr durch einen heimlichen Wink verſprach, daß ſie die Geſchichte Edwins noch vor ſeiner Abreiſe leſen ſollte.

Der frühe Winterabend vergoldete indeſſen die Landſchaft, und ſchon fing es an, dunkel im Zimmer zu werden, als man Anſtalt zum ungewöhnlich ſpäten Mittagsmahle machte. Der Zwerg wurde gaſtlich gebeten, die Nacht in der Hütte zu verbringen, indem der Weg nach dem nächſten Weiler ſehr gefährlich, der Dunkelheit, der Wölfe und der Spitzbuben halber, wäre, welches Anerbieten auch der furchtſame Kleine freudig annahm.

Man ging früh zu Bette. Der Bauer ſchlief und träumte von ſeinen goldenen Fiſchen; der kleine Gelehrte ſchlief und träumte gar nicht, und die Schöne ſaß in ihrem Kämmerlein und las mit großem Vergnügen die Geſchichte Edwin's und des Storches.

Am frühen Morgen beurlaubte ſich der Zwerg, dem es in dem rauhen Klima gar nicht behagen wollte, und erhielt, nachdem er verſprochen hatte, nicht wieder in Ohnmacht zu fallen, von den Roſenlippen der Jungfrau einen Abſchiedskuß. Der Bauer begleitete ihn bis an den Wagen, drang ihm einen goldnen Fiſch zum Andenken auf und ging, weil es noch früh am Morgen und kein Menſch in der Gegend wach war, nach dem Strande, um die Schriften und das Käſtchen, wie es ihm befohlen war, heimlicher Weiſe zu vergraben.

Ohne irgend ein glückliches oder unglückliches Ereigniß gelangte Don Maria nach langer, langweiliger Reiſe in Liſſabon an, ſchloß ſich vier Monate lang in ſein Studirzimmer ein, ohne daſelbſt eine menſchliche Seele vor ſich zu laſſen, überſetzte in dieſer Zeit mit Hülfe ſeiner Grammatik die Geſchichte Edwin's aus dem Gaeliſchen in's Portugieſiſche, und nachdem er ſie dem Könige ſelbſt in einem glänzenden Abendzirkel vorgeleſen hatte, ſchenkte er das Manuſkript in die berühmte Bibliothek des ſpaniſchen Herzogs Levojamas.

Mit dieſen Worten beſchließt der gelehrte Don Maria de Calibrades, Grande von Spanien und Ritter des goldenen Vließes, ſeine Reiſegeſchichte, in welche ein großer, irdener Topf voll Mallagatrauben eingeſchnürt war, den ſich ein deutſcher Diplomat im Jahre 1790 von Madrid verſchrieben hatte. Sein Hauslehrer, der deutſche Ueberſetzer dieſer wunderbaren Begebenheiten war ſo glücklich, durch ſolches Makulaturfatum dieſen alterthümlichen Schatz für Kunſt und Wiſſenſchaft zu entdecken. Seine antiquariſche Leidenſchaft ſteigerte ſich bei jeder Zeile, die er las. Er mußte zu der Geſchichte Edwin's kommen, es koſte, was es wolle! außer Geld: denn das hatte er nicht, und baare Unterſtützung für ſeine gelehrten Zwecke fand er eben ſo wenig. Dennoch korreſpondirte er — das Porto nämlich war damals faſt ſo wohlfeil, als es jetzt unerſchwinglich iſt — zehen ganzer Jahre lang nach dem fernen Madrid. Aber vergebens! Endlich, als ein unermüdlicher Handlanger der Kunſt, überwältigte er die falſche Scham, ſchnürte ſein Bündel, und kam fechtend, nämlich ohne Schwert, wie die Handwerksburſchen, nach Hiſpaniens berühmter Hauptſtadt. Die Reiſe dauerte länger, denn zwei, die Nachſuchungen in der Bibliothek des Herzogs Levojamas drei, und in andern viele andere Jahre. Alles umſonſt! Er durchreiſte ganz Spanien, hatte komiſche Schickſale, aus welchen er eine Tragödie machen wird, und ward endlich vor einigen Jahren Soldat in der Glaubensarmee. Hier war es nun, wo er wieder ſein altes Makulaturglück fand. Er wurde nämlich in ein Kloſter zum Patronendrehen kommandirt; und man denke ſich ſein Erſtaunen, als ihm bei dieſer Gelegenheit die langerſehnte Geſchichte Edwin's in die Hände fiel. Statt Patronen zu wickeln, las er, empfing dafür freudig die gebührende Züchtigung, rettete aber die koſtbare Makulaturgeſchichte, die er hiermit dem deutſchen Leſer in einer getreuen Ueberſetzung ehrfurchtsvoll darreicht.

Geſchichte des ſchottiſchen Landmanns Edwin und des Storches.

Ich heiße Edwin und bin der einzige Sohn eines bemittelten Landmanns, der in der nördlichen Gegend von Schottland ein kleines Grundeigenthum beſaß, welches ihn und ſeine Gattin reichlich genug ernährete, um bei mäßiger Arbeit nie Mangel zu leiden. Als ich fünf Jahr alt war, ſtarb meine Mutter in der Blühte ihrer Jahre, eh' ſie noch einer Tochter das Leben geſchenkt hatte, die mit ihr begraben wurde, und in kurzer Zeit verſchied auch mein Vater und wurde auf freiem Felde verſcharrt, weil man in unſerm Weiler behauptete, er habe ſich aus Gram ein heimliches Leid angethan.

Drei weitläufige Verwandte prozeſſirten nun um die Ehre, mein Vormund zu werden, und die Prozeßkoſten betrugen in kurzer Zeit ſo viel, daß ſich die Gerichte genöthigt ſahen, mein kleines Gütchen für Rechnung ihrer Sportelkaſſe an den Meiſtbietenden zu veräußern und die drei ſtreitenden Theile dergeſtalt zu kondemniren, daß der eine für meine Wohnung, der Andere für meine Kleidung und der Dritte für meine Ernährung ſorgen mußte, welchem gerichtlichen Befehle die drei Verwandten auch dergeſtalt nachlebten, daß es mir bei dem Erſten nie an einem friſchen Bunde Stroh monatlich fehlte; bei dem Andern nur ſelten an Gerſtenbrod und Waſſer gebrach, und auch der Dritte es nimmer verſäumte, mir am Neujahrstage ſeine abgetragene Jacke und ſeine eigene alte, hirſchlederne Fußbedeckung zu ſchenken. — Schimpfworte und Prügel bekam ich aber von allen Dreien, ſo oft ich mich nur ſehen ließ. Eine ſolche unwürdige Behandlung hätte den Keim des Böſen, der in allen Erdgebornen liegt, leichtlich in mir entwickeln und mich zu einem unglücklichen Böſewichte reifen können, wenn die allgütige Natur nicht ſo unendlich liebreich für mich armen Verlaſſenen geſorgt hätte. Unverſchuldetes Leid, Erniedrigung und Schmach lenkten mein weiches Herz zu ſtiller Demuth und ſanfter Liebe. Ein zartes Kind noch wälzte ich Steine aus dem Fahrwege, pflückte nie eine unreife Frucht und theilte öfters das Abendbrod mit meinen Schlafgenoſſen, den Ziegen, die mir ganz vorzüglich zugethan waren.

Ich war nun neun Jahr alt, als man mich auf Fürſprache einiger mitleidiger Weiber zum Ziegenhirten erwählte, wodurch mir mein armſeliges Leben um etwas erleichtert wurde. Aber ich hatte ſaure Arbeit, mit den Thieren auf den Felſen umher zu klettern, die eben nicht ſehr ergiebig an nährendem Graſe waren. Kam irgend einmal eine Ziege dem Pferdehirten oder Rindviehhüter in's Gehege, ſo wurde das arme Thier mißhandelt und ich ausgeſcholten und verklagt. Daher geſchah es, daß ich mich am Ende genöthigt ſahe, meine Heerde wohl zwei Stunden weit vom Weiler wegzutreiben, und ein glücklicher Zufall ließ mich hier ein heimliches Thälchen finden, das mit den herrlichſten Kräutern dicht bedeckt und den Dorfbewohnern ganz unbekannt war. Auch hütete ich mich wohl, mein ſchönes Geheimniß zu verrathen, obgleich ſich Jedermann verwunderte, wie herrlich die Heerde unter meinen Händen gedieh.

Das Thal war mit mäßig hohen Felſen rings umgeben; auf dem höchſten derſelben ſtand ein alter, verfallener Thurm, und außer dem fetten Graſe, welches der Boden erzeugte, war die Landſchaft rauh und öde.

Eines Morgens, als ich auf einem Steine ſaß und mein Frühſtück verzehrte, ward ich mit einem Male mitten unter meinen Ziegen zwei ſchöne Stiere gewahr, die ruhig im Graſe lagen und wiederkäueten; ich wollte eben näher hinzugehen und nachſehen, ob ſie aus unſerm Weiler wären, als ein bejahrter Mann, ganz in Grau gekleidet, vor mir ſtand und mich fragte, wer mir erlaubt hätte, auf ſeiner Wieſe zu weiden? und als ich mich entſchuldigte und verſicherte, daß ich nicht gewußt hätte, daß dieſe Weide fremdes Eigenthum ſei, nahm er mich lächelnd bei der Hand und ſprach: „Sei gutes Muthes, liebes Kind; ich weiß, daß Dir's nicht zum Beſten geht, aber Du biſt zu Deinem Glücke hierher gekommen. Wenn Du willſt,“ fuhr er fort, „ſo bleibe bei mir, ich bin alt und brauche eines Sohnes Hülfe; Du aber ſollſt in mir einen liebenden Vater finden.“

Die Stimme des Greiſes war ſo rührend und eine gütige Behandlung mir ſo fremd, daß ich vor ihm niederſank und ſeine Hände mit Thränen des Dankes benetzte. Ich trieb auf ſeinen Rath meine Heerde wieder zurück, und noch in derſelben Nacht nahm ich Abſchied von meinem Geburtsort und ſchlich, halb beklommen, halb freudigen Herzens, zu meines neuen Vaters Wohnung, welche das verfallene Felsſchloß war.

Ein friedlich ſtilles Glück hatte ſeinen Sitz in den Trümmern des ehemaligen Kriegsgebäudes aufgeſchlagen; in den Wandſchränken, wo ſonſt Schilde und Helme, Lanzen und Schwerter

verwahrt wurden, ſtanden nun in langen Reihen Werke der Kunſt und Wiſſenſchaft, Früchte entſchwundener Jahrhunderte; wo der Wächter ſonſt dem erſchreckten Bewohner den nahenden Feind verkündigte, auf der Warte, ſah man Geräthe, den Lauf des wechſelnden Mondes und der kreiſenden Sterne zu beobachten. Mit inniger Wehmuth denke ich jetzt an dieſen rührenden Anblick zurück, den mein kindiſcher Sinn damals nicht zu deuten vermochte.

Mein neuer Vater unterrichtete mich in mannigfachen Künſten und Wiſſenſchaften, lehrte mich die Sprachen entfernter Völker, zeigte mir die Bahnen der nächtlich glänzenden Welten und weihete mich in die Liebe Gottes ein, die er den Gipfel aller Wiſſenſchaft zu nennen pflegte. „Doch überhebe Dich nie!“ pflegte er öfters zu ſagen. „Wenn Dein Blick zum Himmel ſchweift, und im unendlichen Aether den Vater findet, lenke ihn auch wieder herab zur Mutter, zur Alles ernährenden Erde und freue Dich ihrer in werkthätiger Liebe!“ Ich wartete die Früchte des Gartens, beſtellte den Acker, bildete Geiſt und Herz und war glücklich.

Sieben Mal hatte der Apfelbaum Blüthen getragen, und ich darf ſagen, daß ich mit jedem neuen Frühjahre die Welt um mich ſelbſt inniger ergriffen hatte; da geſchah es, daß ich in meinem ſiebenzehnten Jahre Zeuge eines Schauſpiels wurde, welches, ohne daß ich es ahnen konnte, mein ganzes künftiges Leben beſtimmte.

Ich beſtellte nämlich an einem ſchönen Herbſtmorgen unſer Feld und ging ruhig hinter meinem Pfluge her, als meine beiden Stiere plötzlich ängſtlich ſtill ſtanden und zu gleicher Zeit über meinem Haupte ein ſeltſames Geräuſch erſcholl. Ich ſah auf, da erblickt' ich über mir in den Lüften einen Storch, der furchtſam vor einer geflügelten Schlange floh, die ihn unabläßlich verfolgte, er wendete ſich ſtets im Kreiſe herum, und ſo ſehr ihm die mächtige Schlange überlegen ſchien, ſo fuhr ſie doch ſtets ſcheu zurück, ſo oft ihr der Storch ſeinen langen Schnabel drohend entgegenſtreckte.

Ich hatte dem ſonderbaren Kampfe kaum eine Minute lang zugeſehen, als ein mächtiger Stein dicht zu meinen Füßen ſo heftig zur Erde fiel, daß ich und meine Stiere ängſtlich zur Seite ſprangen. In demſelben Augenblicke umwickelte die furchtbare Schlange den Storch und floh mit ihm gen Norden pfeilſchnell davon.

Als ich mich von meinem Erſtaunen erholt hatte, hob ich den herab gefallenen Stein auf und erkannte ihn für einen gewöhnlichen Magnetſtein, wie ich ihn ſelbſt nicht ſelten in den Gebirgen gefunden hatte. Ein einfacher Ring von Stahl haftete an demſelben, den ich nur mit äußerſter Anſtrengung von dem Magnete trennen konnte. Schnell lief ich nach Hauſe, um meinem Vater dieſes Abenteuer zu erzählen; aber ich fand ihn weder in dem Garten, den er gewöhnlich um jene Zeit zu beſtellen pflegte, noch in ſeiner Arbeitskammer, noch in irgend einem Gemache des Gebäudes. Mit beklommenem Herzen ſtieg ich endlich die ſchmalen, ſteinernen Treppen des Thurmes hinan; es war die Warte, der einzige Ort in unſerer Wohnung, den ich noch nicht durchſucht hatte. Aber ſchon früher, eh' ich ſie erreichte, fand ich ihn. Rechts in der Mauer nämlich wurde ich eine Pforte gewahr, die ich früher für eine Blende gehalten. Ein großer, behauener Stein, welcher die Thür bildete, war nicht geſchloſſen, ſondern nur angelehnt. Schnell trat ich hinein; aber wie geblendet wankte ich zurück, als ich mich in einem erleuchteten Gewölbe befand, und meinen Vater vor einem ſchön in Stein gehauenen Altar knien ſah, über welchem in Lebensgröße das Bild einer überirdiſch ſchönen, weiblichen Geſtalt hing, ſo ſonderbar künſtlich von farbigen Lampen umſtrahlt, daß ſie, von Schmelz und Glanz umfloſſen, in Aetherduft zu wallen ſchien. Wie lange ich feſt am Boden gewurzelt ſtand und mit unverwandten, gierigen Blicken das ſchöne Bild in meine Seele ſog, weiß ich nicht zu ſagen; aber wonnetrunken ſtand ich noch da, als mein Vater, der mir bis jetzt den Rücken zugekehrt hatte, ſich langſam empor hob und ſich heftig entſetzte, als er mich hier ihm ſo nahe gewahr wurde; doch faßte er ſich ſchnell, ergriff meine Hand, und nachdem er mich ſtillſchweigend aus dem Gewölbe geführt und die mächtige Thür hinter ſich verſchloſſen hatte, ſprach er mit ſanfter Stimme: „Vergiß, was Du dort geſchaut, und wenn ich je Dir wohlgethan, ſo frage nie, was es bedeutet.“

Nachdem ich mich nun wegen dieſes Zufalls entſchuldigt hatte, erzählte ich ihm, was mir ſo eben begegnet war; doch erſchalt mich unvorſichtig, daß ich nur den Ring und nicht auch den Stein mitgebracht habe. „Wir können ihn noch holen,“ antwortete ich, „er liegt bei dem Pfluge, wo ich ihn hinwarf;“ und mit dieſem Worte kehrten wir Beide eilig nach dem Felde zurück.

Hundert Schritte ungefähr waren wir jetzt von dem Orte entfernt, wo mir dieß wunderbare Abenteuer begegnet war, da gelüſtete es uns nicht, näher hin zu gehen, denn die furchtbare Schlange kroch klappernd auf dem Boden umher und ſchien den entfallenen Ring zu ſuchen; neben ihr ſtand der Storch zahm und geduldig. Wir wollten eben leiſe zurückſchleichen, doch die Schlange, die uns in demſelben Moment gewahr wurde, ſchoß wüthend auf meinen väterlichen Freund los. Wie aus Inſtinkt trat ich ſchützend vor ihn und ſtreckte dem aufgereizten Thiere meine unbewaffneten Hände drohend entgegen; da fuhr ſie ziſchend zurück, umſchlang mit vielfachen Ringen den wehrloſen Storch und flog mit ihm auf und davon, ſchnurſtracks gen Süden. Welche Freude ich empfand, meinen Vater gerettet zu haben, und wie er mir dankte, iſt unbeſchreiblich.

Nachdem wir uns für verſichert hielten, daß die Schlange nicht wiederkehren würde, begannen wir den Stein zu ſuchen; aber alle Mühe war vergebens. Statt deſſen aber, als ich auf dem Felde umher irrte, fand ich ein junges Störchlein, welches beide Beine gebrochen und an dem Halſe eine tiefe Wunde hatte, an welcher man deutlich die Spuren ſpitziger Zähne bemerken konnte. Ich hob das zarte Thier auf, wuſch den Schlangenbiß ſauber mit Quellwaſſer aus, träufelte heilſame Kräuterſäfte in die Wunde, verband die beſchädigten Beine, nachdem ich die gebrochenen Röhren behutſam an einander gefügt hatte, und pflegte und wartete das arme Thierchen mit ſo glücklicher Sorgfalt, daß es, ehe noch ein Monat verging, völlig geſund ward und mich auf Tritt und Schritt, wie eine treue Taube, flatternd begleitete. Den Ring aber ließ ich nicht von meinem Finger, denn mein weiſer Vater hatte ihn ſogleich für einen Talisman erkannt, und meinte, daß er mir einſt von großem Nutzen ſein könne, obgleich er beſcheiden geſtand, nicht hinreichende Kenntniſſe in der Magie zu beſitzen, um die Tugenden dieſes Zauberringes erforſchen zu können.

Der rauhe Herbſt und der ſtrenge Winter waren unter mannichfachen Beſchäftigungen und ernſten Studien vorüber gegangen, und obgleich ich das Gebot meines Vaters ſtrenge befolgt und nie des Ereigniſſes im Thurme auch nur entfernt erwähnt hatte, ſo war mir doch das Bild jenes überirdiſchen Weſens nie aus der Seele gewichen; wachend und träumend umſchwebte es mich, und in wehmüthig ſtiller Sehnſucht ſah ich in jeder Welle des Baches, in jeder wallenden Wolke die himmliſch ſüße Geſtalt. Jetzt in der neuen Frühlingsſonne floſſen die Quellen wieder und milde Strahlen lockten das junge Gras aus dem erwärmten Boden hervor, da baute ich meinem Storche auf dem höchſten Fichtenbaume in der Gegend ein bequemes Neſt, in der Abſicht, daß die wiederkehrende Mutter ihr todt geglaubtes Junges dort finden möchte; auch kam mancher Bewohner ſüdlicher Lüfte geflattert, um den armen Menſchen des Nordens den wiederkehrenden Lenz zu verkünden, doch keiner wollte ſich zu meinem verlaſſenen Gefieder geſellen; das kleine Thier blieb einſam und ward mir doppelt lieb. Den ganzen Sommer über, auf dem Felde, bei meinen Büchern, ja wenn ich mitten in der Nacht auf der einſamen Warte die Bahnen der ſchweigenden Sterne maß, war mir das dankbare Thierchen ſtets ein treuer Begleiter, und ſchien ſich zu grämen, wenn ich von Zeit zu Zeit nicht mit ihm tändelte, wie es gewohnt war.

Aber auch ich hatte mein Störchlein lieb gewonnen, daß es mich Thränen koſtete, als ich es verlor: Mein liebes Federſpiel ward mir weder von der grauſamen Schlange, noch durch ſonſt irgend ein außerordentliches Ereigniß geraubt; es folgte ſeinem angebornen Inſtinkte, flog bei heran nahendem Herbſte, nachdem es mich einmal über das andere gleichſam dankbar angeblickt hatte, nach glücklichern Zonen und kam nie wieder.

Ich hatte nun mein zwanzigſtes Jahr erreicht und meinen Storch längſt vergeſſen, als mich mein Vater eines Morgens vor ſein Lager rief und mit ſchwacher, kranker Stimme alſo anredete: „Ich habe heute Nacht einen ſchweren Traum gehabt, der mir den Tod und Dir nahes Glück verheißt. — Sie iſt nicht mehr, ich habe ſie geſprochen. — Sobald ich geendet habe, zieh' unverzüglich nach Süden; erkämpfe dort, was mir geraubt wurde, und ſei geſegnet. In jenem Schranke wirſt Du einen Beutel mit Gold finden. — Nach Süden unverzüglich! Ununterbrochen! Der Himmel ſegne Dich!“ Mit den letzten Worten war er verſchieden. Ich benetzte ſeine kalten Hände mit Thränen, beſtattete ihn zur Erde, und nachdem ich überall und lange, aber vergebens, mein geliebtes Bild geſucht hatte, gedachte ich des letzten Gebots meines väterlichen Freundes, und zog, wie von unſichtbarer Macht wunderbar geſtärkt, von dannen. Ich lernte Länder und Völker kennen, hatte freudevolle und trübe Stunden, und übergehe jene kleinen Begebniſſe, die ich, wie jeder andere Reiſende, auf meiner Fahrt erlebte. Noch weniger will ich erzählen, wie erſt mein junges Herz den Menſchen mit Liebe entgegen kam; wie ich dann Gefahr lief, ſie haſſen zu müſſen, und endlich die Menſchheit lieben lernte. Ich will nur ſagen, daß, trotz ſo mancher verführeriſchen Lockung, meine Bruſt vor Frauenliebe geſtählt blieb, geſtählt durch jenes wundervolle Bild, das wie aus fernen Wolken winkend, immer und immer vor meiner trunkenen Seele ſchwebte.

Digitized by Google

So ſtand es mit Geiſt und Herzen, als mir in Venedig das letzte Goldſtück aus meinem Beutel ging, und die eiſerne Nothwendigkeit mich zwang, an Erwerb zu denken. Auf einem Kriegsſchiffe, welches die Republik gegen die ungläubigen Piraten der afrikaniſchen Küſten ausgerüſtet hatte, wurde ein Arzt verlangt, und ich nahm dieſe Stelle, nachdem ich Proben meiner Geſchicklichkeit abgelegt hatte, unter billigen Bedingungen an. Aber wir waren noch nicht vier und zwanzig Stunden in See, als unſer Schiff von drei afrikaniſchen Schebecken genommen und die Mannſchaft als Sklaven davon geführt wurde. Ich verſtand die Sprache unſerer Ueberwinder und wurde daher milder, als meine Unglücksgefährten behandelt.

Auf dem Markte zu Tunis ließ ich mich als Gärtner ausſtellen, weil ich einen unwiderſtehlichen Hang zu den Beſchäftigungen meiner Kindheit fühlte, und ein reicher Gutsherr kaufte mich um einen hohen Preis, führte mich nach ſeinen Beſitzungen, die tief im Lande lagen, und machte mich zum Oberaufſeher ſeiner Gärten. Funfzig Sklaven ſtanden unter meinen Befehlen; was ich anordnete, wuchs und gedieh und erwarb mir das Wohlwollen meines Herrn, an deſſen ſanfte Tugend ich noch jetzt mit dem tiefſten Mitleid zurück denke. Und ſo hätte ich in dieſer ſtillen Beſchränkung das Ende meiner Tage ruhig erwartet, wenn es das Schickſal nicht anders mit mir gewollt hätte.

Eines Abends nämlich, als ich in der Abendröthe den Garten durchwandelte und mich mit den ſüßen Blumendüften und dem goldenen Himmel erfreute, fand ich meinen Herrn mit geſenktem Haupte, laut weinend, im Graſe ſitzen; er war mir gut, liebte mit mir zu ſprechen, und ſo nahm ich mir ein Herz und fragte, was ihn zu ſo heftigen Schmerzen bewege.

„Die ſchönſte Blüthe meines Lebens hat der Sturm gebrochen!" rief er verzweiflungsvoll, rang die Hände und weinte fort. Ich ſprach ihm Worte des Troſtes ein, und erfuhr, daß die Aerzte ſeiner einzigen Tochter, einem Mädchen von ſiebenzehn Jahren, das Leben abgeſprochen hatten.

„Euer treuer Knecht," erwiederte ich, „iſt in der Heilkunde nicht unerfahren, und wenn Ihr mich würdiget, die Kranke zu ſehn, wenn die Geſetze des Landes einem Jüngling erlauben" —

Er ließ mich nicht ausſprechen, ſprang ſchnell auf, ergriff mich krampfhaft bei der Hand und führte mich in das Krankenzimmer. — Dort hatte ich meine Noth mit den aufwartenden Weibern, die meiner großen Jugend halber mir alle Kenntniſſe abſprachen und es für unerhört und aller Sitte zuwider hielten, wenn ich bald der Kranken den Schleier aufhob und ihr mit forſchendem Blicke in die Augen ſahe, bald meine Hand auf ihre Stirn legte, um den Umlauf des Blutes zu erkunden; ja, mein Herr mußte ihnen ſogar mit harten Strafen drohen, auf daß ſie mir nur die Fragen beantworteten, die ich nothwendiger Weiſe machen mußte und auf die mir die ſchöne Kranke ſelbſt keinen Beſcheid geben konnte, indem das Fieber ihre Sinne verwirrt hatte und ſie unzuſammenhängend ſprechen ließ.

Ich kam drei Tage und drei Nächte nicht von ihrem Lager. Vergebens! Hier ſcheiterte meine Kunſt; was ich auch thun, welche kräftige Mittel ich auch zuſammenſetzen mochte, das Uebel wich nicht von der Stelle, und wenn ich auch den allzu freudigen Vater über die nahe Todesgefahr ſeines Kindes beruhigen konnte, ſo war ich doch in meiner Seele um ſo beſorgter, da ſich das brennende Fieber in eine ſchleichende Krankheit verwandelt hatte. — Die irdiſchen Hilfsquellen der Kunſt waren erſchöpft, da dachte ich der himmliſchen Kräfte, die auf des Menſchen Seele einwirken: der geheimnißreichen Sympathie; und es gelang. Ich gab den wachenden Frauen einen Schlaftrunk, kam ungehindert an das Bett der Kranken, weckte ſie behutſam, verſprach ihr Geneſung, wenn ſie mir folgen würde; und ſie, mit thränenden Blicken des Danks, ſchwieg und erwartete geduldig ihr Schickſal. Da begann ich Zirkel durch Zirkel zu ſchlingen, folgte mit kreiſenden Händen den Liniamenten, band die leidende Schöne in magiſchen Schlummer, und erfuhr, was mir die Wiſſenſchaft nicht zu ſagen vermochte. Nachdem ich mich während eines Monats nur Minuten lang aus ihrem Zimmer entfernt hatte, führte ich jetzt dem unbegrenzt glücklichen Vater die blühende Tochter in die Arme. —

Von nun an ſah ich die ſchöne Leila oft; ſie durfte jetzt den Garten beſuchen; dort fiel es nicht auf, wenn ſie mit mir ſprach, und auch im Palaſte wurde mir ihr Anblick gewährt, da ich meine Freiheit erhalten hatte und oft zur Tafel gezogen wurde.

So ſchön, ſo reizend ſie aber auch war, ſo rührend auch ihr dunkler, brennender Blick mir Liebe um Liebe verſprach; es ſtand ein anderes Bild vor meiner Seele und ich vermochte nicht, Empfindungen zu erwiedern, die ich unſeliger Weiſe in dem jungfräulichen Buſen des feurigſten Mädchens erweckt hatte.

„Du weichſt mir aus," ſprach ſie eines Tages (ſie ſaß auf einer Raſenbank und ich ſtand im Geſpräch ehrerbietig vor ihr), „Du weichſt mir aus, und zwingſt mein ſchüchternes Herz, daß es hoch und höher ſchlägt und bebend erbangt! Oder zweifelſt Du vielleicht? Verlangt Dein ſtolzer Sinn ein Wort zu hören, das dieſes verwandelte Herz umſonſt zu verbergen ſtrebt? Nun ſo möge auch die Lippe dieß verkünden, daß ich Dich liebe, einzig, ewig und mehr als mich ſelbſt! Du ſenkeſt Deine Augen, meine Sonne? Deine himmliſch Antlitz färbt ein verſchämtes Roth? Sieh', und ich blicke Dich noch ein Mal feſt an und wiederhole es: ich liebe Dich! Du biſt die Jungfrau und ich bin der Jüngling, der um Dich wirbt; ja ſo ganz hat die Liebe mich verwandelt! O, daß es auch die Liebe wäre, die Dich Kühnen, Weiſen, Schönen, wie ein ſchüchternes Mädchen verſtummen läßt!" Sie ſank vor mir nieder, ergriff meine Hand, drückte ſie an ihre brennenden Lippen und zerfloß in Thränen.

„Schöne Leila," begann ich verwirrt, als ſie mich jetzt mit feuchtem Blicke forſchend anſchaute, „ſo ſehr ich auch Deine beneidenswerthe Gunſt —" „Nicht weiter," fiel ſie raſch ein. „Ich hab' es geahnet! O ich Unglückſelige!" rief ſie laut weinend, rang die Hände und floh. Ich wollte ihr folgen, aber ein furchtbar drohender Blick befahl mir, zu bleiben; ich ſtand wie feſtgewurzelt, und ſie entſchwand meinen Augen.

Die widerſprechendſten Empfindungen wechſelten ſeit jener Stunde in meinem Buſen, und ſchneidende Gefühle durchkreuzten ſich in meiner Seele; ich kämpfte einen ſchweren Kampf.

Vierzehn ſorgenvolle Tage waren mir alſo vergangen, und da ich das unglückliche Mädchen ſeit dieſer Zeit nicht wieder geſehn hatte: ſo dachte ich, daß ſie mich vermeiden und auf dieſe Weiſe ihr Herz bekämpfen wolle. Ihr in dieſem Vorhaben durch ſchnelle Flucht zu Hilfe zu kommen, hielt ich für Pflicht; ich vertraute einem treuen Sklaven mein Geheimniß, bereitete mit deſſen Beiſtande mein Reiſebündel, gab ihm ein Schreiben für unſern Herrn, und entfloh bei Nacht und Nebel aus einer Gartenthüre, die auf's Feld führte.

Wie froh war ich, als ich mich am andern Morgen fern von meiner ehemaligen Wohnung befand, fremde Gegenſtände und fremde Menſchengeſichter ſahe. — Ich ſog die friſche Morgenluft mit tiefen Zügen ein, und mein Herz war neu belebt und geſtärkt, — den ganzen Tag über wanderte ich ununterbrochen fort gen Süden, der Lehre meines verſtorbenen Vaters eingedenk, und kehrte ſpät Abends in ein einzelnes Haus ein, das in einem anmuthigen Thale, am Ufer eines kleinen Flüßchens ſtand, und woſelbſt ich von einem alten Ehepaar gaſtlich aufgenommen wurde. Wir verzehrten ein ländliches Abendmahl, und da die Nacht ſchon weit vorgerückt war, wurde ich in ein ſtilles Kämmerlein geführt, wo Einſamkeit und ein reinlich bereitetes Lager dem ermüdeten Wanderer Ruhe verhießen. Als ich aber mein Reiſegeräth öffnete, um meine Kleider zu wechſeln, fand ich gleich oben auf ein Schreiben, welches mir eine Begebenheit verkündete, an welche ich noch jetzt, im Schooße des Glücks, nur mit der innigſten Wehmuth zurück denken kann. Auf der äußern Seite des Blattes ſtand: „Für Edwin von ſeiner Leila," und als ich's zitternd entfaltet, las ich folgende Worte: „Was ich immer ahnete und immer mir verhehlte; was ich niemals begriff, weil es mir ſtets entſchwand, wenn ich es deutlich denken wollte, nicht meine Schmach, Edwin, mein Unglück, es ſtehet nun wirklich vor mir da, in ſtarrender Gewißheit und ſtiert mich an und faßt und drückt mich zu Tode. — Nicht wahr, mein Arzt, das Uebel iſt unheilbar? — O ich fühl es wohl, ſo gern Du auch möchteſt, dieß Mal kannſt Du mir nicht helfen! — Du liebſt! — Läugne es ja nicht; ich weiß es; oder meinſt Du, ich hätte den Ring vor Thränen nicht ſehen können, als ich damals Deine Hand an meine glühenden Lippen drückte? Ich ſahe ihn wohl, er war von hartem Stahl und hell geſchliffen. Nicht Deine Schuld iſt dieſer Mord! Es iſt der harte, ſcharf geſchliffene Stahl, der mir das Herz durchſchneidet. Ich ſegne Dich und ſterbe!" —

Ich war von der ungewohnten Fußreiſe, von manchem anſtrengenden Geſchäfte des vorigen Tages, von hundert ſtreitenden Gedanken und Empfindungen bis auf den Tod ermattet. Als ich die letzten, erſchütternden Worte dieſes traurigen Schreibens las, ſchwanden mir die Sinne und ich ſank bewußtlos zu Boden. Wie ich wieder erwachte, war meine Lampe erloſchen, und eine weibliche Geſtalt, in einem Schleier gehüllt, ſtand leuchtend vor mir. Aus ihrem Gürtel ragte ein glänzender Stahl hervor und auf dem Gewande waren Spuren von Blut zu ſehen. Ich fuhr ſchaudernd zurück, aber die Geſtalt näherte ſich und ergriff mich leiſe mit weicher, warmer Hand.

„Leila!" rief ich; ſie lächelte ſchmerzlich, winkte, ſchritt fort, und ich, unwiderſtehlich, mußte fort mit ihr, die Stiegen hinab, zum Hauſe hinaus in's Freie. Sie hielt mich feſt bei der Hand. Durch Feld und Thal, über Fluß und Hügel ſchwebten wir fort, ich berührte den Boden nicht. Die Sterne erblaßten ſchon, wir waren in einem dichten Wald, da ſtand ſie ſtill, ließ ſie meine Hand fahren, ſeufzte ſchwer auf und zerfloß wie leichter Nebel vor der Morgenſonne. Ich ſtreckte meine bebenden Arme nach ihr hin, da wankte der Boden, die Erde wich unter mir und ich

Digitized by Google

fiel hinunter. — Als ich die Augen aufſchlug, ſah ich beim Schimmer einer brennenden Ampel, die vom Gewölbe herab hing, eine furchtbare Löwin raſch auf mich los gehn. Scheu ſprang ich zurück, ergriff einen Kieſel und ſchleuderte ihn auf das brüllende Thier; aber wie groß war mein Erſtaunen, als daſſelbe plötzlich ſtill ſtand, mich mit großen Augen anſahe und ſich mit Kopf und Vorderpfoten demüthig zur Erde ſtreckte, gleichwie ein gehorſamer Jagdhund ſeinen Herrn zu grüßen pflegt.

Mein Erſtaunen vermehrte ſich, als jetzt die Löwin langſam näher ſchritt und ſich zahm ſchmeichelnd feſt an mich ſchmiegte. Ich wagte es, ihr den Rücken zu ſtreicheln; ſie ſchien erfreut darüber, und wir wurden bald gute Freunde. So ſchritt ich nun dem Thiere nach, das tiefer und tiefer in die Höhle hinein ging und ſich von Zeit zu Zeit umſahe, ob ich ihm auch folge; und ſo führte es mich nach einem weichen Lager von Moos, auf welches ich wider Willen kraftlos niederſank und, meiner ſelbſt nicht mächtig, entſchlief. Noch ſchien es mir Nacht zu ſein, da weckte mich die Löwin, ging im Kreiſe um mich herum und war unruhig; ich liebkoſte ſie, aber es kümmerte ſie wenig, ſie ſchien Etwas zu verlangen und hörte nicht auf, mich zu beläſtigen; ich konnte ſie nicht verſtehn, wurde des Spiels überdrüſſig, wendete mich weg und that, als ob ich ſchliefe; aber die Löwin ließ ſich nicht ſtören und hörte nicht auf, mich zu beunruhigen; ich ſtieß ſie ſanft mit vorgehaltener Rechten zurück, da faßte ſie meine Hand mit ihren gewaltigen Zähnen und biß mich ſo heftig, daß das helle Blut hervor quoll. Ich ſprang erſchrocken auf und flüchtete mich in einen Winkel, aber die Löwin folgte mir langſam und ſtellte ſich reuig in demüthiger Stellung vor mich hin. Da gewann ich wieder Muth, ſchlich nach dem Mooslager, zerriß den leinenen Bund meines Turbans und verband die Wunde, ſo gut ich vermochte. Die Löwin hatte es bis dahin nicht wieder gewagt, mir nahe zu kommen; ſie hatte ſich in einen Winkel hingeſtreckt, ohne ein Auge von mir zu laſſen; als ſie aber die Wunde verbunden und mich ruhig ſah, kam ſie ſchüchtern näher, indem ſie von Zeit zu Zeit ſtill ſtand, den Kopf reuig auf die Erde ſtreckte und endlich wenige Schritte von mir in dieſer demüthigen Stellung ſtehen blieb.

Dieſe liebenswürdige Gutmüthigkeit in einem ſo gewaltig ſtarken Thiere rührte mich dermaßen, daß ich, trotz des heftigen Schmerzes meiner Wunde, aufſtand und ihm beruhigend Kopf und Rücken ſtreichelte. Aber wie grenzenlos war mein Erſtaunen, als plötzlich, indem ich zum dritten Male mit meiner unbeſchädigten Linken vom Kopfe der Löwin über ihren Rücken herunter fuhr, das Thier verſchwunden war, und ich ſtatt deſſen eine königlich geſchmückte, edle, weibliche Geſtalt gewahr wurde, deren Antlitz von einem undurchſichtigen Schleier verhangen war.

Ich ſtand noch gebeugt und ſtumm vor ihr, da ſprach ſie: „Hab' Dank, Edwin, mein Schutzgeiſt, mein Erretter!“ ſie ſchlug ihren Schleier zurück, ſah in meine Augen; ſie war's, die ich immer gedacht hatte. „Wir kennen uns ſchon ſeit lange,“ ſagte ſie jetzt; und — „Seit ich lebe,“ rief ich, „ſeit ich liebe, umſchwebt mich Dein Bild!“ — „Du haſt mich nicht gänzlich verſtanden, Edwin,“ fuhr ſie fort, „ich dächte, wir hätten ſchon ein rundes Jahr mit einander verlebt!“ Und als ſie bei dieſen Worten meinen ſtaunenden Blick bemerkte, entblößte ſie ihren ſchönen Hals und zeigte mir nahe der Schulter einen weißen, glänzenden Flecken, als ob der Wind einen Schneeflocken an eine Alabaſterſäule geweht hätte. — „Dieß war eine tödtliche Wunde,“ ſprach ſie; „und hätteſt Du Dich nicht des mutterloſen Störchleins damals erbarmt: ſo würde ich unfehlbar geſtorben ſein. Ja, Edwin, unter der Geſtalt eines Storches haſt Du Deiner Dilara das Leben gerettet und ſie ein Jahr lang gepflegt.“ Das Wort auf der Lippe erſtarb mir in ſtaunendem Entzücken; ich ſank an ihren Hals und küßte das Denkmal meines Glücks. Als ich ſie wieder anblickte, ſprach ſie lächelnd: „Ich habe Dir Deine liebevolle Sorgfalt ſchlecht belohnt,“ und zeigte auf meine verwundete Hand; „aber ſchreibe dieſes Ungemach nicht mir, ſondern Deiner übeln Gewohnheit zu, die Dich Alles mit der rechten Hand thun läßt; ich konnte mir nicht anders helfen, ich mußte ſie lähmen, auf daß ich von Dir mit der Linken berührt würde, an welcher Du den Wunderring trägſt, der meine Entzauberung bewirkt hat. Aber ich will nun auch für Dich ſorgen und Dich pflegen und warten, daß, ehe der Mond wechſelt, keine Spur von der Wunde zu ſehen ſein ſoll.“ Ich verſicherte ihr, daß ſolche ſinnreiche Liſt nur einer Löwin wie einem Löwen hätte einfallen können, und ſcherzte noch über dieſen ſonderbaren Vorfall, als ſie mich fragte, welches glückliche Ungefähr mich in dieſe unzugangbare Höhle geführt habe? Da ſprach ich: „Friede ſei Deiner edeln Seele, unglückliche Leila!“ Und nieder kniete ich und flehete um Ruhe für ihren Schatten, um Gnade und Lohn für ihre Liebe und Großmuth.

Dilara wollte wiſſen, von wem ich ſpräche, und ich erzählte ihr mit kurzen Worten die Geſchichte des armen, unglücklichen Mädchens. — Thränen des Mitleids ſtanden in den Augen meiner Geliebten, und als ich geendet hatte, ſprach ſie: „Laß uns ihr Andenken ehren und für die Ruhe ihres Geiſtes drei Tage noch in dieſer Höhle bleiben, und jedes liebevollen Worts enthalten und von Wurzeln des Waldes und dem Waſſer des Bergquells nähren.“

Dieſer Gedanke war wie aus meiner Seele genommen; ich winkte ihr Beifall zu. Wir blieben drei Tage in der Höhle, nährten uns von Wurzeln und klarem Waſſer, und kein Wort von Liebe kam über unſere Lippen. Ich erzählte meiner Dilara während dieſer Zeit die Geſchichte meiner Jugend und ſie mir die ihre ſammt den Schickſalen ihrer Mutter, die ich, theuren Verſtorbenen zum Gedächtniß, hier aufſchreiben will.

„Meine Mutter,“ hob Dilara an, „war die einzige Tochter Ibrahim's, Königs der fünf vereinigten Republiken Ga, Lo, Ri, Fe und Ru. Ihre Jugend floß ungeſtört, unter ſchuldloſen Freuden dahin, und ſie hatte ihr ſiebenzehntes Jahr noch nicht völlig erreicht, als ſchon der Ruf ihrer Schönheit ſowohl, als ihres ausgezeichneten Geiſtes durch das ganze Land und über ſeine Grenzen hinaus erſchollen war. Da ſie nun überdieß mit ihrer Hand eine Königskrone zu verſchenken hatte: ſo wird es Dich nicht wundern, daß es ihr weder unter den Großen des Landes, noch unter den fürſtlichen Reiſenden, die den Hof beſuchten, an Bewerbern fehlte, und daß dieſe kein Mittel unverſucht ließen, ihr Herz zu gewinnen. Vergebens! es gehörte ihr nicht mehr; Sadi, der Sohn Kalafs des Weiſen, hatte ihr bereits Liebe geſtanden und ſie ihm ewige Treue geſchworen. Aber die Prüfungsjahre des Jünglings und ſeine Erziehung in den Myſterien des Staats waren noch nicht vollendet, und ſo mußte dieſe Liebe vor aller Welt ein Geheimniß bleiben; obgleich die Prinzeſſin zu keiner Heirath gezwungen werden durfte, indem es ihr nach den Reichsgeſetzen frei ſtand, ihre Hand jedem Eingeweihten zu ſchenken, ſobald ſie die Probe reiner Liebe beſtanden hatte.“

„Während ſich nun in dieſer Zeit das glückliche Paar nur auf Augenblicke und verſtohlner Weiſe ſehen konnte, um ſich über die Plane ihrer künftigen Verbindung zu beſprechen, war Katuator, genannt der Schlangenkönig, der Beherrſcher eines nahe gelegenen, mächtigen Reiches, am königlichen Hofe zu Ga erſchienen, und verhehlte ſorgfältig ſeine Abſichten auf die Erbprinzeſſin, weil er nur zu wohl wußte, daß er in dem Rufe eines böſen Zauberers ſtand, und daher von dem tugendhaften König Ibrahim nicht gut gelitten war, obgleich man ihm in der Reſidenz alle Ehre erwies, indem man die große Macht des Rachſüchtigen fürchtete. Bloß die Gier, ſeine Grenzen zu erweitern und durch die Hand der Königstochter mit guter Art auf den Thron der Republik zu kommen, hatte ihn nach Ga gelockt; aber kaum hatte er die ſchöne Prinzeſſin dort geſehen, als auch eine wilde, ſinnliche Liebe Triebfeder ſeines Thuns wurde. Sie hatte das welke Herz des Wüthrichs in einen glühenden Kieſel verwandelt, und in heißer Wolluſtgier kochte ſein Blut, wenn er dem Sonnenglanz der ſchönen Jungfrau zu nahe kam, um welchen er, wie ein nächtliches Inſekt um eine Fackel, taumelnd ſchwirrte. Aber wie oft er es auch mit flammenden Blicken, halb abgebrochenen Worten und frechen Späßen verſucht hatte, ſeine ſtürmende Leidenſchaft eindringlich an den Tag zu legen: ſo ſah er doch nur zu deutlich, daß alle ſeine Bemühungen die entgegengeſetzte Wirkung auf die ſchöne Fürſtin hervorbrachten, die voller Furcht und Abſcheu dem quälenden Verfolger, ſo weit es der Wohlſtand erlaubte, ſorgfältig aus dem Wege ging. Dennoch verlor er die Hoffnung nicht; denn da es ihm um eine freie, ſelbſt gewählte Hingebung ihres jungfräulichen Herzens eben nicht ſehr zu thun war, ſo nahm er zu böſen Künſten ſeine Zuflucht, miſchte ihr manchen magiſchen Trank, zog um die Stunde der Geiſter manchen zauberiſch flammenden Kreis und beſprach den Mond und die Larven der Hölle.“

„Als er aber ſahe, wie alle ſeine Mittel, die kräftigſten ſelbſt, fehlſchlugen; als auch das letzte, ein Feuertrunk, der ein Eisgebirge hätte entflammen können, ohne Wirkung geblieben war, ward er wüthend, raſte, tobte und fluchte dem unbekannten Verführer, der ihm ſein beſtes Kleinod rauben durfte. Denn da die Jungfrau ſeinen Künſten widerſtanden hatte, ſo war ihm dies ein ſicheres Zeichen, daß ſie bereits liebte, daß dieſe reine Liebe ſie beſchützte; und Eiferſucht peitſchte ſein Blut und trieb's in die rollenden Augen. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Noch an demſelben Tage, als er meine Mutter einſam, ihren Gedanken nachhangend, in dem königlichen Garten luſtwandeln ſahe, ſchlich er leiſe nach und warf ihr einen grauen Schleier über, der ſie vom Haupte bis zu den Füßen bedeckte; ſie erſchrak, wollte ſich los machen, verwickelte ſich feſter und feſter; der Schleier wuchs, zerfloß, ſchwebte vom Boden auf, und in eine dichte Nebelwolke gehüllt ward ſie davon getragen.“

„Wie es wieder Licht vor ihren Augen wurde, befand ſie ſich in einem hell erleuchteten, prächtig geſchmückten Saale, auf weichen Kiſſen gelagert, von dienſtfertigen Sklaven umringt, ahnete, was mit ihr geſchehen war und ſank ſchaudernd zurück. —

Digitized by Google

Sie befand ſich in der Reſidenz und in dem Schloſſe des Unholds, der ſich bald demüthig nahte, ſeine Kühnheit der gränzenloſen Liebe zuſchrieb, ihr Herz und Thron anbot, ſie unablässlich quälte und immer wiederkehrte und immer flehte, um ſtets hoffnungsloſer davon zu gehen. Denn daß die gütige Natur auch dem mächtigſten Magiker keine Macht über eine ſchuldloſe Seele giebt, wirſt du wohl wiſſen, mein Edwin. Daher ließ er es nicht an freundlichen Worten fehlen, ſpielte den Gutmüthigen, ſo gut er es vermochte, that, was er ihr an den Augen abſehen konnte, und ließ ſich ſelbſt Erniedrigungen gefallen, um nur in ihre Gunſt zu kommen. Er ging ſo weit, ihr zu geſtehen, daß ſeine größte Macht in der Kraft eines Ringes läge, den er von ſeinem Vater geerbt, und an welchem der König der Genien mit ſiebenzehn Gehilfen hundert Jahre lang gearbeitet hätte, daß er dieſen Ring alle ſieben Jahre nur Einmal vom Finger ließe, um ihn auf der Warte ſeines Schloſſes in dem Blute eines eben gebornen Kindes beim Mondenſcheine zu kochen. Er erzählte ihr auch noch von einigen andern Eigenſchaften dieſes Talismans, durch welchen er ihr bald die herrlichſten Freuden verſprach, bald auch, ſo oft ſie ihm widerſtand, bedrohte."

„Wie lange meine Mutter in der peinigenden Lage blieb, von dem Verhaßten mit widerwärtiger Zärtlichkeit gequält zu werden, wie lange ihr Herz indeß den theuren Geliebten entbehren mußte, weiß ich Dir, mein Freund, nicht genau zu ſagen, eben ſo wenig, wie dieſer ſie auskundſchaftete, und welche Mittel ihn die Liebe lehrte, ſie zu ſehen und zu ſprechen. Es ſei Dir genug, zu wiſſen, daß bittre Reue einer vertraulichen Stunde folgte; die Liebenden ſchworen beſchämt zu büßen, ſich nimmer wieder zu ſehen! Sadi ging und ſeine Geliebte blieb und weinte. Vor aller Welt verborgen, ſchloß ſie ſich in ihr Gemach ein und ließ keine Seele vor ſich, eine junge Sklavin von dreizehn Jahren ausgenommen, deren Mutter ſie einſt vor grauſer Todesſtrafe gerettet hatte, und die ihr deßhalb gar ſehr zugethan war."

„Mit bewundernswürdiger Geduld hatte Katuator drei volle Monate geharrt und nicht verſäumt, jeden Morgen an die verſchloſſene Thür zu kommen, gutmüthig um Eintritt bittend; und meine Mutter ſelbſt geſtand, daß dieſe ungemeine Mäßigung ſie damals herzlich gerührt habe. Aber ſo gern ſie auch jetzt ſein ſtilles Benehmen gelohnt und ihn zu ſich eingelaſſen hätte, ſo durfte ſie es doch in ihrer Angſt nicht wagen, da es nicht mehr zu verhehlen war, daß ſie ein Pfand unglücklicher Liebe, mich, unter dem Herzen trug. Jetzt, im erſten Viertheil des Neumondes, kam er wieder und ſprach: „Drei Monate hab' ich geduldig geharrt! Hat mich die Liebe bisher zum Thoren gemacht; heut' iſt es vorbei! heut' muß ich ein!" Und da ſich meine Mutter ſtandhaft weigerte, ſtieß er wüthend die Thür ein und ſtand vor ihr. Sie erbleichte, er auch, und ein fürchterliches Schweigen folgte auf den heftigen Wortwechſel; Beide zitterten heftig: er aus Zorn, ſie vor Angſt. Katuator brach zuerſt die grauſe Stille, und mit kalter, verbiſſener Wuth ſprach er athemlos alſo: „Schönen Dank, keuſche Seele, Dein Geſchenk kommt mir eben recht. Sei ſo gut, heb' mir's auf, einen Monat noch, dann hol' ich's mir. Ein neugebornes Kind, Du weißt doch noch, wozu ich's brauche? Warum ſo bleich? Munter, junge Frau! Ich laß Dich jetzt allein! Ein und dreißig Tage bleibe ich aus. Denk' mein, und thu' Dir was zu Gute bis dahin." Die Unglückliche fiel ihm zu Füßen, er ſtieß ſie von ſich und ging."

„Was für Tage herzzerſchneidender Angſt die arme Gefolterte nach dieſer furchtbaren Drohung verlebt hat, brauch' ich Dir wohl nicht zu ſagen; Dein ſtarrer Blick bezeugt es mir, daß Du es ahneſt. Unglücklicher war nie eine Mutter, als die meine; und denke ich an die qualvolle Kette ihrer irdiſchen Tage zurück, ſo muß ich die dunkle Stunde ſegnen, in welcher es dem Himmel gefiel, ſie zu ſich zu nehmen!"

„Zwanzig kummervolle Tage und eben ſo viele bange durchwachte Nächte waren langſam vorübergegangen, and ſie ſaß eines Morgens bleich und entſtellt auf ihrem Ruhebette, da trat die Sklavin, der ſie das Leben gerettet hatte, mit ihrer jungen Tochter ein und überreichte ihr einen goldenen Schlüſſel. „Vielleicht, verehrte Gebieterin," ſprach ſie, „iſt es meinem Kinde vergönnt, Euch das vergelten zu können, was Ihr ſo großmüthig an mir verübt habt. Es fand dieſen Schlüſſel in einem Gewande Eures grauſamen Räubers. Der Himmel ließ ihn dieſe Unvorſichtigkeit begehen und öffnet Euch den Eingang in ſein geheimes Arbeitszimmer, das keine menſchliche Seele noch betreten hat. Hier auf meinen Knieen beſchwöre ich Euch, verachtet, erhabene Fürſtin, dieſen Fingerzeig des Schickſals nicht, das vielleicht mein unſchuldiges Kind zum Werkzeuge Eurer Rettung auserſehen hat. Sie küßte das Gewand ihrer Herrin, und dieſe, mehr um die guten Menſchen nicht zu kränken, folgte ihnen in das geheime Gemach. Mancherlei Geräth war hier aufgeſtellt und Werkzeuge und Maſchinen, die wunderſam anzuſchauen waren. In der Mitte des Gewölbes ſtand ein mächtiger Schmelzofen und in Wandſchränken, ſauber geordnet, lag alter Hausrath, der nicht der Mühe werth ſchien, ſo ſorgfältig aufbewahrt zu werden: eine eiſerne Kette, ein kupferner Löffel, ein lederner Handſchuh hier, dort ein durchlöcherter Hut, ein zinnerner Becher, ein Sieb, ein Tau und tauſend dergleichen.

„Das ſind lauter Schätze," ſprach die alte Sklavin, „Ihr könnt mir's glauben, gnädige Fürſtin, und Euch wäre ſicher geholfen, wenn Ihr ſie nur gehörig anzuwenden verſtändet! Aber vielleicht hilft Euch der Himmel!"

„Während ſie dieſes ſprach, hatte meine Mutter einen kleinen Spiegelſcherben, der ihr aufgefallen war, aus einem Schranke herausgenommen, und da ſie in ihrer Jugend von Zauberſpiegeln gehört hatte, in welchen man ſehen könne, was man wolle: ſo wünſchte ſie ihren Vater zu ſehen, ſah ihn im Rathe der drei Weiſen des Reichs ſitzen und war zum erſten Male ſeit manchem betrübt verfloſſenen Jahre wieder erheitert. „Laßt uns gehen, ich habe genug," ſprach ſie, und trotz dem die Alte ſie dringend bat, indem ſie meinte, daß der Spiegel zu Nichts helfen könne, ſo befahl die Fürſtin doch, das geheime Gemach zu ſchließen, den Schlüſſel wieder an den Ort zu verbergen, wo man ihn gefunden hatte, und ging mit ihrem Schatze wehmüthig froh nach ihrem Gemache."

„Hier ſchloß ſie ſich feſt ein, und als ſie vor aller Zudringlichkeit ſich geſichert fand, befragte ſie in ängſtlicher Eil' den Spiegel um ihren geliebten Sadi. Denn ihre Beſorgniß war in den letzten Tagen groß geweſen; ſie fürchtete, daß Katuator ihr Geheimniß erfahren habe, und dem Nebenbuhler nachſetze, um Rache an ihm zu nehmen. Aber der Spiegel zeigte ihr ein Schiff mit ſchwellenden Segeln und am Maſte ſtand Sadi und ſchien, in Sehnſucht vertieft, nach der ſchwindenden Küſte zu ſchauen. „Geſegnet ſei Deine Fahrt!" ſprach ſie leiſe, indem ſie den flehenden Blick wie im Gebet zum blauen Himmel emporhob. Und wie ſie ſo in die Höhe ſchauete, zog ein Zug Störche vorüber, die der bald eintretende Regenmond in Frühlingsgegenden trieb. — „O ihr Glücklichen!" rief ſie wehmuthsvoll, „ihr ſeid zu beneiden. O wär' ich Eine von euch, und könnt' ich mit, über Berg und Thäler, und meinen Sadi, ein Glück weiſſagender Vogel, begleiten! Aber ach des armen Menſchen, der am niedern Boden klebt, der, der Ameiſe gleich, von Ort zu Ort ſich hinſchleppt!" Sie blickte verächtlich auf ſich herab."

„Aber denke Dir die Verwunderung, als ſie ihren Wunſch erhört und ſich in einen Storch verwandelt ſah, der auf einem Fuße ſtand und in dem andern den magiſchen Spiegelſcherben hielt. — Ein unwiderſtehlicher Trieb bemächtigte ſich ihrer Gedanken und zu dem offenen Fenſter hinaus folgte ſie dem fliegenden Schwarm."

„Ob es die Liebe war, oder ſonſt eine gütig waltende Gottheit, die ihr den Geliebten finden ließ, weiß ich Dir, mein Freund, nicht zu ſagen; genug, ſie holte ihren Sadi gerade in dem Momente ein, als ſein landendes Schiff in einen fernen Hafen, den ich Dir nicht nennen kann, einlief. Von dem Augenblicke an verließ ſie ihn nicht wieder, flog vielfach hin und zurückkehrend über das theure Haupt hin, und begleitete ihn viele Monate lang in ein weit entlegenes nördliches Land. Er richtete, fern von Menſchen, in einer heimlichen Gegend ſeine Wohnung ein, und ſie nicht weit davon baute in einem Walde ihr Neſt, brütete und brachte mich in Geſtalt eines jungen Störchleins zur Welt. Nun pflegte und wartete ſie mein, ſahe ihren Sadi jeden Tag, und hätte ſich in dieſem beſchränkten Zuſtande vielleicht glücklich gefühlt, wenn nicht beim Anblick meiner thieriſch dunkeln Hülle immer der peinlichſte Gedanke in ihr erwacht wäre. Denn wie oft ſie es auch verſucht hatte, durch die Kraft des magiſchen Spiegels ſich ſelbſt oder mir menſchliche Geſtalt wiederzugeben, ſo waren doch ihre häufigen Verſuche ſtets fruchtlos geblieben; und ſie hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, als ſie einſt, ich weiß nicht, aus welcher Urſache, den Katuator zu ſehn verlangte, und dieſen ſogleich in ſeinem geheimen Gemache gewahr wurde, wo er ein kaum geborenes Kind bei den Beinen an das Gewölbe heftete, ein Meſſer in ſein Herz ſtieß und das Blut in ein kupfernes Gefäß auffing. Schaudernd wandte ſie ſich ab; aber ein Lichtgedanke durchzuckte ihre Seele. Sie ließ mich allein und zog ſchnellen Fluges davon. Ohne zu raſten, Tag und Nacht, durchſchnitt ſie die Lüfte, legte in kurzer Zeit das Drittheil der Erdbreite zurück und ſchwebte mit Eintritt des Vollmonds über dem Schloſſe des Schlangenkönigs."

„Dort auf ſeiner Warte ſtand Katuator zwiſchen vielen künſtlich geordneten Spiegeln und kochte an den aufgefangenen Silberſtrahlen der nächtlichen Sonne ſeinen Ring in dem Blute des gemordeten Kindes."

„Jedwede Verzauberung, wie feſt ſie auch ſei, löſt bei dreimaliger Berührung des Rings inwohnende Kraft; das hatte der Zauberer ſelbſt in traulicher Stunde meiner Mutter offenbart, deßhalb auch war ſie nach der Burg des Verhaßten ſo

Digitized by Google

eilig zurückgekehrt, ſchwebte jetzt mit forſchendem Auge hoch über ihm in den Lüften, nahm den Augenblick wahr, ſtieß, während er umſchaute, einem Falken gleich hinab, holte mit langem Schnabel den Talisman aus dem Blutgefäße und flog im ſelben Momente pfeilſchnell davon."

„Dieſem gefahrvollen Unternehmen mütterlicher Kühnheit verdanke ich mein beſſeres, mein eigentliches Leben. — O, der theuren Entſchlafenen, die zärtlicher liebte, als je eine Mutter! Geſegnet ſei ihr Gedächtniß!"

„Nahe Dir und dem Pfleger Deiner Jugend, meinem tugendreichen Vater, den nie wieder zu ſprechen ſie als Buße gelobt hatte, verlebten wir glückliche Tage, umſchwebten Euch oft, in Eurem Anſchauen zufrieden, ohne daß Ihr ahnen konntet, wie nahe Euch liebende Freunde wohnten. Denn nur wenige Stunden im Tage, die meinem Unterrichte gewidmet waren, nahmen wir menſchliche Geſtalt an; die übrige Zeit verbrachten wir, unſerer Sicherheit halber, ein glückliches Gefieder, in Gottes freier Luft."

„Unterdeſſen hatte Katuator, ſeines köſtlichſten Schatzes beraubt, manches Mittel vergebens angewendet, um ihn wieder zu erhalten; manches andere, um den Aufenthalt der Entflohenen zu erſpähen; da er aber nicht mehr im Beſitz ſeines verkündenden Zauberſpiegels war: ſo wurde ihm erſt nach dreizehn langen Jahren, die er in ununterbrochener Arbeit in ſeinem geheimen Gemache zubrachte, unſer Aufenthalt bekannt, und zu gleicher Zeit, wer ihm den Wunderring entwendet habe. Doch dieſer war mit keiner erdenklichen Macht ſeinem Beſitzer zu rauben; denn ſo lange ihn derſelbe trägt, iſt er von ſeinem Leben unzertrennlich und dieſes unantaſtbar."

„Ein volles Jahr quälte ſich Katuator vergeblich, und ſann auf Zaubermittel, die alle fehlſchlugen, bis er endlich auf ein natürliches Mittel verfiel, ſich einen ſcharfziehenden Magnetſtein verſchaffte, deſſen Kraft er durch geheime Kunſt ſchärfte, und mit Hilfe deſſelben ſeinen Schatz wieder erlangte. Ich durchſtrich nämlich mit meiner Mutter vergnüglich die Luftreviere, da kam der Wüthrich, in eine geflügelte Schlange verwandelt, herangeſchoſſen und begann Kampf. Sie erkannte ihn, da aber keine Zeit mehr zu entfliehen war: ſo holte ſie mit dem Schnabel den unter ihrem Flügel verborgenen Ring hervor und hielt denſelben keck dem Feinde entgegen; denn ſie wußte wohl, daß er vor deſſen Anblick entfliehen müſſe. Doch dieſer, darauf vorbereitet, ſtreckte ihr ebenfalls den mächtigen Magnet entgegen, und ſo wurde *ſie* bald angezogen, bald *er* zurückgeſtoßen, bis die Arme endlich ermattete, und der Ring mit ſo heftiger Gewalt gegen den Stein anflog, daß beide den Klauen des Ungeheuers entfielen. Darauf packte er die Wehrloſe und flog mit ihr nach dem Neſte, den Spiegel zu holen; und wie ich meiner Mutter ängſtlich zur Seite flog, faßte er mich mit ſeinen ſpitzigen Zähnen in den Hals und ſchleuderte mich zu Boden, daß ich für todt liegen blieb. Wie glücklich war ich, als ich auf Deinem Schooße erwachte, von Deinen Händen gepflegt und geheilt wurde und nun in der Wohnung meines Vaters leben durfte, da mir meine Mutter geraubt war. Mein Schmerz um die Theure ward zwar von dem allheilenden Balſam der Zeit gelindert, von der aufkeimenden Liebe zu Dir bewältigt; dennoch aber zwang mich bei herannahendem Winter ein unwiderſtehlicher Trieb, die Mutter und den Frühling zu ſuchen, und gegen meinen liebſten Willen verließ ich Dich und zog mit freudig dunkelm Hange gen Süden."

„Katuator mußte wohl durch ſeinen Spiegel erfahren haben, daß ich noch lebte und wo ich zu finden ſei; denn als ich ſchon weit über Berge und Meere gezogen war, und mir eines Abends ermüdet eine Ruheſtelle für die Nacht ſuchte, kam hurtig die gekrönte Schlange herangeklappert, umwand mich mit klemmenden Ringen und trug mich Geängſtigte ſchnell durch die dunkle Nacht nach dem Zauberpalaſte. Hier in ſeinem geheimen Gemache band mich Katuator, nachdem er ſich entwandelt hatte, mit ſeidenen Schnüren auf einen Altar von Schieferſtein; hinter meinem Haupte brannte die Opferflamme; zu meiner Rechten legte er ein ſcharf geſchliffenes Meſſer; links ſtellte er die Gefäße, das Blut aufzufangen; zu beiden Seiten des Altars aber ſtanden zwei purpurne, mit Gold geſtickte Seſſel, wovon auf dem einen Krone und Scepter lagen; auf dem andern das königliche Kleid hing, welches ich hier trage. Als er jetzt Alles gehörig geordnet hatte, ſchlug er drei Mal mit einem Hammer auf eine gewaltige Glocke, und mit dem letzten Schlage öffnete ſich eine Thür und meine arme Mutter trat mit verbundenen Augen, von zwei Sclaven geführt, ein."

„Freches Weib," hob er an, nachdem er ſie dicht vor den Altar hingeſtellt hatte, „unzüchtige Gleißnerin, die meiner Langmuth ſpottet, ſchaue hier die Frucht Deiner Schande!" Er riß ihr die Binde vom Haupte. — „Weh' mir!" rief die Unglückliche, und: „Liebſt Du Dein Kind, Weib?" fuhr der Wüthrich fort: „ſo ſoll mir's lieb ſein; denn gebauet auf dieſer Liebe Kraft hab' ich den Flammenwunſch, der mir das Blut verzehrt. Lange genug hab' ich geflehet; wie ein Geck Dich geſchont! Dürre Worte red' ich nun; merke ſie Dir! Mit dieſem Meſſer ſchlacht' ich Dein Kind, in Deiner Gegenwart, gleich! wenn Du frech länger noch meinem Willen trotzeſt; aber ſchwörſt Du mir, willig das Bette mit dem Schlangenkönig zu theilen, bei dem Leben Deines Kindes, dann löſ' ich den Bann und kleide die Tochter in fürſtlichen Schmuck hier und laß ihr als Erbtheil Krone und Scepter. Wähle und ſprich!" — Aber ſchon bekannt mit ſeinen Höllenkünſten, erwiederte meine Mutter ganz kalt, daß ſie wenig Antheil an dem Leben eines Storches nähme, und daß ſie ſich zu nichts entſchließen könne, bevor ſie nicht überzeugt würde, daß jener arme, gebundene Vogel wirklich ihr Kind ſei."

„Sie hatte noch nicht ausgeſprochen, als Katuator ein kryſtallenes Glöcklein um meinen Hals hing und mit einem ſilbernen Stäbchen einige Mal daran ſchlug, indem er ausrief: „Sage Deiner Mutter, wer Du biſt, ehe der Glockenklang verhallt." — Ich fühlte, daß ich ſprechen konnte, und ſchnell begann ich mit verſtellter Stimme: „Opfre Dich nicht auf, ich bin ein Höllenblendwerk!" — „Es iſt mein Kind!" rief die Mutter; „ſo lügt die Hölle nicht!" und mit dieſen Worten ſtürzte ſie dem Grauſamen zu Füßen und flehete um mein Leben. Er wiederholte ihr kaltſinnig erfreut ſeine Bedingungen, und die Geängſtete ſchwor endlich, ſein Lager zu theilen, nachdem er bei der Demantkrone ſeines Schlangenhauptes gelobt hatte — und dies war ein Eid, den er nicht brechen konnte — mich zu entwandeln und nimmermehr mein Leben anzutaſten."

„Drauf band er mich los, hing mir dieſe königlichen Kleider um, trug mich auf ein Ruhebett, wiegte mich durch magiſche Berührungen in Schlaf, und wie ich wieder erwachte, befand ich mich entwandelt in den Armen meiner geliebten Mutter."

„Der Abend graute jetzt, da trat der Wüthrich ein und ſprach: „Nun, ſchöne Braut! ich hielt mein Wort, haltet das Eure auch, die Nacht naht; kommt, daß ich mich Eures Schwanenleibs erfreue!" — Aber die Keuſche erwiederte gefaßt: „Ich ſchwor Dir, meineidig zu ſein. Hielt ich dieſen Eid: ſo bräche ich ihn; ich breche ihn alſo, um ihn zu halten. Hoffe nimmermehr, dieſen Leib zu berühren, der meinem Gatten gehört! Eh' ſoll dieſer Stahl mein oder Dein Herz —" „Dein Herz!" rief der Schändliche, riß ihr den Dolch aus der Hand und ſtieß ſie wüthend nieder."

Die letzten Worte hatte Dilara, von Thränen erſtickt, kaum vernehmbar geſprochen. Nach einer langen Pauſe begann ſie wehmüthig alſo:

„Was weiter geſchehen iſt, weiß ich Dir, mein geliebter Freund, nicht zu berichten; denn als ich meine Mutter fallen ſah, ſchwanden mir die Sinne, und in eine Löwin verwandelt, erwachte ich in dieſer grauſen Höhle. Seit vier Jahren leb' ich hier und habe in dieſer Zeit, des Sonnenlichts beraubt, das qualenvolle Leben meiner unglückſeligen Mutter beweint, deren heiliger Schatten jetzt in der unendlichen Liebe des Weltenſchöpfers lebt und ſelig iſt. Aber auch Deiner gedachte ich; und Dank der gütigen Gottheit, die den heimlichſten Wunſch meines Herzens, den liebſten, erhöret hat!"

„Und Dank," rief ich aus, als meine Dilara hier die Geſchichte ihrer unglückſeligen Mutter geendet hatte, „Dank dem waltenden Schickſale, welches Dein ſüßes Leben der Macht jenes Ungeheuers entrückt hat! Dank dem verſöhnten Schatten der edlen Leila, die mich in dunkler Erde das Licht meines Lebens finden ließ."

Der Abend des dritten Tages warf einen matten Purpurſchein in die Höhle; unſer Gelübde war vollbracht und ich drückte einen friedlichen Kuß auf die jungfräuliche Stirn meiner ſchönen Geliebten.

„So laß uns denn der ſchaurigen Höhle entſteigen," ſprach Dilara am folgenden Morgen zu mir, „und nach dem Reiche Ibrahim's, meines königlichen Großvaters, ziehn; er wird die Züge ſeiner Tochter in meinem Antlitz wiederfinden, die Stunde meiner Ankunft feiern und unſere Einigung ſegnen. Wir verließen das unterirdiſche Gewölbe und ſtanden in dem Wald. Aber da war es rings umher dicht verwachſen, mit Strauchwerk und Geſtrüpp und Paraſitgewächſen, die von Baum zu Baum ſich rankten; Alles wild und bahnlos, nirgends ein Ausgang zu finden; unſere Lage war ängſtlich.

„Kann uns der Ring vielleicht helfen?" fragte ich Dilaren; wir verſuchten es, drehten ihn auf mannichfache Weiſe, ſchrieben Kreiſe in den Sand, wünſchten uns in dem Reiche Ibrahim's zu ſein, oder ein Wolkengeräth, das uns dahin tragen könne; aber da wir weder den Gebrauch, noch die Eigenſchaften des Talismans kannten: ſo war unſere Mühe umſonſt, und wir mußten uns, nach manchem vergeblichen Wunſche, endlich bequemen, ein natürliches Mittel zu unſerem Fortkommen zu ergreifen.

„So iſt der Menſch,“ ſprach ich lächelnd, indem ich die wilden Ranken mit meinem Dolche trennte, und uns einen Weg durch das Dickicht bahnte, „ſo iſt der Menſch, der an eigene Kraft immer zuletzt denkt. Der Weiſeſte ſelbſt hat zehn Wünſche gegen einen Entſchluß und zehn Entſchließungen gegen eine Handlung;“ und: „Schelte die Wünſche nicht,“ verſetzte Dilara, „ſie ſind die Kinder der Hoffnung; in der Jugend des Menſchen die feurigen Roſſe der Morgenröthe, die ihm das Licht herauf bringen, in ſeinem Alter die winkenden Sterne des nächtlichen Himmels. Wird doch im mittleren Leben, am brennenden Tage, der Menſch genugſam geprüft und muß ſich entſchließen und handeln.“

„Wir ſchlichen mühſam fort gen Süden, und waren kaum eine Stunde gegangen, als wir plötzlich auf eine breite, ebene Heerſtraße gelangten, die unabſehbar, ſchnurgerade aus dem Walde hinaus lief. Wir gingen ununterbrochen weiter; eine Stunde nach der andern floß vorüber; die Sonne ſtand hoch am Himmel und brannte unerträglich; aber wir hatten noch immer keiner menſchlichen Seele begegnet, und weder ein Frucht tragender Baum, noch ein rieſelnder Quell war in der öden Gegend zu ſehen, ſo ſehr auch Hunger und brennender Durſt uns quälten.

Wir wollten uns eben ermattet in den Schatten eines breiten Cedernbaumes niederwerfen, als Dilara von fern eine Geſtalt gewahr wurde, die mitten auf der Heerſtraße uns langſam entgegen ſchritt, und es währte nicht lange: ſo ſahen wir, daß es ein mäßig beladenes Dromedar war, auf deſſen hohem Rücken ein rüſtiger Landmann gemächlich ſaß und ſich mit einem Sonnenſchirm gegen die heißen Strahlen des Mittags ſchützte. — Wie er uns gewahr wurde, grüßte er freundlich nach ländlicher Sitte und wollte ſeine Straße vorbeiziehen; aber ich trat ihm an und fragte ihn, wie weit es nach dem nächſten Flecken wäre — und: „Da wollt Ihr heute noch hin?“ erwiederte er; „wißt Ihr wohl, daß Ihr auf dieſer ſandigen Straße noch zehn Stunden ſpazieren könnt, ehe Ihr nur an ein einzelnes Haus, geſchweige denn an einen Flecken kommt?“ — Aber was ſollen wir denn nun anfangen?“ fragte Dilara, und: „Das müßt Ihr beſſer wiſſen, als ich, ſchöne Dame!“ entgegnete trocken der Landmann. Ich ſchlug ihm vor, uns auf ſein Thier zu laden, indem wir ſehr ermüdet wären, und den Weg rückwärts mit uns zurück zu machen, wo er hergekommen wäre; doch er lächelte und meinte, daß dies unmöglich mein Ernſt ſein könne, und was ſeine Frau und Kinder dazu ſagen würden, wenn er ſo lange ausbliebe. Als Dilara aber eine blendende Perlenſchnur aus ihren Haaren löſte und ſie ihm als Lohn für ſeine Mühe verſprach, zog er andere Saiten auf und verſprach, uns behilflich zu ſein.

„Nun das muß ich loben,“ fuhr er fort, „Ihr ſeid eine edle Herrſchaft, in der größten Noth noch ſo großmüthig zu ſein, das will was ſagen; ich gebe Euch mein Wort, Ihr hättet in dieſer wüſten Gegend umkommen müſſen, wenn Ihr mich nicht gefunden. Aber die Sonne ſteht noch gar hoch; ich dächte, wir ruheten hier unter der Ceder einige Stunden, bis die größte Hitze vorüber iſt; an einem Trunke Wein und reifen Früchten ſoll es nicht fehlen; mir dünkt, Ihr hättet eine kleine Erquickung ſehr vonnöthen.“ Mit dieſen Worten ging er zu ſeinem Kameel, ſchnallte ein Bündel los, tiſchte uns Speiſe und Trank auf, und wir ließen es uns, unter den ſchattenreichen Aeſten des Baumes gelagert, trefflich ſchmecken, indeß uns unſer Wirth mit mancher, drollig erzählten Geſchichte ſeines kleinen Hausweſens zu beluſtigen ſuchte.

Die Sonne ſank jetzt; da meinte der Kameeltreiber, daß es Zeit wäre, ſich auf den Weg zu machen, bereitete uns gemächliche Sitze auf dem Rücken ſeines Thieres, half uns aufſitzen, beſtieg ſelbſt den mächtigen Hals des Dromedars und führte uns mäßig ſchnell den Weg zurück, den er gekommen war.

„Wir bekommen heute Vollmond,“ ſprach er, „es wird ſich ganz herrlich in der kühlen Nacht reiten laſſen; ich liebe nichts ſo ſehr, als eine kühle, helle Nacht, und ich habe gar oft mit meinem dummen Verſtande gedacht, ob's nicht viel beſſer wäre, wenn der Mond lieber bei Tage ſchiene; die Hitze würde Einem alsdann bei der Arbeit nicht beſchwerlich fallen, und wenn nun bei einbrechendem Abend die Sonne aufginge, könnte man die Hitze der Nacht verſchlafen; ich habe dieſe Idee auch ſchon dem Derwiſch unſeres Dorfes mitgetheilt; aber der gottesfürchtige Mann ſagte, ich ſollte nicht läſtern, und wenn ich auch mit menſchlichem Verſtande nicht ganz Unrecht hätte, ſo habe doch die himmliſche Weisheit es anders eingerichtet, und es müßte daher ſo ſein und bleiben; wogegen ich freilich Nichts weiter einwenden konnte.“ Dergleichen ungereimtes Zeug floß ununterbrochen und Stunden lang von den waſſerreichen Lippen unſeres Führers, bis er endlich, von ſeiner eigenen Rede gelangweilt, in einen tiefen Schlaf verfiel und mich und meine Geliebte dem ſtillen Glücke überließ, uns der wallenden Nacht und des geſtirnten Himmels zu erfreuen.

Als am folgenden Morgen Dilara, an meine Bruſt gelehnt, erwachte, hatte bereits die aufgehende Sonne den vierten Theil ihrer Bahn an einem unbewölkten Himmel zurückgelegt, wir waren noch immer auf der breiten, ſandigen Heerſtraße und die Hitze drückte gewaltig. „Ich verſchmachte!“ ſagte Dilara, und: „Wie weit haben wir noch bis zu dem bezeichneten Hauſe?“ fragte ich den Landmann. — „Wenn Ihr ein gutes Auge habt,“ entgegnete Jener: „ſo müßt Ihr ganz am Ende der Straße da eine Zugbrücke ſehen; die führt über einen breiten Strom in eine weite Ebene und dort auf einem Hügel ſtehet eine kleine Stadt erbaut; es dauert keine Stunde mehr, ſo ſind wir da. Aber ſo nehmt doch hier meinen Sonnenſchirm und ſchützet Euch und die ſchöne Dame gegen die brennenden Strahlen! ich brauche ihn nicht, mein breiter Hut deckt mich genug!“

Wir nahmen das freundliche Anerbieten unſeres Führers an, ſchlugen den Schirm auf und zogen unter deſſen Schutze unſere Straße weiter.

Endlich wurde ich die Brücke von fern gewahr und ich bat unſern Mann, ſein Thier zu ſtacheln, weil wir nach einem Trunke aus dem kühlen Fluß lechzten; er that es, und wir ſtanden bald an dem breiten Strom; das Kameel ſcheute und der Landmann ſtieg ab und zog es mit Macht über die lange, ſchmale Brücke, deren Aufzug ſchnell aufflog, als wir hinüber waren. „Bleibt nur ruhig ſitzen,“ ſagte er, „ich hole Euch einen Trunk friſchen Waſſers.“ Mit dieſen Worten nahm er einen Becher aus ſeinem Gewande, ſtieg an das Ufer nieder und brachte ihn gefüllt zurück. Aber anſtatt uns das Gefäß zu reichen, goß er es wüthend über unſere Häupter aus, und in demſelben Augenblicke rollte ein eiſernes Netz von dem Schirm, der uns bedeckte, in die Erde wurzelnd hinab; das Kameel war verſchwunden, und wir in einem durchſichtig ehernen Kerker gefangen.

„Ihr ſeid in dem Lande des Schlangenkönigs!“ rief unſer Führer, „und ſeht ihn ſelbſt!“ fuhr er fort, indem er ſein ländliches Gewand und den breiten Hut von ſich warf, und nun, mit ſeiner Demantkrone geſchmückt, ein ſchwarzes Scepter in der Hand, vor uns ſtand. „Meinen Schatz, meinen Ring, gebt mir wieder, oder ſchmachtet in brennender Hitze unter dieſem eiſernen Netze zu Tode.“ — „Elender Heuchler!“ ſchrie ich ihm zornig zu, „ich trotze Deiner Höllenangſt!“ ſchnell berührte ich drei Mal mit dem Ringe das eiſerne Gitterwerk; es zerfloß in Luſt und drohend ging ich mit vorgeſtreckter Linken ihm entgegen. Er floh in weiten Kreiſen vor der Macht des Talismans, wußte ſich aber ſo geſchickt zu drehen, daß er, ehe ich es verhindern konnte, Dilara erreichte und ſie mit ſeinem Scepter berührte, worauf ſie augenblicklich verſchwand. Jetzt ſtand er ſtill und rief mir zu: „Willſt Du Dein Liebchen wieder: ſo gieb mir meinen Ring; wo nicht: ſo bleibt ſie mein!“ Schon wollte ich den Ring von meinem Finger ziehen, als ein blauer Schmetterling zahm um meine Hand, wie um eine Blume, flatterte, und ehe ich noch das zierliche Thierchen genau angeſehen hatte, lag Dilara entwandelt in meinen Armen. — „Ihr entgeht mir nicht!“ brüllte der Wüthende und ging haſtig auf uns los; aber ich ſtreckte ihm meine mit dem Ringe bewaffnete Linke entgegen, indem ich mit der Rechten meine Geliebte ſchützend umſchlang. — „Ihr entgeht mir nicht!“ rief er nachmals, trat zurück, zerriß die Perlenſchnur, die ihm Dilara gegeben hatte, und warf den Schmuck, ein Kugelregen, über unſere Häupter hin; ich umfing die weichende Luft, Dilara war meinen Armen aufs Neue entſchwunden.

Außer mir vor Verzweiflung lief ich jetzt auf den Schändlichen los, ballte meine Hand und hätte ihm gewiß mit nervigem Arme den Schädel zertrümmert, wenn er nicht, gleichwie mit einem Schilde, den Schlag mit ſeinem Magnet aufgefangen hätte, ſo daß meine Hand, vermöge des Ringes, feſt an dem Stein haften blieb und mit keiner erdenklichen Macht loszureißen war. „Du biſt in meiner Macht!“ ſagte das Ungeheuer, indem er meine andere Hand mit eiſerner Fauſt packte und ſie mit übermenſchlicher Kraft feſthielt. „Du biſt jetzt in meiner Macht; aber ich will mild mit Dir ſprechen und Dir die Wahrheit ſagen, weil ich heute bei guter Laune bin. Wiſſe alſo, daß ich weder über Dein Leben Macht habe, ſo lange Du dieſen Ring trägſt, noch das Leben Deiner Geliebten antaſten darf, weil ich daſſelbe bei meiner Schlangenkrone verbürgt habe.“ — „Das weiß ich; zur Sache!“ rief ich, und: „Gemach!“ antwortete Katuator; „ſchweig' und höre! Was nützt Dir ein Schatz, den Du nicht zu gebrauchen verſtehſt; gieb mir meinen Ring und ich gebe Dir Deine Geliebte; ja, was noch mehr iſt, ich ſchaffe Euch Beide, und heute noch, wohlbehalten in das Reich Ibrahims; ſchwöre überdieß, Deine Tage zu ſchonen, auch dann ſelbſt, wenn der kraftvolle Ring nicht mehr

Digitized by Google

Dein Leben beſchützt, und will darob jenen Eid ablegen, den ich nicht brechen darf."

Ich befand mich in der Macht des Ungeheuers, dachte, daß vielleicht mit jedem Momente der Zögerung Dilara unendlich leiden möchte, und nahm alſo den Vorſchlag des Grauſamen an. Nachdem er die Bedingungen bei der Demantkrone ſeines Schlangenhauptes beſchworen hatte, löſchte er eine Hieroglyphe von dem Magnetſteine und ich zog meine Hand mit leichter Mühe von demſelben los; darauf ſuchte er lange im Graſe, bis er eine Perle fand, und nachdem ich dieſelbe drei Mal mit dem Ringe berühet hatte, ſtand Dilara mit verweinten Augen vor mir. — In denſelben Schleier gehüllt, von derſelben Nebelwolke getragen, welche die unglückſelige Mutter meiner Dilara ihrem väterlichen Lande entführt hatte, gelangten wir alle Drei nach zwei Stunden vor Sonnenuntergang an das hohe Säulenthor der königlichen Reſidenzſtadt Sa. Hier übergab ich, wie ich es beſchworen hatte, dem Sentleetos ſeinen Ring, und mit den Worten: „In neunzehn Monden komme ich wieder!" war er verſchwunden.

Nie hatte meine Geliebte das Land ihrer Väter betreten, und in ſtummem Entzücken ſtand ſie noch da und ſahe zu den hohen Obelisken und Säulen hinauf, als wir ſchon von einer Kriegerſchaar umringt waren, in angelaufenem Stahl geharniſcht, und die Helme mit Zeichen der Trauer, mit ſchwarzen Binden, umwunden.

Stillſchweigend winkte uns der Anführer, zu folgen, und zwiſchen den blitzenden Schwertern der Leid tragenden Krieger wurden wir in die Stadt geführt. Durch prächtige, breite Straßen, unter Hallen und Säulengängen, über ſchöne Plätze und Brücken wurden wir fortgeführt; und das reizende Ebenmaß, der feſte Zuſammenhang dieſer ſinnig erbauten Stadt, die das Werk eines einzigen Meiſters, das Produkt einer Rieſenſeele zu ſein ſchien, beruhigte und erfreute meine Seele dermaßen, daß ich kaum die unzählige Menge der Neugierigen bemerkte, die Alle in Schwarz gekleidet, uns ſtumm und, wie es ſchien, mitleidig folgten. — Wir traten jetzt um eine Ecke und ſtanden auf einem freien Platze, in deſſen Mitte ein koloſſales Gebäude in Ruinen lag. Ein einziges Gewölbe des ehemaligen Prachtgebäudes ſchien erhalten zu ſein; ſein hoher Eingang war mit einer ſchwarzen Decke verhangen und wir wurden durch denſelben in einen mächtig großen Saal geführt, der mit einer kryſtallenen Kuppel bedeckt, von den Purpurſtrahlen der eben untergehenden Sonne erleuchtet wurde. Am Ende des Saales ſaß auf einem ſchwarzen Throne ein ſteinalter Mann, zu ſeinen Seiten zwei andere Greiſe, und längs den Wänden auf ſchwarzen Sitzen minder bejahrte, ehrwürdige Männer; Alle in tiefer Trauer, vom Turban bis zu den Füßen ſchwarz gekleidet.

„Wißt Ihr, in welchem Lande Ihr Euch befindet?" begann der Greis, welcher auf dem Throne ſaß; und als ich ihm ſagte, daß wir in dem Königreiche Sa zu ſein glaubten, erwiederte er: „Wohl denn, ſo habt Ihr den Tod verdient und müßt ſterben! — Ein Geſetz des jüngſt verſtorbenen, weiſeſten und tugendhaften Königs Ibrahim verbietet jedem Fremden, über zwanzig Meilen tief ins Land zu bringen; es muß Euch ſolches an den Gränzen angekündigt worden ſein, Ihr habt der Warnung nicht geachtet, darum bereitet Euch zum Tode." Ich blickte ängſtlich nach Dilara; doch dieſe nahm unerſchrocken das Wort und ſprach alſo: „Ehrwürdiger Herr! vergönnt mir eine Frage: So viel ich weiß, kann das Geſetz, welches uns zum Tode verdammt, nicht über dreißig Jahre alt ſein; ich möchte wiſſen, was den weiſen Ibrahim bewegen konnte, ein ſo grauſames Geſetz zu erlaſſen, und was Euch verpflichtet, es ſo ſtreng zu halten?" — „Seit jenem Tage, als die einzige Tochter dieſes großen Königs, die Erbin unſeres weiten Reiches, den Armen ihres grauen Vaters entriſſen wurde, beſteht dies Geſetz," erwiederte der Alte; „und nach dem Tode unſeres tugendhaften Beherrſchers will es die Wohlfahrt des Reiches, daß es daure, und Kalaf wird es nimmer brechen." — „Kalaf?" rief Dilara. „So frag' ich Euch denn, Kalaf, Weiſer des Reichs! befolget Ihr als unbeſtochener Richter dies Geſetz oder wollt Ihr durch unſern Tod Euern Sohn, Euern verlornen Sadi, rächen?" — „Wer biſt Du, die mich alſo frägt?" erwiederte ruhig der Greis. — Und: „Die Tochter Eures Sohnes!" entgegnete Dilara, indem ſie ihr Knie beugte und das Gewand des ehrwürdigen Greiſes küßte, der jetzt mit bewegtem Tone nach dem Namen ihrer Mutter frugte. Als aber nun Dilara dieſen Namen kund gab, und den weiſen Ibrahim als ihren königlichen Ahn nannte, ſtand die ganze Verſammlung auf und rief im Chore: „Heil, Heil!" Darauf wurde eine verſiegelte Schrift herbei geholt, und der alte Kalaf ſprach alſo: „So ſind denn die letzten Worte des ſterbenden Königs erfüllt. Aus fernem Lande iſt die verkündete Jungfrau gekommen, die ſeiner Tochter Kind ſich nennt, indem ſie mir Kunde von meinem längſt entflohenen Sohne giebt. Die Zeit der Trauer iſt vorüber, die dem Verſtorbenen heilig war. Aus dieſen Trümmern ſeines Palaſtes wird ſich ein Thron, ein nie geſehenes Werk der Kunſt erheben, daß ſtaunen die Völker und glücklich ſein werden." — „Das Land wird aber untergehen!" rief Einer aus der Verſammlung. — „Zu ſeinem Heile!" antwortete Kalaf. — „Durch die Liſt eines Fremden!" rief ein Anderer; und: „Zu ſeinem Heile!" antwortete abermals Kalaf.

Nun durfte die Rolle, welche den letzten Willen des weiſen Ibrahim enthielt, geöffnet werden, und da dieſen kein Ungeweihter hören durfte, wurde ich mit meiner Geliebten in ein fern gelegenes Gemach geführt, wo Dilara freundliche, tröſtende Worte umſonſt verſchwendete, um eine Schwermuth zu bekämpfen, die ſich unwiderſtehlich meines ganzen Weſens bemeiſtert hatte.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als wir wieder in den hell erleuchteten Saal geführt wurden, und feierlich, nach Brauch und Sitte, wurde es Dilaren hier angekündigt, daß ſie die rechtmäßige Erbin des Thrones ſei; daß ſie aber denſelben nicht eher beſteigen könnte, bis ſie unter den Bewohnern des Landes ſich einen Gemahl erkoren, der alsdann die ſchwere Bürde der Regierung auf ſein Haupt nehmen müſſe. Dilara, die, während uns dieſes verkündet wurde, ſich näher an mich gedrängt hatte, umfaßte jetzt, da eine feierliche Stille herrſchte, meinen Arm und nahm den Himmel zum Zeugen, daß ſie mir den Schwur der Treue nie brechen würde, indem ſie mich ihren Erretter, ihren geliebten Gatten nannte. Auch ich mußte jetzt mein Vaterland und meine Herkunft angeben, und da ich mich den Pflegeſohn Sadi's nannte, erregte ich Theilnahme in dem Herzen des alten Kalaf's, der es nun durch ſein Anſehen bald dahin zu bringen wußte, daß mein Todesurtheil zurückgenommen und beſchloſſen wurde, es den Göttern anheim zu ſtellen, was mit mir geſchehen ſolle. Indeſſen wurde ich von Dilara getrennt und in ſtrenge, aber freundliche Gewahrſam gebracht. — Hier blieb ich drei Tage lang. Am vierten Morgen trat der alte Kalaf ein und kündigte mir an, daß ich nicht nur begnadigt, ſondern auch beſtimmt ſei, in die Lehren des Staats und des Tempels eingeweiht zu werden. Er führte mich ſtillſchweigend fort und durch unterirdiſche Gänge gelangten wir in den Tempel. Hier wurde ich eingekleidet, beſtand die Proben, wurde unterrichtet und war während eines langen Jahres meiner Geliebten beraubt; denn erſtlich durfte kein Weib das Heiligthum betreten, noch ein Lehrling es verlaſſen, und überdieß ſollte Dilara in dieſer Zeit, entfernt von mir, in treuer Liebe geprüft werden, ohne welche die Königstöchter dieſes Landes ihre Hand nicht vergeben dürfen. Weder Eid, noch Pflicht verbieten mir, von unſern heiligen Lehren zu ſprechen, im Gegentheil, es wird uns befohlen, ſie zu verbreiten. Aber der Weg von der Erde bis zum Licht iſt lang und gehört nicht hierher, wo ich blos meine äußern Schickſale beſchreiben will.

Ich will nur ſo viel ſagen, daß ich nicht ganz als Neuling die Hallen des Tempels betrat, indem ich ein Schüler Sadi's war, welcher das Heiligſte erſchaut hatte, und ſo übergehe ich den Zeitraum eines Jahres, in welchem ich von Stufe zu Stufe immer höher bis zur höchſten ſchritt. Dilara verlebte dieſe Zeit in einſamer Abgeſchiedenheit, die Stunden des Jahres wehmuthsvoll zählend. Denn ein Jahr lang ſollte ſie ihr Herz prüfen, und nur, wenn ſie es unwandelbar befunden, dann erſt durfte ſie mir in fremde Lande folgen, wohin man ihr ſagte, daß ich gezogen ſei, um mein Leben zu retten.

Feſtlich ſchmückte ſie ſich, als nach zwölf Monden dieſer lang erſehnte Tag erſchien, entwand ſich weinend den Armen ihres grauen Vaters und gedachte, das Land, deſſen Königin ſie war, zu verlaſſen, um mir, den ſie liebte, dem armen verſtoßenen Fremdling zu folgen. Aber man führte ſie in den Verſammlungsſaal, wo ich jetzt, im blauen Gewande, unter den Dienern des Staats meine Stelle eingenommen hatte; und hier wurde ihr erklärt, daß ſie ihre Probe beſtanden habe, daß es ihr jetzt frei ſtände, entweder einen Eingeborenen des Landes zum Gatten zu wählen, um mit dieſem die Herrſchaft des Reiches zu theilen, oder auf den Thron Verzicht zu leiſten, um mir, dem Fremden, ihre Hand zu verleihen. Dilara ſchwor, ſtatt aller Antwort, feierlich ihrer Anſprüche auf die Thronfolge ab; unſere Ehe wurde feſtlich vollzogen und unſer gegenſeitiges Glück für immer gegründet.

Das Reich wurde nun durch die drei Weiſen und den hohen Rath, zu welchem ich gehörte, in derſelben Form, wie ſeit dem Tode Ibrahim's, weiter fort verwaltet, und es herrſchte tiefer Frieden im Lande als ich eines Nachts durch einen Traum geſchreckt wurde, der auf künftige, ſchwere Bedrängniß des Staats zu deuten ſchien.

Mir war nämlich, als ſtände ich auf einem großen Platze unſerer Hauptſtadt; allda ſchoß beim Scheine des Mondes aus den Ruinen des ehemaligen königlichen Palaſtes ein mächtiger Dornbaum empor; der Stacheln wurden immer mehr und ſein

Digitized by Google

Stamm wurde zuletzt ſo gewaltig hoch und dick, daß er den ganzen Platz ausfüllte und bis zum Himmel reichte. Plötzlich verfinſterte ſich der Mond und an den Wurzeln des Baumes erſchienen mit feuriger Schrift die Worte: „In neunzehn Monden komme ich wieder!“ Eine ſeltſame Angſt befiel mich, als ich dieſe leuchtenden Züge gewahr wurde; ich eilte hinzu, ſie zu löſchen, aber indem ich mein Gewand darüber deckte, ergriffen es die Flammen; und wie ich ſelbſt, der Baum und die ganze Gegend umher in Flammen ſtand, erwachte ich erſchreckt aus dem ängſtlichen Traume. Ich verfehlte nicht, in der Verſammlung des nächſten Tages die nächtliche Erſcheinung zu verkündigen, indem ich zu wiederholten Malen bat, auf die Drohung des Schlangenkönigs ein aufmerkſames Auge zu richten; denn ſchon hatte ich, als ich noch Lehrling im Tempel war, mein Zuſammentreffen mit Katuator und dieſe, ſeine letzten Worte erzählt und nachdrücklich um Vorſichtsanſtalten, aber umſonſt, gebeten. Mein Traum that mehr Wirkung, als der Bericht jenes wirklichen Ereigniſſes. Einmüthig wurde nun beſchloſſen, die Götter um Rath zu fragen, die ſelbſt uns vor Unglück zu warnen ſchienen, und die Stimme des Tempels antwortete alſo: „Vom Untergange errettet Euch der Untergang, und ſiegen werdet Ihr, wenn Euch das Schwert entwunden wird, dann aber gebt das Glied dem Körper wieder; denn wenn ſich Fleiſch und Stahl und Feuer miſchen: ſo muß der Qualen viel ein Königsſohn erdulden.“ Als man dieſe Worte nach Brauch und Sitte dem Volke verkündigte, ward es von Angſt und Schrecken erfüllt, denn nicht gewohnt war man, vieldeutig dunkle Worte aus dem heiligen Munde des Tempels zu hören. Wurden in bedrängten Zeiten die Götter um Rath gefragt, ſo geboten ſie dies und jenes, und ihre Antwort war klar, wie die Sonne. Daher die Furcht des Volks und die Verlegenheit der Regierenden. — Nur Kalaf blickte vertrauend zum Himmel und hielt dann mit feſter Stimme eine eindringliche und begeiſterte Rede. Er wies es deutlich nach, wie dieſer letzte Orakelſpruch ſchon mit einem früheren zuſammentrafe, worin geſagt war, daß das Land durch die Liſt eines Fremden zu ſeinem Heile untergehen würde; und nachdem er bündig bewieſen hatte, daß dieſer Fremde kein Anderer, als ich ſelbſt ſei, ſchloß er alſo: „Nun höret die Stimme der Gottheit, die aus mir ſpricht; ja, die Stimme der Gottheit, ich darf es kühn behaupten; denn umleuchtet vom ewigen Lichte ſtrebt mein Geiſt auf. Der Himmel will es, befiehlt es durch mich, wehe dem, der ſein Gebot bricht! Edwin allein vermag uns zu erretten, und ich ernenne ihn jetzt in unſerem und des Himmels Namen zu unſerm königlichen Herrn und Herrſcher.“ Mit den letzten Worten hatte er ſich mir genaht, mich auf den Thron geführt, den Saum meines Gewandes geküßt, und ehrerbietig kniete das verſammelte Volk. Man legte mir den Purpur an, führte mich in den Tempel, ich wurde geſalbt und gehuldigt und im ganzen Lande als König ausgerufen.

Meine erſte Sorge war Katuatar's Drohung, meine erſte Bemühung, des warnenden Orakelſpruchs eingedenk zu ſein. Dem zu Folge berief ich die Kundigen der irdiſchen Natur, die Meiſter makrokosmiſcher Kräfte; und mit ihrer Hilfe erſann ich, um der Stimme des Tempels buchſtäblich nachzukommen, den ungeheuren Verſenkungsplan. Die nähere Beſchreibung dieſes rieſenhaften Unternehmens gehört nicht hierher. Wer jenen Wiſſenſchaften ſich geweihet hat, mag dieſes Kapitel in den Annalen des Reichs nachleſen, wo er die künſtlichen Maſchinen, die bei der Verſenkung angewendet wurden, die ſinnreichen Waſſerwerke und die noch ſinnreicheren Ventilatoren und Licht- und Wärmeleiter ausführlich beſchrieben findet. Hier ſei nur geſagt, daß eines Theils die Städte des Reiches verſenkt, andern Theils, wo uns die Oertlichkeit begünſtigte, Gebirgsthäler und Keſſel überbauet wurden, daß wir, vermöge der Luft- und Lichtleiter, die in der hoch über uns gewölbten Erddecke angebracht ſind, unter einem ſtets klaren Himmel leben, indem die Waſſerwerke alle aufſteigenden Dünſte einſaugen und als befruchtenden Regen wieder herabſenden, ohne das erfreuliche Blau mit dunkelm Gewölke zu trüben. Dabei wird uns durch ein anderes künſtliches Werk gerade ſo viel Wärme heruntergeleitet, um in fortwährender Frühlingsluft zu leben und reife Früchte von ſtets in Blüthen ſtehenden Bäumen zu pflücken.

Ein ſolches Werk begann ich; allein trotz aller vorhandenen und längſt erfundenen Hilfsmittel war es dennoch unmöglich, dieſen Rieſenplan binnen ſechs Monden auszuführen, und nur ſechs Monde fehlten noch zum beſtimmten Tage, an welchem wiederzukehren Katuator gedroht hatte. Dennoch war ein Theil der Hauptſtadt ſammt dem königlichen Reſidenzſchloſſe bereits verſenkt und das Letztere von einem glühenden Strome geſchmolzener Erdeingeweide ſieben Mal mit in einander geführten Spiralkreiſen umſchlungen. Zu gleicher Zeit ward an den äußerſten Gränzen des Landes gearbeitet, als Katuator jetzt mit einem unzählbaren Kriegsheere in das Reich einfiel, einen großen Theil der wehrloſen Arbeiter tödtete und die übrigen aus einander ſprengte. Ein Eilbote überbrachte mir die Nachricht dieſes unglücklichen Ereigniſſes; ich entriß mich den Armen meiner Dilara, die ein Pfand unſerer Liebe unter ihrem Herzen trug, ſtellte mich an die Spitze eines kleinen, aber muthbeſeelten Heeres und ging dem Zauberer entgegen. In einem breiten Thalgrunde machte ich Halt, theilte mein kleines Heer in verſchiedene Haufen, die ich in enge Gebirgspäſſe verſteckte und erwartete ſo, zum Entſcheidungskampfe bereitet, den mächtigen Feind.

Mit der aufgehenden Sonne des dritten Tages rückte er heran; drei meiner Haufen griffen ihn an, zogen ſich zum Scheine zurück, und wie er ihnen unüberlegt eilig folgte, fiel ihm mein Hinterhalt in den Rücken. Aber wie tapfer wir auch fochten: ſo war hier mit menſchlicher Kraft Nichts zu [illegible]bringen. Tauſende ſeiner Krieger fielen unter unſern tapfern Schwertern; aber je mehr dahin ſanken, deſto mehr ſtanden auf; und war ein Haufen durchbrochen, ſo ſtand ein anderer Haufen da, und floh auch dieſer, ſo rückte ein neuer heran, und wie die Gewäſſer des Bergſtroms nur ſchäumender fluthen, wenn ihrem Sturze ſich ein Felſen entgegenſtellt, ſo ward nur wüthender des Feindes Heer, je feſter wir, tapfer fechtend, ſtanden. — Wir erlagen endlich der Uebermacht, und bei anbrechender Nacht entfloh ich mit zwanzig Reitern, dem Ueberreſt meines Heeres, indem Katuator, auf einem mächtigen Elephanten ſitzend, mir nachrief: „Danke Dein Leben einem Schwur, den ich nicht brechen darf!“ — Die Müdigkeit unſerer Roſſe, die von der Arbeit des Tages bis auf den Tod ermattet waren, erlaubte uns nicht, die nahe gelegene Landſtadt zu erreichen. Auf einem geräumigen Waldplatze angelangt, ſtiegen wir von unſern Pferden; die Thiere weideten, meine Gefährten lagen im hohen Graſe feſt vom Schlafe umfangen, und nur ich allein ſaß ſchlaflos da und wiederholte laut und in bitterer Zerknirſchung die dunkeln Worte des Orakels: „Vom Untergange errettet Euch der Untergang, und ſiegen werdet Ihr, wenn Euch das Schwert entwunden wird, dann aber gebt das Glied dem Körper wieder; denn wenn ſich Blut und Stahl und Feuer miſchen: ſo muß der Qualen viel ein Königsſohn erdulden.“ „Ich begreife die Winke des Himmels,“ rief ich jetzt freudig aus; „mein, ja mein Untergang iſt es, der das Land erretten ſoll; nur wenn mir, wenn dem Könige das Schwert entwunden wird, ſoll mein Volk ſiegen. Ich verſtehe Dich, Stimme des Tempels! Katuator muß mich erlegen, mich unerkannt tödten, auf daß er ſeinen Schwur breche und die Strafe des Meineids ihn treffe. Ja, Edwin, das iſt die That, die das Geſchick von dir fordert! Auf, auf, und vollbringe ſie muthig und rühmlich!“

Alſo mit ſchwacher, menſchlicher Vernunft die Stimme der Gottheit deutend, ſtand ich leiſe auf, warf den königlichen Purpur von mir, bedeckte mein Haupt mit einem gemeinen Kriegerhelm, warf einen ſchlichten Mantel um die Schultern und eilte davon. Es war eine Stunde nach Mitternacht, als ich die geheimen Pfade des Gebirges zurückgelegt hatte und jetzt eine weite Ebene eintrat, allwo Katuator das Lager ſeines unzählbaren Heeres aufgeſchlagen hatte. Die Dunkelheit begünſtigte mein Unternehmen und ich ſchlich mich unbemerkt bei den Wachen vorüber, in das Zelt ihres Feldherrn. Es war hell erleuchtet; tief ſchlafend auf einem goldenen Ruhebette lag der Zauberer, neben ihm ſein nacktes Schwert, ein Dolch ſteckte in ſeinem Gürtel. Lange ſtand ich unentſchloſſen da, ein inniger Schauer ergriff mich, denn nicht mehr fern dacht' ich die Stunde meines Todes. — Und wie ich jetzt zum letzten Male zu beten wähnte und meine Seele der allwaltenden Liebe empfahl, da rauſchten die ſeidenen Vorhänge des Zeltes, ich glaubte mich verrathen, ſchaute erſchreckt um; es war die wehende Nachtluft. Nun aber, um keine Zeit mehr zu verlieren, nahete ich mich leiſe mit geſchloſſenem Viſire dem furchtbaren Schläfer, und ein Gott muß es mir eingegeben haben, daß ich das Schwert, welches neben ihm lag, wegnahm und behutſam verbarg; denn nicht aus Vorſicht that ichs; mich unerkannt [illegible] ſollte er ja ſeinen Schwur brechen; ich war dem Tode geweiht und zum Sterben bereitet. Oder konnte ich etwa hoffen, den Zauberer zu erlegen, ſo lange er den ſchützenden Ring an der Hand trug? Dennoch trieb es mich, auch jetzt den Dolch aus ſeinem Gürtel zu ziehen; aber ich weckte den Schläfer. — [illegible] ſprang er auf, ich ſcheu zurück, der Stahl entfiel meinen Händen; ich zog mein Schwert, doch ſchon hatte mich der [illegible]thende erreicht und mit eiſernen Armen meinen Leib ſo [illegible] drückend umfaßt, daß ich nicht mehr zu athmen vermochte; [illegible] hielt mich ſchwebend in der Luft und wollte mich eben [illegible] Boden ſchleudern, da hob ich mit beiden Händen mein Schwert auf, ſein ſchwarzes Herz zu durchſtoßen; aber ſchneller, als [illegible] griff er hinein und entriß mir die Waffe. — Ich lag am Boden, der Helm war mir entfallen und eben wollte der [illegible]

Digitized by Google

rich mit erhobenem Stahl den letzten Streich vollführen, als er plötzlich, gleich einer Bildſäule, in dieſer drohenden Stellung ſtehen blieb und das Ruhebette, das Zelt, das ganze Lager verſchwunden war. Die Morgenſonne ging eben auf und ich lag unverwundet unter freiem Himmel im hohen, ſchwellenden Graſe, indem ich ſtaunend zu der Geſtalt des rieſigen Zauberers empor ſah, die mit gezücktem Schwerte unſchädlich, unbeweglich, ſtumm über mir daſtand. Nachdem ich mich erhoben hatte, betrachtete ich das Wunder näher, betaſtete die ſtarren Gelenke, und wie ich mein Schwert ſeiner krampfhaft geſchloſſenen Rechten entwinden wollte, ſah ich, welch' glückliches Geſchick es war, das mich von unvermeidlichem Tode errettet hatte. — Es fehlte nämlich dieſer ſeiner rechten Hand der Zeigefinger ſammt dem Zauberringe, den er an demſelben trug; und er ſelbſt hatte ihn von ſeinem Körper getrennt, als er in mein Schwert greifend, mir daſſelbe entriß, um denjenigen zu tödten, deſſen Leben zu ſchützen er unwiderruflich beſchworen hatte. Freudig hob ich jetzt den neben mir im Graſe liegenden Zeigefinger ſammt dem daran haftenden Talisman auf; da erſcholl aus der Ferne Cymbeln- und Paukenklung; immer näher tönte die Kriegsmuſik, und endlich um eine Waldecke bog, fröhlich die Fahnen ſchwingend, mein todt geglaubtes, tapferes Heer. Denn in demſelben Moment, als Katuator ſeinen Ring verlor, war der Zauber gelöſt, die Phantome, die er anführte, waren verſchwunden und meine gefallenen Krieger aus ihrem todähnlichen Schlafe erweckt.

Nachdem ich jetzt einen Eilboten abgefertigt hatte, um Dilara meine wunderbare Rettung zu berichten, ließ ich meinen verzauberten Gegner in feſte Bande ſchlagen; denn obgleich unbeweglich, ſo lebte er doch; das Blut ſtrömte heftig aus den zerſchnittenen Schlagadern ſeiner Hand, und fürchterlich rollten vor Schmerz und Zorn die funkelnden Augen. Ich ließ ſeine Wunde verbinden, und in eine Sänfte geſetzt und von zahlreichen Wachen umgeben, folgte er langſam unſerm Zuge nach der Hauptſtadt. Eine Tagereiſe vor derſelben kam mir Dilara entgegen, und womit ſoll ich das Entzücken vergleichen, mit welchem die Treue in die Arme ihres ſchon als todt beweinten, wiedergefundenen Gatten ſtürzte? Wer an der Seite eines liebenden und geliebten Weibes, nach peinlich verzehrendem Fieber, im jungen Frühling die Wonne der Geneſung doppelt gefühlt hat, ahne, was wir empfanden!

Im Triumph wurden wir in die Stadt geführt und einen vollen Monat währten die Feſte, die man zum Gedächtniß des Sieges und den ſchützenden Göttern zum Danke freudig beging. — Indeſſen hatte ich nicht der warnenden Stimme des Tempels vergeſſen, die uns geboten hatte, das Glied dem Körper wiederzugeben, und ich ließ zu dieſem Endzwecke den hohen Roth, die Prieſter und das Volk zu einer feierlichen Verſammlung auf einem freien Platze vor meinem Palaſte an den Ufern des Glutſtroms laden, und nachdem auch der Zauberer herbeigebracht war und ich die verſammelte Menge an das Gebot der Götter erinnert hatte, weckte ich ihn durch dreimalige Berührung mit dem Ringe aus ſeiner Verzauberung. Hierauf ward ihm verkündet, wie ich nicht geſonnen ſei, meine Hände mit ungerechtem Gute zu beflecken und daß ich ihm daher ſeinen Ring wieder zurückgeben wolle, jedoch nur unter der Bedingung, daß er vorher bei der Krone ſeines Schlangenhauptes ſchwören müſſe, das Reich der fünf Republiken nicht nur nicht zu gefährden, ſondern ſelbſt im Fall der Roth mit allen ſeinen Kräften zu ſchirmen und zu ſchützen. Aber der Wüthrich antwortete: daß er wohl wiſſe, was die Götter uns geboten, und daß ſie ſelbſt beſchloſſen hätten, das Reich zu verderben; denn würde ihm der Ring gegeben, ſo ſollte die Rache nicht ausbleiben, und würde ihm derſelbe vorenthalten: ſo hoffe er Alles vom Zorne der beleidigten Götter. — Beſtürzt verſtummte das Volk; doch ich verlor die Faſſung nicht und nahm alſo das Wort: „Frohlocke nicht zu früh, verruchte Ausgeburt der Hölle, denn wiſſe, daß ich auch ohne Deinen Schwur des Himmels Spruch erfüllen und das Glied ſeinem Körper wiedergeben kann. Ehe noch die Sonne untergeht, ſollſt Du ſammt Deinem Ringe und Deinem Finger in einem Grabe ruhn." — Da erblaßte der Wüthrich, und mit verbiſſenem Grimme ſprach er: Du biſt doppelt mein Sieger, in That und Wort, und ich ergebe mich dem Starken!" Darauf beugte er ſein Knie vor mir und that wirklich den vorgeſchriebenen Schwur. Doch als ich ihm jetzt ſeinen Ring wiedergegeben hatte, ſprang er hoch auf vor Freude und rief kreiſchend: „Nun bleibt die Rache doch nicht aus, denn wie ich Fleiſch und Stahl und Feuer miſche, ſo ſäe ich großes Unglück aus, das über drei Mal ſieben Jahren aufgehen wird in dieſem Lande! So räch' ich mich in meiner letzten Stunde!" Mit dieſen Worten warf er ſeinen Finger mit dem daran haftenden Stahl in den Glutſtrom und fiel rückwärts an deſſen Strande entſeelt zu Boden. Blaue Blitze zuckten in demſelben Momente aus dem glühenden Flußbett empor, die Erde erzitterte und in ihren Tiefen krachte es donnernd. Und noch war der Verwirrung und des rollenden Donners kein Ende, als Konon, der fürſtliche Oberprieſter, den heiligen Stab erhob und das Volk zur Ruhe ermahnte. „Laßt uns," rief er, „laßt uns der Götter Willen, ſo weit es blinde Sterbliche vermögen, demüthiglich erfüllen!" So redend ging der ſiebenzigjährige Greis, und kühnen Eifers voll ergriff er des Katuator's rieſenhaften Leichnam und wälzte ihn in die flammenden Wellen, indem er mit zum Himmel erhobenem Blicke ſprach: „Wie Ihr geboten, mögen Glied und Körper in Einem Grabe vereint ruhen!"

Gnädiglich hörten die Götter die Stimme ihres getreuen Dieners, die Elemente waren beſänftigt und auf das grauſe Getöſe erfolgte eine feierliche Stille.

Da ſtimmte Konon das heilige Lied an, und umgeben von ſeinen Prieſtern, führte er uns unter lautem Gebet in den Tempel. Denn die Stimme des Tempels mußte befragt werden, was bei ſo unerwarteten Ereigniſſen zu thun ſei; und nachdem die heiligen Gebräuche vollbracht waren, antwortete ſie gnädiglich alſo:

„Große Gefahren drohen dem Reiche, und der ſie abwenden kann, ſoll noch geboren werden. Aber getroſt, mein Volk! es wird ſich der Retter herrlich verkünden mit Worten, die kein Sterblicher ihn lehrte, und wenn er ſpricht, dann aus dem Hauſe, wo ſeiner Mutter Mutter wiederkam, verjaget die fremden Bewohner und führt das Knäblein in das Land ſeiner Väter."

Großer Jubel war unter dem Volke, als es die tröſtenden Worte aus dem Munde des Tempels vernahm, die unzweideutig gewiſſe Rettung verſprachen; aufs Neue wurden Dank- und Siegesfeſte gefeiert und des Glücks und der Luſt war kein Ende.

Die Feierlichkeiten waren jetzt vorüber, da ſandte ich ein ſtarkes Heer nach dem Reiche Katuator's, ließ ſolches in meinem Namen in Beſitz nehmen und unſerer Republik einverleiben. Auch erfüllte ich zu gleicher Zeit einen alten Wunſch meiner Gattin, indem ich den Leichnam ihrer königlichen Mutter von dort her nach unſerm Lande herüberſchaffen und ihr zu Ehren das prächtige Grabmal aufrichten ließ, welches zugleich das weſtliche Thor des Reiches bildet und zu den ſiebenzig beweglichen Gebäuden gehört. Denn nur vier Thore hat das Reich, nach den vier Himmelsgegenden benannt, und außer dieſen ſind noch ſechs und ſechzig Gebäude ſo beweglich gebaut, daß ſie durch ein Räderwerk in kurzer Zeit auf die Oberfläche der Erde hinaufgeſchoben werden können; und dieſes Grabmal iſt unſer weſtliches Thor; ein goldenes Storchneſt krönt ſeine Spitze und meine Gattin und ich ſelbſt in ſchottiſcher Bauerntracht ſtehen, von weißem Marmor gebildet, am Fuße deſſelben.

Dabei verſäumte ich nicht, mein angefangenes Werk fortzuführen, und es wurde unabläßlich an der Verſenkung des Landes gearbeitet. Während dieſer und anderer Geſchäfte waren bereits ſechs Monate verfloſſen, als meine Gattin die Stunde ihrer Entbindung nahe fühlte. Der Oberprieſter und die Großen des Reiches verſammelten ſich, und in ihrer Gegenwart (aber durch einen leichten Purpurvorhang ihrem Anblicke entzogen) genas ſie glücklich von einem Sohne, und wäre ich nicht ſelber Zeuge der Begebenheit geweſen, die ich ſogleich erzählen will, ich würde es nimmer geglaubt haben. Als man nämlich nach Brauch und Sitte das neugeborene Kind dem Oberprieſter überreichte, ſprach der Knabe laut und vernehmlich: „Ich bins, der Euch verkündet, drum jaget aus dem Hauſe, wo meine Mutter ward geboren, die Fremdlingsbrut heraus und leget mich hinein!' — „Wer biſt Du, Kind der Götter?" ſprach Konon; „verkünde uns ein Mehreres!" — Aber der Knabe ſprach nicht mehr, ſondern geberdete ſich wie andere Kinder, ſchrie erbärmlich und ward nur erſt an der Bruſt ſeiner Mutter beruhigt.

Das Volk, dem die nähern Schickſale meiner Gattin unbekannt waren, pries mich als einen glücklichen, Gott geliebten Mann, während die Wenigen, denen ich unſere Lebensgeſchichte vertraut hatte, mich einen unglücklichen Vater nannten; denn nur zu deutlich wurden jetzt die Worte des Tempels. In ſeiner Väter Land mußte der Knabe geführt und in daſſelbe Neſt, in welchem ſeine Mutter geboren worden, hineingelegt und ſeinem Schickſale überlaſſen werden; ſo deuteten es die Prieſter und ſo vollführte ich es in ſtiller Unterwerfung, in welcher mich Dilara nicht nur nicht wanken machte, ſondern voll vertrauender Demuth mächtig beſtärkte. Meinem treuen Diener Zoroander vertraute ich den neugebornen Knaben; er war es, der mit frommen Händen den Willen der Himmliſchen pünktlich erfüllte, indem er allein mit dem Kinde die weite, beſchwerliche Reiſe unternahm. Fremde Brut hatte in dem beſchriebenen Neſte ſeine Wohnung eingerichtet; junge Adlerbrut. Sie wurde herausgetrieben, das Kind hineingelegt und ſeinem Schickſale überlaſſen. Denn alſo wollten es die Prieſter; nicht länger

durfte er weilen und Sorge um das Knäblein tragen, allein wollte der Himmel ſich deſſen erbarmen.

Aber nach Jahresfriſt erlaubte mir die Stimme des Tempels, Erkundigungen über mein Kind einzuziehen; ich erfuhr, daß ein Landbewohner ſich ſeiner erbarmt hatte, und von der Zeit an erhielt ich alljährlich Nachricht von meinem Knaben.

Morgen werden es zwanzig Jahre, daß ich von meinem Sohne getrennt ward, und morgen iſt der geſegnete Tag, an dem uns glücklichen Aeltern das lange erſehnte Kind, das einzige, wieder geſchenkt wird. Dank, ihr Himmelsmächte, Dank für dieſe jugendliche Freude im Herbſte meines Lebens! Und ſeht, ich klage nicht, daß ſchwere Leiden ſeiner warten — denn euer Wille iſt es, daß Mißgeſchick unſer Herz erweichend ſtärke, auf daß wir in Thränen aufwärts ſchauen und lieben lernen in Schmerzen die waltende Weisheit der gütigen Götter.

Mit dieſen frommen Worten endigt der König von Ga ſeine Lebensbeſchreibung, ſo wie der gelehrte Don Maria de Colibrados deren Ueberſitzung. Beide aber laſſen, zu ungemeinem Mißvergnügen des deutſchen Translators, eine Menge angedeuteter Dinge in einem unangenehmen Helldunkel. Kein Wort, wer der blaue Alte war, der den ſchönen Jüngling zurückbrachte, oder deſſen angeblicher Bruder, der den kleinen Graube empfing. Eben ſo undeutlich iſt die Hiſtorie über die Automate, und ſcheint hier ſogar, wie überall, wo vom Staate, Tempel und Kriegsheere die Rede iſt, ſich zu widerſprechen. Auch fallen die Perſonen zuweilen aus ihrem Charakter. Wie z. B. kann ein ſo weiſer König einem ſo einfältigen Bauer ſeine Lebensgeſchichte zuſchicken, und weßhalb gebeut er ihm ſo drohend, die Beſchreibungen der Maſchinen zu vergraben? — Ueber letztern Umſtand jedoch möge man eine Conjectur erlauben. Es ſcheint nämlich — und die neuliche Verſenkung des Thurms an der londoner Brücke bringt darauf — es ſcheint nämlich, daß der König Edwin jene Beſchreibungen lediglich aus angeſtammter Vaterlandsliebe nach Großbritannien ſchickte und ſie in unruhigen Zeiten dort weislich vergraben ließ. Nun hat man das Käſtchen wahrſcheinlich ſpäter aufgefunden und aus demſelben gehen jetzt alljährlich die neuen Erfindungen der Engländer hervor, die auch das Feſtland, nur etwas ſpäter, benutzt — als da ſind: Dampfſchiffe, Dampfwagen, die ultima ratio des Dampfes, nämlich Dampfkanonen nebſt dazu [ge]höri[gen] Dampf-Staatspapier-Mühlen: ferner Dampfpreſſen, durch welche auch Setzer und Schreiber getrieben werden, Gaserleuchtung für Fabriken und Univerſitäten, Woll- und Romanſpinnereien ſammt angehängten Ueberſetzungsmaſchinen und dergleichen mehr, was wir auf dem Continent hier immer noch für intellectuell halten, und welches jenes gewaltiges Inſelvolk [illegible] durch niedere mechaniſche Kräfte hervorbringt.

Was nun aber die fernere Geſchichte des im Storch[neſt] gefundenen Prinzen und der ſchönen Fiſcherstochter betrifft, ſo war dieſelbe durchaus nicht aufzufinden, und kann die [illegible] Leſerin hierüber nicht ſo ungehalten ſein, als es dem deutſchen Ueberſetzer in tiefſter Seele ſchmerzt, daß er hier leider nur ein Bruchſtück geben konnte. Er würde, um ſolchen Uebelſtand zu beſeitigen, ſich ſogar entſchloſſen haben, dieſe wunderbare Hiſtorie aus eigenen Mitteln zu vollenden, wenn ihm die Muſen nur jene ſchöpferiſche und heut' zu Tage ſo vielen Tauſenden verliehene Dichtergabe nicht gänzlich verſagt hätten. In dieſem beſchämenden Gefühle beiſpielloſer Verwahrloſung bleibt ihm nur Ein Troſt, nur Eine Hoffnung. — In Haiti nämlich, in jenem allerchriſtlichen Lande, wo man auch den ſchwarzen Nächſten liebt, wohnt dem Ueberſetzer ein Gaſtfreund, oder vielmehr, er wohnt jetzt nicht da, indem er auf einer Reiſe im Innern Afrika's begriffen iſt. Dieſer Neger, ehemaliger Kammerhuſar jenes Diplomaten, deſſen Sohn Ueberſetzer [illegible], ſchreibt demſelben aus Gani, einer noch unbekannten, [illegible] ſchen Stadt, einen äußerſt merkwürdigen Bericht, der die Ueberzeugung giebt, daß ſich dieſer ſchwarze Staatsbürger nicht nur in dem unterirdiſchen Reiche Ga befindet, ſondern auch in dem dortigen Tempelarchive der Lebensbeſchreibung des Königs Kaly und der Fiſcherstochter bereits auf der Spur iſt. Sobald nun, wie kaum zu zweifeln, die ſeltene Handſchrift [illegible] gehen wird, ſo ſoll auf der Stelle, und noch ſchneller, als man den großen Unbekannten verdeutſcht, eine Verdolmetſchung derſelben erſcheinen, indem Ueberſetzer ſich rühmen kann, die Sprachen und Schriften aller Völker zu verſtehen: vom Franzöſiſchen an, das Jedweder parlirt, bis zur perſepolitaniſchen Keilſchrift, die noch Niemand entziffert hat. Mit welcher Berichterung ſich der Schreiber dieſer Blätter ſeinen Landsleuten [illegible] erbietig empfehlen will.

Robert Roberthin,

geboren zu Königsberg im J. 1600, ward brandenburgiſcher Rath und Oberſecretär bei der Regierung zu Königsberg in Preußen. Er ſtarb daſelbſt am 7. April 1648.

Seine Gedichte größtentheils mit dem pſeudonymen Namen Berintho unterzeichnet, finden ſich in H. Albert's Arien etlicher theils geiſtlicher, theils weltlicher Lieder zum Singen und Spielen. 5 Thle. Fol. Königsb. 1638—50. Eine Auswahl derſelben in Herder's Stimmen der Völker, 2 Th. Leipzig 17[illegible] in Müller's Bibliothek, Th. 5.

Ein Anhänger der erſten ſchleſiſchen Schule ſuchte [illegible] R. vorzüglich nach Opitz und ausländiſchen Dichtern zu [illegible] und verſtand es namentlich Form und Sprache mit Gewandtheit und Correctheit zu behandeln.

Marie Sophie von la Roche,

geboren am 6. December 1731 zu Kaufbeuern, Tochter des berühmten Arztes von Gutermann, Wieland's vertraute Freundin, verheirathete ſich 1754 mit dem kurmainziſchen Hofrathe Georg Max von la Roche, welcher ſpäter kurtrierſcher Staatsrath in Koblenz war. Nachdem er in Ungnade gefallen, lebte er mit ſeiner Familie ſeit 1780 in Speier und ſpäter in Offenbach, woſelbſt er auch 1789 ſtarb. Auch nach ihres Gatten Tode wohnte Sophie v. la R. an dieſem Orte und ſtarb daſelbſt am 18. Febr. 1807.

Ihre Schriften ſind:

Geſchichte des Fräuleins von Sternheim. Herausgegeben von Wieland. 2 B. Leipz. 1771.
Roſaliens Briefe. 4 Bde. Altenb. 1779—91.
Moraliſche Erzählungen. 2 Sammlungen. Mannh. 1782—84; 3. A. 1823.
Briefe an Lina. 3 Bde. Mannh. u. Leipz. 1785—97. N. A. 1807.
Neuere moraliſche Erzählungen. Altenb., 1786.
Nachleſe, Mannh. 1787.
Miß Lony. Gotha 1789.
Schönes Bild der Reſignation. 2 Th. Leipz. 179[illegible]–96; 2 A. 1801.
Erſcheinungen am See Oneida. 3 Th. Leipz. 17[illegible] u. 98.
Mein Schreibtiſch. 2 Th. Leipz. 1799.
Schattenriſſe abgeſchiedener Stunden in Offenbach &c. 1800.
Fanny und Julie. Leipz. 1802.
Liebehütten. 2 Th. Leipz. 1803.
Herbſttage. Leipzig 1805.
Meluſinens Sommerabende. Herausg. v. Wieland. Halle 1806.

Dieſe vortreffliche Frau wirkte zu ihrer Zeit durch ihre Schriften höchſt günſtig auf die weibliche Bildung in Deutſchland, da ſie mit Zartheit und Innigkeit einen großen Reichthum von Erfahrungen und eine klare, faßliche Darſtellung verband. Dichteriſche Energie und ſchöpferiſche Einbildungskraft darf man dagegen nicht von ihr verlangen; ſie [illegible]

Digitized by Google

ieſen Mangel durch Sentimentalität, wie ſie damals ſehr an
er Tagesordnung war, zu erſetzen, wird aber eben dadurch nicht ſelten weitſchweifig und ermüdend. Ihre beſte Leiſtung iſt die Geſchichte des Fräuleins von Sternheim. —

Friedrich Rochlitz,

eboren am 12. Februar 1770 zu Leipzig, bildete ſich auf der
Thomasſchule und der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, indem er
ch dem Studium der Theologie widmete. Später gab er
ie Theologie auf und wandte ſich nun ganz der Dichtkunſt
nd muſikaliſchen Theorie und Kritik zu. Er lebt als Pri-
atgelehrter zu Leipzig, führt ſeit dem Jahre 1809 den Titel
ines weimariſchen Hofraths, und iſt Ritter des großher-
oglich ſächſiſchen Falkenordens.

Von ſeinen Schriften ſind zu nennen:

Zeichnungen von Menſchen nach Geſchichte und Erfahrung. Hamb. 1794.
Blicke in das Gebiet der Künſte und der praktiſchen Philoſophie. Gotha 1796.
Einige Ideen über Anwendung des guten Geſchmacks. Leipzig 1796.
Erfahrungen. 2 Th. Leipz. 1796 u. 97.
Amaliens Freuden und Leiden. 2 Bde. Leipz. 1798.
Erinnerungen. 4 Th. Züllich. 1799 u. 1800.
Charaktere intereſſanter Menſchen. 4 Th. Züllich. 1799 ff.
Familienleben. 2 Th. Frankf. 1801 f.
Glycine. 2 Th. Frankf. 1805.
Kleine Romane und Erzählungen. 3 Th. Frankf. 1807.
Denkmale glücklicher Stunden. 2 Th. Züllich. 1810.
Neue Erzählungen. 2 Th. Züllich. 1816.
Erfahrungen. 2 Th. Leipz. 1816.
Auswahl des Beſten aus ſämmtlichen Werken. 6 Th. Züllich. 1821 ff.
Für Freunde der Tonkunſt. 8 Th. Leipz. 1825 ff.
Für ruhige Stunden. 2 Th. Leipz. 1828.

Außer dieſen Schriften ſchrieb er mehrere Luſtſpiele,
Opern ꝛc. und gab heraus:

Muſikal. Zeit. 1798 — 1818.
Journal für deutſche Frauen. 1805 — 8.
Selene. 1807 — 8.
Leipz. Taſchenb. 1816 — 20.
Jährl. Mittheilungen. 1821 ff.

Ein überaus angenehmer und gemüthlicher Erzähler, voll
Innigkeit des Gefühls und Wärme der Geſinnung, iſt R.
eſonders glücklich in der meiſterhaften und conſequenten Zeich-
ung der von ihm erfundenen Charaktere und in der Durch-
ührung der trefflich angelegten Situationen, bei denen ihn
ine tiefe Kenntniß der Menſchen und des Lebens und eine
ahrhaft fromme Geſinnung unterſtützen. Seine ſämmtli-
hen dahin gehörenden Schriften können daher als eine eben
o belehrende wie anmuthige Lectüre nicht genug empfohlen
erden. Gleich bedeutende Verdienſte erwarb er ſich um die
Behandlung und Ausbildung der Tonkunſt, durch ſeine theo-
etiſchen Arbeiten über dieſelben, in welchen er den fein-
en Geſchmack mit gediegener Gründlichkeit vereinigt, und
urch welche er ſich den Ruhm erworben hat, zu den bedeu-
endſten muſikaliſchen Kritikern zu gehören.

Lebenstag des Tonkünſtlers*).

Morgen.

Auf nacktem Felſen lieg' ich hier,
Und über mir, in ungemeßner Ferne,
Zieht hin der Mond, ziehn hin die Sterne:
Doch keiner, keiner blickt nach mir!
Mag ich ſchlafen, mag ich wachen,
Mag ich weinen, mag ich lachen:
Sie wallen ruhig ihre Bahn
Himmelab und himmelan —
Wie der Menſch in Nacht auch fleht:
Sie laſſen ihn ſeinem trüben Sinnen!
Was über Wolken geht
Sieht zu tief das irdiſche Beginnen!

Doch es vernimmt mein Geiſt in heilger Regung
Die Ordnung ihrer himmliſchen Bewegung. — —

Die Sterne ſind hinabgeſunken,
Die kühlen Winde eilen daher
Und wühlen trunken
Im Nebelmeer;
Und alles harrt, verſtummend in Wonne,
Der Königin des Tags, der hehren Sonne. — —

Sieh! es ſchlägt ihre Hand
Zurück das roſenfarbne Gewand;
Sie bricht hervor mit Allgewalt,
Die hellſtrahlende Göttergeſtalt!
Die neidiſchen Nebel entweichen;
Die Blumen ſich vor ihr beugen;
Und ſie, der Demuth zum Lohne,
Schmückt jedes gebeugte Haupt,
Das an ihre Mutterliebe glaubt,
Mit diamantener Krone — —

Da brechen die muntern Vögel das Schweigen:
Mit tauſend Melodie'n
Sie durch die Lüfte ziehn,
Und gaukeln und ſcherzen — —
Ach, nur im innerſten Herzen
Fühl' ich die Melodie'n!
Sie eilen, ſie fliehn,
Ich kann ſie nicht erfaſſen,
Muß, wie die Luft, ſie verwehen laſſen! —

Doch es vernimmt mein Geiſt in froher Regung
Den zarten Sinn melodiſcher Bewegung. — —

Der Menſch erwacht. Die Mühe tritt hervor
Und treibt den Mann aus ſeiner Hütten Thor.
Des Weibes ſoll er und des Kinds vergeſſen;
Soll dort mit leichtem, ſchwankenden Kahn
Die gefahrenvolle Bahn
Auf tückiſchgleißender See durchmeſſen,
Im Schweiß des Angeſichts ſein Brod zu eſſen.

Die Lieben ſind daheim, doch nicht geborgen;
Es ſitzen die alten Sorgen
Mit in dem ſtillen Kreiſe,
Und flüſtern ängſtend und ſtöhnen leiſe —

Denn mit Göttermacht
Iſt der Sturm erwacht.
Zerriſſen ſtirren
Des Weinſtocks Ranken;
Mit dumpfen Aechzen
Die Pappeln ſchwanken;
Gleich kämpfenden Rieſen die Wolken eilen.
Sturm faſſet die Eichen,
Es brauſen die Wipfel;
Sturm faſſet die Hütten,
Es ſtürzen die Gipfel:
Die liebende Sonne nicht mag verweilen.
Die See ſteigt ſchäumend
In Wellen empor:
Er wirft ergrimmt ſie nieder;
Die Donner rollen
Zürnend hervor;
Er hallt ſie äffend wieder:
Ich hör ihn ſein höhnendes Siegeslied heulen!
Und wie er dröhnt,
Zerſtörung dröhnt

*) Aus „Glycine" von Friedrich Rochlitz. Erſter Theil.

Herauf vom Thal —
Ein herzzerreiſſender Weltchoral! —

Doch ſelbſt an des Schreckens Töne
Kettet die Natur das Schöne,
Schmerz zu mildern ewig wach;
Hallt des Sturms, des Donners Weiſe,
Tönet ſanft und tönet leiſe
Des Accordes Wohllaut nach.

Und es vernimmt mein Geiſt in ernſter Regung
Den tiefen Sinn harmoniſcher Bewegung. — —

Doch die Natur kann nicht die Sehnſucht ſtillen,
Nicht in der Bruſt die öde Leere füllen.
Die Schönheit ſucht, verſchleiert, ihre Kinder:
Sie ſind, dem — Müden ſeinen Fleiß zu lohnen,
Getrennt, zerſtreut in alle Zonen,
Wo Menſchen wohnen;
Und nimmer wird, ſie zu vereinen,
Der Tag des Segens hier erſcheinen,
Wo Menſchen weinen! —

Nimm du mich wieder auf, verborgne Kammer,
Wohin nicht irdſche Freude blickt,
Nicht irdſcher Jammer.
Gern kehr' ich wieder zu dir — erquickt,
Gekräftiget, obwohl ohn' innern Frieden.
Gern bin ich hier von aller Welt geſchieden
Und ſink' in mich zurück:
Blüht doch kein beßres Glück
Mir hienieden!

Was erhebt mir die Bruſt
Mit fremder, beklemmender Luſt?
In Abgrund ſinken die Geſtalten;
Es drängt mich empor
Zum himmliſchen Chor —
Wer kann, wer wird den Schwindelnden halten?

Hier ſchwebet in Frieden
Und ſeligem Leben,
Was dort verhüllt iſt und geſchieden:
Ich wag' es den Schleier der Göttin zu heben!
Sie winkt herauf die neue Welt,
Wo Rhythmus, wo harmon'ſcher Klang
Melodiſchen Geſang
Auf ewig feſt umſchlungen hält —
Ihr Götter! nicht allein laßt mich den ſüßen
Quell der Bezauberung genießen!
O ſteht mir bei, was ihr verliehen,
Aus meiner Bruſt hervorzuziehen!
Laßt vor dem trunknen Geiſt es lang verweilen:
Gern möcht' ich, was ihr gabt, mit meinen Brüdern theilen!

Mittag.

Heilige Stille,
Die meinen Sinn befängt,
Mächtige Fülle,
Die mir den Buſen engt,
Frohe Erhebung,
Milde Belebung,
Wie mir von oben, werdet ihr Andern geſchenkt! —

Mit des Donners wachſenden Schlägen
Halle die Pauke euch wirbelnd entgegen,
Und verhall' in ängſtendes Nichts.
Feierlich und leiſe ſchwebe
Nun der Ton der tiefſten Saiten,
Daß aus ihm das Bild ſich webe
Und aus Funken des vom weiten
Dämmernden, melod'ſchen Lichts. — —

Auf der Dominante Säulen
Laßt uns hoffend hier verweilen,
Athem ſchöpfen zu höherer Luſt.
Der du Freud' uns ahnen laſſen,
Lichtſtrahl, laß dich nun erfaſſen,
Hebe leichter die wogende Bruſt!
Mit des Mittags hellem Flimmer
Glänze deiner Schönheit Schimmer,
Vielgefärbt, wie der Demant ſpielt;
Auf des raſchen Allegro Wegen
Leuchte du uns mild entgegen:
„Glücklich, wer für Töne fühlt! —"
Doch du ſtammſt vom hohen Himmel:
Sinke nie zum Luſtgetümmel,
Das der Rohheit nur gefällt!
Ernſter ſoll auch Freude glühen,
Darum werden, Melodieen,
Tiefverborgne Harmonieen
Eurem Wechſel zugeſellt.
Wie, den Frühling zu gebären,
Auf den ſeegenerwartenden Fluren
Sich die feindlichen Naturen,
Wärm' und Kält' umarmen müſſen:
So laß' ich euch nun gewähren;
Beide ſollt zum Ziel ihr fliegen,
Keine dienen, keine ſiegen,
Sollt euch, mild befruchtend, küſſen. —

Und ſie ſchweben empor
Enger und froher umſchlungen,
Und die eitlen, kränkelnden Leiden
Meines Herzens ſind bezwungen.
Wie die Sonn' auf ihrem Lauf
Ruhig den irdiſchen Wechſel ſchaut;
Wie dem Bräutgam, eilt er zur Braut,
Nicht vor dem Sturm, vor dem Räuber graut,
Schwebt auf dem Fittig des Wohllauts auf,
Wer ſeinem Fluge ſich anvertraut. — —

Der Mittag legt ſein ſtrahlenreiches Haupt
Noch brünſtger an die heiſſe Bruſt der Erde.
Ihr ſtillſtes Kind, die Blume, ſinkt, beraubt
Der Jugendkraft, und harrt, und glaubt,
Daß ſie nicht ſterben, daß ſie neu erquicket werde.
Der Vogel ſchlüpft in ſeines Neſtes Schatten,
Das Wild ſucht in der Felſenkluft den Gatten:
Zu allen neigt ſich ſanft die Ruh.
Der Menſch allein darf nicht ermatten,
Er ſchlieſſet nicht das müde Auge zu.

Schwind' auch mir nicht dahin,
Kraft, die das Schöne erzeugt;
Rege linder den Fittig,
Pſyche, aber nicht hemme den Flug.

Des Adagio Bahn
Schlinge ſich ebner dahin:
Wie der labenden Quelle
Flieſſend Kryſtall über Perlen ſchleicht.

Zartere Melodie
Beuge des Hörers Gemüth
Zu der Schwermuth Gefühlen;
Mahn' ihn, er ſei noch der Erde verwandt.

Klage, du Flötenlaut,
Klage, du milder Fagott,
Und die ſchwirrende Geige
Wage gedämpft nur zu wechſeln mit euch.

Lebensmuth, willſt du verſinken? —
Laß den Weichling Thränen trinken,
Bis das matte Herz ihm bricht!
Kunſt im Land der Liebe thronet,
Wo des Lebens Herold wohnet,
Nicht, wer Todtenkränze flicht!
Heiter iſt der Gott der Spiele;
Dornen hat die Roſ' am Ziele,
Aber ſie verletzen nicht.

Leichter Sinn,
Tändle dahin
Durch das Ronda, wie durch's Leben;
Wecke das Herz
Zu flüchtgem Scherz:
Wolle nicht tiefer, nicht höher ſtreben
In den Wolken
Spielen Farben
Zwecklos — und doch, wie ſchön erglühend
Auf den Wieſen
Lächeln Blumen
Fruchtlos — und doch, wie lieblich blühend
Es ſinkt die Sonne,
Es ſchmilzt in Grau,
Ihr geſpaltenes, buntes Licht;
Die Schäferin
Im flüchtgen Tanze
Zertritt die Blumen —
Weiter ins Leben! das kümmre dich nicht!
Wenig Stunden —

Digitized by Google

Sieh, die Wolken
Erglühen vom neuen;
Wenig Stunden —
Sieh, die Blumen
Erblühen vom neuen:
Magſt dich ihrer auch wieder erfreuen!

Alſo flattre auch du,
Leicht beſchwingetes Lied,
Immer neu, und immer
Das lieb gewordene Alte!
Keiner der Hörenden frage,
Was er in dir vernommen:
Vielleicht kehr' er zurück
In das ſchwere Leben,
Er, der mit trüben Ernſt
Aus dem ſchweren Leben gekommen. —

Ja, ich darf mich dein erfreuen,
Meiner Liebe jüngſter Sohn;
Andern Roſen hinzuſtreuen
Sei dein Glück und ſei mein Lohn.
Bald wirſt du vielleicht vergeſſen,
Bald wirſt du vielleicht verdrängt:
Nur nach irdiſchem Ermeſſen
Wird, was iſt, in Zeit beſchränkt!
Mag der Lebende vergehen:
Leben — Leben m u ß beſtehen!
Es wechſeln die Stunden der Erdenwelt:
Doch die ſie ſchaffen in endloſer Ferne,
Stehn ohne Wandel — die ſtrahlenden Sterne —
Am a l l e s umſpannenden Himmelsgezelt! —

A b e n d.

Der Tag verliſcht im dunkelglühnden Meere,
Die Dämmrung waltet auf der ſtillen Au;
Hernieder ſteigt die Mutter Nacht, die hehre,
Die müde T o c h t e r labt ihr kühler Thau.
Daß uns der Farben Spiel nicht mehr bethöre,
Malt die Natur ſich in ein einfach Grau.
Der Schlummer löſ't des Trauernden Gedanken,
Geneſung gaukelt um das Haupt des Kranken.

Doch du, mein Geiſt, auch du willſt ſchon ermatten?
Die Nacht hüllt ja für dich die Erde ein!
Daß du dich vom Spiele trüber Schatten
Erhöbeſt zu der ſeligen Geiſter Reihn!
Wo mit der Ewigkeit ſich Zeiten gatten,
Da ſollte — da, jetzt deine Heimath ſein.
Blick' auf, und ſieh mit heiligem Entzücken,
Wie Gottes Tempel tauſend Sterne ſchmücken!

Dort, wo O r i o n s mächtge Sonnen glühen,
Kein Wechſel B r ü d e r trennt, die ſich vereint,
Der Unſchuld S c h w a n die Silberbahn zu ziehen
Durch ſtille, nie beſtürmte Meere ſcheint:
Dorthin von Erdeneitelkeit zu fliehen,
Zu lauſchen, wen der Sphären Wohlklang meint —:
Daß ein Seraph mich dazu erfriſchte,
Ob würdig mein Geſang ſich ſeinem miſchte! — —

Wie durch die Ulme feſtgehaltne Reben,
Sonſt ſchwankend, frei nun auf zum Himmel ſehn;
Sie, von den zarten Ranken leis umgeben,
Der Ulmen Schafte nun verſchönert ſtehn:
So ſoll der Tonkunſt ſchöner Engel neben
Des Dichters heilger Muſe liebend gehn!
Erſcheint mir Davids, Klopſtocks Lichtgeſtalten:
Den Schwächern würdigt, der euch ſchmückt, zu halten!

Unendlicher *),
Der Welten Herr,
Deß Namen laut genannt von Himmeln werden,
Dich darf auch nennen ich, der Sohn der Erden!

Des Säuglings Lächeln und des Kindes Lallen
Iſt deiner Vaterhuld ſich wohlgefallen;
Denn Unſchuld nur vermag dein Reich zu gründen,
Durch Unſchuld ſtürzt allein der Thron der Sünden! —

Wenn ich erſtaunt dein ewig Werk betrachte,
Auf deiner Himmel Heer in Demuth achte:

*) Nach dem achten Pſalm Davids.

Was iſt mir dann der Menſch, deß du gedenkeſt?
Der Erdenſohn, daß du ſein Schickſal lenkeſt?

Doch du erhebſt ihn hoch! Genoſſen deiner Geiſter,
Haſt du mit Ehr' und Zier ihn ausgeſchmückt;
Von dir geſetzt zum unbeherrſchten Meiſter,
Zu ſeinen Füßen er die Erd' erblickt.
Nicht nur das ſanfte Lamm, der ruh'ge Stier —
Ihm beugt ſich auch des Löwen Mordbegier!
In Meeren regen ſich der Ungeheuer Heere:
Er bahnt ſich ſichre Wege durch die Meere!
Unendlicher,
Der Welten Herr,
Deß Namen laut genannt von Himmeln werden:
Heil! dich darf nennen auch der Sohn der Erden! —

F a u ſt i n a H a ſ ſ e *).

(Ein Portrait.)

Der würdige Mann, der ſchon meine Kindheit zur Tonkunſt hinleitete, meiner Jugend freundlich mittheilte, was in dieſer Kunſt mitgetheilt werden kann und ich aufzunehmen vermochte, der ſpäterhin, noch als ein heiterer, lebensmuthiger Greis, mein Freund war — J o h a n n F r i e d r i c h D o l e s, hatte in ſeiner früheſten Zeit als Sänger an den glänzenden Feſten Theil genommen, die der Muſik vom letzten der ſächſiſchen Könige von Polen in Dresden gefeiert wurden. Die Fürſtin dieſer Feſte, und beſonders der weltberühmten, damals wahrhaft g r o ß e n Oper — F a u ſt i n a H a ſ ſ e, hatte den erwachenden Jüngling zuerſt zu dem Bewußtſein gebracht, er habe ein Herz. Er huldigte ihr, wie der Schwärmer dem Monde, der, ohne von ihm zu wiſſen, ſeine kalten Schimmer auch ihm zuwirft, weil er nun eben unter der Menge mit da iſt. Doles durfte ſie hören, ſie betrachten, ihr huldigen, und d a d u r c h ſich ihr — wenigſtens näher träumen, daß er ſein Leben derſelben Göttin weihete, welche Fauſtinen unter ihre Prieſterinnen aufgenommen hatte. Späterhin, als Mann, hatte er Gelegenheit und Faſſung, ſie ruhiger zu beobachten: da verblich freilich die Glorie um ihr Haupt, aber ſie verwandelte ſich doch in einen ſehr ſchönen Schleier, ſo daß er auch als Greis nie ohne Begeiſterung und Jugendfeuer von der ſeltenen Frau ſprach. Mehr um ihn, als um mich zu befriedigen, ließ ich mir oft von dieſer Juno-Fauſtina erzählen, und es liegt nicht an ihm, wenn nicht ihr vollkommen getroffenes Bild in vollem Leben vor meiner Seele ſchwebt.

Als ich vor mehrern Jahren zum erſtenmal in das Paſtellzimmer der Dresdner Gallerie trat, wo die intereſſanteſten Weiber vom Hofe der A u g u ſ t e, meiſtens durch die Kunſt der R o ſ a l v a, in ewigem Frühling blühen, erinnerte ich mich jener bedeutenden Frau, und deſſen, was ich von ihr wußte. —

Iſt die Haſſe unter dieſen Weibern? fragte ich meinen Gefährten.

Allerdings! —

Zeigen Sie mir ſie n i c h t: ich will verſuchen, ſie ſelbſt aufzufinden.

Ich ſuchte: endlich fielen meine Augen auf ein Portrait, das mich feſthielt und mir ins Gedächtniß brachte, was dort Leſſing ſeinen Prinzen vom Bilde der Orſina ſagen läßt: „O ich kenne ſie, dieſe ſtolze, höhniſche Miene, die auch das Geſicht einer Grazie entſtellen würde! Ich leugne nicht, daß ein ſchöner Mund, der ſich ein wenig ſpöttiſch verziehet, nicht ſelten um ſo viel ſchöner iſt. Aber, wohl gemerkt, ein wenig. — — Auch müſſen Augen über den wollüſtigen Spötter die Aufſicht führen — Augen, wie ſie die gute Gräfin nun gerade gar nicht hat —." Wie ſie aber dieſe Fauſtina hat!

Das iſt die Haſſe, ſagte ich; oder ich bin ſchlecht unterrichtet.

Sie haben recht, es iſt die Haſſe, antwortete mein Gefährte. —

Die Wiederholung deſſen, was ich von ihr wußte, machte mir nun viel Vergnügen: vielleicht vermag ich's, wenigſtens einen Theil deſſelben dem Leſer zuzuwenden, zumal da ich ihm Einiges erzählen kann, was ö f f e n t l i c h niemals bekannt worden iſt. Hierunter möchte vielleicht ſchon folgender, in dieſe Vorrede gehörender Zug ſein.

Die talentvolle Roſalva hatte die meiſten Schönheiten jenes Hofs ſchon gemalt; man wünſchte, daß auch Fauſtina ihr ſitzen möchte: dieſe verſchmähete es immer. — Ich w i l l von keinem Weibe gemalt ſein! ſagte ſie. Die Maler an Auguſts Hofe

*) Aus „G l y c e r e" von Fr. Rochlitz. Zweiter Theil.

Digitized by Google

waren ihr aber auch nicht recht; gezierte Lecker, nannte ſie ſie. Endlich, in nicht mehr ganz jugendlichen Jahren, gab ſie der Künſtlerin nach. Faſt alle Weiber hatten ſich iegend einen poetiſchen Charakter geben laſſen: die eine ließ ſich als Frühling, die andere als Muſe u. dergl. aufführen. — Als was wünſchen Sie dargeſtellt zu ſein? fragte die Roſalva. Als was —! erwiederte jene ſtolz: als Fauſtina Haſſel —

Sie war zu Venedig im Jahre 1700 geboren. In ihrer nicht gemeinen und wohlhabenden Familie erhielt ſie von früher Kindheit an die beſte, wenigſtens die feinſte Erziehung. Schon in dem Kinde keimte ein ausgezeichnetes Talent für die Tonkunſt empor, und gar bald erweckte dies Talent überall Aufmerkſamkeit, ſelbſt in jenem Vaterlande muſikaliſcher Talente. Die Aeltern ließen ſie nun für eine Laufbahn bilden, auf welcher damals mehr als je Bedeutſamkeit, Ruhm nnd Gewinn zu finden war: man erzog ſie für den dramatiſchen Geſang. Fauſtina bekam die nortrefflichſten Lehrer. Unter der gründlichen und ſtrengen Leitung derſelben bereitete ſie ſich, mit größtem Eifer und doch ohne Haſtigkeit, auf jene Laufbahn nor; unter der ſchmeichelnden Leitung ihrer geheimern Neigungen aber auch auf ein lyriſches Leben in anderm Sinn. Das erſte Theater ihrer Vaterſtadt drang mit den anſtändigſten Erbietungen in ſie und in die Aeltern, daß ſie ſchon jetzt in einigen bedeutenden Kinderrollen auftreten möchte: Fauſtina war durchaus nicht dahin zu dringen; ſie wollte ruhig die Zeit abwarten, wo die Knoſpe eigene Kraft geſammelt haben würde, die verdeckende Hülle zu durchbrechen und in blendendem Purpur ſich der Sonne zuzuwenden.

Nicht eher, als in ihrem ſechzehnten Jahre trat Fauſtina zum erſtenmal öffentlich auf — aber dann auch gleich als Heldin in einer heroiſchen Oper. Vielleicht hat Venedig nie ein glänzenderes Debüt geſehen. Ihre jugendliche Schönheit eroberte die Herzen der Anweſenden; ihr trefflicher Geſang, unterſtützt durch edles Spiel, ſicherte ihr die Eroberung. Man überſah um ihretwillen, was man bis dahin verherrlicht hatte — wenigſtens that es die Jugend Venedigs: bei ihr hatte Fauſtina keine Nebenbuhlerin. Nur Ein Kennerohr war mit ihr nnzufrieden, nnd ſetzte ſie, in Abſicht auf Stimme, und noch mehr in Abſicht auf Kunſt und Erfahrenheit der bisherigen erſten Sängerin nach; und dies Kennerohr war — ihr eignes. Du kannſt dich mit ihr nicht meſſen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt; du mußt ſie verdunkeln!

Sie trat eine geraume Zeit nicht wieder auf; wählte in der Stille die damals neue, freiere Methode des Bernacchi, wendete den unermüdlichſten Fleiß auf ſie, und auf das von der Rinalin, nach italieniſcher Sitte, nernachläſſigte Recitativ; zeigte ſich nun erſt dem Publikum wieder, und als eine ganz neue Geſtalt —: da errang ſie denn den Sieg, mit welchem ſie ſelbſt zufrieden war. Dieſe von ihr gewählte Methode wurde nun die herrſchende, bald darauf die einzige.

Häusliche Verhältniſſe, ihre von Kindheit an gehegte Sehnſucht, die Welt zu ſehen, und die erwachende Ahnung, ſie gehöre an einen Hof, machten, daß ſie bald non Venedig weg, in das glänzende Florenz ging. Ihr Auftreten war Fortſetzung ihres Triumphs in der Vaterſtadt. Sonette regneten auf ſie herab*), Denkmünzen ließ man auf ſie ſchlagen, die vornehmſte florentiniſche Jugend lag zu ihren Füßen: ſie nahm das alles mit Wohlgefallen, doch als gebühre ſich's nnd verſtehe ſich non ſelbſt, auf, hielt ihre Anbeter, und die voenehmſten beſonders, in wohlabgemeſſener Entfernung, und beglückte ſie nur durch iher Kunſt und ihre bezaubernden geſelligen Tugenden.

Ich weiß nicht, was ihr auch dieſen reizenden Aufenthalt nach einigen Johren verleidete. Vielleicht war es nnr das: ſie kannte nun Italien und wurde von Italien gekannt, der Huldigungen daſelbſt war ſie gewohnt, ſie wünſchte ihren Ruhm auch unter andere Nationen verbreitet und ſich von ihnen verherrlicht zu ſehen. Nicht unerwünſcht kam ihr daher ein Ruf nach Wien, und die funfzehntauſend Gulden jährlichen Gehalts mochten ihr wohl auch nicht unerwünſcht kommen. Doch begnügte ſie ſich mit dieſen nur unter manchem Vorbehalt, wodurch ſie ſich dem Publikum ſelten machen konnte. Sie war nier und zwanzig Jahre alt, als ſie nach Wien kam; man pries ihre Kunſt, man huldigte iherr Schönheit: aber ſie fand doch auch Weiber, die ſie in beiden Vorzügen, wenn auch nicht nereint, übertrafen. Fauſtina gefiel Allen, aber nicht ſich ſelbſt; es gab Gegenparteien, und ſelbſt der Enthuſiasmus ihrer Freunde war deutſcher Enthuſiasmus — er brannte, gleich einer entzündeten Eiche, in ruhigem, anhaltendem Feuer, nicht wie in Italien, gleich dem Veſuv dieſes Landes, in wilden Exploſionen. Fauſtina mochte ſich daran nicht gewöhnen, wurde verſtimmt, und ging nach zwei Jahren nach London, im Vertrauen auf die viel gerühmte kühne Kräftigkeit der Inſulaner.

In London gab es eben gewaltig viel Lärmen, und gewaltig viel Guineen. Durch eine ungeheuere Subſcription hatte man die große Nationaloper auf dem Haymarket zu Stande gebracht. Der muſikliebende König, als erſter Sndſcribent, hatte ihr Anſehen, der große Händel, als Direktor, Werth verſchafft. Der Zulauf und der Indel, ein neues glänzendes Nationalprodukt geliefert zu haben, war ſo groß, daß es etwas Gewöhnliches wurde, Ohnmächtige oder Verwundete aus den Vorſtellungen zu tragen.

Die nortreffliche italieniſche Oper, deren Direktor der [illegible] Buononcini war, war gezwungen, alle Kräfte aufzubieten, um der engliſchen die Wage zu halten. Buononcini entzückte durch Innigkeit und ſüße Melodieen den feineen, Händel begeiſterte durch Kraft und gewaltige Harmonieen den lebhafteren Theil des Publikums: Händel ſiegte. Buononcini nahm den erſten Kaſtraten der Welt, den nachmaligen Herzog Farinelli, unter ſeine Geſellſchaft; Händel ſetzte dieſem den vortrefflichen Seneſino und die reizende Cuzzoni, ſchlechthin der Engel genannt*), entgegen: Händel ſiegte. Buononcini trieb zwei Italienerinnen auf, die an Vorzügen der Cuzzoni wenig nachgaben; Händel ließ Fauſtinen auftreten: Händel ſiegte.

Wodurch nun aber zwei Weiber, wie Fauſtina und die Cuzzoni, friedlich neben einander erhalten? nnd wie ihre Partheien im Publikum? Das überſtieg menſchliche Kräfte, und brachte ſelbſt den eiſenfeſten Händel zur Verzweiflung. Mit ſeiner durchgreifenden Derbheit trieb er zwar jede non dieſen Damen einzeln in die Enge, brachte es aber endlich dahin, daß ſie, die nie einig waren, es doch dann wurden, wann es gegen ihn ging. Die ſchöne Welt von London theilte ſich und war glatt abgeſchnitten in Cuzzoniten und Fauſtinianer. (Ich kann nicht dafür, wenn meine Erzählung hier, ſelbſt bis auf die Namen, ein Stück aus der Ketzerhiſtorie der mittlern Zeit ſcheint.) Die erſten begnügten ſich nicht damit, ihrer Göttin den Vorzug einzuräumen, ſondern wollten die Göttin der zweiten ganz vernichten. Dieſe thaten ein Gleiches. Die Gemeinen ſchlugen, nach engliſcher Weiſe, mit Fäuſten drein; die Feinern forderten ſich, nach noenehmern Sitten, auf Degen und Piſtolen. An der Spitzen der Kämpfenden ſtellten ſich endlich zwei Prinzen. Der junge Herzog non Bedſort reiſete dem Sohne des Herzogs von Orleans ſogar über den Kanal nach, und brachte triumphirend auf der Spitze ſeines Degens den Beweis zurück, ſein Gegner ſei ein Prinz von — Geblüt, und Fauſtina ſei der eigentliche, wahre Engel. Dieſer Handel hatte zu viel Aufſehen gemacht: der Hof mußte ſich drein legen, und die Nationaloper ging zu Grunde. Sie würde unter ſolchen Umſtänden auch zu Grunde gegangen ſein, wenn ſich der Hof nicht drein gelegt hätte.

Fauſtina verließ London nach dem kurzen Aufenthalte von noch nicht nollen zwei Jahren, und verließ es, ohngeachtet aller Fehden, ihr zu Ehren, und aller Guineen, ihr zum Vortheil, mit lebhaftem Widerwillen gegen England. Nicht einer von denen, ſagte ſie noch ſpät in Wien — die mir ihr Gold boten und ſich um mich rauften, hat Sinn gehabt für irgend etwas, das ich mir ſelbſt als Verdienſt anrechnen darf. Man lärmte um meinetwillen, weil man eben nichts Anderes hatte, nnd doch lärmen wollte. Des tumultuariſchen Lebens endlich überdrüßig und mit erwachender Ahnung, es gebe ein ſtilleres nnd dauerhafteres Glück, kehrte ſie in ihre Vaterſtadt zurück, nnd lebte da eine Zeit lang in anſtändiger Zurückgezogenheit. Sie trat nicht öffentlich auf, ſondeen gewährete nur auserleſenen Zirkeln gebildeter Menſchen den Genuß ihrer Talente.

Sie hörte in dieſen Zirkeln niel Angenehmes von einem jungen, ſchönen, edlen und talentvollen Sachſen, der, ſeine Kunſtbildung zu vollenden, von Neapel zurückgekehrt ſei, und nun in Venedig, zwar arm, doch ſehr anſtändig lebe, und ſeine Bekannten durch bezaubernden Geſang, durch geiſtreiches Klavierſpiel, und auch durch manche feurige und genialiſche Kompoſition erfreue. Il Sassone! il caro Sassone! wiederholten beſonders die Damen nnaufhörlich. Man ſagte Fauſtinen, auch

---

*) In einem noch aufbehaltenen Sonette machen ihre Verehrer ihr das ſonderbare, ſich ſelbſt das ſchmähliche Kompliment, ſie als Circe aufzuſtellen! In einem andern heißt es: der alte Podageiſt wird zum hüpfenden Kinde, der Philoſoph (der italieniſche —!) wirft Zirkel und Triangel weg, bekränzt ſich mit Roſen; die Sterne werden aus der gewöhnlichen Bahn verlockt, und fragen einander, wenn Fauſtina beſchloſſen hat (und ſie folglich wieder zu Verſtande kommen): ſagt, wo ſind wir?

*) Es giebt aber gute und böſe Engel! Unbeſchreiblich reizend, als Weib und Künſtlerin, war die Cuzzoni; aber der verwünſchteſte weibliche Teufel war ſie auch. Nur an Händel fand ſie ihren Mann, denn der lief im Anfall noch tumultuariſcher Sturm. Sie iſt dieſelbe, welche der koloſſale Händel einmal zum Fenſter herab werfen wollte, weil ſie eine ſeiner Arien zu ſingen ſich aus Kaprize weigerte. Madame, oh Madame, ſchrie Händel, und hielt die Dame, wie Herkules den feuerſchnaubenden Kakus, hoch in die Luft — je sais bien, que vous êtes une véritable Diablesse; mais je vous ferai savoir — moi! moi! — que je suis Beelzebub, le chef des Diables! —

Digitized by Google

ſie müſſe ihn nothwendig kennen lernen. Sie ließ ſich's gleichgültig gefallen. Man lud eine Geſellſchaft, und ihn unter dieſer. Beſcheiden, wie ein Deutſcher, und im einfachſten Aufzuge, wie ein Mann, der innern Werth kennet und beſitzt, erſchien er; vom Schimmer der Geſellſchaft geblendet, trat er muthlos zurück, bis man ihn an's Klavier führte. Er ſetzte ſich, ſeine Phantaſie erhob ihn über die einengende konventionelle Welt, er ſchien ganz ein Anderer; er ſpielte und ſang zum Entzücken. In ſich und ſeine Kunſt verſunken, bemerkte er nicht, was um ihn her vorging — am wenigſten, wie die glänzende Fauſtina unverwandt und bezaubert neben ſeinem Stuhle ſtand, und wie alle Gefühle, die er ſeinem Inſtrumente mittheilte, von ihrem ausdrucksvollen Geſichte wiederſtrahlten. Sie beſchloß, — ſie ſagte kein Wort, aber ſie fuhr mit dem Entſchluß nach Hauſe: dieſer Haſſe wird dein Gemal, oder Keiner! —

Und er wurd' es, und ſein Glück — wenigſtens, was nun die Welt ſo nennet — war auf immer gegründet. Man gab ihm eine Stelle als Kapellmeiſter; er konnte nun ſorgenfreier arbeiten, die Liebe und ſein königliches Weib begeiſterten ihn — er lieferte Werke, die ſeinen Ruf in alle Welt verbreiten mußten.

König Auguſt, der ſo gern um ſich verſammelte, was Künſtler war und als Künſtler Aufſehen machte, berief ihn als Oberkapellmeiſter, und ſeine Gattin als erſte Sängerin, nach Dresden; Beiden wurde ein ſehr großer Gehalt zugeſichert. Fauſtina, die den jungen Gemal gern verherrlicht ſehen wollte, die des zurückgezogenen Lebens denn doch überdrüßig zu werden anfing, und die vielleicht im geheim auch nach ſo Manchem lüſterte, was ihr an jenem Hofe der Freude und des feinern Genuſſes zu Theil werden könnte, und was man in Contrakten eben nicht zu ſpezificiren pflegt —: Fauſtina ermunterte ihren Gatten, dem Rufe zu folgen; er war ihr ſo ganz ergeben, daß alle ſein Thun von ihren Wünſchen abhing, — ſie gingen 1731 nach Dresden. Ein ausgezeichneter Empfang und der ehrenvollſte, immer zunehmende Beifall von Seiten des Hofs, wie des Publikums, überzeugten Beide, hier ſei ihr Platz und hier müſſe ihre Heimath bleiben.

Allzuglänzendes Sonnenlicht verkündigt aber Ungewitter. Es fand ſich wirklich gar Manches für Fauſtinen, was im Contrakte nicht ſtipulirt war. Der Kampf des beſſern, aber früh ſchon gebrochenen Willens mit alle dem, was ihm der luxuriöſeſte Hof entgegenſetzte, war zu ungleich. — Man ließ den guten, lieben Haſſe wieder nach Italien reiſen, und ſieben Jahre daſelbſt verweilen. — —

Sieben Jahre, eine Ewigkeit für das Glück einer fürſtlichen Geliebten, waren vorbei, und nun änderte ſich, was ſich bei tauſend ſchönen Weibern weit früher hätte ändern müſſen. Fauſtina ſelbſt zog ſich aus gewiſſen Verhältniſſen zurück, ehe ſie ganz die Macht verlor, ſie, wenn ſie gewollt hätte, noch länger zu erhalten; ſie klagte nie, auch mit keinem Blick; ſie änderte nichts ab in dem, was Andern in die Augen fiel; ſie blieb geachtet, gefürchtet ſogar, auch wo man ſie nicht mehr liebte: alles ſchien, wie vorher, und nur ihr Herz geändert. Jetzt gedachte ſie endlich mit liebender Theilnahme, und bald ſogar mit inniger Sehnſucht des lang entbehrten, nicht glücklichen Reiſenden. Sie ſchrieb ihm, bat ihn ſo herzlich, ſo ſchmeichelnd, zurückzukommen: er kam zurück. Sie wußte ſeinen Empfang auf das ſorgſamſte vorzubereiten: alles bezeigte ihm Achtung und geneigtes Entgegenkommen; er wurde in auszeichnende und erwünſchte Thätigkeit geſetzt, wurde für ſeine Arbeiten mit Beifall, Gunſt und Ruhm belohnt, und auch ſein häusliches Leben hatte alle — Merkmale der ſchönſten Familienverhältniſſe.

Ob er glücklich war —? Wer könnte ſo fragen! Antwortet Einem das Herz, antwortet ihm die Ehre nicht, hat er aber ein geübtes Auge: ſo verweiſe ich ihn an Haſſe's, nach dem Zeugniß aller, aufs vollkommenſte getroffene Portrait von dem trefflichen Mengs in der Dresdner Sammlung Miniaturgemälde. Er wird finden, daß Haſſe in ſeinem ganzen Geſicht, beſonders auch über dem Auge des ſchwärmeriſch genießenden Muſikers, einen Zug hat, der deutlich ausſagt: dieſer Mann iſt im Geheim ſehr unglücklich, — einen Zug, der ganz etwas anders iſt, als der Ausdruck jener ewig unbefriedigten Sehnſucht, jener nie ganz geſtillten Trauer in dem Herzen des wahren Dichters oder Künſtlers. — — Daß aber Haſſe durch ſeine Gattin ſo glücklich war, als ſie ihn nun machen konnte, läßt ſich leicht denken. Er ſchrieb die glänzendſten Rollen ſeiner Opern für ſie und nahm innigen Antheil an der Bezauberung, in welcher ſie das Publikum noch lange erhielt: ſie war erkenntlich. Sie hatte den äußern Anſtand nie verletzt, behandelte nun das Ehrgefühl und die zartere Sinnesart des Gemals mit größter Schonung und Delikateſſe, verſchaffte ſeinen Arbeiten durch Aufbietung alles ihres Kunſtvermögens fortdauernden Glanz: er war erkenntlich. Blickte ſie dann auch zuweilen umher mit einem

> Ast ego; quae Divûm incedo regina Jovisque
> Et soror et conjux —

ſo war er der erſte, der erkannte, wie ſich ihr Stolz auf wahres Verdienſt gründe, und ihr huldigte; ſchwärmte er zuweilen etwas hypochondriſch über das Vergangene und auch über manches Drückende ſeiner gegenwärtigen Verhältniſſe, ſo zerſtreute ſie durch die feinſten Aufmerkſamkeiten, durch überraſchende Gefälligkeit, durch das Hinreißende ihrer Unterhaltungsgabe die Wolken, und brachte ihn wenigſtens ſo weit, auch das Glückliche ſeiner Lage nicht zu verkennen und es zu genießen. Je weiter Beide in Jahren und Erfahrungen zunahmen, jemehr ſich beider Phantaſie kühlte, beider Leidenſchaftlichkeit milderte; je mehr die gegenſeitige Achtung zurückkehrte und die Vergangenheit verdeckte; die einſchmeichelnde Gewohnheit ſie einander näher brachte, ihre Herzen, auch in den kleinern Wünſchen, aufſchloß: deſto mehr, deſto werther, deſto unentbehrlicher wurden ſie einander, bis endlich in ſpäterm Alter und anſtändiger Ruhe der Freund die Freundin, die Freundin den Freund wirklich ſehr glücklich machte.

Dieſe Ruhe wurde ihnen und dem gedrückten Sachſen zugleich zu Theil, als der ſiebenjährige Krieg ſein Ende erreichte. Die nur allzunöthige Einſchränkung des Hofs ſetzte ſie, wie die meiſten bisherigen Günſtlinge, außer Thätigkeit. Sie genoſſen aber eines beträchtlichen Gehalts, gingen eine Zeitlang nach Wien, und beſchloſſen ihre Tage in Fauſtinens Vaterſtadt.

Der Charakter dieſer bedeutenden und in gar manche wichtige Dinge tiefer, weit tiefer als die Staatsgeſchichte bemerken wird, eingreifenden Frau geht ſchon aus dieſer kurzen Erzählung der Begebenheiten ihres Lebens hervor. Stolz, begründet auf große Naturgaben und auf errungene, wahre Verdienſte; lebhafte Sinnlichkeit, im Zaume gehalten von unwandelbarem Sinn für Anſtand und äußere Ehre und Würde; Eiferſucht, erzeugt durch Gefühl von Ueberlegenheit und Kraft des Geiſtes, und keine Beſchränkung duldend, außer der freiwilligen; drückender Despotismus gegen die, welche ihr von irgend einer Seite gefährlich werden wollten, ohne ihr wirklich überlegen zu ſein; Treue, bis zur Aufopferung alles eigenen Intereſſes, gegen die, welche ſich ihre Achtung und vertrautere Freundſchaft zu erwerben wußten, — ja zuweilen ſelbſt kecke Verwegenheit, die die ganze Gegenwart aufs Spiel ſetzte, zu deren Gunſten; großer und umfaſſender Verſtand, in gleichem Gegengewicht mit Energie des Temperaments und Gluth der Einbildungskraft; periodiſche Geneigtheit zu Verirrungen, mehr aus Neugier, Laune und Lüſternheit, denn aus Trieb, aber ſelbſt bei dieſen ein wahrhaft vornehmer, ein adeliger Geiſt —: dies charakteriſirte ſie, als Weib.

Einige dieſer Züge, die aus jener Schilderung nicht unmittelbar hervorgehen, mögen durch folgende Anekdoten belegt werden.

Bald nach Fauſtinens Zurückkunft aus London in ihre Vaterſtadt wendete ſich ein junger Virtuos an ſie, der hernach ſehr berühmt wurde, damals aber durch Unglücksfälle in die hülfloſeſte Armuth verſetzt war. Sie wurde durch ſein Schickſal und noch mehr durch ſeine Verzweiflung gerührt. Ich helfe Ihnen! entſchied ſie kurz und beſtimmt. Der Unglückliche war ſo oft getäuſcht worden, und wagte nicht, ihrem Worte ganz zu glauben. Zutrauen oder Entfernung — verlangte Fauſtina beleidigt. Ich empfehle Sie den hieſigen erſten Häuſern. Sie dürfen nicht Almoſen nehmen — das erniedrigte Sie auf immer; aber jene ſollen Sie hören und belohnen! — Sie ſchrieb kurze Empfehlungen, gab ſie ihm, und verlangte, er ſolle ihr ſogleich den Erfolg melden. Fauſtinen hatte ihr Stolz betrogen: jene Vornehmen nahmen ihre Empfehlungen als Zudringlichkeiten auf; ſie waren ohnehin mit der Künſtlerin, die ihren Launen nicht diente, nicht zufrieden, — kein Einziger hatte Luſt, den Unglücklichen zu hören. Er kam zurück und brachte dieſen Beſcheid. Fauſtina war bei der Toilette und ſchmückte ſich eben zu einem Feſte. Sie hörte ernſthaft zu, ſchwieg einige Sekunden, band ruhig die koſtbaren diamantnen Armbänder los und reichte ſie dem Erſchrockenen: Nehmen Sie! ich habe verſprochen Ihnen zu helfen! Nehmen Sie: es iſt kein Almoſen, ſondern das gutgemeinte Geſchenk einer Freundin und Kunſtverwandten! — —

König Auguſt unterhielt ſich einſt — nach jenen ſieben Jahren — während der Oper, in welcher Fauſtina ſang, mit einer fremden intereſſanten Fürſtin ſehr angelegentlich. Fauſtinens Feuerblick bemerkte es, und ich weiß nicht, ob ſie mehr als Künſtlerin oder als Weib darüber empfindlich wurde. Sie hatte als Heldin des Stücks im Recitativ eben die Worte zu ſprechen: Schweigt, ich befehl' es! — und Fauſtina ſprach ſie, ohne nur einen holden Blick von den Mitſpielenden zu verwenden, mit ſolcher Hoheit, daß jenes Geſpräch augenblicklich ſtockte und während der ganzen Oper nicht wieder in voriger Gemüthlichkeit fortgeſetzt werden konnte.

Die allmächtige Hofpartei, die den weichlich gütigen und ſorglos zutraulichen Auguſt in der unſeligen Täuſchung zu erhalten wußte, in ſeinem ganzen Lande ſei man ſo froh und glücklich, wie an ſeinem Hofe, war durch ein kühnes Wagſtück

Digitized by Google

eines edlen Ausländers, ſo unerwartet, wie durch einen Donner vom heiterſten Himmel, aufgeſchreckt; der König bebte vor Unruhe — etwa zwei Stunden. So geheim der Streich vorbereitet, ſo tödtlich er geführt, ſo gut alles vor dem Publikum verdeckt worden war: ſo ſchnell pflanzte ſich doch der lähmende, elektriſche Schlag durch Alle fort, die nah oder fern an jener Kette hielten. Auch Fauſtina erfuhr augenblicklich, was vorgehe, und beſprach ſich eben mit ihrem Gatten darüber, als ihr ein Billet von nur allzubedeutender Hand zukam: ſie möchte alle ihre Zaubereien in der heut'gen Oper aufbieten. Adolph, rief ſie ihrem Mann' in Begeiſterung zu: ich ſinge heute gar nicht! Haſſe trat erſchrocken zurück. Unſre Herrlichkeit hier kann darüber zu Grunde gehen, fuhr ſie fort; aber wir werden beitragen, tauſend Klagende zu tröſten. Dann nimmt die ganze Welt uns auf! — Alles Zureden des ängſtlichern Mannes war vergebens, ſie blieb bei ihrem Vorſatze, bis ſie nach einigen Stunden erfuhr, der Ausländer ſei für einen Geräuſchten erklärt, ſeine Papiere ſeien vernichtet, er ſelbſt habe ſogleich die Stadt verlaſſen, und alles ſei wieder im alten Geleiſe. Da ſang ſie denn, und alles blieb auch im alten Geleiſe. — —

Als Sängerin war ſie nicht ganz das, was wir heutiges Tages groß nennen; aber das, was man zu allen Zeiten vortrefflich nennen wird. Was ſie leiſtete, leiſtete ſie ganz vollkommen; ſie beſaß Verſtand und Mäßigung genug, nichts zu verſuchen, was ihr nicht unübertrefflich gelang. Ihre Stimme war mehr voll, als ſtark, mehr nachdrücklich, als hell — der eindringendſte, hinreißendſte Mezzo-Sopran. Der Umfang derſelben überſtieg nicht die zwei Oktaven vom ungeſtrichnen bis zweigeſtrichnen as; letzteres, ſo wie noch etwa einen Ton der Höhe, gab ſie ſchon ungern an, weil ſie ſich durchaus nichts abzwang. Sie verachtete alle Künſteleien, die nichts ausſagen und nichts bewirken, als höchſtens einen augenblicklichen Ohrenkitzel, oder das Behagen, das man fühlt, wenn ein Seiltänzer nach dem gefährlichſten Luftſprung den Hals nicht gebrochen hat. Aber jene Töne ſtanden ihr auch zu Gebote, wie ſie nur immer dem geſchickteſten Violiniſten zu Gebote ſtehen können. Vollkommene Gleichheit, vollkommene Reinheit, vom ſchwächſten bis zum ſtärkſten, in ſo langgehaltenen Noten, daß ſie eine ſchwächere Bruſt geſprengt haben würden, wie in den allerſchnelleſten Läufen, und dieſe in jeder Form, welche ſelbſt die Laune des Komponiſten oder die Stimmung des Moments nur wünſchen konnten; Uebergänge durch Theile eines halben Tons, für die die Kunſtſprache noch keine Benennungen hat, wie die entlegenſten, überraſchendſten Sprünge —: alles dies hatte ſie ſich durch unabläſſigen Fleiß, von Kindheit angefangen und täglich fortgeſetzt, in größter Vollkommenheit zu eigen gemacht; alles dies ſchien ihr ein leichtes Spiel, und ließ in dem Zuhörer keine Ahnung von der ungeheuern Schwierigkeit aufkommen, die ihn in dem ſchönen Genuſſe geſtört hätte. — Ihr Allegro war feurig und glänzend, ihr Andante bezaubernd, — Adagio, wie man es damals ſchrieb, ſang ſie nicht gern. Ihr Gedächtniß war das zuverläſſigſte, und ihre gründlichen Kenntniſſe ſetzten ſie in den Stand, durch ſtets neue und ſtets paſſende Veränderungen ſelbſt ſtets neu zu bleiben. Dabei ſprach ſie die Worte, nicht nur im Recitativ, ſondern auch in der Arie, ſo deutlich aus, daß ſie in den entfernteſten Plätzen der größten Theater von Europa, wo ſie auftrat, vollkommen verſtanden werden konnte.

Aber alle dieſe Vorzüge wurden noch weit mehr dadurch gehoben, daß ſie zugleich eine vortreffliche Schauſpielerin war. Heldinnen nicht nur, wo ſie ſich mehr ihrer Individualität überlaſſen durfte, ſondern auch edle Liebhaberinnen ſtellte ſie meiſterhaft dar, und begeiſterte ihren Freund, Metaſtaſio, zu dieſen Charakteren noch öfter, als er ſie. Dagegen ſchmückte ſie dieſen aus, daß er ſeine in Zärtlichkeit zerfließenden oder geziert naiven Weiber nicht eben ſo verachte, wie ſie ſelbſt es that. Im Ganzen war ihre Darſtellungsweiſe — um es kurz zu ſagen — die franzöſiſche, aus den beſten Zeiten der großen Tragödie, worüber uns die Fauſtinen in vielem Betracht ähnliche Clairon ſo manches Intereſſante geſagt hat: ſie ſpielte aber mit mehr Gemüth und weniger Geſchraubtheit, als die Franzöſinnen. Ihr feiner Sinn für alles Schöne und auch für alles Schickliche, ihre gute Erziehung, ihr Umgang mit den gebildetſten, und auch mit den vornehmſten Perſonen, ihre immer rege Beobachtung, der edle Anſtand, die einnehmenden Sitten, die ihr zur Natur geworden waren —: dieſes Alles erleichterte ihr, in jenen ſchweren Fächern wahrhaft groß zu ſein.

Allerdings trug nun auch ihre von der Natur ſo ſorgſam gebildete, hohe Geſtalt viel dazu bei, jene Vorzüge überall geltend zu machen. Sie war von königlichem Wuchs; alle Theile nicht nur in ſchönem Ebenmaß, ſondern auch in ſeltener Uebereinſtimmung zu einander. Ihre Geſichtsbildung war nicht ausgezeichnet ſchön, noch weniger fein: aber imponirende, und doch nicht zurückſcheuchende, beſtimmte, ſtarke Züge gaben auch dieſer einen großen Stil; und die ſeelenvollſten Augen der Welt, mit denen ſie alles zu machen nur gar zu wohl verſtand, drangen tief in das Herz und entzündeten eine edle Begeiſterung — keine gemeine edle Begeiſterung — keine gemeine, ſinnliche Lebendigkeit — bei allen, die nicht dieſer allein fähig waren.

Noch in den ſiebziger Jahren, als ſie ſich längſt in Stille und Häuslichkeit zurückgezogen hatte, war ſie eine ſchöne Matrone. Im Umgang flößte ſie damals Achtung, Ernſt und Anſtand ein, ohne daß ſie darum aufgehört hätte, die munterſte Geſellſchafterin zu ſein, die auch in weißen Locken noch entzücken konnte, beſonders wenn ſie erzählte, ſchilderte oder — ſpottete. Sie erwartete ihr langſam nahendes Ende mit Faſſung und Ruhe. Sie ſtarb mit faſt eben ſo vielem Anſtand, als ſie oft auf der Bühne geſtorben war.

Friedrich Eberhard von Rochow,

geboren am 11. October 1734 zu Berlin, trat ſehr jung in den preußiſchen Militärdienſt, wurde aber wegen einigen erhaltenen Wunden bald genöthigt, ſeinen Abſchied zu nehmen. Er lebte nun als Erbherr auf ſeinem Gute Rekahn im Brandenburgiſchen, war Domherr zu Halberſtadt und ſtarb am 16. Mai 1805.

Schriften:

Verſuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute. Berl. 1772 u. ö.
Stoff zum Denken über wichtige Angelegenheiten des Menſchen. Braunſchw. 1775.
Der Kinderfreund. 2 Th. Berl. u. Leipz. 1776 u. ö.
Vom Nationalcharakter durch Volksſchulen. Leipz. 1779.
Handbuch für Lehrer. Halle 1783.
Katechismus der geſunden Vernunft. Berl. 1786 u. ö.
Verſuch über Armenanſtalten. Berlin, 1789.
Berichtigungen. Braunſchw. 1793 u. 94.
Geſchichte meiner Schulen. Schlesw. 1795.
Summarium. Schlesw. 1796.

Rochow's Verdienſte um die Erziehung und Bildung des Volkes, zu einer Zeit, als das Schulweſen noch ſehr im Argen lag, können nicht ehrend genug anerkannt werden. Praktiſch wie theoretiſch wußte er, mit unermüdlichem Eifer, durch ſeine Schriften wie durch die von ihm angelegten Muſterſchulen zu wirken, und ſein Name wird ſtets ſegnend genannt werden, ſo lange es gilt, auf der ſchönen Bahn, die für das Volksſchulweſen vorzüglich durch ihn in Deutſchland eingeſchlagen wurde, fortzuſchreiten.

Samuel Rodigaſt,

geboren am 19. October 1649 zu Gröben bei Jena, ſtudirte zu Jena, wurde daſelbſt Adjunct der philoſophiſchen Facultät und ging 1680 als Conrector am grauen Kloſter nach Berlin. Im Jahre 1684 ward er Rector am berliniſchen Gymnaſium; er ſtarb daſelbſt im März 1708.

Digitized by Google

Wir verdanken ihm unter andern geiſtlichen Liedern auch das berühmte:

Was Gott thut, das iſt wohl gethan ꝛc.

welches ſich in faſt allen Geſangbüchern evangeliſcher Gemeinden findet und ſeinen Beruf für die religiöſe Lyrik beurkundet.

Johann Heinrich Röding,

geboren zu Hamburg am 20. November 1732, verwaltete, nachdem er ſich vortreffliche Kenntniſſe von Sprachen und Wiſſenſchaften erworben hatte, mehrere niedere Schulſtellen, bis er endlich im J. 1768 eine Lehrerſtelle an der Jakobiſchule in Hamburg erhielt, mit welcher er zugleich ein Privatinſtitut verband. Er ſtarb am 28. Decbr. 1800.

Von ſeinen Schriften ſind zu nennen:

Geiſtliche Lieder und Gebete für Kinder. Hamburg 1774.
Wochenblatt für Kinder. 6 Bde. Hamburg 1775 — 77.
Kleine Spiele und Geſpräche für Kinder. 2 Th. Hamb. 1777 u. 80.
Der Zögling. 4 Bde. Hamb. 1778 u. 79.
Geiſtliche Lieder. Hamb. 1784.
Auswahl von Gedichten. Hamb. 1800.

Ein wackerer Schulmann, der durch ſeine pädagogiſchen Schriften, wie durch ſeine herzlichen und einfachen geiſtlichen Lieder, zu ſeiner Zeit viel Gutes ſtiftete.

Johann Friedrich Röhr,

geboren am 30. Julius 1777 zu Roßbach bei Naumburg, beſuchte die Schule zu Pforta und ſtudirte dann zu Leipzig Theologie. Im Jahre 1800 wurde er Vesperprediger an der Univerſitätskirche zu Leipzig, 1802 Adjunctus zu Pforta, 1804 Pfarrer zu Oſtrau bei Zeitz und 1820 Oberconſiſtorialrath, Generalſuperintendent und Oberhofprediger zu Weimar, ſpäter Vicepräſident des Oberconſiſtoriums und Commenthur des Falkenordens.

Schriften:

Chriſtliche Feſt- und Gelegenheitspredigten vor einer Landgemeinde. 3 Th. Zeitz 1812 — 20. N. A. 1826 u. 27.
Letzte Predigten und Reden vor ſeiner Landgemeinde. Zeitz 1820.
Predigten in der Hofkirche zu Weimar. 3 Th. Neuſtadt 1822 — 26.
Briefe über den Rationalismus. Zeitz 1812.
Paläſtina. Zeitz 1816; 5 A. 1829.
Anthropologie. Zeitz 1816. N. A. 1819.
Luther's Leben und Wirken. Zeitz 1818.
Die Jeſuiten, als Vermittler einer proteſtantiſchen Kirchenagende. Neuſtadt 1825.
Predigten über die neuen weimariſchen Evangelien. Neuſt. 1831.

Außerdem gab er folgende Zeitſchriften heraus:

Predigerliteratur. 3 Bde. Zeitz 1810 — 14.
Neue Predigerliteratur. Zeitz 1816 — 17.
Neueſte Predigerliteratur. Zeitz 1818 — 19.
Kritiſche Predigerbibliothek. Neuſt. 1820 — 30.
Magazin von Feſtgelegenheits- und andern Predigten und kleinen Amtsreden (mit F. Schleiermacher u. J. Schuderoff) 6 Bde. Magdeburg 1823 — 28.
Magazin für chriſtliche Prediger. 3 Bde. Hanover 1828 — 30.

Eben ſo ausgezeichnet durch gründliche Gelehrſamkeit, wie [du]rch Adel der Geſinnung und feſte Beharrlichkeit, hat Röhr [ſo]wohl durch ſeine praktiſche Amtsführung, wie durch ſeine [gehal]tvollen Schriften, außerordentlich für die Verbreitung kla[rer] und vernünftiger Glaubensanſichten in Deutſchland ge[wir]kt, und wird mit Recht als eine der Hauptſtützen des ra[tio]naliſtiſchen Chriſtenthums in der lutheriſchen Kirche betrach[tet] und verehrt. Als Kanzelredner zeichnet er ſich durch Ener[gie], Klarheit, ſtreng logiſche Entwickelung, unerſchütterliche [Fe]ſtigkeit und ſeltene Correctheit nicht minder rühmlich aus, [un]d gilt auch hier allgemein als Vorbild.

Predigt am 20. Sonntag nach Trinitatis.

Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch und euer Geiſt ſammt Seele und Leib müſſe rein und unſträflich behalten werden bis auf den Tag unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Amen.

Evangel. Luk. 20, 27 — 39.

„Da traten etliche der Sadducäer zu Jeſu, welche da halten, es ſei keine Auferſtehung, und fragten ihn: Meiſter, Moſes hat uns geſchrieben: So Jemandes Bruder ſtirbt, der ein Weib hat, und ſtirbt erblos, ſo ſoll ſein Bruder das Weib nehmen und ſeinem Bruder Nachkommen erwecken. Nun waren ſieben Brüder. Der erſte nahm ein Weib und ſtarb erblos. Und der andere nahm das Weib und ſtarb erblos. Und der dritte nahm ſie, deſſelbigen gleichen alle ſieben und ließen keine Kinder und ſtarben. Zuletzt nach Allen ſtarb auch das Weib. Nun in der Auferſtehung, welches Weib wird ſie ſein unter ihnen? Denn alle ſieben haben ſie zum Weibe gehabt. Und Jeſus antwortete: Die Kinder dieſer Welt freien und laſſen ſich freien; welche aber würdig ſein werden, jene Welt zu erlangen und die Auferſtehung von den Todten, die werden weder freien, noch ſich freien laſſen; denn ſie können hinfort nicht ſterben, denn ſie ſind den Engeln gleich und Gottes Kinder, dieweil ſie Kinder ſind der Auferſtehung. Daß aber die Todten auferſtehen, hat auch Moſes angedeutet bei dem Buſch, da er den Herrn heißet Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs. Gott aber iſt nicht der Todten, ſondern der Lebendigen Gott, denn ihm leben ſie Alle. Da antworteten etliche der Schriftgelehrten und ſprachen: Meiſter, du haſt recht geſagt. —"

Der Auftritt, von welchem unſer Evangelium berichtet, gehört zu den beachtungswürdigſten der ganzen evangeliſchen Geſchichte, a. Z. Denn während wir unſern Herrn ſonſt nur damit beſchäftigt finden, die religiöſen Irrthümer und Vorurtheile ſeiner Zeitgenoſſen zu berichtigen und ihnen in Bezug auf die erhabenen Gegenſtände der überſinnlichen Welt ſtatt des Falſchen das Wahre darzubieten: verhandelt er hier mit einer Klaſſe derſelben, welche das Daſein dieſer überſinnlichen Welt ſelbſt, wenigſtens theilweiſe, in Abrede ſtellte. Es waren die Sadducäer, von denen es heißt, daß ſie keinen Glauben an die Auferſtehung, an die Fortdauer des Menſchen nach dem Tode hatten und, wie wir anderwärts finden, auch Engel und Geiſter oder die Wirklichkeit aller höheren, nicht ſinnlichen Weſen läugneten und ſich mit ihren Anſichten, Wünſchen und Hoffnungen nur auf den engen Kreis der gemeinen Sinnenwelt beſchränkten. Sie hatten deſſen ſo wenig Hehl, daß ſie ſich gegen Jeſum gleichſam darüber rechtfertigen wollten und durch Geltendmachung des Falles, daß man ſich ein, im Leben nach und nach mit ſieben Brüdern vermähltes, Weib Jenſeits weder als ihnen Allen, noch als einem Einzelnen derſelben angehörig denken könne, dieſes Jenſeits ſelbſt als etwas Widerſinniges darzuſtellen ſuchten. Darauf erwiederte

*) Aus Röhr's Magazin für chriſtliche Prediger. Hannover, 1829. II. 1. S. 83 flgde.

Digitized by Google

unſer Herr, dieſer Widerſinn liegt nicht in der Sache, ſondern nur in ihnen ſelbſt, nur darin, daß ſie die Verhältniſſe dieſer ſinnlichen Welt auf jene überſinnliche übertrugen, wo der Menſch den Engeln gleich oder zur Würde körperloſer Geiſter erhoben ſein werde; daß Daſein dieſer überſinnlichen Welt ſelbſt aber, als eines Wohnplatzes ſeliger Geiſter, könne nur der bezweifeln, der nicht bedenke, was ſchon Moſes ſage, daß Gott nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen ſei, oder daß er kein einmal mit Leben von ihm beſeeltes, vernünftiges Geſchöpf wieder in das Nichts zurückfallen laſſe. Wie kräftig und ſchlagend damit der ſadducäiſche Unglaube an das Ueberſinnliche zurückgewieſen war, fühlten ſelbſt die jüdiſchen Schriftgelehrten, welche ſonſt auf Jeſu Wort nicht viel gaben, denn ſie bekannten von der Wahrheit ſeiner Rede ergriffen: Meiſter du haſt recht geſagt. —

Die Sadducäer, mit welchen unſer Herr zu thun hatte, ſind dahin, aber ihr Unglaube an das Ueberſinnliche iſt nicht mit ihnen verſchwunden, ſondern hat ſelbſt im Schooße der Chriſtenheit zu jeder Zeit ſeine Anhänger und Vertheidiger gefunden. Denn nimmer fehlte es in ihm an Menſchen, welche es für das Zeichen eines ſtarken, von Vorurtheil und Irrthum freien Geiſtes angeſehen wiſſen wollten, Nichts für wahr zu halten, wofür ſich nicht im Reiche der Sinne eine ſicht- und hörbare Beſtätigung finde, und das Vorhandenſein einer überſinnlichen Welt ſchlechthin in Abrede zu ſtellen. Was der, der ſelbſt vom Himmel kam, von himmliſchen Dingen kund that, erſchien ihnen als ungewiß und zweifelhaft. Die Lehren und Wahrheiten, durch welche er ſeinen Brüdern über die engen Schranken des Irdiſchen hinaus einen Blick in das Gebiet des Ueberirdiſchen öffnete, betrachteten ſie als nichtige Träumereien einer ungezügelten Einbildungskraft, und alle die herrlichen Aufſchlüſſe, welche ſein Evangelium über Gott und ſein Verhältniß zur Welt, über die höhere Beſtimmung des Menſchen und ſeine Ausſichten in die Ewigkeit ertheilte, erklärten ſie für Wahn und Trug. Und noch in unſern Tagen giebt es nicht Wenige, welche ſich des Glaubens an das Ueberſinnliche ſtill oder offen entäußern und eben in der beſondern Eigenthümlichkeit der jetzigen Zeit vielfältigen Reiz und Anlaß dazu finden. Denn wo, wie jetzt, ſich jedes Gebiet des menſchlichen Wiſſens von Tage zu Tage erweitert, wo Alles, was im ſichtbaren Bereiche der Natur und Menſchenwelt nur immer erforſchbar iſt, auch wirklich der Erforſchung unterliegt: da treten für Viele die Gegenſtände der unſichtbaren Glaubenswelt gleichſam in den Hintergrund, und was ſich nicht ſinnlich erkennen, berechnen, begreifen und wiſſen, ſondern nur aus vernünftigen Gründen für wahr halten läßt, ſcheint ihnen ihres Beifalls unwerth zu ſein. Und verbindet ſich damit der, jetzt ſo allgemeine und überwiegende Hang zu einem in ſinnlicher Genußſucht aufgehenden, ſittlich wüſten Leben, zu einem Denken, Sinnen und Streben welches in dem Irdiſchen ſeine volle Befriedigung findet: ſo muß ja wohl Tauſenden Alles, was über dieſes Irdiſche hinaus ihr Glauben und Hoffen in Anſpruch nimmt, als völlig gleichgiltig erſcheinen.

Wie nun, A., wofür ſoll uns dieſer ſadducäiſche Unglaube an das Ueberſinnliche, dieſe Geneigtheit, die Ueberzeugungen und Wahrheiten, welche ſich auf Gott und göttliche Dinge beziehen, entweder geradezu abzuläugnen, oder zu bezweifeln, oder auch nur als unentſchieden auf ſich beruhen zu laſſen, gelten? Unfehlbar für das Unheilbringendſte und Troſtloſeſte, was es für Menſchen geben kann; denn ſo und nicht anders ſtellt er ſich uns bei unbefangener und ernſter Betrachtung dar. Und eben zu dieſer Betrachtung laßt uns die heutige Andachtsſtunde nutzen und uns

> das Elend Derer, die keinen Glauben an das Ueberſinnliche haben, in lebendigem und warnendem Bilde vor Augen halten! —

Dieſes Elend derſelben kann aber keinem Zweifel unterliegen, wenn wir zunächſt erwägen, wie ſehr ſie durch ihren Mangel an Glauben an das Ueberſinnliche ſich unter ſich ſelbſt herabwürdigen und ſich in ihrer menſchlichen Natur und Eigenthümlichkeit gleichſam vernichten. Entſchiedener kann nämlich wohl Nichts ſein, als daß nur eben dem Menſchen durch Gottes Gnade das Vermögen zu Theil wurde, ſich zum Glauben an das Ueberſinnliche zu erheben und daſſelbe in ſeinen geiſtigen Geſichtskreis zu ziehen, während der beſchränkte Blick aller übrigen irdiſchen Geſchöpfe nur an dasjenige geheftet iſt, was ihre Sinne berührt. Was ſich nicht ſehen, hören, ſchmecken und fühlen läßt, iſt für dieſelben nicht vorhanden, und eine Welt, welche etwas Mehr und Anderes iſt, als die, in welcher ihr Fuß wandelt und thieriſches Bedürfniß ſeine Befriedigung findet, fällt nicht von fern in den Kreis ihrer Ahnung. Aber für das geiſtige Auge des Menſchen iſt dieſe höhere Welt aufgeſchloſſen, und ſchon als Bürger der Erde ſchaut er zum Himmel empor und macht ſich als vernünftiges Weſen mit ſeinem Glauben und Hoffen in ihm einheimiſch. Das Sichtbare iſt nur Anlaß, ſich ein Unſichtbares zu denken, von den Erſcheinungen der Sinnenwelt auf einen letzten und ewigen Grund derſelben im Ueberſinnlichen zu ſchließen, und durch die gläubige Annahme eines über Welt und Zeit erhabenen Weſens, in welchem alles Vorhandene ſeinen Stütz- und Mittelpunkt findet, Zuſammenhang und Einheit in daſſelbe zu bringen. Und wirft er einen Blick in ſich ſelbſt, auf das ihm in das Herz geſchriebene Geſetz, nach deſſen Ausſpruche er das Gute erwählen und das Böſe verwerfen ſoll: ſo bringt ſich ihm auch dadurch der Glaube an eine höhere, unſichtbare Weltordnung auf; und je tiefer er ſich durch Folgſamkeit gegen jenes Geſetz in dieſelbe hineinlebt, deſto gewiſſer wird ihm, daß ſie ihn nicht nur für dieſes Sinnenleben, ſondern auch für alle Zukunft umfaßt und ihm die Bürgſchaft giebt, in ihr ohne Aufhören zu immer größerer Geiſtes- und Willenskraft heran zu reifen. Heißt es nun etwas Anderes, als ſich gleichſam ſelbſt aufgeben und ſeine Menſchenwürde von ſich werfen, wenn Einer ſich des, ihm nur durch ſich möglich werdenden, Glaubens an das Ueberſinnliche, an Gott, an Recht und Pflicht und eine ewige Fortdauer entäußert? Setzt er ſich nicht, indem er einzig das, was er mit Hülfe ſeiner Sinne in Erfahrung bringt, für wahr und zweifellos hält, und alles Ueberſinnliche für Träume und Täuſchung erklärt, mit gutem Bedacht dem Thiere gleich, welches nur ſinnlich anſchauen und empfinden kann? Spricht er damit nicht das wahnſinnige Urtheil über ſich aus, an den eigenthümlichen Vorzügen des göttlichen Geſchlechts, zu deſſen Genoſſen ihn ſein Schöpfer machte, keinen Theil zu haben und haben zu wollen? Steigt er nicht dadurch auf der Stufenleiter der Weſen, welche ihm, wie der Pſalmiſt (Pſ. 8, 4.) ſpricht, ſeinen Rang neben Engeln und höheren Geiſtern anweiſt, freiwillig herab, um ſich ſeine Stelle neben Geſchöpfen zu wählen, welche vernunft- und darum auch glaubenslos ſind? Und thut er dieſes noch obendrein als Chriſt, welchem das Licht einer hellern Einſicht in das Ueberſinnliche leuchtet, als Zögling einer Lehre, welche uns Gott als den kennen lehrt, in dem wir leben, weben und ſind, und uns ermahnt, nicht nach dem, was auf Erden iſt, ſondern nach dem, was Droben iſt, zu trachten und das Jenſeits als unſere wahre, eigenthümliche Heimath anzuſehen: gilt dann nicht noch weit mehr von ihm, was der Apoſtel Paulus von den Heiden ſagt, die von der ihnen gewordenen natürlichen Erkenntniß göttlicher Dinge keinen Gebrauch machten, indem er ſpricht: ihr unverſtändiges Herz iſt verfinſtert, und indem ſie ſich für Weiſe hielten, ſind ſie zu Narren geworden? ſo wie das, wodurch ſie Petrus kenntlich macht, indem er ſie geradezu den unvernünftigen Thieren vergleicht, die von Natur dazu geboren ſind, daß ſie gefangen und geſchlachtet werden, weil ſie läſtern, wovon ſie nicht wiſſen? Fürwahr, wer ſich des Glaubens an das Ueberſinnliche ſchämt, deſſen er nur als Menſch fähig iſt, der ſchämt ſich auch, ein Menſch zu ſein, und mit der ſadducäiſchen Geneigtheit, die erhabenen Gegenſtände deſſelben entweder völlig oder auch nur theilweiſe für ein leeres Gebilde menſchlichen Wahns zu halten, verzichtet Jeder auf ſein eigenthümliches Weſen und vollzieht gewiſſer Maßen einen ſittlichen Selbſtmord an ſich. Schon das läßt uns das Elend derer, welche keinen Glauben an das Ueberſinnliche haben, klar genug erkennen. — Aber noch anſchaulicher wird uns daſſelbe, wenn wir ferner erwägen: daß ſie ſich durch den Mangel an dieſem Glauben des erhabenen und ſeligen Genuſſes berauben, welcher aus ihm quillt. Es iſt wahr, auch den thieriſchen Geſchöpfen, mit denen wir unſern Wohnplatz theilen, blühen ihre Freuden, und das Reich der Sinnlichkeit, auf welches ſie beſchränkt ſind, bereitet ihnen vielfachen Genuß; aber nur den gemeinen und niedrigen, welcher aus der Stillung ihres körperlichen Bedürfniſſes und aus der Befriedigung ihrer ſinnlichen Luſt hervorgeht. Schönere und edlere Freuden fielen dagegen uns als Menſchen zum Looſe, und zwar einzig dadurch, daß wir uns mit unſerm Empfinden, Denken und Hoffen über die Schranken der ſinnlichen Welt erheben und den Grund ihrer Erſcheinungen in etwas Ueberſinnlichem, in dem erhabenen Weſen, das unſere Sprache Gott nennt und vor dem wir uns als Herrn der Körper- und Geiſterwelt beugen. Die Schöpfung, welche uns umgiebt, erſcheint uns nicht als Inbegriff von Gegenſtänden, auf welche unſer leibliches Auge gleichgiltig hinblickt: entzückt erkennt unſer geiſtiges Auge einen Schöpfer darin, von welchem dieſelbe das Daſein hat. Die Welt, in der wir leben, ſteht nicht wie ein regelloſes Ganze vor uns da, das unſere äußeren Sinne verwirrt und betrübt: mit hoher Freude findet vielmehr unſer innerer Sinn einen weiſen Ordner in derſelben, welcher ſie trägt und hält und ihre Erſcheinungen regelt. Die Erde, auf der wir wandeln, hat für uns nicht das traurige Anſehen eines todten Kunſtwerkes, in welchem alle Veränderungen, die in und mit ihm vorgehen, maſchinenmäßig erfolgen: ſie nimmt vielmehr die erheiternde Geſtalt eines Schauplatzes für uns an, auf welchem Nichts geſchieht, was nicht die ewig wirkſame Kraft ihres erhabenen Urhebers veranſtaltet. Von ihm und ſeinem Walten zeugt uns Alles, was um uns her vorgeht, und fröhlich ſchlägt uns das Herz, indem wir dieſes Zeugniß vernehmen. Wir hören ihn, wenn Sturm und Ungewitter daher brauſen; wir ſehen Ihn, wenn das Licht

Digitized by Google

der Sonne ſeine Strahlen zu uns hernieder ſendet; wir fühlen ihn, wenn uns der milde Athem der Natur anweht; wir werden Seiner inne, wo uns irgend eine ſüße Gabe aus ſeiner Hand zufällt, und unſer Herz wird eine Stätte ſeliger Rührung und frohen Dankes, weil er uns in ſeiner Herrlichkeit immer und überall nahe iſt. Und werden wir uns dabei bewußt, in welchem innigen Verhältniſſe wir mit ihm durch Chriſtus ſtehen; wie unzweideutig er uns in der Sendung desſelben ſein eigentliches Weſen offenbarte; welche gnädige Veranſtaltungen er durch ihn zu unſerem zeitlichen und ewigen Heile traf; welche frohe Ausſichten er uns nach einem im kindlichen Gehorſam gegen ihn verbrachten Leben in einer Welt eröffnete, wo unſer Glaube zum Schauen wird: welche unausſprechliche Freude bemächtigt ſich dann unſerer Seele, wie begeiſtert ſpricht unſer Mund dieſelbe mit den heiligen Männern aus, welche in der Schrift die Gefühle ihres gläubigen Herzens bei Betrachtung deſſen kund geben, was ſie auf Gott und göttliche und auf das unausdenkbare, ſchrankenloſe Gebiet des Ueberſinnlichen bezieht? Sie nun, dieſe beſeligende Freude, iſt es, was die Thoren, die da ſprechen: es iſt kein Gott und, wie die Sadducäer, weder an Auferſtehung, noch an Engel, noch an Geiſter glauben, verkehrter Weiſe verſchmähen und verachten. Sie geben in ihrem, nur dem Irdiſchen und Sinnlichen zugewandten, Sinne das Hohe für das Niedere, das Edle für das Unedle, das Heilige für das Unheilige hin, und ſind zufrieden mit den gemeinen unwürdigen Genüſſen, welche ihnen ein elender, flüchtiger Sinnenkitzel bereitet. Den hohen, echten, des Menſchen allein würdigen, geiſtigen Genuß, welcher ihm als Folge ſeines Glaubens an das Ueberſinnliche ſchon hier einen Vorſchmack des Himmels bereitet, werfen ſie mit gutem Bedacht von ſich, und während ſie das, was das Herz fröhlich macht, nur in demjenigen ſuchen, was daſſelbe verödet und ihm Reue, Scham und Qual bereitet, bringen ſie nie in Erfahrung, wie wahr es iſt, wenn David ſpricht: *dem Gerechten geht das Licht auf in Finſterniß und Freude dem frommen Herzen.* Ganz unverkennbar tritt uns demnach auch in dieſem Bezuge das Elend derer vor Augen, welche keinen Glauben an das Ueberſinnliche haben. — Doch weiteren Zuwachs erhält daſſelbe nothwendiger Weiſe auch noch dadurch:

daß ihnen bei dem Mangel an dieſem Glauben der ſichere Leitſtern für ihr Wollen und Handeln abgeht und daß ſie ohne denſelben aller Unſittlichkeit fähig werden. Allerdings kann auch der entſchiedenſte Verächter deſſen, was im Gebiete des Ueberſinnlichen liegt und ſich auf Gott und Ewigkeit bezieht, das Geſetz in ſeinem Innern, welches ihn das Gute üben und das Böſe meiden lehrt, nicht hinwegläugnen oder zum Schweigen bringen, und fühlt ſich ſeiner Macht ſo lange unterworfen, als er nur an ſich ſelbſt glaubt. Aber wie ſchwach und unkräftig wird dieſelbe, wenn er jenes Geſetz nicht als Gottes Geſetz achtet und ihn nicht als den Vergelter ſcheut, welcher jede freventliche Uebertretung deſſelben hier oder dort unausbleiblich ahndet? Hat er ſich erſt von der gläubigen Gemeinſchaft mit ihm losgeſagt, dann wird es ihm auch leicht, ſich zu überreden, daß er in ſeinem Innern nichts weniger als den ernſten und heiligen Willen deſſelben, ſondern nur den bedeutungsloſen Nachhall der grämlichen Gebote vernehme, durch welche die Stimme ſeiner Aeltern und Erzieher die freie Regung ſeiner natürlichen Triebe und Neigungen zu dämpfen befliſſen ſind, und es koſtet ihm wenig oder nichts, ſich der unbändigſten Befriedigung derſelben hinzugeben. Erſcheint ihm eine höhere ſittliche Weltordnung, an deren Spitze ein Heiliger und Gerechter ſteht, um durch den Lohn, den er der Tugend darreicht, und durch die Strafe, womit er das Laſter zügelt, die Genoſſen derſelben zu ſittlicher Vollkommenheit zu erziehen, als ein gehalt- und wahrheitsloſer Traum, dann wird er auch ohne Bedenken ſeinen ſinnlichen Begierden und Lüſten den Zügel ſchießen laſſen, und ſich ſorglos mit den ſchändendſten Uebelthaten beflecken. Hält er den Gedanken an eine Fortdauer und eine vergeltende Zukunft für ein eitles Schreckbild ſchwacher Seelen, dann wird er auch ohne Furcht und Scheu das Wort des frechen Leichtſinnes: *Laſſet uns eſſen und trinken, denn morgen ſind wir todt!* zu ſeinem Wahlſpruche machen und ſein Leben mit kecker Sicherheit in ſchnödem Sündendienſte verbringen, bis ihn auf der Grenzſcheide zwiſchen dieſer und jener Welt, die zweifelloſe Gewißheit der kommenden Vergeltung grauſend ergreift. Das war die Weiſe eines großen Theiles der jüdiſchen Sadducäer, welche ſprachen, *es ſei keine Auferſtehung, kein Engel, kein Geiſt*; denn das Zeugniß der Geſchichte legt ihnen ein in ſinnlichen Gelüſten verbrachtes Leben vielfach zur Laſt, und die traurigen Folgen, welche ihr Unglaube an das Ueberſinnliche für ihr ſittliches Verhalten nach ſich zog, legten ſich ſo offen dar, daß unſer Herr in der Gleichnißrede von dem reichen Manne, welcher ſich jenſeits von dem im Leben weggeläugneten Qualen der Hölle getroffen ſahe und darum wünſchte, ſeine noch lebenden, ihm gleich denkenden fünf Brüder durch einen Boten von Jenſeits eines Beſſern belehrt zu ſehen, aufs Ernſtlichſte vor ihrem verführeriſchen und trügeriſchen Beiſpiele warnen zu müſſen glaubte. Solche Frucht trägt die Geneigtheit, Gott, Pflicht und Zukunft in Zweifel oder Abrede zu ſtellen, noch ſtets, und alle diejenigen, an denen ſie ſich findet, werden von den apoſtoliſchen Worten getroffen: *da ſie nicht achten, daß ſie Gott erkennen, ſo giebt ſie Gott auch hin in ihren verkehrten Sinn, zu thun, was nicht taugt.* Nicht ſo die, welche das heilige Kleinod des Glaubens an das Ueberſinnliche in ſich tragen. Er iſt der Quell, der Schirm und die Schutzwehr ihrer Tugend. *Sie haben Gott vor Augen und im Herzen und ſo hüten ſie ſich, daß ſie in keine Sünde willigen, noch thun wider Gottes Gebot.* Sie achten die Pflicht, wozu ſie das Gewiſſen treibt und Chriſti Wort und Beiſpiel ermahnet, für eine allen Genoſſen der Geiſterwelt von ihm geſtellte heilige Aufgabe, und ſo denken ſie bei jeder Verſuchung zur Untreu gegen dieſelbe: *wie ſollt' ich ein ſo groß Uebel thun und wider den Herrn meinen Gott ſündigen?* Sie ſind der feſten Zuverſicht, daß der, an den ſie glauben, ſeiner nicht ſpotten läßt, ſondern Jedem, der ihn ſucht, Vergelter ſein werde, und ſo ſäen ſie für den Tag der Ernte guten Samen und trachten mit Geduld in guten Werken nach dem ewigen Leben. Daher kann denn auch für ſie und alle ihnen Gleichgeſinnten Nichts entſchiedener ſein, als das Elend derer, welche keinen Glauben an das Ueberſinnliche haben, denn der Mangel daran tödtet wie ein giftiger Mehlthau jeden Keim des Guten in ihrem Herzen und giebt dieſelben aller Unſittlichkeit preis.

Vollendet wird aber ihr Elend noch endlich dadurch: *daß ſie bei ihrem Unglauben an das Ueberſinnliche aller Zufriedenheit im Leben und aller Ruhe im Tode entbehren.* Denn es iſt doch wohl klar, daß es keinen tröſtlicheren Gedanken geben könne, als den, hienieden einer Ordnung der Dinge anzugehören, welche von einem huld- und liebevollen Vater über uns getragen wird, und ſich als einen Gegenſtand ſeiner Aufſicht und Fürſorge betrachten zu dürfen. Wie es das Glück des Kindes ausmacht, ſich in einem Vaterhauſe einheimiſch zu fühlen, an deſſen mild und weiſe ſorgendes Oberhaupt es ſich in allen Lagen und Verhältniſſen vertrauungsvoll halten kann, ſo macht es auch das Glück des Gläubigen aus, der großen Familie einverleibt zu ſein, für welche die ewige Weisheit, Macht und Güte ſorgt und in einem von ihr geleiteten, das Hier und das Dort umfaſſenden, unermeßlichen Vaterhauſe ſeinen Wohnſitz zu haben. In ihm kann ſich weder im Ganzen noch im Einzelnen zutragen, was nicht von ihm beſtimmt und vorgeſehen wäre, und was ihm ſelbſt nur immer begegnen möge, das erſcheint ihm als eine weisheitsvolle und gütige Veranſtaltung des Herrn über Alles, und auch die Prüfungen, welche ihn treffen, gewinnen die Geſtalt von Schickungen, durch welche der unerforſchliche Rath deſſelben ſein wahres Beſte bezweckt. Und nahet ſich einſt der Gläubige dem Ziele ſeiner irdiſchen Laufbahn, ſo bewahrt ihm auch dann die Zuverſicht, mit welcher er ſich an das Ueberſinnliche hält, die Ruhe, deren er dabei bedarf; denn mit demſelben ſteht ihm die Ueberzeugung feſt, daß er im großen Reiche der Schöpfung nur die Stelle wechſelt, welche er bis dahin einnahm, und daß ihm jenſeits eine andere und beſſere beſchieden iſt.

Mag aber dieſer heitere Sinn im Leben und im Tode denjenigen inwohnen, welche den Glauben an das Ueberſinnliche, in welchem er wurzelt, von ſich werfen? Wird ihnen nicht in dem Augenblicke, wo ſie dieſes thun, die Welt zu einem Werke des Zufalls, zu einem Spiele des Ungefährs, deſſen Launen ſie mit Allem, was ſie ſind und haben, preisgegeben ſind, und deſſen willkürliche Feindſeligkeit ſie jeder bangen Sorge, jedem ängſtigenden Kummer um das, was ihnen begegnen kann, bloßſtellt? Nimmt ſie dann nicht für ſie die traurige Geſtalt einer ihnen auf wenige Jahre geſtatteten Herberge an, in welcher es ihnen ſo wohl oder ſo übel ergeht, wie es ſich eben fügt, und aus welcher der endliche Ausgang nur in das grauſame Reich der Vernichtung, nicht aber in den Schooß deſſen führt, *der nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen iſt, und dem ſie Alle leben?* Und um dieſen traurigen Preis ſollte der Unglaube an das Ueberſinnliche nicht viel zu theuer erkauft ſein? Nein, Troſtloſeres und Unſeligeres läßt ſich nichts denken, als er, und denjenigen, welche er beherrſcht, bleibt Nichts übrig, als ſich gedankenlos in alle Zerſtreuungen des Lebens zu ſtürzen, um wenigſtens auf Augenblicke zu vergeſſen, welch ein beklagenswerthes Schickſal ihnen fiel, oder ſich in völliger Stumpfheit des Geiſtes und Herzens gegen die Schläge, welche dieſes Daſein auf ſie führt, und gegen die bittere Gewalt des Todes ſie waffnen. — Von welcher Seite wir auch den Mangel an Glauben an das Ueberſinnliche betrachten mögen: das

Digitized by Google

Elend derer, bei denen er ſich findet, iſt entſchieden, und tritt uns nach dem Bisherigen in der lebendigſten Klarheit vor die Seele. —

Aber auch warnend kann und ſoll uns daſſelbe werden und uns zur weiſen Beachtung und zu treuem Gebrauche der Mittel veranlaſſen, durch welche wir uns an unſerm Theile vor ihm ſichern können.

Und ſo werden wir denn vor Allem darauf denken müſſen, daß wir uns nicht durch die vorherrſchende Gewalt unſerer ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften zum Unglauben an das Ueberſinnliche verlocken und in die Blendwerke deſſelben verſtricken laſſen. Denn das iſt durch Geſchichte und Erfahrung ſattſam beſtätigt, daß dieſer Unglaube bei dem größten Theile derer, welche ihn hegten, weit weniger in der Schwäche oder Verbildung ihres Geiſtes, als vielmehr in der verkehrten Richtung ihres Herzens ſeinen Grund hatte. Sie gaben ſich demſelben nicht darum preis, weil ſie mit ihrer vernünftigen Denk- und Urtheilskraft die erhabenen Gegenſtände der überſinnlichen Welt nicht zu erfaſſen vermochten, ſondern weil ſie zu Folge ihrer verderbten Willensneigungen das Nichtvorhandenſein derſelben als etwas Erwünſchtes betrachteten, und mittelſt der Läugnung derſelben für ihre laſterhafte Denk- und Handlungsweiſe einen ſichern und bequemen Freibrief zu finden meinten. Sie wollten von dem, was über die Grenzen des Irdiſchen hinaus liegt, troß der natürlichen und unwillkürlichen Richtung ihres Innern auf daſſelbe, mit gutem Bedacht nichts wiſſen, um ſich nicht ſelbſt in dem ungebundenen Genuſſe dieſes Irdiſchen beſchränken zu müſſen, und überredeten ſich von der Unentſchiedenheit des Daſeins Gottes, einer ſittlichen Weltordnung und der Gewißheit einer vergeltenden Zukunft durch Gründe, an deren Triftigkeit ſie ſelbſt nicht glaubten, damit der ernſte Gedanke daran ihre ſittliche Ungebundenheit und ihr wüſtes Sinnenleben nicht widrig ſtören möge. Darum muß uns denn auch die Bekämpfung unſerer ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften, welche, wie immer, alſo auch hier die natürlich richtigen Anſichten unſeres Geiſtes verwirren und verrücken, und die gänzliche Unterwerfung derſelben unter die Herrſchaft der Vernunft und des Gewiſſens für ein mächtiges Verwahrungsmittel gegen den Unglauben an das Ueberſinnliche gelten und uns die Ueberzeugung feſt ſtehen, daß diejenigen, welche, wie Chriſtus will, ſich lieber das Auge ausreißen und Hand und Fuß abhauen, als ſich durch ſie zum Böſen verleiten laſſen, und, wie der Apoſtel gebietet, ihr Fleiſch kreuzigen ſammt den Lüſten und Begierden, nicht vor allem übrigen Verderben, welches der Saat aufs Fleiſch als Ernte folgt, ſondern auch vor dem vielfachen Elende derer geſichert ſind, deren Glaube nicht weiter reicht, als ihr Ohr und Auge, und deren Hoffen ſich in dem Bereiche dieſer ſichtbaren Welt ſeine Grenze ſteckt. Liegt uns daher daran, uns durch ein Glauben und Hoffen, welches, was noch kein Auge geſehen, kein Ohr gehört und kein Menſchenherz empfunden hat, umfaßt, uns unſerer menſchlichen Würde werth zu zeigen, in ihm die Quelle unſrer erhabenſten und reinſten Genüſſe zu finden, den ſichern Leitſtern unſeres Denkens und Handelns daran zu haben und uns dadurch für Leben und Tod, Zufriedenheit und Ruhe zu bereiten: ſo laſſet uns den Kampf des Geiſtes mit dem Fleiſche nicht ſcheuen, die ſinnlichen Neigungen und Begierden, welche in uns wohnen, durch die Kraft unſeres beſſeren Selbſt brechen und uns demſelben nie mit ſclaviſcher Fügſamkeit hingeben, damit ſie uns nicht das Höchſte und Theuerſte, was wir als Menſchen haben, unſern Glauben an das Ueberſinnliche auch nur verdächtig und zweifelhaft machen, geſchweige denn rauben. — Und da uns dieſe Gefahr nicht nur von Seiten unſerer ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften, ſondern auch von Seiten Anderer kommt, mit denen wir Verkehr und Umgang haben: ſo erheiſcht die Sorge für das beſeligende Kleinod unſeres Glaubens an das Ueberſinnliche auch dieſes:

daß wir kein Ohr für die verführeriſche Rede Derer haben, welche daſſelbe in der Verkehrtheit ihres Sinnes von ſich werfen. Ach! wer das Leben kennt, und namentlich in der jetzigen Welt kein Fremdling iſt, der weiß, wie wenig es an Solchen fehlt, welche ſich mit jener ſadducäiſchen Weisheit brüſten, gegen welche unſer Herr im Evangelium kämpft; wie weit ſich unter allen Ständen und Gattungen der Menſchen die falſche und einſeitige Bildung verbreitet hat, welche ſich als Gegnerin alles frommen Glaubens geberdet, und wie zahlreich in Paläſten und Hütten die angeblich ſtarken Geiſter ſind, welche Gott, Tugend und Zukunft als ein leeres Traum- und Schreckbild gemeiner Thoren betrachten. Sie nur, ſie halte fern von dir, du Menſch von beſſerm Sinne, wenn dir daran liegt, dir zu bewahren, was aller menſchlichen Weisheit Anfang, Ziel und Ende iſt, und was nur diejenigen geringſchätzen, welche nicht begreifen, wie hoch der Menſch dadurch geſtellt iſt, daß er da glauben kann, wo ihm das Wiſſen verſagt iſt. Wo demnach die Zunge derer von göttlichen Dingen frevelnd ſpricht: da waffne dich dagegen mit der Ehrerbietung, welche dem Göttlichen gebührt; wo ihre Lippen das Heilige ſchmähen und in den Staub herabziehen: da laſſe ſie die Verachtung empfinden, welche die Verächter des Heiligen verdienen; wo ſie verſpotten und lächerlich machen, was Millionen Troſt und Ruhe giebt und was nur der entſchiedenſte Feind ſeines eigenen Beſten von ſich weiſen kann: da wende dich mit Unwillen und Bedauern von ihnen hinweg, und laß dich über die Leere und Verkehrtheit des Gemüths, welches aus ihnen ſpricht, keinen Augenblick täuſchen! Wohl dem, ſagt der Pſalmiſt, der nicht wandelt im Rathe der Gottloſen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch ſitzet, wo die Spötter ſitzen. Die Wahrheit dieſes Wortes, das Treffende dieſer Mahnung, wie könnte es dir zweifelhaft dünken, wenn du dir das Elend derer, welche keinen Glauben an das Ueberſinnliche haben, lebendig vergegenwärtigeſt und wohl erwägſt, daß es vergeblich iſt, daſſelbe mit dem blendenden Scheine einer Freiheit von Vorurtheilen zu bedecken, welche, näher betrachtet, nur das Zeichen eines beſchränkten, befangenen, ſeine eigene Würde und Hoheit gänzlich verkennenden, nicht aber ſtarken Geiſtes iſt. — Dagegen nehmet vielmehr allen Bedacht:

euren Glauben an das Ueberſinnliche auf jede geeignete Weiſe zu nähren und zu ſtärken und ihn zu einer größeren Klarheit, Entſchiedenheit und Feſtigkeit zu erheben. Die welche im Evangelium der ernſten Rede des Herrn gegen die Sadducäer volle Aufmerkſamkeit ſchenkten und ſie mit der beifälligen Aeußerung lohnten: Meiſter, du haſt recht geſagt! leuchten euch darin vor, und ihr könnet euch als Menſchen und Chriſten nicht würdiger benehmen und nicht ſicherer für euer zeitliches und ewiges Heil ſorgen, als wenn ihr thut, wie ſie. Wo ihr demnach Gelegenheit findet, Geiſt und Herz vom Sinnlichen loszureißen und auf das Ueberſinnliche zu richten, da ſäumet nicht, ſie zu benutzen. Iſt es die Stimme der Natur, was euch auf einen Herrn im Himmel hinweiſt, deſſen unſichtbares Weſen an ſeinen Werken erſehen wird: ſo öffnet Euer Inneres gern, damit der fromme Glaube an denſelben immer tiefere Wurzel in ihm ſchlage. Iſt es der Lauf eurer irdiſchen Schickſale, was euch das Daſein eines mächtigen und gütevollen Lenkers derſelben erkennen läßt: ſo befreundet euch durch ſtilles Nachdenken darüber ſo innig mit ihm, daß der Gedanke an denſelben euch in keiner Lage des Lebens verläßt und fremd wird. Sind es die allgemeinen Ereigniſſe der Welt und Menſchheit, was euch den Glauben an eine Ordnung der Dinge aufdringt, welche in der Weisheit und Gerechtigkeit eines unſichtbaren Urhebers ihren Haltpunkt hat: ſo weihet der ernſten Betrachtung derſelben mit uns, damit die Scheu und Ehrfurcht vor ihm ſich eurer Seele immer lebendiger einpräge. Sind es die Lehren der Schrift und die Ausſprüche ihrer gotterleuchteten Verfaſſer über himmliſche Dinge, was euren religiöſen Sinn weckt und nährt, ſo gebet euch mit ganzer Seele an ſie hin, damit dieſer Sinn zur überwiegenden Herrſchaft über den irdiſchen in euch gelange. Und ſpricht euch das Wort des göttlichen Meiſters ſelbſt zum Herzen, welcher vom Himmel auf Erden kam, um alle Kinder derſelben zu ihrem himmliſchen Vater zu führen und ihrem Glauben Kraft, ihrem Willen Stärke und ihrem Hoffen Zuverſicht zu geben: ſo ſtellet euch als folgſame Lehrlinge deſſelben dar, damit er euch zum ſichern Führer durch das Vergängliche zum Unvergänglichen werde. Mag dann zu ſeiner Zeit das Vergängliche für euch aufhören: euer Glaube und eure Hoffnung auf das beſſere Jenſeits läßt euch nicht vergehen, denn nur die Welt vergeht mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit, und wer ſich ſelbſt das Zeugniß geben kann: ich habe einen guten Kampf gekämpfet und den Glauben gehalten, der darf auch freudig rufen: der Herr wird euch erlöſen von allem Uebel und aushelfen zu ſeinem himmliſchen Reiche, ihm ſei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! —

Georg Rollenhagen,

geboren am 22. April 1542 zu Bernau, beſuchte die Schulen zu Prenzlau, Mannsfeld und Magdeburg und widmete ſich auf der Univerſität zu Wittenberg dem Studium der Theologie. Nach abſolvirten akademiſchen Studien wurde er Rector zu Halberſtadt und, als er ſeine Stelle aufgegeben und kurze Zeit abwechſelnd in Braunſchweig und Goslar privatiſirt hatte, 1567 Proeector, 1573 Prediger zu St. Nicolai und 1575 zugleich Rector der Domſchule zu Magdeburg. Er ſtarb am 9. Mai 1609.

Seine Schriften ſind:

Froſchmeuſeler, in 3 Büchern. Von Marx Hupfinsholz von Mäuſerloch, dee jungen Fröſche Vorſinger und Calmäuſee. Magdeburg 1595, 1596, 1600, 1608, 1621, 1627; Frankfurt 1683; Leipzig 1730; Tübingen 1817.

Ein ſehr glückliches ſatiriſches Talent, das mit großer Weltkenntniß eine lebendige Phantaſie, echten Humor, ſprudelnden Witz und gewandte Behandlung der Form verbindet. Sein Froſchmeuſeler iſt zwar urſprünglich der Batrachomyomachie entlehnt, aber durch die geiſtreiche Auffaſſung und Durchführung ein echt deutſches komiſches Gedicht geworden; der einzige Tadel, der es trifft, iſt die Breite, die freilich ſehr von dem Geſchmacke ſeiner Zeit unterſtützt wurde.

Aus dem

Froſch-Meuſeler

von

Georg Rollenhagen.

Das V. Capittel.

Der Frösch mancherlei Rüſtung.

Die Frösch nahmen ihr Sach in acht,
 Rüſten ſich auch mit aller Macht.
Mit Schilff ſie jhre Bein bekleidten,
 Von Seeblumen Harniſch bereiten,
Ihr Schildt war ein rundes Seeblath,
 Ihr Spieß, ein Bintz, die ein Spitz hat,
Ihr Helm ein buntes Schneckenhauß,
 Alſo putzten ſie ſich herauß.
Vnd diß für den gemeinen Mann,
 Die aber wolten vornen dran,
Vnd machten das den Mäuſen grawt,
 Trugen ein Fiſch, odr Schlangen Haut,
Groſſe Keulen von Waſſernüſſen,
 Da wolten ſie die Meuß mit grüſſen.
Auch jhr viel hatten auß Fiſchgreten
 Flitzbogen künſtlich krum getreten,
Damit ſchoſſen ſie ſcharffe Spitzen,
 So den Fiſchen am Rücken ſitzen,
Sie brachen auch fein in der Mitt,
 Die Muſcheln auff lengliche Schnitt,
Wie ein zweyſchneidig Glaß gehert,
 Das wurden ſcharff gleiſſende Schwert,
In einer Rohrwurtzel verwahrt,
 War ein beſonder Scheiden arth.

Darnach waren ſie gar geſchwind,
 Namen ſo geboren ſein blind,
Satzten jhnen auff jhren Kam,
 Einen feinen hurtigen Hoffeman,
Der ſeine Stang wol wuſt zu führen,
 Ritterlich ſeine Pferdt zu regieren.

Für allen ſahe König Baußback,
 Alſo, daß man für jhn erſchrack,
Das den Fröſchen für jhm ſelbſt grawt,
 Er trug ein grün Eydechſen Haut,
Die von ſeim Häupt biß zur Erd,
 Vnd war für Schöß vnd Stich bewert.
Darauff er ein Schlangenkron führt,
 War für den Fall auch oft probirt,
Am Halß het er ein Perlen Kragen,
 Ein Perlen Gürtel vmb den Magen,
Ein Schweet von einer Perlen Mutter,
 In einem langen Schneckenfutter.

Der Schildt ein gantze Perlen Schal,
 Der man allzeit ſind zwey zu mahl.
Darin wae künſtlich außgegraben,
 Vnd mit Farben zierlich erhaben,
Ein Biber, der ſich ſehen ließ,
 Als wer er zugleich, Hund, Froſch, Fiſch,
Weil ſein fordee Fuß vnd Mundt,
 Sich arten nach der Katz vnd Hund,
Die hinder Froſchfüß, vnd der Schwantz,
 Sich Froſch vnd Fiſch vergleichen gantz.
Durch dieſes Bildt wird angedeut,
 Die wunder Natur der Froſchleut,
Die beyd zu Waſſer vnd zu Land,
 Mit ſchwimmen vnd hüpffen ſind bekant,
Vnd doch nicht ſtum ſind wie die Fiſch,
 Sondern ruffen vnd bellen friſch,
Am Rand laß man Concordia,
 Ein Häupt, ein Hertz, drey Thiria.

Man zog ihn auch dafür ſein Roß,
 Schön bekleidet mit gülden Moß,
Von Widerthan, vnd Venus Haar,
 Das voll kleinee Schneckheußlein war,
Wie ein Pantzer zuſam gedreht,
 Vnd rauſcht, wenn ſich das Pferd bewegt.
Drauff ſich der König Baußback ſatzt,
 Vnd that drey Lufftſprüng in dem Platz,
Nahm ſeinen langen Bintzen Spieß,
 Den er ſein Herodt tragen ließ,
Sprach, wenn ich den Mäußkönig hett,
 Vnd er mich gleich vmb Gotteswillen beth,
Wolt ich jhn mit dem Spieß durchſtechen,
 Vnd die Spitz im Hertzen abbrechen,
Desgleichen ſagten die andern Herren,
 Sie wolten ſich all Mannlich wehren.

Das VI. Capittel.

Der Fröſche Schlacht-Ordnung.

Des Königs Rath ward auch bedacht,
 Vnd die Schlachtordnung ſo gemacht,
Das in der Mitt die leichten Knaben,
 Solten jhren Standt vnd angriff haben.
Zur Seiten aber die ſchwee gerüſten,
 So die Mäuß zu deringen wüſten.
Häuptmann Mohrtaatz ſolt vornen an,
 Mit dreyen Fähnlein zum Angriff ſtahn,
Dir alle Bogenſchützen waren,
 Vnd im Steinwerfen wol erfahren,
Auß Hollandt vnd Seelandt ankommen,
 Als ſie den newen Krieg vernommen,
Das Häuptfähnlein war ein Seeblatt,
 Drey Heringsköpff das Wapen hat,
Mit dem Reim: Wilt Ehe davon tragen,
 So muſtu den Kopff daran wagen.
Damit trat Rülinger herfür,
 Vnd wae der andern Ehr vnd Zier.
Dem folgten in der Mitt die Schützen,
 Die Steinwerffee zur Seit herflützen.
Mit dem Befehl das den Lerman,
 Die Steinwerffer erſt fingen an,
Den Feind erſt lockten aus dem Vortheil,
 Darnach die Schützen in der eyl,
So bald die Feind wolten anlauffen
 Gliedweiß abſchoſſen in den Hauffen,
Vnd die vorn ſtunden niederfielen,
 Lieſſen die hindern auch abzielen.
Wenn das geſchehen, wider auffſprüngen,
 Den Feind mit newen Pfeilen empfiengen,
Biß der Feind zu nechſt zu rück heran,
 Als denn ſolten die letzten Mann,
Zu rück nach dem See hinab fliegen,
 Zur lincken Seit wider außbiegen,
Sich an des Feindes Nachtrab machen,
 Das dient zum Sieg in allen Sachen,
Fürſt Waſſerfeewd vnd ſolt ſie regieren,
 Vnd zu den Feind an vnd ab führen.

Digitized by Google

Nach dieſen ſahe man ziehen an,
Zur Rechten den Feldoberſten Man,
Vnd etlich tauſent Friſiſch Froſch,
Deren ein jeder ſaß zu Roß,
Lang Spieß führten vnd kurtze Degen,
Hielten ſich wunderlich verwegen.
Ein weiß Milchtuch war jhr Hauptfahn,
Das ein Kühmagd hat fallen lahn,
Da ſie im Graben wuſch die Gelten,
Darein ſie ſanſt die Milch hinſtelten.
Das Wapen ein Rotkefferlein,
Der Reim: Fleugſt nicht, ſo biſtu mein.
Zur linken Hand zog auch daher,
Der Feldmarſchalck mit ſeinem Heer,
Fürſt Mordax mit den Reuters Knaben,
Die angekommen waren auß Schwaben.
Führten Schwerter, Armbruſt vnd Hammer,
Wolten den Mäuſen bringen Jammer,
Ihr fürnehm Fahn war ein Schnuptuch,
Das ehemahls ein ſchön Mägdlein trug,
Vnd bei den kühlen Brunn vergaß,
Bei dem ſie mit jhrm Buhlen ſaß.
Das Wapen ein roth Regenwurm,
Der Reym: der Wurm erhelt den Sturm.

Hinter dieſen folgt die Bluthfahn,
Gemahlt von roten wilden Mann.
Darnach rückt der König dabey
Mit ſeiner ſtarcken Leib Guardey,
Drunter viel Schweitzer auffwarten,
Mit Degen und mit Hellebarten,
Die fürt Marcon ein tapffer Mann,
Ein hübſcher Höptzger wolgethan.

Auch war da mit Leuten beſtellt,
Aus Dietmaeſen manch ſtarcker Held.
Darnach mit Gurtelbeil, vnd Krücken,
So wohnen an der Seeſted brücken.

Endlich die Engellendiſche Schützen,
Mit jhren Wattmanniſchen Mützen,
Mit jhren Fenrich Frog genant,
Der führt ſie aus dem Schiff auffs Land,
Denn Seewaſſer mocht er nicht lecken,
Es wolt jhm gar zu ſaltzig ſchmecken,
Biß man die Oberſt Heuptfahn,
Auch für dem König ſahe hergahn,
Ein gülden haut von einer Schlangen,
Darein ſahe man ein Wapen hangen,
Drey gelbe Waſſerlilgen fein,
Im blawen feldt mit dieſem Reym:
Wer dieſe Blumen friſch wil ſehen,
Der muß darnach ins Waſſer gehen.

Der König auch bewahrt ward,
Von Fürſt Watrachs vnd Quadrat
So aus der Marck, Caſſuben, Wenden,
Vnd von des Havellandes enden,
Viel Reuter, vnd viel Knecht mitbrachten,
Vnd den König großmütig machten.
Führten ein geld Marcomor Wapen,
Mit dreyen ſchwartzen Krötenquappen.
Ein Reym: Wir ſterben nicht vmbſonſt,
Mangelt dir Gunſt, ſo brauche deine Kunſt.

Zu letzt nach allem kam gelauffen,
Mancherley Volck bey groſſen hauffen.
Aus Brabant, Holland, Polen, Reuſſen,
Aus Liefland, Churland, vnd aus Preuſſen,
Die ſolten Spieß und Gabeln brauchen,
Die Meuß in das See Waſſer tauchen.
Biß daß ſie all wurden vmbbracht,
So ward der Frösch Ordnung gemacht.

Das VII. Capittel.

Von der Frösch vnd Meuſe Kundſchafft.

Wie ſie halten alſo am Raum,
Kamen zween Laubfrösch von dem Baum,
Zeigten an das zur Linck am See,
Ein ſonderlichs weiß Kriegesvolk ſteh.
Ob es Freund oder Feinde ſein,
Wer zuvor zu erkunden ſein.
Darauff Fürſt Quadrat von ſtund an,
Herunter ſchickt zween kluge Mann

Taucher, vnd Kröbberitz mit Namen,
Die vnterm Waſſer dahin kamen.
Da Friedlieb mit den ſeinen wacht,
Vnd ſein Sach hielt in guter acht.
Als nun Friedlieben Wacht geſehen,
Die Fröſchlein aus dem Waſſer gehen,
Im langen Graß heimlich herſchleichen,
Wil ſie nicht für jhnen entweichen.
Sondern ruckt ſich auch vnters Graß,
Vnd verleufft jhn den Waſſerpaß.
Greifft ſie endlich auch alle beyd,
Friedlieb erfehrt von jhn beſcheid.
Wie die Frösch jhr Ordnung gemacht,
Wie ſie zu ſiegen ſein bedacht.
Leſt auch alles den König ſagen,
Daß er ſich nicht ſo bald ſol wagen,
Den flüchtigen Fröſchen zur nachtjagt,
Das er nicht werd in noth gebracht.
Der König antwortet mit Spot,
Wenn nun gegenwärtig iſt die Noth,
So wil ich ſein bedencken fragen,
Er darff nicht vnnütz Sorge tragen.
Das ließ Friedlieb auch ſo geſchehen,
Gedacht, wie er weißlich wolt ſehen,
Daß er den Fröſchen abbruch thet,
Vnd das Meußvolck aus noth erretth,
Dorumb er die Kundſchaffer mehr,
Ließ fragen, vnd plagen ſehr.
Biß er von jhnen alle Raht,
Aller Frösch recht erfahren hat.
Inſonderheit war der Bericht,
Die Frösche wolten zum Berge nicht,
Der am See gegen Abend lag,
Denn darauff noch am frühen tag
Viel Krän, Gehr, vnd Weihen gſeſſen
Als wolten ſie die Frösch auffreſſen.
Es het auch zuvor die Schildwacht,
Geſehen in die dritte Nacht
Vom Berg abſtürtzen viel Fewrflammen,
Dabey ein groſſes Volck beyſammen,
Vnſichtlich auff einander rant,
Das erbebet das gantze Land.
Darumb hielten ſie allzumahl,
Vnten am Berg im raumen Thal.
Alda der See zur lincken ſtand,
Aber der Berg zur rechten Hand.
Daher auch hernach weht der Wind,
Vnd die Sonn am Abend verſchwind,
Da wolten ſie des Feindes warten,
Vnd mit ihm wechſeln die Hellenbarten.

Indeß kamen die Meuß heran,
Vnzehlich viel der kleinen Mann.
Zogen von Morgen nach Mittag,
Zu verſuchen dieſen vorſchlag,
Wie ſie von da konten fortrücken.
Die Sonn behalten auff den Rücken.
Den Berg zur Lincken gegen den Wind,
Das man ſie nicht vmbringen künt,
Das ſie von der höh führen abe,
Denn Feind vmblieffen in eim Trabe,
Den Vortheil doch die Frösch nicht gern,
Auff jhrer ſeit wolten entberen,
Dürfften doch nicht den Berg angehen,
Auff dem ſie böß zeichen geſehen,
Wancken derhalben hin vnd her,
Zu warten, wies am beſten wer.

Biß das der Meußkönig abgeſand,
An den See zur Fröſche Stand,
Ein Trommeter ein Edlen Knaben,
Ließ auch ſechs Trabanten mit traben,
Zu fragen was Baußbach gemeint,
Mit denen ſo hernoch vom Feind,
Geſenglich worden angenommen,
Obs Blut güld, oder Rancionen.
Denn wie er wolt, ſo ſolt es ſein,
Die wahl wolt er jhm reumen ein.
Die Frösch rieffen, hie iſt kein gnad,
Den Tod jeder zu gewarten hat.
Er wer geſchlagen oder gefangen,
Er ſol erſauffen oder hangen.
Wolan ſo gilts widerumb alſo,
Sprach der Knab vnd ward hertzlich froh.
Das er vngerauſſt von jhn kam,
Sein ritt er wider zurück nam.

Digitized by Google

Vnd ſeinen König bracht bericht,
Der ſprach, es ſol dem Böſewicht,
In ein par ſtunden bald gerewen,
Mit worten las ich mich nicht ſchewen,
Der am meiſten pocht, derſelb kroch
Gemeinlich zum erſten zu loch.

Damit ward des ſtaubs jmmermehr,
Als wenns ein dicker Nebel wer,
Vnd zog ein jeder Hauffen fort,
Erwehlet zu der Schlacht den Orth.
Gleich wie der Römer Pompejus,
Vnd ſein Schweher der Julius,
Ehemahls auch gegen ander ranten,
Damit die gantze Welt vmbwanten.
Die Frösch rückten vom Waſſer her,
Als wenns der Moſes ſelber wer.
Vnd von newen auff Gottes Befehl,
Durchs Meer führt das Volck Iſrael.
Da Mann, Weib, Kinder, Vieh, mit lieffen,
Wunderlich durch einander rieffen.
So machten ſie ein Lerman auch,
Wie die Krän halten den brauch,
Wenn ſie im Herbſt den Abend ſpeth,
Auff den Techern wehlen die ſteth,
Das jede ſitzt bey jhren Mann,
Den ſie an der Stim kennen kan,
Vnd denn mit groſſem gſchrey und krachen,
Sich des abzugs halben ſprachen.

Die Meuß aber giengen gar ſtill,
Vnd machten des Lermans nit viel.
Rauſchten nur heimlich mit den Wehren,
Gleich wie die wachſende Korn Ehren,
Wenn ſie der Wind hernieder ſchlegt,
Vnd die Strohalm wider auffregt,
Welchs gleich in ſolchem anblick felt,
Als wenn da lebt das gantze Feld.
Denn wo man die Augen hinwand,
Da lebt vnd bebt das gantze Land,
Das auch die Vogel ſa vngefehr,
Am ſelben Ort zogen daher,
Dafür ſich entſatzten der maſſen,
Das ſie jhr Reiß muſten verlaſſen,
Vnd aus dem nechſten Wald mit grawen
Dieſem wunder handel zu ſchawen.

Rathſchlag der Berg, vnd Waſſer Geiſter vber dieſen Krieg.

Des dritten Theiles erſtes Capittel.

Indem ſich nun bewegt das Land,
Zittert als ein dawſelig Wand,
Wenn groſſe Donnerwetter auffſtehen,
Odr laſtwagen fürüber gehen.
Darumb das lermet vberall,
Das Froſch und Meußvolk ohn zahl,
Fünden ſich auff den Berg beyſamen,
Viel kleiner Männlein ohne Namen,
Im weiſſen Hemdtlein ſpitzign Kappen,
Als man gewohnt an den Bergknappen,
Zu den kam aus der See geflogen,
Vnd in eim Nebel auffgezogen,
Die Waſſernixin wolgeſtalt,
Wie man die ſchöne Venus mahlt,
Im gelben Haar und nackend gantz,
Trug einen weiß Seeblumen Krantz,
Alſo waren auch anzuſchawen,
Ihre mitfolgende Jungfrawen,
Vnd ſprach zu Hertzen dem Bergman,
Wofür ſihſtu diß Weſen an?
Wiltu deinen Mäuſen beyſtehen,
So muß ich zu den Fröſchen gehen.

Heintz antwortet vngern ich ſehe,
Das ſolch groß Blutſtürtzen geſchehe,
Drumb hab ich nun etliche Nacht,
Ein groß Kriegsgepolter gemacht,
Hab euch gezeigt viel Abenthewr,
Mit hinfallenden Liecht vnd Fewr,
Mit Blut ſa in des Königs Saal,
Auß einem todten Hirſchhorn quall,
Ob ſie wolten ſich ſchrecken laſſen,
Keinen Krieg anfahen dermaſſen,
Aber ich hab vorlängſt geſehen,
Diß Vnglück in den Sternen ſtehen,
Bin auch von den Engeln bericht,
Daß es durch verhengniß geſchicht.
Vnd was Gott ſchloß in ſeinem Rath,
Dawider hat kein Weißheit ſtath,
Es folgt auch niemandt guter Lehr,
Ob man jhn warnet noch ſo ſehr.
Mann muß gehen laſſen wie es gehet,
Biß das diß vnterſt oben ſtehet.
Vnd die Sünd jhr Straff hat empfangen,
Dafür ſie lang iſt ſicher gangen,
Mich deucht aber das nicht gar fein,
Das auß deiner Nixen gemein,
Ihr viel ſich brauchen zu den Sachen,
Vnd dieſen aufflauff helffen machen.
Denn daß der Froſch die Mauß erſeufft,
Vnd jedermann zum Krieg zuleufft:
Als wenn ſie weren raſend toll,
Das könt jhr Nixen ſchaffen wol,
Vnd wenn jhr davon nicht wolt laſſen,
Sondern euch der Schlacht auch anmaſſen,
So wollen wir vns auch nicht ſparen,
Ihr ſolt ein widerſtandt erfahren.
Ich bin ohn das den Fröſchen gram,
Vnd ſeß jhn lengſt gern auff dem Kam,
Das ſie mich offt machen bekant,
Wenn ich heimlich umbſchleich im Landt.
Vnd der Menſch nicht in Ruhe kan bleiben,
Weil ſie des quackens ſo vil treiben.

Die Nixin gab darauff beſcheid,
Das mir diß auch ſey hertzlich leid,
Hab ich damit erklären wollen,
Das, da die Mauß erſauffen ſollen,
Nun etlich Nacht das Waſſer brandt,
Das Zeichen iſt nicht vnbekant,
Mein Jungfrawen ſeufftzen auch tieff,
Als wenn eins auß dem Waſſer rieff.
Damit zu deuten, das Gefahr,
Vnd groß Elendt vorhanden war.

Ich hab auch nach Matthias Tag,
Als Berg, Thal, Feld, voll Schnee noch lag,
Vnd das Eyß all Waſſer belegt,
Ein ſolch Tauwetter erregt,
Als ſelten iſt zuvor geſchehen,
In dreiſſig Jahren nicht geſehen.
Die Schneeberg lieffen mit eim Wunder,
Bey Tag und Nacht ſchrecklich Berg vnter,
Riſſen Felſen, Klauſen mit abe,
Die Bäum kamen auch in eim Drabe,
Stieſſen Häuſer, Scheunen vnd Stall,
Vber ein Hauffen in dem Fall,
Weil auch gefroren war das Landt,
Das Waſſer nirgend ein Durchbruch fand,
Lieff auß dem Waldt, Acker vnd Awen,
Von groſſem Wind, Regen vnd Tawen,
Zu Quellen, Seen, Teichen, Flüſſen,
Zuſammen mit groſſen Güſſen,
Das die Eyßſchollen in eim krachen,
Allenthalbn ſich erhobn vnd brachen,
Steg vnd Brücken auff ſtücken riſſen,
Zaun, Wall, Wand, vnd Häuſer zerſchmiſſn
Das ſich Fiſch in den Kirchen funden,
Das all Keller voll Waſſer ſtunden,
Das die Leut auff den Boden ſaſſen,
Mit zittern das Jammerbrode aſſen.
Der Fuchs vnd Wolff auff den Weyden,
Mit Krän und Weyhen hatten zu ſtreiten,
Das Viehe mit ſeim Hirten hinſchwam,
Vnd todt zu frembden Völckern kam.
Als ſolt eine newe Sündfluth werden,
Vnd alles erſäuffen auff Erden;
Damit warnte ich jedermann,
Sein Sachen wol in acht zu han.
Denn frembd Waſſer, frembd Völcker dringen,
Mit den gefehrlich iſt zu ringen.

Das aber meine Vnterthan,
Das Vnglück helffen ſtifften an,
Mag wol ſeyn, weil die Jung Frösch Knaben
Selbſt luſt zu jhrem Schaden haben.

Digitized by Google

Wer gerne tanzt, dem pfeifft man bald,
Den Wilgen geſchicht kein Gewalt.
Ich weiß auch wol, daß keine Mauß,
Zu dem Krieg zög ins Feldt hinauß.
Wenn nicht ein Geiſt ſie führt hinan,
Das dein Volck auch meiſterlich kan.
Vnd wenn ich wolt meine Luſt büſſen,
Solt auch der Erbeit nicht verdrieſſen,
Daß ich die Mäuß ins Waſſer ſchmiß,
Vnd keine vnerſeufft ließ,
Darumb, daß ſie meinen Fröſchleuten,
Ihr Königs Todt ſo vbel deuten.

Dieweil ich aber gern vernommen,
Daß jhr jhn nicht wolt zu Hülff kommen,
So laß ich meine Fröſche auch bleiben,
Sie mögen jhrs gefallens treiben,
Biß Gott jhn ſetzet Ziel vnd Maß,
Vnd ſtewret jhrem Neyd vnd Haß.
Wir möchten vber jhren Sachen,
Vns ſelbſt Vngelegenheit machen,
Oder ſtärker Geiſter erwecken,
Die vns vnfreundlich würden ſchrecken,
Auß dieſer Wohnung gar verjagen,
Oder durch Gottes Eyffer plagen.
Wir wollen lieber beyderſeit,
Von hinnen zu ſchawen dem Streit.
Daß ſagte ſie, die andern all,
Folgten jhr gern in dieſem Fall,
Vnd ſatzten ſich noch alſo fort,
Vnſichtiglich an jhren Orth.

Das II. Capittel.

Der Frösch und Meuſe Fußfall vnd Ermahnung an die Kriegesleut.

Bald kamen der Herolden zween,
Lieſſen erſt die Blutfahnen ſehen.
Die Mücken kamen ouch gezogen,
Vber beyde Hauffen geflogen,
Hatten groſſe Poſaunen all,
Vnd blieſen darein mit groſſem Schall.
Das Wetter ſchlug auch tapffer drein,
Mit dem Donner vnd Blitzes Schein,
Welches gar ein böſes Zeichen war,
Vnd den Kriegern, deuten groß Gefahr.
Wie ſie aber waren ſo nahe,
Das ein Hauff den andern erſahe,
Thaten ein Fußfall die Mäuß gemein,
Das Gott ja wolt jhr Beyſtand ſein!
Darauff ſie dann Herr Zuckermundt,
Ihr Prieſter, wol vertröſten kunt.
Derhalben er auch ſelberitt,
Mit ſeinem Schimmel in ſein Glied,
Damit er nicht wurde verklagt,
Vnd außgeruffen als verjagt.

Der König aber eygner Perſon,
Führt auf der Sturmhauben ſein Kron,
Vnd ſprengt mit ſeinem Hengſt hinan.
Redet den hellen Hauffen an.
Lieben Heldt, lieben Kriegesleut,
Ewr Trew wolt jhr bedencken heut,
Den Feind angreiffen wie tapffer Mann,
Der Sieg vns gwiß nicht fehlen kan.
Gott meins Sohns Mord bezahlen ſol,
Weil ſie die Straff verdienet wol.
Habt nu wol in acht ewr Sach,
Rücket mir fein nach allgemach,
Biß das wir dem Feind ſo nahe ſeyn,
Als einer warff mit einem Stein:
Denn ſetzt hernach mit aller Macht,
Mit eim Feldtgeſchrey das es kracht.
Denn ſenckt zuerſt die Spitz zum Stich,
Denn hebt die Wagen vber ſich,
Schieſt doch nicht ehe denn jhr möget ſehen,
Die gelen Ring in Augen ſtehen.
Gebt euch nicht bloß halt feſt zuſamen,
Laſt euch zur Seit nicht vbermannen.
Doch das die Schützen fein ſich theilen,
Zuſehn, daß ſie der Feind nicht fehlen,
So wollen wir vom Berg hinaben,
Mit gutem Vortheil vntraben,
Mit dem Gewaltigen zulauffen,
Nicht allein trennen jhren Hauffen,
Wie ein Sturmwind im dicken Wald,
Mit groſſem krachen einher folt,
Sondern allſampt ſo gar erſchrecken,
Daß man ſie erſchlüg mit eim Stecken,
Ich will euch ſelbſt führen die Straſſen,
Vnd Leib vnd Leben bey euch laſſen,
Odr nach dem Sieg zum Herren machen,
Gott hilfft allzeit der Gerechten Sachen.
Sie rieffen all, wir folgen gern,
Wollen vns wie die Helden wehren.

Die Frösch theten dergleichen auch,
Streckten ſich auff den kalten Bauch,
Bathen, weil die Mäuß auß Hoffart,
Vnd böſer Teuffeliſcher arth,
Sie ohn ihr Schuldt worden ermorden,
Wie vom König berichtet worden,
Wolt er als ein gerechter Gott,
Ihr Vnſchuldt behüten fürm Todt,
Seine Creatur nicht verlaſſen,
Sondern die Räuber auff der Straſſen,
Die Diebſchen Mäuß ſchrecken vnd jagen,
Daß ſie die all möchten erſchlagen.
Ihr Pfarrer tröſt ſie vnterwegen,
Sprach jhnen Abſalutz vnd Segen,
Von einem hohen Baum am Rand,
Dabey ſie außtraten auffs Landt,
Mit Gottesfurcht wars jhm kein Schertz,
Hat allein ein rein weiſſes Hertz,
Herr Laubfroſch mit ſeim grünen Kleide,
Kroch darnach in ein hole Weyde,
Darein wolt er die Horas leſen,
Bey Schlegen daucht jhm gut weſen.

Der König aber Baußback genant,
Mit Grünrock ſeinem Leutenant,
Vnd den Befehlichshabern mehr,
Zog herumb bey dem gantzen Heer,
Sprach auch der Kriger tapffer an,
Friſch auff ſprach er, Ihr lieben Mann,
Vnd faſſet einen Helden Muth,
Nun ſollen alle ſachen werden gut,
Ich hab kundſchafft daß vnſer Feind,
Gentzlich vnd gar alſo gemeint,
Das ſie vornen wollen einrennen,
Vnd alſo vnſer Ordnung trennen,
Darauff habt nun gar gute acht,
Das ihrs, wie ichs befohlen, macht,
Ihn fein locket zu vnſer See,
Da ſol ihn werden bang vnd weh,
Wir wollen jhm das Bad bereiten,
Daß er nicht luſt hab mehr zu ſtreiten.
Bleibt aber ſtill an ewren ort,
Vnd rücket nicht ein Füßlein forth,
Wendet euch auch nicht gegen den Wind,
Daher die Sonnenſtralen ſind,
Sonſt fele pfeil vnd ſtaub auff euch dar,
Ewr Geſicht wird geblendet gar.
Sondern bleibt wie jhr jtzund ſeyd,
Theilt euch nun fein in die breit,
Vnd ſchlaget weidlich in den hauffen,
Das der Schelmen keine entlauffen,
Ich wil dazu der Linken Hand,
Mit meiner Guardy halten ſtand,
Damit ich euch fein mag entſetzen,
Mein Spieß der Mauß im Rücken wetzen.
Sie ziehn da gleich zu vns heran,
Keiner ſoll bleiben vnbegabt,
Der ſich am Feind nur weidlich wagt.
Sie rieffen, Io, Ieck, Iick, Iock, Ia,
Darumb ſind wir jetzt alle da.

Das III. Capittel.

Des Meuſe Königs erbieten gegen die Frösch vnd jhrn König.

Wie nu alſo in wenig ſtunden,
Die hauffen ſich gegn ander funden,
Vnd itzt wolten zuſammen gehen,
Stampfft mit den Füſſn vnd Feuſt die Händ,
Vnd ſeinen Feind veracht vnd ſchend,
Als wenn zween Ochſen ſich erboſſen,
Vngeſtümb auff ein ander ſtoſſen,

Digitized by Google

Doch vor mit grimmigem Geſicht,
Da ſtehn gegn einander gericht,
Die Erd' ſcharren, die Hörner wetzen,
Den Schwantz mit einem Brum auffſetzen,
Meſſen zu, wer erſt wird anfangen,
Wie ſie den Feind wollen empfangen.
Da ſchickt der Meuß König heran,
Vnd ließ den Fröſchen zeigen an,
Durch Friſchblut ſeinen Leutenant,
Der mit Trommeten kam gerant,
Er hett mit allen Fröſch Geſchlechten,
Weder zu rechten, noch zu fechten,
Ihr König allein an dem Ort,
Seinen lieben Sohn ermordt,
Wenn der ſeinen Sohn widerſtellt,
Als ſeinen Rantzaun vnd Löſegeldt,
Daß der widerumb auch ſterben müſt,
So wer die Miſſethat gebüſt,
Wer jhm das auch ſo nicht gelegen,
Sa wer der Meußkönig zu gegen,
Wolt einen Kampff mit jhm darümb halten,
Man ſolt ſie allein laſſen walten,
Was wolt ein Freund den andern ſpieſſen,
Ohn Noth vnſchüldig Blut vergieſſen.
Ob dieſe Red gleich etlich achten,
Das ſie billich wer zu betrachten
Sa rieff doch vnſinnig der Hauff,
Immer forth, ſorth, nun renn, nun lauff,
Wirff, ſchlag, vnd ſtich den Schelmen Todt,
Das er bekom Verräther Brodt.
Nun ſie verzagte Böſewicht ſein,
Weren gern vngeſchlagen heim,
Nun wollen ſie in vnſern Sachen,
Auch Menterey vnd Anlauff machen,
Mit Wäſcherey die Zeit verkürtzen,
Das er muß Halß vnd Bein abſtürtzen.

Damit fieng ſich der Lerman an,
Jeder ſchoß vnd warff auff den Mann,
Das er mit Noth entrennen kunt,
Vnd ſich zu ſeinen König fund,
Der auch ergrimt vnd ließ auffblaſen,
Die Feind thaten auch gleicher maſſen.
Vnd griffen alſo beyde Heer,
Mit groſſem getümmel zur wehr,
Die Meuß pfiffen vnd ziſchten all,
Die Fröſch, quack, queck, quickten mit ſchall.
In einem ruck, ritt vnd zulauff
Traffen Schützen, vnd Reuter zu hauff.
Schoſſen, ſtieſſen, ſtachn, ſchlugen, rungen,
Daß ſtang vnd ſchwert gegen Himmel ſprungen,
War ſa erſchrecklich anzuſchawen,
Als da Samſon fieng an zu trawen,
Gott von newen, vnd ſeinen Henden,
Sich an die Häuptſäulen zu lenden,
Darauff des Heyden Tempelraſt,
Rückt ſie zuſammen in der haſt,
Daß Mawren, Tach, Zimmer vnd Stein,
König, Füſten, Herren, Gemein,
Mit eim gepraß vnd mordgeſchrey,
Vbr eim hauffen ſtürtzten entzwey.
Das vberwinder vnd vberwunden,
Zu gleich lagen oben, vnd vnden.
Vnd Staub, Stim krachen, in die lufft pralt,
So war das erſt treffen geſtalt.

Das IV. Capittel.

Wie die Fröſch vnd Meuſe zuſammentreffen.

Als ſich der Lerm alſa anfieng,
Das Kriegsvolck friſch zuſammen gieng.
Gleich wenn das Eyß mit einem Knall,
In groſſen Sturm birſt vberall.
Vnd mit eim gepraſſel durchbricht,
Da man ſichs am wenigſten verſicht,
So war Mohrtantz vnd ſeine Mann,
Mit Stein und Pfeilen tapffer dran.
Warffen von ſich, ſchlenderten, ſchoſſen,
Es fiel ſo dick als Hagelſchloſſen,
Vnd kam manch Mauß auff den Rücken,
Das ſie die Naß ins Graß muſt bücken,

Das Spaniſche Weißfähnlein macht auch,
Den Fröſchen einen böſen rauch.
Mit ſeinen ſtarken Katzenbogen,
Davon ſchwinde Boltzen flogen.
Aber das Schwartz Fehnlein blieb auß,
Das koſtet manche ſtoltze Mauß.
Denn es hielt zwiſchen Pferd vnd Berg,
Stieg gegen der lincken auff die Zwerg,
Vnd kont nicht brauchen ſein geſchoß,
Welchs Milchramlecker ſehr verdroß.
Rieff, halt die Schild all vberwert,
Das euch nicht das geſchoß geſehrt.
Eilt matig auff den Feindt hinein.
Sonſt wir allſamt verrathen ſein,
Damit lieff er zum Feind hinan,
Fehnrich Stoltzer der kühne Mann.
Setzt mit den Doppelſoldern nach,
Vnd hoffet gar gewonnen ſach,
Inſonderheit weil ſie die Schützen,
Da funden auf der Erden ſitzen,
Vnd jhr Armbruſt von newen ſpannen,
Die konnten ſie bald vbermannen,
Stachen in ſie wie in die Hund,
Ehe ſich einer auff richten kunt.

Wie das Mohrtantz erſt ward gewar,
Sprach er nun hats kein gefahr,
Wir finden das wir han geſucht,
Wendt euch, vnd nemt zum See die flucht.
Damit theilten ſich die Hoffleut,
Padran, vnd Mordar zu der ſeit,
Die Schützen flohen nach dem See,
Das bracht den Meuſen groß weh.

Denn Milchramlecker kriegt ein Muth,
Dieweil der anfang war ſo gut,
Vnd drang zun Fröſchen heftig ein,
Wie auff die Hund ein zornig Schwein,
Forklug folgt auch in groſſer eil,
Vnd acht es für beſonder Heil,
Das die Fröſch ſa bald die Flucht geben,
Das die Hoffleut zogen darneben,
Als wenn ſie zun ſeiten auslieffen,
Vnd zu keiner gegen wehr grieffen.

Als abr die Fröſch kamn an den See,
Gefiel jhnen die Flucht nicht meh,
Sondern wichen zur linken Hand,
Hinder den Berg ins ſicher Land,
Vnd lieſſen der Meuß hellen hauffen,
Vom Vfer biß ans Waſſer lauffen,
Da empfieng ſie der Hinderhalt,
Das jhm das Hertz im Leib erkalt,
Rieffen Ihr Kuhemelcker wilkommen,
Ewr ankunfft habn wir gern vernommen
Nun trett mit frewden in das Bad,
Darnach euch lang geſchwitzet hat.

Ewrs Königs Sohn wundert ſich ſehr,
Das jhr nicht kamt zu ſeiner Ehr,
Helfft jhn beſingen vnd begraben,
Darauff wir langſt gewartet haben,
Vnd ſtachen damit auff ſie loß,
Gaben jhn auch viel kräncken ſtoß,
Vnd hackten mit jhren Handbarten
Ihnen erſchrecklich durch die Schwarten.

Vnd ob ſie gleich ſich gar verwegen,
Wehrten, mit Helbarten vnd Degen,
Gieng es jhnen doch wie dem Hirſch,
Der mit den Hunden kempffet friſch,
Stürtzt doch vnverſehns ins Netz,
Das jhm der Jäger heimlich ſetzt.

Denn zu beyden ſeiten der Feindt,
Es mit jhnen getrewlich meint,
Van hinden zu ſie hoch beſchwert,
Ihr ſelbſt eigen Hoffleut vnd Pferd,
Für Augen hatten ſie den See,
Das thet den Milchramlecker weh,
Verſucht ob er zur lincken Hand,
Dadurch die Fröſch ſchützen gerandt,
Nicht Nachfolgen kunt vnd durchbrechen,
Fieng an grimig vmb ſich zu ſtechen,
Vnd ſtieß mit ſeines Degens Knopff,
Dem Mohrtantz hinden auff den Kopff,

Digitized by Google

Das er ſich ſtrecket in den Sand,
  Solchs ſahe Mortanzen Leutenant,
Vnd ſtach jhn wieder nach der Kehlen,
  Vermeint es ſolt der ſtich nicht fehlen,

Aber Milchramlecker brach jhn bald,
  Mit ſeinem Schilde mit gewalt,
Vnd hieb den Froſch hindurch die Stirn,
  Das er verſchüt Leben vnd Hirn,
Da lieffen die Fröſch mit den Beyien,
  Als die Vogel nach der Nacht Eulen,
Warffen vnd ſchlugen auff den Mann,
  Biß er ein hieb im Rücken bekam,
Darauß jhm Lung vnd Leber quall,
  Vnd gab ſein Leben auff im fall,
Lag im ſtaub mit wahrloſen Henden,
  So muſt der groſſe Muth ſich enden;
Viel ander Meuß blieben auch Todt,
  Oder kamen in Waſſers noth,

Das ſichs nicht anders anſehn lieſ,
  Die Fröſch hetten den Sieg gewiß.

Darumb etlich ſchon rieffen da,
  Quack, quock, quack, queck, quicteria!
Den Fehnrich Stoltzern mit dem drang,
  Der nachdruck in das Waſſer zwang,
Da jhn der Doppelſoldner kein,
  Zum Schutz viel kont behülfflich ſein.
Die Fröſch aber griffen dapffer an,
  Tapten nach dem Fehnlein vnd Mann,
Der ſich noch wehrt wie ein Held,
  Vnd damit er würde gefelt,
Warffen ſie jhms Angeſicht vol Koth,
  Wie er nun ſahe die groſſe Noth
Want er ſich in ſein Fehnlein gut,
  Zu ſterben wie ein trewes Blut.
Groſſe, tapffer, rühmliche thaten,
  Allzeit groſſe gefahr bey ſich hatten.

Roller ſ. Burchard.

Karl Franz Romanus,

geboren am 21. Auguſt 1731 zu Leipzig, ward kurſächſiſcher geheimer Kriegsrath zu Dresden und ſtarb am 20. April 1787 daſelbſt.

Er ſchrieb:

Komödien. Dresden 1767.
Die Verläumder. Luſtſpiel. Dresden 1778.
Der Unſchlüſſige. Luſtſpiel. Dresden 1778.

und überſetzte:

Voltaire's Allgemeine Weltgeſchichte. Dresden 1760—63, 4 Thle.
Voltaire's Vermiſchte Schriften. Dresden 1766—75, 6 Thle.

R. verſtand es, den dramatiſchen Knoten der Intrigue gut zu ſchürzen und die Entwickelung dem gemäß herbei zu führen, unterſtützt durch einen lebhaften und witzigen Dialog und gut erfundene Situationen. Seine Komödien ſind um deſſen als veraltet ſchon ſeit längerer Zeit von der Bühne verſchwunden, obwohl ſie mehr als manches andere Luſtſpiel früherer Tage eine zeitgemäße Umarbeitung verdienten.

Dietrich Chriſtoph von Rommel,

geboren am 17. April 1781 zu Kaſſel, wurde 1804 außerordentlicher Profeſſor der Beredtſamkeit und griechiſchen Sprache, 1810 ruſſiſcher Hofrath und ordentlicher Profeſſor der römiſchen Litteratur in Charkow, 1815 Profeſſor der Geſchichte in Marburg, 1820 Director des Hofarchivs zu Kaſſel, 1827 in den Adelſtand erhoben und 1829 Director des Muſeums und der Bibliothek daſelbſt.

Er ſchrieb unter Andern:

Ueber Philologie und philologiſche Erklärung der Klaſſiker. Marburg 1805.
Ueber Dr. Gall. Marburg 1806.
Theophraſt's Charaktere. Ueberſ. Leipzig 1809.
Rede zur Gedächtnißfeier Joh. v. Müller's. Marburg 1809.
Ariſtoteles und Roſcius oder über die Kunſt. Leipzig 1809.
Ueber Geographie, Ethnographie und Statiſtik. Marburg 1810.
Beſchreibung der Völker des Kaukaſus. Weim. 1812.
Deutſche Chreſtomathie. Marburg 1813.
Kurze Geſchichte der heſſiſchen Kirchenreformation. Kaſſel 1818.
Geſchichte von Heſſen. Marburg 1820 ff. 3 Bde.
Wilhelm I., Kurfürſt von Heſſen. Kaſſel 1822.
Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heſſen. Gießen 1830, 3 Bände.

Einzelne Abhandlungen, Flugſchriften u. ſ. w.

Ein überaus gründlicher und ſcharfſinniger Geſchichtsforſcher, der ſich ganz vorzüglich um die Geſchichte ſeines Vaterlandes außerordentliche Verdienſte erworben hat, und einen ſehr ehrenvollen Rang unter den deutſchen Hiſtorikern einnimmt.

Kaspar von der Rön, ſ. Minneſinger.

Roos, ſ. K. A. Engelhard.

Della Roſa, ſ. J. A. Gleich.

Adolph Roſe

lebte im ſechzehnten Jahrhundert und nannte ſich pſeudonym von Creuzheim.

Wir beſitzen von ihm:

Der Eſel-König. Ballenſtedt o. J. (1617, 1626 u. öft.).

Ein ſatiriſches, aber nicht eben ſehr bedeutendes Gedicht.

Kunz von Roſenheim, ſ. Minneſinger.

Johann Georg Roſenmüller,

geboren am 18. März 1736 zu Ummerſtädt im Hildburghauſiſchen, ſtudirte zu Nüenberg und Altdorf, wurde 1767 Nachmittagsprediger in Hildburghauſen, 1768 Pfarrer in Heßberg, 1772 Diaconus und adjungirender Superintendent in Königsberg, 1773 ordentlicher Profeſſor der Theologie in Erlangen, 1779 Pfarrer an der altſtädter Kirche daſelbſt, 1783 erſter Profeſſor der Theologie, Superintendent, Conſiſtorialaſſeſſor und Stadtpfarrer in Gießen, 1785 Superintendent, Conſiſtorialaſſeſſor und ordentlicher Profeſſor der Theologie zu Leipzig, 1793 Domheer zu Meißen und 1806 Prälat und Senior der theologiſchen Facultät, auch Decemvir dee Univerſität zu Leipzig. Er ſtarb daſelbſt am 14. Mäez 1815.

Außer vielen Predigtſammlungen und andern Schriften beſitzen wir von ihm:

Religionsgeſchichte für Kinder. Leipz. N. A. 1804.
Chriſtliches Lehrbuch für dir Jugend. Leipzig. N. A. 1812.
Morgen- und Abendandachten. Leipz. N. A. 1820.
Beicht- und Communionbuch. Leipzig. N. A. 1822.

Gedankenreichthum, Klarheit und Einfachheit, Wärme und Innigkeit des Gefühls und eine echt chriſtliche Geſinnung verleihen den Predigten und Erbauungsſchriften dieſes vortrefflichen Mannes einen bleibenden Werth.

Hans Roſenplüt, genannt der Schnepperer, ſ. Meiſterſänger.

---

von Roſenroth, ſ. Knorr.

Dorothea Eleonore von Roſenthal,

aus Schleſien gebürtig, ſtarb im Jahre 1649.

Sie hinterließ:

Vermiſchtrs Divrrtiſſement. Breslau 1641.

in welchem ſich einzelne, für die damaligen Verhältniſſe als ſehr gelungen zu betrachtende Poeſien finden.

Roſenwall, ſ. Rauſchnick.

Johann Chriſtoph Roſt,

geboren am 7. April 1717 zu Leipzig, ſtudirte zu Leipzig die Rechtswiſſenſchaften, wurde nach zurückgelegten akademiſchen Studien Bibliothekar und Privatſecretär des Grafen Brühl und 1760 Oberſteuerſecretär zu Dresden. Er ſtarb daſelbſt im Jahre 1765.

Seine Schriften ſind:

Das Vorſpiel. Satir.-epiſches Gedicht. Dresden 1742. N. A. Bern 1772.
Schäfererzählungen. Berlin 1742, 1744.
Verſuch von Schäfergedichten. Dresden 1744, 1778.
Briefe. Frankfurt u. Leipzig 1766.
Vermiſchte Gedichte. Leipzig 1769, Dresden 1770.

Mit einem gewandten und reichen Talente, voll Witz und Laune ausgeſtattet war Roſt einer der gefährlichſten und boshaften Gegner Gottſched's, den er wiederholt und immer mit Glück, namentlich in dem ſatiriſchen Epos das Vorſpiel angriff. In ſeinen Schäfergedichten, die nach franzöſiſchen Muſtern gebildet ſind, beurkundet er ebenfalls gute Anlagen, gefällt ſich aber zu ſehr in frivolen und lasciven Schilderungen, und wird dadurch unſittlich. Sein Gedicht, „die Braut-Nacht," in der Weiſe des Grecourt, gehört zu den verrufenſten Producten jener leichtfertigen Geſchmacksrichtung, obwohl es, mit ſeinen Vorbildern verglichen, noch beſcheiden zu nennen iſt.

Das Vorſpiel.

Ein ſatiriſch-epiſches Gedicht in fünf Büchern *).

Erſtes Buch.

Ich, der ich ſonſt geglaubt, daß ich geboren wäre
Des Bacchus ächter Knecht, ein Prieſter der Cythere,

*) Aus Roſt's vermiſchten Gedichten. D. D. 1769.

Digitized by Google

Voll, wie Anakreon, ſtark wie Ovid zu ſein,
Vergeſſe dieſesmal die Liebe und den Wein.
Ein Werk, wodurch ich mich zu den Virgilen ſchwinge,
Iſt jetzt mein Augenmerk. Es ſei gewagt! Ich ſinge.

Ich ſinge von der Frau, die um den Pleißeuſtrand,
Den deutſchen Harlekin [1]) aus ihrer Zunft verbannt;
Sich ſelbſt bezwungen hat; die Bühne ſtets verbeſſert,
Kunſt, Beifall und Geſchmack, wie ihren Ruhm vergrößert;
Die Annens großen Thron [2]) durch Birons Huld erblickt,
Bis des Mäzenens Fall ſie wieder heimgeſchickt.
Jedoch ich ſinge nicht, ihr ganzes Lob zu ſingen:
Dieß mag ihr Lebenslauf der Nachwelt überbringen;
Nur eine That von ihr, errett ich aus der Zeit,
Und übergebe ſie der Unvergänglichkeit;
Den Sieg, doch nicht den Sieg geführter Liebeskriege;
Ich ſinge dieſesmal den ſchönſten ihrer Siege;
Wie ſehr ihr Vorſpielſcherz, den ſie ſelbſt ausgedacht,
Den hochgepriesenen Profeſſor klein gemacht,
Zur Luſt der Leipziger, ſo daß das Volk mit Haufen
In Zotens Hof [3]) gedrängt, und Niemand durchgelaufen;
Daß der Profeſſor gar um Phöbus Ausſpruch bat,
Den aber doch Apoll zu Gottſcheds Schrecken that.
Ein Strahl, o Neuberin! Ein Strahl von deinem Feuer,
Durchdringe mir das Blut, und ſchein' auf meine Leier!
Der Vorzug deiner Kunſt, der Stellung Zauberkraft
Sei, da ich ſingen will, des Ausdrucks Eigenſchaft!
Soll mir mein Heldenlied, wie dir dein Sieg gelingen,
Wohlan, ſo wie du ſpielſt, wünſch ich auch mir zu ſingen!

Der Preuße, welcher erſt die Deutſchen deutſch gelehrt,
Von welchem Leipzig nie ein falſches Wort gehört,
Er ſpräche denn Latein; der Hannibal im Schreiben,
Durch deſſen Namen wir den Franzen ſchrecklich bleiben,
Dem Gottſched, welchem oft, als dem Magnifikus,
Der Oberſte des Raths den Vortritt laſſen muß;
Dem Bayle [4]), wenn er ſich verdeutſcht erblicken könnte,
Zwo Seiten und noch mehr in ſeinem G. vergönnte,
Er nimmt ſich väterlich der deutſchen Töne an,
Und hats dem Hallmann [5]) noch hierinnen vorgethan.
Ja ſelbſt Victoria, die ihn als Gattin küſſet;
Vier Sprachen ſchreibt und ſpricht, und wie ein Leibnitz ſchließet,
Hat ſich nebſt ihm bemüht, und es ſo weit gebracht,
Daß unſer Schauplatz ſelbſt die Franzen neidiſch macht.
Man giebt der Neuberin rein überſetzte Stücke;
Theilt ſelbſt die Rollen aus; lehrt Stellung, Minen, Blicke;
Sie danket, und gehorcht, zieht doppelten Gewinn;
Wer den Profeſſor hört, geht auch zur Neuberin.
Thalia, die du haſt den Streit vorausgeſehen,
Was konnte, ſag es mir, Victorien geſchehen,
Daß ſie aus Rache ſchwur: Geht auch der Schauplatz ein,
So wahr die Gomez [6]) lebt! das muß beſtrafet ſein.

Thalia! noch einmal! Wodurch ward Gottſched hitzig?
Er ſchrie: die Neuberin wird wahrlich aberwitzig!
Was hat, entdecke mirs, die gute Frau verübt?
Auf einmal haßt er ſie mehr, als er ſie geliebt.

Der dürre Neid, der Geiſt der Mülleriſchen Bande,
Schwur längſt der Neuberin Fall, Bankerut und Schande.
Er hatte ſchon den Gift dreimal nach ihr geſpritzt,
Doch von der Schauſpielkunſt ward ſie dreimal beſchützt.
Jetzt ſchwur er noch einmal bei ſeinen Schlangenhaaren:
„Da ſie der Macht entweicht, ſoll ſie die Liſt erfahren."
Die Nattern züngelten, er ſchärfte ſich den Zahn
Und trat ſogleich den Weg nach Gottſcheds Wohnung an.
Bis in den Hörſaal war der Neid als Neid gekommen;
Allein jetzt ward ſein Werk mit Argliſt unternommen,
Darum verwandelte des Glückes Afterſohn
Sich vor der Stube noch, und wurde zum Baron [7]).

Hier ſaß Victoria auf ihrem Polſterſtuhle
Mit Ungeduld erfüllt, daß ihre Federſpule
Die Ueberſetzungen zu ſparſam fließen ließ
Und ſich nach Gottſcheds Wunſch nicht fix genug erwies.
Gleich dieſen Augenblick trat der Baron ins Zimmer,
Und für die Neuberin war dieſes deſto ſchlimmer!
„Frau, ſprach er, die du ſelbſt der Silphen Reich verdienſt,
„Wie eine Sappho ſingſt, wie eine Daphne grünſt;
„Du Ueberſetzerin der göttlichen Alzire!
„Ein freches Weib verletzt die wiederholten Schwüre;
„Alzire wird geſpielt, von jedem hochgeſchätzt,
„Und auf dem Zettel ſtund: von Stüven überſetzt.
„Heißt dieſes kein Betrug, ſo wird kein Menſch betrogen,
„Dir? Stüven gleichgeſtellt [8])? Ja gar noch vorgezogen?
„Iſt wohl die Neuberin noch eures Schutzes werth?
„Wenn dein Gemahl mit ihr nicht dießmal ſcharf verfährt;
„So wird ſie künftig gar, Victorien zu quälen,
„Die Ueberſetzungen der Niederſachſen wählen."
Hier küſſete der Neid der großen Frau die Hand;
Ward an der Thüre noch zweimal Baron genannt,
Ging, freute ſich der Liſt, und ſchickt im Augenblicke
Die Schweſter des Betrugs, der Eiferſucht zurücke.
Die fand Victorien ganz anders als der Neid:
Der Kulmus Auge ſah erbittert und zerſtreut;
Mit Knirſchen druckte ſie den kleinen Mund zuſammen;
Ihr Athem war ein Hauch, ſo heiß wie Feuerflammen;
Drum hielt die Eiferſucht, eh ſich der Zorn verlor,
Ihr das Vergrößrungsglas zur rechten Stunde vor.
Hierwider konnte ſich die Neuberin nicht ſchützen.
Die wilde Göttin will Victorien erhitzen,
Und da die Wahrheit nicht hierzu behülflich iſt,
So greift ſie zum Kryſtall, erwählt Betrug und Liſt.
So hilft die Möglichkeit, ſo hilft der Schein betrügen;
So malt die Eiferſucht ein Bild mit falſchen Zügen;
Ihr Spiegel bildet nie die Wahrheit bloß und rein;
Was klein iſt, macht er groß; was groß iſt, macht er klein.
Drum konnt er leicht auch hier ein Blendwerk zubereiten.
Es ſah Victoria Gottſcheds Magiſterzeiten;
Bei ihm die Neuberin weit reizender geſchmückt,
Als für ein häuslich Weib ſichs ſonſt im Hauſe ſchickt.
Es ging, und wer? genug, es ging jemand nach Weine;
Mit dem Magiſter blieb die Neuberin alleine.
Kurz durch das falſche Bild von der Magiſterzeit
Verlor Victoria Kraft und Gelaſſenheit.
Sie öffnete den Mund, ich weiß nicht was, zu ſprechen!
Doch Schwindel, Uebelkeit und heftig Seitenſtechen
Erlaubten ihr noch kaum, ein kläglich: Ach Herr Je ‒ ‒ ‒!
Sie ſprach das Wort nur halb, und fiel aufs Kanapee.
Die Mägde liefen zu, ſie klagte Seitenſchmerzen,
Die alte Köchin ſcherzt, als wär es Zeit zu ſcherzen;
„Es iſt ein Schmerzenſohn, ja Frau Profeſſorin,
„Man tauf ihn, wie man will, ich heiß ihn Benjamin.
Der ſchlaue Diener ſtund, und horchte vor der Thüre;
Wenn, dachte er, dieß mein Herr von mir zuerſt erführe:
So würde wenigſtens doch ein Dukaten mein,
Und der Profeſſor froh, und jetzt zufrieden ſein.
Auf dieſes ſpitzte ſich der Ausbund von den Dienern,
Und floh mehr, als er ging, ins Kloſter zum Paulinern [9])
Wo der Profeſſor ſaß, und gleich recht magnifik,
Dießmal dem Syndikus kein einzig Wort verſchwieg.
Was nun der frohe Knecht durchs Schlüſſelloch geſehen,
Sagt er dem Herrn ins Ohr, ja mehr noch, als geſchehen.

1) Frau Neuberin vertrieb dadurch, daß ſie des Harlekins Kleider in einem Schauſpiele angezogen hatte, den Harlekin ganz von der Bühne.

2) Der Ruf ihrer Geſchicklichkeit und Birons Vermittelung waren Urſache, daß ſie die Kaiſerin Anna nach Petersburg rief. Nach dem Tode dieſer Kaiſerin aber und der Veränderung mit Herzog Biron, ſah ſie ſich genöthiget, Petersburg zu verlaſſen, und wieder nach Leipzig zu kehren.

3) Das Neuberiſche Theater war auf der Ritterſtraße, im ſogenannten Zotenshofe, und durch dieſen ein Durchgang, auf die Nikolausſtraße. Alle durchgehenden Perſonen mußten nahe an der Thüre des Theaters vorbei.

4) Die Ueberſetzung des Bayle'ſchen Dictionnaire iſt bei Breitkopf herausgekommen. Herr Gottſched nahm ſich, ſeinem Eifer für die Ueberſetzungen gemäß, der Aufſicht darüber an. Er erinnert ſehr beſcheiden das deutſche Publikum an ſeine wenigen Verdienſte! Sein Sinngedicht auf Bayle, ſprechen ſeine Feinde, habe wenig Scharfſinniges.

„Was Baylens Fleiß und Witz durch dieſes Werk gewieſen,
„Das giebt den reichſten Stoff zu hundert Bücherrieſen!

Allein ſeine Feinde bedenken nicht, daß auf einen Mann, wie Bayle, ſich nicht viel Scharfſinniges ſagen läßt.

5) Joh. Chriſt. Hallmann ſchrieb Trauerſpiele, Freudenſpiele, Schäferſpiele. Siehe Neumeiſters Specimen dissert. historico-criticae de poëtis Germanicis.

6) Md. Gottſched ſchwört hier bei einem Beiſpiele, daß ſie ſich zur Nachahmung vorſtellte. Faſt hat ſie dieſer Franzöſin die fruchtbare Feder ſtreitig gemacht! Man ſagt, daß es unſrer deutſchen Gomez ganz natürlich geweſen ſei:

— Ohn ein Bein zu ſtrecken,
Vier Bogen voller nichts mit Jauchzen auszuhecken.

7) Man kann den Leſer verſichern, daß dieſer Gedanke blos des [illegible] halben da ſteht.

8) Herr von Stüven, ein Hamburger, überſetzte ehemals verſchiedene Trauerſpiele. Und ſeine Ueberſetzungen erhielten damals den Beifall [illegible] Kenner.

9) Der Ort des akademiſchen Gerichts in Leipzig iſt im ehemaligen Paulinerkloſter.

Digitized by Google

Und lief, ſein Herr befahls, dem er nie widerſprach,
Sogleich voran zurück, dießmal ihm Gottſched nach.

Der weit geſpaltne Heer errichte bald das Zimmer,
Er ſah Victorien, ſie ihn, die Noth ward ſchlimmer.
Wie? Half der Anblick nicht, daß ſie den Schmerz vergaß?
O nein! ſie dachte noch an das Vergrößrungsglas.
Was war ſein erſtes Wort? „Geduldig meine Schöne!
„So leicht gebiehrt man nicht gelehrter Männer Söhne!
„Es ſchmerzete das Haupt dem Zeus drei Monden lang,
„Bevor Tritonia aus ſeiner Stirne ſprang.
Hierauf gab er Befehl, mehr Frauen herzuholen,
Nein! ſchrie Victoria, viel lieber anbefohlen,
Daß dieſer Mägde Schwarm aus meinem Zimmer eilt,
Weil ſonſt mein Mund mit dir nicht ſein Geheimniß theilt.
Die Mägde gingen fort, das Zimmer ward verſchloſſen,
Doch außen ſtunden ſie und horchelen zum Poſſen.
„Geliebter! ſprach nunmehr die kluge Gottſchedin,
„Woſern ich deiner Gunſt nicht werth geweſen bin!
„Was nanndtſt du mich [10]) ein Bild der unbefleckten Jugend?
„Ein ſeltnes Meiſterſtück von Witz, Verſtand und Tugend?
„Der Künſte Sammelplatz, dein Leben und dein Licht?
„Warum befannſt du dich noch in ſechs Jahren nicht?
„Und warum gönnteſt du mich nicht dem Weichſelſtrande?
„Hier leb ich mir zur Laſt und deinem Ruhm zur Schande,
„Die ſtolze Neuberin hat mich und dich verletzt;
„Hat mich, o Frevelthat! ſelbſt Stüven nachgeſetzt.
„Argens und Mauvillon, nun habt ihr Macht zu lachen,
„Da wir Alziern gar zur Niederſachſin machen,
„Ich habe ſelbſt dieß Spiel ins reinſte Deutſch gebracht,
„Der Neunmalklugen iſts dennoch nicht recht gemacht.
„Du unverſchämtes Weib! du wieſt mich ſchreiben lehren!
„Könnt ihr, dein Vers und du wohl unſrer Huld entbehren?
„Wir ſprachen: Werde groß, durch uns, durch uns allein
„Erhob ſich deine Kunſt! Nun werd auch wieder klein!
„Gieb uns nur Schönemann [11]) von ſeiner Ehrfurcht Proben,
„So können wir auch ihn in unſern Schriften loben!
„Geliebter hat dein Herz mich mit Bedacht erwählt;
„Hat halb Germanien [12]) von dir und mir erzählt;
„Gabſt du, mir Recht dir Müh, die Kulmus zu gewinnen,
„Beſchimpſt mein Name nicht dich und die Tadlerinnen,
„So zeige, daß auch ich die purpurheilig [13]) bin
„Und ſtraf und züchtige die wilde Neuberin.
„Allein, erlaubſt du ihr Victorien zu kränken:
„Was meinſt du, daß ich ſoll von deiner Sanftmuth denken?"
So herzhaft als kaum je die kluge Portia
Den Brutus angeredt, ſprach hier Victoria.
Ein ſchöner Mund wirkt mehr als eine Götterſtimme;
Ein Auge das gefällt, reizt auch bei ſeinem Grimme;
Mit Bitten herrſcht die Frau und mit Befehl der Mann;
Die eine, wenn ſie will, der andre, wenn er kann.
Auch Gottſched mußte ſich als Ehmann hier bequemen,
Victoriens Partei aus Zärtlichkeit zu nehmen.
Sie zürnt, er wüthet ſchon, ſie droht, er bläſt zur Schlacht,
Zählt an den Fingern her, wie viel er klein gemacht.
Fängt vom Pikander an, der Schweizer unvergeſſen,
Bis auf dem Mauvillon die lange Reih zu meſſen.
Kurz, wie Terenzens Held zu ſeinem Gnatho ſpricht,
Sprach er; jedoch vielleicht gleicht Thraſo ihm noch nicht.
Vor allen Dingen wird dem Diener anbefohlen,
Drei Freunde, die man nennt, den Abend noch zu holen.
Er läuft, der eine liegt an der Cholik zu Bett [14]),
Ein andrer ſitzt und reimt [15]), verbeſſert ein Sonnet,
In ſeiner Monatsſchrift, in den Beluſtigungen,
Der dritte [16]) kommt zwar gleich auf den Befehl geſprungen;
Doch die Geſellſchaft iſt für dieſesmal zu klein,
Drum ladet man auch ihn auf morgen wieder ein.
Der Abend und die Nacht verſtreichen wie die Stunden,
Die der Egerie mit dem Pompil verſchwunden.

Zweites Buch.

Kaum drang der Sonnenſtrahl in Gottſcheds Schlaf-
gemach,
Als außen Schwabe ſchon mit dem Bedienten ſprach;
Der kleine Patriot, des Meiſters liebſter Jünger,
In deutſcher Proſa flink, im Reimen nicht geringer;
Zum Ueberſetzen ſchnell, zum Tadeln aufgelegt,
In dem Philippis [1]) Geiſt ſich noch heroiſch regt.
Kein muthiger Pygmä iſt Schwaben zu vergleichen,
Wann für der Waffen Blitz die Kraniche ſchüchtern weichen;
Er ging weit kecker noch im Zimmer auf und ab,
Eh der Profeſſor kam, und Audienz ihm gab.
Es ruhete dießmal ſein Meiſter viel zu lange,
Jedoch ein munterer Kopf weiß nichts vom Müſſiggange;
Auch er verfertigte bei der Gelegenheit,
Den ſtolzen Leberreim auf Gottſcheds Schläfrigkeit:
Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Hummer;
Der Erde Phöbus wacht, der meine liegt im Schlummer.
Er fuhr ſchon weiter fort, die Leber iſt vom Hecht.
Doch ſtört ihn Amarant [2]) von des Bathylls Geſchlecht.
Ein Dichter aus der Zeit, die noch ein Wortſpiel ſchätzte;
Ein Tänzer, deſſen Tanz die Weiber ſonſt ergötzte,
Der redliche Corvin trat in das Vorgemach,
Ihm aber folgete der Drucker Breitkopf nach.
Was muß doch, ſprach Corvin, der Herr Profeſſor wollen,
Und was wir beide nur, ſprach Breitkopf, wiſſen ſollen?
Ein jeder rieth, allein ob es errathen war,
War durch des Schickſalsſchluß noch keinem offenbar.
Doch endlich mußte ſich die Ungeduld verlieren,
Der Diener öffnete die beiden Stubenthüren.
Nicht einer wollte hier der allerletzte ſein,
Sie drangen alle drei zugleich ins Zimmer ein.
Hier ſaß das große Paar, Victoria gelaſſen,
Als könnte ſie den Schimpf ſich nicht zu Herzen faſſen;
Nur Gottſched ſchob vor Zorn die Federmütze krumm,
Er fing zu reden an, die andern blieben ſtumm.
Kurz, er erzählete die Neuberiſche Sache
Und fragte zum Beſchluß: Ihr Freunde, welche Rache?
Ihr Muſen machet mir den Beifall doch bekannt,
Den ſeine Redekunſt in dieſen Herzen fand!
Sie nahmen alle Theil an den Beleidigungen;
Und ſchrien: verwegnes Weib! dir iſts noch nicht gelungen!
Corvin erboßte ſich und ſchrieb im Geiſte ſchon
Der Neuberin zum Trotz, ein Schauſpiellexicon;
Er bat um bouts rimés, und ſprach: ich will es wagen,
Und ſie noch dieſe Nacht an Zotens Tharweg ſchlagen.
Doch dieſer Vorſchlag ſtarb, als er geboren ward:
Dergleichen Rache ſchien Victorien zu hart;
Drum dachte Breitkopf noch den beſten Rath zu geben,
Und rufte bürgerlich: Mein bißgen Witz ſoll leben!
Man klage dieſe Frau bei den Gerichten an,
Damit ſie ſchwören muß, ob ſies zum Schimpf gethan.
Ein ſchlauer Advokat wird ihr ſchon Koſten machen,
Mit Schaden wird ſie klug, und wer wehrt uns zu lachen?
Allein auch dieſes war der Thorheit allzunah;
Und Gottſched, ob er ſchon des Mannes Eifer ſah,
Verwarf doch ſeinen Rath, und wartete was Schwabe,
Der kleine Fabius, annoch zu rathen habe.
Der, deſſen träger Witz und langſamer Verſtand
Nie ſonder große Müh das, was er ſuchte, fand,
Stand auf, bückt, räuſpert ſich, ſchwieg noch beträchtlich ſtille,
Doch endlich brach er los: „Dein Wink Herr, iſt mein Wille!
„Wer kommt, Magnifice, dir wohl an Einſicht bei?
„Doch deine Gütigkeit giebt mir ein Urtheil frei.
„Die That der Neuberin erſchreckt die Biedermänner,

10) Siehe Herrn Gottſcheds Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt für die Deutſchen. Zweite Auflage von 1737, den zweiten Theil, S. 502. Die Elegie an die Jungfer L. A. V. Kulmus geſchrieben im April.

11) Herr Schönemann war vorher ein Akteur bei der Neuberſchen Truppe. Er errichtete eine neue. Herr Gottſched preiſt ihn in der Vorrede zu ſeiner Schaubühne, beſonders weil er der Gottſchedin überſetzte Alzire vorgeſtellt hatte.

12) Siehe die oben angeführte Elegie, in welcher Herr Gottſched das choleriſche und ſanguiniſche Temperament trefflich zu verbinden gewußt hat, da ihm unter den zärtlichſten Gedanken beifällt:

Daß unſre Flamme nicht in finſtern Winkeln brennt,
Daß halb Germanien von unſrer Liebe weiß.

Er ſagt kurz vorher, daß ihm wäre, als ob ihm ſtolz würde:

Mir iſt als würd ich ſtolz, daß uns ein jeder kennt!

13) Herr Gottſched ſchmückte die neue Auflage der vernünftigen Tadlerin mit einer Zueignungsſchrift an ſeine Freundin und Gehülfin.

14) Herr Corvinus, ein guter Freund deſſelben, war dieſer Krankheit ſtark unterworfen.

15) Herr M. Schwabe in Leipzig, jetzo extraordinärer Profeſſor, war der Sammler und Herausgeber des beliebten Journals: Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes. Die Abſicht dieſes Wochenblatts war, den Ausländern zu beweiſen, daß die Deutſchen ihnen gleich denken könnten! Aber leider beweiſen ſehr viele Stücke, daß die Verfaſſer auch nicht haben denken können. Ihn haben auch viele reindeutſche Ueberſetzungen, beſonders der Gomeziſchen Schriften der Mad. Beaumont berühmt gemacht.

16) Herr Breitkopf, Buchdrucker und Verleger ſeiner Schriften.

1) Auch damals gab es ſchon Wichmanns!

2) Unter dieſem Namen edirte Corvinus ſeine Gedichte.

Digitized by Google

„Befremdet ungemein der reinen Sprache Kenner.
„Durch mich, den Seeretair, ſpricht die Geſellſchaft aus:
„Verjagt die Ketzerin! zerſtört ihr Schauſpielhaus?
„Selbſt ganz Germanien erſtaunt bei dieſer Sache,
„Die deutſche Sprache ſchreit nebſt dem Geſchmack um Rache.
„Und außerdem, ſo bricht der Undank allenfalls
„Der frechen Neuberin ſchon den verwirkten Hals.
„Wohlan laß deinen Kiel von ihren Fehlern ſchreiben,
„Dein Fluch wird ganz gewiß an dieſer Frau bekleiben;
„Ein Urtheil wurzelt ein, und gilt bei aller Welt,
„Das Breitkopf gründlich druckt und Gottſched zierlich fällt,
„Schreib! großer Dichter ſchreib! die ſtolze Frau zu ſtürzen;
„Du haſt ja Stoff genug, Satiren auch zu würzen!
„Dein Ausſpruch, dem die Welt bisher ihr Lob geglaubt,
„Beſitzt allein die Macht, daß er es wieder raubt.
„Was iſt ihr Glück? dein Ton; du kannſt ſie förmlich drücken
„Und wieder, wann du willſt, in einen Klumpen rücken,
„Drum ſtrafe, weil du kannſt, erniedrige das Weib;
„Was Schwabe rathen kann, iſt weiter nichts, als ſchreib!“
Der Rath erhielt ſogleich die Stimmen aller Viere;
Doch Gottſched fühlte ſich zu trocken zur Satire;
Drum trug er Schwaben auf mit Hülfe des Corvin
Sich für Victorien ſtatt ſeiner zu bemühn.
„Seit dem wir, ſprach der Mann, in ſchweren Aemtern ſitzen,
„Nebſt unſrer Profeſſur der Stadt als Rektor nützen,
„Schreibt unſer Kiel nicht mehr ſo fertig, als er ſchrieb,
„Wenn ihn ein Namensfeſt und ein Geburtstag trieb.
„Zudem ſo halten wir nicht viel vom Selbſterfinden;
„Die Kränze, die wir uns als Ueberſetzer winden,
„Sind Lorbern ohne Müh! die Welt gedenkt an mich,
„Denn meine Schriften ziert auch noch mein Kupferſtich.
„Ihr Freunde, Gottſched lebt in vielen Bücherbänden,
„Kann die Unſterblichkeit mir wohl ein Fall entwenden!
„Der große Bücherſchatz hebt meinen Namen auf
„Und Goetten[3]) ſelber ſchreibt ſchon meinen Lebenslauf.“
Und alſo war dieß Werk für Schwabens Ruhm beſchieden?
Doch nein, Victoria war nicht damit zufrieden,
Sie fuhr ganz hitzig auf. „Werd ich ſo ſchlecht geliebt,
„Daß der Profeſſor ſich auch nicht die Mühe giebt?
„Und was entſchuldigt ihn? hält ihn die Furcht zurücke?
„Wie? oder fehlet es ihm etwan am Geſchicke?
„Wohlan, ihm war ein Kuß zu Dankbarkeit beſtimmt,
„Solls Schwabe ſein, der ihn von meinen Lippen nimmt?
„Du darfſt, Victoria, nicht an die Rache denken:
„Dein Liebſter ſcheut ſich ſelbſt, die Neuberin zu kränken.“
Für Angſt fiel dem Corvin der neue Hut in Staub;
Selbſt Breitkopf zitterte für Furcht, wie Espenlaub;
Und Schwabe ſah verwirrt wie ſeine Deutſchlands Klage,
Die den Eugen beweint, den Helden unſrer Tage.
Doch Gottſcheds Mund ging auf, drum fiel das Schrecken hin;
„Ich, ſprach er, züchtige nun ſelbſt die Neuberin,
„Nur Dint und Feder her! Ihr Freunde bis auf morgen!
„Für eingefeucht Papier wird ſchon mein Breitkopf ſorgen.“
Kaum hat er dieß geſagt, ſo ſaß er ſchon und ſchrieb,
Und von den dreien war nur Schwabe, welcher blieb.
Wer Gottſcheds Art nicht kennt, der muß ihn gar nicht kennen:
Von ſeinem Kiel iſt nie die Fruchtbarkeit zu trennen;
Die Feder iſt von ihm mechaniſch abgericht:
Oft ſchreibt ſie von ſich ſelbſt, er aber denket nicht.
Und hieran hat ſich oft die Tadelſucht gerieben,
Doch Gottſched hat nicht ſchuld: er hat nie ſchlecht geſchrieben;
Was kann der Mann dafür, wenn ſich ſein Kiel verirrt
Und er, wie Phaeton des Zügels müde wird?
Kurz, ſeine Fertigkeit blieb jetzt auch nicht zurücke [4])
Er ſchrieb den Bogen voll in einem Augenblicke;
Und las ihn Schwaben vor, der darum bei ihm blieb,
Damit er lernete, wie ſchnell ſein Meiſter ſchrieb.
Es war die Stachelſchrift proſaiſch aufgeſetzet;
Recht wortreich was Catull an den Suffenen ſchätzet;
Er gab nun öffentlich der armen Neuberin
Gedächtnißfehler ſchuld, Brodneid [5]) und Eigenſinn.
Sie war ſo klein gemacht, als ſie erſt groß geweſen,
Und dieß bekam die Welt im ſchönſten Druck zu leſen;
Selbſt Breitkopf ſetzte ſich in eigener Perſon,
Und als Verleger nahm er keinen Druckerlohn.

3) Siehe deſſelben jetztlebendes gelehrtes Europa.

4) In hora saepe ducentos,
Ut magnum, versus dictabat stans pede in uno.

5) In den Vorreden zur deutſchen Schaubühne.

So war der Neuberin ihr Unglück zubereitet;
Ihr Zeilen merkt es euch, was Gottſcheds Zorn bedeutet.

Drittes Buch.

So, wie bei ſchwüler Luft, ſchwarzblauer Wolken Nacht
Den heitern Horizont auf einmal dunkel macht;
Des Tages Lieblichkeit in Sturm und Blitz verkehret
Und Schlag auf Schlag die Furcht der Sterblichen vermehrt:
So, und weit ſchneller noch, fuhr auch der Neuberin
Des ſtarken Gottſcheds Zorn proſaiſch durch den Sinn.
Sie hätte nie geglaubt, um Stüven, um Alziren,
Zween Freunde, ja noch mehr, zween Gönner zu verlieren.
Die Schickung fügt es ſo; das wiederfährt uns oft,
Woran wir nie gedacht, worauf wir nie gehofft.
Wo ſie durch Annens Wink, noch einmal groß geworden.
Ihr Amazonen-Herz voll Großmuth und Gedult
Erinnerte ſich hier der abgeſtorbnen Huld.
O! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, das Glück kann ich entrathen!
Ich wette, meine Kunſt erweckt noch Potentaten;
Mein Ruf dringt noch gewiß vor großer Fürſten Thron,
Im Geiſte dünkt es mich, Schach Nadir winkt mir ſchon.
Umſonſt, kein Nadir winkt, kein Fürſt ruft deine Bande;
Bleib und ernähre dich in deinem Vaterlande!
Auch hier ſtellt ſich vielleicht Neid und Verfolgung ein
Kein Menſch kann, eh er ſtirbt, des Glücks geſichert ſein.
Und lebſt du nun in Ruh? gefehlt, ergreif die Waffen!
Man untergräbt dein Glück, ein Feind macht dir zu ſchaffen:
Ein Feind, der an der Liſt dem Kunz von Kaufunz gleicht,
Die Rach aufs höchſte treibt, und im Geheim erſchleicht.
Dein Glück iſt dir geraubt, wenn du den Ruhm verloren,
Die See thaut langſam auf, die jähling zugefroren.
Beſchimpft man dich einmal, ſo mache, was du willſt
Es gehen Jahre hin, eh du die Schmähſucht ſtillſt.
Doch dieſes konnte noch die Neuberin nicht denken;
Sie hatte keine Spur von des Profeſſors Ränken,
Sie dacht', er wäre noch jetzt, wie zuvor, ihr Freund,
Drum fürchtete ſie ihn auch nicht als einen Feind.
Indeß verkaufete ſchon Breitkopf die Satire;
Kein Bürger, kein Student, ging in dem Bär zu Biere [1])
Der auf dem Tiſche nicht die Spottſchrift liegen ſah;
Denn für die Gäſte lag ſie frei zu leſen da.
Er las ſie, nicht genug, er eilte, ſie zu kaufen,
Und auf der Treppe ſah man nur Satiren laufen.
Die Blätter gingen ab, bis auf ein Exemplar,
Das zu dem Nachſchuß noch zurück geleget war.

Ein Zufall ließ die Schrift in Suppigs Hände fallen.
Den ſchätzt die Neuberin von ihren Leuten allen,
Nur ihres Umgangs werth; den zieht ſie jedem vor,
So hub Eliſabeth den Eſſex kaum empor.
Nur Suppigen ſteht frei, da, wo ſie wohnt, zu wohnen,
Nach Kochen giebt ſie ihm die künſtlichſten Perſonen;
Wenn ſie Prinzeſſin iſt, erhebt ihn ihre Wahl,
Und Suppig wird ihr Prinz, ſo fügt ſichs allemal.
Doch bei dem Liebling iſt die Gunſt auch nicht verſchwendet,
Er hat ihr für dieß Glück ſich und ſein Herz verpfändet,
Er dienet ihr mit Luſt, thut, was ſie haben will,
Und ſchweigt, ſo bald ſie zürnt, ſogleich ſehr weislich ſtill.
Jetzt ſah ſein Auge kaum den unglücksvollen Bogen,
Und ſeine Gönnerin ſo hämiſch durchgezogen;
So rückte ſeine Hand den tiefgeſetzten Hut,
Und Miene, Blick und Gang verriethen ſeine Wuth.
Indem er lief, die Schrift der Neuberin zu zeigen,
So konnte ſchon voraus ſein Biedermund nicht ſchweigen,
Er redet mit ſich ſelbſt. Vergebens grüßt man ihn,
Es fehlt ihm an der Zeit, den Hut herabzuziehn,
Ha! ſchrie er klar und laut ſchon in der Stubenthüre:
Da haben wir die Frucht! die bringet uns Alzire!
Und hiermit warf er nun der ſichern Neuberin,
Die Schmähſchrift auf den Tiſch, und ſich im Lehnſtuhl hin.
Sie las ſie lächelnd durch, und ſtrafte ſein Betragen,
„Was iſt es, ſprach ſie, mehr? der Neid ſucht uns zu ſchlagen
„Dieß Suppig, macht mich groß, und meinen Muth nicht klein,
„Was ſchlechtes kann an uns nicht zu beneiden ſein.

1) Das Breitkopfiſche Haus, worinnen Herr Gottſched wohnte, hat einen goldnen Bär zum Schilde.

Digitized by Google

„Die Götter zittern nicht, wann Typhon Berge thürmet,
„Und aus Verwegenheit den Himmel ſelbſt beſtürmet;
„Ein Blitz des Jupiters, ein Pfeil des Delius,
„Mehr braucht die Gottheit nicht, daß Typhan ſtürzen muß!
„Iſt Gottſched unſer Feind, die Kunſt wird uns beſchützen,
„Die Kunſt, durch welche wir der Kenner Gunſt beſitzen.
„Was ſchadets, daß man uns hier fälſchlich Fehler zeigt,
„Genug, ſobald mein Fuß die Bühne nur beſteigt,
„So wird, wer Gottſcheds Freund und unſer Feind geweſen,
„Die abgeſchmackte Schrift mit groſſem Ekel leſen.
„Vergib, ſpeach Suppig drauf, das, was mir weh gethan,
„Iſt dieß, man dichtet uns ſogar den Brodneid an.
„Geſetzt, wir handelten auch öfters unbedächtig,
„So iſt doch dieſer Neid für uns zu niederträchtig.
„Der blinde Pöbel glaubts, und ziehet unſer Chor
„Nach mit genauer Noth dem ſtarken Manne vor.
„Iſt bei den Deutſchen nicht die Bühne gnug verachtet,
„Daß Gattſched ſie durch uns noch mehr zu ſtürzen trachtet?
„Iſt das der Dank, daß erſt durch dich ſein Trauerſpiel,
„Die Iphigenie der ganzen Stadt gefiel?
„Sein Cato [2]) hat durch dich den wahren Ruhm erworben,
„Und ohne dich war auch der Kulmus Fleiß verdorben.
„Du ſpielteſt, was ſie ſchrieb; was Wunder, wenn dein Lob,
„Die Ueberſetzungen der dürftgen Muſe hob?
„Nun giebt man dir den Lohn, nun ſchimpft man unſre Bande,
„Dein iſt der gröſte Schimpf, wir theilen nur die Schande.
„Nach dir benennt man uns; dein Nam iſt nur bekannt,
„Uns wird dadurch nichts mehr, als nur der Ruf entwandt.
Allein ihr Herz blieb groß, wie es zuvor geweſen,
Sie forderte das Blatt, es noch einmal zu leſen.
Doch, weil ihr Geiſt den Schimpf des Brodneids nicht ertrug,
Verſah es ihre Hand, daß ſie ein Schnippgen ſchlug.
„Zwar, ſpeach ſie, ſollten wir zu dieſem Schimpfe ſchweigen,
„Doch laſſet uns einmal dem frechen Feinde zeigen,
„Daß allemal der Schimpf auf den zurücke fällt,
„Der ſich für groß genug, uns zu beſchimpfen hält.
„Mir koſtets wenig Müh, ihn lächerlich zu machen;
„Laß ſehn, wen Leipzig wird von uns zuerſt verlachen,
„Wohlan, ich werd einmal ſein Ariſtophanes,
„Vielleicht iſt Gottſched nicht ſo klug als Sokrates.
„Vielleicht gelingt es mir" — hier ſchwieg ſie plötzlich ſtille,
Ihr Ernſt beſchämete die kumiſche Sibylle.
Sie rührte keine Hand, ihr Auge war verrückt,
Ihr Geiſt durch einen Glanz der Götter Pracht entzückt.
Sie ſtirbt! ſchrie Suppig laut, die Ohnmacht iſt zu heftig,
Gleich Schauers Balſam her! — hier war kein Balſam kräftig,
Man bracht' ihm noch darzu ein Ungriſch Waſſerglas,
Mit beiden macht er ihr den Schlaf und Wirbel naß;
Er brach die Daumen aus, und jedes Gliedgen knackte,
Er griff ihr nach den Puls, er ſchlug im ſchönſten Takte.
Die Hände waren warm, der Körper war geſund,
Doch öffnete ſie erſt nach langer Zeit den Mund:
„Was macht ihr? fragte ſie, was ſoll der Balſam dienen?
„Mir iſt die Schauſpielkunſt in ihrer Pracht erſchienen.
„Von jenem Winkel her kam mir ein Schimmer nah!
„Und eh ich mich beſann, ſtand ſchon die Göttin da!
„Wie ſehr, wie ſehr war ſie nicht über mich erhaben!
„Am Anſehn, welches ihr erſt die Kothurnen gaben,
„Am Stralenkreiſe ſelbſt, womit ihr Haupt umkränzt.
„Wie Zephals Räuberin am frühen Morgen glänzt;
„Am Spiegel in der Hand, konnt' ich die Göttin kennen,
„Die wir Beſchützerin von unſrer Bande nennen.
„Sie zog die Larve weg; und ihr enthüllter Mund
„That eurer Neuberin den Willen alſo kund:
Wer meinen Prieſtern ſchmäht, den muß ich ſelber haſſen,
Wer mir Altäre weiht, den will ich nie verlaſſen;
In Deutſchland hab ich dir das Prieſterthum vertraut,
Wo mir dein Fleiß zuerſt den Tempel aufgebaut.
Die vor und neben dir, mir fälſchlich dienſtbar waren,
Die hab' ich nie erkannt, ich hielt ſie für Barbaren!
Dich hab' ich mir erwählt, räumt dir der Neid nichts ein:
Getroſt! Beweiß es ihm, ich will dein Zeuge ſein.
Auf treue Neuberin! den Vorſatz auszuführen!
Laß deinem Feind die Macht von meinem Schutze ſpüren!
Auf! weiſ' ihm nur das Bild der leeren Tadelſucht;
Der eigne Schatten treibt das Laſter in die Flucht.
Der volle Schauplatz ſoll zur Aehnlichkeit nicht ſchweigen,
Und iſt dein Feind dabei, mit Fingern auf ihn zeigen.
Kurz, wags und ſtell ihn vor, damit ihn jeder kennt,
Der deinen Tadel hört, und ihn auch Gottſched nennt.
Der Menſchen Thorheit wird am beſten vorgeſtellet,
Wenn ſich die Handlung ſelbſt dem Bilde zugeſellet;
Zu dieſem Vortheil hilft der Dichtkunſt meine Kraft,
Die dem, was ſie gemalt, das wahre Leben ſchafft.
Auf! Gottſchebs Bild der Welt entlarvet vorzulegen!
Mein Feuer ſoll ſich ſelbſt in deinen Adern regen.
Dieß will ich. Mein Befehl prägt dir noch dieſes ein:
Wer recht gehorchen will, muß gleich gehorſam ſein.
„Das Schrecken hatte mir die Zunge noch gebunden,
„Jedoch die Göttin war, ich weiß nicht wie, verſchwunden.
„Mein Geiſt erholte ſich, ich bin wie aufgewacht;
„Da ſeh ich, daß ihr euch mit mir zu ſchaffen macht.
„Der glückliche Befehl, den ich anjetzt vernommen,
„Soll mir zu keiner Zeit aus dem Gedächtniß kommen!"
Doch Suppig lächelte, und redete ganz frei,
„Was du geſehen haſt, halt ich für Phantaſei.
„Der Rath gefällt mir zwar, den du mir ſelbſt gegeben,
„Nur kann ich der Vernunft ſo ſtark nicht widerſtreben.
„Daß ich bekennen ſoll, daß Künſte Götter ſind:
„Ich ſah die Göttin nicht, und war doch auch nicht blind:"
O ſprach die Neuberin, anſtatt ſich zu erzürnen,
„Dein irdiſch Auge wird ſie noch erblicken lernen.
„Geduld! bis du genug von mir erzogen biſt,
„Vielleicht, daß dir alsdann die Göttin gnädig iſt."
Das groſſe Glücke war, daß Suppig dieſes ſagte:
Wer iſt, der ſich ſonſt ihr zu widerſprechen wagte?
Doch war es gut, daß gleich der Schneider Schulze kam,
Der ihr ein friſches Maß zu dem Jenenſer [3]) nahm,
Der Mann, ſo plump er ſcheint, iſt öfter recht poſſirlich,
Wenn ſeine Rolle kommt, ſo ſpielt er ſie manierlich;
Zuweilen braucht ſie ihn: er füllt die Lücke voll
Wenn einer fehlt, der nur ſechs Wörter ſagen ſoll.
Auch dem erzählte ſie: Mir iſt die Kunſt erſchienen,
Die Kunſt, der ich und du, jedoch beſonders dienen.
Ihr Mund verſchwieg ihm nichts, auch keine Kleinigkeit:
Auf Weiberlippen wohnt nicht die Verſchwiegenheit.
Er, welcher alles glaubt, hielt ſie dadurch für gröſſer,
Und ſich, weil er ihr dient, auch ſelbſt für etwas beſſer.
Ihm ſtieg das Handwerksblut mit Ehrgeiz in die Bruſt;
Er ſchimpft auf Gottſchebs That mit pöbelhafter Luſt.
Die Einfaltstreue kann auch groſſe Herzen rühren;
Der Mann ließ nicht umſonſt den blinden Eifer ſpüren;
Aus Groſmuth warf ſie ihm den letzten Gulden hin,
Und ſprach: Vertrink das Geld aufs Glück der Neuberin.

Kaum war der Schneider weg, ſo rief ſie: „Laßt uns dichten;
„Was könnten wir anjetzt wohl herrlichers verrichten?
„Ein ungewohntes Feur flammt meine Geiſter an,
„Sonſt hats die Dichtkunſt auch, doch nie ſo ſtark, gethan.
„Wohlan, ein Vorſpiel ſoll den ſtolzen Tadler malen,
„Hier, Suppig, will ich ihn, wie ers verdient, bezahlen.
„Wer den Profeſſor kennt, und meinen Tadler hört,
„Soll, wenn er Gottſcheds Wind auch noch ſo eifrig ehrt;
„Des Bildes Aehnlichkeit dem Nachbar doch verrathen,
„Und ſagen: was man ſpielt, ſind wahrlich Gottſchebs Thaten.
Sie ſetzte ſich und ſchrieb, man ließ ſie ganz allein,
Es ſtelleten zwar ſich bei ihr Gedanken ein;
Nur ſchien der Reim ſie noch verrätheriſch zu verlaſſen;
Er mußt', als Gottſcheds Freund, des Dichters Feindin haſſen,
Wie lange ſuchte ſie ein Reimwort auf Geduld,
Ihr Blick durchwanderte die Wörter: Pult, Schuld, Huld;
Umſonſt auch Huld [4]), will hier nicht dem Gedanken gleichen;
Sie ſchrieb die Zeilen hin, ſie wieder auszuſtreichen,
O rief ſie, Göttin gieb dem Eifer jetzt Gehör!
Was du mir aufgelegt, wird deiner Magd zu ſchwer.
Soll meine Schwachheit jetzt von deiner Gröſſe ſingen,
So hilf mir dieſesmal den ſpröden Reim bezwingen.
Kaum, als ſie dieß geſagt, ſo regte ſich ihr Kiel,
Aus dem ein Tintenklecks auf ihren Bogen fiel.
Und hierdurch ſchien ihr ſelbſt die Göttin zu entdecken,
Sie würde ganz gewiß des Feindes Ruhm beflecken.
Nun ſchrieb die Neuberin von Neuem wieder fort,
Der Reim war gleich bereit, auch auf das ſchwerſte Wort.

2) So ſchlecht er iſt, ſo erträglich gegen den Unſinn des humaniſirenden Bodmer in ſeinen politiſchen Schauſpielen!

3) In einem Luſtſpiele: Das Reich der Todten, ſtellte Frau Neuberin das Lächerliche von Leipziger, Wittenberger, Halliſchen und Jenenſiſchen Studenten in eigener Perſon, und abgewechſelter Kleidung vor.

4) Dieß war eins der Lieblingswörter der Frau Neuberin: beſonders in den kurzen Dankgedichtchen, die ſie bei dem Beſchluſſe der Schaubühne herſagte.

Nun branchte ſie nicht mehr dem Falſchen nachzueilen,
Er kam und hing ſich jetzt von ſelbſt an ihre Zeilen.
Und eh ein Tag verging, und eine Nacht verſtrich,
War auch das Vorſpiel da. Nun, Gattſched hüte dich!
So hoch war kaum die Kunſt im Attila getrieben,
Auf dem ſelbſt Boileau ein Sinngedicht geſchrieben.
Auf! groſe Neuberin, auf! zeige nun der Stadt
Ein Werk, in dem die Kunſt den Reim gebändigt hat.
Den letzten Angriff hat nur noch dein Mund zu wagen,
Den dir geraubten Ruhm gedoppelt zu erjagen.

Viertes Buch.

Die Rollen wurden noch vor Abend ausgetheilt,
Und zu der Anſtalt nicht ein Augenblick verweilt.
Der gute Suppig bat, aus herzlich treuer Rache,
Erlaube, daß ich ſelbſt hieebei den Tadler mache,
Jedoch, die Freude muß ihm dieſesmal vergehen,
Er ſoll, als die Veenunft der Kunſt zur Seiten ſtehen.
Dieß war die Neuberin. Was er ſich ausgebeten,
Erhielt Fabrizius, als Tadler aufzutreten.
Die andern wählte ſie durch Einſicht, durch das Loos,
Denn um die Rollen war das Drängen allzugroß.
Ein jeder lernete, das was er reden wollte,
Als ob die Ewigkeit ihn überhören ſollte;
Die Probe konnte ſelbſt ſchon ſehenswürdig ſein,
Denn in derſelben ſchlich auch nicht ein Fehler ein.
Sa muthig kann kein Stier das Horn zum Streite wetzen,
Kein Löwe, den man will mit einem Tiger hetzen,
Spaziert ſo tapfer ſtolz, bevor der ſtarke Feind,
Des Löwenkampfes wehrt, zum Widerſtand erſcheint.
Weit gröſſer war der Muth, der in den Helden brannte,
Die hier die Neuberin zu dieſem Werk ernannte.
So gar Fabrizius, des Tadlers Ebenbild,
War ſelbſt mit Rach und Wunſch ihm gleich zu ſein erfüllt.
An allen Ecken war das Vorſpiel angeſchlagen,
Auch mußte noch dabei der Zettelträger ſagen:
Es ſei ein neues Stück. Die Liſt der Neuberin,
Schickt ihn zum Feinde ſelbſt mit einem Zettel hin;
Der ward ihm gleich, von wem? von Schwaben vargeleſen;
Iſt Ganymed wohl je fern von dem Zevs geweſen?
Des Vorſpiels Neuigkeit, die er mit Furcht erblickt,
Der Zettel, den ſie ihm ſo liſtig zugeſchickt,
Und der Gewiſſenswurm begangner Frevelthaten,
Das ließ ihn ſchon voraus auf ihre Rache rathen.
„Er fragte zweifelsvoll: Victoria, wie nun?
„Ich weiß nicht, was mir ahndt, was räthſt du mir zu thun?
„Die Klugheit fordeet zwar, dies Varſpiel anzuſchauen,
„Doch trifft der Inhalt mich, wer darf dem Pöbel trauen?
„Nein! Nein, ich bleibe hiee, Sie iſt des Ruhms nicht werth,
„Daß Gottſcheds Gegenwart den Schauplatz noch verklärt.“
Allein Victoria fing höhniſch an zu lachen.
„Kann, ſprach ſie, dich das Weib auf einmal furchtſam machen?
„Weißt du nicht, was man noch zu Carpzovs[1]) Ehren ſpricht?
„Sein groſes Herz wich auch den gröſten Feinden nicht?
„Was that ee, als ſein Haus geſteinigt werden ſollte?
„Als ein Studentenheer die Fenſter ſtürmen wollte?
„Der groſe Mann verließ, doch nicht füe Furcht, das Haus;
„Er ſchlich ſich unvermerkt zur Hinterthüre raus;
„Und ging, als wüßt er nichts von den Rebellenſtreichen,
„Auf dieſe Stürmer zu, ſein Wohnhaus zu erreichen.
„Hier ſtellt er ſich beherzt dem wilden Hauſen dar,
„Als zu dem Steinigen ſchon ausgeholet war.
„Sein Andlick war genug, die Raſenden zu ſchrecken,
„Und bei den Schüchternen die Ehrfurcht zu erwecken.
„Die Felſen fielen gleich den Rieſen aus der Hand,
„Die nach dem Hute griff. Die Thorheit ward erkannt.
„Platz! Schrie ſie. Carpzov kommt! Ein jeder trat zurücke.
„Und wer nennt dieſe That nicht Carpzovs Meiſterſtücke?
„Wie? fuhr ſie weiter fort, hat ein Magnificus,
„Nicht Rang genug, daß er den Pöbel fürchten muß?
„Wer ſeine Feinde flieht, iſt leicht zu überwinden,
„Nein, deine Gegenwart muß ihr die Zunge binden;
„Sie muß, wenn ſie dich ſieht, gleich in ſich ſelbſt verirrt,
„Bedroht, gerührt, geſchreckt, beſtürzt, verzagt, verwirrt,
„Beſchämet und verſtummt vor dir die Flucht ergreifen,
„Und alſo Schimpf auf Schimpf und Schand auf Schande häufen.“

Doch der Profeſſor willigte nach vielen Weigern ein,
Er wollte, wollte nicht, dabei zugegen ſein.
Nein, ja, jedoch, allein, doch zwar, ich darfs nicht wagen:
So ſprach ſein Zweifel noch, als es ſchon drei geſchlagen.
Bald ruft er den Pedell, bald ſah er nach der Uhr,
Bis endlich ein Wohlan von ſeinen Lippen fuhr.
„Wohlan, entſchloß er ſich, ich will der Frau nicht weichen,
„Ich muß doch meinen Zweck ihr noch zum Trotz erreichen.
„Geht, holt Carvinen her; gleich klopft jemand. Herein!
„Ach redlicher Corvin, erwünſcht ſtellſt du dich ein!
„Ein Vorſpiel drahee mir, und ſucht mich zu beſtreiten.
„Ich muß zugegen ſein, dein Fuß ſoll mich begleiten.
„Biſt du noch, wie zuvor, ein Feind der Renbeein,
„So ſtelle dich, o Freund, zu den Studenten hin!
„Und ſuchet mich das Weib zu lächerlich zu machen:
„So mußt du mit Gewalt vor Gattſcheds Ehre wachen.
„Ermanne deinen Muth, pfeif, fang zu ſcharren an,
„Dem Erſten hat es oft der Zweite nachgethan.
„Und ſtimmt der dritte bei, ſa folgt der ganze Haufen;
„So muß die Frau beſchimpft von ihrer Bühne laufen.
Der eifrige Carvin verſprach noch mehr als dieß,
Und unſrer Heldin Schimpf war ſchon bei ihm gewiß.
Sein Fechteeſchritt verrieth durch drohende Geberden,
Die Luſt, im Alter noch ein Renommiſt zu werden.

Die vierte Stunde ſchlug, die rechte Schauſpielzeit,
Gottſched, Victoria und Schwabe war bereit,
Corvin vorausgeſchickt, auf den Studentenplätzen,
Den Poſten ſeines Amts bei Zeiten zu beſetzen.
Drei Sänften warteten an Gottſcheds Thüre ſchon.
Der that die Bitte noch an Phöbus Tochterſohn:
„Apoll und ihr von mir oft angerufne Schweſtern,
„Laßt euern Orpheus nicht von der Bacchantin läſtern,
„Gebt, da mein Fuß, für euch, den Fechterplatz betritt,
„Mir eure Majeſtät zu der Begleitung mit.“
So ward der ſchwere Weg nun endlich angetreten;
Doch dem Veehänguiß kann kein Menſch entgegen beten.
Der Schauplatz wimmelte, die Logen waren voll,
Und eine blieb nur leer, die Goetſched haben ſoll,
Und hierin war auch noch die Neuberin zu loben,
Weil ſie den beſten Platz dem Dichter aufgehoben.
Von ſeiner Ankunft ward ihr gleich die Poſt gebracht,
Und zur Eröffnung auch die Anſtalt ſchon gemacht,
Der Vorhang zog ſich auf, das Spiel ward angefangen,
O Gottſched wäreſt du dießmal nicht hingegangen!
Kaum trat die Neuberin, als Schauſpielkunſt herver,
Sa hob ihr Auge ſich ſchon ſiegreich ſtolz empor;
Als wenn es noch vorher dem Feinde rathen wollte,
Daß er durch ſchnelle Flucht die Rettung ſuchen ſollte.
Dach den Peaſeſſor ließ die Schickung nicht entfliehn,
Ehrgeiz, Victaria, und Schwabe hielten ihn.
Er dacht' es würde ſie ſein Anſehn noch bezwingen.
Wo nicht, ſo müßte dach der Streich Corvins gelingen.
Umſonſt, der Anſchlag fehlt. Der Tadler zeigte ſich,
Daß Gottſched bei ſich ſelbſt bekannte: das bin ich.
Er ſah ſich horchend um, und wa ein Mund ſich rührte,
Da dünkt ihm, daß man auch von ihm Geſpräche führte.
Sein Anſehn wagte noch ſein tetztes Meiſterſtück;
Sein Auge waffnete noch einen graſen Blick;
Kurz, ein verzognes Bild von den oier Fakultäten
War jetzo das Geſicht des grimmigen Poeten.
Sinkt nicht hierdei der Muth dem frechſten Feinde hin,
Vielleicht dem Mauvillon, nur nicht der Neubeein.
Die Rache war gerecht, drum mußte ſie geſchehen;
Sie wünſchte weiter nichts, als ihn beſtürzt zu ſehen.
Sein ſtrafendes Geſicht macht ihr bald offenbar,
Daß ihr des Tadlers Bild erwünſcht gelungen war.
Ihr Feind war ſchon beſiegt, jedoch zum Triumphiren,
Wallt ihr das Glück den Sieg, mit mehr Bezwungnen zieren.
Das Vorſpiel war faſt halb, als Gottſched durch der Di
Dem lauernden Corvin aus Angſt das Zeichen gab.
Dem war ſchon in der That um den Profeſſor bange,
Und zu der Kriegesliſt währt ihm die Zeit zu lange.
Kaum ſah er Goteſcheds Wink, ſo ſcharrte ſchon ſein F
So pfiff auch ſchon ſein Mund. Es ſprach Fabrizie:
Doch blied er ungeſtört, und rieth nicht auf Carvine:
Der trunkne Fiſcher[2]) that dieß ſonſt vor allen Bühnen

[1]) Paſtor an der St. Thomaskirche in Leipzig.

[2]) Bürger und Färber zu Leipzig, beſuchte meiſtens trunken die Schaubühne.

Digitized by Google

Allein, die Neuberin errieth die Argliſt gleich,
Doch ſie erwartete mit Großmuth dieſen Streich.
Sie fing zu reden an, man pfiff und ſcharrte wieder,
Und dieſesmal bekam Corvin zween treue Brüder,
Die lärmten mit. Nie kräht der Hühnermann allein,
Man hört, wo Hähne ſind, auch gleich mehr Hähne ſchreien.
Die Neuberin ſchwieg ſtill; ihr Auge ſchien zu fragen:
Hat niemand Herz genug, den Lärm zu unterſagen?
Ein Schauſpielspatriot, ein ältlicher Student,
Der ſich bereits ſchon längſt die Hörner abgerennt
Jedoch entſchloſſen war, das freie Purſchenleben,
Erſt durch den Tod einmal gezwungen aufzugeben;
Der jederzeit Geſchmack an dieſer Bühne fand,
Und ihr auch Tag vor Tag vier Groſchen zugewandt,
Rief überlaut: ſeid ſtill! und warnete Corvinen,
Zuerſt beſcheidentlich mit Worten und mit Mienen;
Allein umſonſt, Corvin nahm keine Warnung an,
Er lärmte fort, weils ihm noch dreie nachgethan,
Und that ſein tapfres Amt, zu dem er ſich verſchworen;
Doch dem Studenten ging hier die Geduld verloren.
Und da der gröſte Theil auf ſeiner Seite war,
Riß er er die Neuberin beherzt aus der Gefahr.
Er drang mit andern durch, bis zu den vollen Haufen,
Jen Geiſte war Corvin zwar ſchon davon gelaufen.
Jedoch aus Angſt und Eil ließ er den Körper da,
Drum kam Gedräng und Stoß ihm unvermuthet nah.
Er ſtämmte ſich und rief: Mein Herr, was ſoll dieß heißen?
Will man die Kleider gar uns von dem Leibe reißen?
Er dacht auch in der That anjetzt mehr an ſein Kleid,
Als an ſein vorig Amt, und Gottſcheds Sicherheit!
Doch ſtatt der Antwort ward ihm noch ein Stoß gegeben,
Und er fing wirklich an, ſchon in der Luft zu ſchweben.
Hier galt kein Widerſtand, weit weniger ein Wort,
Man drängte Herrn Corvin, nebſt ſeinem Häufgen fort;
Und ließ nicht eher nach, bis dieſe ſechs Barbaren,
Die ſich zu viel gewagt, mit Schimpf verjaget waren.
Durch dieß Scharmützel ward die Ruhe hergeſtellt,
Die Schönen, welchen ſtets der Muth am erſten fällt,
Belachten nun den Kampf der zwei erhitzten Heere,
Der Kunſt der Neuberin, und der Vernunft zur Ehre.
Nur dem Profeſſor blieb der Heldenmuth entwandt,
Wie Mitzler[3]) einſt erblaßt auf dem Catheder ſtand.
Als Priszian erſchien und ihn zur Rede ſetzte,
Warum er ſein Gebot ſo freventlich verletzte.
So bleich und ſo beſtürzt ſtand der Profeſſor da,
Doch weit betroffener ſchien noch Virtoria;
Ihr gröſtes Schrecken war erſt bei des Vorſpiels Ende,
Da klopfte jedermann aus Beifall in die Hände.
Was ſollte Gottſched thun? — Erzürnt nach Hauſe gehn?
Die Klugheit müßt er nicht, die er doch lehrt, verſtehn.
Er zwang ſich, denn ſonſt wärs um ſeinen Ruhm geſchehen,
Gar, aus Verſtellung noch das Vorſpiel anzuſehen.
Jedoch der Donner kommt oft ſpät dem Blitze nach,
Bei dem Beſchluß erſchien die Neuberin, und ſprach:
Daß, da ſie künftigsmal den Cato ſpielen wollte,
Dieß Vorſpiel wiederum den Anfang machen ſollte.
Hier fiel der Vorhang zu, und Gottſched eilte fort,
Bereute ſeinen Gang, verdammte dieſen Ort,
Und ſuchete nunmehr ſein Zimmer zu gewinnen,
Ein Mittel zum Verbot auf Morgen auszuſinnen.

Fünftes Buch.

Hier wartete Corvin, bis der Profeſſor kam,
Sein Herz war voller Angſt, ſein Körper lendenlahm.
Doch dieſes war ſein Troſt, daß er geſcharrt, gepfiffen,
Und eher nicht die Flucht, als erſt aus Zwang ergriffen,
Er ſtellt auf gutes Glück ſich dem Profeſſor dar,
Bei dem ſein redlich Herz ſchon längſt entſchuldigt war.
Er bat zum Ueberfluß, ihm nicht die Schuld zu geben;
„Wie konnt ich, ſprach Corvin, der Menge widerſtreben?
„Ein hämiſcher Student ſtößt, ſchiebt und drängt mich fort,
„Mit nie gefühlter Kraft, und ohn ein einzig Wort.
„Der Nachſchub ließ mich nicht zum Widerſtande kommen,
„Die Preſſung hatte mir den Athem gleich benommen.
„Doch ſpitzt ich noch den Mund, allein er pfiff nicht ſehr,
„Zum Scharren traf mein Fuß den Boden auch nicht mehr.
„Mein Herz war wirklich groß, jedoch in dem Gedränge,
„Ward ſein Behältniß nur in meiner Bruſt zu enge.
„Kaum weiß ich noch, wie ich hieher gekommen bin,
„Zentauriſcher Student! verdammte Neuberin!"
Zum Zeichen ſeiner Treu, und ſeinen Muth zu preiſen,
Wollt er Virtorien die blauen Flecken weiſen,
Der rechte Hemdenknopf war auch ſchon aufgemacht,
Doch, was Corvin dießmal für Eifer nicht bedacht,
Vermied Virtoria. Den dürren Arm zu ſehen,
Ließ ihr die Gegenwart des Witzes nicht geſchehen.
Sie ſprach Corvinen zu, und lobte ſeinen Muth,
Und da die That gefehlt, hieß ſie den Willen gut.
Ihr ſtimmte Gottſched bei, ſie dankten ſeiner Treue,
Und alſo blieb Corvin ein Freund der erſten Reihe.
Doch der Profeſſor ſprach: „Ihr Freunde ſehet euch,
„Iſt nicht den Schweizern ſelbſt die Frau an Schmähſucht gleich?

„Ein Alpenrieſe ſchimpft, in Sachſen wirds bekräftigt,
„O Phöbus biſt auch du zu meiner Rache faul,
„Wo nicht, ſo zeig es uns, ſpann einen Feuergaul
„Zu meinen Beſten aus, damit auf dieſem Pferde,
„Der Alpen Polyphem von mir beſtritten werde.
„Iſt Bodmer erſt bekämpft, ſo fällt der Neuberin
„Die Blindheit, die ſie ſchlägt, auch von den Augen hin.
„Jedoch, wen ruf ich an? den, der mich nicht erhörte,
„Mein Bitten ſelbſt verwarf, die Läſtrung nicht verwehrte?
„Ihr Freunde höret mich: Ich bin des Eifers ſatt,
„Der für Germanien bisher gefochten hat.
„Der Undank iſt zu groß, folgt mir geliebte Brüder!
„Hiermit leg ich das Amt des deutſchen Barden nieder;
„Dem Schickſal Griechenlands, der finſtern Barbarei,
„Geb ich ins künftige dieß Land gelaſſen frei.
„Der Deutſchen Klugheit mag den Franzen zinsbar bleiben,
„Mein Landsmann möge ſelbſt nicht orthographiſch ſchreiben.
„Man treff ein fremdes Wort in deutſchen Schriften an!
„Genug, ihr alle wißt, was ich umſonſt gethan.
„Verſtocktes Vaterland, behalt die Lorbeerkrone!
„Mein Herz befriedigt ſich mit einem beſſern Lohne:
„Ein Riccoboni rühmt bei der franzöſchen Welt,
„Daß ihr mein Witz und Salz gewiß die Waage hält.
Hier nahm er ſeinen Kiel und ſtampft ihn dreimal nieder,
Und ſchwur dreimal dabei, er ſchriebe nun nichts wieder,
Der gute Vorſatz war den Deutſchen vortheilhaft,
Allein für Schwaben nicht; der ſchrie aus aller Kraft:
„Umſonſt bemühſt du dich, die Feder wegzulegen!
„Laß dich doch mein Patron, durch Schwabens Bitte regen.
„Kann Deutſchland wohl dafür, daß ſich ein Weib vergeht?
„Vergib, mein Philoſoph, noch größerer Poet!
„Dein Zorn iſt übereilt; wie? willſt du nicht mehr ſchreiben?
„Bedenke, wo ſoll ich, wo deine Freunde bleiben?
„Wer nimmt ſich meines Ruhms bei meinen Schriften an,
„Hat Deutſchland auch gefehlt, was hab ich dir gethan?
„Jedoch, die Ehrfurcht ſoll von meinem Nutzen ſchweigen,
„Darf ich nur meine Hand dem treuen Breitkopf zeigen.
„Wünſcht deine Freundſchaft dem die Druckerpreſſen leer,
„So halt den harten Schwur, ſo dicht und ſchreib nicht mehr.
„Kein Hirte, wenn ihn auch ein frecher Wolf gebiſſen,
„Hat ſeinen Schäferſtock erzürnet weggeſchmiſſen.
„Schmerzt ihm die Wunde gleich, giebt er aus Ungeduld,
„Der Flur, die Wölfe nährt, doch nicht hiervon die Schuld.
„Die Heerd iſt ihm zu lieb, ſein Amt hierum zu haſſen,
„Und wegen eines Wolfs, ſich vielen frei zu laſſen.
„O Gottſched, denke nach, vergehe ſich hier mein Mund,
„So that der deine mir das gröſte Schrecken kund.
„Laß deine Großmuth doch nicht allzufrüh verſchwinden,
„Es ſind noch Mittel da, der Frau das Maul zu binden.
„Jedoch, mein Rath greift nicht der klugen Kulmus vor,
„Die niemals Herz und Geiſt in der Gefahr verlor."
„Soll, ſprach Virtoria, ich kurz die Meinung ſagen,
„So iſt mein Rath, die Frau gerichtlich zu verklagen,
„Vor des Profeſſors Kiel iſt ſie noch viel zu klein,
„Die That muß bürgerlich an ihr gezüchtigt ſein.
„Man übergebe ſie den edlen Stadtgerichten,
„Durch ein geſchärft Verbot den Anſchlag zu vernichten,
„Womit der Nachmittag auf morgen uns bedroht."
Doch Gottſched ward ſogleich bei dieſem Schluſſe roth;
Er ſchüttelte den Kopf, und gab ihr zu verſtehen;
Ein Kluger müßte ſich nicht allzuſtark vergehen;
So ſtritten Dichter nicht, „denn, ſprach er, thut mein Mund,
„Daß ich getroffen bin, vor dem Gerichte kund.
„So hat die Neuberin nichts ſtrafbares geſaget,
„So hab ich ſelber mich, und nicht die Frau verklaget,
„Was Schwabe, meineſt du? Entdeck uns deinen Rath."
Er folgt, indem er es mit dieſen Worten that:
„Beſinnt ſich Gottſched nicht auf ſeine Zaubertöne?

3) Mitzler hatte das Unglück, daß man ihm, als er öffentlich diſputirte, Donatſchnitzer vorwarf.

Digitized by Google

„Apoll iſt nns geneigt; nur wir ſind ſeine Söhne.
„Ruf ihn poetiſch an, uub ſing ein ſtarkes Lied,
„Das ihn vom Helikon in dieſes Zimmer zieht.
„Hier kannſt du im Vertraun, mit dieſem Gotte ſprechen,
„Der wird der Neuberin den Vorſatz unteebrechen.“
Der Rathſchlag machte gleich den Dichter wieder froh,
„Mein Schwabe, rief er aus, Sohn! mein Parmenio!
„Geſegnet ſei der Tag, da du zu mir gekommen!
„Geſegnet meine Wahl, die dich in Schutz genommen,
„Ihr Freunde bleibt und ſchweigt, ſprecht nicht ein lautes Wort!
„Zur Hippokrene fliegt anjetzt mein Seufzer fort.“
Hier fing der Dichter an, den Gott herabzubeten,
Er zog das Fenſter auf, vor das er hingetreten.
So zuverſichtlich hot noch kein Poet geträumt;
Und Gottſched noch niemals ſo wunderſchnell gereimt.
Und Pimpla ſelbſt noch nie ſich ſchäumender ergoſſen,
Als ihm jetzt Silb und Vers von ſeinen Lippen floſſen;
Jedoch: beſtürzter Mann, was für ein Ungemach!
Kein Phöbus, kein Apoll, zieht deinen Verſen nach.
Wer weiß, vielleicht hält ihn ein Liebeswerk zurücke,
Ein leerer Troſt für dich auf wenig Augenblicke!
Dein Herz iſt unverſchämt, wenn ſichs ſo viel verſpricht.
Ich halt es für dein Glück, daß Phöbus dich nicht kennet,
Der iſt dein Freund, der dir nicht die Erhörung gönnet.
Mich wunderts ungemein, daß dir beleſner Mann.
Kein Beiſpiel alter Zeit, die Augen öffnen kann.
Läßt wohl Ovidins dich ohne Zittern leſen,
Wie ſtreng Apoll einmal dem Marſias geweſen?
Doch Gattſched hielt ſein Glück für kleiner, als es war!
„Wie, ſprach er, Phöbus macht ſich noch nicht offenbar?
„Und mir, der ich ihn doch in Deutſchlands Tempel ehre,
„Wo ich bei dem Altar den Fliegen Frankreichs wehre.
„Mich, der ich mich für ihn zum Märtyrer gemacht?
„Mir, der ich ihn ſo oft in meinen Vers gebracht?
„Viel iſts, daß mich abnlängſt ſein taubes Ohr bewogen,
„Daß ich mich ganz nnd gar von Deutſchland abgezogen.“
Hier ſtützt er ſich ſein Haupt mit ſeiner rechten Hand,
Und ſeufzte noch einmal: Bethörtes Vaterland!
Victoria ſucht ihm noch king zu widerſtreben,
Und Schwabe ſchämte ſich, daß er den Rath gegeben.
Corvin rief aber laut: „Mir fällt noch etwas ein,
„Ich wett’ Apoll wird bald in dieſem Zimmer ſein.
„Gebt mir Befehl, den Gott juriſtiſch zu citiren;
„Der Stolze ſoll die Kraft von einer Sprache ſpüren,
„Wodurch der Advokat Aſträen ſelber rührt,
„Daß ſie oft übertäubt, die Waag und Schwert verliert.
„Iſts, fragt er, mir vergönnt?“ Und als er ja vernommen!
Sprach er, der Kunſt gewiß: „Apollo ſei willkommen!
„Was maaßen, fing er an: ſich wider Gottſcheds Reich,
„Die Neuberin empört, das hat Apollo gleich,
„Als aller Dichter Gott, mit mehrern zu erſehen;
„Wann aber dieſes ſoll vor Morgen noch geſchehen,
„Mithin noch dieſe Nacht hierzu beraumet iſt:
„Als wollen wir, daß dn Apoll nicht zaudernd biſt,
„Zur rechten frühen Zeit vom Helikon zu ſteigen,
„Um Klägern in Perſon ein Mittel anzuzeigen,
„Daß ihm, doch jetzt nicht mehr, durch gütlichen Vergleich,
„Beklagte weichen muß. Dieß fordert Gottſcheds Reich.“
Die Lichter löſchten aus. Es bebt das ganze Zimmer,
Und durch die Fenſter drang ein ungewohnter Schimmer.
Den nie erblickten Gott ſah Gottſcheb offenbar,
Der ous dem Pomey ſchloß, daß es Apollo war.
Vor dieſem kniete der Dichter zitternd nieder,
Die Kulmus neben ihm. Was er ſprach, ſag ich wieder:
„Ich groſer Muſenprinz, ein Dichter von Natur,
„Betrat von Jugend auf berühmter Männer Spur.
„Ich, der ich allemal den Muſen treu geweſen,
„Mehr Bücher ſchreiben kann, als ich kaum durchgeleſen,
„Ich, der den Skaliger, Bouhoues und Fenelon,
„Horaz, Longin, Boſſü, Deſpreoux, Evremont,
„Corneille, Dacier, Perrault, Furetiere,
„Swiſt, Ariſtoteles, Steel, Addiſon, Voltaire,
„Mit gröſter Luſt durchſucht, die Welſchen überſetzt,
„Die Gallier verdeutſcht, und Deutſchland werthgeſchätzt,
„Es von dem Scythiſchen durch meinen Witz zu läutern,
„Der Sprache Horizont durch die Kritik zu heitern.
„Ich, der in Sachſen nicht der allerletzte blieb,
„Der eine Redekunſt und eine Dichtkunſt ſchrieb,
„Empfange nun den Lohn für Eifer und Bemühen,
„Daß Weiber emſig ſind, mich beißend durchzuziehen.
„Du weißt Apoll, wie ſich die Neuberin verging,
„Du weißts, warum ſie ſich an meine Feinde hing.
„Ihr Vorſpiel ſtach mich an, und hilfſt du mir nicht ſorgen,
„So hört ſie noch nicht auf und wiederholt es Morgen.
„Was that ich doch an ihr. Nunmehr bezahlt ſie mich,
„Sie malt mein Ebenbild und macht mich lächerlich.
„O Phöbus thue du an dieſer Frau ein Zeichen!
„Laß des Gedächtniß Kraft ſogleich von ihr entweichen.
„Und lähm’ die Zunge ihr, damit ſie mit Verdruß,
„Vergeßlich und verſtummt, den Vorſatz ändern muß.“
Hier hörte Gottſched auf. Des Phöbus Götterſtimme,
Erklärte folgendes aus ſehr gerechtem Grimme:
„So ſehr ſchränkt nicht Apoll der Bühnen Freiheit ein,
„Wer ſich getroffen findt, der mag getroffen ſein.
„Dein Lied drang, wie dein Ruhm, niemals zu meinen Höhn.
„Der Zephyr iſt beſtellt, die Töne zu verwehen,
„Die mir ein kleiner Geiſt vergebens zugeſchickt,
„Wenn ſich ein Satyr auch nach einem Steine bückt,
„Den aufgeblähten Schwarm der Reimer zu zerſtreuen,
„So iſts ein Spiel, wobei ſich meine Muſen freuen.
„Verdien erſt meinen Schutz, ſonſt ſchrei mich nicht mehr an.
„Den Göttern wird ein Schimpf umſonſt nicht angethan.
„Und wirſt du noch einmal mich zur Erſcheinung zwingen,
„So komm ich ganz gewiß, die Strafe mitzubringen,
„So räch ich mich an dir, und auch dein Vaterland —“
Hier wich der Glanz zurück, der Muſen Gott verſchwand,
Und Gottſched blieb beſtürzt mit ſeiner Freundin knien,
Bis Schwabe und Corvin ſehr laut nach Lichtern ſchrien.

Das Vorſpiel ward hierauf von neuem vorgeſtellt,
Und unſre Neuberin behielt den Sieg, das Feld.
Sie ſelbſt erfuhr es bald, daß er ſie angeklaget;
Ich weiß es nicht, wer ihr dieß alles wiedergeſaget,
Des Dichters Schwachheit ward auch auswärts kund gemacht;
Das Vorſpiel erſt berühmt, dann Gattſched ausgelacht.
Hierous erkennen wir das Schickſal falſcher Gröſe;
Ein Lüftgen hebt ihr Kleid, und zeigt uns ihre Blöße.
Wer mehr bedeuten will, als er doch wirklich iſt,
Zuletzt aus Uebermuth ſich ſelbſt zu ſehr vergißt.
Wer ſich zu groß verliert, muß für die Hochmuthsſünden,
Mit Schaden klein genug ſich endlich wiederfinden.

Johann Leonhard Roſt,

geboren am 14. Februar 1688 zu Nürnberg, ſtudirte zu Altdorf, Leipzig und Jena Jurisprudenz und Mathematik, beſchäftigte ſich aber ſpäter, in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, vorzüglich mit Aſtronomie und belletriſtiſcher Schriftſtellerei und führte den pſeudonymen Namen Meletaon. Er ſtarb am 27. März 1727.

Schriften:

Die unglückſelige Atalanta. Frkf. u. Leipz. 1708.
Die liebenswürdige nnd galante Noris. Leipz. 1711.
Die türkiſche Helena. O. O. 1711.
Die durchlauchtige Prinzeſſin Tamaſtris. Nürnberg 1712.
Die durchlauchtigſte Hermiontes. Nürnb. 1714.
Venda. Nürnb. 1715.
Die unvergleichliche Heldin, die ſchöne Holländerin. Nürnb. 1715.
Verliebter Eremit. Nürnb. 1721 u. 1741.

Ein ſchwülſtiger und geſuchter Stil, Uebertreibung u. Breite bezeichnen ſeine galant-heroiſchen Romane, die längſt in verdiente Vergeſſenheit gerathen ſind und ähnlichen Leiſtungen jener Periode ſogar weit nachſtehen.

Digitized by Google

Roſtorf, ſ. K. v. Hardenberg.

Roswitha oder Helena von Roſſow,

Aebtiſſin des Kloſters Gandersheim um 980.

Sie ſchrieb:

Lateiniſche Gedichte, das Leben Otto's I., Legenden u. a. Gedichte. Opera ed. C. Celtes. Nürnb. 1501 seq. Neueſte Ausg. von H. L. Schurzfleiſch. Wittenberg 1707, 4.

und gilt mit Recht als eine höchſt ausgezeichnete Erſcheinung jener Zeit.

Gotthilf Sebaſtian Rötger,

geboren am 5. April 1749 zu Kleingermersleben bei Magdeburg, ward Propſt des Kloſters U. L. F., Mitglied des engern Ausſchuſſes der Landſtände im Herzogthum Magdeburg und Director des Pädagogiums. Er ſtarb am 16. Mai 1831.

Wir beſitzen von ihm:

Briefe eines unparteiiſchen Kosmopoliten über das deſſauiſche Philanthropin. Frankf. und Leipz. 1776.
Ueber Unterricht und Lehrmethode. Magdeb. 1791.
Ueber Kinderunzucht und Selbſtbefleckung. Züllich 1787.
Jahrbücher des Pädagogiums zu L. F. 12 St. Magdeb. 1793 — 1803.
Neue Jahrbücher. 12 St. Magdeb. 1804 — 18.
Kirchliche Gebetübungen. Bonn 1824.
Rückblicke ins Leben. Bonn 1827.

Ein höchſt verdienſtvoller Pädagog, der durch ſeine ſtreng ſyſtematiſche Behandlung des Erziehungsweſens, ſowohl theoretiſch wie praktiſch, während eines langen thätigen Lebens ſehr erfolgreich gewirkt hat.

Georg Michael Roth,

geboren am 12. Februar 1769 zu Frankfurt am Main, wurde 1799 Profeſſor am Lyceum zu Wetzlar und ſtudirte von 1802 — 1804 in Gießen die Rechte. Im Jahre 1804 ließ er ſich als prakticirender Advocat in Frankfurt am Main nieder und ward 1806 Profeſſor und Prorector an dem daſigen Gymnaſium. Er ſtarb am 3. Januar 1817.

Er ſchrieb:

Antihermes oder philoſophiſche Unterſuchung über den reinen Begriff der Sprache. Frankf. und Leipz. 1795.
Ueber die bisherige Unmöglichkeit einer Philoſophie des Bildes, der Muſik und der Sprache. Göttingen 1796.
Bruchſtücke aus der allgemeinen Theorie des Unterrichts. Wetzl. 1799.
Syſtematiſche deutſche Sprachlehre. Gieß. 1799.
Anfangsgründe der deutſchen Sprachlehre und Orthographie. Gieß. 1801. 2. A. 1814.
Grundriß der reinen allgemeinen Sprachlehre. Frankf. 1815.

Gründliche Forſchung, ſeltener Scharfſinn, ausgebreitetes Wiſſen und lichtvolle Darſtellung haben R's Schriften im Gebiete der Linguiſtik und ihrer philoſophiſchen Begründung großen und dauernden Ruf erworben.

Karl Johann Friedrich von Roth,

geboren am 23. Januar 1780 zu Vaihingen, ſtudirte zu Tübingen Jurisprudenz und wurde, nachdem er einige Zeit in Stuttgart privatiſirt hatte, Stadtſyndicus in Nürnberg. Im J. 1808 wurde er Oberfinanzrath in München, 1810 Steuer- und Domänenſectionsrath beim Finanzminiſterium, 1817 Miniſterialrath und 1828 Präſident des evangeliſchen Conſiſtoriums daſelbſt.

Von ſeinen Schriften ſind außer der von ihm beſorgten Ausgabe der Werke von Fr. H. Jacobi und Hamann zu nennen:

Lobſchrift auf Joh. v. Müller. Sulzb. 1811.
Ueber Thucydides und Tacitus. München 1812.
Zum Andenken Heinr. Schenk's. München 1813.
Bemerkungen über den Sinn und Gebrauch des Wortes Barbar. München 1814.
Hermann und Marboth. Stuttg. 1817.
Bemerkungen über die Schriften des Fronto und das Zeitalter der Antonine. Nürnb. 1817.
Von der Erziehung im Unterrichte. Rede. Nürnb. 1822.
Ueber die fortdauernde Abhängigkeit unſerer Bildung von der claſſiſchen Gelehrſamkeit. Nürnberg 1826.

Scharfſinn, reiches Wiſſen, gründliche Behandlung der Gegenſtände, glänzende Beredſamkeit und Tiefe der Gedanken haben v. R. einen ſehr hohen Rang unter den didaktiſchen und oratoriſchen deutſchen Proſaikern angewieſen.

Johann Rothe, ſ. Minneſinger.

Rudolph von Rothenburg, ſ. Minneſinger.

Digitized by Google

Karl Wenzel von Rotteck,

geboren am 1. Junius 1775 zu Freiburg, bildete ſich auf der Schule und Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wurde daſelbſt Privatdocent und Aſſeſſor beim Stadtmagiſtrat, 1798 ordentl. Profeſſor der allgemeinen Geſchichte, 1817 Hofrath, 1818 Profeſſor des Vernunftrechtes und der Staatswirthſchaft und 1819 Abgeordneter der erſten Kammer der badenſchen Stände. 1831, bei dem neuen Landtage, ward er wieder Abgeordneter, und trat mit Welcker, als einer der beliebteſten Redner, für freiſinnige Ideen auf. Er erregte aber dadurch manchen Widerſtand der ariſtokratiſchen Partei; man machte ſeiner loyalen Geſinnungen und redlichen Abſichten der Regierung verdächtig, und dies hatte ſeine Quiescirung und die Erklärung zur Folge, daß er in den nächſten 5 Jahren zur Uebernahme eines öffentlichen Amtes unfähig ſei. Dieſe und andere bittere Erfahrungen vermochten aber nicht ſeinen Sinn umzuändern; er blieb thätig für politiſche, moraliſche und intellectuelle Hebung der Menſchheit bis an ſeinen Tod, welcher am 26. November 1840 erfolgte.

Schriften:

Allgemeine Geſchichte. 9 Th. 7. Aufl. Freib. und Konſtanz 1830 ff.
Deutſche Blätter. 2 Abth. Freib. 1814.
Gedächtnißrede auf den Großherzog Karl Friedrich. Freib. 1811.
Gedächtnißrede auf J. G. Jacobi. Freib. 1824.
Ueber den wiener Congreß. A. d. Franz. des de Pradt. 2 Th. Freib. 1816.
Ueber ſtehende Heere und Nationalmiliz. Freib. 1816.
Für die Erhaltung der Univerſität Freiburg. Freib. 1817.
Ideen über Landſtände. Karlsr. 1819.
Archiv für landſtändiſche Angelegenheiten. 3 Bd. Karlsr. 1819 u. 21.
Hiſtoriſcher Bilderſaal. 50 Bdchen. Stuttg. 1828 ff.
Lehrbuch des Vernunftrechts. 2 Bde. Stuttgart 1829 u. 30.
Kleine Schriften. 3 Th. Stuttg. 1830.
Polit. Annalen. München 1830.
Geſchichte des badiſchen Landtages 1831. Hildburghauſen 1832.
Lehrbuch der ökonomiſchen Politik. Stuttg. 1835.
Mit Welcker gab er ſeit 1834 das Staatslexikon heraus.

Ueber von Rotteck urtheilt Menzel (deutſche Literatur II. 127) ſehr treffend mit folgenden Worten: R. trat mit den proteſtantiſchen Concurrenten kühn in die Schranken, da er in dem Zeitpunkt, in welchem die letzteren ſervil zu werden anfingen, ſeinerſeits deſto liberaler wurde. Immer blieb etwas an den katholiſchen Schriftſtellern übrig — und wenn ſie auch noch ſo aufgeklärt waren — was von Seiten der proteſtantiſchen als Unbehilflichkeit vornehm belächelt wurde. Es hatte ſich bereits ein gelehrter Adelſtolz unter den Proteſtanten gebildet, welcher den Katholiken die Ebenbürtigkeit nicht zugeſtehen wollte. Dieſe Hoffärtigen konnten nun nicht tiefer beſchämt werden als dadurch, daß ſie, je weiter der Zeitgeiſt vorſchritt, hinter dem Freiſinn der einſt von ihnen verachteten Katholiken zurückblieben. Stolz auf den Freiſinn ihrer Vorgänger, der Humaniſten und Reformatoren, glaubten ſie ewig in behaglicher Ruhe davon zehren zu dürfen. Die Katholiken hatten keine ſolchen Vorbilder, aber ſie wagten ſelbſt freiſinnig zu ſein. Hierin iſt Rotteck's großer Ruhm begründet. Als Forſcher ſteht er hinter der ſtupenden Gelehrſamkeit von Göttingen, Heidelberg, Berlin zurück, aber als Geſchichtsſchreiber für das Volk hat er Alle überflügelt. Seine Weltgeſchichte iſt in unzähligen Exemplaren überall verbreitet. — Warum? Weil er freiſinnig iſt, weil er es ungleich mehr iſt als alle Weltgeſchichtsſchreiber der Proteſtanten. Nicht die Gelehrſamkeit hat hier entſchieden, ſondern der Zeitgeiſt. Auch nicht der Geſchmack hat hier entſchieden, ſondern der Zeitgeiſt. Man kann an Rotteck's berühmtem Werke Mancherlei vom Standpunkt der Forſchung und des Geſchmacks mit Recht ausſetzen, aber der Verf. iſt durchdrungen von einem tiefen Rechtsgefühl, von einer lebendigen Liebe zur Freiheit, von einer heiligen Achtung alles Edeln im Menſchen und ſeiner Geſchichte. So will aber das Volk ſeinen Geſchichtsſchreiber.

Aus Rotteck's Weltgeſchichte.

Nutzen der Geſchichte.

Es iſt ein natürliches Gefühl, faſt möchte man ſagen Bedürfniß, daß uns zur Geſchichte hinzieht. Die Imagination weilt gerne bei den Bildern der Vergangenheit, und das Gemüth wird dadurch auf eine wohlthuende Weiſe gerührt. „Wenn der alte celtiſche Barde,“ bemerkt Ancillon ſehr ſchön, „den tiefen und ſüßen Eindruck ſchildern will, den die Muſik auf ſeine Seele macht, ſo ſagt er blos, ſie wirke auf ihn, wie die Erinnerung an die Tage der Vorzeit.“ —

Woher wohl dieſer allgemeine Hang? — Er haftet tief in der empfindenden und moraliſchen Natur des Menſchen, die allenthalben, wo ſie unverdorben und in einiger Entwicklung erſcheint, durch ſympathetiſches Gefühl ſich äußert und ſich, wenn ſie der deſſen Stimme gehorcht, nicht in der Iſolirung der eignen Perſon, ſondern in der Allgemeinheit des Geſchlechts liebt und ſchätzt. Dieſes weitverbreitete Eine Geſchlecht, welchem wir angehören, zu kennen, ſein geiſtiges Leben, in deſſen Strom auch der eigene kleine Lebensnachen dahin ſchwimmt, zu verſtehen, Zweck und Ziel, wornach wir ſteuern, wenigſtens ahnen zu lernen — das muß wohl vom höchſten rein menſchlichen Intereſſe ſein. Und wo anders erſcheint uns die Menſchheit in ihrer wahren Geſtalt, in ihrem eigentlichen Leben, als in der Geſchichte? — In ihr, und in ihr allein erkennen wir, was unter ſo vielen zufälligen Geſtaltungen, unter den bunten Eigenthümlichkeiten von Zeit und Ort beharrliche, ewige Menſchennatur ſei. Zwar äußert ſich dieſe in vielfach wechſelnden Formen, iſt der Bildung und Verbildung, der Hemmung und Fortführung empfänglich: gleichwohl ſind allenthalben die nämlichen Anlagen und Kräfte vorhanden, dieſelben Neigungen und Leidenſchaften wirkſam. Das Gemeinwohl ſehen wir überall im Streit mit Privatintereſſen, aber dennoch gefördert durch dieſe, und bei dem mannigfaltigſten Gemiſche partieller Ereigniſſe einen allgemeinen Gang des Geſchlechts. — Sonach iſt, wer die Geſchichte nicht kennt, Fremdling auf der Erde und unter ſeinem Geſchlecht, und ſich ſelber fremd; nichts kümmern ihn die hohen Intereſſen, um welche die Menſchheit vom Anbeginn rang und kämpfte, und er mag — was auch ſonſt ſeine Fertigkeiten ſeien — an ihrem allgemeinen Leben nur paſſiv und maſchinenartig Theil nehmen, wie ein Rad, das nichts davon weiß, in welches Getrieb es eingreift.

Nicht nur iſt das wahre Leben der Menſchen blos in der Geſchichte erkennbar, es beſteht auch größtentheils nur in der Geſchichte. Ohne ſie ginge jede Generation ihren geſonderten Gang für ſich, und beträte den oft betretenen Pfad immer von neuem. Die Geſchichte ſchließt alle Generationen in eine Kette zuſammen. Sie iſt das fortwährende Selbſtbewußtſein der Menſchheit und der Völker. Die Erfahrung aller Jahrhunderte, und die Tradition mit allen ihren Schätzen iſt ihre. Die Kenntniſſe, Ideen, Erfindungen aller Zeiten und Völker, und was die Weiſen in grauer Vorwelt dachten und lehrten — theilt ſie den ſpäten Nachkömmlingen mit. Jetzt können dieſe beginnen, wo ihre Vorfahren aufhörten, und es iſt ihnen das Fortſchreiten zu ganz unbeſtimmbaren Graden der Vollkommenheit möglich.

Auch abgeſehen von dieſem hohen Standpunkt, von dieſer umfaſſenden Allgemeinheit des Begriffs der Geſchichte, iſt ſie eine fruchtbare Mutter von Erkenntniſſen. Nicht mit Unrecht ſchreibt man ihr die größere Hälfte des menſchlichen Wiſſens zu. Denn unermeßlich iſt der Umfang der eigentlich hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, und auch die meiſten philoſophiſchen Disciplinen erhalten von ihr Materialien oder Data, erläuternde Beiſpiele und lichtvolle Beweiſe.

Nichts iſt demüthigender als das Gefühl eines Ignoranten in der Geſchichte, nichts kläglicher als ſeine Lage, wenn er über was immer für Dinge im Privat- oder öffentlichen Leben urtheilen ſoll. Kein Buch, kein Zeitungsblatt weiß er mit Verſtändniß und Nutzen zu leſen; allenthalben irrt er im Dunkeln; ihm iſt die Gegenwart ein Räthſel, und die Zukunft völlig verſchloſſen; Vorurtheile aller Art, der Erziehung und des Standes, des Orts und der Zeit, hemmen ſeine Geiſtesthätigkeit; das Gewöhnlichſte weiß er nicht zu deuten, und das Außergewöhnliche

Digitized by Google

benimmt ihm die Faſſung. Wie überlegen ſteht einem ſolchen Jener gegenüber, der mit der Geſchichte vertraut iſt? — Vor ſeinen Blicken iſt eine weite und freie Ausſicht geöffnet; von erhabener Stelle überſchaut er die Angelegenheiten der Menſchen, und ihr Thun und Treiben. Kein Ereigniß kann ihn befremden denn keines iſt ihm neu. Er entdeckt die geheimen Triebräder, und erräth die wahrſcheinlichen Folgen der Tagsbegebenheiten; denn die Vergangenheit enthält den *Schlüſſel zur Gegenwart* und den *Spiegel der Zukunft*. Er weiſt Allem die gebührende Stelle an, hegt weder für's Alte noch für's Neue, für's Einheimiſche noch für's Fremde eine parteiiſche Vorliebe, und läßt ſich nicht durch politiſches und nicht durch religiöſes Blendwerk täuſchen. Kein beſſerer Bürger, kein aufrichtigerer Gottesverehrer iſt, als Er, — denn er erkennt in dem Staat die Bedingung der Humanität, und die Gottheit erſcheint ihm in der Leitung der menſchlichen Schickſale, die Unſterblichkeit in der allgemeinen Ahnung der Völker: — aber er wird gleichgültiger für politiſche und religiöſe Formen, welche nur einzelnen Orten und Zeiten angehören, und tolerant gegen Jene, welche dieſelben ewigen Wahrheiten in verſchiedenem Gewande verehren.

So mannigfaltige Bereicherung der Erkenntniß muß nothwendig auch auf's *Praktiſche* einfließen, und die Geſchichte kann nicht anders als eine Lehrerin der *Klugheit*, des *Rechtes* und der *Tugend* ſein.

Erfahrung und Menſchenkenntniß ſind die beiden Hauptquellen der *Klugheit*; Geſchichte aber iſt die Summe der Erfahrungen und der Menſchenkunde. Für's Privat-, wie für's öffentliche Leben, für den einzelnen Menſchen wie für Staaten enthält ſie in warnenden und ermunternden Beiſpielen die wichtigſten, eindringlichſten Lehren, gleichförmig in ihren Gründen, wenn auch verſchieden in den Fällen und in der Anwendung. Denn was im Großen gilt, iſt meiſt auch für's Kleine wahr. Wer auf Einzelne, und wer auf Nationen wirken will, muß die Menſchen kennen, und es mag ein häusliches Glück wie jenes der Völker gedeihen und erſtarken durch Talent und Fleiß, Vorſicht und Mäßigung, oder zu Grunde gehen durch Unvernunft und Nachläſſigkeit, Vermeſſenheit und Uebertreibung.

Wenn die Lehren der Klugheit durch den Erfolg der dargeſtellten Handlungsweiſen eindringlich werden, ſo erhalten jene des *Rechts* und der *Tugend* ihre Kraft aus der Größe und Liebenswürdigkeit ihrer Vorbilder. Denn nicht immer iſt das Recht ſiegreich und die Tugend glücklich, und eben dieß erhöht ihre Würde. Selbſtverläugnung macht das Verdienſt aus. Dieß ſagt uns die allgemeine Moral; aber nur ſelten mag die abſtrakte Idee der Pflicht, die nicht durch Beiſpiele verſinnlicht wird, die Huldigung der Menſchen gewinnen. Dieſe erhebenden, Achtung und Liebe gebietenden Beiſpiele liefert die Geſchichte, und macht ſo aus einem trockenen Moralſyſtem ein lebendiges Gemälde handelnder Perſonen. Wer in dieſe Gallerie der großen und edlen Menſchen aller Zeiten tritt, deſſen Gemüth wird durchdrungen von der Würde der menſchlichen Natur, ſein Selbſtgefühl wird erhöht und ſeine Kraft zur Nacheiferung begeiſtert. Ob dieſer Vorbilder wenige ſeien, ſie erheben nicht minder: ja noch eindringlicher wird ihr Verdienſt durch den Kontraſt mit den Laſtern der Menge, und je größer dagegen die Zahl der Böſewichter, deſto abſchreckender ihre Rolle.

Unter den edlen Gefühlen, welche die Geſchichte weckt und nährt, ſind der auserleſenſten Pfleglinge Zwei, die unter ſich verwandt und Mütter der meiſten übrigen Tugenden ſind: Liebe des *Vaterlandes* und der *Freiheit*. Denn nicht nur iſt das Buch der Zeiten reicher an Beiſpielen derſelben, weil ſie mehr in's öffentliche Leben eingreifen, als andere, und häufiger Großthaten erzeugen: nach ihrer Natur ſind auch beide durch die Geſchichte gewiſſermaßen bedingt, oder erhalten wenigſtens durch ſie erſt ihre höchſte Ausbildung und Stärke. Wer Fremdling iſt in der Geſchichte, kann ſein Vaterland nur inſtinktartig lieben, denn er kennt dieß Vaterland nicht; und den Muth zur Freiheit mögen wir manchmal nur aus der Geſchichte ſchöpfen, die uns zeigt, daß Freiheit möglich, und *wie* ſie möglich ſei. Wie oft hat ſchon der Name eines *Leonidas*, eines *Decius*, eines *Arnold von Winkelried* zu Heldenthaten begeiſtert! Wie oft hat das Bild eines *Cato* den ſinkenden Muth edler Freiheitsvertheidiger erhalten, und wie oft hat Hermanns zürnender Schatten (deutſche Jünglinge — wenigſtens zu Selbſtvorwürfen gebracht! —)*) den Arm deutſcher Jünglinge geſtählt!

Nicht nur *Lehrerin* der Tugend, auch ſtrenge *Richterin* und unpartheiiſche *Vergelterin* iſt die Geſchichte; und ſie macht hierdurch manche Ungerechtigkeiten der Menſchen und des Schickſals gut. Zwar nur zu oft wird der Edle im Leben verkannt und verläumdet; nur zu oft gelingt es verſchmitzten und gewaltigen Böſewichtern, die Zeitgenoſſen zu täuſchen, ihr Lob zu erkaufen oder zu erpreſſen, und ihre Schmähungen niederzuſchlagen. Aber mögen einzelne Geſchichtſchreiber, mögen Alle Zeitgenoſſen verblendet, erſchreckt, beſtochen ſein; die ſpätere Geſchichte iſt es nicht. Ohne Neigung und Leidenſchaft, ohne Furcht und Hoffnung prüft ſie die Zeugniſſe, richtet die Thaten, und theilt nach Verdienſt Ruhm und Schande zu. Zwar Manches entgeht ihr wegen Dürftigkeit oder Verluſt der Zeugniſſe; auch iſt es möglich, wiewohl ſchwer, daß ſie bisweilen ſich irre; aber immer forſcht ſie mit ſcharfem Auge, wägt mit ruhiger Hoheit, und ſpricht ein freies und bleibendes Urtheil. So lange Menſchen ſein werden, wird der Name eines Kritias, eines Kromwell mit Verwünſchung und Abſcheu, der Name eines Sokrates, eines Sidney mit Liebe und Segen von ihren Lippen tönen, und in ihren Herzen ſein. — Der Blick auf dieſe unerbittliche Vergelterin — denn das Verlangen des Nachruhms, wie jenes der Unſterblichkeit lebt in der menſchlichen Bruſt — hat ſchon manchmal des glücklichen Böſewichts Triumphe verbittert, hat ihn gegen ſeine Neigung zu guten, wenigſtens äußerlich guten Handlungen geſpornt, und den Muth des gekränkten Rechtes und der leidenden Unſchuld aufgerichtet.

Kaum ſcheint es nothwendig, nach Darſtellung dieſer hohen Würde der Geſchichte, auch noch ihre Brauchbarkeit für untergeordnete *einzelne Zwecke* zu erläutern. Eine flüchtige Anzeige davon mag unſerer Abſicht genügen. Allen Ständen und Klaſſen, welche auf höhere, intellektuelle und moraliſche Bildung Anſpruch machen, iſt ſchon deswegen die Geſchichte unentbehrlich: aber die meiſten — einen ganz abſtrakten Metaphyſiker, einen blos calculirenden Metaphyſiker etwa ausgenommen — bedürfen ihrer noch aus ſpeciellen Gründen. Bei dem *Staatsmann* macht ſie beinahe die Summe der erforderlichen Kenntniſſe aus. Denn die allgemeinen Grundſätze der Staatskunſt ſind das Reſultat der guten und üblen Erfahrungen der Völker in allen Zeiten; und die beſondern innern und äußern Verhältniſſe der einzelnen Staaten, auf welche jene Grundſätze angewendet werden ſollen, ſind gleichfalls hiſtoriſch. Der *Feldherr*, und ſelbſt der untergeordnete Krieger, findet in der Geſchichte die vortrefflichſten Muſter zur Nachahmung, die eindringlichſten Lehren, die warnendſten Beiſpiele. Dem *Prieſter* zeigt ſie die Wichtigkeit ſeines Berufes und die traurigen Folgen von dem Verkennen deſſelben, und von dem Mißbrauch ſeiner Macht; ſie flößt ihm liberale und tolerante Grundſätze ein, lehrt ihn die Schale vom Kern, die Hülle vom Weſen unterſcheiden, und verſieht ihn mit den überzeugendſten Beweiſen der göttlichen Vorſicht, und mit einem Schatz moraliſcher Beiſpiele. Dem *Rechtsgelehrten* flößt ſie Achtung für's (natürliche und geſchriebene) Recht, die Bedingung des wahrhaft menſchlichen Daſeins, die Baſis jedes geſellſchaftlichen Vereins ein, lehrt ihn den Geiſt der Geſetze und Verfaſſungen oder ihr Verhältniß zu dem jedesmaligen Zuſtand und Bedürfniß der Völker kennen, und reicht ihm in den ihr eigends angehörigen alten und fremden Geſetzen und Sitten die wichtigſten, lichtvollſten Vergleichungsgegenſtände mit den heutigen und eigenen dar. Auch dem *Arzt* muß die Geſchichte der Wanderungen, des ſucceſſiven oder periodiſchen Erſcheinens, des theilweiſen oder gänzlichen Verſchwindens, der glücklichen oder unglücklichen Heilarten von Krankheiten, auch die Bemerkung des Zuſammenhangs ihrer Entſtehung und Verbreitung mit mancherlei politiſchen Begebenheiten — als Krieg, Anſiedlung u. ſ. w., oder mit Einführung gewiſſer Gebräuche und Sitten — in Nahrung, Kleidung ꝛc. — von großer Wichtigkeit ſein. Daß der ſpeculative und praktiſche *Philoſoph* aus der Geſchichte den reichſten Stoff des Nachdenkens, die lichtvollſten Beiſpiele, die eindringlichſten Beweiſe ſeiner Lehren und Maximen, und den Unterricht aller vorangegangenen Weiſen ſchöpfe, iſt ſchon oben erwähnt. Eben ſo unerſchöpflich iſt das Magazin von Ideen, das ſie den *ſchönen Wiſſenſchaften* und der darſtellenden *Kunſt* anbietet. Die fruchtbarſte Imagination kann dieſen Vorrath von Materialien nicht erſetzen; auch mag der Dichter und Redner aus den klaſſiſchen Geſchichtſchreibern Regel und Beiſpiel für ſeine eigenen Produktionen ziehen, und jeder Freund der Literatur aus der Geſchichte die nöthigen Vorkenntniſſe zum Verſtändniß alter und neuer Schriftſteller ſchöpfen. Sollen wir noch bemerken, daß auch andere, nicht wiſſenſchaftliche Stände durch die Geſchichte gewinnen? So lernt der *Kaufmann* aus ihr den wichtigen Einfluß des Handels auf den Flor und die Kultur der Völker kennen, er ſieht in ihr, welches die unentbehrlichſten Tugenden, und die gefährlichſten Verirrungen für Handelsſtaaten ſeien, und wird durch dieſe Anſichten weit genug über den gewöhnlichen Krämergeiſt erhoben, um ſeine Privatſpekulationen dem Intereſſe des Vaterlandes unterzuordnen, und damit in Harmonie zu bringen. — Aehnliche Belehrung und Veredlung erhalten auch der mechaniſche Künſtler, der Fabrikant, der Agronom, kurz ein Jeder aus der Geſchichte, der ſich belehren und veredlen laſſen will. Sie bietet Jedem, jedoch nur dann ihr Füllhorn dar, wenn er mit Sinn und Herz ihr naht.

*) Veränderung in der neuen Ausgabe.

Digitized by Google

Spartas Verfaſſung.

Welches Urtheil iſt über dieſe Verfaſſung zu fällen? — Die größten Wunder hat ſie gewirkt, die ſtärkſten Naturtriebe unterjacht; ſie hat die heroiſchen Thaten erzeugt, die tapferſten Krieger, die enthuſiaſtiſcheſten Patrioten ſelbſt die heldenmüthigſten Weiber *) gebildet; ſie hat Sparta zum Haupt Griechenlands erhoben, und nach einer unerſchütterten Dauer von mehr als fünf hundert Jahren auch in ihrem Verfall und zuletzt in ihren Trümmern noch Ehrfurcht geboten. Gleichwohl hat ſie ihre Schattenſeite, und der unbefangenen Prüfung wird ſie eher monſtrös, als vortrefflich erſcheinen.

Für's Erſte hat Lykurgus Seele zur Anerkenntniß der Menſchenwürde und des Menſchenrechtes ſich nicht erhoben. Würde er ſonſt die Freiheit von 10,000 und den erträglichen Zuſtand von 30,000 Bürgern auf das Elend und die empörendſte Unterdrückung mehrerer Hunderttauſende gebaut haben? Die Schmach und harte Sklaverei der Heloten war unabtrennlich von einer Verfaſſung, welche dieſe Menſchengattung zum Eigenthum des Staates erklärte, auf ihre Arbeit die Erhaltung der herrſchenden Race gründete, ihre Habe dem Muthwillen, und ihr Leben gleich jenem von Jagdthieren der Grauſamkeit einer kampfluſtigen Jugend preisgab. Auch bei andern Völkern treffen wir leider Sklaven und frevelhaft ſogenanntes Sklavenrecht an: — aber nirgends wie hier war ſolches Attentat in die Konſtitution ſelbſt ſo innig verwebt, nirgends zu einer ſo ſchauderhaften Uebertreibung gebracht.

Vielleicht wird man dieſen häßlichen Flecken nicht auf Lykurgus Rechnung, ſondern auf jene des allgemeinen traurigen Vorurtheils ſeiner Zeit und ſeines Volkes legen; und freilich iſt es ſchwer, doch dem wahrhaft großen Mann angemeſſen, über ſolches ſich zu erheben. Aber wir fragen weiter: Was hat Lykurgus für das auserleſene freie Spartaniſche Volk gethan? — Hat er den wahren Zweck des bürgerlichen Vereins gefaßt, hat er ihn erreicht, hat er dafür nicht einen zu theuern Preis gefordert? — Jenes iſt die beſte Verfaſſung, welche die Entwickelung der menſchlichen Anlagen und Kräfte am meiſten befördert, und unter deren Schutz ein wahrhaft humanes Glück am ſicherſten gedeihen mag. Eine Verfaſſung, die zu ihrer Erhaltung alle Kräfte und Empfindungen der Bürger ausſchließend erfordert, die in der Eigenſchaft des Bürgers die Perſönlichkeit der Glieder völlig verſchlingt, die nicht nur die Unterordnung, ſondern die All-Aufopferung der ſchönſten natürlichen Gefühle, der edelſten, humanſten Triebe gebietet, iſt — wie groß auch der Name ihres Stifters ſei — eine unglückliche Verkehrtheit. Warum wurden dem Spartaner alle die Opfer, Kämpfe und Anſtrengungen auferlegt? — „Damit er die Freiheit und Gleichheit behaupte." Große, unſchätzbare Güter allerdings: aber für den Spartaner von keinem Werth, weil er zugleich allem Dem entſagen mußte, um deſſentwillen die Freiheit gewünſcht wird. Er konnte nicht Gatte, nicht Vater, nicht Sohn ſein. Der Staat war ſein Vater, die Mutter verläugnete ihn, wenn er den Schild verloren, ſein Kind gehörte dem Volke, ſeine Gattin dem rüſtigen Jungen, der Kinder mit ihr zu zeugen begehrte, Er ſelbſt nie ſich, nur immer dem Gemeinweſen an. Sonſt gründet und ſchützt der Staat das Eigenthum, erleichtert die Mittel zum vielfältigen Genuß, bahnt die Wege zur Erkenntniß und Wiſſenſchaft, belohnt den Fleiß und erweckt das Talent. Der Spartaner opferte dem Staat Eigenthum, Gemächlichkeit und wahren Lebensgenuß, er entſagte der bürgerlichen Emſigkeit, wie der häuslichen Freude, verſchmähte den Dienſt der Muſen, wie die Pflege rein menſchlichen Gefühles, und nahm zum Erſatze für Alles — ſoldatiſchen Stolz und patriotiſchen Schwindel. Hatte er ſo nicht den Zweck verſäumt, um des Mittels willen? Freilich beruht das Glück auf der Idee, und es iſt unſinnig, nach eigener Neigung und Weiſe das Wohlſein Anderer zu ermeſſen. Gleichwohl iſt einleuchtend, daß Kriegsübungen und patriotiſche Geſpräche des Menſchen Beſtimmung nicht erſchöpfen, und unverkennbar, daß der Spartaner bei der pünktlichen Befolgung von Lykurgus Geſetzen traurige Lücken in Kopf, Herz und Beſchäftigung fühlen, und daß die gewaltſam unterdrückte Natur früh oder ſpät ſich rächen mußte.

Sie hat ſich gerächt, und aus dem Schooße der Lykurgiſchen Verfaſſung ſind die ſchrecklichſten Auswüchſe hervorgegangen. Der folgende Zeitraum wird hiervon das Gemälde liefern.

*) Zur Würdigung dieſer Spartaniſchen Weibertugend habe ich einige Data in einer 1806 gedruckten Abhandlung „Ueber die Spartanerinnen" geſammelt.

Uebereinſtimmung aller Religionen.

Bei der verſchiedenen Richtung, die gleich anfangs die religiöſe Anlage in ihrer Entwicklung nach klimatiſchen und andern Umſtänden nahm, bei den fortwährend verſchiedenen Einflüſſen, welche in ſolcher Entwicklung die Völker durch mancherlei Zufälle von Außen und Innen und durch den allgemeinen Strom der Ereigniſſe erfuhren, bei den bald mehr bald minder egoiſtiſchen, politiſchen, oder liberalen Zwecken der Prieſter, bei der vielfältigen Miſchung und den unzähligen Abſtufungen ihres Talentes, ihrer Wiſſenſchaft oder Schwärmerei, bei den wechſelnden Verhältniſſen ihres Wirkungskreiſes und ihrer Macht, ihrer Abſonderung von den Laien, und ihrer innern Organiſation u. ſ. w. kann uns wohl die große Menge und bunte Verſchiedenheit der religiöſen Syſteme, ſowohl in den Dogmen als im Kultus, nicht befremden. Aber es iſt eine höchſt wichtige Wahrnehmung und die auf das heiligſte Anliegen der Menſchheit ein überraſchendes, ſtrahlendes Licht wirft, daß, bei aller dieſer Mannigfaltigkeit und bei allem Wechſel gleichwohl viele Hauptzüge gleichförmig und die Grundideen beharrlich erfunden werden. Hieraus geht für den philoſophiſchen Beobachter die deutlichſte Unterſcheidung der Schale von dem Kern, der Hülle von dem Weſen, und zugleich das intereſſante Erkennen der geheimſten Menſchennatur hervor.

Für's Erſte ſehen wir allenthalben den Menſchen, wiewohl auf die Sinnenwelt im Wirken und Leiden beſchränkt, dennoch über ihre Grenzen hinaus ahnend und verlangend blicken; höhere, lebendige, moraliſche Gewalten über den blinden Naturkräften anerkennen, bei dem Triumph übermächtiger Bosheit auf eine Zeit der Vergeltung hoffen, und, umgeben von Bildern der Verweſung, eine Fortdauer jenſeits des Grabes glauben. Dieſe hohen Gefühle — wenigſtens der Zunder dazu — in des gemeinſten Menſchen Bruſt, dieß unauslöſchliche faſt inſtinktartige Sehnen nach einer Heimath, die Keines Auge ſah, wird für den unbefangenen Denker eine erhebende Betrachtung und vielleicht gewichtiger ſein, als die kleinmüthigen Zweifel der grübelnden Vernunft.

Aber dieſer Götterfunke in der menſchlichen Seele, ein Zeuge der höhern Abkunft, wie ſchlecht ſehen wir ihn meiſtens gepflegt! Seine Erweckung iſt das Werk des Zufalls, ungeläutert iſt ſeine Nahrung, Dummheit und Betrug erſticken ſeinen Glanz. Die hohen Ideen, die lebendigen Gefühle der natürlichen Religion, das koſtbarſte Angebinde unſeres Geſchlechtes, werden in todte Formeln verwandelt; das reine Gold iſt in Schlacken vergraben, Und Menſchenſatzungen übertönen den himmliſchen Ruf. Oft vermögen wir kaum, unter den häßlichen Auswüchſen der übel gewarteten Pflanze, und bei den darauf geimpften, fremdartigen, manchmal giftigen Früchten noch die edle Wurzel zu erkennen.

Die Harmonie der Natur verkündet einen höchſten waltenden Geiſt. Aber der gemeine Verſtand vermag nicht, ſich zur Majeſtät eines Gottes aufzuſchwingen, welcher in allen Naturkräften lebet, und mit ſeiner Gegenwart Himmel und Erde füllt. Und wie ſollte er es wagen, ſeine kleinen perſönlichen oder auch Nationalanliegen vor den erhabenen Thron eines ſolchen allgemeinen Gottes zu bringen? — Auch ſcheint ihm ſchon die Miſchung des Guten und Uebels auf der Welt eine Andeutung mehrerer, ſtreitender Himmelsgewalten zu ſein. Daher nimmt er gerne ſo viele Götter an, als er Naturkräfte kennt, alſo gute und böſe und auch beſondere Götter für jedes Land, wohl gar für jede Gemeinde und jedes Haus. Selbſt wo ihm durch die Lehre einzelner Weiſen oder aufgeklärter Prieſter Ein Höchſter Gott verkündet wird, behält er den Glauben an Untergötter bei, und richtet vertrauensvoller an dieſe ſein Flehen.

Und unter welchem Bilde ſtellt der Menſch ſeinen Gott ſich vor? — Anfangs unter keinem, oder doch unter keinem beſtimmten, ſo lang er ſich nicht viel mit ihm beſchäftiget, und nur bei einzelnen Anläſſen ſeine Abhängigkeit von höheren Gewalten empfindet. Wenn er aber beim Fortſchreiten der Civiliſation mehr Muße und Geneigtheit zum Nachdenken erhält, wenn fortwährender Unterricht und ein feierlicher Kultus ſein Gemüth öfter zur Gottheit erheben, oder wenn er durch ſeinen Stand ſelbſt — als Prieſter — zur Spekulation aufgefordert wird: dann fühlt er das Bedürfniß, von den Weſen, die er verehrt, ſich deutlichere Begriffe und beſtimmtere Bilder zu entwerfen. Er nimmt ſie aus der Sinnenwelt, weil jenſeits derſelben der Flügelſchlag ſeines Geiſtes ermattet; alſo — wiewohl er an den Göttern moraliſche Eigenſchaften, Weisheit, Gerechtigkeit u. ſ. w. erkennt, — leiht er ihnen doch meiſtens eine körperliche Hülle; und da in dem ganzen Gebiete der Erfahrung keine edlere Geſtalt als die des Menſchen erſcheint, und zugleich kein würdigeres Emblem des göttlichen Geiſtes als der menſchliche er-

Digitized by Google

ſonnen werden mag; ſo ſehen wir den Begriff von Gott in keiner Volksreligion höher gebracht, als auf eine Steigerung menſchlicher Vollkommenheit. Aber bald nahm man nicht nur die Vorzüge der menſchlichen Natur, ſondern auch ihre Beſchränkungen und Mängel in den Begriff von Göttern auf, ſchrieb ihnen ſogar Leidenſchaften und Laſter zu, und hatte nun durchaus *menſchenähnliche Götter*. Dieſer *Anthropomorphiſmus* iſt in allen Religionen bemerklich, und treffend, was ein geiſtvoller franzöſiſcher Schriftſteller ſagt: „Wenn es wahr iſt, daß Gott den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geformet, ſo muß man geſtehen, daß der Menſch ihm Gleiches mit Gleichem vergolten." — Selbſt die Ideen von dem Verhältniß der Götter unter ſich wurden von menſchlichen Verhältniſſen entnommen, und in den Vorſtellungen von ihrer Rangordnung und von den Abſtufungen ihrer Macht treffen wir meiſtens einen Abdruck an von der bürgerlichen Verfaſſung jeder Nation, bei welcher jene Vorſtellungen galten.

Der Nordamerikaniſche Freiheitskampf.

Das Beiſpiel Kaiſer *Joſephs* hatte gezeigt, wie tief gewurzelt in Europa die Saat des Böſen ſei. Die unumſchränkteſte, von Weisheit gelenkte, legitime Gewalt vermochte nichts oder wenig gegen ſie. Die Oppoſition des Koſtengeiſtes, des Pfaffenthums, überhaupt der Engherzigkeit und Schlechtigkeit, verſchanzt auf dem Boden des hiſtoriſchen Rechtes, trug den Sieg davon über jene. Ein impoſanter Kampf, des *National-Willens*, gegen jenen der Privilegirten, ſtund bevor, um noch in einem letzten Verſuche zu zeigen, ob *Europa* zu retten ſei? Den Erfolg dieſes Verſuches in dem großen Trauerſpiel der *franzöſiſchen* Revolution zeigt der *folgende Zeitraum*. Indeſſen aber ging in *Amerika*, dem lange niedergetretenen, wenig beachteten Welttheil, die Sonne einer jugendlichen Freiheit auf. *Dorthin* — ſollte das Verhängniß drohen, daß *Aſiatiſches* Sklavenjoch über *Europa* komme — wendet ſich, Troſt und Hoffnung ſuchend, der edleren Menſchen Blick. Geräuſchlos, im ſtillen Gedeihen erhoben ſich Englands Colonien in Nordamerika, von Geſchlecht zu Geſchlecht an Menſchenzahl, Reichthum und Selbſtgefühl. Zwar lag über ihnen, wie über *allen* europäiſchen Colonien in beiden Welten, vielfache Bedrückung, welche das ſelbſtſüchtige Mutterland, theils aus Uebermuth der Gewalt, theils aus engherziger Handelspolitik, gegen ſie ausübte. Aber ſie genoſſen, im Gegenſatz der *Spaniſchen* und *Portugieſiſchen* Colonien, wenigſtens ein *vergleichungsweiſes* Glück, erzeugt einerſeits durch den von den politiſchen Grundſätzen des engliſchen Mutterlandes ausſtrömenden, freiſinnigeren Geiſt der Verwaltung, der ihnen ſelbſt den Segen einer der brittiſchen Staatsverfaſſung nachgebildeten Provinzialverfaſſung gewährte, und andererſeits durch die der Entwickelung menſchlicher Kräfte günſtigere, weit minder freigebige Natur des kältern Landes. Durch beides begünſtigt hoben ſich in den meiſten dieſer Colonien Ackerbau, Künſte, Fleiß und Geiſtesbildung. Der Handel zwar, der auswärtige zumal, ſeufzte unter dem harten Geſetz, welches ihn Englands Vortheil dienſtbar machte, und es fühlten auch die Gewerbe und Manufakturen davon den verderblichen Einfluß. Dennoch erhielt er ſchon durch den innern Verkehr ein fruchtbringendes Leben; und ein weitgetriebener Schleichhandel vereitelte großentheils die Wirkſamkeit des engliſchen Zoll- und Prohibitions-Syſtems.

Der *Pariſer* Friede *), wodurch *Canada* an England kam, befreite die alt engliſchen Colonien von der gefährlichen Nachbarſchaft der *franzöſiſchen* Pflanzer. Von nun an bedurften ſie des brittiſchen Schutzes minder. Ihr Selbſtgefühl, ſo wie ihre Kraft, ſtieg ſeitdem zuſehends; und ſie trugen jetzt minder geduldig als zuvor die Handelsbeſchränkungen, welche das Mutterland ihnen auflegte. Der Schleichhandel ward daher mit ſteigender Kühnheit getrieben, welches die Engländer zu harten Zwangsmaßregeln bewog, die jedoch rückwirkend auch ihren eigenen Handel lähmten.

Schon jetzt brach das allgemeine Mißvergnügen in laute Klagen und mitunter in thätliche Widerſetzung aus.

Doch nicht allernächſt aus *dieſer* Quelle, wo das natürliche Recht offenbar auf Seite der Colonien war, ſondern aus einer viel zweideutigern entſprang der Bruch mit dem Mutterlande; und dieſes letztere nicht eigentlich wegen *Tyrannei*, ſondern blos wegen der *Unnatürlichkeit* des ganzen Verhältniſſes zwiſchen einem herrſchenden Mutterland und einer dienenden Colonie, verlor ſeine Gewalt einzig und allein durch die *That* des Mündigwerdens Amerika's.

*) 1763.

Nichts konnte gerechter ſcheinen, als daß die Colonien ſelbſt den Aufwand trügen, welchen ihre Verwaltung und ihr Schirm erheiſchte. Auch mochte für billig erachtet werden, daß Amerika einen Theil der Schulden decke, mit welchen England zur Beſchützung ſeiner Colonien gegen die Bourboniſche Macht, im ſiebenjährigen Kriege ſich beſchwert hatte. Von dieſen Anſichten ausgehend, beſchloß das engliſche (Grenaile'ſche) Miniſterium unter Zuſtimmung des Parlements, daß von verſchiedenen Einfuhrartikeln in Amerika eine Abgabe erhoben, und, bald darauf, daß daſelbſt das Stempelpapier ſolle eingeführt werden (1764 5ten April und 1765 22ſten März). Ja, man erklärte zugleich, daß der Ueberſchuß ſolcher Abgaben in die Schatzkammer des Königs nach England fließen ſolle.

Gegen dieſe Akten erſcholl lauter Widerſpruch in allen Colonien, obwohl von ihnen *Maryland* allein das anerkannte Recht hatte, nur durch ſich ſelbſt, nicht durch das engliſche Parlement beſteuert zu werden. Aber die Colonien beriefen ſich auf allgemeines Menſchenrecht und auf den allerdings triftigen politiſchen Grund, daß das angemaßte Recht des Parlements nach ſeinem Begriff gar keine Beſchränkung zulaſſe, und daher den letzten Heller der Amerikaner gefährde. Sie ſetzten hinzu, daß ſie zwar von den engliſchen Staatsausgaben den ihnen mit Billigkeit zur Laſt zu legenden Theil übernehmen, jedoch nur nach *ſelbſteigener* Schatzung übernehmen wollten.

Die *Whig'ſche* Oppoſition im Parlement wurde alſogleich Wortführerin der Amerikaniſchen Sache, und die öffentliche Meinung in Brittannien ſprach ſich großentheils in demſelben Sinne aus. Hiedurch ward der Muth der Colonien erhöht, und nach dem Vorgang *Virginiens* widerſetzten ſich alle der Stempelakte. Gleichzeitig lud die Colonie *Maſſachuſets-Bay* alle übrigen zur Bildung eines allgemeinen *Congreſſes* ein, auf welchem dann der Grundſatz, daß das engliſche Parlement das Recht *nicht* habe, die Colonien zu taxiren, durch feierliche Erklärung bekräftigt ward *).

Fortwährende Tumulte in den Provinzen, thätlicher Widerſtand gegen jede Maßregel der Einführung, ja gewaltſame Zerſtörung alles Stempelpapiers, deſſen man habhaft werden konnte, hiernächſt die äußerſte Verwirrung oder Stockung in allen bürgerlichen, Juſtiz- und Verwaltungsgeſchäften, bewirkten endlich die Zurücknahme der Stempelakte **). Sie geſchah durch das *Rockinham'ſche* Miniſterium, welches an die Stelle des verhaßten *Grenaille'ſchen* getreten. Aber ſie geſchah als ein Akt der blos *freiwilligen* Gewährung, und war begleitet von einer ausdrücklichen Behauptung des dem Parlement über die Colonien zuſtehenden Beſteurungsrechtes.

Daher befriedigte dieſe Zurücknahme die Colonien *nicht*. Sie erregte anſtatt Dankes Mißtrauen und tiefer wurzelnden Groll. Man ſchrieb die Aufhebung der Stempelakte der Schwäche oder der Furcht zu, und erkannte in dem Rechtsvorbehalt die fortdauernde Abſicht der bei günſtigerer Gelegenheit zu wiederholenden Bedrückung. Das erſte vermehrte den Muth, das zweite die Geneigtheit zum Aufſtand.

Das brittiſche Miniſterium zeigte bald, daß es den Rechtsvorbehalt nicht blos zum Scheine gemacht. Nicht nur erhöhte es die Forderungen der an die Soldaten in Newyork zu verabreichenden Naturalien, was jedoch wegen des Widerſtandes der Provinzialverſammlung ohne Erfolg blieb, ſondern es ſetzte, nach einer aufgegriffenen Unterſcheidung zwiſchen *äußerer* und *innerer* Schatzung wenigſtens die erſte als unbeſtreitbar darſtellend, im Parlement eine neue Akte durch, wornach auf Glas, Papier, Bleiweiß, Farbe und Thee eine Abgabe gelegt ward, die in den Colonien ſelbſt bei der Einführung ſolcher Waaren ſollte erhoben werden ***). Aber gleich entſchloſſen wie gegen den Stempel proteſtirten die Colonien gegen den neuen Zoll, und abermal rief *Maſſachuſets-Bay* alle übrigen zum gemeinſchaftlichen Widerſtreben auf. Man beſchloß, nicht nur den mit Zoll belegten, ſondern überhaupt allen irgend entbehrlichen engliſchen Waaren zu entſagen, ihre Stelle ſo viel als möglich durch einheimiſche Fabrikation zu erſetzen, ja man begann, als die Statthalter drohten, und England eine Verſtärkung der Kriegsmacht ſandte, ſich zur Vertheidigung zu rüſten. Maſſachuſets-Bay ging in allen dieſem voran, und hielt auch zuerſt eine Verſammlung gegen den Willen des Statthalters.

Das engliſche Miniſterium, ſeitdem *Pitt*, der Vertheidiger der Amerikaner, daſſelbe verlaſſen, und ſeinem Impuls gehorchend auch das Parlement, that jetzt eine große Erbitterung wider die Colonien kund. Man erklärte ſie für aufrühreriſch und verlangte vom König, daß er die barbariſchen Pönalgeſetze Königs *Heinrichs* VIII. wider dieſelben verkünde. Die Standhaftigkeit der Amerikaner und die Vorſtellung der Brittiſchen

*) 1765 19. Oktober.
**) 1766, 18. Mai.
***) 1767.

Digitized by Google

Kaufleute milderten jedoch dieſe Strenge wieder, und es erging eine neue Akte*), wodurch die auf die oben bemerkten Waaren gelegte Abgabe wieder aufgehoben wurde, nur jene auf den Thee ausgenommen. Hier handelte es ſich allerdings blos um den Grundſatz des Beſteurungsrechtes. Denn man befreite den nach Amerika beſtimmten Thee von der in England darauf geſetzten Auflage eines Schillings, und wollte blos von jedem Pfund vier Pence bezahlt haben, wodurch er daſelbſt bedeutend wohlfeiler wurde, als er früher geweſen. Allein die Amerikaner erkannten die Bedeutung dieſes Geſetzes, und hatten Verſtand und Gemeinſinn genug, um der Einführung auch des wohlfeilen Thees unter dieſer Bedingung zu widerſtreben.

In ſolcher Spannung blieben die Dinge mehrere Jahre hindurch. Ein der engliſch-oſtindiſchen Compagnie ertheiltes Recht der zollfreien Ausfuhr des Thees nach allen Ländern, mit der erneuerten Beſtimmung, daß der nach Amerika gebrachte Thee daſelbſt vier Pence für's Pfund bezahlen ſollte**), veranlaßte den Ausbruch. Amerika weigerte ſich entſchloſſen, beſteuerten Thee anzunehmen; man erklärte Jeden für ehrlos, der welchen kaufen würde; und es wurden in Boſton, allwo einige Theeſchiffe angelangt waren, von bewaffneten Einwohnern, die ſich in Mohawks-Indianer verkleidet hatten, dieſelben angegriffen und der Thee ins Meer geworfen***). Mehrere andere Küſtenſtädte ahmten dem Beiſpiel Boſton's nach.

Hierüber faßte das engliſche Parlement äußerſt harte Beſchlüſſe. Es ſollte der Hafen von Boſton bis zur völligen Schadloshaltung der oſtindiſchen Compagnie geſperrt bleiben; es ſollte der Provinz Maſſachuſets-Bay der Freiheitsbrief König Wilhelms III. und damit ihre Verfaſſung entriſſen, alles Regierungsrecht der Krone oder den von ihr ernannten Dienern übertragen ſein; es ſollten ſtrenge Strafen gegen die Theilnehmer jeder Unruhe oder Empörung verhängt, dagegen die wegen Mordes oder Mißhandlung, die ſie zum Behuf der Stillung eines Aufſtandes begangen, Angeklagten nach England zur Aburtheilung geſchickt werden; es ſollte endlich die Provinz Quebek — weil deren Gehorſam zu ſichern unter dieſen Umſtänden beſonders wichtig ſchien — eine Einrichtung, die ſie unbedingt von der Krone abhängig machte, ähnlich derjenigen, die ſie unter franzöſiſcher Herrſchaft beſeſſen hatte, gegeben, und ihre Grenzen auf Unkoſten der alten Colonien bis an den Ohio und Miſſiſſippi und bis an das Land der Hudſons-Bays-Compagnie erweitert werden. Unter heftigem Widerſtand einer zwar wenig zahlreichen, aber geiſtig kräftigen, Oppoſition gingen dieſe gewaltthätigen Akten durch, und wurden vom Könige beſtätigt.

Alſo entbrannte der Krieg, und zeigte ſich der erſte Funke eines politiſchen Lebens in der neuen Welt. England vermeinte ihn mit einer Handvoll Soldaten zu erſticken. General Gage mit zwei Regimentern, welche von Halifax, und zwei andern, welche aus Irland gekommen waren, hoffte durch die Blokirung Boſton's†) die Unterwerfung der Provinz und mit ihr aller übrigen Colonien zu bewirken. Aber zum Erſtaunen der Welt und zur Demüthigung Englands iſt aus dem verachteten Funken eine weit über Land und Meer und bis herüber nach Europa leuchtende Kriegsflamme geworden, deren verzehrender Wirkung Großbrittannien ſelbſt, das ſtolze Mutterland, nach der äußerſten Anſtrengung nur durch endliches Nachgeben ſich entzog.

Freilich waren es nicht die Ideen allein, welche Amerika frei machten, und nicht die Kraft der über die Provinzen zerſtreuten, zwar zahlreichen, doch nur loſe verbundenen und von Hülfsmitteln des Krieges entblößten Freiheitsfreunde. Gott war es, welcher ſie ſchirmte und triumphiren machte, welcher Männer von hohem Geiſt in Rath und That erweckte und ihr Heldenthum ſegnete, welcher endlich die Weltlage dermaßen geſtaltet hatte, daß auch naturgemäß der Freiheit feindſelige Kräfte, daß die Despotenreiche Frankreich und Spanien für das Recht Amerika's und der Menſchen ſtreiten mußten. Ohne dieſes wäre die zarte Pflanze der amerikaniſchen Freiheit faſt unausbleiblich niedergeſchlagen worden durch Englands gewaltigen Dreizack, durch die ſeiner Civiliſation entſproſſene Maſſe tauſendfältiger Kräfte, durch ſeine auf Eiſen und Gold gebaute doppelt furchtbare Macht. Führte es doch nicht blos ſeine eigenen wohlgerüſteten Streiter in den hartnäckigen Kampf, ſondern mit ihnen auch lange Züge im Ausland, zumal auf Teutſchem Boden, gekaufter Waffenknechte. Weiße Sklaven, welche, unglücklicher als die ſchwarzen, weil ihrer Menſchenwürde mehr bewußt und weil zu ſchrecklicherem Dienſt verurtheilt als dieſe, durch ihren Anblick und durch ihr Thun weit eindringlichere Lehren der neuen Welt verkündeten, als Roſſeau und Payne thaten mit aller Kraft der Begeiſterung und der Wahrheit. Die ſtrengen Maßregeln Englands beugten den Geiſt der Colonien nicht; vielmehr entflammten ſie noch mehr ihren Zorn und ihren Muth. Gleich klug und beſonnen als ſtandhaft und kühn trafen ſie die Anſtalten des Widerſtandes; Eintracht, patriotiſche Dahingebung, edler Feuereifer für die Freiheit, in allen Provinzen und in allen Klaſſen der Geſellſchaft vorherrſchend, ſtellten das amerikaniſche Volk dar als fähig und als würdig der Freiheit. Auf die erſte Nachricht von den harten Dekreten beſchloß man in der Provinz Maſſachuſets-Bay, und auf deren Aufforderung auch in den übrigen Provinzen, allen Handel und Verkehr mit Großbrittanien aufzuheben, bis jene Akten widerrufen wären. Man ordnete auf den 1ſten Junius, an welchem Tage die Sperrung des Hafens von Boſton beginnen ſollte, einen allgemeinen Faſt- und Bußtag in allen Colonien an, und ſtärkte alſo durch religiöſe Uebungen die Gefühle der Vaterlands- und Freiheitsliebe in den Gemüthern des Volkes. Alle Provinzen erklärten ihre Bereitwilligkeit und ihren Eifer, der bedrängten Stadt Boſton Beiſtand zu reichen, und es kam, durch kluge Einleitung der Provinzial-Verſammlungen und Ausſchüſſe, zumal jener von Maſſachuſets-Bay, bald ein allgemeiner Congreß in Philadelphia zuſammen*), welcher außer Canada und Neuſchottland, (und anfangs noch Georgien) von allen (damals alſo zwölf) Provinzen beſchickt, ſofort die gemeine Sache mit freudig anerkannter Autorität lenkte, und durch gleich weiſe als muthige Beſchlüſſe das Werk der Befreiung förderte. Die Beſtätigung der Provinzialbeſchlüſſe über Aufhebung alles Verkehrs mit England, und ihre Bereitung von Vertheidigungs-Mitteln, ſodann nachdrückliche, vom edelſten Geiſt durchwehte Adreſſen an den General Gage, an den König von England und an die engliſche Nation, und eine andere an das Volk von Canada, um daſſelbe zur Theilnahme an der gemeinen Sache zu bewegen, endlich eine kraftvolle öffentliche Darſtellung der Rechte und Freiheiten des amerikaniſchen Volkes — das waren die wichtigſten Arbeiten des erſten Congreſſes des werdenden amerikaniſchen Freiſtaates.

Unter den edlen Proben des Gemeinſinnes, ohne welchen Amerika nimmer zur Freiheit gelangt wäre, laßt uns der patriotiſchen Erklärungen der Stadt Salem gedenken, welche vom engliſchen Parlement anſtatt Boſton's zur Hauptſtadt der Provinz, zum Sitz der Provinzialverſammlung, ſo wie zu jenem der Gerichtshöfe, des Zollamts und des Handels gemacht werden ſollte. Aber ſie verſchähte es, auf Unkoſten der Schweſterſtadt ſich zu bereichern, drückte die Uebereinſtimmung ihrer Geſinnungen mit jenen Boſton's aus, und zog die Ungunſt einer tyranniſchen Regierung den glänzendſten Vortheilen vor, welche ſie durch niederträchtige Dienſtbefliſſenheit ſich hätte erwerben mögen. Gleich edel benahmen ſich die Kaufleute in Boſton, welche eingeladen waren, durch Losſagung von der Sache der Mitbürger die Gnade der Regierung zu erkaufen. Hochherzig vergaßen ſie faſt alle die ſchnöden Intereſſen des Eigennutzes über den edlen des Vaterlandes, oder ſie waren wenigſtens verſtändig genug, einzuſehen, daß das Heil des Ganzen, daß die Befreiung des Vaterlandes auch für jeden Einzelnen wohlthätiger als irgend ein zeitlicher Privatgewinn ſei. Gebet dieſe patriotiſche Geſinnung oder dieſen richtigen Verſtand irgend einem europäiſchen Volk, und ihr habt es auf den Weg des Heils gebracht!

Weisheit und Mäßigung bezeichneten alle Schritte der Colonien. Die Provinzialverſammlungen, als die Statthalter ihre Zuſammenkunft verboten, oder ihren Beſchlüſſen die Genehmigung verſagten, empfahlen ihre gewählten Maßregeln blos dem Volke, aber ſie enthielten ſich des Gebots. Dennoch wurden ſie allgemein und freudig befolgt. Die von der Gewalt geſetzten neuen Räthe und Richter wurden, wenn ſie die Stellen annahmen, für Volksfeinde geachtet. Es war ihnen unmöglich, ihr Amt zu üben. Aber ungeachtet der alſo eingetretenen Auflöſung aller geſetzlichen Autoritäten hielt Rechtsgefühl und Vaterlandsliebe die Bürger von Ausſchweifungen und Friedensbruch ab.

Noch war — ſo feindſelig die gegenſeitigen Anſtalten, Verordnungen und Verbote erſchienen — kein Blut gefloſſen. Der General Gage, als er von Boſton aus einige Häupter der Freigeſinnten, Hankok und Adams, zu Concord aufzuheben, und zugleich die daſelbſt befindlichen Kriegsvorräthe zu zerſtören ſich vermaß, veranlaßte dadurch die erſte blutige Waffenthat bei Lexington**). Sie war von zweifelhafter Entſcheidung, doch in ihren Wirkungen, da ſie den Muth wie die Erbitterung der Amerikaner erhöhte, der Sache der letzteren günſtig. Eine anſehnliche Waffenmacht zog ſich zuſammen und rückte vor Boſton, während auch engliſche Verſtärkungstrup-

*) 1770, 22. Apr.
**) 1773.
***) 21. Okt.
†) 1774, 1. Juni.

*) 5. Sept. 1774
**) 1775, 18. Apr.

Digitized by Google

zahlreich und wohlgerüſtet, in dieſer anlangten, unter den Generalen Howe, Bourgoyne und Clinton. Das Treffen bei Bunkershill*), einer von den Amerikanern beſetzten Anhöhe unſern Boſton, verkündete die Entſchloſſenheit der republikaniſchen Streiter, und ließ die Schwere des kommenden Krieges ahnen.

Indeß hatte der Congreß nach ſeiner neuen Zuſammenkunft, zu welcher auch Georgien Deputirte ſandte — den General Waſhington zum Oberfeldherrn der geſammten amerikaniſchen Kriegsmacht ernannt**). In allen Provinzen athmete man Krieg. Die edelſte Begeiſterung durchdrang alle Klaſſen; ſelbſt Quäcker ſammelten ſich in Streithaufen. Alle waffenfähigen Jünglinge, alle noch wehrhaften Männer bereiteten ſich zum Kampf.

Aber die Thaten dieſes unſterblichen Krieges, ſo hohes Intereſſe anregend und auch ſo mannigfach lehrreich ſie ſeien, können gleichwohl nach dem Zweck dieſes Buches nur in allgemeiner Ueberſicht dargeſtellt werden.

Eine kleinr Schaar von Freiwilligen hatte durch kühne Ueberraſchung die Feſten Ticonderago, Crownpoint u. a. eingenommen. Einige hundert Feuerſchlünde und große Vorräthe von Kriegsbedarf fielen damit in ihre Hände. Dieſes Glück ermunterte den Congreß, eine Unternehmung gegen Canada zu wagen. Von dort aus drohte England mit einem gefährlichen Einfall. Zuvorkommen ſchien räthlich; auch mochte der Ruf der Freiheit leicht die Canadier zu Bundesgenoſſen der bereits vereinigten Provinzen machen. Ein mäßiges Truppencorps, unter Montgommery's und ein anderes unter Arnolds Anführung, brachen in dieſes Land ein. Montgommery, unter ſiegreichen Gefechten, eroberte St. John und Montreal, und belagerte mit Arnold vereinigt Quebec. Aber im Sturm auf dieſe feſte Stadt verlor er ſein Heldenleben, wodurch Canada für England erhalten blieb.

Glücklicher, wiewohl minder blutig, war der Kampf in Virginien und Carolina geweſen. Die engliſchen Statthalter wurden aus beiden Provinzen vertrieben durch die tapfere Miliz; das Panier der Freiheit wehte ſiegreich in dem ſchönen Lande.

Schon jetzt bewarb der Congreß ſich um die Unterſtützung Frankreichs. Franklin, der durch Wiſſenſchaft, Bürgertugend und Jahre ehrwürdige Franklin, nachdem er fruchtlos dir Sache ſeines Vaterlandes in England ſelbſt verfochten, und dadurch ſchwere Verfolgung ſich zugezogen hatte, durchfuhr jetzt abermal den Ocean, um am Hofe König Ludwigs XVI. um den Beiſtand der zur Schwächung Englands naturgemäß geneigten Krone zu werben. Aber der Anſtand ſchien nicht zu erlauben, mit aufrühreriſchen Unterthanen in offene Verhandlung zu treten. Doch ließ man's geſchehen, daß insgeheim Offiziere und Kriegsgeräthe nach Amerika gingen. Auch beförderte jene Weigerung den ſchon früher entworfenen, jetzt aber***) kühn ausgeſprochenen Beſchluß, wodurch der Congreß die vereinten Colonien für einen unabhängigen und ſouverainen Staat erklärte. Bald darauf†) wurden die Grundzüge der Föderativ-Verfaſſung der dreizehn vereinigten Staaten geſetzlich verkündet. Von jetzt alſo keine Möglichkeit des Rückſchrittes mehr. Amerika hatte ſich hingeſtellt zwiſchen Herrlichkeit und Verderben.

In dieſer verhängnißvollen Stellung bedurfte es eines großen Mannes, der ihm den Sieg erränge. Es fand ihn auch, ſtellte ihn an die Spitze, und zeigte ſich ſeiner werth. George Waſhington, der Sohn eines reichen Pflanzers in Virginien, hatte ſchon in früher Jugend edle Proben von Geiſt und Muth gegeben, zumal in dem engliſch-franzöſiſchen Krieg, der über die ſtreitigen Grenzen am Ohio ſich entſpann, und ſieben Jahre lang beide Welten verwüſtete. Doch noch vor deſſen Beendigung trat Waſhington in das ſtille Leben eines Pflanzers zurück, aus welchem ihn erſt die wider England ausgebrochenen Bewegungen riſſen. Voll patriotiſchen Eifers rief er jetzt die Virginiſchen Männer zur Fahne des Vaterlandes, und bildete, ſein eignes Vermögen dazu verwendend, eine anſehnliche freie Kriegsſchaar. Schon war ſein Verdienſt ſo anerkannt, daß der Congreß in Philadelphia ihn gleich 1775 einmüthig zum oberſten Feldherrn des vereinigten Heeres ernannte. Schwere Mühen, bittere Sorgen, herbe Prüfungen begleiteten ſo verhängnißreichen Ruf. Mit friſch zuſammengebrachten, kaum gehörig bewaffneten Streitern, größtentheils ohne Kriegserfahrung und Disciplin, ja, als freiwillig dienend, wenig geneigt zur Subordination, beſtand er den Kampf gegen die beſtgeübten und beſtgerüſteten Truppen der Welt, unter kriegsgewandten Häuptern und verſehen mit allen Hülfsmitteln, welche ihnen zu verſchaffen dem reichen Brittannien leicht war, während Er, von Geldnoth gedrückt, den Seinigen oft nicht die Nahrung, noch öfter den Sold nicht reichen konnte, in fortwährender Gefahr, mit einem Schlage Alles zu verlieren, auch nicht ſelten vom Unglück verfolgt, in faſt verzweiflungsvoller Lage, doch ſtets hohen Muthes und ungebeugter Kraft der Seele, vorſichtig, wachſam, zu gelegener Zeit auch feurig und heldenkühn, doch niemals vermeſſen, niemals berauſcht durch's Glück. Durch Beſcheidenheit, Edelmuth, und die am Tapfern zehnfach ſchöne Milde erſchien der bewunderte Held auch werth der Liebe; und damit kein Ruhm ihm fremd bliebe, ſo verband er, wie die Gefeiertſten der großen Alten, mit den Talenten des Krieges auch jene des Staatsmannes, mit den öffentlichen Tugenden des Patrioten und Republikaners auch alle Privattugenden des edelſten Menſchen. So lange Civiliſation und Humanität ein Reich oder eine Stätte auf Erden haben, ſo lange die Ideen Freiheit und Vaterland einen Werth behalten und geſchichtliche Erinnerungen unter den Menſchen leben werden, ſo lange wird Waſhington's Name glanzvoll im Tempel des Ruhmes ſtehen.

*) 17. Juni.
**) 15. Juni.
***) 1776, 4. Juli.
†) 6. August.

Geängſtigt durch Waſhington's drohende Anſtalten verließ Howe, Gagr's Nachfolger, im Frühling 1776 die Stadt Boſton und ſchiffte nach Halifax. Von hier aus, verſtärkt durch beträchtliche Truppenſendungen aus Europa, drang er mit 30,000 Mann in die mittleren Provinzen, während in Norden Bourgoyne von Canada aus gegen Neuyork und in Süden Clinton gegen dir Carolinen ihren Angriff richteten. Der wohlberechnete Plan jedoch gelang nur zum Theil. Bourgoyne eroberte ſchnell alles von den Amerikanern früher gewonnene Canadiſche Land wieder; aber der Angriff auf Neuyork blieb wegen Langſamkeit der Zurüſtung bis tief in's folgende Jahr verſchoben. Auf der andern Seite war Clinton's Verſuch gegen Charlestown in Carolina durch den tapfern General Lee vereitelt worden, worauf drei Jahre hindurch die ſüdlichen Provinzen vom Kriegslärm frei blieben. Am meiſten Erfolg hatte der Oberbefehlshaber Howe Selbſt. Er ſegelte gegen die Mündung des Hudſonfluſſes, landete auf Longisland, ſchlug dir Coloniſten auf den Whiteplains (28. Okt.), beſetzte Neuyork und trieb Waſhington durch Neujerſey bis über den Delaware zurück. Jetzt begab ſich der Congreß von Philadelphia nach Baltimore. Die engliſch Geſinnten erhoben ſtolz ihr Haupt*). Muthloſigkeit riß ein im Amerikaniſchen Heere; mit etwas mehr Nachdruck und Schnelligkeit hätte Howe die Sache der Freiheit erdrücken oder doch äußerſt bedrängen mögen. Aber er nützte ſeine Vortheile wenig, ja er gab in ſeiner ſtolzen Nachläſſigkeit Blößen, welche der wachſame Gegner glücklichſt benützte. Am 25. Dezember überfiel Waſhington einen heſſiſchen Heerhaufen in den Winterquartieren zu Trenton und hob ihn auf. Bald nachher**) zerſtreute er einige brittiſche Regimenter. Durch beide Vorfälle wurde der Muth der Provinzialen neu geſtärkt, die Flüchtlinge ſtellten ſich wieder bei ihren Fahnen ein, Philadelphia, welches dem engliſchen Angriff blos gelegen, war gerettet.

Aber die Gefahr kehrte zurück und noch dringender. Howe, wiewohl lange Zeit unthätig, erneuerte mit ſehr überlegener Streitkraft den Kampf wider Waſhington. Dieſer, für jetzt auf den Vertheidigungskrieg beſchränkt, trotzte durch treffliche Wahl der Stellungen allen Verſuchen des Feindes. Als dieſer aber, nach mehreren unentſcheidenden Gefechten, ſich entfernte und von Staateninſel aus ſein Heer nach Cheſapeak-Bay überſchiffte, eilte Waſhington zur Rettung herbei, erlitt jedoch bei Brandywyne und bei Germantown***) einigen Verluſt, worauf Philadelphia, und, nach blutigem Kampf, auch die Mündung des Delaware†) in Brittiſche Gewalt kamen. Dieſe geringen Vortheile belohnten den Aufwand von Kraft und Zeit nicht, welchen ſie das große engliſche Heer gekoſtet: Waſhington, wiewohl in etwas der engliſchen Uebermacht weichend, erſchien, durch ſtandhaften Muth, und da er Schwereres glorreich abwandte, als Sieger.

Indeſſen hatte in Norden ein harter Schlag die Brittiſche Macht getroffen. Bourgoyne's Heer, aus 10,000 Mann Kerntruppen, Britten und Deutſchen, beſtehend, auf deſſen Fortſchritte die Königlichgeſinnten die ſtolzeſten Hoffnungen gebaut, war nicht mehr. Nach langwieriger Vorbereitung war dieſer Feldherr endlich in der Mitte des Sommers über den See Champlain gegangen, hatte mehrere Feſten, auch das wichtige Ticonderago, genommen, in verſchiedenen Gefechten die Amerikaner geſchlagen, und nach mühſeligem Marſch durch Neuenglands und Neuyorks wüſte Grenzdiſtrikte den Fluß Hudſon

*) 18. Dez.
**) 1777, 3. Jänner.
***) 4. Okt.
†) 15. Nov.

erreicht. Er ging auch über dieſen Fluß *), obſchon bereits mehrere Unfälle ſeine Stärke bedeutend vermindert hatten. Im Gefolge der Engländer befanden ſich verſchiedene Haufen Indianer, deren wilde Stämme zum Krieg gegen die Coloniſten waren aufgereizt worden. Mit unmenſchlicher Grauſamkeit, wie die Sitte dieſer Barbaren mit ſich brachte, führten ſie ſolchen abſcheulichen Krieg; doch verſtärkte die Furcht vor ihnen, während ſie weite Landesſtrecken verödeten, die amerikaniſchen Heerſchaaren mit vielen verzweiflungsvollen Streitern. Aber die Stunde der Entſcheidung nahte. Von allen Seiten zogen ſich um Bourgoyne's Heer republikaniſche Fahnen zuſammen. Der General Gates führte über ſie den Oberbefehl. Vergebens hoffte Bourgoyne auf Beiſtand vom engliſchen Hauptheer und insbeſondere vom General Clinton, welcher von Neuyork aus ihm die Hand reichen ſollte. Täglich ſtieg die Bedrängniß. Mehrere blutige Gefechte, wie jenes bei Stillwater, ſchwächten das Heer und zeigten die wachſende Furchtbarkeit des Feindes. Schon war jenem der Rückzug nach Canada abgeſchnitten, und ein abermaliges unglückliches Gefecht zernichtete die letzte Hoffnung. Alſo ergab ſich Bourgoyne bei Saratoga, nach einmüthigem Beſchluß des gehaltenen Kriegsraths, mit dem ganzen Heere gefangen **). Die Capitulation verſtattete dieſem die Rückkehr nach Europa, unter der Bedingniß, während des ganzen Krieges nicht mehr wider Amerika zu dienen. Aber der Congreß genehmigte ſolche Vergünſtigung nicht. Die Weigerung des engliſchen Miniſteriums, denſelben Vertrag — als mit einer erbelliſchen Autorität geſchloſſen — zu beſtätigen, gab einen Rechtfertigungsgrund, und das frühere, völkerrechtswidrige Betragen des Bourgoyne'ſchen Heeres noch einen zweiten dazu her. Das Heer blieb alſo gefangen.

Aber der mittelbare Vortheil, welchen Amerika aus dem Triumph bei Saratoga zog, war noch weit größer, als der ſofort in die Augen fiel. Jetzt erſchien nämlich ſeine Sache ſo wohl befeſtigt, daß Frankreich die Anerkennung des neuen Freiſtaates und die Verbindung mit ihm nicht länger bedenklich fand. Die Unterhandlungen Franklin's erreichten endlich ihr Ziel: es kam zuerſt ein Handelstraktat und darauf ein Bündniß mit Amerika zu Stande ***), worauf Franklin als bevollmächtigter Miniſter der vereinigten Staaten würdevoll und verehrt am Hofe Ludwigs XVI. erſchien. Die Kriegserklärung gegen England, wenigſtens der wirkliche Krieg, welchen zu erklären jeder Theil noch behutſam zögerte, war die unmittelbare Folge davon. Eine franzöſiſche Flotte unter dem Grafen D'Eſtaing erſchien in Amerika als willkommene Hülfe. Doch lange vorher ſchon waren wackere franzöſiſche Krieger aus eigenem Antrieb, unter ſtillſchweigender Bewilligung der Regierung, dahin gegangen, unter ihnen der edle Marquis de la Fayette, welcher aus eigenen Mitteln ein Schiff für die amerikaniſche Sache ausrüſtete, Waſhington's würdiger Freund, gleich tugendhaft als tapfer, gleich menſchlich als weiſe, einer der herrlichſten Männer unſerer Zeit. Auch Deutſche, auch Polen, ſelbſt Engländer, reihten ſich an die republikaniſchen Streiter. Ganz Europa wandte der Sache Amerika's ſeine laute Theilnahme, ſeine Liebe zu.

Der Krieg erhielt von nun an einen weit ausgebreiteteren und vervielfachten Schauplatz. Vermöge des Familienpakts und zugleich aus näher liegenden Gründen — um Minorka und Gibraltar in Europa, Florida in Amerika wieder zu gewinnen — ſchloß Spanien ſich an Frankreich an. Die Kriegserklärung, auf ſehr untriftige Gründe geſtützt, erſchien am 26. Juni 1779. Im folgenden Jahre ſah Großbritannien ſich genöthigt, an Holland zuvorkommend den Krieg zu erklären. Denn dieſe Republik, anſtatt die traktatenmäßige Hülfe dem von Frankreich angegriffenen England zu leiſten, bezeigte vielmehr den Feinden dieſer Macht eine parteiiſche Gunſt. Die Holländer führten unter dem Schirm der neutralen Flagge Englands Feinden Materialien zum Schiffbau zu, ſie leiſteten, meiſt bewogen durch den Einfluß der antioraniſchen, Frankreich befreundeten, Partei — England die ſchuldige Hülfe nicht; ja ſie ließen ſich in geheime Verhandlungen mit dem neuen amerikaniſchen Freiſtaat ein. Der Entwurf eines Freundſchafts- und Handelstraktats zwiſchen Holland und Amerika wurde auf einem von den Engländern aufgebrachten Holländiſchen Schiffe gefunden, und diente zum Grund des gleich darauf von England an die Generalſtaaten erklärten Krieges †).

Kurz zuvor hatte England durch das von Rußland (meiſt auf Betreiben des Grafen Panin) aufgeſtellte Syſtem einer bewaffneten Neutralität *) eine empfindliche Benachtheiligung erfahren. Dieſes Syſtem, eine Abwehr der der neutralen Flagge durch die Anmaßungen der kriegführenden Seemächte, vor allen Englands, bisher widerfahrenen Beſchränkung, wurde ſofort von Dänemark, Schweden und Preußen angenommen; auch erklärten die Bourboniſchen Höfe, als welchen es äußerſt nützlich war, ihre volle Zufriedenheit mit deſſelben ausgeſprochenen Grundſätzen; wornach nämlich „frei Schiff, frei Gut" machen ſollte, mit alleiniger Ausnahme der Contrebandwaaren, deren Begriff jedoch nicht willkürlich auszudehnen, ſondern nur auf jene Waaren zu beziehen ſei, welche in einem frühern Handelstraktat (von 1766) zwiſchen Rußland und England als ſolche eigends erklärt worden. Auch Holland erkannte dieſes Syſtem, und faſt alle neutralen Mächte traten ihm bei. Zur Handhabung deſſelben aber rüſteten die nordiſchen Mächte Flotten aus. England verlor dadurch höchſt wichtige Früchte ſeiner, freilich ſehr mißbrauchten, Präpotenz zur See. Die neutrale Flagge mochte nun den Handel ſeiner Feinde decken, und die Bedürfniſſe des Schiffbaus ungehindert aus den nördlichen Ländern in die Bourboniſchen Häfen führen. Aber ſo hart England ſolchen Nachtheil empfand, ſo durfte es nicht wagen, die Zahl ſeiner Feinde durch entſchiedenen Widerſpruch zu vermehren. Nur in friedlichen Unterhandlungen, in Berufung auf ältere, mit einzelnen Mächten geſchloſſene Traktate, und in behutſamer Mäßigung des früher beobachteten Verfahrens, ſuchte es ſein Heil. Auch erloſch nach dem Frieden von 1783 die bewaffnete Neutralität von ſelbſt, und ihre Grundſätze geriethen in Vergeſſenheit.

Zu ſo vielfältiger Bedrängniß Englands kam endlich noch ein ſchwerer Krieg in Indien, welchen Hyder Ali, König von Myſore, und, ihm verbündet, das freie und ſtarke Volk der Maratten gegen die brittiſche Compagnie erhoben **). Nicht ohne gerechten Grund, da die Machthaber und Diener dieſer Compagnie, beſonders unter des Generalſtatthalters Haſtings Verwaltung (ſeit 1773) durch Gewaltthat und böſe Ränke ſie vielfach beleidigt hatten, und dabei noch aufgereizt, ermuntert durch Emiſſarien Frankreichs. Die Maratten eroberten vieles Land, und Hyder Ali drang ſiegreich in Carnatic vor.

Gegen ſo viele Feinde ſtritt England ohne einen Alliirten — die käufliche Hülfe einiger deutſchen Fürſten abgerechnet — mit einem Muth, einer Beharrlichkeit und einer Kraft, welche das Erſtaunen der Welt erregen, und, aller Unfälle ungeachtet, den Glanz des Reiches und den Ruhm der Nation noch erhöhten. In allen Welttheilen zu Waſſer und zu Land ward von nun an geſtritten: zahlloſe Gefechte, Schlachten, Heldenthaten, Siege und Niederlagen folgten ſich Schlag auf Schlag. Ein blutiger Tag zerſtört die Wirkung des andern, und ermüdet, betäubt von dem verworrenen Waffengetöſe, laſſen wir unſern Blick nur auf einigen Hauptſcenen oder folgereichern Kataſtrophen weilen.

Die Erſcheinung der franzöſiſchen Flotte in Nordamerika veränderte plötzlich die Geſtalt des Kriegs. Noch immer, trotz Bourgoyne's Unglück, waren die engliſchen Waffen furchtbar; ihr Hauptheer unter Clinton, Howe's Nachfolger im Oberbefehl, hielt Philadelphia beſetzt, und drohte weithin. Jetzt aber, ſelbſt bedroht, verließ er dieſe Stadt, und führte durch einen gefahrvollen aber meiſterhaften Rückzug ſein Heer nach Neuyork ***); D'Eſtaing aber griff Rhodeisland an †). Nicht ſowohl der Admiral Howe (Bruder des Feldherrn), welcher der weit überlegenen und wohlgeführten Flotte leicht hätte erliegen mögen, ſondern ein plötzlicher Sturm, welcher die Schlacht verhinderte, rettete die Inſel. D'Eſtaing, durch ſolchen Sturm ſehr beſchädigt, ging nach Boſton, während Byron mit der erſehnten Hülfsflotte aus England anlangte und für jetzt die Gefahr beſchwor.

Um dieſe Zeit hatte England den Verſuch gethan, mit den Colonien ſich auszuſöhnen. Drei Commiſſarien gingen nach Amerika, gemäßigte Bedingungen den Provinzen anbietend. Aber der Congreß forderte vor aller Verhandlung die Anerkennung der Unabhängigkeit Amerika's und die Räumung ſeines Bodens. Hieran zerſchlug ſich das Friedenswerk. Die Commiſſarien, nach halbjähriger fruchtloſer Mühe, kehrten zurück.

Auch in Weſtindien, wohin D'Eſtaing ſich jetzt wandte, hatte er wenig Glück. So eben hatten die Britten St. Lucie erobert, und D'Eſtaing's Verſuch der Wiedereroberung wurde blutig vereitelt. Zu einigem Troſt gereichte Frankreich die Wegnahme von Dominique, welche ſchon früher, von Martinique aus, der Marquis von Bouillé vollbrachte. Im folgenden Jahr

---

*) 13. Sept.
**) 16. Okt. 1777.
***) 1777, 6. Dez. und 1778, 6. Febr.
†) 1780, 20. Dez.

*) März 1780.
**) 1780.
***) 18. Juni 1778.
†) Aug.

Digitized by Google

nahm D'Eſtaing noch die Inſeln St. Vincent und Grenada, und ſchlug Byrons Flotte, welche ſie ihm wieder entreiſſen wollte.

Aber in Nordamerika erneuerten die Engländer ſchon 1775 den am Anfang des Kriegs verunglückten und ſeitdem nimmer wiederholten Angriff auf Georgien. Ein aus Neuyork abgeſandtes Corps des Clinton'ſchen Heeres unter Campbell von der Seeſeite, und andrerſeits General Prevoſt von Oſtflorida aus, drangen in dieſe weite Provinz. Eine Schaar von Loyaliſten aus den rückwärts gelegenen Landesſtrecken, und wirkſamer noch einige wilde Indianiſche Kriegshaufen, unterſtützten den Angriff. Schreckliche Verwüſtungen und unmenſchliche Grauſamkeit bezeichneten den Fußtritt dieſer durch Englands Gold bezahlten Barbaren. Zur Selbſtvertheidigung und zur Rache überließen bald auch die Republikaner ſich der gleichen Wuth; weithin, längs der Ufer des Susquehanna, herrſchte ſolches abſcheulichen Krieges Fluch. Vergebens ſuchte der amerikaniſche General Lincoln die Eroberung Georgiens zu hindern. Vergebens leiſtete D'Eſtaing ihm Hülfe. Jener wurde wiederholt, bei Briarscreek und bei Johns-Island geſchlagen, und dieſer, nach einem mißlungenen Angriff auf Savannah, kehrte nach Europa zurück. Ganz Georgien fiel in der Britten Gewalt *).

In Neuengland, wo die Hauptheere ſich gegenüber ſtanden, herrſchte zwei Jahre hindurch faſt völlige Waffenruhe. Clinton, durch mehrere Truppenabſendungen geſchwächt, enthielt ſich aller wichtigen Offenſive, und Waſhington, deſſen Heer geringer und mit allen Bedürfniſſen ſchlechter verſehen war als je, konnte aus der Schwäche ſeines Gegners wenig Vortheil ziehen. Seine Noth vermehrte ſich noch im folgenden Jahre **). Das baare Geld war verſchwunden, das Papiergeld hatte allen Credit verloren, das Heer, unbezahlt und ſchlecht genährt, ward mißmuthig. Einer ſeiner vorzüglichſten Generale, der tapfere Arnold, nahm davon den Anlaß zum gefährlichſten Verrath, und entrann, als der Plan entdeckt war, zu den Engländern. Erſt durch die Ankunft franzöſiſcher Hülfstruppen, welche, 6000 Mann ſtark, unter Rochambeau's Anführung zum Amerikaniſchen Heere ſtießen, und des franzöſiſchen Geldes, womit man die mißvergnügten Provinzialen bezahlte, ward die äußerſte Gefahr abgewendet.

Durch den Frieden, der jenen Freiheitskampf der Colonien mit dem herrlichſten Triumphe krönte, trat ein neuer, den Keim großer Dinge enthaltender, Staat in das Syſtem der civiliſirten politiſchen Welt ein. Europa ſchritt nach Amerika über. Augenblicklich empfand die Menſchheit davon die mannigfaltigſte Einwirkung, aber erſt die kommenden Jahrhunderte werden die Unermeßlichkeit der Folgen des großen Ereigniſſes entwickeln. Vor jetzt richten wir unſern Blick blos auf das Land der Freiheit ſelbſt, auf die allererſten Früchte, welche die errungene Selbſtſtändigkeit dem neuen Staate brachte.

Die *dreizehn Provinzen*, welche ihren Frieden mit England ſchloſſen, beherbergten damals auf einem Flächenraum von ungefähr 20,000 Quadratmeilen eine Bevölkerung von nicht mehr als 2½ Millionen freier Menſchen und etwa 600,000 Sklaven; aber ſie waren fähig, eine zehnfach ſtärkere zu ernähren. Eine unermeßlich lange Gebirgskette (die Alleghanniſchen Berge oder die Apalachen, nördlicher auch die blauen Berge genannt) nicht eben beſonders hoch, aber deſto breiter, weil oft in fünf, ſechs, ja zehen Reihen neben einander hinziehend, läuft von Georgien, oder von der Nähe des Mexikaniſchen Meerbuſens bis in das nördliche Canada, und erfüllt einen Raum von wohl 7000 Quadratmeilen. In Oſten und Weſten dieſer Kette reicht die Abdachung oder aufſtoßende Fläche bis ans Atlantiſche Meer, und dort bis zum König der Flüſſe, dem mächtigen Miſſiſſipi, welcher, aus unbekannten Quellen weit im Norden entſpringend, auf ſeinem wohl 400 deutſche Meilen langen Lauf ein ganzes Heer von Flüſſen aufnimmt, und die Gewäſſer von der Hälfte Nordamerika's dem Mexikaniſchen Meerbuſen zuführt.

Das Gebirgsland ſowohl, als die im Weſten deſſelben ſich ausbreitende Fläche, war damals meiſt noch im Beſitz der wilden Indianiſchen Stämme. Nur die öſtliche Abdachung bildete das Hauptland der vereinigten Staaten. Ein großentheils fruchtbares, in ſeiner langen Ausdehnung von Süd nach Nord die Erzeugniſſe faſt aller Klimate beherbergendes Land, und welches durch die vielen ſchiffbaren Flüſſe, die es durchſtrömen, durch ſeine trefflichen Häfen und tief in's Land gehenden Buchten zum lebhafteſten Binnenhandel und zum Welthandel ganz eigens geſchaffen ſcheint. Der nördliche Theil dieſer Länderſtrecke umfaßt unter der allgemeinen Benennung Neuengland die Provinzen Vermont (welche jedoch erſt 1790 zum eigenen Staat erklärt ward), dann die für Freiheit vor Allen thätige Maſſachuſetsbay mit Maine, Neu-Hampſhire, das kleine, aber an Naturgaben reiche Rhode Island und Connektikut. Südlich und ſüdöſtlich an dieſen ſind die blühenden und weiten Gefilde von Neuyork, und Neujerſey und von Pennſylvanien, William Penn's, des edlen Schwärmers, durch weiſe Einrichtungen und den Segen der Natur ſo raſch zu blühender Colonie, daß von 4000 Menſchen, die ſie im Jahre 1689 zählte, bis zum Ende des Freiheitskampfes die Bevölkerung auf 400,000 geſtiegen. Die kleine Provinz Delaware iſt von geringerer Bedeutung. Von hier an, in Maryland, Lord Baltimore's geſegneter Stiftung, und in Virginien, allwo unermeßliche Tabakernten eine Hauptquelle des Reichthums ſind, mehr noch in den beiden Carolinen, reifen unter wärmerem Himmel koſtbare Südfrüchte. Doch dehnen ſich auch weite, theils nackte, theils mit Gras und Geſträuch bedeckte Sandfluren, Savannen, aus, welche noch tiefer im Süden, im heißen Georgien, unüberſehbare Strecken einnehmen, dem Anbau und der Bevölkerung eine engere Grenze ſetzend.

Nach glorreich errungenem Frieden wandte der Congreß und wandten alle Provinzialregierungen ihre Sorge der Beförderung der einheimiſchen Wohlfahrt zu. *Waſhington*, der große republikaniſche Held, trat in den Privatſtand zurück. Aber eine hochwichtige Angelegenheit blieb zu regeln übrig; die *Verfaſſung des Geſammtſtaates*. Denn nur loſe waren bis jetzt die dreizehn Staaten zum politiſchen Ganzen verbunden. Das Anſehen des Congreſſes ſchwand mit der dringenden Kriegsgefahr. Der öffentliche Credit, ſo wie die Sicherheit des ganzen Staates litten dadurch. Die aufgeklärten Patrioten erkannten das Uebel; Männer, wie *Franklin* und *Paine*, hatten durch Druckſchriften und praktiſche Entwürfe die Nation erleuchtet. Die Frucht davon war eine nach weiſen Grundſätzen beſtimmte Föderativ-Verfaſſung, welche im Jahre 1787 zu Stande kam, und im Jahre 1789 *) in's Leben trat. Sie ſuchte den Gefahren der Vereinzelung, wohin der loſe Föderalismus nach dem Unabhängigkeitsgeiſt der Provinzen leitete, und jenen der Deſpotie, wohin das Unitätsſyſtem durch Errichtung einer alleinigen *Centralgewalt*, und daher Zernichtung der Selbſtſtändigkeit aller einzelnen Provinzen naturgemäß führte, gleichmäßig vorzubeugen. Daher ward zwar Amerika nur zum Bundesſtaat oder Staatenſyſtem erklärt und den einzelnen Provinzen überlaſſen, ihren eigenen innern Staatshaushalt mit ſelbſtſtändiger Gewalt zu regeln. Aber alle großen Intereſſen der Geſammtheit, oder welche zum Vortheil Aller eine gleichmäßige Beſtimmung erheiſchen, alſo voreiſt die auswärtigen Verhältniſſe, Krieg, Frieden und Traktate, dann Land- und Seemacht, auch Handelsſachen und Zölle, Münze, Papiergeld, Anleihen, Poſten u. a. ſollten blos von der Centralgewalt, d. h. vom Bundescongreſſe ihr Geſetz und ihre Entſcheidung erhalten. Auch ſollten *Richter* für Streitigkeiten zwiſchen den Provinzen u. a. die Geſammtheit angehende Rechtsſachen vom Congreſſe ernannt werden. Dieſer Congreß ſollte beſtehen aus einem Haus der Repräſentanten und einem Senat. Das erſte wird gebildet durch Abgeordnete aller Provinzen (für je 30,000 — nach einer ſpätern Beſtimmung für 33000 — Wähler *einer*), welche alle zwei Jahre neu von dieſen Provinzen gewählt und ſodann am Congreſſe frei, als Repräſentanten der ganzen Nation, demnach ungebunden durch irgend eine Inſtruktion ihrer unmittelbaren Committenten, ſtimmen. In den Senat ſendet jede Provinz zwei Mitglieder, auf ſechs Jahre; die Erneuerung geſchieht jedoch von zwei zu zwei Jahren, jeweils zu einem Drittheil. Die Senatoren müſſen 30, die Repräſentanten 25 Jahre alt ſein. Geſetze und Verordnungen werden im Haus der Repräſentanten vorgeſchlagen und ausgearbeitet, vom Senat aber beſtätigt oder verworfen: „Kein Geſetz aber darf gegen die Religionsfreiheit, keines gegen die Preßfreiheit, und keines gegen das Petitionsrecht gegeben werden." — Die *vollziehende* Gewalt — in wichtigern Dingen nicht ohne Theilnahme des Senats — übt ein *Präſident*. Derſelbe hat das Recht, die von beiden Häuſern genehmigten Bill's durch ſeine Unterſchrift in Kraft zu ſetzen, oder ſie mit Gegenbemerkungen an die Kammer zurückzuſenden; beharren jedoch zwei Drittheile der Mitglieder beider Häuſer auf der Bill, ſo erhält ſie Geſetzeskraft. Dieſelbe erhält ſie auch, wenn der Präſident binnen 10 Tagen ſie nicht zurückſendet. Der Präſident iſt zugleich Oberbefehlshaber des Heeres, der Miliz und der Flotte; er nimmt die Geſandten an, ſchließt die vom Congreß beliebten Bündniſſe ab, verwaltet die öffentlichen Gelder und hat das beſchränkte Ernennungsrecht der Staatsbeamten. Sein Amt dauert vier Jahre. Er wird von Wählern, welche in jedem einzelnen Staat hiezu ernannt werden, und falls aus derſelben geſammelten Stimmen keine abſolute Mehrheit hervorgeht,

*) 1779.
**) 1780.

*) 4. März.

Digitized by Google

von der Repräſentantenkammer (nach einigen näheren Beſtimmungen) gewählt. Ihm iſt ein Vicepräſident beigegeben, welcher auch den Senat präſidirt. Im Haus der Repräſentanten aber führt ein von demſelben Haus gewählter Sprecher den Vorſitz. Ein Staatsrath von Miniſtern ſteht dem Präſident zur Seite.

In den einzelnen Staaten der Union iſt nach ähnlichen Grundſätzen die vollziehende Macht einem Statthalter mit einem ihm beigegebenen Staatsrath, die geſetzgebende aber einem Corps von meiſt jährlich neu gewählten Repräſentanten anvertraut. In allen Staaten, außer Vermont, beſteht dieſer geſetzgebende Körper aus zwei Häuſern. Der Antheil des Statthalters an der Geſetzgebung, zumal durch ein Veto, die Verhältniſſe der beiden Häuſer zu einander und zu den übrigen Autoritäten, auch die Ordnung der Gerichte u. ſ. w. ſind in den verſchiedenen Provinzen verſchieden beſtimmt. Ueberhaupt aber herrſcht in allen Provinzen Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen, und eine vernünftige, geſetzmäßige Gleichheit und Freiheit (unter den wirklichen Bürgern, neben welchen aber zur Zeit noch Sklaven oder Unfreie in nicht beträchtlicher Anzahl vorhanden ſind); und man kennt dort wohl edle, berühmte, verehrte Namen, aber das die europäiſchen Völker niederdrückende Inſtitut des Adels nicht. Auch Gewiſſenszwang und Preßzwang kennt man in dem glücklichen Lande nicht. Endlich hat man auch kein ſtehendes Heer, kleine Stämme für die verſchiedenen Waffengattungen ausgenommen. Jeder Bürger vom 16ten bis zum 60ſten Jahr, iſt kriegspflichtig, ſobald das Vaterland ſeiner bedarf. Die Hauptforderungen einer reinen Theorie, welcher ſich in Europa ſo feindſelig das hiſtoriſche Recht entgegenſtellt, ſehen wir dort in beneidenswerther Erfüllung.

Zum erſten Präſidenten des neuen Congreſſes ward Waſhington gewählt *). Unter ſeiner weiſen Verwaltung ſproßte aller Segen der Freiheit kräftig empor. Die Geſchichte kennt keinen Staat von ſo ſchnellem und ſo freudigem Gedeihen.

Motions-Rede für Abſchaffung des Zehenten.

(In der badiſchen zweiten Kammer von 1831).

Meine Herren!"

„Bis auf einige wenige Verſtockte oder völlig gedankenloſe Anhänger alles einmal Beſtehenden oder ſchon lange Beſtandenen erkennt heut zu Tage Jedermann die Heilloſigkeit des Zehents an und die Nothwendigkeit oder doch höchſte Erwünſchtheit der Zehent-Abſchaffung. Aber vielleicht nirgend mehr als hier ſtellt ſich — ſobald man der Sache näher tritt — der befriedigenden Löſung der Aufgabe die kläglichſte Begriffsverwirrung, eingewurzeltes Vorurtheil, und mehr oder minder verhüllte Engherzigkeit entgegen. Die Forderung des vernünftigen Rechts gegenüber dem Jahrhunderte, ja Jahrtauſende hindurch beſtandenen hiſtoriſchen Recht verſchafft ſich nur mühſam Gehör und ſeine Befriedigung erſchreckt auch Wohldenkende durch die allernächſt ſich darſtellende Koſtſpieligkeit derſelben. Die Aufgabe, welche ich mir gewählt, iſt wohl theoretiſch leicht — mir wenigſtens erſcheint ſie alſo — aber praktiſch ſchwer. Doch mich ermuntert und ſtärkt der Blick auf dieſe edle Verſammlung getreuer, erleuchteter und patriotiſcher Volksvertreter. In dieſem Saale verheiße ich mir den Sieg für den Hauptinhalt meines Antrags — jede Verbeſſerung durch Ihr ſachkundiges Urtheil wird auch außerhalb dieſer Mauern nicht ohne Wirkung bleiben."

„Meine Herren: Ich werde ſie nicht durch eine weitläufige Darſtellung der Heilloſigkeit des Zehents ermüden. Von derſelben ſind Sie wohl Alle durchdrungen, und die wiederholten Verhandlungen, welche bereits in unſern landſtändiſchen Kammern, theils über Ablöſung des Neubruch- und Blutzehents Statt fanden, laſſen für neue Betrachtungen nur noch wenig Raum. Sie Alle, meine Herren, wiſſen das reelle Gewicht dieſer abenteuerlichen Laſt zu ſchätzen, welche — nicht etwa von dem Reinertrag des Bodens, in welchem Falle ſie erſchwinglich wäre — ſondern von dem Brutto-Ertrag, dem mühe-gebornen und nebſt dem Schweiße des Landmanns noch mancherlei ſchwere Vorauslagen in ſich enthaltenden, den zehnten Theil hinwegnimmt und dadurch, je nach Verſchiedenheit des Bodens, der Crescenzien, der Culturbeſchaffenheit, der Preiſe u. ſ. w. ſelbſt unter günſtigen Umſtänden leicht $^1/_3$ oder $^1/_2$, gar oft aber $^2/_3$, $^3/_4$, $^9/_{10}$, ja das Ganze des Reinertrags und ſelbſt noch mehr als dieß dem Colonen raubt und hierdurch entweder ihn erdrückt, oder vom Anbau des ſchlechtbeladenen Bodens abhält, in beiden Fällen alſo dem Gemeinwohl, welches eine blühende Landwirthſchaft, einen wohlhabenden Bauernſtand und einen hohen — das ſicherſte Steuercapital bildenden — Werth der Gründe fordert, nicht minder als es dem heiligen Recht eine ſchwere Wunde ſchlägt. Sie Alle kennen die großen Verluſte, welche durch die unvermeidlichen Unkoſten der Zehenterhebung (ohne Unterſchied, ob der Zehentherr ſelbſt oder ein Zehentpächter ſie beſtreite,) durch den Körner-Ausfall auf dem Felde, und durch mancherlei andere Umſtände entſtehen, ſo wie die vielen Hemmungen, Verdrüßlichkeiten und Plackereien, welchen neben der materiellen Beraubung der Zehentholde ausgeſetzt iſt. Sie Alle beſeufzen neben der erdrückenden Schwere auch noch die empörende Ungleichheit einer Belaſtung, welche, weil nach dem Brutto-Ertrage beſtimmt, gerade die guten (alſo eines geringeren Aufwandes beim Anbau bedürftigen) Gründe weit minder als die ſchlechtern (nur mit den ſchwerſten Vorauslagen an Arbeit, Dünger, Fahrlohn u. ſ. w. zum Ertragniß zu bringenden) alſo in der Regel die reicheren weit weniger als die armen Beſitzer trifft, und die Niedertretung aller perſönlichen wie aller Eigenthums-Rechte, welche durch den unmittelbar vom Geſetz ausgehenden Anſpruch angeblich Berechtigter auf den zehnten Theil des Ertrags nicht nur des Grundes, ſondern alles Fleißes, wie aller pecuniären Vorauslagen eines ſo genannten Eigenthümers und freien Bürgers geübt wird."

„Ueberall, in allen Ländern, wo die Kenntniß des Bürger-Rechts und Bürger-Wohls auch nur aufdämmert — ſelbſt in dem hartnäckigſt dem hiſtoriſchen Recht anhängenden England — iſt die Forderung der Zehentabſchaffung erklungen: in Baden, dem Lande einer aufgeklärten Regierung und eines freigeſinnten Volkes, in dem Nachbarland des der ſchmachvollen Feudallaſten bereits entledigten und in ſolcher Entledigung allein ſchon den Erſatz für alle Opfer und Leiden der Revolution findenden Frankreich und im Nachbarland des ſolche Befreiung theilenden deutſchen linken Rheinufers, in unſerm Baden, worauf von fern und nahe jetzt alle Wohldenkenden ihre erwartenden Blicke richten, wird ſie nicht fruchtlos erklingen. — Aber welches wird die geeignete, die ausführbare, die den Prinzipien des Rechts wie der Politik am meiſten entſprechende Art der Abſchaffung ſein?" —

„In der Kammer von 1819 wurde die Verwandlung der Zehenten in eine nach dem Durchſchnittsertrag zu berechnende Geldrente vorgeſchlagen und von der Kammer gebilligt. In der Mangelhaftigkeit dieſes Antrages erkennen wir die damals noch ſchüchterne Jugend unſeres conſtitutionellen Lebens. Es iſt nämlich klar, daß man durch eine ſolche Verwandlung bloß eine Verhüllung der eigentlichen Natur des Zehents und damit ſeines Verwerflichkeitsgrunds bewirkt und daneben einen unverantwortlichen Raub an jedem zehentpflichtigen Grundeigenthümer würde begangen haben. Was ſeiner vorherrſchenden Natur nach eine perſönliche, d. h. vom Erwerb mittelſt Arbeit und Vorauslagen zu entrichtende Abgabe iſt, hätte die Eigenſchaft eines Grundzinſes erhalten, und es wäre dem Zehentpflichtigen nicht einmal mehr möglich geblieben, durch Unterlaſſung des Anbaues ſich von der Laſt zu befreien."

„Eine natürliche Folge jener Verwandlung würde die Ablösbarkeit oder gar die Ablöſungsſchuldigkeit der Zehentrente (analog der Ablöſung anderer Grundzinſe) geweſen ſein. Man würde dem Pflichtigen den Loskauf der Zehentrente mittelſt Darlegung der Capitalſumme ſeiner Schuldigkeit geſtattet oder geboten haben. Aber dergeſtalt hätte man das allerſchreiendſte Unrecht verübt, den Pflichtigen, welche vom Zeitgeiſt oder von den Fortſchritten der vernünftigen Rechtserkenntniß ihre ſicherlich nicht ferne, unentgeldliche Befreiung erwarten, hätte man die Verzichtleiſtung auf ſo wohl begründete Erwartung, nämlich die Vorausbezahlung der ungerechten Abgabe bis zum Ende aller Dinge zugemuthet, den Zehentherren ihren prekären, dem nahen Untergang verfallenen Bezug für alle Ewigkeit geſichert, und alle Möglichkeit einer Realiſirung deſſen, was das Vernunftrecht in Anſehung des Zehenten fordert, für immer aufgehoben."

„Freilich ſind in meherren Staaten Zehent-Ablöſungsgeſetze ſolchen oder ähnlichen Inhalts gegeben worden: aber es hat eben bei ihrem Entwurfe — wofern nicht wenigſtens der Ablöſungsfuß ein ſehr niederer, im Wege des Vergleichs etwa zu genehmigender war — jene Begriffsverwirrung und Rechtsunkunde, welche wir vorhin beklagten, vorgeherrſcht. Für Uns, für die badiſche Kammer von 1831, können ſie kein Gegenſtand der Nachahmung ſein. Das badiſche Volk — d. h. der politiſch mündige Theil deſſelben — ohne Unterſchied ob ackerbauend oder nicht — würde ein ſolches Geſetz mit Entrüſtung von ſich ſtoßen, es würde die Abgeordneten, die es votirten, nicht mehr als ſeine ächten Vertreter erkennen."

„Um jedoch den geeigneten, für's Recht befriedigenden Weg der Befreiung zu finden, müſſen wir einige vorläufige Punkte in's Klare ſetzen; wir müſſen die eigentliche Natur der Zehentlaſt und des Zehentrechts in's Auge faſſen."

*) 1789.

Digitized by Google

„Ich ſage nun: 1) der Zehent iſt nach ſeinem Urſprung und nach dem fortbeſtehenden Titel der Schuldigkeit eine Steuer. Er gehört demnach von Seite des Pflichtigen ewig dem öffentlichen Recht an. 2) Von Seiten des Zehentherrn erſcheint er zwar rückſichtlich dritter und insbeſondere nach den unmittelbaren Titeln der Erwerbung rückſichtlich der früheren Beſitzer oder Vorfahrer im Zehentrecht, mitunter auch gegenüber dem Staat als Verleiher, allerdings als Privatrecht: rückſichtlich des Zehentpflichtigen aber iſt durchaus kein Privatrecht zu erkennen, ſondern gleichfalls nur Ausſchluß des öffentlichen Rechts.“

„Einige wenige Worte werden zur Erläuterung und Bekräftigung dieſer Sätze dienen.“

I. „Die Geſchichte der Zehenteinführung, welche nach ihren Hauptzügen jedem Unterrichteten bekannt iſt; aber auch die ganze Natur der im Allgemeinen als Regel geltenden, einen beſondern rechtlichen Akt zwiſchen Zehentherren und Zehentholden oder ihren Rechtsvorfahren durchaus nicht fordernden oder vorausſetzenden Laſt und endlich die in den Geſetzen ſelbſt vielfach ausgeſprochene Anerkennung ſtellen den Zehent als eine unmittelbar durch's Geſetz aufgelegte, alſo keineswegs auf einem privatrechtlichen Titel ruhende Laſt dar. „Jedes Grundſtück, das urbar iſt oder urbar wird, bringt auf ſeinen Inhaber die Schuldigkeit, einen beſtimmten Theil ſeiner Früchte zurückzulaſſen,“ ſagt L.-R. S. 710 aa. Und Aehnliches oder daſſelbe Beſtätigendes ſagen noch viele andere Artikel. So ſetzt der Artikel 710 c. b. feſt: „Die Zehentpflicht lebt kraft Geſetzes wieder auf, wenn ein Gut aus den Händen des Zehentherrn in andere Hände kommt.“ So theilen die Artikel 710 cf. bis cl. den mehreren Zehentherren die verſchiedenen Gattungen der Creſcenzien nach freier Beſtimmung, wenn auch mit Rückſicht auf vorherrſchende Gewohnheit zu, disponiren alſo über Bezug oder Nichtbezug der Zehenten u. ſ. w. So verleihen andere Geſetze auch Zehentbefreiungen nach Gründen oder Creſcenzien für einige Zeit oder für immer und jedenfalls unabhängig von der Einwilligung des Zehentherrn. Das poſitive und insbeſondere das badiſche Geſetz hat dergeſtalt auf's beſtimmteſte die geſchichtliche Wahrheit und die eigentliche Zehentnatur ausgeſprochen; wir ſtehen jetzt, wenn wir die öffentlich rechtliche Eigenſchaft des Zehents behaupten, nicht mehr auf dem Boden bloß des rein vernünftigen, ſondern auch des poſitiven Rechts.“

„Der Zehent iſt eine durch die Geſetzgebung oder die Staatsgewalt den Gründen oder vielmehr den Colonen entweder durch ausdrückliche und unmittelbare Statuirung oder auch durch Sanctionirung des entweder durch kirchliche oder Kriegsgewalt, oder durch factiſche Anmaßung der Stärkern Eingeführten, und zwar in der Regel für das Bedürfniß des Staats- oder Kirchendienſtes aufgelegte Laſt, und folglich, da jene von der Staatsgewalt an das Vermögen der Brüder gerichtete Forderung unter den allgemeinen Begriff der Steuer gehört, eine Steuer. Und zwar iſt er eine perſönliche oder Induſtrie-Steuer weit mehr als eine Grundſteuer, obſchon er zugleich als Grundlaſt vom poſitiven Geſetze behandelt wird. Denn eine Grundſteuer muß bezahlt werden vom möglichen oder gewöhnlichen Reinertrag oder auch vom Capitalwerth des Grundes, und der Nichtanbau deſſelben befreit nicht von ihrer Entrichtung, der Zehent dagegen wird blos entrichtet, wenn ein Anbau Statt fand und zwar von den Früchten dieſes Anbaues, d. h. der Arbeit und den Vorauslagen. Es iſt alſo eine Induſtrie-Steuer, wenn man ihn nicht lieber einen Zins der Leibeigenſchaft nennen will, indem er wirklich den Colonen zum Frohnknecht des Zehentherrn herabwürdigt, und dieſem eine Anweiſung auf die Produkte des Schweißes von jenem giebt. Dieſe urſprüngliche Natur hat der Zehent beibehalten, ſo viele Jahrhunderte ſeit ſeiner Einführung verfloſſen, und ſie wird ihm eigen ſein, ſo lange er beſteht. Was irgend für Veränderungen vorgefallen ſeien in Anſehung der Perſon, welcher der Pflichtige den Zehent zu entrichten hat, an wen immer der Staat den Zehentbezug verliehen, und in wie verſchiedene Hände der Wechſel der Ereigniſſe und der von der Geſetzgebung erlaubte Verkehr, mit dem Zehentrecht daſſelbe gebracht hat, den Zehentholden und ſeine Rechtslage geht alles dieſes nichts an. Er iſt den Zehent ſchuldig blos vermöge des Geſetzes, welches den Colonen zu deſſen Entrichtung verpflichtete, alſo blos vermöge öffentlichen Rechts, oder aber, wenn man ihm die Natur der Leibeigenſchaft an ihm anerkennt, blos vermöge factiſcher Unterdrückung, alſo vermöge gar keines Rechts.“

II. „Freilich haben die heutigen Zehentherren und vielleicht ſchon eine lange Reihe ihrer Vorfahrer das Zehentrecht auf Wegen des Privatrechts erworben. Sie haben es gekauft, an Zahlungsſtatt oder zum Geſchenk erhalten, als Erbſtück erworben u. ſ. w., aber alles dies berührt den Zehentpflichtigen nicht. Alle die verſchiedenen Zehentherren, die auf einander folgen, ſind ihm Steuererheber, welchen er, ſobald ſie als ſolche durch einen vom Staat dafür gültig erkannten Titel ſich darſtellen, ſeine Steuerſchuld zu entrichten hat. Seine rechtliche Lage kann durch Handlungen Dritter durchaus nicht verſchlimmert werden. Er gehorcht, wenn er den Zehent entrichtet, lediglich dem Staatsgeſetz, das ihm denſelben auflegte, und nimmt gar keine Notiz von der Beſchaffenheit der Titel, durch welche der Wechſel der Zehentherren Statt fand. Es iſt damit gerade ſo, als wenn z. B. die Erhebung oder der Bezug einer Accisgattung, oder des Ohmgeldes u. ſ. w. in einer Gegend irgend Jemanden etwa zum eigenen Nutzen verliehen, oder verkauft und von dieſem ſodann weiter verkauft, vertheilt, verpachtet u. ſ. w. worden wäre. Durch alles dieſes wird die Natur der dem Accis- oder Ohmgeld-Pflichtigen aufliegenden Schuld nicht verändert. Mag der Zehentherr vermöge jener Titel ſein Recht als Privatrecht geltend machen gegen die ganze übrige Welt: gegenüber dem Zehentholden tritt er blos vermöge öffentlichen Rechts als Forderungs- oder Bezugsberechtigter auf.“

III. „Wenn aber dem alſo iſt, ſo iſt der Stab gebrochen über den Zehent, weil keine öffentliche Laſt, keine Steuer eine ungerechtere, eine abenteuerlichere, eine fluchwürdigere ſein kann, als er. Ich will davon, was jeder Verſtändige längſt eingeſehen, keinen weitern Beweis vor einer Verſammlung von aufgeklärten Volksvertretern führen, und beſchränke mich auf die unwiderlegliche Behauptung, daß zur Heilung des unendlichen Unrechts unſeres Zehents, welcher jetzo neben der Anzahl anderer neu eingeführter Steuer dem bedauernswerthen Landmann aufliegt, nur zwei Mittel gedenkbar ſeien, nämlich entweder Allgemeinmachung des Zehents oder völlige Abſchaffung deſſelben.“

1) „Man mache zur Herſtellung der Gleichheit den Zehent allgemein. Der Staat dehne daher denſelben Anſpruch, welchen er längſt auf die Gründe und ihre Bebauer erhoben, auf alles fruchtbringende Beſitzthum und allen Erwerb aus, und fordere alſo auch vom Hauseigenthümer den zehnten Theil des (wirklich bezogenen oder ſelbſt verwohnten) Hauszinſes, vom Capitaliſten den zehnten Theil des Waarenerlöſes, vom Fabrikanten und Handwerker den zehnten Theil der Fabrikate und Arbeitsprodukte, das zehnte Stück Tuch, die zehnte Uhr, das zehnte Paar Schuh, ja auch vom Künſtler und Schriftſteller das zehnte Gemälde, das zehnte Buch oder das Honorar dafür, vom Arzt, vom Anwalt u. ſ. w. den zehnten Theil ihres Verdienſtes und ſo durch alle Zweige der Beſchäftigung. Wenn man dieſes thut, ſo wird man andere Steuern aufheben können, und der Landmann in ſolcher Aufhebung eine für ihn befriedigende Erleichterung finden.“

2) „Will man aber dieſes nicht, und es wird wohl außerhalb Bedlam keine Stimme dafür ſich erheben, ſo ſchaffe man den beſtehenden ländlichen Zehent ab, und ſtelle dergeſtalt die im Rechtsſtaat, alſo im conſtitutionellen Staat unabweislich geforderte Gleichheit der Belaſtung her.“

„Durch ſolche Abſchaffung und zwar unentgeldliche, d. h. für den Zehentpflichtigen unentgeldliche Abſchaffung iſt in Anſehung des letzten die Sache geſchehen. Er hat ſich nicht weiter darum zu bekümmern, ob oder was dann noch weiter zu geſchehen hat. Er fordert die Befreiung, wie der Leibeigene ſie forderte, und überläßt es dem Staat, die aus ſolcher unerläßlichen Rechtsgewährung etwa weiter fließenden Verbindlichkeiten oder Nachtheile zu befriedigen oder zu heben.“

„Wir freilich vom Standpunkt des Geſetzgebers dürfen nicht wegbleiben von jener mit der Zehentabſchaffung zu verbindenden weiteren Beſtimmung, und es kann nicht verkannt werden, daß mancherlei Schwierigkeiten ſich hier darbieten. Doch ſind ſie nicht unüberſteiglich, und wenn einmal die Ueberzeugung ſich feſtgeſtellt hat, es ſei eine Rechtsnothwendigkeit die Zehentpflichtigen zu befreien, ſo wird auch die Möglichkeit oder Ausführbarkeit ſolcher Befreiung nicht länger bezweifelt werden.“

„Ich erlaube mir, die Artikel eines die allſeitigen Intereſſen möglichſt berückſichtigenden Geſetz-Vorſchlages, ſo wie nach meiner Anſicht ein ſolcher von Sr. Königl. Hoheit zu erbitten wäre, in einem ſummariſchen Entwurfe hier vorzulegen. Die Erläuterung oder Motivirung der einzelnen Artikel wird zugleich als Vervollſtändigung der allgemeinen Antragsbegründung dienen.“

Artikel 1. „Aller Zehent iſt abgeſchafft. Vom Jahre 1832 an wird keiner mehr entrichtet.“

„Die Begründung dieſes Artikels liegt in den früher aufgeſtellten Sätzen. Ich ſetze nichts weiteres bei. So wie die Leibeigenſchaftslaſten im Augenblick, da man ihre Ungerechtigkeit anerkannte, aufgehoben werden mußten: alſo auch die Zehentlaſt, ſobald man ihre Unvereinbarlichkeit mit den durch das Vernunftrecht und durch die Conſtitution geforderten Gleichheits-Rechten der Bürger einſieht. Eine Claſſe der Beſitzer, eine Claſſe der Gewerbtreibenden (denn der Landmann iſt auch ein Gewerbe und das für den Staat wohlthätigſte und unentbehrlichſte) mit einer für keinen andern Stand vorhan-

denen und der allerſchwerſten Laſt bedrückten, heißt Eigenthums- und perſönliches Recht verletzen und widerſtreitet dem Rechts-Staat."

Art. 2. „Die bisherigen Zehentherren, inſofern ihnen ein gültiger Titel des Privat- oder des öffentlichen Rechts auf Entſchädigung zuſteht, erhalten ſolche in nachſtehendem Maaß und Weiſe."

„Die große Aufgabe unſerer Zeit iſt: wie kann beſtehendes Unrecht abgeſchafft oder verletztes Recht wieder hergeſtellt werden, ohne anderen Rechten zu nahe zu treten? Sie findet auch bei der Zehent-Abſchaffung Statt. Sie iſt jedoch nicht identiſch mit der Frage: Wie kann eine Reform Statt finden, ohne daß irgend Jemand dadurch einen Verluſt leide? Nur *Rechtsverletzungen* hat die Reform zu vermeiden, blos factiſche Nachtheile aber, die für die Einen aus der Wiederherſtellung des Rechts der Andern oder überall aus der Verfügung des Geſetzes fließen, hat ſie nicht gut zu machen. Man ändert unbedenklich, wenn gute Gründe dafür vorliegen, die *Lehn-*, die *Hypothek-* u. a. Geſetze, welche tief in die beſtehenden Anſprüche und Intereſſen von Tauſenden und Tauſenden eingreifen, und entſchädigt deßhalb die dadurch Benachtheiligten *nicht*. Wenn *Zunftmißbräuche* abgeſchafft werden, und ſollten ſie mehr als hundertjährigen Beſtand für ſich haben — wer denkt an Entſchädigung der dadurch in Verluſt geſtürzten Zunftgenoſſen? — Als man Corporationen und Gemeinden den Bezug des Ohmgeldes oder anderer längſt beſeſſener ehr- und nutzbringender Rechte entzog, hat man ihnen überall eine Schadloshaltung ertheilt? — Wenn ungebührliche *Steuer-Befreiungen*, wenn abgeſchmackte Privilegien aufgehoben werden, kann da von *Erſatz* wohl die Rede ſein? — Als ſelbſt in Oeſtreich die *ungemeſſenen Frohnden* in gemeſſene verwandelt, einzelne Leibeigenſchaft-Laſten gemildert, Zehentbefreiung für gewiſſe Creſcenzien oder für Neubrüche verliehen wurden, da hat kein Berechtigter eine Entſchädigung weder empfangen noch angeſprochen. Werden die verfaulten Wahlflecken in England oder die bisher wahlberechtigten Familien, welche durch die Reformbill um ihre althergebrachten Befugniſſe kommen ſollen, eine Entſchädigung erhalten?? — Aber in *Deutſchland* hat ſich in der neueſten Zeit der ſonderbare Grundſatz aufgethan, daß wo immer durch zeitgemäße Reform nicht etwa den Angehörigen der gemeinen Bürgerclaſſe, wohl aber den vornehmen, insbeſondere den Standes- und Grundherren irgend ein Nachtheil zugeht, dafür aus den Mitteln der Geſammtheit der *volle Erſatz* müſſe geleiſtet werden; ein abenteuerlicher Grundſatz, welcher allgemein aufgeſtellt, die Geſetzgebung in Feſſeln ſchlägt und die auf einzelnen Perſonen oder Claſſen factiſch laſtenden, abgeſchmackteſten und rechtswidrigſten Bedrückungen in Geſammtverbindlichkeiten der ganzen Geſellſchaft verwandelt! — Dieſem Grundſatz kann eine frei gewählte und frei geſinnte Verſammlung von Volksvertretern nicht huldigen. Entſchädigung gebührt nur da, wo wirkliches *Recht* und *in ſo fern es verletzt* iſt. Billigkeit, Humanität, auch Politik mögen mitunter noch ein Mehreres fordern oder rathen, aber zur *Schuldigkeit* wird es darum nicht. Wir haben nun bei der Zehentabſchaffung zu unterſuchen, ob oder welche Titel der Entſchädigung für die bisher Berechtigten ſprechen?"

Art. 3. „Für die *landesherrlichen* Zehenten wird der Erſatz nach Maßgabe des Staatsbedürfniſſes aus der allgemeinen Steuercaſſe geleiſtet."

„Dieſer Satz bedarf keiner weitern Begründung. Der Staat fordert, was er zu ſeinem Haushalt nöthig hat, von ſeinen Bürgern, und an die Stelle einer ungerechten Steuer, welche er aufhebt, ſetzt er eine andere und gerechte."

Art. 4. „Für die *kirchlichen* Zehenten wird der Erſatz aus Staatsmitteln nach dem für andere Zehentberechtigte aufzuſtellenden Fuße geleiſtet. In ſo fern ſolcher Erſatz zur Beſtreitung der bisherigen oder nach Billigkeit zu regulirenden Pfarrbeſoldungen nicht hinreicht, wird die Ergänzung durch eine Gemeindeumlage gewonnen oder aus Gemeindemitteln geſchöpft, nöthigenfalls auch aus dem allgemeinen Religionsfond oder aus der Staatscaſſe."

„In ſo fern den Zehentberechtigten ein Erſatz zugebilliget wird, ſo gebührt er der Kirche als Zehentherrin nicht minder als andern Zehentherren. Aber in dieſer Eigenſchaft gebührt ihr auch kein Mehreres. Was jedoch die auf den Zehentertrag bisher angewieſenen *Pfarrbeſoldungen* betrifft, ſo fließt der Anſpruch auf volle oder annähernd volle Entſchädigung aus den *Dienſtleiſtungen* der Pfarrer. Entſteht eine Inſuffizienz der ihnen angewieſenen Einnahmsquelle, ſo muß ihnen eine andere angewieſen werden, und die im Artikel vorgeſchlagene ſcheint die unpaſſendſte, weil die Dienſte der Pfarrer den *Gemeinden* gewidmet ſind und billiger durch Beiträge der *Geſammtheit* als blos durch jene der *Colonen*, welche oft die Aermſten der Gemeinde, oft Fremde oder Ausmärker ſind, belohnt werden."

Art. 5. „Alle Privatzehentherren (mit Inbegriff der Standes- und Grundherren) erhalten eine in dem *zehnfachen* Betrag des Durchſchnitts-Netto-Ertrags der letzten 20 Jahre beſtehenden Entſchädigung aus der Staatskaſſe. Der Netto-Ertrag wird berechnet durch Abzug aller Verwaltungskoſten und Laſten vom Brutto-Ertrag."

„Die Urſachen, warum ich nur den zehnfachen Jahresbetrag zur Entſchädigung vorſchlage, ſind nahe liegend. Für's Erſte hat der Staat, als er das Zehentrecht und zwar urſprünglich meiſt für geleiſtete Dienſte, welche längſt nicht mehr geleiſtet werden, verlieh, ſolcher Verleihung niemals die Zuſicherung, in keinem Fall eine verbindliche Zuſicherung beigefügt oder mit Rechtskraft beifügen können, das Zehentrecht bis an's Ende der Dinge in Kraft zu erhalten, woraus dann, wenn man es gleichwohl abſchaffte, eine Verpflichtung zum vollen Erſatze flöſſe. Und dann iſt das Zehentrecht, nach der bereits ziemlich allgemein herrſchenden Ueberzeugung, zur Forterhaltung durchaus nicht mehr geeignet. Von dem ungewiſſen Gang der Ereigniſſe hängt es ab, ob es ein paar Jahre früher oder ſpäter aufhöre: aber die nächſtkünftige Generation erlebt es wahrſcheinlich nicht .... Es dürfte klug von Seiten der Zehentherren ſein, die ihnen dargebotene Entſchädigung mit der Hälfte des Capitals der bisherigen Jahresrente anzunehmen."

„Aber noch ein *anderer* Grund überzeugt uns von der Hinlänglichkeit der vorgeſchlagenen Entſchädigung. Ein bisher faſt unbeachtet gebliebener Grund: die Betrachtung nämlich, daß es von *jedem Zehentholde ſelbſt* abhängt, das Zehentrecht *unwirkſam* oder *unfruchtbar* für den Herrn zu machen. Er darf nur — und die Betrachtung, daß das reine Erträgniß des Anbaues größtentheils einem Fremden zufließt, kann leicht ihn dazu beſtimmen — er darf ſein Feld nur unbebaut — etwa zum Wald *aufliegen* — laſſen; dann iſt er von Zehententrichtung frei, und vermehrt — wofern das Feld nicht zur beſten Qualität gehört — dadurch gar leicht den Ihm Selbſt zum Guten kommenden Ertrag. Oder aber, er kann durch *Veränderung des Anbaues*, nämlich durch Anbau *zehentfreier* Creſcenzien oder auch nur ſolcher, die einen *andern Zehentherrn* haben, dem bisherigen Zehentbezieher die Berechtigung nutzlos machen. Eine Schuld aber, deren Wirkſamkeit von der freien Willkühr des Schuldners abhängt, iſt wohl an pecuniärem Werth nicht gleich zu ſchätzen einer *unbedingten*, von jedem Thun oder Laſſen des Schuldners unabhängigen Schuld.

Es iſt alſo ein *Vergleich* hier angezeigt, eine *Zubilligung* nach Maßgabe der wohlerwogenen allſeitigen Verhältniſſe und politiſchen wie Rechts-Gründe. Ich glaube, mein Vorſchlag dürfe bei unbefangener Prüfung als gerechte Mitte nicht fernliegend erſcheinen, und behalte mir vor, bei einer andern Gelegenheit (Motivirung meines Antrages auf Ungültigkeitserklärung der über ſtandes- und grundherrliche Rechte erſchienenen Declarationen) zu beweiſen, daß er auch mit dem 14ten Artikel der Bundesacte und den übrigen hier etwa anzuführenden Geſetzen gar wohl vereinbarlich ſei."

Art. 6. „Zehentberechtigte *Stiftungen* und *Corporationen* erhalten — wenn ſie zugleich *Staatsanſtalten* oder wirklichen Staats- oder Humanitäts-Zwecken gewidmet ſind — den *vollen Betrag* der bisherigen Zehenteinkünfte als jährliche Rente aus der Staatscaſſe."

„Dieſer Artikel ruht nicht mit Art. 3. auf einem und demſelben Grunde. Doch iſt's hier der *Staat*, welcher in der Regel die Entſchädigung zu leiſten hat, nicht aber die *Gemeinde*. Der *Staat* muß ſeine Anſtalten unterhalten und wird ihnen darum, weil er die Beraubung der Zehentholde aufhören macht, die Unterhaltungsmittel nicht entziehen. Auch wird er eine Pflicht der Gerechtigkeit nicht auf Unkoſten der Humanität üben. Der vernünftige Geſammtwille billigt, ja fordert für die milden Stiftungen den vollen Erſatz."

Art. 7. „Rein *privatrechtliche* Inhaber des Zehentrechts, d. h. ſolche, deren Zehentrecht ſich auf einen erweislich vorliegenden, gegen den Zehentholden gehenden privatrechtlichen Titel gründet, erhalten die mit dem 15fachen Betrag des reinen Ertrags zu leiſtende Ablöſungsſumme vom einzelnen Zehentholden ſelbſt. Der letzte jedoch iſt nicht gezwungen zur Ablöſung, oder darf wenigſtens, wenn der Zehentherr ſie fordert, nur den zehnfachen Betrag entrichten."

„Zehenten dieſer Art werden ſich ſchwerlich viele vorfinden. Denn wenn auch mitunter in noch vorhandenen Verkaufsurkunden der Vorbehalt des Zehentrechts für den Verkäufer zu leſen ſein ſollte; ſo ſetzt ſolcher Vorbehalt doch in der Regel den wirklichen Beſtand und den Fortbeſtand der *allgemeinen* Zehentpflichtigkeit voraus, und ſtatuirt alſo nicht eigentlich über *Errichtung* eines Zehentrechtes, ſondern blos über die Perſon des *künftigen Zehentempfängers*. Noch andere Verträge, z. B. über Maß und Weiſe des Zehentbezuges u. ſ. w. ſind noch deutlicher auf jene *Vorausſetzung* — alſo auch *Bedingniß* — gebaut, und laſſen daher die *urſprüngliche* — öffentlich rechtliche — Natur des Zehents unangetaſtet. Auch die Aufführung der Zehentlaſt unter den Beſchwerden eines zu verkaufenden Grun-

Digitized by Google

les bewirkt keine Verpflichtung des Käufers, ſondern ſetzt ihn bloß von der bereits factiſch beſtehenden Laſt in Kenntniß und befreit dadurch den Verkäufer von Haftung oder Erſatz. Nur wenn Jemand ein bisher zehentfreies (und zwar nicht blos wegen der Eigenſchaft des bisherigen *Beſitzers*, ſondern vermöge *Real-Rechts* freies) Feld unter der Bedingung des in Zukunft ihm zu entrichtenden Zehents veräußert, oder wenn einer auf ſeinen bisher freien Grund eine Zehentlaſt *vertragsmäßig übernommen* hätte, würde die rein privatrechtliche Natur zu erkennen ſein. Aber auch alsdann würde, nach der Natur des Vertrags, eine *wucherliche* Makel dagegen zu erheben ſein (der die Laſt übernahm, erkannte *nicht*, welche ſchwere Bürde man ihm auflud), und die Ablöſung mit dem 15fachen Jahresbetrag als nicht zu gering erſcheinen."

Art. 8. „Zur *Dotation der Staatscaſſe* behufs der Zehententſchädigungs-Leiſtung zahlt jeder *Zehentpflichtige* (oder jede Gemeinde als Inbegriff der zu einer Gemarkung gehörigen Pflichtigen) den *fünffachen Betrag* der vom zehentpflichtigen Grund oder von der Gemarkung nach einer Durchſchnittsberechnung bisher dem Zehentherrn zugekommenen Jahresnutzung, d. h. des Netto-Jahres-Ertrags des Zehents. Will ein Einzelner nicht zahlen, ſo ſteht die Gemeinde für ihn, erwirbt aber dadurch das Zehentrecht gegen ihn ſo lange als möglich iſt, um durch den Zehentertrag das vorgeſchoſſene Capital ſammt Zinſen zu tilgen. Die Taxation des Zehentertragniſſes einzelner Gründe und ſomit die Beſtimmungen des von jedem einzelnen an die Gemeindecaſſe oder unmittelbar an die allgemeine Entſchädigungscaſſe zu leiſtenden Beitrags geſchieht durch Repartition des ganzen reinen Zehentertrags auf ſämmtliche zehentpflichtige Gemarkungsgründe nach der Hauptunterſcheidung in Reb-, Acker- und Wieſen-Gründe und nach einer in jeder Gattung zu machenden Abtheilung in etwa drei Claſſen nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Ergiebigkeit. Für Gründe, welche vermöge Vertrags oder Herkommens einen geringeren Zehent als andere oder ein beſtimmtes Zehent-Averſum zu zahlen haben, dient ſolcher Vertrag oder ſolches Averſum zur Taxation.

„Hier würde es zu weit führen, in eine Begründung der Einzelheiten einzugehen. Die Prüfung und Begutachtung, nöthigenfalls Verbeſſerung dieſer Vorſchläge bleibe Ihrer Commiſſion vorbehalten, wofern Sie den Hauptantrag einer ſolchen Prüfung würdig achten."

Art. 9. „Eine weitere Dotation wird durch *Erhöhung der geſammten directen Steuern* um jährliche 3 bis 5 kr. weiter auf hundert Gulden Steuercapital bewirkt."

„Von der Erhöhung des *Steuercapitals* der vom Zehent befreiten Gründe ſpreche ich hier nicht, weil ſie ſich von ſelbſt verſteht, und weil dagegen das bisherige Steuercapital der *Zehentherren* als ſolches wegfällt. Doch möchte billig jene Erhöhung eine größere Summe betragen als dieſe Verminderung (weil der befreite Zehentholde mehr gewinnt als der Zehentherr verlor), was dann allerdings einen Theil des Ausfalls deckte. Aber mein Antrag geht auf *allgemeine* Erhöhung der *geſammten directen Steuer* um 3 bis 5 kr. von 100 fl. Steuercapital; und hier iſt's, wo ich den meiſten Einwürfen entgegenſehe. Wie kann man den Bürgern ſammt und ſonders zumuthen, die Claſſe der Zehentpflichtigen auf ſelbſteigene Unkoſten befreien zu helfen? Sollen die reichen Grundbeſitzer noch reicher gemacht werden durch Ueberwälzung ihrer Zehentſchuld auf die Schultern von tauſend und tauſend armen Hausbeſitzern und Gewerbsleuten? — Und ſollen die ſchon früher mittelſt Loskaufs zehentfrei gewordenen Beſitzer und Gemeinden jetzt auch noch die übrigen loskaufen helfen? — Liegt nicht billig dem Zehent*holde ſelbſt* die Zahlung der Entſchädigungs- und Ablöſungs-Summe ob, durch welche der Capitalwerth ſeines — eben der Zehentlaſt willen von ihm wohlfeiler erkauften — Grundes erhöht wird?"

„Meine Herren! Alle dieſe Betrachtungen, wiewohl ſie vollkommen anwendbar waren auf den Geſetzvorſchlag über *Abſchaffung einer Anzahl alter Abgaben*, hat man damals für unwichtig geachtet; ſollten ſie gegen die *Zehentabſchaffung* haltbarer ſein? — Selbſt wenn wirklich der Zehent einer Grund-Steuer oder Grund-Gült zu vergleichen wäre, würde man ohne Inconſequenz nicht darauf zurück kommen können, da man bei den alten Abgaben, deren größte Zahl jene Eigenſchaft wirklich an ſich trug, derſelben nicht geachtet hat. Aber der Zehent iſt — wie ich früher ausführte — nicht eigentlich *Grundſteuer*, ſondern *perſönliche* Steuer, ein Tribut der *Induſtrie* oder ein Zins der *Leibeigenſchaft*. Auf ihn oder auf die aus ſeiner Abſchaffung fließenden neuen Geſammtlaſten paſſen alle jene Einwürfe *nicht*. Abſchaffung des Zehents als einer ungerechten Steuer, ja einer Art von Leibeigenſchaft, iſt eine abſolute *Schuldigkeit* des Staates; dem Zehentpflichtigen ſelbſt aber den Erſatz dafür auflegen, heißt nicht ihn *abſchaffen*, ſondern *forterhalten*. Wenn nun nach *geſchehener Abſchaffung* eine allgemeine Steuerhöhung Statt findet, ſo geſchieht ſolche nicht eigentlich um die Zehentpflichtigen zu erleichtern oder zu bereichern, ſondern weil überall die Schuldigkeit der Bürger iſt, die Mittel zur Beſtreitung des Staatshaushaltes aus dem Ihrigen nach Maßgabe des jeweils von der Geſetzgebung zu beſtimmenden, aber ganz vorzüglich eines den Principien der Gleichheit thunlichſt huldigenden Steuerſyſtems herbeizuſchaffen, und weil alſo bei Aufhebung irgend einer für ungerecht oder für ſchädlich erachteten Steuergattung, das dadurch entſtandene Deficit durch Einführung einer andern oder durch Erhöhung der allgemeinen Steuer gedeckt werden muß. Auch gewinnt bei der Zehentabſchaffung mit nichten blos der Bauer. *Jeder* Bürger für den Fall, daß er künftig einen Grund erwirbt, hat nun die Freiheit von einer ſeine Perſon und ſein Capital in Anſpruch nehmenden Laſt errungen, und die *Erhöhung des Grundſteuercapitals*, folglich des wichtigſten Theiles des Staatsvermögens, und die *Ermunterung der Landwirthſchaft*, der allgemeinen Nährmutter, iſt gleichfalls ein Gewinn für *Alle*. Endlich erhebt die Zehentabſchaffung *alle* andern Bürgerclaſſen der ſonſt an *ſie* mit Recht zu ſtellenden Forderung eines gleichmäßig zu entrichtenden Zehent von all ihrem Erzeugniß und Erwerb."

„Uebrigens iſt ſicherlich die unendlich größte Zahl der Zehentholde *arm*, und der Erleichterung wirklich bedürftig; was aber die wenigen *Reicheren* betrifft, ſo ſollen ſie ja durch Erhöhung der directen Steuern auch verhältnißmäßig in's Mitleid gezogen werden, und außerdem iſt klar, daß Forderungen des *Rechts* auch gegen die Reichen zu befriedigen ſind. Oder wie! ſollte z. B. die Aufhebung einer für ungerecht erkannten Acciſegattung darum unterbleiben, weil jene Acciſe auch von einigen Reichen entrichtet ward?"

„Haben ferner einige Einzelne oder Gemeinden ſich bereits früher durch Loskauf vom Zehent befreit, ſo könnten ſie dadurch die Rechtsklage aller andern Zehentpflichtigen wohl nicht verſchlimmern. *Ihre* Sache und *ihr* Schade iſt's, daß ſie zu ungeduldig oder kleinmüthig waren, um vom Zeitgeiſt die wahrhaft rechtmäßige Befreiung zu erwarten."

„Auch daß die Zehentlaſt beim *Ankauf der Gründe in Berechnung* kam, wird von geringem Gewichte ſein. Nicht nur *rechtsgültige Schulden*, ſondern auch blos *factiſche Benachtheiligungen* und ungerechte Bedrückungen, die mit einem Gut verbunden ſind, werden vom Käufer in Anſchlag gebracht; aber darum wird der Titel der Schuld oder der Bedrückung kein anderer. Der Anſpruch auf Befreiung geht *mit* der ungerechten Laſt auf jeden Acquirenten über; und außerdem ſind viele Güter ſeit Jahrhunderten im erblichen Beſitz *derſelben Familien*, und manche andere ſind erſt in neuerer Zeit durch *Urbarmachung* geſchaffen und wegen der Zehentlaſt mit nichten wohlfeiler geſchaffen worden."

„Endlich enthält mein Vorſchlag im Art. 8, welcher dem Zehenthold die Einwerfung des fünffachen Jahresbetrags in die Entſchädigungscaſſe auflegt, bereits das Höchſte, was etwa aus Billigkeitsgründen hier könnte gefordert werden."

Art. 10. „Was noch mangeln ſollte, wird durch eine *Anleihe* aufgebracht."

„Eine genaue Berechnung hierüber zu liefern, bin ich zur Zeit nicht im Stande. Man hat zwar im Jahre 1819 den allgemeinen Betrag der Zehenten in Baden auf drei Millionen geſchätzt, eine furchtbare Summe, und welche, wenn ſie richtig iſt, am eindringlichſten die unmäßige Bedrückung des Landmanns beweiſt, und die Nothwendigkeit der Abhülfe. Doch *übertrieben* ſcheint der Anſatz, und es ſind davon jedenfalls, weil man dabei ſicherlich den *Brutto*-Ertrag im Auge hatte, die Adminiſtrationskoſten und Laſten — wenigſtens zum größten Theile abzuziehen. Nehmen wir dafür ein Drittel, demnach eine Million an, ſo bleiben noch zwei Millionen übrig, wovon eine halbe Million, mehr als der doppelte Netto-Ertrag der Domänial-Zehenten (laut der im Jahr 1825 der hohen Kammer vorgelegten Anſätze) durch die angetragene Steuerhöhung gedeckt wird. Die übrigen $1\frac{1}{2}$ Million im zehnfachen Betrag weiſen ein Capital von 15 Millionen aus, von welchen die Zehentpflichtigen die Hälfte, alſo $7\frac{1}{2}$ Millionen, übernehmen, und wornach alſo — anſtatt der 60 Millionen, womit man uns im Jahr 1819 ſchreckte — höchſtens noch andere $7\frac{1}{2}$ Millionen der Deckung mittelſt einer Anleihe bedürfen."

„Es vermindert ſich aber die Summe noch weiter in eben dem Verhältniß, als der oben bemerkte ſummariſche Anſatz von 3 Millionen Zehentertrag bei genauer Prüfung als zu hoch erſcheinen wird, eben ſo durch den Ueberſchuß der Steuercapitalerhöhung von den jetzt zehentfreien Gründen über das jetzt aufhörende Steuercapital der bisher Zehentberechtigten, und nebenbei könnte noch ein weiterer großer Theil der Anleihe vermieden werden, wenn den Standes- und Grundherren als Gegenrechnung für Zehententſchädigungs Gelder die Allodification ihrer lehenbaren Güter gewährt oder angeboten würde. Was aber alsdann noch

Digitized by Google

übrig bleibt, ſteht wohl in ganz und gar keinem Verhältniß zu dem unberechenbaren Gewinn, welchen neben der erfüllten Pflicht und dem Ruhm ſolcher Rechtsbefriedigung — der Staat auch in *materieller* Hinſicht nach Reichthum, Volkszahl, politiſcher Kraft und allgemeinem Gedeihen aus der Zehentabſchaffung ziehen würde. Durch dieſelbe würde — nicht nur das *kataſtrirte* Steuercapital, ſondern der *wahre* Capital-Werth der Gründe, ſomit die ſolideſte Grundlage der Steuerfähigkeit unermeßlich erhöht, diejenige Bürgerclaſſe, auf deren Kraft und Wohlſtand ganz vorzugsweiſe das Wohl eines ackerbauenden Staates beruht, ſolchen Wohlſtandes theilhaftig gemacht, den Bürgern aller andern Claſſen, und auch Fremden Luſt zum Ankauf der Ländereien, welche jetzt nicht mehr die Schmach der Leibeigenſchaft oder der geregelten Beraubung auf ihre Eigenthümer brächten, gegeben, dem Verſinken der minder ergiebigen Ländereien in Unbau vorgebeugt, der Culturverbeſſerung in allen Zweigen der Landwirthſchaft die wohlthätigſte Ermunterung verliehen, die Grundmaſſe der Bevölkerung zu freiheitſtolzen, glücklichen und darum zuverläſſigen, Fürſt und Vaterland liebenden Bürgern gemacht, und ein in weite Fernen wirkendes, den Namen Badens verherrlichendes Beiſpiel aufgeſtellt. Dieſes alles wäre doch, ſollte man meinen, nicht zu theuer erkauft mit der vorgeſchlagenen kleinen Erhöhung der direkten Steuer und mit einer Anleihe von ein Paar Millionen."

Art. 11. „Der *Neubruchzehent* — und zwar auch von den bereits umgebrochenen, doch nicht in die wirkliche Zehententrichtung gefallenen Gründen — hört ohne Entſchädigung auf."

Art. 12. „Eben ſo der *Blutzehent*. Wo dieſer jedoch einen Theil einer Beſoldung ausmachte, da wird der Erſatz aus der Staatskaſſe oder aus Gemeindemitteln, je nachdem der Dienſt iſt, geleiſtet."

„In Rückſicht dieſer beiden Artikel darf ich mich der Kürze halber auf jenes beziehen, was bereits im Jahre 1822 über die Abſchaffung beider Zehenten, des *Neubruchs* nämlich und des *Bluts* dargeſtellt, anerkannt und gefordert worden."

„Ich darf auch auf meinen eigenen damals in der *erſten* Kammer gehaltenen Vortrag über den *Neubruchzehenten* mich beziehen, worin ich die doppelte und dreifache Verwerflichkeit des *Neubruchzehents* aus den Standpunkten des Rechts und der Staatswirthſchaft ſchilderte und die Einwürfe eines ſcharfſinnigen, mit Waffen der Gelehrſamkeit wie der Dialektik wider mich auftretenden Gegners nicht ohne Erfolg, wie ich meinte, weil mit der Kraft der Wahrheit, bekämpfte. Ohne Widerſpruch mit ſich ſelbſt, kann die hohe Kammer nicht anders als wiederholt und nachdrücklichſt auf völlige, für die Pflichtigen unentgeldliche Abſchaffung des Neubruchzehents und zwar, *ohne* daß dafür den Berechtigten eine Entſchädigung gewährt werde, antragen. Sie wird auch die Befreiung nicht nur für die erſt künftig urbar zu machenden Gründe fordern, ſondern auch für die bereits beurbarten, welche noch in den geſetzlichen Freijahren ſich befinden. Beides wegen des hier noch einleuchtender und unwiderſprechlicher als beim alten Zehent waltenden rein *öffentlichen* Rechts und der daher *unbedingt freien* Macht der Geſetzgebung."

„Beim *Blutzehent* kann einiger Erſatz, doch *nicht* von den einzelnen Pflichtigen, als deren *Keiner* ſchuldig iſt, Vieh der fraglichen Gattung zu ziehen, keiner alſo eine bleibende oder wahre Verpflichtung auf ſich hat, ſondern höchſtens von der Gemeinde verlangt werden, deren ſämmtliche Mitglieder nämlich, ſo viele deren etwa künftig in den Fall kommen, dem Blutzehent unterworfenes Vieh zu halten, durch die Abſchaffung die Freiheit erlangen; beſſer jedoch vom Staat, mit einigem Betrag von Seite der Gemeinden, ungefähr nach denſelben Grundſätzen, die ich oben für den Hauptzehent aufſtellte."

Art. 13. „Die mit dem Zehentrecht in Verbindung oder Wechſelwirkung ſtehenden Geſetze, als über Kirchenbau u. ſ. w. werden einer der Zehentabſchaffung entſprechenden Reform unterworfen."

„Mit der Zehentabſchaffung, wenn ſie zu Stande kommt, werden freilich noch andere Beſtimmungen verbunden werden müſſen, welche den durch jene neu eingeführten Verhältniſſen entſprechen. Insbeſondere wird feſtzuſetzen ſein, *wer alsdann die Laſten zu tragen habe*, welche bisher der Zehentherr ganz oder zum Theil trug? — Da bei der Berechnung der Entſchädigung von der Summe des Zehentertrags alle Laſten wie alle Unkoſten in Abzug gebracht werden, ſo fragt ſich's: wer erbt nun die Laſten des Zehentherrn, und ganz insbeſondere, wer tritt nun in ſeine vorige Verpflichtung *zum Kirchenbau ein*?? — Naturgemäß — inſofern nicht eigene Mittel örtlichen Kirchenfonds vorliegen — diejenigen, für deren Gebrauch die Kirche erbaut oder erhalten wird, alſo die nähere *Kirchengemeinde* (worunter ohnehin die bisher Zehentpflichtigen enthalten ſind), und, wofern dieſelbe zu dürftig wäre, der *allgemeine Kirchenfond* und zuletzt der *Staat*. In ein genaues Detail hier einzugehen, würde jedoch zu weit führen. Die allgemeinen Prinzipien eines vernünftigen Rechts, angewandt auf die hier und dort vorhandenen beſondern Verhältniſſe, werden zur Richtſchnur dienen. Ihrer Commiſſion, meine Herren! und der hohen Regierung brauche ich durch eigene Vorſchläge nicht vorzugreifen. Iſt einmal die Hauptſache im Reinen, ſo darf uns vor der Schlichtung der Nebendinge nicht mehr bange ſein."

„Endlich erlaube ich mir noch einen eventuellen Antrag. Sollte nämlich, was mir jedoch kaum möglich ſcheint, die hohe Kammer noch Anſtand nehmen, auf unverzügliche Abſchaffung aller Zehenten einzugehen, oder ſollten außerhalb dieſer Mauern ſich Hinderniſſe dagegen aufthürmen: alsdann wäre doch wenigſtens dafür zu ſorgen, daß neben der jedenfalls zu verlangenden Abſchaffung des *Neubruchs-* und des *Blutzehents* — wirkſame Maßregeln ergriffen würden, um *eine künftige vollſtändige Rechtsbefriedigung zu erleichtern*. Dahin würde vor Allem eine *Reviſion* der in vielen Artikeln drückenden Beſtimmungen unſers *Landrechts* über die Zehenten gehören, und ſodann zumal ein geſetzlich auszuſprechendes *Verbot der Verpachtung des Zehents*, es ſei denn an den *Zehentpflichtigen ſelbſt* oder an die zehentpflichtige *Gemeinde*. Alles, was dem Zehentherrn den Bezug erleichtert oder lucrativer macht, erhöht für eine künftige Abſchätzung den Capitalwerth der Berechtigung und erſchwert demnach die Abſchaffung nicht minder als die Ablöſung, und es ſtreitet auch gegen alles natürliche Recht wie gegen Billigkeit und Humanität, den Zehentpflichtigen, welcher vielleicht noch von dem Ehrgefühl oder der Milde des Zehentherrn ſelbſt eine minder drückende Behandlung erwarten kann, der rückſichtloſen, durch künſtliche Steigerung des Pachtpreiſes aufgeforderten oder beſchönigten, jedenfalls demüthigenden, oft empörenden Strenge oder Raubluſt eines geizigen Zehentpächters preis zu geben."

„Meine Herren! Im Namen der zahlreichen, dem Staat vor allen andern wohlthätigen und unentbehrlichen Claſſe der — gegenwärtig ſo hart bedrückten — Landleute, im Namen der Gerechtigkeit, der Humanität und der ächten Staatswirthſchaft fordere ich Sie auf, meinem Antrag jene Aufmerkſamkeit zu ſchenken, welche er ſeinem Gegenſtande nach anſpricht, ſo mangelhaft einzelne meiner Ideen auch ſein ſollten. Ich fordere Sie neben allen andern Gründen noch dazu auf im Intereſſe des *öffentlichen Friedens* und der *geſetzlichen Ordnung*. Die heutige Zeit, wer wird dieß leugnen? geht mit Umwälzungen ſchwanger; der politiſche Himmel hängt voll drohender Wolken. Wie beſchwören wir am ſicherſten jeden etwa möglichen Sturm? Der deutſche Bundestag hat kürzlich in friſch eingeſchärftem Preßzwang das Heilmittel zu finden geglaubt, und in der gegen das Volk jedes einzelnen Staates aufgebotenen Streitkraft der ſtehenden Truppen ſämmtlicher Bundesglieder. Aber, meine Herren! ſolche Mittel möchten etwa in *China*, nicht aber im heutigen *Deutſchland* von der erwarteten Wirkung ſein. Die edleren Völker Europa's in Ruhe erhalten, dazu giebt's nur *ein* Mittel, aber ein leichtes, nahe liegendes und zuverläſſiges. Es heißt: *Rechtsbefriedigung*. Nur *hiedurch* wird den Ruheſtörern die Waffe entwunden, nur *hiedurch* ihnen unmöglich gemacht, den rührigen Volksclaſſen einen lockenden Preis des Aufſtandes zu bieten. Je nachdem Umſtände eintreten, könnte allerdings die Loſung: „*Frohndfreiheit! Zehentfreiheit!*" verführeriſch auf die gedrückte Maſſe wirken. Gebt ihr darum zum vorhinein dieſe Freiheit, und dann wird ſie unzugänglich der Verführung ſein. Wahrlich! die Juliustage in Frankreich hätten daſelbſt ganz andere Folgen gehabt, hätten alldort noch die Zehenten und Frohnden beſtanden. Nun aber die materiellen Bedrückungen längſt gehoben ſind, verlangt das Volk Ruhe, Geſetzlichkeit und Frieden. *Rechtsbefriedigung* und *Anderes nicht* iſt heut zu Tage das *Beſchwörungswort der Revolution*."

Vertheidigungs-Rede für die vorſtehende „Motion für Zehent-Abſchaffung."

„*Meine Herren!*"

„Die Urheber der früher verhandelten Hauptmotionen, — namentlich der über die Wiederherſtellung der Verfaſſung, über Preßfreiheit, über Abſchaffung der Herrenfrohnden — erfreuten ſich des Glückes, daß ihre Anträge einſtimmigen Beifall in der hohen Kammer und in den Commiſſionen einſtimmige Unterſtützung fanden. Sie durften ſich demnach bei der Discuſſion, welche ihnen nur beifällige Vorträge herbeiführte, jeder eigenen Vertheidigung oder Rechtfertigung ihrer Anträge enthalten, und ſich auf einen am Ende der Verhandlung anzuſtimmenden Ruf des *Triumphs* beſchränken."

Digitized by Google

„Nicht eben ſo glücklich iſt meine Stellung. Wiewohl nämlich bei der Motivirung mit lebhaftem Beifall aufgenommen, hat dennoch mein Antrag eine bedeutende Oppoſition ſowohl in der Kammer als außerhalb derſelben wider ſich entſtehen ſehen, und ein blos leidendes oder den Ausgang in Stille erwartendes Verhalten iſt mir nicht erlaubt.“

„Schon die Anträge der — wie ich freudig anerkenne, von dem edelſten Geiſte durchwehten — Commiſſion und des durch ſeinen vortrefflichen Bericht um die große Sache der Zehentabſchaffung hochverdienten Berichterſtatters weichen, wenn auch nicht in den Grundſätzen, worin ich vielmehr mit Stolz eine Beſtätigung der meinigen erblicke, doch in deren Anwendung, namentlich in dem Maßſtab der feſtzuſetzenden Entſchädigung von meinen Vorſchlägen bedeutend ab, und eine weit größere Abweichung iſt in dem von der aus zwei Mitgliedern beſtehenden Minorität erſtatteten Beivotum zu erkennen. Zwar dieſes Beivotum, deſſen Ton der Humanität des mit mir doch bereits in bitterer literariſcher Fehde geſtandenen Verfaſſers zur größten Ehre gereicht, und deſſen Richtung, als wenigſtens einen Vergleich zwiſchen entgegengeſetzten Anſichten anbietend, ein herrliches Zeugniß für die Macht der Wahrheit auf ein edles Gemüth iſt, greift mich nicht perſönlich an; aber es handelt ſich auch nicht um meine Perſon, ſondern um die Sache. Eben ſo hat der Herr Redner der Regierung mich nicht angegriffen, denn in ſeinem geiſtreichen Vortrage, dem wir mit geſpanntem Intereſſe zuhörten, hat er ſogar Zeugniß abgelegt für einen Hauptgrund meines Antrags; er hat — wenn auch nicht mit dem von mir gebrauchten und aus meiner Ueberzeugung hervorgegangenen Ausdruck die „Heilloſigkeit“ des Zehentens — doch wenigſtens ſeine vielfache Verderblichkeit und Gemeinſchädlichkeit in national-ökonomiſcher, moraliſcher und religiöſer Hinſicht laut ausgeſprochen und auf das Eindringlichſte erwieſen.“

„Ueber dieſen einen Hauptgrund meines Antrags darf ich mich daher jeder weiteren Ausführung enthalten; allein der Herr Redner der Regierung iſt gegen meinen andern Hauptgrund, nämlich gegen die Rechtsfrage, ich möchte ſagen auf Leib und Leben mit mir in die Schranken getreten, und ein hochverehrtes Mitglied dieſer Kammer hat ſich in völliger Rüſtung über dieſen Punkt mir gegenüber geſtellt, — ein Mitglied, das ſelbſt manches ſcharfe Wort gegen mich fallen ließ, aber doch, wie ich von ihm überzeugt bin, mir die nämlichen freundlichen Geſinnungen zuwendet, wie ich ſie ihm aus innigſter und aufrichtigſter Empfindung bekenne.“

„Außerdem iſt ſeit dem Bekanntwerden meiner Motion eine Menge von Gegenſchriften erſchienen, von welchen wenigſtens ein Theil eine Beleuchtung anſpricht, in ſo fern er ſich nämlich dort an meine Motion anklammert, auch eines Theils durch die Befliſſenheit, welche die Austheilung der Schriften unter die Abgeordneten anordnete, andrerſeits durch die zuverſichtliche Berufung der Minorität auf die darin enthaltene, wie behauptet wird, „ſiegreiche“ Widerlegung meiner Anſichten einen Einfluß auf unſere Berathung und Schlußfaſſung zu erringen droht.“

„Dagegen werde ich nicht berühren, weder den — nach der mir bekannten Perſönlichkeit einiger ſeiner Redactoren übrigens chtungswerthen — Badiſchen Merkur (deſſen einer Nummer ie Schlußſtelle meiner Rede über die ſtandesherrlichen Verhältiſſe galt), noch weit weniger die Badiſche Quotidienne, . h. die Mannheimer Zeitung, welche irrigerweiſe jene chlußſtelle auf ſich bezog, deren ich aber meines Erinnerns über noch niemals gedacht habe und auch niemals gedenken zu üſſen hoffe, auch nicht einige verwandte Artikel in mehreren rovinzialblättern und mehrere, nur einzelne Seiten der Zentſache, ohne Berührung der Hauptfragen, in's Auge faſſende chriften. Sondern ich beſchränke mich auf die drei Schriften, mlich des Pfarrers Müller in Bettberg, des ungenannten rfaſſers der Schrift: „Ueber den Urſprung der Zehenten,“ n Vernehmen nach Profeſſor Birnbaum (ehedeſſen in wen und nunmehr in Bonn), und des geheimen Raths charia in Heidelberg (über Aufhebung ꝛc. der Zehenten), d werfe auch auf dieſe nur einen flüchtigen Blick.“

„Der Pfarrer Müller in ſeinem „Sendſchreiben“ an den tragſteller glaubt vorerſt, ich hätte Ihn gemeint, als ich am ngang meiner Motivirung von den „verſtockten und genkenlaſen“ Anhängern des Zehents ſprach. Ihm diene Beruhigung — und deswegen allernächſt erwähne ich hier iner — daß ich damals ihn zu ſolcher Claſſe nicht zählen nte, weil ich damals von ſeiner frühern Schrift noch keine tiz hatte. In dem „Sendſchreiben“ treibt der für ſeinen Zetbezug ſo „uneigennützig“ ſtreitende Pfarrer ſeinen Eifer weit, daß er „in dem Zehent die allerheitigſte Abgabe nnt, welche die Staatsweisheit erſinnen kann.“ Daß ich nach mit ihm über die Sache nicht ſtreiten könne, iſt klar, nur über die von ihm gegen mich (ſo wie über die von andern Seiten gegen die der Zehentabſchaffung geneigten Mitglieder der Kammer überhaupt) hingeworfene Anſpielung auf etwa bei ihnen mitwirkende eigennützige Motive bemerke ich, daß ich eine vierfache Abſtufung der hier in Sprache ſtehenden Geſinnung erkenne. Die erſte und oberſte iſt diejenige der reinen und aufrichtigen Ueberzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit deſſen, was man fordert und behauptet; — dieß iſt die Geſinnung, die in dieſem Saale wohnt, dieß iſt die Geſinnung, deren auch ich mit ſtolzem Selbſtgefühle mich rühme. Die zweite Stufe iſt die einiger unwillkürlichen Befangenheit für Intereſſen, die wir entweder ſelbſt theilen und deshalb auch genauer kennen, oder die wir als Intereſſen von uns enger verbundener Claſſen oder Bezirke lieben. Von dieſer Befangenheit ſich frei zu erhalten, ſoll unſer Streben ſein, wenn es auch den menſchlichen Schwächen nicht immer möglich iſt, ſolches Ziel vollkommen zu erreichen. Die dritte und tief unter beiden obigen befindliche Stufe iſt die des wiſſentlichen Verfechtens von eigenen Intereſſen oder von Intereſſen Anderer, der wiſſentlichen Parteinahme für dergleichen Intereſſen als Intereſſen, ohne Rückſicht auf Recht und Gemeinwohl; dieſe Geſinnung bleibe fern von uns und allen Genoſſen unſeres Strebens. Die vierte und tiefſte Stufe aber iſt diejenige, auf welcher ſich Jene befinden, die gar nicht einmal begreifen können, daß Anderen ein uneigennütziges Streben einwohne, die — wenn ſie auch achtbare Männer ein ſolches Streben äußern und irgend ein Ziel mit Eifer verfolgen ſehen, dafür gar keinen andern Schlüſſel finden, als eigennützige Motive. — Soviel von dieſer Schrift.“

„Von den beiden andern Schriften zeichnet die erſte (Birnbaums) durch rechtshiſtoriſche Gelahrtheit, und die zweite (Zachariä's) durch Scharfſinn und dialektiſche Kunſt ſich aus. Doch alle Gelahrtheit und alle Kunſt vermögen nichts gegen die ewigen Wahrheiten der Vernunft, und wer, wie Birnbaum, in dieſen mit Geringſchätzung betrachteten Wahrheiten nur „Declamationen“ erblickt, der iſt kein Geiſtesgenoſſe der heutigen Zeit, und wer ſchweigend an ihnen vorübergeht — wie Zachariä — der giebt den Standpunkt auf, von welchem allein ein Streit wie der vorliegende zu entſcheiden iſt.“

„Indeſſen anerkenne ich gleichfalls gern, daß die Schrift des geh. Raths Zachariä in demjenigen Tone der ruhigen, unbeleidigenden Unterſuchung geſchrieben iſt, welcher dem Gegner minder Achtung gebeut, als er für dieſen ſolche ausſpricht.“

„Fürchten Sie nicht, meine Herren, daß ich Sie mit einer umſtändlichen Widerlegung der beiden letztgenannten Schriften ermüde. Es möge dieß einer akademiſchen Disputation vorbehalten bleiben oder einer gelehrten Abhandlung. Nur in ſo fern die Anſichten der Minorität Ihrer Commiſſion auf die Ausführungen jener Schriften ſich ſtützen, und in ſo fern alſo eine Beleuchtung derſelben für unſere Schlußfaſſung entſcheidend ſein kann, werde ich mir eine ſolche erlauben.“

„Der Hauptſatz beider Schriften (ich will der Kürze halber von beiden mit einander ſprechen), aber auch der Hauptſatz der eben gehörten Vorträge des Hrn. Regierungs-Commiſſärs und unſers Hrn. Alters-Präſidenten, beſteht in der Behauptung: die Zehenten ſeien nicht eine Steuer, überhaupt nicht aus dem öffentlichen Rechte entſprungen, ſondern ein Ausfluß des Privatrechts, eine Contractsbedingung, feſtgeſetzt bei der von Seite der Grundeigenthümer geſchehenen Ueberlaſſung des Nutzeigenthums an die Rechtsvorfahren der heutigen Colonen.“

„Zum Beweiſe dieſer Behauptung wird eine ziemliche Anzahl hiſtoriſcher Daten, Zeugniſſe, auch Geſetze oder Verordnungen aus uralten Zeiten und von den verſchiedenſten Völkern zuſammengebracht, und mit dem zuverſichtlichſten Tone, als „den Sieg jener Meinung ſichernd,“ aufgeführt. Ein voreiliges Triumphgeſchrei, wie aus nachfolgenden Betrachtungen hervorgeht:

1) „Ohne Anſtand wollen wir anerkennen, und haben es früher ſchon gethan, daß mehrere Zehentſchuldigkeiten aus rein privatrechtlicher Verpflichtung ihren Urſprung genommen. Aber dieſes iſt nicht die alleinige, und bei weitem nicht die vorherrſchende Quelle. Vielmehr kann, wenn man auch die ſpitzfindigſten Hypotheſen und Vermuthungen als hiſtoriſche Wahrheiten annehmen will, doch nur der allerkleinſte Theil der Zehenten dergeſtalt gegründet worden ſein, da in den Zeiten, woraus ſolcher Urſprung herrühren ſoll, nur der allerkleinſte Theil des Bodens bebaut war und aller weiter hinzugekommene Zehent Neubruchzehent iſt, welcher bloß nach einer geſetzlichen Verfügung oder noch als Geſetz geltendem Machtgebot oder eingeſchlichenem Herkommen eingefordert ward. Man ließ ihn ſich gefallen, weil der Zehent überall ſchon als Regel betrachtet ward, und weil überhaupt der Schwache damals rechtlos gegen den Starken war.“

„So viel oder wenig ſolcher privatrechtlich gegründeten Zehenten es jedoch geben mag, ſo können ſie niemals die Rechts-

Digitized by Google

eigenſchaft der *anders entſtandenen* alteriren, niemals als *Regel* gelten, niemals das etwa für ſich gültige Princip der *Ablöſung* auch auf alle andern übertragen. Vielmehr liegt jedem, der eine ſolche *privatrechtliche* Zehentherrlichkeit behauptet, der *Beweis* dafür ob. Denn aus dem im *allgemeinen* zugegebenen Satze, daß *mitunter* Zehentſchuldigkeiten durch Privatverträge gegründet worden, folgt mit nichten, daß gerade der *Grund* a oder b oder die *Gemarkung* c oder d mit ſolcher Schuldigkeit behaftet ſeien. Der privatrechtliche Urſprung der Zehenten kann überall nur auf *beſtimmte, einzelne* Gründe oder Strecken ſich beziehen; die *allgemeine* oder als *Regel* geltende Verpflichtung läßt bloß aus einer *allgemeinen* Quelle, alſo aus einem Geſetz oder dem Geſetze ähnlichem *Machtgebot* oder *Herkommen* ſich ableiten, und ſolche im *allgemeinen* auch durch die Geſchichte unwiderleglich bezeugte Gründung muß als *Vermuthung* oder *Grundſatz* für alle Ländereien gelten, in Anſehung derer Zehentpflicht nicht ein *ſpezieller Titel nachgewieſen* wird.

„Der geh. Rath Zachariä hat eingeſtanden, daß geſchichtlich feſt nur der Satz ſtehe: „„daß die Zehenten ihrem Urſprung nach, *ſehr verſchiedener Art* wären,““ alſo theils *Kirchenſteuer*, theils *Staatsſteuer*, theils *Kriegstribut*, theils Zins der *Leibeigenſchaft* oder bloſſes Diktat der *Herren-Gewalt*, theils endlich auch — wie wir nicht leugnen wollen — *privatrechtlich* übernommene Laſt; dieſes letzte jedoch weitaus im kleinſten Maße und *nirgends*, oder *faſt nirgends mehr deutlich erkennbar oder erweislich*.“

„Mit dieſem Satze fällt nun der ganze künſtliche Apparat von einzelnen hiſtoriſchen Zeugniſſen zuſammen. Man kann für *jede* der oben angeführten Entſtehungsquellen und für noch andere mehr eine Menge von hiſtoriſchen Zeugniſſen oder Autoritäten auffinden (je nachdem man Muße und Luſt zu ſolchen Sammlungen hat), aber ſolche Autoritäten und Zeugniſſe *zerſtören ſich wechſelsweiſe*, ſobald man ſie für Mehreres als für Spezielles geltend machen will, und nur der *allgemeine* Geſchichtſtrom, wie er dem unbefangenen Forſcher klar und deutlich dahin fließt, nicht einzelne Waſſerfaden mögen die Entſcheidung geben. Die Zeugniſſe vom privatrechtlichen Zehentsurſprung beweiſen gegen die *allgemeine* Quelle, welche im *öffentlichen* Recht oder Unrecht, oder in der kirchlichen oder bürgerlichen *Beſteuerung* zu erkennen iſt, nicht mehr, als z. B. gegen den allgemeinen Satz: „„der Schwarzwald iſt vorherrſchend aus *Nadelholz* beſtehend,““ die einzelnen Buchen- und Eichenwälder beweiſen würden, die man in verſchiedenen Gegenden des Schwarzwaldes auffindet. Zudem enthalten die Urkunden und andere geſchichtliche Quellen meiner Gegner blos Verhandlungen und Diktate der *Großen*, der geiſtlichen und weltlichen *Herren*. Von den Zehentholden ſelbſt liegen keine Anerkenntniſſe vor. Was beweiſen alſo jene Urkunden? — Machtdiktate, Verträge über Rechte von *Dritten* — und ſonſt *nichts*. Und was beweiſt der ganze geführte Streit zwiſchen Kirche und Landesherrn über die Zehentherrlichkeit? — Daß die Zehenten in der Regel eine kirchliche *oder* eine bürgerliche Steuer oder Tributpflichtigkeit ſeien, jedenfalls alſo eine *öffentliche* Laſt.“

2) „Aber noch mehr! Die von meinen Gegnern aufgeſtellten Beiſpiele von angeblich privatrechtlicher Zehentgründung ſind — wenn man ſie auch alle als wahr annehmen wollte — größtentheils für's *Gegentheil* zeugend, d. h. für die *öffentlich rechtliche* Zehentnatur. Freilich iſt der tief liegende Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Hauptarten des Rechts nicht allen poſitiven Juriſten klar; denn nirgend weniger als im *poſitiven* Recht ſind die ächten Prinzipien für ſolche Unterſuchung zu finden, und es hat zumal die heilloſeſte Vermiſchung und Verwechslung der öffentlichen und der Privatrechte als eines der traurigſten Erbſtücke aus den barbariſchen Jahrhunderten bis auf die neueſte Zeit fortgedauert: aber das *Vernunftrecht*, welches den Stab zu führen hat bei dem Neubau der Staaten und Geſetze, unterſcheidet klar und beſtimmt zwiſchen den auf dem *ſelbſteigenen* Willen oder alleiniger Wechſelwirkung der Berechtigten und Pflichtigen (oder ihrer Rechtsvorfahrer) ruhenden und den aus dem *Willen einer Geſammtheit* oder auch eines *Machthabers* gefloſſenen Rechtsverhältniſſen, und nur auf der ſcharfen Unterſcheidung zwiſchen dieſen beiden Quellen und auf der Verdeutlichung der Rechtsfolgen ſolchen Unterſchiedes beruht die Hoffnung eines zu gründenden beſſern Zuſtandes. Der Zehent nun fließt faſt durchgängig aus der *letzten* Quelle.“

„Wenn der geh. Rath *Zachariä* die Worte des Papſtes *Innocenz* III., der da zur Einſchärfung des Kirchenzehents das dominium, welches Gott über alle Länder des Erdballs zuſtehe, in Parallele ſetzt mit dem dominium der weltlichen Zehentherren, als der Anſicht der Entſtehung des Zehents aus dem *Eigenthumsrecht* der Herrn günſtig darſtellt, ſo vergißt er wohl oder will nicht gedenken der ſchon früher geſchehenen anmaßlichen Uebertragung des Wortes und Begriffs dominium und dominus aus der Sphäre des Privatrechts in jene des Staates; er vergißt, daß ſchon die römiſchen Kaiſer (zumal von Dioklețian an) den ihre Despotengewalt bezeichnenden Titel „dominus“ führten und daß noch bis zu den neueſten Zeiten knechtiſche Juriſten oder Hofpubliziſten zu finden ſind, welche das Recht des Königs über Land und Volk aus einem gedichteten *Eigenthumsrecht* über das *ganze Gebiet* ableiten. Darum legt man auch ein ſo großes Gewicht auf den Titel „*König von Frankreich*“ und zieht ihm ſo gerne dem andern „*König der Franzoſen*“ vor, indem nach dem erſten der König als *Eigenthümer des ganzen franzöſiſchen Bodens* und mittelſt deſſen auch als *Herr von deſſen Bewohnern* — welchen er nämlich die Bedingungen des Aufenthalts feſtſetzen kann — erſcheint.“

„Eben ſo und noch allgemeiner entſtand aus dem Mißbrauch oder der Uebertreibung des *Kriegsrechts* die Idee des *Eigenthums des Siegers über das eroberte Land und Volk*. Und wenn demnach die *Römer* den unterworfenen Galliern und Bewohnern der decumatiſchen Länder in Deutſchland, und eben ſo wenn die *Franken* den beſiegten *Sachſen* u. A. den *Zehent* oder eine andere Quote auflegten: ſo war dieſes nichts anders, als ein *Kriegs-Tribut*, deſſen Natur die des *öffentlichen*, nicht des Privatrechts iſt.“

„Von ſolchen, bereits durch die Römer den Colonen eroberter Länder auferlegten, ſodann von den *Franken* als den Erben der römiſchen Herrſchaft für ſich ſelbſt in Anſpruch genommenen oder vermöge ähnlichen Rechts über andere Völker verhängten, wohl auch von den Königen und andren Kriegshäuptern unter Freunde und Vaſallen, Gewaltsträger und Kirchen *vertheilten*, d. h. denſelben zum Selbſtbezug angewieſenen oder *mit* den Ländern übergebenen Tributen leiten nun meine gelehrten Gegner eine Maſſe von Zehenten ab, welche ihnen hiernach als *Eigenthumsrechte* vorkommen, mir aber rein als *Kriegs-* oder *Herrſchaftsſteuern* erſcheinen. Wahrlich, wenn wir, als Nachkommen und Rechtsnachfolger der gedrückten Colonen in den decumatiſchen Ländern oder der von den Franken beſiegten Allemannen, den Zehent an die Erben der römiſchen oder der fränkiſchen Herrſchaft zu entrichten haben, ſo iſt eines von beiden die Rechtslage der Zehentholde: *entweder* ſie ſehen ſich noch fortwährend von einem *Kriegstribut* gedrückt; es iſt alſo *noch kein Friede geſchloſſen*, und der bloß *faktiſche* Zuſtand der noch fortdauernden, aber durch *Gegengewalt* möglich zu löſenden *Kriegsgewalt* laſtet über ihnen; *oder* es iſt der *Kriegsmeiſter zum Staatshaupt* geworden, und zieht den ehevorigen Kriegstribut jetzt unter dem *ſtaatsbürgerlichen* Titel von *Steuer* ein, d. h. er bezieht ihn ſelbſt, theils läßt er ihn einheben durch Solche, welchen er in einzelnen Diſtrikten dazu die *Bevollmächtigung*, wohl auch die *erbliche Anweiſung* ertheilt hat, und welche hinwieder ihre erhaltene Anweiſung weiter an Andere (allerdings oft unter *privatrechtlichen* Titeln, die jedoch nimmer gegen die Pflichtigen, ſondern nur zwiſchen Berechtigten unter ſich von Gültigkeit ſind) übertragen haben.“

„Mit faſt naiver Selbſtvergeſſenheit bemerkt Birnbaum (nach *Savigny*), daß das römiſche *Colonat* (das Verhältniß der *Hörigkeit* und *Zehentpflichtigkeit* der Landbauern gegen reiche und mächtige Herren) allmählig an die Stelle der *Sklaverei* getreten, alſo eine Art von Umſtaltung oder Milderung derſelben geweſen ſei, und daß in der ſpätern Kaiſerzeit auch viele ärmere *Eigenthümer* ihre Güter an Reiche *abgetreten* hätten unter der Bedingung, ſie doch noch als *Colonen* — folglich mit der Laſt der Zehentpflichtigkeit — bebauen zu dürfen. Dieſes iſt ein *köſtliches Eingeſtändniß* der Wahrheit *unſerer* Behauptung, daß nämlich der Zehent eine Art von *Leibeigenſchaftslaſt*, — folglich, da gegen eine *ganze Claſſe* verhängt, ein Unbild des *öffentlichen* Rechtes ſei. Auch die von demſelben Schriftſteller angeführte Benennung servi, welche Tacitus den zu Abgaben von Früchten oder Vieh pflichtigen *deutſchen* Colonen giebt, führt zu derſelben Anſicht. Nicht minder das Eingeſtändniß, daß im Mittelalter auch *freie* Menſchen ihre *Allodialgüter* häufig an Kirchen oder weltliche Herren übergeben haben, unter dem Vorbehalt, ſie gleichwohl noch als zehentpflichtige Colonen bebauen zu dürfen, ſpricht laut für uns. Denn *warum* entſagten jene freien Bauern ihrem freien Eigenthum? — Entweder aus Furcht vor der *eiſernen Gewalt*, welcher damals alles Recht der Schwachen erlag, oder gegen die Bedingung eines von den Starken zu erhaltenden *Schutzes*, überhaupt gegen Leiſtungen dieſer Starken, welche jetzt nicht mehr Statt finden, und alſo auch keine Forderung mehr begründen können. Ja! die *gewaltſame* oder durch *Furcht bewirkte* Herabwürdigung der urſprünglich *freien* Bauern zur Tributſchaft und perſönlichen Pflicht gegen anmaßliche Herrengewalt iſt die *Hauptquelle* aller derjenigen Zehenten, welche nicht als Staats- oder Kirchenſteuer auferlegt

Digitized by Google

werden; und ſelbſt das wirklich unter Unfreie oder unter bloße Pächter oder Zinsbauern vertheilte Land war meiſt nur durch Kriegsgewalt oder Fauſtrecht in den Beſitz der Herren gekommen, m beſten Falle noch durch königliche Verleihung als Amtsgehalt für bürgerliche oder kriegeriſche Dienſte, die jetzt nicht nehr geleiſtet werden."

3) „Aber, ſagt man, durch Verjährung iſt längſt alles dieſes geheilt worden, und troz der Mangelhaftigkeit des urſprüng-ichen Titels beſteht jetzt das Privatrecht des Zehentherrn. Allerdings beſteht ſein Zehentrecht, d. h. ſein Recht zum Zehentbezug; doch ohne Veränderung der urſprünglichen oder als Regel erſcheinenden Natur des Rechts, d. h. noch jetzt als öffentliches Recht, nicht als Privatrecht, zumal nicht gegen en Zehentpflichtigen, gegen welchen als den blos durchs Geſetz oder durch Gewalt Verpflichteten oder Gezwungenen nie ine Privatverjährung lief, und nicht gegen die geſetzgebende Gewalt, gegen welche keine Verjährung gedacht werden ann, da ihr Recht wie ihre Pflicht für und für nur in Grundſätzen, nicht aber in frühern Beſtimmungen oder Duldungen Maß und Richtung findet. Wohl mag jetzt der Zehentbeſitzer als bona fide beſitzend betrachtet werden und gegen andere Zehentwerber — ſeien es Private oder Kirche oder Staat — inen Beſitzſtand aus dem Titel der Verjährung behaupten; aber in Beſitzrecht wird gegenſtandlos, ſobald die ewig freie Geſetzgebung den zur Ungebühr eingeführten oder tolerirten Zehent n Allgemeinen wieder abzuſchaffen für gut findet. Umgekehrt önnte ihrer der Zehenthold — falls er etwa Abkömmling oder Rechtsnachfolger von wirklich bloßen Pächtern oder contractsmäßig beſchränkten Nutznießern ſein ſollte — ſich auf die wirkende Verjährung berufen, auf das nämlich durch den langen Anbau, und zwar unter dem vom Staat ihm verliehenen Titel als Eigenthümer fortgeſetzten Anbau erworbene Eigenthumsrecht über das vielleicht — doch erweislich — vor 1000 der 1500 Jahren einem wahren privatrechtlichen Grundherrn ſtändig geweſene Gut."

„Aber noch mehr! Der Grundhold kann ſagen: Wenn Ihr Zweiſchen Rechtsfreunde ſo weit zurückgeht, nämlich bis in die it der durch Kriegsgewalt und Fauſtrecht gegründeten Eigenthumsſprüche weniger Starken über das ganze Land; ſo erlaubt r, noch einen Schritt weiter zurück zu ſchreiten. Dem ſtand ſolcher Anmaßung ging voraus jener des freien Eigenthums wie der freien Perſönlichkeit der Colonen oder Nationaleber. Dieſer Zuſtand der Freiheit iſt der natürliche und mnach als Regel vorauszuſetzende, und unter den Vermuthunn über den Zehentursprung verdient daher jene den Vorzug, lche nicht aus einem anmaßlichen oder erdichteten Eigenthumshte des Zehentherrn, ſondern aus einem allgemeinen (Steuer-) eſetz, d. h. aus dem öffentlichen Recht ihn ableitet."

4) „Doch verlaſſen wir den Boden der Geſchichte, worauf : zwar für den Unbefangenen, für den nur die großen aſſen in's Auge Faſſenden, Stoff zur Ueberzeugung genug, den ein Parteiintereſſe Verfolgenden aber, oder für den des ıhrten Krams und der glänzenden Hypotheſen ſich Erfreuenden : Stoff zum Streit und zur Verwirrung finden! Wir wollen ür die Natur der Zehentlaſt in's Auge faſſen; dieſelbe beweiſender als alle Geſchichtsklauberei und alle poſitive Jurisdenz."

„Aus dieſer Natur aber geht hervor, daß der Zehent, ſo wie beſteht und ſeit Jahrhunderten beſtand, privatrechtlich r nicht entſtanden ſein kann, und daß er alſo — mag d die Verkehrtheit der poſitiven Geſetze und der poſitiven Juen ihr Privatrecht heißen — ein ſolches doch nie und nmer iſt."

„Welch ungeheure Dichtungsgabe gehört dazu, die überall, in allen Ländern des chriſtlichen Europa herrſchenden Zehenfür Privatrecht zu erklären! anzunehmen, daß privattlich allüberall ein ausſchließendes Eigenthum einiger weniweltlicher und geiſtlicher Großen über den geſammten Grund Boden entſtanden, und daß alle dieſe Herren unter ganz · faſt gleichen Bedingungen die Stücke ihres Eigenthums an luſtige Colonen vergabt hätten? — und zwar ohne Unterſchied, der Grund ſchlecht oder gut, von leichtem oder mühſamem au, von reichem oder dürftigem Ertrag geweſen?" —

„Wahr iſt's: die Claſſe der Bauern in germaniſchen Län(ſo wie auch z. B. in Aegypten und andern alten und neuen aten) iſt durch die Anmaßung der Claſſe der Starken factiſch Unfreiheit und vielfache Tributpflichtigkeit verſetzt worden, t aber privatrechtlich, weil zwiſchen Claſſen und Claſſen e privatrechtlichen Verhältniſſe, ſondern entweder blos factiſch oder unmittelbar geſetzliche Statt finden; alſo nur h Gewalt oder durch öffentliches Recht oder vielmehr recht."

„Welcher Geſetzgeber hat denn die unendlich vielen Privatträge, die da unſere Gegner vorausſetzen, geſammelt und gezählt, um hiernach ausſprechen zu können, „„Alles Land in dieſem Reiche iſt in der Regel zehentbar, Freiheit von der Zehentlaſt iſt Ausnahme und muß erwieſen werden."" Wo giebt's irgendwo eine privatrechtliche Verpflichtung, die ſchlechthin vom Geſetz präſumirt und feſtgehalten wird, ohne Vorhandenſein ſpezieller Titel oder Beweiſe, ja, die ſo ſtrenge präſumirt wird, daß man ſelbſt eine Reihenfolge von Berechtigten — als Kirche, Grundherr, Landesherr — aufſtellt, von welchen einer beim Ermangeln des andern in die Berechtigung eintritt? — Man ſieht deutlich: der Staat oder das Machtgebot der Gewalt, oder des Aberglaubens, überhaupt der Anmaßung, hat, neben dem Eigenthumsrecht auf Grund und Boden, und zur allgemeinen Schmälerung deſſelben, ein phantaſtiſches Recht erſonnen auf den Bezug des zehnten Theiles der Früchte, und über dieſes ſelbſtgeſchaffene — für den Rechtsphiloſophen in ſolcher Geſtalt ganz undenkbare, von der poſitiven Jurisprudenz aber durch eine zweite Dichtung auf Grund und Boden radizirte — Recht disponirt und disponiren laſſen, nach Bedürfniß oder Laune, nach Umſtänden oder Politik."

„Wo in aller Welt iſt eine wahre Contractſchuld, welche der Geſetzgeber nach Umſtänden und Staatsraiſon zu mehren oder zu mindern das unbeſtrittene Recht übt, und zwar nicht nur in Anſehung etwa zukünftiger Erwerber, ſondern auch in Anſehung der bereits im Beſitz befindlichen?"

„Ein ſolches Recht aber hat die Geſetzgebung in Anſehung der Zehenten ſchon allenthalben geübt. Sie hat ohne Zuthat oder Imploration der Betheiligten, Regeln aufgeſtellt über Maß und Erhebungsweiſe des Zehenten; ſie hat das Freijahr bewilligt, mancherlei Gattungen von Creſcenzien der Zehentlaſt entbunden, andere, nach Ermeſſen, den Herren des Groß- oder Klein-Zehents, zugetheilt, eine Fruchtgattung der andern ſubſtituirt u. ſ. w., ſie hat ganzen Claſſen von Perſonen gegenüber von andern die Zehentpflicht nachgelaſſen (z. B. Clericus Clericum non decimat) gewiſſe öffentliche Laſten (wie die Pfarrbeſoldungen, die Kirchen- oder Schulhaus-Baupflicht u. ſ. w.) auf das Zehentrecht gewälzt, und zumal über den Neubruchzehent mit wenig beſchränkter Machtvollkommenheit verfügt."

„Wahrlich die ſo regulirte Zehentlaſt giebt gar keinen Rechtsbegriff, wenn ſie nicht als Ausfluß des öffentlichen Rechts betrachtet wird; und das ganze vom Zehenten handelnde Capitel unſers Landrechts iſt eine Kette von Selbſtwiderſpruch und Verkehrtheiten, wenn man nicht das in §. 710 a. ausgeſprochene Anerkenntniß: „„Nur das Geſetz kann dergleichen Laſten erſchaffen"" in Verbindung mit §. 710 aa., worin jedem Grundſtück, als allgemeine Eigenthumsbeſchränkung, die Zehentlaſt auferlegt wird, als Prinzip der Rechtsbeurtheilung annimmt."

„Ich behaupte, daß noch einleuchtender als bei den Herrenfrohnden und bei der Leibeigenſchaft (womit der Zehent übrigens manche unverkennbare Aehnlichkeit hat), bei dieſem Zehent die Natur öffentlichen Rechts erſcheine. Jene Frohnden nämlich, wie ausgebreitet ſie ſeien, beſtehen doch nur in einzelnen Gemarkungen oder Bezirken, nicht über das ganze Reich. Auch hat jede Gemeinde oder Frohndſchaar dafür ein eigenes, Gattung und Maß beſtimmendes beſonderes Geſetz. Die Frohndpflicht wird nicht vermuthet, oder als allgemein aufliegende Laſt behandelt, ſondern nur da anerkannt und geſchirmt, wo beſondere Titel — ob auch nur Ortsherkommen oder Verjährung — vorliegen. Eben ſo die Leibeigenſchaft oder Hörigkeit. Der Zehent dagegen iſt eine vermöge allgemeinen Geſetzes aufliegende Laſt. Nicht die Zehentpflicht, ſondern die Zehentfreiheit muß erwieſen werden, und erſcheint hernach die Zehentlaſt rein als Ausfluß des öffentlichen Rechts des Staates, während die Frohndlaſt größtentheils nur Geſammtſchuldigkeit der Gemeinde iſt, nicht aber nothwendig entfloſſen dem Staatsgeſetz, wiewohl beſchirmt durch daſſelbe."

„Dennoch haben wir die als Regel anzuerkennende Eigenſchaft der Frohnden und der Leibeigenſchaft als dem öffentlichen Recht oder Unrecht entfloſſener Laſten behauptet. Um wie viel mehr werden wir es bei den Zehenten thun. Dort wie hier mögen manche Einzelne vermöge Contractes, überhaupt vermöge privatrechtlicher oder beſonderer Titel, pflichtig geworden ſein (die Leibeigenſchaft, als Folge des Verluſtes im Würfelſpiel oder als Folge der Kriegsgefangenſchaft, und die Frohndpflicht als Bedingung einer Gutsbenutzung ſind unbezweifelt vielfach vorhanden geweſen), aber dort wie hier iſt die Verpflichtung Einzelner allmählig ausgedehnt worden auf Viele, welche jene Titel nichts angingen, endlich auf Alle, die in einem gewiſſen Bezirke wohnten oder die einer gewiſſen Claſſe angehörten, und zuletzt hat ſelbſt das Geſetz, namentlich in Bezug auf die Zehentpflicht, ſolche allgemeine Ausdehnung ſanctionirt, oder vielmehr erſt durch eigene Autorität eingeführt."

Digitized by Google

„Der Zehent iſt — wie auch *Zachariä* (S. 38) anzuerkennen ſich genöthigt fühlt — eine *widernatürliche* Beſchränkung, ja Zernichtung des Grund-Eigenthums, und welche daher durch die Benennung einer „„*Dienſtbarkeit im Sinne des germaniſchen Rechts*““ mit nichten einen wahren Rechtsboden gewinnt. Er iſt ein Inſtitut, welches höchſtens als *Steuer* — angewandt nämlich auf einen noch ganz einfachen Zuſtand der Staaten und demnach bei verändertem Zuſtand *jeden Augenblick der Aufhebung preis* — zeitlich ein rechtliches Daſein haben kann, als Inſtitut des *Privatrechtes* dagegen dem Vernunſtrecht widerſtreitet und eben darum von der poſitiven Geſetzgebung, welche allein es durch abgeſchmackte Dichtung und Gewaltmißbrauch auch als ſolches geltend macht, die Wiederabſchaffung dringend fordert.“

„Das poſitive Recht behandelt den Zehent als *Grundlaſt*; aber er iſt nach ſeiner Natur und Weſenheit ſolche Grundlaſt nicht. Denn der *Grund ſelbſt* bleibt bei dem Zehent frei, nur der *Colone* wird dadurch belaſtet. Der Grund, wenn er unbebaut iſt, oder in Unbau zurückſinkt, oder mit Gebäuden überdeckt wird, bleibt von der Anſprache frei; nur wenn der *Pflanzer* mit ſeinem Schweiß und ſeinen Vorauslagen ihm Früchte entlockt, tritt die Zehentforderung ein, welche hiernach nichts anderes iſt, als eine Beſteurung der *ländlichen Induſtrie*, oder eine dem — als *Pflanzer*, nicht als *Beſitzer* — aufgelegte *perſönliche Tribut- und Frohndpflicht*. Von allem, was dieſer unglückliche Pflanzer in ſeinen Boden legt, oder zum Betrieb des Landbaues anſchafft, und von allen Früchten ſolcher Vorauslagen, gehört der zehnte Theil einem Fremden, und *von zehn Arbeitstagen iſt einer für den Herrn verwendet*. Seht hier die Frohndpflicht! Der Bauer iſt *Frohndknecht* des Zehentherrn, aber nebenbei noch ihm *tributpflichtig* mit all ſeiner dem Landbau zugewendeten Habe.“

„Der Zehent — wiederholt man hartnäckig — iſt ein Ausfluß des Eigenthumsrechts des Zehentherrn, eine Bedingung des dem Colonen verliehenen Nutzeigenthums, neben welchem das wahre Obereigenthum des Zehentherrn noch immer fortdauert. Das Recht des Zehentherrn ſchmälern, iſt demnach Eigenthumsverletzung.“ — Meine Herren! Wo gerathen wir hin, wenn wir ſolchen Weg einſchlagen?? — Zu Folgerungen und Anſichten, vor welchen der geſunde Menſchenverſtand ſich entſetzt, ſo viele Mühe die an den Feſſeln der germaniſchen Rechtsdichtungen gefangen liegende Juriſterei ſich auch geben möge, ihn damit zu befreunden. *Wer* iſt denn am Ende der wahre Eigenthümer der Gründe, wenn alle nach jenen Dichtungen beſtehenden, und durch eine barbariſche Geſetzgebung gehandhabten ſogenannten Grundrechte *Ausfluß des Grundeigenthums* ſind? — Neben dem Zehentherrn erheben ſich mit ähnlichen und zum Theil mit weit beſſer begründeten Anſprüchen der *Lehnsherr*, der *Gültherr*; aber auch der *Leibherr*, der *Frohndherr*, der *Bannrechtsherr*, der *Drittheiligkeitsherr*, der *Landgarbenherr*, und noch andere mehr. Ja, der Zehentherren ſelbſt giebt es oft über denſelben Bann oder über denſelben Acker, je nachdem zumal verſchiedene Creſcenzien darauf gepflanzt werden, zwei, drei oder vier und noch mehr! — So viele und vielerlei Eigenthümer verleiht die barbariſche Rechtsdichtung dem Grunde, und nur *dem verſagt* ſie das Eigenthum, welchem *allein* es in Wahrheit und vernunftrechtlich gebührt, d. h. demjenigen, welcher mit *ſeinem Schweiße* und mit *ſeinen Vorauslagen* den Grund urbar gemacht, und ihm ſomit die das Weſen des Eigenthumrechts ausmachende *Form* aus dem Seinigen gegeben hat. Jene anmaßlichen Eigenthümer gehen ſtolz einher, parteiiſch beſchirmt durch eine ungerechte Geſetzgebung, während der *wahre* Eigenthümer, und der ſelbſt unter dieſem Titel ſchwere Staatsſteuern und perſönliche Leiſtungen zu entrichten hat, als Rechtloſer und Sclave behandelt wird!!“ —

5) „Ich will jedoch, nach einem gemeinen Sprichwort, *den Stier bei den Hörnern packen*. Ich will den Zehent ſelbſt als *Privatrecht* anerkennen, nämlich einſtweilen *annehmen*, jedoch nicht zugeben, daß er Privatrecht ſei. Was folgt daraus? Ich ſage: Selbſt in der Vorausſetzung, er ſei Privatrecht, fordere ich ſeine Aufhebung, wenn auch etwa unter minder freigebigen Bedingungen, d. h. unter einer etwas ſtrengeren, dem Zehentpflichtigen aufzulegenden Erſatzſchuldigkeit. Wenn der Zehent durch Privatvertrag geſtiftet worden iſt, ſo iſt, wie gewiß Niemand leugnen wird, dieſer Vertrag der *wucherlichſte*, der ſich denken läßt; er hat eine ſo furchtbar wucherliche Eigenſchaft an ſich, daß das rechtliche Gefühl ihn nothwendig verwerfen muß, wenn er nach ſeiner ganzen Strenge behauptet werden wollte. Es iſt ein Vertrag, wie wenn Einer dem Andern eine Summe Geldes liehe mit der Bedingung, ihm jährlich 80 Procent als Zins davon zu bezahlen, und zwar mit der Clauſel der *Unaufkündbarkeit* des Capitals. Wird in dieſem Falle die Geſetzgebung das Recht nicht haben, den Vertrag zu zernichten, d. h. den Zins entweder herabzuſetzen, oder doch wenigſtens dem Pflichtigen das Recht zu verleihen, durch die Zurückgabe des wahren und urſprünglichen Capitals ſich von der Zinſenlaſt zu befreien? d. h. nicht des Capitals, von dieſen 80 fl., wenn man dieſe als Zinſe verrechnet, ſondern des Capitals, das er empfing? — Was iſt nun das *urſprüngliche Capital des Zehentherrn?* — Es kann jedenfalls kein höheres ſein, als der wahre Grundwerth, damals als der Grund und Boden übergeben ward, das *Capital des reinen Ertrags* jenes Grundes nach dem damaligen Zuſtand oft ſchon von dem Zehentholden durch den Zehentertrag *eines einzigen Jahres* bezahlt, und da wären fünf Jahresbeträge wohl ein genügender Erſatz. Es giebt keinen Rechtsgrund, dem Nachfolger jener Verleihung ein größeres Capital zuzutheilen, als urſprünglich beſtand, keinen Rechtsgrund, dem Rechtsnachfolger des urſprünglichen Empfängers ein größeres Capital zur Laſt zu legen, als er urſprünglich empfing. Man gab etwa eine ganze Markung gegen die Bedingung des von den bereits *beurbarten* Gründen zu entrichtenden Zehents hin. Von den *nicht* beurbarten ward auch nichts gefordert. Der Beweis davon liegt darin, daß von unbebauten Stücken noch heute kein Zehent bezahlt wird, obgleich, freilich in der Vorausſetzung, der Zehent ſei ein Grundrecht, es vernünftig geweſen ſein würde, gerade von den Gründen, wo die Natur allein wirkt, den Zehenten vorzugsweiſe zu begehren. Hiernach kann nur der Ertrag des *damals urbaren* Grundes und Bodens, der zur Nutznießung gegeben wurde, zu capitaliſiren ſein; der *ſpätere Neubruch* kann nicht in Anſchlag gebracht werden, d. h. die Zehententrichtung iſt nicht im erſten Vertrag enthalten, weil ſolcher Neubruch ſeinen Werth erſt durch dasjenige Capital erhielt, welches der Zehenthold ſelbſt hineinlegte, dieſes Capital alſo nicht dem Herrn gehört hat, und weil es doch gar zu unſinnig wäre, daß ein Grund, z. B. Weideplatz und Wald, welcher in ſeinem ungebauten Zuſtand als mein Eigenthum betrachtet ward (d. h. wovon ich die *freie* Benutzung, Weide- und Holz-Ertrag, genoß) gerade dann, wenn ich vernunftrechtlich wirklich Eigenthümer geworden bin (durch die Beurbarmachung nämlich oder Formgebung) jetzt *nicht mehr mein*, ſondern des *Herrn* ſein ſollte. Außerdem iſt noch gar Manches in dem neuern Zehentertrag, was in dem alten mangelte, namentlich auch die Produkte der künſtlichern und weit koſtſpieligern neuen *Landwirthſchaft*, die Erzeugniſſe der — ehedeſſen ruhenden — *Brachfelder*, welche jetzo die Erndten vermehren u. m. a., und auch *hierauf* bezieht der urſprüngliche Vertrag ſich nicht.“

„Weiter wäre die Bedingung, daß alle nachfolgenden Grundbeſitzer, wenn ſie ihren Schweiß und ihre Vorauslagen in Grund und Boden legen, den zehnten Theil des Ertrags den Nachfolgern des Verleihers geben ſollen, ſchon deswegen *ungültig*, weil keiner über den Fleiß und die Induſtrie nachfolgender Generationen disponiren kann, weil keiner auf alle Zukunft hin der Nationalökonomie Feſſeln anzulegen, und das höhere Eigenthum auf Grund und Boden, welches der *Nation* gehört, indem ſie aus deſſen Ertrag die Mittel ihrer eigenen Erhaltung zieht, zu verkümmern berechtigt iſt.“

„Das Capital iſt alſo blos der *Reinertrag der damals urbaren Gründe*, denn über ein Mehreres konnte nicht contrahirt werden, ſelbſt wenn wir den Verleiher als wirklich rechtlichen *Eigenthümer* betrachten. Um wie viel weniger, wenn wir den Titel ſeines angeblichen Eigenthums, Kriegsgewalt, gezwungene Ueberlaſſung von Seite des Colonen, oder reine Uſurpation, höchſtens etwa im Namen des *Staates* ausgeübtes *Dominialrecht* — überkommen als *Dienſtgehalt*, oder an ſich geriſſen durch Anmaßung — in's Auge faſſen? — Wenn ferner die Zehentholde, nach der Vorausſetzung unſerer Gegner, *nicht* Eigenthümer ſind, ſo würde wenigſtens ſo viel daraus fließen, daß der Staat oder der Zehentherr ihnen alles *zurückerſetzen* müßte, was ſie *unter dem Titel als Eigenthümer* ſeit Jahrhunderten an den Staat bezahlt haben, oder erſetzen, was ihnen ſpäter, noch neben der angeblich für die Nutznießung übernommenen Zehentpflicht gegen den Eigenthümer, an perſönlichen Leiſtungen und Tributen für noch *andere* angebliche Eigenthümer auferlegt ward, Laſten, deren Schwere ſie völlig um alle Früchte und allen Ertrag ihres Schweißes bringt. Durch ſolche billige *Gegenrechnung* werden ſodann die Zehentholde ſicherlich frei werden.“

„Aus dieſen Betrachtungen nun geht die Beantwortung der *drei folgenden Fragen* und damit auch die Widerlegung der gegen meine Anträge erhobenen *Haupteinwendungen* wie ich glaube mit befriedigender Klarheit hervor:

I. „Welches iſt die den factiſchen und Rechtsverhältniſſen *angemeſſene Entſchädigung der Zehentherren?*“

II. „Kann oder darf davon ein bedeutender Theil auf die *Schultern der Geſammtheit* gelegt werden?“ —

III. „Wird nicht dadurch zur *Ungebühr der Zehenthold auf Unkoſten der übrigen Claſſen bereichert?*“

Digitized by Google

I. „Der Entſchädignngsanſpruch konn auf Seite des zu ntſchädigenden nur ein privatrechtlicher ſein. Er wird aber, : nachdem man ſich den Zehent als eine von der Staatsgewalt usgeſchriebene Steuer, oder als eine vom Zehentholb privat-echtlich übernommene Laſt denkt, entweder blos gegen en Staat, oder blos gegen den Pflichtigen gehen, und a Fall man über den Urſprung im Zweifel iſt, mag, im Sinne nes Vergleichs, die Entſchädigungsſchuldigkeit als getheilt viſchen Staats- und Zehentholb betrachtel werden. Welches iſt der hier nnd dort ihr Maß? — Um es zu beſtimmen, müſſen ir den urſprünglichen Vertrag, wodurch nach einer nſicht der Staat den Steuerbezug dem Rechtsvorfahrer s jetzigen Zehentherrn verlieh, oder, nach der andern An-cht, wodurch die Zehentſchuld von dem Rechtsvorfahrer des tigen Zehentholden übernommen wurde, in's Auge faſſen. rkundlich aber liegen dieſe Verträge nicht vor, oder wenn auch nzelne vorlägen, ſo könnten ſie doch nicht maßgebend für ämmtliche Zehenten ſein. Vernünftige Muthmoſungen der Annahmen müſſen hier den Mangel geſchriebener Beſtimmun-n erſetzen. Geben wir nun jenen Verträgen den für die Be-chtigten allergünſtigſten Inhalt, den nur immer geſunder Men-ſchenverſtand ſich denken kann, ſo wird doch niemals dar-nſein bis zum Capitalwerth des jetzigen Bezugs der factiſchen Jahresertrags anſteigender Ent-ſchädignngsanſpruch zn danen ſein."

„Es müßte nämlich, um ſolchen Anſpruch zu begründen, der erleihungsvertrag von Seite des Staates alſo gelau-tt haben:

„„Ich verleihe dir den Zehentbezug in dieſem Bezirk auf wige Zeiten. Ich verſprche daher, dieſe Steuer nie nnd immer, auch wenn ſie bei aeränderten Umſtänden aöllig unrecht nd heillos erſcheinen wüede, aufzuheben, oder wenigſtens für n Fall ſolcher einſtmaligen Aufhebung dich mit dem vollen Ca-talwerth — nicht nur des jetzigen im Augenblick dieſer Verlei-ng beſtehenden, ſondeen mit dem vollen Capitalwerth desjeni-n Ertrags zu entſchädigen, welchen der Zehent auch nach einer olge von Jahrhunderten, ſo weit immer der Anbau der Län-reien bis zum Augenblick der Zehentabſchaffung voranſchreite, aben wird. Ich verſpreche dir ſolche, aus den Mitteln der eſammtheit zu leiſtende Entſchädigung ohne Rückſicht auf den reis, um welchen ich dir heute das Zehentrecht überlaſſe, oder ch obſchon ich den Bezug dir lediglich geſchenkt habe, oder dlich auch für den Fall, daß die von dir dafür übernommenen egenleiſtungen längſt ſallten aufgehört haben. Der öchſte Werth aber der höchſte Anſchlag des jetzigen Ertrags, r aach der Kaufpreis, um welchen etwa du in einiger Zeit dein echt an einen andeen übertrügeſt, ſoll dabei gar nicht maßge-nd ſein, ſondern blos der factiſche Ertrag im Augen-licke der Aufhebnng, — dieſer ſoll dir durch Darlegung s vollen Capitals bis an's Ende aller Dinge gewähr-iſtet ſein, und wenn er auch den urſprünglichen hundertſach erſtiege und zu 99 Hunderttheilen aus Gründen bezogen würde, elche jetzt völlig öde und werthlos ſind, nnd erſt in 100 oder 00 aber 1500 Jahren dnrch das in ſie gelegte Capital eines nftigen Beſitzers zum Ertrag würden gebracht werden."

„Wir fragen: Läßt ein ſolcher Vertrag mit Veenunft ſich enkrn? — und wenn er wirklich dergeſtalt abgeſchloſſen wor-en wäre, von einer, jedenfalls doch durch die Geſetze des lgemeinen und ewigen Staatsrechts beſchränkten Staats-ewatt, würde er dann gültig geweſen ſein?" —

„Und nun der Privatvertrag über Errichtung eines hents, wie müßte dieſer glautet haben??" —

„„„Ich, Eigenthümer — wenigſtens Beſitzer vermöge Kriegs-walt oder vermöge Fauſtrechts — dieſes ganzen Goues oder ezirkes verleihe Dir oder Euch und Euren Rechtsnachfolgern eſen Diſtrikt, dieſe Gemarkung, oder dieſe ſo oder ſo begrenzte ur zum Nutzeigenthum gegen die Bedingung des mir und einen Rechtsnachfolgern daoon in alle Ewigkeit zu ent-chtrnden Zehents; nämlich des Zehents vom Ertrage des bauten Grundes nicht aber des unbebauten. Was dir atur allein hervordringt ohne Euren Schweiß und Eure Vor-slagen — namentlich das Holz — davon verlange ich den henten nicht, ſondeen nur von dem durch Eure Arbeit und erwendung von Geld oder Geldeswerth Erzeugten. Laßt Ihr s bereits nrbare Land in Unbau ſinken oder zum Wald auflie-n, dann verlange ich nichts mehr; von allem Land aber, wel-es Ihr urbar macht, ſo mühſelig und koſtſpielig die Beurba-ng ſei, muß mir der Zehente entrichtet werden, wie von dem-eigen, welches ich ſelbſt beurbart habe und Euch daher in ur-arem Stand übergebe. Sollte im Laufe der Jahrhunderte die Menge des beurbarten Grundes jene des von mir Euch in ſolchem uſtande übergebenen hundertſach überſteigen, ſolltet Ihr und ure Rechtsnachfolger den jetzigen Grundwerth durch fortſchrei-nde Beurbarung und Culturverbeſſerung um's Hundertfache ver-mehren, d. h. ſollte der Betrag des von Euch hineingelegten Capitals den Werth des Bodens verhundertfachen, ja ſollte der durch Vervollkommnung und Vertheurung des Ackerbaues uner-meßlich geſteigerte Jahresertrag dieſes Bodens einſt das Zwanzig-fache ſeines ganzen Capitalwerths ſein: in jedem Falle müßt Ihr mir den zehnten Theil ſolches Ertrages verabreichen, nnd eine Befreiung von ſolcher Laſt könnt Ihr nie anders erlangen, als indem Ihr meinem Rechtsnachfolger eine Summe bezahlet, deren Zinſen dem dereinſtigen, wenn auch factiſch hundertſach geſtiege-nen Jahresbetrag des Naturalzehents gleich kommen, und wel-che daher für dieſe Rechtsnachfolger ſolchen Betrag zum vorhinein und nngeſchmälert bis an's Ende der Zeiten realiſiren. Alles dieſes ſoll anch Statt finden in Anſehung der Güter, welche jetzt zwar Euer wohlerworbenes und nnbeſchränktes Eigenthum ſind, welche ich aber — da Ihr ſchwach ſeid und ich ſtark bin — unter jener Zehentbedingung unter meinen Schutz nehme. Es ſoll auch Statt finden in Anſehung aller benachbarten, jetzt etwa herren-loſen Ländereien, die Ihr in Zukunſt durch Beurbarung Euch zueignen oder auch van einem andern Herrn, z. B. zu Lehen oder zum Erbbeſtand u. ſ. w. erhalten werdet. Alle dieſe Artikel ſetze ich endlich gleichmäßig feſt für meine ſämmtlichen Zehentholde, ſo viele ihrer ſeien, und ohne Unterſchied, ob ich mit dem A. B. oder C. einen ſchon beurbarten und guten Grund, oder einen ſchlechten, oder einen noch wüſten, einen des Anbaues leicht em-pfänglichen oder nur mit den ſchwerſten Koſten in Anbau zu ſetzenden verliehen oder von ihnen mir zum Schutz empfohlen er-halten habe. Dieſes iſt der Inhalt und Sinn unſeres Zehent-contractes.""" —

„Wir fragen abermals: Läßt ein ſolcher Vertrag ſich den-ken? — oder läßt ſeine rechetliche Gültigkeit ſich denken, falls wirklich einerſeits Unaerſtand oder Blödſinn oder Furcht, und andererſeits Uebermuth und Betrug oder freche Gewalt die Be-dingungen angenommen oder dictirt hätten? — Darf die Staats-gewalt einen ſolchen Vertrag ſanctioniren und feſthalten?"

„Wie ſtellt ſich demnach das rechtliche Maß der Ent-ſchädigungsforderung? — gebaut auf einen rechtlich ungültigen Vertrag?"

„Und dann überhaupt die Schätzung nach dem bloß facti-ſchen Zuſtand! Wer hat ein Reche auf ewige Fortdauer eines factiſchen Zuſtandes? Jeder Zehentholb kann, ſo-bald er nur will, das Recht des Zehentheren unwirkſam ma-chen, durch Unterlaſſung des Anbaues, oder nach Umſtänden auch ſchon durch Veränderung der Kultur. Alſo auch bei der Fortdauer des Zehentgeſetzes oder Zeheatinſtituts bleibt deſſen Ertrag für den Herrn abhängig von dem Willen des Pflichtigen. Kein Einzelner ſonach iſt das Capi-tal der zufälligen Jahresleiſtung ſchuldig, und ſonach iſt es auch die Summe der Pflichtigen nicht. Glaubt man ſo-dann wirklich, der Zehent werde fortbeſtehen bis zum Ende aller Dinge, oder es würden jemals die Zehentholde oder die Re-präſentanten der Geſammtheit ſich zu einer, der Voraus-ſetzung ſolcher Fortdauer entſprechenden Vergütungs-ſumme bequemen? — Hofft man, das Licht des neunzehnten Jahrhnnderts wieder auszulöſchen, und die durch die Fortſchritte der öffentlichen Meinung über ihr Recht belehrten, ſo wie durch den Stand der großen europäiſchen Dinge im Selbſtge-fühl geſtärkten Zehentholde abermal zur gedankenloſen Paſſi-vität der Hörigen des Mittelalters zurückzubiingen??" —

„Wahrlich! bei der unbefangenen und ernſten Abwägung aller jener rechtlichen Momente und dieſer factiſchen Verhältniſſe erſcheint die Ablöſung mit dem zehnfachen Betrage nicht zu gering, und meine eigene, innerſte Ueberzeugung hält dieſen gemachten Vergleichsvorſchlag noch fortan für billig. Mit jeder Erhöhung der Taxe erſchwert ſich das Geſchäft auf viel-fache Weiſe und vermindert ſich der Werth wie der Ruhm der Ausführung. Indeſſen will ich dem, auf das funfzehnfache ge-henden Antrag Ihrer Commiſſion, ſobald er die Billigung der Mehrheit in der Kammer findet, keinen längern Widerſtand ent-gegenſetzen, wiewohl die Einſtimmigkeit der Commiſſion, deren Erreichung als ein Hauptmotiv mit zu ſolcher Erhöhung wirkte, nun doch nicht erreicht ward wegen des ſpätern Wider-rufs zweier Mitglieder. Nur wünſche ich, daß mein Antrag anf das Zehnfache nicht ohne Unterſtützung in der hohen Kammer bleibt, er zuerſt, und im Fall der Verwerfung der Antrag auf's Zwölffache und dann erſt jener auf's Funfzehnfache zur Abſtimmnng gebracht werde.

II. „Auch in Anſehung der Verweiſung ſolcher Entſchädi-gungsleiſtung zur Hälfte an die Zehentholde und zur Hälfte an den Staat bleibe ich meiner früheren Ueber-zeugung getreu, und wünſche Abſtimmnng darüber. Im Fall der Verwerfung jedoch werde ich mich gleichfolls dem Commiſ-ſionsantrag anſchließen, der da den Pflichtigen ⅗ und dem Staate ⅖ davon zuweiſt."

„Aber wie iſt überall die Ueberuahme eines Theiles der Ab-löſungslaſt — ob größer oder kleiner — auf die Schultern der

Digitized by Google

Geſammtheit zu *rechtfertigen*?? — Zu meiner Betrübniß nicht minder als zu meinem Erſtaunen habe ich Bedenklichkeiten darüber ſelbſt von Männern aufwerfen hören, welche nichts Arges daran dotten, daß die *ganze* Ablöſungsſumme der *Leibeigenſchaftsgefälle* und mancher, den *Gülten* ähnlichen, ſogenannten *alten Abgaben*, wie Rauchhühner, Mortiniſteuer, Schutzhafer, Vogtgeld u. ſ. w., dann auch der Bürgerannahmstaxen, der Judengelder, der vielnamigen Jagd- und Forſtgelder u. ſ. w. von der Geſammtheit übernommen ward, und daß eine Menge von *Bezirksſchulden* dem *Staat* zur Bezahlung überwieſen wurden. Ich kann mich jedoch nicht entſchließen zur Widerlegung ſo ſchwacher Einwürfe, dasjenige zu wiederholen, was ich bereits in der erſten Motivirung meines Antrags von den Rechts- und Billigkeitsgründen zu ſolcher Uebernahme geſagt habe. Der *Hauptvortheil* der Zehentabſchaffung kommt ja der *Geſammtheit*, durch Erhöhung des *National-Steuercapitals*, durch Emporbringung der *Landwirthſchaft* — der allgemeinen Nährmutter — durch *Preisverminderung* der Bodenerzeugniſſe (eine von der Minorität Ihrer Commiſſion ſelbſt behauptete Folge der Zehentabſchaffung) und endlich durch Befreiung von einem auf keine andere Weiſe zu tilgenden *Gährungsſtoffe* zum Guten. Und es erwerben dadurch *alle* Claſſen der Staatsbürger die *Möglichkeit* des *genußreichen Grundbeſitzes* ohne Uebernahme der ſchmählichen, der Leibeigenſchaft verwandten, und alle Freunde der Landwirthſchaft durch die Gehäſſigkeiten des geſetzlichen Zehentraubes aufhebenden Tributpflicht, und ſie befreien ſich dadurch von der ſonſt immer abzuweiſenden Forderung der Zehentholde, daß die Zehentlaſt, wenn man ſie nicht abſchaffen will, *ganz allgemein gemacht*, d. h. auf *alle* Gattungen des Beſitzes und Erwerbes ausgedehnt werde. Aber es erfüllt auch dadurch die Geſammtheit eine heilige, nur zu lang ſchon verſäumte, *Gerechtigkeitspflicht* gegen die unglücklichen *Colonen*, die ſeit Jahrhunderten um Befreiung rufen, und dabei auch gegen die *Zehentherren*, deren Recht, inſofern es Anerkennung verdient, nur gegen den *Staat* oder die *Geſammtheit*, nicht aber gegen die, bloß durch *Machtgebot* factiſch unterdrückten, Colonen geht."

Wahrlich! Ich würde glauben, mich einer Beleidigung gegen die nicht ackerbauenden Claſſen ſchuldig zu machen, wenn ich an ihrer Bereitwilligkeit zur Erfüllung ſo evidenter Gerechtigkeitspflicht zweifelte; wenigſtens fühle ich mich ſo wenig geneigt als geeignet, *Repräſentant* oder *Wortführer* ſolcher *Unbereitwilligen* zu ſein."

III. „Hiemit iſt auch ſchon beantwortet die gleichfalls vielſeitig erhobene Einwendung, daß der Zehentholde nicht auf *Unkoſten der übrigen Claſſen dürfe bereichert werden*."

„Bereichert allerdings wird der Zehentholde werden durch die Zehentabſchaffung, doch meiſt nur vermittelſt des jetzt von ſeiner Laſt abgehenden Betrags der bei der bisherigen Naturalentrichtung durch Körnerausfall und durch die mannigfaltigen Verwaltungskoſten für die Nation und für die Zehentherren entſtehenden Verluſte, mithin *inſofern* ohne den Schaden von irgend wem. Von dem übrigen Theile der Laſt muß er dann, nach dem Commiſſionsantrag den *neunfachen Jahresbetrag* als Entſchädigung entrichten; weiter von dem jetzt zu *erhöhenden Steuercapital ſeines Grundes* auch erhöhte Steuer zahlen, und endlich auch an der etwa Statt findenden *allgemeinen* Erhöhung der Steuern ſeinen betreffenden Theil übernehmen. So ganz überſchwenglich iſt demnach die Bereicherung nicht; und wenn wirklich nach der Vorausſetzung des Commiſſionsberichts die Getreide- und Weinpreiſe in Folge der Zehentabſchaffung und der dadurch bewirkten Vermehrung des Andaues ſich erniedrigen werden, ſo vermindert ſich in eben dem Maße wieder ſein Gewinn und erhöht ſich jener der übrigen Claſſen. Doch berechne man ſeinen Vortheil ſo viel man wolle; die Scheelſucht, die ihm ſolchen mißgönnt, iſt jedenfalls ſo klug, als es der Verdruß eines Bauers ſelbſt ſein würde über der Bereicherung ſeines eigenen Ackers. So wie dieſer das ihm zugewendete dem Eigenthümer mit Wucher zurückgiebt, ſo überhaupt die *Landwirthſchaft* oder die *Claſſe* des Landmanns ihrer Eigenthümerin, der *Nation*."

„Was nennt Ihr übrigens *bereichern*? — Zu ſeinem *Rechte* gelangen; befreit werden von einer zur *Ungebühr aufliegenden* Laſt, heißt noch nicht *reicher gemacht* werden, ſondern nur der *Plünderung entzogen*. Und ſich der Beraubung enthalten, iſt bloße *Schuldigkeit*, und nicht *Liberalität*. Nicht Ihr, ſondern die *Natur* iſt's, die dem Landmann ihre Gaben ſpendet, auf die er mit ſeinem Schweiße den heiligſten Anſpruch ſich erwirbt, und die Ihr bis heute durch die ungerechteſten Geſetze und Gewalthandlungen ihm entriſſet."

„Sodann iſt's *nicht wahr*, daß — wie man ewig wiederholt und was jedenfalls für die ſtrenge *Rechtsfrage* von *keiner Bedeutung* wäre — wegen der Zehentlaſt der Acker um ſo viel *wohlfeiler erkauft* wird. Mitunter, bei *ganz altem* Zehent wohl, mag man *vergeſſen* haben, wer der *urſprünglich* Beraubte geweſen. Aber jedenfalls iſt der jetzige Beſitzer deſſen *Rechtsnachfolger*, der Rechtsnachfolger nämlich desjenigen, welcher — ob vor kurz oder lang — durch urſprüngliche Beurbarung dem Boden erſt einen *Capitalwerth* gegeben, oder er iſt ſelbſt derjenige, welcher den Capitalwerth *ſeiner Wirthſchaft* zur Anſchaffung von koſtbarer Einrichtung und Vieh, durch neue Anlagen und Gebäude, durch Einführung theurer Methoden des Anbaues u. ſ. w. vermehrt hat und vermehrt, einen ganz aus dem *Seinigen* gekommenen Capitalwerth, deſſen Größe ganz *abhängig von der Zehentlaſt* und deſſen Verringerung durch den Zehentanſpruch eines Dritten, demnach eine reine *Beraubung* iſt. Von unſern zehentpflichtigen Gründen nun ſind wohl neunzehn Zwanzigtheile ſolche *Neubrüche*, und ſehr viele davon ſind noch in der Hand des Beurbarers ſelbſt oder ſeiner nächſten Erben. Viele derſelben, zumal die erſt in den *neuern Kriegsjahren aus Noth* beurbarten *ſchlechten* Gründe ſind kaum ſo viel werth, als das hineingelegte Capital, und endlich hat ja faſt jeder Bauer auch noch ein Capital der *Einrichtung* und des *Betriebes* aufzuwenden *neben* dem Kaufſchilling für den Grund. Auf *dieſe* Beraubten alle und auf dieſe Capitalien alle paßt alſo das Argument von dem wohlfeilern Ankauf *nicht*."

„Doch alles dieſes iſt bereits in der Begründung meiner Motion geſagt worden, und nicht *ein* Argument dagegen habe ich vernommen, ſondern nur ewige Wiederholung des nackten Satzes: „aber ſo wird ja der Bauer *reicher* auf Unkoſten der übrigen Claſſen." —

„Meine Herren! In *dieſem* ehrwürdigen Hauſe, worin nur die *edleren* Geſinnungen aller Claſſen des Volks wiedertönen, fürchte ich nicht ſolchen nackten Ruf zu hören. Nur nach *außen*, woſelbſt die Gegner der Zehentabſchaffung unermüdet thätig ſind, Mißverſtändniſſe auszuſtreuen und die Begriffe zu verwirren, richte ich noch ein Wort der Widerlegung."

„Ihr kargen Rechner, die ihr verlangt, der Bauer ſolle den Werth der *Zehentbefreiung bezahlen*, um derſelben theilhaft zu werden, erlaubt auch hinwieder dem *Bauer* eine Rechnung. Er, als *Rechtsnachfolger* der Colonen aller frühern Jahrhunderte, bis zurück in die Zeit, worin ſeine Bedrückung und Unterdrückung begann, darf wohl auch mit einer *Gegenforderung* auftreten, er darf die *Vergangenheit* mit *der Gegenwart in Verbindung* ſetzen. Denn wenn er in der Eigenſchaft *als* Grundbeſitzer dauernd *pflichtig* iſt, ſo wird er wohl in *gleicher Eigenſchaft* auch dauernd *berechtigt* ſein. Und er ſpricht alſo: „Habt Ihr im Laufe der Zeiten durch fortwährend geſteigerte Belaſtung mein Eigenthum geſchmälert, ja ſelbſt meine Perſönlichkeit durch die unerſättlichen Anmaßungen der Leibherrlichkeit erdrückt, ohne mir jemals einigen *Erſatz* für die mir zugefügte *Beraubung* zu geben: wie könnt Ihr jetzt einen ſolchen von *mir* fordern, da Ihr endlich mir einige *Befreiung* gönnt? — Die rohe Gewalt oder auch die ungerechte Geſetzgebung, für welche beide Ihr, als Geſammtheit, mit verantwortlich ſeid, hat aus einem freien Eigenthümer, der ich war, mich nach einander zum Tributpflichtigen, zum Hörigen, zum mißhandelten Knechte gemacht, ſodann hat die Staatsgewalt mich, als wäre ich dennoch *frei*, und mir wirklich ſolchen *Namen* gebend, auch zu *ſtaatsbürgerlichen* Leiſtungen verpflichtet, auf mein durch Herrenlaſt erſchöpftes Beſitzthum noch weitere *Staatsſteuern* gewälzt, aus meinem Schweiß und meiner ſauer erworbenen Habe zur Erleichterung der übrigen Claſſen den größten Theil des Geſammthaushalts beſtritten, und nimmer daran gedacht, mir für ſo gehäufte Opfer eine Entſchädigung zu reichen. Mit welcher Stirne kommt Ihr nun und wollt mir *verkaufen*, was Ihr mir *ſchuldig* ſeid, die *Wiederherſtellung* meines *Rechtszuſtandes*?" —

„Meine Herren! Achten Sie des Verlangens der Zehentabſchaffung, welches ich ausgeſprochen habe im Namen von hunderttauſend Gedrückten, und welches bereits die lauteſte Unterſtützung gefunden hat in dem kräftigen Wiederhall aus vierhundert Gemeinden. Der Tag iſt gekommen, welcher ein *großes Werk* vollführen, welcher dem Volke die koſtbarſte Wohlthat gewähren, die heiß begehrte Rechtsbefriedigung endlich verleihen ſoll. Ein ſo günſtiger Moment wie heute kommt vielleicht lange nicht wieder; denn das böſe Princip ſchläft nimmer und könnte, wenn der Moment verſäumt würde, leicht von entgegengeſetzten Seiten Wolken aufthürmen zur Verhüllung der Hoffnungsſtrahlen, in denen wir jetzt uns ſonnen. Und ein *Fehlſchlagen* der einmal geweckten Hoffnung, auf dem Wege des Geſetzes zu erringen, was einmal dem geſunden Verſtande des Landvolkes als Recht erſcheint, das Recht nämlich, die Frucht des eigenen Schweißes und der Verauslagen auch für Sich Selbſt zu beziehen, ohne andern Abzug, als was aus Staatsbürgerpflicht nach

Digitized by Google

:rechter Beſteurung dem Staat, und was nach vorliegen- :n Titeln (nicht aus erdichteten) an Privatgläubiger entrichten iſt, — ein Fehlſchlagen dieſer auf die heiligſten aſprüche geſtützten, vertrauend gehegten Hoffnung ſage ich — nnte früher oder ſpäter zu Folgen führen, woran der Patriot :d Menſchenfreund nicht ohne Gram oder Schrecken denkt."

„Hiernach wiederhole ich meinen in der neunten öffentlichen itzung geſtellten Antrag, wenigſtens nach ſeinem Hauptinhalt, n von der Commiſſion in Bezug auf das Detail der Ausfüh- ng beſchloſſenen Modificationen jedoch großentheils beipflichtend. och immer meine ich, die Erſatzleiſtung mit dem zehnfachen etrag, zur Hälfte von den Pflichtigen, zur Hälfte vom Staat reicht, wäre den obwaltenden Verhältniſſen angemeſſen, ganz wie bei den Herrenfrohnden, für deren Abſchaffung rchaus keine ſtärkeren Gründe als für jene der Zehenten ſpre- en. Doch ſchließe ich auch für den Fall der Verwerfung einer ederen Taxation dem Antrag der Commiſſion auf den funfzehn- chen Betrag mich an. Aber niemals könnte ich meine Zuſtim- ung zum achtzehnfachen Betrage geben, welchen die kleine Minorität Ihrer Commiſſion in Vorſchlag brachte, und die be- dteſten Darſtellungen von mancher wohlthätigen Verwendung r Zehenten können meine Ueberzeugung hier nicht wankend achen. Den Zehenlpflichtigen gehen jene Verwendungen, ie überhaupt alles, was ohne ſein Zuthun bloß auf Seite der :hentherren oder des Staates geſchah, durchaus nichts an. eine vernunftrechtlich anzuerkennende Schuldigkeit wird dadurch eder größer noch kleiner, und die geſetzlich geordnete Verwen- ung des Zehents zu Staats- oder Humanitätszwecken beweiſt en am eindringlichſten ſeine, dem öffentlichen Recht oder r Steuerpflicht angehörige Natur."

„Eben ſo verwerfe ich unbedingt alles Verſchieben der usführung, alle Vertröſtung auf eine zukünftige Zeit, alle lane der in's Lange geſponnenen Tilgung. Acht und reißig Jahre verlangt Ihre Minorität zur Vollendung des :n der Gegenwart mit Ungeſtüm gefoderten Werks. Acht nd dreißig Jahre, meine Herren! ſind ein langer Zeitraum. in Hinhalten auf ſo lange, eine ſo tropfenweis, in faſt un- erklichem Voranſchreiten gewährte Rechtsbefriedigung würde eder Freude noch Dank erregen, und daher ihres Hauptzweckes öllig verfehlen. Auch wäre es ein gewagter Verſuch, der da :s hinfällige Leben des vom Zeitgeiſt verdammten Zehenls noch af eine nachfolgende Generation zu verlängern ſtrebte. Die ſchnell gereichte Gabe hat einen doppelten Werth, und auch für die Pflichtigen wird die einmalige Anſtrengung zur ſchnellen Freiheitserringung ein weit geringeres Opfer ſein, als ein noch langwieriges Dahinſchleppen einer wenn auch allmählig ſich ver- mindernden Laſt"

„Ich faſſe meinen Antrag in folgende Hauptpunkte zu- ſammen:

1) Neubruch- und Blutzehent werden noch auf dieſem Landtag unentgeltlich abgeſchafft.
2) Auch die Abſchaffung des alten Zehents aller Gattung werde ſofort ausgeſprochen, nach dem Grundſatz einer den bisherigen Zehentherren zur Hälfte vom Staat, zur Hälfte von den Pflichtigen zu leiſtenden, auf das zehn-, zwölf- oder höchſtens funfzehnfache des reinen Jahres- ertrags zu beſtimmenden Entſchädigung.
3) Zur Beſtreitung der vom Staat zu entrichtenden Ent- ſchädigungsquote werden allererſt, was von den Ueber- ſchüſſen der wirklichen Staatseinkünfte, und von Er- ſparniſſen im Staatshaushalt nach Deckung des durch die Zehentabſchaffung in der Domainencaſſe entſtehenden Ausfalls, noch disponibel bleibt, verwendet und der Ueberreſt durch eine zu contrahirende Schuld gedeckt.
4) In Bezug auf die auf dem Zehenten haftenden Laſten werde der von der Commiſſion angenommene Grundſatz ausgeſprochen.
5) Der Vollzug dieſer allgemeinen Beſtimmungen mittelſt möglichſt zu beſchleunigender Liquidirung und Richtigſtel- lung werde — ſo wie ja auch bei der Abſchaffung der Leib- eigenſchaftslaſten und der alten Abgaben geſchah — der hohen Regierung überlaſſen."

„Ich habe lange geſprochen; und muß die hohe Kammer dafür um Entſchuldigung bitten. Aber die Sache der Zehent- holde, die ich ſeit 1819 mündlich und ſchriftlich verfochten, iſt meinem Herzen theuer. Von ihrer Vertheidigung ablaſſen am Tage der Entſcheidung wäre als Feigheit erſchienen. Ich konnte nicht kürzer ſein. Die Nachſicht aber, verehrte Herren und Freunde, womit Sie mich anhörten, ſoll mir als gute Vorbe- deutung dienen. Mir ahnet ein günſtiger Beſchluß. Ja! wir werden heimkehren mit der Freudenbotſchaft: „„Frohnd- freiheit, Zehentfreiheit!"" —

Johann Baptiſt Rouſſeau,

eboren am 31. December 1802 zu Bonn, lebte als Privat- elehrter und Mitredacteur der Oberpoſtamtszeitung zu rankfurt am Main und ſpäter in verſchiedenen Städten am Rhein.

Er ſchrieb:

Gedichte. Krefeld 1823.
Lieder vom kölner Dome. Köln 1823.
Poeſieen für Liebe und Freundſchaft. Hamm 1823.
Weſtdeutſcher Muſenalmanach. Hamm 1823 ff.
Buch der Sprüche. Hamm 1824.
Das niederrheiniſche Muſikfeſt von 1824. Köln 1824.
Aachener Modenzeitung. 1825 ff.
Michel Angelo. Trauerſpiel. Aachen 1825.
Hermione (mit H. Schulz). Hannover 1827 ff.
Göthe's Ehrentempel. 2 Thle. Hamm 1827—28.
Spiele der Muſe. 2te Aufl. Frankf. 1829.
Bernſteine. Dichtungen und Novellen. Frankf. 1831.
Kunſtſtudien. München 1834.
Dramaturgiſche Parallelen. 1r Bd. München 1834.
Poetiſche Reiſetabletten aus Italien, Tyrol, Deutſchland, dem Elſaß und der Schweiz. Frankfurt 1836.

Innigkeit, Reichthum der Bilder, Herrſchaft über Sprache und Form und Lebendigkeit der Darſtellung haben ſeinen Productionen und vorzüglich mehreren ſeiner lyriſchen Poeſieen viele Freunde verſchafft. Minder bedeutend ſind ſeine äſtheti- ſchen und litterarhiſtoriſchen Leiſtungen.

Rubyn, ſ. Minneſinger.

Rudolph der Schreiber, ſ. Minneſinger.

Karoline Chriſtiane Luiſe Rudolphi,

eboren im Jahre 1754 zu Berlin, verlebte ihre erſte Jugend- it in ihrer Vaterſtadt, war dann mehrere Jahre Gouver- ante und ſtiftete hierauf eine eigene weibliche Erziehungs- nſtalt zu Hamm bei Hamburg. Im Jahre 1803 verlegte e dieſes Inſtitut nach Heidelberg, wo ſie am 15. April 811 ſtarb.

Sie iſt Verfaſſerin folgender Schriften:

Gedichte. 2te Aufl. 1817. 2 Sammlungen.
Neue Sammlung von Gedichten. Leipz. 1796.
Gedichte. Berlin 1798.
Gemälde weiblicher Erziehung. Heidelb. 1807. 2 Thle. 2te Aufl. 1816.

Für die Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend hat K. R. zu ihrer Zeit ſehr günſtig gewirkt, da ſie nicht allein den Geiſt, ſondern vor Allem auch das Herz ihrer Zöglinge zu pflegen und zu veredeln bemüht war. Dieſes Streben leuchtet vorzüglich auch in ihrem letztgenannten Werke hervor, nur daß ſie hier mitunter die Verhältniſſe etwas zu ſentimental und idealiſirt auffaßt und behandelt; es enthält jedoch einen Schatz von reichen und feinen Bemerkungen. Ihre Gedichte zeichnen ſich durch tiefes Gefühl, Wahrheit der Empfindung und eine ſehr gebildete Sprache vortheilhaft aus.

Danklied*).

Halleluja! bringet Ehre,
Preis und Ruhm, ihr Jubelchöre,
Ihr Beſeligte des Herrn.
Bringet Ruhm, ihr Erdenſöhne,
Singet eure Jubeltöne;
Er, der Herr, beglückt uns gern!

Sollten wir dem Herrn nicht ſingen,
Ihm nicht Freudenopfer bringen?
Er erſchafft und er erhält!
Tief im Staub verehrt ihn! Kinder,
Kinder heißt er uns, uns Sünder;
Er iſt Vater ſeiner Welt!

Zwar ſein Thron ſteht unerſchüttert,
Und die weite Schöpfung zittert
Tief gebeugt vor ihrem Herrn.
Wenn gleich unſre Lieder ſchweigen
Seht die Millionen Zeugen;
Laut verkünden ſie den Herrn!

Aber unſre Seelen heben
Sich zum Glück der Engel, leben
Schon des Himmels Leben hier.
Welche göttlich hohe Freuden,
Welche Tröſtungen im Leiden,
Welche Ruhe fühlen wir!

Wenn der Geiſt zu ihm ſich waget,
Ein Gedank' dem andern ſaget:
Er iſt Vater ſeiner Welt;
Stillentzückend dem Gemüthe
Dann die Fülle ſeiner Güte
Sich zum großen Zeugen ſtellt!

Naht euch zu ihm, ſeine Kinder!
Zittert nicht, ſeid ihr gleich Sünder,
Sünder ihr, — die Lieb' iſt er!
Denkt den göttlichen Gedanken,
Fühlt die Wonne, ihm zu danken;
Groß und gnädig iſt der Herr!

Halleluja! bringet Ehre,
Preis und Ruhm, ihr Jubelchöre,
Ihr Beſeligte des Herrn.
Bringet Ruhm, ihr Erdenſöhne,
Singet eure Jubeltöne;
Er, der Herr, beglückt uns gern!

Friedrich Rückert,

im Jahre 1789 zur Schweinfurt geboren, ſtudirte in Jena Philologie und Belletriſtik, wurde 1811 Privatdocent daſelbſt, ging 1814 nach Stuttgart und übernahm bis 1816 die Redaction des Morgenblattes. Im Jahre 1817 reiſte er nach Italien und ließ ſich dann in Koburg als Privatgelehrter nieder, bis er 1826 als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen einen Ruf nach Erlangen erhielt, wo er gegenwärtig noch lebt. Als Dichter führt er den pſeudonymen Namen Freimund Raimar.

Schriften:

Deutſche Gedichte. Heidelberg 1814.
Napoleon. Politiſche Komödie. 2 St. Tüb. 1816—18.
Kranz der Zeit. Tübingen 1817, 2 Bde.
Oeſtliche Roſen. Leipzig 1821.
Frauentaſchenbuch. Leipzig 1821 ff.
Amaryllis. Ländl. Gedicht. Frankf. 1825.
Die Verwandlungen des Abu Said von Serug. 1r Th. Stuttgart 1826. N. A. Stuttg. 1837, 2 Bde.
Nal und Damajanti. Indiſche Geſchichte. Frankfurt 1828.
Der Dienſt der Athene. Hildburghauſen 1829.
Schi-King. Chineſiſches Liederbuch ꝛc. Altona 1833.
Geſammelte Gedichte. 2te Aufl. Erlangen 1834—39, 6 Bände.
Sieben Bücher morgenländiſcher Sagen und Geſchichten. Stuttgart 1837, 2 Bde.
Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenlande. Berlin 1837. 2 Bde. N. A. 1840. 1 Bd.
Die Weisheit des Brahmanen. Leipzig 1836—39. 6 Bdchen.
Roſtem und Suhrab. Erlangen 1837.
Erlanger Muſenalmanach. Erlangen 1838.
Leben Jeſu. Stuttgart 1839.
Einzelne Gedichte in Taſchenbüchern, Zeitſchriften u. ſ. w.

Sehr treffend iſt R. von Menzel in ſeinem Werke, die deutſche Litteratur, 2te A. Th. IV. S. 184 mit folgenden Worten charakteriſirt worden: „Einer der kräftigſten Dichter jener Zeit (des Befreiungskrieges nämlich) war Friedrich Rückert, der unter dem Namen Freimund Raimar geharniſchte Sonette und kühne Freiheitslieder ſang. Doch er tadelte nicht nur, er drückte auch den tiefſten Schmerz über die Schande aus, die dem Siege vorherging. Seine Klagen ſind noch erhabener, als ſeine Triumphlieder. — Später hat Rückert das Schwert an die Wand gehangen und iſt hinausgegangen, ſich des gewonnenen Friedens zu freuen, in den Garten unter die Blumen, und in jeder Knospe ging ihm ein neues Lied auf, und unendlich mehrten ſich die Blumen und die Lieder und träumend ging der Dichter auf dem Blumenpfade fort und kam in ein wunderbares Land mit fremder, Alles überwuchernder Vegetation, und wieder in ein anderes, und Perſien, Indien, China ſtreuten ihren tauſendfarbigen Blumenregen über ihn aus, und jede Blume wird ihm wieder zum Liede, und ſeine Feder, wie die des Simurg, wird nicht müde, uns das Liebliche zu ſchreiben. — — Iſt wohl der Dichter glücklicher zu preiſen, der wie Göthe, nichts ohne Ueberlegen und kühle Beſonnenheit ſchreibt, oder der andere, der wie F. R. ſich gern gehen läßt? Die Natur wollte Beides, darum hat ſie Beides zugelaſſen. Ohne jenes ſichere Bewußtſein deſſen, was man thut, ohne die ſchärfſte und kritiſcheſte Handhabung des Meißels, wären jene Werke unmöglich, die man claſſiſch nennt, und deren es zu allen Zeiten einige wenige gegeben hat; aber ohne jene kindliche Hingebung an die erſte poetiſche Aufwallung des Gemüthes wäre auch jene romantiſche Naivetät unmöglich, die uns die tiefſten und ſchönſten Geheimniſſe der menſchlichen Seele unwillkürlich enthüllt. Faſt alle Dichter gehören der einen oder andern der hier bezeichneten Gattungen an, und Shakſpeare allein, von dem man ſagen kann, daß er die Vorzüge beider wunderbar in ſich vereinigt, ſteht eben deshalb auch über beiden. — Rückert hütet ſich nicht, überläßt ſich dem Strome ſeiner Empfindungen, Gedanken und Bilder, und läßt ſeine Blumen ohne Wahl in einer lieblichen Unordnung aufblühen. Seinem reichen und üppig duftenden Garten ſcheinen nur Wege und eine Scheere zu fehlen, die blühende Vegetation hat Alles wild überwuchert: aber iſt das nicht eben das wahre menſchliche Gemüth? Kann auch die tropiſche Sonne in des Dichters Bruſt eine wohlgezirkelte

*) Aus Karol. Rudolphi's Gedichten.

Digitized by Google

nzöſiſche Gartenanlage matt beleuchten, muß ſie nicht
elmehr in einer holden Wildniß, wie in einem Urwald
raſiliens, Blume auf Blume aus dem dunkeln Traum=
laf am uralten Baume wecken? Dieſe Dichtungsweiſe,
alt wie die Natur, zuerſt in Indien und Perſien, dann in
e ſchwäbiſchen Minnezeit mit dem geiſtigen Frühling der
ölker erwacht und gepflegt, hat in der neueſten Zeit, wenn
ht mehr ganz den eigenthümlichen Hauch der wildfreien
atur, doch noch prachtvollere Blüthen künſtlich aufgetrie=
n. An Bilder= und Gedankenfülle übertrifft in dieſer
eiſe F. R. alle Neueren, ja der Blumengeiſt in ihm ver=
undelt ſogar in Reim, Aſſonanz und Alliteration die
prache ſelbſt in einen ungeheuern Blumenwald. Kein
chter hat die Sprache je in dieſem Grade in der Gewalt
habt. Er ſpielt mit den größten Schwierigkeiten und be=
ht nicht ſelten den Fehler, ſie ohne Noth aufzuſuchen, um
r das Vergnügen zu haben, ſie zu beſiegen. —

Liebesfrühling*).

Erſter Strauß.

I.

Unvergleichlich blüht um mich der Frühling,
In die Fenſter ſchlagen Nachtigallen,
heiter blickt der Himmel her, die Sonne
In das Stübchen, wo ich ſitz' und dichte.
Mehr, als Blumen im Gefilde, ſproſſen
ieder täglich unter meiner Feder.
Und vom Flore meiner Blätter blick' ich
wiſchendin auf den des Frühlings draußen,
ächl' ihm zu und ſeh' ihn wieder lächeln.
Jeder von uns beiden ſcheint zufrieden
Mit ſich ſelbſt und mit dem andern, jeder
Thut und läßt den andern thun das Seine.
nd, den Tag lang dichtend, denk' ich immer
n den Abend, wo, zu ſüßen Tagwerks
ſüßem Lohn, ich gehe zu der Guten,
ie mit treuer anſpruchloſer Neigung
Mich beglückt, wie ich es nie mir träumte.
ab' ich doch allein für ſie gedichtet,
Die der Frühling ſich für ſie nur ſchmückte.
nd ſie freut ſich meiner Liebesblüthen,
Die der Kränze, die der Lenz ihr bietet,
heilt ihr Lächeln zwiſchen beiden Freunden,
ie einander nicht den Antheil neiden.
eben, dichten und den Frühling ſchaun,
ichten und den Frühling ſchaun und lieben —
iebt es einen angenehmern Kreislauf,
ls in dem ich ſpielend mich bewege?
nd, den ſüßen Kelch mir ſcharf zu würzen,
aſcher zum Genuß mich aufzufordern,
teht der Abſchied winkend in der Ferne.
äher treten ſeh' ich ihn bedeutſam,
prechend: alles dieſes mußt du laſſen.
ie das Leben ſchön iſt, weil es endet,
ie die Jugend lieblich, weil ſie fliehet,
ir die Roſe reizend, weil ſie welket;
o empfind' ich heut' ein Glück gedoppelt,
as mir morgen ſchon der Tod will rauben.
ngefangne Lieder möcht' ich enden,
och unendlich quellen ſie im Herzen.
oſenknospen möcht' ich noch im Garten
ich zur Blüth' erſchließen ſehn und brechen.
nd die Sonne dieſer tiefen Augen,
ie mit jedem Blick von Seelentreue,
o'ger Fülle der Empfindung ſprechen,
öcht' ich ganz noch in die Seele trinken.
ß, o Herz, dich nicht vom Drang verwirren,
ondern nimm, was du noch darfſt, beſonnen:
ieſe ungebornen Lieder alle,
l die Hoffnung dieſer Roſenknospen,
ieſen Frühling, dieſen Liebeshimmel,
All dies Glück, o faſſ' es, wenn du ſcheideſt,
In ein liebendes Gefühl zuſammen,
Nimm es mit! wer kann's der Seele rauben?
Die Erinnrung wird davon ſich nähren,
Wenn die Gegenwart die ſüße Nahrung
Dir verſagt, woran dein Herz gewöhnt iſt.
Phantaſie und Liebe, deren Flügel
Nicht der Zeit, der Räume Trennung achtet,
Wird, wo du auf öden Steppen weileſt,
Jeden Augenblick zurück dich tragen
In das Paradies, das du verlaſſen.

II.

Ich hab' in mich geſogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er, der Welt entflogen,
Hier in der Bruſt mir blieb.

Hier ſind die blauen Lüfte,
Hier ſind die grünen Aun,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blühnde Roſenzaun.

Und hier am Buſen lehnet
Mit ſüßem Liebesach
Die Liebſte, die ſich ſehnet
Den Frühlingswonnen nach.

Sie lehnt ſich an, zu lauſchen,
Und hört in ſtiller Luſt
Die Frühlingsſtröme rauſchen
In ihres Dichters Bruſt.

Da quellen auf die Lieder
Und ſtrömen über ſie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

Und wie ſie, davon trunken,
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt ein Frühlingstraum.

III.

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich ſchwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!
Du biſt die Ruh, du biſt der Frieden,
Du biſt der Himmel mir beſchieden.
Daß du mich liebſt, macht mich mir werth,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebſt mich liebend über mich,
Mein guter Geiſt, mein beßres Ich!

IV.

Meinen Geiſt vermähl' ich deiner Seele,
Wie die Welt vermählet Mann und Weib.
Ewig lebt das Paar, das ich vermähle;
Sinke dann ins Grab der morſche Leib.
Eile freudig deine Braut zu ſchmücken,
Dichtergeiſt, entflammter Bräutigam!
Theil', o Braut, des Bräutigams Entzücken,
Und er theile deinen ſtillen Gram!
Geiſt, durch Höll' und Himmel einſt verſchlagen!
Dieſe Kette hat dir noth gethan.
Seele du, verſunken im Entſagen!
Dieſer Flügel trägt dich himmelan.
Lebet in einander, o ihr beiden,
Geiſt beſeelt, begeiſtet Seele du!
Was Gott fügte ſoll der Menſch nicht ſcheiden,
Und dem Bund ſah Gott vom Himmel zu.

V.

O mein Stern!
Nah und fern
War mir mancher holde Stral erſchienen;
Doch ich fand
Unbeſtand,
Und die Treu' allein in deinen Mienen.
O mein Stern,
Den ich gern
Laſſ' in meines Herzens Tiefe ſchauen!
Dir allein
Meine Pein,
Dir allein will ich mein Weh vertrauen.

---

*) Aus Rückert's Gedichten. I. Th.

Digitized by Google

O mein Steen!
Zu dem Herrn
Fleh' ich, der mir dieſen Stral beſchieden,
Daß er mich
Sanft durch dich
Führ aus meinem Kampf zu ſeinem Frieden.
O mein Stern,
Der vom Herrn
Mir an des Gemüthes Himmelsbogen
Ward geſetzt,
Ungenetzt
Von dem Giſchte ſturmbewegter Wogen!
O mein Stern,
Der ſich gern
Her zum Aufruhr meiner Seele neiget,
Eine Bahn
Dieſem Kahn
Durch die Nacht und durch die Klippen zeiget!
O mein Stern,
Soll ich fern
Deinen ſänftigenden Stralen ſchreiten?
Doch verſpricht
Mir dein Licht,
Mich auf allen Pfaden zu begleiten.

VI.

Die Liebſte ſprach: Wie dankbar einen Arzt man liebt,
Der Heilung oder Hoffnung nur der Heilung giebt,
So liebt man einen Dichter auch für einen Sang,
Der wie ein Hoffnungsſtral des Heils aus Himmeln drang,
So ſchlägt ihm dankbar manches Herz, das er nicht kenne,
So fühlt ihn manches, das von ihm die Ferne trennt.
Und wol entſchäd'gen muß ihn dieſe ſtille Lieb',
Ob ihm die Welt den Dank des Liedes ſchuldig blieb.

VII.

Die Liebe ſprach: In der Geliebten Blicke
Mußt du den Himmel ſuchen, nicht die Erde,
Daß ſich die beßer Kraft daran erquicke,
Und dir das Sternbild nicht zum Irrlicht werde.
Die Liebe ſprach: In der Geliebten Auge
Mußt du das Licht dir ſuchen, nicht das Feuer,
Daß dir's zur Lamp' in dunkler Klauſe tauge,
Nicht dir verzehre deines Lebens Scheuer.
Die Liebe ſprach: In der Geliebten Wonne
Mußt du die Flügel ſuchen, nicht die Feſſeln,
Daß ſie dich aufwärts tragen zu der Sonne,
Nicht niederziehn zu Roſen und zu Neſſeln.

VIII.

Ich war ein Bettler und bin ein Reichre geworden,
Solch einen Schatz hab' ich gefunden.
Ich war ein Sklave und bin ein König geworden,
Solch einen Thron hab' ich gefunden.
Ich war ein Verloener und bin ein Sel'ger geworden,
Solch einen Himmel hab' ich gefunden.
Der Schatz, den ich errungen habe,
Der liegt in eines Weibes Bruſt.
Der Thron, den ich erſchwungen habe,
Iſt ihres Buſens reiche Luſt.
Der Himmel, den ich erſungen habe,
Deß bin ich mir in ihr bewußt.

IX.

Glaub' es, holdes Angeſicht,
Glaub' es nur und zweifle nicht,
Daß die Schätze, deren Glanz
Dich noch blendet, dein ſind ganz!
Fühl' es recht in deinem Sinn,
Daß ich ganz dein eigen bin,
Mit dem Beſten, was ich habe,
Mit der reichen Liedergabe,
Die der Himmel mir gegeben
Nur zum Schmucke deinem Leben.

X.

Dein Leben war mir ſchmucklos vorgekommen,
Ich glaubte mich berufen, es zu ſchmücken.
Erſt ſchien der ſchöne Schmuck dich zu beglücken,
Dann kam mir's vor, als mach' er dich beklommen.
So ſei der Schmuck dir wieder abgenommen;
Was ſoll er deinen zarten Buſen drücken!
Und unbarmherzig will ich ihn zerſtücken;
Dient er dir nicht, wozu könnt' er mir frommen?
Doch du erholſt dich ſchon von deinem Zagen,
Du fühlſt dich ſtark, den Himmel meiner Lieder
Nun auf dem Atlas deiner Bruſt zu tragen.
Die Sonnen, die Plejaden zieh' ich nieder,
Und ſchmiegen will ſich auch mit Wohlbehagen
Der Mond als Spang' um deine ſüßen Glieder.

XI.

Glaub' nur, weil ich von dir gehe,
Nicht, daß darum es geſchehe,
Weil ich ſuch' ein ſchöneres Glück, als hier!
Eben darum, weil ich keines
Such' im Stral des Sonnenſcheines,
Eben darum geh' ich fort von dir.

XII.

Ein Geliebtes leiden laſſen,
Stiller Neigung widerſtehn;
Was ans Herz du möchteſt faſſen,
Dem mit Froſt ins Auge ſehn!
O der Qual, die ich empfunden,
Die ich dich empfinden ließ,
Als ich mich dem Band entwunden,
Das den Himmel mir verhieß.

XIII.

Klage nicht, daß ich von dir
Gehe, denn ich bleibe hier;
Ja, indem mein Leib verreiſt,
Bleib' ich hier mit meinem Geiſt,
Bleib' ich hier mit meiner Liebe,
Ja, mit jedem Wurzeltriebe,
Den auf ewig tief genug
Meine Seel' in deine ſchlug.
Soll der ſüße Trieb dir Klagen —?
Nein, es ſoll nur Luſt — dir tragen.
Wenn er ſo dich kränken wollte,
Der dich ſo beglücken ſollte,
Bät' ich Gott: von ihrem Herzen
Nimm den herben Trieb der Schmerzen!
Doch der Himmel der hat laſſen
So den Trieb hier Wurzel faſſen,
Wird ihn laſſen nicht verwildern,
Sondern ſo ihn lieblich mildern,
Daß er trag' in deiner Bruſt
Dornenloſe Roſenluſt.

XIV.

Sind dir Flügel nicht verliehn
Mir in's Ferne nachzuziehn?
Sind doch Flügel mir gegeben,
Dich aus Fernen zu umſchweben.
Denke, daß mein Dichtergeiſt
Ungeſehn dich hier umkreiſt,
Dir in dieſe ſtillen Räume
Führend Schaaren holder Träume!
Wenn dich grüßt ein Sonnenſtral
Oder eine Blum' im Thal,
Denke, — daß es dich erquicke —
Daß der Freund den Gruß dir ſchicke!
Wenn es in den Lauben rauſcht,
Wo der Freund dir einſt gelauſcht,
Denke, — daß es dich berauſche —
Denke, daß ich noch dir lauſche!
An den Stellen lieb und traut,
Wo in's Aug' ich dir geſchaut,
Wo du mir in's Auge ſchauteſt
Und mir ganz dein Herz vertrauteſt;
Wo der Freund nicht bei dir ſitze,
Sitzt ſein Angedenken itzt.
Laß es nicht auf Dornenſpitzen,
Sondern weich auf Roſen ſitzen!
Wenn du denkeſt, daß im Raum
Blüht um mich dein Liebestraum,
Wenn du denkeſt, daß auf's neue
Ich durch dich der Welt mich freue;
O ſo wirſt du auch dich ſcheun,
Anders als dich mein zu freun;
Heiter unter Blüthenbäumen
Wirſt von deinem Dichter träumen.

Digitized by Google

XV.

Herr Gott! einen Engel
In dem Lande der Mängel,
Einen ſelig geſchmückten,
Doch zum Staube gedrückten,
Einen unerkannten
Himmelsabgeſandten,
Den du herabgeſendet,
Und der zu dir gewendet
Blickt auf zu allen Stunden,
Hab' ich allhier gefunden,
Habe mich ihm geſellet,
Mich ihm zu Dienſt geſtellet
Mit meiner Liedergabe,
Die auch von dir ich habe.
Ich hab' ihn mit Liebkoſen
Geſtreut auf die Pfade Roſen,
Ich habe mit meinen Tönen
Sein Leben wollen verſchönen,
Mit freundlichen Himmelsbildern
Der Erde Rauhheit mildern.
Der Engel hat angenommen
Meine Dienſte, die frommen,
Er ſchien ſich zu erfreuen
An ſeines Dieners Treuen;
Vor meines Liedes Fächeln
Scheint ihm die Welt zu lächeln;
Es macht ihm ſtill Entzücken,
Wie ſchön ich ihn kann ſchmücken.
Herr Gott! laß dieſen Engel,
Dieſen Lilienſtengel,
Blühen in deinem Thaue,
Zum Schmuck der Erdenau:!
Gieb ihm heitere Mienen,
Und mir gieb, ihm zu dienen
In einem Frühlingshauche,
Dem er zu zittern nicht brauche,
Dem er mit leiſem Schwanken
Das leiſe Spiel mag danken!
Nicht hab' ich gelebt vergebens,
Wenn dieſes Engellebens
Geſenkte Blüthen nach oben
Durch meinen Hauch ſich hoben.
Herr Gott! wenn dieſen Engel
Aus dem Lande der Mängel
Du einſt zum Himmel rufeſt,
Für welchen du ihn erſchufeſt;
Laß um des Dienſtes willen,
Den ich ihm weiht' im ſtillen,
O laß mich, um der ſtillen
Liebe des Engels willen,
O laß mich ohne Bangen
Mit ihm hinauf gelangen,
Vor deinem Thron vertreten
Von ſeinen Herzgebeten!

XVI.

Sie ſprach: Verſagt iſt mir ein glänzend Glück;
Doch wie mich jedes kleinſte Flitterſtück,
Das mir zum Schmuck, zum Spiel fiel in die Hand,
Freu'n kann, mein Freund! o wär' es dir bekannt!
Wie eine Erſtlingsblum' im Garten heut,
Und morgen einer Freundin Gruß mich freut;
Der Vagel, der mir guten Morgen ſingt,
Der Bote, der von fern den Gruß mir bringt;
Ob Margens mir ein Hausgeſchäft gelang,
Und ob ich Abends that um's Thor den Gang;
Ob ich zur guten Stund' in gutem Buch
Fand einen meiner Seel' entſchriebnen Spruch;
Und ob mein Innres ſich in deinem Lied,
Wie in dem Spiegel, der verſchönert, ſieht —
Ein Wort, ein Blick, ein Hauch, ein Sonnenſtral,
Die einzlen Freudenfunken ohne Zahl,
Sie alle ſamml' ich ſtill an einem Platz,
Und ſtets im Wachſen iſt mein kleiner Schatz.
Ich ſprach, indem ich in den Arm ſie ſchloß:
Du nennſt die Schätze klein und fühlſt ſie groß.
Wer raubt dir das, was du ſo fühleſt dein?
Wie freut es mich, davon ein Theil zu ſein!
Nie ſei von unzufriednem Weltgewühl
Geſtört dein ſichres Eigenthumsgefühl!
Wenn eitle Größ' in Schutt und Trümmer fällt,
Bau ruhig dir aus Kleinem deine Welt,
Weil ſtillen Elementen nur, die nächſt
Zuſammen treten, jedes Ganz' entwächſt!
So flicht der Himmel ſeinen ew'gen Kranz
Aus vieler unſcheinbaren Sterne Glanz.
So ſieht aus Demantſplittern wol zuletzt
Ein Stralenring zuſammen ſich geſetzt.
Sa webt aus einzlen kleinen Blumen nur
Auch ihren Frühlingsteppich die Natur.

XVII.

Abends wa im Zimmer
Um uns Andre ſind,
Still zum Fenſter immer
Folg' ich meinem Kind;
Und zum Himmel ferne
Schaun wir, wo die Sterne
Helle Liebesaugen ſind.
O wie ſie erbaulich
Auf ins Dunkel ſchaut,
Sich an mich vertraulich
Lehnet ohne Laut. —
„Was ich ohne Grauen
Dir nicht darf vertrauen,
Sei von Sternen dir vertraut!
Sternenblicke ſagen
Dein und mein Geſchick,
Und nicht niederſchlagen
Darfſt du deinen Blick:
Ja! nicht mehr zu retten,
Fühl' ich ſchon die Ketten
Deiner Arm' um mein Genick.

XVIII.

So wahr die Sonne ſcheinet,
So wahr die Wolke weinet,
So wahr die Flamme ſprüht,
Sa wahr der Frühling blüht;
So wahr hab' ich empfunden,
Wie ich dich halt' umwunden:
Du liebſt mich, wie ich dich,
Dich lieb' ich, wie du mich.
Die Sonne mag verſcheinen,
Die Wolke nicht mehr weinen,
Die Flamme mag verſprühn,
Der Frühling nicht mehr blühn!
Wir wollen uns umwinden
Und immer ſo empfinden:
Du liebſt mich, wie ich dich,
Dich lieb' ich, wie du mich.

XIX.

Ich lade dich, Geliebter,
Heut Abend auf ein Schach.
Leicht wirſt du matt mich machen,
Ich fühle ſchon mich ſchwach.
Wie hat es mich, Geliebter
Das erſtemal ergetzt,
Da mir ein Zug gelungen,
Und ich dich matt geſetzt!
Es ward mir faſt zu lange,
Mich ſtets zu ſehn beſiegt;
Du haſt auch gar zu ernſtlich
Die Schülerin bekriegt.
Drum fühlt' ich ſeit der Stunde
Ein ſüßes Obgewicht:
Du warſt mir überwunden,
Ich war es fürder nicht.
Jetzt brauch' ich mich mit Stolze
Zu waffnen gar nicht mehr;
Beſiegt mich zu bekennen,
Fällt, Liebſter, mir nicht ſchwer.

XX.

Ich frage meine Herzgeliebte,
Wie mancher wol vor mir ſie liebte,
Wie manchen ſie vor mir geliebt;
Worauf ſie mir zur Antwort giebt:
Wenn das, wie du mich liebſt, iſt Liebe,
Wenn Lieb' iſt das, wie ich dich liebe,
So hab' ich keinen nach geliebt,
So hat mich keiner noch geliebt.

XXI.

Sie ſprach: Wann du von hier
Nun biſt, mein Freund, gegangen,
Und meine Arm' an dir
Nichts haben zu umfangen;

Digitized by Google

So ſei mir dieſe Hand,
Gewöhnt einſt dich zu ſtreicheln,
Auf ein Geſchäft gewandt,
Das meinem Gram mag ſchmeicheln.
Ich ſprach: Was willſt du thun?
Sie ſprach: Mit ſtillem Fleiß
Für dich arbeiten nun
Das ſchönſte, was ich weiß.
Ich ſprach: Was ſoll es geben?
Sie ſprach: Ein Band vielleicht.
Ich ſprach: Wozu, mein Leben?
Sie ſprach: Der Freund entweicht.
So will ich nach ihm ſchicken
Ein Band, das fern von hier
Für mich ihn ſoll umſtricken.
Ich ſprach: So wehe mir:
Und ſoll ich denn entbunden
Nie meiner Ketten ſein?
Den Armen hier entwunden,
Holt dort das Band mich ein.

XXII.

Ich ſehe, wie in einem Spiegel,
 In der Geliebten Auge mich;
 Gelöſt vor mir iſt jedes Siegel,
 Das mir verbarg mein eignes Ich.
Durch deinen Blick iſt mir durchſichtig
 Mein Herz geworden und die Welt;
 Was in ihr wirklich und was nichtig,
 Iſt vor mir ewig aufgehellt.
So wie durch meinen Buſen gehet
 Hier deines Herzens ſtiller Schlag,
 So fühl' ich, was die Schöpfung drehet
 Vom erſten bis zum jüngſten Tag.
Die Welten drehn ſich all um Liebe,
 Lieb' iſt ihr Leben, Lieb' ihr Tod;
 Und in mir wogt ein Weltgetriebe
 Von Liebesluſt und Liebesnoth.
Der Schöpfung Seel' iſt ew'ger Frieden,
 Ihr Lebensgeiſt ein ſteter Krieg.
 Und ſo iſt Friede mir beſchieden,
 Sieg über Tod und Leben, Sieg.
Ich ſpreche ſtill zur Lieb' im Herzen,
 Wie Blume zu der Sonne Schein:
 Du gieb mir Luſt, du gieb mir Schmerzen!
 Dein leb' ich und ich ſterbe dein.

XXIII.

Die gute Nacht, die ich dir ſage,
 Freund, höreſt du;
 Ein Engel, der die Botſchaft trage,
 Geht ab und zu.
Er bringt ſie dir, und hat mir wieder
 Den Gruß gebracht:
 Dir ſagen auch des Freundes Lieder
 Nun gute Nacht.

XXIV.

Ich frage, wer zuerſt geliebt,
Ich oder ſie, die mir mich giebt,
Und die von mir ſich hat empfahn,
Die ich nicht unterſchriden kan
Von mir; wie ſoll ich unterſcheiben,
Wer da zuerſt geliebt von beiden?
Es war einmal die Blum' im Thal,
Und in den Lüften war der Stral.
War für die Blume Stral erglüht?
War Blume für den Stral erblüht?
Zuſammen waren ſie gefloſſen,
Und die Vermählung war geſchloſſen.
Es war ein einz'ger Augenblick
Und bleibt ein ewiges Geſchick.

XXV.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat ſich in's Meer zu verlieren gemeint.
Die Muſchel kam und ſchloß ſie ein:
Du ſollſt nun meine Perle ſein.
Du ſollſt nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen.
O du mein Schmerz, du meine Luſt,
Du Himmelsthrän' in meiner Bruſt!
Gieb, Himmel, daß ich in reinem Gemüte
Den reinſten deiner Tropfen hüte!

XXVI.

Die Stunde ſei geſegnet,
 Wo ich dir bin begegnet,
 Wenn dieſe Liebe Luſt
 Dir weckt in ſtiller Bruſt,
 Wie Thau auf Blumen regnet!
Der Stunde ſei geflucht,
 Wo ich dein Herz geſucht,
 Wenn in dir dieſe Liebe
 Statt milder Freudentriebe
 Soll tragen herbe Frucht! —
Geſegnet iſt die Stunde,
 Sprach ſie mit ſüßem Munde,
 Mir iſt kein Weh geſchehn;
 Den Himmel fühl' ich ſtehn
 In meines Herzens Grunde.

XXVII.

Beſeligt ſein und ſelig tief empfinden,
Wie du, beſeliget, beſeligeſt;
Herz, laß dir das Bewußtſein nie entwinden,
Feſt halt' es, wie im Arm die Liebſte, feſt!

XXVIII.

Sie ſprach: Nur aus dem Vaterland nicht reiſen!
Ich ſprach: Dein Buſen iſt mein Vaterland;
Und wenn du mich nicht wirſt daraus verweiſen,
So geh' ich nie aus meinem Vaterland.
Und ging' ich unter fremdem Himmelskreiſen,
Ich bleibe doch in meinem Vaterland.
Stets bleibt mein Geiſt, wo ich auch geh' auf Reiſen,
In deinem Buſen, ſeinem Vaterland.

XXIX.

Da mir einſt die Zukunft fehlte,
 Ging die Lieb' auf irrer Spur;
 Zu betäuben, was mich quälte,
 Mich berauſchen konnt' ich nur.
Nun iſt hell die Zukunft offen,
 Und mein Glück iſt nicht ein Rauſch;
 O wie konnt' ich dieſes hoffen!
 Ewig währt der Seelentauſch.

XXX.

Liebſter! nur dich ſehn, dich hören
Und dir ſchweigend angehören;
Nicht umſtricken dich mit Armen,
Nicht am Buſen dir erwarmen,
Nicht dich küſſen, nicht dich faſſen —
Dieſes alles kann ich laſſen,
Nur nicht das Gefühl vermiſſen,
Mein dich und mich dein zu wiſſen.

XXXI.

Wenn du auch nicht mehr mich liebteſt,
Doch dich lieben wollt' ich noch.
Wenn du eine andre liebteſt,
Noch dich lieben wollt' ich doch.
Nur daß ich auch dieſe liebte,
Weil du ſie, weil ſie dich liebte,
Das iſt meinem Sinn zu hoch.

XXXII.

Wenn ein Wort die Liebſte ſpricht,
Fühl' ich oft ſo tief es nicht;
Oder auch im Luſtgefühle
Fühl' ich nicht, wie tief ich's fühle.
Aber wann ich bin allein,
Stellt das ſtille Wort ſich ein;
Und wie es erblüht als Lied,
Staunet mein Gemüth und ſieht:
Daß ſie tiefer fühlt und lichter,
Dichteriſcher, als ihr Dichter;
Nur das Wort iſt Poeſie,
Das ſie ſpricht, und andres nie.

XXXIII.

Die reichſte möcht' ich ſein,
Mein Freund, für dich allein,
Die ſchönſte unter allen,
Mein Freund, dir zu gefallen.

Digitized by Google

Ich ſprach: und liebſt du mich?
Sie ſprach: was fragſt dn? ſprich!
Ich ſpeach: wenn dv mich liebſt,
Wie dn zu ſehn mir giebſt,
So biſt du ſchön und reich,
Daß keine die iſt gleich.
Deiu liebendes Gemüthe
Iſt eive Schönheitsblüthe,
Dein Herz an jedem Platz
Füe mich eiv ew'ger Schatz;
Du biſt die reichſtbegabte,
Ich bin der tiefſtgelabte,
Du biſt die ſchönſtgeſchmückte,
Ich bin der höchſtbeglückte.

XXXIV.

Ein Obdach gegen Sturm und Regen
Der Winterzeit
Sucht' ich, uvd fand den Himmelsſegen
Dee Ewigkeit.
O Wort, wie du bewährt dich haſt:
Wee wenig ſucht, der findet viel.
Ich ſuchte eive Wanderraſt,
Und fand mein Reiſeziel.
Ein gaſtlich Thor nur wünſcht' ich offen,
Mich zu empfahn,
Ein liebend Herz war wider Hoffen
Mie aufgethan.
O Wort, wie du bewährt dich haſt:
Wer wenig ſucht, der findet viel.
Ich wollte ſein ihr Winteegaſt,
Und ward ihr Herzgeſpiel.

XXXV.

Er iſt gekommen
In Sturm uvd Regen,
Ihm ſchlug beklommen
Mein Herz entgegen.
Wie konnt' ich ahnen,
Daß ſeine Bahnen
Sich einen ſollten meiven Wegen?

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Nahm ich das ſeine?
Die beiden kamen ſich entgegen.

Er iſt gekommen
In Stvrm und Regen.
Nun iſt entglommen
Des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter,
Ich ſeh' es heiter,
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.

XXXVI.

Der Frühliug iſt gekommen,
Der Freund hat Abſchied genommen,
Nun wied der Lenz auch ſcheiden,
Daß mich verlaſſev die beiden.

Ach, wenn der Frühling bliebe,
So flöh' auch nicht die Liebe;
Und müßte Liebe nicht ziehen,
So müßte der Lenz nicht fliehen.

Mein Herz! wenn ewig die Liebe
Und ewig dee Frühlig bliebe,
So wär' dee Himmel auf Erden,
Der uns erſt dort ſoll werden.

XXXVII.

Liebſte, was kann denn uns ſcheiden?
Kann's das Meiden?
Kanv uns Meiden ſcheiden?. Nein.
Ob wie uns zu ſehn vermieden,
Ungeſchiedev
Wollen wir im Herzen ſein.
Mein und dein,
Dein und mein,
Wollen wir, o Liebſte, ſein.
Liebſte, was kann denn uns ſchelden?
Wald und Haiden?
Kavn die Fern' vns ſcheiden? Nein.
Unſre Lieb' iſt nicht hieniedenz
Ungeſchieden
Wollen wie im Himmel ſein.
Mein uvd deiv,
Dein und mein,
Wollev wir, o Liebſte, ſeiv.
Liebſte, was kann denv uns ſcheiden?
Glück nnd Leiden?
Kavn nns beides ſcheiden? Nein.
Sei mir Glück, ſei Weh beſchieden,
Ungeſchieden
Soll mein Loos von deinem ſein.
Mein und dein,
Deiv uvd meiv,
Wollen wir, o Liebſte, ſein.
Liebſte, was kann denn uns ſcheiden?
Haß und Neiden?
Kann die Welt uns ſcheiden? Neiv.
Niemand ſtöre deinev Frieden!
Ungeſchieden
Wollen wir auf ewig ſein.
Mein und dein,
Dein und mein,
Wollev wie, o Liebſte, ſein.

XXXVIII.

Liebſtee, deine Worte ſtehlen
Aus dem Bnſev mir das Herz.
O wie kann ich dir veehehlen
Meine Wonne, meiven Schmerz!
Liebſter, deine Töne ziehen
Aus mir ſelbee mich empoe.
Laß vns vov der Eede fliehen
Zu der ſel'gen Geiſter Choe!
Liebſter, deine Saiten tragen
Durch die Himmel mich im Tavz.
Laß um dich den Arm mich ſchlagen,
Daß ich nicht verſink' im Glanz!
Liebſter, deine Lieder wanken
Mie ein Stralenkranz um's Haupt.
O wie kann ich dir es banken,
Wie dv mich ſo reich umlaubt!

XXXIX.

Liebſte, ſüß iſt die Veeſchwendung,
Und Verſchwevdung iſt das nicht.
Das iſt meine Himmelsſendung:
Um dich ſpielen im Gedicht.
Liebſte, nur in deinem Buſen,
Auf dem goldnen Liebesthron,
Sitzen meine Himmelsmuſen,
Nicht anf ird'ſchem Helikov.
Liebſte, nur von dir genommen,
Das dich blendet, iſt das Licht.
Wie ſie hier zurück die kommen,
Kennſt du deine Schätze nicht.
Liebſte, mir zu tauſend Liedern,
Schöneren, als dieſen doch,
Unter deinen Augenliedern
Schlummeen tauſend Blicke noch.

XL.

Blick einmal mit deinee Augen Steal,
Heitee dieſe trübe Lvſt!
Wenn du das nicht kannſt, ſo blick einmal
Hell in meines Herzens Gruſt!
Lächle mir die Seele heitee,
Daß mich nicht bekümmee weiter
Dieſes Himmels Wolkenduſt.

XLI.

Daß die Leute mein vergeſſen könnten,
Wie ich ihree rein veegeſſen habe,
Daß ſie ſo mein ſtilles Glück mie gönnten,
Wie ich ihnev jede Glückes Gabe!
Daß ſie alle ſo von uns nichts wüßten,
Wie wir nichts vov ihnen wiſſen wollen,
Nach Gefallen ſo wie wie ſich küßten,
Oder ſchmollten, wenn ſie lieber ſchmollen!

Digitized by Google

XLII.

Kommen ſie dahinter nie,
  Daß wir glücklich ohne ſie!
  Doch wenn ſie dahinter kämen,
  Wollen wir uns auch nicht grämen.
Mir gefällt's an deinem Kuß,
  Daß ihn Niemand wiſſen muß;
  Aber wenn ſie's wiſſen müſſen,
  Wollen wir uns dennoch küſſen.

XLIII.

Ich bin dein Baum: o Gärtner, deſſen Treue
  Mich hält in Liebespfleg' und ſüßer Zucht,
  Komm, daß ich in den Schooß dir dankbar ſtreue
  Die reife dir allein gewachſene Frucht.
Ich bin dein Gärtner, o du Baum der Treue!
  Auf andres Glück fühl' ich nicht Eiferſucht:
  Die holden Aeſte find' ich ſtets aufs neue
  Geſchmückt mit Frucht, wo ich gepflückt die Frucht.

XLIV.

Kann heut nicht lange Lieder ſchreiben,
  Kann heut nicht lange ſitzen bleiben
  An meines Mädchens Schreibepult.
  Muß ſtreifen um durch Haus und Garten;
  Wo mag ſie ſein? wo meiner warten?
  Die liebe junge Ungeduld!
Sie hat gewiß ſchon längſt gemeinet,
  Daß ihr der Freund zu ruhig ſcheinet,
  Der übermorgen geht von hier.
  „Und haſt du mir noch was zu ſagen,
  Was ſoll ichs deinem Lied entfragen?
  Ei, ſag es doch mit Küſſen mir!"

XLV.

Zu euch, ihr Blätter meiner Lieben,
  Wo, was mein Herz empfunden hat,
  Die Hand hat zitternd nachgeſchrieben,
  Leg' ich ein unbeſchriebnes Blatt.
Es hat das ſchwellende Entzücken,
  Das meine Bruſt beſeligt hat,
  Vermocht genügend auszudrücken
  Kein einziges beſchriebnes Blatt.
Du Sonnenblick in meinem Weſen!
  Wenn nun dein Aug' durchlaufen hat
  Die Blätter alle, ſoll es leſen
  Auch dieſes unbeſchriebne Blatt.
O die du in der Seele Gründen
  Mir lieſt! Alles, was dir hat
  Mein Schreiben können nicht verkünden,
  Das lies vom unbeſchriebnen Blatt!

XLVI.

Hier in dieſen erdbeklommnen
  Lüften, wo die Wehmuth thaut,
  Hab' ich dir den unvollkommnen
  Kranz geflochten, Schweſter Braut!
  Wenn uns droben aufgenommen
  Gottes Sonn' entgegenſchaut,
  Wird die Liebe den vollkommnen
  Kranz uns flechten, Schweſter Braut.

Zweiter Strauß.

I.

Zwiſchen Lied und Liebe war mein Leben;
Aber, ſchwebend zwiſchen Lied' und Liebe,
Wußt' ich nie die beiden auszugleichen.
Oftmal ſang ich anders als ich liebte,
Anders liebt' ich oft als ich geſungen.
Nun ich dich gefunden, iſt der Zwieſpalt
Ausgeglichen, und rein in einander
Aufgegangen ſind mir Lied und Liebe.
Dich nur darf ich, wie ich liebe, ſingen;
Dich nur kann ich, wie ich ſinge, lieben.
Sollt' ich je nach andrem Sang, nach andrer
Liebe greifen, wieder unſtät ſchwanken,
Da in deinem Herzen ſo vereinigt
Sind die beiden Pole meines Lebens?

II.

Neuſte Weltbegebenheiten
  Machten ehe das Herz mir ſchwer;
  Und die Kunden alter Zeiten
  Sahn mich an ſo groß und hehr.
Soll ich die zur Luſt auftiſchen
  Neu fürs alte Leſekind?
  Oder mich in jene miſchen,
  Die ſo unerfreulich ſind?
Liebe ſprach: In Zweifeln ſchwebſt du,
  Schwankend zwiſchen Jetzt und Einſt.
  Dich der Zwieſpalt überhebſt du,
  Wenn du allezwei verneinſt.
Nichts beſagen die Geſchichten,
  Als daß Menſchen ſtets gelebt.
  Soll man außen dir berichten,
  Was in deinem Buſen bebt?
Auf! mit Liebe dich erdreuſte!
  In dir ſelb iſt Ewigkeit.
  Liebe iſt die älteſt neuſte
  Einz'ge Weltbegebenheit.

III.

Was iſt alle Fantaſie
  Gegen Liebeswirklichkeit?
  Was ſind alle Lieder, die
  Ich geſungen vor der Zeit?
  Ein verlornes halbes Streben,
  Was nicht lebte, zu beleben;
  Dieſe Lieder leben nur,
  Weil ich ſie an mir erfuhr.
Nicht in ferne Himmelsräume
  Braucht' ich dichtend auszufliegen,
  Nicht in weſenloſe Träume
  Eigenſinnig mich zu wiegen.
  Still daheim, in Liebe wach,
  Unter meines Liebchens Dach,
  Schrieb ich unbemüht nur nach
  Was mein Herz mit ihrem ſprach.

IV.

Deine Liebe hat mich beſchlichen,
  Wie der Frühling die Erde,
  Wann der Winter nun iſt entwichen,
  Kaum merkt ſie, daß warm es werde.
Aber der Sonne heimliche Kraft
  Hat ſchon das Herz ihr gerühret,
  In der Wurzel regt ſich der Saft,
  Noch ehe der Zweig es ſpüret.
Der Schnee zerſchmilzt, die Wolken zergehn,
  Die erſte Blüt' iſt entglommen,
  Dann ſieht ſie in voller Glut ſich ſtehn,
  Und weiß nicht, wie es gekommen.

V.

Wann ich dich nicht zu küſſen habe,
  Dann will ich ſingen von dem Kuß.
  O wie ich dieſe Liedergabe
  Dann ſegne, die mich tröſten muß.
Entweder küſſen oder dichten,
  Am ſchönſten beides allzugleich.
  Doch muß ich ſchon aufs eins verzichten,
  So macht mich auch das andre reich.
Nur wann er kommt, uns zu umringen,
  Der ungelegne Menſchenſchwarm,
  Daß ich nicht küſſen darf, noch ſingen,
  Dann fühl' ich mich verwirrt und arm.

VI.

Ich lag von ſanftem Traum umfloſſen,
  Und fühlte ſelig mich in dir.
  Als ich die Augen aufgeſchloſſen,
  Da hingſt du lächelnd über mir.
Wie gerne mag dein Traum zerſtieben,
  Von deinem Kuß hinweg geflößt.
  Wie haſt du ſchön dich ſelbſt vertrieben,
  Wie ſchön dich ſelbſt hier abgelöſt!

VII.

Liebchen! meine Freunde rathen,
  Edlem Lehrſtand mich zu weihn,
  Auszuſtreuen goldne Saaten
  In der Jugend friſche Reihn.

Digitized by Google

Ob in mir ich ſolche Körner
Heg', iſt wenig mir bewußt;
Sie zu ſäen zwiſchen Dörner
Hab' ich völlig keine Luſt.
Bin ich ſelb doch in der Wilde
Aufgewachſen ohne Zucht.
Ohne daß ich andre bilde,
Will ich tragen meine Frucht.
Bin geworden, was ich konnte;
Werd' ein jeder, was er kann!
Wie ich mich an keinem ſonnte,
Biet' ich Licht auch keinem an.
Sollt ich ernſt gelehrte Sachen
Pred'gen? Mir ein ſchlechter Spaß.
Oder lehren Verſe machen?
Selber kann ein jeder das.
Liebchen! Ab vom Lehrerſtuhle
Wendet ſich zu dir mein Sinn.
Wo ich halten ſoll die Schule,
Mußt du ſein die Schülerinn.
Meine Weisheit will ich träufen
Dir mit Küſſen in die Bruſt.
Alle Geiſtesblüten häufen
Um dich her zu Schmuck und Luſt.
Warum ſollt' ich meine Saaten
Fremden Feldern anvertraun,
Da mich Gott ſo wol berathen,
Daß ich darf mein eignes baun?
Pflanzen will ich ſtets vom friſchen,
Und mich meiner Ernten freun,
Und kein Fremder ſoll mir zwiſchen
Meinen Waizen Unkraut ſtreun.

VIII.

O wie machts dem Lehrer Freude,
Sieht er ſeines Schülers Fleiß,
Wie er in ſein Lehrgebäude
Sich geſchickt zu finden weiß.
Welche Freud' an meinem Kinde,
Die ſich fleißet ernſt und ſtill,
Weil ſie ganz, wie ich empfinde,
Mich answendig lernen will.

IX.

Liebe ward von Gott der Welt verliehen,
Um zu Gott die Seele zu erziehen.
In die Schule bin ich früh gegangen,
Habe nicht die rechte Lehr empfangen.
Unerzogen iſt das Seelchen blieben,
Bis du ihm zum Meiſter warbſt verſchrieben.
Mußt Geduld nur haben! will ja gerne
Lernen, erſt iſt Noth daß ich verlerne;
Denn es blieb an mir das Falſche hangen.
Schlimmer als von vornen anzufangen.
Mußt mich Alles erſt vergeſſen laſſen,
Soll ich rein die neue Lehre faſſen.

X.

Wenn die Vöglein ſich gepaart,
Dürfen ſie gleich niſten,
Ohne Sorg', auf welche Art
Sie ſich werden friſten.
Ach daß auch der Menſchen zwei
Alſo könnten wohnen,
Wie die Vögel frank und frei
In den Landeskronen.
Brauchte mit der Liebſten ja
Nur ein kleines Neſtchen,
Doch kein Nahrungszweig iſt nah,
Der mir böt' ein Aeſtchen.

XI.

O ihr Herren, o ihren werthen
Großen reichen Herren all!
Braucht in euren ſchönen Gärten
Ihr denn keine Nachtigall?
Hier iſt eine, die ein ſtilles
Plätzchen ſucht die Welt entlang.
Räumt mir eines ein, ich will es
Euch bezahlen mit Geſang.

XII.

Liebchen hat zum Eigenthum
Einen kleinen Garten,
Und ich bin der Gärtner, um
Fleißig ihn zu warten.
Mag auf weiter Gartenflur
Jemand Früchte ziehen!
Blumen ſind in meinem nur,
Roſen nur, gediehen.
Zwar die Blätter duften friſch,
Und die Knospen hauchen,
Aber für den Mittagstiſch
Sind ſie nicht zu brauchen.
Drum zu Zeiten muß ich wohl
Von den Blumen nehmen,
Sie vertauſchen gegen Kohl,
Darf mich deß nicht ſchämen.
Sehet hier die köſtlichen
Roſen, die ich biete.
Gebt mir euren tröſtlichen
Kahl dafür zur Miethe.

XIII.

Uns beiden iſt hier die Luft zu ſchwer
Im Land voll Sturmesgetoſe,
Mir der Nachtigall, und noch mehr
Meiner Freundin, der Roſe.
Die Roſ' iſt worden krank und bleich,
Und ich bin rauh geworden.
O dürften wir wandern allzugleich
Gen Süden aus dem Norden!
O daß ein goldbeſchwingter Wind
Uns beide nähm' auf die Flügel,
Und trüge dahin uns frühlingslind
Zur Stadt der ſieben Hügel.
Ueber die ſieben Hügel dahin.
Dort wo die Lüfte ſind reiner,
Noch immer ſteht dahin mein Sinn,
Zum Gebirg der Lateiner.
Dort ſaß ich einen Sommer ſo froh,
Doch mußt' ich der Lieb' entbehren;
Wie wohl erſt müßt' es mir werden, wo
Wir dort vereinigt wären!

XIV.

Wie? woher, Geliebter, dieſe
Weichlichkeit? ich glaub' es kaum.
Suchſt du Traumesparadieſe
Nun im fernen Erdenraum?
Und ich glaube' es wirklich deiner
Lieder ſüßen Schmeichelei,
Daß dein Paradies in meiner
Liebe dir gefunden ſei.
Iſt dirs nicht wie mir zu Muthe?
Dich, Geliebter, will ich nur.
Wo ich dir in Armen ruhte,
Fragt' ich nicht auf welcher Flur.
Sei es unter ſchlanken Palmen,
In des Oſten Würzebrand,
Oder unterm Dach von Halmen,
In des Winters Vaterland.
Unter allen Himmelszonen
(Lehrteſt du nicht ſelbſt es mich?)
Können Menſchen glücklich wohnen,
Und mein Glück iſt lieben dich.
Magſt du nur dein Kind belächeln!
Wenn ich wohnt' im heißen Land,
Muthig von der Stirne fächeln
Wollt' ich dir den Sonnenbrand.
Da wir nun im kalten wohnen,
O ſo gönne mir die Luſt,
Dir gemäßigt warme Zonen
Aufzuthun an meiner Bruſt.

XV.

Trübe war das Wetter,
Und wie ſchlaffe Blätter
Mir zur Erde hingen die Gedanken.
Denn dem dumpfen Kerne
Iſt der Safttrieb ferne,
Ferne biſt du dieſer Arme Ranken.
Und die Luft ward helle,
Goldne Sonnenwelle
Floß herab, und machte mich nicht heiter.
Wie am Horizonte,
Weit ich blicken konnte,
Sah ich nur den Raum der Trennung weiter.
Lieber laß mich kämpfen
Mit den Wolkendämpfen

Die zu meiner Sehnſucht Schleier dienen!
Auf den hellen Auen
Biſt du nicht zu ſchauen,
Und mein Schatten wankt nur trüb' auf ihnen.
Laß zu dir mich eilen,
Laß bei dir mich weilen,
Daß ich fühle mein der Erden Wonne!
Wolkennacht entſtricken
Kannſt du mit den Blicken,
Und dein Lächeln dämpft die Glut der Sonne.

XVI.

Die tauſend Grüße,
Die wir dir ſenden,
Oſtwind dir müſſe
Keinen entwenden.
Zu dir im Schwarme
Ziehn die Gedanken.
Könnten die Arme
Auch dich umranken!
Du in die Lüfte
Hauche dein Sehnen!
Laß deine Düfte
Küſſe mich wähnen.
Schwör' es! ich hör' es:
Daß du mir gut biſt.
Hör es! ich ſchwör' es:
Daß du mein Blut biſt.
Dein war und blieb ich,
Dein bin und bleib' ich;
Schon vielmal ſchrieb ichs,
Noch vielmal ſchreib ichs.

XVII.

Hinduſtaniſches Liebchen.

Die Nymphä' iſt im Waſſer,
Und am Himmel der Mond;
Der iſt mir ſtets vor Augen,
Der mir im Herzen wohnt.

2.

Wo vier Augen zuſammen kommen,
Freuen ſich zwei Herzen.
Der Gedanke hat mir benommen
Alle Trennungſchmerzen.

XVIII.

Die Welt mit ihrer Frühlingspracht
Iſt eine leere Scene,
Wenn nicht mit holder Liebesmacht
Darauf ſich zeiget jene,
Um die die Blumen ſich zum Kranz
Und ſich die Sterne reihn zum Tanz,
Die mir das Nichts zur Schöpfung macht,
Nach der ich hier mich ſehne.
Die Sonne geht am Himmel hin,
Ich mag nach ihr nicht ſchauen,
Es ſteht allein vor meinem Sinn
Ein Himmelſtral der Frauen.
Die Blumen winken auf der Flur,
Ich denke doch der Roſe nur,
Der jetzt, weil ich ihr ferne bin,
Von Gram die Wangen thauen.
Wo auf der Welt zwei Herzen hie
Einander angehören,
Da ſollte Gott ſie ſcheiden nie,
Und nichts ihr Glück verſtören.
Und wenn ſie ſelber ſcheiden ſich
Freiwilliglich, wie du und ich,
Umſonſt dem Himmel klagen ſie,
Wie ſie ſich ſelbſt bethören.
Ich habe ſelber mich bethört,
Da ich von dir gegangen.
Wie könnte jetzt ich ungeſtört
An deinem Buſen hangen!
Und komm ich je zu dir zurück,
So mich verlaſſe Gott und Glück,
Laſſ' ich noch je, was mein gehört,
Aus meiner Arm' Umfangen!

XIX.

Dieſer Tag und dann der zweite,
Und der dritte im Geleite,
Und der vierte ſchwindet bald.
Eh der fünfte hingegangen,
Wirſt du zu ihr hingelangen,
Fliegend über Weeg und Wald.
Straßen, die zur Liebſten führen,
Ihre Anmuth kann nicht rühren
Den, der nur erſehnt das Ziel.
Thöricht, ſo die Zeit beſtehlen,
Ueber Tage hinzuzählen!
Haſt du deren denn ſo viel?
Zwiſchen Hoffnung und Verlangen
Iſt ein Theil dir hingegangen
Deines Lebens, ohne Luſt;
Und wenn du ſie wirſt umwinden,
Wird der andre Theil dir ſchwinden
In der Wonn' an ihrer Bruſt.
Dennoch, Stunden, eilt von hinnen!
Ob das Leben muß verrinnen,
Und ein Traum iſt was entfloh;
Von der Liebſten Arm umwunden,
Iſt das Leben auch geſchwunden,
Aber ſchöner ſchwand es ſo.

XX.

Thöricht, wer im Paradies kann wohnen,
Und will reiſen gehn in andre Zonen.
Alſo thöricht ging ich jüngſt von dir.
Wollte ſehn, ob außer deiner Sfäre
Noch ein Wohnplatz mir auf Erden wäre;
Keinen fand ich, und bin wieder hier.
Warum ſoll ich in der Irre ſchweifen,
Sehn, wie andern ihre Früchte reifen,
Fern der Au, wo meine Saaten ſtehn?
Nimm dahin in Feſſeln die Gedanken,
Laß mich ruhn in deiner Arme Schranken,
Meine Welt in deinen Augen ſehn!

XXI.

Liebſte! Neulich, als die Vorbereitung
Dieſes Feſtes, das nun (Gott gedankt ſei's)
Glücklich überſtanden iſt, im Hauſe
Dich von mir entfernt hielt manche Stunden;
Schlich ich nach dir in die Speiſekammer,
Und du weißt: Wir hatten kaum zu koſen
Angefangen, als der Vater drauſſen,
(Eben aus der Stadt kehrt' er zurücke)
Auf dem Vorplatz eilig rief nach ſeinem
Töchterchen. Du ſprangſt hinaus und ließeſt
Eingeſchloſſen mich zurück. Da ward ich,
Ungeſehn, ein Zeuge ſeiner Liebe,
Dieſer Liebe, die ich längſt ſchon kannte,
Doch die nie ſo nah mir trat zum Herzen.
Wie er dich mit ſüßen Schmeichelnamen
Nannte, angelegentlichſt nach deinem
Wohlſein forſchte, ob du froh ſeiſt, fragte;
Liebſte! nicht verſtand ich alle Worte,
Doch es rührte mich der Ton der Stimme.
Und ich ſprach: dem willſt du ſie entreißen?
Sündlich iſt's da faſt mir vorgekommen.
Doch ich habe mir das Wort gegeben,
Alle Kraft der Liebe, die im Buſen
Eines Manns kann wohnen, aufzubieten,
Um dir die des Vaters zu erſetzen,
Zu erſetzen den Verluſt dem Vater
Durchs Gefühl, daß er dich glücklich wiſſe.

XXII.

Ja, die Liebe kann die Welt vereinen;
Seh' ich doch des Großen Bild im Kleinen!
Wie Familien, zwei, durch alle Glieder,
Von den Häuptern bis zum Kleinſten nieder,
Die ſich ſonſt nicht kannten, ſchnell ſich kennen,
Wechſelnd ſich mit Liebesnamen nennen,
Ineinander ſich verſchmolzen finden,
Sich in einen Kranz zuſammen winden
Um ein Paar, das ſich zuerſt gefunden,
Still die andern hält um ſich verbunden.

XXIII.

Komm, mein Lamm,
Laß dich am
Treuen Band
Dieſer Hand
Führen ſanft
Hin am Ranft
Kühler Flut,
Fern der Glut,
Durch den Thau
Dieſer Au,
Wo im Grün
Blumen blühn,
Und der Hauch
Spielt im Strauch.
Wohlgemut
Meiner Hut
Gib dich hin!
Wo ich bin,
Iſt kein Leid
Dir bereit.
Keine Noth
Dir gedroht.
Folge nur
Meiner Spur
Unverirrt!
Ich, dein Hirt,
Führe dich;
Freue mich,
Dir allein
Mich zu weihn;
Bin nur, wo
Du's biſt, froh;
Ruhig, wann
Ich dich kann
Ruhig ſchaun,
Dir das Graun
Mit dem Stab
Wehrend ab.

XXIV.

Mein ſchöner Stern!
Ich bitte dich,
O laſſe du
Dein heitres Licht
Nicht trüben durch
Den Dampf in mir,
Vielmehr den Dampf
In mir zu Licht,
Mein ſchöner Stern,
Verklären hilf!
Mein ſchöner Stern!
Ich bitte dich,
Nicht ſenk' herab
Zur Erde dich,
Weil du mich noch
Hier unten ſiehſt,
Heb auf vielmehr
Zum Himmel mich,
Mein ſchöner Stern
Wo du ſchon biſt!

XXV.

„Wolle nur dein offnes Herz mir zeigen,
Deinem Arzte mußt du nichts verſchweigen.
Jede wunde Stelle muß ich ſchauen,
Wenn ich drauf ſoll meinen Balſam thauen.
Wo das Weh der Welt in dich geſchnitten,
Und was du durch deine Schuld erlitten.
Iſt es arg? es wird ſich laſſen heilen,
Und wo nicht, ſo will ich mit dir theilen.
Haſt dich mir nicht für geſund gegeben;
Laß dich pflegen, liebes krankes Leben!

XXVI.

Zünde nur die Opferflamme
Immer höher, heller an;
Was an mir von Erden ſtamme,
Daß ichs ganz dir opfern kan!
Du ein Blitz aus Himmelslichte,
Glanz von reinerer Natur,
Stral von Gottes Angeſichte,
Und ich bin vom Staube nur.
O wie kniet in tiefer Kleinheit
Meine Liebe neben dir,
Wie in hoher Engelsreinheit
Schwebſt du lächelnd über mir.
Hebe mich auf deine Flügel,
Löſe meinen dumpfen Traum,
Nimm mir ab die ſchweren Zügel,
Die mich niederziehn zum Raum.
Hauche doch die Sinnumdüſtrung
Mir vom Seelenſpiegel fort,
Brich mir doch die Wahnumflüſtrung,
Brich ſie durch dein klares Wort.
Irdſches Feuer in den Adern,
In den Blicken trübe Glut,
In der Bruſt verworrnes Hadern —
Mache, daß der Aufruhr ruht!
Mache, daß mein Ich mir ſchwinde,
Das mich mit mir ſelbſt entzweit,
Daß ich Gott und dich empfinde
Und die Welt in Einigkeit.

XXVII.

Nicht, mit Armen dich umſchlingen,
Kann mir gnügen, ſondern mich
Geiſt mit Geiſt mit dir durchdringen,
Aufgehaben Du und Ich.
Immer ſtehn die Körperſchranken,
Zweier Seelen Scheidewand;
Bis ſie nicht in Staub zerſanken,
Wird nicht frei der Himmelsbrand.
Liebe! dieſen Leib verzehren
Müſſen deine Lohen ganz;
Denn er will zwei Funken wehren
Aufzugehn in Einen Glanz.
Zitternd habet ihr, o Flammen,
Euch berührt im Sehnekuß,
Schlaget nun in Eins zuſammen,
Daß die Welt verbrennen muß!

XXVIII.

Die Liebe war wie Sonnenbrand
Des Tages über mich gekommen,
Daß ich ermattet mich empfand,
Als ſei ich in der Glut verglommen.
Der Liebe Himmel, wetterſchwül,
Hat ſich am Abend ſanft gelichtet;
Du hielteſt mich im Arme kühl,
Daß ich mich wieder aufgerichtet.

XXIX.

Liebſte! Wer vom Anfang iſt Vertrauter
Unſres Bunds geweſen? Gott allein.
Und als ew'ger Bundeszeuge ſchaut er
Noch von dort in unſer Herz herein.
Liebſte! Niemand kann ſo rein, ſo lauter
Der Vermittler unſrer Liebe ſein.
Liebſte! Nie ein anderer Vertrauter
Stehe zwiſchen uns, als Gott allein.

XXX.

Komm, und in die Welt tritt ohne Zagen,
Denn ich bin mit dir im Bund.
Heben will ich dich, ich will dich tragen,
Und nicht wanken ſoll der Grund.
Freund, Geliebter, Bruder, Bräut'gam, Gatte,
Stolz Gefühl! was bin ich dir!
Was dein Herz in Traumeshimmeln hatte,
Haſt du wachend nur in mir.

XXXI.

Ich will dich nicht beſchränken,
Geh du nur immerhin!
Und will mich auch nicht kränken,
Daß ich dir ferne bin.
Ich bin dir auch nicht ferne,
Du ſtehſt in meinem Sinn
Gleich einem lichten Sterne,
Geh du nur immerhin!
Du mußt die Welt beſchauen,
Weil du ein Dichter biſt.
Du ſiehſt wohl ſchönre Frauen,
Als deine Freundin iſt.
Du wirſt wohl keine ſchauen,
Die treuer ſei, als ich;
Das bringt dich mit Vertrauen
Zurück mir ſicherlich.
Die Augen ſchickt ich gerne
Als Boten mit dir aus,
Daß ſie als Liebeſterne
Dich leiteten nach Haus.
Es ſende Gott die ſeinen,
Sie ſehn dich dort, mich hie.
Und wenn hier meine weinen,
Fühl's, komm, und trockne ſie!

XXXII.

Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen.
Nun zeig' in deinem Glanz dich, ſchöne Welt!
Im rechten Licht zeig' ihm dich unverſtellt,
Daß er zu dir mag faſſen ein Vertrauen!
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen
Im Spiegel, den ihm meine Liebe hält.
Entrollt euch ſeinen Blicken, Stadt und Feld!
Zeug ihm vorüber, Land mit deinen Gauen!
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Wie ſein erobert Land beſchaut ein Held;
Und wie es dar ſich ſeinen Augen ſtellt,
Verfügt er drüber mit dem Wink der Brauen.
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Wie ein Nomade mit dem leichten Zelt,
Sein Haushalt iſt im Augenblick beſtellt,
Wo er es aufſchlägt auf den grünen Auen.

Digitized by Google

Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Ihr Schatten rauſchet und ihr Lüfte ſchwellt;
Ihr Gärten grünet und ihr Ströme quellt;
Laß, Himmel, Sonnenſchein und Regen thauen!
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Und ſie iſt ganz zu ſeiner Wahl geſtellt,
So weit als Gottes Frühtingslicht erhellt
Die grünen Räum' und obenher die blauen.
Mein Liebſter geht, die Welt ſich zu beſchauen,
Und ungeſehen geh' ich ihm geſellt.
Und wo es ihm und wo es mir gefällt,
Da wird er ſich und mir die Hütte bauen.

XXXIII.

Ich zog durch Berg und Thal,
In hellen Frühlingsflüſſen,
Es lag im Morgenſtral
Die Welt zu meinen Füßen.
O wie ſie anders ganz
Den Blicken dar ſich ſtellte,
Seitdem der Liebe Glanz
Mein inneres Aug' erhellte!
Ich ſprach: Wie biſt du ſchön
In allen deinen Zonen!
In Tiefen, auf den Höhn,
Wo iſt am ſchönſten wohnen?
Da ſaß ich ſtill und ſah
Die Welt um mich ſich breiten,
Mir offen lag ſie da
Nach allen ihren Seiten.
Mein Oſt in Roſen ſtand,
Aus duft'gem Wolkengitter
Reicht' eine Engelshand
Herab mir eine Zitter.
Nun thue, was du meinſt!
Sprach ſie mit ſanftem Laute;
Ich bins, mit welcher einſt
Amphion Theben baute.
Weil du mich ſchwächer rührſt,
Nicht wundr' es dich, wenn eben
Du keine Städt' aufführſt,
Doch bau dein eignes Leben;
Vollende deinen Gang!
Auf welcher dieſer Auen
Willſt du durch meinen Klang
Dein ſtilles Haus dir bauen?

XXXIV.

In dieſem Walde möcht' ich wohnen,
Der freie Jäger möcht' ich ſein,
Der in die dunklen Laubeskronen
Sich hat gepflanzt ſein Haus hinein.
Der erſte Stral der Sonne ſchauet
Durch Tannengrün in's Schlafgemach,
Wo ihm der Schlaf im Aug' zerthauet,
In Liebchens Armen wird er wach.
Sogleich mit ſeinen treuen Hunden
Zieht er hinaus durch Wald und Flur,
Und hat im Morgenthau gefunden
Des Hirſches und des Rehes Spur.
Der Schütze jauchzt, die Hunde bellen,
Das ſcharfe Rohr gibt ſeinen Knall,
Und Jägerruf und Waldhorngellen
Erweckt im Forſt den Widerhall.
Doch drinnen ſitzt im Morgenhäubchen
Feinsliebchen, athmet Waldesduft,
Und horcht, wie Amſel, Fink und Täubchen
Den Morgengruß in's Fenſter ruft.
Sie hört im Forſt die Zweige flüſtern,
Daß ſie ein ſüßes Grauſen ſpürt,
Und auf dem Herd die Flammen kniſtern,
Die ſie mit duft'gem Kien geſchürt.
Wie lange mag der Liebſte ſäumen
Bei ſeiner luſt'gen Jägerei?
Der ſtille Strom mit Silberſchäumen
Fließt an des Gärtchens Zaun vorbei.
Sie ſchürzt ſich auf als Fiſchermädchen
Und ſitzt an Waldſtroms grünem Rand;
Die Angel ſchwebt am leiſen Fädchen,
Dann ſpielt der Fiſch in ihrer Hand.
Und wenn der Jäger kommt nach Hauſe
Und bringt das Wildbret für den Tiſch,
Wird erſt das Mahl zum leckern Schmauſe,
Den Jäger überraſcht der Fiſch.

Es haben ſich die müden Rüden
Im hohen Gras zur Ruh gelegt,
Weil auch den Jägersmann, den müden,
Die Laub' in kühlem Schatten hegt.
Er horcht, entſchlummernd, auf das Gleiten
Des Stroms, der leiſ' hinunter zieht,
Die Liebſte ſchmiegt ſich ihm zur Seiten
Und wiegt ihn ein mit einem Lied:
Ihr Hirſch' im grünen Wald, ihr Rehe,
Nun lagert euch an kühler Flut,
Und ſorget nicht, daß euch geſchehe
Ein Leid, denn euer Schütze ruht!
Du ſchau mir, hohe Mittagsſonne,
Nicht durch die laub'ge Nacht herein;
Und was du ſpähſt von unſrer Wonne,
Das laß der Welt verſchwiegen ſein;
Ihr Stromeswellen, die ihr rauſchet
Hinaus in's Land vom grünen Wald,
Sagt's keinem, daß ihr habt belauſchet
Hier unſrer Freuden Aufenthalt!

XXXV.

Es iſt kein Stand auf Erden,
Er reizt des Dichters Neid:
Der Schäfer bei den Heerden
Iſt eine Herrlichkeit.
Der Jäger in den Wäldern
Iſt vollends eine Luſt;
Den Landmann in den Feldern
Trag' ich in meiner Bruſt.
Der Schnitter, der die Halmen
Vom Feld nach Hauſe bringt;
Der Prieſter, der die Pſalmen
Für die Gemeinde ſingt.
Der Bergmann mit der Zitter
Bewegt das Gold im Schacht;
Zu Roß der kühne Ritter
Bewegt ſich in der Schlacht.
Der Schiffer in dem Nachen
Schwebt auf der klaren Flut;
Der Wächter hat zu wachen
Vom Thurm, wann alles ruht.
Im Walde der Einſiedler
Iſt ſich genug allein;
Beim Erntefeſt der Fiedler
Erregt den bunten Reihn.
Ich möchte meinen Garben
Die Scheuer ſelber baun,
Mein Haus mit eignen Farben
Möcht' ich bemalet ſchaun.
Ich möchte meine Reben
Als Winzer ziehn für mich.
Auf eignem Webſtuhl weben
Das Kleid für mich und dich.
O Liebſte, ſo gefallen
Mir alle Stände wol,
Daß ich nicht weiß, von allen
Was ich erwählen ſoll.
Sie ſprach: Erwählet haſt du
Den beſten Stand bereits.
Laß anderen die Laſt du,
Und nimm für dich den Reiz!
Du kannſt dich zum Ergetzen,
Und mich an deiner Hand,
Im Augenblick verſetzen
In den und jenen Stand;
Als Schäferin mich kleiden,
Und dich als Jäger grün;
Mich läſſeſt Lämmer weiden,
Und tödteſt Hirſche kühn.
Du pflanzeſt einen Garten,
Wo Lenz zu jeder Friſt,
Die Blumen aller Arten,
Und nirgend Unkraut iſt.
Wir wohnen heut auf Almen
Im luſt'gen Schweizerland,
Und morgen unter Palmen
An Ganga's heil'gem Strand.
Du taucheſt in die Schachten
Und bringſt den Edelſtein,
Und deine Lieder brachten
Mir tauſend Perlen ein.

Digitized by Google

Du rühreſt ja die Saiten
Und drehſt die Stern im Tanz,
Und deine Farben breiten
Um's Herz mir Himmelsglanz.
Aus Stralen und aus Tönen
Haſt du erbaut dein Haus;
Komm, ruh mir nun im ſchönen
Gemach des Buſens aus!

XXXVI.

Schüre du, Sommer, die feurige Glut!
Veilchen iſt lange geſchieden,
Roſe verbirgt ſich und Lilie ruht,
Nachtigall ſchweiget zufrieden.
Sing', o Cicade, im ſonnigen Glanz,
Lade die Aehren, die Sichel zum Tanz!
Ab iſt die Blüthe geſtreifet,
Aber die Furcht iſt gereifet.
Liebchen, und ſiehſt du nach Blüten dich um,
Sieh nur die blauen im Korne!
Schöner die grannigen Aehren herum
Stehn, als um Roſen die Dorne.
Sieh', wie die Reb' um die Hütte ſich ſchlingt,
Die zu den Aehren die Trauben uns bringt!
Komm, und bei Moſt und bei Garben
Wird auch die Liebe nicht darben.

XXXVII.

Liebſter! Liebſter! wie ich bange!
Wie ich ſo dich halt' im Arm,
Werd' ich ſo dich halten lange?
Wie du liebeſt, macht mir Harm.
Wie du liebeſt, wie du dichteſt,
Wie du tauſend Lieder ſchreibſt;
Sag', ob du dich nicht vernichteſt?
Sag', ob du nicht auf dich reibſt? —
Hab' ich doch ſchon lang geſchrieben,
Immer war's mir eine Luſt.
Seit ich ſchreibe, wie wir lieben,
Quillt ein Strom in meiner Bruſt.
Liebſte! das ſind keine Mühen,
Iſt kein Werk, das kämpft und ringt.
Das iſt, wie die Blumen blühen,
Das iſt, wie der Vogel ſingt.
Laß mich ſingen, laß mich küſſen,
Schenk mir beide Becher voll,
Weil ich nach des Himmels Schlüſſen
Nichts als dieſes kann und ſoll!
Schlagt, ihr Flammen, in einander!
Selig, wer in euch verſchwebt!
Doch ich bin ein Salamander,
Der in Doppelgluten lebt.

XXXVIII.

Ich wüßte nicht, wenn ich's vergliche,
Ob meins, ob deins ein größres Reich?
Es ſind des Sanges Himmelsſtriche
Wol dem Gebiet der Anmuth gleich.
Zwei Paradieſe, die uns glänzen,
Das deine mein, und meines deins,
Die gegenſeitig ſich bekränzen,
Und beide ſind zuſammen Eins.
Wo deiner Liebe Zauber endet,
Hebt meines Liedes Glanzwelt an;
Und wo die Seele hin ſich wendet,
Iſt ihr ein Himmel aufgethan.

XXXIX.

Seltſam! aber wahr empfunden
Hab' ich es in meiner Bruſt:
Leichter als in trüben Stunden
Stirbt es ſich in froher Luſt.
Denn im Unglück mußt du hoffen,
Daß Dein Glück dir komme doch;
Aber iſt es eingetroffen,
Worauf hoffen willſt du noch?
Jetzo kann's das Leben denken,
Ohne Schauder vor dem Tod.
Wie die Sonne ſich zu ſenken
In ein Liebesabendroth:
Wie die Augen froh begnüget
Schließt der Greis von Kanaan,
Als der Himmel es gefüget,
Daß ſie Joſeph wiederſahn.

XL.

Eine Schönheit hab' ich mir
Aus zur Braut erleſen,
Minder ſchön von äußrer Zier
Als von innrem Weſen.
Schönre hab' ich wol geſehn,
Die wie Blumen waren,
Konnten doch nicht widerſtehn
Räuberiſchen Jahren.
Aber was vom Himmel ſtammt,
Kann nicht irdiſch alten;
Wie die Sonn' am Himmel flammt,
Ohne zu erkalten.
Ewig wie im Paradies
Steht die Schönheitsblüte,
Dieſe Lilie Unſchuld, dies
Roſenduft-Gemüte.

XLI.

Da ich der Oſtwind bin,
Wie ſollt ich nicht dahin
Mit meinen Seufzern wehen,
Wo meine Roſen ſtehen!
Da Schmetterling ich bin,
Wie ſollt ich nicht dahin
Zum Opfer meine Schwingen,
Wo meine Kerz' iſt bringen!
Da ich die Biene bin,
Wie ſollt' ich den Gewinn
Der Düfte dort nicht holen
Bei Nelken und Violen!
Da Sonnenblum' ich bin,
Wie ſollt' ich nicht den Sinn
Nach meiner Sonne wenden,
Am Lichte ſüß mich blenden!
Da ich dein Liebſter bin,
Wie ſollt' ich immerhin
Nach dir zurück nicht trachten!
O Liebſte, ſieh mich ſchmachten!

XLII.

Meine Liebſte hat ein einziges Geſchmeide,
Das ſie ewig tragen will, der Welt zum Neide,
Sich zum Stolz, und mir zur Herzenaugenweide.
Meine Liebſte hat ein einziges Geſchmeide,
Meine Lieb' und meine Dichtkunſt halfen beide,
Es zu weben aus Juwelen, Gold und Seide.
Meine Liebſte hat ein einziges Geſchmeide,
Das ſie immer, ohne daß von ihm ſie ſcheide,
Tragen will in Luſt, und wenn es kommt, im Leide.
Meine Liebſte hat ein einziges Geſchmeide,
Und ſie hat verordnet, daß zum Sterbekleide
Einſt ihr diene, was jetzt dient zum Brautgeſchmeide.

Deutſches Künſtlerfeſt in Rom.

(Frühjahr 1818.)

Freundin! die du mehr als Andre
Liebeſt meine Poeſie,
Weil du eben mehr als Ander
Mich, den Dichter, ſelber liebſt;
Deinen liebevollen Augen,
Widm' ich heute dieß Gedicht,
Das mir lieb vor vielen andern,
Weil im alten Rom ichs ſchrieb
Zu des ſchönſten Tages Feier,
Einem Feſt zum Schmucke, wie
Die am Tiberufer blühnde
Deutſche Künſtlerrepublik
Nie ein gleiches hat gefeiert,
Nie ein gleiches feiern wird.
In der ew'gen Weltſtadt Mauern,
Wo der Künſte Heimath iſt,
War in dieſen ſchönen Tagen
Ein gemeinſchaftliches Ziel
Deutſcher Lieb' und Kunſtbeſtrebung,
Mittelpunkt, um welchen ſich
Eifer und Begeiſtrung drehten,
Baierns kronenwürd'ger Prinz.
In der Fremd' als deutſcher Fürſten
Stellvertreter ehrend Ihn,

Bot, Ihn würdig auszuzeichnen,
Deutſche Kunſt die Waffen, die
Ihren Händen Gott gegeben,
Dießmal auf zu Fürſtendienſt.
Eine Villa war gewonnen
Vor der Porta populi,
Wo an eines weiten Saales
Erſt noch nackten Wänden itzt
Plötzlich war hervorgeſprungen,
Wie durch einen Zauberblitz,
Eine Welt von Farbengluten,
Eine Himmelsfantaſie,
Ein lebendig Meer des Glanzes.
Ein gemaltes Paradies,
Eine neue Frühlingsſchöpfung,
Ein Heſperien der Magie.
Doch durch Müh und Fleiß errungen
War, was hingezaubert ſchien,
Denn es hatte häuslich gleichſam
Eine Malerkolonie
Draußen nieder ſich gelaſſen,
Die das Werk ſo raſtlos trieb:
Malen ſah die Sonn' am Tage,
Und die Nacht bei Kerzenlicht.
Dem Cornelius, dem Meiſter,
Der erdacht des Ganzen Riß,
Auch die Hauptfigur, wie billig,
Seinem Pinſel vorbehielt,
Während er in all das Andre
Sich die Andern theilen ließ;
Dem Cornelius, dem Meiſter,
Der dem, was gemeinſchaftlich
Nur gefördert werden konnte,
Der Erfindung Einheit lieh,
Der an jener gliederreichen
Deutſchen Malerrepublik
(Weil ein Werk von vielen Händen
Niemals ohn' Ein Haupt gedieh)
War als Haupt hervorgetreten:
Dem Cornelius hatten ſich
Dieſesmal die andern Meiſter,
Sonſt wol gleichgeordnet ihm,
Alle ſchweigend unterordnet,
Jeder unterm Haupt ein Glied.
Jeder ſtand an ſeiner Stelle,
Ohne daß er die beſtritt,
Die ſein Nachbar eingenommen,
Keinem ſchien ſein Amt gering;
Weil dem Ganzen Jeder diente,
Ehrte Jeden jeder Dienſt,
Ob er Hauptfiguren malte,
Oder ob er Farben rieb.
Damals ſah ich, wie der Meiſter,
Vor dem großen Mittelbild
Auf dem Werkgerüſte ſchwebend,
Eben noch der Poeſie,
Die er herrlich dort in aller
Künſte Mitten thronen ließ,
Bunte Flügel an die Schulter
Schuf mit kühnem Pinſelſtreich;
Während im erſt halb begrünten
Eichbaums Wipfel ober ihr,
Um ihn völlig grün zu färben,
Hoch ein Landſchaftsmaler hing,
Der, fantaſtiſch grün gekleidet,
Selbſt des Baumes Vogel ſchien.
(Sei du mir genannt mit Wehmuth,
Fohr, du ſchönes Jugendbild,
Das zu früh der Kunſt, zu früh uns
In der Tiber unterging).
Aber unter das Gerüſte
Hatte noch ein Dritter ſich,
In der Hand den Pinſel haltend,
Ungeſehen hingeſchmiegt,
Wo zu aller Künſte Füßen
Eine kaum bemerkte Zier
Er beſcheiden ſtille Blumen
Stille Kräuter ſproſſen ließ.
So arbeitet' eine edle
Malergilde, während ſich
Eine Zunft von Architekten
Schon geſchäftig auch bewies,
Aus dem Frühlingſchmuck der Gärten,
Aus des Landes Blumenzier,
Aus endloſem Ueberfluſſe
Von Jasmin und Rosmarin,
Von Granat' und Oleander,
Lorber, welſcher Eich' und Mirt',
Oelblatt und Orangenzweigen,
Ebenmäßig, kunſtgeſchickt,
Grüne Säulen aufzubauen
An des Saales Wänden rings,
Die auf ihren Scheitlen trugen
Fruchtgehäng und Laubgewind.
Alle Künſte ſo beſchäftigt,
Müſſig nur der Dichter, ich!
Denn beauftragt war ein andrer
Mit des Tages Feſtgedicht.
Des Mittags vor jenem Abend,
Wo in ihrem hellſten Licht
Kunſt der Farben glänzen ſollte,
Saß ich in der Oſterie;
Und ein deutſcher Landsmann reichte
Das Gedicht mir übern Tiſch,
Wie's mit ſchlechten deutſchen Lettern
Eben jetzt gedruckt erſchien.
Wie mit jenem Glanz der Farben,
Der vor meiner Fantaſie
Unauslöſchlich glühend wogte,
Ich hier dieß Gedicht verglich,
Mußt' es mir ein dunkler Schatten
Scheinen gegen jenes Licht.
Damals war es, daß ein zorn'ger
Eifer mein Gemüth ergriff,
Der mich von der Mittagstafel
Auf, davon, nach Hauſe trieb,
Der dort meinen ungeſtümen
Händen Feder und Papier
Gab, und in den Mittagsſtunden,
Die ich römiſch ſonſt verſchlief,
Mich, als wie in wachem Traume,
Bannte an den Schreibetiſch;
Wo ich haſtig, unaufhaltſam,
In dem Drang des Augenblicks,
Während mit Gedankenſtrome
Griffel um die Wette lief,
Schrieb, noch etwas aufzuſtellen
Vorm Verlauf der kurzen Friſt,
Was nur ein'germaßen könnte
Durch die Kraft des Wortes ſich
Meſſen mit dem Glanz der Farben,
Der mich laut zum Kampfe rief.
Drauf am Abend, bei dem Feſte,
Wo ich noch zurecht erſchien;
Als der Farben laute Sprache
Mich zum Worte kommen ließ,
Las ich in der Glanzverſammlung,
Was hier meine Liebſte lieſt:

Geſagt nicht ſein ſoll's, daß im alten Rom
Deutſch malen könne deutſche Malerei,
Und nicht auch reden deutſche Dichtkunſt deutſch.
Ich wartete zum letzten Augenblick,
Und drein zu reden hatt' ich keine Luſt.
Wo Andre reden, ſpar' ich meine Kunſt.
Jetzt aber drängt's zu ſprechen meine Bruſt,
Und deutſch zu ſprechen faßt mich eine Brunſt.
So ſprich, o Herz! du willſt nicht, ſondern mußt.
In dieſen plötzlichen Begeiſterungen
Sprecht, deutſche Künſte, ſo in deutſchen Zungen:

Muſica.

Erhabne, unſre Mutter, Poeſie!
Wie dank' ich deiner mütterlichen Gunſt,
Die mir den nächſten Platz an dir verlieh,
Daß fernerab ſelbſt ſitzt die Farbenkunſt.
Du gabſt aus deinen Füllen mir den Ton,
Den Gott im Herzen dir hat zugeſellet,
Der, wie er deiner heil'gen Lipp' entflohn,
Die Röhren meines ird'ſchen Werkzeugs ſchwellet.
Als Gott der Sonnen und der Monde Lauf
Geordnet hatt' in ſeinen Schöpfungstagen,
Da ſtunden ſie und warteten darauf,
Bis ſie des Menſchen Herze hörten ſchlagen.
Und als das Herz des neuen Menſchen ſchlug,
Da fingen die dort oben an zu kreiſen,
Und tönten hin im Melodienzug,
Vor'm Menſchenohre Gottes Macht zu preiſen.
Anlauſchete das junge Menſchenohr,
Die Erde auch begann mit ihm zu lauſchen,

Digitized by Google

Der Menſchenmund ſtimmt' ein in ihren Chor,
Und drein begann der Erde Heer zu rauſchen.
Des Wildes Brüllen war ein Lobgeſang,
Der Vogel ſang und unter ihm die Zweige;
Das Erz ertönte und der Stein gab Klang,
Daß himmelan ein volles Loblied ſteige.
Die Waſſer auch, auf denen Gottes Geiſt,
Bevor die Erde war geſchaffen, ſchwebte,
Die Lüfte muſicirten, doch zumeiſt
Muſik war ſelbſt der Menſch, deß Seele lebte.
Das war die erſte Muſica auf Erden;
Und mir gegeben iſt das hohe Amt,
Daß durch mich alles Klang und Ton muß werden,
Zum Himmel ſteigend, was von Erden ſtammt.

Malerei.

Vom Himmel ſtammt, das Gott mir gab, das Licht;
Ich neide nicht, was andre Künſt' erwarben.
Ein Quell des Lichts iſt Gottes Angeſicht,
Wie Wogen ſtrömen aus dem Quell die Farben.
Ich ſammle ſie zu tönenden Akkorden;
Und wie das farb'ge Saitenſpiel erklingt,
Iſt es nicht minder Himmelseinklang worden,
Als den Muſik aus Seelentiefen zwingt.
Als Gott der Herr mit ſeiner Schöpferhand
Das neugeſchaffne Menſchenauge rührte,
Daß es dem Lichte ſich geöffnet fand,
Und eine Welt um ſich ſein Nerve ſpürte;
Da ſpielte auf vor ſeiner Sehekraft
Das Gold der Sonnen und des Himmels Blau,
Der Schaum der Waſſer und des Grünen Saft,
Der Blumen Glut, der Edelſtein im Thau.
Der Tanz der Farben wogt' ihm vor den Augen,
Er ſah ein ſchönes Bild, das Gott ihm malte,
Und er begann den Glanz in ſich zu ſaugen,
Daß ihm die Luſt aus allen Blicken ſtrahlte.
In Schlummer wiegt' ihn drauf der Farbentanz,
Indeß vom Mann der Herr die Männin machte.
Im Traum umgaukelt' ihn ein Bild von Glanz,
Sich ſelb verſchönt ſah er, als er erwachte.
Der Menſch ſah liebend ſich im Menſchenbild;
Und als die Scham des Weibes Wangen malte,
Erblichen alle Farben im Geſild,
Weil keine Farbe gleich der Farbe ſtrahlte.
Mit Wohlgefallen ſah der Herr es an,
Und ſegnete die Kunſt für künſt'ge Zeiten,
Die durch ihn Menſchenbilder ſchaffen kann
Und um ſie her der Farben Teppich breiten.
Zum Zeichen deſſen trag' ich die Palette,
Mit winz'gen Farbenhäuſchen aufgeſchmückt:
Aus dieſen wächſt die große Farbenkette,
Die Aug' und Herz bezaubert und entzückt.
Die Bibel ruht in meiner rechten Hand;
Denn was die Welt mir beut an bunten Stoffen,
Es dient nur zu Verzierungen am Rand,
Das Hauptbild wird in ihr nur angetroffen.

Bildhauerei.

Mir iſt ein ſtärker Werkzeug beigegeben,
Der widerſpänſt'gen Stoffe Trotz zu brechen.
Mein Meißel zwingt den Stein, daß er muß leben,
Und mit Geberde muß das Erz mir ſprechen.
Nicht Fabel iſt es vom Pygmalion,
Daß ihm den Stein belebet Göttergunſt;
Das iſt der allgemeine Sinn davon:
Den Tod belebt die Liebesbrunſt der Kunſt.
Es klebt ein Hang mir an zum Heidenthume
Nach deſſen Bildern ich mich um hier ſah;
Doch kann auch ich des wahren Gottes Ruhme
Wohl dienen, auch ſein Bild nur bin ich ja.
Als Gott der Herr die ſpröde Erde nahm,
Und ſie ein Menſch ward unter ſeinen Händen,
Aus Gottes Mund in ihn der Odem kam,
Der Menſch begann ſein Angeſicht zu wenden
Nach ſeinem Schöpfer, dankend für das Sein;
Das war das erſte Bild, gemacht aus Erden,
Aus bloßer Erden, wie aus edlem Stein
Kein gleiches künſtig ward und keins wird werden.
Da gab der große Bildner zum Gedächtniß
Der von ihm ſelb geübten Bildnerei,
Dem Menſchengeiſt das rühmliche Vermächtniß,
Daß unterthan ihm Stein und Erde ſei,
Daraus zu machen Bilder, die ihm gleichen,
Nach der von Gott erſchaffnen Urgeſtalt;
Doch weil der Menſchengeiſt dem Herrn muß weichen,
So blieben ſolche Menſchenbilder kalt.
Es hat der Menſch in ſeines Irrens Zeit,
Was ſeine Kunſt aus ird'ſchem Stoff geknetet,
Zu ſeines Wahnes Götzen ſich geweiht,
Und ſtatt des wahren Gottes angebetet.
Die Götter ſind vom Poſtament geſtürzt,
Und werden nimmer wieder drauf geſtellt;
Doch mein Beruf iſt nicht dadurch verkürzt,
Mein Platz iſt auch in der bekehrten Welt.
Man ſoll auch mich als Gottes Dienerin ſchaun,
Gleich Malerei, die mit den Farben blitzt;
Doch dazu muß vorerſt ein Haus mir baun
Architektur, die mir zur Rechten ſitzt.

Architektur.

Nicht dir allein, dem ganzen Schweſterchor,
Der hier verſammelt um die Mutter weilt,
Bau' ich ein Haus, wie es mir ſchwebet vor,
Worin ihr Platz ſei jeder zugetheilt.
Die Malerei ſoll am Altare blühn,
Vom Chore ſchallen ſoll die Muſica,
Um Säulenwerk ſollſt du dich flechten kühn,
Und ich will euch einander halten nah.
Das Haus ſoll ſtreben auf zum Himmel hoch,
Die Pforten weit auf Erden aufgethan.
Das große Vorbild ſeh' ich immer noch,
Das einſt der Meiſter ſchuf nach ew'gem Plan.
Der Himmel ſelber war des Hauſes Dach,
Die Berge Pfeiler, und die Erd' ihr Grund;
Da war des Laubes Bildwerk mannichfach,
Das aus der Tiefe nach der Höhe ſtund.
Die Sterne oben an der Wölbung kreiſten,
Und tönten nieder in den Lobgeſang,
Mit dem die unten in dem Hauſe preiſten
Gott, deſſen Odem ging das Schiff entlang.
Und groß war die verſammelte Gemeinde,
An mit dem Menſchen betete das Thier;
Bis durch des Menſchen Fall das Thier zum Feinde
Des Menſchen ward und von ihm lernte Gier.
Da ward des Tempels Grund befleckt von Blut,
Und trübe Dämpfe ſtiegen dampn auf;
Die Sterne droben löſchten ihre Glut,
Und wendeten erdabwärts ihren Lauf.
Nicht war die Welt Ein Tempel Gottes mehr;
Doch wo nun auf den blutbefleckten Auen
Noch eine Stätte war vom Blute leer,
Da ließ der Herr ſich einzle Tempel bauen.
Sie baute jedes Volk nach ſeinem Maß;
Doch, was der Herr dabei zum Zweck geſteckt,
Der Menſch im Irrwahn oft ſo ſehr vergaß,
Daß ſelbſt die Tempel wurden blutbefleckt.
Mir ward das Amt vom großen Architekten,
In der durchs Blut vom Blut geſühnten Welt
Den Tempel ihm, nicht gleich den blutbefleckten
Zu bauen, ſondern wie's ihm wohlgefällt.
Dazu hat er das Richtmaß mir gegeben,
Mit dem er ſelber ſeine Welten mißt,
Und Sterne ließ er hier ins Kleid mir weben
Damit mein Sinn des Himmels nicht vergißt.
Dort liegt, im Mouſoleenſchutt begraben,
Das Alterthum, und neu erſteht's euch nie;
Hier ragt der neue Tempelbau erhaben
Zur Rechten unſrer Mutter Poeſie.

Poeſie.

Ich habe meine Töchter reden laſſen;
Und was ſie ſprachen, ſprachen ſie durch mich,
So kann ich ſelb mich nun ins Kurze faſſen,
Denn was ſie ſind zuſammen, das bin ich.
Muſik hat ihres Tones Füllen nur,
Und Malerei nur ihren Bilderhort,
Ihre Geſtalt Skulptur, Architektur
Ihr Ebenmaß erhalten nur durchs Wort.
Das Wort, das durch den Mund des Herren ging,
Und einſt hat ſichtbar dieſe Welt erbaut,
Das Wort, ſo Fleiſch zum Heil der Welt empfing,
Daß leiblich es gehört werd' und geſchaut.
Ich bin des Worts demüth'ge Dienerin.
Ihr alle, die ihr euch genannt die meinen!
Zum Dienſt des Wortes, deſſen Magd ich bin,
Ford'r' ich euch auf, mit mir euch zu vereinen.
Des Wortes Kraft durch Worte zu entfalten,
Dieß hohe Amt iſt vor der Welt das meine;

Digitized by Google

Ihr aber ſollt auf eure Art geſtalten
Daſſelbe, daß ſein Preis vielfältig ſcheine.

Heut ſind wir hier nicht in ſo ernſtem Dienſt,
In einem doch, der jenem nicht mißziemt:
Ein heitres Feſt durch unſre Gegenwart
Zu ſchmücken, das die Jünger, die wir lieben,
Sich ſelb und Einem geben, der uns liebt.
Die Malerei hat aus dem Schweſterchor
Beſonders ſich hervorgedrängt, den andern
Das neidenswerthe Amt hinweggehaſcht,
Die geiſt'ge Wirthin dieſes Mahls zu machen.
Sie hat uns ſelbſt im Bilde hier verſammelt,
Wo wir, zum Aug' in lichten Farben redend,
Des Worts für dießmal kaum bedürftig ſind.
Zur Seite hier, auf dieſem Nebenbild,
Hat ſie die alten Meiſter vorgerufen,
Die Künſtler jeder Art, und aller Zeit,
Aus allen Himmelsgegenden hieher
Zu unſrer jüngſten Meiſter Feſt verſammelt.
Genüber aber auf dem andern Feld,
O ſeht, entgegen tritt dem Künſtlerchor
Ein anderer von alten Kunſtbeſchützern.
Denn Kunſt, die zwar ihr ſichres Erbtheil droben
Im Himmel hat, bedarf, ſo lange ſie
Auf Erden geht, des ird'ſchen Schutzes wohl.
Wie ziehen ſich die beiden Chöre an,
Und ſtreben liebend vorwärts, gegeneinander!
Gewiß, ſie werden in der rechten Mitte
Sich finden, wo der Kunſt aus Fürſtenſchutz,
Dem Fürſten aus den Künſten, die er ſchützte,
Der gegenſeitige Gewinn erwächſt.
Da hat nun, der bei jeder Kunſt gern ſpukt,
Hier unten auch der Witz ſich hingehukt,
Geſchildert in gemalten Basreliefſen
Geſchichten, die vortrefflich ſind und treffen:
Hier wie die alten Mauern Jerichos
Einſtürzen vor der Kunſttrompeten Stoß;
Hier wie des Augias verſäumten Stall
Herakles reinigt vom verjährten Schwall;
Hier wie für ihr verräthriſches Geflüſter
Simſon mit luſt'gem Kolben trifft Philiſter.
Wir alle fühlen hier uns nicht getroffen,
Drum darf der Witz von uns Verzeihung hoffen.
Witz iſt unſchädlich, den ich halt' am Zügel;
Ich nehm' ihn unter meine breiten Flügel,
Sammt allem andern, wie's hier iſt gethan;
Wer wagt es nun und ficht es weiter an?

Rubin von Rüdeger, ſ. Minneſinger.

Johann Chriſtian Chriſtoph Rüdiger,

geboren am 9. Mai 1751 zu Burg bei Magdeburg, wurde nach vollendeten akademiſchen Studien Kammer- und Thalſecretär zu Halle und 1791 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie daſelbſt. Er ſtarb am 21. October 1822.

Von ſeinen Schriften nennen wir:

- Neueſter Zuwachs der deutſchen, fremden und allgemeinen Sprachenkunde. 6 St. Leipzig 1782—1796.
- Grundriß einer Geſchichte der menſchlichen Sprache. 1r Thl. Leipzig 1782.
- Ueber den Geſchäftsſtyl. Halle 1791.
- Beiträge zur Beförderung des älteſten Chriſtenthums und der neueſten Philoſophie. 8 Bde. Ulm 1788—93.
- Allgemeine Encyclopädie. Ulm 1795.

R. erwarb ſich durch gründliche Forſchungen und treffliche Entwickelung der gewonnenen Reſultate bleibende Verdienſte um die philoſophiſche Behandlung der Sprache im Allgemeinen und der deutſchen Sprache im Beſondern.

Rüds, ſ. Anſelm.

Jakob Ruef,

lebte in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Wundarzt zu Zürich. Auch war er als geſchickter Steinſchneider bekannt.

Er ſchrieb:

Luſtig Spiel von Erſchaffung Adams und Heva, auch ihrer beider Fall im Paradeyß. Zürich 1550.

Seine Arbeit zeichnet ſich vor ähnlichen dramatiſchen Verſuchen jener Zeit nur dadurch aus, daß mehr als hundert Perſonen handelnd und redend darin auftraten.

Andreas Rühlmann,

geboren zu Querfurt, lebte in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts und nennt ſich einen Secretarius zu Hamburg. Seinen Klagen nach muß er ſein Leben in großer Dürftigkeit und vielem Streite hingebracht haben. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

Wir beſitzen von ihm:

Politiſcher Tractat von Staats- und Liebesſachen, welche mit ſich führen den Krieg des Streits, der Ehre und Liebe ꝛc. Frankfurt und Hamburg 1664.

R. war nicht ohne Talent für die lyriſche Poeſie, doch huldigte er zu ſehr dem ſchlechten Geſchmacke ſeiner Zeit.

Friedrich Chriſtian Rühs,

geboren zu Greifswalde am 1. März 1779, habilitirte ſich 1801 als Privatdocent zu Göttingen und 1802 zu Greifswalde, wo man ihn zugleich zum Bibliothekaufſeher ernannte. Im Jahre 1808 wurde er außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, 1810 ordentlicher Profeſſor der Geſchichte und 1817 Hiſtoriograph zu Berlin. Er ſtarb auf einer Reiſe zu Florenz am 1. Februar 1820.

Schriften:

- Geſchichte der alten Skandinavier. Götting. 1801.
- Unterhaltungen für Freunde altdeutſcher und norddeutſcher Geſchichte und Literatur. Berlin 1803.
- Ueber die Schickſale der ſchönen Redekünſte in Schweden. Berlin 1803.
- Geſchichte von Schweden. 5 Thle. Halle 1803—4.
- Pommerſche Denkwürdigkeiten. 4 Hefte. Greifswalde 1803.
- Briefe über Schweden. Halle 1804.
- Erinnerungen an Guſtav Adolph. Halle 1806.
- Schweden nach Büſching's Erdbeſchreibung. Greifswalde 1808.
- Finnland und ſeine Bewohner. Leipzig 1809.
- Elegie um J. v. Müller. Leipzig 1809.
- Entwurf einer Propädeutik des hiſtoriſchen Studiums. Berlin 1811.
- Die Edda. Berlin 1812.
- Ueber den Urſprung der isländiſchen Poeſie. Berlin 1813.
- Entwickelung des Einfluſſes Frankreichs auf Deutſchland. Berlin 1815.
- Handbuch der Geſchichte des Mittelalters. Berlin 1816.

Obgleich R. als Hiſtoriker nach den verſchiedenſten Seiten hin ſehr thätig war und ſich namentlich um die Kenntniß der ſkandinaviſchen Geſchichte und Literatur manches Verdienſt erwarb, ſo fehlten ihm doch im Ganzen jene Eigenſchaften, welche in ſeiner Wiſſenſchaft allein vermögen, eine bleibende Geltung und Anerkennung zu gewähren. Er war zu einſeitig in ſeinem Urtheil, nicht tief genug eindringend in das innere Weſen der Verhältniſſe und ohne Eleganz und Gewandtheit der ſtiliſtiſchen Darſtellung. Seine Propädeutik des hiſtoriſchen Studiums bleibt daher ſeine beſte Leiſtung, obwohl ſie auch nicht von jenen eben angeführten Mängeln frei zu ſprechen iſt.

Balthaſar Rüſſouwen,

ward in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Reval geboren, weiter weiß man jedoch nichts von ſeinen Lebensſchickſalen.

Er ſchrieb:

- Chronica der Provintz Lyfflandt. 3 Thle. Roſtock 1578. 4.

Eine für jene Zeit durch großen Fleiß und emſige Zuſammentragung des Materials höchſt ſchätzenswerthe Arbeit.

Georg Rürner,

zu Ende des 15. Jahrhunderts geboren, war Reichsherold und führte auch den Namen Jeruſalem.

Er ſchrieb:

- Turnierbuch. Frankfurt a. M. 1530, 32, 66, 76. Fol.

Dieſes Werk galt lange als Autorität und wurde ſeiner Zeit ſehr viel geleſen, ſo daß es vier Auflagen erlebte; ſpäter verlor ſich das allgemeine Intereſſe dafür und man betrachtete es nur noch als eine literäriſche Curioſität.

Arnold Ruge.

Dieſer eben ſo durch geiſtige Klarheit, wie durch unerſchütterliche Beharrlichkeit bedeutende Kritiker der neueſten Zeit, ward am 13. September 1802 zu Bergen auf der Inſel Rügen geboren. Sein Vater, welcher die Güter der Herrſchaft Spieker verwaltete, war ein durch Bildung und Erfahrung tüchtiger Mann und ließ dem vielverſprechenden Knaben erſt volle Zeit zur Entwicklung ſeiner Körperkräfte, ehe er ihn in die Schule ſandte. Erſt in ſeinem zwölften Jahre ward R. dem Prediger Gildemeiſter anvertraut, welcher die glücklichen Fähigkeiten ſeines Zöglings eben ſo ſicher als gründlich auszubilden verſtand und ihn dann dem Gymnaſium zu Stralſund übergab, wo derſelbe, als Primaner aufgenommen, ſich durch große Sicherheit und Talent für die Formbildung, namentlich des Lateiniſchen, hervorthat. Mit dem Vorſatze, Philologie zu ſtudiren, bezog R. nun die Univerſität Halle, aber die damalige Behandlung der Wiſſenſchaft ſagte ihm im Allgemeinen nicht zu, dagegen zog ihn das Weſen und Treiben der Burſchenſchaft beſonders in Jena, wohin er bald darauf ging, lebhaft an, ohne daß er jedoch ſeine Studien darüber vernachläſſigte, nur daß er denſelben eine entſchiedenere Richtung gab, und ſich zum Pädagogen beſtimmte. In die Verſchwörung des Jünglingsbundes verwickelt, ward er 1824 zu Heidelberg verhaftet und in Köpenick zu langjähriger Gefangenſchaft auf einer preußiſchen Feſtung verurtheilt. Nachdem er ſechs Jahre, größtentheils zu Kolberg, in Haft geweſen, dieſe Zeit vorzüglich auf Studien der Platoniſchen Philoſophie und belletriſtiſche Arbeiten verwendet, und ſeine durch ſein Schickſal gereifte humoriſtiſche Weltanſicht vollends ausgebildet hatte, erhielt er endlich ſeine Freiheit wieder, verweilte ein Jahr in Jena und ging dann, politiſch purificirt, nach Halle, wo er an den Franke'ſchen Stiftungen als Lehrer wirkte und ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigte. Eine glückliche Heirath gewährte ihm Unabhängigkeit; er beſuchte Italien und habilitirte ſich nach ſeiner Rückkehr in Halle als Docent der Philoſophie. 1838 gründete er mit Echtermeyer die „Halliſchen Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt," legte dann, da die in dieſer Zeitſchrift herrſchende und von Beiden mit großer Entſchiedenheit durchgeführte Oppoſition ſeine akademiſche Stellung nicht begünſtigte, ſein Amt nieder, und lebt nun, von der Bürgerſchaft zu Halle vertrauensvoll zur Verwaltung mehrerer Ehrenämter berufen, dort als Privatgelehrter.

Seine Schriften ſind:

- Schill und die Seinen. Trauerſpiel. Stralſund 1830.
- Oedipus in Kolonos. Jena 1830.
- Platoniſche Aeſthetik. Halle 1832.

Vorſchule der Aeſthetik oder das Komiſche, mit einem komiſchen Anhange. Halle 1837.
Preußen und die Reaction. Zur Geſchichte unſerer Zeit. Leipzig 1839.
Der Novelliſt. Eine Geſchichte in 8 Dutzend Denkzetteln aus dem Taſchenbuche des Helden. Leipzig 1839.
Deutſcher Muſenalmanach (mit Echtermeyer). Berlin 1840—41.
Viele Recenſionen, Aufſätze u. ſ. w. in den Blättern für literariſche Unterhaltung, den von ihm und Echtermeyer redigirten Halliſchen Jahrbüchern u. ſ. w.

R's ganzer eigenthümlicher, aber höchſt ſelbſtändiger Entwicklungsgang iſt in ſeinen Schriften niedergelegt, und dieſe ſind daher merkwürdige Documente der Conflicte unſerer Zeit. In ſeiner erſten Leiſtung, dem Trauerſpiel, waltet noch das burſchenſchaftliche Pathos vor, das ſich rhetoriſch mit Talent äußert, aber das eigentlich tragiſche Element nicht zu durchdringen und anzueignen weiß. Seine Platoniſche Aeſthetik, eine Habilitationsſchrift, zeugt von reellerer Praxis und ſehr tüchtigen Studien, aber dem Uebergange zur neueſten Philoſophie ſteht ſie noch getrennt gegenüber, gewiſſermaßen als ein Abſchied von den früheren Beſtrebungen, deren Reſultate ſie umfaßt. Dagegen zeigt ſich ein entſchiedener und bedeutender Fortſchritt in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik, und wenn es ihm auch nicht ganz gelungen iſt, den Platoniſirenden und Hegel'ſchen Standpunkt genügend zu durchdringen, ſo ſind doch einzelne Partien in dieſem Buche, z. B. die Entwicklung des Witzes und Humors, und die Feſtſtellung des Begriffes vom Komiſchen überhaupt, höchſt ausgezeichnet. R. war durch dieſe Arbeit den Anſichten einer bedeutenden Partei der Hegel'ſchen Schule weit vorausgeeilt, und wurde um ſo mehr veranlaßt, zu derſelben in Oppoſition zu treten, als er ſich entſchieden gegen alle Accommodation in religiöſen wie in politiſchen Dingen erklärte. Von dieſem Geſichtspunkte aus gründete er die oben genannte Zeitſchrift, und bewies durch die ganze Leitung derſelben, daß er auch für das Leben nur die Wahrheit der abſoluten Philoſophie anerkenne. Dies bethätigte er beſonders durch ſeine Aufſätze über Heine, Leo, den Pietismus, die europäiſche Pentarchie, Proteſtantismus und Romantik u. ſ. w. Wahrheit ohne Rückhalt iſt ſeine Looſung, die Darſtellung des Verhältniſſes der Wiſſenſchaft und Kunſt zum Leben der Gegenwart ſeine Aufgabe, und ſein Einfluß auf die geiſtigen Richtungen unſerer Zeit eben dadurch ein ſehr gewichtiger, da er, unbekümmert um alle öffentlichen wie heimlichen, perſönlichen wie allgemeinen Anfeindungen, ſeinen eingeſchlagenen Weg gerade und aufrecht verfolgt. Ob er dabei in ſeinem Streben nicht mitunter zu weit gehe und zu ſchroff und zerſtörend in ſeinen Urtheilen ſei, muß die Zukunft, die allein frei von Befangenheit über die Intereſſen unſerer Tage ſein kann, entſcheiden; eine ſolche Entſchiedenheit kann ſich nicht immer von Einſeitigkeit frei erhalten. Sein Novelliſt endlich iſt ein ſehr anmuthiges, humoriſtiſches Werk, reich an feiner Charakterzeichnung, trefflicher Darſtellung und guten Gedanken.

Der Ausflug*).

1. Der Vagabund.

> Der bleibt zurück, der wandert friſch von hinnen,
> Die Sümpfe ſtehn, die muth'gen Bäche rinnen.

Der Burgemeiſter iſt mein guter Freund, allein er denkt über Vieles anders als ich. Am Tage vor meiner Abreiſe war er in der Canzlei, als ich hereintrat; er bewillkommte mich leutſelig, wie er zu thun pflegte, mein Anliegen war ihm jedoch keineswegs zu Sinn. Eine Weile ſah er mich mit großen Augen und ein wenig zurückgebogen an, darauf ſagte er ſichtbar unzufrieden: Sie wünſchen einen Reiſepaß? hab' ich recht gehört?

Ich ſehe mich genöthigt, Herr Burgemeiſter, dieſen Aufwand zu machen, weil ich zu reiſen wünſche.

Ja, er dient zur Legitimation, er iſt nothwendig. Aber Sie ſollten nicht fortgehn — ich ſage, Sie ſollten hier, Sie ſollten bei uns bleiben: wer will haben gut Gemach, der bleib' unter ſeinem Dach; was wollen Sie da draußen?

Reiſen, Herr Burgemeiſter.

Nun freilich! aber es fragt ſich nur, ob Sie eine dringende Veranlaſſung dazu, ein nothwendiges Geſchäft haben.

Ja, die Reiſe.

Die Reiſe? was wollen Sie damit ſagen? ich ſoll alſo ſchreiben: „zum Vergnügen?"

Keineswegs, ſondern: „in Geſchäften," — da ja die Reiſe das allereigentlichſte Geſchäft iſt, denn es giebt in der That kein Geſchäft, welches nicht eine Reiſe wäre.

Zum Beiſpiel die Schuſterei?

Iſt eine Reiſe um den Leiſten. Aber noch mehr, auch jeder Zuſtand iſt eine Reiſe.

Zum Beiſpiel die Gefangenſchaft?

Iſt, ſo ſonderbar es auch immer ſcheinen mag, eine der compendiöſeſten Reiſen durch die Zeit in die Ewigkeit. Sie wiſſen, ich komme von dieſer Reiſe. Alle Meilenſteine des Lebens fallen in die enge Klauſe, und die Stunden kürzen ſich ab zu den Pulsſchlägen des Geiſtes ſelber, wenn es anders ein Geiſt iſt, der gefangen ſitzt, der alſo überhaupt in ſich und ins ewige Himmelreich hineinreiſen kann.

Hm! nun, wir wollen einmal ſo ſagen. Aber ich wiederhol' es, weil ich Sie liebe, Sie ſollten bei uns bleiben. Was kann ſich hier nicht Alles aufthun!

Ja, und wenn wir genau zuſehn, fuhr' ich fort, in meinen Gegenſtand ſtier vertieft, jedes Ding iſt auf einer ewigen Reiſe und die ganze Welt dazu.

Gut, ich habe nichts dagegen, — im Disputiren komm' ich nun einmal mit Ihnen nicht aus, — aber warum wollen Sie uns ſo leichtſinnig, möcht' ich ſagen, verlaſſen? Ihre Heimath, die Ihrigen?

Das iſt es, was ich ſagen wollte: darum ſetze ich den Zweck der Welt und des Lebens ins Reiſen, und bin entſchloſſen ein **Reiſender zu werden**.

Mein lieber junger Freund, ich muß Sie ernſtlich ermahnen, ſich um Gottes willen nicht dieſem Gedanken zu überlaſſen, der ja geradezu das **Vagabundiren** zum Grundſatz macht.

Freilich das thut er, und es iſt einer der richtigſten Grundſätze, die es giebt. Denn da die ganze Welt als Reiſendes nur ein Spaß des **beharrlichen** Geiſtes iſt, ſo iſt das Reiſen die humoriſtiſche Praxis, und inſofern ſie ſich als ſolche ihrer ſelbſt bewußt iſt, die höchſte — —

Lieber Gott, wo will der hinaus! Ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, ſchlagen Sie ſich dieſe Phantaſien aus dem Kopfe.

Aber, mein lieber Herr Burgemeiſter, was iſt denn für Gefahr dabei, der Wahrheit zu folgen? der Wahrheit Platoniſcher Läuterung, die mit den Göttern mühelos um den Himmel fährt und lächelnd zuſieht, wie der plumpe Menſch umſonſt dem Vagabunden-Wirbel ſich entgegenſetzt, der darum ihn und ſeine Welt verwirrt? Sich nicht ſträuben heißt nur der Wahrheit folgen.

Der Wahrheit? alſo das wäre die Wahrheit?!

Wenigſtens haben Sie, mit ihrer Erlaubniß, noch nichts dagegen aufgebracht.

Nun, da müßt' ich doch auch alle anſäſſigen ordentlichen Leute geradezu für verrückt halten.

Und im gewiſſen Sinne nicht mit Unrecht, denn ſehen Sie: auf dem Standpunkte der Philoſophie —

Ach, das ſind Sophiſtereien!

So? kennen Sie den Vers:

> Und wenn Alles im ewigen Wechſel kreiſ't,
> So beharrt doch im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Ja! — Das ſpricht aber für mich, und gegen den unruhigen Geiſt.

Es giebt keinen unruhigen Geiſt, und er beharrt in einem Wechſel ſo gut, als im andern, eben ſo gut auf der Reiſe durch Deutſchland, als auf der durch die Acten des hieſigen Stadtgerichts; nur der Geiſt iſt und beharrt, und es iſt eine rechte Thorheit, eigen Haus und Heerd etwas Feſtes und Stehendes zu nennen. Dieſe Beſchränktheit — —

Hier iſt der Paß, reiſen Sie in Gottes Namen! und wenn Sie wieder kommen, nehmen Sie ſich eine Frau, ſo hoff' ich, ſoll die Bekehrung ſchon noch gelingen.

Damit ſchieden wir von einander.

Sollte ſo etwas von Einfluß auf die Philoſophie ſein? dacht' ich im Weggehn.

*) Aus Ruge's „Der Novelliſt ꝛc."

Digitized by Google

Aber wie muß mich mein Unſtern grade den letzten Augenblick mit dem guten Manne zuſammenführen! Hab' ich mich doch bisher bei Karten- und Billardſpiel immer aufs Beſte mit ihm vertragen. — Ob ich meine Gründe zur Reiſe habe? Freilich werd' ich ſie haben, und die allerbeſten von der Welt; aber ich werde mich hüten, ſie ihm auf die Naſe zu binden. Würde er ſie etwa geſcheidter finden, als die ganze Weisheit, welche ich ihm ſo eben preisgegeben und, wie ſich zeigt, auch wohl beſſer verſchwiegen hätte? — Ich ſuche Poeſie. — Die Schrift ſagt: ſuchet, ſo werdet ihr finden. Freilich ſie blüht überall, wo nur Augen ſind, ſie zu ſehen. Immer aber iſt ſie nur eine Perle im Meere des Lebens, und es will tief und ferne getaucht ſein, um ſie zu gewinnen. — Luſt, Luft! und leichtes Vagabundenblut!

2. Die Ueberfahrt.

> Drängt ein Gefühl ſich aus der Bruſt hervor,
> Begleitend ſingt ſogleich ein äußrer Chor:
> Ja! ſtimme Du nur Deiner Seele Saiten,
> Er wird harmoniſch Dein Gefühl begleiten.

Wenn die Vögel wegziehn und wenn ſie kommen, wird den Gefangenen das Herz groß, und ſie heben voll Sehnſucht die gehemmten Flügel. Eben ſo iſt es uns, und oft ſind wir glücklicher als ſie. Unter den vielen Käfigen, die uns umhaften, iſt der Winter am trübſten vergittert; und die Macht der ſteigenden Sonne, ſeines goldenen Schlüſſels, verkündigen uns die kommenden Vögel. Diesmal war ich vor vielen meiner Landsleute begünſtigt, denn ich durfte raſch aus dem Eiskeller herausſtreten und in den Frühling hineinreiſen, eine erfreuliche Badereiſe in ſeinem belebenden Luft- und Lichtmeer.

Der Norden verdient zwar alles Lob, und Rügen, meine Heimath, erhielt genug, aber wahrlich, auch der iſt nicht zu ſchelten, welcher fortreiſet aus ſeinem naßkalten Frühjahr, um ſich zu ſonnen, wo die Sonne ſcheint — — und doch wollte mich der Burgemeiſter zurückhalten? —

So lange ich die Scholle meiner Heimathinſel kerkerfroſtig, winterſatt mich umgeben ſah, ſpürte ich nur den Drang in die Frühlingsferne, die Pferde konnten mir nicht ſchnell genug laufen, ich ſegnete den ſchwindenden Boden unter den Rädern; als aber das Boot vom Lande losrauſchte und eilig vor dem Winde fortſchoß, da ſah ich zurück, und mit jeder neuen Welle, die zwiſchen mir und dem Uferſaum rollend auftauchte, dacht' ich reumüthiger an das Wort des wohlwollenden Mannes: „Sie ſollten nicht fortreiſen, ich ſage, Sie ſollten hier bleiben!“ Indeſſen die Gegenwart ſiegt immer über die Erinnerung.

Es waren verſchiedene Leute im Boot, die zuerſt vom Viehmarkt redeten und ſodann vom Wollmarkt, bald aber Gelegenheit fanden zu verſtummen und andächtig ſchweigend einem jungen Burſchen zuzuhören, der ſeinen Ranzen weglegte, auf die Paſſagirbank ſtieg, ſich nach Rügen zurückwandte und mit feierlichem Ernſt folgendermaßen ſeinen Abſchied nahm:

> Du Land mit deinen Bauern,
> Du Stadt mit deinen Höha,
> Ihr hellen Ufermauern,
> Die in der Brandung ſtehn,
> Ihr hohen Wogen voll Schaum und Wuth,
> Ihr kleinen Inſeln in tiefer Fluth,
> Lebt wohl!
> Ihr lieben Heimathsfluren,
> Der erſten Freude Spuren,
> Der erſten Liebe Glück
> Laß ich in euch zurück. —
> Wohl zieht michs in die Fernt,
> Doch blieb' ich auch ſo gerne:
> Mir wird ſo abſchiedsweh zu Muth,
> Lebt wohl, ihr Lieben, und bleibt mir gut!

Der kleine Redner blieb eine Weile ſtehn, winkte hinüber und ließ jedem von uns Zuhörern Zeit, ſo viel Heimweh zu fühlen, als ſeine Lage mit ſich brachte. Dann ſetzte er ſich nieder, und nun begann der anſehnlichſte unter den Landleuten: Junger Herr, Sie wollen gewiß auf die Studien gehn und geiſtlich werden; 'ne gute Ausrede haben Sie, nur daß die Stimme noch ein wenig zu fein iſt, aber das wird ſich ſchon geben. Da iſt der Kandidat Hund, den hab' ich auch gekannt, wie er erſt zwei Käſ' hoch war und mit der Fibel zum Küſter ging; und was für ein Kerl iſt er nun geworden! Sapperment! wenn der Mann predigt, das Herz lacht einem im Leibe, ſo 'ne klare Ausrede wie er hat! Und neulich da mußt' er Ihnen 'ne Predigt thun vom jüngſten Gericht, ich ſage, daß einem die Haare zu Berge ſtanden, all mein Lebtag vergeß' ich's nicht. Dabei wußt' er einem Jeden ſeine Sünden vorzuhalten, und ich habe mir auch mein Theil daraus genommen von wegen des Fluchens, denn der Teufel reitet einen manchmal, daß man ein gottloſes Wort ſagt. Ja, Recht hat er, fluchen iſt ſündlich, aber es iſt verflucht ſchwer zu halten, hols der Satan! Der Mann ſpricht einem gewaltig zu Herzen. Iſt's nicht wahr, Jürgen?

Ja, ſagte Jürgen, ein alter krummer Bauer, einen grauſamen Reſpect hat er in die Leute gebracht, ſeit er da iſt. Da ſieht man recht, was es für 'n Unterſchied iſt mit dem lieben Gotteswort!

War es erſt an dem Jüngling, die Pforten des Heiligthums aufzuthun, ſo bemühten ſich jetzt dieſe bejahrten Landleute um das himmliſche Manna auf ihre Weiſe. Sie fühlten es wohl, der Geiſt kam über ihn und über ſie, aber das Wort des Geiſtes iſt nur Wenigen gegeben.

3. Der ſtille Mann.

> Zugewöhnt und ſüß,
> Die ich nie verließ.
> Reißt die Muſchel aus dem Haus,
> Reißet ihr die Seele aus.

Unter dieſen Geſprächen fuhren wir in den ſtralſunder Hafen hinein, das Boot legte an, — ja hop! und nun gingen unſere Wege auseinander. Ich nahm den nächſten zum jenſeitigen Thore, und gedachte noch denſelben Tag weit ins Pommerland hineinzugehen. Stralſund nämlich beſchloß ich diesmal vorbeizulaſſen, wiewohl mit Bedauern, denn es leben dort viele Leute, die nicht ergötzlicher gedacht werden; allein da ſie theils meine Sippen, theils meine Schul- und andre Meiſter ſind, ſo wäre es unzart, ſie öffentlich zu nennen, was doch bei der Natur dieſer Denkzettel die mögliche Folge ſein könnte, es wäre unzart, beſonders da wir in Deutſchland einen eigenen Widerwillen gegen die Oeffentlichkeit auch unſerer Tugenden hegen. Thöricht aber mußte es mir ſcheinen, unter dieſen Umſtänden mit vermehrter geheimer Wiſſenſchaft ſtralſunder Merkwürdigkeiten mein Gewiſſen zu beſchweren; deswegen beſchloß ich, wenn gleich zum großen Schaden meiner poetiſchen Zwecke, diesmal nicht einzukehren.

Zwei Leute indeſſen ſind in dem Fall, daß ihr Leben zur Biographie reif iſt, und ich halte es für meine Pflicht, mir dieſe Erſcheinungen wenigſtens anzumerken, da ſie vielleicht nicht weniger als alle Dichter, Litteratoren, Staats- und Kriegsmänner dieſer Stadt auf die Nachwelt zu kommen verdienen, und dennoch, ſo viel ich weiß, nirgends weder beſchrieben noch beſungen ſind. Der Eine davon, mein alter Freund, iſt zur Zeit dieſer meiner Durchfahrt noch im beſten Wohlſein, und da er die begründetſte Hoffnung hat, es noch lange zu bleiben, ſo werde ich gewiß ſpäter Gelegenheit finden, meine jetzt verſäumte Viſite nachzuholen; der Andere dagegen, ſchon längere Zeit zu ſeinen Vätern verſammelt, iſt eine wahrhaft patriarchaliſche Geſtalt, eine Merkwürdigkeit, die ſchwerlich in meiner Mappe ihres Gleichen bekommen wird, ja die ſie vielleicht überhaupt nicht hat.

Schon als Knabe nahm dieſer Geiſt eine ganz eigenthümliche Richtung. Denn während die andern Knaben, ſobald die Schulthür aufging, wie hungrige Schweine hinausſtürzten und nach Maßgabe der Jahreszeit ſich im Schnee oder im Schmutz wälzten und einander damit bewarfen, oder vors Thor liefen und irgend ein unſinniges Kinderſpiel ausführten, wobei ſie weder an Kenntniſſen, noch an ſonſtiger Brauchbarkeit für die bürgerliche Geſellſchaft zunahmen, während deſſen ging der Knabe, deſſen Geſchichte hier aufgezeichnet wird, ruhig und nachdenkend mit ſeinen Büchern nach Hauſe. Sobald er daſelbſt angelangt war, begab er ſich in die Werkſtatt ſeines Vaters, ergriff irgend ein Stück Leder aus dem Abfall, und verſuchte kleine Schuhe und Pantoffeln zu componiren.

Mit wahrer Vaterfreude bemerkte der Alte das Talent und die Liebe des Knaben, er pflegte ſeine Frau anzuſtoßen und ihr unter Freudenthränen die Worte zuzuflüſtern: „Thurchen, aus unſerm Ignatz wird noch einmal der erſte Mann im Gewerk!“ Victoria, ſeine Gattin, zog dann gewöhnlich ihre Schnupftabacksdoſe hervor, that die Brille herunter, wiſchte ſich ebenfalls die Augen und nahm eine Priſe der Beſtätigung.

Und ſo geſchah es. Der beſcheidene, ſinnige Ignatius ging keine anderen Wege, als von der Schule in die Werkſtatt und von der Werkſtatt in die Schule, nie wandelte er im Rathe der Gottloſen, noch ſaß er auf der Schlingelbank, wo die Spötter ſitzen. So wurde er Geſell. Sein ausgezeichnetes Talent und der Einfluß ſeines Vaters erſparten ihm die Wanderung, denn das Gewerk erklärte einmüthig, er könne aus der Fremde nichts mitbringen, und daß er etwas hinbrächte, wäre überflüſſig. Meiſter war die nächſte, Aeltermann die letzte Stufe,

Digitized by Google

die er erſtieg. Ruhig ward er alt und trat endlich in den Ruheſtand.

Dieſelbe Regelmäßigkeit und Ruhe, womit er früher ſeinem Berufe gelebt, wandte er jetzt auf das Leſen der heiligen Schrift. Seine Eingezogenheit wurde aber womöglich noch größer, ſo daß er jetzt auch vor der Hausthür eine ordentliche Scheu bekam, während ihm bis dahin doch nur das Stadtthor, aber dies auch in einem ausgezeichneten Maße zuwider geweſen war, dergeſtalt daß er in ſeinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal auch nur hinaus zu ſehen gewagt hatte. Nur die Kirche bewog ihn allſonntäglich zum Ausgehen, und gab ſo ſeinem „ruhigen und zufriedenen Leben“ zwar die Gottſeligkeit, aber doch auch einige Bewegung und Unruhe. Dies war das Leben ſeines Ruheſtandes.

Da begab es ſich eines Sonntags, daß ſein wilder und ausgearteter Sohn, — welcher ein gemachter Mann war, nachdem er mit dem Gelde ſeines Vaters und ſeiner Frau, einer Dame von den feineren Lebensanſichten ihres gebildeten Standes, einen Lederhandel angelegt hatte, — es begab ſich, daß dieſer polternd zu ihm ins Haus kam, eben als er von dem Beſuche der drei Hauptkirchen wieder heimgekehrt war. Der alte Mann las in dem Evangelienbuche, welches mit in ſein Geſangbuch gebunden war, die heutigen Texte noch einmal über; als er aber ſeinen Sohn an der Thür lärmen hörte, knipſte er es zu, und erwartete ſein Schickſal.

Der Schwindelgeiſt trat herein, warf ſeinen Hut auf das etwas verſchoſſene Familienſopha und fing an: Nun laßt das Singen und Beten nur gut ſein, Vater, heute habt Ihr genug davon. Ja, bei meiner armen Seele, wenn Ihr nicht in den Himmel kämt, ſo müßte Abraham braun und blau geſchlagen werden.

Nu, nu, begütigte der Alte furchtſam, ſei nur nicht ſo ausfällig und das am heiligen Feiertage. Mir wird angſt und bange zu Muth. Du weißt ich kann das Lärmen nicht vertragen.

Darauf erklärte der Sohn, ſeine Frau habe es ausdrücklich verlangt und er beſtehe gleichfalls darauf, daß der Vater ſich den Gottstiſchrock wieder anziehe und mit auf den Wagen ſteige, der vor der Thür hielt. Denn ſie wollten ausfahren, und ſeien feſt entſchloſſen ohne ihn nicht von der Stelle zu weichen. Bei dieſen Worten trat auch die Schwiegertochter herein und trotz alles mürriſchen Sträubens des unbehaglich aufgeſtörten Alten, gelang es ihren vereinten Kräften, ihm ſein Kattunkamiſol aus- und den ſchwarzen altdeutſchgeſchnittenen Gottstiſchrock wieder anzuziehen. Er mußte mit zu Wagen und nun ging es munter zum Thore.

Das hatte er immer noch nicht geahnet, er zitterte vor Angſt, als ſie der verhängnißvollen Oeffnung näher kamen, und erklärte feierlich: er habe nie in ſeinem Leben eine ſolche Ausſchweifung begangen, und es ſcheine ihm eine Entheiligung des Feiertages, aus eitel Vergnügungsluſt vors Thor zu fahren, ſtatt ſich daheim zu Hauſe aus der heiligen Schrift zu erbauen. Zudem würde dies das erſte Mal in ſeinem Leben ſein, daß er ins Freie käme.

Der Kutſcher hielt auf ſein Verlangen die Zügel an, aber der unerbittliche Sohn ſchrie dazwiſchen: fahr zu, Kanaille! Die Pferde ſprangen an, und der Wagen rollte hinaus.

Auf dieſe Weiſe war es der aufgeklärten Schwiegertochter gelungen, dieſes Gebrechen ihrer neuen Familie zu heilen: der alte Duckmäuſer war curirt, denn man hatte ihn ins Freie, man hatte ihn heraus.

Eine Weile ſaß der alte Mann in ſtummer Ergebung mit gefalteten Händen, dann blickte er begierig in die weite Ebne und übers Meer vor ſich hin, und ganz in den Anblick verloren mit erhobenen Händen rief er aus: Gott! wie groß iſt deine Welt!

Der Eindruck war aber ſo mächtig und gewaltſam geweſen, daß er ſchon am Abende deſſelben Tages in ein hitziges Fieber fiel, fortwährend von Gott und Welt phantaſirte und am dritten Tage ſich zu ſeinen Vätern verſammelte.

4. Der Blockdreher.

Es giebt auch kleines Volk im Pommerland,
Unächter Schlag! was ächt, iſt dem verwandt,
Der Handel liebt' und ſtand im Kampfe wacker
Und als er fiel bedeckte ſieben Acker.

Der andere merkwürdige Stralſunder iſt ein Weltkind von ausnehmender Größe, Dicke und Stärke. Seine Thaten ſind berühmt im ganzen Pommerlande und ſein Leben daher auch nicht ſo in der Kürze zu beſchreiben, weswegen hier nur Bruchſtücke anzumerken, das Ganze aber den fleißigen ſtralſunder Geſchichtſchreibern zu überlaſſen iſt.

Im Allgemeinen trifft es auch bei ihm zu, daß in unſern Zeiten thatkräftige Naturen fortwährend Händel mit der Polizei und Juſtiz haben. Dagegen wußte er aber eine ſehr ſinnreiche Erfindung aufzubringen. Er iſt nämlich ſeines Zeichens ein Blockdreher und macht Pumpen und Brunnen. Bei dieſem Geſchäft fiel ihm einmal ein Erd- und Balkenſturz auf den Leib, und ſeit der Zeit behauptet er harthörig zu ſein. Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, daß er angenehme Dinge, und die ſich auf den Verdienſt bezogen, weit beſſer begriff, als unangenehme, namentlich gerichtliche Verhandlungen oder gar Aeußerungen der Unzufriedenheit mit ihm. In dieſer Art erzählt man ſich mancherlei von dem Manne, unter andern Folgendes:

Als er einmal das Unglück gehabt hatte, zu einem Ringkampfe verleitet zu ſein, warf er ſeinen langen Gegner ſo heftig über eine Pumpenröhre, daß dieſer Unglückliche in der Mitte einknickte und nun ſein Lebelang einen ſtumpfen Winkel nach der rechten Seite bildete. Dabei verſuchte er mit größter Unverſchämtheit, den armen Menſchen wieder gerade zu biegen, und gab im Eifer des Geſchäfts einem kleinen verwachſenen Chirurgen, welcher dies für einen Eingriff in ſeine Rechte hielt und heftig dagegen proteſtirte, eine ſo derbe Maulſchelle, daß der Kleine ſich eine geraume Zeit nach ſeinem Ranzen umſah, dann aber mit dem unglücklichen Ringer einſtimmte und ebenfalls ein lautes Geſchrei erhob, welches unſer Held aber keineswegs zu hören ſchien, wenigſtens machte er ernſtliche Anſtalten, ſeine Kur fortzuführen mit dem Bemerken, er wolle den Kerl ſchon ausbeſſern, da ihm weiter nichts fehlen könne, als eine kleine Verrenkung, und die müßte gezogen und gebogen werden.

Mit vieler Mühe und großer Noth von ſeinen Püffen verhinderten es die Umſtehenden. Der Mediziner aber verklagte ihn wegen unhöflicher Behandlung und unbefugter Praxis.

Bei dem Prozeß verfuhr unſer Held wie gewöhnlich, das heißt, erklärte ſich für völlig taub und ließ ſich auf nichts ein, er verlange auch gar keinen Beiſtand von Gerichtswegen und bedürfe es weiter keiner Unterſuchung, da er über Schimpfreden nicht zu klagen hätte, weil er ſie nicht hören könnte, und was die Thätlichkeiten anlangte, ſich ſeiner Haut ſchon wehren wollte.

Als keine Ermahnungen fruchteten, und alle Verſuche, ihn zum Eingehen auf die Sache zu bringen, fehlſchlugen, entſchied ſich das Gericht dahin:

„Daß der Fall durch die vollſtändigſten Zeugniſſe klar und erwieſen, und ſo mit ohne weiteres Geſtändniß des Angeſchuldigten zu verfahren, zumal da derſelbe bei anderen Gelegenheiten der nöthigen Gehörsfähigkeit keineswegs ermangle, demnach hier nur eine ſträfliche Renitenz obzuwalten ſcheine.“

Schließlich wurde erkannt:

„Daß er zwar puncto der unbefugten Praxis zu abſolviren, maßen der Thatbeſtand nicht als erfüllt angeſehn werden könne, jedoch wegen erweislicher Abſicht auf ſolch unbefugtes und ungeſchicktes Curiren mit einem Verweiſe zu belegen ſei, welcher ihm, da eine ſtärkere Stimme vonnöthen, als die Herren vom Gericht beſäßen, der Ausrufer zu ertheilen habe und zwar durch das Sprachrohr der königlichen Licentjacht, das zu dem Ende von Gerichtswegen requirirt worden; daß ferner die Klage auf unhöfliche Behandlung wohl begründet und Beklagter daher zu die übliche Geldſtrafe zu nehmen; alle dergleich Unfertigkeiten aber, ſowohl in Anbetracht ihrer Geſetzwidrigkeit im Allgemeinen, als auch insbeſondre der öfters inculpirt geweſenen Zerfahrenheit des Beklagten, ebenſowohl wie alle und jede unbefugte Abſicht auf chirurgiſche Operationen aufs Strengſte und unter Androhung verſchärfter Strafe für künftige Beſchwerdefälle zu unterſagen ſei.“

Ob dieſe Entſcheidung dem Rechte gemäß ſei oder nicht vermag ich nicht zu beurtheilen; ſo viel iſt gewiß, daß der Beklagte und Verurtheilte ſie nicht dafür hielt. Es war ihm indeſſen deutlich gemacht worden, wie die Sachen ſtünden; und alsbald ſchloß er nicht mit Unrecht, daß der kleine Medicus an dem ganzen Krame ſchuld ſei. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß er rachſüchtiger Natur ſei, denn man rühmt, ſo viel ich weiß, von jeher ſeine Leutſeligkeit, allein es ärgerte ihn doch, wie er zu ſagen pflegte, daß die Ratte ihn in Koth geſetzt. So ſtanden die Sachen, als eines Mittags der Blockdreher und der Chirurg, da eben die Poſtjacht anlegen wollte, vorn auf der Badenbrücke ſtanden, um das Ausſteigen der Fremden aus Schweden mit anzuſehen. Die Brücke war, wie gewöhnlich, ganz voller Menſchen, zu allervorderſt der Chirurg, dann der Blockdreher und darauf die Uebrigen. Als nun das Schiff näher kam, drängte von hinten die neugierige Maſſe zu und auf einmal ſah man unſern Helden mit ſammt dem Mediziner ins Waſſer ſtürzen. Der Blockdreher hatte Grund, wiewohl ihm das Waſſer bis an die Schultern ſtand.

Er fing an aufs Land zuzuwaten, während ſein bedauernswerther kleinerer Unglücksgefährte auf- und niedertauchte und war

brlich, wenn er herauf kam, über Rettung ſchrie, wenn er nterging, Waſſer ſchluckte.

Natürlich hörte der Blockdreher weder den Chirurgen hreien, noch das Volk auf der Brücke rufen, und watete ruhig eiter, bis er zufällig aufſah und nun wohl aus den Geber en der Leute die Gefahr ſeines Gefährten ſchließen mußte. Denn gleich drehete er um, ging wieder zu Waſſer, ergriff den Chir rgen bei den Haaren, ſchwang ihn ſich auf den Rücken, und ug ihn unter dem lauten Gelächter beſonders der rohen Schif r und Matroſen aus Land. Als er mit ihm auf dem Trock en angelangt war, ergriff er ein Ende Schiffstau, und ſchickte ch an, ihn gehörig abzuſtrafen. Denn er hätte ihn mit hin bgeriſſen, und außerdem, warum er ſich ſo nah an Waſſer gte, wenn er keinen Grund hätte, und auch nicht ſchwimmen nnte? Allein die ganze Maſſe ſtürzte theilnehmend herbei, nd erklärte den Chirurgen für unſchuldig, ja Einige waren gar ungerecht genug, ſeinen wackern Retter zu beſchuldigen: r hätte ſeinen alten Proceßgegner ergriffen, und ſei mit ihm inabgeſprungen, um dem kleinen Chirurgen, der dort nicht ründen könnte, den Rechtshandel gehörig einzutränken. Wel en Grund oder Ungrund dieſe Anklage hatte, wer möchte das tſcheiden? So viel iſt gewiß, der Blockdreher bog den Chirur en über ein umgekehrtes Boot, welches auf der Werfte lag, hob das Tauende und verſetzte ihm allerdings noch einige nach rückliche Hiebe, bevor ihm die mitleidige Menge in den Arm llen konnte. Zwar waren ihm alle chirurgiſchen Operationen on Gerichtswegen unterſagt, allein Jedermann mußte doch i smal ihre Zweckmäßigkeit anerkennen; denn die beiden einfa en Hiebe hatten die gute Wirkung, daß der Chirurg alles ver bluckte Waſſer wieder von ſich gab, und von Angſt und Waſ r völlig wieder zur Beſinnung kam.

Es gehört doch viel Waſſer dazu, ſich zu beſaufen, be erkte ein Matroſe, das iſt der Doctor Eiſenbart, kurirt die ent' nach ſeiner Art, fugte ein feinerer Mann, die Menge ber erhob ein lautes Gelächter: der Blockdreher wurde Gegen ond der allgemeinen Bewunderung, der Chirurg von ſeinen reunden, der Blockdreher dagegen von einer jubelnden Men denmenge nach Hauſe geleitet. Dies iſt die Geſchichte des hirurgen und des Blockdrehers, wie ſie mit einander im Streit, or Gericht und im Waſſer waren.

5. Hinaus.

Kein Bergesland, keinen Inſelſtrand,
Preiſ't mir als der Dichtung Vaterland:
Was alle Welt geheimnißvoll durchdringt,
Sei uns gegrüßt, wer's in die Lüfte ſingt!

Ohne Zweifel könnte man von dieſen und ähnlichen ergötzli en Stralſundern ein ganzes Buch ſchreiben, allein „höherer Rück chten erlauben es nicht, ſchon jetzt daran zu denken, wir gehen lſo mit Bezugnahme auf die oben dargelegten Gründe ohne Beiteres zum Thor hinaus und bleiben Euch in Gnaden ge ogen."

Rügen liegt nun hinter uns im Meer und ſeinem Duft, oetiſch in der That, wie überall des blauen Meers Umarmung; ch vor uns, vor uns liegt des Lebens Meer, und wie viel ſt'ge Inſeln ſüßer Poeſie! Hinaus! Vor meinen Füßen hier e weite Ebne dieſes Pommerlandes, ein freier, hellerleuchteter, hweilender, duftender Tanzſaal für den fernhinſtrebenden Wan rer. Frühlingsluſt und Wanderluſt, mir wird ſo wohl um's erz!

Die weiten Felder ſind noch friſch
Vom kühlen Schnee gebadet,
Durch Wieſenweiher fährt der Fiſch,
Wo Sommers Klee ſich ſchwadet.

Da blinkt ein milder Strahl durchs Feld,
Er blinket auf die Weiher;
Und Lerch' und kühlem Fiſchlein ſchwellt
Er Bruſt und Herz zur Feier.

Das Fiſchlein hüpfet hoch empor,
Kann ſeine Luſt nur ſpringen,
Doch in den Lüften wiegt ein Chor —
O könnt' ich mit euch ſingen!

Ihr leichten Flügler, leicht genug,
Dem erſten Strahl zu trauen,
Ihr hohen Segler, hoch genug,
Um in den Mai zu ſchauen!

Vertieft in den Genuß der läuternden Durchdringung die s Sonnenblickes und damit in die raſche Erfüllung meiner eiſewünſche ſchweifte ich fort, immer hinauf an den munteren chneebächen, die ſich rauſchend vertiefen, immer hinein in die ngs umdrängenden Holzungen dieſer Ebene. Endlich gelangte ich zu einer dichten Baum- und Gebüſchgrenze, welche ſich weit ins Feld hineinzog, mit ihrer ſonnigen Lage recht zum Verwei len einladend. Die Bäume waren belebt von munterem Geflü gel; aber es ſchlich auch ſchon der Störenfried mit geſpannter Flinte den Rain entlang. O der Rohheit dieſer Mörder zum Zeitvertreib! und wem galt es hier? den frühſten Boten des Frühlings, die an ihn glauben, noch eh' er da iſt. Der Jäger gab Feuer und in großen Würfen ſchoſſen die übrig gebliebenen Krammetsvögel piepend durch die Luft. Wie manchem mocht' eine bittre Wunde ſeine Botſchaft lohnen, wie manchem der Tod! Er ſteckte ſeine Beute zu ſich und kam auf mich los.

6. Standeserhöhung.

Wo find' ich einen Edelmann,
Dem ich mein Herz vertrauen kann?

Als wir uns begrüßt hatten, wollt' ich ſogleich von den Krammetsvögeln und ihrem Schickſal, von dem Frühlinge und ſeiner Verkündigung ein allgemeines Geſpräch anfangen, allein er legte mir die Hand auf den Arm und ſagte:

Mein Herr, der Familienzug, welchen ich in Ihrem Ge ſicht erblicke, ſcheint mir bekannt; verzeihen Sie mir die Frage, mit wem habe ich das Vergnügen zuſammenzutreffen?

Ich bin ein obſcurer Menſch und heiße Tancred Boemund Edmund von Rügen.

Darauf ſah er mich ungläubig an und ſagte: Ich bin nicht aus dieſer Gegend gebürtig, allein, ſo viel ich weiß, iſt unter den Familien dieſes Ländchens, und ich glaube die ganze Ritter ſchaft von Rügen zu kennen, ein ſolcher Name nicht anzutreffen; hätten Sie Bagewitz, Tittelwitz, Meſeritz, Paſeritz, Lanken, Janken, Baractow oder Kubbelkow geſagt, ſo wüßte ich Be ſcheid, nun aber muß ich fürchten, Sie ſcherzen mit mir.

Ich verſicherte ihn nochmals, daß ich ſo hieße, und langte in die Rocktaſche nach meinem Paß, allein der Forſtmann er griff wiederum meinen Arm und ſagte mit einiger Selbſtzu friedenheit:

Mein lieber junger Mann, daß Sie ein Studirter und von Adel ſeien, vermuthete ich gleich, und wenn Sie mir ihr Wap pen erlauben wollten, könnt' ich Ihnen auch ſagen, wie ſie hei ßen, was ich außerdem ſchon zu errathen glaube aus Ihrer Aehnlichkeit mit einem ſehr genauen Freunde, dem ich in Drei ßigacker verſchiedene Male zu ſecundiren die Ehre hatte.

So ehrenvoll Ihre gütigen Vorausſetzungen ſind, ſo leicht würde mir doch der Beweis des Gegentheils fallen; wenn Sie nur einen Augenblick erlauben wollten — (hier zuckte ich mit meiner in der Rocktaſche gefangenen Hand).

Reden Sie, reden Sie, gnädigſter Herr, ſagte er und drückte inſtändiger.

Ich dachte, vielleicht geht es auch ohne den Paß, und fuhr fort: So zum Beiſpiel, wie erklären Sie Sich's, daß ich ohne Hunde, Pferde und Bedienten bin?

In einer Zeit, wo ſelbſt Königsſöhne zu Fuß reiſen? Sie ſcherzen. Aber ich tadle Ihre Vorſicht keineswegs, Sie können ihre Urſachen haben incognito zu reiſen; um Ihnen indeſſen mehr Vertrauen einzuflößen, will ich Ihnen nur ſagen: Ich bin ſelbſt von Adel. Die Pergamente ſind von Kaiſer Maxi milian unterſiegelt und vollzogen, die Siegel auf kleine Stück chen Wachs gedruckt und hängen an Fädchen herunter. Sie kennen das kaiſerliche Wappen und wenn Sie mir die Ehre Ihres Beſuches gönnen wollen, ſo werde ich mir ein Vergnü gen daraus machen, Ihnen Alles vorzulegen, was auf dieſe An gelegenheit Bezug hat. Mein Name iſt von Buſchapfel, darum führen wir auch einen Holzapfelbaum im Wappen, wie Sie ihn hier auf dem Gewehrkolben ausgeprägt ſehen.

Seine vorweltliche Geſinnung und die treuherzige Voraus ſetzung, ich müſſe ſie theilen, überraſchte mich allerdings nicht wenig. Einen Augenblick nahm ich an, er wolle ſich einen Spaß mit mir machen; allein er ſah nicht hinterliſtig dabei aus, und der Holzapfelbaum war allerdings auf dem Flintenſchaft in erhobener Arbeit dargeſtellt. Vertrauen alſo hatte ich jetzt genug, aber leider nichts unzuverkennen, wenigſtens nicht in der erwarteten Art, und da mir nirgends, weder in Zeitungen noch in Diplomen, geſtattet war, mich zu dem ſehr ehrenwerthen Junker ſtande zu zählen, ſo ergriff ich die Gelegenheit, welche eine uns trennende Pfütze zur Befreiung meiner Hand aus ihrem Taſchen gefängniſſe darbot, langte meinen Paß hervor und überreichte denſelben. Er las und ſah mich zwiſchendurch kopfſchüttelnd an.

Das genaue Signalement iſt offenbar ein Scherz, wie der ganze Paß desgleichen.

Keineswegs, mein Herr, ſondern Dienſteifer des Burge meiſters.

Standesperſonen pflegt man das Signalement zu erlaſſen, wenigſtens keine „beſonderen Kennzeichen" anzugeben.

Das hat der Burgemeiſter zu verantworten.

Ei, und was ſehe ich? ein Regierungspaß und koſtet funfzehn Silbergroſchen Stempel- und funfzehn Silbergroſchen andere Gebühren, eine Ehre, welche nur Adligen widerfährt. Gerade aus dieſem Paſſe ſeh' ich die Richtigkeit meiner Vermuthung, rief er triumphirend aus, überreichte mir den Paß mit ſichtbar erhöhtem Reſpect, verbeugte ſich und ſagte dazu: Ich erlaube mir nicht, tiefer in Ihr Geheimniß einzudringen. Ich begreife gar wohl, daß in unſern Zeiten ein Adliger mancherlei Urſachen haben kann, ſich in der Fremde zu verbergen, da wir faſt ebenſo gedrückt und verfolgt ſind, wie die Juden, und unſer einziges Vorrecht darin beſteht, beim Militär zu verhungern oder in den Forſten zu verſauern, ja das Letztere iſt in der allerneueſten Zeit auch nicht einmal mehr unſer ausſchließliches Vorrecht. Auf Reiſen gilt der Adel nun vollends nichts. Kommt unſer einer in den Gaſthof, ſo hat er von ſeinem Stande nichts, als eine längere Rechnung; und die Bürgerlichen machen ſich luſtig über die Verlegenheiten, welche uns daraus erwachſen. In dieſem Punkt hab' ich Erfahrungen. Die von Buſchapfels ſind von jeher gute Jäger und tapfere Soldaten geweſen, aber ſie haben Unglück gehabt, gnädiger Herr, ausgeſuchtes Unglück. Mein Großvater war Lieutenant im Kartoffelkriege, er hatte das Unglück bei Nacht in einen Sumpf zu gerathen und mit drei Mann zu verſinken. Dann focht mein Vater in der Champagne, wo er das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig eigenhändig abgeſchrieben hat, denn er ſchrieb eine ſehr deutliche Hand. Von ihm datirt ſich das Unglück unſers Hauſes. Denn auf der Retirade wurde ihm eine Kaſſe, die er zu transportiren hatte, während er vor Müdigkeit von Wein und Strapazen nicht zur Hand war, geſtohlen. Der Proceß wurde ſein Ruin; alle Offiziere des Regiments waren auf ihn pikirt, weil der Herzog einmal bei der Revüe geſagt hatte: der Lieutenant von Buſchapfel iſt der einzige adrette Offizier beim ganzen Regiment. Das trugen ſie ihm nach und verurtheilten ihn. Mich ſchickten meine Verwandten nach Dreißigacker, und ſo bin ich zwar ehrlich durch-, aber nicht wieder zu dem Meinigen gekommen. So gehts heut zu Tage, der Adel wird unterdrückt und mit Füßen getreten, die von Buſchapfels ſind ein Beweis davon.

Unterdeſſen waren wir bei ſeinem Hauſe angelangt und er lud mich dringend zu ſich ein, wobei er aufs Beſte unterſtützt wurde durch dichte Regenſchauer, welche die Straße entlang kamen.

---

7. Herr von Buſchapfel und die Seinigen.

Herein, herein, du lieber Gaſt!

Das Förſterhaus, wohl zweitauſend Schritt vor dem Dorfe, war zweiſtöckig und geräumig; als ich es jedoch lobte, bemerkte er, dies wäre ein geringer Erſatz für die Schlöſſer ſeiner Vorfahren, wogegen ich nichts zu ſagen wußte. Die Zufriedenheit der Menſchen macht verſchiedene Forderungen, je nachdem ſie Ausſichten auf die Güter dieſer Welt gehabt hat, oder nicht.

Der ſtattliche Forſtmann ſchritt bei ſeiner Hausthüer vorbei, und bat um meinen Vortritt. Ich war einfältig genug, denſelben in ein Förſterhaus zu verſuchen, — aber wie aufs Kommando fuhren alle Hunde der Förſterei groß und klein auf mich los, und vom Hofe her vor der Hinterthür heulte eine andre Meute verzweifelt über ihr Unglück, an dem Angriffe nicht Theil zu nehmen.

Berginne! Conteſſe! Milord! ſchrie der Förſter, ſtürzte, die Höflichkeit der Noth aufopfernd, vor mir vorbei und fuhr mit ſeinem ganzen Anſehn unter die indignirten Getreuen, — wollt ihr beiſeit! Die Colonne fuhr auseinander, und nur hie und da bellte noch einer, aber mehr wie um Verzeihung, als zum Angriff. Dann wurde mein Eintritt bewirkt, und ich ſofort, nachdem ſie mich alle gehörig berochen, zur Hausgenoſſenſchaft zugelaſſen. Als wir in die geräumige Wohnſtube traten, entſtand eine zweite Volksbewegung, aber etwas anderer Art. Es waren etwa ſechs bis acht junge Buſchäpfel auf den Boden gelagert unter vielen hölzernen Säbeln, Gewehren und andern Jagd- und Kriegsgeräthſchaften; als ſie mich erblickten, fuhren ſie alle auf und drängten ſich mit verſchiedenem Geſchrei in die halb geöffnete Kammerthür hinein: Mutter, Mutter, der Vater iſt da! und ein fremder Herr!

Das ſind meine Jungen.

Acht Stammhalter, Herr von Buſchapfel?

Sieben, Herr Baron, Herr Doctor wollte ich ſagen, ſieben. Erlauben Sie mir indeſſen, daß ich uns bei meiner lieben Frau zum Abendeſſen melde.

Fortgewälzt von dem Schwarm ſeiner Jungen verſchwand der Edle von Buſchapfel, und ließ mich allein auf dem geſchlagenen Lehmboden ſeiner Wohnſtube mit ſeinen Bretſtühlen und einem langen Familientiſch.

Nach einer Weile trat er wieder herein mit den Worten:

8. Familienſcene.

Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

Ich habe Sie gemeldet, meine Frau wird ſich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, einen Mann von Ihrer Diſtinction zu bewirthen. Unterdeſſen haben Sie die Gnade mich zu begleiten.

Er führte mich in die belle Etage, wo ein völlig ungebrauchtes und wider Erwarten elegantes Zimmer war. In demſelben ließen wir uns aufs Sopha nieder, und als die Magd drei Flaſchen Langkork, Käſe, Wildpretbraten u. ſ. w. auf den Tiſch geſtellt hatte, begannen wir eine Beſchäftigung, die unſtreitig zu den wichtigſten des menſchlichen Lebens gehört, jedoch Jedermann zu genau bekannt iſt, um nicht ohne weitere Beſchreibung lebhaft und natürlich gedacht zu werden. So viel muß ich indeß bemerken, daß ich es als ein wahres Glück betrachtete, auf Univerſitäten eine gewiſſe Virtuoſität im Trinken erlangt zu haben, denn der Herr von Buſchapfel ruhte nicht eher, als bei der letzten Neige. Dennoch kann ich es nicht läugnen, daß ich ihn auf alle Weiſe betrog, wenigſtens ließ er ſich häufig, beſonders bei den letzten Flaſchen überreden, daß ich ſchon ein Glas voraus ſei, auch bedurfte er in der That häufiger als ich einer Anfeuchtung der Zunge, denn er erzählte mir alle ſeine Thaten und Fahrten von Dreißigacker.

Die durchlauchtigſte Herzogin und den alten Bechſtein lobte er mit vieler Wärme. Den Letztern wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines derben Weſens, die Erſtere wegen ihrer Leutſeligkeit gegen die Forſtakademiker beſonders an Hofbällen. Dabei gerieth er einigemal in die ſichtbarſte Begeiſterung, und beſonders, wenn er ſich in ſeiner Erzählung der Worte bedienen mußte: „die Herzogin ſagte zu mir,“ kniff er die Augen halb zu, wie ein Mädchen vor Liebesluſt, ſetzte die Linke in die Seite, ſchob die Unterlippe bedeutend vor und hielt den Meſſergriff darunter, gleichſam um die Brücke der Unterlippe bei dem Uebergange dieſer gewichtigen Worte gehörig zu unterſtützen. Weniger Anſtrengung koſteten ihm die Namen ſeiner edlen Freunde der Grafen von Plettenberg, Bodelſchwing, Fürſtenberg, Prrtnkewilſchtz, Michalsky, Proſtnitzky und Anderer. Als er fand, daß mich dieſe Materie ſehr anſprach, that er die Frage: waren Sie nie bei Hofe? Ich ſagte, mein Incognito erlaube mir keine nähere Erklärung.

Da iſts! da iſts! ſehn Sie, wie Sie Sich decouvrirt haben. Bei dieſen Worten ſprang er auf, rannte zur Thür, riß ſie haſtig auf und rief die Treppe hinunter: Ilschen, Ilschen, komm geſchwind einmal herauf! Dann ſetzte er ſich wieder zu mir, und bat um die Gnade, mir ſeine Frau vorſtellen zu dürfen, die auch bald darauf ins Zimmer trat und zwar von der ganzen ſiebenköpfigen Stammhalterſchaft begleitet. Die Kleinſten hielten ſich an ihrem Kleide feſt und die Größeren verſteckten ſich hinter ihr, guckten jedoch von Zeit zu Zeit ſcheu und neugierig hervor.

Die Frau war eine hohe adlige Geſtalt von angenehmer Haltung, leuchtenden Augen und wahrlich ſo jugendlichem Anſehn, als es dieſe Schaar von Buſchäpfeln, die von ihrem Stamm gefallen waren, nur immer erlaubte.

Ich genieße die unſchätzbare Gnade, Herr Baron, denn jetzt werden Sie mir es wohl nicht mehr verargen, wenn ich es nicht wage, Sie anders zu nennen, ich genieße das ausgezeichnete Glück, Herr Baron, Ihnen mein geliebtes Ilschen vorzuſtellen. Dies iſt meine keuſche Gattin, ſehn Sie ſie an, Herr Baron, iſt ſie nicht noch heute hübſch? — Was denn, Weibchen? ſagte er liebkoſend, als ſie ihn heimlich beim Rock zupfte, und ſetzte dann mit trunkener Offenheit hinzu, ſchäme Dich nicht, nein wahrlich, Du brauchſt Dich nicht zu ſchämen, daß Du nicht mehr das wunderſchöne Ilschen von Bahlen biſt wie vor zwanzig Jahren, denn Du haſt mir zehn lebendige Kinder und darunter ſieben Jungen geboren, ja, das haſt Du gethan, aber ich verſichre Dich, Weibchen, daß ich mit derſelben Liebe wie den erſten auch den letzten — — —

Lieber Ottfried, fiel ſie ihm ängſtlich in die Rede, was wird der Herr Baron davon denken?

Der Herr Baron, Ilschen? was der von Deiner Liebenswürdigkeit denkt? Siehſt Du, wenn er ſich weigert, Dir einen Kuß zu geben, ſo hat er kein Herz im Leibe, wenigſtens kein adliges, das ſag' ich, ja, wahrhaftig, das iſt meine Meinung, Baron!

Ich müßte ein Unmenſch geweſen ſein, wenn ich nicht ſogleich die Frau von Buſchapfel zu küſſen wenigſtens verſucht hätte, wobei ich aber auch hoffte, daß es ſein Bewenden haben würde.

Das iſt wahr! fiel ich daher eiligſt ein, ich wag' es nicht um dieſe unſchätzbare Gunſt zu bitten. Und in der That war ich, trotz des genoſſenen Langkorks, immer noch im Stande, mich vor ihr auf ein Knie niederzulaſſen, und eine der

Digitized by Google

ſtänden angemeſſene Rede zu halten. Ich hoffte damit genug ethan zu haben, la politesse est faite, dachte ich bei mir ſelbſt, ber wider alles Erwarten hob ſie mich auf und reichte mir een adligen Mund, worauf nun mein unglückſeliger Kuß, als Schauſpieler wider Willen, den altengliſchen Huldigungsact ollzog.

Darauf erröthete ſie, verneigte ſich mit niedergeſchlagenen ugen, und verließ das Zimmer mit den Knaben, die ſich ſchon i der Stube einander bei den Haaren zupften und heimlich ieſſen, ſobald ſie aber die Thüre hinter ſich hatten, ein lautes etümmel und Geſchrei erhoben, welchem die verſtändige Haus-au, wie ſich von ſelbſt verſteht, möglichſt zu wehren ſuchte.

9. Die Diplome.

Trinakrien, du Perl' in meiner Krone,
Dich hinterlaß' ich meinem ält'ſten Sohne!

Das ſind die Freuden der Ehe, mein Herr. Die Töchter ad mir geſtorben, ich hätte ſie auch nicht ſtandesmäßig ver-eirathen können, nun hat der liebe Gott ſie zu ſich genommen, i dem Stande, worin ſie geboren ſind, ſein Rath iſt immer er beſte. Meine Jungen aber ſind mir eine wahre Freude, ad freſſen ſich alle Tage beſſer heraus. Die treue Gattin iſt enoſſin dieſer Leiden und Freuden, und eine große Laſt, die anze Wirthſchaft, liegt auf ihren Schultern. Reinlichkeit wer-en Sie überall bemerken und zugleich Sparſamkeit. Ja, ſo ut es mir unter dieſen Umſtänden ergehn konnte, iſt es ge-angen, denn da ich ſelbſt das Sparen nicht gewohnt bin, ſo hält mein geliebtes Ilschen ganz allein Alles im rechten eleiſe.

Und in ihrer Jugend, Herr Baron, da war ſie ſchön! bei einem Namen! es würde mich kränken, ſie durch die vielen eburten ſo um ihre Blüthe gebracht zu ſehn, wenn ich nicht edächte, daß dadurch der Name von Buſchapfel auf eine glän-ende Weiſe geſichert iſt — ja! die von Buſchapfels — — auſend ſapperment! bald hätt' ich das Allerwichtigſte vergeſſen. ie Diplome, Herr Baron, die Diplome!

Es freute mich, daß ſein Rauſch mit der Aufregung des origen Auftritts meiſt verflogen zu ſein ſchien, denn er ſprach, ie man ſieht, wieder ziemlich nüchtern und gelangte in gera-er Linie zu ſeinem Bücherſchrank, wo die Hefte von Bechſtein nd den übrigen berühmten Männern des Inſtituts, im grünen inbande aufgeſtellt, ein wohlverſchloſſenes Kofferchen verbargen. ies brachte der edle Forſtmann herbei, ſtellte es auf den rühſtückstiſch, und langte acht große Pergamentrollen hervor.

Die ſechs neuen ſind für meine jüngeren Söhne, und dies er Alter graugewordene, woran die Siegel hängen und wel-hes der Kaiſer Maximilian allerhöchſt ſelbſt unterſchrieben hat, hn Sie, da ſteht er, das gehört der Familie und bleibt immer ei dem Aelteſten. War es der Eifer, war es der Wein? enug, er nahm auf die Eßwaaren des Tiſches nicht die min-ſte Rückſicht und breitete die Rollen darüber hin. Als ich m nun bemerklich machte, wie ſchlimm die Butterflecken für ergament wären, wurde er für Schrecken kreideweiß. Dann olte er tief Athem und ſagte: Gut, daß es nicht das alte iſt! der zu welchem Unglück könnte dennoch dieſer Fleck Veran-aſſung geben, denn keiner von den Jungen wird damit zufrie-en ſein, ſelbſt Rudchen nicht; hm! hm! das macht mir wieder oſten.

Darauf wurde Alles wieder an ſeinen Ort zur Ruhe ge-racht, nur nicht die Sorge um den verhängnißvollen Flecken.

Mit untergeſchlagenen Armen und ſorgenvollem Nachden-n ſchritt er durch das Zimmer hin und wieder. Endlich andte er ſich entſchloſſen zu mir mit den Worten:

In dieſem Zimmer vergeſſe ich die Sache nun einmal nicht ieder, und doch möchte ich den Aerger gern ein wenig hinun-erſpülen. Ich weiß daher keinen beſſern Rath, als wir gehn em Schmidt.

Zum Schmidt? fragte ich verwundert.

Ja, er iſt zugleich Gaſtwirth und wenn gleich nicht von del, doch der einzige Umgang, den man hier haben kann. azu verſteht er ſehr guten Grog zu bereiten. Ich ſehe nicht n, was uns anders übrig bleibt.

Ich noch viel weniger; und im Grunde hielt ich den Ein-ll für eine glückliche Fügung, die mich wieder emancipiren ürde, ſobald wir das Wirthshaus beträten, erklärte daher eine Zuſtimmung und ging mit.

Die Frau von Buſchapfel begegnete uns an der Treppe, nd ſprach ſich ziemlich beſorgt über die Grogviſite aus; allein er verſtändige Hausvater bemerkte leicht ausweichend, wir ämen bald wieder; und ſo ging es ziemlich eilig unter einem ichten Regen hinweg zu dem Grogſchmidt.

10. Bei dem Grogſchmidt.

Trunken Mund
Redt Herzensgrund.

Der Schmidt von kurzer Schmidtſtatur, aber königlichem Geſicht, denn er glich den Bourbonen, im Ganzen ein ſchmu-cker junger Mann, trat uns entgegen, und bewillkommte den Herrn von Buſchapfel mehr freundſchaftlich als unterthänig: eine Erſcheinung, welche gewiß für ein Zeichen des demokrati-ſchen Zeitgeiſtes zu halten iſt, beſonders da der Herr von Buſchapfel durchaus keinen Unwillen verrieth, ſondern vielmehr den Schmidt, nachdem ſie ſich vorher die ungeheuern pommer-ſchen Hände eine gute Weile geſchüttelt hatten, ganz leutſelig folgendermaßen anredete:

Mein lieber Meiſter Rußwaſe, wir kommen zu Euch auf ein Glas Grog. Dieſer fremde Herr iſt ein Baron, der in-cognito reiſet (hier begrüßte mich der Schmidt durch eine leichte Lüftung ſeines ſchwarzen Sammetkäppchens mit dem zwie-ſchlächtigen Zuſatz: viel Ehre!) und wenn der Herr Baron es erlauben, ſo ſeid Ihr unſer Wirth und Gaſt zugleich.

Die Erlaubniß hatte keine Schwierigkeiten, wir traten ins Zimmer, und bei dampfendem Grog und Pfeifen war alsbald der Humor und die Atmoſphäre des beſeligenden Kneiplebens aufgethan.

Wir tranken eifrig; und der Herr von Buſchapfel erzählte alles, was von der Geſchichte ſeiner Ahnen noch übrig war, namentlich ihre Jägerthaten, unter denen die merkwürdigſte unſtreitig ſeinem Großvater mit einer wilden Sau begegnet war. Dieſer hatte das Thier angeſchoſſen, aber nicht erlegt, und kam nun in Lebensgefahr, als die Sau wüthend auf ihn einſtürzte. Aber ſo groß die Gefahr, ſo raſch der Entſchluß. Der Herr von Buſchapfel ergriff einen Stein, die Sau riß den Rachen auf, und er warf ihr den Stein mit ſolcher Gewalt in den Schlund, daß ſie ihn geraume Zeit weder hinaus- noch hinunterbringen konnte. So gewann er Zeit ſich zu retten. Es vergingen Jahre, ohne daß er ſich der Begebenheit erinnerte. Da ſchoß er einmal eine Bache, deren Phyſiognomie ihm gleich ſehr bekannt vorkam, und ſie war es wirklich, denn bei der Oeffnung des Magens fand man denſelben Stein darin, den ſie damals verſchluckt, aber noch nicht verdaut hatte.

Rußwaſe, der die Geſchichte für erlogen hielt, fiel hier ein und ſetzte die Geſchichte des Herrn von Münchhauſen mit dem Hirſch darauf, den dieſer bekanntlich mit Kirſchkernen angeſchoſſen und ſpäter mit einem Kirſchbaum auf dem Kopf erlegt hat.

Allerdings, lieber Meiſter, nahm ich das Wort, iſt Ihre Geſchichte wenn gleich bekannter doch merkwürdiger, als die des Herrn von Buſchapfel; beide Male kommt daſſelbe Thier zwei-mal vor dieſelbe Jagd und wird an unfehlbaren Zeichen dafür wieder erkannt, indeſſen beide Geſchichten ſagen nichts davon, daß auch das Wild den Jäger wieder erkannte; ich erlaube mir daher, Ihnen die Geſchichte des ſchwäbiſchen Bauern mit dem Fuchſe vorzutragen, ausgezeichnet durch eine gegenſeitige Wiedererkennungsſcene.

Der ſchwäbiſche Bauer, von dem ich rede, und ſein Sohn gingen einmal zuſammen über Land, und wie ſie ſich noch von einem Hühnerſchaden unterhielten, den ihnen in verwichener Nacht der Fuchs angerichtet, bewährte ſich das neckiſche Sprich-wort: wenn man vom Wolfe ſpricht, ſo iſt er nicht weit; dicht vor ihnen vorüber ſchlüpfte der Hühnerdieb aus dem Geſträuch; und nachdem er eine Weile ihren Fußſteig vorausgeeilt, bog er ein, ſprang auf einen Wurzelſtumpf und von da in einen hoh-len Baum hinein, aus dem ſie ihn nicht wieder hervorkommen ſahen. Schnell und behende eilten Vater und Sohn herzu und erblickten zu ihrem Erſtaunen den Fuchsſchwanz, der aus einem mäßigen Loch unten am Baume hervorragte. Wüthend ergrif-fen ſie ihn faſt zu gleicher Zeit und zerrten aus Leibeskräften daran, um den Fuchs ſoweit hervorzuziehn, daß ſie ihn todt ſchlagen könnten; allein das Loch war wohl groß genug für den Schwanz, aber zu klein für den Fuchs. Eifrig und rach-gierig, wie ſie waren, ließen ſie dennoch nicht locker, ſondern geriethen vielmehr aus dem Zerren ins Drehen, um womöglich den Feind auf dieſe Weiſe qualvoll ums Leben zu bringen. So arbeiteten ſie ſich zu mehreren Malen müde, während in-wendig der Fuchs aufs jämmerlichſte klaffte und heulte. Aber kaum daß ſie ein wenig verſchnauften, ſogleich trieb der Alte von neuem zur Arbeit und immer mit den Worten: Nun wollen wir wieder dran! welche Worte der Fuchs zuletzt jedes-mal mit einem erneuten Jammergeheul erwiederte und in dieſer Schule der Leiden aufs Gewiſſenhafteſte auswendig lernte. Endlich ward er erlöſt, der Schwanz riß, und wie aus der Piſtole geſchoſſen fuhr der Fuchs oben zum Baume hinaus, während der Bauer und ſein Sohn mit dem Schwanze in den Händen der Länge nach übereinander ſtürzten. Sie trugen ihren Fuchsſchwanz nach Hauſe, und ärgerten ſich, daß ſie die

Digitized by Google

Sache nicht geſcheuter angefangen, um dem Hühnerdieb wirklich ans Leben zu kommen; indeſſen er hatte einen Denkzettel bekommen, der ſeine Dreiſtigkeit für die Zukunſt wohl etwas vermindern konnte.

Es vergingen mehrere Wochen und unſerm Bauer war die Geſchichte mit dem Fuchſe längſt wieder aus dem Kopf gekommen, als er einmal durchs Gehege ging und plötzlich eine äußerſt lebhafte Jagd ganz in ſeine Nähe kommen hörte.

Die Hunde ſchlagen an wie auf den Fuchs, ich muß doch mal ſehn, ob ſie dem Gaudieb ans Mager kommen, oder ob er wieder ſo viel Glück hat, als neulich mit mir.

Mit dieſen Worten ſchritt er raſch dem Gebelle nach, und fand alle Jäger und Hunde höchſt ungehalten beiſammen; denn der Fuchs war eben zu Bau gegangen, und niemand hatte Dachshunde bei ſich.

Es iſt doch ärgerlich, ſagte einer von den Jägern, daß er uns ſo foppen muß, und zudem iſt es curios mit dem Thiere, er hat keinen Schwanz, ich ſah ihn ganz in der Nähe vorbeiſlitzen, als mir das Gewehr verſagte.

Was, rief der Bauer aus, er hatte keinen Schwanz? Ei, da ſtellt euch nur hier herum, ihr Herrn Schützen, und ſpannt die Hähne, denn da will ich ihn bald hervorlocken.

Alle lachten über den Bauer und glaubten nicht im geringſten daran, daß er den Fuchs würde mitten unter die Hunde locken können, die vor dem Bau ſtanden und bellten. Er ſtellte ſich indeſſen vor das Fuchsloch, nahm beide Hände an den Mund und ſchrie aus Leibeskräften hinein: Nun wollen wir wieder dran!

Kaum hörte der Fuchs dieſe Worte, ſo ſtürzte er wie raſend hervor und fiel mitten unter die Hunde, zum großen Erſtaunen aller Umſtehenden, die den Bauer ſo lange für einen Hexenmeiſter hielten, bis er ihnen erzählte, wie er ſchon früher die Bekanntſchaſt dieſes Fuchſes gemacht und daß er wohl Urſache gehabt hätte zu glauben, der Fuchs würde auch ſeinerſeits ſich noch daran erinnern, was er damals mit ihm verhandelt.

Rußwaſe wurde ungemein aufgeweckt durch meine Erzählung und wiederholte mit angemeſſener Geberde noch einige Male das Stichwort: Nun wollen wir wieder dran!

Der Förſter dagegen hatte unterdeſſen dem Grog ſchon einen ſo bedeutenden Einfluß geſtattet, daß er ſich durch dieſe Unterbrechung in ſeinen Phantaſieen nicht ſtören ließ, ſondern nun vielmehr anfing auch von der Zukunft ſeiner Familie zu reden. Er hatte nämlich allerdings Hoffnung zu einer Reſtauration oder Wiedereinſetzung in ſeine Güter, und als wir daran zweifelten, verſprach er uns diejenigen Thatſachen mitzutheilen, worauf er ſich ſtützte, unter der Bedingung, daß wir ſie nicht mißbrauchen wollten. Wir gelobten es an, und in der That, ich glaube ſie nicht beſſer gebrauchen zu können, als wenn ich ſie durch öffentliche Mittheilung zu aller nur möglichen Wirkſamkeit bringe. Er erzählte: Es iſt ſchon ein Vierteljahr her, Januar, Februar, ja! ein richtiges Vierteljahr, da wacht' ich einmal vor Tage auf. Die Sorgen über unſer verlornes Stammgut, Buſchapfelshagen, ließen mir keine Ruh. Als ich aber endlich doch wieder einſchlief, kam ich im Traume nach Berlin; und nun wurd' ich gleich zu Hofe geladen. So wie ich ging und ſtand mußt' ich in die Kutſche ſteigen, und hatte doch nichts auf dem Leibe, als die Unterhoſen und meine Schlafmütze. Stellen Sie ſich vor, Herr Baron, Sie ſind bei Hofe geweſen, Herr Baron, Sie können Sichs vorſtellen, aber Ihr nicht, Meiſter Rußwaſe, und ich kann Euch auch nicht helfen, auf Cavalier-Parole, Meiſter, Euch kann ich nicht helfen, hier heiße es, Arzt hilf dir ſelber, ha! ha! ha! Er iſt ein Curſchmidt, Herr Baron, ha! ha! ha!

Hier verſiegte ſeine Geſchichte im Scherz; ich that alſo die Frage: Nun, Herr von Buſchapfel, wurden Sie denn in dieſem Aufzuge vorgelaſſen? Nur Geduld! meine Herren, Alles mit Verſtand! Nun kam ich herein, alles war hell mit Gas beleuchtet; — ich ſchämte mich, wie ein begoſſener Hund, das that ich, aber die übrigen Herrſchaften gingen durcheinander, wie im Puppenſpiel oder wie die Masken auf der meininger Redoute. Auf der Redoute, bei Hofe, ja da hab' ich Euch manchen Tritt liegen, Meiſter Rußwaſ'; als ich noch in Dreißigacker war — der alte Bechſtein — nu! der trank ſeinen 83ziger Steinwein, der durch die Franzoſen aus dem Fürſtbiſchöflichen Keller gekommen war, das war Euch ein Weinchen, der 83ziger Steinwein! ich hab' Euch manchem Fläſchchen den Hals gebrochen, ha! ha! ha! der alte Bechſtein! der Graf Proſtnitzky! ha! ha! ja die Kerlchen!

Aber, lieber Herr von Buſchapfel, wie wurd' es in Berlin?

In Berlin? Unter den Linden — da iſt der Conditor Fuchs, da hab' ich —

Gut! aber wie wurd' es bei Hofe?

Das will ich Ihnen ſagen, Herr Baron, — der König, Meiſter Rußwaſe, der war bei Hofe, hm! ja, bei Hofe — was wollt ich doch ſagen?

Sie hatten eben erzählt, wie Sie gezwungen worden, im Nachtkleide bei Hofe zu erſcheinen.

Richtig! Alſo da kam der König auf mich zu und ſagte: Ei ſieh da, mein lieber Herr von Buſchapfel! aber warum ſo traurig, als wär' Ihnen die Peterſilie verhagelt? ei! ei!

Ew. Majeſtät, Buſchapfelshagen — —

Ha Sie Schalk! ſagte der König, gab mir einen leichten Schlag auf die Schulter und drehte ſich um.

Am andern Tage mußt' ich wiederkommen, und nun hatt' ich Kleider wie die andern Cavaliere, und benahm mich ſo fein, daß Fürſten und Grafen mit mir zufrieden waren. Das hatte ich von Dreißigacker. Bei dem alten Bechſtein, da kamen die Grafen — —

Aber der König, Herr Förſter! der König fiel Rußwaſe ein.

Der König? der kam auf mich zu, als ich eben mit dem einen Miniſter ſcherzte und ſagte: Ei ſieh da, mein lieber Herr von Buſchapfel! und ſo vergnügt?

Ew. Majeſtät, die Gnade von geſtern —

Gut, gut! Sie ſollen's wieder haben. Nun kein Wort mehr, ſagte der König.

Ich ließ mich auf ein Knie nieder und —

Da wachten Sie auf, ſagte Rußwaſe.

Ja, da wacht' ich auf, wiederholte der Förſter, und that den letzten Grogzug aus ſeinem großen Glaſe. Es war ſein Schlaftrunk, denn er verlor ſich immer mehr in ſich ſelbſt und ſank bald völlig beruhigt zu mir auf das Sopha, welches dienſtwillig genug neben ſeinem Stuhle ſtand.

11. Das Trauerſpiel.

Verwünſchte, nächtliche Geſpenſter,
Was hab' ich mit euch thun?
Und doch laſt ihr auch mir im Buſen
Den ſchlimmen Feind nicht ruhn!

Die Gründe für die Reſtauration der Familie von Buſchapfel waren vielleicht nicht die zuverläſſigſten, aber ſie gewährten doch den nöthigen Troſt, und in der That, wir ſind berechtigt zu behaupten, daß auch andere kluge Leute, die Schreiber dieſes öfter im Spiegel geſehen hat, mit ihren geheimen Hoffnungen auf beſſere Tage in ähnlichen Luftſchlöſſern zu wohnen pflegen, und nichts vor unſerm Förſter voraus haben, als das Verdienſt, dieſe Hoffnungen klüglich geheim zu halten! Dennoch, warum ſollen wir es nicht geſtehen? zu beneiden ſind diejenigen, welche wachend ſich glücklich träumen und ſchlafend es ſind, worin wir auch den Grund finden, weshalb mancher dieſen Traum und dieſen Schlaf mit vielem Wein erkauft.

Der Herr von Buſchapfel ſchlief, und mit eiſernen Riegeln war ihm die Außenwelt verſchloſſen, denn keine Bemühung vermochte ihn zu ermuntern; alle Abgeſandte ſeiner Gemahlin, die uns zum Abendeſſen riefen, kehrten unverrichteter Sache zurück.

Es wurde daher für mich nothwendig, ebenfalls auf ein Nachtquartier bei dem Schmidt zu denken. Ich trug ihm meine Wünſche vor, und ſogleich rief er über die oberſte ausführende Behörde des Innern, die Wirthin. Ihr Anblick ſchreckte mich keineswegs von meinem Vorhaben ab, denn ſie war über alle Erwartung ſauber, nur verriethen die ſcharfen Züge ihres Geſichts, die matten Augen und eine etwas krumme Haltung ihrer kleinen dürren Figur, daß ſie ſchon manchen Herbſt erlebt. Dieß ſchien indeß für meinen Zweck gleichgültig, ich ratificirte demnach einen ſchnell entworfenen Vertrag, und glaubte meine Zukunft bis zum andern Morgen vollkommen geſichert. Als ſie jedoch zur Ausführung ſchritt und wir uns wieder allein ſahen, konnt ich mich nicht enthalten, den jungen hübſchen Eheherrn zu fragen, ob er ſchon lange verheirathet ſei?

Er verſtand mich ſehr wohl, und erwiederte: Ich bin in den Jahren, wo viele noch nicht ans Heirathen denken können, aber das Schickſal hat mirs leicht gemacht. Als ich aus der Fremde wiederkam, ſtarb der Meiſter; und einige Monate darauf gab ich meiner Liebſten, die nichts hatte, den Abſchied, und nahm die Meiſterin mit der Schmiede und dieſer Wirthſchaſt zur Frau. Wenn man nichts hat, kann auch der Beſte nichts anfangen; was ſollt' ich alſo thun? ſollt ich mein Glück mit Füßen ſtoßen? Es iſt mir leid genug um das arme Ding, die Liſe Roſen, die hat viel von mir gehalten, denn als wir uns trauen ließen, da ſprang ſie in den See, und es dauerte wohl acht Tage, bis die Fiſcher ſie wiederfanden, denn ſie hatte Steine an ſich. Es geht mir an die Seele, daß ſie ſo elend ums Leben kam, aber ich denke, die Todten ſind wohl verwahrt, was willſt Du Dich grämen? ſie iſt ja aller Qual aus dem Wege. Wenn ſie mir nur die Ruhe nicht mitgenommen hat; denn ich weiß nicht, ob es ihr Geiſt iſt,

Digitized by Google

oder was es iſt, ich kann manche Nacht nicht ſchlafen, und die Leute haben ſie ſchon öfter am Teiche geſehn in einem weißen Laken und mit zwei großen Steinen um den Hals. Sie ſoll jedesmal auf unſer Haus losgehn; aber daß ſie wirklich wiederkommen ſollte, glaub' ich doch nicht.

Ich auch nicht, ſagt' ich unwillig, ſie hat ja zwei Steine für Einen am Halſe, was will ſie mehr? — Schlafen Sie wohl! und damit nahm ich das Licht und ging in die Kammer, aber mehr um meinen Vorwitz zu bereuen, daß ich mir dieſe Geſchichte erfragt, als um zu ſchlafen, was mir erſt ſehr ſpät und ſehr unvollkommen gelang. Sobald ich daher in der Frühe den Herrn von Buſchapfel im Nebenzimmer laut reden hörte, verließ ich das erwünſchte Lager und darauf in Begleitung des Förſters auch das angeſegnete Haus.

12. Heimweh.

Wenn ich durch Berge voller Reben eile,
So denk' ich euch in jedes Winzerhaus,
Wenn unterm Buchendach ich ruhend weile,
So ſchneid' ich eure lieben Namen aus.
Wie ſchnell mich Füß' und Räder weitertragen,
Ihr eilet zu mir in dem ſchnellſten Wagen.

Aber auch den guten Förſter verließ ich ſo ſchnell als möglich. Leben Sie wohl, Herr von Buſchapfel, vielleicht führen Ihre Angelegenheiten Sie einmal wirklich nach der Hauptſtadt, wir werden uns dann wiederſehn, wenn die Meinigen mich ſo lange dort laſſen. Ich nannte ihm die Wohnung eines Freundes, der ihm jederzeit Auskunft über mich geben könnte, und ſagte ihm Lebewohl. Als er dringend zum Bleiben einlud, ſchützte ich dringende Geſchäfte vor, und eilte dem Morgenroth entgegen, um vielleicht im Freien das verlorne Gleichgewicht meines Gemüthes wiederzufinden. Aber der Frühlingsmorgen gefiel mir nicht, der Wald ſtand mir nicht recht, und bei jedem Wanderer, der mir begegnete, dacht' ich, der kommt aus der Fremde wieder, heirathet die Meiſterin und wird ſeiner Liebſten untreu. — Nein, der Gragſchmidt iſt als wiedergekehrt aus der Fremde; er iſt fremd in ſeinem eigenen Hauſe. Wehe dem Menſchen, der ſein eigenes Herz verräth!

Sein Beiſpiel machte wirklich einen ſo ſtarken Eindruck auf mich, daß ich anfing zu zweifeln, ob ich ſelbſt mit meiner Reiſe mich nicht lieblos gegen die Heimath betrüge. Die Worte des Burgemeiſters und die Thränen des Abſchieds fielen mir wieder ein. — Eine unglückſelige Stimmung, in die ich mich wider Willen immer mehr verlor. Ich erſtieg unterdeſſen eine waldige Anhöhe, und hoffte von dort herab noch einmal nach Rügen hinüberzuſehn; aber es war hinter dem blauen Duft des Himmel-kreiſes hinabgeſunken. Ich warf mich auf das Haidekraut am Rande des Wäldchens, und ſah noch lange zurück. Viel Leute zogen vorüber nach dem Jahrmarkt eines nahen Städtchens und die erſten Schwalben nach meiner Heimathinſel.

Ihr Schwalben, ihr habt Flügel,
Und meine Seele weint,
So fern von Thal und Hügel
Wo meine Sonne ſcheint.

Lehrt mich durch blaue Lüfte
Die flügelſchnelle Flucht
Und über Waſſerdüfte
Zu meiner Uferbucht;

Wo weiße Meereswellen
Zum wald'gen Ufer ziehn,
Zum Meer hinab die ſchnellen
Umblühten Bäche fliehn;

Wo ſich viel Veilchen ſonnen,
Wo duft'ge Maien wehn,
Und in den höchſten Kronen
Viel frohe Sänger ſtehn;

Und wo wir Kinder ſangen
Vom Mai das liebe Lied,
Und nach den Silphen ſprangen
Durch Blumen, Moos und Ried.

Ihr ſchnellen dunkelblauen,
Ihr lieben Schwalben hört!
Will euch noch mehr vertrauen,
Ob ihr's mir nicht gewährt.

Doch ach! die Schwalben ſchwinden,
Und laſſen mich zurück,
Wann werd' ichs wiederfinden,
Der Heimath ſüßes Glück?

Und in den Wehmuthsthränen
Schwimmt trüb ihr liebes Bild;
Ach! unſer liebſtes Sehnen
Wird nimmer wohl geſtillt!

Die Straße wurde lebhafter, die Marktleute zogen vorüber.

Viele Wandrer, doch nicht einer,
Den zu mir die Liebe bringt;
Viele Blicke, doch nicht einer,
Der zum Herzen niederdringt!

Viele Grüße, doch ſie ſagen
Nur die leeren Formeln auf;
Viele Mädchen, doch ſie klagen
Nicht um meinen Reiſelauf.

Anders wo im Lebensreigen
Traute Blicke ſich verſtehn,
Und aus tiefſter Seele ſteigen
Und zu Herzensgrunde gehn.

Anders wo in jedem Gruße
Eine Welt voll Liebe lebt,
Und im ſüßen Liebeskuſſe
Ein unendlich Sehnen bebt.

O, ich will nicht weiterziehen,
Immer fremder wird die Welt,
Will zurück zur Heimath fliehen,
Wo mich alles liebt und hält.

Ich ſtand auf, ſteckte das Taſchentuch ein und ging — nicht nach Hauſe, ſondern weiter, nicht dem Herzen, ſondern der Naſe nach, wie alle vernünftigen Leute und der Schmidt desgleichen; denn das Leben iſt ein Betrug des Herzens. So geht es fort, bis es dann in glücklicher Stunde ſpät oder früh doch auch dem Herzen einmal gelingt, das Leben zu betrügen. Süßer Betrug! o keim' und werde reif in meinem Buſen!

Heinrich von Rugge, ſ. Minneſinger.

Rumelant von Schwaben, ſ. Minneſinger.

Karl Friedrich v. Rumohr,

aus einer altadeligen mecklenburgiſchen Familie ſtammend, ward 1779 geboren, widmete ſich früh dem Studium der bildenden Künſte, weshalb er auch nach Italien ging und mehrere Jahre daſelbſt, beſonders in Rom, Neapel und Florenz, in Verbindung mit den angeſehenſten daſigen Künſtlern und Kunſtkennern zubrachte, auch einen großen Theil ſeines Vermögens auf den Ankauf einer ſchätzbaren Kunſtſammlung wendete. Seit ſeiner Rückkehr lebt er abwechſelnd auf ſeinem Gute bei Lübeck, in Hamburg oder auf Reiſen, fortwährend thätig als Schriftſteller im Gebiete der Theorie und Geſchichte der bildenden Kunſt.

Von ſeinen Schriften, deren mehrere unter dem pſeudonymen Namen Joſeph König erſchienen, nennen wir:

- Erläuterungen zu Jakobs Schrift: Ueber den Reichthum der Griechen an plaſtiſchen Kunſtwerken. München 1811.
- Ueber die antike Gruppe Caſtor und Pollux. Hamburg 1812.
- Denkwürdigkeiten der Kunſtausſtellung des Jahres 1814. München 1815.
- Sammlung für Kunſt und Hiſtorie. 2 Th. Hamburg 1816 ff.
- Italieniſche Novellen. Hamburg 1823.
- Italieniſche Forſchungen. 2 Thle. Berlin 1827.
- Deutſche Denkwürdigkeiten. 4 Thle. Berlin 1832.

Geiſt der Kochkunſt. 2te Aufl. Stuttgart 1832.
Drei Reiſen nach Italien. Leipzig 1832.
Novellen. 2 Bde. München 1834—35.
Schule der Höflichkeit. 2 Thle. Stuttg. 1834—35.
Kynalopekomachia. Lübeck 1835.

Gründliche Kenntniß, reiche Erfahrung, ein höchſt feiner und gebildeter Geſchmack, warmes Gefühl für das Schöne, großer Scharfſinn und Anmuth und Eleganz der Darſtellung, verleihen Rumohr's kunſthiſtoriſchen Arbeiten einen bedeutenden und bleibenden Werth. Seine belletriſtiſchen Leiſtungen erfreuen ſich einer feinen und heiteren Ironie, welche ihnen einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Sieg der Geſinnung *).

Längſt war die Saat beſtellt und, nach fruchtreichem Regenwetter, die Luft anmuthig hell und friſch. Weit und breit ruhte der Landmann aus nach dem Gedränge der letzten Erndte und Winterbeſtellung, machte ſich's daheim bei leichter Arbeit bequem, oder zechte und feierte in der Schenke. An einem dieſer guten Herbſttage meldete Wilhelm, des großen Bauern alleiniger Sohn, daß er einzukaufen habe und in die Stadt gehen wolle. Ungern mißten ihn die Alten, wenn auch nur auf Tage und Stunden. Doch hielt ſein Wille ſtets das rechte Maß; weßhalb der Vater ſchwieg, dann, nach einer Weile, in die Taſche langte, den ledernen Geldſack hervorzog, um den Erſparniſſen des Jünglings nachzuhelfen. Kein Wink, kein Wort der Warnung vor dem Spiele und ſonſtiger Verirrung. Der wohlgerathene, tadelloſe Sohn war ſein Stolz; Mißtrauen durfte er alſo nicht verrathen, ja nicht einmal ſich ſelbſt eingeſtehen, daß er den Jüngling nie ohne geheime Beſorgniſſe in den bevölkerten, reichen und leider auch ſehr verderbten Ort gehen ſah.

Des andern Morgens, ſehr frühe und lang vor Aufgang der Sonne, verließ Wilhelm, nach geſundem Schlafe erwachend, raſch und im Sprunge das Bett, kleidete noch im Dunkeln zur Hälfte ſich an und ſuchte nach dem Feuerzeuge, um Licht zu machen. Darauf holte er die alte Stalllaterne hervor, ſchob die Fenſterchen, welche nicht mehr ganz dicht hielten, mit Vorſicht hinauf, herunter, wie's paßte; verſuchte mit dem, was eben ſich darbot, die lockeren Glasſcheiben nach den Umſtänden beſſer zu befeſtigen. Denn es lag in ſeinem Weſen eine gewiſſe Beſinnlichkeit und Vorſicht; auch war die alte ſehr vernutzte Leuchte, welche der Sohn längſt ſchon durch eine neue zu erſetzen gewünſcht, allein der Vater durchaus behalten wollte, unter Beiden oftmals Gegenſtand eines behutſamen, anſtandvollen Wortwechſels. Endlich, als das Licht vor jeglichem Muthwillen der Zugluft ihm hinlänglich geſichert ſchien, nahm er die Laterne zur Hand, um damit in den Stall zu gehn. Es war nicht ſo viel Heckſel vorräthig, als das Bedürfniß des langen Tages erforderte; und dem alternden Vater war dieſe Arbeit nicht wohl anzuſinnen, weil ſie bereits ihm beſchwerlich fiel.

Eine Stunde lang führte er die Futterklinge mit gewandter Sicherheit auf und ab; er war der beſte Heckſelſchneider in der Gegend. Abwechſelnd wiſchte er den Schweiß von ſeiner freien Stirne und koſte mit der Hauskatze, welche auf die nahe Krippe zu ihm ſich hingeſetzt, der Arbeit behaglich zuſah und, wenn ihr Jugendfreund einmal anhielt, den Kopf weit vorausſtreckte, um ſeiner Hand entgegen zu kommen. Wilhelms Arbeit hatte die Mutter geweckt, welche darauf das Bette verließ und die Zimmerthür öffnete, um das Feuer anzumachen und für den Abreiſenden die Morgenſuppe zu bereiten. Neben ihr war auch der Haushund hinausgeſchlüpft und kam nun ebenfalls herbei, den jüngeren und geliebteren Herrn zu begrüßen. Es war ſchon ſo viel Schnittfutter beiſammen, als auf den heutigen, wohl ſelbſt auf den halben morgenden Tag hinreichte für Rind und Pferd. Der Jüngling überſah daher noch einmal ſein Werk, ſtreichelte den treuen Hund, wie deſſen verträgliche Genoſſin, und ging in ſeine Kammer zurück, um ſich anzulegen.

Er war ein ſchöner, friſcher Menſch, und hatte ein billiges Gefallen an ſeinem ſchieren Wuchſe, an ſeiner freien und edlen Geſichtsbildung. Wäſche und Kleidung erhielt er ſchon aus Liebe zur Ordnung in beſtem Stande. Allein, daß er die eine Farbe der anderen Vorzog, war nicht bloß Wahl des Geſchmackes, nein auch einige Berechnung deſſen, was ihm wohl anſtehn möge.

Nachdem er die Mutter begrüßt und die Morgenſuppe, vieler Warnung ungeachtet, zu heiß verzehrt hatte, machte er ſich auf den Weg. Draußen vor dem Dorfe war bereits heller Tag; nach einer Weile, als die herbſtlichen Nebel bald ſchon ſich geſenkt hatten, trat nun auch die Sonne hervor. Der Wanderer war ihres ſchönſten Blickes werth. Den Hut nicht ohne Anſpruch etwas ſeitwärts in das lockige Haupthaar gedrückt, den Kopf in den Nacken geworfen, die Bruſt heraus, die Füße in feſtem Takte raſch eins ums andere eingeſetzt; es war ein guter Anblick. Um den Hals ein dunkelrothes Tuch, das Wammes von zweifelhafter Farbe, der Leibrock grün, wie's eben in der Gegend umher landesüblich war. So, wie er da ging, wäre ihm kein muthwilliger Burſch ſo leicht zu nahe getreten, noch ein Mädchen begegnet, ohne im Fortgehn drei Mal nach ihm ſich umzuſehen.

Schon mochte er den halben Weg gewonnen haben, als auf der Straße, welche mehr und mehr ſich belebte, ein anderer Fußgänger ihn einholte. Längſt hatte er, doch ohne ſich umzuſehen, dem feſten Trabe des Ehrenmannes zugehört, welcher mit ihm ganz gleichen Schritt hielt. Jetzt grüßte dieſer gleichwie im Vorbeigehn, ſo daß Wilhelm nicht wohl umhin konnte, ihn flüchtig anzuſehn. Ein kräftiger, breitgeſchulterter Mann, ſchon über die Mittelſtufe des Lebens hinaus, eilig, alſo auch geſchäftig, ſein Ausdruck gutartig, die Kleider ungeflickt, doch etwas verſchliſſen, wie armer Leute beſter Staat wohl zu ſein pflegt.

Geht's auch zur Stadt, mein junger Mann? fragte der Wanderer. Es ſchien ihm daran zu liegen, auf ſeinem Wege Geſellſchaft zu haben, mehr, als dem Bauer, welcher trocken und beinahe abweiſend ihm Beſcheid gab. So könnten wir, hub er von Neuem an, recht wohl mit oder doch neben einander hergehn. Es geht ſich beſſer ſelbander; man hält Schritt und ermuntert ſich dabei.

Habt Ihr Geſchäfte drinnen? unterbrach ihn Wilhelm, weil er das Plaudern haßte und jedes Geſpräch, wenn ihm nicht mehr auszuweichen war, ſogleich auf ernſtliche Angelegenheiten zu lenken ſuchte. Ja freilich, mein lieber junger Mann, ſagte der Fußgänger; ich bin der Uhrmacher da in dem nächſten Städtchen und verſorge das platte Land weit und breit, helfe dabei auch in Glasarbeit aus, und flicke, wenn's Noth thut, den Leuten ihre Fenſter. So was macht auf dem Lande beliebt und erhält die Kunden bei guter Laune; vornehmlich in dieſer Jahreszeit, wann die Nachtfröſte kommen und der Wind rauh wird. Vierteljährlich gehe ich deßhalb um die Meßzeit in die Stadt, um mir einzukaufen, was fehlt und zu bezahlen, was ich von der vergangenen Meßzeit her den Kaufleuten ſchuldig bin. Da habe ich meine Baarſchaft, ſagte er, indem er ſich aufknöpfte und die wohlgefüllte Geldkatze ſehen ließ, und deßhalb eben habe ich Eure Geſellſchaft geſucht. Denn von hinten habe ich's Euch angeſehen, daß Ihr brav und entſchloſſen ſeid und mir beiſtehen würdet, wenn irgend Jemand mir zu nahe kommen ſollte. Es iſt um jetzige Zeit nicht immer ſo ganz geheuer auf dem Fußwege, den Ihr wohl ebenfalls zu gehen denkt; denn man gewinnt darauf drei Viertelſtunden.

Dieſe Eröffnung des Alten erklärte und entſchuldigte ſeine Andringlichkeit. Nun ſo gehn wir mit einander, ſagte der junge Landmann, zwar nicht übermäßig freundlich, doch wenigſtens minder kalt und zurückweiſend. Was denn iſt's, was Ihr einzukaufen habt? fragte er bald darauf.

Das kann ich Euch ſagen, erwiederte der Alte, ohne doch im Gehen anzuhalten. Zuerſt kaufe ich mir alle das mancherlei Räderwerk und Zubehör von verſchiedenen landüblichen Größen. Aus den Fabriken hat man ſolche Dinge wohlfeiler; auch fehlt mir das Handwerkszeug und die Gelegenheit, es ſelbſt zu machen; obwohl ich an dieſen Dingelchen nach der Hand viel zu feilen habe, um ſie einzupaſſen, was denn nicht immer recht gelingen will. Machen konnt ich das Alles ſelbſt; denn ich bin weit umher geweſen und habe in meiner Jugend die ſchönſten Taſchenuhren zu Stande gebracht. Allein weil ich früher ein lockerer Zeiſig war, doch in allen Ehren, ſo legte ich mir nichts zurück. Und als ich ſpäter Bedacht nahm, mich zu verheirathen, wollte ich lieber eine nehmen, die mir gefiel, als eine von den Nieten, welche mir Geld und Reichthümer zubringen ſollten. So kam's, daß ich in der Landſtadt mich niederließ, denn in der großen wollten ſie mich nicht aufnehmen. Sie ſagten bei Rath, ich habe Nichts und werde mich nicht ernähren können. Es ſei der Armuth ſo genug. Und wie ſo viele von denen, welche daſſelbe Geſchäft in jener Zeit mit Geld und Gut begonnen haben, ſind gegenwärtig vornehme Bettler, welche daheim nicht heizen und ihren Verwandten und Freunden und ſelbſt der Stadt auf der Taſche liegen; unter der Hand, verſteht ſich, daß es Niemand weiß, als die Leute, mit denen ſie's abmachen und die übrigen, denen es insgeheim anvertraut wird. Hingegen habe ich ſelbſt mit Weib und Kind mich bei der ſchwachen ländlichen Handthierung ſtets redlich genährt, nur bisher nicht dazu

*) Aus v. Rumohr's „Novellen.“ Erſter Band.

kommen können, für baar Geld meinen Arbeitsrath mir einzukaufen, wobei Einiges erſpart werden kann. Auch möchte es mit dem Credit ſein Anſtehn haben; doch hilft mir in dieſem Stücke ein weitläufiger Verwandter aus, welcher ſeit vielen Jahren von drei zu drei Monaten für mich ſich verbürgt und freilich dabei ſeiner Sache gewiß iſt. Ich pflege in ſeinem Hauſe abzutreten, wenn ich zur Stadt komme. Und, wenn's Euch genehm iſt, oder, wenn Ihr dort keine Freundſchaft habt, will ich bei ihm Euch einführen, damit Ihr das Wirthshaus erſpart, was überhaupt nichts taugt. Denn es verleitet uns Alte zum Trinken und das junge Volk zum Spiel und ſonſtigen Zeitverderbe. Es wäre nicht zum erſten Male, daß ich Jemand mitgebracht in dieſes Haus. Der Vetter iſt reich und gaſtfrei, und ſieht es gern, wenn ich vom Lande her ihm Leute zubringe. Denn er iſt ſelbſt auf dem Lande geboren und auferzogen, bis ein mütterlicher Ohm, von dem er das Haus und viele Gut hat, ihn zu ſich genommen in die Lehre, um in ſeinem Geſchäfte ihn zu unterweiſen, welches er von ihm erben ſollen, wie's geſchehn iſt. Er hat daher für die Landleute eine Vorliebe behalten und in der Stadt wenig Umgang, hält ſich bürgerlich und hängt nicht Alles an den Staat, gleich den Uebrigen; weßhalb es ihm wohlgeht und Ueberfluß da iſt, daß er was abgeben kann, denn er iſt wohlthätig, doch mit Maße. Er pflegt zu ſagen, es ſei keine Wohlthat, denen, welche ihren Unterhalt verdienen können, etwas zu ſchenken; vielmehr eine Erniedrigung und Demüthigung und Verführung zum Faullenzen. Die Armenanſtalten wirft er mit dem Lotto in dieſelbe Verdammniß. Doch werdet Ihr ihn ſchon kennen lernen, wenn Ihr mit mir dahin gehn und bei ihm abtreten wollt.

Längs des Weges ward nun über dieſen Vorſchlag viel hin und her geredet. Wilhelm hatte auch ſeinen Stolz und vermied, ſich den Leuten aufzudrängen. Zudem traute er den Verſprechungen ſeines Begleiters nicht durchaus; arme Verwandte ſind nicht immer gern geſehn und gut aufgenommen. Doch hatte der Uhrmacher für jeden ſeiner Gründe einen ganz überzeugenden Gegengrund zur Hand, und hörte nicht auf, bis jener, dem Geſpräche ein Ende zu machen, ſeinem Andringen nachgab.

In der Stadt war großes Volk aus der Umgegend zuſammen gekommen, daher jedes bekanntere Gaſthaus ſo angefüllt und mißbehaglich lärmend, daß Wilhelm, ſchon halb und halb ausgeſöhnt mit dem Vorſchlage des Alten, das Haus ſeines Vetters betrat. Ein mäßig anſehnliches Stadtgebäude, unten der Laden, in welchen ſie eintraten, ſich anzumelden. Gegen des Bauers Erwartung fiel die Aufnahme ſehr herzlich aus. Denn mit großer Freundlichkeit wendete ſich der ſtädtiſche Uhrmacher, nachdem er den ländlichen begrüßt und zum Sitzen genöthigt hatte, nun auch zu deſſen Begleiter. Er blickte den Jüngling beifällig an, während der Alte meldete, wie die Sache ſich gefügt habe, daß er ſelbander gekommen ſei. Und, ſagte er, es wird der Vetter für den neuen Gaſt an ſeinem Tiſche wohl noch ein Plätzchen übrig haben. Es liegt mir daran, ihn feſtzuhalten. Denn ich hoffe, daß er Nachmittag mich ein Stück Weges begleiten werde. Jahrmarkts läuft hier ſo viel fremdes Geſindel zuſammen, dem nicht alle Wege zu trauen iſt. Wäre ich noch wie ſonſt, ſo verließe ich mich wohl auf mich ſelbſt. Doch ſpüre ich bereits das liebe Alter und decke mir daher bei ſolchen Gelegenheiten den Rücken. Alſo bleibt's dabei. Schlag zwölf, junger Mann, ſtellt Ihr Euch hier ein, zum Mittag. Und dann machen wir uns zeitig mit einander auf den Rückweg. Jetzt gehe ein Jeder an ſein Geſchäft; Ihr an das Eurige, ich an das meinige, Schulden zu bezahlen und neue zu machen. Wenn Ihr etwas abzulegen habt, ſo könnt Ihr's nur hier laſſen, ſo ſicher, als in Abrahams Schooße. Nur möchte ich, daß Ihr das Haus nicht vergäßet. O, Vetter, ſchreibe ihm doch Nummer und Straße auf ein Blättchen Papier. Werde es ſchon wiederaufſinden, ſagte Wilhelm, indem er abging, ſeine Einkäufe zu beſorgen und bis zur Mittagszeit in den belebten Marktgaſſen umherzuſchlendern.

Die Morgenſtunden waren vorübergegangen und Jeder hatte, nach beendigtem Geſchäfte, zur gehörigen Zeit ſich eingefunden in dem Hinterſtübchen des Wirthes, wo der Tiſch bereits gedeckt war. Man gab ſich einige Sorge, den ländlichen Gaſt zu unterhalten, fragte nach Erndte und Saat und ähnlichem Zubehör des Landbaues; Wilhelm dagegen, als er Beſcheid gegeben, nach ſtädtiſchen Gebäuden und Einrichtungen, welche am Morgen ihm aufgefallen waren. Das Geſpräch ſehr beſchäftigter Leute zerfällt meiſt in Frage und Antwort; man will denn auch dieſe Zeit benützen, ſich unterrichten, wozu im Gedränge ſchwerer Arbeiten die Gelegenheit ſeltner iſt. Darauf, als man die Suppe aufgetragen, wurden die Plätze ausgetheilt, der obere dem Vetter, dem jungen Bauer neben dem Hausvater der untere angewieſen. Die Gattin des Wirthes, welche unaufgelegt ſchien und wenig ſprach, ſetzte ſich mit gleichgültiger Miene ihrem Manne gegenüber. Es blieb noch ein Gedecke offen, bei welchem ein Teller mit Suppe zurückgeſtellt ward. Der junge Landmann gab auf Jegliches Acht. Die ſtädtiſche Ordnung und Regelmäßigkeit war ihm neu; er hätte wiſſen mögen, wem jener unbeſetzte Platz beſtimmt war.

Nicht früher, als nachdem eine alternde Hausmagd die Suppe abgenommen und die Tafel wiederum beſetzt hatte, ward die Thüre, zuerſt nur ein wenig, dann langſam immer weiter geöffnet, bis endlich mit anmuthigem Zögern die Tochter des Hauſes hereintrat und, anſtandvoll grüßend, an ihre Stelle ſich ſetzte, jene leere dem Jüngling gegenüber. Das Feuer des Heerdes hatte ihr ſchönes Antlitz leicht geröthet, was ſie der Mühe überhob, zu verbergen, daß ſie die Farbe wechſelte. Indeß machte ſie mit dem Gedecke ſich viel zu ſchaffen, bis der Vater ihr zurief: So iß doch mein Kind; die Suppe wird Dir kalt; wo haſt Du ſo lange geſteckt?

Das junge Mädchen nahm den Löffel zur Hand, und erwiederte, ehe ſie die Suppe verſuchte: Verzeiht, lieber Vater, der Fiſch iſt der Köchin ſchon mehrmal ganz mißglückt. Ich habe ihn deßhalb ſelbſt einlegen wollen. Verſucht er muß gut ſein. —

Während dieſe Worte der älteren Tiſchgenoſſen Aufmerkſamkeit ganz auf das Fiſchgericht hinüberlenkten, blinzelten die beiden jüngeren einander verſtohlen an; denn keines wagte gradaus zu ſehn. Sie war kein gewöhnliches hübſches Mädchen; dem gemeinen Sinne fiel ihre Schönheit wenig auf; allein ihre Formenbildung war rein und edel, ihr Wuchs und Verhältniß tadellos, ihr Ausdruck ſanft und verſtändig. Was an den Mädchen gefällt, iſt häufig nichts weiter, als jenes ſtumme Einverſtändniß, jene halbeingeſtandene Verwandtſchaft der Neigungen, welche gefallſüchtige Frauen bald unfreiwillig an den Tag legen, bald, wo's ihnen paßt, wenigſtens zu heucheln verſuchen. Lockungen der Art, auf welche auch ländliche Buhlerinnen ſich verſtehen, waren bisher an Wilhelm beinahe unbemerkt vorübergegangen. Allein, dieſe ſtille, reine Schönheit ergriff ihn gleich einem Zauber. Es iſt möglich, daß eine gewiſſe Ehrfurcht, welche das ſtädtiſche Weſen, die ſtreng abgemeſſene Sitte, das einfache, doch gut gewählte, ſchön angelegte Hauskleid dem jungen Bauer, ihm unbewußt, einflößten, jenen Eindruck verſtärkte, das ſchöne Bild ihm gegenüber mehr in Vortheil ſetzte, in ſeinem Sinne es erhöhte. Den Anfang einer Leidenſchaft, wer hätte ihn je bei ſich, bei Anderen recht beobachtet? Ein raſcher Blick, eine Wendung, ein weichbetontes Wort, ſoll, muß ſo häufig alle Schuld tragen. Doch, wo denn iſt der letzte Grund jener Stimmung, welche Aug und Ohr dem erſten Eindrucke geöffnet?

Unſäglich vermehrte des jungen Paares Verwirrung, daß auf dem Boden ihre Füße einander, wohin ſie ſich wenden mochten, doch immer wieder begegneten. Hielt das Mädchen die ihrigen zur Rechten, ſo mußte es dem Jüngling ſicherer dünken, die ſeinen nach der Linken an ſich zu ziehn, was denn unaufhörlich neue Berührungen verſchuldete. Jedes Mal errötheten Beide bis unter die Augen, ans Eſſen ward dabei gar nicht gedacht, bis nach den üblichen Ermunterungen des Gaſtes, der Vater Marie befragte, ob ſie krank ſei, ob das leidige Kochen ihr die Eßluſt benommen habe. Dem jungen Burſchen war's angethan; er hatte den geſundeſten Appetit vom Markte heimgebracht, und nun zwängt er mühſam einige Biſſen herab, um nicht gegen die Höflichkeit zu fehlen.

Als man vom Eſſen aufgeſtanden war, ging Marie an den Nebentiſch, wo der Bauer ſeinen Einkauf nach unverpackt ausgelegt hatte. Sie beſah jedes Stück, fragte theilnehmend nach dem Preiſe und nahm zuletzt ein feines Tuch von buntem Gewebe leicht erröthend in die Hand. Es war ein Tuch, wie's auf dem Lande die Frauen zu tragen pflegen. Sie faltete es auf, beſah es, um ihre Verlegenheit zu bergen, ſehr genau. Endlich faßte ſie ſich ein Herz, ihn zu fragen, für wenn es beſtimmt ſei.

Für meine Mutter, ſprach er, und blickte dabei ziemlich albern zu Boden. Trägt denn, fragte ſie weiter, Eure Mutter noch immer ſo bunte Tücher? Auf dem Lande, entgegnete er, nimmt man's nicht ſo genau; die Mutter trägt ſie noch viel bunter. Sie ſchien ihm zu glauben und bei ſeiner Antwort ſich zu beruhigen. Wilhelm aber veränderte die Farbe ein Mal ums andere; denn er verſtand ihre Frage beſſer vielleicht, als ſie ſelbſt. — Wenn ein Mädchen ſich ſelbſt ganz verſteht, ſo fürchtet ſie, zu hören, was ſie wiſſen möchte.

Die beiden Alten waren indeß hinzugetreten. Der Hausvater bedauerte ſeinen Verwandten, daß er in ſo ſpäter Jahreszeit den weiten Weg, noch dazu an demſelben Tage zwei Mal, zurücklegen müſſe. Ob dem nicht abzuhelfen ſei? — Wilhelm ſah bei den Worten auf; es ſchien ihm eine Gelegenheit ſich darzubieten, die genoſſene Gaſtfreundſchaft ſogleich zu erwiedern. Unſer Dorf, ſprach er zu Beiden gewendet, liegt nur eine Viertelſtunde ſeitwärts von der Straße. Entſchließt Euch mit mir zu gehn und in meiner Eltern Hauſe zu übernachten. Wir haben viel Raum und ſchon mehr Leute bei uns beherbergt. Er

Digitized by Google

beſchrieb darauf die Einrichtung des neuerbauten Hauſes nicht ohne Ruhmredigkeit, pries die Lage ſeines Dorfes, welche den Städtern angenehm aufzufallen pflege und ſehr bekannt ſein müſſe, weil Sommers viele des Weges kommen, auch wohl in der Gegend längere Zeit verweilen. Marie hörte dem jungen Manne aufmerkſam zu, gab auf jedes Wort acht, welches er ausſprach, auf jede Geberde und Handlung. Sie gewöhnte ſich allmählig an ſeine Gegenwart, oder ward hingeriſſen durch den Antheil, mit welchem ſie auf ihn hin ſah und hörte. Denn ſichtlich ward ſie geſpannter und lebhafter, ſo daß ſie zuletzt den Muth faßte, ihrem Vater fragend den Vorwurf zu machen, weßhalb er ſie nie in dieſe ſchöne Gegend geführt habe.

Der wandernde Uhrmacher fügte ſich bald und nicht unwillig in den Vorſchlag, bei Wilhelms Eltern zu übernachten. Hingegen ward über einen künftigen Beſuch der Familie nichts feſt beſtimmt. Den jungen Leuten machte die Zurückhaltung des umſichtigen Hausvaters einige Ungeduld. Doch beruhigte er ſie durch die Erinnerung, daß zum Frühjahr noch weit hin, alſo noch Zeit genug vorhanden ſei, die Sache ernſtlich zu überlegen. Ueberhaupt, ſagte er, müſſen Entſchließungen, welche nicht auf der Stelle auszuführen ſind, ſo weit als möglich hinausgeſchoben werden. Vorausbeſtimmungen ſind Eingriffe in die Waltung Gottes. Die letzte Hindeutung ward mit einer gewiſſen Rührung und Feier ausgeſprochen, welche Eindruck machte und den Uebrigen den Mund verſchloß.

Nunmehr kamen denn auch die vorgerückte Jahreszeit, die Kürze der Tage, die langen Abende zur Sprache. Man beklagte die Landleute, weil ſie in dieſer Jahreszeit ſo mancher Unterhaltung entbehren, welche nur in den Städten zu finden und zu haben ſei. Die Landleute aber lachten und ſpotteten der Nichtigkeit des ſtädtiſchen Lebens, welche ſie des Vortheils beraube, nach beſchwerlicher Tagesarbeit behaglich der Ruhe zu genießen, hiebei das Geſchehene und Beſchaffte in der Erinnerung zu überſchauen, und auf den folgenden Tag vorauszudenken. Während dieſer Reden hatten die beiden Reiſenden ihre Einkäufe zuſammengelegt und mit Hülfe Mariens ſo eingerichtet, daß ſie bequem und gefahrlos fortzutragen waren. Es gemahnte ſie der Gegenſtand des Geſpräches an den Aufbruch, den ſie bereits über die rechte Zeit hinaus verzögert hatten.

Denn auf dem Wege überraſchte ſie die Nacht, noch ehe ſie Wilhelms Dorf erreichten. Der Alte hatte ſchwer zu tragen und zu ſpät ſich entſchloſſen, den Bitten Wilhelms nachgebend, ſeine Tracht mit deſſen leichtem Gebinde zu vertauſchen. War er gleich noch immer ein rüſtiger Fußgänger, ſo hatte doch der Weg, den er morgens zurückgelegt und vornehmlich die Laſt, welche er bis dahin getragen, auf die Länge ihn geſchwächt und ermüdet. Er fühlte daher im Herzen, ohne ſich's deutlich einzugeſtehen, daß Wilhelms gaſtfreundliches Erbieten für ihn mehr Werth hatte, als ſich beſtimmen ließ. Denn, was hätte ihm nicht Alles begegnen können, ehe er ſpät Nachts würde heimgekommen ſein? Unheimliche Bilder und düſtere Ahnungen verwirrten ſich in ſeiner Seele, als er im Dunkeln fortging und Wilhelm bei jedem bedenklichen Tritte ihn anrief, warnte, auf dem unbekannten Pfade ihn zurechtwies. So gelangten ſie nach einer mühſeligen Stunde in das Dorf und bald auch an das Haus; denn im Dunkeln zu gehen, wenn man des Weges nicht kündig iſt, verdoppelt und vergrößert jegliche Hemmung und Mißlichkeit.

Seitdem es dunkel geworden, hatte die Mutter wiederholt das Schiebfenſterchen geöffnet und den Kopf weit hinausgeſtreckt, wann im Dorfe die Hunde bellten. Der gute Sohn pflegte nicht ſo lange in der Stadt zu verweilen, als heute, auch ohne Aufenthalt raſch heimzugehen, um die Ordnung des Hauſes nicht zu ſtören. Der Willkomm, als er nun endlich anlangte, war deßhalb freudiger und herzlicher, denn je, und die Aufnahme des Gaſtes, den er mitgebracht, ſo freundlich und willig, daß es den alten Wanderer beinahe zu Thränen rührte. Er fühlte ſich ungewöhnlich entkräftet und angegriffen, was ihn ernſt und wehmüthig ſtimmte. Denen, welche nur mit großer Mühe und ausdauernder Anſtrengung das Haus durch ihre Arbeit aufrecht erhalten, erſcheinen die Vorboten des Alters furchtbar. — Allein in dem warmen Ofenwinkel, auf dem Lehnſeſſel des Hausvaters erholte er ſich nach und nach; und ſpäter, als er das Abendbrod der Familie mit ihr getheilt, fühlte er kaum noch die Nachwehen ſeines weiten Ganges. Dieſe unerwartete, raſche Verjüngung ſeiner Kräfte erfreute und hob ihn mehr, als er ſich ſelbſt eingeſtand, und gab ſeinem Geiſte eine treffliche Stimmung.

Wilhelm erzählte nun den Eltern das Abenteuer ſeiner Bekanntſchaft mit dem wandernden Uhrmacher; auch, daß er ihn eingeführt bei ſeinen Verwandten, und was bei dieſen ſich zugetragen hatte. Die Mutter, welcher ſeine Kürze nicht genügte, fragte darauf nach Vielem, worüber der Sohn nicht immer eine ſie ganz befriedigende Auskunft zu ertheilen wußte. So kam's, daß ſie zuletzt an den Uhrmacher ſich wendete, und dieſer ergriff ſchnell die Gelegenheit, von ihm wohlbekannten Dingen recht ausführlich zu erzählen.

Der Vetter, ſagte er, iſt ein Mann nach alter Art. Weil er von Landleuten abſtammt, hegt er für ſie noch immer eine große Vorliebe und ſieht es gern, wenn ſolche Leute in ſeinem Hauſe vorſprechen, weßhalb ich Euren Sohn heute beredet habe, mit mir zu gehen. Er iſt fleißig und ordentlich und hat ſehr viel Geld, von welchem er ſelbſt nur wenig verbraucht. Allein das Weib hilft ihm zehren, denn es macht gern Staat, vornehmlich, wenn er's nicht ſieht, wie bei den Kaffeegeſellſchaften, wohin ſie ſtets allein geht, weil der Vetter nicht mag und will, daß ſie Marien dahin mit ſich nimmt. Er ſagt, es ſei nur ein Zeitverderb; auch lernen die Mädchen bei ſolchen Zuſammenkünften zu haſſen und zu verleumden, und hören von Dingen, die ſie beſſer nicht wüßten. Die Jugend, ſagt er, müſſe die Welt noch heiter anſehn; es ſei nie zu ſpät, an den Menſchen zu verzweifeln, wenn es denn ſein müſſe. Wer ſtets auf faule Sachen hinblickt, werde zuletzt ſelbſt faul. Die ſchlimmen Dinge ſeien anſteckend, man ſolle die Augen davon abwenden.

Wohlgeſprochen, ſeufzte der alte Bauer; freilich wohl, meinte ſeine verträgliche Hausehre.

Der Vetter alſo, ſprach der Uhrmacher, den Faden wieder aufnehmend, ſieht auf's Weſentliche. Keine Schulden, Geld im Kaſten und im Geſchäfte Umſchwung. Das Haus wohl beſtellt, von Allem genug und Nichts im Ueberfluſſe. Geachtet ſein von den Nachbarn und Mitbürgern und im Unglücke bereit, ihnen beizuſpringen, ohne freilich das eigene Haus zu verwirren, welches ſtets das Erſte iſt und ſein ſoll. Die Frau Baſe aber ſieht mehr auf die Lappen, auf den Bettelſtaat, ſucht dem Manne daher zu entreißen, ſo viel ſie nur kann, und macht heimlich Schulden für Band und Spitzen, welche der Vetter, wenn er's erfährt, ſogleich bezahlt, ohne Murren zwar, doch mit einem ſo ernſthaften Geſichte, daß es ihr Furcht macht und einigermaßen ſie in den Schranken hält. Denn ginge es ganz nach ihrem Geſchmacke, ſo ſpielte ſie auf den Gaſſen die erſte Dame der Stadt. Die arme Frau iſt eines Krämers Tochter. Sie war leidlich hübſch, und daher vergaffte ſich der Vetter in das Mädchen, [illegible] und als er noch jung war. Die Eltern aber, welche anfangs hoch hinausgewollt, gaben ſie damals gern her, weil es im Hauſe nicht recht geheuer war. Sie haben bald darauf Bankerutt gemacht; Ihr wißt ja wohl, was das heißt? Nun hat ſie in der Stadt umher die große Menge vornehmer Verwandten, bei welchen ſie den Kaffee trinkt, und welche es gerne ſehn, wenn ſie geputzt erſcheint und den Handwerkſtand mit Sammet und Seide zieret. Der Vetter ſieht ihr daher aus Mitleid ſchon Einiges nach, nur will er nicht, daß ſie die Tochter mit ſich dahinſchleppe. Das Eine im Hauſe will er für ſich behalten und hat darin ganz recht. Da muß ſie den Kaufmann ſo, und den Rathſchreiber ſo, und Doctor und Apotheker beſuchen; und ein Mal im Jahr ſogar den bedeutenden Mann, das Rathsmitglied, von dem man ſagt, daß er die übrigen nur ſo in die Taſche ſtecke. Ihr wißt, wie's zugeht in den Collegien; der Kluge denkt für den Dummeren, der Fleißige müht ſich für den Faulen, und der Glückliche lacht über ſie alle miteinander.

Allein mein Augapfel iſt in dem Hauſe das Mädchen, die Marie. Was ſie erübrigen kann, theilt ſie aus. Meine Kinder kleidet ſie beinahe ganz aus ihrem Taſchengelde und ab und zu hilft ſie wohl auch mir ſelbſt aus, wenn die Jahreszeit ſchlecht und wenig zu verdienen iſt. Die Mutter bekümmert ſich um nichts. Marie ſorgt für Küche und Keller und Wäſche, näht und flickt und ſpinnt; und hält auch die Mägde zur Arbeit. Deßhalb iſt alles, was man in dieſem Hauſe ſieht und genießt, ſtets vom Beſten in ſeiner Art; denn die Mutter verſteht davon nichts und bekümmert ſich auch um nichts. Droben, eine Treppe hoch, bewohnt ſie ein Erkerzimmer; da ſitzt ſie den langen Tag und ſieht den Leuten zu, wie ſie vorübergehn, und haſcht etwas auf, was ſie Nachmittags bei'm Kaffee erzählen kann. Da bringen ihr Morgens die Putzmacherin und der Friſeur die Stadtneuigkeiten. Wüchſe ihr der Bart, könnte ſie vom Meiſter Barbier noch Einiges mehr ſich erzählen laſſen.

Die Alten, welche dem Gerede bisher aufmerkſam zugehört, lachten über den muthwilligen Ausgang und ſtanden auf, um zur Ruhe zu gehn. Wilhelm nahm ein Licht, dem Gaſte in ſeine Kammer zu helfen. An der Treppe aber zog er die alte Stalllaterne hervor und nahm ſie mit hinauf in das Gaſtzimmer. Der Uhrmacher hatte unterwegs ſich entgleiten laſſen, daß er in dem Lande umher wohl auch den Glaſer mache, und Wilhelm dabei ſogleich an ſeine Leuchte gedacht. Als ſie nun zur Stelle waren, brachte der Bauer das mißliche Geräth, es einige Mal in der Hand herumdrehend, dem Lichte nahe, blickte dabei dem kunſterfahrenen Freunde ſcharf in's Geſicht, und fragte ihn zugleich, ob er wohl glaube, daß man das Ding noch ein Mal werde dauerhaft ausbeſſern können.

Und weßhalb denn nicht? erwiderte der Uhrmacher, ihm

Digitized by Google

ie Laterne aus der Hand nehmend. Der Fehler liegt allein in en Gläſern, welche zu klein geſchnitten ſind. Das Metall aber t noch ſo geſund, als an dem Tage, da man das Ding zuerſt at machen laſſen. Wie doch alle die alten Sachen ſo derb und cht aufgelegt ſind! Heut zu Tage ſpart und knackt man wo öglich ſogar an dem, was noch gar nicht vorhanden iſt. Das t Meſſing und kein Blech; eines Meſſerrückens dick iſt das Metall, ſag' ich Euch, denn ich fühle es am Gewicht. Habt hr nicht etwa ein wenig altes Glas zur Hand? Den Demant ahre ich ſtets in der Taſche und der Tiſch iſt ſchön eben, daß h's gut werde auflegen können.

Wilhelm hatte auf dieſen Fall im Voraus geſorgt, weßhalb er Alte nun ungeſäumt die Hand an's Werk legte. Der Jüng-ng ſah mit Antheil ihm zu; denn Sicherheit des Handgriffes freute ihn auch bei ſolchen Arbeiten, welche er ſelbſt nicht ver-and. In nicht langer Zeit war die Laterne ringsum verdichtet. er Alte zündete darauf die Kerze an, ſteckte ſie feſt, ſchloß das hürchen und verſuchte nun, ob die Fenſter noch Luft zulaſſen. llein das Licht blieb unbeweglich, ohne zu wallen, noch zu ackern. Beruhigt und dankbar wiegte der Jüngling ſein altes Stallgeräthe hin und wieder, und verließ den alten Tauſend-künſtler unter gegenſeitigen Anwünſchungen einer guten und ru-igen Nacht.

Am folgenden Morgen ward das Probeſtück der Geſchicklich-eit des Gaſtes dem Hausvater ſogleich vorgezeigt. Es war für m ein Triumph. Siehſt Du jetzt, mein Sohn, ſprach er, daß h wohl wußte, weßhalb mir die alte lieber war, als die neue, elche Du kaufen wollteſt? Glaube mir von nun an, daß alte Sachen immer beſſer ſind, als neue. Von jenen wiſſen wir, wie nge ſie gehalten haben, von dieſen aber nicht, wie lange ſie alten werden. Ich habe das alte Ding noch von meinem Va-r geerbt. Und hätte ich nicht, ehe Du groß wurdeſt, die ten Jahre einen Knecht halten müſſen, ſo möchte ſie noch ganz dem Stande ſein, in welchem ſie war, als ich ſie erbte. Du eißt mit den Sachen umzugehen; allein ſolch ein fremder Kerl handelt das eine wie das andere, und wirft die Laterne ſo hart Boden, als Rechen und Hacke.

In dem Gefühle, dem Hauſe genützt zu haben, machte der hrmacher nunmehr geſtärkt und heiter ſich auf den Heimweg. Während er auf ſchon bekannter Straße, ohne viel ſich umzu-hen, raſch voranging, ſchwebten die guten Menſchen, welche eben verlaſſen hatte, noch immer ihm vor, als wären ſie ge-nwärtig. Der ſchöne, ſchlanke und doch beſinnliche Jüngling ar ihm lieb geworden; auch meinte er, daß mit den Alten recht ohl auszukommen ſei. Bei dem Bauer aber ging Jeder, nach-em der Gaſt ſich entfernt hatte, ſtill und beſonnen an die Ar-eit des Tages. Es war vor Abends von ihm in der Familie icht mehr die Rede.

Indeß ging der Herbſt zu Ende; in der Stadt wie auf dem ande änderte der Winter nicht viel in der gewohnten Lebens-weiſe. Marie war unabläſſig im Hauſe beſchäftigt; es findet ch täglich etwas, pflegte ſie zu ſagen, wenn man von ihrer rbeit ſie abmahnte, und wenn ich's liegen ließe, würde es zu-t mir über den Kopf wachſen. Indem ich ſo mit der Zeit rtgehe, unterhalte ich mich recht angenehm und arbeite dabei ie mehr, als jedesmal mir gefällt. Wilhelms Art war der rigen nicht unähnlich. In des Vaters Wirthſchaft, welche er itete, ward Jegliches ohne Uebereilung, mit Ruhe und Beſon-enheit vorgenommen, weil Alles zur rechten Zeit geſchah, keine rbeit ſich auf die andere drängte. Gewiß fanden Beide ein roßes Glück in dem täglichen Umlaufe gewohnter Beſchäftigun-en, in dem Gefühle, den beiden Hausweſen, welchen ſie vor-anden, eine gewiſſe kunſtähnliche Folge ertheilt zu haben. Allein rade dieſe behagliche, ruhige Stimmung iſt mehr als jegliche dere das Element, in welchem ein angenehmer Eindruck, eine nell gefaßte gute Meinung zu einer lebhaften Neigung heran-ächſt; vorausgeſetzt, daß man verſäumt habe, dem Uebel zeitig inhalt zu thun. Täglich hatte Wilhelm der lieben Städterin dacht, ohne freilich jemals zu dem reichen und vornehmen Kinde ne Wünſche zu erheben. Es war eine ſtille, an Ehrfurcht änzende Zuneigung, die ſeinige; doch ſeitdem er ſie gefaßt, ienen die ſchmuckeſten Dirnen ſeines Dorfes, die einen ihm zu ab und derb, die anderen zu frei und ausgelaſſen, keine ſo nz ohne Fehl. Und wenn Marie bisweilen des Jünglings h erinnerte, glaubte ſie nur gerecht zu ſein, indem ſie ihm geſtand, daß er ein wohlgebildeter Menſch ſei und ein edles ies Betragen habe. Es fehlte nicht an Bewerbern um die and des ſchönen und, wie man ſagte, auch ſteinreichen Mäd-ens. Doch, ſeitdem ſie den jungen Landmann geſehen und inahe unbewußt ihre ſtädtiſchen Bewunderer täglich mit ihm rglich, erſchien deren ganzes Weſen ihr ſo leer und nichtig, ren Gehaben und Bezeigen ſo gezwungen linkiſch und hölzern, ß ſie aufhörten ihr gleichgültig zu ſein, ihr nun ernſtlich miß-llig und läſtig wurden.

Seit jenem Herbſttage war der Landmann nicht mehr zur Stadt gekommen. Es hatte nicht an Veranlaſſung gefehlt; doch fühlte er jedes Mal eine verborgene Scheu, deren Grund er ſich verſchwieg, ja nicht einmal das Verlangen fühlte, ihn zu erfor-ſchen. Seine Mutter ſchien Mariens häufiger zu gedenken, weil ſie oft von ihr ſprach, ihr bisweilen ländliche Geſchenke ſandte und dabei wiederholt ſie erinnern ließ, wie ſchön es draußen ſei, wann die Fruchtbäume blühn und der Wald ausgrünt. Es ward bei ſolchen Grüßen und Einladungen nicht ab, nicht zu geſagt; weßhalb die Alte die Hoffnung feſthielt und wöchentlich mindeſtens ein Mal hinaufſtieg, an den Gaſtzimmern zu beſſern und zu putzen, deren ſchöne Einrichtung ihr nun erſt einen an-gemeſſenen Zweck zu haben ſchien. Denn bisher war kein Gaſt darin abgetreten, welcher nicht gern auch mit geringerem Haus-rath ſich würde begnügt haben. Wilhelm ſchüttelte den Kopf, wenn er ſeiner Alten bisweilen zuſah, wie unverdroſſen emſig ſie das dreimal Geordnete von neuem umordnete, den Staub ab-wiſchte, den ſie dabei aufgeregt. Das ſtädtiſche Weſen hatte auf ihn großen Eindruck gemacht, ihm eine gewiſſe Ehrfurcht einge-flößt; er zweifelte daher, daß ſo reiche und angeſehene Leute ſich herablaſſen werden, die Gaſtfreundſchaft eines Bauers in An-ſpruch zu nehmen.

Allein, eben weil die Mutter aus Unkenntniß der Umſtände und Verhältniſſe nicht ſeitwärts, ſondern geradaus blickte, hatte ſie für dieſes Mal richtiger und weiter geſehen. Denn, als Wilhelm endlich einmal an einem ſchönen Apriltage in die Stadt ging, nicht aus eigner Luſt und Wahl, ſondern weil die Mutter ihn antrieb; da ward, auf erneute Anfrage, von ſeinem ſtädti-ſchen Gaſtfreunde ihm feſt zugeſagt, daß er in dem nahen Maien in Mariens Begleitung auf zwei Tage bei dem Bauer abſteigen würde, um der Frühlingsluſt und ſchönen Gegend in aller Maße zu genießen. In Erwiederung der vielen und erwünſchten Ge-ſchenke, welche die alte Bäuerin im Verlaufe des Winters in die Stadt geſandt, ward nunmehr, da Wilhelm mit dem Wagen gekommen war, von allen den mancherlei Dingen, welche der Handel den Städten aus der Fremde zuführt, ein ſchweres Ge-binde ihm auf den Weg gegeben. Es war darin, was nur des Menſchen Herz erfreut; theils um damit den Alten ein Vergnü-gen zu machen, theils auch, um zu verhindern, daß ſie für die Bewirthung der Städter ſich unnütz in Koſten bringen. Denn man kauft, was man nicht täglich bedarf, ſtets theurer, als ſich's gehört, auch meiſt von ſchlechterer Art und Beſchaffenheit. Ueberhaupt ſchien der ſtädtiſche Freund den jungen Landmann mit vieler Achtung zu behandeln. Auch legte er von ſeinem Thun und Laſſen ſo viel genaue Kunde an den Tag, daß es ſogar dem argloſen Jüngling auffiel. Marie kam gar nicht zum Vorſchein. Wilhelm wagte nicht, zu fragen, ob ſie im Hauſe ſei oder ab-weſend, geſund oder krank, behielt indeß die Thüre ſo unver-wandt im Auge, daß, wer Acht gab, wohl errieth, nach wem er ausſah.

Der launiſche April ging vorüber, ſchneller und doch minder ſchnell, als der Winter mit ſeinen langen Nächten und trüben Tagen. Für Wilhelm gab es viel beſchwerliche, Zeit kürzende Arbeit; denn nie ruhte ihm der Pflug; die Sommerſaat war zu beſtellen und ſchon vor Ende des Mondes davon der größere Theil in die Erde zu bringen. Allein, wenn er Abends ermüdet im Ofenwinkel ſich hinwarf und, bis das Nachteſſen aufgetragen war, zu ſchlummern ſchien; ſo ſchlief er doch nicht, zählte er nur für ſich die Tage, welche bis zur Ankunft der Städter noch übrig waren; oder auch überdachte er, wohin er Marien führen wolle, welche Plätze und Stellen ihr mehr, ihr weniger gefallen werden; denn ſchön oder anmuthig war's in der Gegend überall und daher die Wahl nicht leicht. Dann trat ihm der Augen-blick ihrer Ankunft vor den Sinn, das raſche Anfahren des Wa-gens, die Unruhe, der Lärmen im Hauſe, wenn Alle herbeilau-fen. Er hatte Marien bis dahin nie berührt, und es überlief ihn warm, wenn er dachte, wie er ſie doch aus den Wagen he-ben und in den Armen werde halten müſſen. In ſolchen Träu-men überraſchte ihn mehr als ein Mal der Ruf ſeiner Alten, zu Tiſche zu kommen und nachher recht auszuſchlafen. Alles zu ſeiner Zeit, war der Wahlſpruch ſeines Vaters.

Wann er Abends nach dem Eſſen in ſeiner Kammer ſich hingeſtreckt, nahm es, nach der ſchweren Tagesarbeit, freilich mit dieſen Gaukeleien ein ſchnelles Ende. Denn er ſchlief jetzt ſo feſt und ſanft als zuvor. Nicht ſo Marie, deren ebenmäßige Beſchäfti-gungen auch mit getheilter Aufmerkſamkeit immer noch ihren Weg gingen und zu beſeitigen waren. Unaufhörlich dachte ſie den langen Tag hindurch und oft ſelbſt Nachts an den nahen Ausflug auf's Land. Hatte ſie doch im Hauſe und ſelbſt für das Bedürfniß der Reiſe ſo Vielerlei vorauszuſorgen, daß es ihr, der redlichen Wirthſchafterin, pflichtmäßig oblag, die Sache recht ernſtlich in Ueberlegung zu nehmen.

Die älteſten Leute erinnerten ſich keines gleich milden und heiteren Frühlings. Schon im April begann der Wald an den ſonnigen Gehängen auszugrünen; nur die umſichtig zögernde

Eiche hielt ſich noch immer zurück, weil ſie die ſpäten Fröſte ſcheut und fürchtet.

Wilhelm, ſo emſig er war, ſo eifrig er ſeine Arbeit betrieb, um für den Feſtbeſuch freie Tage zu gewinnen, blickte dennoch oft vom Pfluge auf, gegen den Wald hin, welcher mit jeder Stunde ſich mehr zu verdichten ſchien. Wie meiſt, ſo eilte auch jetzt die Frühbuche den übrigen Bäumen weit voraus; ſie hatte bereits laubreiche Zweige getrieben, ſich durchaus bekleidet, als ihre Nachbarn, die Birke und Eſche, mit ihrer Blüthe noch lange nicht zu Ende waren. Der fleißige Ackersmann hatte nie zuvor dem Regen und Drängen der Jahreszeit ſo große Luſt abgewonnen. Während er ſo den Athem der Natur in vollen Zügen einſog, einer geheimnißvollen, nie ſo tief gefühlten Sympathie ganz ſich hingab, blickte Marie über den hohen Giebeln der Nachbarhäuſer nach dem kleinen Endchen Himmel und entſetzte ſich vor jedem leichten Gewölke, welches daran vorüber ging. Allein das Wetter blieb ſich gleich und es trat nichts dem kleinen Ausfluge entgegen, welcher der Städterin ſchon eine Reiſe zu ſein dünkte. Der Morgen der Abfahrt war der heiterſte; kein Wölkchen am Himmel, und vor der aufſteigenden Sonne zerſchmolz der leichte Nebelſchleier, welcher am frühen Morgen noch Aenderung zu drohen ſchien.

Wer nie Jahr und Tag in einer größeren Stadt, ohne je ſie zu verlaſſen, ruhig zugebracht, faßt und erklärt ſich auf keine Weiſe die Stärke und Tiefe des Entzückens, welches jenſeit des noch bekannten geſchmückteren Umkreiſes die Städter beim Anblicke des offenen Landes zu ergreifen pflegt. Gewiß ſah Marie auf die weite Flur, deren blühende, grünende oder friſch beackerte Breiten mit ſo ſtillem, behaglichem Vergnügen, daß ſie in den Augen ihres Vaters mehr Uebereinſtimmung mit den Wünſchen und Hoffnungen der Landleute an den Tag legte, als man dem Stadtkinde wohl hätte zutrauen ſollen. Ihm ſelbſt war das Land nie ganz fremd geworden, waren Empfindungen dieſer Art ſehr verſtändlich. Es machte ihm daher Freude, ſeine Tochter anzuhören, welche über ſo viele neue Gegenſtände, als an dieſem ſchönen Morgen ſich ihr darboten, mit ungleich mehr Beredſamkeit ſich ausdrückte, als er bis dahin jemals an ihr wahrgenommen hatte. Wie ſie nur dazu kommen mag, dachte er bei ſich, in den ländlichen Beſchäftigungen jenes ſchöne Bündniß mit der Natur, mit deren Jahreszeiten, Trieb und Lebenskräften, ſo ganz richtig zu verſtehen und den frommen Sinn, die Ergebenheit in einen höheren Willen, welcher ſo häufig die ſicherſten Berechnungen und beſten Hoffnungen zerſtört? Er war geneigt, Mariens Theilnahme an ländlichen Verhältniſſen als ein Erbgut anzuſehn; bisweilen doch erhob ſich in ſeiner Seele ein leiſer Zweifel, ob nicht ein wenig von jener Art Sympathie im Spiele ſei, deren Gewalt über weibliche Seelen ihm nicht unbekannt war.

Die Straße verließ nunmehr auf halbem Wege die ſchön angebaute Ebene und wendete durch ein munteres Hügelland ſich den Bergen zu. Liebliche Wieſengründe ſchmiegten ſich an jählinge, wild bewachſene Abhänge; in den Thalengen lagen wohlumpflanzte Mühlenwerke; tiefer landeinwärts zeigte ſich nun auch das Dorf, in welchem die Eltern Wilhelms ihr Haus und Gut hatten. Es lag an einem raſch und wild vorbeiſtrömenden Bergwaſſer; gegenüber ein ſteiler, mit Obſtbäumen beſetzter Hang; doch an der Seite des Dorfes eine ſanft aufſteigende Flur, welche bis zum nahen Mittelgebirge ſich ausdehnte.

Der Weg führte einige Minuten lang am Bache hin, unter hohen Pappelweiden, den Schutzwehren des Anbaus gegen die wilden Launen des Bergwaſſers. Zur Rechten ward er anmuthig begrenzt durch die Obſtgärten und Hauswieſen des nahen Dorfes, in welches ſie nun endlich auf einer ſchlecht unterhaltenen und ſchmutzigen Straße einfuhren. Die gedrängten, nicht immer gut gehaltenen Wohnhäuſer und Wirthſchaftsgebäude zu beiden Seiten der Straße ſtimmten Mariens Erwartungen nicht wenig herab. Indeß kamen die Reiſenden bald wiederum in das Freie hinaus, wo der Hof des großen Bauers, ſo nannte man ihn, beinahe abgeſondert von den übrigen und halb im Freien auf einer linden Anhöhe angelegt war. Die Wahl des Alten, welcher ſeit langer Zeit ein großes Stück ſeines Feldes für dieſen Ausbau beſtimmt und in den guten Jahren Geld geſammelt hatte, um ſein wohlüberlegtes Vorhaben gemächlich und gefahrlos ausführen zu können.

Es iſt ſtets erfreulich, ſeine Freunde in guten und beſſeren Umſtänden anzutreffen, als man ſie zu finden erwartet. Doch hatte die tiefe Befriedigung, mit welcher Marie auf den neugebauten, friſchen und reinlichen, auch bereits ſchön umwachſenen Hof blickte, neben jenen allgemeineren auch einen anderen ihr ganz eigenen Grund. Denn es ſchien ihr nunmehr der Abſtand ihrer Lebensverhältniſſe von jenen ihres ländlichen Freundes ſchon lange nicht ſo groß als zuvor. So ganz frei von ſtädtiſchen Meinungen war ſie doch nicht, und hätte es nicht ſein können, da ſie nie die Stadt verlaſſen und von Jugend auf geringſchätzig vom Lande hatte reden hören. Weßhalb aber ſie's erfreute, zu ſehn, daß es ſo war, verſchwieg ſie ſich ſelbſt, oder geſtand ſich's nicht ein; obwohl es ſeinen Grund hatte, der nun bald an den Tag kommen ſollte.

Freudig wurden die vornehmen Gäſte von Wilhelm ſchon an der Einfahrt des Hofes, von den Alten an der Schwelle des Hauſes empfangen. Wilhelm hob zuerſt den Vater, dann auch Marien aus dem Wagen. Es ward ihm dabei warm ums Herz; denn es hatte das Mädchen daheim nie ſo frei und wohlgemuth ausgeſehen, als heute nach raſcher Fahrt in friſcher Luft. Der Ausdruck ihres Geſichtes war der anmuthigſte und heiterſte der Welt; ſie war nicht mehr verlegen und, wenn er zum Gruße ſie herzlich umarmt hätte, wie's ihm ſo nahe lag, ſo würde ſie gewiß nicht die Spröde gemacht, noch gezürnt haben.

Ein Theil des Tages verging unter den Bemühungen der Hausmutter, ihre Gäſte wohl einzurichten und zu bewirthen; erſt am Spätnachmittage, als ſie ſelbſt einige Ermüdung zu fühlen begann, oder ſchon genug geſorgt und gethan zu haben meinte, kam ſie doch in ſo weit zur Ruhe, daß ſie im Wohnzimmer ſich niederließ, leiſe auf dem Tiſche trommelnd, oder unbemerkt ein Stäubchen wegwiſchend, den beiden Vätern mit halbem Ohre zuhorchte. Dieſe verkoſteten eben mit einander den letzten guten Jahrgang; denn es beſaß der reiche Bauer abwärts im Lande eine treffliche Weinlage, ſo viel, oder wenig mehr, als er ſelbſt in ſeiner Wirthſchaft verbrauchte. Es kam nun die Rede auf den Ort, an dem er gewachſen, und die Umſtände, unter welchen der Bauer dieſes Grundſtück geerbt hatte. Ein Wort gab das andere, ſo daß zuletzt der Alte auf ſeine Jugend kam und erzählte, an welchen verſchiedenen Stellen und wie lange er als Bauknecht gedient habe. Sein vieles Gut kam meiſt von der Frau her; denn vom Hauſe hatte er, als jüngerer Sohn, nur den Pflichttheil, und darüber, was er im Dienſte ſich erſparen können. So wanderte er im Geiſte von Dorf zu Dorf, bis er dahin gelangte, wo er zuletzt und die längſte Zeit gedient hatte. Da fand es ſich unerwartet, daß es daſſelbe Haus und Gut ſei, auf welchem der Uhrmacher jung geworden und aufgewachſen war.

Dem alten Bauer ward es nun mit einem Male erinnerlich, daß er den Städter ſchon als Knaben geſehn; auch die Begebenheit ſeiner frühen Entlaſſung aus dem väterlichen Hauſe ſtieg wiederum in ſeinem Gedächtniß auf, was alles Beide in eine ſehr weiche Stimmung verſetzte. — Nach langer Zeit unerwartet mit alten Bekannten zuſammenzutreffen, hat etwas Rührendes, wohl ſelbſt Feierliches und Ernſtes. Das in der Mitte liegende Leben, wie hat es meiſt die herzlichen Neigungen, die reinen und edlen Wünſche der Jugendtage ſo ganz ausgelöſcht! — Wie viele denn unter den Sterblichen dürfen ſich rühmen, die Aufgabe ihres Lebens nicht verträumt, ihre beſten Empfindungen und Kräfte nicht verſchleudert zu haben? Man dringt von einem Tage zum andern die Zeit hin, freut ſich Abends des aufgeriebenen, des vernichteten Tages und erſchrickt vor der Leere ſeines Daſeins meiſt nicht früher, als wenn es zu ſpät iſt, nach längeren Zeitabſtänden, nach ſchon verzehrter Lebenskraft.

Die beiden Alten waren nunmehr im Zuge. Wilhelm aber, der ſeinen Vater kannte und wußte, daß er ſo bald nicht aufhören dürfe, von vergangenen Dingen fortzuerzählen, glaubte ernſtlich, Marien nur deſſen Schwäche verbergen zu wollen, als er jetzt dem Mädchen vorſchlug, mit ihm längs des Baches umherzuſchlendern und ein wenig hinauszuſehen in die Gegend und muntere Jahreszeit. Um nicht zu ſtören, verließen ſie das Zimmer ganz leiſe und wurden in der That gar nicht vermißt. Hand in Hand, denn Sprödigkeit iſt der Unſchuld fremd, gingen ſie fort durch den Baumgarten in das Feld und den Fußſteg abwärts gegen den Bach hin. Der Tag war für die frühe Jahreszeit ſehr heiß geweſen; doch ſtand die Sonne nicht mehr hoch, als ſie hinausgingen. Es überzog ein zarter abendlicher Flor die dunklen Schatten des fernen Waldes; und ſelbſt hier unten im noch offneren, ſonnigeren Lande drängte unſichtbar der wiederaufſteigende Frühlingsduft ſich dem Gefühle als Friſche und erwünſchte Kühlung auf. Bisweilen warf Marie, im Gehen anhaltend, auf die reizende Umgebung einen zerſtreuten Blick, doch fiel er ſtets zurück auf ihren Führer, welcher ſie unverwandt in den Augen behielt. Sie hatten, glaubten ſie Beide, einander Viel zu ſagen. Und dennoch ward die Stille um ſie her viel häufiger von den vorüberſchwirrenden Singvögeln unterbrochen, als durch den Laut ihrer eigenen Stimmen. Endlich meinte Wilhelm, der Mariens Hand noch immer feſthielt, es werde ruhend bequemer ſich plaudern laſſen, und führte das Mädchen zu einigen am Bache umgehauenen Pappeln, welche bei ſchöner Ausſicht einen nicht unbequemen Sitz gewährten.

Sie ſaßen dort lange Zeit, ohne zu reden. Marie, ſagte endlich der junge Menſch, dem die Stille Grauen und ſeine Schweigſamkeit Beſchämung zu machen anfing, Marie ſagte er, und kam nicht weiter. In ſeiner Herzensangſt traten ihm bittere Thränen in die blauen Augen. Sie drückten einander die Hände

Digitized by Google

und weinten dabei alle Beide, ohne recht deutlich zu wiſſen, weßhalb und zu welchem Ende.

Thränen ſollen das Herz erleichtern und die Zunge löſen; gewiß begann der ſchüchterne Freiwerber bald, nachdem er durch jene Albernheiten ſich Luft gemacht, ſchon um Einiges herzhafter: Marie, wenn Sie nicht aus der Stadt und ſo reich und vornehm wären, ſo wüßte ich wohl —. Sie blickte erröthend zu Boden. Der Sache nach hatte ſie bereits ſeine Wünſche verſtanden.

Marie, begann er wiederum etwas weinerlicher, liebe Marie, würden Sie, wenn es anginge, würden Sie mich nehmen? — Er hatte ihre Hand nie losgelaſſen und drückte ſie in dem Augenblicke mit Kraft. Sie antwortete noch immer mit keiner Sylbe, erwiederte aber den Druck ſeiner Hand und vergoß zugleich einen Strom von Thränen, welcher dem Jüngling in ſeiner ſtummen Beredſamkeit Alles eingeſtand, was ſie fühlte und fürchtete. Denn erſt jetzt trat die ſinnloſe und thörichte Hoffarth ihrer Mutter, über welche hinauszuſehn ſie ſich gewöhnt hatte, dem armen Kinde ſchnell als ein unüberſteigliches Hinderniß entgegen. Zu ſpät erkannte ſie, daß ſie in Gefühle und Wünſche ſich verſtrickt hatte, deren Sinn ihr nun erſt ganz aufging. Daß ſie über ſich ſelbſt ſchon alle Macht verloren, fühlte ſie, als Wilhelm ſie mit Heftigkeit umfaßte und widerſtandlos ſie an ſein Herz drückte. Die Verwirrung des armen Jünglings benahm ihm alle Beſinnung. Lebhaft und deutlich ſah und fühlte er ſich geliebt; doch in ſein Entzücken warf eine dunkle Anſchauung deſſen, was ſeinen Wünſchen entgegenſtand, ein tief ſchmerzliches, bitteres Beigefühl.

Auf dem Rückwege beachtete von den Vorbeigehenden Niemand, daß ſie geweint hatten und noch immer dem Weinen nahe waren; allein auch zu Hauſe blieb ihre Bewegung faſt ganz unbemerkt. Das lebhafte Geſpräch im Wohnzimmer war, ſeitdem ſie's verlaſſen hatten, nicht einen Augenblick unterbrochen worden. Keiner fragte, wohin ſie gegangen, was ſie ſo lange gemacht haben. Nur der Vater Mariens warf einen ſchnellen, doch forſchenden Blick auf ſie, ließ ſie jedoch ſogleich wiederum aus den Augen. Im Geſpräche hatte es ſich aufgeklärt, daß Wilhelms Vater in ſehr entferntem Grade mit dem Städter verwandt ſei. Die Alten waren einander daher in der kurzen Zeit um Vieles näher gekommen. Eine gewiſſe Fremdigkeit und Ehrerbietung, welche der Bauer, aus Achtung vor dem ſtädtiſchen Reichthum und Einfluß, bis dahin noch nicht hatte ablegen können, war nunmehr in das Gefühl verwandter Stellung und in eine herzliche Vertraulichkeit übergegangen. Scherzhaft riefen ſie ſich abwechſelnd einmal, Herr Vetter! und wenn die Befangenheit der jungen Leute ihnen geſtattet hätte, ihre Väter zu beobachten, ſo dürften ſie beſſeren Muth und mehr Hoffnung geſchöpft haben.

Nach Art der Mädchen, hatte Marie ſeit dieſen Stunden ihre frühere, ſo ſchön ihr anſtehende Bedachtloſigkeit ganz eingebüßt. Sie war zum Bewußtſein ihrer Leidenſchaft gelangt, vermied daher am folgenden Tage, mit dem Jüngling auf lange Zeit allein zu ſein. Den ganzen Morgen lang machte ſie mit der Alten ſich zu thun, ſtand ihr bei allen Beſchäftigungen zur Seite, welche ländlichen Hausfrauen obliegen, und verglich wiederholt deren Mannigfaltigkeit und ernſtlichen Zweck mit der Nichtigkeit ihrer ſtädtiſchen Tagesarbeit. Wie ſo manches, ſagte ſie der Hausmutter, wird bei uns in der Stadt mit einer Wichtigkeit betrieben, als könne die Welt nicht anders beſtehen, was doch genau genommen zu gar nichts führt. Da putzen wir an den Häuſern und Zimmern und nähen die Kleider dreimal um, auf daß ſie wieder modig werden. Und damit hat's ein Weſen, als wäre es die Wichtigkeit ſelbſt. Und, genau genommen, ſind es doch nur Arbeiten, wie ſie die Weiber im Tollhauſe machen; zum Bewundern künſtlich, und dennoch ihr Zweck nur eine Albernheit, eine bloße Grille. Dagegen iſt Alles, was ihr thut und vornehmt, ganz unumgänglich und durchaus nothwendig. Ernähret ihr nicht uns Städter, oder doch euch ſelbſt mit euern ärmeren Nachbarn? Spinnt und ſtrickt und webt ihr nicht, um damit euch ſelbſt und Andere gegen die Kälte zu ſchützen, reinlich und geſund zu erhalten. Dabei ergötzet es mich, daß ihr die vielen Thiere um euch habt, die ſo verſtändig und bekannt euch anblicken, und jedes Wort verſtehen, das man ihnen ſagt. Sogar der Hund, ſogar die Katze iſt hier ganz anders, als in der Stadt. Bei uns, wo ſie ſtets müßig gehen, recken ſie ſich, gähnen und ſchlafen, oder ſitzen am Fenſter und vor den Thüren, die Vorübergehenden ſich anzuſehn. Hingegen ſcheinen hier ſogar dieſe armen Thiere jedes ſeine Pflicht und Beſtimmung zu haben. Der Hofhund verläßt weder bei Tage noch bei Nacht ſeine Stelle. Der kleine aber, den ihr im Hauſe haltet, glaubt Euch erklären, melden, ankündigen zu müſſen, was ihm vom Hofe her zugerufen wird. Geſtern hielt ich ihn auf dem Schooße und gab Acht auf ihn, wenn draußen der große Hund bellte oder murrte. Auf gewiſſe abgebrochene Laute gab er nur Acht, denn er richtete dabei die Ohren auf. Es ſchien mir darin der Sinn von, aufgepaßt! zu liegen. Auf andere murrte er für ſich hin; das ſagte, denke ich, es nähert ſich etwas Fernes, noch Zweifelhaftes. Auf eine dritte Art ſehr entſchiedenen Bellens gab er indeß jedesmal laut Antwort. Ein Mal ſah ich dabei zum Fenſter hinaus, und hörte einen Menſchen nahe vorbeigehen.

Die Alte ſah dem ſchönen Kinde freundlich in's Geſicht und hörte ihr behaglich zu. Was Ihr ſo ſchnell Euch zurechtgefunden habt, ſagte ſie, als wäret Ihr alle Tage auf dem Lande geweſen. Man ſollte denken, wenn man Euch die Arbeit mitmachen ſieht, Ihr habet ſie von frühauf gelernt. Wäret Ihr nicht aus der Stadt und für etwas Anderes beſtimmt, ſetzte ſie hinzu, ſo wüßte ich wohl, daß ich keine beſſere Schwiegertochter in meinem Leben finden und haben würde, als Euch, Ihr liebes Kind. Marie ward bei den Worten feuerroth. Die Alte bemerkte es, ohne zu verſtehen, weßhalb. Ei, ſagte ſie, werdet nicht böſe, es war ſo ſchlimm nicht gemeint. Hier auf dem Lande gilt ein ſolcher Scherz für erlaubt; in der Stadt freilich, da geht Alles auf Stelzen, hört ich ſagen; denn ich bin nur ein Mal hineingekommen. Es iſt darin Alles prächtig, doch ſo eng und beſchloſſen, daß ich dort auch nicht begraben ſein möchte.

Während Marie mit der Alten ſchaffte und plauderte, begleitete Wilhelm den ſtädtiſchen Gaſt auf einem Gange durch die Felder und Wieſen ſeines Vaters. Ein Ueberreſt ihm angeborener Theilnahme an ländlichen Angelegenheiten, aber Luſt und Freude an Allem, was den Wohlſtand ſeiner Gaſtfreunde ausmachte, hatte ſchon früh Morgens den Uhrmacher hinausgelockt vor den Ackerhof, die naheliegenden Felder ſich anzuſehen. Nach dem Frühſtück aber forderte er den jungen Bauern auf, ihm in der weiten Flur jegliches Stück zu zeigen, welches zur Wirthſchaft gehöre; ging darauf mit ihm an allen Breiten hin, fragte viel nach der Art der Beſtellung, dem Fruchtwechſel, dem Ertrage, der Beſteuerung und Anderem mehr. Wilhelm betrieb die Wirthſchaft nach den Ueberlieferungen ſeines Dorfes; er hatte es nie verſucht, für ſein Thun und Laſſen Grund und Regel aufzufinden. Er kam daher anfangs in einige Verlegenheit, fand ſich indeß ſehr bald in ſeine Aufgabe, ſo daß ihm gelang, den Städter allgemeinhin zufrieden zu ſtellen. Als darauf Alle wiederum zuſammentrafen, ſah man's den jungen Leuten wohl an, daß ſie mit ihrem Tage zufrieden waren. Auch wurde bei Tiſche Wilhelms wirthſchaftliche Einſicht mit Mariens Anſtelligkeit zu ländlichen Geſchäften eines um's andere gerühmt und geprieſen.

Nachmittags, nicht lange vor der Abfahrt, machte der Städter unerwartet ein ſehr feierliches Geſicht und ſagte, von ſeinem Stuhle ſich aufrichtend, daß er ihnen Allen, auch Marien, gemeinſchaftlich Etwas zu eröffnen habe.

Ein Geldgeſchäft, hub er an, zwingt mich in einigen Tagen eine weite Reiſe anzutreten. Noch weiß ich nicht, wie ſchnell ich damit zu Ende kommen, noch wann ich wiederum heimkehren werde. An dieſer Sache iſt an ſich ſelbſt nichts Außerordentliches; doch macht mir das Eine viel Kummer und Sorge, daß ich meine Tochter allein bei meiner Frau laſſen ſoll, welche ſo Manches ganz anders anſieht, als ich. Gern nehme ich daher Marie mit auf die Reiſe; doch würde es die Koſten mehren und zu manchem Gerede Veranlaſſung geben. Ich muß ſie alſo zu Hauſe laſſen. Sollte ihr aber dort in der Zeit meiner Abweſenheit von der Mutter übel begegnet, das heißt, ihr zugemuthet werden, was gegen des Mädchens Neigung, und ſchon daher gegen meinen Willen ſein würde; ſo bitte ich Euch, lieber Vetter und gute Muhme, Marien auf ſo lange zu Euch zu nehmen, bis ich heimkommen werde. Hier iſt ſie wohl aufgehoben; denn Ihr, Frau Muhme, wiſſet ſchon auf ein Mädchen Acht zu haben, welches grundgut, aber in der Welt neu iſt. Gebt mir darauf Euer Wort, ſagte er mit Ernſt. Weiß es der Himmel, welche Sorge es mir die Zeit her gemacht hat, nicht zu wiſſen, wohin ich das Mädchen thun ſolle, um ſie vor ihren Verwandten ſicher zu ſtellen. Die Angehörigen meiner Frau wollen nach ihren Begriffen hoch hinaus mit ihr und lauern ſchon ſeit lange auf eine gute Gelegenheit, ihr Abſehn in's Werk zu richten. Und Du, Marie, verſprich mir, daß Du in meiner Abweſenheit und bis ich heimgekommen ſein werde, Keinem, wer es auch ſei, Dein ganz entſchiedenes Jawort gibeſt. So was vor ihren Eltern geheim zu halten, in den Tag hinein ſich zu verplappern, hilft zu Nichts und bringt nur Unſegen. Wenn's mal ſo weit kommen ſollte, ſo ſage und bekenne mir Deine Wünſche ganz ohne Scheu. Gegen einen von Herzen guten, von Sitten reinen und rechten, zur Arbeit und häuslichen Ordnung wohl aufgelegten Menſchen werde ich keine Einwendung haben; vorausgeſetzt, daß ich überzeugt ſei, daß er Dich, daß Du ihn vor Gott und den Menſchen treu und herzlich liebeſt. Nur greife man dabei ſich recht tief in's Herz und prüfe ſich, ob man nicht etwa einer bloßen Augenverblendung unterliegt. Ach Gott, ſeufzte er aus tiefſter

Digitized by Google

Seele, welche Qualen bereiten ſich die Menſchen durch eine leichtſinnige Wahl in der ernſthafteſten Angelegenheit des Lebens!

Alle waren von dieſer unerwarteten Eröffnung überraſcht und durch ihren Ausgang gerührt, hielten daher ihm die Hand hin zum Zeichen und zur Bürgſchaft ihres Verſprechens. Es wurde, nachdem man ſich wiederum gefaßt hatte, noch gar Mancherlei beſprochen zur Einleitung des nahen Abſchiedes und zur näheren Beſtimmung der getroffenen Verabredung. Als darauf der Wagen beſpannt und angefahren war, die Gäſte unter herzlichem Händegeben Abſchied genommen hatten und jetzt ſchon zum Thore hinausfuhren, da ward es jedem Theile zuerſt ganz deutlich, wie viel der kurze Beſuch in allen Beziehungen verändert, wie viel neue Wünſche und Bedürfniſſe er geweckt hatte.

Um einige Tage ſpäter trat der Uhrmacher ſeine Reiſe an, auf welche er längſt Alles im Stillen vorbereitet hatte. Doch, ehe er aufbrach, verſammelte er einen Theil der Angehörigen ſeiner Frau zum Abſchiedsmahle.

Er ſchien ungewöhnlich heiter zu ſein und bezeigte ſich gegen alle Anweſende gütig und beinahe liebreich. Es gelang ihm, bei ſeinen Gäſten die beſte Stimmung hervorzurufen, jeglichen Argwohn aus ihrer Seele zu verdrängen. Als er ſie nun dahin gebracht, wo er ſie haben wollte, lenkte er das Geſpräch nicht ungeſchickt auf die bevorſtehende Reiſe. Sie wiſſen, ſagte er, daß man bei Geſchäftsreiſen, wie die meinige, nicht immer genau die Zeit ihrer Dauer vorausbeſtimmen kann. Nun hat meine Tochter bisher getreulich mit und bei mir ausgehalten, meinem Hausweſen mit größter Wachſamkeit vorgeſtanden, und die Stadt nie länger, als auf einige Stunden und Tage verlaſſen. Ich möchte ihr auch einmal eine frohe Zeit machen; und da wünſche ich, auf Anrathen des Arztes, daß ſie die Landluft auf einige Wochen genieße. Daher habe ich mit meinem Verwandten auf dem Lande, der ein ſchönes großes Haus und gut Quartier hat, unlängſt die Verabredung getroffen, daß er während meiner Abweſenheit das Mädchen auf einige Wochen bei ſich aufnehme. Vor der Hand mag ſie noch hier bleiben, um das Hausweſen ganz ſo einzurichten, als es ihr ſelbſt und beſonders meiner guten Frau gefallen wird, welche nicht gerne mit dieſen niederen Sorgen des Lebens ſich abgibt, was ich ihr nicht verdenke. Ein Jeder macht ſich's in der Welt ſo bequem und gut, als er's haben kann. Und für ſie iſt geſorgt, daß es auch nach meinem Tode ihr nie fehlen wird. Allein, wenn im Hauſe nun Alles eingerichtet iſt und Marie dann Luſt bezeigt, der ländlichen Ruhe zu genießen, ſo will ich, ſagte er mit Ernſt und Nachdruck, daß Niemand, weder die Mutter, noch meine lieben Verwandten, ihrer Reiſe auf das Land ſich widerſetzen, oder auf irgend eine Weiſe ſie erſchweren, nun gar hindern. Ich hoffe, deutlich genug geredet zu haben, und bei meiner Rückkunft Alles nach meinem Wunſch und Willen daheim anzutreffen.

Im Verlaufe dieſer überlegten und vorbereiteten Anrede des Hausvaters hatte die bisherige frohe Stimmung der Anweſenden einer verlegenen Spannung Raum gegeben. Es entging ihnen nicht, daß er Marien ihrem Einfluſſe entziehen wolle; woraus ſie wiederum ſchloſſen, daß er ſie ſelbſt durchſchaut habe. Denn während der Abweſenheit des Vaters, von deſſen Reiſe ſie längſt unterrichtet waren, dachten ſie, werde es ein Leichtes ſein, das Mädchen ganz nach ihrem Willen zu lenken. Ihr Plan war, dem Neffen des Rathsgliedes, welcher ſtudirt, doch nichts Rechtes gelernt hatte, das ſchöne Vermögen des Uhrmachers zuzuwenden. Mariens Abneigung kam bei dieſen Leuten kaum in Betrachtung. Wenn ſie nur einmal am Putze Geſchmack gewonnen und an geſelliger Auszeichnung, ſo werde, dachten ſie, das Uebrige ſich von ſelbſt finden. Aber was nun? wenn ſie die ganze Zeit auf dem Lande blieb, wie nach des Vaters Eröffnung zu befürchten war? — Man iſt ſtets geneigt, Andere nach ſich ſelbſt zu beurtheilen; woher die Anweſenden dem Uhrmacher eine viel tiefere Kenntniß ihrer Abſichten beimaßen, als er eigentlich beſitzen mochte. Denn es bekümmerte ſich der beſchäftigte Mann nur zum Nothbedarf um ihre Ränke und begnügte ſich, den flachen Menſchen alles Erdenkliche, theils Boshafte, theils auch ganz Sinnloſe zuzutrauen, und, wann er zufällig ihren Anſchlägen und Abſichten auf die Spur kam, Marien zeitig zu warnen.

Man war in dieſem Kreiſe nicht ſo weit in den Künſten der Verſtellung vorgerückt, daß man verſtanden hätte, Zufriedenheit und Billigung zu heucheln. Doch wagte Niemand, dem Willen des Vaters ſich entgegenzuſtellen, deſſen Entſchiedenheit ihnen Allen nur zu bekannt war. Offener Widerſpruch hätte ihn veranlaſſen können, die Reiſe ganz aufzugeben. Hingegen durfte man ſich verſprechen, wenn der Alte nur einmal fort war, das unerfahrene, einfache Mädchen dahin zu lenken, wo man ſie wollte. Das Bedürfniß, ſich laut auszuſprechen, Rath zu geben, oder zu vernehmen, brachte eine gewiſſe Unruhe in die Vereinigung, welche ſehr bald den allgemeinen Aufbruch herbeiführte.

Es war für die Mutter ein ſchwerer Stand, nachdem die Geſellſchaft ſich zerſtreut hatte, den Hausgenoſſen ihre innere Bewegung zu verbergen. Seit langer Zeit empfand das flatterhafte, leere Weib die erſte recht tiefe Sorge. Ihr war nach Mariens Heimkehr in deren Betragen und Weſen eine Aenderung aufgefallen, eine gewiſſe ernſt wehmüthige, gleichmäßige Heiterkeit, ein gewiſſes feſter Auftreten und ſicherer auf ſich ſelbſt Beruhen, wovon Frauen die Bedeutung ſchneller auffaſſen, oder leichter argwöhnen, als wir Anderen. Vergeblich hatte ſie bisher die Veranlaſſung, den Gegenſtand, auszuſpähn ſich bemüht; doch jetzt trat ihr plötzlich der junge Bauernkerl vor Augen, den ſie an ihrem Tiſche hatte dulden müſſen. So ganz unwahrſcheinlich, als es ihr blieb, daß Marie in dem Maße ſich habe wegwerfen können, ſo vermochte ſie dennoch ihre brennenden Beſorgniſſe nicht gänzlich zu bemeiſtern. Obwohl es ihr gelang, ſie unter lebhaften Bezeigungen von Wärme und Zärtlichkeit zu verbergen, welche den Hausvater beinahe getäuſcht hätten und Marien nicht auffielen, weil ſie in ihrem Sinne zu beſchäftigt war, um darauf ernſtlich zu achten.

Am folgenden Morgen aber, nachdem ihr Gatte den Wagen beſtiegen, ſeine Reiſe angetreten hatte, kleidete ſie ſich ſchnell an, eine Verwandte aufzuſuchen, in deren Urtheil und Freundſchaft ſie ein ganz beſonderes Vertrauen ſetzte. Dieſer ſchloß ſie ihren Buſen ganz auf. Nach einigem Kopfſchütteln, die Lippen Schließen und anderen Aeußerungen großer Spannung und ernſthafter Ueberlegung rieth die thörichte Frau, den Miethkutſcher, welcher die Familie auf's Land gefahren, aus ſeinem Stalle herbeirufen zu laſſen, ihm Geld zu geben, und mit der gehörigen Umſicht ihn über Alles auszufragen, was er bemerkt haben könne. Glauben Sie mir, ſprach ſie mit großer Bedeutſamkeit, daß man von ſolchen Leuten ſtets Alles erfahren kann, was man nur wünſcht. Ich könnte Ihnen davon ſchöne Geſchichten erzählen. Sie ſehen Alles und erzählen es gern, wenn's ihnen Vortheil bringt. Man ſandte nach dem Menſchen. Er hatte bereits ſeinen Morgentrunk genommen und erhielt ſich mit Mühe im Stehen.

Sobald er ſein Aufgeld empfangen hatte, erzählte er willig ſo Viel und noch mehr, als ihm bekannt war. Der Zufall hatte ihn an jenem Abend, als er müſſig in den Feldern umherſchlenderte, auf dem Heimwege jener Stelle vorbeigeführt, wo unter den Pappeln am Bache die jungen Leute ſich beſprachen. Da hatte er geſehen, daß ſie einander umarmt hielten und in ſo weit berichtete er die Wahrheit. Allein, als die beiden Frauen, welche ihn verhörten, nicht unverſtändlich an den Tag legten, daß ſie noch mehr zu vernehmen wünſchten, ſetzte er aus dem Stegreif hinzu, was ihm wahrſcheinlich und glaubwürdig zu ſein dünkte; und daß Alles ſo unbefangen, als habe es vor ſeinen Augen ſich zugetragen. Die Mutter gab ihm noch mehr Geld und legte ihm dafür die Verpflichtung auf, ſtreng und gewiſſenhaft zu verſchweigen, was er geſehen und gehört haben wollte. Der gute Menſch, welcher nun erſt an ſeine eigenen Lügen zu glauben begann, erzählte ſie in der That nur etwa ſeinen Stallgenoſſen; dieſe wiederum gelegentlich den Leuten, welche ſie über Land fuhren.

Nachdem ſie den Stallknecht entlaſſen, begaben ſich beide Frauen unmittelbar zu dem Vetter im Rathe. In deſſen Kabinet ward bei verſchloſſenen Thüren das entſetzliche Geheimniß mitgetheilt und ernſtlich berathen, was zu thun ſei, um wenigſtens das ſchwerſte Unglück noch abzuwenden. Es war nicht etwa die Buhlſchaft ſelbſt, welche den Berathenden ſo viel Anſtoß gab, und Sorge machte; nur die Befürchtung, welche die Mutter nicht länger glaubte verhehlen zu dürfen, daß ihr Gatte den Bauern begünſtige und die Abſicht hege, das Mädchen ihm zur Ehe zu geben. Das wäre ein entſetzliches Unglück, rief der Rathsherr, eine Schande für die geſammte Familie. Wenn dieſe Vermuthung in Erfüllung ginge, müßte ich ſelbſt, bei aller Achtung für Dero mir ſo werthe Perſon, doch öffentlich von dieſer Verwandtſchaft mich losſagen. Nein aber, das müſſen wir zu hintertreiben ſuchen. Wenn nur mein Franz dem Mädchen gefallen könnte! — Nun, wenn ſie's nur erſt begreift, daß ihr nichts Anderes übrig bleibt, um dem Makel zu entgehen, welcher, wenn ich die Welt kenne, von heut' an auf ihr haften wird (bei welchen Worten die Mutter leicht erblaßte), ſo mag es doch noch dahin kommen, daß ſie ſich beſinnt und der Vernunft Gehör gibt. — Achten Sie jetzt auf meine Worte und halten Sie reinen Mund, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen helfe. Denn, kommt davon auch nur die Ahnung unter die Leute, ſo würde ich genöthigt ſein, mich aus der Sache ganz zurückzuziehen. Alſo hören Sie, erwägen Sie, und verſchweigen Sie.

Primo, haben wir das Mädchen einſtweilen von hier zu entfernen. Meine Couſine, welche für ſolche Unternehmungen wie geſchaffen iſt, reiſet in einigen Tagen nach einem etwa dreißig Meilen entlegenen Orte. Man verrathe dem jungen, ſo viel mir bekannt iſt, ganz unerfahrenen Frauenzimmer auf keine Weiſe, daß es bis dahin ſo weit, oder auch ſchütze man vor,

Digitized by Google

was der weibliche Scharfſinn Ihnen eingeben wird, um ſie zur Mitreiſe zu bewegen. Iſt ſie nur erſt im Wagen, ſo wird meine Couſine, welche ich ſelbſt inſtruiren will, das junge Mädchen ſchon feſthalten.

Secunda, aber, iſt es jetzt gerade in der Conſcriptionszeit. Und da werde ich's ſo anzulegen wiſſen, daß man den frechen Bauerkerl, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, unter die Soldaten ſtecke, wo ſein Müthchen ihm ſchon gekühlt werden ſoll. Auch werde ich dafür ſorgen, daß man ihn weit weg in eine entfernte Garniſon ſchaffe. So was läßt ſich wohl noch einrichten. Doch Verſchwiegenheit, meine Damen, die ſtrengſte Verſchwiegenheit.

Dieſe ward angelobt und, in Anſehung der Wichtigkeit des Falles, oder auch der Furcht vor dem allmächtigen Vetter, das Verſprechen dasmal heilig gehalten. Beide Frauen waren unerſchöpflich im Preiſe der Klugheit und ſchnellen Faſſung ihres Gönners, eilten aber unter wiederholter Dankſagungen ihren Beſuch nun aufzuheben, damit er nicht etwa durch ſeine Länge bei müſſigen Spähern Vermuthungen erwecke.

Als am Nachmittage die gewandte, weltkundige, unternehmende Couſine ſich einſtellte, ward Marie zur Mutter hinaufgerufen. Von allen den zahlreichen Gliedern ihrer mütterlichen Verwandtſchaft war Marien dieſe Frau zwar nicht eigentlich die wertheſte, doch immer die wenigſt mißfällige. Sie war ſchön geweſen, hatte gefallen, machte bis auf die Stunde noch einige Anſprüche geltend und dieſes, ſagte die Welt, nicht ſo ganz ohne Glück und Erfolg. Ausgebreitete geſellige Verhältniſſe, mannichfaltige Abentheuer, häufige Reiſen und Ortsveränderungen hatten ſich vereinigt, aus dieſer Perſon Alles zu machen, was Umgang und Welt zu entwickeln vermögen. Mit größter Leichtigkeit verſetzte ſie ſich in die verſchiedenſten Menſchen, war hier leicht, dort ſtill und ernſt. Marien gefiel ſie durch eine gewiſſe Klarheit, Ruhe, Verſtändigkeit, welche ſie in Gegenwart des beſonnenen Mädchens auch unwillkürlich annahm und äußerte.

Anfangs ſprach man von ganz anderen Dingen, kam erſt im Verlaufe der Unterhaltung und ſcheinbar nur ganz zufällig auf die kleine Reiſe über Land, welche die liebe Couſine vorhabe. Recht ungezwungen ward dabei ganz gelegentlich der Wunſch nach einer paßlichen Reiſegeſellſchaft aufs Tapet gebracht. Wie lange werden Sie denn ausbleiben? fragte die Mutter. Nur ein paar Tage antwortete die Dame; und auf ſo lange, ſetzte ſie mit Gleichgültigkeit hinzu, könnten Sie Ihre Tochter wohl mir abtreten. Die Mutter machte zum Scheine die verabredeten Einwendungen, und Marie ſchwieg. Sie redeten darüber viel hin und her; und wahrlich ſpielte die Mutter ihre Rolle über die Erwartung gut; ſie ſchien durch die Andringlichkeit der Couſine nur hartnäckiger zu werden und auf alle Weiſe ihr widerſtreben zu wollen. Zuletzt wendete ſich die Couſine grade an Marie, bat ſie, bei ihrer Mutter ein gutes Wort einzulegen, ſie zur Nachgiebigkeit zu bewegen; ſtellte ihr die Landluſt und die guten, reinen, ganz einfachen Menſchen, welche ſie beſuchen ſolle, in allen den Farben vor Augen, welche ihr zu Gebot ſtanden. Zwar hatte ſie ſelbſt nie ein Ackerfeld, nie einen Baum oder Strauch recht angeſehn, doch Einiges geleſen, und verſtand, daraus Vortheil zu ziehen. Denn recht geſchickt wußte ſie des Mädchens Imagination anzuregen, halbdeutliche Wünſche in ihrer Seele zu wecken, und brachte es, obwohl nicht ohne Anſtrengung, doch zuletzt dahin, daß Marie auf ihre Wünſche einging und ihre Mutter mit einer gewiſſen Wärme bat, zu dem kleinen Ausfluge ihre Einwilligung zu ertheilen.

Die Mutter gab endlich nach und ſtellte ſich, als ſei die Sache ihr eigentlich ganz ſo gleichgültig, als das Meiſte. Der Tag der Abreiſe ward nun feſtgeſetzt, auch verabredet, welche, oder wie viele Kleider man einpacken oder mitnehmen wolle. Man könne doch nicht wiſſen, ſagte die Couſine, ob nicht bei ihren Freunden, obwohl ſie das Gegentheil hoffe, gerade in denen Tagen Beſuch eintreffen und Geſellſchaft ſein werde; weßhalb ſie Marien rathe, wenigſtens ein beſſeres Kleid mitzunehmen. — Sie kannte die Freude, welche ſie empfand, nicht mehr verbergen, hielt auch eine längere Verſtellung für unnütz, weil es nunmehr in ihrer Aufgabe lag, ſich recht ausnehmend zu freuen.

Es verfloſſen einige Tage, bis Alles zur Abreiſe vorgerichtet war; denn es haben Frauen bei ſolchen Gelegenheiten ungleich mehr zu thun und zu bedenken, als im Allgemeinen die Männer. Marie hatte in dieſer Zeit das Haus keinen Augenblick verlaſſen, der älteren Hausmagd mehrmal wiederholt, was ſie vornehmen ſolle, auch ſelbſt Hand angelegt, damit während ihrer Abweſenheit der Hausſtand nicht etwa in's Stecken komme, wie's zu geſchehen pflegt, wo der Gebieter fehlt. Es war daher in ihrer Seele nicht der leiſeſte Argwohn aufgeſtiegen, ihr nicht die entfernteſte Kunde zugekommen, daß ihre Reiſe bereits in der Stadt beſprochen, auch wohl boshaft ausgelegt und erklärt wurde. Mit unbefangener Heiterkeit beſtieg ſie den Wagen und gab, voll ſüßer Erinnerung hinausſehend in die offene Landſchaft, kaum darauf Acht, daß man ſehr oft die Pferde wechſelte, raſch fuhr und eine weite Strecke Weges mußte zurückgelegt haben, als es dämmerte und bald auch die Nacht hereinbrach. Erſt nachdem es auf der Straße ganz ſtill und immer finſterer zu werden begann, fragte ſie ihre Begleiterin zuletzt doch etwas ungeduldig, ob es noch weit hin ſei bis zu dem Landgute, welches in ihrer Meinung das Ziel der Reiſe war. Nicht mehr gar weit, antwortete die Couſine, doch fürchte ich, daß es, um noch heute dahinzukommen, es leicht zu ſpät werden dürfe. Ich liebe es nicht, ſehr ſpät Abends bei Freunden vorzufahren. Es ſtört die Leute in ihrer Ordnung; und ich vermeide es gern, meinen Freunden unbequem und läſtig zu werden. Nicht wahr, liebe Marie, Sie ſtimmen mir bei, daß es beſſer ſein wird, wir bleiben die Nacht in einem Gaſthauſe, um dann Morgen früh, oder gegen Mittag auf das Schloß zu fahren. Ich habe darüber Nichts zu entſcheiden, ſagte Marie etwas verſtimmt, und muß mir gefallen laſſen, was Ihnen gut und angemeſſen zu ſein dünkt. Es ward indeß ziemlich ſpät, ehe die beiden Frauen das beſprochene Gaſthaus erreichten. Marie hatte im Wagen geſchlafen; Alles ging der böſen Couſine nach Wunſch.

Am andern Morgen ward ſehr frühe geweckt. Wir müſſen forteilen, ſagte die Couſine beim Ankleiden; denn ich habe gehört, daß es noch weiter dahin iſt, als ich geglaubt. Tummeln wir uns, um noch zu Mittag anzukommen. Mein Gott, ſprach Marie, noch ſo weit und geſtern ſind wir den ganzen Tag gefahren und müſſen ſchon fern von Hauſe ſein. Hätte ich das gewußt. Beruhigen Sie ſich, meine Liebe, entgegnete die Andere, aus Unkenntniß habe ich den weiteren Weg eingeſchlagen; auf der Rückreiſe wollen wir den geraden nehmen, der nur ſechs bis acht Meilen beträgt. Marie gab ſich verſtimmt in ihr Schickſal. Es ging noch raſcher vorwärts, als am vergangenen Tage, was anfangs das arme Mädchen, wenn nicht erheiterte, doch zerſtreute. Allein, als wiederum der Mittag herbeikam, als die Sonne noch ein Mal ſich wiederum zu neigen begann, erwachte in ihr ein unbeſtimmtes, an Beſorgniß grenzendes Mißtraun. Sie verlor ſich in Vermuthungen, doch ohne jemals die rechte Spur zu finden! bis ſie, aus ihrem Nachſinnen erwachend, die Sonne noch ein Mal dem Untergange ganz nahe ſah, und bei dieſem Anblicke entſetzt ausrief: mein Gott es wird noch einmal Abend! Wohin bringen Sie mich, was iſt das? — Ach, mein gutes Kind, antwortetete die Couſine ſchmeichelnd, machen Sie ſich keine unnöthige Sorge. Ich will Ihnen Alles eingeſtehn. Als ich vorhin ausſtieg, um in die Poſt zu geben, fand ich einen Brief meiner Freundin vor. Sie ſchreibt mir, daß ſie auf ein Paar Tage in die nächſte Stadt gefahren ſei, in welcher wir in einigen Stunden anlangen werden. Sie bittet uns dringend, ihr dahin zu folgen und verſpricht uns die freundlichſte Aufnahme. Nachher fahren wir mit ihr auf das Gut und dann zurück nach Hauſe. Unſere Reiſe wird hiedurch mehr Wechſel und neue Annehmlichkeiten erhalten. Tröſten Sie ſich, es ſoll deßhalb nicht mehr Zeit darauf gehen, als ich vom Anfang her für dieſe Ausflucht beſtimmt hatte.

Marie beruhigte ſich nur zur Hälfte, faßte ſich indeß und ergab ſich in das Unabänderliche. Tief bereute ſie, das väterliche Haus verlaſſen zu haben; denn ſie begann, ohne darin recht klar zu ſehen, gegen die Abſichten ihrer Führerin ein ernſtliches Mißtrauen zu faſſen. Sie nahm ſich vor, auf ihrer Hut zu ſein. Allein, wäre es ihr nun auch gelungen, den Plan ihrer Feinde ganz zu durchſchaun, wie hätte ſie jetzt noch ſich retten können, ſie, ein unerfahrenes Mädchen, mitten in einem Lande, von welchem ſie nie hatte reden hören, wo ſie mit keiner Seele bekannt war.

Einige Beruhigung meinte ſie, als der Wagen nun endlich anhielt, in dem Umſtande zu finden, daß jene Verwandte oder Freundin, welche ihre Führerin aufſuchte, in einem Hauſe wohnte, deſſen Größe die, ihres väterlichen Hauſes nur um wenig überſtieg, während die Einrichtung zwar mehr Anſpruch, doch ungleich weniger Wohlſtand und Reichthum verrieth. Sie glaubte nun mindeſtens zu Perſonen nicht höheren Standes gekommen zu ſein, als der, in welchem ſie erzogen war. Doch enthüllte es ſich bald, daß ihre Wirthin, welche ſie überfreundlich aufnahm, die Gattin, oder Wittwe eines Mannes war, den ein Titel ſchmückte, oder vormals geſchmückt hatte. Dieſer Mann kam indeſſen weder jetzt, noch ſpäter, jemals zum Vorſchein. Marie aber wagte nicht zu fragen; denn ſie wollte nicht verrathen, daß ſie die Verhältniſſe, in welche ihre unbedachte Willfährigkeit ſie verwickelt hatte, näher zu kennen, ſo viel fürchtete als wünſchte.

In dieſem Hauſe zeigte ſich, außer der Wirthin, nur eine Geſellſchafterin der ſchon alternden Frau. Marie erhielt ein eigenes ſehr hübſches Kabinet; es befremdete ſie, daß ihre Führerin ſo weit ſich ausbreitete, in den beſten Zimmern ſich einrichtete,

Digitized by Google

und überhaupt in dem Hauſe befahl und gebot, als ſei's das ihrige.

Während es der Couſine ſo leicht gelang, Marien aus ihrer Vaterſtadt zu entführen, ging daheim auch dem Rathsherrn, weil er die Sachen am rechten Ende anzufaſſen verſtand, Alles über ſeine kühnſte Erwartung glücklich. Freilich ward die Aufgabe, den jungen Bauern zu entfernen, auf erſten Blick durch ein Geſetz erſchwert, welches den einzigen Sohn jeglichen Erbes vom Kriegsdienſte befreite. Allein es fiel ihm nicht gar ſchwer, der Mitwirkung verſchiedener Perſonen ſich zu verſichern, denen in ſolchen Fällen zu entſcheiden, oder, auf etwa erhobene Klagen und Einſprüche, an höhere Behörden zu berichten, ablag. Denn es waren eben dieſe, ſeine lang erprobten und bewährten Freunde, daher bereitwillig und ſogar erfreut, daß eine Gelegenheit ſich darbot, mit ſo geringer Bemühung ihm auszuhelfen. Wilhelm, den man ohne deutliche Bezeichnung des Zweckes auf das Amt geladen hatte, war nicht ſo leicht zu überraſchen; er kannte ſein Recht und verſuchte, es geltend zu machen. Allein er war, worauf man gezählt hatte, ganz ungeübt, ſeine Worte gehörig abzumeſſen; es entglitten ihm unziemliche Ausdrücke, er fehlte gegen die Ehrerbietung, welche der Obrigkeit nothwendiger Anſpruch iſt. Dieſe Reden und freien Ausdrücke wurden eingetragen, er ſelbſt als ein Widerſpänſtiger verhaftet, deſſen Temperament und weiterem Vorhaben nicht zu trauen ſei, darauf ſchon in der folgenden Nacht in eine weit entfernte Beſatzung abgeführt.

Marie ſaß in dieſer Zeit einen großen Theil des langen Tages einſam auf ihrem Zimmer, hing ihren trüben Vorgefühlen nach, oder ſann über die Pläne und Abſichten ihrer Entführerin, deren Sinn und Zweck ſie noch immer nicht ganz verſtand. Die Couſine hatte ſo viele Beſuche theils zu empfangen, theils zu erwiedern, daß ſie vergaß, oder abgehalten war, nach ihrer Begleiterin häufig ſich umzuſehn. Dann ſchien ſie plötzlich auf ſie wiederum ſich zu beſinnen, machte ſich mit ihr mehr zu ſchaffen, als Marie liebte und wünſchte, und zog ſie allmählig, wider die Neigung des häuslich und arbeitſam gewöhnten Mädchens, in den bewegten Kreis ihrer zahlreichen Bekanntſchaften. Unter ſo vielen Menſchen ſah Marie kein einziges Geſicht, welches ihr nicht durchaus widerſtrebt hätte. In ihrer Freundlichkeit glaubte ſie Etwas von Tücke des Blickes, von jenen unfreiwilligen Zuckungen wahrzunehmen, welche ſchlimmen Menſchen und reiſſenden Thieren etwas Grauenhaftes, Entſetzliches geben. Auch war es ihr unheimlich und verdächtig, daß man ihr überall entgegen kam, ſich an ſie drängte; während von ihrer Seite Nichts geſchah, die Menſchen anzulocken, ihre Miene ſtets ernſt blieb, ihre Erwiederung kalt und ſelbſt zurückweiſend. Man ſagte ihr Viel über ihre Schönheit, was, zu ihrem Verdruſſe, ſie jedesmal erröthen machte. Auch lobten die Frauen in ihrer Bekleidung Wahl und Einfachheit; blickten jedoch dabei nicht unzufrieden auf die Franzen und Verbrämungen ihrer eignen ſchönen Gewande.

Wenn in dieſer Geſellſchaft, welche keinesweges die beſte und erſte der Stadt war, die leere Lüge und kleinliche Abſichtlichkeit ſo grell und ſchroff heraustrat, daß ſogar Marie ſie durchſah und keinen Augenblick von ihr getäuſcht wurde, ſo ſchien der Obriſt des hier einliegenden Regiments, wenn er abwechſelnd einmal in dem äußerſt gemiſchten Kreiſe der Couſine ſich zeigte, durch ſein edleres, freieres Betragen Marien den anderen gegenüber ein ächter und wahrer Menſch zu ſein. Sie wies ihn daher nicht entſchieden zurück, wenn er zuweilen mit Achtung ihr ſich näherte, ſie fragte, wie ſie an dem Orte ihres jetzigen Aufenthaltes ſich gefalle, ob ſie leſe, arbeite, ſpazieren gehe, und, was ſonſt unter ganz fremden Leuten zur Anknüpfung von Geſprächen geeignet iſt. Er war ein Graf, ein Mann von ſehr vornehmem Geſchlechte, daher jung genug für die bedeutende Stellung, welche er bereits im Kriegesdienſte ſeines Fürſten einnahm. In der Stadt genoß er des Rufes, die Frauen zu lieben und von ihnen begünſtigt zu werden; indeß war das verächtliche Weib, welches Mariens ſich bemächtigt hatte, auf Nichts weniger bedacht, als das Mädchen vor ſeinen Auszeichnungen zu warnen. Im Gegentheil war es ihr ganz erwünſcht, daß Marie den vornehmen Beſuch anzulocken, den Obriſten zu veranlaſſen ſchien, häufiger, als ſonſt, ihr Haus zu beſuchen. Vergebens hatte ſie bei einem früheren Aufenthalte in dieſer Stadt, ihn zu feſſeln geſucht, ſah ihn daher gegenwärtig mit einer gewiſſen Schadenfreude gezwungen, Viel um ſie zu ſein, ihr ſchön zu thun, damit er Vorwand und Gelegenheit habe, mit dem jungen Mädchen am Ende doch nur gleichgültige Worte auszuwechſeln.

Nach einigen in der peinlichſten Unruhe verlebten Wochen ſah Marie eines Tages den Neffen des Rathsherrn, ihren läſtigſten Bewerber, in das Empfangzimmer der Couſine eintreten. Er wendete ſich, nachdem er die Wirthin begrüßt hatte, unmittelbar an ſie und überreichte ihr ein Schreiben ihrer Mutter. Sie trat an die Seite, den Brief einige Male zu überleſen; denn es war nicht ſo leicht, die Schrift der hochmüthigen, doch ſehr ungebildeten Frau zu leſen, noch, wenn dieß geglückt war, ihre Meinung ganz recht zu verſtehn. Die Mutter ſchrieb, dem Inhalt nach: daß ſie zur Kunde gebracht habe, wie die Couſine, ihren erſten Plan aufgebend, nun wahrſcheinlich in der Grenzſtadt, wo ſie jetzt verweile, den ganzen Sommer zubringen werde. Wenn dieſe Stelle Marien gefalle, ſo möge ſie nur auf ſo lange, als die Couſine ſie behalten wolle, dort bleiben, und nach den Umſtänden auch mit ihr heimkehren. Wenn ſie hingegen ſich nach Hauſe ſehne, ſo müſſe ſie wohl ſich entſchließen, mit dem Vetter zurückzureiſen, welcher die weite Fahrt bloß ihretwillen unternommen habe, was doch eine große Gefälligkeit ſei, für welche ſie dem liebenswürdigen jungen Manne hoffentlich ſich dankbar beweiſen werde.

Ein rechtes Mädchen iſt nie überängſtlich und rückſichtsvoll, findet indeß durch den angebornen Takt ihres Geſchlechtes ſchnell und leicht auf, was für ſie jedesmal ſich ſchickt und ziemt. Man ſah daher ſogleich, daß ihrer Mutter, wie ſie glaubte, nur leichtſinniger Vorſchlag nicht ausführbar ſei; daß eine Reiſe in Begleitung dieſes Menſchen ihr Verbindlichkeiten auflegen, und in allerlei Mißlichkeiten ſie verwickeln müſſe. Allein auf der andern Seite fiel es ihr ſchwer, mit der Vorſtellung ſich auszuſöhnen, daß ſie den langen Sommer von Allem getrennt, was ihr gewohnt und lieb war, im Hauſe der Couſine verderben ſolle. Noch immer hatte ſie keine deutliche Anſchauung des Truges und Verrathes, welcher ſie umgab; ſie glaubte ganz ſicher zu ſein, nur die hohle Spannung und gänzliche Leere des Kreiſes, in welchem ſie ſich bewegte, gar nicht länger ertragen zu können. Hätte ſie Alles durchſchaut und gewußt, ſo dürfte ſie leichtlich dem Andrange ſo viel verworrener Bilder und zerriſſender Gefühle unterlegen ſein. Denn, gleich anderen geſunden und jungen Menſchen, war ſie ſtarker und mächtiger Empfindungen fähig, deren volle Gewalt ſie in ihrem ſtillen und häuslichen Leben bisher nicht erprobt, noch gegen ſie durch Gründe ſich gewappnet hatte.

Wohin ſie nun auch in einſamen Stunden ihre Gedanken wendete, ſah ſie doch nirgendwo einen Ausweg, ſich der ſonderbaren, ſcheinbar ganz ſanften und gleichgültigen Gewalt zu entziehn, welche die Couſine über ſie geltend machte. Gern hätte ſie dem Vater geſchrieben; doch wußte ſie nicht, wo er eben damals ſich aufhielt. Sonſt beſaß ſie in ihrer Vaterſtadt keinen einzigen ganz ſichern, wohlerprobten Freund. Es iſt die Kehrſeite einer enghäuslichen Erziehung, daß ſie die Jugend unbehülflich macht, aus verwickelten Lagen ſich herauszuziehn.

Zum erſten Male in ihrem Leben ſuchte Marie jetzt ſich ſelbſt auszuweichen, beſuchte daher viel häufiger als ſonſt die tägliche Geſellſchaft der Couſine. In dieſer Aenderung glaubten die Verbündeten ein glückliches Vorzeichen zu erblicken und ſuchten auf ihre Weiſe das Mädchen in dem Geſchmacke zu beſtärken, welchen ſie, wie ſie meinten, nunmehr am großen Leben zu theil begann. Vornehmlich der Vetter drängte ſich bei jeder Gelegenheit, Marien, wie man's nennt, den Hof zu machen. Doch befreite ſie ein Umſtand von ſeinen Zudringlichkeiten, den Niemand bisher vorhergeſehn.

Seit dem erſten Auftreten des Vetters, deſſen Anſtand durch eine wüſt verlebte Jugend bereits ſehr vernutzt war, hatte der Obriſt gegen ihn eine Miſchung von Widerwilligkeit und Verachtung an den Tag gelegt. Doch ließ er anfangs der Unverſchämtheit und Anmaßung des jungen Mannes ihren freien Lauf. Nicht lange indeß, ſo begann er Ungeduld zu verrathen, die Farbe zu ändern; begann ſein Auge zu glühn, wenn er den dreiſten Menſchen Scherze ohne Salz und falſche, oder halbſichere Thatſachen mit eitlen Seitenblicken und ſeltenen Unterbrechungen ſo eilig vor ſich hinzählen ſah und hörte, als ſei es eine große Summe in ſchlechteſter Münzſorte. Der alberne Menſch bemerkte noch immer Nichts, als den Beifall der Couſine oder der übrigen Damen, welche in Allem der Tonangeberin bereitwillig ſich anſchloſſen. So kam es denn zuletzt dahin, daß der Obriſt eines Tages im Fluſſe ſeiner Rede plötzlich unterbrach, um, voll Unmuth und im barſcheſten Tone, die Unwahrheit, Nichtigkeit, Schiefheit ſeines Geredes, die Albernheit ſeiner Anmaßung, die Widrigkeit ſeiner Perſon ihm ſchonungslos vorzuhalten. Während dieſer Zurechtweiſung drängte er den erſchreckten Bewerber allmählich von Mariens Seite fort. Der arme Menſch deutete dieſe Handlung ganz richtig aus und hielt ſich in der Folge ſo weit entfernt, als ſein Gegner zu fordern ſchien.

Lange vor dieſem ſtürmiſchen Auftritte war der junge Landmann in der Beſatzung angelangt. Das herbe Gefühl ſchmachvoll erlittenen Unrechts milderten gütige Obere, freundlich geſinnte Kameraden; ſeine Lage war demnach auf keine Weiſe dem Jammer der ehrlichen Landleute zu vergleichen, als ſie einige Tage nach jenem Ereigniß, in Kenntniß brachten, daß

Digitized by Google

ihren Sohn zum Saldaten gemacht und gewaltſam entführt habe. Auf welche Veranlaſſung, mit welchem Grunde, wohin man ihn gebracht, das Alles ward ihnen verhehlt. Auf dem Amte zuckte man die Achſeln, ließ ein Paar Warte fallen, in welchen auf unziemliches Betragen und ſtrafwürdige Vergehungen entfernt hingedeutet wurde. Der Aushebung, ſagte man, ſei Nichts mehr entgegen zu ſtellen; man könne das Geſchehene nicht rückgängig machen. Doch ſei Hoffnung vorhanden, daß man ſeine Dienſtzeit abkürzen werde, wenn er ſelbſt und wenn auch die Eltern ſich ruhig verhalten, geduldig in das Unabwendliche ſich ergeben. Sie mögen ſich tröſten, ſo gut ſie können, weil nun einmal vor der Hand ihnen nicht mehr zu helfen ſei.

Wenn nur der Vetter erſt heimgekommen wäre, ſeufzte der Alte. Was hilft es am Ende, wenn wir nun auch einen Advocaten annehmen, wie's der Schulze und Prediger mir anräth. Die Leute verſprechen ſtets Viel, und wenn's daran geht, ihr Wort zu erfüllen, ſo haben ſie glatte Ausreden und eine hohle Hand dazu. Ich kenne nicht einen Einzigen, auf den ich ein feſtes Vertrauen ſetzen könnte. Wenn nur wenigſtens der Uhrmacher einmal herüber käme; der hat doch mehr Kenntniß van ſolchen Sachen. Nun, ſprach ſeine Alte, ſchicken wir ihm den Wagen hinüber, und laſſen ihn ſchon bitten, zu kommen. Er wird uns nicht fehlen in dieſer Rath, denn er iſt ſo gut, als er klug und erfahren iſt.

Der Uhrmacher ließ nicht auf ſich warten; er war bereits mit dem Ereigniß bekannt, welches in der Gegend Aufſehn gemacht, und bei den Landleuten eine bedenkliche Aufregung hervorgerufen hatte. Er fand anfangs var Betrübniß keine Worte, was den Alten Zeit gab, ihr Herz ganz auszuſchütten, und ihm zu erzählen, was ſie van dem Vorgange wußten, oder zu wiſſen glaubten. Nachdem er ſie angehört, fragte er, ob ſie denn auch wiſſen, daß Marie, welche doch zu ihnen habe kommen ſollen, ſeit einem Manat aus der Stadt wie verſchwunden ſei. Niemand könne ſagen wohin; doch habe er die Sache bei ſeiner letzten Meßwandrung ausgekundſchaftet. Nun, bat er, ihn ruhig anzuhören, und erzählte den Alten, welche ein Mal über das andere ſich ſegneten, was von dem Plane der Mutter und ihrer Verwandten ihm bekannt geworden. Und, ſchloß er, Ihr werdet auch ſehn, daß ich Recht behalte, daß Wilhelms Aushebung zum Soldaten mit dieſer Geſchichte zuſammenhängt, wie das eine Ende der Kette mit dem andern.

Aber, ſagte die Alte, welche den Anfang ſeiner Erzählung ſchon vergeſſen hatte und den Zuſammenhang der Begebenheit noch immer nicht deutlich einſah, aber, ſagte ſie, ſprecht nur das eine Wort aus, ob uns zu helfen iſt, ob ich mein einziges Kind noch ein Mal wiederſehn und an mein Herz drücken werde, oder ob Alles dahin und verloren iſt. Hm, antwortete der Uhrmacher, zum Verzweifeln kommt man nie zu ſpät. Ich meine, daß wir den Burſchen ſchon wieder losmachen werden. Wäre nur Marie in der Nähe; die muß wiſſen, wo ihr Vetter jetzt ſich aufhält, und von dem muß das Beſte kommen, denn er hat Geld, einen offenen Kopf, kennt die Welt, und weiß mit den Menſchen umzugehn. Oder, könnte ich nur ſelbſt hinübergehn, mich mit ihr zu beſprechen, nach dem Orte, wo ſie jetzt ſich aufhält. Allein das würde Viel koſten und in dem Augenblicke wüßte ich nicht einmal den Zehrpfennig für die Meinigen herbeizuſchaffen, wie viel weniger das Reiſegeld. Beſinnt Euch recht, ſagte der Hausvater; dreißig Meilen hin und zurück ſind ein weiter Weg. Allein, wenn Ihr zu gehn entſchloſſen ſeid, ſo nehmt aus meinem Kaſten ſo viel Ihr braucht, fünfzig, hundert und noch mehr Thaler; denn ich habe Gottlob Geld genug, daran fehlt es nicht, wenn nur Rath und Hülfe kommt. Auch iſt es ja meine Sache, ſo daß mir nicht allein obliegt, alle Koſten zu tragen, ſondern auch ſelbſt Euch zu lohnen und ſchadlos zu halten. Langt zu, da habt ihr den Schlüſſel und nehmt Gottes Lohn und guter Leute Segen mit auf den Weg.

Seit dieſem Geſpräche waren nicht ſo gar viele Tage vergangen, als der ländliche Handwerker eines Abends ſpät in der Stadt eintraf, wo Marie damals ſich aufhielt. Aus Vorſicht, aus Wirthſchaftlichkeit, hatte er ſchon auf dem Wege das entlegenſte und dunkelſte Gaſthaus ſich erfragt, in welchem er abſtieg und ſogleich ein kleines Zimmer ſich anweiſen ließ. Nachdem er ein wenig ausgeruht, ließ er Papier und ein Schreibzeug herbeibringen; denn nach langem Ueberlegen ſchien es ihm ſicherer, Marie ſchriftlich von ſeiner Ankunft in Kenntniß zu ſetzen und ſie zu bitten, ihm Ort, Tag und Stunde zu beſtimmen, da er ſie allein treffen und mit ihr verabreden könne, was zu thun ſei. Das Schreiben war dem redlichen Handwerker nicht geläufig. Doch kam er über die Arbeit in Feuer und Eifer, da er doch nur wenige Zeilen hatte ſchreiben wollen, im Fluß den ganzen Bogen; dabei Alles erzählend und ausmalend, was daheim ſich zugetragen.

Noch war er damit beſchäftigt, ſeinen Brief zu ſchließen und mit der Aufſchrift zu verſehn, als die Wäſcherin des Gaſthauſes hereintrat, dem neuen Ankömmling ihre Dienſte anzubieten. Sogleich, ſogleich! rief er ihr zu, warte Sie nur ein wenig, es wird ſchon was zu thun geben. Aber, ſprach er, noch immer mit ſeinem Briefe beſchäftigt, ſage Sie mir doch, wenn Sie etwa in der Stadt bekannt iſt, wo das Haus der Frau Kommerräthin liegt. Das iſt mir freilich wohl bekannt, erwiederte ſie, denn ich helfe dort in der Wäſche, und habe ſo eben noch für das fremde Fräulein was zu nähen gehabt. Ich weiß nicht, wie's damit zuſammenhängt, aber gewiß fehlte es dem lieben Kinde an ſo Vielem, daß ich ſelbſt und meine Gehülfin die Zeit her unablässig für ſie habe arbeiten müſſen. In ſo weit, dachte er bei ſich, wäre ſie gerade die rechte. Allein aus demſelben Grunde dürfte ihr auch nicht ganz zu trauen ſein. Er beſann ſich und behielt dabei das Frauenzimmer unverwandt in den Augen. Da ſchien es ihm mit einem Male, als könne er ſich auf ſie verlaſſen. Will Sie, ſprach er, jetzt gleich einen Thaler, und, wenn Sie die Antwort bringt, noch einen zweiten verdienen? Die Nähterin blickte ihn fragend, doch gar nicht abweiſend an; ſie hatte oft ſolche Aufträge beſorgt, und dabei ihren Vortheil gefunden. Dieſer Brief, ſagte er darauf, ſoll und muß ohne Zeugen an die Perſon übergeben werden, an welche die Aufſchrift lautet. Kann Sie Geſchriebenes leſen? fragte er. Freilich wohl, antwortete ſie. Kennt Sie Marien? fragte er noch ein Mal. Eben habe ich, ſagte ſie, für Fräulein Marie einige Wäſche fertig genäht, und dachte es morgen früh an ſie abzuliefern. Und dabei auch dieſen Brief? fragte er. Geben Sie nur her, ſagte ſie lächelnd, ich werde Ihnen bald die Antwort bringen, möge ſie nun an Sie ſelbſt, oder an ſonſt Jemand gerichtet ſein. Es war dem guten Weibe nicht zu verargen, daß ſie den Uhrmacher, deſſen Anſehn gemein war, für ihres Gleichen nahm, das iſt, für einen Vermittler und Briefträger und Ueberbringer guter Neuigkeiten.

Die Mittlerin wußte, daß Marie ſtets früher aufſtand, als das übrige Haus, wählte daher, in der Hoffnung ſie allein zu treffen, die Morgenſtunde zur Ablieferung der eben fertig daliegenden Arbeit. Marie war allmählig zu dem Gefühle gelangt, daß man unter dem Vorwande gaſtfreundlicher Fürſorge ſie gleich einer Gefangenen bewache, wagte indeß noch immer nicht, ganz deutlich zu denken, was ſie ahnete. Sie pflegte in dieſen einſamen Morgenſtunden ihren unbeſtimmten Gefühlen, quälenden Ungewißheiten, träumend nachzuhängen, zeigte daher, als die Nähterin eintrat, keine Spur jener Theilnahme, welche Arbeiten dieſer Art den Mädchen einflößen ſollen. Gleichgültig nahm ſie die Sachen in Empfang und ordnete ſie aus bloßer Gewöhnung wohl ausgeſtrichen in das Schubfach. Die Wäſcherin ſah dabei dem ſeltnen Mädchen eine Weile nicht ohne Antheil und Rührung zu; die Botſchaft, welche ſie des Gewinnes willen übernommen, erſchien ihr nun zu ihrer Beruhigung gleichſam als ein gutes Werk; denn ſie bezweifelte nicht länger, daß jener Brief, den ſie jetzt aus ihrem Buſen hervorzog, mit der Trauer des ſchönen Kindes in engem Verbande ſtehe. Ein alter Mann, hub ſie an, welcher aus der Fremde angekommen iſt und Sie genau zu kennen ſcheint, hat mir den Auftrag gegeben, Ihnen dieſen Brief einzuhändigen.

Marie ſah der Frau ſtreng ins Geſicht; es verſprach nicht viel Gutes; der Brief indeß, welcher auf grobem Papier geſchrieben und roh verſiegelt war, glich einem Bittſchreiben der Art, als arme Leute ſie bei den Reichen einzugeben pflegen. Sie nahm ihn der Ueberbringerin gleichgültig aus der vorgehaltnen Hand und gab ihr, auf deren Anfrage, den Beſcheid, daß ſie am folgenden Morgen die Antwort empfangen ſolle, wenn anders eine Antwort darauf erfolgen könne. Auch, nachdem die Frau ſich entfernt hatte, behielt Marie den Brief, deſſen Siegel den Abdruck einer Münze zeigte, deſſen Aufſchrift ſie an nichts Bekanntes erinnerte, noch lange Zeit unruhvoll und zweifelhaft in der Hand. Es war daher, als ſie endlich ihn aufbrach und aus der Unterſchrift erkannte, daß er von ihrem alten Freunde und Verwandten geſchrieben ſei, bereits zu ſpät, die Ueberbringerin zurückzurufen, um über die Perſon, von welcher ſie den Brief empfangen, ſie umſtändlich auszufragen.

Der Inhalt des Schreibens, welches ſie jetzt ſchnell durchging, ließ ſie in Zweifel, ob der Uhrmacher ſelbſt anweſend ſei, oder nur aus der Ferne an ſie geſchrieben habe. In ſeinem Eifer Alles, was in der Stadt, was auf dem Amte ſich zugetragen hatte, recht umſtändlich zu melden, war dem guten Alten der Faden entſchlüpft, hatte er ganz vergeſſen, dem Mädchen anzuzeigen, daß er am Orte ſei und mit ihr zu reden wünſche, worauf es doch ſelbſt ihm vornehmlich anzukommen ſchien. Der Brief enthielt nach einer leidlich klaren Entwickelung der Abſichten und Ränke, welche Mariens mütterliche Verwandte auf ſie gefaßt und zum Theil ſchon in Ausführung gebracht hatten, eine verwickelte ganz räthſelhafte Erzählung

von Wilhelms Anwerbung und Entführung, welche die Klugheit gebot, dem Mädchen ganz zu verhehlen, wenigſtens nur mit großer Vorſicht ihr mitzutheilen. — Auch in den gebildeten Ständen zeigt ſich der gute Wille häufig genug von jener zarten Schonung und Rückſicht entblößt, deren Gewohnheit und Uebung das Wahrzeichen feiner und edler Sitten iſt.

Nun erſt begann Marie die Hülfloſigkeit ihrer Lage zu überſehn, ganz deutlich zu begreifen, daß ſie von einer thörichten Mutter den ſchlechteſten Menſchen geopfert und hingegeben, und im eigentlichſten Sinne deren Gefangene ſei. Bald auch mahnte ſie ihre heiße brennende Sorge um Wilhelm, daß ſie dem Jüngling mehr als geneigt ſei, daß ſie ihn liebe, mit Ausſchließung jedes anderen Gefühles und Wunſches ihn und nur ihn liebe. Einige Minuten lang blieb ſie regungslos ſtehn; ſie war einer Ohnmacht nahe. Doch, als ſie nun allmählig Alles geſchehenen wiederum ſich bewußt ward, erwachte in ihr der Unwille, der Stolz und mit ihm auch die Luſt und der Muth, ihre verächtlichen Gegner zu bekämpfen, die Hoffnung, ſie noch zu beſiegen. Gutartige, offene, einfache Menſchen ſind freilich leicht zu hintergehn; doch, wenn ſie die Argliſt durchſchaun, nothwendig deren gefährlichſte Gegner, weil das Recht ihnen Muth und Zuverſicht, die Einfachheit des Sinnes ihren Handlungen etwas Großartiges, Uebermächtiges giebt.

Es war auf den heutigen Nachmittag ſchon ſeit längerer Zeit ein Spaziergang verabredet worden, an welchem mit einer zahlreichen Geſellſchaft auch der Obriſt hatte Theil nehmen wollen. Unter den Hausfreunden der Couſine glaubte Marie nur dieſem Manne vertrauen zu dürfen; ſie wußte mit Sicherheit, daß er in die Ränke ihrer Wirthin auf keine Weiſe verwickelt war, vielmehr die Perſon, welche man ihr zum Gatten aufdrängen wollte, gleich ſehr verachtete und haßte, als ſie ſelbſt. Auch lag in dem Weſen des edel auftretenden, im beſten Sinne des Wortes kriegeriſch ſich gehabenden Mannes etwas ihrem Sinne Zuſagendes. Gewiß war ſein Verſtand richtig, ſein Geſchmack edel, ſeine Manier, ſie auszuzeichnen, offen und voll ſchonender Rückſicht. Dieſen guten Eigenſchaften diente der geringe und ſchlechte Ton der übrigen Geſellſchaft gleichſam zur Folie, ſo daß Marie nicht ſo gar Viel vom ihrigen hinzuſetzte, wenn ſie in ihm nicht bloß einen klaren und beſonnenen, nein auch einen edlen, fein fühlenden, ritterlichen Mann zu ſehn glaubte.

In dieſer Ueberzeugung, oder Meinung beſchloß ſie, dem Obriſten ſich anzuvertraun und den heutigen Spaziergang, welchen der heitere Morgen zu begünſtigen verſprach, zu einer unbeobachteten Unterredung zu benutzen. Er pflegte bei ſolchen Ausflügen ſie zu führen und hatte die Uebrigen daran gewöhnt, ſich in einiger Entfernung zu halten, wann er mit Marien ſprach, deren große Einfachheit und tiefe Wahrheit ihn mehr bezauberte und feſſelte, als er ſelbſt noch ſich eingeſtand.

Die Klugheit, welche die Frauen ſelten verläßt, gab dem Mädchen ein, bis zum Mittag in ihrem Zimmer ſich verſchloſſen zu halten; man war daran gewöhnt, ſie bisweilen auf dieſe Weiſe halbe Tage lang ſich abſondern zu ſehn und ihren Grillen, wie's die Couſine nannte, freien Lauf zu laſſen; weßhalb es nicht weiter auffiel, als ſie Mittags, zwar ſchon geſammelt, doch nicht ohne alle Spuren tiefer Gemüthsunruhe aus ihrer Klauſe hervorkam. Keine erleichternde Thräne hatte ſie aus ihren heißen, brennenden Augen hervordrängen können. Unwille und heftiger Zorn kämpften in ihrem Gemüthe gegen Schmerz und Mitleid; und über beide ſiegte endlich ihr gewagter, doch eben deßhalb kühner und männlicher Entwurf, den Obriſten in ihr Geheimniß zu ziehen, durch ihn Wilhelms Befreiung zu bewirken, und mit ſeiner Hülfe ſich ſelbſt aus der Gewalt ihrer Entführerin zu befreien.

Wenn ſie dann Alles durchgedacht, es deutlich genug ihr vorſchwebte, wie ſie die mißliche Eröffnung einleiten, wie die Theilnahme des Obriſten erwecken wolle, und nun für einen Augenblick nachzudenken und zu berechnen aufhörte; da trat immer wieder das Bild der trauernden Eltern vor ihre Seele und mit ihm zugleich, Wilhelms. Er war ihr nie ſo ſchön, noch ſo edel und Antheil erweckend vorgekommen, als jetzt in der Erinnerung. — Es iſt ein großer Augenblick jener, da's dem Menſchen zum erſten Male deutlich wird, daß er wahrhaft, daß er mit Entzückung und Hingebung, mit gänzlicher Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt, liebe. Ein ſolcher Augenblick giebt der Seele mehr Schwung, dem Charakter mehr Stärke, als jede andere, noch ſo heilige Geſinnung, und nothwendig, wenn Liebe, wie man doch ſagt, ein Anklang iſt aus den Tiefen des Urſprünglichen und Ewigen.

Gewiß fühlte ſich Marie über das Nahe und Beengte kleinlicher Lebensverhältniſſe wie durch ein Wunder hinausgehoben, muthiger, entſchloſſener, als ſie's je von ſich zu denken gewagt.

Die Geſellſchaft vereinigte ſich zeitig und man würde ſogleich gegangen ſein, hätte nicht der Obriſt, den Dienſtgeſchäfte aufhalten mochten, noch immer auf ſich warten laſſen. Sein Ausbleiben machte Marien mehr Ungeduld und wahre Sorge, als den Uebrigen, blieb aber in der Unruhe des Tages glücklicher Weiſe ganz unbemerkt. Als darauf der ſehnlichſt Erwartete nun endlich eintraf und, nach einer ſehr allgemeinen oberflächlichen Entſchuldigung bei der Geſellſchaft, unverzüglich zu Marien ſich wendete, welche ſeitwärts am Fenſter ſtand; empfing und erwiederte ſie ſeinen Gruß mit einer ſo eigenthümlichen Freudigkeit, daß er, deren eigentlichen Grund nicht entfernt ahnend, davon wie bezaubert ward und mit leiſem Zittern ihr den Arm bot, als das Getümmel der Aufbrechenden ihn an den Zweck der Vereinigung erinnerte.

Nie hatte Marie durch das Beiſpiel, noch durch das zweideutige Lob der übrigen Frauen ſich bewegen laſſen, den Schnitt ihrer Kleider, ſeitdem ſie viel unter Menſchen war, der Mode genau anzupaſſen. Sie ging auf ihre Weiſe und trug am heutigen Tage ein Kleid von beinahe ſchwärzlichem Blau, welches den edlen Formen ihres Baues überall beſcheiden ſich anſchmiegte, doch die Arme bis auf die Hand, den Nacken bis an den Hals bedeckte. Die dunkle, durch kein Band, keinen Schmuck unterbrochene Gewandfarbe hob den warmen und reichen Glanz ihrer herrlichen Carnation, und einige volle lichtbraune Locken, welche unter dem ſchlichten Strohhute hervorquellen, gaben dem reizenden Bilde gleichſam die letzte Hand. Der Obriſt wagte es ſelten, ſie anzuſehn, ſchlug, wenn ſein Blick zufällig dem ihrigen begegnete, verwirrt und ſich ſelbſt mißtrauend die Augen nieder. Doch während er ſein Auge behütete, fühlte er unabläſſig ihres leicht eingehängten Armes ſanfte Wärme, jene gleichmäßige Temperatur, welche Jugend, Geſundheit und Ruhe der Seele hervorbringt.

Der Muth und die Hoffnung, welche Marien erfüllte, verbreitete über ihr Antlitz eine ungewohnte Heiterkeit, gab zugleich ihrem Gange ein gewiſſes förderndes Ebenmaß. Sie kam [illegible] an der Seite ihres Begleiters ſehr bald den Uebrigen voraus und entdeckte zu ſpät, als ſie, ſchon im Luſtwäldchen angelangt, nach ihnen ſich umſah, daß ſie mit dem Obriſten ganz allein war.

Marie hatte wenig Kunde von jenen Grundſätzen der Schicklichkeit, welche nur da, wo die Sitte fehlt, von einigem Belang ſind. Ihre Betroffenheit wich daher augenblicklich der Erinnerung an ihren Zweck, dem Grafen ihr Geheimniß mitzutheilen, ihn für ſich ſelbſt und für den Geliebten um Hülfe anzuflehn.

Der Zufall, ſagte ſie, nicht ohne die Farbe zu wechſeln, hat uns abgeſondert von den Uebrigen und ganz unbehorcht, [illegible] ungeſehn, kann ich Ihnen nun mein Herz aufſchließen. Hören Sie mich für einen Augenblick ruhig an.

Erſt heute, fuhr ſie fort, habe ich erfahren, was ich bis dahin nur vermuthete und befürchtete; daß man durch Trug und Liſt mich aus meinem Hauſe entfernt hat und in der Stadt mich feſthält, um jenen verächtlichen Menſchen mir aufzudrängen, den Sie ſelbſt auf den erſten Blick durchſchaut haben und gleich mir verabſcheun. Helfen Sie mir, retten Sie mich aus den Händen dieſer böſen, liſtigen, verwegenen Menſchen. Helfen Sie mir, wenn Ihr Geſicht nicht lügt, wenn Sie der gute liebenswürdige Mann ſind, den ich in Ihnen zu ſehen glaube. — Die lebhafte Erinnerung an ihren Geliebten gab dem Mädchen, als ſie jetzt von ihm anheben wollte, ſo unbeſchreiblich anziehenden Ausdruck; die Worte, bei denen ſie plötzlich abbrach, verriethen ſo viel Vertrauen und Hingebung in die Geſinnung ihres Begleiters, daß er durchaus mißverſtehn, ſich täuſchen mußte; was ihm ſo ganz alle Gewalt und Herrſchaft über ſich ſelbſt entzog, daß er voll ungeſtümer Freude und in einer Begeiſterung, welche an Wahnſinn grenzte, die Arme weit ausbreitete, ſie zu umſchließen. Erſchrocken wich Marie vor einer Bewegung zurück, deren Sinn und Bedeutung ihr unverſtändlich war, welche ſie auf Wahnſinn deutete — wenn ſie in dem Augenblicke noch dachte. Denn es ſchwanden ihr die Sinne, als ſie unerwartet ihre letzte Hoffnung ſich einbrechen ſah.

Nach einigen Minuten aus dieſem Zuſtande gänzlicher Betäubung wiederum aufwachend, bemerkte ſie, daß Jemand ſie ſtützte, und ſah mit nicht unwillkommener Ueberraſchung eine Dame von hohem Wuchſe und edlem Weſen zu [illegible] ſtehn. Wie fühlen Sie ſich? fragte dieſe mit einer Stimme, welche mehr Faſſung, als Kälte ausdrückte. Treten Sie, ſagte ſie, bis wir beſſer für Sie werden ſorgen können, hier in den ganz nahen Gartenſaal. Marie warf einen dankbaren Blick auf die Dame, einen fragenden, ſcheuen auf den Obriſten, der ſein Geſicht vor ihr verbarg. Helfen Sie, ſagte die Dame beinahe gebietend, helfen Sie mir das Mädchen in meinen Garten führen; ſie iſt noch ſehr ſchwach und bedarf Ihrer Leitung, Herr Obriſt. Auf dieſe Worte erhob er das Haupt, ergriff mit erzwungener Entſchloſſenheit ihren Arm, um mit beiden Frauen den Weg zum Gitterthore des Gartens einzuſchlagen.

Digitized by Google

Als ſie im Saale angelangt waren, rieth die Dame dem zitternden Mädchen, auf einen Seſſel ſich hinzuwerfen und ſchweigend ein wenig auszuruhn. Sobald ſie darauf bemerkte, daß Mariens Blick freier zu werden begann, auch ihre Wangen allmählig wiederum ſich färbten, ſetzte ſie ſich neben ſie, nahm ihre Hand, ſtreichelte ſie ſanft, und blickte dabei ſo gütevoll aus ein Paar dunklen, wohlumweiſſenen Augen, daß ſie freilich wohl das Vertrauen erwecken mußte, welches ſie ſuchte. Nicht aus Neugier, liebes Kind, ſagte ſie, ſondern weil mein Heimweg mich ſo nahe bei Ihnen vorbeiführte, habe ich den Ausgang Ihrer Anrede an dieſen meinen alten und bewährten Freund mit angehört. Sie ſprachen: retten Sie mich, helfen Sie mir; und da haben Sie ſich durchaus an einen edlen Mann gewendet, der Ihnen beiſtehn kann und ſicher auch beiſtehn wird. Iſt dem nicht ſo? fragte ſie den Grafen, nach ihm ſich umwendend.

Nun aber, begann ſie von Neuem, muß man doch, um zu helfen, auch wiſſen, worin und gegen welche Feinde. Enthält vielleicht dieſer Brief, der Ihnen vorhin, als ich hinzutrat, aus der Hand zu gleiten drohte, den ich daher aufgriff und Ihnen aufbewahrte, einige Umſtände, welche gegenwärtig Ihnen die Anſtrengung erſparen könnten, uns Ihre Angelegenheit im Zuſammenhange vorzutragen? Marie bejahete es. So geſtatten Sie mir denn, eben dieſen Brief zu leſen? — Sie ſchlug ihn auf und überſah ihn mit großer Spannung. Hier ſcheint, ſprach ſie darauf, ein ſehr künſtliches Gewebe von Trug und grenzenloſer Ungerechtigkeit an den Tag zu kommen. Leſen Sie den Brief, lieber Graf; er enthält Nichts, was Ihnen verhehlt werden müßte.

Während ſie abwechſelnd einmal Mariens Wange ſtreichelte, ſie tröſtete, ſie ermunterte, guten Muthes zu ſein, weidete ſich die Dame an der Verwirrung und Beſchämung ihres liebenswürdigen, allein unläugbar auch eitlen und leichtſinnigen Freundes. In dem Briefe, den er häufig anhaltend, langſam und nachſinnend doch zuletzt ganz bis zum Ende durchlas, enthielt jede Zeile für ihn eine Lehre, eine Demüthigung. Mariens Vertraulichkeit erklärte ſich plötzlich, zwar immer noch ſehr ſchmeichelhaft für ihn, doch in einem ganz andern und höheren Sinne, als jener, den er ſelbſt hineinzudeuten gewagt hatte. Ein minder edler Menſch hätte Bitterkeit empfunden, vielleicht ein leiſes Gefühl rächenswerther Kränkung in ſich aufkommen laſſen. Doch er verlor in dem Augenblicke ſich ſelbſt ganz aus den Augen. Mariens hülfloſe Lage erfüllte ihn mit inniger Theilnahme, die Ränke der haſſenswerthen Couſine empörten ihn, und mit tiefer Rührung erkannte er nun endlich den eigentlichen Grund jener unbefangenen Hingebung des einfachen Mädchens, welche ſo lange ihn gänzlich irre geführt, durchaus getäuſcht hatte.

Gleich ihm gelangen viel tauſend treffliche, doch unbedachte und flüchtige Menſchen in jener Verkettung geringer und halbſchlechter Handlungen, welche ihr äußeres Leben ausmacht, nicht eher zum deutlichen Bewußtſein der Tugend, welche die Tiefe ihrer Seele verbirgt, als bis das Zutrauen eines reinen Gemüthes ſie gleichſam ſich ſelbſt erſchließt. — Um in Menſchen, deren Handlungen die Prüfung nicht aushalten, den edleren Gehalt zu erkennen, in ihnen dieſen und nur dieſen wahrzunehmen, ſoll man, ſcheint es, in ſchöner Unerfahrenheit ihr äußeres Leben ganz überſehn. So hatte Marie in dem Grafen, deſſen Leichtſinn und Leidenſchaftlichkeit ſie auch jetzt kaum ahnete, den trefflichen geſunden Kern vermöge jenes ſittlichen Taktes erkannt, welcher reine Gemüther oft glücklich leitet und verderbten Menſchen durch die Klugheit nur unvollkommen erſetzt wird.

Unmittelbar nachdem er ein wenig ſich gefaßt und geſammelt hatte, ſank der Obriſt neben den Frauen auf einen Seſſel hin und ergriff Mariens Hand. Für jetzt, ſagte er mit ſchwer beherrſchter Rührung, habe ich auf Ihre Verzeihung keinen Anſpruch; doch hoffe ich bald nicht allein dieſe, ſondern auch Ihren Dank mir zu verdienen. Ich verlaſſe Sie beſchämt, gedemüthigt, reuevoll, doch zugleich erhoben durch die Vorſtellung, daß Sie längſt unter den geringen und ſchlechten Menſchen, in deren Mitte ich Sie kennen gelernt, mich ehrenvoll ausgezeichnet, wenigſtens mich als den Beſſeren erkannt haben. Ich will mich bemühen, Ihnen künftighin Ehre zu machen. Rufen Sie indeß noch ein Mal Ihr altes Vertraun zurück, und folgen Sie mir, wenn ich Ihnen wohlmeinend und welterfahren rathe, nicht in das Haus Ihrer Couſine zurückzugehn. Sie werden mir verzeihn, wenn ich Ihnen offen ſage, daß jene Geſellſchaft die ſchlechteſte der Stadt iſt. Sie möchte freilich nicht Ihren Sitten, doch würde ſie unfehlbar Ihrem Rufe ſchaden. Auch ſind Sie ja dort nicht einmal ſicher vor neuen denkbaren Verfolgungen. Bleiben Sie alſo, bis es mir gelingt, Ihren Geliebten, oder Ihren Vater, oder beide zugleich Ihnen zuzuführen, bei meiner gütigen Freundin, welche Macht und Anſehn genug beſitzt, Sie gegen Stadt und Provinz zu beſchützen.

Allerdings, ſprach die Dame, muß das Mädchen auf ſo lange in meinem Hauſe bleiben. Sorgen Sie dafür, daß man ihre Sachen hieher ſende, kein Geſchrei erhebe, keine Weitläufigkeiten mache. Uebrigens bin ich nun unverhofft in die Lage gekommen, Ihnen, mein lieber Graf, mein Haus zu verbieten, wenigſtens auf ſo lange, als die näheren Angehörigen des jungen Frauenzimmers noch uns fehlen. Faſt ſcheint es mir, als hätte ich mit Ihnen noch ein ernſtliches Wort zu reden. Doch vermag ich's nicht, mit Ihnen zu zürnen. Gehn Sie, ſprach ſie mit Anmuth ihre Hand ihm darreichend, verlaſſen Sie uns und nehmen Sie das Bekenntniß mit auf den Weg, daß Sie mir heute gefährlicher erſchienen ſind, als jemals zuvor.

Während der letzten Worte nahm der Graf die Hand der hohen Frau, welche ihm Ehrfurcht einzuflößen ſchien; ſie verzieh, daß er ſie lange feſthielt und mit Innigkeit an ſein Herz drückte. Marie, welche ihnen zugeſehn, glaubte nun ebenfalls ſeinen Abſchiedsgruß mit Herzlichkeit erwiedern zu dürfen. Zwar hatte er ſie anfänglich erſchreckt, doch nicht verletzt, noch beleidigt, weil ſie gar nicht verſtanden, was er gemeint und gewollt, auch bei ſo glücklicher Wendung der Sachen für unnöthig hielt, über die vorangegangene Verwickelung weiter nachzuſinnen.

Der Obriſt gab ſchon am folgenden Tage, als Bürgſchaft künftiger Bemühungen, die erfreulichſten Beweiſe ſeiner thätigen Theilnahme. Nicht allein ſandte er bis auf das Kleinſte, was Marie im Hauſe der Couſine zurückgelaſſen, nein auch den Briefſteller, den er nach langem Suchen doch endlich in ſeinem Verſtecke aufgefunden hatte. Der gute Alte war nicht wenig überraſcht, als er den Offizier bei ſich eintreten und die ſehnlichſt erwartete Erwiederung ſeines Schreibens durch einen ſo ſtattlichen und vornehmen Boten überbringen ſah. Nicht ohne einiges Mißtraun, welches erſt in Mariens Gegenwart ſich ganz verlor, ſetzte er ſich in den Wagen des Grafen, welcher ſeinen Dienern befahl, ihn nach dem Landhauſe der Fürſtin zu bringen und dort auf ihn zu warten, bis ſein Geſchäft beendigt ſein werde. Ich vermuthe, ſagte er dem Alten, daß man Ihnen aufgeben wird, ſogleich nach Hauſe zu reiſen, um allen den guten Leuten, die's angeht, die tröſtende Nachricht zu überbringen, daß einflußreiche Perſonen für Marien und ihren Freund zu ſorgen übernommen haben.

Es ging damit, wie's der Obriſt vorhergeſagt. Der Uhrmacher hatte zwar Viel zu erzählen, mußte jedoch ſich gefallen laſſen, ſeine Mittheilungen auf das Nöthigſte einzuſchränken. Denn ſchon ehe er, nach ſeiner Meinung, recht begonnen hatte, ſagte ihm die Fürſtin, daß er ſich kurz faſſen möge, da es ſpät ſei und er nach einer Gelegenheit zu ſuchen habe, ſo früh als möglich aufzubrechen. Wir wiſſen von dieſen alten Sachen, ſagte ſie, gerade ſo Viel, als wir bedürfen. Mehr wollen wir gar nicht wiſſen; denn es würde uns ganz unnöthig und zwecklos aufregen. Er ſelbſt aber, mein guter Freund, welcher an unſerer Dankbarkeit den größten Anſpruch hat, auch ſie recht bald thätig erfahren wird, muß nun eilen, um heimzukommen und die guten alten Leute, von welchen in ſeinem Briefe ſteht, durch Troſt und Rath aufzurichten.

In den folgenden Wochen nahm die Dame ſelten Beſuch an und verbrachte täglich viele Stunden in Mariens Geſellſchaft bei weiblichen Arbeiten. Mit Vergnügen bemerkte ſie, daß man das Mädchen mehr zu den nöthigen und nützlichen Künſten dieſer Art angehalten habe, als zu Putz und Stickerei, worin ſie ſelbſt eine Meiſterin war. Sie befahl daher, um Wetteifer und geſellige Munterkeit in die Arbeit zu bringen, daß man verſchiedene Sachen herbeiſchaffe, an welchen ſie gewöhnlich Andere nähen und arbeiten ließ; Dinge, welche beſtimmt waren, in den Haushaltungen armer Leute weſentliche Bedürfniſſe zu ergänzen; denn ſie liebte es, Troſt und Freude zu verbreiten, und war glücklich in der Wahl, fein in der Unterſcheidung der Bedürftigen, auf welche ſie Bedacht nahm. Solche Arbeiten, welche man weibliche nennt, beſchäftigen nie in dem Maße, daß nicht dabei zu plaudern wäre; weßhalb die Dame häufig Gelegenheit ſuchte, Marien auf ihr früheres Leben, ihre Familie und die Perſonen zu lenken, welche dem Mädchen Wohlwollen und Achtung eingeflößt hatten. Auf dieſe Weiſe lernte ſie nach und nach jeden Umſtand ihres Lebens, jeden Zug ihrer Seele kennen. Viel hatte ſie geſehn, beobachtet, nachgedacht; ſie umfaßte in ihrem ſchönen Wohlwollen jegliches Verhältniß, jede äußere Lage des Menſchenlebens. Marie indeß war und blieb für ſie eine ganz neue, vielleicht ebendaher ſo höchſt anziehende Erſcheinung.

Bis dahin hatte ſie als ausgemacht angenommen, daß ein liebenswürdiges Naturell ohne die Zugabe mannichfaltiger Kenntniß und Erfahrung bei fortgeſetztem Umgange jenen Antheil, den es ſchnell zu erwecken pflegt, nicht werde unterhalten, nicht ihn feſſeln können. Nun mußte ſie nicht unwillig ſich bekennen, daß Nichts eine ſo unerſchöpfliche Quelle reinen Vergnügens gewähre, als die einfache Anſchauung eines ungetrüb-

Digitized by Google

ten, reinen Gemüthes, bei welchem ein richtiger Takt erſetzt, was dem Verſtande an Uebung und methodiſcher Ausbildung fehlt.

Auch Marie, obwohl ihr das gleichſam höfiſche Weſen im Hauſe ihrer Beſchützerin (der Wittwe eines Reichsfürſten) ganz fremd und neu war, fand ſich mit wunderbarer Leichtigkeit in die Umſtände, eignete ſich leicht gewiſſe Ehrenbezeigungen an, welche die Fürſtin nicht eigentlich zu begehren, vielmehr nur, aus Gewöhnung, zu erwarten ſchien. Indeß ward durch jene Abgemeſſenheit der Sitte die innigſte Vertraulichkeit nicht ausgeſchloſſen; wie denn überhaupt Bewunderung und Ehrfurcht die Liebe nicht aufhebt, welche ſtets auf Achtung ſich begründen möchte, und nur auf dieſem edlen Boden Stärke und lange Dauer gewinnt. In ihren einſamen Stunden kam es dem Mädchen wohl einmal in den Sinn, die ernſte, gediegene Pracht, welche ſie umgab, die Stille, die Ruhe und Ordnung des einfachen, doch fürſtlichen Haushaltes, in welchem ſie lebte, mit den Flittern und dem verworrenen Toſen in jenem Hauſe zu vergleichen, wo man ihr am unbürgerlichen Leben hatte Geſchmack einflößen wollen. Wie viel näher, dachte ſie dann in ihrem Sinne, ſteht nicht dem wahren vornehmen Leben jene liebevolle Berückſichtigung denkbarer Wünſche und Forderungen Anderer, welche in ſtillen und genügſamen Bürgerhäuſern ſo häufig vorkommt. Scheint es mir doch, als unterſchiede ſich dieſes Schloß von unſerem Hauſe durch Nichts, als den äußeren Glanz? — Sammlung, Ordnung, Folge, iſt am Ende das allein Vornehme, und bei wüſten Menſchen nimmermehr gutes Sein und gute Geſellſchaft.

Der Obriſt ſetzte die Frauen von ſeinen Bemühungen und noch immer unſicheren Erfolgen durch häufige Mittheilungen fortgehend in Kunde. Durch Beharrlichkeit war es ihm gelungen, das Regiment und die Compagnie ausfindig zu machen, in welche man Wilhelm eingetragen hatte. Er unterhandelte jetzt um die Entlaſſung des jungen Landmannes, welche indeß von den Behörden ſo hartnäckig verweigert ward, daß er doch endlich ſich genöthigt ſah, den Einfluß und die Verwendung der Fürſtin in Anſpruch zu nehmen.

Die Frauen erwarteten nicht ohne einige Unruhe und Spannung die Wirkung und den Erfolg der Briefe, welche die einflußreiche Dame in Wilhelms Angelegenheit an mächtige Gönner und Freunde gerichtet hatte, als eines Tages ganz unerwartet Mariens Vater bei ihnen ſich melden ließ. Seine Handelsfreunde hatten ihn zeitig von allen Stadtgerüchten in Kenntniß geſetzt, über des Mädchens jähe Entfernung, welche zu Vermuthungen aller Art ſo viel willkommenen Stoff herlieh. Höchſt betroffen hatte er darauf ſeinen umfaſſenden und wichtigen Geſchäften einen ſchnellen, vielleicht auch übereilten Abſchluß zu geben geſucht, um ohne Verzug und in größter Eile heimkehren, ſeinem einzigen geliebten Kinde beiſtehn zu können. An der Grenze des Reiches fand er neue Briefe, aus welchen er den Aufenthalt Mariens kennen lernte, wendete ſich daher unmittelbar dahin, wo ein kurzer ſehr heftiger Wortwechſel mit der boshaften Couſine zwar ihn mit widrigen Empfindungen erfüllte, doch zugleich ihm den Vortheil brachte, auf das Beſtimmteſte zu erfahren, in weſſen Hauſe, unter welchem hohen Schutze Marie in dem Augenblicke ſich befand und aufhielt. Unverzüglich hatte er darauf einen anſtändigen Wagen beſorgen laſſen, um ſeine Tochter aufzuſuchen und ihrer edlen Beſchützerin ſeinen Dank von Herzen darzubringen.

Die Fürſtin eilte auf die Nachricht von ſeiner unerwarteten, überraſchenden Ankunft zu Marien, ſie mit Zartheit auf ein Ereigniß vorzubereiten, welches dem ohnehin gereizten Mädchen hätte ſchaden können. Erſt nachdem ſie der feſten Stimmung ihrer jungen Freundin gewiß war, ließ ſie den Vater in deren Zimmer führen, und entfernte ſich ſelbſt, als er eintrat, durch die entgegengeſetzte Thüre.

Auf die erſten, nothwendig ſtürmiſchen Aufwallungen der Rührung und Freude bei unerwartetem Wiederſehn, folgte eine Verkettung von Berichten, Fragen und Gegenfragen, welche kein Ende nahm. Der Vater tadelte Mariens Unbeſonnenheit, allein noch mehr ſich ſelbſt, daß er nicht ſogleich ſie auf dem Lande gelaſſen, oder doch in der Stadt irgend einen ganz zuverläſſigen Freund ihr zum Anwalt und Rathgeber beſtellt habe. Wohl ſehe ich jetzt, ſagte er, daß ich Deine ſchwache Mutter falſch beurtheilt habe und ihr bei weitem weniger Abſichtlichkeit und Verſtellung zugetraut, als doch am Ende in ihr zu ſtecken ſcheint. Für eigentliche Bosheit kann ich's indeß nicht halten, das, was ſie an Dir gethan; denn nach ihrer Art, die Dinge anzuſehn, mußte ſie glauben, für Dein Beſtes vortrefflich geſorgt zu haben. Doch macht mir dieſe Albernheit einen Ekel und Widerwillen, den ich nimmermehr werde überwinden können. Ich will ihr ein reichliches Auskommen feſtſetzen, welches ſie auf ihre Weiſe verzehren mag, und mich ſelbſt von ihr ganz trennen. Doch muß ich in der Welt ja wohl Etwas für mich behalten. Sprich, mein Kind, willſt Du mit mir fortleben? Nie will ich Dich fürder ohne Schutz und Halt allein laſſen in dieſer argen Welt. — Allein Du antworteſt nicht? Sollteſt Du Deinen Vater verlaſſen wollen?

Marie ſchwieg und wagte in ihrer Verwirrung nicht, ihm gerade in die Augen zu ſehn. Das jüngſt Erlebte hatte die Hülfloſigkeit eines verlaſſenen, allein ſtehenden Mädchens ihr deutlich zur Anſchauung gebracht, ſie daher in den Stunden ruhiger Ueberlegung in ihren Gedanken oft mit dem Heirathen ſich beſchäftigt und Wilhelms dabei nie vergeſſen. Sie war feſt entſchloſſen ſeine Lebensweiſe zu theilen, in ſeinem Gewerbe ihm auszuhelfen; und, daß er ſie nicht vergeſſen habe, noch jemals ſie verlaſſen, aufgeben werde, das fühlte und wußte ſie. So war, in ihrem Sinne, Alles bereits in beſter Ordnung, fehlte Nichts mehr zu ihrem Glücke, als des Vaters Billigung, Wilhelms Anweſenheit, der eheliche Segen. Allein Etwas zu denken und es laut auszuſprechen, iſt nicht ganz daſſelbe. Giebt es doch ſo viele Dinge, welche wir nicht einmal in der Dunkelheit der Nacht laut ausſprechen würden, noch in der Abgeſchiedenheit des Waldes, noch wo immer ſonſt wir gewiß ſind, von keines Menſchen Ohr vernommen zu werden. Von unſeren Gedanken, Meinungen, Wünſchen, Hoffnungen verhehlt der Mund ſo Vieles, wenigſtens der Mund geſcheidter Menſchen.

Der Vater wußte ihr Schweigen richtig auszulegen; ohnehin geſtattete jener Zeit die Sitte den Mädchen, zwar befragt ihre Neigung erröthend zu bekennen, doch nicht ſelbſt zu werben, noch ihre Angehörigen um einen Mann zu bitten und zu beſtürmen. Er half daher, nachdem er zum Ueberlegen ihr die nöthige Zeit gelaſſen, der mädchenhaften Schüchternheit mit vieler Anmuth nach, indem er ſie leiſe befragte, ob Wilhelm noch immer ihr ſo lieb ſei, als vordem. Würdeſt Du, drängte er ſie, als ſie ſchweigend ſeine Frage zu bejahen ſchien, Dich entſchließen können, auf dem Dorfe zu leben, einer ländlichen Wirthſchaft treu vorzuſtehen? — Bedenke den Unterſchied von Stadt und Land, von leichter und ſchwerer Arbeit, von einſamer Stille und geſelligem Geräuſch. Entſcheide Dich, ſprich. — Gern, erwiederte Marie, will ich mit wenigen guten Menſchen, von allen übrigen abgeſondert, mich einſchließen; gern alle Arbeit thun, welche das Haus verlangt und bringt. Auch glaube ich dabei nichts einzubüßen; was ich bisher vom ſtädtiſchen Leben geſehn und kennen gelernt, iſt für mich ohne Geſchmack und Kraft.

Möge es Dich nie gereuen, ſprach der Vater mit Rührung; doch weiß es Gott, daß Du meinen innigſten Herzenswünſchen ſo wunderbar entgegenkommſt, daß ich noch immer mein Glück nicht faſſen, nicht begreifen kann, wie die Tochter einer ſolchen Mutter ſo hat werden können, wie Du biſt. Es freut mich, daß es Dich nicht davor graut, eine ſtattliche Bäuerin zu werden; indeß würde es bei den Umſtänden, in welche Glück und Thätigkeit allmählig mich verſetzt haben, eben ſo unnöthig, als verkehrt ſein, wollte ich Dir einen ſo beſchränkten Wirkungskreis anweiſen, als jener der guten Muhme, welche Dich hoffentlich bald Kind und Tochter wird nennen dürfen. Ich habe bisher beſonders vor Deiner Mutter, doch ſelbſt vor Dir meine guten Glücksumſtände verbergen müſſen. Jene hätte in ihrer Hoffarth mir keine Ruhe gelaſſen, der Himmel weiß, wo hinausgewollt. Allein auch Dich ſelbſt hätte die Vorſtellung verderben können, zu großem Glücke geboren zu ſein, wenigſtens die Schmeichelei, welche dem Reichthum, weil er nahe und ſichere Vortheile gewährt, noch unermüdlicher nachgeht, als ſelbſt der Macht. Jetzt ſcheinſt Du mir ſchon feſt genug, befürchte ich nicht mehr, daß ein falſcher Glanz Dich verlocken, Dich ablenken könne von der Bahn, welche Du frühe eingeſchlagen haſt. Ich darf daher Dir bekennen, daß ich ſehr reich bin und Dir, wie dem Manne Deiner Wahl, ohne mir Viel zu entziehn, ein ganz beneidenswerthes Loos zu bereiten vermag. Höre nun meinen Lebensplan.

Mein kleines Geſchäft in der Stadt will ich dem alten Uhrmacher übergeben. Er kommt draußen nicht vorwärts; die Kinder aber wachſen heran, müſſen in ein Geſchäft, in eine Thätigkeit kommen. Bisher habe ich ihn nur hingehalten, ihn zappeln laſſen, wie man ſagt, weil's mit ſeinem Naturell und ſeinen Gewöhnungen ſich gar wohl vertrug, etwas leichtſinnig in den Tag hineinzuleben, nur von heut auf morgen zu denken. Seit einiger Zeit indeß bemerke ich, daß mit dem Alter ihm auch die Sorgen kommen, daß es ihm zum Bedürfniß wird, ſich ſtill und ſicher zu betten. Auch hat er auch dem, was Du mir geſagt, große Anſprüche auf unſere Gunſt und Erkenntlichkeit. Mein Haus in unſerer Stadt mit der ganzen Einrichtung und mit der Berechtigung, ſein Gewerbe darin fortzuführen, auf dem Fuße, als ich's getrieben, ſoll nächſtens ganz ſein Eigenthum werden. Auch werde ich ihm Geld vorſchießen, damit er in dieſem Geſchäfte mehr ſich ausdehnen könne, als ich ſelbſt gethan, weil ich ſeit langer Zeit es nur des Scheines willen fortgeſetzt habe.

Euch aber, meine Kinder, denke ich ein hübſches Gut zu

Digitized by Google

kaufen. Wilhelm iſt zwar ein bloßer Erfahrungslandwirth; doch hat der Burſch Kopf, ich habe es ihm angemerkt, als ich draußen mit Fragen ihn quälte, welche ihm ganz neu waren. Denn er beantwortete ſie zwar anfangs verwirrt, wenigſtens mit unzureichender Klarheit, zuletzt aber für den Stegreif recht gut. Sieh nun, mein Kind, weßhalb ich Dich gelehrt und gewöhnt habe, ein Haushalt und Handelsbuch zu führen. Es iſt überhaupt nicht ungewöhnlich, daß eine Gattin in die Lage kommt, auch in den größeren Wirthſchaftsangelegenheiten zu helfen und zu rathen, wenn ſie's nur vermag. In Frankreich, wenigſtens in den Provinzen, werden daher die meiſten Frauen ſo angeleitet, daß ſie nöthigenfalls ein Buch führen und ein Geſchäft überſehn, Aufwand und Vortheil gegen einander abwägen können. Auch Dir wird es in Deiner künftigen Lage von großem Vortheil ſein, daß die Buchhaltung Dir geläufig iſt; denn unſer Wilhelm dürfte vor der Hand dabei nicht recht ſich anzuſtellen wiſſen. Obwohl er es lernen ſoll und muß und wird, um Dir nicht nachzuſtehn. Beide müßt Ihr indeß mit einander, wenigſtens ein Jahr lang, in einer fremden Wirthſchaft die Schale durchwachen. Ganz unmittelbar ſollt Ihr nicht übergehn in die Lage, in welche ich Euch verſetzen kann, und zu verſetzen wünſche.

Vielleicht hätt' er dem Mädchen noch viele andere gute Lehren ertheilt, denn es iſt dieſes ein ganz unerſchöpflicher Stoff, wäre nicht eben jetzt die Fürſtin wiederum zu ihnen eingetreten. Mit freundlicher Ungeduld empfing ſie die Bezeigungen der Ehrfurcht und des Dankes, welche Mariens Vater zwar mit vielem Anſtande, doch nicht ohne ein wenig bürgerlicher Weitläufigkeit ihr vortrug. Indeß benutzte ſie gewandt und ſchnell die erſte ſich darbietende Unterbrechung ſeiner Dankrede, um mit dem, was ihr ſchon auf den Lippen ſchwebte, endlich nun auch an den Tag zu kommen. Erlaſſen Sie mir, ſagte ſie, Ihnen ſogleich auf alles Liebe zu antworten, was Sie mir ſchon geſagt haben, oder aus der Fülle Ihres guten Herzens noch ſagen möchten. Denn ich ſehe und höre, verzeihen Sie mir, nun auch für den Augenblick gar Nichts, als das glückliche Ereigniß, welches Ihnen zu melden ich gekommen bin. Es klingt romanhaft, iſt aber nichts deſto weniger die reine Wahrheit, daß wir nicht mehr Selbdritte ſind; denn eben jetzt iſt zu meiner Ueberraſchung und ganz unſäglichen Freude der Obriſt mit unſerem jungen Soldaten angekommen. Er ſteckt noch in der Uniform, welche ihm vortrefflich anſteht. Allein auch der Obriſt darf ſich wohl neben ihn hinſtellen; iſt er gleich nicht ganz ſo jung, ſo erſcheint er mir doch als ein ſtattlicher Mann; und ſein Auge iſt wie neu belebt, ich denke durch ein Gefühl, welches wir ehren müſſen. Ganz bin ich freilich noch nicht im Klaren, was ihn ſo liebenswürdig entzückt; ob der Gedanke, Marien genützt, oder der andere, meine Hand verdient zu haben. Ja, liebe Marie, von Ihren vielen Verehrern will ich wenigſtens einen für mich behalten; und wenn Sie nicht aufhören wollen, mir des Grafen Herz zu entziehen, ſo werde ich mich grauſam an Ihnen rächen, und nach dem ſchönen Unteroffizier mein Netz auswerfen. — Nun was ſtehen Sie da ſo unbeweglich? Wollen Sie nicht ſogleich mit mir in den Saal gehn, wo unſre beiden Freier auf die Entſcheidung ihres Schickſals warten? Ein und höchſtens zwei, drei Mal im Leben, mein beſtes Kind, haben wir Frauen das Recht, den Männern ein ſehr entſcheidendes Ja oder Nein zu ſagen. Das erſte Mal hatt' ich mir's nicht ernſtlich genug überlegt; das zweite, ſagt mir mein Vorgefühl, wird's ſchon um Vieles beſſer gehen.

Sie wendete ſich nach dieſen Worten der Thüre zu, und ging in Begleitung der übrigen durch eine Reihe großer und ernſt geſchmückter Zimmer nach dem Saale. Hier ſtand der Graf in lebhaftem Geſpräche mit dem Soldaten, welcher noch nicht in aller Form entlaſſen und daher noch immer militäriſch gekleidet war. Er hielt ihn, was die Frauen gern ſahn, mit beiden Armen umfaßt; Wilhelm indeß hatte aus einem Ueberreſte ſoldatiſcher Unterordnung die Hände feſt an den Leib gezogen, die Traulichkeit ſeines Oberen beſcheiden annehmend, doch ohne ſie zu erwiedern.

Der Graf ſetzte alſobald den jungen Landmann in Freiheit, ergriff darauf nach einer leichten Verbeugung gegen die Dame des Hauſes Mariens Hand und ſchüttelte ſie herzhaft. Hier Marie, ſagte er, bring' ich Ihnen den beſten liebenswürdigſten Jüngling der Welt. Mit größter Mühe habe ich ihn ſeinen Kameraden und Oberen entriſſen; denn er hatte es Allen angethan. So lang ich nun diene, iſt mir Nichts der Art vorgekommen. Vom Regimentschef bis zum letzten Soldaten ſeiner Compagnie wollte Niemand ihn miſſen. Allein zuletzt haben ſie mir den Burſchen doch herausgeben müſſen, Dank ſei's den Bitten Ihrer Beſchützerin — und der meinigen, rief er lebhaft, dabei nach der edlen Frau, welche neben Marien ſtand, mit einnehmender Zärtlichkeit umblickend. — Er ſoll uns erzählen, wie er's angeſtellt, ſo viele rauhe Herzen ſich zu eigen zu machen. Doch vorher muß ich durchaus mein Schickſal, wie das ſeinige entſchieden ſehn. Beginnen wir mit Wilhelm und Marien. Iſt es nicht Ihr Vater, den ich hier ſehe? Der Vater nickte bejahend. Nun ſo werden wir vor allen Dingen Sie bitten müſſen, ſich zu erklären, ob Ihre Anſichten mit einer Mesalliance der Art in Uebereinſtimmung zu ſetzen ſind, ob Sie nicht vielleicht Etwas dagegen einzuwenden haben, was doch zu unterſuchen und ernſtlich zu beſprechen wäre. Denn auf keine Weiſe möcht' es ſich ziemen, dieſe Partie Ihnen gleichſam über den Kopf zu nehmen.

Hier bleibt Nichts mehr zu beſprechen übrig, ſagte der Vater mit ruhiger Heiterkeit. Ich habe dieſe Verbindung längſt vorausgeſehn, gewünſcht, ſogar, in ſo weit es die Klugheit geſtattete, ſie begünſtigt. Auch habe ich die Bedingungen meiner Einwilligung Marien eben mitgetheilt. Hören Sie mich nun, aber verſtehen Sie mich auch recht. Einem Bauern will ich das Mädchen allerdings nicht zur Ehe geben, weil ſie für dieſen Stand zu reich iſt. Die Wahl der äußern Lebensbeſtimmungen muß, wie Sie einſehen werden, den Umſtänden doch ſich anmeſſen. Seiner Perſon nach iſt Wilhelm der Mann, den ich vor allen anderen meinem Kinde gewünſcht; allein, wenn er ſie ernſtlich haben will, muß und ſoll er ſich vorbereiten, ein reicher Mann, ein Gutsbeſitzer zu werden, oder was in dieſer Art ſonſt ihm anſteht.

Laſſen Sie, ſagte der Obriſt haſtig, den jungen Mann Soldat bleiben; ich ſtehe Ihnen dafür, daß ich ihm in vierzehn Tagen den Degen verſchaffe. Von ſeiner Anſtelligkeit, ſeinem leichten Begreifen aller Dienſtſachen, habe ich drüben Wunderdinge gehört; auch hat man von ſeinem Ehrgefühle große Meinung und iſt im Voraus überzeugt von ſeiner Bravour. Doch laſſen wir ihn ſelbſt entſcheiden. Sprich Wilhelm, willſt Du Soldat werden, mein Kamerad ſein? Du ſollſt mein Adjutant werden, mein Hausfreund, mein Umgang, mein Schüler! — Wilhelm warf bei dieſen Worten einen forſchenden Blick auf Marien, dann einen feurigen und liebevollen auf den Obriſten. —

Wenn ich dem Zuge folgen wollte, ſagte er, welcher ſtark und mächtig zu Ihnen mich anzieht, oder auch einer gewiſſen unbeſtimmten Neigung zum Kriegsweſen, welche in der kurzen Zeit meines Dienſtes mir ſich mitgetheilt hat, ich weiß nicht wie: ſo würde ich unbeſinnlich auf Ihre Seite mich wenden. Doch leſe ich in Mariens Antlitz, daß ſie's nicht will, und erinnere mich aus alter Zeit, daß ſie Ruhe und ſtille Lebensart liebt, nur an einer ländlich häuslichen, ſtillen Thätigkeit Gefallen findet. Will dann in der Folge ihr Vater uns in den Stand ſetzen, unſeren Fleiß auf ein größeres Gut auszudehnen, als der Bauerhof meines Vaters; ſo getraue ich mir wohl, auch ein ſolches zu verwalten. Freilich möcht' ich's vorher einmal verſucht haben.

Nun denn, ſprach der Obriſt, wenn Marie nicht Vernunft hören will, ſo nimm von mir ein Gut in Pacht, oder auch in Verwaltung, bis Dein Schwiegervater beſſer für Dich geſorgt haben wird. Doch iſt zu dem Allen noch Zeit; für jetzt ſcheint es mir dringender, die jungen Leute zu verloben. Mein lieber Vater, erlauben Sie doch dem guten Jungen da, ſein Mädchen einmal recht herzhaft zu umfaſſen, ſie recht ſoldatiſch an ſein Herz zu drücken. Rufen Sie ihm zu, daß ich auf ſein Beiſpiel warte, um meiner ſchönen Braut den erſten Kuß zu entreißen.

Es wurden einige Minuten in lebhaften Aeußerungen der Liebe, des Wohlwollens, der Dankbarkeit hingebracht; worauf die Fürſtin, welche zu bewegt war, um reden zu können, der Geſellſchaft freundlich zuwinkte, ihr nachzufolgen. Sie ging den übrigen voran bis in ihr Cabinet, wo Alle ſich niederließen. Es trat eine tiefe Stille ein; ſie ſchwiegen oder es redete ein Nachbar leiſe zum andern. Doch als nun endlich die Aufregung ſich zu legen ſchien, in welche der frohe Ausgang der Verwickelung alle Anweſenden verſetzt hatte, da forderte die Fürſtin den Jüngling auf, ſeine kurze Soldatenlaufbahn von Anbeginn und möglichſt umſtändlich ihnen vorzutragen.

Es befremdete mich, hub Wilhelm an, als der Schulze ins Haus kam, mir anzuzeigen, daß ich auf's Amt geladen ſei. Doch von dem, was man dort beabſichtete, argwöhnte ich nicht das Geringſte. Ich hatte ſtets gehört, daß ich frei ſei und nach den Rechten gar nicht könne ausgehoben werden. Allein in der Amtsſtube ließ man mich nicht lange im Dunkeln über den Zweck der Vorladung. Der Beamte machte mir ein finſteres Geſicht, kramte eine Weile in ſeinen Acten umher und zog daraus ein Papier hervor, wovon er Namen, Geburtsjahr und ähnliche Weitläufigkeiten ſchnarrend herunterlas und mich darauf fragte, ob Alles zutreffe, oder ob ich vielleicht dagegen Etwas einzuwenden habe. Ei, mein Gott, nein, ſagte ich, ſo heiße ich und dann bin ich geboren. Aber, was ſoll das Alles; iſt es doch nicht ſo lange her, daß ich geboren und getauft bin, um ſchon meinen Namen und Alter vergeſſen zu haben? Inſolent, unverſchämt, brummte der Beamte; vergißt er, daß er vor der Obrigkeit ſteht? Ich ſehe ſchon, daß es hohe Zeit iſt,

Digitized by Google

Ihn Sitten zu lehren. Herr Corporal, rief er, und es trat ein falches Stück aus einer Seitenthüre hervor, nehmen Sie Ihren Rekruten in Empfang und ſorgen Sie dafür, daß er Reſpect und Achtung lerne, denn unter uns hat er bisher für einen kecken und übermüthigen Burſchen gegolten.

Des Ausganges dieſer Unterredung erinnere ich mich ungern. Meines Rechtes eingedenk ward ich ſehr heftig und mag in der Leidenſchaft das Maß überſchritten und Dinge geſagt haben, welche in den Verhältniſſen ungehörig ſind. Es kocht mir das Blut, wenn ich des Vorganges mich erinnere, der für mich übel genug ablief; denn ich ward gefeſſelt, eingeſperrt und wenige Stunden darauf in dunkler Nacht auf einem Wagen und wohlbegleitet abgeführt.

Unterweges hatte ich meine Lage mir ernſtlich und von allen Seiten überlegt. Es ward in meinen Gedanken mir Vieles auf einmal klar, worauf ich ohne dieſes Ereigniß ſchwerlich jemals würde verfallen ſein. Als einziges und doch eigentlich nicht übel gerathenes Kind hatten meine Eltern mir von früh auf gar ſehr den Willen gelaſſen. Ich war etwas unabhängig, trotzig, wenn es galt, von mir abzuweiſen, was mir nicht eben gefiel. Daß man in irgend Etwas ſich zu ſchicken habe, weil es nun eben nichts anders iſt, noch ſein kann, das war mir bis dahin nicht im Traume beigefallen. Nun aber ſaß ich im Käfig, wie der Falke, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als am Gitter mir den Kopf einzuſtoßen, oder die Gunſt und den guten Willen des Jägers mir zu gewinnen. Was ich von allen Leuten gehört, welche vormals zu Soldaten waren genommen worden, hätte mir allen Muth benehmen ſollen. Doch fühlte ich in mir ſo viel Witz und Kraft, ſetzte ich in mein gutes Recht ſo viel Vertrauen, daß ich noch immer nicht durchaus verzweifelte.

Der Unteroffizier, welcher neben mir im Wagen ſaß, war nicht derſelbe, mit dem ich auf dem Amte die Händel gehabt. Er fühlte einiges Mitleid, bedauerte meine Lage, war überhaupt, wie ſich's in der Folge gezeigt, ein milder und wohlgeſinnter Mann. Allmählich wußte er mein Vertrauen zu gewinnen, ſo daß ich mir das Herz faßte, ihn über die Dinge, welche mir bevorſtanden, ein wenig auszuforſchen. Er zählte mir darauf an den Fingern jegliche Uebung und Handlung her, welcher ich von Anbeginn und bei'm Dienſte mich werde unterziehen müſſen. Auch ſchärfte er mir ein, gleich anfangs weder Blödigkeit und Weinerlichkeit, noch andrerſeits einen harten, widerſpenſtigen Sinn an den Tag zu legen. Der Rekrut, ſagte er, muß um des Himmels willen ſich nicht merken laſſen, daß es ihm ſauer wird und in der Seele zuwider iſt, die neue Laufbahn anzutreten. Bezeigt er ſich nun gar weichlich und faul, merkt man ihm an, daß er ein verzogenes Mutterſöhnchen iſt, ſo wird es mit ihm ſtets für lange aus ſein. Friſch, aufgeweckt, voll Luſt und guten Willens, ſo will man ihn haben. Einiges Zutraun ſoll er zeigen, aber noch weit mehr Reſpect; keine Furcht, aber viel Scheu. Es wird ſchon gehn, ſchloß er, und wenn es Dir irgendwo fehlt, ſo frage nur mich, denn ich treibe die Sache ſchon lange und kenne meine Leute.

Am Orte meiner Beſtimmung angelangt, ward ich unverzüglich vorgeſtellt, ausgemeſſen und ſehr genau beſehn. Ich war ſo glücklich, die Faſſung zu behalten und Ruhe genug, mir gelegentlich alle Anweſende ſcharf anzuſehn, ſchloß dabei aus den Geſichtszügen auf ihre Gewohnheiten, Neigungen und Anſprüche. Es beſtätigte ſich in der Folge, daß ich ſchon an dieſem erſten Tage recht gut Beſcheid gewußt.

Wie's nun mag zugegangen ſein, genug, daß Hoch und Niedrig, Jung und Alt mich ſtets im Auge behielt. Mit den Uebungen ging es ſo ſchnell und leicht, daß man herbeikam, mir dabei zuzuſehn, oder Geſellſchaft zu leiſten, was weiß ich's. Unter die Soldaten kam ich nicht eigentlich; denn es nahm mich der Obriſt ſogleich in's Haus. Ich ſolle in ſeinem Hauſe Dienſt leiſten, hieß es; kam indeß nicht dazu, ich weiß nicht weßhalb. Dann ward ich Unteroffizier; und wiederum ſteckten ſie die Köpfe zuſammen, und ſchienen nicht recht zu wiſſen, wohin ſie mich ſtellen ſollen, denn ich blieb nach wie vor im Hauſe des Commandanten. Nun wurden mir die ſchönſten Anerbietungen gemacht, wenn ich freiwillig bei den Soldaten bleiben wolle. Da begann ich zu vermuthen, daß man ſich fürchte, daß man beſorge, es möge herauskommen, wie's auf dem Amte eigentlich zugegangen ſei; und deßhalb verſprach und gelobte ich Nichts, that vielmehr, als verſtehe ich nicht recht, was man wolle. Indeß benutzte ich die viele freie Zeit, in der Schule der Unteroffiziere mich fleißig im Rechnen und Schreiben zu üben. Auch gab mir der Adjutant, als er bemerkte, daß ich gern leſe, allerlei Bücher, Geſchichten, doch lauter Kriegsſachen. Die freie Zeit aber ſprach ich mit Allen, die was zu erzählen, oder zu zeigen, oder ſonſt mir mitzutheilen hatten. — Mariens Vater, welcher den Jüngling unausgeſetzt in den Augen behalten, unterbrach ihn hier durch den Ausruf: nun begreife ich, wie Du ſo verändert, nun ſo flink und klug und rüſtig biſt! Früher, wie ſehr Du mir geſchickt, fand ich Dich doch ein wenig zu weich und nachgelaſſen. Es hat Dir genützt, Dich tummeln, Anderen gehorchen zu müſſen. So werden die Leute, welche uns ſchaden wollen, oft gegen ihren Willen, unſere Wohlthäter! — Auch Marie iſt entſchiedener, ſichrer, feſter, als zuvor. Habe ſo lange Zeit ſie gewahrt und gehütet, als wäre ſie mein Augapfel, und ſehe nun klärlich ein, daß Welt und Schickſal aus dem Menſchen bilden und machen, was Huth und Fürſorge nimmermehr bewirken können. Ja, ſprach Wilhelm, doch Alles zu ſeiner Zeit. Seht mir da den geborenen Pedanten! rief Mariens Vater; ſpricht er nicht bereits ganz wie ſein Alter?

Alle lachten; doch meinte die Fürſtin, daß Wilhelms Ausſpruch, als ein Wort zu ſeiner Zeit geſprochen, in Ehren zu halten ſei. Worauf der Obriſt das Wortſpiel aufnahm und erinnerte, daß es nun auch an der Zeit ſein dürfe, den Hochzeitstag feſtzuſtellen. Nach einigem Widerſtreben willigte Mariens Vater in den Vorſchlag des Grafen, beide Ehen an demſelben Tage zu vollziehen, ſie durch ein gemeinſchaftliches Hochzeitmahl zu feiern. Es war ein ſchöner, feiernswerther Tag. Denn ſelten erheben ſich Menſchen verſchiedenen Standes zum Bewußtſein ihrer Uebereinſtimmung in ſolchem, was tiefer, heiliger und weſentlicher iſt, als jenes Zufällige der Geburt und äußerlichſten Glücksumſtände. Allein auch dieſem ſein Recht, ſeinen Anſpruch, ſeine Ehre; nur nicht mehr, als ihm gebührt und zukommt.

Dorothea Henriette von Runkel, geb. Rother,

geboren am 6. September 1724 zu Leipzig, Gattin des Obriſtlieutenant von R., lebte zuletzt verwittwet als Gouvernante einiger adeligen Fräulein zu Dresden, und ſtarb daſelbſt am 13. Junius 1800.

Sie hinterließ:

Briefe über München. Stendal 1741.

Sammlung freundſchaftlicher Originalbriefe. 3 Thle. 2te Aufl. Stendal 1790.

Moral für Frauenzimmer. Stendal 1796.

Die Briefe dieſer geiſtreichen und für ihre Zeit hochgebildeten Frau galten lange als Muſter ihrer Gattung, bis ſie ſpäter bei verfeinerter Geſchmacksrichtung durch beſſere Leiſtungen verdrängt wurden und ſehr bald in Vergeſſenheit geriethen.

Iſaak Ruſt,

geboren am 14. October 1797 zu Mußbach, war Anfangs Progymnaſiallehrer zu Speier, wurde 1820 Pfarrer zu Ungſtein, 1827 Pfarrer der franzöſiſch-reformirten Kirche zu Erlangen, und 1830 Profeſſor der Theologie daſelbſt.

Außer einzelnen Reden und Predigten beſitzen wir von ihm:

Predigten über ausgewählte Texte. 2 Thle. Erlangen 1829, 1830.

Wärme des Gefühls, klare lichtvolle Entwicklung, Würde und Anmuth der Darſtellung und treffliche Behandlung des Stoffes ſind den Kanzelvorträgen dieſes ausgezeichneten Mannes in hohem Grade eigen.

Digitized by Google

S.

Jakob Chriſtoph Friedrich Saalfeld,

geboren am 20. Auguſt 1785 zu Hannover, ſtudirte zu Göttingen und habilitirte ſich im Jahre 1808 als Privatdocent in Heidelberg. 1810 wandte er ſich wieder nach Göttingen, wurde daſelbſt im Jahre 1811 außerordentlicher, 1823 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie und 1832 Deputirter der Univerſität bei dem hannöverſchen Landtage. Er ſtarb, nachdem er ſeiner Profeſſur enthoben und nach Sigmaringen gegangen war, daſelbſt im Jahre 1835.

Schriften:

Grundriß eines Syſtems des europäiſchen Völkerrechts. Göttingen 1809.
Geſchichte des portugieſiſchen Colonialweſens in Oſtindien. Göttingen 1810.
Recueil historique des loix. 2 Vol. Götting. 1809.
Geſchichte des holländiſchen Colonialweſens in Oſtindien. 2 Thle. Göttingen 1812.
Handbuch des weſtphäliſchen Staatsrechts. Göttingen 1812.
Allgemeine Colonialgeſchichte des neuern Europas. 4 Bde. Göttingen 1812.
Staatsrecht von Frankreich. Götting. 1812, 2 Bde.
Ueber das politiſche Syſtem Frankreichs. Bremen 1814.
Nemeſis. Göttingen 1814.
Geſchichte Napoleon Buonaparte's. Altenburg 1815.
Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit. 4 Bde. Leipzig 1815—1823.
Geſchichte der Univerſität Göttingen von 1788—1820. Hannover 1820.
Grundriß zu Vorleſungen über Politik. Göttingen 1821.
Grundriß zu Vorleſungen über Geſchichte. Göttingen 1821.
Grundriß zu Vorleſungen über Nationalökonomie und Finanzen. Göttingen 1821.
Ueber das poſitive europäiſche Völkerrecht. Göttingen 1821.

Scharfſinn, gründliche Kenntniß und gute Darſtellung erwarben den hiſtoriſchen und politiſchen Schriften Saalfeld's einen angeſehenen Ruf und raſche Verbreitung, doch fand er auch heftige Widerſacher, da er ſich von einſeitiger Parteilichkeit nicht frei zu erhalten wußte.

Gottfried Wilhelm Saecr

ward am 11. Julius 1635 zu Naumburg geboren, ſtudirte zu Jena die Rechtswiſſenſchaften, wurde darauf Hofmeiſter, ſpäter einige Zeit Soldat; dann ließ er ſich 1670 als Advocat in Braunſchweig nieder und wurde in der Folge Kammerconſulent daſelbſt. Er ſtarb am 8. September 1699.

Wir beſitzen von ihm:
Geiſtliche liebliche Lieder. Gotha 1714, 12.

Unter ſeinen religiöſen Liedern findet ſich manches für die damalige Zeit ſehr Gelungene; ſie athmen ſämmtlich echte Frömmigkeit und warmes Gefühl.

Von Sachſendorf, ſ. Minneſinger.

Hermann von Sachſenheim, ſ. Minneſinger.

Auguſt Friedrich Wilhelm Sack

ward zu Harzgerode am 4. Februar 1703 geboren, ſtudirte Theologie, war dann Führer mehrerer jungen Edelleute und hierauf Inſtruktor des Erbprinzen von Heſſen-Homburg. Im Jahre 1731 wurde er dritter reformirter Prediger in Magdeburg, 1738 Conſiſtorialrath und Inſpector der reformirten Kirchen des Herzogthums, und 1740 Hofprediger in Berlin, eine Stelle, die auf's Ehrenvollſte von ihm bekleidet wurde. 1744 trat er in die Akademie und 1750 in das Oberconſiſtorium. Er ſtarb am 23. April 1786. Seine Biographie lieferte ſein Sohn F. S. G. Sack (2 Bde. Berlin 1789).

Er hinterließ:
Predigten. 6 Thle. Berlin 1764.

S. war ſeiner Zeit einer der verdienſtvollſten deutſchen Kanzelredner, und zeichnete ſich vorzüglich durch lichtvolle Klarheit, Verſtändlichkeit und große Einfachheit aus.

Friedrich Samuel Gottfried Sack,

geboren am 4. September 1738 zu Magdeburg, des Vorigen Sohn, folgte ſeinem Vater im Amte, ward Oberhofprediger, 1786 Oberconſiſtorialrath, 1805 Oberſchulrath und 1816 evangeliſcher Biſchof, als welcher er vorzüglich die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in Preußen zu Einer evangeliſchen Kirche bezweckte. Er ſtarb am 2. October 1817.

Von ſeinen Schriften nennen wir:

Briefe über den Krieg. Berlin 1778.
Predigten. Berlin 1781. 2te Aufl. 1788.
Amtsreden. Berlin 1807.

S. trat würdig in die Fußſtapfen ſeines vortrefflichen Vaters, den er ſich in Allem zum Vorbild nahm, und zeichnete ſich wie dieſer, durch ſeine lichtvollen, von wahrhafter Frömmigkeit und echt chriſtlichem Geiſte beſeelten Kanzelvorträge aus.

Digitized by Google

Johann Michael von Sailer

ward am 17. November 1751 zu Artſing im baierſchen Iſarkreiſe geboren, ließ ſich 1777 als Repetent der Philoſophie und Theologie zu Ingolſtadt nieder, wurde dann 1780 zweiter Profeſſor der Dogmatik und 1784 zu Dillingen kurpfalzbaierſcher Kirchenrath. Vom Jahre 1794 bis 1799 privatiſirte er abwechſelnd in München und Ebersberg, ward 1799 von neuem Profeſſor zu Ingolſtadt und 1800 zu Landshut. Im Jahre 1822 wurde er Biſchof von Germanikopolis, Coadjutor und Generalvicar des Biſchofs von Regensburg, von Wolff, Domprobſt und geiſtlicher Rath. Nach Wolff's Tode, 1829, folgte er demſelben in ſeinem Amte. Er ſtarb am 20. Mai 1832.

Unter ſeinen zahlreichen theologiſchen Schriften ſind beſonders folgende bemerkenswerth:

Kern aller Gebete. München 1782 u. ö.
Vollſtändiges Gebetbuch. München 1785 u. ö.
Leſe- und Betbuch. 2 Thle. München 1785 u. ö.
Vernunftlehre. 2 Thle. München 1785 u. ö.
Glückſeligkeitslehre. 2 Thle. München 1787, 1791.
Vorleſungen aus der Paſtorallehre. 3 Thle. München 1788 u. ö.
Uebungen des Geiſtes. München 1799.
Sprüche mit und ohne Gloſſen. München 1799 u. ö.
Briefe aus allen Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung. 6 Samml. München 1800—1804.
Vertraute Reden. 2 Bde. München 1803.
Ueber Erziehung für Erzieher. München 1806 u. ö.
Friedrich Chriſtian's Vermächtniß an ſeine Söhne. Straubingen 1808.
Die ſieben heiligen Sacramente. München 1809.
Das Heiligthum der Menſchheit. 2 Thle. München 1810.
Die Weisheit auf der Gaſſe. München 1810.
Das Auge Gottes. Bregenz 1811 u. ö.
Kleine Bibel für Kranke und Sterbende. München 1811.
Reliquien. 3. Hft. München 1816—1821.
Handbuch der chriſtlichen Moral. 3 Thle. München 1818.
Geſammte Schriften. 9 Bde. München 1818—1822.

Einer der vorzüglichſten katholiſchen Theologen neuerer Zeit, der ſich durch Wort und That große Verdienſte um ſeine Glaubensgenoſſen und namentlich um die gründlichere und lichtvollere Bildung der unteren Geiſtlichkeit Baierns erwarb. „Glücklicher als jeder Andere," äußert ſich Menzel treffend über ihn (Deutſche Literatur Th. I, S. 148), „verband er mit echt katholiſcher Verehrung des Myſteriums, eine heitere Lebensweisheit, einen der modernen Aufklärung angemeſſenen geſunden Menſchenverſtand und eine ſehr populäre Sprache. Seine „Vernunftlehre" und „chriſtliche Moral," ſeine „Weisheit auf der Gaſſe," ſeine Andachtsbücher, die in Jedermanns Hände kamen, wurden der Maßſtab der katholiſchen Aufklärung in Deutſchland."

Jakob Salat

ward am 24. Auguſt 1766 zu Abtsgmünd im Ellwangiſchen geboren, war zuerſt Pfarrer zu Zuſam-Zell bei Dillingen, ſeit 1801 zu Haberskirch, dann Profeſſor der Moral- und Paſtoraltheologie zu München, darauf wurde er 1803 Pfarrer zu Arnbach und 1807 geiſtlicher Rath und ordentlicher Profeſſor der Moralphiloſophie zu Landshut, wo er noch lebt, obwohl die Univerſität verlegt wurde.

Seine Schriften ſind:

Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren. 2 Aufl. München 1804.
Ueber den Geiſt der Philoſophie. München 1803.
Ueber den Geiſt der Verbeſſerung. 2 Thle. München 1805.
Vernunft und Verſtand. Tübingen 1808.
Die Moralphiloſophie. 2 Thle. Landshut 1809.
Der Geiſt der allerneuſten Philoſophie der Herren Schelling, Hegel und Comp. (mit B. Schneider und Weller). München 1803, 1805, 2 Thle.
Religionsphiloſophie. 2 Aufl. München 1821.
Grundzüge der allgemeinen Philoſophie. München 1820.
Sokrates. Sulzbach 1820.
Lehrbuch der höhern Seelenkunde. München 1821.
Verſuch über Naturalismus und Myſticismus. Sulzbach 1823.
Wahlverwandtſchaft zwiſchen den Supranaturaliſten und Naturphiloſophen. Landshut 1829 u. v. a.

Ein entſchiedener Gegner der Schelling'ſchen Philoſophie, ſuchte Salat unermüdlich, mit angeſtrengteſtem Fleiße und vielem Scharfſinn dieſelbe, ſowie überhaupt die neueren philoſophiſchen Syſteme zu bekämpfen. Er iſt als ein Nachfolger Jacobi's zu betrachten und offenbart in ſeinen Schriften tiefes Gemüth, Klarheit und warme Begeiſterung für das von ihm als recht Erkannte.

Salice, ſ. Conteſſa.

Johann Gaudenz, Freiherr von Salis-Seewis

ward am 26. December 1762 zu Bothmar bei Malans in Graubündten geboren, trat 1785 in franzöſiſche Militärdienſte und ſtand bis zur Revolution als Hauptmann der Schweizergarde zu Verſailles. Später diente er unter Montesquieu in Savoyen, als die Franzoſen dieß Land eroberten. Er lebte hierauf als Privatmann zu Chur, war ſeit 1798 Generalinſpector des Milizweſens in der Schweiz und hielt ſich abwechſelnd an verſchiedenen Orten, zuletzt zu Malans auf, wo er auch am 9. Januar 1834 ſtarb.

Er ſchrieb:

Gedichte, geſammelt von Friedrich Matthiſſon. Zürich 1793; 5te Ausg.; 1821.

Salis gehörte zu den ſentimentalen deutſchen Lyrikern einer früheren Periode, deren Richtung großen Anklang bei der Menge fand. Wahrheit der Empfindung, Adel der Geſinnung, Einfachheit, heitere Lebensauffaſſung und ſeine Anmuth und Correctheit in Behandlung der Sprache und Form verleihen ſeinen Gedichten einen bleibenden Werth.

Gedichte von Salis.

An die Erinnerung.

Süßer Wehmuth Gefährtin, Erinn'rung
Wenn jene die Wimper ſinnend ſenkt.

Digitized by Google

Hebſt du deinen Schleier und lächelſt
Mit rückwärts gewandtem Geſicht.

Still und hehr, wie der ſchweigende Vollmond
Dir Gräber beſcheint, betrachteſt du
Das Vergang'ne, weilenden Blickes,
Wie Bräute des Bräutigams Bild.

Deine dämmernden Bilder ſind lieblich,
Wie thauender Duft im Abendroth!
Deine Stimm' iſt ſanft, wie der Flöte
Im Echo entſchwindender Hall.

Oftmals zeigſt du, in duftiger Ferne,
Mir freundlich der Jugend Lenzgefild;
Oder reihſt in Kränze die Veilchen,
Sa Liebe mir, ſparſam nur, las.

Oft erſcheinſt du mir, lächelnd durch Thränen
Und koſeſt mit mir, vertraut und lang,
Von den todten Lieben, an Gräbern,
Die höheres Gras ſchon umwallt.

Mir willkommen im Schleier der Trauer!
Willkommen im heitern Silberflor!
Raſch entfleucht der Gegenwart Freude;
Du, ſinnende Tröſterin, weilſt!

Ermunterung.

Seht! wie die Tage ſich ſonnig verklären!
Blau iſt der Himmel und grünend das Land.
Klag' iſt ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe ſich ſenken,
Hebet die Blicke: des Schönen iſt viel.
Tugend wird ſelber zu Freuden uns lenken:
Freud' iſt der Weisheit belohnendes Ziel.

Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude,
Horcht! ihr ertönet des Hänflings Geſang.
Athmet! ſie duftet im Roſengeſtäude,
Fühlet! ſie ſäuſelt am Bächlein entlang.
Koſtet! ſie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl,
Schauet! ſie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Ausſicht ins blumigte Thal.

Freunde! was gleiten euch weibiſche Thränen
Ueber die blühenden Wangen herab?
Ziemt ſich für Männer das weichliche Sehnen?
Wünſcht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten iſt noch nicht gethan,
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beſchattet das Ende der Bahn.

Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen,
Quälen uns wahrlich aus eigener Schuld.
Hoffnung iſt Labſal dem wundeſten Herzen,
Duldende ſtärket gelaſſ'ne Geduld.
Wenn euch die Nebel des Trübſinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den ſinkenden Muth;
Heget nur männliches, hohes Vertrauen,
Guten ergeht es am Schluſſe noch gut.

Laſſet uns fröhlich die Schöpfungen ſehen
Gottes Natur iſt entzückend und hehr;
Aber auch ſtillen des Dürftigen Flehen;
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Liebet! die Lieb' iſt der ſchönſte der Triebe;
Weiht nur der Unſchuld die heilige Gluth.
Aber dann liebt auch mit weiſerer Liebe
Alles, was edel und ſchön iſt und gut.

Handelt! durch Handlungen zeigt ſich der Weiſe,
Ruhm und Unſterblichkeit ſind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die ſchwindenden Gleiſe
Unſerer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umſchließenden Zirkel beglücken,
Nützen ſo viel als ein Jeder vermag,
O das erfüllet mit ſtillem Entzücken!
O das entwölket den düſterſten Tag!

Muthig! Auch Leiden, ſind einſt ſie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au!
Gräber, von Trauerzypreſſen umhangen,
Malet bald ſtiller Vergißmeinnicht Blau.

Freunde, wir ſollen, wir ſollen uns freuen;
Freud' iſt des Vaters erhab'nes Gebot.
Freude der Unſchuld kann niemals gereuen,
Lächelt durch Roſen dem nahenden Tod.

Sehnſucht nach Mitgefühl.

An Matthiſſon.

My lonely anguish melts no heat but mine,
And in my breast th' imperfect joys expire.
GRAY.

Wo weilt die Seele wie meine geſtimmt?
Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt
Nicht meinen Wunſch; was dem Herzen gebricht,
Gewährt er mir nicht.

Wenn in den Pappeln die Nachtigall ſchlägt,
O Freund, wie bin ich ſo innig bewegt!
Mit ihrer Töne Bedeutung vertraut,
Verſcheucht ſie mein Laut.

Der Mond beflimmert mich düſter und bleich
Durch Tannenwipfel und Föhrengeſträuch;
Der matte binſenbeſpühlende Bach
Seufzt langſam mir nach.

Der Wiederhall in den Klüften verſchlingt
Die Klage, welche die Sehnſucht ihm bringt,
Bald ſchwindet, was der Verlaſſene ruft,
In nichtiger Luft.

Erguß, du Trauter, und Sänftigung fehlt
Dem öden Herzen, von Sehnſucht gequält,
Dem die Natur, die es inniglich liebt,
Genüge nicht giebt!

Wohl herben Kummer zu mildern gelang
Der Mitempfindungen Wechſelgeſang!
Aus Klagen, traulich mit Freunden gekoſ't,
Entblühet der Troſt.

Verwandte Seelen verſtehen ſich ganz!
Nimm dieſes Liedes Vergißmeinnichtkranz,
Aus dem, von Seufzern der Ahnung umweht,
Die Warnung ergeht:

Wo weilſt du, Trauter? Schon grünt uns ein Baum;
Der Baum zum Sarge! ſchon grünet ein Raum;
Der Raum, wo künftig, vom Graswuchs umbebt,
Mein Hügel ſich hebt!

Letzter Wunſch.

Hoc erat in votis.
HOR.

Wann, o Schickſal! wann wird endlich
Mir mein letzter Wunſch gewährt?
Nur ein Hüttchen, ſtill und ländlich;
Nur ein kleiner eigner Herd;
Und ein Freund, bewährt und weiſe,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh'!
Ach und Sie! das ſeufz' ich leiſe,
Zur Gefährtin Sie dazu.

Wenn ich noch ein Gärtchen hätte,
Bau'ten wir's mit eigner Hand.
Statt geſchorener Boskette
Und der Hagenbuchenwand,
Dämmert uns ein Dach von Latten,
Dicht mit Rebengrün bedeckt,
Tief in Silbertannen-Schatten
Vor des Neides Blick verſteckt.

Statt Kanäl' und Gartenteiche,
Nur ein Röhrenbrunnentrog!
Statt Alleen und Taxusſträuche,
Früchte, die ich ſelbſt erzog;
Durch ein Gatter nur von Pfählen,
Durch den Vorhof, eng' und klein,
Eilt' ich, ſtatt nach Marmorſälen,
In ihr trautes Kämmerlein.

Bei des heitern Morgens Friſche
Hörten wir im Buchenhain,
Dort am Waſſer im Gebüſche,
Nachtigallen-Melodei'n.

Digitized by Google

Auch begänne ſie Geſänge,
Wäre Philomel' entfloh'n,
Und in meine Seele dränge
Tiefer noch ihr ſüßer Ton.

Unterm Strauch voll Hageroſen,
Auf dem rothbeblümten Klee,
Könnten wir ſo traulich koſen,
Wie auf ſeid'nem Kanapee.
In dem Duft entblähter Bohnen,
Unter Pappeln, hoch und ſchlank,
Bau'ten wir, trotz gold'nen Thronen,
Eine kleine Breterbank.

Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab' entfloß,
Kräuter, die vom Beet ſie pflückte,
Milch die ſie in Schaalen goß:
Ha! bei ſolchem Göttermahle
Säßen wir, wie froh, wie ſtolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schaale
Nur aus weißem Buchenholz.

Mit den holden Dörfnerinnen,
Nach der Weidenpfeiſe Schall,
Einen Maientanz beginnen,
Gilt uns mehr als Maskenball.
Lieber, als der Prunk der Bühnen
Dem verwöhnten Städterſchwarm,
Wär' ein Pfänderſpiel im Grünen
Mir an meines Mädchens Arm.

In geſtirnten Sommernächten,
Wenn der Mond die Schatten hellt,
Wallte ſie an meiner Rechten,
Durch das thaubeträufte Feld.
Oft zum milden Abendſterne
Häb' ich den entzückten Blick;
Oefter ſenkt' ich ihn, wie gerne!
Auf ihr blaues Aug' zurück.

Vieles wünſcht' ich ſonſt vergebens!
Jetzo nur zum letzten Mal
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedenthal;
Edle Muſ' in eigner Wohnung,
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das, der Treue zur Belohnung,
Auf mein Grab ein Veilchen ſtreut.

Berenice.

Sie tritt hervor; ihr Kirſchenblüthenreiſer
Enthüllt ihr Angeſicht!
Lauſcht, Nymphen, lauſcht! Driaden, liſpelt leiſer!
Ihr, Weſte, athmet nicht!

Blüht glänzender, ihr Wieſenanemonen,
Seit euch ihr Fuß betrat;
O Cytiſus, ſenk' alle Blüthenkronen
Auf meiner Holden Pfad!

Holdſelige! auf ſilbernen Narziſſen
Weht rauſchend ihr Gewand;
Der Angerklee ſtrebt ihren Saum zu küſſen,
Des Graſes Halm die Hand.

Ein Roſenlicht umfließt die zarten Wangen,
Die ſtille Sehnſucht bleicht;
Ihr Auge ſchwimmt in ſchmachtendem Verlangen,
Von ſüßer Rührung feucht.

Wie aus des Mund's halb aufgehauchter Blüthe
Ihr Aetherodem flieht!
Die Lippen nun ein Lächeln milder Güte
Sanft in die Höhe zieht!

Vom Jugenddrang, der ihren Buſen füllet,
Erbebt der Schleife Band;
Erbebt der Flor, ſo ſorgſam überhüllet
Von ihrer Mutterhand.

Wie ſich ihr Haar, mit welchem Niederwallen,
In loſe Ringel ſchlingt,
Und, der Natur aus offner Hand entfallen,
Auf ihren Gürtel ſinkt!

Seht, wie der Hut, aus falbem Stroh gewoben,
Sich auf ihr Auge ſenkt;
Auch niedlich noch, wenn er, im Geh'n verſchoben,
Nachläſſig ſeitwärts hängt!

Sie ſchwebt dahin, auf Lotus und Violen,
Mit leiſem Feenſchritt,
Wie Iris leicht, mit purpurhellen Sohlen,
Auf blaue Wolken tritt.

Ach! ſie entſchwand in's Grün der Gartenhütte;
Die Geißblatt dicht umlaubt.
Nun rauſch', o Quell, durchwehter Kirſchbaum ſchütt'
Noch Blüthen auf ihr Haupt!

Das Mitleid.

Pity dropping soft the sadly pleasing tear.
GRAY.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wall'ſt du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thau'ſt, wie Balſam, wilde Zähren,
Hebeſt das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllins Altären,
Blickt die Noth zu dir empor.

Deine Hülfe ſtillt ihr Flehen!
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünſche brennſt du auszuſpähen,
Spendeſt, wenn der Mangel bat:
Spendeſt Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindeſt loſer deine Garben
Vor der Aehrenleſerin.

In verarmter Wittwen Krüge
Schütteſt du der Stärkung Wein,
Prägſt des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebſt erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeſchneiten Damm,
Und verpflegſt in ſichrer Hürde
Deines Nachbarn irres Lamm.

Sorglich ſtreuſt du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nöthigſt zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergſt an des Strohdachs Balken
Prognens federloſe Brut;
Schirmeſt Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

Du entführſt die junge Waiſe
Ihrer Mutter Raſengruft;
Jeden Seufzer, noch ſo leiſe,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie thauige Hyaden,
Blickſt du auf das Findelkind,
Reichſt ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

Du erwärmſt in ſanfter Rührung
Auch der Selbſtſucht ſtarres Eis,
Warnſt vor lockender Verführung
Blüthenüberſtreutem Gleiſ';
Neigeſt dich mit leiſem Tröſten
An der Schwermuth dumpfes Ohr;
Hebſt entfeſſelt den Erlöſten
Von des Kerkers Stroh empor.

Herzen, die der Harm zerriſſen,
Hegſt du mit beſorgter Treu;
Rückeſt der Geduld das Kiſſen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schon'ſt des Schlummers; nah'ſt auf Socken
Kühl'ſt mit deinem Palmenreis,
Trockneſt mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Bleib' bei uns, bis einſt die Hefe
In dem Thränenkelch verſiegt;
Kränze bleicher Trübſal Schläfe,
Die an deinen Schooß ſich ſchmiegt;

Digitized by Google

Herze ſie mit Ammenarmen,
Sei umſtürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab.

An ein Thal.

Ne giammai vidi valle aver sì spessi
Luoghi da sospirar riposti e fidi.
PETRARCA.

Entlegnes Thal von Fichtenhöhn begrenzt,
Mit Erlenreih'n umhegte flache Matten!
O Bach, auf dem ein güldnes Schlaglicht glänzt
O Meierhof, im dunklen Wallnußſchatten!

Der Freudenruf entzückter Wandrer grüßt
Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel;
Betrachtung ſinnt, wo ſich dein Quell ergießt;
In deinem Hain ſauſt der Begeiſtrung Flügel.

Nimm, trauter Hain, nimm Schattengang mich auf!
In deiner Nacht entſchlummern alle Sorgen;
Beſchränkt, wie du, iſt auch mein Erdenlauf;
Sein Ausgang wir, ſo wie ſein Schluß, verborgen.

Hier ruht der Ehrſucht Schiff am treuen Strand;
Genügſamkeit band es an Blumenküſten.
Der Vorwitz legt ſein Fernrohr aus der Hand;
Beſorgniß ſpähe nicht nach der Zukunft Wüſten,

Die Bosheit ſprüht hier nicht ihr Nattergift
Auf unbeſorgter Unſchuld Roſenkronen:
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freiheit herrſcht, wo gute Menſchen wohnen.

Das Hohngeziſch des Witzlers mengt ſich nicht
In dieſer Espen friedeſäuſelnd Wehen:
Kein Läſterkreis hält hier ſein Strafgericht;
Kein Neider lau'rt, Gebrechen auszuſpähen.

Die Muſe wallt auf zartbehalmtem Plan:
Sie folgt dem Bach, der jene Flächen theilet,
Und gern verirrt auf ſanftgewundner Bahn,
So lang er kann, in dieſem Tempe weilet.

Aus jener Dorfkapell', in Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut' in Schreckensnächten,
Wenn Aufruhr tobt, der tauſendſtimmig brüllt,
Mit Brand und Dolch in hochgeſchwungner Rechten.

Den Wiederhall der Eppichklüfte ſchreckt
Kein Schlachtgeſchoß; ſtatt rauher Kriegstrommeten
Hallt hier das Horn, das früh die Hirtin weckt;
Der Tag erliſcht beim Ton der Weidenflöten.

Hier muht die Kuh auf gelbbeblümter Au',
Dort klingeln hell der Ziegenheerde Schellen;
Das Käuzlein ſchnaubt im alten Ritterbau,
Und Bienen ſumſen an des Gießbachs Fällen.

Dort flüſtern Silberpappeln ſanft umweht,
Die, grün und weiß, die Blätter wechſelnd regen;
Das Mühlenrad, das träg' die Schaufeln dreht,
Klappt langſam fort mit gleich gemeßnen Schlägen.

Im Dickicht ſchallt der Droſſel Waldgeſang,
Das Heupferd zirpt auf friſch gemähter Weide!
Am Hügel klirrt gewetzter Senſen Klang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadtgeläute.

O ſelig, wer, nach freier Herzenswahl,
In dieſen Grund ſich heimlich ſiedeln konnte!
Wie dort Petrarch im felsumragten Thal,
Wie Xenophon im ländlichen Stillonte.

Wer lang' bereut, daß er es einſt verſucht,
Sich in das Gleis des Weltlings zu gewöhnen,
Der eil', entflohn dem Sturm, in dieſer Bucht,
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen.

Hier darf ein Herz, das man ſchon oft verrieth,
Noch eine Welt ſich träumen, frei vom Böſen;
Die Liebe, die des Schickſals Härte ſchied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulöſen.

O du, die mich mit Seraphshuld umſchwebt,
Entfernte! hier belebt ſich mein Vertrauen;
Die Zukunft glänzt von Hoffnungsgold durchwebt,
Hier dürften wir ein Zufluchtshüttchen bauen.

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Halmendach, das ſie getreu verberge;
Ein Räumchen zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwei vereinte Särge.

O ruht' ich hier, an häuslich ſtillem Ziel,
Nicht mehr verlockt von nichtigen Entwürfen!
O möchte nie das öde Weltgewühl
In ſeine trüben Strudel mich verſchlüpfen!

Fern, wie das Meer ein Hirt in Ennas Thal,
Hört' ich die Fluth der Zeitgeſchichte toſen;
Nur edler Freiheitshelden Raſenmahl
Krönt' ich mit Eichenlaub und Silberroſen:

Unbiegbar, keines Fürſten Waffenknecht,
Zu edelſtolz, um Rang und Sold zu werben,
Entſagt' ich nie der beſſern Menſchheit Recht,
Für Völkerglück zu ſiegen und zu ſterben.

Dort wo, gelind, in lauer Luft gewiegt,
Die ſchlanken Pappeln ſich zuſammen lehnen,
Vergöſſ' an meine Urne hingeſchmiegt,
Mein junges Weib der Treue ſtille Thränen.

Monodie.

Am Meere bei Havre de Grace.

Im Mai 1792.

Im falben Schein des Weſtens wanken Schiffe
Zur fernen Höh', ihr Segel rund geſchwellt;
Der Brandung Wog' am weiten Kieſelriffe
Verrieſelt und zerſchellt.

Die golddurchfloßnen Wolkenlagen blaßten:
Den Ozean bepurpurt Zitterglut;
Dem Schooß' der Fern' entragen kaum die Maſten,
Und tauchen in die Fluth.

Zur Hütte kehrt mit Senſen dort und Harken
Der frohe Landmann, der ſein Feld gemäht.
Die Rhede ruht, von braunen Fiſcherbarken
Und Nachen überſät.

Die Dämmerung betuſcht die Waldgeſtade
Mit zartem Grau; die ſcheue Mewe pfeift
Am Kreidenfels der kluſtigen Leutade,
Wo Sehnſucht einſam ſchweift.

Des Hafens Markt verſtummt; der Bootsmann läutet
Zum Nachtgebet; des Leuchtthurms Lampe blinkt.
Doch fern hinweg zum Morgenhimmel deutet
Die Muſe mir und winkt!

Dort wandelt Sie, wo grüne Schimmer zücken,
Sie, welche nur mein Geiſtesflug erreicht.
Die Stunde ſchlägt, wenn mit geſenkten Blicken
Sie dem Gedräng' entweicht.

Fleug' hin, mein Geiſt, wo zu der Alpen Zinken
Die Goldbeleuchtung ſteigend ſich entzieht,
Wo feucht und kühl des Tobels Schatten ſinken,
Und hallt der Amſel Lied.

Dort wandelt ſie, umwölbt von Lerchbaumſproſſen,
Staunt vorgelehnt am bräunlich klaren Teich;
Sein Spiegel glüht, mit Gletſcherlicht begoſſen;
Ihr Antlitz nur iſt bleich.

Des Gürtels Schleif' erheben laue Winde
Und flüſternd wallt das ſchwarze Seidenband,
Das ſeit der Trennung, ſtatt der Roſenbinde,
Sie um die Locken wand.

Der Sproſſer Largo tönt in Wechſelchören,
Von Buſch zu Buſch, ſie horcht und hemmt den Lauf,
Dringt dann ins Dunkel grünverwachſ'ner Föhren
Und blickt tiefathmend auf.

Der letzte Hall der fernen Abendglocken
Verſummt und ſtirbt. Schau, wie ſie ernſter ſinnt!
Sie neigt die Stirn' auf die gelöſ'ten Locken,
Und ihre Thräne rinnt.

Ihr tieflaſurnen Frühlings Enzianen,
Faßt auf die Thräne, welche ſie vergoß!
Sink' ein, o Nacht, und laß nur mich es ahnen,
Um welchen Freund ſie floß.

Der Herbſtabend.

An Sie.

Abendglockenhalle zittern
  Dumpf durch Moorgebüſche hin!
Hinter jenes Kirchhofs Gittern
  Blaßt des Dämmerlichts Karmin.

Aus umſtürmten Lindenzweigen
  Rieſelt welkes Laub herab,
Und gebleichte Gräſer beugen
  Sich auf ihr beſtimmtes Grab.

Freundin! wankt, im Abendwinde,
  Bald auch Gras auf meiner Gruft,
Schwärmt das Laub um ihre Linde
  Ruhelos in feuchter Luft,

Wenn ſchon meine Raſenſtelle
  Nur dein welker Kranz noch ziert,
Und auf Lethes leiſer Welle
  Sich mein Nebelbild verliert:

Lauſche dann! Im Blätterſchauer
  Wird es dir vernehmlich wehn:
Jenſeits ſchwindet jede Trauer;
  Treue wird ſich wieder ſehn!

Die Herbſtnacht.

Der Mond, umwallt von Wolken, ſchwimmt
  Im feuchten Blau der Luft;
Der Forſtteich, matt verſilbert, glimmt
  Durch zarten Nebelduft;
Die Glut, vom Hirtenkreiſ' umwacht,
Verſchwärzt, entflackernd, rings die Nacht;
  Eintönig rollt vom Brunnenrohr
Der Waſſerſtrang, der ſich verſchlürft;
Und zarte, graue Schatten wirft
  Schräghin das Kirchhofsthor.

Das Netz der Zuggewölke ſchwillt
  Zum Zelt des Blitzes auf;
Der Mond, in Wettergraun gehüllt
  Verſchied nach halbem Lauf.
Des Irrlichts bläulich ſiecher Schein
Erliſcht im Torf am Tannenhain.
  Des Zeigers Goldblatt blinket matt,
Umflort von feuchtem Nebelrauch;
Und ängſtlich zückt im Erlenſtrauch
  Sein letztes dürres Blatt.

Hier, wo aus langer Nacht empor
  Sich die Betrachtung reißt,
Bedrückt das Herz ein Schwermuthsflor;
  Doch Frühroth hellt den Geiſt.
Des Schickſals Wolken fliehn zerſtreut;
Aus Dunkel ſtrahlt die Herrlichkeit.
  Der Unſchuld Roſe blüht bewährt,
Durch Stürme nicht des Dufts beraubt,
Da, durch die Nacht, der Tugend Haupt
  Nur hehrer ſich verklärt.

Durch Seelenkraft und feſten Muth
  Wird Wahn und Schmerz beſiegt;
Der weiſe Glaube fühlt als gut,
  Was Allmacht liebend fügt.
Ein Kind im Mutterſchooße ruht
So achtlos bei der Blitze Glut.
  Auf Pfade der Gelaſſenheit
Glänzt Hoffnung im Gewitterlicht;
Und in des Todes Blitz verflicht
  Den Strahl — Unſterblichkeit!

Morgenpſalm.

Der Erdkreis feiert noch im Dämmerſchein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenſtern; es dampft vom Buchenhain,
Der, Kuppeln gleich, empor die Wipfel drängt.
Sieh, naher Felſen düſtre Zinn' entglüht,
Der Roſe gleich, die über Trümmern blüht.

Wem dampft das Opfer der bebauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln dringt,
Iſt Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Raſenſtufen bringt.
Die Himmel ſind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenſtern.

Im Morgenroth, das naher Gletſcher Reih'n
Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt,
Verdämmert ſeines Thrones Wiederſchein,
Der mild auf Menſchen, hell auf Gräber fällt.
Er leuchtet Huld auf redliches Vertrau'n,
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgrau'n.

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im erſten Frühſchein der Unſterblichkeit.
Der Tag, wo Unſchuld nimmer irrt, noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf und iſt nicht weit.
Des Wahnes Dunſt, des Todes Nacht zerfleußt,
O Allmacht, die, die mir Erlöſer heißt!

Bild des Lebens.

Auf des Erdenlebens Steige
Fällt der Freude Silberlicht,
Flüchtig, wie durch rege Zweige
Bleiches Mondgeflimmer bricht;
Wie ſich Glanz und Nacht verdrängen,
Wo der Tag verliſcht im Hain,
Wechſeln auf des Schickſals Gängen
Dunkle Sorg' und Wonneſchein.

Wenn der Strauch am Kirchhofswege
Blüthen auf den Brautzug ſtreut,
Neigt das grünende Gehege
Bald ſich auf ein Grabgeleit.
Ulmen, unter deren Blätter
Oft die Nachtigall ſich barg,
Leihen bald des Stammes Bretter
Zu der Dorfbewohner Sarg.

Jener Weſt, der auf dem Waizen
Wonnetaumelnd Wogen ſchlägt,
Flüſtert bang' an Denkmalskreuzen,
Wenn ihr dürrer Kranz ſich regt;
Heute weht er Regenſchauer,
Morgen Goldgewölke fort;
Hebet hier den Flor der Trauer,
Und entblättert Roſen dort.

Wenn, des Reigens Platz zu hellen,
Sich das Abendgold ergeußt,
Dringt es auch in Gitterzellen,
Wo ſich ſcheuer Gram verſchleußt.
Wenn das Meer im Frühroth ſchimmert,
Färbt ſich auch die Klippenbank,
Wo, vom Nachtorkan zertrümmert,
Das bemannte Schiff verſank.

Wandrer, der am Strom der Zeiten
Mit geſenktem Blicke ruht,
Sieh! auf ſeiner Fluth entgleiten
Wolkenſchatten, Roſenglut.
Die Natur in ihren Bildern,
Stäten Laufs, doch wandelbar,
Heißt den Schmerz durch Hoffnung mildern,
Mahnt den Leichtſinn an Gefahr.

Aus dem Schutte feuchter Hallen
Keimt die Steinlevkoie bald;
Heiter, neben Urnen, wallen
Nymphen im Zypreſſenwald;
Auf der Wahlſtatt ſingt die raſche
Ahndungsloſe Schnitterin,
Hüpft auf der vergeſſnen Aſche
Manches Heldenjünglings hin.

Horch, was die des Teiers Leyer,
Gleims und Flaccus Muſe räth:
Weiſe, wer der Zukunft Schleier
Nur bekränzt, und nie durchſpäht!
Trag' ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeſchicke hoffen;
Denk' des Sturms bei heitrer Zeit!

Digitized by Google

Zage nie! Den Kelch der Schmerzen
Würzt ein ſüßes Nachgefühl;
Hehrer Schauer hebt die Herzen
Im Orkan und Schlachtgewühl.
Hoher Muth und Kraft entquellen
Feſt beſtandener Gefahr;
Genien des Troſt's geſellen
Sich zur Schwermuth unſichtbae.

Späh' nicht in des Stromes Welle,
Labe dich am Raſenbord;
Knüpfe neu der Freuden Kette,
Wenn ein Blumenglied veedorrt!
Donnerſchläge, Waldgeſänge
Wechſeln neben deiner Bahn;
Wandle du, durch Blumengänge
Ernſt, durch Klippen froh hinan!

Der Gottesacker.

Im Vorfrühling.

Blätter treibt des Kirchhofs Flieder,
Neigt auf Grüfte junges Laub;
Kirſchenblüthe gaukelt nieder
Auf der Abgeſchiednen Staub.
Bleicher Primeln Keime tüpfen
Sanft das Moos, das ſie umgab;
Und des Dorfes Kinder hüpfen
Achtlos auf der Mütter Grab.

Junges Sinngrün drängt ſich dichter
An des Jünglings flachen Stein,
Oeffnet blauer Blumen Trichter,
Saugt zerfloßnen Reifen ein.
Schlaff gebeückte Halme richten
Sich vom Winterſchlaf empor,
Und in naher Waldung Fichten
Flötet laut ein Droſſelchor.

Droſſeln, ſingt in leiſen Chören!
Amſel, flöt' im Trauerhain!
Nur wir Hinterbliebnen hören
Eure Frühlingsmelodein.
Ach! ihr mohnt an die Genoſſen,
Die ein früher Tod verklärt;
An die Lenze, die verfloſſen,
An die Zeit, die nimmer kehet!

Flötet nur gelaßne Klage,
Hemmt der Trauertöne Lauf;
Denn ſie nahm von dunkler Tage
Letzter Stuf' ihr Engel auf.
Kies und dumpfe Schollen warfen
Wir auf den verſenkten Sarg,
Als, begrüßt von Himmelsharfen,
Sich ihe Geiſt in Licht veebarg.

In des Geiſterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenſchaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt ſich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umſchränkten Wirklichkeit,
Fanden froh die Ideale
Seliger Vollkommenheit.

Ihre Schwächen ſind vergeſſen,
Groll und Zwietracht ſind verſöhnt,
Wo die Reue mit Zypreſſen
Der Gekrönten Stätte krönt.
Aus des niedern Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Nitzt ſie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edeln Pfad umſtrickt.

Kühler Raſen überſchleiert
Segſam der Verweſung Spur;
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeſte die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geiſterreich ſich ſchlingt.

Auf den Gräbern unſree Väter
Sprießt des Erdrauchs Purpurſtrauß,
Ein entwölkter lauer Aether
Ueberwölbe ihr enges Haus;
Auf vermorſchter Särge Reſte,
Auf zerbröckeltes Gebein,
Walle durch weiße Blüthenäſte
Goldner Frühlingsmorgenſchein.

Selbſt wo raſenlos und müede
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man den, der heute ſtürbe,
An die Reihe hin begräbt,
Wird dee Grund ſich bald behalmen;
Wo jetzt Wermuthſtengel ſtehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Füe das große Wiederſehn.

Drückt euch dicht, ihr Epheuzweige,
An der Dulder ſtilles Grab,
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab!
Flattert drüber, Hängebirken,
Dämpft den Tog umher durch Laub,
Und, Natur, mit leiſem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub!

Die Tochter des Landes.

Die Paies ſich zue Pfleglingin erkoren,
Die Tochter der Natur,
Wird in der Hütte ſtillem Raum geboren,
Erzogen auf der Flue.

Den Jubelton von hellen Weidenpfeifen
Empfängt zuerſt ihr Ohr,
Ihe erſtee Blick ſteige zu den Purpurſtreifen
Am Weſtgewölk empor.

Glückſelig Kind, das in bekränzter Wiege
Ein Blüthenwipfel kühlt,
Um das vertraut ſein Lamm und ſeine Ziege
Im hohen Graſe ſpielt!

Froh klimmt ſie nach des Regenbogens Farben
Hinan des Hügels Pfad;
Zum Sitze wählt ſie pralle Waizengarben,
Zum Pfühl der Gerſte Schwad.

Ein Nelkenſtock befriedigt ihr Begehren;
Mit Wenigem vergnügt,
Iſt ihre Thräne, gleich Auroeens Zähren,
Im erſten Steahl verſiegt.

Ihr ſingt der Hain nur mit der Freude Tönen,
Leicht iſt ihr Gang wie Tanz;
Noch band ſie nicht, ein theures Grab zu krönen,
Den bittern Rautenkranz.

Glückſeliger, wenn ſie nun ſechszehn Lenze,
Statt ſechszehn Ahnen, zählt,
Dem Haupt zum Kleinod goldner Primeln Kränze,
Der Bruſt Violen wählt.

Ihr Antlitz blüht, wenn einfach ſich die Hande
Um ihre Schläfe drängt,
Beſcheiden, hold, wie halb veeſteckt im Laube
Ein Mayenglöckchen hängt.

Schön wallt ihr Haar, das ſie gleich der Najade
Im Quell zu waſchen pflegt,
Und, unentweiht von Puder und Pomade,
In loſe Flechten legt.

So prangt ſie ſtill im heimathlichen Thale,
Von weiſer Zucht bewacht,
Und Unſchuld wirft den Schleier der Veſtale
Um ihre Hirtentracht.

Die Häuslichkeit biegt ſie in grünen Hallen,
Vom Sonnenſtrahl umblinkt,
Bis ihr beim Hochzeitlied der Nachtigallen
Der Myrthenkranz entſinkt.

Dann zieret ſie, wenn bräutlich hold ſie bebet,
Verſchämtes Roſenlicht;
Und bald, was mehr ein halbes Weib noch hebet,
Erfüllte Mutterpflicht.

Vertrauen.

Wer giebt uns unſern Kinderglauben
An eine treue Welt zurück?
Ach, ſchließt den allzuſcharfen Blick!
Was uns die Zuverſicht kann rauben,
Zerſtört des Herzens Glück.

Dein denkt mein Geiſt mit Wohlgefallen,
O Zeit, wenn, fremd' in klügrer Welt,
Man traut zu Jedem ſich geſellt,
Und orglos, wie die Nachtigallen,
In offne Schlingen fällt.

O Glück, noch kindlich hinzulangen
Nach Blumen, eh' man ſie benennt,
Nach Freuden, die man halb nur kennt;
Wenn unſer Blick, kaum aufgegangen,
Nicht Schein und Weſen trennt!

Ihr Tage, wo wir klüger werden,
Wie ſchwül iſt euer Mittagslicht,
Wenn die Erfahrung warnend ſpricht:
Vollkommen weilet nichts auf Erden!
Was blühet, währet nicht.

Wohl dann dem liebenden Gemüthe,
Das ſein Vertrauen rein bewahrt
Und, ſein Gefühl ſei noch ſo zart,
Nie zweifelt an des Edeln Güte,
Noch an der Menſchen Art.

Bei dem Grabſtein einer Wöchnerin.

Sieh, Wandrer, ſo entkeimt des dunkeln Grabes Nacht,
Einſt Gottes Samenkorn, verſenkt im Erdenthale!
So ſprengt den Leichenſtein der ew'gen Liebe Macht!
So ſprießt einſt Gottes Saat, und bricht des Sarges Schale!

So ſteigt die Lilie aus kühler Erde Schooß,
Und läßt ihr Knoſpenblatt, das Leichentuch, entfallen.
Der Engel windet ſich vom Grabesſchleier los,
Und fühlt das Sterbgewand ätheriſch ihn umwallen.

Auch du, verwelkter Kelch, gebrochnes Menſchenherz,
Zerknicktes zartes Rohr, zerquälte Körperhülle,
Einſt hebt ihr euch und blüht, wo weder Angſt noch Schmerz,
Noch Tod euch mehr erreicht in ew'ger Himmelsſtille.

Die Knoſpe, ſchon zerſtört, eh' ſie ſich uns enthüllt,
Der Säugling ſtrebet nicht umſonſt mit ſchwachen Händen;
Auch ſeines Schickſals Kreis wird endlich einſt erfüllt,
Und ſeines Mondes Ring wird hell ſich einſt vollenden!

O Wandrer, den das Bild der Auferſtehung rührt,
Du dankſt dem Künſtler, der in dieſen Stein es prägte;
Erheb' auch deinen Blick — zu dem, dem Preis gebührt,
Daß er die Hoffnung tief in unſre Seele legte!

Die ſtillende Mutter.

Wo das Gebüſch geweihte Schatten ſtreut,
Im Raſenſitz, von Weiden überhüllet,
Ruht ſie im Schmucke holder Weiblichkeit,
Die Mutter, die geheim den Säugling ſtillet.

Geſenkten Blicks, gleich einer Charitas;
Durch Demuth hehr, wie die Gebenedeite;
Sieh, wie ſie ſich im Wohlthun ſüß vergaß,
Ganz ſich der Pflicht — ein Blüthenopfer — weihte.

Sieh frommen Ernſt, mit Zärtlichkeit gemiſcht;
Der Jungfrau Reinheit bei der Gattin Treue;
Des Frohſinns Glanz durch Leiden halb verwiſcht;
Auf heitrer Stirn der Schmerzen erſte Weihe:

Wie ſie das Kind an ihren Buſen drückt,
Mit holder Sorge zu ihm hingebogen,
Und wonnelächelnd auf den Sprößling blickt,
Den ſüße Müh' und zarte Angſt erzogen.

Gleich einer Knoſpe, die ihr Dorn verletzt,
Zürnt nimmer ſie der Urſach' ihrer Schmerzen;
Der ſtumme Dank im Blick des Kinds erſetzt
Die herbſten Leiden einem Mutterherzen.

Der erſten Freude mattes Morgenlicht,
Das ſich auf ihres Kleinen Wangen zeigte,
Verklärt im Wiederſchein ihr Angeſicht,
Wenn es auch thränenfeucht ſich zu ihm neigte;

Wie Philomele rein und leiſer lockt,
Den Fittig wärmend um ihr Neſt verbreitet,
Wo ſie, von Weißdornblüthen überflockt,
Der Mutter ſüßes Wiegenlied begleitet;

Wo häuslich eingekleidet, ſchlicht und rein,
Wie die geſchloßne Lilie verſchleiert,
In leiſer Dämmerung Verklärungsſchein
Sie nach des Hauſes treuen Sorgen feiert.

Der Abendſtern ergeußt ſein mildes Licht
Mit Wohlgefallen durch bethaute Zweige;
Doch milder, klarer leuchtet Hesper nicht,
Als jener Blick, der Mutterwürde Zeuge.

Die reine Grazie der Mutterhuld,
Die ernſte Schweſter jüngrer Charitinnen,
Zart wie die Liebe, feſt wie die Geduld,
Treu wie der heil'gen Flamme Hüterinnen,

Steht, als ihr Engel, ſchirmend hinter ihr,
Und von der Unſichtbaren Glanz umleuchtet,
Flieht eitler Wunſch und ſinnliche Begier,
Wo fromme Sehnſucht nur ihr Auge feuchtet.

Durch Liebe ſtark, vermag ein Mutterherz;
Den ſchönen Kranz von ihren Jugendtagen,
Verlächelnd des Verblühens leiſen Schmerz,
Auf den Altar der Treue froh zu tragen.

Nicht fragend, ob verdienten Dankes Spur
Im jungen Sinn ſich löſchte oder bliebe,
Sie ſpendet wie die gütige Natur;
Ihr Zweck iſt Wohlthun und ihr Weſen Liebe.

Wohl uns, es knüpft des Weltenlenkers Hand,
Wie an den Pappelſtamm die Glockenwinden,
Uns an der Mutterliebe zartes Band,
Eh' wir den Sturm des Schickſals noch empfinden.

Lied.

In's ſtille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt ſich uns der Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit ſanfter Hand
Hinüber, ach! hinüber
In's ſtille Land?

In's ſtille Land!
Zu euch, ihr freien Räume
Für die Veredlung! Zarte Morgenträume
Der ſchönen Seelen! Künft'gen Daſeins Pfand.
Wer treu des Lebens Kampf beſtand,
Trägt ſeiner Hoffnung Keime
In's ſtille Land.

Ach Land! ach Land!
Für alle Sturmbedrohten
Der mildeſte von unſers Schickſals Boten
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit ſanfter Hand
In's Land der großen Todten,
In's ſtille Land.

Karl Ulyſſes von Salis-Marſchlins,

ward am 25. Auguſt 1728 zu Marſchlins geboren und war Stifter einer ſpäter wieder eingegangenen Erziehungsanſtalt daſelbſt. 1757 wurde er Podeſta von Tiran in Veltlin und 1763 franzöſiſcher Geſchäftsträger in Graubündten. 1794 verließ er jedoch, für ſein Leben fürchtend, Graubündten. Er ward daher aus ſeinem Vaterlande verbannt und ſein Vermögen confiscirt. Nun wandte er ſich mit ſeiner Familie und einem 97jährigen Vater unter Erduldung vieler Drangſale nach Tyrol und von da nach Wien, wo er am 6. October 1800 ſtarb:

Schriften:

Briefe an Väter und Kinderfreunde. 1775.
Beitrag zur Kenntniß des Königreichs beider Sicilien. 2 Thle. Zürich 1796.
Fragmente der Staatsgeſchichte des Thals Veltlin. 4 Bde. Zürich 1792.
Reiſen in verſchiedene Provinzen des Königreichs Neapel. Zürich 1793.
Bildergallerie der Heimwehkranken. 3 Bde. Zürich 1798—1803.
Hinterlaſſene Schriften. Winterthur 1803—4.

Seine Schriften ſind bemerkenswerth durch gründliche Kenntniß der darin behandelten Gegenſtände, durch Scharfſinn, Geiſt, feinen Geſchmack und ſtiliſtiſche Darſtellung.

Münch von Salzburg, ſ. Meiſterſänger.

Chriſtian Gotthilf Salzmann,

ward am 1. Junius 1744 zu Sömmerda bei Erfurt geboren, erhielt von ſeinem Vater, einem Prediger, eine fromme Erziehung, ſtudirte 1761—1764 zu Jena, wurde darauf 1768 Pfarrer zu Rohrborn im Erfurt'ſchen, 1772 Diaconus an der Andreaskirche zu Erfurt und bald darauf Prediger an derſelben. Im Jahre 1781 legte er ſein Amt nieder, ging als Religionslehrer an Baſedow's Philanthropie in Deſſau, verließ inzwiſchen Mißhelligkeiten halber dieſe Stelle ſchon 1784 und gründete, vom Herzog von Gotha mit 4000 Thlr. und manchen Freiheiten und von zahlreichen Freunden durch bedeutende Beiträge unterſtützt, die noch jetzt unter ſeinem Sohne Karl blühende Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, welche bald einen ſo bedeutenden Ruf erhielt, daß England, Portugal, die Schweiz u. ſ. w. ihm Zöglinge zuſandten. Er ſtarb daſelbſt am 31. October 1811.

Seine Schriften ſind:

Predigten für Hypochondriſten. Gotha 1778.
Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde. 8 Bde. Leipzig 1779—87.
Gottesverehrungen. 6 Thle. Deſſau und Leipzig 1781—88.
Krebsbüchlein oder Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung. Erfurt 1781.
Karl von Karlsberg oder über das menſchliche Elend. 6 Thle. Leipzig 1783—88.
Reiſen der Salzmann'ſchen Zöglinge (mit Andre und Gutsmuths). 6 Thle. Leipz. 1784—93.
Sebaſtian Kluge. Leipz. 1790.
Konſtants curioſe Lebensgeſchichte. 3 Thle. Leipz. 1791—93.
Konrad Kiefer oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung. Leipz. 1796.
Der Himmel auf Erden. Leipz. 1797.
Konrad Kiefer's Bilderbüchlein. 2 Hfte. Schnepfenthal 1803.
Heinrich Gottſchalk. Schnepfenthal 1803.
Ernſt Haberfeld. Schnepfenthal 1805.
Ameiſenbüchlein oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. Schnepfenthal 1806.
Joſeph Schwarzmantel. Schnepfenthal 1810.
Heinrich Glaskopf. Schnepfenthal 1820.

Salzmann erwarb ſich um die Bildung der deutſchen Jugend zu einer Zeit, als das Erziehungsweſen bei uns unter der Herrſchaft eines unerträglichen Pedantismus noch ſehr danieder lag, ſchriftſtelleriſch wie praktiſch große und bleibende Verdienſte, da er zu dem Natürlichen und Naturgemäßen zurückführte, ohne den Geiſt zu vernachläßigen oder auf irgend eine Weiſe zu übertreiben. Das von ihm gegründete Inſtitut zu Schnepfenthal iſt daher lange als Muſteranſtalt betrachtet worden, und ſteht noch jetzt, in ſeinem Geiſte mit zeitgemäßen Aenderungen fortgeführt, in hoher Blüthe. — Mit beſonnenem Eifer, lichtvoller Klarheit, entſchieden und beſtimmt bekämpfte er in ſeinen Schriften die vielen herrſchenden Mißbräuche ſeiner Tage und wirkte höchſt ſegensreich und mit gutem Erfolg nach den verſchiedenſten Seiten hin.

Levin Chriſtian Friedrich Sander,

geboren am 13. Nov. 1756 zu Itzehoe, war vom J. 1779 bis 1783 Lehrer am Philanthropin zu Deſſau, wurde 1784 Privatlehrer im Hauſe des Grafen von Reventlow in Kopenhagen, 1789 Bevollmächtigter der königl. Creditkaſſe, 1791 Secretär der Generalwegcommiſſion und 1800 Profeſſor der Pädagogik und Methodenlehre am Seminar zu Kopenhagen. Er ſtarb daſelbſt am 29. Juli 1819. Viele ſeiner Schriften erſchienen unter dem pſeudonymen Namen: H. Bachmann und Dr. Eckſtein.

Er ſchrieb:

Gotherich und Taſſo. Trauerſp. Flensburg 1778.
Proſaiſche Dichtungen. Flensburg 1783.
Pſiliana. Schauſp. Deſſau 1783.
Geſchichte meines Freundes B. A. Kund. Hamburg 1784.
Gargantua und Pantagruel, nach Rabelais und Fiſchart. 3 Bde. Hamburg 1785—1787.
Die Fiſcher. Singſpiel nach Ewald. Kopenh. 1786.
Der Schlaftrunk. Luſtſpiel. Meldorf u. Leipz. 1787.
Papiere des Kleeblatts. Schleswig 1787.
Salz, Laune und Mannigfaltigkeit. Hamburg 1790.
Komiſche Erzählungen. Kopenhagen und Leipzig 1792.
Auswahl däniſcher Luſtſpiele. Zürich 1794.
Graf Bernſtorff. Biographiſche Skizze von Nyerup. Kopenhagen 1797.
Rahbecks moraliſche Erzählungen. 2 Thle. Kopenhagen 1800—1801.

Leopolis. Lyriſches Schauſp. Kopenh. 1804.
Taſchenbuch für Freunde altnordiſcher Poeſie. Kopenhagen 1816.
Knud Lovard, Herzog von Schleswig. Leipz. 1821.

Ein gewandtes Talent, das Vorzügliches in Ueberſetzungen leiſtete und ſich um die Verbreitung der däniſchen ſchönen Literatur in Deutſchland vielfache Verdienſte erwarb.

Heinrich Sander,

ward am 25. Nov. 1754 zu Köndringen in Baden geboren, ſtudiete zu Karlsruhe, Tübingen und Göttingen, und wurde ſchon 1775 Profeſſor an dem Gymnaſium zu Karlsruhe. Seit dem Jahre 1777 beeeiſte er Frankreich, Deutſchland, die Schweiz und Italien und ſtaed zu Venedig am 5. October 1782.

Schriften:

Von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur. Karlsruhe 1778. N. A. Leipzig 1820.
Ueber Natur und Religion. 2 Se. N. A. Karlsruhe 1784.
Ueber die Vorſehung. 2 Th. N. A. Karlsruhe 1820.
Ueber das Große und Schöne in der Natur. 2 Thle. N. A. Karlsruhe 1784.
Predigten. 3 Thle. Karlsruhe 1783.
Erbauungsbuch. N. A. Karlsruhe 1802.
Kleine Schriften. Herausgegeben von G. F. Götz. 2 Thle. Karlsruhe 1784.

Seine religiöſen aſketiſchen Schriften zeichnen ſich durch einen höchſt populären vortrefflichen Stil und klare, faßliche Behandlung des Gegenſtandes höchſt vortheilhaft aus. —

Johann Sander,

in dee eeſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts geboeen, Pfarrer zu Adenſtedt im Gerichte Peine des Füeſtenthums Hildesheim.

Er ſchrieb:

Tragödia von dem anfang, mittel und ende des heil. Johannes. Magdeburg 1588.

Ein gewöhnliches dramatiſches Product in dem ſchlechten Geſchmacke jenee Tage.

Lazarus Sandrup.

Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns nichts bekannt; nue ſo viel wiſſen wir, daß er ſich einen „Studioſus der Philoſophie und Theologie und einen beſondern Liebhabee der Poeſie“ nannte.

Er hinterließ:

Delitiae historicae et poeticae, das iſt: Hiſtoriſche und Poetiſche Kurzweil. Frankfurt a. M. 1618, 8.

S. wae nicht ohne Talent füe eine leichte und gewandte Behandlung des Stoffes und vorzüglich der Form; unter ſeinen Schwänken verdienten meheeee wieder aufgefriſcht zu werden.

Karl Friedrich Moritz Sapphir,

ward im Jahre 1794 von jüdiſchen Eltern in Peſth geboren, erhielt eine gute Erziehung und wählte dann Wien zu ſeinem Aufenthaltsorte, wo er ſich beeeits im belletriſtiſchen Fache einen Ruf erworben hatte, als ihn Verhältniſſe veranlaßten, nach Berlin zu gehn, wo er ein Journal „die Schnellpoſt“ geündete, duech welches er ſich bald als höchſt witziger Kopf eben ſo viele Freunde wie Gegner eeward, jedoch aus allen Kämpfen ſiegerich hervorging. Er begab ſich dann nach München, wo er ebenfalls zwei Zeitſchriften gründete (der deutſche Horizont und der Bazae), ſich jedoch auch in viele Streitigkeiten verwickelte, zwar den Titel eines Intendanturrathes erhielt, jedoch ohne ein Amt zu bekleiden, und zuletzt München veelaſſen mußte. Zwar erhielt er ſpäter die Erlaubniß wiedee dorthin zurück zu kehren, verweilte aber zum zweiten Male nicht lange daſelbſt, und ging dann nach Wien, wo er gegenwärtig noch lebt, ebenfalls mit der Herausgabe eines Jouenals „der Humoeiſt“ beſchäftigt.

Seine voezüglichſten Schriften ſind:

Poetiſche Erſtlinge. Peſth 1821.
Poeſieen. Wien 1824.
Conditorei des Jocus. Leipzig 1828.
Humoriſtiſche Abende. Augsburg 1830.
Geſammelte Schriften. 4 Bde. Stuttgart 1832.
Neueſte Schriften. München 1832.
Dumme Briefe, Bilder und Caprizen. München 1834.
Humoriſtiſche Damenbibliothek. 4 Bde. Wien 1838.
Viele einzelne Flugſchriften. 4 Bde. Wien 1838.

S. iſt unbeſtritten eines dee gewandteſten Talente neueſter Zeit im Gebiete des Humors und der Satire, Reichthum an ſchlagendem, oft freilich nur auf Wortſpielen beruhendem Witz und eine ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form ſind ihm eigenthümlich; abee ſeine Lebensverhältniſſe haben ihm weder Ruhe noch Sammlung ſeiner Kräfte und tieferes Eindringen in das eigentliche Weſen der Dinge geſtattet und ihm wiederholt den Vorwurf der Oberflächlichkeit und des Mangels an Geſinnung zugezogen. Es iſt lebhaft zu bedauern, daß nicht ein günſtigeres Geſchick ihm verſtattete, ſeine bedeutenden Gaben harmoniſch auszubilden; er würde dann einen hohen Rang in der ſchriftſtelleeiſchen Welt einnehmen können, während er jetzt nur eine glänzende Erſcheinung auf dem Gebiete der flüchtigen Literatur des Tages iſt. —

Digitized by Google

Erſte Faſten-Deviſe*).

Die Scala des modernen Geſellſchafts-Tones.

Der Text, den wir unſerer heutigen Deviſe zum Grunde :elegt haben, findet ſich aufgezeichnet in allen Annalen der deutſchen Städte und Städtchen: es iſt das „ut-re-mi-fa-ſol-la“ des llgemeinen Geſellſchaftstons. Dieſer Text zerfällt in zwei Theile: a „Nichts“ und in „Etwas.“ Ich erbitte mir Ihre ſecundſche Aufmerkſamkeit zu dem erſten Theil meiner Deviſe, zu —

Nichts.

Nichts, meine freundlichen Zuhörer, iſt bei weitem keine lche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entſtanden, denn das Nichts, welches vor er Erſchaffung der Welt da war, iſt ein wahres Nichts gegen as Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte gen: Im Anfange war Alles Nichts, und aus dieſem Nichts ntſtanden mehrere Nichts, als da ſind:

Die Welt und das Licht; die Menſchen und die Türken; die Thiere und die Ultra's u. ſ. w.

Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, ſo müßte s doch irgendwo ſein, nachdem es erſchaffen wurde; wo iſt aber un das Licht? Beim Lichte betrachtet iſt nirgends Licht, ja an ſieht ſich im Lichte, wenn man nur vom Lichte ſpricht. as Bischen Licht, das etwa im Paradieſe geweſen ſein mag, ar unſer erſtes Unglück; wäre kein Licht da geweſen, ſo hätte dam Eva nicht geſehen, Eva hätte die Schlange nicht geſehen, ie Schlange hätte den Apfel nicht geſehen, und wir wären Alle och im Paradieſe, alſo mit dem Licht iſt's auch nichts; wir aben Kerzen aber keine Lichter, und auch von dieſen nur viel, als nöthig iſt, um zu ſehen, wie finſter es iſt. Sie hen alſo, daß aus dem präadamitiſchen Nichts ein ganzes Nichtsere herausgeſchachtelt wurde, und eins von dieſem Nichtsheer t auch der Grundton oder die „Tonica“ unſerer modernen eſellſchaften.

Die Tonart einer jeden Geſellſchaft bedeutet urſprünglich den Klang, oder den Gehalt derſelben in Beziehung des Verhältniſſes r Höhe und Tiefe; wir aber ſind darauf reducirt, die Grundedeutung dieſer Tonart in Rückſicht des Verhältniſſes von Länge nd Breite zu ſuchen.

Die Syſteme haben von jeher die Kunſt zu Grunde gechtet. So wie man nun eine Bank ein Syſtem von Stühlen, ne Gaſſe ein Syſtem von Häuſern, und die Friſur unſerer Daen ein Syſtem von Lockungen nennen könnte, ſo kann man de Geſellſchaft ein Syſtem, ein Tonſyſtem nehmlich von einzeln Tönen oder von einzelnen Menſchen nennen.

Die beſtimmte Abmeſſung dieſer Töne aber nennen wir on ton — allein es giebt zwei bon, die oft ſich gegenſeitig lehen, das iſt der „bon sens“ und der „bon ton,“ nur wo eſe zwei bon zuſammen ſind, da findet man die Bonbon der ſelligen Conditorei.

Zur geſelligen Harmonie muß man eine ganze Octave in h faſſen, nämlich:

C D E F G A H.

Das C: Cultur, das D: Denken, das E: Einfälle, as F: Feinheit, das G: Geſchmack, das A: Anſtand, nd das H: Heiterkeit.

Alle dieſe Dinge, und wohl noch mehrere gehören dazu, um n geſellſchaftlichen Geſpräche, in dieſem rüſtigen Zweikampfe der deen, in der Geſellſchaft, in welcher man nicht nur durch den trom der eigenen Rede, ſondern auch durch den des Gegners drängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Leſen eines Buches, des beſten Buches, iſt eine ſchleppnde Geiſtesbewegung gegen den lebendigen Buchſtaben des eſpräches. Das Geſpräch läutert die Begriffe, ſchärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improviſatoriſchen Scharfſinn, regt den Witz und den Humor an, nd legt die weichen Folien des anſtändigen Scherzes, der heitern nd fröhlichen Laune um die ſcharfen Ecken und um die ſchneinden Kanten des Lebens und des Ernſtes. Eben deßhalb iſt das eibliche Geſchlecht im Allgemeinen weit ſcharfſinniger als das männliche, weil es viel ſpricht, weil es ohne Sprechen nicht leben ann, weil es ſpricht, um zu leben, und lebt um zu ſprechen. — gen wir heut zu Tage unſere geheimſten Gehörtrichter an die hüren unſerer Geſellſchaftsſäle und Sälchen, Zimmer und Zimerchen, Zirkel und Zirkelchen, ſo iſt es immer ein herausgechtes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen ſchlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da ſitzt an auf der langen Bank eines Winterabends um die Rieſin Langeweile“ todtzuſchlagen; zuerſt wird dieſe Rieſin mit hee gebeizt und mürbe gemacht, ſodann marſchiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabackspfeifen auf ſie los, aber es geht dieſer Rieſin, wie dem Geſpenſte in der Fabel, was man ihr unten abſchneidet, ſetzt ſie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkiſſen, welches uns auf der Fluth der Converſation oben aufhält, iſt das Theater, alſo wieder ein Nichts, wir ſprechen alſo ein Nichts mit Nichts zu Nichts. Wirft einmal ein außerordentlicher Sturm der Zeit, oder ein Anfruhr der Ergebniſſe irgend einen Neuigkeits-Wallfiſch aus dem Strom der Ereigniſſe an unſern öden Strand, da läuft Jung und Alt zuſammen, mit Töpfen und Schüſſeln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Wallfiſch ſchnell ein bischen Thran ab, und läuft damit nach Hauſe. Sodann Morgen, und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang laden wir uns und unſere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Baſen und Vettern gegenſeitig ein, und ſetzen uns gegenſeitig denſelben Thran vor, und finden ihn immer ſehr ſchmackhaft, und alle Baſen ſagen: der Thran, er iſt delicat. Früher hatten wir fünf Sprachwerkzeuge, wir haben aber zwei davon mit Napoleon auf St. Helena begraben, zwei davon ſind über den Balkan gegangen, und ſind nicht wieder zurückgekommen, und wovon wir jetzt zu reden haben, dafür iſt ein Sprachwerkzeug auch ſchon ein Luxusartikel.

Wenn der ewige Friede noch lange fortdauert, ſo werden wir dieſes eine Sprachwerkzeug auch quiesciren, und ſodann dürfte für die Ehemänner wenigſtens, nicht nur ein ewiger, ſondern auch ein zeitlicher Friede eintreten. Das Nichts unſerer Geſellſchaften iſt aber nicht etwa blos deßhalb ſo leer, weil es ein Nichts iſt, ſondern weil wir es noch ſo emſig und mit aller deutſchen Befliſſenheit ausädern und präpariren. Wir rädern ein und daſſelbe Nichts Kopf ab und Fuß auf, zerfaſern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es dann noch erſt mit den Zähnen. Dieſes Nichts geht mit dem Klingelbeutel herum, Jeder wirft ſeinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er ſeiner Pflicht ſich entledigt hat. Die geſellſchaftliche Rede ſoll eine leichte, faßliche und angenehme Proſa ſein, wir Deutſche können aber keine Proſa ſchreiben und unſere beſten Dichter ſind nicht im Stande eine kleine Zeitungs-Annonce fehlerfrei aufzuſetzen. In England hat der Sprecher die Sprache, in Deutſchland die Sprache den Sprecher in der Gewalt, deßhalb ſpricht in England in den Geſellſchaften ſtets nur Einer, wir aber ſprechen in Geſellſchaften Viere und Sechſe auf einmal, gleichſam als wollten wir eine Rede zuſammenſchießen, da wir einzeln zu arm dazu ſind.

In Frankreich ſieht man darauf, hübſch zu reden und ſchnell zu denken; wir ſehen darauf, recht ſchwer zu denken, und recht langſam zu ſprechen. Darum rollt die franzöſiſche Converſation wie ein raſch beſpanntes Cabriolet munter vorwärts, unſer Geſpräch aber bewegt ſich wie ein deutſcher Frachtwagen langſam vorwärts, und hält alle Augenblick hübſch ſtille, um ſich von ſeiner Pein zu erholen. Wenn der Franzoſe in Geſellſchaft geht, ſo legt er im Vorzimmer nicht nur ſeinen Mantel und ſeinen Hut ab, ſondern er hängt auch da ſeinen Miniſter, ſeinen Financier, ſeinen Conseiller, ſeinen Savant, ſeinen homme de lettres, ſeinen Deputé u. ſ. w. an den Nagel, und tritt als bloßer Geſellſchafter in die Geſellſchaft. Bei uns aber giebt es keine Geſellſchaft, ein Jeder bringt ſein Amt und ſeinen Titel mit, und hängt ſich dieſelben als Serviette vor den Mund, daß ihm ja nur nichts Menſchliches entfalle. Es giebt bei uns bloß geſellſchaftliche Menſchen-Repoſitorien, in verſchiedene Fächer abgetheilt, als z. B.: ein Miniſter, ein Rath, ein General, ein Profeſſor, ein Banquier, eine Miniſterin, eine Räthin, eine Profeſſorin, eine Generalin, eine Banquierin, es ſind zuſammengefügte Sorten, aber es iſt keine Geſellſchaft. Der Reiche bringt ſeine Kiſten mit, und rangirt ſich nach ihrem Inhalte, als Ganzer, Halber, Drittel und Viertel-Millionär; wir haben demnach nicht nur einen Kaſtengeiſt in der Geſellſchaft, ſondern auch einen Kiſtengeiſt. Das Geſpräch ſpielt alſo nicht, wie ein ſchönes Farbenſpiel, leicht und frei, in und durch einander, ſondern einzelne Geſprächtheile ſchwimmen, wie Eſſig und Oel neben einander, ohne ſich je zu verbinden.

Dieſes ſchroffe und vereinzelte Daſtehen in Geſellſchaften eben läßt uns ſo unbeholfen und ſteif; darum iſt unſer Converſationston ſchwerfällig und pedantiſch, gekünſtelt ohne Zierlichkeit, derb ohne Feinheit, kurz, wir ſind wie Göthe's Muſen in der Mark, nicht fein und manierlich, ſondern derb und natürlich. Einen Beweis aber, was ſelbſt unſere Dichter unter Converſation verſtehen, können uns unſere Converſations-Stücke, mit welchen man in neuerer Zeit uns auf den Bühnen martert, liefern. Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen können diejenigen dramatiſchen Stücke, in welchen das gewöhnliche Leben ausgebalgt, und pfundweiſe, mit Bein und Knochen ausgehackt wird. Der Verfaſſer nimmt drei Fingerſpitzen voll Natur, läßt ſie in einem Moß lauwarmes Geſprächwaſſer aufkochen und die Tisane iſt fertig. Dazu kömmt ein großes Elend, oder ein großer Jammer,

*) Aus Saphir's „Humoriſtiſche Abende.“

Digitized by Google

am meiſten aber eine große Armuth, mit zwei oder drei Criminalverbrechen belegt, wie Spinat mit Setzeiern.

Kotzebue und Iffland laſſen ihre Helden *ſtehlen*, *einbrechen*, *ſilberne Löffel einſtecken*, *dem Manne entlaufen*, *Nachſchlüſſel haben* u. ſ. w. In England würden alle dieſe Helden aufgeknüpft werden; unſere Dichter beſtrafen ſie härter, ſie bringen ſie auf das deutſche Theater. Das Laſter wird belohnt. Die Einkleidung dieſer Stücke iſt alltäglich wie das Lächeln einer Tänzerin, ſchleppend wie ein unglücklicher Bräutigamſtand und ausgedörrt wie das Gewiſſen eines Jeſuiten. Die Perſonen dieſer Stücke ſtampfen mit den Füßen, prügeln, ſtoßen Flüche aus, ſind alles Geiſtes und Anſtandes beraubt, und das nennen unſere Theaterdichter: *Converſations*-Stücke.

Es iſt alſo nicht einmal ein allgemeines *Nichts*, ſondern ein zerſtückeltes *Nichts*, welches der Gegenſtand unſerer Geſpräche iſt. Aus dem großen Vorweltnichts erſtand alſo nicht nur das *allgemeine Weltnichts*, ſondern aus dieſem allgemeinen Weltnichts, entſtand das zerſtückte *Geſellſchaftsnichts*, aus dieſem Geſellſchaftsnichts entſtand das Nichts dieſes erſten Theils meiner Vorleſung, und meine freundlichen und aufmerkſamen Zuhörer werden wenigſtens zugeben, daß ich dem Stoffe „Nichts" ganz gewachſen bin, und werden mir daher ihre gefällige Theilnahme nicht verſagen, wenn ich Sie durch „Nichts" auf „Etwas" vorbereiten will.

Etwas.

Unleugbar muß es aber doch ein *Etwas* ſein, welches uns in unſere Geſellſchaften zieht, ein *Etwas*, welches uns an unſere Geſellſchaften feſſelt, es iſt: *Das weibliche Geſchlecht*. Der Geſellſchaftston hat auch zweierlei Tonarten, die Dur- und die Moll-Tonart. Die Männer bilden die Dur-Tonart, die Frauen die Moll-Tonart. Die Durtonart trägt den Charakter einer großen Lebhaftigkeit, eines raſchen, beſtimmten, oder ſcharfmarkirten Gepräges; die Molltonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegiſchen und der feinen Empfindung an ſich. — Die Freude wie der Schmerz, ſie ſtören beide gleich die geiſtige Natur des Menſchen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geiſtige Natur muß alſo ſtreben, wieder Herr beider Empfindungen zu werden; dazu iſt ein Austönen, ein Ausſingen, ein Ausſchreien oder ein Austoben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen in Muſik oder Geſang übertragen, geben der geiſtigen Natur ihre gleichſchwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt ſich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der *Muſik* iſt, ſo iſt es in der Rede, nur mit *dem* Unterſchiede, daß die *Muſik* auf das Nervenſyſtem, und die Rede auf den Geiſt wirkt, daß die mathematiſche Meßbarkeit der *Muſik* ſie einſchränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeſchränkt beſitzt, daß die Muſik auf phyſiſchem Wege, und quantitativ operirt, während daß die Rede, das Geſpräch auf phyſiſchem Wege qualitativ zu Werke geht.

Wie die Muſik, ſo hat die Rede, der geſellſchaftliche Ton, eine Dur- und eine Moll-Tonart, jene geht von dem männlichen Theile der Geſellſchaft, dieſe von dem weiblichen aus. Die Männer kommen in die Geſellſchaft nach den Mühen des Tages, erſchöpft, geiſtig oder phyſiſch, ſie bringen nicht einmal den Willen mit, zu unterhalten, ſondern ſie wollen unterhalten ſein, ſie wollen ſich erholen, ſie betrachten den Abend oder die Geſelligkeit wie ein Sopha, auf das ſie ſich hinlehnen, in nichtsthuender Bequemlichkeit. Das weibliche Geſchlecht hingegen bringt alle ſeine Kräfte mit in die Geſellſchaft, der ganze Tag iſt ihm nur eine Vorſchule des Abends, das geſellige Leben iſt den Frauenzimmern Geſchäft und Inſtinkt zugleich. Wir Männer bedürfen eines Impulſes, eines Anſtoßes, um zu ſprechen überhaupt, wir bedürfen einer *Begeiſterung*, eines *Rauſches*, oder einer *fixen Idee*, um *eindringend* und *hinreißend* zu ſprechen.

Die Frauen hingegen ſprechen aus freier Luſt, ſie improviſiren, ſie ſagen nichts langſam, nichts ängſtlich, es iſt ſtets eine angenehme, eine gefällige Form. Selbſt die geiſtreichſten Männer unter uns, wenn ſie eine kleine Rede vom Stapel laufen laſſen, ſuchen erſt alle Sinne und Sprachwerkzeuge zuſammen, man ſieht ihr Geſicht ſchon Minuten lang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Waſſerſchlag iſt; die Frauen hingegen, ſelbſt die nur halbgebildeten, bereiten ſich auf das, was ſie ſagen wollen, gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und iſt der Bach auch *nicht tief*, ſo iſt er doch *hell*, und in ihm ſpiegeln ſich die gemüthliche Bläue des Himmels und die am Ufer blühenden Blümlein ab. Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir beſitzen denſelben in großen Münzen, die wir im geſelligen Leben nicht in Curs bringen können. Die Frauen aber wiſſen das Nadelgeld, welches ſie von Wiſſen und Bildung haben, rouliren zu laſſen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu ſetzen. Wir Männer vergeſſen uns im Geſpräche ſehr oft, die Frauen *nie*, es iſt immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziöſen, auf welcher ſie ſich bewegen.

Wie in der phyſiſchen Natur ſich der Mann durch derben Bau, durch eckige Umriſſe von der Zartheit und von den runden und weichen Lineamenten des weiblichen Baues unterſcheidet, ſo äußern ſich auch im geſelligen Leben die Männer mehr durch die Idee der Kraft, eckig und ſchroff, die Frauen hingegen mehr durch die Idee der Schönheit, in der Form rund und zart, glatt und weich. Aber in gewiſſer Hinſicht tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein; im gewöhnlichen Leben iſt der Mann das *begeiſtigende*, und die Frau das *fortbildende* Prinzip, in der Geſellſchaft hingegen ſind die Frauen das begeiſtigende Prinzip und wir Männer bilden den gegebenen Stoff fügſam fort. Es iſt eine Naturerſcheinung, daß der kleine Mund der Frauen gerade die größten Worte liebt: *Gottheit*, *Engel*, *Himmel*, *Triumph*, *Urtheil*, *Verdammung*, oder *Vergötterung* ſprudeln, wie nichts, dir nichts, aus dieſer kleinen Zaubergrotte heraus. Selbſt in Hinſicht der Complimente zeichnet ſich der richtige Takt der Frauen vor dem der Männer auffallend aus, der geiſtreichſte Mann läßt ſich durch ein fades Compliment, durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen ein geiſtreiches Compliment, eine ſinnige, ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unſere Schöngeiſter alle erſchließen ihre Liebenswürdigkeit und ihr Schatzkäſtlein von Grazie, Witz und Galanterie, in den Sonnenſtrahlen der weiblichen Geſellſchaft, ſondern auch der ernſtere Beſchauer des Lebens findet im geſelligen Umgange der Frauen die Poliermühle ſeiner Sitten, und das Marimenbuch des Schicklichen. Leider, gottlob, ſind die Frauen auch ſelbſt von dem geringen geſellſchaftlichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langweile in jede Geſellſchaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knäul Zwirn und fünf Nadeln machen die Beſatzung aus, mit welcher ſie ſich defenſiv gegen die zu erwartende Langeweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geſchlecht wegen ſeines „*vernähten und verſtrickten Lebens*," wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nähtiſch als die Reichsinſignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geſchlecht verſtrickend ſtrickt, Schlingen ſchlingt, Häkchen häckelt, Netze netzt und Stückchen ſtückt, aber wenn ich ein Frauenzimmer ſehe, wenn es in Geſellſchaft die Proſa aller Proſa: das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angſtſchweiß aus, da ſehe ich ordentlich den ganzen Abend wie einen zähen wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an dieſem ſich immer länger dehnenden Abend peinlich herunterſtricken, wie ſie den Abend abnehmen, hie und da eine Maſche fallen laſſen, und am Ende den Abend feſt zuſammenſtricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

An dieſen Strumpf knüpft ſich auch ſogleich die nüchterne Alltäglichkeit des hausgebackenen Lebens mit an, mit ſammt dem Waſchzettel und dem Bügeleiſen. Faſt ſollte man glauben, die Frauen hätten ihre Hände zu ewigem Arbeitszwang verurtheilt, entweder weil dieſelbe Hand ſchon eine Ruhe gemordet hat, oder noch morden will. Man weiß jetzt faſt gar nicht mehr, ob das Frauenzimmer den Strumpf, oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Geſellſchaft bringt, und die Männer erzählen ſich gegenſeitig: Wir waren geſtern funfzehn Frauen, funfzehn Männer und funfzehn Strümpfe beiſammen.

Unleugbar iſt es, da durch das Stricken die Frauen ſo mancher Verlegenheit entgehen, ſie können ſo Manches überſehen und überhören, was ſie gern überſehen und überhört haben möchten, die fünf Nadeln ſind eben ſo viele Ableiter von Errôthungen und Entfärbungen; die bequeme Gelegenheit die Augen ſogleich ſenken zu können, iſt eine Gelegenheit aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Geſpräch mit der Maſche zugleich fallen laſſen, und mit der neuen Maſche ein neues Geſpräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünſche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergeſalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingeſtrickt werden, wir würden mit ehrfurchtsvollen Augen einen ſolchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten ſtiller Luſt und ſtillen Wehs, betrachten. Wir Männer wiſſen aber mit unſern Händen gar nicht, wo aus, wir ſpielen mit den Uhrketten, wir ſchreiben mit den Fingern auf den Tiſch oder auf die Knie, oder wir ſtreichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurbart um den Finger, oder wir ſpielen mit der Doſe, oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwiſchen den Fingern, anſtatt daß wir den Gegenſtand der Converſation drehen und wenden ſollen.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu, und ſpielen Karten. Denn eine Parthie Whiſt oder l'Hombre oder Boſton iſt

Digitized by Google

doch gar nichts anders, als ein ſtillſchweigendes Geſtändniß, welches ſich vier Perſonen gegenſeitig machen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie mit einander anfangen ſollen.

Wir könnten unſere zweiundfunfzig Wochen ohne die zweiundfunfzig Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch, denn ſie finden, in der ihnen eigenen Scharfſinnigkeit, in den dreizehn Kartenblättern ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken ſie: einen Gegenſtand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei, daß es doch beſſer iſt ein Paar zu ſein; bei der Drei an die Gewalt der Grazien; bei der Vier an die weiſe Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen Geſchäfte der ſechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer ſich in Acht nehmen keine böſe Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Muſen, ohne welche es doch keine Grazien giebt; bei der Zehn an die ſonderbare Einrichtung, daß eine Nulle durch eine hinzugefügte Einzelheit erſt zu hohem Werthe kommt, dieſe Einzelheit aber wieder durch dieſe Nulle zehnmal mehr werth wird. Bei den Buben denken ſie ſich, was ſie ſich bei allen Gecken und Laffen denken: ſie ſind gerade gut genug, um mit ihnen zu ſpielen. Mit den Damen gehen ſie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anſcheinlich die Honneurs, können ſie ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich verſetzen oder ſie tüchtig abtrumpfen, ſo unterlaſſen ſie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen ſie ſich als gute Royaliſtinnen. Wenn die Frauen zum Spieltiſch eilen, ſo iſt das keine Satire auf die Männer, wenn aber die Männer ſpielen, ſo machen ſie keine Satire auf die Frauen, ſondern eine auf ſich ſelbſt. Die Frauen legen auch mit den Karten das Spiel ſelbſt aus der Hand, die Männer hingegen, die legen bloß die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; ſie ſpielen in Gedanken noch nach, und oft kommt der Mann nach Hauſe, und glaubt in ſeiner Frau Coeur- oder Caro-Damen zu ſehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, ſo würden ſie ihre Frauen zärtlicher und aufmerkſamer behandeln, als es gewöhnlich der Fall iſt. Denn in der Regel ziehen die Männer nur wenn ſie in Geſellſchaft gehen den ſchwarzen Galla- und Bratenrock und den roſenfarbenen Humor an; wenn ſie aber zu der armen lieben Frau nach Hauſe kommen, da nehmen ſie ſchnell wieder das aſchgraue Sorgengeſicht und die nußbraune häusliche Brummen-Schlafmütze hervor.

Sie gehen alſo mit Coeur- und Caro-Damen gefälliger um, als mit ihren Frauen. Uiberhaupt ſind ſie in der Geſellſchaft ſchon glücklich, wenn ſie durch das Spiel der Qual des Redens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden iſt ein Uebel unſerer Geſellſchaften, ſondern auch und mehr noch das nicht gut Hören, das nicht gut Zuhören nämlich. Denn die Kunſt des Zuhörens iſt eines der erſten Bedürfniſſe einer guten Geſellſchaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lang gar nichts geſprochen, ſondern bloß einem Andern zugehört, und der Andere ſagte ſodann: das iſt ein recht ſcharmanter, artiger, beredter Mann.

Ein großes Uebel unſerer Geſellſchaften ſind die Schönſprecher und die Zierwörtler, die Redecoquetten, die alle Welt anziehen, und keine Seele feſthalten. Ein ſolcher Schönſprecher ſucht in aller Stille erſt das ſchönſte Wortkleid für ſeine Gedanken zuſammen; während des Sprechens ſucht er immer noch den Flitterſtaat, den er ſeinen Worten umhängen will, die Mühe des Redens tödtet die Kraft ſeiner Meinung und der Gedanke erliegt unter dem Schwall des leeren Geklingels. Noch ein größeres Uebel ſind die Generalpächter der Unterhaltung, die jeden Gegenſtand allein verſchlingen wollen, und die Alleinherrſchaft des Zirkels gewaltſam behaupten.

Dieſe fallen jedem Andern in die Flanken, ſchneiden ihm das Geſprächsterrain ab, und behaupten das Schlachtfeld ganz allein. Der natürliche König jeder Geſellſchaft hingegen iſt der Gelegenheitsmacher, das heißt, derjenige, der andern Gelegenheit giebt und macht, ihr Schäfchen auch in die Heerde der Sprecher zu treiben und die allgemeine Wieſe der Unterhaltung mit abweiden zu können; ein Senſal fremder Einfälle und Worte verdient und erndtet auch am meiſten Dank. Zur Geſelligkeit iſt Talent allein nicht hinreichend, man muß ein Geſellſchaftsgenie ſein. Das Genie ſprudelt; es überlegt, es wählt, es ſucht nicht lange, es wirft den Gedanken hin, ſchnell wie es ihn empfing, ſchleppt im Nu Worte und Einkleidungen aus allen vier Welttheilen, aus allen Reichen der Natur zuſammen, drappirt ſeine Gedanken flüchtig mit denſelben, und alles paßt und kleidet wohl, ſieht wohl zuweilen phantaſtiſch, aber nie bizarr aus. Zuweilen verfängt ſich ein ſolches Genie, verwickelt ſich, ja zuweilen wird es völlig beſiegt, allein es iſt ein Triumph in der Niederlage und er fällt wie Leonidas, ſein Fall vermehrt ſeinen Ruhm. —

Der Satiriker, der witzige Kopf, iſt die Argand'ſche Lampe der Geſellſchaft, er überſtrahlt alles. Doch muß er pikant ſein und nicht beißend, ſein Witz ſei ein Schröpfkopf, der mehr kitzelt als ſticht, aber nicht eine Lanzette, welche in die Ader des Nächſten fährt und eine ſchmerzliche Verbindung nach ſich zieht. Der Witz muß leuchten aber nicht zünden, erhellen aber nicht blenden. Der Witz ſteige wie eine Rakete in die heitere Luft, er öffne ſein Luſtſpiel über den Köpfen der Zuſchauer, die ihr fröhliches „Ach!" ausrufen; kein Funken falle zündend herunter und die ausgebrannte Rußdüte ſenke erſt weit von ihnen ſich hernieder.

Eine ganz eigene Erſcheinung in der Geſellſchaft bieten uns die Verliebten dar. Ein Verliebter, und wäre er das komiſchſte, das geiſtreichſte Genie, iſt zwar ein Gott, wenn der Gegenſtand ſeiner Liebe mit in der Geſellſchaft iſt, aber eine Nulle, eine bodenloſe Lyra, wenn er nicht da iſt. Hier giebt es aber noch viel zu unterſcheiden, ob es die wirklichen Blattern oder die Schafblattern ſind, das heißt, ob es Liebende oder bloß Verliebte ſind; in welcher Periode der Krankheit ſie ſind, ob in der Entwicklungsperiode, ob in dem Ausbruch, ob in der Kriſis derſelben, oder in der Reconvalescenz.

Auf jeden Fall bilden die Verliebten in der Geſellſchaft einen Staat im Staate, und ſind deßhalb zur Geſellſchaft nicht mitzurechnen.

Ganz unerträglich aber in geſelligen Zirkeln ſind die Vornehmthuer, die Geſpreizten, die petrifizirten Geſichter, die nie lachen, und nur ſelten ſich hie und da ein Lächeln unter dem Fette zu Schulden kommen laſſen. Dieſe affectiren geläuterten Geſchmack, ihr Antlitz liegt wie gepreßter, falber, zweifarbiger Sammt da, und man iſt verſucht, ſich eine Weſte daraus machen zu wollen. Das ſind die geſelligen Holzäpfel, wenn man in die ſauren Geſichter hineinbeißt, bekommt man lange Zähne. Soll ich nun noch ein Wort über die ſogenannten privilegirten Geſellſchafts-Spaß- und Luſtigmacher ſagen? Wer kennt nicht ein Heer ſolcher Fabriane, die einen und denſelben Spaß immer von neuem vornehmen, und ſich dadurch ſo zu ſagen das Bürgerrecht in gewiſſen Zirkeln errungen haben? Der Eine kann funfzehn Minuten auf einem Fuße ſtehen; der Zweite kann mit der Stirne eine Haſelnuß aufknacken; der Dritte kann durch den Schatten ſeiner Finger einen Haſen und einen Hund an der Wand erſcheinen laſſen; der Vierte kann wie eine Katze miauen, und wie ein Hund bellen; der Fünfte kann mit dem Munde ſägen und hobeln; der Sechste kann ſich ein brennendes Licht in den Mund ſtecken; der Siebente kann ſich die Augenlieder wie Ermelaufſchläge emporſchlitzen; der Achte kann drei Eierdotter auf einmal verſchlucken; der Neunte kann mit ſeinem Geſichte wetterleuchten, blitzen und einſchlagen; der Zehnte kann mittelſt Schnupftaback und einer Serviette einen Türken vorſtellen; der Elfte kann mit dem Mund einen Groſchen vom Boden aufheben; der Zwölfte kann einen beliebten Schauſpieler nachahmen; der Dreizehnte kann ſeine Naſe nach Gefallen heben und ſenken wie einen Regenſchirm; der Vierzehnte kann Kartenkunſtſtücke machen; der Funfzehnte kann aus Krebsſcheeren einen Huſaren zuſammenſtellen; der Sechszehnte kann aus Aepfelkörnern einen Maikäfer ſchnitzen, und ſo giebt es ein Heer ſolcher Kraftkünſtler, die alle Tage in allen Geſellſchaften eben dieſelben Stückchen produziren.

Wenn man nun oft es mit anſieht, wie ſich Geſellſchaften dieſelben Späße zum hundertſtenmal vormachen laſſen, und immer wieder neuerdings davon erfreut ſind, ſo muß man mit jenem franzöſiſchen Derbdenker ausrufen: „Der Menſch iſt ein geſelliges Thier!"

Ich glaube nun, daß Sie, meine freundlichen Zuhörer, mit mir glauben, unſer geſelliges Etwas ſtehe nicht viel höher als unſer geſelliges Nichts. Wir kommen, um uns zu ſagen, daß wir uns nichts zu ſagen haben, und davon zu ſprechen, daß man gar nicht weiß, wovon man ſprechen ſoll, und wir gehen auseinander, um zu gleichen Zwecken wieder zuſammen zu kommen.

Wenn Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heute zuſammen gekommen ſind, um zu hören, wie man viel ſpricht und wenig ſagt, ſo werden Sie doch beim Auseinandergehen mit Recht ſagen können, daß ich mehr geleiſtet habe, als Sie erwarteten. Denn Sie erwarteten Etwas, ich habe aber nichts mehr geleiſtet.

Ich ſchließe hiermit meine erſte Vorleſung, denn es iſt nichts als gerecht, daß, wenn die Vorleſung Sie nicht feſſeln konnte, daß ſie ſelbſt geſchloſſen werde.

Ich bin überzeugt, daß Sie dies keinen voreiligen Schluß nennen werden.

Das Thema meiner nächſten Vorleſung ſoll das ſſ des Lebens

„Frühling und Frauen"

ſein.

Joſt Kirchherr zu Sarne, ſ. Minneſinger.

Franz Sartori

ward am 7. März 1782 zu Unzmarkt in der Oberſteiermark geboren, genoß zu Grätz und Wien eine gute Erziehung, ließ ſich ſpäter in letzterer Stadt nieder und beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit der Herausgabe mehrerer Zeitſchriften. 1808 erhielt er eine Anſtellnng bei der Büchercenſnr und 1815 wnrde er Regierungsſecretär und Vorſteher des Centralcenſur- und Büchterrevisionsamtes daſelbſt. Er ſtarb im Jahre 1832.

Seine Schriften ſind:

Annalen der Literatur und Kunſt. Wien 1806—1813.
Naturwunder des öſterreichiſchen Kaiſerthums. 4 Thle. Wien 1807—1809. N. A. 1811.
Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des öſterreich. Kaiſerthums. 4 Thle. Wien 1809.
Reiſe durch Oeſterreich 2c. 3 Thle. Wien 1811.
Maleriſches Taſchenbuch. 6 Bde. Wien 1812—17.
Die öſterreichiſche Schweiz. Wien 1813
Vaterländiſche Blätter. Wien 1814—1823.
Pantheon denkwürdiger Wunderthaten öſterreichiſcher Heroen und Empörer. 3 Thle. Wien 1816.
Neueſte Geographie von Steiermark. Grätz 1816.
Taſchenbuch für Karlsbads Kurgäſte. Wien 1818.
Taſchenbuch für Marienbads Kurgäſte. Wien 1819.
Oeſterreichs Tibur. Wien 1819.

Große Beleſenheit, Geſchmack, Lebendigkeit und treffliche Darſtellung zeichnen ſeine Schriften aus. Seine Schilderungen der Natur und des Volkslebens in Oeſterreich ſind vortrefflich.

Georg Fr. Chriſtoph Sartorius, Freiherr v. Waltershauſen,

ward am 25. Angnſt 1766 zu Kaſſel geboren, ſtudirte in Göttingen, wurde 1788 Bibliothekſecretär daſelbſt, 1794 Cuſtos an der Bibliothek, 1802 Profeſſor der Philoſophie und 1805 Hofrath. Im Jahre 1814 erhielt er die Nominalprofeſſur für Politik und dazu 1818 die naſſau'ſche Profeſſur für Statiſtik. Im Jahre 1827 ward er auf Veranlaſſung eines Güterkaufes von dem Könige von Baiern in den Freiherrnſtand erhoben. Er ſtarb zu Göttingen am 24. Auguſt 1828.

Er ſchrieb:

Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs. Berlin 1795.
Handbuch der Staatswirthſchaft. Berlin 1796.
Geſchichte des hanſeatiſchen Bundes. 3 Thle. Göttingen 1802—1808.
Von den Elementen des Nationalreichthums. Göttingen 1806.
Abhandlungen zu den Elementen des Nationalreichthums. Göttingen 1806.
Spittler's europäiſche Staatengeſchichte. Fortgeſetzt. 2 Thle. Berlin 1807. 3te Aufl. 1823.
Hiſtoriſch-genealogiſcher Kalender für 1799. 1800.
Die Geſchichte der Bartholomäusnacht. Berl. 1812.
Verſuch über die Regierung der Oſtgothen. Hamburg 1811.
Ueber die Gefahren Deutſchlands 2c. Gött. 1820.
Urkundliche Geſchichte des Urſprungs der deutſchen Hanſe. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. 2 Bde in 4. Hamburg 1830.

Ein Schüler Spittler's, zeichnete ſich Sartorius durch ſcharfen politiſchen Blick, gründliche Quellenſtudien, treffliche Darſtellung und einen eben ſo körnigen wie conciſen Stil auf das Rühmlichſte aus.

Johann von Saſſe, ſ. Minneſinger.

Peter von Saſſen, ſ. Minneſinger.

Satori, ſ. J. Neumann.

Johann Rudolph Sattler,

geboren zu Weißenburg im Jahre 1578, war Anfangs Notar und Gerichtsſchreiber, ſpäter Rathsherr zu Baſel. Er ſtarb am 5. Julius 1628.

Wir beſitzen von ihm:

Deutſche Rhetorik. Baſel 1600, 1614. Fol.
Deutſche Orthographey und Phraſeologey. Baſel 1610.

Einer der älteſten deutſchen Sprachforſcher, deſſen Arbeiten nicht ohne Verdienſt ſind.

Friedrich Karl v. Savigny,

geboren am 21. Februar 1779 zu Frankfurt a. Main, ſtudirte in Marburg Rechtswiſſenſchaft, ward 1800 Doctor, bereiſte hierauf Deutſchland, Frankreich, Italien und kehrte nach Marburg zurück. Hier wurde er nun Profeſſor der Rechte, kam 1808 in gleicher Eigenſchaft nach Landshut und 1810 nach Berlin. Im Jahre 1816 wurde er geheimer Juſtizrath, 1817 Staatsrath und ſpäter Mitglied des für die rheiniſchen Provinzen errichteten Reviſionshofes.

Er ſchrieb unter Andern:

Das Recht des Beſitzes. Gießen 1803 u. ö.

Vom Beruf unſerer Zeit für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft. Heidelberg 1814.

Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter. 5 Thle. Heidelberg 1815—1829.

Pandekten. Berlin 1839.

Was S. als Haupt der hiſtoriſchen Schule in der Jurisprudenz geleiſtet hat, iſt allgemein anerkannt; eine nähere Angabe wäre hier am unrechten Orte; es muß genügen zu bemerken, daß ſeine Schriften ſich neben ihrem hohen Gehalt durch eine ſeltene ſtiliſtiſche Eleganz auszeichnen.

Heinrich v. Sax, ſ. Minneſinger.

Eberhard v. Sax, ſ. Minneſinger.

Johann Baptiſt Schade.

Geboren zu Mursbach bei Bamberg am 11. Nov. 1758, ward S. von ſeinen armen Eltern, welche Ackerbau und Schenkwirthſchaft trieben, zum geiſtlichen Stande beſtimmt und vom neunten Jahre an mit dem Namen Roman in das Benedictinerkloſter Banz als Chorknabe gebracht. Er bezog dann das Gymnaſium und ſpäter die Univerſität zu Bamberg. 1778 ging er als Novize in ſein Kloſter zurück, fühlte ſich aber allmälig von einem ſolchen Widerwillen gegen daſſelbe erfüllt, daß er nach manchen, ſelbſt ſeine Geſundheit vernichtenden Mißhandlungen, welche er geäußerter freier Anſichten halber erfuhr, 1798 entſprang. Nachdem er einige Zeit in Gotha und Erdesdorf gelebt, ging er nach Jena, ward 1802 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie daſelbſt, 1804 aber ordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Charkow mit dem Titel eines ruſſiſchen Hofrathes, 1807 Profeſſor der deutſchen Sprache, 1810 Collegienrath, 1813 Profeſſor der lateiniſchen Sprache. Er lebte hierauf, nachdem er in Rußland ſeine Aemter niedergelegt, privatiſirend in Berlin, ſpäter in Jena, wo er auch im Jahre 1834, nachdem er wieder in die Reihe der außerordentlichen Profeſſoren eingetreten war, ſtarb. Seine Autobiographie erſchien unter dem Titel: Lebens- und Kloſtergeſchichte. 2 Thle. Erfurt 1803, 4. N. A. Altenburg 1827 ff. 3 Thle.

Von ſeinen vielen Schriften nennen wir:

Gemeinfaßliche Darſtellung des Fichte'ſchen Syſtems. 3 Thle. Erfurt 1799—1801.

Grundriß der Wiſſenſchaftslehre. Jena 1800.

Geiſt der Philoſophie unſerer Zeit. Jena 1800.

Neuer Grundriß der transcendentaliſchen Logik und Metaphyſik. Jena 1801.

Syſtem der Natur- und Transcendentalphiloſophie. 2 Thle. Landshut 1803, 4.

Abſolute Harmonie des Fichte'ſchen Syſtems mit der Religion. Erfurt 1802.

Leben und Schickſale des ehrwürdigen Vaters Sincerus. Koburg 1798.

Das Paradies der Liebe. Kloſterroman. 2 Thle. Erfurt 1804.

Deutſche Chreſtomathie. 1813.

Als Philoſoph zeichnete ſich S. nicht durch ein eigenes Syſtem aus, ſondern ging von der Fichte'ſchen Philoſophie, der er anfangs anhing, zur Philoſophie Schelling's über. Sein intereſſanteſtes Werk iſt ſeine Lebensbeſchreibung, welche einen tiefen Blick in die damaligen Zuſtände, vorzüglich der katholiſchen Klöſter, thun läßt.

Johann Nepomuk Adolph v. Schaden,

geboren zu Obersdorf in Baiern am 18. Mai 1791, war von 1805—1815 Lieutenant in baieriſchen Dienſten, unternahm dann mehrere Reiſen, privatiſirte in München, machte darauf den Feldzug in Griechenland als Rittmeiſter mit und lebte ſeit 1821 abwechſelnd in Dresden, Stuttgart und München, an welchem letzteren Orte er im Jahre 1840 ſtarb.

Schriften:

Körner's Tod. Berlin 1817. 2te A. 1821.

Die deutſchen Emigranten. Germ. 1818.

Schill. Germ. 1818.

Die Ahnfrau. Berlin 1818.

Die moderne Sappho. Leipzig 1819.

Europa's Auswanderer. Boſt. 1819.

Feindliche Freunde und freundliche Feinde. Berlin 1820.

Der deutſche Don Juan. Berlin 1820.

Die ſpaniſche Johanne. Berlin 1820.

Sünde und Buße. 2 Thle. Berlin 1821.

Dresden und ſeine Merkwürdigkeiten. Dresden 1821.

Katerſprung von Berlin nach Dresden. Deſſau 1821.

Lebensgemälde üppig gekrönter Frauen (mit Jul. v. Voß). Berlin 1821.

Berlin's Licht- und Schattenſeiten. Deſſau 1822.

Kritiſcher Bocksſprung von Dresden nach Prag. Schneeberg 1822.

Das Fiſchermädchen. Berlin 1822.

Theodora. 2 Thle. Leipzig 1822.

Meiſter Fuchs. Deſſau 1823.

Tertullian's und Maltizen's hochherzige Waffenthaten und Schickſale in Griechenland. 2 Thle. Deſſau 1823.

Originalromane. Deſſau 1823.

München und ſeine Merkwürdigkeiten. München 1825.

Skizzen. 8 S. Augsburg 1828—29.

Jäckele und Jakobine. Augsburg 1826.

Der Stammbaum in der Klemme. Augsb. 1827.

Der Zeitgeiſt. Gera 1828.

Graf von Wallerſee. Augsburg 1829.

Erzählungen. 2 Thle. Leipzig 1829.

Juſſuf Paſcha. Stuttgart 1829.

Und vieles Andere.

S. war nicht ohne Talent der Erfindung und Darſtellung, aber doch nur ein gewöhnlicher Lohnſchriftſteller, der dem ſchlechten Geſchmack der Menge am liebſten durch Scenen des Greuels oder der Unzucht huldigte. Er hatte ſich hier Julius v. Voß zum Muſter gewählt, ſtand aber, wie jeder Nachahmer, ſeinem Vorbilde weit nach, um ſo mehr, als ihm der ſittliche Zorn mangelte, der dieſen mitunter beſeelte.

Digitized by Google

Karl Schall,

geboren am 24. Febr. 1780 zu Breslau, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, war auch zum Kaufmannsſtande beſtimmt, verließ denſelben aber, um ſich den ſchönen Wiſſenſchaften zu widmen. Anfangs eine Zeitlang Mitdirector des breslauer Theaters, war er ſpäter Redacteur der durch ihn gegründeten neuen breslauer Zeitung und führte den Titel eines Hofrathes. Er ſtarb am 18. Auguſt 1833 in ſeiner Vaterſtadt.

Er ſchrieb:

Luſtſpiele. 2 Samml. Breslau 1817. 2te A. 1823.

Deutſche Blätter für Poeſie, Litteratur und Kunſt (mit Karl v. Holtei). Breslau 1823 ff.

Tauſend und eine Nacht (mit Hagen und Habicht). 15 Thle. Breslau 1825 ff.

Ein feines komiſches Talent, das ſich mit großem Glück im kleineren Luſtſpiel verſuchte, aber von eigenthümlicher Indolenz abgehalten wurde, Bedeutenderes und Bleibendes zu leiſten.

Martin Schalling,

im Jahre 1532 zu Straßburg geboren, war, nachdem er zu Wittenberg ſeine Studien abſolvirt hatte, Prediger zu Regensburg, darauf zu Vilßeck, ſpäter Diaconus zu Amberg und bald nachher Superintendent daſelbſt. Als er die ihm vorgelegte Concordienformel nicht unterſchrieb, entſetzte man ihn ſeines Amtes, gab ihm jedoch bald eine Predigerſtelle zu S. Maria in Nürnberg, woſelbſt er auch am 29. December 1608 ſtarb.

Unter den von ihm verfaßten geiſtlichen Liedern iſt das bekannteſte:

Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr.

Martin Schamelius,

geboren am 5. Juni 1568 zu Meuſelwitz, ſtudirte zu Leipzig und Halle Theologie, wurde 1603 Diaconus, ſpäter Oberpfarrer zu Naumburg und ſtarb am dritten Oſtertage des Jahres 1642. Seine Biographie lieferte Dr. J. C. Semler. Leipzig 1743, 4.

Er gab heraus:

Das Naumburgiſche Geſangbuch. 1712 u. ö.

Evangeliſcher Liedercommentarius. Leipzig 1737.

S. erwarb ſich ſeiner Zeit große Verdienſte um die Erhaltung und Verbeſſerung deutſcher religiöſer Lieder.

v. Scharffenberg, ſ. Minneſinger.

Matthias Scharſchmidt,

Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß er in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts lebte.

Er ſchrieb die

Tragedia von den ſieben Martyrern und irer Mutter. Eisleben 1589.

welche ſich indeſſen durch Nichts vor ähnlichen dramatiſchen Producten jener Periode auszeichnet.

Georg Schatz

ward am 1. November 1763 zu Gotha gebaren, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und widmete ſich auf der Univerſität Jena den Rechtswiſſenſchaften. Nach zurückgelegten Studienjahren wurde er Vorleſer des Oberhofmarſchalls v. Studnitz zu Gotha und privatiſirte darauf bis zu ſeinem am 4. März 1795 erfolgten Tode daſelbſt.

Wir beſitzen von ihm:

Blumen auf den Altar der Grazien. Leipz. 1787.

Der Thurm von Samarah. Aus d. Arabiſchen. Leipzig 1788.

Goldoni, über ſich ſelbſt. 3 Thle. Leipzig 1788.

Laura. Aus d. Franzöſiſchen. 4 Thle. Leipzig 1788—89.

Cazotte's Erzählungen. 4 Thle. Leipzig 1789—1790.

Merciers Erſcheinungen und Träume. 2 Thle. Leipzig 1791.

Ein geſchmackvoller und feinſinniger Kenner ausländiſcher Literatur, erwarb ſich S. beſonders durch treffliche Ueberſetzungen einen geachteten Namen in der literäriſchen Welt.

v. Schede, ſ. Meliſſus.

Gottl. Leopold Immanuel Schefer,

ward am 30. Juli 1784 in Muskau geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, bereiſte Italien, und lebt ſeitdem als Dr. phil. und Generalinſpector in ſeiner Vaterſtadt.

Er iſt der Verfaſſer von:

Kleine lyriſche Werke. 2te A. Frankfurt 1828.

Novellen. 5 Bde. Leipzig 1825, 1827, 1829.

Digitized by Google

Neue Novellen. 4 Bde. Leipzig 1831—35.
Laienbrevier. 1., 2. Halbjahr. Berlin 1834 u. 5.
Lavabecher. Novellen. 2 Bde. Stuttgart 1833.
Die Gräſin Ulfeld. 2 Bde. Berlin 1834.

L. Scheſer iſt ein eigenthümlicher und reicher Geiſt, voll Tieſe und Innigkeit, blühender Phantaſie, Menſchen- und Weltkenntniß, aber ſelten Herr über die Form und daher leicht ſich in der äußeren Behandlung der von ihm gewählten Stoffe vergreiſend. Am glücklichſten und bedeutendſten bewegt er ſich in Gemälden des inneren Seelenlebens, die er mit eben ſo anmuthiger Zartheit als erſchütternder Tieſe und Wahrheit durchzuführen verſteht. Sein Laienbrevier hat ſich um des trefflichen Inhalts willen mit Recht allgemeiner Verbreitung erfreut.

Der arme Dſchem.

Hiſtoriſche Novelle von Leopold Scheſer.

„Wer dem Gefallenen hilſt, der erniedrigt ſich nicht, der erhebt ſich."
Napoleon auf St. Helena.

Philippine von Saſſenage.

Du liebe Zeit,
Mir iſt ſo bang'!
Die Nacht iſt lang,
Das Bett iſt breit!
Wiener Schelmenſtückchen.

Liebe, ſüße Freundin!

Haſt Du gehört, ich bin im Kloſter! im Kloſter! Ich, das röhliche Mädchen, das heiter, das muntre! der Schalk, wie Du nich nannteſt, als ich bei Euch noch in Spanien lebte, und roß wuchs. O der ſchönen Tage auf Euerm Schloſſe bei Malaga! O der ſchönen ſorgloſen Kindheit, die noch gar nichts affte, nichts fürchtete, am wenigſten ſolch ein Geſchick! Ach, as alles iſt nun aus! Ich weiß nun, ich weiß, was hinter en Bergen mir lag! Ach, ich weiß, was die Sonnen mir in ſo ahen Tagen heraufführen ſollten, die purpurnen Sonnen, die h ſo ahnbelos in dem Meer verſinken, ertrinken ſah. Doch die Sonne, ſie brachte, ſie brachte auch Ihn mir, auch Ihn! Da ah ich alle Herrlichkeit der Welt auf einmal! Da war Alles, as jemals das Herz erfüllt, das ſo ſehnte und ſchmachtete, angte und zagte und hoffte. Ja, es hat Wort gehalten, das nerſättliche Herz! Was mir die Roſen als Kinde geblüht, das t alles eingetroffen! Was die Lerchen mir Mädchen geſungen, as die Nachtigall geſchlagen, was der Kukuk gerufen, was ir des Mondes helles Antlitz prophezeiht, wenn ich zu ihm aufh, das iſt alles eingetroffen! Alles übertroffen! Die Sonne, er Frühling die Erde, und alle Menſchen, ſie haben Wort gealten; die Nähe, die Ferne, die Fremde ſogar hat erſt recht ich überſchüttet mit Seligkeit! Ach, und von wem nur kommt ir mein Leid? Höre, von meinem Bruder, dem böſen der rüder, deren Einer auch weint, und weinend beſchämt dem ndern folgen mußte, mich hier zu begraben in Rom, in dem laſter, in Traſtevere, ſo weit von meiner Heimath, von dem hönen Saſſenage in dem ſchönen Frankreich! Und wie ſehr ich eine Brüder liebte — Du haſt nur Schweſtern, Du kannſt es cht ahnen, wie ſehr eine Schweſter den Bruder zu lieben verag! Denn halb iſt er der Sohn des ehrwürdigen Vaters, und ſo ehrwürdig! und halb iſt er ein Gleichbild des künftigen Gebten, ein Zauberſchein des Gemahls, und alſo liebenswürdig! Ehre und Liebe, warum kämpfet ihr ſo ſchrecklich auf Leben d Tod in der Welt? Seid ihr Himmliſchen Beide ſo ſelten nig und eins, und am öfterſten da nur, wo die Augen der elt nicht auf die zu niedrig geborenen Menſchen ſehen! O ſie d glücklich, allein glücklich, dieſe niedrig geborenen Menſchen! enn ſo kann ich ja ſagen: Was hätte mir unadelige Geburt ſchadet? — Nichts? Er hätte mich dennoch geſehen, dennoch liebt! Und auch ſo bin ich Ihm ja doch viel zu gering, nur ne Magd, oder wie ſein Volk ſagt: eine Sklavin. Doch ach, as denk' ich an Ihn! Es iſt Alles vorbei! Er iſt mir ja doch rloren! Und nur Ein Unglück iſt noch größer: Ich bin Ihm ja doch verloren! und daß dieſes das größte Unglück iſt, das iſt mir ein Troſt! der größte, der ſüßeſte, unentbehrlichſte, und ohne Den bin ich ganz verloren! Dann bin ich vergebens gefangen im Kloſter, von ſolcher grünen Jugend an bis . . . . . bis in unabdenkliche Jahre! Ja, meine Freundin, wäre ein Kloſter ein Ort, wo ein Mädchen wirklich ſein Herz vergäße mit allen ſeinen Freuden und Leiden, wäre es nicht grade der Ort, wo Einſamkeit und Stille unſer verſchwiegenes Geheimniß zu tauſend Blüthen bringen, wie eine den Winter über in das warme Zimmer gezogene Rebe des Weinſtocks, wären wir nicht wir im Kloſter, kämen wir aus dem Kloſter in die Welt, nicht aus der ſelig betrübenden Welt in das Kloſter, gingen Engel hinein, nicht arme unwiſſende, verlorne Menſchen, ſo prieſ' ich die Mauern, die ich jetzt verwünſche, den Boden mit Füßen ſtampfe, die Wände mit den geballten kleinen Händen ſchlage. Ja manchmal lange daſitzend und ganz verträumt mein' ich, ſie wegzublaſen mit meinem Hauch wie Nebelwände; ja wegweinen wollte ich ſie, wenn ich es nur anzufangen wüßte. Aber mein Gott! Ich will ja nicht glücklich ſein, denn er iſt unglücklich! Ich will ja nicht frei ſein, denn Er iſt gefangen! Gefangen in ſchöner Jugend! Ja, ich möchte zu Ihm auf ſeinen Thurm, hinter ſeine Gitter! Denn, wäre ich frei, hätte ich erſt ſolche Angſt, wie das Weib des Hänflings, dem die Kinder den Mann weggefangen, und den ſie, nutzlos und kummervoll frei ſchwebend, frei umher fliegend, im Kerker erblicken kann und erblickt. Ach, Du haſt nichts von meinem Schickſal gehört, das doppelt ſchwer iſt, da ſein Schickſal durch meine Liebe auch meines geworden. Nichts iſt erſchollen davon bis zu Euch, ſonſt hätteſt Du mich ja getröſtet. Alles iſt dunkel bedeckt geblieben; denn harte Thaten geſchehen geheim an den Menſchen, im Finſtern, im Sichern! Und ach! auch ich übereile mich vor Haſt der Mittheilung! Aber ſelber einen Korb mit Blumen, den wir zu lange getragen, ſchütten wir froh durcheinander auf einmal aus, geſchweige ein ſchweres Herz voll Leiden! Doch ich will mich ſammeln, eine Weile ruhen, um alles in wenige Worte zu drängen.

Am andern Morgen.

Ich bin geſtern um Sonnenuntergang an Ripa grande geweſen, dem Hafen von Rom, wo am breiten Ufer der Tiber auch die ſpaniſchen Schiffe ihren Wein ausladen. — Ich bin alſo noch Novize, wie Du daraus abnimmſt. Dort traf ich letzthin unter den ſpaniſchen Schiffern einen Mauren, der ein Chriſt geworden, um in ſeinem Vaterlande bleiben zu dürfen. O wie rührte mich der arme Moriſco, der ſtatt Iſa, oder Jeſus, nun Eſau heißt. Ich konnte meine Freude vor den Schweſtern kaum verbergen; nur ich von ihnen konnte mit ihm ſprechen in ſeiner Sprache, die ich mit Dir von unſrer Dienerin, der Maurin, gelernt. Ich durfte mit ihm ſprechen, da er der Bruder unſrer Dienerin iſt. O die Heimathlaute, die Laute der Mutterſprache, ſie öffnen dem Fremden ſelber das Herz; darum vertraute er mir, und ich vertraute dem Vertrauenden, ihn zu bitten, mir einen Brief an Dich mitzunehmen, und ſicher zu beſtellen. Nun hörte ich geſtern von ihm, das Schiff geht erſt morgen, übermorgen, überübermorgen! Da iſt denn Zeit Dir Alles ordentlich zu erzählen. Ich habe die Nacht nur geträumt, nur geweint! Und doch hat ſich das Herz wunderbar geſtärkt und befeſtigt, ich habe klar gefühlt: ich bin unſchuldig! Doch Unſchuld ſchützt vor Unglück nicht, ſie lehrt es nur dulden, und immer zu wagen. Ich bitte vom Himmel nur um Gelegenheit zu einem Wagniß, zum größten bin ich bereit! — Und nun höre, was ich gethan . . . . .

„Ich habe geliebt!"

Einen ſchönen jungen Mann, der mich liebte. Lieben und Wiederlieben, nicht vergeben laſſen des Liebenden Herz, das iſt unſre Beſtimmung. Zu was ſonſt war ich geboren!

„Als ich ſchon ſein war mit ganzer Seele, da erfuhr ich erſt: mein Geliebter hat ein Weib, ja ein Kind!"

Aber ich wußte ja vom erſten Anblick, daß er ein Türke iſt, und weiß, daß ihm ſein Geſetz erlaubt, eine zweite Frau zu nehmen zur Erſten, ja Drei auch Vier Frauen zu gleicher Zeit zu haben, nicht nur nach einander, wie bei uns die chriſtlichen Wittwer! Und bleibt und lebt nicht auch dieſen, den chriſtlichen Wittwern, die Erſte, geſtorbene Frau im Herzen? oder nicht? Ich hoffe, bei dem guten Manne lebt die Geſtorbene auch noch mit der Zweiten fort, die Zweite mit der Dritten, die Erſte und Zweite und Dritte mit der Vierten, und ſchlimmer —: verborgen, recht innerlich! Und hatten nicht ſelber die griechiſchen chriſtlichen Kaiſer und ihre Brüder ihre ſchönſten Töchter den türkiſchen Sultanen und ihren Brüdern zu Weibern gegeben, auch ohne den Vorbehalt, das einzige, ewig-erſte Weib zu ſein? Denn ſo tief war ich nicht über die Entdeckung erſchrocken, mein Geliebter habe ein Weib in der Ferne, in Aegypten, als ich darüber erſchrack: mein Geliebter iſt der Sohn des

Digitized by Google

Sultan Mohammed, des ſchrecklichen Eroberers von Conſtantinopel, und der Bruder des herrſchenden Sultan Bajaſid, und ſoll aber ſull nicht hinziehen: den Bruder aam Throne zu ſtoßen! —

Liebe, barmherzige Freundin, jetzt weiſt Du Alles, was mir geſchehen iſt — höre nun aber erſt an, wie es mir geſchehen, höre die Leiden des ſchönen armen Prinzen Dſchem! Das iſt ſein Name: Dſchem! Dſchem! Aber das ſonderbare Wort „Regenbogen" bedeutet nicht ſo Himmliſches, Unausdenkbares, Schönes, Liebes und Liebendes, als die arme Sylbe Dſchem. Sprich ſie nur ja recht weich und ſanft aus, ſonſt thuſt Du Sünde an dem herrlichſten, ärmſten Mann auf Erden! Ich bin erſt zwanzig Jahr, und mit aller Beſinnung, mit allem klaren Denken finde ich mich ſchon in den Ketten meiner Mädchenzeit, in Ketten, die ich aus Gedanken und Gefühlen wie gewebt, und die mich nun feſſeln und halten auf immer und immer. Ach, ich kann nicht aus meiner Seele, aus meinem Herzen, und möchte nicht! O meine Freundin, wenn Du liebſt und ſagſt: die Liebe iſt das Süßeſte auf Erden! ſo höre doch mein leiſes Wort: die Treue iſt tauſendmal ſüßer, die Treue iſt reine heilige Liebe! Wenn ich mich nicht bedaure, wirſt Du mich alſo auch nicht ſo beſchuldigen. Ich war, wie Du weißt, ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, als ich von Euch wußte, von Dir und meiner Mutter Schweſter, da meine Mutter geſtorben war. In Trauerkleidern betrat ich das Vaterhaus, wo die Brüder nun herrſchten, blos von unſrer lieben Maaria Helena begleitet. Granada war erobert, war ruhig, wie ein Grab, fleißig, wie ein Bienenſtock, die Mauren hatten ſich taufen laſſen, und auch Helene war getauft, und vorher ſchon ſo treu und ſanft wie die wahrſte Chriſtin. Ich war ihre Pothe, ich hatte ihr meinen zweiten Taufnamen gegeben, ſo folgte ſie mir. Der Herbſt war gekommen, das Laub auf den Linden vor unſerem Schloſſe war ſchon gefärbt, wie ich beim Scheine der Fackeln der Diener ſah, als ich den Schloßhof betrat, meine Füßchen raſchelten muthwillig vor Trauer ſchon im gefallenen Laube. Man leuchtete mir durch die leeren Säle, durch das leere Zimmer der Mutter, an deren leeres Bett ich hinkniete, weinte und betete, in mein ſonſt bewohntes, liebes Zimmer nach dem Garten, der bis zu dem alten Schloſſe ſich dehnt, das auf dem jähen Felſenabhang liegt. Ich wußte nicht, wer darin gefangen gehalten ward. Der Morgen war herrlich, ich ging in den Garten, bei den Herbſtblumen langſam vorüber, bis in die Gebüſche. Auch Du, liebe Seele, würdeſt es mährchenhaft, traumhaft, bezaubernd gefunden haben, da, im gewohnten alten Kindergarten, an einem kleinen ſaubern Altar, der nach Oſten gerichtet war, einen Morgenländer betend zu erblicken! Einen ſchönen jungen Mann, in den ſauberſten, prachtvollſten Kleidern, das engelgleiche, blaſſe Geſicht voll Andacht, Wehmuth und Inbrunſt. Er wand die weißen, ſchönen Hände, daß die Ringe an ſeinen Fingern grün und purpurn blitzten. Seine großen Augen ſchwammen in Thränen. Aus frommer Scheu und Bewunderung hielt ich ſogar den Athem an, und wagte keinen Schritt zurück, indeß doch ein Vogel über ihm laut ſein Morgengebet ſang. Aber wie heiter und froh! Da mit erſchreckender Haſt richtete ſich der Betende auf, ſtampfte mit dem Fuß, und richtete einen durchdringenden Blick aus den düſtern Augen in die Tiefe des blauen Himmels. Dann legte er ſeine Hand auf das Herz, ſenkte das Haupt und lächelte ſo bezaubernd anzuſchauen, daß ich faſt aufgeſchrieen hätte, vor unerträglich m Entzücken. Ja, auch weinen hätte ich mögen! Da fiel ſein Blick auf mich, wie ich ihn anſah, und nun wollte ich nicht erröthen, und weiß nicht, ob es doch mir geſchah, aber ich vermochte nicht, meine Augen von ſeinen Augen zu wenden, die ganz allmählig aus leiſem Erſtaunen immer glühender, ſchwärzer, ſtrahlender wurden, das Antlitz immer ſchöner, anmuthiger, die Lippen immer holder geöffnet wie zu reden. Und ohne einen Schritt mir zu nahen, ſprach er endlich mit wunderbar mich treffender Stimme und der reinſten Ehrfurcht: „Ich habe den Himmel gebeten, mir einen Engel zum Troſte zu ſenden, und ſo ſchnell erfüllt er das Gebet des Duldenden! — Da ſteht er in ſeinem Sonnenſchein! O Sonne, du biſt nicht wunderbarer als dieſe Jungfrau, nicht herrlicher! Willſt Du mir nicht Deinen Namen ſagen? — Wirſt Du bei mir bleiben? Werd' ich Dich wiederſehen? Einmal? Immer? Keinmal? Ach, ich bin gewohnt, alles Beſte und Liebſte zu verlieren, vielleicht verloren zu haben! Nun ſollte ich auch noch beklagen, Dich geſehen zu haben! — Sage mir nur Deinen Namen! Ein Name iſt ein Talisman, damit zaubert ſich die Seele Tag und Nacht ihre Schätze herbei aus der Ferne, herauf aus dem Grabe, herab aus dem Himmel!"

Wie konnte ich auf dieſe in feinem Franzöſiſch geſprochenen Worte ihm ſagen: „Ich heiße Philippine!" Seine Ehrfurcht und Bewunderung hatte mir die höchſte, wahrſte, reinſte Stimmung des Weibes gegeben, und ächt mädchenhaft ſchämte ich mich meines Namens „Philippine von Saſſenage!" Dadurch ward ich ein bloßes Fräulein von Adel! ich fiel aus den Wolken nach Frankreich! indeß die Erde mir ihn und mich nur ihm trug, wie Gewölk. O ſüße Freundin, der Augenblick war himmliſch! Ich empfand mich erſt recht adlig! Ich wuchs mir groß, mir war wonnevoll zu Muth. Die Ehrfurcht vor dem Weibe entzündet die Liebe. Kein Weib kann Den lieben, der ſie nicht ehrt. Aber auch im Manne kommt die Ehrfurcht aus der Liebe. O was iſt die Liebe! — göttlich! Mein guter Bruder Armand ſagte mir ſpäter einmal: „Nur eine Lerche verſteht die Lerche, der Staar nur den Staar. Das Weib verſteht nur das Weib; nie verſteht ein Mann das Weib, ſo ganz, ſo vollkommen, nie auch verſteht das Weib den Mann. Beide Geſchlechter leben ein eignes Leben, mit eignem Verſtändniß der Welt. Darum leben ſie auch nicht ein getrenntes Leben, nein, ein verbundnes; die Natur, die Neigung führt ſie zuſammen, die Gewohnheit hält ſie bei einander, und der unauflösliche Wahn, daß beide, daß alle Tauſende Verbundene ſich verſtehen, indeß Wonne und Leid Jedem ein eignes, nur ſein Gefühl löſt, das enge, aber innerlichſte, mächtige, zarteſte Naturgefühl im Weibe; das weite, ſtarke Weltgefühl im Manne. Und wenn beide durch ein Geſpräch auch ſich mitgetheilt, ſich verſtändigt haben, und Eins ſind, haben ſie doch nur Räthſel geſprochen, verſinken in ihr Weſen, verbleiben aus Naturzwang darin, und ſind ſich ein lebenslanges Räthſel ohne es zu wiſſen, zu glauben, ja ohne es recht zu merken." Der gute Bruder kann recht haben. Aber Du wirſt mich verſtehen, wenn ich Dir ſage: Ich war ſo gefangen, ſo ganz erſt an dem Orte meiner wahren weiblichen Heimath bei dem Geliebten und Liebenden, daß ich nicht wußte, warum nun nicht gleich ewig bei ihm bleiben? Warum jemals, aber jetzt noch einmal von ihm hinweggehn! Und wahrlich, ich wäre nicht gegangen, wenn ich geglaubt hätte, daß ich, ich, meine Seele nicht bei ihm bliebe! nicht ſeine Seele bei mir! — wenn die Liebe ſich nicht gern verbirgt, gern träumt, ſich die Unerforſchlichkeit des Herzens klar machen will, zum klaren Faſſen: die Liebe iſt unerforſchlich! Dann das holde Schweigen, Verſchweigen! Die Scham, die Ehrbarkeit der Jungfrau — der Anſtand — den ſie nimmt, um ſich zu ſammeln — die holde Flucht vor dem Geliebten, ihn nachzuziehen, die Sucht ihn in Zweifel zu ſtürzen, die Wonne, ihn alles erſt erflehen zu laſſen, ihm allmählig zu erlauben, Eins nach dem Andern hoffen zu dürfen — was er vom erſten Augenblick an ganz, uns ganz — mich ganz beſaß. Die Freude, ihn geſehen, gefunden, erworben zu haben, war unerträglich! Ich weiß nicht, was ich ſagte, aber ich entzog mich ihm, wie er bezaubert daſtand! Seine treuſten Blicke, ſeine entzückenden Worte, ſie eben ſcheuchten mich fort. Ich aß den Tag nur, wie ein Vogel knuspert, ich ſang alles, was ich ſagen wollte oder mußte, und war doch ſo voll Schaam, voll Geheimniß, voll Trauer ſchon! Ich erſchien den Tag nicht im Garten, die folgenden nicht; aber ich ſah Ihn wohl und ſeine hergewandten Augen; nur die Jalouſieen meines Fenſters mußte ich regen, ich ſteckte einen Roſenzweig mit ſpäten Roſen dazwiſchen. Dafür war meine Maurin Helena beſchenkt worden; ſie hatte an mir eine Leidenſchaft gemerkt, ſie hatte den vertrauten Diener des Prinzen geſucht, getroffen; ſie hatte in Vorrath gefragt, alles erfahren, alles, jeden Namen ſich treu gemerkt, wieder gefragt, wieder gehört in mehreren Tagen, und als ich bei einem Entkleiden zu Nacht ſie bat: ſich zu erkundigen, wer der Fremde ſei? — da ſetzte ſie ſich zu mir auf das Bett und weinte um mich und um ihn, und erzählte mir dann mit Bekümmerniß, und ich mußte neue Namen ungekannter Männer lernen! fremde große Dinge ſollten mich armes Kind nun angehen! berühren, verletzen! Mein Herz ſollte die Zither ſein, worin alle jene rauhen, wilden Klänge ſich ſammelten, bebten und dröhnten! Und wirklich es war ſo! Die Umſtände hatten mich tief in die Welt verflochten. Helena ſprach: „Ach, der arme Prinz! wenn er nur nicht ſchuldig wäre an ſeinem Unglück! Aber Dſchelalbeg klagte mir, er habe nur damals nichts ſagen dürfen, als der falſche doppelzüngige Großweſir Mohammed Niſchani nach dem Tode des Sultans ſeinen Herrn aufgefordert habe, aus Karaman herüber zu kommen, den Thron zu beſteigen! Auch habe der Prinz, Dſchem heißt er, nicht ſo viel Recht gehabt, als ſein erſtgeborener Bruder Bajaſid. Und er hätte nicht Krieg anfangen ſollen. Doch was weiß ich! Dſchelalbeg ſagte nur, daß ſein Herr zur Vertheidigung ſeines Lebens ſich rüſten müſſen, als ein lebender Bruder des herrſchenden Sultans; denn dort iſt das Hausgeſetz, daß kein Bruder des Sultans leben ſoll; er ſagte, daß Dſchem achtzehn Tage lang Sultan zu Bruſa geweſen ſei, daß die Geiſtlichen in den Kirchen für ihn gebetet, und daß er Geld auf ſeinen Namen geſchlagen. Dſchelalbeg zeigte mir die Silbermünzen, und gab mir Eine für Dich. Dann haben falſche Freunde dem Prinzen gerathen, ſein Heer zu theilen — der Eroberer von Otranto, der ungeheuer ſtolze Kedük Ahmed Paſcha iſt auf die Seite des Sultan Bajaſid getreten — der Verräther Jakub hat, für eine Statthalterſchaft, Dſchem's beſtes Heer zum Sultan übergeführt! So hat der arme, am Schenkel verwundete Dſchem aus der Schlacht bei

Digitized by Google

Jeniſchehe fliehen müſſen, hat Alles verloren, ſo daß ihm ſein Kämmerer Sinanbeg gegen die Kälte der Nacht ſeinen Oberrock leihen müſſen! Gute Leute haben ihm auf ſeiner Flucht nach Aegypten zu Eſſen gegeben; in Haleb und Damaskus und Jeruſalem ſind ſie gut bewirthet worden, und über Hebron und Gaza iſt er mit ſeiner Mutter — erſchrick nicht — mit ſeinem Harem, ſeiner Frau und ſeinem kleinen Sohne, dem kleinen Prinzen Oghus-Chan, glücklich nach Cairo gekommen, wo ſie es Alle bei dem Sultan Kaitbai gut gehabt. Im Winter iſt Dſchem mit ſeinem Siegelbewahrer Haider, dem Dichter, mit Saadi, dem Dichter, ſeinem Defterdar, und mit Dſchelalbeg nach Mekka, und dann zum Grabe des Propheten nach Medina gewallfahrtet. Darauf haben die heimlichen Feinde des Sultans Bajaſid wieder den armen Dſchem verlockt nach Kleinaſien zu kommen, um ſein Erbe bei günſtiger Zeit zu gewinnen. Da ſind ſie gegangen! Ihr Heer iſt noch zu ſchwach geweſen, und vom Sultan zerſtreut worden. Da haben ſie ſich in das Steinland gerettet. Dſchem hat von ſeinem Bruder Land in Aſien erhalten ſollen, das er ihm durch Geſandte angeboten, oder ruhig ſeine bisherigen Einkünfte in Jeruſalem verzehren; denn die Braut des Reiches könne nicht getheilt werden, und Dſchem ſolle doch die Hufe des Pferdes und den Saum des Kleides ſeines Bruders nicht mehr mit unſchuldigem Blute des Volkes beflecken. Da hat ihm aber Kaſimbeg gerathen, nicht zu gehorchen, aber auch nicht nach Perſien oder Arabien zu fliehen, ſondern in die europäiſchen Länder der Türken, wo die Chriſten wünſchen die Türken auszurotten, wie uns, arme unglückliche Mauren in Spanien! Ach, da hat der arme Dſchem Freunde an den Königen zu finden geglaubt, die ihm auf den Thron hülfen, den ſie doch umſtürzen wollen, ſitze nun Er darauf oder ein Anderer. Dieſer unglaubliche Irrthum iſt Dſchem's Fehler und Unglück! ſagte Dſchelalbeg dreimal! Darauf alſo hat Dſchem ſeinen Vertrauten, Suleiman den Franken, an den Großmeiſter von Rhodus geſchickt, nicht, um ſich ihm auf Gnade und Ungnade als Gefangenen zu übergeben — da ihm die ganze Welt offen ſtand, und Hülfe und Rettung ſelbſt im Kriege war, ſondern ihn nur um freundliche Aufnahme und Weiterbeförderung gebeten. Dieſe betrügeriſchen Ritter, die unverſöhnlichen Feinde der Türken, haben ihm nun Sicherheit und Gaſtfreundſchaft zugeſchworen. Da iſt die treue Seele, der arme Dſchem, in ſeine Gefangenſchaft gegangen! Sie haben ihn mit ſeinem Gefolge — damals ihrer dreißig Mann — in einem prächtig geſchmückten Schiffe abgeholt, daraus eine Brücke bis an das Ufer geſchlagen, ſie mit koſtbaren niederländiſchen Teppichen belegt, ſo daß er zu Pferde aus dem Schiffe reiten können. Die Ritter haben ihn alle da ehrerbietigſt empfangen, ihn durch die mit ſchönen Teppichen behangenen, mit Blumen und Myrthenzweigen beſtreuten Straßen geführt. Tauſend ſchöne Frauen und Jungfrauen haben ihn mit Blicken und Stimmen begrüßt! Voraus haben Sänger franzöſiſche Lieder geſungen, die hieroſolymitaniſchen Jünglinge in ſeidenen Kleidern haben koſtbare Spezereien geräuchert; der falſche, betrügeriſche Großmeiſter, auf goldgeſchirrtem Schlachtroß ihm zur Linken, die Ritter hinter ihm, ſo haben ſie ihren Gefangenen in ſeinen Pallaſt, in die Zunge von Frankreich, geführt! Aber Alibeg, Dſchem's Vertrauter, hat Verrath gemerkt, und von dem Schreiben gehört, das der Großmeiſter d'Aubuſſon von dem Großweſir Ahmed Paſcha empfangen, den Dſchem auszuliefern; und da Alibeg des Prinzen Weib und Kind holen ſollen, hat er ihnen gerathen, nach Aegypten zu fliehen. Da ſind ſie noch. Den Prinzen hat der Großmeiſter aber nicht ausgeliefert, ſondern lieber auf jedes Jahr für ſeine Bewahrung 45000 Zechinen genommen, denn die Ritter brauchen Geld! Und als wenn d'Aubuſſon den armen Dſchem vor Gift und Dolch ſeines Bruders Bajaſid ſichern wolle, hat er ihn durch ſeinen Neffen, den Ritter Blanchefort, nach Frankreich geſchickt, auf eine Comthurei des Ordens. So ſind ſie zuerſt nach Nizza gekommen, und ſo ſehr dem Prinzen die ſchöne Stadt gefallen, daß er ſogar ein Gedicht auf ſie gemacht, denn er iſt ein berühmter Dichter, ſo hat er doch bald nach Rumili fortgewollt, ſeinem Ziele entgegen. Da haben die Ritter gelogen und geſagt: da er den franzöſiſchen Boden betreten, ſo könne Er und Jeder, der es thue, nicht ohne Bewilligung des Königs von Frankreich mehr aus dem Lande! Das hat der arme Dſchem glauben müſſen, und an den König einen Geſandten geſchickt, welchen die Ritter auf der zweiten Tagreiſe ergriffen und eingeſteckt haben. Und als die vier Monate umgeweſen, wo er hätte zurück ſein können, da haben die Ritter, der Peſt wegen, ihren Gefangenen auf die Comthurei des Ordens zu Rouſſilon geführt. Von da hat der arme Dſchem zwei ſeiner Treuen, den Beg Muſtapha und Beg Ahmed, mit handfeſten Begleitern, in fränkiſcher Tracht, an den König von Ungarn geſandt. Denn ſein Geſandter an den König von Frankreich war auf dem Wege nach Rouſſilon zu ihm gekommen, und hatte geklagt, daß ihn Räuber zerſchlagen und ausgeplündert hätten. Aber die Beg's ſollen trotz der handfeſten Begleiter auch heut noch wiederkommen! Dagegen ſind alle Leute aus Rouſſilon und der ganzen Umgegend von weit und breit zuſammengeſtrömt, um den Sohn des Eroberers von Conſtantinopel zu ſehen, und ſo iſt auch der ſchöne junge vierzehnjährige Herzog von Savoyen, der Befehlshaber von Chambery, zu dem armen Dſchem gekommen, der, von ſeiner Schönheit bezaubert, ihm einen koſtbaren Damascenerſäbel geſchenkt, und den gerührten jungen Herzog gebeten, ihn aus der Sklaverei der Rhodiſer Ritter zu befreien, und iſt der Erlöſung ſchon froh geweſen, da es doch Jemand in der Welt, ein Herzog der Franken, ein Chriſt, gewußt, daß er ein armer Gefangener ſei! Der Sultan, ſein Bruder, hat einen Geſandten, den Huſeinbeg, an den König von Frankreich geſchickt, der nach Rhodus die rechte Hand, die Taufhand Johannes des Täufers, den Johanniterrittern aus den eroberten Reliquien von Conſtantinopel gebracht, welche ſie nach feierlicher jubelnder Proceſſion in der Capelle der Johanniskirche dem Volke zur Anbetung ausgeſetzt. Aber der Geſandte hat für die rechte Hand Johannis die rechte Hand des armen Dſchem verlangt — ſein Gefolge! Der König von Frankreich iſt zur paſſenden Zeit geſtorben, die Ritter lügen ihm Furcht vor Aufſtand und Verwirrung vor, und nehmen ihm mit 800 Cüraſſieren ſeine Leute, die er ja grade bedürfen könnte, ſich zu beſchützen. Der arme Dſchem darf ſogar nicht den Geſandten ſeines Bruders ſprechen, und Huſeinbeg fährt mit den Beſchützern Dſchem's nach Rhodus ab. Ihn ſelbſt führen die Ritter auf der Iſere und der Rhone nach le Puye, nach einem Felſenſchloſſe, und ſchleppen ihn nun hierher nach Saſſenage! — Da haſt Du ſeine Geſchichte! Da haſt Du Ihn!" ſchloß die gute mauriſche Seele. „Und hier haſt Du einen Brief von Ihm!" —

O meine ſüße Freundin, ſo viel, ſo unendlich viel muß in der Welt geſchehen, ehe eine Schwalbe im Frühlinge zu uns, ihr Neſt zu bauen, kommen kann, und kommt! So viel Unrecht, ſo viel Arbeit und Weltdinge mußten geſchehen, ehe Ich den armen, von aller Welt verlaſſenen Dſchem hier in meinem Kindergarten betrn ſehen konnte, und Er mich ſah. O mich Arme, Arme um Ihn! mit Ihm!

Konnt' ich den Brief ungeleſen laſſen? Ich hatte ja ſo noch keinen morgenländiſchen Brief geſehen! O wie er ſchon duftete! Mußte ich ihn nicht öffnen! Mußte ich nicht den Geöffneten leſen! Mußte ich da nicht Antwort ſenden? Hatte Er da nicht mir wieder ein Wort auf ein Wörtchen zu ſagen, zu fragen, zu bitten? — Der Liebende bittet ſo natürlich, er bittet ja nur um der Geliebten Glück, wenn ſie liebt. Darum geſteht die Geliebte ſo gern nach und nach Alles zu, was der Liebende ja ſchon lange beſitzt — uns ſelbſt. So ward ich verflochten! Und das Kühnſte, wie klang es ſo hold, ſo unſchuldig in der Sprache des Himmels, im reinen fehlloſen Gedicht! O die Dichter, wenn ſie ſchön, jung, reich und vornehm ſind, wiſſen gar nicht, was ſie vermögen, wenn das Herz nur an Dichtkunſt glaubt; und mir war die ganze Natur ein reines, himmliſches Mährchen! Ich glaubte nicht nur an die Dichtung, ich führte ſie aus, und in das Leben ein, und ſein und mein Leben ward und war das reinſte, klarſte, hinreißendſte Gedicht. Meine Maurin Helena war von meiner Seite die Vertraute, von ſeiner Dſchelalbeg, der arme Kranke. So kamen und ſchwanden Sonnen, Tage, Wochen, Monde! Sie zogen über unſern Häuptern leiſe und ungemerkt hinweg, aber unſre Herzen blühten unter ihrem Wandel auf, wie die Roſenknospen den Himmel nur daran ſpüren, daß ſie aufblühen, und die Aſtern, daß ſie Saamen bringen. Mein böſer Bruder, Roland, der Rhodiſer Ritter, hatte mir den Garten verboten, am Mittag des erſten Tages meiner Heimkehr, alſo ſchon tauſend Jahre zu ſpät! Die Liebe iſt ſchnell! Die Augen konnt' er mir auch ferner nicht verbieten, das geiſterhafte leiſe Umgehn und Schweben des Geliebten in meiner Seele, das Schweben meiner Gedanken um ihn. Nur wenn meine Brüder nicht da waren, betrat ich den Garten — aber nur Einmal waren ſie Beide nicht da, und nur Einmal preßte mich der Geliebte an ſein Herz, nur Einmal koſtete ich ſeine Lippen. Aber doch Einmal! Die weltklugen Brüder hatten mich nicht vor dem Prinzen gewarnt, um mich nicht zu reizen, zu beleidigen. Aber kein treuloſeres Geſchöpf, als ein Weib, treulos gegen alle Andern, um dem Einen treu zu ſein!

Da ſaß ich eines Freitags Abends in der Dämmerung bei meinen Brüdern. — Da trat Dſchem zu uns ein, ſchimmernd von Schmuck und Schönheit. Er durfte zu meinem böſen Bruder bis in das Schloß kommen aus ſeinem Schloſſe und Garten, die auf hohen, jäh abſtürzenden Felſen lagen; nur aus der Pforte unſres Schloſſes durfte er ſogar nicht den großen grünen Hof betreten, den eine hohe Mauer umſchloß, deren Zugang ſtreng bewacht ward. Er war da! So bin ich nie erſchrocken! Ich war rathlos! Ich that einige Schritte raſch, ich wußte nicht wohin, um es vor Freuden laut zu verkündigen: „Dſchem iſt da!" Selbſt mein guter Bruder Armand wollte mich aus dem Zimmer füh-

Digitized by Google

ren, aber der Prinz bat ſo hold, ſo weich, daß ich bleiben durfte. Ich habe vergeſſen, Dir zu ſagen, daß Dſchem mir am vorigen Morgen geſchrieben: „Willſt Du mein Weib ſein? Gott wird helfen!“ und daß ich ihm am Abend geantwortet: „Dein Weib will ich ſein. Gott wird uns helfen!“ Merke wohl, ich ſagte ſchon: „Uns!“ Das überfiel mich erſt, als Dſchem freundlich meine Brüder jeden an einer Hand faßte, ſie ſanft hielt, ihnen ſanft in die Augen ſah und ſie ſanft bat: „Gute Brüder, gebt mir Eure Schweſter zum Weibe!“

Da wollten ihm Beide die Hand entziehen, aber mit ſeiner Rieſenſtärke hielt er ſie mit Gewalt feſt, und ſprach ſein Wort noch einmal ſo ſanft, und fügte hinzu: „Ich liebe ſie redlich und treu, und ſie — frage ſie, ob ſie mich will. Ich bin jetzt ein armer Gefangener, der Sultan mit losgegürtetem Schwert; aber, ſo Gott will, nicht immer, nicht lange nun mehr nach ſo Langem! ſo Schwerem! Zweiundzwanzig Jahr alt war ich in Rhodus, heut iſt mein ſechs und zwanzigſter Geburtstag. Ich bin kein Bettler, kein heimathloſer Derwiſch; der Sturm hat den Adler verweht! Ich bin nicht Aſche, ich bin aufgehobenes Feuer! Ich bin eine volle drängende Lilienzwiebel, die dem Gärtner in der Hand keimt — nur Erde, o nur Waſſer, und ſie treibt ihre Krone und ſteht in Pracht. Und ich habe ein mütterlich, väterlich Land, ich lebe in meines Vaters Volk. Gebt mich nur frei und ich bin Sultan von Stambul, und Eure Schweſter iſt meine Sultanin, ein gewaltiges Weib! und Ihr ſeid meine Schwäher. Habe ich dem Großmeiſter zu Rhodus geloben müſſen, wenn ich Sultan von Stambul werde, den Schiffen und Flotten des Ordens alle Häfen meines Reiches zu öffnen, ihm hundertundfünfzigtauſend Zechinen zu geben für ihren Beiſtand — der entſetzlich iſt — und alle Jahre Dreihundert Chriſtenſklaven ohne Löſegeld frei zu geben — O was will ich da Euch erſt thun! Der Orden verdient die Eroberung von Rhodus von mir für ſeinen ſolchen Beiſtand — aber ich werde ihm Alles doch redlich erfüllen! Und habt Ihr Brüder Vortheil von dem Orden, als meine Gefangenwärter — ich will Euch mit Geld überſchütten! Euch Inſeln und Statthalterſchaften geben! Mein Weib ſoll eine Chriſtin bleiben; denn Juden und Chriſten und Mohammedaner ſind nur drei Sproſſe aus Einem uralten Olivenſtamme, und gehen nur vereint zu Grunde. Ich liebe das Frankenland nur zu ſehr — und wie mein Vater Mohammed, dem Gott gnädig ſei, auf ein einziges Bittwort meiner Mutter, einer ſerviſchen Chriſtin, ihr alle ſeine vierzigtauſend Chriſtenſklaven in einer Stunde frei gab — ach, und ich habe als Kind ihre unermeßliche Freude geſehen — ſo will ich, meinem Weibe zu Lieb' und zu Ehren, im Voraus alle Sklaven frei geben — ich will keine machen! Keinen Theil von der Beute meiner Heere nehmen! Und hier bringe ich ihr im Voraus meine Geſchenke, und Euch, meine Brüder! Seid nicht blind über die Welt, ſeid nicht hart über gute Herzen! Laßt mich nicht verkümmern, laßt ſie nicht verkümmern! Ich bin eines Weibes werth, und ſie eines Mannes, wie Ich.“ —

Mir zitterte und bebte das Herz. Meine Thränen floſſen unaufhaltſam. Er ſchwieg. Er ließ meine Brüder los, er langte die Brautgeſchenke hervor, öffnete lächelnd die Käſtchen und ſonderte die Geſchenke für die Brüder. Dann ſetzte er ſich ruhig auf den Teppich zur Erde.

Mein guter Bruder Armand trat leiſe zu mir nahe und fragte mich leiſe: „Willſt Du ihn zum Manne?“ Darauf hatte ich armes Kind keine Antwort, als ihm an die Bruſt zu ſinken. Er umſchloß mich, ließ mich weinen, ließ mich dann los und flüſterte zweifelnd: „armes Kind!“ Mein böſer Bruder Roland aber ſprach aber jetzt zu Dſchem: „Mein Prinz! Ihr ehrt meine Schweſter wahrhaftig am höchſten auf Eure Art und Landesſitte. Eine Antwort iſt Euer Wort werth. Vernehmt mich alſo: Ihr ſeid in des Ordens Gewalt. Empöre Euch nicht die Wahrheit: Ihr ſeid — ſo kehrt das Schickſal die Verhältniſſe um — Ihr ſeid ein Türkenſklave der Chriſten. Ich ſehe Eures Gefangenſeins Ende nicht ab. Eile, eile, alt und grau zu werden! Eile, am Stabe zu gehn! Eile blind und taub zu werden! Eile zu Grabe! Denn leider, das menſchliche Mitleid treibt mich zu ſagen: leider laſſe ich auf Befehl des Großmeiſters, ſchon ſeit dem Frühjahre für Euch beſonders zur Wohnung einen ſtarken Thurm erbauen, ſieben Stockwerke hoch. Im Untergeſchoß iſt der Keller. Zu ebener Erde die Küche. Im erſten Stockwerk der Koch. Im Zweiten das Zimmer der Diener. Im Dritten die untere Wachſtube der Ritter. Im Vierten Euer Wohnzimmer. Im Fünften Euer Schlafzimmer. Im Sechsten die obere Wachſtube der Ritter. Im Siebenten die Kammer für Sachen und Waffen, und als achtes Stockwerk droben draußen, ein ummauerter Garten mit ein paar Blumen. Im Siebenten kann auch ein Bad ſein, denn durch Röhren und Druck des Waſſers von den höheren Bergen iſt ſelbſt ganz droben im Garten ein Springbrunn. Wenn Ihr alſo nicht fliegen könnt ... wie geſagt, ich vollſtrecke blos des Großmeiſters d'Aubuſſon Befehl, der hier nahe auf Schloß Bourg neuf geboren iſt; und iſt er auch eitel auf den Ruhm von Ehre und Macht, in ſeiner Heimath zumeiſt, wie jeder andere Menſch, ſo iſt unſerer Ritter erſtes Gelübd doch Gehorſam! Blinder, herzloſer Gehorſam! Und nur unſer Meiſter hat Willen, Verſtand und Erbarmen! Wir Andern haben allein den Gehorſam. Ohne Anzeige, ohne Erlaubniß dürft Ihr kein neues Kleid bekommen — ſagt, endlich: Wie ſoll ich es über die Zunge bringen, Euch meine Schweſter zum Weibe zu geben! Und ſoll ſie mit Euch gefangen alt werden und ſterben? — Denn ſo verſteh' ich den Thurm! Und liebt Ihr ſie nicht? Darum wollt Ihr ſie nur zum Weibe, ſo glauben wir hier!“

Mein böſer Bruder, der Rhodiſer Ritter, ſchwieg plötzlich und warf einen grimmigen Blick auf mich, wie einen ſchwebenden Blitz. Während ſeiner Worte hatte ſich Dſchems Antlitz zu Anfang verdüſtert, erbittert, ergrimmt. Aber, von einem Gedanken wohl, heiterten ſeine Züge ſich auf, ja er lächelte unbeſchreiblich vor ſich hin, und blickte dann meinen böſen Bruder an, ſo rührend, ſo ſchön und kindlich — wie ein Kind! Mir vergingen Kraft und Sinne. Ich weiß nicht, wie Dſchem das Zimmer verlaſſen. Als ich zu mir kam, war er fort, und mein böſer Bruder ſtand, mit über der Bruſt verſchrenkten Armen, vor mir, mit kaltem Hohn um den Mund und im Auge. „Nun?“ — ſprach er — „Nun, Philippine Helene Damoiselle de Sassenage! So jung, ſo groß zwar und ſchön, das muß Dir der Feind laſſen, aber ſchon ſo verſchlagen, verſchwiegen, erobernd im Anblick, aber Wen? Nein, meine Kaiſerin von Conſtantinopel, Sultanin aller Ungläubigen, wir Johanniterritter ſind zwar geſchworene Feinde und Abſager der Ehe, alſo ich auch! Ich! Aber Dein guter Bruder ſelbſt muß ſagen: die Chriſten haben eine andere Ehe! Ein Mann —: Eine Frau! Eine Frau —: Einen Mann! So hat die Kirche wenigſtens aus Tradition, ohne Wort des Herrn zwar ſelbſt, es eingeführt. Und Eine mit Einem, nur das iſt Ehe! Ehre! Zufriedenheit! Glück! — wenn noch! — ſo nur! Wer es anders ſagt, mit dem kämpf' ich auf Tod und Leben! Du würdeſt, blos als das zweite Weib des Dſchem, eine Türkin, eine Abgefallene! eine Verdammte! Die ſoll, die wird meine einzige Schweſter nicht ſein! Habe weibliche Ehre! Ehre des Weibes! Für die Jungfrauen geziemt ſich eben Ehre der Weiber zu haben! im Voraus alle elenden unglücklichen Weiber werden nur aus erbärmlichen Jungfrauen. Gàre ton honneur! Gàre! Damoiselle de Sassenage!“

Dabei hob er eine geballte Fauſt in die Höhe, ſchlug mit der Rechten an ſein Schwert, und wandte ſich raſch von mir ab und verließ uns auch.

Was ich empfand, unwillig und gebietend empfand, das war, dem armen Gefangenen, dem herrlichen jungen Manne war ich Genugthuung ſchuldig! Denn eine Brautwerbung weiß ein Mädchen nicht hoch, nicht theuer genug zu bezahlen; denn wer auf der Welt meint es beſſer mit ihm, als einer, der es zum Weibe begehrt. O wie fühlte ich mich ſeine Schuldnerin! Mein guter Bruder kam und zog mich zu dem Tiſche, worauf Dſchem die Geſchenke ſtehen gelaſſen; er machte ſie zu, hüllte ſie ein und gab ſie mir „zu Dſchem's Andenken!“ Mit dieſem Worte hatte auch Er ſeine Meinung geſagt, gütig und tröſtlich, und keine ganz abwendige, ja, nach längerem Schweigen gab er mir die Hoffnung, daß Alles ſich oft gar plötzlich in der Welt verändere, dem Glücklichen meiſt zum Nachtheil, aber dem Leidenden meiſt nur zum Glück. Der Großmeiſter d'Aubuſſon ſei alt und wolle vor ſeinem Ende noch gern Kardinal werden, vielleicht auch Papſt. — Mein Gott, und ſo fing auch der Papſt ſogar an mich zu kümmern! Mein böſer Bruder war mit einigen Johannitern weggeritten; die Maurin, die ich auf meinem Zimmer fand, wußte: nach Schloß Bourg neuf, wenigſtens bis auf übermorgen. — Aus bekümmertem Herzen ſchrieb Ich heut einige Worte an den armen Dſchem; ich glaube, ich habe ihm auch den Troſt geſchrieben, daß mein guter Bruder uns günſtig ſei, wie heut, gewiß immer, wie von Jugend auf. Mir war eine ängſtliche Laſt vom Herzen, die Laſt der Undankbarkeit. Helene war kaum fort, da kam ſie ſchon wieder, und brachte durch Dſchelaldeg einen kleinen Streifen Seidenpapier mit den haſtig von Dſchem geſchriebenen Worten: „Wenn der Mond aufgeht, gehe Du mir auf!“

Mein guter Bruder war vor Verdruß krank und wollte ſich ſehr zeitig zur Ruhe begeben. O Himmel, wie hing mein Auge nun an der Gegend, wo ſich die Wolken entzündeten und flammten wie eine Feuersbrunſt! Wie winkte ich dem Säuſeln des kühlen Hauches entgegen .... wie ſtaunte ich die große Purpurſcheibe an, die leiſ' heraufgehoben ward von unſichtbarer, aber unleugbarer ewiger Hand! Wie ſtarrte ich in ſein mildes reines Antlitz, aus dem mildes Licht quoll, und dem gegenüber ſchwarze bezaubernde Schatten ſich webten. „Wenn der Mond aufgeht,“ wiederholte ich. — „Er iſt aufgegangen,“ ſprach ich gebannt und ging. Aber, o Himmel, welche

Digitized by Google

Ueberraſchung war mir bereitet! Welches Zeichen der Liebe und Ehre gegeben — das höchſte von einem Manne! Ach, und ohne überraſchte Liebe, wäre wohl noch geſchehn, was geſchah? That ich ohne ſie, was ich that? O das menſchlich-Reinſte, das Erhoffteſte, Seligſte für die ſtolzeſte Jungfrau.

Dſchem erwartete mich an ſeinem Betaltar. Er ſtand in Gedanken. Ich mußte ihn anrühren, ehe ſeine Geſtalt ſich regte. Er ſchauderte ſüß und flüſterte: „Alſo Du, Du doch willſt mein Weib ſein. Du hörteſt meine Worte, und eines redlichen Herzens Worte ſind Eide. Ich halte ſie alle. Kein Weib bricht die Liebe! — Liebſt Du mich?"

Was Du ſelbſt geſagt hätteſt, meine ſüße Freundin, das ſagte ich — mit Schweigen. Er bat mich in ſeinen Saal zu treten. Ich blickte nach meinem guten Bruder zurück, ich horchte in die Ferne, als hörte ich meinen böſen Bruder dahinreiten — und eilte an ſeiner Hand. Ich verſchleierte mich dicht.

Der Saal war erleuchtet. Da ſtanden prachtvoll geſchmückte glänzende Männer in ehrerbietigem Schweigen. Ich ſank an der Schwelle der Thür auf die Kniee vor Dſchem. Er ließ mich nur halb ſinken, aber das war genug, daß es die Zeugen der Eheſtiftung, als das gewöhnliche Zeichen der Unterwürfigkeit einer in das Haus ihres Mannes eintretenden Braut anſahen. Er führte mich ſanft an einen Tiſch, er zeigte mir einen Bogen Seidenpapier und wies ſtumm mit dem Finger nur blos auf die Wörter . . . „Mitgabe" . . . . „Wittwengeld" und auf andere Wörter und Goldſummen in Zahlen, die ich alle mit ſehenden Augen nicht ſah. Haider, der Dichter, drückte als Siegelbewahrer das Siegel mit dem Namenszug „Dſchem" darunter; Dſchem gab mir das eingetauchte Rohr in die zitternden Finger, führte mir lächelnd die Hand, und ſo ſchrieben wir Beide meinen Namen „Philippine von Saſſenage." Dann umarmte er mich Weinende lange ſtumm. Dann traten die vornehmen Männer ſeines Gefolges einzeln heran, wünſchten mir Glück und beſchenkten mich mit blendend ſchönen Gaben; und wer uns Glück gewünſcht und beſchenkt hatte, der verließ den Saal, und ſo ſtanden wir endlich Beide allein — und Ich, als das nach allen Geſetzen getraute ehrliche eheliche Weib des ſchönſten, edelſten, liebendſten Mannes auf Erden; Mahomet, der Eroberer von Conſtantinopel, ward in der Erde mein Schwiegervater, und der Sultan Bajaſid mein Schwäher. Ich weinte, wie ein Kind zitternd, aber doch ſelig! Glaube mir, ſelig. Nur unwandelbare Dauer dieſem Glücke, flehte ich von der heiligen Jungfrau. Nur Muth für mich! Und Glück und Freiheit meinem Gemahl! Und Frieden, Verſöhnung mit ſeinem Bruder! Furcht durchrieſelte mich nicht. Der ſtarke Dſchem beſchützte mich — oder rächte mich doch. Ich dachte an Vater und Mutter — und ich ſahe mit leiblichen Augen, ich ſahe hin und ſahe deutlich: mein Vater trat in die Thür! Er ganz! aber nur jung — und er lächelte! Das entzückte mich! — Er kam auf uns zu — es war mein Bruder! der gute . . . . ich flog in ſeine Arme! Nun war mir wohl! Denn er wünſchte dem Fräulein von Saſſenage Glück zur Sultanin. Er wußte um Alles, denn er trat dann an den Tiſch und unterſchrieb, als Zeuge der Ehe, ſeinen Namen: Armand de Sassenage, Chevalier. Dann legte er ſeine Hand auf meinen Kopf. Dann verließ er uns.

Dann kam Helena und badete mich.

Der Mond ging unter, als mein Gemahl mich gegen Morgen nach dem Gartenthor meines Schloſſes begleitete. O kann man denn gar nicht ſcheiden? O, was iſt ſüßer als Scheiden, als Abſchiednehmen? Nichts in der Welt! Und das iſt viel geſagt von einer Jungefrau. Ich konnte die Stufen der Marmortreppe in Einem Athem nicht ſteigen! O, wie der kalte Marmor des glatten Geländers meine brennende Hand kühlte! O, wie beſtaunte ich mich in dem großen goldumrahmten Spiegel und lächelte mich an! O wie warf ich mich auf mein Bett!

„Was iſt nun das Grab!" ſchluchzete ich. „Was iſt nun das Unglück! Auch mein Glück nichts, nichtig, niemals — — —" „Wir wollen ſehen!" raunte eine Stimme in mir. — Ich horchte! — Aber Niemand ſprach. — Raſch ſchlief ich ein.

Am zweiten Morgen.

Ich mußte auch jetzt ſchlafen. Ein Bett iſt der wunderſamſte Ort, der Schlaf das unſterbarſte Daſein, der Traum das innigſte Leben. Ich brach ab bei dem Gipfel des Glücks, ich wollte Dir nicht gleich Wermuth auf Honig reichen, wie das Schickſal mir. O wie bald ſind die jüngſten, heitern, wie unverwüſtlichen Tage zu Ende — und es regnet! Wie raſch iſt das Lächeln, das Schweigen des glücklichen Menſchen aus, und das Weinen iſt da und die endloſe Klage! Und wie ſollte ich nicht bald das Ende meines Glückes finden, ich, die ich ſeinen Faden an eine Wolke geknüpft, an ein ſchönes Bild im See! O, der Unglückliche hat Freunde, aber ſie werden an ihm, bei ihm, mit ihm unglücklich; nicht durch ihn, denn ſie wußten ja alles. Die Herzloſen ziehen ſich von ihm zurück, die Seelenvollen ſchließen ſich feſt an ihn an — und vergehen! Ich habe meine glücklichen Stunden und Tage und Nächte und Wochen nicht gezählt! Dſchem war nun erſt recht als morgenländiſcher Dichter begeiſtert von meinem Beſitz. Seine Briefe, ſeine Gedichte füllten mir bald eine köſtliche Mappe *). Ich wohnte bei meinen Brüdern, und war ein Weib in meinem Kinderbett. Nur eiferſüchtig war mein Gemahl im höchſten Grade — auf mein Geſicht! Ich mußte beſtändig den Schleier tragen. „Das Geſicht iſt das Weib!" ſagte er, „das unterſcheidet ſie allein von allen andern Frauen. Das Geſicht muß das Weib allein behalten und keuſch bewahren, ſonſt behält ſie der Mann nicht allein. Die Keuſchheit des Geſichtes iſt die edelſte Keuſchheit. Ich zeige meine Schätze und Juwelen nicht jedem Thoren, und ihr Weiber füttert alle Gecke mit der Speiſe eurer Schönheit!" — Da gab mein böſer Bruder Roland dem Prinzen einige Feſte im großen Hofe unſeres Schloſſes, wie ihm die Ritter ſchon auf Rhodus Turniere, Banquette und Jagden gegeben. Auch eine Reiherbeize ſollte er halten. O, da hätteſt Du meinen armen Dſchem zu Pferde ſehen ſollen! Mir ſchauderte hinter dem Schleier, mein Herz bebte mir im Leibe vor Freuden. O, Du hätteſt ihn ſehen ſollen zu Fuß, als Kämpfer entblößt: als Pehliwan! Meine Brüder und alle Ringer rang er leicht und fröhlich zu Boden. Er war ſchnellfüßig wie ein Hirſch. Eine große Keule, mit eiſernen Ringen beſchlagen, hob er mit ſeinem nackten markigen Arm, und hielt ſie ausgeſtreckt grade dahin! Seine Begleiter erzählten, daß er die furchtbare Keule des ſtarken Sultans Alaeddin, noch mit eiſernen Ringen um Großes beſchwert, eben ſo leicht geſchwungen. Endlich kommen die Falkenjäger, den prächtigen Falken aus dem belgiſchen Dorfe Falkonſwaart wird die Haube aufgeſetzt, Dſchem und die Ritter ſchwingen ſich auf ihre Pferde, er blickt noch einmal zu mir empor, er wendet ſich, die Hand auf dem Herzen — und er kam zu Nacht nicht wieder! Die folgende Nacht nicht wieder! Keine lange unendliche folgende Nacht! Mein böſer Bruder Roland holte ſein Gefolge ihm nach — hin nach Bourg neuf! hin in den fertigen Thurm! Das vertraute mir mein guter Bruder Armand. Nur Dſchelaldeg mußte und durfte im Schloſſe bleiben, weil er hinlänglich krank war an der nicht türkiſchen, ſondern chriſtlichen Krankheit, der Gicht vom Wein! Er hatte den Gebrauch „Geſundheit zu trinken" gelernt, und zwar auf Andrer Geſundheit getrunken, doch nicht auf ſeine, oder zu ſeiner.

So waren wir nun geſchieden, von Tiſch und Bett, nicht wie ſonſt nur von Tiſch und von Tage. O Jammer! Ich fühlte mich wie dem Monde vermählt, mit dem leuchtenden Vollmond — und nun war er verſchwunden, unſichtbar am Himmel und auf Erden! aber in ſeiner Finſterniß lebte er, ach, und rang nach mir. O, wie war mir, als ich die Sichel des Mondes wieder am Himmel erſchienen und ſchimmernd ſah! Ach, es war nicht Er! Er blieb mir in nächtlicher Ferne verſchwunden!

Aber da kam nun andre Sorge! Ich fühlte mit Ehren mich Mutter. Die Tage und Monde erfüllten ſich, ich ward mit Thränen Mutter. Mein böſer Bruder war lange nicht im Hauſe geweſen — dieſe Nacht muß er wiederkommen! Er hörte mit Verdruß ein Kind ſchreien. Mit Schrecken . . . . in meinem Zimmer! — Einmal freilich mußte der Ausbruch, der Anfall ſeines Grimmes über die Heimlichkeit und den Betrug meines Herzens überſtanden werden! Aber warum heut!

Er tritt ein. Er bleibt ſtehn. Er ſieht. Endlich ſpricht er mit klappernden Zähnen und wehmuthvoller und leiſegrimmiger Stimme: „Damoiselle de Sassenage —"

Die Sprache verſagt ihm. Mein Bruder Armand iſt herbeigeeilt, lacht gezwungen und verbeſſert Rolands Wort: „Nein, nicht Damoiselle . . . . . ſondern die Sultanin des Sultan Dſchem! — höre mich recht: die Sultanin des Sultan Dſchem!"

„Ich höre das unchriſtliche Unrecht!" entgegnet Roland, und er muß einen Blick in die Urkunde der Ehe thun. Nun iſt er erſt wie gebannt. „Uns ſprechen wir noch, Bruder Armand!" ſpricht Roland.

Das Kind iſt gewickelt, er ergreift es in ſeinem Bettchen — und ich habe mein Kind, meines armen Dſchems Kind nicht wiedergeſehn!

Darauf verging wiederum lange, ſchwere, ſchmähliche Zeit. Dſchem hätte meinen böſen Bruder mit der Keule erſchlagen, wenn er nur einen ſeiner verächtlichen, höhniſchen, ehrfurchtsloſen Blicke auf mich — ſein Weib, geſehen! oder eine Kniebeugung vor mir! Da wieder nach lange kam mein guter Ar-

*) Dſchems Gedichte, vom Dichter Saadi geſammelt, ſind noch vorhanden. Sie ſind ſo hoch in Ruhme, daß einer unſerer Deutſch-Araber und Deutſch-Türken ſie auch verdolmetſchen ſollte.

Digitized by Google

mand eines Abends zu mir und ſprach: „Nimm deinen Mantel und komm!"

Ich gehorchte. Wir ſtiegen zu Pferde. Wir ritten im klarſten Mondſchein über Feld und Wieſen, weiter und weit bis zu einer Hütte. „Steige ab," ſprach er, „und gehe hinein!" Er blieb zu Pferde und nahm den Zügel des meinen.

Ich gehorche und trete in das Haus, in das kleine Zimmer. Ich bekenne mich nicht darin . . . ich weiß nicht, was da am Fenſter im Mondlicht ſo Sonderbares, Weißes ſteht oder liegt. Ich trete näher . . . es iſt ein kleiner Sarg! Mir ſchlagen die Adern am Halſe, das Herz will mir zerſpringen. Ich ſehe ein Kind! Hilf Himmel! gewiß nur mein Kind! — Ich habe ſeinen Namen nicht gehört — ich kann es nicht nennen, nicht rufen; ich beuge mich über . . . . meine Thränen ſtürzen auf ſein blaſſes Geſichtchen, ich ruhe mit den Lippen auf ſeinen zugedrückten Augen, auf ſeinem kaum zu merkenden Munde. So bleibe ich lange. Endlich kniee ich bei ihm, um nicht hinzuſinken. Ich rede lange tauſend zärtliche Worte mit ihm, indem ich es bei den Händchen faſſe, ihm die Härchen ſtreichle. Das Mutterherz, die Mutterliebe und die Mutterfreude will alle tauſend ſüßen Worte und Schmeichelreden nachholen, alle auf einmal ausſchütten, nachrufen in die verſchwiegene und doch ſichtbare Tiefe des Todes, worauf auch das todte Kind, wie eine Waſſerblume auf dem Spiegel des Waſſers ſchwamm. Aber alle Worte verſagen mir! Ich erſticke bald. Ich weine mich aus. Endlich zum Abſchied fühle ich das weiße Kleidchen des Kindes an — o mein Gott! wie grob iſt die Leinewand! Keine Blume im Sarge! Keine Todtenkrone! Keine Andeutung einer Krone! Noch ein Abſchied, ich reiße mich los — ich höre vom Bett ein weibliches Weſen nur leiſe mir nachſeufzen — die arme Pflegmutter! Noch ein Blick über die im Mondſchein blühende Erſcheinung des mein geweſenen Engels, und ich ſtürze hinaus. Ich kann das Pferd nicht beſteigen. Mein Bruder reitet voraus, mein Pferd führend. Ich wanke hinterdrein. Er ſieht ſich um, ob ich folge. Meine Füße gingen ohne mein Wiſſen und Willen mechaniſch. Ich ſtehe und frage: War es ein Mädchen? oder ein Knäbchen? Nicht das einmal weiß ich.

„Es war!" ſpricht Armand, und ſchweigend gelangen wir heim.

Mein Schmerz war nun voll Recht und Gerechtigkeit der Natur, und er ſtärkte mich, er gab mir auch Kraft für meine andere Lage, meinen Stand, mein Leben in der Welt. Denn war ich auch in dem ſonderbarſten Verhältniß eines Weibes geweſen, war auch nicht Alles für unbillige Menſchen ganz tadellos — jetzt war ich gefertigt, gereinigt, ich möchte ſagen: verklärt! Ich war nun das wirklich, was ich mir ſelber nur ſo wie im Traume geſchienen! Der ſchöne Traum meines reizenden Schickſals war der helle Tag geworden — die wahre Sonne ſchien darein vom Himmel und ſah meine wahren Thränen, die Mutterthränen, die Weibesthränen! Ich glaubte nun an mein Schickſal! Die Wahrheit meines Glaubens war ſüßer und mächtiger, als das Schickſal bitter und haltlos. Mit der ſichern Bemächtigung der Gegenwart hatte ich auch eine Zukunft! Hoffnung! Drang, mich zu regen! ein hülfreiches Weib zu ſein! War Dſchem befreit, ſo war Alles gut, reizend, bezaubernd! Und nun lernt' ich wieder träumen! Die Hoffnung allein iſt kein Traum, das Hoffen iſt kein Träumen — ſie lehrt es nur. Ich war feſt entſchloſſen, Alles, alles Mögliche zu Dſchems Befreiung zu thun. Denn was war noch zu wagen? zu verlieren? Es geſchehen ungeheure Dinge, die tollkühn erſcheinen, und von Seiten des Unternehmers und Ausführers doch kein Wagniß ſind, denn der Elende wagt nichts mehr, als ſein Elend! Höchſtens blieb dem Gefangenen die Qual, und mir ſeine und meine! „Sicherheit, Vorſicht!" war nur mein Merkwort. Nun alſo geſinnt, entdeckte ich, daß Dſchelalbeg ſich nur krank geſtellt, oder richtig zu ſagen: nicht geneſen, da er ſchon lange geſund war, und über Nacht, mit brennenden Mitteln, die über Tage heilenden Mittel des Arztes zu Schanden machte. In ſolcher langen Zeit, mit ſolchem Eifer für meine künftige Beſtimmung, hatte ich mich der türkiſchen Sprache bemächtigt. Ich verſtand einen heimlichen Boten aus dem Thurm, als er ſich mit Dſchelalbeg beſprach. Sie weinten beide.

„Was iſt geſchehen?" fragte ich erſchrocken.

„Eben wieder nichts!" antwortete Dſchelalbeg. „Aber der Bote gab mir einen Brief von meinem Dſchem und ſprach: „Das neue Unglück betrifft nicht den Sultan, ach, den armen Saadi!" Durch den berühmten Namen beſann ich mich auf den Dichter, der von Dſchem weggegangen war, weil er Gefangenſchaft nicht zu ertragen vermöge, auch aus Freundſchaft nicht ſo lange. Er hatte die längſte Zeit ſich bei uns aufgehalten, bis er Gelegenheit fände in's Morgenland, in ſeine Heimath! O, wie haßte ich damals den Mann, oder achtete ihn doch nicht; ſo ſchön, ſo weiſe, ſo liebreich er war, ſo nachſinnend und betrübt er auch ſchien. Ach, nun hörte ich: Dſchems geſchlagenes Heer und ſeine Janitſcharen waren aus mit den andern des Sultans Bajaſid vermiſcht, wie Sauerteig — ſie erwarteten Dſchem. An dieſe und die Vornehmſten des Reiches war der edle Freund, der Dichter Saadi gegangen — aber ſeine Fahrt war ſchon verrathen geweſen! Ich dachte an meinen Bruder Roland! In Aidin hatten ſie den armen Saadi ergriffen, er hatte die Wahrheit geſagt, warum er gekommen, und Dſchems Bruder Bajaſid, ſo hoch er die Dichter ehrte, ſo viele tauſend Zechinen er vielen, er Allen, die er kannte, jährlich gab — er hatte den Saadi auf eine jähe Felsſtirn führen, ihm einen ſchweren Stein an den Hals binden — und im Meer erſäufen laſſen!

Darum weinten ſie um den heiligen Mann, und ich weinte mit ihnen.

Und nun ſollte Ich nichts thun? — Die Männer ſagen: die Weiber können Alles ertragen: Schmach, Elend, Knechtſchaft! Eine ſchändliche Lüge! — Nichts können ſie dulden!

Die Diener hörten meine Vorſchläge traurig an, voll Ehrfurcht: dann voll Theilnahme. Endlich wagten ſie mitzuſprechen, zu meinen, zu rathen. Wir wurden Eins. Sie beſorgten gute Pferde, eine ſeidene Strickleiter, ſo lang als der Thurm hoch war — und ſie wußten die Höhe, auf die Palme. — Der Bote nahm eine Schnur mit; bittende, glühende Worte von mir; Nacht und Stunde waren beſtimmt — da überraſchte mich mein Bruder bei meiner Zurüſtung zum Abſchied auf immer. Er errieth. Aber es war Armand, mein guter Bruder! und er warf ſich zu meinem Ritter auf! Er kam mit uns! — Die Nacht der That war finſter. Selber den Thurm ſahen wir nur wie einen ſchwarzen Drachen, hoch aufgebäumt vor Regen und Sturm, und nur zwei feurige Augen hatte der gekrönte Kopf — die hellen Fenſter der Wächter. Dunkel und Nacht verbarg mir das Schreckliche! Ich durft' es nicht ſehen! Ich hörte nur leiſe an der Mauer hinauf die ſeidene Leiter gleiten, die Dſchem an den Kragſteinen der Thurmkrone befeſtigte; ich ſah ihn nicht den ſchwindelerregenden, ſchwankenden Weg in die Tiefe ſteigen! Ich betete indrünſtig zu ſeinen und meinen Heiligen und Propheten, zu ſeinem und meinem Gott. Da tappte eine Hand nach mir — ich ergriff ſie! — ich fühlte die Ringe an ihr — es war Dſchem! Er war da! Er war frei! Er war mein! Er war Herr! — O dieſer Augenblick! Theure Seele! Sagt, was Ihr wollt, das höchſte Entzücken, wie nie ein Ruhiger, immer Glücklicher fühlt an ſeinem Heerde, das begegnet der Menſch nur auf ungemeiner, verwüſteter Bahn! auf den Zugängen, ja auf den Abwegen des Lebens! Wie tauſendfach glücklich war Ich! — einen Augenblick! Wir eilen zu den bereiten Roſſen. Da vertritt uns mein böſer Bruder den Weg. Dſchem, mit empörter Rieſenſtärke, kämpft die Geſellen zu Boden. Mein Bruder Roland kämpft gegen meinen Bruder Armand, ohne daß Beide ſich kennen. Armand fällt mit einem Schrei der Wuth und der Verzweiflung. Da erkennt ihn Roland. Dſchem erkennt Roland, der nur noch allein ſein Gegner iſt. Schlägt er ihn nieder, ſo wehrt ihm Niemand. Aber Dſchem hört: Armand iſt gefallen, und er will mir den andern Bruder nicht tödten! So ſteht er und zögert. Da ergreift ihn Roland und hält ihn rückwärts. Hülfe kommt aus dem Thurm! Geſchrei! Fackeln! Und in ihrem Glanze verſchwindet mir Dſchem! Und erſt als Roland den Gefangenen wieder in Sicherheit gebracht, kam er nach ſeinem Bruder zu ſehn, bei dem ich an der Erde im Finſtern ſaß und ſeine Hand in meiner hielt; Beide ſprachen kein Wort zu einander. Armand ward in den Thurm getragen. Ich hab' ihn nicht wiedergeſehn. Roland blieb bei mir ſtehen und ſprach: „Du lebſt neben dem Leben! Da ſind nichts als Abwege! Abgründe! Entſcheide Dich jetzt auf der Stelle! Ich gehe nach Rhodus zum Meiſter in geheimen Dingen. Noch weiß kein Menſch, daß Du ein Weib biſt, und weſſen Weib. Heirathe den Herzog von Savoyen, der in Dich entbrannt iſt, Du weißt es, und Dich begehrt; Du kennſt ihn, und Du machſt alles gut. Deine Ehe gilt nichts. Eine Frau, die einen Mann hat, der zwei Weiber hat, und noch zwei dazu nehmen kann, und Sklavinnen ohne Zahl, ein ſolches Weib hat keinen Mann! Ihr Zuſtand iſt keine Ehe! Der heilige Vater löſt unſerem Meiſter zu Liebe ſie auf, Du Unchriſtin! Und beharrſt Du darauf, ſein Weib zu ſein, ſo kommſt Du mit mir in ein Kloſter nach Rom! Du biſt reiſefertig — ich bin reiſefertig; Du haſt Abſchied genommen vom Vaterhauſe — ſieh Dir noch einmal zum Abſchied dieſen Thurm an! Du wirſt keinen Andern nehmen! Ich kenne Dich! Komm! Das Schiff geht bei Anbruch des Tages."

Ich war in ſeiner Gewalt. Ich hatte alle meine reiche Habe wohl verwahrt bei mir. Ich empfand einen Schauder vor Rom, und zum erſtenmal vor dem ſonſt mir immer ſo gewöhnlich heiligen Vater, dem Papſt — daß er meine Gefühle alle mir aus dem Herzen reißen könne! der Natur zum Hohn,

oder zur Gewalt, meine Ehe auflöſen, meine Ehre zerhauchen und ſagen: Du biſt keines Mannes Weib! Da fiel mir mein Kind ein — göttliche Gewalt ergriff mich und hielt mich, himmliſche Sicherheit füllte mein Herz. Ich lachte laut! — „Ihr Unchriſten," rief ich mit weinendem Zorn, „ihr ſchrecklichen Ritter, deren Schwur es iſt: unverſöhnlich euren erwählten Feind zu verfolgen, wenn Euch Gott nicht vertilgt, ſo können getroſt die Verdammten aus der Hölle heraufſteigen und die Erde im Segen bewohnen!" —

Er ſchlug mich. Er riß mich ein Stück an den Haaren fort. Meele wohl: ich ergab mich nicht!

So bin ich hier! Im Kloſter! In Rom! und wehe, wehe! bald iſt das Jahr ſchon um!

Muſtapha, der Barbier.

„. — Ein wunderbarer Mann, ein göttlicher Mann, wer ſein Vaterland liebt! Aber wie liebt ein Jeder ſein Vaterland am ſicherſten? — Durch ein reines ſittliches Leben! Die Vaterlandsliebe iſt jedoch etwa nicht nur der Lebensbalſam der Völker, ſie iſt das Palladium auch der Fürſten. Denn das armſelige Volk eines verkümmerten Bienenſtocks wird auf einen Andern gejagt, nimmt ſeine Stimme an, und der Weiſel kommt um. Darum, wer auch ſein Vaterland viel geliebt hat, dem wird viel vergeben" —

Aus der „Eroberung von Conſtantinopel" von Leopold Schefer.

Unſere arme Freundin hatte kaum ihre Papiere und Geſchenke dem treuen Mauren zu ſichrer Beſtellung in die Hände gegeben, als ein Geſurr und Geſumm ſich erhob, wie Waldsrauſchen. Es wuchs, es ſchwoll, aber es ward dadurch nur dumpfer, beſorglicher. Einzelne lautere Stimmen durchriefen es hörbar zwar, aber nicht verſtändlich. Nun kam das dumpfe Getrampel vieler laufenden Menſchen, Männer, Weiber und Kinder dazu, der Hufſchlag von Pferden, das Rollen von Wagen. Das Herz der unkundigen Hörer war beklemmt, ſie ſtanden, hielten den Athem an, ſahen ſich in die Augen, gaben ſich leiſe Zeichen mit den erhobenen Fingern, waren auf dem Sprunge mit fortzueilen; denn unverkennbar war etwas Wichtiges vor, etwas Großes, etwas ſehr mächtiges Neues. Aber nichts Schreckliches. Die Stimme des aufgeſtandenen Volkes war heiter, nur haſtig. Einige Vorübereilende trugen zwar erſchrockene Geſichter und ſchrieen: „Die Türken ſind da! Die Türken! Die Türken! Sie ſind gleich da!" — Andere fragten lächerlicherweiſe: „Dieſelben Türken, die wir an der Stadtmauer bei der Peterskirche in Stücken gehauen?" — „Kinder, ſeid nicht Narren!" — rief ein großer dicker lachender Mann, der ſich an den Weg geſtellt hatte — „der Sultan iſt da! der Sultan ſelber, und hält ſeinen Einzug in Galla! in Fiocchi! in Frieden und Freuden!" Daſſelbe ſchrie er immerfort wie ein Ausrufer, zur Beruhigung oder zur Eil; denn wie ein Wegweiſer hielt er ſeinen Arm immer ausgeſtreckt, und deutete ſtromabwärts nach Abend.

Dagegen kam Einer, der aus Eil mit der Rechten in den linken Aermel ſeines Rockes gefahren war, und unterwegs die Fittige des Rockes über die Achſel geworfen und einen Pantoffel verloren hatte, und ſchrie: „Nein! ſie bringen den Sultan gefangen! Sie bringen den gefangenen Sultan!" . . . . . „den gefangenen Sultan!" wiederholte ſich Philippine von Saſſenage, erſchrak und fürchte und ahnte, und faßte doch nicht die Möglichkeit und die Wahrheit, als ein Freund des ſchreienden Wegweiſers zu ihm trat und ihn bat: „Komm mit über die Tiber! Hier geht ja der Zug nicht vorbei!"

„Wie ſo?" fragte der gutmüthige Wegweiſer.

„Sieh, Du weißt doch, unſer heiliger Vater der Papſt, der achte Unſchuldige oder Unſchädliche — Innocenz — hat doch einen Sohn! Nun gut! Und dieſer Sohn iſt der Graf Cibo, der Frau und Kinder hat, ſo daß der heilige Vater auch Großvater iſt und Schwiegervater und eine Schwiegertochter und Enkel hat. Nun gut! Der Sohn des Papſtes hat ein Schloß! Nun gut! und auf dem Schloſſe des Cibo war der gefangene Sultan, den die Rhodiſer Ritter dem Papſte verkauft haben; nun gut! und von dem Schloſſe bringen ſie ihn heut, und ſo eben hier in die Stadt, in den Vatican, und recht mit Fleiß ſoll er ganz Rom zur Schau durchziehen, denn ohne Gepränge iſt nichts bei uns! Nun gut! Und nun nehmen wir einen Kahn und fahren hinüber an die Straße, wo ſie kommen! Komm, Dicker!"

Während dieſer Worte und ſeines Stillſtandes hatte er ſich ſeinen Rock ordentlich angezogen, warf aber den andern Pantoffel noch auch in die Tiber, denn er ſah ein paar Schuhe daſtehen, die er unbedenklich mitgehen hieß und raſch anzog. Ein Matroſe hatte ſie da nicht geachtet, weil ſie inwendig voll Pech waren.

„Nun gut!" ſprach jetzt der dicke Mann, „komm' hinüber! Es iſt ja richtig! Jetzt beſinne ich mich, Marrino! Du wohnſt ja in Einem Palaſte mit dem türkiſchen Geſandten, dem Kämmerer des Sultan Bajaſid! Nur etwas hoch über ihm in den Dachkammern. Rom wimmelt einmal von Geſandten, als wären hier alle Reiche der Herrlichkeit zu holen, und die ewige Seligkeit dazu. Narren müſſen ſein! Wovon lebten wir ſonſt?

Macrino del Castagna aber verſetzte: „Ich habe ſchon manches ſchöne Stück Geld von dem Geſandten, dem türkiſchen Rindvieh Muſtapha verdient, beſonders durch ſeinen Barbier, der auch Muſtapha heißt, und ſich nur hat zum Türken machen laſſen, um den Türken Eins zu verſetzen, und ſeinem Volke, den Griechen, zu helfen. Das iſt ein Kerl! der Muſtapha! Klug wie der Teufel! Ich bin überzeugt: er barbierte allen Türken den Kopf weg, wenn es ihm jemand bezahlte, denn umſonſt thut er nichts; was er von ſelber will, das müſſen ihm Andere noch tüchtig bezahlen! So wird man reich!"

So ſprach Macrino vertraulich zu ſeinem dicken Freunde, ohne zu ahnen, daß er ſelber bald würde auf der Folter ſterben, weil er den Papſt ſowohl als den Prinzen Dſchem vergiften wollen — um reich zu werden. Beide Freunde gingen an das Ufer, um in dem Kahne an das jenſeitige Ufer der Tiber, an die Straße zu fahren.

Das arme Weib des armen Dſchem ſtand in höchſter Beſtürzung, die einen freudigen Kern hatte, denn ihr Gemahl war doch aus den Händen der unverſöhnlichen Türkenfeinde erlöſt; er befand ſich ja nun in den Händen des aller-allerchriſtlichſten Potentaten auf Erden, in den Händen des Vaters der Chriſtenheit, der ein Herz für alle Leiden aller Menſchen haben ſollte! Sie weinte vor ſtillem Entzücken leis, ohne zu ahnen, daß ihr Dſchem nun erſt ganz verloren, verrathen, verkauft und ermordet wäre — obgleich ſie jetzt noch tauſend Kummer befiel vor der unſicheren Zukunft und wie alle ihre Noth noch ſich löſen werde? Denn enden müſſe ſie nun, und bald, durch die Heimhülfe des heiligen Vaters! — Schon bei dem erſten Anlauf des Volkes hatten ſich ihre Begleiterinnen in das nur wenige Schritte entlegene Kloſter zurückgezogen, aus Scheu vor den Menſchen, wie vor Geſpenſtern am Tage, und aus gebotenem Anſtand; ſo neugierig nach aller Welt die Mädchen eben im Kloſter ſind, und ohne redſelige, aller Geſchichten volle alte Weiber vergingen, wenn ſie die Welt nicht noch hörten mit tauben Ohren, und ſähen mit blinden Augen, und empfänden mit todtem, ſchlafendem, träumendem Herzen. Die andern Schweſter-Novizen hatten ihr ängſtlich gewinkt: zu kommen! und mit erhobenen Händen nach dem Thurme des Kloſters gedeutet, um ihr auszudrücken, daß ſie da hinauf gehen würden, um alles recht herrlich zu ſehen. Aber da drängte ſich grade ein Knäuel Menſchen zwiſchen ſie und riß nicht ab — und ſie hatte grade das Wort des Macrino verſtanden von dem gefangenen Sultan, und war auf der Stelle verſteinert, und plötzlich felſenfeſt entſchloſſen, nicht wieder in das Kloſter zu kehren, und ſollte es ihr das Leben koſten, das es ihr ja doch in den öden Mauern koſtete. Darauf hatte ſie unbemerkt auch von dem weitern Worte Macrino's Kunde, noch nähere, ſichere Kunde gehört: „der gefangene Sultan war ihr armer Dſchem!" Sie hatte zwar vorhin alle ihre Koſtbarkeiten, in dem goldenen mit Edelſteinen ausgelegten Käſtchen, mit aus dem Kloſter genommen, um ſie durch den treuen Mauren ihrer Freundin zur Aufbewahrung, auf ungewiſſe Hoffnung in der Zukunft hin, zu ſchicken, wenn ihr auch im Kloſter die ſchönen langen Haare abgeſchnitten würden, die ihr Dſchem ſo bezaubernd fand, und ſie im Sarge lebendig der Welt Valet ſagen müßte mit dem Munde. Aber ſelber das Todtenhemd würde ihr ja doch nur über die liebende, treu fortliebende, junge, bebende, ſchmachtende Bruſt geworfen! — Sie war in ihrem Auftrage an den Mauren noch nicht zu Ende geweſen, das Volk hatte ſie unterbrochen, und jetzt wußte ſie mit Befriedigung, daß ſie ihre Schätze noch hatte, die ihr die größten Dienſte leiſten konnten und ſollten! Glücklicherweiſe hatte ſich der Maure in ihrer Nähe gehalten, und wie durch Eingebung, nahm ſie mit herzgewinnendem Lächeln, wie zum Scherz, ihm ſeinen großen weiten braunen See-Mantel ab, was der Freund, befangen von ihren geiſterhaft gebietenden, wolkenden Augen, ohne ſich zu regen, geſchehen ließ; ſie warf ſich ihn um; ſie verhüllte den Kopf ſorgfältig in die Kapuze; und als die beiden Männer in den Kahn traten, der eben abſtoßen wollte, trat ſie ſcheinbar beherzt mit hinein und ſetzte ſich ſogleich, das Geſicht des übrigens verhüllten Hauptes noch dazu abkehrend, als ob ſie die Männer gekannt hätten, oder erkennen möchten. Sie ſahen aber weiter nichts von ihr, aber das ſahen ſie auch, daß ſie zum Erſtaunen ſchön ſei, und ſtießen ſich einander mit den Ellenbogen an.

Da kam jedoch der Zug richtig.

Digitized by Google

Wie klopfte ihr Herz! wie glänzten ihre Augen! wie belebt war ihr ganzes Weſen! Das Gefühl aller der ſchweren Sorge um den Mann, den ſie ſo liebte, der ſie ſo liebte, der ihr ſo lange fern, ſo lange einſam geweſen, von allen Gefahren umgeben, ja bedroht, von allen Entbehrungen gepeinigt — das alles zog aus ihr fort, denn die Freude des Wiederſehns überwältigte ſie und hob ſie empor. Ihr geſchärfter Blick ſpähte allein nach ihrem Gemahl! Sie ſahe die vorderſten Reiter nur wie bunte leere Bilder vorüberſchweben, hörte die Tritte der Pferde, ſie hörte die Worte des Macrino nur wie im Traume, als er mit halber Stimme, und doch haſtig zu ſeinem dicken Freunde ſprach: „Sieh, ſieh! das iſt das Gefolge des Sultans, das den Zug eröffnet! Ah, ah! nun kammen die Wachen und Pferde unſers unſchuldigen Vater Papſtes, und ſeine auserleſenen ſchönen jungen Edel-Pagen! Nun das Gefolge des römiſchen Adels! — Alle Tauſend! nun gar die Eminenzen, die Herren Cardinäle, die Bienenbrut des neuen Papſtes, welcher Zelle die rothen Bienen nun werden die Haube aufſetzen, daß ein Weiſel ausläuft, ein weiſer! Aber Reſpect! Nun kommt unſer römiſcher Adel, alles, was man ſehen kann! Heut zu Tage! Aber ſieh, ſieh! der Rhodiſer Ritter im Mantel, worauf das ganze Leben Jeſu geſtickt iſt, das iſt der Bruder des Ordensmeiſters d'Aubusson, der Viscomte de Monteil — wahrhaftig, der Ordensmeiſter war ſchon unter den Cardinälen — der, der ſich grade jetzt umſieht! er hat den rothen Cardinalshut und Mantel für den Sultan eingehandelt! Und der da neben dem Rhodiſer Ritter reitet, iſt der Graf Franzesco Cibo, der Sohn des Papſtes! Ei ganz gehorſamſter Diener, Herr Groß-Ceremonienmeiſter Boccardo! — er beſucht mich manchmal, weil ich eine ſchöne Frau habe, der Lump! Solche Sticheleien bezahle ich — Macrino — mit der Cortellata! Aber nun ſiehe, da! jetzt! da kommt der Sultan um die Ecke! Das iſt er! Der! —"

Er ſchwieg jetzt; denn die wahrhaft herrliche Erſcheinung Dſchems, in von Pracht und Schmuck funkelnden türkiſchen Kleidern, auf ſeinem mit reichſtem Geſchmeide behangenen Schlachtroſſe machten ihn ſtumm. Der Weg führte dicht am Strom dahin, und der Zug bewegte ſich dicht vor ihren Augen vorüber. Sie ſahen nur Ihn, und auch Dſchem ſah zufällig nach der Tiber und in den Kahn. Denn es erſcholl bis zu ihm ein erſtickter Ausruf ſeiner ſchönen Geliebten; ſie war vor heißem Verlangen nach ihm aufgeſtanden, und vor Erſchütterung hingeſunken. Der arme Dſchem hielt ſogar einen Augenblick ſein Pferd an, blitzte mit ſeinen Augen hin; glaubte aber ſeinen Augen nicht, begriff nicht die Möglichkeit, daß er ſeine arme entrißne Geliebte hier wiedergeſehn, ſenkte ſein Antlitz, ja er ſchloß ſeine Augen wehmüthig — ſo zog er vorüber, gedrängt von dem folgenden Zuge, dem Prior von Auvergne und der Schaar der franzöſiſchen Ritter, die der edle König von Frankreich ausdrücklich dem Prinzen zu ſeiner Hut und Leibwache mit nach Rom gegeben hatte. Als auch noch der oberſte Kämmerling des Papſtes, der Einhaler des Sultans, die Prälaten und Cardinäle vorüber gezogen waren, und als letztes Paar der Cardinal Alexander Borgia und Cardinal Julian, die beiden künftig nächſt folgenden Päpſte, die, als die bitterſten Feinde, vor dem Volke hier öffentlich in größter Freundlichkeit neben einander ritten; als Niemand mehr folgte, und dieſe wunderbare Erſcheinung auch wieder vorüber war, da ſprang der behende Chriſtoph Macrino del Caſtagno aus dem Kahne ans Ufer, half ſeinem dicken Freunde herüber, und beide eilten an dem ſchönen warmen Märztage auf einem näheren Wege durch Seitengäßchen und Gänge durch Häuſer und Kirchen dem Zuge voraus, um den ſchönen Sultan noch einmal zu ſehen.

Sein Weib aber blieb vor Beſtürzung der Freude noch ſitzen, die Hände vor ihrer Bruſt gefaltet, und ſtarrte mit verſterbenden Augen in den öde gewordenen Raum. So will eine ſchöne Mandelkrähe heim in ihr Neſt auf den Baum fliegen; ſie kommt — aber der Baum iſt indeſſen gefällt! er liegt am Boden; und ſie ſchwebt ängſtlich in der leeren Luft, an der Stelle, wo ſeine Krone geprangt und geſäuſelt! Aber ihr Geiſt war indeß thätig geweſen, wie im Traum. Entzücken durchfuhr ſie plötzlich, daß ſie in dieſer Verwirrung ſo wunderbar frei geworden. Nun galt es nur fliehen und tief ſich verbergen, und alles ihr Glück war wieder möglich, denn Er lebte! Er war da! Sie hatte ihn wiedergeſehn! O wie war er noch ſchön! erſt wie ſchön in ſeiner lächelnden Wehmuth! Sie mußte, ſie mußte ihm nach! Denn auf Erden als Weib war ſie ſein. Im Himmel dereinſt wollte ſie allen Engeln gehören, wenn Er nicht auch dort wäre! — Sie gab dem Schiffer ein reichliches Fährgeld, damit er ſie bis an die Engelsbrücke führe. Sie hatte vom Kloſterthurme Rom überſchaut und wußte: bis dahin war weit! und die verbergende, ſchützende, rettende Nacht war nahe! So fuhr ſie auf der Tiber am Tempel der Veſta vorüber; am Capitol; dann unter der Brücke der Tiberinſel hindurch; dann an den Gärten vorüber, worinnen die Mandelbäume blühten, als ſtänden in roſige Schleier gekleidete Erdgeiſter da, und winkten ihr mit den wehenden, ſäuſelnd gehobenen Roſenarmen! Das war nicht Rom, wo ſie war, das war ein himmliſcher Ort! eine Stadt aus der Sonne! oder dem großen, ſchönen Abendſtern! Der Strom, der ſie zauberiſch trug auf geſpiegelten, ſanftgerötheten Wolken, der floß in das Paradies! Und jetzt ſah ſie die Engelsburg mit dem Engel darüber, und eine Brücke mit zwölf weiß ſchimmernden Engeln! Da, auf dem Gestaden, bei den Orangenbäumen ſtieg ſie aus, ſtieg auf den freien Raum, da die Schaar des Volkes noch nicht bis hierher gedrungen war. Und als der Zug über die Brücke kam, ſahe ſie von der Porta San Angelo her einen vornehmen Türken mit ſeinem Gefolge ihrem Dſchem entgegenreiten.

Dſchem hielt.

Der vornehme Türke, ein ſchöner arabiſcher Greis, mit weißem Barte, der Geſandte des Sultans von Aegypten, ſtieg von ſeinem Pferde, warf ſich vor ihrem Dſchem nieder, küßte dreimal die Erde, küßte dreimal den Huf ſeines Roſſes, ſtand dann auf und ſchloß ſich, auf Dſchems Befehl, dem Zuge nach dem nun nahen Vatican an. Das Volk ſtrömte nach. Sie aber ging wieder unter die dichten Orangenbäume und ſaß und träumte, bis der völlige Abend und die Dämmerung Sicherheit verſprach.

„Was in aller Welt kann ich thun? Denn in dieſen Abend, in dieſen Mantel hat mich die Gewalt der Menſchen, meines Bruders, ach, und mein Herz gebracht! Halte auch feſt nun, mein Herz! an Dir und an Ihm! Weiter weiß ich keinen Rath! Aus allen Nöthen führt Ein Weg — auch aus dieſer Noth! Und auch darin umkommen, iſt ein Weg, der Weg hinaus, aus aller Noth! Ein Glück wird er geben, das höchſte! oder eine Ruhe! eine unſtörbar feſte. Ach, ob nur die Todten noch die Lebendigen lieben? Liebe ich doch ſelber die Lebendigen noch die Todten. Aber hinweg, ihr letzten Gedanken! ihr äußerſten Gefühle! Noch kommen viele vorher! Aber die Liebe iſt eine geduldige Weberin! Sie wirkt das gleiche Geſpinnſt raſch; das verworrene ordnet ſie, das zerriſſene knüpft ſie — Alles mit derſelben fleißigen Hand! Alles unter demſelben treuen Blick! mit derſelben über alles Menſchendenken glücklichen Seele!"

So ſprach die Einſame, Verlaſſene, glückliche geliebte Liebende, erhob ſich, blickte ſich um, und konnte nicht widerſtehn nach dem Palaſt des Vatican zu gehen; denn die vielen hellen Lichter in den Gemächern lockten und zogen ſie hin, wie die Sterne den Schiffer in ſeine Heimath. Und in jenen Zimmern, dort in Jenem, wo Er war, da war ſie zu Hauſe! Sein ſchönes Bett, ſein Herz war ihre einzige Heimath auf der ganzen Erde.

So kam ſie in die Halle; ſo durch den gewundenen Weg in den obern Hof des Vaticans; ſo in den Garten. Niemand hielt ſie auf. Niemand bemerkte ſie nur; ſo war alles in jener allergrößten Unordnung, aus welcher eine Ordnung hervorgehen ſoll. Da rief eine Stimme, und eine andere antwortete, während deſſen ſchon ein Vierter einem Dritten antwortete, und ein Fünfter dem Sechsten befahl und Beſcheid gab: Wohin die Pferde kommen ſollten! Wohin die Gepäcke! Die Leute! Was der Koch kochen ſollte! Wo der Koch ſei? Wo die Küche? Wo das Waſſer zu holen? Wer es holen ſollte? und ſo tauſenderlei.

Im Garten war ihr wohl. Hier konnte ſie, wenn es Noth that, die Nacht zubringen in einem der ſchönen Pavillons, oder nur in einer der grünen Lauben, worin ja auch freie Vögel wohnten. Es ſchien ihr ein Meiſterſtück, ſich, die aus dem Kloſter Entflohene, unter die Augen des Papſtes zu retten, wie eine verfolgte Fliege ſich am ſicherſten auf dem Rücken ihres Feindes verbirgt und ausruht, während er nach ihr umherſchlägt. Aus einem dichten, weiß und zart blühenden, zart wie Weinblüthe duftenden Mirtengebüſch konnte ſie grade die am hellſten erleuchteten Fenſter des Palaſtes ſehen, und das Licht und die Schatten thaten ihr unbeſchreiblich wohl.

Zu ihrer wehmüthigen Erinnerung und ſehnſüchtigem Reize ging der Mond auf — — Hier nun ging ihr der Mond auf, und Dſchems Bitte fiel ihr ſchwer auf das Herz: „Wenn der Mond aufgeht — gehe Du mir auf." — Sie verſank in ihr damaliges, in ihr altes Glück.

Sie wußte nicht, wie lange ſie ſo geſeſſen und ſanft geweint — als ſie Tritte hörte . . . . . . deutlich und deutlicher, Tritte eines Nahenden! Sie ſchärfte ihren Blick; das Herz ſchlug ihr; ſie horchte, ſie lauſchte. Es kam auf die Gebüſche zu, die ſie verbargen! Es war ein Mann! Ach, es war ein Morgenländer! ein Türke! — kleiner jedoch als Dſchem, doch auch prächtig geſchmückt — aber er wankte in ſeinem Gange — aber er war nicht berauſcht — denn er weinte bitterlich hinter ſeinen Händen, die er vor die Augen hielt und kaum

Digitized by Google

den Weg ſehen mochte, aber dem es gleichgültig war, wohin er komme! So kam er, ſo blieb er an dem Feigenbaume ſtehen, der nahe vor ihr ſeine ſtarken Aeſte ausbreitete. Er ergriff einen Aſt deſſelben, hielt ihn nieder, und aus höchſter Bedrängniß quellen kurze Worte aus dem Koran — — aus Gebeten — — oder rührende Verſe aus Dichtern über ſeine Lippen. Sie erkannte den Unerbittlichen an ſeiner ſchönen Stimme — es war Haider! Haider, der Dichter und Siegelbewahrer Dſchems, und zu ſeinem künftigen Großvezier beſtimmt; ſo wie alle ſeine ihm treuergebliebenen oder noch bei ihm gelaſſenen wenigen Freunde zu hohen Würden des Reiches beſtimmt waren, der treue Chatidſade Raſſuh, der ehrſüchtige Sinanbeg, der Kämmerer Dſchems, und der ſanfte Ajosbeg und Dſchelalbeg, ſein Kämmerer, auch. Denn ſie, die vornehmſten Männer der Heimath, mußten dem Gefangenen jetzt in der Fremde die Dienſte erweiſen, deren er jetzt bedurfte, die ihm nur zu leiſten waren, und welche Dſchem einſt ihnen reichlich und tauſendfältig zu lohnen, mit Herz und Wort bereit war. Sie hatte im Zuge ſie alle wiedergeſehen, alle erkannt, wie ſie ſich jetzt erinnerte. Ihre Augen bewachten jetzt Haider ängſtlich, denn er betete nun, lang auf den Boden geſtreckt. So lag er. Dann ſprang er auf, wie ein Hirſch ſich aufſchnellt, wand die lange, ſeidne, geſtickte Binde ſeines Turbans vom Haupte, hielt ſie ſich hin, ſtarrte ſie an, ſchüttelte ſie mit verzweifelter Bewegung, knüpfte das eine Ende derſelben, ſo hoch er reichen konnte, an einen ſtarken Aſt des Feigenbaumes, wälzte ein Bruchſtück eines Marmorbildes unter den Aſt, ſtellte ſich auf den Marmor, wand das untere Ende der Turbanbinde um ſeinen nackten Hals, knüpfte den Knoten feſt, ſprach noch einmal: „Dſchem! Dſchem! Ich bin unſchuldig! Unſchuldig iſt auch Saadi geſtorben — Alle, die Dich lieben, kommen elend um, und die Dir am treuſten waren — am erſten! Verrath wird immer verrathen — auch ich werde unſchuldig im Grabe liegen, denn, auch nur ſchuldig ſcheinend, kann ich nicht leben. Gott! und es iſt auch ſchrecklich, was ſie gethan durch meine Schuld. — Gott iſt barmherzig! Es iſt nur ein Gott, und Mohamet iſt ſein Prophet!“ So ſprechend ſtieß er den Marmorſtein mit dem Fuße weg, und ſchwebte. Der Aſt aber beugte ſich bald von der Schwere ſeines Leibes, oder knickte gar noch zu rechter Zeit, und ſo ſtand der um den Tod getäuſchte Dichter Haider, der Liebling des armen Dſchem, mit ſeinen beiden Füßen auf feſtem Boden.

Die Verborgene war ſchon indeſſen genaht, überraſcht wie ſie war, ſtand plötzlich vor Haider, und rief ihn an mit ſeinem Namen, und rührte ihn an. Er erſchrak und wollte entrinnen. Aber das Band hielt ihn feſt und riß ihn zurück auf ſeine Stelle. Er wollte auf die Kniee fallen; die Sultanin hielt ihn ſchwebend in ihren Armen. Er ſtand auf. Er verbarg ſein Geſicht mit beiden Händen und weinte nun erſt recht heftig erſchüttert.

Jetzt ſprach ſie zu ihm, nannte ihn bei ſeinem Namen, tröſtete ihn und ſprach ihm Muth zu, während ſie ihn löſte; und er ſchlug die Augen auf; die Stimme des Weibes ſchien ihm bekannt — er erkannte ſie und erſchrak vor Freuden, neues Leben durchzog ihn, und der Gedanke ermannte ſein treues Freundesherz: welche Freude ſein Gebieter nun haben würde! welche Freude Er ihm machen könne mit der wiedergefundenen tiefbeklagten Gemahlin. Wo ſie geweſen, wie es ihr ergangen, erfuhr er in wenigen Worten von ihr. Was aber ihm geſchehen ſei, klagte er ihr, als er ſich noch mehr erholt hatte. Er ſprach: „In Rhodus noch, beſuchte mich der ſchlaue Großmeiſter, der falſche! Denn er ſieht bei mir das große Jaspisſiegel mit goldenem Heft. Es iſt ihm neu. — Ich drücke es ihm gefällig ab. Er verſucht mehrmal; jedesmal auf ein anderes Seidenpapier zu Briefen — und wie ich jetzt ſehe, hat er die Blätter mit den hingeſpielten Siegeln, die ich nicht beachtet, als unter keiner Schrift, unter keiner Urkunde — er hat ſie betrügeriſch mitgenommen, und in Dſchems Namen nun nach und nach Dinge geſchrieben, die den armen Gefangenen ſo lange im Kerker erhalten — an die Könige hat alſo Dſchem, ohn' es zu wiſſen, geſchrieben: Er ſei nicht gefangen gehalten von den Rhodiſern, er harre aus Klugheit, bis ſie ſich zu einem Kreuzzuge gegen die Osmanen vereint . . . . an ſeine Mutter nach Aegypten hat alſo Dſchem geſchrieben, daß ſie ihm viele Beutel mit Goldſtücken ſende zur Ausrüſtung von Schiffen. Die Mutter hat ihre auf die Noth geſparten Schätze zu Golde gemacht und es dem Sohne mit Freuden geſchickt, ſein Weib, ſeine Hedetulla, hat ihre Kleinode zu Golde gemacht, und es dem Manne mit Freuden geſchickt, ſelbſt ſein Knabe, der Oghuschan, hat die erhaltenen Geſchenke und ſeinen mit Diamanten beſetzten Säbel und die werthvollen Kinderwaffen dazu gegeben, und das Gold dem Vater geſchickt — der Vater aber, der es behalten hat, iſt der hochchriſtliche Großmeiſter der chriſtlichen Ritter von Rhodus geweſen! — Das iſt heut an den Tag gekommen, als der alte ehrwürdige Juſuf, der Geſandte des Sultans Kitbai dem Dſchem endlich ächte Briefe von ſeiner Mutter gebracht, worin von dem Golde geſchrieben ſtand, und ein ſolcher falſcher Brief, angeblich von Dſchem geſchrieben, und mit dem Siegel, das Ich bewahre, geſiegelt, lag in der Mutter Briefe! — Nun war Ich, Ich ein erkaufter Verräther! Ich ein Verräther! da doch der Prophet geſagt: „Den Unglücklichen ſollſt Du nicht verrathen! noch den Glücklichen! noch irgend eine Schandthat! Edle Werke aber halte nicht geheim, ſei der verkündigende Engel jedes guten Menſchenwerkes!“ Und Ich ein Verräther! Und o Gram! o bitterſter Vorwurf — der ſanfte! Die edle Vergebung! Denn der edle Dſchem ſahe aus Scham mich nicht an, er ſtand ruhig ergeben, auch in dieſes Geſchick. Er wollte ſeufzen, aber aus Schonung für mich preßte er ſeine Lippen nur leiſe zuſammen. Auch lächelte er nicht — aber ohne daß er es wußte, rannen ihm zwei Thränen aus den ſanftbedeckten Augen. Und ach, ich war Schuld, ich war Schuld, daß die Böſewichter ſo lange meinen Herrn, meinen Freund, meinen Wohlthäter gefangen zu halten vermocht. O Frankenland! O Chriſten! O Ritter! O leichtgläubige Herrn der Chriſtenheit! Darum kam ich hierher — — — meine Laſt abzuwerfen, die unausſtehliche Pein! — Du haſt mich errettet! Wir ſind errettet! Denn nun ſind wir in die heilige Hand des höchſten, des einzigen Mufti der Chriſten gekommen. Der, der wird doch barmherzig ſein, und an dem Sohne, an Dſchem, nicht rächen des Vaters, Mahomet's, unchriſtliches Verbrechen: Conſtantinopel zu erobern! Ach, der alte enthauptete Großweſir Chalil hat es dem Mahomet ſchon geſagt: Conſtantinopels Fall wird ſein Unglück ſein, oder ſeiner Kinder, aller ſeiner Kinder, des Volks der Osmanen! Jetzt aber bin ich glücklich, Dir helfen zu können — wir gehen zu Juſuf, in die ſichere Wohnung des Geſandten des Sultans Kitbai! Für heut weiß ich nur dieſen Rath. Und bis Morgen langt ein guter Rath, wie das Sprichwort ſagt.“

Der argloſe Dichter Haider, der das Reichsſiegel ſo kinderhaft bewahrt hatte, bat die Sultanin, bis zu dem Springbrunnen heimlich vorauszugehen, während er im Vatican ſich einen Pagen rufe, der ſie beide nach dem Palaſt des Geſandten Juſuf führe.

Das geſchahe. Und auf dem Wege dahin erfuhr ſie, wie ihr Dſchem erlöſt worden ſei aus der Hand der Ritter — durch Verkauf an den Papſt, für einen rothen Hut an den Großmeiſter, und viele Erlaſſungen von Bußen an die Ritter und unmöglich gewordenen Pflichten an den Orden. Der edle König von Frankreich hatte ſie erlöſt, weil er durch den jungen ſchönen Herzog gewußt: Dſchem ſei gefangen. Aber als ſich nun der Papſt und der König von Neapel um den Beſitz des Prinzen geſtritten, da ſei Krieg zwiſchen ihnen entſtanden; und ſo habe die Erlöſung ſo lange noch bis zu dem Frieden gedauert — im Ganzen nun ſchon 10 Jahr, denn der arme Dſchem ſei mit Kummer und Noth ſchon 32 Jahr geworden — blos, damit die Ritter ſo lange ſo vieles Bewahrgeld erhielten. Nun ſei es verloren für ſie, und auch das durch Betrug Erſchlichene würden ſie wieder herausgeben müſſen — aber wer giebt die Jahre wieder? Wer giebt dem Erlöſten, dem Freien, ſeine in der Gefangenſchaft verlorene Freiheit wieder, daß er ſein Leben, ſtatt des Trittes in den Kerker, nun anders lebe.

Sie gelangten vor die Porta San Angelo, nach der Gegend des ſchönen Monte Maria zu, in die allein ſtehende, mit Garten und Mauer umgebene herrliche Villa des ägyptiſchen alten weiſen Arabers Juſuf. Der Page ward beſchenkt und zurückgeſchickt. Haider führte die Gemahlin ſeines Herrn in den Nonnenkleidern, wie in Trauerkleidern, zu ihm ein. Sie blieb ſtehen. Haider ſagte die obigen Worte dem redlichen Manne, ohne Groll gegen ihn, der an ſeinem Leiden ja ganz unſchuldig geweſen, nur ein Bote, ein hülfreicher Mann.

Da änderte ſich plötzlich ihr Schickſal. Der alte Mann fiel auf ein Knie vor ihr nieder und nannte ſie Gebieterin, mächtige Frau, Sultanin Walide, und bot ſie mit Eifer um ihre Gunſt. Verſchleiert, wie ſie war, mußte ſie den Ehrenplatz auf dem prachtvollen Divan einnehmen, während er ehrerbietig fern von ihr ſtehen blieb. Es fiel ihm ein, und er ſagte ihr froh, daß er ihr reiche Geſchenke von der Mutter des Dſchem aus Aegypten mitbringe, welcher er ſeine Vermählung geſchrieben und ſie um ihren Segen gebeten. Er ſetzte leiſer hinzu, daß er ihr auch koſtbare Kleider und Schleier und Tücher bringe von der armen Sultanin Hedetulla, welcher er auf dem Sterbebette verſprechen müſſen, ihres Gemahles nun einziges Weib, ſeine einzige Freude und Tröſterin in der falſchen Fremde, zu grüßen und ſie zu bitten, ihren Dſchem auch nun doppelt zu lieben, für ſich und für ſie. „Denn,“ ſprach er faſt mit Thränen, „das arme, gepeinigte Weib des armen Dſchem iſt geſtorben! ſie iſt begraben, und Dſchem wird ſie nicht wiederſehen; denn ihr Leid war zu groß! zu ſchwer! zu lange ſchwer! Selbſt ein Kameel wird alle Abend abgeladen; aber

Digitized by Google

mit der Nacht kam erſt recht ihr Leid zu ihr, wie der Alp, ſie zu drücken. Und mit dem gegenwärtigen Manne ſind die Weiber nicht immer zufrieden; nicht alles thut er ihnen recht, oft nur weniges; und was die Frau ihn auch ſieht leiden, das iſt ja vor Augen, ſie ſieht es, ſie weiß, wie ſie helfen kann und ſo hilft ſie, und in der Hülfe, der Sorge erleichtert ſich ihr das Herz! Aber ſelbſt eine gute alte betagte Frau, deren alter Mann in die Fremde gereiſet iſt, vergeht faſt vor Anhänglichkeit, wenn er in gefahrvollen Ländern ſo lange weilt. Iſt der Mann jünger als ſie, dann kommt noch kindiſche Mutterliebe zu ihrem gerechten und lobenswerthen Kummer! Iſt die Frau aber jung und ſchön und geliebt, und der Mann jung und ſchön und geliebt — und gefangen, gefangen in der Fremde und von Gefahren bedroht, die ſo arg und ſo vielfach und ſo zahlreich ſind, wie ſeine vielen mächtigen ſchlechten Feinde — dann muß das arme junge Weib vor den Schreckbilden allen vergehen, verſchmachten, zerfließen in Thränen, und das Herz muß Staub werden im Grabe! Denn, wenn ſie es auch nicht weiß, nicht ahnet, nicht denkt, nicht über die Lippe bringt, ſo fordert ihre Seele, ja ſelber ihr Leib doch das menſchliche Leben, die Erfüllung der ſchönen Jahre; die Berechtigung zum Leben ſchweigt nie, nie ganz; ſie ſtimmt, ſie verſtimmt die Seele, ſie verſtimmt, ſie verglimmt den Leib, ſie ſchimmert doch ſichtbar durch als ihre Bläſſe, als ihr ſehnender Blick; ſie redet ſelber durch ihr heimliches Schweigen — bis ſie ſich zu Tode ſchweigt. O ihr Franken! ihr Chriſten! wenn ihr ſie geſehen hättet! So mordet man mittelbar durch ſchlechte Thaten bis in die heimlichſte Ferne! Und nun bewundere den Muth und die innere Kraft einer Mutter — der Mutter Dſchems! Sie ſelber liegt an ſchwerer Krankheit ſchon lange darnieder. — Da ſtirbt Hedetulla, ſein Weib — ſiehe, da ſteht ſie auf, gefaßt, ſchwach am Leibe, an der Seele ſtark, und ſpricht: „„Nun muß ich geſund ſein! Nun muß ich leben für ſeine Tochter und für den Sohn. Einen Abweſenden in der Fremde zu kränken, iſt die äußerſte Härte! Das fühlen ja wir! — Wir müſſen ihm Freude machen, den Muth erhalten, und darum ſelbſt Muth haben, ſo ſchwer es uns wird."" — Und ſo ward ſie geſund."

Da ſprach unſer Freundin zu dem guten Alten: „Du haſt ein freundliches Wort geſagt, und ich dächte, uns eine Lehre gegeben: Verſchweige dem armen Dſchem den Tod ſeiner Frau! der lieben Hedetulla, die mir unbekannterweiſe geſtorben iſt. Dann lebt ſie ihm fort! Und er bleibt heiterer als wohl ſonſt. O, ich liebe ſie ſo! Ich liebe Alle, die Ihn lieben! Seinetwegen; ach, weil Ich ihn liebe! Daß noch Eine, noch Zwei, noch Viele den Mann auch lieben, mit uns ihn lieben, ja ſo ſehr wie wir, das, fühle ich heut, das iſt ja kein Grund zur Eiferſucht. Verzeihe der Abendländerin dies Wort!"

Aber ſie ſchwieg und frug ſich ſelbſt: „Doch iſt das kein Grund zur Eiferſucht, daß der Geliebte noch eine Andere liebt als uns, ſo liebt, wie uns? Und können die Männer, oder nur die Morgenländer, anders lieben als die Frauen? Heißer, ſtärker? — Lieben ſie zwar immer mit derſelben einen Gluth des Herzens, aber nur jetzt Abends Dieſe? dann Morgens Jene? weil, ſo viel ein Mann dort auch Frauen hat, und Vier ſind genug, doch jede in beſonderer Wohnung lebt, und weil er nur jetzt Dieſe, dann Jene ſieht mit ihren Kindern, und alle ſeine Frauen nie zuſammen, wenn auch die Kinder. Iſt das Herz, iſt die Liebe eine Fackel, mit welcher man auch ſich ein Marmorbild nach dem andern beleuchtet, und von deren Glanze ein jedes ſchöne Gebild ganz helle wird? Oder iſt die Eiferſucht der Morgenländerinnen ganz eine andere, und überhaupt nur auf das Lieben, das dem Manne Liebſein und Liebbleiben gerichtet? Das weiß Gott!" — Sie dachte wider Willen einen Augenblick an das ſtrenge Wort ihres böſen Bruders, der ihr geſagt: die Frau hat keinen wahren Mann, der noch eine zweite Frau hat. Aber ihr Herz ſtrafte wieder das Wort Lüge; denn nun wollte ſie ja mit aufrichtigſter Geſinnung, daß ihr einziger Mann, der arme Dſchem, ſeine andere Frau behalten, ſie als eine Lebendige fortlieben, ſich nach ihr ſehnen ſollte, da ſie ihm verſchweigen wollte „ſie iſt geſtorben." —

Sie hatte nicht gemerkt, daß der alte Juſuf ſich indeſſen leiſe entfernt hatte. Da ſahe ſie ihn, mit den Geſchenken von Hedetulla an ſie, wiederkommen. Er legte ſie vor ihr nieder. Sie hob ſie in die Höhe, ſie bewunderte die ſaubere, faſt unnachahmliche Stickerei der Gewande und Tücher immer aufs Neue, und immer wieder den Sinn der Gaben: die Liebe des Weibes zu ihr, dem Weibe ihres Gemahls. Und ſie ſeufzete und bedeckte ſich die Augen mit einer Hand. Und was ihr die Welt noch ſeliger machte, und die Liebe noch ſüßer und ſüß geheimnißvoll, das waren nun gar die Geſchenke von Dſchems junger Tochter, von der ſchönen Mirimah; und ſie wußte nicht, was ſagen, wie ſich bedanken für ſolches Vertrauens angethane Ehre: wie hoch und wie herrlich die Tochter ſie durch dieſelben geſtellt, wirklich aus Herzensgrunde geſtellt, nicht das zweite Weib ihres Vaters ſich nur ſo vorgeſtellt!

Sie belachte wieder den Bruder, jetzt noch viel edler und liebender, zumeiſt aber doch aus Verdruß über ihn. —

„Es giebt zwar viele Gründe," ſprach der würdige Greis, „warum ich ſo weit hierher gereiſet bin. Wie Aegypter ſind Feinde der Türken, die uns zu verſchlingen drohen; darum brauchen wir Feinde der Türken die immer bereiten Chriſten als Bundesgenoſſen; und ſie wollen beſonders jetzt dem Sultan Dſchem helfen. Aber vorzüglich komme ich im Namen meines Sultan und Effendum Kitbai, um für ihn um das liebe Kind, die liebe, noch herzlich junge Tochter Dſchems anzuhalten. Der Sultan will ſie zum Weibe; dieſe Bitte ſollen die ſtummen Gaben deſſelben an Dich als Fürbitterin ausdrücken. Hier ſind ſie nun! Und hier biſt Du nun! Aber ſo hart würde ich nicht ſein, dem Sultan Dſchem den Tod ſeines Weibes zu verſchweigen! Hat ſie ſich nicht mehr durch alle ihr Leid verdient, als daß Er doch ihre Liebe — alſo ihren Tod erfahre? Sei nicht grauſam! Gönne ihr das!"

Er bat ſo weich, er weinte; ſie mußte weinen, und ſprach dann leiſe: „So gehe zu unſerem Dſchem, und ſage ihm: Ich lebe! Ich bin da! Mich verlangt nach ihm! Gieb ihm nur dieſen Ring!"

Der Greis lächelte. Aber er ſchickte ſich an, auf der Stelle ihren Befehl zu vollziehen. „Ich weiß ſchon, wie es kommen wird!" ſprach er, und bat ſie, in ſeinem Harem ſich ankleiden zu laſſen. Denn eben als ein ehrlicher Mann hatte er ohne denſelben ſo lange nicht in der liebloſen Fremde ſein mögen; und ſo weiſe er war, war er ein Rechtgläubiger geblieben, und hatte nach dem Verluſt ſeiner früheren Weiber durch die Peſt ſich, vor nicht langer Zeit, wie der alte König David, noch ein junges Weib genommen, ohne als ein rechter Menſch von der Würde des Alters durchdrungen zu werden, und ohne den heiligen Geſetz der Natur und dem Verlaufe des menſchlichen Lebens nachzugeben, und nun blos als Vater für ſeine Kinder dazuſein, und nun andern jungen gleichaltrigen Männern das junge Geſchlecht der ſchönen Jungfrauen zu überlaſſen, damit Beide gleich glücklich würden, Beide das Leben von der ſchönen Jugend begönnen, und Beide wandelnd und Beide verwandelt zum genügevollen, ruhigen Alter hinanlebten. Er jedoch hatte an die Welt die menſchliche Entſchuldigung für die Entziehung eines reizenden Geſchöpfes — welches nun ſeinen wahren Herrn und wahrhaft beglückten Beſitzer nicht fand — daß ihm der Tod den Naturverlauf ſeines Lebens geſtört hatte, und die Entſchuldigung durch die Sitte ſeines Volkes, ja durch ſein geheiligtes Geſetz, ſo daß ſeine Seele vollkommen ruhig und froh war.

Unſere Freundin bewunderte das. Sie mußte die eben mitgetheilten Gedanken empfinden, als ſie vom Anblick des guten Alten weg, das reizende junge Weſen, die gleichfalls Rechtgläubige, die frohe Schöne ſah, zu der er ſie in den Harem eingeführt hatte. Sie mußte aus Bedürfniß die empfangenen lieblich-duftenden, prächtigen Kleider anziehen, und nach der Entpuppung aus der ſcheinbaren Nonne eine ſcheinbare Sultania ſein. Denn der Menſch kann auch ein Schein ſein, und die ganze Seele nur eine Hoffnung. Und ſie war die ſüßeſte Geſtalt der Hoffnung.

Aber ſie blieb nur die Hoffnung. Denn zwar hatte der dienſtfertige Geſandte noch jetzt zu Nacht den Gang in den Vatican gemacht, um im tiefſten Vertrauen die freudige Botſchaft zu bringen: Wer da ſei; dann auch den betrübten Haider mit ſeinem Herrn zu verſöhnen, dem, durch die Wegnahme des ſtillen Zornes, oder nur der Betretenheit und der Wehmuth, ſelbſt ein großer Dienſt geſchah. Er konnte mit Recht zu Haiders Reinigung anführen, daß der Großmeiſter auch Dſchems ächte Briefe beſtellen zu laſſen doch nicht erlaubt haben würde, und daß ſeine Gefangenſchaft, ohne Siegel und Haider in der Welt, doch um keinen Tag kürzer gedauert. Haider wollte nur alſo wieder zu dem Gebieter treten, daß Jener ihm nicht einmal die Hand zur Verſöhnung oder gar zur Vergebung reiche, ſondern daß Beide nur ganz ſo wieder beiſammen wären, als ſei Nichts vorgefallen. Er wollte nicht an ſeine Unbeſonnenheit erinnert ſein, ja ſelber ſich nicht an den Gang zum Feigenbaume erinnern; darum hatte er mit Willen die koſtbare Kopfbinde am Aſte hängen gelaſſen.

Dſchem aber hatte geſchlafen, noch müde von der langen ſtürmiſchen Seereiſe auf der Galeere des Ordens, von Marſeille nach Civita Vecchia; müde von dem ſo lange ungewohnten Ritt, ſelbſt müde von Freude und müde von Hoffnung. Die ſorgfältigen, mit eigenem Verſtande gehorſamen und treuen franzöſiſchen Ritter, unter denen ſich auch der Chevalier Armand befand, hatten den Prinzen auch ſelber vor dem Freunde, vor Juſuf, beſchützt und geſagt: Man möge ihm doch ſeine Ruhe gönnen!

Juſuf war alſo unverrichteter Sache wieder zu Hauſe ge-

Digitized by Google

kommen. Die arme Freundin mußte alſo ihre Sultaninkleider ausziehen und auf ihr einſames Lager gehen. Das gewöhnlich nur von Sterbenden oder Todten geſagte, ihr zur Befriedigung mitgetheilte Wort: „Man möge ihm doch ſeine Ruhe gönnen!" war ihrem mit Recht ängſtlichen und beſorgten Herzen ſchwer aufgefallen. Sie hatte recht geahnt, wenn auch ihre, ſogar mit Gedanken alle Gefahr vom Geliebten abwendende Liebe nicht meinte, daß der arme Dſchem, nach nicht eben mehr langer Friſt, vergiftet in italieniſcher Erde ſeine Ruhe finden ſollte.

Haider war über Nacht krank geworden von ſeiner Angſt und Qual. Daher begleitete Juſuf vom andern Morgen an ihren Gang zu Dſchem. Zwar hatte der Sohn des Papſtes, Graf Gido, ihm zu verſtehen gegeben: wenn er ſeiner Sitte gemäß etwa aus ſchönen albaniſchen oder ſabiniſchen Mädchen einen kleinen Harem anlegen wolle, ſo möge er ſich keinen Zwang anthun; denn ſeinen Vater kümmere nur die Kirche, nicht die da hineingehen, oder gar, die nicht hineingehen, ja nicht hinein gehören; und Juſuf dachte, um deſto eher würde man dem Prinzen ſeine Sitte oder Sitten durch die gnädigen willigen Finger ſehen, und er könne wohl Ein Weib, ein türkiſch gekleidetes Weib in den Vatican einführen. Aber das Weib war des Sultans Weib, und tauſend Gründe riethen ihm nur zum Geheimniß. Seine Gefahr verdoppelte ſich durch ſie, durch ihre; und ihre Gefahr durch ihn, durch ſeine. — Ein Edelpage des Papſtes hatte ſich immer ihm ſehr gefällig bewieſen, ihm manchen Vortheil verſchafft, und um ſich dafür bei ihm zu bedanken, hatte er ihm prächtige Pagenkleider machen laſſen, jede Taſche voll Goldſtücke gefüllt und ſie in ſeinem Hauſe unter ſeinen Augen darein zu vernähen befohlen. Das rothe Barett lag auf dem grünſeidenen goldgeſtickten Mantel, der die andern weißatlaßnen buntgeſchlitzten Kleider bedeckte. In dieſen männlichen Kleidern wollte er ſeine Beſchützte ihrem Gemahl zuführen. Er ſandte ſie ihr auf das Zimmer; der gute Rath wurde genehmigt, das wenige geändert; und um die geſetzte Stunde trat ein bildſchöner Jüngling, hocherröthet zu ihm ein, der ſich verſchämt in den Mantel wickelte, der die halben Schenkel bedeckte. So gingen ſie denn, großgünſtig und liebenswürdig. Aber vergebens. — Dſchem war im höchſten Staat zur großen Audienz bei dem Papſt.

Wie es ihr Schickſal nachher erwies, hätte ſie bleiben, ſeine, obwohl ſpäte Rückkehr erwarten ſollen. Aber ſie konnte vor Scham in den Kleidern nicht dauern. Ihr ward in der Leere des großen, zum Eintritt dienenden Saales immer voller, immer bänger — und ſie fing an zu weinen! — Als ſie am Strande von Italien, ihrem Kerker, endlich einmal ihrem Bruder Roland zu Füßen gefallen war, da hatte der Griesgram, der leibliche und geiſtige Hageſtolz, beſchämt über ihre vermeinte Erniedrigung, und erzürnt über ihr Weinen, als doch nur wegen eines Mannes, ihr die herzzerſchneidendſten Worte geſagt. Und Er, und Jeder, der nie die Bezauberung des Liebens und die Seligkeit des Geliebtſeins empfunden, und nicht von der Berechtigung und dem Berufe des Weibes zur Liebe und zu Thränen geahnt, wenn er ſie jetzt hier wiederum ſo weinen geſehen — er hätte ſagen müſſen: „O himmliſche Lächerlichkeit der Liebe! Lächerlich in ihrem kindiſchen Bangen, lächerlich und albern in ihrem unbegreiflichen Trotz nach zwei ganz beſonderen Augen, grade nach dieſem Haar, dieſer Stirn, dieſer Naſe, dieſen Lippen! in ihrem Beſtehen darauf, in ihrem unverbrüchlich närriſchen Harren, grade von dieſen Armen umfangen zu ſein! Lächerliche, eitle, überhebende, ja verächtliche Kindheit, kein anderes Schöne der Schönheit-vollen Welt nur zu ſehen, geſchweige alle ihre Schätze für ihren Schatz zu nehmen! Eigenes, wahnſinniges Weſen! Und doch ſo Schweigen gebietend! So unantaſtbar, unberührbar — wie heilig? — wie beneidenswerth? — Was, o was feſſelt Dich ſo? und feſſelt auch mich ſo, Dich nur doch anzuſchauen? O himmliſche Lächerlichkeit der Liebe! Mich hat Gott bewahrt!" — So hätte er ſagen müſſen.

Jene aber kehrte mißmuthig, aber noch liebenswürdiger, langſam und immer ſich umſchauend, aus dem Vatican in ihre Villa; und als ſie ſich umgekleidet in türkiſche Frauenkleider, verbrachte ſie die meiſte Zeit in dem Garten.

Am Abend war kein Rath, wieder in den Vatican zu gehen, am andern Tage nicht; und den dritten nicht. Denn Dſchem hatte aus den Worten des Papſtes entnommen, daß er ſich, noch immer — und wer wußte, wie lange — ein Gefangener ſei! Er hatte, zurückgekehrt, ſich eingeſchloſſen, ließ keinen Menſchen zu ſich, und nahm kaum Speiſe und Trank. Der prächtige Einzug war ein Blendwerk für das Morgenland geweſen, das Gefängniß blieb die Wahrheit für Dſchem. Sie erfuhren im Hauſe durch die Begleiter deſſelben, wie es ergangen. Der Großprior von Auvergne und der Botſchafter von Frankreich hatten ihn eingeführet; der Papſt hatte ihn in feierlicher Audienz vor ſeinem chriſtlichen Hofſtaat, mit dem verſammelten Conſiſtorium der Cardinäle, auf ſeinem, mit dem großen ſchönen prangenden Pfauenfedern-Rade geſchmückten Throne empfangen. Dſchem hatte das fürchterliche Oberhaupt der chriſtlichen Kirche, deren Diener die Könige Europas ſein ſollten, auf morgenländiſche Weiſe höchſt ehrerbietig begrüßt. Da erwarb er ſich einen tödtlichen Feind, des Papſtes Ceremonienmeiſter, deren Chriſtus keinen gehabt; der Genueſe Giorgio Boccardo hatte von Dſchem verlangt, er ſolle die Kniee beugen, nur Eins! oder doch nur den Kopf entblößen, was für den Morgenländer eine ſolche Schaam und Schande bedeutete, als wenn das züchtigſte Weib im Hemde gehen ſollte. Als Boccardo, auf ſeine feſte kurze Weigerung, ihm nach dem Turban gegriffen, war Dſchem mit der Hand nach dem Säbel gefahren; und lächerlich furchtſam hatte der Ceremonienmeiſter ſich geſchwind auf den Boden geworfen und geſchwind wie ein Kunſtſtückenmacher ſich fortgerollt. So war Dſchem, mit dem vor Gott ſelbſt nicht entblößten, ſondern eben aus Ehrfurcht bedeckten Haupte, ohne ſich nur zu verneigen, grade auf den Papſt losgeſchritten, hatte ihm zuerſt die Schultern geküßt und dann allen Cardinälen, hatte ſich ſtolz mit drei Worten dem Schutze derſelben empfohlen, und begehrt, mit dem Papſte allein zu ſprechen. Das war geſchehen. Und was dabei vorgefallen, hatte Dſchem nachher in ſeinem Unmuth geſagt. Er hatte die Leiden ſiebenjähriger Gefangenſchaft dem Papſt nicht geklagt, ſondern geſchildert; er hatte ihm Mutter, Weib und Kind in Aegypten geſchildert, ſeine nunmehr — nachdem er alles Andere verloren — gerechte Sehnſucht dahin. Auch, und vielleicht eben über die Verlorene waren ſeine Thränen gefloſſen; der heilige Vater, doch auch ein Menſch, wie Andere, hatte redlich mit ihm geweint um doch Etwas zu thun, da er ihm abgeſchlagen nach Aegypten zu gehen, weil er dadurch die Beſitznahme ſeines Thrones und Reiches aufgäbe, zu welcher der König von Ungarn ſeine Erſcheinung an der Grenze von Rumili fordere. Und er, der Papſt, müſſe vor Allem fordern .... wünſchen .... rathen .... meinen .... daß der neue Sultan zur chriſtkatholiſchen Kirche übertrete und ſich taufen laſſe. Dſchem hatte, zu ernſt geſtimmt, nicht lachen, nicht lächeln gekonnt, aber doch das unwiderlegliche Wort geſagt: „Katholiſch werden, heißt mich vom Throne ſtürzen; mich in den Augen des Volkes zum Abſcheu machen und mir mein Todesurtheil unterſiegeln, ja verdienen. Denn meinen Glauben an Einen Gott verlaſſe ich nicht um das ganze Reich, nicht um die Herrſchaft über die ganze Welt!" — Innocenz hatte eingelenkt, wie ſogar vernünftige Menſchen da thun, wo ſie nicht ankommen und durchzukommen verzweifeln, und nur dem Feigen, Irren und Schwachen es bieten.

Ueber alles Das war nun Dſchem troſtlos, ſtatt ſich der Kraft, der Weisheit, und ſeines Herzens zu freuen.

Da war ſein treues, verloren gegebenes, aber ihm ſo ganz nahes Weib in die Einſamkeit des Gartens gegangen und verweilt bis die Sterne heraufgezogen. — Da ging Juſufs Weib nach ihr; ſie ſahe ſie nicht in den Gängen; ſie fand ſie an keinem Ruheplatz. Sie getraute ſich zu rufen; ſie horchte mit klopfendem Herzen — ſie rief laut. Keine Antwort. Sie erſchrak. Sie lief blaß und voll Angſt zu Juſuf. Sie mußte in ihrem Harem. Er ging mit Haider, bewaffnet wie immer, jetzt zur Vorſicht, zur Abwehr, zur Nothwehr. Es war ihr etwas geſchehen! Sie hatte etwas gethan! wenn ſie nicht drunten im Garten wo war und noch lebte. Denn im Hauſe, das eilig durchflogen ward, war ſie in ihrem Zimmer nicht, und in keinem. Ja, ſie hatte geſagt: „Ich gehe nur in den Garten, dann will ich zur Nacht eſſen."

Auch die Männer fanden ſie nicht. Der Raum war endlich durchforſcht überall. Da fanden ſie die kleine, ſonſt feſtverſchloſſene Gartenthür nur angelehnt. Sie ſtießen ſie auf. Sie ſahen Spuren der Hufſchläge von Pferden, denen nicht nachzufliegen war! die nicht mehr einzuholen waren. Und ſchien ſie mit Willen entflohn? — Warum? Sie erſannen auch nicht den kleinſten Grund. Die Ecke der Mauer draußen umgehend, ſahen ſie ſtutzend eine kurze, ſtehen gelaſſene Leiter angelehnt. Hatten ſie Männer geraubt? und Wer? Im Auftrage? oder ihr Bubenſtück ſelbſt ausführend? Aber wer kannte ſie? oder ſchon? Oder kam es von einem Raſchen, Klugen, der etwas thut, eh' es ſich jemand vermuthet? Hatten die Räuber blos ihren am Leibe getragenen Schmuck ſtehlen wollen, und am bequemſten und kürzeſten mit ihrem Leibe? Oder hatten ſie den Leib, das ſchöne Weib geſtohlen? Oder grade Dſchems Frau, die doch für jeden Andern Liebloſe, Feindliche, nur mit roher Gewalt Ueberwindliche, die nur Thränen und Wuth für den Räuber hatte? Oder hatte ſich dieſer wohl gar nur vergriffen — das fiel dem alten Juſuf in ſeiner Weisheit, jetzt wegen ſeines Alters und wegen der Jugend und Schönheit ſeines Weibes ein; und ſie war durch ihren Ruf der Schönheit in Rom ja ſchon Monde lang, den Neugierigen zum Aerger, in ihrer Verborgenheit ſelber bekannt; ja einige der edelſten Frauen hatten ſie auch geſehen. Und galt es ihr — ſo war ſie heimlich treulos, eine

Digitized by Google

Betrügerin, des Todes werth, des Todes im Sacke, mit Katze und Schlange, um bei Katze und Schlange erſt inne zu werden, was eigentlich ein Ehebrecher iſt und zu bedeuten hat. Aber ſie war ja im Hauſe. Sie ſollte verhört, gemartert mit Worten, eingeſchloſſen werden, und niemals den Garten, nicht die Schwelle ihres Zimmers betreten.

Was konnte Haider, der Dichter, dazu ſagen! Ihn grämte ſeiner Herrin Verluſt. *Jetzt* mußte er zu ſeinem Herrn! Jetzt konnte er wiſſen, daß ſeine Gemahlin Hebetulla in Aegypten geſtorben ſei. Jetzt ſollte er wiſſen, daß ſeine Gemahlin aus *Saſſenage* wiedergefunden, ja daß ſie in Rom ſei. Und wenn er vor Entzücken weinte, wenn er doch über ihre Treue und Liebe ſich ſatt gefreut die Nacht und den Tag und die Nacht, wenn er heimlich nach ihr kommen wollte, dann erſt ſollte er mit Schonung erfahren: Sie iſt auch wieder verloren; Aber, wie alles Verlorene doch an einem gewiſſen Orte iſt, gewiß noch in Rom! — Wenn ſie nicht ſelber *bei Dſchem* war! Wenn er lächelte zu ihrem Verluſt. Denn daß Dſchem vielleicht doch von ihr erfahren, daß er vielleicht, des tiefſten Geheimniſſes wegen, und wegen der künftig größten Sicherheit, ſelber ſein Weib ſich geraubt, die man ihm ſchon und ſo lange entzogen, das ſchien dem alten Juſuf, als einem Geſandten, ſehr möglich, deſſen Stellung immer erfordert, jeden Menſchen ſtets in Verdacht zu haben, um von Keinem betrogen zu werden, vor Jedem geſichert zu ſein.

Aber Dſchem lächelte nicht.

Bei der erſten Nachricht: „Sie iſt in Rom,“ war er ſtumm vor Entzücken, ſprang auf, um ihr entgegenzueilen, bei der zweiten Nachricht: „ſie iſt auch wieder verloren,“ erblaßte er, ſtumm vor Erſchrecken. Dann hätte er lieber alle Glocken läuten, alle Trommeln wirbeln, alle Pferde ſatteln, alle Ritter aufſitzen laſſen; bis er ſich ſetzte und bedachte, daß ſie *dem Kloſter* ſchon übergeben geweſen ſei — und er ließ ſich wenigſtens ihre Kleider bringen, die er küßte, an ſein Geſicht, an ſeine Bruſt drückte, ſie wehmüthig betrachtete, und zu ſeinen theuerſten Dingen bewahrte. — Er hätte ſein eigenes Weib ſelber nur heimlich, ganz heimlich und noch verkleidet, bei ſich zu haben — den Franken, den Chriſten, dem Bruder getraut, wenn ſie nicht leiden, nicht die ſchmerzlichſte Kette werden geſollt, ihn zu binden, oder aufs Herbſte zu peinigen. Jetzt, da ſie fort war, blieb auch nur heimliches Forſchen gerathen und ſicher, und er verſchwendete das Gold an ſeine vertrauteſten Freunde, an Haider, als Dichter mit allen Gefühlen des Menſchen am Born der Gefühle und Leiden und Freuden der Menſchen lebend, nämlich *in ſeinem Herzen!* Dann an *Sinanbeg, Ajasbeg*, und vor allen an den getreuſten und weltklügſten, an *Chatidſade Raſſuh*. Dann befahl er ſein armes unglückliches Weib ſeinem und ihrem Gott, wie ſeine ganze Sache. „Ein *klagender* Unglücklicher iſt noch ein Thor, und darum noch nicht ſo unglücklich, wie er werden kann“ Er aber und ſeine Freunde hatten *ſchweigen* gelernt, obgleich das Schickſal das Sprüchwort höhnte, und auch dem Schweigenden erſt das größte Unglück vorbehielt und vorbereitete. Es fanden ſich Mittelsperſonen zu leiſen vorſichtigen Ausforſchungen —: ein Türke, der vor Jahren bei Dſchem, in Nizza, türkiſche Bubenſtücke verübt, den er mit Noth aus der Hand der Richter gekauft und nach Rom entfliehen geheißen; dann der Barbier des Juſuf, der über ſeine Gänge aber ſonderbarerweiſe einſt verloren ging, nicht wiederkam, und an deſſen Stelle ſich *Muſtapha, der Barbier* des türkiſchen Geſandten, bei Juſuf meldete, und erſt angenommen ward, nachdem der vorſichtige, diesmal aber dennoch ſchrecklich betrogene Juſuf ſich erſt überzeugt hatte, daß Muſtapha ſich mit dem türkiſchen Geſandten entzweit hatte, und vor allen Leuten aus dem Palaſte geprügelt worden war. Der Mann war zu brauchen! Und doch hatte es der türkiſche Geſandte darauf abgeſehen, den zu Allem fähigen Barbier Muſtapha, durch Juſufs Haus erſt als treubefunden, in den Vatican *zu Dſchem* zu bringen. So fehlte denn nun auch ſchon unbegreiflicher Weiſe die zweite Perſon aus Juſufs Hauſe und beide blieben verſchwunden. Im Kloſter von Traſtevere war keine Nonne eingebracht worden. Die Rechtgläubigen lernten *die Verdächtigen von Rom* nur durch die gemeinen Leute, durch die Volksſtimme kennen, und das Volk nannte den Grafen Cibo, den Sohn des Papſtes, die Söhne des Cardinals Borgia, den Valentino und den Ceſare Borgia, die ſich, als die Söhne der mächtigſten Männer der Stadt, wie gewöhnlich, vor Stolz und Uebermuth nicht kannten, verübten, was ihnen nur in den Sinn und in die Sinne kam, und jeglicher Strafe und Nachrede lachten, und noch friſche Schandthaten mit noch friſcheren bedeckten und ſo ſie vergeſſen mochten. Als Juſuf aber Muſtapha, den Barbier, annahm, ſchloß er ſeine Unterhaltung mit Haider grade mit dieſen Worten, die der Barbier, der Probe barbirte, mit anhören und gleichſam ſich ſelber ſagen laſſen mußte: „Die Habgierigen, Wollüſtigen und Rachgierigen, ſelber die Mörder und Mordbrenner, zeigen ſich überhaupt als die eigenmächtigen Herrn von Hab und Gut, von Ruhe und Glück; dieſe Schakals der friedlichen Heerde des Volkes, dieſe Peſt, dieſe Peſtkranken und Peſtbeulen in allen Landen, dieſe Rückſichtsloſen und Frechen erſcheinen — oder ſcheinen nur — die freieſten Menſchen, die allen Geſetzen und Richtern und Herrn zum Trotz und zum Hohn, dieſen *ungewußt*, alſo von ihnen ungehindert und unhinderbar, ihre Schandthaten überall, und andere immer wieder, vollbringen; da Niemand Gedanken ſpießen und einkerkern, Niemand in die Herzen ſehen kann, nur bei oder nach der That ſie ergreifen und ſtrafen. Eine Gerechtigkeit und ein Erſatz, mehr für den Himmel und die Hölle, als für die meiſt auf immer unglücklich gemachten oder geopferten Menſchen!“

Muſtapha, der Barbier, während dieſer Worte des jetzt in ſeine Macht gegebenen neuen Herrn dachte: „Du verdienſt auch die gefährliche Gewalt eines Barbiers über Leben und Tod zu erfahren, Kahlkopf! Aber ich verſchlage mir meine weitern beſſeren Kunden dadurch! Du biſt mir zu gering! nicht einmal eine Ehrenſtufe — und wirſt mir nicht bezahlt!“

Das wußte nun auch der Geſandte nicht, ſo wie Niemand wußte, daß der Barbier auch heut um die Dämmerungsſtunde in die, dann einſame Kirche *der Griechen* ging. Er hatte in der Straße Condotti heimlich ſich eine Wohnung genommen; darin legte er, wie einen bloßen Carnevals-Maskenanzug, die Türkenkleider ab, trat ſie mit Füßen, zog ſich wieder einmal *als Griechen* an und ging ſo in ſeines Gottes und ſeiner Göttin Haus, zu der Panagia. Dort nun war ihm erſt wohl, wo das zauberiſche, als Kind ſchon angeſtaunte Rubinlicht der Lampe ihm wieder ins Auge ſtrahlte, wo die, wie eine Rieſin, aber ein mächtiges übermenſchliches Weib aus der Sonne oder dem Monde erſcheinende Panagia, aus dem ſchimmernden Golde des Grundes mit ihren geiſterhaften, großen ſchwarzen Augen ihn anſah! Da regten ſich ihre Lippen; ihre nur durch Umriſſe angedeutete hohe Geſtalt, die der Capelle ganze Wand von der Erde bis unter den Bogen des Gewölbes einnahm, erfüllte ſich mit Kraft und Leben, mit Geiſt und Blut, mit Geſinnung und Sprache für ihn. Die Heilige war leibhaftig da, ſie hörte ihn, ſie blickte wehmuthsvoll in ſeine Wehmuth, ſeinen unauslöſchlichen Gram *um das verlorene Vaterland*; denn er weinte und trauerte um Conſtantinopel, wie je ein Jude um Jeruſalem. Denn Er und ſein Geſchlecht empfanden und ſahen erſt jetzt ganz klar und ganz ſchrecklich *die Folgen* von der Griechen vollendeter Unterjochung. Die Eroberung ſelbſt war an dem gemordeten und gefangenen Geſchlecht wie eine bittere, bittere Sterbeſtunde zwar, doch auch raſch vorübergegangen. Staunen und Schweigen und tiefſte Verſunkenheit nahm alle die Uebriggebliebenen ein, und ging aus den Herzen der armen Mütter und Väter in die Herzen der Kinder und in den, noch wie zum Hohne geborenen Säuglinge über. Und allein nur die *Wehmuth* war der Geiſt des als Schatten lebenden, *lebendig begrabenen* Volkes, und die blühende grünende Erde mit blauem Himmel und Sonne darüber — nur *ihre Unterwelt!*

Um Muſtapha, den Barbier, in ſeiner wahren Kraft, Schönheit und Beſtrebung erſcheinen zu laſſen, ſagen wir nur, was er betete, und das, was er als Antwort von der Göttin durch ſein Herz heraufhörte. Denn es ward erfüllt, ſeine innere Gegenwart ward äußere Zukunft, und die Geſchichte bewahrt und bezeugt es. Er betete hingeworfen am Boden mit gerungenen Händen: „Du Allerheiligſte, Beſchützerin meines Volkes, ſo lange ſein Hirt nicht von Dir abfiel, ſiehe mich hier in der Fremde zu Dir, und heimlich beten! Du vermagſt Alles — laß in *dieſer Stunde* den Schlag gelingen! Miſche Dich nur nicht darein, aus zu gutem Herzen! Denn eben der Papſt von Rom hat Deinen Griechen das Grab gegraben; und jetzt freuen ſich die Kinder des Sultans, der die Stadt und das Reich eroberte, des Raubes. Sie thäten noch alles heut, wenn es nicht ſchon geſtern geſchehen wäre! Erbarme Dich nur der Bedrängten allein! der Bedränger und Bedrücker aber erbarme Dich nicht!“

Und auf ſeine Göttin hinſtarrend, hörte er die Worte. — „Geduld! Du ſollſt das Reich Deiner Feinde beherrſchen, und Deinem Volke die unabwerfliche Laſt erleichtern. Was meines Sohnes Vater thut, das thut er nicht eitel! Gott thut auf immer und ewig; auch als er nur die Roſe ſchuf, wie Du nur Eine mir heute geweiht!“ —

Die Antwort war ihm nicht recht; ſo dankte er auch nicht recht; aber dennoch ging, oder ſchlich er vielmehr, ſeine Zukunft ſchon in ſich fühlend, ihr unbedenklich und unermüdlich entgegen. Er hob wieder ſeine griechiſchen Kleider und ſein Betzeug, wie uralte Kinderſchätze jenes erſten Menſchen, der ein Grieche war, ſorgſam auf, legte den Türken wieder an, und war Muſtapha, der Barbier. Der Schlag gegen Papſt und Türken, ſeine beiden Todfeinde, war gefallen. Aber wie ausgefallen? Er mochte nicht fragen, ja nicht hören, um nicht zu lachen, zu jauchzen. Er ging zu Bett.

Am andern Vormittag wurden alle fremden Geſandten, der Geſandte von Conſtantinopel, von Ungarn, Spanien, Frankreich,

Digitized by Google

Neapel, Venedig und Aegypten zum Papſte geladen, um in dem Vatican in den Kammern des Gerichtes der Folter eines läugnenden Verbrechers beizuwohnen, und, wie die verheimlichte Abſicht des Wunſches ihrer Gegenwart war, durch Haltung, Bezeigen, Geſichtsfarbe, durch Worte oder durch Schweigen ſogar, den angeſtellten Beobachtern kund geben: **Wer** das mißlungene Verbrechen veranlaßt, oder, wenn es muthmaßlich nur Derjenige war, welchem das Gelingen nützlich ſein konnte, dieſem eine Warnung und unausgeſprochene Strafe zu geben. Und gewiß war nur den Türken am nützlichſten, wenn Dſchem todt war und der Papſt todt war, die Seele des Krieges, jetzt gegen die Türken, wie gegen die Mauren in Spanien.

Alle erſchienen in dem wohlgeſchmückten Nebenzimmer der Folterkammer, und fanden ein prächtiges Frühſtück aufgetragen. Der Papſt und Dſchem waren gleichfalls zugegen. Sie alle hörten bei guter Speiſe und edlem Trank aus der Folterkammer herein das endlich ausbrechende Stöhnen eines Mannes. Nach langer Zeit erſt wieder ein Wimmern. Dann ſchien er **dieſe** Marter gewohnt zu werden, und er fluchte erſt, als die Schergen eine **neue** anwandten. Wieder nach Langem erſt fing er an auf Italieniſch zu beten, ja er ſang vor Schmerz und Wuth und innerem Hülfsdrang ſogar eine Strophe eines Abendgeſanges an die Madonna, „um guten Schlaf.“ Darauf ging die hohe Geſellſchaft ſammt und ſonders hinein, Jeder, ſo unmerklich ſein ſollend, als möglich, von dem Andern mit leiſer Schärfe beobachtet. Unſere Freundin würde den auf der Folterbank ausgeſtreckten Mann ſogleich von Ripa grande her erkannt haben. Es war **Macrino del Caſtagno**, der ſich ein Stück Geld verdient. Er lag, wie eine Leiche blaß, die Augen waren ihm in der kurzen Zeit ſchon eingefallen und hohl, und ihre Sterne ſtanden weit hervor; die bleichen ſchmalen Lippen bedeckten die Zähne nicht mehr. Hin und her bluteten ſeine bloßen Arme ein wenig nach, ſeine Bruſt dampfte noch, wie von Räucherkerzchen, von darauf angebrannten Stoffen, und Wohlgeruch von köſtlichen Spezereien verbarg das menſchenbrenzlige Weſen im Zimmer. Der Papſt und der arme Dſchem, als die gewiß Unſchuldigen, konnten ſich nicht überwinden, ihrem Feinde zu nahen. Denn an ihnen hatte geſtern der Doppelmord vollbracht werden ſollen, die Vergiftung durch rothen Scherbet, als ſie beide im Garten des Vaticans zuſammen geweſen. Aber Dſchem hatte den Papſt errettet und ſich, weil er, nach Weiſe der Sultane, auch dies Getränk erſt von dem armen Haider koſten laſſen, der noch davon krank lag, aber ohne Todesgefahr. Nur Muſtapha, der türkiſche Geſandte, der wirklich auch den armen Macrino erſt hier als Ausführer der That fand, trat nahe zu ihm, redete mit ihm, hieß ihm zu geſtehen, beſahe die Marterwerkzeuge, um, wie er ſagte, dieſe unſchätzbare Erfindung der Folter auch bei ſich zu Hauſe einzuführen. Macrino nahm ſich, von ſolchen hohen Herrſchaften beehrt, wie ein alter Römer zuſammen. Die Knechte ſtrengten ſich friſch wieder an, ſich und ihrer Kunſt Ehre einzulegen. Man führte, als **eine Seelenfolter**, Macrino's, einer ſchönen Mänade ähnliches, Weib herein, und ſeine beiden kleinen Kinder, ein Mädchen und einen Knaben. Jetzt, da Macrino ſchon, das Verbrechen begangen zu haben, eingeſtanden hatte, ſollte er nur noch geſtehen: Wer es ihm aufgetragen.

— „Eine Maske;“ ſprach er mit Wahrheit.

Die wiederholt gegebene, ihm nicht anders mögliche Antwort genügte nicht. Die Knechte ſtrengten ihn an.

Sein Weib ſchrie vor Entſetzen und Mitleid, ſie bat ihren Mann, ſie kniete beſonders vor Jedem der gegenwärtigen Herren nieder, wand nur die Hände, aber neigte das Haupt und konnte nicht reden.

Die Kinder ſchrien über das Jammern und Schreien der Mutter; ſie hob ſie auf ihre beiden Arme empor, damit ſie der Vater ſähe.

Aber der Vater ſchloß vor ihnen die Augen zu, und ſtarb; und die Knechte, die ihn für ſchon ſo erſchöpft nicht hielten, ſtreckten den von ſelbſt in den Tod ſich Streckenden noch länger aus.

Als Muſtapha, der Geſandte, ſahe, daß er todt war, gab er durch großes Bedauern ein Zeichen; aber das Bedauern galt nur dem Mißlingen der mit 30 römiſchen Thalern pro Kopf bezahlten That. Der Geſandte war vom Sultan gekommen, um mit dem Pabſte den Vertrag über das Koſtgeld für Dſchem, mit 40,000 Zechinen jährlich, abzuſchließen. Der Großmeiſter von Rhodus hatte ſchon über 300,000 Zechinen erhalten. Das lockte den Einen und trieb den Andern. Wohlfeiler aber war es: den Koſtgänger mit dem Koſtgeber wegzuſchaffen; beſonders, da der Türke glaubte, das Frankenland, Europa habe nur Einen Herrn, der ſeine Leute nur zuſammenzupfeifen brauche, und dieſer Herr ſei der Papſt. Und in der That hatte der Papſt ſchon die größten Zurüſtungen zu einem Vergeltungskriege für die Eroberung von Conſtantinopel gemacht, gefordert, zugeſagt erhalten; alles Geld, ſogar geborgtes, und Geld für Erlaß von Sünden darauf verwendet; Cardinal d'Aubuſſon ſollte als Admiral die Flotte führen, und der Tod des Papſtes hätte die äußerſte Gefahr mit Leichtigkeit ſicher in Freude verwandelt. Oft nur zwei Augen zu, und eine neue Welt geht auf.

Dſchem weinte beim Anblick des armen Weibes, bei dem Anblick der wieder ruhigen Kinder, die zu dem unbegriffnen Verluſt des Vaters nur mit jenem heiligen Schweigen und der himmliſchen Unwiſſenheit und dem unſterblichen Lebensgefühl der Kinder ſchwiegen. Er beſchenkte ſie alle Drei mit vollen Händen, er bat ihnen mit Haab und Wort — den Vater ab, an deſſen Folter zur Ehre der Andern er ganz unſchuldig war. **Bocciardo**, der Ceremonienmeiſter, führte die ſchöne, leiſe weinende, nun verwittwete Frau und die armen Waiſen mit kaum bemerkbarem Lächeln fort.

Aber nicht nur dieſe That war allen unbewußt aus dem geheimen Sinnen und Wollen in den Tag getreten, ſondern jetzt erſchien auch aus dem Dichten und Trachten des Königs von Frankreich, Karl VI., der Krieg mit dem Papſt und Italien, deſſen Eroberung nur ein Schritt zu andern großen Entwürfen des Königs ſein ſollte. So kam dies Bündniß zum allgemeinen Kriegszug gegen die Türken noch nicht zu Stande. In Florenz kam wieder aus dem geheimen Sinnen und Wollen des Volkes die Verjagung der Mediceer zur Welt, die die ſchweren Gaben der Stadt und des Landes verbaut, vertempelt, vermalt, verkloſtert, verjagt, verſtaatet und verſchmauſet hatten, blos zum leeren Augenſchmauſe der Koſtenträger. Piſa wiederum fiel von Florenz ab.

So gingen wiederum faſt tauſend Tage für Dſchem verloren. Aber ſchon lange regte ſich in ihm der menſchliche Wunſch: frei zu ſein, im Vaterlande zu leben, ja nur am Leben zu bleiben. Wenn er leiblich als Menſch umkam, war auch der Prinz, der Sultan zugleich in ihm todt. Darum hielt er einen geheimen Divan mit ſeinen Freunden, worin ſie berathen wollten: ob er ſich nicht ſeinem Bruder, dem Sultan Bajeſid, unterwerfen ſollte, auf Gnade wahrſcheinlich, nicht auf Ungnade, da Bajeſid die Friedensliebe ſelbſt war, ihr die größten Opfer brachte und lieber Gedichte machte. Dſchems Freunde ſollten aus ihrer Mitgefangenſchaft erlöſt, an des Sultans Pforte gehen und thätige Männer ſein.

In dieſem Rathe ſprach Dſchem lächelnd: „Auch erwachſene Männer ſind noch wie Kinder, die im Spiele ſagen: jetzt **muß** ich das thun! jetzt **muß** ich das haben! jetzt **muß** ich das ſein. So müſſen auch die Großen jetzt das thun, jetzt müſſen ſie das haben, jetzt müſſen ſie das ſein! Und das ganze Müſſen iſt nur eine Einbildung des Spieles, des ſpielenden Kindes. So ſpiele ich fort und muß! Aber muß ich ſpielen? Den Reichserben! Den Bruderbedroher! Den Schlächter ſo vieler Menſchen, die um meines Spieles willen fallen **müſſen**, auch müſſen! Dieſe ſpielenden Armen, die auch die Armen, die Gehorſamen, die Arbeitenden, **die Handlanger***) der Sultane ſpielen, die **Jajal** die zu Allem ja ſagen und müſſen. So ſpielen ſie **Alle**! und das Kind des Bettlers ſpielt ſchon mit des Vaters Bettelſtabe und ſeinem Bettelſacke den kleinen Bettler, wendet ſich ſchalkhaft um, und bettelt den Vater an, und der Vater lacht! Ich aber muß weinen. Wie des Bettlers Knabe vom alten Vater Bettler die Geſinnung und die Gewohnheit zu betteln als einzige Verlaſſenſchaft geerbt, ſo habe ich von meinem Vater Mohammed die Wuth zu herrſchen geerbt, die Herrſchſucht, nicht die Unterthanſucht, die allgemein mögliche, die mir am Ende auch nur bleibt — mit einem Wort: **der Gehorſam**! Ich will, ich kann nicht gehorchen — ſelber im Schlafe, im Traume **befehle** ich, Schiffen, Heeren, ſogar dem Meer und den Bäumen und Bergen! Der Segen aller Kinder, die ſüße Gewohnheit, geſinnt zu ſein wie Vater und Mutter, die ſind mir ein Fluch, eine Verachtung, die ich verachten ſollte, und endlich auch muß! Denn ich ſpiele nun 3000 Tage den Gefangenen und hab' ihn gelernt; ich weiß alle ſeine Gewohnheiten; ich trete ſeine kurzen Tritte, ich ſtehe an den Fenſterſcheiben, ich ſehe den Himmel an und zähle am Tage die Wolken, des Nachts die Sterne — o ich kann Alles! von der aufgetragenen Speiſe weggehen und ſchon vor Sonnenuntergang zu Bett gehen — ich kann auch **nicht** ſchlafen! **nicht** hoffen! **nicht** beten! **nicht** vertrauen; **nicht** dichten. So bin ich denn aus und zu Ende! Der Sultan iſt aus! Das Ei, darin ich ſtecke, wird nicht ausgebrütet! Der große Vogel hat es aus dem Neſte geworfen, und die großen Ameiſen können es nicht wieder hineintragen! Der Ibis hält es für ein Krokodillei für ſeinen Schnabel; der Ichneumon will es ausſaugen. Aus Hoffnung, **Padiſchah** zu ſein, bin ich in der Wirklichkeit ſchlechter als der Wolf im Walde und als der Löwe in der Wüſte. Denn auch verfolgt, ſind ſie doch frei; die Wüſte und der Wald gehören ihnen, und ſie entrinnen **mit** Weib und Kind. Selbſt der Bär trägt auf der Flucht ſeinen Herrn Sohn in den Tatzen

*) Auf türkiſch heißt ein Handlanger ein Jaja.

bis in die neue Sicherheit und Freiheit. Alle Menſchen reden von Hoffnung, aber keiner bedenkt, wie we ſe die gemeinen Leute hoffen. Sie hoffen vom Grunde ihres kl inen Hauſes und von den Zweigen aus. Ihre eigene Thätigkeit und Freiheit, Weib und Kinder ſind immer in ihre ehrliche menſchliche Hoffnung eingeſchloſſen. Nur mit dieſen, nur in einem bequemen Leben wollen ſie leben; Menſchen zu ſein und zu werden, hoffen ſie; das iſt die Hoffnung der gemeinen Fellahs, der Bauern, der ſchlecht ſo wie Spreu geachteten, aber durch Gottes Eingebung weiſeſten, glücklichſten Menſchen. Ich aber, nunmehr ein Thor, hoffe ohne Grundlage, ohne die Schätze der übrigen Menſchen. Uebrige Menſchen! Bin ich vielleicht nicht übrig? Wie ich ſehe — das Reich der Rechtgläubigen ſteht und gedeiht ohne mich. Da ſind Erndten von der Erde, Sonnenſchein und Regen vom Himmel. Bin ich auch ein Sproß aus dem Stamme der Herrſcher, ſo bin ich doch, wie ich ſehe, an meinem Verdorren; ich bin nicht der Sproß, der an des alten großen Baumes Stelle wachſen und Früchte tragen ſoll. Und ſo ergeht es mir nur wie Millionen Blättern am Baume des Reiches. Ich kann noch ein guter Zweig ſein, ein gutes glänzendes Blatt. Die Gabe zu dichten iſt mehr werth, als Reich und Krone. Mein Ruhm als Dichter wird neben allen Sultanen dauern, und manchen Rohen überleuchten, wie der Abendſtern die Johanniswürmchen im Graſe. Ich habe noch eine Mutter, o Gott, Du Gnädiger! Ich habe noch eine Tochter, o Gott, Du Freundlicher! Mein Weib, meine Saſſenage, kann ich noch finden! ſie iſt nur verborgen, nicht verloren, ſagt ſelber ihr einſtiger Feind, ihr Bruder Roland, nun ihr Freund, Sucher, Rächer; denn eines Bruders Ehre wird in der Ehre ſeiner Schweſter gekränkt und geſchmäht. Laſſet denn mich nach Aegypten ziehen! oder nach Jeruſalem! Ihr aber, meine Freunde, ziehet nach Conſtantinopel zum Padiſchah! Du, mein Haider, machſt hier nur Gedichte voll Sehnſucht und Trauer, indeß Dir die Lebensluſt noch aus den Augen blitzt. Der Dichter gehört in einen edlen Kreis, wo Großes und Schönes geſchieht und gelebt wird. Mein Bruder weiß, daß die Dichter zuerſt und zuletzt blos, den Fürſten das Leben erheitern und ihnen ewigen Ruhm gewähren für einfältige armſelige paar tauſend Zechinen, die ſie doch ſonſt auf Pferde und Hunde verſchleudert hätten. Du, Sinanbeg, biſt das eingeraſtete Schwert der Tapferkeit, Bajeſid wird dich aus der Scheide ziehen, du wirſt blitzen und muthig ſein, Mauern und Veſten erſtürmen. Du, Ajasbeg, und Du, Dſchelalbeg, Euch erwartet Größeres als mein armes Grab! Hüllt das Vaterland nicht in ein Grab! Deine Treue, Chatibſade Naſſuh, iſt eines beſſern Lohnes werth, als heimliches Seufzen und die Fauſt in der Taſche zu ballen. Selber Du, mein treuer Barbier, mein Muſtapha, Dir ſtehen große Dinge bevor, wenn ich Menſchen kenne, und die Eiche aus der Eichel, und den Sprung des Löwen aus ſeinen Blicken erkenne. Gehe, barbiere den Sultan!"

Die Freunde hätten bald gelacht über dieſen Schluß ihres von der rechten Hoffnung heiter gewordenen Gebieters. Aber ſie ſagten ihm alle: „wir bleiben Dir treu bis zum Tode!"

„Gut," ſprach der arme Dſchem; „ohne Euch kränken zu wollen, ſage ich Euch, dann wird Eure Treue vielleicht nur noch kurz ſein!"

Als unüberſteigliches Hinderniß der Hoffnung des armen Dſchem erwies ſich aber ſeine Gefangenſchaft. Denn ſie waren noch nicht auseinander gegangen, als er ſchon durch Wachen in die Engelsburg abgeholt ward, weil der Papſt auf dem Tode liege.

Wenig Tage zuvor hatte der Papſt endlich das Bündniß zum Türkenkriege zu Stande gebracht. Der türkiſche Geſandte hatte ihm bei der Abſchiedsaudienz ſogenannte redende Geſchenke vom Sultan Bajeſid aus dem eroberten Reliquienkaſten verehrt: das Rohr der Verſpottung, den Schwamm der Tränkung und die Lanze der Durchbohrung am Kreuze. Aber der arme Dſchem hatte auch dem Geſandten ein Schreiben an ſeinen Bruder, den Padiſchah, mitgegeben, worin und wodurch er ſich ihm völlig unterwarf, und: „nur ein Blatt am Baume des Volkes zu ſein," mit herzerweichenden, einen Stein rührenden Worten den Bruder gebeten. So wie er ſchon längſt bei der Rückkehr des ägyptiſchen Geſandten Juſuf dem Sultan ſeine einzige Tochter zugeſagt und den verlaſſenen Barbier Muſtapha zu ſich genommen hatte, der eben auf die Heimkehr des Geſandten ſchon lange ſeine Berechnung gemacht hatte.

Aber auch der neue Papſt Alexander Borgia mußte ſich in die Engelsburg retten, da der König von Frankreich vor Rom kam und es eroberte. Eilf Tage ſaß er darin in Todesangſt und brütete doch Tod und Angſt und Mord und Rache. Da ward er erlöſt durch den Frieden, laut welchem er, gleichſam als die ſiegbringende heilige Fahne des Propheten, den armen Dſchem dem Könige ausliefern mußte. Der König Karl, Borgia und Dſchem kamen zuſammen; Borgia, der ihn im Mitgefängniß, der Engelsburg, nur den armen Dſchem genannt, und ihn nur, wie ein Jude den ungeſchliffenen unſchätzbaren Diamant, angeſehen hatte, nannte ihn vor dem Könige „Prinz;" aber Dſchem nannte ergeben ſich nur einen armen Gefangenen. Der Papſt konnte auch beſchämt ſcheinen, und übergab ihn, als einen großen Schatz, dem Könige, der ihn wiederum ſeinem Hofmarſchall mit der flachen Hand zuwies. Schon den Tag darauf brach Dſchem von Rom nach Veletri auf, wohin ihn der Sohn des Papſtes Borgia, Ceſare Borgia, begleitete, und fünf Tage dort bei ihm blieb, bis das franzöſiſche Heer weiter nach Neapel zog, denn es hatte indeſſen Blutarbeit zu Monte fortino zu thun, und zu morden in Monte ſan Giovanni.

Hier in Veletri, dem Geburtsort des Kaiſers Auguſtus, löſten ſich nun die Dinge; oder die langen und weither geſponnenen Fäden vereinigten ſich hier in ein Cocon, das wie dem Seidenwurme, durch ſeinen eigenen Fleiß und aus der ſchönſten Hoffnung geſponnen, dem armen Dſchem zum Sarge ward.

Denn gleich am ſpäten Abend des erſten Tages ihres Aufenthaltes kam der Papſt Alexander Borgia in aller Stille in den Palaſt Borgandio gefahren, der nach Neapel gehört und den Dſchem und der Sohn des Papſtes, Ceſare Borgia, bewohnten.

Als der Sohn den Vater bei ſich eintreten ſah, rief er erſtaunt, wie die Kinder ſogar zur Carnevalszeit rufen, wenn die Leute einander die Moccoli zu Nacht ausblaſen: „Eh, sia ammazato, Signor Padre!" (Daß du ermordet werdeſt, Herr Vater!)

„Nun, nun," ſprach der Vater, „wir haben noch nicht Carneval! Setz' ich mich erſt!" Dann ſprach er leiſer, wegen der Ohren der Wände: „Ein Mann wie ich, bewegt ſich nicht ohne Noth! Pah, Noth! eine kleine Mühe! für Dich! Du machſt das am beſten, und haſt Deine Leute; ich will meine Leute dasmal nicht geben. Laſſe den Dſchem doch geſchwind vergiſſen! — eh' das Heer ihn uns fortführt!"

„Und deswegen," ſprach Ceſare Borgia bedauernd, „läßt ſich Deine Heiligkeit 48 Miglien im Kaſten her rumpeln, und 48 Miglien heim rumpeln!"

„Heilige Jungfrau, das muß ein Papſt gewohnt werden!" ſprach der Papſt lachend.

„Hätte ich es nur geſtern gewußt!" bedauerte Ceſare; „in Rom, bei ſo vielen Menſchen, kann der Verdacht auf Hunderte fallen. Hier riechen ſie uns einmal heraus."

„Einmal! — — nach unſerm Tode — alſo Keinmal!" entgegnete der Papſt.

„Mir kommt es übrigens recht; ſeine . . . wie ſoll ich ſie nennen . . . ſie nennt ſich ſein Weib, und ich muß es glauben, da ſie ſo lange und raſend mir widerſtand, wirklich bis zur Raſerei und zur Krankheit. Alſo meine ich — Punktum! Eine Wittwe hält ſelten die Treue und ſeltener die Liebe. Alſo!"

„Es freut mich, daß unſer Vortheil zuſammengeht, mio Caro; Vortheil ſag' ich! Denn dreimalhunderttauſend Dukaten baar für ein Rattenpulver, das iſt ein guter Apothekerhandel! Höre nur: Du kennſt den ewigen Ceremonienmeiſter, den Narren in David, den falſchen rachſüchtigen Genueſen Giorgio Bociarda, der ſich damals aus Furcht vor Dſchem wie eine Mühlwelle auf dem Teppich fortrollte, nun der! Er trug Rache im Herzen; ſo ein Menſch iſt koſtbar, darum hatte ich ihn an den Sultan nach Conſtantinopel geſchickt — den der Teufel holen ſoll oder ſollte, wenn einer wäre — um mit ihm zu unterhandeln. Vierzigtauſend jährlich für Dſchems Waſſer und Brot, das heißt: Leben; oder dreimalhunderttauſend, verſteht ſich, Zechinen, einmal für allemal für Dſchems Tod, ein für allemal. Ich bin arm wie eine Kirchmaus; die Mauren in Spanien auszurotten, damit wieder Schaafe dort wandeln und blöken, ſich melken und ſcheeren laſſen, hat viel Geld gekoſtet — die Schatzkammer alſo iſt zu vermiethen, wie Marforio, der privilegirte Pasquillant, ſehr wahr geſagt hat. Der Kerl hat Einſicht und Geiſt. Ich will bauen, eine Peterskirche, ſo groß wie ein Haus! Jeder Papſt muß doch etwas zur Ehre Gottes vor Leuten thun, um in das Regiſter der Welt zu kommen, das Niemand lieſt. Ich habe ſchwere Dinge in Deutſchland auszufechten und auszuführen, die Millionen koſten, die Andere geben ſollen, müſſen und werden. Aber ich brauche doch das Beſtechungsgeld oder die Erkaufſumme ſolcher pecora und Halunken, welche dann den Andern die Beutel ſchütteln. Summa ſummarum: Ich will auch leben! Und Du ſollſt leben, Ceſare! und Valentino ſoll leben! Alſo die dreimalhunderttauſend Dukaten ſind Etwas! Leider Alles! Denn der Schlingel von treuem Diener, der Präfekt von Sinigaglia, Giovanni du Rovere, ſolche Namen merke ich gleich, der Diener meines Feindes, des Cardinals Giuliani, hat Bajeſids Geſandten mit den achtzigtauſend Zechinen, zweijährigem Koſtgeld für Dſchem — mir weggefiſcht, ſag' ich Dir! klag' ich Dir! Der König von Frankreich hat mir den Fiſch, den Dſchem, ſogar aus dem Netze genommen; nun bleibt mir kein Einkommen durch ihn mehr möglich, als durch — mein Haus- und Magenpulver. Hier haſt Du quantum satis! Reribenzen ſind bei jedem Amt, warum

nicht bei meinem? Und die Fabel von Chriſto hat uns ſchon viel eingebracht. Sage das Wort nicht weiter — es entfuhr mir ſo, — ſonſt kommt es ſogar in die Weltgeſchichte. Welchen Punkt von beiden nun der Boeciardo vom Sultan approbiern laſſen würde, das wußte ich voraus, darum ſchickte ich ihn — und hier haſt Du den Brief vom Sultan Bajeſid an meine Heiligkeit*); er empfiehlt mir ſogar einen gewiſſen Biſchof zum Cardinal! Nun — pour la rarité du fait — er ſoll es ſein! Der Sultan ſtößt mir einmal einen Patriarchen dafür im großen Mörſer!"

Der Sohn des Papſtes gab ſeinem Vater für deſſen Brief den Unterwerfungsbrief Dſchems an ſeinen Bruder Bajeſid, mit der Bemerkung: „Muſtapha, der Barbier, hat ihn glücklich dem Geſandten weggeblaſen. Aber da fällt mir der Barbier ein! Die Barbiere im Morgenlande ſind auch die Apotheker und Chirurgen, ſie haben und halten Geheimniſſe, der Kerl hat Gifte, küſſenswerthe! Deuchtolorur! Und ein Inſekt zum Goldeinfaſſen!" Er klingelte und hieß dann den Barbier herbeirufen — „Nicht herbei ſchreien!" ſagte er, und der Kammerherr verſtand.

Indeß hielt er eine ganz neue kleine Skizze zu einem Weltgericht — das ſein Vater, der Papſt, nach ſeinem Worte doch malen laſſen wollte, damit es irgendwo ſei und werde — und ſprach in Gedanken: „Cosa funeste! — si succedesse!" (Eine furchtbare Sache, wenn es einträfe!)

„Biſt Du auch noch ein Narr, mein Sohn?" ſprach der Vater Borgia. „Nur die Seele der Unglücklichen und ihr — quasi — heiliges Rechtgefühl fordert ein Weltgericht. Zahlloſe Heerſchaaren Unglückſeliger, ganze erniedrigte Völker ſind dahin gefahren, wo alles gleich gut iſt, und nur der über der Erde denkende ſchwebende Geiſt mitleidiger — rechtsgelehrter — Menſchen, fordert für ſie noch das Weltgericht. Aber iſt denn die Menſchheit in ewige Knechtſchaft geworfen, in die Folgen des Unrechts, das ſie leidet und thut? — Wir ſuchen nur redlich, ſie ſo lange wie möglich zurückzuhalten zu unſerm Beſten! Mit Schrecken ſahe ich: Jedes Geſchlecht wird beſſer, klarer, gerechter; ihm geſchieht immer weniger Grauſes — es verübt immer weniger Grauſes. Denn ein feſter aufgeklärter Geiſt duldet nicht das Unrecht und übt es nicht aus! Und ſomit verliſcht denn nach und nach — pianin' pianino — jene uralte, aus Sünden entſtandene Forderung der unglückſeligen — Schächer, durch ein bloßes beſſeres Leben glücklicher Menſchengeſchlechter. Und das letzte gute Geſchlecht wird vielleicht kaum die Seligkeit fodern, geſchweige das Weltgericht. Du ſiehſt alſo, es muß noch lange beſtehen! Ich brauche es! ich brauche es! Und ich laſſe es glauben, ja malen. Imo — ich laſſe ſogar ſeinetwegen Ablaß aller Sünden verkaufen für ein wirkliches Spottgeld — zum Bau meiner Peterskirche. Nun ſei kein Narr! Missa est concio!"

Er zog ſich zurück, kurz zuvor ehe Muſtapha, der Barbier, eintrat. Dies Mal im Innern etwas bang, denn er hatte Dſchems geraubtes armes Weib und ihren Aufenthalt ihrem Bruder Roland verrathen, oder wiederum verkauft, denn er verlor nun nichts mehr an Borgia, da ſie fortzogen, und jeder Papſt war ſein Todfeind. Ceſare Borgia konnte darüber ermordet werden. Aber die Befreite konnte ſchon hier ſein, wenn Roland ſie ihrem Dſchem zurückgab, da auch ihr guter Bruder Armand mit ihm war. Darum war ihm unheimlich. Er ſahe aber mit einem halben Blick: Ceſare wußte noch nichts! Deſto freundlicher und bereiter ging er auf ein kurzes Wort vom Sohne des Papſtes ein.

„Kannſt Du barbieren?" fragte er ihn lächelnd.
„Ja."
„Auch ein wenig ſchneiden?"
„O ja; ein halbes Loth iſt erlaubt!"
„Auch mit vergiftetem Barbiermeſſer?"
„Das Barbieren iſt damit gleich."

Er empfing darauf von Borgia ein tüchtiges Barbiergeld in Golde, deſſen er ihm ſo lange . . . nach und nach jedoch etwas langſamer . . . und ſo viel hinein zählte, bis dem geduldigen Barbier doch endlich ſelbſt die Hand ſchwer zu werden ſchien. Zuletzt bat er um den Namen des neuen Kunden. Er hörte: „Dſchem!" ſtutzte, und ſchwankte doch nicht, ſondern fragte nur: „Wann?" — „Morgen!" hörte er und: „Schweigen!" und zuletzt: „Gute Nacht!"

Am Morgen barbierte er denn dem armem Dſchem das Haupt und zuletzt das ſchöne leidende, ergebene Geſicht. Er hatte veranſtaltet, daß während deſſen von Zeit zu Zeit ein Piſtolenſchuß falle, damit Dſchem rücke und mit Fug ein wenig geſchnitten werden könne. Ein Schuß — ein Schnitt — ein wenig Blut. — Bald darauf wieder ein Schuß — ein Schnitt — ein wenig Blut. — So drei Schüſſe. — Dſchem bat ihn um Entſchuldigung, daß er ihn um ſeinen Ruhm bringe. Dafür rieb ihm der Barbier die kleinen Wunden noch mit einer ſichern, nicht fühlbaren Heilſalbe ein — und Dſchem war vergiftet und mußte unrettbar ſterben in kurzen Tagen. Dſchem wand ſeinen Turban ſich ſelbſt um den Kopf, empfand ganz leiſe ſich ganz eigen-ſonderbar, und ſtand verſunken in tiefe Gedanken.

Da entſtand freudiges Geſchrei drunten vor dem Palaſt Borgondio auf der Straße; dann im Flur; die Marmortreppe hinauf — dann ward es ſtiller, und haſtige Tritte erſchollen im Vorſaal. Die Thür des Zimmers ging auf, und Roland und Armand traten ein, ihre Schweſter, Dſchems Weib, in der Mitte. Roland glaubte der Rede und ſeinen Augen, daß Dſchem nun endlich wirklich Sultan zu werden mit dem Könige zöge, und wußte ja auch, daß er jetzt wirklich nur Ein Weib hatte — ſeine Schweſter! So war er denn Alles zufrieden! Ja hoch erfreut darüber!

Sie ſtand ohne Regung. Sie konnte nicht ſprechen, kaum athmen. Sie hielt eine Hand auf der Bruſt, mit der andern hielt ſie ſich an ihren Bruder.

Dſchem konnte nicht ſehen genug, nicht raſch genug ihr entgegenſtürzen. Er fiel! — ſchon plötzlich vom Gifte verwandelt, aber er fiel nur auf ein Knie, drückte ſich beide Hände feſt in die Augen, und that einen herzzerreißenden Schrei. Denn er hatte die Bläſſe des Geſichts ſeines guten Weibes, ihre ganze abgehärmte Geſtalt mit Einemmale überſehen, und ihren ſchmählichen theuren Gram, ihre Treue, Liebe und Sehnſucht ermeſſen. Nun flog ſie auf ihn zu. Sie hob ihn empor, und die armen edlen Gatten lagen, unausſprechlich beglückt, vor Entzücken weinend, ſich lange, gleich Seligen, in den Armen.

Dann wollte ſie ſprechen, erzählen. Aber er legte ihr den Finger auf die Lippen und ſprach nur die drei ſchweren Worte: „Das Frankenland! die Chriſten! der heilige Vater!"

Alles kam nach und nach in eine gewiſſe Ordnung, in die freie Ordnung der Reiſenden. Der Papſt Alexander Borgia und ſein Sohn Ceſare machten dem armen Dſchem noch einen Abſchiedsbeſuch, während ſeine Gemahlin im Nebenzimmer bebte — und ſchwieg und folgſam ihr Herz bezwingend, ſich nur die drei Worte leis wiederholte: „Das Frankenland! die Chriſten! der heilige Vater!"

Dſchems Kräfte ſchwanden allmälig auf der Reiſe nach Neapel. Faſt konnte er nicht mehr allein auf ſein Pferd ſteigen . . . dann ſich nicht mehr darauf halten. Er ſah noch Neapel, den Veſuv, das Meer, die Schiffe, die in ſein Vaterland ſegelten! er fühlte die äußerſte Sehnſucht — jetzt nur nach einem Grabe in der heimathlichen Erde. Mehr wünſchte er nicht. Denn er verging wie ein Schatten; er war ſchon blaß wie der Tod. Seine bezaubernde Schönheit verblühte; nur ſein großes ſchwarzes Auge blitzte noch manchmal auf. Sein treues, die höchſte Angſt im Herzen gewaltſam verſchließendes Weib hielt ihn, neben ihm ſitzend und ſein müdes Haupt auf der Schulter tragend, an ſeiner Hand, und als ſie darauf ſie wegzog, behielt ſie die Nägel ſeiner Finger darin. Da weinte ſie laut. Er aber tröſtete ſie, ſonſt mit dem äußerſten Leid für ſie, mit dem Tode, der jetzt für ihn und für ſie ein Troſt war, der einzige Troſt und die ſeligſte Hoffnung.

Es kam ein Brief aus Aegypten von ſeiner Mutter; er konnte ihn nicht mehr ſehen, nur fühlen, aber nicht mehr verſtehen. Er hörte, daß ſein Beſieger, der unbeugſame ſtolze Bezier Kedück Ahmed Paſcha, zur Strafe ſeines Hochmuths von einem Stummen ermordet worden ſei. Da lächelte er nur und flüſterte: „Gott iſt barmherzig!" Seine letzte Kraft hatte er zuſammengenommen, ein Gedicht zu machen, worin er ſeinen Bruder um ein Grab in ſeinem Vaterlande bat. Er blieb mit dem Antlitz über dem Blatte liegen. — Er war geſtorben.

Seine Seele war in der Heimath. Seine Freunde konnten kaum ſagen: er iſt todt! ſo weinten ſie. Ajasbeg und Dſchelalbeg wuſchen ſeinen Leichnam und beteten die Gebete des Todes aus dem Koran. Die Brüder Roland und Armand de Saſſenage führten ihre wie wahnſinnige Schweſter mit fort. Der König Karl ſchickte Spezereien, den Leichnam einzubalſamiren, und weinte um ihn wie ein Kind. Dann ließ er ihn in Gaëta beiſetzen, hoch auf dem Berge über der Stadt und Feſtung in dem großen leeren runden antiken Grabmal mit doppeltem Kuppelgewölbe, ähnlich dem ſchönen Grabmal der Cecilia Metella vor Rom. Ajasbeg und Dſchelalbeg hüteten das Grab in ſtiller Trauer und rührender Geduld. Muſtapha, der Barbier, aber betete indeſſen zu ſeiner Panagia, in jener nur kleinen, doch zauberhaft ſchönen Grotte, die links ganz drunten in einer mächtigen dunkeln Felſenſpalte, die bis in das Meer hinab ſich öffnet, zu einer wunderbaren Kapelle eingerichtet iſt, welche das Meer bei hoher Fluth mit ihrem Wogenſchwalle gänzlich erfüllt, und die Göttin erſäufen würde, wäre ſie nicht von Stein. So aber ſteht ſie, auch naß und noch triefend und mit grünem friſchem Seegraſe wie bekränzt, nur deſto wunderbarer in ihrer unverwüſtlichen Schönheit, mit lächelndem Antlitz da, und lächelte

*) Siehe Roscoe: Leo X., und Burchard.

Digitized by Google

holdſelig ſelbſt den Barbier an, der die Gnade und Huld auch auf ſich bezog, wie den freundlichen Mondenſchein. So lange er krank war, verbarg er ſich hier vor den Kennern. Sobald er ſich aber wieder nothdürftig geheilt hatte, floh er nach Conſtantinopel; denn vom Einreiben des Giftes in Dſchems Haupt waren ihm ſeine Hände verrätheriſch geſchwallen, und Dſchem, der Künſte des Morgenlandes wahl kundig, hatte ſie öfter ſchweigend betrachtet, ihm ſanft auf die Schulter geklopft nnd nur geſagt: „Sein Vaterland verlieren, muß der äußerſtr Schmerz ſein. Ich habe es blos nicht — nnd ſterbe ſchon! Gott ſei Dir barmherzig! Mir — haſt Du wohlgethan!“ — Durch dieſea Aufenthalt war ihm Sinanbeg zuvorgekommen bei dem Bruder Dſchems und hatte für dir erſte Nachricht von deſſen Tode die hohe Würde eines Beglerbeg von Anatolien erhalten. Er war aber nur gegangen, um den Sultan zu bewegen, den armen Dſchem nach Bruſa in ſein Vaterland begraben und ſeinen Leichnam holen zu laſſen. Nur Chatibſade Naſſuh, ſonſt der treuſte Freund des Lebenden, brachte jrtzt die ihm vom Könige anvertraute Verlaſſenſchaft des todten Dſchem, ſtatt nach Alexandrien — nach Conſtantinopel! Aber um Dſchem ein Grab im Vaterlande dafür von ſeinem Bruder zu kaufen. Und Naſſuh ging ſelbſt mit trauriger Freude als Geſandter an den König Don Federico von Aragonien nach Neapel, hatte den wie heilig gewordenen Sarg mil dem armen Dſchem, nnd beſtattete ihn am Grabe ſrines Großvaters Murad zu Bruſa. Dſchems arme Mutter kam an demſelben Tage nach Bruſa, umſchlang und küßte den Sarg, und genoß den armſelig-ſeligen Troſt einer Mutter, doch zu ſehen, wie ihr Kind begraben wird. Der Sultan Kitbai von Aegypten war geſtorben, und Sinanbeg hielt daranf bei der Mutter um Dſchems ſchöne junge Tochter an. Der Padiſchah ſah die Vermählung derſelben mit einem vom Volke nicht zum Herrſcher beſtimmt geglaubten Manne ſehr gern. Haider durfte ſie holen. Sinanbeg that Dſchem in ſeiner Tochter alle Liebe, alle Ehre, alle Güte; ſie ſah ihm ſo ähnlich, daß er manchmal von ihr wegging, heimlich zu weinen.

Muſtapha, der Barbier, aber vollendete richtig ſein Werk. Erſt unbegrenzt belohnt für ſeine Ermordung des größten gefährlichſten Feindes des Reichs und des Lebens des Sultans, ward er darauf Vezier. Endlich Groſwezier. Und ſeine Rache für das verlorene Vaterland führte die ſchrecklichſten Schläge gegen die Kinder Mahomets des Eroberers. Durch ſeinen Einfluß nnd Rath ward der friedliebende Sultan Bajeſid von ſeinem Sohne Selim ſelbſt wieder vom Throne geſtoßen und vergiftet. — Selim aber erfüllte das eigene Hausgeſetz des Eroberers Mahomet. Er ließ fünf junge Söhne ſeiner Anverwandten ſterben, deren Einer ſeinen Henker erſtach, die andern ihm zu Füßen fielen, und dem Padiſchah für Einen Asper des Tages Zeit Lebens treu nnd gehorſam zu dienen gelobten. Er mußte ſeinen Bruder Korkud tödten. Alle dieſe Opfer an das türkiſche Volk wurden um Dſchems prachtvolles Grabmal begraben, das ihm ſeine Mutter ſetzen dürfen. Muſtapha erpreßte nnermeßliche Schätze, aber blos nm die Armen ſeines Griechenvolks heimlich damit zu erquicken in ihrer Knechtſchaft. Er erlebte die Freude, daß der Papſt Borgia aus Verſehen von ſeinem ſich vergiftenden Sohne vergiftet ward. Und dennoch ſtarb er mit den Worten des armen Dſchem: „Das Vaterland verloren haben iſt der äußerſte Schmerz! Aber barmherziger Gott! wohin kann ich begraben werden? — In Sklaven-Erde! Ich ſage nicht: armer Dſchem! — Ich ſage mit brechendem Herzen: a Du reicher Dſchem!“

Joh. Scheffler, genannt Angelus Sileſius,

ward am 9. Jul. 1624 in Breslau geboren, ſtudirte Medicin, wurde dann Leibarzt Kaiſer Ferdinands III. und des Herzogs Sylvius von Oels. Durch das Leſen myſtiſcher Schriften in ſeinen Anſichten irre geleitet, ging er 1663 zur katholiſchen Kirche über, und ward biſchöflicher breslauiſcher Rath. Er ſtarb im Jeſuitenkloſter St. Matthiä zu Breslau am 9. Jul. 1677.

Er hinterließ:

Heilige Seelenluſt. Bresl. 1657. 97; ſpäter führten ſie den Titel:
Geiſtliche Hirtenlieder. Breslau 1702. 12.
Die betrübte Pſyche. Daſ.
Cherubiniſcher Wandersmann. Glosgau, 1675. letzte A. Altona 1735.

Tiefe Religioſität, innige Begeiſterung, zartes Gefühl und eine reiche Phantaſie offenbaren ſich in den Poeſieen dieſes ausgezeichneten Mannes, der zugleich mit jenen Eigenſchaften eine ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form verband, doch gefiel er ſich zu ſehr im Spiel mit myſtiſchen Bildern und Anſchauungen, und gerade dieſe falſche Richtung mag Schuld ſeyn, daß er namentlich in neueſter Zeit wiederholt überſchätzt worden iſt.

Ergebung an Jeſum.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht,
Liebe, die du mich ſo milde
Nach dem Fall haſt wiederbracht,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geſchaffen war,
Liebe, die du Menſch geboren
Und mir gleich wardſt ganz und gar,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und geſtorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erſtritten
Ew'ge Luſt und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn,
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze hat dahin,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit,
Liebe, die mich wird umſtecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Paſſionslied.

Die Seele Chriſti heil'ge mich,
Sein Geiſt verſenke mich in ſich,
Sein Leichnam, der für mich verwundt't,
Der mach' mir Leib und Seel' geſund.

Das Waſſer, welches auf den Stoß
Des Speers aus ſeinen Seiten floß,
Das ſei mein Bad, und all ſein Blut
Erquicke mir Herz, Sinn und Muth.

Der Schweiß von ſeinem Angeſicht
Laß mich nicht kommen ins Gericht;
Sein ganzes Leiden, Kreuz und Pein,
Das wolle meine Stärke ſeyn.

O Jeſu Chriſt! erhöre mich,
Nimm und verbirg mich ganz in dich,
Laß mich in deine Wunden ein,
Daß ich vorm Feind kann ſicher ſeyn.

Ruf mir in meiner letzten Noth,
Und ſetz' mich neben dich, mein Gott,
Daß ich mit deinen Heil'gen all'n
Mög' ewiglich dein Lob erſchall'n.

Suchet den Herrn.

Wollt ihr den Heiland finden,
So ſucht ihn noch heut';
Eilt, ihm euch zu verbinden:
Noch iſt die Gnadenzeit.
Wollt ihr die Kron' empfangen,
Dringt eifrig hin zum Ziel:
Wer Großes will erlangen,
Der mühet gern ſich viel.

Soll er ſich zu euch neigen,
So ſucht ihn in Geduld;
Gelaſſen ſein und ſchweigen
Erwirbt euch ſeine Huld.
Soll er ſich euch vereinen,
Sucht ihn in Niedrigkeit:
Die hoch zu ſtehen meinen,
Verfehlen ſeiner weit.

Drückt euch das Kreuz hernieder,
Sucht ihn in euere Pein;
Leicht ſind von ihm geſchieden,
Die mit der Welt ſich freu'n.
Und kommt's mit euch zum Sterben,
Sucht ihn mit gläub'gem Sinn:
Er läßt euch nicht verderben,
Der Tod iſt euch Gewinn.

Sucht ihn im Himmel droben,
Im Chor der Seraphim:
Die ihn hier liebend loben,
Sind dort auch noch bei ihm.
Sucht ihn im tiefſten Herzen,
Dies iſt ſein Heiligthum:
So preiſt ihr, frei von Schmerzen,
Auf ewig ſeinen Ruhm.

Joh. Georg Scheffner,

geboren am 8. Auguſt 1736 zu Königsberg, ſtudirte Jurisprudenz, ward Secretär des Herzogs von Holſtein-Beck, diente hierauf im preußiſchen Militair, wurde dann 1765 Kammerſecretär zu Königsberg und 1767 Kriegs- und Steuerrath zu Gumbinnen. Im Jahre 1775 legte er ſeine Stelle nieder und lebte auf ſeinem Gute Sprindlak bei Labiau. Sein Todestag iſt der 16. Aug. 1820.

Seine Schriften ſind:

Gedichte vom Ueberſetzer des treuen Schäfers. Mietau 1773
Gedichte in Geecourts Geſchmack. Frankf. und Leipz. 1771. N. A. Gedichte nach dem Leben. London 1786.
Gedichte. Mietau 1773.
Jugendliche Gedichte. Königsberg 1781.
Poeſieen eines Soldaten. Königsb. 1793.
Acheron und Antiacheron. Königsb. 1799.
Natürlichkeiten der ſinnlichen und empfindſamen Liebe. 4 Th. Königsb. 1798.
Spätling. 1803. Epiſteln zu den Spätlingen gehörig. Königsberg 1804.
Ein Vierblatt, gewachſen unter Schnee und Eis. 1813.
Mein Leben. Leipz. 1821. 22.

S. war keineswegs ohne Geiſt und Talent, aber von dem ſchlechten Geſchmacke ſeiner Zeit, und von der franzöſiſchen Frivolität angeſteckt, ſuchte er die letztere in ſeinen Schriften auf deutſchen Boden zu verpflanzen und zog ſich mit Recht den Tadel der Beſſeren zu. Seine Autobiographie, welche ein mannichfach bewegtes Leben ſchildert, läßt manchen tieferen Blick in die damaligen Zuſtände thun.

Joh. Adolph Scheibe,

geboren im Jahre 1708 zu Leipzig, widmete ſich der Muſik, wurde markgräflicher kulmbachſcher und 1745 däniſcher Kapellmeiſter zu Kopenhagen. Hier ſtarb er im April 1776.

Er hinterließ:

Thusnelde. Singſpiel. Leipzig und Kopenhagen. 1749.
Der wundervolle Tod des Welterlöſers, Orator. Leipz. u. Kopenh. 1754.
Holberg's Peter Paars, kom. Heldengedicht, überſ. Leipz. und Kopenh. 1764.

S. iſt einer der Erſten, welche ſich bemühten einen beſſeren Geſchmack in die Behandlung der Texte für Compoſitionen, namentlich bei der ernſten Oper, einzuführen.

Joh. Herm. Schein,

eboren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, war apellmeiſter zu Weimar, ſpäter Muſikdirector zu Leipzig nd ſtarb 1631.

Er ſchrieb:

Neues Geſangbuch. Leipz. 1627. 1645. 1682.
Waldlieder. Dresd. 1643. 4.
Hirtenluſt. 1650. 4.

Er war nicht ohne Talent für die leichtere lyriſche Poeſie, und einige ſeiner Lieder verdienen noch jetzt freundliche Anerkennung, wenn man die Zeit in Erwägung zieht, in welcher ſie entſtanden.

Friedrich Wilhelm Joſeph v. Schelling.

Dieſer große Denker ward am 27. Januar 1775 zu onberg im Würtembergiſchen geboren, und ſtudirte Phiophie und Theologie zu Tübingen, Leipzig und Jena. letzterer Univerſität habilitirte er ſich als Privatdocent, wurde 1798 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie elbſt und 1802 Doctor der Medizin. 1803 ging er als entlicher Profeſſor der Philoſophie nach Würzburg und 1807 als Mitglied der Akademie nach München, wo er 1808 Generalſecretär der Akademie der bildenden Künſte wurde. Im Jahre 1820 verließ er aus Verdruß über eine literariſche Fehde mit dem Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften dieſe Stadt, und hielt nun in Erlangen philoſophiſche Vorleſungen; in Folge eines Rufes kehrte er jedoch 1827 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie mit

Digitized by Google

dem Titel eines geheimen Hofrathes wieder nach München zurück. Als Dichter nannte er ſich Bonaventura.

Von ſeinen Schriften nennen wir, außer vielen Journalbeiträgen, nur:

- Ueber die Möglichkeit einer Form der Philoſophie. Tübingen 1795.
- Vom Ich. Tübingen 1795.
- Idee zu einer Philoſophie der Natur. Leipzig 1797. 2te Aufl. 1805.
- Von der Weltſeele. Hamb. 1798. 3te Aufl. 1809.
- Erſter Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie. Jena 1799.
- Einleitung zu einem Syſtem der Naturphiloſophie. Jena 1799.
- Syſtem des tranſcendentalen Idealismus. Tübingen 1800.
- Zeitſchrift für ſpeculative Philoſophie. 2 Bde. 1800—1802.
- Kritiſches Journal der Philoſophie (mit Hegel). 2 Thle. Tübingen 1802.
- Bruno. Berlin 1802.
- Vorleſungen über die Methode des akadem. Studiums. Tübingen 1803.
- Philoſophie und Religion. Tübingen 1804.
- Nachtwachen. Penig 1805.
- Ueber das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur. Hamburg 1806.
- Darlegung des Verhältniſſes der Naturphiloſophie zur Fichteſchen Lehre. Tübingen 1806.
- Anti-Sextus. Heidelberg 1807.
- Ueber das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur. Landshut 1808.
- Philoſophiſche Schriften. 1r Bd. Landshut 1809.
- Denkmal der Schriften Jacobi's von den göttlichen Dingen. Tübingen 1812.
- Allgemeine Zeitſchrift für Deutſche. 4 Hefte. Nürnberg 1813.
- Ueber die Gottheiten von Samothrace. Tübingen 1815.

Schelling's philoſophiſches Syſtem zu würdigen und zu charakteriſiren iſt hier nicht der geeignete Ort, wohl aber muß der bedeutende Einfluß, den daſſelbe auf den Fortſchritt faſt aller Wiſſenſchaften in Deutſchland und namentlich auf die Behandlung der Geſchichte und der Poeſie ausübte, hervorgehoben werden. Dies iſt ſchon ſo treffend von Menzel in ſeiner deutſchen Literatur (Bd. I. S. 292 ff.) ausgeſprochen worden, daß jede andere Entwickelung doch nur eine Wiederholung ſeiner Worte ſein würde, weshalb wir dieſelben hier unverändert folgen laſſen: „Schelling bezeichnet die Reaction des Mittelalters gegen die moderne, der altklaſſiſchen Bildung des Mittelalters huldigende Zeit. Trotz der ausgezeichneten Geiſtesthätigkeit, die ſeit der Reformation im gebildeten, und namentlich proteſtantiſchen Europa herrſchte, hatte man ſich doch in einer merkwürdigen Einſeitigkeit verfangen. Man dachte und ſtudirte ſich gleichſam willkührlich aus der Weltgeſchichte, aus dem allgemeinen Zuſammenhange der irdiſchen Dinge hinaus, um eine ideale Traumwelt herzuſtellen, und wenn man ja ein Vorbild aus derſelben für die Vergangenheit annahm, war es das antike Leben der Griechen und Römer. Hier allein ſah man einige Helle, die ganze übrige Geſchichte war Nacht und Wüſte, troſtloſe Barbarei. Man verachtete die Vorzeit des eigenen Volkes und ſelbſt das Erhabene, Schöne, Bezaubernde der ſogenannten barbariſchen Zeiten des ungriechiſchen Orients und des katholiſchen Mittelalters wurde mißkannt und verhöhnt. Man war ſo gänzlich verblendet, daß ſelbſt die Wunder der gothiſchen Baukunſt auf die Herzen keinen Eindruck mehr machten, daß man ſie, die täglich vor Augen ſtanden, als Werke ſchwülſtiger, geſchmackloſer Barbarenphantaſie beachſelguckte, und ſo durchgängig. Die ganze Weisheit und Poeſie der Morgenländer wie der romantiſchen Zeiten war verworfen, und wer ſie geprieſen hätte, würde für wahnſinnig gehalten worden ſein. Eine ſo gänzliche Abtödtung des hiſtoriſchen Gemeingefühls, eine Stockung des von Anbeginn durch die Weltgeſchichte ununterbrochen pulſirenden Lebens, konnte nur eine vorübergehende Krankheit, einſeitige und temporäre Erſtarrung ſein. Das Blut mußte, durch einen haſtigen Ruck bewegt, wieder zu fließen anfangen. Dieſen Stoß bekam das europäiſche Leben durch die franzöſiſche Revolution, und ſeitdem erinnerte man ſich wieder an die ſo lange mißkannte Vorzeit, die Schuppen fielen uns von den Augen und wir erkannten, daß wir für alle Wunder jener Vergangenheit ſtockblind geweſen. Nun erfolgte freilich in Verbindung mit der politiſchen Contrerevolution oder Reſtauration, wie es in dieſer Welt der Extreme immer geht, gleich eine Ueberſchätzung des Mittelalters und des Orients im Gegenſatz gegen das klaſſiſche Alterthum und den modernen Proteſtantismus; allein abgeſehen von dieſem romantiſchen Fanatismus war es ein unendlicher Gewinn für die bisherige einſeitige Bildung, daß ſie die gerechte Würdigung bisher unbekannter oder verkannter Zeiten und ihre überraſchend neuen Lehren in ihrem Bereiche aufnahm und aus der Vergleichung des Klaſſiſchen mit dem Romantiſchen erſt das Kriterium ſchöpfte. Es ſpricht übrigens auf's Neue für die wunderbare Gabe der Deutſchen, Alles gleich zur Philoſophie zu erheben, daß kaum jene Reaction gegen die bisherige klaſſiſche Kleingläubigkeit eingetreten war, als auch ſchon in Schelling ein Philoſoph erſtand, der mit dem erſten Blick in die Enttäuſchung auch ſchon in einer einzigen ſonnenklaren Idee die tiefſte Begründung und Ueberſicht der neuen Bildung ausſprach.

Bei weitem das wichtigſte Ergebniß der Philoſophie Schelling's ſcheint die parteiloſe, epiſche Weltanſicht zu ſein, die ſie mit ſich bringt, und der die Laien ſelbſt immer mehr entgegen kommen, ſeit ſo viele Erfahrungen die Leidenſchaft abgekühlt und die endlos verwickelten Widerſprüche eine gewiſſe Duldung und Indifferenz herbeigeführt haben. Im Syſtem Schelling's findet jede Partei gegenüber der andern ihren Platz, die Entzweiung wird als eine natürliche nachgewieſen, ihre Widerſprüche werden auf einen urſprünglichen, nothwendigen Gegenſatz zurückgeführt. Dieſes Syſtem duldet durchaus nichts Ausſchließliches, durchaus keine unbedingte Herrſchaft einer Anſicht, keine unbedingte Verfolgung der andern. Es ſucht in einer Phyſik des Geiſtes und der Geſchichte jedem geiſtigen Weſen, ſei es ein Charakter, oder eine Meinung, oder eine Begebenheit, daſſelbe Recht zu ſichern, wie in der gemeinen Phyſik jedem materiellen Weſen. Es betrachtet die hiſtoriſchen Perioden wie die Jahreszeiten, die Nationalitäten wie die Zonen, die Temperamente wie die Elemente, die Charaktere wie die Kreaturen, die Aeußerungen derſelben in Geſinnungen und Handlungen, als ſo nothwendig in der Natur gegründet, und als ſo verſchieden wie die Inſtinkte. Nach dieſem Syſteme herrſcht ein Wachsthum und ein geheimnißvoller Zug, eine Mannigfaltigkeit und eine Ordnung in der geiſtigen Welt wie in der Natur. Dieſe neue epiſche Anſicht empfiehlt ſich allen denen, die in einem weiteren Umkreiſe das Leben überblickt haben. In ihr allein findet der endloſe Meinungsſtreit ſeine Beruhigung, und jeder Widerſpruch die einfachſte natürlichſte Löſung. Ohne mit Schelling und ſeiner Schule vertraut zu ſein, ſind viele einſichtsvolle Männer durch eine lange Erfahrung von ſelbſt auf dieſen Standpunkt der Betrachtung geführt worden. Nach einer weiten Lebensreiſe haben ſie auf alles zurückgeblickt, was ſie geſehen und überſehen, geſtrebt und verlaſſen, gefunden und verloren, und von ſelbſt hat das wilde Drama, in welchem ſie als handelnde Perſonen einſeitige Zwecke blind verfolgt, ſich ihnen in ein ruhiges Epos verwandelt, und ſie ſind als Zuſchauer dem Dichter zur Seite niedergeſeſſen, um die lange Vergangenheit und ſich ſelbſt darin, wie von einem Berge herab in ſtiller Ferne zu überſchauen. Die im religiöſen Gebiete eingetretene Indifferenz und die großen, alle Parteien in gleicher Weiſe

Digitized by Google

widerſegenden und rechtfertigenden Erfahrungen in Politik und Geſchichte haben die epiſche, ruhige Würdigung des Weltkampfes unterſtützt, und ſelbſt in der Poeſie iſt ihr jetzt durch die Alles überwuchernde Romanenwelt in Walter Scott's Manier ein breites Feld gewonnen worden. Die hiſtoriſchen Romane huldigen der Idee nach der unparteilichſten Betrachtung aller Zeiten, Völker und Parteien, und werden es immer mehr thun müſſen."

Eduard v. Schenk,

geboren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, trat frühzeitig nach zurückgelegten Univerſitätsjahren in den baier'ſchen Staatsdienſt, ward bald wirklicher Rath und erſter geheimer Secretär im Staatsminiſterium der Juſtiz in München, erhielt die Adelswürde, ward dann Miniſterialrath im Miniſterium des Innern, ſpäter Staatsminiſter und 1831 Chef der Regierung zu Regensburg. Er ſtarb plötzlich im April 1841.

Seine Schriften ſind:

Kanova's Tod. Stuttgart 1823.
König Ludwigs Traum. München 1826.
Kantate auf die Todtenfeier von Klara Weſpermann. 1828.
Schauſpiele. 3 Thle. Stuttgart 1829. 33. 35.
Chriſtliche Pſalmblumen. Regensburg 1831.
Ahnen und Enkel. Feſtſpiel. Regensburg 1833.
Charitas. 2 Jahrg. Regensburg 1834. 35.

Eine reiche, aber ſehr geregelte Phantaſie, ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form, verbunden mit hoher Anmuth, Kraft und Wohllaut, Innigkeit und tiefe Religiöſität haben dieſem Dichter einen bleibenden Ruf verſchafft, der jedoch bei größerer innerer Freiheit weit glänzender und allgemeiner geworden wäre. Sein Beliſar iſt als ſeine beſte dramatiſche Production zu betrachten.

F. Maximilian G. Schenk v. Schenkendorf,

geboren am 11. December 1790 zu Königsberg in Preußen (nach Einigen zu Tilſit), widmete ſich dem Studium der Rechte, verließ aber im J. 1813 ſeine Heimath und wandte ſich nach Süddeutſchland. Er ſtarb als Regierungsrath zu Koblenz am Rhein am 11. December 1819.

Wir beſitzen von ihm:

Studien. 16 Heft. Berlin 1808.
Chriſtliche Gedichte. 1814.
Die deutſchen Städte. Frankfurt 1814.
Gedichte. Stuttgart u. Tübingen 1815.
Auf den Tod der Kaiſerin Maria Ludovika Beatrix. 4 Geſänge. Frankfurt 1816.
Poetiſcher Nachlaß. Berlin 1832.

Schenkendorf war einer der begeiſtertſten Sänger im Befreiungskriege und hat durch ſeine edlen und wahrhaft patriotiſchen Lieder, von denen noch jetzt viele im Munde ſeines Volkes, beſonders der Jugend leben, außerordentlich gewirkt. Hohe Würde, Innigkeit, Enthuſiasmus für Freiheit und Recht, glühende Phantaſie und ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form weiſen ſeinen Poeſieen einen hohen Rang auf dem Gebiete deutſcher lyriſcher Dichtkunſt an, nur neigte er ſich häufig mit zu großer Vorliebe der myſtiſchen Auffaſſung des Glaubens, beſonders in ſeinen ſpäteren Liedern zu, die daher auch nicht eine gleich freundliche Aufnahme bei der Nation, wie ſeine Kriegsgeſänge fanden, obwohl ſie von Vielen hochgeſchätzt werden.

Ausgewählte Gedichte

von

Max. v. Schenkendorf.

Landſturm.

Die Feuer ſind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Windsbraut, ſei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

O zeuch durch unſre Felder
Und reinige das Land,
Durch unſre Tannenwälder,
Du Sturm von Gott geſandt!

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberiſch umwoben
Vom blauen Wolkenduft,

Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft ſich brachen
Von eurem Glockenklang;
Nun führt ihr andre Sprachen,
Es klingt wie Brautgeſang.

Das Land iſt aufgeſtanden,
Ein herrlich Oſterfeſt —
Iſt frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr feſt.

Wo Tod ſind deine Schrecken,
O Hölle, wo dein Sieg,
Und Satan, wie dich decken
In dieſem heil'gen Krieg?

Beſchritten iſt der Grenze
Geweihter Zauberkreis,
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt um's höchſte Gut,
Wir ſetzen dran, wir geben
Mit Freuden unſer Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie ſonſt am Tiſch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich ſtrahlt dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Loſung Bibelton:
„Hie Wagen Gottes, Gottes Reuter,
Hie Schwert des Herrn und Gideon!"

Bei ſeines Vaters Tod.

† den 24. Januar 1813.

Schlaf' in deiner engen Kammer,
Lieber alter Vater, ſchlaf',
Glücklich, daß nach langem Jammer
Noch dich frohe Zeitung traf.

Dank dir, daß in unſre Herzen
Du der Ehre Muth gelegt,
Der wohl Hunger, Durſt und Schmerzen,
Knechtſchaft nie und Schande trägt.

Wenn auch Fremde dich begraben,
Schlaf' in freier Erde nun,
Lieber Vater, ſchau, wir haben
Jetzt ein beßres Werk zu thun.

Dann erſt, wenn die deutſchen Auen
Keine Feinde mehr entweihn,
Wollen wir dein Grabmal bauen,
Schreiben deinen Leichenſtein.

Oben in den blauen Hallen
Bei den Vätern weile du,
Unſer Waffenruf ſoll ſchallen
Bis in deine ſel'ge Ruh.

Bei den Ruinen der Hohenſtaufen Burg.

April 1813.

Schnee und Regen haltet ein!
Nimmer zwingt ihr mein Gebein.
Aber nicht mit kühler Fluth,
Nein, mit Feuer und mit Gluth
Soll man hier die Ritter taufen.
Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenſtaufen.

Einſam ſteig' ich auf die Höhn,
Wo die letzten Trümmer ſtehn,
Will dort wecken meinen Zorn,
Will mir ſchärfen Schwerdt und Sporn,
An den alten heil'gen Steinen.
Denn mir kam ein Heergebot,
Und im Oſten ſah ich roth
Schon die Flammenloſung ſcheinen.

Alte, gute, deutſche Zeit,
Weckeſt nimmer Gram und Neid;
Nun aus deiner tiefen Gruft
Dich des Volkes Stimme ruft.
Wieder ſollen Lieder ſchallen,
Wieder hört man frohe Mähr
Von der Deutſchen Sieg und Ehr',
Wie in Kaiſer Friedrichs Hallen.

Zeuch' in Gottes Krieg hinaus,
Altes Hohenſtaufen Haus!
Wo man Teufels Künſte dämpft,
Wird um Gottes Reich gekämpft.
Hier auch gibt es Sarazenen,
Hier auch iſt ein Orient,
Wo die deutſche Liebe brennt,
Hier auch iſt ein Platz der Thränen,

Wo man unſre Mutter ſchlug,
Die uns All' am Herzen trug.
Hier auch iſt ein heil'ges Grab,
Wo die Herrin ſich hinab
Barg mit vielen tiefen Wunden,
Wo ſie einſam harrt und lauſcht,
Ob der Sieger Flug nicht rauſcht,
Ach, ſchon viele Tag' und Stunden.

Zieh' dem deutſchen Heer voraus,
Altes Hohenſtaufen Haus.
Oder wer berufen iſt,
Wer ein Deutſcher iſt, ein Chriſt —
Und ein Freier wohlgeboren,
Ritter, Prieſter, Bauersmann,
Zieh' voran dem heil'gen Bann,
Alle haben ihn erkoren.

Flammen lodern, Fahnen wehn,
Und es wird mit Gott geſchehn
Was der Weiſen Muth erkor,
Was der Treuen Herz beſchwor.
Lebet wohl, ihr heil'gen Mauern,
Siegesluſt wird bald euch kund,
Und der neue deutſche Bund
Soll euch Steine überdauern.

Schlachtgeſang.

Ob Tauſend uns zur Rechten,
Zehntauſend uns zur Linken,
Ob alle Brüder ſinken,
Wir wollen ehrlich fechten.

Zur Rechten nicht noch Linken,
Gen Himmel iſt zu ſchauen
Und muthig einzuhauen,
Wo Feindeswaffen blinken.

Gott kann ſchon Hülfe ſenden,
Der Engel Legionen,
Die halten grüne Kronen
Und Waffen in den Händen.

Er ſchwor bei ſeinem Leben,
Er ſteht an unſrer Seiten,
Wenn wir im beſten Streiten
Die Häupter zu ihm heben.

Das Kreuz das iſt ſein Zeichen,
Wer will es niederreißen,
Das tragen alle Preußen,
Die Hölle muß ihm weichen.

Das Bild in Gelnhauſen *).

Zu Gelnhauſen an der Mauer
Steht ein ſteinern altes Haupt,
Einſam in dem Haus der Trauer,
Das der Ephen grün umlaubt.

Und das Haupt es ſcheint zu ſprechen:
Starb die ganze deutſche Welt?
Will kein Mann die Unbill rächen,
Bis der Erde Bau zerfällt?

Und das Haupt es ſcheint zu grüßen,
Fragend und halb ſtreng, halb mild.
Laßt es uns in Demuth küſſen,
Das iſt Kaiſer Friedrichs Bild.

Herrlich hat ſein Schloß geſtanden
Hier vor langer ferner Zeit,
Als er nach den Morgenlanden
Zog in Gottes heil'gen Streit.

Rothbart, wie ſo feſt gebunden,
Hält ein Zauber dich gebannt?
Fließt hier Blut aus offnen Wunden,
Sind das Thränen an der Wand?

Alter Herr, ich kann dir melden
Reiches, ſchönes Freudenwort.
Schau, dort ziehn viel tauſend Helden
In die Schlachten Gottes fort.

Und die Welſchen ſind geſchlagen,
Und es ſiegt das heil'ge Kreuz,
Wieder kehrt aus deinen Tagen
Lebensfülle, Lebensreiz.

Magſt nun dich zur Ruhe legen,
Altes ſtolzes Kaiſerhaupt,
Deine Kraft, dein Waffenſegen
Wird uns nimmermehr geraubt! —

Kaiſer Karl der Große.

Nun ſind es tauſend Jahr,
Daß Kaiſer Karl geſchlafen.
Wer zählt der Greuel Schaar,
Die in der Zeit uns trafen?

Hat dir von unſrer Welt
Im Grabe nicht geträumet?
O frommer Chriſtenheld,
Du haſt ſehr viel verſäumet.

Das ganze Deutſchland ſchaut
Voll Schmerz nach deinen Zeiten.
Der heil'ge Morgen graut,
Zu dem wir uns bereiten.

---

*) Der alte Kaiſerpallaſt bei Gelnhauſen wurde vom Kaiſer Friedrich I. erbaut. Ruinen deſſelben nebſt dem alten Steinbilde Friedrich Barbaroſſa's und noch vorhanden.

Digitized by Google

Nun rufen wir dir zu,
Geliebtes Haupt, erwache,
Erſteh' von langer Ruh!
Vollziehe du die Rache!

Steh' auf in Herrlichkeit,
Nimm Schwert und Zepter wieder,
Dann kommt die beßre Zeit
Vom Himmel zu uns nieder.

Brief in die Heimath.

Was locket ihr, was winkeſt dn
O Voters Hof und Garten?
Wie darf ich nun in ſchnöder Ruh
Der ſtillen Felder warten?
Das wäre mir ein ſchlechter Ruhm,
An Haus und Gut und Eigenthum
In ſolcher Zeit zu denken.

Mein Preußen, ſüßes Heimathland,
Du biſt mir nimmer ferne,
Du heil'ges Meer, mein Oſtſeeſtrand,
Ich grüßt' euch gar zu gerne;
Wo ich die frühſte Luſt empfand,
Wo mich die erſte Liebe band,
Da blüht ein Garten Gottes.

Ich ging im Hain, am Bach, ich trank
Die Luſt mit vollen Zügen.
Doch andre Zeit bringt andern Drang,
Das konnte mir nicht gnügen.
Viel Stimmen in mir klangen laut,
Friſch auf, du junges Blut, die Braut
Von fern her heim zu führen.

Und als das Heer der Welſchen kam,
In jenen finſtern Tagen,
Als Keiner noch die Waffen nahm,
Die Räuber zu erſchlagen,
Mocht' ich den Jommer nimmer ſchaun,
Weit ging ich non der Heimath Au'n,
Dem Rhein dir Rath zu klagen.

Ich ſoh ihn, wie er zürnend floß
Und ſchmählich trug die Bande;
Ich ſah auch manch zerfallnes Schloß
An ſeinem Felſenſtrande.
Da dacht' ich: Weh dir, ſchnöde Welt,
Wo Kraſt und Herrlichkeit zerfällt,
Du liegſt recht im Argen.

Und aus den grauen Trümmern klang
Der ſtrengen Geiſter Schelten:
Die Heimath, die in Schutt verſank,
Soll dir nicht alles geltea!
Die alten Steine liegen da,
Der Väter Segen iſt euch nah,
Erbaut euch nene Schlöſſer!

Im hohen Oſt, in Moskau ſtieg
Empor die Oriflamme,
Und alle Völker rieſen Krieg
Und Haß dem fremden Stomme.
Da brach hervor aus jeder Bruſt
Tyrannenhaß und Freiheitluſt,
Der alten Völker Erben.

O Knabenluſt, o Jugendluſt,
Wie mag ich eurer denken;
Jetzt gilt es nur, in Feindesbruſt
Den ſcharfen Speer zu ſenken.
Zerfallen magſt du kleines Haus,
Mit vielen Brüdern zog ich aus,
Ein größeres zu banen.

Ein Haus der Freiheit und des Ruhms,
Der Weisheit, Schönheit, Stärke.
Ein' Burg des alten Ritterthums,
Ein Rüſthaus jedem Werke,
Das nach dem rechten Ziele ſtrebt,
Ein Haus, in dem der Glaube lebt,
Die Liebe, Zucht und Ehre.

Der edlen Stämme ſollen viel
In dieſem Hauſe wohnen,
Bei Gottesdienſt und Saitenſpiel
Ein Herrſcher in ihm thronen.
Der Herrlichſte der ganzen Welt,
Ein Prieſter und ein Rittersheld,
Man heißt ihn deutſcher Kaiſer.

In dieſem Hauſe ſoll ein Quell
Durch Gottes Huld entſpringen,
Der wird ſo rein und ſilberhell,
Durch viele Länder dringen,
Und wo er fließet, blühe ein Strauß,
O Heimath ſüß, o Vaterhaus,
Euch alle wird er laben.

Kehrt' ich nun heim, ein halber Mann,
Eh' ganz das Werk vollzogen,
So ſähen mich wohl fragend an,
Die früher mir gewogen.
Ich ſelber fühlte mich verbannt,
Die alten Bilder an der Wand,
Ich dürfte ſie nicht grüßen.

Doch was ich denke, was ich ſinn',
O Heimath! iſt dein eigen,
Daß ich dein treuer Kämpfer bin,
Soll Schwert und Zitter zeigen.
Es kommt ein Jahr, es kommt ein Tag,
Daß ich dich wieder ſehen mag,
Das wird mir Freude geben.

Und fänd' ich nimmer ein Quartier,
Wär' anders mir geſponnen,
Vielleicht aus ſchönen Wunden mir
Das heiße Blut entronnen;
Auch nach im Grabe bin ich dein,
Man ſoll auf meinem Leichenſtein
Von meinem Lande leſen.

Du heil'ges Meer, du ſtiller Strand,
Auch fern euch zu gehören,
Mein Heimathland, mein Preußenland,
Mog ich mich kühn verſchwören.
Mein Volk, du biſt zuerſt erwacht,
So feſt, ſo freudig in der Schlacht,
O Volk zu Gottes Ehre!

Der Schwarzwald.

Wie fröhlich hier im reichen Thal,
Die lieben Bäume ſtehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl,
Geſchützt von jenen Höhn.

Ihr Kirſchen und ihr Käſten ſollt
Noch manches Jahr gedeihn,
Auch du, Gatedel, fließend Gold,
Auch du, Markgrafenwein.

Doch höher, immer höher zieht,
Zum Walde zieht mich's hin,
Dort nach dem dunkeln Gipfel ſieht
Mein liebetrunkner Sinn.

O **Dreiſam**, ſüßer Aufenthalt,
O **Freiburg**, ſchöner Ort!
Mich ziehet nach dem höchſten Wald
Die höchſte Sehnſucht fort.

Nicht ſchrecket mich im Höllenthor
Der grauſe Felſenſteg,
Weit über Land und Fels empor
Zum Gipfel geht mein Weg.

Dein Waſſer ſchöpf' ich in der Hand,
O Donau, frohe Fahrt!
Verkünde nur im Morgenland
Des Deutſchen Sinn und Art.

Du mit dem weißen Wälderhut
Und mit dem ſchwarzen Band,
O Mägdlein ſittig, ſchön und gut,
Grüß mir das deutſche Land.

Ich muß hinauf zum ſchwarzen Wald,
So liebend und allein,
Dort ſoll fortan mein Aufenthalt
Und meine Kirche ſein.

Digitized by Google

Euch Bäume hat kein Menſch geſtreut,
Euch ſä'te Gottes Hand,
Ihr alten hohen Tannen ſeid
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure ſchlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In euren grünen Zweigen weht
Ein ſchauervoller Klang.

Das iſt ein ferner Liebeston,
Er klingt wohl tauſend Jahr,
Von Geiſtern, deren Zeit entflohn
Und deren Burg hier war.

Wie ſchaurig hier und wie allein
Im höchſten ſchwarzen Wald,
Nicht fern kann hier die Wohnung ſein
Der ſeligſten Geſtalt.

Die Freiheit, die mein Herz gewann,
Der ſüßen Heldenbraut,
Der ich, ein liebentbrannter Mann,
Für ewig mich vertraut.

O Freiheit, Freiheit komm' heraus,
So kräftig und ſo fromm,
Aus deinem grünen dunkeln Haus,
Du ſchöne Freiheit komm!

Dort unten laß dich wieder ſchau'n,
Im freien deutſchen Land,
Bewahre du die treuen Gau'n
Vor welſchem Sklavenſtand.

Auf dem Schloß zu Heidelberg,

im Julius 1814.

Es zieht ein leiſes Klagen
Um dieſes Hügels Rand,
Das klingt wie alte Sagen
Vom lieben deutſchen Land.
Es ſpricht in ſolchen Tönen
Sich Geiſterſehnſucht aus:
Die theuern Väter ſehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun ſauſet,
Hat in ſeiner Majeſtät
König Ruprecht einſt gehauſet*),
Den der Fürſten Kraft erhöht.
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Ritterſaal.

Wo die granitnen Säulen
Noch ſtehn aus Karls Pallaſt,
Sah man die Herrſcher weilen
Bei kühler Brunnen Raſt,
Und wo zwei Engel koſen,
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von ſieben Roſen
Ein Kranz, was ſie gedacht.

Ach, es iſt in Staub geſunken
All der Stolz, die Herrlichkeit;
Brüder, daß ihr letzter Funken
Nicht erſtirbt in dieſer Zeit,
Laßt uns hier ein Bündniß ſtiften,
Unſre Vorzeit zu erneun,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geiſter zu befrein.

Vor allen, die geſeſſen
Auf Ruprecht's hohem Thron,
War Einem zugemeſſen **)
Der höchſte Erdenlohn.
Wie jauchzten rings die Lande
Am Neckar jener Zeit,
Als er vom Engellande
Das Königskind gefreit.

Viel der beſten Ritter kamen,
Ihrem Dienſte ſich zu weihn.
Dort wo noch mit ihrem Namen
Prangt ein Thor von rothem Stein,
Ließ ſie fern die Blicke ſchweifen
In das weite, grüne Thal.
Nach dem Fernen ſoll ſie greifen
In des Herzens falſcher Wahl.

Da kam wie Meereswogen,
Wie rother Feuerbrand,
Ein bittres Weh gezogen
Zum lieben Vaterland.
Die alten Veſten bebten,
Es ſchwand des Glaubens Schein,
Und finſtre Mächte ſtrebten,
Die Fremden zogen ein.

Weit erſchallt wie Kirchenglocken,
Deutſchland, deine Herrlichkeit,
Und es weckt ſo ſüßes Locken
Immerdar des Welſchen Neid.
Wunden mag er gerne ſchlagen
Dir mit frevelvoller Hand,
Wie er in der Väter Tagen
Die geprieſ'ne Pfalz verbrannt.

Zu lang nur hat gegolten
Die ſchmähliche Geduld;
Doch was wir büßen ſollten,
Wie groß auch unſre Schuld, —
Sie iſt rein abgewaſchen
Im warmen Feindesblut,
Und herrlich aus den Aſchen
Steigt unſer altes Gut.

Lange hielten drum die Wache
Jene Ritter an dem Thurm,
Ob nicht käme Tag der Rache,
Ob nicht wehte Gottes Sturm.
Jetzt erwarmen ſie am Scheine
Von dem holden Freiheitlicht,
Daß die Bruſt von hartem Steine
Schier in Wonn' und Liebe bricht.

So ſtieg nach dreißig Jahren,
Eliſabeth, dein Sohn,
Der manches Land durchfahren,
Auf ſeines Vaters Thron.
Er that, wie Ritter pflegen,
War ſeines Landes Schutz,
Und bot mit ſeinem Degen
Dem Welſchen Schimpf und Trutz.

Nimm denn auch auf deinem Throne,
Theurer, höchſter Heldenſchatz,
Angethan mit goldner Krone,
Deutſchland, wieder deinen Platz.
Alles will für dich erglühen,
Alte Tugend ziehet ein,
Und die deutſchen Würden blühen
An dem Neckar wie am Rhein.

Das Bergſchloß.

Baden-Baden 1814.

Da droben auf jenem Berge,
Da ſtehet ein altes Haus,
Es ſchreiten zu Nacht und zu Mittag
Viel Rittergeſtalten heraus.

Die weilten in herrlichen Tagen
Hier fröhlich am gaſtlichen Herd.
Sie haben viel Schlachten geſchlagen,
Sie haben viel Becher geleert.

Das alles iſt leider vorüber,
In Trümmern das alte Thor;
Wer rufet aus Schutt und aus Grüften
Die mächtige Zeit uns hervor?

Und mag ſie ſich nimmer erheben,
Und hält ſie der ewige Neid,
Wir wollen auf's Neue ſie leben,
Die alte, die ſelige Zeit.

*) König Ruprecht von der Pfalz († 1410), Erbauer eines Theils des Heidelberger Schloſſes.

**) Friedrich V., Gemahl der Eliſabeth von England, und Vater des edeln Karl Ludwig.

Digitized by Google

Wir ſind hier zuſammen gekommen,
Und ſprengen den köſtlichen Wein,
Zum Wohnſitz der Freien und Frommen
Das Erdtheil der Deutſchen zu weihn.

Sieh, Bürger und Ritter auf's Neue
Erheben zum Schwure die Hand.
Wir meinen es recht in der Treue,
Du liebes, du heiliges Land.

Das Münſter.

1814.

In Straßburg ſteht ein hoher Thurm,
Der ſteht viel hundert Jahr,
Es weht um ihn ſo mancher Sturm,
Er bleibet feſt und klar.

So war auch wohl die fromme Welt,
Die ſolches Werk gedacht,
Zu dem ſie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie ſich ein ew'ges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem ein heller, ſchlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel ſtrebt.

So war auch einſt das deutſche Reich,
So war der deutſche Mann,
Auf ſtarkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan.

Und wie den feſten Bau umgiebt
Die ſchöne Heil'genwelt,
So hatte jeder, was er liebt',
In ihren Schutz geſtellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Daß nimmermehr ſoll fremdes Joch
Auf deutſchen Nacken ruhn.

Wir ſprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünſtiges Gebet,
Daß Gott der Deutſchen ſtarker Hort
Verbleibe ſtet und ſtet.

Daß, wie der Thurm, der deutſche Sinn,
Entwachſe ſeiner Zeit,
Und nach dem Himmel ſtrebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.

Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unſern Blick,
Und ſchauen nach des Wasgous Höhn
Wie nach dem Thurm zurück.

Die Bundesfahn' in Feindes Hand?
Der Thurm in Welſcher Macht?
O nein! ſie ſind voraus geſandt
Als kühne Vorderwacht.

Wir retten euch, wir haben's Eil,
Vergaß euch doch kein Herz,
O Wolkenſäul', o Feuerſäul',
Schaut immer heimathwärts.

Der Dom zu Speier *).

Ich kenn' ein edles Gotteshaus
An einem ſchönen Fluß,
Da löſchen alle Lampen aus,
Da hört die Jungfrau keinen Gruß;
Der Schiffer, der vorüberzieht
Und ſeufzend nach den Trümmern ſieht,
Erzählt von ferner Tage Feier:
Das iſt der hohe Dom zu Speier.

Ich kenn' ein altes Kaiſergrab,
Ein tiefes feſtes Haus,
Da ſtieg ein Heldenchor hinab,
Zu ruhn von langer Arbeit aus.
Die Kaiſergräber ſind entweiht,
Die Kaiſergräber ſind entweiht,
Erbrochen wurden dieſe Grüfte,
Die Aſche flog in alle Lüfte.

Der lang einſt unbegraben lag,
Hat wieder keine Gruſt,
Der Heinrich, welcher manchen Tag
Ein Pilgrim ſtand in Winterluft;
Philipp und Albrecht ſind vom Schwerdt
So ſchmerzlich nicht, als hier, verſehrt.
O Rudolph, der das Reich errettet,
Wie ſchimpflich wurde dir gebettet!

Die lagen hier und manches Herz,
Das lang geſeufzt nach Ruh,
O Leichenſpott, o Leichenſchmerz!
Wer rächet dich? wann endeſt du?
Wer war es, der die Gräber brach,
Und hier die Gottesläſt'rung ſprach?
Laut werd' es aller Welt verkündigt:
Die Welſchen haben ſo geſündigt!

O Deutſchland, reiches Vaterland,
Ein Grab für deine Herrn!
Nur Stein und Erde, wenig Sand,
In deutſcher Erde ruhn ſie gern.
Dann grabe du dem Leichenſtein
Ein Heldenwort, ein deutſches, ein:
„Die Schmach der Gräber iſt gerochen,
Und Babels Mauern ſind gebrochen."

O Biſchofsthum, o Gotteshaus,
Zu zeugen am Gericht,
Steht immerfort in Schutt und Graus, —
Wir baun euch fürder nicht.
Doch unſern Kaiſern wird ein Mal
Erheben ſich im Sonnenſtrahl:
Man ſoll das ganze Reich der Freien
Zum Denkmal deutſcher Helden weihen.

*) Der alte Dom zu Speier, welcher von Konrad dem Salier im Jahr 1030 gegründet wurde, und in welchem faſt alle deutſchen Kaiſer von Konrad II. bis auf Albrecht I. begraben liegen, ward von den Franzoſen im J. 1689 ruchlos zerſtört.

Andreas Daniel Berthold von Schepeler.

Dieſer als Krieger, Staatsmann und Hiſtoriker gleich ausgezeichnete Gelehrte ward 1780 in Göttingen geboren, ſtudirte daſelbſt Mathematik und Kriegswiſſenſchaften und trat dann 1799 als Cadet in kaiſerliche Dienſte, und wurde hier bei dem Generalſtabe angeſtellt, und beſonders während der Friedenszeiten mit Meſſungen beſchäftigt. Im Jahre 1808 ging er zum preußiſchen Heere über, nahm Theil am Feldzuge des Herzogs von Braunſchweig-Oels und wohnte dann dem ſpaniſchen Kriege gegen Napoleon bei, durch Tapferkeit vielfachen Ruhm erwerbend. 1814 trat er in preußiſche Dienſte zurück, und ward als Geſchäftsträger nach Madrid geſandt, wo er bis 1817 verweilte. Dann ließ er ſich mit dem Range eines Obriſten als Privatmann in Aachen nieder und widmete ſich ganz künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, mit beſonderer Vorliebe ſeine reiche Gemäldeſammlung pflegend.

Er gab heraus:

- Anſichten des politiſchen Zuſtandes von Europa u. ſ. w. nebſt zwei Fortſetzungen. Haag 1831—1832. 3 Thle.
- Geſchichte der ſpaniſchen Monarchie von 1810—1823. 3 Thle. Aachen 1829—33.
- Beiträge zu der Geſchichte Spaniens. Aachen 1828.
- Geſchichte der Revolution Spaniens und Portugals. 2 Bde in 3 Abtheilungen. Berlin 1826—27.
- Geſchichte der Revolutionen des ſpaniſchen Amerika von 1808—23. Aachen 1833—34. 2 Bde.

Mehrere Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen, kleinere Aufſätze u. ſ. w.

Reiche Kenntniß, politiſcher Scharfblick, ſeltener Sammlerfleiß und eine lebendige Darſtellung verleihen den hiſtoriſchen Forſchungen dieſes reichbegabten Mannes einen hohen und bleibenden Werth.

Hermann Heinrich Scherm,

zu Anfange des 17. Jahrh. zu Jever geboren, lebte 1638 zu Hamburg.

Er hinterließ:

Neuerbaute Schäferei von der Liebe Dafnis und Chryſilla neben einem Aufzug vom Schaafsdiebe, eine Waldcomödia. Hamburg 1638.

Obwohl im Allgemeinen nur eine Nachbildung italieniſcher Muſter, iſt dieſe Arbeit doch bemerkenswerth als das erſte urſprüngliche idylliſche Drama, das die Geſchichte deutſcher Poeſie aufzuweiſen hat.

Theoderich Schernbeck, ſ. Minneſinger.

Johann Georg Scherz,

geboren 1678 zu Straßburg, ſtudirte zu Straßburg und Halle Jurisprudenz, machte hierauf Reiſen, wurde 1702 in ſeiner Geburtsſtadt Profeſſor der practiſchen Philoſophie, 1710 ordentlicher Profeſſor der Rechte und ſpäter Probſt des Thomaniſchen Kapitels und Senior der Univerſität. Er ſtarb am 1. April 1754.

Von ihm erſchien:

Glossarium medii aevi ed. J. J. Oberlin. Argent. 1781. 84. 2 Vol. fol.

Auch nahm er Antheil an dem von ihm herausgegebenen thesaurus Schilteri. 3 Thle. Ulm 1727—28.

Scherz hat ſich durch ſeine lexicographiſchen Arbeiten ſeiner Zeit große Verdienſte um die Kenntniß der älteren deutſchen Sprache und Literatur erworben.

Kaspar Scheyt,

ein Straßburger, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Er ſchrieb:

Der Todtendanz durch alle Stände und Geſchlecht der Menſchen. S. l. 1573. 8.

Eine poetiſche Erklärung zu dem bekannten Gemälde zu Baſel, welches ſpäter von Merian (Frankfurt 1649 in 4.) unter demſelben Titel nachgeahmt wurde.

Jakob Schickfuß von Neudorf,

ward am 21. Januar 1574 zu Schwidus in Schleſien geboren, war eine Zeitlang Rector des Gymnaſiums zu Brieg, dann fürſtlicher Conſiſtorialrath daſelbſt und zuletzt kaiſerlicher Rath und Kammerfiskal zu Breslau. Er ſtarb am 14. Sept. 1636.

Wir beſitzen von ihm:

Schleſiſche Chronik. Jena 1625. Fol.

Eine für jene Zeit recht wackere und gut geſchriebene Arbeit.

Daniel Schiebeler,

ward am 25. März 1741 zu Hamburg geboren, ſtudirte ſeit dem Jahre 1763 Jurisprudenz und ſchöne Literatur zu Göttingen und Leipzig und wurde 1768 Kanonikus am Domkapitel ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb am 19. Aug. 1771.

Er hinterließ:

Die Iſraeliten in der Wüſte. Singged. Leipzig 1767.
Die Großmuth des Scipio. Singged. Leipzig 1767.
Romanzen. Hamburg 1767.
Muſikaliſche Gedichte. Hamburg 1769.
Neue Sammlung von Romanzen. Hamburg 1771.
Auserleſene Gedichte, herausgeg. von J. J. Eſchenburg. Hamburg 1773.
Poetik des Herzens. Lehrged. Itzehoe 1775.

Schiebeler beſaß für ſeine Zeit ein anmuthiges Talent der Form, Innigkeit und Zartheit, aber es fehlte ihm dagegen an Originalität, Correctheit und Kraft. Am Glücklichſten war er in ſeinen Romanzen, einer Gattung, die er zuerſt in Deutſchland einführte, jedoch nicht den trefflichen ſpaniſchen Vorbildern, ſondern franzöſiſchen Muſtern nachahmte. Er wußte die gewählten Stoffe in dieſer Form mit naiver Leichtigkeit zu behandeln, bewegte ſich jedoch ſelbſt hier in ſo untergeordneten Kreiſen, daß ſeine derartigen Verſuche bald überflügelt wurden und in Vergeſſenheit geriethen.

Ines von Caſtro *).

O du, in deren holden Blicken
Des heitern Himmels Glanz ſich malt,
O du, die jene Reize ſchmücken,
Mit welchen Ines einſt geſtrahlt;
Du, die im Bilde dieſer Schönen
Das kältſte Herz zu Thränen zwingt,
O lächle deines Dichters Tönen,
Der deiner Ines Schickſal ſingt.

Noch floß im Schooße ſtiller Freuden
Der jungen Ines Tag dahin.
Doch ach! ihr droht mit ſchweren Leiden
Des ſtrengen Glückes Eigenſinn!

*) Aus dem Hausſchatz deutſcher Poeſie.

Digitized by Google

Sie ſieht Alphonſus Sohn, und kennet
Des edeln Jünglings ſeltnen Werth.
Ihr Herz klopſt ſchneller und entbrennet
Von Gluth, die jede Stunde nährt.

Von gleich gewalt'gem Trieb entzündet,
Schlägt Pedro's junges Herz für ſie.
Wer ſingt, was ſeine Bruſt empfindet?
Ihr göttlich Bild verläßt ihn nie.
Entfernt von ihr tönt ſeine Klage,
Fühlt er der Schwermuth ganze Macht.
Sie iſt ſein einziger Wunſch am Tage,
Sie iſt ſein ſüßer Traum bei Nacht.

Die Liebe ſchaut von ihrem Throne
Des Mädchens Schmerz, des Jünglings Leid,
Und krönet ſie mit ihrem Lohne,
Mit ihrer beſten Seligkeit.
Beglückter Triebe zarte Zeugen
Befeſt'gen ſtärker ihren Bund;
Doch Pedro muß ſein Glück verſchweigen,
Die Furcht verſiegelt ihm den Mund.

Wie iſt, ſein Herze zu gewinnen,
So vieler Mädchen Blick bemüht!
Die Gunſt der größten Herrſcherinnen
Lacht ihm entgegen; doch er flieht.
Sein Volk wünſcht ihn verknüpft zu ſehen
An einer Königstochter Hand.
Er hörte ſeines Volkes Flehen,
Des Vaters Drohn: und widerſtand.

Alphonſus dürſtet zu ergründen,
Woher des Sohnes Weigrung ſtammt.
Wie? Sollt' er nicht den Trieb empfinden,
Der jedes Jünglings Herz entflammt?
„Nein, Pedro liebt, er liebt im Stillen!"
So ſpricht der König, und ſein Blick
Dringt ſchnell durch die geheimſten Hüllen
Von des verſchwiegnen Jünglings Glück.

Ihm Ines durch den Tod zu rauben,
Beſchließt des harten Vaters Wuth.
Bethörter Unmenſch, kannſt du glauben,
Der Liebe Flammen löſche Blut?
Zückt auf die Würdigſte der Schönen
Des blinden Zorns verruchte Hand
Den Stahl, der einſt die Sarazenen
Im Dienſt des Himmels überwand.

Schon führt ein Haufe der Barbaren
Sie vor des Königs Angeſicht.
Er fühlet Mitleid; doch die Schaaren
Empfinden dieſes Mitleid nicht.
„Eilt, ihren Tod uns zu gewähren!"
So brüllt das Volk. Die Schöne weint,
Und jede ihrer bittern Zähren
Beklagt die Kinder und den Freund.

So ſtand, die Augen voller Thränen
Polyxene am Schlachtaltar,
Als, den Achilles zu verſöhnen,
Des Pyrrhus Hand erhoben war.
Sie ſtand mit unerſchrocknem Herzen,
Geduldig wie ein zartes Lamm,
Und achtet nicht der eignen Schmerzen
Und fühlet nur der Mutter Gram.

„Kann dich die Menſchlichkeit bewegen,"
Seufzt Ines, „ſchau die Kinder hier!
Sie ſind dein Blut; ach! ihretwegen
Gib, König, gib das Leben mir!
Verbanne fern von deinen Blicken
Mich hin in finſtre Wüſtenein.
Dort will ich an mein Herz ſie drücken;
Dort ſoll mich Pedro's Bild erfreun."

Alphonſus hört des Mitleids Stimme.
Er wünſcht dem Tod ſie zu entziehn.
Das kühne Volk im wildern Grimme
Heißt jeden ſanftern Trieb entfliehn.
Es ſtürzt, gleich der empörten Welle,
Auf Ines hin und bohrt mit Luſt,
Mit dem Triumph der ganzen Hölle
Ihr tauſend Schwerter in die Bruſt.

Sie ſinkt in Staub, und Ströme fließen
Aus ihren Wunden in den Staub;
So wird, dem Zweige früh entriſſen,
Die Roſe der Verwelkung Raub.

Sie hält den Pfändern ihres Bundes
Den Blick noch ſterbend zugewandt,
Vom letzten Seufzer ihres Mundes
Wird Pedro's Name noch genannt.

Siegmar und Adelheid.

Ihr, die ihr eurer Liebe Schmerzen
  Den Schönen klagt mit eitler Müh',
Groß iſt die Marter eurer Herzen;
  Doch glaubet mir, verzagt nie!
Die Strengſte, welche nichts im Munde
  Als Weisheit führt, und Stolz im Blick,
Hat dennoch eine ſchwache Stunde;
  Wer dieſe trifft, der trifft ſein Glück.

Was hatte Siegmar nicht gelitten!
  Wie brannt' er nicht für Adelheid!
Doch nie gewann ſein heißes Bitten
  Auch nur die kleinſte Gütigkeit.
Geſchenke, Lieder, Seufzer, Zähren,
  Schon Alles hatt' er angewandt;
Allein, anſtatt ihn anzuhören,
  Verſtärkt ſie ihren Widerſtand.

Einſt hatt' er laut von ſeinen Qualen
  Den ganzen Tag ihr vorgeweint;
Schon kam mit ſeinen ſanftern Stralen
  Der Abend, treuer Liebe Freund.
Sie ſaß und ſchnitt mit fleißigen Händen
  Sich einen Putz für's ſchöne Haar;
Und lachte Spott auf den Elenden,
  Der brennendes Verlangen war.

Von Lieb' und Sehnſucht hingeriſſen
  That er, was er noch nie gethan;
Er will das ſchöne Mädchen küſſen;
  Und nun, nun ging ein Treffen an!
Man kämpft, und in des Kampfes Hitze,
  Indem die Schöne tapfer ficht,
O Jammer! ſtößt ſie ihm die Spitze
  Der Scheere tief ins Angeſicht.

Ganz nah am Auge ſtrömt die Wunde
  Vom hellen Blute; Siegmar ſchweigt,
Indeß aus ihrem Roſenmunde
  Des Mitleids erſter Seufzer ſteigt.
Ihr Blick, von milder Wehmuth trübe,
  Sagt, ihre Seele ſei gerührt;
Sie reicht ihm hold zum Pfand der Liebe
  Die Hand, die ſo viel Schönheit ziert.

Sie wiſcht das Blut ihm von den Wangen;
  O glücklich's, wohl vergoſſnes Blut!
Er ſchmeckt, von ihrem Arm umfangen,
  Den Lohn ſo oft verſchmähter Glut.
Seht, ſo erhält er von der Schönen,
  Was er zu hoffen kaum gewagt,
Und gleiches Glück wird Jeden krönen,
  Der in der Liebe nicht verzagt.

Pandora.

Ich will euch ſingen, was ich einſt,
Ich weiß nicht wo, vernommen,
Wie alle Plagen in der Welt
Aus einer Büchſe kommen.

Prometheus war in Griechenland
Ein weit berühmter Töpfer.
Ach, hätt' ihm dieſer Ruhm begnügt!
Doch nein, er ſpielt den Schöpfer.

Ein Mädchen formte ſeine Hand
Vom allerfeinſten Tone,
Schön wie die Göttin, die da ſitzt
In Paphos auf dem Throne.

Schön, wie nur immer ein Poet
Sich ſeine Phillis bildet,
Wenn über ihm die Phantaſie
Das ſchwarze Dach vergüldet.

Prometheus bat den Jupiter,
Die Schöne zu beleben.
Allein, ihm wollte Zeus das Glück,
Warum er bat, nicht geben.

Digitized by Google

Er wird voll Zorn, und rüſtet ſich
Mit Leiter und Laterne,
Klimmt, Licht zu holen, himmelan,
Und mauſt es einem Sterne.

Kehrt glücklich mit dem kühnen Raub
Nach ſeiner Wohnung wieder,
Und treibt dem Bilde, das er ſchuf,
Die Gluth in alle Glieder.

Sie lebt. Nichts kann Prometheus Glück,
Nichts ſein Vergnügen mehren.
Nun, ruft er, ſiehſt du, Jupiter,
Man könnte dein entbehren!

Dies hörte Zeus, von Grimm entbrannt,
Und ſann auf nichts, als Rache,
Und ſtellt ſich freundlich, daß er ſie
Noch ſchreckenvoller mache.

Er kömmt, das Mädchen ſelbſt zu ſehn,
Mit ſeinem Götterchore;
Sie brachten ihr Geſchenke mit,
Und nannten ſie Pandore.

Ein ſchönes Buch gab Pallas ihr
Und Venus eine Roſe;
Saturnia das Hausgeräth,
Zeus eine güldne Doſe.

Prometheus ſah dies Alles an,
Und merkte Jovens Tücke;
Kind, ſprach er, dieſe Büchſe drohe
Verderben unſerm Glücke.

Bei unſrer Liebe ſchwöre mir,
Sie unberührt zu laſſen.
Sie ſchwur: Ich rühre ſie nicht an,
Viel eh' will ich erblaſſen.

Sie ließ drei ganze Tage lang
Die Doſe ruhig ſtehen.
Am vierten aber fühlt ſie Luſt,
Sie näher zu beſehen.

Die ſchöne Arbeit! wie das Gold
Von allen Seiten blitzet!
Dies bliebe, weil's ein Mann gebeut,
Von ihr ſtets ungenützet?

Was wohl darin verborgen liegt,
O möchte ſie es wiſſen!
Sie nimmt ſie auf, ſie legt ſie weg,
Und kann ſich nicht entſchließen.

Doch endlich ſiegt der heiße Trieb,
Sie will, ſie muß es wagen.
Sie iſt allein; wer wird es denn
Dem Mann gleich wieder ſagen?

Sie reißt den Deckel plötzlich ab,
Und ach! mit Donnerſchlägen
Fährt aus dem ſchrecklichen Gefäß
Ihr tödtend Feu'r entgegen.

Und mit der Gluth, die ſie verzehrt,
Verbreiten auf die Erde
Sich Hunger, Krankheit, Krieg und Tod,
Und jegliche Beſchwerde.

Auch flog ein wilder Schwarm heraus
Von Laſtern aller Arten:
Die Wolluſt und die Trunkenheit,
Die Würfel und die Karten.

Dies ſind der ſchnöden Neubegier
Beklagenswerthe Früchte.
Ihr lieben Weiber, beſſert euch
Aus dieſer Mordgeſchichte.

Chriſtian Samuel Schier,

ward am 31. März 1791 zu Erfurt geboren, lebte als Dr. phil. und Privatgelehrter zu Köln, und ſtarb daſelbſt am 4. December 1825.

Er ſchrieb:

Gedichte. Leipzig 1813.
Die Fiſcher. Roman. Erfurt u. Gotha 1813, 2te Aufl. 1818.
Erfurts Entſtehung. Vaterl. Geb. Erfurt 1813.
Sonnenwenden. Erfurt 1814.
Joh. Huß. Dram. Gem. Gotha 1819.
Eichenblätter. Gotha 1820.
Raphael Mengs oder Künſtlerliebe. Drama. Köln 1822.
Die Macht des Wahns. Trag. Trier 1824.
Der kölniſche Carneval vom J. 1824—1826. 1r–3r Jahrg. Köln 1824 ff.
Gedichte. Köln 1824.
Paleſteina. Künſtlerdrama. Köln 1825.

Nicht ohne Phantaſie und Gefühl, aber nur mit geringer Tiefe und Kraft ausgerüſtet, gelang es S. nicht, ſich über die Mittelmäßigkeit hinauszuſchwingen und ein bleibendes Werk zu hinterlaſſen. Am Glücklichſten war er in ſeinen lyriſchen Verſuchen.

Sebaſtian Wilibald Schieſzler,

geboren am 17. Jul. 1789 zu Prag, lebt als Kriegskommiſſar daſelbſt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Erzählungen. 2 Bde. Leipzig.
Aurora. Prag 1813.
Jokus. Prag 1813.
Prag und ſeine Umgebungen. 2 Thle. Prag 1814.
Hirlanda, Legende. Prag 1818.
Taſchenbuch des Scherzes und der Laune. Prag 1818.
Unterhaltungen für gebildete Leſer. 6 Hefte. Wien 1818. 1819.
Der Kranz. 4 Thle. Prag und Leipzig 1822.
Sinngedichte und Epigramme. Prag 1824.
Thalia. Almanach. Freiburg 1826.
Gedichte. 2 Thle. Prag 1826.
Monatsroſen. 6 Thle. Prag 1826. 1827. Neue Folge für 1828. 2 Bdchen.
Neues deutſches Originaltheater. 3 Thle. Prag 1829.
Der Thurmbrand zu Pilſen am 6. Febr. 1835. Poet. Gem. Prag 1835.

Ein anmuthiges und gefälliges erzählendes Talent beſitzend, bewegt ſich S. mit Leichtigkeit in der ihm zuſagenden mittleren Sphäre der Darſtellung des Lebens und wird gern geleſen. Mehrere ſeiner dramatiſchen Leiſtungen erwarben ſich ebenfalls freundlichen Beifall.

David Schiff,

ward im Jahre 1806 zu Hamburg geboren, erhielt eine treffliche wiſſenſchaftliche Bildung auf den gelehrten Anſtalten ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte darauf die Rechte und die ſchönen Wiſſenſchaften zu Leipzig und lebte ſeitdem als Privatgelehrter abwechſelnd in Berlin, Hamburg, Emden und Leipzig.

Seine Schriften ſind:

Lebensanſichten des Katers Murr. Dritter Band. Leipzig 1826. Eine Fortſetzung des Hoffmann'ſchen Werks.
Höllenbreughel. Novellen. Leipzig 1826.
Pumpauf und Pumprich. Zerbſt 1826.
Agnes Bernauerin. Hiſtoriſche Novelle. Berlin 18

Das Elendsfell. Drei Novellen nach Balzac. Berlin 1832.
Gundlingen u. ſ. w. Novellen und Nichtnovellen. Berlin 1835.
Glück und Geld. Hamburg 1836.
Die Ohrfeige. Hamburg 1836.
Außerdem viele Aufſätze, Erzählungen, dramatiſche Arbeiten u. ſ. w. in Zeitſchriften und Almanachen.

Ein eigenthümliches Talent voll Phantaſie, originaler Schöpfungskraft, gewandter Beobachtung, Innigkeit und Wärme, würde S. bei ſeinen glücklichen Anlagen, namentlich im Gebiete der Erzählung, Bedeutendes leiſten können, wenn er ſich mehr zu concentriren verſtünde, und ſeiner Laune nicht zu ſehr nachzugeben geneigt wäre. In allen ſeinen Leiſtungen wird man durch großartige Gedanken, tiefe und feine pſychologiſche Blicke, ſcharfe, jedoch häufig bizarre Characterzeichnung und intereſſante, gut erfundene Momente und Situationen überraſcht, aber er behandelt dieſe Gaben zu ſorglos und zerſtört oder lähmt, eben durch ſein beſtändiges Sich-Gehen-Laſſen zu häufig ihre Wirkung ſo, daß der Totaleindruck dem Effect, welchen Einzelnes hervorbringt, nie gleichkommt, und ſich ein ſtetes Misverhältniß zwiſchen den Theilen und dem Ganzen fühlbar macht.

Emanuel Schikaneder,

ward im Jahr 1751 zu Regensburg geboren, widmete ſich früh der theatraliſchen Laufbahn und gewann in mehreren öſtreichiſchen Städten in verſchiedenen Rollen den Beifall der Menge. Sowohl als Theaterdirector zu Prag, wie ſpäter an dem Leopoldſtädter Theater zu Wien erwarb er ſich ſoviel Vermögen und Credit, daß er ein neues großes Theater an der Wien erbauen konnte, welches 1801 eröffnet ward. S. kam jedoch durch ſeine Neigung zu einem frohen Lebensgenuß in ſeinen öconomiſchen Verhältniſſen ſo weit zurück, daß er am 24. September 1812 zu Wien in ſehr dürftigen Umſtänden ſtarb.

Werke:
Die Lyranten. Operette. Inſpruck 1776.
Das Regensburger Schiff. Luſtſpiel. Salzb. 1782.
Die Raubvögel. Schauſpiel. Salzburg 1783.
Das Laſter kommt an den Tag. Schauſp. Salzb. 1783.
Der Grandpraſos. Trauerſpiel. Regensburg 1787.
Theatraliſche Werke. 2 Thle. Wien u. Leipzig 1792.
Die Zauberflöte. Oper. Altona 1792. N. A. 1799.
Der Spiegel von Arkadien. Oper. Wien 1795. N. A. Augsburg 1815.

Bühnenkenntniß und Practik verſchafften ſeinen dramatiſchen Leiſtungen einigen Ruf, der durch die unſterbliche Compoſition Mozarts, die Zauberflöte, zu der er den Text lieferte, ein bleibender geworden iſt, obwohl dieſe wie ſeine anderen poetiſchen Arbeiten eigentlich weiter nichts als gereimte alltägliche Proſa ſind.

Jörg Schilcher, ſ. Minneſinger.

Friedrich von Schiller,

geboren am 10. November 1759 zu Marbach im Würtembergiſchen, Sohn des würtemberg. Hauptmanns Johann Kaspar Sch., genoß ſeinen erſten Jugendunterricht von dem Pfarrer Möſer in Lorch und beſuchte dann ſeit 1768 die lateiniſche Schule zu Ludwigsburg. Als er Zögling der von dem Herzog von Würtemberg geſtifteten Karlsacademie ward, gab er den früher gefaßten Plan, Theologie zu ſtudiren, auf und entſchloß ſich plötzlich, als 1775 die Karlsacademie von dem herzoglichen Schloſſe Solitude nach Stuttgart verlegt wurde, Medicin zu ſtudiren. Im Jahre 1781 veröffentlichte er als Regimentsarzt ſeine Räuber, durch welche für ihn auf die von dem durch eine Stelle beleidigten Canton Graubündten eingelaufene Klage von Seiten des Herzogs manche Beſchränkungen herbeigeführt wurden, deren er ſich 1782 durch heimliche Entfernung von Stuttgart entzog. Er wandte ſich nun nach Mannheim und wurde Theaterdichter, ging aber bald von hier nach Mainz, Dresden, Leipzig, lebte kurze Zeit auf Göſchen's Gute zu Gohlis, ſo wie früher zu Bauerbach, dem Gute der geheimen Räthin von Wolzogen. 1784 ernannte ihn der Herzog von Weimar zum Rathe und 1787 ließ er ſich in Weimar nieder. 1788 erhielt er auch von Darmſtadt den Rathstitel, 1789 auf Goethe's Vermittelung eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie zu Jena, im Jahre 1790 vom Herzog von Meiningen den Hofrathstitel. In demſelben Jahre vermählte ſich Sch. mit Fräulein von Lengefeld, um ſo auch ſein häusliches Glück feſter zu begründen; aber leider zerrüttete eine heftige Bruſtkrankheit, die ihn 1791 ergriff, ſeinen Körperzuſtand für ſeine ganze Lebenszeit. Er mußte aller öffentlichen und auf eine Zeitlang ſelbſt der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit entſagen und genoß zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit aus Dänemark, von dem damaligen Erbprinzen und dem Grafen von Schimmelmann eine Penſion von 1000 Thlr. auf 3 Jahre. Nach ſeiner Geneſung begann ſeine Thätigkeit von Neuem mit faſt zu angeſtrengtem Fleiße. Im Jahre 1793 beſuchte er ſeine Eltern und Jugendfreunde in der Heimath, lebte dort mehrere Monate, theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und kehrte erheitert nach Jena zurück. Seit dem Jahre 1801 wählte er nun auf den Rath ſeines Arztes Weimar für immer zu ſeinem Wohnſitz, nur dann und wann kleine Ausflüge machend, um ganz in Muße der Dichtkunſt zu leben. Von Seiten der franzöſiſchen Republik erhielt er das Bürgerrecht; vom deutſchen Kaiſer aber ward er 1802 in den Reichsadelſtand erhoben. Er ſtarb allgemein betrauert am 10. Mai 1805. Schiller's nähere Lebensverhältniſſe finden wir in ſeinen Biographieen von Dr. H. Döring, Hoffmeiſter, G. Schwab u. ſ. w. Das beſte Werk über ihn lieferte ſeine Schwägerin Frau von Wolzogen unter dem Titel: Schillers Leben u. ſ. w. Stuttgart 1830. 2 Bde. in 8.

Schiller's poetiſche und dramatiſche Schriften erſchienen zuerſt vereinigt in folgenden beiden Sammlungen:

Gedichte. Leipzig 1800—1803.
Theater von Schiller. Tübingen 1805 ſgde. 5 Bde.

Seine ſämmtlichen Werke: Tübingen 1812—15. 12 Bde. gr. 8. — Stuttgart 1818—19. 18 Bde. in 16. und ſeitdem in beiden Formaten öfterer. — In einem Bande in 4. Stuttgart 1830 u. ö. — Nachleſe dazu von K. Hoffmeiſter. Stuttgart 1840 ſgde. — Nachträge von Ed. Boas. Stuttgart 1839—40. 3 Bde.

Außerdem gab Schiller heraus:
Anthologie auf das Jahr 1782. (Stuttgart) Tobolsko 1781.
Thalia (anfangs Rheiniſche Thalia). Leipzig 1785—91. 3 Bde. in 8.
Neue Thalia. 4 Bde. Leipzig 1793.
Allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoires. Jena 1790—1806. 33 Bde. in 8.
Die Horen. Tübingen 1795—97 in 8. 3 Jahrgänge.
Muſenalmanach für 1796—1801. Der erſte Jahrgang Neuſtrelitz 1795. Die übrigen Tübingen.

Digitized by Google

Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen. Leipzig 1788.

Seine Briefe erſchienen in folgenden Sammlungen:

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. 6 Thle. Stuttgart 1828 — 29.

Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. von Humboldt. Stuttgart 1830.

Auserleſene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Heinrich Döring. Zeitz 1834. 1 Bd. in 8. und 835. 3 Bdchen in 16.

Vgl. Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen ſeiner Familie, ſeinen eigenen Briefen und den Nachrichten ſeines Freundes Körner (von Karoline von Wolzogen). Stuttgart 1830.

Die ſchönſte und treffendſte Würdigung von Schiller's Streben und Wirken hat Menzel in ſeiner deutſchen Literatur geliefert. — Sie ward bereits früher in dieſem Werke unter dem Artikel W. Menzel mitgetheilt und wir verweiſen daher hier wiederholt auf dieſelbe, welche ſich im **fünften** Bande unſerer Encyclopädie S. 245 fgde. findet.

Hektors Abſchied *).

Andromache.

Will ſich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finſtre Orkus dich verſchlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldſchlacht iſt mein feurig Sehnen,
Dieſe Arme ſchützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem ſtyg'ſchen Fluß.

Andromache.

Nimmer lauſch' ich deiner Waffen Schalle,
Einſam liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt.
Du wirſt hingehn, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe ſtillen Strom verſenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt ſchon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht.

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne ſchwankt der Marſch.
Zum wilden eiſernen Würfelſpiel
Streckt ſich unabſehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengeſichtern
Niederjagt die Front der Major:
Halt!
Und Regimenter feſſelt das ſtarre Kommando.

Lautlos ſtehet die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth,
Was blitzt dorther vom Gebürge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir ſehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Luſtig, hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie brauſt es fort im ſchönen wilden Takt!
Und brauſt durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleucht es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Loſung brauſt von Heer zu Heer —
Laß brauſen in Gottes Namen fort,
Freier ſchon athmet die Bruſt.

Der Tod iſt los — ſchon wogt der Kampf,
Eiſern im wolkigen Pulverdampf,
Eiſern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere ſich,
Fertig! heult's von Peloton zu Peloton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, viele ſtehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die ſtreifende Kartetſche,
Auf Vormanns Rumpf ſpringt der Hintermann,
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löſcht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch ſpritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?“ — „„Grüße mein Lottchen, Freund!““
Wilder immer wüthet der Streit;
„Grüßen will ich“ — Gott! Kameraden! ſeht,
Hinter uns wie die Kartätſche ſpringt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlumm're ſanft! wo die Kugelſaat
„Regnet, ſtürz' ich Verlaſſ'ner hinein.“

Hierher, dorthin ſchwankt die Schlacht,
Finſt'rer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was ſtrampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner raſſeln in den Feind,
Und ſeine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und ſeine Fahne ſinkt —

Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht,
Der Tag blickt ſiegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang,
Stimmen ſchon Triumphgeſang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!

Da der Dichtung zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur.
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unſ're Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen gold'nen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät,

*) Aus Schillers Werken, Taſchenausgabe von 1822 Bd. 1.

Digitized by Google

Dieſe Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberſchaum.

Jener Lorber wand ſich einſt um Hilfe,
Tantals Tochter ſchweigt in dieſem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus dieſem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zäher,
Die ſie um Perſephonen geweint,
Und von dieſem Hügel rief Cythere
Ach umſonſt! dem ſchönen Freund.

Zu Deukalions Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrhas ſchöne Töchter zu beſiegen,
Nahm der Lâto Sohn den Hirtenſtab.
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund:
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt. *)

Finſt'rer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt;
Glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne;
Keiner Freude ſchämte ſich der Gott,
Wo die keuſch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Paläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlung'ne ſeelenvolle Tänze
Kreiſ'ten um den prangenden Altar;
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger
Und der Panther prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Luſtig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel ſenkt' ein Genius.
Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker ſeine Bahn,
Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Oreſtes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

*) In der erſten Ausgabe finden ſich hier folgende Strophen:

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Prieſterinn,
Sandte ſtille Wünſche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitinn.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte ſie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer ſelbſt bezwang.

Himmliſch und unſterblich war das Feuer,
Das in Pindars ſtolzen Hymnen floß,
Niederſtrömte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias ſich goß.
Beſſ're Weſen, edlere Geſtalten,
Kündigten die hohe Abkunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur;
Unter Iris ſchönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erſchien die Morgenröthe,
In Himerens roſigem Gewand;
Schmelzender erklang die Flöte,
In des Hirtengottes Hand.

Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte ſich der Götter ſtille Schaar.
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick:
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordens ſchauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.
Traurig ſuch' ich an dem Sternenbogen;
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! ſie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geiſtes, der ſie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu ſich zu entbinden,
Wählt ſie heute ſich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von ſelbſt die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachſen ihrem Gängelbande,
Sich durch eig'nes Schweben hält.

Ja, ſie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen ſie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entſeelte Wort.
Aus der Zeitflut weggeriſſen ſchweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.

D i e I d e a l e *).

So willſt du treulos von mir ſcheiden
Mit deinen holden Phantaſien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens gold'ne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunk'ne Herz geſchwellt. **)
Er iſt dahin der ſüße Glaube
An Weſen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war.

*) Aus Schillers Werken, Taſchenausgabe von 1822, Bd. 2.

**) Im Muſenalmanach vom Jahr 1796, wo dieß Gedicht zuerſt erſchien, findet ſich nach dieſen Worten folgende Stelle:

Die ſchöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt ſie ſchon erſtarret.
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geiſt;
Sie ſtürzt, die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung ſchöner Flor zerreißt.

Wie einſt mit fliehendem Verlangen
Pygmalian den Stein umſchlaß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend ſich ergoß,
So ſchlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendluſt,
Bis ſie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbruſt,

Und theilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verſtand;
Da lebte mir der Baum, die Roſe,
Mir ſang der Quelle Silberfall,
Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Bruſt ein kreiſend All,
Heraus zu treten in das Leben,
In That und Wart, in Bild und Schall.
Wie groß war dieſe Welt geſtaltet,
So lang die Knoſpe ſie noch barg.
Wie wenig, ach! hat ſich entfaltet,
Dieß wenige, wie klein und karg. *)

Wie ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und nichts ſa ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu ſchwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luſtige Begleitung her!
Die Liebe mit dem ſüßen Lahne,
Das Glück mit ſeinem gold'nen Kranz,
Der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! ſchon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter ſich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wiſſens Durſt blieb ungeſtillt,
Des Zweifels finſtre Wetter zagen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich ſah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach! allzuſchnell nach kurzem Lenze
Entflah die ſchöne Liebeszeit.
Und immer ſtiller ward's und immer
Verlaſſ'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf aoch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finſtern Weg.

Van all dem rauſchenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer ſteht mir tröſtend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finſtern Haus?
Du, die du alle Wunden heileſt,
Der Freundſchaft leiſe zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theileſt,
Du, die ich frühe ſucht' und fand.

Und du, die gern ſich mit ihr gattet,
Wie ſie, der Seele Sturm beſchwört,
Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkarn nur für Sandkorn ſtreigt,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht.

*) Hier folgt in der erſten Ausgabe die Strophe:
Wie aus des Berges ſtillen Quellen
Ein Strom die Urne langſam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überſchwillt,
Es werfen Steine, Felſenlaſten
Und Wälder ſich in ſeine Bahn,
Er aber ſtürzt mit ſtolzen Maſten
Sich rauſchend in den Ocean.
So ſprang ꝛc.

Die Kraniche des Ibycus.
Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Geſänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüßen Mund Apoll;
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poſeidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt ſich um ihn her, nur Schwärme
Van Kranichen begleiten ihn.
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geſchwader ziehn.

Seid mir gegrüßt, befreundete Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch:
Mein Loos, es iſt dem euren gleich.
Van fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sey uns der Gaſtliche gewogen.
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte,
Und ſieht ſich in des Waldes Mitte;
Da ſperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich ſeinen Weg.
Zum Kampfe muß er ſich bereiten,
Doch bald ermattet ſinkt die Hand!
Sie hat der Leyer zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft geſpannt.

Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt za keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme ſchickt,
Nichts Lebendes wird dort erblickt.
„So muß ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!“

Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder;
Da rauſcht der Kraniche Gefieder,
Er hört, ſchon kann er nicht mehr ſehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme ſpricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und ſein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entſtellt van Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund in Corinth
Die Züge, die ihm theuer ſind.
„Und muß ich ſo dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Beſtrahlt von ſeinem Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäſte,
Verſammelt bei Poſeidons Feſte,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und ſtürmend drängt ſich zum Prytanen
Das Volk, es fordert ſeine Wuth,
Zu rächen des Erſchlagnen Manen,
Zu ſühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den ſchwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erſchlagen?
That's neidiſch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu ſagen,
Der alles Irdiſche beſcheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache ſucht,
Genießt er ſeines Frevels Frucht.

Digitized by Google

Auf ihres eig'nen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreiſt in jene Menſchenwelle,
Die dort ſich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget ſitzen,
Es brechen faſt der Bühne Stützen,
Herbeigeſtrömt von Fern und Nah
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrauſend wie des Meeres Wogen;
Von Menſchen wimmelnd, wächſt der Bau,
In weiter ſtets geſchweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammen kamen?
Von Theſeus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Aſiens entlegner Küſte,
Von allen Inſeln kamen ſie,
Und horchen von dem Schaugerüſte
Des Chores grauſer Melodie,

Der ſtreng und ernſt nach alter Sitte,
Mit langſam abgemeſſnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So ſchreiten keine ird'ſche Weiber!
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaß der Leiber
Hoch über Menſchliches hinaus.

Ein ſchwarzer Mantel ſchlägt die Lenden,
Sie ſchwingen in entfleiſchten Händen
Der Fackel düſterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollnen Bäuche blähn.

Und ſchauerlich gedreht im Kreiſe,
Beginnen ſie des Hymnus Weiſe,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder ſchlingt.
Beſinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Geſang,
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leyer Klang.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere That vollbracht;
Wir heften uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Verſöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So ſingend tanzen ſie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hauſe ſchwer,
Als ob die Gottheit nahe wär',
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langſam abgemeſſnem Schritte,
Verſchwinden ſie im Hintergrund.

Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet
Noch zweifelnd jede Bruſt und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet,
Des Schickſals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchſten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —

Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man, in ſchwärzlichem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well auf Well,
So läuft's von Mund zu Munde ſchnell:
„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſchlug?
Was iſt's mit dem! Was kann er meinen?
Was iſt's mit dieſem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesſchlage,
Durch alle Herzen. „Gebet Acht!
Das iſt der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar!
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen;
Und ihn, an den's gerichtet war."

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Buſen gern bewahren;
Umſonſt! der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und ſchleppt ſie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es geſtehn die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Der Handſchuh.

Erzählung.

Vor ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in ſchönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut ſich der weite Zwinger
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und ſieht ſich ſtumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und ſchüttelt die Mähnen,
Und ſtreckt die Glieder,
Und legt ſich nieder.

Und der König winkt wieder.
Da öffnet ſich behend
Ein zweites Thor;
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erſchaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreiſe ſcheu
Umgeht er den Leu
Grimmig ſchnurrend;
Drauf ſtreckt er ſich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder.
Da ſpeit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die ſtürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt ſie mit ſeinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet ſich auf; da wird's ſtill',
Und herum im Kreis,
Von Mordſucht heiß,
Lagern ſich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handſchuh von ſchöner Hand
Zwiſchen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Digitized by Google

Und zu Ritter Delorges ſpottender Weiſ',
Wendet ſich Fräulein Kunigund!
„Herr Ritter, iſt eure Lieb' ſo heiß,
Wie ihr mir ſchwört zu jeder Stund',
Ei ſo hebt mir den Handſchuh auf!"

Und der Ritter im ſchnellen Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit feſtem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handſchuh mit keckem Finger.

Und mit Erſtaunen und mit Grauen
Sehens die Ritter und Edelfrauen.
Und gelaſſen bringt er den Handſchuh zurück.
Da ſchallt ihm ſein Lob aus jedem Munde.
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm ſein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handſchuh in's Geſicht: *)
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht,"
Und verläßt ſie zur ſelben Stunde.

Das Ideal und das Leben **).

Ewigklar und ſpiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechſeln und Geſchlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Roſen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl. ***)

Wollt ihr ſchon auf Erden Göttern gleichen,
Frei ſein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von ſeines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick ſich weiden;
Des Genuſſes wandelbare Freuden
Rächet ſchleunig der Begierde Flucht.
Selbſt der Styx, der neunfach ſie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift ſie und es bindet
Ewig ſie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich! †)

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menſchheit Götterbild,
Wie des Lebens ſchweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem ſtyg'ſchen Strome,
Wie ſie ſtand im himmliſchen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unſterbliche herunter ſtieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erſcheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entſtricken,
Den Erſchöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, ſelbſt wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in ſeine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber ſinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrſchen und zu ſchirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer ſtürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit ſich an Kraft zerſchlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf beſtäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schickſal zwingen,
Wenn der Schwächling unterſinkt.

Aber der, von Klippen eingeſchloſſen,
Wild und ſchäumend ſich ergoſſen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
Und auf ſeiner Wellen Silberrande
Malt Aurora ſich und Heſperus.
Aufgelöst in zarter Wechſelliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe,
Und verſchwunden iſt der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element,
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born;
Nur des Meiſels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück.
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menſchheit traur'ger Blöße
Steht vor des Geſetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld ſich naht,
Da erblaſſe vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale,
Fliehe muthlos die beſchämte That.
Kein Erſchaffner hat dieß Ziel erflogen;
Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird ſich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.

---

*) Statt dieſer Zeile ſteht im Muſenalmanach von 1796 folgende:
Und der Ritter ſich tief verbeugend ſpricht:

**) In den Horen vom Jahr 1795 erſchien dieſes Gedicht unter der Aufſchrift: Das Reich der Schatten.

***) In der frühern Ausgabe folgt hier die Strophe:
Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbſtes Gabe ſchwellen ſoll?
Wenn ſich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenſcheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Feſſelt kein Geſetz der Zeit.

†) Hier finden ſich in der erſten Ausgabe noch folgende Strophen
Und von jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht die Heimath zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewiſſen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr beſeſſen,
Was ihr einſt geweſen, was ihr ſeid,
Und in einem ſeligen Vergeſſen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweihe
Dieſe Freiſtatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgeſprochen ſind von allen Pflichten,
Die in dieſes Heiligthum ſich flüchten,
Allen Schulden ſterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Feſſeln glücklich unbewußt;
Selbſt die rächende Erinnye ſchlafe
Friedlich in des Sünders Bruſt.

Digitized by Google

Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht;
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Wenn der Menſchheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenloſem Schmerz,
Da empöre ſich der Menſch! Es ſchlage
An des Himmels Wölbung ſeine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme ſiege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unſterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düſtern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenſchiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttinn Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt —

Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttinn mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Der Spaziergang *).

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich ſtrahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn ſo lieblich beſcheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, ſäuſelnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich ſich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Geſpräch freudig ſich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balſamiſcher Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durſtigen Blick labt das energiſche Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Anmuth ſich auf.
Frei empfängt mich die Wieſe mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün ſchlingt ſich der ländliche Pfad,
Um mich ſummt die geſchäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, ſtill liegen die Weſte,
Nur der Lerche Geſang wirbelt in heiterer Luſt.
Doch jetzt brauſt's aus dem nahen Gebüſch, tief neigen der Erlen
Kronen ſich, und im Wind wogt das verſilberte Gras;
Mich umfängt ambroſiſche Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach ſchattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landſchaft,
Und ein ſchlängelnder Pfad leitet mich ſteigend empor.
Nur verſtohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparſames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraſchend des Tages blendendem Glanz mich zurück.
Unabſehbar ergießt ſich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abſtürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei,
Endlos unter mir ſeh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwiſchen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig ſicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, ſieh! die des Landmanns Eigenthum ſcheiden,
In den Teppich der Flur hat ſie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Geſetzes, des menſchenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verſchwand;
Aber in freiern Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
Jetzt verſchlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein ſchimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einſam des Hirten Geſang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüſchen verſchwinden
Andre, vom Rücken des Bergs ſtürzen ſie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen,
Seine Felder umruhn friedlich ſein ländliches Dach,
Traulich rankt ſich die Reb' empor an dem niedrigen Fenſter,
Einen umarmenden Zweig ſchlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilſt du mit deiner Flur fröhlich das enge Geſetz.
Deine Wünſche beſchränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben ſich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geiſt verbreitet ſich ſchnell über die fremdere Flur!
Spröde ſondert ſich ab, was kaum noch liebend ſich miſchte,
Und das Gleiche nur iſt's, was an das Gleiche ſich reiht.
Stände ſeh' ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
Dieſes Dienergefolg meldet den Herrſcher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felſigen Kern hebt ſich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus ſind des Waldes Faunen verſtoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt iſt der Menſch an den Menſchen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt raſcher ſich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eiſernen Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tauſend Hände belebt ein Geiſt, hoch ſchlägt in tauſend
Brüſten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Geſetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein;
Nieder ſteigen vom Himmel die ſeligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk feſtliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben beſcherend erſcheinen ſie; Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geſchenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiſer,
Auch das kriegriſche Roß führet Poſeidon heran,
Mutter Cybele ſpannt an des Wagens Deichſel die Löwen,
In das gaſtliche Thor zieht ſie als Bürgerinn ein.
Heilige Steine! Aus euch ergoſſen ſich Pflanzer der Menſchheit,
Fernen Inſeln des Meers ſandtet ihr Sitten und Kunſt,
Weiſe ſprachen das Recht an dieſen geſelligen Thoren,
Helden ſtürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erſchienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verſchlang.
Betend ſtürzten ſie dann vor der Götter Altären ſich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienſt meldet der rührende Stein:
„Wandrer, kommſt du nach Sparta, verkündige dorten, du habeſt
„Uns hier liegen geſehn, wie das Geſetz es befahl.“
Ruhet ſanft, ihr Geliebten! von eurem Blute begoſſen
Grünet der Oelbaum, es keimt luſtig die köſtliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Ziſchend fliegt in den Baum die Axt, es erſeufzt die Dryade.
Hoch von des Berges Haupt ſtürzt ſich die donnernde Laſt.
Aus dem Felsbruch wiegt ſich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht ſich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geſchwungener Hämmer,
Unter der nervigen Fauſt ſpritzen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns ſauſet das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimiſchen Fleiß,

*) Elegie war die Ueberſchrift dieſes Gedichtes in den Horen vom Jahr 1795.

Digitized by Google

Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
  Hoch von dem ragenden Maſt wehet der feſtliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
  Seltſamer Sprachen Gewirr brauſt in das wundernde Ohr,
Auf den Stapel ſchüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
  Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äuſſerſte Thule bereitet,
  Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
  Von der Freiheit geſäugt wachſen die Künſte der Luſt.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
  Und vom Meiſel beſeelt redet der fühlende Stein,
Künſtliche Himmel ruhn auf ſchlanken joniſchen Säulen,
  Und den ganzen Olymp ſchlieſſet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
  Hüpfet der Brücke Joch über den brauſenden Strom.
Aber im ſtillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
  Sinnend der Weiſe, beſchleicht forſchend den ſchaffenden Geiſt,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Haſſen und Lieben,
  Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern,
  Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem ſtummen Gedanken,
  Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
  Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Feſſeln zerbricht der Menſch, der Beglückte! Zerriß' er
  Mit den Feſſeln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
  Von der heil'gen Natur ringen ſie lüſtern ſich los.
Ach, da reiſſen im Sturm die Anker, die an den Ufern
  Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küſte verſchwindet,
  Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt ſich entmaſtet der Kahn,
Hinter Wolken erlöſchen des Wagens beharrliche Sterne,
  Bleibend iſt nichts mehr, es irrt ſelbſt in dem Buſen der Gott.
Aus dem Geſpräche verſchwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
  Aus dem Leben, es lügt ſelbſt auf der Lippe der Schwur,
In der Herzen vertraulichſtem Bund, in der Liebe Geheimniß
  Drängt ſich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unſchuld ſchielt der Verrath mit verſchlingendem Blicke,
  Mit vergiftendem Biß tödtet des Läſterers Zahn.
Feil iſt in der geſchändeten Bruſt der Gedanke, die Liebe
  Wirft des freien Gefühls adelichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug ſich
  Angemaßt, der Natur köſtlichſte Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang ſich erfindet;
  Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verſtummen ſich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
  Des Geſetzes Geſpenſt ſteht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
  Mag das trügende Bild lebender Fülle beſtehn,
Bis die Natur erwacht, und mit ſchweren ehernen Händen
  An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerinn gleich, die das eiſerne Gitter durchbrochen
  Und des numidiſchen Wald's plötzlich und ſchrecklich gedenkt,
Aufſteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menſchheit,
  Und in der Aſche der Stadt ſucht die verlorne Natur.
O ſo öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
  Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich! Es birgt ſich der Pfad. Abſchüſſige Gründe
  Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
  Hinter mir jegliche Spur menſchlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe ſeh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
  Keimet, der rohe Baſalt hofft auf die bildende Hand,
Brauſend ſtürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felſen,
  Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüſtet ſich Bahn.
Wild iſt es hier und ſchauerlich öd'. Im einſamen Luftraum
  Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
  Den verlorenen Schall menſchlicher Mühen und Luſt.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
  Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich ſchaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
  Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſtre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
  Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechſelt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
  Wiederholter Geſtalt wälzen die Thaten ſich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
  Ehrſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz,
Immer dieſelbe, bewahrſt du in treuen Händen dem Manne,
  Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nähreſt an gleicher Bruſt die vielfach wechſelnden Alter;
  Unter demſelben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geſchlechter,
  Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

Kant und ſeine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher ſo viele Bettler in Nahrung
  Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Die Verſchwörung des Fiesko*)

Fünfter Aufzug.

Nach Mitternacht — Große Straße in Genua — Hier und da leuchten Lampen an einigen Häuſern, die nach und nach auslöſchen — Im Hintergrunde der Bühne ſieht man das Thomasthor, das noch geſchloſſen iſt. In perſpektiviſcher Ferne die See — Einige Menſchen gehen mit Handlaternen über den Platz; darauf die Runde und Patrouillen — Alles iſt ruhig. Nur das Meer wallt etwas ungeſtüm —

Erſter Auftritt.

Fiesko (kommt gewaffnet und bleibt vor dem Palaſt des Andreas Doria ſtehen). Darauf Andreas.

Fiesko. Der Alte hat Wort gehalten — im Palaſt alle Lichter aus. Die Wachen ſind fort. Ich will läuten. (Er läutet.) He! Holla! Wach auf, Doria! verrathener, verkaufter Doria, wach auf! Holla! Holla! Holla! Wach auf!

Andreas (erſcheint auf dem Altane). Wer zog die Glocke?

Fiesko. (mit veränderter Stimme). Frage nicht! Folge! Dein Stern geht unter, Herzog, Genua ſteht auf wider dich! Nahe ſind deine Henker und du kannſt ſchlafen, Andreas?

Andreas (mit Ehre). Ich beſinne mich, wie die zürnende See mit meiner Bellona zankte, daß der Kiel krachte, und der oberſte Maſt brach — und Andreas Doria ſchlief ſanft. Wer ſchickte die Henker?

Fiesko. Ein Mann, furchtbarer als deine zürnende See, Johann Ludwig Fiesko.

Andreas (lacht). Du biſt bei Laune, Freund! Bring deine Schwänke bei Tag. Mitternacht iſt eine ungewöhnliche Stunde.

Fiesko. Du höhnſt deinen Warner?

Andreas. Ich dank' ihm, und gehe zu Bette. Fiesko hat ſich ſchläfrig geſchwelgt, und hat keine Zeit für Doria übrig.

Fiesko. Unglücklicher alter Mann! — traue der Schlange nicht! Sieben Farben ringen auf ihrem ſpiegelnden Rücken — du nahſt — und gählings ſchnürt dich der tödtliche Wirbel. Den Wink eines Verräthers verlachteſt du. Verlache den Rath eines Freundes nicht. Ein Pferd ſteht geſattelt in deinem Hof. Fliehe bei Zeit! Verlache den Freund nicht!

Andreas. Fiesko denkt edel. Ich hab' ihn niemals beleidigt, und Fiesko verräth mich nicht.

Fiesko. Denkt edel, verräth dich, und gab dir Proben von Beidem.

Andreas. So ſteht eine Leibwache da, die kein Fiesko zu Boden wirft, wenn nicht Cherubim unter ihm dienen.

Fiesko (hämiſch). Ich möchte ſie ſprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu beſtellen.

Andreas (groß). Armer Spötter! Haſt du nie gehört, daß Andreas Doria Achtzig alt iſt, und Genua — glücklich? — (Er verläßt den Altan.)

Fiesko (blickt ihm ſtarr nach.) Mußt' ich dieſen Mann erſt ſtürzen, eh' ich lerne, daß es ſchwerer iſt, ihm zu gleichen! (Er geht einige Schritte tiefſinnig auf und nieder.) Nein! ich machte Größe mit Größe wett — wir ſind fertig, Andreas! und nun, Verderben, gehe deinen Gang! (Er eilt in die hinterſte Gaſſe — Trommeln tönen von allen Enden. Scharfes Gefecht am Thomasthor. Das Thor wird geſprengt und öffnet die Ausſicht in den Hafen, worin Schiffe liegen mit Fackeln erleuchtet.)

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (in einen Scharlachmantel geworfen). Lomellin. Bediente (voraus mit Fackeln. Alle haſtig).

*) Aus Schillers Werken, Taſchenausg. v. 1822, Bd. 3.

Gianettino (ſteht ſtill). Wer befahl Lärmen zu ſchlagen?
Lomellin. Auf den Galeeren krachte eine Kanone.
Gianettino. Die Sklaven werden ihre Ketten reißen. (Schüſſe am Thomasthor.)
Lomellin. Feuer dort.
Gianettino. Thor offen! Wachen in Aufruhr! (Zu den Bedienten.) Hurtig, Schurken! leuchtet dem Hafen zu! (Eilen gegen das Thor.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Bourgognino mit Verſchwornen (die vom Thomasthor kommen).

Bourgognino. Sebaſtian Lescaro iſt ein tapfrer Soldat.
Zenturione. Wehrte ſich wie ein Bär, bis er niederfiel.
Gianettino (tritt beſtürzt zurück). Was hör' ich da? — Haltet!
Bourgognino. Wer dort mit dem Flambeau?
Lomellin. Es ſind Feinde, Prinz! ſchleichen Sie links weg.
Bourgognino (ruft hitzig an). Wer da mit dem Flambeau?
Zenturione. Steht! Eure Looſung?
Gianettino (zieht das Schwert trotzig). Unterwerfung und Doria.
Bourgognino (ſchäumend, fürchterlich). Räuber der Republik und meiner Braut! (zu den Verſchwornen, indem er auf Gianettino ſtürzt.) Ein Gang Profit, Brüder! Seine Teufel liefern ihn ſelbſt aus. (Er ſtößt ihn nieder.)
Gianettino (fällt mit Gebrüll). Mord! Mord! Mord! Räche mich, Lomellino!
Lomellin. Bediente (fliehend). Hülfe! Mörder! Mörder!
Zenturione (ruft mit ſtarker Stimme). Er iſt getroffen. Haltet den Grafen auf! (Lomellin wird gefangen.)
Lomellin (knieend). Schont meines Lebens, ich trete zu Euch über!
Bourgognino. Lebt dieſes Unthier noch? Die Memme mag fliehen. (Lomellin entwiſcht.)
Zenturione. Thomasthor unſer! Gianettino kalt! Rennt, was ihr rennen könnt! Sagt's dem Fiesko an!
Gianettino (bäumt ſich kräftig in die Höhe). Peſt, Fiesko — (ſtirbt).
Bourgognino (reißt den Stahl aus dem Leichnam). Genua frei, und meine Bertha! — Dein Schwert, Zenturione. Dies blutige bringſt du meiner Braut. Ihr Kerker iſt geſprengt. Ich werde nachkommen und ihr den Brautkuß geben. (Eilen ab zu verſchiedenen Straßen.)

Vierter Auftritt.

Andreas Doria. Deutſche.

Deutſcher. Der Sturm zog ſich darthin. Werft Euch zu Pferd, Herzog!
Andreas. Laßt mich noch einmal Genua's Thürme ſchauen und den Himmel! Nein, es iſt kein Traum, und Andreas iſt verrathen.
Deutſcher. Feinde um und um! Fort! Fliehet über die Grenze!
Andreas (wirft ſich auf den Leichnam ſeines Neffen). Hier will ich enden. Rede keiner von Fliehen. Hier liegt die Kraft meines Alters. Meine Bahn iſt aus. (Kalkagno fern mit Verſchwornen.)
Deutſcher. Mörder dort! Mörder! Flieht, alter Fürſt!
Andreas (da die Trommeln wieder anfangen). Höret, Ausländer! Höret! Das ſind die Genueſer, deren Joch ich brach. (Verhüllt ſich.) Vergilt man auch ſo in eurem Lande?
Deutſcher. Fort! Fort! Fort! indeß unſere deutſchen Knochen Scharten in ihre Klingen ſchlagen. (Kalkagno näher.)
Andreas. Rettet euch! Laßt mich! Schreckt Nationen mit der Schauerpoſt: die Genueſer erſchlugen ihren Vater —
Deutſcher. Fort! Zum Erſchlagen hats noch Weile — Kameraden, ſteht! Nehmt den Herzog in die Mitte! (ziehen.) Peitſcht dieſen welſchen Hunden Reſpekt für einen Graukopf ein —
Kalkagno (ruft an). Wer da? Was gibts da?
Deutſche (hauen ein). Deutſche Hiebe! (gehen fechtend ab. Gianettino's Leichnam wird hinweggetragen.)

Fünfter Auftritt.

Leonore (in Mannskleidern). Arabella (hinter ihr her. Beide ſchleichen ängſtlich hervor.)

Arabella. Kommen Sie, gnädige Frau, o kommen Sie doch —
Leonore. Da hinaus wüthet der Aufruhr — — Horch, war das nicht eines Sterbenden Aechzen? — Weh! ſie umzingeln ihn — Auf Fiesko's Herz deuten ihre gähnenden Rohre — Auf das meinige, Bella — Sie drücken ab — Haltet! Haltet! Es iſt mein Gemahl! (Wirft die Arme ſchwärmend in die Luft.)
Arabella. Aber um Gotteswillen —
Leonore (immer wild phantaſirend nach allen Gegenden ſchreiend) Fiesko! — Fiesko! — Fiesko! — Sie weichen hinter ihm ab, ſeine Getreuen — Rebellentreue iſt wankend. (Heftig erſchrocken) Rebellen führt mein Gemahl? Bella! Himmel! Ein Rebell kämpft mein Fiesko?
Arabella. Nicht doch, Signora, als Genua's furchtbarer Schiedsmann!
Leonore (aufmerkſam) Das wäre etwas — und Leonore hätte gezittert? den erſten Republikaner umarmte die feigſte Republikanerinn? Geh, Arabella — Wenn die Männer um Länder ſich meſſen, dürfen auch die Weiber ſich fühlen. (Man fängt wieder an zu trommeln.) Ich werfe mich unter die Kämpfer.
Arabella (ſchlägt die Hände zuſammen). Barmherziger Himmel!
Leonore. Sachte! Woran ſtößt ſich mein Fuß? Hier iſt ein Hut und ein Mantel. Ein Schwert liegt dabei. (Sie wägt es). Ein ſchweres Schwert, meine Bella! doch ſchleppen kann ich's noch wohl, und das Schwert macht ſeinem Führer nicht Schande. (Man läutet Sturm.)
Arabella. Hören Sie? Hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominicaner. Gott erbarme! wie fürchterlich!
Leonore (ſchwärmend.) Sprich, wie entzückend! In dieſer Sturmglocke ſpricht mein Fiesko mit Genua. (Man trommelt ſtärker.) Hurrah! Hurrah! Nie klangen mir Flöten ſo ſüß — Auch dieſe Trommeln belebt mein Fiesko — Wie mein Herz höher wallt! Ganz Genua wird munter — Miethlinge hüpfen hinter ſeinem Namen, und ſein Weib ſollte zaghaft thun? (Es ſtürmt auf drei andern Thürmen) Nein! Eine Heldinn ſoll mein Held umarmen — Mein Brutus ſoll eine Römerinn umarmen. (Sie ſetzt den Hut auf, und wirft den Scharlach um) Ich bin Porzia.
Arabella. Gnädige Frau, Sie wiſſen nicht, wie entſetzlich Sie ſchwärmen! Nein, das wiſſen Sie nicht. (Sturmläuten und Trommeln)
Leonore. Elende, die du das alles hörſt und nicht ſchwärmſt! Weinen möchten dieſe Quader, daß ſie die Beine nicht haben, meinem Fiesko zuzuſpringen — Dieſe Paläſte zürnen über ihren Meiſter, der ſie ſo feſt in die Erde zwang, daß ſie meinem Fiesko nicht zuſpringen können — Die Ufer, könnten ſie's, verließen ihre Pflicht, gäben Genua dem Meere Preis, und tanzten hinter ſeiner Trommel — Was den Tod aus ſeinen Windeln rüttelt, kann deinen Muth nicht wecken? Geh! — Ich finde meinen Weg.
Arabella. Großer Gott! Sie werden doch dieſe Grille nicht wahr machen wollen?
Leonore (ſtolz und herrlich). Das ſollt ich meinen, du Alberne — (feurig) Wo am wildeſten das Getümmel wüthet, wo in Perſon mein Fiesko kämpft — Iſt das Lavagna? — hör' ich ſie fragen — den Niemand bezwingen kann, der um Genua eiſerne Würfel ſchwingt, iſt das Lavagna? — Genueſer! Er iſt's, werd' ich ſagen, und dieſer Mann iſt mein Gemahl, und ich hab' auch eine Wunde. (Sacco mit Verſchwornen.)
Sacco (ruft an). Wer da? Doria oder Fiesko?
Leonore (begeiſtert.) Fiesko und Freiheit! (Sie wirft ſich in eine Gaſſe. Auflauf. Bella wird weggedrängt)

Sechſter Auftritt.

Sacco (mit einem Haufen.) Kalkagno (begegnet ihm mit einem andern).

Kalkagno. Andreas Doria iſt entflohen.
Sacco. Deine ſchlechteſte Empfehlung bei Fiesko.
Kalkagno. Bären, die Deutſchen! pflanzten ſich vor dem Alten wie Felſen. Ich kriegte ihn gar nicht zu Geſicht. Neun von den Unſrigen ſind fertig. Ich ſelbſt bin am linken Ohrlappen geſtreift. Wenn ſie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel, wie müſſen ſie ihre Fürſten bewachen!
Sacco. Wir haben ſchon ſtarken Anhang, und alle Thore ſind unſer.
Kalkagno. Auf der Burg, hör' ich, fechten ſie ſcharf.
Sacco. Bourgognino iſt unter ihnen. Was ſchafft Verrina?
Kalkagno. Liegt zwiſchen Genua und dem Meere, wie der hölliſche Kettenhund, daß kaum eine Anchove durch kann.
Sacco. Ich laß in der Vorſtadt ſtürmen.
Kalkagno. Ich marſchiere über die Piazza Sarzana. Rühre dich, Tambour! (Ziehen unter Trommelſchlag weiter.)

Digitized by Google

Siebenter Auftritt.

Der Mohr. Ein Trupp Diebe.
(mit Lunten).

Mohr. Daß ihr's wißt, Schurken! ich war der Mann, der dieſe Suppe einbrockte — Mir gibt man keinen Löffel. Gut. Die Hatz' iſt mir eben recht. Wir wollen eins anzünden und plündern. Die drüben bax en ſich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrornen Apoſtel ſich wärmen. (Werfen ſich in die anliegenden Häuſer.)

Achter Auftritt.

Bourgognino. Bertha (verkleidet.)

Bourgognino. Hier ruhe aus, lieber Kleiner! Du biſt in Sicherheit. Bluteſt du?

Bertha (die Sprache verändert). Nirgends.

Bourgognino (lebhafter). Pfui, ſo ſteh' auf! Ich will dich hinführen, wo man Wunden für Genua erntet — Schön, ſiehſt du? wie dieſe. (Er ſtreift ſeinen Arm auf)

Bertha (zurückfahrend). O Himmel!

Bourgognino. Du erſchrickſt? Niedlicher Kleiner, zu früh eilſt du in den Mann — Wie alt biſt du?

Bertha. Funfzehn Jahr.

Bourgognino. Schlimm! für dieſe Nacht fünf Jahre zu zärtlich — Dein Vater?

Bertha. Der beſte Bürger in Genua.

Bourgognino. Gemach, Knabe! Das iſt nur einer, und ſeine Tochter iſt meine verlobte Braut. Weißt du das Haus des Verrina?

Bertha. Ich dächte.

Bourgognino (raſch). Und kennſt ſeine göttliche Tochter?

Bertha. Bertha heißt ſeine Tochter.

Bourgognino (hitzig). Gleich geh, und überlief're ihr dieſen Ring. Es gelte den Trauring, ſagſt du, und der blaue Buſch halte ſich brav. Jetzt fahre wohl! Ich muß dorthin. Die Gefahr iſt noch nicht aus. (Einige Häuſer brennen.)

Bertha (ruft ihm nach mit ſanfter Stimme). Scipio!

Bourgognino (ſteht betroffen ſtill). Bei meinem Schwert! Ich kenne die Stimme.

Bertha (fällt ihm an den Hals). Bei meinem Herzen! Ich bin hier ſehr bekannt.

Bourgognino (ſchreit). Bertha! (Sturmläuten in der Vorſtadt. Auflauf. Beide verlieren ſich in einer Umarmung.)

Anſtatt dieſer Scene hat Schiller während ſeines Aufenthalts in Leipzig im Jahre 1785 folgende für das dortige Theater eingerückt.

(Ein unterirdiſches Gewölbe durch eine einzige Lampe erleuchtet. Der Hintergrund bleibt ganz finſter. Bertha allein, einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht geworfen, ſitzt auf einem Steine im Vordergrunde. Nach einer Pauſe ſteht ſie auf, und geht umher.)

Noch immer keinen Laut? Keine menſchliche Spur? Kein Fußtritt meiner Erretter. — Schreckliches Harren! Schrecklich und undankbar, wie die Sehnſucht eines lebendig Begrabenen unter dem Boden des Kirchhofs. Und worauf harrſt du, Betrogene? Ein unverletzlicher Eidſchwur hält dich in dieſem Gewölbe gefangen. Gianettino Doria muß fallen, Genua frei werden, oder Bertha verſchmachtet in dieſem Thurme — ſo lautete der Schwur meines Vaters. Abſcheulicher Kerker, zu welchem es keinen Schlüſſel gibt, als das Todesröcheln eines wohlbeſchützten Tyrannen (ſieht ſich im Gewölbe um.) Wie grauenvoll iſt dieſe Stille! ſchauerlich wie die Stille des Grabes! Die leeren Winkel gießen ſchreckliche Nacht aus. Auch meine Lampe droht zu verlöſchen (lebhafter herumgehend). O komm, komm, mein Geliebter, es iſt fürchterlich, hier zu ſterben. (Pauſe, dann fährt ſie auf und ſtürzt mit Händeringen durchs Gewölbe mit allen Zeichen des Schmerzens.) Er hat mich verlaſſen! Er hat ſeinen Eid gebrochen, er hat ſeine Bertha vergeſſen. Die Lebendigen fragen nach den Todten nicht mehr, und dieß Gewölbe gehört zu den Gräbern. Hoffe nichts mehr, Unglückliche. Hoffnung blüht nur, wohin Gott ſchaut. In dieſen Kerker ſchaut Gott nicht. (Neue Pauſe, ſie wird ängſtlicher.)

Oder ſind meine Retter gefallen? Die kühne Verſchwörung mißlang, und die Gefahr überwältigte den muthigen Jüngling. — O unglückliche Bertha, vielleicht wandeln in dieſem Augenblicke ihre Geſpenſter durch das Gewölbe, und weinen über deine Hoffnung (ſchrickt zuſammen). Gott! Gott! ſo bin ich ja ohne Rettung verloren, wenn ſie nicht mehr ſind, ohne Rettung Preis gegeben dem entſetzlichen Tode (ſtützt ſich an die Felſenmauer, nach einer Pauſe fährt ſie mit Wehmuth fort). Und wenn er noch lebt, mein Geliebter — wenn er nun kommen wird, Wort zu halten, und ſein Mädchen im Triumph abzuholen, und Alles hier einſam findet und ſtumm, und der entſeelte Leichnam ſeine Wonne nicht mehr beantwortet — Wenn ſeine glühenden Küſſe das entflohene Leben vergeblich auf meinen Lippen ſuchen, ſeine Thränen fruchtlos über mich fließen — wenn der Vater jammernd auf ſeine Tochter fällt, und das Geſchrei ihres Leidens in den kahlen Mauern dieſes Gefängniſſes wiederhallt — — O dann, dann verſchweig' ihnen meine Klagen, Gewölbe! Sag' ihnen, daß ich duldete, wie eine Heldinn, und daß mein letzter Athem Verzeihung war (ſinkt erſchöpft auf den Stein nieder — Pauſe — Man hört ein verworrenes Getöſe von Trommeln und Glocken hinter der Bühne, über den Couliſſen und unter der Bühne. Bertha fährt in die Höhe) Horch, was iſt das? Hör' ich recht, oder träum' ich? Fürchterlich ſchallen die Glocken zuſammen. Das iſt kein Ton, als wenn man zum Gottesdienſt läutete. (Das Getöſe kommt näher und wird ſtärker; ſie läuft erſchrocken umher) Lauter, und immer lauter! Gott, das iſt Sturm! Das iſt Sturm! Iſt der Feind in die Stadt gebrochen? Geht Genua in Flammen auf? — Ein wildes ſchreckliches Getöſe, wie das Rennen von tauſend Menſchen! Was iſt das? (es wird ſtark an die Thür geſchlagen) Es kommt hieher, die Riegel werden aufgeſchoben — (mit Lebhaftigkeit gegen den Hintergrund zugehend.) Menſchen, Menſchen! Freiheit! Rettung! Erlöſung!

Bourgognino (ſtürzt mit bloßem Schwert herein. einige Fackelträger folgen).

Bourgognino (ruft laut). Du biſt frei, Bertha, der Tyrann iſt todt. Dieß Schwert hier hat ihn erſchlagen.

Bertha (ihm in die Arme eilend) Mein Erretter! Mein Engel!

Bourgognino. Hörſt du die Sturmglocken? das Getöſe der Trommeln? Fiesko hat überwunden. Genua iſt frei, der Fluch deines Vaters zernichtet.

Bertha. Gott! Gott! Alſo mir galt dieſes ſchreckliche Getöſe, dieſes Glockengeläute?

Bourgognino. Dir, Bertha! es iſt unſer Brautgeläute. Verlaß dieſen abſcheulichen Kerker, und folge mir zum Altar.

Bertha. Zum Altar, Bourgognino? Jetzt in dieſer Mitternachtsſtunde? In dieſem entſetzlichen wüthenden Tumult, als wenn die Welt aus den Axen ginge?

Verrina (tritt ungeſehen herein, und bleibt, ohne zu reden am Eingange ſtehen).

Bourgognino. In dieſer ſchönen herrlichen Nacht, wo ganz Genua ſeine Freiheit feiert, wie den Bund der Liebe. Dieß Schwert, noch roth vom Tyrannenblut, ſoll mein Hochzeitſchmuck ſein. Die Hand, noch warm von der Heldenthat, ſoll der Prieſter in die deinige fügen. Fürchte nichts, meine Liebe, und begleite mich in die Kirche.

(Verrina kommt näher, tritt zwiſchen Beide, und umarmt ſie)

Verrina. Gott ſegne euch, meine Kinder!

Bertha und Bourgognino (zu ſeinen Füßen fallend) O mein Vater!

Verrina (legt ſeine Hände auf Beide — Pauſe — darauf wendet er ſich feierlich zu Bourgognino) Vergiß nie, wie theuer du ſie erwerben mußteſt! Vergiß nie, daß deine Ehe ſo alt iſt, als Genua's Freiheit (mit Ernſt und Hoheit ſich zu Bertha wendend). Du biſt des Verrina Tochter, und dein Mann hat den Tyrannen erſchlagen. (Nach einigem Stillſchweigen winkt er ihnen aufzuſtehen, und ſagt mit Beklemmung: Der Prieſter erwartet euch.

Bertha und Bourgognino (zugleich). Wie, mein Vater? Sie wollen uns nicht dahin folgen?

Verrina (ſehr ernſthaft) Dorthin ruft mich eine furchtbare Pflicht; mein Gebet wird euch folgen. (Man hört Trompeten und Pauken und Freudengeſchrei von ferne) Kennſt du dieß Jauchzen?

Bourgognino. Man wird den Fiesko zum Herzog ausrufen, der Pöbel vergöttert ihn, und brachte ihm lärmend den Purpur; der Adel ſah mit Entſetzen zu, und konnte nicht Nein ſagen.

Verrina (lacht mit Bitterkeit). Alſo ſiehſt du, mein Sohn, ich muß eilends fort, und der Erſte ſein, der dem neuen Monarchen den Eid der Huldigung leiſtet.

Bourgognino (hält ihn erſchrocken). Was wollen Sie thun? Ich begleite Sie.

Bertha (hängt ſich ängſtlich an Bourgognino). Gott! was iſt das, Bourgognino? Worüber brütet mein Vater?

Verrina. Mein Sohn, ich habe alle unſre Habſeligkeiten zu Gold gemacht, und auf dein Schiff bringen laſſen. Nimm deine Braut, und ſteige unverzüglich an Bord. Vielleicht werd' ich nachkommen, vielleicht nicht mehr — Ihr ſegelt nach Marſeille, und (mit Rührung ſie umarmend) und Gott geleit' euch.

Bourgognino (entſchloſſen). Verrina, ich bleibe; die Gefahr iſt noch nicht aus.

Verrina (führt ihm Bertha zu). Stolzer, Unerſättlicher, tändle mit deiner Braut. Deinen Tyrannen haſt du weggeſchafft, überlaß mir den meinigen. (Gehen ab.)

Digitized by Google

Neunter Auftritt.

Fiesko (tritt hitzig auf) Zibo. Gefolge.

Fiesko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo. Die Burg iſt erobert.

Fiesko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo (winkt dem Gefolge). Patrouillen nach dem Thäter! (Einige gehen)

Fiesko (zornig). Wollen ſie mich zum Mordbrenner machen? Gleich eilt mit Spritzen und Eimern! (Gefolge ab). Aber Gianettino iſt doch geliefert?

Zibo. So ſagt man.

Fiesko (wild) Sagt man nur? Wer ſagt das nur? Zibo, bei Ihrer Ehre, iſt er entronnen?

Zibo (bedenklich). Wenn ich meine Augen gegen die Ausſage eines Edelmanns ſetzen kann, ſo lebt Gianettino.

Fiesko (auffahrend). Sie reden ſich um den Hals, Zibo!

Zibo. Noch einmal — Ich ſah ihn vor acht Minuten lebendig in gelbem Buſch und Scharlach herumgehen.

Fiesko (außer Faſſung) Himmel und Hölle — Zibo! — den Bourgognino laß ich um einen Kopf kürzer machen. Fliegen Sie, Zibo — Man ſoll alle Stadtthore ſperren — Alle Felouquen ſoll man zuſammenſchießen — ſo kann er nicht zu Waſſer davon — dieſen Demant, Zibo, den reichſten in Genua, Lucca, Venedig und Piſa, — wer mir die Zeitung bringt: Gianettino iſt todt — er ſoll dieſen Demant haben. (Zibo eilt ab.) Fliegen Sie, Zibo!

Zehnter Auftritt.

Fiesko. Sacco. Der Mohr. Soldaten.

Sacco. Den Mohren fanden wir eine brennende Lunte in den Jeſuiterdom werfen —

Fiesko. Deine Verrätherei ging dir hin, weil ſie mich traf. Auf Mordbrennereien ſteht der Strick. Führt ihn gleich ab, hängt ihn am Kirchthor auf.

Mohr. Pfui! Pfui! Pfui! Das kommt mir ungeſchickt — Läßt ſich nichts davon wegplaudern?

Fiesko. Nichts.

Mohr (vertraulich). Schickt mich einmal zur Probe auf die Galere.

Fiesko (winkt den Andern). Zum Galgen.

Mohr (trotzig) So will ich ein Chriſt werden!

Fiesko. Die Kirche bedankt ſich für die Blottern des Heidenthums.

Mohr (ſchmeichelnd.) Schickt mich wenigſtens beſoffen in die Ewigkeit!

Fiesko. Nüchtern.

Mohr. Aber hängt mich nur an keine chriſtliche Kirche!

Fiesko. Ein Ritter hält Wort. Ich verſprach dir deinen eignen Galgen.

Sacco (brummt). Nicht viel Federleſens, Heide! Man hat noch mehr zu thun.

Mohr. Doch — wenn halt allenfalls — der Strick bräche? —

Fiesko (zum Sacco). Man wird ihn doppelt nehmen.

Mohr (reſignirt). So mags ſein — und der Teufel kann ſich auf den Extrafall rüſten. (Ab mit Soldaten, die ihn in einiger Entfernung aufhängen.)

Eilfter Auftritt.

Fiesko. Leonore (erſcheint hinten im Scharlachrocke Gianettino's).

Fiesko (wird ſie gewahr, fährt vor, fährt zurück und murmelt grimmig). Kenn' ich nicht dieſen Buſch und Mantel? (Eilt näher, heftig.) Ich kenne den Buſch und Mantel! (Wüthend, indem er auf ſie losſtürzt, und ſie niederſtößt) Wenn du drei Leben haſt, ſo ſteh wieder auf und wandle! (Leonore fällt mit einem gebrochenen Laut. Man hört einen Siegesmarſch Trommeln, Hörner, und Hoboen.)

Zwölfter Auftritt.

Fiesko. Kalkagno. Sacco. Zenturione. Zibo. Soldaten (mit Muſik und Fahnen treten auf).

Fiesko (ihnen entgegen im Triumph). Genueſer — der Wurf iſt geworfen — Hier liegt der Wurm meiner Seele — die gräßliche Koſt meines Haſſes. Hebt die Schwerter hoch! Gianettino!

Kalkagno. Und ich komme, Ihnen zu ſagen, daß zwei Drittheile von Genua Ihre Partei ergreifen, und zu den Fieskiſchen Fahnen ſchwören —

Zibo. Und durch mich ſchickt Ihnen Verrina vom Admiralſchiff ſeinen Gruß und die Herrſchaft über Hafen und Meer —

Zenturione. Und durch mich der Gouverneur der Stadt ſeinen Kommandoſtab und die Schlüſſel —.

Sacco. Und in mir wirft ſich (indem er niederfällt) der große und kleine Rath der Republik knieend vor ſeinen Herrn, und bittet fußfällig um Gnade und Schonung —

Kalkagno. Mich laßt den Erſten ſein, der den großen Sieger in ſeinen Mauern willkommen heißt — Heil Ihnen — Senket die Fahnen tief! — Herzog von Genua!

Alle (nehmen die Hüte ab). Heil, Heil dem Herzog von Genua! (Fahnenmarſch)

Fiesko (ſtand die ganze Zeit über, den Kopf auf die Bruſt geſunken, in einer denkenden Stellung).

Kalkagno. Volk und Senat ſtehen wartend, ihren gnädigen Oberherrn im Fürſtenornat zu begrüßen — Erlauben Sie uns, durchlauchtigſter Herzog, Sie im Triumph nach der Signoria zu führen!

Fiesko. Erlaubt mir erſt, daß ich mit meinem Herzen mich abfinde — Ich mußte eine gewiſſe theure Perſon in banger Ahnung zurücklaſſen, eine Perſon, die die Glorie dieſer Nacht mit mir theilen wird. (Gerührt zur Geſellſchaft) Hebt die Hüte und begleitet mich zu eurer liebenswürdigen Herzoginn! (Er will aufbrechen)

Kalkagno. Soll der meuchelmörderiſche Bube hier liegen, und ſeine Schande in dieſem Winkel verhehlen?

Zenturione. Steckt ſeinen Kopf auf eine Hellebarde!

Zibo. Laßt ſeinen zerriſſenen Rumpf unſer Pflaſter kehren. (Man leuchtet gegen den Leichnam.)

Kalkagno (erſchrocken und etwas leiſe). Schaut her, Genueſer! Das iſt bei Gott kein Gianettinogeſicht. (Alle ſehen ſtarr auf die Leiche)

Fiesko (hält ſtill, wirft von der Seite einen forſchenden Blick darauf, den er ſtarr und langſam unter Verzerrungen zurückzieht). Nein, Teufel — Nein, das iſt kein Gianettinogeſicht, hämiſcher Teufel! (Die Augen herumgerollt.) Genua mein, ſagt ihr? Mein? — (Hinaus wüthend in einem gräßlichen Schrei) Spiegelfechterei der Hölle! Es iſt mein Weib!

(Sinkt durchdonnert zu Boden. Verſchworne ſtehen in todter Pauſe und ſchauervollen Gruppen)

Fiesko (matt aufgerichtet mit dumpfer Stimme). Hab' ich mein Weib ermordet, Genueſer? — Ich beſchwöre euch, ſchielt nicht ſo geiſterbleich auf dieſes Spiel der Natur — Gott ſei gelobt! Es gibt Schickſale, die der Menſch nicht zu fürchten hat, weil er nur Menſch iſt. Wem Götterwolluſt verſagt iſt, wird keine Teufelqual zugemuthet — dieſe Verirrung wäre etwas mehr. (Mit ſchreckhafter Beruhigung) Genueſer, Gott ſei Dank! Es kann nicht ſein.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Arabella (kommt jammernd)

Arabella. Mögen ſie mich umbringen, was hab' ich auch jetzt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen, ihr Männer — Hier verließ ich meine gnädige Frau, und nirgends find' ich ſie wieder.

Fiesko (tritt ihr näher, mit leiſer bebender Stimme). Leonore heißt deine gnädige Frau?

Arabella (froh). O daß Sie da ſind, mein liebſter, guter, gnädiger Herr! — Zürnen Sie nicht über uns, wir konnten ſie nicht mehr zurückhalten.

Fiesko (zürnt ſie dumpfig an). Du Verhaßte! von was nicht?

Arabella. Daß ſie nicht nachſprang —

Fiesko (heftiger). Schweig! wohin ſprang?

Arabella. In's Gedränge —

Fiesko (wüthend). Daß deine Zunge zum Krokodill würde — Ihre Kleider?

Arabella. Ein ſcharlachner Mantel —

Fiesko (raſend gegen ſie taumelnd). Geh' in den neunten Kreis der Hölle! — der Mantel?

Arabella. Lag hier an dem Boden.

Einige Verſchworne (murmeln). Gianettino ward hier ermordet —

Fiesko (todesmatt zurückwankend zu Arabellen). Deine Frau iſt gefunden. (Arabella geht angſtvoll. Fiesko ſucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum, darauf mit leiſer ſchwebender Stimme, die ſtufenweis bis zum Toben ſteigt) Wahr iſt's — wahr — und

Digitized by Google

ich das Stichblatt des unendlichen Bubenſtücks. (Viehiſch um ſich hauend). Tretet zurück, ihr menſchlichen Geſichter — Ah, (mit frechem Zähneblöcken gen Himmel) hätt' ich nur ſeinen Weltbau zwiſchen dieſen Zähnen — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinſendes Scheuſal zu zerkratzen, bis ſie ausſiehe, wie mein Schmerz. — (Zu den Andern, die bebend herumſtehen.) Menſch! — wie es jetzt daſteht, das erbärmliche Geſchlecht, ſich ſegnet und ſelig preiſt, daß es nicht iſt, wie ich — Nicht, wie ich! — (In hohles Beben hingefallen). Ich allein habe den Streich — (raſcher, wilder). Ich? Warum ich? Warum nicht mit mir auch dieſe? Warum ſoll ſich mein Schmerz am Schmerz eines Mitgeſchöpfes nicht ſtumpf reiben dürfen?

Kalkagno (furchtſam). Mein theurer Herzog —

Fiesko (dringt auf ihn ein mit gräßlicher Freude). Ah, willkommen! Hier, Gott ſei Dank! iſt einer, den auch dieſer Donner quetſcht! (Indem er den Kalkagno wüthend in ſeine Arme drückt) Bruder Zerſchmetterter! Wohl bekomme die Verdammniß! Sie iſt todt! Du haſt ſie auch geliebt! (Er zwingt ihn an den Leichnam, und drückt ihm den Kopf dagegen.) Sie iſt todt! (Den ſtieren Blick in einen Winkel geheftet) Ah, daß ich ſtünde am Thor der Verdammniß, hinunterſchauen dürfte mein Aug' auf die mancherlei Folterſchrauben der ſinnreichen Hölle, ſaugen mein Ohr zerknirſchter Sünder Gewinſel — Könnt' ich ſie ſehen, meine Qual, wer weiß? ich trüge ſie vielleicht! (Mit Schauer zur Leiche gehend) Mein Weib liegt hier ermordet — Nein, das will wenig ſagen! (Nachdrücklicher) Ich, der Bube habe mein Weib ermordet — O pfui, ſo etwas kann die Hölle kaum kitzeln — Erſt wirbelt ſie mich künſtlich auf der Freude letztes glätteſtes Schwindeldach, ſchwatzt mich bis an die Schwelle des Himmels — und dann hinunter — dann — o könnte mein Odem die Peſt unter Seelen blaſen — dann — dann ermord' ich mein Weib — Nein! ihr Witz iſt noch feiner — dann übereilen ſich (verächtlich) zwei Augen, und (mit ſchrecklichem Nachdruck) ich ermorde — mein Weib! (Beißend lächelnd.) Das iſt ein Meiſterſtück!

(Alle Verſchworne hängen gerührt an ihren Waffen. Einige wiſchen Thränen aus den Augen. Pauſe.)

Fiesko (erſchreckt und ſtiller, indem er im Zirkel herumblickt). Schluchzt hier Jemand? Ja, bei Gott, die einen Fürſten würgten, weinen! (In ſtillen Schmerz geſchmolzen.) Redet! Weint ihr über dieſen Hochverrath des Todes, oder weint ihr über meines Geiſtes Memmenfall? (In ernſter, rührender Stellung vor der Todten verweilend.) Wo in warme Thränen felſenharte Mörder ſchmelzen, fluchte Fiesko's Verzweiflung! (Sinkt weinend an ihr nieder.) Leonore, vergib — Reue zürnt man dem Himmel nicht ab. (Weich mit Wehmuth.) Jahre voraus, Leonore, genoß ich das Feſt einer Stunde, wo ich den Genueſern ihre Herzoginn brachte — Wie lieblich verſchämt ſah ich ſchon deine Wangen erröthen, deinen Buſen wie fürſtlich ſchön unter dem Silberflore ſchwellen, wie angenehm deine liſpelnde Stimme der Entzückung verſagen! (Lebhafter.) Ha! wie berauſchend wallte mir ſchon der ſtolze Zuruf zu Ohren, wie ſpiegelte ſich meiner Liebe Triumph im verſinkenden Neide! — Leonore — die Stunde iſt gekommen — Genua's Herzog iſt dein Fiesko — und Genua's ſchlechteſter Bettler beſinnt ſich, ſeine Verachtung an meine Qual und meinen Scharlach zu tauſchen — (Rührender) Eine Gattinn theilt ſeinen Gram — mit wem kann ich meine Herrlichkeit theilen? (Er weint heftiger, und verbirgt ſein Geſicht an der Leiche. Rührung auf allen Geſichtern.)

Kalkagno. Es war eine treffliche Dame.

Zibo. Daß man doch ja den Trauerfall dem Volk noch verſchweige. Er nähme den Unſrigen den Muth, und gäb' ihn den Feinden.

Fiesko (ſteht gefaßt und feſt auf). Höret, Genueſer! — die Vorſehung, verſteh' ich ihren Wink, ſchlug mir dieſe Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen. — Es war die gewagteſte Probe — jetzt fürcht' ich weder Qual noch Entzücken mehr. Kommt! Genua erwarte mich, ſaget ihr? — Ich will Genua einen Fürſten ſchenken, wie ihn noch kein Europäer ſah — Kommt! dieſer unglücklichen Fürſtinn will ich eine Todtenfeier halten, daß das Leben ſeine Anbeter verlieren, und die Verweſung wie eine Braut glänzen ſoll — Jetzt folgt eurem Herzog! (Gehen ab unter Fahnenmarſch.)

Vierzehnter Auftritt.

Andreas. Doria. Lomellino.

Andreas. Dort jauchzen ſie hin.

Lomellin. Ihr Glück hat ſie berauſcht. Die Thore ſind bloßgegeben. Der Signoria wälzt ſich Alles zu.

Andreas. Nur meinem Neffen ſcheute das Roß. Mein Neffe iſt todt. Hören Sie Lomellino —

Lomellin. Was? Noch? Noch hoffen Sie, Herzog?

Andreas (ernſt). Zittere du für dein Leben, weil du mich Herzog ſpotteſt, wenn ich auch nicht einmal hoffen darf.

Lomellin. Gnädigſter Herr — eine brauſende Nation liegt in der Schale Fiesko's — Was in der Ihrigen?

Andreas (groß und warm). Der Himmel!

Lomellin (hämiſch die Achseln zuckend). Seitdem das Pulver erfunden iſt, kampiren die Engel nicht mehr.

Andreas. Erbärmlicher Affe, der einem verzweifelnden Graukopf ſeinen Gott noch nimmt! (Ernſt und gebietend.) Geh! mache bekannt, daß Andreas noch lebe — Andreas, ſagſt du, erſuche ſeine Kinder, ihn doch in ſeinem achtzigſten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen, die dem Andreas den Flor ſeines Vaterlandes nimmermals verzeihen würden. Sag ihnen das, und Andreas erſuche ſeine Kinder um ſoviel Erde in ſeinem Vaterland für ſoviel Gebeine.

Lomellin. Ich gehorſame, aber verzweifle. (Will gehen.)

Andreas. Hör', und nimm dieſe eisgraue Haarlocke mit — Sie war die letzte, ſagſt du, auf meinem Haupt, und ging los in der dritten Jennernacht, als Genua losriß von meinem Herzen, und habe achtzig Jahre gehalten, und habe den Kahlkopf verlaſſen im achtzigſten Jahr — die Haarlocke iſt mürbe, aber doch ſtark genug, dem ſchlanken Jüngling den Purpur zu knüpfen. (Er geht mit verhülltem Geſicht. Lomellin eilt in eine entgegengeſetzte Gaſſe. Man hört ein tumultuariſches Freudengeſchrei unter Trompeten und Pauken.)

Fünfzehnter Auftritt.

Verrina (vom Hafen). Bertha und Bourgognino.

Verrina. Man jauchzt. Wem gilt das?

Bourgognino. Sie werden den Fiesko zum Herzog ausrufen.

Bertha (ſchmiegt ſich ängſtlich an Bourgognino). Mein Vater iſt fürchterlich, Scipio!

Verrina. Laßt mich allein, Kinder! — O Genua! Genua!

Burgognino. Der Pöbel vergöttert ihn, und fordert wiehernd den Purpur. Der Adel ſah mit Entſetzen zu, und durfte nicht Nein ſagen.

Verrina. Mein Sohn, ich hab' alle meine Habſeligkeiten zu Gold gemacht, und auf dein Schiff bringen laſſen. Nimm deine Frau, und ſtich unverzüglich in See. Vielleicht werd' ich nachkommen. Vielleicht — nicht mehr. Ihr ſegelt nach Marſeille, und (ſchwer und gepreßt ſie umarmend) Gott geleit' euch! (Schnell ab.)

Bertha. Um Gotteswillen! Worüber brütet mein Vater?

Bourgognino. Verſtandſt du den Vater?

Bertha. Fliehen, o Gott! Fliehen in der Brautnacht!

Bourgognino. So ſprach er — und wir gehorchen. (Beide gehen nach dem Hafen.)

Sechszehnter Auftritt.

Verrina. Fiesko (im herzoglichen Schmuck).
(Beide treffen auf einander.)

Fiesko. Verrina! erwünſcht. Eben war ich aus, dich zu ſuchen.

Verrina. Das war auch mein Gang.

Fiesko. Merkt Verrina keine Veränderung an ſeinem Freunde?

Verrina (zurückhaltend). Ich wünſche keine.

Fiesko. Aber ſiehſt du auch keine?

Verrina (ohne ihn anzuſehen). Ich hoffe! Nein!

Fiesko. Ich frage, findeſt du keine?

Verrina (nach einem flüchtigen Blick). Ich finde keine.

Fiesko. Nun, ſiehſt du, ſo muß es doch wahr ſein, daß die Gewalt nicht Tyrannen macht. Seit wir uns Beide verließen, bin ich Genua's Herzog geworden, und Verrina (indem er ihn an die Bruſt drückt) findet meine Umarmung noch feurig wie ſonſt.

Verrina. Deſto ſchlimmer, daß ich ſie froſtig erwiedern muß; der Anblick der Majeſtät fällt wie ein ſchneidendes Meſſer zwiſchen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesko beſaß Länder in meinem Herzen — jetzt hat er Genua erobert, und ich nehme mein Eigenthum zurück.

Fiesko (betreten). Das wolle Gott nicht! Für ein Herzogthum wäre der Preis zu jüdiſch.

Digitized by Google

Verrina (murmelt düſter). Hum! Iſt denn etwa die Freiheit in der Mode geſunken, daß man dem Erſten dem Beſten Republiken um ein Schandengeld nachwirft.

Fiesko (beißt die Lippen zuſammen). Das ſag' du Niemand, als dem Fiesko.

Verrina. O natürlich! ein vorzüglicher Kopf muß es ſein, von dem die Wahrheit ohne Ohrfeige wegkommt — Aber Schade! der verſchlagene Spieler hat's nur in einer Karte verſehen. Er kalkulirte das ganze Spiel des Neides, aber der raffinirte Witzling ließ zum Unglücke die Patrioten aus. (Sehr bedeutend.) Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge der römiſchen Tugend zurückbehalten? Ich ſchwör' es beim lebendigen Gott, eh' die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines Herzogthums gräbt, ſoll ſie auf dem Rade ſie zuſammenleſen.

Fiesko (nimmt ihn mit Sanftmuth bei der Hand). Auch nicht, wenn der Herzog dein Bruder iſt? wenn er ſein Fürſtenthum nur zur Schatzkammer ſeiner Wohlthätigkeit macht, die bis jetzt bei ſeiner haushälteriſchen Dürftigkeit betteln ging? Verrina, auch dann nicht?

Verrina. Auch dann nicht — und der verſchenkte Raub hat noch keinem Dieb vom Galgen geholfen. Ueberdieß ging dieſe Großmuth bei Verrina fehl. Meinem Mitbürger konnt' ich ſchon erlauben, mir Gutes zu thun — meinem Mitbürger hofft' ich's wett machen zu können. Die Geſchenke eines Fürſten ſind Gnade — und Gott iſt mir gnädig.

Fiesko (ärgerlich). Wollt' ich doch lieber Italien vom Atlantenmeer abreißen, als dieſen Starrkopf von ſeinem Wahn!

Verrina. Und Abreißen iſt doch ſonſt deine ſchlechteſte Kunſt nicht, davon weiß das Lamm Republik zu erzählen, das du dem Wolf Doria aus dem Rachen nahmſt — es ſelbſt aufzufreſſen. — Aber genug! Nur im Vorbeigehen, Herzog, ſage mir, was verbrach denn der arme Teufel, den ihr am Jeſuiterdom aufknüpftet?

Fiesko. Die Kanaille zündete Genua an.

Verrina. Aber doch die Geſetze ließ die Kanaille noch ganz?

Fiesko. Verrina brandſchatzt meine Freundſchaft.

Verrina. Hinweg mit der Freundſchaft! Ich ſage dir ja, ich liebe dich nicht mehr, ich ſchwöre dir, daß ich dich haſſe — haſſe wie den Wurm des Paradieſes, der den erſten falſchen Wurf in die Schöpfung that, worunter ſchon das fünfte Jahrtauſend blutet — Höre, Fiesko — Nicht Unterthan gegen Herrn — Nicht Freund gegen Freund, Menſch gegen Menſch red' ich zu dir. (Scharf und heftig.) Du haſt eine Schande begangen an der Majeſtät des wahrhaften Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenſtück führen, und Genua's Patrioten mit Genua Unzucht treiben ließeſt — Fiesko, wär' auch ich der Redlichdumme geweſen, den Schalk nicht zu merken, Fiesko! bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen aus meinen eigenen Gedärmen, und mich erdroſſeln, daß meine fliehende Seele in gichtriſchen Schaumblaſen dir zuſpritzen ſollte. Das fürſtliche Schelmenſtück drückt wohl die Goldwage menſchlicher Sünden entzwei, aber du haſt den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen.

(Fiesko erſtaunt und mißt ihn ſprachlos mit großen Augen.)

Verrina. Beſinne dich auf keine Antwort. Jetzt ſind wir fertig. (Nach einigem Auf- und Niedergehen.) Herzog von Genua, auf den Schiffen des geſtrigen Tyrannen lernt' ich eine Gattung armer Geſchöpfe kennen, die eine verjährte Schuld mit jedem Ruderſchlage wiederkäuen, und in den Ocean ihre Thränen weinen, der wie ein reicher Mann zu vornehm iſt, ſie zu zählen — Ein guter Fürſt eröffnet ſein Regiment mit Erbarmen. Wollteſt du dich entſchließen, die Galeerenſklaven zu erlöſen.

Fiesko (ſcharf). Sie ſeien die Erſtlinge meiner Tyrannei — Geh, und verkündige ihnen allen Erlöſung!

Verrina. So machſt du deine Sache nur halb, wenn du ihre Freude verlierſt. Verſuch' es und geh' ſelbſt. Die großen Herrn ſind ſo ſelten dabei, wenn ſie Böſes thun, ſollen ſie auch das Gute im Hinterhalt ſtiften? — Ich dächte, der Herzog wäre für keines Bettlers Empfindungen zu groß.

Fiesko. Mann, du biſt ſchrecklich, aber ich weiß nicht, warum ich folgen muß. (Beide gehen dem Meere zu.)

Verrina (hält ſtille mit Wehmuth). Aber, noch einmal umarme mich, Fiesko! Hier iſt ja Niemand, der den Verrina weinen ſieht, und einen Fürſten empfinden. (Er drückt ihn innig.) Gewiß, nie ſchlugen zwei größere Herzen zuſammen, wir liebten uns doch ſo brüderlich warm — (heftig an Fiesko's Halſe weinend) Fiesko! Fiesko! du räumſt einen Platz in meiner Bruſt, den das Menſchengeſchlecht, dreifach genommen, nicht mehr beſetzen wird.

Fiesko (ſehr gerührt). Sei — mein — Freund!

Verrina. Wirf dieſen häßlichen Purpur weg und ich bin's! — Der erſte Fürſt war ein Mörder, und führte den Purpur ein, die Flecken ſeiner That in dieſer Blutfarbe zu verſtecken — Höre, Fiesko — ich bin ein Kriegsmann, verſtehe mich wenig auf naſſe Wangen — Fiesko — das ſind meine erſten Thränen — Wirf dieſen Purpur weg!

Fiesko. Schweig!

Verrina (heftiger). Fiesko — laß hier alle Kronen dieſes Planeten zum Preis, dort zum Popanz all ſeine Foltern legen, ich ſoll knieen vor einem Sterblichen — ich werde nicht knieen — Fiesko! (indem er niederfällt) es iſt mein erſter Kniefall — Wirf dieſen Purpur weg!

Fiesko. Steh' auf, und reize mich nicht mehr!

Verrina (entſchloſſen). Ich ſteh' auf, reize dich nicht mehr. (Sie ſtehen auf einem Bret, das zu einer Galere führt.) Der Fürſt hat den Vortritt. (Gehen über das Bret.)

Fiesko. Was zerrſt du mich am Mantel? — er fällt!

Verrina (mit fürchterlichem Hohne). Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. (Er ſtürzt ihn in's Meer.)

Fiesko (ruft aus den Wellen). Hilf, Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog! (Sinkt unter.)

Siebzehnter Auftritt.

Kalkagno. Sacco. Zibo. Zenturione. Verſchworne. Volk.

(Alle eilig. Aengſtlich.)

Kalkagno (ſchreit). Fiesko! Fiesko! Andreas iſt zurück, halb Genua ſpringt dem Andreas zu. Wo iſt Fiesko?

Verrina (mit feſtem Ton). Ertrunken!

Zenturione. Antwortet die Hölle oder das Tollhaus?

Verrina. Ertränkt, wenn das hübſcher lautet — Ich gehe zum Andreas.

(Alle bleiben in ſtarren Gruppen ſtehen. Der Vorhang fällt.)

Don Karlos *).

Dritter Act.

Zehnter Auftritt.

Der König und Marquis von Poſa.

(Dieſer geht dem Könige, ſobald er ihn gewahr wird, entgegen, und läßt ſich vor ihm auf ein Knie nieder, ſteht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm ſtehen.)

König
(betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung.)
Mich ſchon geſprochen alſo?

Marquis.
Nein.

König.
Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Dank? In meinem
Gedächtniß drängen ſich der Menſchen viel.
Allwiſſend iſt nur Einer. Euch kam's zu,
Das Auge eures Königes zu ſuchen.
Weswegen thatet ihr das nicht?

Marquis.
Es ſind
Zwei Tage, Sire, daß ich ins Königreich
Zurück gekommen.

König.
Ich bin nicht geſonnen
In meiner Diener Schuld zu ſtehn — Erbittet
Euch eine Gnade!

Marquis.
Ich genieße die Geſetze.

---

*) Aus S. ſämmtl. Werken. Taſchenausg. 1822. 5. Bd.

König.
Dieß Recht hat auch der Mörder.

Marquis.
Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.

König (für ſich).
Viel Selbſtgefühl und kühner Muth, bei Gott!
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überſchäumt — Ihr tratet
Aus meinen Dienſten, hör' ich?

Marquis.
Einem Beſſern
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurück.

König.
Das thut mir leid. Wenn ſolche Köpfe feiern,
Wie viel Verluſt für meinen Staat — Vielleicht
Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geiſtes würdig iſt.

Marquis.
O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menſchenſeelen, ſeinem Stoff, geübt,
Beim erſten Blicke wird geleſen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majeſtät
Durch dieſe ſtolze Meinung auf mich häufen;
Doch —

(Er hält inne).

König.
Ihr bedenket euch?

Marquis.
Ich bin — ich muß
Geſtehen, Sire — ſogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieſer Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von dieſem Schritte Gründe anzugeben.

König.
So ſchwach ſind dieſe Gründe? Fürchtet ihr
Dabei zu wagen?

Marquis.
Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erſchöpfen, Sire — mein Leben höchſtens.
Die Wahrheit aber ſetz' ich aus, wenn Sie
Mir dieſe Gunſt verweigern. Zwiſchen Ihrer
Ungnade und Geringſchätzung iſt mir
Die Wahl gelaſſen — Muß ich mich entſcheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von Ihren Augen gehen.

König (mit erwartender Miene).
Nun?

Marquis.
— Ich kann nicht Fürſtendiener ſein.
(Der König ſieht ihn mit Erſtaunen an.)
Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzuſtellen würdigen, ſo wollen
Sie nur die vorgewogne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beifall, den ſie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck ſein. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erſchüf' ich ſelbſt, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht ſein ſollte.
Und iſt das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber ſoll zum Meißel mich erniedern,
Wo ich der Künſtler könnte ſein? — Ich liebe
Die Menſchheit, und in Monarchien darf
Ich niemand lieben als mich ſelbſt.

König.
Dieß Feuer
Iſt lobenswerth. Ihr möchtet Gutes ſtiften.
Wie ihr es ſtiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weiſen gleich viel heißen. Suchet euch
Den Poſten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt, dieſem edeln Triebe
Genug zu thun.

Marquis.
Ich finde keinen.

König.
Wie?

Marquis.
Was Eure Majeſtät durch meine Hand
Verbreiten — iſt das Menſchenglück? — Iſt das
Daſſelbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menſchen gönnt? — Vor dieſem Glücke würde
Die Majeſtät erzittern — Nein! Ein neues
Erſchuf der Krone Politik — ein Glück,
Das ſie noch reich genug iſt auszutheilen,
Und in dem Menſchenherzen neue Triebe,
Die ſich von dieſem Glücke ſtillen laſſen.
In ihren Münzen läßt ſie Wahrheit ſchlagen,
Die Wahrheit, die ſie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht dieſem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann — iſt das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückſeligkeit,
Die Sie uns prägen, auszuſtreun. Ich muß
Mich weigern, dieſe Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürſtendiener ſein.

König (etwas raſch).
Ihr ſeid
Ein Proteſtant.

Marquis (nach einigem Bedenken.)
Ihr Glaube, Sire, iſt auch
Der meinige.

(Nach einer Pauſe).
Ich werde mißverſtanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie ſehen
Von den Geheimniſſen der Majeſtät
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Wer ſichert Sie, daß mir noch heilig heiße,
Was mich zu ſchrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünſche
Verweſen hier.
(Die Hand auf die Bruſt gelegt.)
Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Laſt,
Die ſie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löſcht es aus.

König.
Bin ich der erſte,
Der euch von dieſer Seite kennt?

Marquis.
Von dieſer —
Ja!

König.
(ſteht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber ſtehen. Für ſich.)
Neu zum wenigſten iſt dieſer Ton!
Die Schmeichelei erſchöpft ſich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Ueberraſchende macht Glück. — Wenn ihr
Es ſo verſteht, gut, ſo will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den ſtarken Geiſt —

Digitized by Google

Marquis.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menſchenwürde denken,
Selbſt in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und
Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menſchen zwangen Sie dazu; die haben
Freiwillig ihres Adels ſich begeben,
Freiwillig ſich auf dieſe niedre Stufe
Herab geſtellt. Erſchrocken fliehen ſie
Vor dem Geſpenſte ihrer innern Größe,
Gefallen ſich in ihrer Armuth, ſchmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, ſie mit Anſtand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieſer traurigen
Verſtümmlung — Menſchen ehren?

König.

Etwas Wahres
Find' ich in dieſen Worten.

Marquis.

Aber Schade!
Da Sie den Menſchen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieſer neugegoſſnen Kreatur
Zum Gott Sich gaben — da verſahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben ſelbſt noch Menſch —
Menſch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Bereuenswerther Tauſch! Unſelige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menſchen
Zu Ihrem Saitenſpiel herunterſtürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bei Gott,
Er greift in meine Seele!)

Marquis.

Aber Ihnen
Bedeutet dieſes Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um dieſen Preis ſind Sie ein Gott. — Und ſchrecklich,
Wenn das nicht wäre — wenn für dieſen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freiheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünſche reifen kann! — Ich bitte
Mich zu entlaſſen, Sire. Mein Gegenſtand
Reißt mich dahin. Mein Herz iſt voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu ſtehen,
Dem ich es öffnen möchte.

(Der Graf von Lerma tritt herein und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Könige. Dieſer gibt ihm einen Wink, ſich zu entfernen, und bleibt in ſeiner vorigen Stellung ſitzen).

König (zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen).

Redet aus!

Marquis (nach einigem Stillſchweigen).

Ich fühle, Sire — den ganzen Werth —

König.

Vollendet!
Ihr hattet mir noch mehr zu ſagen.

Marquis.

Sire!
Jüngſt kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieſes Volkes!
Das, dacht' ich, das muß göttlich ſein? — Da ſtieß
Ich auf verbrannte menſchliche Gebeine —

(Hier ſchweigt er ſtill; ſeine Augen ruhen auf dem Könige, der es verſucht, dieſen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde ſieht).

Sie haben Recht. Sie müſſen. Daß Sie können,
Was Sie zu müſſen eingeſehn, hat mich
Mit ſchaudernder Bewunderung durchdrungen.
O Schade, daß, in ſeinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem König
Des Opferers ein Loblied anzuſtimmen!
Daß Menſchen nur — nicht Weſen höh'rer Art —
Die Weltgeſchichte ſchreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten!
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann verſöhnt mit Fürſtengröße wandeln,
Der karge Staat mit ſeinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menſchlich ſein.

König.

Wann, denkt ihr, würden dieſe menſchlichen
Jahrhunderte erſcheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und dieſe Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis (ſchnell).

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Chriſtenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Geſtalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — Sich dem Rade
Des Weltverhängniſſes, das unaufhaltſam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menſchenarm in ſeine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tauſende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelſter. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Eliſabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künſte unſers Landes
Britannien. Verlaſſen von dem Fleiß
Der neuen Chriſten, liegt Grenada öde
Und jauchzend ſieht Europa ſeinen Feind
An ſelbſtgeſchlagnen Wunden ſich verbluten.

(Der König iſt bewegt, der Marquis bemerkt es, und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und ſäen Tod? Ein ſo erzwungnes Werk
Wird ſeines Schöpfers Geiſt nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umſonſt
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umſonſt ein großes königliches Leben
Zerſtörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Menſch iſt mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
Und wiederfordern ſein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Buſiris wirft
Er Ihren Namen, und — das ſchmerzt mich, denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat euch deſſen ſo
Gewiß gemacht?

Marquis (mit Feuer).

Ja, beim Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Laſſen Sie,
Großmüthig wie der Starke, Menſchenglück
Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen — Geiſter reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert ſich ihm kühn, und indem er feſte und feurige Blicke auf ihn richtet.)

O könnte die Beredſamkeit von allen
Den Tauſenden, die dieſer großen Stunde
Theilhaftig ſind, auf meinen Lippen ſchweben,
Den Strahl, den ich in dieſen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muſter
Des Ewigen und Wahren! Niemals — niemals
Beſaß ein Sterblicher ſo viel, ſo göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem ſpan'ſchen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.

Digitized by Google

Ein Federzug von dieſer Hand, und neu
Erſchaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit. —

(Sich ihm zu Füßen werfend).

König

(überraſcht, das Geſicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet).

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — ſtehet auf — ich —

Marquis.

Sehen Sie Sich um
In ſeiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Iſt ſie gegründet — und wie reich iſt ſie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verweſung
Die Willkühr ſich ergetzen — Ihre Schöpfung
Wie eng und arm! Das Rauſchen eines Blattes
Erſchreckt den Herrn der Chriſtenheit — Sie müſſen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erſcheinung nicht zu ſtören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In ſeinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künſtler wird man nicht gewahr, beſcheiden
Verhüllt er ſich in ewige Geſetze;
Die ſieht der Freigeiſt, doch nicht Ihn. Wozu
Ein Gott? ſagt er; die Welt iſt ſich genug.
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr
Als dieſes Freigeiſts Läſterung geprieſen.

König.

Und wollet es ihr unternehmen, dieß
Erhabne Muſter in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach ſo lang' — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menſchheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor geweſen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als ſeiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte. *)
Wenn nun der Menſch, ſich ſelbſt zurück gegeben,
Zu ſeines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhabne, ſtolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichſten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann iſt
Es Ihre Pflicht die Welt zu unterwerfen.

König (nach einem großen Stillſchweigen).

Ich ließ euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif' ich wohl, als ſonſt in Menſchenköpfen,
Malt ſich in dieſem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maßſtab euch nicht unterwerfen.
Ich bin der Erſte, dem ihr euer Innerſtes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieſer
Enthaltung willen, falſche Meinungen,
Mit ſolchem Feuer doch umfaßt, verſchwiegen
Zu haben bis auf dieſen Tag — um dieſer
Beſcheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergeſſen, daß ich ſie erfahren,
Und wie ich ſie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der ſich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gift alſo ſelbſt,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Beſſerm ſich veredeln — Aber
Flieht meine Inquiſition. — Es ſollte
Mir leid thun —

Marquis.

Wirklich? Sollt' es das?

König (in ſeinem Anblick verloren).

Ich habe
Solch einen Menſchen nie geſehen. — Nein!
Nein, Marquis! Ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero ſein. Ich will es nicht ſein — will
Es gegen euch nicht ſein. Nicht alle
Glückſeligkeit ſoll unter mir verdorren.
Ihr ſelbſt, ihr ſollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Menſch zu ſein.

Marquis (raſch).

Und meine
Mitbürger, Sire? — O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihrer Unterthanen, Sire? —

König.

Und wenn
Ihr ſo gut wiſſet, wie die Folgezeit
Mich richten wird, ſo lerne ſie an euch,
Wie ich mit Menſchen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

O! der gerechteſte
Der Könige ſei nicht mit Einem Male
Der ungerechteſte — In Ihrem Flandern
Sind tauſend Beſſere als ich. Nur Sie —
Darf ich es frei geſtehen, großer König? —
Sie ſehn jetzt unter dieſem ſanftern Bilde
Vielleicht zum erſten Mal die Freiheit.

König (mit gemildertem Ernſt).

Nichts mehr
Von dieſem Inhalt, junger Mann. — Ich weiß,
Ihr würdet anders denken, kennet ihr
Den Menſchen erſt, wie ich — Doch hätt' ich euch
Nicht gern zum letztenmal geſehn. Wie fang' ich
Es an, euch zu verbinden?

Marquis.

Laſſen Sie
Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich beſtächen?

König.

Dieſen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr ſeid von heute an
In meinen Dienſten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

(Nach einer Pauſe).

Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hauſe?

(Da ſich der Marquis zu bedenken ſcheint).

Ich verſteh' Euch.
Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichſte, kann ich nicht glücklich ſein
Als Gatte?

Marquis.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Beſitz der liebenswürdigſten
Gemahlinn einem Sterblichen ein Recht
Zu dieſem Namen geben, Sire, ſo ſind Sie
Der Glücklichſte durch Beides.

König (mit finſterer Miene).

Nein! ich bin's nicht!
Und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt —

(Mit einem Blick der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.)

Marquis.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

---

*) Die erſte Ausgabe enthält hier noch folgende Stelle:

Der Landmann rühme ſich des Pflugs, und gönne
Dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.
In ſeiner Werkſtatt träume ſich der Künſtler
Zum Bildner einer ſchönern Welt. Den Flug
Des Denkens hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen.
Nicht in der Vaterſorge ſtillem Kreis
Erſcheine der gekrönte Fremdling. Nie
Erlaub' er ſich der Liebe heilige
Myſterien unedel zu beſchleichen.
Die Menſchheit zweifle, ob er iſt. Belohnt
Durch eignen Beifall, berge ſich der Künſtler
Der angenehm betrogenen Maſchine.

König.
Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir erſetzen — Eine
So tugendhafte Königinn!

Marquis.
Wer kann
Es wagen, Sire!

König.
Die Welt! Die Läſterung!
Ich ſelbſt! — Hier liegen Zeugniſſe, die ganz
Unwiderſprechlich ſie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichſte
Mich fürchten laſſen — Aber, Marquis — ſchwer,
Schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt ſie an? — Wenn ſie — ſie fähig ſollte
Geweſen ſein, ſo tief ſich zu entehren,
O wie viel mehr iſt mir zu glauben dann
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet?
Haßt nicht der Prieſter meinen Sohn und ſie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib iſt mehr werth als ſie Alle.

Marquis.
Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben iſt
Und über alle Läſterung — Es heißt
Weibliche Tugend.

König.
Ja! das ſag' ich auch.
So tief als man die Königinn bezüchtigt,
Herab zu ſinken, koſtet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menſchen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längſt gemangelt, ihr ſeid gut und fröhlich,
Und kennet doch den Menſchen auch — Drum hab'
Ich euch gewählt —

Marquis (überraſcht und erſchrocken).
Mich, Sire?

König.
Ihr ſtandet
Vor eurem Herrn, und habt nichts für euch ſelbſt
Erbeten — nichts. Das iſt mir neu — Ihr werdet
Gerecht ſein. Leidenſchaft wird euren Blick
Nicht irren — Drängt euch zu meinem Sohn,
Erforſcht das Herz der Königinn. Ich will
Euch Vollmacht ſenden, ſie geheim zu ſprechen.
Und jetzt verlaſſt mich!
(Er zieht eine Glocke).

Marquis.
Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann iſt dieſer Tag
Der ſchönſte meines Lebens.

König (reicht ihm die Hand zum Kuſſe).
Er iſt kein
Verlorner in dem meinigen.
(Der Marquis ſteht auf und geht. Graf Lerma tritt herein).
Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelaſſen.

Wallenſtein's Tod *).

Dritter Aufzug.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Max Piccolomini.

Max (mitten in den Saal tretend).
Ja! Ja! Da iſt er! Ich vermag's nicht länger,
Mit leiſem Tritt um dieſes Haus zu ſchleichen,
Den günſt'gen Augenblick verſtohlen zu
Erlauern — Dieſes Harren, dieſe Angſt
Geht über meine Kräfte!
(Auf Thekla zugehend, die ſich ihrer Mutter in die Arme geworfen.)
O ſieh mich an! Sieh nicht weg, holder Engel!
Bekenn' es frei vor Allen. Fürchte Niemand.
Es höre, wer es will, daß wir uns lieben.
Wozu es noch verbergen? Das Geheimniß
Iſt für die Glücklichen; das Unglück braucht,
Das hoffnungsloſe, keinen Schleier mehr,
Frei unter tauſend Sonnen kann es handeln.
(Er bemerkt die Gräfinn, welche mit frohlockendem Geſicht auf Thekla blickt.)
Nein, Baſe Terzky! Seht mich nicht erwartend,
Nicht hoffend an! Ich komme nicht, zu bleiben.
Abſchied zu nehmen, komm' ich — Es iſt aus.
Ich muß, muß dich verlaſſen, Thekla — muß!
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir,
Doch deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen.
Sag', daß du mich nicht haſſeſt. Sag' mir's, Thekla.
(Indem er ihre Hand faßt, heftig bewegt.)
O Gott! — Gott! ich kann nicht von dieſer Stelle.
Ich kann es nicht — kann dieſe Hand nicht laſſen.
Sag', Thekla, daß du Mitleid mit mir haſt,
Dich ſelber überzeugſt, ich kann nicht anders.
(Thekla, ſeinen Blick vermeidend, zeigt mit der Hand auf ihren Vater; er wendet ſich nach dem Herzog um, den er jetzt erſt gewahr wird.)
Du hier? — Nicht du biſt's, den ich hier geſucht.
Dich ſollten meine Augen nicht mehr ſchauen.
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich
Von dieſem Herzen freigeſprochen ſein,
An allem andern iſt nichts mehr gelegen.

Wallenſtein.
Denkſt du, ich ſoll der Thor ſein und dich ziehen laſſen,
Und eine Großmuthſcene mit dir ſpielen?
Dein Vater iſt zum Schelm an mir geworden,
Du biſt mir nichts mehr als ſein Sohn, ſollſt nicht
Umſonſt in meine Macht gegeben ſein.
Denkt nicht, daß ich die alte Freundſchaft ehren werde,
Die er ſo ruchlos hat verletzt. Die Zeiten
Der Liebe ſind vorbei, der zarten Schonung,
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.

Max.
Du wirſt mit mir verfahren, wie du Macht haſt.
Wohl aber weißt du, daß ich deinem Zorn
Nicht trotze, noch ihn fürchte. Was mich hier
Zurück hält, weißt du!
(Thekla bei der Hand faſſend.)
Sieh! Alles — Alles wollt' ich dir verdanken,
Das Loos der Seligen wollt' ich empfangen
Aus deiner väterlichen Hand. Du haſt's
Zerſtört; doch daran liegt dir nichts. Gleichgültig
Trittſt du das Glück der Deinen in den Staub,
Der Gott, dem du dienſt, iſt kein Gott der Gnade.
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu ſchließen,
Folgſt du des Herzens wildem Trieb' allein.
Weh denen, die auf dich vertrau'n, an dich
Die ſich're Hütte ihres Glückes lehnen,
Gelockt von deiner gaſtlichen Geſtalt!
Schnell, unverhofft, bei nächtlich ſtiller Weile
Gährt's in dem tück'ſchen Feuerſchlunde, ladet
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menſchen
Der wilde Strom in grauſamer Zerſtörung.

Wallenſtein.
Du ſchilderſt deines Vaters Herz. Wie du's
Beſchreibſt, ſo iſt's in ſeinem Eingeweide,
In dieſer ſchwarzen Heuchlers-Bruſt geſtaltet.
O mich hat Höllenkunſt getäuſcht. Mir ſandte
Der Abgrund den verſteckteſten der Geiſter,
Den lügekundigſten herauf, und ſtellt' ihn
Als Freund an meine Seite. Wer vermag
Der Hölle Macht zu widerſtehn! Ich zog
Den Baſilisken auf an meinem Buſen;
Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er ſog
Sich ſchwelgend voll an meiner Liebe Brüſten,
Ich hatte nimmer Arges gegen ihn,
Weit offen ließ ich des Gedankens Thore,
Und warf die Schlüſſel weiſer Vorſicht weg —
Am Sternenhimmel ſuchten meine Augen,

---

*) Aus Schiller's Werken, Taſchenausg. v. 1822, 6. Bd.

Digitized by Google

Im weiten Weltenraum den Feind, den ich
Im Herzen meines Herzens eingeſchloſſen.
— Wär' ich dem Ferdinand geweſen, was
Octavio mir war — Ich hätt' ihm nie
Krieg angekündigt — nie hätt' ich's vermocht.
Er war mein ſtrenger Herr nur, nicht mein Freund,
Nicht meiner Treu' vertraute ſich der Kaiſer;
Krieg war ſchon zwiſchen mir und ihm, als er
Den Feldherrnſtab in meine Hände legte:
Denn Krieg iſt ewig zwiſchen Liſt und Argwahn;
Nur zwiſchen Glauben und Vertrau'n iſt Friede.
Wer das Vertrau'n vergiftet, o der mordet
Das werdende Geſchlecht im Leib der Mutter!

Max.

Ich will den Vater nicht vertheidigen.
Weh mir, daß ich's nicht kann!
Unglücklich ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Und eine Frevelhandlung faßt die andre
In eng geſchloßner Kette grauſend an.
Doch wie geriethen wir, die nichts verſchuldet,
In dieſen Kreis des Unglücks und Verbrechens?
Wem brachen wir die Treue? Warum muß
Der Väter Doppelſchuld und Frevelthat
Uns gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden?
Warum der Väter unverſöhnter Haß
Auch uns, die Liebenden, zerreißend ſcheiden?
(Er umſchlingt Thekla mit heftigem Schmerz.)

Wallenſtein
(hat den Blick ſchweigend auf ihn gerichtet und nähert ſich jetzt).

Max! bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Max!
Sieh, als man dich im Prag'ſchen Winterlager
Ins Zelt mir brachte, einen zarten Knaben,
Des deutſchen Winters ungewohnt, die Hand
War dir erſtarrt an der gewicht'gen Fahne,
Du wollteſt männlich ſie nicht laſſen, damals nahm ich
Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel.
Ich ſelbſt war deine Wärterinn, nicht ſchämt' ich
Der kleinen Dienſte mich, ich pflegte deiner
Mit weiblich ſorgender Geſchäftigkeit,
Bis du von mir erwärmt, an meinem Herzen,
Das junge Leben wieder freudig fühlteſt.
Wann hab' ich ſeitdem meinen Sinn verändert?
Ich habe viele Tauſend reich gemacht,
Mit Ländereien ſie beſchenkt, belohnt
Mit Ehrenſtellen — dich hab' ich geliebt,
Mein Herz, mich ſelber hab' ich dir gegeben.
Sie alle waren Fremdlinge, du warſt
Das Kind des Hauſes — Max! du kannſt mich nicht verlaſſen!
Es kann nicht ſein, ich mag's und will's nicht glauben,
Daß mich der Max verlaſſen kann.

Max.

O Gott!

Wallenſtein.

Ich habe dich gehalten und getragen
Von Kindesbeinen an — Was that dein Vater
Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan?
Ein Liebesnetz hab ich um dich geſponnen!
Zerreiß es, wenn du kannſt — Du biſt an mich
Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Feſſel der Natur,
Die Menſchen an einander ketten kann.
Geh' hin, verlaß mich, diene deinem Kaiſer,
Laß dich mit einem goldnen Gnadenkettlein,
Mit ſeinem Widderfell, dafür belohnen,
Daß dir der Freund, der Vater deiner Jugend,
Daß dir das heiligſte Gefühl nichts galt.

Max (in heftigem Kampf).

O Gott! Wie kann ich anders? Muß ich nicht?
Mein Eid — die Pflicht —

Wallenſtein.

Pflicht, gegen wen? Wer biſt du?
Wenn ich am Kaiſer unrecht handle, iſt's
Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörſt
Du dir? Biſt du dein eigener Gebieter,
Stehſt frei da in der Welt, wie ich, daß du
Der Thäter deiner Thaten könnteſt ſein?
Auf mich biſt du gepflanzt, ich bin dein Kaiſer,
Mir angehören, mir gehorchen, das
Iſt deine Ehre, dein Naturgeſetz.
Und wenn der Stern, auf dem du lebſt und wohnſt,
Aus ſeinem Gleiſe tritt, ſich brennend wirft
Auf eine nächſte Welt und ſie entzündet,
Du kannſt nicht wählen, ob du folgen willſt,
Fort reißt er dich in ſeines Schwunges Kraft,
Sammt ſeinem Ring und allen ſeinen Monden.
Mit leichter Schuld gehſt du in dieſen Streit,
Dich wird die Welt nicht tadeln, ſie wird's loben,
Daß dir der Freund das Meiſte hat gegolten.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann.

Wallenſtein.

Was gibt's?

Neumann.

Die Pappenheimiſchen ſind abgeſeſſen
Und rücken an zu Fuß, ſie ſind entſchloſſen,
Den Degen in der Hand das Haus zu ſtürmen;
Den Grafen wollen ſie befrei'n.

Wallenſtein (zu Terzky).

Man ſoll
Die Ketten vorziehn, das Geſchütz aufpflanzen.
Mit Kettenkugeln will ich ſie empfangen.
(Terzky geht ab.)

Mir vorzuſchreiben mit dem Schwert! Geh, Neumann,
Sie ſollen ſich zurückziehn, augenblicks,
Iſt mein Befehl, und in der Ordnung ſchweigend warten,
Was mir gefallen wird zu thun.
(Neumann geht ab. Illo iſt ans Fenſter getreten.)

Gräfinn.

Entlaß ihn!
Ich bitte dich, entlaß ihn!

Illo (am Fenſter).

Tod und Teufel!

Wallenſtein.

Was iſt's?

Illo.

Auf's Rathhaus ſteigen ſie, das Dach
Wird abgedeckt, ſie richten die Kanonen
Auf's Haus —

Max.

Die Raſenden!

Illo.

Sie machen Anſtalt,
Uns zu beſchießen —

Herzoginn und Gräfinn.

Gott im Himmel!

Max (zu Wallenſtein).

Laß mich
Hinunter, ſie bedeuten —

Wallenſtein.

Keinen Schritt!

Max
(auf Thekla und die Herzoginn zeigend).

Ihr Leben aber! Deins!

Wallenſtein.

Was bringſt du, Terzky?

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky (kommt zurück).

Terzky.

Botſchaft von unſern treuen Regimentern.
Ihr Muth ſei länger nicht zu bändigen.
Sie flehen um Erlaubniß anzugreifen,
Vom Prager — und vom Mühlthor ſind ſie Herr,
Und wenn du nur die Loſung wollteſt geben,
So könnten ſie den Feind im Rücken faſſen,
Ihn in die Stadt einkeilen, in der Enge
Der Straßen leicht ihn überwältigen.

Illo.

O komm! laß ihren Eifer nicht erkalten!
Die Buttleriſchen halten treu zu uns.

Wir ſind die größre Zahl und werfen ſie,
Uab enden hier in Pilſen die Empörung.

Wallenſtein.

Sall dieſe Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feuerougig,
Durch ihre Straß.n losgelaſſen toben?
Dem tauben Grimm, der keinen Führer hört,
Sall die Entſcheidung übergiben ſeiu?
Hier iſt nicht Raum zum Schlagen, nur zum Würgen;
Die losgebundnen Furien der Wuth
Ruft keines Herrſchers Stimme mehr zurück.
Wohl, es mag ſein! Ich hab' es lang bedacht,
Sa mag ſich's raſch und blutig denn entladen.

(Zu Max gewendet.)

Wie iſt's? Willſt du den Gang mit mir verſuchen?
Freiheit zu gehen haſt du. Stelle dich
Mir gegenüber. Führe ſie zum Kampf.
Den Krieg verſtehſt du, haſt bei mir etwas
Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht ſchämen,
Und keinen ſchönern Tag erlebſt du, mir
Die Schule zu bezahlen.

Gräfinn.

Iſt es dahin
Gekommen? Vetter! Vetter! könnt Ihr's tragen?

Max.

Die Regimenter, die mir anvertraut ſind,
Dem Kaiſer treu hinwegzuführen, hab' ich
Gelobt; dieß will ich halten oder ſterben.
Mehr fordert keine Pflicht von mir. Ich fechte
Nicht gegen dich, wenn ich's vermeiden kann,
Dena auch dein feindlich Haupt iſt mir noch heilig.

(Es geſchehen zwei Schüſſe. Illo und Terzky eilen an's Fenſter.)

Wallenſtein.

Was iſt das?

Terzky.

Er ſtürzt.

Wallenſtein.

Stürzt! Wer?

Illo.

Die Tiefenbacher thaten
Den Schuß.

Wallenſtein.

Auf wen?

Illo.

Auf dieſen Neumann, den
Du ſchickteſt —

Wallenſtein (auffahrend).

Tod und Teufel! So will ich —

(Will gehen.)

Terzky.

Dich ihrer blinden Wuth entgegen ſtellen?

Herzoginn und Gräfinn.

Um Gotteswillen nicht!

Illo.

Jetzt nicht, mein Feldherr!

Gräfinn.

O halt ihn! halt ihn!

Wallenſtein.

Laß mich!

Max.

Thu' es nicht,
Jetzt nicht. Die blutig raſche That hat ſie
In Wuth geſetzt, erwarte ihre Reue —

Wallenſtein.

Hinweg! Zu lange ſchon hab' ich gezaudert.
Das konnten ſie ſich freventlich erkühnen,
Weil ſie mein Angeſicht nicht ſahn — Sie ſollen
Mein Antlitz ſehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Laß ſehn, ob ſie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht?
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer und ſchnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
Ins alte Bette des Gehorſams wieder.

(Er geht. Ihm folgen Illo, Terzky und Buttler.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Gräfinn. Herzoginn. Max und Thekla.

Gräfinn (zur Herzoginn).

Wenn ſie ihn ſehn — es iſt nach Hoffnung, Schweſter.

Herzoginn.

Hoffnung! ich habe keine.

Max

(der während des letzten Auftritts in einem ſichtbaren Kampf von ferne geſtanden, tritt näher).

Das ertrag' ich nicht.
Ich kam hieher mit feſt entſchiedner Seele,
Ich glaubte recht und tadellos zu thun,
Uab muß hier ſtehen, wie ein Haſſenswerther,
Ein roh Unmenſchlicher, vom Fluch belaſtet,
Vom Abſcheu Aller, die mir theuer ſind,
Unwürdig ſchwer bedrängt die Lieben ſehn,
Die ich mit einem Wort beglücken kann —
Das Herz in mir empört ſich, es erheben
Zwei Stimmen ſtreitend ſich in meiner Bruſt,
In mir iſt Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu wählen.
O wohl, wohl haſt du wahr geredet, Vater,
Zu viel vertraut' ich auf das eigne Herz;
Ich ſtehe wankend, weiß nicht was ich ſoll.

Gräfinn.

Sie wiſſen's nicht? Ihr Herz ſagt's Ihnen nicht?
So will ich's Ihnen ſagen!
Ihr Vater hat den ſchreienden Verrath
An uns begangen, an des Fürſten Haupt
Gefrevelt, uns in Schmach geſtürzt; daraus
Ergibt ſich klar, was Sie, ſein Sohn, thun ſollen:
Gutmachen, was der Schändliche verbrochen,
Ein Beiſpiel aufzuſtellen frommer Treu,
Daß nicht der Name Piccolomini
Ein Schandlied ſei, ein ew'ger Fluch im Haus
Der Wallenſteiner.

Max.

Wo iſt eine Stimme
Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns Alle
Bewegt der Wunſch, die Leidenſchaft. Daß jetzt
Eia Engel mir vom Himmel niederſtiege,
Das Rechte mir, das Unverfälſchte, ſchöpfte
Am reinen Lichtquell, mit der reinen Hand!

(Indem ſeine Augen auf Thekla fallen.)

Wie? ſuch' ich dieſen Engel noch? Erwart' ich
Noch einen andern?

(Er nähert ſich ihr, den Arm um ſie ſchlagend.)

Hier, auf dieſes Herz,
Das unfehlbare, heilig reine will
Ich's legen, deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,
Vom unglückſelig Schuldigen ſich wendet.
Kannſt du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe?
Erkläre, daß du kannſt, und ich bin euer.

Gräfinn (mit Bedeutung).

Bedenkt —

Max (unterbricht ſie).

Bedenke nichts. Sag', wie du's fühlſt.

Gräfinn.

An Euren Vater denkt —

Max (unterbricht ſie).

Nicht Friedlands Tochter,
Ich frage dich, dich, die Geliebte frag' ich!
Es gilt nicht eine Krone zu gewinnen:
Das möchteſt du mit klugem Geiſt bedenken.
Die Ruhe deines Freundes gilt's, das Glück
Von einem Tauſend tapfern Heldenherzen,
Die ſeine That zum Muſter nehmen werden.
Soll ich dem Kaiſer Eid und Pflicht abſchwören?
Soll ich in's Lager des Octavio
Die vatermörderiſche Kugel ſenden?
Denn wenn die Kugel los iſt aus dem Lauf,
Iſt ſie kein todtes Werkzeug mehr, ſie lebt,
Ein Geiſt fährt in ſie, die Erinnyen
Ergreifen ſie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückiſch ſie den ärgſten Weg.

Thekla.

O Max —

Max (unterbricht ſie).

Nein, übereile dich auch nicht!
Ich kenne dich, dem edlen Herzen könnte
Die ſchwerſte Pflicht die nächſte ſcheinen. Nicht

Das Große, nur das Menſchliche geſchehe.
Denk', was der Fürſt von je an mir gethan.
Denk' auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten;
O auch die ſchönen, freien Regungen
Der Gaſtlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen;
Schwer rächen ſie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der ſie gräßlich ſchändet.
Leg' Alles, Alles in die Wage, ſprich
Und laß dein Herz entſcheiden.

Thekla.

O das deine
Hat längſt entſchieden. Folge deinem erſten
Gefühl —

Gräfinn.

Unglückliche!

Thekla.

Wie könnte das
Das Rechte ſein, was dieſes zarte Herz
Nicht gleich zuerſt ergriffen und gefunden?
Geh' und erfülle deine Pflicht! Ich würde
Dich immre lieben. Was du auch erwählt,
Du würdeſt edel ſtets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue ſoll
Nicht deiner Seele ſchönen Frieden ſtören.

Max.

So muß ich dich verlaſſen, von dir ſcheiden!

Thekla.

Wie du dir ſelbſt getreu bleibſt, biſt du's mir;
Uns trennt das Schickſal, unſer Herzen bleiben einig.
Ein blut'ger Haß entzweit auf ew'ge Tage
Die Häuſer Friedland, Piccolomini.
Doch wir gehören nicht zu unſerm Hauſe.
— Fort! Eile! Eile, deine gute Sache
Von unſrer unglückſeligen zu trennen.
Auf unſerm Haupte liegt der Fluch des Himmels!
Es iſt dem Untergang geweiht. Auch mich
Wird meines Vaters Schuld mit in's Verderben
Hinabziehn. Traure nicht um mich! Mein Schickſal
Wird bald entſchieden ſein.

(Max faßt ſie in die Arme, heftig bewegt. Man hört hinter der Scene ein lautes, wildes, langverhallendes Geſchrei: Vivat Ferdinandus, von kriegeriſchen Inſtrumenten begleitet. Max und Thekla halten einander unbeweglich in den Armen.)

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky.

Gräfinn (ihm entgegen).

Was war das? Was bedeutete das Rufen?

Terzky.

Es iſt vorbei und Alles iſt verloren.

Gräfinn.

Wie, und ſie gaben nichts auf ſeinen Anblick?

Terzky.

Nichts. Alles war umſonſt.

Herzoginn.

Sie riefen Vivat.

Terzky.

Dem Kaiſer.

Gräfinn.

O die Pflichtvergeſſenen!

Terzky.

Man ließ ihn nicht einmal zum Worte kommen.
Als er zu reden anfing, fielen ſie
Mit kriegeriſchem Spiel betäubend ein.
— Hier kommt er.

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Wallenſtein begleitet von **Illo** und **Buttler.** Darauf **Küraſſiere.**

Wallenſtein (im Kommen).

Terzky!

Terzky.

Mein Fürſt!

Wallenſtein.

Laß unſre Regimenter
Sich fertig halten, heut noch aufzubrechen;
Denn wir verlaſſen Pilſen noch vor Abend.

(Terzky geht ab.)

Buttler —

Buttler.

Mein General?

Wnllenſtein.

Der Kommandont zu Eger
Iſt euer Freund und Landsmann. Schreibt ihm gleich
Durch einen Eilenden, er ſoll bereit ſein,
Uns morgen in die Feſtung einzunehmen —
Ihr folgt uns ſelbſt mit Eurem Regiment.

Buttler.

Es ſoll geſchehn, mein Feldherr!

Wollenſtein

(tritt zwiſchen Max und Thekla, welche ſich während dieſer Zeit ſich umſchlungen gehalten).

Scheidet!

Max.

Gott!

(Küraſſiere mit gezogenem Gewehr treten in den Saal und ſammeln ſich im Hintergrunde. Zugleich hört man unten einige muthige Paſſagen aus dem Pappenheimer Marſch, welche dem Max zu rufen ſcheinen.)

Wnllenſtein (zu den Küraſſieren).

Hier iſt er. Er iſt frei. Ich halt' ihn nicht mehr.

(Er ſteht abgewendet und ſo, daß Max ihm nicht beikommen, und ſich dem Fräulein nähern kann.)

Max.

Du haſſeſt mich, treibſt mich im Zorn von dir.
Zerreißen ſoll das Band der alten Liebe,
Nicht ſanft ſich löſen und du willſt den Riß,
Den ſchmerzlichen, mir ſchmerzlicher noch machen!
Du weißt, ich habe ohne dich zu leben
Noch nicht gelernt — In eine Wüſte geh' ich
Hinaus, und Alles, was mir werth iſt, Alles
Bleibt hier zurück — O wende deine Augen
Nicht von mir weg! Noch einmal zeige mir
Dein ewig theures und verehrtes Antlitz!
Verſtoß mich nicht —

(Er will ſeine Hand faſſen. Wallenſtein zieht ſie zurück. Er wendet ſich an die Gräfinn.)

Iſt hier kein andres Aug,
Das Mitleid für mich hätte — Baſe Terzky —

(Sie wendet ſich von ihm; er kehrt ſich zur Herzoginn.)

Ehrwürd'ge Mutter —

Herzoginn.

Gehn Sie, Graf, wohin
Die Pflicht Sie ruft — So können Sie uns einſt
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaiſers.

Max.

Hoffnung geben Sie mir,
Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln laſſen.
O täuſchen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk!
Mein Unglück iſt gewiß, und, Dank dem Himmel!
Der mir ein Mittel eingibt, es zu enden.

(Die Kriegsmuſik beginnt wieder. Der Saal füllt ſich mehr und mehr mit Bewaffneten an. Er ſieht Buttlern daſtehen.)

Ihr auch hier, Oberſt Buttler — Und Ihr wollt mir
Nicht folgen? — Wohl! Bleibt Eurem neuen Herrn
Getreuer als dem alten. Kommt! Verſperecht mir,
Die Hand gebt mir darauf, daß Ihr ſein Leben
Beſchützen, unverletzlich wollt bewahren.

(Buttler verweigert ſeine Hand.)

Des Kaiſers Acht hängt über ihm, und gibt
Sein fürſtlich Haupt jedwedem Mordknecht preis,
Der ſich den Lohn der Blutthat will verdienen;
Jetzt thät' ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noth — und die
Ich ſcheidend um ihn ſeh' —

(Zweideutige Blicke auf Illo und Buttler richtend).

Illo.

Suche die Verräther
In Eures Vaters, in des Gallas Lager.
Hier iſt nur Einer noch. Geht und befreit uns
Von ſeinem haſſenswürd'gen Anblick! Geht!

(Max verſucht es noch einmal, ſich der Thekla zu nähern. Wallenſtein verhindert es. Er ſteht unſchlüſſig, ſchmerzvoll; indeß füllt ſich der Saal immer mehr und mehr, und die Hörner ertönen unten immer auffordernder und in immer kürzern Pauſen.)

Digitized by Google

Max.

Blaſ't! Blaſ't! — O wären es die ſchwed'ſchen Hörner,
Und ging's von hier gerad' in's Feld des Todes,
Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß ſehn, durchdrängen meinen Buſen!
Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen? — O treibt mich nicht zur Verzweiflung!
Thut's nicht! Ihr könntet es bereuen!

(Der Saal iſt ganz mit Bewaffneten erfüllt.)

Noch mehr — Es hängt Gewicht ſich an Gewicht
Und ihre Maſſe zieht mich ſchwer hinab. —
Bedenket, was ihr thut. Es iſt nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan,
Der Rachegöttinn weih' ich eure Seelen.
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben;
Wer mit mir geht, der ſei bereit zu ſterben!

(Indem er ſich nach dem Hintergrund wendet, entſteht eine raſche Bewegung unter den Küraſſieren, ſie umgeben und begleiten ihn in wildem Tumult. Wallenſtein bleibt unbeweglich, Thekla ſinkt in ihrer Mutter Arme. Der Vorhang fällt.)

Die Braut von Meſſina *).

Chor. (Cajetan.)

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürſten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden,
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfriſchendem Windesweben
Kräuſelnd bewege das ſtockende Leben.

Einer aus dem Chor. (Manfred.)

Schön iſt der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer graſen
Luſtig um ihn auf dem ſonnigen Raſen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg hat auch ſeine Ehre,
Der Beweger des Menſchengeſchicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der ſteigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Menſch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh iſt das Grab des Muths.
Das Geſetz iſt der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erſcheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweyter. (Berengar.)

Stehen nicht Amors Tempel offen?
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
Da iſt das Fürchten! Da iſt das Hoffen;
König iſt hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Daß ſich die graulichen Farben erheben.
Reizend betrügt ſie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums;
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt ſie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter. (Cajetan.)

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das Schöne! Und flechte ſich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen;
Aber dem männlichen Alter ziemt's
Einem ernſteren Gott zu dienen.

Erſter. (Manfred.)

Der ſtrengen Diana, der Freundinn der Jagden,
Laſſet uns folgen in's wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelſten nachten,
Und den Springbock ſtürzen vom Fels.
Denn die Jagd iſt ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernſten Kriegsgotts luſtige Braut —
Man iſt auf mit dem Morgenſtrahl,
Wenn die ſchmetternden Hörner laden
Luſtig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermattenden Glieder zu baden
In den erfriſchenden Strömen der Lüfte!

Zweyter. (Berengar.)

Oder wollen wir uns der blauen
Göttinn, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schos?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein luſtig ſchwimmendes Schloß?
Wer das grüne kryſtallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt ſich das Glück, dem gehört die Welt;
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
Denn das Meer iſt der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launiſch Reich;
Hier wird der Reiche ſchnell zum Armen
Und der Aermſte dem Fürſten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenſchnelle
Läuft um die ganze Windesroſe,
Wechſeln hier des Geſchickes Looſe,
Dreht das Glück ſeine Kugel um;
Auf den Wellen iſt alles Welle,
Auf dem Meer iſt kein Eigenthum.

Dritter. (Cajetan.)

Aber nicht blos im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresfluth,
Auch auf der Erde, ſo feſt ſie ruht
Auf den ewigen alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.
— Sorge gibt mir dieſer neue Frieden,
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geſchieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief ſchon hat der Haß gefreſſen,
Und zu ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Die ſich nie vergeben und vergeſſen;
Noch hab' ich das Ende nicht geſehn,
Und mich ſchrecken ahnungsvolle Träume!
Nicht Wahrſagung reden ſoll mein Mund;
Aber ſehr mißfällt mir dieß Geheime,
Dieſer Ehe ſegenloſer Bund,
Dieſe lichtſcheu krummen Liebespfade,
Dieſes Kloſterraub's verwegne That:
Denn das Gute liebt ſich das Gerade;
Böſe Früchte trägt die böſe Saat.

(Berengar.)

Auch ein Raub war's, wie wir Alle wiſſen,
Der des alten Fürſten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett geriſſen,
Denn ſie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr ſchüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche ſchrecklichen Samen
Auf das ſündige Ehebett aus.
Greuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus.

Chor. (Cajetan.)

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut,
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.
Es iſt kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder ſich wüthend ſelbſt zerſtören,
Denn verflucht ward der Mutterſchos,
Sie ſollte den Haß und den Streit gebären.
— Aber ich will es ſchweigend verhüllen,
Denn die Rachgötter ſchaffen im Stillen,
Zeit iſt's, die Unfälle zu beweinen,
Wenn ſie nahen und wirklich erſcheinen.

(Der Chor geht ab.)

*) Aus Schillers Werken, Taſchenausgabe von 1822. Band 8.

Die Scene verwandelt ſich in einen Garten, der die Ausſicht auf das Meer eröffnet. Aus einem anſtoßenden Gartenſaal tritt

Beatrice.

(Geht unruhig auf und nieder, nach allen Seiten umher ſpähend. Plötzlich ſteht ſie ſtill und horcht.)

Er iſt es nicht — Es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel ſauſend ſtreichen;
Schon neigt die Sonne ſich zu ihrem Ziel;
Mit trägem Schritt ſeh' ich die Stunden ſchleichen
Und mich ergreift ein ſchauderndes Gefühl,
Es ſchreckt mich ſelbſt das weſenloſe Schweigen.
Nichts zeigt ſich mir, wie weit die Blicke tragen;
Er läßt mich hier in meiner Angſt verzagen.

Und nahe hör' ich, wie ein rauſchend Wehr
Die Stadt, die völkerwimmelnde, ertoſen;
Ich höre fern das ungeheure Meer
An ſeine Ufer dumpferbrandend ſtoßen.
Es ſtürmen alle Schrecken auf mich her;
Klein fühl' ich mich in dieſem Furchtbargroßen,
Und fortgeſchleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im grenzenloſen Raume.

Warum verließ ich meine ſtille Zelle?
Da lebt' ich ohne Sehnſucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig, wie die Wieſenquelle,
An Wünſchen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle;
Mich faßt die Welt in ihren Rieſenarm;
Zerriſſen hab' ich alle früh're Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Pfande.

Wo waren die Sinne?
Was hab' ich gethan?
Ergriff mich bethörend
Ein raſender Wahn?

Den Schleyer zerriß ich
Jungfräulicher Zucht;
Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle!
Umſtrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?
Dem Manne folgt' ich,
Dem kühnen Entführer in ſträflicher Flucht.

O komm mein Geliebter!
Wo bleibſt du und ſäumeſt? Befreie, befreie
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es faßt mich der Schmerz.
Mit liebender Nähe verſich're mein Herz!

Und ſollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein ſich an mich ſchloß?
Denn ausgeſetzt ward ich in's fremde Leben,
Und frühe ſchon hat mich ein ſtrenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleyer nicht erheben)
Geriſſen von dem mütterlichen Schoos.
Nur einmal ſah ich ſie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.

Und ſo erwuchs ich ſtill am ſtillen Orte,
In Lebens Glut den Schatten beigeſellt.
— Da ſtand er plötzlich an des Kloſters Pforte,
Schön, wie ein Gott, und männlich, wie ein Held.
O mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
Und ſchnell, als wär' es ewig ſo geweſen,
Schloß ſich der Bund, den keine Menſchen löſen.

Vergib, du Herrliche, die mich geboren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geſchick erkoren.
Nicht frei erwählt' ich's; es hat mich gefunden;
Ein dringt der Gott auch zu verſchloß'nen Thoren;
Zu Perſeus Thurm hat er den Weg gefunden.
Dem Dämon iſt ſein Opfer unverloren.
Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.

Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu ſchauen,
In keine Heimath ſehn' ich mich zurück;
Der Liebe will ich liebend mich vertrauen;
Gibt es ein ſchön'res als der Liebe Glück?
Mit meinem Loos will ich mich gern beſcheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.

Nicht kenn' ich ſie und will ſie nimmer kennen,
Die ſich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn ſie von dir mich, mein Geliebter, trennen,
Ein ewig Räthſel bleiben will ich mir;
Ich weiß genug, ich lebe dir!

(Aufmerkend.)

Horch, der lieben Stimme Schall!
— Nein, es war der Wiederhall,
Und des Meeres dumpfes Brauſen,
Das ſich an den Ufern bricht,
Der Geliebte iſt es nicht!
Weh mir! Weh mir! Wo er weilet?
Mich umſchlingt ein kaltes Grauſen!
Immer tiefer
Sinkt die Sonne! Immer öder
Wird die Oede! Immer ſchwerer
Wird das Herz — Wo zögert er?

(Sie geht unruhig umher.)

Aus des Gartens ſichern Mauern
Wag' ich meinen Schritt nicht mehr.
Kalt ergriff mich das Entſetzen,
Als ich in die nahe Kirche
Wagte meinen Fuß zu ſetzen,
Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang,
Aus der Seele tiefſten Tiefen,
Als ſie zu der Hora riefen,
Hinzuknien an heil'ger Stätte,
Zu der Göttlichen zu flehn,
Nimmer konnt' ich widerſtehn.
Wenn ein Lauſcher mich erſpähte?
Voll von Feinden iſt die Welt,
Argliſt hat auf allen Pfaden,
Fromme Unſchuld zu verrathen,
Ihr betrüglich Netz geſtellt.
Grauend hab' ich's ſchon erfahren,
Als ich aus des Kloſters Hut
In die fremden Menſchenſcharen
Mich gewagt mit frevelm Muth.
Doch bei jenes Feſtes Feier,
Da der Fürſt begraben ward,
Mein Erkühnen büßt' ich theuer;
Nur ein Gott hat mich bewahrt —
Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich ſchreckten,
Mir das Innerſte durchzuckten,
In das tiefſte Herz mir ſchaute —
Noch durchſchauert kaltes Grauen,
Da ich's denke, mir die Bruſt!
Nimmer, nimmer kann ich ſchauen
In die Augen des Geliebten,
Dieſer ſtillen Schuld bewußt!

(Aufhorchend.)

Stimmen im Garten!
Er iſt's, der Geliebte!
Er ſelber! Jetzt täuſchte
Kein Blendwerk mein Ohr.
Es naht, es vermehrt ſich!
In ſeine Arme!
An ſeine Bruſt!

Wilhelm von Oranien
und
Graf von Egmont*).

So kündigte Philipp den Niederlanden ſeine Regierung an, und dieß waren ihre Beſchwerden, als er im Begriffe ſtand, ſie zu verlaſſen. Lange ſchon ſehnte er ſich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo ſo vieles ſeine Neigungen beleidigte, ſein deſpotiſcher Geiſt an den Geſetzen der Freiheit ſo ungeſtüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich dieſe Entfernung; die Rüſtungen Solimans zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, ſeinen Herrn zu vermiſſen. Die Wahl eines oberſten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beſchäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte ſeit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn dieſe Stelle bekleidet, welche aber, ſo lange der König in den Niederlanden ſelbſt anweſend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abweſenheit machte ſie zu dem wichtigſten Amte in der Monarchie und dem glänzendſten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers

*) Aus Schillers Werken, Taſchenausgabe von 1822, Band 12.

Digitized by Google

nur ſtreben konnte. Jetzt ſtand ſie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambreſis wieder in den Beſitz ſeiner Lande geſetzt hatte. Die beinahe unumſchränkte Gewalt, welche dem Oberſtatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntniſſe, die ein ſo ausgedehnter und delikater Poſten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anſchläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen ſollte, mußten nothwendig dieſe Wahl erſchweren. Das Geſetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberſtatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtig ſein kann, ſo iſt es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eiferſucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von ſeiner Grenze zu Hauſe wäre, kein größeres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andre Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber ſchien der Vortheil der Krone ſelbſt einen niederländiſchen Bürger zu begünſtigen. Ein geborner Brabanter, zum Beiſpiel, deſſen Vaterland ſich mit uneingeſchränkterm Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich ſchon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über ſeine geringfügigſten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in Einer Provinz ihre Abſichten durchgeſetzt, ſo war die Widerſetzung der übrigen eine Kühnheit, die ſie auf das ſtrengſte zu ahnen berechtigt war. In dem gemeinſchaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfaſſungen gleichſam untergegangen; der Gehorſam einer einzigen war ein Geſetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle ander verloren.

Unter den niederländiſchen Großen, die auf die Oberſtatthalterſchaft Anſpruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünſche der Nation zwiſchen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienſte dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu dieſem Poſten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächſt an den Thron geſtellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerſt unter den Würdigſten ſuchte, ſo mußte es nothwendig auf Einen von dieſen Beiden fallen. Da wir in der Folge dieſer Geſchichte beide Namen oft werden nennen müſſen, ſo kann die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht frühe genug auf ſie gezogen werden.

Wilhelm der Erſte, Prinz von Oranien, ſtammte aus dem deutſchen Fürſtenhauſe Naſſau, welches ſchon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem öſterreichiſchen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutſchen Reiche einen Kaiſer gegeben hatte. Außer verſchiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieſes Staats und einem gebornen Vaſallen Spaniens machten, beſaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürſtenthum Oranien. Wilhelm war im Jahr 1533 zu Dillenburg in der Grafſchaft Naſſau, von einer Gräfin Stoltberg geboren. Sein Vater, der Graf von Naſſau, deſſelben Namens, hatte die proteſtantiſche Religion angenommen, worin er auch ſeinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben ſchon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn ſehr jung an ſeinen Hof und ließ ihn in der römiſchen aufwachſen. Dieſer Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann ſchon erkannte, behielt ihn neun Jahre um ſeine Perſon, würdigte ihn ſeines eignen Unterrichts in Regierungsgeſchäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über ſeine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiſer zu bleiben, wenn er fremden Geſandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe ſchon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verſchwiegenen zu verdienen. Der Kaiſer erröthete ſogar nicht, einmal öffentlich zu geſtehen, daß dieſer junge Menſch ihm öfters Anſchläge gebe, die ſeiner eignen Klugheit würden entgangen ſein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiſte eines Mannes hegen, der in einer ſolchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte ſchon zwei öffentliche Beweiſe der höchſten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausſchließung aller Großen ſeines Hofes, das ehrenvolle Amt, ſeinem Bruder Ferdinand die Kaiſerkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiſerliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von ſeinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiſer ihm den Oberbefehl über dieſe Truppen an, gegen die Vorſtellungen ſeines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt ſchien, den erfahrnen franzöſiſchen Feldherrn einen Jüngling entgegenzuſetzen. Abweſend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar ſeiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn ſeine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunſt, in welcher dieſer Prinz bei dem Vater geſtanden hatte, wäre allein ſchon ein wichtiger Grund geweſen, ihn von dem Vertrauen ſeines Sohnes auszuſchließen. Philipp, ſcheint es, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, den ſpaniſchen Adel an dem niederländiſchen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte dieſen letztern ſtets unterſchieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blaſſen Menſchen, wie Cäſar ſie nennt, die des Nachts nicht ſchlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloſeſte aller Gemüther gewankt hat. Die ſtille Ruhe eines immer gleichen Geſichts verbarg eine geſchäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher ſie ſchuf, nicht bewegte, und der Liſt und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geiſt, weich und bildſam genug, augenblicklich in alle Formen zu ſchmelzen; bewährt genug, in keiner ſich ſelbſt zu verlieren; ſtark genug, jeden Glückswechſel zu ertragen. Menſchen zu durchſchauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meiſter, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weiſe des Hofs, ſeine Lippen eine Knechtſchaft bekennen ließ, die das ſtolze Herz Lügen ſtrafte, ſondern weil er mit den Merkmalen ſeiner Gunſt und Verehrung weder karg noch verſchwenderiſch war, und durch eine kluge Wirthſchaft mit demjenigen, wodurch man Menſchen verbindet, ſeinen wirklichen Vorrath an dieſen Mitteln vermehrte. So langſam ſein Geiſt gebar, ſo vollendet waren ſeine Früchte; ſo ſpät ſein Entſchluß reifte, ſo ſtandhaft und unerſchütterlich ward er vollſtreckt. Den Plan, dem er einmal als dem erſten gehuldigt hatte, konnte kein Widerſtand ermüden, keine Zufälle zerſtören, denn alle hatten, noch ehe ſie wirklich eintraten, vor ſeiner Seele geſtanden. So ſehr ſein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, ſo unterworfen war es der Furcht; aber ſeine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerſtreute ſein Gold mit Verſchwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war ſeine einzige Feierſtunde, aber dieſe gehörte ſeinem Herzen auch ganz, ſeiner Familie und der Freundſchaft; ein beſchridener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier erklärte ſich ſeine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltſamkeit würzten, und die ernſte Sorge durfte hier die Jovialität ſeines Geiſtes nicht umwölken. Sein Hausweſen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerſchaft, die Menge und das Anſehn derer, die ſeine Perſon umgaben, machten ſeinen Wohnſitz einem ſouverainen Fürſtenhofe gleich. Eine glänzende Gaſtfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttinn ſeines Palaſtes. Fremde Prinzen und Geſandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieſer Aufwand auf ſeine Abſichten werfen konnte. Aber dieſe Verſchwendungen unterhielten den Glanz ſeines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr ſchmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgeſtellt zu ſehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er geſehen wurde, erhöhte den Werth der Leutſeligkeit, zu der er herabſtieg. Niemand war wol mehr zum Führer einer Verſchwörung geboren, als Wilhelm der Verſchwiegene. Ein durchdringender feſter Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, ſchnelle Beſitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geiſter, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Geſtalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterſpinnen, ſtanden unter der Aufſicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit feſtem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Menſch, wie dieſer, konnte ſeinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauiſchſten Geiſte ſeines Jahrhunderts. Philipp der Zweite ſchaute ſchnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, ſeinem eignen am ähnlichſten war. Hätte er ihn nicht ſo vollkommen durchſchaut, ſo wäre es unerklärbar, wie er einem Menſchen ſein Vertrauen nicht geſchenkt haben ſollte, in welchem ſich beinahe alle Eigenſchaften vereinigen, die Er am höchſten ſchätzte und am beſten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte ſeine Staatskunſt bei demſelben Meiſter gelernt, und war, wie zu fürchten ſtand, ein fähigerer Schüler geweſen. Nicht, weil er den Fürſten des Machiavells zu ſeinem Studium gemacht, ſondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genoſſen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künſten bekannt worden, durch welche Throne fallen und ſteigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf ſeine Staatskunſt gerüſtet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der ſchlimmen zu Gebote ſtanden. Und eben dieſer letztere Umſtand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen dieſen am unverſöhnlichſten haßte, und ſo unnatürlich fürchtete.

Digitized by Google

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von ſeiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papſt, ſo lange der Kaiſer, ſein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorlieb-, die ſeinem jungen Herzen für die verbeſſerte Lehre gegeben worden, nie ganz verlaſſen habe. Welche Kirche er auch in gewiſſen Perioden ſeines Lebens mag vorgezogen haben, ſo hätte ſich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir ſehen ihn in ſpätern Jahren beinahe mit eben ſo wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutheriſche Religion für die römiſche verließ. Gegen die ſpaniſche Tyrannei vertheidigte er mehr die Menſchenrechte der Proteſtanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Dieſe allgemeinen Gründe des Mißtrauens ſchienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über ſeine wahren Geſinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambreſis, an deſſen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorſichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu ſprechen glaubte, einen heimlichen Anſchlag erfahren, den der franzöſiſche Hof mit dem ſpaniſchen gegen die Proteſtanten beider Reiche entwarf. Dieſe wichtige Entdeckung eilte der Prinz ſeinen Freunden in Brüſſel, die ſie ſo nah anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechſelte, fielen unglücklicher Weiſe dem Könige von Spanien in die Hände. Philipp wurde von dieſem entſcheidenden Aufſchluſſe über Wilhelms Geſinnungen weniger überraſcht, als über die Zerſtörung ſeines Anſchlags entrüſtet; aber die ſpaniſchen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergiſſen hatten, wo der größte der Kaiſer, im letzten Akte ſeines Lebens, auf ſeinen Schultern ruhte, verſäumten dieſe günſtige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimniſſes endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu ſtürzen.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegeriſcher Muth die Waffen des Hauſes Oeſtreich ermüdet hatte. Sein Geſchlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von ſeinen Vorfahren hatte ſchon unter Maximilian die Statthalterſchaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz ſeiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geſchlagen; die Kriege dieſes Kaiſers waren die Schule ſeines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden ſeines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarſten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beſchleunigt worden, und der flämiſche Stolz machte ſich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit ſeiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen ſeiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwiſchen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte ſich im Anſchauen derer, die ihm das Theuerſte waren. Jede öffentliche Erſcheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte ſein Leben; in der Ruhmredigkeit ſeiner Kriegsgefährten lebten ſeine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anſtand und Leutſeligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterſchaft, ſchmückten mit Grazie ſein Verdienſt. Auf einer freien Stirn erſchien ſeine freie Seele; ſeine Offenherzigkeit verwaltete ſeine Geheimniſſe nicht beſſer, als ſeine Wohlthätigkeit ſeine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, ſo bald er ſein war. Sanft und menſchlich war ſeine Religion, aber wenig geläutert, weil ſie von ſeinem Herzen und nicht von ſeinem Verſtande ihr Licht empfing. Egmont beſaß mehr Gewiſſen, als Grundſätze; ſein Kopf hatte ſich ſein Geſetzbuch nicht ſelbſt gegeben, ſondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menſchen waren böſe oder gut, und hatten nichts Böſes oder Gutes; in ſeiner Sittenlehre fand zwiſchen Laſter und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entſchied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein beſſerer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieſer ſahe die Welt, wie ſie wirklich war, Egmont in dem magiſchen Spiegel einer verſchönernden Phantaſie. Menſchen, die das Glück mit einem Lohn überraſchte, zu welchem ſie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden ſehr leicht verſucht, den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuſchalten, der ſie endlich tolldreiſt, wie Cäſar ſeinem Glücke, vertrauen. Von dieſen Menſchen war Egmont. Trunken von Verdienſten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in dieſem ſüßen Bewußtſein, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unſichern Pfande vertraute, das ihm das Schickſal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbſt die ſchrecklichſte Erfahrung des ſpaniſchen Meineids konnte nachher nicht die Zuverſicht aus ſeiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüſte ſelbſt war Hoffnung ſein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für ſeine Familie hielt ſeinen patriotiſchen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt ſeinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont iſt nie mehr, als ein Fläminger geweſen.

Philipp der Zweite ſtand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberſtatthalterſchaft der Niederlande ſchien die einzig würdige Belohnung ſo glänzender Verdienſte zu ſein. Geburt und Anſehn, die Stimme der Nation und perſönliche Fähigkeiten ſprachen ſo laut für Egmont, als für Oranien, und wenn dieſer übergangen wurde, ſo konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von ſo gleichem Verdienſte hätten Philipp bei einer Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, ſich für Einen von beiden zu beſtimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen ſie ihr Recht darauf unterſtützten, waren es, was ſie ausſchloß; und gerade durch dieſe feurigen Wünſche der Nation für ihre Erhebung hatten ſie ihre Anſprüche auf dieſen Poſten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote ſtand. Egmonts Abkunft von den gelderiſchen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des ſpaniſchen Hauſes, und die höchſte Gewalt ſchien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung ſeines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintanſetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch ſie ſelbſt beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.

Die fehlgeſchlagene Erwartung der Regentſchaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, ſeinen Einfluß in den Niederlanden feſter zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu dieſem Amte in Vorſchlag gebracht wurden, war auch Chriſtina, Herzoginn von Lothringen, und Muhme des Königs, die ſich als Mittlerinn des Friedens von Chateau-Cambreſis ein glänzendes Verdienſt um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Abſichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzoginn Chriſtina wurde verworfen, nicht ſowol, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich ſie dem ſpaniſchen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deßwegen, weil ſie dem niederländiſchen Volke und dem Prinzen von Oranien willkommen war.

Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?*)

Eine akademiſche Antrittsrede.

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine H. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe, und Jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geſchichte. Der Anblick ſo vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her verſammelt, und in deren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derſelben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geſchenk iſt, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Menſch dem Menſchen Größeres zu geben, als Wahrheit? — deſto mehr muß ich Sorge tragen, daß ſich der Werth

*) Aus Schiller's Werken, Taſchenausg. v. 1822, B. 16.

Digitized by Google

deſſelben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geiſt in dieſer glücklichen Epoche ſeines Wirkens empfängt, und je raſcher ſich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, deſto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß ſich dieſer Enthuſiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuſchung nicht unwürdig verſchwende.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch alle Zuſtände, die der Menſch erlebte, durch alle abwechſelnde Geſtalten der Meinung, durch ſeine Thorheit und Weisheit, ſeine Verſchlimmerung und Veredlung, begleitet ſie ihn; von Allem, was er ſich *nahm* und *gab*, muß ſie Rechenſchaft ablegen. Es iſt Keiner unter Ihnen Allen, dem Geſchichte nicht etwas Wichtiges zu ſagen hätte; alle noch ſo verſchiedene Bahnen Ihrer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber eine Beſtimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weiſe mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — ſich als Menſchen auszubilden — und zu dem Menſchen eben redet die Geſchichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von dieſem Gegenſtande Ihres Fleißes genauer zu beſtimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derſelbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer ſo verſchiedenen Studien ſteht, wird es nicht überflüſſig ſein, mich *über dieſen Zweck Ihrer Studien* ſelbſt vorher mit Ihnen einzuverſtehen. Eine vorläufige Berichtigung dieſer Frage, welche mir paſſend und würdig genug ſcheint, unſre künftige akademiſche Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand ſetzen, Ihre Aufmerkſamkeit ſogleich auf die würdigſte Seite der Weltgeſchichte hinzuweiſen.

Anders iſt der Studierplan, den ſich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philoſophiſche Kopf ſich vorzeichnet. Jener, dem es bei ſeinem Fleiß einzig und allein darum zu thun iſt, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile deſſelben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzt, um dadurch ſeinen ſinnlichen Zuſtand zu verbeſſern und eine kleinliche Ruhmſucht zu befriedigen, ein Solcher wird beim Eintritt in ſeine akademiſche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wiſſenſchaften, die er Brotſtudien nennt, von allen übrigen, die den Geiſt nur als Geiſt vergnügen, auf das Sorgfältigſte abzuſondern. Alle Zeit, die er dieſen letztern widmete, würde er ſeinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und ſich dieſen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn ſeines Schickſals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er ſich fähig gemacht hat, dieſe Inſtanz nicht zu fürchten. Hat er ſeinen Kurſus durchlaufen, und das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo entläßt er ſeine Führerinnen — denn wozu weiter ſie bemühen? Seine größte Angelegenheit iſt jetzt, die zuſammengehäuften Gedächtnißſchätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß ſie in ihrem Werthe nicht ſinken. Jede Erweiterung ſeiner Brotwiſſenſchaft beunruhigt ihn, weil ſie ihm neue Arbeit zuſendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung ſchreckt ihn auf, denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrieen, als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wiſſens mehr auf, als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bei dem Schulſyſtem, das ſie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daſein fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brotgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe *durch ſich ſelbſt* ihn belohnen, deſto größere Vergeltung heiſcht er von außen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur *Einen* Maßſtab, *die Mühe*. Darum hört man Niemand mehr klagen, als den Brotgelehrten; nicht bei ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenſtellen, von Verſorgung. Schlägt ihm dieſes fehl, wer iſt unglücklicher als der Brotgelehrte? Er hat umſonſt gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umſonſt nach Wahrheit geforſcht, wenn ſich Wahrheit nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürſtengunſt verwandelt.

Beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechteſten! der im Reiche der vollkommenſten Freiheit eine Sklavenſeele mit ſich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber iſt der junge Mann von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln. Bald wird ſeine Berufswiſſenſchaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünſche werden in ihm aufwachen, die ſie nicht zu befriedigen vermag; ſein Genie wird ſich gegen ſeine Beſtimmung auflehnen. Als Bruchſtück erſcheint ihm jetzt Alles, was er thut, er ſieht keinen Zweck ſeines Wirkens, und doch kann er Zweckloſigkeit nicht ertragen. Das Mühſelige, das Geringfügige in ſeinen Berufsgeſchäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen ſetzen kann, der nur die helle Einſicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt ſich abgeſchnitten, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang der Dinge, weil er unterlaſſen hat, ſeine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuſchließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet ſeine Rechtswiſſenſchaft, ſobald der Schimmer beſſerer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anſtatt daß er jetzt ſtreben ſollte, ein neuer Schöpfer derſelben zu ſein, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbeſſern. Der Arzt entzweiet ſich mit ſeinem Beruf, ſobald ihm wichtige Fehlſchläge die Unzuverläſſigkeit ſeiner Syſteme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den ſeinigen, ſobald ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält ſich der philoſophiſche Kopf! — Eben ſo ſorgfältig, als der Brotgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich Jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen — *herzuſtellen*, ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften von einander geſchieden. Wo der Brotgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Frühe hat er ſich überzeugt, daß im Gebiete des Verſtandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und ſein reger Trieb nach Uebereinſtimmung kann ſich mit Bruchſtücken nicht begnügen. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Gewiſſens gerichtet; ſeine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaften ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überſchauet. Neue Entdeckungen im Kreiſe ſeiner Thätigkeit, die den *Brotgelehrten* niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lücke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den letzten, noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: *ſo hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als ſein Syſtem*, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von außen ſein Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der Erſte, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere Gedankenformen ſcheritet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brotgelehrte in ewigem Geiſtesſtillſtande das unfruchtbare Einerlei ſeiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienſts, als der philoſophiſche Kopf. Scharfſichtig und erfinderiſch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, iſt er auch billig genug, den Urheber auch der kleinſten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brotgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geſchieht und gedacht wird, in ſein Eigenthum zu verwandeln — zwiſchen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinſchaft aller Güter des Geiſtes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brotgelehrte verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er neidiſch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur ſchwach gegen die ſiegende Vernunft vertheidigt. Zu Allem, was der Brotgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand, in ſeinem Fleiße ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird ſein Eifer, wie viel ausdauernder wird ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſein, da bei ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine ſelbſt gewinnt Größe unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brotgelehrte in dem Großen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht *was* er treibt, ſondern *wie* er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Object ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und *nahe* durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß bereits bei Ihnen entſchieden ſei, welches von beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie Sich

Digitized by Google

zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwiſchen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem *Zweiten* allein habe ich es zu thun; denn bei dem Beſtreben, ſich dem *Erſten* nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtand der heutigen Vorleſung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unſre europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völkerſchaften, die auf den mannigfaltigſten Stufen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiednen Alters um einen Erwachſenen herum ſtehen, und durch ihr Beiſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Völkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſrer eignen Kultur weit genug würden fortgeſchritten ſein, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlornen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch mußte ſich erſt durch eine außerordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reiſebeſchreiber nun von dieſen Wilden? Manche fanden ſie ohne Bekanntſchaft mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bei vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das ſo einfache Band der *Ehe*, dort noch keine Kenntniß des *Eigenthums*; hier konnte die ſchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſt halten, die ſie doch täglich wiederholte; ſorglos ſah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute ſchlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder ſchlafen würde. Krieg hingegen war bei Allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Bei andern, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stufe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten Knechtſchaft und Despotismus ein ſchauderhaftes Bild. Dort ſah man einen Despoten Afrika's ſeine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: — hier wurden ſie auf ſeinem Grab abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andre Extrem geſetzloſer Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; *Feind* heißt ihm Alles, was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein ſüßes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren *wir*. Nicht viel beſſer fanden uns *Cäſar* und *Tacitus* vor achtzehnhundert Jahren.

Was ſind *wir* jetzt? Laſſen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter ſtille ſtehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients zu ſeinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug, hat er Aſien in Europa aufſtehen laſſen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriß und dem Sonnenſtrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterem Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniß nicht mehr an die Pflugſchar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er ſeine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das unſchätzbare Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht auszuleſen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeitdem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkür geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindſeligem Egoismus abſonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galiläi und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen heruntergeſtiegen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmählig in die Vergeſſenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung iſt geſchehen, daß die Geſetze tugendhaft ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen zügelt, halten jetzt die Geſetze des Anſtands und der Ehre in Schranken.

Wahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen ſollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich dieſſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch *Eintracht* zuſammen: jenes drückte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſklaviſchen *Einförmigkeit* darnieder. Selbſt unſre Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der beſſern Philoſophie verkennen? Unſre *Leibnitze* und Locke machten ſich um das *Dogma* und um die *Moral* des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines *Raphael* und *Corregio* um die heilige Geſchichte.

Endlich unſre Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie in einander verſchlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichſten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharniſchter Krieg, und die Selbſtliebe eines Staats ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern. Die europäiſche Staatengeſellſchaft ſcheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenoſſen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleiſchen.

Welche entgegengeſetzte Gemälde! Wer ſollte in dem verfeinerten Europaer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeſchrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle dieſe Fertigkeiten, Kunſttriebe, Erfahrungen, alle dieſe Schöpfungen der Vernunft ſind im Raume von wenigen Jahrtauſenden in dem Menſchen angepflanzt und entwickelt worden; alle dieſe Wunder der Kunſt, dieſe Rieſenwerke des Fleißes ſind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte dieſe heraus? Welche Zuſtände durchwanderte der Menſch, bis er von *jenem* Aeußerſten zu *dieſem* Aeußerſten, vom ungeſelligen Höhlenbewohner — zum geiſtreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufſtieg? — Die allgemeine Weltgeſchichte gibt Antwort auf dieſe Frage.

Digitized by Google

So unermeßlich ungleich zeigt ſich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landſtriche, wenn wir es in verſchiedenen Zeiträumen anſchauen! Nicht weniger auffallend iſt der Unterſchied, den uns das gleichzeitige Geſchlecht, aber in verſchiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfaſſungen und Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frei an der Themſe, und für dieſe Freiheit ſein eigner Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtflüſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine Zwietracht; jenſeits der Pyrenäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an dem Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunſtfleiß und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutſchland ſo viele Thronen, und ließ in Frankreich alle, bis auf Einen, verſchwinden? — Die Univerſalgeſchichte löſt dieſe Frage.

Selbſt daß *wir* uns in dieſem Augenblicke hier zuſammenfanden, uns mit dieſem Grade von Nationalkultur, mit dieſer Sprache, dieſen Sitten, dieſen bürgerlichen Vortheilen, dieſem Maß von Gewiſſensfreiheit zuſammen fanden, iſt das Reſultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die *ganze* Weltgeſchichte würde wenigſtens nöthig ſein, dieſes einzige Moment zu erklären. Daß wir uns als Chriſten zuſammen fanden, mußte dieſe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte ſie den römiſchen Staat genau ſo finden, als ſie ihn fand, um ſich mit ſchnellem ſiegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäſarn endlich ſelbſt zu beſteigen. Unſre rauhen Vorfahren in den thüringiſchen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch ſeine wachſenden Reichthümer, durch die Unwiſſenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrſcher mußte der Klerus verführt und begünſtigt werden, ſein Anſehn zu mißbrauchen, und ſeine ſtille *Gewiſſensmacht* in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem *Gregor* und *Innocenz* alle ihre Greuel auf das Menſchengeſchlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß, und des geiſtlichen Despotismus ſchreiendes Scandal einen unerſchrockenen Auguſtinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römiſchen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als proteſtantiſche Chriſten hier verſammeln ſollten. Wenn dieß geſchehen ſollte, ſo mußten die Waffen unſrer Fürſten *Karln V.* einen Religionsfrieden abnöthigen; ein *Guſtav Adolph* mußte den Bruch dieſes Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Frieden ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten ſich in Italien und Deutſchland erheben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenſchaft zerbrechen, unwiſſenden Tyrannen den Richterſtab aus den Händen ringen, und durch eine kriegeriſche Hanſa ſich in Achtung ſetzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künſten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen *Mittelſtande*, dem Schöpfer unſrer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menſchheit heranreifen ſollte. Deutſchlands Kaiſer mußten ſich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpſten, mit ihren Vaſallen, mit eiferſüchtigen Nachbarn entkräften — Europa ſich ſeines gefährlichen Ueberfluſſes in Aſiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderiſchen Fauſtrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten ſeinen Empörungsgeiſt ausbluten — wenn das verworrene Chaos ſich ſondern, und die ſtreitenden Mächte des Staats in dem geſegneten Gleichgewicht ruhen ſollten, wo unſer jetzige Muße der Preis iſt. Wenn ſich unſer Geiſt aus der Unwiſſenheit herausringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt: ſo mußte der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter ihren wüthendſten Verfolgern aufs Neue hervorbrechen, und ein *Al Mamun* den Wiſſenſchaften den Raub vergüten, den ein *Omar* an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unſre Vorfahren von den blutigen *Urtheilen Gottes* zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen, der Müſſiggang der Mönche mußte für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von ferne einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des *Auguſtiſchen* Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern mußte der niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchließen, wenn ſie einen Weg zu den Herzen finden, und den Namen einer Menſchenbilderin ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn dieſe beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtands emporgedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre *ganze* Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten *zuſammentreffen*, dieſen neuen noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſrer Kultur, wie die entlegenſten Welttheile zu unſerm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen, und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſerer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſers Verderbens — ſetzen ſie nicht einen *Columbus* voraus, der Amerika entdeckte, einen *Vasco de Gama*, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. *Ganz* und *vollzählig* überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand, dem Menſchen ſind engere Grenzen geſetzt. I. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entweder keinen menſchlichen Zeugen oder Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſtgehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition und das Organ der Tradition iſt Sprache. Die ganze Epoche *vor der Sprache*, ſo folgenreich ſie auch für die *Welt* geweſen, iſt für die *Weltgeſchichte* verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, ſo geſchah dieſe Mittheilung anfangs durch den unſichern und wandelbaren Weg der *Sagen*. Von Mund zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort, und da ſie durch Media ging, die verändert werden und verändern, ſo mußte ſie dieſe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläßige Quelle für die Geſchichte; daher ſind alle Begebenheiten *vor dem Gebrauche der Schrift* für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren. III. Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet. Bei weitem der größere Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die größere Anzahl durch die *Leidenſchaft*, durch den *Unverſtand*, und oft ſelbſt durch das *Genie* ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem älteſten hiſtoriſchen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widerſprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthſeln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtauſende von uns entlegen ſind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geſchehenen Abzügen zurückbleibt, iſt der Stoff der Geſchichte in ihrem weiteſten Verſtande. *Was* und *wieviel* von dieſem hiſtoriſchen Stoff gehört nun der *Univerſalgeſchichte*?

Aus der ganzen Summe dieſer Begebenheiten hebt der Univerſalhiſtoriker diejenigen heraus, welche auf die *heutige* Geſtalt der Welt und den Zuſtand der jetzt lebenden Generation einen weſentlichen, unwiderſprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines hiſtoriſchen Datums zu der *heutigen* Weltverfaſſung iſt es alſo, worauf geſehen werden muß, um Materialien für die Weltgeſchichte zu ſammeln. Die Weltgeſchichte geht alſo von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenſteht. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab; der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprung der Dinge ent-

gegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorhergegangenen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere mit darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluß über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er dieſen Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmäler; dann ſteht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieſer bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dieß iſt die Weltgeſchichte, die wir haben und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig iſt, ſo müſſen eben ſo viele Lücken in der Weltgeſchichte entſtehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung giebt. So gleichförmig, nothwendig und beſtimmt ſich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, ſo unterbrochen und zufällig werden ſie in der Geſchichte in einander gefügt ſein. Es iſt daher zwiſchen dem Gange der *Welt* und dem Gange der *Weltgeſchichte* ein merkliches Mißverhältniß ſichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeſchichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geſchehen kann, daß der Zuſammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuſtande des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin ſie mit Ereigniſſen ſteht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: ſo iſt es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die ſich mit dem neueſten Zeitalter aufs Genaueſte binden, in dem Zeitalter, dem ſie eigentlich angehören, nicht ſelten *iſolirt* erſcheinen. Ein Faktum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Faktum für die Weltgeſchichte wird: aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bei dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſer Weltgeſchichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des menſchlichen Gemüths, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniſſe des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluß ähnlicher Umſtände von außen, in den neueſten Zeitläufen wiederkehren; daß alſo von den neueſten Erſcheinungen, die im Kreis unſerer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche ſich in geſchichtloſen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu ſchließen, iſt, wie überall, ſo auch in der Geſchichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber ſie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben ſo viel Vorſicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann ſich der philoſophiſche Geiſt bei dem Stoffe der Weltgeſchichte verweilen, ſo wird ein neuer Trieb in ihm geſchäftig werden, der nach Uebereinſtimmung ſtrebt — der ihn unwiderſtehlich reizt, Alles um ſich herum ſeiner eigenen vernünftigen Natur zu aſſimiliren, und jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum *Gedanken* zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherm Erfolge er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was er als *Urſache* und *Wirkung* in einander greifen ſieht, als *Mittel* und *Abſicht* zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ohngefähr, der geſetzloſen Freiheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freilich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte eine ſo heitre Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie aus ſich ſelbſt heraus, und verpflanzt ſie außer ſich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologiſches Princip in die *Weltgeſchichte*. Mit dieſem durchwandert er ſie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erſcheinung, welche dieſer große Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tauſend beiſtimmende Fakta *beſtätigt*, und durch eben ſo viele andre *widerlegt*; aber ſo lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſo lange das Schickſal über ſo viele Begebenheiten den letzten Aufſchluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für *unentſchieden*, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung, und dem Herzen die größere Glückſeligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach letzterm Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes großen Maßes könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf die lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläßigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den höchſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſein, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Beſchäftigung gewähren. Licht wird ſie in Ihrem Verſtande, und eine wohlthätige Begeiſterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und indem ſie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird ſie die vorſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks, und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft vorauszueilen: ſo verbirgt ſie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchließen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein ganzes Daſein in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meinungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homeriſche Zeus ſieht ſie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von fern, wo dieſe regellos ſchweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines *Gregors* und *Cromwells* geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.“

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreißen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles, was *aufhört*, hat für ſie gleich kurz gedauert: ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt; ſo ſtellt ſie den wahren Maßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſre eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldnen Zeiten *Alexanders* und *Auguſts* nicht zurückwünſchen.

Unſer *menſchliches* Jahrhundert herbei zu führen, haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſre Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bei dem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſein, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das *kommende* Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns erglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müſſen, auch aus *unſern* Mitteln

einen Beitrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſein zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſei, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.

Ueber

Bürgers Gedichte *).

Die Gleichgültigkeit, mit der unſer philoſophirendes Zeitalter auf die Spiele der Muſen herabzuſehen anfängt, ſcheint keine Gattung der Poeſie empfindlicher zu treffen als die lyriſche. Der dramatiſchen Dichtkunſt dient doch wenigſtens die Einrichtung des geſelligen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, ſich dem Weltton mehr anzuſchmiegen und den Geiſt der Zeit in ſich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Geſellſchaftsgeſänge, die Muſikliebhaberei unſrer Damen ſind nur ein ſchwacher Damm gegen den Verfall der lyriſchen Dichtkunſt. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein ſehr niederſchlagender Gedanke, wenn dieſe jugendlichen Blüthen des Geiſtes in der Fruchtzeit abſterben, wenn der reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden ſollte. Vielmehr ließe ſich auch in unſern ſo unpoetiſchen Tagen, wie für die Dichtkunſt überhaupt, alſo auch für die lyriſche, eine ſehr würdige Beſtimmung entdecken; es ließe ſich vielleicht darthun, daß, wenn ſie von einer Seite höhern Geiſtesbeſchäftigungen nachſtehen muß, ſie von einer andern nur deſto nothwendiger geworden iſt. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirkſamkeit unſrer Geiſteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wiſſens und die Abſonderung der Berufsgeſchäfte nothwendig macht, iſt es die Dichtkunſt beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfſinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmoniſchem Bunde beſchäftigt, welche gleichſam den ganzen Menſchen in uns wieder herſtelle. Sie allein kann das Schickſal abwenden, das traurigſte, das dem philoſophirenden Verſtande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forſchens den Preis ſeiner Anſtrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu ſterben. Aus noch ſo divergierenden Bahnen wird ſich der Geiſt bei der Dichtkunſt wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erſtarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlichblühende Hebe, welche in Jovis Saal die unſterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß ſie ſelbſt mit dem Zeitalter fortſchritte, dem ſie dieſen wichtigen Dienſt leiſten ſoll; daß ſie ſich alle Vorzüge und Erwerbungen deſſelben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menſchheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth ſich kleiden in ihrer ſchöpferiſchen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte ſie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel ſammeln, und mit idealiſirender Kunſt, aus dem Jahrhundert ſelbſt, ein Muſter für das Jahrhundert erſchaffen. Dieß aber ſetzte voraus, daß ſie ſelbſt in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. So lange dieß nicht iſt, ſo lange zwiſchen dem ſittlich ausgebildeten vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterſchied Statt findet, als daß Letzterer zu den Vorzügen des Erſtern das Talent der Dichtung noch als Zugabe beſitzt; ſo lange dürfte die Dichtkunſt ihren veredelten Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geiſt und Herz bei einem unreifen Jüngling ſuchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geiſtesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verſcheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer ſein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben ſein ſoll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm ſtehe, weil er auch in Stunden des Genuſſes nicht unter ſich ſinken will. Es iſt alſo nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu ſchildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeiſterung allein iſt nicht genug; man fordert die Begeiſterung eines gebildeten Geiſtes. Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſein, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchſte Werth ſeines Gedichtes kann kein anderer ſein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer intereſſanten Gemüthslage eines intereſſanten vollendeten Geiſtes iſt. Nur ein ſolcher Geiſt ſoll ſich uns in Kunſtwerken ausprägen; er wird uns in ſeiner kleinſten Aeußerung kenntlich ſein, und umſonſt wird, der es nicht iſt, dieſen weſentlichen Mangel durch Kunſt zu verſtecken ſuchen. Vom Aeſthetiſchen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der einer ſeiner einzelnen Handlungen den Stempel moraliſcher Güte aufdrücken kann, ſo iſt es dort nur der reife, der vollkommene Geiſt, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch ſo großes Talent kann dem einzelnen Kunſtwerk verleihen, was dem Schöpfer deſſelben gebricht, und Mängel, die aus dieſer Quelle entſpringen, kann ſelbſt die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen ſein, wenn uns aufgelegt würde, dieſen Maßſtab in der Hand, den gegenwärtigen Muſenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unſrer, nicht ungeprieſenen, lyriſchen Dichter auf den beſſern des Publikums wirkt; auch trifft es ſich zuweilen, daß uns einer oder der Andere, wenn wir es auch ſeinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit ſeinen Bekenntniſſen überraſcht oder uns Proben von ſeinen Sitten liefert. Jetzt ſchränken wir uns darauf ein, von dem bisher Geſagten die Anwendung auf Hrn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl dieſem Maßſtab auch ein Dichter unterworfen werden, der ſich ausdrücklich als „Volksſänger“ ankündigt, und Popularität (S. Vorrede z. 1. Theil S. 15 u. f.) zu ſeinem höchſten Geſetz macht? Wir ſind weit entfernt, Hrn. B. mit dem ſchwankenden Worte „Volk“ ſchikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verſtändigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer ſeinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unſern Tagen vergeblich geſucht werden. Unſre Welt iſt die Homer'ſche nicht mehr, wo alle Glieder der Geſellſchaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieſelbe Stufe einnahmen, ſich alſo leicht in derſelben Schilderung erkennen, in denſelben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt iſt zwiſchen der Auswahl einer Nation und der Maſſe derſelben ein ſehr großer Abſtand ſichtbar, wovon die Urſache zum Theil ſchon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und ſittliche Veredlung ein zuſammenhängendes Ganzes ausmachen, mit deſſen Bruchſtücken nichts gewonnen wird. Außer dieſem Kulturunterſchied iſt es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander ſo äußerſt unähnlich macht. Es würde daher umſonſt ſein, willkürlich in einen Begriff zuſammen zu werfen, was längſt ſchon keine Einheit mehr iſt. Ein Volksdichter für unſre Zeiten hätte alſo blos zwiſchen dem Allerleichteſten und dem Allerſchwerſten die Wahl; entweder ſich ausſchließend der Faſſungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klaſſe Verzicht zu thun, — oder den ungeheuern Abſtand, der zwiſchen beiden ſich befindet, durch die Größe ſeiner Kunſt aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der erſten Gattung glücklich geweſen ſind, und ſich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. Bürgers Genie die Kunſt und ſein Talent ſo tief herabgeſetzt haben, um nach einem ſo gemeinen Ziele zu ſtreben. Popularität iſt ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine ſo ſchwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflöſung der höchſte Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geſchmack des Kenners Genüge zu leiſten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu ſein — ohne der Kunſt etwas von ihrer Würde zu vergeben, ſich an den Kinderverſtand des Volks anzuſchmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, iſt dieſe Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, ſie aufzulöſen — glückliche Wahl des Stoffs und höchſte Simplicität in Behandlung deſſelben. Jenen müßte der Dichter ausſchließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menſchen als Menſchen eigen ſind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufſchlüſſe, Fertigkeiten gehören, die man nur in poſitiven und künſtlichen Verhältniſſen erlangt, müßte er ſich ſorgfältig unterſagen, und durch dieſe reine Scheidung deſſen, was im Menſchen blos menſchlich iſt, gleichſam den verlornen Zuſtand der Natur zurückrufen. In ſtillſchweigendem Einverſtändniß mit den Vortrefflichſten ſeiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichſten und bildſamſten Seite faſſen, durch das geübte Schönheitsgefühl den ſittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenſchaftbedürfniß, das der Alltagspoet ſo geiſtlos und oft ſo ſchädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenſchaft nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorſtrömenden, Sprache ſuchenden Affekt der Liebe, der

*) Aus Schillers Werken: Taſchenausgabe von 1822, Bd. 18.

Digitized by Google

Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geiſtreichern Text unterlegen; er würde, indem Er ihnen den Ausdruck lieh, ſich zum Herrn dieſer Affekte machen, und ihren rohen, geſtaltloſen, oft thieriſchen Ausdruck noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbſt die erhabenſte Philoſophie des Lebens würde ein ſolcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflöſen, die Reſultate des mühſamſten Forſchens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimniſſe des Denkers in leicht zu entziffernder Bilderſprache dem Kinderſinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagteſten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloſer Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe ſie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Macht an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges, einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich von ſelbſt der Vernunft abfordern.

In dieſem Sinne genommen, ſcheint uns der Volksdichter, man meſſe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgeſetzt werden, oder nach ſeinem Wirkungskreis, einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. ſagt alſo keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Aber, indem er dieß behauptet, ſetzt er ſtillſchweigend ſchon voraus, was Mancher, der ihn lieſt, bei dieſer Behauptung ganz und gar überſehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erſte unerläßliche Bedingung iſt, einen verſchiednen, von der Faſſungskraft ſeiner Leſer durchaus unabhängigen abſoluten, innern Werth zu beſitzen. „Wenn ein Gedicht,“ ſcheint er ſagen zu wollen, „die Prüfung des ächten Geſchmacks aushält, und mit dieſem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben: dann iſt ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.“ Dieſer Satz iſt durchaus Eins mit dieſem: Was den Vortrefflichen gefällt, iſt gut; was Allen ohne Unterſchied gefällt, iſt es noch mehr.

Alſo weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk beſtimmt ſind, von den höchſten Forderungen der Kunſt etwas nachgelaſſen werden könnte; ſo iſt vielmehr zur Beſtimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung ſo verſchiedner Eigenſchaften beſteht) weſentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Iſt der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben ſie, was ſie für die Volksmaſſe an Intereſſe gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müſſen wir geſtehen, daß uns die Bürger'ſchen Gedichte noch ſehr viel zu wünſchen übrig gelaſſen haben, daß wir in dem größten Theil derſelben den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt vermiſſen, der, eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniederſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet. Hr. B. vermiſcht ſich nicht ſelten mit dem Volk, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und, anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, iſt leider nicht immer dasjenige, welches er unter dieſem Namen gedacht wiſſen will. Nimmermehr ſind es dieſelben Leſer, für welche er ſeine Nachtfeier der Venus, ſeine Leonore, ſein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingiſche Jubelfeier, Männerkeuſchheit, Vorgefühl der Geſundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menſchengeſichter und ähnliche niederſchrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig ſchätzen, ſo beſteht ſein Verdienſt nicht darin, jede Volksklaſſe mit irgend einem, ihr beſonders genießbaren, Liede zu verſorgen, ſondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklaſſe genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entſchuldigen, und denen durch eine ſtrengere Auswahl unter ſeinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß ſich dieſe Ungleichheit des Geſchmacks ſehr oft in demſelben Gedichte findet, dürfte eben ſo ſchwer zu verbeſſern, als zu entſchuldigen ſein. Rec. muß geſtehen, daß er unter allen Bürger'ſchen Gedichten (die Rede iſt von denen, welche er am reichlichſten ausſteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften, Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinſtimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geiſtloſe Einkleidung, war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedanken entſtellendes, Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am ſeltenſten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmoniſche Wirkung des Ganzen ſtörte; ſo war uns dieſe Störung bei ſo vollem Genuß um ſo widriger, weil ſie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geiſt, der ſich in dieſen Gedichten darſtellte, kein gereifter, kein vollendeter Geiſt ſei; daß ſeinen Produkten nur deßwegen die letzte Hand fehlen möchte, weil ſie — ihm ſelbſt fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien, die in mehrern Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaß ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern. Dieſe Idealiſirkunſt vermiſſen wir zu ſehr bei Hrn. Bürger. Außerdem, daß uns ſeine Muſe überhaupt einen zu ſinnlichen, oft gemeinſinnlichen Charakter zu tragen ſcheint, daß ihm ſelten Liebe etwas Andres, als Genuß oder ſinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit, Glückſeligkeit nur Wohlleben iſt, möchten wir die Gemälde, die er uns aufſtellt, mehr einen Zuſammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Moſaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, ſo ſucht er zu jedem einzelnen Reiz ſeiner Geliebten ein demſelben korreſpondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erſchafft er ſich ſeine Göttinn. Man ſehe 1. Th. S. 124: Das Mädel, das ich meine, das hohe Lied und mehrere andre. Will er ſie überhaupt als Muſter von Vollkommenheit uns darſtellen, ſo werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zuſammengeborgt. S. 86 die beiden Liebenden:

Im Denken iſt ſie Pallas ganz,
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpſichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet ſie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wenn ſie lacht,
Melpomene bei ſanfter Klage.
Die Wolluſt iſt ſie in der Nacht,
Die holde Sittſamkeit bei Tage.

Wir führen dieſe Strophe nicht an, als glaubten wir, daß ſie das Gedicht, worin ſie vorkommt, eben verunſtalte, ſondern weil ſie uns das paſſendſte Beiſpiel zu ſein ſcheint, wie ungefähr Hr. B. idealiſirt. Es kann nicht fehlen, daß dieſer üppige Farbenwechſel auf den erſten Anblick hinreißt und blendet; Leſer beſonders, die nur für das Sinnliche empfänglich ſind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig ſagen Gemälde dieſer Art dem verfeinerten Kunſtſinn, den nie der Reichthum, ſondern die weiſe Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Miſchung befriedigt! Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel oder wenig Kunſt erfordert wird, in dieſer Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieſer Gelegenheit an uns ſelbſt, wie wenig dergleichen Kraftſtücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geſchmacks aushalten. Es konnte uns eben darum nicht ſehr angenehm überraſchen, als wir in dieſer Gedichtſammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, ſowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wiederfanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Saſa, Trallyrum larum u. dgl. m. nicht zu vergeſſen), welche nur die poetiſche Kindheit ihres Verfaſſers entſchuldigen, und der zweideutige Beifall des großen Haufens ſo lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft ſeines Pinſels, durch das Gewicht ſeines Beiſpiels in Schutz nimmt, wie ſoll ſich der unmännliche kindiſche Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unſer lyriſche Dichtkunſt einführte? Aus eben dieſem Grunde kann Rec. das ſonſt ſo lieblich geſungene Gedicht: „Blümchen Wunderhold“ nur mit Einſchränkung loben. Wie ſehr ſich auch Her B. in dieſer Erfindung gefallen haben mag, ſo iſt ein Zauberblümchen an der Bruſt kein ganz würdiges, und eben auch nicht ſehr geiſtreiches Symbol der Beſcheidenheit; es iſt, frei herausgeſagt, Tändelei. Wenn es von dieſem Blümchen heißt:

Du theilſt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelſt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt,

Digitized by Google

ſo geſchieht der Beſcheidenheit zu viel Ehre. Der unſchickliche Ausdruck: die Naſe ſchnaubt nach Aether, und ein unächtre Reim: blähn und ſchön, verunſtallen den leichten und ſchönen Gang dieſes Liedes.

Am meiſten vermißt man die Idealiſirkunſt bei Hrn. B., wenn er Empfindungen ſchildert; dieſer Vorwurf trifft beſonders die neuern Gedichte, groſſentheils an Molly gerichtet, womit er dieſe Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich ſchön in den meiſten Diction und Versbau iſt, ſo poetiſch ſie geſungen ſind, ſo unpoetiſch ſcheinen ſie uns empfunden. Was Leſſing irgendwo dem Tragödiendichter zum Geſetz macht, keine Seltenheiten, keine ſtreng individuellen Charakteer und Situationen darzuſtellen, gilt noch weit mehr von dem Lyriſchen. Dieſer darf eine gewiſſe Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er ſchildert, um ſo weniger verlaſſen, je weniger Raum ihm gegeben iſt, ſich über das Eigenthümliche der Umſtände, wodurch ſie veranlaßt ſind, zu verbreiten. Die neuen Bürger'ſchen Gedichte ſind groſſentheils Produkte einer ſolchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder ſo ſterng individuell, noch ſo ſehr Ausnahme iſt, als ein Heavtoneimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leſer weder vollſtändig, noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich iſt, den Genuß nicht ſtörte. Indeſſen würde dieſer Umſtand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, blos eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen weſentlich ſchadet. Sie ſind nämlich nicht blos Gemälde dieſer eigenthümlichen (und ſehr undichteriſchen) Seelenlage, ſondern ſie ſind offenbar auch Geburten deſſelben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters ſind nicht blos der Gegenſtand, den er beſingt; ſie ſind leider oft auch der Apoll, der ihn begeiſtert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit ſind ſehr eigenſinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt einflößten; ſie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen uneigennützigen Begeiſterung. Ein erzürnter Schauſpieler wird uns ſchwerlich ein edler Repräſentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme ſich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu beſingen. So, wie der Dichter ſelbſt blos leidender Theil iſt, muß ſeine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealiſchen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabſinken. Aus der ſanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann deſto beſſer für ihn, jemehr er an ſich erfahren hat, was er beſingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrſchaft des Affekts, den er uns ſchön verſinnlichen ſoll. Selbſt in Gedichten, von denen man zu ſagen pflegt, daß die Liebe, die Freundſchaft u. ſ. w. ſelbſt dem Dichter den Pinſel dabei geführt habe, hätte er damit anfangen müſſen, ſich ſelbſt fremd zu werden, den Gegenſtand ſeiner Begeiſtrung von ſeiner Individualität los zu wickeln, ſeine Leidenſchaft aus einer mildernden Ferne anzuſchauen. Das Idealſchöne wird ſchlechterdings nur durch eine Freiheit des Geiſtes, durch eine Selbſtthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenſchaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. B. charakteriſirt eine gewiſſe Bitterkeit, eine faſt kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendſte Stück in dieſer Sammlung: „Das hohe Lied von der Einzigen", verliert dadurch beſonders viel von ſeinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunſtrichter haben ſich bereits ausführlicher über dieſes ſchöne Produkt der Bürger'ſchen Muſe herausgelaſſen, und mit Vergnügen ſtimmen wir in einen groſſen Theil des Lobes mit ein, das ſie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer ſeiner Empfindung, ſeinem Reichthum an Bildern, der Kraft ſeiner Sprache, der Harmonie ſeines Verſes ſo viele Verſündigungen gegen den guten Geſchmack zu vergeben; wie es möglich war, zu überſehen, daß ſich die Begeiſterung des Dichters nicht ſelten in die Grenzen des Wahnſinns verliert, daß ſein Feuer oft Furie wird, daß eben deßwegen die Gemüthsſtimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmoniſche Stimmung iſt, in welche wir uns von dem Dichter verſetzt ſehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingeriſſen von dem Affect, der dieſes Lied ihm dictirte, beſtochen von der nahen Beziehung dieſes Liedes auf ſeine eigne Lage, die er in demſelben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schluſſe dieſes Liedes ſich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an ſich trage; — aber eben deßwegen möchten wir es, ſeiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein ſehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, — ein Gedicht nämlich, deſſen Entſtehung und Beſtimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealiſche Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geſchmack befriedigt.

Eben dieſer groſſe und nahe Antheil, den das eigene Selbſt des Dichters an dieſem und noch einigen andern Liedern dieſer Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in dieſen Liedern ſo übertrieben oft an ihn ſelbſt, den Verfaſſer, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi feria sidera vertice des Horaz mit ſolchem Mißbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deßwegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei ſolchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Buſen gefallen ſei; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz ſo viel Selbſtlob an ſich verſchwenden kann. Aber angenommen, daß an ſolchen ſcherzhaften Aeußerungen nur der zehnte Theil ſein Ernſt ſei, ſo macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wiederkommt, einen ganzen und bittern Ernſt. Eigenruhm kann ſelbſt einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingeriſſene Leſer dem Dichter, den er ſo gern — nur bewundern möchte.

Dieſe allgemeinen Winke, den Geiſt des Dichters betreffend, ſcheinen uns Alles zu ſein, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth ſind, in einer Zeitung geſagt werden konnte. Das längſt entſchiedne einſtimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von ſeinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutſcher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei ſeinen Sonnetten, Muſtern ihrer Art, die ſich auf den Lippen des Declamateurs in Geſang verwandeln, wünſchen wir mit ihm, daß ſie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und ſeinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythiſchen Gottes ſpielen kann. Gern hätten wir alle blos witzige Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieſer Sammlung entbehrt, ſo wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte ſcherzende Gattung möchten verlaſſen ſehen, die ſeiner ſtarken nervigen Manier nicht zuſagt. Man vergleiche z. B., um ſich davon zu überzeugen, das Zechlied 1. Th. S. 142 mit einem anakreontiſchen oder horaziſchen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewiſſen fragte, welchen von Hrn. B. Gedichten, den ernſthaften oder den ſatyriſchen, den ganz lyriſchen oder lyriſcherzählenden, der Vorrang gebühre, ſo würde unſer Ausſpruch für die ernſthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es iſt nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetiſcher Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verſes gewonnen hat; aber ſeine Manier hat ſich weder veredelt, noch ſein Geſchmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen ſich unendlich viel Schönes ſagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewieſen haben; ſo iſt dieß, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. B. Talent und Ruhm ſchuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den ſo viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es ſich der Mühe, die Partei der Kunſt zu ergreifen; und auch nur das groſſe Dichtergenie iſt im Stande, den Freund des Schönen an die höchſten Forderungen der Kunſt zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergeſſen in Gefahr iſt. Gern geſtehen wir, daß wir das ganze Heer von unſern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyriſchen Lorbeerkranz ringen, gerade ſo tief unter ihm erblicken, als er, unſrer Meinung nach, ſelbſt unter dem höchſten Schönen geblieben iſt. Auch empfinden wir ſehr gut, daß Vieles von dem, was wir an ſeinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußerer Umſtände kommt, die ſeine genialiſche Kraft in ihrer ſchönſten Wirkung beſchränkten, und von denen ſeine Gedichte ſelbſt ſo rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geiſteskraft lähmen, dürfen am allerwenigſten das Gemüth des Dichters belaſten, der ſich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporſchweben ſoll. Wenn es auch noch ſo ſehr in ſeinem Buſen ſtürmt, ſo müſſe Sonnenklarheit ſeine Stirn umflieſſen.

Wenn indeſſen irgend einer von unſern Dichtern es werth iſt, ſich ſelbſt zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leiſten, ſo iſt es Hr. Bürger. Dieſe Fülle poetiſcher Malerei, dieſe glühende energiſche Herzensſprache, dieſer bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poeſieſtrom, der ſeine Produkte ſo hervorragend unterſcheidet, endlich dieſes biedre Herz, das, man möchte ſagen, aus jeder Zeile ſpricht, iſt es werth, ſich mit immer gleicher äſthetiſcher und ſittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und ſtiller Gröſſe zu gatten, und ſo die höchſte Krone der Klaſſicität zu erringen.

Das Publikum hat eine ſchöne Gelegenheit, um die vaterländiſche Kunſt ſich dieſes Verdienſt zu erwerben. Hr. B. beſorgt, wie wir hören, eine neue verſchönerte Ausgabe ſeiner Gedichte, und von dem Maße der Unterſtützung, die ihm von den Freunden ſeiner Muſe widerfahren wird, hängt es ab, ob ſie zugleich eine verbeſſerte, ob ſie eine vollendete ſein ſoll.

Digitized by Google

So urtheilte der Verfaſſer vor eilf Jahren über Bürgers Dichter-Verdienſt; er kann auch noch jetzt ſeine Meinung nicht ändern, aber er würde ſie mit bündigern Beweiſen unterſtützen, denn ſein Gefühl war richtiger, als ſein Raiſonnement. Die Leidenſchaft der Parteien hat ſich in dieſen Streit gemiſcht, aber wenn alles perſönliche Intereſſe ſchweigt, wird man der Intention des Recenſenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Diebold Schilling, ſ. Minneſinger.

Friedrich Guſtav Schilling,

geboren am 25. Nov. 1766 zu Dresden, diente ſeit 1781 im ſächſiſchen Artilleriecorps, wo er 1788 Unterlieutenant und 1790 Premierlieutenant wurde. Er machte die Feldzüge von 1793, 1806 und 1807 mit und avancirte zum Capitain, nahm aber dann wegen eines chroniſchen Uebels ſeinen Abſchied, und lebte ſeit 1807 in Freiberg, ſeit 1817 in Dresden, wo er im Jahre 1838 ſtarb.

Schillings ſämmtliche Schriften erſchienen vom Jahre 1828—1839 zu Dresden in 80 Bänden. Sie enthalten an größeren Romanen, neben vielen kleineren Erzählungen und Novellen:

> Das Weib wie es iſt. — Laura im Bade. — Der Liebesdienſt. — Die Ignorantea. — Verkümmerung. — Gotthalds Abentheuer. — Wallow's Töchter. — Clärchens Geſtändniſſe. — Die Familie Bürger. — Die Brautſchau. — Röschens Geheimniſſe. — Der Mädchenhüter. — Die Vorzeichen. — Das Erdbild. — Leanders Irrfahrten. — Die Ueberraſchungen. — Der Hofzwerg. — Wellands Wege. — Stern und Unſtern. — Der Leichtfuß und ſeine Geſchwiſter. — Wolfgang. — Der Hausgenoſſe u. A. m.

Schilling war lange der Lieblingserzähler eines ſehr großen Theils des leſenden deutſchen Publicums und viele ſeiner Schriften werden noch jetzt gern von Solchen zur Hand genommen, denen es darauf ankommt, eine müßige Stunde angenehm zu verbringen. Er beſitzt ein bedeutendes Talent lebendiger Darſtellung, große Menſchenkenntniß, glückliche Laune, Witz und Anmuth neben gewandter Mannichfaltigkeit der Erfindung, aber es fehlt ihm an Tiefe und Schärfe der Characterzeichnung und er bewegt ſich mit zu großer Vorliebe nur in den mittleren Regionen des bürgerlichen Lebens, weshalb er auch in der Schilderung von Kleinſtädtereien am erfolgreichſten iſt. Einen bleibenden, tieferen Eindruck wird daher keine ſeiner Leiſtungen in dem Leſer zurücklaſſen, wohl aber oft die Empfindung angenehmer Heiterkeit und ein herzliches Lachen bei ihm hervorrufen.

Der Feiertag.

Lina erwachte, ſie vernahm ein Geräuſch, ſah bei dem Sternenſchimmer einen Mann am offenen Fenſter — einen muthmaßlichen Dieb, welcher eben ein- oder ausſteigen wollte. Die junge Frau entſetzte ſich und rief aus hellem Halſe: Hugo! Hugo!

Gott's Tauſend! fiel ihr Eheherr ein: drückt Dich ein Alpchen?

Noch zweifelnd fragte ſie: Biſt Du denn Der am Fenſter dort? und er erwiederte: Weh ihm, wenn der ein Andrer wäre. Ich kann nicht ſchlafen, ſchöpfe hier Odem und belauſche zwei Freundinnen. Die eine ſchleicht eben heim, die zweite geht erſt aus und über Beide kräht der Hahn.

Iſt's wahr? flüſterte Lina, ſchnell ermuntert: ei, welche? und wer führt ſie denn? Hugo entgegnete:

Die Jungfrau begleiten, nach Bode und Doppelmayer, nicht weniger als neun und vierzig Sonnenſterne, Venus aber ſpaziert mit ihrem Blend-Laternchen herzhaft und einſam vor der Mama her.

Mit Deinen Sternen! ſchalt ſie: aber heute iſt ja Feiertag — wir wollten den Domprediger hören und nun wird Dich in der Kirche der Schlaf plagen. Komm, laß die Venus auf-, die Virgo untergehn und lege Dich nieder.

Da ſchlich er zu ihr hin und ſagte ſchmeichelnd: Wie wär' es, Linchen, wenn wir den nahenden, herrlichen Morgen im großen Heiden-Dome feierten und meinen Herzensfreund, den guten Paſtor in Harmsdorf überraſchten? Noch kennt er Dich nicht und ich bin gewiß, daß der Ehrenmann und ſeine holde, Dir ſo ähnliche Frau — daß die reizende Gegend, die freundliche Wohnung, der herzliche Empfang, Dich für den verkürzten Morgenſchlaf entſchädigen werden. Der Weg iſt zwar drei Stunden lang, iſt Anfangs ſchlecht, läßt nichts als Mühe ſpüren, doch muß uns ſein getreuer Knecht am Abend heim kutſchiren.

Spotte nicht! warnte Lina, entſchlüpfte darauf, gern jedem billigen Wunſche des liebenden Geliebten begegnend, der ſüßen Ruheſtatt und nahm jetzt ſelbſt an der flammenden Venus Theil, hinter welcher die Roſe des Himmels ſich aufthat und färbte!

Das junge, glückſelige Ehepaar ſchritt bald darauf, Hand in Hand, bergan und überſchau'te auf der Höhe das verklärte Revier ſeiner Heimath. Vom Thurme der Stadtkirche rief der metallene Mund einer Concordia die Frommen zum Hochamte, über ihnen lobte die ſchwebende Lerche, tief im Laubwalde die Nachtigall den Quell alles Lebens. Herr, mein Gott! liſpelte Lina, von Schauern der Andacht durchdrungen: Du biſt herrlich! Du biſt ſchön und prächtig geſchmückt — geheiliget werde Dein Name! — Der Gatte ſang, bewegt wie ſie — „Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort!" und alſo feierten ſie wandelnd den Sabbath und erreichten fröhlich das Ziel.

Der Weg nach dem Pfarrhauſe führte an der Kirche vorüber. Mein Freund wird eben predigen, ſagte Hugo: wir ſchleichen hinein, damit er Dir im Voraus lieb werde, denn der Geiſt der Weihe ſpricht aus ihm in Einfalt und Klarheit und zudem — was das Beſte iſt, gleicht des Mannes Sinn und Wandel ſeiner Lehre.

Lina ſah, geſpannt und eifrig, durch eine offene Seitenthür nach der Kanzel hin und wiſperte darauf dem Gatten zu:

Wie man ſich täuſcht! Er predigt zwar, ich aber hatte mir einen edel geſtalteten Mann — einen zweiten Hugo in ihm gedacht und erblicke ein Weſen, das entfärbten, alten Kirchenbildern gleicht und die nicht ſchlafen, ſehn in's Blaue.

Jener neigte ſich jetzt auch zu der Oeffnung, er ſagte: Nein, die Pſyche unſers Magiſters waltet in edleren Formen und dieſer iſt ein Lückenbüßer und Mohnhändler, dazu auch Tezeln, dem Ablaßkrämer ähnlich, deſſen Bild daheim im Rathkeller hängt.

Darauf gingen ſie weiter, dem Pfarrhauſe zu, deſſen Lage und Nettigkeit die junge Frau mit Sehnſucht nach dem Landleben erfüllte. Ein ſchneeweißes Windſpiel empfing die Gäſte liebkoſend im Hofe; kollernd blähte ſich der feiſte Truthahn, welchen Lina's rother Shawl empörte. Mein Leibeſſen, ſagte Hugo: geht es mir nach, ſo wird dem Rebellen ohne Zögern der Kopf vor die Füße gelegt und er gebraten.

Uebrigens herrſchte ringsum tiefe Stille; nicht Herr noch Knecht, nicht Frau noch Magd war zu erblicken. — Sie ſind auswärts! klagte Lina, hungerig, durſtig und von der ungewohnten Anſtrengung erſchöpft. Was wird aus uns in dieſem Falle?

Sie ſind daheim! tröſtete der Gatte, denn er nahm den Paſtor jetzt, durch's Fenſter ſehend, wahr. Dieſer ſtand noch im Schlafrocke am Tiſche des Wohnzimmers, mit Spielſachen ſeines einjährigen, einzigen Kindes beſchäftigt, das dem Pathen zu Ehren Hugo genannt worden war. Bald ließ er den Guckuk anſchlagen, bald führte er ein Schäfchen an die Lippe und ordnete verbogene Soldaten; der Pathe aber flüſterte draußen in Lina's Ohr: Dies Treiben fällt mir auf! Der Mann läßt für ſich predigen und ſpielt hier wie ein Kind.

O, ſieh ihn nur an! erwiederte dieſe: Dein Freund iſt krank, mir ahnt ein Unheil! Sprich erſt allein zu, liebes Herz, ich nehme indeß dort in der Gartenlaube Platz.

Digitized by Google

Komme ich denn wohl zur guten Stunde? fragte der Eintretende. Jener erröthete, den unverhofften, willkommenen Gaſt erblickend, bot ihm die Hand und ſprach mit halber Stimme:

Zur dunkeln zwar, doch auch die ſchwärzeſten ſind gut, denn alle kommen aus der Hand des Allweiſen.

Huga trat näher, ſah in verweinte Augen, in ein ſchmerzenreiches, erblichenes Geſicht und ſprach, von banger Beſürchtung gedrängt: Dein Weibchen iſt doch wohl und zugegen?

Wohl nicht! entgegnete der Paſtor: Ach, unſer kleiner Hugo ward um Mitternacht plötzlich todtkrank — zum Engel ward er, denn ſolcher iſt ja das Gottes-Reich. — Ich wollte eben hier aufräumen, fuhr er, ſich ermannend, fort: wollte, um der Matter willen, jedes Herz zerreißende Vergißmeinnicht entfernen, kann mich aber nicht von dem Nachlaſſe trennen — an ſich ſo werthlos, gäbe ich ihn um Vieles nicht hin. Da, ſieh dies Käſtchen! ſein Liebſtes — er war ſo genügſam. Der Vater bot dem Freunde das gedachte Spielwerk, vom Leide gewältigt, mit zitternder Hand dar. Ward eine Kurbel an der Seitenwand deſſelben bewegt, ſo klang es drinnen an und oben drehte ſich ſofort ein Pärchen nach der Zither des Bergknappen, welcher, ſcheinbar aufſpielend, unter Bäumen ſtand. Doch geſtern war der Tänzer abgebrochen.

Höre die Klaglaute! ſprach der Leidtragende und ſetzte das verbrauchte Spielwerk in Bewegung. Die Saiten erklangen allerdings nur in weichlichen Mißtönen und oben drehte ſich das Weiblein, verlaſſen und mit ausgeſtreckten Armen, im Kreiſe.

Elegiſch und deutſam, erwiederte Hugo: aber Du Weiſer und Geweihter biſt gewiß, daß alle irdiſche Weh- und Mißtöne ſich dort in hellen Wohllaut auflöſen, daß die ewige Huld ihre Arme nach dem geborgenen Lieblinge ausſtreckt, daß ihn der alliebende Großvater aufnahm.

Amen! ſagte jener, die Hände gefaltet erhebend: Ich fühle es, „daß mich auch kein Todesbann, ewig von ihm trennen kann!“ doch Blut aus ſolchen Herzenswunden ſtillt ſelbſt der Glaube nicht und meiner Frauen Zuſtand bricht vollends dies zerriſſene. Sie hält das Kind in ihren Armen feſt, ſchleicht hin und her, als ſchlafe es nur und ſchreit laut auf und ſträubt ſich mit der Haſt des Wahnſinns, wenn man es ihr entziehen will. Jetzt rollte ein Wagen in den Hof, welcher des Predigers Mutter und die Schweſtern ſeiner Gattin, lauter Wehklagende, deren Günſtling der liebliche Knabe war, von einem Boten herbei gerufen, brachte. Gleichzeitig erſchien auch der theilnehmende Gutsheer mit ſeiner Gemahlin und andere liebende, getreue Nachbar'n; das Zimmer erfüllte ſich mit troſtarmen Tröſterinnen. Da ſtahl ſich Hugo in den Garten hinaus, er ſuchte ſein Weibchen auf und benutzte jenen Wagen zur Heimkehr, denn Lina fühlte ſich ſeit kurzem im Stande der ſüßeſten Hoffnung und mußte, bei der Tiefe und der Reizbarkeit ihres Gemüthes, vor dem erſchütternden Eindrucke ſolcher Nachtſtücke bewahrt werden.

Das Dienſtmädchen hatte dieſe indeß mit dem verſtörenden Unfalle bekannt gemacht; Lina half ihn während der Rückreiſe beweinen und zudem kam die Sehnſucht nach dem einzigen, unvergeßlichen Bruder über ſie, der, ein wackerer Soldat, in Feindes Land begraben lag.

Sieh, Liebe! ſagte Hugo, als ſie an des Fürſten Kunſtgarten vorüber fuhren: da prangt und duftet ja die Blamenflur, die wir im Herbſte ſterben ſahn, um eins ſo ſchön. Und als es dunkelte ſprach er wiederum: O ſieh, dort glüht nun auch die Jungfrau wieder und alle Sterne die vor Tage verſanken, erheben ſich, leuchtend und unverſehrt, aus dem heiligen Oſten. Sind wir denn nicht edler als Blumen und Sonnenſtaub? Nicht werdende Serafim? Kinder des ewigen Vaters!

„Spürſt Du nicht auch,
Im Abendhauch',
Des Brudergeiſtes leiſes Wehen?
Das Vorgefühl vom Wiederſehen?“

Wenc. Schilling,

in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Kettmannshauſen in Thüringen gebaren, ſtudirte zu Helmſtädt und fand, van Saldaten gemißhandelt, ſeinen Tod bei der Zerſtörung Magdeburgs durch Tilly.

Er ſchrieb:

Der Lügenmantel Jacobi Martini, welchen er Luthero ſich unterſtanden zuzuſchneiden. —

Ecclesiae metaphysicae visitatio. Magdeb. 1616.

Satyriſche Schriften im Intereſſe der Reformatian, welche jedach zum Theil unterdrückt wurden und daher ſehr ſelten gewarden ſind. Die letztere gehört zu den heftigſten Streitſchriften, welche in jener Zeit erſchienen.

Joſeph Schiltberger, ſ. Minneſinger.

Johann Schilter,

am 29. Auguſt 1632 zu Pegau geboren, ſtudirte zu Leipzig und Jena und practicirte Anfangs als Dr. jur. zu Naumburg. Von hier ward er als Haf-, Konſiſtarial- und Kammerrath nach Weimar berufen, und ging 1686 als Rath und Hanorarprafeſſar nach Straßburg, wo er am 14. Mai 1705 ſtarb.

Wir beſitzen von ihm:

Thesaurus antiquitatum Teutanicarum edd. Scherz, Simanis et Fricke 3 Val. Ulm 1723. Fol.

S. war der Erſte, welcher die alten Sprachdenkmäler der Deutſchen mit großem Fleiße und emſiger Sorgfalt durch den Druck allgemein zugänglich machte. Er erwarb ſich dadurch unvergeßliche Anſprüche auf den Dank unſerer Natian.

Johann Friedrich Schink

warb am 29. April 1755 zu Magdeburg gebaren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung auf der Gelehrtenſchule ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte darauf in Halle Thealagie und lebte dann eine Zeitlang (van 1778 bis 1789) als Privatgelehrter abwechſelnd in verſchiedenen Städten. Im Jahre 1789 wurde er Dramaturg und Bühnendichter bei dem Hamburgiſchen Stadttheater, gab jedoch dieſe Stelle 1797 wieder auf, und verweilte nun privatiſirend, erſt in Ratzeburg, dann im Halſteiniſchen, bis er 1819 van der Herzogin von Kurland nach Löbichau eingeladen wurde. Hier blieb er bis 1822, wa ihm die Tochter der Herzogin van Kurland, die Herzagin von Sagan, das Amt ihres Bibliothekars übertrug. Er ſtarb zu Sagan am 10. Februar 1835.

Von ihm erſchien:

Ausſtellungen. Wien 1783.
Coriolan. Trauerſpiel. Leipzig 1790.
Romantiſche Darſtellungen. Altenburg 1822.
Dichtermanuſcripte. Wien 1781.
Moraliſche Dichtungen. Berlin 1799—1800. 2 Bde. in 8.

Eigenkraſt. Feenmährchen. Hamburg 1798.
Romantiſche Erzählungen. Hamburg 1804.
Johann Fauſt. Dramatiſche Phantaſie. Berlin 1804. 2 Thle. in 8.
Dramaturgiſche Fragmente. Wien 1781—84. 4 Bde. in 8.
Literariſche Fragmente. Wien 1786. 2 Bde. in 8.
Frauenhuldigung. Dramatiſche Dichtungen. Halle 1819.
Die Fügungen. Eine didactiſch-dramatiſche Dichtung. Berlin 1818.
Vernünftig-chriſtliche Gedichte. Berlin 1788.
Geſänge der Religion. Berlin 1823.
Gianetta Montaldi. Trauerſpiel. Hannover 1785.
Ein Grab mit der Geliebten. Trauerſpiel. Berlin 1821.
Hamlet, Prinz von Dänemark. Marionettenſpiel. — Auch unter dem Titel: Momus und ſein Guckkaſten. Berlin 1799.
Kinder meiner Phantaſie. Erzählungen. Altona 1805.
Der König in der Einbildung. Poſſe. Hamburg 1807.
Launen, Spott und Ernſt. Altona 1793. 4 Bde.
Luſtſpiele. Halle 1821.
Dramaturgiſche Monate. Schwerin 1790. 4 Bde.
Phantaſien und Schilderungen. Rudolſtadt 1801.
Satans Baſtard. Dramatiſche Scenen. Berlin 1816.
Dramatiſche Scherflein. Lüneburg 1810.
Schutz und Strafe, oder die Ruinen von Portuzzi. Oper. Sorau 1826.
Die ſchöne Schwärmerin. Rudolſtadt 1800.
Spiegelbilder. Berlin 1820.
Spiele der Laune und der Satyre. Rudolſt. 1801.
Spott- und Jubelalmanach. Hamburg 1815.
Peter Strohkopf. Göttingen 1801. 3 Thle. in 8.
Das Theater zu Abdera. Berlin 1787—89. 2 Thle. in 8.
Zum Behuf des deutſchen Theaters. 1e Bd. Grätz 1782.
Grätzer Theaterchronik. 1s Heft. Grätz 1782.
Theaterſtücke. Leipzig 1789.
Hamburger Theaterzeitung für 1792. Hamburg. 4 Quartale in 8.
Trauerſpiele. Halle 1820.
Zuſätze und Berichtigungen zu der Gallerie deutſcher Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Wien 1783.

Gemeinſchaftlich mit K. Müchler gab er heraus:

Der Kolibri. Eine Unterhaltungsſchrift. Berlin 1817. 2 Bde. in 8.

Mit A. G. Eberhard und Tiedge:

Titania, oder Dichter- und Blüthenleben zu Eiſenaue. Berlin 1821.

Außerdem einzelne Abhandlungen, Erzählungen, Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w.

S. war ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller, deſſen Beſtreben jedoch allein auf die Befriedigung der nächſten Bedürfniſſe des Publicums gerichtet war und welcher daher nur wenig Bedeutendes lieferte. Es fehlte ihm nicht an Geſchmack und Talent für die Behandlung der Form, wohl aber an Tiefe, Gründlichkeit und Gediegenheit. Neben einigen gelungenen Leiſtungen erheben ſich ſeine meiſten Arbeiten nicht über das Mittelmäßige, und ſind faſt ſämmtlich ſchon der Vergeſſenheit anheim gefallen.

Franz Georg Ferdinand Schläger

ward am 27. Juni 1781 zu Quickborn im Hannöver'ſchen geboren, beſuchte anfangs nur die Schule ſeines Wohnortes, erhielt aber dann eine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf der Domſchule zu Ratzeburg, wo er das frühere Verſäumte mit großem Fleiß einholte und ſtudirte dann von 1801 bis 1804 zu Göttingen Theologie. Nach vollendetem akademiſchen Curſus lebte er im Mecklenburgiſchen als Hauslehrer, ward aber bereits 1806 Stadt- und Garniſonprediger in Münden. 1815 ging er von hier als Prediger nach Lauterberg am Harz, wo er bis 1822 verweilte. Als Paſtor Primarius nach Hameln berufen, wo er noch jetzt höchſt ſegensreich wirkt. — Bereits 1819 hatte ihn die königl. hannöverſche Landwirthſchaftsgeſellſchaft zu Celle zu ihrem correſpondirenden Mitgliede ernannt.

Außer vielen Schulſchriften, einzelnen Predigten, Abhandlungen u. ſ. weiter gab er heraus:

Ueber den Einfluß einer öffentlichen Armenpflege auf das Wohl einer Gemeine. Marburg 1811.
Kleine Sammlung von Religions-Vorträgen. Göttingen 1808.
Confirmations-Handlungen. Sondershauſen 1817—19. 2 Bde. N. A. Ilmenau 1833.
Materialien zu Religionsvorträgen. Hannover 1811—13. 2 Bde. N. A. 1822.
Vormittägige Gottesverehrung an Sonn- und Feſttagen. Göttingen 1813—15. 2 Bde.
Chriſtoph Kalbhenn, der Waiſenvater. Heiligenſtadt 1823.
Zur Feier des erſten öffentlichen Glaubensbekenntniſſes junger Chriſten. Nordhauſen 1823. N. A. Leipzig 1833.
Gedanken über die Fortdauer des Menſchen nach dem Tode. Nordhauſen 1822.
Der chriſtliche Berg- und Hüttenmann. Erbauungsbuch. Hannover 1827.
Evangeliſcher Hausſpiegel. Hannover 1827.
Der Bußfertige. Hannover 1828.
Geiſtliche Amtsreden. Ilmenau und Weimar 1833—40. 6 Bde.

Außerdem gab er heraus:

Gemeinnützige Blätter. 1825—1834. 20 Bde.
Der Hannoverſche Schulfreund. 1828—1836. 9 Jahrgänge.

Innigkeit, Begeiſterung, warmer Eifer für das Wahre und Gute, Klarheit und wirkliche echte Popularität zeichnen die Predigten und Erbauungsſchriften dieſes überaus verdienſtlichen und würdigen Mannes, der unermüdlich für die Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in ſeinem Vaterlande wirkte und dem Hannover neben anderen ſegensreichen Inſtituten die Stiftung eines Taubſtummeninſtituts, ſo wie die Vorbereitungen zur Gründung eines Blindeninſtituts verdankt, höchſt vortheilhaft aus.

Kirche und Schule ſind unzertrennlich! *)

Eine Rede,

bei der

Einführung des Herrn Rectors Hanſen

am 3. Februar 1837 gehalten.

Von F. G. F. Schläger.

Es ſei uns dieſe Stunde geſegnet, die in unſern Kreis einen neuen Mitarbeiter zieht, welcher uns helfen will, daß unſre Jugend zur Freude der Aeltern, zur Zierde unſrer Stadt und zum Segen des theuern Vaterlandes und der Welt durch ihre Tüchtigkeit und Würdigkeit ſich auszeichne und ein zufriedenes und ruhiges Leben führe. Und mit dem Wunſche, daß Sie, Herr Hanſen, zu dem großen und wichtigen Werke der Jugendbildung uns eine treue Bruderhand reichen mögen, begrüßen wir Sie. Sie wollen eine Stätte einnehmen, welche der jetzige Herr Paſtor Hachmeiſter in verſchiedenen Stufen 13 Jahre mit der frohen Erfahrung ausfüllte, daß ſeine Arbeit nicht vergeblich war, daß unſre Knabenſchule unter ſeiner Leitung dem Ziele, welches die Zeit den höhern Bildungs-Anſtalten ſtellte, immer näher

---

*) Aus dem Hannoverſchen Schulfreunde, Jahrg. 9., Heft 4. 1836.

Digitized by Google

gebracht wurde, daß ſo viele Jünglinge mit den ſchönſten Kenntniſſen geſchmückt, von hier unmittelbar die vaterländiſche Hochſchule beziehen konnten oder in die obern Klaſſen der Gymnaſien übergingen, für welche Verdienſte wir dem Abgerufenen unſern wärmſten Dank ſchuldig ſind. Die entſtandene Lücke wollen Sie nun ausfüllen; eine väterliche Sorge wollen Sie unſern Söhnen widmen; Sie wollen Ihre ganze Manneskraft daran ſetzen, daß bei den geringen Mitteln, welche uns zu Gebote ſtehen, dennoch viel und das Mögliche geleiſtet; daß nicht allein das, was durch eine gemeinſame Anſtrengung ins Daſein kam, erhalten, ſondern auch manches Gebrechen, von welchem kein menſchliches Werk, alſo auch unſer Schulweſen nicht frei bleibt, gehoben und das Ganze von Jahr zu Jahr zu höherer Vollkommenheit entwickelt werde. Ein bedeutungsvolles, aber auch ein herrliches Unternehmen, eines mit Begeiſterung für die heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit erfüllten und mit allen Bedingungen zur Löſung dieſer ſchweren Aufgabe geſchmückten Mannes werth! Sie gehen einem ernſten Berufe entgegen, welcher ſich von Ihrem bisherigen dadurch unterſcheidet, daß nicht Eine Claſſe Ihre Thätigkeit in Anſpruch nimmt, ſondern daß der Kreis, welcher Ihre Aufmerkſamkeit fordert, ſich von nun an um Vieles erweitert und daß Ihre Sorge, Ihre Verantwortlichkeit in dem Grade wächſt, in welchem Ihre Pflichten einen größern Umfang erhalten. Sie werden bei der Ausführung Ihrer lebendigen Wünſche um ſo mehr Kämpfe zu beſtehen haben, je größer die Bewegung iſt, welche Alles, auch das Schulweſen erſchütterte und je ſchwieriger die Stellung eines Lehrers in einer Zeit wird, wo es auch der umſichtsvollſten Treue und einer eiſernen Beharrlichkeit nicht gelingen will, allen Anforderungen zu genügen und den überſpannten Erwartungen, die man hegt, zu entſprechen! Wie oft werden die eifrigſten Bemühungen der Schulmänner verkannt, falſch beurtheilt und aufgenommen, rückſichtslos getadelt! Wie oft ſind unberufene Hände emporgerichtet, um ohne Ueberlegung niederzureißen, was die Beſonnenheit mühſam nach und nach aufbauete! Wie hat der Strom ſelbſt Viele von denen fortgetrieben, welche ihm mit aller Macht hätten einen Damm entgegen ſtellen ſollen. Man iſt nicht allein zufrieden, durch übertriebene Forderungen an die Jünglinge ihre intenſive Kraft zu vermindern und ihren Geiſt zu verflachen, ſondern auch durch den Druck der Materialien alles Geniale zu tödten, wovon die Literatur zum unerſetzlichen Schaden Zeugniß geben wird. Ja man geht noch weiter und will, von dem Geiſte der Emanzipation geblendet, d i e S c h u l e n v o n d e n K i r c h e n t r e n n e n. Man iſt der Anſicht, daß auch hier eine Ablöſung eben ſo wohl möglich, leicht und wünſchenswerth ſei, wie bei materiellen Gegenſtänden und Laſten. So ſchön es auch iſt, das bürgerliche Leben von allen den Banden, welche eine rohere Zeit ſchlang, frei zu machen, daß es ſich fröhlicher entfalte: ſo zeigt ſich's doch ſelbſt dem Unkundigen bei einigem Nachdenken auf den erſten Blick, daß das Verhältniß, in welchem Schule und Kirche zu einander ſtehen, ganz anderer Art ſei. Und dennoch ward ſelbſt von ſcheinbar erleuchteten Männern der Wunſch laut, daß die Schulen nicht mehr länger mit der Kirche in der engen Verbindung bleiben mögten, welche bisher Beide auf's Innigſte verknüpfte. Es wurde als eine Laſt angeſehen, ja als die volle Entwickelung der Schulen hemmend betrachtet, wenn man dieſe nicht völlig unabhängig von der kirchlichen Aufſicht und Leitung mache. Und bereits das höhere Schulweſen iſt zum Theil ſchon jetzt von der Kirche abgelöſet. Obgleich wir uns über dieſe Frucht unſrer die Extreme liebenden Zeit kein Urtheil erlauben, ſo können wir doch unmöglich eine bange Beſorgniß unterdrücken, daß dieſe Maßregel nicht zum Heil, ſondern zum Schaden ſowohl der einen und der andern, als auch der Geſammtheit führen dürfte. Wenn die Gymnaſien, in welchen doch diejenigen ihre Bildung erhalten, welche als Diener der Gerechtigkeit, als Arbeiter in den Kirchen und in allen Zweigen der Verwaltung dem Vaterlande ihre Kräfte widmen ſollen, wenn die Gymnaſien, welche früher mit dem Kirchenweſen ganz verwachſen waren und von der Kirche Unterſtützung, Geiſt und Schutz empfingen, während ſie dieſer in ihren allgemeineren Zwecken zu Hülfe kamen, wenn die höheren Bildungsanſtalten, wie ſie auch Namen haben mögen, undankbar die bisherigen Verhältniſſe verachtend vergeſſen und den heidniſchen Geiſt dem chriſtlichen vorziehen und das eigentlich religiöſe Element, was die chriſtlichen Schulen aller Art belebend durchdringen ſoll, in den Hintergrund ſtellen: ſo muß man ruhig abwarten, welche Reſultate eine ſolche Ablöſung hervorbringt. Man vertraut zwar hie und da einem Theologen den Religionsunterricht an und wähnt, damit allen religiöſen Bedürfniſſen einer ganzen Anſtalt Genüge geleiſtet zu haben. Aber was ſoll das unter ſo Viele! Im Königreich Preußen hat man den gethanen Mißgriff ſchon einzuſehen angefangen und man iſt bemühet, zu dem Natürlichen wieder umzulenken. —

Wir leben in einem chriſtlichen Staate und dürfen es nie vergeſſen, daß im chriſtlichen Geiſt und Glauben Schule und Kirche Eins ſind, was Gott zuſammengefügt hat und was nach unſrer volleſten Ueberzeugung für die Dauer nicht von einander geſchieden werden kann. Aus dem Chriſtenthum hat ſich erſt nach und nach das Schulweſen zu jener Herrlichkeit erhoben, in welcher wir es ſehen und in dem Grade, in welchem der höhere Sinn des Evangelii aufgefaßt und lebendig ward, nahm die Sorge für die Jugendbildung zu. Und dieſe möglichſt innige Vereinigung ſchuf alle die Mittel, welche das wiſſenſchaftliche Leben erleichtern, ſammelte Bibliotheken, für welche eben ſo bereitwillig wie für die Schulen kirchliche Räume gewidmet wurden, gründete Stipendien für Lehrer und Schüler. Man glaube ja nicht, daß, hat man die Kirche aus den Schulen verdrängt, ruhet nicht mehr der fromme Blick auf der Jugendbildung, milde Hände bedeutende Summen zu heiligen Zwecken für arme Jünglinge darreichen werden. Und wenn es wirklich gelänge, das angefangene Werk fortzuſetzen und eine förmliche Scheidewand zwiſchen Kirche und Schule zu ſtellen und dies allgemein durchzuführen: ſo will es nicht klar werden, wer die Unterrichtsſtätte in der Nähe beaufſichtigen und dafür ſorgen ſoll, daß das kommende Geſchlecht nicht zurückbleibe. Wer da ſagt, unſre Schulen ſind mündig geworden — der ſpricht im Traume und wer da behauptet, unſre jetzigen Lehrer bedürfen wegen ihrer höhern Bildung keiner Aufſicht, keiner Leitung, keines Spornes, der vergißt, daß ſie, wie wir Alle, Menſchen ſind. Die Kirche hat es immer als eine heilige Pflicht angeſehen, die Jugend mit zärtlicher Fürſorge zu beachten, hat ihre Diener mit allem Ernſt auf die Kleinen hingewieſen, hat ſtets mit Freudigkeit Opfer gebracht, daß Alle, jung und alt, in ihrem Schoße dem höheren Ziele entgegengeführt würden. Sie nimmt die Säuglinge mütterlich auf und giebt durch ihre Weihe ihnen eine Richtung für die Unendlichkeit. Sie erleuchtet mit ihrem Geiſte des Friedens die lernbegierigen Seelen, daß ſie die Erfüllung ihrer Pflicht als den einzigen Weg zur Seligkeit bezeichnet; ſie nimmt den herangereiften Jünglingen und Jungfrauen das Gelübde ab, Gott zu fürchten, die Geſetze zu ehren, Niemandem Unrecht zu thun, ſondern durch Werke der Liebe ihre und der Brüder Wohlfahrt zu fördern und die Gegenwart würdig anzuwenden, damit die Zukunft auch nach dem Grade deſto erfreulicher für ſie ſei; ſie hört nicht auf, unabläſſig ihre Kinder zu rufen und einen edlen Feuereifer in ihnen zu erwecken, ihr Gewiſſen unverletzt zu bewahren und dem Guten allein anzuhangen. Sie begleitet mit ihrem Troſt und Segen den Pilger auf ſeinem letzten Wege. Es liegt am Tage, daß die Schulen in dem Bereich der Kirche ſein müſſen, wenn dieſe ihre erhabenen Zwecke mit glücklichen Erfolgen gekrönt ſehen ſoll. Kirche und Schule ſind alſo nur in der äußeren Erſcheinung zwei Inſtitute, aber in der Wirklichkeit ſind ſie Eins. Jede Schule ſoll eine Kirche im Kleinen ſein, wo dem Herrn von den Unmündigen ein Lob zugerichtet wird, daß ſie durch Kenntniſſe, durch würdige Geſinnungen und Grundſätze ſich und Andere beglücke. Die Kirche iſt bemühet, das Aufgenommene zu vervollſtändigen, zu bewahren, zu befeſtigen. Man ſei daher nicht gewiſſenlos gegen eine Mutter, der man ſein Daſein verdankt. Man hemme nur nicht die Kirche und laſſe ihr alle die Mittel, mit denen ſie Jahrhunderte hindurch ſo Vieles wirkte und unſre Urväter und Väter zu tüchtigen Arbeitern erzog; man klage ſie nicht an, daß ſie nicht mehr leiſtete und erwäge wohl, daß ihre Kraft durch die Stufe, auf welcher ſich das bürgerliche Leben befindet, bedingt wird; man vermehre nur ihre Kraft und ihre Diener werden wahrlich zeigen, daß ſie es wiſſen, worauf es in den Schulen ankommt. Ermüdeten ſie nicht, bei aller Verkennung, bei allen Beſchränkungen, bei allen Verkehrtheiten der Jugend ſich hinzugeben und auf das Eine, was Noth thut, unverrückt hinzuweiſen — was wird geſchehen, wenn man ſie ermuntert, wenn man treu hilft? Kirche und Schule ſollen nicht mit einander im Streite leben; ſonſt wird beides wüſte. Beide ſollen auch nicht neben einander gehen, als wenn ſie nicht zu einander gehören, ſondern beide ſollen wie Mann und Weib, wie Mutter und Kind für einander leben, die Schule für die Kirche und dieſe für jene. Ein heiliger Geiſt ſoll nicht allein in den Kirchen ausgegoſſen werden, ſondern ſchon früh auch über die Jugend, damit er in den weiteren Räumen deſto mehr geöffnete Herzen finde. Beiden wird die Kraft und das Leben genommen, will man ſie trennen. Beide überwinden die Welt, bleiben ſie ſich ihrer natürlichen Verbindung bewußt und wetteifern ſie mit einander in der treueſten Vollbringung deſſen, was ihnen befohlen iſt. Ich kann nur Kurzſichtigkeit und Beſchränktheit, nur eine von der Zeit begünſtigte Verblendung darin finden, wenn man unter Chriſten von einer Emanzipation der Schulen redet. Das möge in den Mauern unſrer Stadt nie der Fall ſein! Wir Lehrer an Kirchen und Schulen wollen Eins ſein, wir wollen uns brüderlich die Hände reichen, um unſern gemeinſamen Beruf uns zu erleichtern, der darin beſteht, daß das geiſtige und ſittliche Wohl Aller, mit welchen wir verbunden ſind, immer unerſchütterlicher begründet und immer weiter gefördert werde. Dazu iſt die Schule, dazu die Kirche beſtimmt. Und damit wir nicht lehren und ſelbſt verwerflich

Digitized by Google

werden: ſo wollen wir uns jene gehäſſigen Geiſter fern halten, welche das Leben und jegliches Verhältniß betrüben und verderben. Nicht der Eigennuß, nicht der Neid, nicht der falſche Ehrgeiz, nicht ein aufgeblaſener Sinn, keine Leidenſchaft, ſoll unſern Frieden, unſer gegenſeitiges Vertrauen ſtören; wir wollen nicht fragen, wer iſt Vorgeſetzter oder Untergebener, ſondern wer unter uns iſt am treueſten in ſeiner Pflicht, wer unter uns leuchtet am meiſten durch Liebe, durch Demuth, durch einen frommen Sinn, durch Weisheit und Tüchtigkeit? Und wenn dieſer würdige Lehrergeiſt uns belebt und aus uns wirkt, wenn ein reger Eifer uns beflügelt, um uns auszuzeichnen durch Wiſſen und Vollbringen, wie werden wir mit brüderlichem Wohlwollen einander zugethan ſein, uns nachſichtsvoll begegnen und als Arbeiter an Einem Werke einander dienen und die große Aufgabe, die uns geworden, immer mehr löſen; wie werden wir nicht verwerflich ſein vor dem, welcher uns hierher ſtellte, daß wir ſeine Kinder zum Himmel führen. Daß es dahin komme, dazu helfen auch Sie, Herr Hanſen. Die vorzüglichſten Zeugniſſe gehen Ihnen voran und mit den froheſten Erwartungen nehmen wir Sie unter uns auf. Sie treten mit Männern in Verbindung, welche Alle das Gute wollen und ſchaffen, ein Jeder auf ſeine Weiſe. Es wird ein großes Verdienſt ſein, wenn Sie Alle auf's Innigſte zu einem Sinn, zu einem Streben verſchmelzen und durch die Verbindung der einzelnen Kräfte zu Einer Geſammtkraft werden Sie Berge verſetzen. Durch Ihr ſchönes Beiſpiel feſſeln Sie nicht allein Ihre Kollegen, ſondern auch Ihre Schüler, daß Alle Ihren Wünſchen freudig entgegen kommen. Sie wirken ſowohl durch den Unterricht, den Sie ſelbſt ertheilen, als auch durch die Aufſicht über die ganze Knabenſchule auf jeden Einzelnen und ſo verbreitet ſich Ihre Thätigkeit über unſre ganze Stadt. Die Ordnung, welche Sie hier handhaben, geht in die Familien über; der Fleiß, welchen Sie hier anſpornen, dringt in das häusliche Leben ein: die Zucht und Sitte, an welche Sie hier die Söhne gewöhnen, wird alle Kreiſe verſchönern. Geliebt und geehrt werden Sie nach und nach von Tauſenden und Ihres Namens Gedächtniß ſtirbt nicht, wenn Sie auch ſchon lange ruhen von Ihrer Arbeit.

Ich frage Sie nun, Herr Hanſen, wollen Sie allen Verpflichtungen, welche mit dem Amte eines Rektors unſrer Knabenſchule verbunden ſind, mit der gewiſſenhafteſten Treue Genüge leiſten, ſo ſprechen Sie: Ja mit Gottes Hülfe! So weiſe ich Sie nun in das Amt, das Ihnen anvertrauet iſt, hiermit feierlichſt ein und übertrage Ihnen, Herr Rektor, alle die Rechte und Pflichten, welche das Rektorat begleiten und wünſche, daß Ihr neuer Beruf an Früchten für unſer Jugend, für unſer Stadt und an Freuden für Sie möge reich ſein. Sie aber, werthe Arbeiter an unſrer Knabenſchule, nehmen den neuen Rector als Ihren nächſten Vorgeſetzten und Freund liebevoll und mit Vertrauen auf. Glühend für die heilige Sache unſrer Schule kommt er Ihnen entgegen; Sie werden ſorgen, daß wir Urſache haben, uns über Ihre Eintracht, über die Strenge zu freuen, mit welcher Sie Ihren Lehrerpflichten nach allen ihren Beziehungen dienen. Das edlere Geſchlecht, das Sie gemeinſam ſchaffen, wird Ihr Ruhm und Ihr Lohn ſein. Du, geliebte Jugend, ſiehſt auf's Neue, wie man für dich ſorgt, daß du geſchickt und glücklich werdeſt. Benutze die fliehenden Jahre, daß du durch Fleiß, durch Folgſamkeit unſre Schule und dich ſelbſt ſchmückeſt und deinen würdigen Lehrern und deinen theuern Aeltern dadurch für die treue Liebe dankeſt, mit welcher ſie dir angehörten.

Ihnen, Herr Konrector Schomburg, der Sie ſeit faſt einem viertel Jahre das Rektorat mit ſo vieler Umſicht und Kraft geführt, und Ihnen, Herr Roſe, der Sie eben ſo lange Ihre Kraft ſo wirkſam unſrer Schule geſchenkt und durch Ihren Beiſtand uns einer großen Verlegenheit entriſſen haben, Ihnen Beiden fühle ich mich gedrungen, hier in dieſer Stunde, wo Sie aus dem bisherigen Kreiſe zurücktreten, meine dankbare Anerkennung nicht zu verſagen, die Ihnen gewiß auch von unſerm wohllöblichen Magiſtrate zu Theil werden wird. Und damit wäre denn die geſtörte Ordnung wieder hergeſtellt und wir dürfen um ſo mehr einer frohen Zukunft entgegen ſehen, daß unſer ganzes Schulweſen eine ſolche Geſtalt und Vollkommenheit gewinnt, wo alle Beſchwerden und Klagen verſtummen müſſen, da wir ſo glücklich ſind, an allen unſern Anſtalten Männer zu beſitzen, welche mit jugendlicher Kraft, mit dem beſten Willen und mit tüchtigen Kenntniſſen unſre Jugend an ihre Herzen legen und nicht aufhören werden, ſich ſelbſt und ihre Zöglinge immer mehr zu vollenden.

Unſer wärmſter Dank werde unſrer theuern Regierung dargebracht, welche durch ihre Ober-Schulbehörde uns einen Mann zugeführt hat, deſſen wir uns freuen. Dank dem wohllöblichen Magiſtrat, welcher auch jetzt wieder ſeine treue Fürſorge für der Stadt Beſtes bethätigte! Dank Ihnen, dem verehrten väterlichen Vorſteher unſrer Stadt. Sie haben unſern Schulen ſtets die rühmlichſte Aufmerkſamkeit geſchenkt und zeigen auch heute, daß ſelbſt die Kränklichkeit Ihre Theilnahme an unſerm Wohle nicht vermindern kann. Dank Ihnen Allen, die Sie zur Freude dieſes Tages mitwirkten und uns mit der Hoffnung erfüllen, daß Sie das große Werk unſrer Schulen ferner kräftigſt mit Rath und That unterſtützen werden. — Dank Allen, die dieſe feſtliche Stunde mit ihrer Gegenwart hoben und verſchönerten.

Du aber, Vater, der Du nun ſchon über 600 Jahre über dieſe ehrwürdigen Räume deine Sonne aufgehen ließeſt und Lehrer beriefeſt, auf daß durch ſie Dein Wille kund würde Allen, welche unſre Mauern umſchließen, laß Dein Licht noch lange von dieſen dir geweihten Stätten ausſtrömen, daß auch wir, wie wir gerührt Alle ſegnen, welche dieſe Schule baueten und in ihr lehrten und lernten, auch einſt den Segen der kommenden Nachwelt empfangen. Amen.

August Wilhelm von Schlegel.

Dieſer ausgezeichnete Geiſt, der als einer der Gründer einer neuen Richtung in der deutſchen Poeſie zu betrachten iſt, deren Einfluß mehr oder weniger bis jetzt noch immer ſich äußert und welche nicht geringen Antheil an einer großen Erweiterung unſerer Denk- und Dichtungsweiſe hat, ward am 5. September 1767 zu Hannover, wo ſein Vater als Konſiſtorialrath lebte, geboren. Nachdem er ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung theils durch Hauslehrer, theils auf der Gelehrtenſchule ſeiner Vaterſtadt erhalten, ſtudirte er ſeit 1786 zu Göttingen anfangs Theologie, dann Philologie und Archäologie und ging darauf als Erzieher nach Amſterdam. Im Jahre 1796 zurückgekehrt, begab er ſich nach Jena, wo er ſich habilitirte, ſpäter Profeſſor wurde und namentlich durch ſeine Vorleſungen über Aeſthetik großes Aufſehn erregte. In genauer Verbindung mit ſeinem Bruder Friedrich, mit Tieck, Schelling und anderen hochbegabten und gleichgeſinnten Männern wirkte er höchſt thätig durch Lehre wie Schriften für die Anſichten und die Ausbreitung der ſogenannten romantiſchen Schule. Privatverhältniſſe bewogen ihn jedoch 1802 Jena mit Berlin zu vertauſchen, wo er Vorleſungen über Literatur und Kunſt hielt und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten lebte. Später (ſeit 1804) begleitete er Frau von Staël auf Reiſen und hielt ſich mit ihr abwechſelnd in Coppet, Italien, Frankreich, in Wien und zuletzt in Stockholm auf, wo ihn der jetzige König von Schweden, damals Kronprinz, kennen lernte und als politiſchen Schriftſteller in ſeinem Hauptquartier, während des Befreiungskrieges, anſtellte. Seine ausgezeichneten Leiſtungen wurden mit mehreren Orden und der Erhebung in den Adelſtand belohnt. Dann kehrte er wieder nach Coppet zurück und ging darauf nach dem Tode der Frau von Staël als Profeſſor an die neuerrichtete Univerſität zu Bonn. Hier lebt er gegenwärtig noch als Dr. und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, K. Preuß. Geheimerath, Ritter des Waſa-, Wladimir-, rothen Adlerordens, des Ordens der Ehrenlegion u. ſ. w., Mitglied der Akademieen zu München, Berlin u. ſ. w.

Seine in deutſcher Sprache herausgegebenen Schriften ſind:

- Shakſpeare's dramatiſche Werke. Berlin 1797—1810. 9 Th. N. A. 1821.
- H. Walpole's Schriften. Leipzig 1800.
- Jon. Schauſpiel Hamburg 1803.
- Spaniſches Theater. Berlin 1803—9. 2 Thle.
- Blumenſträuße italieniſcher, ſpaniſcher und portugieſiſcher Poeſie. Berlin 1804.
- Romantiſche Wälder. Berlin 1808.
- Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur. Heidelberg 1809—11. N. A. 1817. 3 Thle.
- Poetiſche Werke. Heidelberg 1811—15. 2 Thle. N. A. 1820.

Digitized by Google

Recenſion von Niebuhrs römiſcher Geſchichte. Heidelberg 1817.
Betrachtungen über die vornehmſten Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution. Heidelberg 1819. 6 Bde.
Indiſche Bibliothek. Bonn 1820—30. 3 Bde.
Ueber den Charakter und die Schriften der Frau von Staël. Straßburg 1820.
Vorleſungen über Theorie und Geſchichte der bildenden Kunſt. Berlin 1820. in 4.
Kritiſche Schriften. Berlin 1828. 2 Thle.
Berichtigung einiger Mißdeutungen. Berl. 1828.
Einzelne Abhandlungen, Aufſätze u. ſ. w. theils beſonders gedruckt, theils in Zeitſchriften.

Gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Friedrich:

Athenäum. Zeitſchrift. Berlin 1798—1800. 3 Bde.
Charakteriſtiken und Kritiken. Königsberg 1801. 2 Thle.

Mit Ludwig Tieck:

Muſenalmanach für 1802. Tübingen. 12.

A. W. von Schlegels Verdienſte um deutſche Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt ſind mannichfaltig und groß. Wenn er auch durch manche Einſeitigkeit und Kleinlichkeit in neuerer Zeit ſelbſt ſeinem Anſehn geſchadet hat und namentlich von Jüngeren, oft keinesweges ganz mit Unrecht, auf das Heftigſte angegriffen worden iſt, ſo darf doch Deutſchland nie vergeſſen was es ihm verdankt. Er war einer der Erſten, welche auf die Einheit des Schönen in der Kunſt als Grundbedingung hinwieſen und der wahren Poeſie aller Länder freien Eingang bei der vaterländiſchen bahnten. So öffnete er derſelben ein neues Reich und trug ſelbſt durch Lehre und Beiſpiel Großes zur Vermehrung ihrer Schätze bei. Als äſthetiſcher Kritiker, als Literärhiſtoriker und namentlich als Ueberſetzer hat er Außerordentliches geleiſtet, als Dichter eine Vollendung der Form erreicht, wie ſie nur ſelten ſich zeigt. Wenn auch alles Andere in ſeinen Poeſieen keinen Anſpruch auf Anerkennung machen dürfte, was übrigens durchaus nicht der Fall iſt, denn überall offenbart ſich ein feiner, ſeltener Geiſt, ſo muß doch ſeine hohe Meiſterſchaft in Behandlung der Sprache und der Form, die mit der größten Correctheit gleiche Gewandtheit, Anmuth und Herrſchaft verbindet, ſtets unbedingt anerkannt werden.

Gedichte von A. W. von Schlegel.

An Bürger.

Süßer Sänger, willſt du mir vertrauen,
Wo ſie wohnt, die dein Geſang erhebt?
Wo ſie wandelt, wo ihr Odem weht,
Muß Gedeihn und Luſt die Flur bethauen.

Wie? du winkſt mir, da hinauf zu ſchauen,
Wo der Feiertanz der Sterne ſchwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt ſie ſchon auf Paradieſesauen?

Sänger, deine Müh wird doch belohnt.
Einſam klagſt du nicht am Grabeshügel,
Jedem Laute gabſt du Seraphsflügel.

Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart, wie Tauben girren,
Durch die Amarantenlaub' ihn irren.

Abendlied.

Hinaus, mein Blick, hinaus ins Thal,
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenſtrahl,
Und an der heil'gen Stille.

Da horch nun ungeſtört, mein Herz,
Da horch den leiſen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen ſich ſo wunderbar,
Sie regen all' mein Sehnen,
O ſag' mir, Ahndung, biſt du wahr?
Biſt du ein eitles Wähnen?
Wird einſt mein Aug' in heller Luſt,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einſt die oft empörte Bruſt
Mir ſel'ge Ruh umfächeln?

Und rief auch die Vernunſt mir zu:
Du mußt der Ahndung zürnen,
Es wohnt entzückte Seelenruh
Nur über den Geſtirnen;
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Buſen jagen:
Oft hat ſie meinen irren Sinn
Geſtärkt emporgetragen.

Wenn Ahndung und Erinnerung
Vor unſerm Blick ſich gatten,
Dann mildert ſich zur Dämmerung
Der Seele tiefſter Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit umweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärſt dann du, Menſchenleben!

So hoffet treulich und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lied' umfaßt's die Gegenwart,
Und dünkt ſich reich an Habe.
Die Habe, die es ſelbſt ſich ſchafft,
Mag ihm kein Schickſal rauben:
Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuverſicht und Glauben.

Und wär' in Nacht und Nebeldampf
Auch alles rings erſtorben,
Dieß Herz hat längſt für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beſchieden.
So ſchlummr' ich ein, ſo werd' ich wach,
In Luſt nicht, doch in Frieden.

Todtenopfer für Auguſta Böhmer.

1. Sinnesänderung.

Ich wollte dieſes Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöhn.
Ich fragte nicht nach drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden ſchön.

Was die Natur gewoben,
Was Menſchen drauf erhoben,
Verband mir Poeſie.
So wähnt' ich klar zu löſen
Das Gute ſammt dem Böſen
Zu hoher Harmonie.

Was plötzlich abgebrochen,
War dennoch ausgeſprochen
Dem ordnenden Gefühl:
Ein Lied war mir die Jugend,
Der Fall der Heldentugend
Ein göttlich Trauerſpiel.

Doch bald iſt mir zerronnen
Der Muth, ſo dieß begonnen,
Die G'nügſamkeit in Dunſt.
Gefeſſelt vom Verhängniß
Im irdiſchen Gefängniß:
Was hilft mir weiſe Kunſt?

Die Roſe, kaum entfaltet,
Doch ſüßer mir geſtaltet
Als aller Schmuck der Welt,

Die hat ein Wurm geſtochen,
Die hat der Tod gebrochen,
Die hat der Sturm gefällt.

Nun ſchau' ich zu den Sternen:
Zu jenen ew'gen Fernen,
Wie tief aus öder Kluft;
Und, ihre blauen Augen
Dem Himmel zu entſaugen,
Küſſ' ich die leere Luft.

O werde mein Orakel,
Du, die du ohne Makel
Der falſchen Welt entflohſt!
Sieh mich in meiner Demuth,
Und hauch' in meine Wehmuth
Der zarten Liebe Troſt.

Wenn dort die Roſ' erblühte,
So ſei die heil'ge Güte
Endlos gebenedeit.
Zwar ſehnlich werd' ich ſchmachten,
Doch nicht vermeſſen trachten
Aus dieſer Sterblichkeit.

Wo ich mich wieder finde
Bei meinem ſüßen Kinde,
Muß Heil ſein, Wonn' und Licht.
Sie wird, wenn meiner Zungen
Der Klage Laut verklungen,
Mein himmliſches Gedicht.

Den ſtrahlenden Karfunkel
Nahm ich in grauſem Dunkel
Der Schlange Tod vom Haupt.
Ich will ihn bei mir tragen,
In allen Lebenstagen
Wird er mir nie geraubt.

---

2. Der erſte Beſuch am Grabe.

Schon Wochen ſind es, ſeit ſie hier verſenket
Den ſüßen Leib, von aller Huld umfloſſen,
Der das geliebte Weſen eingeſchloſſen,
Zu dem umſonſt mein Sehnen ſich nun lenket.

Welk iſt der Kranz, dem Grabe friſch geſchenket,
Und nicht ein Halm dem Hügel noch entſproſſen;
Die Sonne zielt mit glühenden Geſchoſſen,
Noch Thau noch Regen hat den Staub getränket.

Auch werd' ich dazu nicht des Himmels brauchen.
Kehr' dich nur weg, fühlloſes Weltenauge!
Ihr Wolken mögt euch anders wo ergießen.

Nur meine Thränen, heil'ger Boden, ſauge!
Bei warmem Liebesblick' und kühlem Hauchen
Der Seufzer ſollen Wunderblumen ſprießen.

---

3. An Novalis.

Ich klage nicht vor dir: du kennſt die Trauer;
Du weißt, wie an des Scheiterhauſens Flammen
Die Liebe glüh'nder ihre Fackel zündet.
Der Freuden Tempel ſtürzt' auch dir zuſammen;
Es hauchten kalt herein des Todes Schauer,
Wo Reiz und Huld ein Brautgemach gegründet.
Drum ſei mit mir verbündet,
Geliebter Freund, das Himmliſche zu ſuchen,
Auf daß ich lerne, durch Gebet und Glauben
Dem Tod ſein Opfer rauben,
Und nicht dem tauben Schickſal möge fluchen,
Deß Zorn den Kelch des Lebens mir verbittert,
Daß mein Gebein vor ſolchem Tranke zittert.

Du ſchieneſt, losgeriſſen von der Erde,
Mit leichten Geiſtertritten ſchon zu wandeln,
Und ohne Tod der Sterblichkeit geneſen.
Du riefſt hervor in dir durch geiſtig Handeln,
Wie Zauberer durch Zeichen und Geberde,
Zum Herzvereine das entſchwundne Weſen.
Laß mich denn jetzo leſen,
Was deiner Bruſt die Himmel anvertrauen;
Das heil'ge Drüben zwar entweihen Worte,
Ließ' auch die ew'ge Pforte
Noch wen zurück, er ſchwiege: laß nur ſchauen
Mein Aug' in deinem, wenn ich bang erbleiche,
Den Wiederſchein der ſel'gen Geiſterreiche.

Es ruft uns mit lebendigem Geräuſche
Des Tages Licht zu irdiſchen Geſchäften,
Ihr leiblich Theil verleihend den Naturen.
Die Sonne will auf ſich den Blick nur heften,
Und duldet, daß ſie allgebietend täuſche,
Kein Jenſeit an den himmliſchen Azuren.
Doch wenn die ſtillen Fluren
Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet ſich der Räum' und Zeiten Ferne;
Da winken ſo die Sterne,
Daß unſerm Geiſt ein inn'res Licht entfunkelt.
Bei Nacht ward die Unſterblichkeit erſonnen;
Denn ſehend blind ſind wir im Licht der Sonnen.

Bei Nacht auch überſchreiten kühne Träume
Die Kluft, die von den Abgeſchiednen trennet,
Und führen ſie herbei, mit uns zu koſen:
Wir ſtaunen nicht, wenn ihre Stimm' uns nennet;
Sie ruhn mit uns im Schatten grüner Bäume,
Derweil ſich ihre Grüfte ſchon bemooſen.
Ach! die erblichnen Roſen
Auf dem jungfräulich zarten Angeſichte,
Das ſelbſt der Tod, gleich nach der That verſöhnet,
Entſtellt nicht, nein, verſchönet,
Erblühn mir oft im nächtlichen Geſichte,
Daß meine Bruſt ganz an dem Bilde hänget,
Wovon des Tags Gewühl ſie weggedränget.

So iſt mir jüngſt das theure Kind erſchienen,
Wie auferſtanden aus der Ohnmacht Schlummer,
Eh' noch das dumpfe Grab ſie überkommen.
Uns Traurenden verſcheuchte ſie den Kummer,
Und waltete mit ihren ſüßen Mienen,
Als wäre ſie der Heimath nie entnommen.
Doch heimlich und beklommen
Schlich ſich der Zweifel ein in unſre Seelen:
Ob ſie uns angehörig wahrhaft lebte?
Ob ſie als Geiſt nur ſchwebte,
Den herben Tod uns freundlich zu verhehlen?
Und keiner wagte ſie darum zu fragen,
Um nicht den holden Schatten zu verjagen.

Mir hat ſich Traum und Wachen ſo verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich ſchwankend zaudre
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
Vor allen Blüthen ſteh' ich fern und ſchaudre,
Als würden ſie von einem Hauch verdorren
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
So muß ich unſtät ſchweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt vom Ird'ſchen mich entkleiden,
Und an dem Troſte weiden,
Daß dieſe Ding' in leeren Schein zerſtieben,
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten, ohne Wanken.

Geh hin, o Lied! und ſage:
Du jugendlicher Himmelsſpäher, labe
Mit deiner Weihe den, der mich geſungen,
Daß er, empor geſchwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht verſink' am Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwei theure Schatten;
Laß uns denn Lied' und Leid und Klage gatten!

---

4. An Denſelben.

Du Theurer, dem ich dieſes Lied geſendet,
Muß ich dich ſelbſt ſchon ſuchen bei den Todten!
Zur Todtenfeier hab' ich dich entboten:
Nun werd' ein Todtenopfer dir geſpendet.

Wer ſich zu ferner Lieben Heimath wendet,
Dem wird gar mancher zarte Gruß geboten;
So find' in dir mein Sehnen einen Boten,
Wenn je mein Herz die liebend ſie verpfändet.

Sag' ihr: — doch in der Sprache jener Sphären
Verſtummt der Laut des Schmerzes, den ich meine,
Und dieſe Trauer läßt ſich dort nicht nennen.
O könnteſt du den Perlenſchmuck der Zähren
Ihr bringen, die ich ihr und dir nur weine!
Für wen ſie fließen, weiß ich nicht zu trennen.

Digitized by Google

Arion.

Arion war der Töne Meiſter,
Die Zither lebt' in ſeiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geiſter,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er ſchiffte goldbeladen
Jetzt von Tarent's Geſtaden,
Zum ſchönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn ſein Verlangen,
Ihn liebt der Herrſcher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich geſinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion ſprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie ſei auch vieler Tauſend Luſt.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einſt mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“

Er ſteht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß ſie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geſchenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäſte Schwarm.“ —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menſchen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüſtern,
Nach ſeinen Schätzen lüſtern;
Doch bald umringen ſie ihn laut.

„Du darfſt, Arion, nicht mehr leben:
Begehrſt du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonſt wirf dich in das Meer hinab.“ —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kauſe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein, wir laſſen dich nicht wandern,
Du wärſt ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethſt du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“ —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Zitherſpieler Sitte,
Wie ich gelebet, ſterben mag.
Wenn ich mein Lied geſungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.

Die Bitte kann ſie nicht beſchämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch ſolchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauſchen,
Laßt mich die Kleider tauſchen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —

Der Jüngling hüllt die ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er ſcheint erquickt die Luft zu trinken,
Er ſtrahlt im Morgenſonnenſchein.
Es ſtaunt der Schiffer Bande;
Er ſchreitet vorn zum Rande,
Und ſieht ins blaue Meer hinein.

Er ſang: „Gefährtin meiner Stimme,
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elyſiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, ſchon grüß' ich euch!

Doch, könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich laſſe meinen Freund zurück.
Du gingſt, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein ſüßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchteſt du der Sonne Blick. —

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter ſchauen aus der Höh.
Die ihr mich wehrlos habt erſchlagen,
Erblaſſet, wenn ich untergeh'!
Den Gaſt, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!“ —
So ſprang er in die tiefe See.

Ihn decken alſobald die Wogen,
Die ſichern Schiffer ſegeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte ſie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn erſticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn ſorgſam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrauſe
Ward ſtummen Fiſchen nur verliehn;
Doch lockt Muſik aus ſalz'gem Hauſe
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft beſtricken,
Mit ſehnſuchtsvollen Blicken
Dem falſchen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menſchenliebend ſinn'ge Thier,
Er ſchwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leyer Zier,
Und kleine Wellen ſpringen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin ſich ſein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinſt an Felsgeſtaden
Das Wunder aufgeſtellt in Erz.
Jetzt, da ſich jedes trennte
Zu ſeinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannſt nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirſt ſie ſtolz und heilig ziehn.“ —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einſt er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt ſingend durch die Flur.
Mit Lied' und Luſt geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Bruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tauſend Luſt.
Zwar falſche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.“

Dann ſpricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander ſtaunend horcht.
„Soll Jenen ſolch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umſonſt die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verſtecken.
So nahn ſie wohl ſich unbeſorgt.“ —

Digitized by Google

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Beſcheidet er ſie zu ſich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert ſeine Wiederkehr.“ —
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, ſiehe! tritt Arion her.

Gehüllt ſind ſeine ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müſſen ihm zu Füßen ſinken,
Es trifft ſie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er iſt zum Gotte worden:
O ſchläng' uns nur die Erd' hinein!“

„Er lebet noch, der Töne Meiſter;
Der Sänger ſteht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geiſter,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!“

Der heilige Lucas.

Legende.

Sankt Lucas ſah ein Traumgeſicht:
Geh! mach dich auf und zögre nicht,
Das ſchönſte Bild zu malen.
Von deinen Händen aufgeſtellt,
Soll einſt der ganzen Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.

Er fährt vom Morgenſchlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in ſeinem Ohr;
Er rafft ſich aus dem Bette,
Nimmt ſeinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkaſten und Geräth,
Und Pinſel und Palette.

So wandert er mit ſtillem Tritt,
Nun ſieht er ſchon Mariens Hütt',
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unſers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende deine Gunſt
Auf mein beſcheidnes Theil der Kunſt,
Die Gott mich üben laſſen!
Wie hoch geſegnet wär' ſie nicht,
Wenn ich dein heil'ges Angeſicht
Im Bildniß dürfte faſſen!“

Sie ſprach darauf demüthiglich:
„Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obſchon erhöht zur Wonn' und Ruh'
Der himmliſchen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgeſtalt;
Die Erdenhülle ſinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches Alles ſieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet.“ —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
Holdſeligſte der Frauen!
Du ſiehſt allein der Schönheit Licht
Auf deinem reinen Antlitz nicht:
Doch laß es Andre ſchauen.

Bedenke nur der Gläub'gen Troſt,
Wenn du der Erde lang' entflohſt,
Vor deinem Bild zu beten.
Einſt tönt dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten.“ —

„Wie ziemte mir ſo hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge ſelber ſpät und früh
In brünſtigem Gebet die Knie,
Dem Vater aller Gnaden.“ —

„O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er ſandte mir ein Traumgeſicht,
Und hieß mir, dich zu malen. —
Von dieſen Händen aufgeſtellt,
Soll vor der weiten Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.“ —

„Wohlan denn! ſieh bereit mich hier.
Doch kannſt du, ſo erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte;
So rufe jene Zeit zurück,
Als einſt das Kind, mein ſüßes Glück,
Im Schooß der Mutter ſpielte.“ —

Sankt Lucas legt ans Werk die Hand;
Vor ſeiner Tafel unverwandt
Lauſcht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein;
Da gaukeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsſchaar;
Der reicht' ihm ſorgſam Pinſel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweiten Mal
Ein Jeſus-Kind des Malers Wahl,
Um die ſie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte ſeinen Fleiß die Nacht,
Er legt den Pinſel nieder.
„Zu der Vollendung brauch' ich Friſt,
Bis alles wohl getrocknet iſt;
Dann, ſpricht er, kehr' ich wieder.“

Nur wenig Tage ſind entflohn,
Da klopft von neuem Lucas ſchon
An ihre Hüttenpforte;
Doch ſtatt der Stimme, die ſo ſüß
Ihn jüngſt noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entſchlummert war die Gottesbraut,
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten ſie begraben,
Da ward ſie in verklärtem Licht
Vor der Apoſtel Angeſicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erſtaunt und froh ſchaut er umher,
Die Blick' erreichen ſie nicht mehr,
Die er nach droben ſendet.
Obſchon im Geiſt von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und ward auch *ſo* der Frommen Luſt,
Und regt' auch *ſo* in jeder Bruſt
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle ſah,
Ward hoher Segnung innen.

Viel tauſendfältig konterfeit
Erſchien ſie aller Chriſtenheit
Mit eben dieſen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein ſchwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sankt Raphael,
In ſeinen Augen glänzten hell
Die himmliſchen Geſtalten.
Herabgeſandt von ſel'gen Höhn,
Hatt' er die Hehre ſelbſt geſehn
An Gottes Throne walten.

Digitized by Google

Der ſtellt' ihr Bildniß, groß und klar,
Mit ſeinem keuſchen Pinſel dar,
Vollendet ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er ſich wieder himmelan,
Ein jugendlicher Engel.

In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh geſcholten,
Mutterſprache; ſo vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenen-Laut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach, wie ſo gerne
Nur ein einzig deutſches Wort.

Manches regt ſich mir im Innern,
Doch wie ſchaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir ſeine Gruft.

Einſam ſchweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauſchen fremd auf dieſer Flur.

Unverſtanden, unbeachtet,
Wie mein deutſches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Buſen ſchmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

Auf der Reiſe.

Im Frühlinge 1807.

Flaches Land und flache Seelen,
Die der Erde ſchöne Zier
Und den Himmel mir verhehlen,
Bleibet endlich hinter mir!
Mir beklemmte Bruſt und Odem
Dieſer freudenloſe Boden.

Fernher blinkt der Alpen Kette,
Schon erathm' ich Schweizer Luft.
Sei gegrüßt im Felſenbette,
Rhodan, Sohn der dunklen Kluft!
Du auch kommſt ja hergezogen,
Wie ein Gaſt, mit freien Wogen.

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen
Stärkten ſie den deutſchen Sinn.
Lang ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß!
Euch geweiht iſt mein Verhängniß;
Fallt ihr, ſo begehrt mein Herz,
Daß nur bald ſich mein Gebeine
Vaterländ'ſchem Staub vereine.

Zum Andenken.

Du nahteſt nur, uns wieder zu verlaſſen,
Dein raſcher Weg hat dich vorbei getragen!
Von deiner Gegenwart beglückten Tagen
Sah ich zu bald den heitern Strahl erblaſſen.

Dieß kleine Blatt, das du zurückgelaſſen,
Es ſoll dir meine Wünſche, meine Klagen,
Dein Bild in mir, dein Angedenken ſagen:
Wie könnt' es ſo viel große Dinge faſſen?

Drum dieß nur: wird's in deiner Nähe wohnen,
Wird manchmal ſeinen Sinn dein Blick entſiegeln,
So neid' ich ihm ſein glückliches Gelingen.

O möcht' ein Täubchen dir es überbringen,
Und nähmeſt du's ihm ſchmeichelnd von den Flügeln,
Und möcht' ein Kuß die kleine Botin lohnen.

Ewige Jugend.

Nicht blos die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen;
Nicht blos erbleichen junge Roſenwangen;
Dem Geiſt auch droht's, daß er ſich überlebe.

Wie kühn er erſt auf freien Flügeln ſchwebe,
Dumpf genügſam bleibt er bald am Boden hangen.
O wißt ihr, für ſein gränzenlos Verlangen,
Weiſ' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?

Nichts wähn' er ſein; Beſitzthum iſt ihm Schranke;
Ruh' Tod; ein ew'ger Kampf der Freiheit Weſen.
Es kümmr' ihn nie, was hinter ihm verſunken.

Vernichtend, ſchaffend, wechſ'le der Gedanke.
Das reinſte ſei zum Flammengrab erleſen,
Wo ihn verjüngend treffe Gottes Funken.

Johannes in der Wüſte.

Ein ſtarker Jüngling, kühn zur That und ſchnell,
Entreißt Johannes ſich gewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte ſich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird ſein Sinn, ſein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und ſein Geſchlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in ſich der Gottheit Lebensquell.

Er ſitzt am Felſen, deſſen Born ihn tränket,
Da ſteigt vor ſeiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit ſel'gem Staunen überdenket.

Es iſt des Menſchen Sohn, ſo groß als mild.
Der ernſte Seher hält ſein Haupt geſenket:
Ach, gegen dich wie bin ich ſtreng und wild!

Lauras Thränen.

Nach Petrarka.

Ich ſah der höchſten Schönheit zarte Blüthe,
Den Reiz, der meine Sinne ſo verwirrt,
Daß alles ſonſt mir Traum und Schatten wird,
Gepaart mit Seelenhuld und Engelgüte,

Und ſah, von ſtummer Wehmuth wie berauſcht,
Ihr helles Aug' im Thau der Thränen ſchwimmen;
Ach, Wald und Waldſtrom hätte wohl gerauſcht,
Bei ihren Reden, ihren Klageſtimmen!

Denn Weisheit, Seelenadel, Lieb' und Gram
Verbanden da harmoniſch ſich zu Weiſen,
Die nimmer noch die Welt ſo ſüß vernahm.

Es hallte nach in allen Himmelskreiſen;
Es ſäuſelte kein Blatt an Buſch und Baum,
Nur Melodie durchfloß der Lüfte Raum.

Pygmalion.

Feſtlich duften Cypriens Altäre,
Von Geſang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geſchmückte Chöre
In den myrthumkränzten Tempel ein.
Roſig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen ſie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Bruſt,
Liebe, Reiz und Jugendluſt.

Wolluſt athmet aus den Roſenlauben,
Wo ſich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhleriſchen Tauben
Ihrer Ankunft ſüß entgegen girrt.
Küſſe hört man flüſtern in den Büſchen,
Wo ſich Licht und Dunkel lieblich miſchen,
Wo der Grund, mit Mooſen überwebt,
Sich zum Lager ſchwellend hebt.

Digitized by Google

Aber einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen,
Schaut Pygmalion dem Feſte zu;
Das Frohlocken muthiger Genoſſen
Weckt ihn nicht aus ſeiner ernſten Ruh.
Suchteſt du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde ſich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunſt und Glück,
Und es hob von ſchnellern Herzensſchlägen
Mancher Buſen ſich vor ſeinem Blick.
Doch umſonſt! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umſtrickt ein Herz erwarme,
Dieſer Mund, wo friſch die Jugend blüht,
Wird von Küſſen nie durchglüht.

Höher ſtrebt ſein einziges Begehren.
Hingeſchmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnſucht ihu verzehren;
Was ihm fehlt, gewährt kein irdiſch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge,
Schwebt ſein Geiſt, and athmet reine Luft,
Unberauſcht von ſüßem Duft.

Zur Geliebten hat er ſich erleſen,
Die noch nie ein ſterblich Auge ſah;
Nur ein Schatten, doch ein mächtig Weſen,
Iſt ſie fern ihm uad doch ewig nah.
Tief ia ſeines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung ſie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich ſchöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erſtauntes Anſchaun ſo verſunken,
Fühlt er ſich allein, wenn er erwacht.
„Götter! ſeufzt er dann, nur Einen Funken,
Einen Funken eurer Schöpfermacht!
Bin ich blos zu eitlem Wahn geboren?
Meine Lieb' aa einea Traum verloren,
Der von ihrem Odem nie beſeelt
Liebevoll ſich mir vermählt?"

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale
Des Olymps mit ſel'ger Allgewalt?
Trinkt ſie jeden Tag aus goldner Schale
Jugend und ambroſiſche Geſtalt?
Wird ſie zürnend den Vermeßnen tödten,
Der in Lieb' entbrennt, ſtatt anzubeten?
Oder lächelt ſie, voll Größ' und Huld,
Seiner hoffnungsloſen Schuld?"

„Göttin, deren neugeborne Schöne
Einſt das Meer in Purpurglut getaucht!
Du, die in die Bruſt der Menſchenſöhne,
Wie der Götter linde Wonne haucht!
Sieh mit anausſprechlichem Verlangen
Mich am Schatten deines Bildes hangen,
Dieſe Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Phantaſie."

„Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
Wie du biſt, wie dich der Himmel kennt;
Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
Einen ſchnell vernichtenden Moment.
Aber laß, wie Frühliagswehn, dein Lächeln,
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache ſich beſchaut:
Und ich grüße ſie als Braut!"

Alſo fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann ſeinen Wunſch gewähren,
Die zuerſt dem Wunſche Flügel gab.
Hoffſt du Labung außer dir? — Vergebens!
In dir fließt die Quelle ſchönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geſchwellt
Deine Bruſt, dein Aug' erhellt.

Eine Stimme, tröſtend im Verſagen,
Flüſtert in die Seel' ihm dieſen Rath.
Nein, nicht länger will er ſchmachtend zagen:
Träume reifen zu Entſchluß und That.
Muthig, was er liebt, ſich zu erſchaffen,
Schärft er ſeines Geiſtes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunſt
Hülfe, ſtatt der Götter Gunſt.

Jener Zaubrer wandelnder Geſtalten,
Dädalus, erzog ihn einſt für ſie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis ſie ſchön zum Ebenmaas gedieh.
Gern beſiegt von ſeines Meiſels Schlägen,
Schien der ſtarre Felſen ſich zu regen,
Und er ward auf ſeines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menſchen, ſeine Brüder,
Bildet' er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Weſen, irdiſche Heroen,
Doch nicht groß, wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umſtrahltes Haupt
Der Unſterblichkeit beraubt.

Und der Künſtler wohnt' in ihrer Mitte,
Frei und fröhlich ihnen zugeſellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener erſten unſchuldsvollen Welt,
Wo die Himmliſchen auf ſtillen Fluren
Oft mit Menſchen Freud' and Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.

Aber ſeit ein namenloſes Sehnen,
Süß und quälend, ſeine Bruſt entzweit,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauſcht mit Allvergeſſenheit,
Ließ er ruhn die kunſtbegabten Hände,
Unbeſorgt ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein ins Leben ſtieg.

Nun, da zu der holden Unſichtbaren
Ihn hinan des Muthes Flügel trägt,
Will er ſeinen Augen offenbaren,
Was ſein Buſen heimlich längſt gehegt,
In der Fluth begeiſternder Gedanken,
Die entbaaden um die Sinne ſchwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkſtatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die ſtolzen Bilder da;
Es enthüllt dem ſtaunenden Geſichte
Gottheit ſich, wie er ſie nimmer ſah.
Wie von reinem Nektarthau durchfloſſen,
Wonnevoller Ewigkeit Genoſſen,
Schön und furchtbar, ſcheinen ſie erhöht
Zu des Urbilds Majeſtät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas ſenkt den ſinnig ernſten Blick.
Bacchus dietet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und ſchlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbſtgenügſam, in entzückter Feier,
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub umkränzt,
Haucht Geſänge zu der ſtummen Leyer,
Die in ſeinem Arm, ein Kleinod, glänzt.
Und o du, ſüßlächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel, ſchone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, dir hin?

Freudig, doch mit ahnungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis,
Richter ſind ſie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis,
Nicht zu ruhn und feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt
Seinen Göttern dargeſtellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, da wurdeſt aus den Felſenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!
Von der Hand Pygmalions erkoren,
Reiner Marmor, wirſt du neu geboren.
Was ſein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tauſendfach das holde Bild.

Digitized by Google

Wann Aurora kaum noch deine Weiße
Röthet, eilt der Künſtler ſchon herzu,
Und ihn winkt von immer ſüßerm Fleiße
Nur die Nacht gebieteriſch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm ihn leiſ' umfangen,
Spielt nun ihn das ſchmeichelnde Verlangen
Zeichnet ſein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichſte der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung dringend, auf.
Endlich, endlich iſt das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Sieges Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Roſe, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um ſich floß,
Kaum den Purpurkelch erſchloß.

Hüllenlos, von Unſchuld nur umgeben,
Scheint ſie ſich der Schönheit unbewußt,
Ihre leicht gebognen Arme ſchweben
Vor dem Schooß und vor der zarten Bruſt.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder
Deren Umriß von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie ſich Well' in Welle ſchmiegt.

Schön begränzt ihr Daſein ſtille Gnüge,
Friedlich wohnet es in ſich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob ſie nimmer traur' und zürne,
Lacht ihr holder Blick, die ebne Stirne,
Ihre halbgeſchloßne Lippe ſchwoll,
Süßer Tön' und Küſſe voll.

Selig, feſtgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion und glüht und ſchaut.
Bald verſtummt er, aufgelöſ't in Schmachten,
Bald erſchollt des Herzens Hymne laut.
Einen Gegenſtand der Huldigungen
Hat ſich nun die treue Lieb' errungen.
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Oede ſich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heiſchet,
Leihet der Geliebten, was ſie fühlt,
Gern vom eignen Wiederſchein getäuſchet,
Der um jene Jugendfülle ſpielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er ſich ſo innig zu verweben,
Daß ſein Herz, von Lieb' und Luſt bewegt,
Wie in Beider Buſen ſchlägt.

Was erſann er nicht, ihr zu liebkoſen?
Welche ſüße Namen nannt' er nicht!
Das Gebüſch verarmt an Myrth' und Roſen,
Die er ſorgſam ihr in Kränze flicht.
Aber ach, wann wird ihr holdes Flüſtern
Seinen Liebesreden ſich verſchwiſtern?
Wann beſiegelt der erwärmte Mund
Wiederküſſend ihren Bund?

Lächelnd einſt, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menſchen Vater und der Götter
Fodert ſie der reinſten Treue Lohn:
Sieh! allein von allen Erdenſöhnen
Hat Pygmalion, dem höchſten Schönen
Huldigend, und frei vom Sinnendrang,
Sich zu meinem Dienſt gewandt.

Nicht aus Troß, zu eitlem Schöpferruhme,
Folgſam lauſchend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er ſich ſchuf.
Jener Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben ſeinem ſtolzen Haupte,
Gieb ihn mir für den beſcheidnen Sinn
Meines Künſtlers zum Gewinn.

Sah die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrſcherſtab,
Locken, den Olymp erſchütternd, wallen
Auf die Stirn ambroſiſch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Bliß ſein Mark durchdrang,
Daß er zagend niederſank.

Doch ihn locken ferne Melodieen
Zauberiſch ins Leben bald zurück.
Roſenfarbne Morgenſchimmer fliehen
Um das Bild, und laden ſeinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird ſie ſanft gewiegt und fortgezogen,
Soll ſie eures Himmels Zierde ſein?
Götter! Götter! ſie iſt mein.

Und er fliegt hinzu und ſchlingt die Arme
Kühn und feſt um das geliebte Weib.
Glühend, ſchauernd fühlt er, ſie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es ſchlägt ihr Herz die erſten Schläge,
Und die Pulſe werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebensluſt
Schwellt die ungeduld'ge Bruſt.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöß es ſich dem fremden Tage nicht.
Ach, ſie drückt mit ſchüchternem Erröthen
An des Jünglings Buſen ihr Geſicht.
Liebe! Liebe! ſtammeln Beider Zungen,
Und die Seelen, ganz in Eins verſchlungen,
Hemmt ein Kuß im ſchweſterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

Charakteriſtik Shakſpeare's.

Mir iſt er ein tiefſinniger Künſtler, nicht ein blindes wild laufendes Genie. Was man hievon ſchwaßt, halte ich überhaupt nur für eine fabelhafte Sage, für einen blinden wilden Wahn. Bei den übrigen Künſten widerlegt es ſich ſchon von ſelbſt, denn hier iſt erworbene Wiſſenſchaft eine unerläßliche Bedingung, um irgend etwas zu leiſten. Aber auch bei ſolchen Dichtern, die man für ſorgloſe Zöglinge der Natur ohne alle Kunſt und Schule auszugeben pflegt, fand ich bei näherer Betrachtung, wenn ſie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeichnete Kultur der Geiſteskräfte, geübte Kunſt, reiflich überlegte und würdige Abſichten. Dieß gilt eben ſowohl vom Homer als vom Dante. Die Thätigkeit des Genie's iſt zwar ihm eine natürliche und in gewiſſem Sinne bewußtloſe, wovon alſo der, welcher ſie ausübt, nicht immer augenblicklich Rechenſchaft wird ablegen können; es iſt aber keineswegs eine ſolche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geisteswirkung, die höchſte Klarheit des Verſtandes macht, daß das Denken beim Dichten nicht als etwas abgeſondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erſcheint. Jener Begriff von der poetiſchen Begeiſterung, den manche lyriſche Dichter in Umlauf gebracht haben, als wären ſie außer ſich, und ertheilten wie die Pythia, von einer fremden Gottheit ergriffen, ihnen ſelbſt unverſtändliche Orakelſprüche: jener Begriff (ſelbſt nur eine lyriſche Erdichtung) paßt am allerwenigſten auf die dramatiſche Kompoſition, eine der beſonnenſten Hervorbringungen des menſchlichen Geiſtes. Man giebt zu, Shakſpeare habe über Charakter und Leidenſchaft, über den Gang der Begebenheiten und menſchlichen Schickſale, über die geſellige Verfaſſung, über alle Dinge und Verhältniſſe der Welt gedacht und tief gedacht, man muß es zugeben, denn unter Tauſenden ſeiner Sprüche würde ein einziger zur Widerlegung deſſen hinreichen, der es abläugnen wollte. Und nur für den Bau ſeiner eignen Stücke ſoll er keinen Gedanken übrig gehabt, dieſen ſoll er dem Zufall, welcher die epikuriſchen Atomen zuſammen weht, überlaſſen haben? Geſeßt auch, er hätte ohne höheren Ehrgeiz in Bezug auf die Kenner und die Nachwelt, ohne jene künſtleriſche Liebe, die ſich in einem vollendeten Werke ſelbſt zu befriedigen ſtrebt, blos gearbeitet, um der ungelehrten Menge zu gefallen, ſo hätte ihn ja ſchon dieſer Zweck und die theatraliſche Wirkung darauf führen müſſen. Denn hängt nicht der Eindruck eines Schauſpiels ganz beſonders von dem Verhältniß der Theile zu einander ab? Und wird nicht eine an ſich noch ſo ſchöne Scene von Zuſchauern, die nur geraden Sinn haben und ſich ihrer Natur unbefangen überlaſſen, verworfen, ſobald ſie ihrer Erwartung an der Stelle widerſpricht, und dem einmal gefaßten Intereſſe Abbruch thut? Die ſcherzhaften Einmiſchungen mögen immerhin als eine Art von Zwiſchenſpiel, zur Erholung von ernſthafteren Spannungen dienlich, angeſehen werden, ſo lange man keine beſſere Anſicht dafür zu finden weiß; aber im Gange der Hauptſache, in der Verknüpfung der Erfolge muß der Dichter wo möglich noch mehr Ueberlegenheit des Verſtandes bewähren, als in der Darſtellung der einzelnen geſchilderten Charakter und Logen, ſonſt wäre er wie der Lenker eines Marionettenſpiels, dem die Dräthe in Verwirrung gerathen ſind, ſo daß nun die

Puppen vermöge ihres Mechanismus ganz andre Bewegungen vornehmen, als er eigentlich wollte.

Einſtimmig rühmen die engliſchen Kunſtrichter am Shakſpeare die Wahrheit und durchgeführte Beſtimmtheit ſeiner Charakteriſtik, das eindringende Pathos, den komiſchen Witz. Ferner erheben ſie die Schönheit und Erhabenheit einzelner Beſchreibungen, Bilder und Ausdrücke. Dieß letzte iſt die oberflächlichſte und wohlfeilſte Art von Kunſtkritik. Johnſon vergleicht denjenigen, der dieſen Dichter durch Stellen, aus dem Zuſammenhange geriſſen, zu empfehlen gedächte, mit jenem Scholaſtiker beim Hierokles, der einen Ziegel als Probe eines Hauſes herumwies. Und dennoch ſpricht er ſelbſt ſo wenig und ſo höchſt unbefriedigend über das Ganze der Stücke. Man ſtelle nur ſeine kurzen Urtheile am Schluſſe eines jeden zuſammen, und ſehe, ob die Summe von Bewunderung herauskommt, die er ſelbſt anfangs als den richtigen Maaßſtab für die Schätzung des Dichters angegeben. Ueberhaupt war es die herrſchende Richtung der bisherigen Zeit, die ſich auch in der Naturwiſſenſchaft offenbarte, das Lebendige als eine bloße Anhäufung todter Theile zu zerlegen, zu vereinzeln, was nur in der Verknüpfung beſteht und außer ihr nicht begriffen werden kann, ſtatt bis zum Centralpunkt hindurch zu dringen, und alle Theile als ſo viele Ausſtrahlungen von daher zu betrachten. Deswegen iſt nichts ſeltner als ein Kunſtrichter, der ſich zur Ueberſchauung eines umfaſſenden Kunſtwerkes zu erheben weiß. Shakſpeare's Kompoſitionen ſind eben wegen ihrer tiefen Abſichtlichkeit dem Ungemach ausgeſetzt geweſen, mißverſtanden zu werden. Ueberdieß läßt jene proſaiſche Kritik die poetiſche Form allenfalls in den Einzelnheiten der Ausführung gelten, was aber den Plan der Stücke betrifft, da ſucht ſie nichts anders als den logiſchen Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen, oder eine einſeitige triviale Moral als Nutzanwendung, und was ſich hierauf nicht zurückführen läßt, erklärt ſie für überflüſſige oder gar ſtörende Zuthaten. Nach ſolchen Grundſätzen müßte man in den griechiſchen Tragödien ebenfalls die meiſten Chorgeſänge wegſtreichen, welche ja auch nichts zur Entwickelung der Handlung beitragen, ſondern nur ein harmoniſches Echo der vom Dichter bezweckten Eindrücke ſind. Man verkennt hierbei ganz und gar die Rechte der Poeſie und die Natur des romantiſchen Drama's, welches eben, weil es pitloresk iſt und ſein ſoll, reichere Umgebungen und Contrapoſte für ſeine Hauptgruppen erfodert. In aller Kunſt und Poeſie, vornämlich aber in der romantiſchen, macht die Phantaſie als eine unabhängige Seelenkraft, die ſich nach eignen Geſetzen regiert, ihre Anſprüche geltend.

In einem ſchon vor einer Anzahl Jahre abgefaßten Verſuch über Romeo und Julia *) habe ich die ſämmtlichen Auftritte nach der Reihe durchgegangen, und die innere Nothwendigkeit eines jeden in Bezug auf das Ganze geprüft; ich habe gezeigt, warum gerade ein ſolcher Kreis von Charakteren und Verhältniſſen um die beiden Liebenden her geſtellt ſei; ich habe die Bedeutung des eingeſtreuten Scherzes erklärt, und den Gebrauch der hie und da erhöhten poetiſchen Farben gerechtfertigt. Aus allem dieſem ſchien mir unwiderleglich hervorzugehen, daß man bis auf einige unverſtändlich gewordne oder dem heutigen Geſchmack fremde Spiele des Witzes (Nachahmungen des damaligen Geſellſchaftstones) nichts hinwegnehmen, nichts hinzufügen, nichts anders ordnen könne, ohne das vollendete Werk zu verſtümmeln und zu entſtellen. Ich wäre bereit, an allen Stücken Shakſpeare's aus ſeiner reiferen Zeit daſſelbe zu unternehmen, allein dieß würde ein eignes Buch erfodern. Hier kann ich nur weniges andeuten, ſeine großen Entwürfe nur mit flüchtigen Zügen nachzeichnen, doch muß ich zuvor noch von ſeinen hervorſtechendſten Eigenſchaften im allgemeinen reden.

Shakſpeare's Menſchenkenntniß iſt zum Sprüchworte geworden; ſeine Ueberlegenheit hierin iſt ſo groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkührlichen Aeußerungen des Gemüths zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieſer Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menſchen-Beobachter; der Scharfſinn, hieraus noch weiter zu ſchließen, und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit zu einem bündigen Zuſammenhange zu ordnen, den Menſchenkenner. Die auszeichnende Eigenſchaft des im Charakteriſtiſchen großen dramatiſchen Dichters iſt etwas hievon noch ganz verſchiednes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfſinn in ſich faßt, oder beider überhebt. Es iſt die Fähigkeit, ſich ſo vollkommen in alle Arten zu ſein, auch die fremdeſten, zu verſetzen, daß ihr Beſitzer dadurch in den Stand geſetzt wird, als Bevollmächtigter der geſammten Menſchheit, ohne beſondre Inſtructionen für den einzelnen Fall, im Namen eines jeden zu handeln und zu reden. Es iſt die Gewalt, die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft mit ſo ſelbſtändigem Nachdruck auszuſtatten, daß ſie ſich nachher nach allgemeinen Naturgeſetzen in jedem Verhältniß entwickeln, und daß der Dichter an ſeinen Träumen gleichſam Erfahrungen anſtellt, die eben ſo gültig ſind, als die an wirklichen Gegenſtänden gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, daß die Perſonen ſcheinen müſſen, nichts um des Zuſchauers willen zu ſagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darſtellung ſelbſt, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, ſie bis ins Innerſte zu durchſchauen. Deswegen hat Goethe ſinnreich Shakſpeare's Menſchen mit Uhren verglichen, die ein kryſtallenes Zifferblatt und Gehäuſe haben, und indem ſie wie andre Uhren richtig die Stunden weiſen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen laſſen, wodurch dieß bewerkſtelligt wird.

Nichts iſt dem Shakſpeare jedoch fremder, als eine gewiſſe zergliedernde Darſtellung, welche uns mühſam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Menſch ſo oder anders beſtimmt wird. Dieſes Motiviren, die Sucht mancher neueren Geſchichtsſchreiber, immer weiter fortgeſetzt, würde zuletzt alle Individualität aufheben, und den Charakter, der ſich oft ſchon in der früheſten Kindheit entſchieden kund giebt, aus lauter fremden Einflüſſen zuſammenſetzen. Am Ende handelt ein Menſch doch ſo, weil er ſo iſt. Und wie jeder iſt, das offenbart uns Shakſpeare auf das unmittelbarſte: er fodert und erhält unſern Glauben auch für das Abweichende und Seltſame. Niemals hat es vielleicht ein ſo umfaſſendes Talent für Charakteriſtik gegeben als das ſeinige. Es erſtreckt ſich nicht nur über die verſchiednen Stände, Geſchlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab, nicht nur handeln bei ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weiſe und der Narr mit gleicher Wahrheit: nicht nur verſetzt er ſich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, ſchildert uns bei ſcheinbaren Verletzungen des Coſtüms ſehr treffend den Geiſt der alten Römer, der Franzoſen in ſeiner Darſtellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer ſelbſt in einem großen Theil ihrer Geſchichte, der ſüdlichen Europäer, (in dem ernſthaften Theil vieler Luſtſpiele) die damalige gebildete Geſellſchaft und die Rauheit und Barbarei einer nordiſchen Vorzeit; ſeine menſchlichen Charakter haben nicht nur eine ſolche Tiefe und Beſtimmtheit, daß ſie nicht unter Claſſennamen zu faſſen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erſchöpfen ſind, nein, dieſer Prometheus bildet nicht blos Menſchen, er öffnet die Pforten der magiſchen Geiſterwelt, läßt Geſpenſter heraufſteigen, Hexen ihren wüſten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit ſcherzenden Elfen oder Sylphen, und dieſe nur in der Einbildung lebenden Weſen haben eine ſolche Wahrheit, daß, wären ſie auch mißgeborne Ungeheuer wie Caliban, er uns dennoch die beſtimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, ſo würden ſie ſich ſo benehmen. Mit einem Worte, ſo wie er die fruchtbarſte, kühnſte Phantaſie in das Reich der Natur hineinträgt, ſo trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenſeits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantaſie hinüber. Wir erſtaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten.

Pope und Johnſon ſcheinen ſich ſeltſam zu widerſprechen, wenn der erſte ſagt: alle Perſonen Shakſpeare's ſeien Individuen, der zweite: ſie ſeien Gattungen. Indeſſen laſſen ſie ſich vielleicht mit einander ausgleichen. Unſtreitig iſt Pope's Ausdruck richtiger. Eine Charakteriſtik, die blos Perſonification kahler Allgemeinbegriffe wäre, könnte weder ſonderlich tief, noch ſonderlich mannichfaltig ſein. Die Namen der Gattungen und Arten ſind ja bekanntlich nur Hülfsmittel für den Verſtand, um die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur in einer gewiſſen Ordnung aufzufaſſen. Shakſpeare's ausführlich gezeichnete Perſonen haben unſtreitig viele ganz individuelle Beſtimmungen, aber zugleich eine nicht blos für ſie gültige Bedeutung: ſie geben meiſtens eine ergründende Theorie ihrer hervorſtechenden Eigenſchaft an die Hand. Allein, auch ſo berichtigt, leidet dieſer Ausſpruch ſeine Einſchränkungen. Charakteriſtik iſt nur ein Beſtandtheil der dramatiſchen Kunſt, und nicht die dramatiſche Poeſie ſelbſt. Es wäre höchſt fehlerhaft, wenn der Dichter uns da auf überflüſſige Charakterzüge aufmerkſam machte, wo er ganz andre Eindrücke bezwecken ſoll. Sobald das Muſikaliſche oder das Imaginative die Oberhand gewinnt, ſo tritt das Charakteriſtiſche nothwendig zurück. Viele Figuren Shakſpeare's tragen daher nur äußerliche Bezeichnungen an ſich, beſtimmt durch die Stelle, die ſie im Ganzen einnehmen: ſie repräſentiren, wie Nebenperſonen in einem öffentlichen Aufzug, auf deren Phyſiognomie man eben auch wenig zu achten pflegt; ihre feierliche Tracht und Verrichtung macht ſie allein bedeutend. Shakſpeare's Boten z. B. ſind meiſtens nur Boten, aber nicht gemeine, ſondern dichteriſche Boten: die Botſchaft, welche ſie zu bringen haben, iſt die Seele, die ihnen ihre Worte eingiebt. Auch andre Stimmen erheben ſich blos als melodiſche Klage oder Jubel, oder betrachtender Nach-

*) Im erſten Bande der von mir und meinem Bruder herausgegebenen Charakteriſtiken und Kritiken.

Digitized by Google

ruf über das Vorgefallene; und in einem ernſten Drama ohne Chor wird dieß immer mehr oder weniger der Fall ſein müſſen, wenn es nicht prosaiſch werden ſoll.

Eben ſo wunderwürdig wie in den Charaktern iſt Shakſpeare in der Darſtellung der Leidenſchaft, dieß Wort im weiteſten Umfange genommen, für jeden Seelenzuſtand, jede Stimmung, von der Gleichgültigkeit oder dem vertraulichen Scherz, bis zur wildeſten Wuth und Verzweiflung. Er giebt uns die Geſchichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Wort eine ganze Reihe vorhergegangener Zuſtände entdecken. Seine Leidenſchaften ſtehen nicht vom Anfange an gleich auf derſelben Höhe, wie bei ſo vielen Trauerſpieldichtern, die nach Leſſings Ausdruck ſich vortrefflich auf den Kanzleiſtyl derſelben verſtehen. Meiſterlich ſchildert er die allmähliche Steigerung vom erſten Entſtehen an; „giebt,“ wie Leſſing ſagt, „ein lebendiges Gemälde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich ein Gefühl in unſre Seelen einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen es jede andre Leidenſchaft unter ſich bringt, bis es der einzige Tyrann unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird.“ Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentliche Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnſinn, Nachtwandeln, mit ſo unwiderſprechlicher und allſeitig beſtimmter Wahrheit geſchildert, daß der Arzt daran wie an einem wirklichen Falle ſeine Beobachtung bereichern kann.

Chriſtiane Karoline Schlegel,

die Tochter des geheimen Secretär Lucius zu Dresden, ward daſelbſt am 7. December 1739 geboren, verheirathete ſich mit dem Prediger Schlegel zu Burgwerben bei Weißenfels und lebte nach dem Tode ihres Gatten zuerſt in Weißenfels, dann in ihrer Vaterſtadt, wo ſie am 21. Auguſt 1833 ſtarb.

Von ihr erſchien im Druck:

Dumal und Charmille. Ein bürgerliches Trauerſpiel. Leipzig 1778.
Briefwechſel Gellerts mit Demoiſelle Lucius. Herausgegeben von F. A. Ebert. Leipzig 1823.

Ihr freundſchaftliches Verhältniß zu Gellert und der mit ihm geführte Briefwechſel, in welchem ſie ſich eben ſo liebenswürdig wie geiſtreich zeigt, haben ihren Namen mit Recht der Vergeſſenheit entriſſen.

Friedrich von Schlegel,

der nicht minder begabte jüngere Bruder A. W. v. Schlegel's, ward am 10. März 1772 in Hannover geboren. Sein Vater beſtimmte ihn für den Handelsſtand und that ihn zu einem Kaufmann in Leipzig in die Lehre, aber der talentvolle Knabe ruhte nicht eher, als bis er in das väterliche Haus zurückkehren und ſich den Wiſſenſchaften widmen durfte. Er ſtudirte nun in Göttingen und Leipzig Philologie, lebte darauf eine Zeitlang in Berlin und Dresden, ließ ſich dann von 1800 bis 1802 als Privatdocent in Jena nieder und wirkte hier eifrig im Vereine mit ſeinem Bruder und andern Gleichgeſinnten für die Verbreitung ihrer Anſichten. Im Jahre 1803 trat er mit ſeiner Gattin, Dorothea, einer Tochter Mendelsſohns, in Köln zur katholiſchen Religion über, verweilte darauf mehrere Jahre in Paris und wurde dann 1808 zu Wien als Hofſecretär bei der Staatskanzlei, wo er durch ſeine Proklamationen gegen Napoleon mächtig wirkte, 1815 aber als k. k. Legationsrath am Bundestage und ſpäter auch als Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künſte angeſtellt. Seit 1819 lebte er fern von allen Staatsgeſchäften. Er ſtarb während kurzer Anweſenheit zu Dresden am 11. Januar 1829.

Von ihm erſchien:

Die Griechen und Römer. Hamburg 1797.
Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer. Berlin 1798. Th. 1.
Lucinde. 1r Thl. Berlin 1799.
Alarkos. Trauerſpiel. Berlin 1802.
Geſchichte der Jungfrau von Orleans. Berlin 1802.
Geſchichte der Margaretha von Valois. Leipzig 1803.
Europa. Zeitſchrift. Frankfurt 1803 — 5. 2 Thle.
Lothar und Maller. Frankfurt 1805.
Poetiſches Taſchenbuch für 1806. Berlin in 12.
Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Berlin 1808.
Gedichte. Berlin 1809.
Vorleſungen über die neuere Geſchichte. Wien 1811.
Deutſches Muſeum. Wien 1812 — 13. 2 Thle.
Geſchichte der alten und neuen Literatur. Wien 1815. 2 Thle.
Concordia. Zeitſchrift. Heft 1—6. Wien 1820—21.
Philoſophie der Geſchichte. Wien 1828.
Philoſophie des Lebens. Wien 1828.
Philoſophiſche Vorleſungen. Wien 1829.
Sämmtliche Werke. Wien 1822 fgde. 12 Bde in 8.

Gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder gab er das Athenäum und die Charakteriſtiken und Kritiken heraus. (S. A. W. v. S.)

Die von ihm herausgegebenen Schriften: Florentin. 1r Thl. Leipzig 1801. — Sammlung romantiſcher Dichtungen. Leipzig 1804. 2 Thle. — Corinna, aus dem Franz. der Frau v. Staël. Berlin 1807—8. 4 Thle. rühren von ſeiner Frau Dorothea, geborenen Mendelsſohn, geſchiedenen Veit her, welche 1840 ſtarb.

F. S. übertraf ſeinen Bruder an originaler Productivität, kam ihm gleich an Tiefe und Reichthum der Kenntniſſe und Herrſchaft über Sprache und Form und ſtand ihm nach an Geſchmack und Klarheit. Obwohl anfangs ganz der Antike zugeneigt, wandte er ſich doch bald mit großem Eifer der Romantik zu, und wirkte hier beſonders auf dem Felde der Kritik, wo er auf das Unbarmherzigſte mit ſeinen Gegnern verfuhr. Seine poetiſchen Leiſtungen, namentlich Lucinde und Alarkos waren eigenthümliche Verirrungen eines großen Talentes; in ſeinen früheren lyriſchen Dichtungen findet ſich dagegen viel Schönes. — Wie ſein Bruder Auguſt öffnete er der Poeſie wie der Wiſſenſchaft in Deutſchland neue bisher ungekannte Reiche; er war der Erſte, welcher vorzüglich auf die großen geiſtigen Schätze Indiens aufmerkſam machte und die darauf bezüglichen Studien bei uns einführte. — Später, nach ſeinem Uebertritte, bekämpfte er auf das Entſchiedenſte die franzöſiſche Demokratie und Frivolität, wurde aber dann als philoſophiſcher Geſchichtsforſcher ein Gegner der religiöſen und politiſchen Freiheit und Aufklärung und verlor ſich endlich gänzlich in unklare Speculation und politiſch-religiöſe Träumereien. — Er war wiederum ein Beweis, wie leicht auch das glänzendſte Talent vom Charakter zu Grunde gerichtet werden kann.

Gedichte von F. v. Schlegel.

Bei der Wartburg.

1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eiſen gewaffnet,
Aus ſteinernen Burgen,
So ſchau'ten ſie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tauſend Röhren Erfriſchung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauſchen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und ſelig
Stehet der Mann
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen ſich drückend,
Schauet verfolgend,
Die ſchwindenden Züge
Nichtiger Wolken,
Rieſengebilde und Räthſel;
Dazwiſchen den fröhlichen Schwarm des Geflügels,
Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langſam
Der Strom ſich windet,
Bald ſchwarz, bald ſilbern,
Durch grünende Anger.
Die luſtigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit ſchlanken Thürmen und Glockenſpiele;
Langſam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenſter Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So ſchweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er ſich einſam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieh't,
Das bedeutend ihn anſchau't
Aus ſittſam verſtändigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmliſch nah't ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau ſeines Herzens
Die ſchweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend
Zum Bunde der Treue.
Und beide vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde verſunken,
Schauen in ſelige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße. —
Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet ſie ihn mit gewaltigem Schwerdte,
Alle Laſtern zu tilgen
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu ſeinem Felſen wieder,
Wo die Freunde zuſammen
Deutſcher Freuden ſich freuen.
Wenn aber die braune Erde erſtarrt iſt,
Die Flüſſe leuchten wie Eiſen,
In weißem Laube die Wälder ſchimmern;
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geſchichten,
Wie Zwerge künſtlich in Höhlen leben;
Sehen im Geiſte
Dort unten die dunkelſte Tiefe
Von Lichtern durchſchienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und ſchieden ſie endlich,
So nahm ſie Michael freundlich
In ſtarkem Arme,
Von leuchtendem Eiſen umkleidet,
Und trug ſie gen Himmel.
Zu Chriſtus und Karl dem Großen,
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt
Ganz brünſtig zu ſchauen
Den himmliſchen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis ſegnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermann't er ſich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände ſchüttelt,
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Troſtes zu reichen.

An Heliodora.

Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geiſt in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er ſich von allen Dingen,
Zum Raub gegeben ſeiner Sehnſucht Wuth,
Da klang der dunkeln Tugend Felſenwort:
Befrei' dich Freier ſelbſt, durch heil'gen Mord.

Kraft dieſes Strahls ward ich mir neu gegeben,
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blüht das höchſte Leben.
Die große Bildung wuchs auf ſicherm Grunde;
Was herrlich war und ſeyn wird, faßt' im Streben
Kunſtlied' und Heldenſtolz im feſten Bunde.
Der Wiſſenſchaften Geiſt in Einem Bilde
Erſchien dem Zauberrufe ſchön und milde.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
Die Brüder, die mich ſchonend oft ertragen
Wenn in der Freundſchaft Urbild ich verſunken
So grenzenlos begehrt' ohn' es zu ſagen,
Sie ſind mit mir von gleicher Liebe trunken,
Wir alle hoffen, es ſoll göttlich tagen.
Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe.

Du warſt mir Morgenſonne, Heliodora!
Aus deinem Lichte ſog ich neue Gluth;
Du biſt mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht;
Blüh' auf du Wunderblume Heliodora!
Zur ew'gen Poeſie hauch' ew'gen Muth.
Ich will nicht länger mit dem Schickſal rechten,
Zu ſchönem Kranz nur ſchöne Zweige flechten.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts ſchreiten;
Verſtand erkenne, was die Luſt begonnen.
Durch Klugheit ſeh' ich ſelbſt die beſten gleiten,
Verworrne Liſt iſt gar zu bald zerronnen;
Sie irren von ſich ſelbſt in ferne Weiten
Und haben nichts als ihre Müh' gewonnen.
Zeigt Weisheit ſich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich von Verſtande.

Die ſchwangre Zukunft rauſcht mit mächt'gem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geiſtes tiefſten Spiegel! —
Da kämpf' ich, Werke bildend ſonder Wanken.
Entreiße jeder Wiſſenſchaft das Siegel,
Verkünd'ge Freunden heilige Gedanken,
Und ſtifte allen Künſten einen Tempel
Ich ſelbſt von ihrem Band ein neu Exempel.

Will das Geſchick mich aber früh zerſchlagen,
So ſinken wir in Einer Todesfluth;
Der bunten Erde kann ich leicht entſagen,
Denn für die Kunſt nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen!
Der Stahl vermähle hier noch unſer Blut.
Dem Geiſt genügt zu hinterlaßnem Ruhme
Der Liebe Kranz im ird'ſchen Heiligthume.

Digitized by Google

Spruch.

Wer gewährt nur Edlen Gunſt?
Die hohe Kunſt.
Wo verliert man nie die Spur?
In der Natur.
Wie gewinnſt du ſichres Gut?
Durch eignen Muth.

Tapfer alſo heil'ge Gluth,
Hoch hinan zum ewig Schönen,
Flamme kühn, and laß ſie höhnen,
Eins in Kunſt, Natur und Muth.

Farbenſinnbild.

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Phantaſie in Purpurflammen wehen,
Und Liebe wirſt du bald im Centrum ſehen,
Wo grün die Feuerſäulen ſich entzünden;

Durch braune Locken wird ſich Myrthe winden,
Der Freund mit goldnen Früchten vor dir ſtehen,
Die Kinder dann in Blumen zu dir gehen,
Mit Roſ' und Lorbeer dich die Schweſter binden.

Es war der alten Maler gute Sitte,
Des Bildes Sinn mit einem Strich zu ſagen,
Der den Akkord der Farben drunter ſchriebe;

So mag auch dieſes Lied es ähnlich wagen,
Zu deuten auf der Dichtung innre Mitte,
In Farben ſpielend um die ſüße Liebe.

Sonett.

Wen hat dein Lächeln reizend wohl getroffen,
Der nicht zu kühn zu hoffen ſich erkühne?
Schreckſt du ihn gleich, ſo ſieht er bald zur Sühne
Im ſüßen Augenſpiel die Himmel offen?

Wer wollte da nicht froh und froher hoffen,
Wenn froh die Hoffnung ſchwebt auf heitrer Bühne,
So hold umkränzt von leichter Myrthen Grüne,
Daß ihn, nur ihn der ſüße Blitz getroffen?

Wo noch nicht ganz der Unſchuld Reich zerronnen,
Darf leichter Reiz wohl leicht das Auge reizen,
Das ſchöner Hoffnung friſches Grün erquicket;

Wer endlich dann die ſchöne Braut gewonnen,
Läßt andre gern mit leichten Blicken reizen,
Beglückt, wenn er der Unſchuld Blum' erblicket.

Deutſcher Sinn.

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs 'a mächt'ger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl,
Fremder Rechte loſes Spiel,
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unſer Stern.

Eulenſpiegels guter Rath.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr ſeid auf rechter Spur und Fahrt,
Und falls ihr's fürder noch ſo treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unſre eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch ihr deutlich ſeh't,
Wie ſchön es euch von Statten geh't,
Zu leben, wie man leben ſoll.
Wer anders denkt, iſt ſicher toll,
Oder glaubt ſelbſt nicht, was er ſpricht,
Will ſich abſondern, der Böſewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So iſt's am beſten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein alſo ſoll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Geſellſchaft treiben,
Daß ſich die Sitten an n'ander eeiben;
So werden ſie ſchön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.
Iſt ſo ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule geſendet.
Da lernt er ſpielen, ſtechen, ſaufen,
Beineben ſich in Weisheit taufen,
Kauft ſich eine Portion Abſolutes,
Und hat er's, kann er dreiſten Muthes
Jedwedem lachen in's Angeſicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare iſt nicht theuer eben,
Für 'nen Gulden wird ſie jeder geben.
Dieß ſind die Haupterziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich ſegeln,
Nicht alle können von Renten leben,
Drum muß es Ständ' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieſer Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der ſitzt ruhig an ſeinem Tiſch,
Läßt die andern angeln und ackern friſch.
Wer dreſchen mag, der kann auch faſten;
Dem Klugen fließt es ſo in Kaſten.
Zwar machen Viele banquerott,
Doch leiden ſie daeum nicht Noth,
Leben oftmals nur deſto beſſer;
Und wucherſt du glücklich, wer iſt größer?
Der Kaufmann lebt, wie ein kleiner König,
Dünkt ſich in ſeinem Hauſe nicht wenig;
Da kann er nach Luſt die Künſte beſchützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmals nützen.
Vielerlei Volk zuſammen er bittet,
Seine eigne Frau in der Mitte ſitzet,
Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß ſie's in allem ſo weit gebracht.
Denn das iſt nun vor allen nothwendig,
Sie ſei es oder ſei nicht verſtändig,
Daß ſie von allem zu ſprechen weiß,
Wird ihr dabei weder kalt noch heiß.
Die feinſte Geſellſchaft dieſer Art
Iſt, wo viel Weiber jung und zart
Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdſelig jeden Fremden anlachen,
Das ſollt einem wohl Gedanken machen,
Blos weil's die Mode ſo mit ſich führt,
Daß man dalbnackend im Winde ſpaziert.
Wenn ſie ſich lang genug beſehn,
Nüchtern alle nach Hauſe gehn.
So nennt der Kaufmann alles ſein,
Mag er Chriſt oder Jude ſein.
Schlimmer ſchon iſt der Soldat geſchoren,
Ihn tröſten jedoch die verguld'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.
Stets ſoll der Rechtsgelehrte ſchreiben,
Und ſchreibend ſo das Recht umtreiben
Je höher wächſt der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt ſich an's neu'ſte Syſtem,
Iſt er berühmt, ſo wird er bequem.
Gelahrtheit iſt 'ne ſchlimme Profeſſion,
Wer grob nicht iſt, der bleibe davon.
Lügen und Stehlen ſind hier am Ort;
So geht man mit der Wiſſenſchaft fort.
Schimpft nur auf die, ſo ihr beſtehlt,
Noch manchen giebt's, der ſich redlich quält.
Der Geiſtliche wird gering geachtet,
Oftmals ſein Gut ſogar verpachtet,
Er ſelbſt von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.
Wer Gottes Wort von Herzen achtet,

Digitized by Google

Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann ſoll in Städten leben,
Die Aecker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürſten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es ſo nicht währen.
Kein Fürſt ſei je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,
Der manchem ſchon ließ Leut' und Land,
Der ſich ergab in ſeine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß ſie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieſes, hoff' ich, glaubt ihr nicht,
Weil es der Eulenſpiegel ſpricht.

Der alte Pilger
oder
Homo's neueſte Wanderungen.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter geh'n,
„Sonſt iſt's um meine Füße geſcheh'n;
„Hier will ich unterkauern.
„Dies ſoll zu Nacht mir ein Obdach ſein,
„O ſeid nur ſo gut und brecht noch nicht ein!" —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt der Schlaf ihn oftmals an,
Drum kam er nie zur Stelle.
So ſaß er und aß ſein Abendbrod,
Es war die Stund' um's letzte Roth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl ſchimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schläft oder träumt er mit wachem Geſicht,
Der Pilger weiß es ſelber nicht,
Und kann ſich nicht beſinnen.

Da kommen zwei Männer mit greiſem Bart,
Gekleidet nach der Doktoren Art,
Die zornig ſtreitend ſchnaufen.
Der ſtarke dem ſchwächern am Barte zieht,
Ein Haar iſt er nach dem andern bemüht,
Ihm ſauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein andrer, der ſtärker noch,
Und ward ſein wieder Meiſter.
Wie jener ſtritt, und wie er ſchrie,
Ein Haar genau nach dem andern, ſeh't?
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort,
Ein jeder ward bezwungen;
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu ſehen war,
Dem iſt es gut gelungen.

Von Fürſten ſtand um ihn ein Heer,
Die reichen die goldnen Kronen ihm her,
Er drückt ſie all' zuſammen.
Als wären ſie Wachs, ſo drückt er und dreh't,
Der Mönch, der im Kreiſe der Herren ſteh't,
Beim Scheine nächt'ger Flammen.

„Wie groß iſt doch dieſer Geiſter Macht,"
So hat der Pilger bei ſich gedacht;
„Die kräftigen Geberden!
„Die Herrlichen, wie ſie da ſtehn und gehn,
„Wie glücklich bin ich, dies Schauſpiel zu ſehn!
„Was wird's nur endlich werden?"

Des Schreiens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und ſchlagen ſehr,
Wie ſie die Wuth bethört.
Es lärmt ein jeder, ſo viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder ſtill,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt ſich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach Dörfer ſind's, daß Gott erbarm!
Und Weib und Kind, die nackt und arm
Voll Angſt durch's Feuer rennen.

Wie aber ſind die Menſchen denn toll?
Es iſt ihrer Leiden Maaß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen ſie ſich Muſik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Raſt noch Ruh,
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiße Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämiſchem Sinn,
Und grinſt in ſeine Zähne:

„Du weineſt verkehrt, o Menſchenwicht,
„Ich zeige dir wohl ein ander Licht
„In dunkler Geiſterſtunde.
„Die Armen dort wiſſen nicht, wer ſie ſchlug;
„Man lenkt ſie heimlich mit weiſem Trug,
„Sie ſind nicht mit im Bunde.

„Bald iſt vorüber der erſte Schreck,
„Dann magſt du gebieten jedem Zweck,
„Du wirſt es dankbar ſpüren."
So ſprach der Zwerg, that wohl bekannt
Und nahm vertraulich ihn bei der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felſengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der ſchleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Steh'n ſie im unterird'ſchen Saal,
Von unermeſſ'ner Weite.

Da ſitzen der ſchweigenden Männer viel,
Die treiben ernſthaft ein ſeltſam Spiel,
Der Pilger ſieht's mit Beben.
Und wie es drei Mal ängſtlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verſtopft,
Er meint, es gilt ſein Leben.

Die Männer winken, er ſoll ſich nah'n,
Er ſoll den Bruderkuß jetzt empfah'n,
Dort oben ſitzt der Meiſter.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Feſt,
Da hält ihn ein Todtengerippe feſt,
Zur Hölle ſinken die Geiſter.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wiſcht ſich von der Stirne den Schweiß,
Es ſchildern's keine Worte.
Er ſinkt zu Boden in bitterm Gram.
Und wieder war, als er zu ſich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir, ſprach der Pilger zu ſich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
„Davon man doch geſchrieben;
„Wo Milch und Honig ſich ergießt,
„Der Wein von ſelbſt in die Fäſſer fließt,
„Sich alle herzlich lieben."

Nun war es, als flöſſe rundum ein Meer,
Das wogte ſo hoch und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreiſe.
Da ſchwammen der Fiſchlein unzählig viel,
Die trieben ſich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fiſchlein Weiſe.

Wie frei er ſich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da ſieht er, wie hinter dem kleinen drein,
Der große ſchwimmt und ſchlingt ihn herein,
O was ſind das für Tücken!

Daß einer ſtets den andern frißt,
Und des Verſchlingens kein Ende iſt,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther and endlich roth
Wie Blut, und ſchwimmt voll Leichen und Tod,
Es ſchnauben Ungeheuer.

Das Meer iſt gleich, der Fiſch iſt frei,
Doch dieſes Gefreſſenwerden dabei,
Es will ihm nicht behagen.

Digitized by Google

„Viel lieber dien' ich dem ſchlimmſten Herrn,“
So ſpricht er, „auf feſtem Lande gern,
„Und will als Knecht mich plagen!“

Hat irgend ein Geiſt den Wunſch erhört?
Er ruht in warmen Thal und hört
In Blättern Lüfte wehen,
Es gibt ihm Troſt der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch als er in die Höhe ſchaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel ſieht er Citronen blüh'n,
Es ſchimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie ſind die Marmorſtufen ſo breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig ſteigt der wandernde Gaſt
Hinan, und es betäuben ihn faſt
Die vollen Blumendüfte.

Doch wie er ſich müht und wie er ſteigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachſen ſtets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Blei ſo ſchwer,
Er freut ſich nicht der Säulen mehr.
Was mag er nach ſich ſchleppen?

Iſt's etwa jenes ſteinerne Bild,
Zu dem er ſich wendet und mit ihm ſchilt:
„Was gehſt du mir zur Seite?“ —
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch ſteht er ſtill, ſo ſteht es auch,
Und geht er, geht's zur Seite.

Noch will er ſich des Mannes befrei'n,
Da wird er gedrückt von andern zwei'n,
Die auf der Schulter ſitzen:
Und als er die zu Boden geſchwenkt,
Sieht er wiee kleine feſt gehängt
An ſeines Kleides Spitzen.

Wie ſich vermehrt der Bilder Zahl,
So höher ſteigt auch ſeine Qual,
Sa ärger er umklettet.
Als würd' er ſelbſt zu Stein und Erz,
So fühlt er angſtbedrückt ſein Herz
Sich innen feſt gekettet.

„Was ſollen die ſteinerne Dinge, traun!
„Viel beſſer wär' es den Acker bau'n
„Und ſeiner ſelbſt genießen.“ —
Des Steigens iſt er endlich ſatt,
Er fühlt ſich recht von Herzen matt
Und kann ſich nicht entſchließen.

Jetzt aber erhebt ſich ein kühlender Wind,
Es weht ihm um die Stirne lind,
Der Pilger ſoll erwachen.
Ein Traum nur war geweſen, und Nichts
Die Gaukelei des Schattengeſichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgenſonne begann den Lauf,
Da ſchlug er vollends die Augen auf,
Und fürchte ſich der Reiſe. —
„Wie dort der Stier am Pfluge zieh't;“
So ſprach er: „der Pflüger ſingt ſein Lied
„Nach ländlich froher Weiſe.

„Was ſollt' ich weiter wandern und geh'n,
„Ich kann es alles am Ort ja ſeh'n,
„Und nehme Theil am Ganzen.
„Ich habe es weit und breit geſucht,
„Ich hab' es wachend und ſchlafend verſucht,
„Nun iſt es Zeit zum Pflanzen.

„So wird man doch vernünftiger ſtets;
„Nicht immer mit der Jugend geht's,
„Das ſind nur ſchöne Worte.
„Wie hab' ich nicht geſorgt und geſtrebt,
„Wie manches nicht im Traum erlebt
„Und kam doch nicht vom Orte.“

Es war um des Pilgers Muth geſchehn,
Sonſt hätt' er mögen nach Hauſe gehn,
Vom wo er hergekommen.
Nun blieb er eben wo er war,
Und freut ſich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

Gelübde.

Es ſei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du ſeiſt befreit;
Wir ſprengen deine Ketten!
Nicht fürder ſoll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß ſich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch ſchlägt,
Nicht feſt an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur ſich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüh't der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten ſonder Zahl,
Und jeder Kunſt Gebilde.

Der deutſche Stamm iſt alt und ſtark,
Voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue iſt der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme ſchnauben.
Es ſchafft ein ernſter, tiefer Sinn
Dem Herzen ſolchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So ſpotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen.
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Looſe fallen.
Ja, ſinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Johann Adolph Schlegel

ward am 18. September 1721 in Meißen geboren, erhielt ſeine wiſſenſchnftliche Vorbildung auf der Schule Pforta und beſuchte dann von 1741 bis 1746 die Univerſität Leipzig, wo er Theologie ſtudirte. Hier lebte er mit ſeinem Bruder Johann Elias, mit Gellert, Rabener, Gärtner, Cramer, Mylius, Ebert, Giſeke, Klopſtock u. A. in genauer Verbindung und nahm thätigen Antheil un der Herausgabe der ſogenannten Bremiſchen Beiträge. Nach ſeinem Abgange von der Univerſität bekleidete er eine Zeitlang eine Hauslehrerſtelle, hielt ſich dann anderthalb Jahre bei ſeinem Freunde Cramer in Crellwitz auf, und unterſtützte ihn bei der Herausgabe der Wochenſchrift: der Jüngling. 1751 ward er Lehrer und Diakonus an der Schulpforta und 1754 Paſtor Primarius an der Dreifaltigkeitskirche und Profeſſor am Gymnaſium zu Zerbſt. Hier wirkte er bis 1759, wo er als Prediger nach Hannover berufen wurde. Er ſtarb daſelbſt am 16. September 1793 als Dr. Theol., Conſiſtoelalrath, Generalſuperintendent des Fürſtenthums Kalenberg und erſter Prediger an der Neuſtädter Kirche.

Seine Schriften ſind:

Geiſtliche Geſänge. Leipzig 1766 — 1772. 3 Sammlungen.
Fabeln und Erzählungen. Leipzig 1769.
Vermiſchte Gedichte. Hannover 1787—1789. 2 Thle.
Predigten. Leipzig 1754 — 1764. 3 Thle.
Paſſionspredigten. Leipzig 1769 — 1773. 3 Thle.
Neue Predigtſammlung. Leipzig 1778 — 1786. 4 Thle.

Digitized by Google

Batteux, Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz. Ueberſ. von S. 3. Aufl. Leipzig 1770.

Leichtigkeit der Behandlung, Correctheit und Reinheit der Sprache und äußere poetiſche Darſtellung ſind ſeinen Gedichten eigen, welche ſämmtlich eine geſunde edle Moral athmen, ſich weiter aber durch Nichts auszeichnen. In ſeiner Predigtweiſe ſchritt er auf der von Mosheim eingeſchlagenen Bahn fort, und lieferte für jene Zeit Vorzügliches.

Johann Elias Schlegel,

des Vorigen älterer Bruder, ward am 28. Januar 1718 in Meißen geboren, erhielt ſeinen erſten Unterricht durch Privatlehrer und bezog dann die Schule Pforta, wo er ein Trauerſpiel, die Geſchwiſter in Taurien, ſchrieb, welches bereits, ehe er noch dieſe Anſtalt verließ, 1739 in Leipzig aufgeführt wurde und ihm dort viele Freunde erwarb. Von 1739 bis 1743 ſtudirte er in Leipzig die Rechte, ohne jedoch ſeine Neigung für die dramatiſche Poeſie zu vernachläſſigen, und ging dann mit dem Herrn von Spener, dem ſächſiſchen Geſandten am däniſchen Hofe, als deſſen Privatſecretair nach Kopenhagen. Hier nationaliſirte er ſich ſo raſch, daß er 1748 zum außerordentlichen Profeſſor an der Ritterakademie zu Sorőe ernannt wurde; ſeine raſtloſe Thätigkeit untergrub aber ſeine Geſundheit; ein hitziges Fieber ergriff ihn und endete ſein Leben am 13. Auguſt 1749.

Von ihm erſchien:

- Beiträge zum däniſchen Theater. Kopenhagen, 1741.
- Saint Foix's Luſtſpiele, überſ. Leipzig 1750—68. 3 Bde. Der dritte Theil iſt nicht von ihm, ſondern von einem M. Wichmann.
- Werke. Herausgegeben von J. H. Schlegel. Kopenhagen und Leipzig, 1761 bis 1770. 5 Thle. (Sie enthalten ſeine Trauerſpiele: Oreſt und Pylades, — Dido, — die Trojanerinnen, — Canut, — Hermann, — Elektra, — Lucretia; — ſeine Luſtſpiele, dramatiſche Skizzen und Fragmente, proſaiſche Aufſätze; Heinrich der Löwe, ein epiſches Gedicht, zwei Bücher; — allegoriſche Gedichte, Cantaten, Epiſteln, Oden; — J. E. Schlegel's Leben, — der Fremde, eine Wochenſchrift, u. ſ. w.

Ueber J. E. Schlegel's Leiſtungen urtheilt Manſo in ſeiner Ueberſicht der Geſchichte der deutſchen Poeſie (Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte Bd. 8, St. 1, S. 97) ſehr treffend mit folgenden Worten: Wenn irgend ein Dichter der damaligen Zeit ſich rühmen darf, die Aufnahme der deutſchen Bühne gefördert zu haben, ſo iſt es unſtreitig Johann Elias Schlegel. Bei allen Unvollkommenheiten, welche eine nicht überſchätzende Kritik auch ſeinen beſſern Stücken, dem Canut, den Trojanerinnen und dem Hermann zuerkennen muß, offenbart ſich dennoch überall der günſtige Einfluß, den die Griechen, mit denen er ſich frühzeitig befreundete, auf ihn hatten. Seine Plane ſind gerade nicht auf die Hervorbringung einer theatraliſchen Wirkung berechnet, aber einfach und in einandergreifend; ſeinen Charakteren und den Verhältniſſen, in die er ſie verſetzt, fehlt das Große und Leidenſchaftliche, welches die Erwartung ſpannt, und die Einbildung aufregt, aber die erſteren ſind gut gehalten und die anderen natürlich herbeigeführt; ſeine Sprache ermangelt noch des nöthigen Feuers und der tragiſchen Kraft, und erinnert zuweilen durch die abgemeſſenen Gegenſätze und die gehäuften Sittenſprüche an Euripides ſchlimme Manier, aber ſie iſt durchgängig wahr, ungezwungen und edel; ſein Vers fließt endlich nicht blos rein, ſondern leicht und zierlich dahin. Eben ſo wenig mißlang ihm das Luſtſpiel, ſelbſt da nicht, als er noch den Gebrauch der Reime, den er als Theoretiker vertheidigt hatte, praktiſch geltend und allgemein zu machen verſuchte. Seine ſtumme Schönheit erklärte Leſſing noch im Jahre 1767 für das beſte deutſche Luſtſpiel in Verſen, und dem Triumphe der guten Frauen, der in Proſa geſchrieben iſt, geſtand Mendelsſohn Leben, echten Witz und den Ton der feinen Welt zu.

Aus

Johann Elias Schlegel's Hermann.

Sigmar. Hermann. Flavius.

Flavius.

Mein Vater, es wird ſpät.
Wie kömmt's, daß man noch nicht in Varus Lager geht?

Sigmar.

Biſt du ein Deutſcher?

Flavius.

Wie? mein Vater, kannſt du fragen?
Bin ich denn nicht dein Blut? — Was kann ich weiter ſagen?

Sigmar.

Die Antwort iſt dir leicht, ſprich, was dein Herze ſpricht.

Flavius.

Mein Vater, ich bin deutſch, doch haſſ' ich Rom auch nicht.

Sigmar.

Wer Rom nicht haſſen kann, kann nicht die Deutſchen lieben:
Was theileſt du dein Herz? Sei treu mit ganzen Trieben,
Sei römiſch oder deutſch. Jetzt wähle deinen Freund;
Rom, oder deinem Volk ſei günſtig oder feind!

Flavius.

So kann denn beider Wohl nicht mehr vereint beſtehen?
So wird man heute nicht in Varus Lager gehen?

Sigmar.

Mein Sohn, ich habe noch zu Cäſars Zeit gelebt,
Vor dem der Erdenkreis und ſelber Rom erbebt'.
Dies war ein andrer Held als dieſe trägen Seelen,
Die nur geboren ſind, durch Geiz die Welt zu quälen;
Auf fremde Siege Stolz, in feiger Wolluſt ruh'n,
Und nichts aus Ehrbegier, aus Geldſuche alles thun.
Selbſt Cäſar konnte nur bei Andern Furcht erwecken.
Uns zu beſiegen ſtark, zu ſchwach, uns zu erſchrecken!
Und den Arioviſt hat nie ſein Drohn gebeugt,
Daß er vor Cäſars Macht mit Schmeicheln ſich geneigt.
Umſonſt hieß dieſer ihn nur näher zu ihm kommen;
Was jetzund Varus hört, hat Cäſar auch vernommen.
Nein! ſprach Arioviſt, wollt' ich den Cäſar ſehn,
So wär ich nicht zu ſtolz, und wollte zu ihm gehn.
Dies kann auch Cäſar thun, wenn Cäſar mich begehret.

Flavius.

Doch iſt der leichte Dienſt dem Varus bald gewähret.

Sigmar.

Ein leichter Dienſt wird ſchwer, wenn er die Ehre kränkt.

Flavius.

Wer weiß, ob Varus uns in Schimpf zu bringen denkt?

Sigmar.

Soll ſich ein freier Fürſt nicht des Gehorſams ſchämen?
Und ſoll ich ein Geſetz von fremden Richtern nehmen?

Flavius.

Wir bleiben dennoch frei, ſpricht Rom uns gleich das Recht.

Sigmar.

Wem Rom Geſetze gibt, der iſt der Römer Knecht.

Flavius.

Rom lehrt uns Kunſt und Witz, und zähmt die wilden Sitten.

Digitized by Google

Sigmar.

Rom jagt die Unſchuld weg aus den beglückten Hütten.

Flaaius.

Ich habe Rom geſeh'n, und trau' ihm Gutes zu.

Sigmar.

Ich hab' es nicht geſeh'n, und kenn' es mehr, als du.

Flavius.

Verwirfſt du Kunſt und Witz, die doch den Völkern nützen?

Sigmar.

Verflucht ſei Kunſt und Witz, wo ſie die Laſter ſtützen!
Mein Sohn, der Himmel ſchenkt dem Menſchen Witz und Kunſt,
Als Mittel unſers Wohls und Zeichen ſeiner Gunſt,
Doch der bethörte Sinn hat ihren Zweck verkehret;
Was ſeinem Glücke dient, hat ſeine Noth vermehret.
Kaum hat der Künſte Glanz die Rauhigkeit verdrängt;
So wird das Herz erweicht, das am Vergnügen hängt,
Zur Wolluſt ſinnreich wird, auf Pracht und Schätze dichtet,
Und ſich von andrer Wohl auf ſeinen Vortheil richtet:
Bis endlich Eigennutz die Treu' für's Vaterland,
Und fauler Müſſiggang den Trieb nach Ruhm verbannt.
So liegt die Einigkeit ſammt Kraſt und Muth darnieder,
Und was durch Künſte ſtieg, das fällt durch Künſte wieder.
Sohn, ſieh doch Rom einmal mit dieſen Augen an:
Ein Blick von ſolcher Art, iſt, was dir nützen kann.

Flavins.

So ſoll der Deutſche ſtets in ſchlechten Hütten wohnen?

Sigmar.

Hier frei ſein gilt mir mehr, als in Paläſten frohnen.

Flavins.

Mich kränkt, daß man in Rom mich einen Barbar heißt.

Sigmar.

Du biſt geſittet gnug, wenn du zu kriegen weißt.

Flaaius.

Auch wie ich kriegen ſoll, wird Rom mich beſſer lehren.

Sigmar.

Du irreſt. Zwar ſein Witz wird deine Waffen mehren,
Doch ſeine Wolluſt ſchwächt den Arm, der ſie gebraucht.
Was nützt die Kriegeskunſt, wo Kraft und Muth verraucht?

Flavins.

Was aber nützt der Muth, wenn niemand von mir höret?

Sigmar.

Du ſchätzeſt es für nichts, wenn dich dein Volk verehret?

Fiavius.

Blüht Witz und Kunſt durch mich, ſo kennt mich alle Welt.

Sigmar.

Was hilft dir's, wenn ſie dich für feig und weibiſch hält?

Flavius.

Von Tapferkeit und Muth ſoll Rom mich nicht entfernen;
Roms Laſter will ich fliehn, und ſeine Künſte lernen.

Sigmar.

Du traueſt dir zu ſehr. Nimm deiner Wohlfahrt wahr!
Wer böſen Meiſtern folgt, begibt ſich in Gefahr.

Flavins.

Mein Vater, prüſe mich, ob du mich träge findeſt.

Sigmar.

Wohl! aber denke nach, wozu du dich verbindeſt.
Du kannſt ja nicht zugleich ein Held und Sklave ſein.
Wo du nicht träge biſt, mußt du dein Volk befrei'n.
Rom wird, wenn du ihm dienſt, dich mit Verachtung nennen.
Geh', jage Rom in Furcht, ſoll es dich näher kennen?
Verlangſt du Ehr' und Lob; ſie ſind dein Eigenthum!
Thu recht, und laß der Welt die Sorg' um deinen Ruhm.
Auch ich bin hoffnungsvoll. Das Lob, das ich erworben,
Soll bei den Enkeln blühn, wenn ich ſchon längſt geſtorben;
Obgleich mein feſter Sinn, der nur die Tugend ſchätzt,
Sich fremder Weichlichkeit und Macht entgegen ſetzt.
Ich geh, das deutſche Volk in ſeinem Muth zu ſtärken.
Laß, Hermann, dieſen Tag des Herzens Adel merken!
Sei du der Römer Feind, und dann ſo ſiehe zu,
Wer mehrern Ruhm erjagt, dein Bruder, oder du.

Hermann. Flavius.

Hermann.

So haſt du, Flaaius, in Rom nur dies gelernet,
Wie ſich ein edles Herz von ſeiner Pflicht entfernet?
An aller Tugend ſtatt, die du vordem geehrt,
Hat Roms gerühmter Witz dich untreu ſein gelehrt?
Haſt du den Namen ſelbſt, der dir von Rom gekommen
Und der dir ſüße klingt, nur darum angenommen,
Damit, wenn einſt dein Arm mit deinen Bürgern ficht
Für dein verrathnes Volk kein deutſcher Name ſpricht?
Hat mich nicht Rom, wie dich, gelehert und ergötzet?
So oft ein wildes Thier, das man zum Kampf verhetzet,
Im Schauplatz brüllend ſprang; ſo oft auf ebnem Sand
So manch erhitztes Paar geübter Fechter ſtand;
So oft der Roſſe Lauf auf den geſchwinden Wagen
Der Jugend muntre Schaar nach Ziel und Sieg getragen:
Haſt du bei ſolcher Luſt mich jemals kalt geſehn?
Doch dieſes laſſe nie des Himmels Schluß geſchehn,
Daß ich, wenn meine Pflicht mein Blut zum Opfer wollte,
Um eitler Spiele Pracht mein Volk verrathen ſollte!

Flavius.

Ach, Hermann, martre doch des Bruders Seele nicht!
Wenn Deutſchland Rom bekriegt, ſo weiß ich meine Pflicht,
Doch kann ich ohne Schmerz mich meinem Trieb entreißen?
Auch Rom hat noch ein Recht, mein Vaterland zu heißen;
So lange dieſer Ring an unſern Fingern prangt,
Mit dem wir Bürgerrecht und Ritterſchaft erlangt.

Hermanu.

Erwähne mir nur nicht dies nichtige Geſchenke.
Meinſt du, daß ich mit Luſt an meine Knechtſchaft denke?
Nein, Bruder, dieſer Ring ſchimpft eines Deutſchen Hand,
Die Freiheit adelt mich und nicht ein fremdes Land.
Ich ſchwör' in dieſem Hain: Ihr Götter ſeid zugegen!
Dies Zeichen meiner Schmach will ich nicht von mir legen,
Bis ich mein Volk durch's Schwert von ſeiner Dienſtbarkeit
Und mich vom Bürgerrecht des ſtolzen Roms befreit;
Und euch, als Sieger, dann zugleich mit dieſem Ringe
Auch manchen güldnen Ring erſchlagner Römer bringe.

Flavins.

Ah! du erwägeſt nicht, daß Varus Geißel hat.

Hermann.

Thusnelden meineſt du, durch die, an Geißels ſtatt,
Der knechtiſche Segeſt die Deutſchen Rom verpfändet,
Der ſeiner Jugend Ruhm im ſpäten Alter ſchändet.
Ach! der Verräther hat die mir verſprochne Braut,
Als unſrer Knechtſchaft Pfand, den Feinden anvertraut.
Doch, wo die Götter nur es dieſem Arm erlauben,
Will ich ſie heute noch aus ihren Händen rauben.
Ich will ſie wiederſehn: wo nicht, ſo will ich ihn,
Der ſie verrathen hat, dafür zur Strafe ziehn.
Komm! willſt du langſam ſein, für's Vaterland zu ſtreiten,
Wenn alle hurtig ſind, die Waffen zu bereiten?

Flavius.

Wen ſeh ich? Markus kommt. Mein Bruder, laß es zu,
Daß ich für dießesmal der Freundſchaft Gnüge thu.

Hermann.

So thu nur, was du willſt, bis alle Zeit verſtrichen.

Krieg der Schönheit und des Verſtandes.

Allegorie.

Der du in deiner Braut Verſtand und Schönheit findeſt,
Mein Gellert, der du liebſt, und beider Macht empfindeſt!
Ich ſinge dir den Streit von Schönheit und Verſtand.
Wie herrſchſuchtsvoller Stolz der Schönheit Bruſt entbrannt,
Den Thron an ſich zu ziehn, den beide ſonſt beſtiegen:
Der Liebesgötter Kampf und bürgerliches Kriegen.

O Dichtkunſt! zeige mir das waffenvolle Feld,
Wo gegen den Verſtand die Schönheit ſich geſtellt;
Und male mir genau die göttlichen Perſonen,
Die ſelbſt der Reizung Land nicht ohne Zwiſt bewohnen.
Du, Gellert, bring' dies Lied vor Chriſtianens Ohr,
Und lies es deiner Braut zum Siegesliede vor!
Denn laß der Schönheit Heer, laß den Verſtand erliegen;
Die Braut, die beides krönt, wird doch mit Einem ſiegen.

Die Schönheit trat geſchmückt zum ſchmeichleriſchen Glas,
Aus dem ihr Auge ſich ein täglich Urtheil las.
Sie ſah ſich; und ein Strahl der feuervollen Blicke
Schoß von dem Spiegel ab, und ihr in's Herz zurücke.
Sie betete ſich an, und ward in ſich entflammt.
Wie der geperlte Thau, der aus der Erde ſtammt,
Zur Erde wiederkehrt, und wenn die Nacht verdrungen,
Den Boden wieder tränkt, aus dem er erſt entſprungen;

So ſchwängerte der Blick, der aus der Schönheit ging,
Sie ſelbſt mit Zuverſicht, die alles unterfing.
„Ich," ſprach ſie, „hab' allein den Schlüſſel aller Herzen,
„Und niemand wirkt, als ich, der Menſchen ſüße Schmerzen.
„Warum hat der Verſtand mit mir den Thron gemein?
„Ich bin Beherrſcherin; und er ſoll Sklave ſein!"
Sie ſprichts. Die Hand indeß ducchirrt, mit ſtolzer Freude,
Der Locken leichtrn Zwang und flüchtig Kunſtgebäude;
Hält ſich geſchäftig auf und muſtert jedes Haar,
Und beſſert oft mit Fleiß, wo nichts zu beſſern war.
Kaum hört des Schmeichelns Gott der Stimme lieblich Tönen;
Ein Abgott und zugleich Vergöttrer eitler Schönen,
Der Schönheit größter Rath und auch ihr größter Knecht,
So lacht er dreimal laut, und ſaget: Du haſt Recht!
Sein Lachen und ſein Wort bläſt ihre Glut zu Flammen.
Sie winkt. Ihr Heer gehorcht, und dränget ſich zuſammen.
Der ſchwarzen Augen Gott, der Herzen Furcht und Fall,
Ein andrer Jupiter mit Bliz, doch ohne Knall;
Der blauen Augen Schüz, ein Held mit ſcharfen Pfeilen,
Ließ den geraden Flug nach ſeiner Göttin eilen:
Auch der, den reizend Haar, der, den der Stirne Pracht,
Der, den der Lippen Roth geehrt und mächtig macht.
Das Grübchen in dem Kinn, das Grübchen in den Wangen,
Sah ſeinen Liebesgott den Streit mit Luſt verlangen.
Der Bruſt erhabner Schmuck, ein liſtig Zwillingspaar,
Das zwar verſtecket ſchien, und dennoch ſichtbar war;
So mancher ſtarker Reiz der Schönen Glieder zieret,
So mancher Gott erſchien und ward in's Feld geführet,
Mit Werkzeug ohne Zahl kam dort ein dichtes Heer.
Der ging von Geld und Stoff, der von Geſchmeide ſchwer.
Der Nachttiſch läßt zum Streit auch ſeine Götter reiſen.
Dem ſtählt die tapfre Fauſt ein hitzend Kreiſeleiſen;
Den drückt des Puders Laſt; der führet reiches Band;
Der Fiſchbein aus dem Nord; der Spitzen aus Brabant;
Der hat die weiße Haut mit Pfläſterchen befſecket.
Man ſagt, daß das Geſicht mit Larven überdecket,
Des Bleikamms falſcher Gott, der Schönheit letzter Troß
Zuſammt des Roſentuchs gefärbtem Gotte, ſchloß.
O Dichtkunſt, welches Heer war des Verſtandes Retter?
Auch ihn krönt tapfre Macht, auch er hat Liebesgötter.
Du, feuerreicher Witz! ſein Liebling und ſein Herz;
Du, angenehmer Ernſt! du männlich ſchöner Scherz!
Und du, des Lächelns Gott, ſein Bruder und Begleiter!
Du, des Verdruſſes Feind, und du, des Zwangs Beſtreiter!
Auch eurer Götter Schaar, Gefälligkeit und Huld
Gekrönte Zärtlichkeit! Vergnügen ohne Schuld!
Du ſüßer Klagen Gott! Du Gott beliebter Strenge!
Ihr kamt an Kräften ſtark, obgleich nicht ſtark an Menge.
Du, Tugend, eilteſt auch zu ſeiner Fahne hin!
Du Zierde ſeines Reichs und ſchönſte Bürgerin;
Die nur, weil in der Bruſt zufriedne Demuth grünte,
Den Thron nicht ſelbſt beſaß, ſo ſehr ſie ihn verdiente.
Durch offner Ebnen Raum ſtreckt ſich ein ſchönes Land,
Das alte Königreich von Schönheit und Verſtand;
Dem Froſt und Hitze nie den ſchönen Schmuck entreißet,
Und das der Anblick ſelbſt das Land der Reizung heißet.
Von dannen gehet aus, und theilt ſich durch die Welt,
Was ſchöne Kinder ſchmückt, den Herzen Netze ſtellt.
Im Mittel ſtund der Thron, der kühne Zweck vom Streite,
Sonſt beider hoher Sitz, und itzt des Siegers Beute.
Im Mittel ſtund bewehrt auch des Verſtandes Heer;
Sein Führer weckt es auf und ſpornt's zur Gegenwehr.
„Auf," ſprach er, „rettet mir den Thron, den ich verliere!
„Der Krone bin ich werth, indem ich euch regiere.
„Mein Anſehn ſtammt von euch, und euer Ruhm iſt mein;
„Ihr habet Macht und Kraft; drum muß ich König ſein.
„Kann euch dies Erdreich nicht vom Bürgerrecht verjagen:
„So muß der ſtolze Thron ſtets zween Regenten tragen."
So ſchwellt die rege Luſt die ſchwangern Segel auf;
Und lenkt der Schiffe Bahn, trotz ſchneller Ströme Lauf;
Wie ſich auf dieſes Wort die muntern Krieger brüſten,
Der Fluth entgegen gehn, die feſten Stäne rüſten.
Die Wolluſt ſieht erfreut den angeglommnen Zwiſt.
Dies Weib voll ſüßen Gifts und heuchleriſcher Liſt,
Von ferne göttlich ſchön, und häßlich in dem Rücken,
Läßt vor der Schönheit nun ihr trügend Antlitz blicken;
Izt, glaubt ſie, da der Zorn der Häupter Herzen trennt,
Ruft ein gelegner Tag auch ſie zum Regiment.
„O Schönheit," fängt ſie an, „nur dir gebührt die Krone!
„Es weiche der Verſtand an deinem Königsthrone.
„Sein ekler Eigenſinn, ſein eingezogner Geiz
„Vergällte dieſes Land, und ſtörte manchen Reiz.
„Hat ſeine Tyrannei, die ſelbſt die Luſt ſich raubet,
„Von dieſer Auen Frucht, die der Genuß erlaubet?
„Du weißt, welch Leid er mir und was er dir gethan.
„Wir beide ſind ihm feind; nimm mich zur Freundin an!
„Dies Land, das du regierſt, will ich dir erſt entdecken.
„Was du bisher verſäumt, ſollſt du gedoppelt ſchmecken."
Sie ſpricht und regt ſich oft; doch wendet ſie ſich nicht.
So dreht der Mond um uns ſein glänzend Angeſicht,
Der zwar ſein ſchwankend Haupt oft da, oft dort hin neiget,
Doch ſtets das Antlitz weiſt und nie den Nacken zeiget;
Wie ihr bewegter Leib, der jeden Ton beſeelt,
Den weggewandten Greul des Rückens ſtets verhehlt
Und in der Schönheit Bruſt, die ſich vom Rath entblößet,
Und dem Verſtande trotzt, vergeblich Hoffen flößet.
Die Schönheit ſprach: „Es ſei! Dein Herz verräth der Blick,
„Und glauben muß man dir. Auf! zeige mir mein Glück!
„Sei, wo du helfen kannſt, Gehülfin meiner Thaten!
„Komm mit mir in den Kampf. Ich ſtreite; du ſollſt rathen."
Sie thut's, und folgt ihr nach. Die Schönheit eilt zum Streit.
Ihr Wagen faſſet kaum ihr aufgeſpanntes Kleid
Und zeigt ſchon, eh' ſie kämpft, ein triumphirend Prangen.
Ihr Fächer ſchlägt die Luft, weht Sehnſucht und Verlangen
Auf alles um ſich her, und Seufzer auf ſie zu.
Sie rief nur: „Kämpft und ſiegt!" drauf blieb der Mund in Ruh'.
Doch ihr entbrannter Blick war ihre ſtärkre Stimme,
Und redete zugleich von Anmuth und von Grimme.
Ein tönend Feldgeſchrei verkündigte den Krieg.
Es jauchzt der Schönheit Volk. Das andre ſtund, und ſchwieg:
Doch jenes ſchießt von fern; dann folgt es ſeinen Pfeilen,
Und fördert durch die Luft der Flügel flatternd Eilen.
Man ſah ſchon gegen ſich erzürnte Waffen ſtehn;
Hier auf den muntern Witz der Augen Götter gehn;
Dort dräute manchem Gott, der in der Bruſt regieret,
Das brüderliche Paar, das ſie von außen zieret.
Dort ſtund der hohen Stirn, und dort der Lippen Schutz;
Der bot dem Gott der Huld und der dem Scherze Trutz:
Wenn dort im heißen Kampf des Lächelns Götter kamen,
Vom Anſehn beide gleich, und gleich in ihrem Namen.
Der geht, dem Schmerz verknüpft; der einſam, nackend, leer.
Der ſtützet den Verſtand: der ſtärkt der Schönheit Heer.
Durch die, die auf der Pracht gewaltig Werkzeug pochten,
Sah man die Tugend ſelbſt umringet und befochten.
Die Wolluſt ruft zum Kampf, und reizt mit frechem Spott
Den Gott der Zärtlichkeit, der edlen Strenge Gott.
Des Anfalls erſte Kraft beugt des Verſtandes Krieger,
Der überlegne Feind erkennt ſich für den Sieger.
Der weichende Verſtand, den nicht ſein Muth verläßt,
Ruft: „Krieger, ſeid beherzt! verbindet euch, ſteht feſt!
„Laßt nur durch jener Mund ein früh Triumphlied ſchallen."
Er ſchwieg. Der Schönheit Fuß beſteigt im Geiſte ſchon
Den leergelaſſnen Sitz, und nun ihr eignen Thron;
Und glaubt, ihr ſei gewiß die ſüße Macht verſchrieben,
Der Herzen Tyrannei allein und frei zu üben,
Es jauchzet ihr Soldat. — Und dieſen Augenblick
Wirft ihn des Waffenglücks verdrehter Wind zurück.
Wie der geſchlanke Stahl die Macht, die ihn gebogen,
So weit zurücke ſchlägt, als ſie ihn erſt gezogen,
Vom Weichen Kräfte nimmt, und zitternd ſauſt und ſpringt,
Bis ihn ſein erſter Ort zur erſten Ruhe bringt;
So wehrt ſich der Verſtand mit tapfrer Schwerter Streichen.
Wer erſtlich wich, verfolgt; und die Verfolger weichen.
Der ſchwarzen Augen Gott ſchießt allzuſchwachen Blitz;
Es kämpft mit ſtärkrer Glut der niemals matte Witz.
Der Schönheit wankend Volk macht ſich umſonſt zu ſchaffen;
Es ſchwingt ihr müder Arm nur wirkungsloſe Waffen.
So manches Reizes Gott erlag, und kämpfte doch.
Der Sieg war ſchon gewiß; der Ausgang ſäumte noch.
Indeſſen regt die Zeit der Flügel leichte Ruder;
Ihr Sohn heißt Untergang, und der Verfall ihr Bruder.
Dies Weib, das dem Verſtand vor allen günſtig iſt,
Und wenn es ihn verzehrt, ihn doch am letzten frißt,
Eilt, das erhitzte Volk der Schönheit zu vernichten,
Und mit bewehrter Hand den kühnen Zwiſt zu richten.
Die Wolluſt ſah von fern, welch ein geſchwinder Flug
Die raubgewohnte Zeit, ſie zu verderben, trug.
Sie eilt zur Schönheit hin, und bebt in ihren Armen.
„Ach!" ſprach ſie, „ſiehſt du nicht die Feindin ohn' Erbarmen?
„Es freut ſich der Verſtand, und jene ſiegt für ihn.
„Doch da man fliehen muß; laß uns vereinigt fliehn.
„Entfliehn iſt dein Geſchick. Man mißgönnt dich der Erde.
„Auf! fördre deine Flucht, daß ſie dir ſüßer werde!
„Fleuch mit mir!" Jene hört der Wolluſt feigen Rath,
Und fliehet vor der Zeit, eh' ſie ſich ihr genaht.
Doch da ſie eilt und flieht entdeckt ſich ihren Blicken
Der Wolluſt ſchlimmrer Theil und ungeſtalter Rücken.

Digitized by Google

Wie den gejagten Hirſch, dem alles Furcht erweckt,
Auf der verzagten Flucht ein breites Waſſer ſchreckt;
Doch ſtärker noch das Horn der Jäger, die ihn hetzen:
So wirkt der Anblick ihr ein ſchauerndes Entſetzen;
Doch mehr bedränget ſie die Macht der ſchnellen Zeit,
Die ihr im Rücken iſt, und den Verzug verbeut
Nun ſteiget der Verſtand zu dem verlaßnen Throne:
Doch nimmt er nicht für ſich die ungetheilte Krone.
Er ſpricht: „Ich ſtürze nicht, was mich zu ſtürzen meint;
„Mein und der Schönheit Reich ſei, wie vorhin, vereint.
„Die Schönheit kämpfe nur, die Herzen zu erhitzen;
„Was ſie erobern wird, ſoll meine Kraft beſchützen.“
Er ſpricht: Die Schönheit kömmt, und willigt in dies Band,
Und neue Ruh' beglückt der Reizung edles Land.

Johann Heinrich Schlegel,

des Vorigen jüngerer Bruder, ward 1724 in Meißen geboren, erhielt dieſelbe Erziehung wie ſein jüngerer Bruder und ſtudirte darauf in Leipzig Jurisprudenz, Geſchichte und Literatur. Dann ging er nach Kopenhagen als däniſcher Kanzleiſecretär und wurde ſpäter Profeſſor der Geſchichte an der dortigen Univerſität, Königlicher Hiſtoriograph und Juſtizrath. Er ſtarb daſelbſt am 18. October 1780.

Von ihm erſchien:

Thomſon's Sophonisbe. Ueberſ. Leipzig 1758.
Thomſon's Agamemnon und Koriolan. Leipzig 1760.
Trauerſpiele aus dem Engliſchen. Leipzig 1764.
Geſchichte der däniſchen Könige aus oldenburgiſchem Stamme. Leipzig 1777. 2 Thle.

S. erwarb ſich das Verdienſt, durch ſeine Ueberſetzungen zuerſt den reimloſen fünffüßigen jambiſchen Vers in die deutſche dramatiſche Literatur eingeführt zu haben; auch zeugen dieſe Uebertragungen ſowohl wie ſein ſelbſtſtändiges hiſtoriſches Werk von Fleiß, Correctheit und Geſchmack.

Friedrich Daniel Ernſt Schleiermacher.

Dieſer in vielfachſter Hinſicht ausgezeichnete Mann, einer der geiſtvollſten und ſcharfſinnigſten neueren Theologen, ward am 25. November 1768 zu Breslau geboren, erhielt ſeine Erziehung in der Brüdergemeine, ſagte ſich aber von derſelben los und ſtudirte in Halle Theologie. Nach vollendetem akademiſchen Kurſus wurde er 1802 Hofprediger in Stolpe, 1805 Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger in Halle und 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, ſo wie ſpäter ordentlicher Profeſſor an der neu errichteten Univerſität daſelbſt, Mitglied der Akademie, Ritter des rothen Adlerordens 3. Klaſſe u. ſ. w. — Nach langem ſegensreichen Wirken ſtarb er in Berlin am 12. Februar 1834.

Er gab heraus:

An Hrn. Dr. Ammon üb. ſeine Prüfung der Harmeſiſchen Sätze. Berlin 1818. 8.
An den Hrn. Geh. Rath Schmalz, auch eine Recenſion. Ebend. 1815. gr. 8.
Ueber das Berliner Geſangbuch. Ein Schreiben an Hrn. Biſchof Dr. Ritſchl in Stettin. Ebend. 1830. 8.
Darſtellung des theolog. Studiums. 2. Aufl. Ebend. 1830. 8.
Fawcetts Predigten. A. d. Engl. Ebend. 1798. 8.
Gedanken über Univerſitäten. Ebend. 1808. 8.
Der chriſtl. Glaube nach den Grundſätzen der evangel. Kirche im Zuſammenhange dargeſtellt. 2 Bde. 2. Aufl. Ebend. 1831.
Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen d. proteſtant. Kirchenweſens, zunächſt in Beziehung auf den preuß. Staat. Ebend. 1804. 8.
Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. Ebend. 1803. 8.
Katechismus der wahren Religion. Leipzig 1818. 8.
Kritik der Sittenlehre. Berlin 1803. 8.
Ueber d. neue Liturgie f. d. Hof- u. Garniſon-Gemeine zu Potsdam u. f. d. Garniſonkirche zu Berlin. Ebend. 1816. 8.
Ueb. d. Schriften d. Lucas. 1. Thl. Ebend. 1817. gr. 8.
Monologen. Neujahrsgabe. 3. Aufl. Ebend. 1822.
Ueber den ſog. erſten Brief d. Paulus an d. Timotheus, ein krit. Sendſchreiben an Gaß. Ebend. 1807. gr. 8.
Platons Werke, überſ. Ebend. 1804. 11 Bände.
Predigt bei Eröffnung d. Gottesdienſtes d. Friedrichs-Univerſität d. 3. Aug. 1806. Ebd. 1806.
Predigt üb. d. rechte Verhältniß d. Chriſten z. Obrigkeit. Ebend. 1809. gr. 8.
Predigt am 28. März 1813. Ebend. 1813. gr. 8.
Predigt am zweiten Tage d. Reformations-Jubelfeſtes. Ebend. 1818. gr. 8.
Predigt am 18. Weinmond 1818. Ebend. 1818. gr. 8.
Predigt am 1. Adventſonntag 1819. Ebend. 1820. gr. 8.
Predigt am 2. Sonntage d. Advents 1830, in der Dreifaltigkeitskirche geſprochen. Ebend. 1831. gr. 8.
Predigt, gehalten bei d. Wiedereröffnung d. deutſch-evangel.-lutheriſchen Kirche, in der Savoy, zu London am 16. Sonntage nach Trinit. d. 21. Sept. 1828. Ebend. 1829. gr. 8.
Predigt am 25. Sonntage n. Trinit. 1828, als am Todtenfeſte, in d. Dreifaltigkeitskirche geſprochen. Ebend. 1829. gr. 8.
Predigt am 4. Sonntage n. Trinit. 1820. Ebd. 1821. gr. 8.
Predigt am 17. Nov. 1822, in d. Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. Ebend. 1823. gr. 8.
Predigt am 3. Adventsſonntage 1821. Ebend. 1821. gr. 8.
Predigt am Todtenfeſte am 23. Sonntage n. Trinit. 1824. Ebend. 1825. gr. 8.
Predigt am Todtenfeſte 1826. Ebend. 1827. gr. 8.
Predigt üb. d. Worte des Erlöſers: Haſt Du mich lieb? Joh. 31, 16. Ebend. 1824. gr. 8.
Zwei Predigten, geh. in d. Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. Magdeburg 1824. gr. 8.
Predigten. 1.—6. Sammlung. Berlin 1801—31.
Predigten. 1.—3. Reihe. Ebend. 1830. gr. 8.
Zwei Predigten, am 22. Juli u. am 5. Aug. (1810) geſprochen. Ebend. 1810. gr. 8.
Reden an Gebildete über die Religion. Berlin 1804. 3. A. 1822.
Rede am Grabe des Hrn. Saunier. Magdeburg 1825. gr. 8.
Ueb. d. f. die proteſtant. Kirche des preuß. Staats einzurichtende Synodalverfaſſung. Berlin 1817. 8.
Die Weihnachtsfeier. Ein Geſpräch. Halle 1806. 2. Aufl. Berl. 1827. 8.
Theol. Zeitſchrift, herausgeg. v. Schleiermacher, de Wette u. Lücke. Berlin 1819—22.

Zur nähern Würdigung des Geiſtes und der Schriften dieſes ſeltenen und hochbegabten Mannes verweiſen wir auf Bd. I. S. 161 dieſer Encyclopädie, wo ſich eine treffliche Charakteriſtik derſelben von L. F. O. Baumgarten-Cruſius mitgetheilt findet.

Digitized by Google

Daß Vorzüge des Geiſtes ohne ſittliche Geſinnungen keinen Werth haben *).

Ueber 1 Corinth. 12, 31. — 13, 1.

Man nennt unſer Zeitalter das aufgeklärte, und ſpricht viel von großen Fortſchritten, welche alle Abtheilungen der Geſellſchaft in der Bildung des Geiſtes, in der Berichtigung und Erweiterung ihrer Einſichten ſollen gemacht haben; und, wie mißlich es auch, näher betrachtet, um dieſe Fortſchritte ſtehen mag, ſoviel kann wenigſtens nicht geläugnet werden, daß das allgemeine Beſtreben nach dieſer Seite hin gerichtet iſt. Wiſſenſchaften und Künſte werden auf allerlei Geſchäfte des Lebens fleißiger und ſcharfſinniger angewendet, als ſonſt; alle Gewerbe entfernen ſich mehr und mehr von der Sklaverei alter Gewohnheiten, man ſucht darin nach Gründen, und findet auf dieſe Weiſe Verbeſſerungen; Beobachtung der Natur und des Menſchen ſucht den Aberglauben in allen ſeinen Schlupfwinkeln auf; Unterſuchungen und Mittheilungen über den Zuſammenhang großer Ereigniſſe und über die allgemeinen Angelegenheiten der Menſchen finden immer mehr aufmerkſame Ohren; und mildere Sitten, welche ſich unter allen Ständen verbreiten und ſie einander näher bringen, machen zugleich das Gemüth urbar, um den Saamen jeder Erkenntniß aufzunehmen, und auch ſolchen Wahrheiten Gedeihen zu ſichern, die urſprünglich in andern Gegenden der geſelligen Welt einheimiſch ſind. Dies Alles iſt kein geringer Ruhm; aber leider iſt mit dieſen Fortſchritten ſehr allgemein der große Nachtheil verbunden, daß der Verſtand und die Bildung deſſelben auch unabhängig von der Geſinnung geſchätzt und viel zu hoch geſchätzt wird. Sich in ſeinen Berufsgeſchäften durch Geſchicklichkeit und verſtändige Benutzung alles Fremden und Neuen auszeichnen; auch jenſeit derſelben über alle gemeinen menſchlichen Dinge eine eigne und begründete Meinung haben; im Kreiſe der Geſellſchaft durch Munterkeit und Gewandtheit des Geiſtes gefallen, durch ein ſchneidendes Urtheil ſich Anſehn erwerben, durch funkelnden Witz blenden: das iſt jetziger Zeit das Bild der Vollkommenheit, das iſt das einzige Mittel, um geliebt, geſchätzt und bewundert zu werden. Seid daneben rechtſchaffen und treu, man wird deſſen nur im Vorbeigehen erwähnen; beſitzt dieſe Tugenden ohne jene Vollkommenheiten des Verſtandes, ſo bleibt ihr ganz unbemerkt im Hintergrunde ſtehen. Die einfältige Redlichkeit, wie aufrichtig und thätig ſie auch ſei, gilt nichts; Verſtand und Talente, das iſt die allgemeine Loſung. Ich bin weit entfernt auf das, was man ſo gemeinhin ein gutes Herz nennt, großen Werth zu legen. Die Bereitwilligkeit, mit Andern und für ſie zu empfinden, ſich zum Werkzeuge von ihnen gebrauchen zu laſſen, und ſich an Alles, was in ihnen gut und groß zu ſein ſcheint, bewunderungsvoll anzuſchließen, iſt etwas ſehr zweideutiges, und oft nichts Anderes, als Leerheit des eigenen Sinnes, Unfähigkeit ſelbſt etwas zu wollen, Gefühl des Bedürfniſſes, ſich von Andern leiten und ſtoßen zu laſſen. Aber ohne einen wahrhaft guten Willen, ohne eine ächt ſittliche Geſinnung, ohne die feſte und immer thätige Richtung aller Kräfte auf das ſelbſterkannte Gute, ohne treuen Gehorſam gegen die göttlichen Geſetze, ſind alle jene Vorzüge des Geiſtes — und wenn ihr ſie bis zum höchſten Gipfel der Vollendung ausgearbeitet hättet — nichts, gar nichts. Dagegen dieſe gute Geſinnung — die freilich unausbleiblich alle Mal mit dem Beſtreben verbunden iſt, alle Anlagen, welche wir von Gott empfangen haben, auf's Beſte zu benutzen — wenn ſie auch durch ungünſtige Umſtände gehindert wird, ſich in die höheren Kreiſe der Bildung hinaufzuſchwingen, und ſich mit mancherlei Vorzügen auszuſchmücken, dennoch überall denſelben, alles Andere verdunkelnden, Werth behält. Das iſt meine Ueberzeugung, welche ich gern durch den folgenden Vortrag in euch Allen hervorbringen oder erneuern und befeſtigen möchte.

Text,

1 Cor. 12, 31. — 13, 1.

Strebet aber nach den beſten Gaben, und ich will euch noch einen köſtlicheren Weg zeigen. Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

In der Gemeine, an welche dieſer Brief gerichtet iſt, war über einen an ſich löblichen Gegenſtand ein Wetteifer entſtanden, der der brüderlichen Eintracht nachtheilig war. Jeder ſuchte durch die Gaben, welche ihm die göttliche Gnade verliehen hatte, zur Erbauung der Gemeine oder zu ihrer Verherrlichung unter den Ungläubigen etwas beizutragen. Dieſer Eifer für das allgemeine Wohl war aber nicht unverfälſcht. Jeder wollte ſein Talent für das vorzüglichſte gehalten wiſſen; man verglich und forſchte, welches unter allen wohl den meiſten Glanz auf den Beſitzer zurückwerfe, und ſo miſchte ſich auf allen Seiten Stolz, Eigendünkel und Eiferſucht ein. Der Apoſtel ertheilt deshalb ſeinen Leſern zuerſt die Lehre, daß ein Talent, welches nicht zum Wohl der Gemeine beiträgt, auch nichts Ehrenvolles ſein kann, und geht dann in den Worten unſeres Textes zu der allgemeineren Weiſung über, daß ſie ſich überhaupt nicht auf den richtigen Geſichtspunkt geſtellt hätten, um ihren Werth zu beurtheilen. Er ſagt, wenn ſie ſich auch Alle der herrlichſten Gaben befleißigten, ſo gäbe es doch noch etwas köſtlicheres, nämlich die wahrhaft tugendſame ſittliche Geſinnung, der er hernach unter dem Namen der Liebe die bekannte ſo beredte und begeiſterte Lobrede hält. Dieſen Ausſpruch laßt uns jetzt beſonders auf dasjenige anwenden, was in unſern Tagen ſo ausgezeichnet geſchätzt wird; laßt uns bedenken,

daß alle Vorzüge des Geiſtes, getrennt von einer ſittlichen und würdigen Geſinnung, gar keinen Werth haben.

Ich werde dies deutlich zu machen ſuchen, indem ich zeige: erſtlich, daß aus ihnen für ſich kein gegründeter Anſpruch auf unſere Achtung entſteht; zweitens, daß ſie ſich mit Recht unſere Zuneigung nicht erwerben können; und drittens, daß ſie ſo allein nicht einmal einen entſchiedenen Werth für die Geſellſchaft haben.

1) Wenn ich behaupte, daß alle Vorzüge des Geiſtes für ſich allein einem Menſchen unſere Achtung nicht verdienen: ſo berufe ich mich dabei auf euer eignes Gefühl. Und wenn ihr auch die leidenſchaftlichſten Bewunderer dieſer Vorzüge wäret; verſteht nur eure Empfindungen recht, ſo werdet ihr mir gewiß Beifall geben. Dieſes Gefühl der Achtung, der Hochſchätzung iſt etwas ganz eigenthümliches; es iſt lediglich an unſer Urtheil über den ſittlichen Werth eines Menſchen angeknüpft, und ſobald die Rede davon iſt, muß Alles, was hierzu nicht gerechnet werden kann, bei Seite geſetzt werden. Schmückt einen Menſchen mit Allem aus, was ihm von außen her gegeben werden kann, er wird damit vielleicht alle andere Empfindungen in Anſpruch nehmen, nur dieſe nicht. Er habe die lieblichſte Geſtalt, ſie wird euer Wohlgefallen erregen; er ſei mit den ſchärfſten Sinnen begabt, und genieße der unerſchütterlichſten Geſundheit, ihr werdet ihn mit Freuden als ein Beiſpiel von der natürlichen Vollkommenheit des Menſchen aufſtellen; er beſitze ein großes Uebermaaß an den Gütern dieſer Welt, ihr werdet ihn vielleicht glücklich preiſen; er ſei mit einer gebietenden Macht in der Geſellſchaft ausgerüſtet und von großem Einfluß auf ihr Gedeihen, ſo werdet ihr aufmerkſam ſein auf Alles, was er unternimmt und was mit ihm vorgeht: aber wenn man euch zumuthet, ihn hochzuachten, werdet ihr euch ohne Zweifel nach ganz andern Dingen umſehen. Ja ſelbſt dasjenige, was zu ſeinem Innern gehört, aber was ihr ſchon an ihm findet, ehe er ein Gegenſtand eurer Beurtheilung ſein kann, betrachtet ihr nur als einen ſolchen Beſitz. Weiſet man euch auf ſeine natürlichen Anlagen, auf eine Stimmung ſeines Gemüths, auf eine Richtung ſeiner Neigungen, die er ſchon in den früheſten Jahren ſeines Lebens bekommen hat: ihr werdet ſie mit in Anſchlag bringen, wenn von der Achtung die Rede iſt, welche er verdient; aber nur um zu ſehen, wie er ſich ihrer bedient und ſie gehandhabt hat. Handlungen alſo wollet ihr, um ihn achten zu können, und zwar Handlungen, die in dem Willen des Menſchen ihren Urſprung haben, und von dieſem Zeugniß geben; denn was er etwa auf andere Art bewirkt, ſetzt ihr gänzlich bei Seite. Er kann gelegentlich und ohne Abſicht die wohlthätigſten Entdeckungen gemacht, er kann durch ein Beſtreben, das auf etwas ganz Anderes gerichtet war, die Bosheit zurückgehalten, die Unſchuld gerettet und großes Unglück verhütet haben; das kann ihn auf mancherlei Art in euer Gedächtniß zurückrufen, es kann ſeinen Namen merkwürdig machen in der Geſchichte wichtiger Begebenheiten: aber eure Achtung für ihn wird dadurch nicht den geringſten Zuwachs erhalten. — Laßt uns nun ſehen, wie es denn mit den Vorzügen des Geiſtes beſchaffen iſt, in Abſicht auf dieſes nothwendige Erforderniß? Freilich ſind ſie ein Beſitz, der ganz ohne eigne Thätigkeit Niemanden zu Theil werden kann. Die herrlichſten Naturanlagen, wenn gar nicht auf ihnen weiter fortgearbeitet wird, werden vielleicht durch einzelne Gedanken und Aeußerungen ihr Daſein verrathen: aber zuſammenhängende Einſichten und ſichere Fertigkeiten können ohne Fleiß niemals erlangt werden. Nehmt den genaueſten Unterricht und die herrlichſten Gelegenheiten; werden ſie nicht von eigner Luſt unterſtützt, iſt kein wahrer Trieb vorhanden, ſie zu benutzen: ſo mögen ſie höchſtens nur das Gedächtniß bereichern mit einem Vorrath, der bei jedem Andern beſſer aufbewahrt wäre. Aber aller Fleiß würde doch auch nichts helfen ohne Unterricht, und alle Luſt nichts ohne Gelegenheit und Muße. Hattet ihr nicht nöthig, eure Zeit Geſchäften zu widmen, die den Geiſt mehr herabziehen, als erheben, beſaßt ihr Vermögen und Verbindungen, um die nöthigen Hülfsmittel herbeizuſchaffen, war es euch vergönnt, mit kenntnißreichen und vorzüglichen Menſchen umzugehn; und ihr habt euch nun Geſchicklichkeiten und Kenntniſſe erworben und euern Geiſt ausgebildet: ſo erwartet nicht, daß ich euch dafür in dem Maaße achten ſoll, als etwa dieſe Vorzüge an ſich,

*) Aus S. Predigten, erſte Sammlung. 3. Aufl. Berlin 1806.

Digitized by Google

oder der Grad der Vollkommenheit, in dem ihr ſie euch zu eigen gemacht habt, ſelten ſind; ſondern nur in dem Maaß, als die Anſtrengung und der Eifer ausgezeichnet ſind, die ihr dabei bewieſen habt. Es wäre unbillig, wenn ich nicht mehr Werth auf euch legen wollte, als auf den, welcher gleiche Vortheile mit euch genoß, und ſich doch nicht gleiche Vorzüge erwarb, ſondern in niedriger Sinnlichkeit lebte, oder ſorglos ſeine Zeit mit Kleinigkeiten verdarb: aber es wäre noch unbilliger, wenn ich euch höher ſchätzen wollte, als den, dem es an gleicher Luſt und gleichem Eifer nicht fehlte, den aber ein minder günſtiges Geſchick in eine andere Gegend der Geſellſchaft verwies, wo er die Schätze der Erkenntniß nicht erreichen konnte. Erwirbt ſich dieſer in einem eben ſo ausgezeichneten Grade die Geſchicklichkeiten, die zu ſeinem Berufe gehören; benutzt er die Erfahrungen und Beobachtungen, die er anſtellen kann, um ſein Urtheil über Alles, was in ſeinen Geſichtskreis kommt, zu berichtigen: ſo iſt er mir vollkommen eben ſo lieb als ihr, weil er, wenn auch weniger erlangt, doch eben ſoviel gethan hat als ihr. Ja, ich will noch mehr ſagen: ehe ich etwas näheres von euch weiß und zu einem gründlichen Urtheile berechtiget bin, werde ich eher geneigt ſein, ihm für ſeinen wohlangewendeten, wenn gleich unbereicherten, Verſtand, für ſeine eingeſchränkten Talente und ſeine einfache ungekünſtelte Lebensweisheit meine Achtung zu ſchenken, als euch für eure Gewandtheit und euren Scharfſinn, eure Wiſſenſchaften und eure Beleſenheit, weil ich bei ihm nicht ſo leicht falſche Bewegungsgründe vorausſetzen kann als bei euch.

Denn daß dieſe entfernt ſein müſſen, iſt das zweite, was unumgänglich erfodert wird, wenn ihr eurer Geiſtesvorzüge wegen irgend einen Anſpruch auf Achtung machen wollt. Thätigkeit allein, wie anſtrengend und ausdauernd ſie auch ſein mag, giebt dem Menſchen keinen beſtimmten Werth; dieſer hängt lediglich davon ab, was denn eigentlich dasjenige iſt, worauf ſeine Thätigkeit gerichtet geweſen iſt. Leidenſchaften, welche eben ausbrechen wollen, zu unterdrücken, iſt gewiß etwas Großes, wozu viel Kraft gehört; wenn aber Jemand die Aufwallung ſeines Zorns unterdrückt, um heimlich eine deſto ſicherere Rache zu nehmen: ſo werdet ihr dieſe Stärke vielleicht bewundern, aber ihn gewiß nicht dafür achten, denn, indem er Herr über ſeinen Zorn war, diente er nur ſeiner Rachſucht, welche eben ſo verwerflich iſt, als jener. Wir müſſen alſo erſt unterſuchen, was euch antrieb zu der wiederholten und ausdauernden Thätigkeit, durch welche ihr eure Talente erworben habt? Jeder rechtſchaffene Menſch wird allerdings befliſſen ſein, ſeine Fähigkeiten immer weiter auszubilden; er wird aber damit fortſchreiten nach Maaßgabe, als ſein Beruf es erfordert, und als dieſer ſich wiederum mit ſeinem Wachsthum in der Vollkommenheit erweitert und veredelt. Bleibt ihr alſo mit eurem Streben nach Einſichten und Geſchicklichkeiten in dieſer Bahn, ſo wird es ſelten zweifelhaft ſein, was für ein Ziel ihr im Auge habt; je weiter aber ihr euch von ihr entfernt und außerhalb derſelben zu glänzen ſucht, deſto zweideutiger werden uns eure Bemühungen erſcheinen. Es kann eine wunderbare Gewalt der Natur ſein, die euch nöthiget, eine Gewalt, welche ihr weder recht verſteht und achtet, noch in Uebereinſtimmung mit dem Uebrigen in euch zu bringen ſucht. Eine zweckloſe Wißbegierde kann eure Bemühungen geleitet haben, welche nur Bilder von allerlei Gegenſtänden aufſammeln will; der Eigennutz kann Antheil daran gehabt haben, denn ſolche Vorzüge, welche in der Geſellſchaft gelten, geben auch eine ſchnelle Fahrt nach dem Hafen des Glücks; die Eitelkeit kann Triebfeder geweſen ſein, denn es iſt ja der Gebrauch ſich zu bilden, und Talente ſind ein Schmuck, ohne den man nicht in der guten Geſellſchaft erſcheinen kann; der Stolz kann euch angefeuert haben, denn mit entſchiedenen Vorzügen dieſer Art brauche ihr Keinem zu weichen: und wenn ihr euch in irgend einem dieſer Fälle befindet, ſo kann ich euch für eure Bildung und eure Talente nicht höher achten, als ich ein Thier achte für ſeinen unerkannten Trieb, oder als ich einen verwerflichen Menſchen achte für ſeinen Eigennutz und ſeine Eitelkeit; denn dieſe waren es doch, die euer Thun geleitet haben. Eure Anſtrengungen mögen dann noch ſo groß geweſen ſein, und die Vorzüge, die ihr erreicht habt, noch ſo vollendet: vielleicht werde ich euch bewundern müſſen, aber achten kann ich euch nicht, wenn es nicht die Liebe war, die euch alſo drängte und trieb, nach der Vollkommenheit zu ſtreben. Und um zu wiſſen, welches die Quelle ſei, aus der euer Eifer und eure Betriebſamkeit in dem Geſchäft eurer Bildung gefloſſen iſt, bleibt mir nichts übrig, als von andern Seiten euer Leben und eure Geſinnung zu erforſchen. Beweiſet ihr euch ſonſt eigennützig und eitel, ſtolz und ehrſüchtig, warum ſollte gerade in dieſem Einen Theile eures Verhaltens etwas beſſeres geſucht werden? Behauptet ihr aber, daß ihr nach dieſen Vorzügen geſtrebt habt, um das euch anvertraute Pfund als treue Haushalter zu benutzen, um die Summe menſchlicher Vortrefflichkeiten zu vermehren und der Welt nützlich zu werden: ſo wird gewiß eure Fähigkeit, Einſichten und Geſchicklichkeiten zu erwerben, nicht der einzige Gegenſtand ſein, bei dem ihr an die Gott ſchuldige Rechenſchaft denkt, dies nicht die einzige Art der Vortrefflichkeit, der ihr nachtrachtet; ſondern dieſer nämliche Geiſt wird auch euer übriges Leben beſtimmen, und euch nicht minder nach den Vorzügen des Herzens, nach Gerechtigkeit und Liebe trachten lehren. Ob dieſe alſo vorhanden ſind, das iſt die einzige ſichere Probe, welche über den Werth, den eure Talente euch ſelbſt geben, entſcheidet; ohne dieſe Vorzüge des Herzens, ohne die ſittliche Geſinnung, welche immer beide übereinſtimmend hervorbringt, verdient ihr eurer Talente wegen keine Achtung, denn es liegt gewiß etwas unreines und unwürdiges dabei zum Grunde.

2) *Eben ſo wenig können, zweitens, Vorzüge des Geiſtes allein einem Menſchen unſere Liebe gewinnen.* Natürlich rede ich hier nicht von jener genauen und vertrauten Freundſchaft, welche in der Vereinigung aller Kräfte, in der Eröffnung der innerſten Geheimniſſe des Herzens beſteht, nicht von jener innigen Liebe, welche den ganzen Weg des Lebens Hand in Hand zu vollenden wünſcht. Solche Verbindungen werden in der Welt überhaupt zu ſelten angetroffen, als daß ſie hier in Anſchlag gebracht werden könnten; aber gewiß hat auch überdies noch Niemand geglaubt, daß ſie ein Werk bloßer Talente und Geſchicklichkeiten wären. Hier kommt es auf Uebereinſtimmung der Denkart, auf Aehnlichkeit der Empfindungen an; und was die Ausbildung des Geiſtes betrifft, ſo ſuchen wir bei dem Freunde unſers Herzens nicht ſowohl eine außerordentliche Höhe derſelben, als vielmehr eine ſolche Gleichheit mit uns, daß wir alles Vortreffliche an ihm verſtehen und genießen können, und auch wiederum er nichts, was ihm wichtig iſt, an uns vermißt. Es iſt hier nur die Rede von dem vorzüglichen Wohlwollen, wodurch wir einige Menſchen vor Andern auszeichnen, von der herzlichen Zuneigung, die uns Manche, wie mit einer zauberiſchen Gewalt, ablocken, indem ihre Gegenwart und ihr ganzes Weſen auf die Stimmung unſers Gemüths eine entſchieden wohlthätige Wirkung hat.

Dieſer Zauber ſcheint allerdings eben in den Vorzügen des Geiſtes größtentheils ſeinen Sitz zu haben. Es werden euch hier Menſchen aus dem Kreiſe eurer Bekanntſchaft in's Gedächtniß kommen, welche ſich die Kunſt eines angenehmen und fröhlichen Umgangs in hohem Grade zu eigen gemacht haben. Keine Unterhaltung iſt ungeſchickt oder ſchläfrig, welche ſie anfangen; zu jeder, welche ſie bereits finden, wiſſen ſie einen angenehmen Beitrag zu liefern und ſie auf's Neue zu beleben; Witz und gute Laune ſtehen ihnen immer zu Gebot; kurz, wo ſie erſcheinen, flieht die lange Weile, und das anſtändige Vergnügen ſchlägt ſeinen Sitz auf. Dieſe vorzüglich wünſcht ihr überall zu finden, wo ihr, ermattet von Geſchäften, die Freuden der Geſelligkeit aufſucht: ihr liebt ſie, Alle lieben ſie, welche ſich ihrer angenehmen Talente erfreuen. Ihr werdet Anderer gedenken, die euch durch höhere Reize feſſelten. Alle Gegenden der Welt, alle Gebiete der Wiſſenſchaft haben beitragen müſſen, ihren Verſtand zu bereichern, und über Alles, was ſie wiſſen, haben ſie auch ein eignes Urtheil; ihre Mittheilungen regen neue Gedanken in euch auf, enthüllen euch etwas bisher Unbemerktes, oder zeigen euch überhaupt die Gegenſtände von einer neuen Seite. Sie ſind nicht nur unterrichtet, ſondern auch klug; ſie kennen die Menſchen und das Innere ihrer größeren und engern Verbindungen; ihr beobachtender Geiſt hört nie auf, zu ſammeln und zu vergleichen; überall können ſie irgend einen richtigen Aufſchluß geben, und dies Alles erhöht noch der Zauber einer angenehmen und geiſtreichen Rede. Nie beſinnt ihr euch von ihnen gegangen zu ſein, ohne daß ihr um irgend eine nützliche Einſicht reicher geworden wäret; darum fühlt ihr euch immer wieder auf's Neue zu ihnen hingezogen, ihr ſeid ihnen zugethan mit einer dankbaren Anhänglichkeit, als milden Wohlthätern eures Geiſtes. Ihr werdet noch Andere zu nennen wiſſen, die euch auf eine ganz eigne Art an ſich ziehn, nicht durch die leichte Heiterkeit, nicht durch das umſtändlich Belehrende, ſondern durch die auserleſene Feinheit ihres Umganges. Jedes Wort und jede Geberde iſt bei ihnen voll Ausdruck, darum bedürfen ſie zu Vielem immer nur ſehr Weniges; in zarten Wendungen und mit ſparſamen Worten wiſſen ſie euch zu erkennen zu geben, daß ſie alles Gute in euch bemerken, und daß es ihnen Freude macht; ihre Theilnahme wiſſen ſie zu äußern, ohne viel davon zu reden, und ſelbſt ihren Tadel wiſſen ſie von ſich zu geben, ohne zu verletzen, Alles in den Grenzen der Würde und des Anſtandes; Anmuth und Wahrheit vereint ſcheinen jedes ihrer Worte einzugeben, und jede Bewegung zu leiten. Das iſt mehr, als angenehm und unterrichtend, es liegt eine Kraft darin, zum Guten anzufeuern; ihr wollt dieſer Aufmerkſamkeit und dieſer Theilnahme noch würdiger werden, ihr wollt noch mehr von dem Lobe verdienen, das in einem ſo köſtlichen Gefäße dargereicht wird. Solche gute Beſtrebungen werden durch ſie immer in euch erregt, und wie ſollten euch nicht diejenigen, welche ſie auf eine ſolche Art hervorzurufen wiſſen, als die liebenswürdigſten unter den Menſchen erſcheinen; wie ſollte ſich euer Herz nicht mit einem ſtarken Zuge zu ihnen hingewendet fühlen?

Digitized by Google

So iſt es allerdings: aber ich bitte euch, iſt es denn das geſellige Talent, iſt es der ausgeſchmückte Verſtand, iſt es das verfeinerte Betragen allein, was ſo auf euch wirkt? Nein, gewiß nicht: ſondern es iſt die Vereinigung dieſer Vorzüge mit wohlmeinender Güte, mit einer edlen Denkungsart und einem theilnehmenden Herzen, ohne welche ſie ſich kaum denken laſſen; es iſt, daß ich es kurz ſage, die Liebe, welche mit darin iſt, und ohne welche alle dieſe Vorzüge nichts wären, als ein leerer Schall, und auch nichts mehr auf euch wirken würden. Ich will euch nicht aufmerkſam darauf machen, wie alle dieſe herrlichen Gaben ſich ausnehmen in der Geſellſchaft offenbar ſchlechter Eigenſchaften des Gemüths; ich will euch nicht fragen, ob ihr den witzigen und angenehmen Geſellſchafter auch noch lieben werdet, wenn er verläumderiſch iſt und auf Unfrieden ausgeht; den feinen Weltmann, wenn er zweizüngig und argliſtig iſt; den Klugen und Erfahrnen, wenn ihr wißt, daß er alle Schätze ſeiner Weltkenntniß auf dem Wege des Laſters gefunden hat, und daß er ſie jetzt wieder auslegt auf Betrug und auf Eigennutz, wenn ihr fürchten müßt, daß er auch mit euren unbefangenen Aeußerungen einen ſchändlichen Mißbrauch treibe: ich will euch nur zu bedenken geben, wie es ſchon alsdann werden wird, wenn dieſe köſtlichen Vorzüge nicht unter dem Schutz und der Aufſicht des wahren Wohlwollens und der aufrichtigen Liebe ſtehen. Ohne dieſe bläht das Wiſſen und Alles, was dahin gehört, auf; es erzeugt Eigendünkel, Stolz, Unluſt, ſich mit den Andern zu vermiſchen, und dieſes unſelige Weſen macht den Geiſt ſcharf und das Herz bitter. Ohne Liebe werden eure witzigen und angenehmen Geſellſchafter die Schwächern am Geiſte mit Spott und Uebermuth behandeln — und wen werden ſie denn nicht ſchwächer am Geiſt halten? Sie werden ſich ein Geſchäft daraus machen, Lächerlichkeiten aufzuſuchen, und ihr Scherz darüber wird keine Spur von Gutmüthigkeit und Wohlwollen an ſich haben. Würdet ihr, wenn ſie ſo wären, auch wenn ihr nicht für euch ſelbſt und die, welche euch lieb ſind, zu fürchten hättet, ſie wohl aufſuchen und lieben? Könntet ihr eine reine Freude haben an ihren Talenten? Ohne Liebe werden eure kenntnißreichen Freunde euch zwar auch noch belehren können, aber es wird nicht an Stolz und Anmaßung fehlen, nicht an mancherlei beleidigenden Aeußerungen des Bewußtſeins ihrer Ueberlegenheit; die ſchöne Kunſt, die Lehre lieblich zu machen *), werden ſie verabſäumen, weil ſie es nicht der Mühe werth halten würden, ſie zu verſchwenden. Würdet ihr auch ſo noch eben ſo gern euch Rath bei ihnen erholen, oder nicht lieber Manches nicht wiſſen, als es von ihnen hören zu müſſen? Ohne Liebe im höchſten Sinne des Wortes werden eure feinen anmuthigen Weltleute ihre Aufmerkſamkeit und ihr wohlthuendes Lob auch nicht auf die Vorzüge eures Herzens richten, ſondern auf eben jene glänzenden Eigenſchaften, welche für ſie ſelbſt das Höchſte ſind: und ſo wird es euch bald fade erſcheinen, für dasjenige geprieſen zu werden, worauf ihr den wenigſten Werth leget. — Freilich giebt es einen künſtlichen Schein in unſerer Welt, in der ſo viel Schein iſt, um auch dieſen Mangel der Liebe zu verdecken; freilich können Viele ſich Zwang anthun, den Eigendünkel und Stolz ihres Herzens nicht hervorbrechen zu laſſen, und ſo werden ſie denn geliebt, ohne daß Liebe in ihnen iſt. Aber das kann euch nicht irre machen an der Wahrheit meiner Behauptung; es iſt auch hier der Schein der Liebe, der das Wohlgefallen erzeugt. Vielmehr iſt dies nur ein neuer Beweis, wie tief es in unſerer Natur liegt, daß nur die Liebe geliebt wird: denn wenn dieſer Schein aufgedeckt wird, ſo flieht mit dem Irrthum auch die gemißbrauchte Zuneigung. Aufgedeckt wird er nun zwar gewiß früher oder ſpäter; denn Keinem, auch dem Ausgelernteſten nicht, iſt es möglich, den Schein der Tugend lange unverletzt zu erhalten: aber wohl dem, der nicht erſt durch das Ohr ſein Herz beſchmeicheln läßt von ſo kaltem tönendem Erz, von ſo leeren klingenden Schellen! der gleich, ohne ſich blenden zu laſſen von glänzenden Eigenſchaften, darauf ſieht, wie es mit dem Herzen eines Menſchen ſteht, der lieber gleich die Hütte der Freundſchaft baut bei der ungeſchmückten Tugend und der einfachen Redlichkeit!

8) **Drittens hat ein Menſch mit ausgezeichneten Talenten und den größten Vollkommenheiten des Geiſtes, aber ohne ächt tugendhafte Geſinnung, nicht einmal für die Geſellſchaft einen größeren Werth, als Andere.** Ich will keinesweges läugnen, was die Geſchichte aller Zeiten und aller Völker laut genug bezeugt, daß gerade ſolche der Geſellſchaft, der ſie angehörten, in den bedrängteſten Umſtänden einzelne höchſt wichtige Dienſte geleiſtet haben. Ich ſage nur, wenn ihr ſie betrachtet, wie ſie ſind, ſo werdet ihr in ihnen keinen Grund finden, warum ſie nicht Andern eben ſo verderblich werden könnten, als ſie ihnen nützlich geweſen ſind; und gewiß wird euch die Geſchichte eben ſo viele Beiſpiele zeigen, daß Menſchen von dieſer Art das Unglück ihres Vaterlandes, ihrer Familie und ihrer Freunde gemacht haben. Ich ſage ferner, daß, wenn ihr die Geſellſchaft betrachtet in dem ruhigen Zuſtande, in welchem ſie ſich eigentlich immer befinden ſollte, ihr gewiß geſtehen werdet, daß Mitglieder von mäßigen Gaben, aber von einer ſichern und feſten Denkungsart zu ihrem Wohlergehen mehr beitragen, als Menſchen von ausgezeichnetem Geiſte, aber ohne gute Geſinnung. Ich hoffe, ihr werdet hierin mit mir übereinſtimmen, wenn ich euch auf zwei Punkte werde aufmerkſam gemacht haben.

Der erſte iſt dieſes, daß ohne eine ſittliche Geſinnung gar keine Sicherheit darüber ſtatt findet, ob und wie ausgezeichnete Talente und Geiſtesgaben in der Welt werden angewendet werden. Wer nicht von dem Triebe, ſeine Pflicht zu erfüllen, beherrſcht wird, wen dabei weder die Noth drückt, noch der Eigennutz ſpornt, noch eine heftige Leidenſchaft hinausjagt in das Getümmel der Welt, warum ſollten für den die Vollkommenheiten, die er beſitzt, ein Antrieb ſein, der Welt ſeine Ruhe aufzuopfern? Auf die rühmlichen Anſtrengungen ſeiner frühern Jahre folgt eine behagliche Trägheit, Bequemlichkeit und Genuß iſt das Einzige, was er ſucht, und alles Gute, was er ſich erworben hat, verkommt, ohne einen weitern Nutzen, als die Annehmlichkeit, die es dem engern Kreiſe ſeiner Freunde gewährt. Ob dieſe ſo oder auf eine minder edle Art unterhalten werden, ob ein angenehmer Müßiggänger zugleich ein gebildeter und mit Kenntniſſen ausgerüſteter Mann iſt, das iſt der Geſellſchaft ſehr gleichgültig; und ein gewöhnlicher Menſch, der rüſtig ſeinen Platz ausfüllt, muß ihr weit ehrenwerther ſein. — Aber abgeſehen von dieſen, wenn nun Andere mit ihren natürlichen und erworbenen Vollkommenheiten ſich in einen Kreis geſelliger Thätigkeit hineinbegeben: haben ſie keine feſte und tugendhafte Denkungsart, ſo müſſen wir mehr vor dem Uebel zittern, welches ſie wahrſcheinlich anrichten werden, als auf das Gute rechnen, welches ſie allerdings ausrichten könnten. Laßt ſie ſchwach ſein, unentſchloſſen, ohne Kraft, ſelbſt etwas zu wollen und zu unternehmen, in weſſen Hände werden ſie fallen? Wer wird ſich ihrer zum Werkzeuge bedienen können? Offenbar diejenigen, die ihnen ſchmeicheln, die in Kleinigkeiten unbedingt ihren Wünſchen dienen. Und wer läßt ſich zu dieſen kleinen Künſten herab? Nur die, welche mit dem gemeinen Wohl im Kriege ſind, und immer eigennützige oder ſträfliche Abſichten durchzuſetzen haben. Iſt es nicht ein bloßer Zufall, wenn es ſich anders trifft? und wäre es nicht beſſer, wenn jene gefährlichen Mitglieder der Geſellſchaft keine ſo vortrefflichen und zierlichen Werkzeuge fänden? Kann der wohl der Geſellſchaft werth ſein, der höchſt wahrſcheinlich nur ein brauchbares Mittel in der Hand ihrer Feinde wird? Und er kann es werden, worauf auch dieſe ausgehen mögen: denn alle Talente ſind eben ſo brauchbar zum Böſen als zum Guten. Ueberredungskunſt kann die Ohren der Mächtigen der Weisheit geneigt machen, und die Gemüther beſänftigen, die von Leidenſchaften zerriſſen ſind, aber ſie kann auch das Böſe beſchönigen, der guten Sache ihre kräftigſten Stützen rauben, und das Feuer der Zwietracht anfachen. Klugheit kann manches Hinderniß des Guten aus dem Wege räumen, aber auch das Böſe ſchneller zur Reife fördern; Gewandtheit und Leichtigkeit in Geſchäften kann gute Anordnungen ſchnell in Gang bringen, aber auch ſchlechten Menſchen ſchnell zu einer Unentbehrlichkeit verhelfen, die ihnen Nachſicht verſchafft bei Vergehungen und Ungerechtigkeiten. Laßt nun ſo begabte Menſchen von Eigennutz oder von Ehrſucht und andern heftigen Leidenſchaften regiert werden: ſo werden wir eher des Segens ſicher ſein können, den Sturmwinde und Erdbeben unſern Feldern und Wohnungen bringen, als des Guten, welches dieſe in der menſchlichen Geſellſchaft ſtiften werden. Was ſoll ich erſt Beiſpiele anführen, da ihr nur die Augen aufſchlagen dürft, um ſie leider nur zu zahlreich auf allen Seiten zu finden im Großen und im Kleinen. Hätten alle menſchliche Verbindungen eine ſolche Einrichtung, daß nothwendiger Weiſe auch der Eigennutz alle ihre Mitglieder antreiben müßte, das gemeinſchaftliche Wohl zu befördern, und daß dagegen die Uebertretung der Geſetze Keinem einen Vortheil gewähren könnte, daß für keine Leidenſchaft eine Befriedigung möglich wäre, außer in den Grenzen des Erlaubten und durch Handlungen, welche den gemeinſchaftlichen Endzweck der Geſellſchaft befördern: dann möchtet ihr ſagen, daß Talente für ſich einen ſichern Werth für die Geſellſchaft hätten, und daß von ihnen auch ohne Tugend keine Gefahr zu beſorgen wäre.

Der zweite iſt dieſes: wenn auch Menſchen von vielen Geiſtesgaben, aber ohne ächte Tugend, es geſchehe nun aus welcher Urſache es wolle, nichts Böſes ſtiften, ſo hat doch auch das Gute, welches ſie ausrichten, weniger Werth, weil ihm der Geiſt der Ordnung und des Gehorſams fehlt, der es zugleich zu einem nachahmungswürdigen Beiſpiel macht. Ich will nicht ſagen, daß dies etwas Nothwendiges iſt, aber es iſt, wie die allgemeine Erfahrung zeigt, etwas ſehr natürliches und gewöhnliches. Mit jeder ausgezeichneten Vollkommenheit pflegt, wenn ſie in einem ſelbſtſüchtigen, an höhere Geſetze ſich nicht freiwillig bindenden, Gemüthe wohnt, ein gewiſſer Eigenſinn in der Ausübung ver-

*) Ep. Gal. 15, 2.

Digitized by Google

bunden zu ſein. Man glaubt ſo leicht, was nicht alle Menſchen leiſten können, dürfe man auch von dem, der es leiſten kann, nicht zu jeder Zeit fordern; man glaubt, je außerordentlicher die Talente und die Geſchicklichkeiten eines Menſchen ſind, um deſto weniger habe er ſie in ſeiner Gewalt, und man könne alſo nicht verlangen, daß ſie ihm gerade dann zu Gebote ſtehen ſollen, wenn es der Geſellſchaft am wünſchenswertheſten iſt, oder wenn ihre Ordnung es erfordert. So entſchuldigt jeder Einzelne dieſer Art ſich ſelbſt, ſo jeden auch Andere; ſo wird ihm vergönnt, zu unterlaſſen, was er thun ſollte, hie und da ſchlechter zu machen, was er beſſer machen könnte. Mag dann auch dieſes Schlechtere noch beſſer ſein, als viele Andere es gemacht hätten, weit mehr, als dieſer Vortheil, geht dennoch verloren dadurch, daß ein verderbliches Beiſpiel gegeben wird. Habt immer wenigere Talente, aber habt jene Selbſtbeherrſchung, nach welcher nur ein wahrhaft rechtſchaffener Sinn trachtet: ſo wird der Geſellſchaft weit mehr mit euch geholfen ſein. — Je mehr ſich ein Menſch von ausgezeichnetem Verſtande mit einem Geſchäft einläßt, worüber, weil mehrere Menſchen darin zu gemeinſchaftlicher Thätigkeit vereinigt ſind, Ordnungen verfaßt und Geſetze gegeben werden mußten: deſto deutlicher ſieht er die Unvollkommenheit dieſer Ordnungen und Geſetze ein. Der Rechtſchaffene, dem Alles, was dieſen Namen führt, heilig iſt, wird ſie dennoch nie verletzen; wem aber dieſer Sinn fehlt, wer mehr Werth auf dasjenige ſetzt, was geſchieht, als auf die Art, wie es gethan wird: wo ſollte der ein Unrecht darin finden, wenn er, um, wie er meint, das gemeine Wohl zu befördern, Geſetze verletzt, die doch nur zu jenem Zweck gegeben ſein können? Solche Handlungen ſind dann die gefährlichen Geſchenke, welche die Welt von Talenten ohne Tugend empfängt! o! ſie ſollte ſie nicht anrühren, denn ſie ſind jener Frucht gleich, durch welche ſich der Same des Böſen über das menſchliche Geſchlecht verbreitet hat. Nein, Ordnungsliebe, Gehorſam, Selbſtverläugnung, das iſt überall in der Geſellſchaft das Erſte; und wo dieſe Eigenſchaften nicht walten, da ſind die köſtlichen Gaben des Geiſtes nur ein leerer Schall, nicht ein leerer, ſondern ein ſolcher, der die Nähe eines gefährlichen Feindes, eines drohenden Unglücks verkündigt.

Im Namen der Religion alſo und des Gewiſſens fordere ich euch auf, dieſe ſo offenbar dem Sinn der Schrift und dem Geiſte des Chriſtenthums angemeſſene Denkart zu der eurigen zu machen! Im Namen der Geſellſchaft und der guten Sache fordere ich euch auf, ſie bei jeder Gelegenheit ſo ſtark zu äußern, als euch möglich iſt. Seid ihr ſo glücklich auf Menſchen von ausgezeichnetem Geiſte zu treffen, deren Sinn und Denkart zugleich den Forderungen entſpricht, welche wir an einander machen: ſo werdet nicht müde, auf jede Weiſe zu bezeugen, daß es nur ihre rechtſchaffene Geſinnung iſt, welche ihr achtet, nur ihr wohlwollendes Herz, welches ihr liebt, und daß ohne dieſes eure Bewunderung und euer Wohlgefallen von ganz anderer Art ſein würden. Habt ihr mit Menſchen zu thun, denen es, bei einer ſeltenen Ausbildung des Geiſtes, bei ungewöhnlichen Einſichten und Geſchicklichkeiten, an dieſem vornehmſten Stücke fehlt: ſo ſtellt dicht neben ihnen die ſchlichte und einfältige Rechtſchaffenheit auf, als den Gegenſtand eurer Achtung; zeigt ihnen und der Welt, wie nur ein liebreiches, gefühlvolles, der Tugend gehorſames Gemüth eure herzliche Liebe gewinnen kann, und beweiſet durch euer ganzes Leben, daß die Liebe, wie ſie der Apoſtel beſchreibt, das Beſte iſt, dem ihr nachtrachtet.

Die Reflexion*).

Auch die äußere Welt, mit ihren ſtetigſten Geſetzen wie mit ihren flüchtigſten Erſcheinungen, ſtrahlt in tauſend zarten und erhabenen Allegorien, wie ein magiſcher Spiegel, das Höchſte und Innerſte unſers Weſens auf uns zurück. Welche aber den lauten Aufforderungen ihres tiefſten Gefühles nicht horchen, welche den leiſen Seufzer des gemißhandelten Geiſtes nicht vernehmen, an dieſen gehen auch die wohlthätigen Bilder verloren, deren ſanfter Reiz den ſtumpfen Sinn ſchärfen ſoll und ſpielend belehren. Selbſt von dem, was die eigene Willkühr erdacht hat, und immer wieder hervorbringen muß, mißverſtehn ſie die wahre Deutung, und die innerſte Abſicht. Wir durchſchneiden die unendliche Linie der Zeit in gleichen Entfernungen, an willkührlich durch den leichteſten Schein beſtimmten Punkten, die für das Leben ganz gleichgültig ſind, nach denen nichts ſich richten will, weil alles abgemeſſene Schritte verſchmäht, weder das Gebäude unſerer Werke, noch der Kranz unſerer Empfindungen, noch das Spiel unſerer Schickſale; und dennoch meinen wir mit dieſen Abſchnitten etwas mehr als eine Erleichterung für den Zahlenbewahrer, aber ein Feſt für den Meßkünſtler; bei Jedem knüpft ſich daran unvermeidlich der ernſte Gedanke, daß eine Theilung des Lebens möglich ſei. Aber wenige dringen ein in die heilige Allegorie, und verſtehen den Sinn dieſer Verknüpfung, zu welcher die Natur ſie auffordert.

Der Menſch kennt nichts als ſein Daſein in der Zeit, und deſſen gleitenden Wandel hinab von der ſonnigen Höhe in die furchtbare Nacht der Vernichtung. Vorſtellung und Empfindung abwechſelnd entwickelnd und in einander verſchlingend, ſo meint er, ziehe eine unſichtbare Hand den Faden ſeines Lebens fort, und drehe ihn jetzt loſer jetzt feſter zuſammen, und weiter ſei nichts. Je ſchneller ihre Folge, je reicher ihr Wechſel, je harmoniſcher und inniger ihre Verbindung, deſto herrlicher ſei das bedeutende Kunſtwerk vollendet, und könnten ſie ſeinen ganzen Zuſammenhang mechaniſch erklären, ſo ſtänden ſie auf dem Gipfel der Menſchheit und des Selbſtverſtändniſſes. So nehmen ſie den zurückgeworfenen Strahl ihrer Thätigkeit für ihr ganzes Thun, die äußeren Berührungspunkte ihrer Kraft mit dem was nicht ſie iſt für ihr innerſtes Weſen, die Atmoſphäre für die Welt ſelbſt, um welche ſie ſich gebildet hat. Wie wollten ſie die Aufforderung verſtehn, welche in der Handlung liegt, der ſie nun gedankenlos zuſehn. Der Punkt, der eine Linie durchſchneidet, iſt nicht ein Theil von ihr: er bezieht ſich auf das Unendliche eben ſo eigentlich und unmittelbarer, als auf ſie, und überall in ihr kannſt du einen ſolchen Punkt ſetzen. Der Moment, in welchem du die Bahn des Lebens theilſt und durchſchneideſt, ſoll kein Theil des zeitlichen Lebens ſein: anders ſollſt du ihn anſehn, und deiner unmittelbaren Beziehungen mit dem Ewigen und Unendlichen dich bewußt werden; und überall wo du willſt, kannſt du einen ſolchen Moment haben. Dein freue ich mich, erhabene Andeutung der Gottheit in mir, ſchöne Einladung zu einem unſterblichen Daſein außerhalb des Gebietes der Zeit, und frei von ihren harten Geſetzen! Die aber um den Beruf zu dieſem höhern Leben nicht wiſſen, mitten im Strom der flüchtigen Gefühle und Gedanken, finden ihn auch dann nicht, wenn ſie ohne zu wiſſen was ſie thun, die Zeit meſſen und das irdiſche Leben abtheilen. Wenn ſie lieber nichts merkten von dem was ihnen geſagt werden ſoll, daß nicht ihr eitles Thun und Treiben ſo ſchmerzlich mein Gemüth ergriffe, wenn es der heiligen Einladung zu folgen ſtrebt. Sie wollen doch auch einen Punkt haben, den ſie nicht anſehen als flüchtige Gegenwart, nur daß ſie nicht verſtehn ihn als Ewigkeit zu behandeln. Oft auf einen Augenblick bisweilen auf eine Stunde, nun gar auf einen Tag ſprechen ſie ſich los von der Verpflichtung, ſo emſig zu handeln, ſo eifrig Genuß und Erkenntniß anzuſtreben, wie auch der kleinſte Theil des Lebens es von ihnen verlangt, wenn er ſie erinnert, daß er eben ſo bald Vergangenheit ſein wird, als er noch kürzlich Zukunft war. Dann ekelt es ſie Neues wahrnehmen, oder genießen, wirken oder hervorbringen; ſie ſetzen ſich ans Ufer des Lebens, aber können nichts thun, als in die tanzende Welle lächelnd hinabweinen. Gleich wilden Barbaren, die am Grabe des Vaters Weiber, Kinder, oder Sklaven morden, ſo ſchlachten ſie am Grabe des Jahres den Tag, der in leeren Fantaſien vergeht, ein vergebliches Opfer.

Für den ſoll es kein Nachdenken und keine Betrachtung geben, der das innere Weſen des Geiſtes nicht kennt; der ſoll nicht ſtreben ſich loszureißen von der Zeit, der auch in ſich nichts kennt, als was ihr angehört: denn wohin ſollte er ihrem Strome entſteigen, und was könnte er ſich erſtreben, als fruchtloſes Leiden und Vernichtungsgefühl? Vergleichend wägt der Eine ab Genuß und Sorge der Vergangenheit, und will das Licht, das ihm aus der zurückgelegten Ferne noch nachſchimmert, in ein einziges kleines Bild vereinigen, unter dem Brennpunkt der Erinnerung. Ein Anderer ſchauet an, was er gewirkt, den harten Kampf mit Welt und Schickſal ruft er gern zurück, und froh, daß es noch ſo geworden, ſieht er hie und da auf dem neutralen Boden der gleichgültigen Wirklichkeit ein Denkmal ſtehen, das er ſich aus dem trägen Stoff herausgebildet, obwohl Alles weit hinter ſeinem Vorſatz zurück geblieben. Es forſcht ein Dritter, was er wohl gelernt, und ſchreitet ſtolz im viel erweiterten und wohlgefüllten Magazin der Kenntniſſe daher, erfreut, daß ſich alles ſo in ihm zuſammendrängt. O kindiſches Beginnen der eiteln Einbildung! Es fehlt der Kummer, den die Fantaſie gebildet, und den aufzubewahren das Gedächtniß ſich geſchämt; es fehlt der Beiſtand, den Welt und Schickſal ſelbſt geleiſtet, die die ſie jetzt nur feindlich begrüßen wollen; das Alte, was von dem Neuen verdrängt ward, die Gedanken, die ſie unter dem Denken, die Vorſtellungen, die ſie unter dem Lernen verloren, werden nicht mit in Anſchlag gebracht, und niemals iſt die Rechnung richtig. Und wäre ſie es, wie tief verwundets mich, daß Menſchen denken mögen, dies ſei Selbſtbetrachtung, dies heiße ſich erkennen. Wie elend endet das hochgeprieſene Geſchäft! die Fantaſie ergreift das treue Bildniß der vergangenen Zeit, malts mit ſchönern Umgebungen nicht ſparſam in den leeren

*) Aus Schleiermachers Monologen. Berlin 1800.

Raum der nächſten Zukunft, und ſieht oft ſeufzend auf das erſte noch zurück. So iſt die letzte Frucht nur eitle Hoffnung, daß Beſſeres kommen werde, und die leere Klage, daß dahin ſei, was ſo ſchön geweſen, und daß der Stoff des Lebens mehr und mehr von Tag zu Tag verrinnend der ſchönen Flamme bald das Ende zeige. So zeichnet die Zeit mit leeren Wünſchen und mit eitlen Klagen brandmarkend ſchmerzlich ihre Sklaven, die entrinnen wollten, und macht den Schlechteſten dem Beſten gleich, den ſie eben ſo ſicher ſich wieder haſcht. Wer ſtatt der Thätigkeit des Geiſtes, die verborgen in ſeiner Tiefe ſich regt, nur ihre äußere Erſcheinung kennt und ſieht, wer ſtatt ſich anzuſchaun nur immer von fern und nahe her ein Bild des Lebens und ſeines Wechſels ſich zuſammenholt, der bleibt der Zeit und der Nothwendigkeit ein Sklave; was er ſinnt und denkt, trägt ihren Stempel, iſt ihr Eigenthum, und nie, auch wenn ſich ſelbſt er zu betrachten wähnt, darf er das heilige Gebiet der Freiheit betreten; denn in dem Bilde, was er ſich von ſich entwirft, wird er ſich ſelbſt zum äußern Gegenſtande, wie alles andere ihm iſt, alles iſt darin durch äußere Verhältniſſe beſtimmt. Wie es ihm erſcheint, was er dabei ſich denkt und fühlt, alles hängt ab vom Inhalte der Zeit, und von desjenigen Beſchaffenheit, was ihn berührt hat. Wer mit thieriſchem Gemüthe nur den Genuß geſucht, dem ſcheint das Leben arm oder reich, nachdem der angenehmen Augenblicke viel oder wenig verſtrichen ſind in gleicher Zeit, und dieſes Bild betrachtet er mit Wohlgefallen oder nicht, je wie das Gute drin das erſte oder letzte war. Wer Schönes bilden und genießen wollte, hängt ab vom Urtheil über ſich, vom Boden auf dem er ſtand, und von dem Stoff, den ſeiner Arbeit das Schickſal vorgelegt. So auch wer Gutes zu wirken ſtrebte. Es beugen alle ſich dem Scepter der Nothwendigkeit, und ſeufzen unter dem Fluch der Zeit, die nichts beſtehn läßt.

Wie ihnen beim Leben, ſo iſt mir zu Muthe, wenn mannigfaltiger Töne kunſtreiche Harmonie dem Ohr vorbeigerollt und nun verhallt iſt, mit dürftigem Nachklang ſich die Fantaſie zermartert, und die Seele dem nachſeufzt, was nicht wiederkehrt. So freilich iſt das Leben nur eine flüchtige Harmonie, aus der Berührung des Vergänglichen und des Ewigen entſprungen: aber es iſt der Menſch ein bleibendes Werk, der Anſchauung ein unvergänglicher Gegenſtand. Nur ſein innerſtes Handeln, in dem ſein wahres Weſen beſteht, iſt frei, und wenn ich dieſes betrachte, fühle ich mich auf dem heiligen Boden der Freiheit, und fern von allen unwürdigen Schranken. Auf mich ſelbſt muß mein Auge gekehrt ſein, um jeden Moment nicht nur verſtreichen zu laſſen als einen Theil der Zeit, ſondern als Element der Ewigkeit ihn heraus zu greifen, und in ein höheres freieres Leben zu verwandeln.

Nur für den giebts Freiheit und Unendlichkeit, der weiß was Welt iſt und was Menſch, der klar das große Räthſel, wie beide zu ſcheiden ſind, und wie ſie in einander wirken, ſich gelöſt; ein Räthſel, in deſſen alten Finſterniſſen tauſend noch untergehn, und ſklaviſch, weil das eigne Licht verloſchen, dem trügeriſchſten Scheine folgen müſſen. Was ſie Welt nennen, iſt mir Menſch, was ſie Menſch nennen, iſt mir Welt. Welt iſt ihnen ſtets das erſte, und der Geiſt ein kleiner Gaſt nur auf der Welt, nicht ſicher ſeines Orts und ſeiner Kräfte. Mir iſt der Geiſt das erſte und das einzige: denn was ich als Welt erkenne, iſt ſein ſchönſtes Werk, ſein ſelbſtgeſchaffener Spiegel. Es drücken ſie mit Ehrfurcht und mit Furcht danieder, die unendlich großen und ſchweren Maſſen des körperlichen Stoffes, zwiſchen denen ſie ſich ſo klein, ſo unbedeutend ſcheinen; mir iſt das alles nur der große gemeinſchaftliche Leib der Menſchheit, wie der eigne Leib dem Einzelnen gehört, ihr angehörig, nur durch ſie möglich und ihr mitgegeben, daß ſie ihn beherrſche, ſich durch ihn verbünde. Ihr freies Thun iſt auf ihn hingerichtet, um alle ſeine Pulſe zu fühlen, ihn zu bilden, alles in Organe zu verwandeln, und alle ſeine Theile mit der Gegenwart des königlichen Geiſtes zu zeichnen, und zu beleben. Giebts einen Leib wohl ohne Geiſt? iſt nicht der Leib nur, weil und wann der Geiſt ihn braucht und ſeiner ſich bewußt iſt? Mein freies Thun iſt jegliches Gefühl, das aus der Körperwelt hervorzubringen ſcheint, nichts iſt Wirkung von ihr auf mich, das Wirken geht immer von mir auf ſie, ſie iſt nicht etwas von mir verſchiedenes, mir entgegengeſetztes. Darum nenne ich ſie auch nicht mit dem Namen Welt, dem hohen Worte, das Allgegenwart und Allmacht in ſich ſchließt. Was Welt zu nennen ich würdige, iſt nur die ewige Gemeinſchaft der Geiſter, ihr Einfluß auf einander, ihr gegenſeitig Bilden, die hohe Harmonie der Freiheit. Nur das unendliche All der Geiſter, ſeh ich mir dem Endlichen und Einzelnen entgegen. Dem nur verſtatt ich zu verwandeln und zu bilden die Oberfläche meines Weſens, um auf mich einzuwirken. Hier, und nur hier iſt der Nothwendigkeit Gebiet. Mein Thun iſt frei, nicht ſo mein Wirken in der Welt, das folget ewigen Geſetzen. Es ſtößt die Freiheit an der Freiheit ſich, und was geſchieht, trägt der Beſchränkung und Gemeinſchaft Zeichen. Ja, du biſt überall das erſte, heilige Freiheit! du wohnſt in mir, in Allen; Nothwendigkeit iſt außer uns geſetzt, iſt der beſtimmte Ton vom ſchönen Zuſammenſtoß der Freiheit, der ihr Daſein verkündet. Mich kann ich nur als Freiheit anſchaun; was nothwendig iſt, iſt nicht mein Thun, es iſt ſein Widerſchein, es iſt die Anſchauung der Welt, die in der heiligen Gemeinſchaft mit Allen ich erſchaffen helfe. Ihr gehören die Werke, die auf gemeinſchaftlichem Boden mit Andern ich erbaue: ſie ſind mein Antheil an der Schöpfung, die unſere innern Gedanken darſtellt. Ihr gehören die Gefühle, die bald ſteigen und bald fallen; ihr die Bilder, die kommen und vergehn, und was ſonſt wechſelnd ins Gemüth die Zeit bringt und hinweg nimmt: ſie ſind das Zeichen, daß Welt und Geiſt ſich liebevoll begegnet, der Kuß der Freundſchaft zwiſchen beiden, der ſich anders immer wiederholt. Dies geht, der Tanz der Horen, melodiſch und harmoniſch nach dem Zeitmaaß; doch Freiheit ſpielt die Melodie und wählt die Tonart, und alle zarten Uebergänge ſind ihr Werk. Sie gehen aus dem innern Handeln und aus dem eignen Sinn des Menſchen ſelbſt hervor.

So biſt du Freiheit mir in allem das urſprüngliche, das erſte und innerſte. Wenn ich in mich zurückgeh, um dich anzuſchaun, ſo iſt mein Blick auch ausgewandert aus dem Gebiet der Zeit, und frei von der Nothwendigkeit Schranken; es weichet jedes drückende Gefühl der Sklaverei, es wird der Geiſt ſein ſchöpferiſches Weſen inne, das Licht der Gottheit geht mir auf, und ſcheucht die Nebel weit zurück, in denen jene Sklaven irrend wandern. Wie ich betrachtend mich erkennen und anſchaun ſoll, hängt nicht mehr ab vom Schickſal oder Glück, noch auch davon, wie viel der frohen Stunden ich geerndtet, oder was zu Stande gekommen iſt und feſtſteht durch mein Thun, und wie die äußere Darſtellung dem Willen iſt gelungen: das alles iſt nur Welt, nicht ich. Es mochte das Handeln, welches ich betrachte, darauf gerichtet ſein, der Menſchheit ihren großen Körper zu eignen, ihn zu nähren, die Organe ihm zu ſchärfen, oder mimiſch und künſtlich ihn zu bilden zum Abdruck der Vernunft und des Gemüthes: wie ich ihn bei dem Geſchäft zu meinem Dienſt ſchon tüchtig fand, wie leicht zu bildend und zu beherrſchend die rohe Maſſe durch des Geiſtes Macht, das iſt ein Zeichen von der Herrſchaft nur, die ſchon die Freiheit Aller über ihn geübt, ein Blick auf das, was noch zu thun verbleibt, und nicht ein Maaßſtab meines Handelns; es ändert nicht die Anſchauung von meiner That, das Bild von meinem ganzen Sein; mich fühl ich darum nicht beſſer und nicht ſchlechter, ich finde mich nicht als den Sklaven, dem die Welt die eiſerne Nothwendigkeit bezeichnet, was er ſein darf. Wie dem ſtarken geſunden Geiſt der Schmerz die Herrſchaft über ſeinen Leib nicht gleich entreißet: ſo fühl auch ich mich frei beſeelend und regierend den rohen Stoff, gleichviel ob Schmerz ob Freude folge. Es zeigen beide das innere Leben an, und inneres Leben iſt des Geiſtes Werk und freie That. Und war mein Thun darauf gerichtet, die Menſchheit in mir zu beſtimmen, in irgend einer endlichen Geſtalt und feſten Zügen ſie darzuſtellen, und ſo ſelbſt werdend Welt zugleich zu bilden, indem ich der Gemeinſchaft freier Geiſter ein eignes und freies Handeln darbot: es bleibt daſſelbe dem darauf gewandten Blick, ob nun unmittelbar etwas daraus entſtand, das gleich mir ſelbſt als Welt begegnet, ob mein Handeln gleich dem Handeln eines Andern ſich verband, ob nicht. Mein Thun war doch nicht leer, bin ich nur in mir ſelbſt beſtimmter und eigener geworden, ſo hab ich durch mein Werden auch Welt gebildet, ob nun früher oder ſpät das Handeln eines Andern anders und neu auf meines trifft und ſichtbare That vermählend ſtiftet. Nimmer kehr ich traurig von der Betrachtung meiner ſelbſt zurück, und ſinge dem gebrochenen Willen, dem überwundenen Entſchluſſe Klagelieder, gleich denen welche nicht ins Innere dringen, und nur im Einzelnen und Aeußern ſich ſelbſt zu finden wähnen.

Klar wie der Unterſchied des Innern und Aeußern vor mir ſteht, weiß ich es, wer ich bin, und finde mich ſelbſt im innern Handeln nur, im Aeußern nur die Welt, und beides weiß der Geiſt zu unterſcheiden, nicht ungewiß wie Jene zwiſchen beiden ſchwankend in verwirrungsvoller Dunkelheit. So weiß ich auch, wo Freiheit iſt zu ſuchen und ihr heiliges Gefühl, das dem ſich ſtets verweigert, deſſen Blick nur auf dem äußern Thun und Leben der Menſchen weilet. Wie ſehr er ſich vertiefen mag in tauſend Irrgängen der Betrachtung ſinnend und denkend hin und her, und alles mag erreichen: den Begriff verſagt ſein Denken ihm. Er folgt nicht nur dem Winke der Nothwendigkeit: in abergläubiger Weisheit in knechtiſcher Demuth muß er auch ſie ſuchen, und ſie glauben, wo er ſie nicht ſieht, und Freiheit ſcheint ihm nur ein Schleier über die verborgne und unbegriffne Nothwendigkeit betrügeriſch gebreitet. So ſieht der Sinnliche mit ſeinem äußern Thun und äußern Denken auch Alles einzeln nur und endlich. Er kann ſich ſelbſt nicht anders faſſen als einen Inbegriff von flüchtigen Erſcheinungen, da immer eine die andere aufhebt und zerſtört, die nicht zuſammen zu begreifen ſind; ein volles Bild von ſeinem Weſen zerfließt in tauſend Widerſprüchen

Digitized by Google

ihm. Wohl widerſpricht im äußern Wirken das Einzelne dem Einzelnen, das Wirken hebt Leiden auf, das Denken zerſtört Empfindung, und das Anſchauen dringt unthätige Ruhe dem Willen ab. Im Innern iſt alles Eins, ein jedes Handeln iſt Ergänzung nur zum andern, in jedem iſt das andere auch enthalten. Drum hebt auch weit über das Endliche, das in beſtimmter Folge und feſten Schranken ſich überſehen läßt, die Selbſtanſchauung mich hinaus. Es giebt kein Handeln in mir, das ich vereinzelt recht betrachten, und keins, von dem ich ſagen könnte, es ſei ein Ganzes. Ein jedes Thun ſtellt mir mein ganzes Weſen dar, nichts iſt getheilt, und jede Thätigkeit begleitet die andere; es findet die Betrachtung keine Schranken, muß immer unvollendet bleiben, wenn ſie lebendig bleiben will. Mein ganzes Weſen kann ich wieder nicht vernehmen, ohne die Menſchheit anzuſchauen, und meinen Ort und Stand in ihrem Reich mir zu beſtimmen; und die Menſchheit, wer vermöchte ſie zu denken, ohne ſich mit dem Denken ins unermeßliche Gebiet und Weſen des reinen Geiſtes zu verlieren.

Sie iſt es alſo die hohe Selbſtbetrachtung, und ſie iſt es allein, was mich in Stand ſetzt, die erhabene Forderung zu erfüllen, daß der Menſch nicht ſterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiet der Ewigkeit unſterblich, nicht irdiſch nur, auch göttlich ſoll ſein Leben führen. Es fließt mein irdiſch Thun im Strom der Zeit, es wandeln ſich Erkenntniß und Gefühle, und ich vermag nicht eines feſt zu halten; es fliegt vorbei der Schauplatz, den ich ſpielend mir gebildet, und auf der ſichern Welle führt der Strom mich Neuem ſtets entgegen: ſo oft ich aber ins innere Selbſt den Blick zurückwende, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit; ich ſchaue des Geiſtes Handeln an, das keine Welt verwandeln, und keine Zeit zerſtören kann, das ſelbſt erſt Welt und Zeit erſchafft. Auch bedarf es nicht etwa der Stunde, die Jahre von Jahren trennt, um mich aufzufordern zum Genuß des Ewigen, und das Auge des Geiſtes zu wecken, welches ſchlafen kann, wenn auch das Herz ſchlägt, und die Glieder ſich regen. Immer möchte das göttliche Leben führen, wer es einmal gekoſtet hat: jegliches Thun ſoll begleiten der Blick in die Myſterien des Geiſtes, jeden Augenblick kann der Menſch außer der Zeit leben, zugleich in der höheren Welt.

Es ſagen zwar die Weiſen ſelbſt, mäßig ſolleſt du dich mit Einem begnügen; Leben ſei Eins, und im urſprünglichen und höchſten Denken ſich verlieren ein Anderes; indem du getragen werdeſt von der Zeit geſchäftig in der Welt, könneſt du nicht zugleich ruhig dich anſchauen in deiner innerſten Tiefe. Es ſagen die Künſtler, indem du bildeſt und dichteſt müſſe die Seele ganz verloren ſein in das Werk, und dürfe nicht wiſſen was ſie beginnt. Aber wage es, mein Geiſt, trotz der verſtändigen Warnung! eile entgegen deinem Ziele, das ein anderes vielleicht iſt, als das ihre. Mehr kann der Menſch als er meint; aber auch dem Höchſten entgegenſtrebend, erreicht er nur Einiges. Kann das heiligſte innerſte Denken des Weiſen zugleich ein äußeres Handeln ſein, hinaus in die Welt zur Mittheilung und Belehrung: warum ſoll denn nicht äußeres Handeln in der Welt, was es auch ſei, zugleich ſein können ein inneres Denken des Handelns? Iſt das Schauen des Geiſtes in ſich ſelbſt die göttliche Quelle alles Bildens und Dichtens, und findet er nur in ſich, was er darſtellt im unſterblichen Werk: warum ſoll nicht bei allem Bilden und Dichten, das immer nur ihn darſtellt, er auch zurückſchauen in ſich ſelbſt? Theile nicht was ewig vereint iſt, dein Weſen, das weder das Thun noch das Wiſſen um ſein Thun entbehren mag, ohne ſich zu zerſtören! Bewege Alles in der Welt, und richte aus was du vermagſt; gieb dich hin dem Gefühl deiner angebornen Schranken, bearbeite jedes Mittel der geiſtigen Gemeinſchaft; ſtelle dar dein Eigenthümliches, und zeichne mit deinem Geiſt alles was dich umgiebt; arbeite an den heiligen Werken der Menſchheit, ziehe an die befreundeten Geiſter: aber immer ſchaue in dich ſelbſt, wiſſe was du thuſt, und in welcher Geſtalt dein Handeln einhergeht. Der Gedanke, mit dem ſie die Gottheit zu denken meinen, welche ſie nimmer erreichen, hat doch für dich die Wahrheit einer ſchönen Allegorie auf das was der Menſch ſein ſoll. Durch ſein bloßes Sein erhält ſich der Geiſt die Welt, und durch Freiheit giebt er ſich die Thätigkeit, die immer ein und dieſelbe ſein wechſelndes Handeln hervorbringt: aber unverrückt ſchaut er zugleich jene Thätigkeit an, in dieſem Handeln immer neu und immer dieſelbe, und dies Anſchaun iſt Unſterblichkeit und ewiges Leben, denn es bedarf der Geiſt nichts als ſich ſelbſt, und es vergeht nicht die Betrachtung dem zurückbleibenden Gegenſtand, noch ſtirbt der Gegenſtand vor der überlebenden Betrachtung. So haben ſie auch gedichtet die Unſterblichkeit, die ſie allzugenügſam erſt nach der Zeit ſuchen ſtatt neben der Zeit, und ihre Fabeln ſind weiſer als ſie ſelbſt. Es erſcheint ja dem ſinnlichen Menſchen das innere Handeln nur als ein Schatten der äußern That, und ins Reich der Schatten haben ſie die Seele auf ewig geſetzt, und geweint, daß dort unten nur ein dürftiges Bild der frühern Thätigkeit ein dunkles Leben ihr friſte: aber klarer als der Olymp iſt das, was der dürftige Sinn verbannte in unterirdiſche Finſterniß, und das Reich der Schatten ſei ſchon hier mir das Urbild der Wirklichkeit. Jenſeit der zeitlichen Welt liegt ihnen ja die Gottheit, und die Gottheit anzuſchaun und zu loben haben ſie den Menſchen nach dem Tode auf ewig befreit von den Schranken der Zeit: aber es ſchwebt ſchon jetzt der Geiſt über der zeitlichen Welt, und ihn anzuſchaun iſt Ewigkeit und unſterblicher Geſänge himmliſcher Genuß. Beginne darum ſchon jetzt dein ewiges Leben in ſteter Selbſtbetrachtung; ſorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht: aber ſorge dich ſelbſt nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibſt im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.

Friedrich Chriſtian Schlenkert,

ward am 8. Februar 1757 zu Dresden geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der Schule Pforta und ſtudirte dann die Rechte in Leipzig. Später als Acceſſiſt bei der Generalaccisrechnungsexpedition in Dresden beſchäftigt, mißfiel er durch den, in ſeinen Schriften vorherrſchenden freien Ton, ſeinen Vorgeſetzten, nachdem er bereits ſeit 1784 als Finanzſecretair angeſtellt worden, und man enthob ihn ſeines Amtes 1791. Bis 1815 lebte er nur als Privatgelehrter zu Dresden und erhielt dann die Profeſſur der deutſchen Sprache an der Forſtacademie zu Tharand, wo er am 16. Juni 1826 ſtarb.

Er gab heraus:

Almanach od. Darſtell. aus d. Geſch. d. Menſchheit, f. 1795—98. Leipzig. 8.
Agathon und Pſyche. Drama. Eb. 1780. 8.
Bernhard, Herzog zu Sachſen-Weimar, ein hiſtor. Gemälde. Leipzig 1803.
Die Bürger und Bergknappen von Freiberg. Eb. 1799. 8.
Elegieen. Erfurt 1799. 8.
Friedrich mit der gebiſſenen Wange. 4 Thle. Eb. 1785—88. 8.
Kein Fauſtrecht mehr. Schauſp. Regensburg 1798. 8.
Altdeutſche Geſchichten, romant. Inhalts. 1r Thl. Zürich 1790. 8.
Graf Wiprecht von Groitzſch. Eb. 1789—95. 8. 3 Thle.
Habsburgs Meiſterſänger. Prag 1791.
Hermanns Schlachten. Leipzig 1818. 8.
Kaiſer Heinrich IV. Eb. 1788—95. 5 Thle.
Lombardiſche Gemälde, hiſtor.-romant. bearb. Eb. 1796. 8.
Moritz von Sachſen. Zürich 1799. 1800. 8. 2 Thle.
Panorama, ein Taſchenbuch f. 1802. Leipz. 8.
Rudolph von Habsburg. Leipzig 1792—94. 8. 4 Thle.
Unterhaltendes Taſchenbuch f. 1802. Leipz. 8.
Unterhalt. Taſchenbuch. Leipzig 1814. 12.
Die Thäler von Hohenbergen, oder die Menſchen wie ſie ſind. Leipzig 1801. 8.
Beſchreibung von Tharand. 16 Bdchn. Dresden 1797. 8. Dann unt. d. Titel: Tharand, ein hiſtor.-romant. Gemälde nach d. Natur. Eb. 1804.
Theudelina. Leipzig 1803. 8.
Weisheit und Thorheit, eine Monatsſchrift. 1r Jahrg. Dresden 1782. 83.

S. war einer der Erſten, welche hiſtoriſche Stoffe dem deutſchen Romane aneigneten; ſeine Leiſtungen wurden deshalb eine Zeitlang vielfach und eifrig geleſen, geriethen aber dann eben ſo ſchnell in Vergeſſenheit, da er die Geſchichte zu ſehr mißhandelte, intereſſante Momente keineswegs intereſſant darzuſtellen wußte, und obendrein eine ſteife dialogiſche Form wählte, welche auf die Länge auch den fleißigſten Leſer durch ihr ſchleppendes Weſen matt und müde machte.

Digitized by Google

Johann Ferdinand Schlez,

ward am 27. Juni des Jahres 1759 zu Ippesheim in Franken geboren. Sein Vater, Prediger daſelbſt, bereitete den Jüngling für das Gymnaſium zu Windsheim vor, das er 1773 bezog. Erſt ſeit 1778 in Jena Student, ward er ſchon 1780 Vikar und 1788 Nachfolger ſeines Vaters; doch blieb er es nicht lange, da er im Jahre 1800 mit dem Titel eines großherzoglich-heſſiſchen Kirchenraths als Inſpector und Oberprediger nach Schlitz bei Fulda berufen ward.

Er ſchrieb:

Der Kinderfreund. 2 Thle. Nürnberg 1789.

Geſchichte des Dorfſteins Traubenheim. Ebendaſelbſt 1791.

Vermiſchte Gedichte. Ebend. 1793. (zuerſt 1784 unter dem Titel: Gedichte.)

Gregor Schlaghart und Lorenz Richart. Eb. 1795. 2 Thle.

Schmerter's Lebensgeſchichte. Eb. 1795.

Lorenz Richarts Unterhaltungen über den Kinderfreund. Eb. 1796—97. 6 Hefte.

Der Volksfreund. 1797—1800.

Kleine romantiſche Volksſchriften. Heilbronn 1802. 2 Thle.

Kinderdeclamationen. Gießen 1809.

Der Denkfreund. Eb. 1811.

Handbuch dazu. Eb. 1815—21. 5 Thle.

Parabeln. Eb. 1822. (2te vermehrte Ausgabe. 16. Eb. 1835.)

Förſter Oswald's Geſpräche. Darmſtadt 1822.

Der heſſiſche Hausfreund. Eb. 1322.

Ein ſehr wackerer Jugend- und Volksſchriftſteller hat S. namentlich auf dem Gebiete der Parabel Ausgezeichnetes geleiſtet und ſchließt ſich hier Krummacher würdig an.

Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll,

ward am 8. December 1765 zu Waltershauſen bei Gotha geboren und ſtudirte in Jena und Göttingen, hier beſonders durch Heyne's Geiſt angeregt. Er wurde Doctor der Philoſophie und erhielt 1789 eine Collaboratur, 1791 eine Profeſſur in Gotha. Seine Kenntniſſe und ſein Geſchmack, durch das Vertrauen des Herzogs Ernſt II. vollkommen gewürdigt, — erhoben ihn 1809 zum Rath, Condirector des Münzkabinets und Bibliothekar. Im Jahre 1807 ward er als Generalſecretair der Akademie der Wiſſenſchaften nach München berufen, wo er der Akademie, die ihm unendlich viel verdankte, und allen Guten ein beklagenswerther Verluſt, als Ritter des Civilverdienſt- und St. Michaelhausordens am 4. December 1822 ſtarb

Seine Werke ſind folgende:

Ueber den Schild des Hercules. Gotha 1788.

Abbildungen ägyptiſcher, griechiſcher und römiſcher Gottheiten, mit Erklärungen. Nürnberg 1793—94. 2 Lieferungen.

Gallerie altdeutſcher Trachten. Leipzig 1801. 4. 2 Hefte.

Annalen der geſammten Numismatik. 2 Thle. Gotha 1804.

Nekrolog. Ebend. 1790—1800. 28 Bde.

Er gab heraus: Die Schriften der Akademie ſeit 1808.

Andenken an Törring und Krenner. München 1812. 4.

Teutoburg. Ebend. 1815. 2 St.

Turnierbuch Herzog Wilhelms von Bayern. Ebend. 1818—21. 4 Hefte.

Archiv des heiligen Bundes. Ebend. 1818. 2 Hefte.

(Mit Weiller und Thierſch): F. H. Jacobi's Leben. Ebend. 1819.

(vergl. Schlichtegroll's Leben, geſchrieben von K. von Weiller. Ebend. 1823.

S. erwarb ſich vorzüglich durch ſeine Forſchungen auf dem Gebiete der Archäologie und Numismatik einen geachteten Namen in der literäriſchen Welt. Am bekannteſten wurde er jedoch durch ſeinen Nekrolog, der eine Reihe vortrefflich gearbeiteter Biographieen deutſcher Zeitgenoſſen des Verfaſſers darbietet.

Ulrich Guſtav von Schlippenbach,

am 18. Mai 1774 zu Groß-Wormſathen in Kurland geboren, ſtudirte in Königsberg und Leipzig Jurisprudenz. 1797 wählte ihn das ambothenſche Kirchſpiel zu ſeinem Bevollmächtigten; bald ward er Landnotar und Landrath, endlich 1818 als Oberhofgerichtsrath zu Mitau angeſtellt. Für den patriotiſchen Eifer, den er als Mitglied einer Commiſſion für die Verbeſſerung des kuriſchen Bauernſtandes bewieſen hatte, belehnte ihn der Kaiſer, ein Jahr darauf, 1815 auf 12 Jahre mit dem Krongut Kannenecken. 1816 begründete er eine „kuriſche Geſellſchaft für Literatur und Kunſt." — Er war Ritter des Johanniter-, Malltheſer- und des ruſſiſchen Sct. Annenordens 2. Claſſe und ſtarb am 1. April 1826.

Er hinterließ:

Kuronia, vaterländiſche Gedichte. 3. Sammlung. 8. Riga 1806—8.

Wega, ein poetiſches Taſchenbuch für den Norden. Ebend. 1809.

Iconologie des jetzigen Zeitalters. Ebend. 1808.

Maleriſche Wanderungen durch Kurland. Ebendaſelbſt 1809.

Gedichte. Mitau 1812.

Lebensblüthen aus Süden und Norden in Wahrheit und Traum. 2 Thle. Hamburg 1816—17.

Erinnerungen von einer Reiſe nach Petersburg im Jahre 1814. Ebend. 1818. 2 Thle.

Lebhafte Einbildung, Reichthum der Gedanken und glühende Begeiſterung zeichneten von Schlippenbach beſonders als lyriſchen Dichter aus, aber zu wenig Gewicht auf die Geſetze der Form legend, kann er dem ſtrengen Kritiker nicht genügen, da ſeine meiſten Gedichte regellos und incorrect ſind.

Friedrich Chriſtoph Schloſſer,

Doctor der Philoſophie, geheimer Hofrath und Profeſſor der Geſchichte zu Heidelberg. Dieſer große Hiſtoriker, ein Norddeutſcher von Geburt und Sinn, iſt am 17. November 1776 zu Jever in Holſtein-Oldenburg, nicht fern von der Nordſeeküſte geboren. Man ſagt, daß Meerluft den Freiheitſinn, dieſer den Hiſtoriker erwecke. Schloſſer ſtudirte in Göttingen Theologie; wie auch Luden, der berühmte Geſchichtſchreiber aus ſeinem Nachbarlande, einige

Digitized by Google

Jahre ſpäter in demſelben Studium ſeinen wahren Beruf, in dem Leben der Völker den heiligen Geiſt zu erforſchen, erkannte. Nachdem er mehrere Hauslehrerſtellen bekleidet hatte, ward er 1808 an der Schule ſeiner Vaterſtadt Conrector, doch blieb er nur ein Jahr in dieſem Amt. Er fand in Frankfurt am Main eine befriedigendere Stellung, wo er 1812 Profeſſor am Lyceum und 1814 Stadtbibliothekar ward. Doch in reichſter Blüthe entfaltete ſich erſt ſeine Kraft in Rede und Schrift, ſeitdem er auf dem Katheder nach Heidelberg berufen wurde, den Wilke's Abgang nach Berlin erledigt hatte. Dort wirkt er noch in ungebeugter Kraft und der norddeutſche Student freut ſich doppelt der Begeiſterung, mit der der ſüddeutſche Genoß dem ſchweren Ton der fremden Mundart zuhört, in welcher ſo großartige Gedanken und Anſichten ihm vorgetragen werden.

Schloſſer's Werke ſind:

- Abälard und Dulcin. Gotha 1807.
- Leben des Theodor de Beza und Peter Martyr Vermili. Heidelb. 1809.
- Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer. Frankfurt 1812.
- Weltgeſchichte. Ebend. 1815 ff. 2 Bde.
- Ständiſche Verfaſſung. Ebend. 1817.
- Die Geſchichte des 18. Jahrhunderts in gedrängter Ueberſicht. Heidelberg 1823.
- Ueberſicht der Geſchichte der alten Welt. Frankfurt 1826 ff. 3 Bde.
- Hiſtoriſches Archiv. Herausgegeben von A. Bercht und Schloſſer. Ebend. 1830.
- Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Ebd. 1836. 2 Bde.

Durch ſtrenge Kritik, gründlichſtes und nach allen Seiten hin ausgebreitetes Quellenſtudium, außerordentlichen Scharfſinn und eine großartige Weltanſicht hat ſich Schloſſer den erſten Hiſtorikern aller Nationen gleich geſtellt, und namentlich für die Behandlung der Geſchichte in Deutſchland ſich dadurch unvergängliche Verdienſte erworben, daß er die Darſtellung der geiſtigen Entwickelung und Fortbildung des Menſchengeſchlechtes nach ihren Erſcheinungen auf dem Gebiete der Philoſophie, Litteratur und Kunſt mit der Darſtellung der hiſtoriſchen Thatſachen verband; ein Verfahren, durch welches die Geſchichtſchreibung in unſerem Vaterlande auf das Entſchiedenſte gefördert wurde und welches immer mehr und mehr ſegensreiche Früchte tragen wird, da nur auf dieſe Weiſe eine tief eindringende und zugleich freie und univerſelle Behandlung aller Geſchichte überhaupt erreicht werden kann. Seine Gegner haben ihm Schwerfälligkeit und Einſeitigkeit vorgeworfen, jedoch mit großem Unrecht; ein Hiſtoriker wie er konnte nur ſo entwickeln und darſtellen und ſeine Eigenthümlichkeit iſt es eben, welche ſeinen Werken neben ihrem hohen Werthe für den denkenden und prüfenden Leſer auch noch einen hohen Reiz verleiht.

Drittes Kapitel.

Geſchichte der Zeit vom 23. Juni 1789 bis zur Errichtung der Republik*).

§. 1.

Vom 23. Juni bis zur Flucht des Königs.

Seit der Sitzung im Ballhauſe und dem trotzigen Verweilen des dritten Standes im Saale nach der königlichen Sitzung am 23. war der Zauber des Throns verſchwunden, und das Volk und die Armeen hatten keine Furcht und kein Vertrauen mehr zu einer gebietenden Gewalt aus alten Elementen, es mußte daher eine bedeutende Zeit vergehen, ehe eine neue geſchaffen war, die Polizei konnte auf die bisherige Weiſe nicht fortbeſtehen, und alle Tiger, die dieſe ſonſt gefeſſelt hält, mußten ſich der Bande ledig fühlen. Hieraus erklärt ſich eine Reihe von Gräueln, die von dieſem Tage an in der Hauptſtadt und in den Provinzen begangen wurden; andere Abſcheulichkeiten muß man daraus herleiten, daß beide Partheien für den guten Zweck auch die ſchlechten Mittel nicht mißbilligten, daß Religion längſt keinen Einfluß mehr gehabt hatte, und daß die ſchlechteſten Menſchen in Zeiten entſchiedener Veränderungen die brauchbarſten und thätigſten ſind. Die Urſache der Bewegungen in Paris im Juli war übrigens weit weniger die Armee, die unter Broglio den Bewohnern zu drohen ſchien, das Beiſpiel der franzöſiſchen Garde zeigte, daß man die Soldaten nicht fürchten dürfe, da ſie förmlich vom Könige abgefallen waren, ſondern vielmehr ein Sieg, der von der ariſtocratiſchen Parthei am Hofe erfochten war, und durch die Entlaſſung Neckers, ſo wie durch die völlige Veränderung des Miniſteriums kund ward. Am 11. Juli ward Necker entlaſſen und verließ heimlich das Reich, wie er es dem Könige verſprochen hatte; am 12., Morgens, regte der junge Advokat Camille Desmoulins, nachher als Verfaſſer des brabantiſchen Couriers einer der wüthendſten Feinde jeder monarchiſchen Verfaſſung, durch ſeine Reden im Palais Royal das Volk auf, und die in den längſt geſtifteten und unter ſich verbundenen Clubbs innig vereinigten Patrioten ließen ihre Maſchinen wirken. Wohl mag es gegründet ſein, daß das Geld des bethörten Orleans auch eine Anzahl der Elenden, die jede große Stadt einſchließt, erkaufte und ernährte, und die franzöſiſchen Gardiſten, die an dieſem Tage auf die Schweizer und deutſchen Truppen feuerten, bezahlen half; doch glaubten auch edle Menſchen, daß die Stunde der Entſcheidung da ſei, und ganz Paris griff zu den Waffen. Die ganze Nacht vom 13—14. Juli war die Stadt im Aufſtande, die Soldaten mußten weichen und die bisherige ſtädtiſche Obrigkeit und Polizei verſchwand. Schon vorher hatten ſich auf ein, man wußte nicht wie, gegebenes Signal in Paris und Verſailles und bald hernach in allen Städten des Königreichs die Bürger bewaffnet, ohne nur eine förmliche Erklärung der Nationalverſammlung abzuwarten, und ſeit dem Augenblick war Verwirrung, Aufruhr, Mord und Brand überall mit Jubel und Freude über die bevorſtehende Rückkehr in einen der Natur mehr angemeſſenen Stand verbunden. Den Augenblick der Ohnmacht der Regierung nahmen die Pariſer Wähler wahr, um ſich zu einer vorläufigen obrigkeitlichen Würde zu conſtituiren, Fleſſelles, der bisher an der Spitze des Magiſtrats geſtanden hatte, ließ ſich bewegen, den Vorſitz in der neuen Stadtverwaltung zu nehmen, der Polizeilieutenant gab ihr die Nachweiſungen, die ſie verlangte, und legte dann ſeine Stelle nieder. Paris ward nun in ſechszehn Quartiere getheilt, und die Einrichtung der ſechzig Wahldiſtricte auf eine ſehr verſtändige Weiſe zur neuen Organiſation benutzt. Die geſammte Bürgerſchaft ward in eben ſo viele bewaffnete Legionen eingeſchaart, als Quartiere waren: alles ohne die eigentliche Staatsbehörde zu befragen. Mit der ruhigen Bewaffnung der Bürger war leider eine gewaltſame des zahlreichen Geſindels verbunden, es erfolgte ein förmlicher bewaffneter Aufſtand, und eine Plünderung der Waffenvorräthe. Das unbedeutend befeſtigte Staatsgefängniß der Baſtille ward vom Pöbel mit Sturm genommen, weil der Gouverneur feig und ſeine Leute unzuverläſſig waren, Mord reihte ſich an Mord, und im Jubel, daß die neue Zeit nun beginne, Willkühr Einzelner ein Ende habe, mußte auch der beſte Theil der Bürger, um dem Plane der Freunde des Alten entgegen zu arbeiten, geſchehen laſſen, was der niedrige Haufe aus natürlicher Wuth, oder auf Antrieb der Orleaniſten und ſeiner eignen Raubgierde verübte. Die erſte Nachricht, die der Moniteur von allen dieſen Unruhen gibt, faßt in wenige Worte alles, was die Verkündigung der vernichteten Macht des bisherigen Geſetzes und der Ordnung Schreckliches hat, zuſammen, und dieſe Nachricht brachte den König außer aller Faſſung. Die Charakterſchwäche des Königs, der in dem Augenblicke, als die Verſammlung über das Vorgefallene berathſchlagte, und immer neue Greuel kund wurden, den Ständen meldete, daß er die Truppen zurückgezogen habe, daß er die Errichtung der neuen Miliz und der neuen Auctorität gebilligt, vermehrte die Dreiſtigkeit ſeiner Gegner in dem Maße, daß die Parthei des Herzogs von Orleans durch Sillery eine Adreſſe vorſchlagen ließ, in welcher man die Miniſter treuloſe Rathgeber nannte, und drohend foderte, daß ſie als eine Peſt des Staats entfernt würden. Schrecklicher als die Scenen, die in Paris vorfielen, ſind übrigens die Berichte darüber, die Prüdhomme durch Andre abfaſſen ließ, und Camille Desmoulins ſelbſt abfaßte, denn der letzte iſt unverſchämt genug, ſich den General-Procurator der Laterne zu nennen und das Aufknüpfen ohne Urtheil und Recht zu rühmen. Auch die Armee bei Paris ſollte der König entfernen, der jetzt erſt end-

*) Aus Schloſſer's Geſchichte des 18. Jahrhunderts. Heidelberg 1823. Bd. II. S. 49 fgde.

Digitized by Google

ſich einen langen Staatsrath hielt, ob er nicht abreiſen ſollte. Die Königin hatte Alles eingepackt, er ſelbſt war bereit zu gehen, auf einmal wollte er wieder, als die Mehrzahl gegen ſeine Abreiſe geſtimmt hatte, zur Popularität zurückkehren, und nicht mehr mit den Waffen, ſondern durch Nachgeben dem Uebel ſteuern. Er begab ſich ohne alle Feierlichkeit ſelbſt zu Fuß in die Verſammlung, verſprach die Soldaten nicht zu gebrauchen, und überließ ſeinen Ständen die Maßregeln, die Ruhe in Paris herzuſtellen, die von ihm hätten ausgehen ſollen. Die Verſammlung ſchickte zu Folge des königlichen Auftrags drei Deputirte nach Paris, von denen zwei gleich darauf von den Pariſern in den neugeſchaffenen Aemtern angeſtellt wurden, la Fayette als oberſter Anführer der Bürgermiliz und Bailly als regierender Stadtbürgermeiſter. Gleich hernach ließ der König der Verſammlung kund thun, daß auch ſein neues Miniſterium weiche, und rief endlich ſogar Necker zurück. Von dieſem Augenblicke an war der Sieg der Nation über den Hof entſchieden, diejenigen, welche den Haß des Volks beſonders auf ſich geladen hatten, begannen daher auszuwandern, und veranlaßten dadurch Uebel, deren Folgen bis auf unſere Tage fortdauern. Der König begab ſich zwar zum Beſuch nach Paris (den 17. Juli) und ward dort gewiſſermaßen im Triumph geführt; er nahm auch die Cocarde, die man ohne ſeinen Willen zum Nationalzeichen gemacht hatte, und beſtätigte die neugeſchaffenen Gewalten in der Stadt; allein er verſuchte zugleich kleinliche Mittel, ſich Freunde und Hülfe zu ſchaffen, konnte den Schmerz über die neue Ordnung und die Uebel, die davon unzertrennlich waren, nicht verbergen, und man traute ihm alſo um ſo weniger, je mehr er nachgab. Die unglückliche Spannung des Verhältniſſes des Königs und der Nationalverſammlung dauerte daher fort und ward durch die bekannte Abneigung der Königin und ihrer nächſten Umgebungen gegen jede Verbeſſerung und jede Veränderung natürlich ſehr vermehrt. Als Necker, von dem damals das Volk noch das Unmögliche hoffte, zurückkam, wurden die Mordthaten, Vernichtungen der alten Anſtalten und Zerſtörungen der Schlöſſer und Adelsſitze täglich häufiger. Die Disciplin des Heers ſchien ſich aufzulöſen, der König war genöthigt, den Abfall ſeiner Garden zu billigen, wie er die Deſertion der Soldaten gebilligt hatte; und dennoch erwartete man von Necker unter dieſen Umſtänden die Herſtellung der Finanzen! Während die eigentlichen Leiter und Urheber der Revolution durch das Volk und ſelbſt durch Schaaren von Geſindel, die Freunde des Alten erſchreckten, arbeitete die Nationalverſammlung unter allen den Unruhen an einem neuen Bau. Sie ſuchte die Materialien des Neuen ganz richtig in den Aufträgen der verſchiedenen Wahlverſammlungen, und man kann nicht läugnen, daß die Puncte, über welche alle Wahlbezirke einig waren, die Grundſätze jeder vernünftigen monarchiſchen Verfaſſung enthalten, ſo wie diejenigen, über welche eine Abweichung Statt fand, vortreffliche Probleme aufgaben, welche nur eine Stände-Verſammlung löſen konnte. Unglücklicher Weiſe miſchte man in die hiſtoriſch zu löſende Frage über Verbeſſerung des Beſtehenden reine Speculation, ging von dem traurigen Zuſtande, in dem die Regierung und Verwaltung von Frankreich **bisher** geweſen war, bis an die äußerſten Gränzen der menſchlichen Geſellſchafts-Verhältniſſe hinaus, wollte in Frankreich, wie in Amerika die Urrechte der Menſchen und Bürger proclamiren und vergaß dabei ganz, erſt zu überlegen, ob und wie weit diejenige unter den unendlich vielen möglichen Theorien, der man den Vorzug gab, mit der Ausführung beſtehen könne. Während man in der beſten Meinung mit Talent und Beredſamkeit über Grundſätze und Verfaſſung ſtritt, ward von vielen Seiten her ein Syſtem der Anarchie überall eingeführt, Reiſende angehalten, Ariſtocraten verfolgt, die Verſammlung genöthigt, eine Commiſſion zur Unterſuchung politiſcher Umtriebe aus ihrer Mitte zu beſtellen, und der Zuſtand der Finanzen ward ſeit Neckers Rückkehr nicht gebeſſert, ſondern ſie ſanken von Tage zu Tage tiefer. Will man nicht mit denen, die durch jene Veränderung Rechte verloren, nur Jammer und Noth in dieſer Zeit ſehen, wo eine ungewohnte Begeiſterung auch gemeine Seelen ſogar ergriffen hatte, ſo muß man bedenken, daß der Natur der Dinge nach, wie Mirabeau richtig erkannte, und in ſeiner bekannten Definition von der Revolution ausſprach, wenn Verbeſſerung erfolgen ſollte, völlige Zerſtörung vorausgehen mußte, und man kann nicht läugnen, daß dieſe durch den Enthuſiasmus der wahrhaft edlen Mitglieder der Nationalverſammlung erleichtert wurde. Dieſe tonangebenden Mitglieder der Adelscaſte in der Verſammlung nämlich waren es ſelbſt, welche in der berühmten Nacht vom 4. Auguſt plötzlich alle Vortheile, die aus dem Feudalweſen für ſie ſelbſt floſſen, freiwillig aufopferten; und auch die Deputirten des Clerus, vom Enthuſiasmus fortgeriſſen, entſagten dem geiſtlichen Zehnten. Leider ward dieſe ganze ungeheure Angelegenheit, die den Zuſtand des Reichs und der Vermögensumſtände von hundert Tauſenden veränderte, in einem Augenblicke und ohne alle vorhergehende Prüfung der Ausführbarkeit beſchloſſen. Seit dieſer Zeit ſetzte die Verſammlung ihre Arbeiten an einer neuen Conſtitution mit einer bewunderungswürdigen Thätigkeit fort; allein die Abſichten der Mitglieder waren zu verſchieden, und die Umgebungen des Königs wirkten zu ungünſtig auf ihn ein, als daß eine Einheit hätte entſtehen können. Ein Theil der Deputirten war allen Veränderungen abgeneigt, ein andrer wollte die engliſche Conſtitution, ein Plan, gegen den Sieyes ſchon in ſeiner Schrift über den dritten Stand, als gegen einen unvernünftigen Ariſtocratismus eifert. Ander, wie Lafayette und ſeine enthuſiaſtiſchen Freunde, wollten ein ganz neues Werk ſchaffen, und Barnave, die Lameths, Adrian Düport arbeiteten dahin, das Monarchiſche in der Conſtitution ſo gering zu machen, daß es bedeutungslos werde, und kamen auf die Weiſe einem Chapelier, Pethion, Büzot, Robespierre und andern, die alle Monarchie vernichten wollten, zu Hülfe. Die Letztern nutzten ſchon in dieſen Zeiten die durch unzählige Anſchläge, Proclamationen, fliegende Zettel, Zeitungen, Journale, Declamationen, Lieder und Bücher erbitterte Stimmung des fanatiſirten Haufens, um durch Schrecken die größere Zahl der Edlern und Geſchicktern ihrer Collegen zu Beſchlüſſen zu treiben, die ſie aus freier Ueberlegung nie gefaßt hätten. Der König trug damals nicht ganz ohne Grund Bedenken, die am 4. Auguſt von der Nationalverſammlung erlaſſenen Decrete eilig zu beſtätigen, und in der Verſammlung ſelbſt erhob ſich über die Art von Verweigerung der Beſtätigung, die man ihm zugeſtehen wollte, ein heftiger Zwiſt. Um den König zur Beſtätigung zu treiben, machte man wieder von derſelben Tactik Gebrauch, deren man ſich ſtets bedient und die man nun völlig eingeübt hatte. Man erregte Schrecken und Toben unter der unverſtändigen Menge; doch war es damals nicht ſowohl die Maſſe der Vorſtädter, als der Theil des Pariſer Publicums, der ſich im Palais Royal mit Politik abgab, den man in dieſe Staatsſache mengte. Der König war aufs neue ſchwach genug, das, was er ruhiger Bitte verweigert hatte, am 21. Sptbr. den ſtürmiſchen Forderungen zuzugeſtehen und den Beſchlüſſen über die Abſchaffung des Feudalweſens und der Weltlichkeiten der Hierarchie eine gezwungene Beſtätigung ungern zu ertheilen. Die Bewegungen des Volkes wurden übrigens jetzt immer leichter zu organiſiren, da Männer, wie Mirabeau und Sieyes, der Eine geiſtreich, heftig und in allem Staatsweſen, vom Preußiſchen bis zum Niederländiſchen, aus eigner Anſicht erfahren; der Ander kalt, finſter, denkend, hart, durch Menſchen, wie Danton, Camille Desmoulins, eine Art von Hierarchie des Haufens einrichteten, und die von ihnen verlachten Enthuſiaſten und hiſtoriſchen Namen das Geld hergaben. Außerdem war die alte Polizeimiliz (Marechaussée) aufgelöſt, die Armee war nicht mehr vom Könige allein abhängig, und der Brodmangel in der Stadt, der entweder eine Folge der Umſtände und des Mißwachſes der letzten Jahre, oder auch boshaft veranſtaltet war, veranlaßte an den Bäckerläden und in den Straßen, in welchen dieſe lagen, ein Gedränge und Gewühl, deſſen man ſich zu jeder Stunde zum Aufſtande bedienen konnte. In dieſer geſpannten Lage, beim Mangel aller Ordnung, in einer Zeit, wo allein Mirabeau Einfluß und Feſtigkeit genug hatte, Maßregeln anzugeben, die den wilden Planen der Lieblinge des Haufens ſteuern konnten, hatte die Königin den unglücklichen Einfall, ſich bei einem Gaſtmahle, welches die dem Hofe getreuen Gardes du Corps den Offizieren eines neulich nach Verſailles berufenen Regiments am 1. October gaben, nicht blos zu zeigen, ſondern auch Theil an der Vertheilung von Cocarden zu nehmen, die ein Zeichen der Trennung zwiſchen den Freunden des Hofes und den Freunden der neuen Verfaſſung werden ſollten. Die Unbedachtſamkeit des Hofes, die thörichte Weiſe, wie ſich einige Offiziere und Soldaten bei dem Feſte benahmen, der bei dem Frühſtück der Gardes du Corps am 2. October vorgebrachte lächerliche Vorſchlag, gegen die Nationalverſammlung zu marſchiren, gaben den wüthenden Demagogen freies Spiel. Man übertrieb die Gefahr der Verſammlung, man verbreitete die abgeſchmackteſten Gerüchte, und Mirabeau klagte die Königin faſt förmlich vor der ganzen Nation an, wenigſtens bezeichnete er ſie ſo deutlich, daß man ihn durchaus nicht mißverſtehen konnte. In demſelben Augenblicke, als dies in der Nationalverſammlung vorging, erfolgte in Paris eine Bewegung, die höchſt wahrſcheinlich mit jenen Reden im engſten Zuſammenhange ſtand; es erſchien eine ganze Armee von Weibern und Pöbel der ſcheußlichſten Art vor dem Pariſer Stadthauſe, klagte über den Brodmangel, ſchimpfte auf die Königin und verlangte nach Verſailles zu ziehen, weil der König allein dem Mangel abhelfen könnte. Die Abſicht der Anſtifter dieſes Lärms war offenbar, die Flucht des Königs zu hindern, und ſeine bekannte Schwäche zu benutzen, um die Scene der folgenden Auftritte nach Paris zu verlegen. Die neue Pariſer Obrigkeit verſuchte vergebens die Raſenden aufzuhalten, Lafayette ſah ſein Anſehn verkannt, ſeine Popularität in Gefahr, er erklärte der Verſammlung der Repräſentanten der Gemeinde, daß er dem Uebel nicht ſteuern

löhne, und ließ ſich den Befehl geben, den Haufen zu begleiten, um durch die Nationalgarde, die er mitnähme, wenigſtens das Unheil zu mäßigen. Gegen 3 Uhr langten die Pariſer Horden in Verſailles an, und ein Maillard, der ſich ſelbſt den Kopfabſchneider betitelte, und den man überall vorſchob, wo man Gräuel ſtiften wollte, erſchien in der Nationalverſammlung als Kläger über das Feſt in Verſailles. Die Nationalverſammlung und das Schloß wurden abwechſelnd von den Weibern und dem Haufen auf eine empörende Weiſe belagert, die Gardes du Corps wie Feinde behandelt, der König mußte eine Deputation der Weiber vor ſich laſſen, das Regiment Flandern, das ihn hätte ſchützen können, ward verführt, und die berüchtigte Amazone Théroigne de Mericourt ſpielte hier zum erſten Mal die glänzende Rolle, die ſie hernach bei allen Gräueln wieder übernahm. Nachdem der König mehrere Stunden lang unter dem tobenden Geſchrei der Menge eine eigentliche Belagerung ausgehalten hatte, und in ſteter Beſorgniß um ſein Leben geweſen war, langte endlich Lafayette mit der Nationalgarde an, und beſetzte die Zugänge zum Schloſſe. Die Nationalverſammlung nutzte die unſeligen Augenblicke des Tumults, um vom Könige die unbedingte Anerkennung der Conſtitution ſo weit ſie beendigt war, und der ihr vorausgeſchickten Menſchenrechte, die er vorher nur bedingt ertheilt hatte, zu erhalten. Auf welche Weiſe Morgens den 6. October, als Lafayette ſich einen Augenblick ſchlafen gelegt hatte, den wilden Horden der erſte Eingang ins Schloß von Verſailles eröffnet ward, iſt ſchwer zu beſtimmen, daß es auf die Ermordung der Königin abgeſehen war, ſcheint aus allem hervorzugehen; denn wie der wüthende Haufe hereindrang, und die wachehaltenden Gardes du Corps mordete, ſtürmte er ſogleich auf das Zimmer der Königin los. Kaum konnte ſich die Königin halb angekleidet zum König retten, dieſer ſelbſt ſah einige ſeiner getreuen Beſchützer vor ſeinen Augen ermorden, und mußte ſich hernach gefallen laſſen, ſeinen Wohnſitz nach Paris zu verlegen, wo nicht einmal die Zimmer eingerichtet waren, ja er mußte unmittelbar am 6. October einen Zug begleiten, dem die gedungenen Cannibalen der Orleaniſten die Köpfe ſeiner getreuen Vertheidiger vorantrugen. Der Hauptzweck des Zugs ward völlig erreicht, der König, von einer Deputation der Nationalverſammlung begleitet, ward wie ein Gefangener nach Paris gebracht, der ganze Glanz königlicher Pracht verſchwand, der Nimbus der Herrlichkeit vieler Jahrhunderte war zerſtreut, der Haufe hörte auf, das Königthum im König zu ſehen, und ſah fortan nur einen gewöhnlichen Menſchen in ihm. Freilich glaubte auch der König, daß alles, was er, von dem ihm und der Königin verhaßten Lafayette umlagert, der Nation gewährt habe, erzwungen ſei und ihn nicht binde; von beiden Seiten entwich daher alles Zutrauen. Schon am 12. October decretirte die Nationalverſammlung ihre Verſetzung nach Paris, am 19. ward ſie vollzogen. Der Herzog von Orleans, den der Moniteur jener Tage ſchon gegen die Beſchuldigung, daß er und die Seinigen den Tumult veranlaßt hätten, durch eine lange Deduction und durch eine furchtbare Gegen-Anklage der Königin zu rechtfertigen ſucht, ſchien damals dem Marquis von Lafayette ſo gefährlich, daß er ihn zwang, auf eine Zeitlang das Land zu verlaſſen, ohne daß dadurch der Fortgang der Vernichtung des königlichen Anſehns wäre aufgehalten worden. Vom Augenblick der Verlegung der Nationalverſammlung an ward die Einrichtung der neuen Conſtitution, Gerichts- und Rechtsverfaſſung unter die Aufſicht des Pariſer Haufens und derer, die dieſen in Bewegung ſetzten, gebracht, auch verzweifelten unglücklicher Weiſe nach und nach ſogar die Anhänger der gemäßigten Monarchie an ſich ſelbſt, verließen die Nationalverſammlung und gaben dadurch den Freunden der Pöbelherrſchaft freies Spiel. Ein offner Brief des Königs, in welchem er verſicherte, daß er kein Gefangener ſei, eine Erklärung von Lally Tolendal, der als Freund gemäßigter Freiheit bekannt war, der ſich aber damals nach Genf geflüchtet hatte, ein Decret der Verſammlung, keinem Deputirten ferner einen Paß zu geben, wenn nicht ſeine Gründe zur Reiſe erſt in der Verſammlung erwogen worden, vermehrten die Beſorgniſſe der Freunde gemäßigter Freiheit. Boshafte Freude erfüllte die blinden Bewunderer des Alten, die gern ſahen, und alles Mögliche beitrugen, daß die wilden Demagogen freies Spiel erhielten, weil Frechheit die Freiheit zerſtören, und willkührlicher Herrſchaft eines Einzigen den Weg bahnen mußte. Die Güter des Clerus und ſeine politiſche Exiſtenz, die damit innig zuſammenhing, wurden um dieſe Zeit ebenfalls geopfert; weder des Abbé Maury Beredſamkeit, noch der Vorſchlag Gregoires, der ſich ſchon vergeblich für die Mönchsorden bemüht hatte, doch wenigſtens die Pfarrer auf liegende Gründe zu ihrer Beſorgung anzuweiſen, bewirkten eine Aenderung in den Anſichten der Verſammlung. Die Mehrzahl hatte dieſelbe geringe Vorſtellung von der Wichtigkeit der moraliſch-religiöſen Inſtitute, die ſich in den mehrſten ſüddeutſchen Ständeverſammlungen gezeigt hat; die Güter wurden Hypothek der Staatsſchuld, und die Geiſtlichen ſollten künftig beſoldete Staatsdiener ſein. Auch die ariſtocratiſch-pedantiſche Gerichtsverfaſſung mußte geſtürzt werden, und dieſe fiel ohne allen Lärm, denn die Parlamente wurden mit einer Leichtigkeit ſuſpendirt, ſpäter aufgelöſet, welche allein hinreichend beweiſet, wie tiefe Wurzeln ſchon damals die Revolution gefaßt hatte, und wie allgemein die Veränderung der Ideen war. In dieſer Zeit hob ſich durch Marat und durch eigne Wuth Robespierre, Mirabeau aber dachte an das Miniſterium, fing an, einzuſehen, daß er bald einlenken müſſe, und hätte vielleicht die Leitung des Miniſteriums ſpäter erhalten, wenn nicht Robespierre und Lanjuinais aus ganz verſchiedenen Gründen es ihm unmöglich gemacht hätten, zugleich Mitglied der Verſammlung zu bleiben und Miniſter zu werden; dies hielt ihn noch eine Zeitlang bei ſeinen bisherigen Freunden. Robespierre hatte übrigens ſchon zweimal vorher gewagt, ſeine Idee der Herrſchaft der Ungebildeten über die Verbildeten, und ſein Verfolgungs-Syſtem der Politik Mirabeaus entgegenzuſtellen, und ſchon erhob ſich die Macht des eigentlichen Volks von Tag zu Tage mehr. Man ſieht leicht ein, daß die Verſuche der Mitglieder der Verſammlung, die das Königthum erhalten und der Anarchie ſteuern wollten, vergeblich bleiben mußten, und daß das Geſetz gegen Zuſammenrottungen und die rothe Fahne am Stadthauſe, die das Zeichen des Kriegsgeſetzes ſein ſollte, ohne Soldaten und Polizei ein leeres Wort war, wenn eine mächtige Parthei im Rathe der Nation Unruhen und Zerſtörungen noch für nöthig hielt. In dieſe Zeit fiel auch die unglückliche Spaltung im Innern des Clubbs, im Saale in der Straße St. Honoré, wo der Jacobiner-Mönche Bibliothek geweſen war: der Clubb hatte ſchon damals in ganz Frankreich verbrüderte Geſellſchaften veranlaßt, und unterhielt mit dieſen Correſpondenz. In ſeiner erſten Entſtehung ſchloß er alle die Perſonen in ſich, die eine Veränderung wollten, jetzt ward er den vornehmen Leuten, einem Crillon, Taleyrand, Rochefoucauld Liancourt, dem Advocaten Emmery zu gemein und zu ſtürmiſch, man bildete erſt im Hotel Crillon, dann an zwei andern Plätzen neue Clubbs, und gab dadurch die Popularität gänzlich auf. Die Lameths, Barnave, Adrien Dûport, de la Borde, Aiguillon, waren anfangs Hauptglieder der Verbindung bei den Jacobinern, ſie zogen ſich jetzt zurück, weil ſie zwar das Hohe niedrig, nicht aber das Niedrige hoch machen wollten. Sie glaubten ohne die Andern beſtehen zu können, ſahen aber bald ihre Clubbs zergehen, dagegen machte ihre Entfernung Robespierre, Danton, Sieyes, die damals noch zuſammen in einem Clubb waren, im ganzen Reiche allmächtig. Alle neuen Einrichtungen wurden indeß raſch hinter einander ins Leben eingeführt, alle Inſtitute wurden in der neuen Monarchie, die man errichten wollte, rein-democratiſch gemacht. Das Reich ward neu eingetheilt, alle Verwaltungen der Departemente, der Cantons-Diſtricte, Municipalitäten unter ſich unabhängig, durchs Volk in unruhigen Verſammlungen erwählt, ſogar die Richter ſollten gewählt werden, ſo unnöthig und ſchädlich dies bei der Einführung der Geſchwornen auch ſein mochte. Natürlich litten in der Zeit der Verwirrung die Einnahmen, es ward alſo Papiergeld unter dem Namen Aſſignate auf die Güter der Geiſtlichkeit ausgegeben und zugleich kam man auf den unglücklichen Einfall, ſich in die nach den Grundſätzen der katholiſchen Religion völlig vom Staate getrennten innern Verhältniſſe der Geiſtlichkeit miſchen zu wollen. Jetzt begann Mirabeau langſam einzulenken und er allein rettete dem Könige das Recht, Krieg und Frieden zu beſchließen; dafür ward er dann freilich auf allen Plätzen und Straßen als Verräther der guten Sache ausgeſchrieen. Wenn gleich faſt alle Departements-Verwaltungen aus wohlhabenden, der Freiheit wie dem Königthum ergebenen Männern beſtanden, ſo bildete doch nach der neuen Conſtitution der ungeheure Stadtrath von Paris eine ſtets unruhige Republik für ſich allein; und in Toulon, Marſeille, Montauban und Bordeaux gaben die neuen Einrichtungen Anlaß zu ſchrecklichen Unruhen, ſo daß ein hoher Gerichtshof für Verbrechen verletzter Nation längſt hätte errichtet werden müſſen. Der neue Gerichtshof, hieß es nun, ſollte die Ariſtocraten und die aufruhrpredigenden Pfaffen vernichten; um aber den Haß vor der Nation bloß zu ſtellen, holte man das ſogenannte rothe Buch hervor, und bei der unglücklichen Geſchichte des Favras, den man der Conſpiration gegen die Nation überführte, entging der älteſte Bruder des Königs nur mit Mühe einem förmlichen Prozeß. Der König verhielt ſich die ganze Zeit hindurch leidend, und beſtätigte aus Schwäche und nicht aus Ueberzeugung alle ihm vorgelegte Artikel einer Conſtitution, die ihm durchaus allen Einfluß im Staate nahm. Jene Conſtitution, welcher Frankreich die Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetze, und die mehrſten der Wohlthaten verdankt, um derentwillen die Enkel einſt die Revolution ſegnen werden, und um derentwillen ſchon die Söhne in den Urhebern derſelben lauter Heroen ſehen möchten, hatte den weſentlichen Mangel, daß ſie eine förmliche Democratie in die Geſetze und Einrich-

Digitized by Google

tungen brachte, und dadurch ſpäterhin, als Bonaparte die Geſetze nicht weſentlich veränderte, die Einrichtungen abee ſeinem Deſpotismus anpaßte, die ſonderbare Erſcheinung veranlaßte, daß die Regierung deſpotiſch und das Geſetz republicaniſch war. Auch die deutſchen Staaten, die in Frankreich Beſitzungen hatten, und welche durch Friedensſchlüſſe im Genuſſe ihrer Lehnsrechte geſichert waren, ſollten ſich die neuen Einrichtungen gefallen laſſen, das Urrecht des Menſchen ſollte dem Recht der Teaetaten vorgehen; ſie beſchwerten ſich, ſie erhoben ſich endlich ernſtlich gegen die Beraubung. Wie die Sache der deutſchen Fürſten an die Nationalverſammlung kam, war Mirabeau, nach ſeiner Art, um eine Antwort auf das Concluſum des oberrheiniſchen Kreiſes freilich durchaus nicht verlegen, im Ganzen zeigte ſich aber die Verſammlung, die domals noch dem Grundſatz der Billigkeit und des Rechts jeden Eingang verſtattete, nicht abgeneigt, ſich mit den Ausländern abzufinden. Zum Glück für die Bewohner der Rheinlande ward daraus nichts. Sa ſchnell man indeſſen mit den Veränderungen foetſchritt und ſo ſchneidend dabei verfahren wurde, ſa nahm doch die Popularität der Verſammlung immer mehr ab. Ein Theil der Nation hing noch am Alten, der größere Theil wandte ſich lieber zur furchtbaren Conſequenz eines Marat und Robespierre, eines Camille Desmoulins und andrer, als zur Sentimentalität der Conſtitutionellen aber zu der ſonderbaren Verblendung eines Gregoire, der die chriſtliche Religion mit den Grundſätzen der eifrigen Jacobiner oder nie mehr mit der Wuth gegen alles Hohe und Glänzende im Königthum zu verbinden hoffte; im Ganzen verlor daher die conſtitutionelle Parthei täglich mehr in der öffentlichen Meinung. Um ſich in der Meinung wieder zu heben, fuchlen die eigentlichen Urheber der Revolution durch allerlei künſtliche Mittel den Enthuſiasmus neu zu beleben, und das ſchauluſtige Volk der Pariſer zu beſchäftigen. Der 14. Juli 1790, als der Jahrstag der Einnahme der Baſtille, ward auserſehen, um eine Vereinigung der Linientruppen und Nationalgarden, die noch häufig im Streit waren, zu Stande zu bringen, und die den Neuerungen Günſtigen aus allen Theilen Frankreichs in Paris zu vereinigen. Vor der Militärſchule, auf auf einem Platze am Ufer der Seine, ſollten 60000 Deputirte der Armee, der Nationalgarden, der Gemeinden und einige hunderttauſend Zuſchauer vereinigt und bei der Gelegenheit der König öffentlich in einer Reihe mit dem Präſidenten der Verſammlung gezeigt, und die ganze Verſammlung vor den Augen der Franzoſen aufs Theater gebracht werden. Ehe dieſes ausgeführt werden konnte, machten ſich aber die Enthuſiaſten der gemäßigten Monarchie, durch den Spott und die Cabalen der Altgläubigen gereizt, in einer und derſelben Sitzung in den Augen aller Vernünftigern lächerlich und verächtlich, weil ſie einen lächerlichen Auftritt, der einer Mummerei ähnlich ſah, duldeten, und eine Angelegenheit, die der reifſten Ueberlegung bedurfte, in einem Augenblick abmachten. In der Sitzung vom 19. Juni decretirte man nämlich erſt den Leuten, die die Baſtille eingenommen hatten, deren moraliſcher und politiſcher Charakter aber niemanden unbekannt war, Ehren und Belohnungen, dann ließ man den durch ſeinen Atheismus lächerlichen preußiſchen Baron Cloots du Val de Grace mit einer Anzahl gedungener Menſchen, als Deputirte des geſammten menſchlichen Geſchlechts vor die Verſammlung, und endlich ſchaffte man auf den Vorſchlag eines Deputirten aus Rouergue, den Lameth und Lafayette unterſtützten, den Adel und alle ſeine Titel ab. Bei Gelegenheit der Feier des 14. Julius, als König und Nationalverſammlung beſchworen, was weder der Eine, noch die Andere halten konnte oder wollte, war allein das Volk aufrichtig (denn ſelbſt der Biſchoff, der die Meſſe hielt, hat hernach bewieſen und laut geſagt, daß er an das Geheimniß, das er verkündigte, nicht glaubte), und die Schriftſteller aller Partheien geſtehen, daß das Gefühl der Wiedergeburt der Nation, der Rückkehr in einen beſſern Staad, der Größe eines Volks, das von den Gränzen von Flandern bis ans mittelländiſche Meer nur eine Familie ſei, alle ohne Unterſchied erfüllte, alle belebte, und den trüben Tag, ungeachtet des unaufhörlichen Regens, zu einem der heiterſten in der ganzen franzöſiſchen Geſchichte machte. Leider kam gleich darauf die Zuflucht aller Schlechten, der Herzog von Orleans, aus England zurück, zerfielen die Jacobiner und die Conſtitutionellen völlig, und vereinigten ſich die Alt-Königlichgeſinnten mit den Erſtern, um Unruhen zu veranlaſſen, Alles zu verwirren, und ſo die Unhaltbarkeit der neuen Einrichtungen zu beweiſen. Das Letztere geſchah ſchon bei der Gelegenheit der blutigen Händel in Nancy; denn als dieſe von Bouillé, den die Conſtitutionellen unterſtützten, gedämpft wurden, legten die Dämagogen und die Freunde des alten Syſtems faſt einerlei Unzufriedenheit an den Tag. Auf dieſelbe Weiſe, wie Marat, Danton und die Seinigen in dieſer Angelegenheit mit den Freunden des alten Syſtems einig waren, ſo auch bei der Vertreibung Neckers, den alle drei Hauptpartheien jetzt verwünſchten. Die Königlichen, weil er nach ihrer Meinung alles Unheil veranlaßt hatte; die heftigeren und einſichtsvollen Conſtitutionellen, weil er ihnen, ſeitdem er die Dienſte geleiſtet hatte, die ſie brauchten, im Wege war; die Jacobiner, weil ſeine Feinheit, Menſchlichkeit und Rechtlichkeit in ihr Syſtem gar nicht paßte. Am 2. September 1790 ſchon entzog er ſich einem Anfall des Pöbels, dem Lafayette nicht ſteuerte, weil er ſeine Ohnmacht einzuſehen anfing, obgleich er immer noch nicht begreifen wollte, daß er ein bloßes Inſtrument in Andrer Händen ſei, nur durch eine ſchnelle Flucht auf ſein Landgut. Von dort rettete er ſich über die Grenze, doch ward er zu wiederholten Malen angehalten und verdankte ſeine Rettung nach Genf nur einem Decret der Nationalverſammlung. Seit dieſer Zeit vermehrten ſich zwar die Verwirrungen, es faßten aber zugleich die neuen Einrichtungen tiefe Wurzel. Alles ward anders, das Volk riß überall die Rechte, Güter, Vorzüge an ſich, die es ſeit Jahrhundert verloren hatte — es fehlte nichts, als daß eine reine Moral und eine milde Religion des Herzens ein inneres Band geknüpft hätte. Statt eine ſtrenge Ordnung der Sitten zu begründen und dadurch abergläubiſche Ceremonien entbehrlich zu machen, ſuchten die Männer, die nun den Ton angaben, die Moral der Politik und die beſtehende Religion, die man nach und nach hätte verbeſſern ſollen, dem äußern Geſetze unterzuordnen. Das Letztere ward beſonders auffallend, als die bürgerlichen Geſetzgeber ſich in die Disciplin des geiſtlichen Standes einmiſchten, und einen Eid von den Geiſtlichen foderten, der, wenn man conſequent verfahren ließ, ganz überflüſſig war. Die Härte, mit welcher man dieſen Eid auf die von weltlicher Macht gegebene bürgerliche Ordnung des geiſtlichen Weſens foderte, würde zu jeder andern Zeit die ganze Popularität der Nationalverſammlung vernichtet haben; allein der Cultus hatte ſchon längſt ſeine innere Bedeutung verloren, die Weigerung der Geiſtlichen vermehrte daher nur den Haß, den die vielen Spötter der chriſtlichen Religion ſchon längſt gegen ſie geäußert hatten, veranlaßte in den Gegenden, wo der Aberglauben noch ſtark war, Unruhen und blutige Kriege gegen die Freunde der Revolution und erbitterte beide Partheien. Uebrigens leiſteten von allen Biſchöffen nur vier, und unter den Pfarrern ſehr wenige, den Eid, den man von ihnen foderte: es erfolgte ein völliges Schisma, die Nationalverſammlung wüthete durch Decrete gegen die unbeeidigten Prieſter, die wilden Feinde aller Religion und aller Ordnung durch Aufhetzung des Pöbels, die Geiſtlichen aber gaben durch ihre Heftigkeit Anlaß zum Scandal. Die Tanten des Königs verließen damals, hauptſächlich um nicht beeidigte Prieſter dulden zu müſſen, das Reich, und der König konnte ſich lange Zeit nicht entſchließen, Decrete, die ſeinem Glauben zuwider waren, zu beſtätigen. Um dieſe Zeit wurden auch die fremden Mächte beſorgt, ward eine bedeutende Menge Waffen an die Nationalgarden vertheilt, begnügten ſich die furchtbaren Feinde aller Ordnung, die leider von den Republikanern in der Verſammlung für brauchbar zu ihrem Zweck gehalten wurden, nicht mehr wie vorher mit Schreien. Die bürgerlich-rechtlichen, aber enthuſiaſtiſchen Mitglieder der Verſammlung waren es damals, die aus Haß gegen den Hof und die eleganten und eiteln Conſtitutionellen das Volk zu Thätlichkeiten reizten, bis ſich dieſes ſelbſt zum Wächter des Königs beſtellte, und dann natürlich mehr auf Marat, als auf die Tugend-Redner horchte. Mirabeau dagegen, der ſich jetzt für die Erhaltung der Ordnung mit einer Energie erhob, die kein anderer in der ganzen Verſammlung beſaß, ſtarb zur unglücklichen Stunde (den 2. April 1791). Gerade jetzt lieh der ſchwache König ſein Ohr wieder den Rathſchlägen der Königin und der verhaßten Freunde des alten Syſtems. Nichts konnte den Menſchen, die nur Verwirrung wollten, erwünſchter ſein, als das Schwanken Ludwigs; ſie waren dadurch völlig entſchuldigt und gerechtfertigt, auch hatte jetzt ſchon der Jacobiner-Clubb ſeine Ausſchüſſe gebildet, und die Correſpondenz und das Ausſpähen der Abſichten der Gegenparthei ſyſtematiſch eingerichtet. Auch der Clubb bei den Franziscanern (Cordeliers), an deſſen Spitze hernach Danton ſtand, deſſen Aeußeres ſchon ſeine wilde Seele anzeigte, begann ſeine Thätigkeit; der König aber ſuchte im Auslande Hülfe, trat mit dem Grafen Artois, deſſen bloßer Name der Nation ſchon verhaßt war, in Verbindung, wollte in eine ſeiner eignen Feſtungen fliehen und ſchwankte doch dabei zwiſchen drei Planen. Endlich beſtimmte ſich Ludwig, gegen Bouillés Rath, der Valenciennes oder Beſançon zu wählen anrieth, für Montmédi, nahm aber die Maßregeln ſo verkehrt, daß ſeine Abſicht der Flucht ſchon zwei Monat vorher kein Geheimniß mehr war. Bei allen Anſtalten zur Flucht des Königs, ſo wie bei den Unterhandlungen mit den fremden Mächten, den Reiſen des Grafen Artois und dem, was er in Coblenz ſchreiben und veranſtalten ließ, zeigte ſich der Geiſt der Cabale und der Verblendung der elenden Hofſchranzen des alten Syſtems, und Calonne und Breteuil beneideten ſich um den Vorzug des von dem Einen oder Andern entworfenen Planes, als wenn es eine Miniſterſtelle gegolten hätte, und dem Grafen Ferſen, einem

Digitized by Google

der verhaßten Lieblinge der Königin, wurden alle Anſtalten der Flucht übertragen. Der unglückliche Entſchluß der Flucht konnte übrigens für die Gegenparthei des Hofs zu keiner beſſern Zeit gefaßt werden. Für die conſtitutionelle, weil ſie den König dadurch in ihre Gewalt bekam; für die wilden und abſcheulichen Feinde alles Edlen, wie Marat und Danton, weil dadurch ihre grundloſen Anklagen und das wilde Geſchrei, das ſie ſeit Monaten erhoben hatten, einen Schein von Wahrheit erhielt; für die edlern Republikaner, weil ſie, wenn der König die Andern verrathe, ihr wohlgemeintes, aber durchaus unpaſſendes Luftgebilde einer Republik durch den Sturz der monarchiſchen Conſtitution wirklich zu machen hoffen konnten, und Leute wie Dümourier fanden die Gelegenheit äußerſt günſtig, um ſich wichtig zu machen. Die edelſten Männer in der Verſammlung, die aus unrichtiger Vorſtellung von den römiſchen und den griechiſchen Freiſtaaten aus ihrem Vaterlande eine Republik machen wollten, waren dabei am mehrſten zu bedauern. Sie hatten ſelbſt alle Wahlen von der unwiſſenden Volksmaſſe abhängig gemacht, wie war es aber möglich zu verkennen, daß dieſe wählende, alſo regierende Maſſe und ihre Führer durch die Beredſamkeit eines Marat und einer großen Zahl Andrer, die in ähnlichem Styl ſchrieben, mehr würden bewegt werden, als durch alle ſchöne Redensarten wahrhaft hochſinniger und edler Männer in der Verſammlung? Dieſe Männer kannten übrigens ihre Zeit und ihr Volk ſo wenig, daß ſie dem Staat ein Opfer zu bringen glaubten, wenn ſie gerade in dieſer Zeit einem Robespierre, deſſen Abſichten nicht zweideutig ſein konnten, beiſtimmten, und den Beſchluß faßten, daß keiner von ihnen, d. h. kein Mitglied der conſtituirenden Verſammlung, in die nächſte der Legislation wählbar ſein ſolle. Da ſchon ſeit Mirabeaus Tode Cazalès, der mächtigſte Redner der rechten Seite, täglich in Todesgefahr war und ganz allein ſtand, weil das Flüchten immer zunahm, da beſonders ſeit der Mitte des Mai Pethion, Büzot, Robespierre, Reubel, das Wort in der Verſammlung allein hatten, und die Conſtitutionellen ganz in Schatten traten, ſo war es nicht ganz ohne Wahrſcheinlichkeit, was jetzt jedermann beſſer weiß, wenn man hernach vorgab, Lafayette habe von der Flucht des Königs gewußt, und habe ſeine Popularität durch die Verhaftung deſſelben neu anfriſchen wollen. Er ſelbſt läugnete es immer ſtandhaft, und behauptet jetzt, die Königin habe ſich gefreut, daß das Volk ihn morden werde, weil er ſich dem Volke für den König zum Bürgen gegeben hatte. In der Nacht vom 20. bis 21. Juni 1791 verließen der König, die Königin und der älteſte Bruder des Königs mit ſeiner Gemahlin Paris, nahmen aber alle Anſtalten ſo verkehrt, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn der König ſeinen Zweck erreicht hätte. Der Aufſchub der Reiſe vom 19. auf den 20. war nicht ſo nachtheilig, als Bouillé behauptete. Der Bruder des Königs, der ſich nach Valenciennes wandte, erreichte indeſſen glücklich die Gränze, der König ward ſchon in Chalons bemerkt, von dem wüthenden Jacobiner Drouet und ſeinem Sohn in St. Menehould erkannt und nach Varennes verfolgt, und in dem letztgenannten Orte vom Volke aufgehalten. An der Art, wie Regnaud, Vernier und Camus in der Sitzung vom 21. ganz fertige Vorſchläge aus dem Stegreiſe hervorbringen, und einer von den Deputirten von der Rückkehr der executiven Gewalt zu ihrer Quelle redet, erkennt man ſo deutlich, daß das Ereigniß von gewiſſen Leuten vorausgeſehen war. Wahrſcheinlich waren alſo die Deputationen von Kindern und andere Gaukelſpiele der Volksbewegungen in den letzten Tagen vor der Flucht nur darum veranſtaltet, um den Schrecken zu vermehren und die Flucht zu beſchleunigen, die man alsdann zu den ſchrecklichſten Beſchuldigungen benutzte. Der Verhaft des Königs in Varennes, 10 Stunden von Montmédi, wohin er ſich hatte begeben und ſich mit Bouillés Armee decken wollen, dauerte ſo lange, bis der Adjutant des General Lafayette, der ihm auf dem Fuße folgte, ihn eingeholt hatte. Das Betragen des Volks, der geringe Eifer der Huſaren, die Bouillé zu ſeiner Bedeckung abgeſchickt hatte, konnte dem Könige am beſten beweiſen, wie ſehr die ganze Stimmung ſich geändert habe, und wie unmöglich eine Rückkehr zum Alten ſei; was die Emigranten nie begreifen wollten.

§. 2.

Von der Flucht des Königs bis zur Errichtung der Republik.

Da die Nationalverſammlung ſeit langer Zeit ſchon im Beſitz der Art von executiven Gewalt war, die man im Reiche übrig laſſen wollte, und der König blos der Form wegen da zu ſein ſchien, ward keine weſentliche Veränderung verſpürt, als die Geſetzgebung auch der Form nach die ausübende Gewalt in ſich vereinigte und die Miniſter in Pflicht und Aufſicht nahm, während ſie Commiſſarien aus ihrer Mitte in die Provinzen ſchickte, um die königliche Auctorität auch dort zu verſehen. Gegen alle dieſe Schritte, ſo wie gegen die dreimonatliche Suſpenſion und Bewachung des Königs proteſtirten 290 Mitglieder der Verſammlung vergeblich, Latour Maubourg, Pethion, Barnave wurden abgeſchickt, die königliche Familie zurückzubringen und eine Commiſſion der Verſammlung ſollte die Erklärung des Königs und der Königin über ihre Flucht vernehmen. Das Letzte war im Grunde ein förmliches Verhör, weil ſich der König in einem offnen Brief an alle Franzoſen, den er bei ſeiner Abreiſe erlaſſen hatte, über ſeine Gründe erklärt und die Nationalverſammlung ein Gegenmanifeſt erlaſſen hatte. Bei der Unterſuchung der Umſtände der Flucht des Königs zeigte es ſich, daß die Conſtitutionellen, an die ſich ſeit dieſem Augenblicke auch Barnave anſchloß, bei weitem das Uebergewicht in der Verſammlung und in der Nation behaupteten, ungeachtet die Jacobiner und Orleaniſten die Hefe des Volks aufwühlten, und die Hauptſtadt mit ſtetem Schrecken erfüllten. Unglücklicher Weiſe fanden es auch die Freunde der Conſtitution rathſam, das Schwert über dem Nacken des Königs ſchwebend zu erhalten, bis er ihre Arbeit unbedingt gebilligt habe, und ſo gaben auch ſie dem Volke Zeit, ſich des königlichen Anſehens zu entwöhnen, und erbitterten alle zahlreichen Freunde der königlichen Familie tödtlich gegen ſich. Am 12. Juli ward die Suſpenſion der königlichen Gewalt verlängert, ungeachtet man ſtillſchweigend erklärt hatte, daß der König nicht könne zur Verantwortung gezogen werden; und ſeine völlige Wiedereinſetzung ward an die unbedingte Annahme der Conſtitutions-Acte gebunden. Dies hieß die Annahme mit Gewalt erzwingen, und dem Könige jeden Antheil an der Einrichtung des Staatsweſens entziehen, beſonders da man am 15. und 16. der fertigen Conſtitution noch drei Artikel beifügte, die auch jeden künftigen Rückſchritt verhindern ſollten. Die Republikaner, beſonders Büzot, Briſſot, Pethion in Verbindung mit den Orleaniſten, wütheten indeſſen ſchon darüber, daß man nur den Nahmen König übrig ließ; der Clubb der Jacobiner aber, der jetzt eine Art öffentlicher Auctorität war, weil die Wahlen der künftigen Deputirten von ihm abhängig werden mußten, gab dem Vorſchlage eines ſeiner Mitglieder, den König nicht mehr als ſolchen zu erkennen, einen lauten Beifall. In den Unruhen, die unter dem Vorwande, Petitionen gegen die Beſchlüſſe der Conſtitutionellen einzureichen, erregt wurden, kam es endlich am 17. Juli zu einem blutigen Kampf zwiſchen dem Pöbel der Jacobiner und der ehemaligen franzöſiſchen Garde, die den Kern von Lafayettes Nationalgarden ausmachten. Der Befehl, auf den Pöbel zu feuern, den Bailly als Bürgermeiſter dem Geſetze nach ertheilt hatte, ward ihm ſpäterhin zum Verbrechen gemacht und koſtete ihm das Leben, Lafayette ward Gegenſtand des Haſſes, und war doch ſo verblendet, den Sieg nicht zu nutzen. Die Nationalgarde hätte damals gern dem ganzen Jacobiner-Weſen durch Vernichtung des Verſammlungsortes ein Ende gemacht, und war im Begriff den Entſchluß auszuführen, als Lafayette ſelbſt die wacken Bürger und Soldaten aufhielt, weil er der Jacobiner gegen den Hof bedurfte. Im September war man endlich mit der Reviſion einer Conſtitution fertig, die niemand befriedigte, als die Leute, die noch bis auf den heutigen Tag fortträumen, um eben die Zeit faſt hatte ſich aber auch Kaiſer Leopold mit Preußen verſtändigt. Preußen und Oeſterreich verſprachen (freilich höchſt unbeſtimmt) auf der Zuſammenkunft in Pillnitz dem Grafen von Artois und den Emigranten, die ſich an den deutſchen Rheinprovinzen ſchaarenweiſe einfanden, und anfingen Heere zu bilden, bewaffneten Beiſtand, weil man dem eiteln Vorgeben der erbitterten und unverbeſſerlichen Hofleute über die Stimmung der Nation thörichter Weiſe glaubte. Der Pillnitzer Vertrag war indeſſen ſehr zweideutig, Ludwig XVI. ſchwach, Barnave, Lameth und die von ihnen dem Könige gegebenen Miniſter (Montmorin ausgenommen) riethen ihm rein und einfach (purement et simplement) das übereilte Machwerk der democratiſch-monarchiſchen Conſtitution anzunehmen. Ein unglücklicher Rath! Wie konnte eine Verfaſſung beſtehen und ein Zutrauen erwachſen, wo der Vertrag zwiſchen der Nation und ihrem Haupte erſt mit Gewalt aufgedrungen, dann mit der Abſicht, nicht zu halten, angenommen, von der Minorität derer, die ihn entwarfen, nie gebilligt, vom empörten Haufen ſchon ehe er fertig war angegriffen und verhöhnt, vom Könige, ſeinen Verwandten und fremden Mächten mit dem Schwerte bedroht war? Während der Reviſion der Conſtitutions-Arte ſchon wollten die Jacobiner ein Verfolgungsgeſetz gegen die Emigranten und eine intolerante Verordnung gegen die, welche den Eid auf die bürgerliche Verfaſſung der Geiſtlichkeit nicht hatten leiſten wollen, decretiren, allein glücklicher Weiſe verſtand Chapelier durch eine geſchickte Benutzung des Enthuſiasmus für die Conſtitution einen Vorſchlag abzuwenden, den der König durchaus nicht annehmen konnte oder wollte. Am 3. September, ſobald man mit der Reviſion der Conſtitution fertig war, hob man die Art von Arreſt auf, in welchem Lafayette bis dahin den König gehalten

Digitized by Google

hatte, ließ ihm noch um 9 Uhr Abends die Conſtitutions-Acte durch ſechzig Deputirte überreichen, und bis an das Ende des Monats, wo die bisherigen Deputirten einer neuen Verſammlung Platz machen ſollten, beſchäftigte man ſich blos mit der Geſetzgebung. Leider befand ſich unter den damals gemachten Geſetzen auch das über die definitive Vereinigung von Avignon mit Frankreich, das den reinen Grundſätzen, denen die Conſtitutionellen zu huldigen vorgaben, ganz zuwider war. Am 13. ſchon erklärte der König ſchriftlich ſeinen Entſchluß, die Conſtitution anzunehmen, am 14. erſchien er in der Verſammlung zum erſten Mal in der demüthigen Geſtalt, welche die Conſtitution einem Könige übrig ließ, in einem Range mit dem Präſidenten und eine Zeitlang ſtehend vor der ſitzenden Verſammlung; doch begleiteten ihn bei ſeinem Weggehen alle Deputirte in feierlichem Zuge bis in ſeine Wohnung. Eine finſtre Vorbedeutung war es übrigens, daß der Moniteur zu derſelben Zeit, als er die Conſtitutions-Acte bekannt machte, in fünf langen Columnen eine Erklärung der Brüder des Königs, des Kaiſers Leopold und des Königs von Preußen, ſo wie aller emigrirten Prinzen, die den Worten des Königs geradezu entgegen war, zur Kenntniß der Franzoſen brachte. Am 30. September erſchien der König wieder in der Verſammlung, deutete in ſeiner Rede an, daß er zwar alles thun wolle, die Verfaſſung zu erhalten, daß man ihm aber zu wenig Einfluß übrig gelaſſen habe, und der Präſident ſchloß die Sitzungen. Das Sonderbarſte ſcheint, daß die Stände, der Finanzen wegen berufen, gerade dieſe jetzt in einem ſchlechtern Zuſtande ließen, als ſie vorher waren, weil zu allen andern Uebeln jetzt noch Papiergeld kam. Mit Jubel wurden allein Pethion und Robespierre, jetzt öffentlicher Ankläger, ſo wie Pethion ſpäter Oberbürgermeiſter von Paris, vom Volke begrüßt. Die Wahl des ſcheußlichen Danton zum Deputirten der neuen legislativen Verſammlung, und die Menge junger Leute, Theoretiker, Schwärmer, wohlmeinender, aber phantaſtiſcher Republikaner, die man ebenfalls gewählt hatte, zeigte hinreichend, daß die neue Verfaſſung dem Haufen eben ſo wenig gefalle, als ſie practiſchen Staatsmännern gefallen konnte, und doch war eine Vereinigung von Talenten und Kenntniſſen, eine Miſchung von Edelmuth, Theorie und Praxis, Altem, Neuem und Populärem der erſten Verſammlung eigen geweſen, die der neuen ganz fehlte. Die Republikaner, unter denen Pethion und Briſſot damals eine bedeutende Rolle ſpielten, und welche von Condorcet mit Metaphyſik auf dieſelbe Weiſe unterſtützt wurden, wie Mirabeau in der frühern Verſammlung von Sieyes damit war unterſtützt worden, ſo verſchieden ſonſt ihre Anſichten und Plane waren, zeigten ihre ähnlichen Abſichten gleich in den erſten Sitzungen, als ſie die Titel Majeſtät und Sire abſchafften, dem Könige keinen hohen Seſſel vergönnten, und ihn durchaus mit ihrem Präſidenten gleichſetzen wollten. Die lächerlichen Anſtalten der Emigranten, der wunderliche Entwurf des Königs von Schweden, den Briſſot in einer Rede bei den Jacobinern nicht ganz unbillig den nordiſchen Don Quixote nannte, mit ruſſiſcher Unterſtützung 36000 Mann von der See aus nach Paris zu führen, die Unruhen, welche im Innern dadurch veranlaßt wurden, daß man dem Volke die beeidigten Prieſter aufdringen wollte, gaben die ängſtlich geſuchte und gut benutzte Gelegenheit, den König mit der Nation in Widerſpruch zu bringen. Um dieſen Widerſpruch grell zu zeigen, gab man gleich in der erſten Zeit (9. — 12. November) ein Geſetz gegen die Emigranten an der Gränze und gegen die widerſpenſtigen Prieſter; der König gebrauchte, wie man geahndet hatte, ſein conſtitutionelles Recht, verweigerte ſeine Zuſtimmung, wie die Conſtitution ihm erlaubte, und ward nun von unaufhörlichem Toben des Volks beſtürmt. Wenn der König die Vollziehung dieſer Decrete eine Zeitlang verzögerte, wenn er den Emigrirten heimlich einiges Geld verſchaffte, wenn er die Correſpondenz mit den fremden Mächten fortſetzte, ſo war dies alles zum Vortheil der republikaniſchen Parthei, die in dieſer Verſammlung am ſtärkſten war, und Marat, Fréron, die Menſchen, die für Prudhomme arbeiteten, bedienten ſich des Vorwands, den Ludwigs Schwachheit gab, um alles Edle und Hohe zu verhöhnen. Die Verſammlung erließ nun zuerſt ein Decret gegen die Prinzen, dies bedurfte der königlichen Beſtätigung nicht: dann einen Beſchluß gegen die Freunde des Königs, die aus der Ferne Hülfe erwarteten, dieſem durfte er ſeine Zuſtimmung nicht verſagen, endlich mußte er ſogar ſein Miniſterium aus den Republikanern bilden, denen Dümourier, ein Mann ohne Grundſatz oder Syſtem als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zugeſellt ward. An Talent fehlte es Dümourier nicht, auch war er vor Zeiten in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht worden und brachte jetzt zur Freude der Marats in die diplomatiſche Sprache den barſchen Ton, den die Franzoſen bis auf die Reſtauration beibehalten haben. Seit dem October ſchon hatte ein Theil der Verſammlung aus mancherlei Gründen den Krieg mit den deutſchen Fürſten und dem Kaiſer gewünſcht und gefodert. Man wollte Krieg theils wegen der Plane gegen den Hof und die Conſtitution, theils weil auch die den Emigranten dienenden Jacobiner darauf arbeiteten, theils, weil man wußte, daß die franzöſiſche Revolution, die von Adelsſtolz, Laſten der Feudalität und willkührlicher Regierung gedrückten Deutſchen am Rhein ungeduldig über die Mißbräuche ihrer Regierungen und geneigt zu Veränderungen machte. Das neue Miniſterium bot ſich willig zu den Abſichten ſeiner Freunde, und der Krieg ward erklärt, während im Innern ein weit furchtbarerer zwiſchen den Behörden, den Ständen und ſogar in Familien ſelbſt ſich erhoben hatte. Die Erfüllung des Wunſches der Republikaner, den Krieg ausbrechen zu ſehen, ward damals durch den Tod des Kaiſer Leopold beſchleunigt, weil Franz II., der im 24ſten Jahre die Regierung der Erblande übernahm (März 1792), nicht wie ſein Vater, alte Wunden zu heilen vorfand, und dem Syſtem Joſephs geneigter war, als dem ſeines Vaters. Die auswärtigen Mächte hätten übrigens auch damals noch gezögert, wenn Dümourier nicht in einem peremtoriſchen Ton auf eine Erklärung gedrungen wäre, wenn nicht durch den Ton der franzöſiſchen Zeitungen und durch die Verbindung, die die kosmopolitiſchen Grundſätze, welche man öffentlich ausſprach, zwiſchen allen Freunden vernünftiger Freiheit in allen Ländern knüpfte, die Gefahr der Monarchien immer dringender geworden wäre. Die Antwort des öſterreichiſchen Cabinets auf Dümouriers Foderung machte endlich den Krieg unvermeidlich. Nach der franzöſiſchen Conſtitution konnte der König zwar Krieg und Friede beſchließen, aber ohne ein Decret des geſetzgebenden Körpers konnte er nicht erklärt werden, der König erſchien daher am 20. April in der Verſammlung und machte den Antrag einer Kriegserklärung gegen Oeſterreich, welche noch in derſelben Nacht auf den 21ſten mit Jubel angenommen und gleich darauf förmlich erlaſſen ward, ohne daß man gerüſtet geweſen wäre; denn der Hof hoffte den Sieg des Kaiſers. Die verſchiedenen Partheien, welche ein Zweck damals vereinte, Enthuſiaſten, welche von Rom und Griechenland in Paris, wie an der Garonne und an der Loire träumten, ſchmutzige Schufte, wie Chabot, Bazire, Merlin von Thionville, Collot d'Herbois u. a.; giftige Feinde alles Hohen, wie Robespierre, Marat, Dantons Schaar hatten jetzt ihren Wunſch erreicht; der Pöbel war in Bewegung, die Macht, die ihn hemmen konnte, gelähmt. Die Departementalverwaltungen, aus guten Bürgern, die der Conſtitution treu waren, gebildet, befanden ſich mit den Municipalverwaltungen im Reiche in offnem Kriege, in der Hauptſtadt war in der oberſten Magiſtratur Pethion, der in Verbindung mit ſeinen Freunden den bewaffneten Pöbel beſoldete und den Aufſtand organiſirte, auch aus der Nationalgarde die rechtlichen Bürger durch die Pikenmänner verdrängte. Lafayette war ſeit dem Ausbruch des Kriegs beim Heer an der Gränze, auch war kein Generalanführer der Pariſer Nationalgarde nach ihm wieder beſtellt worden, ſondern die ſechs Legionschefs ſollten wechſelnd jeder zwei Monat lang den Oberbefehl führen. Der Vorwand war, daß ein ſolcher General-Anführer zu viel Einfluß habe, den wahren Grund erkannte man aber am 10. Auguſt 1792, als dieſelbe mit der Freiheit unverträglich genannte Stelle von den Republikanern erneut und dem furchtbaren Anführer des rohſten Bataillons der St. Antons-Vorſtadt, Santerre, übertragen ward. Die Conſtitution ward jetzt überall verhöhnt, ihre ſchwachen Vertheidiger, die den Clubb der Feuillans bildeten, in ihrer Ohnmacht dargeſtellt, der Nationalſinn der Franzoſen erregt, und der Unwille gegen die Pöbelführer durch die Furcht vor dem äußern Feind gefeſſelt: aus allem dieſem erklärt ſich das Folgende leicht. Sobald der Krieg erklärt war, vermehrten ſich die Deputationen und gewaltſamen Auftritte; auf öffentlichen Plätzen und in Straßen ward der König auf die gröbſte Weiſe durch die Deputirten ſelbſt und durch den Pöbel, den man in und um ſeinen Palaſt verſammelte, beſchimpft und geſchmäht, und die Tribunen der Nationalverſammlung mit gedungenen Schreiern erfüllt. Weil man von den Schweizergarden und der conſtitutionellen Garde, die eigentlich nur 1800 Mann ſtark ſein ſollte, damals aber viel ſtärker war und Briſſac an der Spitze hatte, Widerſtand befürchtete, wenn man den König ſelbſt angriffe, ſo richtete man ſich zunächſt gegen dieſe. Kerſaint zuerſt (alſo einer der edlern Freunde der Freiheit) trat mit einer Beſchwerde über jene Garde und über die Schweizer des Königs am Ende April in der Verſammlung auf, konnte aber ſeinen Vorſchlag nicht durchſetzen, weil die conſtitutionelle Parthei noch zu ſtark war. Im Mai ward die Sache noch einmal in Anregung gebracht, und damals ſchon führten Pethion und ſeine Freunde den ewigen Krieg mit den Conſtitutionellen ſo glücklich, organiſirten den Aufſtand des Pariſer Volks ſo geſchickt, verbreiteten den falſchen Lärm, die Unruhe über eine neue Flucht des Königs, über einen öſterreichiſchen Ausſchuß am Hofe ſo allgemein, daß in ganz Frankreich Bürger und Bauern über die Treuloſigkeit des Hofs erbittert waren. Dies nutzten Chabot und Guadet, ſie trugen am 28ſten im Vertrauen auf den erbit-

Digitized by Google

terten Hauſen darauf an, die Sitzung der Verſammlung für fortdauernd zu erklären, uad ſetzten trotz aller Bemühungen der erklärteſten Freunde der Freiheit endlich durch, daß die Garde des Königs entlaſſen und ſeine Bewachung denjenigen Nationalgarden übertragen ward, welche Pethion, Manuel, und ihre Freunde durch Santerre zu ihren Abſichten brauchen zu können hofften. Eine Repablik zu errichten war einmal der feſte Entſchluß eines Vergniaud, Guadet, Kerſaint, Genſonaé, einer Madame Roland und vieler edlen, aber im Leben und der Geſchichte unerfahrnen Männer, und alle, ohne Unterſchied, die Freunde der Mißbräuche ausgenommen, fanden es nützlich, daß der König von ſeiner Stelle auf irgend eine Weiſe entfernt werde, weil alle, die den alten Zuſtand verwünſchten, deutlich einſahen, daß früher oder ſpäter die Freunde der Mißbräuche dieſe durch ihn als alte Rechte reclamiren und durch ihn mit Gewalt in Beſitz nehmen würden. Leider bot ſich nur die Heſe der Menſchheit, die ein Marat, ein Danton, ein Robespierre, Chabot und aader Nichtswürdige aufwühlten, als brauchbares Werkzeug dazu, man öffnete alſo dieſen den Zugang und glaubte ihnen die Ausführung überlaſſen zu können; ſo ward die Scene des 20. Junius, ein ewiger Schandfleck in der franzöſiſchen Geſchichte, herbeigeführt. Die Schändlichkeiten, welche vor jenem Tage, um König uad Freunde der monarchiſchen Conſtitution zu verderben und um den Aufruhr zu rechtfertigen, auf Veranſtaltung und zum Theil auf Befehl der Verſammlung unter das Volk gebracht werden mußten, wollten und konnten die begeiſterten Redner der Gironde, Guadet, Vergniaud, Genſonné und andere nicht in den Muad nehmen, man ließ ſie alſo, als ſie vorgetragen werden ſollten, von dem verächtlichen Capuziner Chabot ausſpeien. Doch verunglückte dieſer erſte Angriff, weil Chabot abſcheuliche Lügen gegen Laſayette, der damals an der Spitze der Armee ſtand, in ſeine unverſchämten Schmähungen gegen den König einmiſchte. Dies war am 3. Juni, ſchon am 6ten kam ein neuer Verſchlag gegen König und Conſtitution ans Licht. Unter dem Vorwande, das Heer zu verſtärken und das Feſt vom 14. Juli zu begehen, ſollte eine Armee von zwanzigtauſend wüthenden Menſchen bei Paris vereinigt werden, dies ward ſpät am Abend vorgeſchlagen und gleich durchgeſetzt; denn die Berathſchlagungen dauerten die Nacht hindurch und das Decret ward abgefaßt, als die Deputirten der andern Parthei müde das Feld geräumt hatten. Von dieſem Augenblicke an ſtanden ſich die Freunde der Conſtitutian und die herrſchende Parthei im Convent feindlich gegenüber, und die Manicipalität von Paris war im offnen Kriege mit der Departemental-Verwaltung. In der letztern benahmen ſich Röderer, damals Generalprocurator Syndicus, und Larochefoucauit, Adminiſtrator des Departments der Seine, auf eine ganz entgegengeſetzte Weiſe: der Erſte handelte, wie alle die Leute gehandelt haben, die erſt Freunde und Diener Robespierres, dann Republikaner, dann Barone, Grafen und Sklaven des Kaiſerreichs geworden ſind; der Letztere dagegen zeigte ſich als einen edlen und feſten Mann. Leider konnte man nicht läugnen, daß auf der andern Seite die Seele des Hofs auf ausländiſche Hülfe hoffte und die Verbindung mit den erklärten Feinden der neuen Verfaſſung unterhielt. Der König ward um dieſe Zeit von ſeinen eignen Miniſtern beſtürmt, daß er ſeine Zuſtimmung zu Maßregeln, die ihm verderblich ſchienen, geben ſollte, er weigerte ſich, und ſie drohten ihn in einer Zeit zu verlaſſen, wo keiner das Miniſterium zu übernehmen wagte. So wie die republikaniſchen Miniſter wegen der Sanction zweier Decrete mit dem Köaige in heftigem Zwiſt waren, ſo zerfielen ſie auch mit Dümourier über die Art der Berathung und die Anſtellung gewiſſer ihnen verhaßten Männer, und Dümourier traute ſich zu, ein ihm und dem Hoſe freundlicheres Miniſterium bilden zu können, und beſtärkte den König in ſeinem Vorſatze, nicht nachzugeben, was von der Gegenparthei augenblicklich als eine Gelegenheit zum Verläumden und Anklagen benutzt ward. Frau Rolaad dictirte endlich ihrem Mann einen heftigen Brief, in dem er dem König die derbſten Wahrheiten auf die derbſte Weiſe ſagte, Roland und mit ihm das ganze Miniſteriam ging ab, der Brief ward in der Nationalverſammlung unter lautem Jubel vorgeleſen, und in alle Departemente geſendet. Der König ſtand allein. Dümourier ſah ſchon am 10. Juni bei Gelegenheit ſeines erſten Rapports, daß er ſich nicht halten, noch viel weniger aber ein Miniſterium bilden könne, und verließ den König unter dem Vorwande, daß dieſer das Decret über die Verfolgung der unbeeidigten Prieſter nicht unterſchreiben wolle. Er nahm nun als abgefeimter Intrigant ſeine Zuflucht zu den Jacobinern der niedern Gattung, und erhielt ſich durch dieſe im Sattel. So wie er vorher auf kurze Zeit das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Kriegs-Miniſterium vertauſcht hatte, ſo vertauſchte er nun das letztere gegen einen Oberbefehl bei dem Heer an den Gränzen der Niederlande, wo die Widerſacher der Conſtitutionellen, oder der ſogenannten Feuillans, damals Laſayette ſtürzen wollten, weil er den Jacobinern mit der Armee drohte. Aus der beſten Abſicht beſchleunigte gleich darauf Laſayette durch ſeinen drohenden Brief an die legislative Verſammlung (am 16. Juny) and durch den ermahnenden an den König den Ausbruch des ſchändlichen Complotts, wodurch die eine Parthei die republikaniſchen Miniſter wieder einſetzen, und die Andere, wenn es möglich wäre, die königliche Familie ausrotten wollte. Die Abfaſſung einer Bittſchrift und die lächerliche Ceremonie der Errichtung eines Freiheitsbaums gab den Vorwand, die Menſchenmaſſe, die den Palaſt ſtürmen ſollte, zu verſammeln, doch war die eigentliche Abſicht kein Geheimniß, man wußte ſogar, daß die Stadtobrigkeit die Sache begünſtige. Die Miniſter machten die Anzeige, daß ein Mordplan entworfen ſei, ſie forderten die Departements-Verwaltung auf, Maßregeln zu treffen, und dieſe that alles, was ſie der Conſtitution nach thun konnte und ſollte; aber die Municipalität hatte Pethion an ihrer Spitze, und war aus guten Urſachen taub. Umſonſt erſchien Röderer vor der legislativen Verſammlung, um ein Geſetz gegen das Verfahren der Anführer des Pöbels zu erhalten — die Republikaner hielten diesmal für einen großen Zweck eine ſchreckliche That und einen Tag der Gräuel für nöthig und erlaubt — und hinderten daher jede Gegenanſtalt oder Maßregel. Schon am 19ten erſchien in der Nationalverſammlung eine Schaar von dem Geſindel, das man unter dem Namen Föderirte berufen hatte, als man das Decret abfaßte, 20000 Mann in einem Lager bei Paris zu vereinigen; dieſe Menſchen und ihr Redner tadelten laut die Unthätigkeit der Deputirten und kündigten an, daß ſie handeln würden. Am 20ſten waren von 8 Uhr Morgens an alle drei von Arbeitern bewohnte Vorſtädte in Bewegung, Santerre, Pethions Maſchine, führte die wüthenden Menſchen durch den Saal der Nationalverſammlung, und man war ſchamlos genug, den Druck der Rede des Cicero jener Horden zu verlangen; doch hob endlich der Präſident, weniger aus Schaam, als aus Klugheit, die Sitzung auf. Von 4—8 Uhr wüthete hernach der Hauſe in den Tuillerien und hielt den König und ſeine ganze Familie in beſtändiger Todesangſt. Der König verweigerte zwar die Foderung, die Decrete in dieſer Lage zu beſtätigen, und das republikaniſche Miniſterium wieder anzunehmen ſehr ſtandhaft, er war aber ſchwach genug ſich die rothe Jacobiner-Mütze aufſetzen zu laſſen, und ſie die ganze Zeit hindurch aufzubehalten, auch ſtellte er ſich dem elenden Geſindel zu Gefallen, als wenn er aus einer Flaſche trinke, die ihm ein Kerl aus dem Hauſen reichte. Endlich erſchien die Deputation, welche die legislative Verſammlung zum Schutz des Königs abgeordnet hatte, Vergniaud ſtieg auf die Schultern zweier Männer und verſuchte ſeine Beredſamkeit an dem Hauſen, ganz zuletzt kamen Pethion und die eigentliche Nationalgarde, und der Hauſe zog ſchimpfend und tobend ab. Alle Partheien erſchracken über ſich ſelbſt und über die Lage des Reichs, wie ſie erfuhren, daß ein in den Schenken, auf den Märkten und Sammelplätzen der Vagabunden geſammelter Hauſe König und Nation entehrt habe. Man ſtellte Unterſuchungen an, man erließ Proclamationen, und Laſayette eilte von den Gränzen in die legislative Verſammlung, um im Namen der Armee Vorſtellungen gegen Pöbelwuth und Partheiſucht zu thun, allein das ganze Talent der begeiſterten Gironde wandte ſich gegen ihn, und ſeine Freunde bewirkten mit Mühe, daß ſeine Bittſchriſt nur angenommen wurde. Eine Zeitlang ſchien der König gleichwohl durch die Scene des 20. Juny gewonnen zu haben, es fehlte ihm aber an aller Energie, um ſchnell ſeinen Vortheil zu nutzen. Wohl merkte und wußte die Nationalverſammlung, daß der König auf fremde Hülfe hoffe; die Schritte der Prinzen im folgenden Monat, ſo ſehr er ihnen widerſprechen und ſo viele offne Briefe er gegen ſie ausgehn laſſen mochte, ſchadeten ihm in der öffentlichen Meinung, die von dem Augenblick an bis auf unſere Tage unter den Emigranten die Freunde der Jacobiner und die Begünſtiger der Ausſchweifungen ſuchte, beide aber auf gleiche Weiſe als Feinde der beſtehenden Ordnung dem Haſſe bezeichnete. Neben allem Angeführten erweckte die bekannte Geſinnung der Königin den nicht ganz ungegründeten Gedanken, daß auch der König im Herzen völlig einſtimmig mit den ausgewanderten Prinzen ſei. Die Anführer des Hauſens verſtärkten ſich, während der König zauderte und die Conſtitutionellen ſich ruhig hielten, durch neues Geſindel, das ſie aus dem ganzen Reiche unter dem Vorwand der Föderation des 14. Julius an ſich zogen. In dieſer Zeit gab Preußen eine feindliche Erklärung (Anfang Jul.), die von Frankreich in gleichem Tone beantwortet ward (den 6. Jul.); am Ende des Monats aber (den 25. Jul.) ſetzte der Herzog von Braunſchweig, als Befehlshaber der preußiſchen Armee, ſeinen Namen unter ein Manifeſt, das ſich auf eine beleidigende Weiſe gegen die Nation für den König ausſprach; der Kaiſer hatte es in ſeiner härteſten Form gebilligt, die Preußen nur hie und da gemildert. Dies Manifeſt war das Machwerk eines Herrn von Limon, eines ehemaligen Orleaniſten, war auf eine für die franzöſiſche Nation ſchmähliche Weiſe entworfen, und kam denen, die auch die letzte Spur des Alten vertilgen wollten, ſehr er-

wünſcht. Die Gironde war damals beſonders thätig, denn ſie war es, die durch Barbaroux die achthundert Marſeiller nach Paris kommen ließ, welche ſich dort mit Santerres Vorſtädtern verbinden ſollten. Marat, Hébert und ihre Genoſſen erklärten jetzt ihre mörderiſchen Abſichten gegen den König und die Conſtitutionellen laut und öffentlich, und die Republikaner, in Ideen verloren, ſtimmten ein. Schon im Juli deutete Briſſot in einer trefflichen Rede die mögliche Abſetzung des Königs an, unzählige Bittſchriften drangen auf dieſelbe Maßregel, welche kurz vor dem neuen Sturm des Pöbels auf die Tuillerien (am 10. Aug.) noch einmal und zwar von der Gironde (am 8ten), die doch damals ſchon vor dem Abgrunde, den ſie ſelbſt eröffnet hatte, zu erſchrecken anfing, in der Nationalverſammlung in Anregung gebracht wurde. Wer fühlte hier nicht tiefes Bedauern über die Beſchränktheit aller unter Schmeichlern und in welker Eleganz erzogenen Seelen, wenn er Bertrand von Molleville, der gerade in dieſer Periode der Vertraute der Königin, der Prinzen und fremden Mächte war, und die Königin ſelbſt, wie ſie der Frau von Campan ihr Herz ausſchüttet, über die Plane des Königs und ſeiner Vertrauten zur Flucht oder zur Beſtechung eines elenden Santerre lieſt und betrachtet? Wer fühlt nicht, wenn er auf der andern Seite das liberale Mitglied der legislativen Verſammlung, Paganel und die Denkſchriften der Freunde und des republikaniſchen Syſtems über ihre Unterhandlungen mit dem Hofe zu Rathe zieht, daß auch ſie nicht wußten, wo und mit wem ſie eigentlich zu thun hatten, und daß bei dieſem Schwanken des Hofes und der Republikaner die Conſequenten und unverſchämten Führer der Maſſe, die immer vorwärts drängte, und Männer, die nichts ſcheuten und nichts fürchteten, wie Danton, Chaumette und die Redner der Jacobiner- und Franziscaner-Clubbs allein das Feld behaupten mußten? Sie lachten mit Recht der Thoren, die in einer ſolchen Zeit mit der Idee, Freiheit, und mit dem Wort, Tugend, die ſtürmenden Wogen des Frevels zu ſtillen hofften. Um Paganel zu verſtehen, muß man wiſſen, daß die Republikaner mit dem Hofe über eine einſtweilige ruhige Entfernung des Königs von den Geſchäften unterhandelten, weil ſie durch die Gährung der Menge, durch die Störung der Debatten der Nationalverſammlung vermittelſt des unverſchämten Lärmens der Tribunen des Verſammlungs-Saals erſchreckt waren, und fürchteten, daß endlich alle Gewalten im Reiche von der Pariſer Gemeindeverwaltung und ihren Leitern abhängig werden möchten. Leider erſchien auch hier der König wieder bevormundet und die Königin war bei dieſen Unterhandlungen perſönlich anweſend, doch hatte im Vertrauen auf den Ausgang der Conferenzen Guadet ſchon eine Addreſſe an den König vorgeſchlagen, und Briſſot gegen die Anarchiſten geeifert; allein es zeigte ſich bald, daß aus ſo unnatürlichen Unterhandlungen der Natur der Sache nach nichts werden könne, und die Gironde gab ſich nun dem Strom hin. Am 3. Auguſt erneute Pethion, im Namen der Pariſer Gemeinde, das Anſuchen um Abſetzung des Königs in der allergröbſten Form, mehrere Deputationen foderten daſſelbe in den folgenden Tagen, Gegenvorſtellungen kamen zwar häufig ein, das Schreien der Tribunen ließ aber niemand zu Wort kommen, als wer zu den Feinden des Königs gehörte, und Briſſot ſelbſt erklärte rund heraus, daß nur die Ohnehoſen wahre Patrioten ſeien. Weil der König und die Conſtitutionellen mit einem und demſelben Sturze fallen ſollten, ſo verſuchte Briſſot alle Kraft ſeiner Beredſamkeit am 9. Auguſt, um einen Beſchluß der Anklage des General Lafayette von der Verſammlung zu erhalten. Lafayette hatte längſt mit ſeiner Armee gedroht, nach der (am 9ten) erneuten und wiederum geſcheiterten Anklage, mußten König und Conſtitutionelle, wie es ſchien, nothgedrungen ſich vereinigen, um ſich wechſelſeitig zu retten, oder ſie mußten den Untergang ruhig erwarten; ihre tödtliche Feindſchaft allein hinderte ihre Verbindung. Im Zweifel, ob nicht eine Ausſöhnung erfolgt ſei, mußten Leute, wie Chabot, Bazire und andere, ſelbſt Pethion fühlen, daß ſie entweder in ſteter Beſorgniß vor Lafayette, ſeinem Heer und ſeinen zahlreichen Freunden bleiben, oder den König ſchnell ſtürzen und in ſeinem Sturz die ganze Parthei der Conſtitutionellen verwickeln müßten; ſie beſchloſſen natürlich das Letztere. Um Mitternacht vom 9—10ten ward das Signal gegeben. Die gemietheten Horden, an ihrer Spitze die von der Gemeinde beſoldeten Marſeiller, hinter ihnen her die ganze Maſſe neugieriger und raubſüchtiger Vorſtädter ſtürmten den königlichen Palaſt, und der König war von 7 Uhr Morgens bis 9 Uhr in ſteter Todesangſt. Wie immer zeigte auch jetzt Ludwig nur leidenden Muth, nicht die geringſte Kraft, Würde, Beſonnenheit, Ueberlegung, oder auch nur feſten Entſchluß, dem Tode ins Auge zu ſehen, vielweniger ihn an der Spitze der Schweizer und treuen Nationalgarden zu ſuchen. Kein Gedanke an das alte Wort, daß Ehre verloren Alles verloren ſei, hielt ihn ab, dem, vielleicht gar im Einverſtändniß mit den Urhebern der Gräuel, gegebenen Rath Röderers zu folgen, und ſich mit ſeiner Familie in die Nationalverſammlung zu begeben, wo er in einem Stübchen, das dem ſogenannten Logotachygraphen beſtimmt war, von 9 bis 2 Uhr Nachts blieb, und alles Schmähliche, was man über ihn beſchloß, anhörte. Daß bei einer verſtändigen Leitung und feſter Entſchloſſenheit des Königs, ehe man die groben Canoniere der Nationalgarde einließ und ſich in die engen Höfe einſperrte, Widerſtand möglich geweſen wäre und eine Ausſicht der Rettung, das bewieſen dem ſchwachen Könige die Schweizer, die, bis er ihnen zu ihrem Verderben befehlen ließ, nicht weiter zu feuern, das Geſindel tüchtig bekämpften. Der Widerſtand der Schweizer und die dadurch veranlaßte Mordſcene, daß das Volk die Wehrloſen würgte, koſtete einigen tauſend Menſchen das Leben, doch blieben die Haupturheber hinter der Scene und ließen einem Danton, Legendre, Santerre, Panis, Chaumette, Chabot die Ehre der erſten Rolle. Noch wütheten in der Nähe der Nationalverſammlung Mord und Gräuel, Plünderung und Brand, noch dauerte die Herrſchaft des Frevels und der Marſeiller fort, als die beredten und hochherzigen Enthuſiaſten für Rom und Griechenland auf die Bühne traten, doch freilich in der läſtigen Geſellſchaft derer, die nur Mord und Raub und ihren eignen Vortheil ſuchten, und ihnen bald daſſelbe Spiel ſpielten, das ſie ſelbſt den Conſtitutionellen geſpielt hatten. Vergniaud und Guadet nämlich, in der üblen Geſellſchaft eines Jean Debry, brachten über die Suſpenſion des Königs (suspension provisoire) die Einrichtung einer interimiſtiſchen Verwaltung und die Art, wie man über die völlige Vernichtung der Monarchie im Staat das Volk befragen wolle, in der ſchrecklichen Nacht vom 10ten bis zum 11ten in Gegenwart des Königs Decrete vor, die unmöglich in Eile konnten entworfen ſein. Ein Nationalconvent ſollte berufen, mit der ganzen Volksgewalt bekleidet, eine neue Conſtitution verfaßt werden, zugleich ward eine allgemeine Gleichheit proclamirt und der König auf eine unwürdige Weiſe erſt als geringer Privatmann, gleich darauf im Thurm des Temples als Gefangener behandelt. Das letzte geſchah am 13ten, und die verhaßten Feinde der unglücklichen Maria Antoinette, der Maire Pethion und der Gemeinde-Procurator Manuel, ſonſt keine der gemeinen Seelen, hatten die Grauſamkeit, ſich der königlichen Familie als Begleiter ins Gefängniß aufzudringen. Von dieſem Augenblicke an ſtand Frankreich völlig unter der Pariſer Gemeinde-Verwaltung, die ſich in der Nacht des 10. Auguſts im Namen des Volks ſelbſt eingerichtet und beſtellt hatte. In dieſer neuen Municipalität hatte Pethion durchaus keine Bedeutung mehr, obgleich er noch eine Zeitlang ſcheinbar an der Spitze derſelben ſtand. Auf dieſelbe Weiſe wie die Enthuſiaſten, Ritter und reinen Republikaner in der Gemeindeverwaltung nur Figuranten blieben, ſo waren ſie es auch in den Miniſterien, denn dieſe wurden zwar ſcheinbar mit der Mehrzahl von Girondiſten oder Republikanern beſetzt; im Grunde lachte aber Danton, der das Juſtizminiſterium erhielt, der pedantiſchen Enthuſiaſten, die ſich einbildeten, auf einer Grundſäule von Verbrechen eine wahre und reine Democratie, die Verfaſſung der reinſten Tugend, wie ſelbſt Montesquieu ſie hätte lehren ſollen, gründen zu können. Während die Gironde träumte, ſorgte der Jacobiner Jean Debry, der bekanntlich die Freiheit ſo weit liebte, als ſie ihm nützlich war, durch den Vorſchlag, daß die Wahl der neuen conſtitutiven Verſammlung, die über das Schickſal des Königs und des Reichs definitiv entſcheiden ſollte, allen Franzoſen, ohne Ausnahme, nur Bettler und Vagabunden ausgenommen, ſollte überlaſſen werden, hinreichend dafür, daß die Jacobiner und ihre Freunde ans Ruder kämen; und um Uebertreibung in jede Verwaltung zu bringen, ward der heftigen Jugend der Zugang zu allen Stellen eröffnet. Alle Statuen voriger Könige, alle Zeichen königlicher Gewalt wichen jetzt, nicht etwa der blinden Wuth der Schaaren, die man die Marſeiller nannte, und des Pöbels, der den Kindern gleich am Zerſtören ſeine Freude hat, ſondern dem kaltblütig entworfenen Geſetz des Thüriot, eines gemäßigten Republikaners. Kurz darauf wurden alle, die eine monarchiſche Conſtitution für Frankreich dem Schatten einer Republik vorzuziehen ſchienen, vor ein Tribunal gerufen, das blos zu ihrer Verdammung ernannt war. Vergebens würde man übrigens hier nur das Werk einer Faction ſuchen; nein, der Enthuſiasmus eines freudeberauſchten Volks und ſeine Wuth gegen eine Menſchengattung, die alles, was nicht vornehm oder reich iſt, ſo tief verachtet, wie die franzöſiſche Ariſtocratie zu thun gewohnt war, zeigte ſich vielmehr in allen Provinzen und beſonders in der Hauptſtadt gränzenlos. Eine lange gedrückte, zum Theil von den Laſtern derer, die ſie gedrückt hatten, angeſteckte Bevölkerung einer großen Stadt, bald des ganzen Landes, fühlte ſich auf einmal frei von allen innern und äußern Feſſeln; warf die Religion mit dem Pfaffenthum und den Gehorſam mit der Furcht vor dem Könige hinweg, und ſchien erſt jetzt zu empfinden, wie tief es Jahrhunderte lang herabgedrückt, und zum Laſttragen oder bloßen Genießen verdammt geweſen ſei. Keine menſchliche Macht hätte jetzt die Ausgelaſſenheit plötzlich gehemmt, und keine

Digitized by Google

fremde Armee hätte erzwungen, was allein die Zeit und die der Maſſe inwohnende Trägheit hernach möglich machte. Zum Glück für Europas Monarchen verſtanden Robespierre und ſeines Gleichen nur den Mißbrauch der Waffen, die ſie jetzt in der Hand hatten, nicht aber ihren furchtbaren Gebrauch.

Johann Georg Schloſſer,

ward im Jahre 1739 zu Frankfurt am Main geboren, und ſtudirte die Rechte in Gießen und Altdorf, wo er 1762 Doctor ward. In Dienſten des Prinzen Friedrich von Würtemberg ging er nach Mömpelgard, dann nach Karlsruhe, wo er den Titel eines Hofraths erhielt; von dort als Amtmann nach Emmendingen im Hochbergiſchen und kehrte als geheimer Hofrath 1787 in die Reſidenz zurück. 1790 wurde er daſelbſt zum wirklichen geheimen Rath und Director des Hofgerichts ernannt, forderte aber 1794 ſeinen Abſchied, weil ein von ihm zu Gunſten der ärmeren Klaſſe vorgeſchlagenes Geſetz nicht durchging. 1796 ſuchte er vor den Schrecken des Revolutionskrieges in Anſpach und Eutin Zuflucht. 1798 rief ihn ſeine Vaterſtadt als Syndicus in ihre Mauern zurück und dieſem Amte ſtand er, wie allen früheren, mit unermüdlicher Berufstreue vor, bis am 17ten October 1799 ein ſchneller Tod ihn dahinraffte.

Wie unverdroſſen ſeine Feder jedem guten Zwecke diente, beweiſen ſeine zahlreichen Schriften:

- Kleine Schriften. Baſel 1779—94. 6 Th.
- Longin vom Erhabenen. Ueberſ. 1781. Ebend.
- Ariſtophanes Fröſche. Ebend. 1783.
- Aeſchylus Prometheus in Feſſeln. Ebend. 1784.
- Platos Briefe. Frankfurt 1795.
- Fortſetzung des platoniſchen Geſprächs von der Liebe. Hannover 1796.
- Schreiben an einen jungen Mann, der Philoſophie ſtudiren wollte. Lübeck 1796.
- Homer und die Homeriden. Erzählung. Hamburg 1798.
- Ariſtoteles Politik und Fragment der Chronomik. Ueberſ. Lübeck 1798.

S. zeichnete ſich zu ſeiner Zeit durch einen trefflichen und blühenden Styl höchſt vortheilhaſt aus und leiſtete namentlich als Ueberſetzer ſehr Gelungenes.

Johann Ludwig Schloſſer (der Aeltere),

ward 1726 zu Graitz geboren und lebte zu Wien als wirklicher geheimer Rath und Vicekanzler bei der böhmiſch-öſtreichiſchen Hofkanzlei. Er ſtarb im Jahre 1786 und hinterließ:

- Theatraliſche Werke. 1772—73. 3 Bände.

Seine dramatiſchen Arbeiten fanden zu ihrer Zeit Beifall, waren aber nicht bedeutend genug um ſich im Andenken der Menge zu erhalten und fielen ſehr bald in gänzliche Vergeſſenheit.

Johann Ludwig Schloſſer (der Jüngere),

ein Hamburger von Geburt. Am 20ſten October 1738 geboren, vollendete er den Schulcurſus nach der Weiſe ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte in Jena und ward heimkehrend bald erſter Prediger in Bergedorf, wo er ſegensreich aufklärend wirkte. Aber er hatte als Candidat einige Luſtſpiele geſchrieben und der Paſtor ließ ſie, wenn gleich ohne ſeinen Namen, drucken. Nicht lange entging dies dem Blick des durch ſeinen Feind berühmten Zionswächters zu Hamburg, des Hauptpaſtors Melchior Goetze, der damals Leſſings Belehrungen noch nicht erhalten hatte: er ſuchte ihn hier durch Volksaufwiegelung, dort durch Facultätsgutachten zu ſtürzen. Es iſt ſchön, daß der hamburgiſche Senat auch in jener dunkelen und verworrenen Zeit ſo klar blickte, daß er den Dichter ſchützte; das Volk hat ſie immer geſchützt. Schloſſer ſtarb ruhig und hochbetagt, den 10ten Februar 1815; er ſah noch ſeine Stücke mit Beifall aufgeführt und ſeinen Feind von jenem Geiſt der Zukunft, der auch ihn erfüllt, bewältigt, unterliegen.

Er gab heraus:

- Neue Luſtſpiele. (8.) Hamburg 1767. N. Ausg. Bremen 1768.
- Nachricht an das Publikum, betreffend J. M. Goetze's Unterſuchung der Sittlichkeit der heutigen deutſchen Schaubühne. Hamburg 1769.

Seine Luſtſpiele, welche ſämmtlich zu der zuerſt von Leſſing in die deutſche Literatur eingeführten Gattung der ſogenannten bürgerlichen Rührſtücke (comédies larmoyantes) gehören, waren nicht ohne Talent franzöſiſchen Muſtern, jedoch mit freieſter Behandlung, nachgebildet und erfreuten ſich zu ihrer Zeit freundlichen Beifalles.

Auguſt Ludwig von Schlözer,

ward am 5ten Juli 1735 zu Jagſtädt im Hohenlohe'ſchen geboren, und vollſtrebenden wiſſensdurſtigen Geiſtes, mannigfach in Ländern und Studien umhergetrieben, bis er dem Fach ſich bleibend widmete, in dem er groß geworden iſt. Sein Vater, ein Prediger, ließ ihn in Wittenberg Theologie ſtudiren, doch, hier unbefriedigt, wandte er ſich, nach einem kurzen Zwiſchenaufenthalt zu Stockholm, in Göttingen der Arzneiwiſſenſchaft zu. Aber auch in ihr fand er nicht ſeinen wahren Beruf, den er, als Hauslehrer und Gehilfe des Hiſtoriographen Müller in Petersburg, erkannte. Politik und Geſchichte ergriff er mit der ganzen Kraft ſeines geſchmackvollen Geiſtes und ward 1769 auf ihren Katheder nach Göttingen zurückberuſen. Am 9ten September 1809 ſtarb er daſelbſt als Doctor der Rechte, geheimer Juſtizrath und Profeſſor der Geſchichte, auch Ritter des ruſſiſchen Wladimirordens.

Er gab heraus:

- Verſuch einer Handlungsgeſchichte. Stockholm 1758.
- Schwediſche Biographien. Altona 1760—68. 2 Thle.
- Proben ruſſiſcher Annalen. Göttingen 1768.
- Neuverändertes Rußland. Riga 1771—72. 2 Bde. Beilagen. Ebend. 1769—70. 2 Thle.
- Univerſalgeſchichte. Göttingen 1772. 2 Bde.
- Vorbereitung zur Weltgeſchichte. Ebend. 3te Aufl. 1790.

Briefwechſel. Ebend. 1775—82. 10 Thle.
Staatsanzeigen. Ebend. 1782—94. 18 Bde.
Ruſſiſche Annaten. Göttingen. 1802—9. 5 Thle.
(Sein Leben, von Chriſt. von Schlözer. 2 Thle. Leipzig 1828.)

Schlözer war einer der Erſten in Deutſchland, welche eine neue Art und Weiſe die Geſchichte zu behandeln einführten, indem er namentlich die hiſtoriſche Kritik erweiterte; Geſchmackloſigkeit verführte ihn jedoch dazu, ſich in einem Lakonismus zu gefallen, welcher mitunter in eine Barbarei des Styles ausartete, jedoch im Einklang mit ſeinen übrigen Anſichten war, denen zufolge er das Studium der Geſchichte barbariſcher Nationen auf Koſten der Geſchichte Griechenlands zu erheben und zu rühmen pflegte.

Moritz Ferdinand Schmaltz,

Doctor der Theologie (1830 von der Univerſität Leipzig ereirt), Hauptpaſtor und Scholarch zu Hamburg. Dieſer große Kanzelredner wurde am 18ten Juni 1785 zu Stolpen, der kleinen ſächſiſchen Bergſtadt, geboren und ſeit 1798 in den ſtillen Kloſtermauern der Fürſtenſchule St. Afra in Meißen für die höhere Wiſſenſchaft vorgebildet. 1804 begann er in Leipzig ſeine Studien, die er in Wittenberg beſchloß. Nachdem er einige Jahre als Hauslehrer gewirkt hatte, ward ihm 1814 ohne ſein Zuthun das Pfarramt zu Stadt Wehlen bei Pirna übertragen. In den Drangſalen des Krieges und den Schmerzen des allzutheuer erkauften Friedens, wuchs ſeines Glaubens Begeiſterung zum Heil der Gemeinde und zu des Redners Ruhm. Schon nach 2 Jahren berief ihn die evangeliſche Gemeinde zu Wien als zweiten Prediger an ihre Kirche und er fühlte ſich getrieben dieſe bedenkliche Stellung einem Ruf nach dem friedlichen Tharand vorzuziehen; im Jahre 1816 zog er in die katholiſche Kaiſerſtadt. Sein Ruf verbreitete ſich ſchnell, das ferne Lemberg machte ihm vertrauensvolle Anträge, doch dieſe ſchlug er aus. Aber freudig willigte er ein, als 1818 ihn ſein Vaterland, das er auf einer Reiſe wiederſah, nicht länger ſich entriſſen ſehen wollte. Er wurde in großer freudiger Aufregung nicht bloß ſeiner künftigen Gemeine zum Paſtor in Neuſtadt-Dresden gewählt, und beſtieg am Neujahrstage 1819, zuerſt als die ſeinige, jene Kanzel, die faſt 15 Jahre lang durch ſeiner Rede Geiſt eine Hauptburg evangeliſcher Glaubensfreiheit blieb. Die Heimath hatte ihn zu rechter Zeit gerufen, neue Stürme wollten Kirche und Staat erſchüttern; bald galt es, um die Rechte des Evangeliums vor Kränkungen zu ſchützen, nach dem Schwerte des Geiſtes zu greifen, bald der Beruhigung in bürgerlich bewegter Zeit, und ſeine Friedensworte halfen immer mehr, als Maßregeln des Mistrauens ſchaden konnten. Seine Reformationsfeier fand, in weiten Fernen begeiſternd, lange nachhallenden Anklang und ſein offner Angriff „der überhandnehmenden Scheinheiligkeit“ war vollkommen zeitgemäß in einer Stadt, die ſchändliche Geheimniſſe nicht lange mehr verbergen konnte. So lebte er, wenn gleich der Arbeit faſt erliegend, doch von der Liebe und Begeiſterung ſeiner Zuhörer getragen und gegen die Anfeindungen geſchützt, die ſeine edle Freimüthigkeit erwarten mußte. Ihm zu Ehren ward 1826 eine Schuleaſſe nach nach ſeinem Namen geſtiftet, die 1833 einen Fonds von 9000 Thlr. hatte. Viele Jahre, bis zu ſeinem Abſchiede von Dresden, hielt er in ſeinem Hauſe mit großer Aufopferung und Freude ein Predigercollegium zur Bildung junger Kanzelredner, dem viele Gemeinden in fernen Kreiſen lichtvoll-fromme Geiſtliche verdanken. Standhaft hatte er viele Verſuchungen, eine ſo theure Gemeine zu verlaſſen, zurückgewieſen, bis die immer mehr ſich häufenden und bei der Eigenthümlichkeit der Verhältniſſe erſchöpfenden Geſchäfte ſeine Geſundheit öfter zum Wanken brachten und ihn faſt nöthigten, Hamburgs wiederholtem Rufe Folge zu leiſten. Im Herbſt 1833 trat er ſein Amt als Hauptprediger an der St. Jacobi-Kirche an, und auch in der weltlichen Handelsſtadt erlangte bald ſein Geiſt eine große Wirkſamkeit. Findet er dort nicht eines von dem Hohen leicht und lebhaft entzündlichen Volksgeiſtes ſchöne Anregung, ſo gehört ihm doch eine ſehr große Gemeine, aus allen Stadtgemeinen allſonntäglich zuſammenſtrömend, mit treuer Liebe und inniger Verehrung an, und noch die ſpäte Nachwelt wird ſeine Thaten preiſen. Durch unermüdliche Rede iſt es ihm gelungen, des Perikopenzwanges vielhundertjährige Feſſel zu brechen; ſein, des Angefeindeten, Schweigen hat den hamburger Myſticismus — der, nach Rheinwalds Wort, von der ſchlechteſten Sorte iſt — an Haupt und Gliedern, hoffentlich auf lange überwunden, und ſein erleuchtendes Wort pflanzt, in ſeinen gedruckten Reden in viele Länder verbreitet, in weiten Fernen evangeliſchen Glauben für das fromme Leben fort. —

Die meiſten ſeiner Predigten ſind gedruckt, in Hamburg werden alle ſonntäglich herausgegeben.

Die Vorfeier des Reformations- Jubel- und Dankfeſtes in Wien. Wien 1816. Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Feſttags-Evangelien. Erſter Jahrgang. 2 Bde. Dresden 1820; zweite Aufl. 1822; zweiter Jahrgang. 2 Bde. Dresden 1822. Epiſtelpredigten für alle Sonn- und Feſttage des Jahrs. 3 Bde. Leipzig 1825. 2. Aufl. 1828—29. Predigten über auserleſene Abſchnitte der heil. Schrift. 2 Bde. Leipzig 1827. Blicke des Glaubens in das bewegte Leben der Menſchen. Predigten auf alle Sonn- und Feſttage des Jahres. 2 Bde. Leipzig 1831. Zweite Aufl. 1834. Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Feſttags-Evangelien und einige im Königreich Sachſen vorgeſchriebene Texte, im Jahre 1819 in der Kirche zu Neuſtadt-Dresden gehalten. 2 Bde. 1835.

Predigten, in Hamburg gehalten von 1834—40. Predigten zur Beförderung des evang. Glaubens und Lebens. 4 Bde. 1834—35; dann die im Jahr 1835 gehaltenen. 4 Bde. 1835—36. Apoſtoliſche Mahnungen und Rathſchläge zum chriſtlichen Leben im Glauben und in der Liebe. Epiſtelpredigten. 1836. 4 Bde.

Das menſchliche Leben im Lichte der evangeliſchen Geſchichte. 1837. 4 Bde. Predigten über die ſonntäglichen evangel. Perikopen. 1838. Stimmen aus der apoſtoliſchen Zeit. 1839. Epiſtelpredigten. 2 Bde. Der Glaube für das Leben. 2 Bde. 1840.

Erbauungsſtunden für Jünglinge und Jungfrauen. Leipzig 1823. Achte Aufl. Hamburg 1840.

Paſſionspredigten. Hamburg, von 1834—40.

Ein unermüdlicher Kämpfer für Recht, Wahrheit und Aufklärung hat S. ſeit ſeinem erſten Eintritte in das geiſtliche Amt ununterbrochen ſegensreich, vorzüglich als Kanzelredner gewirkt. Klarheit, Tiefe der Gedanken, feurige Begeiſterung für die Verherrlichung des echten Glaubens, edle Freimüthigkeit und ein zu allen dieſen großen Eigenſchaften im vollſten Einklange ſtehender Styl zeichnen ſeine Predigten auf das Glänzendſte aus und weiſen dem Verfaſſer derſelben einen ſehr hohen Rang unter den deutſchen Kanzelrednern aller Zeiten an.

Am Reformationsfeſte*).

Gelobt ſei Gott, der aus der Finſterniß das Licht ſchaffet und auch uns berufen hat zu ſeinem wunderbaren Licht. Amen.

Feſtgeläute hat uns zum Tempel des Herrn gerufen, und zur Feier eines hohen Feſtes ſind wir verſammelt: aber erfüllet auch Euch Alle ein feſtlicher Sinn? Laſſet mich es offen geſtehen, meine Geliebten, ich richte an Euch dieſe Frage nicht ohne ſchmerzliche Beſorgniß. So lange mich Gott gewürdiget hat, das öffentliche Lehramt in der Gemeinde ſeines Sohnes zu verwalten, ſahe ich immer dem Stiftungsfeſte der evangeliſchen Kirche mit großer Bewegung meines Herzens entgegen und mit der größten Freudigkeit habe ich ſtets an dieſem feierlichen Tage das Evangelium Jeſu verkündigt. Er verſetzet uns in eine ſo großartige Zeit voll Geiſt und Leben; er vergegenwärtiget uns das ehrwürdige Bild der heldenmüthigſten Streiter Gottes für den Herrn und ſeine Wahrheit, die in ihrem lichten und veſten Glauben ſich unüberwindlich fühlten; er läßt uns die unermeßlichen Segnungen überſchauen, welche die Läuterung der chriſtlichen Wahrheit und Kirche nicht nur den evangeliſchen Bekennern, ſondern auch denen gebracht hat, die ſich ihrer Gemeinſchaft nicht angeſchloſſen haben; er offenbaret uns ſo ſichtbar das Walten des allmächtigen Schirmherrn ſeines Reiches auf Erden, „der da will, daß allen Menſchen geholfen werde und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen“ (1 Timoth. 2, V. 4), und der alle redlichen Kämpfer für ihn und ſein Wort in ſeinen heiligen Schutz nimmt und ihre Beſtrebungen ſegnet: ſo eröffnet er jedem erleuchteten und redlichen Freunde des Herrn ein unermeßliches Feld der erhabenſten und fruchtbarſten Betrachtungen, und wem es vergönnt iſt, an dieſem glorreichen Gedächtnißtage zu einer evangeliſchen Gemeinde zu reden, kann ſeinen Mund nicht ohne fromme Begeiſterung aufthun.

Aber das Feuer dieſer Begeiſterung kann ſich kaum in voller Kraft und Wärme behaupten, wenn Jemand der lebhaften Theilnahme derer nicht gewiß iſt, an welche ſeine Rede ſich wendet. Darf ich der Eurigen vollkommen gewiß ſein, meine Theuren? das iſt die Frage meiner Beſorgniß. Als ich vor ſieben Jahren dieſen Tag zum Erſtenmale unter Euch feierte und mit der erwecklichen Mahnung in Eure Mitte trat: „halte was Du haſt, daß Niemand Deine Krone raube!“ (Offenb. Joh. 3, V. 11) da war es, als würdet Ihr von ſolchem Aufrufe überraſchet, von der Feier ſelbſt, zu der ich Euch aufforderte, faſt befremdet, und ich ſchien die offenen Herzen zu vermiſſen, die mir ſonſt an anderen Orten jederzeit an dieſem Tage entgegengebracht wurden. Doch das war in ſofern wenigſtens nicht unerklärbar, als Euch damals noch die äußere Anregung fehlte. Der Gedächtnißtag der Kirchenverbeſſerung war damals in unſerer Stadt noch kein allgemeines Feſt für die evangeliſchen Gemeinden, und wenn die Lehrer des Evangeliums in ihren Vorträgen ſeiner gedachten, ſo thaten ſie das aus freiem Antriebe und an einem beliebigen Tage. So traf Euch die Feier deſſelben ganz unvorbereitet und es konnte Euch ſchwer werden, augenblicklich die rechte Feſtſtimmung zu gewinnen. Jetzt aber iſt dieſem Mangel unter uns abgeholfen. Seit vier Jahren iſt dieſer Gedächtnißtag zu einem hohen Feſttage erhoben, ſeine Feier geſetzlich angeordnet, und ſie wird Euch jedesmal durch Feſtgeläute verkündiget. Man kam damit einem wahren Bedürfniſſe der evangeliſchen Gemeinden entgegen und hoffete ihrem eigenen Verlangen zu entſprechen. Hat man ſich nun bei dieſer Hoffnung nicht getäuſcht? Habt Ihr ſie bisher durch die That gerechtfertiget? Iſt dieſer Tag nun für Euch Alle ein hohes Feſt und bringet Ihr ihm die lebendige Theilnahme und den frommen Eifer der Freude an Eurem Glauben entgegen? Oder laſſen alle Anzeichen das Gegentheil fürchten?

Es ſoll kein kränkender Vorwurf für Euch ſein, den ich hier ausſpreche, m. Gel.; Ihr nehmet ja ſonſt immer an unſern andächtigen Verſammlungen den lebhafteſten Antheil und kommet an allen Sonn- und Feſttagen zahlreich genug zu der heiligen Stätte: ich müßte unbillig ſein und würde Euch Unrecht thun, wollte ich das nicht mit dankbarem Herzen vor Gott rühmen. Aber die gedrängten Schaaren, welche ſonſt an unſern hohen Feſten zum Hauſe Gottes wallen, pflegte doch bisher dieſer Tag nicht herbeizurufen, und die allgemeine lebhafte Theilnahme, die Ihr ſonſt unſern Feſtandachten ſchenket, ſchienen ihm kaum Wenige zu widmen. Das iſt betrübend und in mehr als Einer Hinſicht bedenklich. Wie heiß aber mein Wunſch iſt, weil ich die Nothwendigkeit fühle, daß es anders werden möge, ich würde doch dieſe ſchmerzliche Bemerkung nicht ausgeſprochen haben, wenn ich nicht die Hoffnung hegte, es könne unter uns anders werden. Gewiß waren es unklare oder irrige Anſichten, von denen jene niederſchlagende Lauigkeit ausging. Jahrhunderte lang wurde das Andenken an die Stiftung der evangeliſchen Kirche in den Mauern Eurer Stadt nicht hochfeſtlich erneuert: ſo wollte Euch die volle Bedeutung und Unentbehrlichkeit dieſes Feſtes nicht ſogleich einleuchten. Würde ſie Euch recht offenbar — das Vertrauen habe ich zu Euch — ſo brächtet Ihr auch gewiß der Feier dieſes Tages die regſame und freudige Theilnahme entgegen, die Ihr anderen hohen Feſten niemals verſaget. So laſſet es mich verſuchen, des Feſtes hohe Wichtigkeit Euch anſchaulich zu machen. Die Erſcheinungen unſrer Zeit und die Lage unſrer Kirche will ich in das Auge faſſen, um Euch zu der Ueberzeugung zu führen, wie ſehr wir gerade in unſern Tagen Urſache haben, das Gedächtniß der Kirchenverbeſſerung feſtlich zu erneuern. So wollen wir uns erwecken, dir die Ehre zu geben, Vater des Lichts! und immer würdiger zu werden des unermeßlichen Heils, das du uns in dem lauteren Evangelio deines Sohnes bereitet haſt. Du ſteheſt ſeiner Kirche mächtig zur Seite, ein heiliger Hort: ſo werden keine Stürme der Zeit ihre Grundveſten erſchüttern:

Auf, Chriſten, die ihr ihm vertraut,
Laßt Euch kein Drohn erſchrecken!
Der Gott, der von dem Himmel ſchaut,
Wird mächtig uns bedecken.
Der Herr, der große Gott,
Hält über ſein Gebot,
Giebt uns Geduld in Noth
Und Kraft und Muth im Tod:
Was will uns denn erſchrecken?

Text:

2. Joh. V. 8.

Sehet Euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, ſondern vollen Lohn empfangen.

Es iſt eine rührende Bitte, welche hier der Apoſtel an die Chriſtengemeinden richtet, denen er das Evangelium verkündiget hat. Für alle wahrhaft väterliche Liebe und Treue, womit er für ſie geſorget und gewirket hat, will er „den vollen Lohn“ darin allein empfangen, „daß ſeine Arbeit nicht vergeblich geweſen ſei in dem Herrn“ (1 Cor. 15, V. 58), daß ſie ſtandhaft bleiben in dem Glauben, den er in ihre Seelen gepflanzet und fortfahren, ihm Ehre zu machen durch einen gottſeligen Wandel in der Liebe (1. Cor. 15, V. 4 bis 6). Aber „es ſind viele Verführer in die Welt gekommen“ (V. 7), und er ſiehet die Seinen in Gefahr, irre geleitet, in ihrem Glauben wankend, dem Herrn und ſeinem Reiche untreu zu werden. Darum will er ſie zur Wachſamkeit erwecken und ihren Eifer erwärmen. In dieſer Abſicht erinnert er ſie daran, was Alles er für ſie gethan, welche Anſtrengungen er für ſie übernommen, wie unermüdet er für ſie gearbeitet hat; mit dankbarem Herzen ſollen ſie fleißig ſeiner Treue gedenken und dadurch ſich ermuntert fühlen, auf dem Pfade des ächt chriſtlichen Glaubens und Lebens ſtandhaft zu beharren. — Euer Herz muß es Euch ſagen, m. Gel., ganz dieſelbe Bitte richten heute an uns die verklärten Stifter der evangeliſchen Gemeinſchaft, zu welcher wir uns bekennen. Auch ſie rufen aus ihrem Himmel uns zu: „ſehet Euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, ſondern vollen Lohn empfangen.“ An das, „was ſie erarbeitet,“ welche unvergängliche Verdienſte ſie ſich erworben, welche Segnungen ſie mit großer Aufopferung auch uns errungen haben, heißt uns die Feier des heutigen Feſtes gedenken, damit wir erwecket und geſtärket werden, allen Eifers dafür zu ſorgen, „daß ſie ihren vollen Lohn empfangen.“ Und eine aufmerkſame Beobachtung unſerer Zeit muß es uns ſagen, wie ſehr wir dieſer wiederholten Erweckung bedürfen. Auch wir müſſen bekennen: „es ſind viele Verführer in die Welt gekommen;“ um ſo nothwendiger iſt es, daß wir nicht vergeſſen, was die Stifter unſrer Glaubensverbrüderung erarbeitet, welche ſeltſame und bleibende Umwandelung der chriſtlichen Kirche ſie zu Stande gebracht haben. Laſſet uns das weiter erwägen.

Wie ſehr wir in unſrer Zeit Urſache haben, das Gedächtniß der Kirchenverbeſſerung feſtlich zu erneuern,

laſſet uns andächtig ermeſſen. In unſern Tagen wird uns das zur heiligen Pflicht, weil I. die Nothwendigkeit der einſt geſtifteten Kirchenverbeſſerung bezweifelt, ihr Segen II. verdächtiget, und endlich III. ihr Beſtehen bedrohet wird. In dem Allen aber liegen bedenkliche Verſuchungen, gegen welche wir uns durch das feierliche Andenken an die Zeit, wo die evangeliſche Kirche gegründet wurde, am mächtigſten waffnen können. Möge denn auch die heutige Feier uns erwecken und ſtärken, in allen Anfechtungen die Krone des Glaubens zu behaupten.

*) Aus M. F. Schmaltz „der Glaube für das Leben“ Predigten. Hamburg 1840. Bd. II. S. 289 ff.

Digitized by Google

I.

Es iſt gewiß nicht eine der geringſten dieſer Anfechtungen, welche uns damit bereitet wird, daß man in unſern Tagen zuweilen *die Nothwendigkeit* der vor drei Jahrhunderten geſtifteten Kirchenverbeſſerung *bezweifelt*. Wie man überhaupt nicht müde wird, gegen die evangeliſche Glaubensgemeinſchaft immer wieder Behauptungen aufzuſtellen, deren Grundloſigkeit ſchon tauſendmal nachgewieſen iſt; ſo ſcheuet man ſich auch nicht, immer wieder ihren Urſprung verdächtig zu machen. Ihre Stiftung, ſagt man, ſei ein ganz unnöthiges, muthwilliges Beginnen geweſen. Sträfliche Neuerungsſucht und ehrgeizige Widerſetzlichkeit gegen das rechtmäßige Beſtehen habe ſie unternommen. Hinreichende Urſachen zu einer auffallenden Läuterung der chriſtlichen Lehre und zu einer durchgreifenden Umwandelung der kirchlichen Verfaſſung und der religiöſen Gebräuche hätten keinesweges ſtattgefunden. Einzelne Mißbräuche zwar wären hier und da ſichtbar geweſen; aber ihre Abſtellung hätte man getroſt von der Zeit erwarten und dem Oberhirten der Chriſtenheit anheim geben ſollen, unter deſſen weiſer und kräftiger Leitung die chriſtliche Welt Jahrhunderte lang alle Segnungen der göttlichen Gnade empfangen und den beſeligenden Frieden des Glaubens genoſſen hätte. Solche Behauptungen können für Unkundige und Schwache etwas ſehr Gefährliches haben, und Niemand kann ſich mit voller Geiſtesfreudigkeit zu der evangeliſchen Kirche bekennen, wenn er durch ſolche Zweifel über die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit ihrer Entſtehung beunruhiget und außer Stande iſt, ſie ſich gründlich zu löſen. Die Gedächtnißfeier ihrer Stiftung aber ſoll und kann eben dazu die evangeliſchen Bekenner des Herrn befähigen. Sie verſetzet uns in die Zeit, wo der glaubensſtarke Luther ſeine donnernde Stimme der Wahrheit erhob, welche in der ganzen Chriſtenheit wiederhallete. Es iſt wahr, der ſchnöde Handel, den man unter ſeinen Augen mit der Sündenvergebung trieb, war es zunächſt, wogegen ſich ſein reines ſittliches Gefühl und ſein frommer Eifer empörte. Aber damit wurden nur ſeine Augen geöffnet, daß er das furchtbare Verderben erkannte, welches in die geſammte chriſtliche Kirche eingedrungen war. Ihre Genoſſen ſchmachteten in der allerſchmählichſten Knechtſchaft, in der Knechtſchaft des Geiſtes und Gewiſſens. Unter die geiſtige Vormundſchaft der Prieſter und ihres Hauptes geſtellet, war ihnen alles eigene Denken und Prüfen in Sachen des Glaubens als verbrecheriſches Beginnen verboten. In der Schrift heißt es: „der Gerechte wird *ſeines* Glaubens leben;“ aber einen eigenen, durch Selbſtdenken errungnen Glauben ſollte kein Chriſt haben, wenn er nicht dem Stande der Prieſter angehörte. Chriſtus ſelbſt fordert die Seinigen auf: „forſchet in der Schrift!“ aber die heilige Schrift war ſeinen Gläubigen entriſſen; das Leſen derſelben ſollten ſie der Prieſterſchaft überlaſſen, und was von dem Oberſten derſelben als Glaubenslehre geboten ward, das ſollte Jedermann unbedingt annehmen, ohne nur die Frage zu wagen: warum? Ueberdem wollte man noch eine andere Quelle göttlicher Offenbarungen und Vorſchriften kennen, aus welcher aber das ſichtbare Oberhaupt der Kirche allein mit Sicherheit die Wahrheit zu ſchöpfen vermöge. Die Apoſtel, hieß es, haben in ihren Schriften nicht Alles aufgezeichnet, was ſie von dem Herrn empfangen hatten; manche Lehre und manche Vorſchrift, deren Befolgung zur Seligkeit unerläßlich iſt, haben ſie nur mündlich vorgetragen, und dieſe ihre Verkündigungen ſind, unter höherer Einwirkung des heiligen Geiſtes, unverfälſcht fortgepflanzt worden von Einem Biſchofe auf den anderen, und das jedesmalige Haupt derſelben iſt der untrügliche Dolmetſcher dieſer Ueberlieferungen. Hatte man nun einmal auf Petrus Stuhl einen ſichtbaren Statthalter Chriſti geſetzet, die Entſcheidung über die chriſtliche Lehre den Biſchöfen und Kirchenverſammlungen und die ganze Chriſtenheit dem blinden Gehorſam gegen menſchliche Führer und Häupter unterworfen: ſo war auch jedem Irrthum und jeder Verfälſchung des göttlichen Wortes der Zugang eröffnet. Man wurde das chriſtliche Lehrgebäude immer mehr ausgebauet und durch unzählige menſchliche Zuſätze entſtellet; die einfache vollendete Urgeſtalt des Evangeliums war kaum noch zu erkennen. Nun vergaß man des Herrn Wort: „ich gebe mein Leben dahin zur Erlöſung für Viele,“ und die apoſtoliſche Lehre: „Chriſtus iſt Einmal geopfert, wegzunehmen Vieler Sünden, nicht, daß er ſich oftmals opfere, gleichwie der Hoheprieſter gehet alle Jahre in das Heilige mit fremdem Blute;“ (Matth. 20, V. 28. Ebr. 9, V. 28 und 25.) — Dieſem deutlichen Ausſpruche gerade entgegen, ordnete man die tägliche Wiederholung des unblutigen Opfers an, in der Meſſe. Nun achtete man nicht mehr die evangeliſche Wahrheit: „wir werden ohne Verdienſt gerecht, aus Gottes Gnade“ (Römer 3, V. 24.); — im geraden Widerſpruche mit ihr behauptete man, der Menſch müſſe ſich die Strafloſigkeit für ſeine Sünden verdienen, verwandelte die Buße in Abbüßungen durch vorgeſchriebene Gebete, Wallfahrten, Pilgerreiſen, Schenkungen an Prieſter und Kirchen und andere ſogenannte gute Werke. An den Ausſpruch des Herrn: „wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen iſt, ſo ſprechet, wir ſind unnütze, verdienſtloſe Knechte, wir haben nur gethan, was wir zu thun ſchuldig waren,“ und an das Wort des Apoſtels: „ſie ſind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den ſie an Gott haben ſollen“ (Luc. 17, v. 10. Röm. 3, v. 23.), dachte man nicht mehr; — nein, ſagte man, es hat Auserwählte gegeben, welche mehr gethan haben, als ſie zu thun ſchuldig waren, und aus ihren verdienſtlichen Leiſtungen iſt ein Schatz überflüſſiger guter Werke gebildet, den der Oberprieſter der Chriſtenheit zu verwalten hat und aus dem er den gefallenen Sündern mittheilen kann, ſo viel ſie bedürfen, um ſelig zu werden; ſo entſtand der ſittenverderbliche Ablaß für begangene, ſelbſt für zukünftige Sünden, der zu gewinnen war um verſchiedenen Preis. Nun entriß man den Nachfolgern Jeſu das ſelige Recht der Kindſchaft, in ihren Gebeten vor Gott zu treten, wie Kinder vor ihren Vater, und alle ihre Anliegen vertrauensvoll vor dem Allwiſſenden ſelbſt auszuſprechen und „alle ihre Sorgen auf den Herrn zu werfen;“ — an den Thron des Unendlichen wurde die Mutter des Erlöſers geſtellet, ſammt unzähligen Heiligen, die im irdiſchen Leben Sünder geweſen waren, wie alle Menſchen ſind, jetzt aber die Vermittler und Fürſprecher ſein ſollten, die man verehren und anrufen müſſe, weil ſie allein die Gebete der Sterblichen vor den Allvater bringen könnten. Nun hatte man an den von Chriſto ſelbſt eingeſetzten Sakramenten nicht mehr genug; ſie wurden verdoppelt und verdreifacht, und unzählige ſogenannte fromme Uebungen wurden erſonnen, durch welche man wohlgefällig vor Gott werden könne. Faſten und Kaſteiungen wurden den Gläubigen aufgelegt, den Prieſtern wurde die Eheloſigkeit geboten, um ſie vor dem blinden Volke mit einem Heiligenſcheine zu umgeben, frommer Müßiggang in Klöſtern wurde für größere Tugend ausgegeben, als ein thätiges, nützliches und pflichtgetreues Leben und Wirken unter den Menſchen und für ſie, Gebeine der Heiligen ſtellete man als Gegenſtände frommer Verehrung dar, und Splitter vom Kreuze und andere Ueberreſte aus der heiligen Zeit empfahl man als Schutzmittel gegen Krankheiten und Seuchen und verkaufte ſie um hohen Preis. Ach, meine Freunde, mit welchen Ketten der Finſterniß war die Chriſtenheit gebunden, in welchen tiefen und alles ächt ſittliche und fromme Leben zerſtörenden Aberglauben war ſie verſenkt worden! Und es ſollte leichtſinnige Neuerungsſucht und ein muthwilliges Beginnen geweſen ſein, in dieſe Nacht wieder Licht zu bringen und die Menge der Gläubigen aus ſolcher ſchmählichen Knechtſchaft zu erlöſen? Nein! die dringende Nothwendigkeit einer Verbeſſerung der chriſtlichen Kirche an dem Haupte und an den Gliedern war ſchon von vielen Erleuchteten und Frommen in früheren Jahrhunderten empfunden worden, und die Sehnſucht nach ihr mußte allgemein und laut werden, ſobald das Licht der Wiſſenſchaften wieder aufging, die Kenntniß der alten Sprachen aus den verborgenen Schlupfwinkeln der Mönchszellen hervorging und wieder auflebte, und ſo das Verſtändniß der heiligen Schrift möglich wurde. Da mußte es ſein, „als fielen Schuppen von den Augen der Menſchen,“ da mußte jeder Unbefangene das urſprüngliche, von menſchlichen Satzungen entkleidete Evangelium mit einer gewiſſen heiligen Begierde ergreifen; und wenn denn das ſichtbare Haupt der Chriſtenheit bei den alten Satzungen und Gebräuchen hartnäckig beharrete und der Verkündigung des lauteren Gotteswortes Bannfluch und Gewaltmaßregeln entgegenſetzte: ſo konnte es nicht anders kommen, die Bekenner des urſprünglichen Evangeliums mußten von der bisherigen Kirche ſich trennen, eine eigene Gemeinde der Gläubigen bilden, nicht eine neue, ſondern die alte apoſtoliſche Kirche wieder herſtellen und gründen, von welcher Jeſus Chriſtus der Eckſtein und ſein Evangelium die Grundveſte iſt. So ſei uns das Gedächtnißfeſt ihrer Stiftung geſegnet, geſegnet zumal in unſrer Zeit! So lange wir es öffentlich und andächtig feiern, wird unſre Treue gegen ſie Niemand wankend zu machen vermögen. Da erſcheint uns ihre Stiftung jedesmal als ein Werk der Nothwendigkeit, das unter der ſittlichen Weltregierung Gottes nicht ausbleiben konnte, als die Befriedigung der dringendſten Bedürfniſſe der Chriſtenheit, und was immer für Zweifel dagegen von denen erhoben werden mögen, die unſrer Glaubensgemeinſchaft nicht angehören, ſie können uns nicht irre machen und nimmer beunruhigen.

II.

Denn wahrlich, wir dürfen ihrer Stiftung uns freuen und unſrer Theilnahme an ihr uns rühmen. Ihre Folgen ſind die heilbringendſten geweſen, obſchon man auch das ferner in Abrede ſtellet und *ihren Segen verdächtigt*. Daß die Welt die eigenthümlichen Vorzüge derſelben anerkennen ſollte, kann man freilich nicht erwarten; ſie würde ja damit ſich ſelbſt anklagen, würde ihre Verpflichtung eingeſtehen, ſich auch dem

Digitized by Google

lauteren Evangelio zuzuwenden, und ihre Schuld, daß ſie nicht demſelben ſich hingiebt. Aber ſie gehet noch weiter, ſie möchte gern das Wachsthum der evangeliſchen Kirchengemeinſchaft hindern und den Lauf ihrer Wahrheit aufhalten: darum ſagt ſie ihr ſogar manches Böſe und Verderbliche nach. Der Grundſatz ſchon, von dem ſie ausgehet, wird zuweilen als gefährlich bezeichnet. Unterwirft ſich der Menſch in Sachen des Glaubens und in göttlichen Dingen nicht mehr dem menſchlichen Anſehen und fühlt er hier ſich von aller menſchlichen Macht entbunden, ſo wird er auch in weltlichen Dingen keine Schranken mehr anerkennen wollen und auch der bürgerlichen Obrigkeit den Gehorſam verweigern: ſo ſagt man, und jedes geſetzloſe Auflehnen der Völker gegen ihre Regierungen will man aus einem gewiſſen Geiſte der Ungebundenheit herleiten, der durch die evangeliſche Kirche und die Glaubensfreiheit ihrer Genoſſen geweckt ſein ſoll. Und welche Unſicherheit und Unzuverläſſigkeit, ſetzt man hinzu, iſt dadurch in die Ueberzeugungen der Chriſten gekommen! Dunkel und vieldeutig iſt die heilige Schrift, und Niemand kann ſicher ſein, ſie recht zu verſtehen und den rechten Weg zur Seligkeit betreten zu haben, wenn nicht ein untrüglicher Ausleger das rechte Verſtändniß eröffnet. — Seltſame und grundloſe Behauptungen! Nein, am Stiftungsfeſte der Kirche werden ſie uns nicht anfechten. Da fühlen wir uns gedrungen, zu fragen, mit welchem Rechte es für uns ein hohes Freudenfeſt iſt? die Jahrhunderte ihres Beſtehens zu überſchauen und nach ihren Früchten zu forſchen. Und wahrlich! da bieten ſich uns ganz andere, die allererfreulichſten Erſcheinungen dar. Ja! „als die Freie“ (Gal. 4, V. 26.) kündiget ſie vom Anfange an ſich an, und die Freiheit des Glaubens und Gewiſſens betrachtet ſie als ihr koſtbarſtes Gut, als das unveräußerliche Erbtheil, das Chriſtus ſelbſt den Seinen hinterlaſſen hat: „die Wahrheit, ſpricht er, wird Euch frei machen, und ſo Euch der Sohn frei macht, ſeid Ihr recht frei“ (Joh. 8, V. 32 u. 36.) In geſetzloſer Willkühr und Ungebundenheit aber ſuchet ſie nicht ihr Heil. Sie unterweiſt ihre Bekenner dem göttlichen Anſehen der heiligen Schrift und erkennet in Chriſto „den Weg, die Wahrheit und das Leben,“ den Auserwählten, „der allen Menſchen gemacht iſt zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung.“ In ſeinen Ausſprüchen ſuchet und findet ſie die untrügliche Wahrheit und die zuverläſſige Offenbarung des göttlichen Willens, ſein heiliges Vorbild gilt ihr für die unzweideutigſte Auslegung ſeiner heiligen Vorſchriften, und als das höchſte Ziel ihrer Beſtrebungen ſtellet ſie ihren Genoſſen den Beruf vor Augen, „nachzufolgen ſeinen Fußtapfen und geſinnet zu werden wie Er war.“ Jede Einmiſchung irgend einer menſchlichen Macht in die Beſtimmung des chriſtlichen Glaubens wehret ſie ab, als unevangeliſch und dem Geiſte des Herrn gerade entgegen, der da ſpricht: „Ihr ſollet Euch nicht Rabbi nennen laſſen, denn Einer iſt Euer Meiſter, Chriſtus, und Ihr ſollet Niemand Vater heißen auf Erden, denn Einer iſt Euer Vater, der im Himmel iſt“ (Matth. 23, V. 8.). Und dieſe ihre Freiheit hat unermeßlichen Segen geſchaffen. Sie hat den Forſchungsgeiſt der Menſchen gewecket und ihm offene Bahn gemacht, und nicht nur in dem rechten Verſtändniß der heiligen Schrift, auch in allen andern Wiſſenſchaften hat ſie die glänzendſten und entſcheidendſten Fortſchritte veranlaſſet und ſie zu einem Gemeingute aller Menſchen erhoben. Auf Erziehung und Jugendunterricht hat ſie wohlthätig eingewirket, nicht nur, nach dem Vorgange des ehrwürdigen Luther, für zweckmäßige Schulen und eine gründliche Unterweiſung in den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens geſorgt, ſondern auch, entfeſſelt von allen beengenden und zwingenden Schranken, immer mehr die naturgemäßeſten Wege zur Heranbildung eines kräftigen und frommen Geſchlechtes geſuchet. Dem bürgerlichen Leben hat eben ſie die heilſamſten Früchte getragen. Die freie evangeliſche Kirche hat in ihrem Bereiche überall ſo viel Licht verbreitet, daß man Geſetze und Obrigkeiten für „eine göttliche Ordnung“ und für die größte Wohlthat der Völker erkennet, die edelſte Vaterlandsliebe hat ſie in ihren Genoſſen erwecket, eben weil ſie die Freiheit des Glaubens und Gewiſſens ihnen zurückgab, und die treueſte Anhänglichkeit an ihre Fürſten und Regierungen hat man ſtets unter ihnen gefunden, weil ſie kein fremdes, ausländiſches Oberhaupt anerkennen, deſſen Vorſchriften mit den Geſetzen des heimiſchen Regenten in Widerſpruch treten könnten. Selbſt für die Länder und Völker, die ſich ihr nicht angeſchloſſen haben, iſt ihr Daſein und Wirken nicht ohne ſegensreiche Folgen geblieben. Wenn auch in ihnen der weltliche Scepter ſich nicht mehr vor dem geiſtlichen Hirtenſtabe ſclaviſch beuget, wenn dadurch größere Einheit in ihrer Verwaltung, ein veſteres Vertrauen zwiſchen Regenten und Unterthanen und eine freiere Bewegung in Wiſſenſchaften und Künſten, in Handel und Gewerbe erzeugt worden, und wenn ein milderer Geiſt in die Beurtheilung und Beſtſtellung der Rechte und Pflichten der verſchiedenen Stände im bürgerlichen Leben gekommen iſt: ſo muß jeder Parteiloſe und Unbefangene darin heilſame Früchte der Geiſtesfreiheit erblicken, welche die Stifter unſrer Kirche der chriſtlichen Welt wiedergewonnen haben. — Und die Bekenner des Evangeliums ſelbſt, fürwahr, ſie dürfen eines veſten und zuverſichtlichen Glaubens ſich rühmen, eben weil ſie ſeine ewig unerſchütterlichen Gründe in der heiligen Schrift ſelbſt ſuchen und von dem göttlichen Erlöſer ſelbſt ſich ſagen laſſen können, „was ſie thun ſollen, um ſelig zu werden.“ Wahre Befriedigung kann uns doch der Glaube allein geben, der nicht von Außen uns vorgeſchrieben und aufgezwungen, ſondern aus unſerem eigenſten Geiſtesleben erwachſen iſt. Wie kein Menſch für mich denken kann, ſo kann auch Niemand für mich glauben, und ewig unwiderleglich bleibt das Gotteswort, daß der Menſch nur ſeines Glaubens lebet, nicht eines fremden. Was zu unſerem Heile zu wiſſen uns Noth thut, das finden wir deutlich ausgeſprochen von dem Herrn und ſeinen Apoſteln in der heiligen Schrift; je mehr dieſe unzweideutigen Ausſprüche uns Licht und Troſt geben, deſto weniger grübeln wir ängſtlich über dunkele und vieldeutige Worte, und wir dürfen getroſt uns rühmen, „daß wir unſrer Meinung gewiß ſind und Rechenſchaft geben können von der Hoffnung, die in uns iſt.“ Mag denn, wen nach geiſtiger Bevormundung und Knechtſchaft gelüſtet, einer unfreien Kirche ſich anſchließen: wir lieben die freie und preiſen Gott, daß er uns zu ihrer Gemeinſchaft berufen hat. Am Gedächtnißfeſte ihrer Stiftung wird ſie uns auf's Neue recht theuer, und wir feiern es zu dieſer Zeit mit doppelter Freude, weil es uns alle Verdächtigungen des Segens der Kirche als grundlos und nichtig betrachten läßt.

III.

Um ſo ſchmerzlicher aber würde es ſein, m. Freunde, ſollte uns ihr ferneres Beſtehen unſicher und gefährdet erſcheinen; und wir können uns nicht verſchweigen, daß es allerdings in unſren Tagen wieder bedrohet iſt. Die Kirche, von der ſie ſich ausgeſchieden hat, betrachtet ihre Bekenner als treuloſe Kinder, welche die Mutter verlaſſen haben und ſie iſt vom Anfange an darauf ausgegangen, die entflohenen wieder in ihre mütterlichen Arme zurückzuführen. Dieſe ihre Abſicht hat ſie nicht aufgegeben, bis auf den heutigen Tag, und manche ernſtliche Beſtrebungen, ſie zu erreichen, ſind gerade in der neueren Zeit ſichtbar geworden, manche ſind wenigſtens theilweiſe nicht ohne Erfolg geblieben. Schon iſt es gelungen, das Mönchsgelübde hier und da wieder mit einem Heiligenſcheine zu umgeben, neue Klöſter zu bauen, Wallfahrten und Pilgerreiſen wieder zu Ehren zu bringen. Ein geiſtlicher Orden, der nach dem Namen des Herrn ſich nennet, während er deſſen Geiſte widerſtrebet; iſt nach mehrjährigem Schlummer wieder zum Leben erweckt worden, hat ſchon in manchen Ländern öffentlich, in anderen heimlich veſten Boden gefunden, ſendet überallhin ſeine Boten aus und manche Anzeigen laſſen darauf ſchließen, daß er auch unſere Stadt in das Auge gefaßt hat; und dieſer Orden wurde einſt hauptſächlich in der Abſicht geſtiftet, die neu entſtandene evangeliſche Kirche zu untergraben und ihr den Untergang zu bereiten. Ueberdem werden ja die alten Anſprüche auf geiſtige Alleinherrſchaft wieder laut genug, und jeder günſtige Zeitpunkt wird klüglich ergriffen, ſie geltend zu machen. Und in der Mitte unſerer eigenen Glaubensgemeinſchaft werden ſo viele bedenkliche Zeichen der Zeit ſichtbar. Auf der Einen Seite bald die betrübendſte Lauheit gegen Glauben und Kirche, in welcher alles Bewußtſein der Krone, die wir beſitzen, untergegangen zu ſein ſcheint, bald ein übermüthiger und bodenloſer Unglaube, der von Chriſto und ſeiner Wahrheit unverhohlen ſich losſaget, auf der anderen Seite wieder das Beſtreben, aus Liebe und Verehrung für den ehrwürdigen Stifter unſrer Glaubensgemeinſchaft, aber ganz im unlutheriſchen*) Geiſte, der wiſſenſchaftlichen Forſchung in den Tiefen des Evangeliums hemmende Schranken entgegen zu ſtellen, ſeinen Geiſt durch den Buchſtaben zu tödten und ſeine fortſchreitende Entwickelung aufzuhalten. Die viele Zwietracht, welche in dem Bereiche unſerer Kirche geſäet wird, vielleicht oft von fremder Hand, die mancherlei Spaltungen und Secten, welche den inneren Frieden derſelben ſtören und ihre innere Kraft nothwendig ſchwächen: fürwahr! das Alles ſind

*) Luther ſelbſt eifert gegen jede übertriebene Verehrung, die man ihm und ſeiner Lehre erweiſet. „Es gefällt mir übel, ſagt er, daß ihr ſchreibet, ihr habt mir, als dem Haupte dieſer Sache, um meines Anſehens willen gehorcht. Ich will nichts heißen, auch nichts befehlen. Wahr iſt's, daß du ja bei Leib und Seele nicht ſollſt ſagen: ich bin lutheriſch oder päpſtiſch. Denn derſelben iſt keiner für dich geſtorben noch dein Meiſter, ſondern allein Chriſtus und ſollſt Dich Chriſten nennen.“ S. die Schrift: Von beider Geſtalt des Sacraments. — An einem anderen Orte ſchreibt er: „es liegt einem Jeglichen ſeine eigene Gefahr daran, wie er glaubet, und muß für ſich ſelbſt ſehen, daß er recht glaube. Denn ſo wenig ein Anderer für mich in die Hölle oder den Himmel fahren kann, ſo wenig kann er auch für mich glauben oder nicht glauben. Weil es denn einem Jeglichen auf ſeinem Gewiſſen liegt, wie er glaubt oder nicht glaubt, und damit der weltlichen Obrigkeit kein Abbruch geſchieht, ſoll ſie auch zufrieden ſein und ihres Dinges warten und laſſen glauben ſonſt oder ſo, wie man kann und will, und Niemand mit Gewalt dringen. Denn es iſt ein frei Werk um den Glauben.“ S. die Schrift: Wie weit ſich weltliche Obrigkeit erſtrecket.

Digitized by Google

betrübende und drohende Zeichen der Zeit. Iſt nun etwa für das Beſtehen unſerer Glaubensgemeinſchaft das Schlimmſte zu fürchten? Wäre es möglich, daß ſie früher oder ſpäter wieder unterginge? — Erklärbar wäre es, wenn in verzagten Gemüthern die Erſcheinungen der Zeit einmal beſorgliche Gedanken erweckten. Aber ſie fliehen aus unſerer Seele und jede kleinmüthige Furcht muß verſchwinden, ſo oft wir das Stiftungsfeſt der evangeliſchen Kirche andächtig begehen. Da blicken wir hin auf den kleinen Anfang eines unermeßlichen Werkes. Ein ſchlichter Freund der Wahrheit hat in der Tiefe des Evangeliums geforſchet, und unerſchrocken verkündiget er laut das Licht, welches ihm aufgegangen iſt. Seine Lehre weichet von dem herrſchenden Glauben der ganzen Chriſtenheit unermeßlich weit ab, ſie lehnt ſich wider ihn auf, und er ſtehet ihr wehrlos gegenüber, nur von wenigen gelehrten und gleichgeſinnten Freunden umringet. Es erhebet ſich wider ihn die ganze geiſtliche Macht; ſie hat in ihrer Hand Bannſtrahl und Reichsacht, heimliche Glaubensgerichte, Kerker und Blutgerüſte, und er beſitzet nichts, als „das Schwerdt des Geiſtes, den Schild des Glaubens, den Helm des Heils und die Waffen der Gerechtigkeit.“ Da ſchien doch fürwahr nichts zu hoffen, Alles zu fürchten zu ſein, und doch hat er Alles gewonnen und unermeßlichen Segen der ganzen chriſtlichen Welt errungen. Sehet da die Erfüllung der großen Verheißung: „vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, ſo wird Gott der Herr für dich ſtreiten!“ Ja! auf der Seite des Lichtes und Rechtes ſtehet immerdar der allmächtige Gott. Nein! die evangeliſche Kirche wird nicht untergehen, ſo lange der Heilige im Himmel die Welt regieret. Sie hat vor zwei Hundert Jahren einen dreißigjährigen blutigen Kampf ſiegreich beſtanden, und ſie wird in allen künftigen Anfechtungen das Feld behaupten. Das Reich des Lichtes, welches ſie angezündet, hat viel zu ſehr an Umfang gewonnen, iſt ſelbſt in die Herzen Unzähliger eingedrungen, die ſich äußerlich nicht zu ihr bekennen, und die heilige Schrift iſt ausgebreitet in aller Welt, in mehr denn zwei Hundert Sprachen, und liegt in vieler Millionen Händen: ſo iſt es umſonſt, wenn man verſuchet, das Reich der Finſterniß wieder aufzubauen und den geſunkenen Aberglauben früherer Jahrhunderte wieder zurückzurufen. Die evangeliſche Gemeinde der Gläubigen iſt noch heute mit den mächtigen Waffen gerüſtet, die einſt den frommen Luther ſiegreich machten und der Herr im Himmel, der ſeine Sache mächtig hinausführte, ſtehet noch immer ihr helfend und ſchirmend zur Seite. Wie du in den Zeiten der Finſterniß dein Schöpferwort ſprachſt: „es werde Licht!“ und dein heiliges Zion auf dem unerſchütterlichen Grunde des ewigen Evangeliums deines Sohnes erbauteſt, heiliger, allmächtiger Gott! ſo biſt und bleibeſt du fort und fort deiner Kirche veſteſte Burg. Sei es, daß ihr noch manche harte Kämpfe bevorſtehen und daß ſie noch viele heiße Anfechtungen zu überwinden hat: mit dir, Vater des Lichts, werden die Kinder deines Lichtes überwinden. Kämpfen ſie nur jederzeit mit heiligen Waffen, werden ſie nur nicht müde zu wachen und laſſen ſie ihren Glaubenseifer nicht erkalten, ringen ſie nur unabläſſig darnach, die Kraft ihres Glaubens zu bewähren durch einen dir wohlgefälligen Wandel und „durch Werke in dir gethan:“ ſo biſt du mit ihnen und bedeckeſt ſie mit dem Schilde deiner Allmacht. Du wirſt den Sieg ihnen behalten, die Segnungen ihres Glaubensbundes ſchirmen und mehren, der Wahrheit immer herrlichere Triumphe bereiten und alle Welt es ſehen laſſen, daß deine Kirche „auf einen Felſen gegründet iſt, den auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen können.“ Amen.

Theodor Anton Heinrich Schmalz,

ward am 17. Febr. 1760 zu Hannover geboren, ſtudirte zu Göttingen von 1777—1780 Theologie, wurde dann Hauslehrer, faßte Neigung zur Jurisprudenz und ſtudirte zum zweiten Male in Göttingen ſeit 1783. Nach 2 Jahren habilitirte er ſich daſelbſt, erhielt aber 1787 eine außerordentliche, 1788 eine ordentliche Profeſſur der Rechte zu Rinteln. 1789 ward er nach Königsberg berufen, wo er, obwohl 1798 Conſiſtorialrath, 1801 Kanzler und Director der Univerſität geworden, dennoch nur bis 1803 blieb. In dieſem Jahre ging er nämlich mit dem Titel eines geheimen Juſtizraths als Univerſitätsdirector nach Halle; als dieſe Stadt aber weſtphäliſch ward, nach Memel zum Könige in der Hoffnung auf eine Anſtellung an der zu begründenden Berliner Akademie. 1809 kam er in Berlin in den Oberappellationsſenat und wurde 1810 zum erſten Rector und Ordinarius der juriſtiſchen Facultät an der jungen Univerſität ernannt. Er ſtarb daſelbſt am 20ſten Mai 1831 in nicht glücklichem Alter; die ſeinem Geiſte befreundet hätten nahe ſtehen können, hatte er ſich in den Zeiten der Erhebung Deutſchlands, die ihm, dem unglücklichen Volksverdächtiger, zum Sturz gereichte, zu unverſöhnlichen Feinden gemacht. Er war Dr. der Philoſ. und der Rechte, k. preuß. Geheimerrath, ordentlicher Profeſſor der Rechte, Ritter des rothen Adler- und würtemb. Civilverdienſtordens.

Seine Schriften ſind:

Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe. Hannover 1783.

Das Recht der Natur. Königsberg 1792—95. 3 Th.

Annalen der Rechte des Menſchen. 1794. Ebend. 2 Hefte.

Erklärung der Rechte des Menſchen und Bürgers. Ebend. 1798.

Ueber bürgerliche Freiheit. Rede. Halle 1804.

Annalen der Politik. Berlin 1809—13. 5 Hfte.

Rechtsphiloſophie. Ebend. 1807.

Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle. Ebend. 1809—10. 2 Thle.

Rede am Geburtsfeſte des Königs. Berlin 1811.

Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturiniſchen Chronik für 1808. Ebend. 1815.

Ueber Herrn Niebuhrs Schrift wider die genannte. Ebend. 1816.

Letztes Wort über polit. Vereine. Ebend. 1816.

Staatswirthſchaftlehre in Briefen. Ebend. 1817. 2 Th.

Juriſtiſche Schriften.

Als einer der erſten Prediger des Abſolutismus gleich nach den Befreiungskriegen ward Schmalz auf das Heftigſte von ſeinen Gegnern angegriffen und das Gute in ſeinen Schriften hartnäckig verkannt und geläugnet; auch bei ihm zerſtörte, wie ſo oft im Leben, der Character das Talent, denn Kenntniſſe, Scharfſinn und eine große Gewandtheit in der Behandlung und Darſtellung ſeines Gegenſtandes, ſind ihm keinesweges abzuſprechen. Seine beſte Arbeit bleiben die Denkwürdigkeiten des Grafen zu S. Lippe.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google